Heimgarten

Eine
Monatsschrift

gegründet von
Peter Rosegger
geleitet von
Hans Ludwig Rosegger

Einundvierzigster Jahrgang

1917

Verlag „Leykam" in Graz

Inhaltsverzeichnis des Heimgarten

41. Jahrgang.

Romane und Erzählendes.

Seite

Der Herr Marquis de Schärfenberg. Von Hans Ludwig Rosegger 4, 87
Das blaue Band. Von Fritz Müller 16
Florians Meisterstück. Eine dunkle Geschichte von P. L. Münzer . 23, 102, 161, 250, 321, 401
Ungewollt. Von Fritz Müller 178
Die Dunkelkammer in St. Amand. Von Artur G. Abrecht 184
Eine Nacht im Danteschloß. Von Ernst Decsey 187
Eine Rettung. Von Emil Sandt 268
Jeszcze Polska nie zginela! Eindrücke vom Polenmuseum in Rapperswil. Von Fritz Müller, Zürich 274
Kapitel XIII. Ein Romanfragment von Hans Ludwig Rosegger 338
Zwei Sterne. Von Fritz Müller 345
Simon Kälberspointner. Von Hans Ludwig Rosegger 346
Die Prüfung. Von Fritz Müller 418
Lilith und Eva. Die Stammütter des Menschengeschlechts. Von Hans Ludwig Rosegger 425
Der Bildhauer. Von Albin Lesky 439
Das Pilzgericht 446
Vagabund und Nachtigall. Von Ludwig Huna 481
Spitzbuben-Weisheit. Aus alten Papieren von Peter Rosegger 486
Vom Hans, der nicht Dankschön sagen konnte. Von Fritz Müller 492
Beim Sonnenreiter war's... Von Helene Lang-Anton 496
Das Wunder. Von Hans Ludwig Rosegger 561
Wenn ich Millionär wäre... Erzählung von Fritz Müller 573
Frau Glück. Ein Bild aus dem Hinterlande von P. L. Münzer 581
Der Landstreicher. Von Hans Ludwig Rosegger 641
Im K.-V. Von Fritz Müller 649
Hoher Besuch. Eine Zeitungsfehde. Mitgeteilt von Josef Wichner 656
Der Überläufer. Von Artur G. Abrecht 670
Aller Engel Bild. Von Oswald Menghin 721
Das Quartett. Von Fritz Müller 727
Der alte Feldzeugmeister. Von Hans Ludwig Rosegger 733
Die billigen Ohrringe. Von L. Rosenthal 738
Also schrieb Kaschpar zum Tobel. Eine letzte Geschichte aus Hohenwang, die über einen Kaiser in Bulgarien berichtet, von Hans Ludwig Rosegger 801
Die Beschwerde des Herrn Neuner. Nach einer wahren Begebenheit. Von Fritz Müller 817
Was hättest Du getan? Von Ferdinand Emmerich 822
Seelenheilmittel. Von Fritz Stüber-Gunther 824
Zwei, die sich nicht mögen. Aus alten Schriften von Peter Rosegger 881
Unser Märchenvolk im Kriege. Von Paul Keller 887
Schiffe, die versanken. Von Fritz Müller 892
Ehrgeiz. Von Hans Ludwig Rosegger 896



Zeitgeschichtliches und Plaudersames.

Seite
Die Irrtümer des Heimgarten. Von Peter Rosegger 63
Aus unserer Zeit:
Der „Fall Cavell“. Von V. E. S. — Und statt dessen … — Deutsche Scholle für unsere Tapferen. — Kleine Kriegsnachrichten aus dem Hinterland. — Die wandernden Glocken. — Mütterchen schaukelt die Wiege … 67
„Völkerhaß“ auf dem Dorfe. Von Wienecke. — Pazifismus und Gemeinheit. Von Erich Schlaikjer. — Denen, die in die Türkei fahren. Von Else Marquarden. — Bedeutsame Zahlen. — Neutralität. — Ein herzlicher Empfang 144
Kriegsgreuel. Von V. E. S. — Die Tripelentente. — Hindenburg zahlt nichts zurück! — Rumänische Schmerzen. — Sie haben's erreicht! 230
Große Worte. Von V. E. S. — Politische Gesinnung von Tschechen, die sich in russischer Kriegsgefangenschaft befinden. — Schwäbische Volksstimme. — Sprachliche Eigenheiten 303
Zwei Gottesdienste. Von Dr. Ludwig Mahnert — Laridah. Frei nach Bierbaum von A. D. N. — Finanzielles aus Wien. — Die Todesangst. — Renegaten in England 383
Der Nörgler und der neue Österreicher. — Vergleichsweise. — Die Ostjuden . . 467
Der neue Herrenstand. — Gerechtigkeit für das Landvolk! — Neckische Politik. — Mangel. — Rumänen über Rumänien. — Kürnberger und Eroberungen. — England und der Krieg 542
Wir Hunnen. — Granatsplitter. — „Für Recht und Menschlichkeit.“ — Wilhelm Schwaner und der oststeirische Bauernbursch 622
Die deutsche Erwerbsgier. — Belgrad am Abend. — Preistreiberei. Von P. L. M. — Roosevelt als Andreas Hofer. Von H. L. R. — Bäuerlicher Stoßseufzer . 704
Landaufenthalt für Stadtkinder. Von Leopold Stocker. — Demokratisch aber —. Von E. L. M. — Wo beginnt die Strafe? 785
Sie und er. Von P. L. M. — Ein Märchen — kein Märchen. Von P. L. M. — Sanftmut. Von P. L. M. 864
Der „unbeliebte“ Deutsche. — Mißglückte Propheten von V. E. S. — Englische Erdkunde für die Kleinsten. — S. M. S. „Zenta“. — Stiftungen — nicht Kriegsdenkmäler! Von Dr. Ernst Schultze 941

Diplomatenehen 74
England und die belgischen Flüchtlinge. Von Dr. Funck-Misoutch, San Franzisko 124
Was wird aus den gesunkenen Schiffen? Von Dr. Albert Neuburger 154
Wer hat Andreas Hofer erschossen? Von Prof. M. Mayr, Innsbruck 155
Munitionsnachschub. Von Karl Dankwart Zwerger 196
Weisheit vor dem Kriege. Von H. L. R. 234
Wieder etwas von der Mode. Von P. L. M. 235
Franz Josef, der Getreue. Erinnerungen von Peter Rosegger 241
Unser Kaiser. Von Hans Ludwig Rosegger 247
Kriegswirtschaft. Von Hans Ludwig Rosegger 281
Rumänisches 305
Prunk. Von H. L. R. 307
Der arme Benedikt. Von P. L. M. 388
Heldenehrung und Kinderfreude. Eine Anregung. Von Prof. Heinrich Sohnrey 474
Etwas von Mac Twain 475
Fixe Berichterstattung 624
Die Landentfremdung der Städter. Von Matthias Salm 630
Wer wußte zuerst um den Krieg? 633
Wollten die Völker diesen Krieg? Von H. L. R. 681
Stobs träumt … Ein Stimmungsbild aus der Zeitung „Stobsiade“ des deutschen Kriegsgefangenenlagers Stobs in Schottland 707
Vornehme Schweigsamkeit. Von H. L. R. 708
Zwischenhandel. Von H. L. R. 712
Der Fähnrich. Von Rudolf Bernreiter 734
Im Staate Ojeh. Eine bitterernste Groteske von P. L. Münzer 745
Eroberungen Von V. E. S. 749
Staatsnotrecht. Von H. L. R 790
Frau Zensur. Von P. L. M. 851
Vier Blicke. Mitgeteilt von Josef Wichner 867

Volkstümliches aus den Alpen.

Der Schleuderer-Hansel. Eine Gestalt aus alter Zeit von Peter Rosegger 81
Kar-Läuten. Eine Sage aus den Alpen. Von Karl G. M. Machan 349
Schloß Plankenwarth und seine Besitzer. Von Dr. Viktor Ritter von Geramb . 360
Die Burgamoastawahl. A steirisch Gschichtl von Hans Fraungruber 454
A Mordsschlankl. A steirisch Gschichtl von Hans Fraungruber 585
Bauernstand und Staat. Von Dr. Viktor Ritter von Geramb 674
Der Steirische Mandlkalender. Von Dr. Leopold Bein 765, 847
Das Lutherlein von Krieglach. Von H. L. R. 792
Unsere Kleinbauern. Von Peter Rosegger 827

Natur und Kultur.

Wie wird es sein? Von Friedrich Naumann 1
Reicht die Hände euch, Germanen. Von Karl Grube, Wien 38
Erbrecht und Verschuldung der Bauern. Ein Vorschlag von Karl Reuter 71
Aus meiner Kronstädter Zeit. Persönliche Erinnerungen von Anton Schlossar . . 116
Friedensgespräche. Von Hermann Kienzl, Berlin 277
Vom Jahrmarkt des Lebens. Von V. E. S. 287, 311, 393
Hohenkindberg. Von H. L. R. 308
Der Flieger. Von V. E. S. 352
Kriegsgeld. Von J. A. Ratislav 357
Sinaia. Aus dem literarischen Nachlasse von Mite Kremnitz † 366
Wilson und die Neger. Von Hans Ludwig Rosegger 499
Bauernmoral. Von Hermann Löns 526
Das mißbrauchte Wort. Aus alten Schriften von Peter Rosegger 587
Das Kino. Von Hans Ludwig Rosegger 592
Der Bibliothekar des Grafen von Saint Leu. Von Anton Schlossar 600
Hohenwang. Von H. L. R. 627
Das Kind in Japan 634
Die Steinleute. Ein Besuch bei unseren Urfahren an der Hand gelehrter Herren, vermittelt von Hans Ludwig Rosegger 755, 841
Was kann helfen? (Zur Frage „Stadt und Land") 788
Politisches. Lose Gedanken eines Ketzers. Von H. L. R 832
Der Weißrusse und sein Aberglaube. Von Maria Schade 913
Die beiden Seiten. Von Hermann Kienzl 923
Josef der Deutsche. Von H. L. R. 926
Landschaftsbild und Bauerntum. Von Hermann Löns 953

Literatur, Kunst und Künstler.

Georg Forster in Österreich. Von Hermann Kienzl, Berlin 42
Bücher 76, 156, 237, 314, 396, 477, 553, 635, 715, 795, 874, 956
Das erste Autogramm. Von Elisabeth Janstein 193
Friedrich Spielhagen und sein Verleger. Von Hermine Möbius 212
Goethes Frau. Von H. L. R. 310
Frau Lagerlöf. Von Walter von Molo 391
Robert Fuchs. Von Karl Brachtel 472
Ernst Zahn. Von Dr. Karl Fuchs 510
Goethes Weimar, die deutsche Kleinstadt. Von Hermann Kienzl, Berlin 513
Franz Herold. Von Franz Nöbauer 549
Zu Wilhelm Kienzls sechzigstem Geburtstag. Von Dr. Roderich v. Mojsisovics . 596
Donauland. Von P. L. Münzer 629
Die Bibliothek Robert Hamerlings. Mit Authentischem über des Dichters Geburtsstätte. Von Michael Maria Rabenlechner 685
Gottfried Keller 711
Das Reinmenschlich-Persönliche an Goethe. Von Ella Triebnigg 762
Der Hof in Flandern. Von H. L. R. 794

Seite
Das „treulose Weib“ 461
Das Mistwegkehren im Theater . . . 462
Über die Reinlichkeit des Kleinhasel . 463
Karl Krobath 463
„Lieber Herr Rossegger!“ 464
Tagebuch 1907 465
Alte Briefe 465
„Ich such' in der Vergangenheit ...“ . 466
Die Zivilflüchtlinge 531
Wieder Präsident Wilson 533
Versöhnung zwischen Stadt und Land . 533
Kaffee und Einbrennsuppe 534
Die Eierträgerin Kreszenz 535
„... Neunzigtausend habe ich beim Geschäft verdient ...“ 536
Die Verteuerung der Post 536
Sesen! 536
Uneheliche Kinder 537
Der Brief eines Landmannes aus Westphalen 537
Wenn sie keine Sprache hätten . . . 538
Vater und Mutter 538
Gleichgewicht 538
Johann Plesch 538
Auerbach 539
„Bergpredigten“ 540
Die Unnatur der Oper 541
Der 23. April 1917 541
Nikolaus II., ein Glücklicher! 611
Kultur! 612
Wie führen den Krieg, um uns zu wehren! 613
Ein Spruch 613
Der lustige Ludwig 613
Wieder ein Spruch 614
Kriege sind, so lange die Menschen nicht denken! 614
Auf höherem Standpunkt! 614
Mitleid 614
Jubiläen 614
Hörspiel 615
Die Duselbacher 616
Ein Erlebnis Karl von Holtey's . . . 617
„Meinen Sie die Natur?“ 619
Sonnenfinsternis 620
Kleingeld für Autographen-Bettler . 621
„Ich tät's wohl wissen, was geschehen sollt!“ 694
Der europäische Völkerbund 695
Wilson, ein Spießgeselle der Engländer! 695
Wie die Lebensmittel verteilt werden . 696
„Geld spielt keine Rolle!“ 697
Seite
Zweifache Moral 698
Der Abzug von der Stadt aufs Land . 698
„Wehe uns, daß wir Enkel sind ...“ . 700
Eine Amnestie für Wucherpreistreiberei? 700
Paul Markstein vor den Richtern . . 700
Das Wetter 701
Ein Stubenmädchen 702
Ein altes Gedicht 703
Die heiligste Pflicht des Geldes! . . . 703
Der junge leuchtende Mai 773
Die Glocken 773
„Kultur“ 774
„Asketen“ 775
„Gib dich jedem, wie du bist ...“ . . 776
Das Vaterunser 776
„Hofrats gingen über Land ...“ . . . 776
Mein jüngster Enkel 777
Wie im Schlaf ein Gedächtnis erwacht 779
Eine Buchwacht 780
Franz Stelzhamer 781
Das Deutsche Lehrer-Erholungsheim . 782
Frieden wenigstens in Büchern . . . 855
Das „Völkerrecht“ 856
... und schwieg 857
Da draußen! 857
Mein Dorf an der Mürz 858
„Ich allein bin zurückgeblieben“, antwortete die Glocke 859
Ein hungriger Reisender 860
„Wir geben nix her!“ 860
Zwei Russen 861
Die Lateinsprache 861
„Die Älpler“ 862
„Därf ih 's Dirndl liabn?“ 863
Ein Wiener Tourist 931
Mit der Sprache ist es wie mit der Chemie 931
Der tote Mann in der Mur 932
Ein junger Künstler 932
Einer, dem das Vaterunser nicht persönlich genug gewesen 932
Die Vergangenheit ist mein 933
Die Eckschrift 934
„Son—nen—schein“ 935
Gerüchte 935
Eine Amnestie politischer Verbrecher . 936
Unsere Zeit straft die Irrtümer . . . 937
Eine Zuschrift 937
Man schließt einen Sonderfrieden mit sich selber 939

Gedichte.

Seite
Dem Dichter. Von Peter Rosegger 66
Mütterchen schaukelt die Wiege ... Von Rudolf Bernreiter 70
Der Schrei von Aspern. Von Mirko Jelusich 73
Bergfriedhof. Von Willram 75
Spätherbstabend. Von Aluysius 140

Seite
Austauschsiedlungen. Von Friedel 870
Napoleon und Roustan. Von B. E. S. 871
Die alte Geschichte. Von P. L. M. 873
Französische Hochs und Pereats! 873
Benedikt als Menschenfreund. Eine Groteske von H. L. R. 899
Reserveoffiziere. Von F. X. K. 904
Etwas gegen die preußischen Junker. 908
„Sogar" oder „nur"? Von B. E. S. 953
Stolz weht die Flagge Schwarz-weiß-rot! Von B. E. S. 955

Tagebuch.

Seite
Der Mensch mag schweigen 54
Die Friedensgerüchte 55
Die Schuld an dem Krieg 56
Hassen uns die Franzosen? 56
Der Zapastl 57
Haltet an Eurer Eigenart fest, deutsche Stämme! 57
„Die Leut' wachsen wieder nach..." . 60
Der Finanzminister der Zukunft . . . 60
Heimweh 60
„Auf eine gute Meinung!" 61
Die gestohlene Stunde 62
Gastlichkeit 62
Eine Hanferling-Ausgabe 62
Das deutsche Lehrer-Erholungsheim . 63
Für was führen wir diesen Krieg? . . 129
Deutsche und österreichische Barbaren . 130
Die Phantasie arbeitet gut und billig . 130
Das Manifest des Blasius Einfalter . 130
Die Friedensfreunde 131
„Wir wissen, daß wir nichts wissen können..." 133
Schillers Werke in Leder gebunden . . 133
Papier 133
Preistreiberei 134
Wagna 135
Der lesefreudige Postbote 135
Die Goethe-Gesellschaft 136
Stelzhamers Mundartdichtungen in mehr hochdeutscher Form 137
Ignaz Roßegger im Kotter 138
Einer, der sich versehen läßt 139
Die Schwalben 139
Den Autographenjägern 140
„Alles ist Eins bei Euch..." 221
Der Engländer in der Eisenbahn . . 222
Sprüchlein 223
„Das größte Vergnügen ist, wohltätig zu sein 223
Der alte Hebräerstil 224
Die Eskimos ahnen nichts 224
„Steirischer Waffensegen" 225
Feldartillerie 225
Mein Enkel, das Studentel 225
Langweile 226
Ich müßte mich auf die linke Seite stellen 227
„Wie war es bei Euch vor fünfhundert Jahren?" 227
Lebendigbleiben und Sichverwandeln . 228
Von Kreßbachwald... 229
Ein Brief Franz Schuberts 229
Die moderne Schulbildung ist Fabrikware 293
„Leute von der dritten Sorte" . . . 295
„Schlimmer nimmer, aber dümmer!" 295
Kriegsschauplatz 295
Kriegsflüchtlinge 295
Ein Brotlaib 296
Hungersnot! 296
Geld von der Front 297
Plutokratie 297
Vom „nahen Frieden" 298
Der Überkultur-Mensch 298
Hat sich das Klima verschlechtert? . . 299
„Ich bin Mensch" 299
Dienstboten 300
Das hat das Grammophon getan! . . 301
Unser alter getreuer Kaiser Franz Josef ist gestorben 301
Wenn der Krieg in die Privathäuser geht 370
Kettenhandel—Handketten 372
Mehr Licht! 372
Geld ins Feld 373
„Nit sterbn hobn müaßen..." . . . 374
Ein Spruch 374
„Ignosco!" 374
Da — schwieg ich 374
Ländertausch 375
„Der Scholle treu, dem Volke treu..." 376
Der „ewige Friede" 377
Neujahr 1917 378
Beanständet—anständig? 378
Ein glückliches neues Jahr! 378
Hermann Bahr 379
Zu viel Überschwung 379
Daß es dem Leser gefällt 380
„Wenn ich sonst nicht schlafen kann" . 381
Der Präsident des praktischesten Volkes auf Erden 456
Oder ist es eine Sternschnuppe? . . . 457
Der Franzose 457
Die Frauen 458
Beleuchtungsnot 459
Die Deutschen in Österreich 459
Die wirtschaftlichen Gedanken des Poeten 460
Die größeren Sorgen des Reichtums . 460



1. Heft Oktober 1916 41. Jahrg.

Wie wird es sein?

Von Friedrich Naumann.

Wenn einmal die Kanonen nicht mehr dröhnen, wird es stille sein auf Erden, eine Windstille der Menschheit. Es werden zwar viele Menschen, die jetzt aus irgendeinem Grunde nicht alles sagen dürfen, was sie auf dem Herzen haben, dann mit aller Kraft ihre Anklagen oder Anträge vorbringen, aber das Gewirr dieser aufgesparten Stimmen wird uns doch wie Stille erscheinen hinter dem täglichen Kriegsbericht. Es wird dabei zwar wohl jeder wissen und fühlen, daß auch die Ruhe nach dem Krieg noch nicht die wahre große Ruhe ist, denn es bleiben unendliche ungelöste Völkerfragen übrig und neue Rüstung muß an die Kriegsmühen sofort wieder ansetzen, weil zu viele Unbefriedigte auch nachher noch auf Erden wandeln und der Streitstoff nicht ausgestorben ist, aber schon der Gedanke, eine Erholungspause des Menschentums zu finden, ist wohltuend nach so vielen Kämpfen. Wie wird es sein?

Man sagt, daß es nicht heilsam sei, jetzt im Kriege derartige weiche Töne vom künftigen Frieden überhaupt laut werden zu lassen, weil das die Tapferkeit lähme, aber ich teile diese Ansicht nicht, denn gerade bei den festesten Kämpfern klingt immer leise das Hoffnungslied vom Frieden in der Seele fort. Von allen Gesängen der Soldaten höre ich am häufigsten: In der Heimat gibt's ein Wiedersehen! Die Schützengräben sind gefüllt mit der Frage: Wie wird es sein? Wir haben ja kein Söldnerheer, das nach dem Kriege keinen Zweck mehr erfüllt, sondern

Seite

Mundartgedichte. Von Franz Stelzhamer, in die Gemeinsprache übertragen von Dr. Richard Plattensteiner. „Meinem Vader seine Wünsch', und wie sie ihm ausgangen sind." — „Mein Müaderl" — „Mein Bildnis" 141
Österreichisches Biwak. Von Josef Friedrich Perkonig 230
Meran. Von Rudolf Bernreiter 234
Der Glocken Abschied. Von Auguste Poestion 236
Lebenskunst. Von Willy Hacker 302
An die Mühle. Von Maria Hauser 311
Boelcke †. Von Edgar Stern 356
Junger Kaiser! 381
„O, mein Vaterland", Von Gerhart Hauptmann 382
Laridah. (Frei nach O. J. Bierbaum.) Von A. D. N. 386
Das sind wir! Von Freiherrn Börries von Münchhausen 467
Deutscher Gottesfrieden. Von Hans von Rein 471
Der Bauersmann. Von Paul Warncke 475
Der Tote. Von Heinrich Lersch 542
Meiner Mutter †. (Marie Dworzak, geb. Schöberle.) 11 Gedichte von Artur Dworzak 550
Das Testament. Von Sennah 553
Klage. Von Richard Spitz 622
Allmorgendlich . . . Von Wladimir Kozurik 626
Die Grenzen der Naturwissenschaften. Von Hermann Losch 704
Die Ennstaler im Feld. Von Fritz Oberndorfer 710
Aus der Gegenwart. Von Josef Rößler 754
Stoansteirische Strupfn. Von Peter Rosegger. — Voder und Muada. — s aufgweckti Dirndl. — Wann s Diandl deafad suachn. — s Liabsgsanglsinga. — Wons d kront bist, Du! — Steh af d Seitn! — In Friedl sei Bigoutigkeit. — Betbrüada. — Da Herrgott liabt d Welt. 770
Weg durch den Abend. (Zur Gedächtnisausstellung des Malers Heinrich Gollob.) Von Julius Franz Schütz 783
Von der Schloßberguhr. Um halb acht Uhr abends nach der Sommerzeit, 6. Mai 1916. Von Roderich von Mojsisovics 784
Silberdisteln. Heimwehlied eines kriegsgefangenen Deutschen in England 864
Tote Liebe. Von K. D. Zwerger 869
Konstantin. Von Hermann Kienzl 940
Dem Gedenken an Eduard Adolf Kraus. — Drei Gedichte: Die jungen Frauen am Fenster . . . — Ich kann die Rosen nicht mehr seh'n . . . — Ein Traumbild . . . 950

Verschiedenes.

Zur Sammlung des Altpapiers 80
Postkarten des Heimgarten . . 159, 240, 320, 399, 480, 560, 640, 719, 797, 879, 959
Verzeichnis der Bausteine für das Lehrer-Erholungsheim . 160, 240, 400, 638, 720, 798, 880
Über Freiheit 389
Was war's? 476
Ostgermanen in Steiermark. Von H. L. R. 552
Noch etwas zu unserem Wettbewerb 553
Die Dürer-Schrift voran! 559
Ein unentgeltlicher schriftlicher Unterrichtskurs 559
Im Wechsel der Zeiten. Von V. E. S. 713
Für meinen Sohn. Von Alfred Polgar 688
Nachdenkliches. Von Oskar Glaser, Wien 940
Versteigerte Büchereien. Von Franz Woas—Wiesbaden 951
Das Ehrenzeichen für das III. Korps 959
An unsere Abnehmer! 959

müssen. Das aber ist nur die eine Seite der Sache, denn gleichzeitig haben die Männer da draußen in langen Tagen und Nächten sich ausgedacht, nicht nur wie schön die Heimkehr sein soll, sondern auch, wie sie von jetzt an ihr Leben angreifen wollen. Gerade die besten kehren voraussichtlich mit Änderungsplänen heim, und sind gewöhnt, daß alles militärisch zugeht. Da sie viel gehorchen mußten, fangen sie leicht an zu kommandieren. Ich will das nicht noch genauer ausmalen, um niemandem Sorge einzuflößen, aber Vorsicht ist beiderseits nötig, damit der Friede überall froh und friedlich beginne.

Und so kann man von allen Familien- und Arbeitsverhältnissen reden. Gerade die Arbeitsverhältnisse können nach dem Kriege zunächst schwierig sein, wenn Unternehmer und Arbeiter als Kameraden heimkehrend den Übergang vom Feldlager zur Fabrik nicht sofort finden. Es muß überall nach diesem Krieg ein stärkerer sozialer Geist wehen und Soldaten mit der Militärauszeichnung wollen mit Recht als Bürger geachtet sein, aber Ordnung muß auch sein, und zwar eine andere Art als beim Militär, und die gleichmäßige Regelmäßigkeit der Industrie. Nimmt man nun hinzu, daß in verschiedenen Arbeitszweigen der volle Arbeitsbetrieb vielleicht erst mehrere Monate nach Friedensschluß einsetzen kann, daß vielfach inzwischen Frauen und Jugendliche sich in Arbeitsstellen über Erwarten bewährt haben, dann ist es wohl nicht ganz überflüssig, schon jetzt alle Beteiligten zu bitten, sich auf eine gewisse Eingewöhnungszeit vorzubereiten. Dabei haben wir noch gar nicht von den Kriegsverletzten gesprochen, für die das alles noch viel verwickelter liegt, sondern von den Gesunden. Es wird die beste Sorgfalt der Arbeitergewerkschaften und Unternehmerverbände erforderlich sein, den Neubeginn des Arbeitsvorganges zu überlegen.

Und werden wir überhaupt für die heimkehrenden Männer genug Arbeit haben?

Die Antwort ist in der Landwirtschaft leicht und lautet einfach: Ja! Nicht so übersichtlich ist es aber in den Gewerben. Hier spielen die schwierigsten Geldfragen eine sehr große Rolle, und zwar werden Geldfragen von allen Seiten auf uns eindringen. Der Milliardenzufluß aus den Kriegsanleihen hört naturgemäß eines Tages auf; damit stockt alles, was heute von den Kriegsversorgungsämtern lebt. Die Auslandsbestellungen lassen in vielen Arbeitszweigen auf sich warten. Der Geldwert erschwert Einkauf und Verkauf. Dazu treten dann neue starke Steuern. Es kann sein, daß auch diese Schwierigkeiten gut überwunden werden, aber ganz selbstverständlich ist das nicht. Hier können wir Reichsdeutschen, Österreicher und Ungarn uns gut gegenseitig helfen, wenn wir ein möglichst freies, gemeinsames Austauschgebiet herstellen und unsere überseeischen Einkäufe und Verkäufe gemeinsam regeln.

ein Volksheer, bei dem jeder einzelne den Traum von einem Acker mit sich herumträgt, auf dem er wieder pflügen will, oder einer Werkstatt, oder einer Kammer, oder eines Gartens. Diesen Leuten zu sagen, daß der brave Soldat kein Zuhause habe, würde das Falscheste sein, das man tun könnte, denn er kämpft für die Heimat und erduldet Unglaubliches, weil er sich vorstellt, was eintreten würde, wenn er lässig wäre. Je mehr eine Bevölkerung an ihrer heimischen Zukunft hängt, desto treuer geht sie den Schrecken des Krieges entgegen, immer im stillen den Tag ersehnend, da die Friedenssonne wieder über ihrer Wintersaat aufgeht.

Es liegen wackere Väter und Söhne irgendwo an der wolhynischen Front; Alpenländler, Reichsdeutsche und Ungarn nahe beieinander, desselben feindlichen Angriffs gewärtig. Es ist nicht Mangel an militärischer Tüchtigkeit, daß sie sprechen: Wenn es doch erst einmal am Ende wäre! Nein, im Gegenteil, damit es bald zu Ende komme, kriechen sie, wenn es sein muß, stundenlang in den Furchen der dreckigen Erde und säubern sich und ihr Gewehr vom Hauche der Fäulnis. Um aber das alles und vieles andere aushalten zu können, muß etwas Heimliches in ihnen musizieren, ein liebes Hoffnungsbild muß sich locker vom Untergrunde ihrer Seele aufrichten, sobald sie es schauen wollen: Wie wird es sein?

Und ist es etwa zu Hause anders für die Millionen allein gelassener Frauen? Sie zeigen ein tapferes Gesicht und schaffen von früh bis spät, weil sie an dem Tage, wo es still wird, hören wollen: Das hast du gut gemacht! Viel schwerer ist der Dienst derer, die keine irdische Hoffnung mehr haben.

Wie aber wird es nun wirklich sein, wenn der Friede kommt?

Vieles wissen wir nicht, sehr vieles nicht! Wir trauen auf die unermüdliche Kraft unserer Heere, aber noch waltet der Krieg. Wir tun unsere Pflicht und befehlen dem ewigen Gotte das, was jenseits unseres Wissens und Könnens liegt. Einige Dinge aber können wir schon vorher ahnen und von denen nur wollen wir reden.

Wir werden gegenseitig miteinander Geduld haben müssen, die heimkehrenden Streiter und die Daheimgebliebenen, weil sonst der schöne Traum zerfließt. Es muß uns deutlich sein, daß weder Ehegatten noch sonstige Angehörige lange Zeit in völlig verschiedener Lebenslage sich aufhalten können, ohne daß davon Folgen bemerkbar sind. Wenn die Frau zwei Jahre die Wirtschaft allein hat führen müssen, ist sie nicht mehr so gewohnt zu fragen wie vorher. Wenn Kinder zwei Jahre weiter gewachsen sind, ohne daß der Vater dabei war, so sind sie nicht mehr dieselben geblieben. Auch hat sich in Haushalt, Tagesordnung, Wirtschaftsführung, Kundschaft vielerlei anders gestaltet. Kommt nun der Mann nach Hause, so wird er mit Güte umfangen, aber in gewissem Sinne ist er nicht sofort nötig, weil es so lange auch ohne ihn hat gehen

schneller und ausdrucksvoller zu schelten — und fügte bei, er hätte Frankreichs heilige Erde nie verlassen, wäre er nicht wegen eines Duells in Ungnade gefallen. Dagegen erzählte ein Dietrichsteiner, der es aus bester Quelle haben wollte, von einem Duell wisse er nichts, aber der Schärfenberger habe an einem verteufelten Spielabend in St. Cloud dem jungen Montmorency, der die Karten ein bißchen gar zu geschickt mischte, eine Maulschelle verabreicht, die zwei Zimmer weit bis zum König klatschte, was er — der König — höchst ungnädig vermerkte, da es sich einerseits nicht schickte und anderseits der Montmorency sein Vetter war; allerdings ein Vetter zweiten oder gar nur dritten Grades.

Man durfte dem Marquis nicht alles glauben; er war nicht sehr gescheit, aber ungeheuer erfinderisch in Intrigen; er hatte nie genug Geld, doch verfügte er stets über erstaunlich große körperliche Kräfte. Hätte er zur rechten Zeit tausend Livres besessen, so würde ihn der uralte Herzog von Anjou an Kindesstatt angenommen haben, doch da dem Schärfenberger damals nur ein paar Louisdor in der Tasche saßen, so fand er den Preis für den reizenden Titel und den damit verbundenen Anspruch auf ein ruinenhaftes Schloß an der Loire ein wenig zu hoch. Es genügte ihm schließlich, von seinen Freunden als Vicomte de Montfort anerkannt und geschätzt zu werden.

Nach dem unliebsamen Vorfall in St. Cloud kehrte er ein bißchen unfreiwillig über Basel ins Steirische zurück, und sein Bruder Johann Leopold bot ihm das leerstehende Schloß Hohenwang zum dauernden Wohnsitz an. Damit kam die Familie, die ein Mitglied doch nicht recht verhungern lassen konnte, am wohlfeilsten weg. Herr Maximilian trug sich auch in dem brüchigen Gemäuer und den wildwachsenden Wäldern des Barbarenlandes fein französisch, ermangelte nie, einen farbenfreudigen Federnhut über die rostbraune Perücke zu stülpen, und paradierte vor den maulaufsperrenden Knechten, Mägden, Bauern und Köhlern in einem moosgrünen, in der Magengegend eingekerbten Frack mit goldenen Borten, Tressen, Litzen und edelsteinfunkelnden Knöpfen, an denen nichts auszusetzen war, als daß sie aus buntem Glas gegossen waren. Sinnig schmiegte sich eine bordeauxrote Brokatweste an den schlanken Leib, prall umklammerten smaragdgrüne Escarpins die leicht gekrümmten Schenkel, weiße Seidenstrümpfe legten sich faltenlos an die gräflichen Waden und hochstöckelige Glanzniederschuhe mit Silberschnallen versanken oft betrüblich tief in den morastigen Jägersteigen des Sulzkogels. Als das Staatskleid und die Spitzenflut an den Handgelenken und vor dem mageren Hals schleißig wurden, setzte der beste Langenwanger Dorfschneider, der Melchior Brunnhofer, grüne Lodenflecke auf die abgeriebenen Löcher und vernähte die zerrissenen Spitzen mit grobem Zwirn. Aber nichts konnte den Marquis bewegen, seine Glieder in ein mehr landesübliches Kostüm zu

Damit bin ich an der Grenze der mitteleuropäischen Frage angelangt. Auch sie gehört in das Kapitel: Wie wird es sein?

Werden unsere Monarchien und Regierungen den Entschluß zur dauernden militärischen und wirtschaftlichen Gemeinschaft bis dahin gefaßt haben? Auch daran wird viel in den Schützengräben gedacht, wie ich genau aus den Briefen weiß, die ich von dort bekomme. Werden wir wirklich als Brüder aus dem langen Kriege hervorgehen? Oder entfernen wir uns voneinander, indem unsere Söhne füreinander ihr Blut vergießen? Noch hängt der Nebel über den Bergen und wir sehen noch keine klaren Linien.

Es will etwas Neues werden in der Welt unter Blut, Tod und Getöse. Während es noch tobt und stürmt, können wir kaum recht erkennen, was da gärt und sich gestaltet. Erst wenn einmal die Stille eintritt, die Windstille, die Meeresstille, dann werden wir alles erfahren und wissen. Dann werden wir wissen, ob wir in alle Zukunft zusammengehören und wie das ermöglicht wird.

Vorläufig wartet vielerlei Volk und möchte gern einen Blick in die Zukunft hineintun, in die persönliche und in die staatliche Zukunft. Eins nur wissen wir: Vom Kampf und von der Treue hängt es ab, was dann werden wird!

Der Herr Marquis de Schärfenberg.

Maximilian Marquis de Schärfenberg, Vicomte de Montfort, hatte dreißig Jahre in Frankreich gelebt, weil er ebensolange zur kaiserlich österreichischen Gesandtschaft am Hof zu Versailles gehörte. Mit „Marquis“ übersetzte er seinen deutschen Grafen, den Namen „Montfort“ nahm er von einer Urgroßmutter seines Großvaters mütterlicherseits an, weil er so echt französisch klang, den „Vicomte“ legte er sich aus ähnlichen Gründen und ganz aus eigener Machtvollkommenheit bei, und hätte sich nach einer anderen fast schon sagenhaften Ahnin auch noch gern „Prince de Hohenwang“ tituliert, aber dieses barbarische Wort konnte keine gallische Zunge aussprechen, zumal sich die echt französischen Kehlköpfe schon mit dem scharfen „Schärfenberg“ wundplagten. Übrigens war Herr Maximilian nicht einmal Herr auf Hohenwang, denn die Burg gehörte der älteren Linie der Familie, deren Haupt sein Bruder Johann Leopold war, der als kaiserlicher Kämmerer und Landeskommissär und Hof- und Landgerichtsbeisitzer in Grätz wohnte.

Der Marquis behauptete, im Herzen durchaus Franzose geworden zu sein, obschon ihm in der Hauptsache nur die französischen Flüche geläufig waren — doch verstand er auf gut deutsch noch bei weitem

Auch von den deutschen Frauen im allgemeinen dachte Herr Maximilian ziemlich gering und nannte sie mit ihrer Breithüftigkeit und Hochbrüstigkeit allesamt Ammen, die teils roh, teils zimperlich waren. Das Weib des Meiers in Krottenhof, der er einige galante compliments machte, griff zur Stallgabel und rief den Meier vom Feld. „Vraiment — schlechte Zeiten, die Bauern machen ihre Kinder selber!“ murmelte der Marquis beim schleunigen Rückzug. „Die Leute werden täglich frecher; und woher kommt das? Von der kaiserlichen Majestät in Wien, höchstselbst von Maria Theresia und ihren verschrobenen Volksbeglückungsplänen, die den Lümmeln in den Kopf steigen. In Frankreich empfindet es jedes anständige Bürgermädchen als Auszeichnung, einem hohen Herrn zu gefallen und ihm gefällig zu sein.“ Und erst das Abwaschmensch im Schloß! Hielt es mit dem Kohlenbrenner-Franzl vom Stubenberger im Treibbach und antwortete dem leutseligen Schärfenberger, sie müsse erst den Pfarrer fragen, ob er es erlaube. „Ridicule — einfach zum aus der Haut fahren!“

Keine Jagd, keine Parks mit Irrgärten, keine liebenswürdigen Damen ringsum; und kein Geld, nach auswärts zu reisen, wo es freundlicher und amüsanter zuging.

Bekümmert ergab sich der Marquis der Musik, die in der steirischen Luft doch nicht übler klingen konnte als im französischen Klima. Er hörte sich das Orgelspiel des Schulmeisters in der Langenwanger Kirche an. Die Orgel stöhnte, weil der Blasbalg ein Loch hatte, und der Schulmeister tappte bei sechs Tasten dreimal daneben. Und für sich klimperten die Eingeborenen nur auf der Zither, dem schrecklichen Instrument aus der Urzeit bildungsunfähiger Völker. Wenn sie zu singen versuchten, jodelten sie, und das Jodeln war nichts anderes als die Sprache der Kröpfe, die den geschätztesten Sängern aus dem Hals herauswuchsen. Nur ein einziges Lied fand den Beifall Herrn Maximilians; damit trotzte nächtlings Jacques der Ziegenhirtin Mirzl, weil sie ihn abgewiesen hatte:

„Wann i wüßt, daß mei Bua kam,
Tat i d Haxen waschen,
Wann i wüßt, daß er nit kam,
Tat i s dreckig lassen.“

Derb allerdings, aber humorvoll, wenn auch nicht vergleichbar dem gallischen esprit. Oh, la belle France . . . „Schnaderhüpfl“ hießen die entsetzlichen Menschen ihre Gesänge, die im Freien nicht so übel klangen, aber im Salon unmöglich waren. Sie rochen nach dem Kuhstall.

Das Geigenspiel stromernder Zigeuner, die vom Marquis aufs Schloß befohlen wurden, ergötzte ihn wahrhaft, doch nach dem Abzug der braunen Lotter fehlte die goldene Schnupftabaksdose, ein Geschenk

hüllen. Der Frack, so unansehnlich er auch allmählich wurde, war ihm eine teure Erinnerung an Vergangenes, eine Brücke von Hohenwang nach Versailles — wie er zu sagen beliebte.

Man verstand ihn nicht in dem Lande, wo er leider geboren war, seine Familie belächelte den Abglanz wahrhafter Kultur und eine blöde Kuhmagd wagte es sogar, treuherzig um den vergoldeten Galanteriedegen zu bitten; sie hätte den Bratspieß verlegt und müßte ein Ferkelchen schmoren. Der Person aber hatte er den Standpunkt eines Kavaliers bezüglich seiner Wehrhaftigkeit mit dem Rohrstock klargemacht, daß sie heulend in die Badstube flüchtete und hinter sich zuriegelte.

Ach, der Marquis langweilte sich zum Gotterbarmen! Selten, daß er einen Geduldigen fand, der sich die hehren Erinnerungen seines Lebens berichten ließ — von der Königin Maria Leszcinska, der er alltäglich beim Lever seine unerschütterliche Verehrung bezeugt hatte, wofür sie gnädigst zu lächeln geruhte, und von der einzigen Marquise de Pompadour, mit der er im Schäferspiel mimte — sie die geschürzte Phyllis, er ein Thyrsis in Trikot, und er deutete an, das reizende Duett noch unter vier Augen mit unaussprechlichem Talent fortgesetzt zu haben . . . Aber es fanden sich in der steiermärkischen Verbannung so selten Menschen, die dafür Verständnis hatten! Blieb die Jagd am Sulzkogel, am Kaiserkogel und am Königskogel. O, über die steilen Kogel, die eines Kavaliers unwürdig waren! Zu Fuß mußte man hinaufklimmen, um einen Hirschen zu erlegen oder einen Bock oder bestenfalls einen Hahn, dessen Stoß nur dazu diente, die schäbig gewordenen Straußenfedern am Galahut zu ersetzen. Nur die Rotüre jagte auf eigenen Beinen, der wahre Adel hetzte das gehegte Wild zu Pferd, mit Hunden und Falken. Davon hatten die daheim keine Vorstellung.

So befahl er zum Zeitvertreib dem Jakob, den wüsten Hochgarten in der Burg zu einem französischen Park umzugestalten: „Allons, Jacques, schau wie du damit zustand kommst, und richt mir das Ding her!"

Der Jacques mußte „Uie, uie" antworten, was auf deutsch so viel wie „jo, jo" bedeutete, und machte sich nach Angaben des Herrn Grafen an die Arbeit. Doch pflanzte er ganz gemeine Sträucher, Haselnuß und Stachelbeeren, und setzte sie überdies an unrechte Plätze, so daß dabei nichts herauskam als ein Mistbeet, und die Frau Schwägerin bei ihrem Besuch aus Grätz beklagte sich noch über die verschnittenen Rosenstöcke. Dieses schwunglose Frauenzimmer mit den strohgelben Haaren und elf Kindern! Quel horreur, welch ein Überschwang! Fast ein Dutzend Bälger zu gebären, hätte keine wahre Dame Frankreichs je gewagt. Schon der Taille wegen nicht. Die Schwägerin aus Grätz hatte auch keine Taille; eher das Gegenteil davon.

Herr Maximilian saß abends wieder tieftraurig bei der stotternden Spieluhr, sehr hochmütig, rechtschaffen verdreht, ein bißchen arm und bedauernswert und ganz einsam.

Da erbarmte sich Jakob seiner: „Euer Gnaden, das Gspiel is wohl hin, und ma sollt s zum Richten geben."

„Meinst du, Jacques?"

„Nie, nie — jo, jo."

„Aber wer versteht in diesem höllischen Land, wo es acht Monate Winter und die restlichen vier saukalt ist, das feine Werk, das ein französischer Genius ersann und ein grand artiste ausführte, zu reparieren?"

„Donnez moi vostre coeur — pink — pink . . ." stammelte die kranke Dose.

„Euer Gnaden, wenn Euer Gnaden erlauben, i wüßt schon einen, der das Werkl wieder auf n Glanz herrichten kunnt."

„Und es mir dabei ganz ruiniert, der Kerl! Mille tonnerres, zum Teufel!"

„A na, Euer Gnaden!" Und Jakob rückte mit seiner Weisheit heraus; drunten in Krieglach wohne der Tischler Michael Tendler, und sein Sohn, der einbeinige Alois, sei ein Meister in seinem Fach. Der Alte baue nur Schränke und Tische und Uhrgehäuse und lege sie mit farbigem Holz aus, so daß sich sogar Maria Theresia einen Waschkasten für ihr Schlafzimmer bei ihm bestellte, aber der Sohn gebe sich mit so einfachen Sachen gar nicht mehr ab, denn dazu sei er zu gut, und schnitze lieber absonderliche Kunstwerke; der werde auch die Spieldose wieder zu Atem bringen.

„Was für absonderliche Kunstwerke?"

„Jo, zan Beispiel . . . a Manderl aus Holz, das laufen und reden kann und die Händ durch die Luft schmeißt, und wann ma eahm sagt: Pack di und bring ma a Bier! so schiabt s a schon außi bei der Tür und eini ins Gasthaus zan Löven und tragt a Maß hoam."

„Eine Marionette! Hast du sie selbst gesehen?" Der Marquis zweifelte stark die Wahrheit des Berichtes an.

„A na, i bin no nia in die Fremd bis Kriaglo kemma, aber der Förschtner, der Kaschpar, hat s verzählt."

„Jacques, ruf den Kaspar!"

„Der is vor a etli drei Jahr von der Lawin am Königskogel verschütt wordn; ham seine Knöcherla bis heunt no nit gfunden."

Der Marquis beschloß, nach Krieglach zu fahren und den Alois Tendler zu suchen. Er glaubte ja nicht an das bierholende Manderl, ein solches gab es seines Wissens nicht einmal in Frankreich, aber der junge Schnitzer war vielleicht immerhin imstande, die Spieluhr zu reparieren. Zu verderben war an ihr — leider Gottes — nicht mehr viel.

Ludwigs XV. des Unvergleichlichen, wenn ihr Brillantbesatz auch schon in Paris gegen Bergkristall umgetauscht worden war. Wehmütig betrachtete er die letzten Reste einstiger fürstlicher Gewogenheit, die auch ihm geleuchtet hatte: Die drei Porträts an der Wand über dem fichtenen Schreibtisch, die Köpfe des Königs, der Königin und der Marquise de Pompadour darstellend und ungemein geschmeichelt, wie dem Hofmaler streng befohlen war.

In den trostlosesten Stunden zog Herr Maximilian das Uhrwerk seiner Pariser Spieldose auf, die in jungen Jahren so süß melodierte: „Joli tambour . . .“ O, joli tambour . . . Jetzt ließen die Töne hie und da aus, es machte „pink“, und jedesmal brach ein Stift oder eine Walze — der Marquis wußte es nicht genau — und das bedeutete einen neuerlichen unwiederbringlichen Verlust köstlicher Töne, zu denen man so angenehm träumen konnte.

Guter Wein erhöht die Fähigkeit zu Träumen, aber auf Hohenwang gab es keinen guten Wein, sondern nur sauren aus den Schärfenbergischen Gärten im Unterland, der den Gaumen zusammenzog, so weit dieser nicht wegen des Pariser Gebisses aus Elfenbein war.

Herr Maximilian begann die Spieldose zu hassen, ein Sinnbild der Vergänglichkeit; der Vergänglichkeit wegen verabscheute er auch Spiegel, die ihm das Fuchsigwerden der rostbraunen Perücke verrieten; und anderes mehr.

Oft verglich er Hohenwang mit St. Cloud und stets zuungunsten von Hohenwang. St. Cloud ließ ein König im Stich, weil man aus den Fenstern weit drüben in bläulicher Ferne die Königsgräber von St. Dénis erblickte, und ganz Hohenwang glotzte hinab auf den Friedhof von Langenwang.

Musik! Musik! Und der Marquis bat seinen Bruder Johann Leopold um eine Flöte. Die wollte er selbst blasen und traute es sich schon zu. Die Flöte war ein fürstliches Instrument, das auch der Marquis de Brandenbourg liebte, der etwas von der überlegenen Kultur Frankreichs ahnte, wenn er im übrigen auch ein unausstehlicher Soldatenknopf war; aber auch ein Freund Voltaires, was ein besseres Licht auf ihn warf. Voltaire — der Herr von Schärfenberg kannte ihn so genau wie der Versailler Hof, das heißt, er wußte, daß sich der Skribler unterfing, bösartige Geschichten zu schreiben, die zu loben der bon ton gebot.

Johann Leopold schickte die Flöte, und der Marquis setzte sie an die Lippen und blies. Aber sie weigerte sich, gab keinen Ton und erst nach vielen Mühen pfiff sie dünn. Die Flöte mußte schlecht sein — kein Wunder, hatte doch wahrscheinlich die dicke Schwägerin mit den elf Kindern das Instrument ausgesucht und das wohlfeilste gekauft.

Terrible — zum Haarausraufen!

denn das Mädel gefiel ihm ausnehmend, und nachdem er erfahren hatte, es sei eines Uhrmachers Tochter aus Bruck, stellte er aufseufzend fest, daß die Demoisellen an der Mur beträchtlich zarter seien als die Weibsleute im stürmischen Mürztal. Aber vielleicht hatte das Dirndl französisches Blut in den Adern. Man konnte nie genau wissen . . . Ein siegreiches Heer des unüberwindlichen Frankreich marschierte doch gewiß auch einmal durch die Steiermark — und wurde von hübschen französischen Offizieren geführt!

Nach solchen gründlichen Überlegungen begab sich der Marquis in die Herrenstube der Post, bestellte herrisch den besten Wein aus dem Keller und schickte Jacques aus, den Tischler Tendler zu suchen und ihn auf die Ehre vorzubereiten, die ihm bevorstand. Der Wein, ein schillernder aus Stainz, der durch die Kehle ohne Aufenthalt in die Beine rann, schmeckte, und Jakob kehrte bald mit der Meldung zurück, Michael Tendler schätze sehr wohl die Auszeichnung, die ihm durch so hohen Besuch widerfahre, und erwarte untertänigst die Ankunft des gnädigen Herrn Grafen. Der Wein und die zierliche Anrede besserten die Stimmung des Marquis, die der holpernde Galawagen des Stubenreich betrüblich verschlechtert hatte, und er schritt hinter Jakob her, der die Spieluhr ungeheuer behutsam zwischen seinen mächtigen Pratzen hielt, durch ein Gaßl und befand sich damit auch schon vor des Tendlers Tür.

Ein graubärtiger Mann in Hemdärmeln und vorgestecktem Lederschurz bückte sich sechs- und siebenmal vor dem Herrn auf Hohenwang und führte ihn in die geräumige Werkstatt. „Der Herr Graf, hab i mir derzählen lassen“, begann der Meister, „war in Paris und da kann i mit meini Sachen freili nit konkurrieren, hab i mir derzählen lassen, weil die Pariser Hölzer haben sollen, die was bei ins nit wachsen.“

Wohlgefällig nickte Herr Maximilian ob der einsichtigen Bescheidenheit des Mannes, der sich des unüberbrückbaren Abstandes zwischen allem Deutschen und Französischen wohl bewußt schien.

„Guter Mann“, gönnerte er, „was Ihr sagt, ist gewiß wahr, doch nicht das Holz allein bedingt den Unterschied . . .“, aber er redete davon nicht weiter, er wollte den selbstgenügsamen Alten nicht kränken. Hohe Herren sind höfliche Herren, pflegte der König in Versailles zu sagen; aber der König in Versailles selbst war nicht ununterbrochen höflich.

Der Marquis besichtigte unter der Anleitung des Michael Tendler dessen Arbeiten: Einen halbfertig geschnitzten Altar mit pausbäckigen Engerln, die scheinbar schwebend den Aufsatz stützten, eine weiß und schwarz eingelegte Truhe, deren krauses Muster erstaunlich wild war, und einen mit weißen und schwarzen Vierecken gezierten Schrank mit Säulen.

Der Jakob vorne und der Kohlhofer Lenz hinten, so schleppten sie Herrn Maximilian in einer Sänfte den Burgberg hinab. Die Sänfte bestand aus einem alten, unbrauchbar gewordenen Lehnsessel, an den der Jakob ein paar Tragleisten genagelt hatte, und war nicht lebensgefährlicher als sie unbequem war, doch liebte sie der Marquis als ein in Paris übliches Verkehrsmittel aller halbwegs vornehmen Leute.

Beim Sprengzaun wartete der Wagen, mit zwei schweren Rössern bespannt. Ihn baute der Stubenreich in Mürzzuschlag nach Plänen des Herrn Maximilian und er sollte einer französischen Hofkarosse gleichschauen. Aber was auch der Stubenreich angriff, es wurde immer ein Steirerwagen daraus. Diesmal ein hochbeiniges, gelb-blau gestrichenes Steirerwagerl mit Überschwere nach hinten, so daß nur ein schwerleibiger Kutscher wie der Lenz vorn auf dem Bock das Gleichgewicht herstellte.

Neben den Kohlhofer setzte sich der Jakob die Spieldose im Schoß.

Die Hufeisen der wuchtigen Rösser klapperten auf dem Quarzschotter und sehr langsam, hopsend und stolpernd, rollte die gelb-blaue Karosse dahin. Am Galgen vorbei, von dem einmal Johann Leopold den Wilderer Adam aus der Massing hatte schneiden lassen, weil die Durchfahrt ihrer römisch-kaiserlichen Majestät Maria Theresia gemeldet wurde, die dergleichen nicht gern sah. Johann Leopold küßte der Landesmutter die Hände, und hernach hängte man den Adam abermals und diesmal ausgiebig, weil gerade keine zweite Kaiserin in Anzug war.

Kaum so lang wie ein rüstiger Fußgänger — eine starke halbe Stunde — brauchten die behäbigen Pferde bis Krieglach, obwohl der ungeduldige Fahrer mehrmals gebrüllt hatte: „En avant! — Tummelt's euch ein bißl, Ihr kommt's ja gar nicht vom Fleck! Zotteln!"

Man kehrte bei der Post am oberen Platz ein, wo vorzeiten schon der engelländische König Richard Löwenherz genächtigt haben sollte, als er aus dem Heiligen Land zurückpilgerte. In Dürnstein an der Donau wurde er dann ins Verließ geworfen, weil er den Herzog Leopold den Glorreichen bei Akon im Heidenland beleidigt hatte.

Vor dem klotzigen Posthof stand eben der nicht weniger klotzige Besitzer mit einem grünen Käppchen auf der Glatze und fertigte in seiner Doppelwürde als Posthalter und Wirt die Grätzer Kutsche ab. Nach Ankunft des Schärfenbergers wandte er sich voll Verachtung von den paar bürgerlichen Reisenden, die zu essen wünschten, und zog vor dem Marquis tief die Kappe: „O, der Herr Graf! Die Ehre, die hohe Ehre!"

Der Herr Graf schenkte zuerst dem jungen Mädchen in der Grätzer Kutsche größere Beachtung als dem buckelnden Postmeister, bedauerte, nicht um dreißig Jahre jünger und kräftiger auf den Beinen zu sein,

Der Meister erklärte dem Sohn: „Das is der gnädige Herr Graf von Schärfenberg, und du sollst ihm deine Kunststückln aufzeigen."

Der Junge ließ zwar den Hobel rasten, aber deutete sonst bloß mit der Hand auf die Figuren, die am Boden, auf dem großen Tisch und den Wandleisten standen.

So führte denn der alte Tendler die Dinger vor. „Sein alle zan Aufziehen und laufen in der Stuben umananander." Da war eine graue Maus, ein brauner Kater, ein roter Hund, ein gesprenkeltes Huhn mit blinkenden Knöpfen in den Augenhöhlen, und die Haare und die Federn waren aus dem Holz herausgekratzt oder hineingekerbt; alle sorgfältig ausgeführt und fein säuberlich bemalt.

„Laß laufen, Loisl!" schaffte der Vater an.

Der Sohn nahm die Figuren behutsam auf, drehte sie um und steckte einen hölzernen Schlüssel in eine Öffnung an der Rückseite. Dann setzte er sie nebeneinander auf den Fußboden, und sie rasten munter im Kreis umher. Die graue Maus quiekte, der braune Kater miaute, der rote Hund bellte, und die gesprenkelte Henne gackerte — stand plötzlich still, nickte mit dem Köpfl, duckte sich und legte ein schneeweißes Ei.

„Ravissant, vraiment ravissant!" jubelte der Marquis kindlich.

Loisl lächelte: „Sind Spielereien, Euer Gnaden, hab dergleichen mehr vom Meister Pankratz in Nürnberg gelernt."

„Was, in Nürnberg warst du schon?"

„In Wien, in Regensburg, in München und Nürnberg." Er sagte es stolz. „Dort ist Kunst, echte Kunst, dort sind reiche Leute, die es bezahlen können."

Herr Maximilian pflichtete halb und halb bei: „Nett, wirklich sehr nett — aber du solltest nach Paris. O, Paris!" Und er wurde ganz schwermütig im Erinnern an Paris.

„Die Dinger hab ich als Lehrling und als Gehilfe gemacht. Ist weiter nichts daran. Seit ich Meister bin, weiß ich mir Besseres, und nur wenn eine Herrschaft Spielereien für die Kinder bestellt, schnitzle ich so was. Die Katz und die Maus gehören für den Lichtenegger in Wartberg und der Hund und die Henne für den Herrn von Königsbrunn in Merzzuschlag." Da er merkte, daß auch der Graf von Schärfenberg daran sein Gefallen hatte, sperrte er einen schmalen, hohen Schrank auf — darin stand eine Figur in blauem Tuchrock, gelber Weste, braunen Beinkleidern und gewichsten Stulpenstiefeln. Vom Kinn hing ihr ein fahler Bart herab.

„O", sagte der Marquis.

„Das Manderl!" frohlockte Jakob.

Lois Tendler stellte es mitten in die Werkstatt, bohrte den Holzschlüssel zwischen die Schulterblätter der lebensgroßen Puppe, ein Maschinchen

„Zitronen und Ebenholz", erklärte stolz der Meister.

„Mon ami, mein Lieber, da habt Ihr ja auch feine Hölzer, vraiment!"

„Zufall, gnädiger Herr, Glück! Einen walischen Fuhrmann, der was Latteln nach Wien hätt führen sollen, hat in der Post das Schlagl troffen, und für die Zech, die er gmacht hat und schuldig blieben is; hat mir der Postmeister die Bretteln abgeben."

Der Marquis setzte die Besichtigung fort, und besonders gefiel ihm ein leichtfüßiger Sessel, der flüchtig an die Pariser Königsmode erinnerte, aber noch besser gefiel ihm eine Kassette aus hellem Kirschholz, deren Handgriff ein schnäbelndes Täubchenpaar bildete. „Ravissant — das ist das Allerschönste!" sagte er voll gütiger Begeisterung. „Das kaufe ich." Fragte nicht nach dem Preis und blieb ihn schuldig und kam sich dabei vor wie Ludwig der Unvergleichliche, der Künstler auch dadurch auszeichnete, daß er ihnen sein Wohlgefallen kundgab. Doch plötzlich fiel ihm der eigentliche Zweck seiner mühsamen Reise nach Krieglach ein: „Ja, mein lieber Meister, man hat mir ferner berichtet, Euer Sohn hätte eine Marionette, ein hölzernes Manderl, geschnitzt, das laufen und sprechen kann und Euch aus dem Gasthof Bier holt, wenn Ihr es ihm befehlt."

Michael Tendlers Lachen kollerte, daß sein grauer Bart auf und ab zuckte: „Das reden die Leut halt so . . ."

Herr Maximilian runzelte die dünnen Augenbrauen und warf einen strafenden Blick auf Jakob, der verlegen in eine Ecke guckte, wo von der Decke eine versilberte Ampel niederbaumelte. „Hab mir gleich gedacht, daß alles Gefasel ist. Ich hätte Euch gern eine Spieldose zum Reparieren gegeben — aber Ihr habt wohl auch gar keinen Sohn, der . . . Wie heißt er doch gleich, Jacques?"

„Alois, Euer Gnaden."

„Oui, oui, Louis heißt er."

Der Tendler hatte sogar drei Söhne: „Der Matthias, der Ältest, arbeitet in Prag, der Johann is auf der Wander im Bayrischen, und der Jüngste, der Loisl, der hockt nebenan und schnitzelt. Is gar so viel schiach vor fremdi Leut."

„Ich beiße nicht", entgegnete Herr Maximilian, „aber ich möchte mit dem Jungen sprechen. Es ist wegen der wertvollen französischen Spieldose, die sich ein wenig beschädigt hat."

Der Meister öffnete eine Hintertür und sie traten in eine zweite Werkstatt, wo ein Bursch mit einem blonden Haarschopf und lichtblauen Augen eben an einer achtkantigen Latte hobelte. Er blickte stumm auf.

„Bon jour", grüßte der Marquis leutselig.

„Grüß Gott auch", antwortete der Lois.

Da ärgerte sich Herr Maximilian denn doch ein wenig darüber, daß man seiner wundervollen Spieluhr nicht mehr Gerechtigkeit widerfahren ließ und meinte hochmütig: „Beste Pariser Arbeit. Vom königlichen Mechaniker im Louvre."

Der Einbein schüttelte den Kopf: „Ich hätt das Ding halt doch besser gemacht!"

„Loisl!" mahnte der Alte, dem der Unwille des Schärfenbergers nicht entging.

„Ja, Vater, aber es ist so. Ich weiß, was ich leisten kann; ich war nicht umsonst beim Meister Pankratz in Nürnberg."

Herr Maximilian fand, daß das Gespräch schon zu lange gedauert hatte und dabei nichts mehr herauskam. Er fragte bloß kühl: „Louis, du getraust dich also, die Dose zu reparieren — ohne sie zu verderben?"

„Freilich."

„Très bien — mir kann's recht sein. Und bis wann?"

„Eilt's?"

„Es eilt. Ich entbehre sie nur ungern. Also bis wann?"

Der Bursch rechnete bei sich. „In einer Woche ist sie fertig. Hab nur noch eine Kleinigkeit an dem Tabernakel vom Stift Neuberg zu basteln und dann setz ich mich gleich zum Spielwerk."

„Bon. Ich werde es selbst holen. Au revoir!"

Die Heimfahrt deuchte dem Marquis bedeutend kürzer als die Ausfahrt, und das war keine Täuschung; denn die schweren Gäule rochen den Hafer im Stall, streckten sich in den Strängen, und der Kutscher schwang die Peitsche häufiger, weil es schon spät am Tage war und auch er Hunger hatte. Aber besonders die verschiedentlichen Gedanken, die Herr Maximilian für sich dachte, kürzten ihm die Zeit. „C'est incroyable!" dachte er: „Wo der Bursch das gelernt hat bei seiner Jugend, obwohl er zweifellos älter ist, als er aussieht. Ist weit gewandert und bereits Meister. Seltsame Leute, die Deutschen, vielleicht gar nicht so unbegabt, wie ich bisher glaubte. Nur tolpatschig und schwer von Begriffen.

Aber es paßte nicht in das, was er in philosophischen Gesprächen seine „Weltanschauung" nannte, daß ein kleiner Handwerker auf dem Dorf das berühmte Werk des Pariser Hofmechanikers bekrittelte. „Mon ami, ich werde mich freuen, wenn du zugestehen wirst müssen, daß du es nicht herrichten kannst!" Aber in Wahrheit fürchtete er, der Einbein werde sein Unvermögen zugeben. Louis hatte ihm nicht übel gefallen, und außerdem wünschte er den „Joli tambour" wieder einmal ohne „pink" zu hören.

Die Woche des Wartens, bis die Dose fertig war, verging sehr langsam und nicht kurzweilig. Der Marquis strich an einem Straßburger

knarrte und das Manderl hob die Beine, schwenkte die Arme, stolzierte, neigte sich nach rechts, nach links, drehte den Kopf, öffnete die gefärbelten Lippen und knatschte recht deutlich: „Ku—ten Tak".

„Mein Meisterstück!"

Herr Maximilian paschte verzückt in die Hände: „So was hab ich nicht einmal in Paris gesehen!" Aber verbesserte sich: „Bin dort auch nicht bei allen Tischlern herumgeschloffen."

Die Maschine war abgelaufen und das Manderl stand still.

„Content — bin sehr zufrieden mit dir, mon ami, mein lieber Freund. Bin wirklich sehr befriedigt. Aber jetzt kommt das Schwerste!" Er winkte Jakob, der die Spieldose feierlich aus der Umhüllung herausschälte und behutsam auf den Tisch legte.

Der Lois lächelte und der alte Tendler blinzelte neugierig auf das fremdartige Instrument, auf dessen Deckel ein tanzendes Schäferpaar gemalt war.

„Junger Freund, dies ist ein unerreichbares Kunstwerk aus Paris, ein liebes Andenken, an dem mein Herz hängt." Der Marquis war gerührt. „Leider hat es ein bißchen Schaden gelitten, ich ging damit vielleicht nicht vorsichtig genug um — kurz, ich wünsche, daß du es reparierst . . . und fürchte, du wirst es nicht können."

Der Einbein schaute aus munteren Augen drein. „Warum soll ich es nicht können, Euer Gnaden? Hab schon viel Schwierigeres zuweg gebracht!" Er schob die Lederhose an seinem linken Bein hinauf, und Herr Maximilian erblickte einen Holzfuß, der in einem wirklichen Schuh stak.

„O!" entfuhr es dem Marquis: „Was ist denn das?"

Der Vater erklärte eifrig: „Als kleiner Bua hat sich der Loisl beim Schlitteln den linken Haxen abgsplittert und is zehn Jahr auf Krücken umananderghatscht, bis er sich an neugen Haxen aus Holz gschnitzelt hat und damit geht er hiatzten besser als wia auf an gsunden."

„Bin damit durchs Österreichische und Bayrische gewandert und niemand hat gemerkt, daß ich ein Einbein bin." Heiter fügte der Junge bei: „Werd ich das kleine Doserl reparieren können, Euer Gnaden, oder nit?"

„Vederemo — man wird ja sehen." Der Schärfenberger war betroffen und schielte immer wieder auf den Kunstfuß im schwarzen Stiefel.

Alois nahm die Dose vom Tisch, öffnete sie mit einem einzigen Griff, blickte ins Werk, berührte da eine Schraube, dort ein Plättchen und stellte sie wieder hin: „Die Walznen sind halt abgenützt und ein paar Stiften sind zerbrochen. Ist kein besonders gutes Werk — aus meiner Hand käm kein solches Stückl. Die Walznen sind nit übel, aber die Stiften sollten aus Eisen sein."

Und beim Siebzehnknotigen, dessen Mast das blaue Band umschlang, da war es, daß ein Dichter die Bezeichnung „Windhunde des Meeres“ prägte. Und reihum weiter wanderte das blaue Band, das vielbegehrte, heißumstrittene. Ganze Völker waren an der Jagd beteiligt. Das war eine Freude rechts und ein Jammer links, als hinter zwanzig Knoten das blaue Band von England über den Kanal nach Deutschland flatterte.

Nun ging erst recht das Jagen an. Herunter glitt das blaue Band vom Mast und legte sich beklemmend Kapitänen auf die Brust: Fahrt zu, fahrt zu, heizt die Kessel, bis sie glühen — das Band, das blaue Band, wir müssen's wieder haben! Was sagt ihr — der Eisberg? Der Teufel soll den Eisberg holen, wennn das blaue Band dahinter schimmert!

Und dann war es, daß das blaue Band pfeilgeschwind durch die Schiffslucke hinunterschoß über Treppen und Gestänge, daß es den Heizern um die Ohren knallte: Vorwärts, vorwärts, schaufelt ein! Daß es um die Kessel schwirrte, bis sie rot vor Zorn erglühten. Daß es im Manometer die Dampfdrucksäule schob und zerrte, bis das blaue Band den roten Explosionsstrich überdeckte . . .

Und wenn dann der Kessel barst, und wenn dann der Eisberg einen Schiffsleib aufriß, wie man eine Naht auftrennt, so sahen sie den Kessel und den Eisberg, nicht das blaue Band.

Und über das vergurgelnde Schiff wehte das blaue Band weiter übern Ozean.

Herüber und hinüber flatterte es zwischen den Nationen, ohne Rast und Ruh. Und wenn's des Meeres überdrüssig war, so flog's aufs Land. So tauschte es den Mast mit rauchenden Kaminen: In der Fabrik erstand soeben eine neue Schraube, die den besten Schiffen ein paar neue Knoten zulegt; oder es wehte blau durchs off'ne Fenster in ein Erfinderzimmer und legte sich um eine hohe Stirne, just im Augenblicke, wo daraus die Lösung einer neuen Dampfturbine sprang.

Das blaue Band sah einen langen Weg zurück. Weit um die Erde ging der unerbittlich schnurgerade Weg. Meilensteine standen klotzig an den Rändern — fünfundzwanzig Knoten — sechsundzwanzig Knoten — siebenundzwanzig Knoten . . . Was lag daran, daß da und dort ein Meilenstein auch eine Grabinschrift auf seiner andern Seite trug?

Als ob die Leichensteine nicht an jedem Fortschrittswege stehen müßten!

Und ein Fortschritt war es, als der dreißigknotige Schiffskoloß dem blauen Bande seine Reverenz erwies. Als der Fünfunddreißigknotige den Golfstrom schnitt, und als das Vierzigknotenschiff mit schwarzem, schwerem Atem den Wendekreis des Krebses heraufkeuchte.

Zeitweiser jeden abgelaufenen Tag an und zählte: „Nur mehr vier — nur mehr drei Tage, bis die Woche um ist!“ In seiner Langeweile ging er sogar auf die Jagd und hatte geringes Weidmannsheil: Erlegte einen Igel und fehlte einen Zwölfender am Sulzkogel. Der verfehlte Hirsch bekümmerte ihn weniger als das schier unheilbare Loch in dem einen seiner weißen Strümpfe, der sich an den Dornen eines wilden Rosenbusches verfing. Doch, gottlob! Herr Maximilian besaß noch ein zweites Paar Strümpfe — ein letztes.

Nach Ablauf der Woche torkelte die Sänfte wieder zu Tal und der steirische Galawagen holperte wieder merzabwärts nach Krieglach.

(Schluß folgt.)

Das blaue Band.

Von **Fritz Müller.**

Wie soll man sich zum blauen Bande stellen?

Hm, es kommt darauf an. Es gibt verschiedene blaue Bänder. Da wäre zunächst ein blaues Band, das unsre Liebste trug, das unsrer kinderjungen Liebsten sich um den blonden Haarzopf schleifelte — ich weiß noch, wie lustig die seidenblauen Bänderenden in den Winden flatterten . . .

Nein, nicht dieses blaue Band. Ich bitte euch, wer spricht denn heute noch von blauen Liebesbändern —

Dann weiß ich noch ein andres blaues Band, das ist es französisch: Le cordon bleu, sagen sie hinter den Vogesen und verleihen es der Köchin, die am besten kocht.

Das ließe sich schon eher hören, zum mindesten ist substantieller. Aber noch nicht, wie soll ich sagen — noch nicht aktuell genug. Habt ihr denn nie von einem dritten blauen Band gehört, dem blauen Bande, das von England ausging, The blue ribbon, nach dem ein Hetzen ist und Jagen? — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

So will ich euch seine Geschichte erzählen, wenn ihr Zeit habt, die Geschichte vom blauen Band.

Also dieses blaue Band bekam der Mast auf dem Schiff, das am schnellsten durch den Ozean fuhr. The blue ribbon ging von einem Schiff zum andern. Erst waren sie alle englisch, diese Schiffe. Das erste war ein Zehnknotenschiff. Zum Lachen — das haben sie damals schnell geheißen. Dann entriß es diesem Schiff ein Dreizehnknoter. Darauf mit einem scharfen Sprung ein sechzehnknotiger Ozeanrenner.

Die kamen. Die stampften gleichmütig über den Schiffskoloß und seinen Herrn. Das war an jenem Tage, als Mister Hobbledihoi die bis dahin allgewaltige Kohle aus seinem neuen Schiffe ‚Zeitlos' warf und die elektrischen Ströme, die verschwiegen die Erde umkreisten, zwang, seinen ‚Zeitlos' um die Erde zu jagen. Das war, als Mister Hobbledihois ‚Zeitlos' beim Sonnenaufgang von Europa fortschoß gegen Westen. Das war, als fünfzehnhundert Kilometer in der Stunde überschritten wurden. Das Wasser kochte vorn am Bug, der die Längengrade in sich hineinfraß. Das Wasser kochte hinten am Kiel, wo die Schrauben wahnsinnig geworden waren. Weit und breit kein kleinstes Fischlein in der Wasserwüste — sie waren vor dem Donnergang des ‚Zeitlos, jäh geflohen. Die schnellsten Vögel riß der Luftwirbel aus ihrem Reich, ihre plattgedrückten Leiber klebten vorn am Buge.

„Mister Hobbledihoi", sagte der Kapitän, „Brinkmann ist geschlagen."

„Ich weiß es und ich ehre ihn, denn ich stehe auf seinen Schultern."

In diesem Augenblicke kam der König auf die Brücke. Und es war der König, welcher sich verneigte vor dem Schiffsherrn und ihm eigenhändig ein blaues Band ins Knopfloch seines Rockes schlang. Nein, schlingen wollte. Denn ein Windstoß kam und riß es in die Lüfte.

„Wenn wir am Land sind, habe ich ein andres," sagte der König; „nur eine Frage hätte ich."

„Bitte, Majestät."

„Warum hießen Sie Ihr Schiff den ‚Zeitlos'?"

Der Schiffsherr wies stumm nach der noch immer aufgehenden Sonne, die seit geraumer Zeit nicht um einen Zoll höher gegangen war am Horizonte.

Der König verstand nicht gleich.

„Das bedeutet?" wandte er sich fragend an den Kapitän.

„Das bedeutet," sagte dieser, „daß unser Schiff sich mit der gleichen Geschwindigkeit von Osten nach Westen bewegt, als sich die Erde in der umgekehrten Richtung um sich selbst bewegt, Majestät!"

„Und somit," ergänzte der Schiffsherr ruhig, „somit kann es auf unserm Schiff nicht — nicht später werden, solange wir nach Westen fahren."

„Und auf unserm Schiff wird es immer Sonnenaufgang sein," sagte der Kapitän.

Lange schwieg der König. Dann sagte er:

„Ich hatte einen Vorfahren, der von sich sagen konnte, in seinem Reiche ginge nie die Sonne unter. Ihr habt sein Reich zusammen-

Nun gab's kein Halten mehr im Rasen. Erfindung auf Erfindung holte sich das blaue Band aus den Gehirnen. Wütend, immer wütender peitschte es die Meere und die Menschen: Fünfzig Knoten, sechzig Knoten, siebzig Knoten . . . .

„Und ich gebe eher keine Ruh," sagte Mister Hobbledihoi, „als bis mein ‚Thunderer' fünfhundert Kilometer in der Stunde macht."

Und Mister Hobbledihoi war der Mann, das durchzusetzen. Und eines Tages fauchte sein „Thunderer" wie ein Geschoß übers Meer. Am Bug, das blaue Band, es ringelte sich vor Freude und schrieb die Zahl 500 in die zerschnittenen Lüfte.

Fünfhundert Kilometer in der Stunde waren überschritten. —

„Und ich gebe eher keine Ruhe," sagte Brinkmann, der Schiffsmagnat. „bis mein ‚Blitzstrahl' die drei Nullen mit dem Einser vorne aus den Wassern holt."

Und Herr Brinkmann war der Mann, das wahr zu machen. Ein Herr von Ingenieuren hetzte er mit Geld und Ehren. Ein Volk verfieberte er zu wütender Begeisterung. Ein Kohlenbergwerk warf er in sein Schiff und zwang es zu den tausend Kilometern in der Stunde. Das war in einer Nacht, als an Bord die tausend Lichter glänzten. Im Luftschiff drüber sahen es die Leute. Und es war ihnen, als flitzte eine riesige Sternschnuppe durch den Weltenraum.

Auf der Kommandobrücke stand der Schiffsherr Brinkmann neben seinem Kapitän. Der Kapitän las beim Scheine einer Glühlampe den Geschwindigkeitsmesser ab und legte salutierend seine Hand an die Mütze.

„Ich gratuliere, Herr Brinkmann," sagte er, „der Zeiger hat die Tausend überschritten. Darf ich es der Welt verkünden . . .?"

Brinkmann nickte. Es war ein eisernes Nicken.

Und als jetzt der Kapitän auf einen Knopf drückte, zerriß ein ungeheurer Pfiff die Lüfte.. Der sollte es der Menschheit sagen, daß eine Riesentat vollbracht war. Eine Tat, die dieser Eisenmensch auf der Brücke in die Welt warf.

Der?

Ein blaues Band kam auf den Schwingen jenes Pfiffes herangeflattert:

„Mir galt der Pfiff," raschelte das Band, „ich danke . . ." Und dann ergriff es von dem Schiff Besitz. Und geruhig sah es, wie im nächsten Hafen unter ihm die Kränze und die Sträuße sich zu Bergen häuften, wie die Weihereden stiegen, wie die verstolzte Menschheit sich vor Hochmut in die Brust warf . . .

Und noch während dem Gerede drunten schaute das blaue Band am Mast nach neuen Siegen aus.

„Wir wandern in unsre eigene Vergangenheit hinein!" schrien sie. Und so war es.

Die Menschheit, die nicht sterben wollte, flüchtete sich auf das letzte Riesenschiff, auf ‚Die Vergangenheit'. Kaum daß sie abgestoßen waren vom Gestade der Gegenwart, schwenkten sie die Hüte, schwenkten sie die Tücher:

„Wir fahren in unser Jugendland, in unser Jugendland zurück!"

Das war ein sonderbares Rückwärtstauchen in die Vergangenheit.

Da hatte man eben zärtlich Abschied genommen von den Seinen, als man über die Schiffstreppe heraufstieg. Und gleich darauf durchlebte man die Abschiedszärtlichkeit von neuem.

Da hatte man ein großes Glück genossen vor der Reise. Und gleich darauf wiederholte sich zwangsläufig alles Glücksgefühl von rückwärts.

„Wie ist mir denn?" sagten die Passagiere der ‚Vergangenheit', „hatte ich diesen Gedanken nicht schon früher einmal gefaßt?"

Und die, welche weiße Haare im Vollbart hatten, sahen mit Erstaunen das vergangene Schwarz von neuem aus den Spitzen in die Höhe gehen, und das vertriebne Weiß verkroch sich in die Wurzeln.

Und was das Sonderbarste war! Sie erlebten jetzt die Wirkung vor der Ursache.

Eines Jungen Wangen fingen rot zu brennen an. „Uh", heulte er, „uh", und hielt sich die Backe. Und darnach erst bekam er von seinem Vater die Ohrfeige, und wieder darnach beging er jenen Streich, für den die Ohrfeige vermeint war. Alles war jetzt umgekehrt wie früher.

Erst kam die Sättigung; und wenn man trotzdem aß, so stellte sich der Appetit am Schlusse ein. Man gab sich einen Kuß und fragte darnach erst, ob man sich einen geben dürfte. Man legte sich des Morgens ausgeruht ins Bett und schlief sich müd zum Abend vor, stand auf und fing die Arbeit an und wurde munter, immer muntrer. Man machte die Entdeckung, daß man mit einer Arbeit fertig war, und war im Handumdrehen erst am Anfang, wo man an dem Federhalter kaute . . .

Wieder stand Brinkmann neben dem Kapitän auf der Schiffsbrücke.

„Es ist sonderbar," sagte der Kapitän, „ich habe darüber nachgedacht und finde, daß jetzt die Welt gerade infolge des rasenden Fortschritts rückwärts geht."

„Ich denke, wir treiben hier keine Philosophie, Kapitän," sagte Brinkmann, der Eisenmann.

„Nein," sagte der Kapitän, „wir treiben Schnelligkeit, nur Schnelligkeit, und wir selber treiben mitten in der Schnelligkeit, ein wenig hilflos, will mir schei—"

schnurren lassen auf ein stampfendes Schiff. Auch auf eurem Schiffe geht die Sonne nicht mehr unter. Meines Vorfahrs Reich — und euer Schiff — meine Herren, mich dünkt, wir könnten uns die Hände reichen . . ."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Hier brach der Erzähler ab.

Der zu seinen Füßen saß und horchte, sagte traumverloren:

„Aber dann würden ja die Menschen auf diesem Schiffe auch nicht — nicht älter werden können?"

Der Erzähler lächelte.

Der Ruhm des ‚Zeitlos' hallte über die Erde. Die Menschen rissen sich um einen Platz in den Kajüten.

„Man altert nicht auf diesem Schiffe," riefen sie, „die Uhr des Lebens kann nicht *einen* Pendelschlag auf diesem Schiffe tun. Auf seinen Planken hat die Zeit die Macht verloren, nicht *eine* Runzel kann sie neu auf unserm Gesichte ziehen."

Um solches zu erlangen, war ihnen nichts zu teuer. Und die Schiffswerften der Erde bauten Tag und Nacht an neuen ‚Zeitlos'-Schiffen.

Und in den Häfen drängten sich die Menschen:

„Wir wollen zeitlos werden, zeitlos!" schrien sie und stürmten auf die Schiffe . . .

Aber da war es, daß eine neue Nachricht die aufgescheuchte Welt durchzitterte:

Brinkmann, der Besiegte, hatte sich erhoben. Brinkmann, der Besiegte, hatte ein neues Schiff gebaut. Das hieß er ‚Die Vergangenheit'. Warum denn ‚Die Vergangenheit'? Die Antwort spielte der Telegraph um die Erde:

Das neue Schiff läuft schneller als der ‚Zeitlos', also schneller auch, als sich die Erde um sich selbst bewegt. Mithin . . .

Die zum ersten Male auf der ‚Vergangenheit' fuhren, konnten sich vor Staunen gar nicht fassen: Eben, bei der Abfahrt, war die Sonne im Westen in das Meer gesunken. Los schnellte das Schiff vom alten Kontinent, wie vom Himmelsbogen ein Pfeil, den der Allmächtige in den Weltenraum hinausschießt. Und, o Wunder, da sah man die untergegangene Sonne wieder zurückgehen, wieder aus dem Meere aufwärtstauchen, wieder zu einem neuen Nachmittage, nein, einem schon vergang'nen Nachmittage rückwärtswandern . . .

Die Menschen auf *dem* Schiffe wurden nicht älter. Die Menschen auf dem Schiffe blieben auch nicht stehen in der Zeit.

„Wir werden jünger — jünger — jünger!" riefen sie in überquellender Begeisterung.

„Wie ich mir das erkläre? Ei, ganz einfach — der Mann hat sich durch die Schnelligkeit über seine eigene Geburt hinausgelebt — weg ist er — nicht mehr wiederkommen tut er.“

„Aber wenn wir ausstiegen, Kapitän — wenn wir den Klavierstuhl in der andern Richtung drehten?“

„Was futsch ist, das ist futsch und wird nicht mehr lebendig.“

„Kapitän, drehen Sie um — wir fahren heim.“

„Mit welcher Geschwindigkeit?“

„Mit — mit einer — vernünftigen.“

„Vielleicht fünfzig Kilometer über Erdgeschwindigkeit?“

„Zum Teufel mit der Übererdgeschwindigkeit — wir fahren einfach fünfzig Kilometer in der Stunde.“

„Sehr wohl.“

Brinkmann wollte gehen. Da löste sich vom Mast ein blaues Band, ein blaues Schleifchen. In zierlichen Spiralen schaukelte es dem Kapitän zu Füßen. Der hob es auf.

„Meister,“ rief er Brinkmann nach, „Meister, das blaue Band ist vom Mast gefallen — was soll ich tun damit — soll ichs wieder —?“

Der eiserne Brinkmann drehte sich um:

„Das blaue Band,“ sagte er langsam, „— Sie haben ein junges Mädel zu Hause, nicht wahr, Herr Kapitän?“

„Ja, allerdings.“

„Dem flechten Sie's ins Haar, Kapitän . . .“

Florians Meisterstück.

Eine dunkle Geschichte von **P. L. Münzer.**

I.

Admiral Samuel Kirk hatte einen guten Tag. Kolonel Davison war aus St. Louis in einer militärischen Angelegenheit nach Washington gekommen, wo ihn Joe Fisher ins Kasino schleppte, so daß Kirk ein Opfer für seine Geschichte am Missisippi hatte, die sich von seinen Freunden schon keiner mehr erzählen ließ, da sie alle das Abenteuer bereits hundertmal — wie Tom Wilson behauptete — oder gar tausendmal — was Dick Brown jederzeit zu beschwören bereit war — gehört hatten. Aber Kolonel Wilson war ein Neuling in dem Kreis und Samuel Kirk benützte die feine und seltene Gelegenheit. Er trank erst zwei Whiskies zum Anfeuchten, steckte dann eine entsetzlich schmierige Schifferpfeife in Brand, versichernd, er besitze sie über fünzig Jahre,

Es knitterte vom Mast. Ein Funkspruch wurde überbracht. Brinkmann las.

„Rasch, Kapitän," sagte er, „steuern Sie sofort zum Pol. Ich erhalte hier eine sonderbare Nachricht von meinem alten Feind, dem Mister Hobbledihoi — ich muß sehen, ob das wahr ist . . ."

Und dann flog die ‚Vergangenheit' zum Pol.

Der war auf einer Insel. Dort hielt die ‚Vergangenheit'. Brinkmann und der Kapitän nahmen ihre Fernrohre an die Augen.

„Sehen Sie ihn, Kapitän?"

„Ja, ich sehe Mister Hobbledihoi haarscharf auf der Erdachse sitzen."

„Auf einem Stuhle, glaub ich?"

„Ja, ein Klavierstuhl, der sich ohne Ende dreht. Wie rasend dreht sich der Mensch um die Polachse, warten Sie, von — von Ost nach West —"

Da tat Brinkmann, der Eisenmann, einen fürchterlichen Fluch.

„Kapitän, Kapitän, nun hat uns dieser dennoch überwunden!" schrie er.

„Wieso?"

„Zum Teufel, verstehen Sie denn nicht: So oft sich dieser Mensch auf dem Klavierstuhl herumgedreht hat, so oft sich seine Beine einmal um die Polachse geschlenkert haben, hat er dasselbe getan, dasselbe, dasselbe, was wir —"

„Was wir in einer Erdumschiffung taten — in der Tat, das hat er, und bei jeder Drehung wird er in viel, viel kürzerer Zeit um einen Tag jünger, als wir es auf unserer ‚Vergangenheit' jemals werden können."

Und dann sahen sie mit ihrem Fernglas, wie der Mann sich auf dem Klavierstuhl schneller drehte, immer schneller.

„Weiß Gott," schrie Brinkmann, „jetzt ist er gut um dreißig Jahr jünger, als ich ihn das letzte Mal sah."

„Nein, um vierzig," sagte der Kapitän.

„Ein Junge ist er jetzt, ein Junge!"

„Wahrhaftig, nicht mal mehr 'n Bart."

„In den Windeln liegt er, in den Windeln!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Und jetzt, Kapitän, was sehen Sie jetzt?"

„Jetzt sehe ich gar nichts mehr."

„Das ist doch nicht möglich — schauen Sie schärfer!"

„Keine Täuschung — leer ist der Klavierstuhl, ratteKahl leer."

„Kreuzteufel, wie erklären Sie das, Kapitän?"

nicht lehren, wie der echte Yankee denkt und warum er etwas tut. Er will dabei verdienen — verdienen — verdienen, und alles andere ist ihm Tobak. Um unsere Konkurrenz zu unterdrücken, fing er den Krieg an und nicht etwa um der schönen Augen triefäugiger Nigger willen. Ihr da im Norden rechnetet, wir da im Süden würden bankrott, sobald auch der Schwarze ein freier Mann war und seinen Lohn fordern durfte. Sehen Sie, Kolonel, das war die wirkliche Ursache des Sezessionskrieges, aber ich will niemandem meine Meinung aufdrängen und sage bloß, was wahr ist."

Wilson gähnte und fand, daß die Einleitung diesmal gar zu umfangreich ausfiel: „Samuel, du wolltest von der Kreuzungsfahrt der „Texas" erzählen und was du dabei erlebtest."

„Geduld!" Der Admiral paffte absichtlich beschaulich aus seiner entsetzlichen Pfeife, ehe er eillos fortfuhr: „Wir kreuzten also an der Mississippimündung, dear sir, weil uns gemeldet war, das Linienschiff „York" der Nordstaatler habe die Absicht, Neuorleans zu bombardieren. Die löbliche Absicht aber wollte ich den Krämern gehörig versalzen! Wegen der räudigen Kaffern das schöne Neuorleans bombardieren! Nach einer Woche Wartens segelte sie denn auch 'ran, doppelt so groß als mein Kahn und dreifach stärker bestückt. Als ob das auf mich und meine Jungens Eindruck machte! „Klar zum Gefecht!" befahl ich, unsere Flagge stieg auf den Mast und meine lieben Kanonen donnerten zur ersten Begrüßung hinüber, ehe die Schlafmützen der „York" noch recht wußten, was los war. Dann aber legten sich auch die anderen ins Zeug und gar nicht übel, um die Wahrheit zu sagen. Eine Granate sauste uns in die Takelung und eine zweite platzte mitdecks, daß meinem ersten Leutnant die Mütze abhanden kam mitsamt dem Kopf darunter. War ein lieber Kerl, der erste Leutnant John Nowles und hatte daheim eine hübsche Frau aus Kalifornien, zwei Kinder und ein Dutzend Schwarzer, so daß er auf seiner Baumwollenfarm ganz gut leben konnte, bis ihm die vom Norden den Kopf und die Mütze wegfeuerten. Gemeinheit. Und alles des räudigen Gesindels wegen, dem Gott einen dunklen Pelz und keine Seele gab. Nun flitzten wir hinüber auf die „York" und die „York" flitzte zurück, bis eine Granate von uns in die feindliche Pulverkammer einbrach, explodierte und das halbe Linienschiff in die Luft flog. Na, die „York" war abgetan, da auch die andere Hälfte nicht mehr viel taugte; was noch auf der See herumschwamm, das hißte die weiße Flagge. Nicht wahr, man ist ein Christ und weiß, was im Evangelium zu lesen steht, wenn auch nicht ganz genau. Ich ließ also beidrehen und fischte den Rest der feindlichen Besatzung aus dem Wasser. Den Kapitän grüßte ich höflich — will hoffen, er hätte dasselbe getan, wäre ich zu ihm gekommen — bot ihm einen Schluck

was nach dem Geruch, den sie ausströmte, sehr glaublich schien, und legte das an sich schon lange Gesicht in etliche Längsfalten, zwinkerte mit den winzigen blauen Äuglein, strich mit seinen mageren Fingern durch das kurzgeschnittene, dichte, weiße Haar, zwirbelte den spitzen Kinnbart und schürzte die glattrasierte Oberlippe, so daß große gelbe Zähne sichtbar wurden, womit er stets lange Reden einzuleiten beliebte, und legte los: „Ob Sie damals überhaupt schon auf der Welt waren, Kolonel, das weiß ich nicht, bezweifle es aber. Im besten Fall lagen Sie noch Ihrer schwarzen Amme an der Brust — nein, widersprechen Sie nicht, Ihre Amme war schwarz, sonst wären Sie nicht so brünett ausgefallen. Ja, Ammen färben ab, mein Lieber, und das bedachten die Eltern von gestern leider zu wenig. Daher der Rassenmischmasch, sogar in den besten Familien der Union, deren Ahnen wirklich auf der sehr anständigen „Mayflower" von Altengland 'rübergerudert waren. Na, das bleibt sich schließlich für meine Geschichte gleichgültig, von der Sie, Sir, jedenfalls profitieren können. Also damals, nämlich während des Sezessionskrieges, befehligte ich als junger Kapitän die Fregatte „Texas", einen tüchtigen Dreimaster. Was glauben Sie wohl, wem das Schiff gehörte? Den Nordstaaten? Ha, mein Lieber, da sind Sie auf dem Holzweg!" Die stacheligen Brauen Kirks sträubten sich, als hätte der Kolonel, der sich aber gar nicht muckste, widersprochen. „Ich war Südstaatler durch und durch, mit Leib und Seele, mit Leber und Nieren, verstanden! Mit der Bande da heroben im Norden, die den Niggern gleiche Rechte wie den Weißen zuschanzen wollte, hatte ein anständiger Kerl nichts zu schaffen."

Jetzt beabsichtigte Davison wirklich etwas einzuwerfen und begann ein bißchen geärgert: „Entschuldigen Sie, Herr Admiral . . . . .", aber Joe Fisher versetzte ihm unter dem Tisch einen fühlbaren Tritt aufs Schienbein, den der Kolonel richtig deutete und rasch schwieg.

Samuel Kirk spuckte unbekümmert um die Vornehmheit des Kasinos auf den Teppich und bestellte zwei neue Whiskies auf einmal, um dem Kellner später einen Gang zu ersparen. „Junger Freund, Sie wollen gewiß sagen, Ihr Vater oder Ihr Onkel habe dazumal unter Grant für die Nordstaaten gefochten und sei dennoch ein anständiger Kerl gewesen? Zugegeben, daß der eine oder der andere von euch gegen die Sklavenhalterei bei uns wahrhaftig aus Menschlichkeit protestierte — so wie zum Beispiel Euer Präsident Lincoln, ein smarter boy, der es nur nicht besser verstand — aber die meisten, die unsere Nigger auch für Menschen hielten, taten das aus geschäftlichen Gründen, weil wir ihnen mit der billigen Sklavenarbeit die Konkurrenz sauer machten, wo sie jedem grünen Jungen, der ihnen die Schuhe putzte, etwas in die schmutzige Pfote drücken mußten. Na, Sie werden mich

die Hunde? Etwa die tapferen Nordstaatler, die euch Sklavenhaltern das Fell gerbten?"

„Ich dränge niemandem meine Meinung auf," sagte scheinbar belustigt über den Zorn des anderen Samuel Kirk. „Und was die Hunde anlangt, von denen ich gelegentlich redete, so hab ich nur den Vergleich mit dem Hasen, den die vielen Hunde zu Tode hetzen, gebrauchen wollen. Das ist wohl noch erlaubt, Herr Kolonel, oder nicht?"

Davison wünschte Frieden und gab sich mit der Aufklärung zufrieden.

Überdies vermittelte Wilson und lenkte das Gespräch in mittlere Bahnen: „Unser Kirk läßt mit sich reden, nicht wahr Samuel? Hast du doch selbst später bei den endlich vereinigten Staaten Dienste genommen und die Vergangenheit vergessen und begraben."

Der Einwurf verfehlte den löblichen Zweck, Frieden zu stiften, und der Admiral platzte mit gesträubten Brauen los: „Ich habe nichts begraben und nichts vergessen, ich habe keine Dienste genommen, sondern euer Präsident Johnson schrieb mir eigenhändig einen Brief, in dem er mir das Kommando über die „Louisiana" antrug, die ein viel schöneres Schiff als meine alte „Texas" war. Die Niggerfrage ist erledigt, ist leider so erledigt, wie Händler und Krämer eben solche Fragen abtun, so daß jetzt in Washington ein Nigger schon auf zwei Menschen kommt, aber die japanische ist noch da, und wenn die gelöst wird, möchte der alte Samuel auch dabei sein, damit man nicht ein zweitesmal vor Wilden die Segel refft, wie der Hund, der seine Prügel weghat, den Schweif." Ganz wütend hieb der Admiral mit der Faust auf den Tisch, was jedoch bei seinen heftigen Debatten so häufig den Schlußpunkt bildete, daß sich die Kellner schon lange nicht mehr umdrehten, um den Radaumacher auszuforschen. Es war immer Samuel Kirk. Nur einige fremde Gäste schauten herüber.

„Spät ist es geworden," meinte Joe Fish und riß den Mund gähnend auf, um seiner Bemerkung Nachdruck zu geben. „Zeit zum Heimgehen, zum Schlafen." Er fürchtete, der Alte würde noch sein zweites Steckenpferd reiten und gegen die Gelben losziehen. Das wünschte gewiß niemand mehr.

Der Admiral zahlte verstimmt über den mißlungenen Abend, der sich so gemütlich angelassen hatte, brummelte, die Jugend schätze die Erfahrungen des reifen Alters spottwenig, drückte seinen Freunden und dem Kolonel kräftig die Hand, daß Davison, der dergleichen nicht gewohnt war, am liebsten aufgeheult hätte, und trollte sich.

Aber Samuel Kirk ging nicht gradwegs heim, sondern schlenderte auf Umwegen durch die feuchte Mitternacht zum Marineministerium, um noch die Abteilungen zu inspizieren, die durcharbeiteten, in der

Whisky an und sagte: „Nichts für ungut, Kamerad, es war mir ein Vergnügen, euch beinahe allesamt in die Luft gesprengt zu haben, aber es ist nur meine Seemannspflicht gewesen. Gut, daß Ihr noch rechtzeitig die Flagge strichet.“ Und weil er mir in seiner armseligen Lage erbarmte, fügte ich noch freundlich hinzu: „Aber das kommt davon, wenn ein anständiger boy, für den ich Sie halte, obwohl Sie wegen der schundigen Nigger mein schönes Neuorleans bombardieren wollten, auf den falschen Weg gerät, wie ein tüchtiger Schluck Brandy in die falsche Kehle. Was gehen denn Sie die Schwarzen an, wenn ich fragen darf?“ Er antwortete nichts, wohl deshalb nicht, weil ihm aus der Brust das Blut hellrot ins Hemd floß. Ich ließ den armen Kerl verbinden und in meine Kajüte bringen. Da meldete mir mein Steuermann, der Jack — ein forscher boy — auch zehn Nigger von der „York“ seien da; was man mit ihnen anfangen solle. „Nigger?“ fragte ich. „Was haben die da zu schaffen? Auf meinem Schiff dulde ich keine Nigger. Denen verdanken wir den ganzen verd .... Krieg! An die Raaen mit ihnen!“ Die Schwarzen bettelten und flennten natürlich und ein Kadett von der „York“ legte sich ins Mittel und schwefelte von ehrenhafter Kriegsgefangenschaft und dergleichen. Zehn Minuten später baumelten die Kaffern von den Masten. All right.“ Befriedigt stopfte Samuel Kirk wieder seine entsetzliche Pfeife und erwartete vom Kolonel Davison ein paar beifällige Worte. Deshalb blinzelte er aus seinen winzigen blauen Augen freundlichst zu ihm hinüber.

Aber Davisons Vater hatte wirklich unter den Fahnen der Nordstaaten gefochten und außerdem gefiel ihm das Hängen der Nigger nicht sonderlich, so daß er sehr ernst wurde und beiläufig meinte: „Man kann die Sache von verschiedenen Seiten betrachten, Herr Admiral. Auf jeden Fall gab Ihnen der Ausgang des Krieges unrecht, die Südstaaten, die die Menschenrechte mit Füßen traten, unterlagen und die Grundsätze, die heute herrschen, obsiegten!“

Kirk fühlte sich durch die kühle Aufnahme, die sein Abenteuer fand, sehr enttäuscht, bestellte einen kräftigen Brandy, spuckte dreimal nacheinander auf den Teppich, zwirbelte heftig seinen Spitzbart und grollte: „Freilich unterlagen wir, weil das Vernünftige in unserer verkehrten Zeit in der Regel unterliegt. Goddam. Kein Wunder, wo wir fünf Millionen mit zwanzig zu raufen hatten. Und ohne Euren General Grant hätte unser General Lee Euch schon die Hosen ausgeklopft; will es meinen! Verlaßt Euch darauf, Sir! Aber es waren zu viel Hunde, die auf uns Jagd machten.“

Trotz eines neuerlich abmahnenden Fußtrittes Joe Fishers unter dem Tisch fuhr Kolonel Davison diesmal zornig auf: „W e r waren

Der alte Steuermann griff zu, den Bewegungslosen aufzurichten und zu untersuchen, ob noch Hilfe möglich war, aber Kirk faßte unwirsch seinen Arm: „Weg da! Alles lassen, wie es ist! Nichts anrühren! Telephonier der Polizei."

Zögernd, die Augen kaum von dem Menschen, der kein Lebenszeichen mehr von sich gab, wendend, schlurfte Jack hinaus zum Telephon, suchte verwirrt eine Nummer im Buch und rief endlich die Polizei an, der er etwas unklar und stotternd einen sonderbaren Unglücksfall meldete, den man sich nicht zu deuten wußte. Er bat im Namen des Admirals um eine Kommission zur Aufklärung des Falles.

Inzwischen stopfte sich Samuel Kirk ohne Aufregung seine entsetzliche Schifferpfeife und qualmte seelenruhig. Endlich meinte er gelassen: „Sichtbarlich ein Schlaganfall. Keine Ursache, sich zu erregen. Kommt alle Tage vor."

Dann folgte eine Pause, während der Steuermann auf den Zehenspitzen den Toten umschlich.

Es klopfte und der Admiral sagte „Herein!" aber es war immer noch nicht die Polizei, sondern im Türrahmen erschien Leutnant Mac Douglas. Eine seltsame Figur. Beinahe zwei Meter hoch, abgemagert, daß man glaubte, seine Knochen klappern zu hören, an denen die Uniform wie an einem Kleiderstock hing. Das schmale ausgemergelte Gesicht grau und mit Höhlen in den Wangen, ebensolche Gruben hinter den Ohren; glattrasiert und das dunkelbraune Haar sorgfältig gescheitelt. Aber aus dem Grau der Gesichtshaut glosten große, runde, stahlblaue Augen, die abwechselnd den Admiral, den Commander Duniphan und den alten Jack anstierten. So blieb Leslie Mac Douglas bestürzt stehen und zitterte, daß die schlaffen Kleider an ihm hin und her schlugen, wie die Kostümierung einer Hasenschrecke, die der Wind schüttelt.

Kirk lächelte leise, zog die Pfeife zwischen den gelben Zahnreihen heraus, spuckte und sagte bestimmt: „Leutnant, unser Kamerad Duniphan ist plötzlich gestorben. Weiß der Teufel, heutzutage sterben die jüngsten und gesündesten Menschen wie die Fliegen im Winter."

Fast ohne sich zu regen saßen oder standen die drei Männer um den stillen Körper am Schreibtisch und warteten.

Endlich kam die Polizei: „Eliot," stellte sich der Polizeileutnant flüchtig vor, im Gedanken schon ganz mit der Angelegenheit, die er zu untersuchen hatte, beschäftigt. Hinter ihm schritt ein anscheidend junger Mann mit von der Sonne braun gebranntem Teint, hellen, kurzsichtigen Augen, die eine Brille verstärkte, und — das war das Auffällige an ihm — schlohweißem Haar, das merkwürdig von den jugendlichen Zügen abstach. Am Ausgang neben dem Leutnant Mac Douglas postierten sich ein paar einfältig aussehende Polizisten von unzweifelhaft irischer Rasse.

Hoffnung, da und dort eine Nachlässigkeit zu entdecken, die ihm dann Gelegenheit gab, seine schlechte Laune herauszuschimpfen. Dem Washingtonstandbild vor dem Kapitol salutierte er stramm, in der Pennsylvania-Avenue brüllte er einige betrunkene Nigger an und auf dem nachtschlafenden Lafayette Square knurrte er über eine üppige schokoladenbraune Lady in Rot, die in einen Mulatten eingehängt daherkam. Bleich und kleinmütig leuchtete das Weiße Haus im Mondlicht. Der Admiral pfiff ein greuliches Negerlied, das ihm besonders gefiel, obwohl er dessen Komponisten haßte. Der Wachposten vor dem Ministerium erwies ihm die militärischen Ehren und auf dem Gang, der zu seiner Kanzlei führte, fand er Jack, den alten Steuermann von der „Texas". „Nichts Neues?" fragte er.

„Nichts Neues, Admiral."

„Wer hat Dienst?"

„Commander Duniphan und Leutnant Douglas."

Samuel Kirk schritt an Tür 38, die ein Täfelchen mit dem Vermerk „Leutnant Leslie Mac Douglas" trug, vorbei und klopfte an Tür 39 mit dem Namen „Commander Archibald Duniphan". Es folgte kein „Herein" und unwillig drückte er die Klinke nieder.

Über den Schreibtisch gebeugt, halb sitzend, halb auf der mit Leder überzogenen Platte liegend kehrte der Commander dem Eintretenden den Rücken und rührte sich nicht. Kirk blieb wartend stehen, räusperte sich laut, und als noch immer keine Antwort kam, sagte er zum alten Steuermann: „Jack, sieh zu, was der hat."

Jack näherte sich betroffen der stillen Gestalt, die vielleicht schlief, wenn auch die Lage für einen guten Schlaf recht unbequem war, und murmelte: „Commander — Inspektion!" Aber kein Laut, kein Zeichen, daß der Angeredete es hörte. Der Alte trat ein wenig zur Seite, blickte gebückt ins Gesicht des Regungslosen und schrie auf: „Herr Admiral . . ."

„Hallo, was denn?" Auch Samuel Kirk näherte sich jetzt dem Schreibtisch und schaute in das fahle, verstörte Gesicht seines Commanders, dessen Augen wie erschrocken ins Leere starrten, dessen Mund weit offen stand und dessen Nase spitz und weißlich war. Der Admiral überblickte die Umgebung; vor dem Toten lagen beschriebene Blätter, durch ein mehrfarbiges Band zusammengeheftet — ein amtlicher Akt — ein fast geleertes Glas Wein stand davor und daneben eine entkorkte Flasche, aus der anscheinend das Glas gefüllt worden war. Auf der mit schwarzem Leder überzogenen Platte verstreute Splitter bronzebraunen Siegellacks, mit dem die Flasche versiegelt gewesen und das auch noch mit einem breiten Rand deren Hals umkränzte; am Fußboden lag der angebohrte Stöpsel.

und zwei Uhr, geschah. Um seinen Vorsatz, aus dem Leben zu scheiden, auszuführen, benützte er ein Gift, das uns Fachmännern nur allzu bekannt ist und das ich als spezifisch amerikanisches Mittel bezeichnen möchte, da seine Erfinder Indianer sind, von denen es leider — ich muß wirklich sagen: leider! — in den Allgemeinbesitz der Nation überging, die wahrlich damit Mißbrauch treibt." Mit einer einladenden Gebärde wandte er sich an den jungen Weißhaarigen: „Lieber Herr Kollege, die Art des Giftes wird für Sie neu und interessant sein . . .", aber da unterbrach er sich und lächelte Samuel Kirk zu: „Herr Admiral, hier stelle ich Ihnen Herrn Doktor Peter Florian, einen Deutschen, vor, der uns vom auswärtigen Amt in Berlin warm empfohlen wurde und sich aus Passion mit Kriminalistik und mit allem was damit zusammenhängt, beschäftigt. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, wie wertvoll uns seine Kenntnisse gerade hier noch werden können. Wir rauchten eben eine Zigarette in meiner Kanzlei, als man mich hierher berief und Doktor Florian hatte die große Freundlichkeit, mich zu begleiten."

Admiral Kirk nickte Florian zwei- oder dreimal freundlich zu und dieser verbeugte sich verbindlich.

Eliot setzte seine Erklärung fort: „Also, lieber Kollege, das Indianergift besteht aus dem besonders dafür zubereiteten Saft eines in der Union nicht seltenen Giftbaumes, des Rhus toxicodendron, und aus einem Stoff anorganischer Art, den die Chemie noch nicht mit Sicherheit zu benennen vermochte. Jedenfalls ist aber die Mischung auch in den allerkleinsten Dosen verabreicht unbedingt tödlich und wird von Verbrechern häufig verwendet, ebenso von Leuten, die dem Leben keinen Geschmack mehr abgewinnen können. Sie hat für die Polizei nur den einen unleugbaren Vorteil, daß sie an dem Objekt, das ihr zum Opfer fiel, in der Regel leicht nachweisbar ist. Wie auch hier. Nur besonders vorsichtigen und erfahrenen Verbrechern, die mit der Wissenschaft fortschreiten, gelingt es, durch Beimengung eines bestimmten Alkaloides, das ich nicht genauer bezeichnen will, die Entdeckung ziemlich zu erschweren. Selbstverständlich hatte der Commander Duniphan, wie schließlich jeder Selbstmörder, kein Interesse daran, die Spuren und die Art des Giftes, das er einnahm, zu verwischen. Übrigens vermag auch ein Zusatz des erwähnten Alkaloides den Chemiker nicht lang zu täuschen und nur die Feststellung um einige Stunden hinauszuschieben — falls nicht irgendein unkundiger Arzt oder Beamter vorschnell eine natürliche Todesursache angibt, weil er das Indianergift nicht erkannte, so daß überhaupt keine weiteren Untersuchungen angestellt werden. Ein gar nicht seltener Fall bei der Nachlässigkeit mancher Ärzte und Beamten. Mir allerdings könnte es nicht passieren."

„Also, was gibt es?“ fragte Eliot, aber er stellte die Frage nur an sich und keinen der Anwesenden, denn er hörte auf die knappe Erklärung Samuel Kirks, der berichtete, was er wußte, gar nicht hin. Er erkundigte sich bloß: „Und ist alles noch so wie es war?“

Da der Admiral beleidigt über die bisherige Nichtbeachtung seiner Person schwieg, antwortete Jack: „Alles unverändert.“

Der Polizeileutnant, dessen Bewegungen und Ausdrucksweise etwas sehr Entschlossenes hatten, fühlte nach dem Puls Duniphans, der nach wie vor überhängend auf der Schreibtischplatte lehnte, dann folgte eine Herzuntersuchung und zuletzt schoben die glatten, gepflegten Finger Eliots wie mit einer Pinzette die schon erstarrten Lippen des Commanders auseinander, um das blasse Zahnfleisch sichtbar zu machen. „Tot“, lautete die erste förmliche Feststellung und hierauf führte Eliot das Glas mit dem Weinrest und schließlich auch die fast noch ganz gefüllte Flasche unter die Nase, lächelte vielsagend und setzte Flasche und Glas wieder hin. „Gift.“ Das Ergebnis erregte weiter kein Staunen, es war, als ob man derlei erwartet hätte.

Entschieden nahm der Polizeileutnant wieder seine aufrechte militärische Haltung ein, weitete mit dem Zeigefinger den steifen Uniformkragen, der ihm den Kehlkopf zu beengen schien, und sagte höflich zu Samuel Kirk: „Wünschen Sie, Herr Admiral eine Darlegung des Falles, der sehr einfach ist, daß er sich mir, dem Fachmann, schon nach einer kurzen und, wie Sie gewiß merkten, oberflächlichen Untersuchung, ohne Zweifel übrig zu lassen, offenbarte?“

„Bitte.“ Samuel Kirk zwinkerte mit seinen winzigen blauen Äuglein, das Zucken verriet Verschiedenes und ließ dabei doch nichts Bestimmtes erraten. Er lümmelte nach wie vor, als ginge ihn die Geschichte blutwenig an, breit und bequem in dem einzigen Lehnsessel des Büros, während Leutnant Mac Douglas den Platz an der Tür besetzt hielt und der alte Steuermann unstet von einem Fuß auf den anderen trat. Der junge Weißhaarige, der in Begleitung der Polizei gekommen war, trat nahe an den Toten heran und warf durch seine scharfen Brillengläser einen langen Blick auf das Schriftstück, das sich auf der Schreibtischplatte ausbreitete und für das noch niemand Interesse gezeigt hatte. Die beiden irischen Polizisten schienen zu schlafen, denn sie öffneten die stumpfen Augen schon eine ganze Weile nicht mehr.

Eliot nahm die Haltung eines Schauspielers, der dem Publikum einen Monolog hinwerfen will, oder eines Professors vor seinen Hörern an und begann mit erhobener, klingender Stimme: „Wir haben davon auszugehen, daß sich der Commander Archibald Duniphan selbst entleibte, daß die Tat — nach dem Zustande der Leiche zu schließen — vor einer oder höchstens einer und einer halben Stunde, also zwischen ein

Doktor, daß Indianergift stets flüssig ist und in festem Zustand nicht vorkommt. — Es ist anzunehmen, daß die vom Commander erstrebte Wirkung sofort eintrat und er nach wenigen Augenblicken tot vornüber auf den Schreibtisch fiel, in welcher Stellung ihn der Herr Admiral antraf und die auch wir noch zu sehen Gelegenheit haben. So ungefähr, meine Herren, ja — genau so hat sich der Vorgang, den wir nur mehr in seiner Vollendung unmittelbar wahzunehmen imstande sind, abgespielt.“ Befriedigt warf sich Eliot in die Brust: „Aber gleichgültig, ob wir Zeugen des Dramas waren oder nicht, unsere Logik, einiges Wissen und Nachdenken und ein bißchen Scharfsinn genügen, das was geschah, zu durchschauen und nicht nur was geschah, sondern auch wie es geschah.“

Samuel Kirk nickte beistimmend und zwirbelte seinen Kinnbart: „Herr Polizeileutnant, meine Hochachtung und Bewunderung für so viel Logik und Wissen, Nachdenken und Scharfsinn. Ich, offen gestanden, wäre nicht daraufgekommen, doch schließlich ist es auch nicht mein Beruf, Rätsel zu raten.“

Eliot dankte mit geschmeichelter Miene für die Anerkennung und diktierte einem der irischen Polizisten, der zu diesem Behufe erwachen mußte, das Protokoll Silbe für Silbe, das ungefähr dasselbe enthielt, was er soeben in seiner Rede dargelegt hatte.

Der Admiral beauftragte den alten Steuermann flüsternd, um die Amtshandlung nicht zu unterbrechen, den Vater Duniphans in Pittsburg, U.-S.-A., Ice Company, telegraphisch von dem Vorgefallenen zu verständigen, und Jack schlurfte schwerfällig hinaus, den Leutnant Mac Douglas, der immer noch auf demselben Fleck bei der Tür stand, einfach beiseiteschiebend.

Der Polizeileutnant unterzeichnete das Protokoll und reichte Kirk die Hand: „Im übrigen mein herzliches Beileid zu dem Todesfall. Sie als unmittelbarer Vorgesetzter Duniphans werden davon in erster Linie berührt.“

„Danke“, sagte Samuel Kirk.

„Ein Wort!“ bat Doktor Florian und legte seine Hand auf Eliots Schulter. Er redete eine Weile in ihn hinein, ohne daß der Polizeileutnant etwas erwiderte. Nur zuckte er einmal mit der Achsel.

Dann meinte er: „Wenn Sie glauben . . . Wenn Sie die weiteren Nachforschungen auf eigene Faust anstellen wollen . . .“ Eine lange Minute dachte er angestrengt nach, ehe er zu einem Entschluß gelangte. Hernach richtete er sich wieder militärisch stramm auf und drehte mit einem Ruck den Kopf zum Admiral: „Ich halte mich für verpflichtet, Ihnen von der Vermutung, die Herr Florian äußerte, Mitteilung zu machen, auch deshalb, weil ich Sie bitte, meinem Kollegen ein wenig an die Hand zu gehen. Herr Doktor Florian schloß aus verschiedenen Einzelheiten, deren Bedeutung abzuschätzen ich noch nicht genügend Zeit hatte, daß der Commander Duniphan nicht freiwillig aus dem Leben

Samuel Kirks Brauen sträubten sich und er fiel Eliot ins Wort: „Das Gift, von dem Sie sprechen, Herr Polizeileutnant, kenne ich auch, denn ich lebte einige Jahre im Indianerterritorium und hatte oft mit Rothäuten zu tun, aber die Vermengung mit dem Alkaloid, um den Nachweis zu erschweren, ist mir völlig neu."

„Was nur ganz verständlich ist," bestätigte der Polizeileutnant höflich. „Den Indianern und so ziemlich auch jedem Gebildeten sind zwar die Grundstoffe bekannt, aber diese besonders zu verarbeiten blieb der Verbrecherwelt und der Arzneiwissenschaft vorbehalten." — Und zu Doktor Florian: „Lieber Kollege, nun riechen Sie bitte an dem goldgelben Weinrest — es ist meines Erachtens eine gute Sorte Südweines. Nehmen Sie etwas wahr?" Gespannt betrachtete er den Gesichtsausdruck Peter Florians, der das Glas zur Nase hob.

Er roch eine Weile daran und schüttete dann auch noch einige Tropfen aus der Flasche in seine flache Hand, die er gleichfalls schnuppernd beroch: „Ein seltsam süß-säuerlicher Geruch, der mir ganz neu ist."

„In der Tat," sagte Eliot erfreut. „Süß-säuerlich, das ist die richtige Bezeichnung. Und es muß in dem Wein eine beträchtliche Menge Indianergiftes vorhanden sein, denn der Geruch ist durchdringend. Dem Commander lag ja auch daran, eine schnelle und durchaus tödliche Wirkung zu erzielen. Verbrecher begnügen sich zumeist mit kleinen Dosen, die ebenfalls in den meisten Fällen zu einem zwar unvermeidlichen aber langwierigen Sterben führen. — Und nun kehren wir wieder zur Tat selbst zurück, die wir uns möglichst veranschaulichen wollen. Des Commanders Absicht, aus dem Leben zu scheiden, datiert sicherlich nicht erst von heute oder gestern, sondern war das Ergebnis eines längeren Vorbedachtes, denn die Beschaffung des Saftes des Rhus toxicodendron bereitet immerhin einige Schwierigkeiten und man bekommt ihn nicht in Apotheken zu kaufen. Der Handel damit wird hinter dem Rücken der Behörden getrieben und Kurpfuscher verwenden den Stoff zur Herstellung eines gesuchten Schönheitsmittels. Am leichtesten verschafft man sich das fertige Indianergift von einer verkommenen Rothaut, wie sie ja zu Tausenden in unseren Großstädten arbeitsscheu herumlungern und mit allem mühelos zu verdienen suchen, was sie keinen Schweiß kostet ... Vielleicht schob der Commander Duniphan die Ausführung aus irgendwelchen Gründen, die ich natürlich nicht erraten kann, von Tag zu Tag hinaus, bis ihn der Überdruß am Dasein plötzlich übermannte, denn sonst hätte er sich nicht hier, sondern gewiß daheim von dieser Welt, der er keine Reize mehr abgewann, empfohlen. Mitten im Studium eines Aktes holte er das Fläschchen mit dem Gift aus der — sagen wir — Westentasche und goß den vollen Inhalt ins Weinglas, um dies fast bis zur Neige auszutrinken. Sie müssen nämlich wissen, lieber

nicht weiter, Herr Kollege, und ich glaube, er wird Ihnen auch nichts von Belang sagen können. Ich meine das nur deshalb, weil morgen die Geschworenenkommission mit dem Beschauer an der Spitze gravitätisch anrücken wird, wie es die Gesetze der Union für alle nicht natürlichen Todesfälle vorschreiben. Nebenbei bemerkt werden die Herren hier ein paar Stunden herumschnüffeln und zum Schluß die Richtigkeit meines Protokolls wortwörtlich bestätigen. Dafür stehe ich gut. Was jedoch selbstverständlich nicht die Wahrheit dessen, was ich diktierte, irgendwie beweist. Auf Wiedersehen, lieber Kollege, morgen in meiner Kanzlei, wo Sie mich hoffentlich aufsuchen werden. Ich bin auf das Ergebnis Ihres Scharfsinnes nicht weniger gespannt als Admiral Samuel Kirk und Leutnant Mac Douglas, wenn ich in den Mienen der Menschen zu lesen verstehe, was ich mir bisweilen einbilde. Auch der verflixte Steuermann wird jedes Wort, das Sie ihm sagen, mit gespitztem Ohr anhören."

Peter Florian, allein im Zimmer 39, überlegte nachdenklich die Abschiedsbemerkungen Eliots, hinter denen er einen geheimen Sinn suchte; und da er ihn nicht gleich erriet, machte er sich an die Prüfung einiger, wie es ihm schien, an sich nicht wesentlicher Kleinigkeiten, die aber doch genügten, die Hypothese des Polizeileutnants abzuschwächen. Als er sich anschickte, die Züge des Toten zu betrachten, trat der alte Steuermann ein und machte sich zu schaffen.

Jack sagte mit einem Mißvergnügen, das zu verbergen er sich nicht die mindeste Mühe gab, Admiral Kirk habe ihm befohlen, behilflich zu sein, Wünsche nach Tunlichkeit zu erfüllen und die verlangten Auskünfte zu erteilen.

Florian dankte und war überzeugt, jetzt einen strengen Aufpasser neben sich zu haben, aber auch der konnte ihn nicht erheblich stören. Er bat um zwei Fläschchen, die er gründlich zu reinigen bat.

Behender als früher entfernte sich der Steuermann, zweifellos von der Absicht getrieben, den Fremden nicht zu lange im Zimmer allein zu lassen.

Peter Florian studierte die Gesichtszüge des Toten, die ihm wirklich so wenig verrieten, wie schon Eliot vorausgesagt hatte. Aber er hatte sich davon auch nichts versprochen. Archibald Dumphan mußte im Leben ein ansehnlicher Mensch gewesen sein; stark gestrichene Brauen, eine schmalkantige gebogene Nase und ein eckiges Kinn deuteten auf Entschlossenheit und die Kraft, Entschlüsse auch zur Ausführung zu bringen; die rundlich gewölbten Lippen wiesen auf Sinnlichkeit; in den dunklen Augen war leider nichts mehr zu lesen — sie stierten gebrochen und glanzlos in leere Weiten. Nach diesen menschlich ergreifenden Beobachtungen wandte sich der Doktor dem Schreibtisch zu. Eilig überflog er den Akt, an dem der Commander zuletzt gearbeitet hatte, und seine

schied, sondern sehr unfreiwillig, mit anderen Worten, daß er einem Verbrechen zum Opfer fiel, daß er ermordet wurde."

Samuel Kirk zwinkerte belustigt aus seinen winzigen Schweinsäuglein, etwa wie ein Chirurg zwinkern mag, dem ein Hufschmied erklärt, wie man eine Schädeltrepanation kunstgerecht vornimmt. „Hm, gut. Also das meint der Herr Doktor! Ja, die Doktores . . . Aber nach Ihren sonnenklaren Erläuterungen, Herr Polizeileutnant, scheint mir eine solche Vermutung doch ziemlich kühn. Aber ich will niemandem meine Meinung aufdrängen."

„Irrtümer sind nie ausgeschlossen", erklärte Eliot bescheiden.

Mit zwei langen Schritten seiner unendlichen Beine stand Leutnant Mac Douglas vor Peter Florian: „Wirklich — Sie glauben . . ." Aber er vollendete die Frage nicht.

In Florians Stirn zogen sich Falten: „Lieber Herr Leutnant, von einem Glauben kann keine Rede sein. Immerhin lassen einige unbestreitbare Tatsachen, die ich hier festzustellen Gelegenheit fand, die Möglichkeit offen, daß wir es mit einem von dritter Seite verschuldeten gewaltsamen Tod des Commanders Duniphan zu tun haben."

Mac Douglas öffnete schon den Mund zu einer zweiten Frage, als der Admiral ihm zuvorkam, aus dessen Stimme Ironie und Unglauben klangen: „Lieber Doktor, wollen Sie uns nicht verraten, welche Tatsachen Ihnen die Möglichkeit offen lassen, an einen Mord zu denken?"

Florian beachtete die deutlichen Zweifel und die spitze Ironie nicht, sondern erwiderte liebenswürdig: „Wenn Sie mir, Herr Admiral, gestatteten, meine Darlegungen zu einer gelegeneren Zeit zu machen, so wäre ich Ihnen wahrhaft verbunden. Man spricht nicht gern von Vermutungen, die sich nur auf flüchtige und vielleicht irrige Wahrnehmungen stützen, zumal wenn ein so hervorragender Praktiker wie der Herr Polizeileutnant Eliot mir nicht beizupflichten vermag."

Kirk knurrte unverständlich und Eliot schlüpfte in seinen Mantel, dem ihm einer der Polizisten reichte. „Gute Nacht", sagte er und blinzelte zu Florian. „Guten Erfolg, denn ich nehme an, daß Sie hier noch einige Untersuchungen anstellen werden, gegen die der Herr Admiral wohl nichts einzuwenden hat."

Der sagte gleichgültig: „Das Zimmer hier steht dem Herrn Doktor jederzeit offen . . .", und bevor er mit knappem Gruß ging, wandte er sich nochmals um: „Lieber Doktor, darf ich Sie bitten, mich von allem auf dem Laufenden zu halten. Ich bin selbstverständlich auf Ihre Entdeckungen sehr begierig. Alle Tage wird kein Commander im Marineministerium umgebracht." Er verließ das Büro und Mac Douglas, der einen suchenden Blick zurückwarf, folgte ihm.

Nun blieb auch Eliot nicht länger. Er erwähnte den Fall selbst mit keinem Wort, aber riet: „Um den Toten kümmern Sie sich besser

„Der Herr Commander schloß nie ab. Verlor vielleicht auch den Schlüssel.“ In den Fächern lagen Akten, Bücher, Papierstöße und im untersten standen drei gefüllte Flaschen, die der Steuermann heraufholte und auf den Schreibtisch stellte. „Nur mehr drei — da muß der Commander tüchtig gepichelt haben!“

„Können Sie mir nicht ganz genau sagen, wann der kleine Neger das letztemal da war?“

„Genau? Ganz genau?“ Jack überlegte. „O ja, freilich — am fünfzehnten, bestimmt am fünfzehnten, denn da wurden die Gänge gewaschen und mitten hinein patschte der schmierige Nigger, daß ich dem schwarzen Tier noch ein Kopfstück gab.“

Florian ergriff die Flasche, an der an einem Bindfaden ein Zettelchen hing und las: „Bekkie Smuls Weinhandlung und Trinkstube zur Rebe von Florida. Georgetown.“ Den Namen und die Adresse notierte er sich. Aber als er die Flasche, die für ihn kein anderes Interesse mehr hatte, eben wieder hinstellen wollte, gewahrte er etwas, was ihn in Erstaunen setzte. Seine Augen kniffen sich zusammen, um besser zu sehen, dann beugte er sich hastig über die Schreibtischplatte und sammelte im Handteller die Siegelsplitter, die beim Öffnen der vergifteten Flasche abgebröckelt waren, verglich sie lang und aufmerksam mit der unverletzten Siegelung der Flaschen aus dem Kasten und schüttelte den Kopf. „Bitte, verschaffen Sie mir zwei Briefumschläge.“

Der Alte kramte aus der Schreibtischlade ein großes und ein kleines Kuvert heraus.

In das große schüttelte Florian die Lackreste aus seiner Hand und ins kleine tat er vorsichtig einige bronzebraune Siegelstücke, die er mit dem Messer vom Hals einer der Flaschen aus dem Schrank schabte. Damit war er hier endgültig fertig und sagte gut gelaunt: „Jetzt sind Sie von mir erlöst.“

Der Alte erwiderte nichts und lehnte wortlos das Trinkgeld ab, das Florian ihm anbot.

In den frösteligen, schon morgendämmernden Straßen dachte Peter Florian: „Wenn doch die Dinge Zungen hätten und Zeugenschaft ablegten! Wenn die Möbel des Zimmers 39 der menschlichen Sprache mächtig wären, sie könnten fesselnde Geschichten erzählen! Schade, daß Möbel stumm sind, stummer als Steine, die angeblich zu reden anfangen, wenn die Menschen schweigen.“ — Ferner dachte er: „Wie einfach ist die Aufdeckung eines Verbrechens, bei dem Blut fließt. Da helfen die Nasen aus. Gewaltsam vergossenes Blut riecht unangenehm süß, sowohl beim ermordeten Menschen wie beim gehetzten, zur Strecke gebrachten Wild. Vermutlich durch den erhöhten Eiweißgehalt infolge Angst und Schrecken.“

(Fortsetzung folgt.)

Vermutung, daß ihm nur untergeordnete Bedeutung zukam, wurde bestätigt — sonst hätte ihn der Admiral wohl auch mit sich genommen! Er handelte von der Strandung eines Torpedobootes im Neuyorker Hafen, und die Marineleitung bemühte sich augenscheinlich festzustellen, ob ein strafbares Verschulden oder ob Zufall die Havarie, die nur Materialschaden verursachte, herbeigeführt hatte.

Als der Alte mit unverändert schlechter Laune aber doch mit den zwei Fläschchen erschien, goß Florian in das eine den Weinrest aus dem Trinkglas und ins andere eine geringe Menge aus der Flasche. Letztere unterzog er überdies mit auf die Stirne geschobener Brille einer genauen Untersuchung nach Fingerabdrücken, die ihm unter Umständen wertvolle Aufschlüsse geben konnten. Fingerabdrücke genug — und leider mehr als genug, so daß sie sich gegenseitig überdeckten und verwischten. Zum großen Erstaunen des Steuermannes ließ sich Florian hierauf auf die Knie nieder und rutschte am Boden umher, überallhin spähend, unter den Schrank, unter den Tisch und unter die Sessel. Da lagen überall Zigarettenreste, abgebrauchte Schreibfedern, weiße Papierschnitzel, Asche und Staubkrümelchen.

Wie höhnisch meinte Jack: „Man konnte täglich auch zehnmal reinemachen, aber der Herr Commander schmiß alles auf den Fußboden.“

Florian glaubte, hier nichts mehr von Bedeutung finden zu können, doch fiel ihm noch eine Frage ein, deren Beantwortung von einiger Wichtigkeit sein konnte: „Lieber Freund, woher stammt der Wein?“

Diesmal gab der Steuermann willig Auskunft — weil sie nichts enthielt: „Der Herr Commander Duniphan pflegte immer einige Flaschen vorrätig zu haben und die brachte von Zeit zu Zeit ein Negerjunge in einem Korb. Woher, das weiß ich nicht. Der Commander war ein starker Trinker und arbeitete nie ohne Wein. Sowie er sich an den Schreibtisch setzte, füllte er sich auch schon das Glas an. Der Herr Admiral hat dies oft gerügt, aber Commander Duniphan kümmerte sich nicht viel darum — er kümmerte sich überhaupt nicht darum, was andere Leute wollten.“

Peter Florian staunte über die plötzliche Gesprächigkeit des einsilbigen Jack und schloß aus den Worten, daß Duniphan an ihm keinen Freund gehabt hatte. Er fragte indessen weiter: „Wäre es Ihnen nicht möglich, herauszubringen, woher der Tote den Wein bezog?“

„Ich weiß gar nichts“, beharrte der Alte, „aber vielleicht findet sich von selbst ein Anhaltspunkt. In dem Schrank müssen noch einige Flaschen stehen, denn erst vor ein paar Tagen brachte der kleine Neger eine frische Ladung.“ Er öffnete den unversperrten Kasten.

„Ist dieser Schrank nie abgeschlossen?“

Hochgebirge weichen zurück, die volle und breite Donau spiegelt nicht mehr deutsche Ufer. Es genügt nicht, staatsmännische Pläne auszusinnen und abzumessen, man muß sich vergegenwärtigen die reiche Lebensfülle Deutschösterreichs. Welche Einbuße wir an Macht, an Gebiet, an Volkszahl erleiden würden, das ist hinreichend erörtert. Ich füge nur eines hinzu: Deutschland würde ärmer um alle die Kraft des Geistes und des Gemütes, die in einer Bevölkerung von acht Millionen lebendig ist!"

So sprach im Jahre 1849 Ludwig Uhland. Die Blütenträume der damaligen Zeit konnten nicht reifen, weil der gewaltige Schmied der deutschen Einheit Preußen in den Sattel heben mußte. 1866 war nötig, um dem Treubund von 1914 in eisernen Sturmestagen das Schwert zu schmieden. Heute leben in Österreich-Ungarn über 12 Millionen Deutsche. Daß sie für die Länder am alten Nibelungenstrome weit mehr bedeuten, wie ihre Kopfzahl ausdrückt, weiß jeder politisch Geschulte. In diesen Tagen heißt es nur noch Habsburg und Hohenzollern. Auf ewig verstummt ist der Fehderuf eines grausamen Bürgerkrieges: Hohenzollern wider Habsburg — nimmer wird er wiederkehren. Österreich ist jung und gesund geworden, stark und zukunftsfroh im Bunde mit dem jungen, starken, herrlichen Deutschen Reiche. Heute dürfen wir alle vom Egerlande bis in die Gaue der Siebenbürger Sachsen unsern Otto von Bismarck preisen. Er gehört geistig zu uns, wie Österreich geistig zum Deutschen Reiche gehört. Wir sind stolz auf die Waffenbrüderschaft mit den Preußen, und laut lobt uns der Norddeutsche und nennt den Steiermärker seinen Bruder und drückt dem Tiroler als seinem Kampfgenossen die Hand. Das Ziel ist erreicht und „Vater Hindenburg" ist an der Donau heute so volkstümlich wie es einstmals der alte Radetzky war . . .

Heute preist es jeder als Bismarcks größte staatsmännische Tat, daß er nach dem Tage von Königgrätz fest entschlossen war, darauf hinzuarbeiten, in Österreich einen treuen Bundesgenossen zu finden. Der weitblickende Staatsmann, der seiner Zeit vorausgeeilt war, kann heute von Walhall herab segnend die Hände ausbreiten: Eine Sturmmauer vom Ostseestrande zu den Karpathen!

Die alten Demokraten von 1848 konnten ja einen Bismarck nicht verstehen. Der Mann von Blut und Eisen wiederum konnte die im Traumland wandelnden Weltbürger der damaligen Zeit nicht zufrieden stellen. Das heutige Geschlecht sonnt sich in der hohen Freude jener Einheit, die von den Besten unseres Volkes durch ein Jahrhundert erträumt wurde. Selbständig im Innern, gleichberechtigt in allen Anliegen und doch unlöslich verbunden in Not und Tod gegen jeden äußeren Feind — herrlich haben sich die Träume eines Ludwig Uhland erfüllt, zur Wahrheit geworden ist der Wunsch unserer Besten. Gerade heute muß man den alten knorrigen Johannes Scherr lesen, diesen verbissenen Demo-

Zur Beachtung! Der Commander Archibald Duniphan ist tot, das steht fest, aber zweifelhaft bleibt es, wie er ums Leben kam. Traf ihn ein Herzschlag? Barst ihm ein Äderchen im Hirn? Legte er selbst Hand an sich oder hat ihn ein Dritter verbrecherisch ermordet? Es wäre müßig, sich schon jetzt darüber den Kopf zu zerbrechen, denn den Sachverhalt kennt nur der Verfasser der Geschichte, der behauptet, sie sei buchstäblich wahr. Aber in diesem Punkt darf man Dichtern nicht immer trauen . . . Wie dem auch sei, mancher Leser wird sich mit dem Fortschreiten der Erzählung ein eigenes Urteil über die wahre Ursache des Todesfalles bilden und so setzt der Verlag zehn Bücherpreise für die richtige Lösung des Rätsels aus. Doch nicht schon jetzt soll man seinen Scharfsinn zu vorschnellen Schlüssen mißbrauchen, sondern erst nach Erscheinen der vierten Fortsetzung wägen und raten.

Dem Jännerheft wird eine vorgedruckte Postkarte beiliegen, die jedermann, dem es beliebt, derart ausfüllt, daß er darauf die von ihm vermutete Todesursache, beziehungsweise den „Mörder" des Commanders Duniphan einträgt und an die Schriftleitung einsendet. Wir vermuten, daß recht, recht viele das Richtige erraten werden und unter diesen vielen soll das Los zehn auswählen, denen die Bücherpreise verliehen und kostenfrei übermittelt werden. Die Preisverteilung und die Veröffentlichung der Namen der Preisträger erfolgt nach Abschluß der Geschichte im „Heimgarten". Um Neugierige nicht zu quälen, teilen wir ihnen ferner mit, daß „Florians Meisterstück" im ganzen sechs Fortsetzungen hat.

Wir hoffen auf eine recht rege Beteiligung und wünschen allen Beteiligten besten Erfolg.

Die Schriftleitung.

Reicht die Hände euch, Germanen...

Was ein Robert Hamerling mit sehnender Seele herbeiwünschte, ist heute eingetroffen: Vom Belt bis zur Adria kämpft das Deutschtum in Mitteleuropa Schulter an Schulter für eine gemeinsame Zukunft.

Wir denken zurück an die Tage der deutschen Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt am Main. Unser deutscher Dichter Ludwig Uhland war damals auch ein Erwählter des Volkes, der als solcher am 22. Jänner 1849 die Worte gesprochen hat: „Die deutsche Einheit soll geschaffen werden, eine wahre Einigung muß alle deutschen Ländergebiete zusammenfassen. Das wäre eine stümperhafte Einheit, die ein Drittel der deutschen Länder außerhalb der Einigung ließe. Daß es schwierig ist, Österreich mit dem übrigen Deutschland zu vereinigen, wissen wir alle. Aber es scheint, manche nehmen es zu leicht, auf Österreich zu verzichten. Wenn in diesem Saale österreichische Abgeordnete sprachen und wenn sie dann sogar nicht in meinem Sinne redeten, war mir dennoch, als ob ich eine Stimme von den Tiroler Bergen vernehme oder das Adriatische Meer rauschen hörte. Wie verengt sich unser Gesichtskreis, wenn Österreich von uns ausgeschieden ist! Die westlichen

ohne daß ihnen ihre Eigenart dadurch angetastet würde. Schon oftmals haben wir es den anderen Völkern im alten Österreich zugerufen: Der Treubund mit dem Deutschen Reiche wird das Glück des ganzen Österreich sein. Nicht nur Deutschösterreich blüht und gedeiht, alle Völker im weiten Lande werden daran teilnehmen. Das Recht auf völkische Eigenart nimmt den mit uns in einem Reiche wohnenden Völkern kein Verständiger. Im großen Rahmen des gemeinsamen Staates wird jeder als fügsames Glied die heiligen Pflichten gegen das Vaterland erfüllen. Dabei wird das Reich gedeihen und alle unter dem Doppeladler vereinten Volksstämme.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die führenden Köpfe in Ungarn so eifrig die Gunst der Stunde nützen. Man lerne von dem klugen Staatsvolk der Madjaren! Sie haben es trefflich verstanden, den Reichsdeutschen die Bedeutung des Madjarentums in die hellste Beleuchtung zu rücken. Das soll auch uns die Richtung geben. Auch Deutschösterreich muß es endlich verstehen, sich bei den nordischen Brüdern voll zur Geltung zu bringen. Der wackere Schwabe aus dem Ungarlande, unser trefflicher Adam Müller-Guttenbrunn, kämpft dafür unermüdlich in Wort und Schrift. Auf diesen Bahnen muß ihm ganz Deutschösterreich folgen. Die klugen Worte, die Müller-Guttenbrunn über die Zugehörigkeit der Deutschösterreicher zur deutschen Literatur gesprochen hat, sind richtunggebend für unsere Zukunftswünsche. Wir raten jedem Deutschösterreicher, sich das kleine Zeitbuch anzuschaffen: „Österreichs Beschwerdebuch“; im Verlage von Reuß & Itta zu Konstanz am Bodensee ist es erschienen und kostet nur 50 Reichspfennige. Aber Gold birgt es, echtes lauteres Gold. Was da Müller-Guttenbrunn vorbringt, ist nur zu berechtigt. Er kommt auf einer Fahrt durch die herrliche Wachau zu den tiefsten Gedanken über die Kulturbedeutung Österreichs. Er belehrt einen norddeutschen Oberlehrer kernig und mannhaft darüber, was Österreich für das Deutschtum bedeutet. Aber Müller-Guttenbrunn erkennt auch an, daß die bösen Norddeutschen nicht mehr so ganz verständnislos der österreichischen Eigenart gegenüberstehen. Zu unserer Freude lesen gerade wir Protestanten in „Österreichs Beschwerdebuch“: „Vieles hat sich gebessert. Das jüngere Geschlecht der Germanisten kam der Unhaltbarkeit der Phrase, daß wir katholischen Süddeutschen keinen Anteil hätten an der Geschichte des deutschen Geistes seit der Reformation, längst auf die Spur. Man sucht neuerdings alte Sünden gutzumachen, und ist bestrebt, die jüngere Generation beizeiten in ihre Rechte einzuführen. Am weitesten nach dieser Richtung ist Adolf Bartels gegangen, der die Österreicher nicht nur in seiner deutschen Literaturgeschichte, sondern auch in seinem dreibändigen Werke „Einführung in die Weltliteratur im Anschluß an

kraten, der in der derben Holzschnittmanier seines urwüchsigen Stiles so prächtig die Wahrheit zu sagen wußte: „Kein Deutscher von Gefühl hat es ohne tiefen Kummer mitangesehen, wie die Deutschösterreicher so brav, so treu, so deutsch aus dem Staatshause der Mutter Germania hinausgedrängt wurden. Aber kein Deutscher von Verstand konnte es sich verbergen, daß dieses vorherige Hinausdrängen oder vielmehr nicht Hereinlassen eine schmerzliche Notwendigkeit war, so jenes Haus überhaupt einmal aufgerichtet werden sollte. Zudem handelt es sich hiebei ja nur um eine Frage der Zeit. Wenn die rechte Stunde gekommen, wird die Tür des Mutterhauses für die Deutschösterreicher weit offen stehen."

Wir wollen nicht länger bei der Vergangenheit verweilen. Der Zukunft wollen wir uns leuchtenden Auges zuwenden: Noch kommen bitterernste Tage. Stunden voll Blut und Wunden. Aber das wird und muß durchgehalten werden. Nord und Süd haben sich gefunden, die unselige Mainlinie ist auf immerdar verwischt; versunken und vergessen, in tiefe Nacht getaucht . . . Man frage nur die deutschen Offiziere, die jetzt über den Wiener Ring wandern, mit welchen Gefühlen sie die alte Reichshauptstadt an der Donau betreten. Als die reichsdeutschen Abgeordneten auf der Reise nach Konstantinopel in Wien weilten, da konnten sie nicht genug erzählen über die Herzlichkeit des Empfanges, der ihnen von allen Seiten bereitet wurde. Da sind treffliche Worte gesprochen worden, Worte von bleibendem Wert. Beim Abschied drückte man sich fest die Hand: Wir verstehen uns, wir bleiben zusammen.

Einmal müssen ja die Friedensglocken über alle Lande schallen. Dann wird vom Belt bis zur Adria Mitteleuropa politisch und wirtschaftlich so zusammengeschmiedet sein, wie es am besten für Österreich, wie es am nützlichsten für Ungarn und wie es wünschenswert für das Deutsche Reich ist. Der Treubund vom Baltenlande bis zum Persischen Golfe ist dann eherne Wahrheit geworden.

Aber heute wollen wir uns im lieben „Heimgarten" nicht mit realpolitischen Fragen der Zukunft beschäftigen. Nicht mit wirtschaftlichen Wünschen und Handelshoffnungen. Es ist der Geist, der sich den Körper baut. Vom gemeinsamen Geiste in Österreich und dem Bismarckreiche wollen wir reden. Aber auch da entscheiden Männer, nicht Maßnahmen. Wir hoffen und vertrauen auf das heranwachsende Geschlecht. Die werden deutsch im Sinne eines Ludwig Uhland sein und doch dabei gute brave Österreicher bleiben, wie sie im Norden immerdar Preußen, Sachsen und Mecklenburger sein werden. Denn es handelt sich nicht mehr um Bayern und Tirol, nicht mehr um Steiermark und Thüringen, jetzt kommt nur noch die geistige Einheit der Deutschen in Mitteleuropa in Betracht. Jeder will dem anderen geben; Freund und treuer Nachbar sein. Daran können die anderen Völker der Donaumonarchie teilnehmen,

und Prosaisten. Aus der Frühzeit Forsters stammt das erste Tagebuch, und zwar von seiner Reise von London nach Paris im Jahre 1777. Immerhin hatte der Dreiundzwanzigjährige schon zwei Jahre früher seine Fahrt um die Erde vollendet, die erste Weltumseglung eines Deutschen. Das Tagebuch von 1777 ist in englischer Sprache geschrieben. Deutsch sind die Notizen des zweiten Reisetagebuches vom Jahre 1784 und des dritten vom Jahre 1785. Das Reisejournal von 1784 ist für die Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts das bedeutungsvollste. Der Weg führte den Weltwanderer damals von Cassel nach Wilna in Polen — über Leipzig, Dresden, Prag, Wien, Krakau, Warschau und das polnische Hoflager in Grodno. Überall weilte Forster lange genug, um die Dinge nicht mehr mit dem Auge des Fremden zu sehen. Die Eintragungen des letzten Tagebuches entstanden im August und September 1785 auf einer Reise von Vilna nach Göttingen.

Die Handschriften des ersten Reisejournals und des größten Teiles vom zweiten befinden sich im Besitz des Goethe-Schiller-Archivs zu Weimar; der Rest ist Eigentum des Professors Leitzmann. Die intimen Tagebuchnotizen, zum Teil in einer schwer zu entziffernden Kurz- und Zeichenschrift hingeworfen, waren von Forster in der hier vorliegenden Form nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Aber er wollte, wie er an einer Stelle selbst sagt, aus ihnen den Stoff zu einer Reisebeschreibung nehmen, die keine Auszüge aus anderen Büchern, vielmehr nur das hätte geben sollen, „was man selbst gesehen, und wie man es als Individuum in der besonderen Lage, in der man sich befand, gesehen habe". Von den Ländern der österreichischen und polnischen Krone hatte Forster eine ebenso subjektive Schilderung entwerfen wollen, wie er einige Jahre später in seinen berühmten „Ansichten vom Niederrhein" der Nachwelt hinterließ. Es kam nie zur Ausführung jenes Planes, und die neuen Entdecker der Tagebüber gingen wohlweislich nicht mit künstlerischen, sondern mit wissenschaftlichen Absichten an die Verwertung des Fundes, das heißt: sie druckten die Eintragungeu Forsters, sie als Quellenmaterial respektierend, mit lückenloser Treue. Selbst die Notizen Forsters über allerlei Leibeszustände durften nach dieser Methode nicht weggelassen werden und ebensowenig etwa die Verewigung eines Purgiermittels oder eines Fußbades. Gegen Ende der Einleitung, die Dr. Paul Zincke der ungemein mühsamen Edition vorausschickte, wird über das Werk zutreffend geurteilt:

„Da Forster seine Eindrücke meist am Abend oder spätestens ein bis zwei Tage später niederschrieb, so machen seine freilich oft nur zu flüchtig skizzierten Impressionen den Eindruck von Momentaufnahmen, die nicht selten, da sie dem Griffel eines so glänzenden Schilderers und Stilisten entstammen, an Frische, Lebendigkeit und Unmittelbarkeit nichts

das Schaffen Goethes" mit ungewöhnlicher Auszeichnung behandelte. Er war es, der schon vor Jahren die Voraussage wagte, daß die überlieferte Dreieinigkeit der deutschen Klassiker Lessing, Goethe, Schiller, künftig zugunsten Grillparzers würde umgebildet werden. Er scheidet Lessing als einen kritischen Geist und Kulturträger ersten Ranges, dessen Schwerpunkte doch nicht im Dichterischen liege, aus und sagt, Goethe, Schiller und Grillparzer seien die drei großen deutschen Dichter. Dieses kühne Bekenntnis eines Weimarischen Literarhistorikers entschädigt uns für manche Unbill."

Geistig müssen wir zusammenkommen, uns gegenseitig ergänzen und verstehen lernen; dann wird alles gut. Wir haben dem Norden vieles zu geben — Grillparzer hat mit Recht behaupten dürfen, daß die Österreicher der begabteste deutsche Volksstamm sind — aber die fleißigen rührigen Köpfe des Nordens haben auch uns unendlich viel zu sagen und zu lehren. Das soll ein edler Wettstreit in den Tagen des kommenden ruhmreichen Friedens werden! Wie jetzt Schulter an Schulter gegen den äußeren dräuenden Feind in ehern geschlossener Reihe, so wollen wir nach beendetem Waffengange Hand in Hand für die Wohlfahrt und Gesittung von Österreich in geistiger Harmonie mit den reichsdeutschen Brüdern streiten.

Reicht die Hände euch, Germanen — der deutsche Gedanke an der Donau bedeutet nicht das Ende des alten Österreich, sondern ganz im Gegenteil, das neue kraftvolle Blühen des alten, herrlichen, unvergänglichen Baumes, unter dessen Schatten die Völker von Österreich-Ungarn wohnen. Jetzt erst sind wir stark, jetzt erst werden wir glücklich werden!

Gerade weil wir uns gleichberechtigt fühlen, wird der Treubund uns reine Freuden bringen. Habsburg und Hohenzollern — das bedeutet ein glückhaftes Österreich, das heißt ein starkes Deutschtum.

In diesem Zeichen werden wir siegen. Das zwanzigste Jahrhundert gehört dem geeinten Mitteleuropa. Nicht nur dem wirtschaftlich geeinten; noch mehr dem geistig geeinten.

Karl Grube (Wien).

Georg Forster in Österreich.

Von **Hermann Kienzl**, Berlin.

Die Sammlung „Deutscher Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts" (B. Behrs Verlag, Berlin) bringt Georg Forsters Tagebücher, Herausgeber sind die Literaturprofessoren Paul Zincke in Prag und Albert Leitzmann in Jena. Der Band enthält die drei bisher ungedruckten Reisejournale des großen deutschen Polyhistors

und der vornehmen Journalistik. Doch die Geringschätzung, mit der der Kathedermann einem Populären zu begegnen pflegt, kann nicht haften an den positiven Verdiensten dieses vielseitigen Bahnbrechers.

Wissensdurst und Abenteurerblut waren dem Georg Forster vererbt von seinem Vater Johann Reinhold, der gleich ihm in vielen geistigen Berufen tätig gewesen ist und in jüngeren Jahren Frost und Hitze eines bewegten Schicksals erlitten hat. Vater Forster (1729—1798) war Pfarrer, Naturwissenschaftler, Mathematiker, Philosoph, Geograph und Ethnograph, er schuf im Auftrage der Kaiserin Katharina das Gesetzbuch für die Kolonien im asiatischen Rußland, stürzte wieder ab von dieser Staatswürdenhöhe und fristete in London ein Hungerdasein mit Unterrichtgeben, wurde Professor der Naturgeschichte und deutschen und französischen Sprache in Warrington (Lancashire), begleitete als Naturforscher den Kapitän Cook auf dessen Reise um die Erde, kehrte in die Armut zurück und wurde, da es ihn nicht länger in der englischen Fremde litt, im Jahre 1780 seßhaft als Professor der Naturgeschichte in Halle. Er sprach und schrieb siebzehn tote und lebende Sprachen und hinterließ wertvolle Werke über Zoologie und Botanik, über Philosophie und Erdkunde, auch eine Geschichte der Schiffahrten und Entdeckungen im Norden und eine Abhandlung über den Byssus der Alten. Wie später der Sohn, rang sich auch Vater Forster aus mystischem Christentum zu einer voraussetzungslosen, freien Weltanschauung durch.

Georg Forster, der größere Sohn, wurde 1754 zu Nassenhuben bei Danzig während Reinholds Pfarrerzeit geboren. Elfjährig folgte er seinem Vater nach Rußland und dann nach England. Dem Studieneifer seines frühgeweckten Geistes setzte die bittere Not Schranken. Der Halbwüchsige kam in London bei einem Kaufmann in die Lehre. Als der Vater Professor in Warrington geworden, setzte Georg dort seine Studien fort. Sechzehnjährig trat er als Schriftsteller, als Übersetzer deutscher Werke ins Englische, in die Öffentlichkeit; gleichzeitig erteilte er Sprachunterricht in einer Schule. Mit 21 Jahren begleitete Georg seinen Vater auf der Reise um die Erde (1772—1775). Die abnorme Fähigkeit des Jugendlichen zu beobachten und die Eindrücke zu verarbeiten und wiederzugeben, legte auf dieser Reise den Grund zu seinem Ruhm: 1779 erschien sein gewichtiges Reisewerk. Inzwischen war er in Paris und in Holland rastlos tätig gewesen. 1777 wurde er als Lehrer der Naturgeschichte in die Ritterakademie in Cassel berufen. Fast sechs Jahre blieb er in diesem Amt. Sein Ansehen war schon so bedeutend, daß er wiederholt Anträge ausländischer Hochschulen erhielt. 1784 folgte er dem Ruf des Königs von Polen nach Wilna. Zwei Beweggründe trieben ihn in die Ferne: Er wollte dem Dunstkreis der theosophischen Gesellschaft der „Rosenkreuzer“ entfliehen, die ihn in ihren

zu wünschen übrig lassen. Leider sind die gelungenen Schilderungen von Menschen, Ländern und Sitten verstreut zwischen mehr trockenen Partien, die nüchtern referierend über Forsters tägliches Tun und Lassen berichten. Der Wert der einzelnen Absätze ist daher ein recht ungleicher. Während das „Reiseprotokoll" nur für den Forscher von Wert ist, würden die allgemeinen Schilderungen in einer gelungenen Auswahl ihren stilistischen und sachlichen Wert besser zur Geltung bringen."

Die Kritik hat diesen Worten kaum etwas beizufügen oder wegzunehmen.

Das Gedächtnis eines Zeitgeschlechts ist kein verläßlicher Bürge für die Erhaltung von Werten, die Anspruch auf Dauer haben. In der Tat ist Forster heute nur denen vertraut, die in der Literaturgeschichte heimisch sind. Das ist ein Unrecht — sowohl an den Verdiensten Forsters wie auch an dem geistigen Besitz der Nation. Noch im Jahre 1824, dreißig Jahre nach Forsters Tod, steht in der sechstältesten Ausgabe des Brockhaus'schen Konversations-Lexikons zu lesen: „Forster gehört zu unseren klassischen Schriftstellern; als solcher wird er auch für die Nachwelt bestehen; seiner eigenen Zeit eilte er voraus." Es scheint, daß die Zeit ihn niemals recht eingeholt habe. Denn seine Schriften sind beim großen Publikum vergessen; sogar seine „Reise um die Welt" (1779). In unseren Tagen sucht, wie nie zuvor, die Phantasie der Dichter Ausdehnung, indem sie Schiffe und Eisenbahnen nach fernen Ländern begleitet. Gerade jetzt sollte das Forstersche Werk mit der Fülle seiner scharfen Beobachtungen und mit seiner niemals übertroffenen glänzenden Darstellung neue Empfänglichkeit finden und die Lust am Vergleiche der Zeitalter wecken.

Wer war Johann Georg Adam Forster? Ein fahrender Ritter der Wissenschaft, ein Romantiker der Gelehrten-Republik, halb Abenteurer, halb Apostel. Sein Wissen war nicht halbschlächtig, überragte vielmehr auf einer ganzen Reihe von heterogenen Gebieten das seiner gelehrtesten Zeitgenossen. In Philosophie, Botanik und Mineralogie, in Bergbau und Nationalökonomie, in Literatur, Kunstgeschichte und Astronomie, in Theologie und Staatswissenschaft, in der alten und neuen Philologie, in der Völkerkunde und noch in mancher anderen Disziplin beherrschte er das Wissen der Väter vollkommen und bereicherte es durch eigene Forschung und Errungenschaft. Er war eine kühne Persönlichkeit mit dem Drang nach Selbstaufopferung. Sein Dasein verging friedlos, sein Ende im Elend war das Los des Idealisten, der sein volles Herz nicht wahrte. Als den letzten Sinn seiner Arbeit bekannte er: Wir sollen nicht für den luftleeren Raum sammeln und schaffen, vielmehr den Geist hineintragen ins Leben. So wurde Forster, dem eine ungewöhnliche Kunst des Stils eigen war, ein Ahnherr der populären Wissenschaft

spielt sie eine zweideutige und keine glückbringende Rolle. Übrigens hat auch nicht die liebevolle Monographie Professor Ludwig Geigers (1901) die interessante Frau, die Alexander Humboldt die bedeutendste ihres Geschlechts nannte, von den Anwürfen des Wankelmuts und quälerischen Reizbarkeit reinigen können. Unter allen Umständen steht fest, daß Therese ihrem ersten Gatten Georg Forster keine lebhafte Neigung entgegenbrachte, während er sie abgöttlich liebte und nicht zuletzt an ihrem Verluste zugrunde ging. Therese Huber empfand das Bedürfnis, ihr inneres Verhältnis zu Forster vor der Nachwelt anders darzustellen, als es der Wahrheit entsprach. Sie gab nach Forsters Tod dessen Bräutigamsbriefe heraus. Die jetzt veröffentlichten Reisetagebücher Forsters liefern den Beweis, daß Therese jene Briefe „redigiert" und durch Verstümmelungen den Eindruck hervorgerufen hat, Forster sei ein kühler Werber, ein fragwürdiger Liebhaber gewesen. Das gerade Gegenteil erhärten die von Liebesweh und Sehnsucht erfüllten Tagebuchnotizen! Wohl entzündete sich Forsters junges Künstlerherz in Wien für die schöne Schauspielerin Adamberger-Jacquet (die Mutter von Theodor Körners Braut) und für das liebliche Schwesternpaar Laura und Kathi; doch das war nur ein flüchtiger Sprühregen glücklicher Tage, und nichts lockerte in seinem Herzen den Anker der Treue. Therese hingegen hatte, während ihr Bräutigam reiste und in Wilna den Herd baute, eine tiefe Neigung zu Forsters Freund, den Göttinger Universitätsbibliothekar F. L. W. Meyer, erfaßt, und diesen Dritten mußte Forster in seine junge Ehe mitnehmen ... Später wurde Meyer von Huber abgelöst.

Forsters Gefühl gehörte auch während des zehnjährigen Ehebundes ungeteilt der ihm geistig ebenbürtigen Gattin. Gerade deshalb war sein durch die äußeren Umstände ihm aufgedrängter Verzicht eine heroische Selbstaufopferung. Galt es ihm doch, die Geliebte von seiner gescheiterten Existenz zu befreien. Daß Forster als Familienvater Heim und Besitz in die Schanze schlug, um einer idealen politischen Begeisterung blind zu folgen, machen ihm die Moralrichter zum Vorwurf. Doch es war die eigentliche Natur dieses hochgelehrten und genialen Don Quixote, die ihn für die Stimme der hausväterlichen Klugheit taub machte.

Georg Forster war im Jahre 1788 vom Kurfürsten von Mainz als dessen erster Bibliothekar angestellt worden. Alle Gunst, die er je von den Mächtigen der Erde erfahren hatte, umschmeichelte seinen Geist ebenso wenig, als ihn der Fürstendienst hemmte, sich der französischen Revolution anzuschließen. Als die Franzosen 1792 bis nach Mainz kamen, wurde Forster von den republikanisch gesinnten Mainzern nach Paris geschickt, um dort vor dem Konvent die Einverleibung von Mainz in die französische Republik zu fordern. Nach der Wiederbesetzung von

Bann gezogen hatte und deren verderblichen Schwärmereien er sich mühsam entwand; er fühlte das Drückende und Beschämende dieser Verbindung; und die Stellung in Polen schien seinem künftigen Hausstand eine sehr gesicherte Unterlage und seinem Tätigkeitstrieb ein ungewöhnliches Arbeitsfeld zu verbürgen. Der damals dreißigjährige Gelehrte sollte nicht nur ein Lehramt versehen, sondern auch die Produkte des Landes dem größten ökonomischen, landwirtschaftlichen, medizinischen und kulturellen Nutzen zuführen, ihre beste Anwendung für Künste und Handwerk, Industrie und Handel organisieren. So ziemlich alle Gebiete der Theorie und der Praxis waren ihm geöffnet.

Auf der Fahrt von Cassel nach Wilna hat Georg Forster das zweite Tagebuch geführt, das weitaus interessanteste. Auf großem Umweg, in den Hauptstädten lange verweilend, näherte sich Forster seinem Ziele. Galt doch die Reise vornehmlich vorbereitenden Studien, einem praktischen Anschauungsselbstunterricht! Paul Zincke schreibt in der Einleitung zum Tagebuch:

„Forster stand damals auf der leuchtenden Sonnenhöhe seines Lebens. Er hatte sich von der düsteren Schwärmerei mystisch-religiösen Aberglaubens frei gemacht und war nach der Entfernung der Scheidewand, die zwischen seiner naturwissenschaftlichen Erfahrung und seiner religiösen Überzeugung bestanden hatte, ein freier, innerlich harmonischer Mensch geworden. Auf Forster fiel damals noch das helle Licht seines Entdeckerruhms . . . Er wurde als der erste deutsche Weltumsegler neugierig angestaunt und viel bewundert. So brachte ihm diese Reise eine ganze Fülle von schmeichelhaften Triumphen in allen Kreisen der Gesellschaft, wie er auch manchen Tüchtigen unter den Besten der Nation zum Freunde gewann. Alles, was Rang, Stellung, Namen, Ruhm hatte, drängte sich herbei, den berühmten Ankömmling zu sehen, der von den Schönheiten Otahaitis ebenso fesselnd zu erzählen wußte, wie von den Schrecknissen der südlichen Polarländer und der Einöde der Feuerlandsinseln."

Forster erfuhr in Wilna (wo er zum Doktor der Medizin promoviert wurde) harte Enttäuschung. Die Abgeschlossenheit von allem geistigen Verkehr, ein einsames Gelehrtenleben konnte er nicht ertragen. Nach drei Jahren kehrte er nach Deutschland zurück, das er inzwischen schon einmal besucht hatte, um seine Braut heimzuholen. (Drittes Reisetagebuch, 1785.)

Forsters Gattin wurde Therese Heyne, die Tochter des berühmten Göttinger Philologen, die spätere Freundin der Frau von Staël. In der Literaturgeschichte ist sie unter dem Namen Therese Huber bekannt als spätere Gattin und Witwe des Schriftstellers Ludwig Ferdinand Huber. Im Leben des armen verliebten Forster

büchern, in denen verborgenste Wesenszüge aufglänzen. Und die verstigia leonis in Forsters Werken sind außerdem Grund genug, sich mit den Selbstgeständnissen des Mannes zu beschäftigen, der sie schrieb. Schließlich aber haben diese Tagebücher auch einen unpersönlichen Wert: als der geistige Spiegel eines Zeitalters.

* * *

Das zweite Reisetagebuch enthält neben ausführlichen, für den Fachmann noch heute beachtenswerten montanistischen, botanischen und mineralogischen Studien eine so große Menge von Silhouetten berühmter Menschen, wie sie, man darf das ruhig sagen, die Aufzeichnungen keines anderen Bürgers jener Tage auch nur annähernd bieten. Es waren eben die Knotenpunkte der geistigen Kultur, die Forster 1784 aufsuchte, und ihm kamen in jeder Stadt die Führer aller geistigen „Zünfte“ entgegen. Es lebte in Leipzig, Dresden, Prag, Wien und im fernen Osten kaum ein namhafter Gelehrter, mit dem Forster nicht aufschlußreichen Verkehr pflegte; er hielt intimen Umgang mit den Staatsmännern, den Torries und den Kirchenfürsten; er war der Kamerad und Freund der Dichter, Musiker, Maler und Schauspieler. Seine skizzierten Urteile über die Gemäldegalerie, die Theater und die wissenschaftlichen Sammlungen geben ein kulturelles Zeitpanorama. Tiefen Einblick gewann er in das Wesen der geheimen Gesellschaften, besonders der mystischen Rosenkreuzer und ihrer Antipoden, der Freimaurer. An staatspolitischen Gesprächen fehlt es nicht, und sie sowie des Tagebüchners ausgezeichneter Scharfblick bei dem schriftstellerischen Porträt historischer Persönlichkeiten liefern unseren Forschern nun einen reichen Stoff. Schließlich bewährt sich der glänzende Reiseschriftsteller in jedem noch so knappen Bild von Land und Leuten, das uns eine versunkene Zeit aus dem Nebel ruft.

Es ist nicht möglich, hier dem vielgestaltigen persönlichen Verkehr Forsters Folge zu leisten. Nur angedeutet sei dem Leser, welche Fülle von Bekannten aus deutscher Vergangenheit er in dem Buche findet. In Leipzig traf der „Reisende in litteris“ zur Zeit der Buchhändlermesse ein. Ein reger Umgang entwickelte sich mit den Ahnherren des großen deutschen Verlagsbuchhandels, so mit Nicolai (Berlin), Voß (Berlin), Breitkopf (Leipzig), Kummer (Leipzig), Treuttel (Straßburg) und Bertuch (Weimar); ferner mit Professor Oeser (dem Lehrer Goethes), dem Kupferstecher Bause, dem Historiker Archenholz, dem Schulreformer Cromer, dem Kantianer Platner, dem Komponisten Neumann und den Dichtern Adelung, Göckingk (Bürgers Freund), August Gottlieb Meißner („Alkibiades“, „Skizzen“), Thümmel („Wilhelmine“) und Christian

Mainz durch die Preußen wurde Forster aller seiner Habe, auch seiner Bücher und Handschriften, für verlustig erklärt. Frau und Kinder retteten sich durch die Flucht. Forster, an den Bettelstab gebracht, sah keine Möglichkeit mehr, in Europa festen Fuß zu gewinnen. Er war entschlossen, nach Indien auszuwandern, und bereitete sich in Paris darauf vor, indem er, der Neunundvierzigjährige, von der Hand in den Mund lebend, Sanskrit studierte. Die Frucht dieser Mühen war unter anderem die erste deutsche Übersetzung von Kalidasas „Sakuntala". Ehe Forster das Schiff bestieg, starb er in Not, Erschöpfung und Kummer (1794). Wer heute mit Recht verurteilt, daß die republikanische Gesinnung den Mainzer Abgesandten stumpf machte für das nationale Naturgefühl, der muß doch auch die verworrene Zeit des deutschen Duodez-Absolutismus als mildernden Grund gelten lassen.

Ein Wort ist noch über Ludwig Ferdinand Huber zu sagen. In den Literaturgeschichten wird seiner meist mit Groll gedacht; man verzeiht ihm, dem Genossen des Leipziger Jugendkreises von Schiller und Christian Gottfried Körner, nicht seine an Dora Stock (Körners Schwägerin) verübte Treulosigkeit. Der Schein ist auch wider ihn in seinem Verhältnis zu dem Ehepaar Forster. Huber war im Jahre 1787 als sächsischer Legations-Sekretär nach Mainz gekommen und befreundete sich dort innig mit Georg Forster. Nach dem Zusammenbruch im Hause Forster vereinbarten die Freunde, daß Forster sich von seiner geliebten Therese scheiden lassen müsse, um nicht ihre und der Kinder Existenz der Ungewißheit preiszugeben, und daß Huber der geschiedenen Frau den Gattenschutz leihen solle. Gewiß war Hubers Neigung bei diesem Plan im Spiel; jedoch auch unbestritten ist, daß ihm der arme Forster dafür nur tiefen Dank wußte, und daß Ludwig Ferdinand Huber die Aussichten auf eine glänzende Laufbahn fahren ließ, um der Retter, Gatte, Vater, Pfleger der Forster'schen Familie zu werden. Nur zehn Jahre lebte Huber an Theresens Seite, und zwar eine geraume Zeit in der Nähe von Genf, im regen Verkehr mit der Staëlschen Cour d'amour von Coppet. — Er starb 1804.

Georg Forster gab die Geliebte frei, um ihrem Glück nicht im Wege zu stehen, und verging an den Schmerzen dieses Opfers. Ich bin in der Lage, darauf hinzuweisen, daß Forsters stille Mannestragödie dem Dichter Kotzebue den Stoff gab zu seinem Drama „Der Opfertod". Kotzebue lebte 1791 und 1792 in Mainz und verkehrte dort viel mit Forster und Huber. Ein in meinem Besitz befindlicher Kotzebuescher Brief stellt die (bisher unbekannten) Beziehungen zwischen den Ereignissen im Freundeskreise und dem Schauspiel fest.

Georg Forsters abenteuerliches Leben rechtfertigt ein ungewöhnliches Interesse an seiner Persönlichkeit und an den jetzt uns mitgeteilten Tage-

Im Anschluß an diese prophetischen Worte sei von einem späteren Tagebuchblatt hier der Bericht wiedergegeben, den Forster von seiner Audienz bei Kaiser Josef entwarf. Daß Josef der Zweite um die Wissenschaft nicht besorgt gewesen sei, scheinen gerade seine Bemühungen, Forster in Österreich festzuhalten, zu widerlegen. Das Tagebuch notiert:

„Er sieht mich scharf und fragend an. — Ew. M. haben befohlen, daß ich Ihnen aufwarten soll? — Sie gehen nach Polen? — Ja, Ew. M. — Ist denn da eine Universität? — Ja, Ew. M. — Ist sie jetzt eingerichtet oder schon lange dagewesen? — Sie ist zwar schon von alters her gewesen, wird aber jetzt neu besetzt. — Kennen Sie jemand in Polen? — Nein, Ew. M. — Können Sie schon die Sprache? Sind Sie schon in Polen gewesen? — Nein, Ew. M., ich bin zwar bei Danzig in Polnisch-Preußen geboren, aber ich war nie in Polen und kann auch die Sprache nicht. — Ich sehe nicht ab, wie Sie mit den Polen auskommen werden. Was wollen Sie denn da machen? — Naturgeschichte lehren. — Ich dächte, anstatt Wissenschaften müßte man Ihnen erst das ABC lehren! — Ew. M., die Wissenschaft der Natur lehrt die Dinge kennen, von denen wir einzig und allein unsere Begriffe entlehnen, kennt man die Dinge, so kombiniert und vergleicht man richtig, und es wird schon in der ersten Anlage der Erziehung viel Irrtum und Vorurteil vermieden. — Wenn Sie Leute finden, die Sie verstehen, ist's schon gut, aber ich fürchte sehr das Gegenteil! — Es werden doch einige sein, Ew. M.! — Einige! Aber nicht so, daß sich des Lesens verlohnt. Warum gehen Sie denn nach Polen? — Ew. M., weil ich gern aktiv sein wollte. Der Landgraf in Kassel, wo ich fünfeinhalb Jahr gewesen bin, hatte viel Gnade für mich, aber er tat nichts für meine Wissenschaft; und ohne Mittel läßt sich diese Wissenschaft nicht treiben. Hier verspricht man mir Bücher und Materialien. — Also der Landgraf hatte den Willen nicht, und dem König von Polen wird's an Mitteln fehlen! — Es ist traurig, Ew. M., daß diese zwei Dinge so selten zusammen sind. — Ich kenne die Polen, sie werden viel Worte machen, aber vom Halten ist nicht die Rede. Sie bleiben gewiß nicht lange da; wenn Sie arbeiten wollen, werden Sie 's dort nicht können, das glauben Sie mir . . . Sie waren auf der großen Reise? — Ja, Ew. M. — (Das Gespräch ging nun auf Forsters Reise um die Erde über, und der Kaiser erkundigte sich nach vielen Einzelheiten, um dann wieder einzulenken:) Jetzt werden Sie nicht nötig haben zur See nach Otahaiti zu fahren, Sie werden jetzt zu Land hinkommen! — Es wäre mir doch lieb, Ew. M., wenn ich eine so sanfte Nation fände, wie die Otahaitier. — Das nicht! Die Polen sind eigensinnig und dumm. — Leider! Ein paar oft gepaarte Eigen-

Felix Weiße. In Dresden lebte Forster in einem ausnehmend musikalischen Zirkel und schloß Freundschaft mit dem Komponisten J. Ad. Hiller. Er war dort auch intimer Gast des in der Gesellschaft tonangebenden Kammerherrn von Racknitz und kam Christian Gottfried Körner nahe. Die in Dresden angeknüpften Beziehungen zu den Brüdern Stollberg, den Hainbund-Dichtern, machten später, als Forster für die französische Revolution eintrat, einer gehässigen Feindschaft Platz. Der Porträtist unserer Klassiker, Anton Graff, machte in jenen Tagen Forsters Konterfei. (Ein zweites ist von Tischbein.) Ein besonders reges geistiges und künstlerisches Leben traf Forster in Prag, wo die Freimaurerloge unter der Führung der Universitätsprofessoren und einiger Aristokraten stand. Aber auch die Prager Mitglieder des von Kaiser Josef aufgelösten Jesuitenkollegiums huldigten damals einem merkwürdig freien Geist. Die josefinische Geistlichkeit war einverstanden mit der Sequestration der Klöster. Das deutsche Landestheater, von Nostiz eben neu erbaut, ging seiner Glanzzeit entgegen; bald darauf erlebte es die geschichtlichen Aufführungen von Mozarts „Figaro" und „Don Juan". Forster gibt hochinteressante Kritiken von Prager Schauspielaufführungen und wundervolle Analysen von Rollenschöpfungen des großen Schauspielers Reinecke. Die interessantesten von Forsters dortigen Bekanntschaften waren der als Goethes „böhmischer Freund" bekannte Naturforscher Graf Kaspar Maria Sternberg, der damals als Subdiakon in der Verbannung zu Regensburg lebte und häufig nach Prag kam, und der Buchdrucker und Kunstsammler Josef Ferd. Ritter von Schönfeldt, der Gründer eines Museums.

In den Gesprächen mit dem Prager Professor Seibt fallen interessante Streiflichter auf Kaiser Josef den Zweiten: „(Er) sprach viel von des Kaisers Tätigkeit, daß er sich aufreibe, daß niemand es mit ihm aushalten könne, daß alles sich zu Tod arbeiten müsse ... Jemand in Prag soll ihm gesagt haben: es sei schade, daß er nicht vor 20 Jahren 300 Maitressen beschlafen und ebensoviel Söhne gezeugt hätte, die seines Geistes und seiner Tätigkeit teilhaftig worden wären, da ihm sonst keiner nacharbeiten könne. Niemand von den Generalen und anderen wolle mit dem Kaiser reisen, weil er sich so schlecht behülfe und sich so abarbeite. Als er von seiner Reise nach Italien zurückkam und alle Tische gehäuft voll Papiere fand, schlug er die Hände froh zusammen und rief: ‚Das ist brav, da gibt's was zu arbeiten!' Für die Wissenschaft habe er bisher noch nichts Rechtes getan, entweder schätze er sie nicht genug, oder er reserviere sie sich zuletzt. Er arbeite nicht, um zu glänzen, sondern wirklich in guter Absicht, um aufzuklären; tue Unzähliges im Verborgenen, dem Publikum unbewußt, was er, wäre Schein seine Absicht, ausposaunen lassen müßte. Er würde nicht 60 Jahre alt werden, wenn er seine Gesundheit nicht mehr schonte."

und Kathi Adamberger; der spätere Burgtheater-Direktor Baron Braun; der berüchtigte Bischof von Osnabrück; der Naturforscher Sömmering; der Physiker Volta; die Montanisten und Mineralogen Poda, Ruprecht und Saldoner; die Dichter Aloys Blumauer, Alxinger, Jünger, Ayrenhoff, Gemminger, Ratschky, Rautenstrauch, Ziegler, Brandes Stephanie; der Maler Füger, der Kupferstecher des Wiener Rokokos: Adolf von Bartsch: — Die anmutigen Mädchen und Frauen der Wiener Gesellschaft nahmen Forsters entzündliches Herz in ein wahres Kreuzfeuer. Unvergeßliche Zaubernächte verlebte er in den Landhäusern und Gärten von Wiens Umgebung.

Furchtbar schwer war der Abschied von Wien, und der Gegensatz des polnischen Landes, in das ihn der Weg nun führte, machte den armen Forster gemütskrank. In Krakau schreibt er in sein Tagebuch: „Ich fühle mich zu sehr niedergeschlagen und zu übel gestimmt, um die kostbare Zeit zum Briefschreiben zu benutzen. Ach, liebes Wien! liebes Wien! Meine Hoffnung, dich wiederzusehen, ist hin! und das nimmt mir allen Mut, alle Lust zum Leben. Nur mit den Wienern und nur für sie wünscht ich zu leben! Jetzt fühl ich, daß ich das nie werde können, wenigstens in den nächsten acht Jahren nicht. Dann hat mir die Zeit meine Freunde zerstreut und auseinandergetrieben. Ich — sie — sind alt geworden, der Geschmack für die Freude der Gesellschaft ist stumpf worden, ist hin — die Schönheit, die Blüte der Jugend, das Feuer der Augen — alles verschwunden. Nun ja! das ist die Strafe für die Reise um die Welt; dafür muß man nach Wilna ins Exilium! (Nun folgen sehnsüchtige Anrufungen seiner Freunde und Freundinnen, und er fährt fort:) Euch nicht wiedersehen! — Tod! Du mußt mich doch einmal haben! Ich habe genug getan, bin im 21. Jahr um die Welt gereist und im 30. allgemein geliebt gewesen. Es ist Zeit! — Es ist Zeit! Weg mit mir!"

Überall von den Herren und Damen des polnischen Adels mit großer Auszeichnung aufgenommen ist Forster gleichwohl von der „trostlosen Schweinerei" im Lande angeekelt. Er fühlt sich verlassen und aus der Welt. Nicht in Otahaiti, aber in Polen müsse man depriniert sein, schreibt er, und in einem kleinen polnischen Städtchen trägt er die nachdenklichen Worte ein: „Man fetiert mich. Das ist nicht genug. Ach! und was genug wäre; werd' ich's je erlangen? Wird's genug scheinen, wenn ich's hätte? Mit Liebe für die ganze Welt, bleibe ich der ganzen Welt mich und hunderttausend Verbindlichkeiten aller Art schuldig: bleibe schuldig, insolvent, bankrott. Warum wolltest du fliegen! Sie waren von Wachs und die Sonne heiß; sie schmolzen ab, die elenden Flügel, und du fällst und kräuchst! Ach Gott!"

schaften! Indessen will ich sehen, daß ich dort etwas ausrichte. — Das Beste ist, daß man ja den Weg heraus weiß, wie man hineingekommen ist. Ich glaube wohl, daß für die Naturgeschichte dort noch unbearbeitetes Land ist, wo viel Neues entdeckt werden kann. — Mich dünkt, Ew. M., das sei nicht so sehr, was ich als wichtig ansehen sollte. Das, was von einer Wissenschaft vorhanden ist, unter den Menschen allgemein bekannt und dadurch gemeinnützig machen, daß man es in die Masse der gemeinsten Kenntnisse verflicht, scheint mir eine nicht minder wichtige Beschäftigung des Naturforschers; so wünschte ich zu arbeiten, und das kann man an jedem Ort. — Wenn Sie arbeiten wollen, werden Sie es dort nicht aushalten. Ich denke, ich sehe Sie sehr bald einmal wieder. Ich glaube nicht, daß Sie der Mann sind, der sich, bloß um eine größere Besoldung zu haben, verändern und dann nichts tun würde; ich glaube nicht, daß Sie der Mann sind! — Nein, Ew. M., ich habe nur den Wunsch, glücklich zu sein, um arbeiten zu können. — Nun, Sie werden in Polen nicht bleiben! — Eine Reverenz. Hatte 10 Minuten gedauert."

Lebendiger könnte das Wesen zweier Menschen, des Kaisers und des Geistesfürsten, kaum aus knappem Umriß hervortreten! Die Äußerungen Josef des Zweiten haben so gewiß politischen Belang, wie Forsters Überzeugung, daß die Wissenschaft zu popularisieren sei, Beachtung verdient.

Die Wiener Wochen waren Forsters schönste Lebensfrist. Bis an das Ende seiner Tage blieb ihm ein wehmütiges Heimweh nach diesem fernen Glück und nach der Donaustadt. „Es war das Mozartsche Wien, das Wien der josefinischen Zeit, mit der Fülle seiner geistigen, künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen, seinem kunstliebenden, geistig so regsamen Adel, seinem lebenslustigen, musikliebenden Bürgertum, seiner heiteren, ungezwungenen Geselligkeit, seiner ungebundenen Lebenslust und ewig sprudelnden lustigen Laune. Das weiche, anschmiegsame, gefühlvolle, leicht zur Schwärmerei neigende Wesen der Wiener kam der Gefühls- und Sinnesart Forsters weit entgegen, wie anderseits die Wiener den exotischen Fremdling neugierig umdrängten, umschmeichelten und zärtlich in ihre trauliche Mitte nahmen. (Paul Zincke in der Einleitung.)

Forster fand in die Kreise der Gelehrten und Künstler ebenso leicht Zutritt wie in die der Freimaurer, des Hochadels und der Staatsmänner. Von der Fülle der hervorragenden Personen seines näheren Umganges seien hier nur einige wenige genannt: Der „österreichische Lessing" Sonnenfels; die Gelehrten Ramdohr, Ingenhouß, Jacquin, Born; die Staatsmänner Spielmann, Graf Cobenzl, Baron Gebler; der Forschungsreisende Swinburne; der geniale Abenteurer Casanova; die Sterne des Nationaltheaters Friedrich Ludwig Schröder

mitunter Stimmung, aber manchmal eine sehr schlechte. Über den Krieg wird ja so wie so zu viel geredet, philosophiert, geschrieben. Das könnte uns wohl in den Ruf der Greisenhaftigkeit bringen, während doch unsere Wehrkraft beweist, daß wir ein mannbares Volk sind.

Wie groß sind die Vorteile des Schweigenden? Er kann nicht Irrtümer verbreiten, nicht lügen, nicht schimpfen, nicht verleumden, nicht hetzen, nicht bramarbasieren. Er kann die Feindschaften todschweigen und endlich auch den Feind.

Aber das ist des Heldenmutes zu viel verlangt. Einstweilen sollten wir im Sprechen und Schreiben nur gemäßigt und wahrhaftig sein, dann kann auch der Zeitungleser stets das Gefühl haben, er stehe auf festem Boden. Der Erfolg darf uns nicht berauschen, die Gefahr nicht entmutigen. Schimpfen oder jubeln wird stets der Nervöse, ruhige Entschlossenheit ist die Stimmung des Starken.

Und wenn es wirklich wäre, daß unser Volk die Wahrheit nicht vertragen könnte, so müßte es dazu abgehärtet werden. Wenn wir auch jetzt gut abschneiden, es werden — wie die Menschheit sich entpuppt hat — Wahrheiten kommen, die den Schwächling erdrücken. — Zwei Hände hat der Mensch, die eine soll er offen halten zur Hilfsbereitschaft dem Nächsten, die andere zur Faust machen gegen den Feind. Das Auge hat er zu richten auf die Wirklichkeiten der Erde, das Herz soll herzhaft sein. Dann mag der Mund schweigen — und wohl auch die Feder.

Eine andere Seite.

Die Friedensgerüchte, die dann zwar immer enttäuschen, sollte man doch auch nicht verurteilen. Der Mensch braucht Hoffnung. Geben ihm die Umstände keine, so macht er sie aus der Phantasie und gibt ihr eine Form. Solche Friedensgerüchte, wie man sie immer wieder plötzlich hört, sind wie das Volkslied. Sie entstehen, man weiß nicht durch wen, sie schwimmen in der Luft herum, verändern sich von Mund zu Mund, passen sich manchen Tatsachen an, und wer sie singt, dem ist wohl dabei, und wer sie hört, dem wird wohl — es ist eine Seelenstärkung.

Und wenn die Prophezeiung nicht eintrifft, so ist man zwar enttäuscht, nimmt das nächste Gerücht aber wieder bereitwillig auf und läßt sich von ihm wieder in Hoffnung singen.

Freilich ist es wahr, daß unsere Friedenssehnsucht dem Feinde neuen Mut geben kann. Aber den Kriegslustigen spielen, das glaubt man sich gegenseitig doch auch nicht mehr. — Leute, die hoffend vom Frieden sprechen, hat man die „Friedensgackerer" genannt. Doch dieser Spott ist schon recht aus der Mode gekommen. Die Völker „gackern" nicht, sie *schreien* nach Frieden. — Wir sagen es offen, das Friedens-

Den späten Dank der Geschichtsschreiber hat sich Georg Forster erworben mit den meisterhaften Charakteristiken, die er am Hoflager zu Grodno von dem polnischen König und dem Fürstprimas Michael Poniatowski entwarf. Die Schilderung, die er von dem zersetzenden Einfluß Rußlands auf die schlaffe polnische Regierung und von den anarchistisch-wüsten Sitzungen des polnischen Landtags gibt, bereichert die Historie und verblüfft durch ihre Bewegtheit und Anschaulichkeit. Nicht minder packend sind seine Bilder von der polnischen Landstraße und seine Abrisse aus dem Leben der Gesellschaft. Was er von der Verlaustheit der Quartiere erzählt, das liest sich, als stünde es in einem Feldpostbrief von 1915.

Als Forster gegen Osten fuhr, hatte er das Glück im Rücken, und nie wieder lächelte es ihm voll zu. Der Rest seines Lebens war wilde Flucht durch Not und Verzweiflung.

Heimgärtners Tagebuch.

Wir machen in diesem Kriege Fehler. Daheim im Hinterlande. Auf das glühendste sind wir empört über die Großmauligkeit und Lügenhaftigkeit der Feinde, über ihre Verleumdungen gegen uns. Und das ist recht. Aber wir machen es ihnen nach, und das ist nicht recht. Es gibt nichts Schieferes, als die Berichte vieler Zeitungen; einige nehme ich aus. Der Feind unterliegt immer, wir siegen immer. Der Feind übt die größten Greueltaten und Schurkereien. Wir sind immer menschlich und gerecht. Der Feind treibt die unerhörtesten Prahlereien, wir sind immer bescheiden. Der Feind hetzt ununterbrochen gegen uns zur Rache, wir? Wir sind die Versöhnlichen. Wie oft war der Feind schon vernichtet? Wie oft war der Sieg für uns schon entschieden? — So treiben es die Zeitungen. Sie glauben es gut zu machen, man müsse das Publikum ermutigen, Stimmung machen. Eine Weile wirkt das auch, aber dann die Enttäuschungen und es kommt das Gegenteil, die Leute glauben nichts mehr. Sie sind mißtrauisch gegen alle Berichte, sie glauben dann auch der guten Wahrheit nicht, denn diese ist zu Tode gelogen worden.

Man spricht über den Druck der Zensur, während, wie ein Spaßvogel sagte, doch gerade sie den Druck verhindert. Sie könnte ihn noch vollständiger verhindern, sie könnte die Renommistereien und Großmäuligkeiten streichen sowie sie mit Recht die Miesmacherei streicht. Sie könnte es bewenden lassen bei den amtlichen Mitteilungen. Alles Gerede und Nachdrucken des müßigen Geredes aus anderen Blättern macht ja freilich

Zeitungschreiber, denn der gleiche Beruf pflegt fester zusammenzuführen, als die Politik. Und da meine früheren französischen Freunde und ich unsern gemeinsamen Beruf in der Versöhnung der Menschen erblicken, so finden wir uns vielleicht doch wieder.

Der Zapastl mußte auch fort. Da lachten die Leute, denn der Zapastl war der größte Traumihnit im ganzen Dorf. Schon durch seine Brautwerbung hatte er sich berühmt gemacht. Wohl zehnmal blieb er damals stehen auf dem Weg zur Schönen und überlegte, ob er soll oder nicht. Endlich war er bei ihr, stand und redete so herum. „Was willst denn, Zapastl?“ hatte sie ihn gefragt, er stotterte und brachte nichts vor, bis sie ungeduldig wurde und scharf dreinfuhr: „Hiaz möcht ich aber einmal wissen, was d' willst!“ — Da hielt er gar verzagt seine Hand vors Gesicht und murmelte weinerlich: „Am liabsten wär's mir halt, wann ma z'ammheiraten taten.“ — „O Tschapperl“, antwortete sie, „und deswegen so verzagt? Brauchst kein Angst z habn, ih mag dih eh nit“.

Wenn er über einen Steg ging, prüfte er erst vorsichtig, ob der Steg fest wäre und nicht etwa einbreche. Bei windiger Zeit ging er durch keinen Wald, es könnte ein Baum umfallen. Bei der Arbeit war er fleißig, gab aber vor allem acht, daß nichts brach. In Gesellschaft war er immer gemütlich; im Wirtshaus setzte er sich nur an den Tisch, wo man lustig war, und nicht, wo man stritt. Gab's einen Raufhandel, so floh er, so weit ihn die Füße trugen.

Und dieser Zapastl war jetzt Soldat und beim Schießen- und Fechtenlernen der Spott der Kompanie. In Galizien war ihm kein Schützengraben zu tief; am liebsten hätte er sich flach hineingelegt und Erde auf sich schaufeln lassen — größerer Sicherheit wegen. Und einmal, als er spürenshalber durch ein Gebüsch mußte, tötete er drei Russen, die ganz nahe vor ihm plötzlich aufgetaucht waren. Den einen erschoß er, den andern erstach er, den dritten, der sich ergeben wollte, schlug er mit dem Gewehrkolben tot. — „Wieso, Zapastl, ist denn das passiert?“ lachte der Hauptmann.

„Zum Teuxel eini!“ antwortete der Bursche, und wischte sich den Schweiß vom Gesicht. „So viel gfürchtet han ih mih vor ihna, da han ihs gschwind niedergmacht.“

Man kann nicht allein aus Mut, man kann auch aus Angst ein Held werden.

Innerhalb dreißig Jahren hatte ich im Deutschen Reich siebzehn Vorlesereisen gemacht. Zuerst luden mich 1878 die Berliner ein, ihnen

lied ist uns das liebste Lied, aber wenn sie unser Vaterland zertreten wollen, müssen wir aushalten und uns wehren bis auf das letzte Messer! Das rufen wir über die Fronten hinaus, das sagen wir uns selbst.

Vor einiger Zeit hat der Deutsche Kaiser zu einer hochgestellten Persönlichkeit unter anderem folgenden Ausspruch getan: Ich hoffe, daß die Geschichte mich von der Schuld dieses Krieges freisprechen wird. In gewissem Sinne hat übrigens jeder zivilisierte Europäer Teil an der Verantwortlichkeit dieses Krieges.

Von einer solchen Persönlichkeit ein solches Wort! Wird man es verstehen wollen? Es gibt viel zu verstehen.

Es ist noch nicht fünf Jahre her, seit der französische Literar- und Kulturhistoriker A. Bulliod das Buch schrieb über mich und meine Schriften. Die deutsche Kritik bewunderte die Objektivität, Gründlichkeit und Warmherzigkeit, mit der Bulliod meiner Absicht sowie dem steirischen Bauerntum, ja dem deutschen Bauer im allgemeinen gerecht wurde. Nicht in Begeisterung oder im leichten Esprit der Franzosen löste sich seine umfassende Arbeit, sondern in ruhiger Betrachtung und Erwägung, ähnlich, wie vorher Ernest Seillière in seinem Werk über „Die steirische Volksseele“ wärmste Sympathie verriet für unser alpines Bauerntum, das er vielfach mit dem bretonischen verglich. Diese Männer überraschten mit einer Kenntnis der deutschen Volkseigenschaften und mit einer Neigung zu ihnen, wie wir sie dem Franzosen nicht zutrauten. Man wollte an solchen Erscheinungen ein beginnendes Vertrauen der westlichen Nachbarn zu uns sehen.

Seit Ausbruch des Krieges habe ich von meinen genannten Biographen nichts mehr gehört. Sie werden schweigen müssen, wenn sie in ihrem Lande das Geschrei von „Deutschem Barbarentum“ umgellt, oder gar Schrapnells schleudern müssen gegen die, welche sie in ihren Büchern mit so hoher Achtung und Liebe behandelt hatten.

Vor kurzem erhielt ich aus der westlichen Front ein Schreiben, das sich mit dieser Sache befaßt. Es versichert, daß der Haß des französchen Volkes gegen das deutsche durchaus nicht so groß sei, als man glauben machen will, daß es nur gewisse Kreise hauptsächlich in den Städten wären, die den Revanchegedanken mit allen Mitteln gepflegt und zum Krieg gedrängt hätten. Das arbeitende Volk der Departements sei ebenso friedliebend wie das deutsche. Und es sei schwer für die Händelstifter, diesen Krieg zu beendigen, weil sie die Rechenschaft fürchten, die sie daheim zu geben haben werden.

Es wäre ja nicht unmöglich, daß dem französischen Bauern der deutsche Bauer am Rhein näher stünde, als der Pariser Advokat oder

Persönliche, Vertrauliche liegt. Es ist, als führe man den Gast vom Salon ins Familienzimmer. — Den Weg durch weitere Lande erobert eine Mundart sich durch ihre Dichterwerke.

Bei meinen Vorlesungen im Deutschen Reiche bin ich inne geworden, daß die anderen deutschen Stämme für den unsern nicht bloß Verständnis, sondern auch Neigung haben. Unsere Sonderarten kommen ihnen erst verblüffend, aber bald traut vor. Wenn mancher Norddeutsche in bevormundendem Ton zu uns spricht, so ist das, wie der Mann zur Frau. Der Unterton ist Liebe. Mir schien es manchmal, daß der Norddeutsche mehr für den Süddeutschen übrig habe als umgekehrt. Der anmaßende Ton des Preußen wird gern bemerkt. Ich bitte zu untersuchen, ob die Tonart des derben Bayers gegen Preußen höflicher ist. Wenn uns solche Sprechart gegenseitig verletzend erscheint, so kommt das davon, daß wir mit den Mundarten und ihrer Musik nicht vertraut genug sind. Die hochdeutsche Sprache nähert uns einander, aber die gleiche Mundart würde uns einigen. Die gleiche Mundart überall ist nicht möglich und das ist gut. Die Mundart eines Volksstamms ist eine Hüterin seiner Sonderart. Und je mehr Einzelheiten ein großes Volk hat, je stärker und begabter ist es. Dort und da werden sich freilich auch die Mundarten verlieren, sowie die klaren, lebendigen Bergbäche verschwinden in dem glatten, charakterlosen Strom. Und damit wird auch das verloren gegangen sein, was man Heimat heißt. — Von einem Mann, der schulmäßig reines Hochdeutsch spricht, weiß man nie, wo er daheim ist. Seine Sprache wird anmutiger, wenn sie einen leichten Beigeschmack von der Mundart seiner Heimat hat. Es ist das, was man am Wein die Blume nennt. —

Noch heute möchte ich wandern durch die deutschen Lande, den Bewohnern pie Brüdermundarten nahe bringen, dadurch einander die Eigenarten würdigen lernen, und immer wieder wollte ich predigen: Deutsche Stämme! Halte jeder an seiner Eigenart fest und achte die der Brüder!

Die alte Strottkrempin, die jetzt für Kriegszwecke ihr Zinn nicht hergeben wollte, fragte, wozu man es nur brauche?

„Zum Hinschießen auf den Feind," antwortete der launige Beamte. „Sie müssen wissen, Strottkrempin-Mutter, daß auch der Feind herschießt."

„Na also!" rief die Alte: „Tuts halt die Kugeln, die der Feind herschießt, wieder zurückschießen, brauchts nix anderes." —

Als der Straußenwirt jetzt sein schönes altes Zinn hergeben mußte, tat er es mit Trauer, so daß der Beamte sagte: „Ja, mein Lieber, das ist gar nichts. Denken Sie, wie man jetzt auch die Leute hingeben muß!"

eine Vorlesung in steirischer Mundart zu halten. Wie? Die herrischen Preußen wollen steirische Bauernspäße haben? Oho! sie sollen vorher den steirischen Bauern kennen lernen. — Ich sagte zu, ich kam und erzählte einer vornehmen Großstadtgesellschaft in meiner Väter Mundart von dem harten, wetterfesten und gottfrohen Leben des Alpenvolkes. Es war bei mir anfangs ein bißchen Bosheit im Spiele. Sie sollten sich nur langweilen bei herber Arbeit und Armut. Aber bald sah ich, daß es nicht gerade nur Unterhaltungssüchtlinge waren, die mir da zuhörten, sondern eigentlich Menschen. Menschen mit Verständnis, Teilnahme und Mitempfindung für das Geschick des Volkes in unseren südlichen Bergen. Wenn ich dann später immer wieder gerufen wurde, da machte ich die unerwartete Erfahrung, daß in Norddeutschland meine ernsten Bauernstücke am liebsten gehört wurden, während daheim im Süden die Zuhörer immer Heiteres und Spaßiges haben wollten. Das gab mir zu denken. Ist es des Gegensatzes wegen, daß dort der Reichtum sich einmal die Armut betrachten will und daß hier die Bedrängteren sich an Humor und Scherz erquicken wollen? Oder ist doch der Volkscharakter in Nord und Süd so verschieden, daß man dort das Wirkliche und Ernste mehr liebt, und daß man hier mehr zur gemütlichen Leichtlebigkeit neigt?

Später habe ich gedacht: Mischen wir ein wenig. Und brachte auch den Preußen und Rheinländern und Schwaben und Franken und Sachsen Heiteres; hingegen den Steirern, Tirolern, Wienern und Böhmen mehr Ernstes. Beiderseits war's ihnen recht und so strebte ich nach einer gewissen Einheit in der Volksanschauung und Lebensbetrachtung. Anfangs war es im Norden etwas schwierig mit der steirischen Mundart gewesen. Ich pflegte gelegentlich nur einzelne wichtige Sachwörter zu verhochdeutschen, im ganzen aber unsere Bauernmundart nicht zu „verbessern“, denn der Wert liegt in der Echtheit. In nördlichen Provinz- und Landstädten kam es wohl vor, daß mir Zuhörer nachher gestanden: Es war alles gemütlich, aus der Tonart schon hat man's erraten; aber — verstanden haben wir nicht viel. Und doch haben sie mich für ein nächstes Mal wieder eingeladen. — Als seinerzeit der Schauspieler Junkermann in Süddeutschland und bei uns Fritz Reuters Plattländisch spielte und las, war uns anfangs diese Mundart fremd, etwa wie holländisch oder vlämisch. Der Künstler brachte es uns aber mit Verständnis weckender Mimik bei und so wurde das Plattdeutsch uns bald anheimelnder. Ähnlich konnte man es ja mit den süddeutschen Mundarten im Norden machen. Und welcher Deutsche liebte nicht z. B. das Alemanische? Schillers Muttersprache, der er sich nie entwand. Das gegenseitige Verständnis der Mundarten bringt uns einander näher, als die gemeinsame, hochdeutsche Sprache. Weil in der Mundart das Ursprüngliche,

Fünf Jahr alt, und tät alleweil nach dem Vater rufen. Mein Urlaubgesuch ist nit bewilligt worden. Da hab ich mir wohl gedacht, heut bei der Nacht geh ich.

Hauptmann: Und sind doch nicht gegangen.

Soldat: Melde gehorsamst, weil 's Telegramm kommen ist — das Bübel wär schon g'storben. — Und deswegen, Herr Hauptmann, ich bitt'. Ich — ich tät schlecht treffen.

Der Hauptmann schritt ein paarmal langsam im Saale auf und ab, dann sagte er — und seine Stimme war gedämpft: Sie sind von der Exekution enthoben. Treten Sie ab!

Zum Pfarrer von W. kam in letzterer Zeit manchmal ein ältliches Herrchen und zahlte eine Messe a u f e i n e g u t e M e i n u n g. Schier alle Monate einmal kam er, legte den Gulden hin, immer wieder, daß der Herr eine Messe lese „auf eine gute Meinung".

Als das so wiederholt geschah, fragte der Pfarrer doch einmal: „Auf welche gute Meinung, lieber Herr, wenn man fragen darf, denken Sie?"

Da rückte der Mann ein wenig seinen Hemdkragen, daß er noch besser sitze, hüstelte ein weniges und sagte: „Wenn ich aufrichtig sein darf, Hochwürden, die Sache ist die: Ich mache jetzt so gute Korngeschäfte, und da hätte ich halt gemeint, daß der Krieg noch recht lang dauern möchte."

Der Pfarrer schlug die Hände zusammen: „Aber, aber! Jetzt, das ist wieder einmal ganz schief geraten! Ich habe Ihre Messen immer ‚auf die gute Meinung' gelesen, daß der Krieg doch endlich einmal ein Ende nehmen möchte. Und die Gemeinde hat, deucht mich, bei Ihrer Messe immer fleißig gebetet auf die gute Meinung, daß die Kornwucherer der Teufel holen soll."

Daß wir den April um eine Stunde bestohlen haben, bewährt sich ganz gut; jeder zehrte den Sommer über jeden Tag an dieser Stunde, als ob jeder Tag eine Stunde mehr bekommen hätte. Nur gesundheitlich ist die Sache bedenklich. Alle, die in dieser Zeit fort müssen, sterben um eine Stunde früher; anderseits werden sie um eine Stunde älter, als sie in der alten Zeit geworden wären. — Schief aber gehts den Herrschaften beim Kaffee. Es kommt die Milch zum Morgenkaffee nicht immer zu rechter Zeit, denn im Kuhstall ist die „neue Zeit" nicht sanktioniert worden. Die Kuh sagt: Ich halte mich nach meiner Natur und nicht nach eurer Uhr. — Und wenn, so meinen die Herrschaften, der Morgenkaffee nicht zu rechter Zeit da ist, so hat das Frühaufstehen keinen Sinn. — Jetzt wollen sie den Uhrzeiger

„Aber, Herr Doktor, die Leut wachsen wieder nach!" antwortete der Straußenwirt.

Ich habe den Finanzminister der Zukunft entdeckt. Es ist der Sengsen-Hansel zu Rittenegg, der sich beim Vorübergehen einmal zu mir auf die Gartenbank setzte und mir im Vertrauen mitteilte, wie er es machen würde, wenn Seine Majestät ihn zufällig einmal — er dränge sich ja nicht auf — zum Minister ernennen wollte.

Alsdann: Es darf keine Zeitung mehr gedruckt werden und kein Buch. Alles Papier wird verwendet zur Herstellung von Banknoten. Damit zahlt der Staat zuerst einmal seine Schulden, ob die Leute das Bargeld annehmen wollen oder nicht, sie kriegen's — basta! Ist ihnen doch immer zu wenig Geld gewesen, nun also! Dann haben sie's. Fürs Zweite, kauft der Staat vermöge des Enteignungsrechtes allen Bauern die Höfe ab und verstaatlicht sie. Kauft den Industriellen die Fabriken ab und verstaatlicht sie. Kauft alle Städte und Schlösser, überhaupt alle Sachen auf und bewirtschaftet alles selber. Damit sind auch die Leute verstaatlicht. Dann ist der Staat obenan. — — „Wie findest Du mein Programm?" fragte der Sengsen-Hansel.

Ich wollte zuerst auflachen, aber ich hielt zurück. Mir wurde ganz anders.

„Wenn Dir mein Spaß nit g'fallt," sagte er, „so kann ich ja auch wieder geh'n!" —

O Mensch, Du ahnst nicht, was in Deinem Spaß für ernste Dinge stecken!

Einer der Soldaten, die befohlen wurden, an dem Deserteur Weissenbacher das Todesurteil zu vollstrecken, meldete sich zum Rapport und sagte: Herr Hauptmann, ich bitte gehorsamst, auf den Weissenbacher kann ich nit schießen.

Hauptmann: Was soll das heißen?

Soldat: So viel das Heimweh hat er gehabt.

Hauptmann: Paperlapap! wenn jeder, der Heimweh hat, durchgehen wollte! Man hat ihn nach dem erstenmal freundlich verwarnt, nach dem zweitenmal mit Stockhaus bestraft; das drittemal kann ich ihm nicht mehr helfen.

Soldat: Ich bitt', ich melde gehorsamst, ich kann doch nit auf ihn schießen. Heimweh hat er gehabt. Wer das kennt! Da wär's ja gerad', als ob ich auf mich selber schießen wollt'!

Hauptmann: Sie sind doch nicht Deserteur!

Soldat: Melde gehorsamst, es hätt' schon sein können. — Mein Weib hat mir geschrieben, unser Bübel wär so krank. Unser einziges.

Also fangen wir wieder an. Mit der Sammlung für ein deutsches Lehrer-Erholungsheim in den Alpen, welche seiner Zeit so glänzend begann und dann durch den Kriegsausbruch so wild unterbrochen wurde. Ein Viertel der nötigen Summe hatten wir schon beisammen, ein wunderschöner Platz in der mittleren Steiermark war auch schon bestimmt. — Was ist seither alles geschehen! Und viele, viele Lehrer, die sonst nach harter Berufsarbeit nur der Erholung bedurften, jetzt sind sie verwundet, siech, zu Halbkrüppeln geschlagen und werden doch ihren Schuldienst noch weiter versehen müssen. Aber hochgestimmt sind heute unsere Herzen doch. Wir wissen, wie herrlich die Lehrerschaft in diesem Kriege sich bewährt hat. — Mit gesteigerter Zuversicht führen wir die Sammlung nun fort im dankbaren Vaterlande. Jetzt, da so viel Geld für Zerstörungen ausgegeben wird, läßt man vielleicht doppelt gern auch etwas für Aufbauendes springen. Ist es doch auch heute der deutsche Schulmeister, der uns so tapfer siegen hilft. —

Es war ausgemacht, daß man Bausteine zu 200 Kronen zeichne, mit der Pflicht, sie bar auszuzahlen, sobald die Summe von 200.000 Kronen gezeichnet ist. Vorläufig ist nichts zu tun, als an die Geschäftsstelle Gottfried Herbe, Wien, V., Reinprechtsdorferstraße 32, zu schreiben: „Ich zeichne für das Lehrer-Erholungsheim 200 Kronen". (Es kann auch mehr sein.) Und Name und Adresse darunter. Auch ich — der Unterzeichnete — nehme solche Anmeldungen an und man kann mir damit eine ganz besondere Freude machen. Peter Rosegger, Graz.

Die Irrtümer des Heimgartens.

Vor vierzig Jahren habe ich den „Heimgarten" angefangen. Und jetzt in meinen alten Tagen, da man gerne einmal Rückschau hält über allerhand, was man im Leben getrieben hat, nahm ich einige ohnehin durch das Siechtum für anderes unbrauchbare Monate her und durchsah alle vierzig Jahrgänge. Man sucht Ursachen, um mit sich manchmal ein wenig zufrieden zu sein; aber verstohlen und fürchtig spähte ich auch nach den Irrtümern des Heimgartens. Wenn man vier Jahrzehnte lang über allerlei von oben und unten, von außen und innen plaudert, oft ein bißchen leichtfertig, ohne viel Nachdenkens — da kann man sich zeitweilig kurios schneiden. So wollte ich gerade einmal sehen nach heutigem Ermessen, wie oft der Heimgärtner in seiner Weltanschauung sich geirrt hat. Aber ein hartgesottener Sünder hat seine verschiedenen Maße. Wenn Dinge oft anders waren, als ich sie in flüchtigem Vorübergehen gesehen und gesagt hatte, so lege ich mir dafür keine allzu große Buße auf, denn ich wollte stets wahr und wahrhaftig

wieder um eine Stunde zurückschieben, so daß der Herbst die gestohlene Stunde vom Frühjahr bekommt, die uns für den ganzen Sommer so viele schöne Morgen- und so friedliche Abendstunden gebracht hat.

In diesem Sommer habe ich wieder einmal die Steiermark bewundert. Diesmal ihrer Gastlichkeit wegen. Es war ja gerade keine Hungersnot bei uns, aber kümmerlich ging es schon her mit den Nahrungsmitteln und es gab Sorgen in jedem Hause. Dazu aus Süd und Ost die Flüchtlinge zu Tausenden und Tausenden. Die Behörden arbeiteten mit Hochdruck für die richtige Verteilung der spärlichen Vorräte. Der Fremdenverkehrsverein aber wurde nicht müde, fremde Gäste einzuladen, und wer eine Stube leer stehen hatte, der warb um Sommerfrischler.

Sie kamen in Fülle von auswärts, und sie blieben; sie sagten, wir wären gute Leute. Ihre Brotkarten werden sie ja mitgebracht haben, woher aber kam das dazugehörige Brot? — Es muß rein wieder einmal ein evangelisches Wunder geschehen sein.

Da kommen mir staunende Zuschriften, wieso ich eine solche Hamerling-Ausgabe verantworten könne? — Es erschien nämlich bei Hesse u. Becker in Leipzig eine neue Ausgabe von Hamerlings Werken, und zwar eine billige, ausgewählte, die die besten Dichtungen des großen Epikers enthalten soll. Sie ist mit einem Geleitworte versehen, das ich vor vielen Jahren zu einer andern größeren Ausgabe geschrieben hatte und das nun dieser neuen Ausgabe ohne mein Wissen vorgedruckt wurde. Ich mitverantworte diese Ausgabe nicht. Sie bringt wohl eine Menge Gutes, Nebensächliches, auch wenig Bedeutendes des Dichters, das man einer ausgewählten Ausgabe gerne nachgesehen hätte, aber sie bringt hervorragende Dichtungen nicht, wie „Danton und Robespierre“, den köstlichen „Teut“, und vor allem mangelt dieser „Ausgewählten“ das urdeutsche, das bedeutsamste Hauptwerk Robert Hamerlings, „Der König von Sion“. — Ich habe beim Verlag angefragt, in welcher Absicht dieses herrliche, dieses größte deutsche Epos der Neuzeit weggelassen wurde, und höre, daß es bei dem „König von Sion“ hauptsächlich deshalb geschah, weil nach diesem Werke keine große Nachfrage sei.

Ja, wenn diese „deutsamste aller Geschichten, die auf germanischer Erde geschah“, unverstanden bleibt, wozu haben wir dann unsere großen Dichter? — Und weil nach einem kostspieligen Werke bisher wenig Nachfrage war, deshalb nimmt man es nicht in die billige Ausgabe! Was ist das für eine Logik?

mann einsetzte — der Krieg. — Meine beständige Polemik gegen die Großstädte und ihr unheimliches Anwachsen wurde mir auch als Irrtum bezeichnet. Ebenso meine Meinung, daß man bei der Jugenderziehung mehr das Können als das Wissen berücksichtigen sollte.

Wenn ich in meinen Schriften so oft das Menschentum des armen Landmannes mit dem des Großstädters verglich und dabei recht häufig dem des ersteren den Vorzug gab, so bleibt die Frage offen, ob das ein Irrtum ist oder nicht. Geirrt aber habe ich mich sicher in der zeitweiligen Annahme, daß das Reden und Schreiben die Menschen ändern könne. Wenn das einer kann, die Menschen ändern, so ist es der gewaltige Herrscher von heute — der Krieg.

Warum redet also der Mensch? Warum schreibt er vierzig Jahre „Heimgarten“? Weil es für manchen Naturnotwendigkeit ist, sich auszusprechen, sein Inneres den Mitmenschen darzulegen, die Ursachen des Glückes und des Unglückes zu suchen, zu klären. Weil es ihm eine psychische Notwendigkeit ist, nach seinem Sinne das Gute und Schöne zu suchen und darzustellen, damit auch andere an solchen Darstellungen eine Freude hätten.

Doch, immer zu glauben, daß alles, was mich innert, auch andere innern soll, war nicht am Ende auch das ein großer Irrtum des „Heimgartens“? — Immer sich selbst zu geben, und immer sich selbst. Ja, ihr lieben Freunde, es ist bedenklich, aber ich habe nichts anderes. Und wie soll man sich sonst zunutze machen; für sich allein braucht sich der Mensch ja nicht.

In den ersten Jahren ging dem Heimgärtner im Kopf eine internationale Menschheit um. Dieser Irrtum löste sich bald. Die Sache wäre zu früh um einige hundert Jahre oder länger. Der Mensch muß daheim stark werden, ehe er in die Fremde geht. Gelten lassen und achten kann er aber fremde Völker schon früher. — Vor dreißig Jahren sang es im „Heimgarten“:

„Es muß ein großes Schlachten kommen.“

Diese Prophezeiung war kein Kunststück. Ein großes Schlachten kommt immer wieder. — Vor zwanzig Jahren sang es:

„Wem soll dies wilde Hasten frommen,
Statt ruhig Schaffen, Weltvertraun!
Es muß ein großes Rasten kommen,
Ein fröhliches gen Himmel Schaun!“

„Irrtum, Irrtum!“ schrie man. Der Mensch sei nicht da, um zu träumen, sondern um zu streiten, vorwärts zu kommen, reich zu werden. Der Irrtum ist offenbar. Aber auf welcher Seite? — Geld-

sein und bin aus Mangel an Einsicht nur selbst getäuscht worden. Das Wort war falsch, weil unrichtig, aber wahr, weil aufrichtig. Das passiert gerade den Poeten am häufigsten, die alles anders, zumeist schöner sehen, als es wirklich ist. — Der andere Maßstab ist schon strenger. Ich kämpfte oft leidenschaftlich und viele Jahre lang gegen Zustände und Richtungen, die ich für schädlich hielt und die tatsächlich schlecht waren. Aber ich kämpfte bisweilen nicht in der richtigen Form und mit den rechten Mitteln. Ich machte manchmal Menschen verantwortlich für Dinge, die so tief in der Natur liegen, daß man sie nicht ausrotten kann, ohne was noch Schlechteres zu verursachen, die man also nur in ein gewisses System bringt, sie dem Leben gleichsam anstilisiert, um ertragen werden zu können. So kämpfte ich gegen irreführenden, niederziehenden Aberglauben, griff rücksichtslos manches an, was vielen Menschen „heilig" ist und sogar von Kirchen beschützt und gepflegt wird. Es geschah manchmal mit scharfem Spotte, wo ein mildes Mahnen, ein ernstes Warnen besser gewirkt hätte. Der Zorn verbrannte mir die Liebe. Mit der Sache hatte ich recht, mit der Form war ich im Irrtum. Ich hatte bei meinen sonderbaren Meinungen viele Gegner, und oft recht gewichtige, die öffentlich gegen mich auftraten. Geschah es sachlich, so war ich leicht zu Verständigungen bereit; wurden sie aber persönlich und perfid, dann konnte ich unangenehm sein, und recht sehr. Und mit Spießen und Knütteln die Widersacher zur Liebe zwingen wollen, das ist jedenfalls nicht die zweckmäßigste Art, was durchzusetzen. Und doch gelang es mir oft.

Einmal half ich einer armen evangelischen Gemeinde eine Kirche bauen. Das wurde mir auch für einen eingestandenen Irrtum ausgelegt, weil ich doch selbst — katholisch geblieben sei. — Ja bereitete ich da nicht einem müden Wanderer in der Nebenkammer ein Strohlager? Hätte ich mich da gleich selber zu ihm legen sollen? Ich hatte ja mein eigenes Bett. —

Aber die Irrtümer, die wirklichen? Sehen wir weiter. Damals, als ich selbst an Bildungsdurst fast verschmachtete, trotzdem mein schlechtes Gedächtnis theoretisches Wissen nur schwer aufnahm, predigte ich aller Welt Bildung. Die neue Volksschule der siebziger Jahre bot mir noch viel zu wenig Unterricht, auch auf dem Dorfe. Ich wollte die Erstarkung des Bauernstandes. Daß in unserer Zeit gerade eine höhere allgemeine Bildung dem Bauernstand gefährlich wurde, weil sie die jungen Leute von der schlichten Landwirtschaft abzieht, sah ich längere Zeit nicht ein. — Ferner eiferte ich immer wieder gegen die Landflucht, besonders gegen das Übermaß der Industrie, die dem Bauerntum die Kräfte wegnimmt. Das hielten viele Leute für einen meiner größten Irrtümer, bis für meine Anschauung endlich ein mächtiger Gewährs-

Kleine Laube

Aus unserer Zeit.

Der „Fall Cavell".

Unter dem Decknamen „Cincinatus" erschien jüngst ein Büchlein: „Der Krieg der Worte" (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart und Berlin), das in sehr lehrreicher Weise an der Hand mancher Belege den Beweis für die Überlegenheit unserer Feinde erbringt, für sich und gegen uns im neutralen Ausland und natürlich auch daheim skrupellos Stimmung zu machen. Ein Beispiel, ein Fall, an dem selbst ein Teil unserer Presse scheu vorüberschlich, weil sie nicht genügend unterrichtet war, sei hier wiedergegeben, denn er charakterisiert das Treiben gegen uns in einwandfreier Weise: Die Engländerin Miß Edith Cavell wurde in Brüssel am 11. Oktober 1915 vom zuständigen Militärgericht nach zweitägiger regelrechter Verhandlung zum Tode verurteilt und am 12. Oktober früh standrechtlich erschossen, weil erwiesen wurde, daß sie in einer großen Anzahl von Fällen englischen und französischen Soldaten sowie belgischen Untertanen zum Eintritt in die Streitkräfte der feindlichen Armee verholfen hat. Die Alliierten und besonders auch Amerika griffen den Vorfall auf, die Presse verfiel wieder einmal in eine Wut über uns „Barbaren", welche auch „Frauen und Kinder nicht schonen", und Mr. Grey stand nicht an, dem amerikanischen Botschafter in London in einem Briefe zu versichern, Abscheu und Schrecken erfülle die ganze zivilisierte Welt ob dieses Mordes . . . Es ist gewiß peinlich und schmerzlich, wenn auch Frauen unter das Kriegsrecht gestellt werden und niemand wird den Zwang, wenn er vorliegt, mehr bedauern, als wir Deutschen und die deutschen Offiziere, die zu Gericht zu sitzen hatten — aber wer sich eines Verbrechens im Krieg schuldig macht, den trifft auch die ganze Wucht des unerbittlichen Kriegsrechtes. Das wissen wir — und deshalb machen wir auch weiter kein Aufheben, sowie unsere Feinde Frauen zum Tode verurteilen und das Urteil vollziehen. Und das geschah nicht einmal, sondern oft und oft! Die Franzosen füsilierten im März 1915 zu Nancy die Deutsche Margarete Schmidt und in Bourges die Deutsche Ottilie Meß wegen Spionage zugunsten Deutschlands; aus dem gleichen Grunde richteten die Belger am 18. August 1914 Julia Wauterghen hin . . . Und war es ein Fehler von uns, daß wir aus diesen Tatsachen nicht wider bessere Einsicht Kapital schlugen und nach bestem Können das neutrale Ausland zu überreden trachteten, daß dies Barbareien seien? Gewiß begingen wir durch unser vernünftiges Verhalten, etwas nicht wider besseres Wissen und Gewissen aufzubauschen, einen politischen Fehler, aber moralisch zeigten wir uns dadurch unseren Gegnern weit überlegen.

Um aber wieder auf den „Fall Cavell" zurückzukommen — die Engländerin hat ohne alle Zweifel nach dem Gesetz den Tod verdient; war es aber klug, das Urteil auch zu vollstrecken? Trotz allem und allem — ja. Der Deutsche ist in Belgien in Feindesland, die deutschen Soldaten sind dort die Minderheit und nur rücksichtslose Strenge kann ihnen halbwegs Sicherheit gewähren.

gier, Herrschsucht, heute zeigt es sich in einem ungeheuren Weltgeschehen, wohin das führt.

Moderne Menschen irren sich deshalb häufiger, weil sie unerprobte Meinungen hegen und verkünden. Ich hingegen hielt mich mehr an das Erprobte, in tatsächlichen Verhältnissen Begründete. Ich suchte meine einfältige Seele möglichst unbefangen zu erhalten und an ihren ewig menschlichen Wünschen und Neigungen maß ich neue Meinungen und Erscheinungen, um zu empfinden, ob sie Wert und Dauer haben können oder nicht. Nach dieser Methode gehört keine besondere Sehergabe dazu, um den richtigen Weg einzuhalten. Im ganzen steht es so mit meiner Pfadsucherei in eine schönere Zukunft: Wo Nebensteige versucht wurden, da konnte ein- oder das anderemal ein überraschend schönes Ziel gefunden werden, im ganzen aber irrte ich innerhalb wie außerhalb des „Heimgartens" so oft wie jeder andere. Peter Rosegger.

Dem Dichter.

Ist dir, Freund, der Dichtergeist gegeben,
Wisse dann, der Welt gehört dein Leben.
Sprich das Wort, das dir im Herzen gährt,
Kräftig aus, so wie dir's Gott gelehrt.
Dichter, eine Welt lauscht deinem Lied,
Offen steht dir gläubig ihr Gemüt.
Liebe wollen sie und edle Labe;
Himmelsbote, gib die Gottesgabe.
Und bevor du sprichst zur fernen Menge,
Prüfe Wort für Wort mit weiser Strenge,
Noch hast du den Samen in der Hand,
Der da wachsen soll im ganzen Land.
Ist ein deutig Wort dir nicht ganz klar,
Oder wär's zum Ärgernis sogar,
Sag es nicht, man kann mit solchen Giften
Auf Jahrhunderte lang Unheil stiften.
Ist's auch eine Flamme nicht, die zündet,
Und zu einem Weltbrand sich entbindet,
Kann es doch ein schlimmes Irrlicht sein.
Darum wieg das Wort, so lang' es dein. —
Manche Seele, elend im Gemüt,
Die im Meer des Lebens Schiffbruch litt,
Weiß sich sonst kein Heil im Ozean,
Klammert an das Dichterwort sich an.
Und nicht nur den ärmsten deiner Brüder,
Dichter, auch den Frohen singe Lieder.
Wie die Müden an der dunklen Pforte
Lauscht die ganze Menschheit deinem Worte.
Alle kommen schuldlos in das Sein,
Leben heute Lust und morgen Pein.
Schrecke nicht das Kind mit Not und Mängel,
Singe ihm von Mutter, Gott und Engel,
Winde froh der Jugend bunte Kränze,
Schmücke harmlos heiter ihre Lenze.
Und dem Mann in Arbeit und in Streit
Halte stets ein stärkend Lied bereit.
Und das Mildeste von Lieb und Labe
Gib dem Greis am morschen Pilgerstabe. —
Dann, o Dichter, wird die Poesie
Dir auch selbst zur Lebensharmonie.

Im Juni 1866. Peter Rosegger.

---

in Sonne und in Gefahren ohne Zahl. Sie haben gelernt, mit ihrer Hände Werk sich ihr engbegrenztes Leben zu erleichtern und wohl auch zu verschönern nach Kräften und Möglichkeit, wie es dem deutschen Gemüt so nahe liegt — wie viele Tausende würden verkümmern, müßten sie bei ihrer Rückkehr in die engen, lichtlosen Verhältnisse beschränktesten Eingepferchtseins zurück! Tausende haben sich gewöhnt, an ihren kleinen Anpflanzungen Freude und bescheidenes Genügen zu finden und Interesse zu gewinnen an allem Feinen, Kleinen, das die Natur ihnen gezeigt. Immer wieder hört man sie klagen und trauern, wenn die feindlichen Angriffe ihnen ihre rührenden Freuden zerstören — ist es da nun nicht Pflicht der Heimat, ihnen ein Plätzchen in Licht und Sonne zu sichern, wo sie ihre Kinder erziehen können im engen Zusammengehören mit deutscher Erde?

Dazu spricht noch die Tatsache, daß unser Heer in seinem Vorwärtsstürmen den Feind überwältigt hat an allen Grenzen und riesige Strecken hin weit über dieselben hinausgedrungen ist. Damit hat es der deutschen Heimat große Gebiete errungen — mit seinem Blute errungen — die edelster deutscher Tatkraft geweiht werden sollen!

Hier kann deutscher Arbeit ein Ziel eröffnet werden, das der Landflucht ein kräftiges Halt gebietet und, zu deutschem Boden in deutscher Hand geworden, Tausenden ein warmes, trostvolles Ausruhen gewährt in treuem Schaffen nach der furchtbaren Zeit des schrecklichsten Krieges, den die Geschichte gesehen! Der sie ferngehalten von Eltern, Weib und Kind, von Haus und Heim . . . jeder ein Held in schweigendem Sichfügen und Entbehren.

Salz und Brot auf eigenem Boden — was birgt das Leben Köstlicheres? Und das sollen sie finden auf den Feldern des eroberten Gebietes sowohl, von welchen nicht wenige die Kornkammer ihres bisherigen Landes genannt wurden, wie überall da, wo ein Fleckchen Eigentum ihrer Friedensarbeit Raum gibt, Wurzeln zu senken deutscher Heimatliebe, in treuem Festhalten — unlöslich und Segen verheißend.

Es sollte dieser Gedanke ein heißer Wunsch werden in jedem deutschen Herzen, so daß jeder einzelne, der in irgendwelcher Beziehung steht zu denjenigen, die deutschen Boden ihr eigen nennen, mit warmem Werben einen Bittgang antritt und mahnt — gebt, gebt! Tut das Eure dazu, daß nicht allein den Invaliden, sondern auch den Gesunden, soweit Beruf und Stand es zuläßt, nach der Rückkehr ein Heim gesichert wird, als sein Eigen. Um sich auf eigener Scholle zufrieden und heimisch zu fühlen, dazu sind nicht Rittergüter und Großanwesen erforderlich, ein kleines Häuschen, ein Stückchen Land genügen vollauf, zu verwachsen mit deutscher Erde, deren unverletzten Frieden jeder einzelne unserer herrlichen Truppen geschützt und behütet hat vor Zerstörung durch den Feind, vor Mord und Brand! Wahrlich, sie haben es verdient!

Es steht nicht in der Macht des Verfassers, so, wie er möchte, ein Zusammenwirken durch unser ganzes Deutschland ins Leben rufen zu können zu diesem Zwecke. Aber möchten doch Herren an berufener Stelle, denen es gegeben ist, Einfluß in weitestem Kreise zu üben, wie Bürgermeister, Geistliche, Landräte, sich der Sache annehmen und die Anregung geben zu einer Sammlung, so riesenhaft, wie auch diese große Zeit sie noch nicht gesehen, so reich sie sich auch an Opferfreudigkeit gezeigt! Zu einer Sammlung, nicht an Geld, sondern an deutscher Erde! An Feld und Wiese, an Acker und Garten, um den Heimkehrenden darauf eine Stätte trauter, eigener Heimat zu gründen.

Hier laßt sie bauen, wie es ihnen ums Herz ist, sie haben ja praktisch gelernt in schweren Zeiten, wie man mit wenig Mitteln und Material Wohnungen baut, die in vielen Fällen sogar über das bescheidenste Maß der Ansprüche hinaus-

Nehmen wir also ruhig die Vorwürfe, „Barbaren“ zu sein, hin, weil wir eine feindliche Ausländerin verdient bestraften, und antworten wir nicht etwa mit „Empörung“, daß auch die Deutschen Schmidt und Meß, um nur einige aufzuzählen, von unseren Feinden gerichtet wurden, erwähnen wir dies nur — aber ermüden wir nie, den „Fall Baralong“ und den „Fall King Stephen“, die ihresgleichen bei wahrhaft zivilisierten Völkern suchen, der Welt im Gedächtnis zu halten. Kommen wird der Tag, wo die Menschheit über all das, was wir und was unsere Gegner getan, gerecht und unparteiisch zu Gericht sitzt. Wir werden es dann nicht sein, über die das „Schuldig“ gesprochen wird! V. E. S.

*

Und statt dessen . . .

Nachdem der Krieg bis jetzt alles in allem etwa 100 Milliarden verschluckt hat, eine Summe, die so ungeheuerlich ist, daß es schwer fällt, sich sie überhaupt nur richtig vorzustellen, ist ein schwedisches Blatt auf den Gedanken gekommen, zu berechnen, was man für 100 Milliarden an Kulturwerten hätte schaffen können, wodurch die Riesensumme eigentlich erst so recht anschaulich wird.

Für 100 Milliarden hätte man demnach errichten können: 12.000 Schulen zu je 1,000.000 Mark. 500 Kinderheime zu je 1,500.000 Mark. 1000 Krankenhäuser zu je 800.000 Mark. 2000 Hochschulen zu je 1,200.000 Mark. 500 Universitäten zu 5,000.000. 3000 öffentliche Bibliotheken zu 600.000 Mark. 200 Museen zu 3,000.000. 3,000.000 Altersrenten zu 1000. 500 Armenhäuser zu 300.000. 500 Herbergen für Obdachlose zu 800.000. 1000 Erholungsheime zu 3,000.000. 2000 Volksküchen zu 50.000. 500 Asyle zu 1,500.000. 5000 alkoholfreie Restaurants zu 100.000. 2000 öffentliche Anlagen zu 800.000. 80.000 Häuser mit 6 Zimmern, Badegelegenheit und Hof zu 14.000. 1500 Bade- und Waschanstalten zu 500.000. 800 Waldkolonien mit 1000 Häusern zu 30.000. 1,000.000 Sommerhäuser zu 800. 2000 Theater zu 4,000.000. 5000 Vortragsäle zu 1,000.000. 1000 Kinderheime zu 500.000. 5000 technische Schulen zu 4,000.000. 5000 Näh- und Haushaltungsschulen zu 1,000.000. 10.000 Sportplätze zu 25.000. 500.000 landwirtschaftliche Maschinen zu 680. 1,000.000 Stück Vieh zu 500. 300.000 Bauernhöfe zu 10.000.

Statt dessen — ja, ja, es geht nichts über die Hochkultur des 20. Jahrhunderts.

*

Deutsche Scholle für unsere Tapferen!

Im zweiten Septemberheft des „Türmers“ richtet Frank vom Rhein ein Wort der Mahnung an jeden Deutschen in der Sache, die schon wiederholt angeregt worden ist, die aber allem Anscheine nach noch nicht genügend den Weg in die Weite gefunden hat, um alle Herzen zu öffnen für den Gedanken — unseren heimkehrenden Kriegern ein Heim zu erringen auf eigener Scholle als bleibenden Dank des Vaterlandes. —

Wohl sind uns Grenzen gezogen zu diesem Vorhaben, aber was dazu getan werden kann, das sollte geschehen, und wir sollten mit voller Energie darangehen, diesen wunderschönen Gedanken zu verwirklichen. So manche Ecke liegt ungenützt, so mancher Acker würde nicht den Untergang seines Besitzers bedeuten, wenn er zu dieser Liebestat gestiftet würde, damit er einer Familie zum Heim werde, zum eigenen Heim auf deutschem Boden. —

Sie haben im Felde draußen nun ein Jahr und darüber gelebt, wenn man so sagen darf, am Herzen der Natur, wie in grauer Vorzeit . . . in Luft und Wetter,

Erbrecht und Verschuldung der Bauern.

Ein Vorschlag von Karl Reuter.

Immer wieder hört man die Bauern, die Beamten und — die Hausbesitzer über drückende, stets zunehmende Verschuldung klagen und immer wieder wird der Schein erweckt, es sei wirtschaftliche Notlage die Ursache. Um nun das Wesen der bäuerlichen Verschuldung besser zu verstehen, ist es geboten, zuerst über die Verschuldung der andern zu sprechen. Da wird wohl jedermann erstaunt fragen: wie können denn der Beamte, von dem man sagt, er habe nichts, aber das sei ihm sicher, und sein „mehrfach verstockter" Hausherr in die gleiche Schuldknechtschaft geraten. Die Antwort ist sehr einfach: der eine ist wirklich verschuldet, der andere nur scheinbar; der Beamte, der nicht auskommt, verzehrt einstweilen fremdes Geld und schmälert dadurch sein künftiges Einkommen, der Hausbesitzer dagegen fügt seinem Kapital noch fremdes hinzu, um dadurch in Gegenwart und Zukunft Einkommen und Vermögen zu vermehren. Wer mit Hilfe der Sparkasse ein doppelt so großes Haus baut oder kauft, als er es seinen eigenen Mitteln nach tun könnte, der zwei Häuser kauft statt einem, der ist weder verschuldet, noch fühlt er sich so, er lebt vielmehr der frohen Hoffnung, sein Vermögen auf Kosten der Mieter zu verdoppeln. Diese recht vergnügliche Art der scheinbaren Verschuldung wird immer mehr zur Regel, weil zum Bauen immer größere Mittel gehören; es bilden also die Sparer und der Bauherr eine Art Baugenossenschaft und jeder, der 10.000 K in der Sparkasse hat, kann sich mit Recht einbilden, er habe damit wenigstens seine eigene Wohnung gebaut. Die Gewinnsucht eines einzelnen muß eben als Vorspann dienen, damit das allgemeine Bedürfnis nach Wohnung befriedigt werde. Der sich daraufhin zeigende Zuwachs an Hypotheken beweist nichts als die Vergrößerung der ins Geschäft gesteckten Mittel.

Wird bei einer Erbteilung Geld aufs Haus genommen, so ist auch das noch gar keine wirkliche Verschuldung, solange die Zersplitterung nicht zu weit geht. Geht sie aber zu weit und ist ein Erbe geschäftshalber gezwungen, das Haus zu übernehmen, so kann dieser allerdings in eine üble Lage kommen, weil möglicherweise die Zinsenlast einmal größer wird als das Erträgnis. In die gleiche Lage können die zahllosen Spekulanten kommen, die mit ein Zehntel Anzahlung Häuser kaufen und bauen. Solche Fälle haben der Hausbesitzerschaft den Mut gegeben, von einer wirtschaftlichen Notlage der Hausbesitzer zu sprechen und dagegen sogar Staatshilfe zu verlangen, obwohl die Allgemeinheit da gar keinen Schaden erleidet: der eine wacklige Hausbesitzer verschwindet, ein anderer tritt an seine Stelle und das Haus wird bewohnt wie früher. Man könnte, um den Gegensatz zwischen Hausbesitz und Landwirtschaft recht scharf zu zeichnen, sogar behaupten: selbst wenn alle Hausbesitzer verkrachten, hätte das nichts zu bedeuten, denn es würden dann die wirklichen Besitzer (Sparkassen usw.) die Verwaltung aus den Händen der abtretenden scheinbaren Besitzer übernehmen und alles ginge wie zuvor. Ein Beamter träte an die Stelle von 100 Besitzern — ein Rollenwechsel, der in der Landwirtschaft ganz unmöglich ist.

Wie der Beamte kann auch der Bauer wirklich verschulden, besonders wenn ihn Mißernten, Seuchen und andere Unglücksfälle treffen, die auszuhalten seine eigenen Kräfte übersteigt. Schlimm ging es den Bauern zu jener Zeit, wo das ausländische Getreide den Preis des inländischen unter die Gestehungskosten drückte; da „lohnte" sich die Wirtschaft wirklich nicht. Diese Zeiten sind aber vorüber und schon vor dem Kriege waren die Preise aller Lebensmittel so hoch, daß auch der kleinere Bauer in der Regel hätte bestehen können — wenn eben nicht die scheinbare, also nicht aus

gehen. Die Freude am Schaffen für sich und die Ihren wird sie lehren, in diesen kleinen Wohnstätten für ihr ferneres Leben bleibende Denkmäler zu schaffen für das, was der Krieg sie gelehrt. Da mag sich dann ja jede „Eigenart" entwickeln, die vielbesungene . . . in schönerer, praktischerer und wertvollerer Art als manches zum Teil sinnlose Bauwerk, das Modegelüste des letzten Jahrzehntes verbrochen haben.

Die finanzielle Regelung ließe sich gewiß selbst da, wo man von einem Geschenk aus irgendeinem Grunde absehen muß — vielleicht, um das erhebende Gefühl des Errungenhabens zu fördern — mit leichter Mühe regeln durch minimale Abzahlungen, die keine Lasten auferlegen.

*

Kleine Kriegsnachrichten aus dem Hinterland

der Grazer „Tagespost" vom 20. und 21. September 1916 entnommen.

„Vor dem Bezirksgerichte in Strafsachen . . . wurde gestern über folgende Preistreibereien verhandelt: Johann K., Gemischtwarenhändler in G., verkaufte ein Kilogramm Kristallzucker um 1 Krone 12 Heller, wodurch er einen Übergewinn von 2 Hellern bei einem Kilogramm erzielte. Wegen Übertretung des § 14 der kaiserlichen Verordnung wurde er zu einer Geldstrafe von 30 Kronen verurteilt." . . .

*

„K.-B. Wien, 19. September. In der heutigen Sitzung des Verwaltungsrates der Prager Eisenindustriegesellschaft wurde beschlossen, aus dem Reingewinne des Geschäftsjahres 1915/16 im Betrage von 15,767.348 Kronen (gegen 9,812.913 Kronen im Vorjahre) eine Dividende von 38 Prozent gleich 190 Kronen per Aktie der am 23. Oktober zusammentretenden Generalversammlung zur Verteilung vorzuschlagen. Die Dividende soll am 24. Oktober zur Auszahlung gelangen."

Erkläret mir, Graf Örindur, diesen Zwiespalt der Natur . . .

*

Die wandernden Glocken.

Auf dem Hauptbahnhofe Innsbruck langten aus Vorarlberg sechs reichgeschmückte Glocken ein. Auf der größten der Glocken standen, mit Kreide geschrieben, folgende Verse:

„Draußen hear i schiaßen,
s Läuten tuat mi verdriaßen,
Meine Buabn von der Gmoan
Laß i a nit alloan.
I geah jatzt davon
Und werd a Kanon!"

*

Mütterchen schaukelt die Wiege . . .

Irgend im Lande wo tanzendes Glück;
Irgendwo weinende Trauer,
Irgendwo Sonne und Segen im Blick;
Irgendwo, irgendwo Kreuzlein statt Glück,
Kreuzlein an friedlicher Mauer . . .

Irgend im Lande wo werdendes Glück:
Mütterchen schaukelt die Wiege . . .
Irgend im Lande wo gehn sie zurück,
Kämpfend mit ruhigem, sicherem Blick;
Irgendwo feiern sie Siege . . .

Rudolf Bernreiter.

daß der Bauer für die vorzeitige Auszahlung eines gar nicht vorhandenen Kapitals auch noch sein Leben lang Zinsen zahlen muß, wäre endlich aus der Welt geschafft. So ließe sich durch vernünftiges Auslegen eines an sich unvernünftigen Gesetzes manches Übel vermindern, wogegen jetzt das summum jus wie öfters zur summa injuria wird und Geld, dieses elende Wertzeichen, den wahren und eigentlichen Wert zerstört.

Die Verschuldung der Bauern bei Erbteilungen würde also um die Hälfte kleiner werden und die unwirtschaftliche Verplemperung der ausgezahlten Erbteile auch. Diese bleiben nämlich nur zum Teil der Bauernschaft erhalten, etwa indem sie zum Ankauf einer neuen Wirtschaft oder zum Einheiraten verwendet werden, sonst fließen sie vielmehr zum größeren Teil mit der abwandernden Landbevölkerung in die Städte und werden dort verzettelt oder aufgezehrt. Ebensowenig kann das Steigen des Bodenwertes die Verschuldung ausgleichen, denn das ist eine Schraube ohne Ende: was der eine beim Verkauf mehr bekommt, muß der andere mehr herausgeben und bei der nächsten Erbteilung sind die Lasten noch größer als zuvor. Wertsteigerung ist ja sehr oft gar nicht die Folge einer größeren Ertragsfähigkeit des Bodens, sondern einfach eine Folge des Mangels an Boden und in solchen Fällen ist die Wertsteigerung geradezu ein Schaden. So gleichgültig aus den angeführten Gründen der Allgemeinheit die „Schuldenlast" des Hausbesitzes sein kann, so bedenklich ist die zunehmende Verschuldung der Bauern. Denn der ertragsfähige Boden vermehrt sich ja auch nicht in demselben Verhältnis wie der Hausbesitz und ein abgehauster Bauer ist durch nichts zu ersetzen, am allerwenigsten durch einen verkrachten Hausbesitzer.

Die Rückständigkeit unserer Landwirtschaft ist zu einem großen Teil auf den Mangel an Betriebskapital zurückzuführen. Dieser Mangel könnte durch die vorgeschlagene Änderung behoben werden, insoferne den Bauern die Möglichkeit offen bliebe, bei den Sparkassen Geld zur Verbesserung des Betriebes aufzunehmen, also einmal auch nützliche (sogenannte produktive) Schulden zu machen, die sich von selbst verzinsen. Auch für die Altersversicherung der Dienstboten, die endlich einmal eingeführt werden muß zur Steuerung der Landflucht würde Geld frei werden. Dieser Krieg hat eindringlicher als sonst etwas gezeigt, wie sehr der ganze Staat von einer leistungsfähigen Landwirtschaft abhängt — da muß alles geschehen, was irgend getan werden kann, um die „selbstgenügsame Volkswirtschaft" (Autarchie heißt das abscheuliche Zunftwort) zu erreichen. Offen bleibt allerdings die Frage, ob der besser gestellte Bauer sich der Pflichten des ihm übertragenen „Nährambtes" auch genügend bewußt sein würde.

Der Schrei von Aspern.

Zu einem Gemälde von K. A. Wilte.

Fernher die letzten Donner dumpf verklangen...
Sacht hüllte schon die Nacht das Schlachtfeld ein.
Allein, noch war die Luft voll Sonnenschein,
Der glänzte hell auf Helm und Achselspangen,
Und von den kaum geborg'nen breiten Degen
Ging's nachvibrierend wie ein heller Ton:
„Vor unser'm Wettersturme ist erlegen
Der unbezwingliche Napoleon!" —

den Betriebsverhältnissen stammende Verschuldung dazugekommen wäre und jeden Bauern getroffen hätte. Von der vorher erwähnten vergnüglichen Form der scheinbaren Verschuldung kann der eigentliche Bauer ja kaum Gebrauch machen. Diese bleibt vielmehr ein Vorrecht der Gutsbesitzer und Großgründler, die es allerdings ausgezeichnet verstehen, aus einer unbelasteten Herrschaft deren zwei zu machen und ihre Kinder auf diese Weise zu versorgen.

Zum Bauer kommt das fremde Kapital als „Helfer" zumeist bei Erbteilungen und diese sind ein Gift, das die Grundlagen des ganzen Standes zu zerfressen droht. Ein Bauerngut ist ja eine wirtschaftliche Einheit, die in der Regel (größeren Besitz ausgenommen) weder wirklich geteilt werden darf wie Bargeld, noch belastet werden dürfte wie ein Haus, das ohne Arbeit ein Erträgnis abwirft. Unser Gesetz spricht aber allen Erben gleiche Rechte zu, falls der Erblasser es nicht durch ein Testament anders bestimmt und den übernehmenden Sohn nicht bevorzugt hat. Die Bauern können das tun, tun es aber durchaus nicht immer, wobei der gleichmacherische Zug der Zeiten und sehr übel angebrachte Gefühle für „Gerechtigkeit" mithelfen. Wenn, wie es bei einem Hause möglich ist, die Miterben sich mit einem Anteil am Reinertrag begnügen wollten, wäre auch das schon sehr schlimm, denn ein Haus wirft ohne Arbeit Geld ab, das Bauerngut muß aber zu dem Zweck bearbeitet werden. Da nun die Miterben in der Regel nicht mitarbeiten wollen, weil ihnen ihr Anteil auch ohne Arbeit sicher ist, da meist eben der eine für mehrere andere arbeitet, oder anders ausgedrückt: seine voll ausgenützte Arbeitskraft wird nur mit einem, oft geringem Bruchteil ihres Wertes entlohnt. Selbst da hätte der Übernehmende noch einen großen Vorteil: Wenn in schlechten Jahren das Gut nichts trägt, hätte er zwar selber nichts, brauchte aber auch nichts auszuzahlen. Mißernten und steigender Zinsfuß wären für ihn keine todbringenden Gespenster. So oder so, der übernehmende Erbe hat die Miterben auszuzahlen und Geld ist natürlich beim Bauern entweder gar nicht oder nur wenig vorhanden. Es bleibt also nur der Gang zur Sparkasse und damit wird einem Unrecht ein zweites hinzugefügt: der Bauer soll nicht nur ein gar nicht vorhandenes Kapital auszahlen, er soll für dieses Kapital auch noch jahrzehntelang Zinsen zahlen, die ebensoviel ausmachen. Jetzt ist der Gipfel des Widersinns erreicht: Die davongelaufenen, nicht mehr arbeitenden Erben haben die größte Sicherheit in Händen, die es gibt — bares Geld — dem zurückgebliebenen Übernehmer aber, der allen Wechselfällen des Berufs und Schicksals ausgesetzt bleibt, ist nur eines ganz sicher: die Gant, wenn das Geld für die Sparkasse nicht mehr zu beschaffen ist. Die Sparkassen üben ja unter Umständen Geduld für einige Zeit, aber auch das kostet wiederum schwere Zinsen.

Wenn man nun schon den Miterben gleiche Anteile am Werte zusprechen wollte (was aus den verschiedensten Gründen eben nicht geschehen dürfte), dann könnten sie doch die Verwandlung dieser Anteile in bares Geld höchstens in derselben Weise verlangen, wie sie sich tatsächlich vollzieht: in so und so vielen Jahresraten, z. B. in 33 1/3 Raten, wie bei einem nieder verzinslichen Sparkassedarlehen. Der Bauer kann ja das Geld auch nur kronenweise und im Laufe von Jahrzehnten herausarbeiten und auch das nur unter günstigen Umständen. Bei solchen Ratenzahlungen hätte der Bauer für 1000 K nur 30 K jährlich zu zahlen gegen 60 K, die er an die Sparkasse abliefern muß. Die Erben könnten sich, wenn ihnen die Ratenzahlung nicht gefällt, den Gegenwartswert derselben ja durch eine Sparkasse auszahlen lassen; da bekämen sie aber nur rund 500 K, für die der Bauer wiederum nur 30 K jährlich an die Sparkasse zu zahlen hätte. Den Erben geschähe gar kein Unrecht, sie bekämen genau das, was ihnen das Gesetz zuteilt, aber das schreiende Unrecht,

keiten, sich davon einen günstigen Einfluß auf Großbritannien erhoffend. Gewöhnlich erreichte er auch sein Ziel, und manches in der „großen Politik“ wurde nicht zum Vorteil der Völker in den Schlafgemächern der Staatsmänner eingeleitet. Vielleicht wäre auch vor dem gegenwärtigen Krieg manches anders geworden, hätte man Bismarcks „herzlosen Grundsatz“, daß Diplomatenehen ebenso eine wichtige Angelegenheit seien wie die Vermählungen von Mitgliedern regierender Häuser, ausnahmslos befolgt! Ein Blick in den „Gotha“ gibt da manchen Aufschluß, der leider zu spät kommt. Es ist ja sehr natürlich, daß der Mann entweder allgemein oder in besonderen Fällen von den angestammten Zu- und Abneigungen seiner Frau, vielleicht ohne daß er es selbst merkt, beeinflußt wird. Mag sein, daß diplomatische „Familiengeschichten“ nicht weniger über manche hochpolitische Vorgänge Aufschluß geben könnten, als die offiziellen Akten in den feuersicheren Geheimfächern der auswärtigen Ämter . . .

Bergfriedhof.

Dort wo die letzten Arven
Am Fels verkrüppelt steh'n,
Des Hochlands grüne Harfen,
In die sich die Wetter warfen
Voll Brunst und heißer Weh'n: — —

Schläft trotz der Stürme Blasen
Nun mancher still und tot
Tief unter Steinen und Rasen
Bedeckt von Tautopasen
Und jungem Morgenrot;

Hat jeder kühn gefochten —
Hielt jeder treue Wacht;
Und just — da sie siegen mochten —
Verloschen sie gleich Dochten
In mörderischer Schlacht;

Lag jeder hingesunken,
Die starre Faust geballt —
Im Tode noch siegestrunken:
Von ihres Blutes Prunken
Mit Purpur überwallt;

Hat man sie stumm begraben:
Hier Männer kraftumsonnt,
Dort blonde, braune Knaben,
Die stolz für die Heimat gaben
Des Lebens Blütenmond; — —

Nun wuchern Alpenrosen
Um ihre Hügel dicht;
Bergfalter kommen und kosen.
Und leuchtend winken mit großen
Blauäuglein Vergißmeinnicht!

Und Sonnentage krönen
Mit gold'nem Diadem
Die Gräber, und jauchzend tönen
Die Wasser mit ihrem Dröhnen
Den Toten ein Requiem;

Und glühende Wolken kränzen
Die Hügel mit rotem Glast;
Und silberne Firne glänzen: —
Und ein Schimmer von ewigen Lenzen
Webt um die Heldenrast!

Innsbruck. Willram.

(Aus der im Herbst bei Tyrolia in Innsbruck erscheinenden Kriegsliedersammlung: „Der heilige Kampf“ von Br. Willram.)

Es hielt die Reiterschar am Wegesrand,
Straff aufgereckt in schimmerndem Metalle,
Des steifen Zwangs nicht achtend: Brüder alle,
Reiter und Offiziere Hand in Hand:
Die Wut des Kampfes noch im Angesicht,
Verkrampft die Fäuste noch zu Quart und Terzen,
Doch in den heißen Augen helles Licht
Und hellen Jubel in den heißen Herzen.

Zwar fehlten viele — lagen wo im Feld,
Die braunen Hände in die Erde krallend,
Zu früh dem Schnitter Tod zum Opfer fallend,
Vom Pallaschhiebe Helm uud Kopf zerspellt. —
Morgen die Tränen! Heute war's nicht Zeit
Des blutgen Tages Tote zu beklagen!
Heut' nichts von Trauer und von Herzeleid,
Napoleon, Napoleon geschlagen! —

Ein Wölkchen Staubes stieg von ferne auf
Rasch wachsend von Minute zu Minute,
Und ward ein Mann auf eine Schimmelstute,
Weit hinter sich den stolzen Reiterhauf.
Er ritt, umstrahlt von Fluten Sonnenscheins,
Die Zügel lässig um die Hand geschlungen —
Ihn sehen und erkennen war nur eins:
Der Löwe war es, der den Aar bezwungen!

„Habt acht!" und alles stand in Reih und Glied,
Am blanken Degengriff die sehn'gen Hände,
Im blauen Auge tausend Feuerbrände,
Wie eine Schar aus einem Heldenlied.
Nun war er nahe — kam er — war er da —
Da brach aus tausend Kehlen gell ein Schrei,
Ein donnergleiches, brausendes: „Hurrah!"
Und barhaupt dankend ritt der Held vorbei. —

In einem kleinen Hause, ganz allein,
Erschöpft, in schweren Träumen, bleiern tief
Der niebesiegte Imperator schlief.
Dem scholl der Schrei in seinen Traum hinein:
Von fern verebbend, ein gebroch'ner Klang,
So kam es übers weite Schlachtfeld her,
Wie sturmgepeitschter Wogen wilder Sang
Um eine Insel tief im Weltenmeer...

Mirko Jelusich.

Diplomatenehen.

Bismarck war herzlos genug, jene Diplomaten, die Ausländerinnen heirateten, aus dem aktiven Staatsdienste zu entfernen. Anderwärts und später stimmte man den Grundsätzen des eisernen Kanzlers nicht bei, im Gegenteil, man wünschte, daß die Botschafter und Gesandten ihre Gattinnen aus jenen Ländern wählten, in denen sie politisch tätig waren. Aber Bismarck hat auch in diesem Punkt, wie meistens, recht gehabt. Eine Verschwägerung und Verbändelung der Diplomaten, gewöhnlich mit dem Hochadel des Staates, bei dem sie akkrediert sind, führt in der Regel zu nichts anderem als zu einem angenehmen gesellschaftlichen Verkehr, an dem aber dem Heimatsstaat blutwenig gelegen sein kann. Unterstützte doch Eduard VII., der Kluge, geflissentlich Eheschließungen von Engländerinnen mit einflußreichen fremden Persönlich-

rischen Frage; ferner Worte Bismarcks aus der Zeit 1880—1884, nach Aufzeichnungen seines damaligen Hamburger Arztes Dr. Cohen, und aus der Zeit 1894—1898, aufgezeichnet von Gräfin Eickstedt — jene den Staatsmann auf der Höhe seines Schaffens, diese den entlassenen Kanzler in der tragischen Idylle seiner letzten Greisenjahre zeigend. Billette und Briefe Bismarcks an Personen seines Frankfurter Bekanntenkreises schließen sich an. Dokumente der ritterlichen und anmutigen Liebenswürdigkeit, die ihn im persönlichen Verkehr auszeichnete, und endlich noch einige Briefe der Fürstin an eine jüngere Freundin — mit vollem Recht hier angefügt; denn in einem Buch, das vor allem das Bild des Menschen Bismarck vor uns erstehen lassen will, darf die treue, ihm nicht an Genialität, aber an Herzensadel und naturvoller Frische ebenbürtige Lebensgefährtin nicht fehlen. — Das Ganze aber wird Historikern eine Fundgrube wertvollen psychologischen Materials, jedem guten Deutschen und treuen Bismarckverehrer ein liebes Hausbuch, eine immer wieder mit Dank, Freude und Bewunderung genossene Lektüre werden.

Malwina von Meysenburg. Ein Lebensbild der Idealistin von Berta Schleicher. (Berlin. Schuster u. Loeffler.)

Diese fesselnd geschriebene und reich illustrierte Gabe zum hundertsten Geburtstag Malwina von Meysenburgs wird vielen willkommen sein. Das Buch soll ein Vorläufer der gesammelten Werke der „großen Idealistin" sein.

Der ewige Friede und der ewige Krieg. Betrachtungen über die Dauer des Krieges und die Friedensziele der Mittelmächte von Wilhelm Rullmann. Sonderabdruck aus „Roseggers Heimgarten", Graz. Das Reinerträgnis ist für das Rote Kreuz in Graz und im Kreis Schlüchtern, Bezirk Kassel, bestimmt. (Verlag „Leykam" in Graz.)

Jetzt ist der interessante Aufsatz, der den „Heimgarten"=Lesern ja bereits bekannt ist, als Sonderheft des Verlages „Leykam" erschienen, und zwar auch um einige belangreiche Einzelheiten vermehrt. Wilhelm Rullmann, ehemals Hauptschriftleiter der „Grazer Tagespost", ist ein Kenner mitteleuropäischer Politik seit einem Menschenalter und auf Grund seines gesammelten Stoffes wie selten einer berufen, über das Wesen dieses Krieges zu schreiben. Er deckt letzte Beweggründe auf, die den ungeheuren Streit unter fast allen Kultur= und Unkulturvölkern entfesselten, und zieht daraus gewichtige Schlüsse auf die Dauer des gewaltigen Streites. Wenn schon an sich der Stoff und seine Behandlung auf einen großen Leserkreis rechnen darf, so wird der Umstand, daß der Reinertrag des wohlfeilen Heftchens dem Roten Kreuz in Graz und Schlüchtern zugute kommen soll, das Interesse daran noch erhöhen. P. L. M.

Steirische Soldatenlieder. Aufgeschrieben und gesammelt von Viktor Zack. (Graz 1915. Verlag: Offizielle Kriegshilfe, k. k. Burg.)

Mit warmer Freude muß jeder Freund echter Volkskunst dieses kleine, ganz anspruchslose Büchlein begrüßen, das in seiner bescheidenen Art das Musterbeispiel einer fachmännischen Sammlung heimatlicher Soldatenlieder darstellt und Perlen aus alter, neuerer und neuester Zeit enthält, die auf den reichen Schatz bisher noch kaum bekannter Lieder schließen lassen, der bei den sangesfreudigen, todesmutigen Kriegern unserer Alpenländer aufgehoben ist. Nichts kann auffallender die Unantastbarkeit und Unnachahmlichkeit reiner, echter Volkskunst beweisen, als der Vergleich eines Textes oder einer kurzen Melodie aus irgend einem Liede unseres Büchleins mit einem der plumpen kriegslyrischen Versuche, die seit Beginn des großen Ringens in unabsehbarer Zahl, allen Buch= und Musikalienverlagen entströmend, Deutschland und Österreich überschwemmten. Was hier an falschem Pathos, falscher Sentimentalität und Unwahrheit der Empfindung geleistet wird, ist ebenso abstoßend und verstimmend als dort die quellfrische Originalität der einfachsten melodischen Führung im kleinsten Rahmen sofort überzeugend und packend für sich einnimmt und augenblicks klarlegt, daß ein Werk, das Gut des Volkes für alle Zeit sein will, so und nicht anders aussehen darf. Worin das Geheimnis dieser Unnachahmlichkeit liegt, ist, Gott sei Dank, nicht zur Gänze aufgeklärt — — ich möchte dies fast den „natürlichen Schutzinstinkt des Volksliedes" nennen — — und alle theoretischen Arbeiten vermögen daher nur Art und Wesen der fertigen Werke der Volkskunst zu erläutern, ohne die Regeln angeben zu können, nach denen sie zustandekommen müssen; auch intuitiv gelingt selbst dem Begabtesten der Dichter oder Komponisten nur selten ein Wurf von volkstümlicher Art im eigentlichen Sinne des Wortes. In einem freilich bedarf auch das Volkslied der warmherzigen und künstlerischen Mithilfe des Fachkundigen: Irgendeinmal, möglichst bald nach seinem Entstehen und seiner ersten Verbreitung, muß es mit allen seinen Eigenheiten, Ecken und Vorzügen aufgezeichnet werden, damit es in möglichst reiner und unverdorbener Form der Nachwelt erhalten bleibe. Eine in sicheren Archiven festgelegte Kodifikation oder bloß der Abdruck in vielen Exemplaren verhindern sein Vergessenwerden durch äußere ungünstige Ereignisse oder durch die ewig fortwirkende Schaffenskraft der Volksdichtung selbst, die das



Bücher

Steirischer Waffensegen. Von Peter Rosegger und Ottokar Kernstock. Buchschmuck von M. Freiin Bajelli von Süßenberg. (Graz. Leykam, 1916.)

Da hat das Kuratorium des steiermärkischen Witwen-, Waisen- und Invaliden-Kriegsschatzes ein recht merkwürdiges Büchel herausgegeben. Die beiden Nestoren der steirischen Dichter, die als alte Vaterlandssänger jetzt auch zu Kriegssängern geworden sind, haben ihre Lieder dieser Zeit zusammengetan zu einem Gedenken und zu einer Spende. Seitdem unsere Glocken fortgehen, muß das Lied um so lauter klingen, damit das gequälte Menschenherz wieder zu seiner Andacht, zu seinem Troste komme. Vor allem sind es die herrlichen Weisen des wackeren Ottokar Kernstock, die in alt ritterlicher Soldatenfrische uns begeistern und stärken. Er gab uns neuerdings Lieder von hohem poetischen und seelischen Werte. Ungewohnter als dem priesterlichen Recken auf der Festenburg ist die Kriegslyra dem alten Zither- und Hackbrettmann, der mehr auf idyllische Friedensweisen gestimmt ist. Beide singen und sagen das, was jetzt im Gemüte unseres Volkes vorgeht, aber emporgehoben in das Vertrauen zu Gott und zu uns selber.

Der Käufer dieses Buches tut nicht bloß ein gutes Werk an sich, er tut's auch für die Witwen und Waisen unserer Gefallenen, denen der Ertrag zukommt.

Erinnerungen an Bismarck. Aufzeichnungen von Mitarbeitern und Freunden des Fürsten mit einem Anhange von Dokumenten und Briefen. In Verbindung mit A. v. Brauer gesammelt von Erich Marcks und K. A. v. Müller. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Auch von Bismarck gilt, was von Goethe gesagt wird, daß jede neue Tatsache aus seinem Leben, jede neue Veröffentlichung von Äußerungen über ihn oder von ihm seine Persönlichkeit nur größer und reiner erscheinen lassen. So kann man sagen, daß Bismarcks 100. Geburtstag literarisch nicht würdiger gefeiert werden konnte als durch ein Buch, das uns neue und zuverlässige Mitteilungen aus des ersten Kanzlers amtlichem und privatem Leben bringt, das uns sein Bild aus den Erinnerungen derer, die ihm nahestanden, und aus seinen eigenen Worten heraufbeschwört. Ein solches Buch ist das vorliegende. Schon die Namen der drei Männer, die sich um die Herausgabe verdient gemacht haben, verbürgen seinen literarischen und geschichtlichen Wert. Die so mannigfachen, nach dem Inhalt und nach der Person des Verfassers verschiedene Beiträge des stattlichen Bandes fügen sich zu einem Bild von großartiger Einheitlichkeit und von wunderbarer intimer Lebensfülle zusammen. Dem würdig einleitenden Vorwort von Erich Marcks, dem Schöpfer der großen Bismarckbiographie, folgen zunächst, als erster Teil des Bandes, Erinnerungen von Mitarbeitern, von Haus- und Familienfreunden. R. Krauel, L. Raschdau, A. v. Brauer, der außerdem einen feinsinnigen Beitrag über „Bismarcks Schreibweise" beigesteuert hat, G. Michahelles, Ferdinand Freiherr v. Stumm, Fürst Henckel v. Donnersmarck, Freiherr v. Maltzahn-Gültz, erzählen von ihrem dienstlichen Arbeiten unter und mit dem Kanzler, den wir so unmittelbar in seinem amtlichen Wirken belauschen und bewundern; denn immer wieder sehen wir die politische Genialität des Mannes, seine riesige Arbeitskraft, sein divinatorisches Schaffen in kleinen Zügen, wie sie uns diese allerdings höchst feinsinnigen und verständnisvollen Beobachter mitteilen, sich überraschend, oft beinahe blendend widerspiegeln. Kommt hier neben dem Staatsmann auch schon der Mensch zu seinem Recht, so tritt fast ausschließlich das Menschliche Bismarcks, das gleichfalls so durch und durch von dem zugleich Einfachen und Unergründlichen der Genialität durchdrungen ist, hervor in den „Beiträgen aus dem persönlichen Kreis". Da sind die Jugenderinnerungen Reinhold v. Thadden-Trieglaffs veröffentlicht, die Marcks wertvolles Material zu seiner Biographie boten; da sind die unendlich liebenswürdigen, intimen Erinnerungen der Gräfin Christa Eickstedt, einer treuen Freundin des Bismarckschen Hauses; endlich erzählen der Berliner Seelsorger der Familie Bismarck, der Hof- und Domprediger Dryander, und sein Arzt, Schweninger, von ihren Eindrücken und Erlebnissen im Umgang mit dem Gewaltigen. Die schon erwähnte Abhandlung A. v. Brauers über „Bismarcks Schreibweise" und eine zweite, von dem Mitherausgeber K. A. v. Müller, die unter Verwendung zeitgenössischer Aufzeichnungen historisch wichtige „Beiträge zur äußeren Politik Bismarcks in den achtziger Jahren" enthält, bilden den Übergang zum zweiten Teil. Dokumente und Briefe. Hier finden wir als besonders wertvolle Gabe zwei meisterhafte Gesandtschaftsberichte von Bismarck selbst aus seiner Pariser Zeit, zwei von ihm verfaßte Zeitungsartikel zur bulga-

„Das ist nicht mehr Reform, das ist schon Revolution!“ Mit diesen Worten legte ein Schulmann mir die obengenannte Schrift auf den Tisch. — Nun? Die liebenswürdige Art, in der sie geschrieben ist, hat nichts gewaltsam Umstürzlerisches, aber die radikalen Änderungen, die für's Mittelschulwesen darin verlangt werden, bedeuten allerdings einen Umsturz, der sich aber auf dem Reformwege vollziehen kann und wird. „Was hat man nur gegen unsere Schule?“ rief der Schulmann aus, „hat sich nicht gerade die Jugend, die aus ihr hervorgegangen, in diesem Kriege ganz außerordentlich großartig bewährt?“ Dem wendete ein anwesender hoher Offizier ein: „Das meiste, was in diesem Kriege an der Front wie im Hinterlande zu brauchen ist, verdanken wir der rein praktischen Seite unserer Schulen.“ Also müßte diese rein praktische Seite von den theoretischen Hemmungen befreit, noch weiter und viel gründlicher praktisch ausgebildet werden.

Jugoviz' Schrift schlägt Folgendes vor:

An Stelle der vierklassigen Bürgerschulen sowie anstatt der Unterstufe der Gymnasien, Realschulen, Realgymnasien usw. ist eine einheitliche Schule zu schaffen: die Mittelschule. Es werden solche Mittelschulen für Knaben und für Mädchen errichtet.

Die vollständige Absolvierung dieser „Mittelschule“ gibt das Anrecht zum Eintritt in die höheren Schulen: „Akademien“. Diese scheiden sich in allgemeine und fachliche Akademien:

a) allgemeine Akademien: Gymnasialakademie, Realakademie, Lehrerakademie;
b) fachliche Akademien: Handelsakademie, Gewerbeakademie, Verwaltungsakademie, Forstakademie, Landwirtschaftsakademie, Postakademie, Eisenbahnakademie, Marineakademie, Akademie für die einzelnen Truppenkörper usw.

Die bedingt qualifizierte Absolvierung einer Akademie bietet das Anrecht zum Eintritt in die fachverwandte Hochschule.

Die Schrift macht es klar, wie das gedacht ist. — Die klassische Zwangsjacke muß abgestreift werden. Das Bildungswesen hat sich dem Leben anzupassen. Nur der praktisch brauchbare Mensch kann ein vollwertiger Staatsbürger sein. So sollen sich auch alle Lehrer eine Zeitlang irgendeinem rein praktischen Fache widmen, ehe sie in das Lehramt treten. Die Hochschulen sollen nicht just für die Hörer der sogenannten „besseren“ oder vermögenderen Stände da sein, sondern für die Begabtesten und Tüchtigsten aller Richtungen. Das Wichtigste ist die sittliche Erziehung, die bei intelligenten Schülern noch weit wichtiger ist als bei schwachen. Solange unsere Jugend bei den Römern und Griechen ist, versäumt sie ihr eigenes Volk, solange sie sich lediglich in fremden Weltteilen aufhält, vergißt sie der Heimat. Die Eindämmung des Klassizismus würde auch eine Aussöhnung der christlichen Bekenntnisse bedeuten. — Das sind so einige Gedanken aus Jugoviz' Schrift: „Neugestaltung im Mittelschulunterricht“.

Wer kann im vorhinein bürgen dafür, ob diese Grundsätze alle letzten Endes richtig sind? Das verlangt auch der Verfasser nicht. Jedoch fordert die Wichtigkeit der Sache von selbst auf, über so tiefgreifende Vorschläge ernstlich nachzudenken.

Vom Kerbstock zum Alphabet. Urformen der Schrift. Von Dr. Karl Weule, Direktor des Museums für Völkerkunde und Professor an der Universität zu Leipzig. Mit zahlreichen Abbildungen und Originalaufnahmen und Originalzeichnungen von Paul Lindner. (Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung.)

In Bilderschrift halten die Neger bestimmte Ereignisse fest, die Bilderschrift ist aber auch vielfach noch ihre Verkehrsschrift, wie es bei sämtlichen Völkern, auch bei uns, bis zur Entwicklung und Erfindung unserer heutigen Schrift überhaupt nichts anders gewesen ist und zum Teil heute noch ist. Diese Urformen der Schrift behandelt Dr. Weule in seinem neuesten Werkchen, er schildert, wie sich aus der früheren Bilderschrift allmählich die heutige Buchstabenschrift entwickelt hat, wie in den verschiedenen Ländern aber auch heute noch die Bilderschrift die Buchstabenschrift ersetzt. Das Büchlein enthält dann auch interessante, bis jetzt noch nirgends veröffentlichte Abbildungen von Bilderschriften, die in der urgeschichtlich-ethnographischen Abteilung der Leipziger internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik zu sehen waren.

Deutschland. Tatsachen und Ziffern. So betitelt sich eine soeben bei J. F. Lehmanns Verlag in München erschienene Schrift von D. Trietsch. (Preis Mk. 1·20). Ein scheinbar trockener Stoff wird hier in einer Weise behandelt, die himmelweit von der herkömmlichen Langweiligkeit statistischer Dinge entfernt ist. Der Verfasser, der sich bereits durch eine ganze Reihe wertvoller Nachschlagewerke verdient gemacht hat, hat in dem kurzen Vorwort diese neueste Arbeit „eine statistische Herzstärkung“ genannt.

In gedrängter Kürze und einer höchst übersichtlichen Form, die durch farbige graphische Darstellungen noch weiter verdeutlicht ist, wird ein Vergleich des „barbarischen“ Deutschland mit den beiden großen „Kulturnationen“ England und Frankreich geboten. Mit großer Meisterschaft wird in einem reichlichen Dutzend kurzer Kapitel gezeigt, wie die drei Länder sich hinsichtlich Kulturhöhe, Leistungen auf allen Gebieten, Wohlstand und friedlichem Fortschritt zueinander verhalten. Das Ergebnis, von dem gleich eingangs auf

ursprüngliche Lied in mählich gänzlich umgewandelter Form weiterüberliefert oder durch neue Lieder derart überwuchern läßt, daß nur hie und da noch ein schwaches Erinnern bleibt. Jedoch gehört auch zu dieser mehr reproduktiven Arbeit des Aufzeichnens die Feder eines ganz Berufenen, der, ein genauer Kenner heimischer Liedweise, den subtilsten Regungen melodischer, harmonischer und rhythmischer Feinheiten der kleinen Lieder beim „Abhören" nachzugehen vermag. Unter der geringen Zahl dazu wirklich Befähigter ist Viktor Zack durch seine reiche Erfahrung, seine hervorragenden musikalischen Fähigkeiten und Kenntnisse und sein warmes Gemüt wohl einer der hervorragendsten Männer, dem die steirische Heimat zu größtem Danke verpflichtet sein kann. Das vorliegende kleine Büchlein ist eine Perle seiner bisherigen reichen Sammeltätigkeit, die sich so oft selbstlos in den Dienst der Allgemeinheit gestellt hat, und ist, wie gesagt, ein Muster, wie man solche Arbeiten anlegen soll. Auch in kriegshistorischer Beziehung kann sie als kleines wertvolles Dokument gelten, wertvoll wie die „steirischen Heimatgrüße", denen einige Lieder entnommen sind, die meist V. Zack selbst im Verein mit Dr. v. Geramb oder sein Sohn (Kadettaspirant im Felde) aufgezeichnet hat. Möge das ausgezeichnete Heftchen weiteste Verbreitung nicht nur in der Heimat, sondern im ganzen, weiten Deutschen Reich finden, damit unsere Volksgenossen auch an der Ostsee und am Rhein erfahren, wie schön und kernig die Steirer in schwerer Not zu siegen wissen.

Dr. Bernhard Paumgartner.

Der sakrische Franzl. Der abenteuerliche Lebensroman des letzten fahrenden Sängers von Richard Plattensteiner. (Leipzig. Hesses Volksbücherei.)

Des oberösterreichischen Bauerndichters Franz Stelzhamers Leben ist schon mehrmals dichterisch behandelt worden. So volkstümlich und schlicht wohl noch nie, wie ihn Plattensteiner hier gefaßt und dargestellt hat. Es kamen wohl nur die Hauptpunkte seiner Entwicklung in Betracht, sein Verhältnis zur Heimat, seine Studienzeit, sein Liebesleben, seine abenteuerlichen Absprünge, als er, bei der Prüfung durchgefallen, das theologische Studium aufgab. Dann seine Vagabundenfahrten, sein Verhältnis zu den damaligen Wiener Dichtern, besonders auch sein wirtschaftliches, häusliches Elend. Alles in kurzen, bezeichnenden Bildern. Wir hätten den so eigenartigen Dichter gerne auch auf der Höhe seines Ruhmes noch länger begleitet und uns an den zahlreichen Stelzhamer-Anekdoten ergötzt, aber der Verfasser wahrte mit gutem Takt die Einheit der Erzählung. Und die ist halb mundartlich gehalten und durchwegs dem Volksverständnisse angepaßt.

Das blutige Jahr. Gedichte von Bruder Willram. 3. und 4. Auflage. (Brixen. Verlagsanstalt „Tyrolia".)

Aus dem ungeheuren Wust der Zeitgedichte, die gleich einer Sündflut seit Beginn des großen Krieges unsere Länder überschwemmen, sei dieses kleine Büchlein liebevoll und andächtig hervorgezogen und jedem, der mit dem Herzblut der Vaterlandsliebe geschriebene, lautere und kraftvolle Waffen- und Heimatsworte hören will, ans Herz gelegt. Dies geschehe um so eindringlicher, als bereits die Tat bejahend hinter diesem Werturteile steht, denn die Kriegslieder des wackeren Tiroler Priesters haben bereits das wahre Leben im Munde seiner kampfgewaltigen Landsleute erhalten und an der ganzen Tiroler Kampffront sollen die schönsten aus begeisterten Kehlen erklingen. Damit wäre ja das Erfreulichste, das sich sagen läßt, bereits gesagt: Sie haben das Zeug in sich, wahre, echte Volkslieder zu sein und können beruhigt der Zeit, die alles Unwahre vernichtet, ins Auge sehen. Es sei nur noch hinzugefügt, daß sie den Hauch und die Kraft jener blutbetauten Erde, der sie entsprossen, deutlich im Antlitz tragen, etwa wie ein guter Egger-Lienz, daß ihnen aber auch alle Furchen und Herbheiten der rauhen Bergesart eigen sind und diese erst die Kunst ihres Schöpfers zur ganz echten, bodenständigen stempeln. Ein leiser Zug zur Sentimentalität, hie und da ein zu tiefes Versenken in Traurigkeit, in traurige Situationen muß also befremden. Hier wird die Zeit die läuternde Auslese vollziehen.

Wenn ich die schönen Lieder vor einem bewahren möchte, so sind das die schlechten Komponisten des Hinterlandes, die sich leider bereits in Scharen auf die sangbaren, kraftvollen Verse gestürzt haben und die herzensechten Worte mit dem schäbigen Mäntelchen ihrer erfindungsarmen, aber sehr anspruchsvollen und ebenso miserablen Musik umkleiden und so zur Strecke bringen. Vielleicht findet sich aber bald der wahrhaft berufene Sänger, der in Kraft, aber voll Einfalt und Natürlichkeit die rechte Weise erschafft. Am liebsten wäre es mir, wenn das ein ganz einfacher Standschütze da draußen in den Felsen der Dolomiten wäre, der sie aus den Wettern der Schlacht erlauscht und so unverfälscht und durch keinerlei Instrumentalbegleitung verunziert, seinen Kameraden ans Ohr bringt, die schon die richtige zweite Stimme dazu finden werden. Dann also wäre uns auch in der Melodie ein echtes Volkslied geschenkt.

Dr. B. Paumgartner.

Neugestaltung im Mittelschulunterricht. Von Dr. Rudolf Jugoviz. (Bruck a. M. Hermann Smrczek u. Co. 1916.)



2. Heft November 1916 41. Jahrg.

Der Schleuderer-Hansel.

Eine Gestalt aus alter Zeit von **Peter Rosegger.***

Der einsame Bauernhof in den Bergen hat so gut seine Schildwache wie der Herrenpalast in der Stadt. Vor dem Eingange, ein wenig abseits unter dem Dachvorsprunge, steht das Wachhüttel, dem fremden Eindringling schallt ein rasches „Halt, halt, halt!" entgegen und der Wächter schießt hervor gegen die Beine des Fremden, aber ehe er noch sein Ziel erreicht, reißt ihn die rasselnde Kette zurück und das arme Tier röchelt und knurrt und kann sonst nichts tun, als durch ein Gebelle die Bewohner des Hauses auf den ungewohnten Ankömmling aufmerksam zu machen.

Auch heute schlägt der Kettenhund an; die Bäuerin läuft vom Herde weg, wischt sich an ihrer Schürze schnell die Hände rein und guckt durchs Fenster. Da klappert schon die hölzerne Türklinke und herein schreit eine schneidige Stimme: „Schön guten Morgen, Bäuerin! Dein Geldtrüherl mach' auf, der Schleuderer-Hansel ist da!"

Wie der Mann aber dasteht mit seiner Rückentrage, so ist keine Menschenmöglichkeit, daß er zur Tür herein kann. Er selber steht winzig klein unter dem wuchtigen, grauen Ballen über der Holzkraxe. So trägt der Atlas die Weltkugel; aber das ist ja auch eine Welt, was unser Mann schleppt; aus allen Weiten trägt er eine Welt, eine ganz neue Welt von Dingen, Schätzen und — Wünschen herein in das stille, friedsame Bauernhaus der Waldberge.

* „Die Älpler".

zwei knappen Seiten eine Art Auszug zusammengestellt ist, wirkt verblüffend. Obgleich die wohlverbürgten Ziffern eigentlich im einzelnen gar nicht unbekannt sind, ist man versucht zu zweifeln; so ungewohnt wirkt das Gesamtbild. Z.

Büchereinlauf.

Im Phönix-Verlag — Einmarkbibliothek — (Breslau 2) erschienen: **Sünden,** ausgewählte Novellen von Hans Land, und **die Mädchenmühle,** Roman von H. Teichmann.

Menschen im Kampf. Von Curt Moreck. (Stuttgart. Julius Hoffmann.)

Der Krieg der Worte. Von Cincinatus. (Stuttgart u. Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.)

Österreich-Ungarn. Ein Schema für Mittel-Europa. Von Dr. Alfred Gürtler. (Graz u. Leipzig. Leuschner u. Lubensky.)

Für Freiheit und Recht. Unter dem Banner der polnischen Legionen, Preis 2 K. Reinerträgnis für Zwecke der polnischen Legionen. (Wien. Verlag: Oberstes polnisches Nationalkomitee.)

Krieg. Gedichte von Felix Beran. (Zürich. Orell Füßli.)

Der alpenländische Volksschriftsteller **Josef Steiner-Wischenbart.** Gedenkschrift anläßlich seines 40. Geburtstages. (Graz. Verlag „Alpenheim", Rankengasse 5.)

Sommerfrischen der Steiermark. Herausgegeben vom Landesverband für Fremdenverkehr in Steiermark. Zusammengestellt von Josef Rükl. (Graz [Luegg] Hauptplatz 12. Verlag des Landesverbandes für Fremdenverkehr in Steiermark.)

Die wichtigsten Adressen und Angaben der steirischen Sommerfrischen, sehr kurz gehalten. Mit Landschaftsbildern versehen.

Zur Sammlung des Altpapiers.

Die Knappheit an den zur Papierfabrikation notwendigen Rohstoffen hat zu Bestrebungen geführt, in großen Mengen vorhandene, oft jahrzehntelang sorgsam aufbewahrte, beschriebene Papierbestände den Papierfabriken zum Einstampfen und zur Erzeugung von neuem Papier zuzuführen. Dank des opferfreudigen Sinnes der Bevölkerung waren diese Bestrebungen bereits von Erfolg begleitet. Andererseits darf man sich aber auch nicht verhehlen, daß unter den in der besten Absicht der Stampfe übergebenen Papiermassen sich manches Stück befinden kann, das verdient hätte, aufbewahrt zu werden, und die Besorgnis entsteht, daß auf diese Weise viel für die Geschichtsforschung wertvolles Material für immer vernichtet wird. Die Archivs- und Registraturbestände der verschiedenen Ämter, die aus diesem Anlasse zum Teile gleichfalls einer Musterung unterzogen werden, sind durch eingehende Skartierungsvorschriften vor einer wirklichen Schädigung geschützt. Anders steht es jedoch mit den für wirtschaftsgeschichtliche Fragen wichtigen Registraturen der großen Handlungshäuser und Fabriken und mit vielen seit langen Jahren aufbewahrten Familienpapieren. Hier droht Gefahr. Es ist keineswegs der Zweck dieser Zeilen, der notwendigen und berechtigten „Altpapiersammlung" entgegenzutreten, sie sollen vielmehr bloß eine Aufforderung enthalten, bei der Abgabe von Altpapier an die Papierfabriken darauf zu sehen, daß nichts der Vernichtung übergeben wird, das wert gewesen wäre, aufbewahrt zu werden.

Allerdings ist das Urteil über historischen Wert oder Unwert solchen „Altpapiers" nicht immer ganz leicht. Hier mit Rat und Aufklärung einzutreten ist Aufgabe des k. k. Archivrates (Wien, I., Marc Aurel-Straße Nr. 5), der jederzeit bereit ist, durch seine Organe kostenlos feststellen zu lassen, was eingestampft werden kann und was weiter aufbewahrt werden soll.

Die Schriftleitung ersucht dringend, unaufgefordert keine Beiträge einzuschicken. Sie leistet auch keinerlei Gewähr für Rücksendung.

(Geschlossen am 20. September 1916.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Fleder.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

Nun wären die Gänse samt dem Gänserich alle da, und der gute Krainer hebt an zu rupfen.

Einen färbigen Wollenstoff facht er auseinander und legt ihn über den ausgestreckten Arm, daß er schimmert und herrliche Falten wirft. „Das wär a bißl a Röckel!“ sagt er halblaut, „das neueste jetzt, aber im Mürztal draußen trägt schon jede Großbäuerin ihr Wollenröckel, ist auch schon mein letztes Stück. — Sehr sauber!“

„Wohl rechtschaffen ja“, meint die Bäuerin, „aber wird halt so viel unmöglich teuer sein.“

„Das Allerwohlfeilst, Hausmutter, wenn man's nimmt; zehn Jahre könnt Ihr's tragen auf die hohen Feste, und nachher erst auf alle Sonntag, ei freilich, freilich! Die Felberwirtin im Tal trägt ihr Wollenjöppel schon über fünfzehn Jahr, heißt das, nicht den Stoff, weil der schon gar der neueste ist: — ja wohl und zuletzt, mögt Ihr's selber nimmer tragen, könnt Ihr Kinderspenserln daraus machen. Ich sag's auf Ehr', Bäuerin, 's ist ein wohlfeil' Einkaufen und ich geb's um den Weberpreis, weil's das letzte Stückel ist. Kaufet, Leut', kaufet, der Schleuderer-Hansel ist da!“

„Ihr tätet mir schreien, wie Ihr wollt“, meint der Bauer, „aber das hellblaue Wollenzeug schreit so viel arg in die Augen; das will angreifen. Und du, Bäuerin, gelt, du tätest so viel harb werden auf mich, wenn ich dir so ein Jöppel wollt kaufen.“ Einen unbeschreiblichen Blick von Schalkheit und Glück richtet die Bäuerin bei diesen allverheißenden Worten auf ihren Mann und er hebt nun an zu feilschen. Kaum ein Viertteil des Verlangten bietet er für die Ware; da ist der Krainer wohl recht entrüstet; auf der Welt das größte Unrecht geschieht ihm — kopfschüttelnd über die Verblendung der Menschen beginnt er die Waren einzupacken. Der Bauer nähert sich immer mehr der Tür zum Davongehen und das Weibervolk wird immer kleinlauter. Der Hausierer wirft schon seinen Strick um den Ballen, aber noch einmal läßt er die Hände ruhen, wendet sich um und sagt dumpf: „Seid christlich, Bauer, 's ist Euere gute, von Gott angetraute Hauswirtin.“ Nicht seiner Ware wegen, aber die Verlassenheit der Bäuerin geht ihm zu Herzen und er weiß, wenn er den Bauer auf diesen Weg drängt, dann kann er nicht mehr weichen.

Der Bauer kehrt richtig wieder um und das Feilschen wird neuerdings aufgenommen; der Bauer rückt aufwärts, der Krämer abwärts. Ungefähr in der Mitte kommen sie zusammen, da reißt der Krämer seine geschnallte Trage wieder auseinander, greift hastig nach der Elle, mißt einen ganzen Berg von blauem Wollenstoff auf den nebenstehenden Lehnstuhl, und die Schere oder ein schnalzender Riß zieht die Grenze zwischen mein und dein. Nun merkt der Bauer wohl, der

Er ist ja — schaut ihn nur recht an, er ist nicht in der Gebirgstracht, er trägt hohe Stiefel, in welchen das schwarze Beinkleid steckt, eine dunkle Weste mit einer Reihe von Pakfongknöpfen und einen kurzen, bläulichen Spenser, er trägt ein rundes Hütel mit schmaler, aufwärts geringelter Krempe, er hat einen langen, kräftigen Hals und ein hageres, bräunliches, bartloses Gesicht mit vielen wagrechten Runzeln an der Stirne, über welche das spärliche Haar niederhängt. — Es ist ja der „Krainer" aus Gottschee. Dort ist er daheim, hat Haus und Feld neben den Morästen, aber so mager, daß er mit dem Ackern und Säen oder Ernten bald fertig ist. Dann verläßt er Weib und Kind, trägt eigen Erzeugnis davon, oder kauft sich allerlei Waren ein in den Städten und geht damit hausieren im Gebirge, wo die Leute abgesondert sind und oft gar keinen Kaufmann unter sich haben als den Schuhnagel- und Bandelkrämer.

So ist er jetzt da. Er hat sachverständig seine Trage im Vorhause auf dem Lehmboden niedergelassen und schiebt sie jetzt schiefseitig zur Stubentür herein. Nun ist auch schon das ganze Hausgesinde da. Es mag im Hofe eine noch so stramme Herrschaft walten, wenn plötzlich der Ruf erschallt: „Ein Krainer kommt! Der Schleuderer-Hansel ist da!" so ist es getan um alle Ordnung; der Stallbub' läuft von seiner Streu weg; die Kuhmagd von ihrem jüngsten Kalb; der Bauer selbst tut seine Hände auf den Rücken und geht gelassen im Hofe herum.

Die Bäuerin hat wohl zehnmal gesagt: „Tu' sich der Hansel keine Müh' machen mit der Kraxen, tu' der Hansel nicht auslegen, wir mögen nichts kaufen; 's ist just halt das Geld so viel klug (karg)." Der Schleuderer-Hansel schnürt ruhig den großmächtigen Ballen von der Holztrage ab und hebt an, ihn langsam aufzumachen und die Dinge auf dem großen Tisch auszustellen. Er merkt es wohl, wie die Bäuerin schon herschielt auf die Schätze, wie die Mägde schon alle lange Hälse machen nach den bunten Baumwollstoffen, nach dem „Blaudruck", nach dem gestreiften „Kittelzeug", nach dem Taffet; und jetzt kommen gar die breiten Schachteln mit den seidenen Halstüchern, so flammenhell leuchtend und so rot, wie noch gar nichts so Rotes im Hause gesehen worden ist.

Das ist jetzt ein Lispeln und sachtes Naherücken an den Tisch, und die Bäuerin fühlt, daß sie der Welt Verlockungen allein nicht mehr widerstehen kann, sie ruft den Bauern zu Hilfe.

Der Bauer aber hält sich fern, solange als möglich, er hat in der Zeugkammer, auf dem Kornboden zu tun, und an allen anderen Ecken und Winkeln, er weiß wohl, wie teuer ihm heute der Eintritt in seine bluteigene Stube zu stehen kommt. Dennoch aber — er braucht Hosenträger, er braucht eine gestreifte Baumwollhaube — ein Druck und Ruck an der Klinke, und er steht in der Stube.

Nur die reichsten Bäuerinnen tragen sonst Seidentücher um den Hals, und das bloß an den höchsten Festtagen; wenn nun zum nächsten Fronleichnam gar sie — die Küchenmagd, mit so einem ins Dorf kommt — werden aber da die Leute gucken!

„He da, he, der Schleuderer-Hansel ist da!“ schreit der Krainer wieder, und wie viel Geld er auch schon einkassiert haben mag, er denkt noch lange nicht ans Packen. Die Knechte poltern herein, ein paar haben wohl gar die klappernden Holzschuhe an.

Jetzt ein ander Bild, jetzt kommen die Mannsleut', denkt sich der Krämer, zieht aus seinem Tragkasten eine Lade heraus, voll von Taschenmessern, Geldbeuteln, Tabakspfeifen und allerlei Rauchzeug. Und Hosenhälter und Baumwollhauben und Sacktücher in Menge sind da, und Handspiegel und Kämme und Rasiermesser und Uhrschlüssel, kurz alles, was schön, nutzbar und wünschenswert ist.

Der Knecht nimmt wohl so einen Gegenstand in die Hand und wendet ihn langsam und besieht ihn von allen Seiten und spekuliert, wie das gemacht worden ist.

Da darf der Schleuderer-Hansel sein Mundwerk keinen Augenblick stehen lassen über „die feine ausgezeichnete War“, sonst läuft er Gefahr, daß der Knecht, hat er das Ding nach Herzenslust besehen, selbes wieder in die Lade zurückgleiten läßt. Des Knechtes wirtschaftliche Verhältnisse sind nicht immer so wohl bestellt als die der Küchenmagd. Zwar — Gott sei Dank — müßte er mindestens sechs Hände haben, wollte er seine Jahrlohngulden an den Fingern abzählen, aber er hat Auslagen, von denen das Weibervolk keine Ahnung hat. Da ist der Tabak, das Pfeifenzeug, die allmonatliche Sackuhrreparatur, am Sonntag das Wirtshaus, da sind die Schuhnägel für sich und seine Maid und andere Kleinigkeiten, die versorgt sein wollen, bis sie groß sein werden. Es hält schwer, und schier den Zungenkrampf kriegt der Krämer, bis er's so weit bringt, daß sich einer vielleicht doch einen Taschenfeitel kauft.

„Der Schleuderer-Hansel ist da, und heut' wird auf Schaden verkauft!“ schreit der Mann wieder und sucht seinen Waren nochmals die vorteilhafteste Lage zu geben, aber der Türen sind zwei aus der Stube, durch welche sich seine Kundschaft nun nach und nach zurückzieht.

Doch noch einmal geht ihm ein leuchtender Stern auf. Er hört johlen und poltern, die Tür springt auf, die Kinder sind da.

Daß sie über den fremden Mann und den seltsamen Berg auf dem Tisch ein wenig verblüfft sind, dauert nicht lang'; wie die gute Hausfrau auch wehren mag, sie klettern auf die Bänke und Stühle, und der Krämer weiß gleich die freundlichsten Worte für jedes und zieht schmunzelnd eine ganz besondere Lade aus seiner Kraxe. Die ist erst aller Herrlichkeit voll; Blasepfeifen, Mundharmoniken, Puppen, blutrote

Gang in die Kammer um die Brieftasche ist unerläßlich, kann auch nicht mehr aufgeschoben werden. Ja, es ist sogar angezeigter, er beeilt sich, denn die Bäuerin wird überraschend schnell vertraut mit dem Krämer und zupft an den verschiedenen Leinwandballen, blättert in den großblumigen Kopf- und Halstüchern, wühlt in der Zwirn- und Bänderschachtel und naht immer mehr und mehr den flammenden Seidenstoffen. Das ist eine fruchtbare Zeit für des Krämers Rechnung und diese wächst von Minute zu Minute, und die sachverständige Bäuerin hat sich, höchlich unterstützt von der Zungenfertigkeit des Krainers, eine artige Auswahl von allem beiseite gelegt, bis der Bauer mit der Brieftasche kommt.

Der Krämer wird immer wärmer. Der „Schleuderer-Hansel ist da!" ruft er, „und heut' ist der Vierzehnnothelfertag (oder der goldene Freitag, oder was anderes, das ihm Anlaß gibt), heut' verschleudert* er alles, der Schleuderer-Hansel!"

Während all' dem berechnen die Mägde still das Verhältnis ihres Jahrlohnes zu etwa so einem Seidentüchel. Sie berechnen an den Fingern die Gulden, aber die Küchenmagd hat an all' beiden Händen nicht so viel Finger, sie muß auch noch die zwei Schürzenzipfel zu Hilfe nehmen: zwölf Gulden hat sie Jahrlohn! Sie denkt, wenn es sich wirklich und wahrhaftig zutrüge, daß man drei oder vier Gulden hinopferte für so ein vornehm' Ding, so sei das freilich wie ein ganzes Vierteljahr und mehr, aber man hätte hernach immer noch so viel wie andere, die nicht „für die Küche" sind. Nein, sie will aber doch lieber sparen, denn achtzig Gulden muß eins wohl beisammen haben, will man ans Heiraten denken. Sie hat ihren Drang schon völlig besiegt und will sich wegwenden von den eitel Schätzen — da läßt der Krämer das schönste und brennendste Seidentuch auseinanderflattern und wirft es kundig um den Hals und über den Busen der Magd. Nun ist sie verloren, sie sieht das schöne große Flammenherz über ihrer Brust, auf ihren Wangen spiegelt sich der ganze Seidenstoff, in ihren Augen leuchtet er, alles hat das Seidentuch entzündet. Die gute Magd hat kaum so viel Geistesgegenwart, daß sie ein wenig feilschte, die anderen müssen es für sie tun, sie fliegt nur gleich in ihre Kammer, in ihrer Bettdecke oder in dem Kopfpolster — sie weiß es im Augenblick selbst nicht — hat sie ihr Erspartes eingenäht.

Und wie sie dann das Seidentuch hübsch zusammengefaltet und in weiches Papier gewickelt in der Hand hält, und zuweilen hineinguckt zum zarten Stoff mit der glühenden Farbe, da kann sie's immer noch nicht glauben, daß sie zu so großen Dingen auserkoren.

---

* Verschleudern, so viel als halb verschenken.

mit, und wohlfeil. Tut nur einen Beutel voll Geld richten für den Schleuderer-Hansel!"

Dann lädt er auf und geht von dannen, und lange sieht man den hohen, grauen Ballen des Weges hin noch wandeln und wanken, und der Kettenhund bellt, bis die Erscheinung verschwindet.

Im einsamen Bauernhofe aber ist alles noch eine Zeitlang berauscht von dem Glücke des neuen Besitzes, den eine kleine Welle aus dem reichen, wogenden Meere der Welt herangeschwemmt hatte.

Der Herr Marquis de Schärfenberg.

Von **Hans Ludwig Rosegger.** (Schluß.)

Meister Tendler war auswärts, um in Kindberg dem Arzneikasten des Apothekers eine wienerische Politur anzureiben, auf kräftiges Pochen öffnete der Lois.

„Bon jour, mon ami", grüßte der Marquis und erkundigte sich noch halb auf der Gasse: „Was macht meine liebe Dose? Musiziert sie wieder oder hast du dem armen Ding den Garaus gemacht?"

Der Einbein lud höflich ein, sich selbst von der Güte der Reparatur zu überzeugen. „Das hätt jeder andere auch zuweg gebracht, Euer Gnaden."

Wirklich, das Werkl klang rein und klar und machte nicht „pink", so daß Herr Maximilian füglich staunte; er meinte, es hätte nie so voll und tönend melodiert wie jetzt. Und für die Arbeit zahlte er nur fünfunddreißig Kreuzer, was ihn ganz besonders erleichterte. Er hatte mit Pariser Preisen gerechnet und steckte den Goldfuchs wieder befriedigt in die perlenbestickte Börse.

Auch diesmal mußte der junge Tendler die Maus, den Kater, den Hund und die Henne in der Werkstatt laufen lassen, und der Graf von Schärfenberg nickte wohlwollend: „Junger Freund, meine Anerkennung, du hast dich selbst übertroffen. Sei meiner bleibenden Gewogenheit versichert." Mit ähnlichen Worten pflegte auch der König von Frankreich seine Zufriedenheit kundzutun. „Hm, ja . . . und wie steht es mit einem Manderl, das die Geige spielt? Es braucht sie ja nicht nach Noten zu spielen, das beanspruche ich gar nicht, aber das eine oder andere Stück wird deine Kunstfertigkeit der Puppe schon beibringen können."

Louis verneinte. „Unmöglich, Euer Gnaden, was Ihr von mir verlangt, kann kein Meister der Welt ausführen."

„Warum nicht?"

Roß und Reiter auf Wäglein stehend, und grüne Vögel, die wispern, wenn man ihnen in den Schweif bläst, und „Stehhansel“, die nicht liegen bleiben und täte man sie zehnmal umlegen und auf den Kopf stellen.

Da schlägt die Bäuerin die Hände zusammen und ruft schier verzweifelt: „O, du meiner Tag’, jetzt ist schon das Wahre! So tut doch Euere vertrackte Kramel einmal weg, Krainer! Ihr wißt einen Klenkas, wie eins nachher mit den Kindern fertig wird.“

Da schleichen und hüpfen die Kleinen schon an die Mutter herum und schmeicheln und betteln um so ein Roß, um eine Harmonika, um einen Vogel um alles; und der Krämer sagt: „Freilich, freilich kauft euch die Mutter was, ihr seid ja frei so viel brav! Hebt schon an und geht in die Schul’, gelt? Du Dirndl, geh’ her zu mir! Wie heißt denn, he? Nani, heißt? Nu, weil du Nani heißt, so muß ich dir was schenken, seh!“ — Er gibt ihr so ein Dingelchen, das sie „Stehhansel“ nennen. Die Kleine hat ihren Finger im Mund, macht ein ganz verblüfftes Gesichtchen und getraut sich das Ding kaum anzugreifen. „Schau“, fährt er dann fort, „ich hab’ auch so ein klein Mädel daheim und dasselbe heißt auch Nani, und ein Bübel auch, just so wie der dort, der propre Bub’. Mußt dich nicht fürchten, Kleiner, ich tu’ dir nichts, ich hab’ die kleinen Leut’ rechtschaffen gern.“

Und so fährt er fort, der Schlaue, und weiß wohl, warum er so tut. Die Kinder werden zutraulich und gewinnen Mut zur nachdrücklichen Bestürmung der Mutter; und die Bäuerin wird mild und wohlwollend gestimmt gegen den Mann, der sich durch Hausieren seine Sach’ mühsam erwerben muß, weil er zu Hause auch eine liebe Familie zu ernähren hat.

Die Bäuerin steht abseits von allen Einnahmen der Wirtschaft; der Bauer nimmt für alles ein und gibt für alles aus. Die Bäuerin hat nur eine einzige Geldquelle: die Hühner. Eine gute Henne legt in der guten Jahreszeit durchschnittlich jeden zweiten oder dritten Tag ein Ei. Die Eier werden von der Wirtin oder der Pfarrerköchin zu Kreuzern gemacht. Und solche Kreuzer sind es, die nun die gute Bauersfrau hervorholt, um ihren Kindern eine höchste Freude nicht zu versagen. Nun endlich sind sie alle zufrieden, und der Hausierer schnallt seine Trage, schiebt sie mühsam vor die Tür hinaus, denn gar viel kleiner kann sie in einem Hause nicht werden, und hätte sie noch so viele Wünsche befriedigt.

Der Abschied wird rührend. „Behüt’ euch Gott all’ miteinand!“ sagt der Mann. „Nichts für ungut, schön gesund bleiben beisamm’! Über den Winter hinaus, wenn mir der lieb’ Gott das Leben erlaubt, steig’ ich wieder daher und bring’ allerhand schöne, nagelneue Sachen

„Sie sind aus Venetianerglas.“

„Effectif? — Und sobald die Taube fliegt, kommt mein Kuckuck an die Reihe?“

„Wenn die Taube flattert — sie wird nicht fliegen — kommt Euer Gnaden Kuckuck an die Reihe.“

„Très bien — einverstanden. Sagen wir, am nächsten Montag.“

„Montag, am nächsten Montag ..... Ich denke, bis dahin bin ich hier fertig.“

Der Schärfenberger drohte launig mit dem Zeigefinger: „Daß du mich nicht sitzen laßt, Louis! Um deiner sicher zu sein, werde ich den Galawagen aus Hohenwang nach Krieglach schicken, der lädt dich auf. Nimm allerhand Werkzeug mit, die Uhr ist vielleicht zerlemperter, als ich weiß, und es wäre Zeitvergeudung, jeden Nagel und jede Schraube einzeln hinaufzutragen. Ja, am besten, du nimmst all dein Zeug mit — ich quartier dich im Oberstock ein, eine Schmiede ist auch in der Burg, und so kannst du ungestört arbeiten.“

„Eine Schmiede für eine Uhr?“ erkundigte sich Alois Tendler. „Wüßt nit, wozu da eine Schmiede gut sein sollt.“

Sacre Dieu! — bin ich vergeßlich“, erwiderte Herr Maximilian leicht verlegen. „Naturellement, wegen der Kuckucksuhr brauchst du natürlich keinen Ambos, aber, im Vertrauen gesagt, auf Hohenwang ist manches verlottert, und ich möchte meine liebe Frau Schwägerin überraschen, wenn sie mich wieder einmal besucht. Dann soll alles in Ordnung sein.“

„Ich werd mit dem Vater reden“, wich Alois aus.

„Wozu, mon ami? Du bist ein Meister wie er — und ein größerer als er. Nächsten Montag, es bleibt dabei, nachmittags um viere steht der Galawagen vor der Tür. Adieu, Louis!“

Befriedigt über seine in Paris geschulten diplomatischen Talente fuhr der Marquis heim und rieb sich die Hände, wobei einige Ärmelspitzen zerrissen, aber das beachtete er nicht.

Louis Tendler mußte ihm das geigende Manderl machen, ob er wollte oder nicht. O, der Bursch konnte es gewiß, er weigerte sich nur, um eine größere Belohnung herauszuschlagen! Aber einen gewiegten Menschenkenner vermochte er nicht zu täuschen! Das mit der Seele war doch ein aufgelegter Unsinn. Die allerklügsten Franzosen leugneten, daß selbst der Mensch eine Seele habe, und der Einbein wollte einem einreden, ohne Seele sei nicht einmal eine Holzfigur fähig, ein Lied zu fiedeln. Ridicule — Schwindel! Was Ludwig XV. im Großen konnte, das konnte der Marquis de Schärfenberg im Kleinen: Widerspenstige zum Gehorsam zwingen.

„Weil niemand Holzfiguren Seelen einhauchen kann.“

„Ich brauche keine Seele, ich brauche eine Marionette, die mir abends ein Lied auf der Fiedel vorgeigt.“

Der Einbein lächelte versonnen: „Euer Gnaden, ich will Euch gern ein Manderl schnitzen, das Arme und Beine bewegt — und zur Geige tanzt, und ich will es billig machen, aber fiedeln — fiedeln wird es nicht können.“

Der Marquis überlegte eine Weile, ehe er sagte: „Darüber wollen wir ein andermal sprechen, Louis. Damit eilt es nicht. Aber im Schloß steht eine Uhr mit Kuckucksruf, und die Uhr geht nicht und der Kuckuck ruft nicht. Du sollst nach Hohenwang hinaufkommen und nachsehen, was fehlt.“

„Ich bin kein Uhrmacher, Euer Gnaden.“

„Das verstehst du also nicht?“

„Verstehen wohl, denn in allen meinen Figurln arbeiten Uhrwerke, nur fürcht ich, die Zunft möcht bös werden.“

„Welche Zunft?“

„Die Uhrmacherzunft, der ich ins Handwerk pfusche, wenn ich nach Euer Gnaden Kuckucksuhr schaue.“

„Da sei beruhigt, mon ami, es wird niemand davon erfahren. Zu dir habe ich Zutrauen und mag das nicht einem fremden Meister überlassen, der es verdirbt. Wann kommst du in die Burg, Louis?“

Der Einbein antwortete zögernd: „Wenn Euer Gnaden darauf bestehen ....“

„Oui, ich bestehe darauf.“

„So werd ich nur ehender den Heiligen Geist fertig machen, den der Herr Propst zu Bruck in Auftrag gab.“

„Den Heiligen Geist?“ fragte rechtschaffen albern der Marquis. „Einen Heiligen Geist unterfängst du dich zu kreieren, aber das geigende Manderl willst du mir nicht schnitzen! Ist das so viel anders?“

Statt geradwegs zu antworten, wies Alois auf eine mit echtem Gefieder geschmückte engelweiße Taube, die von der Zimmerdecke ins Dunkel einer Ecke niederschwebte, so daß sie bisher Herrn Maximilian nicht aufgefallen war. „Sie wird mit den Flügeln schlagen, sowie der hochwürdige Herr Propst am Altar an einem Schnürl zieht. Er will das Kunststück dem Herrn Bischof von Seckau aufzeigen, wenn der zu Pfingsten zur Firmung nach Bruck kommt. Das Flügelschlagen des Tauberls wird den Heiligen Geist versinnbildlichen, wie er sich zur Weihe der heiligen Handlung niedersenkt.“

Ehrfürchtig betrachtete der Marquis den Heiligen Geist von vorn und von hinten, bedauerte, daß das Innenwerk noch nicht vollendet war, und lobte die hellroten Augen des Vogels.

auf sich hielten, Freigeister, und gingen zwar alltäglich zur Messe, aber nur einmal die Woche zur Beichte.

Wie versprochen, holte das gelbblaue Steirerwagerl von Hohenwang den Alois Tendler am Montag ab, und Jakob schärfte dem Jungen noch ausdrücklich ein, er solle alle seine Werkzeuge mitnehmen. So rückte er denn mit seinem großen Arbeitskasten an, in dem Messer und Messerchen, Hämmer und Hämmerchen waren, Feilen, große und kleine, dünne und dicke, Bohrer, lange und kurze Schraubenzieher und Raspeln, Hobeln und Zangen, gebogene und gestreckte, Nägel, Schrauben, Stifte und Metallscheiben; auch Farben und Pinsel, Kohle zum Zeichnen und allerhand andere Dinge, die der Marquis noch nie gesehen hatte. Und Loisl staunte, wie er sein Zimmer im Oberstock betrat und gewahrte, was hier alles zusammengeschleppt war, das er herrichten sollte: Eine verlemperte Kuckucksuhr ohne Zeiger und Pendel mit einem verrosteten Werk, eine klapprige Handmühle zum Kaffeemahlen, die schon ein Jahrhundert lang in der Rumpelkammer gelegen, eine Armbrust mit zersplittertem Schaft und Hellebarden ohne Schäfte. Er betrachtete den Kram und meinte: „Euer Gnaden, es steht nit dafür, das Graffel herzurichten. Die Uhr will ich gern machen, aber die Mühle und die Armbrust und die Hellebarden schmeißen wir lieber auf den Mist. Die taugen nix.“

„Richte sie!“ befahl der Marquis barsch.

Lois setzte sich schweigend an die Arbeit und zerlegte die Uhr, tat die rostigen Räderchen in Öl und raspelte sie blank. Die Gutwilligkeit, mit der er werkte, freute Herrn Maximilian, und er zog den jungen Meister an seinen Tisch; das gehörte zu den guten Manieren eines vornehmen Herrn: Künstler muß man ehren.

Schade, daß der Bursch keinen Wein trank, aber er verstand auch ohne den Anreiz still zuzuhören und munter zu plaudern, wenn er gefragt wurde. Der Schärfenberger nützte die Gelegenheit, um von den schönen Pariser Zeiten und von Versailles zu erzählen. Wie er die Königin Maria Lesczinska zum Menuett führte und darob vom ganzen Hof beneidet wurde, wie er mit der Frau Marquise de Pompadour im reizenden Schäferspiel die Damen und Herren durch seine Grazie ergötzte, wie man in Frankreich Gartenfeste feierte bei färbigen Lichtern, und wie galant man sein mußte, um einer schönen Frau zu gefallen. Der Loisl lauschte stumm. Er sollte auch Fragen beantworten, wie man sie bei Gelagen um den König im Scherz an einander zu stellen pflegte: Wann sich Karl von Engelland, der später von Cromwell, dem Bierbrauer, geköpft wurde, selbst verloren gab? — Als er anfing, sich den Bart eigenhändig abzuschaben, weil er es nicht mehr wagte, einem Balbierer den Hals hinzuhalten! Darüber lachte der Marquis, glücklich, wieder über etwas zu sprechen, was die Hälfte seines Lebens ausgefüllt hatte.

Die Spieldose werkelte ihre Leier ab, und dabei sann Herr Maximilian nach; beflügelte auch seine Gedanken mit saurem unterländischen Wein. Besser ein saurer Wein als gar keiner.

Sûrement, der König von Frankreich würde einen Handwerker, der sich unterfing, ihm den Gehorsam zu verweigern, in die Bastille stecken, bis sich der Ungebärdige eines Besseren besann — und der Marquis de Schärfenberg, Vicomte de Montfort, würde den schlauen Tendler festhalten, bis er das Manderl fertig hatte. Und wenn er sich dennoch weigerte? Der König von Frankreich würde ihn auf dem Grève-Platz vierteilen lassen ...... Und der Graf von Schärfenberg würde den Alois Tendler vom Kohlbacher Lenz auf dem Galgenhügel hängen lassen. In diesem Punkt war sich Herr Maximilian nicht ganz sicher; er wußte eigentlich nicht einmal, ob sein Bruder Johann Leopold den Blutbann im oberen Merztal besaß oder etwan der Stubenberger — und dann hatte die Kaiserin nicht sonderlich viel übrig fürs Hängenlassen, wenn es nicht dafür stand; und wahrscheinlich stand es für das geigende Manderl nicht dafür ...... Der saure Wein aus dem Untersteirischen stieg dem Marquis zu Kopf. „Egal!" murmelte er. „Wäre auch schade um den Einbein, der die Dose gesund machte .... Der Bursch wird schon nachgeben, er wird schon meinen Willen tun, wenn ich ihn hier einsperre — und eingesperrt wird er!"

Über diesen unbeugsamen Entschluß fielen ihm die Augen zu, und er begann zu schnarchen, was den Wohlklang der aufgezogenen Spieldose beeinträchtigte, aber sie lief bald ab, und man hörte dann nur mehr das melodische Schnaufen ....

Die Tage bis zur Ankunft des Einbeins waren auf Hohenwang reichlich ausgefüllt; die Schmiede mußte instand gesetzt werden, der Förster hatte einen Ahorn und eine Buche zu fällen, damit Louis gutes Holz zur Hand hätte, und der Jakob fegte das große Zimmer im Oberstock. Dort sollte der Tendler wohnen und schaffen. Sogar eine alte Hobelbank wurde aus dem Kram am Speicher herausgegraben und hinaufgeschleppt. Nun fehlte nichts, um ein Manderl zu schnitzen, das geigte und die langen Winterabende des Marquis erheiterte.

Stiegen zuweilen Zweifel in ihm auf, ob nicht Louis vielleicht doch die Wahrheit sagte, wenn er behauptete, die Marionette nicht bauen zu können, so zerstreute Herr Maximilian sie mit einem Schnippen der Finger: „Impossible! Einer, der sich ein künstliches Bein formte, das besser ist als ein natürliches, einer der für den Propst zu Bruck den Heiligen Geist zum Flattern bringt, muß auch ein geigendes Manderl machen können!"

Herr Maximilian grinste, wenn er an den flatternden Heiligen Geist dachte, denn er war ein Freigeist. In Frankreich waren alle, die etwas

und Beinen zu schwingen, oder mit einem mächtigen Uhrwerk, wie es den aufgezogenen Hunden und Katzen die Glieder bewegt.

„Oder den Heiligen Geist für den Brucker Propst!“ Herr Maximilian lachte so derb, daß der Wein in die falsche Kehle floß und die Atemröhre verlegte.

„Wenns einer so einrichten könnte, daß die Taube rasch genug flattert, so müßt sie freilich fliegen.“ Und Loisl setzte bei: „Ich werd darüber noch nachdenken, sinnier immer, wenn ich über die Felder geh und die Krahen aufsteigen seh.“

Der Marquis fand seinen Gast zuweilen sehr amüsant.

Im übrigen arbeitete der fleißig im Oberstock, und bald tickte die Uhr wieder und der Kuckuck rief die Stunden aus. Dazu sang der Einbein und der Marquis horchte aufmerksam; da klangen die schwermütigen und heiteren Lieder von dem toten Wirtstöchterlein und den schwäbischen und bayrischen Dirndeln, Lieder, die der junge Tendler an der Isar und am Leech gehört und sich gemerkt hatte. „Dort singen die Leut in der Werkstatt und auf den Feldern!“

Herr Maximilian gewöhnte sich so an den Lois, daß ihm das Herz schneller klopfte, wenn er nur daran dachte, er würde wieder allein auf der einsamen Burg sein. Er setzte sich zu ihm und reichte die Werkzeuge zum Anschrauben des Schaftes an die alte Armbrust. Sorgsam eingelegt und glatt poliert war der neue Schaft, schöner als der frühere. Und der Loisl leistete dem Burgherrn noch einen besonderen Dienst, als ein Elfenbeinzahn aus dem teuren Pariser Gebiß brach — gerade vorn unter der Nase brach der Zahn aus! Der Marquis jammerte und behauptete, nur der französische Meister vermöge den Schaden zu beheben.

„Wird weiter eine Kunst dabei sein!“ brüstete sich der Tendler, bat sich das Gebiß aus und lötete den Zahn mit einem Bläserglas und einer Flamme wieder fest.

Fast noch wertvoller war es, daß er auch die abgetretenen Absätze der hochstöckeligen Schuhe wieder aufsetzte.

Herr Maximilian begeisterte sich: „Mon ami, du verdientest, ein Franzose zu sein!“ Größeres Lob konnte er seiner Meinung nach nicht spenden, und deshalb war er mit solcher Anerkennung sehr sparsam. Er überlegte, ob Louis nicht französisches Blut in den Adern habe so wie die Demoiselle vom Brucker Uhrmacher, die er vor dem Posthause in Krieglach getroffen. Aber der Einbein mit seinen hellen Augen und dem blonden Haarschopf sah keinem Franzosen ähnlich.

Bedenklich wurde die Stunde, als Alois auch die Hellebarden ablieferte und sagte, er danke für die gute Aufnahme, aber jetzt müsse er heim; dort warte andere Arbeit auf ihn.

Und der Alois lächelte dazu. Er wurde erst lebfrisch, als Herr Maximilian die Wasserkünste im Park von Versailles schilderte, die Springbrunnen und Fontänen, die nachts im magischen Licht von tausend bunten Lampen spielten. Der Tendler verlangte zu wissen, woher das Wasser dazu kam, welche Kräfte es trieben und ob die Leitungsröhren aus Holz oder aus Ton waren. Das wußte der Schärfenberger nicht zu sagen und fand es auch sehr nebensächlich.

Aber auch er hörte eifrig zu, wenn der junge Einbein berichtete, von seiner Wanderschaft im Österreichischen und Bayrischen, von der Donaufahrt flußaufwärts durch die lockende Wachau und dem gräßlichen Strudel von Grein, der nicht selten Schiffe und Menschen verschlang; von dem prächtigen Regensburg, dem fröhlichen München und am liebsten vom Meister Pankratz in Nürnberg. Er dämpfte dabei seine Stimme wie zu einem Geheimnis: „Was unsereins so für die Leut macht, das ist nichts, das ist Tand und Stückwerk für die vornehmen Herren und Damen zum Zeitvertreib. Nach Feierabend setzte sich Meister Pankratz zu mir in die Stube, und wir sinnierten, ob man dem Menschen keine Flügel geben könnt, daß er fliegt wie ein Vogel über Berge und Meere."

Dem Marquis blieb der Mund offen: „Flügel? Die Menschen fliegen? Mon ami, mein Lieber, du bist verrückt mitsamt dem Meister Pankratz!"

„Warum?" fragte der Bursch.

„Weil — weil . . . . . das nicht geht."

„Warum geht es nit?"

Weil es sonst schon die — Frankreicher erfunden hätten."

Der Lois lachte kichernd in sich hinein: „Haben es auch versucht, die Frankreicher, mit einem leichten Ballen, in den sie ein Gas bliesen, das noch leichter als die Luft ist. Sollen damit auch aufgestiegen sein, das ist nix, das ist unsicher. Den Ballen treibt der Wind, wohin er mag, und schlagt der Blitz ein, so brennt das Gas auf und alles fallt herab. Man muß fliegen können, wohin man will, und dazu taugt kein Ballen, dazu taugen nur Flügel . . . ." Er grübelte vor sich hin: „Wird schon werden."

„Nein", entgegnete Herr Maximilian bestimmt; „impossible — es wird nie werden." Und er gestand nicht einmal zu, daß es ein Gas gebe, das leichter als die Luft sei. „Die Luft ist das leichteste Element, weil sie gar kein Gewicht hat. Und weniger als kein Gewicht kann auch das Gas nicht haben — comment? Da logen sie dich an." Er war sehr stolz auf seine Weisheit, mit der er den Meister aus Krieglach belehrte.

Der bestand nicht weiter auf dem Gesagten und meinte gelassen, man brauchte eben nur die richtigen Flügel zu bauen und sie mit Armen

Antwort, der Alois wäre stark beschäftigt mit allerhand, aber es gehe ihm soweit gut und es werde noch länger dauern, bis er nachhause komme. Aber wie lange ließ sich der ungeduldig Alte noch hinhalten . . . .

Da glaubte er eines Morgens, Louis sei verständig geworden, denn Jakob bat ihn im Namen des Gefangenen, ins Turmzimmer hinaufzusteigen.

„O, lala!" frohlockte der Marquis. „Ist er endlich mürbe geworden!" Und eilte trotz der Gichtbeine die Treppe hinauf.

Dem Eintretenden hopste ein Häschen entgegen, dem er zurückschreckend auswich, um es nicht zu zertreten. Da setzte sich das Tier auf die Hinterpfoten, legte die haarigen Ohren um und machte „Wu-wu . . . ."

Erstaunt beobachtete Herr Maximilian das Gebaren des Stallhasen, bis er darauf kam, daß es ein neues Kunststück des Burschen war. Er rieb sich vergnügt die Hände und kicherte: „Das ist exquisit, très bien! Très bien!"

Der Tendler näherte sich: „Ich hab mir gedacht, es würd' Euer Gnaden Spaß machen."

„Tut es auch." Zehnmal und zwanzigmal mußte das Häschen hopsen, Männchen machen, die Ohren umbiegen und wu-wu sagen. Bis es dem Marquis einfiel: „Ein Hase — und bellt wie ein Hund?"

Etwas verlegen entschuldigte sich der Schnitzer: „Hasen sind stumm, und ich wollt ihm doch eine Stimme geben. Was blieb da übrig?"

Jakob stand dabei und sagte abwechselnd: Uie, uie — wu-wu — jo, jo!"

Mit aufgehobenen Händen bat der Einbein: „Und jetzt, Euer Gnaden, gebt mir Urlaub. Die fiedelnde Puppe kann ich nit schnitzen, aber ich will noch nachdenken, und fallt mir was Gescheites ein, so komm ich freiwillig wieder und arbeite hier. Bitt gar schön . . . ."

Der Schärfenberger schüttelte bös und eigenwillig den Kopf, daß die fuchsige Perücke wackelte: „Das sind billige Ausreden, mein Lieber, du willst dich aus dem Staub machen und dann — hui! kann ich mir den Fiedler suchen. Daraus wird nichts. Parole d'honneur, du bleibst da."

„Euer Gnaden . . . ." Die Tränen rannen dem Einbein über die Wangen."

„Der Teufel ist dein Euer Gnaden! Entweder — oder!" Wütend warf er die Tür hinter sich ins Schloß und hätte beinahe auch den Jakob eingesperrt.

Lois Tendler dachte ob solcher Verbohrtheit an Flucht; er band sein Hemd an ein Leintuch und an das Hemd den Strick, mit dem die Werkzeugkiste überbunden gewesen, aber es reichte nicht entfernt vom Fenster bis zum Erdboden. Die Mauer ragte hoch auf, und unter ihren Grundfesten stürzte erst ein Felsen steil hinab. Er kletterte aufs Dach,

Der Marquis reckte sich in die Höhe: „Und das Manderl, das Manderl, das die Geige spielt?"

„Das ist ja nit möglich, Euer Gnaden."

„Wenn einer meint, die Menschen könnten auch fliegen, sie müßten es bloß gescheit anfangen, so muß er auch ein fiedelndes Manderl schnitzen können."

„Das ist was anderes."

„Etwas Leichteres."

„Was Unmögliches."

Sie redeten einander trotzig entgegen, und Herr Maximilian wurde zornig: „Ich befehle dir, die Figur zu bauen!"

Da funkelten die Blauaugen des Lois: „Baut sie Euch selber, Euer Gnaden, wenn Ihr könnt!"

„Sacrebleu — rébellion! Überhebung!" Das Herrengefühl im Schärfenberger wallte über. „Du wirst das Schloß nicht eher verlassen, Louis, als bis der hölzerne Spielmann fertig ist!"

Der Bursch zuckte nur mit den Achseln.

Jacques wurde zu seinem Gefängniswärter bestellt, brachte ihm das Essen in den Oberstock, fragte jeden Tag, ob es sich der Meister noch nicht überlegt habe, und schloß hinter sich ab, wenn er aus der Stube ging.

Der Einbein wußte sich nicht zu raten und nicht zu helfen; er starrte stundenlang ins Tal hinab, nach Krieglach, und sehnte sich .... Gefangen! Und warum? Weil es einem alten Narren einfiel, ein Spielzeug zu begehren, das ihm kein Mensch geben konnte. Er überlegte Tage und Tage, ob er nicht doch etwas erfinden könnte, was den Marquis besänftigte und auf bessere Gedanken brächte; er hatte ja ein bißchen Mitleid mit dem starrköpfigen Sonderling, der sich einsam fühlte und nur seinen Schrullen und der Vergangenheit lebte, die in seinem schwachen Gedächtnis wunderliche Gestalt annahm. So ließ sich Lois vom Jakob das Fell eines Stallhasen bringen und setzte sich gedrückt zum Schnitzen nieder. Jacques berichtete Herrn Maximilian immer getreulich, was im Oberstock geschah, und jetzt glaubte er, der Einbein habe sich besonnen und werde das Manderl bauen.

Aber wozu brauchte er da den Hasenbalg?

Der Burgherr langweilte sich und entbehrte die Gesellschaft des Meisters. Hin und wieder schlich er auf den Zehenspitzen an seine Tür und lauschte, wenn der Schnitzer eins der Lieder aus dem Bayrischen summte. Die Spieldose ersetzte nicht die menschliche Stimme und der „Joli tambour" wurde eintönig.

Auch gab es andere Unannehmlichkeiten. Der Michael Tendler hatte Botschaften geschickt und sich nach seinem Sohn erkundigt. Er bekam die

„Ich will eine Liste aufstellen, und wenn Ihr mir das Notwendige besorgen könnt ...."

„Kann ich, verlaß dich drauf!"

„Euer Gnaden, die Liste werd ich morgen überreichen."

Der Marquis umarmte ihn und schenkte ihm einen goldenen Ring; den einzigen, den er noch besaß.

Wieder allein, hinter der verschlossenen Tür, legte der Einbein sich Papier und Kohle zurecht und zeichnete bis zum frühen Morgen an einem sonderbaren Gebilde, das ein wenig einem Drachenflügel, ein wenig einem Zeltdach und ein wenig einem ausgespannten Teppich glich, am ehesten noch einem Zeltdach. Zum Schluß stellte er die Liste zusammen.

Durch die Lorgnette mit nur einem Glas und wieder etwas mißtrauisch überlas der Marquis den Wunschzettel seines Manderlmachers: „Festes Leinen; dichtgewebte Seide; lange, biegsame Weidenruten und noch frisch in Saft; starken Draht, zehn Klafter lang, und dicke Darmsaiten." — „Hm?" fragte der Schärfenberger: „Daraus soll eine Marionette werden? Mein Lebtag wird aus Leinwand und Darmsaiten kein rechter Fiedelmann! Machst du dich über mich lustig oder führst du ein Bubenstück im Schild?"

Gekränkt wehrte der Lois ab: „Aber was glauben denn Euer Gnaden von mir! Zuerst muß ich die Geige machen."

„Die Geige?"

„Auf einer gewöhnlichen Fiedel kann das Manderl nit spielen, ist auch kein gewöhnliches Manderl, aber ich will ihm ein besonderes Instrument bauen, das dann aber auch klingt wie Engelszungen."

Das leuchtete dem Marquis ein und er schickte den Jakob nach Merzzuschlag und nach Bruck um Leinen und Seide und Draht und Saiten; die Weiden schnitt der Kohlhofer an der Merz, wo die Büsche haufenweise wuchsen. Der Einbein speiste wieder bei Tisch und verwendete die Zeit zu einer Ausarbeitung und Verbesserung des Entwurfs, den er in jener Nacht nur so hingestrichelt hatte. Oft schaute er vom Fenster aus einem gelben Lindenblatt nach, das behutsam niederschwebte, und grübelte darüber. Der Marquis wollte eine Erklärung der krausen Zeichnung haben, doch verstand er ob der vielen fremden Fachausdrücke nur, daß die Darmsaiten zu klingen hatten, das Weidengestell sie spannte und Seide wie Leinen den Resonanzboden abgaben.

Die schönen Dinge, die der Jakob einhandelte, fanden des jungen Tendlers Beifall, der das gelbe Leinen und die blaue Seide durch die Finger strich, die Stärke des Drahtes prüfte und die Saiten zog und dazu nickte.

Er beabsichtigte, die große Geige — denn mächtig groß sollte die Fiedel des Manderls werden — auf dem flachen Dach des Oberstockes

bereit, seine geraden Knochen zu wagen, und tastete sich die anschließenden Dächer entlang. Am Ende fand er vielleicht einen Ausweg ins Tal. Aber beim Klettern und Kriechen hinderte ihn doch das hölzerne Bein, und schon beim ersten zaghaften Versuch glitschte er aus; beinahe war er in die Tiefe gestürzt.

Mutlos, zornig, ergrimmt erwog Alois, dem alten Joggel eins vor die Brust zu geben und an ihm vorbei hinaus zu stürmen — aber im besten Fall gelangte er bis zur ersten der drei Zugbrücken, würde dort aufgehalten und hatte es dann gewiß noch schlechter als jetzt. Sehnsüchtig lugte er den Schwalben nach, die sich kreisend zum Flug in die Winterheimat sammelten, und beneidete sie. In nächtelangem Sinnen erkannte er, daß er auf gute Weise oder mit Gewalt nicht entschlüpfen konnte — blieb also nur noch List. List! List .... Er grübelte und endlich dämmerte ein Gedanke, ein loser Einfall formte sich zu einem Plan, daß Lois ganz übermütig wurde und in seinem Übermut eine Nase drehte. Lustig sang er hinaus:

„Schwäbische, bayrische Dirndelein, juchhe!
muß der Fährmann fahren!"

Weil es schon Schlafenszeit, schickte der Marquis den Jakob in den Oberstock und wies den Sänger zur Ruhe.

Der sagte: „Lieber Joggel, tu mir den einen Gefallen und meld dem gnädigen Herrn, ich wollte ihm gern zu Diensten sein und das fiedelnde Manderl schnitzen. Grad hab ich eine Idee gehabt!"

Bloßfüßig, im Nachtgewand und mächtig aufgeregt kam dann der Marquis hinauf: „Wird es, also wird es doch, mon ami? Ich hab mich nicht getäuscht, du bist der Mann, der mir meinen Herzenswunsch erfüllt."

„Ich werd es wenigstens versuchen," drückte sich der Einbein vorsichtig aus. „Ich werd es versuchen und hoffe, mein Plan läßt sich ausführen; nur brauche ich dazu Material, das ich nit hier hab. Ich muß es mir erst holen."

„Da schau, der Schlaukopf!" polterte Herr Maximilian. „Nicht wahr, das paßte dir, auf diese Art zu echappieren. Fein ausgedacht, aber um mich zu übertölpeln, muß einer früher aufstehen, lieber Louis."

Empört über so viel Hinterlist, wollte er wieder ins Bett steigen. Der Tendler hielt ihn an einem Zipfel zurück und war über die Absage kaum enttäuscht. Es wäre nur beträchtlich einfacher gewesen .... „Nein, Euer Gnaden, so war es nicht gemeint. Freilich machte es Euch und mir weniger Mühe, dürft ich selbst die Sachen beschaffen, aber wenn Ihr mir nit traut, geht es auch anders."

„Très bien, um so besser." Herr Maximilian blieb im Zimmer.

Einbein ein lachendes Lied zur Aufheiterung. Der Marquis schlürfte sauren Wein und der Bursche trank klares Wasser.

Die Geige auf dem Dache näherte sich der Vollendung; Alois verband die frei auseinanderstrebenden Enden der Weidenruten mit Drähten und Darmsaiten, daß sie sich zu gefälligen Bogen krümmten und die Linnen- und Seidenhaut prall spannten wie die Kuppel über einer Kathedrale. Drei Klafter im Durchmesser maß das wunderliche Gebilde.

Herr Maximilian staunte: „Sieht beinahe so aus wie ein großer Regenschirm, den die Pariser Bürgerinnen bei schlechtem Wetter über sich halten."

Loisl lachte: „Bei Gott, Euer Gnaden haben recht, wie der Regenschirm der Öbstlerin in Merzzuschlag! Und leicht ist das Ding, meiner Seel'!" Er hob es mit gestrecktem Arm und schwenkte es über sich. „Jetzt kann's meinetwegen Schusterbuben regnen!" Aber er beäugte doch sorgenvoll die Nebelhaube, die sich seit dem frühen Morgen der Veitschalm überstülpte.

„Kriegen üble Witterung", warf der Marquis ein; „es reißt mich in allen Gliedern."

Der Meister arbeitete hastiger.

„Und wird es auch einen guten Klang geben, mon ami?"

Der mon ami zupfte an den straffen Drähten und Saiten, und sie tönten rein.

„Uie, uie!" sagte Jacques und verkniff das Gesicht. „Jo, jo ...."

„Euer Gnaden, morgen früh ist die Generalprob', wenn's gefällig ist."

Plötzlich schrie Herr Maximilian entsetzt: „Louis, wie bringen wir die Riesenfiedel durch die enge Tür und über die schmale Stiege in die Burg hinein? Da heroben kann sie doch nicht bleiben!"

Einen Augenblick schwieg der Einbein betroffen, dann faßte er sich und lachte: „Euer Gnaden, die Geige laßt sich zuspannen und dann geht's ...."

Der Schärfenberger schleckte seine blassen Lippen: „Morgen früh also meinst du?"

„Morgen früh — da geig' ich auf der großen Fiedel eine neue Melodie, die Euer Gnaden, hoff' ich, recht gefallen wird." Mit rotem vorgebeugten Gesicht drehte er eine Schraube fester. „Euer Gnaden mag morgen, wenn die Zeit da ist, auf den Speicher steigen und durch die Luke herüberlosen. Aus der Ferne musiziert es am süßesten." Er knüpfte eine feste Schlinge an die Innenseite der Seidenkuppel und zog kräftig daran. „Das wird halten!"

zusammenzufügen, und den Einwendungen des Marquis, dort werde alles naß, setzte er entgegen, die Jahreszeit sei trocken, wie ja schon seit Monaten keine Nebelhaube die Veitschalm zudecke, und außerdem schade ein bißchen Feuchtigkeit dem Instrument nicht, in das erst zum Schluß die Saiten eingezogen würden. Und so begann er mit ungewöhnlichem Eifer zu arbeiten, so daß der neugierige Herr Maximilian stundenlang mit gekreuzten Beinen dabei saß und wohl auch da und dort mit Hand anlegte, wenn der Lois einen Gehilfen brauchte.

Mit Kennermiene wählte der Einbein die saftigsten und biegsamsten Weidenzweige, schnitt sie zu, nahm sie zur Verstärkung zweifach, verlängerte die Stücke durch andere bis zu zwei Klaftern und stellte die Bindung mit besonderer Sorgfalt her. Dann bastelte er in der Schmiede und hämmerte bewegliche Glieder, an die er die Stäbe anklammte, so daß sie, an dem einen Ende verbunden, strahlenförmig auseinanderstrebten.

Der Schärfenberger schüttelte die fuchsige Perücke: „Vraiment, ein seltsamer Schragen!“

„Nicht seltsamer, Euer Gnaden, als das Manderl, das dazu gehört. Und tönen wird die Geige wie eine himmlische Mechanik, in der der Wind musiziert!“

Über das knochige Rippengestell spannte der Einbein erst das Linnen und darüber die blaue Seide. Er hämmerte und nähte und feilte und schraubte und nagelte, er trennte Nähte wieder auf, zog Schrauben wieder aus, zwickte Nägel wieder ab und gab sich erst zufrieden, wenn jedes Stück und Stückchen genau auf dem Punkt saß, wo es nach seinem Plan hingehörte.

Nicht ohne Argwohn verfolgte der Marquis das Fortschreiten des Werkes, das er sich anders vorgestellt hatte — aber wie er es sich vorstellte, wußte er auch nicht zu sagen. „Singulier“, brummelte er ein- über das anderemal; „singulier . . . . Vertracktes Zeug!“

„Bedenkt“, wiederholte der Einbein stets, „daß das Instrument einer Figur ohne Seele gehört und doch ist die Musik die Sprache der Seelen.“

„Die französische Spieluhr hat auch keine Seele und singt gleichwohl den ‚Joli tambour‘, mon ami.“

„Das ist was anderes, Euer Gnaden“, widersprach Lois, ohne zu verraten, was den Unterschied ausmachte.

Abends saßen der Schärfenberger und der Tendler oft lange auf, und Herr Maximilian erzählte schnurrige Begebenheiten aus Paris, wo alles, alles anders sei als im deutschen Barbarenlande, alles viel munterer und fröhlicher und unterhaltsamer. Manchmal stiegen dem alten Herrn sehnsüchtige Tränen in die matten Augen, und dann sang der

Mit zitternden Augenlidern starrte der Marquis dem Schauspiel nach, wie der Einbein kleiner und kleiner wurde und ferner und ferner schwebte und tiefer und tiefer sank.

„Uiiiii ....“ stieß Jakob einfältig heraus: „Hören's die Musi, Euer Gnaden?“ Die Luft summte in den Drähten und Saiten.

Aber Herr Maximilian starrte und starrte nur. So etwas .... Eine winzige Figur unter dem steirischen Regenschirm landete nahe der Straße hinter dem Galgenhügel in einem Erdäpfelacker, landete sanft und behutsam — ein Herbstblatt, das sein Ziel erreichte. Dort ließ der Alois seine Kuppel einfach im Stich, lüftete seine Mütze zum Schloß hinauf und rief ein paar Worte, die man oben nicht verstand. Dann lief er, so rasch er laufen konnte, davon, auf der Straße und durch den Wald, und die Bäume verbargen ihn.

„Jo, was is denn dös?“ fragte stumpfsinnig Jakob. „War dös die ganzi Musi?“

„Das war die ganze Musik!“ entgegnete hart und trocken der Marquis. „Marsch an deine Arbeit, Falott!“

Der Joggel trollte sich erstaunt und enttäuscht.

In der Richtung von Krieglach ballte Herr Maximilian die Fäuste: „Trompeur! du Lump, du ....“ Dann kletterte er die Hühnerleiter vom Speicher herab und stieg kurzatmig in den Oberstock; in des Tendlers Zimmer lagen Werkzeuge, Stoffreste, Nägel und Schrauben wirr herum, Zeichnungen und Pläne, ein Messer und ein Kohlenstift; auf dem Tische der goldene Ring, den ihm der Schärfenberger geschenkt; in einer Ecke schlief der Stallhase, der hopste und Manderln machte, die Ohren umlegte und wie ein Hund bellte, wenn man ihn aufzog. Herr Maximilian gab dem künstlichen Vieh einen Tritt, das es an die Wand paschte. Er stieg höher, aufs flache Dach, und blendete das Sonnenglitzern mit der gehöhlten Hand ab, sah aber vom Einbein keine Spur, sah nur die verfluchte „Fiedel“ im Erdäpfelkraut rasten und Buben und Mädeln vom Sprengzaun herum tanzen.

Ihm war flau im Magen und er mußte sich setzen. Da sprach er zu sich selbst: „Ich hol' den Kerl zurück, parole d'honneur, ich steck' ihn ins Loch, ich häng' ihn an den Galgen ....“ Und wußte doch, er werde weder das eine noch das andere tun.. Er war kein allmächtiger König von Frankreich, der so Felonie bestrafte. Dem alten Herrn zitterten die Beine, in denen die Gicht krabbelte. Er stützte den Kopf in beide Hände und dachte trüb: „Fort ist er, der Louis, ganz fort; und nicht einmal das geigende Manderl hat er mir gemacht — und hab' ihn doch so schön gebeten .... Bin wieder einsam ....“

Aber dann lächelte er trotz aller Kümmernis: „Ob er nicht wieder herauf fliegt? .... Dem Lausbuben ist alles zuzutrauen!“

Abends war der Marquis in Erwartung des Konzertes aufgeregt, und der junge Tendler einsilbiger denn je; kostete sogar einen Schluck Wein und verkrümmte den Mund: „Herrschaft, ist der sauer!“

Sie gingen früh auseinander, aber der Lois huschte noch stundenlang in seinem Zimmer hin und her.

„Aha“, dachte Herr Maximilian, „hat Angst, das vertrackte Instrument könnt' versagen.“

Der späte Oktobertag ließ sich nicht so gnädig an wie seine vielen herbstlichen Vorfahren; aus dem Tale krochen Nebel bergan und die Sonne kämpfte sich nur mühsam durch einen weißlichen Dunst. Ein leiser Wind kam ihr zu Hilfe, aber gerade der Wind machte dem Lois Sorgen, und sein Gesicht drückte Kümmernis aus.

„Willst du das Konzert verschieben?“ fragte der Marquis aus der Luke vom Speicher herüber, beunruhigt, er könnte um seinen Genuß genarrt werden.

Der Einbein netzte einen Finger an der Zunge und prüfte die Windrichtung; es wehte von Merzzuschlag gegen Krieglach hin, und das war schon recht. „Wir probieren's, Euer Gnaden ....“ Aber er schaute beklommen über die Schloßwand und den Felsabsturz in die Tiefe hinab und murmelte: „Herrgott .... Herrgott ....“

Auch der Jakob war vom Erwartungsfieber angesteckt, lugte über die Schulter des Marquis und sagte: „Uie, uie .... jo, jo ....“

„Halt's Maul, alter Esel!“ gebot ihm der Schärfenberger.

„Allons!“ rief der Einbein und hob den Riesenschirm mit dem rechten Arm auf, schwenkte ihn über seinen blonden Scheitel und schob die Linke bis zur Achsel in die Schlinge, die er angebunden hatte. So trat er nahe an den Rand des flachen Daches zwischen zwei Zinnen und blickte noch einmal, recht blaß, zurück zur Luke ins alte Gesicht des Marquis: „Und wenn's mißlingt, Euer Gnaden, so nehmt mir's, bitt' schön, nit weiter übel. Hab' es so gut gemacht, wie ich es nur immer konnt'.“

Ein heller Juchezer des Einbeins, ein schriller Doppelschrei des Marquis und Jakobs: „Jesus, Maria und Josef, er fallt ja runter“, und Alois Tendler sprang mit einem weiten Satz, die blaue Kuppel über sich, in den Abgrund.

Aber er fiel nicht — er schwebte, schwebte wie ein welkes Lindenblatt im Herbst, und schwebte nicht geradwegs ins Tal, sondern der Morgenwind blies den Schirm gen Krieglach hin, über den Absturz weg, über die Tannen und Fichten am Abhang hin. So flog er, von der Strömung getragen, langsam und ohne Eile aus der Burg ....

bekanntlich ist Verstand stets bei wenigen und selten bei einem runden Dutzend zu finden — vorausgesetzt nämlich, daß ich meine Hypothese jemals für richtig hielt."

Betroffen suchten die hellen Augen Florians die Blicke des Polizeileutnants, der jedoch seinerseits ein minder geschmackvolles Tapetenmuster kritisch würdigte. „Sie sind also ebenfalls . . ."

„Pst! Ich rede. Oder nein; seien Sie so liebenswürdig, mir jetzt einige Fragen zu beantworten. Sie gewahrten an der Flasche mit dem vergifteten Wein keinerlei Fingerabdrücke — oder zu viele, was praktisch auf dasselbe hinausläuft. Wenn zwanzig Menschen einen Gegenstand berührten, so sind wir selbstverständlich außerstande, aus diesen zwanzig jenen einen herauszuklauben, den wir brauchen. Es gelang Ihnen demnach nicht, die Fingerabdrücke des sogenannten Mörders des Commanders zu entdecken, nicht wahr?"

Doktor Florian lächelte: „Sie forschten also den alten Steuermann über meine Tätigkeit im Zimmer 39 aus?"

„Gott behüte! Ich werde Ihnen doch nicht nachspüren! Und wahrscheinlich hätte mir das bärbeißige, aber im Grunde gutmütige Original auch gar keine Auskunft oder eine falsche gegeben. Wer Augen hat, der sehe und frage nicht, ist mein Leitsatz. Ich hatte heute noch einiges im Marineministerium zu tun und dabei sah ich zufällig auf der Flasche — Ihren Fingerabdruck."

Florian überkam das peinliche Gefühl, ertappt worden zu sein, und war im ersten Augenblick über die seltsame Scharfsichtigkeit des Polizeileutnants erstaunt, der den Fingerabdruck eines Menschen, der ihm so gut wie fremd war, unter zwanzig anderen sofort mit Sicherheit festgestellt hatte. Dann huschte über Peter Florians kluges Gesicht ein heimliches Lächeln: „Allerdings trägt mein linker Daumen eine arge Narbe von einer Brandwunde her. Leutnant, Leutnant, man muß sich vor Ihnen hüten. Ihre Augen sind verteufelt scharf!"

„Danke. Ich darf mich über meine Sehkraft nicht beklagen. — Aber abgesehen von der verräterischen Spur Ihres verstümmelten Daumens — Sie trieben auch das Fläschchen, aus dem nach meiner Darstellung Duniphan das Gift ins Glas goß, nirgends im Zimmer auf, obschon Sie tapfer am Boden herumkrochen und danach schnupperten?"

„Waren etwa meine Knieabdrücke auf den Parketten sichtbar? An den Knien habe ich meines Wissens keine Narben."

„Nein, lieber Freund, in dieser Beziehung hinterließ Ihre eifrige Tätigkeit keine wahrnehmbaren Spuren, aber es ist doch klar, daß Sie, der Sie meiner schönen Selbstmordtheorie nicht trauen, jedenfalls Ausschau hielten und dem Fläschchen nachspürten, in dem der Commander das Gift bei sich trug, um es zu einer ihm passenden Zeit zu ver-

Florians Meisterstück.

Eine dunkle Geschichte von P. L. Münzer.

(Forsetzung.)

II.

Eliot empfing Peter Florian in seiner Kanzlei, die mit der bequemen Klubsesselgarnitur in der Ecke und dem übernüchternen, geräumigen Beamtenschreibtisch in der Mitte eine wunderliche Kreuzung von vornehmem Salon und Amtszimmer darstellte. An der Hauptwand hing ein grausam gefärbeltes Bildnis des Präsidenten Washington und gegenüber ober den Klubsesseln die gelungene Kopie einer sehr nackten Rubensschen Frauengestalt.

Der Polizeileutnant hob gegen seinen Gast beschwörend die Hände: „Erzählen Sie mir nichts! Nein, erzählen Sie mir nichts! Ich will Ihnen erzählen, denn erstens werden Sie nach der dreiviertel durchwachten Nacht todmüde sein und Sprechen strengt an; zweitens muß ich mich schon aus Gründen der Selbstachtung vor Ihnen rechtfertigen. Gestehen Sie nur, daß Sie mich gestern für beschränkt, oberflächlich und eingebildet hielten, für einen Dummkopf und Tropf, und eigentlich auch heute noch keine Ursache haben, Ihr Urteil zu ändern. Leugnen Sie nicht, leugnen Sie ja nicht! Höflichkeit ist eine Tugend, die dem Deutschen nicht in die Wiege gelegt wird — so verwechselt er stets Höflichkeit mit Verlogenheit.“ Eliot benahm sich ganz anders als in der vergangenen Nacht, er war natürlich und geschmeidig, und bot Zigaretten an, wobei seine glatten Fingernägel blinkten: „Diese Braunen aus Cuba möchte ich Ihnen aber nicht anraten, sie zerkratzen den Kehlkopf und verbrennen die Lungen, wenn man nicht an sie gewöhnt ist.“ Er empfahl eine süße türkische Sorte: „Angebinde eines Kaufmannes aus Smyrna, den ich aus einer Opiumhöhle entwischen ließ“, und steckte sich selbst die dunkelste Cubanerin an. Zu berichten erlaubte er Florian auch jetzt noch nicht: „Ruhe! Schweigen! — Die Geschworenen mit dem Beschauer an der Spitze besichtigten etwa vor drei Stunden eingehend und, wie sie natürlich überzeugt sind, sachgemäß das Zimmer Nummer 39, wozu die Herren hundertunddreiunddreißig Minuten benötigten, um sich schließlich dem Inhalt meines Protokolls voll und ganz und unbedingt anzuschließen, wobei für mich noch besonders ehrende Lobhudeleien abfielen. Demnach ist der Selbstmord des Commanders Duniphan in aller Form Rechtens beschlossen und bestätigt. Sie denken natürlich bei sich, lieber Doktor, die Zustimmung dieser zwölf oder dreizehn Bonzen bedeute weniger als nichts — und ich bin ganz Ihrer Ansicht. Die Übereinstimmung meiner Hypothese mit der Meinung dieser Leute könnte mich selbst an der Richtigkeit meiner logischen Schlüsse zweifeln und verzweifeln lassen, denn

Scheinbar freimütig, doch für einen kritischen Beobachter unaufrichtig, schlug Eliot die Augen auf: „Das weiß ich nicht."

„Da haben Sie's!"

„Aber ich weiß gar manches nicht! Nein, nein, ich erkläre mich nicht für besiegt. Ich will noch nachdenken ... Und eine Erklärung habe ich auch schon gefunden. Das Fläschchen mit dem Gift befand sich allerdings im Zimmer 39 — und verschwand."

„Durch Zauberei?"

„Nein, durch Menschenhände. Vergessen Sie nicht, Herr Kollege, daß wir erst zugezogen wurden, als bereits andere Leute geraume Zeit in dem Zimmer gewirtschaftet hatten."

„Andere Leute ...! Haben Sie den Admiral im Verdacht?"

Eliot bekreuzigte sich: „Samuel Kirk, den Helden der ‚Texas'!"

„Oder den alten Steuermann?"

„Diese Perle unserer Flotte!"

„Oder Leutnant Mac Douglas?"

„Wer ist das? Ach, der riesige Offizier, der seinen Platz an der Tür erst verließ, als ihn Jack beiseite schob. Und warum soll ich den im Verdacht haben?" Mit jedem Satz gab sich der Polizeileutnant begriffsstütziger, und auf einen Widerspruch mehr oder weniger kam es ihm nicht an.

„Weil Leutnant Mac Douglas ein so sonderbares, förmlich geschrecktes und schuldbewußtes Wesen zeigte, daß ihn jeder europäische Polizeikommissär ohne viel Federlesen verhaftet hätte."

„So, so, schuldbewußt benahm er sich? Fiel mir nicht auf; ein Beweis dafür, daß kurzsichtige Menschen oft besser sehen als normalsichtige. Sie sind mit dem Optiker, der Ihnen die Brillen liefert, zufrieden, ja?" Eliot redete zerstreut und dann wieder mit boshafter Spitzfindigkeit, die Florian unangenehm berührte. „Daß sich der Mörder neben dem Ermordeten hinstellt und gewissermaßen darauf paßt, dingfest gemacht zu werden, das, lieber Herr Kollege, dürfen Sie auch in Amerika, im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, nicht erwarten."

„Eliot, Sie scheinen zu vergessen, daß Sie es waren, der den ersten Verdacht auf eine der drei Personen, die vor uns im Zimmer 39 waren, lenkten!"

„Verdacht! Verdacht! Sie bevorzugen starke Ausdrücke, Doktor. Ich meinte nur beiläufig, irgendjemand, ohne es vielleicht selbst zu merken, stieß beim Eintreten ungefähr das dumme, auf dem Boden kollernde Fläschchen, das Ihnen jetzt den Kopf zerbricht, mit dem Fuß an ... und es rollte in ein Versteck.

Peter Florian schwieg.

wenden. Ich bin überdies in der Lage, Ihnen zu bestätigen, daß sich auch in seinen Kleidern kein Fläschchen fand — und nicht finden lassen konnte, da es gar nicht existiert und nie existierte, außer in meiner Phantasie. Und warum es nicht existieren kann, brauche ich Ihnen nicht auseinanderzusetzen."

„Allerdings nicht. Das Gift wurde nämlich nicht ins Glas geträufelt, sondern befand sich schon in der Flasche und floß zugleich mit dem Wein ins Trinkglas."

„Sehr richtig, ausgezeichnet. Der ganze Wein war vergiftet und tödlich."

„Und dennoch, lieber Eliot, sagten Sie dem Admiral, es liege Selbstmord vor, obwohl es weniger als wahrscheinlich ist, daß der Commander sich die höchst überflüssige Arbeit aufbürdete, den gesamten Inhalt der Flasche zu vergiften, während das Einfachste, Nächstliegende und Natürliche war, nur das Glas, das er zu leeren beabsichtigte, damit zu versetzen." Florian spielte nervös mit der herabgerauchten Zigarette und drehte an dem großen Siegelring seiner linken Hand.

„Hören Sie mich ruhig und ohne Voreingenommenheit an." Der Polizeileutnant rieb die gepflegten Fingernägel aneinander und schob eine Pause ein, in der er erwog. „Auch ich vermutete, passen Sie auf: ich vermutete, ohne wie Sie davon überzeugt zu sein, daß der Tote das Opfer eines Anschlages ist, aber ich hatte und habe meine guten Gründe, dies nicht an die große Glocke zu hängen. Erstens ist es in der Union, deren Verhältnisse Sie als Ausländer unmöglich richtig beurteilen können, nicht immer ratsam, klüger als die Herren vom Militär zu sein. Oft ist Dummheit und Stumpfsinn der Polizei, hier — und wohl auch anderswo — erwünschter als Klugheit und Scharfsinn. Bedenken Sie, bei Ihnen im alten Europa hätte man zu dem unangenehmen Fall, der auf die ganze Marine peinlich zurückwirken kann, überhaupt keine Zivilbehörde zugezogen und die Sache als rein militärische Angelegenheit behandelt. Das schließt gewiß nicht aus, daß man auch hier von der Zivilbehörde Willfährigkeit und Entgegenkommen erwartet. Ich enttäusche nicht gern Erwartungen, auch der Karriere wegen nicht, die mir vorschwebt. Und zweitens — ist es nicht trotz aller Gegengründe, die Sie und ich allein zu würdigen wissen, dennoch möglich, daß Duniphan das Gift selbst zuerst in die Flasche goß?"

Peter Florian wurde durch den stets wechselnden Standpunkt des Polizeileutnants verwirrt. Bald schien dieser einen Selbstmord für ausgeschlossen zu halten, bald hielt er daran fest. Daher meinte er zögernd: „Möglich, ja ... Wahrscheinlich, nein ... Und wo ist dann das Gefäß, in dem der Commander das Gift aufbewahrt hatte, das er in die Flasche füllte?"

im Kasten ergab, daß bei der Siegelung aller zwar eine in der Farbe ziemlich ähnliche, aber doch verschiedene Substanz verwendet warden war — und eine weitere Untersuchung zeigte mir unter dem neuen Lack der vergifteten Flasche noch Überreste des alten, die der Lackart der Flaschen im Kasten aufs Haar glichen. Daher drängt sich der Schluß mit Macht auf, daß nicht schon ursprünglich verschiedene Stoffe für den äußeren Verschluß angewendet wurden, sondern daß von der einen, der vergifteten Flasche, die Originalsiegelung nachträglich entfernt und durch eine andere ersetzt wurde."

„Wahrscheinlich. Und wissen Sie, ob der Wein in den anderen Flaschen nicht gleichfalls vergiftet war?"

„Das weiß ich nicht, halte ich für unwahrscheinlich, aber werde mich noch überzeugen."

„Das ist unbedingt notwendig ... Und wenn ich nun annehme, daß nur die eine Flasche vergifteten Wein enthielt ..." Eliot sprach bedachtsam Wort für Wort seine Gedanken aus. „Angenommen, dies sei der Fall ... Dürfen wir dann an einen Mord glauben? Oder können wir auch dann noch ... an meiner Selbstmordtheorie festhalten?"

Peter Florian antwortete nicht.

Es hatte den Anschein, als überlegte der Polizeileutnant unbewußt vernehmlich sprechend: „Denkbar ist es, daß auch die doppelte Siegelung eine ganz unschuldige Ursache hat; denkbar ist es, daß der Commander selbst es war, der den Wein präparierte ... vielleicht, um damit einen andern aus dem Weg zu räumen, und aus Nachlässigkeit, durch ein Vergreifen, sich selbst damit tötete; denkbar ist schließlich, daß er aus unerforschlichen Beweggründen das Gift doch erst in die geöffnete Flasche träufelte, und zwar kurz vor dem Genuß des Weines ..."

„Und wo ist das Fläschchen, dem er das Indianergift entnahm, das nach Ihrer eigenen Aussage nur im flüssigen Zustand vorkommt?" Peter Florian war beharrlich wie eine Zecke. „Glücklich langten wir wieder beim Ausgangspunkt unserer Erwägungen an!"

„Verloren! Verloren!" stieß Eliot heftig hervor. „Das Fläschchen ist verloren, basta und Streusand drauf! Was geht nicht alles verloren, auch in einem kleinen Raum, wo es unmöglich zu sein scheint. Und doch kommt es vor. Glauben Sie einem gewiegten Praktiker, lieber Doktor! Wie oft hört man, wie oft liest man, wie oft erlebt man nicht selbst, daß zum Beispiel bei der Ermordung eines Menschen in einem geschlossenen Raum durch den Schuß aus einem Revolver das Projektil weder im Körper des Toten noch irgendwo anders zu finden ist. Verloren, einfach verloren!"

Florian lächelte nachsichtig: „An Hexerei glauben auch Sie nicht, lieber Freund, sondern auch nur an die Unzulänglichkeit dessen, was

Der Polizeileutnant raffte seine Gedanken zusammen und meinte leichthin: „Wir streiten, statt gemeinsam nachzudenken, wie das Rätsel zu lösen wäre, das in Ihrem Kopf spukt. Mit Gezänk kommen wir der Wahrheit, sollten wir sie nicht schon ergründet haben, um keinen Schritt näher. Holen wir Versäumtes nach und betrachten wir das bisher Gesagte als ungesprochen. Ich redete etwas wirr, weil ich widerstreitende Möglichkeiten in Betracht zog und damit den Anschein unlogischen Denkens erwecken mußte. Lieber Freund, legen Sie mir klar und deutlich dar, wie Sie den Fall Duniphan sehen und ich werde dann Kritik daran üben, wie auch Sie — und ich gestehe es, mit großem Geschick — es meiner Hypothese gegenüber taten."

Darauf ging Peter Florian ein: „Gern. Doch vorher werde ich mir mit Ihrer freundlichen Bewilligung noch eine der vorzüglichen Zigaretten Ihres Kaufmannes aus Smyrna anbrennen, denn in demselben Maße wie der Alkohol den Verstand einschläfert, belebt ihn das Nikotin. — Ich hoffe, meine Darlegungen rascher zu beenden als die Zigarette, da ich den Hergang beim Tod des Commanders nur in den äußersten Umrissen andeuten will, denn jede Einzelheit, die ich einfügte, würde, ohne unseren Zwecken zu dienen, die Irrtumsmöglichkeiten im quadratischen Verhältnis vervielfachen. — Nun passen Sie auf: Ein Feind Duniphans, dessen Vorhandensein ich annehme, ohne sie zu beweisen, benützte den Hang des Commanders, während der Arbeit Wein zu trinken, brachte eine der Flaschen im Schrank des Zimmers 39, der auch in der Abwesenheit des Besitzers unverschlossen blieb, für einige Zeit in seinen Besitz. Er entkorkte die verhängnisvolle Flasche, goß das Gift hinein, schloß sie wieder sorgsam und siegelte sie mit einem dem ursprünglichen Siegellack möglichst ähnlichem Lack wieder zu, da er sich solches von genau gleicher Färbung entweder nicht verschaffen konnte oder aus Bequemlichkeit nicht verschaffte. Die Flasche mit dem präparierten Wein brachte er in den Schrank zurück und wartete in aller Ruhe — oder auch unruhig — den Tag ab, da sie an die Reihe kam. Das geschah in der Nacht von gestern auf heute."

Der Polizeileutnant, der während der Erzählung weder Zweifel noch Zustimmung geäußert hatte, sagte jetzt lächelnd, ohne jedoch ein gespanntes Zucken der Muskeln um die Mundwinkeln ganz unterdrücken zu können: „Heidi! Sie teilten mir ja gar nicht mit, daß Ihnen die wichtige Entdeckung zu machen beschieden war, daß die Siegelung der ominösen Flasche auf dem Schreibtisch anders war als die Siegelung der übrigen im Kasten. Das ist sehr, *sehr* seltsam!"

„Wie Sie sich gefälligst erinnern wollen, lagen bronzebraune Lackstücke, die von der vergifteten Flasche stammten, in Menge auf der Schreibtischplatte und ein Vergleich dieser mit dem Siegellack der Flaschen

gleichfalls vergiftet ist oder nicht, und Sie bitte ich, wenn es Ihnen keine besonderen Schwierigkeiten macht, mir kurze Lebensbeschreibungen und Charakteristiken von vier Personen zu beschaffen — von Duniphan selbst, vom Admiral Samuel Kirk, dem Leutnant Leslie Mac Douglas und dem alten Steuermann, den sie Jack nennen. Ferner wäre es mir wertvoll, zu erfahren, mit wem der Commander hauptsächlich verkehrte."

„Nichts einfacher als das, lieber Freund!" Mein bester Detektiv Dick Tom liefert Ihnen das Gewünschte bis abends ins Haus. O, wir können prompt sein! Dick Tom kennt, fast darf man sagen, alle Bürger der Vereinigten Staaten in- und auswendig, und er hat genügend Verbindungen, in allerkürzester Zeit jede Information knapp und klar und verläßlich zu beschaffen. Ich werde ihm sofort telephonieren und den Auftrag erteilen. Im übrigen: Er und ich — ja, auch ich, trotz meiner Abneigung gegen die dumme Geschichte — sind jederzeit Ihre ergebenen Diener, über die Sie nach Belieben verfügen sollen."

Kopfschüttelnd verließ Peter Florian das Polizeigebäude und trug seinen Zwiespalt in das lärmende Straßengetriebe. Er überlegte das Ergebnis der eigenartigen Unterredung, die Eliot allmählich so in Aufregung versetzte. Glaubte der Polizeileutnant an seine sogleich im Zimmer 39 aufgestellte Selbstmordtheorie — glaubte er noch immer daran — hatte er sie jemals geglaubt? Zu Beginn des wechselvollen Zwiegespräches in seiner Kanzlei ließ er doch durchblicken, er habe dem Admiral falsch berichtet und das Protokoll gegen seine bessere Überzeugung verfaßt, aber hernach bekämpfte er wieder leidenschaftlich Florians Vermutungen! War der Polizeileutnant etwa geärgert, weil er sich irrte und ein Fremder die Wahrheit schneller als er erriet? Lehnte er sie deshalb ab? Aber Eliot war nicht der Mann, sich unabsichtlich fortwährend zu widersprechen und schließlich liebenswürdig seine Unterstützung anzutragen, um etwas zu erklären, was er schon für aufgeklärt hielt. Peter Florian bedauerte, ihn nicht durch eine einfache Frage zu einer eindeutigen Erklärung gezwungen zu haben.

Plötzlich kam eine Erleuchtung über ihn: „Gott, wie vernagelt war ich! Das ist ja alles so einfach, so ungeheuer einfach! Eliot teilt meine Ansicht, daß ein Mord vorliegt, aber er wünscht nicht, sich in die Angelegenheit tiefer einzulassen. Sagte das auch indirekt — und ich war so geschmacklos, noch weiter in ihn zu dringen! Eine dumme Geschichte, eine recht dumme Geschichte, und nicht der Polizeileutnant benahm sich albern, sondern ich, ich allein!" Unachtsam, in Gedanken versunken, überquerte er die belebte Delaware Avenue und wäre auf ein Haar von einem dahinrasenden Auto überführt worden. Die Hand an die Stirn gepreßt hielt er mitten im Wirbel des Verkehrs ein reumütiges

Menschen leisten, so daß auch dem gescheitesten Mann hie und da ein Bleikügelchen entgeht, das er sucht — und das er zu flüchtig sucht!"

„Es gibt gar viele Dinge zwischen Himmel und Erde — Herr Doktor!"

„Von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt — Herr Polizeileutnant! Auch ich erinnere mich oft des alten Satzes, aber niemals, solange meine Schulweisheit ausreicht. Und sie reicht erstaunlich lang aus!"

Fast wie Verzweiflung grinste aus den Zügen Eliots: „Sie sind ein schrecklicher Mensch! Sie Deutscher durch und durch, die Ihr die Logik gepachtet habt und den Beruf in Euch fühlt, für die halbe Welt zu denken. Dafür bin ich nicht, der Fall Duniphan liegt mir aus mehrfachen Gründen nicht, er interessiert mich nicht einmal sonderlich — und wenn jemandem daran gelegen sein kann, ihn restlos aufzuklären, so ist das die Familie des Toten. Die mag sich dazu einen Detektiv oder einen Zauberer oder einen deutschen Doktor nehmen, aber nicht mich." Aufgeregt sprang er auf und lief in der Kanzlei hin und her, blieb plötzlich vor Florian stehen und sagte mit durch Beherrschung ganz gewöhnlicher Stimme: „Verzeihen Sie mein seltsames Benehmen, aber Rätsel, die ich nicht sofort zu lösen vermag, machen mich rasend und ich will von ihnen nichts wissen. Zeigen Sie mir einen Gauner, dessen Sie habhaft werden wollen, und geben Sie ihm meinetwegen zwei Wochen Vorsprung oder reichen Sie mir nur das Bild eines Menschen, ohne zu sagen, ob er in der alten oder in der neuen Welt ist, und ich werde ihn fangen — mein Ehrenwort, ich werde ihn fangen, aber zwingen Sie mich nicht, aus tausend theoretischen Möglichkeiten die eine und einzige Gewißheit herauszuschälen. Da versage ich bestimmt und werde darüber wahnsinnig." Er holte von einem Bücherbrett an der Wand eine Bouteille Kognak herab und goß sich daraus ein Wasserglas voll, das er mit zwei Schluck leerte. „Wünschen Sie auch einen Tropfen?"

„Danke, nein." Florian war überzeugt, hier der Lösung des Problems, das ihn beschäftigte, nicht mehr näher zu kommen, und traf Anstalten, sich zu verabschieden.

„Bleiben Sie, bleiben Sie, lieber Kollege", drängte Eliot. „Ich sehe Ihnen an, daß Sie nicht locker lassen und der Sache auf den Grund gehen werden, bis sie ausgeschöpft ist wie ein leerer Eimer, Sie Deutscher, und da möchte ich Ihnen die Versicherung geben, daß ich Sie gern mit allen Mitteln, die mir zu Gebote stehen, unterstützen werde. Haben Sie Wünsche? Kann ich Ihnen behilflich sein, und wie?"

„Ihr Anerbieten freut mich und ich nehme es bestens dafür dankend an. Ich habe als erstes zu untersuchen, ob der Wein in den Flaschen, die sich uneröffnet im Schrank des Commanders befinden,

„Dear Sir!

Anbei das Gewünschte. Ohne Mr. Tom über Gebühr loben zu wollen, kann ich doch sagen, daß er binnen wenigen Stunden lebendige und lebenswahre Charakterbilder der vier Personen lieferte, die für Sie von Bedeutung sind, und ich hoffe, Sie werden davon ebenso befriedigt sein, wie ich es bin. — Es ist mir jetzt doppelt lieb, mich des „Falles Duniphan" nicht herzhafter angenommen zu haben — für Sie ist es etwas anderes, Sie verfolgen ihn aus persönlichem Interesse — denn erstens sind die Angehörigen des Verstorbenen, die heute Mittag aus Pittsburg hier einlangten, vollkommen überzeugt, daß er freiwillig aus dem Leben schied, und zweitens wurde ich vor einer Viertelstunde als besonders dazu geeignet und derzeit unbeschäftigt, mit der Verfolgung eines uns schon lange narrenden Bankräubers betraut, der gestern die große Kasse der Eskomptebank mit Kunst und Verständnis erbrach und ausraubte. Mit einer halben Million Dollars in Papieren reiste der Mann, unbekannt wohin, ab und ich habe die ehrenvolle Aufgabe, den Schlingel einzufangen. Wenn mich nicht alles täuscht, wird meine Jagd westwärts und vielleicht über den Stillen Ozean gehen, denn mein Freund, der Bankräuber, ist ein hervorragend gerissener Junge, der mir gewiß keine Mühen erspart, so daß ich die mir verliehenen Fähigkeiten — sofern ich solche in erwähnenswertem Ausmaße besitze — tüchtig in Anspruch werde nehmen müssen, um kein Fiasko zu erleiden. Aber ich habe keine Angst! Wenn Sie diese Zeilen lesen, bin ich schon unterwegs auf der Jagd und außerstande, den Zeitpunkt meiner Heimkehr auch nur annähernd zu bestimmen. Wie dem auch sei, auch Ihnen wünsche ich den allerbesten Erfolg und stelle Ihnen Dick Tom jederzeit und mit Vergnügen zur Verfügung. Besonders Ihnen, dem Landesfremden, kann er sehr gute Dienste leisten. Auf Wiedersehen nach geglückter Arbeit! Ihr Eliot.

P. S. Besteht etwa ein Zusammenhang zwischen dem ‚Mord' im Zimmer Nummer 39 und dem Räuber, den man mir aufhalste — Sie Grübler und Spintisierer?"

Mit größerem Eifer griff Florian nach den vier Berichten Dick Toms und begann mit Nummer 1:

„Commander Archibald Duniphan.

Neununddreißig Jahre alt, geboren in St. Louis als einziger Sohn des Will Duniphan. Vater ist Vorsitzender der U. S. A. Ice Company in Pittsburg, Millionär und Hauptstütze der Republikanischen Partei im Staate Pensylvania. Mutter tot. Schwester Bessie an Staatssekretär L. F. Mowling verheiratet. Die Familie besitzt

Selbstgespräch: „Peter, du bist ein ausgemachter, schwerfälliger, begriffstütziger Dummkopf. Das mußt du gelegentlich auch Eliot eingestehen. Der wollte dich durch versteckte Anspielungen warnen, wollte dich bestimmen, dich mit der ganzen Geschichte nicht mehr zu beschäftigen, und du bissest dich nur noch fester in sie hinein. Da die Warnung nichts fruchtete, bot er dir sogar seine Hilfe an! Er ist doch ein anständiger Mensch!"

Sollte er sich jetzt noch zurückziehen? Nein und tausendmal nein. Commander Archibald Duniphan war ermordet worden und jeder Mord schrie nach Sühne. Auch reizte ihn das Geheimnisvolle des Verbrechens. Des Verbrechens? Lag wirklich kein Selbstmord vor? Ausgeschlossen. Ein Mensch, der die Absicht hat, sein Leben hinzuwerfen, legt nicht noch einen gleichgültigen Akt vor sich auf den Tisch. Nein, das tut er nicht. Und außerdem die Neusiegelung der Flasche mit ihrem vergifteten Wein . . .

* * *

Doktor Florian füllte die Zeit bis zum Abend, wo ihm der Bericht Dick Toms versprochen war, gut aus. Er begab sich ins Marineministerium und entnahm den drei Flaschen im Schrank des Commanders, dessen Leiche schon weggeschafft war, je eine Probe und untersuchte nochmals, diesmal unterstützt von dem ganz willfährigen alten Steuermann, das Zimmer, kroch in jede Ecke und lugte unter die Möbel, aber nirgends ließ sich ein Gefäß blicken, aus dem das Gift in den Wein Duniphans geschüttet worden sein konnte.

Mit den fünf Weinproben — den zwei der vergangenen Nacht und den drei neuen — fuhr Florian zur chemischen Abteilung des Carnegie-Institutes und ein Laborant bestätigte ihm nach kurzer Untersuchung, was er schon vermutet hatte: Nur die Flasche, aus der Duniphan sein Glas gefüllt hatte, enthielt Indianergift, während der Wein im Schrank unverdorben und unvermischt war.

Höchst befriedigt über diesen Bescheid, der geeignet war, seine Ansicht zu bekräftigen, kehrte er in sein Boardinghaus heim. Hier schüttete er vielleicht zum zehntenmal die Siegellacksplitter aus den zwei Briefumschlägen auf ein weißes Tuch, ängstlich darauf bedacht, sie nicht durcheinander zu mengen, und prägte sich die Farbenunterschiede genau ein. Der Originallack war mehr goldig, der zur Nachsiegelung verwendete hingegen mehr bräunlich ohne metallischen Glanz.

Punkt acht Uhr klopfte einer der irischen Polizisten von gestern und brachte die Berichte Dick Toms nebst einem Schreiben des Polizeileutnants Eliot. Dieses lautete:

Da hieß es, sich mit Kapitän Okamoto in Verbindung zu setzen, der wahrscheinlich manches wertvolle Geheimnis wußte; dann galt es, die Gäste in der „Rebe" zu studieren und hernach die anderen vielen Genossen und Genossinnen der Laster des Commanders. Wo steckten die? Kannte Dick Tom sie? Oder führten sie ein heimliches Dasein weit hinter dem Rücken der Polizei? Vermutlich. Es galt, Personen ausfindig zu machen, die Duniphan haßten und Ursache hatten, ihn zu beseitigen . . . Und Carmen Pereira? Ein Mord mit Liebesmotiven?

„Nicht dichten, nicht phantasieren!" riet sich Florian selbst. „Nur im Reich der Wirklichkeit bleiben!" Mit diesem löblichen Vorsatz vertiefte er sich in den zweiten Bericht:

„Admiral Samuel Kirk.

Als Sohn eines vermögenden Pflanzers im Jahre 1830 in Neuorleans geboren, ergriff er frühzeitig den Seemannsberuf, befehligte im Sezessionskrieg auf Seite der Südstaaten die Fregatte ‚Texas' und vernichtete an der Mündung des Mississippi das Linienschiff der Nordstaatler ‚York', wonach er dadurch zu trauriger Berühmtheit gelangte, daß er die schwarzen Matrosen und Heizer der ‚York' gegen jedes Völkerrecht hängen ließ. Seine Abneigung gegen die Neger erklärt sich teilweise daraus, daß sein Vater durch die Abschaffung der Sklaverei zum Bettler wurde. Nach Friedensschluß verlangte die öffentliche Meinung die Bestrafung Kirks wegen seines unmenschlichen Vorgehens, doch unser Präsident Johnson, der auf eine Verständigung des Nordens mit dem Süden hinarbeitete, lehnte dies nicht nur ab, sondern übernahm Samuel Kirk sogar in die Marine der Union, wo der verbissene Südstaatler, da seine Vergangenheit allmählich in Vergessenheit geriet, im Laufe der Jahre bis zum Admiral vorrückte. Noch ein zweitesmal lenkte er die Aufmerksamkeit weiter Kreise dadurch auf sich, daß er in San Franzisko eine Schar vom Straßenpöbel verfolgte Japaner, statt sie zu schützen, wie es seine Pflicht gewesen, durch Matrosen erschießen ließ. Eine deshalb eingeleitete kriegsgerichtliche Untersuchung verlief im Sande, da der Admiral behauptete und die Behauptung durch die Aussage seiner Leute bestätigt wurde, er sei von den Japanern angegriffen worden.

Das Ministerium beabsichtigte schon verschiedene Male, den alten und eigensinnigen Mann in den Ruhestand zu setzen, doch unterblieb die Maßregel immer wieder und scheiterte an dem Widerstand Kirks, der in der Marine einen großen Anhang besitzt. Alles in allem ist er ein Charakter, dessen Freunde — wie zum Beispiel der alte Steuermann Jack Rollins — auf ihn zählen können, während seine Feinde Grund haben, ihn zu fürchten."

Das dritte Blatt trug die Aufschrift:

demnach bedeutenden politischen Einfluß und zählt zu den Vertrauten Roosevelts. Daraus ergibt sich das rasche Avancement des jungen Duniphan bei der Marine von selbst, ungeachtet seines Mangels an Ernst und Pflichttreue. Zu seinen vorstechenden Eigenschaften zählten: Hochmut, Rücksichtslosigkeit und Genußsucht, gepaart mit schon frühzeitig entwickelten Lastern, wie Trunksucht und ein verderblicher Hang zu Glücksspielen. Archibald Duniphan trieb gewaltigen Luxus, hielt sich Automobile, Jachten, Barkassen und Maitressen. Schmutzige Schulden beglich Duniphan senior einige Male. Achtundzwanzig Jahre alt, wurde der Offizier auf Wunsch seiner Familie als Marineattaché unserer Gesandtschaft in Tokio zugeteilt und man erhoffte sich von dem Wechsel der Gesellschaft und der Umgebung einen läuternden Einfluß auf seinen Charakter. Das Gegenteil war der Fall. Duniphan junior ergab sich haltlos, ohne den alten Lastern zu entsagen, auch noch den neuen der gelben Rasse. Wurde Opiumraucher. Nachlässigkeit und Unzuverlässigkeiten im Dienst, übler Verkehr und maßlose Schulden, die der Vater zu bezahlen sich oftmals weigerte, untergruben die Stellung des Attachés, der den Umgang mit japanischen Offizieren bevorzugte und damit der amerikanischen Kolonie in Tokio vor den Kopf stieß, was neuerlich zu ernsten Reibungen führte. Besonders eng schloß er sich an den Kapitän Okamoto an, der derzeit der japanischen Botschaft in Washington zugeteilt ist. Auf mehrfache, nicht genauer in der Öffentlichkeit bekannte Beschwerden hin wurde Archibald Duniphan aus Japan abberufen, abermals durch den mächtigen Einfluß seiner Familie im Marineministerium der Union untergebracht und dem strengen Admiral Kirk zugeteilt, der bald Ursache hatte, mit seinem Untergebenen unzufrieden zu sein. Der Commander setzte auch hier seine ausschweifende Lebensweise fort, wurde in unzählige Weibergeschichten verwickelt, vergrößerte seinen erheblichen Schuldenstand noch um ein Bedeutendes und fiel wieder durch seine enge Freundschaft mit obgenanntem Kapitän Okamoto allgemein unangenehm auf. Sie waren regelmäßige Gäste in nicht einwandfreien Wirtschaften, so auch in der Kneipe „Zur Rebe“, die sich nicht des besten Rufes erfreut.

In den letzten Monaten wurde Commander Duniphan häufig in Begleitung einer Mexikanerin, namens Carmen Pereira, gesehen, einer ehemaligen Sprachlehrerin, die ihren Beruf nur als Aushängeschild benützt.“

Peter Florian fächelte sich mit dem schlechten Leumundzeugnis nachsinnend Kühlung zu. Es enthielt fast zu viele Fingerzeige, deutete fast zu viele Wege an, die einer, der den Todesfall aufklären wollte, verfolgen konnte — wohl verfolgen *mußte*, um zum Ziel zu gelangen.

seine Befriedigung an." Florian sah ein, daß er ohne genaue Kenntnis der gesamten Sachlage die Schuld des Leutnants nicht behaupten durfte. Und doch . . . Hatte er ihn nicht von allem Anfang an in Verdacht gehabt und war der Verdacht nicht aus dem seltsamen Gebaren Mac Douglas' geboren worden?

Seufzend ob des Nebels, das sich zwischen ihm und der Wahrheit verdichtete, statt zu zerfasern, vertiefte sich Peter Florian in den vierten Bericht Dick Toms:

„Steuermann Jack Rollins.

(Genannt ‚Jack' oder ‚Der alte Steuermann'.)

Geburtsjahr unbestimmt. Jugendbekannter des Admirals Kirk aus Neuorleans. Wahrte seinem Vorgesetzten durch ein Menschenalter Treue und Ergebenheit. Mit ihm auf der ‚Texas' eingeschifft, trat er auf dessen Vorschlag ebenfalls in die Kriegsmarine der Union ein und trennte sich niemals länger von Kirk, der ihm stets einen Posten in seiner Nähe zu verschaffen wußte. Trotz des großen Rangunterschiedes und der verschiedenen gesellschaftlichen Stellung beider verbindet sie eine Art Freundschaft, die in der Marine zwar oft belacht und verspottet wurde, aber auf gegenseitigem, unbedingtem Vertrauen beruht."

Unterzeichnet waren die vier Berichte mit „Dick Tom, Detektiv".

Florian pflichtete dem Polizeileutnant Eliot diesmal bei: Die Charakteristiken waren ausgezeichnet. Vorausgesetzt, daß sie der Wahrheit entsprachen, sich auf Tatsachen stützten und nicht zu sehr von der Phantasie des Schreibers beeinflußt waren. Peter Florian beschloß, vorsichtig zu sein und die Verläßlichkeit der Angaben durch Stichproben zu prüfen. Er wußte, daß Detektivs aus Eitelkeit gern blöffen und des Guten oft zu viel tun. Ihr Stolz, brauchbare Mitarbeiter ihrer Vorgesetzten zu sein, und die Sucht nach Anerkennung als fixe Arbeiter verleiten sie häufig, zu Mitteln Zuflucht zu nehmen, die geeignet sind, Kritiklose irre zu führen. Jedenfalls waren Detektivs und ihre Leistungen nur mit Vorbehalt zu verwenden.

Peter Florian hielt es mit dem Erfahrungssatz der alten Praktiker: „Glaube auch immer nur die Hälfte dessen, was du mit eigenen Augen gesehen hast!"

„Vorsicht! Vorsicht!" murmelte er und ging daran, die Berichte nochmals aufmerksam zu überlesen. Da blitzte ein Lichtspiel von der Häuserreihe gegenüber ins Zimmer. „Kino" strahlten hundert und aberhundert elektrische Birnen, abwechselnd weiß, rot, grün und gelb, und um das Flammenwort „Kino" herum schillerten Zierate, Sternchen, Strahlen, Zacken und Wellenlinien. Elf Uhr; Schluß der ersten Vorstellung und Ankündigung der zweiten. „So spät!" Florian fühlte

„Leutnant Leslie Mac Douglas.

Gleichaltrig mit dem Commander Archibald Duniphan entstammt er einem uralten schottischen Clan, der in der geschichtlichen Vergangenheit Englands eine große Rolle spielte. Im vergangenen Jahrhundert verarmten die Douglas' jedoch und der Vater des Leutnants verübte aus Not einen schweren Betrug, der ihm eine entehrende Freiheitsstrafe eintrug, nach deren Verbüßung er mitsamt seinem Sohn Leslie in die Vereinigten Staaten übersiedelte. Er starb gebrochen und verhärmt im Jahre 1883. Sein Sohn trat in unsere Kriegsmarine und zeichnete sich in allen Verwendungen durch Gewissenhaftigkeit, Ordnungssinn und Fleiß aus. Seine natürliche Begabung aber wird nicht hoch gewertet. Ungeheuer lastet auf ihm die Entehrung der Familie und so erwuchs in ihm die fixe Idee, die Schuld seines Vaters werde auch ihm nachgetragen. Er glaubt sich von seinen Kameraden mißachtet und von seinen Vorgesetzten über die Achsel angesehen. Daß er von dem am Kap Horn sinkenden Kreuzer ‚Massachussets' nach zwölfstündigem heldenhaften Ringen mit den Wellen als einziger von einer Fischerbarke gerettet wurde, trug nicht dazu bei, seinen verdüsterten Geistes- und Gemütszustand aufzuhellen, auf den noch besonders ungünstig das glänzende Avancement des jungen Duniphan einwirkte. Leslie Douglas war dessen Jahrgangskamerad in der Marineakademie, und da er ihn stets durch Arbeitseifer und gute Leistungen übertraf, empfindet er die Überflügelung durch den Kameraden doppelt bitter. Er will nicht einsehen, daß Duniphan nur durch den Einfluß seines Vaters und seines Schwagers so rasch emporstieg, und seine vermeintliche ‚Zurücksetzung' raubt ihm den letzten Rest Lebensfreude. Zwischen ihm und dem bevorzugten Kameraden besteht seit Jahren ein stiller, aber erbitterter Kampf, der unleidliche Formen annahm, als beide nebeneinander im Ministerium zu arbeiten hatten und Duniphan oft in wenig vornehmer Weise seinen höheren Rang hervorkehrte. Dessen Tod muß auf Mac Douglas wie eine Erlösung wirken."

Doktor Florian las diesen Satz zweimal: „Dessen Tod muß auf Mac Douglas wie eine Erlösung wirken!"

Er gedachte der üblichen Frage erfahrener Kriminalisten, wenn sie berufen werden, das Geheimnis eines dunklen Verbrechens zu erforschen: „Wer hat ein Interesse daran gehabt?" Und hier drängte sich die Antwort von selbst auf: „Leslie Mac Douglas". Aber sofort erhob Florian Einwendungen: „Hatte Mac Douglas wirklich ein Interesse an dem Verschwinden des Commanders? Welchen Nutzen konnte er daraus ziehen? Keinen. Aber fragt der Haß nach Nutzen? Nein, er strebt sogar um Nachteile unbekümmert einzig und allein

schon 1371 erbauten die Kronstädter im südlichen Gebirge gegen die Walachei zum Schutze die stattliche, nur wenige Stunden von der Stadt gelegene Törzburg an dem nach dieser benannten Gebirgshöhe. Dort wurden im Jahre 1529 die Walachen bei einem neuerlichen Einfallsversuche von der mannhaften Wehr der Stadt zurückgeschlagen. Eine Belagerung Kronstadts im nächsten Jahre durch die beutelüsternen Scharen blieb ebenso erfolglos als der 1599 beim Törzburger und Bozauer Paß (westlich der Stadt) abermals versuchte walachische Einbruch. Als aber der eigene, den Deutschen gehässige Landesfürst Gabriel Báthory im Jahre 1612 die Stadt angriff, beriefen die Bewohner Hilfstruppen aus der Walachei, sehr zum Schaden der Angegriffenen, denn infolge des Verrates dieser „Helfer" wurden die Städter bei Marienburg im Norden geschlagen; die Stadt aber selbst ergab sich nicht. Das war die berühmte Schlacht bei Marienburg, in der die Kronstädter Kämpfer unter ihrem heldenmütigen Stadtrichter Michael Weiß im kühnsten Streite erlagen, jene Schlacht, die später der Sachsendichter Schuster in einem wehmütigen Gedichte besungen:

Bei Marienburg, bei Marienburg
Im leichenvollen Feld,
Da nahm manch' guter Sachse
Abschied von der Welt! —

Seitdem gab es noch manchen Kampf auf dem Burzenländer Boden, von seiten der Walachei selbst aber hatte das strebsame Sachsenvolk Ruhe. Unter Kaiser Leopold I. 1688 kam Siebenbürgen unter die österreichische Oberhoheit, zunächst leisteten ihrer freiheitlichen Stellung gedenkend die Bürger Kronstadts gegen die Kaiserlichen Widerstand, bald aber hatten sie die Segnungen der neuen Herrschaft erkannt und der friedlichen Entwicklung ihres Kulturlebens stand nichts mehr im Wege. Auch die Kämpfe des Jahres 1849 verursachten für das Burzenland nur vorübergehende Störung. Eine neue Ordnung der Dinge auch in der alten „Kronenstadt" wurde im Jahre 1867 durch den Ausgleich mit Ungarn begründet, das Volk der Sachsen daselbst hat aber seine Strebsamkeit und deutsche Tüchtigkeit bewahrt und unter den neu geschaffenen Verhältnissen im friedlichen Wettstreit mit dem Magyarenvolke bekundet. Die Landkarten weisen allerdings seitdem zumeist den schönen, alten, deutschen Namen Kronstadt in das ungarische Brassó geändert auf. Um jene Zeit war es, daß ich selbst in der Stadt, die der Hamburger Pfarrer Alt mit den Versen gepriesen:

Du Krone deutscher Städte,
Du Wunder-Kronen Stadt!
Der in der Berge Kette
Dich einst gegründet hat,
Der hat den schönsten Ort erseh'n,
Wo Wohnungen von Menschen stehn.

plötzlich eine schwere Müdigkeit. In den letzten vierzig Stunden hatte er kaum einige Minuten geschlafen und die matten Lider drückten bleiern auf die Augäpfel. Und doch mußte er am kommenden Tag frisch und aufnahmsfähig sein, bei der Beisetzung des Commanders Duniphan am Nationalfriedhof in Arlington. Dort gab es vielleicht Gelegenheit zu Beobachtungen, die weitere Nachforschungen erleichterten.

Gähnend entkleidete er sich und sank schon halbschlafend ins Bett, um ein paar Augenblicke später den Fall Duniphan, die Welt und sich selbst zu vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus meiner Kronstädter Zeit.

Persönliche Erinnerungen von **Anton Schlossar.**

Es sind nun freilich viele Jahre darüber hingegangen, seitdem der Verfasser dieser Zeilen in der herrlich gelegenen Hauptstadt des Burzenlandes geweilt hat, aber die Erinnerung an das dort verbrachte Jahrzehnt hat er sich frisch bewahrt, und nicht nur, weil er damals blutjung und fröhlich in die Welt geblickt, zählt sein dortiges Weilen zu den schönsten Lebenserinnerungen. Und nun kam die Nachricht der jüngsten Zeit, Kronstadt, diese prächtige, einst von den deutschen Rittern gegründete Sachsenstadt, sei von den plötzlich zum Feinde gestalteten Rumänenhorden besetzt worden. Die Sachsenstadt, denn wenn auch zum ungarischen Königreiche gehörig, hat die alte Corona, wie sie in den Urkunden und auch auf der ältesten Karte Siebenbürgens, die der Kronstädter Humanist Johann Honter (Honterus) 1532 herausgegeben, genannt wird, doch stets ihr vorwiegend deutsches Gepräge bewahrt. Das wackere Siebenbürger Sachsenvolk daselbst hat Jahrhunderte hindurch eifrig Gewerbe und Handel getrieben, die Landwirtschaft auf den fruchtbaren Äckern der Umgebung gepflegt, in Kunst und Wissenschaft Tüchtiges geschaffen und zumal auf dem Gebiete des Schulwesens auch hier wie im ganzen Sachsenlande Siebenbürgens segensreich gewirkt. Im Jahre 1211 berief der Ungarkönig Andreas II. die deutschen Ritter in das Burzenland, um jenes Gebiet vor den Einfällen der benachbarten Barbarenvölker zu schützen. Die vom Ritterorden aus der Gegend des Niederrheins und Thüringens herangezogenen deutschen Kolonisten waren es auch, die Kronstadt begründeten und den ganzen Gau zur heutigen Blüte brachten. Trotz der Angriffe von Mongolen, Tartaren und Türken hob sich der Wohlstand der zumeist deutschen Bevölkerung. Und ein gefährlicher Nachbar war für diese allezeit das Volk der benachbarten Walachen — die sich erst seit etwa 50 Jahren Rumänen nennen —;

listigen Feindes gefallen. Kronstadt ist durch seine Lage die schönste der Städte Siebenbürgens. Eingebettet zwischen den mit Gärten und Waldung besetzten Bergen bieten die Häuser der eigentlichen inneren Stadt, auf deren Marktplatze in der Mitte das stattliche Rathaus mit seinem 59 Meter hoch ragenden Turme, einen überaus freundlichen Anblick. An den Seiten dieses Marktplatzes erinnern noch die Flachszeile, die Kornzeile im Namen an den stets rührigen Handel des betriebsamen Volkes. Von den ganz nahen Bergen ringsum ist es namentlich der im Süden 951 Meter emporragende bewaldete „Kapellenberg“, auch „die Zinne“ genannt, dessen stolze Höhe die Stadt beherrscht. Auf dem felsigen Gipfel sind noch die Spuren einer von den deutschen Rittern dereinst angelegten Burg zu sehen, eine später erbaute Kapelle daselbst ist verschwunden, nur der Name des Berges gemahnt an sie. Am Fuße dieses Berges längs der damals noch bestandenen Stadtmauer mit ihren malerischen alten Turmbauten, noch immer in ansehnlicher Höhe zieht sich die Promenade „an der Burg“ dahin, einen schönen Überblick der inneren Stadt gewährend. Nordöstlich aber zwischen den beiden Vorstädten der „Blumenau“ und der „Altstadt“ (— wo sich tatsächlich in der Vorzeit die eigentliche Stadt befand —) erhebt sich der ansehnliche Schloßberg mit dem Festungsbau, der einst den Bewohnern so wichtige Verteidigungsdienste geleistet. Und an noch ältere Zeiten erinnert der nördliche felsige Raupenberg mit den zwei uralten Ruinen des „schwarzen“ und des „weißen Turmes“, beide als romantische Denkmäler einer rauhen Vergangenheit auf die nahe Stadtmauer des Nordens niederblickend. Den Abschluß der malerischen Berghöhen bildet die Hochplatte hinter der früher genannten „oberen Vorstadt“. Von dort aus über das Berggebiet sind es nur wenige Stunden zu den beiden südlichen Gebirgspässen von Tömösch einerseits und von Törzburg andererseits, zu jenen Pässen, durch welche der jüngste schmähliche Einbruch von rumänischer Seite aus erfolgte.

Zahlreiche Örtlichkeiten Kronstadts erinnern an das seit Jahrhunderten rege Gewerbsleben zumal des strebsamen Sachsenvolkes, die weithin ausgebreiteten Tuchrahmen am Raupenberge mit dem aufgespannten Tuchzeuge, die Walkmühlen außer der Stadt weisen auf das heute noch blühende und seit undenklichen Zeiten betriebene Tuchgewerbe. Auf dem Marktplatze aber — dem heutigen Franz Josef-Platz — an der Ecke gegen die Theatergasse erhebt sich das 1545 von Appollonia Hirscher erbaute und den Bürgern geschenkte Kaufhaus, in dessen geräumigen Hallen des ersten Stockwerks bis auf den heutigen Tag die verschiedensten Gewerbsleute ihre unentgeltliche Verkaufsstätte haben, in dessen Erdgeschosse gleichfalls ihre Kaufläden geöffnet sind und in dessen Kellerräumen der edle siebenbürgische Wein aus den reichen Weingebirgen des

als Schüler des Honterus-Gymnasiums geweilt und später auch daselbst die Reifeprüfung abgelegt. Diese Lehranstalt hat der früher genannte Humanist Johannes Honterus im 16. Jahrhundert begründet. Sie bildete eine der vielen segensreichen Schöpfungen dieses ausgezeichneten Mannes, der als Stadtpfarrer Kronstadts 1549 starb und früher noch brieflich mit Luther in Verbindung die evangelische Lehre in seiner Vaterstadt eingeführt hat. Wie alle evangelischen Gymnasien Siebenbürgens galt auch das Kronstädter stets als eine vortreffliche Anstalt und viele tüchtige Männer haben bis auf den heutigen Tag daselbst den Grund zu ihrem Wissen und ihrer nicht gewöhnlichen Bildung gelegt. Man ersieht aus dem vorher Angedeuteten, daß es deutsches Wissen und deutsche Bildung gewesen, und Jahrhunderte hindurch haben die vielen, sich dem Studium der protestantischen Theologie zuwendenden Jünglinge von dort aus ihre höhere wissenschaftliche Ausbildung auf den Universitäten in Jena, Tübingen, Heidelberg und auf anderen deutschen Hochschulen erlangt. Die wieder Zurückgekehrten, fast alle Theologen, unbeschadet ihrer übrigen erlangten wissenschaftlichen Fachkenntnisse, wurden nach den abgelegten Lehramtsprüfungen zumeist als Gymnasiallehrer an der erwähnten von Honterus gegründeten Schule angestellt.

So war denn Kronstadt damals — und ist es übrigens heute noch — eine von deutschem Geiste und deutscher Bildung getragene Stadt. Es zählte unter seinen etwa 26.000 Einwohnern zu jener Zeit über ein Drittel der hochbegabten sächsischen Bewohner, etwas weniger Magyaren und im übrigen die walachische Bevölkerung, welcher zumeist die niedere Volksschichte angehörte. Immerhin fanden sich auch unter der letzteren gebildete Leute, die es jedoch selbstbewußt sehr übel nahmen, wenn man sie nicht „Rumäne“ nannte, ein Name, der aber noch lange Zeit nicht volkstümlich geworden ist, wurde doch erst im Jahre 1881 das eigentliche Königreich Rumänien begründet. Die gewöhnlichen Walachen, vielfach Analphabeten, beschäftigten sich mit Kleinhandel verschiedener Dinge, wurden zu niederen Diensten verwendet und wohnten zumeist in der südwestlich gelegenen oberen Vorstadt, welche daher auch den Namen der walachischen Vorstadt trug. Man ersieht daraus, daß sich dieser Teil der Bevölkerung nicht gerade besonders großen Ansehens erfreute und noch entsinne ich mich der Bruchstücke eines damals in unsern Studentenkreisen sehr bekannten Liedes, dessen Strophen je mit dem Refrain: „O du wilde Walachei“ endeten und in recht derber Weise nichts weniger als Schmeicheleien für die Bewohner dieser „wilden Walachei“ enthielten.

Tiefe Wehmut ergreift mich, wenn ich dieser Stätte meiner frohen Jugenderinnerungen gedenke und daß sie nun in die Gewalt eines hinter-

mit Kesselflickerei und allerlei kleinen Hantierungen beschäftigt, doch auch manchen „dunklen" Gewerben ergeben sind. Jüdische und andere Gestalten im Gewande des Orients vervollständigen das Bild mit seiner betriebsamen Geschäftigkeit.

Die netten, reinlichen Hauptgassen der Stadt weisen manches Haus aus der behäbigen alten Zeit auf und zeigen den Wohlstand der Bevölkerung. Seit jener Zeit, die ich hier ins Auge gefaßt, sind auch moderne Bauten, zumal öffentliche Gebäude, mit aller Bequemlichkeit unserer Tage entstanden, insbesondere seit der Bahnstrang die Stadt mit der Welt draußen verbindet, von der Kronstadt seinerzeit recht abgelegen war und das ganze Siebenbürgerland eine eigenartige Welt für sich. Die einstigen, zugleich befestigten Stadttore sind schon in den Tagen meines Dortseins geschwunden und inzwischen ist auch in der hervorragendsten der Gassen, der „Klostergasse", das neuere, dem Brandenburger Tore in Berlin etwas nachgebildete „Klostertor" abgetragen worden, leider, es hat mit den übrigen alten Toren neben den alten Umfassungsmauern und ihren malerischen Türmen dem Stadtbilde das Aussehen einer der alten deutschen Reichsstädte verliehen. — Nahe dem früher erwähnten Apfelmarkt erhebt sich auf dem einstigen Kirchhofe, der aber heute ein geräumiger offener Platz ist, der gotische, gewaltige Bau der evangelischen Pfarrkirche, deren Steinmauern und zierliche Figuren unter dem Dache seit dem großen Brande von 1689 geschwärzt sind und die im Volksmunde deshalb die „schwarze Kirche" heißt. An diesem Kirchenplatze befinden sich außer dem Pfarrhofe verschiedene Schulgebäude mit wertvollen Musealsammlungen und der an alten Bücherschätzen reichen Bibliothek; insbesondere steht dort seit Jahrhunderten die Gründung Johann Honters, das heutige Honterus-Gymnasium. Mit Rührung und Dankbarkeit gedenke ich dieser edlen Stätte deutscher Bildung, an der mir vor Jahren gegönnt war zu weilen und der Belehrung teilhaftig zu werden, die sie mir durch den Mund trefflicher Lehrer geboten, ich gedenke des strengen und doch so wohlwollenden Rektors (Direktors) Friedrich Schiel, der Gymnasiallehrer Vogt und Stenner, Lurtz und Neugeboren, des Geschichtsforschers Friedrich Philippi, der eine treffliche Arbeit über „die deutschen Ritter im Burzenlande" veröffentlicht hat, und so manch anderer, die schon der kühle Rasen des schönen, parkähnlichen Kronstädter evangelischen Friedhofes deckt. Dank und Ehre ihrem Andenken. In dem erwähnten Gymnasialgebäude befindet sich auch das evangelische Seminar mit den Wohnräumen der Seminaristen, die daselbst beherbergt und verpflegt werden. Letztere trugen bei gewissen feierlichen Gelegenheiten, etwa beim Gottesdienst in der Kirche, dem sie stets beiwohnen mußten, oder bei der ihnen zur Pflicht gemachten Teilnahme an Leichenbegängnissen, während welcher sie passende Lieder-

Landes lagert. Handel und Wandel, lebhaft wie seit Jahrhunderten, tritt dem Besucher Kronstadts entgegen, zumal an einem Markttage, der eine Menge der verschiedensten Waren, insbesondere Lebensmittel, in Fülle ausgeboten findet. Die walachischen Händler verkaufen Fische, die zumeist dem Donaugebiete entstammen und den eigenartigen, trefflichen, gelblichen Kaviar derselben Herkunft, Früchte der edelsten Art, zumal in spätsommerlicher Zeit ganze Wagen mit Melonen, Trauben und herrliche Baumfrüchte, die beliebten Honigkuchen (Pogatschen genannt), welche die Szekler der nahen Csik so vortrefflich zu bereiten verstehen. An die rege Holzindustrie erinnern die ausgebotenen Holzflaschen: Tschutra, auch finden sich besondere Gebäcksarten und andere wohlschmeckende Dinge, deren so manche dem Fremden unbekannt sind und die an ihre Herkunft aus dem unfernen Balkangebiete erinnern. Einen besondern, fast orientalischen Anstrich verliehen zu jener Zeit (— ob heutzutage noch, ist mir unbekannt —) dem Platzleben die an der Seite des sogenannten Apfelmarktes aufgestellten Tischchen der armenischen oder griechischen Geldwechsler, die hinter denselben saßen und Gold- und Silbermünzen in Fächern vor sich die verschiedenartigen hier zusammenströmenden Geldsorten in die geltende Währung umwechselten, natürlich nicht ohne oft recht ansehnliche Entschädigung. Das fesselnde Leben und Treiben auf dem Kronstädter Marktplatze bleibt mir in unvergeßlicher Erinnerung. In buntem, malerischem Durcheinander erscheinen hier die verschiedenen Trachten der sächsischen, der ungarischen und der walachischen Bevölkerung. Die Männer der letzteren in den weiten Leinenhosen, mit dem groben Hemde bekleidet, das ein breiter, bunter Ledergürtel um die Hüfte zusammenfaßt, die Füße in den mit Riemen befestigten „Opanken“ (einer Art von Sandalen), auf dem Kopfe den breitkrempigen Hut oder öfter die Schaffellmütze im Sommer und Winter, manche mit der kurzen Weste aus demselben Felle oder im Winter mit der ebenfalls aus diesem Pelzwerk gefertigten „Bunda“. Die dunkeläugigen Mädchen und Frauen in dem nicht minder rauhen Hemde, das um die Hüften gegürtet die frauenrockartigen Schürzen vorn und rückwärts bedecken, diese zumeist buntes, franzenartiges Behänge aufweisend. Auch sie tragen im Winter einen kurzen Schafpelz. Einfacher, wenn man will auch sittsamer gekleidet erscheinen die Sächsinnen vom Lande und weniger auffällig die strammen Gestalten der Männer, am einfachsten die Bewohner der ungarischen Dörfer aus der Csik in schlichten Schafwollgewändern, jene Szekler, die so heldenmütig und todesverachtend jüngst den eindringenden Feinden entgegengetreten, von denen so viele deren Opfer geworden. Nicht zu übersehen sind unter den Marktfiguren die Zigeuner, die in keiner siebenbürgischen Stadt fehlen und die, wie in jeder derselben, auch hier ihre eigene Ansiedlung, die sogenannte „Ziganei“, bei der Stadt inne haben, wo sie

ihre beste Habe geborgen und selbst Schutz fanden. Ein solches besonders hervorragendes Kirchenkastell weist namentlich Honigberg auf. Die ansehnlichen, schmucken Bauernhäuser haben der breiten Hauptstraße des Dorfes ihre Giebelwände zugekehrt, an denen nie eine sinnige Inschrift fehlt, wie etwa:

Ein frohes Herz, gesundes Blut
Ist köstlicher als Gold und Gut

oder:

Mein Gott, laß mich aus diesem Haus
Dereinstens gehen selig aus!

Solche Inschriften hat der gelehrte siebenbürgische Kulturforscher Josef Haltrich in der Zahl von vielen Hunderten im Jahre 1867 herausgegeben. —

Noch sei der von Kronstädtern, aber auch aus dem ganzen Lande gern besuchte Badeort Elöpatak (Vorbach) mit seinen vortrefflichen, reichen Mineralquellen genannt, der allerdings schon über der Grenze des eigentlichen Burzenlandes, aber doch nahe derselben, im Haromszeker Komitate, liegt, einem Komitate, das gleichfalls dem schändlichen Einfall des Feindes zum Opfer gefallen ist. Die kohlensäurehältigen Stahlquellen Elöpateks werden zur Trink- und Badekur mit großem Erfolge verwendet. Schon als ich vor Jahren den Ort selbst besuchte, wurden hunderttausende von Flaschen dieses vortrefflichen Wassers weithin ausgeführt, das auch mit Wein gemengt einen köstlichen Labetrunk bietet. Seitdem ist die Ausfuhr dieses Wassers bedeutend gestiegen und die Anlage des Badeortes in jeder Beziehung ausgestaltet worden.

So tritt uns überall in dem schönen Siebenbürgerlande und zumal auf dem Sachsenboden jener Segen entgegen, den der Dichter Max Moltke in seinem längst zum Volksliede gewordenen, in allen deutschen Gebieten ertönenden Liede gepriesen, dessen erste Strophe lautet:

Siebenbürgen, Land des Segens,
Land der Fülle und der Kraft,
Mit dem Gürtel der Karpathen,
Um das grüne Kleid der Saaten,
Land voll Gold und Rebensaft.

Damit schließe ich diese Erinnerungen an frühere Tage, denen jetzt die Zeit der Besetzung der blühenden Stätten durch einen nichtswürdigen Feind gefolgt ist. Aber das wackere, mutige Volk in Stadt und Land harrte zuversichtlich aus.

Schon während die obige Darstellung in der Hand des Setzers war, ist durch das Eingreifen unserer und der deutschen Truppen im heldenmütigen Kampfe Kronstadt, das Burzenland, die Haromszek, kurz das ganze südöstliche Gebiet Siebenbürgens von dem

vorträge zu Gehör brachten, ein eigenartiges, langes, schwarzes Gewand. Dieses war mit Silberschließen auf der Vorderseite versehen und gaben dem Träger das Aussehen eines evangelischen Pfarrherrn, der ähnlich gekleidet ist, wenn er sein geistliches Amt verrichtet. Man nannte dieses Kleid die „Toga“ und darnach die Träger desselben die „Togaten“. Diese Tracht der Seminaristen ist seit 1875 abgeschafft worden. Das Straßenbild Kronstadts wurde dadurch einer eigenartigen Erscheinung beraubt, da die „Togaten“ dasselbe, wenn sie wie stets in geschlossener Reihe daherzogen, in ganz besonderer Weise belebten.

Ist Kronstadt schon durch ihre Lage die schönste Stadt Siebenbürgens, so bietet auch ihre Umgebung, namentlich im Osten und Süden, einen seltenen Reichtum an Naturschönheiten und Merkwürdigkeiten. Die Berggebiete der schon erwähnten und anderer naher Gebirgspässe bieten genußreiche Wanderungen und prächtige Partien auf den Bergkoloß des 2508 Meter hohen Butschetsch mit seiner seltsam geformten höchsten Höhe La Omu (= der Mann, nach seiner eigentümlichen Gestalt benannt), auf das alpenblumenreiche Schulergebirge, auf den Hohenstein, den Krähenstein und auf andere aussichtsreiche Berghöhen, in deren Wäldern heute noch der Bär haust und häufig Bärenjagden angestellt werden. Die Bärenfelle, welche in der verschiedenartigsten Weise schön bearbeitet werden und eine Zimmerzierde als Fußbodendecke und dergleichen bilden, sind daher in der Stadt keine Seltenheit.

Aber auch die schönen, überaus reinlichen, zumal sächsischen Dörfer und Märkte der Nähe und des ganzen Burzenlandes lohnen den Besuch. Nördlich von Kronstadt das Dorf Weidenbach, das volkreiche Zeiden, weiterhin Brenndorf, Honigberg, Tartlau, südlich schon nahe dem romantischen Törzburg: Rosenau mit den wohlerhaltenen Ruinen der alten Ritterburg auf der Höhe und andere mehr. Im Westen dehnt sich die lange Reihe der sogenannten „Siebendörfer“ aus, die vorwiegend von magyarischer und walachischer Bevölkerung bewohnt sind und unter denen das stattliche Hoszufalu (Langendorf) von besonderer Bedeutung erscheint. Das letzte dieser aneinandergereihten Dörfer ist Zajzon (sprich Saison) und zugleich ein heilkräftiges Jodbad, das von den Bewohnern Kronstadts und der Umgebung gern besucht wird und alle Bequemlichkeiten eines modernen Badeortes bietet. Die Sachsendörfer und Märkte weisen überaus stattliche Gebäude, zumal hervorragende Schulbauten, auf, die in der neueren Zeit noch vermehrt wurden und von der Einsicht des deutschen Bauernvolkes glänzendes Zeugnis ablegen, denn die meisten dieser Bauten sind aus Gemeindemitteln hergestellt und erhalten. In so manchem der Dörfer macht sich die mit Befestigungen umgebene Kirche bemerkbar und erinnert an die Vorzeit, da die Bewohner bei Einbrüchen wilder Türken- oder Kumanerhorden hinter diesen festen Mauern

kleinen Volkes, für dessen Meinung sich die Engländer gar nicht interessierten, selbstverständlich mit Ausnahme der Kongofrage, sondern, weil er als großer Edelmann alle die Eigenschaften besaß, die diesen Insulanern gefielen.

Mit seiner Hilfe wurde der Belgian Refief Fund gegründet, an dem jeder Engländer zu beteiligen sich bestrebte. Jede Familie wollte wenigstens einen belgischen Staatsbürger als Gast bei sich aufnehmen. Anderseits ergriff auch Lady Lugard mit Hilfe einiger Damen und Herren der englischen Aristokratie die Initiative, den ersten belgischen Flüchtlingsstrom abzuleiten. Sie hatten die Idee gehabt, sich der Vorbereitungen zu bedienen, die kurz vor dem Krieg in London getroffen worden sind, um die Familien der künftigen Kämpfer von Ulster zu beherbergen. In dieser irischen Provinz galt der Bürgerkrieg als unvermeidlich, der von den protestantischen Irländern vorbereitet wurde, um sich mit Gewalt der Einführung des Home Rule zu widersetzen. Infolgedessen hatte man die Mittel in Erwägung gezogen, um aus Ulster alle Frauen und Kinder zu entfernen und sie in England unterzubringen. Der Weltkrieg rettete England von diesem Bruderkrieg. Keine bessere Verwendung hätten diese getroffenen Vorbereitungen finden können, als in der Unterbringung belgischer Flüchtlinge. Es entstand deshalb das War Refugees Commitee.

Trotz aller Ordnung, Disziplin und Vorsicht in der Ausschiffung und aller Nächstenliebe der See- und Sanitätspolizei gestaltete sich die erste Berührung mit dem englischen Boden recht kläglich. Der belgische Fremdenstrom nahm mit der Zeit eher zu als ab. Eine wirkliche Volkswanderung fand statt. Selbst das mit Belgiern überflutete Holland konnte dieser Massenauswanderung keinen Einhalt mehr gebieten, und schob deshalb die ärmsten und verdächtigsten aufgezwungenen Gäste nach England ab. Dadurch wurde die englische Organisation bald ungenügend.

Im Laufe der beiden ersten Kriegsmonate sah sich England so verpflichtet, der unvorhergesehenen Wirklichkeit Trotz zu bieten. Es begann Rechnung darüber abzulegen, daß der Krieg andere Dinge verlange, als das Meer zu bewachen und Soldaten auf den Kontinent zu werfen. Man mußte für lange Monate hinaus mehr als 300.000 flüchtige Belgier beherbergen, beköstigen und bekleiden.

Die Flüchtlinge nun, zerstreut über ganz England, sprachen. Trotz des Komforts, mit dem man sie umgeben hat, spiegelte sich ihr Elend in ihrer Unterhaltung, in der Schwierigkeit ihrer Akklimatisierung, in ihrer Ungeduld, in ihr Land wieder zurückkehren zu können, in der Vogelfreiheit, zu welcher das Schicksal sie verurteilt hat, wieder. Sie beklagen sich, indes ohne Bedauern, des Widerstandes der deutschen Armee. Die meisten sagen: „Tout de même, sans nous . . .“

hinterlistigen rumänischen Feinde befreit, dieser vollständig geschlagen und über seine Grenzen zurückgetrieben worden. Das Walten einer gütigen Vorsehung hat den Übermut des Feindes rascher zunichte gemacht als es kühne Erwartungen erhofft. Kronstadt ist frei und ich lasse jubelnden Heilruf meinen lieben Kronstädter Jugendfreunden hinüberklingen!

England und die belgischen Flüchtlinge.

Von **Dr. Funck-Misoutch** (S. Francisco).

(Nachdruck verboten.)

Brüssel, Ostende, Brügge und Spa waren beliebte Orte der englischen Reisewelt. Nicht die architektonischen oder historischen Interessen zogen den Engländer an, sondern er konnte hier dem kosmopolitischen Luxus und allen Zerstreuungen nachgehen, welche die belgischen Spielhöllen darboten. Dabei kümmerte er sich wenig um das nationale Leben des Landes. Doch nach und nach erwachte auch bei ihm eine Art Neid und Mißgunst, als Belgien durch Industrie, Handel und Kolonialstaat zur Wohlhabenheit gelangte, als Belgien zum Großstaat und zur arbeitsamen Nation gegen englischen Willen heranreifte. Der Engländer handelt und denkt als Insulaner, und in seiner Freundschaft ist er Individualist. Belgien, welches er kaum kannte, wurde zur moralischen Wesenheit für ihn.

Der Enthusiasmus, mit dem in England die ersten belgischen Flüchtlinge und Verwundeten empfangen wurden, hatte zwischen den Gastgebern und ihren Gästen etwas Gekünsteltes an sich. Damals träumte niemand von der Niederlassung eines Volkes bei einem andern. Schließlich hatte man auch mit einer so langen Kriegsdauer nicht gerechnet. In Holland, Frankreich und der Schweiz braucht man nur die Grenze zu überschreiten, aber hier zwischen England und Belgien liegt das Meer. Eines Tages, als ich mich am Kai zu Folkestone (November 1914) befand, fragte mich eine belgische Dame, die von der Seefahrt noch angegriffen aussah: „Monsieur, muß ich das Meer wieder durchqueren, wenn ich nach Belgien einst zurückkehren werde?" — „Um Himmelswillen, Madame, Großbritannien ist ja eine Insel", sagte ich, und fügte ironisch noch hinzu: „Und die ist von Engländern voll." Diese beiden Bemerkungen sind für solche, die in Engjand zu leben gedenken, unumgänglich notwendig. Im allgemeinen liebt der Engländer den Belgier nicht. Eine Ausnahme dürfte der belgische Gesandte zu London, Graf Laleing, bilden, der vor dem Krieg für die Engländer eine höchst sympathische Persönlichkeit war. Nicht etwa als diplomatischer Vertreter eines

und Nieuport angenommen und sie in die fernen Weiler des hohen Schottland gesteckt. Die wahre Zahl der belgischen Flüchtlinge hat man mit Sicherheit nicht feststellen können. Man schätzt sie zwischen 300.000 bis 350.000.

In Glasgow, Sheffield, Leeds und Manchester sind die Belgier zu einem wertvollen Instrument der englischen Regierung geworden. Dort, kann man sagen, haben sie heute volle Beschäftigung gefunden. Sie verdienen hohe Gehälter. Sie arbeiten in besonderen Werkstätten, wo englische Arbeiter nicht beschäftigt sind, damit die Belgier besser kontrolliert werden können. Heute wetteifert die belgische Handarbeit mit der englischen erfolgreich. Sie haben ihre Gesellschaften und ihre nationalen Gewohnheiten. Die lange Verbannung hat den nationalen Geist anstatt zu zerbröckeln noch mehr zusammengeschweißt. Heute gibt es in England ein Belgien.

Trotz aller Sympathiebanden, trotz aller gemeinsamen Hoffnungen, welche auf ein einziges Ziel gerichtet sind, hat sich der Belgier mit dem Engländer nicht verstehen können. Nachdem die Belgier in die verschiedenen Haushaltungen untergebracht wurden, brauchten sie sich nur bedienen zu lassen. Das wurde für Stoizismus genommen, eine britische Tugend Für den Belgier, unter einem Dach leben, heißt die Geschmacks- und soziale Richtung zu opfern, gegen welche der englische Individualismus sich aufbäumt. Allzu oft passierte es, daß belgische Damen mit belgischen Frauen, die einst in ihrer Heimat dasselbe Haus oder dieselbe Straße bewohnten, unter dasselbe Dach ihrer englischen Gastfreunde gelangen, wo sie ihre häuslichen Streite, die der Krieg unterbrochen hat, wieder aufnahmen, wo der Stolz und die Mißachtung weiter gepflegt wurden. Man muß hören, mit welcher Herablassung eine Dame von ihrer belgischen Nachbarin sprach: „Nur weil Krieg ist, mein Herr, und weil die Engländer es nicht besser verstehen. Sonst könnte ich mit solchen Leuten, die in Belgien keine Dienstboten haben und es hier auf den Straßen wagen, ohne Hut herumzulaufen, nicht zusammenleben.“ Diese Kleinigkeiten, auf die der Engländer gar keinen Wert legt, haben gewisse Belgier unerwünscht gemacht.

Außer den Flüchtlingen genießt auch der belgische Soldat eine rührende Freigebigkeit durch die Engländer. Anfangs September, als eine gewisse Anzahl belgischer Soldaten aus Namur der deutschen Einkreisung entgingen und die belgischen Linien wieder erreichten, wurden sie auf ihrem Marsche durch Frankreich nach Folkestone wie Helden gefeiert. Nach der Evakuierung von Ostende und besonders nach der Schlacht an der Iser empfingen belgische Verwundete in den englischen Hospitälern eine hingebende Pflege. Hyde Park bietet ein rührendes, fast komisches Schauspiel von „Piots“, die in fürstlichen Kutschen von

Bitter beklagt man in England auch die Anwesenheit des Sir George Casement in Deutschland, eines der einflußreichsten Männer Irlands. Der Morning Post erkennt in einem kürzlich aufsehenerregenden Artikel diesen Irrtum an, und betont dabei, wieviel Humanitarismus und Pazifismus gewisser Radikalen für Deutschlands Interesse gedient haben. Zu gleicher Zeit verweigerten die englischen Arbeiterorganisationen, mit belgischen Flüchtlingen in gleichen Fabriken zu arbeiten. Der Boden ist hier zu gefährlich, denn wie viele Deutsche sind unter die belgischen Flüchtlinge geglitten. England, dem männliche Arbeitskräfte sehr fehlten, konnte unter den Belgiern einen guten Ersatz finden.

Die Labour Exchanges, die Arbeitsbörsen, die das absolute Monopol besaßen, belgische Arbeiter zu placieren, waren nicht mit dem nötigen Werkzeug versehen, um das Angebot und die Nachfrage eines Arbeitervolkes zu leiten, deren Sprache und Gewohnheiten sie nicht kannten. Mit großer Mühe wurden einige Tausend Belgier durch diese Börse in Arbeit gestellt. Das Veto der Trade-Unions widersetzte sich, daß kein Belgier in einen Industriezweig belassen werden dürfte, wo die englische Arbeit als genügend anerkannt würde. In Munitionsfabriken nahmen die Belgier keinen Anteil, denn England erließ seinen Ruf nur an befähigte, englische Arbeiter. Die Schwierigkeit, ja diese Unmöglichkeit, für die Mehrheit der Belgier Arbeit zu finden, waren die ersten wahren Leiden im Exil. Diese konnten durch den immer größer werdenden Edelmut und Freigebigkeit nicht gut gemacht werden. Der belgische Bürger als Gast eines englischen Lords, der belgische Künstler in einer Cottage, der Kaufmann, Rechtsanwalt und Arzt in einer englischen Mietskaserne litten in dieser Einsamkeit und Arbeitslosigkeit und, entblößt von allem, ungemein schrecklich.

Wohl gibt es noch Belgier, die es verstanden haben und noch verstehen, auf Kosten anderer ein goldenes Schlaraffenleben zu führen. Doch sind sie selten.

Was die flämischen Landleute anbetrifft, so war der Engländer froh, ihnen zu versichern, daß sie bald ihr gewohntes Landleben wieder aufnehmen können. Und als man sie in die reizenden Landhäuschen zwischen den Wiesen steckte, und als man sie mit ihren Familien wieder vereinigt hatte, glaubten die Belgier nun, daß die langersehnte Arbeit endlich beginnen konnte. Gefällig betrachtete der flämische Bauer die prachtvollen, fetten Wiesen, aber er suchte vergebens nach Land zum Ackern, Düngen und Ernten. Wohlverstanden England ist ein großer Park mit unendlich weiten und breiten Weiden. Die Kolonien sind seine Kornkammern. Der Bauer aus Aerschot oder aus Roosbeek aber wurde Gärtner, Viehtreiber oder Schafshirte. Diese Beschäftigungsart nennt er keineswegs Arbeit. England hat sich auch der Fischer aus Ostende

Überdies hatte die innere Politik ihre krebsartige Gestalt wieder angenommen. Im Laufe der Kriegszeit ist England mehr als einmal von seinen althergebrachten Traditionen abgegangen. Es suchte die Munitionsherstellung zu reformieren, Menschenmaterial im Lande zusammenzutrommeln, die Grundzüge der Wehrpflicht aufzustellen und mehrere Hunderttausende Ausländer zu überwachen. Die Einschränkungen, die England den Ausländern auferlegte, sind auch für die Belgier maßgebend, weil die Engländer in allen Leuten, die als Muttersprache nicht englisch sprechen, Spione vermuten. Das Vorhandensein von vielen Tausenden Deutschen, wovon viele nicht interniert wurden, hat die englischen Militärbehörden veranlaßt gesehen, jegliches Gehen und Kommen zwischen Holland und England aufzuheben. So ist es den Belgiern nicht gestattet, während des Krieges über Holland-Deutschland oder über Frankreich nach ihrer Heimat zurückzukehren. Der Belgier führt in England ein Leben, das dem eines Konzentrationslagers recht ähnelt. So sind die Belgier direkte Zeugen der inneren Revolution, die England zerwühlt.

Heimgärtners Tagebuch.

Für was führen wir diesen Krieg? „Für Gott, Kaiser und Vaterland". Das weiß jedes Schulkind. Und man sagt auch, daß wir ihn für Erhaltung unseres Volkstums, für die Eigenart unserer Heimat führen. Nun ist aber etwas sehr Unbegreifliches zu beobachten. Während wir Ströme des Blutes unserer Besten vergießen, unsern Wohlstand hinopfern für unser Volkstum, unser Deutschtum, vernachlässigen und verlottern wir dasselbe im Leben bei jeder Gelegenheit. Von dem allerwichtigsten, von der Verlumpung im Familienleben will ich heute gar nicht sprechen. Dann aber unsere Modetracht zum Beispiel, ist sie deutsch? Unsere Sprache, wird sie — und zwar schon von der Schule und den Behörden aus — nicht mit zahllosen, oft sehr unsinnigen Fremdwörtern verunreinigt? Man lese gerade einmal amtliche Kundmachungen, juridische Darlegungen, wissenschaftliche Abhandlungen, um zu sehen, wie man mit der deutschen Sprache umspringt, welch ein Gemenge von unnatürlicher Rede man da macht. Man gehe durch die Straßen unserer deutschen Städte (auch die der deutschesten Stadt Österreichs nicht ausgenommen) und lese die Geschäftsschilder, in den Auslagen die Fremdnamen einheimischer Waren. Überall will man Meinung machen, daß fremdsprachige Wörter feiner, vornehmer seien und Besseres bedeuten als die deutschen Ausdrücke. Viele möchten sogar gerne auch die deutsche Schrift, den deutschen Buchdruck los sein und die Latein-

einer Herzogin oder Gräfin spazieren geführt wurden. Die Freundschaft der Engländer für den belgischen Soldat ist seltsam, sie überschreitet alles das, was sie an sein Land fesselt. Diese Freundschaft für den belgischen Soldat ist mit der Bewunderung, die der Engländer den französischen Soldaten schenkt, gar nicht vergleichbar.

Im allgemeinen kümmern sich die belgischen Flüchtlinge wenig um ihre Gastgeber. Sie leben meist außerhalb der englischen Wirtsfamilie. Sie sind „outsiders" und von der Ungewohnheit eines verschiedenartigen Lebens gehen sie in sich zusammen, beklagen sich, streiten sich und halten sich vom Engländer abseits. Gewisse Belgier haben mit sich ihre Geschäfte nach England geführt, und mehrere von ihnen haben während der fast zweijährigen Verbannung ein schönes Vermögen als Bankier, Schiffsreeder, Makler oder Munitionsfabrikant zusammengerafft. Diese Tätigkeit aber flößt den Engländern eine Konkurrenzfurcht ein. Die belgischen Priester, Pastoren, Vikare und Missionäre genießen in England den gleichen Ruf. Sie sind in die katholischen Kirchspiele zu Yorkshire, Wales und Irland überwiesen worden. Meist leben die belgischen Flüchtlinge in andern Gegenden und können ihre religiösen Pflichten nicht erfüllen.

Mit dem religiösen Problem ist das Schulproblem innig verbunden. Die obligatorische Erziehung versetzt die besorgten Familienväter in eine schwierige Lage, ihre Kinder nach den in Belgien üblichen Grundsätzen zu erziehen. Dort, wo katholische Schulen vorhanden sind, ist diese Schwierigkeit gehoben. Sonst müßte man sich mit den englischen Bezirksschulen zufrieden geben. Was nun das Hochschulleben anbetrifft, so gibt es in Cambrigde ein belgisches akademisches Jahr mit einem belgischen Lehrkörper. Das Universitätszeugnis, vom Vizekanzler unterschrieben, ist ein historisches Diplom. Das belgische Leben hat in Cambrigde seine Originalität bewahrt und wird einst Spuren hinterlassen. Die akademische Gastfreundschaft von Oxford ist weniger verkörpert, um so mehr individuell.

Es wäre viel verfrüht, wollte man die Resultate des Künste- und Gedankenaustausches beider Länder während des Krieges in Erwägung ziehen. Die Berühmtheit eines Claus und eines Baerstoen hat die belgischen Grenzen längst überschritten. Was Verhaeren und Maeterlinck anbetrifft, so hat sie das Ausland längst entdeckt, bevor Belgien daran dachte. Ein flämischer Arthur de Greef und ein wallonischer Theo Ysaye spielen heute in England zum Besten für die Verwundeten.

So sieht man, daß trotz ihrer Zerstreuung und trotz der unvermeidlichen Vorherrschaft des englischen Lebens die Belgier eine angesehene Kolonie gegründet haben; sie ist ein Staat im Staat mit ihren Meinungsströmungen, ihren kollektiven Manifestationen und ihrer moralischen wie politischen Persönlichkeit.

wenn das Völkerrecht nicht Phrase sein soll, so muß es in Gemeinsamkeit darüber wachen, daß kein Staat jemals wieder anfängt zu rüsten."

Ach, wie sich doch in dem Gehirn eines einfachen Menschen die Dinge so glatt legen! Der Welterfahrene ruft fast zornig aus: „Tor, was du da sagst, ist ja Unsinn! Ist unmöglich." — Und was von aller Welt als „unmöglich" erklärt wird, das ist es auch, und zwar vor allem darum, weil die Leute es für unmöglich halten. Also versuchen sie es auch nicht, also üben sie sich nicht, also arbeiten Sie nicht daran — dann ist es freilich unmöglich. — Was schien unsern Vorfahren nicht alles unmöglich — und es ist doch Tatsache geworden. Sollte es den gemeinsamen Völkern nicht gegeben sein, mit Waffen aus dem Friedensarsenal einen Staat, der anfangen will, kriegerisch zu rüsten, rechtzeitig daran zu verhindern? Ach, man denkt an anderes . . . .

„Das beste Mittel gegen den Krieg ist, Frieden zu schließen und abzurüsten", sagt der Dorfschreiber. Kindlein, gehe heim schlafen.

Die Friedensfreunde wollen auf Erden den Krieg abbringen — und zwar durch Überredung. Durch Philosophie und schöne Beispiele, auch durch Kongresse und durch diplomatische Künste wollen sie dartun, daß man allerseits nur den guten Willen zu haben brauche — und die Kriege hören auf.

Das heißt, das Unkraut mit der Sichel schneiden. Und es wächst alljährlich wieder nach. Denkt denn niemand an die Wurzel? Daß man die Wurzeln ausrotten müsse, um das Unkraut zu vertilgen. Denkt niemand an die Ursachen der Kriege? Der deutsche Kaiser hat vor kurzem gesagt: Jeder zivilisierte Mensch ist mitschuld an dem Kriege.

Wie ist das gemeint?

Die schlimmen Eigenschaften des Menschen. Sie liegen in der Natur und werden nie ganz auszurotten sein. Wenn man aber die gesellschaftlichen Zustände, die moderne Entwickelung der menschlichen Gruppen und Klassen betrachtet und sie vergleicht mit früheren Zuständen, so sieht man wohl, wieviel schlechter sie geworden sind und wie ungleich mehr und tiefere Quellen sie dem Kriege bieten, als es in manchen früheren Zeiten der Fall gewesen. Kriege hat's ja immer gegeben, aber waren sie so riesenhaft, so gesinnungsniedrig, so schamlos aller Gesittung entblößt, als z. B. der gegenwärtige? Suchen wir Ursachen. Betrachten wir das Leben und Streben und die geistigen Richtungen seit vielen Jahren.

Die Technik. Sie hat eine riesenhafte Industrie zur Herstellung von Zerstörungsmitteln geschaffen. Sie hat Waren erzeugt, für die wir im Auslande Absatz brauchen. — Die Kaufmannsschaft, sie trachtete vor allem nur nach Gewinn, alles, was „gutes Geschäft" heißt, hielt sie für erlaubt. Ihre Grundsätze bogen allzuoft auf Übervorteilung anderer

schrift haben, gemeinsam mit den „großen romanischen Kulturvölkern“ und dem „vorbildlichen England“. Wenn ich anfangen wollte, aufzuzählen, wo und wie wir überall nachäffen die fremden Völker, vor denen wir jetzt unsere nationale Existenz zu schützen haben! Ja, weshalb führen wir eigentlich diesen Krieg? Etwa, um unsere bisherigen politischen Wirren aufrechtzuhalten? Ich frage noch einmal: Warum führen wir den Krieg? Die Verlotterung unserer ehrlichen Väterart, die Entdeutschung, die wir im Leben so eifrig betreiben, können wir viel billiger haben, als um den Preis von Millionen unserer Söhne! Die Fremdelei, wie wir sie treiben, wäre uns auch unter der Serbenherrschaft, unter der Russenknute gewährt worden. Um den Vätern und der Heimat untreu zu sein, dazu brauchen wir keine Selbständigkeit.

Das „N. W. Tagblatt“ hat sie gegenübergestellt, die Grande Nation und die deutschen und österreichischen Barbaren. — Das eine Bild: Mit einer riesigen Übermacht von Kriegsschiffen verfolgen die Franzosen unsere kleine Zenta, bohren sie in den Grund und fahren eiligst davon, ohne auch nur den Versuch zu machen, einen Mann zu retten. „Das sind ja Barbaren, und die läßt man umkommen!“ — Das andere Bild: Österreichische Flieger zerstören ein französisches Unterseeboot und retten mit eigener Lebensgefahr die Mannschaft vor dem Ertrinken. „Es sind hilflose Menschen, und die rettet man.“

Trotzdem werden die Kinder der von österreichischen Fliegern geretteten Franzosen aus ihren Schülbüchern die schönen Sprüche lernen müssen von den deutschen und österreichischen Barbaren.

„Die Russen haben am zweiten Oktober südlich von Bukarest auf dem rechten Donauufer Fuß gefaßt“ — das heißt, sie stehen in Bulgarien, bedrohen Sophia, unterbinden die Bahn nach dem Orient, marschieren nach Konstantinopel, erobern den Bosporus und die freie Ausfahrt ins mittelländische Meer. Mit diesem Siege ist Rußland zum Friedensschluß bereit.

Die Phantasie arbeitet gut und billig.

Der Gemeindeschreiber Blasius Einfalter hat ein Manifest geschrieben an die Kulturvölker der Erde. In demselben heißt es unter anderem: „Ihr sagt also alle, daß Ihr den Frieden wünscht, daß Ihr Krieg führt, um den Frieden zu erringen. Ist das Euer Ernst? Wirklich? Nun, dann weiß ich einen Rat. Das beste Mittel gegen den Krieg ist, sogleich Frieden zu schließen. Und abzurüsten. Abzurüsten alle miteinander. Und

der Erziehung, der Gesetze, der Arbeit bekämpfen. So lange die Menschen nicht das volle Gefühl und Verständnis für Pflicht, Gerechtigkeit, Gemeinsamkeit und Treue haben, gibt es keine Möglichkeit, die Gewaltkriege abzubringen.

Wir wissen, daß wir nichts wissen können,
Und das will ich einen Glücksfall nennen.
Denn was man bisher zu wissen glaubte,
Das uns alle kindlichen Freuden raubte.
Viel besser, als grübeln und kritteln und „wissen"
Ist ehrliche Arbeit und frohes Genießen.
Dann stellt sich statt Irrtum, Wahn und Schein
Die Wahrheit, die herrliche, selber ein.
Daß sie anders ist, als die Menschen wähnen,
Das will ich einen Glücksfall nennen.

Das Volk kehrt in dieser schweren Zeit halt doch wieder zu den Klassikern zurück.

In eine Wiener Buchhandlung, so berichtet man, trat eines Tages ein Mann aus den unteren Ständen und verlangte Schillers Werke in Leder gebunden.

„Im Augenblick leider nicht vorhanden", sagte der Buchhändler, „aber vielleicht eine schöne illustrierte, broschierte Ausgabe?"

Der Mann schüttelte den Kopf, die könne er nicht brauchen.

„In Leder gebunden. Sollte wohl ein Präsent sein?" rief der Buchhändler.

„Na ja, sagn mer's halt. Meinen Kindern habe ich die Schuhe sohlen lassen wollen."

Das erinnert mich an den Flickschuster meiner Studentenzeit. Er tat mir's zumeist umsonst; einmal aber, als die ganzen Sohlen zu erneuern waren, sagte er: „Junger Freund, das Leder ist halt teuer. Haben Sie vielleicht alte, in Leder gebundene Bücher?"

„Ja richtig, eine Bibel in Schweinsleder."

„Na, sehen Sie. Die Bibel hat der Herr Studiosus wohl schon im Kopf. Da stecken wir nun den Einband an die Füße."

Wenn das Eisen, das Metall, das Holz, das Leder, die Leinwand usw. zu Kriegszwecken aufgebraucht ist, dann requirieren wir das Papier. Wir sammeln Urkunden, Akten, Geschichtswerke, Gelehrtenwerke, technische Schriften, Gesetzbücher, Gebetbücher, Erbauungsbücher, Schulbücher, Dichterbücher, Zeitungen, alles, alles, was aus Papier ist, bis herab zur Brotkarte. Das meischen wir ein. Daraus formen wir uns dann Stiefel, Röcke, Häuser, Geräte, Werkzeuge. Wir fangen neu

ab. Sie trachtete nach Verbreitung von Luxussachen, die den Menschen verflachten und immer mehr vom Seelischen ab- und dem Stofflichen zuzogen. Das Kleingewerbe, das sich mit Vorliebe dem Trunk ergab, sich an seiner Handarbeit nicht mehr freute, wirtschaftlich niederging und gleichzeitig großmannssüchtig geworden war. — Das Bauerntum, das seine Scholle verachtete, allerlei kostspielige, ja verderbliche Genußmittel einführte, Dinge, die den Landmann seinem Berufe entfremdeten, von der Gesittung und Gesundheit schützenden körperlichen Arbeit abzogen. — Die Presse mit ihrem Parteigehetze, mit ihren Wirtschaftsschwindeleien. — Die Kirchen mit ihren gegenseitigen Gehässigkeiten. Die Gelehrten mit ihren seelenlosen Doktrinen, mit ihrer Vernichtungssucht. — Die Kunst und Dichtung mit ihrer verlockenden Gestaltung der Sünde. — Dieser ewig ineinander wirbelnde Alltagszustand ist der Keimboden für die gewalttätigen Zerstörungskriege.

Vor allem also müßte man die menschlichen Irrtümer und Niederträchtigkeiten abbringen können, dann wären auch die blutigen Kriege aus der Welt geschafft.

Es wäre nicht möglich, die Laster, die in der Menschheit immer wieder den Krieg erzeugen, abzuschaffen, aber es wäre möglich, sie zu verringern. Während wir jedoch immer nur den Krieg bekämpfen wollen, wuchern seine Ursachen üppig weiter. Solange es für philisterhaft gilt, die menschlichen Schlechtigkeiten bekämpfen, Gesittung stärken, die Moral heben zu wollen, so lange werden die Kriege wüten und gemäß dem „Fortschritt“ immer noch schrecklichere Formen annehmen. Nicht bloß, daß es nichts nützt, immer nur gegen den Krieg als solchen zu eifern, schadet das vielmehr, weil es unsere Aufmerksamkeit von den Ursachen der Kriege ablenkt. — Es ist gräßlich, jener Wesensart anzugehören, die gegen sich selber so schaudervolle Vernichtungskämpfe führen muß; aber gesetzt den Fall, es könnte ein paar hundert Jahre lang gelingen, den Gewaltkrieg zu vermeiden, wie würde es da mit der menschlichen Gesittung aussehen! Alles bis ins Innerste verkommen, verfeigt und verfault . . .

Die Zerstörungskriege müssen wir schließlich noch als eine natürliche und wohltätige Reaktion betrachten, die das bestraft, was die Gemeinheit und Niedertracht angerichtet.

In einem beständigen faulen Frieden würde die Entartung noch viel schneller vor sich gehen und noch abscheulichere Dinge hervorbringen. — Der Krieg ist immer eine Art Aufrichtung und Gesundung.

Was hätten also die Friedensfreunde, die wahren Menschenfreunde zu tun? Anstatt über den Krieg zu jammern, der Erhaltung des sogenannten Friedens ihre Tätigkeit zu weihen, müßten sie die sozialen Laster, die Gemeinheiten der Zivilisation angreifen, mit allen Mitteln

Belgien unrecht war. Aber Not kennt kein Gebot." — Ja, ein Vorbild für die Tugend des Verzichtens ist der Krieg wirklich nicht. Man wehrt sich ums Leben.

Die drittgrößte Stadt in Steiermark ist kaum über ein Jahr alt. Aber sie hat an Einwohnerzahl Leoben, Bruck, Cilli bereits überflügelt. Sie steht nächst Leibnitz an der Sulm, in einer schönen, fruchtbaren Gegend. Sie wurde erbaut für fremde Kriegsflüchtlinge, wird aber in Zukunft hoffentlich von Deutschen bewohnt werden. Ich denke, daß sie eine kleingewerbliche Stadt der Kriegerheimstätten werden kann, ein natürlicher, gesunder Anfang für ein entwicklungsfähiges Gemeinwesen.

Und diese neue, große Stadt hat eigentlich noch gar keinen Namen. „Wagna", sagen die Leute, weil das Dörfchen, das vorher dort gestanden, so geheißen hat. Auch eine Herrschaft daselbst soll diesen Namen getragen haben, aber die vorliegenden Daten reichen nur zurück bis 1790. Der Name „Wagna" ist nicht deutsch, und steht im Wege, wenn man für die neue Stadt, die in deutscher Gegend liegt, einen deutschen Namen stiften wollte. So könnte man ja aus dem undeutschen und noch ganz unvolkstümlichen „Wagna" ein deutsches Wagnau machen. (Oder Wagenau oder Wanau.) — Ich vermute, der Vorschlag wird sachte überhört werden, denn arg wichtig ist die Sache ja gerade nicht. Nur leicht durchführbar. Es geschieht ja so oft, daß fremde alte Ortsnamen, die schon eingebürgert sind, verdeutscht werden; um wie viel einfacher ginge das bei einer neuen Ansiedlung, bei der es doch niemandem wehe täte. — Wir hoffen, daß die Ufer der schönen Sulm noch lange deutsch bleiben, daß aus der heutigen Fremdenzufluchtsstätte unseren Nachkommen in besserer Zeit ein ständiges, gesegnetes Heim sich entwickeln wird. Deshalb habe ich mir bescheiden gestattet, für die junge Stadt einen deutschen Namen vorzuschlagen.

Ein deutscher Soldat in Rußland schrieb an seinen Freund in Leipzig in einem längeren Brief auch das Folgende:

„Vor einigen Jahren habe ich eine richtiggehende Rosegger-Anekdote erlebt, und bei unserer gemeinsamen Liebe zu ihm will ich sie erzählen. Es war in der schönen Zeit, als ich meine Ersparnisse zum inneren Ausbau meines Bücherschrankes benutzen durfte, da war ich auch einige Zeit auf den Heimgarten abonniert. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon schrieb, daß ich in Bremen-Obernauland, einem freundlichen Vororte, wohne. Der Postbetrieb in Obernauland ist noch recht patriarchalisch, jeder Einwohner steht noch in einem persönlichen Verhältnis zum Postboten und auch der bei der Post abonnierte „Heimgarten" kam mit einer ver-

an und wir fangen was Neues an. Vielleicht befreit uns die vermeischte Vergangenheit von dem Fluche der Tradition.

Die Leute entrüsten sich über die Preistreiberei — und wahrlich mit Recht. Sie denken dabei an die Erzeuger und Händler. Daß auch die Verbraucher mittreiben, daran denken die wenigsten.

Gleich nach Ausbruch des Krieges begannen viele, allerhand Sachen und Lebensmittel zusammenzukaufen, über den Bedarf hinaus. Sie sagten sich, die Teuerung würde zunehmen, und das war klug gedacht, man konnte es niemandem übel nehmen, daß er sich vorsah. Dadurch wurden aber bei den Kaufleuten die Warenlager mehr und immer mehr geschmälert und jene Ärmeren, die keine Vorräte sammeln konnten, liefen Gefahr, nichts mehr zu bekommen. Die Behörden mußten aber wachen darüber, daß niemand hungere, auch die Armen nicht, sie schränkten also die Aufkaufsmöglichkeit der Vorsichtigen ein, brachten Brot-, Milch-, Mehlkarten usw. auf. Aber die Unannehmlichkeiten der Kartenwirtschaft trieben die Vermögenderen neuerdings an, Vorräte zu sammeln, sie taten es oft heimlich und kauften die Sachen, besonders die notwendigen, um jeden Preis, trotz der behördlich vorgeschriebenen Höchstpreise. Und je strenger dann die Behörden vorgingen, je größer das Geriß um die Waren wurde, je ungestümer wurde die Sorge, die Angst der Leute um die Nahrungsmittel und je mehr trachteten sie noch, auf alle Mittel und Wege Vorräte zu sammeln.

So wurden die Sachen gegenseitig hinaufgesteigert, auch zu Zeiten der großen Vorräte und der guten Ernten.

Eine Panik des Publikums, der schwer abzuhelfen ist. Ja, wenn die Leute wären, wie sie Christus haben will, da er sagte: Ihr sollet nicht sorgen für den morgigen Tag! Wenn sie nicht bloß an sich selbst und ihre engsten Kreise dächten, sondern auch an die Mitmenschen, so würde eine gleichmäßige Verteilung möglich sein. Ein wirklicher Mangel an Lebensmitteln soll ja noch nicht vorhanden sein. Der Gatte, der Sohn, der Bruder auf dem Felde, sie sind bereit, ihr Leben für alle zu lassen. Wir nehmen den Heldengeist auch im Hinterlande bei vielen wahr; die Menge aber ist immer und immer bestrebt, anderen den Vorteil abzulaufen. Damit tragen auch die Verbraucher erklecklich viel zur Preistreiberei bei. Freilich kommt es oft vor, daß die behördliche Fürsorge gar nicht entspricht. Es ist für Kinder keine Milch zu haben, für Kranke keine Diätkost, es mangelt Nahrung für alte Leute, für Menschen, die zwölf Stunden und länger täglich schwer arbeiten müssen. Dann wird „gehamstert", was und wo es möglich ist, mit dem Geldsack herumgebettelt, manchmal nicht ohne Erfolg. „Es mag unrecht sein!" hörte ich einen Beamten sagen, „so wie der deutsche Durchbruch nach

Andere finden ihren Goethe wieder an den kleinen dramatischen Szenen, den nachdenklichen Erzählungen, den Reisebeschreibungen und Kunstabhandlungen. Überall ist es der einzigartige Künstler, der abgeklärte Weltbeschauer, der freundliche Lehrer.

Wenn nun die Goethegesellschaft trachten wird, die Dichtungen unseres großen Wolfgangs im Volke zu verbreiten, so wird sie ihre seit langen Jahren angesammelten Verdienste krönen. In vielen von Goethes Dramen, Liedern und Erzählungen ist hohe Weisheit und schlichte Volkstümlichkeit unnachahmlich vereinigt. Und nichts ist veraltet, alles ist brauchbar, und der moderne Mensch kann's mitleben, wie es der vor hundert Jahren mitgelebt hat.

Und wenn die geistige Welt Goethes lebendig würde im deutschen Volke — wie könnte sich alles wenden und schlichten, was heute unlösbar scheint! In Goethe und Schiller ruhen die wertvollsten Schätze der deutschen Seele. Der Schiller-Deutsche ist ein Mann nationaler Tat, der Goethe-Deutsche strebt darüber hinaus, dem Weltbürgertum zu.

Franz Stelzhamer hatte es sich in den Kopf gesetzt, seine oberösterreichischen Mundartgedichte so genau als möglich dem Dialekte nachzuschreiben. Folge davon, daß sie für weitere Kreise nicht lesbar sind. Diese Gedichte, streng nach dem Buchstaben gelesen, wären selbst im Oberösterreicherland unnatürlich und unverständlich. Selbst der beste Dialektkenner hat tüchtig zu tun, den Stelzhamer-Dialekt richtig auszusprechen. Man hatte damals in der Mundartschreibung sogar eigene Buchstabenzeichen erfunden, die das Lesen nur erschwerten, ohne doch die richtige Betonung zu erzielen.

Und so blieb einer der größten Schätze deutscher Volksdichtung ungehoben.

Ich wurde befragt, ob es ratsam wäre, Stelzhamers Mundartdichtungen in eine mehr hochdeutsche Form und Schreibung zu bringen, die aber immer noch stark österreichisch volkstümlich sein müßte. Mir kam das wie eine Halbheit vor, die mehr an ein schlechtes Hochdeutsch, als an eine gute Mundart erinnern könnte. Ich riet aber damals zu einer Probe.

Nun, die Probe ist gemacht. In Hesses Volksbücherei liegt ein Bändchen vor: „Franz Stelzhamers mundartliche Dichtungen in Übertragung von Dr. Richard Plattensteiner.“ Und nach meiner Meinung: Es ist gelungen! Die Gedichte sind mit Takt und Geschick ungefähr in jenes Deutsch übertragen, in welchem wir das deutsche Volkslied haben, und siehe, das bringt uns die Äußerung und Stimmung der Volksseele wieder. (Eine Probe dieser Übertragung gibt der „Heimgarten“ an anderer Stelle.) — Ja, Plattensteiner wage es in dieser Art mit dem

zweifelt regelmäßigen Unregelmäßigkeit. Später bestellte ich den „Heimgarten“ und andere Zeitschriften bei der Post ab. Da meldete sich der Postbote mit tiefbekümmertem und vorwurfsvollem Blick bei mir und sagte: „Warum haben Sie denn nun den „Heimgarten“ abbestellt, es standen doch immer so schöne Geschichten drin!“

Bisher war die Goethegesellschnft (Vorort Weimar) eine Gelehrten-Republik. Nun steht Goethe in allen seinen Teilen wissenschaftlich festgefügt da — er ist zweifellos. So will die Gesellschaft von jetzt ab ein Volksreich werden, eine Monarchie unter der immerwährenden Regierung Wolfgang des Großen.

Die Goethegesellschaft hat mich in ihren Vorstand berufen. Wenn sie wüßte, wie mein persönliches Verhältnis zu Goethe ist — ob sie es wohl getan hätte?

Ich hatte mir's nach schlimmer Erfahrung zur Gewohnheit gemacht, nicht sehr vieles zu lesen, aber das, was mir zusagte, was mich förderte, wiederholt zu lesen. Das viele Lesen von allerhand hat zu seiner Zeit auf mich verflachend, ja zersetzend gewirkt, wollte, wie Rost das Eisen, den Charakter anfressen. Ich bedurfte in Leben und Schaffen der Geschlossenheit und Einheit und die suche man weniger in der Ausweitung als in der Vertiefung. So hatte es sich bald gezeigt, daß selbst von meinem vergötterten Goethe nicht alles zu meiner persönlichen Entwickelung, Nährung und Klärung beitrug. Von seinen wissenschaftlichen Schriften nicht zu reden, wie hätte ich die in meiner Art verwerten können! Auch sehr viele seiner Dichtungen in Art der Antike ließen mich gleichgültig, formschöne Gedichte und Sprüche ließen mich kalt. Dem Wilhelm Meister wußte ich nicht viel abzugewinnen, da lag mir schon die Oberschichte moderner Literatur im Wege. Wahrheit und Dichtung, Reinecke Fuchs haben mir viel gegeben. Der Werther war mir nur als Kuriosum gut, im ganzen mangelte mir das Mitfühlen. Die Wahlverwandtschaften fesselten mich, sättigten mich aber nach zweimaligem Lesen. Götz und Egmont sah ich lieber auf der Bühne. Anders mit Torquato Tasso, Hermann und Dorothea. Es vergeht wohl kein Jahrfünft, ohne daß ich sie wie köstliches Seelengut genieße. Und endlich der „Faust“! Ich lese ihn jedes Jahr, gewöhnlich um die Osterzeit; ich meine, ihn auswendig zu können, und doch bringt er mir immer wieder Neues. Dinge, über die ich zehnmal achtlos hinweggelesen, bekommen auf einmal Bedeutung und Tiefe und immer neue Verständnisse blitzen auf. Es ist wie mit der Bibel. — In den letztgenannten Werken, besonders in „Faust“, habe ich meinen ganzen Goethe beisammen, er würde mir kaum mehr und kaum größer, auch wenn ich alle seine Werke läse.

mit ihm ins Gebirge gehen, dort wolle einer versehen werden. Der Pater zog die weiße Pfaid an, nahm vom Altar das Heiligtum und ging mit dem Alten den drei Stunden langen Weg. Unterwegs mußte der Priester den Boten mehrmals zu größerer Eile mahnen, denn der Alte ging langsam und es war ihm manchmal ums Rasten. Endlich hatten sie oben im wilden Berggraben die Hütte erreicht. In der war es still und finster und niemand im Bette.

„Wo ist denn der Kranke? fragte der Priester.

„Der Kranke?" antwortete der Bote, „der tät ich halt selber sein."

„Was? Du? Und wenn du so krank bist, was hast du nicht gleich draußen bei der Kirche gebeichtet, anstatt mich den weiten Weg heraufzuführen?"

„Hochwürden Herr, ih han halt denkt, ih kunnt nach der Beicht auf der Stell sterbn müaßn, weil ih alleweil um an sölchtn Tod betn han. Schaun S, und unsereins möcht halt doh gern ah in seiner Hüttn sterbn."

Dann hat er die Sakramente empfangen. —

Wie oft mag der Pater auf demselbigen Rückweg den Kopf geschüttelt haben! Aber noch am gleichen Tag kam ihm die Botschaft nach, daß der alte Kohlenbrenner gestorben sei.

In Septembertagen sitze ich gerne im Garten und schaue den Schwalben zu, die an den elektrischen Drähten schnaisenweise sitzen. Ein Teil ist schon abgereist nach Süden, aber diese sind noch da, scheinen mit etwas noch nicht fertig zu sein oder auf etwas zu warten. So kreisen sie ums Haus herum und setzen sich auf die Drähte. In langen Reihen sitzen die Jungen ruhig da oder flattern mit den Flügeln. Andere fliegen flink ab und zu, schwingen sich hoch, kreisen in den Lüften und kommen wieder zu den Reihen herangeflogen und zwitschern in die Reihen hinein, als hielten sie Vorträge. Und aus der Reihe lösen sich junge und machen denselben Flug und kommen wieder und rasten. Was bedeutet dieses Treiben der trauten Tiere? Ist es ein Spiel?

Vielleicht ist es eine Schule. Eine Reiseschule, in der die Alten ihre Jungen belehren darüber, was ihnen bevorsteht, wie sie es auf der weiten Reise über Land und Meer halten sollen; und machen Übungen, wie sie fliegen, wie sie die Windrichtungen überwinden, wie sie im Fluge Insekten erhaschen, wie sie sich gesammelt zu halten und vor Feinden zu schützen haben. Und die Schüler sitzen aufmerksam da, wiegen ihre Köpfchen, blädern mit den Flügeln, machen das rasche Hin-

ganzen Stelzhamerschen Mundartschatz, damit auch die was haben davon, die den oberösterreichischen Dialekt nicht lesen können. Den wenigen, die an der alten Schreibung hängen, denen bleibt sie ja.

Ungefähr vor hundert Jahren war es. Da saßen eines Tages im Schloßhof zu Kapfenberg vor einem vergitterten Fenster drei Bauern aus Krieglach-Alpel und lachten. Sie lachten ihren Nachbar, den Ignaz Roßegger, aus, der drinnen im Kotter saß.

Dieser Ignaz hatte daheim einen Krautgarten und in dem hatten Tag für Tag die Hasen Kraut gefressen. Wiederholt hatte er den Jäger gebeten, ihn vor diesen Schädigern seiner Wirtschaft zu schützen. Der Jäger tat nichts, die Hasen aber taten, was sie konnten, den Kohlvorrat für das ganze Jahr zu verzehren. Da lud der Ignaz sein Hausgewehr und schoß einen Hasen nieder. Und weil ihrer am nächsten Tage trotzdem wieder kamen, knallte er auch einen zweiten nieder. Dann ging er zu seinem Gericht und sagte zum Verwalter: „Gestrenger Herr, ich kann nimmer! Ich kann nimmer zuschauen, wie das Wild meine Gartenfrüchte auffrißt. Der Jäger tut nichts, ich kann s nit dulden, ich habe zwei Häslein niedergelegt."

Der Gestrenge war sehr freundlich und sagte: „Nicht wahr, Ignaz Roßegger, das werdet ihr nimmer tun?"

„Ich bitt, Herr Gestrengen, tun S es doch dem Jäger sagen, daß er mein Kraut schützt. Derowegen bin ich da. Ich bitt' gar schön!" Dann wendete er sich wieder der Tür zu.

Der Verwalter machte ein großes Gesicht und sagte: „Ich glaube gar, Ihr wollt wieder davongehen. Wartet doch einen Augenblick, bis der Diener kommt."

Aha, dachte der Ignaz, a Jausen laßt er mir geben. Ist eh wahr, daß einer Hunger kriegt auf dem weiten Weg daher.

Als der Diener kam, ließ der Verwalter den sehr überraschten Ignaz in den Kotter führen — auf acht Tage.

Als nachher steuerzahlende Bauern aus Alpel von der Geschichte hörten, gingen sie ans Kotterfenster, sagten ihrem Nachbar einen guten Tag hinein und lachten ihn aus, weil er sich selber hatte einsperren lassen. — Ob der Ignaz später einmal wieder wildschützenmäßig einen Hasen schoß, ist unbekannt. Angezeigt hat er nichts mehr.

Karl Reiterer erzählt unter Nennung eines verläßlichen Gewährsmannes aus der Mittelsteiermark von einem alten Kohlenbrenner, der mitten in der Nacht zum Stiftspater kam, bittend, er möchte eilends



Mundartgedichte.

Von Franz Stelzhamer.

In die Gemeinsprache übertragen von Dr. Richard Plattensteiner.

Meinem Vader seine Wünsch', und wie sie ihm ausgangen sind.

Mein Vater, der Dimmelssohn
Zu Piesenham, ein Mann
Mit allem zufrieden,
Wohlauf und wohlan.

Sein Weib und sein' Wirtschaft,
Sein Volk und sein Vieh,
Seine Zwillingsbuabn Peterl,
'n Andres und mih —,

Alls hat er gliebt,
Und ein jeds hat ihn g'freut,
Und was andern zu lang
Ist ihm z' kurz wor(de)n die Zeit!

Und net einmal, daß ih wüßt',
Hätt ih klagn ihn g'hört,
Daß ihm was net recht wär',
Z' wen(i)g gut, zu beschwert.

Und so gut hat ihm d' Welt g'fallen,
Und s' Leben so schön,
Wie wann s' g'sagt hätten: da nimm's
Und genieß du 's für zwen!

Und er hat's es ah genossen,
Mein Hergott, und wie!
Von ein' Tag zum andern
Mit Plag' und mit Müh'!

Von früh Morgen an Müh'!
Halbe Nacht oft kein' Ruh'!
Und dann wieder so klügelnd
Und sparsam dazu.

Und da hat er dann halt —
Schier glauben sollt' man's net,
Doh mein Vater des Nachts,
Wann er g'rast' hat, oft g'redt:

„Mein Weib", hat er gsagt,
„Das d' noh spinnst, seh' ih gern,
„Aber daß ih sollt' leuchten —
Ih bin kein' Latern'.

Das verdrießt mih allmal —
Wie da wieder der Span —
Reib' ih'n auf, löscht er aus,
Hebt zu flackern gar an,

Wann ih'n säuber' und neig'.
Laß mih ruhn und hör' auf,
Oder such dir ein' Stock
Und stell 's Ölpfandl drauf."

Dann hat er sein Pfeiferl
Vom G'stell g'langt und g'raucht,
Und hat sih gut aus'g'streckt,
So wie's ihm hat 'taugt.

Und dann, wann er recht
In der Güten ist g'legen,
Hat er allerhand sinnen
Und vorbringen mögen.

„Alls wär' mir recht,
Wann die Stund' mir nur schlüg',
So am Abend zur Rast, —
Die mir Wachskerzen trüg'!

Ih brennet dann net eine,
Na, zwei müßten's sein,
Das ih recht ein schöns Licht hätt'
Und 's Stüberl voll Schein,

Könnt' sein, daß ih leset,
Könnt' sein, ih möcht' schreiben,
Und könnt' sein, daß ih nir tät,
Wie die Herrnleut' es treiben.

Da lagert ih dann
Auf der Bank g'rad' so da,
Bis die Augen mir zufalln —
Und du löscht dann a(b).

Ja, Mirl, ja
Nur g'rad' das sollt's mir tragen,
Dann wollt' ih mih gern
Unter Tags mühn und plagen!"

fliegen, das blitzschnelle Wenden und Mückenfangen nach. — Der Unterricht dauert Tag für Tag, aber endlich finden die Lehrer, die Jungen wären reif, man könne es wagen — und auf einmal sind sie nicht mehr da.

Glückselige Reise! Werdet ihr ein Land finden, wo Friede ist? — Wir Menschen, wisset, wir können jetzt auch fliegen. Wir fliegen nicht ins Sonnenland, wir fliegen als Zerstörer. — Im Lenz, wenn ihr wiederum kommt, ihr lieben Schwalben . . .

Den Autographenjägern.

Wenn ihr mir „dankbar wollet sein",
So schonet mich mit Kinderein.
Mit meiner Seele gab ich mich?
Wozu da noch der Federstrich?
Hab' ich das Herz euch zugewandt,
Wozu noch werben um die Hand?

Spätherbstabend!

Es schied die Sonne, der Nebel steigt
Empor im Wiesengrunde;
Ein kalter Wind vom Norden zieht
Zur Dämmerabendstunde.
Ein Vogelschwarm gen Süden zieht
Mit lautem Abschiedsgrüßen.
Die Berge starren hoch und grau
Und öde stehn die Wiesen.

Ein leiser Klang tönt durch die Luft —
Die Abendglocken klingen
Und eine Fuhre knarrt zu Tal,
Um die die Hunde springen.
Am Rain im Dämmer sitzt ein Weib
Mit hoher Reiserbürde;
Als letzter zieht vom Felde heim
Vermummt des Dorfes Hirte.

Bald flammt im Dorfe auf ein Licht,
Ein Stern winkt im Geflimmer;
Und aus dem Talgrund leuchtet auf
Vom Reif ein weißer Schimmer.
Die letzte Blume, die dort stand,
Legt sich zum Sterben nieder —
Der Sommer ist für sie nun aus,
Kein Frühling grüßt sie wieder!

Und langsam hüllet sich in Nacht
Die Landschaft tagesmüde.
Es starb das letzte Abendrot
Mit ihm die letzte Blüte.
Am Himmel Stern um Stern verlöscht,
Am Weg die Krähen hocken;
Ein kalter Wind vom Norden bläst
Und bringt schon kalte Flocken.

Aluysius.

Mein Müaderl.

Ih mag, wie ih will, sein,
Ih mag, wie ih will, wer(de)n,
Mein Müaderl, das alt',
Hat mih dennoh noh gern.

'm Müaderl ihr Herz
Ist ein ewiger Brunn',
Und so warm geht's davon
Wie im Mai vo(n) der Sunn'.

Mein Vader hat 'greint
Und hat g'sagt: „Jetzt marschier!"
Bei der Nacht hat mir d'Muader
Wieder auftan die Tür'.

Mein Vader hat g'sagt,
Daß er nix mehr hergat[1],
Mein Müaderl, das alt',
Hat sein Kitterl umdraht —

Und im Kittelsack steckt —
Ist's net viel, ist's ah wen(i)g;
Aber etwas ist dring'steckt,
So lang' ih noh denk'.

Dann hat s' mir's in d'Händ' druckt
Mit weinenden Augn,
Und hat g'sagt: B'führt dih Gott, Franz,
Es wird dir scho taugn!

Gar gut wird's dir taugn,
Und ih bitt' dih, sei brav;
Auf mein Gebn därfst vergessen,
Auf d' Lehren denk a(u)f!

Was ih g'sagt han, denk auf:
Stell ja 's Beten net ein,
Und ih werd' dir schon beten,
Daß d' glücklih sollst sein!

Es wird ah dein Vater
Auf 's Letzt' wieder gut,
Geh nur hin und sei brav,
Daß nix aufkommen tut.

Denn kundbar wird alls,
Wann d' es tust noh so g'hoam[2],
Bald verrat dih ein Böder[3],
Und bald die nächst' Moahm[4].

Und verrat dih kein Böder,
Wann d' Moahma nix sagn,
Gibt's schon andere Leut',
Die die Botschaft heim tragn.

Kundbar wird alls,
Wann man's noh so g'heim tut,
Heut' verrat ein' der Stiefel
Und morgen der Hut! —

Die Kegelstatt meid',
Und wo s' tanzen, daß 's staubt,
Die zwei Plätz' habn dir's Geld,
Schon zu allermeist g'raubt.

B'führt dih Gott! b'führt dih Gott!
Und kehr bald wieder um,
Wann dir 's Geldl ganz ausgeht,
Kommst g'wiß wieder d'rum.

Und wär'n wir schon gstorben,
Und steht gar nix meh(r)
Auf der Welt von dein' Eltern
Als wie 's Totenkreuz in d' H(o)ch —,

So knie dih halt hin, Franz,
Für uns bet ein' Zeit,
Daß uns dennoh der Herrgott
Den Himmel verleiht! —

Was d' hast, das weißt d' so,
Und wo's ist, weißt d' ah gleih,
In der großblumten Truhn
Beim Kammerl dabei.

Zwei Tuchet[5], drei Pölster,
Dann Leintücher — breit,
Daß ih dir's nur recht sag',
Sonst schimpfst auf dein Leut'.

Mein[6], ih leg' dir's schon z'samm'!
Und ein Zetterl dazua,
Wann ih, eh du noh heimkommst,
In d' Ewigkeit mua(ß).

Um kein Geld därfst net suchen,
Umsonst wär's doh g'wiß,
Betracht nur dein Schicksal,
Dann weißt schon, wo's is'(t).

Und jetzt geh in Gottsnam'!
Und schau noh einmal z'ruck,
Eh du ganz von uns fortgehst
Übern Hausruck[7].

Und so hat sie g'sagt,
Dann haben wir ein' Weil' g'weint,
Ja, wer wird denn net weinen,
Wann's eins gar so gut meint.

Und wann ih mih änder'
Wann ih brav werd' und frumm,
Wegn der Muader ist's g'schehen,
Sonst kehrt mih keins um.

---

[1] hergibt. [2] geheim. [3] Vetter. [4] Muhme, Verwandte. [5] Deckbett. [6] Mein Gott. [7] Berg im Österreichischen.

*

„Tragt's dir schon, Johann"
Hat die Muader drauf g'lacht,
Hat um's Ölpfandl g'langt
Und den Docht sauber g'macht.

Wie ein Sonnenwendkäferl
Hat's 'glüt nur und 'glanzt,
Aber d' Muader hat g'sponnen,
Daß 's Radl hat tanzt.

Und der Vader hat dann,
Ist in Frieden er g'legen,
Wieder allerlei sinnen
Und vorbringen mögen:

„Reiten auf ein Roß,"
Hat er g'sagt, „ist ein' Freud';
Aber besser ist 's Fahren,
Lang voraus, in die Weit'!

Aber ih, wann's mir trüg',
Pfeif' auf Roß und auf Wagen:
Ich ließ' mih, mein' Mirl,
In ein' Tragsessel tragen.

Tät' kein' Sturz, würf' net um,
Wollt' wo immer ih hi(n),
Denn ein noh so g'scheits Roß
Bleibt halt doh ein dumms Vieh.

Aber so ein paar Träger,
Man sagt nur das Ziel
Und verheißt ihnen Lohn,
Tragn ein' hin, wo man will.

Ja, Mirl, ja,
Nur g'rad' das sollt's mir tragen,
Dann wollt' ih mih gern
Die sechs Werktag' lang plagen!"

„Tragt's dir schon, Johann,"
Hat d' Muader drauf g'lacht,
's ist nur g'rad'; daß du's wünscht,
's ist damit noch net g'macht."

„Nutzt's nix, so schad'ts nix,
Mein allerliebst's Wei(b),
Doch mir macht's halt ein' Freud',
Und — ein Wunsch ist ja frei."

Danach ist er still wor(de)n,
Der Vader mit'm Mund,
Aber d'Muader hat g'sponnen
Frisch fort manche Stund'!

Denn daß 's, wie der Vater
Gern wünscht, einmal kam',
Wär' der Muader net eing'falln
Im Schlaf und im Tra(u)m.

Hat hinblickt mit ein' Segenspruch
Auf den schlafenden Mann,
War zufrieden mit Öllicht
Und rauchigem Span. —

Aber sieh! auf einmal —
Schier kaum drauf denkt hat mehr
Weder d' Muader noh ih,
Oder sonst irgendwer

Auf sein Wünschen, sieh, sieh!
Liegt der Vader schön still,
So wie sonst auf der Bank,
Wann er schlummern will.

Zwei Wachskerzen brennen,
Das Stüberl ist hell
Wie die Kirchen um Lichtmeß
Zu Mariazell.

Könnt' schreiben, könnt' lesen,
Ja, daß er's denn laßt?
Hat doh sonst net so leicht
Was versäumt und verpaßt!

Ah d' Muader und ih
Sitzen starr allzwei dort,
Tun nix und reden nix,
Net ein einziges Wort.

D' Muader tut nix, ih deut' nix,
Wie muß denn das sein?
Wo mih's Reden, sie's Rühren
Doh sein Lebtag tut freun! —

In der Früh, wie's g'we(se)n ist
Dann, nach dieser Nacht,
Tut der Vader die Reis',
Und das Wunder betracht'.

Net zu Fuß, so wie sonst,
Net g'ritten, net im Wagen,
Na, er wird nach sein' Wunsch
In der Tragsänften tragen.

Die ganz' Freundschaft war da
Mit B'führt Gott und 'm Segen,
Haben g'meint, daß s' ihn doh
Wieder weich machen mögen:

Sein Weib, d' Muader, hat g'weint,
Mih hat's g'würgt und hat's 'druckt,
Doh er hat net drauf Acht gebn,
Net zuckt und net g'muckt.

Und so ist er dann fort,
Weiß der Herrgott, wie weit,
Und fragt wer um 'n Vader,
Er ist g'storben — sagen d' Leut',

Und g'rad' so, wie's dem Vader
Ist gangen, geht's meist;
G'schehn tut's, was du dir wünscht,
Wann d' vom Leben nix mehr weißt.

*

Pazifismus und Gemeinheit.

Von Erich Schlaikjer.

Wir bitten den Leser höflichst, vor der Überschrift nicht erschrecken zu wollen. Die Pazifisten sollen in den folgenden Linien durchaus nicht in ihren menschlichen Beweggründen angegriffen werden. Ganz im Gegenteil wollen wir ihnen in diesem Punkt alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, auf die sie nur irgendwie Anspruch haben. Eine persönlich zugespitzte Polemik, die in menschlichen Bosheiten ihren Inhalt sucht, liegt unserer Feder überhaupt nicht. Man kann zwar nicht immer darum herum, eine Katz' eine Katz' zu nennen, aber auch dann geschieht es von unserer Seite immer im Dienst einer Sache und aus sachlichen Gründen. Wenn es sich aber (und das ist heute der Fall) um den philosophischen Wert bestimmter Gedanken handelt, scheiden die menschlichen Vertreter dieser Gedanken selbstverständlich völlig aus.

Ebensowenig haben wir die Überschrift gewählt, um durch einen herausfordernden Satz die innere Anteilnahme des Lesers zu erzwingen. Unsere Überschrift deckt sich vielmehr völlig mit dem, was wir tatsächlich zu sagen haben. Wir möchten nachweisen, daß vom Pazifismus schwerwiegende logische Verbindungen zur historischen und menschlichen Gemeinheit hinüberführen; Verbindungen, die am allerwenigsten von den Pazifisten selber übersehen werden dürfen. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß der Pazifismus nach dem Krieg lauter als je seine Stimme erheben wird, um seine süßen Oberflächlichkeiten auf dem Markt der Öffentlichkeit anzupreisen. Ihm beizeiten eine sachlich begründete Kritik entgegenzustellen, ist um so mehr eine publizistische Pflicht, als seine Lehren in einschmeichelnder Form viel Verderbliches enthalten. Die ungeheuren Leiden des gegenwärtigen Krieges werden ihm eine Resonanz geben, die er früher nicht hatte, und da er überdies alle Erfolgsaussichten des philosophischen Geschwätzes auf seiner Seite hat, kann man seine Anschauungen nicht früh genug einer strengen Kritik unterwerfen.

Am häufigsten wird gegen den Pazifismus eingewandt, daß es *über* den Nationen keine irdische Instanz der Macht gebe und daß es darum auch kein internationales Gericht geben könne, das eine kriegerisch gesinnte Nation zum ewigen Frieden zu verurteilen vermöchte. *Natürlich besteht dieser Einwand zu Recht.* In den Schiedsgerichten, von denen die Pazifisten träumen, würden die Abgeordneten der verschiedenen Länder ja immer die Interessen ihrer *Länder* vertreten und vertreten *müssen.* Erschiene ein kriegerisch gestimmter Sünder vor ihren Schranken, würde es sich also lediglich darum handeln, ob er eine so starke Mächtegruppe gegen sich hätte, daß der Krieg für ihn aussichtslos würde. Dann stünde hinter dem Schiedsspruch eine wirkliche sachliche Macht, und dann müßte er sich fügen. Das müßte er heute auf *diplomatischem* Wege aber genau in der gleichen Weise, und somit kämen wir damit keinen Schritt weiter. Würde er aber in dem geträumten Schiedsgericht eine Konstellation von Mächten vorfinden, die seinen Krieg aussichtsvoll erscheinen ließe, — welche Macht der Erde könnte dann eine Nation an einem Krieg hindern, der für sie eine *Lebensfrage* wäre? Wenn es ums Leben geht, läßt man sich von niemand anders, als von sich selber, beraten. „Kein Mensch ist einen Gedanken zu denken fähig, der ihn selber aufheben würde", sagt Hebbel. Ob das so ohne weiteres richtig ist, braucht in diesem Zusammenhang nicht untersucht zu werden. Bestimmt aber läßt sich kein *Volk,* in dem noch die Kraft lebendig ist, durch irgendein Schiedsgericht haßerfüllter Nachbarn zum Strohtod der historischen Fäulnis verurteilen. Wir erleben alle den Zusammenschluß immer größerer Mächtegruppen, die den Krieg *unter sich* ausrotten wollen. Da auf diese Weise die *Verantwortung* des Krieges immer größer wird, ist ein Schritt zum Frieden getan. Nur müssen diese Mächtegruppen selbstverständlich

Mein Bildnis.*

(Als Dank und Undank für alle, die mih g'malen, zeichnet und b'schrieben haben.)

Geht's, gebt's mit ein Köhlerl,
Ih mal' mih auf d' Wänd',
Daß mih g'wiß ein jeds Kind,
Das mih g'sehen hat, kennt.

Schaut's mih an, schaut's mir zu,
Wie ih bin, wie ih fahr',
Damit seht's, das wir gleichen
Einander aufs Haar!

's Hirn glatt und hübsch hoch,
D' Nasen lang, net g'rad klein;
Statt der Wangen zwei Grüberl,
Sonst im G'sicht Haut und Bein.

Mein Bessers ist's Haar,
Gar net schlecht ah der Bart,
Sonst — nur! Eins blieb' vergessen,
Wär' schad' drum, wart,' wart'!

Zwei Augen han ih ah,
Zwei recht gute zum Schaun,
Ist nur schad, daß s' net schwarz sind,
Net blau und net braun!

Und jetzt bin ih fertig,
Nur d' Füß fehln und d' Händ'!
Doh ih kann s'nimmer aufmaln,
Mein Köhlerl ist zu End'.

D' Füß', die lernst kennen,
Wann d' auf Rom reist mit mir,
Meine Händ' — die wirst schatzen,
Wann ih Krieg führ' mit dir.

Aus unserer Zeit.

„Völkerhaß" auf dem Dorfe.

Aus der erregten Welt des Papiers und des Asphalts ins stille Dorf der Mark heimgekehrt, empfinde ich unter manchem andern erquicklich die gelassene Stimmung der Bauern gegen den einzelnen Feind, den er als Gefangenen um sich hat. Jetzt ist er ihm keiner mehr. Das Gefühl dafür, wo der Feind aufhört und der Mensch anfängt, ist in ihm klar und ungetrübt, das Urteil darüber ganz sachlich.

Irgendwelche Weichmütigkeit ist nicht im Spiel. Die Zurückgebliebenen würden, an die Front geholt, genau so fest und rücksichtslos mit Handgranaten und Bajonetten umgehn wie ihre Väter und Söhne draußen. Denn an der Front „gehört es sich so". Aber daheim und gegenüber Nicht-Soldaten wäre Erregung und Wut überflüssig, ja lächerlich. Auch spielt nicht etwa irgendein „pazifistischer Gedanke" mit. Gewiß: „Nu is't sacht noog", aber: „dat helpt nich, dörch münn wi". Es ist ganz einfach so: der Fremde, der nicht Soldat ist, ist einfach kein Feind mehr. Er tut ja keinem was.

Es arbeiten hier auf sehr vielen Höfen Russen. Sie werden im Ganzen nicht anders gehalten als Knechte. Sind welche darunter, die landwirtschaftlich besonders tüchtig und auch sonst anstellig sind, so bringen sie's wohl zu einer Stellung wie ein „Entspekter". Zuweilen leben sich die Russen ganz in die Familie ein. Sie hätten für ihr Teil kaum etwas dagegen, „germanisiert" zu werden.

Diese Unterscheidung des Feindes mit und ohne Waffe, das Bewußtsein, daß die *Waffe* den Feind macht, ist altes germanisches Erbteil. Aus diesem Bewußtsein entspringt die Friedfertigkeit gegen alle, die nicht Waffen tragen. So schwer es ist, ein solches gut „militaristisches" Denken in der Zeit des *Wirtschafts*krieges aufrecht zu erhalten, wir dürfen uns um unsrer Seele willen nicht davon abbringen lassen.

Laßt uns, was Deutschsein ist, nicht von allerlei aufgeregten Prophetlein lernen, sondern vom deutschen Bauern! [m] Kunstwart. *Wienecke.*

*

* gekürzt.

diejenigen, die am gefühlvollsten über die Häßlichkeit der Schwindsucht greinen, werden dazu am wenigsten Zeit und Lust haben. In der gleichen Weise doktern die Pazifisten mit scheinbar moralischen Gründen an der historischen Erscheinung des Kriegs herum. Sie zetern über das historische Symptom, lassen aber alle historischen Ursachen bestehen, und hier fassen wir sie in ihrem eigentlichen Verbrechen. Hier kann ihr Kurpfuschertum durch keinerlei Edelmut entschuldigt werden; hier ist es ein Kurpfuschertum schlechthin, das im Interesse der menschlichen Rasse und des menschlichen Fortschritts mit den schärfsten logischen Mitteln ausgerottet werden muß.

Wenn die Luft mit Elektrizität geschwängert ist, entsteht ein Gewitter, und im Gewitter verzehrt sich die Schwüle, die uns vorher nicht atmen ließ. Es donnert und blitzt; es werden Häuser angesteckt und Menschen totgeschlagen, aber ein unerträglicher Zustand des Luftmeers ist beseitigt. Jede Wirkung hebt ihre Ursache auf. Wir reden ja überhaupt nur von einer Wirkung, wenn die Ursache sozusagen explodiert und in der bisherigen Form aufgehoben wird. Die Explosion eines Pulverlagers richtet vielleicht eine ganze Straße zugrunde, aber die Explosionsgefahren sind zunächst verpufft und aufgehoben. Genau das gleiche gilt vom Krieg. Der Krieg ist ein historisches Gewitter von furchtbarer Gewalt, aber die Kriegsursachen werden zunächst aufgehoben, und es entsteht eine reinere Luft. Nun überlege man aber einen Augenblick die Ursachen, die zum Krieg führen, als da sind: Korruption der herrschenden Klassen; Korruption der Regierung; barbarische Unwissenheit des Volkes; Rückständigkeit der wirtschaftlichen Entwicklung; gewissenlose Raubgier eines unfähigen Kapitals; faules Schmarotzertum, das den Diebstahl liebt und die Arbeit scheut. Sobald diese Dinge einen Krieg hervorrufen, wird ein Stück von ihnen eben durch den Krieg verzehrt, und die Luft wird um einige Prozent reiner. Was soll man nun von denen sagen, die das reinigende Gewitter, nämlich den Krieg, mit den schlimmsten Namen belegen, die schändlichen Kriegsursachen aber bestehen lassen? Wären die Pazifisten Leute, die dem Krieg ans Leben wollten, indem sie die Kriegsursachen beseitigen, indem sie also einer bestimmten Lebens- und Wirtschaftsreform das Wort redeten — man könnte mit ihnen auskommen. Den Krieg aber moralisch schmähen und dabei die Kriegsursachen in ihrer ganzen Häßlichkeit bestehen lassen, — das heißt nicht anders, als der historischen Gemeinheit zum ewigen Leben zu verhelfen. Die Leute, die derartige Dinge unternehmen, mögen subjektiv ehrenwerte Leute sein. Objektiv arbeiten sie den niedrigen Naturen in die Hände, die sich in der Gemeinheit wohl fühlen.

Wir wiesen oben im Vorbeigehen die Pazifisten auf die häßlichen Erscheinungen der Schwindsucht hin. Die Schwindsucht wurzelt in einem ganzen Komplex physiologischer und sozialer Ursachen, die wiederum untereinander zusammenhängen und sich gegenseitig bedingen. Wer möchte leugnen, daß das langsame Sterben an der Schwindsucht eine unendlich traurige Erscheinung ist? Was aber soll man von denen sagen, die zwar gefühlvoll über die Schwindsucht flennen, aber die Ursachen der Krankheit, als da sind Alkoholismus, Unterernährung, schlechte Wohnungen, verdorbene Luft, mangelhafte Reinlichkeit, Verfall der Muskulatur und so weiter, unangetastet bestehen lassen? Wäre nicht jeder ehrliche Arzt versucht, ihnen handgreiflich klarzumachen, was ihr schöner Gefühlsüberschwang im Grunde wert ist? Und ist es so ganz ganz gewiß, daß die Schwindsucht ein Übel ist? Die Ursachen der Schwindsucht sind ein schlimmes Übel, das ist unbestritten wahr. Grade an diese Ursachen aber wenden

immer ein bloßes Schwert neben sich liegen haben, um ihrem Friedenswillen Nachdruck zu verleihen. Das aber ist alles andere als pazifistisch gedacht. Die Pazifisten wollen den Frieden ohne das Schwert; den Urteilsspruch ohne vollstreckende Macht; eine platonische Zahlungsaufforderung ohne Gerichtsvollzieher; eine Ursache ohne Wirkung.

Wie gesagt: diese Gedanken werden mit vollem Recht gegen den Pazifismus geltend gemacht, aber sie fassen die Frage nicht in ihrer eigentlichen Tiefe. Man könnte ihnen entgegenhalten: „Nun ja, die Pazifisten träumen einen schönen Traum, der an den Tatsachen des Lebens leider Schiffbruch leidet, aber das ändert nichts an der Hochherzigkeit ihrer Ideen. Wenn wir uns nie über die gemeine Wirklichkeit zu einem Traume zu erheben vermöchten, würde es überhaupt keinen Fortschritt geben. Lassen wir also unsere Jugend nur ruhig pazifistisch träumen und fördern wir die Arbeit von Männern, die ihre Kraft an ein schönes Menschheitsziel wenden. Sie stehen im Dienst des Guten und Edlen, und in diesem Dienst müssen wir ausharren, bis die Stunde der Verwirklichung schlägt."

Mit andern Worten: es bliebe immer noch die Annahme übrig, daß der Pazifismus zwar eine träumerische, aber doch eine sehr edle Bewegung sei, die auf unsere menschliche Teilnahme Anspruch hätte. Diese Annahme aber halten wir nicht nur für falsch, sondern gradezu für verderblich. Der Pazifismus ist ein historischer Irrtum, und historische Irrtümer sind in ihrer Wirkung immer Gift, mögen sie in ihrem subjektiven Ursprung noch so verzeihlich sein. Wir stellen ausdrücklich fest, daß die Wortführer und eigentlichen Anhänger des Pazifismus subjektiv aus schönen idealistischen Beweggründen handeln mögen. Wir scheiden aus unserer Betrachtung völlig den heuchlerischen englischen Pazifismus aus, der nur ein diplomatischer Trick ist, sei es, um bei Kriegsausbruch eine vorteilhaftere Figur zu machen oder um einen drohenden Krieg auf eine spätere und bessere Stunde zu verschieben. Wir halten uns durchaus an die redlich empfundene und redlich gewollte Idee. Wir kennen persönlich sehr hochherzige Pazifisten und bezweifeln nicht, daß die menschliche Hochherzigkeit eine schöne pazifistische Tugend ist. Mit aller Schärfe aber behaupten wir, daß die objektiven Wirkungen des Pazifismus grade in sittlicher Beziehung sehr verdächtig sind. Wir bestreiten den Pazifisten nicht, daß ihr Traum schön ist, wir behaupten aber, daß sie im Dienst einer sehr häßlichen Wirklichkeit stehen. Sie unterhalten nicht subjektiv, wohl aber objektiv logische Beziehungen zur historischen Fäulnis und zur menschlichen Gemeinheit, die in ihrer verderbenbringenden Art nicht scharf genug hervorgehoben werden können.

Die Annahme, daß der Pazifismus doch eine so schöne und edle Bewegung sei, die man darum aus angeborener Gutmütigkeit auch ruhig fördern könne, ist in der Tat ein gefährliches Lotterbett der Gedanken. Die moralischen Eigenschaften, die man den Vertretern der pazifistischen Ideen zubilligen will oder muß, gehen uns als Volk überhaupt nichts an. Als Volk haben wir es lediglich mit dem sachlichen Kern und den sachlichen Wirkungen der Bewegung zu tun. Die aber sind dem historischen Verfall viel näher verwandt, als dem historischen Fortschritt.

Die Pazifisten wollen den Krieg unmöglich machen, indem sie seine angebliche moralische Abscheulichkeit mit feurigen Worten malen. Ich denke, die Schwindsucht ist nicht weniger abscheulich und fordert im Laufe der Jahre wahrscheinlich mehr Opfer als der Krieg. Trotzdem ist noch kein Mediziner auf den subtilen Einfall geraten, sie ausrotten zu wollen, indem er ihre häßlichen Wirkungen in marktschreierischer Weise schildert. Alle Ärzte sind sich über den selbstverständlichen Satz klar, daß man die Schwindsucht nur ausrotten kann, indem man ihre Ursachen ausrottet. Das erfordert wissenschaftliche Arbeit, Hingebung, Opfermut, und grade

gesunde Volk **selber** aber wird zum Krieg so leicht keinen Anlaß geben und wird ihn vor allen Dingen **bestehen** können, wenn er **trotzdem** kommen sollte. **Verbrennen wir den pazifistischen Plunder** und arbeiten wir im großen Stil für die leibliche und **seelische** Gesundheit unseres Volkes. Dann rüsten wir sowohl den Frieden, wie den Krieg. „Türmer."

Denen, die in die Türkei fahren.

Verbreitet von der Deutsch-Türkischen Vereinigung in Berlin.

Man lerne unbedingt und unter allen Umständen die Sprache, **ehe** man hingeht; zunächst ist nur Vulgär-Türkisch erforderlich. Das höhere Studium kann später im Orient nachfolgen, wo auch die Kenntnis des Neugriechischen, besonders bei Geschäftsverbindungen, sehr wertvoll ist. Für den täglichen Gebrauch muß die Verständigung in Türkisch flott und leicht gehen, sonst ist gar nichts zu erreichen.

Man trete bei der Ankunft nicht wie ein Eroberer oder wie ein Erlöser auf, sondern man mache still und bescheiden den Beobachter. Nicht etwa gleich einen ungebügelten Fes aufsetzen und fröhlich grinsend jeden Türken mit Salamaleikum begrüßen! Solche Witze passen dort durchaus nicht hin, aus wie freundlicher Gesinnung sie auch kommen mögen. Je stiller und einfacher das Auftreten, desto größer der Erfolg.

Man verscheuche nicht Bettelkinder und dergleichen, so lästig sie auch sein mögen, mit Stockschlägen, Steinwürfen oder Schelten. Erstens gehen sie doch nicht, zweitens blamiert man sich dabei und es heißt nur: „Natürlich, wieder so ein aufgeregter Deutscher!" Diese Dinge sind Geduldsproben; man habe die größere Geduld von beiden Teilen und zeige dabei die schöne, warme Seite des deutschen Wesens, nicht die rauhe, laute Feldwebelart.

Man schimpfe nicht bei jeder Gelegenheit: „Schweinewirtschaft! Lodderei! Schlamperei!", selbst wenn es stimmt. Man lobe nicht zugleich die heimischen Verhältnisse über den Schellenkönig — „ja, bei uns in Berlin! . . ." — sondern man bedenke, daß man durch so lautes Wesen nur verstimmt und verscheucht, ja dem deutschen Ansehen schadet. Diese Art der „Kolonisation" überlasse man vertrauensvoll England.

Man denke nicht, man müsse den Türken eine „höhere Kultur" bringen; die dortige Kultur ist älter als die unsere. Ob sie besser oder schlechter ist, ist Geschmacksache.

Man sei niemals jovial und kordial (Auf-die-Schulter-klopfen: „Na, Alterchen, wie steht's?" und dergleichen). Diese Verkehrsart wirkt auf den Türken verletzend, und wenn sie noch so gut gemeint ist. Das „gute Meinen" ist ein Fallstrick dort. Man versuche von der stillen, gemessenen Art des Orientalen anzunehmen, auch wenn sie einem gar nicht liegt.

Man trage keine Eile zur Schau; wenn man auch innerlich fiebert vor Ungeduld, zeige man sich doch nach außen ruhig, freundlich, gleichmäßig und mit ungemessener Geduld und Zeit ausgerüstet. Man kommt damit schließlich am schnellsten zum Ziel.

Man verfalle nicht in den Fehler, die orientalische Ruhe für Stumpfsinn anzusehen. Diese Ruhe, die alles an sich herankommen läßt und nie die eigentliche Meinung durchblicken läßt, bedeutet das Übergewicht des Orientalen über den Westeuropäer. Sie birgt alle Möglichkeiten, die des Stumpfsinns nie. Man hüte sich vor ihrem Einfluß auf die eigenen Entschlüsse! Sie bringt durch ihre Unerschütterlichkeit den festesten Gedankenbau ins Wanken. Soweit diese Ruhe sich auf Schicksalsfügungen bezieht, halte man sie nicht für stupiden Fatalismus. Sie ist vielmehr die Kraft des Ertragens und der Unbezwinglichkeit, und ihr Name ist — Gottvertrauen.

sich die Pazifisten nicht. Solange diese Ursachen bestehen, ist die Schwindsucht selber kein Übel, sondern eine notwendige Rache der Natur und ein notwendiger Hebel des Forschritts. Die Natur spricht ungefähr so: „Ihr bietet mir Daseinsbedingungen, die ich nun einmal nicht annehmen kann. Ihr mißhandelt mich durch verderbliche Arbeit, verderbliche Wohnungen und verderbliche Genüsse. Ihr tut das immer wieder und immer wieder. Auf die Warnungen eurer Gelehrten hört ihr nicht. Wohlan, so erkläre ich euch den Krieg. Ich schlage euer Geschlecht mit Tuberkelbazillen tot und werde damit fortfahren, bis ihr die Daseinsbedingungen aufhebt, die mir unerträglich sind." Wenn wir die Schwindsucht in diesem Sinn als eine furchtbare Weckerin des Gewissens auffassen, ist sie dann nicht vielleicht ein Segen und ein Geschenk des Himmels? Sie ist die Rache der mißhandelten Natur. Wo aber würde in Arbeit und Genuß die Mißhandlung der Natur ein Ende finden, wenn nicht schließlich die Rache der Natur zur Einkehr mahnte?

Übertragen wir das auf den Krieg. Jeder Krieg hebt zunächst seine eigenen Ursachen auf und schafft eine anormale historische Situation aus der Welt. Das ist aber noch lange nicht alles, was von ihm ausgeht. Wir leiden im Frieden — wie an der Schwindsucht — an einer ganzen Reihe von schweren sozialen Krankheiten, die aufzuheben alle ernsten Geister bemüht sind. Massenarmut, Entartung der Rasse, Naturentfremdung im steinernen Elend der Großstadt, verderbliche Lebensgewohnheiten, Prostitution, Verbrechen, — das ist so eine Auswahl der Dinge, die ein modernes Volk bedrohen und die ein modernes Volk in bestimmten Grenzen halten muß, wenn seine Kinder sich der Sonne freuen sollen. Nun ist aber der moderne Krieg ein Volkskrieg. Er kann überhaupt nur von einem gesunden Volk geführt und gewonnen werden. Wenn die Gesundheit eines Volks im Frieden untergraben und vernichtet wurde, ist die Niederlage auf dem Schlachtfeld gewiß. Schärft dann aber der Krieg nicht das Verantwortungsgefühl der Menschen? Straft er sie nicht durch schwere Katastrophen, wenn die gewissenhafte Arbeit des Friedens versäumt wurde? Ist er nicht ein Stachel und Antrieb, all die Dinge aus der Welt zu schaffen, die ein Volk schwach und krank machen? Wenn er das aber ist — ist er dann nicht eine Triebkraft der Entwicklung von ungeheurer Wucht? Ruft er den Völkern nicht zu: „Besinnt euch auf euch selber! Bleibt gesund, oder es ist um euch geschehen!" Spricht nicht durch den Krieg der Ernst der Geschichte zu uns? Und was könnte uns Schlimmeres begegnen, als daß man diesen großen, heiligen, furchtbaren Ernst mit moralischen Schmähworten herabsetzt, ohne auch nur eine der bestehenden Kriegsursachen aufzuheben? Wirkt es nicht, als wenn eine schwere Heimsuchung Gottes mit sentimentalem Gekeif empfangen würde, statt daß man sie wie ein Mann auf sich nehmen und seine Lehren aus ihr ziehen sollte? Unserer Jugend könnte gar nichts Schlimmeres geschehen, als daß sie Pazifisten ihr Ohr liehe. Es wäre der sichere Weg zu Verantwortungslosigkeit, zu Schlaffheit und Verfall. Vielleicht auch zu schönen Redensarten. Nur daß wir in diesem Gewinn keinen ausreichenden Ersatz zu erblicken vermögen.

Noch einmal: wir bezweifeln nicht, daß zum mindesten die redlichen Pazifisten subjektiv von durchaus idealistischen Beweggründen geleitet werden. Sachlich aber berühren sie sich mit der feisten Gemeinheit, die das träge Wohlsein der Sinne über alles andere stellt. Es gibt für ein Volk in der Tat nur ein Mittel, den Krieg nach besten Kräften einzudämmen: selber gesund sein an Leib und Seele. Dann sind wir zwar noch lange nicht im pazifistischen Himmel, weil immer noch der Nachbar den Krieg wollen oder nötig machen kann. Das

Man trage eine sichere und tiefe Vaterlandsliebe zur Schau, so man sie besitzt; hat man sie — traurigerweise — nicht, so berühre man diese Frage nie, denn der Türke hält Hingabe an das Vaterland für den Kern alles männlichen Empfindens und schätzt vieles danach ein.

Man bedenke, daß das Nationalgefühl des Türken jetzt besonders gehoben ist: nach langer Unterdrückung besinnt er sich auf seine frühere Größe. Darum halte man ihm die Hilfe Deutschlands nicht vor, sondern preise eher seine eigenen Leistungen, die es ja auch verdienen. Erwähnt man unsere tatkräftige Hilfe gar nicht, so wird uneingestanden ihr Vorhandensein desto stärker empfunden werden. Kurz: man schone den neuerwachten Stolz und das gesteigerte Selbstbewußtsein; verletzt man diese Gefühle, so verschließt man sich nur Pforten, die sich beim Eingehen auf dieselben leicht öffnen würden.

Die Summe alles Gesagten ist für Orientfahrer die: Ihr seid Lernende! So ihr als Lernende hingeht, als Lernende um euch schaut und lebt, so muß euch das Wissen von der Art des Volkes, in dessen Mitte ihr weilt, wie eine reife Frucht in den Schoß fallen. Der Lernende aber muß Geduld haben, stilles Beobachten und liebevolles Eingehen. Else Marquardsen.

*

Bedeutsame Zahlen.

In der Septemberfolge der „Deutschen Hochschulzeitung" finden wir eine vergleichende Übersicht über die Hörerzahl der k. k. Universität Wien, die ein lehrreiches Beispiel für den Anteil der Deutschen an der Verteidigung unseres Vaterlandes bietet. Danach betrug die Gesamtzahl der ordentlichen Hörer im Friedenswintersemester 1913/14 8748, wovon 1501 aus Galizien und der Bukowina stammten. Im Kriegswintersemester 1915/16 war die Gesamtzahl auf 4075 gesunken, während der Anteil der Studenten aus Galizien und der Bukowina sich auf 1655 erhöht hatte. Noch deutlicher zeigt sich dieses Verhältnis, wenn man die Besuchsziffern der einzelnen Fakultäten in den erwähnten Vergleichszeiten in Betracht zieht. Im Wintersemester 1913/14 stammten von den Juristen 537 aus Galizien und der Bukowina, 3113 aus den übrigen Kronländern Österreichs, an der philosophischen Fakultät war das Verhältnis 217 : 1359, bei den Medizinern 733 : 1608. Im Wintersemester 1915/16 finden wir dagegen folgende Zahlen: 632 Juristen aus Galizien und der Bukowina stehen bloß 831 aus den übrigen Kronländern gegenüber, bei den Philosophen ist das Verhältnis 412 : 670 und bei den Medizinern gar 596 : 416. Da von den Hörern aus den übrigen Kronländern Österreichs mindestens ein Drittel Nichtdeutsche sind, ergibt sich die wichtige Tatsache, daß die Deutschen jetzt in der Kriegszeit an der Wiener Universität in der Minderheit sind. Aus all dem lassen sich recht bemerkenswerte Schlüsse auf die Teilnahme der deutschen Studentenschaft am Kriege ziehen. Ist doch die Zahl der Studierenden aus Oberösterreich von 224 auf 75, die der Hörer aus Salzburg gar von 75 auf 11 gesunken. Dr. Hans Plaß knüpft an diese Tatsache folgende beherzigenswerte Mahnung: „Wenngleich die slawische und die nichtdeutsche Mehrheit unter der Hörerschaft der Wiener alma mater nur eine vorübergehende Erscheinung bilden wird, so besitzt sie doch die allergrößte Bedeutung. Während nämlich Tausende deutscher Hörer jetzt schon das zweite Jahr im Felde stehen und in ihrem Studium schwere, nicht mehr gut zu machende Schädigung erleiden, vollenden die nichtdeutschen Hörer ihre Studien und kommen dadurch in die Lage, die durch den Krieg entstandenen günstigen Gelegenheiten auszunützen und die besten Stellen im deutschen Sprachgebiete zu besetzen. Wir müssen daher gerade vom völkischen Standpunkte aus die

Man höhne nicht über den „Kef“ (dolce far niente) des Orientalen. Er ist nicht das gleiche wie das Faulenzen der Neapolitaner. Der Türke spannt bewußt aus, zieht sozusagen die Fühlfäden der Seele ein; es ist ein Ausruhen aller Aufnahmefähigkeiten, welches jung und frisch erhält.

Man verlache nicht die zeremonielle orientalische Art mit ihren vielen Höflichkeiten und Komplimenten; vielmehr versuche man sie — ohne zu karikieren — abgemildert mitzumachen, und füge sich den vielen Anforderungen des Gastrechts. Dinge, die anscheinend nebensächliche Kleinigkeiten sind, fallen hier schwer ins Gewicht.

Man betrete nie mit schmutzigen Stiefeln ein türkisches Zimmer; so man es vermag, ziehe man seine Schuhe aus. Wenn man eine Moschee besucht, lache man nicht beim Gehen mit den großen Schlappen, die man immer verliert, sondern bleibe ernst und ruhig.

Sieht man einen betenden Moslim, so tue man, als bemerke man ihn nicht und gehe still weiter. Neugieriges Beobachten verletzt ihn, stilles Weiterschreiten nimmt er für Achtung seiner Andacht. Jede frivole Bemerkung über fremde oder eigene Religion unterlasse man, da des Türken Sinn tief ehrfürchtig ist und er andere Gesinnungsart nicht versteht.

Sieht man türkische Frauen, einfacher oder vornehmer Art, so blicke man zur Seite. Das Betrachten einer Frau, sei es noch so flüchtig, ist für den Moslim die größte Beleidigung derselben und ein Zeichen gemeiner Gesinnung des Mannes.

Man spreche nie mit einem Mohammedaner über Frauen; weder ernsthaft noch scherzend; es ist dieses ein Ding der Unmöglichkeit. Ebenso frage man einen Türken nie nach dem Befinden seiner „Frau Gemahlin“ oder sonstiger Familienmitglieder, außer männlichen Angehörigen. Die Höflichkeit einer Frau gegenüber besteht für einen fremden Mann im Ignorieren ihres Daseins.

Man lasse sich nie verleiten, galante Annäherung an Mohammedanerinnen zu versuchen, wenn es auch noch so mundgerecht gemacht wird. Hier herrschen mittelalterliche Bräuche, die man nicht aufstören darf, wenn man an seinen Leben hängt.

Man lasse sich nie in Gesellschaft leichter Weiber oder angeheitert von einem Türken sehen; er kommt über den verächtlichen Abscheu, den ihm dieses Gehaben einflößt, nie hinweg.

Man hüte sich vor den Levantinern, so freundlich und dienstwillig sie einem auch entgegenkommen mögen. Sie sind durch ihre geschmeidige Art eine große Gefahr für den Deutschen im Orient. Ihre unsauberen Methoden lassen es niemals ratsam erscheinen, sich mit ihnen zu verbinden. Sie sind die natürlichen Gegner des Türken in geschäftlicher Beziehung, so wie die Deutschen seine natürlichen Verbündeten sind.

Man bedenke, daß der Türke jetzt mehr als je bereit ist, alles Gute vom Deutschen zu glauben. Er ist der Stille, Wartende; bringen müssen wir ihm unser Wesen und dann Antwort empfangen. Beim Orientalen ist alles, selbst das Geschäft, auf ethische Momente gestellt. Fühlt er freundschaftliche Gesinnung — und er ist sehr feinfühlig —, wird das leichte Netz nicht zerrissen, das zwischen den Seelen schwebt, so wird er alles Gute tun, was in seiner Macht steht. Auch das Geschäft ist hier Gefühl, kann es wenigstens sein, und das Gefühl will Stille, Wärme, Zeit. Man suche dieses sich zu vergegenwärtigen.

Man bedenke, daß der Orientale eine stillfröhliche Kinderseele hat. Harmloser Frohsinn, so er von innen heraus kommt und nicht zu laut wird, ist ihm Entzücken. Er zeigt sich dem Bringer solchen Frohsinns von seiner schönsten Seite. Das kindliche Märchenempfinden im Deutschen ist dem Orientalen nahe verwandt; hier könnten sich unsere Seelen immer treffen und tun es so oft nicht. Warum? Man ist entweder zu laut oder man geniert sich und verstummt; beides ist falsch.

ihrer Waffen überzeugt seien. Wie gesagt, der Empfang war „herzlich" und man umarmte sich gewiß einige Male, um die Herzlichkeit auch öffentlich zu zeigen . . . Aber was wird man wohl unter vier Augen, unbeachtet von den Zeitungsschreibern, miteinander gesprochen haben? Ob auch da der Siegeszuversicht mit dem Brustton der Überzeugung Ausdruck verliehen wurde? Vielleicht nicht; nein, ganz gewiß nicht. Es wäre ja auch erstaunlich, wenn der geflüchtete König der Schwarzen Berge Tochter und Tochtermann mit dankbarer Zuneigung überschüttet hätte. Zuerst trieb man ihn in den Krieg, gelobte ihm alles Mögliche und Unmögliche, träumte davon, die tapferen Montenegriner würden das brüchige Österreich über den Haufen rennen, aber als es dann so anders kam, als der Lovzen fiel und die kleine Bauernarmee kapitulieren mußte, um nicht gänzlich vernichtet zu werden, da rührte sich keine rettende Hand in Rom, in Paris und in London. Der Verbündete wurde preisgegeben, aufgeopfert und nur Achselzucken beantwortete seine Bitte um schleunige Hilfe . . .

Nikita war stets ein kluger Diplomat und mit seiner großen Spürnase witterte er immer das Richtige — bis zu dem Tag, da er uns den Krieg erklärte. An diesem verhängnisvollen Tag täuschte er sich. Neutralität hätte ihm besser, hätte ihm allein gefrommt. Anfangs ließ sich seine Sache zwar recht gut an, doch als die Monarchie endlich genügend Truppen frei hatte, um auch im Süden Ordnung zu machen, wandte sich das Blatt und der Zwergstaat war dem Untergang geweiht. Nochmals — knapp vor Torschluß — bewährte sich die politische Begabung Nikitas und er wünschte mit uns Frieden zu schließen. Schon schrieb er einen de- und wehmütigen Brief an Kaiser Franz Josef, auf dessen Ritterlichkeit bauend, und er verrechnete sich nicht. Er hätte sicherlich in Wien jene Nachsicht gefunden, die ihm seine Freunde nicht zuteil werden ließen, die von ihm viel über seine Kraft forderten. In diesem Augenblick, dem letzten vor der Vernichtung, fiel die eigene Familie über den alten Herrn her und zwang ihn durch moralischen Druck, seine Unterwerfung unter das siegreiche Österreich zu widerrufen. Gefruchtet hat der Widerruf nichts mehr, Montenegro war verloren, in den Händen der k. u. k. Armee, doch der König, das Opfer seiner Töchter, wurde landfremd — „elend", wie es im Altdeutschen lautete — und setzte bei Nacht und Nebel auf einem gemieteten Boot über die bittere Adria, um in der Fremde das Gnadenbrot zu essen. Monate hauste er in der Stille, von allen beargwöhnt, und dann kam er wieder einmal nach Rom . . . Warum wohl? Um Tochter, Schwiegersohn und Enkel zu begrüßen; sagt man. Herzlich zu begrüßen, solange die unerbittlich schnüffelnden Journalisten anwesend waren, die in die Welt der Entente hinausposaunen, Nikita sei von dem Enderfolg seiner Verbündeten felsenfest überzeugt . . . Es wurde uns leider nicht mitgeteilt, was die hohen Herrschaften sich unter vier Augen zu sagen hatten. Ob nur „Herzliches"? Ob nicht der alte Mann aus den Schwarzen Bergen wehmütig in den breitesten Lehnsessel des Quirinals sank und mit gebrochner Stimme fragte: „Warum habt ihr mich in den schrecklichen Krieg hineingehetzt? Warum habt ihr mich mit meinem kleinen Heer nutzlos verbluten lassen? Warum habt ihr mich gehindert, Frieden zu schließen, als ich schon verloren war und ich noch retten wollte, was zu retten war . . ." Vermutlich warf sich der König von Italien in die schmale Brust und versicherte fremdklingend, man würde über die schrecklichen Deutschen und Österreicher ganz gewiß siegen. Und jegliche Herzlichkeit war aus den Worten Nikitas geschwunden, als er darauf entgegnete: „Das glaubst du ja selber nicht, Re piccolo . . ."

P. L. M.

nachdrückliche Forderung erheben, daß freiwerdende Stellen auf keinen Fall nichtdeutschen Bewerbern dauernd verliehen werden. Es wäre übrigens auch der schnödeste und gemeinste Undank, die Braven, die ihr Leben für das Vaterland einsetzen, um ihre zukünftige Daseinsmöglichkeit zu betrügen. Diejenigen Stellen, die es angeht, seien daher beizeiten ernstlich gewarnt!“

*

Neutralität.

Ach, wie streng die deutsche völkerrechtliche Theorie mit dem Begriff „Neutralität“ verfährt! Sie gestattet nicht einmal den verhältnismäßig bescheidenen Ausdruck „wohlwollende Neutralität“, weil in dem Worte „wohlwollend“ schon etwas Parteiliches liegt, und Unparteilichkeit ist — nach der Theorie — das hervorstechende Merkzeichen dessen, was sie unter „Neutralität“ versteht. Und wie sieht es dagegen in Wirklichkeit aus! Was nennt sich heute nicht alles neutral! Abgesehen von Griechenland, das vom Vierverband, der bald ein halbes Dutzend unterstützender Mitglieder zählen kann, vergewaltigt wird, und von der Union, die Großbritannien und dessen Verbündete fast unbedingt unterstützt, während sie für das Deutsche Reich nur Unhöflichkeiten, wenn nichts Schlimmeres hat! Dänemark, Norwegen und andere sind auch nicht so „neutral“, wie es unsere Völkerrechtslehrer mit gerunzelter Stirn verlangen, und nur die Schweiz bemüht sich, die Grundsätze der Lehrbücher getreulich zu befolgen — weil in der Schweiz eben das deutsche Element Staatspolitik macht. Als aber das Deutsche Reich durch Belgien marschieren mußte, um die dunkelsten Pläne seiner Feinde zu stören, da tat man in aller Welt entsetzt. England kümmert sich einen blauen Dunst um „Völkerrecht“ und was damit zusammenhängt, wenn es ihm nicht in den Kram paßt, aber die bösen Deutschen sollen verhalten werden, jeden veralteten, durch die Entwicklung bereits überholten Paragraphen streng einzuhalten. Es wird nun interessant sein, ob nach dem Krieg besonders die deutsche Wissenschaft vom Völkerrecht und der Neutralität nach wie vor an ihren verstaubten Begriffen festhalten wird, oder ob sie nach den Erfahrungen dieses Krieges ihre Thesen einer neuerlichen kritischen Untersuchung unterzieht. Bei der Vorliebe von uns Deutschen für Theorien und Systeme, auch dann, wenn sie mit den Tatsachen im krassesten Widerspruch stehen, muß man beinahe fürchten, daß es auf dem Papier mit der „Neutralität“ als unbedingter Unparteilichkeit gegen beide Teile der Kriegführenden beim Alten bleiben wird. Es geht doch nichts über Kathederweisheit, die in der gewärmten Studierstube vorzüglich gedeiht, aber die herbe Luft der Wirklichkeit nicht verträgt!

*

Ein herzlicher Empfang.

Als der aus seinem Lande geflohene König von Montenegro kürzlich seine Tochter und den Schwiegersohn in Rom besuchte, wurde er feierlich empfangen. Feierlich, ja, aber es fehlte etwas an Begeisterung, was man nach der Lage der Dinge nur sehr begreifen kann. Montenegro ist ganz und gar in Feindeshand und sein Herrscher wandert heimatlos in Europa umher, auf die Freigebigkeit seiner Bundesgenossen angewiesen, die ihn etwas knapp halten. Ein besiegter, vertriebener Fürst ist kein angenehmer Gast, zumal er vielleicht hie und da äußern mag, daß man ihm Hilfe und Unterstützung versprach und mit seinem kleinen, aber tapferen Heer im Stich ließ ... Vater und Tochter, Schwiegervater und Schwiegersohn, tauschten vor dem „Volke“ und den Spitzen der italienischen Regierung herzliche, zuversichtliche Worte, die alle darauf hinausliefen, daß sie von dem endgültigen Sieg

Liegt nun ein Schiff so tief, daß wir es nicht mehr erreichen können, so unterliegen seine Teile und sein Inhalt einer allmählichen Veränderung, von der nur Weniges ausgeschlossen ist. Zu diesem Wenigen gehört vor allem das Gold, das sich ja auch in Jahrmillionen nicht verändert. Ebenso beständig wie das Gold ist das Platin. Es gehört hierzu merkwürdigerweise auch das Wachs, hat man doch in Skandinavien ein Wikingerschiff gefunden, das völlig unverändertes Wachs an Bord hatte. Auch das Silber wird lange Zeit unverändert bleiben, doch erscheint es nicht ausgeschlossen, daß es sich allmählich an der Oberfläche oder sogar ganz in Chlorsilber umwandelt, weil das Meerwasser die gelösten Chlorverbindungen des Natriums und Magnesiums enthält. Der Rumpf unserer heutigen Schiffe besteht meist aus Eisen, das, um es vor dem Angriff der Meerestiere zu schützen, vielfach noch mit einem Kupferüberzug versehen ist; aber auch Holzschiffe sind aus dem gleichen Grunde sehr häufig mit Kupferplatten beschlagen. Auch auf Eisen und Kupfer wirken die Chlorsalze des Meerwassers ein, es bilden sich Chlorverbindungen dieser Metalle, die sämtlich in Wasser löslich sind. So kommt es, daß sich der ganze Schiffsrumpf nach Verlauf einer gewissen Zeit aufgelöst haben wird, ja selbst die gewaltigsten Geschütze, die eines unserer untergegangenen neuzeitlichen Kriegsschiffe getragen hat, sowie seine Panzerungen und Maschinen werden diesem Auflösungsprozeß unterliegen und nach und nach spurlos verschwinden. Dauerhafter erweisen sich unter Umständen die hölzernen Schiffe. Zwar werden sich an ihrem Rumpfe zahlreiche Bohrmuscheln und sonstige Bewohner des Meeres ansiedeln, die am Holz Wohlgefallen finden und es allmählich zerstören. Es ist aber fraglich, ob dieses Zerstörungswerk durch Tiere auch in sehr großen Meerestiefen noch stattfindet. Dagegen wissen wir, daß Hölzer von Waldungen, die in früheren Perioden unserer Erdentstehung vom Meere verschlungen wurden, einem Verkieselungsprozeß unterlagen. In den Zellen des Holzes lagerte sich Kieselsäure ab, und zuletzt besteht der ganze Stamm anstatt aus Zellstoff, also aus organischer Substanz, aus Kieselsäure, einem Mineral unorganischer Natur. An den Stellen, wo eine Zerstörung des Holzes durch die Tiere und Pflanzen des Meeres nicht stattfindet, wird vielfach auch beim Schiffsrumpf die Verkieselung einsetzen, und tatsächlich hat man schon vereinzelt Überreste von Schiffsplanken gefunden, die mehr oder minder verkieselt waren. Sinkt das Schiff hingegen an Stellen, wo sich auf dem Meeresgrunde kalkhaltige Ablagerungen bilden, so kann sehr wohl ein Abdruck seiner Form im Kalkschlamm entstehen, in ähnlicher Weise, wie wir ja in unseren Kalkgesteinen noch vielfach Abdrücke alter Pflanzen- und Tierformen finden. Das Holz selbst verschwindet und nur der Abdruck gibt vielleicht dem Forscher späterer Zeiten von seiner Form und Struktur Kunde. Ähnlich geht es mit allen anderen organischen Stoffen, die sich auf dem Schiffe befanden — ihr versteinerter Abdruck wird, wenn das, was Meeresgrund war, einst als Land aus dem Ozean hervortaucht, vielleicht nach Jahrmillionen dem Geologen wertvolle Kenntnisse über die Vergangenheit und über den jetzigen Weltkrieg vermitteln.

Wer hat Andreas Hofer erschossen?

Von Prof. M. Mayr, Innsbruck.

Andreas Hofer war am 20. Februar 1810 um 11 Uhr vormittags in Mantua den Heldentod gestorben. Von einem Grenadierbataillon begleitet, ein Kruzifix in der Hand, war er zum Richtplatz geführt worden. Eine Augenbinde hatte er zurückgewiesen und stehend hatte er selbst das Kommando gegeben, worauf ihn zwölf Schüsse niederstreckten und ein dreizehnter Gnadenschuß aus unmittelbarster Nähe

Was wird aus den gesunkenen Schiffen?*

Von Dr. Albert Neuburger.

Sage und Geschichte haben uns die Kunde von gewaltigen Schätzen vermittelt, die auf dem Grunde des Meeres ruhen. Die Frage, ob es jemals gelingen wird, diese Reichtümer zu heben, hat schon vielfach die Gemüter beschäftigt, ja es wurden sogar Gesellschaften gegründet, deren Aufgabe darin besteht, dem Meere seine vielleicht vor Jahrhunderten verschlungene Beute zu entreißen. Bis jetzt waren aber ihre Bemühungen meist vergeblich. So bemerkenswert die Bestrebungen auch sind, die darauf abzielen, die in den Tiefen des Ozeans ruhenden Millionen oder Milliarden wieder an das Tageslicht zu fördern, so gibt es neben dieser rein wirtschaftlichen Frage doch noch eine andere, in wissenschaftlicher Hinsicht jedenfalls interessantere, nämlich die: welche Veränderungen alles das, was das Meer verschlungen hat, im Laufe von Jahrtausenden erleidet.

Manche Aufschlüsse hierüber geben uns die Dinge, die wir den Wogen wieder entreißen konnten. Anderes lernen wir aus der Beschaffenheit der Küsten und der in ihren Formationen enthaltenen Überreste, wieder anderes zeigen uns die Versteinerungen, bei vielen aber sind wir auf die Schlüsse angewiesen, die wir aus den bisherigen Ergebnissen unserer wissenschaftlichen Forschung ziehen können. Nehmen wir also an, ein mit Schätzen beladenes Schiff sei gesunken, so wird die Beantwortung der Frage, was aus ihm wird, in erster Linie davon abhängen, wo es in den Wogen verschwand. Geschah dies an einer nicht allzu tiefen Stelle, so wird man baldmöglichst zu Bergungsarbeiten schreiten, und dank der heutigen Hilfsmittel unserer Technik wird es gelingen, den größten Teil des Inhalts, ja vielleicht sogar das ganze Schiff wieder an die Oberfläche des Meeres zu befördern. Die Taucher vermögen heute bis in eine Tiefe von etwa sechzig Metern hinabzusteigen, längere und andauernde Arbeiten können sie jedoch nur in Tiefen bis zu ungefähr vierzig Metern ausführen. Hier ist also im allgemeinen die Grenze für die Hebungsmöglichkeiten unserer heutigen Technik. Die Hebung selbst vollzieht sich dann in der Weise, daß Taucher in die Tiefe steigen, die alle undichten Stellen des Schiffes gut dichten. Alle Luken werden geschlossen, worauf das Auspumpen des in den Schiffsraum eingedrungenen Wassers erfolgt. Dieser Raum wird dann mit Luft oder anderen Gasen gefüllt, so daß das Schiff gleich einer Schwimmblase an die Wasseroberfläche emporsteigt. Man kann aber auch so viele luftgefüllte Kästen am Schiffsrumpf anbringen, daß ihr Auftrieb genügt, ihn emporzuheben. Ist diese Art der Hebung nicht möglich, und liegt das Schiff in einer den Tauchern noch zugänglichen Tiefe, so fördert man wenigstens die darin enthaltenen Schätze zutage. Zu diesem Zweck werden mit Hilfe von Kranen Ketten in die Tiefe hinabgelassen, an denen die einzelnen Fässer, Geschütze usw. befestigt und in die Höhe gezogen werden. Neuerdings hat man versucht, Bergungsarbeiten auch in noch größeren Tiefen vorzunehmen, indem man eiserne Schächte baute, die hinabgesenkt werden und in deren Innern der Taucher hinabsteigt. Da der Schacht beim Hinablassen unten geschlossen ist, so kann kein Wasser eindringen. Der Taucher leidet also nicht unter der Last der auf seinen Schultern ruhenden Wassersäule. Ist das Schiff, was ziemlich schnell geschieht, vom Meeressande bedeckt worden, so wird dieser mittels besonderer Saugeinrichtungen weggesaugt. Im allgemeinen bleiben Schiffe, die in größeren Tiefen als zehn Meter ruhen, zunächst ziemlich unversehrt, da die Wirkung der Wogen selbst bei heftigem Sturm nicht weiter als etwa fünf bis acht Meter in die Tiefe reicht.

* Dieser fesselnde Aufsatz ist Reclams Universum entnommen.

E. von Handel=Mazzetti. (M.=Gladbach, 1916, Volksvereinsverlag, G. m. b. H.)

Äußerlich ein unscheinbares Werkchen ist es, das uns die große Erzählerin bietet, aber vollgepfropft von Menschenliebe .Der Blumenteufel ist ein junger Tiroler Soldat, der in Galizien verwundet monatelang im Linzer Spitale lag und von dem die Dichterin erzählt. Sie ist eine der Schutzpatroninnen des Spitals und besonders den Tiroler Soldaten hat sie in ihr mitleidiges Herz geschlossen, so daß er nach schwerer Krankheit und bitterem Heimweh durch ihre Vermittlung in die Heimat fand. Es ist eine einfache Erzählung, die manchmal in Plauderei ausweitet — aber den Geist der Handel=Mazzetti spürt man auf jeder Seite. Ein Kriegsbüchlein ohne Grausamkeit und Haß. Die Tiroler besonders haben sich über diese Schrift zu freuen, sie singt den Tirolern, aber auch aller Kindes= und Mutterliebe und Güte ein hohes Lied. — Herausgegeben ist das Büchlein vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit.

Aus Forst und Flur. Vierzig Tiernovellen von Hermann Löns. Mit einer Einleitung von Karl Soffel, einem Bildnisse des Dichters und 15 Lichtbildern freilebender Tiere. (Leipzig. R. Voigtländers Verlag.)

„Mein schönes Turteltäubchen,
Noch eine kurze Zeit,
Mein schönes Turteltäubchen,
Dann halte dich bereit!
Kommt der Mond zum dritten Male,
Bin ich wiederum bei dir.
Einen Orden will ich tragen
Als ein tapfrer Grenadier."

Aber er war nicht wiederum bei ihr . . . Wir wissen es: Mitten aus Leben und Lied hat dieser liebe, innige Dichter den Heldentod gefunden auf fremder Erde. Daß aber dieser blühende Geist auch Forscher war und daß der Forscher dem Dichter in nichts nachsteht, ja vielmehr dessen Liebe entnahm und sie wunderbarlich um seine Geschöpfe wob, ums Glücklein der Feldmaus und übers Leidchen des Zaunkönigs, um den schlanken, schnittigen Feldhahn und 's windprüfende Wieselweibchen, das war uns neu.

Und fürwahr, es macht's ihm keiner nach! Das liegt bei ihm eben in dieser herrlichen Vereinigung von Wissenschaft und Kunst und nur dadurch konnte so Vollbürtiges zustande kommen. Seien wir ehrlich: Wie viele unsrer Schriftsteller wissen denn eingehender Bescheid in der Natur? Wie viele haben sich denn wirklich eingefühlt auch ins Leben der Tiere, wenn man sich dabei entsinnt, daß es außer Amsel, Nachtigallen und allenfalls weidenden Kühen auch noch andres geflügeltes oder vierbeiniges Getier geben soll? Man fände kaum etliche, sicher aber keinen, unserm Löns hierin Ebenbürtigen, so daß man ruhig sagen kann: Da steht er einzig!

Ich bitte euch, lest diese Schilderungen! Genießt sie und werdet staunend gewahr, wie euch jede Seite bereichert, wie ihr mitfühlt und mitleidet mit all den Geschöpflein, die nichts wissen vom Morden der gesitteten Menschen. K. D. Zwerger.

Der Völkerkrieg. Eine reich illustrierte Chronik seit dem 1. Juli 1914. Herausgegeben von Dr. C. H. Baer, 8. Band. Preis gebunden Mark 4·50. (Stuttgart, Verlag Julius Hoffmann.)

Von der im Verlage von Julius Hoffmann in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Der Völkerkrieg" liegt nun der 8. Band (Heft 71—80) abgeschlossen vor. Er behandelt den italienischen und den türkischen Krieg, beide bis Anfang August 1915; es fallen in diese Zeit u. a. die drei ersten Isonzoschlachten, die Dardanellenschlacht vom März 1915 und die Landkämpfe auf der Halbinsel Gallipoli. Hat man ein solch abgeschlossenes Ganzes, wie es jeder Band bietet, vor sich, so tut sich die reiche Ausgestaltung und schöne Gliederung, in welcher der gewaltige Stoff vor Augen geführt wird, erst recht deutlich hervor. Der „Völkerkrieg" beschränkt sich bekanntlich nicht auf die Darstellung des eigentlichen Kriegsverlaufs; es werden auch alle Grundlagen und begleitenden Umstände, soweit sie dem vollen Verständnis dienen, miteinbezogen: Einrichtung der Heere, geographisch=strategische Verhältnisse, Hilfsquellen (besonders auch die Volkswirtschaft), Fragen der Politik und der Völkerpsychologie. Gerade auf diesen Gebieten weiß der „Völkerkrieg" das Beste beizubringen, so im vorliegenden Band die Aufsätze: Italien, Tirol und Triest von Graf Monts, der Weintraubenverkäufer von Ahmet Hikmet, die politische Bedeutung, die Lage und die Verteidigung der Dardanellen von Generalmajor Bahr. Man blättere diesen schön ausgestatteten Band durch: welch reicher Bilderschmuck! Hier sind den Kriegsschauplätzen die ansprechendsten Landschaftsbilder abgewonnen worden, und ein Zug von Wehmut mischt sich in den Genuß des Beschauers. Aber auch die Abbildungen von Truppenteilen: wie voll Leben, Frische und oft sogar Humor ist das alles! Der Band enthält Karten des gesamten italienischen Kriegsschauplatzes, der Tiroler und der Isonzo=Front, der Küste des Adriatischen Meeres sowie des Kriegsgebiets an den Dardanellen. B. B.

Von Sadowa nach Sedan. Vom Grafen Stephan Tisza, kgl. ungar. Ministerpräsidenten. Autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von Dr. J. Schwartz. (Warnsdorf i. B. Ed. Strache.)

In diesem Buche wollte Graf Tisza seinen Ungarn wohl den Werdegang des Deutschen Reiches unter Bismarcks mächtiger

tötete. Soviel war bisher über den Vollzug des napoleonischen Bluturteils an dem Helden Tirols bekannt.

Erst vor einigen Jahren wurde durch die Veröffentlichung eines Werkes über die Soldaten aus dem damaligen Herzogtum Luxemburg in den Heeren Napoleons I. von 1792 bis 1815 (Karl Schrack, Les Luxembourgeois soldats de la France) Näheres über Hofers letzte Augenblicke bekannt. Michael Eiffes, der Sohn eines wohlhabenden Landwirtes aus dem malerisch gelegenen Befort bei Echternach in Luxemburg, Feldwebel bei den Grenadieren des 2. Bataillons des 13. Linienregimentes in Mantua, hatte den traurigen Auftrag erhalten, mit 12 Mann das Todesurteil zu vollziehen. Er berichtet in seinen persönlichen Aufzeichnungen, daß er, auf dem Richtplatze angekommen, im entscheidenden Augenblicke nicht den Mut fand, das todbringende Kommandowort zu sprechen. Als infolgedessen der starkmütige Hofer selbst „Feuer" kommandierte, zielten die erregten Grenadiere so ungeschickt, daß sich Eiffes genötigt sah, sein eigenes Gewehr anzuschlagen. Er gab Hofer einen Schuß ins Ohr.

Michael Eiffes ist im Jahre 1780 geboren und starb am 21. Oktober 1821 als angesehener Bürgermeister seines Heimatsdorfes Befort. Vom Jahre 1800 bis 1814 hatte er fast alle großen Schlachten Napoleons mitgemacht, war 1813 zum Unterleutnant beim 1. Bataillon seines Grenadierregimentes befördert worden und zeichnete sich als solcher in der Völkerschlacht bei Leipzig aus. Im Jahre 1806 hatte er sich an der Eroberung der Festung Laibach hervorragend beteiligt, im Jahre 1809 nahm er an den Kämpfen in Tirol und an der Schlacht bei Wagram teil, wo er einen Bajonettstich erhielt und gefangen genommen wurde, bald aber wieder zu seinem Korps nach Italien zurückkehrte.

Bücher

Der Gaukler von Bologna. Roman von Franz Karl Ginzkey. (Leipzig. L. Staackmann.)

Magister Boncompagno heißt der Gaukler von Bologna, eine Figur, halb Genie, halb Schwindler, der seine Zeit zu blenden suchte — ein Versuch, der ihm nur mit Unterbrechungen gelang. Ginzkey bewährt sich auch in diesem Buch wieder als der Romandichter, der mit gedämpftem Humor erzählt und schildert. Das alte Italien, das uns so freundlich anmutet — vielleicht nur deshalb, weil wir es immer durch die Brillen unserer deutschen Dichter sehen — ersteht in dem Buch und ergötzt durch die tollen Streiche des „Gauklers" und der Studenten, und auch durch die heitere Grandezza einiger Professoren der Universität Bologna. — Die Hauptgestalt ist Betisa Gezzadini, der erste weibliche Doktor, den die Universitätschroniken wahrscheinlich aufzuweisen haben. So liest sich die Geschichte angenehm und ermunternd. Ein Roman, der für den Weihnachtsmarkt des Buchhandels viel Gutes verspricht. K. L.

Aus der stillen Zeit. Wiener Roman aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Von Vinzenz Chiavacci. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Co.)

Dieses teils heitere, teils ernste Buch, das der heimgegangene Dichter und Humorist seinen Freunden hinterließ, ist reich an köstlichen Schilderungen und originellen Gestalten, von denen manche dem „echten Wiener vom Grund" noch wohlbekannt sein dürfte. Wir Jüngeren freuen uns daran als an einer Welt von Humor und Frische. Wie entzückend mutet zum Beispiel die Figur des „Handküssers" an, der Frauen auf der Straße die Hand küßt und sie dafür — entlohnt! Und so wie dieser so auch andere Gestalten. Der echte Volksroman mit all dem, was das Volk in Büchern zu schätzen weiß, kommt unserer Zeit gerade recht. Längstvergangene glückliche Tage blinzeln zwischen den Zeilen und Seiten in die graue Gegenwart herein ...

P. L. M.

Der Blumenteufel. Bilder aus dem Reservespital Staatsgymnasium in Linz. Von

der schon erstarrten Überlieferung und der freien Gestaltung durch den Künstler. So ist ein Gemeingut des Volkes im hübschen Gewand dargeboten, zur Freude aller jener, die die herrliche Wachau kennen, und zur Unterhaltung der Übervielen, die daraus den Zauber uraltheiligen geschichtlichen Bodens fühlen — dadurch vielleicht angeregt, die Stätten der oft legendaren Vorkommnisse selbst kennen zu lernen. V. E. S.

Slowenische Kriegs- und Soldatenlieder. Aus Kunst- und Volksdichtung ins Deutsche übertragen von Dr. Rudolf v. Andrejka (Laibach, Katholische Buchhandlung, 1916. Zugunsten der Kriegsfürsorge.)

Die vorliegende, mit reichem Bildermaterial geschmackvoll ausgestattete Sammlung enthält eine stattliche Anzahl slowenischer Gedichte und Volkslieder aus dem Zeitraum von fast einundeinhalb Jahrhunderten, genug, um in einer, wie mir dünkt, sehr sorgfältigen Übersetzung einen angenehmen Einblick in das reiche Gefühlsleben der slowenischen Lyrik zu tun, die auch im Munde der Dichter stets volkstümlichen Charakter behält, was auf die Naturnähe der dichterischen Begabungen dieses Volkes schließen läßt. Unter den Kunstliedern finden sich warm empfundene und von Vaterlandsliebe durchglühte Gedichte, die auch in der Übersetzung noch Frische und Ursprünglichkeit bewahrt haben, die Volkslieder sind von großem historischen Interesse, besonders die beiden über Laudon bei Belgrad und Radetzky; schade, daß die Singweise, die doch zum wesentlichsten Bestandteil eines jeden Volksliedes gehört, nicht wenigstens je in einer Zeile beigefügt ist. Sie würde trotz Besonderheit des Textes den einzelnen Liedern doch erst das eigene nationale Kolorit geben. Mit Absicht hat der Herausgeber die Aufnahme der erst im Weltkriege neuentstandenen Gedichte vermieden, doch weisen zahlreiche der älteren Lieder, die wohl der steten Spannung mit dem welschen Nachbar entsprossen, merkwürdig in die blutigen Ereignisse der Gegenwart herüber. Eine Ode des bedeutenden slowenischen Lyrikers Simon Gregorčič „An die Soča" (Isonzo) sagt in prophetischer Weise schon vor 36 Jahren den großen Kampf voraus. Der wertvollen Sammlung, in der der Verfasser zeigen wollte, wie im slowenischen Volke die ererbte Treue zur Dynastie und die Liebe zum Vaterlande sich als Grundlagen nationaler Kultur in organischer Harmonie im Laufe der Jahrhunderte entwickelt haben, ist auch im Hinblick auf den patriotischen Zweck eine weite Verbreitung zu wünschen. Dr. B. P.

Hausmusik. Richard Stöhr, Acht Lieder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. (Leipzig. C. F. W. Siegels Musikalienhandlung [R. Linnemann]).

Schon die gute Auswahl der Texte schuf dem Tondichter einen festen Grund für sein weiteres Arbeiten und war mitbestimmend für das schöne Niveau seiner Lieder, mit denen Stöhr einen weiteren Schritt nach aufwärts getan hat. Ein einheitlicher ernster Zug, ich könnte nicht sagen, worin er gerade besteht, verbindet die acht Gesänge, die sich insgesamt durch noble und aparte Behandlung der Melodiestimmen und durch interessante Harmonien auszeichnen. Stürmisch bewegt, in rhapsodischem Ton „Am Meere" (M. Greif), wie ein kräftiger Holzschnitt „Prometheus" (P. Hille), sehr still und innig „O, bleibe treu den Toten" (Storm), weit ausholend, mit großem Zuge „Weißt du wo?" (K. E. Knodt), und zwei fröhlichere Dinge „Im Walde" und „Wohin mit der Freud". Ich wünschte, daß die schönen, tief angelegten Lieder zahlreiche Freunde und Sänger fänden. —rtn—

Büchereinlauf.

Der Königssohn, der zweite Band der friederizianischen Trilogie von Paul Schulze-Berghof. (München. Hugo Schmidt Verlag.)

George Sand, Ein Buch der Leidenschaft. Von Dora Duncker. (Berlin. Rich. Bong.)

Der Hauptmann. Eine Erzählung aus dem Weltkriege. Von Armin Steinart. (Stuttgart u. Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.)

Die Liebe siegt. Schauspiel von Karl Heinz Hill. (Darmstadt. H. L. Schlapp.)

Sieg. Ein Kriegsbuch von Ferdinand Gruner, Buchschmuck von Prof. August Brömse. (Warnsdorf i. B. Ed. Strache.)

Schriften zur Erforschung des Deutschtums im Ausland, I. Band: **Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart.** Von Bischof D. Dr. Fr. Teutsch. (Leipzig. K. F. Koehler.)

Postkarten des „Heimgarten"

Durch ein Versehen blieb im Oktoberheft bei der Erzählung „Der Marquis de Schärfenberg" die Angabe des Verfassers: Hans Ludwig Rosegger fort.

Führung erzählen. Es heißt für uns volkstümlicher „Von Königgrätz nach Sedan". Durch die autorisierte Übersetzung des Werkes aus dem Ungarischen liegt das Buch auch in deutscher Sprache in einem schmucken Bande vor. Aber es handelt sich darin nicht bloß um eine nackte Tatsachengeschichte der Entwicklung des Deutschen Reiches, sondern mit seltener und vielleicht nur wenigen möglicher Kenntnis der inneren Vorgänge, der Akten und diplomatischen Verhandlungen und Konferenzen wird uns der diplomatische Werdegang des ersten deutschen Kanzlers und seine Schöpfung, das große Deutsche Reich, geschildert.

Somit hat Tisza zunächst ein neues Bismarckbuch geschaffen, und zwar ein originelles, in dem der Diplomat den Diplomaten in seiner Arbeitsstube aufsuchte, zu erfassen und uns zu schildern und zu erläutern verstand. Die Liebe und Verehrung, mit der er Bismarcks Schaffen beleuchtet und hervorhebt, die Sorgfalt, womit er allen Einzelheiten, allen Geschehnissen, die zum Verständnis Bismarcks beitragen können, nachgeht, und der bisweilen oft scharfe Tadel seiner Gegner und Widersacher lassen uns erkennen, daß Bismarck das diplomatische Vorbild des Grafen Tisza ist, Und das macht das Buch kostbar und wertvoll. Es läßt uns den Diplomaten Tisza erkennen und verstehen. V.

„Das ist Altöstreichs Siegesschritt!" Ein Buch von Habsburgs Kriegen und Siegen. Von Oskar Hellmann. Mit Bildnissen und Buchschmuck. (Hellmann in Glogau.)

In diesem Sommer jährten sich zum 50. Male die Tage von Custoza und Lissa, zwei Ehrentage von Habsburgs Heer und Flotte. Die Gedenkfeiern fielen in die Zeit blutigsten Ringens, in eine Schicksalszeit für Österreich-Ungarn, wie sie das Doppelreich wohl ähnlich schon, aber nie schwerer sah. Wie damals durch das siegreiche Heer der Glaube an Österreich wieder aufgerichtet wurde, so ist es auch heut die zuversichtliche Hoffnung aller Vaterlandsfreunde, daß Österreich-Ungarns an Ehren und an Siegen reiche Armee die schwere Kraftprobe des Weltkrieges bestehen und die Erwartungen der Feinde auf Zerfall der Donaumonarchie zuschanden machen wird. Zu dieser Zuversicht berechtigt ein Blick in die Vergangenheit, wie ihn Oskar Hellmanns soeben erschienenes Buch tun läßt. Im Mittelpunkt der Darstellung stehen vier Helden, die vier große Zeiten in Österreichs Geschichte verkörpern: Prinz Eugen, General Laudon, Erzherzog Karl, Graf Radetzky. — Es ist eines der stärkendsten Bücher aus der Geschichte Österreichs.

Deutsche Geschichte für das deutsche Volk. Von Dr. Albrecht Wirth. (Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung.)

Der bekannte Münchner Historiker Dr. Albrecht Wirth hat sich der Aufgabe der Herausgabe einer kurzen Geschichte des deutschen Volkes unterzogen. Nicht in dem trockenen Ton des Geschichtschreibers, auch nicht in der Form eines gründlich sorgfältigen Aneinanderreihens der geschichtlichen Vorgänge tritt Dr. Wirth in dem Büchlein an den Leser heran, sondern in flottem, unterhaltendem Plauderton, dabei aber doch in geschichtstreuer Darstellung schildert der Verfasser die Entwicklung des deutschen Volkes von der „Eroberung der deutschen Heimat bis zum Zeitalter der Weltpolitik (1871 bis 1916)", Gerade in der jetzigen Zeit ist es doppelt notwendig und auch für viele ein Bedürfnis, den geistigen und materiellen Werdegang unseres Volkes kennen zu lernen oder sich ins Gedächtnis zurückzurufen. G.

An Bord. Kriegserlebnisse bei der schwimmenden und fliegenden Wehrmacht Deutschlands. Von Anton Fendrich. (Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung.)

Man kann beim Lesen des Büchleins verfolgen, mit welch tiefer innerer Wärme Fendrich die Vorgänge bei der Marine in sich aufgenommen hat. Aus solchem Empfinden heraus muß er auch seine Eindrücke niedergeschrieben haben. Das ganze Bändchen ist ein Heldenlied von den Taten und dem Schaffen unserer Marine. V.

Das vergnügte Büchel. Aus deutscher Dichter und Maler Kunst gesammelt von Ferdinand Avenarius. 372 Seiten auf Dünndruckpapier mit 250 Zeichnungen und Schattenschnitten. (München. Georg D. W. Callwey.)

Heiteres für den Schützengraben, aber zugleich Feines: Ermunterndes, aber zugleich Erwärmendes, Erquickendes! Als der Kunstwart mit Avenarius „Fröhlichem Buch" den „Humor als Seelsorger ins deutsche Haus" lud, öffneten sich ihm so viele Türen, daß von dieser schon der Art nach einzigen Anthologie aus Wort und Bild deutscher Meister bereits 50.000 Stück gedruckt werden konnten. Nun ist, wie von dem „Hausbuche deutscher Lyrik", auch vom „Fröhlichen Buch" eine Feldausgabe auf Dünndruckpapier erschienen, damit der Humor-Seelsorger auch als Kamerad Feldprediger hinausgehe. V.

Wachausagen. Erzählt und allen Freunden der goldenen Wachau gewidmet von Josef Wichner. (Krems a. d. Donau. F. Österreicher.)

Das Büchlein ist halb die dankenswerte Arbeit eines Forschers, halb die Gabe eines Dichters. Die Sagen sind nicht trocken wiedergegeben und auch nicht blumig umgeformt, sondern ihre Form hält die Mitte zwischen

Kaiser Franz Josef †

Ein Herrscherleben endete, das köstlich gewesen, weil es Pflichterfüllung, Arbeit und Mühe gewesen. Als der junge Prinz den Thron bestieg, erschütterte Kanonendonner die Grundfesten des Staates und über der Bahre des Greises donnern wieder die Geschütze. Und gleichwohl war Franz Josef I. ein Friedenskaiser, denn nie zog er das Schwert zum Angriff.

Der König der Könige nahm dem kaiserlichen Herrn das Szepter aus den Händen, ehe der endliche Sieg erkämpft war.

Aber Franz Josef der Gütige, Franz Josef der Getreue durfte noch das Morgenrot einer glücklicheren Zukunft seines Reiches schauen.

4. Verzeichnis der Bausteine für das Lehrer-Erholungsheim.

154	Bausteine bereits ausgewiesen	. . . .	K 30.800·—
155.	Baustein: Gemeinde Osseg, Bhm.	. . . .	„ 200·—
156.	„ Lehrerverein Mürzzuschlag	. . . . . .	„ 200·—
157.	„ Regierungsrat Gustav Rusch - Wien	. . .	„ 200·—
158.	„ Schulrat Sommert - Wien	. . . . . .	„ 200·—
159.	„ Spar- und Darlehenskassenverein Oberbaumgarten, Bhm.	. . . .	„ 200·—
160.	„ K. A. Freih. Bachofen v. Echt d. Ä. - Wien	.	„ 200·—
161.	„ Gemeinde Bodenbach, Bhm.	. . . .	„ 200·—
162.	„ Franz Albertini in Niederhof	. . . . .	„ 200·—
163.	„ Dr. Roman Diviak - Dillingen	. . . . .	„ 200·—
164.	„ Landeshauptstadt Troppau	. . . . . .	„ 200·—
165.	„ Prof. Freiherr v. Eiselsberg - Wien	. . .	„ 200·—
166.	„ Bezirksausschuß Pfraumberg, Bhm.	. . .	„ 200·—
167.	„ Gemeinde Neudorf-Herrlich	. . . . . .	„ 200·—
168.	„ Bezirksausschuß Komotau-Sebastiansberg, Bhm.		„ 200·—
169.	„ Österreichische Waffenfabriksgesellschaft	. .	„ 200·—
170.—189.	„ K. u. k. Kriegsministerium	. . . . . .	„ 4.000·—
190.	„ Österreichisch-ungarische Bank	. . . . .	„ 200·—
191.	„ Dr. Peter Rosegger	. . . .	„ 200·—
192.	„ W. A. Richters Söhne	. . . .	„ 200·—
193.—197.	„ Karl Freiherr v. Skoda	. . . .	„ 1.000·—
198.—217.	„ Anglo-Österreichische Bank	. . . .	„ 4.000·—
218.	„ Stahlwerk Rudolf Schmidt u. Comp. - Wien		„ 200·—
219.	„ Stadtgemeinde Seestadtl, Bhm.	. . . .	„ 200·—
220.—224.	„ Wiener Bank-Verein	. . . .	„ 1.000·—
225.	„ A. Gerngroß-Aktiengesellschaft - Wien	. . .	„ 200·—
225	Bausteine	Summe	K 45.000·—
165	Einzel-Spenden mit einem Betrage von	. . . . .	K 4.508·09

Übersicht:

Als Bausteine gezeichnet	K 45.000	= 225	Bausteine.
Für Sammelbausteine gezeichnet	„ 4.508·09	= 22	„
Summe . .	K 49.508·09	= 247	Bausteine.

Am 1. Oktober 1916.

Für den Alpenheimausschuß des Deutsch-österreichischen Lehrerbundes:

Emil Bayer, Zahlmeister,

Wien, 19., Heiligenstädterstraße 3. Post-Scheckkonto Nr. 80.089.

Bei Peter Rosegger sind mittlerweile seit 15. September 1916 noch folgende Bausteinanmeldungen eingelangt:

K. A. Heß, Werksdirektor, Krieglach, 1 Baustein	200 K
Karl Knaur, Privatier in Mitterdorf, Mürztal, 1 Baustein . .	200 „
Hermann Bührlen, Großgewerke, Wartberg, Mürztal, 5 Bausteine	1000 „
Gebrüder Bleckmann, Großgewerke, Mürzzuschlag	4000 „

Die Schriftleitung ersucht dringend, unaufgefordert keine Beiträge einzuschicken. Sie leistet auch keinerlei Gewähr für Rücksendung.

(Geschlossen am 20. September 1916.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: Hans Fleder. — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.



3. Heft Dezember 1916 41. Jahrg.

Florians Meisterstück

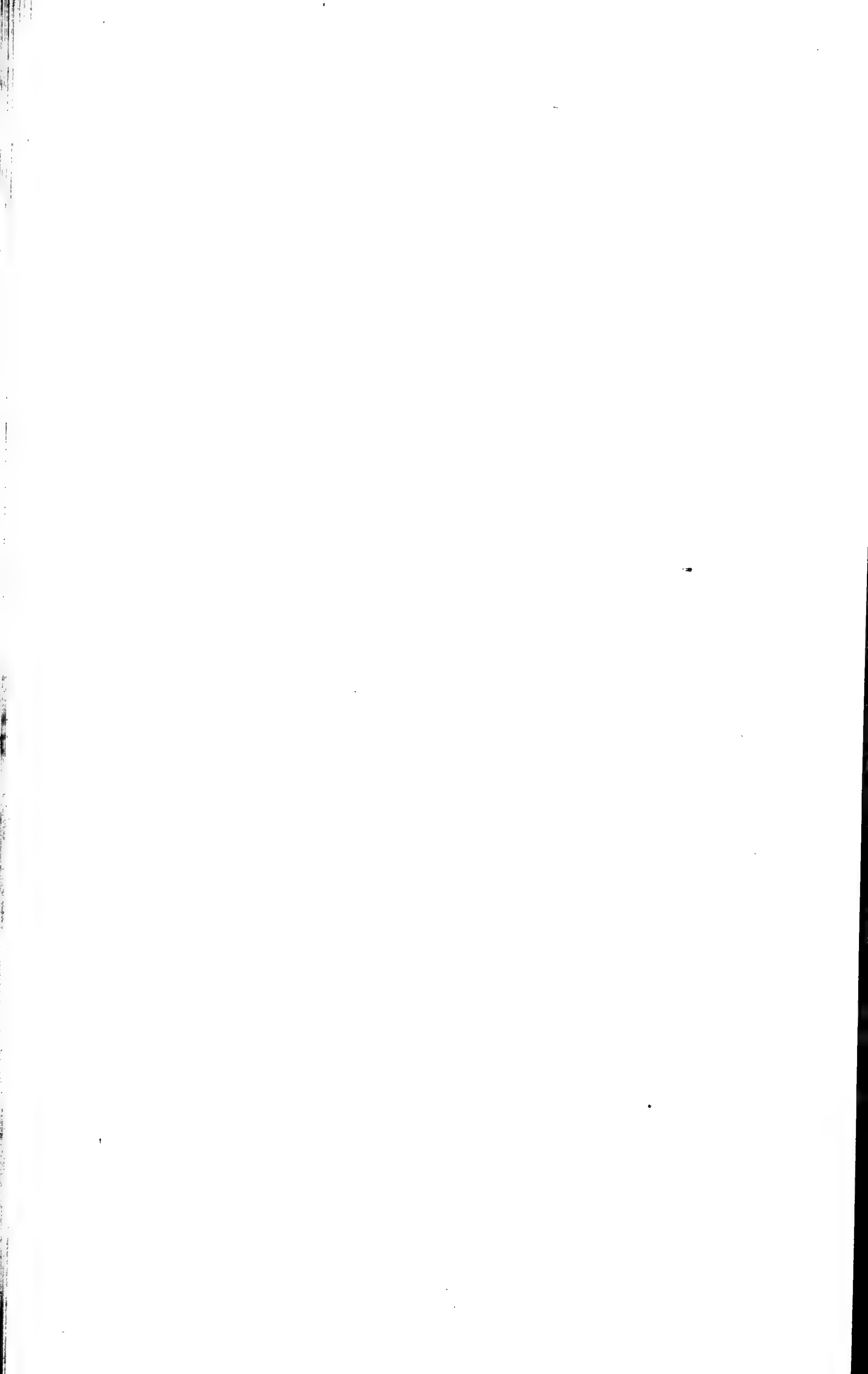
Eine dunkle Geschichte von P. L. Münzer.

(Forsetzung.)

III.

Nach einem kalten, ermunternden Morgenbad fühlte sich Peter Florian erfrischt und gestärkt, der Frühtee mit den belegten Brötchen mundete vorzüglich und die gute Stimmung wurde auch durch das unfreundliche graue, regnerische Wetter nicht sonderlich beeinträchtigt. Am Bahnhof kaufte er einem unablässig „Mo—o—o—rningpapers" brüllenden Jungen die neuesten Zeitungen ab, aber las vorerst nicht darin, sondern schaute aus dem Fenster auf Washington. Die elektrische Fernbahn sauste und surrte. Wie ihn die Bundeshauptstadt doch in manchem an Mannheim erinnerte! Die ganze Anlage mit den rechtwinkligen Straßenzügen, die Nummern oder Buchstaben trugen, während nur die breiten Avenuen Eigennamen führten. Dazu hier am Potomac wie drüben am Rhein dasselbe Streben und dieselbe Sehnsucht nach einer Tradition, die neuen Städten naturgemäß fehlt. Daher die zahlreichen monumentalen Bauwerke in antiken Stilen, die eine historische Vergangenheit vortäuschen sollten. Der moderne Reichtum maßte sich rückwirkende Kräfte an.

Erst als der Zug durch die grüne Landschaft eilte, blätterte Florian in den Zeitungen und begnügte sich mit der Feststellung, daß sie weder



unausgesprochenen Schluß durch einen bezeichnenden Luftgriff an. „Werde im „Observer“ darüber schreiben!“

Endlich langte der vierspännige Leichenwagen an und hinter ihm ein paar Dutzend Autos mit dem Pastor, den Familienangehörigen des Verstorbenen und den Trauergästen. Eine Abteilung Matrosen hob den silbrigen Metallsarg vom Wagen und trug ihn zur Gruft.

Sowie die Leute ausgestiegen waren und wartend herumstanden, begann Dick Tom: „Chefadmiral Brookes neben Admiral Kirk — sieht der nicht wie der leibhaftige Jonathan unserer Witzblätter aus? Nur den grauen Zylinder mit dem umgewickelten Sternenbanner vermißt man. Noch weiter links Kapitän Cahier von Unterseeflottille und Kapitän Walthari . . .“ Die Namen perlten und Florian dachte, die Offiziere seien ihm sehr gleichgiltig.

Der silbrige Sarg fuhr in die Gruft hinab und die Rollvorrichtung summte leise.

Der Pastor redete und redete salbungsvoll, erwähnte die hohen Tugenden des Toten, den ein Herzleiden, das er sich im Beruf zuzog, allzu früh seinen Angehörigen und der Marine, die ihn zu ihren Besten zählte, entriß.

Wieder tippte Dick Tom an Florians Schulter: „Bitte, übersehen Sie die Herrschaften nicht — Duniphan senior, seine Tochter Bessie und seinen Schwiegersohn, den Staatssekretär Mowling. Ich möchte das Kapital besitzen, das diese drei Leute repräsentieren, denn auch der Staatssekretär hat sein Scherflein im Trockenen — Kunst, bei dem Schwiegervater!“ Duniphan senior glich einem eleganten Hausknecht, der Nacken quoll ihm faltig über den Hemdkragen und Riesenhände staken in noch riesigeren schwarzen Handschuhen. Mowling strich von Zeit zu Zeit den stark zugestutzten Schnurrbart und blinzelte gelangweilt; seine Frau tupfte hin und wieder mit einem feinen Taschentüchlein ihre Nase trocken und trippelte von einem Fuß auf den anderen. Mehr nahm man von ihrem eigentlichen Wesen unter dem dichten Schleier nicht aus.

Auch alle Übrigen schien die Zeremonie kalt zu lassen.

Abermals machte sich Dick Toms Mitteilungsbedürfnis bemerkbar: „Sir, nun ist eine interessante Persönlichkeit an der Reihe — der Kapitän Okamoto von der japanischen Botschaft.“ Ein Hinweis, wo Okamoto stand, war füglich überflüßig, denn er war der einzige anwesende Japaner, und beinahe schon übertriebene Rassenmerkmale kennzeichneten ihn: Eine kurz- und o-beinige Gestalt in einer goldstrotzenden Uniform; gelb, häßlich, unangenehm, schwarzhaarig, wie ein kostümierter Affe, der bereit ist, sich zu produzieren. Und das gekniffene, unregelmäßige Zitronengesicht lächelte ein ewiges unverschämtes Lächeln, das Lächeln eines unergründlichen Inselvolkes.

den Tod Duniphans noch irgendwelche Tatsachen meldeten, die damit zusammenhängen konnten.

In Arlington langte er ziemlich weit vor der Zeit, für die die Beisetzung angesetzt war, ein, und bummelte eillos zum Heldenfriedhof der Union. Da wucherten Zypressen, Trauerweiden, Rosenbüsche und Efeu über Gräber und Grabsteine und Grüfte. Hier nahm die vaterländische Erde die verdienten Präsidenten der Vereinigten Staaten, die Generäle und Soldaten des Sezessionskrieges und des jüngsten Feldzuges gegen Spanien auf Portorico, Cuba und den Philippinen auf. Peter Florian buchstabierte Namen und Inschriften und merkte gar nicht das Nahen eines kleinen Männchens in einem Anzug, wie ihn bessere Arbeiter an Feiertagen tragen. Das Männchen blieb mit einem zuwartendem klugen Ausdruck in dem kleinen Gesicht vor ihm stehen und zog den Schlapphut: „Nicht wahr, Herr Doktor Florian, wenn ich nicht irre. Alles stimmt mit der Beschreibung, die mir der Herr Polizeileutnant gab, überein: Weißes Haar, braunes Gesicht mit Brille. Ich heiße Dick Tom. Ich sah Sie schon auf dem Bahnhofe in Washington, aber wollte nicht stören, da Sie sich Zeitungen kauften. Haben jetzt wohl schon gelesen? Ich kalkuliere, Sie können mich hier gebrauchen; kenne alle Leute, auf die man heute rechnen darf. Schlechtes Wetter übrigens, wir kriegen Regen, kalkuliere ich. Ich werde Ihnen die zu erwartenden Anwesenden aufzeigen wie ein Tierbändiger die Bestien, die er dem Publikum vorführt. Ist's recht, Sir? Wenn nicht, so empfehle ich mich. Mancher will lieber allein sein, mancher in Gesellschaft. Gewohnheit. Der Eine denkt leichter ohne Unterstützung, beim Andern muß man beizeiten nachschieben, kalkuliere ich."

Florian war die Begleitung des Detektivs recht und sie schritten nebeneinander eine Grabreihe entlang bis zu einer offenen Gruft an der Umfassungsmauer, die auf den Commander wartete.

Dick Tom meinte: „'s ist sonst nicht Sitte, daß man hier begraben wird, ohne daß man ein berühmter Staatsmann, ein großer Feldherr oder sonst ein Schlachtenheld ist, aber beim Commander Duniphan machte die Friedhofsverwaltung eine Ausnahme, gewiß auf Wunsch Roosevelts, zu dem die Macher der Eiskompagnie gute Beziehungen haben, kalkuliere ich."

Florian lobte die Güte der vier Biographien und dankte dafür.

„Bitte! Bitte!" wehrte der Detektiv ab. „Die Hauptsache bleibt, daß ich für jedes Wort darin meine Hand ins Feuer lege." Er wischte den Schmutz seiner Schuhe im Gras ab: „Elende Wege vom Bahnhof her. Muß mir die Stiefel frisch wichsen lassen; kostet zehn Cents. Die Regierung könnte ihre Helden auch durch ein Asphaltpflaster oder mit Holzstöckeln ehren. Die Automobilisten sind gegen Asphalt. Wahrscheinlich war auch Geld dafür ausgeworfen, aber —" und er deutete den

Dick Tom zog sich bescheiden zurück und flüsterte nur: „Wenn Sie etwas benötigen — Telephonnummer 4326. Good bye!" Und verschwand.

„War der Kerl ein Bekannter?" forschte der Admiral.

„Ja, ein Bekannter."

„Da haben Sie sich auch nicht den vornehmsten Bürger der Vereinigten Staaten ausgesucht. Einsteigen, mein Junge!" Er schob Florian auf den Ehrenplatz und steckte ein Priemchen Tabak zwischen die gelben Zähne.

Das Auto blökte durch eine breite, endlose Chaussee und hupte die Menschen an, die über die Fahrbahn trotteten. Ein heftiger Sturzregen setzte ein und überflutete die Landschaft.

Samuel Kirk, an seinem Priemchen kauend, plauderte: „Das wäre ohne Beinbruch überstanden und es war eine trockene Angelegenheit, abgesehen von der nassen Nase der Mrs. Mowling. Tja, Bruder bleibt Bruder, hin und her. Benahm sich übrigens gestern nachmittags, als mich die ganze Familie besuchte, recht vernünftig und verlangte für sich einen venetianischen Wandschrank aus der Wohnung des Commanders. Stritten deshalb auch ein bißchen. Ja, so sind die Weiber! Da heiratet man besser nicht und frettet sich so-so durchs Leben. Geht auch. Hat Samuel Kirk bewiesen." Auf einmal wurde er trüb: „Beinahe könnte einem der Duniphan, ich meine meinen Commander und nicht den alten Halsabschneider, leid tun, obwohl er nichts taugte. Ohne Salzwasser eingegraben werden, ist für einen Seemann bitter. Gewöhnlich heult wenigstens die Familie, wie's so Sitte ist. Bei ihm war sie, scheint's, nur höllisch froh, daß sich der Lüdrian eigenhändig davonstahl . . ." Und hier lachte er fröhlich: „Sie sind ja anderer Ansicht, lieber und werter Freund, und ich dränge niemandem meine Meinung auf, ich will Ihnen nur einige Tatsachen mitteilen, die Sie hoffentlich bestimmen werden, nicht mehr von Mord und Totschlag zu träumen. Traumlos schläft sich's auch ruhiger."

Florian öffnete den Mund zu einer Frage.

Der Admiral winkte ab: „Nicht jetzt, nicht in dem Geratter. Ernsthafte Sachen müssen bei Tabak und in der Stille erledigt werden. Damit es keine Mißverständnisse gibt." Den Rest der Fahrt schwieg auch er.

Im Ministerium warteten einige Leute, die zu Samuel Kirk wollten. Ordonnanzen und Offiziere. Er entschied barsch: „Nachmittag!"

Der alte Steuermann schlich spähend hinter seinem Vorgesetzten und dessen Besuch drein, als sei er mit der neuen Freundschaft durchaus nicht einverstanden.

Ein Grinsen zum Ohrfeigen! dachte Peter Florian.

Und der Pastor redete und redete so herzlich und so lange, wie die Taxe von zweihundertfünfzig Dollars es gebot. Für hundert Dollars pflegte er sich bedeutend kürzer zu fassen und gar nur für fünfzig sagte er einem Toten kaum die landläufigsten guten Eigenschaften nach. Indessen wanderten die Blicke Florians von Samuel Kirk zu Kapitän Okamoto und zurück zu Samuel Kirk, wonach er sich sagte, daß beide nicht am Grab eines Menschen standen, der ihrem Herzen teuer gewesen. Da fiel ihm einer ein, der gewiß wichtiger war als die anderen, und er fragte den Detektiv: „Wo ist der Leutnant Mac Douglas?"

„Er versteckt sich hinter den Admirälen, kalkuliere ich."

Peter Florian rückte seine Brille zurecht und sah dann über Samuel Kirks Schultern ein brennendes Augenpaar herüberflackern. Davor senkte er seinen Blick. Die Augen hatten etwas Heißes, Glühendes.

Über dem unfernen Fort Arlington kreisten sumsend vier Zweidecker und erhöhten den ernüchternden Eindruck der Trauerfeier, die zuende ging. Der Pastor schloß seine Rede mit einer gesalbten Phrase.

Dick Tom murmelt: „Die Mexikanerin fehlt und auch sonst sehe ich viele, die nicht da sind. Eigentlich kein Wunder, denn die Zeitungen schwiegen sich bisher über den Tod des Commanders aus. Muß dem alten Duniphan ein hübsches Geld gekostet haben, das goldene Schloß vor die Preßmäuler. Wird auch ihre Gründe haben, die fixe Dollarmaschine, daß sie so tüchtig schmierte, kalkuliere ich."

Er ging neben Peter Florian dem Friedhofausgang zu. „Waren Sie schon in der „Rebe"? Der Besuch dürfte sich rentieren. Dort laufen viele Fäden zusammen."

„Ich möchte jetzt hinfahren. Begleiten Sie mich?"

„Werd' ich in Ihrem Interesse und im Interesse der Sache lieber nicht tun. Könnte alles verderben; bin dort geschätzt wie ein falscher Fünfdollarschein. Wundert mich auch gar nicht, hab ja aus der „Rebe" gelegentlich die feinsten Stammgäste und zwar ein bißchen gefesselt weggeholt. Seitdem liebt mich Mutter Smuls nicht vom Herzen — eher mit Schmerzen." Dann erteilte er einige Ratschläge und nannte die kürzeste Trambahnverbindung: „Die Kneipe liegt schon in der Vorstadt Georgetown, ein wenig abseits von der High Street. Jedes Kind gibt Ihnen dort Auskunft, Sir."

Zwei harte Hände legten sich auf Necks Schultern: „Hello, mein Sohn und Ausreißer! Nein, nein, ausreißen ist nicht! Halten Sie so Ihre Versprechungen? Sie sind mir noch eine interessante Erzählung schuldig. Ich selbst mache keine Schulden, aber ich vergebe auch keine fremden. Warum sollen Sie in dem elektrischen Ratterkasten fahren — ich nehme Sie auf meinem Auto mit."

gung, bereiste zuerst die großen europäischen Städte, wo ich die Organisation des Polizeiwesens studierte, und jetzt durchstreife ich die Vereinigten Staaten, die an der Spitze der modernen kriminalistischen Bewegung stehen. Während meines Besuches beim Polizeileutnant Eliot traf die Meldung von einem Todesfall im Marineministerium ein — und alles Folgende wissen Sie bereits, Herr Admiral. Ich vermochte den Glauben Eliots an einen Selbstmord nicht zu teilen und so kam ich dazu, mich als eine Art Privatdetektiv zu betätigen. Da haben Sie die einzigen Gründe, die mich leiteten und leiten, wenn ich der Sache auf die Spur zu kommen trachte."

Unverholen wohlwollend ruhten die winzigen Blauäuglein Kirks auf Doktor Florian: „Die junge Dame, die dem Verbrechen zum Opfer fiel, muß Ihnen sehr nahe gestanden haben, daß Sie darum Ihre ganze Tätigkeit änderten . . . ."

„Es war meine Frau und der Mörder war ihr eigener Bruder." Peter Florian deutete auf sein gebleichtes Haar: „Das ist über Nacht so geworden."

Es folgte eine Pause.

Als der Admiral wieder das Wort ergriff, sprach er rein sachlich: „Junger Mann, beantworten Sie mir eine Frage — warum glauben Sie eigentlich, daß der Commander ermordet wurde?"

Weil ein Mensch, der sich seines Lebens entäußert, was gewiß keine Kleinigkeit ist, zu diesem Zweck nicht einen gleichgültigen Akt vor sich hinlegt — und nicht eine ganze Flasche Wein vergiftet, wie es bei Commander Duniphan der Fall war, sondern nur in das Glas, das er auszutrinken gewillt ist, Gift schüttet."

Samuel Kirk zog die stacheligen Augenbrauen hoch in die Stirn: „Also der ganze Wein, auch der in der Flasche, war mit Indianergift gemischt?"

„Der ganze Wein, auch der in der Flasche."

Der Admiral brachte seine Brauen wieder an ihren alten Platz: „Das ist sicherlich sonderbar . . . . . Nein . . . . Oder ja, ich begreife, daß diese außergewöhnliche Tatsache Sie zu dem Schluß verleitete, eine fremde Hand mischte den Trank, der Duniphan das Leben kostete. Und doch, und doch . . . ." Er zwirbelte den spitzen Kinnbart: „Sie irren sich, Sie irren sich ganz bestimmt." Erlauben Sie, daß ich Ihnen sage, wie ich mir die Angelegenheit zurecht lege. — Der Commander trug sich aus Gründen, die ich Ihnen genau darlegen werde, schon lange mit dem Gedanken, sein wertlos gewordenes Dasein abzuschließen, und plötzlich — zufällig beim Studium des Aktenstückes — übermannte ihn neuerlich eine mächtige Abscheu vor dem Leben, so daß er die Weinflasche aus dem Kasten riß, sie entkorkte, das Gift hineingoß und ein Glas des

In dem einfachen Arbeitszimmer des Admirals, das sich wenig vom Büro 39 unterschied, bot Samuel Kirk Zigarren an: „Eine arg schwarze Sorte, die mancher Magen nicht verträgt. Daß es nur nachher kein Unglück gibt! Ich hab keine besseren Stängel, brauch auch keine besseren, hab für gewöhnlich meine liebe Pfeife, von der die Leute sagen, sie dufte wie Rosenwasser. Weiß ich nicht. Rauchen Sie eigenes Kraut, wenn's beliebt."

Peter Florian dankte für die Erlaubnis und steckte eine Zigarette an.

Sie saßen einander gegenüber, der Admiral vor seinem Schreibtisch und Florian in dem einzigen mit geschundenem Leder überzogenen Lehnsessel.

Samuel Kirk hatte heute eine geradezu väterliche Art und und behandelte den Gast wie einen netten Jungen, der noch nicht ganz reif ist, aber mit dem man sich ein müssiges Stündchen verplauschen läßt. Er fragte: „Sie glauben also unverändert, daß der Commander Duniphan sich nicht selbst vergiftete, sondern von einem lieben Freund oder Feind — was oft dasselbe ist — um die Ecke gebracht wurde?"

Die witzelnde und sich überlegen gebärdende Art Samuel Kirks ärgerte Peter Florian. „Mehr denn je halte ich an meiner Meinung fest, daß der Herr Commander Duniphan nichts weniger als freiwillig Gift zu sich nahm."

„Mehr denn je — mehr denn je!" Der Admiral schnitt eine Grimasse, die sein langes Gesicht seltsam ins Breite zog. O, die Herren Juristen!"

„Verzeihung, ich bin nicht Jurist, ich bin Sprachforscher."

„Was Sie nicht sagen! Sprachforscher! Ja, zum Teufel, wie kommen Sie dann dazu, hinter eingebildeten Mördern herzulaufen?"

„Ich laufe nicht hinter eingebildeten Mördern her."

„Na, dann — wie wurden Sie Detektiv?" Hängt das mit der Sprachforscherei zusammen?"

„Das gerade nicht." Florian überlegte, wie weit er den Admiral in sein Leben einweihen sollte, und entschloß sich nach einigem Zögern, die Hälfte der Wahrheit zu sagen. Möglich war es ja, daß er dann sein spöttisches Mißtrauen ablegte und ihn bei der Untersuchung aus Eigenem unterstützte. Deshalb entgegnete er: „Eine junge mir nahe stehende Dame fiel einem Mordanschlag zum Opfer und der Polizei gelang es nicht, den Täter zu entdecken, geschweige denn, ihn zu fassen. Da nahm ich mich selbst der Sache an, der Zufall war mir gewogen und ich überführte ihn. Er entzog sich übrigens dem Gericht. Dadurch gelangte ich eigentlich wider meinen Willen aufs Gebiet der Kriminalistik, die mich merkwürdig fesselte, so daß ich mich ihr ganz ergab. Nach mehrjährigen theoretischen Studien fühlte ich mich reif zur praktischen Betäti-

Bettelstab brachte. Hören Sie, Sir, wenn ein schwergoldener Dollarmacher wie Duniphan senior den winkenden Bettelstab an dem Galgenstrick seines einzigen Sohnes zum Fenster hinaussteckt und den wimmernden Gläubigern die Tür weist, weil er für Mister Archibald keinen roten Cent mehr bezahlt, dann muß es der süße Boy schon reichlich arg getrieben haben. Und besonders empört war die ehrenwerte Familie mitsamt dem Töchterchen Bessie, daß der Commander, wie aus den Briefen der Carmen hervorgeht, dem Frauenstück die Ehe versprochen hatte! Die Mexikanerin pochte darauf und drohte mit einer gerichtlichen Anzeige wegen Verführung. Als ob so eine verführt würde — ohne daß sie es darauf anlegte! Der Alte gab mir auch einen Brief der Person zu lesen. In der rumort der leibhaftige Satan; sie stellte gleich eine Liste von Forderungen mit Entweders und Oders auf: Entweder sollte er sie heiraten oder sie belangte ihn vor den Geschworenen: entweder sollte er eine Abstandssumme von fünfzigtausend Dollars auf den Tisch legen oder sie schoß sich und ihn über den Haufen — tatsächlich, sie schrieb: „Erst mich und dann dich!" Könnte ihr höllisch schwer werden, das Versprechen zu erfüllen ..... Ja, mein lieber Doktor, so schwimmt das Schiff. Duniphan junior schickte Depesche auf Depesche an seinen Vater und forderte Geld und immer wieder Geld, aber der alte Herr antwortete gar nicht darauf. Sein mütterliches Erbe hatte der Commander binnen zwei Jahren durchgebracht und stand vor der Schande und der Armut. Glauben Sie jetzt, daß er Grund genug hatte, sein bischen Leben wegzuwerfen? Was erwartete ihn denn? Sing-Sing, unser wackeres Zuchthaus, und nachher Arbeit. Und w a s denn arbeiten, wenn einer nichts Rechtes gelernt hat und nicht arbeiten w i l l? Bedenken Sie das, Sir, und sowie Sie es genug bedacht haben, sagen Sie zu mir: „Mein lieber Admiral, es war unsinnig, deshalb, weil der Commander das Gift unmittelbar in die Flasche statt sofort ins Glas goß, daraus den voreiligen Schluß zu ziehen, er sei von fremden Leuten um die Ecke geschafft worden ...." Gespannt schaute Kirk auf sein Gegenüber, das aufmerksam zugehört hatte und dabei keine Miene verzog.

„Ich gelobe es gern, Herr Admiral, daß, sowie ich mich überzeugte, ich hätte unrecht und Sie hätten recht, dies mit Vergnügen einbekennen werde. Ich bin kein Rechthaber um jeden Preis und erstrebe einzig und allein die Aufdeckung der Wahrheit." Sicher, ruhig und gelassen sagte das Peter Florian.

Samuel Kirk trommelte mit den Fingern unwillig auf seinem Oberschenkel. „Diese Jugend! Diese jungen Leute! Jeder ist ein Weiser und braucht nichts mehr dazu zu lernen. Bei Gott nicht. Und wir Alten sind Schafsköpfe, über die man heimlich, oder, ist man frech, auch offen lacht, haben wir uns auch achtzig Jahre das Leben um die Ohren

tödlichen Weines trank. Warum er das Indianergift nicht unmittelbar ins Glas tat? Erwarten Sie von Einem, der mit Allem abgeschlossen hat, Folgerichtigkeit im Denken und Handeln? Irgendeine Unwesentlichkeit, die uns sehr gleichgültig sein kann, hat ihn wahrscheinlich furchtbar aufgeregt, und in der Hast, in der Verwirrung — in der Angst, die ihm auch nicht erspart blieb, träufelte er das Gift in die Flasche. Warum denn auch nicht? Die Menge reichte auf jeden Fall aus. — Was haben Sie darauf zu erwidern?"

Florian war nahe daran, dem Admiral zweierlei mitzuteilen. Daß sich kein Fläschchen gefunden hatte, dem der Commander das Gift entnahm, um es in den Wein zu mengen; dann war ja das Originalsiegel der Weinflasche beseitigt und durch ein anderes, ein nur sehr ähnliches, ersetzt worden. Aber Peter Florian besann sich. Lenkte nicht besonders die zweite Tatsache den Verdacht auf eine Person, die sich in nächster Nähe des Commanders befand — auf den Leutnant Mac Douglas, und stand nicht zu befürchten, Samuel Kirk, der sich nie viel um den Buchstaben des Gesetzes kümmerte, würde, um einen Skandal, der seiner Abteilung drohte und sie in üblen Ruf bringen mußte, zu vermeiden, jeden weiteren Nachforschungen entgegenarbeiten? Außerdem hatte Florian an dem Gespräch mit Eliot, der sich auch nicht überzeugen ließ, nachgerade genug. Diese verwünschte brotlose Herumrederei! Deshalb rollte er nur die Schultern: „Ich sagte Ihnen bereits mehrmals, worauf sich meine Vermutung stützt."

„Und ich habe es gehört. Und i ch habe Ihnen dargelegt, warum mich auch die Vergiftung der g a n z e n Flasche Wein in meiner festen Überzeugung, Duniphan sei freiwillig gestorben, nicht wankend macht. Ich verlange von den letzten Handlungen eines Todeskandidaten keine Logik. Und daß er alle Ursache hatte, aus dieser Welt zu scheiden, das werden auch Sie bald zugeben müssen." Samuel Kirk stopfte seine entsetzliche Pfeife und sog daraus graublauen Rauch. „Duniphan senior ordnete im Verein mit seinem Schwiegersohn, dem Staatssekretär Mowling, die Papiere seines Sohnes, und da es außer unbezahlten Rechnungen, Mahnbriefen ungeduldiger Gläubiger, zu deren Befriedigung der alte Dollarautomat schon unzählige Male das Geld angewiesen hatte, und außer rosa und violetten Kärtchen, die zu Zusammenkünften mit so genannten Damen einluden, entsprechenden Photographien dieser und anderer Damen und einem Pack besonderer Briefe von einer gewissen Carmen Pereira aus Mexiko, die wahrscheinlich etwas Niggerblut in den Adern hat, nicht viel zu sichten gab, so waren die Herren in drei Stunden fertig und der Tröstmann kam noch ganz wütig in meine Kanzlei, schimpfte und plapperte mehr aus, als ihm jetzt lieb sein mag. Er nannte den Archibald einen Galgenstrick, der ihn beinahe an den

Ihrem Hirn lebt, und fangen Sie ihn mit dem Widerhaken Ihres Verstandes, der so tapfere Schlüsse aus Weinflaschen zieht. Ich ziehe nur Korke aus Weinflaschen und benütze dazu einen Korkzieher. Ich gratuliere im vorhinein zur Beute der feinen Verbrecherjagd!" Er streckte seine Pranke hin: „Und nicht bös sein! Lassen Sie sich nicht einschüchtern durch zwei abgebrauchte Seeräuber und seien Sie meiner Neugierde für alles, was Ihnen begegnet, versichert. Ich möchte auch gelegentlich wieder von Ihnen etwas hören. Telephonieren Sie mich an oder suchen Sie mich persönlich auf. Ich werde dem gräßlichen Jack befehlen, Sie bei Tag und Nacht ohne Umstände zu mir zu führen."

Mit einem Brummschädel ob des wunderlichen Disputes verließ Peter Florian den Admiral. Im Gang stellte sich der alte Steuermann entgegen: „Wenn ich zu gerade heraus war, Herr Doktor . . ."

Der Doktor klopfte ihm auf die Achsel: „Geradeheraus ist besser als hinten herum, mein Lieber! Wir verstehen einander."

Doch bevor er noch das Ministerium im Rücken hatte, wurde er zum zweitenmal angehalten und diesmal durch einen hastigen, unterdrückten Zuruf: „Doktor! Herr Doktor Florian!"

Er wendete auf den Haken: „Sie sind es?"

„Wundert Sie das so sehr?" Leslie Mac Douglas in der protzigen Galauniform, die er bei der Beisetzung getragen hatte; lang, schmal, blaß und mit fiebrig flackernden Lichtern in den Augen, reichte er seine magere behandschuhte Rechte. Der Dreispitz saß ihm schief auf dem zerzausten Scheitel: „Haben Sie eine halbe, eine ganze Stunde für mich übrig?"

Zurückhaltend berührte Florian die Spinnenfinger des Leutnants, der an seine linke Seite abschwenkte: „Ich stehe Ihnen beliebig lang zur Verfügung, zumal wenn Sie mit mir in ein Restaurant kommen, denn ich habe einen Wolfshunger. Seit dem frühen Morgen hat mein Magen keinen Bissen mehr gekostet und dem Ihrigen wird es nicht besser ergehen. Ich sah Sie ja auch auf dem Friedhof."

Die Erwähnung des Friedhofes machte auf Mac Douglas einen schmerzlichen Eindruck und rieb die Linke nervös am Degengriff: „Etwas essen, einverstanden, obwohl ich nicht hungrig bin. Ich bin nie hungrig. Der Arzt meint, es fehle bei der Verdauung. Er irrt, es fehlt da!" Und er deutete auf seinen Kopf und in die Herzgegend, über der er an der Uniform irgendein Abzeichen trug. Als Florian einem Auto winkte, bat der Offizier: „Ist's Ihnen halbwegs gleichgültig, so gehen wir zu Fuß. Ich mache zu wenig Bewegung; auch weiß ich ganz in der Nähe einen netten Austernkeller. Wir kriegen dort einen Tisch in einem abgeschlossenen Abteil, wo uns niemand stört."

brausen lassen. Freß Euch allesamt der Haifisch!" Er zerbrach einen Bleistift und warf die Stücke zu Boden.

Florian konnte sich angesichts dieser überflüssigen Erregung einen leichten Spott nicht versagen: „Ich dränge niemandem meine Meinung auf, Herr Admiral, wie manche andere Leute, die oft und oft dasselbe behaupten und doch immer wieder das Gegenteil tun. Und ich lache das Alter weder heimlich noch offen aus — ich gestatte mir bloß bescheiden hie und da anderer Meinung zu sein und diese ehrlich zu vertreten, so lange sie mir begründet erscheint. Aber auch keinen Augenblick länger. Und vielleicht kommt wirklich noch die Stunde, wo ich vor Sie hintrete und erkläre: Nun glaube ich selbst, daß der Commander trotz allem und allem aus freien Stücken starb, und daß ich irrte, da ich daran zweifelte."

„Danke", knurrte Kirk.

Der überlaut gewordene Wortwechsel hatte den alten Steuermann ins Zimmer gelockt; er mochte geglaubt haben, man bedürfe seiner. Nun fragte er: „Erlauben der Herr Admiral, daß auch ich spreche?"

„Sprich! Warum sollst du das Maul halten, wo jedermann den Schnabel wetzt."

Jack stellte sich hochaufgerichtet vor Florian hin und sagte: „Herr Doktor, mischen Sie sich nicht drein, ich rate Ihnen als alter Mann, der Erfahrungen hat, ich bitte Sie — mischen Sie sich nicht drein! Was geht es Sie an, ob der Commander so oder so starb? Hand weg! Er hat sich selbst das Indianergift eingeschenkt . . . und wenn auch nicht . . . schade ist es um ihn nicht . . ."

Über den ungehörigen Ton empört wollte Peter Florian auffahren und sich Belehrungen energisch verbitten, aber da donnerte schon der Admiral los: „Stell' gefälligst den Betrieb deines Mundwerkes ein, alter Affe! Oder ich schmeiß dich hinaus! Wie du daherschwatzest, muß der Doktor ja glauben, auch du seist überzeugt, der verd . . . . Duniphan sei ermordet worden! Und zu guter Letzt hält er dich selbst für den Mörder!"

„Vielleicht bin ich's", redete der Steuermann zurück und schlurfte hinaus, die Tür knallend hinter sich zuwerfend.

Admiral Kirk ballte die Fäuste — und lachte breit: „Ein Boy, treu wie Gold. Könnten sich andere ein Beispiel an ihm nehmen. Kenne den eigensinnigen Kerl seit siebzig Jahren." Und damit hatte er seine gute Laune wieder, zwirbelte den spitzen Kinnbart, bürstete das kurze Haar mit der Hand, klopfte die verrauchte Pfeife aus und grinste: „Nichts für ungut, mein Gast. Wir von der alten Schule sind grobe Knochen wie von einem bejahrten Grislybären. Machen Sie von mir aus was Sie wollen, jagen Sie dem Verbrecher nach, der nur in

erkundeten, von dem ich keine Ahnung habe. Ich möchte daher Sie um Auskunft bitten."

„Wer sagte Ihnen, ich beschäftigte mich mit der Sache?"

„Der alte Steuermann."

„Gefragt oder ungefragt?"

Mac Douglas runzelte die Stirn: „Sie verhören mich ja förmlich! Aber ich will antworten — ich fragte Jack, weil ich hörte, wie Eliot dem Admiral mitteilte, sie stimmten dem Protokoll nicht zu."

„Das ist richtig."

Mac Douglas nickte und murmelte mißverstehend: „Ob richtig oder nicht, darauf kommt es eben an."

„Ich weiß nämlich", fuhr Florian betont fort, „daß das Gift sich bereits im Wein befand, als die Flasche vom Commander Duniphan im Zimmer 39 entkorkt wurde, und muß annehmen, die Mischung sei von einem Dritten hergestellt worden. Duniphan aber wußte nichts davon und leerte ahnungslos das Glas ... um daran zu sterben."

Die Worte erschütterten den Leutnant so heftig, daß er sein Glas, das er gerade zum Munde führte, fallen ließ und ein dunkelroter Strom über das weiße Tischtuch floß. Sein graues Gesicht verzerrte ein zuckender Krampf, und der Mund schloß sich zu einer schmalen, messerscharfen Linie. Mühsam nur errang er seine Beherrschung wieder. „Darf ich Ihnen sagen, Doktor, welchen Schluß Sie daraus zogen?"

„Ich bitte sogar darum."

„... Ein Feind des Toten nahm die Flasche hinter dem Rücken des Commanders aus dessen Schrank und tat das Indianergift hinein ..."

Lauernd wie ein Raubtier auf seine Beute warf Peter Florian rasch ein: „Das Nächstliegende wäre doch, zu vermuten, daß der Wein bereits vergiftet aus der ‚Rebe', von der ihm Duniphan bezog, kam."

„Natürlich! Natürlich!" Mac Douglas rang die Hände und die Gebärde drückte furchtbare Verzweiflung aus. „Und weil ich nicht gleich an das Nächstliegende dachte, weil mein im theoretischen Denken ungeschulter Geist nicht gleich das Nächstliegende fand, sondern einen Tatbestand in Rechnung zog, der auf eine Person als Mörder hinweist, die sich im — Ministerium selbst befindet, deshalb halten Sie mich jetzt für den Mörder ... Sie meinen, ich hätte mich verschnappt, verraten." Erschöpft und hoffnungslos sank er in den Sessel zurück.

Doktor Florian verneinte leichthin: „Sie phantasieren, Sir. Wie käme ich dazu, Ihnen, einem Gentleman, eine solche Tat zuzutrauen?"

„Weil der Sohn eines Betrügers, der überdies den Toten haßte, zu allem fähig ist."

Florian empfand tiefes Mitleid mit dem Mann, der schuldbewußt den Nacken beugte. Hatte Mac Douglas den Mord tatsächlich begangen,

Um das ungemütliche Schweigen während des Nebeneinanderschreitens zu unterbrechen, scherzte Florian an die Bemerkung des Leutnants, er mache zu wenig Bewegung, anspielend: „Wollen Sie denn noch mägerer werden?“

Der andere blinzelte trüb: „Meine Gestalt ist mir angeboren“, und deutete abermals auf Kopf und Herz: „Da sitzt der Urgrund aller Übel, die mich quälen.“

So gingen sie eine kerzengerade Straße hinab, bogen rechtwinklig ab und gelangten zu einem mäßig großen Square. Ein Restaurant mittlerer Größe kündigte durch Anschläge Austern an.

„Sind wir schon am Ziel?“

„Jawohl.“ In einer geräumigen Halle erteilte Mac Douglas, der hier offenbar bekannt war, einem weißbefrackten Neger Befehle: „Ein Kabinett. Wir wollen ungestört bleiben.“

Der Nigger öffnete ein paar Türen und führte sie in ein kleines Gemach, in dem ein gedeckter Tisch mit frischen Blumen, einige Sessel und ein türkisch überzogenes Ruhebett standen.

Florian hatte das Gefühl, als sei der Raum eigentlich für liebenswürdigere Zwecke eingerichtet worden, denen er aber wohl erst in vorgerückten Stunden diente.

Sie legten ab und der Leutnant erwähnte nebenhin: „Hier treffen wir uns gewöhnlich, wenn wir untereinander sein wollen. Ich speise auch in dem Restaurant, aber in dem Saal vornhinaus. Es liegt mir gut und ist nicht teuer.“

Peter Florian und er bestellten ein Gabelfrühstück.

Der Doktor schlürfte die appetitlichen Muscheln mit ausgezeichnetem Appetit. Mac Douglas schob seinen Teller, kaum daß er eine Schale aufgeknackt hatte, von sich und trank nur gierig einen dunkelroten, herben Wein. Als Florian noch ein Beefsteak gegessen hatte, legte er das Besteck hin und bestellte einen Likör.

Der Leutnant stützte das spitze Kinn in die Hand und betrachtete aufmerksam seinen Begleiter: „Sie erraten, warum ich Sie um eine Unterredung bat?“

„Ich glaube, ja. Sie wünschen mir Angaben über die näheren Umstände, die den Tod Ihres Kameraden herbeiführten, zu machen.“ Auf die Antwort begierig beobachtete ihn Florian.

Der Marineur wehrte die Zumutung mit einem schreckhaften Schwingen seiner hageren Arme ab: „Nähere Umstände! Wie soll ich nähere Umstände kennen? Ich trat einige Minuten vor Ihnen ins Zimmer 39 und weiß gewiß weniger als Sie, der Sie sich, wie man mir sagte, mit der Sache eingehend beschäftigen und zweifellos manches

hinten. Ich hätte ihm den Degen in die Hand gedrückt und dann erst den Angriff unternommen . . ."

„Erzählen Sie mir mehr über Ihr Verhältnis zu ihm", ermunterte Peter Florian. „Durch gegenseitige Offenheit und Wahrhaftigkeit durchdringen wir am schnellsten das Dunkel, das uns alle beängstigt."

Mit elementarer Gewalt brach hervor, was jahre- und jahrzehntelang in Leslie Mac Douglas gegoren und gewühlt hatte, was sein Dasein vergiftete und sein Leben verdarb. Man hatte seinen unermeßlichen, ungesättigten Ehrgeiz verletzt und das rächte sich, rächte sich an dem Wesen des Mannes und an allen, die mit ihm in Berührung kamen, weil er niemandem traute und von jedermann das Schlechteste erwartete. Er sah überall Feinde und war überall selbst Feind. Er enthüllte jetzt seinen geheimsten Charakter und seine Stimme schwoll dabei an, daß Florian fürchtete, der etwa an der Tür lauschende Neger könnte horchen. So schob er den Vorhang doppelt vor.

Mac Douglas, hochaufgerichtet zu seiner ganzen dürren Größe und mit seinen langen, dünnen Armen gleich Windmühlenflügeln die Luft durchkreisend, schrie: „Archibald Duniphan, der größte meiner Feinde, besaß immer das, was mir fehlte. Er gehörte einer reichen und mächtigen Familie an, die ihm die Wege ebnete und glättete, die jedesmal ausglich, was sein Leichtsinn verschuldete. So schadete ihm das, was einem andern die Stellung gekostet hätte, niemals, im Gegenteil, er stieg höher und höher. Er war verschwägert mit Mowling, dem gewaltigsten Mann der Union nach Roosevelt, der seine Beziehungen zugunsten des Bruders seiner Frau rücksichtslos ausnützte. Er hatte Geld in Fülle und kaufte sich Menschen und Sachen — er kaufte sich alles, was er wünschte, weil in unserem Amerika alles käuflich ist, vom Präsidenten angefangen bis zu den schwarzen Lastträgern herab. Es kommt nur darauf an, ob einer über die Summen verfügt, die gefügig und willfährig machen. In dem Vaterland des unbestechlichen Washington ist alles zur Preisfrage geworden . . . Archibald Duniphan war einst der schlechteste Schüler der Marineakademie, wo ich der Jahrgangserste war, und trotzdem erwiesen sich ihm alle Vorgesetzten gefällig, er kam auf die neuesten und besten Schiffe und wurde der Botschaft in Tokio zugeteilt. Dort genoß er das Leben und knüpfte neue Beziehungen an. Er, der Leichtfertige und Pflichtvergessene, für den immer andere arbeiten mußten, der Tagdieb, der nichts leistete und das Höchste beanspruchte, wurde gewissermaßen zum Lohn dafür ins Ministerium berufen und über mich gestellt. Er behandelte mich von oben herab und gab mir zu verstehen, ich sei der niemand und von seiner Gnade abhängig. Während er die Früchte pflückte und genoß, hatte ich die stacheligen Nesseln zu sammeln. Ich bin arm, mein Vater hat den Ehrenschild der Familie

so war er ihm kaum und offenbar nicht in seiner furchtbaren Gänze anzurechnen. Der Offizier war krank, schwer krank, litt an Verfolgungswahn, was schon Dick Tom in seinem vorzüglichen Bericht andeutete. Keinesfalls gehörte er ins Gefängnis, sondern in eine Anstalt für Geisteskranke. Deshalb sagte er mild: „Ich persönlich neige allerdings der Ansicht zu, der Täter sei in der Nähe — sagen wir — des Zimmers 39 zu suchen, aber ich wage es noch nicht, auf Grund des mageren Beweismaterials, das mir zur Verfügung steht, eine bestimmte Person zu bezichtigen."

Der Leutnant atmete erleichtert auf und in seine blassen Wangen schoß Rot ein: „Sie sprachen von dem Nächstliegenden, daß der Wein schon verdorben aus der ‚Rebe' geliefert wurde. Selbstverständlich ... selbstverständlich — aber dann ist der Mörder nicht im Marineministerium zu suchen!"

„Eine Beobachtung, die ich noch für mich behalten möchte, zwingt mir freilich die Überzeugung auf, daß das Nächstliegende nicht auch das Richtige ist, sondern daß die tödliche Mischung erst an Ort und Stelle gebraut wurde."

Mac Douglas seufzte: „Geheimnis über Geheimnis — ein Geheimnis, das mich vernichten wird . . ." Er brauste leidenschaftlich auf: „Kann nicht der Admiral, kann nicht Jack, kann nicht irgendein anderer, der offenen Zutritt ins Zimmer 39 hat, den Commander getötet haben? Warum ich? Ich gebe Ihnen mein heiliges Ehrenwort, ich schwöre Ihnen, ich bin unschuldig . . ." Angstgeschüttelt stierte er Florian an.

Der verneigte sich wortlos.

Wieder packte den Marineur eine schlotternde Verzweiflung: „Sie glauben mir nicht, sie sagen sich, einer, der eines Mordes fähig ist, ist natürlich auch einer Lüge fähig. Das eine gebiert das andere . . . Was soll ich tun? Wie kann ich mich rechtfertigen? Versetzen Sie sich doch in meine Lage! Ich werde verdächtigt, werde ohne zureichende Beweise verdächtigt, werde angeklagt und bin außerstande, diese tückische Anklage, der jeder traut, der den Flecken auf meiner Familie und meine Feindschaft mit dem Commander kennt, zu entkräften."

Doktor Florian tastete nach einer Erwiderung, die dem Aufgeregten alles herauslocken sollte, ohne den Armen zugleich zu zerschmettern: „Lieber Freund, Sie sind ein Schwarzseher und sehen am hellichten Tag Gespenster. Ich bin überzeugt, meine unermüdlichen, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit angestellten Nachforschungen werden mit einem vollkommenen Beweis Ihrer Unschuld enden."

Mac Douglas hörte nicht darauf; er war ausschließlich von seinen eigenen Gedanken in Anspruch genommen. „Seien Sie versichert, glauben Sie mir; hätte ich Duniphan ans Leben wollen, so wäre dies in einem ehrlichen Kampf auf Tod und Leben geschehen und nicht gemein von

Und warum wehrten sich alle im Ministerium gegen diese Untersuchung? Der Admiral, Mac Douglas und sogar der alte Steuermann . . . . . .

„Mac Douglas . . . . . Mac Douglas . . . . .“ hämmerte es in Florians Hirn. Er würde sich nicht wundern, wenn der Leutnant nach dem Revolver griff. Zur Sühne!

Er besah die Uhr: Vier Uhr. Zu spät für Heute, um noch die „Rebe“ aufzusuchen; dort sammelte sich jetzt wahrscheinlich schon das übliche Kneipengesindel, das zu den Stammgästen gehörte, und es frommte seinen Zwecken besser, die Wirtsleute ungestört auszuholen. So verschob er den Besuch auf den nächsten Vormittag, schellte dem Kellner, begehrte die Rechnung und irgendeine Zeitung, um für den Abend ein Theater auszuwählen. Er wollte abgelenkt, zerstreut werden und einige Stunden in einem fremden Reich zubringen, in dem nichts an den Commander Duniphan und die Anderen erinnerte. Nach einigem Schwanken zwischen der „Aida“ einer italienischen Stagione und dem „Hamlet“, den eine englische Gesellschaft aufführte, entschied er sich für Shakespeare und gegen Verdi.

Auf dem Weg in sein Boardinghaus trat Doktor Florian nacheinander in eine Reihe von Papiergeschäften und fragte gleichmäßig nach broncebraunem Siegellack. Aber nirgends hatte man das Gewünschte. Es werde nicht begehrt, versicherten die Verkäuferinnen und wollten ihn überreden, eine der vielen anderen vorrätigen Farbensorten zu wählen. Er dankte und ging, nur wenig über die Vergeblichkeit enttäuscht. Es hätte ihm auch kaum etwas genützt, sagte er sich, wäre es gelungen, ein Siegellack aufzutreiben, das dem entsprach, mit dem die vergiftete Flasche nachgesiegelt worden war. Washington war eine zu große Stadt, als daß man sich in einem Geschäft an den Käufer — vielleicht an die zahlreichen Käufer — eines so gleichgültigen Gegenstandes hätte erinnern können. Florian wollte nur dem Zufall, falls es dieser gut mit ihm meinte, die Hand bieten, aber der Zufall meinte es eben nicht gut und schlug nicht ein.

Abends freute sich Doktor Florian an der recht befriedigenden Aufführung von „Hamlet“ und dachte nur in den Pausen flüchtig an das Werk, an das er sich herangewagt hatte und das mit der Tücke der Materie und dem Widerstand, den das Geistige dem Menschen entgegensetzt, auf demselben Punkt verharren zu wollen schien, an dem die Nachforschungen begannen.

Auf dem Heimweg, im nächtlichen Straßentrubel, klang Florian unablässig eine Variante der Worte Hamlets in den Ohren: „Schuldig oder nichtschuldig, das ist die Frage . . . . .“ (Fortsetzung folgt).

---

zerbrochen und man verfuhr mit mir willkürlich und launenhaft. Die ältesten und schlechtesten Schiffe waren für mich gerade gut genug und ich wurde auf die verantwortungsvollsten Posten gestellt, ohne daß meine Arbeit Dank erntete. Und jetzt, da ich mich zum erstenmal an einer Stelle befand, die meinen Fähigkeiten entsprach, stand mir abermals das Glückskind Duniphan im Weg. Ich leistete Übermenschliches und die Anerkennung dafür heimste e r ein. Deshalb haßte ich ihn, ich haßte ihn, wie noch nie ein Mensch gehaßt hat. Oder soll man nicht hassen, wenn eine erbärmliche Kreatur einem alles Licht und alle Freude stiehlt? Ich hätte mich bei Admiral Kirk beschweren können, denn er ist gerecht, aber es liegt nicht in meiner Natur, mich wie ein Schulknabe über die Quälereien eines stärkeren Kameraden zu beklagen ... Des Commanders Tod ist meine Erlösung, obschon er reichlich spät für mich kommt, weil ich alt und verbraucht, nicht mehr die Kraft besitze, zu wirken und jene Anerkennung zu finden, die mein Ehrgeiz fordert und die ich füglich verdiene. Aber selbst noch im Tode zeigt sich Duniphan als der Mächtigere! Da er verzweifelt über die Folgen seiner Laster, die ihn endlich zermalmten, das Dasein hinwarf, fällt der Verdacht, ihn ermordet zu haben, auf mich! Ja, der Schurke ist auch noch im Grab eine Geißel seiner Mitmenschen ... Das ist zu viel? Niemand verteidigt mich, niemand nimmt mich in Schutz und am Ende werde ich die Todsünden eines Schlemmers und Lumpen büßen müssen, der mich von Jugend an verfolgte, verachtete und beleidigte ... Warum erwürgte ich ihn nicht? Warum knallte ich ihn nicht einfach nieder wie man ein wildes Tier niederknallt, das schädlich ist? Es wäre mir nicht übler bekommen, als das Gift, das er sich selber einschänkte. Und meine Rache wenigstens wäre gestillt worden ....."
Erschöpft warf sich Mac Douglas auf den Divan zurück und ein Abglanz des Hasses, mit dem er noch den toten Duniphan verfolgte, blitzte auch Florian an. Dann sagte er verbissen: „Ich habe Ihnen mein Herz ausgeschüttet und habe gebeichtet, wenn man das eine Beichte nennen kann. Handeln Sie jetzt, wie es Ihnen beliebt, zeigen Sie mich an, lassen Sie mich verhaften und bringen Sie mich auf den elektrischen Stuhl, mir ist es gleichgültig ..... aber mein Blut und das Blut meiner Braut, die meine Schande nicht überleben wird, komme über Sie und über Alle, die mich zugrunderichteten ...." Ungestüm erhob er sich, riß Dreispitz, Mantel und Degen vom Ständer und stürzte grußlos hinaus.

Peter Florian grübelte. Sprach ein Mensch so, der ein Verbrechen beging? Klagte sich einer, der schuldlos ist, an, um in demselben Atemzug die Tat, der er verdächtig war, abzuleugnen? Er wußte keine Antwort darauf. Je tiefer er in das Dunkel eindrang, das Duniphans Tod verhüllte, desto dichter wurde es und verschlang die Wahrheit.

wie, nicht so laut soll ich sprechen? Er könnte es nebenan hören? — Aber das schadet doch nicht, Brigitte, dann brauch ich's ihm nicht noch einmal zu sagen, dem Schmalhofer Emil . . ."

Der Fremde im Besuchszimmer lächelte. Er hatte den zerarbeiteten Kopf über die Stuhllehne geneigt und horchte auf die ferne Stimme seines alten Lehrers, der da drinnen nach Schwerhörigenart so laut und langsam sprach. Durch eine dünne Tür von ihm getrennt. Dünn? Ei, dick genug war diese Tür, immerhin so fünfunddreißig Jahre dick. Der Fremde saß noch immer da, mit der Hand am geneigten Ohr, wie einer, der am Meeresstrand sich über einen Felsen beugt nach einer Melodie, die aus einem längst verschlossenen Wellengrabe aufsteigt und nun von fern dahergesegelt kommt . . .

Dann saß er auf dem Sofa seinem alten Lehrer gegenüber. Der hatte keinerlei Willkommensatz gedrechselt. Nur immer angesehen hatte er den Fremden. Und erst nach einer ganzen Weile hatte er nach der Hand des Besuchers gegriffen und langsam mit unverwandtem Gesicht gesagt: „Das also ist — das also ist —." Es war noch ein Fragezeichen in dem Satz. Er vollendete ihn auch nicht. Er suchte in dem fremden Gesicht noch das geistige Faltengewebe ab, an dem sein Unterricht einmal mitgewebt hatte. Aber er fand lauter fremde Knüpfungen, keine, die er geschlungen hatte. Das waren breite Linien des schaffenden Erfolges in der Welt da draußen. Das waren harte Arbeitsmuster, die keine Schule webt. Das waren unzählige Enttäuschungsfältchen, die keine Schule kräuselt. Das waren verwüstete Flächenstücke auf den Wangen, über die die Faust „Ich will!" hinfuhr, bis hinauf auf die angegraute Schläfe — lauter Dinge, die keine Schule und kein Lehrer ins Gesicht von Schülern gräbt.

Jetzt zuckte der Fremde unter dem forschenden Blick des alten Lehrers ein wenig ängstlich mit den Augen. „Das also ist —", hatte der zum drittenmal fragend angesetzt. Und da war es, daß das ängstliche Augenzucken die Leine, die Erkennungsleine über die fünfunddreißig Jahre hinüberwarf, und daß der alte Lehrer nicht mehr fragte, sondern händeschüttelnd zum viertenmale anhub: „Ja ja, das ist noch mein alter Schmalhofer Emil, grüß Sie Gott!"

„Grüß Gott, Herr Lehrer", sagte der Fremde.

„Sie sind was Tüchtiges geworden da draußen, in den fünfunddreißig Jahren, ich seh' es Ihnen an."

„Wie man's nimmt, Herr Lehrer. Sie haben mich Bahnen im Orient bauen lassen. Sie haben mich zum Leiter von Gesellschaften gemacht, die Pionierarbeit im Ausland leisten. Sie —"

„Emil Schmalhofer", unterbrach ihn der Lehrer, „Sie erzählen dieses ‚sie', als wären dieses ‚sie' die Leute, als würde dieses ‚sie' klein geschrieben".

Ungewollt.

Von **Fritz Müller.**

„Bedaure, der Herr Lehrer ist nicht zu Hause“, sagte die alte verrunzelte Haushälterin zu dem großen fremden Herrn und wischte mit ihrer Schürze einen unsichtbaren Staub auf der Klinke der Gangtüre ab.

„Ich bin sein alter Schüler“, sagte der Fremde, der nicht gehen wollte.

„Dann — dann“, sagte das alte Weiblein unsicher, „dann — ich will doch mal fragen — er schläft nämlich immer um diese Zeit — einen Augenblick, bitte“.

Sie verschwand im Halbdunkel des Ganges, kehrte aber bei der Schillerbüste nochmal um.

„Wen darf ich — welchen Namen darf ich —?“

Der große Fremde hatte schon eine Besuchskarte in der Hand. Es war viel Gedrucktes drauf. So lang konnte sein Name nicht sein. Da mußten auch Titel und Würden auf der Karte stehen. Eben tanzte über diese Karte das Flimmerlicht der messingenen Flurglocke, deren Griff noch vom Läuten vorhin hin- und herschwankte. Diese tanzenden Lichtkringeln schienen sich über die Titel auf der Karte lustig zu machen. Auf einmal hatte der Fremde die Karte wieder eingesteckt.

„Sagen Sie, der Schmalhofer Emil sei da“, sagte er geschwind.

Der Fremde saß allein im Besuchszimmer seines alten Lehrers. Er versuchte, das Zimmer vertraut anzusehen, die roten Armpolster auf den Fensterbrettern, die Bilder an den Wänden, den Tisch, die Stühle — aber das Zimmer schüttelte unvertraut den Kopf: „Ich kenne dich nicht.“ — „Ich bin doch meinem alten Lehrer sein alter Schüler.“ — „Ach, mein Herr hatte Hunderte von alten Schülern, Tausende vielleicht.“ — „Aber ich war doch sein Lieblingsschüler.“ — „Mein Herr hatte Dutzende von Lieblingsschülern, in jeder Klasse jedes Jahr einen, das macht seit den einundvierzig Jahren, seit er unterrichtet —“. — „Aber ich bin doch unter den Dutzenden der Schmalhofer Emil, der —.“

Bis hieher war das stumme Gespräch zwischen dem Fremden und dem Zimmer gediehen, als aus dem Nebenzimmer eine sehr langsame Stimme wie von ferne hörbar wurde:

„Wie, sagen Sie, Brigitte, daß er heißt? — Schmal Emil? — Wie, Schmalhofer Emil? — Warten Sie, warten Sie, Brigitte — ja ja, jetzt weiß ich's wieder — einen Schmalhofer Emil hatte ich einmal — ganz am Anfang, ja, ganz am Anfang — war damals noch ein junger Lehrer, selbst beinahe ein Schmalhofer Emil, ja, ja, sagen Sie dem Schmalhofer Emil, sein alter Lehrer käme gleich, käme sofort —

Mädchenwangen zum Verwechseln ähnlich war, „bedenken Sie doch nur, Schmalhofer Emil, was könnten die paar deutschen Aufsätzlein für einen Einfluß —"

„Ich meine nicht den deutschen Aufsatz, Herr Lehrer."

„Oder was könnte der Lieblingskaiser meines Geschichtsunterrichtes, was könnte Barbarossa auf Sie für einen Einfluß —"

„Es war auch nicht der Barbarossa, Herr Lehrer."

„Oder der Themistokles —?"

„Auch der Themistokles war's nicht, Herr Lehrer", wetterte es über des Besuchers Gesicht.

Einen Augenblick schien der Lehrer betroffen. Seine hochgestützten Hände schienen vom roten Fensterpolster herabrutschen zu wollen. Aber dann strafften sie sich wieder: „Aha, jetzt weiß ich's", sagte er fast verschmitzt, „jetzt weiß ich's. Der Leonidas, der heldenhafte Leonidas, den ich euch schilderte, der war's, der auch Sie auf Ihrem Weg begleitet hat, und der —"

„Nein, Herr Lehrer, der Leonidas hat mich nicht begleitet. Seien Sie nicht böse, daß ich heute kaum mehr als seinen Namen von ihm weiß, wenn ich auch einen Nebenstrang einer großen Eisenbahnlinie in sein Land hineingelegt habe —"

„Wie, die Thermophylen hätten Sie beschient mit Ihrem Eisen?"

„Nicht ganz, Herr Lehrer. Aber ich und mein Eisen sind in dieser Stunde Nebensache. Von Ihnen wollten wir ja sprechen, von Ihrem Eisen, das Sie mir ins Rückgrat eingeschoben haben, und das nicht gebrochen ist bis heute, Herr Lehrer."

„Von meinem Eisen?" stotterte der alte Lehrer, „ich wüßte wirklich nicht, Herr Direktor, daß —"

„Schmalhofer Emil, heiße ich."

„Ich wüßte wirklich nicht, Schmalhofer Emil, daß in meinem Unterricht jemals die Rede war vom Eisen oder etwas Eisernem."

„Sie haben recht, Herr Lehrer: Nicht in Ihrem eigentlichen Unterrichte —"

Die aufgestützten Hände rutschten jetzt wirklich vom Fensterpolster herab. Kleiner wurde die Gestalt. Der alte Lehrerschädel trommelte nicht mehr gegen die Scheibe dahinter. Vornüber sank er ein wenig Kaum sichtbar war der alte Lehrermund, der jetzt murmelte: „Nicht in meinem Unterrichte, Schmalhofer Emil — nicht in meinem Unterrichte?"

„Wenigstens nicht in Ihrem offiziellen Unterrichte, Herr Lehrer."

„Ach so, Sie meinen, nicht im lehrplanmäßigen", leuchtete die Lehrerhoffnung bescheidner wiederholt auf, „Sie meinen sicher eine Randbemerkung, die nicht eigentlich zum Unterricht gehörte — jaja, mit

„Und wie meinen Sie, Herr Lehrer, daß es geschrieben werden müßte?“

„Groß. Nicht die Leute haben Sie zum Pionier gemacht, gemacht, Sie selber taten's, Emil Schmalhofer.“ Stolz auf seinen alten Schüler schimmerte im Satz.

„Hm, mit dem großgeschriebenen ‚Sie‘ mögen Sie vielleicht recht haben, Herr Lehrer“, sagte der Besucher bewegt.

„Na also, Schmalhofer Emil“, klopfte ihm der Lehrer auf die Schulter.

„Aber nicht so, wie Sie es meinen, sondern — umgekehrt.“

„Umgekehrt? ‚Sie‘ umgekehrt gibt ‚Eis‘?“ scherzte der Lehrer.

„Eis? Gut, auch das soll gelten, Herr Lehrer. Ich bin heute zu Ihnen gekommen, um ein fünfunddreißigjähriges Eis zu schmelzen Um Ihnen zu sagen, Herr Lehrer, daß ich den Erfolg auf meiner Lebensleiter Ihnen verdanke. So meine ich das ‚Sie‘ — Sie haben mich zum Pionier da draußen gemacht —“

„Ich?“ sagte der alte Mann erschrocken, „ich? Sie täuschen sich. Schmalhofer Emil — Sie müssen einem alten Lehrer nach so langer Zeit keine freundlich geschmierten Honigschnitten überreichen — ich weiß ganz genau, daß erst das Lebensfeuer hinter der Schule den Stahl macht — daß so ein ehemaliger Lehrer für Deutsch und Geschichte blutwenig zu der Stahlbereitung beitragen kann und ich —“

„Herr Lehrer, Sie müssen mir schon den Gefallen tun, meine Worte ernst zu nehmen. Als Leiter einer Auslandsbahn von zehntausend Kilometer ist man kein Schönschwätzer mehr. Da meint man, was man sagt. Da reist man nicht mitten in der Arbeit einen Tag und eine Nacht extra in die vergessene Heimatstadt, um seinem alten Lehrer einen vollgestrichenen Honiglöffel hinzuhalten: „Bitte, machen Sie den Mund auf, Herr Lehrer.“

„Schmalhofer Emil“, jubelte da ein alter Lehrer, „wäre es wirklich möglich, daß ich armes Lehrerlein, ohne es zu wissen, Ihnen — Ihnen —“. Er fand die Worte nicht.

„— mir die Türe aufgestoßen haben zu einem steilen Bergweg, jawohl, Herr Lehrer, das ist nicht nur möglich, das ist mehr als möglich, das ist die Wahrheit.“

Der Lehrer war vom Sofa aufgesprungen. Ein Stößlein korrigierter blauer Hefte hatte er achtlos von einem Tisch gewischt. Ans Fenster war er mit den alten Füßen getrippelt. Auf die roten Fensterbrettkissen hatte er von rückwärts seine Arme aufgestützt. Zu wachsen schien er. Der dünnbehaarte Lehrerschädel trommelte vor Erregung an der Fensterscheibe.

„Aber Schmalhofer Emil, bedenken Sie doch nur“, sagte er, mit einem Abendrot auf den alten Wangen, das einem Morgenrot auf

gefürchtet habe!" — ha, wie eine Offenbarung traf dieser Satz mein Jungenherz — aus dem Vorzimmer rannte ich, wieder die Treppe hinauf ins Klassenzimmer — die Klasse lärmte mir entgegen: „Was ist, was hast gehört?" — „Was ich gehört habe", sagte ich geistesabwesend, „ich habe immer das getan, wovor ich mich gefürchtet habe". — „Der Schmalhofer Emil ist nicht ganz bei Trost!" schrien sie — ich glaube, verprügelt hätten sie mich, wenn nicht plötzlich Sie eingetreten wären, Herr Lehrer, weiß wie der Wandkalk, vom Rektorzimmer kommend — Ihre Geschichtsstunde aufnehmend . . . was ist Ihnen, Herr Lehrer? Ist Ihnen nicht wohl? — habe ich täppisch alte Erinnerungen heraufbeschworen, die Ihnen wehetun? — reden Sie, reden Sie, Herr Lehrer!"

„Es ist nichts — mir ist nicht gut — das Alter eben, das Alter, Schmalhofer Emil", versuchte das plötzlich eingefallene Gesicht des alten Lehrers zu lächeln, „seien Sie mir nicht bös, wenn ich — wenn ich —"

„Ich gehe — aber ich darf wiederkommen — morgen, nicht wahr, wenn Ihnen wieder gut ist — ich habe — ich habe Ihnen ja noch gar nicht richtig gedankt — gedankt für Ihren Satz von damals — für Ihren Edelfalken, der mich hochnahm: „Ich habe immer das getan, wovor ich mich gefürchtet habe" — denn sehen Sie, von da ab tat ich, was ich damals hörte — tat ich immer gerade das, wovor ich mich gefürchtet habe, und bin — und bin ein Pionier geworden, Herr Lehrer — dafür dank ich Ihnen, Herr Lehrer — nicht bös sein, Herr Lehrer, gelt? — und morgen darf ich wiederkommen . . ."

Er kam nicht wieder. Ein Bote suchte ihn im ersten Hotel und brachte ihm ein Brieflein. Zittrig liefen auf dem Briefbogen ein paar Sätze durcheinander: „Mein lieber Schmalhofer Emil, Sie müssen nicht mehr wiederkommen. Sie haben sich geirrt. Zweimal sogar. Den Satz vom Tun und Fürchten hat in meiner bittersten Stunde der Rektor gesprochen, nicht ich. Sie haben die Stimmen verwechselt. Und auch den Satz selber hörten Sie nicht richtig. Ein „nicht" darin muß in der Rektorstüre damals stecken geblieben sein. „Ich habe das getan, wovor ich mich nicht gefürchtet habe, hat damals mein Rektor und mein Feind gesagt. Nehmen Sie's nicht tragisch. Daß Sie ein Falke hochnahm, der aus Ihrer eignen Brust stieg, nicht aus der Ihres alten Lehrers, ist das schlimmste nicht. „Entscheidend für einen Jungen", sagten Sie, „ist nicht des Lehrers Lehrplan, sondern ist sein Ungewolltes". Recht haben Sie. Ich bin bescheiden geworden, lieber Pionier: ich bin zufrieden mit dem Ungewollten. Ihr alter Lehrer."

solchen unvorhergeschriebenen Glossen kann ein Lehrer sein Herz oft mehr aufschließen als mit einem langen Lehrplan, ach ja, ach ja."

Jetzt hatte sich auch der Besucher vom Sofa erhoben. Ganz nahe war er seinem alten Lehrer unters Angesicht getreten. Fest schaute er ihm ins Auge, als er sagte: „Recht haben Sie. Das von den Erziehern Gewollte, das Lehrplanmäßige, ist nie das Entscheidende für einen Jungen. Entscheidend ist das Ungewollte, selbst das Unbewußte — was einem so herausrutscht — nein, nicht herausrutscht — was plötzlich wie ein Falke in die Luft stößt und den Schüler auf den Schwingen mitnimmt — Kreise ziehend — hoch, höher — weit hinein in den Orient etwa — und sehen Sie, um für ein solches ungewolltes Wort aus Ihrem Mund zu danken, für einen solchen Falken, der einmal von Ihnen in die Luft stieß und den Schmalhofer Emil hochnahm, ohne daß Sie's wußten — deshalb bin ich hergekommen — dieserwegen hat's mich nach fünfunddreißig Jahren plötzlich einmal gepackt: „Mensch, geh' zu deinem alten Lehrer und danke ihm für jenes gute Wort, bevor's zu spät ist."

Wieder stieg die Mädchenröte in die wächsernen Lehrerwangen. Aber sein Mund ging nicht mehr auf. Er saß jetzt auf einem Stuhl und horchte nur, ein wenig vorgebeugt den Kopf, genau wie vorhin der Schmalhofer selber.

„Nein, nein, Herr Lehrer, es war auch keine Randbemerkung im Unterricht — ich sehe schon, ich muß es kurz zusammenfassen, sonst reden wir noch in einer Stunde aneinander vorbei. Vielleicht wissen Sie noch vom Schmalhofer Emil, daß er eigentlich ein schüchterner Junge war. Jawohl, von Natur aus hatte ich immer Angst — noch heute spüre ich manchmal einen Rest davon in einem ungewissen Augenzwinkern — aber damals saß mir die Ängstlichkeit um und um — diese elende Ängstlichkeit, die mich nichts herzhaft anfassen ließ, die mir weite Strecken meiner Jugendzeit unrettbar verdorben hat — wovor ich ängstlich war? — weiß selber nicht — vielleicht vor mir selber und den Kräften, die in mir schlummerten — sei's wie's sei, ich hatte alle Klassen durch Angst vor meiner eigenen Courage, bis — bis mich in der letzten Klasse ein Satz von Ihnen, ein einziger Satz von Ihnen wandelte — nein, nein, lassen Sie mich fertig erzählen — es ist jetzt ganz rasch gesagt, wie Sie einmal in einer Geschichtsstunde nicht erschienen sind — wie eine Viertelstunde, eine halbe Stunde in unserer Klasse verging — wie wir unruhig wurden — wie mich die andern aufs Rektorat hinunterschickten — wie ich zaghaft im Vorzimmer des Rektors stand und nicht zu klopfen wagte — wie zwei erregte Stimmen aus dem Rektorzimmer kamen — wie eine Stimme sagte, ich weiß es noch wie heute, weil es wie ein Aufschrei klang: „Ich habe immer das getan, wovor ich mich

ein Deutscher, der es immer furchtbar eilig hatte, bald dahin, bald dorthin zu kommen. Ein Militärauto hat er nie benutzt, trotzdem er das wahrscheinlich ebensogut hätte haben können. Das wird wohl seinen guten Grund gehabt haben. Na, ihm kam mein Auto zustatten, mir seine Anwesenheit darin. Denn mit ihm durfte ich bis in die vordersten Reihen der deutschen Kolonnen vordringen. Ihm war kein Weg versperrt und keine Brücke. Für ihn gab es keine Schranken und nicht Schloß noch Riegel. Wenn ich Benzin brauchte — ein Wort von ihm, und es stand mir an irgendeiner deutschen Tankstelle zur Verfügung. Obendrein hat er fürs Mitfahren gut bezahlt, und ich habe mehr zu sehen und photographieren bekommen als ein Dutzend andere.

Sie schossen auf Lille. Tag und Nacht ging das. Unaufhörlich krachte es, und das Echo des Kanonendonners nahm kein Ende. Am Tag war's noch zu ertragen. Bei Nacht aber, wenn die gelben phosphoreszierenden Striche der über uns hinweg fliegenden Geschosse sich kreuz und quer in den dunklen Himmel einzeichneten, wenn das Sausen, das Heulen, das unheimliche Schluchzen und Winseln der Granaten und Schrapnells auch nicht einen Augenblick aufhören wollte — da ging's einem an die Nerven. Sie müssen bedenken — seit zwei Monaten war ich mitten drin gewesen, immer dort, wo's am tollsten zuging und wo's gerade am tollsten zugegangen war und einem Tod und Verwüstung und Elend und Jammer in tausendfacher Gestalt in die Augen starrte, tausendfältig einem ans Ohr gellte. Manchmal hatte ich tagelang nichts anderes zu essen bekommen als ein Stückchen Schokolade. Die Anspannung machte sich allmählich bemerkbar, meine Nerven waren wie ausgefranst. Ich muß das erwähnen, damit Sie begreifen, in welcher körperlichen und geistigen Verfassung ich war, als mir die Geschichte passierte, die ich die merkwürdigste und unheimlichste meiner ganzen Kriegserlebnisse nennen möchte.

St. Amand war wie ausgestorben. Nur hie und da ließ sich eine verschüchterte Französin auf der Straße blicken, oder ein paar Kinder trippelten, mit ihren Holzschuhchen klappernd, über das holprige Pflaster. Da und dort lag ein Feuerschein am Horizont — irgendwo brannte es. Soldaten kamen und gingen. Zu Tausenden wälzten sie sich dahin, die endlose feldgraue Schlange. Vom Durchmarsch der deutschen Heere hatte ich ein paar prächtige Aufnahmen gemacht. Ich erinnere mich besonders eines Bildes, auf dem war als Hintergrund eine pittoreske Kirche. Die war Anno siebzig zerstört und dann wieder aufgebaut worden. Sie wissen, ich bilde mir ein, ein Auge fürs Malerische zu haben, und nicht um mein Leben hätte ich diese Platte eingebüßt.

Ich lief von Haus zu Haus und fragte nach einem Photographen, in dessen Dunkelkammer ich die belichteten Platten hätte aus den Kassetten

Die Dunkelkammer in St. Amand.

Von **Arthur G. Abrecht.**

Wir tauschten Kriegserlebnisse aus. Jeder erzählt vom Interessantesten, was er geschaut, gehört, mitgemacht. Da kamen wunderliche Geschichten an den Tag, außergewöhnliche und alltägliche, grausige und erschütternde Geschichten aus den Schreckenstagen Ostpreußens, aus den heißen Sommertagen des Durchmarsches durch Belgien, aus dem Schützengraben und vom Schlachtfeld. Keiner von uns war dem Krieg so dicht auf den Fersen gewesen wie der holländische Photograph. Der hatte ihn von dem Tage an mitgemacht, als die deutsche Armee die belgische Grenze überschritten. Battice hatte er brennen gesehen, und Herve und Moulan und wie sie alle heißen, sah er als Rauch und Asche und Funken gen Himmel lodern. Hatte hier der Beerdigung von Franktireurs beigewohnt, auch einmal selber geholfen, einen verscharren, hatte dort die Lager belgischer Flüchtlinge besucht. War vierundzwanzig Stunden nach dem Fall der Feste Lüttich in der Stadt gewesen. Wie Andenne in Trümmer gelegt wurde, Huy und Givet und Dinant — das ganze Maastal hatte er durchstreift, immer auf der Fährte des siegreich vordringenden Eroberers. Im August und September 1914 hatte es kaum eine Nacht gegeben, die er anderswo als in deutschem Militärgewahrsam zugebracht hätte.

„Sie wissen, Photographen waren zuerst bei dem deutschen Heere mindestens ebenso verpönt wie Zeitungsschreiber“, erzählte er in seinem gutturalen Holländer-Deutsch. „Aber ich kann mich nicht beklagen. Sie haben mir nie etwas zuleide getan, das muß ich sagen. Ich habe ja auch nie ein Unrecht begangen. Freilich haben mir Übereifrige wohl ein dutzendmal die Platten in tausend Scherben zerschlagen, trotzdem nichts anderes drauf gewesen war, als was jeder sehen konnte und durfte, und nichts, was ihnen irgendwie hätte schaden können. Einmal haben sie mir auch die Kamera weggenommen, und ich habe sie bis jetzt nicht wieder gesehen. Aber ich hatte bald Ersatz — und, was wichtiger war, ich hatte bessere und aktuellere Bilder als irgendein anderer. Wenn's auf meinen Bildern rauchte, dann kam der Rauch vom Feuer und war nicht zu Hause im Atelier hineingepinselt. Für einen Spion haben sie mich auch nicht gehalten, denn ich war immer innerhalb ihrer Linien und machte aus meinem Handwerk kein Hehl.

Es war in St. Amand. Das liegt nordwestlich von Valenciennes. Sie schossen damals auf Lille, es muß also ungefähr im ersten Drittel vom Oktober 1914 gewesen sein. Gerade um die Zeit erfreute ich mich der besonderen Gunst der deutschen Militärbehörden. Ich hatte nämlich ein kleines Auto, und es hatte sich mir irgendwo ein Fahrgast zugesellt,

sie mich für einen Deutschen hielt? Mich in den dunklen Raum eingesperrt, vielleicht die Tür verriegelt und einen Verrückten draußen gelassen hatte, der jeden Augenblick hereinstürzen und mit mir anbandeln konnte? Ich hatte ja vom Krieg aus dem Hinterhalt genug gesehen, um ahnen zu können, was mir drohte, wenn sie in mir einen der verhaßten Boches sahen, und gar von seiten eines Menschen, dem vielleicht der Krieg den Verstand geraubt hatte.

Ich muß die Frage nach meinem Wohlergehen wohl hundertmal gehört und beantwortet, hundertmal das entsetzliche gellende Lachen vernommen haben. Schließlich waren meine Platten im Fixierbad und so weit, daß ich sie ungefährdet dem Tageslicht aussetzen konnte. Wie komme ich jetzt aus dieser Falle heraus und an dem Wahnsinnigen vorbei? Ich ergriff mein Messer, hielt es stoßbereit in der Rechten und riß mit einem Ruck die Tür auf.

Nichts rührte sich draußen. Doch — da scharrte und kratzte es irgendwo. Vorsichtig spähte ich hinaus Niemand zu sehen. Der Kerl mußte sich versteckt haben. Sachte tat ich einen Schritt vorwärts, immer das gezückte Messer in der Hand. Niemand ließ sich blicken.

Da kam drüben zur anderen Tür die Frau herein.

„Ah, Sie sind fertig, monsieur? Nun, ist die Arbeit gut geworden?"

„Vielen Dank, Madame, sehr gut . . ."

Aus der Zimmerecke, hinter dem Vorhang am Fenster hervor kam es: „Bonjour, monsieur, comment ça va?"

Die Alte schritt auf die Fensternische zu, schlug den Vorhang zurück: „Habe ich nicht einen prächtigen Papagei, monsieur, sehen Sie nur . . ."

Die Frau hat glücklicherweise nicht gesehen, wie ich das Messer wegsteckte.

Eine Nacht im Dante-Schloß.

Von **Ernst Decsey.***

Erinnerung an die Beschießung Duinos, 3. Februar.

Die Dämmerung stieg mit ihren gelben, wüstenroten, glasgrünen Schärpen langsam aus dem Meer, der Abend mit seiner kühlen Luft kam über das Land, als wir uns dem zerstörten Schloß näherten. Man konnte es nur in der Nacht besuchen.

* Mit liebenswürdiger Zustimmung des Verfassers seinem fesselnden Büchlein „Im Feuerkreis des Karstes", Verlag „Leykam" in Graz, entnommen.

nehmen und neue einsetzen können. Aber einen Photographen scheint es in St. Amand nie gegeben zu haben. „Non, monsieur, jamais. Wenn wir aus St. Amand uns photographieren lassen wollten, sind wir immer nach Valenciennes gegangen, oder aber nach Lille. Dorthin aber nur bei ganz besonderen Anlässen, denn — c'est bien loin, monsieur.“ Ich habe die letzten Sätze des Wortschwalls nie abgewartet. War recht entmutigt und verdrießlich. Aber ich hab's noch nicht aufgegeben. Vor einem Hause stand eine ziemlich bejahrte Frau. Ob sie mir nicht irgendein dunkles Plätzchen wisse, wo ich meine Platten umtauschen könnte, fragte ich sie. „Mais certainement, monsieur.“ Hier, bei ihr im Hause. Ihr Sohn, der jetzt leider Gottes im Kriege, sei Amateurphotograph und habe sich in der Küche eine Dunkelkammer eingerichtet. Da sei alles vorhanden, rote Lampe, Becken zum Entwickeln und Fixieren. — Ich war gerettet.

Der Raum war wirklich so praktisch eingerichtet wie mein Laboratorium zu Hause in Holland. Ich brauchte nur an dem einzigen niedrigen Fenster die doppelten schwarzen Gardinen vorzuziehen, und es war stockdunkel. Ich steckte die Petroleumlampe an und begann mit meiner Arbeit. Es war recht schwül in dem Raum. Wie sich gerade auf meiner Platte die Konturen des Kirchturms aus der gelblichweißen Schicht herauszuschälen begannen, gerade als ob die Sonne den letzten Nebel verscheucht, da höre ich draußen ein Scharren und Kratzen. Ich dachte, es sei ein Hund, und kümmerte mich nicht weiter drum. Mit einem Male lachte draußen jemand so unmenschlich gellend, so markerschütternd kreischend, wie ich es in meinem Leben nie gehört.

Mir standen die Haare zu Berge. Dann kam's mit knarrender, schnarrender Stimme von draußen: „Bonjour, monsieur, comment ça va?“ Das klang freundlich beruhigend. Ich antwortete ebenso höflich: „Merci, monsieur, ça va bien.“ Gleich drauf gellte wieder das fürchterliche Lachen durch den Raum. Wieder scharrte und kratzte es an der Tür: „Bonjour, monsieur, comment ça va?“

Das ging dreimal, fünfmal, zehnmal . . . beim zwanzigsten Mal war ich fest überzeugt, daß ich es mit einem Wahnsinnigen zu tun hatte. Kein vernünftiger Mensch konnte so gräßlich lachen, konnte eine und dieselbe Frage so sinnlos oft wiederholen. Und jedesmal gab ich prompt Antwort, weil ich hoffte, den Verrückten da draußen mit Höflichkeit zu besänftigen und davon abzuhalten, in die Küche einzudringen und meine Platten zu verderben — vielleicht sogar über mich herzufallen.

Um auf alles gefaßt zu sein, zog ich mein Messer aus der Tasche, klappte es auf und legte es vor mich hin auf den Tisch. Der kalte Schweiß stand mir auf der Stirn. Stellen Sie sich meine Lage vor: ich hatte der Frau ja wohl erklärt, ich sei Holländer — aber wie, wenn

wird er mir ein gutes Andenken widmen? So, in einem fortwährenden Selbstausholen und Selbstverhör, zwischen Erhaltungstrieb und Erlebnistrieb kommen wir hinab.

Da ist das Schloß. Kann es uns schützen heut' Nacht . . .?

— — — — — — — — — — — — —

Von der Straße aus sieht man die schweren, dunklen Mauermassen, in denen kein Riß, keine Lücke zu sein scheint. Die altgewohnten, vertrauten Umrisse, die malerischen Zinnen und Zacken . . . wir treten in den gewaltigen Torvorbau, eine Kyklopenwölbung, durch die schluchtartig eingeschnitten der Weg hinaufführt. Im Bogen herum liegen wie kleine Kastelle die Wirtschaftsbauten, alles schwerstes Mauerwerk, oft getroffen und dennoch voll Widerstand. Wir gehen die schöne Schloßauffahrt hinan . . . dunkle Zypressenkegel ragen in die Luft . . . ein weiter Hallenbogen nimmt uns auf . . . ein paar Schritte . . . wir halten unter den alten Arkaden und blicken hinaus in den Hof. Links der Schattenriß des düster ragenden alten Diokletian-Turmes, rechts eine unkenntliche Mauermasse — — dazwischen eine Leere und Helle . . . das Meer. Von hier aus sah man früher nicht das Meer. Hier stand eine Kapelle . . . Jetzt ist sie weggerissen wie ein paar Zähne aus einem Gebiß . . . nichts . . . und beim schwachen Schein des halben Monds sehen wir den romantischen Hof, dessen Mauern vielhundertjähriger Efeu überklettert, erfüllt von Balken, Steinen, Scherben, Eisenstücken, Schutt und Trambäumen, ein dunkles Gewirr von Dingen, die umso unheimlicher wirken als man Einzelnes nicht erkennen kann.

Wir gehen ins erste Stockwerk. „Gehen" kann man es wohl nicht nennen: der Verwalter gibt mir die Hand — er findet sich auch im Dunkeln zurecht — und schleift mich nach. Der Fuß tritt fortwährend auf Scherben, fortwährend knirscht es unter der Sohle, und wenn das Mondlicht manchmal durch einen Mauerriß hereinfällt, sieht man ein grauenhaftes Schiefhängen von Pfosten, durchkreuzt vom Sparrenwerk geborstener Zimmerdecken. Man muß sich durch die Schuttmassen förmlich durchwinden . . . oft müssen wir Halt machen . . . denn der Führer findet selbst den Weg nicht mehr . . . dann wieder hat er sich die Hand zerschnitten, überall starrt es ja von Glassplittern . . . wir schwitzen und keuchen durch die dicke Staubluft . . . so geht es fort durch den Irrgarten von Trümmerwerk — da treten wir aufatmend ins Freie. Wir sind auf dem berühmten Schloßbalkon: . . . der schmale Mond, von dessen Sichel an unsichtbarem Faden eine goldene Spinne herabzuhangen scheint; die leuchtende Venus . . . Nachtfrieden über dem fernhin schweigenden Meer . . . ein silberschimmernder Streifen, der leise auf der Fläche zittert, das Widerspiel des Mondlichts ist das einzig Lebendige. Wie schön . . .!

Vor drei Tagen hatte der Italiener plötzlich mit schwerem Geschütz begonnen. Der erste Schuß traf das Meer. Der Verwalter, Herr Petter, beachtet ihn nicht. Er ist jung und hört das Schießen alle Tage. Das war etwa um ein Uhr dreißig. Das Mittagessen bleibt ungestört. Zwanzig Minuten später die zweite Granate ... In den Schloßgraben. Um zwei Uhr zwanzig die dritte, und sie trifft. Und nun laufen die Treffer mit der Uhr — die Entfernung ist lächerlich gering —; zwei Uhr dreißig, zwei Uhr fünfzig und so fort bis sieben Schüsse fast eine halbe Million Werte zerstört hatten.

Der Verwalter war in meine Station heraufgekommen, noch ganz verstört ... und floh wieder zurück ins Schloß, das er bis zum Äußersten zu hüten dem Fürsten freiwillig in die Hand hinein gelobt hatte. Er nahm mich als Begleiter mit.

In einer uralten Kutsche rumpeln wir langsam drauf los. Aus einem Haus an der Straße tritt ein Kamerad, ein Artillerieoffizier.

„Wohin ...?"

„Duino!"

Er zuckt die Achseln, schaut zum Himmel ... Der Abend ist klar, der Italiener eingeschossen. Es ist nicht ganz geheuer. „Fahr' lieber morgen früh!" — „Morgen früh?"

Aber ich sehe Herrn Petter in der Kutsche, sehe den alten Giovanni auf dem Bock ... und schäme mich vor ihnen. Wir fahren weiter. Es gibt Menschen, die uns lähmen, und wieder solche, die uns befeuern. Und die Gegend lockt. Niemand kann heute nacht ins Schloß, niemand es sehen außer mir. Wer weiß, was morgen früh ist. Morgen vielleicht ist es abgesperrt. Der Wagen rumpelt laut, man kann sich nur schreiend verständigen, nicht hören, was draußen vorgeht. Und diese Langsamkeit ...! Da bleiben wir stehen. Ein paar muntere Kameraden stehen auf der Straße und holen uns heraus, sie wollen abendbummeln. Gott sei Dank. Zu Fuß geht's weiter ... Es ist kühl. Wir bleiben vor Geschoßlöchern stehen, die Straße ist zerfetzt ...

„Hier hab' ich Minutenzählen und Zickzacklaufen gelernt," sagte Herr Petter, „wenn ich durchs Feuer nach N. hinauf mußte."

„Wo's einmal eingeschlagen hat, da kommt's zum zweitenmal nicht hin!" behauptet einer der Herren.

„Ist das nicht ein Naturgesetz?" fragt ein anderer.

Die Kameraden kehren um, wir sind wieder allein ... Ja, wenn ich im Dienst wäre! Im Dienst gibt's kein Sicherheits-, kein Unsicherheitsgefühl. Man geht. Aber ich bin „nur so" da, mache den Weg im Nebenamt, weil ich eine freie Stunde habe. Und wenn der Dienst morgen nach mir fragt und ich nicht antworten kann, weil ich nicht da bin —

Narren herumgedroschen zu haben . . . es war ein Saal mit farbigen Fenstern, wenig bedeutend durch seine Architektur und Einrichtung, aber bedeutend durch die Erinnerung, denn die Künstler, die Gelehrten fast aller Länder haben hier als Gäste der Fürstin geweilt. Jetzt sieht man an der Wand, im Mondlicht schwach gleißend, ein metallisches Blinken: einige Bomben sind aufgestellt, Hülsen-Blindgänger, darunter Kerle von der Größe eines Mannes.

Wir treten noch einmal unter die Arkaden. Schauen noch einmal starr und schweigend in den Schloßhof. Dort fehlt die Kapelle . . . man blickt ins Leere. Ein einziger Treffer hat diesen Trakt, diesen alten Kultbau weggeschlagen. Das schreibt sich so leicht hin, das spricht sich so leicht aus. Aber wer es nicht gesehen hat, weiß nicht, was Krieg ist. Eine grauenhafte Beklemmung überfällt mich plötzlich, lähmt mich . . . da ich diesen dunkeln Hügel von Trümmern sehe und dahinter die hausbreite Lücke. Ich habe mancherlei von diesem Krieg gesehen: nichts reicht an diesen niederschlagenden Eindruck heran.

Der Verwalter kann noch immer nicht zusammenhängend davon erzählen. Die Stimme bricht ihm, die Gedanken jagen durcheinander, er kann keinen Satz vollenden. Ich entnehme seinen hastigen Worten ungefähr das: er war im Keller, als der dritte Treffer einschlug. Er hielt es unten nicht aus — das Schloß ist ihm anvertraut, er muß sehen, was geschehen ist. Er läuft hinauf, geht über den Hof und betritt die Kapelle. Hier waren noch einige Stücke zu bergen. In der Mitte der Kapelle hängt ein Bildnis der heiligen Anna. Es kam ihm vor, als blicke ihn die Heilige an, als wolle sie zu ihm sprechen . . . Er hört eine innere Stimme: Geh weg von hier, geh weg . . .! Er ist kein furchtsamer Mann, hat sich in zwei Beschießungen an das Aufkrachen, Entzweikrachen und Empordonnern einspritzender Granaten gewöhnt. Aber diese Stimme . . . Und er springt zurück über den Hof, dem Keller zu, geht die Stiege hinab, ist gerade auf der dritten Stufe — — als ein so furchtbarer Schlag erfolgt, als berste der Schloßfelsen in den Grund hinein. Alles umhüllt sich mit Nacht, schwarze Brandwolken wälzen sich schwer in den Keller, ein gasiger Gestank sticht in die Kehle . . . er taumelt . . . kann nicht atmen . . . ringt nach Luft . . . verliert die Sinne. Als es vorüber ist, kriecht er zitternd hinauf — — die Kapelle ist nicht mehr da. Der vertraute Anblick des Schloßhofs ist verschwunden. Das ist ein anderer Hof. Man sieht die roten Klippen von Sistiana, sieht das Meer, von wo aus man es nie gesehen hat. Und der treue Mann, der das Weinen nicht kannte, bricht in Tränen aus. Noch tagelang geht er wie irr umher, kann nicht essen, nicht schlafen. Er kann nur arbeiten. Er birgt in drei Nächten alles, was noch an Möbeln und Wertstücken zu bergen ist, er schafft wie ein

Eine dunkle Klippenmasse mit einem schwarzen Höcker schiebt sich in das Meer vor. Hier hatte Livia, des Augustus Frau, ihr Haus hergebaut, hieher in den Strandfrieden, an das gesegnete Wein- und Lorbeerufer. Nun ist das Haus längst zur Ruine zerfallen. Eine zweite kleinere Klippe schiebt sich unten dunkel vor; auf diesem Fels soll der Dichter gesessen und in das Land hinübergeträumt haben, das ihn verbannte, verstieß . . .

Diese Beschießung des Schlosses war die dritte, die es durchmachte. Als sie — vor drei Tagen — begann, zertrümmerte der erste Treffer das alte Medaillon des Dichters, das oberhalb der Toreinfahrt angebracht war. Es fiel in Scherben herab. Der Verwalter ging hinaus, und als er die Trümmer sah, hob er sie auf, um sie vollends zu zerschlagen oder sie in Zorn und Erbitterung an die Mauer zu schleudern . . . aber er legte sie wieder hin. Er besann sich. Und der einfache Mann — er ist seines Zeichens Badedirektor und nicht Literat — sagte sich in dieser schweren Stunde: Nein, nicht zertreten! Dante gehört nicht ihnen, nicht ihnen! Dante gehört der Welt! Und wenn er Italien erlebte, wie es heute ist — er kehrte ihm schaudernd den Rücken und flöhe, arm und einsam in freiwillige Verbannung, um das bittergesalzene Brot der Fremde zu essen . . . So handelte der Verwalter. Dieser erste Treffer erschien ihm wie ein Sinnbild. Und sie schossen weiter, weiter und konnten doch nicht mehr zertrümmern, als sie schon zertrümmert hatten: das Bild des Mannes, der die Commedia divina geschaffen. Und zu dieser Merkwürdigkeit kommt noch eine zweite: nachdem die Beschießung vorüber war, zeigte sich unversehrt und unverletzt ein zweites Medaillon, das einen Toreingang — zur Erinnerung an ein Besitzergeschlecht — schmückt: das Wappen der Hohenlohe, der Phönix . . .! Muß man nicht sagen: der Italiener hat sehr gut geschossen? Er traf, was er gewiß nicht treffen wollte, seinen Dante, und verfehlte, was er gern getroffen hätte, unser Wappen!

Wir wandern zurück, schleichen uns durch das mannshohe Gestrüpp von Holz-, Glas- und Eisenspitzen, manchmal zögert der tastende Fuß: der Boden fehlt . . . zerlöchert . . .! Dann gehts vorsichtig weiter . . . wie über ein Feld von zerschlagenen Flaschen. Hier war einmal ein Speisesaal, jetzt scheint es ein Kellerraum zu sein, worin einige Narren Möbel- und Mauertrümmer umhergeschmissen haben . . . dann der rote Salon, die Bücherei, die einst Wunder an alten Handschriften, an Pergamenten barg, köstliche Stücke aus dem 14., aus dem 15. Jahrhundert als die Tybein und Torre noch Herren von Aquileja waren. Zum Glück waren die Handschriften schon vorher weggeschafft worden, sowie die kostbaren Briefe (Maria Theresia, Napoleon u. a. m.) und wie die Rubens und Tintoretto aus der Bildergalerie. Auch im Grottensaal scheinen

noch so, wie er an jenem Nachmittag ging, zu der Stunde, wo er aus dem Keller kam. Wir schauen zurück ... Vielleicht wird das Schloß wieder einmal auferstehen, prächtiger als es war ... wir sprechen vom Phoenix der Hohenlohe. Das Schönste, was Duino dem Wandrer bot, ist ja erhalten geblieben, sein Umriß, die Zackenlinien seiner Zinnentürme und Bastionen am Meer. Nein, die Geschichte von Duino ist nicht vorbei: sie hat nur ein heroisches Kapitel hinter sich, ein neues, rauchendes, donnerndes Kapitel, wie es der Krieg alle hundert Jahre schreibt, und voll von Schrecken und Wundern ...!

Das erste Autogramm.

Von **Elisabeth Janstein.**

Schon damals, als das kleine blonde Dorle noch auf der Schulbank saß und mit klopfendem, schuldbewußtem Herzen und spähenden Augen die Mathematik-Schularbeit von ihrer Nachbarin abschrieb, als sie mit begeisterungsgeröteten Wangen schwungvolle Aufsätze über „Hermann und Dorothea“ und den „Abschied der Jungfrau von Orleans“ losließ, hatte sich die moderne Literatur ihrer bemächtigt und sie in ihren Klauen festgehalten und auch schon damals war „Er“, der Erste, Überragende im Kreise ihrer heimlichen Götter. „Er“, der so süß, so lockend und geheimnisvoll von all den heißen Sehnsüchten zu schreiben wußte, die ein junges, wunschkräftiges Mädchenherz durchzogen. „Er“, der Immer-Neue, Reichste und Wechselvollste — Rudolf Hans Bartsch.

In den Religions- und Französisch-Stunden, von den Handarbeitsstunden nicht zu reden, denn das war ja selbstverständlich, kauerte Dorle immer ganz zusammengedrückt in der Bankecke, so, daß man sie ja nicht sehen und aufrufen konnte. Und die ehrwürdigen, tintenfleckbesäten Pulte, die schon so viele Schulgenerationen hindurch Geheimes und Unerlaubtes mitangesehen hatten, breiteten sich auch diesmal gütig beschützend über dem „Hannerl“, der „Elisabeth Kött“ und den „Bittersüßen Liebesgeschichten“ aus.

Sie hatten alle ihren Platz in Dorles großem warmen Herzen, der junge, einsame, ritterliche Baron Hans, der blondlockige, heimatsehnsuchtsverzehrte Georg Botzenhart, das überreiche und doch so arme, scheue Schwammerl, der kühne, eiserne Tikosch Gabor, der feine, ernsthafte Hofrat van dem Bosch, alle zwölf aus der Steiermark, voran der versonnene, leidenschaftdurchglühte Otmar Kantilener, die drei Haindlbuben und, nicht zuletzt der übermütige, ewig-junge, mitreißende Himmelmayer.

Packknecht und bringt das anvertraute Gut mit einigen Helfern auf Wagen fort. Dann erst kann er wieder unter Menschen gehen, dann erst besinnt er sich auf sich selbst. Er will einen Brief schreiben . . . aber die Hände zittern. Und immer wieder werden seine Augen naß: daß er das Schloß nicht mit seinem Körper schützen konnte . . .! Und dann flüstert er von seiner wunderbaren Rettung. Eine Minute später — und er wäre in tausend Blutfetzen zerrissen worden . . . Und nicht weit vom Schloß wohnt ein braves Geschöpf, seine Braut, die dort ihr Haus, ihre Wirtschaft unter Sorgen versieht, und nun die Beschießung gehört, den Rauch zum Himmel fliegen gesehen hat, und die wußte: er verläßt sein Schloß nicht . . .! Der Krieg hatte die beiden Leute zusammengeführt und ihre Brautzeit wurde zur spannenden Novelle.

„Die innere Stimme hat mich gerettet, die innere Stimme . . .“

Wer diese dankdurchzitterten Worte vernommen hat und vor sich die Wirkung der Granate sah, die ein Haus abriß — der ist nicht gestimmt, gegen den Aberglauben im Krieg etwas zu sagen . . . Was sind wir? Stehen wir in der Hut außerirdischer Mächte? Folgen wir Gesetzen oder Zufällen? Oder ist der Zufall unser Gesetz? Kann es nicht wieder einschlagen wie vorgestern? Gerade jetzt in diesem Augenblick? Gerade auf uns beide her? Wenn's denen drüben nun einfallen sollte, zu schießen — wird der Zufall *für* uns sein, *gegen* uns? Gilt das „Naturgesetz“ des schon beschossenen Punktes? Ja, unser Leben ist wie diese Nacht im schönen Schloß, das wir blind, nur schwach erkennend, durchtasten müssen, halb gehend, halb geschleift. Ich umschlinge den Arm des Mannes neben mir, der, um ein abgegriffenes Wort richtig zu gebrauchen, wie ein Held gehandelt hat.

Dann bückt er sich, langt nach zusammengeschichteten Trümmern zu seinen Füßen und zieht ein Stück hervor, das er mir in die Hand gibt. Ein Tonscherben oder etwas Ähnliches, die eine Seite rundlich, die andre scharfkantig abgesplittert.

„Behalten Sie das zum Andenken . . .!“

Der Scheinkegel der kleinen Soldatenlaterne fällt darauf und ich erkenne — einen Teil der weltbekannten Züge, die Nase, das Kinn . . . es ist ein Bruchstück des Dante-Medaillons. Ich danke Herrn Petter und hütete sein Geschenk wie einen Schatz. Heute schmückt es mein Zimmer.

— — — — — — — — — — — — —

Schweigend gehen wir durch die Nacht zurück. Wir blicken zum dunkeln, sternenklaren Himmel auf, worin Millionen Silber- und Goldpunkte flimmern. Wir können es heute nicht begreifen . . . es ist so unfaßbar . . . diese wunderbare kosmische Ordnung und Schönheit über dem Unsinn der Erdenwirklichkeit. Den Verwalter in seinem dünnen Rock fröstelt; er hat von seiner Habe noch nichts geborgen, er geht

Aber nun kam das große Ereignis. Sie hatte ihn gesehen! Ganz leibhaftig gesehen, von Angesicht zu Angesicht, als er auf der Plattform der Elektrischen stand und er hatte sich sogar zweimal nach ihr umgedreht. Er war in Uniform gewesen, als Hauptmann, und hatte eine schwarze Aktentasche getragen. Wahrscheinlich ruhte dort sein neuestes Werk. Die skeptische Tilde setzte der lichterlohen Begeisterung einen Dämpfer auf: „Du, wenn er es nur auch war! War er in Artillerieuniform, hat er das Friedenssignum gehabt?" Das hatte sie nämlich alles auf einer Photographie entdeckt. Dorle, die sich vor der uniformkundigen Offizierstochter keine Blöße geben wollte, sagte eifrig und überzeugt: „Natürlich. Glaubst du, ich hab mir ihn nicht gut angeschaut?" Was kümmerten sie die Artillerieknöpfe, die Achselspange und das Friedenssignum, wenn „Er" sie ansah. Er war es bestimmt gewesen, sie hatte sich die Züge des Bildes tief und unauslöschlich eingeprägt. Von nun an nahm sie immer ein Buch von ihm mit, damit er sehen könne, wieviel sie ihm war.

Das Glück blieb ihr wirklich hold, jeden Tag, wenn sie zur Stunde fuhr, stand „Er" schon auf der Plattform und erwiderte die bewundernden, andächtigen Mädchenblicke auf das wärmste. Und das machte Dorle kühn. Sie wollte ihn bitten, ihr in die „Frau Utta" etwas hineinzuschreiben, er würde es bestimmt tun, denn er sah sehr freundlich aus. Das Buch würde sie dann immer als ihr kostbarstes Heiligtum behüten und niemanden andern in die Hand nehmen lassen.

Aber gar so leicht war die Bitte doch nicht. Zweimal schon war sie entschlossen, auf die Plattform hinauszutreten und hatte zu sprechen anfangen wollen, aber beidemale war sie über und über rot geworden, bis zu dem krausen, goldenen Haarschopf und war dann, ohne aufzuschauen, aus lauter Verlegenheit um eine Haltestelle zu früh ausgestiegen.

Aber heute sollte es endlich sein. Wer weiß, am Ende mußte er wieder fort, an die Front und sie hatte dann das Nachsehen und konnte sich ewig Vorwürfe machen, eine so schöne Gelegenheit unbenützt gelassen zu haben. Sie hatte ihr neues weißes Kleid angezogen und den Hut mit den breiten, hellgrünen Bändern aufgesetzt, der würde ihm sicher gefallen. Und wirklich, diesmal trat sie ganz energisch auf ihn zu, reicht ihm die „Frau Utta" und bat mit hastigen, verlegenen Worten, der „Herr Hauptmann" möge ihr etwas in das Buch schreiben. Der Offizier sah lächelnd auf sie herab und fragte ungläubig: „Ich soll Ihnen etwas in das Buch schreiben?" Ihr Mut wuchs, als sie ihn so freundlich sah, und sie stammelte etwas von „täglichem Sehen" und „tiefer Verehrung" und bettelte nochmals mit beredten warmen Blicken, er möge nur ein paar Worte schreiben, so eine Widmung, als wenn er ihr das Buch geschenkt hätte. Nun endlich nahm der Offizier mit

Mit jedem formte sie sich träumend ein neues Schicksal, von jedem ersann sie sich geheimnisvolle verschwiegene Abenteuer. Die schönsten, lebendigsten aber galten nicht diesen Gestalten, so lieb und vertraut ihr auch alle waren, nein, die hob sie für ihn auf, für den Mächtigen, der sie alle geschaffen, der ihnen Geist von seinem Geiste und die warmen Gefühle aus seinem überreichen Herzen gegeben hatte, und sie umschlang sein Bild mit ihren Wünschen und Träumen wie mit einem vollen, köstlichen Kranze frischer, duftender Blumen.

Sie hatte ihn noch nicht einmal gesehen, das war ein großer Schmerz. Sie besaß nur ein kleines, verblaßtes und ganz undeutliches Bild aus irgendeinem Almanach, das sie in einem Medaillon trug und das ebensogut auch den Vater Jahn oder den englischen König hätte vorstellen können. Sie beneidete ihre Freundin Tilde glühend darum, daß sie ihn einmal, als sie mit ihren Eltern auf zwei Tage in Mönichkirchen gewesen war, flüchtig gesehen hatte und ließ sich immer und immer wieder von dieser Begegnung berichten.

Eines Tages kam Tilde aufgeregt und atemlos zu Dorle gestürzt und erzählte die unglaubliche Neuigkeit, daß man „Seine" Photographie jeden Tag sehen könne, und zwar ein großes, schönes Bild, ein Photograph auf der Landstraße hatte es im Schaufenster hängen. In fünf Minuten war Dorle „gestellt" und sie fuhren zusammen hin.

Als Dorle nun sein Bild erblickte und sah, daß „Er" auch äußerlich alle Eigenschaften hatte, die ein Held sehnsüchtiger Mädchenträume nun einmal haben muß, brannten die Flammen ihrer Begeisterung noch einmal so hell wie zuvor.

Die Wünsche wurden allmählich deutlicher und bestimmter. Konnte es nicht ganz leicht möglich sein, daß er sie einmal sehen und an ihr Gefallen finden würde? Er würde sie ansprechen und sie könnte ihm dann erzählen, wie sehr sie seine Bücher liebte und sein Fühlen verstand. Und überhaupt, er war sicher nicht verheiratet, war es denn so ausgeschlossen, daß sie in Betracht kam? Endlich einmal mußte er doch an die Ehe denken, denn über dreißig war er sicher schon. Sie würde ihm alles so schön und bequem einrichten, wie er es sich wünschen mochte und wenn es sein mußte, na ja, wenn es durchaus sein mußte, wollte sie ihm auch hie und da einen kleinen Fehltritt verzeihen, denn schließlich durfte man einen solchen Menschen nicht mit dem Dutzendmaße messen. — Als sie aber einmal die „Elisabeth Kött" in der Originalausgabe in die Hand bekam, sie selbst besaß sie nur in Ullstein, standen am Titelblatt klar und vernichtend deutlich die grausamen Worte: „Meiner lieben Frau gewidmet". Also mit dem Heiraten war nichts! Nach ein paar durchseufzten, melancholischen Tagen wurde dieser Traum endgültig begraben.

Wir hatten also trefflich geschlafen, freilich herzlich beengt. Aber es war diesmal recht angenehm, sich mit hochgezogenen Beinen eng aneinanderzuschmiegen, denn es troff hübsch die ganze Nacht dermaßen unverschämter Regen vom Himmel, daß das Wasser unten an den Dreiecksflächen nicht schnell genug abrinnen konnte und sich Tropfen auf Tropfen durchs graue Zelttuch stahl. Was mußten auch grad unsere Füße dort sein? So zogen wir sie hoch.

Um 4 Uhr hatte uns Korporal Oberkogler geweckt. Er brauchte die zwei Tragtiere des Bataillonsstabes und überbrachte uns gleichzeitig Befehl, die gesamte Munition in die obere Talmulde hinter dem ...berge nachzuschaffen und im Laufe des Vormittags abzumarschieren.

„Ich welche ‚obere Talmulde'? Hat man Ihnen keine Karte für uns mitgegeben?"

„Nein! Der Herr Adjutant hat nur gesagt: ‚In die obere Talmuldn hinterm Berg,' den unser Batlon gstürmt hat, bevor 's in Reserve kumman is."

„Weiß schon, weiß schon, Oberkogler! Is ja recht schön, aber wir müssen doch eine Ahnung haben, wo das ungefähr liegt und wie weit ... Wissen Sie nicht: Führt da wenigstens eine Straße hinunter?"

„Ja, mir scheint a Tragtiersteig! 's Batlon selwa is scho gestan hinmarschiert."

„Na, is gut! Lassen Sie also die zwei Tragtiere aufsatteln und sorgen Sie, daß sie schleunigst hinaufkommen!"

„Jawoi! Zu Beföh!"

Wenn man erst im Laufe des Vormittags abzumarschieren hat, da kann man sich um 4 Uhr schon noch ein wenig räkeln und strecken und wohlig einmummen in die Decke und vielleicht gar noch das eine Auge zuzwinken. O ja, das kann man ruhig! Und das ist nach einer so gliederverkrümmenden, feuchtlichen Nacht ein Genuß, ein wahrer Hochgenuß!

Und wenn man erst im Laufe des Vormittags ..., so kann man auch ein wenig sinnen und träumen, von fern, von fern daheim, und kann sich die Kerze anzünden, die an Ringeldraht von der Zeltstütze schwebt, und eine Morgenzigarette und kann Briefe aus der Tasche holen und kann lesen und immer wieder lesen die lieben, lieben Zeilen:

„... und so oft ich unser Kindlein anblicke, ist es ein Flehen: Herr führ' ihm den Vater wieder heim! ... und wir werden Deine Heimkehr als große heilige Schenkung eines gütigen Schicksals empfinden und immer dankbaren Herzens an diese schrecklich-schönen Tage denken ... Dein Weib aber wird emsig sein für Mann und Kind, damit keine Sorge Einzug halte ... Helgi sitzt beim Essen bereits als Zuschauerin in der Sofaecke ... und wie wirst Du Dich freuen, unser Sonnen-

einem lächelnden „Ja, wenn Sie durchaus wollen, liebes Fräulein“, das Buch an sich und schrieb mit kräftigen Zügen ein paar Worte auf das Titelblatt. Dorle bedankte sich hastig und verlegen, stieg aus und eilte mit ungeduldigen Schritten, den kostbaren Schatz fest an sich gepreßt, in den kleinen Park, um dort seine Worte ungestört lesen zu können.

Zitternd vor Glück und Erregung schlug sie das Buch auf. Dort stand mit energischer, schwungvoller Offiziershandschrift: „Einem reizenden, kleinen Wiener Mäderl in wärmster Bewunderung — Hauptmann Wondraczek, . . . xtes Inf. Reg.“ —

Seit diesem Tage ging Dorle den ganzen weiten Weg in die Stunde zu Fuß.

Genehmigt vom
k. k. Kriegspressequartier.

Munitionsnachschub.

(Nach meinen Tagebuchaufzeichnungen.)

Von **Karl Dankwart Zwerger**, Kadettaspirant.

Ich war damals dem Munitionsnachschub meines Bataillons zugeteilt.

Wir hatten in einem zweiblättrigen Zelte geschlafen. Am Vorabend waren wir aus unserm Bauernstübel ausgezogen, weil uns die Artillerie vom flankierenden Höhenrücken gar zu arg zugesetzt hatte.

Wenn die „Fünfzehner“ so auf hundert, auf achtzig Schritte krepieren, fühlt man sich ja noch völlig sicher. Auch wenn sie auf die Halbscheit heranfinden, tut man noch lange nichts dergleichen. Wenn sie aber auf einmal ein Trumm Straße wegreißen, ein Trumm Straße, wo sie knapp am Haus vorbeizieht, dann wird's einem in den vier Wänden doch minder gemütlich, man steht am Ende sogar vom Kaffee auf und fängt zu erwägen an, ob man nicht doch vielleicht ein anderes Quartier . . . Und wenn schließlich die nächste übers Häusel faucht und im sausenden Vorbei rasch ein Dacheck mitnimmt, dann wirft man denn richtig seine Regenhaut über, wandert ein Stück weiter und sucht sich ein neues Logis. Vierundzwanzig Munitionskisten als Wände, ein paar Zeltblätter Dach, als Unterlage etliche Kotzen, das hat schon oft eine herrliche Kommandantenwohnung abgegeben.

Aber die Verschläge waren diesmal ziemlich abseits aufgeschlichtet, wir wollten die ruhebedürftige Tragmannschaft nicht mehr bemühen, und so hatten wir uns zu einem ganz simplen Zelt entschlossen, unter einer großen Fichte. So eins ist in zwei Minuten aufgestellt: Ein Gewehr samt Bajonettscheide, Zuknöpfen, die acht Pflöckchen, rings mit dem Spaten ein kleiner Wassergraben — das geht ja rasch!

Die eroberte Stellung, die ich mir nun ein bißchen besehe, ist eine gut gedeckte, den Launen des Bergwaldgeländes vorzüglich angepaßte Steinstellung aus Gräben, Löchern, Runsen und Unterständen, oft durch Sandsäcke ergänzt und verstärkt, im ganzen aber wenig nett und sorgfältig ausgebaut. Unsre Leute treffen das schon weitaus besser! Aber die Hauptsache ist ja schließlich, daß sich eine Stellung zur Verteidigung eignet — und das muß man ihr wohl in hohem Maße zuerkennen. Sie taucht dem mühsam Anklimmenden nicht nur überraschend auf, sondern schmiegt sich so trefflich an jedes Bodenwellchen und Erdfältchen, daß man im schattigen Grün und Düster ihrer erst an den Drahtverhauen gewahr wird. Und diese schlingen sich, in den Blättern und Nadelzweigen fast unsichtbar, in dichtem Stachelgewirre von Baum zu Strauch, zu Strauch und Baum und knapp überm Boden sind überdies noch eine Anzahl heimtückischer Falldrähte angebracht.

Nun freilich ist längst alles verlassen, verlassen, da der brave Hessensturm darüberfegte.

Da und dort liegen noch Gewehre, Zeltblätter, Bajonette, Kotzen, dazwischen schimmern halbverrostete Konservenbüchsen und die fäßchenförmigen Feldflaschen, in einer kleinen Felshöhlung ist, von den Unsern bereits gesammelt, ein Häuflein Handgranaten aufgestapelt, keulenartige italienische Handgranaten im so unschuldig himmelblauen Anstrich. An einem Baum hängt ein halbes Dutzend noch unverbrauchter Maschinengewehrgurten, Marke „Vikkers Limited, 6·5 mm, Italy, 200 R$\underline{\text{DS}}$“ — amerikanisches Erzeugnis. Ja ja, die lieben Friedensapostel überm großen Wasser, die so brav den Frieden predigen und verzückten Auges auf den — Goldsack schauen, der sich bei den Munitionslieferungen glänzend und glänzender füllt!

An der Stellung vorbei führt, aus seitlicher Richtung kommend, eine recht gute Bergstraße. Unaufhörlich ziehen Kolonnen her und hin, Proviant-, Munitions-, Sanitäts-, Pionier-, Artillerie-Kolonnen, zu Fuß, zu Pferd, mit Mulis und Karretten, Telephonpatrouillen, Beobachter, Arbeitsmannschaften, Leichtverwundete, sogar eine Regimentsmusik, man sieht Leute buntester Verwendung und Waffengattung und es rollt, trabt und stapft hier ein Verkehr, den man so nah hinter der Kampflinie kaum für möglich hielte.

Freilich: Stundenlang schon wieder trommeln unsre Rohre gegen den Feind. Alle Kaliber. Die kleinen, aber weittragenden, die unangenehmst aufbellen gleich einem wütenden Riesenköter, andre, die so metallisch über die Wipfel sausen, daß man vermeint, man müsse in den Lüften ein Stahlband sehen, das als ein Lasso nach dem Gegner schnellt, wieder andre, deren zittriger Geschoßlärm dem Wildentenflug ähnelt oder einem Strich Rebhühnern, zuweilen auch wieder fernem

scheinchen in die Arme zu schließen und ihr den ersten Vaterkuß aufs Stirnlein zu drücken . . ."

Und dann die Mutter:

„. . . Tausendmal segnen wir, täglich und stündlich, Dich, mein lieber Bub, Dein Tun, Dein Wandeln und Handeln und leben mit Dir und all' den Braven in unverwüstlicher Zuversicht . . ."

„Tausendmal täglich segnen wir Dich . . . tausendmal . . . mein lieber Bub!" — Du gute, gute Mutter, Du!

Und man liest und liest . . .

O ja: Wenn man erst im Laufe des Vormittags abzumarschieren hat, kann man sich um Hahnenkraht schon noch dehnen und sehnen! Und man kann sogar noch warten, bis einem der Putzer die Schale „Schwarzen" bringt, die so herrlich dampft und duftet.

„Haben wir noch Zwieback, Anton?"

„Ja, a bißl aner is no da!"

„Na also, her damit! Und dann schaun Sie, daß alles aufkriecht und die Rucksäcke packt. Um 9 Uhr sind die Tragtiere samt allen Tragtierführern und Munitionsträgern gestellt! Sie und der Höller bleiben bei den restlichen Verschlägen als Bewachung zurück und kommen erst mit der nachmittägigen Kolonne nach — da ersparen Sie sich hübsch einen Weg!"

Der Anton grinst und rennt um meinen Zwieback, den er im Brotsack verstaut hat. Dann eilt er wieder zu den Leuten und verkündet die Marschbereitschaft.

*
* *

Fünf Uhr nachmittags. Ich sitze seit Stunden bei der am 25. genommenen Stellung, wohin wir die ersten sechzehn Verschläge einstweilen gebracht haben. Sie gleich ins Tal zu schaffen, wäre bei Tag ein Unding gewesen. Die Artillerie hätt' es uns auf der feindseitigen Lehne gründlichst verwehrt. Unser Nachschub ist ja wie jede größere Bewegung zur Feuerlinie fast ausschließlich Nachtarbeit.

Unsre acht Tragtiere, vermehrt um vier gerade freie Küchenmulis, hab ich mit dem Korporal den elenden, beschwerlichen, oft ganz weglosen „Weg" durch Wald, Steinicht und Mulden zurückgeschickt, die restlichen vierundzwanzig Kisten zu holen.

„Gehn Sie nur immer an der Spitze, nicht zu schnell, möglichst uneingesehen und achten Sie, daß die Kolonne nicht abreißt! . . . Ja, und melden Sie dem Herrn Offiziersstellvertreter, daß ich hier warte und mich indes nach dem weiteren Weg erkundigen will! Also: Daß mir alles angeschlossen bleibt!"

Von Ast zu Baum und Busch, überall spannen sich Drähte, die verschiedenen Batterie-, Bataillons-, Regiments-, Brigade-, Divisions-Kabel. Eben sucht eine Abteilung mit Hakenstangen und Laufrolle das ihre. Sie stecken da einfach der Reihe nach an die vorhandenen Kabel ihren Mikrophondraht und horchen. An den Gesprächen finden sie dann schnell ihre Leitung heraus.

Ich gehe ein Stück nach der andern Straßenrichtung. Der Wald wird etwas freier und gewährt durch die schütteren Bäume Ausblick auf Tal- und Höhengelände von Arsiero. Arsiero — unsre nächste Zielkür! Dahin geht unser Kampf und strebt eines jeden feurige Sehnsucht!

Es wird Dämmerung und stiller, stille. Das Donnerbrüllen hat ausgetobt, die Feuerschlünde schweigen. Die Welt hat wieder Seele und die Erde, die schöne, liebe Erde wird wieder maiende Menschenerde.

Ich trete aus den Bäumen. Ein Stück Wiese ist gemäht. Es hat ja nicht nur der Tod eine Sense . . . und die Pferde brauchen doch Futter!

Und ich sitze tief in Heuduft und Abend und im rosenen Segen der Berge. Das Moos ist weich wie ein Flaumpfühl und meine Augen ruhen in Grün und Gras. O, es tut ihnen wohl und erquickt sie wonnig! Jetzt höre ich Grillen, unzählige Grillen und höre sie tschirpen und zirpen und von den Büschen her, schon mehr ferne, naht fröhliches Gewisper, kommt süß-abendsames Singen, dringt die weiche, schmelzende Sehnsuchtsweise heimsuchender Sänger. Und da höre ich noch mehr: Meine Seele, meine ganze Seele klingt auf in strömenden Akkorden und harft ein rührend Lied. Blaue Glocken blühen vor mir und roter Klee und gelber Luzerner. Und der Abend ist ein feiner Glöckner und macht in all die selige Musik noch ein wisperndes Blumenläuten und und mich berauschen tausend und tausend Melodien der Schönheit.

Sonnengold liegt über Tal. Und an Wald und Rebengrün entlang und an Büheln, die immer flacher werden, gleitet das Auge schon in jene schummrige Weite, in jene große, große Ebene, die unser aller Ziel und Wille ist.

Dämmer und Abendsingen — und Stille, Stille . . .

Ist das Krieg?

Blick seitwärts! Dort! Siehst du das Glänzen? Komm, wir wollen sie uns ansehn, die zwei Geschütze! Ganz unversehrt, nur das Verschlußstück fehlt. Und eingegossen: „Fonderia di Napoli 1896 — Fonderia di Torino 1888.“ Aus Turin und Neapel. Die Maschinengewehrabteilung unsres 4. Bataillons hat sie erbeutet, sagt das Brettchen an den Rädern.

Und blick dorthin! Nun, dort! Kaum zwanzig Schritt! Siehst du sie nun, die drei Holzkreuze? „Gefreiter Leichtegger, J. R., gefallen

Pferdewiehern oder raschem Herabstreifen an gespannter Leinwand, all' die Ähnlichkeiten natürlich verzehn-, verhundertfacht und ins Gewaltige verriesigt.

Und immer das Donnern und Knallen, Kläffen und Brummen der Abschüsse und das heulende, pfeifende, winselnde, ratternde Fauchen der Granaten, Schrapnells und Bomben. Und schließlich noch, von etwa fünf zu fünf Minuten, die „Rollwagerl", unsre „Dreißiger", deren Geschoßfliegen im Ohr ungefähr den gleichen Eindruck erweckt wie das Herabrollen eines Holzhundes auf schwachgeneigter Schienenbahn, mit jenem halb regellosen, halb rhythmischen Anschwellen und Flauen des Geräusches.

Das währt nun schon Stunde um Stunde. Lage auf Lage tost hinüber, bis 30·5, Wumm und Bumm und Schlag auf Schlag, und oft grollen gleich zwei, drei in einen zusammen oder dröhnen sieben, acht ein mächtiges, dumpfes Gehämmer. Titanen schmieden am Frieden! Der ganze Bergwald hallt und widerhallt, und wenn es manchmal auf Minuten stiller wird, dann knattert vielleicht wo ein Maschinengewehr oder streicht der scharfe Lärm eines Feuergefechts herüber.

Und trotzdem ziehen Kolonnen hinter Kolonnen, gehen Menschen hinter Menschen und lachen und rasten und scherzen und plaudern, als wäre tiefste Waffenruh, als wären sie gefeit und geborgen wie daheim bei Muttern.

*
* *

Es ist acht Uhr. Ich warte noch immer. Ich habe einen Kameraden getroffen und ihn ein Stück begleitet und da gleich wieder Neues gesehn. Ein paar hundert Schritt an der Straße weiter oben liegen noch massenhaft Stacheldrahtrollen. Auch eine Menge Zeltblätter und Decken haben die Welschen da zurückgelassen. In einer Felsensenke ist eine Telephonzwischenstation errichtet. Einer dort hat eben „Zigeunerschmarren" bereitet; man macht ihn aus geweichtem Brot, Fett und Zucker und er soll recht gut schmecken. Gebrutzelt wenigstens hat er sehr verlockend. Ich hab da auch erfahren, daß der für heute nachmittags geplant gewesene Angriff unsres Regiments auf morgen verschoben wurde, da es wegen zu schwerer Artilleriebeschießung seinen Aufmarsch nicht durchführen konnte und sich die feindlichen Stellungen als viel stärker erwiesen, als man angenommen hatte. Da wird sich also der Aufmarsch bei Nacht vollziehn — und wir finden dann mit unsrer Munition vielleicht nicht ans rechte Ende.

Ich warte und warte. Die zwei Mann Bewachungsposten sitzen gelangweilt bei den Verschlägen und kramen den letzen „Pims" aus dem Brotsack. Auch sie haben seit dem Morgenkaffee nichts mehr genossen und heute wird's recht übel aussehen um eine Menage, das wissen sie.

oder sieht ein verdecktes Licht — lagernde Truppen. Irgendwo brennen zwei Häuser. Der rote Schein glüht wundervoll in die Nacht.

Wir sind auf der Höhe und müssen da grad einem stehenden Bataillon vormarschieren, das, scheint's, auch nach Tal will. Ich benütze die kleine Stockung (bis man uns auf Anruf genügend Wegbreite freigegeben), um nach rückwärts zu fragen: „Ist alles angeschlossen?" Und von Mann zu Mann läuft es, schwächer und schwächer werdend, nach hinten: „Ist alles angeschlossen?", bis dort schließlich die Antwort aufbrummelt und deutlicher wird und vernehmlich: „Alles angeschlossen!"

Und nun kläre ich die Leute nochmal auf, daß wir jetzt feindseitig weitermarschieren, daß uns vielleicht ein Scheinwerfer anleuchten könnte und daß dann alles sofort zu stehn hat, regungslos, wie aus Stein gemeißelt.

„Und wer sich no sei Pfeifn anzündn wü oder a Zigarettn, der soll das jetzt besorgn, die paar Minutn bis zum Felseinschnitt! Von dem Durchlaß an san ma eingsegn und da gibt's ka Zündholz mehr! Habt's mi verstandn?"

„Ja . . . jawoi, Herr Kadett!"

„Also: Maaarsch!"

Das Auge, das sich allmählich ans Dunkel gewöhnt hat, ist nun stellenweise ganz wie blind — wenn Felsen und hohes Buschwerk auch noch das bißchen Wegschein verfinstern. Dann heißt 's halt mit dem Bergstock vor sich tasten und noch langsameren Schritt annehmen und von Zeit zu Zeit, wenn man ein Geräusch hört, vor sich rufen: „Links halten!", was sowohl den eigenen Leuten gilt wie auch einer etwa sich nähernden Gegenkolonne. Es gäb sonst schnell Zusammenstöße oder Abstürze.

Knapp vor der Felsenengung lagert in jäher Mulde irgendeine Kompagnie. Der dreieckige Lichtschimmer der vielen Zelte, das rege und bald gedämpfte Plaudern, hier und dort ein stilles Liedersummen, ganz in der Senkentiefe ein paar Kaffeefeuerchen, über allem die laue, mondlose Nacht — das gibt ein so hübsches Bildchen, daß einem ganz warm in der Seele wird. Aber jetzt ist nicht Zeit zu träumen, jetzt heißt die Losung: Pflicht!

Die Straße wird schlechter, steiler, schmäler. In zahllosen Windungen senkt sie sich nach Tal und die Kehren sind so enge, daß man immer versucht ist, über den Abfall hinauszutreten. Irgendwo tief, tief unten blinkt ein Licht, sonst ist alles schwarz, rabenschwarz. Ab und an stoßt ein Verschlag an die Felswand, stolpert ein Tragtier, brummt einer der Leute. Wir wandern schweigend, tastend, mit größter Vorsicht.

Rufe „Halten!" kommen nach vorne.

„Was ist denn los?"

am . . ." — „Hier ruhen 18 Italiener, gefallen am . . ." — und ein Grab ohne Namen . . .

Ist das Krieg? — — —

Dämmer und Abendsingen — und Stille, Stille . . .

*
* *

„Hallo, seid Ihr's? — Na endlich, endlich!"

„Ja, dasteßn kunnt ma si halbert bei so an Hundsweg in dera Finstern!"

„Wann er nur meutern* kann, der Anton, dann is ihm schon leichter! Was? — Grüß Gott, Herr Pramer! Wie geht's? Wann sind S' denn drunten fort?"

„Wir ham nur gfüttert und dann gleich wieder aufpackt. — Ham S' d' Menage da? Und wieweit is denn no zum Bataillon?"

„Zwei Stundn, sagn die meistn. Aber was Genaues erfahrt man ja nie. Ich denk, ich werd mit den Leuten gleich weitermarschiern. Wird das Gscheiteste sein! — Ja . . . und Menage? Herr Offiziersstellvertreter, da schaut's spatne aus! Die Köch sind gleich in der Muldn bliebn . . . und auf uns habn s' vergessen. Na, wir findn dann schon druntn irgendwo zu den Küchn, aber Sie? . . . Sie bleibn doch über Nacht heroben?"

„Ja! Und morgn schickn S' mir halt die Würschtl** so bis um 8 Uhr zrück! Verstehn S'? . . . Und zum Essn wer i schon irgendwo was auftreibn! Mir scheint, an Kaffee hab i übrigns. — Also, so bis um 8 herum! Derweil wird 's Bataillon scho wieder weiter sein! . . . Glückauf!"

Und wir wandern auch schon.

Ich an der Spitze mit Pistole und Bergstock, hinter mir die zwölf Tragtiere, der Finsternis und des voraussichtlich wieder schlechten Weges halber nicht zu je zweien hintereinandergekoppelt, sondern einzeln geführt, sodaß auch sechs von den Munitionsträgern als Tragtierführer eingestellt sind; die übrigen reihen sich zwanglos ein, zwei gehen an der Queue, damit niemand zurückbleibt und die Kolonne nicht reißt.

„Kirchmayr, zu mir!"

„Beföhln?"

„Ja, Kirchmayr, Sie bleiben da bei mir und sind mein zweites Augenpaar! Wissn S', ich seh verdammt schlecht!"

So geht's im Dunkel eine Weile bergauf, nicht viel schneller als eine Prozession. Dann und wann hört man ein Murmeln und Rufen

* Soldatenausdruck für „schimpfen".
** Soldatenausdruck für „Tragtier".

Richtung auf den Weg zur berühmten „oberen Talmulde" und zum Dorfe M. erfahre, wo es früher lag. Wo aber mag dieses „M." sein? Der gute Mann hat davon nicht mehr Ahnung als ich und hofft sich langsam hinzufragen. Aber ich — übrigens brauche ich ja vorläufig dieses „M." gar nicht! Mein Befehl lautet nur bis zur Mulde und mit der Munition bin ich ohnehin schon weiter vorn.

Um 4 Uhr — es wird bereits ungemütlich licht — rüttle ich die andern aus dem Schlummer und treibe sie zur Eile. Wir müssen bald verschwinden, ehe man uns entdeckt hat! „Einer bleibt als Wächter bei der Munition — gut, Sie! Das andere flott, flott! Das krumme Pferd kommt mit! Werden schon eine Feldschmiede finden!"

An zerschossenen Baracken vorbei über die Brücke. In eine breite Alleestraße, die dann schmäler wird und nach engem Durchstich in eine weite, große Mulde mündet. Gleich um die Biegung steht eine Batterie Haubitzen in Feuerstellung. Weiterhin ist alles ein riesiger Trainplatz der buntesten Waffengattungen, Wagen an Wagen, Zelt an Zelt. Und dann: Hunderte von Pferden, Schlachtvieh, Küchen, Feldgeschütze, Karretten, Proviant hügel, Munition, Säcke, Protzen, Feldschmieden, Verbandplätze, ein Wirrwarr geschäftiger Menschen — kurz, wir haben trotz ständigen Fragens und Suchens zwei Stunden gebraucht, bis wir zu unsern Küchen fanden. Zwei Stunden!

Aber so viel Reisfleisch dann hab ich nie vorher und nie später gegessen! Auch die Leute nicht.

*
* *

Nun, und dann haben wir wohl allesamt geschlafen wie die Murmeltiere? Nicht? — Schön wär 's freilich gewesen, aber es traf sich anders!

Ich hab den letzten Löffel noch nicht verschluckt, als der Rechnungsunteroffizier meiner Kompanie kommt und sehr erstaunt tut, uns hier zu treffen. Ob wir denn die Meldung nicht erhalten hätten? — Welche Meldung? — Nun, daß die Munition nicht mehr hieher, sondern nach M. nachzubringen sei und daß dringend welche benötigt werde.

Schöne Geschichte, das: Keine Meldung erhalten — dringend benötigt, irgendwo zwei, drei Stunden weiter — keine Tragtiere zur Verfügung — die Träger todmüd — Weg unbekannt! Nette Aussichten!

Ich eile denn sofort auf Tragtiersuche. Zum Bataillonstrain: Tragtiere nicht da, holen Fassung. Zur Maschinengewehrabteilung des 3. Bataillons: Haben selbst Befehl, Munition nachzuschaffen. Zur „M-G" des 4.: Haben drei marode Pferde, können unmöglich abgeben. Zur „M-G" des 5.: Die wissen auch eine Ausrede, aber das geht nicht! Die Munition sei äußerst dringend, wenigstens drei Tragtiere brauchte ich

auf dem Cimone zurück sein. 8 — 4 = 4; das ist eine einfache Rechnung. Eine halbe Stunde Rast anzuschlagen, ist für die abgerackerten Leute und Tiere auch nicht hoch — macht 3½. Heißt's richtig um 3 Uhr wecken! Die vierzehn Träger kann ich etwas länger ruhen lassen. Wer weiß, kriegen sie nicht ohnehin noch harte Arbeit!

Das allererste Taggrauen scheint aufzubleichen. Vielleicht ist's auch nur, weil sich die Wolken etwas verzogen haben. Allein, ich kann nun immerhin einigermaßen deutlich die Umrisse des hohen Bergrückens erkennen, der sich, gegen Süden ziehend, gleich über dem schmalen Tal erhebt. In dreiviertel Höhe, wo man hie und da ein Licht aufflunkern sieht, wird er aus schwerem Kaliber fleißig beschossen. Aus den vielen Blindgängern ist zu schließen, daß es welsches Feuer ist, also auf die Unsrigen. Die steile Kuppe könnte aber trotzdem noch vom Feind besetzt sein und dann wären wir am Morgen hier völlig eingesehn. Auch weiß ich ja nicht, wie weit die Unsern nach links, nach Süden hin, den Berg schon in der Hand haben. Es wird drum auch für uns keines Bleibens sein! Denn zum Frühstück schmeckt Kaffee doch wesentlich besser als eiserne Knödel!

Derweil ich dieses überlege, in der hohlen Hand verstohlen meine Zigarette rauche, mir's auf dem Rasenstuhl mit Rucksacklehne etwas besser zurechtrichte und im Nebenschimmer des Scheinwerfers, dessen Lichtwinkel just nur bis fünfzehn Schritt an uns herankann, einige krauszeilige Notizen ins Tagebuch kritzle, hebt denn richtig auf dem Hang gegen Süden hin ein Feuerscharmützel an.

Das sprühende Auflichtern erst einzelner Schüsse, bald häufiger und dichter und Funken um Funken, bis schließlich ganze Linien springender, zuckender Flämmchen sichtbar werden, das große, grelle Aufblitzen der Geschütze, die Bogenbahnen der alles überleuchtenden Raketen, das gedankenschnelle Umherfahnden des taghellen Strahlenkörpers und die ganze Musik des nächtlichen Gefechtes: der Granatenbaß, das Piston der Schrapnells, das Zymbal der Stutzen und das kurze, spitze Triangelklopfen der Maschinengewehre, das Pink und Pänk und Fiu und Wwuumm vom Prestissimo zum Largo, vom Rasen bis zum Verhallen — all das ist ein so eigenartig wild-schöner Eindruck, daß man ihn nie und nimmer aus der Seele merzen kann.

Wer wird da wieder sterben müssen? — —

Meine schlaftrunkene Gesellschaft, d. h. nur die sechs Führer, hab ich denn um 3 Uhr geweckt, den Ältesten als Kommandanten bestimmt und die Kolonne ein Stück begleitet, um mich mit der Landschaft vertrauter zu machen und vielleicht von unserm Regiment Genaueres zu erfahren. Und richtig kommt da grad ein Vierzehner-Nachzügler daher, ein Fußmaroder, von dem ich den Abmarsch des Bataillons in der

Die Leute schultern denn die Säcke und wir beginnen den Anstieg. Die Pferde haben wir heimgeschickt. (Ist übrigens richtig eines erschossen worden.)

Unser Pfad ist anfangs weniger steil als schmal und glitschig. Hoch an der Posina führt er dahin und uns gegenüber liegt ein Werk, über das Granaten fauchen. Plötzlich aber biegt der Weg nach rechts, wird steil, sehr steil und stellenweise buchstäblich zum Klettersteig. Wir müssen trotz des ungemein langsamen Tempos jede Weile rasten — die Sonne brennt heiß und die Leute sind müd! Ich ermuntere sie, gebe dem einen oder andern eine Zigarette oder ein Scherzwort und das hilft! Ohne Murren keuchen sie weiter, selbst die zwei, die (weil keine Säcke drin waren) die ganze Kiste schleppen müssen, kommen gut mit. Sie wissen, es muß sein, und da spannen sie Nerven und Kräfte willig aufs höchste. Sind brave Kerle, unsre Oberösterreicher!

Vier Stunden währt dies mühselige Wandern, vier Stunden in Stein und Abfall, durch Gestäude und Gestrüpp, vier Stunden in zunehmender Hitze und Müdigkeit! Endlich münden wir in einen Saumpfad, sind hoch über Arsiero — und können nicht weiter, da die Mulde, durch die wir müssen, unter heftigstem Sperrfeuer liegt. Wir kauern also am Hang und warten.

Am Fuß einer quer ins nun ziemlich breite Tal gelagerten Höhe, teilweise auch schon an der Lehne, liegt die Stadt. Sie ist nicht groß, auch nicht besonders reizvoll, immerhin aber ein ganz netter, freundlicher Ort. Vom Flüßchen steigen Gärten, Wege und Villen an, man bemerkt im Straßengepräge einige größere Gebäude und hoch über allen thront auf kleinem Bühel die weiße Kirche. Gegen Westen zu, wo der Astach (Astico) ins Becken mündet, und gegen Süden breiten sich Felder, Wiesen und Gärten, von Baumgruppen und Gehöften überragt, von Hecken und Mauern umsäumt.

Jetzt aber hängt das ganze Tal voll Blaudunst und grauem Rauch und beiderseits ist ein rasendes Feuer entbrannt. Zu Hunderten platzen die welschen Schrapnells über Stadt und Umgebung, besonders auf den Zugängen liegt wütendes Getrommel und manches der Häuser sinkt granatengetroffen in Trümmer. Ringsherum tobt das Donnern der Batterien. Oft regnen die Schüsse förmlich, als raste ein riesiges Maschinengewehr, und es gibt Augenblicke, da man nichts mehr zu unterscheiden vermag als ein erdbebenartig betäubendes, schreckliches Dröhnen, Brüllen und Heulen. Erdrückend, überwältigend, fürchterlich ist dieses ringende Toben der ehernen Ungeheuer, namenlos, unbeschreiblich wüsten diese höllischen Lawinen aus Stahl, Eisen und Melinit wider einander. Riesige Qualmsäulen springen auf, weiß, dick, ballig, lichterloh brennen einzelne Gebäude und aus der großen Papierfabrik an der

unbedingt, die müßten sie mir leihen! Das sieht man denn ein, befiehlt, sie zu satteln und beordert die Begleitmannschaft.

Ich eile zurück.

„Leutel, ich kann Euch nicht helfen, wir müssen gleich wieder fort! Man hat uns in der Nacht Befehl gesandt, die Verschläge nach Marsa oder Maso, wie das Nest heißt, weiterzuschaffen, der Befehl hat uns aber nicht erreicht. Erst jetzt hab ich ihn erfahren. Die Sache ist sehr dringend — da kann man nichts tun als: Weitermarschieren! Also rappelt 's Eure Knochen zsammen! Wir werden 's schon dermachen! Nit wahr? — Der eine Mann als Wächter und der beim krummen Pferd bleiben zurück!“

Wir marschieren; vier „M-G“-Leute, zwölf Träger, drei Pferde. Beim Hangdurchstich heißt's warten! Denn von hier an muß man fünfzig bis achtzig Schritt Abstand nehmen. Ist alles eingesehen und eine regelrechte Kolonne kriegt sofort die Artillerie.

Indes wir warten — es sind so etwa vierzig Tragtiere vor uns — feuern uns grad die Fünfzehner-Haubitzen auf zwanzig Schritt in die Ohren. Herrgott, das kracht aber schon höllisch und einen Luftdruck gibt das, schon einen sakrischen!

Endlich kommt an uns die Reihe. „Distanz halten! Bei der Brücke gleich links! Sechs Verschläge aufpacken und wieder in Abständen zurück zur Brücke! Ich frag indessen um den Weg.“

Meine Leute biegen ab, ich gehe gradaus weiter und steuere dann einigen Häusern am Hang zu. Vielleicht liegt dort irgendein Kommando. Und richtig: Ich bin beim Regimentsstab X. und sehe endlich eine Karte. Über Arsiero wär's freilich nicht so weit, dieses M., aber daran ist kein Denken, bei Tag. Also über Pontealto und den großen Bergrücken! Wie lang wir's da mit den machen werden? . . .

Eine halbe Stunde noch muß ich warten bei der Brücke, dann kommen sie! Ich gebe gleich das Zeichen zum Weitermarsch und halte auf ein Dorf zu. Ist ein kleines Bauerndörfel. Hart an der Straße schlagen ein paar „Schwere“ ein, die einer unsrer Batterien gelten. Es stehen da drei, vier. Wir kommen hinter dem Festungswerk Cogolo ins Posinatal, auf eine herrliche Straße. Aber diese Freude dauert nicht lange: Zweitausend Schritt weiter ist die Straße gesprengt und Pioniere arbeiten an der Ebnung des Riesenkraters. Mit den Tieren hinüberzukommen, ist ganz ausgeschlossen. Hätte auch wenig Zweck, denn ein Stückchen drüben zweigt schon unser Fußsteig von der Straße ab und da hieß es ja doch schon tragen.

„Abpacken! — Die Tragsäcke aus den Verschlägen!“

wir Raum, halten ein, tasten uns wieder weiter, jeden Busch, jeden Stein als Deckung benützend. Manchmal blicke ich um und bemerke mit Freude, wie geschickt sie hinterdrein folgen. Ein gut Stück schon haben wir uns vorgearbeitet, ich will eben hinter einem tischgroßen Felsblock hervorspringen, da: Bumm-Ssssss-Tschin! Eine schwere Granate zwischen Straße und Block, zehn Schritt von mir! Sapra, das klickert und splittert aber! Und wieder: Bumm-Ssssss-Tschin! Signore Geschützvormeister, die ging zu kurz! Und nocheinmal: Bumm-Ssssss-Tschin! Fünf Schritte vor dem Stein! O, du lieber, braver Block! Hast einen tüchtigen Hagel ausgehalten und die Trümmer sprühten nur so auf dich!

Und dann noch drei schwere Schrapnells, daß die Füllstücke in Menge um mich einklatschen, und zu allem Überfluß noch Schnellfeuer kleiner Schrapnells, die wie Bremsen heranburren . . . Freund, da schmiegt man sich an so einen schützenden Stein wie der Säugling an die Mutter!

Regungslos hab ich gewartet, bis das Unwetter ausgetobt hatte. Dann ruf ich zurück: „Is was gschegn?“

„Na! Wann nur Ihna nix . . .“

„A wo! Aber weiter könna ma nimmer, das is das Dumme!“

Und ich springe vorsichtig zurück: „Hinterm Einschnitt wieder sammeln!“ und warte dort nur auf den ersten.

„Wann alle da sind, dann bleibt's hintern Felsn beinander, bis i wieder kumm! I muaß telephoniern!“

Der nächstbesten Leitung über die Böschung hinauf folgend, gelange ich auf eine Wiesenfläche und dann bald zum Beobachtungsstand des 4. Bataillonskommandos, an einem mächtigen Granitklotz. Rasch bin ich mit dem 5. verbunden. Fi, fiii. „Hallo, wer dort?“

„— — — — — — — —“

„Hier Kadett-Aspirant! . . . Herr Leutnant, melde gehorsamst, der nächtliche Befehl wegen der Munition hat uns nicht erreicht, wir sind darum erst jetzt mit sechs Verschlägen da. Wollte sie eben nach M. vorbringen, wurden aber von schwerem und leichtem Kaliber so heftig beschossen, daß ich umzukehren befahl.“

„— — — — — — — — — — — —“

„Jawohl, die nächste nach Arsiero! Und sollen wir jetzt die Dämmerung abwarten oder können wir die Munition hier bei dem Felsentor, von wo dann die Straße völlig frei . . .“

„— — — — — — — — — —“

„Jawohl! Werde einen Mann zurücklassen! Gehorsamsten Respekt, Herr Leutnant!“

*
* *

Nach vierzig Stunden wieder ruhen — das tut wohl! Und das ist verdient!

Posina steigen schwere graue Schwaden. Ziegel fliegen, auf Sekunden hört man zuweilen das Knattern und Prasseln der Flammen, rot glühen die Fenster, glosend, leckend greifen die Brandzungen um sich, ein Stockwerk stürzt ein und mächtige pechschwarze Ölqualme, durchzuckt und durchringelt von purpurnen Glutschlangen, heben sich klobig von Dach und Gemäuer. Immer neue Brandgranaten schlagen in die Lager- und Arbeitsräume, in die Maschinenhallen und Stapel, und bald sind alle die zehn, fünfzehn Baulichkeiten der Riesenfabrik ein einziges ungeheures Flammen- und Rauchmeer. Und ringsumher tost beiderseits das rastlose Feuergewitter, die Hänge blitzen auf, die Berge rollen und grollen und die vier Kavernenlöcher, diese Satanshöhlen im fahlen Felsen hinter der Stadt, speien und speien aus erzenen Mündern.

Ich klimme allein höher hinan, uns womöglich einen andern Weg ausfindig zu machen. Aber vergebens. Wir müssen durch die Mulde! Über eine Stunde schon hocken wir tatenlos am Hang — wir können nicht länger zögern, wir müssen weiter! Das Sperrfeuer ist etwas schwächer geworden, also vorwärts! „Auf! — Mit dreißig Schritt Abstand mir nach!"

Und ich gehe, springe, krieche, laufe durch Felsicht und Stauden, über Dorn und Weg, die andern hinter mir — und auf einmal sind wir in der Mulde und außer Sicht. Nun aber rasch weiter! Hinter einem Felsturm ist ein Verbandplatz errichtet. Daneben liegt eine unsrige Halbkompagnie in Reserve.

„Wo ist das 5. Bataillon?"

„Ja dorten bei M.!"

„Ist das dieses graue, zerschossene Dorf ohne Kirche, das von da oben zu sehen war?"

„Jawoi, dös is 's!"

Das Sträßchen steigt schwach an. Granattrichter gähnen auf, Schrapnellhülsen liegen umher, da und dort bemerkt man Blutspuren. Wir kommen an eine Engung, an eine Art Felsentor. Ein Verwundeter ruft mir „Vorsicht!" zu. Ich lasse halten und gehe vor: Die Straße, oftmals zerpflügt und zerwühlt, führt ganz frei auf die Kavernen los, die auf kaum dreitausend Schritt schwarzmäulig herüberdrohen. Links und rechts Lehne und Abhang mit Geröll und spärlichem Buschwerk. — Gut!

Hinter dem Felsen winke ich mir die Leute zusammen: „Paßt 's auf! Wir gehn jetzt nöt auf da Straßn vor — denn da kennt da Katzlmacha jede Entfernung aufn Meter — sondern wir arbeitn uns links aufn Hang weiter! Große Abstände! „Größte Vorsicht! Jede Deckung ausnützn! Also, gehn ma 's an!"

Ich laufe über die Straße und verschwinde hinter Gebüsch auf dem Hang. Sprungweise, gebückt, halb kriechend, halb hüpfend gewinnen

Die Hauptfreude stand ihm nämlich noch bevor: Friedrich Spielhagen wurde am Vormittag erwartet. Es war ja gar nicht so sicher, ob er sein Wort halten und pünktlich eintreffen konnte, denn sein Befinden war oft so unberechenbar, daß er manchmal noch im letzten Augenblick absagen mußte. Aber er kam. Die Fahrt hatte ihn freilich so angegriffen, daß er sich erst in Staackmanns Zimmer zurückzog, um sich auszuruhen. Als jedoch der Augenblick nahte, wo Staackmann, pünktlich bis auf die Minute, zu Tisch kommen mußte, erhob sich Spielhagen und nahm mit uns an der gedeckten Tafel Platz. Staackmann sah es gerne, wenn die Seinen, sobald er erschien, bereits am Tisch saßen und so war es auch heute. Als sich aber die Tür auftat und Staackmann ins Zimmer trat, vergaß Spielhagen ganz, daß er sich eigentlich ganz still verhalten und abwarten wollte, ob und wann ihn der Freund bemerken würde. Jugendlich rasch sprang er auf und eilte dem Eintretenden entgegen. Dieser aber aufs höchste überrascht, breitete die Arme aus und rief jubelnd: „Fritz — mein Fritz!"

Lange hielten sich die beiden Männer voll tiefer Rührung umschlungen, bis sie daran erinnert wurden, daß auch noch andere da waren, die an ihrer Freude teilnahmen.

„Nein, daß auch du dich aufgemacht und das Opfer gebracht hast, heute hier zu sein! rief Staackmann freudestrahlend, den Freund von neuem umarmend.

„Na, hör mal", antwortete Spielhagen, „wenn ich nicht das größte Recht habe, heute hier zu sein, wer denn sonst auf dieser Welt? Mein Recht und meine Pflicht ist es, dir heute aus vollem Herzen zu sagen, was du mir bist und dir immer wieder zu danken — —"

„Still, still!" unterbrach ihn da Staackmann. „Komm jetzt, die Suppe wird sonst kalt!"

Er zog den Freund an die Tafel und bald war das Festmahl fröhlich im Gange, wohl hergerichtet in Speis' und Trank und gewürzt durch geistreiche und humorvolle Reden. Spielhagen in seiner geistsprühenden Weise wurde nicht müde, gemeinsame Erinnerungen aufzufrischen, wobei die Liebe und Dankbarkeit für den Freund immer neu zum Ausdruck kam. Und wie freute er sich, als am Nachmittag Alfred, der älteste Sohn des Hauses, erschien und sich als Soldat vorstellte! Alfred war am Morgen als Einjährig-Freiwilliger beim 134. Regiment eingetreten und hatte nur mit Mühe zwei Stunden Urlaub bekommen, um dem Vater zu gratulieren. Spielhagen ließ sich von ihm den Verlauf seines ersten Soldatentages schildern nnd schließlich begann er, Alfreds Soldatenmütze auf dem Kopfe im Saale auf und ab zu marschieren, um zu beweisen, daß ihm der preußische Drill noch fest in Fleisch und Blut sitze. Dabei gab er allerhand lustige Geschichten aus seiner eigenen

Friedrich Spielhagen und sein Verleger.

In den späten Abendstunden des letzten Septembertages 1894 geschah es verschiedene Male, daß sich das Gartentor der Villa Staackmann in der Plagwitzerstraße zu Leipzig lautlos öffnete und Personen Einlaß gewährte, die geheimnisvoll auf der Rückseite des Hauses verschwanden. Es galt eine Überraschung für den Hausherrn. Am nächsten Tage, dem 1. Oktober 1894, waren 25 Jahre verflossen, seit die Firma „L. Staackmann, Barsortiment, Kommissionsgeschäft und Verlag" in die Reihen der Leipziger Buchhandlungen eingetreten war. Als im Sommer 1894 einmal darauf die Rede gekommen war, daß er im Herbste sein fünfundzwanzigjähriges Geschäftsjubiläum feiern könnte, hatte Staackmann seiner Abneigung gegen die „Jubiläumswut" unserer Zeit so urkräftig Ausdruck verliehen, daß niemand, der es nicht ganz mit ihm verderben wollte, es wagen durfte, diese Willensmeinung zu ignorieren. Und doch, diesen Tag ganz unbeachtet zu lassen, das brachten seine nächsten Angehörigen nicht fertig. Sie wählten aber eine Form, von der sie annehmen durften, daß sie ihn nicht unangenehm berühren würde. Sie luden von seinen Verwandten und Freunden die ein, von denen sie wußten, daß sie ihm am nächsten standen. Mit diesen sollte er am Morgen des Festtages überrascht werden. Und diese Überraschung gelang.

Ahnungslos trat Staackmann, nachdem er wie gewöhnlich seine kalte Douche genommen hatte, am Morgen des 1. Oktober in das Speisezimmer, um seinen Morgenkaffee einzunehmen. Ich sehe noch sein erstauntes Gesicht, als er bemerkte, wer alles da heute am Kaffeetische saß. Er begriff offenbar im ersten Augenblick gar nicht, wie sie alle so plötzlich daherkamen und warum. Erst als sein Bruder Eduard sich erhob und ihm die Hand mit den Worten entgegenstreckte: „Wir sind gekommen, um dir heute Glück zu wünschen —!" Da rief er aus: „Ach so! Ihr habt daran gedacht — und ich — —"

„Und du natürlich nicht!" unterbrach ihn da seine Frau, froh, daß sein Antlitz sich aufhellte und daß nun die Freude bei ihm zum Durchbruch kam, unerwartet die Menschen, die ihm teuer waren, um sich zu sehen. So ließ er denn auch die Glückwünsche über sich ergehen, die ihm nun dargebracht wurden.

Aber nicht lange konnte er sich den Gästen widmen, er mußte ins Geschäft, wo es ja heute, am Quartalsersten, doppelt viel zu tun gab. Es war selbstverständlich, daß er da unter keinen Umständen zuhause blieb. Also hieß es bald: „Lebt wohl! Auf Wiedersehen am Mittag!"

Seine Frau rief ihm noch nach: „Du läßt uns doch heute nicht warten, nicht wahr?"

mit seinem Gebot bei den vier Talern in seiner Tasche angelangt war, über die hinaus er nicht bieten konnte. Die Bücher wurden Vater Staackmann zugeschlagen und dieser trug die zehn Bände triumphierend heim. Ludwig und sein Freund waren von diesem Ausgang der Sache höchlichst überrascht. Sie wußten nicht, wie sie ihn zu deuten hatten, denn die Bücher kamen nirgends zum Vorschein. Erst nach Monaten standen sie an Ludwigs achtzehntem Geburtstag auf dem Geburtstagstisch. Um so größer war nun die Freude. Ludwig hatte seinen Goethe und die vier Taler konnten zu einem — Shakespeare aufgespart werden! Diese Goethebände sind für Staackmann Zeit seines Lebens die kostbarsten Bücher seiner Bibliothek geblieben.

Bald nach seiner Lehrzeit kam Staackmann nach Halle in ein Bankgeschäft. Das rege geistige Leben in dieser Universitätsstadt und der Verkehr mit Studenten wirkten äußerst anregend auf den jungen Kaufmann, der seine Freistunden fleißig dazu benutzte, seine Bildung zu erweitern und zu vertiefen. Leidenschaftlich gern ging er ins Theater und dabei fand er in dem Studenten der Theologie, August Förster, einen eifrigen Gefährten. Eines Tages gestand ihm dieser, daß er der Theologie den Rücken wenden und — zur Bühne gehen wolle!

Staackmann nahm fortan so lebhaft an den neuen Studien des Freundes teil, daß ihm schließlich selbst die Lust kam, sein Heil auf den Brettern zu versuchen. Er war groß und schlank gewachsen und besaß ein kräftiges Baßorgan, dazu ein eminentes Gedächtnis, das ganze Dramen auswendig wußte — warum sollte es ihm nicht glücken? Er stellte sich eines Tages dem Direktor des Halleschen Stadttheaters vor und deklamierte diesem den Monolog des Hamlet: „Sein oder nicht sein?“ und den großen Monolog des Faust vor. „Recht hübsch“, sagte der Direktor, „aber um Bühnenroutine zu erlangen, müssen Sie erst mit ganz kleinen Rollen anfangen: „Der Tisch ist gedeckt“ — „Der Wagen ist vorgefahren!“ Da vergingen dem begeisterten Kunstverehrer mit einem Schlage alle Illusionen. Bedientenrollen spielen, wenn man den Hamlet und den Faust im Sinne hat? Darum sprach Ludwig Staackmann mit einer höflichen Verbeugung zu dem Direktor: „Dann danke ich. Adieu!“ — und verschwand auf Nimmerwiederkehr. Wie oft hat er das in heiterer Selbstironie erzählt und hinzugefügt: „Gott sei Dank, daß ich so schnell kuriert worden bin!“

Fünfundzwanzig Jahre später führte das Schicksal die beiden Freunde wieder zusammen. August Förster, der unterdessen eine der berühmten Größen des Wiener Hofburgtheaters geworden war, übernahm die Direktion des Leipziger Stadttheaters, wobei ihn Staackmann finanziell und mit seinem Rat getreulich unterstützte. Die Jahre, wo Förster, dem Angelo Neumann als Operndirektor zur Seite stand, das Leipziger

Dienstzeit zum besten und gab dem jungen Rekruten gute Lehren für seine Zukunft als Soldat. So blieb die Gesellschaft in heiterster Stimmung beisammen, bis Spielhagen am Abend die Rückreise nach Charlottenburg antrat.

* * *

Ludwig Staackmann hatte schon damals, als er in seiner Vaterstadt Wolfenbüttel Kaufmannslehrling war, für Literatur ein leidenschaftliches Interesse. Wenn er Düten kleben oder Kaffee und Zucker abwiegen oder Heringe aus der Salzlacke herausfischen mußte, gingen seine Gedanken nebenbei ihre eigenen Wege.

Durch einen Zufall war er in den Besitz eines Bändchens mit Schillers Gedichten gelangt und gar nicht lange währte es, so konnte er sie samt und sonders auswendig. Fortan war sein Sinn ganz darauf gerichtet, sich möglichst viele Bücher zu verschaffen. Dem stand aber seine völlige „Gehaltlosigkeit" als Lehrling entgegen und außerdem war sein Vater, der ehrsame Bäckermeister und Konditor, der Meinung, daß der Sohn jeden Pfennig, den er erhielt, in die Sparbüchse zu legen hatte. Ja, als Ludwig auf die Frage, was er sich zu Weihnachten wünsche, geantwortet hatte: „Goethes Werke — oder wenigstens den ‚Faust'!", da schüttelte der Vater sorgenvoll das Haupt und sagte zu seiner Frau, wo das nur mit dem Jungen noch hinauswolle! Da aber sein Lehrherr durchaus zufrieden mit ihm war und ihm im letzten Lehrjahre sogar etwas Gehalt zahlte, so konnte der Vater nicht gut mit ihm schelten. Das viele Lesen hielt er freilich nach wie vor für ein Unglück, da der Sohn doch einmal kein „Studierter" werden konnte.

Ludwigs Sehnsucht nach Goethes Werken sollte aber dennoch befriedigt werden. Als die Bibliothek eines in Wolfenbüttel verstorbenen Gelehrten verauktioniert werden sollte, bat Ludwig einen Freund, daß er die darunter befindlichen Bände Goethe für ihn erstehen möge, aber ohne zu verraten, daß *er* sie haben wolle. Er gab dem Freunde dazu den Inhalt seiner Sparbüchse — ganze vier Reichstaler. Bei der Auktion war aber auch Ludwigs Vater anwesend. Als Goethes Werke ausgeboten wurden, fiel ihm ein, daß sein Ludwig sich diese Bücher so sehnlich wünschte. Erst gestern hatte ihn sein Lehrherr sehr gelobt — ein braver, aufgeweckter Bursch war ja der Ludwig — wenn sein Herz gar so sehr an den Büchern hing, so konnte er sie ihm ja zum Geburtstag schenken, nota bene, wenn sie billig hier zu haben waren. Er bot also, ohne sich lange besinnen, auf die Bücher. Aber da zeigte es sich, daß ein junger Mensch mitbot, der dem ehrsamen Bäckermeister offenbar die Bücher nicht lassen wollte. Das ärgerte diesen und darum bot er mit, bis dem jungen Mann endlich der Atem ausging, d. h. bis er

Kaufmann nicht bloß einen Freund im idealsten Sinne des Wortes, sondern auch einen feinsinnigen Berater bei seinem dichterischen Schaffen gefunden hatte, der ein großes literarisches Feingefühl und ein sicheres, unbestechliches Urteil besaß, das er aber immer in eine Form zu kleiden wußte, die nie verletzen konnte. Die Zeit, wo die beiden Freunde so zusammenarbeiteten, blieb ihnen bis ans Ende ihrer Tage in freudigster Erinnerung. Der Roman aber, der damals zur Vollendung gelangte, waren die „Problematischen Naturen", jenes Werk, das den Ruhm Friedrich Spielhagens begründet hat.

Wenn die beiden Freunde gehofft hatten, dieses neue Werk würde dem Dichter endlich zur Anerkennung in weiteren Kreisen verhelfen, so wurden sie zunächst arg enttäuscht. Das Manuskript wanderte von einem Verleger zum andern, ohne Annahme zu finden, und da inzwischen Spielhagen auch seine Lehrerstelle verlor, so wurde seine Lage bald eine recht unsichere. Durch journalistische Arbeiten suchte er sich über Wasser zu halten, das war aber bei den traurigen Honorarverhältnissen jener Zeit eine schwierige Sache. In seinem Buche „Finder und Erfinder" hat Spielhagen selbst geschildert, wie verzweifelt er damals um seine Existenz gerungen hat.

Endlich fand er in Hannover bei einer politischen Zeitung Anstellung als Feuilleton-Redakteur. Das war keine Sinekure, aber er nahm die Stelle an, weil er sich verlobt hatte und sich gern nun einen eigenen Hausstand gründen wollte. Auch die „Problematischen Naturen" fanden nach langen Irrwegen in Otto Janke in Berlin einen Verleger, und wenn auch für den Dichter so gut wie nichts dabei herauskam, so wurde das Werk doch endlich gedruckt und konnte für seinen Schöpfer Anerkennung und Freunde werben. In Leipzig war der erste Teil vollendet worden, in Hannover schrieb Spielhagen den zweiten Teil, den er „Durch Nacht zum Licht" betitelte. Wie fehlte ihm aber dabei der treue Rat Staackmanns! Wohl tauschten sie oft ihre Meinung über die neue Arbeit brieflich aus, aber welch erbärmlicher Ersatz war das für die Möglichkeit täglichen Gedankenaustausches, wie sie ihnen in Leipzig gegeben war. Der Dichter bewertete denn auch den zweiten Teil geringer als den ersten und man kann ihm dabei nicht unrecht geben.

In Hannover entwickelte Spielhagen eine überaus rege Tätigkeit. Er mußte für seine Zeitung alljährlich einige Romane liefern und daneben noch auf Vermehrung seiner Einnahmen bedacht sein, denn seine Familie vergrößerte sich. Seine Bücher fanden ja immer mehr Anklang und wurden auch gekauft, für ihn selber blieb aber sein Schaffen nach wie vor wenig einträglich.

Ludwig Staackmann hatte stets den treuesten Anteil an dem Schicksal des Freundes genommen, hatte selbst geholfen, soviel er konnte,

Stadttheater leitete, gehören zu den berühmtesten dieser Bühne und sind noch heute unvergessen. Dr. August Förster starb 1891 als Direktor des Wiener Hofburgtheaters.

Von Halle kam Staackmann nach Leipzig in das Bankhaus Lieberoth & Cie. Der Chef dieses Hauses war soeben, noch jung, gestorben und Staackmann wurde mit der nicht leichten Aufgabe betraut, die begonnenen Unternehmungen der Firma erfolgreich weiterzuführen. Er hat das getan und in der Familie Lieberoth steht darum sein Andenken noch heute hoch in Ehren.

In Leipzig war es, wo er mit Spielhagen bekannt wurde, der damals als Lehrer an dem dortigen Modernen Gesamtgymnasium wirkte. Sie speisten beide im „Hotel de Pologne“ in der Hainstraße zu Mittag und kamen dadurch täglich zusammen. Staackmann erfuhr dabei, daß Spielhagen in seinen Mußestunden schriftstellerte und daß er eben an einem größeren Romane arbeitete, in dem er viel Selbsterlebtes zur Darstellung bringen wollte. Staackmann zeigte dafür lebhaftes Interesse und so kam es, daß Spielhagen ihn einlud, ihn zu besuchen, damit er ihm das entstehende Werk vorlesen könnte. Schon am nächsten Tage pünktlich nach Geschäftsschluß erschien Staackmann in der Wohnung des jungen Doktors, die sich im zweiten Stock des Sophienbades in der Dorotheenstraße befand. Sofort begann die Vorlesung. Spielhagen las gut. Hatte doch auch er einmal den Traum geträumt, als Schauspieler Ruhm und Lorbeer ernten zu können. Einen besseren Zuhörer konnte sich aber der Dichter auch nicht wünschen. Über dem Vorlesen und Zuhören vergaßen die beiden jedoch Zeit und Stunde, Hunger und Durst und die ganze Außenwelt — —

Als Spielhagen das letzte beschriebene Blatt aus der Hand legte und nun erwartungsvoll zu dem andächtig Lauschenden hinüberschaute, blieb dieser zunächst stumm. Nur seine Augen leuchteten vor Erregung und auf seinem Antlitz lag der Ausdruck tiefer Ergriffenheit. Endlich erhob er sich, drückte dem Dichter innig die Hand und sprach: „Dank, tausend Dank! — Aber heute kein Wort darüber — morgen komme ich wieder und dann sprechen wir uns aus!“ — —

Es war längst Mitternacht vorüber, als Staackmann, in tiefe Gedanken versunken, seiner Wohnung zuschritt. Was er da gehört, bewegte ihn mächtig. Das war das Werk eines echten Dichters! Hie und da gab es wohl etwas, was zuviel war oder nach seiner Meinung anders sein konnte, aber darüber ließ sich reden. Es waren nur Kleinigkeiten im Vergleich zu dem hinreißend wirkenden Ganzen.

Von diesem Tage an verkehrten die beiden jungen Leute so oft als möglich miteinander. Seite für Seite gingen sie den neuen Roman zusammen durch und Spielhagen erkannte, daß er in dem jungen

Was Staackmann dem Freunde geworden, spricht dieser in dem bereits erwähnten Buche „Finder und Erfinder" (II, 351) in folgenden Worten aus:

„Wir waren unserer (in der Leipziger Tischgesellschaft) nicht viele: nur vier, zu denen sich später ein fünfter gesellte, der mir der weitaus und unvergleichlich liebste, teuerste des kleinen Bundes wurde; der, ohne den ich mir seitdem mein Leben nicht denken kann; der, welcher seitdem mein treuester Genoß in Freud' und Leid, mein Trost und meine Stütze, mein moralischer und ästhetischer Beichtiger gewesen ist und zu dessen Lob ich leider kein weiteres Wort hinzufügen darf, will ich nicht riskieren, daß dies Werk bei einem anderen als bei meinem bisherigen Verleger erscheinen muß."

Treffender als in diesen Worten kann der einzigartige, innige Freundschaftsbund, der zwischen Friedrich Spielhagen und Ludwig Staackmann ihr ganzes Leben hindurch bestand, nicht gekennzeichnet werden.

Als Verleger ließ sich Staackmann, seiner innersten Wesensart entsprechend, von dem Grundsatze leiten: Der Verleger ist in erster Linie für den Autor da, nicht umgekehrt. Der Verleger steht als Mittelsperson zwischen Autor und Publikum und hat die Werke des Autors für diesen möglichst nutzbar zu machen. Ist er klug und rührig, so wird auch er dabei nicht zu kurz kommen.

Daß Spielhagen von diesem Verleger Honorarbedingungen gewährt wurden, wie sie bis dahin wohl kaum einem deutschen Romandichter zuteil wurden, braucht nicht erst gesagt zu werden. War es doch für Staackmann selbst die allergrößte Freude, daß durch seine Tätigkeit der Ertrag von Spielhagens Werken sich bald so steigerte, daß sich das Los des Dichters zu einem sorgenfreien, ja sogar zu einem glänzenden gestaltete. Und wie wuchs die Schaffensfreude des Dichters, nun die Zukunft sonnig vor ihm lag! Ein Werk folgte dem anderen und die älteren gingen auch in immer neuen Auflagen in die Welt hinaus. Nun konnte sich der Dichter vieles gönnen, was ihm bisher versagt war. Als leidenschaftlicher Kunstliebhaber fand er Freude daran, sein Heim zu schmücken und sich mit einem gewissen Luxus zu umgeben. Staackmann mit seiner schlichten Lebensführung lächelte wohl manchmal im stillen darüber, aber er wehrte ihm nicht, ja, er freute sich, daß der Freund sich nun solche Lieblingswünsche erfüllen konnte. Unermüdlich sorgte er dafür, daß die Einnahmen des Freundes sich nicht minderten. Er wollte auch weiter nichts sein als „Spielhagens Verleger". Alle anderen Autoren, die Aufnahme in seinen Verlag zu erlangen suchten, lehnten er konsequent ab. Nur eine Ausnahme hat er davon gemacht, als ihm wenige Jahre vor seinem Tode eine freundliche Schicksalsfügung einen Autor zuführte, den er ebenso freudig wie einst seinen Freund Spielhagen in seinen Verlag aufnahm: Peter Rosegger.

und unablässig sann er darüber nach, wie es zu ermöglichen sei, daß der Freund von seinen Werken einen Ertrag erhielte, der ihrem Werte und ihrem Absatz entsprach. Als er wieder einmal den Freund in Hannover besuchte und erkennen mußte, wie schwer dieser um das tägliche Brot zu ringen hatte, da war sein Entschluß gefaßt: er wollte selbst Buchhändler werden und des Freundes Werke in Verlag nehmen, damit dieser endlich in den Genuß dessen treten könne, was seine Werke eintrugen.

Was Ludwig Staackmann sich einmal vornahm, das führte er auch durch, und wenn es auch nicht leicht war, wie in diesem Falle. Wohl hatte er bei seinen starken Neigungen für Literatur und Kunst auch für den Buchhandel stets lebhaftes Interesse empfunden und er verkehrte viel in den Leipziger Buchhändlerkreisen, der Gedanke, selbst Buchhändler zu werden, war ihm aber noch nicht gekommen. Erst die Liebe zu dem mit der Not des Lebens schwer kämpfenden Freund weckte ihn in seiner Seele, und je mehr er sich mit ihm beschäftigte, desto sympathischer wurde er ihm. Staackmann war gewiß ein kluger, umsichtiger Bankier, zu voller innerer Befriedigung konnte er aber bei dem „Handel mit Geld" doch nie gelangen, dazu war sein ganzes Denken und Empfinden viel zu ideal angelegt. Beim Buchhandel würde er es mit „geistiger Ware" zu tun haben, er konnte also auf einem Gebiete tätig sein, das seinem Wesen mehr entsprach als sein bisheriges Arbeitsfeld und vor allem: er konnte sich der Aufgabe widmen, seinem geliebten Freund eine sichere Lebensbasis zu schaffen.

So kam es, daß aus dem Bankier der Buchhändler Ludwig Staackmann wurde. Zunächst trat er am 1. Jänner 1868 in die seit 1863 bestehende Firma Friedrich Loewe als Teilhaber ein, um sich die nötigen Fachkenntnisse anzueignen. Nicht lange bestand aber die Firma Loewe & Staackmann, denn schon im nächsten Jahre, am 1. Oktober 1869, übernahm Staackmann das Geschäft als alleiniger Inhaber und führte es fortan unter dem eigenen Namen. Am 1. Jänner 1870 verleibte er noch das Kommissionsgeschäft von Hans Barth, das er käuflich erwarb, seiner Firma ein und nun steuerte er eifrig seinem Ziele zu: der Verleger seines Freundes zu werden.

Das war aber gar nicht so leicht. Spielhagens Schriften waren im Laufe der Jahre bei mehreren Verlegern erschienen, die meisten waren aber in den Verlag von Otto Janke in Berlin übergegangen. Es bedurfte längerer Verhandlungen und nicht unbeträchtlicher Opfer, bis im Jahre 1872 Staackmann die Werke des Dichters in seinen Besitz bringen und dem Freunde sagen konnte: Jetzt bin i ch Dein Verleger! Die Stunde, in der dies geschah, wurde für den Dichter und die Seinen der Beginn eines neuen, sorgenfreien Lebens, in dem sich das Glück nun frei entfalten konnte.

Zahllose Leidtragende gaben ihm das letzte Geleite, aber einer fehlte darunter: Friedrich Spielhagen. Schon die Nachricht von der ernsten Erkrankung des Freundes hatte ihn tief erschüttert, die Kunde von seinem Tode warf ihn so darnieder, daß er Monate brauchte, ehe er sich aus seinem Schmerze wieder aufrichten und den Mut finden konnte, sein Leben nun ohne den Freund weiter zu führen. Es sollte ihm, dem älteren, beschieden sein, den Freund noch 14 Jahre zu überleben. Getrauert hat er um ihn, bis er selbst zum ewigen Frieden eingegangen ist.

Dresden-Bühlau. Hermine Möbius.

Heimgärtners Tagebuch.

Ich weiß einen Franzosen, der bei der Kriegserklärung nicht heimtrachtete, sondern in unserem Lande blieb, wo er seinen Standesberuf gewissenhaft erfüllt, übrigens aber kühnlich auf die Deutschen schimpft. Man läßt ihm seine Freude, hatte er doch die Deutschen vorgezogen, als er sich für's Dableiben entschied. In einem guten Deutsch, das er spricht, tat er vor kurzem beim Wirtshaustisch die Bemerkung, es wundere ihn doch, daß bei diesem Kriege die Deutschen gar so einheitlich seien, nicht einmal die Sozialdemokraten hätten sich gegen den Krieg erklärt. „Alles ist Eins bei euch und bleibt fest. Es ist erstaunlich!"

„Das haben wir unseren geschätzten Gegnern zu verdanken", entgegnete ihm jemand. „Hätten sie schlau berechnend gesagt, die Franzosen wollten Elsaß-Lothringen wieder haben, die Russen wollten ihre ostpreußischen Polen haben, die Südslawen und die Italiener wollten ihre Volksgenossen für sich haben und die Tschechen wollten befreit sein — da wären die Deutschen wahrscheinlich nicht ganz so einig gewesen; jedenfalls hätten die Sozialdemokraten und die internationalistischen Schwärmer eine Sonderstellung eingenommen. Aber die Entente hat uns das leichter gemacht. Sie sagte es offen, sie wolle Deutschland zerreißen, seine Kaiserdynastie vernichten, Österreich auflösen, uns politisch ohnmächtig und wirtschaftlich bankerott schlagen. Das heißt nichts und nichts anders, als die Gegner wollen unser Vaterland verderben und uns selbst ganz und gar zugrunde richten. Da ist es freilich leicht zu verstehen, daß wir alle — alle ohne Ausnahme — für unser Bestehen kämpfen und lieber sterben, als uns so schmählich hinrichten zu lassen."

Der Franzose wurde nachdenklich. Endlich sagte er: „Es ist wahr, das war unklug von uns (von ihnen, verbesserte er sich rasch); sie hätten den Gegner nicht so in die Karten schauen lassen sollen."

Die materielle Seite war aber nur die eine Seite in dem Freundschaftsverhältnis der beiden Männer. Was Staackmann als „Trost und Stütze“, als „moralischer und ästhetischer Beichtiger“ dem Freunde war, davon könnten die Briefe reden, die in den langen Jahren zwischen ihnen gewechselt wurden. Doch dieser Schatz wird wohl immer ungehoben bleiben, denn Staackmanns Ansichten entspräche es nicht, wenn diese Dokumente, so interessant sie sind, der Öffentlichkeit preisgegeben würden. Er war jedem Hervortreten seiner Person abhold und liebte es durchaus nicht, wenn von dem, was er tat, Aufhebens gemacht wurde. Es war ihm gar nicht möglich, anders zu leben als nach dem Goetheworte: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut. Niemand hat das mehr empfunden als Friedrich Spielhagen.

Die beiden Männer waren, so ausgezeichnet sie sich verstanden, durchaus nicht in allem einer Meinung. In ästhetischen Dingen, in Fragen, die des Dichters Werke betrafen, gab es oft Meinungsverschiedenheiten, aber da einigten sie sich leicht. Die strenge Lebensauffassung Staackmanns konnte aber nicht immer alles billigen, was des Freundes leidenschaftliches Temperament bisweilen provozierte. Ja, es kam einmal eine Stunde, wo die Leidenschaft den Dichter an einen Scheideweg führte, wo sein ganzes Lebensglück zugrunde gehen konnte. Staackmann liebte den Freund über alles, er verzieh ihm manches, was er bei anderen nie geduldet haben würde, in jener Stunde mußte Spielhagen aber erkennen, daß er, wenn er nur einen Schritt noch weiter ginge, auch den Freund für immer verlieren würde. Das rettete ihn vor sich selber, es band ihn aber auch, wenn das überhaupt möglich war, noch fester an den Freund, der sich so treu bewährte.

Für Spielhagen und die Seinen war es stets ein Festtag, wenn Staackmann von Leipzig herüber kam. Die „Wochensonntage“ (Bußtage, Himmelfahrtstag und Reformationsfest) führten ihn regelmäßig nach Charlottenburg, und auch sonst fand sich leicht ein Grund, der eine persönliche Aussprache wünschenswert erscheinen ließ. Spielhagen kam selten nach Leipzig, da er dem Eisenbahnfahren mit den zunehmenden Jahren immer abgeneigter wurde. Um so freudiger wurde darum auch sein Erscheinen am 1. Oktober 1894 begrüßt, als Staackmanns Jubiläum gefeiert wurde.

Es sollte sein letzter Besuch im Hause des Freundes gewesen sein. Zwei Jahre später stand an derselben Stelle, wo wir damals so fröhlich gewesen waren, der Sarg, in dem Ludwig Staackmanns irdische Hülle gebettet lag. Bei naßkaltem Wetter hatte er die Bauten auf dem Gelände der Ausstellung besichtigt, die im nächsten Jahre stattfinden sollte und für die er sich sehr interessierte. Er mußte sich dabei erkältet haben, denn schon einige Stunden danach legte er sich nieder, um nicht wieder aufzustehen. Eine überaus heftige Gesichtsrose brachte ihm nach vierzehntägigem Leiden den Tod.

Aber bei der nächsten Station wurde es anders. Ein Oberrevident mit ein paar handfesten Lastträgern war da. Eine kurze, scharfe Szene gab's und dann war das Ehepaar mit seinem Kindl im Gelaß allein.

Rußlands ist der Orient,
Englands ist der Okzident,
Nörd- und südliches Gelände
Fühlt die Knute ihrer Hände.

In Deutschland sind schon seit Beginn des Krieges alle lauten Feste, Tanzunterhaltungen und Gastmähler polizeilich verboten. Die Wohltätigkeits-Veranstaltungen beschränken sich auf Konzerte, Vorträge und Vorlesungen. Der Konsum der Lebensmittel ist besonders in den letzten Monaten strenge geregelt und Gastereien zu Wohltätigkeitszwecken sind dort absolut verpönt und unmöglich. Das „Grazer Volksblatt" veröffentlicht darüber die zeitgemäßen Bemerkungen einer vortrefflichen Frau:

„Wenn auch die Bestrebungen vieler unserer Frauen und Mädchen bei Veranstaltung unserer Wohltätigkeits-Unterhaltungen sehr lobenswerte sind, kann man nicht das Gefühl los werden, daß ihre Mühe in keinem Verhältnis zum moralischen und materiellen Erfolge dieser Veranstaltungen steht. Der moralische Erfolg dieser Unterhaltungen ist schon darum ein problematischer, weil wir wissen, in was für Zeiten wir leben, weil wir wissen, daß jetzt keine Unterhaltungen und Gastereien am Platze sind. Aber auch der materielle Erfolg ist im Grunde genommen in keinem Verhältnis zu den Kosten dieser Feste. Denn wenn einzelne möglichst viel Semmeln, Schindelbraten und Würste verzehren oder einige Flaschen Champagner oder Wein austrinken, damit der Bedürftige einige Brotkrumen bekommt, ist der Erfolg gewiß ein sehr problematischer. Da wir wissen, daß jedes Mehr, das ohne Not verzehrt wird, an einer anderen Stelle fehlen wird und daß wir weder Mehl noch Fleisch noch sonst etwas, was wir zum täglichen Leben brauchen, verschwenden dürfen, dann sind die Erfolge eines solchen Tuns nur scheinbare. Es ist eine Ironie, daß der Arme sich freuen soll, wenn die Reichen sich unterhalten und sich mit der sonderbaren Logik trösten: Je mehr die Reichen aufessen und austrinken, desto mehr wird für uns Arme abfallen. Wenn man dann nach so einem Feste nachrechnet was für den guten Zweck, für verwundete Soldaten, für Waisen, für Witwen, für die Speisung der Armen, für verlassene Kinder usw. übriggeblieben ist, dann stellt sich heraus, daß man 500 oder 1000 Kronen Reinerträgnis erzielt hat, dabei aber um 5000 Kronen Nahrungsmittel und Getränke verzehrt hat, die uns dann allen abgehen, weil nicht so viel da ist, um damit auf so eine verschwenderische Weise zu wirtschaften!"

Wie möchte man niederknien vor jedem Ausschußmitgliede unserer Wohltätigkeitsvereine, und mit aufgehobenen Händen bitten: Nehmt es euch zu Herzen! In so furchtbar ernster Zeit ist man nicht „wohltätig" mit Ergötzungen, Essen und Trinken, sondern mit Opfern, die ohne Abbröckelung dem rechten Zweck zukommen.

Oder sind unsere Leute wirklich so, daß sie ohne Brimborium, ohne Schmaus, Musik, Bildelwerk, Ehrenzeichen usw. nichts geben wollen? Ja, die Leute wären einmal so!? Aber — vielleicht sind doch nicht alle so. Zum Beispiel mein Nachbar links um die Ecke. Der sagte mir gestern: „Natürlich will ich für meine Wohltätigkeit auch mein Vergnügen haben. Und das größte Vergnügen ist eben, wohltätig zu sein."

Es wurde mir Folgendes erzählt:

Auf der Staatsbahn war's, noch vor dem Kriege. Ein Ehepaar mit seinem Wickelkind bestieg den Zug und schickte sich an, in einem Gelaß erster Klasse Platz zu nehmen. Da lag aber schon ein Herr, der seine Beine nahezu über beide Sitzreihen ausgestreckt hatte und nicht gewillt war, den Ankömmlingen Platz zu machen.

Der Ehemann bat erst höflich, ein bißchen zu rücken, sich weiter aber nicht stören zu lassen. Das fiel dem Sohn Albions — denn ein solcher war's — aber gar nicht ein. Er verharrt in seiner ausgebreiteten Stellung, und mit geringschätzig halb geschlossenen Augen beobachtet er, was die Eingetretenen jetzt beginnen würden.

„Ich bitte, Platz zu machen, mein Herr!" sagte nun der Ehemann, „das Gelaß ist wohl nicht für Sie allein da!"

Der Engländer erhob sich würdevoll und ging, ohne ein Wort zu sagen, zur Schubtür hinaus. Nachdem die Frau einige Mäntel und eine Tasche weggeräumt und vorsichtig auf einen Sitz zusammengelegt hatte, nahmen die beiden mit dem Kinde zwei Plätze in Beschlag und suchten sich's bequem zu machen. Da trat der Engländer wieder ein und sprach mit kaltem Hohn: „Wollen Sie hinausgehen, das Coupee ist für mich allein da!" Denn er hatte es mittlerweile draußen beim Schaffner bezahlt.

Aber ehe das Ehepaar sich von seiner Verblüffung erholen konnte, kam schon der Schaffner herein und rief dem Engländer zu: „Na Sö, das geht nit! Sö habn m'r gsagt, daß es seit Wien her außer Ihna leer blieb. Aber ich seh, seit der letzten Station ists nimmer leer. Da habns Ihner Geld wieder. Sö habn einen Platz, die fünf andern Plätz gengen Ihna nix an." Mit Temperament schob er die Tür zu.

Jetzt waren die Ankömmlinge mit dem Fremden allein. Der lehnte erst da wie von Holz geschnitzt, dann brannte er sich eine Zigarette an. Da bemerkte der Ehemann ruhig: „Nach der Ordnung darf in diesem Wagen nur geraucht werden, wenn alle Mitfahrenden einverstanden sind. Wir können es des Kindes wegen nicht erlauben."

Albion rauchte gelassen weiter, spuckte auf den Fußboden und tat mancherlei, um den Mitreisenden unangenehm zu werden. Das Ehepaar schaute sich kopfschüttelnd an. Da war plötzlich wieder der Schaffner vorhanden. Er hatte die Sache durch die Glasscheibe beobachtet. „Herr!" schmetterte er, „wenn Sie sich nicht anständig betragen können, so haben Sie den Zug zu verlassen!"

Der Engländer tat, als höre er es nicht und rauchte und spuckte ruhig weiter.

Man muß nicht immer „recht haben“ wollen. Gerade das setzt uns bisweilen ins Unrecht. — Gelassen und freundlich verstummen, das tut sich mitunter sieghafter, als ein Donnern der zugeworfenen Tür. Der Flüchtling hat sich den ganzen Tag nicht wieder sehen lassen. Feindschaft! — Und die Eskimos ahnen nichts.

Vor einiger Zeit hat das Kriegsfürsorgeamt in Graz ein Kriegsbüchel herausgegeben unter dem Titel „Steirischer Waffensegen. Peter Rosegger, Ottokar Kernstock. Graz, Leykam.“ Von vielen Zeitungen ist das — wie ganz selbstverständlich — genau so angemerkt worden. Aber eine Anzahl von Blättern, auch reichsdeutschen, zeigte das Buch so an: „Steirischer Waffensegen von Peter Rosegger“. Der Name Ottokar Kernstock ausgelassen! Woher stammt diese Titelfälschung? Was ist ihre Ursache, ihr Zweck? — Ich habe auf Einladung des Kriegsfürsorgeamtes zum Kriegsbüchel einige Beiträge geschickt, weiter keinen Anteil dran. Wie käme man dazu, ein Buch unter meinem Namen herauszugeben, dessen größere und bessere Hälfte gar nicht von mir stammt?

Feldartillerie.

Ins Feld, ins Feld, Kameraden,
Ins Feld mit Mann und Roß.
Der Pflug ist jetzt Kanone,
Der Brotlaib das Geschoß.
Der Furche Schützengräben
Gewinnen auch die Schlacht,
Weil Blei und Pulver tötet,
Und Brot lebendig macht.

Mein Enkel, das Studentel, ging zur Ferienzeit in der Bauernschaft mit dem Geldsack um betteln. Bei dem einen Hof bekam er ein Laiblein Brot, bei dem anderen ein Stück Butter, beim dritten ein paar Eier usw. Dann kam er mit den Sachen allemal vergnügt nach Hause und fühlte sich als Ernährer der Familie. Allmählich aber wurden die Einkäufe karger, die Bauern wollten nichts hergeben. Sogar die alte Unterschlupfin, die sonst immer was bereit gehalten, sagte eines Tages, als das Studentel mit gelüpftem Hut ins Haus trat: „O mein junger Herr, heint han ih nix. Heint han ih gor nix!“

„Aber ein Stückel Butter, Frau Bäuerin?“

„Nit a Batzel!“

„Oder ein Bissel Brot.“

„Nit a maulvoll!“

Der Bezirsschreiber von Abelsberg behauptete gern, die Bibel sei ihm deshalb zuwider, weil sie im althebräischen Stil geschrieben wäre. Diesem Manne verehrte eines Tages die „Grazer Tagespost“ eine Probe, wie es wäre, wenn man die Bibel im modernen Kanzleistile geschrieben hätte. Sie würde ungefähr so beginnen:

„1. Am Anfang wurde seitens Gottes der Himmel, beziehungsweise die Erde geschaffen; die letztere war ihrerseits eine wüste und leere, und war es finster auf derselben. 2. Es wird berichtet, daß Gott das Licht von der Finsternis dergestalt zwecks Scheidung zeitlich in geeigneter Weise anordnete, daß er demzufolge in der Lage war, das Licht und die Finsternis Tag, beziehungsweise Nacht zu benennen, worauf derselbe sich dann der weiteren Aufgabe unterzog, in Betreff der Meere, beziehungsweise der entsprechenden Flüssigkeiten, der Atmosphäre, eine zweckdienliche Abgrenzung dermaßen zu bewirken, daß er hinsichtlich dieser vermittelst einer sogenannten Feste, welcher er den Namen „Himmel“ zu verleihen sich entschied, seither die Gewässer auf der Erde von den Gewässern, respektive wasserhaltigen Gasen, am, beziehungsweise im Himmel, vollständig zur Trennung brachte, worauf dann am Abend einerseits und Morgen andererseits der zweite Tag ebenmäßig zum Abschluß gelangte.“

Der Bezirksschreiber soll beim Durchlesen dieser Bibelverse Schüttelfrost bekommen haben. Seither läßt er den „alten Hebräerstil“ gelten.

Heute stritten sie wieder einmal so, die zwei Freunde. Es war über eine ganz fernliegende, für uns gleichgültige Sache; begonnen hatte es, glaube ich, mit der Abstammung der Eskimos. Man streitet manchmal, blos um zu streiten, es ist anregend, es ist ein Gedankenspiel, man gibt mit Absicht falsche Karten aus, stellt falsche Behauptungen auf, um den Streit zu verlängern, um den anderen in eine Gegnerschaft zu hetzen, die einem Spaß macht. Manchmal geht's wirklich um ein abstraktes Rechthaben, wobei die Sache an sich jedem gleichgültig bleibt. Wenn man dabei nicht persönlich angreiferisch wird, so ist eine solche Wortboxerei oft ganz nett; ich selbst mache unterweilen mit. Anders aber heute die zwei Freunde. So harmlos es begann mit den Eskimos, ob die vom Nordkap stammen oder von Grönland oder etwa gar von Labrador. Bald wurden sie lebhaft, hitzig und jeder Teil griff zu schweren Waffen. Endlich sprang der eine beleidigt auf, verließ das Zimmer und warf die Tür so stürmisch hinter sich zu, daß das Haus schütterte. — „Man muß seine entschiedene Meinung haben. Man muß das Recht behaupten!“ Das war nachher die Begründung seiner Unart.

Mein Gott, das Recht behaupten! Das behauptet sich ja gewöhnlich selber. Man kann den heftigsten Streit jeden Augenblick abbrechen, ohne sich etwas zu vergeben oder den Gegner zu beleidigen. Man braucht ja nichts zuzugeben, man hört einfach auf zu streiten und schweigt. Ein solches plötzliches Schweigen mag ja wohl einmal wie ein Unterliegen aussehen; viel öfter aber wirkt ein solches ruhiges Abbrechen auf den Gegner schlagender, als der kräftigste Beweis.

den ungenützt entflohenen Augenblick. Das Wort Langweile im gewöhnlichen Sinne sollte jeder ganze Mensch aus seiner Sprache streichen.

Wenn eine Gasse wäre; rechts stünden die Herrenleute und links das dienende Volk, und ich hätte mich für einen Teil zu entscheiden, ich müßte mich auf die linke Seite stellen. Die Menschen, heißt es in der Schrift, sollen einander dienen. Was ich zu leisten und zu geben habe, das kann das „niedrige" Volk besser brauchen, als die „vornehme" Klasse als solche. Bei dem Volke bin ich Volksdichter, bei den feinen Herrschaften würde ich ein Mißerfolgsdichter sein.

Aber darf denn der Dichter mitten in seinem Volke, unter seinen Lesern stehen bleiben? Soll er nicht gegenüberstehen, etwa wie ein Sänger, ein Erzähler, wenn ich nicht gar sagen darf, ein Lehrer? — Er darf nicht im Volke aufgehen und darf es auch nicht aus den Augen verlieren; er soll den Menschen Freude machen und darf ihre Freuden doch nicht immer teilen. Am Beifall der Menge mag er sich laben, darf sich aber nicht von ihm verlocken lassen; die Liebe der Menschen soll ihn freuen, darf ihr aber zumeist nicht folgen. So sehr er all Freud und Leid mit dem Volk teilen wird — des Dichters Los bleibt trotzdem: einsam sein.

Die hohen und höchsten Herrschaften, so viel Extrazimmer und reservierte Tische sie sonst haben mögen, wenn sie vom Dichter was haben wollen, so müssen sie sich dort hinstellen, wo er zu Menschen spricht. Für die hohen Herrschaften separat gibts kein Lied.

In den tirolischen Ort Brennbühel (bei Imst) ist zeitweilig ein fremder Mann gekommen. Und dieser Mann hat die Leute einmal gefragt: „Sagt an, wie war es hier bei euch vor fünfhundert Jahren?"

„Oh mein Eid, wie wird es gewesen sein", antworteten sie, „halt wie jetzt wird's gewesen sein."

„Da irrt ihr euch", spricht der Fremde. „Als ich einst das erstemal hergekommen, ist da eine Stadt gestanden; als ich das zweitemal hergekommen, ist hier ein See gewesen, und als ich das drittemal gekommen, ist ein Berg gewesen."

Der Fremde war der ewige Jude. —

Kann man einfacher und klarer die von dem Einzelnen unwahrnehmbaren Veränderungen auf Erden aussprechen, als es in dieser Volkssage geschieht?

Stand der Knab' da und dachte: Was tu' ich jetzt? Dann zog er aus der Tasche ein Büchel: „Da hätt' ich was, Frau Unterschlupfin."

„Kann nix lesen nit."

„Nein, ein Bildel hätt' ich da drinnen, zum anschauen. Vielleicht mags die Frau Bäuerin."

Denn er hatte ein paar Tage vorher spaßeshalber den alten Unterschlupfbauern photographiert mitsamt dem schönen Ochsenpaar, das er des Weges führte.

„Kennen's die, Unterschlupfin?" fragte er schalkhaft, ihr die Photographie vor Augen haltend.

Die Bäuerin warf zuerst einen recht geringschätzigen Blick darauf, dann schaute sie näher hin. „Jeßtl!" rief sie plötzlich aus, „das sein ja unsere Oxn! Richti wohr ah; oba so wos, na! — Geh, Herrl, loß ma's onschaun!"

Betrachtend vertiefte sie sich in das Bild und wackelte ein wenig mit dem Kopfe. „Mei' Lebertog hätt' ih ma nit trama lossn, daß die Grull-Zingg ah amol pulträtiert wern kuntn. Sauber stehns do, nebenanond, die zwen Folbn, daß s a Freid is. — Schod, Schod!"

Was Schade wäre? fragte der Junge.

„Schod, daß mar in Zengg bein Schädl nit urdentlich siacht, muaß just mei Monn, der olt' Loucherl, in Weg stehn! Ober ih mogs. Schenkens ma's?"

„Freilich!" schmunzelt das Studentl.

„Jesseles na, hiaz sollts ma grod ein, a weng hätt' ih noh an Butter."

Man hört so viel von Langweile sprechen. Besonders bei Leuten, die alles in Überfluß haben. Sie haben natürlich auch Überfluß an Zeit. — Ich, dem so vieles unbekannt ist, kenne auch das Gefühl der Langweile nicht. Auch ich habe Zeiten, mit denen ich nichts anzufangen weiß. Unpäßlichkeit, Abspannung — man sieht die kostbare Zeit dahinfließen und kann sie nicht nützen, nicht genießen. Allein diese Stimmung ist doch weit entfernt von dem Gefühl, daß die Zeit an sich zu lang, zu öde, zu fade wäre. Im Gegenteil. Da möchte ich mich in jede fliehende Stunde am liebsten einkrallen, sie festhalten so lange, bis ich sie wieder beleben, irgendwie nutzbar, irgendwie genußreich machen kann. Die Zeit ist keine Substanz und doch ist sie die brauchbarste; aus ihr läßt sich alles machen, wenn der richtige Mensch dazukommt.

Denke nach, mein Leser, ehe Du von Langweile sprichst, ob die gottverlassene Stimmung nicht am Ende Schmerz und Trauer ist, um

Von dieser armen Gemeinde kam nun eines Tages der Richter vor meinem Hause angefahren mit einem schwer und hochgeschichteten Holzwagen. Große, trockene, klingende Scheiter — „damit ihr alter Peter nicht sollte frieren müssen." Das Holz, erzählte der Richter, sei vom Kreßbachwald, der erst vor ein paar Jahren in schöner Reife geschlagen worden. Der Kreßbachwald! Ich habe früher den hochstämmigen, finsteren Forst mehrmals durchwandert, und mich dabei erinnert, daß meine Mutter gern erzählt, sie sei, als man den Kreßbachwald aufforstete, auch dabei gewesen, ein halberwachsenes Dirndel, und habe geholfen „Bäumerlsetzen".

Und wie ward mir jetzt? So hatte ja die fünfzehnjährige Magd vorgearbeitet, daß einst ihrem siebzigjährigen Sohne die Stube durchwärmt werden konnte! Jetzt sitze ich im behaglichen Zimmer, freue mich meiner braven Alpler. Und meine vor 44 Jahren verstorbene Mutter hat mir heute in den Ofen geheizt.

Franz Schubert ersucht uns um Aufnahme folgender Zeilen:

„An die Herren Dr. A. M. Willner und Heinz Reichert, Komponisten des „Dreimäderlhaus"

Ihr werdet schelmisch lächeln, wenn ich Euch Komponisten nenne, bei Musikstücken, die ich gemacht habe. Aber ein armer Schulmeister hat zuweilen Grund, schmeicheln zu müssen. Wie Euch, meine Herren, bekannt sein dürfte, bin ich einmal ein armer Schulgehilfe gewesen und aus beruflicher und künstlerischer Überanstrengung in frühen Jahren gestorben. Hätten wir damals in Österreich das Lehrererholungsheim schon gehabt, das jetzt — wie man bis in den Himmel herauf hört — erbaut werden soll, ich würde mich haben können stärken und erhalten und hätte vielleicht noch etliches Musikzeug vollendet, das Euch Spaß gemacht haben würde. So arm ich denn auf Erden geblieben bin, so reich seid Ihr, meine Herren, mit meiner Musik geworden. Ich gönne Euchs.

So ist mir nun der Gedanke gekommen, Euch höflichst einzuladen, Ihr wollet von dem „Dreimäderlhaus" einen oder mehrere Bausteine für das neue Lehrer-Erholungshaus stiften.

Tut den Rat Eures Schwammerl-Franz halt einmal beschlafen; ich schick Euch dann gern ein par flinke Engel hinab, zum Bausteintragen.

Franz Schubert.

Im Himmel, Kapellmeister
bei den neun Chören.
Herbstmond anno 1916.

Und wenn ich jetzt die Volksdichtung überhaupt bedenke, ist sie nicht selbst wie der ewige Jude? Wie vom Volkslied weiß man auch von der Volkssage nicht, woher sie kommt und wohin sie geht. Es ist vom Volkslied als Haupteigenschaft angegeben worden, daß man seinen Verfasser nicht kennt. Warum kennt man ihn nicht? Weil es nicht einen hat, sondern mehrere. Es ist nicht festgelegt in einen bestimmten Text, wie etwa ein Gedicht, das starr in seiner Form und in seinem Gehalt verbleibt; es ist zuerst von irgendwem vielleicht nur als Reim laut geworden, aber es ist lebendig und verändert sich im Munde der Sänger; jeder singt es in seiner Art und nach seiner Empfindung und nach Gelegenheit, so daß es allmählich ein anderes werden kann und sich leicht irgend einer Herzenssache anpaßt, weil es immer blutslebendig bleibt. Und dieses Lebendigbleiben und Sichverwandeln ist eigentlich die Eigenschaft des Volksliedes. Daß man den Verfasser nicht kennt, ist nur eine Folge davon.

Die Volkssage entwickelt sich ähnlich. So wird auch obige Sage von der Veränderlichkeit gegenüber einem Beständigen in verschiedenen Gegenden anders erzählt. Aber immer ist der Fremde der ewige Jude, der bei seinem unendlichen Wandern durch die Welt und durch die Zeiten der gleiche bleibt. Der ewig Ruhelose, der selbst dann, wenn ihm eine mitleidige Seele etwas zu essen reicht, während des Essens ununterbrochen um den Tisch herumgehen muß. Er, der im Wandel ewig Bleibende allein kann die unermeßlichen Veränderungen, die sich freilich in weit größeren Zeiträumen abspielen, als von fünfhundert zu fünfhundert Jahren, sehen und von ihnen sagen.

Es ist in solchen einfältigen Volksdichtungen oft eine Weisheit, die von keinem Kunstdichter und von keinem Philosophen klarer und tiefer gefaßt werden kann.

Ich hatte mich in diesem Herbste vorbereitet, bei dem nächsten Wettersturz das Landhaus zu verlassen und in die Stadt zu ziehen. Und als nach wunderschönen warmen Tagen der Wettersturz mit Sturm und Schnee plötzlich eintrat, konnte ich nicht fort. Denn dieses Wetter hatte mir über Nacht Atemnot, Katarrh und Fieber gebracht. Also fort konnten wir nicht, und bleiben auch nicht, denn die Stuben waren kalt und im ganzen Ort war kein Brennmaterial zu bekommen. Mitten in der Waldheimat kein Heizholz!

Von dieser Bedrängnis hörten die Bauern von Krieglach-Alpel. Auch ihnen waren zwar die Holzschläger weggenommen worden, und wie hier sonst die Männer ihre Wälder gefällt, so wurden sie nun selber gefällt. Von 38 Eingerückten bis heute schon elf Mann gefallen!

unserer harten Zeit Schindluder treibt. Sie ist stets unecht und hat mit wahrer Trauer oder gar Tragik ganz und gar nichts zu tun. Ein Musterbeispiel dafür lieferte kürzlich ein in Wien (der Stadt mit den bekannten „goldenen Herzen“!) erscheinendes illustriertes Wochenblatt. Es brachte eine Photographie, benannt: „Allerseelen 1916. Mutter und Kinder beten am Grabe ihres auf dem Felde der Ehre gefallenen Ernährers“. Wozu, frägt man, dieses Rührbilderl? Was bezweckt man damit? Wahrscheinlich nichts anderes, als die Spalten der „Zeitschrift“ zu füllen. Denn Freude oder Erhebung oder Genugtuung kann kein Betrachter dabei finden. Unmöglich! Es sind darauf eine recht resigniert dreinblickende Frau mit einem wallenden Federhut, ein Bub, dem man die Photographierpose auf dem ersten Blick ansieht, und ein gelangweilt dreinschauendes Mädl abgebildet. So stehen sie an einem Grab, das übrigens verzweifelt schlecht gepflegt ist, und lassen sich abkonterfeien. Schwindel über Schwindel, der ungeschickt auf Tränendrüsen spekuliert, die sonst keinen Grund haben, zu weinen. Es ist auch keine Aufnahme zu Allerseelen, denn die Natur im Hintergrund steht in Vollblüte und es ist keine natürliche Aufnahme, weil wohl kaum jemand, der wirklich und ehrlich trauert, bei einer solchen Photographiererei mittut, abgesehen von den Gesichtszügen der Betreffenden, die genügend beweisen. Es ist staunenswert, wie wenig Geschmack im Volke herrscht — oder auf wie wenig Geschmack und Takt jener Zeitungsmacher rechnet, wenn er sich mit einem derartigen Machwerk in die Öffentlichkeit wagt, ohne zu fürchten, die bessere Hälfte seiner Abnehmer einzubüßen! Und nicht genug an dem Bild, ein weichliches, rührseliges, unecht empfundenes Gedicht steht außerdem noch darunter. Der Verfasser heißt „Moritz Band“ — ausgerechnet Moritz Band . . .

Gegen ungesunden Unfug dieser Art gibt es keine Zensur und keine Polizei — kann es keine geben, gegen derartigen „Kriegsgreuel“ muß sich die Bevölkerung selbst schützen. Laßt erst einmal ein paar Tausend oder auch nur ein paar hundert Leute den Bezug jenes Blattes mit Hinweis auf den erlogenen Schmarren einstellen, und ihr sollt sehen, wie schnell er verschwindet! Man will ja doch nur sein Geschäft machen!

So lange aber die Masse derlei duldet, sich gefallen läßt, so lange haben unsere Feinde nicht *ganz* unrecht, wenn sie uns „Barbaren“ schimpfen! V. E. S.

*

Die Trippelentente.

Ein englisches Blatt brachte ein Bild, das sich „Drei Marode“ benannte. Ein kranker Belgier fuhr auf einem Hundewagen zum Lazarett und ein „leichtverwundeter Franzose“ schleppte einen „schwerverwundeten Engländer“ auf seinen Schultern aus der Feuerlinie weg. Das Bild wirkte schier überzeugend — und doch nicht! Es wäre wahrhaft symbolisch und *ist* symbolisch, sieht man vom erklärenden Text ab. Der Belgier ist tatsächlich auf den Hund gekommen und der Franzose stützt den Engländer, soweit nichts einzuwenden. Nur daß der überlastete Franzose aus hundert Wunden blutet und der Huckepack-Engländer bloß einen Streifschuß hat . . .

*

Hindenburg zahlt nichts zurück!

(Die Kehrseite des Heldengenerals.)

Hindenburg durchreist das eroberte Polen. Auf dem Marktplatz irgendeiner Stadt erblickt er mit seinem Gefolge eine Menschenansammlung. „Was ist hier los, wer sind diese Leute?“ fragt der Feldherr.

„Das sind jüdische Geldverleiher“, antwortet einer aus dem Gefolge.

„Geldverleiher? Was meinen Sie, ob die mir was pumpen würden?“



Österreichisches Biwak.

1814.

Vom Prinzen Eugen singt ein Lied
Im Baß die Reiterrunde.
Dem Oberst sinkt der Schädel müd
Zur zwölften Abendstunde.
Die Lagerfeuer brennen grell.
Im Traume summt ein Trommelfell ...
Im schlafbefang'nen Tannenwald
Da kreischen laut die Dohlen.
Und manche blasse Nachtgestalt
Die huscht auf leisen Sohlen.
Sie schwenkt den federvollen Hut
Und narrt das heiße Jugendblut ...
Im lagerweiten Postenkranz
Verschlafen stehn Vedetten,
Es fliegt vom roten Feuerglanz
Ein Wort durch ihre Ketten:
Die Jungfrau steht uns morgen bei,
Dem Fußvolk und der Reiterei! ...
Ein Schatten eilt vom Lagertraum,
Vom Kreis der Offiziere,
Es nestelt an dem Halfterbaum
Und koppelt los die Tiere.
Sie wiehern auf im hellen Ton,
Als ging es in die Schlacht davon ...
Der Morgen dämmert blühend auf;
Die süße Nacht muß enden.
Gesegnet ist der Säbelknauf
Von weißen Frauenhänden.
Und weint sich auch das liebe Kind
Vor vielem Weh die Augen blind:
Den schönsten Tod auf dieser Welt
Erleidet man im grünen Feld.

1914.

Abend in triefenden Unterständen ...
Heitere Finger von lehmigen Händen
Drücken die Knöpfe einer Harmonika.
Trommeln und die Trompeten
Sind fast wie Anachoreten,
... Sind in den Gräben nun keine mehr da.
Rauchend zerschossen die ruhenden Wälder,
Selige Baumsänger lange dahin.
Saatlos gesegnete, dehnende Felder,
Lauernde Menschen wühlen darin.
Handwerker, Bauern, Baron und Graf,
Alle sind Brüder im traumlosen Schlaf.
Schlaflos die spähenden Wachen
Senden sich heimlichen Schrei,
Lockend gondelt der Nachen
Seliger Träume an ihnen vorbei.
Abendvedetten die träumen nicht,
Lauernd mißtraut ihr Spähergesicht
Heiligen Schauern der Ruh.
Windwohllaut, der durch die Blätter bricht,
Redet ihnen nicht mildzungig zu:
„Ich bin ein Träumchen der Heimat... Du."
Abendvedetten haben keinen Heimattraum,
Abendvedetten spähen in den stillen Raum.
Manchmal nur vor Tag und Tau
Denken sie einer fernen Frau,
Ob sie wohl heiter, ob sie wohl traurig sei.
Denken aber wie die alten Reiter dabei:
Frauenhände sind mild und süß,
Haben die Schlüssel zum Paradies ...
Seligstes Sterben auf dieser Welt
Stirbt man aber im grünen Feld.

Josef Friedrich Perkonig.

Aus unserer Zeit.

„Kriegsgreuel".

Es gibt ihn auch im Hinterland! Fordert er auch keine blutigen Opfer, den Magen kann er einem immerhin umdrehen. Ich rede aber nicht von den Kriegsgedichten, die, je „enthobener der Verfasser, desto unerbittlicher klingen", ich rede diesmal auch nicht von den schauderhaften „Erfindungen" einer gewissen Kriegsindustrie, die aus feindlichen Geschossen Aschenschalen herstellt und Hindenburgs Bild auf Schnupftücher druckt, ich rede heute von der sentimentalen Mache, die mit

Und nicht genug an dem, sogar in Siebenbürgen tauchte unvermutet Falkenhayn mit Bayern auf, obschon die Franzosen geschworen hatten, sie bänden im Verein mit den Engländern alle verfügbaren Deutschen durch ihre Offensive an der Westfront. Aber Ehre wem Ehre gebührt — auch die Russen schwuren, den Rumänen mit einem Riesenheer zuhilfe zu eilen. Russen und Franzosen haben sich wegen ihrer beiderseitigen Schwüre nichts vorzuwerfen. Dein Eid ist Meineid . . . P. L. M.

*

Sie haben's erreicht!

Die Gemäßigten unter unseren Feinden begnügten sich mit der „Niederwerfung des preußischen Militarismus“ und der gewaltsamen Wegnahme angestammter Landesteile; die mehr Wüsteren forderten schlankweg die „Vernichtung des Deutschen Reiches“. Und was bisher weder den russischen Riesenheeren noch den französisch-englischen Armeen — ja, was nicht einmal Portugal gelang, das erreichte der Pariser Geschichtsschreiber Gabriel Hanotaux. Gabriel wie sein lateinischer Bruder d'Annunzio! Dieser französische Gabriel brachte nämlich scharfsinnig heraus, daß das Deutsche Reich überhaupt nicht existiert . . . Das unnatürliche Gebilde, was sich diesen Namen anmaßt, besteht — nach Gabriel dem Gallier — nur auf Grund von an sich bedeutungslosen Verträgen zwischen Preußen und einigen Kleinstaaten, von Verträgen, die keine andere Macht zu schließen gestattete. Demnach — das ist klar wie Schuhwichs — gibt es also kein Deutsches Reich . . . Auf Grund dieser geistvollen Feststellung muß der Krieg ziemlich augenblicklich aufhören, denn unsere Feinde erreichten ihr Ziel! Deutschland hat aufgehört oder überhaupt nicht angefangen zu sein! Nicht Nikolajewitsch, nicht Brusilow und nicht Joffre wird man in den Ländern des Vierverbandes Siegesdenkmäler errichten, sondern Herrn Hanotaux, der mit einem Leitartikelchen das „Barbarenreich“ zerschmetterte. Uns kann es schließlich recht sein.

Meran.*

Noch halten mich die weißen Wände
Des großen Hospitals im Bann.
Noch pflegen mich die zarten Hände
Des jungen Medikus . . . Ich kann
Noch immer nicht vom Eisenbett
Zur breiten Tür mich schleppen,
Durch die der Weg zur Sonne geht;
Zu steil sind noch die Treppen,
Die mich hinaus durch Gang und Türen
Ins freie Licht der Sonne führen . . .

Noch hält mich das Quadrat der Wände
Des großen Hospitals im Bann,
Und draußen, draußen im Gelände
Des Sonnensegens träumt Meran,
Die Sonnenstadt, die Stadt der Villen,
Die Stadt der zarten, weichen Luft,
Die durch den Raum, den sonnenstillen,
Den Segen der Gesundheit ruft . . .
Wann wird der Weg durch Gang und Türen
Wohl mich ins Licht der Sonne führen?

Rudolf Bernreiter.

* Unser Mitarbeiter Leutnant Rudolf Bernreiter befindet sich gegenwärtig, vom Typhus genesen, in einem Meraner Reservespital. Bernreiter erwarb sich während der Offensive gegen Italien als Fähnrich die goldene Tapferkeitsmedaille.

„Aber Exzellenz."

„Na, wir wollen doch mal den Versuch machen." Der Feldmarschall steigt aus und tritt auf die Gruppe zu. Es entspinnt sich die folgende Unterhaltung: „Sie sind Geldverleiher?"

„Wenn a Geschäft zu machen is, verleihen wir auch Geld!"

„Nun, würden Sie mir zum Beispiel fünftausend Mark leihen?"

„Nein."

„Warum nicht?"

Der Gefragte zuckt die Achseln und schweigt.

„Wissen Sie nicht, wer ich bin?"

„Sie sinnen der Feldmarschall Hindenburg."

„Na also, und dem würden Sie nicht fünftausend Mark leihen?"

Der Gefragte wiederholt sein Nein.

„Aber warum denn nicht? Sie müssen doch einen Grund haben? Würden Sie es dem Zaren leihen?"

Der Geldverleiher antwortet: „Ja!"

„Warum dem Zaren und nicht mir?"

„Herr Feldmarschalleben, iach will Ihnen eppes sogn. Der Zar hot genemmen Przemysl und hot es gegeben zurick, er hot genemmen Tilsit und hot es gegeben zurick, er hot genemmen Lemberg und hot es gegeben zurick. Sie hobn genemmen Warschau, Sie hobn genemmen Lodz, Sie hobn genemmen Kowno, Sie hobn genemmen Libau — hat aan aanziger Mensch je gehört, daß der Herr Hindenburg hot gegeben eppes zurick?" (Simplizissimus.)

*

Rumänische Schmerzen.

Im „Petit Parisien" vergleicht Oberst Rousset die Bilder Mackensens und des rumänischen Generals Averescu mit folgender Betrachtung: „. . ein freimütiges, einnehmendes, durch hellen Blick erleuchtetes Gesicht mit feingebildeten Zügen, hoher, an den Schläfen gedrängter Stirn, dessen regelmäßiges Oval den klassischen Typus des eleganten und stolzen Soldaten darstellt — das ist Averescu, der Lateiner, dessen Vorfahren im Orient unsere Rasse fortgesetzt, sich rein und unvermischt erhalten haben seit der Zeit der Kolonisten Trajans. Ein massiger Kopf, kantig, eckig, wie mit Axthieben geschnitten; ein verhämmertes Gesicht mit wilden und bösen Augen, die sich unter vorragendem Knochenwulst verbergen, mit dem Ausdruck einer wütenden, fleischgierigen Dogge — das ist der Teutone in seiner ganzen atavistischen Bestialität, das ist Mackensen, der Verwüster Serbiens, der plündert, tötet, schändet . . ."

Als König Ferdinand von Rumänien diese Charakteristiken gelesen hatte, soll er schmerzlich gelächelt und geseufzt haben: „Ach wäre der Mackensen mit dem verhämmerten Gesicht doch mein General, ich gäbe dafür gern den guten Averescu mit dem klassischen Typus . . ." !

*

Der erste Oberbefehlshaber der rumänischen Armee in der Dobrudscha, General Georgescu, wurde bald dem Generalstab in — London zugeteilt und sagte dort mit edlem Freimut, Rumänien habe nie die Absicht gehabt, einen Krieg nach zwei Fronten zu führen . . . Aber natürlich wieder diese verd . . . . Deutschen mit Mackensen, der die edlen Lateiner an der Donau ausgerechnet in dem Augenblick überfiel, als sie sich eben daranmachten, dem alten, schwer ringenden, österreichisch-ungarischen Bundesgenossen an die Gurgel zu springen!

*

Gottlob waren die Weisheiten der drei angeführten Fachmänner nur Ausnahmserscheinungen, aber sie näherten sich schon bedenklich der Staatsklugheit eines Lord Asquith, der anfangs August nach Durchblättern der englischen Schmirstrazza à part erwog, um dann nach einem letzten Blick auf sein Zettelchen mit edlem Freimut zu erklären, England werde durch eine Teilnahme am Weltkrieg kaum mehr zu leiden haben, als durch ein Fernbleiben . . .

Wenn man von solchen Unsinnigkeiten kleiner Geister hört, dann begreift man erst ganz den Ausspruch in Hohenlohes Memoiren, nach dem Abgang Bismarcks reckten sich alle Winzigen, wie Schwämme nach dem Regen . . . Es war eben keiner mehr da, der mit seinen Kürassierstiefeln die Giftpilze austrat.

Aber durch den Krieg haben etliche Deutsche die bedeutsame Beinbewegung wieder erlernt! H. L. R.

Wieder etwas von der Mode.

Im allgemeinen herrscht wohl die Ansicht, jene Kleidung sei die „keuscheste“, welche die Formen der Gestalt unaufdringlich verhülle. Ob dies richtig und ob dies vor allem jederzeit richtig, mag dahingestellt bleiben. Man kann über diese Frage Bücher schreiben und es sind darüber schon Bücher geschrieben worden. Wer sich aber jetzt während des großen Krieges darüber den Kopf zerbricht, den täte man am besten an die Front, als Pflegerin in ein Spital oder, gehts schon nicht anders, in ein Arbeitshaus. Im Frieden mag ja jeder mehr oder minder nach seiner Fasson selig werden, aber in den schweren Zeiten dieses ungeheuren Abwehrkampfes hat die Allgemeinheit mehr Rechte als sonst und kann beanspruchen, nicht auch noch durch unerhörte Verschwendung und auffälliges Ärgernis verletzt zu werden. Gewisse Kreise der Großstadt — und da soll es in Paris und London um kein Haar besser sein, als etwa in Wien und Berlin — setzen aber augenblicklich ihren besonderen Stolz darein, durch Stoffaufwand und abenteuerliche Formengebung der Gewandung die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Diese „gewissen Kreise“ sind gewiß nicht die besten, und während die deutsche Kaiserin ihre Kleider von früher „aufträgt“, muß natürlich irgendeine reiche Dudel alle paar Wochen ein frisches Kostüm haben. Die alten Weiber sind dabei beinahe die Ärgsten, wenigstens fällt es bei ihnen am peinlichsten auf. Der bissige Wiener Witz hat für die aufgedonnerten Figuren reiferer Jahre, die in kurzen Röcken und hohen zweifarbigen Stiefelchen auf der Ringstraße einherstolzieren, ein gutes Schlagwort geprägt: „Von hinten Lyzeum und von vorn Museum!“ Einst mag der Spott auch sittenverbessernd gewirkt haben, heute prallt er leider an den Verspotteten ab, denen nur das Eingreifen der Polizei Respekt einflößt.

Und unsere jetzt in den „gewissen Kreisen“ übliche Mode übertrifft auch alles, was bisher geleistet wurde. Das Kokottenkostüm wird von Mädchen und Frauen, die es sich sehr verbitten würden, wollte man sie nicht zu den „anständigen“ zählen, getragen und die seltsamsten Einfälle werden in der üblichen Tracht verwirklicht. Trägt man doch, wie die Zeitungen berichten, in Berlin W. „Kosakenstiefel“, italienische „Alpini-“ und rumänische „Hirtenhüte“ . . . Höher gehts nichts mehr! Der Gipfel der Unmöglichkeit scheint erreicht — und doch bringt uns vielleicht schon der nächste Tag eine noch absonderlichere Überraschung. Wer kann es wissen? Prophezeien ist ein undankbares Geschäft, sonderlich in Modefragen. Die Kosaken plünderten Ostpreußen aus und verherten Galizien und Berlin W. zieht ihnen zu Ehren „Kosakenstiefel“ an; die Alpini töten unsere braven Soldaten, was sie ja im Dienste ihres Vaterlandes tun, was aber anderseits immer noch kein Grund ist,

Weisheit vor dem Kriege.

Professor Laband in Straßburg verglich in seinem Lehrbuch des Deutschen Staatsrechtes die Stellung des Deutschen Kaisers mit der eines Präsidenten einer Aktiengesellschaft. Danach wäre der Weltkrieg nicht viel anderes, als ein Prozeß zwischen Germania A.-G. und Großbritannien & Ko. Import- und Exportgesellschaft. Warum sich nur die Menschheit über einen solchen Prozeß so furchtbar aufregt? Prozesse zwischen konkurrierenden Unternehmungen gibt es im Frieden wahrlich jeden Tag!

Ein anderer „Kenner", der Geheime Legationsrat Riezler im Berliner Auswärtigen Amt, veröffentlichte unter dem Decknamen Ruedorffer ein Buch über die heutige Staatskunst, das im Frühjahr 1914 erschien; darin findet sich folgender Satz: „Die Kriege werden zwar nicht mehr gefochten, aber kalkuliert. Und das Ergebnis der Kalkulation entscheidet heute wie früher das Ergebnis der Schlachten über die Vorteile, die der eine erringt, über die Beeinträchtigung, die der andere auf sich nehmen muß." ... Der Buchdruck war vielleicht noch nicht ganz trocken, als schon die Zweiundvierziger — kalkulierten! Ein Glück, daß wir nicht ein Heer solcher prophetischer Geheimer Legationsräte haben, sondern Armeen Feldgrauer.

Und ein Walter Steinthal schrieb schon 1912 in der Berliner „Montagszeitung", wo man anscheinend auch sehr weitblickend ist: „Deutschland gut regieren, das heißt heutzutage, ein guter Rechner sein, wie Sems Nachkommen es stets gewesen sind." Ob Deutschland seine Erfolge mit seinen gewissenhaften Eintragungen ins Kassa- und Hauptbuch errang? Vielleicht doch nicht. Aber in dem Aufsatz heißt es noch weiter: „Darum sind heute an den Stellen, wo unsere Geschicke gelenkt werden, Männer mit kaltem, nüchternen Wirtschaftsverstand, Rechner, Prognostiker für materielle Werte vonnöten. Ob's gar so verfehlt wäre, sich die aus den Reihen der jüdischen Rasse zu holen? Ob's nicht einer der besten Instinkte Wilhelms des Instinktiven (!) ist, immer und immer wieder, wenn er in heiklen Situationen guten Rat bedarf, die Ballin, Rathenau, Friedländer ins Schloß zu bitten ... Unsere Kriege werden heute auf einem Streifen Rechenpapier geführt. Die Staatsmänner berechnen sich, jeder à part, ihre Chancen. Und wenn die sogenannten Entrevuen kommen, dann präsentieren sie sich die Zettel, und auf wessen Zettel die geringsten Chancen errechnet sind, der muß klein beigeben, der hat verloren." Der Krieg als Gesellschaftsspiel — wer mit dem Würfel die wenigsten Augen wirft, der hat verloren, der zahlt die Partie ...

Wie der kleine Moriz sich die Weltgeschichte vorstellt: Wilhelm der Instinktive tritt zum Fernsprecher. „Bitte Nummer 1367 .... ja .... 13 -- 67 .... Hier Präsident der A.-G. Germania ... 'n Tag, lieber Prokurist Friedländer, gut geschlafen, wie? Nein? Oh ... Nehmen Sie vor dem Zubettgehen ein warmes Fußbad oder Veronal. Einige meiner Geheimen Legationsräte schlafen darauf stets ganz vorzüglich. Aber was ich sagen wollte — wie steht's mit den Wechseln unserer Firma auf Petersburg? Was ... schlecht? Na hören Sie, keine Schmonzes, wenn ich bitten darf! ... Wie — Sie machen keine Schmonzes, wirklich nicht? ... Faul, sagen Sie? Deubel nochmal ... Wissen Sie, was das bedeutet? ... A.-G. Germania wird Konkurs anmelden müssen ... Wie? Wir sollen einfach statt dessen eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung gründen? Etwa Sems Söhne und Comp.? Bitte fragen Sie doch erst unseren gewiegten Kalkulator Ruedorffer und unseren Rechtsbeistand Laband um Rat. Danke. Schluß!" Dann überlegte es sich Wilhelm der Instinktive und klingelt den Gerichtsvollzieher Hindenburg auf.

So die Vorgeschichte des großen Krieges in der Lesart Walter Steinthals, der es doch wissen muß.



Bücher

Des Todes Sinn. Von Paul Bourget. Mitglied der französischen Akademie. Autorisierte Übersetzung von C. A. Loosli. (Zürich. Art. Inst. Orell Füßli.)

Bourget stellt den Egoismus eines sterbenskranken und in gesunden Tagen einst hochherzigen Arztes der Aufopferungsfähigkeit eines zu Tode verwundeten kirchengläubigen französischen Offiziers gegenüber. Also ein Problemroman; mit Geschick und Feinheit gemacht, wohl geeignet, zu interessieren, und auch Widerspruch zu wecken, da Einzelerscheinungen da und dort zur Regel gestempelt scheinen. Übrigens ist der berühmte Verfasser Künstler genug, um die Tendenz nicht allzu kraß hervortreten zu lassen und auch jenen Charkteren, mit denen er nicht übereinstimmt, einigermaßen gerecht zu werden. Das Problem ist auf den Hintergrund des großen Krieges aufgeklebt, was den künstlerischen Wert des Romanes nicht hebt, aber die Verbindung hat doch auch einiges Interessantes. Dennoch werden schaffende Schriftsteller aus der Verfehlung, immer und überall die Gegenwart hereinzuziehen, sei's auch in raffinierter Form, lernen können, wie man es besser nicht macht. Damit soll nur ein Teil des Milieus kritisiert werden. Der Grundgedanke des Buches ist sehr ernst und wird manchen anregen. — Die Übersetzung ist stellenweise leider mangelhaft und plump.

H. L. R.

Das Karussel des Lebens. Von Emil Sandt. (Hamburg. Quickbornverlag.)

Jede der siebzehn Erzählungen dieses Buches bedeutet für den Leser einen Gewinn, jede hat einen festen Kern und einen tiefen Gedanken — durch welche Bemerkung sich niemand von dem prächtigen Sammelband abschrecken lassen soll, denn es wird darin nicht seicht moralisiert, wie mancher vielleicht nach dem Gesagten glauben könnte. Nein, es geht trotz der guten und gesunden Grundlage, auf der es aufbaut, darin unterhaltend und fesselnd zu. Aber es überragt weit, was man sonst so an kleinen Geschichten vorgelegt bekommt. Ist ja der Verfasser auch kein Neuling in der Kunst und sein Roman „Cavete!" hat es bereits zu einer stattlichen Anzahl von Auflagen gebracht. — Wenn ich die besten Skizzen des Bandes aufzählen wollte, so käme ich bas in Verlegenheit, denn ich müßte schier das Inhaltsverzeichnis abschreiben. Doch als Krone möchte ich bezeichnen: „Wer? — —!", ferner „Die Feinde des Schriftstellers", „Die Preisträger" und . . ., doch ich habe schon drei Kronen genannt. . . . Damit sei es genug und zum Schluß bleibt mir nichts übrig, als den Ankauf des ganzen Karussels wärmstens zu empfehlen! Preis 2 M, geb. 3 M.

V. E. S.

Helene Christaller, Die unsere Hoffnung sind. (Stuttgart. K. Thienemanns Verlag,)

„Ein Buch von jungen Menschen, die den Krieg erlebten", nennt die hochbegabte Erzählerin ihr jüngstes zeitgenössisches Buch und es sei gleich hinzugefügt, daß es ein herzwarmes Werkchen ist, das jung und alt lesen soll, weil es wie Sonne so klar und hoffnungserweckend wirkt. Der Stoff ist eine schlichte Familiengeschichte, die Kunst der Dichterin aber weiß da zu fesseln ohne Effekthascherei und weiß uns ihre trefflich charakterisierten Figuren ganz nahe zu bringen, so daß man sie erlebt wie gute Freunde. Unbedingt ist dieses Buch von erzieherischem Wert für junge Frauenseelen und es mag nicht umsonst die Widmung tragen: „Meinen Kindern"; es ist ohne Lehrhaftigkeit ein Buch, aus dem man sich Kraft holen kann und Sicherheit. Dabei leuchtet eine frohe Lebensbejahung über dem Ganzen und predigt wortlos Sinn für verklärende Schönheit des Daseins.

Ella Triebnigg.

Ruhmeshalle deutscher Arbeit in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Gelehrter und Schriftsteller von Adam Müller-Guttenbrunn. Mit 22 Tafeln in Vierfarbendruck und Tiefdruck sowie 600 Abbildungen im Text. (Stuttgart und Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

Dieses Prachtwerk — es verdient den Ehrennamen wie nicht bald eines! — zeigt den überwiegenden Anteil des deutschen Stammes am politischen, militärischen, allgemein kulturellen, technischen und künstlerischen Aufbau der Monarchie in überzeugender Weise auf. Wir behalten uns eine eingehende Würdigung des Buches vor und möchten es heute nur als Weihnachtsgabe von besonderem Werte empfehlen. Dem fesselnden Inhalte entspricht die wahrhaft künstlerische Ausstattung.

H. L. R.

Frontberichte eines Neutralen. 3. Teil: „Ostwärts." Vom schweizerischen Major Tanner. (Berlin. August Scherl.)

daß Berlin W. ihre Hahnenfederhüte nachahmt; die Rumänen wüsteten in Siebenbürgen und Berlin W. beeilt sich, sie durch „Hirtenhüte" zu verherrlichen. Wem bleibt da nicht der Verstand stehen? Aber ein Blick ins liebe Österreich genügt, um zu zeigen, daß die Mode „gewisser Kreise" bei uns um kein Haar besser ist. Der deutsche Süden hat in dieser Beziehung am wenigstens Ursache, dem deutschen Norden Vorwürfe zu machen. Gesindel da und dort, aber gottlob doch nur vereinzelt! „Gewisse Kreise!"

Am lieblichsten sieht es sich jedoch an, wenn sogenannte „Männer", deren Brüder und Freunde in der Schlacht bluten, mit durchbrochenen Seidenstrümpfen herumlaufen! Ich glaube, nicht einmal der freiheitlichst gesinnte Demagog, dem die Einmischung des Staates in Privatangelegenheiten ein Greuel ist, kann da den heißen Ruf nach der Polizei unterdrücken. Oder ja? Hat etwa die Politik in ihrer Weise dieselben Unsinnigkeiten wie die Mode? Hoffentlich nicht.

Wir wünschen wieder einmal jenen urwüchsigen Münchener Polizisten herbei, der am hellichten Tag mitten in der Stadt eine Dame verhaftete, weil sie in ungehörigem Aufzug daherschwänzelte.

Die Bayern bewähren sich eben gleichmäßig an der Front und im Hinterland, gleichgiltig ob sie den Rotenturmpaß im Rücken der Rumänen stürmen oder als „Auge des Gesetzes" der Modenarrheit an den Leib rücken! P. L. M.

Der Glocken Abschied.

Nun ist zu Ende unser Lied,
Nun heißt es „Abschied nehmen".
Du Gotteshaus voll Ruh' und Fried',
Wir scheiden jetzt mit Grämen.
Leb' wohl, du fromme Christenschar,
Die oft wir riefen zum Altar —
Behüt' euch Gott, ihr alle,
Viel tausend-tausendmale!

Behüt' euch Gott, ihr Kinderlein,
Habt Mutter stets in Ehr'n!
Ihr müßt, obwohl noch schwach und klein,
Euch doch schon stark bewähren.
Lebt wohl, ihr Bräute, still und bleich,
Ihr armen Frauen, schmerzenreich! —
Behüt' euch Gott, ihr alle,
Viel tausend-tausendmale!

Lebt wohl, ihr greisen Eltern all,
Die ihr allein geblieben,
Weil fern in einem fremden Tal
Verbluteten die Lieben.
Lebt wohl, ihr Schwestern, die getreu
Zum Bruder hielten täglich neu! —
Behüt' euch Gott, ihr alle,
Viel tausend-tausendmale!

Ihr Toten in des Friedhofs Reich,
Die unser Klang geleitet,
Daß er als letzter Segen weich
Sich über euch gebreitet,
Und Wald und Wiesen rings umher,
Ihr Bäume, schon von Früchten schwer, —
Behüt euch Gott, ihr alle,
Viel tausend-tausendmale!

Einst weihte uns des Priesters Hand,
Damit dem Herrn wir dienen.
Jetzt dienen wir dem Vaterland,
Mit Gott zieh'n wir von hinnen.
Wir kehren nimmer euch zurück.
Wir wollen euch des Friedens Glück
Vom Turm nicht bloß besingen,
Im Sturm es auch erringen.

Auguste Poestion.

jung und alt beliebt wurde, so wird es auch diesem neuen, wohlfeilen Buche des Verfassers beschieden sein. Zeichnungen und Verse sind vorzüglich gelungen und erfreuen durch ihre Frische und ihren Humor. Nicht nur den Kleinen, auch den Großen bieten sie eine fröhliche Unterhaltung. – Im Anschluß daran sei überhaupt auf die Bilderbücher des Verlages Josef Scholz in Mainz hingewiesen. Zu Weihnachten soll man sich ihrer erinnern. P. L. M.

Autonomie? Zur Frage der Neugestaltung Österreichs. Von Dr. Albert Ritter. (Winterstetten), Verfasser der Schriften Berlin—Bagdad, Nordkap—Bagdad. (Graz. „Leykam"-Verlag,)

Endlich einer, der nicht herumredet, der auch aus dem Kriege nichts lernte — nein, einer, der früher schon mehr wußte und ahnte als die meisten und durch die große Gegenwart noch hellsehender wurde! Das Schriftchen ist besonders nach der Sonderstellung Galiziens lesens- und beherzigenswert. Es weist den Deutschen Österreichs den Weg, den sie gehen sollten, und der Regierung die Bahn, die sie einschlagen muß, soll uns eine glücklichere politische Zukunft werden. Und dazu nicht die Wirrnis einer Länder- oder Nationalitätenautonomie, sondern politischer Zentralismus und kulturelle Autonomie. Aber man lese diese überzeugende Schrift selbst. Ihre Erkenntnisse müßten den deutschen Abgeordneten in „die Fingernägel eintätowiert" werden! V. E. S.

Deutsches Lautenlied, herausgegeben von Dr. Walther Werckmeister. (Berlin-Pankow. Verlag A. Köster.)

In erster Linie für die wandernde Jugend bestimmt, wird das ungemein reichhaltige Buch, das nicht weniger als 566 Volkslieder und 46 Kunstlieder enthält, weit über seinen ursprünglich gedachten Zweck hinaus Verbreitung finden. Denn ich glaube, daß kaum ein Lautensänger oder Freund echten Volksgesanges diese Sammlung gerne entbehren wird, die schon durch ihr sehr gefälliges Äußere (— den Buchschmuck schuf der Maler Felix Franck) und durch ihren meist einfachen, aber gediegenen Lautenschatz zu der großen Liederzahl einen richtigen Hausschatz darstellt, einen Freudenbringer und Tröster im Leid. Es wäre nur zu wünschen, daß der in ganz Deutschland und Östrrreich neu aufblühenden Kunst des Volksgesanges zur Laute durch dieses Büchlein neue Anhänger gewonnen werden. Der im Vergleich zu dem Gebotenen billige Preis von 4 Mark bürgt für weitere Verbreitung. H. L. R.

Robert Hohlbaum, Deutsche Gedichte. (Leipzig. L. Staackmann.)

Diese Gedichte sind an einem Sonntag, an einem Feiertag zu lesen. Wenn es uns nach Andacht drängt und wir Erbauung brauchen. So hab' ich es gehalten, und wenn ich dann auch an einem Werktag nach ihnen griff, gleich haben sie mich festtäglich gestimmt. Glocken klingen in ihnen, tief und ernst. Sie sind, aus dieser Zeit geboren, aber auch die Zeiten zurückgreifend, manche in 2000 m Höhe im Grenzgebirge, auf treuer Wacht gegen Falschland, zu Papier gebracht worden. Echt deutsche Gedichte! An deutsch geschriebenen Reimklingeleien, an gesuchtem Wortgebimmel hat es zwar keinen Mangel, jetzt sogar weniger denn je. Aber schlichte, wahrempfundene, vom großen Geist der großen Zeit durchdrungene: deutsche Gedichte sind nicht häufig. Freudig, wie liebe Freunde, begrüßen wir sie, reichen ihnen die Hand, öffnen ihnen das Herz. Deutsche Gedichte Robert Hohlbaums, seid willkommen! Karl Krobath.

Gloria! Kriegsgedichte aus dem Feld von Wilhelm Klemm. Mit 18 Holzschnitten von Professor Walter Klemm. (München. Albert Langen.)

Mitten „unter den langen Mänteln und schmutzigen Feldröcken" sind diese Lieder ersprossen, rein und feierlich wie Königskerzen. Und was das Wichtigste ist: Sie sind mit ungemein klarem Blick geschaut und mit wahr-echtem Herzen gefühlt! Es sind keine Soldatenlieder mit Tschin und Bum, es sind getreue, künstlerisch gesehene Ausschnitte vom wirklichen Leben da draußen, wo „jeden Abend in das nasse Zelt ein Offizier kommt und erzählt, wer gefallen ist". Solcher Stoffe würdig ist auch die Sprache ernst, rauschend und doch voll Harmonien. Die prachtvollen Holzschnitte entzücken durch die wohltuend neue, ursprüngliche Auffassung wie durch die wundersame Wucht von Führung und Linie. Solch wertvoller und drum äußerst empfehlenswerter Kriegsbücher dürfte es nicht viele geben. K. D. Zwerger.

Meiner Mali. Ein Sträußlein von Wiener Liedern von Karl Lustig. Diese Gedichte in Wienerischer Mundart können mit dem Worte „herzig" am besten bezeichnet werden.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender 1917. (Leipzig. Bibliogr. Institut.)

Trotz der Kriegsläufte ist dieser praktische und hübsche Abreißkalender wie alljährlich pünktlich erschienen und wird von den vielen Freunden, die er sich im Laufe der Jahre seines Bestehens errungen, mit Freude entgegengenommen werden, zweifellos auch sich dazu viele neue Freunde erwerben. Denn die zahlreichen, oft für bestimmten Tag passend berechneten Illustrationen, Gegenden, Städte,

Die zwei ersten Teile: „Polen und Karpathen“ sowie „Galizien und Bukowina“ besprachen wir bereits rühmend. Nun der dritte hochinteressante Band vorliegt, können und müssen wir auch diesem alles Gute nachsagen. Hier berichtet ein unparteischer Beobachter von dem Siegeszuge der deutschen und österreichisch-ungarischen Heere nach Rußland im Frühling und Sommer 1915. Er sah und bringt in Wort und Bild viel Neues und Fesselndes, was uns stolz machen kann. Immer und immer wieder hebt er die deutsche Organisation hervor, der nächst dem Heldenmute der Truppen und der Genialität der Führung der unerhörte Vorstoß nach Osten gelang. Gleichwohl ist Tanner kein gewerbsmäßiger Lobhudler, was seine Urteile nur um so wertvoller macht. Und wir Österreicher kommen in seinen Schilderungen nicht am schlechtesten weg; er erkennt unsere Vorzüge an — und nur hie und da zuckt es vielleicht für feinhörige Leser aus den ungeschrieben gebliebenen Zeilen, daß es manchmal da und dort an Kraftheit fehlt. Kein Wunder übrigens bei der Schwierigkeit des vielsprachigen Apparates, der zu handhaben ist. Man freut sich an dem Buche und lernt daraus! — Preis 3 Mark, geb. 4 Mark. H. L. R.

Die vielgelesene Sammlung **„Aus den Tagen des großen Krieges“**, erscheinend bei Velhagen u Klasing in Bielefeld und Leipzig, wurde durch ein wertvolles Buch, betitelt: **„3000 Kilometer mit der Garde-Kavallerie“** aus der Feder des dem Stabe der Gardekavallerie-Division als Felddivisionspfarrer zugeteilten Potsdamer Hofpredigers Dr. Vogl bereichert.

Das in Tagebuchform gehaltene Werk gibt in lebendiger Weise ein Bild des tatenreichen Wirkens der Gardekavallerie auf dem westlichen Kriegsschauplatze, schildert in seinem ersten Teile die Ausreise, den Zug durch Luxemburg, die ersten Gefechte in Belgien, das Vordringen nach Frankreich, die blutigen Kämpfe bei Soissons, an der Marne und Aisne, und stellt dem Leser im zweiten Teile das heiße Ringen am rechten Ufer der Oise und in Flandern vor Augen. Die eingestreuten Episoden. die lebensvolle, anschauliche Schilderung zahlreicher, das Wesen des Reiterkampfes charakterisierender Einzelgefechte sowie die wirtschaftlichen und politischen Streifblicke werden dem fein und geschmackvoll ausgestattetem Buche, dem eine übersichtliche Karte des westlichen Kriegsschauplatzes beigegeben ist, gewiß viele Freunde sichern. A. Z.

Mit den Tiroler Landesschützen gegen Rußland. Von k. u. k. Oberleutnant J. Burger. (Innsbruck. Verlagsanstalt „Tyrolia“.)

Wir haben es hier mit dem Buche eines Frontoffiziers zu tun. Es handelt sich um ein in sich abgeschlossenes, schlichtes, wahrheitstreues Tagebuch, dessen Aufzeichnungen der Leser mit hohem und anhaltendem Interesse folgt. Der Verfasser hat eine schöne, achtenswerte, vaterländische Tat geleistet. Seine Schilderungen — z. B. Die Schlacht bei Przemysl, Im Defilee zu Frystak, Am Maholec, Bei Wisniz, Die Schlacht bei Baganow-Limanova, Am Dunajec usw. — nehmen unsere Teilnahme in regen Anspruch. Er schildert schlicht, klar, ohne jeden Überschwang, ohne jede Verschönerung. Und diese Schreibweise allein ist in dem vorliegenden Falle die einzig richtige. Das Buch, das auch stilistisch auf schöner Höhe steht, verdient nicht nur in militärischen, sondern auch in zivilen Kreisen eine Massenverbreitung. Es wird manchem das Herz höher schlagen lassen.

Rudolf Bernreiter.

Neuerscheinungen in Jugendbeschäftigungen. Beschäftigungs- und Gesellschaftsspiele; Kindermalbücher; Modellierarbeiten; Spiel und Arbeit. (Ravensburg. Verlag von Otto Maier.)

Die vielfältigen Spiele, die der Verlag Maier in Ravensburg — Deutsches Reich — herausgibt, sind warm zu empfehlen. Sie sind anregend, hübsch ausgeführt und wohlfeil, wobei allerdings der Zoll nach Österreich dem Katalogpreise zuzuschlagen ist. Der „Heimgarten“ wies schon mehrmals auf diese Spiele hin und hörte darüber auch von mehreren Seiten, die daraufhin bezogen, viel Gutes. Besonders sei noch die Abteilung „Spiel und Arbeit“ erwähnt, mit ihren abwechslungsreichen Modellbogen zur Selbstherstellung von Apparaten u. dergl. Der Verlag sendet gern einen übersichtlichen Katalog seines Unternehmens. B. E. S.

Das Lied vom Steffel und andere Wiener Klänge von einst und jetzt. Ein Liederstrauß von Richard Plattensteiner. (Wien. I., Mozarthaus, Heinrichshof.)

Seit Albrecht Wickenburgs Wienerliedern sind keine schöneren Gesänge aus der und über die alte Kaiserstadt erschienen. Dem schließt sich noch ein zweites Büchlein von demselben Verfasser an: „Beethoven, der große Musikant zur Ehre Gottes.“ Fünf Bilder mit Vorspiel. — Beide Neuheiten empfehlen sich für Weihnachtsgaben.

John Bull Nimmersatt und wie's ihm ergangen hat. Ein Trutzbüchlein, gereimt und gezeichnet von Arpad Schmidhammer. (Mainz. Jos. Scholz.)

Wie das wunderliebe, scherzhafte Hindenburgbüchlein Schmidhammers mit Recht bei



4. Heft Jänner 1917 41. Jahrg.

Franz Josef, der Getreue.

Erinnerungen von **Peter Rosegger.**

Im Laufe der Jahrzehnte hat der „Heimgarten" seinen Lesern manches von Kaiser Franz Josef erzählt, das jetzt zu neuer Bedeutung wird, nachdem die Erinnerung uns den geliebten Herrn ersetzen soll. So mag etliches in unserem Gedächtnisse wieder aufgeweckt werden.

Persönlich kann ich nur wenig erzählen von ihm, um den Österreich-Ungarn jetzt trauert.

Wie manche Zeit ich auch in der kaiserlichen Residenzstadt gelebt habe, wie oft der Monarch auch in unser Alpenland gekommen war, persönlich habe ich den Kaiser Franz Josef nie gesehen, mit Ausnahme bei einem Grazer Fest ganz flüchtig aus der Ferne. Wie lebhaft hat's mich oft gedrängt, unserem höchsten Herrn einmal gegenüberzustehen, doch je heftiger dieser Wunsch war, je ängstlicher mied ich alle Gelegenheit, dem Monarchen in die Nähe zu kommen. Ich hätte ein übervolles Herz mitgebracht, ich hätte es nicht auszusprechen vermögen, auch nicht aussprechen dürfen; der hohe Herr hätte mir nur wenige seiner freundlichen Worte schenken können und einen gütigen Blick und vielleicht sogar einen warmen Händedruck. Das wäre viel gewesen und ich hätte mich doch nimmer damit zufrieden geben können. Wenn ich mit einem bedeutenden Menschen zusammenkomme, so möchte ich von dem vielen, was er hat, auch etwas empfangen und von dem wenigen, was ich habe, etwas geben. Und nun gar vor meinem Kaiser zu stehen und gebunden von

Porträts und so manche Szene oder Örtlichkeit aus dem Kriegsgebiete enthaltend, fesseln in belehrender Weise abwechslungsreich das Auge des Beschauers; die angeführten Gedenktage mit bezug auf jeden Tag bieten brauchbare Erinnerungsangaben und die kalendarischen Ausführungen können jeden Benützer befriedigen. Sogar auf die Berechnung der sogenannten Sommerzeit ist in der beigefügten „Übersicht" Rücksicht genommen. Wer die wirkliche astronomische Zeit kennen will, findet sie auf jedem Blatte beim Sonnenauf- und Untergange verzeichnet. Möge der nächste Jahrgang dieses brauchbaren, hübschen Kalenders schon auf den siegreich errungenen Frieden hinweisen! Dr. A. Sch.

Postkarten des „Heimgarten"

Baumeister F. G. in W. Auch der Bierbankpolitiker, als der Sie sich unterzeichnen, darf nie übersehen, daß „Polnische Legionen" auch auf russischer Seite gegen uns kämpfen. Der Politiker muß jederzeit auf dem festen Boden der Tatsachen fußen. Herzlichen Gruß!

Landwirt G. in H—r. Der neue österreichische Ackerbauminister ist nicht nur Latifundienbesitzer in Böhmen, sondern bringt von seinem Verwaltungsratsposten des „Prager Eisens" auch gediegene industrielle Kenntnisse mit in sein Ressort!

„Fortschrittler". Sie schreiben, nach wie vor ein „Überzeugter Anhänger der größtmöglichen Industrialisierung" zu sein; außerdem bekennen Sie sich als heftiger Gegner der „habsüchtigen Landwirtschaft". Ich vermute, daß Sie agrarische Parteipolitik mit Landwirtschaft verwechseln. Nennen Sie mir eine Fabrik, die nur ein einziges Weizenkorn herstellen kann, und ich bin und bleibe Ihr Anhänger für immer! Wirtschaftliche Vernunft muß den Menschen scheinbar eingehungert werden . . .

„Morgen." Das Beiblatt vom 6. November der Wiener Montagszeitung „Der Morgen", das den Namen „Der blaue Montag" führt, bringt ein Bild „Der Tanz um das goldene Kalb" betitelt, auf dem ein Menschenreigen um das bekannte Symbol scharwenzelt. Und siehe da, alle sind sie vertreten, die zeitgemäßen Wucherer und Beutelschneider, alle ohne Ausnahme, vom Bodenwucherer angefangen bis zum Selchermeisterund „Agrarier", und es sind nur Arier auf dem Bilde, mit einer einzigen bescheidenen Ausnahme vielleicht; aber auch nur vielleicht . . . Einen Abschnitt „Gerichtssaal" hat der „Morgen" nicht.

Für das Lehrer-Erholungsheim.

Bei Peter Rosegger in Graz sind neuerdings folgende Bausteinanmeldungen eingelaufen:

Herr Leo Naumann, Leutnant i. d. R., Geb.-Art.-Reg. Nr. 3,
Feldpost 220, 1 Baustein . . . . K 200·—
„ Wilhelm Aninger, Wien, 1 Baustein . . . . „ 200·—
Frau Rosa Siegel, Wien, 1 Baustein . . . . „ 200·—
„ Ph. T., Leoben, 1 Baustein . . . . „ 200·—
Herr und Frau Dr. Richard Schmitz, Wien, 1 Baustein . . . „ 200·—
„ Dr. Ing. Böhler, Düsseldorf, 2 Bausteine . . . . . „ 400·—
Gewerke Felten & Guilleaume, 2 Bausteine . . . . . . „ 400·—

An Obigen sind Barsendungen eingelangt:

Frau Therese von Reininghaus, Graz, 1 Baustein . . . . . K 200·—
Herr Direktor Richard Knaur, Wien, 1 Baustein . . . . . . „ 200·—
Gidy Winhogen, Stockdorf . . . . „ 20·—

Der Einfachheit wegen ist es am besten, alle Anmeldungen und Geldsendungen zu richten an den deutsch-österrichischen Lehrerbund „Alpenheim" in Wien.

(Geschlossen am 20. November 1916.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Fleder.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

erzählen. Jeder Staatsbürger hatte in seinem Anliegen Zutritt zum Kaiser; vielen konnte er helfen, nahezu alle gingen getröstet von ihm, gestärkt und erhoben. „Dieses gute blaue Auge“, sagten sie, „mit dem er einen anblickt! Diese schlichte Sprache in gut wienerischer Art, dieses warme Wohlwollen dem Bittsteller gegenüber!“ Aufmerksam und geduldig hörte er die kleinen Sorgen der Leute an, während er die großen und allergrößten auf dem Herzen hatte, die er vor niemand ablasten konnte. War er aber einmal gezwungen, seinen Tadel, seine Mißstimmung zu erkennen zu geben, dann genügte eine einzige Bewegung und Miene — und der Abgefertigte ging zerknirscht davon. Da wird erzählt, daß es unter den höchsten Herrschaften manchmal auch solche gebe, die nichts Unangenehmes hören wollen, die — wenn ihnen Berufene von üblen Zuständen des Landes berichten sollen — sich kurz abwenden, als ob das, was sie nicht wissen mögen, auch nicht existieren dürfe. Begreiflich wäre ein solches Sichabwenden bei unserm Kaiser gewesen, dem ja die Übelstände freilich bekannt sein mußten, der sich aber den Optimismus, das unbedingte Vertrauen zum Reich und zu seinen Völkern nicht durch Klagen und Verklagen erschüttern lassen durfte.

Wenn dennoch Völkerzwist und -trutz an die Pforte des vereinsamten Herrschers pochten, wenn trotz seiner unermüdlichen Arbeit und Bemühung in redlichster Absicht, die alte Ordnung aufrechtzuerhalten, immer wieder die unheimlichen Gestalten sich ringsumher erhoben, dann nahm der Kaiser, um Erholung und Kraft zu suchen, seine Zuflucht zu den Wäldern und Bergen. Nach jedem großen Schicksalsschlag hat er — schlicht dankend für Teilnahme und Trostsprüche der Welt — sich für einige Tage zurückgezogen auf eins seiner Landschlösser oder in die entlegenen, stillen Jagdreviere bei Mürzsteg, Eisenerz oder Radmer. Dort bei seinen Älplern, selbst als solcher gekleidet, selbst noch von der alten Schweizer Habsburg her als deutscher Älpler sich fühlend, selbst gleich dem Bergbauer arbeitend vom frühen Morgen an und wie jener am Weidwerk sich erfreuend, hatte er das Gleichgewicht seines urgesunden Wesens allemal wiedergefunden.

Man versetze sich nur wenige Jahre zurück, wie es damals beschrieben wurde: Wenn im Alpental eines Tages die Hofwagen heranrollen, sitzen im vordersten zwei Jäger in abgetragener Lodenjoppe. Es ist der Kaiser und sein Begleiter; früher war das gewöhnlich der König Albert von Sachsen oder der Großherzog von Toskana oder der Prinz Leopold von Bayern, jetzt sind es auch andere Herren, denen er gerne seine Berge zeigt. Die Bevölkerung im Festgewand ist herangeeilt; jeder erkennt sofort den Kaiser, aber kein Geschrei wird laut, in schweigender Ehrerbietung entblößen die Männer ihre Häupter, Und wenn ein weißgekleidetes Mädchen ihm einen Blumenstrauß überreicht, ein Sprüchlein aufsagt und wohl gar

herkömmlicher Form ohne alle menschliche Annäherung wieder von ihm gehen zu müssen, das hätte nichts als Betrübnis bei mir hinterlassen. Bauernblut ist schon so.

Bauernblut ist patriarchalisch, und so habe ich bei den jeweiligen Schicksalen unserer Monarchie stets weniger an Minister, Reichsrat und Reich gedacht als an die Person des Kaisers. Wenn es manchmal schlechterdings zum Verzweifeln war — das Vertrauen zum Kaiser hat uns beruhigt und wieder ermutigt. Und soweit Journale oder Briefe uns über seine Person benachrichtigten, bin ich im Geist oft sein Begleiter gewesen, ob er nun in der Hofburg weilte oder auf seinem Königsschloß in Ofen, oder auf Reisen war durch seine weiten Länder, von herzlichen Huldigungen immer umbraust, oder endlich wohl gar wenn er ausgeritten war ins Schlachtfeld wie beim Feldzug 1859. — Einzig froh waren wir immer zur Hochsommerzeit, den Monarchen in seinem friedlichen Ischl zu wissen; froh waren wir im Frühjahr oder Herbst, wenn er als Jäger in unseren Alpen weilte. Wenn der Kaiser kam als Privatmann, da ward keine Fahne gehißt und kein bekränzter Torbogen gebaut, da ward auch nicht Hoch und nicht Hurra geschrien. Aber in den Kehlen lockerten sich die „Juchhezer" und in den Lüften zitterte eine kindliche Freudigkeit, die nur vom Auerhahn, vom Hirsch und von der Gemse nicht geteilt wurde. Daß dieser beste Fürst auch der beste Jäger des Reiches war, das tat den wilden Tieren gar schmerz-

Wenn man sagen wollte, daß Franz Josef I. — der 68 Jahre lang regierte und troß verhängnisvollster Zeiten das alte Österreich zu einem modernen Staat gemacht hat — im Lande populär gewesen sei, so wäre das gewiß nicht das rechte Wort. Unser Kaiser war nicht populär, so wenig als man von einem Familienvater sagen kann, er sei bei den Seinen „populär". Unser Kaiser war *geliebt*. Geliebt im schönsten, innigsten Sinn des Wortes. Der Parteien bisweilen kannibalisch wilder Streit, vor der Person des Monarchen machte er Halt Des Kaisers Pflichtgefühl, Gerechtigkeitssinn, Güte und besonders die heldenhafte Tapferkeit, womit er die Schicksalsschläge ertrug, zwangen alles vor ihm nieder zur Dankbarkeit und Bewunderung. Das Schwerste, was Menschen auferlegt werden kann, ihm war es geworden, und troßdem war er aufrecht und des Reiches größter Optimist geblieben. Wenn Österreich dieses hochgemute Vorbild nicht gehabt hätte, was wäre längst aus ihm geworden! Es wurde nicht widersprochen, als jener Redner ausrief: Österreich-Ungarn, dein eigentlicher Name heißt: Franz Josef!

Zum großen Vertrauen zu seinen Völkern kam die Güte zum einzelnen. Man muß die Leute reden hören, die von Audienzen

der Kaiser keine Anstrengung, kein schlechtes Wetter, er läßt sich zu seinem Stand führen, der oft in den unwirtlichsten Felsen ist, und die ganze Jagd, die sich über Berg und Tal erstreckt, wickelt sich ab nach strengster Genauigkeit wie ein Kriegsmanöver. Nach gutem Jagderfolge — der Kaiser bringt oft die größte Anzahl Tiere zur Strecke — ist er in bester Laune und läßt sich gelegentlich mit Jagdburschen und Treibern in rege Gespräche ein.

„So unterwegen auf der Jagd“, sagte mir einmal ein alter Förster, „da ist was zu reden mit ihm. Da habe ich ihm einmal ganz unversehens meinen Buben abgebettelt. Der war beim Militär. ‚Wie hart man so einen Buben tut g'raten (entbehren) daheim!‘ fahrt's mir heraus. Drei Tage später ist er mir heimgeschickt worden.“

Etwas anderes wird von einer hübschen Almerin erzählt. Die lief im Jagdreviere dem Kaiser in den Weg, tat einfältig und fragte ihn, ob er nicht den Herrn Kaiser gesehen hätte, sie laufe ihm schon die längste Zeit nach. — Was sie von ihm denn wolle? — Ja, sie möchte ihn so lange auf den Knien bitten, bis er ihr den Bräutigam freigebe, der bei den Soldaten sei. „Bleib' ihm nur brav“, soll der Kaiser geantwortet haben, „wenn die drei Jahre vorbei sind, wird er schon kommen“.

Baß ergötzte der Kaiser auf Jagden sich an der oft recht derben Ausdrucksweise der Waldmenschen. Im Neuberger Revier soll's gewesen sein, führte den Monarchen ein Jäger frühmorgens bergwärts zum Auerhahn. Es war noch dunkel, alles still, der Kaiser aber stapfte in seinen schweren Bundschuhen ganz vernehmlich über die Baumwurzeln hin. „Pst!“ machte der Jäger, „nit so laut stampfen!“ Als später der Kaiser einige Worte sprach, wurde dem Jäger angst und bang, der so lange mit Fleiß gehegte Auerhahn könnte abfliegen. „Nit so laut reden solln's!“ flüsterte er. Und als sie dem Hahn schon ganz nahe waren, der Kaiser aber immer noch die richtige Vorsicht außer-acht ließ, sagte der Jäger: „Wann's nit still sein können, Majestät, wird Ihna der Hahn was pfeifen!“ Etliche, die dieses Geschichtchen weitertragen, pflegen beizusetzen, anstatt „pfeifen“ habe der Mann ein noch derberes Wort gebraucht.

Wenn bei solchen Gelegenheiten des Kaisers Leutseligkeit bezauberte, so gab es noch viel mehr andere Gelegenheiten, bei denen sein hilf-reiches Herz zu dankbarer Bewunderung hinriß.

Es ereignete sich im ganzen weiten Österreich-Ungarn wohl kaum ein größeres Elementarunglück, ohne daß der Kaiser mit seinem Privat-säckel zu Hilfe kam, es wurde kaum irgendwo eine bedeutende gemein-nützige Anstalt gegründet, ohne daß der Kaiser dazu beitrug. Und oft erkleckliche Summen. Tag für Tag langten in der kaiserlichen Kanzlei

dabei stecken bleibt, nimmt der Kaiser freundlich der Kleinen Händchen und hilft ihr mit gütigen Worten über die Verlegenheit hinweg. Ebenso freundlich nimmt er die Aufwartung der Geistlichkeit, der Lehrerschaft, der Gemeindevertretung an. Für jeden besonders hat er ein schlichtes, passendes Wort, und eingehend erkundigt er sich oft um die Anliegen der Dorfschaft. Dann zieht er die Vertreter und Ältesten stets zu seiner Tafel. Dabei geht es ziemlich ruhig her; der Kaiser spricht nur wenig und ziemlich leise zu seinen Nachbarn; im vielfachen Nicken seines Hauptes merkt die Tischgesellschaft seine gutmütige Zustimmung zu den Gesprächen und sein Vergnügen an dem guten Appetit des Dorfrichters oder des Waldpflegers oder des Schullehrers, die ein solches Essen nicht alle Tage zu schmecken bekommen. Die Gänge entwickeln sich rasch. Dann, wenn der schwarze Kaffee kommt, zündet der Kaiser seine Zigarre an, ermuntert schüchterne Gäste zum Rauchen und bietet wohl auch einmal eigenhändig dazu das Feuer. Daß bei solchen Mahlzeiten die Unterhaltung nie so unbefangen werden kann, als es der Kaiser vielleicht selbst wünscht, liegt in der Natur der Sache. Freiere Gespräche zwischen Gastherrn und Gästen, wie das etwa am preußischen Hofe möglich ist, läßt unsere Hofsitte schwer aufkommen. Ich kenne einen alten Alpenbauer, der als Gemeindevorsteher oft zur Hoftafel geladen war, der sich allemal vornahm, mit dem Kaiser einmal rund von der Leber weg zu reden über Wildschäden, an denen der Waldbauer gar so viel zu leiden hat, und der sonst auch die entsprechende Dreistigkeit besitzt. Oft saß er mit der Zigarre dem Kaiser gegenüber, aber nie hat er ein Wort gesprochen. „Wenn man ihn so anschaut“, versicherte er, „da verschnürt's einem den Hals, man bringt kein ganzes Wort heraus“. Der Obersthofmeister würde sich's wohl auch verbeten haben. Für derlei Vorbringungen sind die Audienzen. Aber bei den Audienzen schnürt's auch wieder manchem den Hals zu. Selbst Leute, die im Parlament das loseste Maul haben, stehen geknickt und stumm da, wenn sie Gelegenheit hätten, an allererster Stelle für ihre Sache einzutreten. Die Majestät der Milde ist es, vor der auch die Keckſten kapitulieren.

Eine kaiserliche Jagd heischt monatelange Vorbereitungen, und oft hat der Kaiser davon nur wenig. Die Morgenstunden, nötigenfalls den ganzen Vormittag widmet der Kaiser den Regierungsgeschäften, deren Kuriere ihn überallhin vorfolgen. Und gar manchmal ist es vorgekommen, daß selbst im Jagdrevier für die längst vorbereitete Lieblingserholung schließlich überhaupt keine Zeit übrig blieb. Da überläßt der Kaiser das Vergnügen der Jagdgesellschaft, er bleibt auf seinem Zimmer und arbeitet, nur mit dem Unterschied, daß statt der Mauern der Hofburg oder den Gärten von Schönbrunn der grüne Wald, die grauen Kalkwände zu den Fenstern hereingrüßen. Während der Jagd achtet

Zaren an die Mütze ein Zettelchen praktiziert, auf dem die Worte standen: „So lange du dein Volk nicht willst befreien, wirst du selbst der Gefangene sein."

Der Zeiten Unruh wegen fühlte sich die Polizei allerdings verpflichtet, bisweilen auch Franz Josef beaufsichtigen zu lassen auf seinen Reisen und Jagdausflügen; aber besonders bei letzteren mußte das heimlich geschehen. Der Kaiser behauptete, die Gendarmen verscheuchten den Hirsch und die Gemse. An Schlimmes dachte er nicht, wenn er mitten unter seinen Älplern war. Und in unseren Bergen sangen alle Wälder, alle Wände mit, bei dem Lied: Gott erhalte, Gott beschütze!

Unser Kaiser.

Jahrzehnte der langen Regierungszeit Kaiser Franz Josefs gehören bereits der Geschichte an. Als der jugendliche Monarch den Thron bestieg, wurde Mitteleuropa von den letzten Nachwehen der großen französischen Revolution zerrüttelt; 1848 war der Abschluß von 1793. Seiner harrte die schier überschwere Aufgabe, aus einem mittelalterlichen Feudalstaat mit verhältnismäßig unbedeutenden Ansätzen zu neuer, segensreicher Staatskultur ein modernes Reich zu zimmern. Verschrobene Naturrechtler und weltfremde Theoretiker prahlten und prunkten mit ihren Vorschlägen. Die Achtundvierziger-Demokraten waren doch überwiegend nichts anderes als sonnenseelige Schwärmer — wie die Verhandlungen des Kremsierer Reichstages beweisen —, die das ideal Beste erstrebten, ohne sich jedoch zu fragen, ob es schon damals, ob es überhaupt durchführbar sei. Die Ansprüche dieser, denen die breiten Massen anhingen, suchte der achtzehnjährige Herrscher mit den Forderungen alter absolutistischer Kreise zu versöhnen. Man hoffte, sich auf der mittleren Linie des „modernen Rechtsstaates" zu begegnen. Es gelang nicht. Falsch wäre es aber, dafür den Kaiser verantwortlich zu machen. Zwei fiebrige Jahrzehnte bedurfte es, bis eine Verfassungsform gefunden wurde, die wenigstens in der Hauptsache möglich und lebensfähig war: Ein dualistisches Reich mit strengem Zentralismus in Ungarn und einem mit Ausnahmen durchsetzten Zentralismus in den „im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern."

1867 begann jener zweite Abschnitt in der Regierung Kaiser Franz Josefs, der noch nicht dem Urteile der Geschichte, der noch der Kritik des Politikers unterliegt.

Österreich-Ungarn ist ein seltsames Staatswesen, dessen innere Gestaltung noch an uralte Verträge anknüpft, die nicht selten eine gesunde

von großen Ortschaften sowie von kleinen Dörfern Bittgesuche ein um Beiträge für Schulen, Kirchen, Spitäler, Feuerwehren, Kunstanstalten, Denkmäler u. s. w. Jedes befürwortete Gesuch ward berücksichtigt. Die kleine Waldgemeinde Radmer in Obersteiermark, deren Mitglied der Kaiser als Forst- und Jagdbesitzer war, hatte ihre alte Pfarrkirche zu restaurieren. Also ein Gesuch an den Kaiser mit dem Bedeuten, daß die Sache wohl an 16.000 Kronen kosten dürfte. Auf dem Wege des üblichen, recht krummen Bureaukratengeleises fand das bittliche Schriftstück lange nicht zum Monarchen; aber des Kaisers Kammerdiener, der davon erfuhr, betrieb die Angelegenheit. Als der Kaiser das Gesuch las, rief er: „Sechzehntausend Kronen, was heißt das? Damit stellt man keine Kirche wieder her.“ Er strich die Ziffer und schrieb mit Bleistift an den Rand: hunderttausend Kronen! — So sind die armen Leute von Radmer zu einer prächtigen Kirche gekommen! Das geht hoch, was Franz Josef Jahr für Jahr der Wohltätigkeit widmete und stets nach dem Verhältnis zur Sache, ohne sich von irgend einer Parteiströmung beeinflussen zu lassen. Man konnte wirklich glauben, daß er seine Reichsangehörigen alle gleich lieb hatte, worin freilich eine Ursache der Konflikte lag, denn jedes Volk dieses Reiches verlangt dreist für sich, der Kaiser solle es ganz besonders lieb haben, natürlich auf Kosten der andern.

Das Reich hat großartige Kaiserfeste gefeiert. Abgesehen von den Geburts- und Namenstagen, die alljährlich in jeder Kirche des Reiches feierlich begangen werden. Nur um die allerhervorragendsten zu nennen: 1853 ein Dankfest wegen wunderbarer Rettung des jungen Monarchen aus Meuchelmörderhand, 1854 Vermählung Franz Josefs mit der engelsschönen Prinzessin Elisabeth, 1858 Geburt des Kronprinzen, 1879 silberne Hochzeit des Kaiserpaares, 1898 fünfzigjähriges Regierungsjubiläum des Kaisers. Aber im Laufe der Zeit lehnte der Landesvater prunkvolle Festlichkeiten immer mehr ab und er äußerte den Wunsch, statt kostspieliger Pracht Wohltätigkeitsanstalten zu stiften, so daß nun überall Schulen, Kranken- und Waisenhäuser, Kinderpflege- und Heilstätten, ja gemeinnützige Institute aller Art mit dem Namen „Franz Josef I.“ zu sehen sind. Die auf den Namen des angebeteten Kaisers getauften Straßen, Plätze, Brücken, Schiffe, Bergspitzen, Vergnügungsanstalten u. s. w. sind Legion.

Als vor Jahren der Kaiser seinen Gast, den Zaren ins steirische Gemsgebirge führte nach Mürzsteg, wunderte sich der russische Selbstherrscher darüber, daß Franz Josef völlig allein in den Wäldern und Bergen umherstieg, während des Zaren wegen der ganze weite Weg und die Jagdgrenzen mit Gendarmen besetzt werden mußten, als sei ein Gefangener zu bewachen. Trotz der Gendarmen hatte jemand dem

man dies, so kann man ahnen, was Franz Josef der Getreue bei der Felonie Italiens und Rumäniens, die ihresgleichen in der Geschichte nicht hat, fühlte.

Man hat Kaiser Franz Josefs staatsmännisches Wirken ungleich beurteilt und wird das auch künftig tun, aber man mag auch zuweilen ernste Bedenken nicht unterdrücken können, sein persönlich ehrlichster Wille zum Besten der Völker, die Unantastbarkeit seiner Absichten, eine nimmermüde Arbeitsfreude bis zum letzten Tag seines ereignisreichen Lebens und beispiellose Pflichttreue wird ihm niemand absprechen. Und mögen auch die politischen Zustände unter seiner Regierung oft viel zu wünschen übrig gelassen haben, der wirtschaftliche Aufschwung des Staates ist so unleugbar, so erstaunlich, daß ihm schon allein dafür, daß er diesen wirksam und zielbewußt förderte, unser aller heißer Dank dauernd gebührt.

Als Mensch hat der Kaiser kaum Gegner gehabt. Nur das Schicksal war ihm persönlich feind. Unheil von unermeßlicher Größe zerstörte ihm, was dem Manne das Teuerste gewesen sein mußte. Frau, Sohn, Bruder und Neffen auf so furchtbare Art zu verlieren ist ungeheuerlich, und es gehörte der ganze feste Gottglaube des Dahingeschiedenen dazu, unter der Last des Schicksals nicht zusammenzubrechen. Drei Thronfolger und ein erbberechtigter Prinz gingen dem Greis im Tode voran. Ein Großneffe erbt als Nachfolger die goldenen Kaiser-Königskronen.

Alle Völker der völkerreichen österreichisch-ungarischen Monarchie trauern um ihren Herrscher, der den Staat in Leid und Glück zwei Menschenalter hindurch als anvertrautes Gut durch Fährnisse aller Art lenkte. Noch vermögen wir uns gar nicht in den Wechsel hineinzudenken.

Und alle Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie huldigen dem neuen, jungen Kaiser, der auf den Schlachtfeldern, wo man Weltgeschichte macht, gehärtet wurde, um den großen Aufgaben des kommenden Friedens gewachsen zu sein.

Die Päpste legen sich nach ihrer Wahl einen neuen Namen bei, der vorbildliche Bedeutung für ihr Pontifikat haben soll. Bei Herrschern ist eine solche späte Kür nicht üblich, doch bleibt ihr Name immerhin deutsam. Der erste römisch-deutsche Kaiser hieß Karl; er ist blutsverwandt mit Karl von Österreich und die Nachwelt hat ihm den Ehrennamen eines „Großen“ verliehen. Er war es, der die germanischen Stämme zum deutschen Volk vereinigte. Und der fünfte Karl, ein Habsburger, durfte sich rühmen, daß in seinem Reiche die Sonne nicht unterging.

Kaiser Karl I. von Österreich, König Karl IV. von Ungarn darf sich große Ziele stecken. Der Krieg lehrt uns manches, was auch die Willensrichtung des neuen Regenten mitbestimmen wird. Nicht zuletzt werden Verfassungsfragen zu erledigen sein. Die Verfassung ist die Haus-

Entwicklung hemmen und aus denen sich manche Stämme Sonderrechte ableiten. Die Monarchie war auch in der absoluten Epoche nie ein Einheitsstaat. Das Nationalitäten- und Länderproblem durchzieht ihr Werden und Sein. Während die anderen Mächte ringsum ihre ganze Kraft der Lösung wirtschaftlicher und sozialer Fragen widmen durften, rang die Donaumonarchie, die keine Staats-, nicht einmal eine anerkannte Vermittlungssprache besitzt, mit Kleinlichkeiten und Überhebung gerade der Unwichtigeren innerhalb ihrer Grenzen. Der landläufige Liberalismus hat da viel verschuldet, wofür oft Herrscher und Regierung die Verantwortung zu tragen hatten. Dieser Liberalismus war es, der — den „Volkswillen" aus Zahlen einfach rechnerisch bestimmend — die Stellung des Deutschtums diesseits der Leitha untergrub, des Deutschtums, das vor tausend Jahren das Reich gründete, das in tausend Jahren das Reich erhalten und schirmen half.

Und wahrscheinlich wären diese politischen Irrtümer der Monarchie zum Verhängnis geworden, hätte nicht Kaiser Franz Josef durch Umsicht, Lauterkeit und Beharrlichkeit manches gerettet, was schon rettungslos verloren schien. Das beweist der gegenwärtige Krieg, der ihm und uns aufgedrängt wurde und nach Ansicht unserer Feinde einem „staatlichen Leichnam" den Eselstritt geben sollte. In des Kaisers Lager war und blieb allen Quertreibereien zu Trotz Österreich, das Schulter an Schulter mit dem Treuesten der Bundesgenossen nicht nur seinen Bestand behauptete, sondern auch die Kraft hatte, den Feind zu schlagen.

Unsere Armee ist eine Schöpfung des Kaisers.

Seine Persönlichkeit weist eine Reihe ungewöhnlicher Herrscherzüge auf. Er wußte, wie selten einer, Tatsachen als solche zu nehmen und Vergangenes, forderte es das Wohl der Allgemeinheit, zu begraben. Er war der letzte Präsident des Deutschen Bundes, er kämpfte 1866 mit Preußen ritterlich um die Vorherrschaft darin, aber als die Waffen gegen den Süden entschieden, strich er das verhängnisvolle Wort „Revanche" aus seinem Handbuch der Staatswissenschaft. Ihm standen der Friede und die Entwicklungsmöglichkeiten Mitteleuropas höher als ehrgeiziges, gefährliches Abenteuern. Nie hat er den Krieg angestrebt, immer wurde er ihm aufgezwungen. Versucher, die den Monarchen ihren Sonderplänen dienstbar machen wollten, wies er stets die Tür, so 1870 dem dritten Napoleon und später, als das segensreiche Bündnis mit dem Deutschen Reiche schon lang bestand, dem Einkreiser seines Bundesbruders, Eduard dem Siebenten. Der mutete ihm nichts weniger zu, als sich von Deutschland loszusagen. Zweimal kam Eduard bei seinem Besuch in Ischl darauf zurück, und zweimal erfuhr er eine ungewöhnlich schroffe Ablehnung: Der Kaiser schwieg. Erschien es doch der ritterlichen und ehrlichen Natur des Kaisers unfaßbar, den Freund im Stich zu lassen. Bedenkt

millionenreichen Spanierin entleibte. Das Blatt schilderte des weiteren mit überschwenglichen Worten die hervorragenden geistigen und gemütlichen Eigenschaften und Vorzüge des Verstorbenen, der für immer seinen tieftrauernden Angehörigen, zu denen auch der Staatssekretär Mowling zähle, entrissen wurde, und der seinen Freunden sowie der Union, welcher er besonders bei der Botschaft in Japan jahrelang die wertvollsten Dienste als Attaché leistete, in unvergänglicher Erinnerung bleiben werde. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, so reich sie auch an edlen und tatkräftigen Persönlichkeiten seien, besäßen keine zweite von den Qualitäten Archibald Duniphans. In einem neuen Absatz äußerte das Blatt seine Empörung über die Herzlosigkeit der „Spanierin“, nannte sie eine „unwürdige Kokette“, die noch früh genug einsehen werde, wie unrecht sie handelte, da ihre Weigerung ein Herz zerbrach, dessen sie allerdings kaum wert gewesen war.

Florian vermutete, daß der Zweihundertfünfzig-Dollar-Pastor diesen Nachruf verfaßte, und lächelte über die Sprachlehrerin Carmen Pereira aus Mexiko, über die sagenhafte „Spanierin“, die nach dem „Sun“ Millionen besaß . . .

An den Rand des Zeitungsausschnittes hatte Eliot mit Bleistift gekritzelt: „Ou est la femme?“ Hier ist sie, falls der „Sun“ die Weibsperson nicht frei erfand, was ich sehr wohl für möglich halte. Ich rate Ihnen jedoch unter allen Umständen, die angedeutete Spur zu verfolgen. Auf eine Enttäuschung mehr oder weniger darf es Ihnen schon nicht mehr ankommen, denn ich bin jetzt mehr denn je überzeugt, daß der Commander Selbstmord verübte, da ich von seiner gewaltigen Verschuldung erfuhr und außerdem, daß Duniphan sen. in den letzten Monaten so große geschäftliche Verluste erlitt, daß Eingeweihte mit dem Zusammenbruch der Company schon in den nächsten Wochen rechnen. Dem Eistrust, den er gründete, erwuchs durch ein Riesenunternehmen in Ohio City eine Konkurrenz, die ihn zugrunde richten muß. Ferner gilt die Stellung Mowlings als erschüttert. — Meinem lieben Bankräuber bin ich an den Fersen und, so Gott will, ergreife ich ihn, ehe er einen Fuß auf das Schiff setzt, das den geriebenen Kerl über den Stillen Ozean entführen soll. Gruß! Ihr Eliot.“

Peter Florian legte den Zeitungsausschnitt, ihn glattstreichend, vor sich hin. Die Tatsachen, die gegen seine Ansicht sprachen, mehrten sich, und er stellte an sich die heimliche Frage, ob er nicht besser daran täte, sich zurückzuziehen, falls die Umfrage in der „Rebe“ und ein Besuch bei Carmen Pereira keine sehr gewichtigen Verdachtsmomente gegen eine bestimmte Person ergeben würden. Gegen den wahnsinnigen Leutnant Mac Douglas wollte er keinesfalls etwas unternehmen. Tat das nicht die berufsmäßige Polizei, e r fühlte sich nicht verpflichtet, ihn

ordnung eines Staates und muß sich den Zeiten anpassen. Auch gute Verfassungen werden allmählich schlecht, aber schlechte nicht allmählich gut ... Die Verfassung gebe dem Volke, was des Volkes und dem Herrscher, was des Herrschers. Und dulde nicht, daß die Baumeister eines Reiches mißachtet und bedrängt werden. Man bedarf ihrer nur zu oft, wenn sich da und dort Sprünge zeigen!

Kaiser-König Karl, der während der größten aller Kriege in der Blüte seiner Jahre zu Höchstem berufen wurde, wird ausmerzen, was ausmerzenswert. Dafür bürgt schon die knappe Wendung seines Manifestes: „Freiheit und Ordnung". Das ist eine Richtlinie. Keine zügellose Freiheit und keine pedantische Ordnung — beides muß sich ergänzen. Dies mag Geltung haben in der äußeren und in der inneren Politik, für soziale Probleme ebenso wie für nationale.

Die Baumeister der alten Ostmark jenes ersten Karl, die Schützer und Mehrer Österreichs durch Jahrhunderte und Jahrhunderte blicken voll Hoffnung und Vertrauen auf den jungen Kaiser. Aus unserer tiefen Trauer um Franz Josef den Gütigen und Getreuen klingt der Ruf: Heil Kaiser Karl!

Hans Ludwig Rosegger.

Florians Meisterstück

Eine dunkle Geschichte von **P. L. Münzer.**

(Forsetzung.)

IV.

Zugleich mit dem Frühstück brachte das Zimmermädchen zwei Briefe, und da die Rückseite des einen Eliot als Absender bezeichnete, während die Aufschrift des anderen Florian völlig fremd anmutete und durch die Schwerfälligkeit der Federführung auf einen ungebildeten Schreiber schließen ließ, so öffnete er zuerst den Brief des Polizeileutnants. Darin steckte ein Ausschnitt aus dem Neuyorker „Sun" vom vergangenen Tag, der eine ziemlich umfangreiche Notiz über den Tod des Commanders Duniphan enthielt. Es war nicht leicht zu entscheiden, ob der Inhalt von Duniphan sen. beeinflußt worden war oder ob die Zeitung den Fall aus eigenem auszuschroten gedachte, um das Sensationsbedürfnis der Leser zu befriedigen und der landläufigen Sentimentalität einen Brocken hinzuwerfen.

Der „Sun" berichtete aus „zuverlässiger Quelle", daß sich der Commander Archibald Douglas in Washington, der einzige Sohn des Misters Duniphan in Pittsburg, aus unglücklicher Liebe zu einer

sie sich über den Preis eines militärischen Verrates nicht einigen. Wie dem auch sei, in unserer Abteilung werden die Pläne für die neue Flottenvermehrung ausgearbeitet, und diese frühzeitig zu kennen, ist für Japan von höchstem Interesse, ist ihm schon ein paar Millionen Jen wert. Was sagen Sie? Nun zu etwas anderem. Gestern kehrte Mac Douglas, nachdem er mit Ihnen gespeist hatte, verstört ins Amt zurück und antwortete auf meine teilnehmende Frage, was ihm fehle, Sie hätten ihn im Verdacht, den Mord, an den Sie wie ein Prophet an seine Irrlehre glauben, begangen zu haben. Aber lieber, junger voreiliger Freund! Leslie Mac Douglas dergleichen zuzumuten! Er ist durch und durch ein Ehrenmann — ganz im Gegensatz zu Archibald Duniphan! Ich bürge unbedingt für Mac Douglas!!! Machen Sie ihn nicht noch verrückter durch eine ungerechtfertigte Verfolgung. Fassen Sie den Schuldigen — in der japanischen Botschaft! Dann wird Ihnen dankbar die Hand schütteln

Ihr stets ergebener Samuel Kirk."

„Der Fuchs!" murmelte Peter Florian, halb belustigt, halb geärgert. „Woher der plötzliche Eifer? Bin ich auf der richtigen Spur und soll irregeführt werden? — Wäre Samuel Kirk in Europa und benähme er sich so zwiespältig und schwankend — und wäre er nicht ausgerechnet Admiral, man steckte ihn auf der Stelle ein; ihn und Mac Douglas und den alten Steuermann desgleichen." Er lächelte scherzhaft für sich: „Die Wirtsleute in der „Rebe", die Pereira und den Kapitän könnte man auch gleich für alle Fälle ein bischen einsperren. Scheinen durch die Bank Ehrenmänner zu sein! . . . . . Aber zum Kuckuck, ich weiß ja nicht einmal mit Bestimmtheit, ob der schreckliche Duniphan nicht doch das Gift freiwillig schluckte . . . . . Grund dazu hatte er wahrhaftig; davon wenigstens haben mich die verschiedenen Leute schon überzeugt! Die Menschen sind doch die sonderbarsten Geschöpfe in unseres Herrgotts reichhaltigem Tierpark!"

Aber es war höchste Zeit, in der „Rebe" Umschau zu halten! Die auswärtigen Blätter beschäftigten sich bereits mit dem Fall, nun würden auch die Washingtoner Zeitungen nicht mehr lange darüber schweigen, und es empfahl sich, mit der Kneipwirtin und der Spanierin zu unterhandeln, so lange sie noch nichts von dem Tode Duniphans wußten. Und Peter Florian zweifelte, ob er nicht schon zu spät daran war.

*
* *

Statt mit der umständlichen Straßenbahn zu fahren, hätte Florian lieber ein Auto genommen, aber er wollte in der „Rebe", wo vermutlich keine besseren Gäste verkehrten, nicht auffallen und so wählte

ans Messer zu liefern. Mochte der geisteskranke Mörder frei ausgehen und allein mit seinem Gewissen ohne Richter und ohne Gericht fertig werden.

Während dieser kleinmütigen Erwägungen öffnete Doktor Florian den zweiten Brief und entzifferte staunend die krähenfüßige Unterschrift: Samuel Kirk!

Der Admiral schrieb in einer Orthographie, die niemals, auch nicht in den Südstaaten und in seiner fernen Jugend erlaubt gewesen war:

„Lieber junger Freund!

Mir geht, was ich von Ihnen hörte, nicht aus dem Kopf. Sollte ich doch irren und sollten Sie doch der Wahrheit auf der Spur sein? Auf keinen Fall will ich etwas unterlassen, was Ihnen behilflich sein könnte, das Rätsel zu lösen. Warum dachte ich nicht gleich daran!!! Ja, ja, mein lieber junger Freund, man wird alt — auch der ewig unverwüstliche Samuel Kirk, den Teddy Rooseveldt so gern pensionieren möchte, um ein Protektionskind an seine Stelle zu setzen, wird alt und vergeßlich und schwachsinnig! Hörten Sie übrigens schon, daß Teddy der Familie Duniphan zu dem schmerzlichen Verlust, den sie erlitt, persönlich sein warmes Beileid aussprach? Nun, er braucht die Dollars des Alten für die kommende Präsidentenwahl. Manchmal kann auch ich Schlüsse ziehen. Und zwar unbedingt richtige, womit ich nicht sagen will, daß Sie so etwas nicht können! Aber ich schwatze ins Blaue, statt wichtiges zu vermelden. Ich habe endlich den Mörder entdeckt!! Falls nämlich der Commander ermordet wurde. Ich habe ihn entdeckt — den Kapitän Okamoto von der japanischen Botschaft. Den Japanern ist alles und mehr als alles zuzutrauen. Okamoto und Commander Duniphan verkehrten miteinander rege, schon in Tokio und nachher noch auffälliger in Washington, und ich sah sie nicht zu meinem Vergnügen (da ich die Gelben noch grimmiger verabscheue, als die Schwarzen, welchen beiden ich die Hölle an den Hals fluchen möchte) bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit beisammen stecken. Also sollte der zitronengelbe Affe mit den Schlitzaugen nicht versucht haben, aus dem Leichtfertigsten unserer Marineoffiziere Geheimnisse herauszulocken, die sich auf unsere Flotte beziehen und die dem Commander leider zufolge seiner Stellung bekannt waren???? Zum Spionieren sind ja die Militär- und Marineattachés auf der Welt; und bezahlen gut!! Und Duniphan hatte niemals Geld. Schließen Sie, schließen Sie logisch, mein junger Freund! Soll ich Ihnen noch mehr sagen? Daß vor einer Woche Kapitän Okamoto den jetzt toten Commander im Zimmer 39 aufsuchte und daß sie nach einem heftigen Wortwechsel schieden! Und weshalb zankten sie sich? Vermutlich konnten

„Nein, Floridawein ist Floridawein. Ziehen Sie eine Flasche vor oder ein Glas voll aus dem Faß?"

„Eine Flasche, wenn ich bitten darf." Und gespannt wartete er, was sie bringen würde. Nach einer kleinen Weile stellte sie eine leicht verstaubte, grünliche Flasche auf den Tisch und Peter Florian sah klopfenden Herzens das bronzebraune Siegellack — dieselbe Siegelung wie bei den Flaschen im Schrank des Commanders.

Die Kellnerin schlug mit verkehrtem Korkzieher den Lack ab.

Florian hinderte sie daran: „Liebes Fräulein, ich mache das am liebsten selbst. Ich bin ein großer Weinliebhaber und habe diese Marke rühmen hören. Da möchte ich mir nicht das Vergnügen rauben lassen, mir das famose Getränk eigenhändig einzuschenken."

Sie begriff anfangs nicht recht, schüttelte wie mißbilligend den Kopf, reichte ihm aber dann den Pfropfenzieher, um sich selbst wieder in die angenehm dunkle Ecke zurückzuziehen, aus der sie aufgestört worden war.

Florian prüfte genau die Siegelung und die Etikette — ja, es stimmte. Es war die Sorte, die sich Duniphan liefern ließ. Er bohrte den Stopsel an, entfernte ihn und goß ein Glas voll: Allerdings, der Commander verstand sich auf Getränke! Nun galt es mit Vorsicht herauszukriegen, was wissenswert war. „Fräulein!" rief Peter Florian mit süßer Stimme. „Kann man diesen Wein auch in größeren Mengen bekommen? Ich meine zum Beispiel einen Korb mit einem Dutzend Flaschen."

„Ich glaube schon." Die Kellnerin blieb ungerührt auf ihrem Sessel. „Aber da müssen Sie mit Frau Smuls persönlich sprechen."

„Kann ich das gleich besorgen?"

„Frau Smuls ist ausgegangen."

„Wann kommt sie wieder?"

„Das weiß ich nicht."

Florian bereute, nicht gleich zu Beginn die wortkarge Person durch ein einschmeichelndes Trinkgeld gesprächiger gemacht zu haben und holte zu ihr hintretend, das Versäumnis nach. Das geschah durch die Überreichung eines halben Dollars. „Ich wohne weit von hier, schönes Fräulein, und finde wahrscheinlich nicht bald wieder Zeit, vorzusprechen. Wäre es nicht doch vielleicht möglich, sofort wegen des Weines abzuschließen?"

Das Trinkgeld wirkte und die Kellnerin erklärte, Fräulein Maud sei allerdings zuhause, und wenn sie den Kellerschlüssel habe, wäre es immerhin möglich. Sie entfernte sich und brachte eine junge Dame, die

er nicht nur die Elektrische, sondern auch eine mindere Kleidung, in der er recht gut für einen kleinen Beamten oder Geschäftsmann gehalten werden konnte. Die elektrische Tram surrte zuerst durch die innere Stadt und dann hinaus in die Vorstädte, gegen Georgetown hin, und durch die High Street. Große Plakate an den Ecken kündigten Tanzlokale, Kinos und wohlfeile Varietees an, die Kaufläden wurden einfacher und zugleich auffallender mit ihren echten, halb- und ganz falschen Schmuckstücken, mit ihren billigen Kleidern und Hüten und Schuhen, mit Spezereien, Wirkwaren und Möbeln in allen Preislagen. Hier feierte der Luxus der unteren Hunderttausend Triumphe, Menschenmassen eilten, drängten, hasteten. Einfache und abgearbeitete Frauen, die in keinem ihrer schlaffen Züge an die überfeinerten Gibsongirls erinnerten, die man in Europa für den Durchschnittstypus der Amerikanerin hält. Die Luft gellte von dem grellen Geschrei der Ausrufer; Neger boten Ansichtskarten feil, blonde Deutsche handelten mit heißen Würstchen, Chinesen verkauften bunte Farbendruckbilder, Juden im Kaftan Schuhschnüre, Spazierstöcke und Kindertrompeten, Italiener brüllten: „Gipsfigurli! Schöne, weiße Gipsfigurli!“ und ein Inder, kühl und stolz, suchte Abnehmer für Perlenschnüre.

Und alles, den Lärm der Autos, der Wagen und der Menschen übertönte der schrille Gesang von vier ausnehmend häßlichen in blauen Überwürfen steckenden Heilsarmeemädchen: „Hallelujah ..... Hallelujah .....!“

Doktor Florian stieg aus und fragte einen Schuhputzjungen, ob er die Weinstube „Zur Rebe“ kenne.

„Yes, Sir, aber es kostet fünf Cents.“

So viel opferte Florian gern und der Bursche bog eilig in eine kleine Seitengasse ein und wies grinsend auf ein Schild in der Ferne.

„Danke, my boy das war rasch verdient.“ Neben einem elenden Trödlergeschäft stand das gut bürgerlich aussehende Restaurant und der Doktor, der auf eine Winkelkneipe gefaßt gewesen, staunte über das hübsche Gebäude und den gesitteten Eindruck, den es machte. Er trat ein. Ein freundliches Vorzimmer mutete behaglich an und desgleichen der kleine Speisesaal mit den weißgedeckten Tischen und den Putzenscheiben. Bekkie Smuls, die Besitzerin, hielt offenbar auf Ordnung und Sauberkeit. Augenblicklich war niemand anwesend, als eine dicke Kellnerin, die sich nicht sehr schnell von einem Sessel in einer dunklen Ecke löste, wo sie wohl ein bischen geschlafen hatte, und die den Gast unterdrückt gähnend nach seinen Wünschen fragte.

Der Gast wünschte Floridawein. Ob sie davon mehrere Sorten auf Lager hätten.

zweiter so leicht nicht zu finden war. „Und jetzt“, setzte sie ihre Erläuterungen fort, „hat Onkel Elias, der jüngere Bruder meines Vaters, die regelmäßige Komplettierung des Bestandes übernommen und Mama ist darüber sehr froh, denn sie versteht von Geschäften nicht viel. Da mühe ich mich nun, mich einzuarbeiten, denn Onkel Elias wird auch nicht ewig leben — und überdies gefällt mir manches in der Wirtschaft nicht. Entweder werde ich sie beizeiten verkaufen oder von Grund auf ändern.“

Doktor Florian wünschte dem tüchtigen Onkel Elias ein langes Leben und sein Interesse erreichte den höchsten Grad, als sie zur Abteilung kamen, wo der Floridawein eingelagert war. Er griff eine Flasche aus der Reihe heraus und hielt sie gegen das Licht des Lämpchens: „Hier ist die Perle Ihres Kellers. Und was mir schon rein äußerlich an ihr gefällt, ist die Aufmachung, die geschmackvolle Etikettierung und das seltsam gefärbte Siegellack!“

Maud lachte hell: „Da hat der Onkel Elias wieder einmal recht gehabt! Er behauptet nämlich, die Herren wollten nicht nur etwas für den Gaumen, sondern die Getränke müßten sich auch dem Auge gefällig zeigen. Deshalb verschaffte er uns aus Omaha das bronzebraune Siegellack, direkt aus der Fabrik. Uns wäre so etwas nie im Traum eingefallen.“

Jetzt stellte Peter Florian die Frage, auf deren Beantwortung alles ankam: „Benützen Sie ausschließlich bronzebraunes Siegellack?“

„O nein.“

Tief enttäuscht trat er einen Schritt zurück Der Keller verlor für ihn fast jede Bedeutung. Also konnte die gewöhnlich braune Siegelung der vergifteten Flasche schon aus der „Rebe“ stammen! Die bisherigen Vermutungen zerfielen in Nichts und statt dessen eröffneten sich neue Aussichten von zweifelhaftem Wert.

Maud aber erklärte: „Für jede Sorte Wein haben wir eine andere Farbe. Das ist sehr praktisch und schließt Verwechslungen aus.“

Florian horchte neuerdings auf: „So ist also das Bronzebraun dem Floridawein allein vorbehalten?“

„Ja, natürlich.“

„Und haben Sie noch andere Lacke in ähnlich brauner Farbe . . . so daß Verwechslungen doch noch vorkommen können?“

Das Mädchen blickte ihn betroffen an und vermochte sich sein Interesse für solche Nebensächlichkeiten nicht zu deuten. „Wir haben nur das e i n e Braun. Es ist, wie gesagt, wegen der Verwechslungen, die sonst unvermeidlich wären, denn das Personal ist oft nachlässig und schaut nicht genau auf die Etikette. Man will aber doch die Gäste gut bedienen!“

schlecht zu dem üblen Ruf, in dem die Kneipe bei Dick Tom stand, paßte. Sie war niedlich, besaß eine gewisse Würde und grüßte freundlich.

Um so freundlicher erwiderte Florian den Gruß: „Guten Tag, Fräulein Maud, verzeihen Sie die Störung, aber ...“

Sie ließ ihn nicht ausreden: „Von Störung kann keine Rede sein, Sir. Die Kellnerin sagte mir, Sie wünschten einen Korb Floridawein, stimmt das?“

„Ja, das stimmt. Ich erfuhr von meinem Freund, dem Commander Duniphan, daß Sie von einem Dutzend an ins Haus liefern.“ Jetzt mußte es sich entscheiden, ob die Kunde seines Todes schon bis hieher gedrungen war.

„Da sind Sie freilich nicht ganz richtig informiert, Sir, aber da Sie vom Commander empfohlen sind, möchte ich nicht ungefällig sein. Ansonsten können wir nur von sechzig Flaschen aufwärts die Zustellung übernehmen. Wir haben leider wenig Personal. Nur er und der Kapitän Okamoto beziehen ausnahmsweise kleine Körbe. Doch, wie gesagt, es wird sich bewerkstelligen lassen.“

Das traf sich günstig — die Smuls wußten nichts vom Vorgefallenen. Florian sagte mit ausgesuchter Höflichkeit: „Wie danke ich Ihnen für Ihre Liebenswürdigkeit, Fräulein Maud! Ich werde Ihnen meine Adresse aufschreiben und sofort bezahlen. Aber ich hätte noch eine zweite Bitte auf dem Herzen!“

„Nur heraus damit; wenn ich sie erfüllen kann!“

„Nichts leichter als das! Ich bin Weinkenner und Weinfreund und wollte Sie ersuchen, mich durch Ihren Keller zu führen, der nach der Florida-Marke zu urteilen, ein wahres Schatzkästlein sein muß. Man findet so selten einen echten Tropfen, den man seinen Freunden vorsetzen kann.“

Mit graziösem Kopfneigen willigte Maud ein, löste einen Schlüssel vom Schlüsselbund an ihrer Schürze und ließ sich von der dicken Kellnerin ein Lämpchen holen. Damit schritt sie voran und leuchtete eine steile Treppe hinab.

Aus dem Gewölbe schlug ein betäubender Weindunst herauf und voll Spannung tappte Peter Florian über die schmale Stiege. Seine Führerin geleitete ihn von Stellage zu Stellage und von Faß zu Faß, und nannte die Namen der aufgestapelten Vorräte. Es fehlte keine bekannte Sorte aus Amerika und aus Europa, angefangen von den leichten Tischweinen bis zum süffigsten Malaga, dem üppigen Bordeaux, dem vornehmen Burgunder und den ältesten Jahrgängen Johannisberger.

Florian geizte nicht mit Lob und Bewunderung und erfuhr, daß der verstorbene Vater Mauds, Herr David Smuls, seinen Stolz dareingesetzt hatte, einen Weinkeller zu besitzen, wie im weiten Umkreis ein

Gespannt wartete Florian, bis die dicke Kellnerin einen kleinen, grinsenden pockennarbigen Negerjungen hereinrief.

Der wurde von Fräulein Smuls angefahren: „Kannst du nicht grüßen, Boy! Und jetzt sag mir, aber lüg nicht, sonst setzt es etwas, wem du in den vergangenen drei Wochen Körbe mit den bronzebraun gesiegelten Weinflaschen brachtest!"

Der kleine Schwarze, überzeugt, er habe einen großen Unsinn gemacht, den er nun verantworten sollte, zermarterte sein Hirn, zählte irgendetwas an den Fingern ab und gluxte in einem furchtbaren Englisch: „Yes, Miß, daß ich Ihnen genau sage . . . am 15. dem Käpt'n Okamoto."

„Und sonst niemandem?"

„Yes, yes, dem Commander mit dem schweren Namen."

„Duniphan?"

„Yes, yes, Duniphan von den blauen Soldaten."

Sie erklärte unwirsch: „Von uns aus bist du nicht zu ihm geschickt worden!"

„No, no", radebrechte der kleine Neger. „Wie ich dem Käpt'n den Korb mit den vierundzwanzig Flaschen brachte, sagte er: „Boy", sagte er, „ich letzte Sendung noch nicht getrunken haben, allons, bringen dem Commander Duni . . . . Duni . . . . ."

„Duniphan heißte er, du Schafskopf! Und so trugst du die vierundzwanzig Flaschen ins Ministerium, he?"

„No, no!" Napoleon Washington schüttelte seinen fettigen Wollkopf. „Käpt'n sagen, vierundzwanzig sind zu viel, dafür der Duni keinen Platz in seinem Kastl haben. Nimm den andern Korb von der Vorwoche, Boy, er sein noch ungetrunken. Und ich alten Korb mit zwölf Flaschen aufladen und dem Duni bringen . . . . So sein, Miß, auf schwarzes Ehrenwort!"

Maud jagte den Jungen fort und wandte sich zu Peter Florian: „Also hat der Commander am 15. doch noch eine Sendung erhalten, von der ich freilich nichts wissen konnte und die uns auch nichts angeht. Sie brauchen also nichts für ihn bestellen. Er kann das übrigens selbst durch das Telephon besorgen. Nur an den Kapitän Okamoto schicken wir wöchentlich regelmäßig ohne besondere Aufträge abwechselnd zwölf und vierundzwanzig Flaschen."

Die Zusammenhänge und Beziehungen wurden immer verwickelter und seltsamer. Die Verdachtsgründe gegen eine Person mehrten sich und das Netz zog sich eng um sie zusammen, um dann plötzlich zu zerreißen, weil eine andere Spur auftauchte, die Beachtung verdiente. Sinnend saß Florian da und nippte an seinem Floridawein . . . . War es nicht merkwürdig, daß Okamoto den Korb, der eine ganze Woche bei ihm gestanden war, an den Commander weitergab? Das machte ihn, wie die Dinge lagen,

Florian blieb hartnäckig und wurde eindringlich: „Und Sie nahmen niemals gewöhnlich braunes Siegellack, um damit die Flaschen mit Floridawein zu verschließen?“ Er merkte, daß Maud ob der beharrlichen Fragerei, deren Sinn sie nicht begriff, unruhig wurde, und er glaubte, ihr für seine Neugierde eine Aufklärung aus dem Stegreif geben zu müssen: „Ich glaube nämlich, bei einem Bekannten Floridawein aus Ihrem Keller getrunken zu haben und der war anders gesiegelt.“

„Dann war es eine Nachahmung unserer Aufmachung“, entschied sie bestimmt und vollkommen zufrieden.

„Das meine ich auch, denn der Wein schmeckte bei weitem nicht so rein, wie der Ihre.“

Nach mehr flüchtiger Besichtigung noch einiger Kellerräume mit überlebensgroßen Fässern stiegen Florian und Maud wieder die Treppe hinauf — Florian mit der sicheren Überzeugung, daß die todbringende Flasche des Commanders nicht hier, sondern erst später vergiftet worden war. Er dankte besonders warm für das Gesehene und bemühte sich, durch liebenswürdige Komplimente Maud in mitteilsamer Stimmung zu erhalten. Und plötzlich, aber ohne stärkere Betonung fragte er: „Wann schickten Sie doch den letzten Korb an meinen Freund Duniphan?“

„Das werden wir gleich haben. Auswendig weiß ich es natürlich nicht.“ Das Mädchen blätterte in einem blau gebundenen abgegriffenen Buch. „Vor drei Wochen, am vierten dieses Monats. Gewöhnlich pflegte Herr Duniphan allwöchentlich einen Korb mit zwölf Flaschen zu erhalten, denn eine größere Anzahl kann er nicht unterbringen.“

Peter Florian stutzte. Die vermutlich richtige Angabe widersprach der bestimmten Aussage des alten Steuermanns, der versicherte, der Negerjunge sei noch einmal am 15. des Monats im Ministerium gewesen. Hatte Jack gelogen — mit Absicht gelogen? „Sollten Sie sich nicht irren, liebes Fräulein Maud? Sollte nicht auch noch nach dem 4. eine Sendung abgegangen sein? Ich frage nur, weil ich allenfalls für meinen Freund eine Bestellung machen möchte, um ihm, da er sehr beschäftigt ist, Mühe zu ersparen.“

Das Mädchen blätterte wieder in dem blauen Buch: „Nein, nein, ich irre mich nicht, es war am 4. Von der Sorte wurde seither nach auswärts nichts geliefert, als ein Korb mit vierundzwanzig Flaschen an den Kapitän Okamoto von der japanischen Botschaft.“ Als sie der tiefen Nachdenklichkeit des Gastes gewahr wurde, wollte sie sich besonders gefällig erweisen: „Um jeden Zweifel auszuschließen, denn es könnte schließlich eine Eintragung unterblieben sein, werde ich Napoleon fragen.“

„Napoleon?“

„Napoleon Washington, unseren Laufjungen.“

Beleidigt wehrte die gefärbte Alte ab: „Einen Bären, einen Bären soll man mir aufgebunden haben! Wie kommst du darauf? Duniphan ist tot, mausetot, und unsere hundertfünfundachtzig Dollars sechzig Cents sind beim Teufel! Aber ich werde seinen Vater belangen, bei Gott, ich werde ihm die Hölle heiß machen und er muß eine arme Witwe auf Heller und Pfennig mitsamt den Zinsen entschädigen. Warum machte er aus seinem Sohne einen Säufer! Ein so steinreicher Mann und weigert sich, die Läpperschuld zu begleichen.“

Peter Florian hörte mit sehr geteilten Gefühlen zu; einerseits bedauerte er, seine Zeche noch nicht bezahlt zu haben, um jetzt rasch verschwinden zu können, anderseits reizte ihn eine recht müßige Neugierde, wie die Geschichte, deren Aufklärung ihn bloßstellen mußte, enden würde.

Maud lachte ohne Unterlaß: „O Mama, man hat dir doch einen Bären aufgebunden! Ich weiß das besser, denn der Herr, der hier an dem Tisch sitzt, sagte mir vor einer halben Stunde, er sei ein Freund des Commanders, für den er sogar Floridawein bestellen wollte. Da müßte er doch auch etwas davon wissen, wenn Herr Duniphan wirklich gestorben wäre!“

Den Mund, der ein tadellos angefertigtes Gebiß beherbergte, aufgesperrt, starrte Frau Smuls den Fremden, den angeblichen Freund des Commanders an; und Florian hielt dem stieren Blick mutig stand.

Die Alte wird beiläufig etwas reden haben hören — dachte er und zwang seinem Gesicht eine ehrliche Betrübnis auf: „Ach, mein armer Freund! Ich kann es gar nicht glauben ..... Vorgestern noch spielten wir frisch und munter miteinander Pocker und jetzt soll er nicht mehr unter der Lebenden weilen ....“

Peter Florian hatte sich gründlich verrechnet und die Wirtin legte ihm dies auch rasch und entschieden dar: „Mein Herr, der Commander Duniphan ist seit drei Tagen tot und da Tote nicht Pocker spielen, logen Sie mich an!“

„Hm“, knurrte der Entlarvte.

Aber Maud, die ihm offenbar freundlich gesinnt war, suchte zu vermitteln: „Der Herr irrt sich wohl nur in der Zeit. Vielleicht ist es schon länger her, daß er mit dem Commander Pocker spielte.“

Aber ihre Mutter zog sie beiseite, fragte, flüsterte und entfernte sich dann mit beweglichen Schritten.

„Zahlen!“ verlangte Florian, dem es nach einer Fortsetzung der peinlichen Unterhaltung nicht mehr gelüstete.

Maud Smuls näherte sich unschlüssig und lispelte, um von der Kellnerin nicht verstanden zu werden: „Ich mußte Mama unser Gespräch wiederholen und ...“

„Und?“

verdächtig, höchst verdächtig — und kein Staatsanwalt Europas würde zögern, gegen den Kapitän einzuschreiten. Und dadurch wurde zugleich der Leutnant Mac Douglas entlastet, mochten auch besondere psychologische Momente gegen ihn sprechen. Anderseits war es auch nicht leicht glaublich, daß Okamoto, ein Angehöriger der geriebensten Rasse aller fünf Weltteile, so plump zu Werke ging. Er mußte ja mit der Möglichkeit rechnen, daß es herauskam, von wem die letzte Weinsendung an den Commander stammte! Und dann das leicht nachweisbare Indianergift, wo die Gelben heimische Gifte rätselhaftester Art besaßen ... Doktor Florian grübelte und grübelte und fürchtete, der selbstgestellten Aufgabe nicht gewachsen zu sein. Er wünschte Eliot mit seiner reichen Erfahrung herbei, der die Verhältnisse besser kannte und wahrscheinlich imstande wäre, zu raten. Und es fiel ihm Dick Tom ein, von dem er jedenfalls ein Charakterbild des Kapitäns Okamoto einfordern wollte. Auch von einer offenen Besprechung der neuen Wendung, die die Angelegenheit genommen hatte, versprach er sich einen Erfolg, denn schon durch eine klare Formulierung eines Problems kam man oft seiner Lösung näher. Zwei Hirne denken gemeinsam viermal so viel als ein einziges für sich.

In seinen Erwägungen wurde Florian durch das Erscheinen einer Frau gestört, die sofort seine Aufmerksamkeit auf sich lenkte: Eine ältere aufgedonnerte Person mit gefärbten Haaren und angestrichenen Wangen, in einem knallroten Kleid, das ihre ausladenden Formen kräftig markierte, und mit einem Riesenhut, dessen Krempen bei jedem Schritt wippten. Was sie sagte und tat, das tat und sagte sie überstürzt und wie zornig. Ohne sich um den Gast zu kümmern und mit völliger Nichtachtung der verschlafenen Kellnerin schrie sie kreischend: „Maud! Maud!“ Und als das Mädchen eilig herbeigeschossen kam, sprudelte es von den Scharlachlippen der Mutter: „Maud, was ich erfuhr! Nein, was ich eben erfuhr — nein, entsetzlich, du errätst es nicht und dabei ist er uns noch hundertfünfundachtzig Dollars sechzig Cents schuldig, die sein Vater nicht bezahlen will.“

Maud, die an derartige Temperamentsausbrüche gewöhnt schien, fragte ganz ungerührt: „Mama, was gibt es denn? Hat jemand Konkurs angesagt?“

„Konkurs! Konkurs!“ Frau Smuls warf einen forschenden Blick, den ersten seit ihrem Eintreten, auf den fremden einschichtigen Gast und antwortete mit einiger Zurückhaltung: „Der Commander Duniphan ist tot.“

Die Tochter lachte hellauf: „Wer band dir diesen Bären auf, Mama?“

und eine Empfehlung des Polizeipräsidenten von Washington trug. Lange las er Buchstaben für Buchstaben und meinte endlich, bedauernd, keine Amtshandlung vornehmen zu können: „Tut mir leid, der Herr ist selbst von der Polizei.“ Und da damit seine Aufgabe erledigt war, schritt er ohneweiters zur Tür hinaus. Gleich hinter ihm verschwand Frau Smuls. Dafür näherte sich Maud verlegen.

„Verzeihen Sie, mein Herr, das Mißverständnis, das Mama und ich sehr bedauern. Aber warum sagten Sie uns nicht ...“

„Schon gut!“ schnitt Florian ihr das Wort ab und erkundigte sich nach seiner Schuldigkeit. „Aber den Korb mit zwölf Flaschen schicken Sie mir dessenungeachtet ins Boardinghaus „Metropole“ am Square. Übrigens werde ich Ihnen nie vergessen, daß Sie mich zu retten beabsichtigten. Doch, gottlob, war es nicht notwendig.“

Eine Viertelstunde später stand er vor einem modernen himmelhohen Zinshaus in der 97. Straße, wo die Sprachlehrerin Carmen Pereira wohnen sollte, und machte sich auf eine ähnlich unerquickliche Szene gefaßt. Der Lift schnellte ihn ins achte Stockwerk und er schellte an der Tür, deren Namenskarte anzeigte, daß die Gesuchte hier Unterricht an Gentlemen erteile.

Die Mexikanerin öffnete eigenhändig und Florian bemühte sich, rasch über die Person, mit der er es zu tun hatte, ins Reine zu kommen. In Carmen Pereiras Adern floß zweifellos neben spanischem auch semitisches und vielleicht sogar Negerblut. Darauf deuteten die großen ovalen Augenausschnitte, die schwarze Regenbogenhaut, der sehr dunkle Teint, die leicht aufgeworfenen, nicht zu schmalen Lippen und das stumpfschwarze Kraushaar, aus dem eine gelbe Masche farbenfreudig flatterte. Die junge Dame war wunderhübsch und reizvoll, und die fremde Schönheit wurde noch durch ein buntes Phantasiekostüm mit einem abgrundtiefen Ausschnitt nicht unabsichtlich unterstrichen und gehoben. Nur stand die Aufmachung nicht im Einklang mit dem nüchternen Beruf einer strengen Sprachlehrerin. Der Anblick setzte Florian nicht in Erstaunen, er war darauf vorbereitet gewesen, und so sagte er in seinem bestem Spanisch: „Buenos dios, Sennoritta. Bin ich hier recht, wenn ich so kühn bin, die berühmte Professorin der spanischen Sprache, die unvergleichliche Donna Carmen Pereira zu suchen?“

Liebreich und huldvoll lächelnd entgegnete die „Professorin“: „Treten Sie ein, stolzer Caballero, seien Sie mir willkommen!“ Ihre lebhaften Blicke verrieten die Übereinstimmung ihrer Gefühle mit ihren Worten. „Darf ich einen Landsmann in Ihnen begrüßen?“

„Nicht ganz“, versicherte Peter Florian wahrheitsgetreu und schlüpfte möglichst graziös in ein mit den verschiedensten Dingen angeräumtes Zimmer. Unter den Dingen herrschten Kleidungsstücke, die wüst

Das Lispeln wurde noch gedämpfter: „... und Mama behauptet, der Commander sei keines natürlichen Todes gestorben, so daß ...“

„So daß?“

„... Sie in Ihnen einen ... schlechten Menschen vermutet, weil Sie so sonderbare Erkundigungen einzogen, ein Freund des Herrn Duniphan zu sein erklären und nicht einmal wissen wollen, daß er gestorben ist ...“ Florians Schweigen ob seines ungeheuren Staunens über die neueste Wendung, die die Angelegenheit nahm, faßte das Mädchen als stummes Schuldbekenntnis auf, aber bewahrte ihm dennoch einige Sympathien: „Mein Herr, Mama holt einen Schutzmann, der Sie gewiß verhaften wird — aber ich will Sie retten!“

„Liebes Fräulein Maud, glauben Sie an meine Schuld?“

Sie errötete: „Muß ich denn nicht?“

„Eigentlich ja“, sagte Peter Florian. „Und dennoch sind Sie bereit, mich entschlüpfen zu lassen?“

„Pst! Die Kellnerin horcht ... Fragen Sie nicht viel und entfernen Sie sich durch die Hintertür und laufen Sie, was Sie können in die High Street. Sind Sie einmal im Trubel untergetaucht, so ist die erste Gefahr vorüber.“

Er war gerührt und sagte lächelnd: „Sie sind die Herzensgüte selbst, Fräulein Maud, aber ich möchte Ihnen keine Ungelegenheiten bereiten und so ziehe ich es vor, den Schutzmann hier zu erwarten.“

Achselzuckend setzte sich das gefällige Mädchen an den Nebentisch und stützte den Kopf in beide Hände.

Frau Smuls kehrte mit einem rothaarigen Polizisten zurück und zeigte auf den anrüchigen Gast: „Nehmen Sie den da gleich mit, er hat den Commander Duniphan umgebracht.“

Der Rothaarige stapfte gravitätisch heran und faßte mit breit gespreizten Beinen vor Florian Posto: „Kommen Sie mal, mein Lieber, und machen Sie keine Umstände — sie könnten Ihnen teuer zu stehen kommen!“

Aber als Peter Florian in die Brusttasche langte, flüchtete der nicht sehr tapfere Polizeimann in die Ecke zur dicken Kellnerin und brüllte: „Hello! Unterstehen Sie sich nicht, eine Waffe zu ziehen! Ich zerschmettere Sie sonst auf der Stelle!“

Der Doktor beruhigte ihn und schwenkte statt des gefürchteten Revolvers ein ungefährliches Blatt Papier: „Rücken Sie nur 'an, Sie Held! Ich tue Ihnen nichts. Können Sie lesen?“

„Werd' ich nicht lesen können!“ Und angesichts des unschuldigen Papiers, das gewiß nicht geladen war, marschierte der Uniformierte wieder nach Vorwärts. „Was haben Sie denn da?“ Mit zwei Fingern ergriff er den dargereichten Paß, der auch noch eine Bestätigung

durchzudringen. Und Sie wissen — vom Präsidentenstuhl zum Königthron ist nur ein kleiner Schritt. Nun aber haben ihn feindliche Intrigen gehässiger Neider gezwungen, zeitweilig das Land seiner künftigen Herrlichkeit zu verlassen, aber treue Freunde sind nicht müßig und werden ihm eine glänzende Genugtuung verschaffen. Bis dahin muß ich verdienen . . ."

Ein langes Atemschöpfen, das eine elegante Kreuzung der Beine begleitete, ermöglichte es Peter Florian, gelbseidene Strümpfe anzustaunen und auf weniger fernliegende Dinge, als die Granden Isabellas und der künftige Kaiser von Mexiko waren, zurückzukommen: „Nach Calderon und Cervantes . . ."

Die Sennoritta war mit dem Atemschöpfen zuende und bemächtigte sich wieder des Gespräches: „Gewiß, mein Herr, Calderon und Cervantes — o, wie ich sie liebe! Aber sie dürften für den Anfang zu ermüdend sein und ich empfehle meinen Schülern ein leichteres Übungsbuch, das seine Zwecke, sprachlich vorzubilden und in die spanische Kultur einzuführen, vollkommen erfüllt. Es ist ein Roman, der die Spannung und damit den Lerneifer wach erhält; Madrados, der unvergleichliche Madrados aus Sevilla hat ihn geschrieben und er betitelt sich „Die Liebesschule".

Der angehende Schüler spendete tönendes Lob für die ausgezeichnete Methode, die Freude am Studium zu mehren, und zitierte ungenau ein deutsches Sprichwort, das besagte, Lust und Liebe mache jede Arbeit gering. Doch zu seinem Leidwesen war er gezwungen, dem Gespräch allmählich eine andere Wendung zu geben: „Sennoritta, Sie sind die entzückendste Professorin, die je lebte und leben wird. Ihr System verdient, in alle höheren Schulen eingeführt zu werden und ich bin überzeugt, Sie werden dafür noch Ehrenmitglied der gelehrten Akademie von Madrid, wie Sie ja der allgemein menschlichen Schönheitsakademie bereits durch die äußeren Gaben, die Ihnen die gütige Natur verlieh, angehören."

Die fingerdicken Schmeicheleien wurden vorzüglich aufgenommen und Carmen Pereira lächelte verheißender denn je und rollte die schwarzen Augen, was sie in ähnlichen Fällen immer, und immer mit Erfolg tat. Überdies nahm sie eine ebenso malerische wie gewagte Position auf dem Bett ein.

Klopfenden Herzens, um die Fortentwicklung des bis dahin erfreulichen Zwiegespräches besorgt, sagte jetzt Peter Florian bedeutend leiser: „Der Commander Archibald Duniphan hat mich an Sie gewiesen . . ." Er hoffte, mit seiner gewinnenden Art den Boden auch für ein weniger anmutiges Thema vorbereitet zu haben. Aber er täuschte sich.

umherlagen, vor. „Leider bin ich nur Nordamerikaner, bedaure aber täglich, nicht an den Ufern des Ebro geboren worden zu sein. Ich liebe Ihre herrliche Muttersprache über alles, doch zu meinem Leidwesen radebreche ich sie nur . . .“

„O, Sie sprechen sie meisterhaft!“

„Zu gütig! Erst unter Ihrer bewährten Anleitung hoffe ich zuversichtlich, das hohe Lob aus Ihrem Munde auch tatsächlich zu verdienen.“ Um gegen das geübte Augenspiel der Sennoritta nicht allzusehr abzustechen, mühte auch er sich etliche brennende Blicke ab, die jedoch hinter seinen scharfen Brillengläsern nicht voll zur Geltung kamen. „Wenn Sie erlauben, schönste der Frauen, so zöge ich es vor, unser Gespräch, bis ich durch Ihre göttliche Hilfe in Ihrer herrlichen Muttersprache den letzten Schliff erlangte, englisch zu führen.“

Ein gewährendes Nicken erteilte die Erlaubnis. Die Mexikanerin machte für den Gast auf einem Fauteuil dadurch Platz, daß sie ein Mieder und einen lila Unterrock mit grandioser Geberde auf den Boden warf und mit einem Fußtritt unter das Bett beförderte, auf das sie sich dann malerisch hinsinken ließ.

Doktor Florian war herzlich froh, einer Plauderei auf Spanisch, in welcher Sprache man grob ist, wenn man nicht Süßigkeiten schwatzt, enthoben zu sein und rückte mit seinen vorgespiegelten Wünschen heraus: „Vielleicht genügt es vorderhand, täglich eine Stunde zu nehmen, und zwar abwechselnd Grammatik, Konversation und Lektüre. Ich denke bei letzterer an Calderon und Cervantes, an die berühmten Klassiker Ihrer ursprünglichen Heimat, die Ihre Vorfahren wohl zur Zeit des großen Cortez verließen . . .“

Carmen Pereira griff die Anregung sofort auf und sprudelte in in einem ungeheuer raschen und noch ungeheuer fehlerhafteren Englisch hervor: „Sie errieten es, mein verehrtester Herr, daß meine Ahnen zu den Granden Isabellas zählten und schon unter Columbus an der in der Weltgeschichte einzig dastehenden Entdeckung Amerikas lebhaftesten Anteil nahmen. Ja, die Pereiras hielten ihr stolzes Blut jederzeit in Ehren und unvermischt, und nur widrige Umstände, die unmöglich von Dauer sein können, zwangen mich für ganz kurze Zeit einen Beruf zu ergreifen, der meiner Familie und meiner Abkunft unwürdig genannt werden muß.“

Eine Verneigung Peter Florians ersetzte eine laute Zustimmung — und er dachte: „Ich muß doch sehr albern aussehen, sonst würde es das gerissene Frauenzimmer nicht wagen, mir einen solchen Humbug aufzutischen . . .“

„Mein Bruder Dom Pedro ist General in der mexikanischen Armee und hat die sichersten Aussichten, bei der nächsten Präsidentenwahl

wurden, und schloß die Verfluchung: „Und schon in dieser Welt wird das Schicksal den Halunken ereilen, er wird verelenden und um magere Bissen Brotes betteln — er wird sterben, ja, gewiß, er wird sterben durch die Hand einer Rächerin, die er ins Unglück stürzte und die ihn bestraft, wie er es verdient." Hoch erhobenen Hauptes, eine Heroine, schmetterte sie die furchtbaren Worte: „Vielleicht hat ihn schon der Strahl der Rache getroffen!" Und mit einem schmelzenden Seufzer sank sie auf den mangelhaften Fußteppich nieder.

Peter Florian erraffte mit einer schleunigen Bewegung seinen Hut und mit dem eiligen Versprechen: „Ich komme wieder, wenn Sie weniger erregt sind", flitzte er durch die Tür ins Vorhaus und die acht Treppen hinab, immer über drei Stufen auf einmal, bis er auf der Straße war. Für die Rufe der Mexikanerin, die ihm nachfolgten, war er taub geblieben. Und nun links herum um einen Häuserblock und rechts herum um eine Kirche — und er stellte fest, gerettet zu sein.

Aber sehr viel später erst wagte er, an einem beschatteten Platz halt zu machen und dann ordnete er, sich verschnaufend, die Eindrücke der letzten Stunde.

Carmen Pereira ahnte von dem Tod des Commanders, nach ihrem Benehmen zu urteilen, nichts — aber wie waren dann ihre Worte: „Vielleicht hat ihn schon der Strahl der Rache getroffen" aufzufassen? Als Phrase, wie alles, was sie herausbrüllte? Nur als Phrase? War sie an der Vergiftung nicht dennoch irgendwie beteiligt und wußte nichts von dem gelungenen Erfolg des Anschlages? Möglich, doch nicht wahrscheinlich, wenn auch Gift ein spezifisches weibliches Mittel ist.

Er entschloß sich, erst den Anteil des Kapitäns Okamoto an der Sache einwandfrei festzustellen und die Sennoritta vorderhand nicht unter jene Personen einzureihen, die er in sein Innerstes als schwer belastet einkerbte. Man konnte ja später auf sie zurückgreifen.

Doktor Florian war von der aufregenden Entdeckungsreise in der „Rebe" und dem Aufruhr bei Carmen Pereira dermaßen abgespannt, daß er auf den geplanten abendlichen Theaterbesuch Verzicht leistete — die englische Gesellschaft spielte „Julius Cäsar" — und lieber frühzeitig ins Bett steigen wollte.

Ein telephonischer Anruf Dick Toms führte zu keiner unmittelbaren Verbindung mit ihm, denn der Detektiv arbeitete gerade in York, dessen Bürgermeister mit der Gemeindekasse spurlos verschwunden war und ausgeforscht werden sollte. Immerhin stellte man ihm auf der Polizeidirektion den Besuch Dick Toms für den kommenden Vormittag in Aussicht.

(Fortsetzung folgt.)

Carmen Pereira wälzte sich vom Bett auf den zerschlissenen Teppich, tauchte davon wie eine Löwin im Sprung zu ihrer vollen gestreckten Höhe auf, öffnete die Augen zu furchtgebietender Größe, ballte die Fäuste und zischte ohne jeden Wohllaut in der Stimme: „Der Schuft, der Lump, der Betrüger, der Verführer, der Trunkenbold hat Sie hergeschickt?"

Vergebens schwor Florian, er sei mit Herrn Duniphan nur flüchtig bekannt, aber sein Schwur wurde nicht erhört, geschweige denn geglaubt.

„Mit solchen Leuten verkehren Sie? Mit solchen Schwindlern, die unerfahrenen Mädchen ihr teuerstes Gut ablisten, ihnen die Ehe versprechen und hernach das Weite suchen, keinen Knopf bezahlen wollen, nicht einmal die Sprachstunden, die man ihnen erteilte, die meine Briefe uneröffnet zurücksandten, meine Besuche beleidigend abwiesen, mit der Polizei drohen und vor keinem noch so schändlichen Mittel zurückscheuen? So etwas ist also Ihr Freund? Schämen Sie sich!"

„Nicht mein Freund!" schrie Florian. „Im besten Falle ein oberflächlicher Bekannter, den ich nebenbei in Gesellschaft traf . . ."

Die Sennoritta ergänzte das Sündenregister Duniphans: „Sogar Geld wollte er von mir unter der Maske, er sei ja mein Bräutigam, entlehnen, aber der heilige Antonius und die Madonna seien bedankt, daß ich selbst kein Geld habe . . . Plötzlich blieb der Schurke aus, schickte meine Briefe mit kränkenden Vermerken zurück und meine Besuche . . ."

Doktor Florian war überzeugt, diese wichtigen Tatsachen erst kürzlich vernommen und sich eingeprägt zu haben, und das besänftigte den Groll der Mexikanerin: „Bitte beruhigen Sie sich, allerliebste Sennoritta, und bürden Sie die Sünden des, wie Sie mich überzeugten, gewissenlosen Commanders nicht meinen jungfräulichen Schultern auf. Ich gelobe Ihnen an Eidesstatt, den Mann nie mehr zu grüßen und seinen Gruß unter keinen Umständen zu erwidern!"

Der gute Zuspruch besänftigte wenigstens die äußerste Wut Carmen Pereiras und sie erging sich nur mehr in milderen Verwünschungen, die allerdings mit echt mexikanischen Flüchen, deren tieferen Sinn ein der schönen Sprache nur unvollkommen Mächtiger bloß errötend erraten konnte, reichlich gespickt waren: „O, ich weiß, die Madonna wird ihn strafen, ich flehe sie darum auf den Knien an, den Ketzer zu verderben — denn der Gauner ist nicht einmal ein Christ, sondern ein Angelikaner — und sie nickte mir vom Altar herab gnädig zu. In der Hölle wird er braten, die Teufel werden ihn spießen und ihn vierteilen und die Glut wird in alle Ewigkeit sein falsches Herz schmoren, ohne daß er sterben kann . . ."

Eine hier eingeschobene neuerliche Atempause hätte Florian zu einem mäßigenden Einwand benützen können, aber es fiel ihm leider keiner ein.

Carmen Pereira raufte sich mit einiger Vorsicht das Haar, so daß der Grundbau der künstlerischen Frisur und die Einlage nicht verdorben

Der Gendarm kam mit seinem Schützling heran. „Das ist der Werner Schurig, der sich von seinen sämtlichen Übungen gedrückt hat. Ich habe ihn heute auf einem Acker hinter einem Haufen Zuckerrüben aufgespürt und muß ihn nun abliefern.“

„So!“ dankte der Oberleutnant, die Hand an die Mütze legend, „dann vermehren Sie man die Armee um dieses prachtvolle Individuum.“

Ein giftiger Blick aus den Augen des Inhaftierten schoß zu dem Offizier hinüber. Der Oberleutnant wandte sich wieder seiner Truppe zu.

Im Regimentsbureau wurde kurzer Prozeß gemacht: „Siebente Kompanie. — Gleich abliefern.“

Der Gendarm wurde entlassen. Ein Unteroffizier und ein Gefreiter führten Schurig in das Kompaniebureau der Königlichen Siebenten.

Der Kompaniefeldwebel sah auf. „Weshalb denn nu gerade wir? — Laß den Kerl doch sonst wo eine königliche Montur verdrecken. — So? — Wohl keine Lust gehabt? — He? — Na, Lust wird Ihnen hier schon verzapft werden. — Also einschreiben. Nationale aufnehmen. Dann rauf zum Kammerunteroffizier. — Und sagen Sie Vorpahl, die schlechtesten Lumpen wären gut genug für den Burschen. — In zwei Stunden ist er wieder hier. — Futter gibt's heut nich mehr. — Warum ist der Herr nich zur rechten Zeit gekommen. Hier is kein Hotel. — Marsch — raus!“

Die Treppen hinauf; bis auf den Boden, wo sämtliche Garnituren der Königlichen Siebenten für alltags und Sonntags, für Krieg und Frieden lagen.

„Was ist denn los!“ sagte der Unteroffizier Vorpahl, „hat man heute geschlagene fünf Stunden Unterhosen und Helme für die Kerls verpaßt und denkt, man hat endlich mal 'ne Königliche Dienstpause — da kommt noch so 'n Worm hergekrochen. — Sie wünschten wohl 'n paar Extrastiebeln? — Wo haben sich denn Eure Hochwohlgeboren aufgehalten? — An der See? — Oder am Nordpol? — Det scheint ja jetzt Mode zu werden. — Oder haben Sie mit dem Auto 'ne Panne gehabt? — Na, Dienst is Dienst; — also — los dafür!“

Der Gefreite trat vor. „Derr Herr Feldwebel lassen dem Herrn Unteroffizier sagen, die beste Garnitur brauchte es gerade nicht zu sein!“

„Jut, daß er nich vergessen hat, mit det sagen zu lassen. Ick hätte mir am Ende verjriffen. — Also beruhijen Se sich man und ooch den Herrn Feldwebel! — So 'ne schlechte Montur, wie ick den jebe, ham mer jarnich. Kommen Se her, Sie Zierde der Armee!“

. . . Die Einkleidung war vor sich gegangen, und Schurig war endlich abends so weit, daß er einem Korporalschaftsführer zugeteilt war und ein Bett zugewiesen erhalten hatte. Seine Kameraden wollten nichts von ihm wissen. Da wäre vielleicht mancher unter ihnen gewesen,

Was war's?

Die Darstellung von „Florians Meisterstück“ schritt in diesem Heft so weit vor, daß sich der zweifellos scharfsinnige Leser ein Bild davon machen kann, was im Zimmer Nummer 39 vorging, so daß Admiral Kirk seinen Commander Archibald Duniphan, der allerdings nicht viel getaugt zu haben scheint, entseelt auffand. Wir legen also, unserem Versprechen im Oktoberheft getreu, dieser Heimgartennummer eine teilweise vorgedruckte Postkarte bei, die jeder, der sich an dem Wettbewerb zu beteiligen wünscht, ausfüllen und einsenden möge. Sie muß spätestens bis 1. Februar in unseren Händen sein. Aus den sicherlich „zahllosen“ richtigen Lösungen, denen wir entgegensehen, wird das Los zehn auswählen, die dann zum Dank für Scharfsinn und Mühe vom Verlag mit Bücherpreisen ausgezeichnet werden, die dieser kostenlos übersenden wird.

Was die entsprechende Ausfüllung der „offiziellen Karte“ anlangt, so bitten wir, keine Romane darauf zu schreiben. Auf die Frage „Was war's?“ genügt vollkommen eine knappe Antwort, wie etwa: „Natürlicher Todesfall“ oder: „Freiwilliger Tod“ oder: „Ermordet durch ......“ — ja eben, durch wen ermordet? Darauf kommt es — vielleicht an. Hatte gar Peter Florian auch dabei seine Hand im Spiel? Aber es soll niemand irregeführt werden.

Außerdem vergesse man dreierlei nicht: 1. daß zum Wettbewerb ausschließlich die „offizielle Karte“ benützt werden muß; 2. Name und Wohnung des Einsenders sind deutlich und genau anzugeben; 3. man frankiere richtig.

Die Namen der Preisträger werden im Märzheft veröffentlicht.

Als Preise setzt der Verlag aus:

1. Peter Roseggers Dialektschriften „Zither und Hackbrett“, „Tannenharz und Fichtennadeln“, „Stoansteirisch.“

2. „Unerfüllte Geschichten“, von Rudolf Hans Bartsch.

3. „Das lichte Land“, von Peter Rosegger.

4. „Der Krieg im Stein“; „Im Feuerkreis des Karsts“ von Ernst Decsey.

5. „Schwertlilien“, Gedichte von Ottokar Kernstock; „Steirischer Waffensegen“, von Peter Rosegger und Ottokar Kernstock.

6. und 7. „Glückssucher“, Erzählungen aus einem Abenteurerleben von P. R. Eichler.

8., 9. und 10. „Steirischer Waffensegen“, von Peter Rosegger und Ottokar Kernstock.

Rege Beteiligung und besten Erfolg wünscht

Die Schriftleitung.

Eine Rettung.

Von **Emil Sandt.***

„Nanu, — was bringen Sie uns denn da für einen Burschen?“ Oberleutnant und Regimentsadjutant von Natzing sah zu dem Gendarmen hinüber, der eben den Kasernenhof überschritt, um sich mit einem Arrestanten, der in Zivil war, ins Regimentsbureau zu begeben.

* Mit freundlicher Bewilligung des Quickborn-Verlages in Hamburg dem reizvollen Büchlein „Das Karussell des Lebens“ entnommen.

„Kamerad, sehen Sie sich vor“, warnte der eine. „Der Kerl haut Ihnen einfach die Knarre zwischen die Zähne. — Ohne jede Veranlassung. Der Bursche ist eine Sack voll Wut.“

Der andere Offizier lächelte „Ich habe stets meinen Browning in der Tasche. Wir wollen doch anders sterben, als durch einen Kolbenschlag von einem hinterlistigen Schuft. Dann muß er über die Klinge.“

Der Hauptmann kam. Die Kommandos der ältesten Offiziere pfiffen durch die Luft. Die Kompanie wurde gemeldet.

„Die Herren Offiziere!“ befahl der Häuptling.

„Der Oberst“, sagte er ihnen, ohne daß die Leute es hören konnten, „hat mit mir über den Schurig gesprochen. Die Übung für den Mann dauert vierzehn Tage. Hier kann Zuchthaus rausspringen. Zweimal hat er schon im Gefängnis gesessen. Der Herr Oberst hat keine Lust, daß das bei seinem Regimente passiert. Selbstverständlich unter Innehaltung straffster Disziplin. Und ich will bei meiner Kompanie solche Schweinerei auch nicht haben. Beim Stammregiment ist der Kerl immer gehänselt worden; vielleicht auch geschuhriegelt. Er sieht ja auch zum Krepieren scheußlich aus. Wir wollen aber doch mal sehen, was sich machen läßt. Drei Tage muß ich ihn in der Front haben. Nachher stecke ich ihn einfach in die Kammer. Da kann er Hosen flicken oder Stiefel besohlen. Also durch die drei Tage müssen wir durch.“ Er lächelte. „Wer will ihn denn in seinem Zuge haben?“

Drei Hände flogen an den Helm. „Donnerwetter, alle drei! — Na, Fähnrich — Sie auch?“

„Wenn ich den Herrn Hauptmann sehr gehorsamst bitten dürfte?“

Der Fähnrich Reimegg sah seinem Hauptmann stramm ins Gesicht, und der Hauptmann sah dem Fähnrich sehr scharf in die Augen. — Endlich sagte er: „Gut, der Fähnrich soll ihn haben. Darf ich bitten, einzutreten!“

Auf einen Wink des Hauptmannes wurde Schurig dem dritten Zuge zugeteilt. Dann wurden die Züge sofort auseinandergezogen und zugweise exerziert.

Fähnrich Reimegg ließ seinen Zug schwenken und zog mit ihm in eine Ecke des Kasernenhofes. Er hatte während des Marschierens schon bemerkt, daß die Nebenleute Schurigs einen unerlaubt großen Abstand von ihm hielten. Um sich zu vergewissern ließ er seinen Zug eine große Reihe von Bewegungen ausführen. Es war immer dasselbe. Es schien, als ob jeder ein Grauen davor hatte, mit ihm in Berührung zu kommen.

Er ließ halten und ausrichten. Schurig stand als fünfter im vorderen Gliede. Für ein militärisches Auge sah er geradezu entsetzlich aus. Der Helm saß ihm auf dem einen Ohr, das Koppel hing ihm schief auf der einen Hüfte, das Gewehr, das er „bei Fuß“ haben sollte,

der es ihm nicht so schlimm angerechnet hätte, daß er per Schub in die Kompanie gesteckt worden war. Aber niemand traute sich an ihn heran. Er hatte ein zu unsympathisches Äußere. In die niedrige Stirn fielen wirre Haare von einem impertinenten Rot; die Augen waren klein und schwarz und von einer stechenden Schärfe. Der Mund sah wie von unbändigem Hasse verkniffen aus. Der ganze Mann schien auch nichts um die anderen zu geben, Er saß in dumpfem Brüten auf seinem Schemel. Die Stubenkameraden holten sich ihr Kommisbrot und den heimatlichen Speck aus den Schränken; der eine und der andere rauchte sich eine Zigarre an. Schurig hatte nichts zu essen und nichts zu rauchen.

Der Unteroffizier trat in die Stube. Er sah Schurig in der Ecke hocken. „Haben Sie schon gegessen?" fragte er ihn.

Schurig schüttelte, ohne aufzustehen, den Kopf. Der Unteroffizier war vom Feldwebel gewarnt worden. Er tat, als ob er die Regelwidrigkeit nicht bemerke. „Der Schurig wird Hunger haben. — Lassow, gehen Sie mal in die Kantine; da wird wohl von Mittag noch 'n Zug übrig sein."

Als aber die Schüssel mit dem „Futter" kam, stieß Schurig sie unwillig zurück. Der Unteroffizier hatte sich abgewandt und war nach einem kurzen Blick über die anderen hinausgegangen.

Der Stubenälteste sprang auf. „Du verdammter Lump", schrie er Schurig an, „wenn du dich hier nicht anständig benehmen willst, dann holen wir dich mal über den Tisch. Meinst du, du Saukerl, daß wir deinetwegen hier schikaniert werden wollen!"

Und er wollte schon einen Griff nach dem andern tun, da richtete sich Schurig langsam auf, mit jener Sicherheit in der Bewegung, als wenn eine gespannte, schwere, stählerne Feder langsam von ihrer Last befreit wird. Er war kleiner als sein Gegner und im ganzen Körperbau feiner. Aber trotz der Uniform, die in ganz unglücklichen Falten an ihm herumschlotterte, hatte der andere sofort den Instinkt dafür, daß er hier einem Unüberwindlichen gegenüberstand.

Schurig sprach kein Wort. Er sah den Andern nur an. Und der Andere zog die Faust zurück. Ein Blick in dieses Gesicht mit dem kalten Lächeln und den glühenden Augen hatte ihn zum Weichen gezwungen. Mit einigen unartikulierten schimpfenden Lauten drehte er sich fort.

Am anderen Morgen war Exerzieren im Kompanieverbande. Der Hauptmann wurde erwartet. Die Kompanie stand schon ausgerichtet. Drei Schritte vom linken Flügel stand ein Unteroffizier mit Schurig. Der später Gekommene sollte dem Hauptmanne besonders vorgestellt werden.

Die Kompanieoffiziere waren zur Seite getreten und unterhielten sich miteinander. Das Thema bildete der Fall Schurig.

„Er sitzt noch nicht gerade.“

Schurig gab ihm noch einen Ruck.

„Nehmen Sie den Kolben an die Fußspitze.“

Schurig tat das.

„Unteroffizier Vorpahl!“ rief der Fähnrich.

Der Unteroffizier sprang heran. Der Fähnrich wies auf Schurig. „Der Mann bekommt nachher einen passenden Rock. — Auch das Koppel sitzt nicht.“

Dann ging der Fähnrich zu dem sechsten und ging dann bis hinunter an den linken Flügel. Trotzdem er das alles nur Schurigs wegen getan hatte, durfte er doch bei ihm nicht aufhören, um es ihn nicht merken zu lassen.

Dann ging das Exerzieren los. Der Fähnrich konnte das Gefühl nicht loswerden, als ob ihn Schurig jedesmal, wenn er ihm in die Augen sah, ganz anders ansah als vorher. Es war so eine scheue, halbverschlossene Form des Dankes. Der Fähnrich hatte ihn wirklich in eine Reihe mit den andern gestellt.

Nach drei Tagen fragte der Hauptmann: „Na, Reimegg, wie steht es mit Ihrem ‚Zögling‘, von dem Sie so Wunderdinge erzählen? Soll ich ihn aus der Front nehmen?“

„Wenn ich den Herrn Hauptmann gehorsamst bitten dürfte — nein.“

„Sollte er wirklich —?“

„Befehl, Herr Hauptmann. — Heute Abend, bei dem Nachtfelddienst will ich ihm die wichtigste Patrouille geben, die ich haben werde.“

„Donnerwetter, das nenne ich schnell avancieren lassen —“

— — — Der Nachtfelddienst kam. Und der Fähnrich gab dem Schurig die schlimmste Patrouille. Er sagte ihm vorher, wie wichtig es sei, daß er den Auftrag ausführe.

Und als Schurig wiederkam, war der Fähnrich sehr froh; nicht, weil die Meldung wichtig war und sich als richtig erwies, sondern weil Schurig sie gebracht hatte.

In der lauschenden Stille der Nacht gab es noch ein leises Gespräch.

„Ich danke dem Herrn Fähnrich“, sagte Schurig in strammster Haltung, trotzdem es doch in der tiefen Finsternis nicht zu sehen war. „Ich war ganz verzweifelt. — Ich wußte sicher, daß ich von hier ins Zuchthaus gekommen wäre; ich meine — sonst; — aber jetzt. — Und ich bin immer im Leben geschunden worden. Weil ich ja so ’n schauderhaftes Gesicht habe. — Und mir wär’s ganz egal gewesen. — Und jetzt ist wieder alles gut.“

Und der Fähnrich hörte, wie dem andern das Schluchzen in die Kehle stieg.

hatte er mit dem Kolben „eine Meile weit“ nach vorn geschoben und die Mündung lehnte er gegen die Achsel. Was aber das Schlimmste war: Der Waffenrock war nicht geschlossen. Sämtliche Knöpfe waren geöffnet. Das konnte er nur im Marschieren und mit Absicht getan haben.

Der Fähnrich ließ rühren, um dem Schurig Zeit zu geben, seine Uniform in Ordnung zu bringen. Schurig dachte gar nicht daran. Der Fähnrich hörte, wie ihm einer zurief, er solle den Helm gerade richten und er sah, wie Schurig in diesem Moment mit beiden Fäusten den Lauf seines Gewehres umspannte und es anhob. Das Gesicht sah verzerrt von Wut aus. Die anderen wichen zurück.

Da kam das kalte, harte Kommando „Stillgestanden!“

Alle standen wie gemauert; und kerzengerade wie die Tannen. Nur Schurig nicht. Er blieb in seiner vorgebeugten Haltung. Und wenn er sich auch langsam aufrichtete, so fiel es ihm doch nicht ein, dem Kommando zu gehorchen. Der Fähnrich sah alles und sagte nichts dazu. Er rief über die Front hinweg: „Ich werde jetzt selbst jeden ausrichten. — Jeder, zu dem ich komme, der steht still. — Rührt euch!“

Und nun fing er beim ersten Manne an. Er gab ihm jene kleine Hilfen für die militärische Stellung, die unscheinbar in ihrer Einzelheit das Gesamtbild zu dem vorschriftsmäßigen machen.

„Das rechte Ohr tiefer. — Die Nase mehr rechts. — Kolben etwas zurück.“

Dann kam der zweite. Die Anweisungen ergingen immer im gleichen kurzen, aber ruhigen Stil.

„Die linke Hüfte mehr vor. — Ellenbogen zurück.“

Dann zum dritten: „Linken Fuß mehr auswärts. Rechten mehr zurück. Kinn an die Binde.“

In Reimeggs Sinne waren es alles nur Vorbereitungen auf und für Schurig. Trotzdem sich dieser widerhaarige Mensch außerhalb der Gemeinschaft stellte, wollte er ihm das Gefühl einflößen, als ob er ihn ganz zu der Gemeinschaft rechnete.

Der Fähnrich stand jetzt beim Vierten. Die vorgeschriebenen drei Schritt Entfernung genau innehaltend, richtete er diesen gerade.

Als er nun vor Schurig stand, war so gar kein Erstaunen an ihm darüber zu bemerken, daß hier einer war, bei dem nicht nur der Rock, sondern auch das Hemd auf der Brust offen stand. Mit der gleichen Ruhe wie bei allen andern stellte er sich eine kleine Weile prüfend vor ihn hin. Und sah ihn an, wie er jeden angesehen hatte.

„Ihr Rock ist auf. Knöpfen Sie sich ihn zu.“

Schurig knöpfte sich den Waffenrock zu.

„Setzen Sie sich den Helm gerade.“

Schurig setzte sich den Helm gerade.

durchwühlte Gewaltmassiv des Glärnisch. Und vor dir liegt der lichte Friedensspiegel des Zürichsees, möge er deine Zukunft sein, du Polenvolk, deine kommenden glücklicheren Geschicke, wie's der deutsche Kanzler neulich sagte.

Steil hinauf das obst- und rebengesegnete Gehügel, an einem stillen braunen Mönch vorbei, vorbei an einem zahmen, frohgefleckten Hirschenrudel, sachte bei der Hand genommen von der alten Lindenallee, in der es leise rauscht, entlang einem seltsamen Gemäuer ausgewahlener Riesenstockzähne — auf tut sich das alte Tor, du stehst im Burghof.

Grün und grau umwebt es dich, hinter einer dünnen Mauer glüht Koskiuskos Herz, das Herz des vielgeliebten Polengenerals mit dem gütigen Gemüt und zugleich des Russenschrecks. („Jawohl, mein Herr", bezeugt ein polnischer Student, „auch wir hatten unsern — Hindenburg"), eine schlanke Säule hebt sich mitten aus dem Vorhof, die Verbrüderungssäule von Bar, und läßt einen Adler fliegen — ja, ja, es ist schon so, Polen ist nicht tot, hier lebt es.

Drinnen im Museum ist kein Russenschreck, aber ein Museumsschreck: zunächst ein Drehkreuz, durch das du gehen mußt, und das dich — krak krak — numeriert: 96.345, so, du bist gestempelt. Dann der zweite Schrecken, der Führer. Man spricht deutsch, polnisch, französisch, englisch und zerbeult dir in allen vier Sprachen jede Stimmung. Jahreszahlen hageln auf dich nieder, Namen, hochverehrte Namen werden totgeplärrt.

„Und ier, meine Errschaften, ist der Sabel von Kasimir dem Großen, und ier der Sabel von Stanislaus Leszczynski, und ier widder ein Sabbel von ...."

Ach, wenn doch einer käme, ein Sabel, und diesen braven Zerklärer — er ist im übrigen nicht schlechter und nicht besser als alle „Führer" in Museen — niedersäbelte. Aber wir Geführte, wir Angeführte, sind ja waffenlos. Vielleicht gelingt's mit einer Zwischenfrage den Namen- und Zahlenschwall zu hemmen:

„Bitte, warum hat man das Museum gerade hierher in das alte Rapperswiler Schloß verlegt?" Der Führer ist erstaunt. Diese Frage steht ja gar nicht in seinem Leierkasten.

„Weils gerade leer war", sagt er endlich.

Weils gerade leer war, flüchteten wir in ein führerloses Nebenzimmer und wandeln für uns selber durch die alten Räume. Langsam kommt hinter Rüstungen und Uniformen der verschwiegene Geist des Ortes hervor und sieht uns lange aus den dunklen Polenaugen forschend an, legt den Finger an den Mund und führt uns auf Zehenspitzen durch die Säle. Rührt an ein Bild von Stachiewiecz: „Die Segnung der Sensenmänner" — da hören wir die Predigt und die Sensen sehn

Jeszcze Polska nie zginela!

Eindrücke vom Polenmuseum in Rapperswil.

Von **Fritz Müller**, Zürich.

Jeszcze Polska nie zginela, Polen ist noch nicht tot! redet es aus jedem Winkel dieses seltsamen Polenmuseums am anderen Ende des Zürichsees.

Von seinem einen Ende fuhren wir hinaus. Der friedliche Augusttag saß vorn am Schiffsbug, ließ die bloßen, gebräunten Beine ins lichte Wasser hängen und wies spielerisch den Weg durch diesen hellsten See der Schweiz. In früheren Augusten, was für ein wimmelndes und schwatzendes Reisekuddelmuddel aus ganz Europa und Amerika auf diesen Schiffen! Jetzt eine Handvoll Fremder und alle andern währschafte stille Zürcher. Der Krieg hat auch den Schweizern eine Art Monroe-Doktrin geschenkt: Die Schweiz den Schweizern! Das Geschenk ist zweifelhaft. Die Hotels, die Bergbahnbilanzen verziehen darüber bitterbös den Mund hinüber nach der Passivseite. Der Gewinn dagegen auf der Aktivseite ist nicht so offensichtlich, ist mehr innerlich.

Das Schiff fährt gut. Kilchberg grüßt herüber; die Manen Konrad Ferdinands. Den halben See entlang winkt Zürich nach: Gottfried Kellers Manen. Die beiden hatten's gut, die haben den deutschen Krieg von anno siebzig offenherziger erleben dürfen, als die schweizerischen Federn von heute diese große Zeit erleben dürfen, mit Einerseits und Andererseits sich ächzend biegend, während der drohende englische Einfuhrtrust bemüht ist, den Federhalter vom oberen Ende her zu lenken. Sie hat's nicht leicht, die Schweiz, als stilles Eiland in der großen Völkerbrandung. Diese Eilandsstellung in der Brandung ist freilich auch ihr vornehm-feines Vorrecht, ihre alte Völkersendung. Dort drüben steigt die Insel Ufenau herauf und mit ihr Huttens letzte Tage, müde überschattet von dem großen Völkerringen draußen, und doch seherisch erhellt von Deutschlands Zukunft. Alter Kämpe, recke dich aus deinem Grabe in der Ufenau, schau nach Norden: Dein Schwert geht um, dein gutes Schwert.

„Langsam — haaalt!" tutet der Kapitän durch die Messingröhre in den Maschinenraum hinunter. Ein zweiter, steingewordener Beweis der schweizerischen Völkersendung winkt zum Landungssteg herunter, die Burg von Rapperswil, und darin das Muzeum Narodowe Polskie, das polnische Nationalmuseum.

Du hattest einen feinen Blick, Graf Plater, als du vor einem drittelhundert Jahren diesen Platz als Wallfahrtsort des polnischen Gedankens erkorst. Ich kenne kein Nationalmuseum in der ganzen Welt, das prächtiger gelegen wäre zwischen ewigen Dingen: Hoch und düster, schicksalsdurchfurcht steht in deinem Rücken deine Vergangenheit, das gram-

Amerikaner vergebens eine Million geboten, ich bitte Sie, eine Million . . ." Wir flüchten. Daß es doch kein Museum in der Welt gibt, in dem nicht solch ein schrecklicher Amerikaner mit seinen protzigen Millionen herumspukt!

„Was ist denn das für eine Uniform?" sagt meine Frau. Merkwürdig vertraut schaut sie uns aus einem Kasten an. Wahrhaftig, eine feldgraue Uniform aus diesem Jahre, die ein verwundeter Offizier aus der polnischen Legion nach Rapperswil geschenkt hat. Und in einem Kästchen entdecken wir städtisches Notpapiergeld aus Warschau, Jahrgang 1914. Die Vergangenheit Polens hat sich in diese Schweizerburg geflüchtet, aber die Gegenwart folgt ihr auf dem Fuße und stemmt schon eine Schulter an das Burgtor: „Aufgemacht! Laßt es endlich gut sein mit dem vergrämten „Es war einmal". Wendet um das Blatt, und frisch beginnet mit „Es ist!" Die Schulter drückt, auf geht das Tor und seine Flügel blättern sich herum wie Seiten eines Buches.

Eilig steigen wir den Berg hinab. Da drunten läutet schon das Dampfschiff, das uns durch die Sommernacht nach Zürich rückwärts führen soll. Träumend sitzen wir auf Deck und schauen den lockeren weißen Wolkenfetzen nach, die rastlos übers Blau dort oben fliegen.

„Schauen wie Scharpie aus," sagte einer.

„Scharpie ist doch aus Baumwolle?" fragt ein Schweizer.

„Allerdings."

„Dann begreif' ich nicht, daß die Engländer diese Dinger da droben über unserem schweizerischen Himmel nach dem Reich hinüberfliegen lassen. Die Schweizer auf dem Schiffe haben nicht gelacht. Der Scherz war ernst. Die Stimmung wird nicht gut. Schade, daß die schöne Fahrt so abschließt. Aber da steht einer am Kai mit Extrablättern: Nowo-Georgiewsk in Polen mit 700 Kanonen und 85.000 Russen gefallen!

Friedensgespräche.

Von **Hermann Kienzl**, Berlin.

Heute besitzen die Gründe des Welkrieges keine praktische Wichtigkeit „mehr, umso wichtiger ist die Frage, wer für die Fortsetzung des Krieges verantwortlich ist." Das sind Worte Tiszas, des ungarischen Ministerpräsidenten. Die Antworten auf die große moralische Frage liegen vor. Sie lassen, soweit die Staatenlenker der kriegführenden Mächte in Betracht kommen, keinen Zweifel zu. Der deutsche Reichskanzler gab die Erklärung ab, daß das Deutsche Reich bereit sei, die Hand zu einem Frieden zu bieten, der der heute gegebenen Kriegslage

wir blitzen. Umfährt den Rahmen eines Bildes von Ladislas IV. — gleich spüren wir's: das ist ein Rubens. Winkt gegen ein Bild: „Der 8. April 1861 in Warschau" — das russische Gemetzel wird fürchterlich lebendig. Jetzt weist er zögernd auf drei Adler, die einem weiblichen Prometheus nach der Leber zielen — aber dein tragisches Schicksal, Polen, war nicht unverschuldet — jetzt steht der Geist am Erkerfenster, schaut hinüber übern Funkelsee nach Norden, und aus fernen Wolken rinnt ein Gegenbild zusammen übern Rhein: Auch ein Reich, ein großes, dem drei Adler von Frankreich, England, Rußland nach der Leber zielen — nur der Ausgang ist ein anderer, auch nicht unverdient, hörst du, armes Polen von 1795, daß du einmal 1683 Wien befreit hast, daß du 1612 siegend in Moskau einzogst und den Zaren gefangen nach Warschau überführtest. Daß du dann 1812 unter Napoleons Fahnen abermals nach Rußland zogst —.

Ha, dort weht sie noch die alte Fahne mit dem goldenen N im Zentrum. Ein Schalk flüstert neben mir: „Einen Strich wenn man noch ansetzt an dem N, so wirds ein — „W". — „Ja," gebe ich zurück, „nur einen Strich, und gerade dieser Strich nach oben wird dem neuen Zug nach Rußland jenen Ausgang geben, der dem Zug vor hundert Jahren versagt war."

Wir wandern weiter durch den Saal des Kopernikus. Die Polen hegen ihn, den Vater unserer Himmelskunde, als einen von den Ihren, weil Thorn polnisch war, als er zur Welt kam. Das „Weil" ist fadenscheinig, aber die Verehrung, die ist echt. Genau genommen lassen solche Geister, die alle Himmel absuchen, sich mit keinem Staatenstrich begrenzen.

Im nächsten Saale fesselt der prächtige Gelehrtenkopf von Mickiewicz, dem polnischen Poeten. Solche Köpfe vergißt man nicht wieder. Auch das graue Stück Papier nicht in der Ecke, auf dem er beiderseitig einem vollen Herzen Luft macht: „Am Niemen".

Ein Bibliotheksaal tut sich auf mit achtzigtausend Bänden, die Hälfte davon polnisch. Uns sagt die Zahl nichts, mehr schon die vergilbten Bücherrücken, und am meisten ein Student, ein junger, der dort drüben sitzt, in einem alten Polenbuche liest und liest und so mächtig drin versunken ist, daß kein Besucher für ihn da ist und kein Führer: „Und ier, meine Errschaften, sehen Sie . . ."

Im Abwärtsschreiten verweilen wir an ein paar Kupfern Daniel Chodowieckis. Mit deutscher Andacht, denn wer von uns, der seine Klassiker lieb hat, kannte den Griffel dieses Meisters nicht?

Die Arbeit eines ganzen Lebens hat Bianchini an die 273 wunderschönen Kameen der polnischen Geschichte gewendet. Wir hätten gerne mehr davon gesehen, aber da verjagte uns schon eine Stimme: „Fiehr diese beriehmten Kameen, meine Errschaften, hat vor zehn Jahren ein

Kanal und den deutschen Nordsee-Inseln, Belgien endlich mit den deutschen Kolonien beglückte. Nicht der Fieberparoxismus Poincarés verdient ernsthafte Beachtung, wohl aber die Tatsache, daß die zündende Phrase zum ersten Mal bei einem großen Teil der französischen Bevölkerung die Wirkung verfehlte und daß sich im chauvinistischen Frankreich murrende Stimmen erhoben, die im Namen des blutenden Vaterlands Einspruch erhoben gegen den Rausch der Worte. Noch fand in den Geheimsitzungen der Kammer die französische Regierung eine stattliche Mehrheit. In Frankreich aber pflegen sich rascher als anderswo Mehrheiten in Minderheiten zu verwandeln. Spricht der „Midi Socialiste", das Toulouser Blatt, die Wahrheit, dann gibt es heute in Frankreich kaum einen Menschen, geschweige denn einen Soldaten, den nicht die einzige Frage beherrschte: „Wann und wie wird dieser Krieg endigen?"

Wir dürfen solche Anzeichen gewiß nicht überschätzen. Sie sind vorläufig nichts weiter, als erste Anzeichen einer Reaktion auf die Kriegspsychose, die vor kurzem noch die Gesamtheit der uns feindlichen Völker ergriffen hatte. Aber sie sind da und sollen gesehen werden! Auch in England regt sich das Friedensbedürfnis stärker, als man gestehen will. „Labour Leader" sagt es rund heraus: „Daß im Unterhaus immer wieder die Friedensfrage besprochen wird, das ist ein Zeichen, daß die öffentliche Meinung den Frieden fordert." Norman Angell verlangt, daß man Worte der Verständigung suche und die unsinnige Phrase endlich fallen lasse, als sei die Kultur bei dem Volke Kants und Schopenhauers, Wagners und Beethovens, Goethes und Siemens jemals in Gefahr gewesen. J. A. Hobson wünscht die Einleitung von Friedensunterhandlungen.

Auch in Rußland unterscheidet sich die Meinung großer Kreise wesentlich von der offiziellen Gebärde. Die Organe der Petersburger Regierung haben Wilsons, dem Vierverband gewiß freundliche Vermittlungsabsichten schroff und kalt abgewiesen. Doch gerade eines dieser Organe, der „Utro Rossii", beschäftigt sich, mehr verratend, als ihm in der Wirkung lieb sein kann, voll Sorge mit den „Friedensgesprächen in Rußland". Das Blatt, das im Zeitpunkt des Artikels offenbar noch auf die Umwälzung der Kriegslage durch die neue russische Offensive hoffte, warnt vor der Beschäftigung mit Friedensgedanken; denn heute sei Deutschland noch in der Lage des Siegers und der Friede brächte ihm die Krönung seiner Erfolge. „Das offizielle Petersburg", heißt es dann weiter, „ruft in dieser Hinsicht keine Befürchtungen hervor, es fährt fort, korrekt auf dem Boden der im Kriege entstandenen Beziehungen zu stehen. Was aber ernstliche Befürchtungen hervorrufen kann, das ist das nichtoffizielle Petersburg mit seinen Verbindungen

Rechnung trage; seine Worte fanden Bekräftigung in Österreich-Ungarn. Wer sollte vom Frieden sprechen dürfen, wenn nicht der Sieger? Die Mittelmächte sind Sieger auf allen Kriegsschauplätzen, ihre Heere stehen überall in Feindesland. Es war das Bewußtsein der Stärke, nicht der Schwäche, das dem Deutschen das gesegnete Friedenswort auf die Lippen legte. Die Psychologie erklärt es — abermals aus der Kriegslage —, daß die Friedensstimme bei den Regierenden des Vierverbandes eine hochmütige, zum Teil blindwütige Abweisung erfuhr. Wohl zu unterscheiden: bei den Regierenden, nicht durchaus bei der öffentlichen Meinung jener Länder . . . Sie wollen ihre militärischen Niederlagen nicht zugestehen, wollen den Krieg weiterführen bis zur Erschöpfung; noch Millionen blühender Menschenleben sollen dem Götzen des Imperialismus, dem Wahne des Deutschenhaßes geopfert werden! Und doch ist Frankreich heute schon, wenn es seine blutigen Verluste, den Geburtenausfall und die mit den besetzten Gebieten ausgeschiedenen Bewohner zusammenzählt, auf die Bevölkerungsziffer des Jahres 1869 gesunken.

Asquith und Grey umgürteten sich in ihren Erwiderungen mit dem ganzen Stolze ihres Englands, mit jenem Stolze, der es heute, wie in alten geschichtlichen Tagen, den befreundeten Völkern überläßt, sich bis zum Weißbluten für Britanniens Vorteil zu opfern. Ihre erste Antwort auf des Kanzlers Worte gipfelte, unvorsichtig genug, in Forderungen, die fast ausschließlich auf Englands Beherrschung der Meere gerichtet waren. Als man hierauf in Frankreich ungemütlich wurde und zu verstehen gab, es gelüste die Franzosen nicht, für Englands Seemacht Selbstvernichtung zu begehen, verschärfte Grey seine Sprache gegen Deutschland.

Die Angst vor einem furchtbaren Schicksal der Nation bebt in der Rede, die zu Nancy der Präsident der französischen Republik gehalten. Nur in dem Versagen der Nerven kann eine Erklärung gefundet werden für die Wahnvorstellung Poincarés, die sich wenig unterscheiden von den ersten Ausschwitzungen der Pariser Phantasie zu Beginn des Krieges. Man erinnert sich, daß einmal Herr Stephan Juge ein Buch erscheinen ließ („La paix de 1916"), darin die Zerstückelung Deutschlands und Österreich-Ungarns ganz genau vorgeschrieben wurde; sogar Nordtirol war zum französischen Besitz geschlagen! Und Onésime Reclus, der Bruder des berühmten Geographen, verfaßte eine Flugschrift: „Deutschland in Stücken!", die das linke Rheinufer samt Luxemburg, ferner Frankfurt, Mannheim, Essen den Franzosen zuteilte, die Herzogin von Luxemburg mit der Herrschaft von Brandenburg bedachte, für England neben Helgoland auch Hannover, Hamburg und Bremen feil hatte, Rußland mit Ost- und Westpreußen, Posen, Schlesien, und Lübeck beschenkte, Dänemark mit Schleswig-Holstein, dem Kieler

Fremdenblatt", die unsinnige Zumutung zurück. „Wir wären im Solde des Feindes", schreibt es, „wenn wir ihm auf diesen Leim gingen. Sind wir uns klar, auf welchen falschen Berechnungen seine Hoffnung auf unseren Zusammenbruch beruht, so ergibt sich elementar, daß auch heute noch der Zeitpunkt für Gespräche über das territoriale Resultat des Krieges praktisch nicht gekommen ist. Eine andere Illusion der Feinde gilt es zu zerstören, nicht die, ob wir bescheiden oder unbescheiden, sind in unseren Forderungen, sondern die, daß wir überhaupt zusammenbrechen könnten trotz unserer militärischen Unbesieglichkeit."

Kriegswirtschaft.

Es gibt keine Propheten mehr. Es gab niemanden, der den Verlauf dieses Krieges auch nur ungefähr voraussehen konnte, und es gibt niemanden, der heute imstande wäre, den Zeitpunkt seiner Beendigung annähernd zu bestimmen, obschon wir alle das Beste hoffen.

Die gewiegtesten Kenner der Politik, der Geschichte, des Wirtschaftslebens und der Militärwissenschaften waren der Ansicht, der „moderne Krieg" könne unmöglich länger währen als ein paar Wochen, höchstens ein paar Monate, denn schon in dieser knappen Spanne Zeit hätten die „modernen" Kriegsmittel so gründliche Arbeit getan, daß unbedingt der eine der Gegner um Frieden bitten müßte. Es ist anders gekommen, der Mensch hat sich stärker erwiesen als seine Geschütze, Maschinengewehre, Minenwerfer und Lufttorpedos. Er kroch unter die Erde. Und wer darauf baute, unsere Wirtschaft sei dem Völkerkampf nur verhältnismäßig kurz gewachsen, der irrte erst recht. Montecuccolis Wort, zum Kriegführen gehöre Geld und Geld und abermals Geld, ist nicht mehr zutreffend. Wir wissen, daß dem Geld in unserem Krieg nur eine untergeordnete Bedeutung zukommt — Gold ist weniger wichtig als Eisen, Kupfer, Messing und Nickel. Bismarck, dessen Gestalt immer größer wird, je länger er uns entrückte, ahnte ungefähr den Verlauf künftiger Völkerzwiste — „Bis zum Weißbluten" werde gekämpft . . . Und Völker verbluten sich nicht binnen Wochen!

Was früher sonst noch über die Zukunft zusammengeredet und geschrieben wurde, hat kaum Makulaturwert.

Unter diesen Umständen, die abermals beweisen, daß alles Wissen Stückwerk ist, muß es unsinnig anmuten, immer wieder Einzelnen Mangel an Voraussicht vorzuwerfen. Ohne Ausnahme haben wir geirrt und irren wir noch, Optimisten wie Pessimisten. Ausnahmslos machten wir theoretisch und praktisch Fehler, der Erzeuger so gut wie der Verbraucher,

hinter den Kulissen, mit seinen einflußreichen Privatsalons. Dieses Petersburg ist ein großes Laboratorium für die friedenstiftende Tätigkeit unserer Friedensfreunde."

Es wäre durchaus verfehlt, heute schon an die Kriegsmüdigkeit, d. h. an die klare Einsicht derer zu glauben, auf die es bei diesem gegen Deutschland und Österreich-Ungarn entfesselten Verfolgungskrieg ankam und noch immer ankommt. Selbst so erstaunliche Erscheinungen, wie die Schrift des Russen Menschikoff, der für den russischen Verzicht auf Europa (auf Polen und Kurland!) und für die Verlegung aller russischen Energien nach dem Osten eintritt, bedeuten nicht allzuviel. Anderseits soll uns die überheizte Siegeszuversicht der Staatsmänner und Journalisten der Entente, die den Enderfolg nach wie vor auf Vorschuß nehmen, durchaus nicht über den wahren Wunsch der Völker täuschen. Ungeschickter als andere setzte sich der frühere englische Botschafter in Berlin, Sir Edward Goschen, in die Pose des miles gloriosus. Es entschlüpfte ihm in seinem in der „Neuen Züricher Zeitung" veröffentlichten Artikel ein Satz, den ihm und den Engländern kein denkender Franzose vergessen kann; ein Satz, der unumwunden bekennt, daß den Engländern das furchtbarste Schicksal, ja die völlige Vernichtung der verbündeten Nationen durchaus gleichgültig ist, wenn nur das britische Interesse keinen Schaden erleidet. Dieses Bekenntnis schöner Seelen lautet: Selbst wenn durch irgendein Wunder der Entente die letzte Kanone und das letzte Gewehr verloren gingen, so wäre die Ententeflotte noch im Stande, nach Belieben zu bestimmen, ob ein einziges deutsches Handelsschiff Helgoland passieren könnte."

Es ist mehr Sache des vor dem Abgrund stehenden Frankreichs, als die unsere, sich den einzigen Sinn dieser Radamontade zu Gemüt zu führen. Wir Deutsche lassen das Wort des Kanzlers gelten, der nun, nachdem er zweimal seine Bereitwilligkeit zum Frieden kundgegeben hat, es einer gründlichen Belehrung anheimgab, die Feinde zur Einsicht zu bewegen. Deutschland braucht nicht zu bangen. Die zwei Hoffnungen, die unsere Feinde noch zu besitzen glauben, werden sich nicht erfüllen. Die eine ist auf unsere Aushungerung gerichtet und wird an unserer vaterländischen Disziplin zerschellen. Die andere zehrt von der vermeintlich tiefeingreifenden Uneinigkeit der Deutschen hinsichtlich der Kriegsziele. Die Engländer suchen diesen Streit zu erweitern, indem sie an Deutschland Zumutungen stellen, die die „deutsche Friedenspartei" bewegen sollen, vor der Einleitung von Verhandlungen alle im Westen errungenen Faustpfänder herauszugeben. Sie schlußfolgern, daß bei einiger Geneigtheit der deutschen Friedensfreunde die Hydra in Deutschland ihr Haupt erheben werde. Einfältige Spekulanten! Gewiß im Sinne aller Deutschen weist ein deutsches Blatt, das „Hamburger

beschlagnahmte gegenwärtige und künftige Vorräte, soweit er sich nicht mit der Festlegung von Höchstpreisen begnügen zu können glaubte, und verteilte das Vorhandene möglichst gleichmäßig und gerecht. Man erwäge einmal, welche Schwierigkeiten sich einem derartigen Beginnen entgegenstellten! Der Staatsbetrieb achtete bis dahin möglichst die Freiheit des Wirtschaftsbetriebes und beschränkte sich im großen und ganzen, auf Verlangen der Völker, darauf, die Rechtsordnung und die Ruhe im Innern wie nach außen zu schützen. Jetzt wurde er plötzlich gezwungen, als Landwirt, Kaufmann und Händler tätig zu sein. Ist dies überhaupt klaglos möglich? Kann sich ein solcher grundlegender Wechsel der Betriebsform über Nacht vollziehen? Und dennoch mußte es versucht werden. Wurde vielleicht in mehr als einer Beziehung zu spät versucht und nicht immer und überall auch nur mit mittelmäßigem Geschick. Das neue System schnitt und schneidet schmerzlich ins Privatleben ein und weite Kreise empfinden diese Änderung sicherlich schwerer, als den Kampf an den Grenzen, von denen sie keine ganz rechte Vorstellung haben. Unmittelbar leiden die Menschen ja auch heftiger an der Lebensmittelbeschränkung und der großen Teuerung, als an dem fernen Streit, von dem viele nur aus den Zeitungen und dem Munde von Urlaubern vernehmen. Um des ärgsten Mangels und der Teuerung halbwegs Herr zu werden, mußte die Staatsverwaltung auf Gebiete übergreifen, die ihr fremd waren, für die sie kein geschultes Personal besaß. Sie unterzieht sich ihrer Abgabe so gut sie es vermag. Und guter Wille ist ihr nicht abzusprechen; eher schon eine stets glückliche Hand, was aber nicht Wunder nehmen kann, wenn zum Beispiel ein Beamter, der im Frieden das Ressort „Hundswut“ hatte, plötzlich das ganze Land mit Milch versorgen soll! Ein Stadtkind, das vielleicht glaubt, die Kühe geben jahrein, jahraus so viel Milch, als man aus ihnen nur herausmelken will . . . Daß die Absicht oft besser war, sonderlich in der ersten Zeit, als die Ausführung, soll niemanden in Staunen versetzen. Dennoch staunten bei uns und im Reich viele, viele Leute. Die erweiterte Staatsarbeit hatte aber auch mit Widerständen und Hemmungen zu rechnen, die man würdigen muß, will man ihren Leistungen gerecht werden. Die Unzulänglichkeit des Beamtenapparates für die neuen Aufgaben, die zu erledigen waren, beweist an sich nur, daß es nicht richtig ist, den „Juristen“ überall zu bevorzugen. Wir hörten zwar an der Universität von den Professoren, der „Jurist müsse alles verstehen“; aber das trifft in Wahrheit nicht zu, kann bei der Vielfältigkeit des Lebens auch gar nicht zutreffen. Daher dilettierten die Beamten. Man wird wohl im kommenden Frieden seine Lehren daraus ziehen. Die leitenden Stellen sahen denn auch bald ein, daß sie mit den vorhandenen Kräften ihr Auslangen finden konnten und sahen sich nach Beiräten um. Ja, Beiräte! Die

und das Fehlermachen beschränkt sich weder auf einen bestimmten Staat noch auf bestimmte Klassen, wobei natürlich die Fehlergröße nicht allenthalben dieselbe ist.

Während des Krieges hat Kritik nur soweit Berechtigung — dann ist sie aber auch Pflicht — als sie mithilft, Mängel abzustellen. Das sollte von uns allen, die wir mit Ausstellungen und Vorschlägen so rasch bei der Hand sind, nie außeracht gelassen werden. Das Wort „Durchhalten" wurde zwar mit Begeisterung aufgenommen und wird auch heute noch oft und oft wiederholt, aber die Wenigsten erfassen es ganz, seinem tiefsten Sinn nach: Wir müssen unter allen Umständen aushalten, bis ein Friede möglich ist, der uns dauernd davor schützt, von einem größenwahnsinnigen Kleinstaat fortwährend mit dem Messer bedroht zu werden, der verhütet, daß wir abermals, wenn England die deutsche „Konkurrenz" zu vernichten trachtet, von aller überseeischen Welt abgeschnitten und ringsum eingeschlossen werden. Um dieses Ziel zu erreichen. müssen wir alle Kräfte anspannen, muß jeder in seinem Wirkungskreis tätig sein, muß alles Trennende zurückgestellt, alles Schwere tapfer getragen werden. Mit nörgelnden Worten und vorschnellen Anklagen kann nichts gebessert und alles verdorben werden. Nur Ratschläge, die geeignet sind, Übel schleunig abzustellen, dürfen wir uns erlanben. Fruchtlose und verstimmende Kritik hat zu schweigen. Der kommende Friede wird genug Zeit und Gelegenheit bringen, die im Kriege beobachteten Mängel abzustellen — soweit sie nicht unausrottbar zu tiefst in der unvollkommenen menschlichen Natur begründet sind. Im F r i e d e n!

Seit Erschaffung der Welt ist die „Magenfrage" scheinbar die wichtigste; der Mensch kann eher dem nervenzerrüttenden Trommelfeuer standhalten als dem Knurren seiner leeren Eingeweide. Das sollten gerade jene nicht vergessen, denen die Volksernährung obliegt; und jene, die zuvörderst unter der Einkreisung unserer Staaten zu leiden haben, sollten gleichfalls bedenken, welche gewaltige Probleme zu lösen sind, um hundertfünfzig Millionen Menschen, denen man die überseeische Zufuhr abschnitt, hinlänglich zu ernähren, bis die Feinde zur Einsicht gelangen, daß ihre Aushungerungspolitik an dem zivilen Opfermut unserer Hinterländer ebenso zerschellen muß, wie die militärische Macht an unseren Fronten zerbrach.

Wie bereits festgestellt, zu Beginn des Krieges ahnte niemand dessen Dauer und deshalb hat man auch ursprünglich zu wenig an Vorratswirtschaft und Sparsamkeit gedacht. Das war, rückblickend, der erste der nicht wenigen Fehler, unter denen wir jetzt zu leiden haben. Und im Verlauf des Riesenkampfes stellte sich die Notwendigkeit heraus, die Privatwirtschaft, die bis dahin ausschließlich die Lebensmittelbeschaffung und -verteilung besorgte, in Staatswirtschaft umzuwandeln. Der Staat

über. Unwissende und Böswillige munkeln und tratschen, verbreiten verderbliche Gerüchte, verschlechtern die Stimmnng, schmälern den Mut zum Ausharren und verderben Manches. Viele in den breiten Massen sind der Ansicht, die „Reichen“ hätten ungeheure Mengen von Nahrungsmitteln angehäuft, bei denen sie vergnügt wie im Frieden leben. Das mag vereinzelt leider zutreffen, die Regel ist es sicherlich nicht, und wer auch in ärmlichere Wirtschaften Einblick hat, der kann sich leicht überzeugen, daß die ergiebige Hamsterei auch bei ihnen vorkommt. „Und nicht zu knapp!“

Das Volk ist von vorhinein von einem bösen Mißtrauen gegen alles, was verfügt wird, erfüllt — vielleicht auch deshalb, weil uns der Faust fehlt, der die unzähligen Verordnungen in „sein geliebtes Deutsch“ überträgt . . . Unwissenheit zieht stets Mißtrauen groß. Auch die endlose und nicht selten ergebnislose Anstellerei vor den Geschäften macht die Leute begreiflicherweise unmutig. Dabei werden Arbeitszeit, Lebenskraft und Gesundheit vergeudet. Unser braves, im Grunde beispiellos geduldiges Volk wäre leichter zu behandeln, gäben sich die dazu Berufenen mehr Mühe, es zu verstehen. Das geschieht leider nicht überall in erwünschter Weise. Lege man ihm doch einmal die herrschenden Verhältnisse deutlich dar, schildere man ihm, worum es sich handelt und was auf dem Spiel steht. Lasse man die Geheimniskrämerei beiseite und fürchte nicht etwa, wir würden durch solche Offenheit dem feindlichen Ausland etwas wissen lassen, was es bisher nicht wußte. Das feindliche Ausland ist über jene Verhältnisse bei uns, die ängstlich verborgen werden sollen, zweifellos seit langem besser unterrichtet als wir selbst . . . Das geht aus den Preßstimmen der ausländischen Presse klar hervor.

Ein Krebsschaden für die verhältnismäßig kleinmütige Stimmung im Hinterland ist der Irrglaube, Lebens- und Gebrauchsmittel seien in Hülle und Fülle vorhanden, sie würden nur aus verbrecherischer Gewinnsucht zurückgehalten. Natürlich ist alles, was bis zur nächsten Ernte unbedingt notwendig, vorhanden, aber es kann doch unmöglich sogleich und restlos aufgeteilt und verausgabt werden.

Kürzlich wurde für Österreich ein neues Ernährungsamt, ausgestattet mit großen Vollmachten, unter einem neuen Mann, der sehr gelobt wird, ins Leben gerufen. Wir erwarten von ihm das denkbar Beste — nur daß er Wunder wirkt, das erwarten wir nicht. Der neue Mann wird jedoch vieles finden und erfinden können, was veränderungs- und besserungsfähig ist. Doch greife er schleunig und mit Energie zu! Hat er sich erst durch Taten das Vertrauen der breiten Schichten erworben, dann kann er auch ihrer wertvollen Unterstützung sicher sein.

Manche erwarten von dem Ernährungsamt einen aufklärenden Aufruf ans Volk. In dem könnte vieles gesagt werden, was schon

Wahl dieser war nicht jederzeit vom Glück begünstigt. Auch den richtigen Mann für den richtigen Platz zu finden, ist eine geniale Tat. Genies aber sind in jeglicher Beziehung dünn gesät. Und außerdem mußte die Wahl noch rasch getroffen werden, während die Mehrzahl der geschulten und verläßlichen Fachmänner im Felde stand, da auch die Privatwirtschaft kaum auf ihre fähigsten Köpfe Verzicht leisten konnte. Von Tag zu Tag verschlechterte sich in der ersten Zeit des Mangels überdies die Lage insofern, als der Feind wertvolle Gebietsteile im Osten des Reiches besetzte, so daß Flüchtlinge ins Hinterland strömten, die auch ihre beachtenswerten Bedürfnisse mitbrachten; gewisse Neutrale benahmen sich so wie Gegner und warfen uns Prügel zwischen die Beine, und Bundesgenossen, statt uns beizustehen, zückten den Dolch gegen den „Freund“ von gestern. In solchen kritischen Zeiten war alles, aber auch schon alles unermeßlich erschwert, so daß Mißgriffe begreiflich — das Gegenteil unbegreiflicher wäre. Dazu der Eigennutz, die Habsucht, die Verdienstwut und der Unpatriotismus mancher Schichten, die sich der Verstaatlichung aus sachlichen Gründen entziehen konnten, die dem Staats- und Volkswohl entgegenarbeiteten und denen nur mit dem Strafrichter beizukommen ist. Der Strafrichter, soweit er nicht für die Zukunft abzuschrecken vermag, stellt aber bloß die verletzte Gerechtigkeit wieder her, durch sein Urteil bessert er augenblicklich nichts. — Von anderen Hemmungen wird noch die Rede sein.

Ein bezeichnender Vorgang darf in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben. Unser Bürgertum, das dem Bauernstand nie hold gewesen, stellt an diesen plötzlich Anforderungen, denen er nicht mehr gewachsen ist. Zu lange hat man auf ihm herumgetreten — und jetzt soll er, mir nichts dir nichts, das ganze Volk erhalten, das früher auf die Ausfuhr von Eisenbahnschienen größeren Wert legte als auf eine gesunde Landwirtschaft. Außerdem verstiegen sich Verteuerungsgruppen — Zwischenhändler — zu Anklagen, als trage der Bauer an den maßlosen Lebensmittelpreisen die Hauptschuld. Der „Kettenhandel“ und ähnliche Ungehörigkeiten blieben dabei unerwähnt. Wem fällt da nicht die Anekdote von „Haltet den Dieb!“ ein?

Alles das bedenkend, muß man wohl oder übel die Verstöße des erweiterten Staatsbetriebes milder beurteilen, und wenn auch nicht im Pausch und Bogen entschuldigen, so verstehen. Die allerschwersten, auf der Hand liegenden Fehlgriffe ließen sich ja auch am leichtesten beseitigen. Ist wohl auch schon geschehen.

Doch nicht nur gewissenlose Erzeuger- und Vermittlerkreise, die jedoch auch nur eine Minderheit ihrer Standesgenossen ausmachen, stören die Tätigkeit der Behörden, sondern auch die Bevölkerung steht zum Teil den behördlichen Maßnahmen nicht mit dem rechten Verständnis gegen-

des Ernährungsamtes mit Sicherheit in allernächster Zeit zu erwarten. Gelänge es nur dem neuen Amt, an das sich die herrlichsten Hoffnungen knüpfen, sofort durch eine großzügige Organisation der Ansteherei um Brot, Mehl, Petroleum, Zucker, Fett, Milch usw. ein Ende zu machen, es könnte des Dankes von Hunderttausenden sicher sein. Alle Leute, gleichgültig, ob „reich", ob „arm", würden aufatmen und sich leichter und gern mit dem wenigen bescheiden, was sie ohne erheblichen Zeitverlust erhalten können, sie begreifen nur nicht — und auch Praktiker begreifen es nicht —, warum man im Krieg für den doppelten und dreifachen Preis der Hälfte, des Fünftels, des Zehntels dessen, was man im Frieden sofort bekam, die zwanzig- und dreißigfache Zeit aufwenden soll. Entweder ist überhaupt etwas „da" oder es ist nichts „da". Nur wissen muß man es.

Die Lebensmittelwirtschaft des Staates, geleitet vom Ernährungsamt unter Kockstein, hat viele schwierige Probleme zu lösen und sie wird sich ihre Arbeit sehr vereinfachen, wenn man mit der Bevölkerung Fühlung nimmt. Diese möchte aber wissen, und hat schließlich ein Recht darauf zu wissen, wie es steht, warum die strengsten Maßregeln notwendig werden, und daß Kräfte tätig sind, die nicht nur Verordnungen erlassen, sondern auch tatkräftig eingreifen, wo's not tut.

Und dann wird es auch verhältnismäßig leicht sein, vom Volk im Hinterland die Opfer zu erhalten, die der Staat zur siegreichen Vollendung des großen Krieges bedarf.

Die Behörde, die verständlich zu uns spricht, wird auch Verständnis finden. H. L. Rosegger.

Vom Jahrmarkt des Lebens.

I.

Der Jahrmarkt des Lebens — die Wendung stammt von Therkeray, der seinen Landsleuten und den Menschen überhaupt gründlich unter die Westen schaute. Und das Wort wird wahrer von Tag zu Tag, vom Britenlande ausgehend, droht es die Welt zu unterjochen: Das Leben ein Jahrmarkt, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Gerade genug. Ein Nachfragen und Anbieten, ein Verkaufen und Kaufen, ein Einhandeln und Feilschen. Die Menschen werden zu Händlern und die Übereifrigsten, die das Dasein nicht einmal soweit erfassen, als wir es mit offenen Augen immerhin erfassen können, brüllen: „Hosianna dem Handel! Hoch der Umsatz! Nur hereinspaziert! Jeder findet, was er sucht! Handle! Handleee! Handleeeeee!" Vielleicht hat man den

längst gesagt hätte werden sollen. Zum Beispiel, daß vor allem die Truppen an unseren ausgedehnten Fronten ausreichend verköstigt werden müssen. Das Hinterland, so traurig es ist, kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Das wird auch jedermann begreifen. Der Grenz- und Vaterlandsschutz geht allem vor. Ferner wird man in gutem Deutsch darlegen müssen, daß Verkehrsschwierigkeiten, die durch den Krieg bedingt sind, die regelmäßige Versorgung der Städte und auch des Landes nicht unbeträchtlich erschweren. Wer wird das nicht verstehen, wenn man es richtig ausdeutscht? Zuvörderst muß Kriegsbedarf jeder Art an die Front. Die Bahnen leisten einen schier übermenschlichen und höchst dankenswerten Dienst, es ist ungerecht, sie durch falsche Vorstellungen, denen nicht entgegengetreten wird, verunglimpfen zu lassen. Der Kämpfer hat seine großen Sorgen und der Nichtkämpfer, der gleichwohl zu des Reiches Kraft und Herrlichkeit das Seine beiträgt, hat gleichfalls seine großen Sorgen. Das mag und kann jedermann einsehen, und hat er das, so wird er sich williger in Entbehrungen fügen, die unvermeidlich sind. Aber nicht genug an derartigen Belehrungen, die wir höchstoffiziell von einer federbegabten Persönlichkeit des Ernährungsamtes erwarten. Diese Persönlichkeit wird ferner sagen, daß die Länder aller Verbündeten von der Nordsee bis an den Suezkanal eine wirtschaftliche Einheit bilden, wo man sich gegenseitig nach bestem Können aushelfen muß und auch aushilft. Jeder gibt, was er gerade noch entbehren kann. Der Austausch ist vielfältig. Was der eine an Tabak darreicht, erhält er in Medikamenten zurück. Und dergleichen. Wird sich da ein einziger unseres Volkes mit heilem Verstand finden, der nicht williger als bisher die Opfer auf sich nimmt, die man seinem Magen und seiner Tasche zumutet? Man hat so oft am unrechten Platz die „Aufklärung" angehimmelt — man bediene sich ihrer einmal am rechten Platz! Es wird sich reichlich lohnen.

Vielfach verstimmen auch die ungeheuerlichen Kriegsgewinne einzelner bevorzugter Unternehmungen. Es wird angebracht sein, unzweideutig zu erklären, was noch nicht überzeugend genug geschah, daß der Staat nicht gesonnen ist, ruhig zuzusehen, wie der und jener Millionen aus dem Volksvermögen an sich rafft. Selbstverständlich ist es dabei, daß die Erfüllung des Versprechens vor keiner Person, welchen Standes und Namens sie ist, halt macht. Alle, die abgabepflichtig sind, müssen auch gerecht und rasch dazu herangezogen werden. Jede Verschleierung ist, wie auch jeder Wucher, strengstens zu bestrafen. Daß der Wille beim Staat dazu vorhanden, braucht nicht besonders betont zu werden, aber er muß sich auch in Taten offenbaren.

Auch andere verhängnisvolle Übelstände zu beseitigen ist selbstverständlich nicht minder notwendig, und daß hier Wandel geschaffen wird, ist nach verschiedenen zuversichtlichen Aussprüchen des obersten Leiters

Das sind die Folgen des Handels, der das Leben zum Jahrmarkt erniedrigt, als böte es keine Genüsse, als die des Anbietens und Nachfragens.

Aber selbst damit könnte man sich mit einiger Philosophie, die jeder besitzen muß, der mit den eckigen Tatsachen des Daseins ein leidiges Übereinkommen schließen will, abfinden, zeitigte der Jahrmarktsbetrieb nicht noch viel bitterere Folgen. Er macht alles, aber auch schon alles zum Handelsgegenstand — und sieht man genau zu, so sind wir denn auch schon glücklich so weit, daß es nichts mehr gibt, was nicht um Geld zu haben wäre. Höchstens, daß ein halsstarriger Bauer lieber auf seiner ererbten Hube verhungert, statt sie an den nächstbesten Jagdliebhaber zu verramschen, höchstens, daß eine alte Jungfer um keinen Preis der Erde ihren großväterlichen Biedermeierkasten veräußert oder ein Künstler sein Werk einem „Mäzen" vorenthält, weil er seine Perle nicht vor einen — Parvenue hinwerfen will! Aber das bleiben Ausnahmen. Am längsten noch widerstand allgemein der feste Grund und Boden den Händlergesetzen. Seit einem Jahrtausend zwar konnte man auch ihn erwerben und veräußern — brauchte ihn nicht mehr zu „erobern", aber das war in der Zeit der Lehensherrschaft auch nicht so einfach. Das Jahr 1848 machte ihn zur Ware wie irgendeine andere. Doch seine „Unbeweglichkeit" erschwerte beträchtlich den „Verkehr". Der Händlerfindigkeit ist schier nichts unerreichbar, es gelang ihr denn auch, den Grund und Boden beweglich zu machen. Altes deutsches Recht forderte zum Erwerb von Land, daß er sich im Angesicht von Feld und Flur vollzog und der Verkäufer überreichte dem Käufer sinnbildlich einen Erdklumpen. Diese dummen alten Deutschen! Warum verliehen sie nicht allen Äckern und Wäldern und Feldern einfach die Beweglichkeit? Mit Pfandbriefen, die leicht von Hand zu Hand gehen, wie alte Hosen beim Trödler.

Nichts ist mehr vom Handhandel ausgeschlossen, auch schon gar nichts mehr. Die „Börsen" aller Art „setzen Werte um", vermitteln, geben Anlaß zu Spekulationen, bei denen jeder gewinnen kann außer dem, der Werte schafft. Jahrmarkt des Lebens! Das Leben ist unfein geworden, selbst eine Spekulation, die sich kaum des Lebens lohnt.

Glaubt einer, ich übertreibe? Gut, er mag sich einer Wanderung anschließen, für die ich ihm gern Führer sein will.

Die Zeitung gilt als der Spiegel ihrer Zeit. Bei voller Würdigung alles dessen, was sie leistet — ein solcher Spiegel ist sie nicht. Ihr Widerschein verzerrt die Wirklichkeit, und späteren Geschlechtern wird es kaum möglich sein, sich aus der Presse von einst das Bild einer Vergangenheit zu entwerfen.

Gleichwohl ist die Zeitung ein Abbild des Jahrmarkts des Lebens. Schlagt nur die „wirtschaftliche Rubrik" auf! Lest die Tagesereignisse

gegenwärtigen Krieg nur deshalb den „großen“ getauft, weil es dabei nicht um Jute und Baumwolle geht, sondern um Sein oder Nichtsein von Völkern. Wir wollen es wenigstens hoffen. Um Socken und Schnupftücher für Neger vergießen die Besten wahrhaftig nicht ihr Blut. Freilich rührte sich schon während des riesigen Streites neben dem Helden der Händler — und er rührte sich ganz gehörig — und er rechnete sich aus, was er gewinnen würde, wenn wir siegen, und was er — gewinnen könnte, wenn wir unterlägen. Die Kalkulation zieht eben alles in den Bereich ihres Überschlages.

Jahrmarkt des Lebens! Das Leben hat seit jeher Neigung zum Jahrmarktsbetrieb, aber dieser steigerte sich allmählich noch mit der fortschreitenden Entwicklung, mit der Durchführung immer strengerer Arbeitsteilung, mit dem Zwang der Verhältnisse, die es nicht mehr jedem gestatten, was er benötigt, selbst herzustellen. Der Einzelne muß sich beschränken, sich auf ein einziges Arbeitsgebiet werfen, dessen Überschuß er abgibt, vertauscht, verkauft, um das ihm Fehlende zu erwerben. Der letzte Stand, der die höchste, weil vollkommenste Kultur besaß, die darin besteht, daß einem sein Arbeitserfolg allein zum Leben genügt, war der Bauernstand und auch dieser wurde im vergangenen Jahrhundert in den Strudel des Handels mithineingerissen. Er produziert — gibt ab — nimmt auf. Arbeitsteilung ist insofern ein wirtschaftlicher Fortschritt, als sie Verfeinerung bedeutet, aber auch ebenso sicher ein Rückschritt, da der Mensch an Vielfältigkeit einbüßt und sich der toten Maschine nähert, die immer nur dieselbe Tätigkeit entfalten kann. Diese Tatsache wird die allermeisten Menschen nicht berühren und sie wäre auch nicht so bedeutungsvoll, zöge sie nicht Folgen nach sich, welche die Völker allmählich unerbittlich verderben. Schon der Umstand, daß jeder, der darauf angewiesen ist, etwas gegen Entgelt abzugeben, um dadurch instand gesetzt zu werden, anderes zu erwerben, zwingt, die Produkte der Erzeugung teurer zu verschleißen, als sie zu stehen kommen. Die gegenseitige, wenn in der Regel auch bescheidene Ausbeutung wird zum Grundsatze und stempelt den ohne Kapital geistig oder körperlich Frondenden zum Heloten. Der Urproduzent erzielt verhältnismäßig am wenigsten mit seiner Tätigkeit, aber der Händler streicht Riesengewinne ein. Der Händler, der nichts anderes tut (was ja auch geschehen muß, jedoch zu hoch veranschlagt wird), als Ware von Orten, wo sie überflüssig, an Orte zu schaffen, wo man ihrer benötigt. Die verhängnisvolle Rolle des Zwischenhandels im modernen Wirtschaftsleben ist zu bekannt, als daß man darüber viel Worte zu machen brauchte. Die alten Herrenstände der arischen Völker, der Bauer im weitesten Sinne des Begriffes und der Gewerbetreibende werden in den Hintergrund gedrängt und empor reckt den Kopf eine neue Kaste, die oft nicht einmal zum Volksstamm gehört.

Barchenthosen, Volkskaffee, Drahtseile, Pianinos fast neu, Zimmerklosett, wenig benützt, Pneu Wimpassing, Maroni, ausgekämmte Frauenhaare, Bleisoldaten, Pferdemist, antike Wanduhr aus fürstlichem Besitz, Strumpfbänder, Spucknäpfe, Paprika, Spinett, Reformhosen mit garantiert tadellosem Sitz, Schillers Werke, Absteigquartier für Junggesellen, Gerüstholz, Briefmarkensammlung — Europa komplett —, Füllofen, Filzschuhe, Seidenhemden, Reitpeitschen, Gassenladen, Monogramme, Kredenz, 100 Wellensittiche, Drehstrommotor, Bruchbänder, Jagdgewehr, Wendeltreppe, Milchziegen, Liebesbriefsteller, Gänse, Rennpferd, Guttalin, Blechemballagemaschine, Geweihsammlung, Fiat, Damenblusen — sehr schick! —, „Bandwurmtod", Offizierssattel, Kriegsanleihe aller Emmissionen, vorzüglicher Mittagstisch, Abführmittel, Kino in mittelgroßer Provinzstadt um 10.000 Kronen mit garantiertem Reingewinn von 8000 Kronen „umständehalber", Schäferhund, tadelloser Teint — wenn Mittel wirkungslos, so „Geld zurück!", haltbare Felle, „Der Naturheilarzt", Haarfärbemittel waschecht . . . u. s. w. „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen!" Unabsehbar ist die Menge der Dinge, die der eine nicht mehr braucht und die der andere sich wünscht. Hoffentlich findet „jedes Häferl sein Deckerl".

Und nach den wertvollen und wertlosen Gegenständen, die verhandelt werden sollen, erscheinen die Menschen selbst, welche ihr Können anpreisen: Magazineur, Operettensänger, Portier, Bankdirektor a. D., Kutscher, Senatspräsident (der für die letzten juridischen Examina vorbereitet), Oberst i. P., Dreher, Kinodarsteller, geschickte Masseuse, praktische Masseuse, junge Masseurin, staatlich geprüfte — ernste — energische — kräftige — erfahrene Masseuse, Masseuse, die „nur zu Damen geht", Unterrockzuschneiderin, Stallbursche, Krankenpflegerin, versierte und distinguierte Masseurin, christlicher Jackenschneider, Fleischergehilfe mosaisch, Stenographistin, Hebammen in allen Preislagen und Verläßlichkeiten, nettes Stubenmädchen, Fiaker, flinke Köchin, praktischer Jurist, reinliche Bedienerin, starker Kohlenträger, Ammen aus Iglau und anderswoher, angehender Philosoph, ungarischer Korrespondent, alleinstehende Witwe, die „schwere Arbeiten nicht scheut", Gärtnerbursche, bilanzfähiger Buchhalter, Kellnerin (auch aufs Land), Generalsekretär, diplomatischer Beamter, der vier Sprachen spricht, Zahlkellner, der acht Sprachen beherrscht, Bürgen, Spezialist, Kriegsinvalider, Detektiv unter „Sherlock Holmes", Zahnarzt u. s. f. Sprachlehrerin unterrichtet französisch in ihrer — Muttersprache . . . (Was mag wohl die Muttersprache dieser französischen Sprachlehrerin sein?), staatlich geprüfte Klavierlehrerin, renommierte Gesangsmeisterin, früher selbst eine „gefeierte Sängerin", italienische — englische — spanische — schwedische Lehrerinnen, Türkischlehrer, Zitherkünstlerin, dramatischer Unterricht,

mit Verstand! Fragt euch, warum dies und jenes geschah, dies und jenes unterblieb! Forscht mutig, warum Herr A. geadelt wird und der B. im Gerichtssaal einen Offenbarungseid schwören muß. Und ihr werdet staunen und ihr werdet unter der Sucht durch Handel — nicht: durch Handeln — zu verdienen, Beweggründe entdecken, daß euch schaudert. Dem einen glückts, dem andern mißglückts, der eine schließt mit Soll, der andere mit Haben, der eine im Palais, der andere im Arrest ab. Ein Kriminalist stellte einmal bösartig fest, daß innerhalb und außerhalb der Arreste dieselben Leute wohnen . . .

Aber man kann gegen meine Feststellungen einwenden: Es sind nur einzelne, es sind die „großen“ Händlerkreise, für die meine Worte Geltung haben; die breiten Massen, das „Volk“ spiegle sich nicht in den Spalten der Zeitung, es halte nicht mit am Jahrmarkt des Lebens. Doch, doch! Leider doch! Nur ist der „kleine Mann“ mehr im „Kleinen Anzeiger“ zuhause. Der „Kleine Anzeiger“ ist nicht selten der Großteil eines Blattes, er ist vielleicht jener gewinnbringende Teil mancher Zeitung, der das Unternehmen erst lohnend macht. Ich ließ mir von einem Zeitungsmann das Geheimnis verraten, daß seine Sonntagsnummer, die er für zehn Heller abgibt, ihm selbst aufs Doppelte zu stehen komme. Aber der „kleine Mann“ zahlt durch den „Kleinen Anzeiger“ den Unterschied zwischen den Herstellungskosten und dem Verkaufspreis der Nummer. Er verhilft dem Zeitungsmann zum Gewinn! Nur Idealisten geben ein Blatt auf ihre Unkosten heraus — und sie tun es wahrhaftig nicht lange! Der rechte Zeitungskapitalist rechnet, und er rechnet so genau, daß nicht er es ist, der „draufzahlt“.

Der „Kleine Anzeiger!“ Angebot und Nachfrage! Handleeee! Greifen wir auf gut Glück eine Sonntagsnummer — Sonntagsnummern sind in dieser Beziehung besonders lehrreich! — heraus und sehen wir nach, was der „Kleine Anzeiger“ anbietet, was er fordert. Aber beileibe nicht alles, nur eine Auswahl soll hier geboten werden, eine wahllose Auswahl . . . Und schon diese bescheidene Auswahl wird genügen. Jeder kann sie täglich nachprüfen, aber die meisten lesen darüber gedankenlos weg.

Da werden ausgeboten oder begehrt: Gebrauchte Heringstonnen, Miederleibchen, Zugpferde, ein Bauplatz, der sich auch zum Exerzierplatz eignet, Reisstrohbesen, separierte Kabinetts, Eigenbauweine, Bodenkram, Sauerkraut, Brillantohrgehänge (von einer k. k. Hofopernsängerin), Watons, Hanfspagat, Stadtpelze, Herrschaftswohnungen, Kochkisten, Laxiger, Hasenfelle, Gummispezialitäten, ein Eislaufplatz, Fettschweine (nachgefragt zu „den höchsten Preisen“), ein wunderhübscher neugeborener Knabe vornehmer, aber diskreter Geburt (kostenlos angeboten!), Schreibmaschinen, Busenkreme „Feschoform“, Zentrifugalpumpe, künstliche Zähne, Salami,

Zinsen anlegen möchte! „Ausg'schamt" sagt der Münchner. Jahrmarkt! Menschenmarkt, auf dem das Fettschwein tausend und mehr Kronen kostet und neugeborene Kinder gratis ins Haus gestellt werden. Wo es die elegante Dame nach einem älteren vornehmen Herrn gelüstet — vornehme Herren sind immer älter, wenigstens am Heiratsmarkt. Alles in „ehrbarer Absicht", wie die Druckerschwärze ohne Verbindlichkeit versichert.

Bin ich zu ausfällig geworden? Hätte ich ruhiger, sachlicher schreiben sollen? Die Zeitungen, wo alles das und noch mehr drinnen steht, werden in der „Familie" gelesen — vermutlich auch in derselben Familie, die den Bezug des „Heimgartens" kündigte, weil darin, in einer Geschichte von anno 1870 ein französischer Soldat „Ja Dreck" sagte. „So etwas" konnte der entrüstete Abnehmer unmöglich seiner Frau und Tochter zum Lesen geben! Schrieb er. Und eine Dame beschwerte sich, daß ich Josef Pontens geistvolles Buch „Peter Justus" empfahl! Es sei „unsittlich"; hat sie jemals über die „Unsittlichkeit" der Zeitung nachgedacht, zu der sie ihren Frühstückskaffee trinkt?

Da ist es nicht leicht, nicht „ausfällig" zu werden, nicht leicht, keine Satyre zu schreiben . . .

*

Man sagt, daß Lächerlichkeit töte, und so haben wir denn die Spalten der „Kleinen Laube" unserem spitzzüngigen Mitarbeiter P. L. M. geöffnet, damit er Proben aus dem üblichen „Kleinen Anzeiger" gebe und dazu seine Glossen mache. B. E. S.

Heimgärtners Tagebuch.

„Die moderne Schulbildung ist Fabrikware!" sagte unser Dorfschreiber.

Das ärgerte mich und ich dachte darüber nach. Wie war es denn früher? Nur Einzelne im Volke strebten über Lesen, Schreiben und Rechnen hinaus. Und an diesen wurde dann oft gleichsam in Handarbeit herumgebastelt, um ihnen die ihrer Neigung und Eignung entsprechenden Wissenszweige beizubringen. Es war gleichsam Kleingewerbe, weil aufs einzelne „Stück" berechnet, nicht auf die Masse. Heute? — Ist es richtig, daß all die verschiedenen Geister und Seelen in den gleichen Model gegossen, mit der gleichen Patrone bemalt werden? Dann wäre es freilich Fabriksarbeit, dann könnte man wohl sagen: Früher machte man in der Schule Persönlichkeiten, und jetzt — Herde! — Ist es wahr, daß in unseren Schulen die gescheiten Schüler allemal warten müssen, bis die Dummen nachkommen? Damit sie ja mit diesen stets

Schnittzeichner, Malschule, Gymnasialunterricht, Vorbereitungskurs zum Einjährig-Freiwilligen-Examen, Wahrsagerin, Ondulieren, Reitunterricht, maniküren, photographieren, pedeküren, Tanzkunst, Klavierspiel ohne Noten — ob auch ohne Klavier . . . Etzetera.

Was ich bin und was ich habe, biet' ich in der Zeitung an!

Aber noch lange nicht genug an Masseusen und Hausknechten, an Spezialärzten und Wahrsagerinnen! Es folgt erst die ausgiebige Abteilung, die ehrbare Briefwechsel, ehrbare Bekanntschaften und ehrbare Hochzeiten vermittelt. Für die Folgen dieses Teiles übernimmt die Verwaltung eines Blattes gewiß keine Verantwortung. Wie heißt es in der „Muskete"? „Kleine Anzeigen, große Wirkungen". Ja, die „Witzblätter" sind oft gar nicht so „spassig", wie sie sich geben.

Und die sich und ihre Reize in der Zeitung anbieten, tasten mit beiden Händen nach dem „Glück", das vor ihnen herrollt, stets in Greifnähe — wie sie meinen — und dennoch unerreichbar fern . . . Wie wenige werden auch nur den Schatten eines Glückes durch ihre Zweikronenanzeige erlangen und wie viele ein gehäuftes Maß Unglück und Elend. Darüber besteht keine Statistik, das ergründet nicht der gelehrteste Professor. Möglich, daß ein Polizeibeamter am besten Aufschluß geben könnte; er und der praktische Arzt. Der moderne Menschenmarkt hat seinen ergründenden Forscher noch nicht gefunden und er wird ihn wahrscheinlich nie finden, weil sein Treiben zwar öffentlich einsetzt, doch im Tiefstverborgenen endet. Möglich, daß es auch besser ist, nicht in jedes Dunkel hineinzuleuchten. Wissen macht nicht immer klug. Man braucht sich nicht die Reste seines Idealismus und seines Optimismus rauben zu lassen.

Das Streben, einen Briefwechsel mit einem Angehörigen des anderen Geschlechtes anzubahnen, ist sehr durchsichtig und aus kaum verhüllten Zielen blinzelt neben viel Leichtsinn oft die bitterste Not, die Verzweiflung — der Schwindel. Der Heiratsschwindel soll ein einträgliches Gewerbe sein für den, der sich aufs Geschäft versteht. Denn die Dummen werden nie alle; sonderlich nicht, seit sie lesen und schreiben lernten.

Und wie die „Sehnsüchtigen" sich loben und preisen und schönmachen! Wie sie ihr Vermögen, ihre vornehme Abkunft, ihre behagliche Wohnung herausstreichen! Wie das junge Mädchen mit seiner schlanken, die geschiedene (selten die unschuldig geschiedene) Frau mit ihrer Üppigkeit und Eleganz angelt! Wie der Mitgiftlüsterne seine hohe Figur betont, der verkrachte Adelige seinen Adel, der auf Rudolf von Habsburg, wenn's wahr ist, zurückreicht, ins Licht rückt! Wie der Selcher seine Schweinestecherei, der Beamte seinen Beruf, der Flaneur seine Lebensgewandtheit, der Opernsänger seinen Kehlkopf in einer reichen Ehe auf

„Menschen von dem höchsten Preise
Lernen kurze Zeit und werden weise.
Menschen von dem zweiten Range
Werden weise, aber lernen lange.
Leute von der dritten Sorte
Bleiben dumm und lernen — Worte."

Diesen Vers fand man eines Morgens auf dem Tore der Universität mit Kreide geschrieben. Einer der Professoren wollte ihn sogleich weglöschen, der andere fiel ihm in den Arm: „Einen Augenblick, Kollege! Ich möchte ihn mir vorher in mein Notizbüchel schreiben."

Man fragt im Krieg jetzt aller Orten:
Wir Menschen, sind wir noch schlimmer geworden?
Und grausig antworten Leichen und Trümmer:
Nein, schlimmer nimmer, aber dümmer, dümmer!

Zu den unsinnigsten Ausdrücken der deutschen Sprache gehört das von unserer lieben Gedankenlosigkeit scheinbar noch niemals bedachte Wort: Kriegsschauplatz.

Ist denn der Krieg ein Schauspiel? Ist denn das Schlachtfeld eine Bühne? Dazu vorhanden, um Zuschauer zu unterhalten? Auch unsere Künstler, die uns in Gemälden, Zeitschriftenbildern, auf Ansichtskarten u. s. w. mit Kriegs- und Schlachtendarstellungen überschwemmen, scheinen der Meinung zu sein, daß es ein Vergnügen ist, fortwährend diese Zerstörungen und Metzeleien anzuschauen. Von den Soldaten an der Front, die man gerne mit derlei Bildern bedenkt, kommt manch ein Ruf: Schickt uns nur nicht immer Krieg; solchen haben wir in Wirklichkeit zur Genüge.

Ein Kriegshilfsbüro in Wien hat das erkannt und Ansichtskarten anderer Art herausgegeben. Die zeigen in kunstvollen Darstellungen den Mann bei der Friedensarbeit, auf dem Kornfeld, in der Werkstatt, in friedlichem Handel und Wandel. Das heimelt an, das tut wohl, das ist der richtige Schauplatz.

Die Stimme der gastlichen Steiermark ist es gewiß nicht. Bisweilen aber hört man ein unwilliges Murren darüber, „daß so viele Fremde, hunderttausende von Kriegsflüchtlingen bei uns aufgenommen worden seien, die den Einheimischen die kärglichen Lebensmittel schmälern".

Ist diese Klage nicht sehr ungerecht? Hat nicht jedes Binnenland seine Lasten, seine Gefangenen, seine Kriegsflüchtlinge? Oder schauen wir einmal nach Galizien, Bukowina, Siebenbürgen, selbst nach Ungarn;

auf gleicher Höhe stehen? Ferner ist es wahr, daß die sogenannte allgemeine Bildung, die Durchschnittsbildung den Menschen aus der kindlichen Einfalt, aus dem natürlichen Hausverstand herausführt, ihm glänzende Ziele verspricht, um ihn dann in der Halbheit hilflos und unzufrieden stehen zu lassen? Ist es wahr, daß oft eine einzige Persönlichkeit die Menschen höher gebracht hat, als jetzt ein Parlament voll halbgebildeter Durchschnittsmenschen? Und wären diese gleich alle bestrebt, das Beste zu leisten.

Aus dem gewöhnlichen Halbrohmaterial kann man wohl allerhand nützliche Leute machen — Beamte, Professoren, Priester, Künstler, Feldherrn, Politiker — aber sie bleiben in der Niederung. Mittlerweile werden vielleicht Vollmenschen, die hie und da geboren werden, versäumt, oder in der Schule, die allen das Gleiche nimmt und das Gleiche gibt, ihrer Persönlichkeit verlustig. Nur der Technik wachsen aus der Menge noch Genies zu; die sozialen Zweige haben wenig aufzuweisen, wenn man heute nach bedeutenden Persönlichkeiten ausschaut. Ist es so?

Also was? Soll sich die Bildung dem Menschen anschließen oder der Mensch sich der Bildung? Doch wohl das letztere? Aber ein Zwerg, der nicht wachsen kann — und soll den Mantel des Riesen tragen? Es muß der Mantel für ihn zugeschnitten werden.

Ich glaube, daß der Mensch von Haus aus gut ist und habe in einem langen Leben erfahren, daß der einfache ungeschulte Mensch gescheiter, verträglicher und zufriedener ist, als der verbildete, bei dem die natürlichen Anlagen verkümmert, durch unorganische Zutaten entstellt sind — ein verzerrter Charakter, gierig nach Ferneliegendem suchend, dabei voll Unlust für das, was er ist und leisten soll. Die Schulung geht vielleicht auch zu viel auf den Eigennutz aus, auf den alltäglichen Vorteil, auf Klugheit im Erwerb — während Schule und Erziehung, wenn es ihr Ernst ist, die Schüler auf eine höhere Ebene leiten soll.

Wenn einzelne hervorragend geartete Kinder eine besondere Schulung und Leitung erfahren würden, so könnten sie zu Führern werden, während sie so Teile der Herde bleiben. Wenn aber auch der halbgebildete Durchschnittsmensch Führer sein will, so haben wir eine stets widerspenstige, sich selbst befeindende Herde . . .

Solche Gedanken beunruhigten mich. Ob sie richtig sind? Vielleicht nur bedingt richtig? Jedenfalls liegt's an der Erziehung, vielleicht wirklich auch an der Schule, die der Gemeindeschreiber mit einer Fabrik vergleicht. Irgendwo muß der Teufel hocken. Wohin uns diese Kultur geführt hat? Europa brennt an allen Ecken.

zehren, die Güter zu vernichten. Wucherer, die den Rest einsperren, um ihn noch höher zu verwerten. Aber trotzdem — die Leute haben zu essen. Irgend etwas ist immer, um den Magen zu füllen. Alles ißt bei bestem Appetit, aber alles magert ab. Kranke können sich nicht erholen, Kinder nicht gedeihen. Einsetzende Krankheiten finden im unterernährten Körper keinen Widerstand, der eine stirbt an Lungenentzündung, der andere an einer Magenkrankheit, wieder andere an Bronchitis oder an irgendeinem Siechtum, das die schwindende Lebenskraft nicht mehr aufhalten kann. Unmittelbar an Hunger stirbt eigentlich keiner, denn um einen ordentlichen Hunger zu fühlen, dazu ist die Natur nicht mehr stark genug.* Die Sache vollzieht sich bei einer modernen Hungersnot mehr effektlos und unauffällig.

Eine Eigentümlichkeit der Hungerseuche ist, daß die Lebensmittelwucherer davon immer verschont bleiben.

Zu den Eigenarten dieses Krieges gehört es, daß *von den Fronten Geld ins Hinterland* geschickt wird. Sonst hat man doch immer das Umgekehrte gehört. Aber nicht bloß Soldaten schicken ihren Angehörigen Geld heim. Auch an die allgemeine Kriegsfürsorge denkt man dort. Offiziere haben ihre kleinen „Strafkassen", „Wettkassen", deren Inhalt sie von Zeit zu Zeit für Kriegskrüppel, besonders Erblindete, für Kriegerheimstätten usw. spenden. Ist das nicht ein neuer schöner Charakterzug unserer Tapferen!

Heute hielt mir ein großer Pessimist eine kleine Rede:

„Wer wird sich nach der Katastrophe auf den Tisch setzen, die Aristokratie, die Demokratie? Oder — die *Plutokratie*? Der Menge ist es, nach römischem Muster, ziemlich gleich, von wem und wie sie regiert wird, wenn's nur Geld gibt."

Mein Herr! Glaubt die Menge, daß es Geld gibt, wenn die Plutokratie regiert? Gerade dann gibt es für die Menge kein Geld, vielmehr sie wird ausgesogen von den wenigen Blutsaugern, die nicht mit Eisen, sondern mit Gold die Menschheit knechten. Die Geldgier ist der große Feind. Der Mensch soll trachten, nur zur Erlangung und Sicherung der persönlichen Selbständigkeit und sittlichen Freiheit wohlhabend zu werden. Das Streben nach *Reichtum* und *Geldmacht* ist schon Schurkerei an den Mitmenschen.

---

* Jener gegenwärtige Grad von „Hungersnot", der nur kräftigen Appetit erzeugt, ist eher nützlich als schädlich.

schauen wir nach Bosnien, Dalmatien, Küstenland, Kärnten, Tirol. Was haben diese Länder vom Krieg zu leiden! Auf den Knien sollten wir Gott danken, daß unsere Steiermark bisher von der eigentlichen Kriegsgeisel verschont geblieben ist. Und sollen uns freuen, daß wir den Armen und Ärmsten, den Heimlosen, in solcher Not eine friedliche Gaststätte geben können.

Ach, das sage ich ja nur zu den wenigen Raunzern. Wir anderen freuen uns ja, daß wir Zuflucht geben konnten, und wünschen nur, daß die Gäste bei uns sich mit jener Einfachheit und Genügsamkeit in der Lebensführung bescheiden, wie wir selbst es tun müssen.

Das war zu den vorigen Weihnachten. Der Postbote hatte ein Paket gebracht; eine platte Kiste, sorgfältig gepackt, aber ohne Inhaltsangabe. Ist auch gar nicht nötig, man weiß es doch. Eine oberländische Bauerngemeinde hatte mich ein paar Wochen vorher zu ihrem Ehrenmitglied ernannt und nun war natürlich das unvermeidliche Diplom da.

„Stellt es in die Kammer hinaus."

„Aber es wird ja geantwortet werden müssen", meinte die Frau.

„Legt es derweil zu den Übrigen. Wenn sich die Leute nur keine überflüssigen Auslagen machen wollten. Mich freut ja die Sache an sich."

Über die Weihnachtstage hinaus blieb die Kiste vernagelt. Dann wurde sie aufgemacht und dann entstand bei Muttern und Kindern ein schallender Jubel! — Ja, wenn man das geahnt hätte, da würde man die Kiste wohl zum Fest geöffnet haben. Kein Diplom hatte mir die brave Alpengemeinde geschickt, sondern einen mächtigen Laib Brot. Braunes, würziges Bauernbrot. — Ja, so ist es und so wird es bleiben, das richtige Diplom für die Ehrenmitgliedschaft in einer Bauerngemeinde ist der Brotlaib.

Hungersnot! „Derlei gibt's nicht mehr. Die Eisenbahnen! Der Weltverkehr!" Damit beruhigte man sich. — Wir haben vielleicht ein ganz falsches Bild, wie so eine Hungersnot eigentlich aussieht.

Erstens einmal stellen wir uns vor, eine Reihe von Mißjahren. Die Vorräte werden aufgezehrt. Die Tiere werden geschlachtet. Jagd nach Hunden, Mäusen und Ratten. Man nagt an Holz, man ißt Gras, man ißt Erde. Hungerwahnsinn. Die zu Skeleten verdorrten Menschen fallen einander an, verzehren einander in grausem Heißhunger. — So ungefähr hat man sich die Hungersnot vorgestellt. Aber ganz so dramatisch ist sie nicht.

Es braucht keine Mißjahre. Bloß Vernachlässigung der Landwirtschaft, Entziehung der bäuerlichen Arbeiter, Einkreisung vom Feinde. Millionen von kräftigen Menschen, dazu verurteilt, die Vorräte zu ver-

Die Weltgeschichte weiß von Kriegen, in welchen unzählige Menschen, ganze Völkerschaften hingeschlachtet wurden um ein Stück Land. Platz und Sachen wollten sie behaupten. Die Personen gaben sie schmachvoll preis.

Vor kurzem habe ich einen neuen Grund gehört, weßhalb in unseren Ländern der Bauernstand nicht mehr zeitgemäß sei und nimmer aufkommen könne. Das Klima habe sich in den letzten Jahrzehnten so sehr verschlechtert, daß nichts mehr reifen wolle. Mit Riesenschritten gingen wir der Eiszeit entgegen. Also wohl der schnelle „Fortschritt“ macht es, daß wir anstatt in Zehntausenden von Jahren, wie alte Forscher angenommen, schon in wenigen Jahrhunderten vergletscherte Kornfelder und Weinberge haben werden? Na, darum lieber jetzt schon nichts mehr anbauen, sondern fleißig Industrie treiben, um — vielleicht Eispickel, Ski und Rodelschlitten zu erzeugen?

Es ist wohl wahr, man hört fast jedes Jahr greinen über spätes Frühjahr, kalten Sommer und schlechten Herbst. Aber man greint nur bei alljährlich sich zeitweise einstellender schlechter Witterung, und das haben auch unsere Väter und Urväter getan. Wir lesen von schweren Mißjahren und großen Hungersnöten in alter Zeit, und doch war und blieb der Bauernstand aufrecht und doch gab es wieder fruchtbare, üppige Jahre.

Die Gelehrten könnte man übrigens ja wohl fragen, ob ihnen etwas aufgefallen sei von einer merklichen Verschlechterung unseres Klimas. Wenn ja, so wäre das nur ein weiterer Grund, den Nahrungsbau mit allen Mitteln zu betreiben, zu verbessern und dem Klima anzupassen. Die allmählich erfrierende Menschheit wird alle Erwerbszweige eher aufgeben als den Nahrungsbau. Die Bärenhaut und das Haferbrot wird das letzte sein. Dann kommt die Winternacht.

Warum die Leute sich so drum reißen, „Herr“ zu sein! Ich wäre fast lieber einem Herrn untertan, als zehn Knechten. Man sieht ja, wie abhängig sie sind, die sich Herren nennen und vielen Leuten zu befehlen haben. Zu befehlen! Heute! — Das Herrschen macht unfrei. Aber die schönste Freiheit ist das Belieben, anderen je nach Neigung dienen zu können. Darin, glaube ich, liegt das Bewußtsein wahrer Souveränität. „Ich bin Mensch. Keiner steht von allen, die da leben, keiner über mir, keiner unter mir — ich bin jedem beigegeben.“

Eine Frau kam zu mir, eine entfernte Verwandte, und klagte über die Dienstboten. Alle Untugenden der heutigen Dienstboten und deren sind viele, hat sie mir dargetan.

In den Zeitungen immer vom „nahen Frieden" sprechen, heißt die Leute ungeduldig machen. Wir müssen den Krieg gewohnt werden, denn der wahre Frieden kommt ja nicht. Es gibt gescheite Menschen, die zu allen Zeiten und überall Krieg sehen auf Erden. Frieden findet nur der, der ihn in sich selbst sucht. „Unser Ziel sei der Frieden des Herzens", mit diesem Satze habe ich mir die Autographenjäger verscheucht, weil er ihnen denn doch zu unerlaubt banal schien. — Die Weisheit vom „Frieden des Herzens" ist zwar freilich vor Alter längst rostig geworden, aber in der Wildglut unserer Zeit wird sie wieder blank und leuchtend. Und immer mehr Leute machen das Geständnis: Ja, als ich es endlich glaubte, als ich endlich draufkam: In mir selbst, in der arglosen, reinen Gesinnung, in dem kühlen Verzicht auf Reichtum, Macht und äußere Ehre habe ich den Frieden gefunden — ganz ohne Haager Zutun, ohne Wilsons Vermittlung, ohne Englands Gnade. Sobald es mir gelang, vom Reiche meines Herzens die schleichenden, lockenden Feinde abzuwehren, hatte ich Frieden.

Ich merke es, der Leser wendet sich bitter lächelnd ab: Das ist denn doch zu viel Kanzelsalbe! Mag sein, es riecht danach. Deshalb bleibt eine große Wahrheit doch wahr und in der Not dieses dunklen Erdenlebens sieht es vielleicht mancher ein, daß gerade die bekanntesten Wahrheiten die wenigst beachteten, aber die wichtigsten sind.

Wer kennt sich aus in der Geschichte der Menschheit? Welches sind die Zeichen ihres Aufstieges? Welches sind die Zeichen ihres Niederganges? Ließe es sich nicht am Ende so sagen: In der natürlichen, der aufstrebenden Menschheit sind die Dinge für den Menschen da; in der unnatürlich gewordenen, der niedergehenden Menschheit ist der Mensch für die Dinge da? In der Entwicklung will der Mensch alle Sachen und Werte seiner Person nutzbar machen; in der Degenerierung dient der Mensch — aber ungewollt — den Sachen, den Reichtümern. Der natürliche Mensch braucht die Dinge für seine Person. *Der Überkultur-Mensch opfert seine Person den Dingen.*

Man schreit vor Lachen über den Unsinn, der da gesagt wurde. „Es ist gerade das Gegenteil wahr, denn der Mensch — ob auf- oder absteigend — ist der große Egoist, der sich nicht den Dingen opfert, sondern dem sich alle Dinge opfern müssen."

Aber ich sehe es anders. Ich sehe, wie die Habgier, die Herrschsucht und das Ringen danach die Person des Menschen zerstört. Zuerst raubt sie ihm seinen Gleichmut, sein ureigenes Seelenleben, seine Gesundheit, also seine ganze innere und äußere Persönlichkeit. Der Mann zerreißt sich in Sorgen um die Sachen und Reichtümer, die er hat oder haben möchte. Er blutet und verblutet sich im Kampfe um die Sachen.

konnte. „Zum Theater gehen nur leichtsinnige Mädeln“ — also fort damit! — Dann verging die Zeit und der Kradler war einsam und wurde alt und wurde kindisch und verlassen. Das einzige Kind dahin, verloren, man hörte nichts mehr von ihm. Ein paar Freunde hatte der Kradler noch, die achteten ein wenig seiner und wollten ihn in seiner Traurigkeit zerstreuen. Sie brachten ihm manches Spielzeug zur Ergötzung. Erst einmal ein Stereoskopenkästchen, dann (weil er Musikfreund war) eine Spielwalze, eine alte Zither, ein Grammophon und solche Sachen. Der Alte unterhielt sich und die Freunde brachten immer wieder Bilder für Stereoskop und Platten fürs Grammophon, die sie bei anderen Instrumentbesitzern eingetauscht hatten. Mit dem Grammophon unterhielt sich der Alte am liebsten. Ehegestern hatte ein Bänkelsänger ihm aus dem Schalltrichter ein zynisches Couplet gekräht; gestern kam hervor der wilde Lärm der Neujahrsnacht in Berlin, dann das Brausen des Niagarafalls, von einem Zeitungsausrufer begleitet; heute der Gesang einer Primadonna. — Wie? Was? — Was ist denn das? Eine bekannte Stimme! — Eine altbekannte, liebe Stimme! „Jesses und Josef! Das ist ja Rosas Stimme! Die Tochter!“ — Der Alte schreit weinend auf. Dann wendet er mit bebender Hand die Platte, um den Bericht zu lesen: „Arie aus Ernani, gesungen von der berühmten Sängerin Rosa Kradler in Philadelphia. — Also sie ist nicht verloren, sie lebt, sie ist berühmt. — So findet er sein Kind wieder und das hat das Grammophon getan.

Natürlich ist die Geschichte wahr, sonst würde sie nicht erzählt worden sein. Ein strebsamer Novellist soll was Schönes draus machen.

Am 23. November 1916.

Nun ist auch das vorbei. Unser alter, getreuer Kaiser Franz Josef ist gestorben.

Er war ein Teil des Lebens jedes Einzelnen von uns. Es mußte einer sehr alt sein, der ein Österreich gekannt hatte ohne Kaiser Franz Josef. Ich fand ihn schon in meinem ersten Schulbüchel und ich wußte ihn als nimmermüden, weisen, gütigen Herrscher noch vorgestern im Schlosse zu Schönbrunn.

Vor einigen Jahren kam ein Bekannter von mir aus einer Weltreise heim. Er hatte alle Weltteile gesehen und in Australien hatte er die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, dessen Vorfahren um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus Österreich eingewandert waren. Ein ernster junger Mann, der aber wenig europäische Zeitungen zu lesen schien. Er erkundigte sich nach den Verhältnissen im alten Österreich, besonders auch, ob es noch ein Kaisertum sei und wie der Herrscher heiße.

„Liebe Frau, da kann ich nicht mitsprechen. Wir haben keine Dienstboten mehr. Die Hilfsleute, die wir im Hause haben, sind flüchtige Mietlinge mit vierzehntägiger Kündigung, fremde Herrschaften, die gegen Bezahlung täglich ihre Leistungen machen, ihre Verpflegung beanspruchen, weiter aber uns nichts angehen."

„Aber mein Gott!" rief sie, „Ihr Vater war ja selbst Bauer und hat mit Dienstleuten zu tun gehabt "

„Nein, nein, da läßt sich nichts vergleichen. Bei den Bauern auf ihrem eigenen Hofe gab es damals Hausvater, Hausmutter und Hausleute. Diese waren stets für ein Jahr aufgenommen, teilten die Freuden und Leiden des Hauses und gehörten zur Familie. Sie wurden kaum anders behandelt, als die Kinder des Hauses. Heute in den Städten hat die Herrschaft selbst selten einen festen Sitz; man wohnt gleichsam in einem gemieteten Zelte. Da ist's nichts mit dem patriarchalischen Leben, da können sich die Dienstboten nicht anheimen, wollen auch nicht, bleiben der Herrschaft fremd, wie die Herrschaft ihnen. Es ist zwischen ihnen ein kalter Geschäftsvertrag, jederzeit löslich. An das, liebe Frau, müssen Sie denken, wenn Ihnen das Verhältnis klar sein soll. Der Dienstbote ist ein fremder Herr im Hause. Wer Dienstboten braucht, der ist nicht mehr Herr, er ist abhängig und sie können ihn mehr tyrannisieren als er sie; denn die Angriffsfläche an ihm ist eine größere als an dem Dienstboten, der in fünf Minuten mobil machen kann."

„Mit dem Gendarm kann ich ihn zurückholen lassen!" rief sie.

„Wer tuts? Wer mag sich von einem Stubenmädchen bedienen lassen, das er mit Gewalt im Hause halten muß? Wer mag sich von einer Köchin kochen lassen, die der Gendarm gebracht hat?"

„So meinen Sie. Na, ich dank. Aber was soll man denn tun, wenn die Herrschaft kein Recht mehr hat?"

„Wer auf andere angewiesen ist, der ist keine Herrschaft. Ich habe einen ziemlich großen Bekanntenkreis, aber nur ein Einziger ist dabei, der in seinem Hause völlig die Herrschaft führt."

„Nun also!"

„Das ist ein pensionierter Schullehrer und der bedient sich selber."

Ich hätte meine Weisheiten, wovon das Dutzend einen Groschen kostet, noch um eine vermehren können. „Ihr älteres Fräulein soll, statt Klavier, kochen lernen; Ihr jüngeres, statt Französisch, die Wohnung im Stand halten lernen. Das wird Ihre Herrschaftlichkeit wesentlich selbständiger machen! — Aber darauf hin wäre meine geschätzte Besucherin wahrscheinlich in eine noch üblere Laune geraten.

Und es geschah, daß Herr Kradler seine Tochter verstieß, seine einzige. Sie war nämlich zum Theater gegangen, weil sie schön singe

Kleine Laube

Aus unserer Zeit.

Große Worte.

„Wo ist ein jedes Beisel schier
Ein separates Hauptquartier?
Im Hinterland . ."

singt Wauwau in der „Muskete“. Und in diesen Nebenhauptquartieren der Hinterländer aller Kriegführenden weiß man alles nicht nur politisch, sondern auch militärisch am besten. Doch das schadet nicht weiter, die Lächerlichkeit beschränkt sich auf einen engen Kreis und bedeutet nichts. Schlimmer ist es, wenn sich im öffentlichen Leben stehende Persönlichkeiten zu Übertreibungen, nach Weihrauch duftendem Eigenlob und Beschimpfungen der Gegner hinreißen lassen. Dann horcht die ganze Welt auf und ein solches Benehmen kann unter Umständen größere Nachteile nach sich ziehen, als eine verlorene Schlacht. Bei uns und unseren Bundesgenossen kommt derlei gottlob nicht vor, unsere Führer sind kluge, besonnene Menschen, die streng bemüht sind, den Tatsachen und nur den Tatsachen Rechnung zu tragen. Anders bei unseren Gegnern. Die Tiraden italienischer Staatsmänner sind seit Kriegsbeginn schon bedeutend bescheidener geworden und sogar unser jüngster Feind, der in den Krieg mit der Begründung eintrat, er nehme daran teil, ihn schneller zu beenden, und glaubte, als Leichenräuber Furore zu machen, ließ kürzlich in einem von uns erbeuteten Befehl eines rumänischen Generals erklären, er stünde einer kriegserprobten Armee gegenüber, die noch nichts an ihrer Tapferkeit und Schlagkraft einbüßte. Die Franzosen, obschon ihr gallisch-übersprudelndes Temperament das Gegenteil leichter verzeihlich machte, sind nicht allzu überschwänglich in der Selbstüber- und der Feindesunterschätzung. Bisher leistete sich der „kühle Engländer“ das Höchste inbezug auf Eingenlob und Deutschenherabsetzung. Von den verantwortlichen britischen Lords sind im Verlauf der letzten zwei Jahre so große, so unberechtigt große Worte gesprochen worden, daß man sich wundern muß, was sich das insulare Volk und die Kolonien alles gefallen lassen, ohne dagegen ernstlich Einspruch zu erheben. Daß sich die Behauptung eines Seelords, achtundvierzig Stunden nach der Kriegserklärung werde die deutsche Flotte am Meeresgrund rosten, so ganz und gar nicht bewahrheitete, mag immerhin noch hingehen. Der ehrenwerte Seelord besaß eben noch keine Kriegserfahrung, konnte keine besitzen, doch allmählich hätten auch die theoretischen Seemänner klüger und vorsichtiger werden müssen. Das Gegenteil war der Fall. Churchil, der nach Bildern wie ein gemütlicher Groteskkomiker aussieht, sagte während seines Wirkens in der englischen Admiralität, wenn die deutsche Flotte nicht aus ihren Häfen herauskomme und fechte, werde sie ausgegraben wie Ratten . . . Und sie kam heraus, bis zum Skagerrak, und schlug dem bedeutend stärkeren Feind mächtige Beulen. Daraufhin gab allerdings Churchil im Parlament die nachträgliche Erklärung ab, er widerrufe seine Worte. Skagerrak war schlimm und war außerdem ein Wortwitz, der in der Regel nicht übertrieben witzigen Weltgeschichte. S ch e e r hieß der Oberbefehlshaber

„Unser Kaiser heißt Franz Josef", antwortete ihm der Reisende.

„Wohl Franz Josef der zweite, dritte, oder gar der vierte?"

„Franz Josef der Erste."

Der Australier stutzte. „Das ist nicht möglich. Zur Zeit, als mein Urgroßvater noch in Österreich lebte — er soll oft davon erzählt haben — auch habe ichs von seinem alten Auswanderschein, damals war Franz Josef der Erste Kaiser von Österreich."

„Und er ist es noch!"

„Great Heavens that is quite impossibile!" rief der Australier. „In meiner Familie sind seither drei Generationen abgestorben und in Ihrem Land haben Sie immer noch denselben Fürsten!"

Diese kleine Erzählung hat mir die Bedeutsamkeit einer so langen Regierung einmal recht zum Bewußtsein gebracht.

Die menschliche Grenze ist erreicht. Österreich hat keinen Kaiser Franz Josef mehr. Aber das Leuchten seiner Persönlichkeit verläßt uns nimmer.

Und nun mit Gott und ganzem Herzen zu unserem Kaiser Karl!

Lebenskunst.

Ich liebe das Leben in jeder Gestalt,
In Lust und in bitterem Leide.
Ich liebe des Unglücks finstre Gewalt,
Ich liebe des Glücks Geschmeide.
Ich finde aus allem das Beste heraus
Und winde als Blume es in meinen Strauß,
In den Strauß der Lebensblüten.

Da seufzt so mancher in Angst und Not,
Und will sich beim Herrgott beklagen.
Er sieht nicht des Himmels tröstendes Rot,
Er kennt nicht die Lust am Entsagen.
Ich liebe das, was das Schicksal mir bringt —
Ich weiß, daß uns Menschen nicht alles gelingt,
Doch weiß ich, 's ist alles zu tragen.

So ist mir das Leben ein leichtes Ding,
Ich finde so mancherlei Gutes.
Und ist auch der Lohn meiner Mühen gering,
So bin ich doch heiteren Mutes.
Das Grünen und Blühen ringsum in der Welt,
Die lachende Sonne am Himmelsgezelt —
Die kann mir das Schicksal nicht nehmen!

Willy Hacker.

und die deutschen Gefangenen behandelte, brachte uns zu einer ganz entgegengesetzten Ansicht. Es sprach sich darin aus, und diese Meinung verbreiteten auch die russischen Offiziere in Sibirien, daß die Tschechen als ein unkultiviertes Volk gewohnt sind an schlechte, wegwerfende Behandlung, während im Gegenteil die Deutschen als ein Kulturvolk einen weit besseren Rang beanspruchen. Wenn sie meinen, wir seien so unkultiviert wie die übrigen Slawen, täuschen sie sich gründlich und schaden sich nur selbst. Denn aus der ganzen Menge tschechischer Kriegsgefangener bleiben nur noch karge Reste, welche noch zu Rußland warme Sympathie hegen. — 2. Aus dem Briefe eines Zugführers: . . . oft erinnere ich mich an dieses russisch-slawische Reich, über welches ich hier längst abgeurteilt habe. Folgt noch ein 3. Brief mit Klagen über Transport in Viehwagen.

*

Schwäbische Volksstimme.

Bei einem meiner regelmäßigen Besuche in einem größeren Lazarett sagte plötzlich aus tiefem Schweigen heraus einer meiner Lieblinge, ein junger, schwerverwundeter Schwabe, der stets in seiner Bibel las: „Wisset Se, Frau Maier, onser Heiland isch eigentlich 2000 Johr z'früa uff d' Welt komma!“ — Und da ich ihn über diesen mit großer Entschiedenheit vorgebrachten Stoßseufzer erstaunt anblickte, fuhr er fort: „Ha no“, und zögernd kam die Erklärung: „Etzt hätt' er doch viel meh z'schaffa g'het. Dui Dokdora kennet halt älle net so viel wia onser Heiland! Des merk' i jeden Dag. Ond om die baar alte, kranke oder blinde Juda domols wär's lang net so schad g'wä als om ons (uns) jetzt. Sehet Se, mir sottet halt älle wieder g'sond wera, scho bloß om dene Deifelsengländer da Kraga romz'dreha, oim nach em andera!“ Aus dem „Türmer“.

*

Sprachliche Eigenheiten.

In einem Unterstande des Schützengrabennetzes unterhalten sich einige „bayrische Löwen“, aus München gebürtig, über die Eigenheiten der französischen Sprache.

„Jetzt woaß D', g'spassi is dös scho mit dera drecksfranzösischen Sprach; da sagen s' — die Hanswurschten — z. B. ‚Bordo‘ oder ‚Wersai‘ und ‚Bordeaux‘ oder ‚Versailles‘ schreiben s'! Hab 's selber g'hört und aa scho g'lesen!“ sagt der Schorsche.

„Dös is aa komisch!“ meint der Lude. Der Kare aber, der ja Meister in der Beherrschung des Giesinger Wörterlexikons ist, sagt: „I woaß net, was ös wollts! Bei unsra Sprach is dös do no vui mehra: da schreibt ma ‚das Eichhörnchen‘ und sagt ‚'s Oachkatzl‘!“ „Jugend“.

Rumänisches.

27. August 1916 — 6. Dezember desselben Jahres.

In der lehrhaft frechen Note, mit der Rumänien am 27. August 1916 dem ihm verbündeten Österreich-Ungarn den Krieg erklärte, heißt es u. a., unsere Monarchie sei ebenso bereit, die von ihr unterdrückten Völker hinzuopfern, als sie ohnmächtig wäre, sie gegen äußere Angriffe zu verteidigen. Und Herr Porumbarom, der im Namen des kurzsichtigsten Königs und des ehrgeizigsten Bratianu jenes Schriftstück unterfertigte, schloß großartig: „Von dem Wunsche beseelt, das Ende des Konfliktes zu beschleunigen, und unter dem Gebote der Notwendigkeit, seine Rasseninter-

der deutschen Flotte — und Scheer bedeutet so viel wie „Maulwurf". Ratten wollten die Engländer ausgraben und stießen dabei auf einen Maulwurf, der nicht mit sich spaßen ließ!

Humoristisch las sich auch der englische Flottenbericht nach dem Vorstoß der deutschen Torpedostreitkräfte in den Kanal; er meldete, zweifellos seien zwei feindliche Zerstörer „in die Luft geflogen und wahrscheinlich untergegangen ..." Man mußte an einen Übersetzungsfehler denken, denn schon den Laien mutete es seltsam an, daß Schiffe, die in die Luft flogen, dann nur „wahrscheinlich" untergingen ... Und da feststeht, daß die Übersetzung richtig war und daß kein deutsches Fahrzeug unterging — so wird vermutlich auch keins, geschweige denn zwei, vorher in die Luft geflogen sein!

Kürzlich nun hielt der erste Lord der Admiralität, der Unionist Balfour, anläßlich eines Banketts in der Guildhall eine Rede, in der er feststellte, England und seine Bundesgenossen hätten die „unbestrittene Herrschaft auf der See"; vielleicht murmelte jemand in der Guildhall, denn er fügte bescheidener bei, vom englischen Standpunkt betrachtet weise diese Stellung aber einige „Unzulänglichkeit" auf. Das wollen wir Balfour schon in Hinblick auf die Taten der deutschen Unterseeboote gern glauben, begreifen jedoch nicht, wie von seinem Standpunkt aus, eine unbestrittene Seeherrschaft unzulänglich sein kann.

An unserstatt antwortete da Mexiko auf eine Note von London hin, die begehrte, es möge die deutschen U-Boote an der mexikanischen Küste besser im Auge behalten, das beste Mittel, um derartige Reibungen zwischen Altengland und Mexiko künftig zu vermeiden, wäre, daß die britische Flotte das Auslaufen deutscher Tauchboote aus den Heimatshäfen überhaupt verhindere.

Wir fügen nur hinzu: Dem Staate der unbestrittenen Seeherrschaft kann das unmöglich schwer fallen.

Große Worte klingen gut, sie werden bald geschichtsbuchfähig, so daß sie jeder Schulbub auswendig lernen muß, aber sie dürfen nicht bloß rasseln, sie müßen auch der granitnen Wirklichkeit entsprechen. V. E. S.

*

Politische Gesinnung von Tschechen, die sich in russischer Kriegsgefangenschaft befinden.

Die deutschösterreichische Zeitschrift „Deutsche Arbeit" schreibt ohne Kommentar „Aus dem Preßbureau des k. k. Kriegsministeriums" bringen sowohl „Právo Lidu" wie „Nár. Listy" (am 20. Aug.) folgenden Aufsatz: Die verschlechterte Stellung unserer Kriegsgefangenen in Rußland, besonders ihre strengere Behandlung, übte gerade jetzt starken Einfluß auf ihre frühere politische Gesinnung und Überzeugung. Das geht insbesondere hervor aus einer ganzen Menge von Nachrichten über Kriegsgefangene, die im Laufe der Zeit vollständig von allslavischen Ideen geheilt worden sind. Die nachfolgenden Nachrichten von kriegsgefangenen Tschechen geben uns ein Beispiel, wie sich die Anschauungen kriegsgefangener Männer in der Zeit ihrer Gefangenschaft geändert haben: 1 .... Die russischen Soldaten nahmen mich ganz freundschaftlich auf und ... schenkten uns Zigaretten ... sie warfen uns Äpfel hin und in den Dörfern gab uns jeder, was er hatte. Es ging gut bis nach Sibirien. Ich liebte aufrichtig Rußland wie mein Mütterchen und segnete das weißsteinige Moskau wie das goldene Mütterchen Prag. Die Mehrheit der Kriegsgefangenen war derselben Meinung wie ich. Aber bald zeigte es sich, daß das russische Volk in uns nichts anderes sieht als Feinde. Die Tschechen müssen Feinde der Russen sein. Das zeigte uns der Pope in der Kirche, wenn er beobachtete, daß die Bevölkerung uns gesellig und vertraulich behandelt. Der Unterschied, wie man uns

Prunk.

Wie seltsam mutet oft der Prunk in den höchsten Kreisen an — bei Taufen, Hochzeiten, auf Galafesten aller Art, bei Krönungen, Jubiläen und Leichenfeierlichkeiten. Man staunt zuweilen über die Sonderbarkeiten, die da üblich sind, aber noch mehr über die Unbequemlichkeiten, die auf sich genommen werden, um sich den Zeremonien zu unterziehen. Aber vielleicht sind es nicht einmal die Herrscher, die daran hängen — manche empfinden den äußerlichen Prunk jedenfalls als peinliche Belastung — sondern das Volk. Gerade das möchte man kaum glauben, wenn man in den demokratischen Blättern den zumindest leisen Spott über das Zeremonielle liest. Und doch ist es so. Kaiser Karl zum Beispiel soll die Absicht gehabt haben, die Krönungsfeierlichkeiten in Ofen-Pest auf das Wesentlichste zu beschränken. Wer erhob dagegen Einspruch? Die ungarische Nation, beziehungsweise jene, welche die Nation parlamentarisch vertreten.

Und man schaue nur unmittelbar ins Volk: Auch seine Feste umgibt es nach Möglichkeit mit Glanz und Gloria. Der Bauer so gut wie der Arbeiter und der Bürger. Und in der wohlhabenden Bürgerschaft will es jeder dem andern zuvortun. Soweit die Kirche mitzuwirken hat, bringt sie noch ihren abgestuften, aus dem Orient stammenden Prunk dazu.

Zahlreiche einfache Leute, die von der Hand in den Mund leben, sparen ihr mühsames Leben lang auf eine „schöne Leich". Am liebsten mit Musikbegleitung, und die Teilnahme jeder Persönlichkeit, vom Bezirksvorsteher aufwärts, wird als besondere Verschönerung empfunden.

Unsere Bälle, sonderlich auch die Maskenbälle, unterstützen das Verlangen der Menschen nach Herrlichkeit und Glanz. Wer es sich leisten kann, erscheint in strahlender Toilette — und die Herren hängen alle Orden, und seien es montenegrinische oder monacische, an den frisch gebügelten Frack. Darf man verkleidet erscheinen, so wimmelt es von Rittern und Rokokogestalten mit Perücke, von Prinzessinnen und dergleichen. Jeder ist bestrebt, wenigstens für den einen Abend prunkvoller zu erscheinen, als er es im gewöhnlichen Leben vermag. Ist das etwa nicht Prunksucht?

Die eingefleischten Demokraten, die erhaben über den Prunk bei Hof, als etwas Veraltetes, lächeln — auch die machen es nicht viel anders; nur billiger. Halten sie Kongresse ab, so fliegen von den einzelnen Organisationen überschwängliche Depeschen hin und her, die Festredner gefallen sich nicht weniger in klingenden Phrasen als irgendein schwungvoller Minister bei höfischen Anlässen, und zieht man gar öffentlich auf, dann fehlen die „weißgekleideten Jungfrauen" gewiß nicht, nicht die Schärpen der Ordner, nicht Abzeichen anderer Art und auch nicht Fahnen, die ein recht hübscher Schmuck sind. Ihre rote Farbe im Gegensatz zu den Landes- und Dynastenfarben beleben doch nur das — prunkvolle Bild. Selbst die nüchternste (wenn auch überspannteste) aller Parteien, die anarchistische, verzichtet nicht auf ihre schwarze Fahne.

In der demokratischen Schweiz stecken sich die demokratischen Festfeierer Schützenabzeichen an, die sich sehr wenig von monarchischen Orden unterscheiden, und im gleichfalls demokratischen Amerika soll es ebenso sein . . .

Überall dasselbe, nur den Verhältnissen, zuvörderst den Vermögensverhältnissen, angepaßt . . . Schon das Kind fühlt sich in der Maskerade glücklich, der Student mit Schläger in „Wichs" und das alte, fromme Weiblein in seinem schwelgenden Wunsche, von vier Rappen zur letzten Ruhe gefahren zu werden.

Zu tiefst in der menschlichen Natur ist die Prunksucht begründet. Vielleicht im Kunstsinn, der Farben und Bilder liebt, vielleicht im Bestreben, nicht nur etwas

essen zu schützen, sieht sich Rumänien gezwungen, sich denen anzuschließen, die mehr in der Lage sind, die Durchführung seiner nationalen Einheit zu sichern."

Das Deutsche Hauptquartier meldet am 6. Dezember 1916:

„Bukarest ist genommen."

*

Vor der Kriegserklärung Rumäniens an uns sagte Bratianu mit „edler Offenheit" zu unserem Gesandten, dem Grafen Czernin, Rußland werde Siebenbürgen besetzen und in Budapest einziehen — dabei dürfte Rumänien nicht fehlen... Aber als wir nach Eroberung des halben Königreiches in Bukarest einzogen, fehlte dort Herr Bratianu. War er vielleicht gerade unabkömmlich auf dem Wege nach Budapest?

*

Rumänien war „gezwungen, sich denen anzuschließen, welche die Durchführung seiner nationalen Einheit sicherten". Wo blieben seine Verbündeten, als die Geschütze vor Bukarest donnerten? Wo standen die Riesenheere des „unerschöpflichen Rußland", von dem ein paar Tage vorher der neue russische Premier in der Duma faselte? Weit, weit vom Schuß. Und nur Italien sandte der „lateinischen Schwester auf dem Balkan" durch seinen Ministerpräsidenten Boselli — nicht etwa Verstärkungen, sondern „glühende Glückwünsche"... Wie wertvoll werden diese Glückwünsche für König Ferdinand sein!

*

Der verstorbene König Carol von Rumänien schloß mit Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reich ein Bündnis, wohl wissend, daß der unersättliche Erbfeind des Staates, dem er zu Wohlfahrt, Blüte und Reichtum verhalf, stetig im Osten lauerte. Die Kränkung, daß er sein Wort nicht einlösen konnte, beschleunigte gewiß den Tod des Königs. Und sein unwürdiger Neffe Ferdinand zerstörte leichtfertig binnen wenigen Monaten, was der Oheim in vieljähriger Gewissenhaftigkeit und Pflichterfüllung aufbaute. Zwei Jahre hatte Rumänien Zeit und Gelegenheit, die Schrecknisse eines modernen Krieges mitanzusehen, während es dabei selbst Schätze anhäufte und wirtschaftlich erstarkte; zwei Jahre waren ihm gegönnt, um darüber schlüssig zu werden, ob es nicht endlich doch seine Bündnispflichten erfüllen oder wenigstens neutral bleiben sollte. Beides hätte ihm gefrommt. Es entschied sich aber für ein Drittes, für unsere Feinde, um die „Durchführung seiner nationalen Einheit zu sichern". Regierung und Volk sind an den furchtbaren Folgen gleich schuldig. Die Regierung verkaufte sich gierig an den Vierverband und das Volk stimmte dem im Parlament mit erdrückender Mehrheit zu.

Was gäben König Ferdinand, Bratianu und Konsorten **heute** dafür, könnten sie die Weltgeschichte nur um fünfzehn kurze Wochen zurückschrauben! Seine Unabhängigkeit ist gefährdet, sein Wohlstand ist für Menschenalter verloren, seine Jugend liegt auf den Schlachtfeldern, da es „nicht imstande war, das Volk gegen herausgeforderte äußere Angriffe zu verteidigen".

Schiller sagt:

„Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo man dem Weltgeist näher ist als sonst,
Und eine Frage frei hat an das Schicksal..."

Rumänien hat diesen einzigen Augenblick schlecht benützt.

Prunk.

Wie seltsam mutet oft der Prunk in den höchsten Kreisen an — bei Taufen, Hochzeiten, auf Galafesten aller Art, bei Krönungen, Jubiläen und Leichenfeierlichkeiten. Man staunt zuweilen über die Sonderbarkeiten, die da üblich sind, aber noch mehr über die Unbequemlichkeiten, die auf sich genommen werden, um sich den Zeremonien zu unterziehen. Aber vielleicht sind es nicht einmal die Herrscher, die daran hängen — manche empfinden den äußerlichen Prunk jedenfalls als peinliche Belastung — sondern das Volk. Gerade das möchte man kaum glauben, wenn man in den demokratischen Blättern den zumindest leisen Spott über das Zeremonielle liest. Und doch ist es so. Kaiser Karl zum Beispiel soll die Absicht gehabt haben, die Krönungsfeierlichkeiten in Ofen-Pest auf das Wesentlichste zu beschränken. Wer erhob dagegen Einspruch? Die ungarische Nation, beziehungsweise jene, welche die Nation parlamentarisch vertreten.

Und man schaue nur unmittelbar ins Volk: Auch *seine* Feste umgibt es nach Möglichkeit mit Glanz und Gloria. Der Bauer so gut wie der Arbeiter und der Bürger. Und in der wohlhabenden Bürgerschaft will es jeder dem andern zuvortun. Soweit die Kirche mitzuwirken hat, bringt sie noch ihren abgestuften, aus dem Orient stammenden Prunk dazu.

Zahlreiche einfache Leute, die von der Hand in den Mund leben, sparen ihr mühsames Leben lang auf eine „schöne Leich". Am liebsten mit Musikbegleitung, und die Teilnahme jeder Persönlichkeit, vom Bezirksvorsteher aufwärts, wird als besondere Verschönerung empfunden.

Unsere Bälle, sonderlich auch die Maskenbälle, unterstützen das Verlangen der Menschen nach Herrlichkeit und Glanz. Wer es sich leisten kann, erscheint in strahlender Toilette — und die Herren hängen alle Orden, und seien es montenegrinische oder monacische, an den frisch gebügelten Frack. Darf man verkleidet erscheinen, so wimmelt es von Rittern und Rokokogestalten mit Perücke, von Prinzessinnen und dergleichen. Jeder ist bestrebt, wenigstens für den *einen* Abend prunkvoller zu erscheinen, als er es im gewöhnlichen Leben vermag. Ist das etwa nicht Prunksucht?

Die eingefleischten Demokraten, die erhaben über den Prunk bei Hof, als etwas Veraltetes, lächeln — auch die machen es nicht viel anders; nur billiger. Halten sie Kongresse ab, so fliegen von den einzelnen Organisationen überschwängliche Depeschen hin und her, die Festredner gefallen sich nicht weniger in klingenden Phrasen als irgendein schwungvoller Minister bei höfischen Anlässen, und zieht man gar öffentlich auf, dann fehlen die „weißgekleideten Jungfrauen" gewiß nicht, nicht die Schärpen der Ordner, nicht Abzeichen anderer Art und auch nicht Fahnen, die ein recht hübscher Schmuck sind. Ihre rote Farbe im Gegensatz zu den Landes- und Dynastenfarben beleben doch nur das — prunkvolle Bild. Selbst die nüchternste (wenn auch überspannteste) aller Parteien, die anarchistische, verzichtet nicht auf ihre schwarze Fahne.

In der demokratischen Schweiz stecken sich die demokratischen Festfeierer Schützenabzeichen an, die sich sehr wenig von monarchischen Orden unterscheiden, und im gleichfalls demokratischen Amerika soll es ebenso sein . . .

Überall dasselbe, nur den Verhältnissen, zuvörderst den Vermögensverhältnissen, angepaßt . . . Schon das Kind fühlt sich in der Maskerade glücklich, der Student mit Schläger in „Wichs" und das alte, fromme Weiblein in seinem schwelgenden Wunsche, von vier Rappen zur letzten Ruhe gefahren zu werden.

Zu tiefst in der menschlichen Natur ist die Prunksucht begründet. Vielleicht im Kunstsinn, der Farben und Bilder liebt, vielleicht im Bestreben, nicht nur etwas

essen zu schützen, sieht sich Rumänien gezwungen, sich denen anzuschließen, die mehr in der Lage sind, die Durchführung seiner nationalen Einheit zu sichern."

Das Deutsche Hauptquartier meldet am 6. Dezember 1916:

„Bukarest ist genommen."

*

Vor der Kriegserklärung Rumäniens an uns sagte Bratianu mit „edler Offenheit" zu unserem Gesandten, dem Grafen Czernin, Rußland werde Siebenbürgen besetzen und in Budapest einziehen — dabei dürfte Rumänien nicht fehlen ... Aber als wir nach Eroberung des halben Königreiches in Bukarest einzogen, fehlte dort Herr Bratianu. War er vielleicht gerade unabkömmlich auf dem Wege nach Budapest?

*

Rumänien war „gezwungen, sich denen anzuschließen, welche die Durchführung seiner nationalen Einheit sicherten". Wo blieben seine Verbündeten, als die Geschütze vor Bukarest donnerten? Wo standen die Riesenheere des „unerschöpflichen Rußland", von dem ein paar Tage vorher der neue russische Premier in der Duma faselte? Weit, weit vom Schuß. Und nur Italien sandte der „lateinischen Schwester auf dem Balkan" durch seinen Ministerpräsidenten Boselli — nicht etwa Verstärkungen, sondern „glühende Glückwünsche" ... Wie wertvoll werden diese Glückwünsche für König Ferdinand sein!

*

Der verstorbene König Carol von Rumänien schloß mit Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reich ein Bündnis, wohl wissend, daß der unersättliche Erbfeind des Staates, dem er zu Wohlfahrt, Blüte und Reichtum verhalf, stetig im Osten lauerte. Die Kränkung, daß er sein Wort nicht einlösen konnte, beschleunigte gewiß den Tod des Königs. Und sein unwürdiger Neffe Ferdinand zerstörte leichtfertig binnen wenigen Monaten, was der Oheim in vieljähriger Gewissenhaftigkeit und Pflichterfüllung aufbaute. Zwei Jahre hatte Rumänien Zeit und Gelegenheit, die Schrecknisse eines modernen Krieges mitanzusehen, während es dabei selbst Schätze anhäufte und wirtschaftlich erstarkte; zwei Jahre waren ihm gegönnt, um darüber schlüssig zu werden, ob es nicht endlich doch seine Bündnispflichten erfüllen oder wenigstens neutral bleiben sollte. Beides hätte ihm gefrommt. Es entschied sich aber für ein Drittes, für unsere Feinde, um die „Durchführung seiner nationalen Einheit zu sichern". Regierung und Volk sind an den furchtbaren Folgen gleich schuldig. Die Regierung verkaufte sich gierig an den Vierverband und das Volk stimmte dem im Parlament mit erdrückender Mehrheit zu.

Was gäben König Ferdinand, Bratianu und Konsorten heute dafür, könnten sie die Weltgeschichte nur um fünfzehn kurze Wochen zurückschrauben! Seine Unabhängigkeit ist gefährdet, sein Wohlstand ist für Menschenalter verloren, seine Jugend liegt auf den Schlachtfeldern, da es „nicht imstande war, das Volk gegen herausgeforderte äußere Angriffe zu verteidigen".

Schiller sagt:

„Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo man dem Weltgeist näher ist als sonst,
Und eine Frage frei hat an das Schicksal ..."

Rumänien hat diesen einzigen Augenblick schlecht benützt.

die zwar nicht im Sinne unserer sauber arbeitenden Zeit behauen sind, wohl aber nach den Regeln jener Epoche, der sie entstammen. Zweifellos, sie besitzen eine gewisse Form, die auf menschliche, zweckstrebende Verarbeitung hinweist. Diese gab ihnen die Gestalt größerer und kleinerer länglicher Vierecke ohne geometrische Genauigkeit. Aber schon in diesem Zustande genügten sie dem bayrisch-schwäbischen Bauherrn, der sich keinen Palast, der sich eine harte Feste errichten wollte, die dem Sturme der Feinde Trotz bot. Der Platz dafür war günstig gewählt: Die Trümmer liegen wirr auf einem steilen, nach drei Seiten abfallenden Berge, der nur gegen Osten hin über einen schmalen Sattel weg von anderen Bergen überragt wird. In dieser Richtung mag sich die wehrhafte Vorburg, von der nichts mehr zeugt, erstreckt haben. Hohenkindberg war keine große Burg, der ihr zur Verfügung gestandene Raum hinderte breite Grundlagen, und vielleicht war dieser Umstand mitbestimmend, daß man sie nach dem zerstörenden Erdbeben nicht mehr an dieser Stelle errichtete, sondern lieber über die Mürz ging und dort den Neubau — Oberkindberg — hinstellte; die bereits milder gewordenen Zeiten verlangten nicht mehr unbedingt die steilste Höhe für eine Burg!

In wortarmen Urkunden und geschwätzigen Büchern habe ich von Hohenkindberg nichts anderes gefunden, als die Tatsache seiner Vernichtung durch Naturgewalten. Oder doch? Ja, die Namen uralter Grafen von Chindeberch, die hier gehaust haben sollen. 1172—1197 wird ein Konrad genannt, 1182—1214 ein Rudolf; 1190 war ein Heinz Chorherr von Seckau und unter Gebolph (1255—1269) wird sie das Verhängnis ereilt haben. So viel aus vergilbten Dokumenten; vielleicht finden sich in einem noch nicht erschlossenen Archiv Aufzeichnungen über die Burg von einst; es wäre interessant, ein weniges mehr darüber zu wissen.

Bis dahin mag der Träumer im Geiste aus den grauen Steinen Hohenkindberg neu erstehen lassen und seiner Phantasie bleibt es überlassen, aus dem Schutt eine kühne Feste zu erbauen, in der derbe bayrische oder schwäbische Herren nach ungebetenen Gästen auslugen und kaum weniger derbe schwäbische und bayrische Schloßfrauen — die Burgkühe melken, denn daß sie anno 1100 in holden Kostümen schöngeisternd durch den Forst des Hoferkogels streifen und nach einem sangesfreudigen Minnesänger seufzen, ist von der harten Zeit kurz nach der Landnahme nicht zu verlangen. Es wäre ein Übriges, hätten die blonden, blauäugigen Damen auch nur ihren Namen schreiben gekonnt . . . Und der Träumer im Geiste mag ferner zu den Bauernhöfen ringsum pilgern oder gar nach Oberkindberg, um an den Wänden fester Schweineställe und anderen kräftiger Mauern nach grauen Steinen suchen, die einst dahingeschleppt wurden, weil sie bei der Ruinenstätte Hohenkindberg doch niemandem mehr nützten und dem Klugen, der sie sich aneignete, manche Arbeit ersparten . . . Zahllose dieser grauen Steine müssen im Laufe der Zeit fortgeführt worden sein oder verschwanden im neu keimenden Humus, denn der vorhandene Rest, so reichlich er auch ist, hätte kaum auch nur für eine bescheidene Burg genügt, sammelte man auch sorglich die Klumpen und Felsen und Stücke, die in den Jahrhunderten von Regen- und Frühjahrsbächen gerollt die verschiedentlichen Leiten hinabtaumelten.

Alle steirischen Wanderbücher, die insgesamt daran kranken, daß eins vom anderen ungeschaut abgeschrieben wurde, erwähnen die schöne Aussicht vom Hoferkogel und rühmen den Blick auf Schneealpe, Rax, Hochschwab, die Tauernkette, den Floning, die Mugl, das Roßeck und das Rennfeld einschließlich der Lieblichkeit des Tales zu Füßen. Schon möglich, daß all' diese Herrlichkeiten von oben zu sehen wären, wenn man ein halbes hundert Bäume rings um die höchste Höhe niederschlüge. Heute kann man nur mühsam durch Wipfel da und dort einen fernen blauen Bergrücken erspähen.

zu sein, sondern auch etwas zu scheinen — mehr zu scheinen, als man ist. Denn in seinen Prunkgewändern geht auch der König nackt, Und auch unter der roten Schärpe des Sozialdemokraten kommt bald die bloße Haut.

Alle prunken wir, alle, und gestehen wir es nur — wir empfinden schließlich auch alle nur jenen Prunk als „veraltet“ oder „unangebracht“, der nicht unserem Geschmack entspricht, sei es dem künstlerischen, sei es dem politischen. H. L. R.

Hohenkindberg.

Als noch unter Karl dem Großen und später wieder nach der Niederlage der Ungarn in der Schlacht am Leechfeld die bayrischen und schwäbischen Landnahmemänner auch ins Mürztal kamen und hier seßhaft wurden, da galt es vor allem, sich gegen Aufstände der spärlich hier angesiedelten, mit den Avaren vermischten Wenden und gegen die Einfälle der Ungarn zu schützen. Das Mürztal zog sich ziemlich an der Grenze des alten Noricum und Pannoniens hin und mag ursprünglich wohl arg unter bösen Nachbarn gelitten haben. Kein Wunder also, daß die wehrhaften Landnahmemänner sich feste Burgen und Höfe bauten, um allen Feinden erfolgreich Widerstand leisten zu können. Um das Jahr Tausend herum dürften die Burgen, die heute noch als Ruinen von den Bergen melancholisch ins Tal herunterträumen, erbaut worden sein — das heißt, ihre Grundfesten wurden in dieser Zeit gelegt, die ältesten Türme und Bastionen errichtet, während erst kommende Geschlechter die ungeschlachten Bauwerke allmählich wohnlicher machten, erhöhten und bequemer ausgestalteten.

Zu diesen ältesten Burgen des Mürztales gehörte auch „Hohenkindberg“, am linken Mürzufer gelegen, den Marktflecken überragend. Aber ein böses Geschick warf sie schon anno 1266, am 8. Mai, in Trümmer. Ein gewaltiges Erdbeben brachte ihr den Untergang und sie wurde niemals mehr aufgebaut. Ihr „Ableger“ ist das jetzige Schloß Oberkindberg, in dem einst wohl auch noch Burggrafen von Chindeberch gehaust haben werden.

Als Hohenkindberg zerfiel, besaß der Ort zu seinen Füßen, obschon er einige Bedeutung hatte, noch kein Marktrecht; dieses wurde ihm erst von Rudolf von Habsburg zu Wien am 11. Mai 1278 verliehen.

Beinahe sieben Jahrhunderte gingen seit der Vernichtung des Altschlosses ins Land, Jahrhunderte voll Fährlichkeiten und Kämpfen — und trotzdem zeugen heute noch ärmliche Spuren von der Burg, der nur ein kurzes Dasein beschieden war. Der Weg dahin, auf den Hoferkogel, gleich vom Bahnhof aus, ist schön und angenehm und recht gut markiert, bis zur letzten Abzweigung, die man sich aber bei einem kleinen Bauernhofe unschwer erfragt. Nach kaum einer Stunde fröhlichen Steigens im Walde mit hübschen Ausblicken durch Bäume gelangt man an die „Burgstelle“. Der verdienstvolle Janisch spricht in seinem Topographisch-statistischen Lexikon von Steiermark (1885) noch von „mehreren Grundmauern“, die hier sichtbar sein sollen . . . Nun ja, hat einer guten Willen, allerbesten Willen, so kann er an ein oder zwei Stellen Steingefüge wahrnehmen, die vielleicht einst von Menschenhand getürmt wurden. Möglicherweise sind sie von der Natur selbst in seltsamem Spiel aufgebaut, möglich auch, daß sie in späteren Zeiten aus einem nicht mehr erfindlichen Grunde lässig aufgeschichtet wurden. Der nüchterne Beobachter — und bei Forschungen in der Vergangenheit ziemt gerade dem Romantiker Nüchternheit, damit ihn nicht Zufälle narren — sieht kaum mehr als Massen von grauen Steinen,

Freilich wird uns auch eine genaue Kenntnis der Wesensart Christianens nicht davon überzeugen können, daß sie „das einzig würdige Weib“ für unseren größten Klassiker war, aber wir werden ihr künftig gerechter werden. Sie tat, was sie konnte und Goethe erkannte dies zu ihren Lebzeiten und nachher stets freimütig an.

Gottfried Keller ließ ihn in einer Vision sprechen:

„Ach, am Ende war ich König,
Aber ohne Königin!“

Ob aber Königinnen nicht überhaupt seltener sind, als Könige?

Sei dem wie es wolle, der kürzlich veröffentlichte Briefwechsel läßt „die Vulpius“ in einer völlig neuen und keineswegs ungünstigeren und jedenfalls richtigeren Beleuchtung sehen, als es bisher auf Grund der „Schulbubenweisheit“ der Fall gewesen.

H. L. R.

An die Mühle.

Sitz ich in träumender Wiesen Land,
Tönt mir von murmelnden Baches Rand
Kleiner Mühle Geklapper.
Mahlt goldenes Korn
Zu heiligem Brot,
Schützt kämpfendes Volk
Vor hungernder Not.

Ihr treibendes Rad
Weiß Rast nicht noch Ruh, —
Friedbringende Kraft
Bist Mühle, auch du.

Maria Hauser.

Vom Jahrmarkt des Lebens.

II.

(Siehe Seite 287 ff.)

„Krimhilde will.“
Bitte unter „**Krimhilde**“ Adresse anzugeben.

Will Krimhilde wirklich? Und was will sie? Doch nicht mehr Rache nehmen an Hagen. Denn 1. ist die Ermordung Siegfrieds schon längst verjährt und 2. Hagen bereits verstorben. Übrigens kann Krimhilde auch nicht mehr die Allerjüngste sein; ich las von ihr schon in meiner frühesten Jugend.

*

Schwiegermama!
Erwarte dich Donnerstag ab 1/2 4 Uhr beim Denkmal. Wenn nicht möglich, dann Samstag, um dieselbe Zeit. Handkuß.
Schnuckerl.

Ist diese Schwiegermama die Schwiegermama Schnuckerls — oder wird sie erst Schnuckerls Schwiegermama werden — oder ist Schnuckerls Schwiegermama überhaupt keine Schwiegermama . . . . . . Wer löst meine bangen Zweifel??

*

Blondes Hederl,
brünettes Hannerl, schwarzes Heiderl suchen ehrbare lustige Korrespondenz mit Schubert, Schober, Vogel. Unter „Dreimäderlhaus“.

Da soll der Kindberger Verschönerungsverein Hand anlegen; er könnte auch die Markierung vervollständigen und mit einer steinernen Tafel auf die ein wenig rührende Burgstelle „Hohenkindberg“ hinweisen. H. L. R.

Goethes Frau.

Auf der Schulbank trichtert man den Jungens ein, daß „die Vulpius“ eines Goethe unwürdig war, daß sie trank und nicht orthographisch schreiben konnte. Diese Unorthographie tragen ihr Philologen vielleicht am längsten nach — und vergessen, daß auch der große Wolfgang von sich gestehen mußte, er schreibe oft ein Wort mit dreierlei Orthographie! Und auch Frau Rat tröstete die Schwiegertochter: „Daß das Bustawieren und gerade Schreiben nicht zu meinen sonstigen Talenten gehört . . .“ Viel schlimmer wäre die Berechtigung des Vorwurfes gegen Christiane Vulpius, sie hätte Goethen in seiner Entwicklung gehemmt. Das aber war nicht der Fall — zumal er nicht der Mann war, sich von irgendjemanden hemmen zu lassen. So bleibt schließlich gegen sie nichts anderes übrig, als daß sie nicht an ihn heranreichte. Aber welche Frau hätte an ihn herangereicht? Etwa Frau von Stein? Von der Gustav Freytag in einem Gespräch über ihren Briefwechsel mit Goethe gelegentlich sagte: „Die Vulpius war in der Tat eine Befreiung und Erhebung!“ Zweifellos entsprach ihr Wesen nicht dem ihres Gatten — vielleicht jedoch war es „ein notwendiger Ballast, dessen sein Schiff bedurfte zu glücklicher Fahrt“. Und der Weise von Weimar sagte einmal scherzweise von ihr: „Sollte man es wohl glauben, daß diese Person schon zwanzig Jahre mit mir gelebt hat? Aber das gefällt mir eben an ihr, daß sie nichts von ihrem Wesen aufgibt und bleibt wie sie war.“

Von Christiane kann sich jetzt jeder selbst ein Bild machen, denn ihr Briefwechsel mit Goethe liegt erstmalig in einer vorzüglichen, reichhaltigen Ausgabe vor.* Darin erscheint sie mit ihren Vorzügen und Fehlern. Und man wird oft ein Gefühl der Rührung nicht los, wenn man darin liest. Ja, du lieber Himmel, sie war hausbacken und zuweilen unerlaubt einfach im Denken, doch insofern die richtige Gattin des Meisters, als sie ihm alle wirtschaftlichen Sorgen abnahm, daß sie sparte und bei aller äußeren und inneren Bedrängnis nur selten den Humor verlor. Das „Weltauge von Weimar“ war kein bequemer Gatte und gar manche, die ihm geistig ebenbürtiger gewesen wäre als Christiane, hätte mehr als einmal die Geduld verloren. Dennoch sind auch seine Schreiben in dem Briefwechsel ein neues Lorbeerblatt in seinem Ruhmeskranze. Sonderbar, je mehr wir von wahrhaft großen Männern erfahren, desto höher steigen sie. Auch dem allzu Menschlichen untertan, verlieren sie dennoch nichts von ihrer Würde.

Die gute Gesellschaft von Weimar verzieh es ihrem Liebling zwar gern, daß er auch mit „einer Vulpius“ Beziehungen anknüpfte, doch vergab sie es ihm nie, daß er die Getreue nach Jahr und Tag auch ehelichte. Mag sein, daß er sie nur der Kinder wegen ehelichte, aber sein Pflichtgefühl kümmerte sich nicht um die üble Nachrede der ganz Gescheiten und Besserwisser. Man darf auch nicht glauben, daß sich Goethe himmelhoch erhaben über seine Frau dünkte, wenigstens brachte er eine solche Überhebung in den Briefen an sie nicht zum Ausdruck. In ihnen steckt so viel Geduld, Liebe und Zärtlichkeit, daß man füglich staunen muß.

---

*Goethes Briefwechsel mit seiner Frau. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. (Lit. Anstalt Rütten u. Loening. Frankfurt a. M.) Eine Veröffentlichung sämtlicher Briefe Christianens von Goethe und Goethes Briefe an seine Frau.

Zu Komtesse,
junge, reizende Dame, Stubenmädchen gesucht. Höchst angenehmer leichter Dienst bei vorzüglicher Behandlung, keine grobe Arbeit, viel Geschenke.

Wäre ich ein stellensuchendes (anständiges) Dienstmädchen, mir käme die junge reizende Komtesse trotz der versprochenen vorzüglichen Behandlung und den vielen Geschenken höchst verdächtig vor!

*

Gräflicher Sealskinmantel
mit Chinchillakragen, fast neu, um 690 K heute zu verkaufen.

Wenn ein gräflicher Sealskinmantel 690 K kostet, dann sind freiherrliche oder gar nur bürgerliche bedeutend billiger zu haben. Dagegen stellen sich fürstliche, beziehungsweise reichsunmittelbare entsprechend höher.

*

Zwei gute Bilder alter Meister,
jedes zirka 1½ Meter hoch, zirka 1 Meter breit, werden zu kaufen gesucht. Anträge unter „Zwei Gegenstücke“.

Endlich! Die bisherigen Wertmaßstäbe in der Kunst waren wirklich zu schwankend! Das wird künftig anders werden — man wertet einfach nach der Größe oder dem Gewicht: 1½ Meter Tizian sind natürlich wertvoller als ¾ Meter Leonardo da Vinci und 6 kg Michel Angelo sind bedeutend billiger als etwa ein Zentner Canova. Und man merke ferner, daß „Gegenstücke“ gesuchter sind als — Nichtgegenstücke ... Ob wir diesen neuen Wertmaßstab nicht einem Kriegslieferanten verdanken, der seine Villa „stilvoll“ einzurichten gedenkt?

*

Familie Liebmann
aus Teresina od Borszcrow befindet sich wohl im alten Wohnort und grüßt Familie Leon Windreich aus Buczacz.

Die Familie Leon Windreich aus Buczacz erwidert dankend die Grüße der Familie Liebmann aus Teresina; sie teilt ferner mit, daß sie sich in Wien gleichfalls wohl befindet und „in Getreide macht“.

*

Früher häuften sich zu den Annen-, Josefi- und Leopolditagen in den Zeitungen die donnernden Hochs auf die zappelnden Annerln, Peperln und Poldn; sie wurden allmählich durch gebeiztere Anzeigen, bei denen jeder sofort seine „Idee“ hat, verdrängt.

Hin und wieder findet sich aber doch noch eine solche naive Beglückwünschung, wie folgt:

Ein donnerndes Hoch!
unserem lieben Vorgesetzten, Herrn **Gottlieb** ...... zu seinem werten Geburtstage, daß der Gugelhupf wackelt und der schöne Gottlieb daneben zappelt. **Hast a Idee!**

Gott erhalt's!

Hederl—Hannerl—Heiderl; Schubert-Bartsch-Dreimäderlhaus. Ob es mit unserer Kunst nicht aufwärts geht!

*

Mit vornehmem,
wenn auch älterem Herrn sucht blonde Dame uneigennützige ehrbare Bekanntschaft. Unter „Wagnis“.

„Blonde Bestie!“ sagte Nietzsche und ein vornehmer, wenn auch älterer Herr meinte beim Lesen der zarten Anzeige: „Das Wagnis wäre ganz meinerseits!“

*

Doktor Juris,
29 Jahre alt, Israelit, möchte hübsches, etwas vermögendes Mädchen heiraten, wenn ihm Anstellung in Bank oder dergleichen verschafft wird. Eventuell Einheirat. Ausführliche Anträge unter „Nur ernstgemeint“.

Ausführliche Anträge unter „Liebesheirat“ müßte es eigentlich heißen.

*

Schwarz und Blond
haben Langeweile und suchen ehrbare Bekanntschaft mit 2 jungen uneigennützigen Herren. Unter „Gute Kameraden“.

Gegen schwarze und blonde Langeweile gibt es ein unfehlbares Mittel: Pflegerinnendienst in einem Infektionsspital.

*

Einsames, gebildetes, deutsches Fräulein
auf dem Lande, mit charaktervollem Vorleben, mit häuslichem Familiensinn, möchte gerne baldigst treuliebende, glückbringende Gattin eines herzensguten, treuen, akademisch gebildeten, charakterfesten Mannes, über dreißig Jahre, in sicherer, guter Lebensstellung sein. Werte, nicht namenlose, ernste Anträge erbeten unter **„Wer möchte es sein?“**

Ich möchte es nicht sein! Mir graute schon vor dem „charaktervollen Vorleben“ des einsamen deutschen Fräuleins!

*

Zu spät!
Unter dem Bannfluche dieses verhängnisvollen Wortes zieht sich so manches zerstörte Leben in der Verborgenheit dahin und verfließt unter dem grauen Nebel der Entsagung.

Er (oder sie?) wird noch später einmal recht froh sein, daß es „zu spät“ war.

*

Märchenprinz
sucht ehrenhaften Briefwechsel mit Märchenprinzessin. Briefe unter **„Es war einmal“**.

Gibt es denn heute überhaupt noch so etwas wie Märchenprinzen oder waren sie nur einmal? Und wenn ja, wurde dieser hier bei keiner der Musterungen als tauglich befunden? Oder wieder wegen Unentbehrlichkeit enthoben??

*

...inen Kunst darbietet: stimmungsvolle Kriegsnovellen. Mit herzlicher Freude sei dieses liebenswürdige Buch begrüßt, das in so glücklicher Weise die Farben zu mischen versteht, um Bilder des Glücks und Friedens, aber auch herber Kämpfe, bitteren Trennungswehs, stiller Resignation uns vor Augen zu führen. Ergreifend schildert der Dichter die hingebende Treue fürs Vaterland, die jede Tirolerbrust durchglüht und höher schlagen läßt in heiliger und freudiger Begeisterung, wenn es gilt, für die Heimat einzustehen; todbereit gibt jeder sein Herzblut dahin im Kampf um das Teuerste, der entbrannt ist, wider einen gewissenlosen Gegner und einen treulos-verräterischen „Freund“.

K.

Die Opferschale. Ein Roman von Ida Boy-Ed. (Berlin. August Scherl.)

Ein Kriegsroman mit allen Zutaten eines solchen. Auch hier wäre weniger mehr. Er enthält hübsche und sogar packende Stellen, nur zuweilen stark in Sentiment eingewickelt. Die Stimmung der Zeit ist dabei nicht übel wiedergegeben. Um Liebesleidenschaften ranken sich die überlebensgroßen Geschehnisse der Zeit, welche natürlich tief in die Handlung einschneiden, aber man wird das Gefühl nicht los, sie seien doch nur dazu da, um Milieu zu sein und Zufälle zu ermöglichen, die sonst künstlerisch nicht gestattet wären. Das Problem, daß zu Kriegsbeginn eine deutsche Braut von ihrem englischen Verlobten getrennt wird, hat seinen besonderen Reiz, doch wird es nicht genügend fein durchgearbeitet. Man erinnert sich beim Lesen gern an Stratzens prachtvolles Werk „Seine englische Frau“, das — im tiefsten Frieden entstanden — den deutsch-englischen Kulturgegensatz so vorzüglich darstellt. Aber auch die „Opferschale“ wird ihre Freunde unter jenen, die Romane alter Art lieben, finden.

P. L. M.

Wien im Kriege. Skizzen von Heinrich Kienößl. (Hannover. Hans Hübner.)

In reizender Ausstattung bietet der Verlag ein Dutzend gesinnungstüchtiger Erzählungen eines echten Wieners, der sich neben Tann-Bergler, Ressel und Stüber-Gunther Platz verschafft. Die Gestalten des prächtigen gescheiten Baumeisters Kerndl und seines spekulativen Schwagers Leo sind mitten aus dem Treiben der Gegenwart herausgegriffen. Erschütternde Lebensbilder, wie „die alte Liebe“, wechseln mit humorvollen Darstellungen und die Herzensgüte eines klugen Beobachters gibt dem lieben Buche die Grundfarbe.

H. Fr.

Das Ende der Salome. Novelle von Arnold Hagenauer. (Hannover. Hans Hübner.)

Ehe Johannes der Täufer die Stimme des Rufenden in der Wüste geworden, diente er als Krieger in eines Fürsten Sold und seine Buhle war Herodias. Nachdem die Woge des Schicksals die beiden getrennt und an die Stätte ihrer Bestimmung geführt, wuchs ihr verlassener Sohn als Hirtenjunge auf, bis ihn ein römischer Legat fand und so lieb gewann, daß er ihn nicht mehr von seiner Seite ließ. So kam der geschmeidige Luzifer an den Hof von Mophuestia, wo die schöne Tochter der Herodias, Salome, als Gemahlin des Königs Aristobulos ihr sehnsuchtsvolles Leben vertrauerte. Die Leidenschaft des Blutes trieb die Geschwister einander in die Arme, und als Salome die Blutschande entdeckte, brach sie unter dem fürchterlichen Verhängnis nieder.

Es geschieht nicht viel in dieser seltsamen Novelle, aber die formen- und farbenreiche Stimmungsmalerei, als deren Meister sich Hagenauer schon in früheren Werken erwies, die unvergleichliche Milieukunst, über die er spielend verfügt, verleihen den Vorgängen Spannung und Steigerung. Die Sprache ist wie dunkler Sammet. Ein schwüler Hauch brütet über Szenen, der sich in der Beschwörung der Herodias durch den Rabbi ins Dämonische verdichtet. Hagenauer geht abseits seinen Weg und kann nur als ganz Eigengearteter gewertet werden.

H. Fr.

Die böhmische Handschrift. Von Fritz Mauthner. (Konstanz a. B. Aus der Rheinborn-Bücherei von Reuß u. Itta.)

Diese gelungene und doch nicht bösartige Parodie auf die Fälschung der „Königinhofer Handschrift“ bereitet dem Leser einige heitere Stunden. Der Sprachen- und Kulturstreit in Böhmen wird darin humoristisch gestreift. Die Menschen sind nur ein wenig grotesk, doch sonst natürlich charakterisiert. Man liest und unterhält sich über Typen, Gestalten und Zustände Die „Rheinborn-Bücher“ sind eine wohlfeile Ausgabe in hübschem Gewand.

Kl.

Shamba, Mpori und Bahari. Ostafrikanische Momentbilder von Gerh. v. Byern. Mit zahlreichen Abbildungen und Aufnahmen des Verfassers. (Leipzig. C. F. Amelangs Verlag.)

Mit einem Erzählertalent und einer Kunst, Menschen und Dinge zu charakterisieren, die den Leser sofort gefangen nehmen und nicht mehr loslassen, führt uns der Verfasser eine Reihe bunter Bilder aus dem so fremdartigen, aber durch ihn schnell vertrauten Leben und Treiben der ostafrikanischen Welt vor.

Harmlosen Erlebnissen auf der Pflanzung (Shamba) folgen bald minder harmlose Raubtierjagden im Steppenbusch (Mpori) und Fahrten auf dem Meere (Bahari) Daß es sich nur um Selbsterlebtes und Selbstgeschautes handelt, von einem, der viele Jahre drüben als Pflanzer gelebt, das spricht aus jeder Zeile der span-



Bücher

Cavete! Eine Geschichte, über deren Bizarrerien man nicht ihre Drohungen vergessen soll. Von Emil Sandt. (Berlin-Ch. Vita-Verlag.)

Ein im Jahre 1909 vor dem Erfolge Zeppelins geschriebener Zukunftsroman, der manches Kommende voraussah. Freilich, allzu genau vermochte niemand in die Zukunft zu schauen! Man hielt eine Zeit lang Zeppelin selbst für den Verfasser. Das zeigt, wie ernst man den Roman nahm! Der auch heute noch — und vielleicht gerade heute — interessant ist, denn er malt in großen Strichen ein Weltbild, beeinflußt durch die Beherrschung der Luft. Das Buch ist ein seltsames Gemisch von Zukunftsphantasien, von politischen Phantastereien und Belletristik. Letztere, mag sein, überwiegt stellenweise zu stark. Das Interesse fesselt der Roman von der ersten bis zur letzten Zeile. Er enthält neben bedeutenden Problemen köstliche Einzelgestalten, die vermutlich mehr bedeuten, als es auf den ersten Blick scheint. Die „Volksausgabe" von „Cavete!" macht das Buch den weitesten Kreisen zugänglich. Besonders sei auch noch auf das Geleitwort, das Zeppelin einer späteren Auflage beigab, hingewiesen. Pl.

Barmherziger Kaiser. Von Adam Müller-Guttenbrunn. (Leipzig. L. Staackmann.)

Drei Jahre hat Adam Müller-Guttenbrunn gezögert, seinem vielgerühmten deutschen Auswandererroman „Der große Schwabenzug" ein neues erzählendes Buch folgen zu lassen. Der Verfasser der „Glocken der Heimat", „Götzendämmerung", „Es war einmal ein Bischof" und anderer vielgenannter Schöpfungen, setzt in dem Roman „Barmherziger Kaiser!" sein großes Lebenswerk fort. Wieder gibt er uns Kulturgeschichte als ein Erleben. Er schildert in dem neuen Buche den jungen, den werdenden Volkskaiser Josef II. und sein Liebesleben, den um sein Persönlichkeitsrecht ringenden Menschen, der noch im Schatten seiner großen Mutter steht. In Josef reifen die Erkenntnisse einer neuen Zeit, er will nicht von der Wiener Hofburg aus regieren, durchbricht alle Überlieferungen, geht wie Harun al Raschid selbst zu seinen Völkern und erforscht ihre Not. Und die erste romantische Ausfahrt zu diesen führt ihn nach Ungarn, zu den Schwaben im Banat, bis an die Pforte des Orients. Durch deutsche Siedelungen schlägt er Brücken nach dem Osten. Ein großer Sozialreformer lebt in diesem deutschen Kaiser, der Mitleidsgedanke gelangt durch ihn zuerst auf einen Thron. — Dieser Leitgedanke ist in dem gestaltenreichen, bunten Roman mit volkstümlicher Kraft und Frische durchgeführt, und es ist erstaunlich, wie hundertfältig die Beziehungen der geschichtlichen Vorgänge zur Gegenwart sind. B. B.

Der Sohn der Ukraine. Roman von Edith Gräfin Salburg. (Leipzig. B. Elischer Nachf.)

Gräfin Salburg liebt es, Vollmenschen zu schaffen, Menschen, die abseits von der großen, breiten Straße ihre Wege gehen.

So ist es denn auch nicht zu verwundern, daß sie sich mit wundervollem Verstehen in die Wirnisse Ssilans, des heimatlosen und heimatsehnsüchtigen Sohnes der Ukraine, hineinzufühlen verstanden hat. Nicht bei seinesgleichen, nicht unter dem freien, stolzen Schweizervolke findet dieser landflüchtige intelligente Slawe Heim und Frieden, Brentin, der deutsche Gelehrte, der stille, bescheidene, „weltfremde" Professor, wird ihm zum Erlöser und „Heiland".

Das Buch gewinnt besonderes Interesse in unseren Tagen, da das Schicksal der russischen Ukraine durch die kriegerischen Ereignisse eine erhöhte Bedeutung gewonnen hat. B. B.

Kriegshumor. Gesammelt von Eberhard Buchner. Zwei Bändchen. (München. Albert Langen.)

„Langens Kriegsbücher", gediegen, handlich und billig, machen sich mit Fug in Feld und Heimat immer beliebter. Mir sind da zwei Büchlein Humor untergekommen, Anekdoten, Scherze und Satiren, die mir sehr vergnügliche Stunden bereitet haben. Übrigens noch mehr: Indem man da über die Sächelchen so leicht hinwegliest, formt sich einem nicht nur ein Bild des Krieges und des deutschen Volkes sondern auch die neue Gewißheit und Zuversicht, daß dieses Volk des Frohsinns und der sonnigen Seele auch im unermeßlichsten Ringen stark und Sieger bleiben wird.

K. D. Zwerger.

Tiroler Bauern anno 1915. Novellen von Hermann Greinz. Preis geheftet 2 Mk., gebunden 3 Mk. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Neben Rudolf Greinz, den bekannten Tiroler Dichter, stellt sich der um einige Jahre jüngere Hermann Greinz, als ein ebenso schön begabter und gewinnender Erzähler, der uns im vorliegenden Bande eine Probe seiner

Hindenburg. Denn er behandelt den ganzen großen Zusammenhang kriegerischer Ereignisse nach der Wiedereroberung von Przemysl, die zur Befreiung von Galizien, zum Vortragen der Front bis an den Styr, weiter im Norden zur Eroberung ganz Polens und Kurlands geführt haben, also den glänzendsten Teil des Weltkriegs überhaupt. Das gab Gelegenheit zu vielen strategischen Studien, die außerordentlich anziehend zu lesen sind und manches aus der Schule Hindenburgs und Mackensens ausplaudern, daher auch hin und wieder den Schlüssel zu gegenwärtigen Ereignissen liefern können. Es finden sich Schilderungen von recht harten Kämpfen, wo nur äußerste Zähigkeit den Erfolg ertrotzte, aber auch von frischfröhlicher Kampfeslust. Eine reiche Nachlese aus verschiedenen Gebieten beschließt den Band: die inneren Verhältnisse Rußlands, Österreichs, Großbritanniens, der Seekrieg im entsprechenden Zeitraum, der Krieg im fernen Osten und in den Kolonien. Und wie es dem Zweck des „Völkerkriegs" entspricht, sind für alle Darstellungen die Quellen aufs fleißigste und sorgfältigste benutzt, so daß wir über alles einzelne in recht erstaunlichem Maße unterrichtet werden. — Dieser neunte Band ist wieder ein [illegible] Kriegsbuch, ernst und gründlich, reichhaltig und zuverlässig, voll Leben, Wahrheit und Kraft und als Buch mit seinen freigebigen Zutaten von trefflichen Bildern und Karten eine schöne Leistung. X. X. Z.

Unsere Feinde. Charakterköpfe aus deutschen Kriegsgefangenenlagern. Von Professor O. Stiehl. Mit 96 eigenen Aufnahmen des Verfassers. (Stuttgart. Julius Hoffmann.)

Alle Erdteile haben ihre wildesten Menschenhorden ausgespieen, die mithelfen sollen, unsere alte, eherne Kultur in Trümmer zu schlagen. Die tolle Blutgier jener durch keine höhere Sitte gebändigten Urzeiten der Menschheit scheint wieder aufgelebt zu sein. Mordlust durchtobt die Adern zivilisierter Völker. Die große, nie zu verzeihende, nie zu sühnende Kulturschande haben England und Frankreich auf sich geladen, als sie die farbigen Horden der Naturvölker in ihrer ungezügelten Wildheit gegen Edelvölker Europas aufbrachten. Der [illegible] Zwang der Notwendigkeit, der gebieterische [illegible] der Selbsterhaltung des Einzelnen und des Volkes fordert von uns, den Stahl in das blutdürstende Herz des Feindes zu tauchen, der [illegible] in wilder Mordgier dem Gegner an den Hals springt und ihm mit gräßlich [illegible] Biß die Kehle aufreißt.

Was uns an grenzenlosem Jammer und [illegible] schreienden Greueln erwartete, wenn es diesen Horden gelungen wäre, ins Herz unseres Vaterlandes einzubrechen, erkennen wir [illegible] an den in Stiehls vorzüglichem Werke meisterhaft wiedergegebenen Physiognomien unserer Feinde, in denen die Geschichte eines jeden in dunkeln aber doch so leicht deutbaren Runen eingegraben steht. Diese Vertreter des Tiefstands der Menschheit, die gefühllosen Apachen des Urwalds, der Wüste und der Steppe, Angehöriger typenreicher roher Naturvölker, unzivilisierter oder halbzivilisierter Nomadenstämme, ethnographisch hochinteressant, sind hier in buntem Gemisch versammelt und prägen sich in ihrer charakteristischen Wesenheit dem Auge unvergeßlich ein. Daneben stehen unsere gesitteteren Feinde, gekennzeichnet durch ihre völkische Eigenart, ihre geistige und seelische Verfassung, die sich meist in dem die inneren Triebe verratenden Antlitz widerspiegelt. In kurzen, treffenden Worten sind sie alle geschildert mit ihren Vorzügen und Annehmlichkeiten, ihren Fehlern und Schwächen, die in dem eigenartigen, engen Zusammensein des Lagerlebens in oft merkwürdig drastischer Weise zum Ausdruck gelangen und manchen wertvollen Schluß auf die völkischen Eigentümlichkeiten unserer sehr zahlreichen und sehr verschiedenartigen Feinde erlauben. Diese ethnographisch und kulturell überaus wertvolle Auslese unserer Gegner, mit viel Verständnis und Geschick in einem Durchgangslager gesammelt, ist ein Bildersaal im kleinen, der uns die interessantesten Typen der meisten unserer Gegner vorführt und überzeugend beweist, daß wir heute mit der ganzen Welt im Kampfe stehen und eine Stirn von Erz, eine Brust von Granit und Nerven von Stahl haben müssen, wenn wir dem schrankenlosen Vernichtungswahnsinn dieses ungebändigten Völkergemisches nicht unterliegen wollen. B. B.

Der große Krieg als Erlebnis und Erfahrung. Auf Anregung und unter Mitwirkung der Zentralkomitees vom Roten Kreuz herausgegeben von Ernst Jäckh. 3 Bände zu je 10 Mark. 1. Band: Das Erlebnis. (Gotha. F. A. Perthes.)

Das Rote Kreuz-Kriegswerk tritt nicht in Wettbewerb mit den vielen umfangreichen Darstellungen, die chronikartig den äußeren Verlauf des Krieges verfolgen. Sein Anlaß und sein Ziel liegt höher. Nicht die äußeren Ereignisse des Krieges, sondern der Geist und die Stimmung, in der er geführt wird, und der ungeheure Schatz neuer umwälzender Erkenntnisse und Erfahrungen, die er uns vermittelt hat, sollen hier in kurzen, persönlichen Aufzeichnungen der hervorragendsten Sachkenner festgehalten werden. In dankenswerter Hingabe haben sich Wissenschaftler, Künstler und führende Männer der Praxis vereint, um ein dauerndes Bild des gewaltigen Völkerringens aufzuzeichnen und dem Roten Kreuz neue, große Mittel zuzuführen, so daß das Werk nicht nur ein Denkmal der Zeit und deutscher Baukunst, sondern auch ein Denkmal der Nächstenliebe bildet.

nenden, oft von köstlichem Humor und feiner Selbstironie durchwobenen Erzählungen.

Zahlreiche Bilder nach eigenen Aufnahmen verdoppeln den Reiz des Buches. P. K.

Alpensagen. Für die Jugend ausgewählt und erzählt von Friedrich Kutmayer. (Wien. K. k. Schulbücherverlag. 1916.)

Volkssagen haben ihren Zweck, in langen Winterabenden am warmen Ofen erzählt zu werden, fast verloren. Sie sind aber in anderer Weise wichtig geworden. So wie sie früher für einfältige Leute gewesen sind, so sind sie jetzt für kluge. Für Gebildete, die das Volk, seine Anschauungsweise, seine Phantasie und seinen Humor kennenlernen wollen. Das vorliegende Sagenbuch ist eine wahre Fundgrube von Wahrzeichen volkstümlicher Phantasie und Gesinnung. So viele vertraute Sagen und Märchen es enthält, so viel bringt es auch solcher Sagen, die wenig oder gar nicht bekannt sind. Wunderliche Sachen. Früheste Denkmäler ursprünglicher, deutscher Poesie, für die wir dem Sammler und Wiedergeber dankbar sein können. Die Erzählungsform ist unbefangen einfach, wenngleich im modernen Stile. Unserer Jugend wird es gut tun, sich manchmal in das Vorstellungsleben der Altvordern zu versenken. Vielleicht kommen Dichter, die manches Stück zu einem großen Kunstwerke machen. Etwelches hat das Zeug dazu.

Brüder Grimm, Sneewittchen und vierzehn andere Märchen. Für die Jugend sorgfältigst ausgewählt von Paul Moritz. Mit 5 farbigen und 11 schwarzen Bildern von Paul Hey. (Stuttgart. K. Thienemanns Verlag.)

Was haben wir Deutschen deutscheres, weil aus der tiefsten Tiefe unserer Volksseele stammend, als unsere Sagen und Märchen! Unsern Herzen am liebsten und auch wieder in die breitesten Schichten des Volkes zurückgekehrt ist die Märchensammlung, die wir den Gebrüdern Grimm verdanken. Aus ihnen schaut uns die Seele des deutschen Volkes in ihrer ganzen Kraft und Tiefe entgegen. Und nun findet diese Seele auch noch Ausdruck in den Bildern von Paul Hey, dem ihre ganze Schönheit voll im eigenen Herzen aufgegangen ist, und dem es darum auch, wie wohl kaum einem Künstler vor ihm gelungen ist, seine Bilder mit den Märchen eins werden zu lassen. G. B.

Die goldene Westfahrt. Gedichte von Julius Franz Schütz. (Männedorf und Leipzig. H. Bachmann-Gruner.)

Diese Gedichte benennten sich vielleicht richtiger „Die goldene Ostfahrt“, denn sie sind von indisch-östlichen Gedanken durchsetzt, wenn auch in eine dem Westen geläufige Kunstform gebracht. Immerhin werden manche Ideen den philosophisch nicht geschulten Leser fremd anmuten. Vielleicht, daß dieser Umstand aber sogar den Reiz des Genusses erhöht. In der Lyrik hat die Mystik mehr denn irgendwo ihre Kunstheimat. Wundervoll ist Schützens Sprache, eigenartig sind die Bilder, die er findet, neue Bilder, allem Schablonenhaften abgeneigt. Und trotzdem möchte ich dieses sein neuestes Buch nur für einen Übergang zu größerer Klarheit und Abgeklärtheit halten. Er wird gewiß noch das Fremde, das ihm von außen kommt, überwinden und endlich er selbst werden, was das Ziel jedes wahrhaften Künstlers seit je war und wohl auch bleiben wird. Ist Kunst denn nicht der Ausdruck einer Persönlichkeit? Und persönlich sein bedeutet aus seinem Urinnersten herausschaffen. Kl.

Rifat Gozdovic Pascha. Am Col di Lana. Erinnerungen aus dem Kriegsjahr 1915. (Stuttgart. K. Thienemanns Verlag.)

Im flotten Offizierston werden hier die Ereignisse an der Isonzofront geschildert, verbunden mit den persönlichen Erlebnissen eines österreichischen Hauptmanns, der selbst im größten Ernst seinen gesunden, gemütlichen Humor nicht verliert. Und das ist eine köstliche Würze für ein zeitgemäßes Buch, so sollen Kriegsbücher geschrieben sein im deutschen Sinne! Gosdovic ist ein guter Charakterschilderer und ein Stimmungsmaler, der mit wenigen Strichen zum Ziel kommt und das gibt seinen fesselnden Büchern eine eigene gute Note. Dabei kennt er unsere südliche Monarchie, Bosnien, Dalmatien und auch Montenegro und Serbien vortrefflich und nicht nur von Augenblickseindrücken einer flüchtigen Vergnügungsreise her; seine Schilderungen sind echt und unversüßt, wo es nicht anders geht, nie aber angreifend um Vorurteile willen. Das interessante Buch ist alt und jung warm zu empfehlen und wird seinen Weg machen.

Ella Triebnigg.

Der Völkerkrieg. Mackensen ist wieder auf den Plan getreten, und gleich hat es mehrere rasche, heftige Schläge gesetzt, wie bei einem Gewitter, bei welchem jedermann sagt: das wird Ernst! Es ist der Geist von Tarnow-Gorlice, der da unten in Rumänien am Werk ist. Mackensens Kriegführung leuchtet neben der Hindenburgischen in der Tat aus dem ganzen Weltkrieg hervor, hat eine große, geniale Art, zeigt sicheren Blick und tatkräftige Durchführung, zeitigt staunenswerte Erfolge. Hindenburg und Mackensen sind wieder die Männer des Tages geworden. Da trifft es sich, daß der bekannte „Völkerkrieg“ (herausgegeben von C. H. Baer, Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart) uns einen neuen Band bringt, den neunten (Preis Mk. 4.50), dem man g[illegible] zu den Titel geben könnte: Mackensen und

Die Geschichte des Heinrich Lentz. Von Alfred Huggenberger. (Leipzig. L. Staackmann.)

Longinus Meier. Ein Roman von Max Möller. (Leipzig. L. Staackmann.)

Markgraf Gero. Ein Roman aus der Gründungszeit des alten deutschen Reiches. Von Paul Schreckenbach. (Leipzig. L. Staackmann.)

Der deutsche Traum. Ein Wiener Roman aus der Revolutionszeit. Von Karl Rosner. (Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.)

Mein Dörfl im Krieg. Von Franz Schrönghamer-Heimdal. (Freiburg. Herdersche Verlagshandlung.)

Konradin der Grafensohn. Ein Geschichte aus dem Bauernkriege, den Kindern erzählt von Aug. Sperl. Mit 8 Tondruckbildern und Einbandzeichnung von Willy Planck. (Stuttgart. K. Thienemanns Verlag.)

Durch Kampf zum Sieg. Roman von Karl Thoramm. (Dresden. Belletr. Verlags-Anstalt „Die Sonne".)

Meine Therese. Aus dem bewegten Leben einer deutschen Frau. Von Gustav Stutzer. (Braunschweig. Hellmuth Wollermann.)

Die Kellerwohnung. Wiener Roman von Alfred Maderno. (Leipzig. Theodor Gerstenberg.)

In der „Rheinborn-Bücherei" des Verlages Reuß und Itta in Konstanz a. B. erschienen: **Sonntagsliebe.** Novellen von Paul Ilg; **Sil, der Wanderer.** Novellen von Alfons Petzold; **Gottfried Fabers Weg.** Erzählungen von Auguste Supper; **Die böhmische Handschrift.** Erzählung von Fritz Mauthner; **Das Fingerhackeln.** Von Karl Stieler. Eine von Walter Jerven getroffene Auswahl aus der Prosa dieses bayrischen Dichters. **Das Badische Buch.** Bd. I. Erzählungen heimischer Dichter. Herausgegeben von Walter Jerven.

Im Verlage Orell Füßli, Zürich, erschienen: **Frühmahd,** Skizzen und kleine Erzählungen von Hans Kaegi; **Leidende Landschaften.** Von Leo v. Meyenburg; **Der Zirkustoni.** Von Ernst Eschmann; **Gedichte.** Von J. Ehrat; **Lichter und Funken.** Ausgewählte Feuilletons von Fritz Marti; **Fr. Th. Vischers „Auch Einer".** Von Franza Feilbogen; ferner die Schweizer Jugendbücher, Bd. 1: **Die Prärie am Jacinto.** Von Ch. Sealsfield: Bd. 2: **Unter den Indianern.** Von Fr. Kurz; Bd. 3: **Löwen- und Pantherjagden.** Von J. Gerard.

Siebenbürger Sachsen im Weltkriege. Feldbriefe und Kriegsskizzen mit Geleitwort von Rudolf Rucken-Jena und mit einer Einleitung, herausgegeben von Adolf Höhr. (Wien. L. W. Seidel & Sohn.)

Gegen Lodz und Warschau; Das Ringen Galizien; Der Siegeszug in Polen. Drei Bände von Kurt Floericke. (Stuttgart. Franckhsche Verlagsbuchhandlung.)

Unterseebootskrieg und Völkerrecht. Von O. von Alvensleben. 81./82. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Wenn sie siegten! Von Wilhelm Schmidtbonn. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Vier illustrierte Kinderbüchleins von Lina Sommer: **Gedichtchen für Kinder; Lust und Freud für kleine Leut; Für dich, lieb Kind!; Ri-ra, rutsche butsch.** (Stuttgart. Rich. Keutel.)

Ästhetik der deutschen Sprache. Von Prof. Oskar Weise. (Leipzig u. Berlin. B. G. Teubner.)

Heilen und helfen. Von Dr. Hermann Dekker. Mit zahlreichen Abbildungen nach Originalaufnahmen. (Stuttgart, „Kosmos", Gesellschaft der Naturfreunde, Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagshandlung.)

Heimweh. Erzählungen aus Siebenbürgen von Anna Schuller-Schullerus. Mit einer Einführung von Adam Müller-Guttenbrunn. (Leipzig. C. F. Amelang.)

Die Gralsage. Gesammelt, erneuert und erläutert von Richard Kralik. (Ravensburg. Friedrich Alber.)

Waldhof. Geschichten seiner Freunde und Feinde, erzählt von Julius Lerche. Mit 8 farbigen und 40 schwarzen Bildern von Fritz Lang. (Stuttgart. K. Thienemann.)

Der Marsch auf Paris. (Der deutsche Krieg in Feldpostbriefen. Herausgegeben von Joachim Delbrück. 5. Bd.) Mit einer Einleitung von Max v. Duvernoy. (München. Georg Müller.)

Luftkreuzer im Kampf. Von A.-V. v. Koerber. (Leipzig. C. F. Amelangs Verlag.)

Inhalt: Küstenwacht. — Über den zwei Flanken. — Der schwarze Tag. — England als Scheininsel.

Der Schwabenkönig und sein Haus. Eine Jubiläumsschrift von Wilhelm Widmann. Mit 14 Abbildungen. (Stuttgart. Uhlandsche Buchdruckerei.)

Die Autonomie des Landes Krain. Ein Beitrag zur Frage der Erweiterung der Länderautonomie. (Laibach. Verlag des Deutschen Vereines.)

Italienische Literaturgeschichte. Von Dr. Karl Voßler, o. ö. Prof. der romanischen Philologie an der Universität München. Dritte, durchgesehene und verbesserte Auflage. (Sammlung Göschen Nr. 125.) (Berlin u. Leipzig. G. J. Göschensche Verlagshandlung.)

Unsere Jugend unsere Zukunft. Von Prof. Dr. Karl Brunner, Dezernent beim Polizeipräsidium Berlin. Herausgegeben von der Deutschen Kolonial-Kriegerspende. (Berlin—Leipzig. Hugo Bermühler.)

Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier. Heft 18 bis 20. Preis jedes Heftes 25 Pfennig. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die neuesten Hefte dieser Sammlung amtlicher Kriegsberichte, die mit der Zuverlässigkeit des Inhalts klassisch klare Darstellung verbinden, führen bis in den Sommer 1916. Von den zwei gewaltigen Vorstößen unserer Feinde im Osten erzählt Heft 18: „Die russische Märzoffensive 1916“ und Heft 20: „Die russische Sommeroffensive 1916“; den ersten Akt des furchtbaren Schlachtendramas an der Somme erleben wir bei der Lektüre von Heft 19: „Die Schlacht an der Somme im Monat Juli“. Außerdem gibt Heft 18 einen guten Überblick über den Krieg zu Lande in den Monaten Mai und Juni in einem prächtigen kleinen Aufsatz: „Siegesglaube“. — Kartenbeigaben erleichtern noch das Verständnis dieser unterrichtenden und fesselnden Schilderungen.
V.

Bluhm-Album. Bilder aus der Gesellschaft von Oskar Bluhm. (Eßlingen u. München. J. F. Schreiber.)

Auch die älteren Bilder des leider zu früh verstorbenen Malers und Illustrators der „Meggendorfer Blätter“ Oskar Bluhm muten noch immer hübsch und fesselnd an. Es liegt „Schmiß“ in der Ausführung, Eleganz und Humor. Durchwegs fleißig gepinselte Ausschnitte aus dem Gesellschaftsleben, eine Art Resniczek, nur in der Manier glatter und gleichsam gefeilter. Dennoch mit persönlicher Hand ausgeführt, keine „Bildl-Ware“. Die von Schreiber veranstaltete Sammlung der auf viele Jahre verteilten Arbeiten Bluhms steht in der Wiedergabe an erster Stelle. Alle, die sich der feinen Kunst Bluhms erinnern, werden ihre Freude an den Büchern haben.
Z.

Taschenbuch für Bücherfreunde. Dritte Folge. Herausgegeben von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann.)

Viele werden die Ankunft dieses bewährten Ratgebers schon rege erwartet haben. Er bringt diesmal wieder glänzende Proben der neuen Erscheinungen aus dem Staackmann-Verlag, der mitten im Kriege sein Eiland des Friedens zu hüten weiß.

Trostbuch des Meisters Guntram von Augsburg. Den Trauernden im deutschen Volke. (Leipzig. G. Fick. 1917.)

Das Büchlein hätte schon lange geschrieben werden sollen, es hätte zehn philosophische, kritische Schriften, wie sie so üppig über den Krieg entstanden, reichlich ersetzt. Vor allem wendet es sich an religiöse Gemüter, aber auch der Nachdenkende, der Grübler, der um Großes, Unersetzliches zu trauern hat, findet Frieden in so manchem der gütigen Worte dieser kleinen Schrift. — Trostlos steht es nur mit dem, der sein Glück auf dieser Erde sucht.

Kriegsbüchlein und Kalender 1917. Kriegsbüchlein nennt es die Leiterin Sophie v. Khuenberg. Aber es ist etwas viel besseres. Ein eminentes Friedensbüchlein ist es für den Tierschutz, für Vogelfreunde, herausgegeben vom österr. Bund der Vogelfreunde, Graz, Sporgasse 29. Die befiederten Sänger des Friedens haben uns für nächstes Frühjahr schon ein Lied bereit.

Büchereinlauf.

Wendelin Wolf. Roman von Fritz Philippi. (Hagen in Westphalen. Otto Rippel.)

Dorfgeläut. Erzählungen aus dem Oberbayerischen von Benedikt Maier. (Freiburg und Wien. 1916. Herdersche Verlagshandlung.)

Patria! Eine Erzählung aus der irischen Heldenzeit von Heinrich Federer. 1. bis 30. Tausend. Einbandzeichnung von Professor Georg Schiller. (Freiburg. 1917. Herdersche Verlagshandlung.)

Eine Nacht in den Abruzzen. Mein Tarcisius-Geschichtlein. Von Heinrich Federer. Einbandzeichnung von Professor Georg Schiller. (Freiburg. 1917. Herdersche Verlagshandlung.)

Die Heimat. Ein Buch für das deutsche Volk. Herausgegeben von Heinrich Mohr. (Freiburg. Herder.)

Volksedlinge. Ein Heldenbuch für die deutsche Jugend von Johann Peter, mit Bildbeigaben von Alb. Reich. (München. Lucas-Verlag.)

„Blut und Eisen.“ Kriegsnovellen von Franz Xaver Kappus. (Stuttgart. 1916. Julius Hoffmann.)

„Wenn am Baum die Lichter brennen.“ Ein fröhliches Buch von der Weihnacht für unsere Jugend von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. (München. Fr. Seybolds Verlagsbuchhandlung.)

Österreich-Ungarn. I. Teil: Das Mittelalter. Von Prof. Dr. Beer. II Teil: Von 1226—1800. III. Teil: Von 1800 bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Landwehr v. Pragenau. Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen. Herausgegeben von Geh. Reg.-Rat und Ober-Reg.-Rat Dr. G. Lambock in Verbindung mit Prof. Dr. F. Kurze und Dr. P. Rühlmann. Heft 135/137. Jedes Heft von 32 S. Gr. [illegible] Mk. —·40. (Leipzig und Berlin. 1916. B. G. Teubner.)

Rund um den Kirchturm. Lustige Tiroler Geschichten von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann.)



5. Heft Februar 1917 41. Jahrg.

Florians Meisterstück

Eine dunkle Geschichte von P. L. Münzer.

(Fortsetzung.)

V.

Das gewohnte morgendliche Bad und eine kalte Abreibung danach, die das Blut verflüssigte, befähigten Doktor Florian bei einer Zigarette zu reiflichen Erwägungen rein theoretischer Natur; die praktischen stellte er derweilen hintan. So erwartete er in einem Klubfauteuil Dick Tom, um ihn um eingehende Mitteilungen über den Kapitän Okamoto zu bitten.

Die theoretischen Erwägungen zogen ungefähr folgende Gedankenkreise: Peter Florian erinnerte sich seiner langen, langen Studien und der vielen, vielen Lehrmittel, die in den kriminalistischen Museen Europas aufgestapelt waren Dort hatte er geschaut und gelernt und das Wesentliche seinem Gedächtnis dauernd einverleibt. Peter Florian stand auf, kramte aus seinem Koffer eine feiste Mappe mit Aufzeichnungen heraus und wühlte darin; da gab es Auszüge aus den Werken von Hans Groß, Löwenstimm, Jans, Beribarraud und zahlreicher anderer Autoritäten, die der Kulturmenschheit im Kampf gegen verbrecherische Elemente Waffen schmiedeten; hierauf vergegenwärtigte er sich die anthropometrischen Systeme Alfons Bertillons und die fortschreitende Lehre Georgs Bertillons, der es zuwege brachte, ziemlich sichere Schlüsse auf die Körperbeschaffenheit

Nationalismus und Patriotismus. Psychologische Analyse desselben und ihres gegenseitigen Verhältnisses, nebst einem Vorschlag zu „Österreichs Erneuerung". Von Dr. Julius Schoberlechner, Hofrat a. D. in Graz. (Graz und Leipzig. Leuschner & Lubensky.)

Der Sieg der deutschen Volksgesundheit im Weltkriege. Von Gotthard Würfel. 83. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". Preis 50 Pfennig. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Hauptfragen der Lebensgestaltung. Von Professor Dr. A. W. Hunzinger. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 136.) In Leinenband Mk. 1·25. (Leipzig. Quelle & Meyer.)

Säuglingspflege in Reim u. Bild. Geschrieben und gezeichnet von Elisabeth Behrend. Mit einem Geleitwort von Dr. med. Riehn, Kinderarzt und leitendem Arzt der Säuglingsabteilung der Hannoverschen Kinderheilanstalt. (Leipzig u. Berlin. B. G. Teubner)

Ist er es? Die Dichtung von R. H. Bartsch ER. Ein Buch der Andacht, geprüft von Gottfried Schwarz. (Darmstadt. Selbstverlag des Verfassers G. Schwarz, Darmstadt, Roßdörferstr. 73.)

Sächsischer Volkskalender 1917. (Dresden. Verein zur Verbreitung christlicher Schriften.)

Erfüllung. Neue Gedichte von A. De Nora. (Leipzig. L. Staackmann.)

Der Aufruhr der Seelen. Eine Dichtung vom Herzerleben des Krieges. Von Gotthold Haekel. (Berlin. Concordia. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die alten Kämpen. Kriegs- und Zeitgedichte. Von Max Kretzer. (Berlin. Concordia. Deutsche Verlagsanstalt.)

Wir bitten, keine Beiträge unverlangt einzusenden und machen nochmals darauf aufmerksam, daß wir für ihre Rückerstattung nicht gutstehen. Die Schriftleitung.

Unsere gegenwärtigen Arbeits- und Verkehrsverhältnisse erschweren die regelmäßige Zustellung des „Heimgartens". Wir werden bemüht sein, die Übelstände nach Möglichkeit zu beseitigen und ersuchen unsere Abnehmer um Geduld und freundliche Nachsicht. Der Verlag.

Postkarten des „Heimgarten"

L. C., Graz. Über Ihr Thema, daß die Post zwar um ein Drittel teurer, dafür aber um zwei Drittel schlechter geworden sei, kommen wir vielleicht demnächst einmal zu sprechen. Die terminlose Ungültigkeitserklärung der Kriegsbriefmarke war allerdings weder juridisch noch human in Ordnung. Was die freilich oft recht empfindlichen Unregelmäßigkeiten der Post betrifft, so haben dieselben ihre Ursache in der Kriegszeit. In Friedenszeiten ist unsere Post mustergültig.

Friedrich in Berlin. Im Deutschen Reichstag wurde der Antrag eingebracht, den Anteil der Konfessionen an den Ernährungs- und ähnlichen Ämtern im Reiche statistisch festzustellen. Nur eine einzige der drei in Betracht kommenden Konfessionen wehrt sich dagegen mit aller Macht. Welche mag das wohl sein?

Cäcilie Z. in W. Sie haben die Wette gewonnen und Ihr Bräutigam hat verloren. Der Militärkommandant von Wien ließ tatsächlich alle Lebensmittelwucherer aufknüpfen. Der Wiener Militärkommandant Graf Starhemberg im Jahre 1683.

(Geschlossen am 20. Dezember 1916.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: Hans Fleder. — Druck und Verlag „Leykam" in Gr[az]

ein Bein gebrochen." Wehmütig rieb er sein armes Schienbein. „Werde einen Brandartikel im „Observer" schreiben müssen, kalkuliere ich, und ganz Washington in Aufregung versetzen, indem ich die Gefahren achtlos hingestreuter Orangenschalen in den glühendsten Farben male . . . Die Hausmeister fegen das Trottoir natürlich nie sauber!"

Florian warf erstaunt ein: „Zeigen Sie doch lieber den Hausmeister an, der seine Pflicht nicht erfüllte!"

„Da sei Gott vor!" Toms kleines Gesicht nahm alle Zeichen namenlosen Erschreckens an. „Glauben Sie denn, wir sind hier im alten Europa? In den Vereinigten Staaten von Nordamerika leben freie Bürger und Bürgerinnen, denen die Polizei wenig anhaben darf. Hätte ich mir den Hals gebrochen oder wenigstens ein Bein, ja, dann wäre einige Aussicht vorhanden, den Hausmann auf Schadenersatz zu klagen, und der Richter würde mir vielleicht binnen fünf Minuten eine Summe von fünfhunderttausend Dollars zusprechen — und der Verurteilte besäße alles in allem siebenunddreißig Cents. Sir, vergessen Sie nicht, daß Sie in der Union sind, die Tatsachen verlangt, Tatsachen, Tatsachen — und sich nicht mit einer glücklich überwundenen Gefahr begnügt."

Florian dachte, in seinem lieben Europa sei es auch nicht viel anders, aber ließ dem Amerikaner seinen Kinderglauben an die Weisheit und die Allmächtigkeit abendländischer Behörden.

„Und noch eins, Sir, ich binde lieber mit einem Massenmörder an, als mit einem Hausmeister. Bin nämlich nicht so tapfer wie ich aussehe."

Als verständiger Mann nickte Doktor Florian ernst.

„Was Sie übrigens interessieren dürfte, Eliot hat seinen Bankräuber in San Franzisko auf dem Landungsstege der Nippon Comp. vor dem Auslaufen des ‚Mikado' nach Osten gefaßt und wird in spätestens einer Woche wieder in Washington sein."

„Eine feine Leistung!"

Tom verzog den Mund: „Kein sonderliches Kunststück. Wir wußten ja aus den Fingerspuren des Kerls, die er an der erbrochenen Kasse zurückließ, daß ihm der Daumen der rechten Hand fehlte. Brauchte also bloß ein wenig suchen. Gibt nicht viele Leute ohne rechten Daumen."

Florians Hochachtung vor den erst kürzlich gering geschätzten kriminalistischen Theorien stieg um hundert Prozent, wie die Aktien von Patronenfabriken nach einer Kriegserklärung. „Ich freue mich schon auf den Polizeileutnant!"

„Ist ein ganz tüchtiger Boy, wirklich ein ganz tüchtiger, aber er bildet sich noch mehr ein, kalkuliere ich."

„Erfuhren Sie etwas neues, das sich auf den Fall Duniphan bezieht?" fragte Florian.

eines Menschen schon aus dessen Beinkleidern und Westen zu ziehen . . . Dazu seufzte er: „Schade, daß der Mörder Dunisphans nicht seine Hose im Zimmer 39 vergaß — er hätte mir damit die Arbeit bedeutend erleichtert! Aber Verbrecher pflegen leider recht vorsichtig zu sein und mit dem Ablegen von Kleidungsstücken am Tatorte zu geizen!" — Und er grübelte weiter, besonders auch über die spekulativen Schriftsteller, die in Detektivromanen die Kriminalistik ausschroteten. Ach, was schmierten sie nicht alles zusammen! Unwahrscheinliches und Unmögliches, um die Lesewut sensationslüsterner Nichtstuer zu befriedigen. Conan Doyle mit seiner Sherlock-Holmesgestalt machte dabei immerhin eine kleine Ausnahme und sang das hohe Lied der alles ergründenden Logik. Logik und Scharfsinn, recht hübsch, aber sie reichten fast niemals zur Lösung wirklicher Rätsel aus. Neben der Logik mußte man Glück haben und eine Art Ahnungsvermögen, das ohneweiteres instinktiv den Weg zur Wahrheit erspähte. Das Leben, im Gegensatz zur Literatur, gestattet so selten, aus einem Fingerabdruck die Person eines Täters zu ergründen oder aus einem abgeschnittenen Holzstück zu erkennen, daß ein bretonischer Matrose mit schütterem Haar und vorstehendem Unterkiefer den Splitter von einem dreizölligen Brett abhobelte und dazu ein schwedisches Klapptaschenmesser benützte . . . Dergleichen Kunststücke gelangen eben nur Sherlock Holmes — auf dem Papier . . . Wunderbarerweise konnte jegliche Erscheinung der sichtbaren Welt zehn und zwanzig und hundert Ursachen haben, und aus der erdrückenden Menge galt es jedesmal die einzige auf den besonderen Fall zutreffende zu erraten. Ein Blindekuhspiel bei dem man oft daneben tappte, weil wir immer nur einen kleinen Ausschnitt aus einer unendlichen Wirklichkeit wahrzunehmen und zu überblicken vermögen. „All unser Wissen ist Stückwerk." Steckt einer morgens seinen Kopf zum Fenster hinaus, sieht er einen trüben Himmel und glitschnasse Straßen, so meint er, es habe in der Nacht geregnet. Grundfalsch, vor einer halben Stunde fuhr der städtische Sprengwagen und benetzte den Asphalt, was er in der Regel tut, ehe ein saftiger Regenguß niedergeht . . .

Peter Florians Selbstsicherheit wuchs durch solche Erkenntnis nicht und er wartete geradezu mit Sehnsucht auf die Ankunft Dick Toms, um auf andere Gedanken zu kommen.

Endlich ging die Tür und Dick Tom trat ein; mit kluger Miene aber in einem vernachlässigten Gewand, was er damit entschuldigte, daß ein adretter Mensch in der Gesellschaft, mit der er verkehren müsse, Aufsehen errege. Nur kein Aufsehen, das sei das Grundprinzip eines jeden Detektivs! Er brachte sofort eine trübe Klage vor: „Der Kuckuck soll es holen! Da warf ein Unvorsichtiger oder ein Boshafter eine Orangenschale auf den Gehsteig, ich trat darauf, glitt aus und hätte mir beinahe

sprechen bei Carmen Pereira. Er schloß: „Das Gasthaus der Frau Smuls, das Sie und Eliot so übel schilderten, machte auf mich einen recht unschuldigen Eindruck, ja, einen förmlich gediegenen. Man wird dort gut bedient und es geht sehr ehrbar zu."

Dick Tom kniff die Augen und rieb sich vergnügt die Hände: „Wirklich? Wirklich? Sie haben die Nase wohl nur in die Vorderstube gesteckt und am hellichten Tag. Kommen Sie mal um Mitternacht hin, und Sie werden Ihr Urteil ändern. In den Hinterzimmern nämlich wird Opium geraucht und es verkehren dort Leute — Leute, sage ich Ihnen!"

„Verbrecher!"

„Auch das; aber blieben diese unter sich, ich hätte das Nest bald ausgeräuchert. Doch mit den Gaunern verbrüdern sich in gemeinsamer Leidenschaft Herren der besten Gesellschaft, der unantastbaren Gesellschaft — Senatoren, Deputierte, hohe Beamte, Militärs und Diplomaten, mit einem Wort: Dunipháns! In das Wespennest greift meiner Mutter Sohn nicht, und auch keiner meiner Kollegen, kalkuliere ich."

„Ach so", sagte Florian. „Maud Smuls jedoch, das werden auch Sie bestätigen, ist eine tadellose junge Dame!"

„Die tadellose junge Dame — derzeit darf man sie wohl noch so nennen — wurde in einem guten Pensionat erzogen, lebt erst seit einem Monat bei ihrer Mutter und ist mit dem Betrieb in der „Rebe" vielleicht noch nicht genügend vertraut. Aber sie wird schon noch dazulernen; Frauenzimmer sind gelehriger als wir dummen Männer glauben; im Guten und im Bösen, hervorragend im Bösen. Welche Aufgabe die Hexe Smuls dem Töchterchen zugedacht hat, kann ich mir leicht zusammenreimen. Ein hübsches Gesicht ist das schönste Wirtschaftsschild."

Florian bedauerte die kleine Maud, die ihn, den „Mörder", hatte retten wollen. „Also dort, wo Opium geraucht wurde, war Duniphan Gast?"

„Er und Kapitän Okamoto, der ihn das Laster lehrte."

„Und was sagen Sie zum Verhalten Carmen Pereiras?"

„Dazu sage ich gar nichts, Sie hätten sich den Weg zu ihr ersparen können, falls Sie ihn nicht zum eigenen Pläsier machten. Solche wie die, rennen dem ungetreuen Liebhaber im Streit das Messer in den Leib, aber sie sind keines lang vorbedachten Verbrechens fähig. Dazu reicht das Strohfeuer eines unbeständigen Temperamentes nicht. Ich bin überzeugt, daß die reizende Sennorita, wären Sie nicht so rasch vor ihr geflohen, eine Viertelstunde später ihre Rachegefühle und den ganzen Commander vergessen gehabt hätte. Romanische Rasse mit schlechter Beimischung. Lichterlohe Flammen hinterlassen die graueste Asche, kalkuliere ich." Zwinkernd fragte er: „Werden Sie Ihre spanischen Studien fortsetzen?"

„Nichts von Bedeutung, leider gar nichts von Bedeutung, und dabei habe ich sogar auf eigene Faust Erkundigungen eingezogen, weil ich meinte, sie könnten Ihnen von Nutzen sein. Ließ mir von amtswegen die vorhandene Korrespondenz des Commanders geben und sichtete sie. Eine einförmige Beschäftigung, die Mahnbriefe der Gläubiger und die Liebesbriefe der Damen zu lesen, die süß anfingen und immer mit Vorwürfen endeten. Gab auch Grund dazu, der Tote; hat es toll getrieben! Notabene, ich begreife Duniphan senior nicht, daß er hier alles liegen und stehen ließ, so daß jeder lesen kann, was er lesen mag. Der Geizhals erklärte, die Angelegenheiten des Sohnes, der großjährig gewesen, kümmerten ihn keinen Deut und die Wucherer sollten zusehen, wie sie zu ihrem Geld kämen. Doch das ist für uns, denen der Commander nichts schuldet, Nebensache, kalkuliere ich. Also ich prüfte die Briefe und die Charakterqualitäten ihrer männlichen und weiblichen Autoren, ob man einem oder einer einen Mord zutrauen könnte. Jemine, die Herrschaften sind mir ja durch die Bank vorzüglich bekannt, die einen als gewerbsmäßige Halsabschneider, die anderen, die weiblichen Geschlechts, als entgegenkommende Damen. Archibald Duniphan war weder in der Wahl seiner Geldgeber, die auf die Zechinen seines Vaters pochten, noch in der Wahl seiner Freundinnen wählerisch, die mir immer dort unterkommen, wo anrüchige Weibergeschichten Staub aufwirbeln. Die Wucherer nun fügten ihrem Schuldner gewiß kein Leid zu, der ihnen lebend ein Kapital, ein Pfand war, aber als Leiche, die man nicht einmal an den Meistbietenden versteigern kann, erheblich entwertet wurde. Und die Frauenzimmer lecken erst recht nach Geld und nicht nach Blut, kalkuliere ich. In dieser Richtung brauchen Sie Ihre Fühlhörner nicht auszustrecken, Sir; es wäre schade um Zeit und Mühe."

„Und ich kann mich darauf verlassen, daß Ihnen keine Wichtigkeit entging, lieber Tom?"

Der setzte eine gekränkte Miene auf: „Zwölf Jahre übe ich meinen Beruf zur vollen Zufriedenheit des Herrn Polizeileutnants aus und machte niemals einen groben Schnitzer. Sie können mir also volles Vertrauen schenken. Welches Interesse hätte ich denn auch, Sie falsch zu unterrichten? Es kostet mich keine größere Anstrengung zu sagen, der und jener sei im Auge zu behalten, aber ich sage ehrlich und bescheiden: Lauter ungefährliche Personen, denen ich allzeit mein Leben, aber für keine halbe Stunde meine Börse anvertrauen würde — obschon ich damit auch nicht viel riskierte, denn meine Börse ist zumeist leer, kalkuliere ich."

„Ich danke Ihnen, Tom, Sie überzeugten mich. Und jetzt werde ich Ihnen kurz erzählen, was ich gestern erlebte." Der Doktor gab einen gewählten Auszug aus den Geschehnissen in der „Rebe" und seinem Vor-

„Hat man ihn obduziert? Nein. Die Familie bestand nicht darauf. Ich behaupte, solange nicht das Gegenteil bewiesen ist, daß Herrn Duniphan mitten in der Arbeit der Schlag traf."

„Lieber Freund, sagen Sie lieber gleich, er sei überhaupt nicht gestorben und lebe lustig und fröhlich weiter!"

„Das gerade möchte ich nicht behaupten, da mir verläßliche Zeugen wie Sie und Eliot einhellig seinen Tod bestätigen."

„Und das Gift in der Flasche und das Gift in dem beinahe gänzlich geleerten Glas?"

Der Detektiv versank in tiefes Nachdenken: „Alles ganz schön, aber man hätte ihn doch obduzieren sollen! Wir liefen in meiner Praxis schon die ungeheuerlichsten Fälle unter, wo eine Sache sonnenklar zutage lag — und dabei ganz anders war."

Doktor Florian wurde von diesen neuesten Einwendungen und Zweifeln nicht angesteckt: „Tod durch Vergiftung, so oder so, daran wollen wir nicht rütteln."

„Recht haben Sie", sagte Dick Tom. „Etwas muß jeder Mensch haben, woran er felsenfest glaubt, sei es nun an Gott oder an Indianergift." Er traf Anstalten zum Aufbruch.

„Daß ich nicht vergesse!" fiel Florian ein. „Ich bat Sie hauptsächlich zu mir, um Sie zu ersuchen, mir eine knappe Charakteristik des Kapitäns Okamoto zu beschaffen. Darin sind Sie unbestrittener Meister!"

„Gern, obwohl es schwer halten wird, denn der Gelbe weilt erst seit zwei Jahren in Amerika und Japaner pflegen in ihren ureigenen Angelegenheiten nicht mitteilsam zu sein. Ich will mich aber Ihretwegen gern umtun."

„Wann darf ich darauf rechnen?"

„Ich werde dazu längere Zeit benötigen — sagen wir also: Morgen früh." —

Florian ärgerte sich über den Detektiv. Die Leute hatten sich allesamt verschworen, die Sachlage zu verwirren! In der Hauptsache war er auf sich allein angewiesen.

Die alte Geschichte von Buridans Esel sprang ihm ins Gedächtnis: Da verhungerte ein Grautier zwischen zwei fetten Bündeln Heu, die gleich groß und gleich weit von ihm entfernt waren, weil es ein unheimlich logisches Vieh war, das wegen derselben Menge Heu und derselben Entfernung keiner Seite den Vorzug geben konnte. Der Graue blieb unerschütterlich in der Mitte stehen und ging elend zugrunde. Florian sprach mit edler Offenherzigkeit zu sich: „Ein solcher Quadratesel bin auch ich und mein eines Bündel Heu heißt Mac Douglas, mein anderes Okamoto. Aber ich werde nicht an der reinen Logik verenden wie mein Vorbild, sondern verschlinge das zweite Heubündel — den Japaner!"

„Vielleicht — bei einer Lehrperson männlichen Geschlechtes.“ Ihn beschäftigte jetzt ausschließlich der Japaner, das Auffällige der Weinsendung des Kapitäns an den Commander. Aber die Tatsache hatte auf Dick Tom nicht den geringsten Eindruck gemacht. „Und wie stellen Sie sich zu Okamoto, der einen Korb mit zwölf Flaschen, den er erst eine Woche in seiner Wohnung behielt, an Duniphan weitergab — ebendenselben Korb, in dem sich jene vergiftete Flasche befand?“

Der Detektiv drehte die Fransen der Tischdecke zu einem dünnen Zopf. „Sir, nehmen Sie es mir bitte nicht übel, aber ich vermag Ihre Vermutung nicht zu teilen. Lasen Sie die neueste Nummer der ‚Washington Post‘? Nein?“

„Nein.“

„Dann werde ich mir gestatten, Ihnen daraus ein Telegramm vorzulesen.“ Er zog ein verknülltes Zeitungsblatt aus der Tasche, faltete es auseinander und las: „Eine Mörderkolonie. In der verstrichenen Woche wurden einer Reihe bekannter Persönlichkeiten in Los Angelos, Sacramento und Neu-Almaden aus San Franzisko mit der Post unter dem Deckmantel von Mustersendungen Zigarren, Bonbons und Wein zugestellt, und wer sich verleiten ließ, die Proben zu kosten, der hatte es schwer zu büßen: Sie waren vergiftet, und zwar mit einem Gift, das den Chemikern nur zu bekannt ist! Drei der unglücklichen Opfer sind bereits gestorben und fünf andere ringen mit dem Tode. Bisher blieben andere Städte außer den obgenannten von dem scheußlichen Verbrechen verschont, dessen Beweggründe sich nur ahnen lassen. Wir veröffentlichen diese Notiz nur als Warnung nnd bringen absichtlich keine Einzelheiten, um nicht etwas zu verraten, was den Tätern auf der Flucht vor der Gerechtigkeit behilflich sein könnte. Übrigens ist man ihnen auf den Fersen.“ Dick Tom grinste Florian freundlich an: „Na?“

Der knotete nervös die Finger ineinander: „Das ist aber doch eine Sache für sich! Hier im Osten fiel bisher nichts ähnliches vor, ferner wurde der Wein nicht durch die Post und nicht von unbekannter Seite an den Commander Duniphan geschickt, sondern durch einen Negerjungen vom Kapitän Okamoto. Und was das Gift anlangt . . .“

„So schweigt sich das Telegramm darüber aus.“

„Nein, nein“, wehrte sich Peter Florian. „Kümmern wir uns nicht um die Mörderbande von San Franzisko und suchen wir den Täter lieber in allernächster Nähe. Da werden wir ihn auch finden.“

„Hm“, machte Dick Tom. „Hm . . . ich stimme Ihnen bei, zumal der Commander meiner unmaßgeblichen Meinung nach wahrscheinlich überhaupt nicht an Gift starb.“

„Nanu?“

„So etwas läßt sich doch nicht auf die Dauer geheimhalten. Zuerst bemächtigte sich die auswärtige Presse des Falles und jetzt schreiben auch schon die hiesigen Zeitungen mancherlei darüber.“

Die Unterredung versprach interessant zu werden; Peter Florian bot dem Gast Platz an und reichte Zigaretten: „Bitte wollen Sie sich bedienen.“

„Danke. Eigentlich rauche ich nur schärfere Kräuter, wie sie in meiner Heimat gedeihen, während Sie sich davon mit Abscheu wenden und es lasterhaft schelten. Warum soll aber ein wesentlicher Unterschied zwischen der leichteren Betäubung mit Nikotin, der schwereren durch Alkohol und der tiefsten durch Opium bestehen? Auch verträgt meine Rasse das Gift vorzüglich, weil sie durch Geschlechterfolgen daran gewöhnt ist und außerdem eine Ernährungsweise hat, die die Gefahren des Opiums größtenteils aufhebt. O, ich weiß, man hat es meinem lieben Duniphan sehr übel vermerkt, daß er sich in dieser Beziehung unseren Gewohnheiten anpaßte, aber kein Kulturmensch vermag heute in dem Trubel des modernen Treibens — Tolstoj zu trotz! — ohne jegliches Narkotikum sein Auslangen zu finden. Wie wehklagt der weise Inder: ‚Warum neidet Ihr es mir, wenn ich mir um eine viertel Rupie die Seligkeiten des Paradieses kaufe!‘“

Florian erwiderte zurückhaltend: „Auch in dieser Sache wie schließlich in jeder kann man verschiedener Meinung sein. Und was die Opiumliebhaberei des Commanders anlangt, so ist sie mir ein wichtiger Beweis für die von ihm ungewollte Art seines Todes, da Opium in kurzer Zeit die Willenskraft derart untergräbt, daß ein Raucher oder Esser nicht mehr die Energie aufbringt, sein Dasein abzustreifen.“

„Eine Ansicht, die vermutlich für die Veranlagung der Europäer, nicht für die der Asiaten zutrifft. Unsere bedeutendsten Staatsmänner aßen Opium und übten dennoch Harakiri an sich, wenn es die Sitte vorschrieb.“

Florian lenkte das abschweifende Gespräch auf Archibald Duniphan zurück: „Wenn ich Sie richtig verstanden habe, Herr Kapitän, so teilen Sie meine Meinung, daß Ihr Freund ermordet wurde?“

„Allerdings.“ Und das ewige Grinsen des Japaners ließ Gedanken ahnen, die nicht offen herausgesagt wurden.

„Wer ist aber der Mörder?“ Peter Florians kurzsichtige Blicke forschten durch die scharfgeschliffenen Brillen in den Schlitzäuglein des Gelben.

„Bevor ich diese bedeutungsvolle Frage beantworte, muß ich Ihnen mein Verhältnis zu dem Toten klarlegen. — Ich darf sagen, daß mir keine Falte im Herzen Duniphans verhüllt blieb. Wir sahen uns zum erstenmal in Tokio und empfanden sofort heiße Sympathien für einander; wir ruderten gemeinsam, wir schwammen, segelten und fischten gemeinsam in den geheimnisvollen Seen meines Vaterlandes und ich lehrte ihn die

Das Stubenmädchen klopfte und brachte auf einer Tasse eine Visitkarte.

Peter Florian nahm die Karte und war fassungslos. „Ich lasse bitten ...“ Und er las abermals: „Kapitän Okamoto, Marineattache bei der japanischen Botschaft in Washington.“

Schon der erste Eindruck auf Entfernung einer halben Zimmerlänge bestätigte es Florian neuerdings, daß der Kapitän ein selbst für die abweichenden Schönheitsbegriffe seiner Rasse ungemein häßlicher Mensch war; ein runder, dichtbehaarter Schädel saß auf einem feisten, niederen Hals, im gekniffenen, zitronengelben Gesicht blinzelten geschlitzte Augen, die eingedrückte Nase und besonders der assymetrische Knochenbau des ganzen Gesichtsschädels, an dem sich der linke Backenknochen um einen Zentimeter stärker ausbog als der rechte, erhöhten den Widerwillen, den ein normaler Europäer vor dem asiatischen Typus überhaupt empfinden muß. Um den breiten Mund spielte ein ewiges, unverschämtes Lächeln, ein widerliches Grinsen, das die Japaner von den ihnen blutsverwandten Chinesen unangenehm unterscheidet. Und zu dem abstoßenden Kopf paßte die übrige mißliche Gestalt: Ein walzenähnlicher Oberkörper, mächtige Hüften, verkürzte O-Beine und unmännlich zierliche Hände und Füße. Das häßliche Männchen stak in einer Uniform, die den Vergleich mit einem dressierten Affen, den sein Wärter kostümierte, noch bedeutend verstärkte. Doch von der Aufdringlichkeit des Gesamteindruckes zog das ewige Grinsen, das etwas Gefährliches, weil Unergründliches an sich hatte, immer wieder den Blick auf sich.

Okamoto verneigte sich weltmännisch gewandt und sagte in einem akzentfreien Englisch: „Sie wundern sich, mich hier zu sehen, aber mein Besuch hängt eng mit dem Tod meines besten Freundes zusammen. Der Commander Duniphan und ich waren Brüder in jenem höheren Sinne, der auf Blutsverwandtschaft verzichten darf, weil die Übereinstimmung des Denkens und Fühlens die mangelnde Gemeinsamkeit der Abstammung mehr als aufwiegt. Der Totenschein, den die Behörden als richtig anerkennen, behauptet, der arme Archibald habe sich selbst das Leben genommen, und um so herzlicher freut es mich, daß Sie, Herr Doktor, dem widersprechen. Die allgemeine Ansicht der Leute, wie ich Ihnen mitteilen kann, obschon ich Ihnen damit kaum etwas neues sage, geht gleichfalls dahin, daß der Offizier das Opfer eines verbrecherischen Anschlages wurde. Ihr Europäer habt ein wunderbares Sprichwort, das auch hier anzuwenden ist: Volkesstimme ist Gottesstimme!“

Florian fragte trocken: „Woher weiß — das Volk von der Angelegenheit?“

Freundes über die Feindschaft, der er unter seinen Kameraden begegnete. Am härtesten beklagte er sich über den Leutnant Leslie Mac Douglas, dessen Haß ihn grundlos seit Jahren, seit sie gemeinsam die Akademie besucht hatten, verfolgte. ‚Er wünscht mir das Schlimmste!' wiederholte Archibald in trüben Stimmungen immer wieder. ‚Und warum? Weil meine Arbeit gesegneter ist als die seine. Er hält sich für zurückgesetzt und schiebt die Schuld dafür mir zu, und doch dürfte er sich nur über die eigene Unfähigkeit beklagen, die ihn in die zweite Reihe stellt.' Vergebens sprach ich Trost zu und war dabei innerlich gewiß, daß mein Freund nur zu sehr Recht hatte. So wälzte sich die Katastrophe heran, die Sie und ich aufzuklären versuchen. Anfangs dieses Monats besuchte ich den Commander in seinem Büro und wir verabredeten eine Reise zu zweit während unseres diesjährigen Urlaubes. Schon waren wir beinahe einig, als er plötzlich aufsprang und erregt erklärte, es sei unmöglich, er reise nicht, er bleibe in Washington. Ich drang in ihn, mir den Grund seiner Sinnesänderung mitzuteilen, den ich allerdings halb und halb ahnte, und er sagte endlich, eine Frau, eine Mexikanerin halte ihn hier fest und drohe mit einem unerhörten Skandal, wenn er die Stadt verlasse. Seine Reise sei nur ein Vorwand, behauptete die Person, er wolle sie im Stiche lassen und nie mehr zurückkehren. Die Komödie dieses liderlichen Weibes lief freilich nur auf eine unverschämte Erpressung hinaus, sie wollte ihn nicht freigeben, obwohl er keinerlei bindende Pflichten gegen sie hatte. Ich riet ihm ernstlich, es auf einen Skandal ankommen zu lassen und die Beziehungen, wenn schon nicht anders, so gewaltsam zu lösen. Aber das entsprach nicht seiner zarten Veranlagung und er wünschte, seine Unabhängigkeit und Freiheit auf gütlichem Wege zu erreichen Da ich dies für ausgeschlossen hielt und nur einen erbitterten Kampf voraussah, der Duniphans Nerven zerrütten mußte, widersprach ich, ein Wort gab das andere und wir stritten — zum erstenmal stritten wir uns! Ich machte ihm Vorwürfe, er verzettle sein Leben, er berief sich hingegen auf seine Offiziersehre, und ehe wir noch die alte Harmonie wieder zwischen uns herstellten, trat Admiral Kirk ins Zimmer und verwickelte den Commander in ein dienstliches Gespräch. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich zu entfernen, von der Hoffnung getragen, abends würde mich der Freund trotz der Meinungsverschiedenheit, der keinerlei Bedeutung zukam, aufsuchen. Ich wartete vergeblich, er kam nicht; er trotzte — trotzte auch den nächsten und die folgenden Tage. Ich erwog verschiedene Möglichkeiten, mich ihm wieder zu nähern, ohne ihn zu beschämen, und da ergab sich die erwünschte Gelegenheit von selbst, als mir der Negerjunge aus der ‚Rebe' den fälligen Korb mit vierundzwanzig Flaschen Floridawein brachte. Ich übernahm ihn und gab ihm dafür den Korb der vergangenen Woche mit zwölf Flaschen, der noch unberührt bei mir stand, mit; er möge ihn mit einem

verschwiegenen, wunderbaren Schönheiten Japans, das noch kein einziger Ausländer richtig beurteilte, würdigen und lieben. Eure Reisenden haften immer an Äußerlichkeiten und übersehen, daß das, was wir sind, die Folge einer abertausendjährigen euch verschlossenen Kultur und Entwicklung ist. In den nächtelangen Gesprächen, die ich mit meinem Freunde führte, offenbarte sich mir eine Harmonie der Weltanschauungen, die uns, den Osten und den Westen, untrennbar verband. Das knüpfte das Band der Freundschaft aufs Engste und unsere Herzen pochten im Eintakte."

Florian fühlte, die Geschwätzigkeit des Kapitäns bezwecke, heimliche Gedanken zu verbergen.

„Doktor", fuhr Okamoto fort, „als damals die Trennung kam, weil die amerikanische Regierung an der Freundschaft eines ihrer fähigsten Offiziere mit einem Fremden im fremden Land Anstoß nahm, da ging für mich die Sonne nieder und ich trachtete mit allen Mitteln, die zerrissenen Fäden wieder anzuknüpfen. Duniphan wurde ins Marineministerium in Washington versetzt und deshalb bewarb ich mich um den Posten eines Marineattachés in der Union. So erreichte ich wieder die Nähe meines Freundes. Wir setzten hier den Verkehr fort, der in Japan begonnen hatte — und vielleicht wäre mir der Commander in nicht zu ferner Zeit für immer ins Land der Chrysanthemen und der Kirschblüten, wie sich eure Poeten manchmal ausdrücken, gefolgt, da er in seiner Seele schon halb Japaner geworden war. Das grausame Schicksal zerstörte alle Pläne und Wünsche. . . . Noch waren wir nicht so weit, um an eine trauliche Einsamkeit an den Ufern des geheimnisvollen Biwa-Sees zu denken und begnügten uns derweilen mit einer Vertiefung unserer innigen Beziehungen. Wir mieden die sogenannte Gesellschaft, die unsere Freundschaft beargwöhnte und bekrittelte, und genossen freudig das Zusammensein innerhalb unserer vier Wände oder im Gasthause ‚Zur Rebe', das es uns erleichterte, jener Seligkeiten teilhaftig zu werden, die wir liebten."

„Mit anderen Worten, Sie tranken dort Floridawein und rauchten Opium".

„Ja . . . Ein herrlicher Wein, wie ich einen ähnlichen nirgend gefunden habe; er lockte uns in die Kneipe, die sonst wenig Anziehungskraft besitzt. Und nun nähere ich mich jenen Tatsachen, auf die Sie — beurteile ich Ihre Physiognomie richtig — gespannt sind. . . . Ich ließ mir jede Woche abwechselnd einen Korb mit zwölf und mit vierundzwanzig Flaschen bringen — vierundzwanzig in jener Woche, wo ich einmal des Abends eine kleine Gesellschaft Gleichgesinnter bei mir versammelte, zwölf, wenn Duniphan und ich allein über die Dinge der sichtbaren und unsichtbaren Welt mit ihren Süßigkeiten und Bitternissen philosophierten. Und in die vertrauliche Unterhaltung klang oft herb und mißtönend die Klage meines

hat er die Krise überwunden und wird wortlos die Verbindlichkeiten des Sohnes regeln. Eine Silbe von ihm, ein Federstrich hätte die ungeduldigen Wucherer sehr geduldig gemacht, aber dem Milliardär, dem bisher Geldklemmen fremd waren, stieg die vorübergehende peinliche Geschäftslage zu Kopf und so kehrte er den Unerbittlichen heraus. O, die Yankees sind Menschen von besonderem Schlag und müssen besonders beurteilt werden!“ Er lachte quiekend auf: „Ein Mitglied der Familie Duniphan soll sich wegen ein paar tausend Dollars entleibt haben — wo es überdies wußte, daß ihm mein ganzes nicht unbedeutendes Vermögen jederzeit vom Herzen gern zur Verfügung stand! Die Freundschaft eines Japaners ist schwer zu erwerben, aber einmal erworben ist sie grenzenlos.“

„Nach Ihrer Schilderung hatte der Commander einen stolzen Charakter, der wohl auch von seinem besten Freund keine Geschenke angenommen hätte, nicht? So lastete seine bedrängte materielle Lage dennoch auf ihm.“

„Angenommen, aber nicht zugestanden, dies wäre der Fall gewesen; eine reiche Heirat, die in Amerika und anderswo an der Tagesordnung ist, hätte alle Verlegenheiten mit einem Schlag beseitigt und es gibt hundert Goldgirls in der Fifth Avenue von Neuyork, die Archibald Duniphan sofort Herz und — eiserne Kasse anvertraut hätten.“

Florian fühlte, daß er auf diese Weise sein Ziel nicht erreichte. Der Gelbe hatte tausend Einwände und Behauptungen zur Hand, die sehr plausibel klangen, die man aber nicht sogleich überprüfen konnte, jedoch hinreichten, ihm im Redekampf einen Vorteil zu verschaffen. „Sei dem wie immer“, sagte Peter Florian, „Duniphan ist tot und wir haben Mac Douglas im Verdacht — in einem unbewiesenen Verdacht, und ich wäre Ihnen dankbar, wollten Sie mir darlegen, was nach Ihrer Meinung außer den recht allgemeinen Belastungsmomenten für seine Täterschaft spricht.“

„Gern. Der Leutnant war gestern bei mir, halb verrückt in seiner entsetzlichen Erregung, die er mit der Verfolgung durch Sie und eine bedenkliche Erkrankung seiner Braut begründete. Er redete wirres Zeug, daß ich ihn oft nicht verstand, und rückte endlich mit einer schier unglaublichen Zumutung an mich heraus. Auf ihn falle, klagte er, der furchtbare Verdacht, seinen Kameraden vergiftet zu haben, und er sei außerstande, ihn zu entkräften, weil ein negativer Beweis auch hier fast unmöglich zu führen sei. Wie könnte er seine Unschuld dartun? Jetzt erst erfuhr ich, daß Archibald mit dem Wein, den ich ihm schickte, das Gift zu sich nahm, und die Tatsache, daß ich mittelbar, wenn auch unwissend an dem Verbrechen beteiligt war, schmetterte mich beinahe zu Boden. Aber Mac Douglas ließ mir keine Zeit zu Grübeleien, sondern

Grüße von mir zum Commander Duniphan ins Ministerium tragen."
Okamoto blinzelte Florian rätselhaft zu: „Es liegt Ihnen eine wichtige Frage auf der Zunge, nicht wahr? Sie wollen eine Aufklärung, warum der Korb mit den zwölf Flaschen noch unberührt war. Nichts leichter als das, lieber Herr Doktor! Ohne Duniphan schmeckte mir kein Trunk, auch setzte ich mich nicht Abend für Abend allein in meine Wohnung, sondern besuchte, um mir die Zeit zu vertreiben, Theater und Konzerte, um den Freund trauernd, oder ging in die ‚Rebe', von der Hoffnung erfüllt, ihn dort anzutreffen. So blieb der Floridawein daheim ungetrunken."

Peter Florian empfand es peinlich, wie ihm der Japaner die Fragen vom Gesicht ablas, und doch war es nur der natürliche Scharfsinn des Mannes, der ihn verblüffte.

Okamoto mit seinem ewigen Grinsen setzte seinen Bericht fort: „Archibald bestätigte mir umgehend den Empfang der Sendung, dankte warm dafür und erwähnte mit keinem Wort unsere Meinungsverschiedenheit — aber lesen Sie selbst!" Er reichte ein beschriebenes Kärtchen hin.

Darauf stand: „Lieber Freund! Dein liebes Gedenken freute mich herzlich, zumal ich eben an die ‚Rebe' telephonieren wollte! Da kam auch schon der Negerjunge. Wieder einmal erfülltest Du mir einen Wunsch, ehe ich ihn aussprach! Seelenharmonie! Wie sehne ich mich nach Dir, aber leider werde ich Dich auch in den nächsten Tagen nicht aufsuchen können, da mir der Admiral eine Arbeit zuschanzte — es handelt sich um eine strenge Untersuchung wegen eines im Hafen von New-York gestrandeten Torpedobootes —, die mich seit einer Woche bis spät in die Nächte hinein beschäftigt, denn daneben müssen ja die laufenden Angelegenheiten der Abteilung erledigt werden. Doch nicht zu lange mehr soll unsere unfreiwillige Trennung währen! Wie immer Dein Duniphan."

Schweigend gab Florian das Kärtchen zurück.

Der Kapitän barg es in der Brusttasche und für Augenblicke verschwand das undurchdringliche Lächeln aus seinen Mienen. „Das Nächste, was ich von meinem Freunde hörte, war dessen Tod. . . . Nein und tausendmal nein, er tötete sich nicht selbst — warum hätte er es auch tun sollen?"

„Er war arg verschuldet."

„Arg verschuldet? Was verstehen Sie darunter? Die paar Läpperschulden waren nicht der Rede wert für den Sohn eines Duniphan senior, der Milliarden gebietet."

„Und doch weigert sich der Milliardengebieter, die Gläubiger zu befriedigen, weigerte sich schon früher, als sein Sohn noch lebte!"

„Weiß ich, kenne auch die Gründe. Dem Alten macht im Augenblick eine böse Konkurrenz das Leben sauer und im vergangenen Jahr war bei ihm das Geld knapp. Seien Sie versichert, in einigen Monaten

„Und wie stellen Sie sich vor, Kapitän, daß der Leutnant zuwerke ging?"

„Mac Douglas mußte wissen, daß Duniphan in seinem Kasten stets einige Weinflaschen stehen hatte, um sich während der Arbeit anzuregen, und er erhaschte eine unglückliche Stunde, wo der Commander abwesend war. Er entwendete eine der Flaschen, entkorkte sie, träufelte das Gift hinein, schloß sie wieder und stellte sie in den Schrank zurück. Mein armer ahnungsloser Freund vollendete dann unwissentlich das traurige Zerstörungswerk."

„Glauben Sie, daß Mac Douglas Mitschuldige hat? Etwa einen, der aufpaßte, daß er nicht gestört wurde? Irgend ein Unbeteiligter konnte ihn überraschen und den Zweck des Hantierens an der Flasche erraten."

„Die zwei Offiziere hatten allwöchentlich einmal gemeinsam Nachtdienst und einmal getrennt. Sowie Duniphan dienstfrei war, brauchte Mac Douglas Überraschungen nicht zu fürchten. Beider Kanzleien liegen nebeneinander und sind sogar durch eine Tür unmittelbar verbunden. Aber hatte er einen Mitwisser und Gehilfen, so war es der tückische alte Steuermann."

Florian äußerte keinerlei Zustimmung und keinerlei Bedenken.

„Nun habe ich Ihnen nichts mehr mitzuteilen, Herr Doktor, meine Aufgabe erfüllte ich durch die wahrhaftige Darlegung alles dessen, was ich weiß. Und ich kann sie beeiden. Archibald Duniphan ist nicht mehr und niemand vermag ihn ins Leben zurückzurufen; wir dürfen nicht einmal seinen Mörder zur Rechenschaft ziehen, denn dieser Mörder ist krank. Machen wir ihn unschädlich. Sprechen Sie mit Admiral Kirk über die Wendung, die die entsetzliche Angelegenheit genommen hat, und er wird uns beistimmen und alles Weitere veranlassen."

Als Florian nach einer Pause des Überlegens antworten wollte, war er allein. Der Kapitän hatte sich still entfernt.

Einem plötzlichen Einfall nachgebend kleidete er sich an und trat ins Freie. Er wollte einen langen Spaziergang machen. Das Gewoge und Getriebe unzähliger geschäftiger Menschen tat seinen gereizten Nerven wohl und er sprang in den nächstbesten daherratternden Autobus. Er nannte die Endstation als sein Ziel und gab sich Mühe, nicht an das innere Erlebnis, das ihn noch einigermaßen verwirrte, zu denken. Um sich abzulenken, gab er sich einer geistigen Spielerei hin, die er sich einst zur Ausbildung seines Beobachtungsvermögens ersann, und versuchte nach dem Äußeren der Leute ihren Beruf zu bestimmen. Dazu mußte er ihre Mienen, ihre Kleidung und ihre Bewegungen, das ganze Gehaben und besonders ihre Hände genau studieren. Aus den Händen der Menschen, glaubte er festgestellt zu haben, offenbare sich die ganze Persönlichkeit.

stellte überhastet das eindeutige Verlangen, ich sollte mich als Mörder meines Freundes bekennen... Ich setze dabei ja nichts aufs Spiel, da mich die Zugehörigkeit zur japanischen Botschaft der amerikanischen Gerichtsbarkeit entziehe. Sie werden begreifen, Sir, wie mich das Ansinnen empörte und in Wut versetzte. Die Szene, die darauf folgte, war grotesk — Mac Douglas sank auf die Knie und beschwor mich im Namen seiner totkranken Braut, die noch mehr als er unter den Verfolgungen leide, aber ich wies ihm die Tür. Der Wahnsinnige wankte hinaus... Herr Doktor, was sagen Sie jetzt?"

Peter Florian sagte gar nichts. In seinem Kopf wirbelte es und er brachte gerade noch so viel Logik auf, daß er das Denkergebnis des vergangenen Tages umstellte: Der Kapitän Okamoto hatte den Commander nicht getötet... Aber tat es Leutnant Mac Douglas? Seine kurzsichtigen Augen bohrten sich in den Schädel des Japaners und suchten einzudringen, als sei dort die Wahrheit, die absichtlich verschleierte Wahrheit, die man ihm vorenthielt, die man bog und krümmte, die man zu einer unglaublichen Phantasie umformte. Einen Moment zweifelte er, ob der Gelbe nicht alles frei erfunden hatte — den Besuch des Leutnants, den Inhalt des Gespräches, das sie ohne Zeugen miteinander führten... alles, alles... In Florians Schläfen hämmerte es, seine Augen tränten beim scharfen Schauen, das ihm doch nicht mehr zeigte, als ein assymmetrisches, ungemein häßliches Gesicht, aus dem es lachte und grinste und das ein Geheimnis unerforschlich und verbrecherisch in sich schloß.

Der Kapitän zuckte mit keiner Wimper und ertrug gleichmütig den Blick der kurzsichtigen Augen. Als Florian ermüdet und entmutigt die Schultern rollte und an dem Mundstück einer Zigarette kaute, begann der Kapitän wieder: „Ich würdige Ihr Stillschweigen und begreife Ihre Zweifel, ginge es mir doch kaum anders an Ihrer Stelle. Wir beide lenkten zwar den Verdacht auf den unglücklichen Leutnant, der nicht davor zurückscheute, einen bevorzugteren Kameraden zu töten, aber der Einfall des Mannes, ich sollte seine Schuld auf mich nehmen, spottet jeglicher Vernunft. Hätte ich die wunderliche Szene nicht selbst erlebt, ich würde sie für unmöglich halten. Doch mit dem Wort „Vernunft" kennzeichnete ich den springenden Punkt des Problems — die Tat geschah eben ohne Vernunft und das Verhalten des Täters nachher entbehrt ihrer gleichfalls. Mac Douglas ist ein Narr und war schon lange unzurechnungsfähig, ein von einem Wahn Besessener, der den Ärzten und nicht vor Gericht gehört. Der gesunden Logik ist sein Handeln unverständlich. Was bleibt uns da zu tun übrig? Den Unseligen, der unter seiner Schuld leidet, in einer Anstalt unterzubringen, wo es ihm unmöglich sein wird, Menschen, die ihm nie ein Übel zufügten, zu schaden und sie zu vernichten..."

spruch erhob, zu entziehen, einen unsinnigen Schritt tat, der die Vermutung seiner Schuld zur vollen Gewißheit steigerte? Wirklich zur Gewißheit? Florian grübelte über die Worte des Kapitäns und da wußte er mit einem Mal, weshalb sie ihn aus dem Gleichgewicht warfen: Sie hatten sein Inneres entspannt. Nur war die Entspannung zu plötzlich gekommen. Was er erstrebt, gesucht und ersehnt: Die Bestimmtheit, die hatte er jetzt. Und in dem Augenblick, da er sie hatte, beschlichen ihn abermals Zweifel; ihm fielen Ungenauigkeiten und Fehler in der Darstellung Okamotos auf, die sich jedoch bei kritischem Überlegen als nebensächlich erwiesen. Natürlich waren die Aussagen des Kapitäns subjektiv gefärbt und manches, was er sagte, sagte er so, wie er es vom Commander gehört hatte. Aber alles, was Florian mit den eigenen Eindrücken vergleichen konnte, das war einwandfrei, war Tatsache. Alles? Hatte es auch mit dem Besuch Mac Douglas seine Richtigkeit? Und mit dem Gespräch? Und der abenteuerlichen Zumutung? Wahrscheinlich, sehr wahrscheinlich . . . . Kapitän Okamoto mußte ja darauf gefaßt sein, dem Leutnant gegenübergestellt zu werden, um diesem ins Gesicht die Aussage zu wiederholen, und da konnte es einem gewiegten Menschenkenner nicht schwer fallen, festzustellen, wer von den beiden die Wahrheit sagte und wer log — vorausgesetzt, das Mac Douglas überhaupt zu leugnen suchte! Versicherte doch eine geistreiche Theorie, die Florian allerdings noch nicht erprobt hatte, eine bewußte Lüge beschleunige automatisch den Pulsschlag und treibe das Blut in die Wangen des Lügners. Sie gab also ein sicheres Mittel, Schwindler zu entlarven . . . . Galt diese schöne Theorie auch für die gelbe Rasse, deren Wangen sich fast niemals röteten?

Damit war wahrscheinlich nichts anzufangen. Aber es genügte wohl auch die einfache Gegenüberstellung des Kapitäns und des Leutnants, um durch genaue Beobachtungen Verstellung von Wahrhaftigkeit und Verleumdung von Gewissenhaftigkeit zu scheiden.

In der milden Abenddämmerung näherte sich Doktor Florian den ersten Häusern Washingtons und fernes Toben und Tosen, Wagengelärm und Maschinengepolter schlug dröhnend an sein Ohr. Einmal blieb er stehen und sagte laut ins schummrige Halbdunkel: „Leslie Mac Douglas wird nicht leugnen, er wird von den Tatsachen überwältigt gestehen. Vielleicht in den letzten klaren Minuten seines kranken Ichbewußtseins, um dann in ewigen, unheilbaren Wahnsinn zu verfallen. . . . .“

(Schluß folgt.)

Aber jetzt, im schwankenden Auto, vermochte Florian sich nicht recht zu sammeln, vergaß den Zweck seines beobachtenden Schauens und ertappte sich dabei, wie er einer müden alten Frau, vermutlich einer verarbeiteten Waschfrau, die ihre roten zersprungenen Hände im Schoß faltete, unverwandt ins Gesicht starrte, so daß sich ein anderer Fahrgast schon vorwurfsvoll räusperte. Betroffen lenkte er nun seine Blicke auf die Straßen und Plätze, über die das Gefährte blökend kollerte, verfolgte den Lauf des Potamac mit seinen vielen Schiffen, und freute sich endlich nach Überquerung der Stadtgrenze an den grünen Wiesen und Feldern, die oft nichts anderes waren, als noch unverbaute aber schon ausgemessene Bauplätze, auf denen Kinder tollten und Unfug trieben.

Die Autolinie, in die er zufällig geraten, endete in den Flußauen bei einem großstädtischen Restaurant, zu dem sonntags Scharen von erholungsfreudigen Leuten pilgerten, um sich zu unterhalten, Kahn zu fahren oder auch nur, um zu schmausen und zu plaudern. Werktags fand man hier kaum einen Menschen, sondern nur einsame Natur.

Peter Florian stieg aus und lief, allein um der Bewegung willen durch die beschauliche Landschaft. Er erhitzte sich, ermattete körperlich und dabei rastete sich das Hirn aus. Langsamer, mehr bummelnd, setzte er die Wanderung stundenlang fort und als er Hunger fühlte, fragte er bei einem Gehöft, das ganz gut ein kleines Landgasthaus sein konnte, ob man etwas zu essen haben könne.

Eier, Schinken und vielleicht auch Wurst, wenn noch eine im Keller war, bot eine unsaubere schwarzhaarige Person an und bestand auf Vorherbezahlung des Bestellten. Dafür war der Schinken versalzen, die Wurst hatte einen unangenehmen Beigeschmack und der Wein schmeckte nach Essig.

Dennoch aß Florian mit Appetit und war vergnügt.

Die Sonne neigte dem bewölkten Westen zu und so machte er sich mit Hilfe eines Taschenkompasses auf den Heimweg, außerstande anzugeben, ob er auf denselben höckrigen Steigen gekommen war, die er jetzt beschritt. Jedenfalls aber mußte der Feldweg früher oder später die Stadt erreichen, die irgendwo hinter Bäumen und Sträuchern, hinter Bodenwellen und Hügeln unsichtbar lag. Der Pfad krümmte sich zum Ufer des Potamac hin und da entdeckte Peter Florian ein Plätzchen, das mit seinem kurzen Gras unter Weiden und am Wasser zum Ausruhen wie geschaffen war. Im Rücken gurgelten ihm die Wellen; sie rauschten gleichmäßig und besänftigend.

In geruhsamer Stimmung, bei einer Zigarette, machte er sich nun daran, das Gespräch mit dem Japaner zu überdenken. Warum hatte es so grausam an seinen Nerven gezerrt? Weil ein verrückter Mörder, um sich der irdischen Gerechtigkeit, die auf ihn gar nicht An-

Da fällt kaum mehr in die Wage, wenn jener andere ein Jugendfreund des Abgewiesenen ist.

Auch war es verrückt von Harmessen, auf das väterliche Gut in Lagardorf zu ziehen, von wo aus man den Turm vom Frohnschloß sieht. Freilich wachsen die wilden Kastanien buschig in die Höhe und werden bald das viereckige Gemäuer verdecken, aber bis dahin sind gewiß etliche Jahre verstrichen.

Im Westen, zu Häupten von Göttweih, ballten sich grauschwarze Wolken zu einem Gewitter, und hie und da riß schon ein dreifach gebrochener Blitz den Himmel in zwei ungleiche Teile auseinander. Kein Lüftchen wehte; dumpf und schwer lastete es über dem Donautal.

Walter Harmessen verschränkte die Arme und ging auf den Kieswegen im Park langsam auf und ab; im fahlen Dämmerleuchten des Abends schien er noch gelber und eingefallener als sonst. Raker, der graue bissige Rattenfänger, nun auch schon alt und abgebraucht, schnupperte mit der Schnauze am Boden und folgte gehorsam seinem Herrn — blieb stehen, wenn dieser stehen blieb, und trabte nach, wenn dieser voranschritt; blickte ihn aus Hundeaugen so klug an wie es sonst nur verständige Menschen tun, und wedelte ein wenig, sobald der Doktor ihm gedankenlos das graue Fell am Rücken strich.

In der Ecke, im „Botanischen Garten", wie Harmessen die paar Beete nannte, wo die medizinischen Pflanzen wuchsen, machte er halt; der diesjährige Sommer meinte es mit den Gewächsen gut: Arnica moncoma blühte dunkelgelb, die Farbe gleich sattem Weizen, und der Saft schoß üppig in die grünen Schuppenblättchen; heimtückisch dunkelblau stand der Aconit neben einer seltenen Abart, die in ihrem Weiß dem Laien unschuldig dünkt und um so gefährlicher ist; breit machte sich der Mohn; der Doktor schnitt mit der kleinen schärfsten Klinge seines Taschenmessers die strotzende Kapsel eines Papaver somniferum an und wie flüssige Milch quoll es daraus hervor. Groß und brennrot lohten die Blüten des Papaver orientale und der gebauchte Kelch zeigte absonderlich schwarze Flecke. Mitten ins gepflegte Giftbeet hatte sich ein braunes, violett gesprenkeltes Stiefmütterchen verirrt; schon wollte Harmessen es austilgen; er besann sich anders und ließ es stehen.

Ein bronzener Laufkäfer kroch eilig über den Gartenweg; Raker knurrte feindselig auf das schwächliche Tierchen, das erschreckt die Flügel spreizte.

In Göttweih fiel bereits Regen und warf den abenddunkelgrünen Bergen einen grauen Wassermantel um.

Auf der Bezirksstraße rollte ein Wagen, die Pferde trotteten einen raschen, unregelmäßigen Trab und der Hund hob schnüffelnd die

Kapitel XIII.

Ein Romanfragment von **Hans Ludwig Rosegger.**

Die ganzen zwei Jahre, seitdem sich Walter Harmessen ins Schlößl von Lagardorf zurückgezogen hatte, war er nicht so oft zu Kranken geholt worden, wie gerade an diesem wetterschwülen Augusttag, da die Bäume matt und ausgedörrt ihre Blätter hängen ließen, die Blumen ihre Blütenköpfe neigten und die Menschen kraftlos umherschlichen. Dreimal des Nachmittags riefen sie den Doktor über die Donau; zuerst nach Weißenkirchen, dann nach Stein und endlich sogar nach Krems, obwohl die Patienten wußten, daß er seine Praxis nicht ausübte, aber sie wußten auch, daß er keinem Kranken die ärztliche Hilfe versagte. Die Kollegen, die auf das Einkommen ihres Berufes angewiesen waren, trugen Harmessen seine medizinische Tätigkeit dennoch nicht nach, weil ihn ja doch nur die Ärmsten und Elendsten, die alles schuldig blieben, zu sich holten.

Um fünf Uhr läuteten sie in Stein die Zügenglocke; das Zeichen, daß es mit der tauben Katharin vorbei war; Harmessen hatte mit dem Tod um sein Opfer gestritten, als gälte es ein wertvolles junges Leben; und die Alte war achtzigjährig und verlassen, einsam und ohne mildtätige Pflege, wenn nicht die Nachbarin von Zeit zu Zeit bei ihr in der Hütte Nachschau hielt. Trotzdem kämpfte die Katharin angstvoll gegen das Sterben an.

Jeder Patient, der dem merkwürdigen Doktor, welcher zumeist in seinem Schreibzimmer mit dem Mikroskop arbeitete, starb, verstimmte ihn, gleichwohl er sich sagte, daß nicht seine Schuld es war und die Wissenschaft das allheilende Wunderkraut immer noch nicht entdeckte. Nach dem schrecklichen Tod der Klara Wagnit im Inspektionshause war Harmessen sogar zwei Monate auf Reisen gegangen, so sehr erregte ihn damals das entsetzliche Leiden, dem er nicht beikam.

Und in den zwei Sommern und Wintern und in dem zweimal erneuten Frühling und Herbst im Schlößl von Lagardorf war er magerer, noch magerer geworden, wortkarger und mürrischer.

In der Nacht, die dem Tage folgte — das war nun auch schon ein Jahr her —, da Marga Ranningen im nahen Frohnschloß dem Baron Karl Morentsilt angetraut wurde, saß Harmessen am Krankenbett eines Kindes.

Ueberhaupt war es eine Halsstarrigkeit sondergleichen von ihm, die aber schließlich seine besseren Bekannten erwartet hatten, daß er um diese Zeit nicht irgendwohin verreiste; es geht jedem an die Nerven, wenn das geliebte Mädchen, das „nein" sagte, einen anderen heiratet

Der Hund tänzelte den Gäulen um die Beine und schlich nun betroffen in den Park.

„... Die Wehen dauerten zweiundfünfzig Stunden ... grauenhaft ... ich immer bei ihr ... sie war stets so zart und zerbrechlich ... Das Kind haben wir geopfert, um die Mutter zu retten ... Ja, retten ...!" Zu jedem der abgehackten, verstümmelten Sätze klatschte der Regen nieder, gröhlte das Gewitter, so daß man die Worte nur mit Mühe verstand. Dazu riß der Baron nervös an den Zügeln und die Pferde wollten sich bäumen.

„Achtung, Karl ... Wir schmeißen ja zu guter Letzt um ..."

Bald knirschten die Räder auf dem frischen, kantigen Schotter, bald quatschten sie in den trüben anschwellenden Lachen der ausgefahrenen Rinnen.

Das sonst so freundlich lächelnde Gesicht Morentsilt's war von Runzeln durchfurcht und mit bläulichen Umrissen zeichneten sich die Knochen ab; feucht und zerfetzt hing der blonde Schnurrbart.

„... Anfangs schien alles passabel zu gehen ..." fuhr er gedämpfter fort, „... bis das Fieber eintrat ... vierzig Grad ... Delirium ... und ..."

„Wann war es?" Harmessen nahm dem Andern die Leitseile aus den Händen.

„Am siebzehnten ... Vor drei Tagen ..."

Hernach schwiegen sie eine Weile.

Scheffelweise troff das Regenwasser wie aus vollen Kübeln geschüttet in den offenen Kutschierwagen.

„Entschuldige", Morentsilt fröstelte, „aber in der Eile vergaß ich, den geschlossenen Landauer zu nehmen."

Dem Doktor lag eine böse Grobheit auf der Zunge; jetzt an das zu denken!

Selbst in seinen dichten Lodenrock sog sich die Feuchtigkeit.

Plötzlich ein Aufleuchten, ein knatterndes Knallen und ein verästelter Ahorn an der Straße barst vom Blitz zersplittert; die Braunen scheuten — das Handpferd wieherte und das Sattelpferd sprang aus dem Geschirr.

„Verfl ..."

Es währte Minuten, bis die Tiere sich beruhigten. Knapp waren die Fahrenden einem Sturz in die Donau entgangen.

Die Donau aber wälzte dicke, lehmige Wellen.

Hagelkörner prasselten mit dem Regen vermischt und sprangen knacksend wieder von der Stelle auf, auf die sie anschlugen.

„Weiß Marga, daß du mich holst?"

„Nein ..."

Schnauze. Der grüne Zaun aus dichtgesetzten, beschnittenen Eichen verdeckte das lärmende Gefährt.

Vor dem Haupttor des Schlosses hielten die Gäule.

„Nur keine Störung, keinen Besuch!“ dachte Harmessen verstimmt. „Etwa Offiziere des Jägerbataillons in Krems oder der redselige Besitzer des Melkergutes, der die langen Fahrten mit den Ponnies liebt . . .“

Raker bellte und zeigte die Reißzähne, wie einer, dem um die Nachtruhe bang wird.

„Walter!“ rief schon von weitem die bekannte Stimme Morentsilts und die Gartentür flog splitternd ins Schloß: „Ich bin's . . .“

Harmessen blieb wartend auf seinem Platz.

„Walter!“ wiederholte der Baron, nun in größerer Nähe, und man merkte ihm an, daß er stark erregt war, „. . . Verzeih . . .“ und er fand die richtigen Worte nicht.

„Du wünschest?“ Trocken und förmlich und unverbindlich fragte der Doktor.

Seit der Verlobung Margas mit Morentsilt hatte er ihn nur ein einziges Mal gesehen; auf zweihundert Schritte Entfernung; die Frau verschwand damals hinter einem rosa geblümten Sonnenschirm.

„Marga ist krank . . .“ zaghaft steckte Morentsilt die Hand zum Gruß hin; der andere berührte sie flüchtig.

„Ruf einen Arzt, einen Professor aus Wien, wenn du willst.“ Rauh und herb klang es.

„Sie stirbt . . .“ Aus den zwei Worten schrie die Todesangst.

Harmessen zuckte zusammen und ein Rot färbte seine gegerbte Haut an den Schläfen.

„Sie stirbt . . .“ wiederholte Morentsilt tonlos. „Kindbett und eine Totgeburt; Doktor Magnus ist ratlos . . . Marga hat Fieber und der enorme Blutverlust . . .“

„Habt ihr nicht Kraft gerufen oder Werenschlager? Hast du nach Wien wegen eines Konsiliararztes telegraphiert?“

Achselzuckend entgegnete der Baron: „Doktor Kraft ist verreist, Werenschlager selbst krank in Wien — mein Gott! Bis der Professor kommt!“

Ohne weiter zu fragen, folgte Harmessen dem Freunde von ehemals; dem erstaunt wartenden Diener riß er den dicken Lodenkragen förmlich aus der Hand und sprang in den Wagen.

„Vorwärts . . .“

Die Braunen zogen an.

Erste, schwere Regentropfen fielen nieder.

„Raker zurück!“

Weiß bis in die dünnen Lippen lag sie da, und das gelöste braune Haar ringelte sich in kindlichen Locken, hing klebrig in die schmale Stirn. Aus dem halboffenen Mund leuchteten zierliche Zähne, und die grünlichen Augenlider vibrierten.

„Das haben sie aus dir gemacht, Marga Ranningen . . .", dachte Walter Harmessen und schluckte, als wollte er eine übermächtige Wut hinabwürgen; ihm war, als müßte er anklagen . . . Leise strichen seine knochigen Hände ihr Haar; sie erwachte nicht, nur ihre Zunge lallte Worte; er horchte.

„Walter . . ."

Und Harmessen hielt an sich, daß er nicht aufschrie.

War's der verrollende Donner, war's eine ungeschickte Bewegung von ihm — die Kranke öffnete die Augen: „Karl . . ."

„Nicht sprechen, Marga..." die ganze Liebe, die ganze Sanftmut, das ganze tiefe Mitgefühl des äußerlich so harten Menschen zitterte in den Worten.

Aber rehbraune, unstät fiebrige Augen starrten ihn entsetzt an und wie ein Kind, das sich fürchtet, bat sie klagend: „Du . . . du, geh fort, geh fort . . ." Die Finger krabbelten ängstlich an der Decke, der Mund verzerrte sich zum Weinen, eine Schweißperle rann langsam in einer Furche der mageren Wange.

„Marga, klug sein! Nicht fürchten . . . Ich bin's ja . . . du bist krank, ein wenig krank und ich muß dich untersuchen . . ." Wieder sprach er lieb und sanft und gut und vergab ihr in diesem Augenblick alles, was sie ihm tat.

Sie stemmte die Ellenbogen in die Polster, doch die dünnen, abgemagerten Arme versagten den Dienst und sie schüttelte den Kopf: „Nein, nein . . . geh fort, so geh doch fort . . ."

Wieder versuchte er, ihr Haar zu streichen: „Gescheit sein, Marga!" Und sie wich seinen kosenden Fingern aus; die Pupillen zogen sich zusammen, wurden stecknadelgroß, und mit einem leidenschaftlichen Schrei, der Haß so gut wie Liebe bedeuten konnte, warf sie sich auf die Seite: „Geh fort, Walter, geh fort . . . wenn du mich einmal lieb gehabt hast, so geh fort . . ."

Da ging er fort.

Er taumelte nicht; und die vor der Tür, die das gellende Aufschreien hörten, fragten furchtsam: „Was ist? Was ist denn geschehen?"

Harmessen blieb die Antwort schuldig, weil er selbst nur ahnte, was geschehen war.

Ein sausender Pfiff zwischen die Zähne durch war die erste Entgegnung; und nach einer Pause: „Dann wird es wohl unnütz sein, wenn ich komme . . ."

„Du mußt . . . sie muß . . ." meinte etwas sinnlos der Baron und die unsichere Stimme deutete an, daß er nicht gewohnt war, zu befehlen.

„Muß! muß!" antwortetete der andere ironisch und ließ die Peitsche sausend auf die Rücken der Pferde nieder: „Gehen denn die Biester nicht vom Fleck . . ."

Endlich waren sie vor dem Frohnhof und die Hebamme von Krems, die Leitner Maria, stand schon händeringend auf der Straße und wartete: „Gott sei Dank, Herr Baron! Gott sei Dank, Herr Doktor, daß Sie da sind . . . Mein Gott, das Unglück! Schlechter geht es eher als besser . . . Die arme Gnädige phantasiert und ruft immer einen Namen . . ."

„Welchen Namen? Meinen?" Morentsilt fragte unsicher.

„Egal!" Barsch schnitt Harmessen die Rederei ab, und während sie leise die Wendeltreppe in den ersten Stock hinaufstiegen, erkundigte er sich kurz: „Schläft sie?"

Die Leitner lamentierte: „Jesus ja, aber sie spricht im Schlaf . . . und so viel unruhig . . ."

„Was sagt Doktor Magnus?"

„Nix . . . Er ist in die Apotheke, weil . . ."

Das interessierte Harmessen nicht.

Er holte sich noch durch ein paar Fragen Auskunft.

„Oh, das Unglück, Herr Baron, das Unglück . . . und ich hab' alles getan . . ." Die Hebamme heulte laut.

„Ruhe!" Bestimmt wies sie der Doktor zurecht „Hier?"

„Ja, das ist die Schlafzimmertür." Morentsilt krümmte mutlos den Rücken.

„Ihr bleibt draußen!" Der Auftrag galt ihm und der Frau. Vorsichtig drückt Harmessen die Türklinke nieder. Das Zimmer war fast dunkel und die Augen mußten sich erst an die Finsternis gewöhnen; es wäre auch, hätte die Nacht draußen nicht gelauert, dunkel gewesen, denn purpurne Vorhänge verhängten die Fenster. In einer Ecke brannte flackernd eine Kerze und der silbrige Leuchter glitzerte. Es roch nach Chloroform, Karbol und einem fliehenden Duft von Kölner Wasser; eine abgestandene, eingesperrte Luft. Decken, Polster, Kleidungsstücke und Wäsche lagen wirr umher und die Möbel standen unordentlich aufgetürmt, um freien Raum zu schaffen. Im Kamin glühten Scheite verglühenden Holzes.

Und im rechten der beiden breiten Betten lag eine sterbende Frau.

Zwei Sterne.

Von **Fritz Müller.**

Es waren einmal zwei Sterne, die schwangen umeinander. Aber sie wußten es nicht.

„Platz da!“ rief der eine.

„Geh mir aus dem Wege!“ rief der andre.

Und sie gingen sich aus dem Wege, indem sie umeinander schwangen. Lautlos in samtnen Nächten. Leise donnernd unterm hellen Tage. Es sah aus, als stemmten sie sich weltenweit im Himmelsraume voneinander: „Hinweg, wir haben miteinander nichts zu schaffen!“

Wer aber von der Milchstraße das Auge auf sie gerichtet hätte, sah es besser: Das war ein Riesenstern, der einen Riesenweg am Himmel zog. Unterm Fernrohr freilich schien die Einheit in zwei Sterne auseinanderzutropfen: zwei goldene Tränen, die ob eines hundertjährigen Zanks aus Gottes Augen in die Welträume fielen, allda erstarrten und in der Irre um sich selber liefen: „Geh mir weg, du bist schuld, daß Gott geweint hat!“ — „Nein, schuld bist du, bist du . . .!“

So unterm Fernrohr. Es ist immer so, daß die Dinge, die man sich zu nah heranschraubt, sich voneinander wegzuschrauben scheinen. Es sei denn, daß man mit dem Blick fürs Unsichtbare auf die Welt kam. Dann konnte man gewahren, daß zwischen beiden Sternen eine unsichtbare Hantelstange hinging und daß Gottes unsichtbare Hand die Hantelstange drehte: „Rundum, Kinder, schwinget, schwinget . . .“

Und sie schwangen jahrelang um einen Mittelpunkt im leeren Raum: Ich bin ich, und du bist du.

Einmal schlangen sich ihre Wege in Form eines leuchtenden Fragezeichens auseinander. Der es zuckend an den Himmel schrieb, dem führte ein strenger Gott die Hand. Zwei Hälften hatte dieses Fragezeichen: aufrecht eine Sechs, und darüber eine Sechs verkehrt. Nebeneinander hieß es 66. Übereinander aber blieb es, was es war, ein Fragezeichen. Ein Fragezeichen in die Zukunft: Ob wir ewig um ein Zentrum in der Leere schwingen werden, ewig . . .?

Aber noch jahrelang standen sie an den Rändern der Gestirne und warfen Papierstreifen durch den leeren Raum hinüber und herüber, wie zwei Telegrammbeamte in der Fastnachtszeit: Ich bin ich, und du bist du.

Bis von fern ein Aschermittwoch aufstieg. Nordnordöstlich kam es ungeschlacht heran vom Großen Bären. Eine zottige Riesenmasse zielte durch die Räume.

„Sie zielt auf uns!“ schrie es auf von beiden Sternen.

„Nur zwischen uns hindurch“, sagten rechnende Beruhiger.

„Aber dann würden wir auf ewig auseinandergeschleudert!“

„Die arme, arme gnädige Frau!“ jammerte die Leitner und fing voll Bestürzung zu beten an.

Walter Harmessen schritt schwer und plump die Stufen hinab und der Baron folgte ihm willenlos; der Wagen stand schon bereit; der Kutscher, der das Schimmelpaar vor den Landauer gespannt hatte, grüßte betreten.

„Karl, depeschier sofort dem Professor nach Wien . . .“ Es war das erste Wort, das der Doktor jetzt für Morentsilt hatte; und er verbesserte sich: „Laß es nur, ich werde das Telegramm schon besorgen.“

„Gute Nacht, Walter, danke . .“ Der Baron möchte so gern wissen, ob noch Hoffnung war, aber der andere schwieg.

Der Regen hatte aufgehört, von den Baumzweigen und dem Sträucherlaub troffen verspätete Tropfen, eine Taube flog auf. Im Westen begann sich der Himmel zu klären und nur im Osten drohten noch die Wolken des abziehenden Gewitters zurück. Am Nachthimmel blitzte Stern neben Stern, ein unsicheres, blinzelndes Leuchten. Der Mond, eine abgezehrte Sichel, krümmte sich über dem Turm des Klosters Göttweih.

Heimtückisch rauschte die Donau.

Harmessen rauchte eine Zigarette und noch eine Zigarette; sonst blickte er stumpf vor sich hin; im Postamt bestellte er die Depesche und wußte, daß die Autorität zu spät kommen mußte.

Daheim in seinem Studierzimmer saß er dann unbeweglich im abgeschabten Ledersessel, und wie der Hund zu seinen Füßen, der erstaunte Rafer, ihn anblickte, so schaute er dem Rauche der Zigarre nach. Später ging er in den Garten, zur botanischen Ecke, und pflückte eine reife Blüte des orientalischen Mohns und legte ein brennrotes, schwarzgesprenkeltes Blatt unter das Mikroskop.

Das Blatt mußte sehr interessant gewesen sein, denn Harmessen stand lange darüber gebeugt.

Vom Wind vertragene elf Stundenschläge des Dürnsteiner Kirchturmes flohen in die Nacht.

Der Doktor horchte auf.

Ihm war, als sei die Uhr im Zimmer stehen geblieben.

Aber sie ging ruhig und gleichmäßig ihren kurzen Pendelweg.

Trotzdem wußte er, daß Marga Ranningen gestorben war.

Und Walter Harmessen stützte den Kopf in die Hände und wollte weinen und konnte nicht.

— — —

eigenen Denkens" gefordert wird, und einem völlig unbrauchbaren Windhund, vor dessen Einfällen man stets Angst haben mußte. „I hab halt koa Glück nit," pflegte der Kälberspointner zu sagen, wenn wieder einmal einer seiner großartigen auf eigene Faust durchgeführten Pläne daneben gegangen war. Daß er ein russisches Panzerauto, das in rasender Fahrt maschinengewehrbewaffnet heransauste, mit seinem Bajonettangriff erobern wollte, mochte noch hingehen, denn dabei riskierte er nur sein eigenes Leben, aber schlimmer war schon das Abenteuer mit dem gefangenen Kosakenobersten Grafen Maschinski, der ihm 100 Rubel bot, wenn er ihn freiließe. Simon haute ihm als Antwort auf das Anerbieten eine schreckliche Ohrfeige herunter und Graf Maschinski beschwerte sich hinterher bei Seiner Exzellenz dem Herrn Divisionär über diese allem Völkerrecht hohnsprechende Behandlung. Der Herr Divisionär zog dafür Hauptmann v. Kyrrow zur Verantwortung und behauptete, „so was dürfe nie, nie mehr vorkommen!" Und v. Kyrrow gab die Entrüstung mit kräftigeren Worten an den Gefreiten Kälberspointner weiter und bedrohte ihn mit dem Vierteilen und ähnlichen Unerwünschtheiten. Das Schlimmste jedoch leistete sich Simon Kälberspointner, als er den schwedischen Militärattaché Löwenström, den er trotz dessen gegenteiligen Versicherungen für einen russischen Spion hielt, von einem Patrouillengang gefesselt heimbrachte und treuherzig mitteilte, am liebsten hätte er den „notigen Kerl um die Erd' gehaut" ...

Dem v. Kyrrow trat der Schaum vor den Mund: „Du... ich werde dir etwas sagen — wenn uns jetzt Schweden den Krieg erklärt, mußt du ihn allein ausfechten!" Und er gab strengsten Auftrag, den „fürchterlichen Menschen" keinen Augenblick mehr unbeobachtet zu lassen.

Als eines Morgens, da die Russen auf jeden aus der Deckung vorgestreckten Finger mit Schrapnells pulverten und Hauptmann v. Kyrrow seine Inspektionen bis zu den Horchposten ausdehnte, wurde ihm vom Kadetten gemeldet, der Gefreite Kälberspointner sei verschwunden. Vor etwa drei Stunden, noch im Nachtdunkel, sprang er unversehens aus dem Graben, rief bloß zurück, er wolle die russische Artilleriestellung erkunden, und huschte davon. v. Kyrrow fluchte das Blaue vom Himmel herab, verwünschte den Gefreiten (mitsamt dem Kadetten) in die Hölle, redete vom Erschießen und dergleichen und gab endlich der Hoffnung Ausdruck, der Kerl werde nie mehr zurückkommen. Dabei hatte ihm der Kadett nicht einmal die Abschiedsworte Simon Kälberspointners übermittelt: „I laß den Alten schön grüaßen, und wenn i in dera Gruaben hocken soll, g'freut mi der ganze Kriag neama."

Der Kompagniechef setzte sich in seiner Wut fast ungedeckt neben ein Maschinengewehr und dachte sich die Strafen aus, die er über den widerhaarigen Kerl verhängen wollte — degradiert sollte er werden —

„— und könntet dann erst richtig sagen, was ihr immer sagtet: ich bin ich, und du bist du.“

„Und wenn es auf dem Durchgang Fetzen von uns risse?!“

„Dann — ja dann müßte euer Kehrreim freilich anders gehen: ich bin sein, und du bist sein.“

Rund starrten sich die beiden Sternenaugen an im Schrecken. Näher kam die Zottelmasse aus dem Großen Bären, immer näher. Der ganze Himmel zitterte unter dem Gestampf. Sogar Gottes Hand an der unsichtbaren Sternenhantelstange zitterte leise von dem alten Sechsundsechziger Fragezeichen: Ob sie ewig um ein Zentrum in der Leere schwingen wollen, ewig?

„Ich bin ich und du bist du“, zeterten irgendwo zwei Kanzleiräte auf den beiden Sternen.

Der zornigen Hand Gottes gab es einen Riß. Die Hantelstange hielt er plötzlich ohne Kugeln in der Hand. Die beiden Sterne flossen ineinander, brüderlich, zu einem Großstern.

Nicht zu früh — jetzt schmiß die Bärenmasse ihren ungeschlachten Körper an die Stelle, wo noch eben eine abgestemmte leere Grenze gähnte, und traf auf — Granit. Hoch auf schlugen Flammen. Heulend prallte der Fremdstern ab und sank in den Weltenraum, wütend in tausend Zottelflammen rückwärtszüngelnd. Fremdsternstücke klebten am geeinten Doppelstern und wurden eingeschmolzen.

Der aber wandelte in einer neuen Pracht den alten Himmelsweg.

„Gib dein Fernrohr her ... ah, ich sehe sie mit Palmen um den Zentralstern ziehen ... und jetzt — jetzt gehen ihre Lippen auseinander — sie singen!“

„Hier, nimm dies Fernhörrohr — was singen sie?“

„Sie singen — sie singen ... ja, jetzt höre ich den Kehrreim leise durch den Raum herunterklingen: Du bist ich, und ich bin du.“

—

Simon Kälberspointner.

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

Hauptmann v. Kyrrow war ein Choleriker und der Gefreite Simon Kälberspointner aus Taufers das Sorgenkind der Kompagnie. Von Kyrrow konnte sich auch über geringere Wichtigkeiten furchtbar aufregen und Kälberspointner, der in Zivil Wilderer gewesen und sonst keinen Beruf nachweisen konnte, gab hinreichend Anlaß zu Empörung und Aufregungen. Dabei wollte er das Allerbeste, der Simon, und hielt dabei die unglückliche Mitte zwischen dem Idealsoldaten des Reglements, von dem irgendwo in heiligen Vorschriften „selbständiges Handeln auf Grund

„Mensch, ich glaube beinahe, du bist verrückt. Jedenfalls bist du dir über die unvermeidlichen Folgen deiner unerhörten Selbstherrlichkeit nicht klar — ob ich dich nicht besser ins Narrenhaus stecke… he? Führt Seine Majestät der Kaiser von Österreich, König von Ungarn mit den Russen Krieg oder tust du es? Scheinbar meinst du das letztere, denn du benimmst dich eigenmächtig wie der Generalstabschef der gesammten bewaffneten Macht — du Indianer! Ich bin überzeugt, du liefst nur deshalb weg, weil du dir russische Kanonen in der Nähe anschauen wolltest. O, ich kenne dich, mein lieber Simon Kälberspointner aus Taufers! Mir machst du keinen blauen Dunst vor! Schämen würde ich mich an deiner Stelle — im Zivil ein ganz anständiger Raubschütz und im Krieg ein solcher Lotter, der seinem Hauptmann nicht gehorcht und nicht seinem Kadetten und nicht seinem Feldwebel, ganz zu schweigen von Seiner Exzellenz dem Herrn Divisionär. Aber da hast du dich verrechnet! Binnen 24 Stunden bist du ein Engerl im Himmel, garantiert! Abtreten!“

Der Gefreite Kälberspointner salutierte vorschriftsmäßig, machte kehrt, setzte sich gemütlich mitten in eine Regenlache, kramte aus der Hosentasche die Reste einer dürren Wurst hervor und kaute sie ganz, ganz langsam mit sichtbarem Behagen.

Hauptmann v. Kyrrow riß seine Augen zu doppelter Größe auf und seine Worte überdonnerten das Heulen der Schrapnells: „Und dann, mein lieber Freund, — eins sage ich dir noch… für die goldene Tapferkeitsmedaille gebe ich dich auch noch ein, du Lump… aber weh' dir, wenn's noch einmal vorkommt!“

Kar-Läuten.

Eine Sage aus den Alpen von Karl G. M. Machan.

An einem schmalen Risse in den Felswänden des großen Kars vernimmt man, wenn die Sonne bereits hinter die gegenüberliegende Steilwand des weiten Kessels hinabgesunken ist, aus der Tiefe der Kluft herauf ein dumpfes Läuten. Bisweilen hört es ein Kuhhirte, wenn er sich an die Wand hinlegt, im Sommer auch am heißen Mittage.

An der Stelle des Kars, so geht die Sage, soll vor Zeiten einst ein Berg gestanden sein, auch ein Kirchlein darauf, etliche Gehöfte, und es war eine schöne Alm. Aber hernach sei der Berg eingestürzt und nur die Ränder blieben stehen; der Gipfel selbst ist in der Mitte versunken, das nachstürzende Geröll füllte den Schlund und bildet den Karboden. Das war jedoch vor langen, langen Zeiten.

eingesperrt — stranguliert — und überdies würde er ihm die Augen ausstechen — beide Augen...

Da, mitten im russischen Kugelregen, erschien der Gefreite Simon Kälberspointner seelenruhig und trieb elf Gefangene vor sich her. Ohne das düstere Schweigen seines Hauptmanns auch nur zu bemerken, die Mütze im verschwitzten Genick, in gänzlich unvorschriftsmäßiger Haltung und unmilitärisch grinsend erstattete er Bericht: „Meld ghorsamst, Herr Hauptmann, a paar russische Kanonen, die was uns immer beschießen tun, die stengen glei hinter dem Hügel rechts — i hätt's gern mitbracht, aber i hab' mi nit traut, weil mir der Herr Hauptmann streng verboten hat, daß i mi überall einimisch'. Aber die elf Lackeln hab i eing'fangen — sein e gern mit mir gangen, wie i so a paar drei derschossen hab'. Herrschaft, jetzt hab' i aber an Hunger!"

Mehr als ein Donnerwetter, ein verheerender Hagel zuckte um die Mundwinkel v. Kyrrows; erst grollte es nur wie aus weiter Ferne; allmählich schwoll es zum Orkan an und schließlich prasselten die Schlossen nieder: „Das ist doch wahrhaftig das Unerhörteste, was ich jemals erlebte. Wirst du habtacht stehen, du verfluchter Kerl! Wir sind Gottseidank im Krieg und nicht in einer Wirtsstube! Mir scheint, du bildest dir auf deine Insubordination auch noch was ein? Na, du sollst mich kennen lernen! Krummschließen laß ich dich! Anbinden! Massakrieren! Vors Kriegsgericht bring' ich dich! Standrechtlich erschossen wirst du! Auf fünfzig Jahre ins Zuchthaus kommst du! Verbiet' ich dem Dickschädl tausendmal, auf eigene Faust zu wildern, sich ohne Befehl vom Fleck zu rühren, und er geht einfach auf und davon. Glaubst du, weil du die Artilleriestellung herausgeschnüffelt hast und die paar schäbigen Rußki einführst, die schon seit ihrer Geburt darauf warten, zu uns überzulaufen, würde ich deinen krassen Ungehorsam so ohne weiteres durchgehen lassen? Da täuschst du dich aber arg, mein Lieber! Jetzt geht's dir an den Kragen. Mach' dich auf das Schlimmste gefaßt! Heut' noch sprech' ich mit dem Auditor und morgen um die Zeit bist du eine tote Leich'. Ungehorsam vor dem Feind, geflissentliche Nichtbeachtung aller Befehle Vorgesetzter, Gehorsamverweigerung in zwanzig und etlichen Fällen — ich will Millimann heißen, wenn sie dich nicht aufhängen. Und dem Herrn Divisionär sag' ich es außerdem auch noch! Mein Lieber, du wirst Augen machen!"

Simon Kälberspointner stand stramm habtacht und blickte seinem Hauptmann treuherzig in die Augen; sogar die Mütze hatte er aus dem Nacken und wieder regelrecht in die Stirn geschoben, und die beiden Daumen drückten die Hosennähte.

Die geruhsame Behaglichkeit des Schwerverbrechers entsetzte v. Kyrrow geradezu. Ganz nahe trat er an ihn heran und seine Stimme zitterte:

herbei und mit milder, warmer Rede ermahnt er sie, auf den Ruf der Glocke zu hören und wenigstens einen kurzen Blick der Andacht gen Himmel zu tun; doch die übermütigen schlagen dem Priester ins Gesicht, johlend stürmen sie die Kapelle, reißen die Glocke herab und schleudern sie zu Tal. Mit ausgebreiteten Armen donnert der entsetzte Mönchen einen fürchterlichen Fluch auf die ruchlosen Männer herab; die aber umringen und erwürgen ihn.

Mit einem Male wird es düster und grau. Aus dem Tale herauf klingt es — bimbambaum — baum — baum — baumbaum; es ist die Glocke, die nochmals gerufen. Und das Kirchlein versinkt, mit ihm die ganze Alm. Der Berg stürzt in sich selbst zusammen, der Himmel fällt herab und erstarrt zu zackigem Gestein.

* * *

Die Alm ist verschwunden, der Berg versunken; zwischen schroffen Wänden ein großes Gesenke mit Geröll und Muhren bezeichnet die Stelle, wo früher die Alm. Der weite Kessel des Kars ist das eingesunkene Grab.

* * *

Wohl fließt noch das Wasser, aber tief unten im Berg. Wohl läutet die Glocke des Kirchleins noch ab und zu, aber keiner weiß, woher sie klingt. Und dazu aus der Tiefe herauf ein Kuhglockengeläute. Und die Burschen und Männer gebannt durch den Fluch — ein Dämmerland.

Da unten auf einer Weide grasen Kühe, und doch grasen sie nicht; sie gehen müdträge herum, und ihre Glocken tönen herauf; zugleich stehen die Kühe wieder da wie festgebannt. Und sind es denn Kühe? — Nein, Männer sind es, die um den Hals die Glocke tragen, Männer — und dennoch wieder nur Kühe. Bald Kühe, bald Männer, bald beides zugleich. — Und sie wiegen mit den Glocken ihre Köpfe hin und her. Traurig ernst ist ihr Blick und matt wie träumend. Ihr Haupt geht immer hin und her ohne Unterlaß, und halb im Schlafe. Sie wissen es wohl selber nicht, nur eine dumpfe Ahnung ihres Fluches.

Dann schrumpfen sie klein zusammen, zu Zwerggestalten zwischen den Grashalmen. Doch Männer sind es und wie im Fieber wächst ihr Kopf, wird wieder kleiner, größer, kleiner, und hin und her. Und mit den großen, müden Augen blicken sie in die wesenlose Ferne.

Fahlgrün ist die Matte und einsam — eine Weide, als glänzte der Mond darauf. Und viele, viele Kühe stehen dort, alle sind allein, keine sieht die andere. Sie weiden nicht, nur ihr schweres Haupt wiegen

Jüngst war wieder ein heißer Sommertag und volle Mittagsglut. Die Rinder hatten sich gelagert und kauten noch fort an ihren Bissen. Da lagen sie herum, die Scheck, die Weiß und die Gret und die andern, die sich weiter drüben in der Mulde niedergelassen hatten. Ab und zu bimperte die Lies ein wenig mit ihrer Halsglocke, wenn sie sich mit dem Schlecker an die Schulter fuhr und sich das Fell leckte. Der Kuhhirte, dem die Wärme auch wohltuend durch die Glieder ging, legte sich ins kurze Gras neben die Felswand hin, tat den Hut über die Augen und streckte sich mit geballten Fäusten. Die Sonne schien warm in das Kar hinein. Kein Wölkchen stand am Himmel und selbst über die Berge hatte sich fast eine Schwüle gebreitet. Überall flimmerte es in der Luft.

Und wie er so neben dem Felsen lag und sann, vernahm er von der Tiefe des Spaltes herauf das Schäumen und gedämpfte Brausen eines Wassers. Bald mischten sich auch die Klänge von Glocken darein und es war ein fortwährendes Klingen und Läuten, als ob die Kühe im Herbste von der Alm heimgetrieben würden, aber es war ein schweres, dumpfes Geläute und Geklinge, ganz aus der Ferne her, aus der Tiefe herauf.

Er blickt hinab — da unten rauscht es, ein Wasser fließt dahin in der dunkeln Schlucht, von Stein zu Stein hinab, von Stufe zu Stufe. Kein Lichtstrahl dringt hinein und kühl und klar eilt es zwischen dem engen Gestein, in den zerklüfteten Höhlen, in den feuchten Felsspalten fort — fort — fort, unsagbar kühl und ungehört rauschend — fort — immer fort.

Da breitet sich eine Grotte, wird weiter, wölbt sich hoch empor zu einer gewaltigen Halle — das Felsgewölbe löst sich auf und oben — ein Himmel, sonnig blau und klar; darunter auf der grünenden, blühenden Matte ein heller, frischer Gebirgsbach. Blendend weiße Rinder grasen da die würzigen Kräuter der Wiese. Ihren Wedel schwingen die Kühe ab und zu hin oder her, um die Fliegen oder eine Bremse zu verjagen. Manche lagert sich in der warmen Sonne; eine andere steht am Zaune und glotzt zu den Hütten herüber. Von den Gehöften aber haben sich Burschen und Männer zum Kegelschieben versammelt; damit vertrieben sie sich immer den Sonntag. In den Bergen hatten sie Gold gefunden, und das hatte sie übermütig gemacht und trotzig; Gottesfurcht, die kannten sie nicht mehr. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend blieben sie allsonntäglich auf der Kegelbahn.

Eben läutet die Glocke zum Gebet, aber die Männer kehren sich nicht daran, sondern lärmen und poltern und fluchen weiter, dem frommen Gottesmanne im Kirchlein zu Spott und Hohn. Der kommt

lernen lassen. Doch besaß er Talent dazu und hat es gründlich gelernt — zu gründlich, werden manche feindlichen Ausländer heute meinen.

Frankreich trieb und treibt mit Recht, mit seinen ersten bahnbrechenden Fliegern einen Kultus und das Pariser Industriemuseum bewahrt unter vielen anderen Trophäen auch jenen Apparat auf, mit dem Bleriot jungfräulich den Ärmelkanal bezwang. Dies ist später häufig genug geschehen, ohne sonderliches Aufheben von beiden Seiten, durch deutsche Piloten, denen das Meisterstück noch durch Beschießungen erschwert wurde. Neben den lange verachteten Zeppelins, die eine bedeutende Tragkraft besitzen, besuchen auch tapfere „Fokker" den Engländer in seiner meerabgeschiedenen Heimat.

Nicht nur Luftschiffe wie Zeppelins sind jetzt schon imstande, feindliche Städte und Festungen zu bombardieren, neben den silbrigen Ungeheuern surren auch die kleinen, flinken Luftfahrzeuge durch die Nacht und belegen gegnerische Anlagen sehr unliebsam mit Bomben. Immer häufiger hört man von Kämpfen ganzer Geschwader in den Lüften, von weiten, weiten Fahrten, um militärisch wichtige Werke des Feindes zu zerstören oder deren Betrieb wenigstens zeitweise zu hemmen. Genaueres wird man darüber erst nach dem Kriege hören dürfen, fest steht jedoch bereits, daß die „Höchstleistungen" der vergangenen Friedenszeit im ernsten Ringen schon weit überboten wurden.

Und bei aller Bewunderung, die man auch französischen und englischen Piloten zollen muß, kann man doch mit Recht behaupten, daß sich die Deutschen und Österreicher ganz besonders auszeichneten. Man denke nur an das kühne „Luftreiterstück" jenes deutschen Offiziers, der aus seinem Apparat einen Kameraden hinter der russischen Front absetzte, daß dieser dort wichtige Eisenbahnanlagen sprengte, um nach vierundzwanzig Stunden aus dem Feindesland wieder „per Luft" abgeholt zu werden . . . Die jüngsten Taten der österreichisch-ungarischen Marineflieger sind noch in aller Gedächtnis lebendig. Sie scheinen kaum mehr überbietbar. Zerstörten sie doch ein französisches Tauchboot und retten echt ritterlich die Besatzung des gesunkenen Schiffes. Dem modernen Großkampf wird die Ritterlichkeit von Tag zu Tag fremder und beschränkt sich mehr und mehr auf den Luftkampf, wo der Einzelne dem Einzelnen die Stirn bietet. Entweder du oder ich! Man ehrt auch den gefallenen Feind, wie man selbst, überwunden, von ihm geehrt wird.

Oft allerdings müssen Flieger im „höheren Auftrag" gegen ihr gutes Gewissen handeln. So wissen wir, daß es englischen Piloten nicht leicht ankam, mit befohlenen feuerspeienden Kugeln nach deutschen Piloten zu schießen. Es widerstrebte ihnen. Aber Befehl ist Befehl. Gleichwohl unterdrückten sie ihr Mißfallen an dem Auftrag, der ihnen geworden, nicht. Ob sie mit Freude daran gingen, „Fliegerpfeile" zu schleudern,

sie immerfort. Zwei blattlose Bäume stehen auf der Au, und auch sie, ihre Äste schwanken hin und her.

Äste —, Kühe —, Männer, alles ganz zugleich.

Wieder werden die Köpfe größer, kleiner, größer, kommen näher, weichen zurück und wieder näher, größer und kleiner, zurück, winzig klein wie ein Pünktchen, das zu verschwinden droht. Und nun, nun wieder größer, näher, immer näher kommt eine, schaurig nahe. Ihr heißer Atem umweht den Hirten und ihr Kopf ist so groß, als wollte sie ihn verschlingen. — Und bimm! gellt die Glocke. — Der Hirte fährt auf und die Lies, die ihren Schädl gegen ihn niedergesenkt hatte, geht zur Seite und schaut ihn lange an aus ihren großen, dunkeln Augen.

Der Flieger.

Zu Beginn des Krieges waren es elf Jahre, daß sich die Gebrüder Wright in Amerika zum erstenmal mit einer Maschine, schwerer als die Luft, einwandfrei vom Erdboden erhoben. Ein bescheidener Erfolg — und mit ihm war ein der Menschheit seit tausend und tausend Jahren vorschwebendes Problem gelöst, freilich in anderer Art, als es ein Ikarus und ein Michel Angelo zu lösen gedacht hatten. Es war kein Flug der Vögel, sondern einer der menschlichen Natur angepaßter, allerdings gleichfalls der Natur abgeschaut. Und abermals zwei Jahre später, ziemlich unabhängig von den Wrights, „hupste" im alten, nachhinkenden Europa erstmalig ein Luftzeug zu Paris empor. Ein Ereignis, von dem die Zeitungen langspaltig meldeten, bald voll Hoffnungsüberschwang, bald zweifelnd, gleich jenem mißlungenen Propheten, der ein biblisches Menschenalter vorher der Eisenbahn nachsagte, sie werde wieder „abkommen".

Nach den gelungenen Versuchen in Amerika und in Paris brauchte es noch Jahre, bis man in sicheren Krümmungen zum Himmel stieg und durch die unermeßlichen Weiten dahinglitt. Manches Opfer blutete für die schrittweisen Fortschritte.

Der deutsche Geist trug manches zu dem endlichen Gelingen bei, das nicht einem einzelnen Volk, nein, das der gesamten Kulturwelt frommen sollte, aber es war ihm nicht beschieden, die Erfinderlorbeeren zu ernten. Diese teilten sich die Amerikaner und Franzosen und suchten sie sich gegenseitig streitig zu machen. Sie gedachten kaum der mühevollen und keineswegs überflüssigen Vorarbeiten eines Lilienthal und eines Kreß. Der „plumpe Michl" mußte sich von anderen das Fliegen erst

in der größten Lagerfestung der Welt, in Paris, sammelten, bereit, dem Generalobersten Kluck den Flankenfangstoß zu geben. Joffres Absicht war gut — und mißlang, denn es gelang ihm nicht, die Deutschen zu „zerschmettern" oder aus dem Lande zu jagen. Sie mußten zwar zurück, aber nur bis an die Aisne, wo sie sich eingruben. Wichtige, wirtschaftlich höchstwichtige Verwaltungsbezirke blieben fest in ihren Händen. Und wenn Joffres Plan, der unter so außerordentlich günstigen Bedingungen eingeleitet wurde, gleichwohl nur einen verhältnismäßig bescheidenen Erfolg erzielte, vergleicht man das Erstrebte mit dem Erreichten, so verdankten die Deutschen dies vor allem einem *einzigen* ihrer Flieger, der nach gewissenhafter Beobachtung die Meldung erstattete, aus dem Raume von Paris lösten sich übermächtige Kolonnen . . . Darauf erfolgte der Befehl zum teilweisen Rückzug, der gelang und dem Feinde kaum mehr einbrachte, als die Wiedergewinnung bereits verlorenen Bodens.

Und wie oft noch mögen Flieger bei uns und unseren Gegnern durch Beobachtungen entscheidend in die Kriegführung eingegriffen haben!

Seltsam, dreizehn Jahre erst verstrichen bis heute, daß der Mensch mit einer Maschine, schwerer als die Luft, fliegt, und bereits in dieser knappen Spanne Zeit entwickelte er sein neues Können zu solcher Meisterschaft, daß er damit den eisernen Kriegswürfelfall lenkt.

Manche sind sogar der Ansicht, der Krieg wäre ohne Flieger überhaupt zu Ende — zu unserem Nachteil zu Ende. Ohne zuverlässige Fliegermeldungen wäre es unseren zahlenmäßig überlegenen Feinden sicherlich möglich gewesen, an einem kritischen Punkt unbemerkt eine überwältigende Übermacht zu sammeln und anzugreifen, so daß auch der heldenmütigste Widerstand nichts gefruchtet hätte. Es ist ja unmöglich, die tausend- und abertausendkilometerlangen Schlachtfronten gleichmäßig stark zu besetzen und gegen Angriffe zu sichern. Kräfteverschiebungen nach Bedarf sind notwendig und sie erfolgen nicht am seltensten auf Grund von Fliegerbeobachtungen. Von den scharfen Augen eines jungen Leutnants, von der Kühnheit eines zwanzigjährigen Piloten, von einer gelungenen photographischen Aufnahme aus einem schwankenden Luftfahrzeug und der sicheren Wertung flüchtiger Wahrnehmungen hängt vielleicht das künftige Sein oder Nichtsein ganzer Staaten ab.

Flaumbärte können Weltgeschichte machen!

Ehre und Ruhm denen, die ihr Leben so in die Schanze schlagen! Hand in Hand arbeiten die tapferen Jungen in der Luft mit den greisen Führern, die den festen Erdboden nicht verlassen.

Unwillkürlich drängt sich da der Gedanke auf, wie sehr und wie mannigfaltig die Weiterentwicklung der Flugtechnik künftige Kriege beeinflussen wird. Wenn einmal die raschesten Riesenluftfahrzeuge mit Tausenden von Soldaten, Hunderten von Maschinengewehren und den

wissen wir nicht; ebenso wenig, ob es ihrer Gesinnung entsprach, offene Orte mit Bomben zu belegen und Versuche zu wagen, das reife Getreide auf den deutschen Feldern in Brand zu stecken.

Sonderbar mutet es auch an, daß amerikanische Flieger ein eigenes Korps auf französischer Seite bilden! Dies scheint wenig neutral, so wenig wie die reichlichen Munitionslieferungen aus der Union. Die Vereinigten Staaten von Amerika führen eben jenen ungefährlichen Krieg gegen uns, in dem sie zwar herüberschießen, sich aber das Hinüberschießen streng verbitten!

Und dennoch, bei all dem berechtigten Staunen über die hervorragenden Leistungen der Flugzeugführer als Angreifer und Verteidiger, liegt ihre Hauptaufgabe nicht im Stören, Zerstören und Verwirren. Was durch sie vernichtet wurde und wird, kann für den Ausgang des Krieges nicht ausschlaggebend sein, wenn es auch einer der zusammenwirkenden Umstände zu werden vermag, die den endlichen Sieg mitbedingen.

Der Flieger ist heute in erster Linie der Aufklärer, auf dessen sicheren Blick, fachmännische Wertung, Geschick und — Glück oft das Wohl und Wehe ganzer Armeen beruht. Einiges, was diese Ansicht bestätigt, wurde bereits amtlich mitgeteilt.

Als im August — September 1914 die deutschen Heere im Schnellschritt durch Belgien nach Frankreich marschierten, um im Westen möglichst viel zu erreichen, ehe der schwerfällige russische Koloß den deutschen Osten ernstlich bedrohte, leisteten die Flieger denkbar größte Dienste. Unaufhaltsam und entscheidend schien das Vordringen unserer Bundesgenossen, und Frankreich wie England glaubten nicht wenige als erledigt hinstellen zu dürfen, bevor der Moskowiter zum furchtbaren Schlag ausholte. Aber dem war nicht so. Der Russe hatte schon „ahnungsvoll" im tiefsten Frieden mobil gemacht und mitten in den herrlichen Siegeslauf der deutschen Soldaten im Westen traf die Hiobsbotschaft vom Slaveneinbruch in Ostpreußen ein. So wurde es unabweislich, Truppen von der französischen Front an die russische zu senden. Und nicht genug an dieser Schwächung der deutschen Linien — zugleich erklärte Italien vertraulich in Paris, Frankreich dürfe sorglos seine Grenzen gegen die „lateinische Schwesternation" entblößen, denn von ihr aus drohe keinerlei Gefahr. Damals verriet Rom zum erstenmal seine Bundesgenossen! Da folgten für uns kritische Tage und Wochen. Schon schwärmten deutsche Reiter bis vor Paris und drei große deutsche Armeen stießen zur Marne vor. In dem Augenblick raffte Frankreich, was es an Soldaten nur anderswo entbehren konnte, mit fiebriger Eile zusammen, um die „Barbaren", die sich nun auch gegen Rußland in einem Kampf auf Sein oder Nichtsein zu wehren hatten, zu „vernichten". Dabei war von Joffre die Hauptaufgabe den kraftvollen Reserven zugedacht, die sich

Kriegsgeld.

Jeder Krieg hat eine mehr oder minder größere Entwertung des Geldes im Gefolge. Diese äußerte sich in früheren Zeiten schon in der Verschlechterung des Münzmetalls, es wurden vielfach unterwertige Münzen ausgegeben, um der wachsenden Staatsschuld zu begegnen. Als die Banknoten aufkamen, bekam man in der Notenpresse ein bequemes, wenn auch vielleicht gefährliches Mittel, sich in finanziell schwierigen Zeiten zu behelfen. Im Verlaufe vieler Kriege erscheint auch das sogenannte Notgeld. Man versteht darunter in der Münzkunde Geldstücke, die der Staat in Zeiten der Not statt der gebräuchlichen ausgibt. Auch dieser Krieg hat uns, zunächst in der Form der Zweikronenbanknoten, die dem Kleingeldmangel steuern sollten, Notgeld gebracht. Als solches sind auch die neuen Zehnhellerstücke und die jüngst ausgegebenen eisernen Zwanzighellerstücke anzusehen. Die Verwendung von Eisen bedeutet in diesem Falle keine Entwertung der Münze. Diese muß nach wie vor zu dem bestimmten Nennwert angenommen werden, der ja bei den Scheidemünzen selten mit dem Metallwerte übereinstimmt. Denn die Scheidemünze ist nichts anderes als eine Kreditmünze des Staates. Es handelt sich vielmehr bei der Einziehung der bisherigen Kupfer- und Nickelscheidemünzen um die Gewinnung der für Kriegszwecke unumgänglich notwendigen Metalle. Ist auch das Notgeld als solches keine neue Erscheinung, die Verwendung von Eisen als Münzmetall ist ziemlich ungewöhnlich. In späterer Zeit wird dieses Kriegsgeld in den Münzsammlungen wohl einen besonderen Platz einnehmen.

Für die Herstellung von Münzen hat man seit den ältesten Zeiten vor allem Gold und Silber, daneben Kupfer und später Nickel — besonders für Scheidemünzen — verwendet. Nickelmünzen soll es schon im dritten Jahrhundert vor Christi in Vorderindien gegeben haben. In Europa bedient man sich des Nickels erst seit einem halben Jahrhundert zur Prägung von Scheidemünzen, meist in einer Legierung mit Kupfer, in Österreich jedoch fast rein. Auch die übrigen Münzstoffe wurden zu allen Zeiten mit einem zweiten Metall legiert; so bestehen die Kupfermünzen tatsächlich aus Bronze, einer Kupferlegierung. Sieht man von einer Platinwährung, die kurze Zeit in Rußland bestand, ab, so ist zu sagen, daß andere als die oben genannten Metalle nur gelegentlich in der Münzgeschichte eine Rolle spielen. Notmünzen, aus Zinn zum Beispiel, wurden 1743 in Eger ausgegeben, auch Blei diente ab und zu, in Europa seltener, zur Herstellung von Notmünzen.

Vom Eisen haben sich begreiflicherweise nur schwache Spuren erhalten. Seine Verwendung zu Münzzwecken wird auf Lykurg (888 v. Chr.) zurückgeführt, der den Lakedämoniern den Gebrauch dieses Geldes gebot.

schwersten Geschützen bestückt über die feindlichen Länder surren ... Aber nichts mehr vom Krieg, wenigstens nichts mehr von künftigen Kriegen, die vielleicht — so hoffen wir Optimisten — nie mehr geführt werden ...

Wir wollen den sonnigen Glauben pflegen, daß in Zukunft alle Flieger, soweit sie guten Willens sind, ihre hohe Kunst ausschließlich in den Dienst der Zivilisation und Kultur, in den Dienst der allgemeinen Menschlichkeit stellen dürfen.
V. E. S.

Boelcke †

Die Zeit verrinnt. Der Weltbrand ist erloschen,
Die Opfer sind verraucht. Und manche Faust,
Die Tod gesät, hat seither Korn gedroschen,
Ward welk und starb. Der Enkel pflügt das Land,
Das einst zerfurchten Gräben und Approchen,
In denen Ahn im Eisenhagel stand. —
Am Waldrand liegt im Grün und läßt sich sonnen
Ein Mädel, halb ein Kind noch. Unverwandt

Verfolgt hoch überm Dunkel der Argonnen
Sein Blick im Silberblau ein Adlerpaar,
Auskostend seiner kühnen Schwungkraft Wonnen;
Ein junger scheint es und ein alter Aar,
Der jenem weist mit sturmzerspellten Schwingen
Die stolze Kunst, darin er Meister war.
Mittsommerzauber, der geheimsten Dingen
Die Siegel löst, gewährt vielleicht dem Kind,

Die Schreie, die im hohen Äther klingen,
Waldstimmen, Rosenlieder leis und lind
Zu deuten, bis sie feierlich erschallen,
Gleich Orgeltönen brausend dumpf im Wind.
Dreimal im Kreis die Königsvögel wallen
Und ehern mahnt des alten Adlers Ruf:
„Hier ist der Hauptmann Boelcke einst gefallen —"
— Der Sonne stirbt die Rose, die sie schuf.

Edgar Stern („Jugend").

wurden, zeigen sie nach Stoff und Gehalt und in der Art der Herstellung vielfache Abweichungen von den gewöhnlichen Münzen. Häufig wurden sie unterwertig als Kreditmünzen ausgegeben. Ein Vorgehen, das gerechtfertigt ist, wie Sittl im Handbuche für das klassische Altertum erklärt: „Die Münze im engeren Sinn ist nicht eine Ware, sondern eine Anweisung des Staates auf eine gewisse Summe, die nicht durch den natürlichen Wert der Münze, sondern durch die Autorität des Staates gedeckt ist."

Um einem gefährlichen Kleingeldmangel zu steuern, spielten die Notmünzen in manchen Zeiten eine wichtige Rolle. So herrschte 1848 eine unglaubliche Kleingeldnot. Die neugeprägten Scheidemünzen (Zweikreuzerkupferstücke und Sechskreuzersilberstücke) verschwanden rasch und nun traten Zustände ein, wie sie früher nur im Dreißigjährigen Kriege vorgekommen waren. Man zerschnitt die Einguldennoten und benützte die Teile als halbe oder viertel Gulden, man fertigte sich Notengeld aus Metallen, aber auch aus Papier, Leder und Karton an. Eine teilweise Abhilfe schuf erst die neuerliche Prägung von Silberscheidemünzen und die Emission kleinen Papiergeldes. Not an Zahlungsmitteln herrschte auch 1866. Man vermehrte damals die bis auf vier Millionen schon rückgelösten Münzscheine zu 10 Kreuzer, deren Betrag bis 1867 auf zwölf Millionen Gulden anwuchs.

Als eine besondere Gattung müssen die Kriegsmünzen betrachtet werden. Sie hatten unterwertiges Gepräge und wurden in Kriegszeiten bei Bargeldmangel ausgemünzt. Aus dem Beginne des Dreißigjährigen Krieges kennen wir die sogenannten Kippermünzen, die einen sehr geringen Bruchteil ihres Nennwertes in sich trugen. Während des Dreißigjährigen Krieges wurde die Münze sehr verschlechtert. Dieser Krieg weist auch einige interessante Erscheinungen auf: außer den Münzen Wallensteins, der gutes Geld geschlagen hat, die Taler Christians von Braunschweig mit der Devise „Gottes Freundt, der Pfaffen Feindt". Damals spielte nämlich die Münze oft die Rolle einer Streitschrift. Sie wurde auch geprägt, um wichtige geschichtliche Ereignisse zu verewigen (Gedächtnismünze). Auch nach dem großen Kriege sind unter dem Decknamen von „Kriegsmünzen" Münzverschlechterungen vorgekommen oder Kreditmünzen in ungemessener Zahl ausgegeben worden, die wie das Kupfergeld in Rußland (1656/63), die Nottaler Karls XII. von Schweden oder das österreichische Kupfergeld in den Franzosenkriegen (dieses in Verbindung mit der Ausgabe ungezählter Bankozettel) zum Staatsbankerott führten.

Im Siebenjährigen Kriege wurde das erste österreichische Papiergeld ausgegeben: 6prozentige Zahlungsobligationen. Sie wurden bald darauf eingezogen, und durch kaiserliches Patent von 1762 wurden die Bankozettel der Wiener Stadtbank geschaffen, die 1796 durch neue ersetzt wurden. Die Napoleonischen Kriege vereitelten alle Bemühungen, diese schwebende

damit sein schweres Gewicht sie von Handelsgeschäften abhalte. Für Barzahlungen erweist sich auch Eisen als unbrauchbar. Nach Aristoteles und anderen alten Schriftstellern war Eisen in den ältesten Zeiten wahrscheinlich die einzige Währung. Von diesem Geld hat sich nichts erhalten, da Eisen einer raschen Zerstörung ausgesetzt ist, wir wissen daher auch nichts näheres über dieses Geld. Wahrscheinlich gelangte es in der Form kleiner Eisenbarren zur Anwendung. Im Innern Afrikas war Eisengeld für den Tauschhandel in verschiedenen Gestalten (rohe Stücke, geschmiedete Stäbe, Messer oder Lanzenspitzen) bis in die jüngste Zeit im Umlauf, und in Japan diente Eisen bis ins neunzehnte Jahrhundert als Stoff für die geringste Scheidemünze (Doosa-Seni). Die Billigkeit des Materials, das schnelle Schmutzigwerden dieser Münzen und die rasche Abnützung des Gepräges — der man bei unserem Notgeld durch einen freilich auch nur einige Zeit wirksamen Überzug vorzubeugen sucht — ließen von der Herstellung eiserner Münzen ganz abkommen, so daß unsere eisernen Geldstücke als ein Kuriosum der neueren Münzgeschichte anzusehen sind.

Als Notgeld dagegen haben unsere neuen Münzen unzählige Vorläufer. Besonders die Feld- und Belagerungsmünzen, die zum Unterhalt des Heeres im Felde oder für eine belagerte Festung vom Herrscher oder Heerführer ausgegeben wurden, nehmen einen großen Raum in der Münzkunde ein. Oft weisen sie eine viereckige Gestalt auf und heißen dann Klippen. Die Klippe hat ihren Ursprung in Skandinavien, seit dem sechzehnten Jahrhundert kommt sie in Deutschland als Notgeld vor und wird später auch in normalen Zeiten ausgegeben. Zu erwähnen ist die Goldklippe von Pavia, die 1524 von dem durch Franz I. belagerten kaiserlichen General Anton Leyva geschlagen wurde. Völlig münzgleich war das papierene Notgeld, das 1573 in der belagerten Stadt Leyden durch Prägung hergestellt wurde. Während der Belagerung von Braunau durch die Österreicher (9. Mai bis 30. Juni 1743) wurde in der Stadt eine Belagerungsmünze aus Blei im Werte von drei Kreuzern geschlagen. Auch während der Belagerung von Mantua (1848), in der ungarischen Revolution unter Kossuth (1848/49) wurden solche Notmünzen ausgegeben. Notmünzen aus unedlen Stoffen sind in Europa selten und werden nur zur Deckung eines augenblicklichen Bedarfes erzeugt

So gab Kaiser Friedrich II. während der Belagerung von Faenza (1241) Lederstückchen mit seinem Bildnis an Zahlungsstatt, die Zwangskurs hatten und später je für einen goldenen Augustalis eingelöst wurden. Das gleiche Auskunftsmittel soll schon früher angewendet worden sein. Notgelder aus minderwertigem Metalle hat das ausgehende Mittelalter viele überliefert. Da die Notmünzen für den Augenblick und meist in Eile angefertigt

schaft, die das Herz aufjubeln läßt. Das ist die Landschaft eines Mozart und Schubert, das klingt und jauchzt uns in die Seele so urkräftig frisch, so lebensfroh und dabei so voll holdseliger, verschämter Anmut wie eine Haydnsymphonie. —

Und das hatte sich die deutsche Steiermark entwinden lassen! —

Im Mai 1905 war das Schloß in den Besitz eines slowenischen Geldinstitutes in Laibach und von diesem fünf Jahre später an den tschechischen Forstmeister Wenzel Chytraček übergegangen. Nun konnte man tagaus, tagein das kreischende Schreien der Kreissäge hören, wie sie unsere steirischen Wälder zerfraß und — die ganze Gegend ward einem verleidet. Da hat nun endlich am 14. Oktober 1913 der bekannte Grazer Arzt Dr. Ignaz v. Scarpatetti zu Unterwegen die Rettungstat vollzogen und das Schloß gekauft. Und heute, drei Jahre nachher, kann es nicht genug betont werden, wie dankbar die ganze Steiermark diesem aus altem Graubündtner Geschlechte stammenden Manne dafür sein muß. Drei Jahre sind genug Prüfzeit, um nun von Herzen sich freuen und mit voller Überzeugung sagen zu können: Es ist ein Glück, daß das Schloß in die Hände dieses Mannes kam. Ein Glück vor allem für die Leidenden und Genesenden, die nicht nur in der herrlichen Umgebung, sondern auch in der romantischen Schönheit und vornehmen Behaglichkeit der Innenräume Erholung finden können. Ein Glück sodann für alle jene zahllosen Wanderer, die sich nun wieder leichten Herzens beim Anblick des Schlosses Seele und Leib erquicken können. Ein Glück für das Schloß selbst, das nach langer Verfallszeit endlich einen Herrn gefunden, der ihm seine ganze Liebe und Sorgfalt angedeihen läßt, und ein doppeltes Glück endlich für alle jene, denen die Kultur unserer Heimat in Kunst und Wissenschaft am Herzen liegt. Denn auch nach dieser Richtung hat der neue Schloßherr und seine Familie keine Mittel gescheut, um reichlich alles das gut zu machen, was etwa in früheren Zeiten versäumt worden war. Nicht nur das Schloß selbst, sondern auch die Einrichtung vieler alter Räume haben uns die Berechtigung gegeben, das neue Plankenwarth als ein Burgmuseum im guten Sinne des Wortes zu bezeichnen. Der ganze gut erhaltene Bau sowohl des oberen als auch des unteren als „Ludwig" bezeichneten Schlosses ist an und für sich eine kulturhistorische Sehenswürdigkeit. Dazu kommt nun aber die von Künstlerhand und mit kulturhistorischem Verständnis durchgeführte Inneneinrichtung, eine Tat des bekannten österreichischen Malers Professor Edgar Meyer, des Schwiegersohnes des neuen Schloßherrn. Namentlich der Schloßhof, der gothische Saal, die Rokoko-„Comtessenzimmer", das Empire-Schlafzimmer und die behaglichen kleinen Biedermeier-Wohnzimmer der Schloßfrau sind erfreuliche Schöpfungen älterer und neuerer Raum- und Wohnkultur. Die fast

Schuld zu zahlen. 1807 wurden sogar kupferne Bankozettelteilmünzen zu 30 und 15 Kreuzer geprägt. 1810 betrug der Emissionsbetrag der Zettel 1000 Millionen Gulden, im Bankerottjahre von 1811 wurden sie auf ein Fünftel des Nennwertes devalviert. Die Freiheitskriege zwangen die Regierung zu einer neuen beträchtlichen Vermehrung der Wiener Währungsscheine.

Der Siebenjährige Krieg brachte auch noch die sogenannten Ephraimiten. Es waren nämlich die Stempel der sächsischen Münzstätten in Leipzig in die Hände des preußischen Königs gefallen, und er überließ die Ausprägung von Kriegsmünzen dem Juden Ephraim, der minderwertige Münze erzeugte. Der Berliner Volkswitz verewigte diese Kriegsmünzen und ihren Schöpfer in folgendem Spruche:

„Von außen schön, von innen schlimm,
Von außen Friedrich, von innen Ephraim.“

J. A. Ratislav.

Schloß Plankenwarth und seine Besitzer.

Von **Dr. Viktor Ritter v. Geramb** (Graz).

Nun haben auch wir Grazer unser Burgmuseum, ähnlich etwa wie die Wiener ihr Kreuzenstein oder die Bayern ihr Burghausen.

Das wird nun freilich wieder seine Zeit brauchen, bis es allenthalben gehörig bekannt ist. Denn bei einem Museum, und wenn's auch ein Burgmuseum ist, geht das nun einmal nicht so geschwind, wie etwa bei einem „neuesten Kinoschlager“. Wie verhältnismäßig wenig Wiener und wie ganz wenige Wien-Besucher kennen Kreuzenstein. Und doch sollte es eigentlich gar keinen Wiener und nicht allzu viele Österreicher geben, die dieses Schatzkästlein, das wohl die größte Sehenswürdigkeit der ganzen Monarchie ist, nicht gesehen hätten! — Doch wir wollen ja von unserem Burgmuseum, von Plankenwarth reden. Nun, ums nur gleich zu sagen, wenn Plankenwarth inhaltlich auch kein Kreuzenstein ist, das steht für uns unbedingt fest: Es sollte keinen Grazer, sehr wenige Steirer und nicht viele Landesbesucher geben, die sich die Besichtigung des neu eingerichteten Plankenwarth entgehen ließen. Vor allem schon um des Schlosses selbst willen nicht. Bis vor zwei Jahren hatte man ja nur die Möglichkeit, das Schloß von einiger Entfernung und von außen zu sehen. Das war freilich auch ein Genuß und zwar kein kleiner: Etwas lieblicheres, etwas froheres als dieses Landschaftsbild läßt sich wohl kaum denken. Wie ein stolz-funkelndes Krönlein auf goldgrünseidenen Kissen, so liegt dieses Juwel der Mittelsteiermark in ragender Kraft auf seinem Schloßberg, hineingezaubert in die entzückendste Land-

in den Geist des Ortes und in das Verständnis aller Zeiten, die über ihn hingerauscht sind, durchzieht mit inniger Wärme das ganze Buch und läßt in vollendeter Beherrschung aller sprachlichen Mittel kulturhistorische Bilder vor uns erstehen, die mit ihrer Schönheit das Gepräge strengster und ungeschminkter Wahrhaftigkeit vereinen. Schilderungen, wie die Einleitung, welche die ältesten Zeiten bis zum 12. Jahrhundert in raschem aber sicherem Fluge durcheilt, dann vor allem das prachtvoll gezeichnete Lebensbild des Schloßherrn Georg Stürgkh (1475—1547), weiter die Detailmalerei des Schloßbildes im 16. Jahrhundert und die lebendige Darstellung der eigentümlich verhängnisreichen, von tragischem Schicksal getragenen Besitz- und Wirtschaftsgeschichte des Schlosses vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, das alles bietet jedem Gebildeten, auch wenn er im übrigen der Frau Historia ganz ferne steht, packende und zwingende geistige Genüsse von bleibendem Wert. Der Historiker von Fach wird dazu in den scharfsinnigen genealogischen Abhandlungen über die ältesten Zeiten des Schlosses (vom 12. bis 15. Jahrhundert) noch seine besonderen Leckerbissen finden.

In aller Kürze eine rasche Übersicht über die Besitzer des Schlosses: 1179 erscheint es zum ersten Male mit „Rudegerus de Planchinwarten" in der Geschichte, schon damals unter einem Herrn, der als Marschall am steirischen Herzogshofe eine erste Rolle spielte. Das Geschlecht der Plankenwarther, deren Wappen (aufsteigende Spitze in einem Felde aus Kürsch) uns noch erhalten ist, erlosch vor 1405, nachdem es bald nach Rudgerus in seiner Bedeutung fortwährend gesunken war. Noch während dieser Zeit ward auch der Besitz des Schlosses und seiner Gründe an verschiedene mit den Plankenwarthern verwandte und verschwägerte Geschlechter zerteilt, unter denen es nach 1423 den Dümmersdorfern gelang, wenigstens größere Teile wieder zu vereinigen. Durch Margaretha von Dümmersdorf, die mit Wülfing von Ungnad vermählt war, kam dann der Besitz 1443 an die berühmte kärntnisch-steirische Adelsfamilie Ungnad-Weißenwolf, denen es gelang, das ganze Plankenwarther Gut wieder auf seinen alten Umfang zu bringen und die fast 100 Jahre lang Herren des Schlosses blieben. Erst 1532 verkaufte dann Andre von Ungnad das Schloß mit allen Gründen und Rechten an Georg Stürgkh (dem aus Bayern eingewanderten Ahnherrn unseres vor kurzem ermordeten Ministerpräsidenten), dessen Leben uns sowohl an sich als auch in seinen Beziehungen zu Plankenwarth in reichem Maße mit Interesse erfüllt. Es ist unendlich anziehend, sowohl in den über ihn erhaltenen und von der Verfasserin mit unendlichem Fleiß zusammengetragenen historischen Nachrichten, als auch in seinen Testamenten und in den Inventaren seiner Nachfolger hell beleuchtete Bilder und Ausschnitte aus jenen längst vergangenen Zeiten genießen zu können. Der tragische Zwist mit seinem

durchwegs echte, im übrigen aber verständnisvoll und gut ergänzte Einrichtung der alten Räume zeigt nicht nur Raumbilder voll gewinnender Poesie, sondern birgt auch so manches kulturgeschichtliche Wertstück, das hier vor dem Antiquitätenhandel eine Zufluchtstätte in der rechten Umgebung fand. So ist für die leider zerstörte, alte heimische Einrichtung, die uns — obwohl sie gewiß sehr schlicht war — freilich noch lieber wäre, ein erfreulicher, vornehmer Ersatz geschaffen worden.

Noch erfreulicher aber ist die zweite Kulturtat des neuen Schloßherrn, nämlich die Herausgabe einer in jeder Hinsicht tadellosen, ja mustergültigen Schloßgeschichte.* Diese bedeutet nämlich in ihrer vornehmen Ausstattung nicht nur ein Ereignis auf dem Gebiete unserer heimischen Buchdruckerkunst und unseres Büchermarktes, sondern sie ist auch inhaltlich und stilistisch ein Werk, mit dem sowohl der strenge Historiker, als auch der feine und verwöhnte Genießer literarischer Kost seine helle Freude haben muß. Allen jenen, die sich die verdienstliche Aufgabe zum Ziel gesteckt haben, steirische Schlösser-, Adels- und Ortsgeschichten zu schreiben, rufen wir zu: Da seht her, so muß man es machen! Der Schloßherr hat hier das besondere Glück gehabt, in Fräulein Dr. Mathilde Uhlirz, der Tochter des vor drei Jahren als Grazer Universitätsprofessor verstorbenen, berühmten österreichischen Historikers, eine hervorragend geschulte, aber auch außergewöhnlich begabte und feinsinnige Geschichtsschreiberin zu finden. Von der ungeheuren Arbeit, die die junge Gelehrte geleistet, hat nur der eine Vorstellung, der wie etwa der Schreiber dieser Zeilen weiß, was es heißt, neben den zahlreichen übrigen in Betracht kommenden Archiven und Archivbeständen, mehr als 80.000 Regesten des steiermärkischen Landesarchives allein durchzusehen und das gesamte urkundliche und handschriftliche Material in so gewissenhafter Weise zu verarbeiten, wie dies hier geschehen ist. Für diese Arbeit muß die ganze Steiermark der Verfasserin für immer dankbar sein, denn sie hat ihr damit nicht nur die lückenlose Geschichte eines ihrer schönsten Schlösser entrollt, sondern auch ein vorbild- und richtunggebendes heimatkundliches Werk allerersten Ranges geschaffen. Trotz der peinlichsten und strengsten Befolgung aller wissenschaftlichen Forderungen und trotz des Fehlens aller romantischen Ereignisse — es wird uns nichts über Belagerungen, Fehmgerichte, unterirdische Gänge, vergrabene Schätze und Geisterspuk erzählt — ist das Buch dennoch das gerade Gegenteil von einer dürren, gelehrten Abhandlung. Eine vornehme, hohe Lebens- und Geschichtsauffassung, ein liebevolles Versenken

* Schloß Plankenwarth und seine Besitzer. Ein Beitrag zur Geschichte steirischer Adelsgeschlechter, vornehmlich der Familien Plankenwarth, Prankh, Dümmersdorf, Ungnad und Stürgkh von Dr. Mathilde Uhlirz. Herausgegeben mit Unterstützung des Herrn Dr. J. v. Scarpatetti zu Unterwegen. Graz 1916. Deutsche Vereinsdruckerei. (XII u. 184 S. mit zahlreichen Bildern und Tafeln.) Preis 8 K.

geschichte in ihrer eingehenden, lebendigen Darstellung für jeden Steirer von hohem Interesse, so gilt dies noch mehr von dem reichen Beilagenwerk des Buches, das Testamente, Urkunden, Briefe und Inventare aus allen Zeiten der Schloßgeschichte bringt. Da enthüllt sich unseren Blicken in klaren Bildern die alte Zeit. Wir schauen „des Graffen, der Gräffin und der Kinder Zimmer“, des „Jungen Herrn Zimmer“, das „grien und rotte Zimmer“ und all die „Cammern daran“ mit ihrem gesamten Inventar, wir sehen vor uns den ganzen alten Bau mit allem Zubehör, mit allen „Thurn und Höffen“, mit „Würcz und Obsgärten“ und „Dörr und Keller“ und „Roß- und Schweinsstall“ und auch die „Cistern und Traidt Kasten und Rund Stainen Seulen und all die Mäur“, ja selbst die „Secht-keßl“ und „Krautgrueben“ sowie die großen „Nuß- und Keßtenpaumb“ sind nicht vergessen. Da blinkt die ganze Pracht des alten „Silbergschmeid zu Plangkhenwart“ in „Einsatz, Magötln, Pechern, Schaln, Silberlöffln, Salzväßln und Coßtpecherln“ aus dem dämmernden Schrein der Vorzeit, und die alten Bücher „erstlich die Bibl teutsch Doctoris Lutheri wittembergisch Truckh“, dann zahlreiche „Cosmographien, Landrechts-reformationen, Croniggn, Kunstpuecher, Calendarien u. v. a.“, sie nicken wie einst behaglich von ihren alten Regalen. Doch auch die „Rüst-camer“ und die „Laibsclaidertruhen“ erzählen uns von altem Prunk und längst verschwundener Tracht, während die „Debich, Tisch- und Pethspantn“ und besonders das Verzeichnis der „Mahlereyen“ (in dem unter vielem anderen Tierstücke von Jan Roos, eine Landschaft von Teniers und verschiedene andere Niederländer vorkommen) auch von Kunst- und Kulturpflege in dem alten Schloß berichtet.

Es ist bei allem Mangel an welterschütternden, äußeren Ereignissen ein ungemein reiches, kraft- und farbenvolles Leben, das uns diese Plankenwarther-Chronik enthüllt.

* * *

Vor kurzem stand ich an einem trüben Herbstvormittag in einer der Fensternischen des Schlosses. Trotz des rieselnden Herbstwetters war ich gefangen von der bezwingenden Gewalt, wie sie die Vereinigung von Kunst und Natur immer wieder ausübt, die jenen Zeiten so meisterhaft gelang und die uns jeder Blick aus den Fenstern solcher Schlösser in die herrlichen Landschaften draußen immer wieder erstehen läßt. Von den Hütten und strohgedeckten Häusern in den Tälern unten zog der graue Herdrauch herauf, hie und da tönte ein fernes Hundegebell durch den feuchten Herbsttag, sonst war es stille mit Ausnahme des leise rieselnden Regens. Wie die Geister alter Zeiten huschten ab und zu graue Nebelfahnen über das Bild. Von alten Bauerngeschlechtern träumte

unruhigen Sohne Ludwig, der bis heute in der Volkssage von den feindlichen Brüdern, vom „armen Ludwig“ und in der Benennung des unteren Schloßteiles fortlebt, sein rührendes Testament und seine sinnige Grabschrift in der Grazer Stadtpfarrkirche, sie alle geben uns die Vorstellung von einem kraftvollen Charakterkopf, wie solche etwa ein Lukas Cranach oder ein Dürer gezeichnet haben. Trotz vielen Ungemachs ist es doch, wie wenn unter ihm eine Zeit des Blühens über das Schloß geschritten wäre, die freilich nicht allzulange währte. Denn bald nach seinem Tod begann schon das verhängnisvolle Schicksal einzusetzen, das die Familie, wenn sie auch den Besitz noch bis 1691 hielt, in immer größere Schwierigkeiten brachte und nach dieser Zeit ein fortwährendes Wechseln in den Besitzverhältnissen zeitigte. Auf die Stürgkh folgten durch Heirat die Grafen von Saurau und Breuner; diesen 1731 der Reichsritter von Völckhern, der aus den Rheinlanden gekommen war und eine prächtige Bildergalerie im Schlosse anlegte, aber schon nach vier Jahren starb. Seine Witwe mußte 1735 das Gut an den landschaftlichen Kammerrat Reichsritter von Pelikan verkaufen, den aber wieder in kürzester Zeit ein hartes Geschick hinwegraffte, so daß seine Töchter 1739 den Besitz abermals durch Verkauf in andere Hände, nämlich an Grafen Seyfried von Herberstein übergeben mußten. Nun hatte damit allerdings eine reiche Familie Einzug in der alten Burg gehalten, so daß die ewigen Nöten wohl hätten ein Ende nehmen können. Allein Graf Johann Seyfried, des weltlichen Lebens müde, zog sich schon nach zehn Jahren ins Kloster zurück und Plankenwarth ging nun an seinen Bruder Karl Leopold über, der als Gemahl und Erbe einer Fürstin Eggenberg über außerordentliche Reichtümer verfügte. Doch als er 1789 kinderlos starb, kam das Schloß an seine Verwandte Charlotte von Stürgkh und damit wieder in den Besitz seiner einstigen Herren. Ihr aber war dieses Erbe neuerdings eine schwere Last und ebenso ihrem Sohne Karl, dessen Witwe es 1826 an den meistbietenden Bewerber Moriz Franz Horstig verkaufen mußte. Nun erblühten endlich wieder frohere Zeiten für den alten Herrensitz. Ein Abglanz von der hohen Kultur der Goethezeit, zu deren ersten Vertretern (auch zu Goethe selbst) die Familie Horstig Beziehungen hatte, fiel nun auch in die Räume des steirischen Bergschlosses. Die feinen Briefe Eduard Horstigs, die im Anhange des Buches abgedruckt sind und die schöne Zeichnung des Schloßhofes, die aus jenen Tagen stammt, sind uns Zeugnisse dafür. Freilich blieben die Sorgen auch jetzt nicht dauernd ferne. Nach mehreren mit fröhlicher Kultur erfüllten Jahrzehnten mußte die Familie dem schönen Besitz entsagen, der 1862 an Freiherrn von Walterskirchen fiel, der ihn bis 1905 in Händen hatte.

Ist schon diese, hier nur ganz übersichtlich angedeutete Besitzer

damals ihre Ladungen hinab und hinauf. Und unbewegt blickten die Karpathengipfel, die kahlen und mit kargem Gras umsponnenen, auf die Straße da unten, die so oft verschüttet und gesperrt wurde durch der Gewässer ungestümes Wüten, durch den beweglichen Untergrund jenes an unterirdischen Schätzen, Salz und Erdöl reichen Tales. Dann hieß es Menschenkräfte ansetzen, Scharen aus der Ebene rufen, um den Weg nach „Transsylvanien“, nach dem Lande „jenseits der Wälder“ freizumachen. Jenseits der Wälder! Diese Karpathenwälder waren und sind teilweise noch heute Urwälder. Baumriesen von ungeheurer Größe leben und sterben in ihrem ungestörten Reich, allein dem Willen der Natur gehorchend. Solch einen Baum reißt nur das Element um; keine Axt fällt ihn. In seinem Dickicht, wo er ungesehen Jahrhunderte lang gegrünt hat, vermodert er rotbraun. Er wird nicht fortgeschleppt, nicht vernutzt. Es verlohnt sich nicht der Mühe, den weltfremden Recken aus unwirtlichem Gehege zu holen. So sind die Urwälder der rumänischen Karpathen.

Der Hirt ist Herrscher und Gebieter der grasreichen Gipfel und blumengedrängten Matten, aber er dringt nicht in die Wälder ein. Sein ihm von den ungeschriebenen Gesetzen der Nomaden zugewiesenes Reich liegt oberhalb der schwarzen Tannen und erstreckt sich bis zum Gipfel des gemsreichen Butschetsch. Dort finden seine großen Schafherden Weide und Hürde. Über ihm kreisen die Adler und um ihn schleicht der Bär. Von Felssteinen gefügt ist sein armer Unterschlupf.

Von der walachischen Ebene aus steigt die Straße am Berghang hinan, bald rechts, bald links, wie der Strom es gestattet. Doch ehe sie mühselig die Höhe erreicht, eine gute Stunde ehe sie bei Predeal auf siebenbürgisches Gebiet übertritt, braust aus engem Seitental der Pelesch daher. Ein besonders kecker Bach. Er hat während seines kurzen Laufes schon steile Klüfte in großen Kaskaden übersprungen, und so ungestüm stürzt er heran, als wolle er über das breite Bett der Prahova hinwegsetzen — an der sprudelnden Rea, die sich vom anderen Ufer her ergießt. Die Prahova fängt beide auf und bändigt sie.

Dort, wo die Täler des Pelesch und der Rea in das der Prahova münden, erhebt sich am Peleschufer ein kleiner Hügel, von dem aus der Blick auf die tanzenden Gewässer und auf die wogenden Waldfluten besonders schön ist. Dahinter ragen die Hochgebirgsgipfel — drohend, schützend, leuchtend.

Hier ward in grauer Vorzeit ein Klösterlein erbaut, dessen Anachoreten sich bis tief in das schier unzulängliche Peleschtal hinein ansiedelten, das heißt verkrochen.

Im Jahre 1693 wurde diese mönchische Ansiedlung vergrößert und nach dem Kloster auf dem Berg Sinai Sinaia genannt. Der Bau-

ich, die in denselben strohgedeckten Häusern die Jahrhunderte hindurch als Untertanen zu Füßen des Schlosses gesessen hatten, von stolzen Gejaiden und grünen Jägern mit ihren Waldhörnern und schlanken Hunden, dann wieder vom kräftigen, weißumlockten Kopf des Ahnvaters Georg Stürgkhen und zwischenhindurch von Kaffeeduft, wie er von dem sonnbeschienenen Biedermeiertisch aufstieg, der einen Kreis kunstbegeisterter Jugend zu behaglicher Nachmittagsjause im Schloßgärtlein vereinigte.

Und mitten in diese Träume hinein klang von Süden her dumpfes Kanonengrollen, den Träumenden unwillig mahnend, daß er über der Vergangenheit nicht auf die Gegenwart vergesse. Und da fielen mir dann wieder jene schönen Worte ein, die die gelehrte Verfasserin der Schloßgeschichte in ihr Vorwort aufgenommen hatte: „Wenn ich mich trotz des Krieges zur Durchführung meiner Aufgabe entschlossen hatte, so nötigte mich dazu vor allem die Überzeugung, daß in diesen schweren Tagen der einzelne strenger noch als zuvor den Pflichten nachkommen muß, die ihm seine Fähigkeiten und sein Beruf auferlegen. Auch der Dienst der W[illegible]schaft ist ein Dienst des Vaterlandes, er fordert in der Zeit des Krieges, da Tausende kenntnisreicher Männer dem Leben entrissen werden, die größte Hingabe von jenen, die das Schicksal in ihrem früheren Wirkungskreise zurückgelassen hat.“

Und in ihrer ganzen tiefen Wahrheit fühlte ich Goethes Worte, die als Leitspruch an die Spitze des besprochenen Buches gestellt sind:

Zwischen dem Alten,
Zwischen dem Neuen,
Hier uns zu freuen
Schenkt uns das Glück,
Und das Vergangene
Heißt mit Vertrauen
Vorwärts zu schauen,
Schauen zurück.

Sinaia.

Aus dem literarischen Nachlasse von **Mite Kremnitz.** †

(Geschrieben 1912.)

Seit Jahrhunderten läuft die alte Poststraße an der brausenden Prachowa entlang. Sie führt von Kronstadt, der bergumkrönten Sachsenfeste, ins Donauland, in die Walachei. Auf ihrer höchsten Höhe ist die Grenze, ist Predeal. Viel Handel und Wandel ging hinüber und herüber, auch schon in alten Zeiten, als noch keine Postwagen, Eisenbahnen und Automobile rollten. Die Brachowanken (Kronstädter Wagen), mit hohen Leinen- und Strohdächern gewölbartig überspannt, karrten

brauche keine Eisenbahn, seine Post fahre schneller als die Lokomotive) auch ins Kloster Sinaia. Schon damals, bei kurzem Aufenthalte, grub sich die Schönheit dieses Gebirgswinkels dem Fürsten ins Gedächtnis. Immer wieder, auch später mit Frau und Kind, kehrte er in die Einfachheit der kahlen Klosterzellen Sinaias zurück, um weit hinaus in die waldige Schönheit des Tales und hinan zu den Karpathengipfeln zu wandern. Da regte sich in ihm der Gedanke, dort ein eigenes Heim zu erbauen. 1873 waren die Pläne fertig, 1874 wurde der Schloßbau im Seitental hinter dem Kloster unter den schwierigsten Umständen begonnen. Nicht einmal ein Weg führte dorthin, auf dem das Baumaterial beschafft werden konnte, kein Stück des Bodens war so eben, daß es als Baugrund dienen konnte... Öfter mußten die Pläne geändert werden. Die Gewalt der Elemente, Kriegs- und Finanznöte stellten sich hindernd in den Weg. Erst im Herbst 1883 stand Schloß Pelesch so da, wie der König sich's gedacht hatte. Seine Erholung, seine Zerstreuung war dieser Bau gewesen — und ist es geblieben. Denn alljährlich wurden Vergrößerungen, Verschönerungen, Erweiterungen am Schlosse, im Park, in der weiteren Umgebung gemacht. Castel Pelesch hat schon ungezählte Millionen verschlungen...

Die innere Einrichtung des Schlosses hat an satter Farbenschönheit alles erreicht, was Feinsinn und Geschmack vermögen. An keinen starren Stil hat sie sich gehalten. Holzarchitektur war stets des Königs Lieblingskunst. Doch auch einen maurischen Saal in weißem Marmor birgt das Schloß, und er fügt sich dem Ganzen harmonisch ein. Die durch alle Gemächer zerstreute Gemäldegalerie enthält eine Reihe von Originalen alter Meister. Besonders liebevoll sind die Gasträume ausgestattet — mit allem nur erdenklichen Komfort eines modernen Königsschlosses. Von ihren hohen Balkonen öffnet sich eine Wunderschau über Tannendunkel und Bergeswildnis.

Ein Prunkgang an der Innenseite des Hauptgebäudes strotzt in der schweren Pracht smyrnischer Gewebe. Durch bunt bemalte Fenster bricht das Licht in hellen Farben.

Eine Kuriosität besonderer Art hat sich die rumänische Thronfolgerin, die „englische Prinzessin“, wie sie genannt wird,* errichtet: ein Vogelhaus hoch in den Ästen der Tannen. Dort, zwischen Himmel und Erde, pflegt die schöne Dame ihre Gäste zur Teestunde zu empfangen. An einem Baum hinan führt eine Treppe, deren obere Schwelle eine Zugbrücke mit dem Nest verbindet!

Das Schloß Sinaia hat schon viele gekrönte Häupter in seinen Mauern beherbergt. Auch den Kaiser Franz Josef (1896). Die ver-

* Jetzt: Königin Mary!

herr war der Woiwode Michael Cantacuzino, der auf seinen weiten Pilgerzügen das Urbild an der alten Bibelstätte selbst gesehen hatte. Nach altchristlicher Art steht die Kirche in der Mitte, fest eingeschlossen vom viereckigen Klostergebäude, das nur nach innen — der Kirche zu — Fenster und Türen hat.

Das Christentum verschanzte sich, als 1453 auch Byzanz in die Hände der Türken fiel, in den Donaufürstentümern. Und diese Fürstentümer, obwohl der Pforte tributär, boten in zahllosen Klöstern dem Christentum Schutz.

Unweit jener klösterlichen Schutz- und Trutzburg am Eingang ins Peleschtal, die nach dem Berge der Verheißung den Namen erhielt, erhebt sich jetzt das mächtige Königsschloß Castel Pelesch. Ein Symbol abendländischer Kultur in halborientalischem Lande.

Zeigt Rumänien ein Doppelantlitz, das, nach Westen und Osten gewendet, dem Lande fremdartigen Reiz verleiht, so ist in der Sommerresidenz und Villenkolonie Sinaia der Charakter europäisch. Wie entstand diese Luxusstadt? Ein Volk mit brennendem Ehrgeiz wählte sich aus einem deutschen Geschlecht den König. Sinaia ist der Schmuck und die Blüte des jungen Königreichs: das Hochtal des Pelesch durchziehen großartige Kunststraßen und führen zum weitausgebreiteten Komplex der königlichen Schlösser, um deren steinerne Pracht die Natur einen erhabenen Kranz windet. Und im Haupttal, dem der Prahova, liegt die große Villenstadt, international und doch echt rumänisch. Jedes Gebäude hat seinen eigenen Stil. Da ist nichts schematisch, alles regellos. Eine feste Baulinie zieht aber das Tal mit seinen Bergeshängen. Nur *eine* Norm ist festgehalten — die der Anmut.

Die Schienen der Eisenbahn sind im Flußbett gelegt. Tief unten, von der höher gelegenen Stadt aus nicht zu sehen, steht das Bahnhofsgebäude. König Karol I. pflegte seine Gäste meist schon in der Grenzstation, in Predeal, zu empfangen. Man führte sie, ehe es Automobile gab, in sechs- und achtspännigen Wagen, auf den schellenbehangenen Pferden reitende Postillone in der bunten Tracht Rumäniens, wie unter sanftem Freudengeläute ins Peleschtal.

Stürmt's noch so stark im Längstal der Prahova — im Peleschtal ist's windstill, keine Tanne regt sich. Die schlanke, dunkle Hoheit der Bäume dämpft mit Absicht den Eindruck des Schlosses: es soll nicht herrschen, sich nur einfügen. Groß und schön sein, ohne es zu scheinen, nicht prunken. Das war ein Leitmotiv des königlichen Bauherrn. Architekt Professor Doderer in Wien baute das Schloß.

Als König Karl im Jahre 1866 sein Land zum ersten Male bereiste, brachten ihn die Postpferdchen in eiligem Lauf (sie waren in diesem Lande so flinkbeinig, daß Prinz Napoleon einmal sagte, Rumänien

Krieg auch in die Privathäuser. Zu mir kam er in Gestalt eines Regierungsbeamten. Ich dachte zuerst, er wolle sich nach meinem Befinden erkundigen nnd wollte ihn artig begrüßen. Er legte mir die schwere Hand auf die Achsel und drückte mich nieder auf die Bank. Mir gegenüber nahm er Platz und legte eine gewichtige Eisentafel auf den Tisch. Darauf standen Verordnungen.

„Mein Herr!“ sagte er etwas heiser und rauh, „ich habe mit Ihnen zu sprechen. Wir wollen mit dem Leichteren beginnen. Sie verzehren des Tages eine Anzahl Semmeln!“

„Nur zwei“, war meine Berichtigung, „zum Frühstück und zur Jause.“

„Es wäre schon eine zu viel“, sagte er, „von heute an werden Sie kommunales Brot essen, eine mäßige Ration, die ich Ihnen täglich anweisen werde. — Sie sprachen von einer Jause.“

„Kneippkaffee mit Milch“, vervollständigte ich.

„Das ist Verschwendung. Den Jausenkaffee sage ich Ihnen ab und zum Frühstück nehmen Sie Einbrennsuppe. — Was essen Sie zu Mittag?“

„Rindsuppe, ein Stückchen Fleisch mit Gemüse. Manchmal auch Mehlspeise.“

„Gemüse ist schon recht“, sagte der Regierungsbeamte. „Fleisch. Mehlspeise ist überflüssig. Wenigstens in der Woche drei fleischlose Tage diktiere ich Ihnen. Auch muß ich Sie mit Mehl und Fett einschränken, so lange wir noch etwas haben. Fett ist besonders rar geworden. Zehren Sie einmal an Ihrem eigenen. Richtig, Sie haben kein's, wie ich sehe. Magerkeit ist auch bekömmlicher, ist immer bekömmlicher, sage ich allemal. — Dann weiter im Speisezettel. Anstatt Rindsuppe kochen Sie Wassersuppe. Arme Leute kochen mit Wasser, haben Sie gerne gesagt; nun versuchen Sie es selber einmal.“

Ich bemerkte bescheiden, daß solches doch ein bischen stark frugal ausfalle.

„Was wollen Sie denn?“ rief er. „Sie haben doch Gemüse. An Bohnen und Kartoffeln haben Sie auch Ihren Anteil, so lange der Vorrat reicht. Sogar etwas Milch kann ich Ihnen manchmal zukommen lassen. Nun eine Frage: Haben Sie einen Vorrat von Mehl, Fett oder anderen Lebensmitteln? Ja? Nein? Sonst müßten Sie ihn hergeben, es wird alles gleichmäßig verteilt. — Rauchen Sie?“

„Ich danke“, sagte ich, in der Meinung, er wolle mir eine Zigarre anbieten. Er aber sprach: „Ich frage, ob Sie Tabak rauchen!“

„Täglich eine Zigarre.“

„Die bestellen wir ab. Ist nicht notwendig. Den Tabak brauche ich für die Soldaten. Pflegen Sie jetzt an den Winterabenden zu arbeiten?“

„Gewiß, das ist dazu die ruhigste und stimmungsvollste Zeit.“

storbene Kaiserin Elisabeth, die 1884 dort weilte, verwahrte sich mit einem bekannt gewordenen Ausspruch ausdrücklich gegen den höfischen Charakter ihres Besuches, der nur ihren persönlichen Beziehungen gelte. Noch heute erinnert man sich, daß sie auf allen Spaziergängen in einem Handtäschchen ein kleines Buch mit sich führte: Heinrich Heines Gedichte ... 1909 kamen nacheinander der deutsche und der österreichische Thronfolger nach Sinaia.

Morgen ist Feiertag. Der Nachthimmel spannt sich über das enge Felsental, die Sterne funkeln in der klaren Luft ... Vor dem Schloß sprühen die Fontänen, rotglühend vor dem Brande der lebenden Tanne, die man nach altrumänischer Sitte zur Feier eines Freudentages in Flammen knisternd und prasselnd sterben läßt. Ein grausam prächtiger Anblick! Dann wird es still um das Schloß. Von der fernen Villenstadt tönt durch die Nacht leise die Musik der Zigeuner herauf.

Ein eigentliches Kurleben, wie es die modischen europäischen Bäder haben, kennt man im Kurort Sinaia nicht. Im allgemeinen setzt sich in dieser elegantesten Sommerfrische Rumäniens das üppige, verschwenderische, wüste Salonleben von Bukarest und Jassy fort. Der wohlhabende Rumäne pflegt mit übertreibender Nachahmung die exklusiven Umgangsformen anderer romanischer Gesellschaften, weshalb sich ein breites öffentliches Badeleben nicht recht entwickeln kann. Dieselben Luncheons und Diners — wie im winterlichen Bukarest, so im sommerlichen Sinaia — mit geringen Veränderungen und Verschiebungen. Nur die Spielbank gibt Sinaia ein besonderes Gepräge. Sie fesselt den Rumänen der bevorzugten Klassen, der heute ein Vermögen — weiß Gott woher — in die Tasche steckt, um es morgen vielleicht schon in einer Nacht zu verprassen, in weit höherem Grade, als alle Schönheit der Natur.

Zugleich mit dem Hofe übersiedeln im Frühjahr die diplomatischen Vertreter der fremden Staaten aus der Hauptstadt nach der Residenz in den Bergen. Für fast ein halbes Jahr ist die Stadt Bukarest zur Disposition gestellt. Und der Schnee liegt meistens schon auf den Tannen von Sinaia, wenn das offizielle Sommerleben dort erlischt.

Heimgärtners Tagebuch.

Wir hatten töricht und frevelhaft lange Zeiten dahingelebt. Da kam eines Tages der Krieg. Um die Menschheit in Zucht zu nehmen. Ganz Europa stand unter seinem Lehr- und Richteramt. Erst zog er einmal die Mannschaft ein. Mir hatte er bald Sohn und Schwiegersöhne abgenommen und ein halb Dutzend Neffen. — Dann ging der

innere Welt lebendig, voll Schönheiten, Weisheiten und Wunder. — Ich brauche dich nicht, du dummes Erdöl, das mir nichts zeigen kann, als was ich ohnedies zur Genüge kenne, den Alltag, der jetzt so trostlos, so schrecklich ist. — Aber wenn nach vielen Stunden endlich wieder das Tageslicht kommt, die matte Dezembersonne, und ich jene Gedanken und Träume hervorhole, die im Dunkeln so wundersam geleuchtet haben, da sehe ich von ihrer Weisheit und Schönheit noch wenig mehr. Es ist nicht viel davon zu brauchen.

Manches Gedicht ist mir in der Nacht entstanden, das mich entzückte. Und bei Tag besehen war es banal und ledern. Den Irrlichtern der Dunkelheit ist nicht zu trauen, das Petroleum ist nicht zu haben — so sei du mir gegrüßt, blasse Dezembersonne! Du beginnst ja schon wieder höher zu steigen und in einigen Monaten — nicht wahr? — strahlest du im Frieden auf ein glücklich Österreich!

Der alte Wolfsebner kam von seinem Berg herab zum Postamt, um seinem Sohn für die Weihnachten etwas Geld ins Feld zu schicken. Aber der Postbeamte gab ihm die ausgefüllte Postanweisung zurück: „An der Front hat man keine Geldvorräte zum auszahlen, da gibts keine Postanweisungen."

An einem der nächsten Tage kam der Wolfsebner mit einem zu rekommandierenden Brief, in dem er nun seinem Sohn das Geld schicken wollte. Der Postbeamte wies ihn ab: „Rekommandierte Briefe an die Front können nicht angenommen werden."

Wieder nach ein paar Tagen kam der Alte mit einem Geldbrief. Ein Postfräulein war da und das erklärte, Geldbriefe ins Feld könnten nicht befördert werden. Am besten, er schicke das Geld mit Postanweisung.

Also kam der Wolfsebner nach einiger Zeit wieder mit der Postanweisung. Der Beamte sah sie hinten und vorn an und gab sie zurück: „Ins Feld darf auf Postanweisungen außer Betrag, Adresse und Absendername nichts geschrieben sein." Denn der Alte hatte auf dem für schriftliche Mitteilungen bestimmten Raum seinem Sohn ein glückliches Weihnachtsfest gewünscht.

Also fertigte der Bauer eine neue Postanweisung aus, genau nach Angabe des Beamten. So war es endlich recht, aber doch immer noch nicht ganz. Nun verriet der Beamte, daß auf dem leeren Raum der Postanweisung die Adresse des Empfängers ein zweites Mal geschrieben werden muß. Das geschah und jetzt wars gut.

Aber nach längerer Zeit kam auch diese durchaus vorschriftsmäßige Geldsendung zurück. Der Sohn an der Front war mittlerweile von den Italienern erschossen worden.

„Wenn Sie nicht Gas oder Elektrisches in der Wohnung haben, so ist das schlimm. Ich muß Ihnen das Licht entziehen, es fehlt an Petroleum. Die Poeten sind ja so immer illuminiert — nicht wahr? Na, behelfen Sie sich halt, wie Sie können. — Dann noch etwas. Es ist Holz- und Kohlenmangel eingetreten. Für die einzelne Familie wird es bald nur auf das Herdfeuer langen. Die Zimmer bleiben ungeheizt. Es ist auch gesünder. — So", schloß mein Gast und hob seine Eisentafel auf, „damit wäre es für heute genug. Es werden später ja noch weitere Einschränkungen nötig sein. — Verzeihen Sie, wenn ich gestört haben sollte! Ei, was Sie da für eine schöne Türklinke haben?" sagte er, an sie seine Hand legend, „die werde ich demnächst holen lassen. Haben Sie auch Zinnsachen? — Na, wir reden noch darüber." Damit ging der Herr Krieg davon.

Ich war ein armer Mann geworden. Aber nun auch ein stolzer Mann. — Ebenfalls Soldat. Durchhalten! — Wir im Hinterland leiden Mangel, aber die im Felde leiden mehr!

Es ist noch nicht jedem klar, daß es unsere Bürgerpflicht, ja unsere Soldatenpflicht ist, jetzt auch im Hinterland ganz gemeinsam zu leben. Die gottverfluchten Kriegswucherer verführen manchen. Sie sagen: Geschäft sei Geschäft. Himmelkreuzdonnerwetter, nein! Wir haben jetzt kein Geschäft, wir haben Krieg!

Der Getreidehändler Mauchel hatte sich bei einem Kettenhandel beteiligt und große Gewinne gemacht. Als er vor Gericht geladen wurde, erschien er nicht. Da kam der Gendarm, der mußte ihm, weil er widerspenstig war, das Handschloß anlegen.

„Die Handerln übereinand!" kommandierte der Gendarm. „Tan ma halt amal umkehren. Gstatt an Kettenhandel a Handelketten!"

In unserer Stadt ist die Bevölkerung sehnsüchtig geworden nach Licht. Es gibt Straßen, wo ganze gestockte Wallfahrerscharen sich stauen, vorwärtsstrebend, dem Pretroleumhändler zu. Wer zuerst kommt, zahlt zuerst; die Hinteren finden keinen Vorrat mehr und müssen gnad- und lichtlos nach Hause gehen.

Auch ich bin einer, der bei der Wallfahrt nach Petroleum mehr hintendrein kam und der nun an langen Winterabenden im Dunkeln sitzt. Die Straßenlaternen sind noch freundlich und spenden mir jetzt zum Fenster herein mehr Licht, als alle Philosophen der Welt, die im Bücherkasten stehen. Die Tafeln an der Wand sind ein wenig gespensterhaft und ich sehe nur, daß es finster ist. Aber im Dunkeln, das habe ich oft schon bemerkt, phosphoreszieren die Gedanken und Träume ganz anders als am Tage, märchenhaft hell und klar, und es wird eine

deine Unterlassung, das geduldige Ertragen des Unrechts, wird zu einer unseligen Tat: Du trägst dazu bei, daß dein Volk immer mehr verlottert und versumpft und daß das Schlechte und Böse in der Welt immer mächtiger werde.

Wie ist das im Kriege? Jene, die den Krieg anzetteln und betreiben, denken weder an Gesetz noch an Recht, darüber sind die hinaus, aber sie brauchen zum Kriegführen das Volk und das glaubt noch an Recht und will — wenn es sich der Allgemeinheit opfert — das Richtige, das Rechte tun. Deshalb muß es ihm durch allerlei Mittel beigebracht werden, daß es für eine gerechte, für eine heilige Sache kämpft. Das glaubt heute das englische, das französische, das russische, das italienische Volk, und vielleicht so fest und unabänderlich, als es wir, die Überfallenen, glauben. Es sind also eigentlich lauter sittliche, unschuldige Leute, die da einander hinmetzeln; die Schuldigen aber verstecken sich vor jeder Kugel. Hinter den Sträuchern erlassen diese Herren Botschaften über Botschaften, daß sie den Krieg nicht früher beendigen werden, als bis „das Recht gesiegt" hat und die Gegner vernichtet sind. Von uns aus sind sie gewiß nicht gebeten worden, den Krieg zu beendigen, sie wissen aber, daß ihre beständigen Aufrufe und Mahnungen nötig sind, damit ihre Armeen nicht am Ende anfangen, an ihrem „Rechte" zu zweifeln. — Anders bei uns. Selbst wenn wir kein anderes Recht hätten als das der Selbsterhaltung, wir wissen, was wir müssen.

Heute fragte mich einer, ob man denn so viele Menschen hinopfern dürfte, nur damit Staatengebilde unverändert bleiben oder einzelne Staaten gar auf Kosten anderer sich vergrößern können?

In diesem Augenblicke fiel mir ein, daß mich vor kurzem jene stets scherzhaft gestimmte Zeitschrift einen „weisen Greis" genannt hat. Gut, ich versuchte, es einmal zu sein, und wie der lernbegierige Mann nun diese Frage an mich gestellt, da — schwieg ich. — Er möge gerade selber einmal nachdenken, wie Politik und Menschenrecht sich decken.

Wenn die Leute nicht mehr an ihrer Scholle hingen als an ihrem Volke, so wäre die nationale Frage wenigstens teilweise vielleicht damit zu lösen, daß die Nationen durch Ländertausch zusammenrückten, wie sie zusammen gehören, beisammen sein möchten. So könnten zum Beispiel deutsche Krainer mit slowenischen Steirern ganz gut Boden tauschen. Aber das gibt's nicht, das scheint gegen die Natur zu gehen, der Heimatssinn ist zu stark.

Der Landmann klebt zumeist so fest an der von Vorfahren überkommenen Scholle, daß er sich nicht entschließen kann, seine kleinen Grundteile, die oft mitten in fremdem Besitztume liegen und zu denen der Eigentümer oft nicht einmal einen rechtlichen Weg hat, für solche

„Auf der Welt gwesn sein und nit sterbn hobn müassn — däs wär a Gusta!“ So sagte einer der Urlauber und erzählte von seinem gefallenen Kameraden Bretlbacher.

„Nit sterben müssen?“ fragte ich, „Sie sagten doch vorher, daß er gefallen ist!“

„Nix is s und guat is s!“ rief der Soldat. „Dahoam, wans oan onpackt, ei ei und auweh! und immeramol an Ohleidn, a schiachs, und weh weh und weh weh, bis s Lebn ohzwickt is. Und da da Leich, des Woanen und Klagn — zan Herzohdruckn. — Ban Bretlbacher? Grod zünd er sih a Zigarettl an, schmunzt; macht a paar Züg. — Pitsch . . . A Schrapnell. — Koa Bretlbacher is meh da. — In tausnd Fetzn zrissn. Koa Schmerz, koa Mensch, koa Leich — go nix. — Wa das nit a Gusta?“

„Laßt mich träumen von den Meinen;
Laßt mich reimen von der Kleinen;
Laßt mir keimen doch die feinen
Hoffnungen auf Wiedersehn.“
— Schrapnell. — Nichts.

Als Kaiser Franz Josef aus der Kapuzinerkirche in die Gruft hinabgetragen wurde, kam ein eigenartiges Zeremoniell an die Reihe. Der Oberzeremonienmeister klopft mit seinem Stabe an die verschlossene Gruftpforte in der Kapuzinerkirche und verlangt Einlaß. „Wer ist da?“ fragt der Pater Guardian, ohne zu öffnen. „Seine Majestät der Allerdurchlauchtigste Kaiser Franz Josef.“ „Ignosco, den kenne ich nicht!“ „Der Kaiser von Österreich und Apostolische König von Ungarn.“ „Ignosco, den kenne ich nicht!“ Zum drittenmal schlägt der Oberzeremonienmeister an die verschlossene Pforte. „Wer verlangt Einlaß?“ „Ein sündiger Mensch, unser Bruder Franz Josef!“ Und die Pforte öffnet sich.

Diese so ergreifende, bedeutungsvolle Zeremonie wiegt hundert andere Zeremonien auf, die wir nicht verstehen können.

Erfahrenes Unrecht mit Geduld ertragen kann unter Umständen eine christliche Tugend sein. Weit öfter aber ist es eine elende Schwäche; eine Niedertracht, eine Feigheit, eine Verächtlichkeit, mit der sich kein rechter Mann entehrt. Nicht darauf kommt es an, daß du im Rechte seiest, gerade du, das ist nicht die Hauptsache. Hauptsache ist das Recht an sich, daß es bestehe, daß es siege. Wenn du den, der Unrecht hat, ruhig gewähren läßt, so wird er immer weiter Unrecht tun und das Unrecht wird immer stärker und breitet sich immer wüster aus und

Wir begegneten uns eines Tages auf der Straße und plauderten ein wenig über dies und das. Auf einmal sagte er: „Herr, Sie tun gern a so schreiben.“

Ich konnte es nicht leugnen.

„Ich han s zwar scho völlig vergessen“, sprach der Alte, „aber a bissel kratzen kann ich noch. Darf ich Ihnen was aufschreiben?“

„Aber ja, das ist ja prächtig!“ rief ich, „zum Andenken!“

„A so zum Andenken“, sagte er nach. „Aber a Fleckl Papier und Bleistift müssen S mir leihen.“ — Damit machte er sich bei der Straßenplanke an die Arbeit.

Die Schrift war etwas spießig, und auch der Sinn. — — „Auf der Scholle bin ich verarmt, und wie ich arm war, hat mich das Volk verlassen. Jetzt bettle ich auf der Straßen.“

— — — — — — — — — — — — —

Auf eine Rundfrage aus Kopenhagen, ob man — trotz dieses Krieges — an einen künftigen *ewigen Frieden* glaube:

Lernt die Menschen erst kennen, und ihr werdet nimmer von einem „ewigen Frieden“ sprechen. Der Frieden besteht nicht in einem Zustand der Völkerruhe, nicht in einem ungestörten Wohlleben, nicht in guten Geschäften, nicht in Betreiben von Künsten und was derlei zu unserer Befriedigung angestrebt wird. Der Frieden ist höchstens im eigenen Herzen zu finden und auch der muß erkämpft werden.

Wenn auch England für den „ewigen Frieden“ kämpft, so ist das so zu verstehen: Ist einmal die ganze Erdoberfläche Englands, mit wem soll es dann noch Krieg führen?

Als in den Zeitungen stand, daß mit Neujahr die *Silbermünzen* aus dem Verkehr gezogen würden, hörte man eine Bäuerin sagen: „Aber freilih! Weil's halt auf den jungen Kaiser umgoss'n werdn müassn!“

Einem obersteirischen Bauer, der bei der Sparkasse eine *Kriegsanleihe* gezeichnet hatte, mußte die Sparkasse zuschreiben, daß er mit seinem Depotscheine kommen solle, um das Anleihepapier in Empfang zu nehmen. Der Bauer kam nicht, sondern schrieb: „Das Zettel han ich zerrissen. Die hundert Kronen han ih dem Kaiser g'*schenkt*!“

Der ungeschulte Mensch geht leichter an der *Sache* irr, als in Besinnung. Anderen Leuten passierts leicht umgekehrt.

---

umzutauschen, die ihm angrenzen und so sein Bereich zu einem „Scheibengrund“ einheitlich abrunden würden. Es wären damit oft viele Vorteile erzielt. Abgesehen von der Bequemlichkeit in der Bewirtschaftung. Ein zusammenhängender Besitz steht auch höher an Wert. — Es wäre recht häufig Gelegenheit zu solchen Abrundungen, und die Behörden würden den Handel gerne unterstützen, aber — der Bauernschädel will nicht.

Oft ist es auch nur Gedankenlosigkeit.

Mein Vater hatte einen völlig abgerundeten und geschlossenen Besitz, nur an einer einzigen Stelle haperte es. — Unten im Engtal machte der Bach die Grenze zwischen unserer Wiese und der des Nachbars Franzel Heidenbauern. In früheren Zeiten hatte der Bach einmal ein bißchen den Lauf geändert und die Vorfahren hatten es dabei belassen und nun war es so, daß wir jenseits des Baches ein ganz kleiner Wieslein hatten, das sich an des Nachbars Wiese schloß, und daß des Nachbar diesseits des Baches ein ebenso kleines Wieslein besaß, das sich an die unsere anschloß. An beiden Fleckchen erntete man jährlich je ein kleines Schöberlein Heu und bei der Ernte war es eine rechte Plage, wie wir gegenseitig unser Heu über den Bach brachten. Bei diesem Geschäft schaute uns eines Tages der alte Bettler Barthel zu, der halb lahm war und am Bachrand rastete. Als mein Vater mit seiner Heukramze im Wasser ausglitt und alles naß wurde, sagte der Bettler: „Da wollt ih mih aweil plogn! Tat ih doh wieseltauschn mit m Nochbar, daß jeder das seine auf seiner Seitn hätt!“

Mein Vater schaute auf, dachte nach und sagte: „Wiesel tauschn? Das wär nit amol so dumm!“

Dann ging er ein paar hundert Schritte dem Bach entlang bis zum Wieselein des Nachbars, der eben auch just sein Heu über den Bach bringen wollte, und rief ihm zu: „Franzl, ih woaß wos! Tan ma Wiesel tauschn!“

„Gilt scho!“ entgegnete der Nachbar und lachte vor lauter Verwunderung über das plötzlich aufgegangene Licht. „Tan ma tauschn. Aufs Jahr sul jeder auf seiner Seitn mahn. — Zwe uns dos nit früaher eingfolln is?“

Bodentausch! Sollten das nicht auch einmal ein paar Völker versuchen? Ob es möglich wäre? Die Ketten der Scholle sind ja schwächer geworden, als die des Goldes. Sind aber, scheint es, immer noch stärker, als die Ketten des Blutes.

„Der Scholle treu, dem Volke treu,
Das schützt dich, Freund, vor Not und Reu'.“

Diese Worte schreibe ich Autographenjägern gern aufs Blatt. Ein alter Mann mußte davon wissen, ein Einleger aus meiner Gegend.

Da starrte er mich verblüfft an. Das war ja außer aller Form, eine solche Antwort, fast verletzend. Um so mehr, als ich den Glückwunsch nicht zurückgab. Aber ich tat es nicht, weil es wirklich ohne alles Gerede selbstverständlich ist, daß man Leuten, die einem nichts Schlimmes getan haben, nur Gutes wünscht. Die Versicherung zeigt nur die Möglichkeit, daß es auch anders sein könnte.

Gelegentlich eines Ausfluges von Salzburg nach Steiermark hat mich Hermann Bahr besucht. Er ist seit unserer letzten Begegnung anders geworden. Einen ehrwürdigen Kapuzinerbart trägt er, aber an den Mundwinkeln zuckt zuweilen doch noch ein jugendliches Spitzbubenlächeln. Seine einstigen Streiche bereut er nicht. Wie auch? Waren sie doch Natur, sowie wahrscheinlich der jetzige Kapuziner Natur ist. Mancher Mensch entwickelt sich halt einmal so, da ist nichts zu bereuen.

In Steiermark hat er Klöster besucht. Das Mönchsleben gefällt ihm. Nach verworrenen Hetzjagden der Welt behagt ihm die „Ruhe in Gott". — Ob er dabei stehen bleiben wird oder ob die „Entwicklung" ihn eines Tages nicht an dieser Ruhebank wieder vorüber führt? Ich kann ihm die jetzige Rast gut nachfühlen, so schwer er sonst auf seinen früheren Stationen oft zu verstehen war. — Wir plauderten von weltlichen Dingen, eigentlich von Erinnerungen; was sollen zwei alte Männer, die selten zusammenkommen, denn anderes machen? Die Alten sind nur in der Vergangenheit jung, in der Gegenwart sind sie alt. Doch nein, Bahr will bloß alt sein, aber es gelingt ihm noch nicht ganz, trotzdem — wie er selbst andeutete — die Jugend allzulustig verlebt worden war.

Wir sprachen nicht von seiner Bekehrung. So wollte ich es ihm auch nicht sagen, wie hoch nach meiner Meinung Menschen stehen, die den Mut haben, ihren Irrtum einzubekennen, wie hoch sie stehen gegenüber solchen, die von ihrer vorgefaßten Weltanschauung niemals abgehen wollen, obschon sie wissen, daß sie dieselbe schon unzähligemal betrogen hat. Man muß doch Charakter haben, sagen sie, und verschmähen die Lehren der Erfahrungen, um ja ihren vorgefaßten Prinzipien nicht untreu zu werden.

In einer norddeutschen Zeitschrift stand zu lesen, daß ich als Naturschilderer (man meinte die Landschaftsschilderung) unübertrefflich sei. — Vor kurzem las ich der Revision wegen meinen „Alpensommer". Mit einzelnen Darstellungen war ich zufrieden. Bei anderen aber erschlug die Begeisterung den Künstler. Es gab zu viel Überschwung, ich kam bei der Schilderung zu oft ins Einzelne, wollte alles bringen, was ich sah, und was ich beim Aufschreiben wieder mit Entzücken sah. So

Neujahr 1917.

Die Weltenuhr zeigt Mitternacht,
Ach, schwere, finstre Mitternacht
Mit grausem Sturm. — Verzaget nicht.
Es kommt der Tag mit seinem Licht.
Der Mai mit seinem Sonnenschein;
Der Wahnsinn flieht, der Haß verglüht.
Und Friede wird auf Erden sein.

„Wissen Sie's schon? Unsere Behörde hat Ihr neues Buch beanständet!"

Ausländer: „So, so. Na, das freut mich. Ich war etwas besorgt."

„Es freut Sie, wenn Ihr Buch konfisziert wird?"

„Konfisziert! Sie sagten doch, daß es beanständet, als anständig erklärt sei."

„Wissen Sie, wir sind schon einmal so. Wenn wir sagen beanständet, so meinen wir unbeanständet. Es ist zwar jede dieser Formen gleich schlecht, aber wir entscheiden uns immer für den größeren Unsinn. Was bei uns anständig ist, das beunanständen wir, und was unanständig ist, das beanständen wir."

In der Waldheimat hatte ich schon als Knabe beobachtet, daß am Neujahrstag die Leute einander ein glückliches neues Jahr zurufen. Unsere alte Magd Jula sprach an einem solchen Tage zu mir: „Du Peterl! Du mußt heut' auch zu Vater und Mutter gehen und sagen: Ich wünsch' euch ein glückseliges neues Jahr!"

Ich vermute, daß ich bei diesem Ansinnen ganz rot geworden sein werde im Gesicht. Mir schien ein solcher „Glückwunsch" eine Schamlosigkeit. So was sagt man ja nicht. Es ist ja nicht auszusprechen, wie innig im Kind das Gefühl ist für das Wohlergehen der Eltern. Wenn ich am Neujahrsmorgen Vater und Mutter sah, werde ich gedacht haben: Sie sind noch da. Gott Lob und Dank!

Im gewöhnlichen Leben ist es ja bequem, wenn sich manchmal eine landläufige Gelegenheit ergibt, bei fernerstehenden Bekannten sich manchmal in Erinnerung zu bringen. Dazu ist der Glückwunschbrauch gut zu benützen. Unter Freunden und sich nahestehenden Menschen ist das Wort zu schal und hohl, selbst wenn es herzlich gemeint ist. Gerade in diesem Falle ist es zum mindesten überflüssig.

Einem Nachbar, der zu mir kam, um zu sagen, daß er mir alles Gute wünsche, meine Antwort: „Aber daran habe ich ja nie gezweifelt, das ist doch ganz selbstverständlich!"

wenn nur die Wege dahin oft nicht so versumpft wären. Man kommt mit schmutzigen Stiefeln zurück. — Also Fußsteige suchen, die etwas besser sind. Nur müssen sie stets natürlich sein.

Dichter, die das Leben so elend und noch elender schildern, als es wirklich ist, haben wir heutzutage ohnehin genug. So ist es vielleicht kein allzugroßer Fehler, wenn ein Poet in seinem Werke das Menschenleben einmal ein wenig reinigen und erhöhen will, daß wir wenigstens in der Kunst das finden, was zu unserem Schmerz die Wirklichkeit oft so grausam versagt.

Wer mich etwa noch nicht ganz versteht, der lese Schillers „Bürgschaft". Der Leser wünscht aufs Heißeste, daß Damon nicht zu spät komme, um den Freund zu retten. Wenn der Dichter es nach der nächstliegenden Wahrscheinlichkeit gehalten und den Mann hätte zu spät kommen lassen — welch quälendes, widerwärtiges Gedicht wäre das geworden!

„Ach, Ihre Bücher!" sagte gestern eine bekannte Frau zu mir. „Eines besitze ich und lese gern darin."

„Ja, gnädige Frau", antwortete ich, „haben Sie denn bei Ihren vielen häuslichen Obliegenheiten noch Zeit zum Lesen?"

„Bei Tage wohl nicht. Aber bei der Nacht, wenn ich sonst nicht einschlafen kann."

So so! Aha!

Solche Wertungen ermuntern immer. Oft habe ich gedacht, wozu doch eigentlich die Belletristik gut ist? Da sieht man's, sie beruhigt, bringt gesunden Schlaf und kräftigt so den Menschen.

Ich will bald wieder einmal ein Schlafmittel schreiben.

Junger Kaiser!

Ergreife, o Herrscher, die Krone,
Und gib uns die Hut.
Ergreife, o Führer, das Steuer,
Und leite den Kiel.
Ergreife, o Kaiser, das Schwert,
Und schmied' es zum Pflug.
Ergreife, o Weiser, das Zepter,
Und zeig' uns das Ziel!

---

verwirrte ich den Leser, der es nicht wirklich sah, mit Kleinigkeiten. Eine Landschaft, besonders in der Erzählung, sollte stets mit wenigen Strichen in großen Zügen angedeutet werden. Das wirkt auf den Leser viel anschaulicher, als wenn er allerhand Nebensächliches in sich aufnehmen soll, so daß das Große vom Kleinen überwuchert wird.

Darum sollte man im Zustande des Entzückens nichts schildern und erzählen. Sonst verfällt man zu leicht in den Fehler der Dilettanten, in Übertreibungen und Lobpreisungen, als ob man den Naturdingen erst ihre Zeugnisse geben müßte. Nein, die Dinge sollten bloß dargestellt werden, wie sie sind, und das ist die Kunst. Ob sie „schön" oder „häßlich", „entzückend" oder „schauderhaft" sind, das wird dann der Leser sagen.

In der Stunde des Schaffens muß das Gemüt ruhig sein, das Sehen und Erfahren soll in diesem Augenblick nur ein inneres und abgeklärtes sein. In solch gelassenem Seelenzustand wird der innere Mensch frei. Aber ich habe manchmal am Tage des wirklichen Sehens und Erfahrens, also mit siedbrodelndem Herzen die Dinge aufgeschrieben, und so sind es bisweilen weniger Schilderung der Tatsachen, als persönlicher Stimmung. Und die braucht der Leser nicht zu wissen.

Es ist einmal öffentlich gesagt worden, daß ich meinen Erzählungen gerne einen Schluß gebe, wie ich glaube, daß er dem Leser gefällt. Gleich flog mir ein Briefel zu: „Also, so einer sind Sie! der nur das schreibt, was die Leute gerne hören!"

Na — da sehe ich mich ja einmal in einem ganz neuen Licht! Ich weiß einen großen Kasten, der ist voll von gedruckten Beschwerden gegen meine Schriften, weil ich nur allzuoft das sagte, was die Leute nicht gern hören. Ich meine aber, gerade das soll man ihnen sagen, denn das andere sagen sie sich selber.

Als Poet, als Erzähler aber ist es bei mir so: da fühle ich, der Autor, mich mit dem Leser insofern eins, als ich voraussetze: auch er wie ich wünscht, daß wenigstens in der Dichtkunst die Dinge so vor sich gehen und enden, wie es die Gerechtigkeit verlangt. Beim Lesen haben die Leute ja noch Gerechtigkeitsgefühl und es freut sie, wenn jedem in der Erzählung nach seinem Verdienst geschieht, wenn der ehrliche Kerl siegt und der Schurke gehenkt wird oder wenn einer sein ungerechtes Los heldenhaft und mit Humor erträgt. In diesem Sinne trachtete ich, meine Geschichten so durchzuführen, daß sie dem Leser wie mir eine Freude machen können. Den Kujon triumphieren und den Edelmenschen zu Grunde gehen sehen, das wäre, deucht mich, kein großes Vergnügen. Und wozu die Leute mit Bedacht quälen, die so vertrauend zu meinem Buch gegriffen haben! Dann das Kapitel Liebe! Das ist freilich reizend,

und der Tod mich löst aus meiner Pflicht,
bin ich mit dem letzten Hauche dein.
Deine Ernte soll geborgen sein,
schwör ich dir vor Gottes Angesicht!

Und wie ich, dein Kind, sind sie all gesinnt,
die dein heißgeliebter Boden groß gesäugt,
sei gewiß, daß sie kein Wetter beugt,
weil sie eines, deines Blutes sind.

Und dann harrt ein Tag, sonnenstark und frei,
wo dein Himmel sich uns wieder klärt,
deinen Söhnen neu und treu bewährt.
Komme, komme, deutscher Völkermai!

Gerhart Hauptmann. („Vossische Zeitung".)

Aus unserer Zeit.

Zwei Gottesdienste.

Von Dr. Ludwig Mahnert.*

In einer einzigen großen, schwarzgrünen Welle fließt der Fichtenwald zu Tal, um auf der anderen Seite wieder aufzusteigen und im milchweißen Himmel zu verschwinden. An zwei, drei Stellen tauchen bläuliche Rauchfahnen über den Bäumen auf, wie von kleinen Dampfbooten, die gegen Osten fahren, und wie eine lange, dünne Mole springt vor mir in des Waldmeeres unermeßliche Weite die gelbe Straße, auf der fast unaufhörlich Tragtiere und Räderkarren ziehen.

In einem öden, felsigen Kessel, um dessen Mitte diese Straße wie ein schmales Band sich legt, steht mein Heim, aus rohen Brettern und Balken gezimmert und mit Dachpappe gedeckt, an die steile, steinige Bergwand sich duckend wie ein Soldat vor der Sicht eines feindlichen Fliegers. Deutsche Heimfreude hat es wohnlich ausgeschmückt: Kriegsbilder grüßen von den Wänden und aus der rostroten Geschoßhülse im schmalen Fenster springen des Spätsommers letzte bunte Blumen. Wir verlieren im Kriege den Frieden nicht!

Seit meiner Rückkehr vom Urlaube teilte ich auf zwei kurze Wochen mein Zimmer mit dem katholischen Feldkuraten unserer braven Siebenundzwanziger, Anton Allmer, der als Divisionspfarrer zu uns abkommandiert worden war. Kennt ihr ihn?

Eine hohe, kräftige, aufrechte Gestalt, das gesund-rote offene Gesicht von einem blonden Vollbarte eingerahmt, hinter großen, kreisrunden Brillengläsern graue, freundliche, immer lachende Augen, um die schlichte, abgetragene, feldgraue Bluse den ganzen Tag den ledernen Überschwung mit dem gelben Doppeladler tragend, ein Bauernsohn aus der Oststeiermark, der sich ebenso als Bauer wie als Priester fühlt und mit Stolz von seinem kleinen Weingut in der Heimat spricht, das er einmal am Feierabend seines Lebens bewohnen und bewirtschaften will, mit seinen Leuten wie ein Bruder in ihrer Mundart sprechend, immer ein derbes, gutgemeintes, urwüchsiges Scherzwort auf den Lippen, immer Freude und Frieden im Herzen, mit einem kindlichen Gemüt und einem männlichen Willen, unerschrocken in der Gefahr,

* Entnommen den „Heimatsgrüßen", Kriegsflugblätter des Vereins für Heimatschutz in Steiermark. Schriftleiter Dr. Viktor v. Geramb.

Kleine Laube

„O, mein Vaterland“

O, mein Vaterland, heiliges Heimatland,
wie erbleichtest du mit einem Mal?
Banger Atem ging durch Feld und Tal,
bleiern wuchs ringsum der Wolken Wand.

O, mein Vaterland, heiliges Heimatland,
wer denn rief das Wetter dir herein,
daß des fahlen Hasses gelber Schein
dich umzucket wie ein Weltenbrand?

„Das tat meine Ehr, die untadlig war,
tat mein unbeflecktes Friedenskleid,
tat, die mich gebar, die große Zeit,
und die große Zeit, die ich gebar!“

Ist es so bestellt, fürcht' ich keine Welt!
Weh ihr, wenn dein Herz uns nicht mehr schlägt,
deine heilige Seele uns nicht trägt
und dein Strahlenblick uns nicht erhellt.

Doch, mein Vaterland, heiliges Heimatland,
Welche Prüfung mußt du nun bestehn!
„Kind, sie muß geschehn, muß vorübergehn,
nimm du nur die Sichel in die Hand!

Denn du mußt ein Gras mähn mit fester Faust,
mußt es furchtlos mähn in Wetternacht,
mähn, ob Blitz und Donner um dich kracht,
blutiger Eisenhagel dich umsaust.

Und es ist ein Gras, das vom Blute träuft!
Kein Erbarmen kann dir sein erlaubt.
Zischend sinkt vom Halme Haupt um Haupt,
und zu Leichenbergen wird's gehäuft.

Unermüdlich mußt du stehn und mähn,
Schnitter, dich entbindet nur der Tod:
Erst nach einem blutigen Morgenrot
darfst du neue Körner in mich sä'n.

Wenn dein Arm erlahmt, wenn dein Herz erbebt,
tilgt mich Gott von dieser Erde aus,
Schutt und Asche wird dein Elternhaus,
und der deutsche Name hat gelebt.“

O, mein Vaterland, heiliges Heimatland,
was du sagst, ich will es gerne tun:
Mähen will ich, mähen, und nicht ruhn! —
Eh' ich nicht die letzte Garbe band

Nach der Verlesung des Evangeliums predigt der Feldkurat. Ich habe in meinem Leben nicht viele katholische Predigten gehört, aber an diese will ich oft und gerne denken: sie war eine seltsame, eigenartige Mischung von rednerischem Pathos, das besonders in der Einleitung bei der Schilderung des wilden Völkerringens wirkte, und einem gemütvollen, väterlichen, fast plaudernden und dann die Alpenmundart nicht verschmähenden Sprechen zum Herzen des schlichten Mannes:

„Ich stehe vor euch nicht bloß als Priester. Ich bin auch ein Doktor. Es gibt allerhand Krankheiten, besonders im Kriege. Aber ich habe ein Universalheilmittel. Das hilft jedem und immer für jede Krankheit. Und es ist ganz billig, ja es kostet nichts. Und es hat den Vorzug, daß man es immer bei sich tragen kann. Da braucht man kein Tragtier. Man braucht nicht einmal einen Rucksack. Man hat's hier drinnen in seiner Brust. Und dieses Heilmittel heißt: Gottvertrauen!“

Und nun sprach er von Gott als dem guten Menschenvater, der uns lieb hat, der uns keine Bitte abschlägt, wie es das verlesene Evangelium dartut, und der uns nicht untergehen läßt, „wie man einen Maikäfer z'samm'tritt“; er sprach von Gott so warm und kindlich und herzandringend, daß ich meinte: in das müdeste und trübste Auge muß unter seinen Worten wieder das Leuchten einer frohen, frommen Zuversicht gezogen sein, und jedes heimwehbange Kriegerherz muß sich in aller Not des Krieges geborgen gefühlt haben in eines großen und starken Königs ewigen Armen.

Bei der Wandlung, vor der von den Lippen der Sänger ein Marienlied erklang, bei der alles um mich, den einzigen Protestanten, mit entblößtem und gesenktem Haupte auf den Knien lag, brach siegreich die Sonne durchs Gewölk und übergoß mit ihrem silbernen Morgenlicht Soldatenpfarrer und Soldatengemeinde. Altar und Geschütz wie ein freundlicher Segensgruß vom lieben Gott, und sie ward nicht müde, uns zu grüßen und uns zu spenden, bis das Gebet für den Kaiser und die Hymne auf den Kaiser in der Einsamkeit des Waldes verklungen war.

Nach der Frühmesse vereinte uns in einem kleinen, schmalen Offiziersunterstand mit etlichen Leutnanten des Regimentes ein fröhliches Mahl, und im Laufe der heiteren Unterhaltung rief ich dem Amtsbruder im Gedanken an die Stellung des Altars unter dem Geschütz die neckischen Worte zu: „Du, Allmer, heut hast du aber unter der Kanone gepredigt!“

Am Abend machten die Welschen einen Feuerüberfall. Der Himmel hing voll goldener Sterne, ein Bild heiligen Friedens, das in grellem Gegensatz zu dem Gewehrgeknatter stand, das rollend an unser Ohr schlug, zu dem Donner der Geschütze, der durch die Stille der Berge dröhnte, und zu dem Heulen der feindlichen Feldgranaten, die 200 Meter von uns auf den Felsen und auf der Straße krachend zersprangen.

Der nächste Tag war ein Sonntag und war mein Geburtstag.

Meine Zuhörerschaft war viel kleiner als die am Tage zuvor, aber der Oberst und die anderen Offiziere hatten sich wieder eingefunden, und mitten unter ihnen stand Kamerad Allmer. Und mein Altar und mein ganzer Gottesdienst war viel einfacher als der katholische, aber dafür ertönte nicht bloß ein Viergesang, alle meine Leute sangen mit mir das altniederländische Dankgebet, und ein katholischer Leutnant begleitete uns auf demselben Harmonium.

Es war mein erster Feldgottesdienst, den ich dem Regiment in Feindesland halten konnte. Das machte uns stolz:

„Wir fällen welsche Bäume und pflücken welsches Edelweiß. In welsche Felsen habt ihr eure Deckungen gegraben, eure Kanonen donnern gegen welsche Berge, und der welsche Himmel sendet euch Regen und Sonnenschein.“

ein häufiger Gast auf dem Hilfsplatz und im Schützengraben, so ist er der echte Soldatenpfarrer, um den ihn jedes Regiment beneiden kann, auf den sein Regiment mit Recht stolz ist.

Mich verbindet mit ihm die schönste Kameradschaft: ich aß von seinem Speck und Brot, und er rauchte von meinen Zigarren. Bei einem Begräbnis trug er unter dem weißen Chorhemd meinen schwarzen Talar, und zu Ostern teilte ich beim Heiligen Abendmahl Hostien aus, die er mir bereitwillig gegeben hatte. Und wie wir beide Söhne eines und desselben Volkes und Pfarrer zweier verschiedener Kirchen auch im Höchsten eines Sinnes sind, davon will ich heute erzählen.

In unserer Nähe haust, im Bergwald ganz versteckt, ein Feldkanonenregiment meist deutsche Leute aus dem Kärntnerland. Seit dem März war keine Gelegenheit mehr gewesen zu einem katholischen oder evangelischen Gottesdienst. Das ist etwas für uns: auf, Anton Allmer, erst predigst du, dann ich! Und er war gleich dabei.

Samstagmorgen! Aus weißen Wolken schaut ein kleines Stück vom blauen Himmel freundlich wie ein Gottesauge auf uns nieder. Es ist wundersam still. Wie mitten im Frieden. Heute bellen die Geschütze nicht und kein Gewehrschuß läßt sich hören. Die weiße Fahne mit dem roten Kreuz auf dem kleinen, spärlich bewachsenen Hügel flattert lustig im Winde: weil nur wenig Verwundete in unseren Baracken stöhnen!

Wir steigen beide aus dem Kessel zur Straße auf, am Soldatenfriedhof vorüber, von unseren wackeren Leuten mit großer Liebe und vielem Fleiße angelegt und ständig gepflegt. An die Hundert schlafen hier, acht Italiener darunter, jedes Grab ist von grünem Rasen eingefaßt und hat ein grünes Rasenkreuz vor dem schlichten Holzkreuz, das auf einer weißen Tafel in eingebrannten Lettern des Toten Namen, Regiment, Geburts- und Todestag der Nachwelt meldet, und in der Mitte des Gottesackers ragt, aus zwei rohen Fichtenstämmen aufgebaut, ein mächtiges Kreuz auf als versöhnendes Sinnbild unseres Tod und Grab überwindenden Glaubens.

Wir gehen sinnend weiter: uns Predigern predigen die Toten! Auch die rauchgeschwärzten, starren, dachlosen Wandmauern des Finanzwachhauses links von uns mahnen uns an den Krieg, und rechts vom Wege, im Schutze des Waldes, haben drei wackere österreichische Jünger der heiligen Barbara aus allem Erdenstreit den ewigen Frieden gefunden.

Nach einer Viertelstunde sind wir am Ziel. Offiziere des Regimentes, der Oberst an ihrer Spitze, erwarten uns. Auch die Mannschaft steht schon bereit. Laute, scharfe Befehlsworte schallen durch die friedliche Stille des Morgens.

Wir steigen etliche fünfzig Schritte zu der Stätte nieder, die Allmer tags zuvor zur gottesdienstlichen Andacht ausgesucht hatte. Eine treffliche Wahl! Rings um uns Wald, der mit seinen Bäumen für das Auge in der Ferne die wirren Steinmassen und die zerrissenen Felsblöcke bedeckt, die er in der Nähe mit all seinem Gras und Moos, mit Alpenrosen und Eiben und Schwarzbeergesträuch nicht zudecken kann. Unmittelbar unter dem mit grünen Baumzweigen maskierten Feldgeschütz, dessen gieriges Maul für jetzt ein schwarzbrauner Lederdeckel schließt, steht der Altar: seine Tücher sind blendend weiß und seine Decken reich mit Gold gestickt.

In großem Halbkreis sammelt sich die Mannschaft hinter ihren Offizieren um den Altar, so tief am abschüssigen Hang, daß es dem Priester scheinen mag, als stehe er auf der Kanzel einer Kirche. Im weißen Meßgewand, hoch aufgerichtet, feierlichen Ernst auf den Zügen, steht Anton Allmer da. Ein Harmonium beginnt zu spielen. Sanitätsleute, darunter der wackere, vollbärtige Feldwebel aus Graz, singen in schön zusammenstimmendem Viergesang ein frommes Lied.

Finanzielles aus Wien.

Die „Frankfurter Zeitung“ hat im Handelsblatt eine Rubrik: „Finanzielles aus Wien“, da heißt es: „Aus Wien, 13. d. M., berichtet unser W-Korrespondent: Auf dem freien Effenktenmarkt sind wohl die Umsätze geringer geworden, aber die Haussestimmung hält mit geringen Rückschlägen an, nur daß jetzt, je nachdem man an die umlaufenden Friedensgerüchte größeres oder geringeres Vertrauen setzt, abwechselnd die Kriegs- und die Friedenswerte und gelegentlich auch beide den Gegenstand der Nachfrage bilden. Vorübergehend haben die energischen Erklärungen des neuen Justiz- und Finanzministers gegen den Preiswucher und die Bereicherung im Krieg auf Kosten der notleidenden Bevölkerung verstimmt, doch hat man sich bald damit beruhigt, daß die Handlungen gewöhnlich hinter den Worten zurückzubleiben pflegen. Es ist ja auch, selbst wenn die Energie der Handlungen den Worten entspräche, nach zweieinhalbjährigem Zusehen nicht mehr allzuviel gegen die Bereicherung zu machen, zumal Kriegs- und Finanzverwaltung glauben, auf den guten Willen des Großkapitals angewiesen zu sein.“ Die „Süddeutsche Konservative Korrespondenz“ knüpft hieran folgende Betrachtungen: „Wir meinen, frechere Verspottung all der Maßnahmen, die von den Behörden eingeleitet werden, um Mißstände im Handel und Wandel zu beseitigen, hat man doch selten zu verzeichnen. Die Börse war „verstimmt“, daß das neue österreichische Justizministerium sich energisch gegen den Kriegswucher und die Bereicherung im Krieg auf Kosten der notleidenden Bevölkerung ausgesprochen hat. Aber man hat sich beruhigt, fügt der Berichterstatter mit dem ganzen Hohn des journalistischen Börsianers hinzu, weil ja die Handlungen gewöhnlich hinter den Worten zurückbleiben! Und es ist ihnen ein Trost, daß nun, nach zweiundeinhalb Jahren, ja nicht mehr allzuviel gegen die Bereicherung zu machen ist, und dies um so mehr, da ja Kriegs- und Finanzverwaltung auf den guten Willen des Großkapitals glauben angewiesen zu sein. Wahrlich: niemals hat die internationale Börsenmacht ihrem Bewußtsein, wirklich die Besitzerin aller und jeglicher Macht zu sein, so brutal-zynisch Ausdruck gegeben, wie in diesem Wiener Börsenbericht. Wie sagte doch unser jüdischer Mitbürger Walter Rathenau: wenn ein Dutzend unserer Großbankiers und Großkapitalisten die Hand auf den Beutel legt, steht die europäische Volkswirtschaft still. Dieser Geist ist es, der auch in dem Wiener Börsenbericht zum Ausdruck kommt. Hohn und Spott werden über den Minister ausgeschüttet, weil er der dilettantischen Meinung ist, er könnte gegen den Willen des an der Börse investierten Großkapitals etwas ausrichten, und mit der satten, in zynische Redensarten eingewickelten Behaglichkeit des gewerbsmäßigen Schiebers und Ausbeuters wird festgestellt, daß gegen die Bereicherung ja nichts mehr zu machen sei! Wenn der deutsche Bauer für den Zentner Kartoffeln eine Mark mehr haben will, als ihm ein sachunverständiges Konsortium zubilligt, gibts ein Geschrei von Konstanz bis nach Königsberg. Gegen die Fischzüge des börsianisch arbeitenden Großkapitals, das Hunderte von Millionen auf die Profitrate bringt, hat die demokratische Handelspresse nichts einzuwenden; im Gegenteil: sie verhöhnt und verulkt einen Minister, ist „verstimmt“, weil er gegen Preiswucher und Bereicherung im Krieg vorgehen will. Es scheint uns wirklich notwendig, daß man auf all diese Dinge ein Augenmerk hat und die öffentliche Atmosphäre durch die Hetzereien und Agitation der Börsenleute und -Presse nicht noch mehr vergiften läßt.“

*

Die Todesangst.

Wir sitzen im Unterstand beim Skat. Mein Bursche Schorsch bringt von der Feldküche mein Essen. Erbsen mit Speck, mein Leibgericht (1914). Während er das

25*

Und ich kam vom Urlaub, das lenkte ganz von selber den Blick zurück in die geliebte Heimat. Meine Lungen waren gleichsam voll von der Luft der Heimat, mein Herz war noch voll von der stillen Freude, vom heiligen Segen der Heimat:

„Ich bin durch die Fluren der Heimat gefahren. Ich sah ihre Felder golden liegen und halmschwer und erntefroh, von den blauen Kornblumen eingefaßt, und die Luft war erfüllt vom süßen Duft des frischen Sommerheues. Ich hörte die Glocken der Heimat wieder läuten und sah wieder die Kinder spielen im Sonnenglanz und schaute dem Volk der Heimat bei der Arbeit zu und in der Feierabendruh und ich hab' die Daheimgebliebenen von euch gegrüßt und bringe euch den Gruß und den Dank und den Segen der Heimat mit."

Und wenn Allmer am Tage zuvor von Gott als unserem Vater geredet hatte, so gebrauchte ich ergänzend einen anderen Vergleich:

„Gott ist wie unsere Mutter — wißt ihr's noch, wie ihr's gemacht habt, als ihr noch kleine Buben war't? Da habt ihr euer kleines Kinderleid zu ihr getragen und habt weinend und schluchzend den zerzausten Kopf in ihren Schoß gelegt und habt ihr euren Schmerz geklagt, und sie fuhr euch liebkosend und streichelnd über das Haar, mit einer Hand so weich und lind, wie's keine zweite auf der Erde gibt, und sprach euch zu beruhigend und tröstend mit einer Stimme, die hold und süß ist wie Sonntagsmorgenglockenläuten, und aller Kummer war versunken und vergessen. So macht's mit uns der Herrgott: Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet."

Als ich dann segnend meine Hände erhob zu dem Friedenswunsch: „Der Herr segne euch und behüte euch", da traf auch mich und meine kleine Schar der volle, sieghafte Strahl der goldenen Morgensonne wie eine köstliche und tröstliche Gottesantwort, wie ein Ja und Amen zu allem, was wir dem Vater- und Mutterherzen droben im Himmel in der Sonntagsstille gesagt und geklagt hatten.

Als Allmer und ich hernach heimgingen, drückten wir uns die Hand, sahen uns tief in die Augen und sagten nichts: wir verstanden uns auch ohne ein Wort.

Am Nachmittag aber, als ich ganz für mich, in Gedanken verloren, dankbar für die reiche Sonne, die auf meinem Leben und Wirken liegt, meinen Geburtstag feierte, trat der Grazer Feldwebel auf mich zu, nahm die kurze Pfeife aus dem Mund und sagte mir: „Die Predigten von den beiden Herren Feldkuraten gestern und heute sind eigentlich ganz ineinander verronnen."

Ja, ist das denn etwa verwunderlich?

*

Laridah.

(Frei nach O. J. Bierbaum).

Bukarest ist eingenommen —
Laridah!
Donauabwärts kommt geschwommen
— Laridah —
Eine Krone, ohne Steine . . .
— Laridah! —
— Ist es Ferdinandchen seine?
Laridah.

A. D. N. („Jugend").

*

nahmen wir Abschied, gewiß für lange Zeit — zumindest für lange Zeit! — denn in diesen Tagen war an ein Wiedersehen gar nicht zu denken. Und ich legte meine Freundeshand auf seine Schulter: „Lieber Benedikt, nur nicht zu ungestüm, nicht unüberlegt handeln! Nichts überstürzen! Ich bitte dich herzlich darum. Denk an deine Schwester Marie, die dich so liebte und immer nur darauf bedacht war, dich zu schirmen und zu behüten. Denk an sie! Und an alle, denen du wert und teuer bist! Es hat ja so gar keinen Zweck, sich mit Absicht hineinzustürzen — und wenn's einmal zu spät ist, dann hilft nichts mehr, nichts . . .“ Benedikt wurde da doch ein bißchen nachdenklich. „Warum sagst du mir das . . .?“ „Ich sage dir das, weil ich dich kenne, dein Temperament, das sich so schwer zügeln läßt, ist es einmal im Schwung, weil ich weiß, daß du stets gerne der Erste bist und dich für feig hältst, falls du vorher auch nur überlegst. Dir ist Moltkes Satz von dem ‚erst wägen und dann wagen‘ doch bekannt?“ „Natürlich“, lächelte mein Freund schon wieder fröhlich; „wer wollte dessen Richtigkeit bestreiten? Ich nicht.“ „Man braucht etwas gar nicht zu bestreiten, es genügt schon, einen guten Rat nicht zu befolgen.“ Mein Freund drehte sich mit der ihm eigenen Leichtlebigkeit eine Zigarette: „Sicherlich habe ich meine besonderen Grundsätze und meine von vielen anderen Menschen abweichende Lebensauffassung. Aber sei beruhigt, ich werde deine wohlgemeinten Worte beherzigen. Nur vergiß nicht — im Krieg und in der Liebe gibt es oft Verhältnisse, die es einem schwer machen, Versprechungen einzuhalten.“ Gerade weil ich das wußte, erleichterte mir das mit Einschränkungen gegebene Gelöbnis das Herz nicht wesentlich und ich drückte ihm nur warm die Hand.

In den langen kommenden Monaten hörte ich von Benedikt nichts von Bedeutung, was mich weiter nicht wunderte, er war nie ein reger Briefschreiber und in der ruhelosen Zeit, die wir alle durchlebten, konnte man füglich von ihm nicht verlangen, daß er langatmige Episteln verfaßte. Ein und das anderemal traf ich ihn an kurzen Urlaubstagen, die uns zusammenführten, und ich vermochte an ihm nichts wahrzunehmen, was mich sonderlich beunruhigen hätte können. Er erzählte mancherlei Interessantes, was er erlebte und durchmachte, und pietätvoll sprachen wir von gemeinsamen Bekannten, die das Kriegsschicksal ereilte. Es waren nicht wenige und nicht die Schlechtesten, die eine feindliche Kugel hinwegraffte. An Benedikt fiel mir nur ein gewisser Ernst auf, der ihm ehemals fremd gewesen, aber auch diese Wahrnehmung machte auf mich einen guten Eindruck, denn sie gab mir die Überzeugung, daß er meine Ermahnungen nicht in den Wind geschlagen, sondern beherzigt hatte.

Vor drei Wochen noch saßen wir zu zweit vergnügt bei einer Flasche Rheinwein und tranken auf die Zukunft. Ich dachte schon gar nicht mehr an die schreckliche Möglichkeit. Er ahnte sie vielleicht, denn zuweilen blickte er mich fast weich und gerührt an.

Und heute erhielt ich die trockene, nüchtern gehaltene Mitteilung; anfangs wollte ich sie gar nicht glauben . . . Der arme, arme Freund . . .

Jetzt hat er sich tatsächlich mit der koketten Isabella Maier verlobt, der Ministerialsekretär Benedikt!

P. L. M.

Über Freiheit.

Freiheit? Ein schönes Wort, wer's recht verstände. Was wollen sie für Freiheit? Was ist des Freiesten Freiheit? — Recht zu tun! Goethe, Egmont.

Freiheit — Ich wünsche ein edles, kühnes, freidenkendes Volk zu beherrschen, ein Volk, das Macht und Freiheit hätte, zu denken und zu handeln, zu schreiben und zu sprechen, zu siegen oder zu sterben. Friedrich der Große.

Essen wärmt, fangen die Englishmen an, in der Gegend herumzufunken. Das Feuer steigert sich besonders in der Nähe meines Unterstandes. Die Kerze wird vom Luftdruck einer platzenden Granate ausgelöscht. Wir sitzen im Finstern und machen uns zum Abfahren in die Gefilde der Seligen bereit. Endlich haben die drüben genügend Munition verpulvert. Das Feuer läßt nach. „Schorsch, mein Essen!" — „Herr Laidnand, i hab ma denkt, jetz' werst do hi', und do hob i's no g'schwind selba g'fress'n!"
„Simplicissimus".

*

Renegaten in England.

Nach einer neuen Bestimmung soll in Zukunft kein naturalisierter Engländer und kein Sohn eines naturalisierten Engländers eine Anstellung in dem diplomatischen oder Konsulardienst erhalten. Undankbares England! Gerade die naturalisierten Engländer, englischer als die Vollblutengländer, haben sich um die englische Politik und ihre Absichten besondere Verdienste erworben. Erinnert sei nur an den früheren englischen Generalkonsul Sir Francis Oppenheimer in Frankfurt a. M., der den niederländischen Überseetrust mit einem ausgedehnten und hochbezahlten Ausspäherdienst organisierte. Unter den Mitgliedern des geheimen Staatsrats nehmen Sir Edward Speyer und Sir Ernest Cassel, der vertraute Freund Eduards VII., eine hervorragende Stellung ein, obwohl sie nichts weniger als Vollblutengländer sind. Dasselbe gilt von den früheren und jetzigen Ministern Samuel und Simon und von dem obersten Richter Lord Reading, dessen Name bis vor kurzem Rufus Isaacs war. Viel gerühmt wird in England Dr. Karl Friedländer, weil er bei der Abfassung des Berichtes über die deutschen Greuel in Belgien eine orientalische Phantasie entwickelte, die den Vollblutengländern abgeht. Einer der hervorragendsten Vorkämpfer der englischen Rasse oder, wie er selbst sagt, „unserer Rasse" ist ein gewisser Ellis Barker, ein eifriger Mitarbeiter angesehenster englischer Monatsschriften, der vordem Eltzbacher hieß und aus Frankfurt a. M. kam. Lord Burnham, der Besitzer des Londoner „Daily Telegraph" führte bis zu seiner Erhebung in den englischen Adelsstand den Namen Levy. Mitte 1915 bildete sich ein „Ausschuß der loyalen britischen Untertanen deutscher und österreichisch-ungarischer Abstammung" und überwies 5000 Mk. für eine Cavell-Stiftung zur Erinnerung an die angebliche Ermordung der belgischen Spionin Cavell durch die Deutschen. An der Spitze dieses Ausschusses standen Sir F. Eckstein, Sir Karl Meyer, Sir S. Neumann und Sir Felix Simon. Auch unter den englischen Spionen auf dem Festlande, wie unter den englischen Bestechungsagenten in den neutralen Ländern spielen Nicht-Vollblutengländer ähnlicher Art eine große Rolle. Alle diese Leute müssen schmerzlich davon berührt sein, daß ihr anempfundenes Über-Engländertum auf Undankbarkeit stößt, ja sogar Verdacht erregt. Käme Peter Schlemihl nach England, so würde er dort viele Leidensgefährten finden.

Aus dem „Türmer".

Der arme Benedikt.

Benedikt war mir immer mein lieber Freund gewesen, eigentlich der liebste, schon von der Schulbank her; ein kräftiger, tapferer Junge, ein bißchen unbesonnen und leichtlebig, aber seelengut und vertrauensvoll. Wir kamen oft miteinander zusammen und tauschten stets unsere Geheimnisse miteinander aus. Das drittletzte Mal, knapp nach Kriegsbeginn, und ich erinnere mich wie heute an ihn: Unbekümmert lächelnd, wo alle Welt nur mit tiefen Sorgenfalten im Gesichte umherschlich. So

Frau Lagerlöf.

Von Walter von Molo.*

Die reine Frau hat das innigste Verhältnis zur Dichtkunst. Ihre seelische Veranlagung und ihre dadurch bedingten Aufgaben erhalten sie dem wahrhaft Realen, dem Mysterium des Fühlens, das die Wurzel der Dichtkunst war und ist, näher als den Mann, der vor allem durch die Tat und durch die Arbeit seines Kopfes wirkt, der sich im allgemeinen erst zum Zentrum des Fühlens durchkämpfen muß. Wie den Mann die Bezwingung des weiteren Weges stärkt und sichtet, hält die Nähe des Zieles die Frau, die die treueste Gefolgschaft jeder Kunst ist, entweder vom Selbstschaffen ab (meist zum Segen der Ihren!) oder sie wird, wenn sie selbst schafft, zumeist, gerade durch ihre Weiblichkeit, der Kunst verdorben: sie lernt nicht zu dem ihr Angeborenen zu, sie bleibt seelische Molluske, weil ihrem Werk nicht die Knochen des unerbittlich logischen Denkens, die innere und äußere Form, in voller Kraft zuwachsen. Die schöpferische Frau hat drum hauptsächlich das Gebiet der erzählenden Dichtung, deren Notwendigkeiten, in dieser Hinsicht, verhältnismäßig gering sind. Die Frau fabuliert! Sie erhält den Glauben an den unablässigen, unumstößlichen Sieg des Guten; sie ist, in ihrer reinsten Erscheinung, Märchen und Sage! Alles, was der Kindersinn sehnsüchtig sucht, ist den Frauen vorhanden! Ihr ragendstes Symbol ist mir die genialste selbstschöpferische Frau: die Lagerlöf! Die Lagerlöf schafft der Menschheit schönsten Besitz, Heimatliebe, Kinderliebe, Elternliebe, Gottenliebe, Liebe, mit all ihren unendlichen Schattierungen und Spiegelbildern in der menschlichen Seele, dichterisch zu ragenden Monumenten um. Ihr ist das Wunder an sich Voraussetzung alles Seins. Für sie gibt es keine „erkennende“ Wissenschaft, keine „unbelebte“ Natur! Wort für Wort ist ihr die Bibel, das Buch der Bücher, wahr; sie erhellt sie, sie übersetzt die Gläubigkeit aller Konfessionen gefühlsmäßig in Kunst. Nach den großen Gesetzen des Welträtsels, des gütigen Schicksals oder Gottes, reden und handeln ihr die Menschen und Tiere. Die Flüsse, Pflanzen und Steine sind ihr Lebewesen mit Seelen. Dieser begnadeten Frau ist das Übersinnliche Selbstverständlichkeit. Alles Schöne geht ihr in Erfüllung. Das Jenseits lebt, es greift entscheidend ins Dasein ein! Die Trolle, Nymphen, Kobolde, Heinzelmännchen und Riesen leben, die Engel schweben auf und nieder, die Brücke bildend für die bedrängten, erlösten Seelen, der Gottessohn steigt, immer wieder, zu uns herab, unter denen er ewig wandelt, damit das Böse stetig Gutes schafft. Es gibt keine Verfemten oder Narren, keine Toren und Krüppel oder Enterbten, es gibt bloß, im schlimmsten Falle, ein Nichtverstehen, ein Aneinandervorbeireden. Dieses menschliche Erbübel beseitigt und führt lächelnd zur Harmonie der Liebe der Lagerlöf großes, unbesiegliches Herz! Überall läßt sie Verzeihung und Gerechtigkeit triumphieren, und was das Wunderbarste ist: diese evangelische Frau steht dabei stets auf dem Boden der höchsten Wirklichkeit! Sie reißt dem Dasein die Maske ab, sie liebt ihm die Maske ab und — Gott sieht uns an! Mit tiefster Menschenkenntnis, mit schärfster Charakterisierungsfähigkeit, mit rührendem Humor, mit verzeihender Schalkhaftigkeit und nie verletzendem Sarkasmus sieht und gestaltet sie die Lächerlichkeit, Nichtigkeit und Schurkenhaftigkeit dieses Seins. Alles Böse und Harte schmilzt in der übermenschlichen Liebe dieser genialen Puppenspielerin zu Glück. Ihr hat nur das Leben des Geistes Wert; sie nützt alle Register, sie läßt alle Weltstimmen erbrausen, um die Sinfonie der sinngemäßen Läuterung, des Verbundenseins mit dem Himmel des Guten und Schönen, der uns väterlich überwölbt, begnadet und erlöst,

* Vorwort zu dem im Verlag Albert Langen in München erschienenen Buche „Die schönsten Geschichten der Lagerlöf“. Ausgewählt von Walter von Molo. Ein starker, schön ausgestatteter Band. Preis gebunden 3 Mark.

O Freiheit, welche Verbrechen begeht man in deinem Namen! Jeanne Roland de la Platiere auf dem Richtplatz vor der Statue der Freiheit.

Sprech er (der Mensch) doch nie von Freiheit, als könne er sich selber regieren! Losgebunden erscheint, sobald die Schranken hinweg sind, alles Böse, das tief das Gesetz in die Winkel zurücktrieb. Goethe, Hermann und Dorothea.

Mehr als das Leben lieb' ich meine Freiheit. Schiller, Die Jungfrau von Orleans.

Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet. Schiller, Wilhelm Tell.

Wird unser äußeres Wirken in hemmende Fesseln geschlagen, laßt uns desto kühner unsern Geist erheben zum Gedanken der Freiheit, zum Leben in diesem Gedanken! Johann Gottlieb Fichte, Reden an die Deutsche Nation.

Für die Freiheit eine Gasse, Dacht' ein Held in Todesmut. Max v. Schenkendorf.

Die Freiheit kann nicht untergeh'n solange Schmiede Eisen hämmern. Ernst Moritz Arndt.

Erharret ruhig und bedenket: Der Freiheit Morgen stieg herauf. Ein Gott ist's, der die Sonne lenket und unaufhaltsam ist ihr Lauf! Uhland.

Die Freiheit ist eine neue Religion, die Religion unserer Zeit. Heinrich Heine, Reisebilder.

Nur der verdient die Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß. Faust.

Der Mensch hat aber von Natur einen so großen Hang zur Freiheit, daß wenn er erst eine Zeitlang an sie gewöhnt ist, er ihr alles aufopfert. Immanuel Kant.

Nach Freiheit rufen sie männiglich und sind der eigenen Lüste Knechte; Sie reden vom ewigen Menschenrechte und meinen doch nur ihr kleines Ich. Emanuel Geibel, Zeitstimmen.

In unbeschränkter Freiheit gehen die Menschen nicht dutzendweise, sondern zu Tausenden zugrunde. Jeremias Gotthelf.

Wer für die Freiheit ficht, scheut Tod und Wunden nicht. Ernst Moritz Arndt.

. . . dem Weltlaufkundigen geht kein Gut mehr über die Freiheit. Emanuel Geibel. Spätherbstblätter.

Die Freiheit ist ein vager Begriff. Bismarck im Reichstag (15. März 1884).

Meiner Erfahrung nach versteht jeder unter „Freiheit" nur die Freiheit für sich selbst und nicht für andere, sowie die Verpflichtung der andern, sich jeder Beschränkung der Freiheit des Empfindenden absolut zu enthalten. Bismarck im Reichstage (15. März 1884).

Echte Freiheit ist vernünftig, darum untersteht sie Gesetzen. Freiheit, die nur Willkür anerkennt, ist vernunftlos. Und diese falsche Freiheit gilt heute der großen Menge als Leitbild der Zukunft. Otto v. Leixner.

Freiheit gewähr' ich, Frieden erklär' ich, Recht verbürg' ich, Missetat würg' ich. Rolandsinschrift in Hameln.

Freiheitsapostel. — Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider; Willkür sucht doch nur jeder am Ende für sich. Goethe, Epigramme.

Freiheitskampf. — Der Freiheit Kampf, einmal begonnen, vom Vater blutend auf den Sohn vererbt, wird immer, wenn auch schwer gewonnen. Lord Byron.

Freiheitstod. — Wir siegen oder sterben hier, den süßen Tod der Freien. Ernst Moritz Arndt.

Freisinnig. — Deshalb hat mich dieses Wort überall, wo ich „frei" vor einem andern Adjektiv lese, argwöhnisch gemacht, auch das Wort „freisinnig"; — sinnig, das mag wohl sein. Bismarck im Reichstage (15. März 1884).

(Auszug aus der Pol.-Anthropolog. Monatsschrift).

Schönste und Edelste daran ist (ich verwende absichtlich die abgebrauchten „unphilosophischen“ Worte, die der Lagerlöf Echtheit so völlig der Phrase entkleidet!): die Skeptischen werden besiegt, sie erkennen: wir sind so, wenn auch leider nur für Augenblicke der Erhebung, wie uns die Lagerlöf sieht oder selbstherrlich-demütig sehen will. Was in den geheimsten Ecken des Ichs nistet, mag man's nun Sentimentalität, Familienblattgier, Kindischkeit, Leiermannrührung, Kinoseligkeit, Kolportagegift oder wie immer nennen, das alles und noch viel mehr regiert diese Frau souverän, völlig unbekümmert um die Entsetzensschreie Ängstlicher, Bedenkenüberfüllter, zum Sieg. Die große Kunst der Lagerlöf, die Inbrunst ihrer dichterischen Überredung, vermag alle geheimen und wilden Schößlinge des Seelenbesitzes zu einer Blüte von berauschender Fülle und Seltenheit zu treiben und zu binden. Dieser Zusammenraffung alles Vorhandenen im Stofflichen entspricht die Verwendung aller Darstellungsmittel. Die Technik der Lagerlöf ist, wie der Inhalt des Gegebenen, nie Selbstzweck; beides ist Handwerkszeug, um immer wieder den Gralsschein der Seele leuchten zu lassen. Die Lagerlöf ist dramatisch und episch, modern, historisch und unmodern; sie beherrscht den Dialog gleich wie die Schilderung, sie geht, wenn's ihr paßt, Schrittlein für Schrittlein, sie überspringt, wenn's ihr nötig erscheint, jeden Abgrund, sie pinselt und strichelt hin und her, sie legt mit einem oder zwei Sätzen jeden Charakter, mag er noch so kompliziert sein, hin. Sie findet manchmal schwer den Schritt, sie spitzt mit geistvoller Schärfe die menschliche „Tendenz“ in einen Satz. Ihr ist nichts unmöglich, weil der erlösenden Liebe alles möglich ist! Sie hat zu viel geschrieben und doch viel zu wenig, sie malt fast immer die Schönheiten ihrer schwedischen Heimat, doch der Polarstern ihres Einfühlvermögens steht über der ganzen Welt; der Stern wandert mit dem Erlöser der Schwere! Sie ist durch und durch germanisch, doch sie dankt dem größten Slawen, Dostojewski, das meiste! Ihre Seele ist die schwedische Volksseele in ihrer tiefgründigen Verspieltheit, doch ihr gehört die Welt, deren gesamte Pracht sie in sich trägt. Sie ist die liebreichste Mutter, ohne Mutter zu sein, sie bildet die Sagen und Märchen ihrer Heimat; es sind die allgemein gültigen, auch in unseren Tagen in jedes Menschen Leben im letzten Sinne sich stets wiederholenden Sagen und Märchen aller Menschen, die Sehnsucht tragen und den Himmel suchen. Sie ist naiv und aufs äußerste raffiniert; sie ist Unterhaltungsschriftstellerin mit der Weltanschauung und dem Können der reifsten Kunst; sie ist die reinste Seele, die seit Goethe und Hölderlin am Werke war! Sie ist Künstlerin, weil sie ein großer Mensch ist! Sie löst das Rätsel, das sich unablässig in ihren Werken löst, die zum bedeutendsten Besitze dessen gehören, was das Menschengeschlecht, zu seiner Erdenerlösung, hienieden aufzubauen vermag. Sie ist die lebendige, wirkende Summe des Göttlichen, das sich zu höchst lobt, dadurch, daß es unverlöschbar in der Menschheit, in deren Besten, brennt! Sie ist die Lagerlöf.

Vom Jahrmarkt des Lebens.

III.

Der Vermittler.

In der Regel sucht sich in unseres Herrgotts großem Tiergarten jedes Geschöpf sein männliches oder weibliches Hauskreuz unter Bekannten, Verwandten, auf Bällen oder durch die Zeitung. Manchmal helfen auch gefällige Tanten und Vettern und Basen suchen. Am eigentlichen Jahrmarkt des Lebens aber entstanden verzweigte Institute, Heiratsbüros, deren Leiter Fischer oder Meier oder Seligmann heißen. Namen sind Schall und Rauch; wenn auch zuweilen charakteristisch.

laut und sichtbar werden zu lassen. Es liegt an der Stumpfheit, daß die Menschen nicht immer so gesehen werden, wie sie der Lagerlöf erscheinen; sie sind edel, betrachtet man ihr Wichtigstes, entkleidet aller Nebensächlichkeiten! Der großen Schwedin Kraft und unwiderstehliche Beredsamkeit lassen jubelnd erkennend ins Gefüge des Ganzen, des Letzten sehen. Sie setzt menschliche Seelen in Handlung. Stets ist es der gleiche Geist, Gottes Geist, der ihr Geist ist, der sich die Vielfalt der Körper baut! Sie formt nicht von außen nach innen, nicht vom „Realen" zum „Romantischen"; sie formt von innerst heraus. Ihre Gestalten sind Vollwesen, nicht Hirngespinste, Vollwesen, geschaffen von subtilster Psychologie, geschaffen von höherer Psychologie, als sie die größte Hirnarbeit jemals zutage zu fördern vermag. Sie glaubt dem Wunder, weil das Wunder in ihr ist! Ihr Ich ist legendäre Anschauung der Seele! Ihre Psychologie ist nicht schürfend, sie ist da mit der Selbstverständlichkeit der Schöpfung. Untrennbar sind ihr Erfindung und Tatsache verwoben. „Ich muß sterben" wird zum „Ich darf sterben", der Tauf- oder Hochzeitszug trifft den Leichenzug, der wieder Tauf- und ewiger Hochzeitszug ist. Die Menschen sehen mit den „Augen der Seele", durch sie, daß das „Glück der Einbildung" ihr Bestes ist, daß es nichts Schöneres gibt als das Leben, das nicht schwer und traurig, sondern: „wunderschön" ist, lebt und versteht man es richtig! Alles Häßliche wird ihr zum vergänglichen Entwicklungsstück, alles Bittere ist überwindbar. Alle „Großen" sind Kinder, und alle Kinder sind „groß". Sie zwingt die Sehnsüchtige, mitzudichten, und sie folgen ihr freudig, weil sie überirdische Erfüllung durch sie finden. Zeitlos ist die Dichtung der Lagerlöf, sie wandelt die Wege der Ewigkeit. Alles Grenzende, Einengende fällt. Immer leidet das Hohe, immer leidet die Liebe, immer leiden Mann und Weib und Eltern und Kinder, arm und reich, doch es ist nur scheinbar; kaum steht die Lagerlöf neben ihnen, so sinkt das Niedere, gleich „kriegen" sie sich, gleich ist Hilfe, sind Verzeihen und Begreifen jedes Wollens da, gleich verschenkt der Reiche sein Gut, um wahrhaft reich zu sein, gleich singt der Arme, weil er schon lange wahrhaft reich ist. Mann und Weib sind der Lagerlöf immer dieselben! „Sie" ist die reine Magd, blond, keusch, stolz, hochgewachsen, helläugig, zu jeder Erlöserarbeit bereit, mag sie erst auch noch so hohl, selbstisch und kokett gewesen sein, nie ruft das Schicksal sie vergeblich zur Ordnung! Der Lagerlöf Frauengestalten sind mit der vollen Reinheit, mit der verschwiegensten Sehnsucht, der unberührten, ewigen Jungfräulichkeit gebildet! „Er ist wild, trotzig, verwegen, untreu aus gierig suchender Treue, aufbegehrend in der Tolpatschigkeit seines Geschlechtes gegen die letzten Fragen, die er durch die Frau, die ihn erlöst, erkennt. „Er" ist ein Weihnachtsmann, wie die liebenswerten Kavaliere in „Gösta Berling", wie Gösta Berling selbst, hoch, traurig und verliebt, kindlich, schön, ritterlich, und immer hat er „Locken" über der „bleichen" Stirn. Er ist immer ein Stück Jesus Christus in Verkleidung; „sie" ist immer ein Stück Gottesmutter! Der Lagerlöf Religion ist die Religion aller Religionen; sie predigt unentwegt, ohne Predigt, des Dichtens Axiom: kein Mensch ist ganz verdorben! Sie ist die Toleranz selbst, die auch die wütendsten Gegner versöhnt: Kirchengläubigen und Sozialist! Die Lagerlöf kann nicht verstehen, warum zwischen diesen, überhaupt zwischen den Gegenpolen, zugegeben, daß sie bestehen, Feindschaft sein soll. Sie sind doch beide nötig; sie sind doch beide nur Handwerker des Ewigen? Sie heißen einmal Christ und Antichrist, vielleicht ist einmal der eine ein bißchen mehr weiß und der andere ein bißchen mehr schwarz. Du lieber Gott! sie wollen aber doch, bloß auf verschiedene Weise, das gleiche: das Glück, die Ruhe des Herzens! Der Lagerlöf ist's kein Unterschied, ob die heidnischen Bilder, ob die Heiligenbilder ins Leben herauf- oder hinuntersteigen; sie wirken Gutes. Musik erklingt, das Chaos legt sich, alle, die bangten, weinten, schluchzten und sich in Schmerzen wanden, beginnen zu lächeln! Die Welt wird immer am Ende schön, heldenhaft, edel, und was das

Brr, da kann ein schöner Pofel zusammengekuppelt werden!

Immerhin mangelt uns Österreichern das organisatorische Talent. Die Deutschen — aber sind es wirklich Deutsche? — packen das Heiratsproblem ganz anders an: Wissenschaftlich, psychologisch, genial. Amor und Venus sind ein für allemal abgetackelt, man sucht sich sein Lieb künftighin nicht in einer Maiennacht bei Nachtigallenschluchzen. Denn erstens ist das zu zeitraubend und zweitens dem Zufall anheimgegeben: In der Zeit der Rechenmaschinen ist der „Zufall" rückständig wie Ideale, Landwirtschaft und Petroleumlampen. Ein Berliner Blatt zeigt denn also auch an:

Was will der Lebensbund

Organisation zur Reform des Sich-Findens?

Der „Lebensbund" bemüht sich mit beispiellosem Erfolg seit 1914, das zu erfüllen, was hunderte großer, ernster Männer der Wissenschaft, Geistliche, Ärzte, Sozialpolitiker und Menschenfreunde, was tausende denkender Frauen von der Kultur unserer Zeit fordern: Die Wahl eines Lebensgefährten nicht vom Zufall abhängig zu machen, nicht unter Wenigen zu treffen, die gerade den Lebensweg kreuzen, nicht die Frauen warten zu lassen, bis einer kommt und sie holt, sondern sich, alle törichten Vorurteile überwindend, in unbedingter Wahrung von Takt und Diskretion gegenseitig zu finden durch gegenseitiges Suchen unter Gleichgesinnten, ohne an irgendwelche örtliche oder persönliche Rücksichtnahme gebunden zu sein oder gesellschaftliche Rücksichten zu verletzen, ohne sich sofort jedem gänzlich Fremden gegenüber offenbaren zu müssen, und endlich auch ohne Zeit zu verlieren! Der „Lebensbund" verlangt keinerlei Vorschuß und Provision, er ist keine gewerbliche Vermittlung, sondern löst das schwierige Problem in einer Weise, die als „überaus genial" gekennzeichnet wurde und hundertfache höchste Anerkennungen aus allen Kreisen fand! Jeder, gleichviel in welchem Alter und in welchem Stand und Beruf, der für jetzt oder auch später die Absicht hat, zu heiraten, fordere vertrauensvoll von dem **„Lebensbund", Organisation zur Reform des Sich-Findens,** Geschäftsleitung und Adresse: . . . . kostenlos gegen Porto-vergütung (3 od. 15 Pfg.) dessen hochinteressante Bundesschriften. Zusendung erfolgt sofort unauffällig in verschlossenem Brief. Allerstrengste Verschwiegenheit wird zugesichert!

Aber wer da glaubt, daß dasselbe Berliner Blatt nicht auch sinnig, innig, minnig sein kann, den belehre folgende Ankündigung:

Weihnachts-Verlobungen.
Sofortige Anbahnungen. Frau
L . . . ., Charlottenburg, ...
Ehevermittl. seit 1900.

Es gibt also schon Spezialgeschäfte: Für rührendes Einanderfinden unter dem Weihnachtsbaum . . . . . .

Geht's noch höher?

Ja, es geht noch höher, wie folgende Preisliste beweist:

Heirat.

Dame, ev., 18 J., hat Gut 1½ Million.
„ „ 20 „ „ „ 1 „
„ „ 21 „ „ „ 800.000 Mk.
„ kath., 22 „ „ „ 1 Million.
Damen von 100.000—10 Millionen.
c. R. . . . . . . (Lippe.)

Man kündigt seinen Geschäftsbetrieb etwa folgendermaßen an:

Franz . . . . .
Vermittlung vornehmer Ehen.
Budapest, ...
Glänzende Vormerkungen aus Wien und aus ganz Oesterreich.

Das klingt korrekt, vertrauenerweckend und ernst. Daneben gibt es mancherlei andere Vermittlungen, so:

Schadchen.
Nicht von Beruf, für nur sehr seriöse israel. Familien (jedes Alter) bei sehr bedeutender Mitgift. Für Kandidaten mit Domizil in Ungarn oder Galizien kein Interesse. Unter **„Wiener Kaufmann 60"**.

„Schadchen", die klangvolle Bezeichnung aus dem Jidischen, einem Jargon, den ein nicht unvoreingenommener Professor als „deutsche Mundart gleich dem Schwäbischen oder Bairischen" bezeichnete, bedeutet so viel wie Vermittler jüdischer Ehen. — Auffallend ist hier nur der auf Null reduzierte Heiratsmarktwert für östlich domizilierende Kandidaten. Aber dann kam die Neugründung Polens und damit stieg der Wert des Ostens in jeder Beziehung, so daß der Wiener Kaufmann zeitgemäßer annoncierte:

Schadchen.
Nicht von Beruf, für nur sehr seriöse israel. Familien (jedes Alter) bei sehr bedeutender Mitgift. Unter **„Wiener Kaufmann 60"**.

„Herbei, herbei, Ihr Jüngelinge, geboren im Zeichen des Sonnenaufganges!"

Da aber der gewerbsmäßige, provisionslüsterne Ehestifter nicht nach jedermannes Geschmack ist, so melden sich auch „Private", denen das Lebensglück ihrer Mitwelt am Herzen liegt:

Herr in hoher
gesellschaftlicher Position, hat Gelegenheit erstklassige Herren in allervornehmsten Damenkreisen mit Vermögen von nachweisbar mehreren 100.000 Kronen, bezw. Millionen **als Freund** einzuführen. Es melden sich nur Herren, die selbst vermögend und der ersten Gesellschaft angehören unter Chiffre **„Oberste Schichten"**.

Ein feiner „Herr in hoher gesellschaftlicher Position", der sich seine Freunde im „Kleinen Anzeiger" zusammenklaubt und damit Handel treibt! Er machte sofort Schule bei einer „Dame der besten Wiener Gesellschaft", und einer „Dame der vornehmsten Kreise", denn diese beiden Perlen des weiblichen Geschlechtes priesen sich an:

Dame
aus der besten Wiener Gesellschaft, die über vornehmsten Herrenkreis verfügt, kann sehr reiche Damen jeden Alters in kürzester Zeit verheiraten. Anonym Papierkorb. Zuschr. unter **„Nicht professionell"**.

Dame der vornehmsten Kreise
welche durch ihr derzeitiges Wirken in ständigem Kontakt mit Herren der ersten Gesellschaft steht, könnte feinen, sehr vermögenden Damen in diskretester Weise und freundschaftlichster Form zu ganz hervorragenden Heiraten behilflich sein. Gütige Zuschriften erbeten unter Chiffre **„Vom Guten das Beste"**.

wegs zum Lesebuch „höherer Töchter", aber dafür sind sie lustig, mit einer Kühnheit und mit einem Wagemut geschrieben, der etwas Verblüffendes an sich hat. Balzac sagt im Geleitwort, das Lachen sei der Menschheit bester Teil; er mag damit recht haben. Die „Ergötzlichen Geschichten" sind mit Erfolg bestrebt, der Menschheit bestem Teil zu dienen! In der deutschen Literatur haben wir manches Gegenstück zu diesem Werk hochgeschürzter Satyre und ungebundenen Humors, nur muß man zeitlich weit zurückgehen, bis man ein gleiches findet. Auch im späteren Frankreich dichtet man nicht mehr so, so naiv und doch so unerhört frech! Wie Balzac mit den landläufigen Werten und einer „geheiligten" Tradition umspringt, ist köstlich; nichts läßt er unangetastet, was seinen Künstlergaumen reizt, und alles gießt er in eine Form, die beinahe würdig wie uralte Chroniken anmutet und dabei übermütig ist wie ein lachender Schwank. Es ist ein Buch nicht für jedermann, aber ein Buch für viel; und für diese „vielen" birgt es des „Lebens besten Teil".

B. E. S.

Novellen aus dem Tierleben. 7 Novellen von H. Loens, E. Soffel, O. Leege u. a. und 116 Abbildungen. (Leipzig. R. Voigtländers Verlag.)

Wer möchte nicht ernstlich ein Freund unserer Natur sein und alle ihr so reizvollen Geheimnisse ergründen? Im Drange und im Hasten der Zeit fehlt aber die dazu notwendige Muse leider fast immer, und so ist es mit Freuden zu begrüßen, wenn berufene Männer, wie H. Loens, Fritz Bley, Mart. Braeß, Jul. A. Haarhaus, Else und Karl Soffel u. v. a. uns in frischen, oft fein humoristischen Erzählungen von den Bewohnern unserer Heimat, den munteren Vögeln und Säugetieren berichten und uns so das vermitteln, was wir aus eigener Anschauung nicht beobachten können: die Geheimnisse der Tierseele, des Tierlebens und seiner Zusammenhänge mit der Natur. Besonders wertvoll sind auch noch die vielen photographischen Freiaufnahmen wildlebender Tiere in ihrer natürlichen Umgebung, auf deren Wert für wirkliches Naturverständnis Professor C. G. Schillings in seinen aufsehenerregenden Naturkunden aus der afrikanischen Tierwelt zuerst aufmerksam gemacht hat und die uns hier in mustergültiger Weise unsere Lieblinge aus der Heimat zeigen.

Mit den Siebnern gegen die Russen. Mit den Siebnern gegen den Erbfeind. Felderlebnisse von der Front. Zwei Bändchen von Dr. F. J. Krug, k. u. k. Oberleutnant. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei und Verlagsanstalt.)

Darstellungen von unmittelbarer Wirksamkeit, weil das Dargestellte unmittelbar aufgenommen und oft noch im Schützengraben aufgezeichnet wurde — nicht von einem Kriegspreßler feuilletoniesiert, noch von einem Etappenhelden nachempfunden. Es sind durchwegs kleine Ausschnitte aus dem großen Krieg. Der Verfasser stand zuerst gegen die Russen im Felde, wurde dann schwer verwundet, focht zum zweiten Male im Osten und kam schließlich mit seinen wackeren Kärntnern gegen Italien. Er führt uns überall hin, wo er selbst war: dem Feind entgegen, zur Feuertaufe, in ein Waldgefecht, zu Unterständen, nach Czernowitz (auf „Retablierung"), mit einem Sanitätszug, auf den Doberdo und an die Kärntnerfront. Was er schildert ist echt und fesselnd, und wie er es schildert, das beweist, daß es ihm nicht um literarische Lorbeeren zu tun ist, sondern nur darum, zu zeigen, wie es da draußen auf dem Blachfeld wirklich zugeht, mit all den kleinen Freuden und kleinen Leiden — und dem großen Sterben für Volkstum und Vaterland. Die zwei Bändchen sind wohl wert, gelesen zu werden, sie geben gute getreuliche Bilder ohne Pose und ohne Überschwang, Bilder, die das Auge des Verfassers wahrnahm, die sein Herz und seine Hand nachzeichneten.

H. L. R.

K. u. k. Offiziere. Ernstes und Heiteres aus der Zeit vor dem Weltkrieg. Von Dorothea Gerard. Deutsch vom k. u. k. Generalstabsmajor Otto Waldschütz. Herausgegeben von Dr. Richard Wengraf. Farbige Umschlagzeichnung von Prof. Goltz. Mit Titelbild des Kaisers Franz Josef von John Quincy Adams. (Braunschweig. Georg Westermann.)

In Vater Radetzkys Zeiten führt uns die Verfasserin — Schottin von Geburt und Erziehung, Österreicherin durch ihre Vermählung mit einem k. u. k. Offizier — und die Mannen, die die Schlachten in der Lombardei geschlagen haben, erstehen lebendig vor uns mit all ihren Eigenheiten, mit ihrem tollkühnen Draufgängertum, denen das Theresienkreuz als leuchtender Leitstern voranschwebte, mit ihrer liebenswürdigen Großmut, ihrem echten Sinn für Kameradschaft und ihrer Neigung, gelegentlich einmal über die Schnur zu hauen — kurz mit allen guten Eigenschaften und verzeihlichen Schwächen, die heute noch das Kennzeichen des k. u. k. Offiziers bilden. Die Helden von 1859, die Sieger von Oversee und Veile, die Beherzten von Königgrätz und die Eroberer Bosniens, sie alle lernen wir kennen. Aber es ist nicht Kriegsgeschichte, die Dorothea Gerard vorträgt, sondern was sie bietet, sind reizvolle Randbemerkungen einer Frau, die sehr Viele von der alten Garde am gastlichen Tisch ihres Hauses zum Erzählen gebracht hat — Kriegsgeschichten und Erlebnisse aus fernen Provinzgarnisonen, kurz lauter fesselnde, ernste und häufiger ergötzliche Dinge, die sie mit plaudernder Anmut vor dem Leser auszubreiten versteht.



Bücher

Ludwig Goldhanns Vollendung von Hebbels „Demetrius“. Eingeleitet und herausgegeben von Emil Soffé. (Brünn. 1917. Friedr. Irrgang.)

Das Verhängnis, das die beiden großen Tragödienentwürfe Schillers und Hebbels, die die Demetriusepisode behandeln sollten, zu Fragmenten machte, ist bekannt. Während sich aber der Vollendung des Schillerschen Bruchstückes unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen, ist das Werk Hebbels bis zu einem Punkte gediehen, der den Abschluß durch fremde Hand ermöglicht. Hebbel wollte Schillers „Demetrius“-Fragment zum vollständigen Drama ausgestalten, mitten in der 8. Szene des 5. Akes bricht die Handschrift jedoch ab; der Tod hatte dem Dichter die schaffende Feder entwunden. — Nach dem Heimgange Hebbels besprach der Literarhistoriker Emil Kuh zu wiederholten Malen mit meinem Ohm, dem Dichter Dr. Ludwig Goldhann, das Drama und dessen Schluß und drang in ihn, den „Demetrius“ zu vollenden. Goldhann, der als Freund Hebbels manches über die Ziele des Trauerspieles erfahren haben dürfte, kam dem Wunsch nach und machte sich, um das gewaltige Schauspiel der Bühne zu erhalten, an die Vollendung der letzten Szenen, wie denn auch die Theatereinrichtung des Werkes von ihm herrührt. Die an und für sich kleine Arbeit fügt sich gut in die Lücken des Baues und ist insbesondere der Hebbelsche Sprachstil geschickt getroffen. In wichtigen Punkten mußte Goldhann durch Hypothesen den unausgesprochenen Absichten des Toten nahe zu kommen suchen. Der auf diese Weise abgeschlossene „Demetrius“ kam im Mai 1869 auf dem königlichen Hoftheater in Berlin zur Darstellung.

Über Ersuchen des Schriftstellers Emil Soffé überließ ich die in meinem Besitze befindliche Urschrift Goldhanns zur Veröffentlichung. Ihr voran schickte der Herausgeber der Broschüre einige Betrachtungen, die den Wert der dichterischen Arbeit Goldhanns kennzeichnen. Soffé stellt fest, daß sich zwischen Hebbels und Goldhanns Schaffen eine gewisse Übereinstimmung zeigt. Beide Dichter haben Vorliebe für Reflexionen, beide haben die Neigung, die Gestalten sich bis zu den letzten Konsequenzen, oft selbst bis zum Peinigenden entwickeln zu lassen. Das reflektierende Moment in Hebbels Dichtung überwiegt oft so stark, daß die Handlung fast ins Stocken gerät oder doch sehr verzögert wird, und wie beim Meister, so bei dem Jünger. „Ludwig Goldhann war ein Eklektiker“ (Prüfer, Auswähler), sagte Soffé. „Er schritt auf keinen neuen Bahnen, aber eben dieser Umstand machte ihn zur Vollendung eines fremden Werkes geeigneter, als wenn er ein Originalgenie gewesen wäre. Er wußte sich zu bescheiden, sich anzupassen. Mit dem Abschluß des ‚Demetrius‘ erfüllte er gegenüber den Manen des großen Freundes eine Ehrenpflicht.“

Daß der feinsinnige Ästhetiker Soffé gerade in unseren Tagen Ludwig Goldhanns klassische Kunst so warm und richtig einschätzt, erfüllt mich mit besonderer Genugtuung. Franz Goldhann.

—

Das zweite Blühen. Geschichten von Fritz Müller. (Heinfelden u. Leipzig. Schweizer Heimatkunst-Verlag.)

Fritz Müller lebt seit Jahren großenteils in Zürich, ist aber ein Wandervogel. „Auch ein Spaßvogel“, wird man sogleich ergänzend bemerken. „Was hat so ein frecher Spatz bei den Schweizer Nachtigallen zu tun!“ Spaßvogel? Ja und nein! Im Sinne von spaßig: ja, aber im Sinne von Witzbold: nein! Fritz Müller ist ein Schalk, aber einer auf dessen Seelengrunde ein helles Kindergemüt glänzt, ein Dichter, der Nachdenkliches in eine leichtflüssige, knappe, gut in den Sinn gehende Form gießt und große Lebenswahrheiten in köstlichen, Schwächen ironisierenden Vergleichen und Bildern erzählt. Es ist ein großer Irrtum zu glauben, Fritz Müller sei schlechtweg Humorist obwohl das kein schlechtes Werturteil wäre, denn literarische Humoristen gibt es kein Dutzend. Keines seiner Bücher beweist eindringlicher das Gegenteil, als sein Schweizer Geschichtenbuch. Mildes, stilles Licht strahlen diese Skizzen aus und Feierstimmung. Nicht Kraft liegt in diesem Buch, aber seelisches Leuchten!

Ergötzliche Geschichten. In den Abteien des guten Lebens gesammelt und an den Tag gebracht von Herrn v. Balzac. (München. R. Piper u. Co.)

Achtzig Jahre ist das Buch des literarisch unverwüstlichen Balzac alt und beweist wiederum die ausnehmende Begabung der Franzosen für die Formengebung. Was einem deutschen Künstler oft dick und derb aus der Feder fließt, das weiß der romanische leicht und flüssig und auch dann, wenn der Stoff mehr als gefährlich ist, immerhin anmutig zu gestalten. Diese Ritterhistorien, Mönchs-, Priester- und Vagabundenschwänke eignen sich keines-

Vergnügliche Geschichten aus München. Von Fritz Müller. (Hagen i. W. Verlag von Otto Rippel.)

Lieder im Kampfe. Gedichte, Novellen und Skizzen von Karl v. Eisenstein. (Berlin u. München. Heinrich F. S. Bachmair.)

Nur Erinnerungen. Von Paul Lindau. 1. Bd. (Stuttgart u. Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.)

Sankt Sebaldus und die Dirne. Ein Legendenspiel von Ferdinand Künzelmann. (Kempten=München. Jos. Köselsche Buchhandlung.)

Gobineau. Eine Biographie von Ludwig Schemann. 2. Band. (Straßburg. Karl J. Trübner.)

Kaiser Franz Josef I. Von Dr. Karl Schneider. (Leipzig=Prag=Wien, Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase.)

Geschichten aus Halbasien. Von Karl Emil Franzos. Mit Bildnis Franzos'. Einleitung von Dr. Ernst Schultze und acht Bildern von Ludwig Berwald. („Hausbücherei" 54.) (Hamburg=Großborstel. Deutsche Dichter=Gedächtnis=Stiftung.)

Der deutsche Teufel. Von Karl Emil Franzos. Mit Bildnis Franzos'. Einleitung von Dr. Ernst Schultze und sieben Bildern von Ludwig Berwald. („Volksbücher" Heft 42.) (Hamburg=Großborstel. Deutsche Dichter=Gedächtnis=Stiftung.)

Krieg und Arbeit im Westen. Erlebnisse und Berichte aus Frankreich und Belgien. Von Eugen Kalkschmidt. Mit 16 Sonderaufnahmen. (Stuttgart. Verlag von Julius Hoffmann.)

Der Krieg in den Tiefen der Menschheit. Von Dr. Karl Weule. (Stuttgart. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Franckhsche Verlagshandlung.)

Finnlands Heldenkampf in Dichtungen seines Volksdichters Johan Ludvig Roneberg. Aus dem Schwedischen übersetzt von Wolrad Eigenbrodt. Mit einem Geleitwort von Rudolf Eucken. (München. Georg D. W. Callwey.)

Wie Poincaré durch den Suezkanalschwindel Präsident wurde. Von Emerich Boyer v. Berghof. (Hannover. „Hans Hübner Verlag.")

Wir waren drei Kameraden. Kriegserlebnisse von Wilhelm Spengler. Mit einer Einführung von Dr. Philipp Witkop, Professor an der Universität zu Freiburg i. Br. (Freiburg 1917. Herdersche Verlagshandlung.)

Vom Kriegsgrund zum Kriegsziel. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Deutsche Feste und Volksbräuche. Von Dr. Eugen Fehrle. Mit 30 Abbildungen. (Aus Natur und Geisterwelt, 518. Bändchen.) (Leipzig u. Berlin. B. G. Teubner.)

Das deutsche Musikleben. Von Paul Bekker. (Berlin. Schuster u. Loeffler.)

Der getreue Eckart. 1917. Jahrbuch für denkende Freunde der Natur, der Menschen- und Tierwelt. (Dresden. Albert Schütt.)

Erster Tätigkeitsbericht der Vereinigten Fachkurse für Volkspflege. (Wien. Verlag der Gesellschaft für Volkspflege.)

Postkarten des „Heimgarten"

Antwort auf die Zuschriften, die sich auf den Aufsatz „Kriegswirtschaft" beziehen: Wir können die Stichhältigkeit Ihrer Klagen über derartigen Wucher und sonstige Überhaltungen nicht prüfen. Diesfalls wenden Sie sich besser an einen Staatsanwalt, als an eine Schriftleitung.

Robert B.: Das beste Mittel gegen Kettenhandel sind Handketteln. (Siehe Heimgärtners Tagebuch!)

Kl. in Wien: Ihre Überzeugung, dieses Volk lasse sich aus **Gutmütigkeit** all das bieten, teile **ich nicht. Ich** meine vielmehr, Schlamperei sei die einzige Regierungsform, bei der es auf die Dauer halbwegs zufrieden ist, denn Ordnung, Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit hält es doch nur für eine Art Knechtschaft und daher für verwerflich.

E. v. Th. in Prag: Sie schreiben entschuldigend, jener Herr sehe zwar „unsympathisch wie nur möglich" aus, sei aber eine „Persönlichkeit". Ob da nicht der scharf beobachtende Adolf Menzel mit seiner Feststellung recht hatte, es sei weder gleichgültig noch zufällig, wie jemand aussehe. Und Schiller: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut."

Fräulein Klara B.: Ihren Wunsch, unser Kritiker für Lyrik möchte Ihre Gedichte „möglichst eingehend, ehrlich und rasch besprechen", übermittelten wir dem Herrn. Er aber antwortete: „Der Wunsch einer Dame ist mir Befehl — und befehlen lasse ich mir grundsätzlich nicht..." Außerdem will er sich mit Ihnen nicht verfeinden und sendet herzliche Grüße.

Auf unseren ewigen Bergen. Eine Geschichte aus dem großen Kriege vom Reimmichl. 10. Tausend. (Innsbruck. Tyrolia.)

Das ist eines jener flott und schlicht geschriebenen Bücher, die man jedem mit ganz besonderem Nachdruck empfiehlt. Die spannende Geschichte des heldenmütigen Standschützen Freinberger, der, wenn es um die Ehre und Größe des Vaterlandes geht, selbst vor seinem Weibe und seinen nächsten Verwandten nicht Halt macht und sie der Gerechtigkeit preisgibt, hat der Reimmichl (Sebastian Rieger), ein Volksdichter, wie sie unsere Literatur nur leider allzuwenige aufzuweisen vermag, in packenden Farben und ergreifender Volkstümlichkeit geschrieben. Es ist ein Buch glühender Vaterlandsliebe, das ich jedem Soldaten in die Hand drücken möchte und an dem die Militärbehörden nicht achtlos vorübergehen sollten. Rudolf Bernreiter.

Weltscheiding. Von Wilhelm Schwaner. (Berlin—Schlachtensee. Volkserziehungsverlag.)

Erlebnis und Ergebnis nennt der Verfasser sein Buch auch, und es ist wirklich ein eigenes Denken, ein persönliches Gott- und Weltanschauen. Solche Stellungen kann nur ein Deutscher einnehmen, solches Buch nur ein Deutscher schreiben. Damit will ich nicht den Ausschluß der übrigen Menschheit andeuten. Gerade der Deutsche in seiner geschlossenen Persönlichkeit weiß die Sondereigenschaften anderer Völker zu verstehen, zu achten. Wollte Gott, wir würden von jenen so gut verstanden, als wir sie verstehen. Schwaners Schrift läßt ahnen, daß „Weltscheiding" ein großes Wort ist.

Der Völkerkrieg. Herausgegeben von Dr. C. H. Baer. 10. Band. (Stuttgart. Julius Hoffmann.)

Gewaltig sind die Aufgaben, die der Krieg, durch seinen Umfang, durch die ins Werk gesetzten Kräfte und Hilfsmittel der ernsten und gründlichen Berichterstattung gestellt hat. Darf man nicht, bei Würdigung einer Arbeit, wie sie der „Völkerkrieg" leistet, sagen, daß sich auch auf diesem Gebiete der Deutsche siegreich bewährt hat durch seine Hingabe an die Sache, womit er, nie mit sich zufrieden, nach der höchsten, vollendeten Leistung ringt? „Die Ereignisse an der Westfront im dritten Kriegshalbjahr" — dies ist der Hauptgegenstand des 10. Bandes; er bringt uns also die Behandlung der großen Herbst-Offensive von 1915, durch die unsere westlichen Gegner bei Ypern, im Artois und in der Champagne mit einem furchtbaren Anprall die deutsche „Belagerungsarmee" niederwerfen und über ihre Trümmer hinweg die deutschen Grenzen überfluten wollten, deren kümmerliche Erfolge aber durch deutsche Gegenstöße wieder fast völlig ausgeglichen wurden. Den Höhepunkt der Spannung, aber auch den Umschwung zugunsten der Deutschen enthält die Darstellung des rechtzeitig aufgefangenen Durchbruchs der Franzosen in der Champagne, einer Kriegsepisode, die zu den packendsten der gesamten Weltgeschichte gehört. Chronologische Übersicht der deutschen und der wichtigsten feindlichen Heeresberichte, großzügige Zusammenfassungen, lebendige Einzelschilderungen, Aufsätze über Führung, Bewaffnung, Versorgung, Stimmung, Verhalten, Verluste der Heere, über Luftkämpfe und einzelne denkwürdige Geschehnisse, poesievolle Episoden: dies alles bietet der Völkerkrieg in sorgfältiger Bearbeitung und Verknüpfung, um den Stoff von allen Seiten und mit dem reichsten Lichte aufzuklären. Nach dem Ablauf der gewaltigen Ereignisse führt er uns zu ruhiger, übersichtlicher Betrachtung der entstandenen Lage und der inneren, der politischen und wirtschaftlichen Zustände der feindlichen Länder. Die erfreulich zahlreichen Bilder bieten zwar keine Kampfposen, keine greuelgesättigten Sturmszenen, keine in der Brandung sich bäumenden Schiffe, aber sie bieten hundert wahre, stimmungsvolle, dem Augenblick abgewonnene Züge aus dem Leben an und hinter der Front, Städte, Landschaften und Persönlichkeiten im engen Anschluß an den sonstigen Inhalt. B. B.

Büchereinlauf.

Der arme Buchbinder. Roman von Hermann Horn. (Egon Fleischel & Co., Berlin.)

Jan Jites Wanderbuch. Roman von Eilhard Erich Pauls. (Leipzig. C. F. Amelangs Verlag.)

Du heilig Meer! Novellen von der österreichischen Adria. Von Ilka Künigl-Ehrenburg (J. v. Michaelsburg.). (Leipzig. C. F. Amelangs Verlag.)

Kleine Erzählungen. Von Johann Peter Hebel. (Leipzig. C. F. Amelangs Verlag.)

Taten und Schicksale. Erzählungen von Otto Pietsch. (Stuttgart u. Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.)

Ein schweres Herz. Erzählungen von Otto Frommel. (Hagen i. W. Verlag von Otto Rippel.)

Der schwarze Stern im großen Bären. Ein morgenländischer Roman von Max Geißler. (Hagen i. W. Otto Rippel.)

Als die Kosaken kamen. Kriegsroman von D. Darenberg. (Breslau-Kattowitz-Berlin. Phönix-Verlag.)

Aus meinem Guckkasten. Erzählungen von Fritz Philippi. (Hagen i. W. Verlag von Otto Rippel.)

Und Marmorbilder stehen und sehen mich an. Erzählungen von Helene Christaller. (Hagen i. W. Verlag von Otto Rippel.)



6. Heft März 1917 41. Jahrg.

Florians Meisterstück.

Eine dunkle Geschichte von P. L. Münzer.

(Schluß.)

VI.

Dick Tom löste sein Versprechen mit lobenswerter Pünktlichkeit ein und zum Frühstückstee hatte Peter Florian das kleine Charakterbild des Kapitäns Okamoto in Händen; es war säuberlich auf der Schreibmaschine abgeklopft und nach der Unterredung mit dem Japaner nicht mehr von großer Bedeutung. Dennoch las er es mit einiger Aufmerksamkeit.

„Okamoto ist der Abkömmling einer berühmten japanischen Adelsfamilie, ein echter Samurai, und es wurde ihm durch einen englischen Lehrer im elterlichen Haus eine sorgfältige Erziehung zuteil. Bereiste als junger Mann in Begleitung des Professors der Staatswissenschaften Yasugi Amerika und Europa. Seine seemännische Bildung ist mehr theoretischer Natur, weshalb er ausschließlich in diplomatischen Angelegenheiten, die nur lose mit der Marine zusammenhängen, verwendet wird. Man schildert ihn als einen glühenden Patrioten, der von einer glänzenden Zukunft seines Volkes und der ganzen gelben Rasse träumt. In ihm sind alle Vorzüge und alle Laster seiner Nation vereinigt. In Gesellschaft trat er nie hervor. In seiner Stellung als Marineattaché in Washington besitzt er das unbeschränkte Vertrauen seiner Regierung, die an ihm nur den regen

5. Verzeichnis der Bausteine für das Lehrer-Erholungsheim.

225.	Bausteine bereits ausgewiesen	K 45.000
226.	J. Ginzkey, Maffersdorf. Teppichfabrik	„ 200
227.—241.	Fräulein Hermine Krupp, Berndorf	„ 3.000
242.	Werksdirektor K. A. Heß, Krieglach	„ 200
243.	Ingenieur Karl Knaur, Mitterdorf, Steiermark	„ 200
244.	Professor Dr. Anton Elschnig und Frau, Prag	„ 200
245.—249.	Hermann Bührlen, Wien	„ 1.000
250.—269.	Gebrüder Bleckmann, Phönix-Stahlwerke, Mürzzuschlag	„ 4.000
270.	Hofrat Professor Dr. Julius Hochenegg, Wien	„ 200
271,	Dr. Franz Adensamer, Baden	„ 200
272.	Julius Meinl, Großhandlung, Wien	„ 200
273.	Niederösterreichischer Landeslehrerverein, Wien	„ 200
274.	Österreichische Volkszeitung, Wien	„ 200
275.	M. J. Elsinger u. Söhne, Wien	„ 200
276.	Leo Naumann, Lt. i. d. R., derzeit beim Geb.-Art.-Regt. Nr. 3, Feldpost 220	„ 200
277.	Hofratswitwe Rosa Siegel, Wien	„ 200
278.	Wilhelm Anninger, Wien	„ 200
279.	Ph. T., Leoben	„ 200
280.—281.	Felten u. Guilleaume, Kabel-, Stahl- u. Kupferwerke, Wien	„ 400
282.	Kabelfabrik und Drahtindustrie A.-G., Wien, 3. Bezirk	„ 200
283.	Therese v. Reininghaus, Graz	„ 200
284.	Direktor Richard Knaur, Wien	„ 200
285.—286.	Dr. Ing. Böhler, Düsseldorf	„ 400
287.	Dr. Richard Schmitz und Frau Marie Schmitz-Königer, Wien	„ 200
288.	Kellerei und Gastwirtschaft „Deutsches Haus“, Friedrich Kargl, Wien	„ 200
289.	Österr. Siemens-Schuckert-Werke, Wien	„ 200
289	Bausteine Summe	K 57.800

243 Einzelspenden mit einem Betrage von . . . . K 5.685·04

Als Bausteine gezeichnet	K 57.800·—	= 289	Bausteine
für Sammelbausteine „	„ 5.685·04	= 28	„
Summe	K 63.485·04	= 317	Bausteine

Für den Alpenheim-Ausschuß des Deutsch-österr. Lehrerbundes:

Emil Bayer, Zahlmeister.

Wien, XIX., Heiligenstädterstraße 3, Postscheckkonto Nr. 80.089.

(Geschlossen am 20. Januar 1917.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Flecker.** — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz.

Mit der mählich wieder einkehrenden nüchternen Überlegung stellte Florian eine Frage an sich und beantwortete sie auch sogleich: „Warum flüchtete Okamoto, nachdem er erst so überaus klug den Strick gedreht hatte, an dem Mac Douglas baumeln sollte?“ — „Weil ihm hinterher sehr berechtigte Bedenken aufstiegen!“ Er bedachte, daß man ihm den Leutnant gegenüberstellen würde, daß er dann gezwungen war, diesem den Wortlaut der angeblichen Unterredung, die Mac Douglas so schwer belastete, ins Gesicht zu wiederholen, und daß es da wohl leicht geschehen könnte, daß man seinen Betrug durchschaute . . .

Ja, die Unterredung, die erdichtete Unterredung, die nie stattgefunden hatte! Oder vielleicht doch? Weil ein Unzurechnungsfähiger, ein Verfolgungswahnsinniger in seiner blöden Narrheit etwas schwatzte und ausgerechnet den, der der wirkliche Mörder war, anflehte, er solle ihn retten und sich als Täter bekennen. Der Gelbe aber packte die Gelegenheit, sich selbst scheinbar zu rechtfertigen beim Schopf und belastete einen Schuldlosen, der sich Blößen gab, allerdings, um nachher einzusehen, daß er das hohe Spiel, das er spielte, auch verlieren könnte! Da empfahl er sich lieber bei Nacht und Nebel. Das war auf alle Fälle sicherer. Der Kapitän hatte das Gift eigenhändig in den Wein gemischt und unter der Maske einer heuchlerischen Freundschaft seinem Opfer den tödlichen Trank zugeschickt. Und das Opfer war noch so blöd, den Erhalt mit herzlichen Worten zu bestätigen, die Okamoto abermals dazu benützte, sich gänzlich zu rehabilitieren.

Und warum tötete Kapitän Okamoto den Commander Archibald Duniphan?

Warum . . . Mögen seine Beweggründe welcher Art immer gewesen sein! Wer durfte sich unterfangen zu erraten, was die beiden Menschen, die durch Laster und manches andere üble Einverständnis aneinander gekettet waren, wirklich für einander fühlten? Was sie sich gegenseitig Schlechtes wünschten!

Hatte vielleicht der Japaner den gemeinsamen Urlaub dazu ausersehen, den Commander in einer stillen, verschwiegenen Gegend aus dem Wege zu räumen? Und dessen Weigerung, mit ihm zu reisen, reifte den Entschluß, sofort zur Tat zu schreiten. Oder war eine Weibergeschichte die Ursache? Eifersucht? Neid? Carmen Pereira . . .

Gleichgültig, sehr gleichgültig. Die Flucht des Kapitäns zertrümmerte das Gebäude, das er zum Beweise der Schuld des Leutnants errichtet hatte, und verstärkte das alte Mißtrauen gegen ihn selbst zu einwandfreier Bestimmtheit.

Peter Florian bildete sich beinahe ein, sein furchtbarer Verdacht gegen Leslie Mac Douglas sei erst durch die Aussagen des Gelben geweckt worden, als hätte er nicht schon lange vor diesen bestanden.

Verkehr mit dem Commander Duniphan auszusetzen hatte, wie man dieses Verhältnis auch anderseits in den führenden Kreisen unserer Flotte nur ungern sah. Admiral Kirk drang bereits des öfteren auf die Abberufung Okamotos und wie verlautet soll er in wenigen Wochen einen Urlaub antreten, von dem er wahrscheinlich nicht mehr in die Union zurückkehrt. — Mehr in Erfahrung zu bringen, war mir leider unmöglich. Dick Tom."

Schon wollte Florian das Blatt gleichgültig beiseite legen, als er einige auf die Rückseite mit Bleistift flüchtig hingeworfene Zeilen gewahrte. Der Detektiv fügte dem Berichte bei: „Eben mit dem Torwarte der japanischen Botschaft, einem Amerikaner, gesprochen; sagte mir, daß der Kapitän diese Nacht unvermutet abreiste. Abreise scheint für immer zu sein, da er die Nachsendung aller seiner Effekten nach Tokio anordnete, kalkuliere ich."

Okamoto abgereist! Oder ohne Beschönigung: Heimlich davongegangen, weggeschlichen wie ein scheuer Verbrecher im Dunkeln!

Leute mit reinem Gewissen fliehen nicht.

Sicherlich faßte er den Entschluß plötzlich, sonst hätte er wohl gestern ein Wort darüber verloren. So haftete ein häßlicher Verdacht an ihm.

In Peter Florian jagte ein Gedanke den andern.

Der Kronzeuge gegen Mac Douglas sauste in Expreßzügen und Eildampfern den fernen Inseln seiner Heimat zu und man würde ihn nie fassen können! Japan wird ihn schützen — den Abkömmling von Samurais.

Und Douglas, dessen Schuld klar wie der Tag schien?

Mac Douglas war unschuldig! Er war verrückt, nervös, unzurechnungsfähig, so daß nach seinem Gebaren jede gesunde Logik in ihm den Täter vermuten mußte, und der Japaner nährte gewissenlos wider eigenes besseres Wissen den Verdacht gegen den Unglücklichen. Absichtlich und berechnend zieh er einen Schuldlosen des Mordes!

Und wie verhielt es sich jetzt? Wie lagen die Dinge jetzt?

Okamoto, um sich selbst rein zu waschen, spielte einem leichtgläubigen Menschen, einem vertrauensseligen Deutschen eine Komödie vor! Doktor Florian wütete und drehte in seinem Zorne die Fransen der Tischdecke ab. Für so namenlos dumm hatte ihn der ewig grinsende Gelbe gehalten! Und so dumm war er tatsächlich gewesen! Übertölpelt! Florians Fäuste drohten und es gelüstete ihn, den Flüchtigen zu verfolgen und niederzuschlagen. Aber wo ihn finden? Reiste man ihm gegen Westen nach, so dampfte er wahrscheinlich schon im Osten über den Atlantischen Ozean. Auch über Europa führen Wege nach Asien. Eile hatte der Kapitän mit der Heimkehr keine, nur Sorge, eingefangen zu werden.

Phantasie existiert. Gönnen Sie sich Erholung, spannen Sie eine Weile aus und der Spuk, der Sie ängstigt, wird in Nichts zerflattern."

„Der Spuk! Ja, wäre er ein bloßer Spuk ...." Mac Douglas lachte wie ein Irrer „In Ihren und in den Augen aller Menschen bin ich der Mörder Archibald Duniphans, dem man aus Gnade, die er wahrscheinlich gar nicht verdient, noch eine Galgenfrist gewährt, bis seine Braut, die ja nichts dafür kann, gestorben ist. Glauben Sie, ich merkte nicht, wie mich Detektivs auf Schritt und Tritt verfolgen! „O, o", er brach in seltsame Klagen aus und die Stimme jammerte, „warum bin ich zum Unglück geboren? Warum schlägt mir alles fehl! Der tote Duniphan reckt aus dem Grab heraus seine Arme und zieht mich nach, unter die Erde ...." Er knickte ein und barg das Gesicht zwischen den Händen.

Ohne Überlegung, nur getrieben, Trost zu spenden, sagte Doktor Florian: „Gut, wenn Sie meinen Worten so große Bedeutung beimessen — Sie sind gewiß unschuldig und ich habe den Mörder des Commanders entdeckt!"

„Wirklich?, Wirklich? Ich darf aufatmen und kann den Leuten wieder offen ins Gesicht schauen! Doktor, ich danke Ihnen, danke Ihnen vom Herzen!" Und ehe Florian es hindern konnte, küßte ihn Mac Douglas auf die Wange.

„Aber ich bitte Sie ...."

Das Auto fuhr langsamer uud schwenkte zur Bahnhofshalle ein. Der Leutnant sprang mit einem gewagten Satz heraus und eilte in die Richtung der Stadt zurück.

Schon im Zuge sitzend, den er gerade noch erreicht hatte, schüttelte Peter Florian den Kopf. Er hatte sich überrumpeln lassen, hatte etwas gesagt, wovon er noch nicht ganz überzeugt war. Mac Donglas unschuldig? Vermutlich, wenigstens möglich, aber man durfte es noch nicht mit unwandelbarer Bestimmtheit behaupten. Und dennoch, auch ohne den Überfall in der Hast der Abfahrt hätte er ihm ganz dasselbe gesagt, weil er sich nicht für berechtigt hielt, einen Menschen zu Tode zu hetzen, bloß weil es trotz des Kapitäns Okamoto nicht undenkbar war, daß er an den Gesetzen frevelte. Etwa als Werkzeug in der Hand des ungleich klügeren Japaners?

Die Gegend flog am Waggonfenster vorbei und Florian brannte sich eine Zigarre an. Er hatte sich Urlaub gegeben und während einer freien Woche wollte er nicht an den Fall Duniphan denken — mehr noch, er wollte sich überhaupt nie mehr damit beschäftigen. Okamoto war fort und einen Wahnsinnigen anzuklagen, dazu fühlte er keinen Beruf in sich. Und worauf konnte sich auch eine Anklage stützen? Auf

Doktor Florian fühlte sich, wenn auch nicht gerade krank, so doch abgespannt, müde und unfroh, und so entschloß er sich ohne viel Überlegen zu einer kleinen Reise ans Meer. Am Strand, eingewiegt von der urewigen Wellenmelodie der See, würde er sehr bald wieder heiter und arbeitsfroh werden. Ein Reisehandbuch — ein Eisenbahnfahrplan und die Wahl des Ortes wie des Zuges, um hinzukommen, war binnen fünf Minuten erledigt. Um elf Uhr dreißig fuhr der nächste und günstigste Train ab und den konnte man noch erreichen, wenn man sich sputete. Kleider, Wäsche, Bücher, alles Notwendige flog in den Rohrplattenkoffer, ein Auto wurde telephonisch bestellt und als Florian aus dem Haustor eilte, stieß er mit einem herausstürmenden, hageren Mann in der Uniform amerikanischer Seeoffiziere zusammen. „Verzeihen Sie!" rief er eilig.

„Sie, Doktor!" antwortete Mac Douglas; seine Wangen waren grauer und hohler denn je.

Peter Florian wünschte den Zug zu erreichen, trug aber kein Verlangen nach ein Zwiegespräch. „Ich bin sehr pressiert, Herr Leutnant!"

Der faßte ihn am Ärmel: „Und nicht einmal ein paar Minuten haben Sie für mich übrig?"

„Eigentlich nein, denn der Expreß wartet nicht auf säumige Passagiere, aber wenn Sie zu mir ins Auto steigen wollen, so können wir uns ein bischen miteinander unterhalten."

Der Marineur war mit einem einzigen Satz seiner langen Beine im Kraftwagen und so sausten sie zu zweit dahin.

„Eine Frage!" stammelte Mac Douglas flehentlich in einem trostlosen Ton. „Wie steht es mit Ihren Nachforschungen? Haben Sie eine Spur — die richtige Spur?" Er faltete die Hände wie ein Kind, das um Erlaß einer Strafe bettelt. „Um Gotteswillen, antworten Sie, ich ertrage es nicht länger, für einen Mörder gehalten zu werden. Wenn Sie wüßten, mit wie sonderbarem Blick mich die Leute ansehen, wie sie tuschelnd an mir vorüberschleichen und die Stirnen runzeln! Ich bin verfehmt und verurteilt, ehe mir auch nur das Geringste nachgewiesen ist; ich bin mit meiner Kraft am letzten und unter diesen Umständen hat das Leben jeden Wert für mich eingebüßt, ich werfe es weg — auf Ehre, ich werfe es weg ...." Seine Hand machte eine Geberde, als schleudere sie angeekelt einen Gegenstand von sich. „Man darf einem Menschen nichts Übermenschliches aufbürden, sonst zerbricht er unter der Last. Bedenken Sie, auch meine Braut ist krank und ich fürchte ...." Unvermittelt schwieg Leslie Mac Douglas mitten im Satz.

Florian fühlte tiefes Mitleid mit dem Kranken und legte begütigend seine Rechte auf die Schulter des Leutnants: „Lieber Freund, Ihre Nerven sind überreizt und Sie bilden sich etwas ein, was nur in Ihrer

Langsam entglitt das Buch seinen Händen; er glaubte zu wissen, was er brauchte.... Und trieb er nicht dennoch steuerlos durch die Riesenflut des Irrtums, in der die Menschheit vor und nach Goethe immer wieder zu versinken droht...

*　　　*
*

Das Wetter begünstigte Doktor Florian und er schwelgte in der Ruhe des einsamen Strandes, den die Badegäste in diesem Jahr wegen der allgemein kühlen Frühsommerzeit noch mieden. Ihm war das Alleinsein und die herbe Frische gerade recht. Stundenlang lag er in der leichtverschleierten Sonne, vergrub sich im Sand und stieg dann ins prickelnde Meer, weit, weit hinausschwimmend in blaue Endlosigkeiten. Dabei genasen die überanstrengten Nerven. Nie empfand er Langeweile; er schlief seine zwölf Stunden, schaute schönheitstrunken über die zitternde Fläche des Meeres oder las Goethe, Emerson und Shakespeare.

So strich die Woche hin und verstrich. Es war Zeit, an die Rückkehr zu denken und sich von den aufflutenden Wogen und abebbenden Wellen zu verabschieden, die nie müde wurden, in den Kieseln zu surren.

In Florian hatte sich in den Tagen alles Erlebte gleichsam gesetzt und sein letztes Urteil erheblich verbessert: Er war jetzt überzeugt, daß der Japaner der einzige Schuldige war. Eine Teilnahme des Leutnants an dem Verbrechen schien ihm ganz unwahrscheinlich. Er beabsichtigte, den Polizeileutnant, falls er ihn schon in Washington vorfand, ins Vertrauen zu ziehen und ihm das Ergebnis der Nachforschungen rückhaltlos mitzuteilen. Dem geschwätzigen Admiral hingegen wollte er aus rein praktischen Erwägungen heraus das förmliche Geständnis machen, er habe sich doch geirrt und es bestehe kein Zweifel, daß Duniphan freiwillig aus dem Leben schied. Dann durfte er die Bundeshauptstadt, für deren Besuch er ursprünglich nur zwei Tage festgesetzt hatte, verlassen und seine Studienreise durch die Vereinigten Staaten fortsetzen.

Zufrieden, gefestigt, Körper und Geist im Gleichgewicht, sagte er dem liebgewordenen Strand Lebewohl und stieg in den Zug.

Eine Anfrage bei der Polizeidirektion ergab, daß Eliot schon seit vier Tagen daheim war. Ohne Aufschub suchte Florian ihn auf und freute sich ehrlich auf die offene Aussprache.

Der Polizeileutnant begrüßte den Doktor herzlich und rührte mit keinem Wort an dem „Fall Duniphan", der ihn ja nie sonderlich interessiert hatte. Dafür plauderte er lebhaft und vergnügt eine ganze Stunde lang von seiner glücklichen Jagd auf den Bankräuber, der jetzt im sicheren Gewahrsam eines Gefängnisses in San Franzisko saß. Lachend schilderte er die Widerstände, die es zu überwinden galt, und

nichts Gewisses, auf nichts Einwandfreies, das nicht auch eine unbedenkliche Deutung zuließ.

Durch den Entschluß, von der Angelegenheit zu lassen, die ihn acht Tage lang ununterbrochen beschäftigte und über ein gewöhnliches Maß aufregte, entlastete er sein beschwertes Gemüt, aber es gelang ihm vorderhand noch nicht, seine Gedanken in eine andere Richtung zu lenken. Er forschte und grübelte .... Es hatte keinen Zweck, sich noch tiefer in die Sache einzugraben; der Japaner war unantastbar und flüchtig, den Leutnant, sollte er überhaupt darein verwickelt sein, zur Rechenschaft zu ziehen, war aus anderen Gründen unstatthaft.

Florian sagte sich, er dürfe mit sich zufrieden sein, er hatte das Rätsel bis auf einen unbedeutenden Rest gelöst und was daran noch ungeklärt war, konnte mit geringer Mühe endgültig geklärt werden — falls sich einer die Mühe nehmen wollte.

Der Kapitän und der Leutnant, beide arbeiteten sie zusammen und das Ergebnis dieser Arbeit war der Tod des Commanders.

Oft kam die Polizei in eine ähnliche Lage wie er — das sagte ja auch der gerissene Eliot! — und zog nicht die äußersten Konsequenzen aus den Tatsachen, die sie aufdeckte, weil praktische oder menschliche Erwägungen rieten, eine Sache nicht auf die Spitze zu treiben. Gar häufig wurden Untersuchungen eingestellt, die sich bereits erfolgreich dem Endziel näherten, um Folgen zu vermeiden, die mit dem leeren Triumph, die Wahrheit ans Licht gebracht zu haben, in keinem rechten Verhältnis standen. Selbst die moralische Brandmarkung des Kapitäns Okamoto mußte unterbleiben, da sie die politischen und diplomatischen Beziehungen zwischen der Union und Japan trüben konnte und imstande war, bei dem beiderseits aufgehäuften Zündstoff einen schrecklichen Krieg zu entfesseln.

Der „Fall Duniphan" war also für Doktor Florian abgetan und er brauchte nur mehr zu überlegen, wie er Eliot und dem Admiral Kirk gegenüber, denen er eine Art Rechenschaft schuldete, seinen Rückzug begründete, ohne sie einzuweihen, was nicht in seiner Absicht lag, und ohne sich selbst als einen, der unfähig an seiner Arbeit verzweifelte, hinzustellen. Nun, in der Woche, die er für seinen Urlaub bestimmte, kam ihm gewiß ein guter Gedanke, der die Geschichte auch in dieser Beziehung befriedigend abschloß.

Noch hatte er zwei Stunden Fahrt vor sich und so holte er Goethes „Faust" aus der Handtasche heraus, um darin zur Zerstreuung zu blättern. Willkürlich schlug er eine Seite auf und begann zu lesen. Bald stieß er auf die Stelle:

„O glücklich, wer noch hoffen kann,
Aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen!
Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen."

Mann vom Fach zu bezeichnen." Und nun kam er doch auf den Fall Dunipḧan zu reden: „Da Sie mit der Unterstützung Dicks zufrieden waren, so darf ich wohl annehmen, daß Sie den Tatbestand, der Ihnen dunkel schien, in erfreulicher Weise aufhellten, nicht wahr?"

„Allerdings." Und Peter Florian erstattete knapp und klar Bericht; wie er erst den Leutnant Mac Douglas im Verdacht hatte und nach der Überraschung in der „Rebe" den Kapitän Okamoto und dann abermals Mac Douglas, als ihm der Japaner ungefragt von dem sonderbaren Ansinnen des Offiziers erzählte, und jetzt — zuletzt und logisch unwiderleglich — bezichtigte er Okamoto, dessen heimliche und schleunige Flucht nur die eine Erklärung zulasse, daß er sich durch den Meuchelmord am Commander belastet fühle und daher rechtzeitig das Weite suchte.

„Sie gingen sehr geistreich und umsichtlich zu Werke", lobte Eliot anerkennend. „Da kann natürlich der Erfolg nicht ausbleiben. Aber was jetzt?"

„Jetzt ziehe ich mich zurück." Florian legte seine Beweggründe für seinen im ersten Augenblick seltsam anmutenden Entschluß dar.

Der Polizeileutnant billigte ihn. „Man würde nur Schlamm aufwühlen und dadurch doch niemandem nützen." Er überlegte eine Weile. „In Ihrer beneidenswerten Einsamkeit am Meere kümmerten Sie sich selbstverständlich gar nicht weiter um die Sache?"

„Nein."

„Ach, da lasen Sie wohl auch keine Zeitungen? Das müssen Sie nachholen, lieber Freund. Es ist unglaublich, was die Presse mit ihren phantastischen Ausschmückungen aus meiner Verbrecherhetze durch die Union machte; ich hätte mein Erlebnis auf ein Haar nicht wiedererkannt."

„Statt in Zeitungen vergrub ich mich in den Dünensand und in Goethe, Emerson und Shakespeare." Florian staunte über das sprunghafte Fragen Eliots, der von seinem jüngsten Erfolg sichtbarlich so begeistert war, daß er an nichts anderes mehr denken konnte.

Der Polizeileutnant beugte sich vor und es zuckte um seine Mundwinkel: „Verehrtester, um nochmals auf Duniphan zurückzukommen — hätten Sie auch Mac Douglas für schuldig gehalten, wäre er geflohen wie der Japaner?"

„Wahrscheinlich."

„Und wenn er statt zu fliehen sich getötet hätte?"

„Selbstmord ist in diesem Fall einer Flucht gleichzuachten."

„Ganz meine Meinung. Und wissen Sie, daß alle unsere Zeitungen und die ganze Stadt seit drei Tagen davon voll sind, daß sich binnen kurzer Zeit zwei Offiziere im Marineministerium selbst entleibten? Vorgestern nämlich erschoß sich der Leutnant Leslie Mac Douglas im Zimmer 38."

die Nüsse, die der überaus schlaue Dieb seinen Verfolgern zu knacken gab. Neunmal in einer Woche wechselte er die Haarfarbe und siebenmal die Barttracht und narrte die gewiegtesten Detektivs von New-York und Philadelphia; einmal trippelte er unverfroren durch ein Heer aufgebotener Polizisten als Dame verkleidet und Eliot gestand schmunzelnd zu, daß es eine recht hübsche und elegante Dame war, die der Halunke verkörperte. In Kostümierungen, im Wechsel der Stimme und der Sprache, die bald ans Französische, bald ans Deutsche anklang, obwohl er ein waschechter Amerikaner war, in der gelungenen Auswahl der Gasthäuser, in denen er einkehrte, leistete er das Erstaunlichste. Nacheinander, streng der jeweiligen Verkleidung angepaßt, sprach er in den teuersten Hotels, guten Pensionen, mittleren Herbergen und minderen Kneipen vor, seine Häscher täuschend, und doch nützte es ihm schließlich nichts. Er beging, als er an Bord des „Mikado" stieg und seine Rettung schon gesichert schien, einen groben Fehler. Als Heizer für die Überfahrt geheuert, trottete er gleichmütig an zwei Schutzleuten vorbei, die ihn nicht beachteten, und wurde von Eliot erkannt — an einem Fettfleck auf seiner alten Weste, die er in Chikago getragen hatte, wo sich seiner ein Bahnbeamter nachher auf Grund der Personsbeschreibung erinnerte, weil ihm der einfache, ein wenig schielende Mann (der nach Bedarf auch den Blick verändern konnte!) dadurch aufgefallen war, daß er seine Fahrkarte mit einer neuen Hundertdollarnote bezahlte und dabei eine braune, fleckige Weste trug ... Ansonsten glich der Bankräuber in San Franzisko äußerlich in keinem einzigen Zug dem Mann, der in Washington die stählerne Kasse der Eskomptebank gesprengt und ausgeräumt hatte.

Eliot rühmte unverhohlen die Geschicklichkeit des Kerls und meinte, wenn er seine Strafe abgesessen habe, die er durch seine Aussagen als Zeuge möglichst milde gestalten wollte, dann werde er versuchen, ihn für die Geheimpolizei zu gewinnen. „Da muß ich aber eilig sein, sonst schnappen die vom Detektivbüro Pinkerton mir die Perle vor der Nase weg. So einen prächtigen Burschen trifft man nicht jeden Tag!"

Florian meldete seine Bedenken gegen die Verwendung eines Verbrechers auf Vertrauensposten.

Der Polizeileutnant schmunzelte verschmitzt: „Ich tue das mit Vorliebe und mache dabei nur gute Erfahrungen. Was sagen Sie übrigens zu Dick Tom? Hat er Sie zu Ihrer Befriedigung bedient?"

„Klaglos."

„Und dennoch gehörte er früher zu einer berüchtigten Bande von Falschmünzern, aus der ich ihn mit eigener Lebensgefahr herausangelte und vor Gericht schleppte. Jetzt ist Dick Tom meine rechte Hand, leistet mir durch seine reiche Erfahrung auf dem Gebiete der praktischen Kriminalistik unschätzbare Dienste und ich stehe nicht an, ihn in jeder Beziehung als

haßte und von ihr wieder gehaßt wurde, war eine ungeheuere Gefahr. Es handelte sich da um ein verzweigtes hochverräterisches Unternehmen gegen die Sicherheit der Vereinigten Staaten und dem konnte nur dadurch die Spitze abgebrochen werden, daß die maßgebenden Stellen in Washington von dem Bestehen des Komplotts unterrichtet wurden, um Abwehrmaßregeln zu treffen.

* * *

Der alte Steuermann verweigerte mit in den Boden gerammten Beinen und feindseliger denn je den Zutritt zum Büro Samuel Kirks: „Der Herr Admiral arbeitet und hat sich Störungen strengstens verbeten."

Die Szene war peinlich, durch die grauen Gänge hasteten Marineoffiziere und Matrosen, die erstaunt aufschauten, wie ein Zivilist darauf drang, von dem wunderlichen Kirk empfangen zu werden, und wie das Faktotum des verbissenen Südstaatlers den Eingang hartnäckig verteidigte.

Endlich riß Peter Florian die Geduld und er schrie Jack unwirsch an: „Gut, so werde ich dem Herrn Admiral schreiben, daß ich auf seinen Wunsch herkam und daß Sie es waren, der mich wegwies — daß Sie mich nicht einmal anmeldeten. Er hat mir jederzeit freien Zutritt angeboten; ich bat ihn darum gewiß nicht. Mein Besuch käme ihm und nicht mir zustatten!"

Mürrisch gab der Alte nach und öffnete die Tür zur Kanzlei des Admirals. Er selbst schlurfte hinter Florian drein.

Zuerst fuhr Samuel Kirk, von der Riesenzeitung, in die er vertieft war, auf und wollte losdonnern, weil man ihn ununterbrochen störe und seine Befehle mißachte, aber sowie er den Besuch erkannte, legte er die Zeitung aufgeschlagen über die Schreibtischplatte und grüßte freundlich: „Hallo, der junge Deutsche ist da! Welches Vergnügen, welche Ehre! Weiß sie wohl zu würdigen." Und da der Steuermann sich überflüssig zu schaffen machte, wies er ihn mit gutmütiger Derbheit hinaus: „Scher dich zum Teufel, Alter, herinnen können wir dich nicht brauchen."

Florian blickte im Büro herum und fand alles unverändert; nur ein bischen aufgeräumt schien man gelegentlich zu haben, denn es herrschte leidliche Ordnung und selbst der gewöhnlich mit den unglaublichsten Dingen überlastete Schreibtisch war, abgesehen von der Zeitung, die über dem Tintenfaß und den übrigen Schreibsachen lag, von Kram und Akten freigemacht. „Ich komme", sagte er, „um mein Versprechen einzulösen, Sie über den Gang meiner Untersuchungen auf dem Laufenden zu erhalten. Und heute bring ich Ihnen Nachrichten, die für Sie von höchster Wichtigkeit sind."

„So, so, bin sehr gespannt auf die neuesten Nachrichten." Der Admiral schob die entsetzliche Schifferpfeife zwischen die gelben Zähne und

Die unerwartete Mitteilung riß Peter Florian auf. Er starrte Eliot, der sich an seiner Überraschung weidete, entsetzt an und benötigte Minuten, um sich halbwegs zu sammeln. „Nein, nein", stammelte er, „das kann nicht wahr sein ... Es läßt sich nicht verstehen, nicht deuten, nicht begreifen ..."

„O doch", versicherte der Polizeileutnant selbstsicher. „Der Kapitän Okamoto und der Leutnant steckten unter einer Decke, was ja auch Sie einmal vermuteten. Der Japaner vermochte sich zu retten, weil er vermögend und des Schutzes seiner Regierung sicher ist, aber der arme Mac Douglas, der offenbar im Solde des andern stand, sah sich von seinem Auftraggeber verraten und nach dessen Flucht allein auf sich angewiesen; da verzweifelte er und griff zur Waffe."

Florian wendete bekümmert ein: „Ich versicherte ihm doch noch kurz vor meiner Abreise ans Meer, daß ich ihn für unschuldig hielte und hinter dem wirklichen Mörder her sei!"

„Damals wußte eben Mac Douglas noch nichts von dem Verschwinden seines Komplizen und durfte hoffen, Sie seien irregeführt worden. — Für meine Ansicht sprechen alle Tatsachen, die festgestellt wurden: Das Verhalten des Leutnants, das Verhalten des Kapitäns, der seinen Mittäter skrupellos preisgab, um selbst schuldfrei zu scheinen, die Flucht des einen und der Selbstmord des anderen."

Da mußte Florian zugeben, daß diese Erklärung eine hohe Wahrscheinlichkeit für sich hatte.

Taktvoll gab Eliot dem Gespräch, das seinem Gast peinlich sein mußte, eine andere Wendung und erzählte von einem Millionenbetrug, den ein Senator an der Republik verübte und den man aus politischen Gründen totschwieg.

Doktor Florian verabschiedete sich bald und ging von namenlosem Unbehagen erfüllt nach Hause. Hier setzte er sich an seinen Schreibtisch und durchdachte nochmals alles. Nicht leichten Herzens verwarf er dann seine Hypothese von der Alleintäterschaft des Japaners und pflichtete der Ansicht Eliots von der Mitwirkung Mac Douglas' bei. Er war geschlagen, überwunden von dem Polizeileutnant, der vielleicht von allem Anfang an den wahren Sachverhalt geahnt hatte und geduldig zuwartete, bis die Zeit ganz ohne sein Zutun von dem Geheimnis den Schleier lüftete, der sich über den merkwürdigen Todesfall gebreitet hatte.

An der moralischen Niederlage ließ sich leider nichts mehr ändern. Der andere war eben der Klügere gewesen und freute sich seines Triumphes.

Es blieb Doktor Florian nichts zu tun übrig, als den Admiral Kirk aufzusuchen, ihm die Wahrheit zu bekennen und es ihm zu überlassen, was geschehen sollte. Das verbrecherische Zusammenwirken eines amerikanischen Offiziers mit einem Spion des Staates, der die Union

starrte auf die Messingschale vor dem Tintenfaß, in der allerlei Gegenstände wirr aufgehäuft waren. Seine Haltung bekam etwas Aufrechtes und Lauerndes, er gehorchte einer plötzlichen Eingebung und fragte hart: „Herr Admiral, warum vergifteten Sie den Commander Archibald Duniphan?"

„Weil er militärische Geheimnisse an Japan verkaufte."

Es folgte eine lange, schwüle, unerquickliche Pause.

Bis Samuel Kirk kollernd hervorstieß: „Warum fragten Sie mich nicht schon vor zwei Wochen danach? Ich hätte Ihnen gern die Wahrheit gesagt. Übrigens allerhand Hochachtung, Sir, das haben Sie fein gedeichselt; ich glaubte, Sie wollten mir auf die Nase binden, der Gelbe habe im Verein mit Mac Douglas das Gift gemischt." Launig, gar nicht wie ein ertappter und erschreckter Mörder, drohte er mit dem Zeigefinger: „Ihr Deutschen, ihr überlistet uns immer, habt es faustdick hinter den Ohren und macht so, als könntet ihr nicht bis fünf zählen. Habe seit je Achtung vor euch gehabt und jetzt sage ich es offen: Ihr seift den schlauesten Yankee ein — aber ich will niemandem meine Meinung aufdrängen."

Florian war starr. Ein des Meuchelmordes Geständiger witzelte und lachte! War etwa auch Samuel Kirk verrückt wie Leslie Mac Douglas — waren alle in diesem Ministerium verrückt?

Unversehens wurde der Admiral ernst: „Ich merk' es Ihnen an, Doktor, meine Heiterkeit gefällt Ihnen nicht; und recht haben Sie. Aber ich bin wirklich froh; es entlastet mich, obschon ich ein robustes Gewissen habe, mit einem Menschen, der mich verstehen wird, über ... darüber zu reden ... Mord ist schließlich Mord, und was ich tat, werden Staat und Gesellschaft ein Verbrechen nennen, das ich jedoch jederzeit wieder begehen würde, wenn es notwendig wäre. Setzen Sie sich nieder, lieber junger Freund, und hören Sie mich geduldig an, als hätte man Sie als Richter über mich gestellt. Und dann handeln Sie nach Gutdünken ... Der Commander Duniphan taugte nie viel und deshalb erwirkte sein Vater, der sich von dem Ortswechsel etwas versprach, daß sein Sprößling zur Botschaft nach Tokio versetzt wurde. Der alte Duniphan ist ein höllisch reicher und mächtiger Herr, so lange die republikanische Partei Oberwasser hat, und sparte deshalb bei den Wahlen nie mit den Dollars. Wär' das nicht gewesen, den Sohn hätten wir lang schon hinausgeschmissen gehabt. So aber kam er in einer bevorzugten Stellung nach Japan und das gelbe Land mit seinen gelben Bewohnern hat ihn völlig zugrunde gerichtet. Ja, die Japanesen sind für uns noch gefährlicher als die Niggerbande, die unsere Rasse verdirbt, denn sie sind tausendmal schlauer und bekämpfen uns mit unseren eigenen Waffen. — Commander Duniphan schloß sich in Tokio eng an

sog daraus einen stickigen Qualm. „Haben lange nicht zu mir hergefunden.“

„Erst war ich beschäftigt und hernach unpäßlich, so daß ich mich eine Woche an der Küste herumtrieb. Auch hätte ich Ihnen früher nichts von Bedeutung, wenigstens nichts Bestimmtes melden können.“

„Und das können Sie jetzt? Bin begierig, bin sehr begierig — junger Mann, Sie ahnen gar nicht, wie begierig der alte Kirk ist! Ist ja auch nichts Alltägliches, den Mörder eines einzufangen, der gar nicht ermordet wurde.“

Florian fühlte den Spott, aber er wollte ihm mit Tatsachen begegnen, über die er schon verstummen würde! „Ich staune, Herr Admiral, daß Sie auch noch nach dem Tode des Leutnants Mac Douglas und der Flucht des Kapitäns Okamoto zweifeln. Ich vermutete, die beiden Vorfälle würden Ihnen die Augen öffnen.“

Samuel Kirk biß in das Mundstück seiner Pfeife und knurrte.

„Das sind doch zumindest recht auffällige Ereignisse, die in Verbindung mit dem Hinscheiden des Commanders Duniphan eine ganz eigenartige Bedeutung erhalten.“

Der Admiral machte durch Entfernung seiner Pfeife den Mund zeitweilig zum Sprechen frei: „Was geht mich der Japs an! Aber um meinen Leutnant trauere ich, weil er ein tüchtiger und fähiger Offizier war. Doch wie das mit dem Selbstmorde Duniphans zusammenhängen soll, ist mir schleierhaft. Mac Douglas jedenfalls ist an der dummen Geschichte im Zimmer 39 genau so wenig beteiligt wie Moses an der Entdeckung Amerikas.“

Die Begriffstützigkeit Kirks setzte Florian in Erstaunen und er meinte, der Alte wüßte schon, worauf es ankam, aber verstellte sich. Deshalb mußte er sich eindeutig ausdrücken: „Ich komme zu Ihnen, um Ihnen die Mörder Duniphans zu nennen. Damit ist die Aufgabe, mit der ich mich selbst betraute, beendet und es beginnt Ihre Mission, Herr Admiral. Mich interessierte der Fall rein theoretisch; für Sie hat er eine ungemein praktische Bedeutung.“

Samuel Kirks Spott wurde noch unverhüllter, mit den winzigen Blauäuglein zwinkernd, strich er sein dichtes, kurzgeschnittenes Haar und zwirbelte den spitzen Kinnbart: „Mörder, sagen Sie? Gleich in der Mehrzahl! Ihr Deutsche seid doch verfluchte Kerle und euch entwischt keiner! Da ist unser berühmter Eliot, den die Zeitungen preisend in den Himmel heben, ein Waisenknabe dagegen.“ Bei der Erwähnung der Zeitungen schlug er gutgelaunt auf das ausgebreitete Blatt am Schreibtisch, das dabei zu Boden glitt und die Tischplatte den Blicken freigab.

Florian, in der Absicht sich zu bücken und die auseinanderflatternden Papiere aufzuheben, hielt mitten in seiner Bewegung inne und

versuche, ihn zu verdächtigen und zu vernichten. Ich brauste auf, Roosevelt schimpfte mich einen Querulanten und ich hieß ihn einen ehrgeizigen Quatschkopf, der nichts zu unternehmen wage, weil er vom Geldbeutel des alten Duniphan abhängig sei. Damit trollte ich mich unverrichteter Dinge und der Commander blieb mir erhalten, ausgerechnet in einer Abteilung, wo er imstande war, namenloses Unheil anzurichten. Ich überwachte ihn und der alte Steuermann überwachte ihn und ich gab ihm keine Sache von Bedeutung in die Hand, aber ich vermochte es doch nicht zu hindern, daß er da und dort etwas aufschnappte, was nicht nebensächlich war. Und was er wußte, das wußte am nächsten Tage der Gelbe und ein Monat später das japanische Flottenkommando. So stand es, als der Kongreß das neue Schiffsbauprogramm in Bausch und Bogen bewilligte, das höchst geheime Einzelheiten enthielt, deren Wert davon abhing, daß sie wenigstens vorderhand den Japanern unbekannt blieben. Ich schlief nächtelang nicht wegen der furchtbaren Gefahr, die der Sicherheit und Schlagfertigkeit unserer Flotte drohte, falls Duniphan, in dessen Ressort ein gut Teil der Vorarbeiten notwendig fiel, den bisherigen Verrat fortsetzte, und wandte mich wiederum an Rooseveldt und einige Staatssekretare, aber man glaubte mir nicht, höhnte lächelnd mein greisenhaftes Mißtrauen und ließ alles beim alten." Kirks Gesicht verzerrte sich zu einer drohenden Grimasse: „Da hab' ich denn beschlossen, dem Spion eigenhändig das Handwerk zu legen . . . Wie das geschah, das haben Sie gleich erraten. Ich holte in seiner Abwesenheit eine der Flaschen Wein, den er während der Amtsstunden zu trinken pflegte, aus dem Schrank seines Büros, mischte das Indianergift hinein, verschloß sie wieder und stellte sie auf ihren alten Platz zurück. Da haben Sie das Rätsel gelöst."

Peter Florian, der stumm zugehört hatte, antwortete mit Überlegung: „Ich begreife Ihr Tun, Herr Admiral, und wahrscheinlich hätte gar mancher Patriot an Ihrer Stelle ebenso gehandelt."

Kirk nickte zufrieden: „Daher konnte ich leicht beschwören, daß Leslie Mac Douglas unschuldig sei, und ich konnte mit dem reinsten Gewissen der Welt den Kapitän des Mordes am Commander bezichtigen, denn ohne seinen dämonischen Einfluß hätte sich Duniphan niemals so weit vergessen und sein Tod wäre keine Notwendigkeit für die Sicherheit der Union geworden. Das Heil des Staates steht höher als die einfache Moral, die gebietet: Du sollst nicht töten! — Sehr ungelegen war mir das krankhafte Gebaren des Leutnants, der sich einbildete, der erste Verdacht falle auf ihn, weil er mit seinem Kameraden in offener Feindschaft lebte. So legte er ein Benehmen an den Tag, daß jeder Uneingeweihte, besonders Sie, lieber Herr Doktor, gegen ihn mit Mißtrauen erfüllt wurde, und ich sah voraus, daß ich gezwungen

den Kapitän Okamoto an und man munkelte bald, er halte die Reservate der Botschaft so dicht wie ein leckes Schiff. Er rauchte Opium und das setzte ihm arg zu und untergrub die Energie und die Grundfesten seiner Moral. 's ist immer dasselbe! Der Kapitän beutete den Zustand seines sogenannten Freundes aus und preßte aus ihm Geheimnisse heraus wie aus einer Zitrone. Den Schaden hatte die Union. Duniphan wurde endlich abberufen und daß er auch jetzt noch nicht davongejagt wurde, verdankte er abermals seinem Vater und dem Schwager Staatssekräter, der mit Roosevelt gesotten und gebraten ist. Sie steckten den Commander zu mir in meine Abteilung, weil ich eine harte Hand für lockere Bürschchen haben soll. Anfangs machte er sich auch ganz passabel und arbeitete ein bißchen, bis Kapitän Okamoto, sein alter Freund und Verführer von Japan her, hier auftauchte. Die beiden trieben es zum Gotterbarmen, schmissen das Geld zum Fenster hinaus, waren ständige Gäste in den Opiumhöhlen von Washington und hingen aneinander wie die Kletten. Duniphans Schuldenlast schwoll und der Alte in Chikago, dem die Spekulationen auch nicht immer nach Gefallen gerieten, sperrte dem Sohn die Kasse und den Kredit. Aber das strebte der Japaner ja nur an und kriegte dadurch den ewig geldbedürftigen Commander, der wertvolle Geheimnisse unserer Marine an ihn verschacherte, in seine Krallen. Und Duniphan wußte dank seines Postens im Ministerium Dinge, die schon ihre Million und mehr wert waren und für die ihm der gelbe Knicker gewiß nur ein paar lumpige Dollars zahlte. Einmal auf der schiefen Ebene, die rettungslos abwärts zieht, war er dem Kapitän mit Haut und Haar verfallen. Aber lange hatte ich keine festen Beweise für die Spionage, die ich roch und schmeckte und von deren Vorhandensein ich bombenfest überzeugt war. Deshalb stellte ich dem Commander Fallen und er plumpste auch richtig hinein. Unter dem Siegel der Amtsverschwiegenheit vertraute ich ihm an, wir planten den Bau riesiger Tauchboote und überdies die Verlegung unserer Hauptflottenstützpunkte nach dem Westen zum Schutze der Küsten des Großen Ozeans gegen Japan. Das war alles nicht wahr und von mir frei erfunden, aber Duniphan verriet das „Geheimnis" seinem lieben Freunde, der es prompt nach Tokio weitergab, so daß zwei Monate später unser Botschafter von dort meldete, die japanische Regierung habe ihm zu verstehen gegeben, sie sei über unsere künftigen Riesentauchboote und andere feindselige Vorbereitungen im Westen sehr wohl unterrichtet. Den Unterricht konnte sie nur von meinem Commander haben, denn ihm allein teilte ich meine Erfindung mit. Mit diesem erdrückenden Material begab ich mich zu Roosevelt und forderte die Verhaftung, zum mindesten die Entfernung Archibald Duniphans. Der Präsident warf mich beinahe hinaus — er wisse schon, daß ich meinen Untergebenen nicht leiden könne und alles

sie mit einem anderen als dem ursprünglichen Siegellack verschlossen war, und, als ich Ihnen eben sagen wollte, der Kapitän habe gemeinsam mit dem Leutnant den Commander getötet, streiften sie durch eine ungeschickte Handbewegung das Zeitungsblatt vom Tisch herab und ich erblickte in der Messingschale ein Siegellack — ein dunkelbraunes Siegellack, gleich dem, mit dem die vergiftete Flasche nachträglich geschlossen worden war. In dem Moment schoß es mir durch den Kopf: Der Admiral selbst hat Duniphan ermordet!"

Samuel Kirks gefaltetes Gesicht zog sich erst in die Länge, hernach in die Breite und schließlich brach er in ein lärmendes Gelächter aus. Als er sich wieder in der Gewalt hatte, öffnete er die unterste Schreibtischlade, kramte eine Weile darin, legte dann eine bronzebraune, halbabgeschmolzene Lackstange vor Florian hin und daneben das Stück aus der Messingschale: „Hm, wie denken Sie darüber, lieber Doktor?"

Peter Florian betrachtete beide Stücke: „Sie sind sehr ähnlich in der Farbe, aber auch nur ähnlich... Das eine hat einen metallischen Glanz."

„Nein, das andere hat einen metallischen Glanz, nämlich das aus der Lade. Genau miteinander verglichen fällt die Verschiedenheit augenblicklich auf. Und ich siegelte die Flasche nicht mit dem Lack, das Sie auf dem Schreibtisch gesehen haben, sondern mit dem aus der Lade. Ich bestellte es aus Neuyork, weil ich hier keins auftreiben konnte, das dem für die Originalsiegelung Benützten genügend ähnlich schien. Das Neuyorker jedoch konnte ein weniger scharfes Auge leicht täuschen."

Nun lächelte auch Peter Florian, nur ein bißchen gezwungen: „Da hat mich ein Irrtum auf die richtige Fährte gebracht, hat erreicht, was allem Scharfsinn nicht gelungen war . . ."

Samuel Kirk betrachtet ihn schief von der Seite her: „Also . . . jetzt werden Sie zu Gericht laufen und den alten Admiral vor die Geschworenen schleppen — aber damit werden Sie vermutlich kein Glück haben, denn die amerikanischen Geschworenen möchte ich sehen, die den verurteilen, der einen gefährlichen Spion kurzerhand bestrafte; man kann statt bestrafen auch lynchen sagen, und das ist dann doppelt volkstümlich."

Doktor Florian schüttelte den Kopf: „Wir wollen der Straße lieber nicht das Schauspiel eines des Meuchelmordes angeklagten, wenn hinterher auch freigesprochenen Admirals geben." Er lachte frei und erleichtert: „Lieber Herr Admiral, ich erkenne an, daß Sie von Anfang an mit Eliot und dem Beschauer den Sachverhalt durchschauten — der Commander Archibald Duniphan hat sich selbst vergiftet."

* * *

Über die Entscheidung im Wettbewerb berichten wir in der „Kleinen Laube" unter der Überschrift: „Was war's?"

sein würde, mich offen als Täter zu bekennen, um ihn zu entlasten, falls das Gericht auf Ihre Nachforschungen hin gegen ihn Schritte täte."

Von einem bösen Gedanken geleitet, fragte Florian: „Sie schafften doch nicht auch Mac Douglas aus dem Weg?"

„Was Ihnen nicht einfällt!"

„So verschuldete ich seinen Tod, weil er zur Waffe griff, um sich von meinen Verfolgungen zu befreien, obwohl ich ihn vor meiner Abreise an die See versicherte, von seiner Schuldlosigkeit überzeugt zu sein." Bekümmert senkte er den Kopf.

Freundlich klopfte ihn der Admiral auf den Rücken: „Nein, da irren Sie gewaltig! Ihr Zuspruch im Auto — er erzählte mir von der Unterredung — beruhigte ihn vollkommen; er erschoß sich nach dem Begräbnis seiner Braut, die nach langem Leiden starb; er muß sie unendlich geliebt haben. Und ihre Krankheit trug wohl auch viel zur Verschlimmerung seines Nervenleidens bei, das ihn zu Tollheiten verleitete — wie zu der Zumutung, die er an Okamoto stellte."

„Auch das wissen Sie!"

„Mac Douglas beichtete es mir am nächsten Tag, als er das Furchtbare seines Ansinnens, das einem Einbekenntnis des Mordes gleichkam, einsah."

„Noch eins, Herr Admiral, warum flüchtete der Kapitän?"

„Weil er wohl fürchtete, mit dem Tod des Commanders würde die Spionageaffäre aufgedeckt werden und er sich keine Unannehmlichkeiten zuziehen wollte, die zwar nicht mit seiner Bestrafung enden konnten, da seine Zugehörigkeit zur japanischen Botschaft unseren Richtern die Hände band, aber immerhin standen ihm schlimme Stunden bevor. Er wußte, was er vom alten Samuel Kirk zu gewärtigen hatte!"

„Und der Schuft hat zu guter Letzt noch den unglücklichen Mac Douglas verdächtigt!"

„In diesem Punkt tun Sie dem Gelben teilweise Unrecht. Er war von der Schuld des Leutnants tatsächlich überzeugt, was nach dessen Besuch bei ihm auch kaum anders sein konnte. Hielt ja sogar der alte Steuermann Mac Douglas für den Täter, und weil er ihn liebte, hatte der dumme Jack die Absicht, sich selbst als Mörder anzugeben, um den Leutnant zu retten!"

„Es ist alles anders als ich dachte", sagte Florian kleinlaut.

„Aber jetzt müssen auch Sie mir erklären, Sir, wieso Sie plötzlich die Frage an mich stellten, warum ich den Commander vergiftet hätte; Sie sprachen doch von Mördern in der Mehrzahl und ich bin doch trotz meines hohen Alters immer nur ein einzelner."

„Ein glücklicher Zufall, Herr Admiral, hat mich auf die Wahrheit gebracht. Damit Sie alles begreifen, muß ich meine früheren Mitteilungen um ein Stück ergänzen. Ich entdeckte an der vergifteten Flasche, daß

„Was nützt mir das!" schrie mir der Gruber ins Gesicht — nein, ich will bei der Geschichte doch strikte bei der Wahrheit bleiben, also: sprudelte mir der Gruber nahezu auf meine neue Prüflingsweste, weil ihm Verzweiflungsschaum in den Mundwinkeln saß, „was nützt mir das, wenn mich der Mathex durchschmeißt!"

„Aber ein Fach genügt noch nicht dazu, Gruber."

„Ein Dreier und ein Vierer zusammen aber machen doch das tote Rennen — im Englischen hat mir der King Henry auch einen Dreier hinaufgepelzt!"

Der King Henry rutschte ihm ohne jedes Augenzwinkern heraus. Zwei Stunden vor dem Schlußexamen ist es kein Witz mehr, wenn man seinen Englischlehrer wegen seiner Versessenheit auf die englischen acht Heinriche so getauft hat. Aber einer von uns achten lachte doch.

„Ihr habt leicht lachen", brüllte der Gruber, „von euch wenn einer durchsaust, der kann's im nächsten Jahr noch machen — ich aber bin geliefert, versteht ihr, ihr — ihr Bande!"

Aber bei der Bande mußte er doch selber mitlachen, so komisch klassenliebevoll hatte es geklungen. Und dann kriegten wir ihn wahrhaftig wieder sanft, den Gruber. Gar als einer den wahnsinnigen Vorschlag machte, geschwind noch einen halben Liter im Hofbräu einzunehmen, bevor das mündliche Examen losging. Zeit sei noch genug dazu, setzte er hinzu

„Und weil jetzt doch alles wurscht ist!" fügte der Göggelmann bei, der nächst dem Gruber die meiste Aussicht auf den Durchfall hatte.

„Und weil eine kleine Ablenkung knapp vor dem Examen ausgezeichnet fürs Gedächtnis sein soll", steuerte der Fredinger bei, der seit sieben Wochen vor Auswendiglernen dampfte.

„Und wenn wir erwischt werd'n?" mahnte der Schrebermann, der einen halben Freiplatz an der Schule hatte, der laut Statuten abhängig war von würdigem, wohlgesittetem Verhalten.

„Depp!" wurde ihm entgegengehalten, „sechs Jahr' lang hast du dich geduckt um deinen halben Freiplatz — jetzt zeig am Schluß, daß du auch darauf pfeifen kannst, wenn d' ein ganzer Kerl bist und nicht bloß ein Freiplatzkrischperl!"

Und alle achte gingen wir mannhaft festen Schritts um drei Straßenecken ins Hofbräuhaus, eine Stunde und eine halbe vor dem mündlichen Schlußexamen.

Es wäre eine literdicke Lüge, wollte ich behaupten, daß uns das Bier geschmeckt hat, das wir in der Schwemme zwischen Kutschern, Packträgern und Bauern nippten. Jawohl, nippten. Wir taten zwar, als tränken wir Riesenzüge aus den Steinkrügen und als habe es uns so gut noch nie geschmeckt. Die Wahrheit aber war, es schmeckte abscheulich, das

Die Prüfung.

Von **Fritz Müller.**

Es ist eine ganz unwahrscheinliche Geschichte, so unwahrscheinlich, daß sie selbst uns Beteiligten eine Stunde hinter dem Erlebnis geisterhaft, geträumt erschien. Ja daß wir noch viele Jahre nach der Schule, wenn wir uns begegneten, nicht daran zu rühren wagten. Es sei denn mit einem raschen Augenzucken der Erinnerung, wenn mehr als zwei beisammenstanden, oder mit einem sich überstürzenden Gemurmel, wenn nicht mehr als vier Augen über der ausgegrabenen Geschichte wachten.

Seit heute ist das anders. Heute sind die beteiligten Professoren alle tot. Heute habe ich eine Karte aus der Gegend von Verdun erhalten, daß auch der Gruber tot ist. Der Gruber, um dessen verwegene Schülerheldenschaft die ganze Geschichte sich dreht. Ach was, drehen ist nicht richtig — tanzen, tollen, wirbeln muß es heißen.

Wir waren eine schmale Oberklasse damals. Acht Männlein hoch stiegen wir in das Einjährigenexamen. Männlein? Nein, beim Gruber wenigstens muß ich Mann sagen, so stämmig, wie der war, daß er selbst den langen Mathematikprofessor noch um einen halben Kopf überragte. Dazu kam, daß er die Prüfung zum zweiten Male machte. Im letzten Jahre war er durchgefallen.

„Werdet sehen," sagte er düster eine Stunde vor dem mündlichen Examen, „werdet sehen, diesmal rasle ich wieder durch." Ja, ich weiß noch heute, daß er durchrasseln sagte, nicht durchfallen, die Kraft saß ihm nicht nur in den Riesenschultern und im Stiernacken, sondern auch auf der Zunge.

„Ja ja, Schultern, Nacken, Zunge stehen gut beim Gruber", hatte unterm Jahr der Mathematikprofessor mehr als einmal gespöttelt, aber was drüber ist, ui ui ui." Er zeigte auf seine Stirn und meinte natürlich Grubern seine. Nicht etwa sein ganzes Hirn, sondern nur den minimalen Teil, in dem das mathematische Erkenntnisvermögen aufgespeichert sein soll. Ich glaube, es ist ein winziges, verzwirbeltes Eckchen in der vierten Gehirnwindung. Aber der Mathematiker behandelte es so, als schlänge sich diese vierte Gehirnwindung durch die ganze Welt und herrsche unumschränkt von einem Zwergenthrönlein aus in der verzwirbelten Ecke.

Aber ich sehe schon, wenn ich die Geschichte s o weitererzähle, wird ein Mus daraus. Und war doch ein Schwefelblitz in dunkler Menschenseele.

„Dummes Zeug, Gruber, du wirst nicht durchfallen", versuchte ich zu trösten, „da ist ja dein guter deutscher Aufsatz und deine ordentliche Geographie und —"

„Ja, wenn wir dann elf oder zwölf von diesen dreizehn doch über Bord schmeißen dürfen?“ sagte der Fredinger.

„Während man uns jetzt selber über Bord schmeißt“, sagte der Gruber, „wenn wir eines oder zwei von diesen dreizehn nicht so beherrschen, wie sich’s so ein Steckenpferd dann eingebildet hat!“

So sehr berauschten wir uns an dieser neuen Einsicht, daß das bißchen Bier nicht dagegen aufkam und daß wir durch unser Gedröhn und Auf-den-Tisch-hin-Hauen sogar das Erstaunen eines Kutschers erregten:

„Schaug, schaug“, sagte er und wischte sich den Bart, „jetzt taat’n die Wickelkinder da herin aa scho’ an Schkandal mach’n, schaug, schaug . . .“

Das war eine Beleidigung. Aber zu einem Sühneaustrag konnte es an diesem Tag nicht kommen, weil der Fredinger plötzlich auf die Uhr schaute und flüsterte:

„In zwanz’g Minut’n steig’n wir ’nein.“

Wir wurden mit einem Male nüchtern und bekamen korrekte und ein wenig bleiche Jungengesichter, als wir aus dem Hofbräu gingen. Bis auf den Gruber. Der glühte auf dem ganzen Weg. Noch vor der Examenstür, die sich gleich öffnen würde, um uns einzulassen, funkelten seine Augen. Er stand vor mir. Mein Blick haftete plötzlich auf seiner Hosentasche. Auf der zeichnete sich ein merkwürdiger straffer Umriß ab.

„Gruber, was hast d’ da in der Tasche?“ sagte ich. Aber da ging die Türe auf, der Pedell trat heraus und verkündete, wie es uns schien, mit Posaunenstößen:

„Die Prüflinge werden zum Mündlichen erwartet.“

Er ließ die Tür weit offen. Wir stolperten hinein.

Drinnen saßen um einen großen Tisch herum ein Dutzend Brillen über einem grünen Tuch und zerblitzten und zerlegten uns.

Zuerst wurde der Göggelmann vorgenommen. Es ging ihm über Erwarten gut. Gleich die erste Frage konnte er glatt beantworten. Bei der zweiten wuchs ihm schon der Mut. Von der vierten ab schwamm er mit vergnügten Stößen im Examenswasser, als sei das von Anbeginn sein Element gewesen. Ob ihm die „geistige Ausspannung“ im Hofbräu die Zuversicht so stählte? Na, er hat sich zwar ein paarmal trotzdem bös vergaloppiert, aber als sie ihn ausgefragt hatten, ging doch jener freie Luftzug durch das Schwitzlokal, der uns verriet: Durch ist er, durch.

Dann mußte der Fredinger aufs Trapez. Bei dem war keine Gefahr. Das Gebüffelte saß bei ihm zu fest, als daß ihn die ungebüffelte Frage eines Steckenpferdes gänzlich aus dem Sattel hätte werfen können. Ein zweiter Luftzug — auch durch.

Der Dritte war ich. Ich antwortete wie im Traum. Freilich war der Traum so scharf, daß ich heute noch nach dreiundzwanzig Jahren

Examen saß darin und kitzelte die Zunge entlang, den Gaumen durch, den Schlund hinab und zwickte mit ein paar elenden Tröpfchen noch in unseren Eingeweiden. Bei uns allen, bis auf den Gruber.

Der log nicht. Der trank mit echten Zügen seinen halben Liter leer und leistete sich einen zweiten. Der hatte am Ende seines zweiten Kruges einen Gedanken. Einen merkwürdigen Gedanken, der so nahe lag, daß wir uns alle bis heute gewundert haben, wie wir noch nie daraufgekommen waren.

„Hört mal,“ sagte er, „eigentlich ist doch solch ein Examen ein aufgelegter Schwindel!“

„Natürlich!“ pflichteten wir im allgemeinen bei.

„Und wißt ihr auch, warum?“

„Natürlich“, sagten wir, „prost Gruber!“

„Prost — also ich wette meinen Kopf, wenn alle unsere Professoren heute geprüft würden — sie fielen alle durch, mit Glanz sogar.“

Diesmal sagten wir nicht natürlich, die Behauptung war zu ungeheuerlich.

„Prost, Gruber“, sagte der Göggelmann, „also wie meinst du das mit dem Professorendurchfall, he?“

„Wie ich das meine? So, wie ich's sagte — wenn ein jeder unserer Fachprofessoren heute all das abgefragt würde, was sie aus jedem von uns herausschwitzen wollen, so — so bekäme jeder in einem Fache mindestens einen Achundkrachdreier und in einem zweiten einen glatten Vierer.“

Wir andern sieben mußten erst einen wirklichen Schluck nehmen, bevor wir es verdaut hatten.

„Recht hast d'“, sagte dann der Fredinger, „was weiß zum Beispiel der Mathex von dem, was wir in der Literatur wissen müssen?“

„Und was der Geox und der Historikex vom Kosinussatz!“ schrie der Göggelmann.

„Und der King Henry von den diophantischen Gleichungen“, fiel es mir ein.

„Und den deutschen Aufsatz möcht' ich sehn, den der Mathex zusammenschmier'n tät'!“ trumpfte der Walch respektlos auf.

Das Vergleichen nahm kein Ende, wir kannten unsere Fachlehrer gar zu gut. Empört waren wir über diese neu entdeckte Ungerechtigkeit, die darin lag, daß alle diese strengen Fachlehrer doch zum mindesten einmal das Einjährigenexamen hatten machen müssen und nachher alle anderen Fächer, bis auf ihr Steckenpferd, vergessen durften, als hätten sie was anderes nie gelernt.

„Warum plagt man uns dann mit dreizehn Fächern und schindet uns und drangsaliert uns?“ rief der Göggelmann.

„Nein, alle achte können wir denn doch nicht durchkommen lassen — schließlich würde da das Examen von den kommenden Geschlechtern gar nicht mehr ernst genommen — meinten wohl, es sei ein Spaß — nichts da . . . hrrhmhrr, Gruber, how many English Kings with the name Henry are there?“

Natürlich, dachte ich, der Rektor als King Henry kann nicht gut was andres fragen — darauf wird sich wohl der Gruber vorbereitet haben, denk' ich.

Ach nein, darauf eben hatte er sich nicht vorbereitet. Er hatte vorher festgestellt, daß der Rektor im letzten Jahre und im vorletzten Jahre die Heinrichkönige drangenommen hatte. Also, schloß er logisch weiter, kann er nicht gut im dritten Jahre auch . . . und bereitete sich auf die verschiedenen Kings Georges vor, der arme Kerl, und versagte in den Heinrichen so, daß es mit verstärktem Augenrunzeln scholl:

„Gruber, Sie haben sich schon in der schriftlichen englischen Prüfung nur einen Dreier geholt, aber mündlich scheinen Sie mir's auf einen — einen Vierer abgesehn zu haben, was? — Versuchen Sie's noch mit der Mathematik, Herr Kollege.“

Der kaltherzige, hoffnungslose Ton in diesem Satze trieb dem Gruber fast die Augen aus dem Kopfe. Stumpf und schwitzend stand er dann vor einer Zeichnung, die ihm der lange Mathematikprofessor auf die Tafel geworfen hatte:

„Na, Gruber, ich will es gnädig mit Ihnen machen — beweisen Sie mir, daß der Inhalt dieser ähnlichen Dreiecke sich wie die Quadrate zweier korrespondierenden Seiten verhalten muß — das werden Sie doch hoffentlich können, wie?“

Ja ja, gekonnt hatte es der Gruber wohl einmal. Aber es mußte in unvordenklich grauer Vorzeit gewesen sein, daß man ihn mit Mathematik geschunden hatte. Das war ja alles längst versunken. Warum stieg denn da noch mal so ein langer Quälgeist aus der Theaterversenkung und narrte ihn mit Dreiecksähnlichkeiten und Quadraten? Das war denn doch ein dummer Traum. Ach was, gleich würde er doch aufwachen und lachen über den vergossenen Schweiß einer Schulexamenserinnerung, die auf ihm kniete.

Ach ja, erwachen tat er wohl, der Gruber, nachdem er beharrlich fünf Minuten schweigend vor den beiden Dreiecken gestanden hatte. Da schienen sich die ähnlichen spitzen Dreiecke von der Wandtafel losgelöst zu haben und mit ihren Spitzen unbarmherzig auf seine Kehle zu schießen, während sie schrien — nein, wie ähnliche Dreiecke nur so brüllen konnten:

„Gruber, Ihre bodenlose Ignoranz in der Mathematik ist ein Skandal — Sie sind der dunkle Fleck unsres heutigen glänzenden

eine Frage nach der andern säuberlich auf dieses Papier setzen könnte. Aber ich will es mir verkneifen, bis auf die letzte Frage, die der Prüfungskommissar noch lächelnd an mich richtete, als die offiziellen Fachfragen schon alle an mir heruntergerieselt waren, ohne mich zu nässen.

„Nun, mein Lieber“, sagte der Kommissar jovial, „und was glaubst du wohl, daß du von alle diesem noch nach — nach — sagen wir mal, zwanzig Jahren wissen wirst?“

Vielleicht war es ein Witz, vielleicht der tiefste Ernst, der da in dieser Zwischenfrage plötzlich seinen Kopf hob — ich war mit meiner Handvoll Jahre damals doch zu wenig Menschenkenner, um das eine oder das andere aus der goldenen Brille meines Fragers herauslesen zu können. Ich weiß nur, daß ich überzeugt in den Prüfungssaal hinausschmetterte:

„Alles, Herr Professor, alles!“

Es gab ein auguriſches Gelächter. Ich wurde weiß. Hatte ich was Dummes gesagt? Hatte mich die goldene Brille hereingelegt? Hatte sie mir meine schönen Einser verpatzt? Und welchen? In welches Fach gehörte überhaupt diese Frage? schoß es mir durch den glühenden Examenskopf.

„Schon gut, mein Sohn — wir wollen es dir ausnahmsweise glauben“, kam es gutmütig von der goldnen Brille her. Ha! der Luftzug wieder — durch! — und gleich dahinter der Posaunenton: „Der nächste, bitte.“

Der Vierte von uns achten, der Fünfte, der Sechste und der Siebente turnten nacheinander auf das Reck — sie alle kamen durch, der knapper und der glatter. Es war eine Freude, dies gefürchtete Examen, dachte ich. Wie konnte man auch nur so blödsinnige Angst davor gehabt haben, jahrelang? Und dieser braungetäfelte Marterkasten hätte ebensogut ein Kneip- oder ein Frühlingstanzlokal sein können, dachte ich weiter, so hell und freundlich sieht er aus. Und die examinierenden Professoren waren Kameraden, gute Kameraden, die einen unterm Arm gefaßt hatten: „Kommt, wir wollen ’n wenig Polonäse mit euch Jungens markieren, oder wollt ihr lieber einen Spaziergang mit uns hinaus ins Grüne machen . . .“

Ja ja, hinaus, hinaus — zum Donner auch, warum standen wir denn noch da?

Ach so, der Gruber — sie hatten den Achten von uns in die Examenszange genommen. Gleich zu Beginn hatte der Rektor die Stirne gerunzelt. Versagte vorhin meine Menschenkenntnis gegenüber der goldnen Brille, von den Rektorsrunzeln glaubte ich es plötzlich klar und deutlich lesen zu können:

Hier war es, daß der Gruber plötzlich an die Türe sprang, den Schlüssel umdrehte, ihn krampfhaft mit der linken Hand umklammerte, während die Rechte wahrhaftig einen Revolver aus der Tasche zog, von dem wir freilich später hörten, daß er nicht geladen war. Der aber jetzt, als er sich auf den Lehrerhalbkreis richtete, dennoch furchtbar wirkte. So furchtbar, wie die zerschmetterte Stimme des Gruber, der über seinen Revolver hinweg brüllte:

„So — so — ihr könnt es — könnt es selber nicht — und wir — wir sollen's können, wenn wir — wenn wir nicht zertreten werden sollen im Examen — haha! beweist es doch — beweist es doch, daß — daß der Inhalt ähnlicher Dreiecke sich wie die — wie die Quadrate — Quadrate — hahaha — heehe . . .!"

Der Wutanfall ging in ein Gemecker über. Der Gruber schlug mit seinem Revolver ohnmächtig auf den Boden. Man nahm ihm das Ding aus der Hand. Man löste den Schlüssel aus den krampfigen Fingern, man trug den Gruber hinaus — an mehr weiß ich mich von jenem Auftritt nicht zu erinnern.

Aber von dem, was nachher kam, weiß ich noch, daß der Gruber natürlich durchs Examen flog, und daß er später nie wieder eines machte.

Doch — doch — eines hat er noch gemacht — das vor Verdun jetzt. Und das hat er bestanden. Mit allem Inhalt und mit allen Ähnlichkeiten, die es mit den größten Heldentaten der Geschichte hat. Und zusammen mit allen seinen Kameraden. Auch mit seinen Vorgesetzten, die dort mitgeprüft worden sind und die mit ihm bestanden haben, samt und sonders.

Lilith und Eva.

Die Stammütter des Menschengeschlechtes.

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

Freund Benedikt stürmte wie gewöhnlich ohne Anklopfen in mein Zimmer. „Grüß dich, Hans Ludwig! Schon wieder über Büchern? Störe ich etwa? Dann kann ich ja wieder gehen und ein andermal wiederkommen. Nein?" Er warf Hut und Mantel ab, den Hut auf den Ofen und den Mantel über den Waschtisch. „Darf man fragen, womit du dich beschäftigst? O — Häckel, „Welträtsel", Darwin, Hörnes, Bölsche, so viel ich sehe. Vom Nebelfleck zum Menschen und so weiter. Guckst dem Schöpfer in seine Reparaturwerkstätte. Entwicklung vom Menschenaffen zum Hofrate. Verzeih, ich will niemanden kränken. Aber schließlich wenn schon, dann darf man sich auch dieses Werdeganges nicht schämen. Mir fällt was ein: Ein Vater, der von der Abstammung des Menschen

Examens — Herr Regierungskommissar, ich verzichte auf fernere Fragen, das Niveau des jungen Mannes liegt ja klar."

In diesem Augenblicke wendete mir der Gruber sein Gesicht zu. Wenn ich einmal alles an diesem Examen vergessen sollte — dies Gesicht vergesse ich nicht. Ich werde es noch eine Stunde vor meinem Tode zeichnen können, glaube ich. Ich habe seither, all die dreiundzwanzig Jahre nach der Schule, nichts mehr so Schreckliches, so Erschütterndes gesehen, als dies Gesicht. Beschreiben kann ich seine Angst nicht, noch weniger die entsetzensvolle Verzweiflung.

Wohl aber den Ausdruck, der nach der Verzweiflung plötzlich in dem verzerrten Antlitz aufsprang, wie ein Blitz, ein breiter, schwefelgelber. Und den Ton der Worte, als es jetzt durch das braungetäfelte Prüfungszimmer rollte:

„Herr Kommissar — Herr Kommissar — ich — ich möchte fragen — fragen, ob einer der anwesenden Professoren außer meinem Mathematiklehrer den Beweis da — jawohl den Beweis da machen kann."

Mit einem Schlag verwandelte sich der Saal. Auf den Kopf stellte er sich. Die Professoren um den grünen Tisch blickten ängstlich, als sollten sie plötzlich von unbarmherzig examinierenden Schülern geprüft werden. Dem Rektor verschlug es fast das Wort, als er den Kommissar anstotterte:

„Herr Regierungs — Regierungskommissar — Sie — Sie haben hier die oberste Gewalt — schlagen Sie — schlagen Sie den Frechling nieder — nein, lassen Sie ihn hinauswerfen — soll ich den Pedell —?"

Ein seltsamer Zug lief plötzlich rund um die goldnen Brillengläser.

„Sofort," tönte es von dorther, „sofort, Herr Kollege, sobald Sie diesen jungen Menschen selber — selber niedergeschlagen haben werden —"

Reflexartig holte die Hand des Rektors aus.

„Nein, nicht so," zuckte es merkwürdig weiter um die goldne Brille, „ich meine geistig niedergeschlagen."

Es gab eine lange Pause. Niemand rührte sich. Einige Lehrer schienen bleicher zu werden. Der Rektor zitterte.

„Herr Kommissar," sagte er mühsam, „es ist doch wohl nur ein Scherz, uns — uns Nichtmathematikern zuzumuten, daß wir diesen mathematischen Beweis heute noch —"

„Ein Scherz?" — Der Kommissar blickte langsam in die Runde, um mit leisem Sarkasmus zu wiederholen: „Ein Scherz? — die Herren haben selbstverständlich recht — man hat nach solcher langen Sitzung menschlich das Bedürfnis und wohl auch das Recht, sich noch mit einem kleinen Scherze Luft zu machen — amtlich darf die Prüfung mit der unvermeidlichen Exekution dieses armen Sünders wohl als abgeschlossen gelten und —"

gar nichts anderes, als eine Paraphrase des ersten Buches Mosis, Kapitel eins und zwei."

Ich fand kein Vergnügen an dem Wortgefecht. „Eine Zigarette gefällig?"

„Tja, danke, Feuer hab' ich selbst. — Und willst du mir ein Stündchen widmen?"

„Gern."

„Aber ohne den mokanten Zug um den Mund, wenn ich bitten darf. Ein bescheidenes Privatissimum über die ersten Menschen von meinem Standpunkte, das heißt vom Standpunkte der Bibel, vermischt mit allerfeinster Psychologie. Es schlägt ja schließlich in dein Fach, wenn ich die Sache auch von der anderen Seite betrachte. Solltest dich auch einmal auf die andere Seite stellen und zugucken!"

„Also leg los!" Da Benedikt vergnügt blinzelte, brauchte ich keine trockene Salbaderei zu fürchten; vielleicht stand mir ein ganz unterhaltsamer Vortrag bevor.

„Hast du eine Bibel bei der Hand?"

„Mußt du unbedingt eine Bibel haben? Sie ist, weiß Gott wo, vergraben."

„Ich muß sie haben. Darin steht es nämlich, wenigstens zwischen den Zeilen steht es. Her mit der Bibel!"

Aufseufzend kramte ich sie aus dem untersten Bücherfache: „Zwei Exemplare sogar, unsereins ist nicht einseitig, ein katholisches und ein lutherisches."

„Ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet, du bist bildungsfähig." Zuerst bewunderte Benedikt den gepreßten Schweinsledereinband der alten katholischen Bibel mit ihrer schweren Metallschließe: „Famos! Was unsere Altvorderen für guten Geschmack hatten, im Vergleiche zu dem Tschandsch der modernen Buchbinderei. Nichts widerlicher als Kunst fürs Volk!" Er entzifferte den Titel: „Katholische Bibel nach alter in Christlicher Kyrchen gehabter Translation trewlich verteutscht und mit vielen heilsamen Annotalen erleuchtet durch D. Johan Dietenberger. Gott zu lob und der Römischen Kayserlichen Majestät zu allergnädigsten wolgefallen Gedruckt zu Cölln durch Arnoldum Quentel. 1621. — Alle Achtung! Du, ich glaub' das Stück hat einen antiquarischen Wert. Aber wir wollen beginnen. Moses, Genesis, Kapitel I: „Im Anfang hat Gott geschaffen Himmel und Erden . . ."

„Mein Lieber, solltest du die löbliche Absicht haben, mir den ganzen recht umfangreichen Band mit Grabesstimme vorzutragen, so will ich derweilen hinausgehen. Du schellst dann einfach, wenn du damit fertig bist, denn der Inhalt ist mir nicht unbekannt."

vom Affen nichts wissen will, streitet sich mit seinem Sohn, einem überzeugten Darwinisten, und wirft endlich das klassiche Wort hin: ‚Wenn du vom Affen stammen willst — meinetwegen; ich stamme nicht vom Affen ab!' Wie dieser Vater seid ihr alle und in Gesellschaft, sonderlich vor hübschen Damen und vor Untergebenen, will keiner daran erinnert werden, wer seine Ahnen waren."

Ich dämmte Benedikts Redeschwall ein: „Mit Gemeinplätzen und Witzen löst man dieses interessante Problem nicht. Meiner Überzeugung nach müßte sich jeder intelligente Mensch mit der Entwicklungsgeschichte der Menschheit eingehend beschäftigen."

„Dann bin ich eigentlich kein intelligenter Mensch, denn . . ."

„Ja, ich weiß, die Naturwissenschaften liegen dir nicht, du schmökerst lieber den ganzen Tag im Sanskrit."

„Bitte, nicht nur im Sanskrit, auch in der Bibel, die ich in der Ursprache lese, in der Rigveda, in der Edda und den fünf heiligen Büchern der Chinesen."

„Jedes Tierchen hat sein Pläsierchen."

Da regte Benedikt sich denn doch auf: „Was lehrt euch denn eure Naturwissenschaft? Nichts. Sie vermutet, aber sie beweist nicht. Ihr müßt eben einfach glauben, was eure Gelehrten euch zu glauben vorstellen."

„Entschuldige — wir beweisen nichts? Denk an den Affenmenschen von Java, an den Urmenschen von Heidelberg, an den Neandertalmenschen und an die Menschen der älteren und jüngeren Steinzeit! Sie bilden eine ununterbrochene Brücke vom Tier zu uns herauf."

„Mag sein", sagte Benedikt verdrossen. „Also doch vom Affenmenschen zum Hofrat. Davon verstehe ich nicht viel."

Ich lächelte überlegen.

„Du willst die Vergangenheit aus toten Schädeln und Knochen ergründen, die stumm wie Fische sind, ich halte mich lieber an die gesprächige Bibel, an die Schöpfungsgeschichte der ‚Genesis', des ersten Buches Mosis. Da hab' ich alles schön übersichtlich beisammen und brauche nur . . ."

„Kritiklos zu glauben!"

Mein Freund wurde nervös und anzüglich: „Und ich behaupte meinerseits, daß auch eurer Weisheit letzter Schluß der blinde Glaube an einen Nebelfleck oder an eine Zelle, ans Protoplasma oder wie das Ding heißt, ist. Auf zwei Seiten in sieben Tagen schildert Moses haargenau, wie aus dem Chaos Weltall und Menschheit entstanden. Und weißt du, eine ganz blasse Ahnung hab' ich schließlich auch von der modernen Wissenschaft und manchmal scheint es mir, sie sei im Grunde

ohne Baum und Strauch, ohne kriechendes, fliegendes und schwimmendes Getier. Nach dem Mann und für den Mann erst bevölkerte er das Paradies. Hierauf sprach Gott: ‚Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei . . .‘ Und der Mensch gab einem jeglichem Vieh und Vogel unter dem Himmel und Tier auf dem Feld seinen Namen; aber für den Menschen ward keine Gehilfin gefunden, die um ihn wäre. Da ließ Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen, und er schlief ein. Und er nahm seiner Rippen eine und schloß die Stätte zu mit Fleisch. Und Gott der Herr baute ein Weib aus der Rippe, die er von dem Menschen nahm, und brachte sie zu ihm. Da sprach der Mensch: ‚Das ist doch Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch; man wird sie Männin heißen, darum, daß sie vom Manne genommen ist . . .‘ Nu, was sagst du dazu?“

„Daß nach dem ersten Kapitel Mann und Weib von Gott selbstständig nebeneinander geschaffen, nach dem zweiten jedoch die Männin aus dem Manne gebildet wurde. Hier ist also die Frau im ursprünglichsten Sinn des Wortes ein Stück von ihm, gewissermaßen sein Werk.“

Benedikt klatschte in die Hände: „Bravo! Für so scharfsinnig hätte ich dich gar nicht gehalten, Bruderherz! — Siehst du und diese zweite, für Adam bedeutend günstigere Lesart, wonach er der Männin Gebieter sein muß, da sie gewissermaßen sein ausgewachsenes Rippenstück, übernahmen auch die Apostel und Kirchenlehrer. In Kapitel 11 seines ersten Briefes an die Korinther sagt Paulus: „Der Mann . . . ist Gottes Bild und Ehre; das Weib aber ist des Mannes Ehre. Denn der Mann ist nicht vom Weib, sondern das Weib ist vom Manne. Und der Mann ist nicht geschaffen um des Weibes willen, sondern das Weib um des Mannes willen.“ Ganz ähnlich drückt sich derselbe Apostel auch den Ephesern und Timothäus gegenüber aus. — Und wir Männer, soweit wir nicht Feministen sind, stimmen ihm insgesamt bei. Aber mein lieber Hans Ludwig, wie erklärst du dir den Widerspruch zwischen dem ersten und dem zweiten Kapitel der Genesis? Zufolge des ersten ist das Fremlin die ebenbürtige und daher auch gleichberechtigte Genossin des Männlins, gemäß des zweiten hingegen ist die Männin — wie schon der Name andeutet — vom Manne abhängig, ist sie seinetwillen geschaffen, nicht das unmittelbare Ebenbild Gottes, sondern ein Gleichnis des ersten Menschen, ist sie dessen „Ehre“, wie Paulus so poetisch schreibt.“

„Lieber Freund, es sind eben zwei verschiedene Lesarten; nach deinen eigenen Darlegungen pflanzte sich die Tradition unter den alten Juden zum Teil so und zum Teil anders fort — von Mund zu Mund, vom Vater auf den Sohn. Da kann man nichts machen.“

„Herrgott, ist der Mann ungeduldig! Ohne jegliches Sitzfleischgenie. Aus dir wird nie ein richtiggehender Gelehrter. Ich werde mich möglichst kurz fassen, bitte jedoch um gespannteste, lautlose Aufmerksamkeit. Man rede nur gefragt! Ich sage grundsätzlich nichts zweimal. Den Schaden trägst natürlich du. Und du wirst sehen, die Geschichte fesselt auch dich." Benedikt blätterte um. „Das erste Kapitel, um deiner Kindheitserinnerung nachzuhelfen, schildert die Erschaffung von Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sternen, von Bäumen, Pflanzen, Tieren, Land, Wasser und Luft in der angeführten Reihenfolge. Dann heißt es über die Erschaffung des Menschen: ‚Und Gott hat den Menschen nach seinem bildnuß geschaffen / nach dem bildnuß Gottes hat er ihn geschaffen / er hat sie geschaffen ein Männlin und Frewlin. Und Gott hat sie gesegnet / und gesprochen: Seyt fruchtbar / und mehret euch / und füllet die erden / und unterwerfft sie.' — Männlin und Frewlin, entzückend, nicht?"

„Ja, ganz nett gesagt."

„Tu nicht so blasiert! Wenn ein moderner Lyriker sich nur halb so lieb ausdrückt, seid ihr alle platt vor Bewunderung."

Darin hatte Benedikt vielleicht nicht so ganz unrecht. „Hm, wir lesen die Bibel hier also aus ästhetischen Gründen? Ist mir auch recht."

„Wäre es dir angenehmer, Hans Ludwig, ich legte meiner Belehrung den aramäischen Urtext zu Grunde?" Mit großer Geberde schob er den Schweinslederband auf den Tisch. „Da dich die absonderliche Sprache ablenkt, so wollen wir lieber zur nüchternen lutherischen Übertragung greifen. — Kapitel II. Beachte gefälligst, daß Kapitel II die Schöpfungsgeschichte wiederholt. Und warum das, he?"

„Kann ich wissen, warum Moses sich die Arbeit doppelt machte?"

„Du könntest und solltest es wissen, aber du bist namenlos denkfaul, Hans Ludwig. Moses stellte eben die Schöpfungsgeschichte so dar, wie sie im auserwählten Volke von Mund zu Mund, vom Vater auf den Sohn überliefert wurde. Und es gab nicht etwa nur eine einzige Überlieferung, sondern es gab deren mehrere, die sich teils deckten, teils auch nicht deckten. Da nun die Entstehung von Sonne, Mond und Sternen keine Nebensächlichkeit ist, was ich dir als Naturforscher nicht des Langen und Breiten auseinanderzusetzen brauche, so schrieb Moses die wichtigsten Lesarten nebeneinander hin. Doch wenden wir uns endlich Kapitel II zu. Danach machte Gottvater den Menschen aus einem Erdenkloß und blies ihm den lebendigen Odem in die Nase — bitte, es steht wörtlich so da! Achte wohl darauf, teurer Freund, Jehova machte nach der Lesart des zweiten Kapitels nur einen einzigen Menschen, den Mann, und nicht wie im ersten Kapitel neben dem Männlin sogleich auch das Frewlin. Und er setzte ihn auch nicht als Krone der Schöpfung auf die vollendete Erdkugel, sondern in eine noch recht wüste Umgebung

ohne Baum und Strauch, ohne kriechendes, fliegendes und schwimmendes Getier. Nach dem Mann und für den Mann erst bevölkerte er das Paradies. Hierauf sprach Gott: ‚Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei . . .‘ Und der Mensch gab einem jeglichem Vieh und Vogel unter dem Himmel und Tier auf dem Feld seinen Namen; aber für den Menschen ward keine Gehilfin gefunden, die um ihn wäre. Da ließ Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen, und er schlief ein. Und er nahm seiner Rippen eine und schloß die Stätte zu mit Fleisch. Und Gott der Herr baute ein Weib aus der Rippe, die er von dem Menschen nahm, und brachte sie zu ihm. Da sprach der Mensch: ‚Das ist doch Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch; man wird sie Männin heißen, darum, daß sie vom Manne genommen ist . . .‘ Nu, was sagst du dazu?“

„Daß nach dem ersten Kapitel Mann und Weib von Gott selbstständig nebeneinander geschaffen, nach dem zweiten jedoch die Männin aus dem Manne gebildet wurde. Hier ist also die Frau im ursprünglichsten Sinn des Wortes ein Stück von ihm, gewissermaßen sein Werk.“

Benedikt klatschte in die Hände: „Bravo! Für so scharfsinnig hätte ich dich gar nicht gehalten, Bruderherz! — Siehst du und diese zweite, für Adam bedeutend günstigere Lesart, wonach er der Männin Gebieter sein muß, da sie gewissermaßen sein ausgewachsenes Rippenstück, übernahmen auch die Apostel und Kirchenlehrer. In Kapitel 11 seines ersten Briefes an die Korinther sagt Paulus: „Der Mann . . . ist Gottes Bild und Ehre; das Weib aber ist des Mannes Ehre. Denn der Mann ist nicht vom Weib, sondern das Weib ist vom Manne. Und der Mann ist nicht geschaffen um des Weibes willen, sondern das Weib um des Mannes willen.“ Ganz ähnlich drückt sich derselbe Apostel auch den Ephesern und Timothäus gegenüber aus. — Und wir Männer, soweit wir nicht Feministen sind, stimmen ihm insgesamt bei. Aber mein lieber Hans Ludwig, wie erklärst du dir den Widerspruch zwischen dem ersten und dem zweiten Kapitel der Genesis? Zufolge des ersten ist das Frewlin die ebenbürtige und daher auch gleichberechtigte Genossin des Männlins, gemäß des zweiten hingegen ist die Männin — wie schon der Name andeutet — vom Manne abhängig, ist sie seinetwillen geschaffen, nicht das unmittelbare Ebenbild Gottes, sondern ein Gleichnis des ersten Menschen, ist sie dessen „Ehre“, wie Paulus so poetisch schreibt.“

„Lieber Freund, es sind eben zwei verschiedene Lesarten; nach deinen eigenen Darlegungen pflanzte sich die Tradition unter den alten Juden zum Teil so und zum Teil anders fort — von Mund zu Mund, vom Vater auf den Sohn. Da kann man nichts machen.“

„Herrgott, ist der Mann ungeduldig! Ohne jegliches Sitzfleischgenie. Aus dir wird nie ein richtiggehender Gelehrter. Ich werde mich möglichst kurz fassen, bitte jedoch um gespannteste, lautlose Aufmerksamkeit. Man rede nur gefragt! Ich sage grundsätzlich nichts zweimal. Den Schaden trägst natürlich du. Und du wirst sehen, die Geschichte fesselt auch dich." Benedikt blätterte um. „Das erste Kapitel, um deiner Kindheitserinnerung nachzuhelfen, schildert die Erschaffung von Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sternen, von Bäumen, Pflanzen, Tieren, Land, Wasser und Luft in der angeführten Reihenfolge. Dann heißt es über die Erschaffung des Menschen: ‚Und Gott hat den Menschen nach seinem bildnuß geschaffen / nach dem bildnuß Gottes hat er ihn geschaffen / er hat sie geschaffen ein Männlin und Frewlin. Und Gott hat sie gesegnet / und gesprochen: Seyt fruchtbar / und mehret euch / und füllet die erden / und unterwerfft sie.' — Männlin und Frewlin, entzückend, nicht?"

„Ja, ganz nett gesagt."

„Tu nicht so blasiert! Wenn ein moderner Lyriker sich nur halb so lieb ausdrückt, seid ihr alle platt vor Bewunderung."

Darin hatte Benedikt vielleicht nicht so ganz unrecht. „Hm, wir lesen die Bibel hier also aus ästhetischen Gründen? Ist mir auch recht."

„Wäre es dir angenehmer, Hans Ludwig, ich legte meiner Belehrung den aramäischen Urtext zu Grunde?" Mit großer Geberde schob er den Schweinslederband auf den Tisch. „Da dich die absonderliche Sprache ablenkt, so wollen wir lieber zur nüchternen lutherischen Übertragung greifen. — Kapitel II. Beachte gefälligst, daß Kapitel II die Schöpfungsgeschichte wiederholt. Und warum das, he?"

„Kann ich wissen, warum Moses sich die Arbeit doppelt machte?"

„Du könntest und solltest es wissen, aber du bist namenlos denkfaul, Hans Ludwig. Moses stellte eben die Schöpfungsgeschichte so dar, wie sie im auserwählten Volke von Mund zu Mund, vom Vater auf den Sohn überliefert wurde. Und es gab nicht etwa nur eine einzige Überlieferung, sondern es gab deren mehrere, die sich teils deckten, teils auch nicht deckten. Da nun die Entstehung von Sonne, Mond und Sternen keine Nebensächlichkeit ist, was ich dir als Naturforscher nicht des Langen und Breiten auseinanderzusetzen brauche, so schrieb Moses die wichtigsten Lesarten nebeneinander hin. Doch wenden wir uns endlich Kapitel II zu. Danach machte Gottvater den Menschen aus einem Erdenkloß und blies ihm den lebendigen Odem in die Nase — bitte, es steht wörtlich so da! Achte wohl darauf, teurer Freund, Jehova machte nach der Lesart des zweiten Kapitels nur einen einzigen Menschen, den Mann, und nicht wie im ersten Kapitel neben dem Männlin sogleich auch das Frewlin. Und er setzte ihn auch nicht als Krone der Schöpfung auf die vollendete Erdkugel, sondern in eine noch recht wüste Umgebung

gewesen, welche Bezeichnung der Garten Eden denn auch führte. Er umfaßte und barg alles, was sich Menschenhirne nur ersinnen können: Sonne, Schönheit, Landschaft, Tiere und Bäume und seltene Pflanzen, Berge und Flüsse, schattige Täler, freundliche Halden, Seligkeiten in Hülle und Fülle und die Nähe Gottes. Nur der gefährliche Baum der Erkenntnis grünte damals noch nicht, wenigstens wird er im ersten Kapitel der Genesis nirgend erwähnt. Der Baum der Erkenntnis, von dem auch du, mein in den Geheimnissen der Natur wacker schürfender Freund, zu naschen trachtetst! Kann man es da Jehova verübeln, wenn er, seine Schöpfung überschauend, befriedigt ausrief: „Es ist sehr gut"? Gewiß nicht. Und dennoch... Weder Adam noch Lilith brauchten zu arbeiten, da die Arbeit erst später, wie das zweite Kapitel lehrt, erfunden wurde; sie hausten im Schlaraffenland, das alles Notwendige im Überfluß spendete, und selbst die Kinder wurden vom Weibe ohne Schmerzen geboren. Vor dem Sündenfall! Und dennoch... Die Apfelbäume trugen die süßesten Äpfel, die Birnbäume die saftigsten Birnen, Aprikosen, Pfirsiche, Pflaumen, Orangen, Mandarinen, Datteln, Erdbeeren, Blaubeeren, Himbeeren und Brombeeren gediehen, es gediehen Mandeln und Feigen, Nüsse und Kirschen, Bananen, Stachelbeeren, Trauben und Hetschepetsch von den auserlesensten Sorten, ganz zu schweigen von den schmackhaften Gemüsen und anderen Küchenpflanzen. Die Euter der Kühe strotzten von Milch, die Hühner legten ohne Unterlaß Eier und die Bienen trugen Honig in ihre Stöcke. Und dennoch... Die Äpfel, Birnen, Aprikosen, Pfirsiche, Pflaumen, Orangen, Mandarinen, Datteln, Erdbeeren, Blaubeeren, Himbeeren, Brombeeren, Mandeln, Feigen, Nüsse, Kirschen, Bananen, Stachelbeeren, Trauben und Hetschepetsch mußten gepflückt und gesammelt, die Kühe mußten gemolken, die Eier aufgelesen und der Honig mußte geschleudert werden. Wer aber sollte pflücken und sammeln und melken und auflesen und schleudern? Adam sagte: „Lilith" und Lilith sagte: „Adam!" Adam aber zog es vor, sich die Sonne in die Magengrube scheinen zu lassen, statt tätig zu sein, und Lilith spielte lieber mit den Kindern. Man stritt sich: „Geh ernten, Adam!"

„Geh du ernten, Lilith!"

„Warum ich?"

„Und warum ich?"

Das Gezänk ging so den lieben Tag weiter und jedes verlangte vom andern, er möchte sich für die Wirtschaft umtun. Der erste Ehstreit, der erste unabsehbare Ehstreit schon im Paradies! Obschon der liebe Gott voreilig erklärt hatte, es sei alles sehr gut! Er besaß eben noch keine Erfahrung im Welterschaffen und Weltregieren und mit den Menschen, von denen seither Philosophen mit Recht sagten, sie seien die

„So, da kann man nichts machen!" Benedikt lächelte höhnisch. „Ich will dir eine Brücke vom ersten Abschnitt zum zweiten schlagen und dir beweisen, daß sie sich in der Hauptsache nicht widersprechen, vielmehr einander ergänzen..."

Ich schaute ihn vielleicht nicht sehr geistreich an: „Das wolltest du tun? Wie kämst du zu solcher Weisheit?"

Benedikt rückte seinen Sessel näher an den meinen heran und blies den Rauch seiner Zigarette über meine Schulter: „Das auserwählte Volk besitzt heute noch neben seiner schriftlich niedergelegten, auch von Christen und Mohammedanern übernommenen Tradition eine mündliche Überlieferung, die man zu Rate ziehen muß, soll man die Bibel recht verstehen."

„Und diese mündliche Überlieferung ist dir bekannt?"

„Allerdings...", murmelte mein Freund unschlüssig. „Gewissermaßen wenigstens... Im Vertrauen — eine Urgroßmutter meiner Mama stammt aus dem berühmten Rabbinergeschlecht des Moses Isserles aus Krakau... Sag es aber bitte nicht weiter, denn ich bin Antisemit!"

„Dem Moses Isserles zum Trotz?"

Er nickte: „Trotz Moses Isserles aus Krakau. In meinen Adern rollt freilich etwas jüdisches Blut — genau 0,78125 Prozent; du darfst nachrechnen. Und in dieser homöopathischen Dosis schadet es nicht mehr, kalkuliere ich Wer kann schwören, daß er aus dem dunklen unerforschten Mittelalter her weniger Judenblut in sich hat? Niemand. Mir persönlich nützt es insofern, da ich dadurch Mitwisser der jüdischen Tradition wurde und außerdem einige geschäftliche Talente ererbte. Um Schreibpapier einzukaufen, fahre ich zum Beispiel stets zum Sami Fuchsschweif in die Annenstraße, wo hundert Bogen um zwei Heller billiger sind, als überall. — Aber reden wir nicht mehr davon. Ich will dir jetzt die Geschichte Adams und seiner Frauen — jawohl: seiner F r a u e n, denn er besaß deren nacheinander zwei, erzählen. Alles Bisherige war nur Einleitung dazu. Ich bitte um ein williges Ohr und um eine ägyptische Zigarette — Ich beginne: Gott schuf den Menschen nach seinem Bildnis, er schuf ein Männlin und ein Frewlin, einen Mann also und ein Weib... Der Mann hieß Adam und das Weib Lilith. Das Paar lebte im Garten Eden, herrschte nach Gottes Gebot über die Fische im Meere, über die Vögel unter dem Himmel und über alles Getier, das auf der Erde kreucht. Außerdem waren Adam und Lilith fruchtbar und mehrten sich Gottes ausdrücklichem Wunsche gemäß. Ihre Kinder waren angeblich riesenhaft und gediehen vortrefflich, aber leider ist uns nur der Name des erstgeborenen Sohnes — Ahriman — erhalten, doch besaß dieser einige Schwestern. Für vernünftige, friedliebende Menschen wäre das Leben unter diesen Umständen ein wahres Paradies

„Er will aber nicht.“

„Und ich will auch nicht.“

„Du gebarst die Kinder, Lilith, und hast daher auch die Pflicht, sie zu ernähren.“

„Ohne Adam hätte ich die Kinder nicht geboren, er ist an ihnen genau so beteiligt wie ich — und gerade, weil ich die Kinder gebar, weil ich also bereits etwas leistete, so ist jetzt Adam an der Reihe. Soll er sich mit Bäumen, Pflanzen und Tieren abgeben!“

Der liebe Gott merkte, daß es mit Liliths Logik haperte, aber trotz seiner immerhin geringen Kenntnis des weiblichen Charakters, der nicht ganz in seinem Sinn ausgefallen war, wußte er doch schon so viel, daß mit Logik bei Frauen nichts auszurichten war. Deshalb richtete er sich zu seiner vollen erhabenen Größe auf und sagte streng: „Lilith, ich kann dir nicht helfen, du mußt Adam dienen!“

„Dienen muß ich? Adam muß ich dienen? Warum muß ich ihm dienen?“ Sie stemmte beide Arme in die Hüften und wiederholte: „Sag mir, warum ich dienen muß?“

„Weil . . . weil . . . Adam dein Herr ist!“

Lilith lachte hellauf und funkelte den Schöpfer respektlos aus ihren lichten Augen an: „Adam — mein Herr! Das höre ich zum erstenmal. Wieso ist er plötzlich mein Herr? Wurde ich von dir nicht gleich ihm aus Thon modelliert? Hast du mir nicht ebenso wie ihm einen unsterblichen Odem eingeblasen? Adam ist nicht mein Herr und ich bin nicht seine Sklavin.“

Betrübt ging der liebe Gott von dannen und es drängte sich ihm der Gedanke auf, daß seine Schöpfung vielleicht doch nicht in allen Stücken so gut gelungen war, wie er bisher selbstgefällig glaubte. Was tun? Adam zur Nachgiebigkeit bewegen? Ausgeschlossen. Er hatte ihn aus hartem Stoff gemacht und sein Kopf war geradezu steinern. Lilith umstimmen? Unmöglich; er formte sie aus zäher Masse. Sich etwa um die beiden Menschen gar nicht mehr bekümmern? Dann hörte der Streit im Paradies nie mehr auf, dann litten seine vornehmsten Geschöpfe Mangel, während die Welt ringsum von Früchten und Süßigkeiten strotzte. Das war doch barer Unsinn — und der liebe Gott stand damals noch auf dem Standpunkt, daß Unsinn auf Erden nicht geduldet werden dürfte. So faßte er einen tiefgreifenden Entschluß: Als Adam, Lilith und ihre Kinder in der nächsten Nacht schliefen, nachdem sie sich noch eine Weile bitter gezankt hatten, entführte Jehova das Frewlin mitsamt ihren Söhnen und Töchtern über die Wolken. Soviel über Liliths Erdenwallen auf Grund des ersten Kapitels der Genesis und der jüdischen Tradition. Leider ist Mosis Darstellung recht lückenhaft und enthält unbegreiflicherweise nur die halbe Wahrheit. Damit

einzigen, ewig unzufriedenen Geschöpfe auf Erden. Deshalb dürfen sich aber Philosophen keineswegs um so viel klüger dünken als Jehova, der kurz nach Vollendung seines mühevollen Werkes am siebten Tag darüber urteilte, während ihnen die Erfahrungen von Jahrtausenden zu Gebote stehen. Mit der Magenfrage, so einfach diese auch im Paradies zu beantworten war, fing der Hader an, ein Hader, der sich vervielfachte, sobald die Kindererziehung erörtert wurde. Der Vater wünschte die Kinder so zu erziehen und die Mutter so. Adam sagte: „Habe ich sie nicht gezeugt?"

Darauf Lilith: „Habe ich sie nicht geboren?"

„Du gebarst sie ohne Schmerzen!"

„Und du gebarst sie nicht einmal ohne Schmerzen!"

Jeder kann sich die Fortsetzung der Zänkerei selbst leicht vorstellen. So erschien dem ersten Menschenpaar der Aufenthalt im Paradies trotz der unleugbaren Vorteile, die er bot, nicht einwandfrei.

Da faßte sich Adam ein Herz und trat vor Gottes Angesicht. „Herr", sagte er ungefähr, „mit Lilith kann kein Engel auskommen, geschweige denn ein Mensch wie ich, den du aus gemeinen Lehmklößen erzeugtest. Sie will nichts tun, als immer nur die Kinder herzen, verzärteln und verziehen. Sie weigert sich, die Kuh zu melken, Eier zu suchen, Honig zu schleudern, sie will nicht einmal Früchte pflücken und Beeren sammeln. Das Frewlin, das du mir machtest, ist wirklich zu faul!"

Gottvater zog die Stirn in Falten; er war damals noch nicht gewöhnt, daß die Menschen ohne Unterlaß klagen und jammern, auch dann, wenn sie gar keinen Grund zu Klagen und Jammer haben. Er suchte zu begütigen: „Mein lieber Adam, warum milkst, suchst, schleuderst, pflückst und sammelst du nicht selbst?"

„Ich? Wie käme ich dazu?"

„Na — um des lieben Friedens willen."

„Es ist eine Prinzipienfrage, Herr!"

Darauf wußte der liebe Gott keine bessere Antwort als: „Ja, eins von euch muß es aber tun — entweder du oder Lilith."

„Dann Lilith."

„Aber als Gatte und Vater solltest schon du Frau und Kinder ernähren."

„Bin ich der Gatte, so ist sie die Gattin und bin ich der Vater, so ist sie die Mutter, worauf sie sich auch nicht wenig einbildet."

Jehovah wickelte sich seinen wallenden Bart um die Finger und suchte Lilith auf, um ihr zu raten, Adams Wunsch zu erfüllen und sich mehr der Wirtschaft zu widmen.

„Ich soll mich widmen?" fragte sie baß erstaunt.

„Ja, wer denn sonst?"

„Nun, Adam!"

Scheidung ohne Frau zu lassen. Vielleicht wäre es allerdings noch besser gewesen, er hätte auch den Mann wieder im Chaos aufgelöst und das Menschengeschlecht von Grund auf neu gebildet, denn es läßt sich nicht leugnen, daß auch Adam nicht ohne Fehl war. Es geschah nichts dergleichen; der liebe Gott beschloß nach einigem Schwanken, dem Adam eine andere Gehilfin zu geben — eine „Hilfe", wie einige Übersetzer der Bibel dartun — ihm demnach ein Wesen an die Seite zu stellen, das ihm in jeder Beziehung untertan sein sollte. Dieses Wesen durfte sich nicht darauf berufen können, gleichberechtigt zu sein, weshalb es auch nicht tunlich war, das zweite Weib gleich dem ersten und gleich Adam aus Thon zu machen. Schon durch seine Entstehung sollte ihm der Stempel des Dienenden und Unterworfenen eingebrannt werden. Jehova probierte hin und her: Anfangs, in Verfolgung seines wohlüberlegten Planes, schenkte er Adam jegliches Vieh auf Erden, in der Luft und im Wasser, daß er es benenne — aber es fand sich darunter keine passende Gehilfin für ihn. Dann erst kam Jehova der Gedanke, die Männin aus den Rippen des Mannes zu nehmen und entsprechend zu ergänzen, wozu er sich eines weicheren und nachgiebigeren Stoffes bediente, um nicht abermals ein Frewlin zu schaffen, dessen Veranlagung wieder Anlaß zu Zank und Hader gab. Und um zu erproben, ob der Charakter dieses Weibes, das Eva genannt wurde, seinen Wünschen entsprach, unterwarf er die Menschen einer Versuchung. Von allen Bäumen des Gartens sollten sie essen dürfen, nur vom Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen nicht, denn welchen Tages sie davon äßen, müßten sie des Todes sterben. Es ist allerdings fraglich, ob dieses Verbot nicht sehr unpädagogisch war, ob es nicht schon an sich geeignet war, Widerspruch, Neugier und daher Sündhaftigkeit zu erregen. Uns jedoch steht darüber kein anmaßendes Urteil zu, wir haben uns mit den Tatsachen einfach abzufinden. Das tue ich hiermit. Adam und Eva kamen recht gut miteinander aus, sie pflückte Früchte, sammelte Beeren, Eier und Honig und molk die Kuh. Alles schien in bester Ordnung, so daß man seine ehrliche Freude an den Leutchen haben durfte. Aber war Lilith zu eigenwillig gewesen, so war anderseits Eva allzu leicht beeinflußbar. Sie war ein Weib in der Grundbedeutung des Wortes, die uns heute nur zu geläufig ist. Daher trug sie nicht nur heftiges Verlangen nach den Früchten vom Baume der Erkenntnis in des Gartens Mitte, sondern besaß auch keinerlei Stolz. Nur dadurch läßt es sich schließlich erklären, daß sie mit der ekligen Schlange Freundschaft schloß und ihr ein geneigtes Ohr lieh, als diese riet, von der verbotenen Frucht zu naschen, um wissend zu werden wie Gott, erkennend das Gute und Böse. Aber auch heute noch mangelt den Frauen als echten Töchtern Evas der richtige Stolz, sie vergeben sich durch die Wahl ihres Umganges viel eher etwas, als der zurückhaltende

du aber, lieber Hans Ludwig, das Folgende richtig verstehst, so will ich noch Einiges aus der mündlichen Überlieferung des auserwählten Volkes ergänzen: Die dem Garten Eden entrückte Lilith heiratete den Teufel Samuel, der es mit ihr aber auch nicht aushielt und davonlief. Er gründete die Hölle und verschanzte sich dahinter. Seitdem führt Adams erste Frau im Himmel das große Schuldbuch der Menschheit als Schriftführerin mit doppelter Buchhaltung und es entgeht ihr nicht der kleinste Fehl der Menschen auf Erden. Sie sieht alles, sie trägt alles ein, sie weiß alles, sie weiß sogar alles besser als Gott selbst. Lilith ist die erste selbstherrliche Frauenrechtlerin und von ihren Töchtern stammen alle unsere Wahl- und Wühlweiber, alle Petroleusen und Suffragetten und Emanzipierten, die den Männern das Leben versauern.

Gott siedelte nämlich die Nachkommenschaft Adams und Liliths östlich vom Garten Eden in einer immer noch recht angenehmen Gegend an, was ich noch zu beweisen habe ..." Benedickt zündete sich eine frische Zigarette an und nickte mir zu: „Na, was meinst du, mein Sohn?"

Ich lobte: „Du verfügst über die seltene Gabe, großzügig und dabei doch anschaulich zu erzählen."

„Nicht wahr? Diesen Vorzug rühmt man mir allgemein und, wie ich wohl bei aller Bescheidenheit behaupten darf, mit einigem Recht nach. — Und nun gelangen wir zum zweiten, kaum weniger inhaltsschweren Kapitel der Genesis, das unter anderen Wichtigkeiten die Erschaffung der Eva enthält. — Niemand dürfte sich wundern, hätte Jehova nach der Scheidung Liliths von Adam, der übrigens weder ihr noch den Kindern nachtrauerte, die Freude an seinem Werk verloren; hätte er gewissermaßen bereut, die stille Ewigkeit durch die Schöpfung unterbrochen zu haben ... Lach nicht, Hans Ludwig, du hast es gar nicht nötig, mich auszulachen!"

„Lieber Benedikt, du bedienst dich so sonderbarer Ausdrücke."

„Nicht die Bohne! Auch Gott kann etwas bereuen (obgleich dich dieser Ausdruck erheitert), wie aus dem dritten Kapitel hervorgeht; hier heißt es wörtlich: „Da reute es Gott, daß er die Menschen gemacht hatte auf Erden, und es bekümmerte ihn in seinem Herzen. Und er sprach: Ich will die Menschen, die ich geschaffen habe, vertilgen von der Erde, vom Menschen an bis auf das Vieh und bis auf das Gewürm und bis auf die Vögel unter dem Himmel; denn es reut mich, daß ich sie gemacht habe ..." Hierauf schickte er die Sündflut. Aber das geschah erst einige Jahrhunderte nach den Ereignissen, mit denen wir uns zu beschäftigen haben. Nach der großen Enttäuschung durch Adam und Lilith verzagte Jehova noch nicht. Dies nur nebenbei erwähnt. — Das zweite Kapitel erweckt den Anschein, als beabsichtigte Gott, Adam nach dessen

Lilith, richtig verstanden! Evas Töchter und die Töchter Liliths werden sich ewig verabscheuen, werden sich ewig Böses zufügen und noch Böseres nachsagen! Wie du bald zu erkennen in der Lage sein wirst, lieber Hans Ludwig, fand schon in der zweiten Geschlechterfolge eine Vermengung der Nachkommenschaft Adams und Liliths mit der Nachkommenschaft Adams und Evas statt, so daß wohl in jeder Frau von Heute durch die Ineinanderheiraterei der Same Liliths und der Same Evas wirkt. Bald schlägt die Frau mehr nach der einen, bald nach der anderen Stammmutter aus, ist uneins in sich und erst recht uneins mit ihren Geschlechtsgenossinnen. Denn nach Gottes unerforschlichem Ratschluß herrscht zwischen dem Samen Liliths und dem Samen Evas unaustilgbare Feindschaft — und im Schoß einer jeden Frau schlummern die Samen beider . . . was sagst du dazu, Hans Ludwig?"

„Ich meine, daß du im großen und ganzen das Richtige trafst."

„Das stimmt. Niemand vermag die Weibspsyche restlos zu erfassen, der nicht mit den Urstoffen des weiblichen Wesens vertraut ist. Hie Lilith — hie Eva!"

„Und was nützt dir die Erkenntnis?"

„Genau so viel wie schließlich jegliche Erkenntnis — nichts. Ich weiß nur das Gute vom Bösen zu scheiden. Im übrigen ist die Frucht vom Baume der Erkenntnis bekanntlich giftig. Wissen schafft Bildung, aber nicht Glück. Manche ziehen daraus weitgehende Schlüsse kultureller und politischer Natur, die aber nur bedingt Geltung haben. Darauf möchte ich jedoch nicht näher eingehen."

„Einen wichtigen Beweis schuldest du mir noch, Benedikt, den Beweis für die Blutmischung Liliths und Evas in der beiderseitigen Nachkommenschaft. Meines Wissens steht darüber nichts in den Büchern Mosis."

„Auch dein Wissen ist Stückwerk, verehrter Freund. Hör mich an. Adam zeugte mit Eva zwei Söhne, Kain und Abel. Beide Jungen brachten Jehova Opfer dar; Abel, der ein Schäfer war, opferte von den Erstlingen seiner Herde und von ihrem Fett, der Ackersmann Kain brachte von den Früchten des Feldes dar. Gott aber schaute gnädig auf Abel nieder, während er Kain keines Blickes würdigte, was diesen heftig ergrimmte. Daraus entbrannte ein erbitterter Streit zwischen den Brüdern, in dessen Verlauf Kain den Abel erwürgte. Kein Mensch mit nur einigem Familiengefühl wird den ruchlosen Übeltäter verteidigen wollen, wenn wir ihm auch gerechterweise zubilligen müssen, daß der Ablehnung seines Geschenkes durch Jehova etwas Verletzendes innewohnte. Und Gott der Herr, das Urbild aller Gerechtigkeit und gleichwohl immer aufs neue durch die Bosheit seiner Geschöpfe gereizt, verhängte über den Sünder schwere Buße. Er verfluchte ihn, machte ihn unstät und flüchtig auf Erden, und sogar die Fruchtbarkeit des Ackers, den er bebauen würde,

Mann, und Standesunterschiede gelten bei ihnen nur bedingt. Gibt es doch keine einzige vornehme Dame, die sich nicht durch ihre Hausmeisterin von Zeit zu Zeit über die Familienangelegenheiten im Nebenhause unterrichten ließe! Die Neugier überwiegt alles, die Neugier und die Großmannssucht — wissend zu werden wie Gott, das Böse erkennend am lieben Nächsten.

Man ist seit altersher vielfach geneigt, unter der verführerischen Schlange den Teufel zu verstehen. Ich halte das für grundfalsch. Die Schlange war Lilith! Lilith nahm die Gestalt der Schlange an, weil sie auf ihre Nachfolgerin bei Adam eifersüchtig war und sie zu verderben trachtete. Obschon Lilith ihren ersten Gemahl niemals wahrhaftig liebte, empfand sie jetzt dennoch Eifersucht, eine seltsame Ungereimtheit, die man jedoch tagtäglich in ähnlichen Fällen unzähligemale beobachten kann. Jemand will zwar etwas selbst nicht oder will es nicht mehr, aber ein anderer soll es auch nicht haben. Das ist der wahre Neid, der Neid Liliths. Wie dem auch sei, Eva ließ sich von der Schlange betören, holte sich den Apfel vom Baume der Erkenntnis, aß davon und gab auch ihrem Manne zu essen. Man darf nicht außeracht lassen, daß Adam zu jener Zeit noch ein sehr junger Ehemann und daher außerstande war, seiner Männin einen Wunsch abzuschlagen. Auch das soll, wie man mir erzählte, heute noch hie und da vorkommen; in den Flitterwochen sind die Menschen am unverläßlichsten und unvernünftigsten. Kaum war der Apfel verzehrt, kam Gott der Herr, dessen Geduld durch den Ehstreit Adams mit Lilith schon erheblich gelitten hatte, und verfluchte das ungehorsame Menschenpaar. Der Inhalt des Fluches ist allgemein bekannt und wirkt in alle Zukunft fort. Adam und Eva wurden aus dem Paradies vertrieben; der Mann muß von nun an im Schweiße seines Angesichts Brot verdienen, bis er wieder zur Erde wird, aus der er genommen; das Weib hingegen soll ihre Kinder unter Schmerzen gebären, Verlangen nach dem Manne soll es erfüllen und der Mann soll ihr Herr sein! Klar und deutlich sprach Gott diesen seinen unwiderruflichen Entschluß aus. Unsere lieben, guten, zarten, zugänglichen, leicht verliebten und betriebsamen Männinnen sind die Nachkommen der Eva, im Gegensatz zu streitsüchtigen, rechthaberischen und emanzipationslüsternen Frewlins, die von Lilith und ihren Töchtern stammen. — Man wundert sich oft, daß es zwischen Frauen keine echte Freundschaft gibt, während eine solche zwischen Männern doch immerhin beobachtet werden kann. Die wahre Ursache dafür findet sich gleichfalls in der Bibel. Jehova sprach nämlich zur Schlange: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Derselbe soll dir den Kopf zertreten und du wirst ihn in die Ferse stechen.“ Feindschaft zwischen der Männin und der Schlange — zwischen Eva und

verarbeiten, du verstehst dich auf die Federführung besser als ich. Ehrgeizig bin ich überdies auch nicht und gönne dir den Ruhm, den du zweifellos ernten wirst, von Herzen."

„Besten Dank, Benedikt, aber ich will nicht verfehlen, deinen Anteil an der Entdeckung gebührend zu betonen."

Das tue ich hiemit.

Der Bildhauer.

Von **Albin Lesky.**

Tiefstrauter Rosenhügel im Osten meiner lichtumflossenen Heimatstadt! In deinen Hecken, Ranken, schwankenden Laubwipfeln webt der Herbst noch viel inniger als anderswo in den farbenumspielten Bergwellen der Sonnenheimat. Da glüht und leuchtet, da webt und schafft über all dem unbeschreiblichen Farbenjubel der scheidenden Blätterwelt solch inniger Zauber, wie ihn wohl nur die verstehen, denen der flammende Efeu am verwitterten Gemäuer des alten Schlössels, die farbendurchspielten Weghecken und die Baumkronen in ihrer unwahrscheinlich prangenden Seligkeit Heimatsprache sprechen.

Von Norden grüßen im klarstrahlenden Herbstlicht die Matten der Berge des Oberlandes, ostwärts aber reiht sich in leichtem Wellenschwunge Kette an Kette weit in das lockende Blau der Ferne hinein. Und dort, wo der nächste Rücken in einem leichten Einschnitt zurückspringt und einen kleinen Graben in das Tal hinausschickt, liegt das Sonnenhäusl. Das Sonnenhäusl! Eine ganze Geschichte spielt um den Namen und heute, da ich wieder einmal alte Wege wandelte und das Sonnenhäusl im Herbstlicht herübergrüßte, kam mir die Geschichte in den Sinn . . .

Vor vielen, vielen Jahren waren wir ein junglustiges Künstlervölklein in der ehrsamen Musenstadt. Einer hielt, gleichsam nach stillschweigendem Vortrage, vom andern mächtig viel, jeder lauschte den Welt und Zeit wendenden Plänen des Freundes mit Begeisterung und Tollheit und junge Unvernunft war in unserem erhitzten Kreis.

Wir waren ja alle jung und ein Vorrecht der Jugend ist es zu glauben, mit mächtigem Posaunengetön werde die Zukunft die breiten Tore der Erfüllung weit aufreißen vor ihrem kecken Tritt.

Aber wir hielten gute Kameradschaft und mancher lichtjubelnde Tag sah uns draußen in den versteckteſten Winkeln, in denen nur tiefes Waldrauschen, ein wenig Bachgemurmel und viel, viel golden-goldiges Licht war.

In solchen Stunden kam ich einem jungen Genossen näher, der von allen einfach Reinhold genannt wurde. Bald streiften wir zu zweit durch die webende Wunderwelt um uns und wurden Freunde.

enthielt er ihm vor. Gerade noch, daß er ihm insofern seinen Schutz angedeihen ließ, als er ihn vor der Rache der allzeit Gerechten behütete. So floh Kain innerlich und äußerlich gebrochen vom Angesicht des Herrn und siedelte sich im Lande Nod an, dessen geographische Lage denn auch näher bestimmt wird: „Jenseits Eden gegen Morgen". Merkst du etwas, Hans Ludwig! Wer wohnte denn östlich des Gartens Eden? Die Nachkommen Adams und Liliths wohnten dort. Mit einer Tochter dieser Sippe vermählte sich der unglückliche Kain, der dadurch noch besonders gestraft wurde, und „erkannte sein Weib", wie Moses sagte; „die ward schwanger und gebar den Henoch . . . Henoch aber zeugte Irad, Irad zeugte Mahujael . . ." und so weiter. Nun könnte ein Neunmalweiser einwenden, daß die mündliche Überlieferung des auserwählten Volkes, auf die ich mich vorzüglich stütze, irrte und daß jene Bewohner des Gebietes östlich des ehemaligen Paradieses vielleicht doch nicht die Nachfahren Liliths waren, sondern . . . Sondern wessen? Dazumal gab es doch nur zwei Menschenstämme: Die Nachkommenschaft Liliths und die Sprößlinge Evas. Demnach mußte die Gattin des von Gott verfluchten und von den Seinen verbannten Kain aus dem Schoße des ersten Frewlins herrühren. In der Folge mischten sich dann die Kinder Kains und seines Weibes mit den Kindern, Enkeln und Urenkeln Adams und Evas. Anders kann es gar nicht sein. Das war zu beweisen und das habe ich unwiderleglich bewiesen." Benedikt betrachtete tiefsinnig und ein wenig erschöpft von seinem Vortrag die Asche seines Rauchzeuges, von der er in Gedanken schon eine erhebliche Menge auf meinen Teppich gestreut hatte; aber ich nahm es ihm nicht übel; dankerfüllt für seine interessanten, sinngemäßen und eigenartigen Erläuterungen der Anfangskapitel von Mosis „Genesis".

„Beabsichtigst du, deine lichtvolle Theorie über die Stammütter der Menschheit zu veröffentlichen, lieber Freund?"

„Eigentlich nein, ich fühle so gar kein Bedürfnis, die Massen aufzuklären."

„Du brauchst ja nicht zur Masse zu sprechen, verfaß einen Aufsatz für ein wissenschaftliches Fachblatt oder eine Abhandlung, die du der Akademie der Wissenschaften einreichst. Sprich zu den geistigen Führern des Volkes."

„Mir mangelt auch das Bedürfnis, die geistigen Führer aufzuklären."

„Dann bist du also ein Privatgelehrter von reinstem Wasser!"

„Ich weise die ehrende Bezeichnung nicht zurück, lieber Hans Ludwig, weil sie mir zeigt, daß meine Ausführungen Eindruck auf dich machten. Weißt du was, ich überlasse es dir, die Idee nach Belieben zu

Und doch! Menschenhirn und Menschenhand! Wie oft hatte mir mein älterer Freund, Schaffensglück in den Augen, verraten, er sei im besten Zuge. Dann zerwarf er verzweifelnd wieder das Werk seiner heißen Hände. Prometheus! Wie ein Hohn war es. Schuf er in Tändelstunden Spielereien, zankende Faune, tanzende Nixen, das gelang ihm meisterlich. Er erntete viel Lob damit, aber ihn ekelte solche Anerkennung nur, denn sein Blick ging nach den Sternen. Doch die Zeit schien ihm die Erkenntnis zu bringen, ihm seien zu seiner Gedanken Wunderwelt die Hände nicht gegeben, denn immer seltener traf man ihn in seinem Atelier, und als gar ein wundersamer Frühling mit allem Singsang und lebensprossendem Gloria anhub, waren wir fast täglich draußen, weit draußen, mitten im Knospendrängen und im Mutterglück der werdefrohen Erde.

Am liebsten wanderten wir über den Rosenhügel hinaus gegen Osten, wo sehnsuchtrauschende Wälder mit weiten keimschweren Äckern wechselten. Da birgt sich gar lieblich manch einzelner Hof unter alten Trutzbäumen und kleine Blumenwälle überbuschen blinkende Fenster. Am meisten aber hatte es uns beiden das nette Häusl in biederschwerfälligem, so treuherzig altem Stile angetan, das vom ersten Höhenzuge hinter dem Rosenhügel weit hinaus in die Täler grüßt. Es schien kein Bauernhaus und weil's schier den ganzen lieben Tag mit seiner laubumrankten Vorderseite der Sonne Licht empfing, tauften wir's gar bald und einmütig das Sonnenhäusl.

Unser Sonnenhäusl! Aus der Nähe hatten wir's noch gar nicht gesehen, wie Kinder hingen wir an den Träumen, Geschichten und Mären, die wir um das stille Häusl sponnen, so daß wir fürchteten, ein Ungeschick des Alltags würde unsere Freude, kämen wir zu nahe, in Scherben schlagen. Eine keifende Alte, ein branntweinseliger Bauer mit schmutzigen kranken Kindern oder sonst etwas, was so gar nicht in die lichte Traumwelt unseres Sonnenhäusls gepaßt hätte.

Reinhold war gar groß darin, ihn machte das Sonnenhäusl unversehens zum Dichter, ein Königsschloß war es, ein Lichtasyl in herzlos hastender Zeit, und wenn der Glutbrand des Abendrots das Sonnenhäusl mit all seinem Feuerzauber umhüllte, daß es schien, als schlügen die Flammen über dem Giebel zusammen, da wurde es gar zur unerreichbaren Hochburg, in der alle Erfüllung, alle Kunst schlummerte. Jählings endete aber das stille Idyll.

Als der Frühling nicht mehr als verschüchterter Spender üppiger Erstlingsgaben, sondern als sieghafter Bezwinger im Lande herrschte, gab Reinhold vor, von unseren Wanderungen durch Arbeit abgehalten zu sein, und weil er sonst der alte tagfrohe Gesell blieb, ja noch freier und daseinsfroher ward, mußte ich mich bescheiden.

Wenn die ersten Frühlingsstürme mit ihrer ungestümen Kraft die Äste bogen und ihren wilden Sang in den Wäldern voll Auferstehungsdrang tönen ließen, dann zog es Reinhold mächtig hinaus. Nach Norden führte er mich, wo der verheißende Gruß des Oberlandes am luftigsten blies, daß man meinte, er fahre einem durch Haut und Knochen. Da reckte er seine hünenhafte Gestalt und breitete die kraftvollen Arme, als wolle er die ganze, große, lebenssehnende Welt umfassen mit jubelndem Aufschrei. Wie er so dastand und ihm der wilde Sturm das Blondhaar um das Antlitz voll Kraft und Sonne schlug, war er anzusehen wie Jugend und Glück. — Wie denn auch nicht, sagten seine Genossen. Der vielbeneidete Reinhold stand, früh elternlos, im Genusse eines ansehnlichen Vermögens, das ihm Freiheit sicherte für alle Träume und alle Sehnsucht seines Herzens, voll Durst nach Kunst und Schönheit.

Frei sein von all den kleinlichen Beschwernissen des Lebens, von Sorgen und den Häßlichkeiten des Alltags, welch höheres Ideal konnte es für uns geben? Und doch war auch er nicht immer froh. Oft war's, daß wir nach Wanderstunden voll beseeligenden Schauens zurückkehrten, hinein in den verglühenden Sommerabend. Uns zu Füßen lag die sehnsüchtige Stadt unserer Liebe, ein trautes Mosaik auf grünschimmerndem Grunde. Über unseren Häuptern aber flammte der Abendhimmel und lange, schmale Wolken sammelten in tiefer Glut noch einmal das Licht des sterbenden Tages.

Lange konnte dann Reinhold stehen und sinnen: „Die Kunst ist wie jene helle, goldene Abendwolke". Er wies zum Himmel. „Vor unseren Augen ersteht sie in niegeahnter Pracht, eine brennende Sehnsucht wird in uns wach, jede Faser in uns bebt, jeder Gedanke schreit nach jenem reinen Traumgold und wenn wir emporklimmen, Enttäuschungen, Zweifel, Versagen alles, alles überwinden, sehen wir nur mehr wie das Gold verblaßt und die Wolke im Nebel zerschwimmt. Und dann, dann kommt die Nacht." Reinhold war es bitter ernst mit seinen schweren Worten. Ich kannte sein heißes Ringen und wußte um sein Leid. — In ganz stillen, leisen Stunden, da nur beglückendes Licht über der traumtiefen Stille der endlosen Waldwellen webte, öffnete er mir sein Herz. Von seinen Ideen und Plänen sprach er. Wie im Lichtzauber erwuchsen da seinen lebendigen Worten Gestalten und Gruppen vor meinen Augen, mächtig, wesentlich, voll tiefdurchdachter Originalität der Erfindung. Heiß konnte sich da Reinhold an all dem sprechen, was er seiner Sendung Ziel nannte.

In seinen Bildwerken sollte alles Menschliche zum Menschen sprechen, alles Erhabene, Schöne, aber auch alles Abgründige sollte zum Spiegel der Menschheit werden, erhoben auf den Kothurn läuternder Kunst. Das alte Sonnenvolk der Hellenen war sein Leitstern und ihre seelenlösende Kunst sein Hochziel.

Nun weilte ich oft mit ihm im Sonnenhäusl. Es war alles, wie er erzählt hatte.

Das kleine efeuumrankte Haus war ein treuherziger Rahmen, um Gita als holdes Bild zu fassen. Nie wieder in dem wechselfrohen Leben habe ich die Reinheit, die nicht von dieser Welt ist, tiefer empfunden, als in den meertiefen Augen dieses Mädchens.

Vieler schöner Abende denke ich aus jener Zeit.

Da waren wir in der guten Stube des Sonnenhäusls beisammen und am Klavier, fast schien es ein Spinett aus alter Zeit, das in einer Art von Erker stand, saß Gita.

In der Ecke, dem Ofen nahe, mochte es Winter sein oder nicht, saß die Mutter, still nickend, dem Lichtkreis der kleinen Lampe entrückt, die ihr warmes Licht über Gitas Blondhaar glänzen ließ. Oft mußte ich die Augen schließen und denken, ich träume einen Traum aus alter, versunkener, vergangenheitsverklärter Zeit.

Dann spielte Gita.

In rauhen Herbstnächten oder wenn Vorfrühlingssturm um das Haus tobte, daß die Scheiben klirrten, spielte sie Beethoven. Nie hat mich die eigenwillige Kunst dieses düsteren Hohepriesters der Schönheit tiefer ergriffen als damals, nie verstand ich besser, daß diese Klänge nicht von dieser Welt sind.

Wenn aber linde Sommerluft die schlummernden Kinder der Erde koste und unter dem unendlichen Sternenhimmel Weinen und Jubel in den Menschenherzen war, dann blieben die Fenster offen und die Weisen Schuberts klangen in die flüsternde Nacht.

Altösterreich! — — —

Als der Sommer mit todestrunkener Seligkeit noch einmal Licht und Wärme über diese Erde goß, führte Reinhold Gita heim.

Und dann spann er sich ganz in sein traumhaft stilles Glück. Wir anderen sahen ihn selten. Seinen Arbeitsraum in der Stadt hatte er aufgegeben.

Einsam, mit klaren, blanken Scheiben steht das Sonnenhäusl auf seiner Höhe.

Wenn im Spätherbst graue Nebelschwaden an der Erde lecken und das hoffensarme Licht des verhangenen Himmels die traurige Erde umhüllt, dann scheint von dem kleinen Haus ein Licht ins stille Land zu strahlen. Kommt dann der Winter und rieseln weiche, weiße Flocken nieder, die aus Baum und Scholle, Weg und Busch eine Märchenwelt formen, dann ist das Sonnenhäusl inmitten dieser heimeligen Welt das Märchenschloß und tausend liebe Geschichten umwispern es.

Im Frühling aber, da jubelt die ganze stille Welt dort oben. Da drängt und schafft es in Wald und Wiese, ein einziger Hymnus braust machtvoll über die keimfrohen Höhen: Leben, Leben, Leben!

Noch größer ward die Trennung.

Ich weilte auf Monate in der Residenz. Ärgerlicher Handel, quälende Handwerksdinge, wie sie nun einmal so reich auf allen Wegen zur lichten Gralsburg wuchern, hatten mich verstimmt und es wurde mir erst wieder so recht herzwarm, als ich zum erstenmal durch den großen Garten der gütigen Stadt schritt. Und es war auch ein Sommertag zum Erwärmen, ein Tag, an dem leuchtend flüssiges Gold über der rauschenden Erfüllung in den breitnickenden Baumreihen, den blumenstolzen Wiesen und den stillen Menschen inmitten des Sonnenjubels lag. Und mitten durch diesen Hymnus von Gold, Grün und südtiefem Blau kam Reinhold. Aus seinen Augen leuchtete die ganze tiefinnerliche Lichtfreude des herrlichen Sommers, als er mir nun die Hand schüttelte. Jünger schien er und straffer als einst, und auch der letzte Hauch herztiefen Schaffengrams war von ihm geschwunden. Er sprach kein Wort, als er mich mit sich in seine Wohnung am baumüberrauschten, vergangenheitsträumenden Stadtglacis zog. Kaum konnte ich Schritt halten mit ihm, an dem jede Bewegung stürmende Glückseligkeit war.

Daheim erst sprach er, sprach von Jubel, Glück, Seligkeit und seine leuchtenden Augen gaben den Worten recht. Er hatte es gewagt. Hatte an einem Frühsommertag voll gläubiger Verheißung und wunderbarer Erfüllung den Bann des Sonnenhäusls gebrochen.

Und was er da gefunden, war so schön, so licht, daß mein Freund seitdem umherging wie verwoben in einem Märchentraum aus einer Zeit, die längst nicht mehr wahr ist. — Zwei Menschen bewohnten das Sonnenhäusl. Eine alte Frau, eine Witwe, deren einzig Hab und Gut das kleine Haus war und ihre Tochter Gita.

In ein stilles Dasein eingesponnen ließen die zwei Frauen das pochende Leben draußen vorüberrinnen, weit draußen in den nebelüberdampften Tälern, über die das Sonnenhäusl seinen spitzen Giebel dem Lichte entgegenhob.

Kunst, reine, weltabgewandte Kunst war das einzige, was die Beiden an das Einst gemahnte, das glitzender und glänzender und doch nicht so voll unendlich wehmütigen Glückes war, als nun das Leben im Sonnenhäusl. Reinhold sprach ganz leise, als er mir von den Beiden erzählte. In seinen Worten zitterte der talferne Höhenfriede jener kleinen Welt. Bald verstand ich, was Reinhold selbst wohl nur ahnte. Verstand, warum ihn Gita und die ganze stille Welt des Sonnenhäusls mit so innigem Glück erfüllte: Dort hatte er Frieden gefunden von seinem heißen Drängen, der nagende Gram über die Ohnmacht seiner Hand war sanft verklungen in den leisen Wellen eines erdfernen Kunstempfindens, das tiefste Erfüllung in sich trug . . .

Dann kamen jene Tage, in denen der Brauch unserer Kultur den Beraubten, anstatt ihm Trost zu geben, zermartert. Reinhold war all die Tage ruhig, sehr ruhig. Die Fernerstehenden, die den Schmerz am Maßstabe der Äußerlichkeit messen, waren zufrieden, doch mir wären Tränen, Klagen, ja selbst Verzweiflung lieber gewesen als diese stumme Verzweiflung. Ich wußte, was unter ihr schlummerte.

Wenige Wochen später bat mich Reinhold, ihm seinen alten Arbeitsraum in der Stadt wieder zu bestellen. Dann gab es Monate, in denen wir ihn nur selten sahen. Tagsüber arbeitete er, die übrige Zeit lebte er zurückgezogen mit Gitas Mutter im Sonnenhäusl.

Um so mehr staunten wir, als eines Abends, da wir alle versammelt waren, der Freund zu uns trat und fragte, ob wir sein jüngstes Werk sehen wollten. Wenn ja, sollten wir morgen zu ihm kommen.

Der Vormittag des nächsten Tages sah uns in seinem Atelier, das von warmem Winterlichte durchstrahlt war. Seit langer Zeit war Reinhold wieder das erstemal in unserem Kreise. Er trat zu einer verhüllten Gruppe, die in der Mitte des Raumes auf einer kleinen Erhöhung stand, und zog das deckende Tuch weg.

Tiefe Stille . . . Reinholds Werk stellte ein junges Weib dar, das dem Beschauer ein Kind entgegenhält.

Wohl darf ich sagen, daß ich nie den Körper des Weibes edler erfaßt sah; das Antlitz strahlte Mutterglück und Leid, dazu im holdesten Gegensatze die Kindesknospe, aber die tiefste Innerlichkeit des Werkes können Worte niemals schildern.

Die Gestalt trug Gitas Züge und trug sie doch wieder nicht. Man hätte die Gruppe „Maria mit dem Kinde“ nennen mögen, oder einfach „Mutter“ oder besser gar nicht mit Worten. Alles war daran in eine Welt gehoben, in der das Weh seine befreiende Lösung findet.

Lange noch standen wir stumm und niemand konnte seinen Blick von dem Werke wenden. Reinhold lehnte am Fenster und blickte gegen den Winterhimmel. Damals habe ich die ersten Tränen in seinen Augen gesehen. Da fiel mir auch auf, wie mein Freund gealtert war. Und dann dachte ich an den jungen Reinhold, an seinen Gram über die Ohnmacht seiner Hand, an seine tiefen Pläne, deren tiefste Verwirklichung nun vor unseren Augen stand. Still gingen wir. Wir fühlten, Worte hätten die Innerlichkeit dieser Stunde zerbrochen. Reinhold aber wollte allein bleiben. Allein, wie er in der letzten Zeit immer gewesen. Überreiches Lob spendete ihm die Kritik. Alles beugte sich vor dem hohen Reichtum solcher Kunst, und fast alle Berichte klangen darin aus, ein wie wunderbares Schaffen man wohl noch von diesem be-

Und dieser Hymnus drang auch ins Sonnenhäusl. Auch dort sprach das Leben sein „Werde"! Reinholds Glück stieg ins Ungemessene.

Gita aber ging mit stillen Augen umher, aus denen das tiefste und doch weheste Glück der Erde leuchtete: Mutterglück.

Der Sommer kam.

Ungewöhnlich früh, schwül und drückend, draußen am Horizont der weiten Landschaft hängen oft schwere, schwarze Wolken und dumpfes Grollen klingt von ferne.

Bangt nicht meinem Sonnenhäusl vor den schweren, schwarzen Wolken und dem dumpfen Drohen der Zukunft?

Sieh, machtvoll ballen sich die Wolken, ihr Schwarz deckt das Blau, das dir noch vor kurzem gelacht, sie wachsen ins Ungeheure. Der Wald ist ganz stumm, als wage er es nicht, mit leisem Rauschen die Stille zu brechen, die da ist voll Ahnung, Bangen und Schmerz. Jetzt und jetzt kann der Blitz niederfahren, kann alles zerschmettern, was Jahre an stillem Glück in deinen Mauern bauten. Sonnenhäusl!

Und wieder ging der Sommer zur Neige, als ich nach langer Zeit zum Haus auf der Höhe hinanstieg. Ein angstvolles Schreiben des Freundes hatte mich gerufen.

Im Sonnenhäusl lag eine Leiche. Eine rührend kleine Leiche, mit Augen, die das Licht noch nicht gesehen. Gita selbst rang mit dem Tode. Beklommen wanderte ich den einsamen Weg. Ungläubig. In der lichten Welt, die mich sonst da oben erwartet hatte, konnten, durften die dunklen Gewalten keine Macht haben. Herrgott im Himmel, sie durften nicht!

Als ich ankam, war es Abend. Ein düsteres Dämmern umfing das Haus und das Rauschen der Wälder klang anders als sonst.

Es wurde Nacht. Nie werde ich sie vergessen. Der Arzt und ich wachten bei Reinhold. Wie das Licht der kleinen Lampe, die am offenen Fenster stand, flackerte die Hoffnung, duckte sich mit unendlichem Weh, drohte zu verlöschen und flammte dann wieder auf . . .

Der Morgen brach an. Der fröstelnd blasse Schimmer im Osten wich bald flammender Lohe und dann goldiger Klarheit.

Jenes stille Licht, die Reinheit der Töne und der Duft der unendlich zarten Ferne, das alles war Gita gewesen. Gewesen. Denn jetzt lag sie still und stumm und das Licht des Morgens küßte ihre kalten Wangen nicht warm.

Ein Klirren klang damals in meinem Herzen, ein häßliches Klirren, mit dem ein Glück in tausend Scherben sprang. Am Abend desselben Tages stieg ich wieder hinab. Reinhold hatte mich gebeten, ihn allein zu lassen.

etwas von der Wacht am Rhein darin und von Deutschland, Deutschland über alles.

„Nun gut", sprach ich befriedigt, „ich habe das nicht anders von euch erwartet. Wir wollen demgemäß dem Rate der Zeitung folgen und, soweit es an uns liegt, die gerügte beschämende Tatsache aus der Welt schaffen. Wir werden also Pilze suchen und Pilze essen. Vorläufig aber Abmarsch!"

Da sausten sie davon. Doch noch im Laufen verkündete mein zweites Mädel: „Vater ist himmlisch. Er hat jedesmal Einfälle, die Spaß machen."

Und wenn ich auch mild tadelnd für mich selbst bemerkte, daß die kindliche Einfalt den tieferen sittlichen Anlaß des geplanten Pilzausfluges nicht recht würdigte, so ging mir das Herz doch auf wie ein trockner Schwamm, der ins Wasser kommt. Ich habe es stets behauptet: in der Weite und Welt da draußen braucht man Kampf und Widerstand, um fest zu werden und zu wachsen; in der Nähe aber braucht man Glauben und Vertrauen.

Unter solchen Gedanken traf ich meine Vorbereitungen. In der Buchhandlung erstand ich ein umfangreiches, mit vielen farbigen Tafeln geschmücktes Werk über Pilze und Schwämme. Ich zuckte ein wenig, als ich zehn Mark dafür bezahlen mußte, aber ich sagte mir auf dem Heimweg: Was bedeutet das gegen den gar nicht abzuschätzenden Kapitalwert jener unzähligen Pilzgerichte, die du in deinem ferneren Leben auf Grund dieses Bestimmungsbuches sammeln und essen wirst? Außerdem kommt es jetzt nicht darauf an, Geld zu sparen, sondern Nahrungsmittel. Und endlich wird ein weiser Hausvater seiner lieben Frau naturgemäß das Wirtschaftsgeld in Anbetracht der von ihm zu liefernden Mahlzeiten kürzen. Es ist die Hauptsache im Leben, das Ideale mit dem Praktischen zu verbinden.

Hochbefriedigt von diesen Überlegungen und Vorsätzen, begann ich das Pilzbuch zu studieren. Ich lernte das Fadengeflecht oder Myzel kennen; ich prägte mir ein, daß die strahlig angeordneten Blättchen an der Unterseite des Hutes Lamellen heißen; ich nahm es gläubig hin, daß ein einziger Pilz wie der Riesen-Bovist 6—7 Billionen Sporen hervorbringt, glücklich darüber, daß ich selber sie nicht zu zählen brauchte; ich fühlte mich angenehm bewegt von dem Fettgehalt der verschiedenen Schwämme; ich ergötzte mich an den bunten Abbildungen. Unruhig wurde ich erst bei dem Kapitel der Pilzvergiftungen. Hier mißfiel mir mein Buch durchaus.

Nach seiner Behauptung gab es nämlich in ganz Deutschland nur sieben unbedingt giftige Pilze. Aber offenbar starben daran die wenigsten Leute. Die meisten starben an den bedingt giftigen, und dazu konnte

gnadeten Künstler erwarten dürfe, wie viel er noch der Menschheit schenken werde.

Reinhold aber hat nie wieder etwas geschaffen. Jene Gruppe war sein letztes Werk. Einsam — schrullenhaft, sagten die Leute — lebte er im versponnenen Sonnenhäusl.

Das Pilzgericht.*

„Kinder," sagte ich „nun paßt einmal auf. Ich habe etwas in der Zeitung gefunden, was uns alle angeht."

Da saßen meine Orgelpfeifen in der nächsten Minute ohne Muck und Zuck um mich herum und warteten darauf, daß — um im Bilde zu bleiben — der große „Bälgetreter" loslegte.

„Also, hier steht es. Es ist leider eine höchst beschämende Tatsache, daß in unserer Zeit der Lebensmittelknappheit, in der Zeit des englischen Aushungerungsplanes, in der Zeit bitterster Teuerung das deutsche Volk noch immer Millionenwerte köstlicher Nahrungs- und Genußmittel ungenützt in Wäldern und auf Feldern verwesen läßt. Für Arm und Reich deckt die gütige Mutter Natur in unerschöpflicher Spendekraft den Tisch und läßt ernten, wo wir nicht gesäet haben. Aber aus Torheit, aus Unkenntnis, aus Bequemlichkeit geht der Mensch an vielen ihrer Gaben vorüber. Das trifft besonders auf die Pilze zu, die gerade in diesen Monaten überall auf deutscher Erde wachsen. Nicht weniger als 200 — zweihundert — eßbare Arten gedeihen in unserem Vaterlande, doch höchstens ein halbes Dutzend davon wird in erwähnenswerter Menge verspeist. Der ganze übrige Gottessegen muß ohne Nutzen verkommen. Schon in Tagen der Fülle wird niemand diese unsinnige Verschwendung loben; in Tagen der Knappheit jedoch ist sie geradezu beschämend. Für jedes Pilzgericht, das man sammelt, werden andere Lebensmittel frei; mit jedem hebt man den Nationalwohlstand; mit jedem schafft man sich einen leckeren Fleischersatz; mit jedem trägt man ein weniges dazu bei, den Aushungerungsplan unserer Feinde zunichte zu machen und unsere wirtschaftliche Besiegung zu verhindern."

In die Orgelpfeifen war — während ich also las — ein immer hörbareres Brausen gekommen. Und als ich fragte, ob sie bereit wären, nach ihren Kräften den Nationalwohlstand zu heben und zum Siege beizutragen, schmetterten sie ein dreifaches Ja aus allen Registern. Es hatte keine Ähnlichkeit mit dem Haßgesang gegen England, aber es war

* Dem fröhlichen Buch in ernster Zeit „Winkelglück" entnommen. Verlag Quelle und Meyer in Leipzig.

Man wird sich denken können, daß mich dieser Brief beleidigte. Der rohe und etwas gewaltsame Charakter Emils hatte sich also nicht geändert! Ich beschloß, seine Zeilen meinen Lieben vorzuenthalten.

Im übrigen irrte er sich, wenn er glaubte, mich abschrecken zu können. Durch gesteigerte Vorsicht und an der Hand der Abbildungen in meinem Bestimmungsbuche würde es leicht sein, den etwa drohenden Gefahren zu entgehen.

So wartete ich nur noch einen ausgiebigeren Regen ab und machte mich drei Tage später mit den Kindern auf den Weg. Als bester Pilzbehälter war in meinem Buche ein umfangreicher Pappkarton empfohlen, wie minder begüterte Mitbürger ihn statt eines Reisekoffers auf der Eisenbahn benutzten. Aber der Mensch ist sonderbar. Ich war allen Gefahren zum Trotz wohl bereit, aus nationalen Gründen Pilze zu sammeln und zu verspeisen, doch aus einem dummen sozialen Hochmut scheute ich mich, mit einem Pappkarton durch die Straßen zum Walde zu marschieren. Deshalb kaufte ich für die Kinder — nachdem ich mir selbst schämig eine zusammengefaltete Tüte eingesteckt hatte — große, grüne Botanisiertrommeln. Tja, es war nicht so einfach! Eine Thermosflasche brauchten wir auch. Die Groschen läpperten sich. Das ist von jeher so gewesen: bei mir kosteten die Vorbereitungen zur Sparsamkeit immer eine Menge Geld.

Aber als wir erst im grünen Wald waren, tat mir doch kein Pfennig leid. Ich stellte meine Garde zum Kesseltreiben auf und ermahnte sie, die Pilze vorsichtig aus dem Boden zu drehen oder sie kurz darüber abzuschneiden.

„Damit das Myzel nicht gestört wird!" sagte ich so nebenbei. Es kam wundervoll heraus. Ganz ohne Unterstreichung. Mit einer erschreckenden heuchlerischen Gelassenheit, als wäre ich tagtäglich seit meiner Kindheit mit dem „Myzel" schlafen gegangen und aufgestanden.

Dann begann die Jagd. Sie führte uns in immer tiefere Gründe. Fichtenspargel hing seine wachsbleiche Blüte vor unsere Füße. Ein Schwarzspecht ward von uns in seiner Tätigkeit gestört: er machte am Rand einer Schneise merkwürdige Gebetsübungen nach Art eines tanzenden Derwisches. Eichkater äugten uns neugierig an.

Aber wir hatten für nichts mehr Augen. Wenigstens ich nicht. Seit ich den ersten unzweifelhaften Pfifferling goldgelb hatte aus dem Moose leuchten sehen, seit ich beglückt kurz darauf eine ganze Familie gefunden, seit ich meiner zaghaft hervorgeholten Tüte ein weiteres Gewächs einverleibt hatte, das entfernt einem Steinpilz ähnlich sah, — seitdem war ich wie von einem steigenden Fieber befangen. Ich begriff, daß Pilzesuchen eine Leidenschaft, eine Krankheit, ein Wahnsinn werden kann. Die Schönheit des Waldes war nicht mehr für mich vorhanden:

jeder Pilz in einem bestimmten Daseinszustand gehören. Über die alten Hausmittel, die sichern sollten, lächelte mein Buch überlegen. Es war Unsinn, eine Zwiebel oder einen silbernen Löffel mitzukochen, Unsinn, aus dem Sichverfärben der durchschnittenen Pilze etwas schließen zu wollen! Außerdem betonte es in höchst unangenehmer Weise, daß gerade die schönsten Eßpilze die gefährlichsten und ähnlichsten Vettern besäßen: der Champignon den Knollenblätterpilz, der Steinpilz den Gallenpilz, der echte Pfifferling den falschen. Die Forschungen seien allerdings noch nicht abgeschlossen; der bekannte Pilzforscher Emil Neugebauer erkläre z. B. manche bisher als giftig oder verdächtig angesehene Pilze für genießbar....

Wie? Wer? Emil Neugebauer? Sollte das mein alter Universitätsfreund sein? Dann könnte ich ja sofort brieflich bei einer Autorität anfragen. Ich habe da doch einen kleinen Schreckschuß bekommen. Emil wird mich beruhigen; er wird mir ein sicheres Mittel an die Hand geben, um unliebsame Folgen auszuschließen. Er scheint der am wenigsten ängstliche der neueren Forscher zu sein. Würde auch ganz zu seiner früheren Art stimmen. Schon damals war er sehr forsch, ja, gewisse Ansichten von ihm waren unleugbar verstimmend. Aber wenn er es sein sollte....

Er war es wirklich. Er antwortete umgehend.

„So, so, alter Freund," schrieb er, „du willst dich jetzt auf Pilze werfen. Ich habe allerdings genauere Studien über ihre Genießbarkeit veröffentlicht, weil ich damals zufällig eine ältere, als Person unerfreuliche Erbtante bei mir hatte, die diese Gewächse leidenschaftlich liebte. An ihr probierte ich der Reihe nach gegen 150 Sorten durch. Bei ihrem ausgezeichneten Magen vertrug sie die meisten mühelos. Diese nannte ich ohne weiteres genießbar. Der bekannte Gift-Reizker z. B. (Lactaria torminosa) wurde von ihr in ansehnlicher Portion ohne üble Nachwirkung gegessen, ebenso der als verdächtig geltende falsche Pfifferling (Cantharellus aurantiacus). Selbst Fliegenpilze (Amanita muscaria) hielt sie nach Abzug der oberen Haut glänzend aus. Der Gallenpilz (Boletus felleus) schuf ihr kurzes Unbehagen. Der Kartoffel-Bovist (Scleroderma vulgare) rief wider Erwarten nur Übelkeit und einen schnell vorübergehenden Ohnmachtsanfall hervor. Dagegen ist sie fünf Tage nach dem Genuß von in reiner Butter gebratenen Knollenblätterpilzen (Amanita mappa) verschieden. Seitdem habe ich dieses Forschungsgebiet verlassen und kann dir auch das gewünschte unfehlbare Mittel leider nicht angeben. Am besten wäre es schon, du probtest die Sache gleichfalls an einem entfernteren Familienmitgliede erst aus. Noch sicherer ist es, wenn du grundsätzlich auf jeden Pilzgenuß verzichtest wie dein ergebener Freund Emil Neugebauer."

Ach, aus meinem Pilzberg war zuletzt ein Pilzhügel geworden, und als ich ihn putzte und zerschnitt, als ich die von Larven angegangenen Stiele und Hüte entfernte, schrumpfte auch das Hügelchen noch zusammen.

Einen Augenblick sah ich bedrückt und kleinlaut darauf nieder. Ich hatte das Gefühl, als erlebte ich dies alles nicht zum ersten Male. War es mir mit der Jagd nach dem Ruhm und anderen Dingen dieser Welt nicht ähnlich ergangen? Erst sollt' es ein Lorbeerbaum sein, schattend über Länder und Völker der Erde. Dann sprach die Hoffnung lange von einem vollen, immergrünen Stirnkranz. Und als man nach Not und Mühe vieler Jahre die Augen hob, sah man, was man erreicht hatte: ein vergilbendes Lorbeerblättchen, das freundlich in die dünne Suppe getaumelt war.

Keine Kleinigkeit, mit dieser Erkenntnis fertig zu werden! Aber man lernt doch wieder lächeln, helldunkel lächeln und hängt den Suppenlorbeer getrost in die Sonne zum Trocknen.

Es ist nachher nicht mehr schwierig, sich mit der Dürftigkeit eines Pilzhäufleins abzufinden.

Aber von seiner Hausfrau kann man nicht verlangen, daß sie Philosophin ist. Und die meine war fassungslos.

„Das ist alles?" sagte sie kopfschüttelnd. „Und deshalb hast du ein Pilzbuch, eine Thermosflasche und verschiedene Botanisiertrommeln gekauft? Deshalb hast du fünf Stunden gesucht, deinen schonungsbedürftigen Anzug strapaziert und die teuren Stiefelsohlen abgelaufen?"

Aber ihre Heiterkeit, die bisher noch hinter Hüllen der Verwunderung gesteckt hatte, brach erst durch, als ich verlangte, daß die Pilze morgen mittag schön gebraten würden.

„In Butter, nicht wahr?" fragte sie mit einem bezaubernden Lächeln. Aus dieser „Butter" züngelten mehr Schlangen als das Wort Buchstaben hat. Es war eine tödlich spielende Überlegenheit darin. Doch erbarmende Liebe erhob den Geschlagenen gleich darauf aus dem Staube und sprach von bescheidenem Kochen.

Am nächsten Tag ging das vor sich.

„Ich weiß nicht," sagte meine Frau, „was du da eigentlich für Pilze angebracht hast. Sie werden so merkwürdig grün. Geradezu schwarzgrün."

Aber sie überwand sich und brachte sie auf den Tisch. In der Tat sahen sie unvorteilhaft aus. Und ich stimmte dem besorgten Vorschlag, die Kinder von dem Genuß auszuschließen, nach kurzer Überlegung bei.

„Auf der Jugend", erklärte ich, „ruht unsere Zukunft als Volk. Und wenn nach menschlichem Ermessen dieses Pilzgericht auch einwand-

alle „Zielbewußten“ sind blind. Spähend und in fahriger Hast fuhren die Blicke nur noch den Boden auf und ab. Die geheimnisvollste Krankheit der Zeit, die Rekordwut, hatte mich erfaßt. Scheu sah ich mich nach den Kindern um, und wenn sich eins bückte, bohrten sich meine Augen förmlich in den nahen Waldesgrund. Ich vergaß Hunger und Durst. Ich vergaß die Zeit. In Neid und Ärger stand ich vor den zerkratzten Moosstellen, an denen ich die Handschrift anderer Sammler bemerkte. Mit Goldgräbergier stürzte ich mich auf jeden Schwamm, der seinen Kopf irgendwo emporstreckte. Rücksichtslos gegen mich selber kroch ich durch dichte Schonungen, in denen die absterbenden Äste der Kiefern mir hundertmal den Hut vom Haupte rissen und heimtückische Spinnweben mich fortgesetzt dazu nötigten, einem spuckenden Känguruh zu gleichen.

Was tat’s? Die Sonne sank, aber meine Tüte war voll. Auch die Botanisiertrommeln der Kinder strotzten. Nur der jüngste Sproß meiner Lenden hatte sich so weit vergessen, statt der Pilze 47 Kienäpfel zu sammeln. Er schien sogar eine gewisse Anerkennung dafür zu erwarten. Aber ein eisiger Blick der Verachtung schleuderte den Burschen in sein Nichts zurück.

Hundemüde, mit schmerzendem Kreuz, doch mit dem Bewußtsein, nicht umsonst gelebt zu haben, langte ich spät abends mit meinen Trabanten bei den heimischen Penaten an. Nicht etwa, um nun auf fauler Haut zu ruhn — o, nun hieß es erst, die errungene Beute zu prüfen und zu sondern! Und da sowohl mein Buch als auch der lieblose Brief von Emil Neugebauer zu größter Vorsicht rieten, so mußte dies unter dem vollen Gefühl der Verantwortung geschehen. Denke daran, sprach ich in der Stille zu meiner unsterblichen Seele, daß Tod und Leben deiner Lieben nunmehr von deiner Gewissenhaftigkeit abhängen!

Ich dachte daran. Ich schied die Böcke von den Schafen. Ich verglich meine Pilze mit den farbigen Abbildungen des Hilfsbuches, bis mir die Augen schmerzten. Aber ob es nun an der vielgestaltigen Tücke der gesammelten Schwämme lag, oder ob mein Buch doch nicht recht auf der Höhe war: genug, bald stimmte die Farbe nicht ganz, bald war der Hut anders gebogen, bald beunruhigte mich die Ähnlichkeit mit einer verdächtigen Abart, und bald fand ich überhaupt keine Beziehungen zwischen Beute und Bild. Wenn ich trotzdem einen mich köstlich dünkenden Pilz auf die Seite der schuldlosen Schafe gelegt hatte, stiegen mahnend meine drei Orgelpfeifen als Gewissensschärfer vor mir empor, und zögernd fiel das Stück in die immer mehr anschwellende Herde der Böcke zurück. Man soll das Schicksal nicht herausfordern.

ansehen konnte, verließ wortlos das Zimmer. Die Kinder schluchzten auf und flüchteten, von irgend einem Grauen gepackt, hinter ihr drein. Ich hatte das Feld behauptet.

Doch nun entfiel für mich eigentlich jede Veranlassung, weiter zu essen. Mucius Scävola braucht Zuschauer, wenn er die Hand ins Feuer halten soll. Aber um vor mir selber zu bestehen, genoß ich noch ein paar Pilze mehr. Sie schmecken nämlich wirklich nicht übel.

Mit Zeitung und Zigarre zog ich mich dann wie gewöhnlich auf den Faulenzer in meinem Arbeitszimmer zurück — ganz so, als wäre nichts geschehen. Und obwohl ich mich heimlich beobachtete, spürte ich längere Zeit keinerlei verdächtige Erscheinungen. Nur das Herz mochte etwas schwerer als sonst arbeiten. Das Herz ist bei mir immer sehr empfindlich.

Allmählich aber fühlte ich deutlich, wie langsam, langsam eine wunderliche Lähmung über alle Glieder kam. Sie wurden schwer; sie hingen am Rumpf gleich toten Gegenständen. Eine tiefe Schlafsucht stellte sich ein. Ein Schleier, mit jeder Minute schwerer durchdringbar, sank über die Sinne. Träge schleppten sich darunter, halb erstickt schon, die letzten klaren Gedanken vorwärts.

Also doch! lauteten sie ungefähr. Deine Vorsicht hat nichts genützt, es hat dich erwischt. Der eine Pilz schien dir doch gleich verdächtig. Nun fährst du hin in der Blüte deiner Jahre. Und übermorgen steht in der Zeitung, daß der bekannte Schriftsteller Soundso durch eigene Unvorsichtigkeit einer Pilzvergiftung zum Opfer fiel. In derselben Zeitung, die mit Inbrunst auf den Nährwert der Pilze hingewiesen hatte . . .

Ich weiß noch, daß ein dumpfer Groll gegen das Blatt in mir aufstehen wollte. Aber es fehlte schon die Kraft dazu.

Ich hörte noch, wie draußen Schritte huschten, als horchten die Meinen angst- und liebevoll an der Zimmertür. Aber ich brachte den Ruf, der sie noch einmal um mich versammeln sollte, nicht mehr heraus.

* * *

Gewissermaßen war es mir dann doch peinlich, als ich nach einem gesegneten Nachmittagsschläfchen sehr erquickt aufwachte.

Doch die Zärtlichkeit der Meinen erleichterte mir den Übergang. Meine Frau machte mir sanfte Vorwürfe; die Kinder schlossen den Wiedergewonnenen in die Arme; nur der Junge hatte keinen Sinn für Gefühlsfeinheiten und erzählte, er hätte mich schnarchen hören. Er ist ein Realist. Ich erwiderte ihm kalt, daß der Erschöpfungsschlaf noch nichts beweise. Die unglückliche Tante meines Freundes Emil Neugebauer wäre erst fünf Tage nach dem Genuß giftiger Pilze gestorben.

frei sein dürfte, so wollen wir doch nicht alles auf eine Karte setzen. Laß mich heute erst allein den Versuch machen!"

Es wäre unbescheiden, die folgende Familienszene ausführlich zu schildern. Meine Frau erklärte mir mit zitternder Stimme, sie könne nach 15 jähriger glücklicher Ehe wohl nicht mehr verlangen, daß ich auf sie besondere Rücksicht nähme. Aber dann sollte ich wenigstens an die armen Kinder denken, deren einziger Ernährer ich sei und die mein Leichtsinn in Armut und Not stoßen würde. Es sei dann schon besser, wenn sie, die Mutter, die Augen schlösse.

Brauche ich zu sagen, daß ich dies lebhaft bestritt? Daß ich auf eine für alle Fälle vorhandene Lebensversicherung hinwies? Daß ich für Kinder dieses Alters die Mutter als geradezu unentbehrlich erklärte, während der Tod des Vaters immerhin ein minder schwerer Schlag wäre?

Brauche ich weiter zu sagen, daß meine Frau sich mit dem Taschentuch die Augen tupfte, daß keiner in Edelmut und Opfersinn hinter dem anderen zurückstehen wollte, daß die Kinder sich weinerlich einmischten? Der Jüngste, der die 47 Kienäpfel gesammelt hatte, umklammerte ritterlich seine Mutter. Die Mädels schmiegten sich angsterfüllt an mich, während schwarzgrün und dräuend die Schwämme auf dem Tisch warteten.

Große Zeiten, große Entschlüsse. Man steht heut mit Alexander und Cäsar, mit Friedrich und Napoleon auf einem ganz andern Fuße als in Friedenstagen. Sie sind uns nahe; man begreift sie. Ich sehe Alexander, der den Gordischen Knoten schweigend mit dem Schwerte durchschlägt. Ich selber durchschlug ihn sozusagen mit dem Vorlegelöffel. Ganz einfach, mit einer stillen Großartigkeit — nur dadurch, daß ich mir Pilze auflegte.

Die Wirkung war lähmend. Die Züge meiner Frau versteinerten niobidenhaft. Die Kinder zuckten und muckten nicht mehr. Wie gebannt, mit schweigendem Entsetzen starrten alle auf das schwarzgrüne Grausen, das sich auf meinem Teller häufte.

Mir selber wurde unter dem Druck der plötzlichen Totenstille etwas beklommen. Es war wie im Zirkus: die Musik bricht jäh ab, wenn der Augenblick einer lebensgefährlichen Leistung gekommen ist. Sei es — meine Kinder würden immerhin eine große Erinnerung an ihren heroischen Vater behalten! Lächelnd wie Sokrates nach dem Giftbecher griff ich zur Gabel.

Ich aß. Ich nahm zum zweiten Male. Ich sagte dazwischen anerkennend, um die unheimliche Ruhe zu unterbrechen: „Der Geschmack erinnert mich entfernt an den von Steinpilzen."

Aber ich hatte keinen Erfolg. Der scherzhaft leichte Ton spielte zu dicht um die Pforten des Hades. Meine Frau, die es nicht mehr mit

der Winkelschuasta übri, der Halbpelzer hint in Stoangrabl. Auf den wirds nit ankema."

„Wia kimst mr denn für?" schreit d Bäurin. „Du Zach du! Bal er ah nit Mo und nit Mau sagn kann, a Stimm hat er doh. Auf der Stell rennst hin!"

„Wias d moanst", sagt der Mann und zaxelt hintri ins Stoangrabl. Sitzt der Winkelschuasta auf sein Dreifuaß und pfeift n Kreuzschnabl a Gsangl für. Und guat a halbs Dutzad Kina steht umadum und reißt s Mäul auf.

„He Schuasta, nix wähln gehn?" fragt der Bahleitner.

„Han?" tuat der oan.

„Burgamoastawahl is, ins Gmoanwirtshaus sollst ohigehn."

„I?" kudert der Winkelschuasta, „hoho, ins Wirtshaus soll i gehn? Der Bauer is aber gspoaßi."

„Dodl, i moan ja, Stimmzedl sollst ohgebn, vastandn?"

„Ja so, ja, eh wuhl."

„Aft schleun dih!"

„I? Na."

„Na? was fallt denn dir ein, Schuasta?"

„Koa Zeit nit. s Weib is Schuach austragn, muaß i auf d Kina schaun."

„No, dö Kina wird dr neamd stehln derweil."

„Däs nit, aber die Kina stehlen derweil."

n Bahleitner steigt der Bitzel. Sagramost, so a Gsindel! Za der Wahl muaß er, kann auf oan Stimm ankema, moant d Bäurin . . . „Schuasta, i, meintswegn, i schau dr derweil auf deine Kina. Da hast a Geld, trinkst a Krüagl auf a guate Moanung. Und da hast n Stimmzedl, is scho gschriebn, glei ohgebn! Aft kimst glei wieda zwegn, versam dih nit z viel!"

Wia der Winkelschuasta s Geld siacht, rinnt eahm s Gsicht aus n Leim, er packt s Kappl und tappt aus ba der Tür. „Glei ohgebn, n Stimmzedl!" schreit eahm der Bahleitner nach, aft sitzt er zan Tisch hin und die Kina stehn umadum und schaun n Bauern an. Der Schuastapapp schmeckt sauer, d Lederfleck schmeckn süaß und hiaz geht noh d Milch üba.

„Jssas Marei, d Mili, ziach s dona!" schreit s kloan Mentschl. Der Bahleitner springt hin, fangt s Häfn und vabrennt sih d Finga. „Schleck, schleck", lachn d Kina, „hiaz hat er sih vabruna". Aft schaun s n wieder an. „Du", sagt auf amol der rothaarad Micherl, „du, hörst, pfeif!"

„Halts Mäul!" brummt der Bauer. „Ui je, der kann nit pfeifn", feant der Bua, aft ramt er s Kartnpackl aus der Tischlad, und moant: „Magst zwickn — toan mr a Radl!" Der Bahleitner tuat nix dergleicha. „Ui jegerl, zwickn kann er ah nit, der kann go nix."

Es ist kaum erwähnenswert, daß ich darauf fünf Tage lang mit ausgesuchter Kost ernährt und mit sorgender Liebe behütet wurde.

Als sie vorüber waren, beglückwünschte meine Frau mich innig und deutete an, daß die Erholungsreise, die wir in solchen schweren Zeiten nicht hatten machen wollen, nunmehr nach so viel Aufregung und Herzeleid doch unbedingt nötig sei . . . schon als Nachkur für mich.

Seit gestern packen wir. Ich bin gefaßt. Aber ich werde keine selbstgesammelten Pilze mehr essen. Sie kommen mir zu teuer.

Und alter Groll gärt dumpf in mir gegen meine Zeitung. Es war im Frieden ein recht vernünftiges Blatt. Jetzt gefällt sie mir immer weniger. Heute brachte sie einen Artikel über die beschämende Tatsache, daß das deutsche Volk aus Torheit, Unkenntnis oder Bequemlichkeit so gleichgültig an den vaterländischen Mehlbeeren vorbeigehe. Man könne daraus einen vorzüglichen Kaffeersatz herstellen . . . Ich habe diesen Artikel den Kindern aber nicht vorgelesen.

Ich habe die Zeitung abbestellt.

Die Burgamoastawahl.

A steirisch Gschichtl von **Hans Fraungruber.**

Die Bahleitnerin hat dahoam s Regiment, zwegn was sollt sie s nit ah in der Gmoan habn? Sie siacht da koan Grund nit dagegn. Derawegn schafft s ihrn Mann, daß er Ortsfürsteha wird.

„Wias d moanst“, sagt der Bahleitner. Er is ja mit seiner Bäurin allweil oan Leib und oan Seel; bal schafft sie was an, bal gibt er nach und so is nia koa Ärgernus in Haus. Gmoanrat is er wordn und Kirchnvota is er ah, fürn Kopellnbau gibt er hundert Kronen, für d Schulkina-Ausspeisung zwoanzig und für d Lehrmittel zwoa. Däs gfallt n Bauern, däs hoaßt, dena vo seina Partei. Der oan Toal halt't zan Sagschmied, aber däs is a Liberäuler.

„Siacht mr eahm an, den feindsalign Kundn“, sagt der Bahleitner, „kimt mr eh für wia der leibhafti Teuxl, auf und auf ruaßi.“

„Is glei auswendi“, lacht der Sagschmied, „mir kimt der Bahleitner für wia a Rauckfang; der is ah auf und auf schwarz, aber einwendi.“

Alsdann, die oan ziahgn da hin, die andern denka, seit und ba der Burgamoastawahl san die Partein hisch gleich. Kann auf oan Stimm ankema.

Der Bahleitnerin wird angst und bang, sie hußt ihrn Mann umanand wia an Haltabuam, vo oan End zan andern muaß er Stimmzedl austragn. Zleßt moant er: „Hiaz bin i scho hin. Bleibt eh netta

Nachbar mit Gewalt zu überfallen. Kampf wird's immer geben, Gärungsprozeß; aber solche Kriege wie der gegenwärtige müssen unmöglich gemacht werden. Jedem unbewaffneten Volke soll der Weg ans Meer gesichert sein; das Meer ist frei für alle, wie der Sternenhimmel!

Dergleichen singen sie, diese Poeten, und werden — ausgelacht. „Unmöglichkeiten, unpraktisches Gefasel." — Und siehe, was geschieht? Der Präsident des praktischesten Volkes auf Erden, der Präsident der Vereinigten Staaten kommt und singt dasselbe Lied und läßt es klingen um den Erdkreis.

Die Menschheit horcht und ist verblüfft. Und spricht von einem amerikanischen Bluff. — Da fragt der Präsident: „Ja, habt ihr nicht gesagt, daß ihr Frieden wollt? Habt ihr nicht versichert, ihr Kriegführenden, daß ihr für den Frieden, für einen langen Frieden kämpft? Da bringe ich ihn euch. Wenn es euch ernst ist um den Frieden, so prüfet meine Vorschläge, versuchet sie. Es ist ja noch nie versucht worden, auf solche Art zu einem dauernden Frieden zu kommen. Vielleicht geht's. Ja, wenn die Mehrzahl der Menschen will, wenn sie zu diesem Wollen erzogen wird, dann geht es sicher."

O Präsident Wilson! Wir glauben an die Aufrichtigkeit deines großen Wortes. Doch überlasse dieses Wort den Poeten. Du bist mächtig, du rede durch die Tat. Erst bestelle einmal die amerikanischen Waffensendungen nach Europa ab. — Wenn es dir gelingt, zu der von dir genannten wahren Menschenkultur den Weg zu finden, und er muß einmal gefunden werden, dann bist du der größte Mann aller Zeiten.

Zu Wilsons großer Friedensmusik tanzen unsere Gedanken seltsame Reigen.

Befreiung der Völker. Und gleichzeitig sie zwingen, nicht miteinander Krieg zu führen. Wie zwingt man in Europa zwanzig Völker? Wäre es nicht leichter, zwanzig Personen zu zwingen? — Wenn man alle Völker unfrei machte, wenn man sie wieder unter absolutistisch regierende Fürsten stellte? Diese zwanzig Fürsten könnten sich auf Kongressen leichter verständigen, einigen und gegenseitig binden, als die Völker untereinander.

Eine große Idee bringt eine Welt ins Wanken. — Wilsons „Utopie" bleibt der helle Stern in dieser finsteren Zeit. Oder ist es eine Sternschnuppe?

Im Schmiedhause zu A. sprach eines Tages ein fremder Mann zu. Er war städtisch gekleidet, hatte schwarzes, langes Haar und redete ein nervös überhastetes Deutsch. Ohne Einladung setzte er sich auf die Ofenbank. Da kam die Schmiedmeisterin und fragte, ob ihm was wäre,

Derweil hebt s Kleanste an z woan und plärrt wia a Spanfadl. „Gib eahm a Mili!“ schrein allsand, „sist kriagt er d Froas“.

Hiaz wird n Bauern ah angst und bang. „Stad seids!“ brüllt er. Auf däs hebts kloane Gsott erst recht an zan reixn und röwelln, der Seppl zoagt eahm a lange Nasn, fahrt aus dan Tempel und aufn Kerschbam aufi wia a Katz. Der Bahleitner schwitzt Bluat.

„Kimt n der Klachl neama zwegn?“

Endling stagelt er daher, der Winkelschuasta.

„Daß d da bist!“ pfnaust der Bauer, „i han scho gmoant, d Hüttn geht in d Luft. Alsdann, wia wars?“

„Bedank mih“, sagt der Schuasta, „guat wars.“

„Was war guat?“ — „s Bier. A Gößer is s gwen.“

„Roß Gottes, i frag um d Wahl. Was is s n damit?“

„Woaß nit. Da, da hast dein Zedl.“

Der Bahleitner wird kasbloach. „n Zedl?“ fragt er, „n Stimmzedl? Ja, hast n denn nit ohgebn? — „Na, han n nit ohgebn.“ — „Bist eppa zspat kema?“ — „Ah, däs nit. Aber der Sagschmied hat mr in Wirtshaus ah oan gebn, an Zedl —“ „Godswilln, du wirst doh den nit ohgebn habn?“ jammert der Bahleitner. „Wuhl, den han i ohgebn. J han halt gmoant, däs wa derweil der neuche, und han n ohgebn.“ Der Bauer habt sich ba n Tischeck, daß er nit umfallt.

„O du vadangelts Mondkaibl — da hast ja n Sagschmied gwählt!“ — „Woaß nit“, moant der ander.

Der Bahleitner fibbert vo Zorn. „Derweil i auf dein Bruat achtgib, gehst du hin, und wählst däs Höllnbratl — dö Wahl gilt nit!“ Wia a Wilder rumpelt er außi und keucht ohi ins Dorf.

Und wia-a zan Gmoanwirtshaus kimt, hat richti der Sagschmied um oan Stimm mehra und is Burgamoasta.

Heimgärtners Tagebuch.

Ach, diese Poeten! Was sie da nicht schon alles zusammengesungen haben. Und meinen, schöne Worte machen gleich eine Weisheit. Die Welt schöner, die Leute glücklicher machen wollen, das freilich ist an sich schon Weisheit, aber zumeist eine unfruchtbare.

Die Völker, ob groß oder klein, sind frei geboren und sollten auch politisch ihr Selbstbestimmungsrecht haben! Sie sind keines andern Eigentum, sie gehöen sich selbst! — Die ganze zivilisierte Menschheit hat das gleiche Interesse; sie soll sich zusammentun zu einem unlösbaren Bund! Sie soll jedes einzelne Volk nur insoweit überwachen, daß keines sich über den Bedarf innerer Ordnung hinaus bewaffnen kann, um einen

Zeit und Talente in allerhand Nebensächlichkeiten, Kleinigkeiten und Scheinigkeiten verzettelten, welche sich jetzt als überflüssig erweisen. Es werden nach dem Kriege ja manche wieder zurückkehren in ihre alten, bequemeren Stellen, das heißt „wenn's es tragt". Viele aber werden bei der wirklichen Arbeit sitzen bleiben, und die Männer können zusehen, wo sie unterkommen. In Familienhäusern wird sichs ja leichter geben, da hat die Frau Häuslichkeit und Kinder zu versorgen, und leistet so oft Wichtigeres, als der Mann in der Fabrik. Aber bei den einzelnen freien Personen wird es sich kaum wieder in die alte Art zurückschieben. Gottlob! möchte man sagen, daß auch die Weiber flink und fest in einen ordentlichen Beruf greifen, aber für viele Männer mag es dann zeitweilig schlimm stehen. Sie brauchen nun zwar ihre Weiber — denn fast jeder hat irgend eines — nicht zu ernähren, wie früher; doch ob die Weiber ihre Männer ernähren werden, das ist abzuwarten.

Man ahnt schon bänglich, daß ich nun wieder aufs Landvolk komme. Es ist ja wahr, daß dort von jeher eine gleichmäßigere Naturordnung herrscht. Auch in der Bauernschaft hat das Weib in Haus, Garten, Feld und Wiese seine besonderen, handlich leichteren Arbeiten. Wenn aber der Mann, der Hausvater, der Knecht fort muß, tritt es nebst den eigenen Obliegenheiten auch noch an die Stelle des Mannes, pflügt, mäht, zähmt Tiere, fällt Bäume. Sobald die Männer wieder heimkommen, kehren die Weiber wohlgemut zurück in ihr Bereich und alles ist wie vorher. — Was in der Bauernschaft jetzt die weibliche Bevölkerung leistet, das ist einfach bewundernswert. Sie ist es, die die Heimatserde fruchtbar erhalten muß, während die Männer um sie kämpfen. Diesen fleißigen Landwirtinnen sollte man's nicht so für übel nehmen, wenn sie ihrer Arbeit Früchte, die man ihnen überhaupt noch läßt, ein wenig höher schätzen. Warum soll allen Vorteil nur der Zwischenhandel haben?

Es ist erst März. Aber ich möchte doch jetzt schon die „neue Zeit" anheben, die uns im vorigen Sommer so wohl getan hat. Der Beleuchtungsnot wegen. Des Morgens um eine Stunde früher aufstehen, da ist's schon taglicht; des Abends um eine Stunde früher ins Bett gehen, da erspart man Petroleum. Die Not verlangt nicht bloß, daß man sich nach der Decke strecke, sondern daß man sich nach dem Lichte richte.

Wenn ich mich nicht täusche, geht das Bestreben der Deutschen in Österreich jetzt dahin, sich im Ganzen fest zusammenzuschließen und die parteilichen Sonderinteressen etwas mehr zurückzustellen. Ob der Deutsche das wirklich zuwegebringen wird? — Ich bin nicht der Meinung, daß einer Partei jeder Egoismus erlaubt ist; es müßte auch da, wie im Leben des Einzelnen, möglichste Rücksicht und Duldung für

weil er so „sper" ausschaue? — Er wisse nicht mehr wohin, antwortete der Fremde, er sei von Wien her übers Gebirge und habe schon länger als einen Tag nichts zu essen gehabt. Da sagte der Schmied zu seiner Frau: „Gib ihm a Suppen!" Und zum Fremden: „Wer seins denn?" — Und der Fremde: „Guter Mann. Sie werden mich ja auch davonjagen, wenn ich sage, daß ich Franzose bin. Die Wiener haben mich als Sprachlehrer immer ästimiert, und nun, weil Krieg ist, kann ich keinen Unterhalt mehr finden. Ich will in die Schweiz, aber der Weg ist weit und wenn man keine Mittel hat?" — „Brock' ihm brav Brot ein!" sagte der Schmied zum Weib, das die Suppe gebracht. „Und Sie könnten auch was besseres sein, als a Franzos." — „Monsieur, ich kann ja nichts dafür", sagte der noch und machte sich mit zitternder Gier über das Essen. Der Meister sprach zur Frau: „'s is ah Speckkraut überblieben. Gib ihm's." Und schaute zu und empfand mit, wie es dem Fremden schmeckte. Und als Suppe mit Brot verzehrt war, sagte er: „Warum seins denn nit früher heimg'reist? Frankreich braucht ja seine Leut!" Und der Fremde: „Gegen ein Volk, bei dem man eilf Jahre lang angenehm gelebt hat, mag man nicht ins Feld ziehen." — „Weib!" rief der Schmied in die Küche hinaus, „koch ihm auch ein' Sterz!"

Aber als der Franzose gegessen hatte, blieb er behaglich sitzen auf der Bank und tat nichts desgleichen, als ob er fortgehen wollte. Es begann schon der Abend zu dämmern. Da sagte der Schmied: „Wissen's, dableiben können's nit. Werden auch im Dorf oben schwerlich Herberg finden. Haben Nachricht bekommen, daß aus unserem Dorf drei Mann in Frankreich gefallen sind." — Sie sind als Feinde einmarschiert, wollte der Franzose wahrscheinlich sagen, aber er schwieg. — Der Schmied: „Da hinten im Wald hab ich a Köhlerhütten. Eppes Stroh ist ah. Wenn's dort schlafen wollen!"

Mit sprudelnden Danksagungen verließ der Fremde das Haus. Die Schmiedin eilte ihm nach mit einem halben Laib Brot — „für unterwegen".

Das Stadtleben bringt immerfort neue gesellschaftliche Widerwärtigkeiten; ist die eine gelöst, so ist auch schon eine neue da. Jetzt ist es wieder einmal so: die Männer mußten ins Feld, derweil rücken die Frauen daheim auf ihre Erwerbsplätze, in die Werkstätten und Fabriken, in die Kaufläden, in die Kanzleien, auf die Tramwagen, in die Druckereien, in die Kunstanstalten und so fort. Und das ist noch ein Glück. Arbeit schützt vor Laster. Aber wenn die Männer heimkommen, finden sie ihre Erwerbsplätze besetzt. Das kommt davon, weil bisher die Männer es so gerne sahen oder so ruhig gewähren ließen, daß ihre Weiber „Frau" spielten, die keine bestimmte Arbeit hatten und ihre

an Knechtschaft grenzt, an Hunger und Frost, daß sie nicht hilflos der Roheit und Bosheit der lieben Mitmenschen unterworfen ist. Daß ein Kleinleben, mit dem Notwendigen versehen, ohne viel Luxus und Überfluß gedeihlicher ist, als der Überschwung von Besitz und Gütern, sieht man jeden Tag und überall. Es macht gesünder, freier, heiterer, fördert das geistige Leben und erhält die Seele im Gleichgewicht. Der Reiche? Die Angst, Güter zu verlieren, beunruhigt ihn nicht weniger, als die Gier, noch mehr zu gewinnen. Und hätte er schon keine andere Sorge als die, um wieviel seine Verwalter ihn täglich bestehlen.

Ich bin einmal recht arm gewesen, aber ich wußte es nicht. Die sich allmählich einstellende bürgerliche Stellung hatte mich persönlich frei gemacht. Weiter wäre mir ein Wohlstand nicht förderlich gewesen, weder im Leben noch im Dichten, noch im Glücksempfinden. Die Sorgen um seine Erhaltung oder Befestigung habe ich abgelehnt. — Mein Vater, der in seiner Jugend den stattlichen Bauernhof der Vorfahren übernommen, sagte gern, es freue ihn weniger der Besitz als die Arbeit in demselben. So haben die Vorteile seiner Arbeit sich gerne andere zunutze gemacht und mit Beihilfe von allerhand Mißgeschicken verarmte er allmählich, ohne daß er es merkte. Das Notwendigste blieb ihm, so nahm er sich Zeit, sein Herz idealen Dingen zuzuwenden. Er war der Meinung, Armut mache weniger Sorgen als Reichtum.

Ich glaube so lange nicht recht an die Vernunft der Menschheit, als es ihr nicht gelingt, die Armut und den Reichtum einzelner abzubringen und für alle den richtigen Mittelweg zu finden. Der ungleichmäßige Bestand schwächt das ganze Volk und macht alle Verhältnisse unsicher.

Wer heute Herr, ist morgen Knecht.
Wie Armut stärkt, so Reichtum schwächt.

Je mehr zu wünschen übrig bleibt, je gehaltvoller erscheint das Leben. Wie sagte jener Reiche? „Die schönen Einbildungen vom Glücke des Reichseins! Und dann die Enttäuschungen! — Der die Welt hat, ist ärmer, als der, der sie gerne hätte.“ Wenigstens um eine Illusion.

Der schöne Steffel, wie er genannt wurde, kam auf Urlaub heim in sein Dorf. Er besuchte die junge Gärtnerin, um ihr schöne Grüße auszurichten von ihrem Mann, der im Felde stand.

„Ah mei, wie gehts ihm denn?“ fragte sie.

„Fahlt ihm so weit nix. Mir sein gute Kameraden miteinand. Aufs Jahr verhofft er Urlaub. Gfreut ihn, daß du die Wirtschaft daheim so brav betreibst. Sollst dir nix abgehn lassen, hat er gsagt.“

Sie lud ihn ein, er möcht ein bissel abrasten und sich zum Tisch setzen. Das tat er und rauchte eine Zigarette. Sie kochte ihm eine Eierspeise. „Als Botenlohn!“

andere Parteien herrschen, wenn nur ein Zusammenhalten in den allgemein wichtigsten Dingen vorhanden ist. Ich halte es unter den Lehren des Krieges für möglich, daß zum Beispiel die Christlichsozialen und die Nationalen, die Konservativen und die Sozialdemokraten einander zu verstehen trachten, daß die Konfessionen einander nicht beschimpfen und verdächtigen — kurz, die Menschen müssen lernen, es einzusehen, daß jeder Zweig der Kultur seine Anwälte haben muß.

Aber, erwidern sie, das sind Poetengedanken, die in der realen Welt versagen. Nun — ich habe in meinem langen Leben, das sich durch mehrere Schichten der Gesellschaft durcharbeiten mußte, die Erfahrung gemacht, daß man mit Wohlwollen und Rücksicht auf andere allmählich mehr ausrichtet, als mit rohem Egoismus, der sich vom einzelnen aus steigern kann bis zum entsetzlichsten Weltkrieg.

Was aber nicht ausschließt, daß man einmal auch fest zuschlagen muß, wenn irgendwo eine große Schlechtigkeit oder Dummheit geschieht.

Wenn ein Poet *wirtschaftliche Gedanken* entwickelt, so geht's gern schief. Aber Gedanken sind es immerhin. — Mich deucht oft, wir sollten uns beglückwünschen, daß wir jetzt ringsum eingeschlossen sind. Welche Geldmengen würden wir hinauswerfen über die Grenzen, um Dinge zu erreichen, die wir im eigenen Lande nicht haben, deren Genuß aber keine Naturnotwendigkeit bei uns ist. So müssen wir uns mit dem allernotwendigsten begnügen und das Geld bleibt im Lande. Schon daß wir bei den Kriegsanleihen das Geld nicht in fremden Ländern suchten, sondern daheim bei uns selbst, bewahrt uns vor Abhängigkeit vom Ausland. Wir sind nur uns selbst schuldig geworden. Bei den Lebensmitteln ist's auch so. Wir haben gelernt mit weniger auszukommen, wir haben sparen gelernt, und das wird auch im Frieden noch zu brauchen sein. Freilich müssen wir jetzt die einfachste Nahrung unerhört hoch bezahlen, aber das Geld bleibt im Lande und von den Wucherern werden wir's schon noch zurückkriegen. Wir persönlich zwar wohl kaum, aber der Staat hat nachher schon Schrauben.

Wenn nach dem Krieg zur angelernten Sparsamkeit die frische, tüchtige Arbeit kommt, dann wird's schon wieder gehen. Nur müssen wir uns das Reichwerdenwollen abgewöhnen. Wir haben was besseres zu tun auf der Welt als reich zu sein. Das sehnsüchtige Menschenherz ist eines höheren Glückes wert, als das des sorgenschweren Reichtums, der Anderen Armut und den Reichen Gefahr bringt.

Ja ja, es gibt immer noch Leute, die der Meinung sind, daß *Reichtum größere Sorgen mache, als Armut.* Es ist sicher was Wahres dran. Nur darf die Armut nicht so groß sein, daß sie

Mit dem Kleinhasel in Birkfeld binde ich nicht mehr an. Einen freundlichen Vortrag hatte ich ihm gehalten über die Reinlichkeit. Sich fleißig waschen, Haar und Bart gut pflegen, Fingernägel reinigen, öfter baden. — Er lachte gemütlich, aber das Baden fand er unwürdig; baden, sagte er, täten die „Schweiner", und selbst die müßten eine Mistlacken dazu haben. Ich empfahl ihm zum Baden reines Wasser. Da meinte der Kleinhasel, ums reine Wasser wäre es schade. — Ich sagte ihm von dem Schmutze, der sich täglich an den Menschenkörper legt. Da wurde der Mann sehr lebendig und rief: „Schmutz! Was ist das? Das ist der Staub von Sachen, mit denen wir zu tun haben und die wir gern haben. Sie legen sich an die Haut. Gut. Sie verkrusten sich, nachher fallen sie von selber wieder weg. Na, vor dem, was außen an die Haut kommt, graust mir nit; aber was inner der Haut ist, vor dem graust mir." — Ein alter Weiser hat zwar auch ähnlich gesprochen, das Unreine käme nicht von außen in den Menschen hinein, vielmehr aus ihm heraus. Aber Kleinhasels Meinung hat mich nicht befriedigt. Als ich wieder aufs Baden kam, und wie es zur Gesundheit und Verlängerung des Lebens beitrage, antwortete er: „Mein Enkel, sieben Jahre alt, ist beim Baden ertrunken; ich, der nie ins Wasser gestiegen, bin im dreiundachtzigsten."

Da habe ichs aufgegeben mit dem Kleinhasel.

Er hat zu heftig gebrannt, deshalb ist er so früh erloschen. Ein glühender Heimatsänger, wurde kaum über 40 Jahre alt. — Der Kärntner Dichter Karl Krobath. In allem, was er schrieb, ob Gedicht, ob Erzählung, knisterte und lohte das Feuer. Es kam aus seinen Tiefen. Und die Kernglut war sein Heimatland. Früher als bei uns, 's ist immer die alte Geschichte, fand Krobath in Deutschland Boden. Sein Roman „Sterben" hat einige Verblüffung verursacht, er war gar zu eigentümlich. Er tauchte mit einem seltsamen Stil ins Mittelalter, ergriff jene Zeiten mit unbefangener Persönlichkeit und hob sonderartige Stimmungen aus. Vielleicht muß unser Geschmack erst in diesen Roman hineinwachsen, viel näher stand Krobath den Landsleuten als Lyriker, manches seiner Gedichte begegnet uns als Volkslied in den Alpen. Was er sang und tat, immer klang es in ihm: Kärntnerland! Kärntnerland! Er war ein trauter Freund Koschats, aber nicht so glücklich wie der. Er konnte seinem Liede nicht so leben; als Volksschullehrer mußte er sich und seine Familie durchbringen. Ein Brustübel bannte den jungen Mann für eine Weile nach Ägypten, wo er vor Heimweh fast verging. Aber auch später war seines Bleibens daheim nicht. Nachdem er in Klagenfurt für den Landesfremdenverkehr mit leidenschaftlicher Liebe zum Landel gewirkt hatte und im Lavanttal als Lehrer im jungen Nachwuchse die Heimat-

„Ist eh gern gschehen. Zu dir geht ma gern her. Gemütlich hast es in deinem Stübel.“

Dann plauderten sie vertraulich. Der Steffel tat bummelwitzig und flüsterte ihr die Frage ins Ohr, ob er einmal kommen dürfe bei der Nacht zu ihrem Fensterl?

Sie antwortete vernehmlich: „Kimm halt einmal, aber lieber ists mir beim Tag und bei der Tür.“

Nun sprach der schöne Steffel bei der jungen Gärtnerin zu, so oft er vorbei ging. Und er ging oft vorbei. Sie plauderten gemütlich vom Soldatenleben, von der Gartenwirtschaft und von allerhand. Dann gab er ihr die Hand, umspannte einmal scherzhalber ihren runden Arm, ließ wieder aus und ging davon.

Eines Sonntags gegen Abend kam er wieder. Zu den zwei alten Gärtnergehilfen, die vor dem Hause saßen und ihre Pfeifen rauchten, sagte die Gärtnerin: „Tuts uns nit stören jetzt. Wir müssen für meinen Mann einen Brief und eine Rechnung aufsetzen“, dann ging sie mit dem Urlauber ins Stübel.

Anfangs war es da drinnen ziemlich still, denn die beiden hatten ja zu rechnen, und der Steffel wurde immer liebenswürdiger, bis sie die Tür aufriß und hinausrief: „Kommts herein Leut, aber gschwind, ihr müßts auch unterschreiben!“

Und als die Gärtnergehilfen im Stübel waren, schleuderte die junge Gärtnerin den Arm aus und hieb dem schönen Steffel zwei wuchtige Ohrfeigen ins Gesicht: „So, jetzt schau daß d weiterkimmst, du Schuft du!“ — Der Steffel ist schnell weitergekommen. Dann aber beklagte er sich heftig über dieses *treulose* Weib. Er habe ihr so kameradschaftlich die Grüße ihres Mannes überbracht und sie hätte ihn mißhandelt.

Eine Stadtherrschaft nahm einen Soldaten vom Lande, der noch nie ein Theater gesehen, mit ins Schauspielhaus. Das „Dreimäderlhaus“ wurde aufgeführt. Sie glaubten, zu spät in die Loge zu kommen, aber es tat's noch. Der Vorhang ging auf. Erste Szene, ein Hausmeister fegt mit dem Besen den Hof aus.

„Noch viel z'früh sein ma dran,“ sagte verwundert der Soldat, „sie tan erst auskehren.“

Das erinnerte mich an den Ausspruch eines Freundes: „Man braucht gar nicht mehr ins Theater zu gehen. Die bessere Welt findet man drin nicht mehr, und die schlechtere, die wirkliche, hat man auch heraußen.“

Na, wenn sie im Theater wenigstens *Mist wegkehren* tun, anstatt ihn zu machen, schon das, mein lieber Soldat, ist der Mühe wert, daß man hineingeht.

Protektion und Parteilichkeiten ihr Unwesen treiben. Wenn ein erholungsbedürftiger Lehrer im Erholungsheim um Aufnahme ersucht, so wird nicht erst gefragt werden, welche Weltanschauung, welche Konfession er habe, welcher politischen Partei er angehöre und dergleichen. Ist er nur im Ganzen ein braver Mann, so genügt es, um Aufnahme zu finden.

So, jetzt weißt du es, mein geschätzter Herr Anonymus, und jetzt greife auch mal ordentlich in den Sack. Der Baustein, das ist soviel wie 200 Kronen, ist anzumelden beim Deutschösterreichischen Lehrerbund „Alpenheim" in Wien. Schickst du gleich das Geld, um so besser, dann wächst es noch ein bissel, bis wir anfangen können zu bauen.

Im Tagebuch 1907 steht es so:

Salzburg. Vorlesung in steirischer Mundart. Kaum zu Ende, traten aus der Zuhörerschaft zwei ältere Damen zu mir und stellten einige Fragen, die ich artig beantwortete. Nach dem kleinen Gespräche blickten die Damen einander betroffen an; die eine nahm etwas zögernd ein goldenes Zehnkronenstück aus dem Täschchen, um es mir zu überreichen. Ich: „Was soll das?" Sie: „Wissens, Herr Rosegger, ich und meine Schwester da haben während Ihrer Vorlesung gewettet. Ich sagte: Das ist seine Leibsprache, er kann keine andere. Meine Schwester sagte, Er wird schon auch hochdeutsch können. So haben wir zehn Kronen gewettet, und die können Sie für Ihre Waldschule brauchen." Ich: „Schönen Dank." Hierauf die andere dann: „Entschuldigen Herr Doktor, wie alt sind Sie?" Ich: „Vier Jahre." Sie: „Ach, Sie scherzen. Ich wollte wirklich gerne wissen —." Ich: „Wie alt? Welchen meinen Sie? Der vorher gelesen hat, oder der jetzt vor Ihnen steht?" Sie tippt mit dem Zeigefinger auf meine Brust: „Den da." Ich: „Na, der ist zweiundvierzig Jahre alt." Sie lachend: „Ach, Sie haben ja vor mehreren Jahren Ihren sechzigsten Geburtstag gehabt, wie man las!" Ich: „Das war der eine. Die Sache steht nämlich so. Unser sind drei. Der Naturmensch, der vorher in seiner Mundart gelesen hat, ist vierundsechzig Jahre alt. Dann der Stadtmensch, der jetzt vor Ihnen steht, der zählt zweiundvierzig. Der Doktor wurde 1903 geboren, ist also viere." Als wir lachend auseinandergingen, drückten die Damen mir sehr warm die Hand. Ich vermute, das galt dem Zweiundvierzigjährigen.

Von den Briefen, wie sie täglich einlaufen, können die allerwenigsten aufbewahrt werden. Und schon diese „wenigsten" — wenn sie ein halbes Jahrhundert umfassen — füllen einen Kasten, alphabetisch in Mappen geordnet. Der alte Mann sichtet sie und wundert sich dabei

liebe zu entzünden suchte, ging er selbst wieder in die Fremde. In Gottschee als provisorischer Fachlehrer arbeitete er getreulich mit an der Erhaltung des Deutschtums dort. Aber aufgesetzt war ihm die Ruhelosigkeit; nicht im Heimatlande, nicht einmal bei Weib und Kind durfte er sterben. Um seine sichere Anstellung an der Fachschule für Holzbearbeitung in Gottschee zu betreiben, reiste er nach Wien. Das war erfolglos. Die damit verbundene Enttäuschung und Aufregung des ohnehin herzkranken Mannes dürfte mit Ursache gewesen sein: In einem Wiener Kaffeehause ereilte ihn plötzlich der Tod.

Unvergeßlich ist mir eine Dobratschpartie, die ich vor einigen Jahren mit Krobath gemacht. Eine völlig unvorbereitete war's. Wir traten in Villach aus einem Kaffeehaus und weil da gerade ein Lohnwagen stand, setzten wir uns hinein. „Na, wohin denn?„ „Nach Bleiberg. Wir gehen von dort aus auf den Dobratsch?" „Recht ists." Ohne jegliche Ausrüstung, wie man eben angetan ist, wenn man ins Kaffeehaus geht, so fuhren wir dem Hochgebirge zu. Dann hinauf. Es mochte ihm, dem Rüstigen, wohl die Weile lang geworden sein neben mir, der schnaufend sehr langsam anstieg, so daß wir anstatt vier Stunden, deren acht brauchten, von Bleiberg aus, bis wir oben waren bei der Nachtherberge im Touristenhause. Krobaths Stimmung wechselte zwischen übermütiger Lustigkeit und leiser Schwermut. Er sang, er jauchzte, er saß auf dem Steine, schaute hinaus über das schöne Kärntnerland und hatte feuchte Augen. Und als er lange so dasaß, fragte ich, ob ihm was wäre. Da rief er es laut in die Lüfte hinaus: „Ich bin so glücklich!" und leise setzte er bei: „und — und darum so traurig."

Liebes Kärnten, gelt, du wirst sein Andenken ehren? Er war einer deiner Treuesten.

„Lieber Herr Rossegger!

Es ist schön von Ihnen, wie Sie so trachten, daß die deutschen Volksschullehrer ein Erholungsheim bekommen, wenn sie krank werden. Ich möchte auch etwas hergeben dazu, möchte aber erst wissen, ob nicht etwa eine Protektionswirtschaft dabei sein wird oder daß Parteiinteressen mitspielen, wenn ein Erholungsbedürftiger aufgenommen werden will, und er paßt den Herrschaften nicht, weil er diese oder jene Parteifarbe hat? Wenn das wäre, möchte ich nichts dazu hergeben.

Einer der Wißbegierigen."

Dieser namenlose Brief, der mir zuging, hat ganz recht mit seiner Frage. Man muß vorsichtig sein heutzutage. Der Brief hat nur den einen Fehler, daß mein Name falsch geschrieben ist. Wer meinen Namen nicht kennt, der wird meine Person natürlich noch weniger kennen. Sonst dürfte er wissen, daß ich mich für keine Anstalt bemühe, bei der

Kleine Laube

Das sind wir!

Von Freiherrn Börries von Münchhausen.*

Zu Helm und Schild geboren,
zu des Landes Schutz erkoren,
dem König sein Offizier,
treu unsern alten Sitten,
in unser Bauern Mitten,
das sind wir!

Wir bauen unsre Felder,
wir hegen unsre Wälder
für Kind und Kindeskind.
Ihr spottet der Ahnen?! Die Hüter
sind sie der einzigen Güter,
die Euch nicht käuflich sind.

Wir stehn mit starrem Nacken
in des Marktes Feilschen und Placken
in strenger Ritterschaft,
wir wollen in stillem Walten
dem Land sein Bestes erhalten:
deutsche Bauernkraft!

Aus unserer Zeit.

Der Nörgler und der neue Österreicher.

Oh Nörgler, wer ist heute so benörgelt wie du, oh Nörgler! Alle Witzblätter witzeln dich an. Als Schwarzseher wirst du angeschwärzt. Als Drückeberger wirst du bedrückt. Als Raunzer wist du angeranzt. Als Miesmacher angemieselt. Und als Verbreiter alarmierender Gerüchte hat man dir gar gedroht, dich in den Kerker zu werfen! Der neue Österreicher verfolgt dich und sagt, du machst ihm Schande.

Ist das der Ernst des Kriegs, aus dem der neue Oesterreicher entsprungen ist, oder sonst etwas? Früher, vor dem Juli 1914, wie war doch früher alles in Ordnung. Dein Name fing mit einem n an, weil Nein mit einem n anfängt. Dann kam ö, weil du in Österreich patentiert bist. Dann kam freilich r und g und l und e und r und kein Mensch wußte warum; aber gerade das paßte dir herrlich, denn wars nicht dein Wappenspruch, dein erstes und letztes Wort bei allem, was ein andrer Mensch tat: ich möcht wirklich wissen, warum? — Mit einem Achselzucken

* Der Dichter, der als Balladensänger in der Vorderreihe der tapferen Geister steht, die den heldenhaften Sinn vor dem Kriege hochgehalten haben, hat im Verlage von Egon Fleischel & Co., Berlin, eine kleine Auswahl seiner bisher veröffentlichten Gedichte herausgegeben, die seinen lieben Kriegskameraden vom Kgl. Sächs. Garde-Reiter-Regimente gewidmet sind. Das Büchlein bringt aus den „Balladen und Ritterlichen Liedern“ sowie aus der Sammlung „Das Herz im Harnisch“ die schönsten Perlen. Auch das vorstehende Gedicht ist ihr entnommen.

immer wieder, daß das alles in seinem Leben einmal gewesen ist. Handschriften längst vergangener Menschen. Dürres Gehalme aus einem langen, wuchernden Sommer. Aus der Erde jener Briefschreiber ist längst wieder Gras gewachsen. Es sind Stimmen aus dem Nichts. Man glaubt eine reiche Erinnerung zu haben und zehrt täglich an ihr. Aber an wie Vieles, was vergessen war, mahnen die gelblichen Blätter. Welche Schicksale tauchen wieder auf; wieviel Glück und Leid, daß keine Spur in uns zurückgelassen hat. Welche Leute kommen da heran mit ihren Wünschen, mit ihrer Tatlust, mit ihrer Güte, mit ihrer Bosheit, mit ihrer Torheit, mit ihren unbegreiflichen Verschrobenheiten. In solchen Dokumenten sieht man, was das für ein Gemenge von Größe, Armseligkeit und Lächerlichkeit ist, Menschentum genannt.

Aber solche alte Briefe an uns bringen von allem nur den einen Teil zurück; den anderen, in dem wir selbst standen, von dem wir selbst schrieben im Briefwechsel, den vermissen wir, und so bleibt uns bei mangelhaftem Gedächtnis vieles unverständlich. Die merkwürdigsten Dinge soll ich gesagt, geschrieben, getrieben haben, von denen ich nichts mehr weiß. Glänzende Siege, böse Niederlagen, schreckliche Feindschaften sollen gewesen sein, von denen ich nichts mehr weiß.

Ich habe diese seit dem Jahre 1865 aufbewahrten Briefe nicht gezählt, schätze sie so auf zehntausend. Etliche sind dabei, die einiges seither von mir Dargestellte berichtigen; andere geben Zeugnis von der Wahrheit jener in meinem „Weltleben" erzählten Erlebnisse, die bisweilen angezweifelt worden sind. Und so horche ich nun in stillen Stunden den Berichten und Geschichten, den Geisterstimmen aus vergangenen Zeiten.

„Ich such' in der Vergangenheit
Mein bißl Freud', mein bißl Kraft.
Wie schön war doch die alte Zeit!
Die Gegenwart — wie ekelhaft!"

Ist es auch wahr, was du da sagst?
Du meinst, die Zeiten ändern sich?
Bedenk es wohl, bevor du klagst,
Mein Freund, du selber änderst dich!

Es täuscht dich die Erinnerung,
Die oft ein falscher Schacher ist;
Der Unterschied, daß du einst jung
Und jetzt ein alter Kracher bist.

Vergleichsweise.

Als ich einmal über Land ging, sah ich, wie ein dummer Bub mit Steinwürfen die Fenster eines Bauernhauses mutwillig einschlug; dabei merkte er aber nicht, daß man ihm die einzige Rückzugslinie über einen Zaun abschnitt. Die Bäuerin nämlich, ein resolutes Frauenzimmer, packte den Jungen beim Ohr und zog ihn in unerwünschter Weise zur Bank unter der Hoflinde. Dort setzte sie sich gemächlich nieder, zog ihn über ihre Knie, spannte ihm das Höschen straff und verabreichte seinem Sitzleder und was dazugehörte eine Tracht Prügel mit einer saftigen Haselgerte. Der Gezüchtigte schrie Zeter und Mordio, was aber die brave Bäuerin nicht weiter hinderte.

Sowie sie glaubte, es sei jetzt genug, ließ sie den Steinwerfer zwar noch nicht frei, sondern fragte ihn nur milde: „Na, Ferdl, wirst dös no amal toan?"

In Wut über die Prügel brüllte der Bub: „Joooo..."

Abermals trat die Haselgerte in Tätigkeit, daß das Höslein staubte; dann wieder die milde Frage: „Na, Ferdl, wirst dös no amal toan?"

„Joooo...."

Das Trommelfeuer des Stöckleins, das Geschrei und das Frage- und Antwortspiel dazwischen wiederholten sich noch drei- oder viermal, bis endlich auf die Frage: „Na, Ferdl, wirst dös no amal toan?" die klägliche Antwort kam: „Naaaa..."

Hierauf gab die Bäuerin den dummen Buben frei; der rieb sich seinen verschwollenen Körperteil, heulte jämmerlich und lief davon.

Mir aber war es nicht recht begreiflich, warum der Lauser nicht schon auf die erste freundliche Erkundigung „na" gesagt hatte; er mußte doch wissen, was sein blödes „ja" in seiner peinlichen Lage für Folgen hatte.

Er ist eben ein dummer Bub, dachte ich mir.

An diese an sich nebensächliche Begebenheit erinnerte ich mich wieder, als ich las, König Ferdinand von Rumänien habe nach der Einnahme Bukarests durch die Mittelmächte seinem Generalstabschef versichert, er bedauere gar nicht, sich der Entente angeschlossen zu haben — und würde es gegebenenfalls wieder tun...

Dem Schlag bei Bukarest folgten andere: Buzeu, Rimnik-Serat, Braila, Focsani..

Und deutlich höre ich den Ferdl von Rumänien auf die wohlgemeinte Frage: „Na, wirst dös no amal toan?" immer wieder antworten: „Joooo..."

Die Menschen sind einander doch ähnlicher, als man glaubt — gleichgültig, ob sie als dummer Bub Ferdl oder als König Ferdinand heißen...

*

Es war auch auf dem Lande draußen, aber ein andermal. Da schoß ein großer, ungehobelter Junge namens Edward den lieben langen Tag mit seinem Bogen nach der Scheibe; der bedeutend kleinere, aber gelenkige Michel wünschte sich schon immer ein gleich hübsches Spielzeug, bis er sich endlich selbst einen Bogen schnitzte. Das war nun dem großen Edward gar nicht recht und sowie sich der Michel anschickte zu zielen und zu schießen, warf er ihm böswillig etwas vor die Füße, bald einen Prügel, bald einen Stein. Eine Weile ließ sich der Kleine das gefallen, aber als der Große es immer ärger trieb und auf das Ersuchen, Ruhe zu geben, nicht hörte, riß dem Michel die Geduld und er wollte sich auf weniger sanfte Art, mit ein paar ehrlichen Hieben, den Widersacher von Hals schaffen. Die beiden Buben rauften miteinander und jedermann glaubte, Edward als der größere und bisher kriegerischere würde seinen Gegner bald überwunden haben. Es kam aber anders; Michel setzte dem Feind tapfer zu und warf ihn schließlich zu Boden, drückte ihm das Knie auf die Brust und sagte: „Ich laß dich aus, aber du mußt mir versprechen, Frieden zu halten!"

liebtest du irgendetwas, und sei es ganz Oesterreich, in Frage zu stellen. Daß das Nörgeln ist, hast du gar nicht mehr gewußt. Die Begriffe der Trottelhaftigkeit, der Gaunerei oder eines Schwächlings enthielten keine Eigenschaften, die dich hätten einen Augenblick schwanken lassen, sie kurzweg mit den höchsten Würden in Verbindung zu bringen. Respekt schienst du vor nichts zu haben. Aber eins hast du nie vertragen, wie man so sagt, eine Katz eine Katz zu nennen. Oder eine Hose eine Hose. Kurz, die Dinge beim rechten Namen. Einer, der das tun wollte, war dir verdächtig. Es ist merkwürdig, aber wahr, daß man jedes Hohn und Respekt Heischende bei uns leichter miserabel, als mit einer kritischen Einschränkung gut nennen durfte. Man durfte eher beschimpfen, als kritisieren, verurteilen, als urteilen. Wer schimpfte, war fesch; wer sich aufrecht und bescheiden um ein eigenes Urteil mühte, galt bald als ein fader oder ein eingebildeter Kerl. Sonderbarerweise nannten ihn die, welche immer übertrieben, ihn, weil er sich nie treiben ließ, oft einen übertriebenen Menschen. Es schien fast, als ob man die Uebertreibung für das einzige hielt, was eine eigene Meinung zu entschuldigen vermag.

Stimmt das dazu, daß in den letzten Jahrzenten die politische Meinung mit einer Leidenschaft vorgetragen wurde, die ihresgleichen suchte? Daß der Kampf mitunter eine vernichtende Heftigkeit hatte? Zur Übertreibung stimmt es. Denn, merkwürdigerweise, niemand nahm es ganz ernst. Irgendwoher — wahrscheinlich noch aus dem Vormärz — schien der Grundsatz gekommen zu sein: Schimpfen tut nicht weh. Welche unglaublichen Schimpfreden haben wir gehört, ganz ohne Folgen. Das mag früher einmal ganz gesund gewesen sein, als die Leute sich ausschimpfen sollten, um nicht aufs Handeln zu verfallen, in der Zeit, nachdem man die Macht hatte, entstand aber allmählich aus diesem Schimpfen auch ein Handeln, das wie Schimpfen gemacht wurde. Es ist ja schwer, wo viele verschiedene Interessen sind, sie einander anzupassen, auszugleichen und abzuschleifen. Es ist so leicht, sich zu denken, du kannst mich gern haben. Die Phantasie, die von so viel Wirklichkeit belastet war, atmet ordentlich auf. Es ist so viel leichter, wenn man sich mit einem andren nicht versteht, sich zu denken: der Esel, als sich Mühe zu geben, ihn zu begreifen. Mir über irgendetwas, das ich nicht genau kenne, wirklich ein Urteil zu bilden, ist schwer; wie rasch geht es aber und mit welcher leichten, beinahe dichterischen Phantasie, wenn ich verurteile und vorurteile. Diese Phantasie, aus der das Nörgeln und das Uebertreiben und die Rücksichtslosigkeit auf das Ganze kommt, wuchert desto mehr, je weniger einer in der Wirklichkeit lebt; nun ist die Wirklichkeit wirklich schwer bei uns und erfordert viel geduldige Arbeit, dagegen war das Schimpfen in Wort und Tat so eine Art Klosterruhe.

Nun aber, oh Nörgler und Schimpfer, hat uns der Krieg in eine weltweite Wirklichkeit hineingerissen. Wir ballen nicht mehr die Faust im Sack oder in der Luft, sondern um den Gewehrschaft. Sie wollten uns ganz aus der Welt hinaushaben und auf einmal werden wir als Sieger ganz in deren Mittelpunkt stehn. Das ist unangenehm, sehr unangenehm. Da wird es heißen, die liebe Bequemlichkeit des Uebertreibens und Schimpfens abzulegen und die Verantwortung aufnehmen. Mit dieser Last auf dir wirst du niemandem mehr wegen nichts und wiedernichts mit beiden Füßen ins Gesicht springen. Du wirst geduldig sein, arbeiten, ausgleichen und anpassen müssen, nüchtern denken, wie bei einem wichtigen Geschäft, statt mit der Phantasie Todesurteile zehnmal im Tag über alles fällen, was dir nicht gleich eingeht; Respekt vor dem Willen der anderen haben und Respekt für deinen eigenen wohlüberlegten Willen fordern. Dann brauchst du dich vor dem neuen Oesterreicher nicht zu fürchten. Denn dann wird von deinem Nörgeln nur der gesunde Kern sachlicher Kritik bleiben, den es bloß überwuchert hat, und wer über den noch etwas sagen wird, muß selbst ein Nörgler sein.

Soldaten-Zeitung.

Und sprechen nicht auch Tanners eigene Worte, die von einer Besserung der ostjüdischen Verhältnisse reden, gegen die Möglichkeit einer solchen Besserung? Dieses Ostjudenvölkchen steht nicht auf einer unentwickelten, also rohen und pflegebedürftigen Stufe der Kultur, sondern es ist verkommen! „Ein gezüchteter Materialismus, der uns in tiefster Seele anwidert“ . . .

Die uns sicherlich nicht sehr freundlich gesinnten Bewohner des eroberten Ostens, gleich welcher Rasse, Sprache und Religion sie sind, dürfen nie außeracht lassen, daß das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn den aufgezwungenen Krieg nicht etwa deshalb führen, um fremde Völker zu „befreien“ und zu „kultivieren“. Wir müssen uns durch bessere Grenzen die Zukunft schützen. Der Deutsche hat nie und nirgend Dank von jenen geerntet, denen er Freund und Lehrer war. Das lernten wir abermals aus dem Verhalten Japans in diesem Kriege!

„Austriacus.“

Deutscher Gottesfrieden.

Es dröhnet der Glocken Feierklang
und drinnen im Dome erklinget
aus frommer Seelen Überschwang
ein Gebet, das zum Himmel dringet:
Des Kriegers Gebet, des Wunden und Müden,
und tausendfach tönt der brünstige Dank —
der Dank — der Dank für den Frieden.

In Priesters Kleid Herr Jesus Christ
erscheinet der frommen Gemeinde
und spricht, da es weihestille ist:
„Nun hört mich ihr lieben Freunde!
Ihr habet in Eintracht das Schwerste ertragen,
und wie ihr einig zu dieser Frist,
so bleibt es in friedlichen Tagen!

Muß euch erst Not und Völkerstreit
die Wahrheit vor Augen bringen,
daß nur der Bürger Einigkeit
das Größte läßt gelingen?
So mancher Krieg wär' nie gekommen,
wenn ihr euch nur zur rechten Zeit
die Eintracht zu Herzen genommen.

Euer Leben, es stand in Gottes Hand,
wes Glaubens ihr auch gewesen.
Ihr habt euch zum gleichen Gotte bekannt!
Ihr seid nun vom Irrwahn genesen,
daß jener, der die göttliche Lehre
an andere Formen und Regeln band,
vor Gott der Schlechtere wäre.

Ihr habet gemeinsam in Not und Gefahr
zum Himmel Gebete gesendet;
ihr knietet voll Inbrunst vor einem Altar!
Euch ward gemeinsam gespendet
die heilige Zehrung an heiligem Orte;
ihr lauschtet, wes Glaubens der Priester auch war,
voll Andacht dem göttlichen Worte!

„O... ja...", stöhnte Edward unter der Last, „wenn... du... mir deinen Bogen auslieferst... denn ich bin der Stärkere..." Diese Behauptung, der Stärkere zu sein und dabei verprügelt zu werden, erregte meine Verwunderung, zumal mit der Forderung verbunden, der Sieger möge seinen Bogen hergeben. So war ich auf die Weiterentwicklung des Zweikampfes recht gespannt.

Schließlich wurde der Streit schnell erledigt, denn der Michel versetzte dem Edward ein paar weitere so kräftige Ohrfeigen, daß der Große sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte, wollte er nicht noch fürchterlicher zugerichtet werden.

Edward hinkte davon und klagte den Leuten sein Leid — er sei plötzlich überfallen und verhauen worden... und nicht einmal seinen Bogen hätte ihm der Michel als Schmerzensgeld für die Schläge gegeben! Der Michel sei ein ganz böser und gar rauflustiger Bub und jedermann, der ihn entsprechend züchtige, tue damit ein gutes Werk. Die Leute, denen Edward vorjammerte, zuckten dazu nur die Achseln; bloß ein Herr Wilsner gab ihm recht; und Herr Wilsner drohte dem Michel aus der Ferne: „Es war sehr unartig von dir, den armen Edward anzugreifen und zu mißhandeln:"

Solche Seltsamkeiten tragen sich doch nur unter kleinen Jungen zu!!!

P. L. M.

*

Die Ostjuden.

„Warschau ist das größte Judenzentrum Europas, das zweitgrößte der Welt. Die jüdische Bevölkerung beträgt mit etwa 320.000 Seelen 40 Prozent der gesamten Einwohnerschaft. Warschau ist das Herz des Ostjudentums, die Metropole jüdischer Kultur, wo die meisten jüdischen und hebräischen Zeitungen, darunter der im jüdischen Dialekt geschriebene ‚Haint' erscheinen. Ihre Gesamtauflage beträgt über eine halbe Million. Von Warschau gingen die wichtigsten Anregungen jüdischer Literatur und Wissenschaften aus. Hier gibt es eine breite Oberschicht gebildeter Juden: Akademiker, Großkaufleute, Industrielle, hochgelehrte Rabbiner, die alle an der Kultur und Sprache ihres Volkes festhalten. Die Synagoge, die ich in Warschau sah, ein Muster von Reinlichkeit und Feierlichkeit, ist nicht die Synagoge von Bolechow. Aber wenn auch Großes und Schönes in Warschau jüdisch ist, die Judenstadt ist uns in der Hauptsache fremd, ihre Einrichtungen nicht begehrenswert und ihr Leben und Treiben nicht nachahmenswert. Wir sind da in einer orientalischen Gesellschaft, deren Religion oder ihre Handhabung einen Materialismus gezüchtet hat, der uns in tiefster Seele anwidert, und einen Schmutz, eine Lebensweise, die uns erschaudern lassen; inmitten von Zuständen, die nach einem Arzt schreien. Hier braucht es eine Riesenhand, die rücksichtslos mit den schärfsten Instrumenten und Ätzmitteln an das Geschwür herangeht. Nicht Antisemitismus — Haß ist unmodern — Teilnahme und Arbeit brauchen die Juden. Die Teilnahme des kundigen, unerbittlichen, scheinbar grausamen und doch hochherzigen, menschenfreundlichen Chirurgen. Diese Stufe jüdischer Kultur darf ebensowenig zu uns kommen wie diejenige asiatische, welche hier wiederholt abgelehnt wurde." So der schweizerische Major Tanner im dritten lesenswerten Bande seiner „Frontberichte eines Neutralen" („Ostwärts", Verlag August Scherl, Berlin.) Er ist sicherlich kein Antisemit — er verwechselt überdies Antisemitismus mit Haß, den er in den Jahren des Hasses 1914/16 „unmodern" nennt — und doch wie wesentlich unterscheidet sich Tanners Schilderung von den vielfachen Auslassungen überzeugter Ostjudenfreunde, die damit ihre eigene Rasse zu verteidigen und zu beschönigen pflegen, wollen doch einige sogar, daß der abstoßende jiddische Jargon eine Mundart des Deutschen sei, wie etwa das Schwäbische oder Bayrische ...

mit echt wienerischer Anmut. Die Wiener Philharmoniker führten als erstes Fuchssches Werk 1872 seine G-moll-Symphonie auf; 1874 ließ dann Dessoff die erste Serenade (in D-dur) folgen, durch welche Fuchs in weiten Kreisen bekannt wurde. Hans Richter, Dessoffs Nachfolger, brachte auch die anderen vier Serenaden, das Klavierkonzert B-moll und eine Ouvertüre zur Aufführung. Alle genannten Werke zeichnen sich durch ungezwungene Erfindung und Melodienfrische aus; sie spiegeln die persönliche Liebenswürdigkeit ihres Schöpfers wieder. In der reizenden Ouvertüre zu Grillparzers Drama „Des Meeres und der Liebe Wellen“ ist jene wienerisch-anmutige Stimmung, die wie ein zarter Hauch auf dem schönsten Liebesdrama der deutschen Literatur liegt, von Fuchs in kongenialer Weise in Töne umgesetzt worden. Von seinen Symphonien sei hier seine letzte in E-dur hervorgehoben.

Am eigenartigsten aber erscheint der Meister in seinen vielen kleinen Stücken, in den zahlreichen Intermezzis, Amoretten, Phantasiestücken, Caprizzios, Sommermärchen, Herbstblättern und wie sie alle heißen mögen, seien sie nun für Klavier zwei- oder vierhändig oder für Violine oder Cello und Klavier geschrieben. Namentlich wenn er zu der Jugend spricht, in den Jugendalbums, Jugendklängen, ländlichen Szenen, Miniaturen, da zeigt sich so recht die Grazie des Kleinen, gepaart mit schalkhaftem Humor. Jedes Stimmungsbildchen ist ein kleines Kunstwerk für sich. Fuchs wandelt in den Fußstapfen Schuberts und Schumanns, deren Geist auch andere seiner Kompositionen atmen. Fuchs wählt wie Schumann bei diesen kleinen Stücken zumeist deutsche Überschriften sowohl für den Titel als auch zur Bezeichnung des Zeitmaßes. Es ist zugleich die zierlichste und feinste Programmusik; lauter in zarten Aquarellfarben gemalte Bildchen, und in jedem einzelnen offenbart sich ein vornehmer Geschmack.

Zahlreich sind auch seine Kammermusikwerke. Seine sechs Violinsonaten, welche ganz verschiedenen Zeiten angehören, zeigen alle Entwicklungsstufen des Tondichters. Von seinen beiden Klavierquartetten ist das erste op. 15 (G-moll) gekennzeichnet durch eine fast Schubertsche Melodienfreudigkeit und erfreut sich in Liebhaberkreisen einer großen Verbreitung; das ernste H-moll-Quartett op. 75 zeigt dagegen Brahmsschen Einschlag. Hingewiesen sei noch auf die drei Streichquartette, mehrere Klavier- und Streichtrios, auf Sonaten für Viola, Violoncello und sogar für Kontrabaß und auf eine eigenartige Harfenphantasie; besondere Beachtung verdienen seine zahlreichen Klavierkompositionen. Es ist namentlich für Dilettanten eine lohnenswerte und dankbare Aufgabe, sich mit Fuchs zu beschäftigen; seine Musik bietet keine allzugroßen technischen Schwierigkeiten und wirkt ungemein geschmacksbildend.

Fuchs ist auch ein Meister in der Chorkomposition, namentlich seine Frauenchöre sind von bedeutender Klangschönheit. Besonders intime Wirkungen erzielt Fuchs dann, wenn er zu den Frauenstimmen noch begleitende Streichinstrumente treten läßt.

Fuchs hat auch zwei Spielopern geschrieben: „Die Königsbraut“ (Erstaufführung 1889 an der Wiener Hofoper) behandelt den Elfriedenstoff; „Die Teufelsglocke“ wurde 1893 in Leipzig zur Aufführung gebracht.

Die Werke unseres Meisters sind bei verschiedenen Verlegern erschienen: die früheren bei Kistner (Leipzig) und Simrock (Berlin), die späteren bei Adolf Robitschek in Wien.

Leider sind die meisten Werke des anspruchslosen Meisters, der nicht gern von sich reden macht, unverdienterweise viel zu wenig bekannt.

Unsere Zeit ist so arm an anmutiger, melodienreicher Musik; das meiste Neue, Moderne ist zwar „interessant“, aber nicht herzerfreuend. So lernt man das vorhandene Gute immer mehr schätzen, je weniger Erfreuliches hervorgebracht wird. Daher können und wollen wir auch hoffen, daß eine spätere Zeit auf unseren Robert Fuchs zurückkommen wird. Es wäre aber so schön, wenn er es noch erlebte!

Umsonst floß nicht das kostbare Blut,
umsonst nicht die bittere Zähre,
denn ihr erkämpftet das himmlische Gut:
Der Duldung göttliche Lehre.
Ihr habt euch befreit von des Zweifels Nöten
ihr wißet nun, wie wohl es tut,
mit dem Freund, mit dem Bruder zu beten.

Ja, öffnet die Herzen und reicht euch die Hand
und jaget zum Teufel die Hetzer!
Verbrannt sei die alte Scheidewand
wie einstens die armen Ketzer!
Die Flamme der Eintracht, laßt sie erglühen!
Dann wird euer schönes Vaterland
zu neuem Glanze erblühen."

Da hatte das Volk seinen Heiland erkannt — — —
O Herr, wir wollen Dir's schwören:
„Die Eintracht, die Du uns vom Himmel gesandt,
die soll uns kein Mensch wieder stören.
Was immer im Schoße der Zeit uns beschieden,
die deutsche Eintracht hält fürder stand
im Krieg wie auch im Frieden."

Christtag, 1916. Hans von Rein.

Robert Fuchs.

Von Karl Brachtel.

Einer der feinsinnigsten Wiener Komponisten, Professor Robert Fuchs, feierte am 15. Februar seinen 70. Geburtstag. Sein Name hatte schon in den Siebzigerjahren in der Wiener Musikwelt einen guten Klang. Auch sein um fünf Jahre älterer Bruder J. W. Fuchs war als Hofopernkapellmeister und Direktor des Wiener Konservatoriums in weiten Kreisen bekannt. — Robert Fuchs wurde am 15. Februar 1847 zu Frauental in Steiermark geboren. Er wollte ursprünglich Lehrer werden, wandte sich aber später der Musik zu und bezog das Wiener Konservatorium, wo er 1865—1869 unter Dessoff studierte. Wien wurde seine zweite Heimat. Aus dem einstigen Zögling der musikalischen Hochschule wurde einer ihrer bedeutendsten Lehrer. 1875 wurde Fuchs Professor der Harmonielehre. Einen mächtigen Förderer fand er an Brahms, der dem jungen strebsamen Musiker nicht nur den Beethovenpreis verschaffte, sondern ihm auch zu einer Professur der Musiktheorie und des Kontrapunkts verhalf. Durch 37 Jahre (1875—1912) wirkte Fuchs am Wiener Konservatorium; mit seltener Frische übte er seinen Beruf fast vier Jahrzehnte aus und verjüngte sich selbst mit jedem begabten Schüler. An solchen hat es ihm wahrlich nicht gefehlt. Hugo Wolf und Gustav Mahler zählen zu ihnen, und viele andere Komponisten und Dirigenten.

Die Erfolge des Tondichters Fuchs geben denen des Professors nichts nach. Wir können in ihm das Ideal eines feinsinnigen Wiener Musikers vom alten Schlag erblicken; ungemein feinfühlig und geschmackvoll als Tonkünstler, ebenso taktvoll, liebenswürdig und überaus bescheiden als Mensch.

Werfen wir nun einen Blick auf seine vielseitige tonschöpferische Tätigkeit! Fuchs ist durch seine Serenaden für Streichorchester berühmt geworden. Seine fünf Serenaden sind wahre Kabinettstücke musikalischer Kleinmalerei; in ihnen vereinigt sich in sehr glücklicher Weise die gesunde Sanges- und Tanzesfreudigkeit des Steirers

Tannenbaume ihre Gaben unter die armen Kinder aus, deren Augen voll Freude und Dankbarkeit strahlen.

Wie wär's, liebe Leidgenossen, wenn wir, soweit es uns möglich ist, in gleicher Weise das Andenken unserer dahingegangenen Helden in der Heimatkirche für alle Zeit bewahrten und zum Segen namentlich für die verwaisten armen Kinder werden ließen? Die Kosten der Heimholung stellen sich auf etwa 1000 Mk., die Herrichtung einer Erinnerungsstätte mit Denkmal kostet nicht weniger. Für den gleichen Betrag kann man aus den Zinsen dauernd 50 Mk. jährlich auf die Bescherung armer Kinder verwenden. Und selbst wenn man nur die Hälfte von 1000 Mk. aufwenden kann, ist auch damit schon ein gutes Werk getan. Man braucht dabei ja nicht einmal auf ein Grabmal ganz zu verzichten, kann sich aber vielleicht mit einem schlichten Gedenksteine oder einer Gedächtnistafel in der Kirche begnügen.

Der Erfolg dieses kleinen Artikels würde größer sein als mein ganzes literarisches Wirken, wenn diese Anregung in allen Herzen widerhallte und so die Namen unserer gefallenen Helden durch die weihnachtliche Gedächtnisfeier in den Heimatkirchen für alle Zeit lebendig bliebe.

Berlin-Steglitz. Prof. Heinrich Sohnrey.

Etwas von Mac Twain.

Als der berühmte amerikanische Humorist das erstemal Paris besuchte, führte ihn der zu Beginn des großen Krieges ermordete französische Parteimann Jaurès auch ins Parlament. Lange Zeit beobachtete Mac Twain die etlichen hundert durcheinanderschwirrenden Abgeordneten, die das Schicksal der Republik zu bestimmen hatten, dann sagte er: „So viele Männer und kein — Mann." Jaurès nickte stumm dazu. Hierauf erschien das Ministerium vollzählig im Saal und der Amerikaner murmelte wie für sich: „Noch ein Dutzend Männer . . ." Twain setzte seine Europareise fort und dabei lernte er noch manche Volksvertretungen und Regierungen kennen, aber niemals wiederholte er die bitteren Worte, die sich ihm in Paris aufdrängten. Die Einen sagen, sie wären anderwärts nicht angebracht gewesen; die Anderen sind der Ansicht, daß Mac Twain nur seinem Vorsatz auch hier getreu blieb, niemals ein geistreiches Wort, und paßte es auch noch so vortrefflich, ein zweitesmal auszusprechen . . .

Der Bauersmann.

Bauersmann, in deine Hand
Ward ein hohes Amt gegeben,
Sieh, in deinem Ackerland
Ruht das Brot und treibt das Leben,
In der Scholle, die gebar
Deines Volkes Heldenstärke!
Bauer, nimm die Stunde wahr:
Sei ein Priester deinem Werke!

Gottes reine Himmelsluft
Atmest du und Sonnenglühen,
Während wie in dumpfer Gruft
Sich die Brüder mühen,
Hämmer dröhnen, Essen loh'n —
Preis den Männern, Dank und Ehre,
Die in harter Tagesfron
Schmieden uns die starke Wehre.

Bauer, laß sie darben nicht,
Laß auf deine Tat sie zählen,
Die da tragen schwere Pflich[t],
Eisenfäuste, Eisenseelen.
Schaff'n sie doch, daß du hier
Kannst dein Werk in Frieden schaffen,
Die für Sohn und Bruder dir
Hämmern Tag und Nacht die Waffen.

Bauersmann, so zaud're nicht,
Echter Sohn der deutschen Scholle!
Höre, was die Stunde spricht,
Die gewaltige, schicksalsvolle!
Horch! Dich ruft das Vaterland!
Stolz und Kraft soll dich erheben —
Bauersmann, in deine Hand
Ward ein hohes Amt gegeben!

(„Ostdeutsche Rundschau") Paul Warncke.

Heldenehrung und Kinderfreude.

Eine Anregung.

So manche Angehörige gefallener Helden wissen sich in ihrem Herzeleide nicht genug zu tun, um das Andenken des Betrauerten lebendig zu erhalten. Ist man mit irdischen Gütern gesegnet, so werden gewiß keine Opfer gescheut, um den Gefallenen heimzuholen und der Erinnerung an ihn auch einen würdigen äußeren Ausdruck zu geben. Von den verschiedensten Seiten werden Angebote gemacht, und in dem ersten Schmerze will jedes Abhandeln, jedes Weniger den Leidtragenden wie eine Beeinträchtigung des Andenkens erscheinen, die ihnen wehe tut. Nicht selten werden auch dann Denkmäler gesetzt, wenn der Tote nicht heimgeholt werden konnte.

Aber selbst das schönste Denkmal vermag dem tiefbedrückten Seelenzustande nichts Erlösendes und Befreiendes zu bieten. Steht es endlich da, so eilen die Trauergedanken uber die Gegenwart hinaus in die Zukunft, und man zählt die Jahre, nach deren Ablauf die Frist für die Erhaltung des Grabes zu Ende geht; zumal auf den großstädtischen Friedhöfen, wo die frühere längere Frist wieder und wieder eingeschränkt werden mußte.

Es sei ferne von mir, gegen würdige Grabmäler mich zu wenden; aber unsere toten Helden können ja nur in den seltensten Fällen auf dem heimatlichen Friedhofe bestattet werden, und manche Angehörige sind tief bedrückt von dem Gedanken, daß sie nichts Rechtes tun können, um das Gedächtnis des Gefallenen allen sichtbar zu bewahren. Darum möchte ich die Leidtragenden gern auf ein anderes Beispiel hinweisen, wie man das Gedächtnis eines fürs Vaterland gestorbenen Sohnes, Mannes oder Vaters für alle Zeiten erhalten und so erhalten kann, daß es zugleich ein bleibender Segen für arme Kinder wird, in erster Linie für solche, die durch den Krieg zu Waisen wurden.

Ein naher Freund hatte seine Mutter, an der er mit großer Liebe hing, durch den Tod verloren. Sie war mit ihm aus dem weltentlegenen Heimatdörfchen in die ferne Stadt gezogen, und so mußte er sie auf dem Großstadtfriedhofe zur letzten Ruhe bringen. Einer ihrer letzten Wünsche war gewesen, es möchte ihr beschieden sein, noch einmal bei Weihnachtsglockenklang in die heimatliche Dorfkirche gehen zu können, und so kam der Sohn auf den Gedanken, eine Stiftung für die Heimatkirche zu machen, mit der Bestimmung, daß sie den Namen der Mutter in ihrer Bezeichnung bewahren und die Zinsen des ausgesetzten Kapitals dazu verwenden möchte, alljährlich eine entsprechende Anzahl der ärmsten und würdigsten Kinder des Dorfes unterm Weihnachtsbaum der Kirche den jeweiligen Bedürfnissen entsprechend zu beschenken. Die Auswahl der Kinder sollte dem Pastor und Lehrer sowie den Kirchenvorstehern und zwei Verwandten des Stifters in der Dorfheimat vorbehalten bleiben.

Der Stiftungsbrief wurde von dem Geistlichen im Anschluß an die Weihnachtspredigt von der Kanzel verlesen, und die ganze Gemeinde zeigte sich darüber ergriffen und erfreut.

Die Stiftung besteht nun bereits eine Reihe von Jahren, und an jedem Weihnachtsfeste werden in der Kirche acht bis zehn Kinder beschenkt. Der Bericht, den der Stifter regelmäßig in den Weihnachtstagen erhält, ist für ihn in den seither verflossenen Jahren die schönste Weihnachtsfreude geworden. Schön und erhebend ist für ihn insbesondere auch der Gedanke, daß so der letzte Wunsch seiner Mutter, beim Weihnachtsglockenklange noch einmal in die heimatliche Kirche gehen zu können, in eben so sinniger wie segensvoller Weise in Erfüllung gegangen ist. Nicht einmal, sondern allweihnachtlich kommt die Mutter in die Heimatkirche und teilt beim lichterstrahlenden



Bücher

Vor der Tat. Roman von Olga Wohlbrück. (Charlottenburg. Raben-Verlag. G. m. b. H.)

Die Tat ist der große Krieg und vor der Tat wucherten Luxus, sinnlose Verschwendung, blutloser Ästhetzismus mit allem Drum und Dran, Goldfieber und wie die Zutaten und Gifte der modernen Kultur heißen, die oft die hellen Seiten eben dieser Kultur überschatten. — In gewissem Sinne sind alle Berliner Romane der Wohlbrück Bücher „vor der Tat". Die Verfasserin, die ich trotz ihrer österreichischen Herkunft ganz ernsthaft den „Berliner Zola" nennen möchte, hat bisher in einer Reihe höchst lesenswerter Bände den üblen Großstadtbetrieb mit viel Geist und Formgeschmack gegeißelt. In diesem Buch rechnet sie mit der Damenmode vor dem Kriege ab. Paul Roche — ein deutscher Name, den man aber auch französisch aussprechen kann, was in der „Branche" besser klingt, drängt gewissen Berliner Kreisen eine geradezu blödsinnige Tracht auf, und wenn er damit nicht durchdringt, so ist schließlich nicht der gesunde Menschenverstand der Frauen daran schuld, sondern die hohen Kosten der Modenarrheit. Wie immer zeichnet die Wohlbrück auch in diesem Buch die Gestalten charakteristisch und seelisch fein, man kommt ihnen innerlich näher und versteht selbst jene mit menschlicher Nachsicht, die abstoßen. — Zum Schluß geht der Roman in die Gegenwart über . . . Und da steigen einem Bedenken gegen die etwas optimistische Apotheose auf: Der Krieg fegt — in dem Buch — alles Dekadente mit einem einzigen Schlag weg. Aber tut er dies auch in Wirklichkeit? Sind nicht gewisse Schichten heute genau so blödsinnig wie ehemals? Es sind vielleicht nur andere Schichten als früher: Die Spekulanten und Lieferanten, die über Nacht wucherisch reich wurden und jetzt nicht wissen, wohin mit dem Geld! Wie dem auch sei, das Werk ist ein gutes Buch und schlimmstenfalls stellt es als erreichtes Ziel hin, was leider nur erstrebenswert ist . . . H. L. R.

Millionäre. Roman von Arthur Landsberger. Illustriert von R. L. Leonard. (München. Georg Müller.)

Ein sehr boshaftes, aber auch ein sehr unterhaltsames Buch des bekannten Verfassers, dessen frühere Berliner Romane ebenso entschieden abgelehnt wie gerühmt wurden. Es behandelt den Werdegang der Familie Lesser aus Neutomischel, die es — natürlich nicht auf geradem Weg — zu einem Fideikommis, dem Titel Geheimrat, zum Namen „von Lasser-Köhnen" und zwei aristokratischen Schwiegerkindern bringt. Bis zu einem gewissen Grad ist der Roman naturalistisch, aber auch nur bis zu einem gewissen Grad, denn er enthält auch eine Menge von Groteskheiten; ist er doch eine Satire, wie sie leider höchst selten geschrieben wird. Die Familie Lesser ist nur ein Typus, ein Beispiel für viele, etwas Charakteristisches für den modernen Betrieb, dem das Wort, Geld rieche nicht, auf den Leib geschrieben scheint. Nicht nur jüdische Spekulanten können und müssen sich dadurch getroffen fühlen, wenn auch nur von solchen bei Landsberger die Rede ist. An sich macht das Buch den Eindruck einer entschiedenen Judenfeindschaft, aber der Eindruck ist — sonderlich, wenn man des Verfassers nicht vergißt — irrtümlich. Die Feindschaft gilt nur einer bestimmten Kaste unter den Juden. Jener, die um jeden Preis emporkommen will, sich taufen läßt und dann — antisemitisch wird! Ob man es aber zur Unterhaltung liest oder als Tendenzschrift, man kommt dabei auf seine Rechnung. — Im gleichen Verlag von demselben Schriftsteller erschien die Novellensammlung: **Teufel! Marietta!** Verflixte Geschichten. Hier überwiegt das Possenhafte und manchmal meint man, einen Schwank zu lesen. Die Sachen sind wahrhaft humoristisch und karikieren Menschen, Dinge und Verhältnisse. Flott im Stil und kühn in der Erfindung werfen sie Wirklichkeit und Phantastisches komisch durcheinander. In „Teufel! Marietta!" gibt es nicht nur drei Väter für ein Kind (was immerhin vorkommen soll!), sondern auch — drei Mütter . . . „Verflixt" könnte man als „unmöglich . . ." bezeichnen und „Josef, dir fällt was ein!" ist wieder eine höchst gelungene Groteske. — Alles in allem: Eine heitere Sammlung. V. E. S.

Winkelglück. Ein fröhlich Buch aus ernster Zeit mit Buchschmuck von Paul Hartmann. Geb. Mk. 2·40. (Leipzig. Quelle und Meyer.)

Daß ein schlechter Schriftsteller (und einsichtiger Mensch) ein schlechtes Buch anonym erscheinen läßt, ist nicht undenkbar; daß ein schlechter Schriftsteller schlechtweg ein schlechtes Buch unter seinem vollen Namen veröffentlicht, kommt täglich vor, aber daß ein guter Schriftsteller bei Erscheinen eines guten Buches ungenannt bleibt, das ist sehr merk-

Was war's?

(Zur Preisverteilung in unserem Wettbewerb.)

Wir trauten unserem lieben Mitarbeiter Peter Lorenz Münzer trotz seiner beiden bieder klingenden Vornamen nie so recht, und auch diesmal faselte er ein wenig. Als wir im Anschluß an seine Geschichte „Florians Meisterstück“ das Preisausschreiben veröffentlichten, lächelte er dünn und sagte: „Innigstgeliebter Herr Schriftleiter, was fiel Ihnen da wieder ein? Das grünste Häschen errät doch schon nach dem allerersten Abschnitt, daß Samuel Kirk den Duniphan in jenes Jenseits beförderte, das vielleicht nicht ganz mit Recht das bessere genannt zu werden pflegt. Ich schilderte doch den Admiral überaus gewalttätig und hinterhältig, so daß —. Oder etwa nicht?“ Wir dachten, der Verfasser müßte das eigentlich am besten beurteilen können und freuten uns auf das Eintreffen einer Unzahl richtiger Lösungen. Aber wir wollen es gleich gestehen, daß wir schwer enttäuscht wurden. Der gute Peter Lorenz Münzer hat sich eben wieder einmal geirrt und von uns darüber zur Rede gestellt, sprach er sich in verschiedentlicher Beziehung so despektierlich aus, daß wir es gar nicht wiederholen wollen. Wir rügten ihn deshalb.

Jedenfalls war die Beteiligung aus Österreich, Deutschland und der Schweiz an dem Wettbewerb erfreulich stark, aber . . . Schade, daß es immer solche „Aber“ gibt! Aber die Zahl der richtigen Einsendungen blieb weit hinter unseren Erwartungen zurück. Nur sehr wenige durchschauten den alten Sünder Samuel Kirk; die meisten hatten Leute in Verdacht, die unschuldig sind wie weiße Lämmer. Da sieht man wieder, wie schnell einer um seinen guten Ruf kommen kann! Daß man dem nervösen und verbitterten Mac Douglas, dem alten Steuermann Jack und schließlich auch der Abenteurerin Carmen Pereira mißtraute, ist nicht so verwunderlich, doch daß auch der ehrenwerte Eliot, Dick Tom und sogar — Duniphans leibhaftiger Vater und sein Schwager als Mörder bezeichnet wurden, befremdete uns und den Verfasser beträchtlich. Es fehlte nur, daß man noch Peter Florian des Verbrechens bezichtigte was jedoch gottlob nicht geschah. Das wäre aber auch das Allerschönste gewesen

Und nun zur Preisverteilung:

Die Zahl der bis 7. Februar eingelangten richtigen Lösungen beträgt neun, so daß wir zur Besetzung des zehnten Platzes noch eine „halbrichtige“ zu Hilfe nehmen müssen, um unsere Preise an den Mann, beziehungsweise an die Dame zu bringen.

Das Los bestimmte die Preisträger in folgender Reihenfolge:

1. Theodor Frühauf, Lehrer, Falkenau a. Eger, Schönwert 83.
2. Grete Scheinbenreif, Süßenbach, Post Kirchberg a. Walde.
3. Bertha Luschin von Ebengreuth, Graz, Merangasse 15.
4. Friedrich Pausewang, Lehrer, Wichstadtl, Ostböhmen.
5. Elsa Heczko, Leoben, Kärntnerstraße 40.
6. Adelheid Weiß, Pöggstall, N.-Ö.
7. Josef Duschan, Schöder, Steiermark.
8. Leopold Koch, Stockerau, Bräuhausgasse 7.
9. J. Eckhart, Wien XVII., Frauengasse 21.
10. Eduard Richter, Jena, Sonnenbergstraße 3.

Gratuliere!

Die Bücherpreise werden gleichzeitig durch den Verlag „Leykam“ übersandt.

Die Schriftleitung ihrerseits dankt bestens allen Wettbewerbern, den ersten und den — zweiten Siegern. Und auf Wiedersehen bei einer ähnlichen Gelegenheit, für die wir besonders jenen Erfolge wünschen, die diesmal ins Hintertreffen gerieten.

Graz, 8. Februar 1917. Die Schriftleitung.

Österreichische Soldatenlieder. Herausgegeben mit Genehmigung des k. u. k. Armee-Oberkommandos von Bernhard Paumgartner. 1. Heft. Marsch- und Heimatlieder. (Wien Universal-Edition, A.-G.)

Die meisten dieser Lieder sind nicht von anerkannten Poeten gedichtet, sondern im Volke, bei den Soldaten entstanden, man weiß nicht wo, man weiß nicht wie. Gleich das erste — es hebt mit Uhlands „Guten Kameraden" an und geht dann in einen anderen Sang über, der scheinbar gar nicht paßt und doch so wunderbar sanglich ist bis zum jauchzenden „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn!" Nicht sterben von der „Kugel, die kam geflogen", nein, sondern Wiedersehen in der Heimat. Es ist in diesem Krieg das beliebteste Lied unserer Soldaten geworden. — Und dann kommen die anderen, das Heft hat 25 an Zahl, teils voll Herzblutwärme, teils voll Übermut. — Und so sollen alle Soldatenlieder, jetzt von deutschen Soldaten gesungen, gesammelt werden und aufbewahrt, den Nachfahren zur Zeugenschaft, welch ein Geist, welch eine Seele bei dem ungeheuren Streite mitgekämpft und mitgeklungen hat. Vielleicht wird solcher Naturgesang länger lebendig bleiben, als die meisten Kunst-Kriegslieder, die heute im Hinterlande gemacht werden.

Unsere neuen Gesetze. Kleine Sammlung der nach dem Kriege in Geltung bleibenden Gesetze, gemeinverständlich dargestellt und mit Formularien versehen von Dr. Heinrich Herbatschek, Hof- und Gerichtsadvokat, Militärverteidiger und Gerichtsdolmetsch. (H. Herbatschek. Wien.)

Angesichts der großen Bedeutung, welche die während des Krieges erlassenen Verordnungen und Erläße auf das Wirtschaftsleben, auf Handel und Verkehr und auf alle sonstigen Beziehungen im täglichen Leben haben, ist die Herausgabe einer Sammlung der später in Geltung bleibenden Gesetze sehr zu begrüßen. Das Büchlein enthält auch einige Beispiele und Formularien, welche die schwierigen Partien jedem Laien verständlich machen.

3.

Senefelder-Kalender. (Graz. Lithograph. Anstalt Senefelder.)

Ein kleiner Abreißkalender und Tafel mit prachtvoller Landschaft aus steirischem Hochgebirge.

„Ich will." Lebensbilder hervorragender Männer unserer Tage. **Von Kindern und Helden.** Kriegserzählungen. Mit Bildern von O. Peter. Beide von Helene Stöckl. (Gotha. Fr. A. Perthes A.-G.)

Helene Stöckl hat in der Gilde der Jugendschriftsteller einen wohlklingenden Namen. Und mit Recht. Ihr frisches Schildern, ihr freundliches Verstehen und Sicheinleben in den geistigen Himmel der Kinder, die wechselvollen Stoffe und — nicht zu vergessen! — das gottlob gänzliche Fehlen aufdringlichen und schulmeisterlichen Gelehrsamkeittriefens sind Vorzüge, die sie mit wenigen gemein hat. Und zudem ist immer viel Kraft und Lebensbejahung in ihrer Kunst.

Das erste Buch bringt Leben und Aufstieg einer größeren Zahl von Ichwill-Menschen wie Zeppelin, Hindenburg, Arlt, Nansen, Krupp und andere, und ich gestehe mit Vergnügen, daß diese entwicklungsgeschichtlichen Aufzeichnungen auch für Erwachsene höchst interessant, ja vielleicht sogar anspornend sind.

Das zweite Buch enthält neben Beiträgen der Herausgeberin auch solche von Ludwig Huna, Franz Molnar, Karl Huffnagl, Weißkirch und anderen. Das schwächste Stück darunter ist Hans Hofers „Kampf in den Lüften", dem (neben Fronterfahrung) auch das Erzählertalent so ziemlich mangelt.

Zweck der Worte: Wieder einmal auf Helene Stöckl als sehr beachtenswerte, vortreffliche Jugendschriftstellerin hinzuweisen, die mit Recht auch auf ein vergnügtes Hinlauschen der „Alten" zählen darf.

K. D. Zwerger.

Sagen aus der grünen Mark. Gesammelt von Hans von der Sann. Mit zwölf Bildern. Volksausgabe. (Graz. „Leykam.") Fast hinter jeder Sage steckt ein Stück zumeist vorgeschichtlicher Wirklichkeit, weshalb auch Sagen geeignet sind, die erwiesene Historie nach rückwärts zu ergänzen. Außerdem haben sie den großen Reiz sprudelnder Volksphantasie für sich. Hans von der Sanns Darstellungsweise ist sehr glücklich; der Sammler suchte hier nicht Nachdichter zu werden, sondern gab das Erlauschte und Gefundene in jener Form wieder, in der es lebt. Die „Volksausgabe" wird besonders den Schulmännern willkommen sein, denn man legt mit Recht immer größeres Gewicht auf die Heimatkunde, die mit ein Mittel gegen die verderbliche Landflucht sein kann. V. E. S.

Der Wille siegt. Band 1. Der Kriegsinvalide. Von Hans Würtz, Erziehungsdirektor des Oscar-Helene-Heims für Heilung und Erziehung gebrechlicher Kinder. Reich illustriert. (Berlin. Reichsverlag Hermann Kalkoff.)

In verhältnismäßig kurzer Zeit liegt nunmehr die dritte Auflage eines Buches vor, das sich aus der gewaltigen Flut der Kriegsfürsorgeliteratur stark, stolz und eigenwillig emporreckt. Wenn es das schon in der ersten Ausgabe tat, so kommt das in der jetzigen gänzlich umgeänderten und erweiterten Auflage noch weit stärker zum Ausdruck. Die

würdig. Beim „Winkelglück" ist es der Fall. Und wer wissen will, warum der gute Schriftsteller es so hielt, der lese die letzte Geschichte des köstlichen Bandes, die sich „Min Hüsung" betitelt. Besonders reichen Leuten, die gern was recht Gutes tun wollen, sei diese Geschichte warm empfohlen. Und wer sich was Gutes erweisen möchte, der kaufe das Buch und freue sich daran. Es ist ein Kriegsbuch und doch auch keins, denn es erzählt zwar nicht von Kämpfen und dem Schlachten an den Fronten, aber es ist gleichwohl innig mit unserer großen Zeit verknüpft. Ein Stück tapferes Hinterland, das trotz aller Beschwernisse mutig und zuversichtlich lächelt. Der „Heimgarten" bringt daraus in diesem Heft die niedliche Erzählung „Das Pilzgericht", das einen kleinen Vorgeschmack von den anderen Genüssen bietet, die der unbekannte Verfasser seinen Lesern schenkt. Es seien noch folgende Geschichten besonders erwähnt: „Schiebewurst", „Maruschka, die Kriegsgans", das „Kriegsporträt" und das bereits angeführte „Min Hüsung". Und wer sich das „Winkelglück" zu Gemüte führt, der wird dem Verfasser dankbar sein — aber auch mir, der darauf aufmerksam machte!

H. L. R.

Das königl. Seminartheater und andere Erzählungen von Paul Keller. (Breslau. W. G. Korn.)

Das Titelstück ist ein Teilchen eigener Lebensgeschichte des Verfassers, der seinen guten Humor lustig spielen läßt. Darauf folgen andere mit Bildern eingelegte Geschichten, aber ich verrate nichts. Neue Bücher sind nicht da, daß man über sie, vielmehr, daß man aus ihnen liest. Also, und angezeigt ist der neue Keller.

Jeremias Gotthelf. Sämtliche Werke in 24 Bänden. In Verbindung mit der Familie Bitzius und unter Mitwirkung von Prof. Dr. Bähler, Bern; Prof. Dr. Gottfried Bohnenblust, Winterthur; Pfarrer Dr. E. Müller, Langnau; Prof. Dr. G. Muret und Pfarrer W. v. Rütte, Heimenschwand, herausgegeben von Prof. Dr. Rud. Hunziker und Dr. H. Bloesch. (München. Delphin-Verlag.)

Diese Ausgabe umfaßt zum erstenmal alle Werke Gotthelfs, auch die nicht in die erste Gesamtausgabe aufgenommenen und die bisher ungedruckten. Sie geht in den Texten auf den Erstdruck und auf die Manuskripte zurück, soweit sich diese erhalten haben. Jeder Band wird mit einem textkritischen Apparat und erklärenden Anmerkungen versehen. Von der Familie Bitzius ist das gesamte Gotthelf-Archiv zur Verfügung gestellt worden, das noch eine große Zahl ungehobener Schätze birgt, so auch einen Roman, der den Titel trägt „Herr Esau", und der nächstes Jahr in zwei Bänden der Gesamtausgabe zum erstenmal veröffentlicht wird. Die Namen der Herausgeber, hervorragender Gotthelfkenner, bieten alle Garantie für die sorgfältige Durchführung des Unternehmens. Bis jetzt sind erschienen: Band 7: „Geld und Geist", Band 10: „Käthi die Großmutter", Band 17: „Kleinere Erzählungen II", Band 9: „Jakobs Wanderungen durch die Schweiz". Mit dieser Ausgabe geht ein Herzenswunsch vieler Literaturfreunde in Erfüllung!

Die Reise nach Meran. Ein Kurstadtroman von Else Rema. (Carl Reißner. Dresden.)

Eine Kleinstädterin will aus der „Haut" und in die mondäne Anschauungsweise einer Weltdame hineinwachsen. Das geht natürlich nicht. Einer jener guten Romane, die man in den besseren Tageszeitungen findet. Er ist flott und spannend geschrieben, interessiert bis zur letzten Seite, zeigt auch geistreiche Ideen und Geschmack, hat aber mit Literatur nichts zu tun.

Rudolf Bernreiter.

Aus dem Kriegstagebuch eines Glückskindes. Stimmungen und Erlebnisse eines österreichischen Reserveoffiziers von Dr. Otto Tumlirz, k. u. k. Oberleutnant i. d. Res. im Inf.-Reg. Nr. 6, Besitzer des Militär-Verdienstkreuzes 3. Klasse und des silbernen und bronzenen Signum laudis. (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. Berlin.)

Der Untertitel „Stimmungen und Erlebnisse" kennzeichnet den ansehnlichen Band sehr treffend — und da möchte ich gleich meine Ausstellung machen: Manche Kürzung hätte die Wirkung des Gebotenen noch gehoben. Vier Monate Kriegstagebuch auf 272 Seiten! Aber anderseits enthält es so viel Interessantes und Fesselndes, Eigenartiges und mit klugen Augen Geschautes, daß man gern über Erwägungen hinwegliest, die vielleicht angedeutet mehr gewirkt hätten, als in ihrer breiten Ausführung. — Besonderes Interesse erwecken die Abschnitte über Mobilisierung und Feuertaufe, ferner „Der Auftakt zur Schlacht am San" und „Dreiundzwanzig Tage im Schützengraben". Alles das durchlebt man gewissermaßen zugleich mit den Schilderungen des äußerst gewandt darstellenden Verfassers. Vor allem sprechen die Stürme auf die Omegakuppe an; man bekommt ein klares Bild, wie es bei einem solchen Nachtangriff, wo die Patrullen in jeder Beziehung im Finstern tappen, zugeht.

Diesem ersten Teil des „Kriegstagebuchs" sollen noch weitere folgen und es ist nur zu hoffen, daß die künftigen und zweifellos gleich bedeutsamen Teile knapper gefaßt werden — so daß der Untertitel dann mit Recht lauten kann: „Erlebnisse und Stimmungen!"

V. E. S.



7. Heft April 1917 41. Jahrg.

Vagabund und Nachtigall.

Von **Ludwig Huna.**

Immer wenn die grauen Schleier des glutverlöschten Abends über dem Vorfeld lagen, schlich sich der Brandtner leise bis zur Brustwehrkrone des Schützengrabens vor und lauschte in die beginnende Dämmerung hinaus. Oder er meldete sich freiwillig zu dem gefährlichen Dienste des Horchpostens, der fernab vom Graben feindwärts in einem Erdloch kauerte, um bei Nacht das Heranschleichen des Gegners zu signalisieren. Wenn die Kameraden verwundert nach dem Grund dieser wiederholten freiwilligen Meldung fragten, gab der verschlossene Mann keine Antwort. Er war seit seinem Einrücken zur Kompagnie ein vereinsamter Spatz geblieben. Die Sprache der Leute verstand er nicht, denn die Gendarmen hatten den Brandtner über Nacht auf der Dorfstraße aufgegriffen, als er in Wintersnot und -kälte nach aufgespeichertem Speck die Diebeshand ausgestreckt, und dabei hatte es sich herausgestellt, daß der Vagant, der zeitlebens nur auf deutschen Straßen fechten gegangen war, eigentlich nach einer polnischen Kleinstadt zuständig war, wo er einst im Spitalswinkel durch eine Vagabundin in die Welt geworfen wurde. Er hätte schon längst zur Verteidigung des Vaterlandes, von dem er freilich einen kärglichen Begriff hatte, herangezogen werden sollen, und so steckten sie ihn denn nach einer kleinen Freiheitsstrafe in ein polnisches Regiment, das bald an eine wenig bedrohte Front kam, wo die Kämpfe im Stellungskrieg mählich erstarrt waren.

Eigenart dieses Werkes besteht aber darin, daß es ein Tatsachenbuch von selten eindringlicher Wirkung ist. Die ärztliche Wissenschaft verkündete bei Ausbruch des Krieges, daß es möglich sei, Verletzungen, die zur Invalidität führen, zu überwinden. Der Öffentlichkeit war das zwar ein Trost, aber so recht glauben mochte es keiner. Da kommt nun dieses Buch und weist in Wort und Bild nach, daß, wie es seit je Kriege so auch seit je Invaliden gegeben hat und daß diese Invaliden ein tüchtiges tätiges Leben geführt haben. Wer wußte es, daß Ignatius von Loyola ein Kriegsinvalide war? An seinem Beispiel offenbart sich die Macht des Geistigen im Menschen, die zur Überwindung des Krüppeltums führt vielleicht am stärksten. Der biedere Götz von Berlichingen war uns bekannt, Christian von Braunschweig, Johas von Rantzau, Prinz Friedrich von Homburg, die herrliche deutsche [illegible] waren gleichfalls Kriegsinvaliden. Stärker noch als die Helden der Vergangenheit reden uns die Beispiele aus der Zeit aus diesem Krieg. Der wahrhaft heldenhafte und [illegible] Gleichmut, mit denen Beinamputierte [illegible] Doppelt-Amputierte, Kriegsblinde und viele andere über ihre [illegible] und über die Errettung aus [illegible] Not durch eigenen Willen und [illegible] Kraft berichten, ist so außerordentlich [illegible] Buch Ausgesprochenes ist [illegible] die Berichte geradezu [illegible] Wer [illegible] die Bedeutung und die kulturelle [illegible] Kriegsbeschädigtenfürsorge kennt, der wird durch eine große Anzahl der in dem Buch zum Abdruck gelangten Urteile aus dem Munde berufener Führer unseres Volkes auch darüber belehrt. Es ist nicht nur ein, sondern **das** Trostbuch für alle Kriegsverletzten und Invaliden schlechthin. Die ärztliche Kunst ist groß, aber sie richtet nicht das aus, was sie sich wünscht, wenn der Verletzte nicht will, oder nicht imstande ist zu wollen. Der Wille siegt! heißt darum mit Recht das Buch, dem die anschaulich geschilderten Einzelheiten der Neuertüchtigung und die oft packend stimmungsvollen Bekenntnisse der verletzten Kriegsteilnehmer einen unerschöpflichen Gehalt verleihen. Anfang 1917 erscheint der zweite Band des Werkes „Der Wille siegt“. Der Friedensinvalide, gleichfalls von Hans Würtz.

Büchereinlauf.

Lindstedts moderna texter I. **Der Höllbart.** Eine Erzählung von Peter Rosegger. Mit Kommentar herausgegeben von Carl S. R. Collin und Heinz Hungerland. Lund, Schweden. A. B. Ph. Lindstedts Univ.-Buchhandel.

Sankt Sebaldus und die Dirne. Ein Legendenspiel von Ferdinand Kunzelmann. Jos. Köselsche Buchhandlg. Kempten.

Das Buch der Treue. Nibelungen-Roman von Werner Jansen. Hamburg, Alfred Jansen 1916.

Die Dornenkrone. Vier Novellen von Otto Ernst Müller. Flammen-Verlag, Dresden.

Postkarten des „Heimgarten“

Ludwig G. [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] Kriege zu [illegible]

Schriftsteller in L. [illegible]

J. Z. K. [illegible]

Geschlossen am 2[illegible] Februar 1917.

Für die Schriftleitung verantwortlich **Hans Fiedler**. — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz.

sich durchaus in „anständigen“ Grenzen. Vater und Mutter hatte er nie gekannt, seine Erinnerung tastete nur flüchtig in den Kleinflegeljahren herum, wo er auf einem Anger Schafe weidete und so die Tiere ein wenig lieben lernte, weil die Menschen keine Notiz von seiner Anwesenheit in der Welt nahmen. Häßlich, eckig, vierschrötig wuchs er dann heran, wieder von den Leuten seines unsympathischen Äußern wegen gemieden, das jedermann abschreckte, eine Probe auf seinen innern Gehalt zu versuchen.

So schuftete er sich durch die Welt, bis er anfing, müde und kränklich zu werden. Da lugte er mit ernster Neugierde in die erleuchteten Dorffenster, hinter denen das Familienglück in bescheidener Trautheit des Lebens froh war. Er beobachtete zärtliche Frauensorge, die um des Mannes Behaglichkeit bemüht war, und er sah in leuchtende Kinderaugen, die die Geborgenheit in der Mutterliebe offenbarten. Dinge, an denen er früher kühlen Herzens vorübergegangen war, so alltäglich sie auf seinen Schleichwegen lagen. Und er begann seinen verkommenen Leib hinab und in seine Seele zu blicken. Beide lagen in Elend gekettet, nur die Jugend hatte es verbrämt. Die war nun vorbei, mit ihr der armselige Glanz der Abenteuer, die er sich aus Verschlagenheit und List und Lüge zusammengestohlen. Er war straßenmüde geworden. Und doch, wenn die Gliedersucht wieder nachließ und der Ostersonnenrausch über der blühenden Aue lag, packte ihn doch wieder die alte Freiheitssehnsucht und er wollte mit keinem, keinem tauschen, dem eine Berufsfessel Hände und Füße band.

Da griffen sie ihn und warfen ihn in die Tyrannei des Kommandos hinein. Er sah auch in der feldgrauen Uniform nicht stattlicher aus. In der Menge der Soldaten fühlte er sich beengter und unfroher denn je, denn sein Leben hatte ja von jeher der Geselligkeit entbehrt und es dauerte eine erhebliche Zeit, bis er den Druck dieser lauten Masse ertragen konnte, ohne insgeheim Schmerzen zu fühlen.

Die Tage in dem kleinen Frontstück, das vor einer stark befestigten russischen Stellung lag, schlichen träge und abwechslungslos dahin. Hie und da plänkelte es hinüber und herüber, dann erstarrte der schale Kampf wieder für lange Zeit. Wie lange sollte das noch dauern? Und wann würde er die Endlosigkeit der Landstraße wiedersehen, seine eigenartige, von niemand verstandene Heimat? Aber dann überfiel ihn doch wieder wenigstens einmal im Tag jene andere Sehnsucht, deren Inhalt ihm in den kranken Tagen seines Lebens aufgegangen war: Heimatsehnsucht. Das geschah zu der Stunde, da seine Kameraden die Feldpostbriefe aus der Heimat in den Händen hielten. Wenn er die glücklichen, vom Heißhunger des Herzens zitternden Gesichter leuchten sah, ging ein unsäglich banges Gefühl, das eine Regung von Trotz gewaltsam

Dort kümmerte sich schier niemand um den verwahrlosten Einsam. Er zeigte weder den Vorgesetzten noch den Kameraden ein freundliches Gesicht, zog sich vor beiden scheu zurück — das stak ihm von der Landstraße her in der Seele — tat aber im übrigen, wenn auch nur gleichgültig, seinen Dienst und es schien, als wäre seine Vagabundennatur im feldgrauen Kleid ein wenig abgeschliffen worden. Nur des Nachts, wenn die andern schliefen oder schlafmüde wachten, begann sich sein dunkles Wesen, das Mond und Sterne zu Freunden hatte, zu regen, und es gab keinen sichereren Posten in der Kompagnie als den Brandtner. Sein Auge öffnete sich dann wie die Rundleuchten der Nachtkatzen und seine Ohren schärften sich wie die Lauscher des Fuchses im mondschimmernden Wald. Aber eines tat sich auf. Sein sonst so träges, gleichgültiges Hirn.

Um diese Zeit begann der heimatlose Lump den Tag und die Tage zu durchsinnen. Da war es ruhig um ihn geworden, in den Unterständen schnarchten die wesensfremden Kameraden, an die ihn gar keine Gefühle banden, nur weitab von ihm lag der Nachbarposten in der Erde vergraben, mit dem er zeitweise ein paar leise Signalpfiffe auszutauschen hatte, dann und wann kroch ein inspizierender Unteroffizier den stockfinstern Gang herauf, warf ihm ein paar dienstliche Erinnerungen zu und schlich wieder davon. Dann war der Brandtner ganz mit sich und seinen erwachten Gedanken allein. Letztere kamen wie witternde Wölfe über ihn und spürten seine Vergangenheit auf. Er sehnte sich dann nach der alten Lust zurück, über die Straßen zu strolchen und sich von Dorf zu Dorf zu betteln und in die Häuser zu stehlen, sehnte sich nach der Freiheit des Hungers und des Durstes, die hier unter Kommando lagen, nach der Unabhängigkeit von Menschen, nach dem Wechsel der Quartiere und dem Wechsel liederlicher, liebloser Umarmungen. Das war nun alles für lange Zeit vorbei. Auch dem Sinn dieses Krieges hing er zuweilen nach. Was galt ihm der? Was hatte er zu verteidigen? Welches Reich, welche Heimat, welche Erdscholle? Für wen zielte er über Grinsel und Korn hinweg, für wen tötete er den Muschik, der nicht sein persönlicher Feind war? Bis jetzt hatten ihm nur Gendarmen, Polizisten und Richter als Feinde gegolten, die Machthaber seines eigenen Landes. Für deren Weiterbestand, für deren Wohlbehaltenheit sollte er nun gänzlich fremde ungehaßte arme Teufel niederknallen, die vielleicht gleich ihm vom Dämon der Straße geknechtet wurden. Das wollte ihm nicht in den urwüchsig arbeitenden Sinn. Der Begriff Vaterland existierte nicht für ihn. Ubi bene ibi patria, sang sein heimatloses, leichtschlagendes Herz. Der Schützengraben war bisher sein allerlängstes Quartier gewesen. Nicht einmal im Strafhaus war er so lange gesessen, denn seine begangenen Verbrechen bewegten

gespannter Seele diesem stundenlangen inbrünstigen Locken lauschte, das erst tief in der Nacht verstummte.

Bald aber spürte der Vagabund auch die Lust, dieses Sängerlein kennen zu lernen. Das gewöhnliche Gelumpe unter den Vögeln — Spatzen, Meisen, Amseln und Haubenlerchen — kannte er ja von der Landstraße her, aber so ein fürstlich Ding wie eine Nachtigall war ihm noch nie untergekommen. Und unwillkürlich malte er sich das Vöglein, den wunderbaren Gesang entsprechend, farbenprächtig und schillernd aus. Und was das Kerlchen für einen Grund haben mochte, so unablässig sein Lied verströmen zu lassen? Es mußte sich ja unendlich glücklich fühlen, daß es so jubilieren konnte. Der Brandtner schüttelte den Kopf. Ein Vogel und glücklich? Der flog ja so ziellos und zwecklos durchs Blau, wie er, der Straßenvogel, durch das Grün der Landschaft strolchte, auch sein Fressen mußte er sich stibitzen wie er und hatte Feinde ringsum wie er. Und trotzdem wirbelte die Freude am Leben so entzückend aus seiner Kehle? Da wurde er eines Tages aufgeklärt. Er sah, wie ein flüchtendes Finkenpaar in einem nahen Busch sich herumtollte und bemerkte, daß das bunte Männchen unermüdlich mit schmetterndem Gesang um das bedeutend ruhigere Weibchen die leidenschaftlichsten Tänze aufführte. Nun wußte ers: das war das traute Liebeswerben des Vogels, und seine Nachtigall — er nannte sie schon wirklich *seine* Nachtigall — sang auch nur so lockend in die Maiennacht hinein, weil die süße Brunstzeit ihr liebesehnend Herz verwirrt hatte. Das schoß dem Brandtner plötzlich in den Sinn, ganz unversehens, wie eine Sternschnuppe das Auge blendet. Und da wars nun wieder das niederträchtige, hämische Grinsen des Dämons in ihm. Die Schicksalsparallele mit dem kleinen Tier, an der er sich schon beinahe einen gewissen Trost großgezogen hatte, stimmte wieder nicht. Auch das Nachtigallmännchen hatte etwas vor ihm voraus, es hatte sein Weibchen. Er hatte nichts, nichts, nichts. Nur sich selbst. Und dieses Selbst war der Verteidigung nicht wert. Es jammerte keines nach ihm, wenn ihn jetzt die Feindeskugel niederknallte. Verbissen wühlte er sich immer tiefer in den Gedanken hinein: ein Nichtsnutz, ein umsonst dagewesenes Stück Mensch. Er preßte seinen Leib in einer Art Wehmut in die feuchte Erde hinein, daß ihn die Glieder schmerzten.

Und jeden Abend erneuerte er diese Gedankenreihe und vertiefte sie. Mit der Freude an dem lockenden Wohllaut des Nachtgesanges fing es an und endete mit der Betrachtung seines Elends.

Bis eines Tages ein grimmiger Kampf auf der ganzen Linie entbrannte. Ein Granathagel fiel in die eigene Stellung und überall bäumten sich aus der Erde vor den Gräben die riesigen Qualmfontänen in die Höhe. Immer genauer schossen sich die feindlichen Batterien ein und bald lag die ganze Front im Höllenfeuer der schwersten Kaliber. Heranflutende

verunstaltete, krampfhaft durch seine Brust. Er beneidete sie alle um diese Hochstunde, da die Grüße der Lieben wie segnende Hände in die todbedrohte Sphäre herüberlangten. Und wenn dann die Lieder erschollen vom Wiedersehn in der Heimat, drückte er sich wie ein verwundetes Wild abseits in eine Grabenecke und verbiß sich in seine elendigliche Verlassenheit. Zweck- und sinnlos erschien ihm jeder abgegebene Schuß, er hatte ja nichts zu verteidigen als das unbegrenzte Weitland seiner Bettelei und Dieberei, das er nach allen Weltgegenden beliebig verlängern konnte. Reichs- und Volksgefühle zersplitterten an seinen ungeübten Gedanken, sein unglückseliges menschliches Gehäuse hatte keinen Platz für die Triebfeder idealer Begeisterung.

Aber da geschah etwas Sonderbares. Durch die tödliche Langeweile des Schützengrabens begünstigt, entfaltete sich plötzlich der Keim einer neuen Empfindung in seiner Seele, sowie eines Tages zwischen wildem Heidekraut ein verirrtes Edelblümchen hervorschießt. Als wollte dieser Dunkelmann der Landstraße gewaltsam eine Ablenkung von seiner Gefühlsleere suchen, horchte er jeden Abend, wenn die andern sich mit rauhen Spässen die Zeit verkürzten, in die schweigenden Auen hinüber, die im Vorfeld lagen und hinter denen sich die feindlichen Stellungen hinzogen. Von dort klang statt des unheimlichen Gewehrfeuers das süße Schluchzen einer Nachtigall herüber, die inmitten der Zerstörungsgewalten in jubelndem Trotz das Preislied der Liebe sang. In einer unfernen Hecke, die einen natürlichen Verhau bildete, mußte das Weibchen nisten, dem das Männchen seine von Liebe überquellende Serenade sang. Brandtner glaubte aus der Klangrichtung genau die Stelle bezeichnen zu können, wo der wunderbare Herzjubel zum Himmel stieg. Aber das Merkwürdige war ja gar nicht, daß inmitten der Kriegsverwilderung eine Nachtigall schlug, sondern daß der Brandtner, dieser gefühlsrauhe, harte Menschenflüchtling, dem das Weben der Natur immer ein verschlossenes Geheimnis geblieben war, der durch die fortwährende Berührung mit ihr gegen ihre zärtlichen Wunderlaute abgestumpft worden war, plötzlich ein Ohr für den Wohllaut dieses königlichen Gesanges hatte. Seine seelische Verlassenheit, die Abkehr von den unverstandenen Kameraden und die Langeweile trieben seine Empfindung in diese neue Richtung, so wie mancher Sträfling durch die Not des Kerkers ein in ihm lang vorhandenes, aber durch den äußeren Lebenszwang gebundenes Talent oder eine Tugend in sich entdeckte. Er lauschte, lauschte und wurde nicht müde zu lauschen. Über den Beweggrund des Gesanges gab er sich keine Rechenschaft, er verschlang nur das lockende Tönen, ohne es musikalisch zu fühlen. Und weil er in diesem angestrengten Versunkensein gar oft durch die schrillen Mißlaute der Kameraden im Unterstand gestört wurde, meldete er sich auf den Horchposten, der weit vorgeschoben lag und von wo er mit

Wesen, das er nie gekannt. Und dieses Wesen war ein Vogel. Kein Mensch, nur ein Vogel. Aber die Ärmlichkeit dieser Guttat wurde vergoldet und geadelt durch die Reinheit und Unmittelbarkeit seiner Empfindung. Ohne Bedenken, von der endlich erschlossenen göttlichen Keimkraft in seinem Lumpeninnern getrieben, widmete er sich mit rührendem Eifer dem verkannten Zweck seines Daseins. Da er niemand hatte, für den er mit innerer Berechtigung kämpfen konnte, kein Heim, kein Vaterland, kein Weib und kein Kind, so kürte er sich aus der Verlassenheit seines Lebens diese Vogelbrut aus, die ihm der Herrgott mit mahnender Hand in den Weg geworfen; siehe, es ist nur ein Tier, aber du hast niemand gehabt, den du lieben konntest, nimm dich seiner an, damit du zu etwas nütze gewesen bist auf dieser Welt. Mit so umständlicher Reflexion kam das freilich nicht über ihn, sondern es ergriff ihn unmittelbar als ein großes Erleben, wie der Pfingstgeist ein Apostelherz.

Und so warf er sich mit seinem Leib knapp vor der kleinen Erdmulde hin, wo die geretteten Zwitscherschnäbel lagen und wehrte dort die Kugeln ab, die heran- und über die Schützlinge hinübersausten. Die heiße Fülle eines Lebenszweckes durchströmte seine Adern. Keiner der Leute in seiner Nähe ahnte, daß dieser verschlossene, gleichgültige Lump um die Nichtigkeit einer Nachtigall willen zum Helden wurde, nicht aus Verzweiflung, sondern erfüllt von der Hochspannung des Siegerwillens. Seine Nachtigall und ihre Kinderchen, die schon das klingende Erbe der Mutter zur Freude vieler Menschen in der Kehle verborgen trugen, durften nicht umkommen. Für diese Geringfügigkeit setzte er sein gleichwertiges Leben ein. Wie ein lebendiger Schutzwall legte er sich vor die zappelnde Brut hin und feuerte Schuß auf Schuß wohlgezielt in die feindliche Linie hinüber. Und wie ein richtiger Schutzwall fing sein Leib Kugel auf Kugel auf. Bis der Brandtner keine Kugel mehr zurücksenden konnte . . . .

Hinter dem hingestreckten, erstarrten Körper zwitscherte vergnügt das gerettete junge Leben. Und als der Mond seine kühlen Zauber über das Grauen des Schlachtfeldes wob, schluchzte die Nachtigall ihre Totenklage silbertönend zum Herrgott empor.

Spitzbuben-Weisheit.

Aus alten Papieren von **Peter Rosegger.**

Vor Jahren war's, da hat sich im Landesgericht ein Straßenräuber nachgerade wacker verteidigt.

„Was wollt ihr denn?“ sagte er, „ich bin wohl mit einem Magen geboren worden, aber nicht mit einem Gesetzbuch.“

Reserven rissen plötzlich die ganze Linie nach vorn. Mit aller Gewalt sollte ein Durchbruch versucht werden. Unser Vagabund verschwand im welligen Gewühl der Schwarmlinien. Stumpfen Gemütes, ohne den Ansatz zu einer Begeisterung, kroch er inmitten der Plänkler von Halt zu Halt. Da lohte es vor ihm auf, mit schwärzlichstem Qualm züngelte es aus einer nahen Hecke heraus, die eine feindliche Granate in Brand geschossen. Mit teuflischer Lust kletterten die Flammen von Busch zu Busch des weitgestreckten Gehölzes und sengten das frühlingsfrohe grüne Leben nieder. Im nächsten Augenblick nisteten sich längs der brennenden Wand die vorgetriebenen Linien in den Boden ein und eröffneten aufs neue das Feuer.

Der Brandtner blickte schrecklos vor und um sich. Eingraben, schrie es sich von Mund zu Mund. Der Vagabund riß den Spaten vom Leib und wollte mit der mühseligen Arbeit beginnen — da bannte ein seltsames Bild seinen Blick.

Aus dem rotqualmenden Gesträuch flatterte etwas empor und jagte in eckigen Flügen, wie von Todesängsten getrieben, knapp über des Schützen Kopf hin und her — ein Vogel, ein grauer, unscheinbarer Vogel. —

Ein Blitz gottgewollter Erkenntnis durchfuhr des Vaganten Sinn. Er starrte die brennende Hecke an und musterte ihre Lage. Schief drüben lag der alte Graben — und hier, wo er stand — da quoll allabendlich der inbrünstige Jubel. — Im Nu wußte er's: er war im Liebesreich seiner Nachtigall. Und als er den Kopf wandte, schauten seine frohverglänzten Augen im brennenden Wirrwarr des Astwerks das Nest der jungen Ehe, umgraust von den lechzenden Flammen. Drei quietschende Jungschnäbel streckten verzweifelt ihre ruppigen Hälschen aus dem weichgepolsterten Bettlein.

Da kam die große heilige Stunde, die jedes Herz wenigstens einmal im Leben begnadet, wenn es nicht ganz gottvergessen ist, auch über die Seele des Vagabunden. Sein altes Ich stürzte zusammen und ein neues wurde unter der Wucht des Augenblicks geboren. Eine geheimnisvolle Triebkraft, deren Wesenheit durchaus göttlichen Ursprungs war, schleuderte seinen Leib mitten im Doppelfeuer auf die Hecke zu. Mit raschem Arm griff er nach dem bedrohten Kinderheim, zog es aus der verhitzten Holz- und Blattwirrnis heraus und bettete es sorgsam, als läge ein verschlafener Sonntag mit seiner Stille über der Maienerde, in eine kleine Mulde, die vom Feuer nichts zu fürchten hatte. Ein aufjubelnder Schrei aus einer kleinen Mutterkehle, die die Angst zusammengewürgt hatte, flog grell aus der Höhe in des Vagabunden Herz hinein.

Da wuchs es in ihm groß empor. Mit einer rührenden Leidenschaft, würdig eines Ringers um die heiligsten Menschheitsgüter, gab er sich seinem plötzlich aufquellenden Empfinden, seiner Neugeburt der Seele hin. Die erste und letzte Guttat seines Lebens verschwendete er an ein

stangen, Schwellen für Eisenbahnen, Laubholz, Zirmholz für Tischler, Weiden für Korbflechter, Birken für Wagner u. s. f. Alles, was hölzern ist, kann er brauchen. Den kahlen Bergen der Umgebung ist es leicht anzusehen, daß hier einer lebt, der ihnen die Haut abzieht. Aber der Bergschinder bekommt demnächst wahrscheinlich was ins Knopfloch, denn er beschenkte zu Weihnachten unser Armenhaus mit drei Klaftern Brennholz und versprach, noch Mehreres zu tun. Überhaupt ist er ein Gönner des Armenhauses, er liefert ihm nicht allein Brennholz, sondern auch Arme. Denn so ist es in unseren Gegenden: Wo sie alle Bäume fällen, bleibt auch kein Bauer stehen.

Den Holzwürmern gegenüber verliere ich kein Wort; bei mir gesagt aber: Nicht bloß das Tüchtige in uns ward uns von der Kultur anerzogen, als auch — und vielmehr noch — die Laster. Die größten unserer Sünden wider die Natur finden wir beim Tiere nicht. Im Keime wird wohl Beides vorhanden gewesen sein. Wer seine Tugend und Tüchtigkeit aus dem Gesetzbuche zieht, der ist nicht mein Mann. Das Gesetzbuch ist das Evangelium des Eigennutzes. Das Gesetzbuch ist negativer Natur, Du sollst *nicht*, sagt es. Das uns von der Natur ans Herz gelegte Gesetz sagt, was Du *sollst*.

Nun kommen wir auf ein kleines Bäuerlein. Das kam vor einiger Zeit zu mir, und aus den Anstalten zur Höflichkeit, die es in seiner Art vor meiner Tür machte, schloß ich, daß es bittweise nahe. Der Schallreiter von Dreigräben war's. Der habe gehört, ich sei ein guter Mann.

„Das habe ich auch von Euch gehört“, war mein Entgegnen.

„Mag wohl sein“, sagte er, „aber ich bin halt auch ein dummer Mann und weiß mir nicht zu helfen. Ich bin schon bei meinen Nachbarn und sonstigen Bekannten gewesen, die wissen mir auch nicht zu helfen und haben gesagt, ich soll den Herrn fragen. Aber ich denke, ich werde weit gehen müssen, bis ich einen finde, der klüger ist wie der Holzwurm.“

Hierauf begann er sein Anliegen sachte vorzubringen: „Im vorigen Herbst, wie gerade wieder das Steueramt anhebt grob zu werden und mir meine letzten paar Kühe wegnehmen will, weil sonst nicht mehr viel da ist, kommt der Holzwurm. Ist eine Schickung Gottes, denke ich; wo der Holzwurm einbohrt, da setzt's allemal Geld. Wie es fortweg ginge? fragt er, zu schnupfen feilt er mir an, und ich sollt' mit ihm ein wenig ins Holz (den Schachen) hinausgehen. — Auch wegen meiner! sage ich. — Dir tut's es gern, Schallreiter, ich kaufe dir dein ganzes Holz ab und überzahl' dir's hoch. — Wär' schon recht, sage ich, aber um die schönen Bäume tät's mir leid. — Wachsen ja wieder nach, meint er. — Wahr ist's eh, sag ich, ob er alle wollt'? — Dein ganzes Holz, sagt er und haut mir dreihundert Gulden auf die Hand. Ich hätte ihn gern noch um etliche Zehner hinaufgetrieben, versteht sich; da hebt er mir

„Unkenntnis des Gesetzes entschuldigt nicht", entgegnete der Staatsanwalt.

„Also setzt ihr voraus, daß man auch ohne Gesetzbuch wissen muß, was recht und unrecht ist? Aber Herr Gnaden Staatsanwalt! Sie haben einen Bruder und dieser Bruder ist ein philosophischer Professor und dieser Professor hat erst vor kurzem eine öffentliche Rede gehalten, daß Rechtssinn und Gewissen dem Menschen nicht angeboren, sondern anerzogen seien. Von Natur aus wären wir alle Tiere, Sie auch, Herr Präsident."

Dieser ermahnte ihn, sich respektvoller zu betragen.

„Mit Respekt zu melden", fuhr der arme Sünder fort. „Sie, Herr Gnaden Präsident, haben einen gelehrten Vetter, der in einem Buche haarscharf nachgewiesen hat, wie viele Verbrecher unter so viel tausend Staatsbürgern vorkommen müssen. Danken Sie Gott, meine Herren, daß ich hier einen Platz einnehme, auf welchem sonst möglicherweise einer von Ihnen selbst stehen müßte."

„Man sollte ihm das Wort entziehen", meinte der Obmann der Geschwornen.

Der Spitzbube fuhr fort: „Der Herr Obmann der Geschwornen dort hat einen studierten Sohn, der vor einiger Zeit eine schöne Abhandlung hat drucken lassen darüber, daß der Mensch keinen freien Willen hat. Warum also quält ihr an mir einen Unglücklichen, Unschuldigen, beraubt ihn der Luft, des Sonnenlichtes, verachtet ihn, wollt ihn henken? Ich habe getan, was ich gemußt."

„Und wir tun auch, was wir müssen", sagte der Präsident. Nach einer Stunde war der Raubkerl zu Trotz aller modernen Philosophie verurteilt.

Mit dieser Sache hängt, wenn auch nur innerlich, meine kleine Geschichte vom Holzwurm zusammen.

Wenige Tage später, als ich dies Jahr mein Sommerhäuschen bezogen hatte, rannte mir eines Morgens auf der Gasse der Holzwurm nach.

„Haben Sie's schon gelesen in den Zeitungen", schrie er mir munter zu, „die neue Weltweisheit?"

Bevor wir jedoch die neue Weltweisheit kennen lernen, müssen wir den Holzwurm vorstellen. Dieser Holzwurm ist ein kleiner hagerer Mann, der seit sechzig Jahren sehr behendig in der Welt umherläuft und vor lauter Bücklingen, die er seinen Zeitgenossen gemacht, schon ganz buckelig geworden ist. Sie nennen ihn den Holzwurm, weil er ärger, als es der Borkenkäfer tun könnte, die Wälder verwüstet. Er ist Holzhändler, kauft Bauholz, Brennholz, Kohlenholz, Bretterholz für die Sägen, Telegraphen-

da werde ich's überlegt haben, wie wir den Holzwurm zu Schanden machen wollen."

Als ich jedoch allein war, kam mir die Sache verteufelter vor, denn zuerst. Es stand klar, verkauft war nur das Holz, oder das Gehölz, der Schachen; so hatte es der Holzwurm angelegt, daß es der Bauer meinen sollte. Es ist in hiesiger Gegend Sprachgebrauch, daß man statt Wald oder Gehölz: Holz spricht, und wenn einer sagt: Ich gehe ins Holz, so hat man nicht zu denken, daß er etwa wie ein Bohrer oder ein Borkenkäfer sich in einen Holzblock hineinfrißt, sondern daß er ins Gehölz geht. Das ist ja sonnenklar. Aber der Buchstabe des Gesetzes ist bisweilen ein Ungeheuer und wenn der Schallreiter dem Händler all sein Holz verkauft hat, so sind die Eschen und der Birnbaum hin, ist Haus und Stadel hin und der Bretterzaun und das Heft des Taschenfeitels, den der Bauer im Sack führt. Gut, daß so ein Mensch keinen Zahnstocher hat, er wäre auch hin. Unsere Gesetze sind klar, wie sie sagen, so ist's, daran läßt sich nichts deuteln. Jeder sehe sich selbst vor, daß er nicht d'rangeht. Das sagte mir ein alter Gerichtsadjunkt, mit dem ich die Sache besprach, und sagte es mit so strenger Miene und in so schnarrender Weise, daß ich allen Mut verlor. Der Holzwurm hingegen war sehr munter und lobte die Striktheit des bürgerlichen Gesetzbuches, das die Rechte der Steuerzahler schütze.

Da lebt eine halbe Stunde von unserem Dorf ein kleiner Branntweinwirt. Und die kleinen Branntweinwirte, das sind allemal noch die Verschmitztesten. Sie müssen es ja zuwege bringen, daß die Leute bei ihnen alles leibliche und geistige Elend trinken und noch dafür Geld bezahlen. Dieser kleine Branntweinwirt kann weder lesen noch schreiben; sein einziges Buch ist das Kerbholz; es war durchaus nicht anzunehmen, daß ihm etwa ein Schauspiel des großen Briten bekannt sein könnte, höchstens irgend ein Schwank von Eulenspiegel, mit welchem er an Drolligkeit und lustigen Einfällen manches gemein hatte. Bei solchen Winkelwirten kommt's oft vor, daß der Spiritus ihrer Köpfe mehr wert ist als der ihres Gesüffes.

Und der Branntweiner hörte alsbald von den Nöten des Schallreiters und meinen Anstrengungen, ihm zu helfen. Er ließ mir Folgendes sagen: Das, was er für mich habe, sei zwar wert, daß ich zu ihm käme, weil ich jedoch ein woltern respektabler Herr sei, er aber ein schlechter Giftmischer, obgleich ein privilegierter, so möchte ich die Gnade haben und ihn wissen lassen, wann er bei mir anklopfen dürfe? — Wann er wolle, ließ ich antworten, und er wollte sehr bald. Am selben Abende noch kam er und brachte ein so verkniffenes Lächeln mit, daß ich gleich ahnte, er bringe was Besonderes.

an zu klopfen an den Baumstämmen und das Holz wäre nicht mehr frisch und verrechnet hätt' er sich auch, es gäbe nicht so viel an Klaftern, wie es auf den ersten Blick ausgesehen. Mir wird Angst, er könnt' sein Gebot zurücknehmen und schlag auf die dreihundert Gulden ein. Hat's schriftlich begehrt und habe meine drei Kreuz d'runter gesetzt."

„Und hat er sein Wort nicht ghalten?" war meine Frage.

„Viel zu gut", sagte der Bauer. „Im Winter hat er mir den Schachen weggeschlagen. Frei gefröstelt hat's mich, wie ich dort, wo früher der schöne Wald ist gestanden, auf einmal hinsehe in die dürren Steinwänd! Seither habe ich bei meinem Haus Sturmwind und der Hausbrunn ist auch ausgeblieben."

„Ja, lieber Freund, dagegen kann man jetzt nichts mehr machen."

„Will auch nichts", sagte der Schallreiter, „aber daß der Holzwurm hergeht und mir im Frühjahr die drei Eschen umschneiden läßt, die auf der Wiese stehen, und den alten Birnbaum nehmen will, der vor meinem Haus steht und noch gut ist, daß mir der Sturm die Hütten nicht umwirft."

„Habt Ihr ihm denn auch die Laubbäume verkauft?"

„Sagen tut er's, aber derlogen ist's. Ich habe ihm nur den Schachen verkauft. Jetzt will ich ihn klagen gehen und er sagt, ich soll's tun, und der Notar sagt, es wäre eine schlimme Sach'. Ist mir der Zorn aufgeschossen und hab' den Holzwurm einen Spitzbuben geheißen. Mir tut's nicht leid ums Wort, aber — was glaubt der Herr — was dieser Hund jetzt tun will? Mein Haus will er mir niederreißen!"

„Oho!" schrie ich auf und muß gelacht haben, denn der Bauer sagt ganz verzagt: „Mir ist gar nicht zum Lachen. Und daß ich mich auslachen lasse, desweg' bin ich nicht hergekommen. Wenn einer da lachen kann, so kann's der Lump, der allein, der's auf dem Papier hat, ich hätte ihm mein ganzes Holz verkauft. Die Eschenbäume sind von Holz just wie der Schachen, der Birnbaum ist von Holz, das Haus ist auch von Holz, das kann kein Mensch leugnen."

„Nur zum Gericht gehen", gab ich hin, „das wird dem Holzwurm schon sagen was ihm gehört."

„Der Schneider Lipp ist auch nicht dumm", fuhr der Schallreiter fort, „der sagt, das Gericht kunnt nichts machen, das Gesetz täte nach dem Buchstaben gehen und der Buchstabe sagt, ich hätte ihm mein ganzes Holz verkauft. Meine drei Kreuzeln sind daruntergeschmiert — aus ist's, wenn mir der Herr keinen Rat weiß. Ich soll bis in acht Tagen das Haus räumen, hat mir der Holzwurm sagen lassen."

Auf das antwortete ich: „Noch weiß ich nicht, welchen guten Rat ich Euch in dieser schönen Geschichte geben kann; einstweilen den, daß Ihr ruhig in Eurem Hause sollt sitzen bleiben. In paar Tagen kommt wieder,

„Aber Hans, ein braver Bub bedankt sich fürs Geschenkte!“ Hans verzog das Gesicht ein wenig. Es sah fast wie Schmerz aus.

„Hans, Hans, der Onkel Paul erwartet, daß ein lieber Junge sich auch lieb bedankt!“ So klein und glatt es war, das Kindergesichtel, es arbeitete drin und pflügte. Aber Dankschön sagen tat es nicht. Der Dank ist eine Ernte. Eine Ernte schießt nicht hinterm Pflug hervor. Zwischen Pflug und Ernte steht Regen, Wind und Schnee. Und währenddessen wächst es still und unvermerkt und Zoll um Zoll nur, und man weiß nicht, was es werden will. Und erst, wenn die andern nicht mehr daran denken und sich abgewendet haben, überfällt es sie mit einem Male weich und schwer von hinten: Halme schießen um sie auf, sonder Zahl, Ähren nicken ihnen zu und überdachen sie und streicheln sie: „Weißt du noch? Ich bin dir etwas schuldig.“

Aber sie wissen nichts. Und sie sind arg verwundert, wenn sich die Ähren plötzlich ohne Dreschen spreiten und wenn die goldene Körnerflut ihnen sanft und unvermutet in den Nacken rieselt: „Dankschön, danke schön“, rieseln die Körner. Und noch immer tun sie nicht den Mund zum Dankschönreden auf, weil sonst Mehl in alle Winde stäubte.

„Entschuldige, lieber Onkel, Hans ist so ein sonderbares Kind, man kann ihn nicht zum Dank bringen.“

„Na ja, er wird es lernen“, sagte Onkel Paul beleidigt und ging. Draußen sprach er es herum: Ein Kind hätten die, das sei schauderhaft erzogen. Keine Ahnung habe es von Anstand und Gemüt. Denn Grundlage allen Anstands sei doch, daß man danken könne. Oder ob es einer besser wisse?

Nein, es wußte keiner besser. Nein, er habe recht, ein wohlgesetzter Dank sei etwas Köstliches. Dieser Hackstock von einem Hans brauche sich nur Onkel Pauls Sohn, den Max, zum Vorbild zu nehmen. Wie wisse dieser wohlerzogene Junge zu danken. Ein Vergnügen sei es, zu geben, wisse man sich so bedankt.

Ja, oder Onkel Pauls Tochter, die Friederike, hieß es von der anderen Seite. Ob man schon ein Kind einen zierlicheren Dankknix habe machen sehen, als die Friederike? Der möchte man immerzu was schenken, nur um sie knixdanken zu sehen. Oder ob man besser dankknixen sage?

Das sei gleich, auf die Gesinnung komme es an. Er, der Onkel Paul, sehe nur auf Gesinnung. Und darum sei es ihm so schmerzlich, einen so gesinnungslosen Neffen, wie den Hans . . .

Während dieser Verhandlungen über den Dank hätte man dreiundzwanzigmal den von Onkel Paul geschenkten Apfel essen können, so zog er sich in die Länge. Der Dank, nicht der Apfel.

„Dem Holzwurm will ich was antun“, sagte er, kaum noch die Tür hinter ihm zugegangen war. „Ich bin ihm viel schuldig, dem Herrn Holzwurm. Er hat mir die Sorgen um mein groß Haus und Hof abgenommen, denn mich hat er klüger eingefädelt, als den Schallreiter; meinem Grund hat er nach und nach die Haut abgezogen, den grünen Wald; alsdann ist mir selber kalt worden auf dem Berg, und hat er den glatzigen Bühel halb geschenkt bekommen. Das habe ich alles freiwillig getan, denn ich habe es nicht gemerkt, wie er schon mit dem ersten Stamm, den er mir abgekauft, angefangen hat, mich dazu zu zwingen. Da haben wir das Gesetz weiter nicht gebraucht. Aber hier ist's leicht. Der Schallreiter hat ihm sein ganzes Holz verkauft, das ist richtig, da läßt sich nichts machen; alles, was hölzern ist an dem Bauern und seiner Wirtschaft, gehört dem Holzwurm.“

Unwillig deutete ich mit der Hand, ich wolle von dieser tollen Geschichte nichts mehr hören.

„Jetzt soll der Holzwurm sein Holz aber allsogleich wegschaffen, alsogleich!“ rief der Branntweiner, und fuhr zu herrischem Befehl mit der Hand aus. „Soll sich aber hüten, an den Bäumen auch nur ein Blatt, eine Nadel zu verletzen, auch nur eine Glasscheibe, einen Nagel an der Wand, einen Strohhalm auf dem Dach zu verrücken — soll sich hüten!“

Jetzt merke ich's erst. „Mensch“, rufe ich aus und will den Branntweiner umarmen, „du bist ein Prachtkerl! Der Bauer ist gerettet.“

Als nachher der Holzhändler von dem Anschlag hörte, der sich nicht weniger scharf an den Buchstaben des Gesetzes hielt, als sein Begehr, und wie sehr er dabei zu kurz kommen könnte, da hat er sich sachte zurückgezogen und ist mit dem Gehölze allein zufrieden gewesen.

Vom Hans, der nicht Dankschön sagen konnte.

Von **Fritz Müller.**

Heißen wir ihn Hans. Denn er ist ein berühmter Mann geworden. Und alle berühmten Männer haben, als sie ganz kleine Jungen waren, Hans geheißen oder Hansi oder Hansl oder Hansei oder Hansemann. Später hießen sie natürlich anders. Amadeus etwa oder Wolfgang oder Konrad Ferdinand oder Zacharias.

Der Hans also war ein prächtiger Junge. Aber er konnte nicht Dankschön sagen.

„Hans, bedank dich beim lieben Onkel Paul für den lieben Apfel.“ Hans blieb stumm.

rat überlegte: Wenn das in diesen Augen und in dieser Haltung Dank war, dann hatte sich noch keiner in der Beamtenschar bei ihm bedankt.

„Es ist gut, Sie können gehen."

Dem Vorgesetzten gings noch einen Tag und einen halben durch den Kopf. Dann vergaß er's. Wenn man hundert Untergebene hat und hunderteins gekrümmte Rücken um sich sieht, verschwindet einem auch ein gerader drunter.

Auf einmal sah er ihn wieder vor sich stehen. Im Sommerurlaub war es, hoch auf einem Berge droben. Der Geheimrat war allein gegangen, hatte sich verstiegen, ward von einem Sturm überrascht, duckte sich unter einem Felsvorsprung und blinzelte zum Himmel, ob es nicht bald besser würde. Da sah er über sich im Wettermantel einen Mann im Sturme fechten. Mit beiden Armen focht er mit den Elementen. Ein unbändiges Vergnügen schien er dabei zu haben. Kerzengerade stand er. Gewaltig übertönte er den Sturm:

„Ich danke dir, Sturm!" schrie er, „dich kann ich brauchen, dich und deinesgleichen! Nur her mit dir, Geselle. He, he, ich danke dir, ich danke dir!"

Nach dem Sommerurlaub ließ der Geheimrat den Hunderteinten zu sich kommen:

„Sie brüllen Ihren Feinden einen Dank ins Gesicht. Das Holz ist selten. Ich bin schon lange auf der Suche nach ihm. Sie sind mein Mann. Sie sollen steigen."

Der vor ihm stand unbewegt. Nur seine Augen glitzerten einen Einwand: „Aber wenn ich danken müßte?" —

Hans stieg und dankte nicht. Hans wurde groß und dankte nicht. Hans überholte seinen Gönner, den Geheimrat, und dankte nicht. Hans wurde Minister und dankte nicht.

Hans kämpfte mit den Parteien, mit dem Unverstand der Massen, mit Verrat, mit seinem König, mit Gott, der Welt und mit dem Teufel. Und nach jedem Strauß schloß er sich ein ins Kämmerlein, warf die Arme und rief frisch und froh: „Ich danke euch, ich danke euch. Euch kann ich gebrauchen. Her mit euch, nur her mit euch!"

Als Hans auf seines Lebens Höhe seinem Vaterlande diente, passierte seinem Onkel Paul, der ganz verarmt war, etwas Sonderbares: Es floß ihm jährlich von einem Unbekannten eine Rente zu. Es mußte ein Verrückter sein. Denn auf den Anweisungsabschnitten stand jedesmal: „Zum Ausgleich für den Apfel."

Und zur selben Zeit war es, daß ein pensionierter Lehrer zu seinem Geburtstag ein großes, teures Werk erhielt, das er sich längst gewünscht hatte, ohne es von seinem schmalen Gehalt anschaffen zu können.

Aber es war nicht der Apfel allein, für den der Hans nicht dankte. Der Lehrer schenkte ihm ein Bild für seinen Fleiß. Er nahm es und blieb stumm.

„Ei, Hans, bedanken könntest du dich doch dafür?" Hans verzog es das Gesicht und warf Fältchen, wie bei einer Knospe, die eine plumpe Hand gewaltsam zur Blüte auseinanderwickelt.

Hans fiel in den Bach. Jemand zog ihn heraus. Der triefte von Wasser. Nicht so der Hans von Dank.

„Aber Hans, so danke doch!" Hans schlug die vom Wasserschrecken aufgerissenen Kinderaugen noch größer auf. Nur die Pupille blieb klein. Wie ein Lichtlein, das einen menschenlebenlangen Weg erst hergewandert kommt. Dann brachten sie ihn ins Bett.

„Hat er nun eigentlich gedankt oder nicht?"

„Vielleicht, seine Augen waren wenigstens ganz naß,"

„Das kann auch Bachwasser gewesen sein." Und sie stritten sich, ob Bachwasser oder Salzwasser. Am liebsten hätten sie den liebevollen Finger gestreckt und geleckt: „Nein, jetzt so etwas: süßes Bachwasser! Es ist ein grundverdorbener Junge!"

Hans lernte tanzen. Auf seinem ersten Balle führte er seine erste Tänzerin stumm auf ihren Platz zurück.

„Ich glaube gar, dieser junge Mensch hat sich nicht einmal bei dir bedankt?" sagte ihre Tante.

„Aber Tante, ich hatte doch die gleiche Freude", entschuldigte sie ihn.

Hans trat ins Leben. Er kam schwer voran. Er dankte nicht. Sie duckten ihn. Sie behandelten ihn schlecht. Er hatte Unglück. Sie lachten ihn aus. Er arbeitete wie ein Pferd. Er kam nicht hoch.

Da geschah es einmal, daß einmal ein Vorgesetzter gütig zu ihm war. Von der Güte, die er mechanisch dann und wann an alle Untergebenen streute und deren Quittung man, am Schreibtisch sitzend, ohne aufzusehen erwartet: „Ich danke Ihnen, Herr Geheimrat ... Ich bin Ihnen zu tiefstem Dank verpflichtet, sehr verehrter Herr Geheimrat ... Sie überwältigen mich mit Ihrer Güte, hochverehrter Herr Geheimrat ..."

So saß auch jetzt der Vorgesetzte, halb über seinen Schreibtisch gebeugt, empfangsbereit für die gewohnte süße Litanei ... Ei, was war denn das? Der Mann schwieg? Der Mann dankte nicht? Das war denn doch das erste Mal, daß —

Der Geheimrat schaute auf. Zum ersten Male sah er einen aufrechten Menschen vor sich stehen, kerzengerade und stumm. Nur die Augen leuchteten ein wenig mit dem ungewissen Lichtlein, das von ferne her zugewandert kommt und noch lange unterwegs sein wird. Der Geheim-

Begrüßung war eine so laute, daß ein Herr, der rechts am letzten Fenster saß, aufmerksam wurde und, als er die Namen hörte, überrascht aufstand und sich langsam näherte.

„Ist's möglich? Xaver Lindner, Wolfram Wegner? Wilhelmsgymnasium — Leipzig?“

Beide wandten sich ihm zu. Sie musterten den neuen Ankömmling, aber wußten trotz des Anhaltspunktes nicht, wo sie ihn unterbringen sollten. Es war ein langer, hagerer Herr mit spitzem Bart und spärlichem Haupthaar, und nichts erinnerte mehr an den frischen, fröhlichen Jungen, der sich als Hans Sandorff entpuppte. Er war seinerzeit der Schrecken der Lehrer und der Liebling der ganzen Klasse gewesen, der fast keinen Tag vorübergehen ließ, ohne sich einen neuen Streich zu ersinnen.

Die Freunde setzten sich zusammen und ein fröhliches Plaudern begann. Die Gegenwart schien vergessen, sie tauchten unter in der Vergangenheit und schwelgten in Erinnerungen. Es lag plötzlich ein Hauch von Jugendlichkeit auf ihnen, und übermütig floß Rede und Gegenrede hin. Es war ein Untertauchen, ein Lachen, Scherzen und Plaudern, das sichtlich allen dreien wohltat.

Endlich klopfte Wolfram Wegner auf den Tisch: „Silentium, Schluß damit. Nun wollen wir doch einmal etwas hören von der Gegenwart, das heißt von der Entwicklung bis zur Gegenwart. Ich bin Junggeselle geblieben.“

„Warum?“ fragte Hans Sandorff und wurde plötzlich ganz ruhig.

„Ja, das läßt sich eigentlich nicht so in kurzen Worten sagen.“

„Wir haben Zeit“, meinte Xaver Lindner. Er bestellte eine neue Flasche Wein, schenkte die Gläser voll, stieß mit den Freunden an und sang: „Wolfram von Eschenbach, beginne!“

Wegner räusperte sich: „Als ich glücklich mein Abiturium, das ich bei meiner Gründlichkeit, wie ihr ja wißt, zweimal versuchte und beim dritten Male mit Ach und Krach bestand, in der Tasche hatte, sollte ich Jura studieren. Mein Alter wünschte es so. Ich sollte einmal die Praxis übernehmen. Ich tat ihm den Gefallen und habe heute seine große Praxis. Aber ich ließe mich nicht durch mich selbst vertreten. Na, ich habe einen Sozius, und der versteht's. Auch als Redner bin ich nicht zu brauchen, denn meine stete Heiserkeit, die mich von manchem Schultag befreite, wird euch ja noch in der Erinnerung sein. Sie ist mir treu geblieben und ist mit der Zeit, wie alles, vorgeschritten. Sie ist auch schuld daran, daß ich Junggeselle geblieben bin. Ich hatte nie allzu viel für das Weibliche übrig, das wißt ihr wohl noch, ich wurde ja oft genug auf der Schule damit geuzt. Aber einmal packte mich die Liebe doch. Sie galt einer schönen Klientin, die ich von ihrem Mann befreite. Sie war sehr freundlich, wie

Der Absender war unbekannt. Nur in der großen Bücherkiste lag ein kleiner Zettel: „Von einem, der sich nicht bedankt hat.“

Nicht lange nachher war es, daß ein kleiner Kaufmann vor dem Bankrott stand. In der Not des Ertrinkens griff er und vergriff sich am Gute eines Menschen. Und als die Fälligkeit des Gutes da war, als der Mensch bei ihm erschien und als er's ihm bekennen wollte, bereit, darnach ins Gefängnis zu wandern, überreichte jener eine Quittung.

„Ich danke Ihnen für die Rückerstattung. Aber da hat Ihr Mittelsmann zwischen den Geldscheinen aus Versehen einen Zettel liegen lassen — sehen Sie.“ Und er las die unbegriffenen Worte: „Eine Rettung vom Ertrinken ist der anderen wert.“

Als seine Zeit erfüllt war, kam's bei dem berühmten Mann zum Sterben.

„Du Liebe“, sagte er zu seiner Gattin neben seinem Sterbebett, „es drückt mich noch etwas: Ich habe dir damals auf meinem ersten Ball nicht für den ersten Tanz gedankt.“ Es blitzte aber bei diesen Worten ein ganz kleiner Schalk in den Augen des Sterbenden.

„Aber Liebster“, weinte die Frau, „als ob nicht dein ganzes Leben ein unverdienter Dank für mich gewesen wäre.“

„Ich bin so froh, mein treuer Kamerad, daß ich dir nie anders zu danken brauchte — lebe wohl.“ So starb der berühmte Mann, der jetzt natürlich — schlagt in keinem „Kürschner“ nach — nicht mehr Hans hieß

Noch lange Zeit standen die Leute verwundert vor seinem Grabstein, auf dem klein in der linken Ecke zu lesen stand:

„Dank sag auf der Stell' dem Ungemach,
Dank tu zu deiner Zeit in deiner Sprach!“

„Schade, daß die Verse hinken“, sagten viele.
„Dafür ging er selber umso grader“, sagte einer.

Beim Sonnenreiter war's ...

Von **Helene Lang-Anton.**

Im Weinstübl beim Sonnenreiter in der Sackgassen hatten sich die Freunde, die lange nichts von einander gehört und sich noch länger nicht gesehen, getroffen. Ihre Freude war groß. Es war ein seltsamer Zufall, der die drei Menschen, die sich als Jünglinge verlassen, als gereifte Männer zusammenführte.

An der stereotypen Bewegung, dem Schubsen der linken Achsel, erkannte Xaver Lindner seinen Schulkameraden Wolfram Wegner. Die

Auf einem Ball hatte ich die Kleine, der mein Herz gehörte, in eine Fensternische, verdeckt von blühenden Blumen und Palmen, gelockt und war eben im Begriffe, eine feurige Liebeserklärung loszulassen. Das schien meiner Nase nicht zu passen. Sie streikte intensiv. Die Verrenkungen der Gesichtsmuskeln, das Gesichterschneiden begann; aber trotz aller Anstrengungen, das Glas oben zu erhalten, fiel es herab. Sehr intelligent muß ich in dem Augenblick nicht ausgesehen haben, denn die Kleine begann unaufhaltsam zu lachen und ließ mich stehen. Ich war ganz zerschmettert, aber schließlich gab ich nach. Da ich ohne Kneifer nichts sah, verzichtete ich auf die Frau."

Wolfram Wegner bog sich vor Lachen. Hans Sandorff blieb wieder stumm.

„Na, und du, Hans? Nun kommst du dran. Was hast du uns zu erzählen? Bist du auch Junggeselle geblieben?"

Hans Sandorff seufzte leicht und sah die Freunde neidisch an. Dann sagte er melancholisch, während er beiden die Hände reichte:

„Ich bin leider niemals heiser gewesen und habe bedauerlicherweise keine einsichtsvolle Nase."

Verständnisvoll schüttelten ihm die Freunde die Hände und bestellten eine dritte Flasche Wein.

Wilson und die Neger.

(Geschrieben nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und dem Deutschen Reich durch Präsident Woodrow Wilson, in der Hoffnung, es werde nicht zum Kriege kommen, aber in der festen Überzeugung, daß uns auch ein elfter Feind nicht niederränge.)

Als die Mittelmächte ihre vielleicht nur zu selbstlose Friedensbereitschaft förmlich kundgaben, glaubten wir, der Unterstützung durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika sicher zu sein, deren freigewähltes Haupt seit Jahr und Tag immer wieder betonte, außer dem Wohle seines Vaterlandes liege ihm nichts so sehr am Herzen, als eine rasche Beendigung des furchtbaren Krieges. Mit solchen oft wiederholten Erklärungen standen allerdings die überreichen Lieferungen von Kriegsmitteln an unsere Feinde in Widerspruch, denn ohne diese wäre der Krieg schon längst zu Ende. Aber Amerika hielt sich dabei streng an den Wortlaut, freilich nicht an den Geist der Bestimmungen des sogenannten Völkerrechtes, die von beiden kriegführenden Parteien öfters verletzt wurden — von uns verletzt werden mußten, um den allen geschriebenen und ungeschriebenen Geboten der Menschlichkeit hohnsprechenden Gegnern, die uns — Frauen und Kinder eingeschlossen — auszuhungern trachten, mit Erfolg entgegenarbeiten zu können.

es mir schien, fast entgegenkommend. Dadurch ermutigt, wollte ich ein tête-à-tête in meinem Büro zu einem Heiratsantrag benützen, aber, hatte ich an dem Tage schon zu viel gesprochen, oder war ich zu sehr erregt, kurz, die Stimme schnappte gleich bei Beginn um, verlor sich in Flüstern — und schließlich in lautlose Lippenbewegungen. Die schöne Frau verließ mich ärgerlich, und der Heiratsantrag unterblieb. Später hat sie meinen Associé geheiratet. Na, es lebt sich auch so ganz gut."

Hans Sandorff nickte nachdenklich und sprach kein Wort.

Xaver Lindner lachte. „Mein Fall hat eine gewisse Ähnlichkeit in der Schlußpointe."

„Na, nun schieß los!" mahnte Wegner.

Xaver Lindner stärkte sich durch einen Schluck und begann: „Meine Nase streikte."

„Du sollst doch erzählen, wieso du Junggeselle geblieben!"

„Ja, das gehört dazu. Also: Meine Nase streikte. Kein Wunder bei den vielen kleinen und großen Generalstreiken, von denen man täglich hört. Schlechte Beispiele verderben gute Sitten, warum nicht auch eine Nase. Nun glaubt ihr wohl, sie hatte mit dem Schnupfen ein zärtliches Bündnis geschlossen? Nein, sie lief weder im schnellen Drange, noch verstopfte sie sich in dem Gefühl, nichts mehr von der Außenwelt wissen zu wollen. Auch ihre Schleimhäute waren nicht entzündet durch das viele Benzin der Autobusse, nichts von alledem war die Ursache des Streiks. Auch kein niedlicher Polyp machte sich angenehm bemerkbar, indem er die notwendige Luft abschnitt. Nein, meine Nase war gesund, funktionierte tadellos. Aber es schien eine innere Empörung in ihr Platz gegriffen zu haben, sie duldete nicht mehr den Kneifer, den sie so lange Jahre treu ihrer Pflicht getragen. Sie hatte zwar schlauerweise den Knochen, worauf er bei allen Sterblichen zu sitzen pflegt, ihm entzogen, aber dafür gutmütig eine kleine Hautfalte über dem Nasenbein hergegeben, auf der er musterhaft saß. Sie war eine Seele von Nase — und nun streikte sie. Der Kneifer saß nicht mehr richtig, entweder neigte er sich zur Seite, saß schief, oder er wackelte hin und her. Er turnte beständig in allen möglichen und unmöglichen Stellungen herum. Es war ein erstaunliches Balancieren, und es gehörte eine große Geschicklichkeit, noch mehr Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln dazu, den Kneifer auf der Nase zu behalten. Das Gesichterschneiden, das ich mir dadurch angewöhnt, trug zwar nicht zu meiner Verschönerung bei, aber es war eine ganz gute Gesichtsgymnastik. Doch es kam noch schlimmer. Die Nase streikte immer mehr und es gab Augenblicke, wo sie das Glas einfach abwarf. Und immer waren es Augenblicke, wo es auf etwas ankam. Ich hatte mich verliebt, das war nichts Neues bei mir und ist auch nichts Außergewöhnliches, wenn man jung ist. Aber diesmal wollte ich Ernst machen.

ihn und schüttelten den Kopf: Der Präsident der Union kennt weder Europa und die europäischen Verhältnisse, noch die geschichtliche Vergangenheit seines eigenen Vaterlandes. Heute ist ein praktischer Vorschlag zur Beendigung des Krieges notwendig, nicht eine Phantasie aus Wolkenkuckucksheim über Wolkenkuckucksheim . . .

Aber wir nahmen Wilsons Note mit jener Achtung auf, die das Haupt eines großen Volkes füglich auch dann beanspruchen darf, wenn es an der Wirklichkeit vorbeiredet — und dem Frieden nicht dient, dem es zu dienen vorgibt. Irrtümer an sich sind keine Verbrechen, weder bei uns noch bei anderen. Als Deutsche gewohnt, gerecht zu urteilen, selbst wenn es uns zum Nachteil gereicht, billigten wir Wilsons weltfernen Theorien guten Glauben und guten Willen zu.

Dann mußten sich die Mittelmächte entschließen, das unversöhnliche England, das Europa — soweit es ihm nicht schon tributpflichtig ist — ohne Rücksicht auf Frauen und Kinder im Hunger niederwerfen möchte, durch den verschärften U-Bootkrieg zu bezwingen, das heißt friedenswillfährig zu machen.

Für Amerika wie für die anderen neutralen Staaten bedeutete dies eine übergroße Gefährlichkeit, wenn nicht gar Unmöglichkeit, mit unseren Feinden Handel zu treiben — ihnen Waffen und Munition gegen uns zu liefern. Die ganze übrige Welt steht den neutralen Staaten zur wirtschaftlichen Betätigung offen. Aber die Unterbindung der Handelswege nach Osten genügte Woodrow Wilson, um die diplomatischen Beziehungen mit dem Deutschen Reich schroff abzubrechen, und heute läßt sich noch nicht sagen, ob dieser Zustand nicht allmählich von selbst zum Krieg führen wird. Wilson will den Frieden, sagt er, und will erreichen, daß Amerika unter allen Umständen mit jedermann (das heißt: mit England) nach Belieben Handel treiben kann — und zu diesem löblichen Zweck ist er sogar bereit, Krieg zu führen . . . Ob er damit den von ihm angestrebten Frieden erreicht? Und den freien Seehandel der Union? Ob er nicht nur den Teufel mit dem Belzebub austreibt . . .

Das zu bedenken und weitere Schritte gewissenhaft zu überlegen, ist nicht unsere Sache. Wir sehen in dem ungerechten Vorgehen der Union nur ein Parteiergreifen für unsere Feinde. Der Herr Präsident sprach in seiner letzten Note die sichere Erwartung aus, alle Neutralen würden sich ihm anschließen. Diese Hoffnung trog ihn, wie manche andere. Und die Erwiderung Schwedens auf seine Zumutung ist ein wertvolles Privatissimum über wahre Neutralität. Andere, kleine, von beiden Mächtegruppen abhängige Staaten, so das von der Entente zu Tode beschützte Griechenland wagten eine so offene Sprache nicht und begnügten sich mit einer höflichen Ablehnung der Einladung. Das könnte jenseits des Ozeans zu denken geben. Wie sich Wilson bei der Beur-

Trotz der bisher nicht unparteiischen „Neutralität" der Union erwarteten wir dennoch, Wilson werde nach der bescheidenen Erklärung unserer Friedensbereitschaft den Standpunkt der Mittelmächte unterstützen. Die Antwort, welche der Zehnverband darauf erteilte, besagt nicht weniger als die Absicht, Österreich-Ungarn und die Türkei zu zertrümmern, das Deutsche Reich und Bulgarien nach Möglichkeit zu schwächen. Diese Antwort war um so verwunderlicher, da sie in gar keinem Verhältnis zu den militärischen Erfolgen der Gegner steht. Wahrscheinlich glaubten und glauben diese auch gar nicht, mit den Waffen zu obsiegen, sondern rechnen auf die Wirkung der „Hungerpeitsche".

Nach dem fruchtlosen Notenwechsel hatte Wilson das Wort.

Hätte ein Washington, ein Lincoln oder ein Grant an seiner Statt zu sprechen gehabt, so wäre die Erklärung vermeintlich also ausgefallen: „Beide kriegführenden Mächtegruppen setzten sich in der Vergangenheit über das Völkerrecht hinweg, so daß es wahrhaft Neutralen nicht ansteht, sich zum Richter eines Teiles aufzuwerfen. Dem kommenden Frieden muß es vorbehalten bleiben, Sicherungen für die Zukunft zu schaffen. Heute können die Vereinigten Staaten von Nordamerika eingedenk der menschenfreundlichen Grundsätze, von denen sie sich leiten lassen, nichts anderes tun, als das schreckliche Ringen zwischen den ersten Kulturvölkern der Welt nach Maßgabe ihres Einflusses abzukürzen, und kein Mittel scheint ihnen dazu geeigneter, als das strenge Verbot, an irgendeine kriegführende Macht Waffen oder Munition zu liefern." Gewiß, Washington, Lincoln und Grant hätten so gesprochen, denn selbst Wilson erließ im August 1913 eine Botschaft anläßlich der mexikanischen Wirren, in der es wörtlich heißt: „Im übrigen halte ich es für meine Pflicht, von der mir durch Gesetz vom 4. März 1912 übertragenen Vollmacht Gebrauch zu machen, um darauf zu sehen, daß keine der beiden Seiten in diesem Kampfe, der jetzt in Mexiko vor sich geht, irgendwelche Unterstützung von diesseits der Grenze erhalte. Ich werde den besten Gepflogenheiten von Nationen in Sachen der Neutralität folgen, indem ich die Ausfuhr von Waffen und Kriegsmaterial irgendwelcher Art aus den Vereinigten Staaten verbiete. Eine Politik, für welche verschiedene interessante Präzedenzfälle sprechen, und die sicherlich durch viele offenkundige Rücksichten praktischer Ratsamkeit diktiert wird."

Mit Munitionslieferungen an das kapitalschwache Mexiko waren eben keine großen Geschäfte zu machen, so daß eine unparteiische Neutralität nach den „besten Gepflogenheiten" angebrachter schien.

1914, 1915, 1916 und 1917 dachte Wilson anders. Er unterstützte den Zehnverband und hielt uns einen Vortrag über Menschenrechte, Menschenliebe und soziale wie politische Philosophie. Der Vortrag war von schönen und hehren Gedanken durchsetzt, aber hätte zu keiner ungelegeneren Zeit gehalten werden können. Wir lasen ihn, überdachten

Länder, die gegenwärtig zum Gebiet der Union gehören, wurden erstmalig vom Venetianer Cabot in englischen Diensten im Jahre 1497 betreten und in der Folgezeit machte die Kolonisation auf Kosten der eingeborenen Indianer durch Engländer und Franzosen beharrlich Fortschritte. Immer weiter und immer unbekümmerter um die rote Bevölkerung der riesigen Gebiete und obschon diese aus eigenem nur spärlich besiedelt werden konnten, rückten die europäischen Eindringlinge westwärts. Es gab blutige Ausrottungskämpfe mit den Indianern, deren ärmliche Reste aus den fruchtbaren Prärien in die wüsten Felsengebirge gedrängt wurden — die Indianer wurden „wegzivilisiert", wie ein Geschichtsschreiber so schön sagte. Dafür darf man die Union allerdings nicht verantwortlich machen, denn nicht die Amerikaner, die heute für Menschenrechte schwärmen, vernichteten aus Habgier nach Raum und Bodenschätzen die rote Rasse, das taten Engländer und Franzosen, die augenblicklich gegen die deutschen Barbaren zur Rettung von Zivilisation und Kultur zu Felde ziehen. Dieselben Engländer und Franzosen, deren Urenkel heute waschechte Yankees sind.

Die Eroberer benötigten wohlfeile, am liebsten kostenlose Arbeitskräfte, und da die Indianer zwar getötet oder vertrieben aber nicht versklavt werden konnten, so führten sie seit dem Jahre 1720 Negersklaven aus Afrika ein — Engländer und Franzosen, die heute für Kultur und Zivilisation gegen uns Barbaren fechten, führten solche schwarze Sklaven ein; die Urväter der waschechten Yankees handelten so . . . Daher blühte und gedieh das Land zu Nutz und Frommen der Eindringlinge, es wuchs und mehrte sich, Auswanderer aus Europa strömten zu und rangen der Wildnis Ackerboden ab, legten Bergwerke an und machten Nordamerika zu dem, was es heute ist. Unter diesen wackeren Auswanderern waren auch Deutsche in sehr erheblicher Zahl, Deutsche, die vor nicht langer Zeit der dankbare Wilson „Bindestrich-Amerikaner" nannte, weil sie zum Teil ihre Abkunft noch nicht vergaßen. Aber vielleicht ist auch Woodrow Wilson selbst ein „Bindestrich-Amerikaner", zwar gewiß kein Deutsch-Amerikaner, aber ein Englisch-Amerikaner, denn er unterstützt England im gegenwärtigen Krieg, als sei die Union noch immer eine großbritannische Kolonie . . .

Ungeachtet vieler innerer Wirren zwischen den angelsächsischen und romanischen Eroberern „Neuenglands" entwickelte sich das junge Staatswesen in erfreulicher Weise und wurde zu einem Juwel der britischen Krone. Bis es sich frei und unabhängig machte. Wir Deutsche sind gewohnt, Freiheitskämpfe freundlich zu beurteilen, aber es kommt dabei doch auch auf die letzten treibenden Kräfte an. Und die Neuenglandstaaten, aus denen die Union entstand, warfen das Joch des Mutter-

teilung europäischer Verhältnisse irrte, als er uns einen lichtvollen Vortrag über den künftigen Aufbau der alten Welt hielt, ebenso irrte er sich in seiner Einschätzung der unter den Neutralen wirksamen Meinungen und Kräfte.

Woodrow Wilson nennen selbst viele seiner Landsleute einen begabten Professor, der jedoch kein Politiker ist und nicht geeignet, an der Spitze eines großen Staates zu stehen, den er mit seinen theoretischen Schrullen sogar in einen furchtbaren Krieg verstricken möchte. Und sein Abbruch der diplomatischen Beziehungen hat uns außerdem die Möglichkeit genommen, ihm guten Willen und guten Glauben zuzubilligen, denn er begründet sein herrisches Gehaben mit dem Hinweis darauf, das Deutsche Reich habe das heilig gegebene Versprechen eines beschränkten U-Bootkrieges gebrochen. Und das ist nicht wahr. Als der Präsident im Mai 1916 der Regierung in Berlin unter Drohungen das Zugeständnis abpreßte, Schiffe erst nach vorangegangener Warnung zu versenken, wurde diese Zusage nur bedingungsweise erteilt — falls England auch seinerseits Zugeständnisse bezüglich der Lebensmittelzufuhr nach Deutschland mache. England tat das nicht, wir wissen nicht einmal, ob die Union sich bemühte, dergleichen zu erreichen. Mit dem Nichteintreten der Bedingung fiel auch das Versprechen eines nur eingeschränkten U-Bootkrieges in sich zusammen. Das weiß Wilson, das hat er schwarz auf weiß, und wirft er uns Vertragsbruch vor, so tut er dies wider besseres Wissen. Sowie wir aber seine Gutgläubigkeit anzweifeln müssen, hören wir immer „Munitionslieferung", wenn er „Menschenrechte" sagt!

Aber es kann keinen praktischen Zweck haben, darüber zu streiten. Heute entscheiden nicht Worte und entscheiden nicht Logik, Verstand und Gerechtigkeit, sondern die Macht.

So mag die Macht entscheiden und wir vertrauen auf den endlichen Ausgang des großen Kampfes, der Europas Kultur und Wohlstand in den Grundfesten erschüttert, wie immer er enden wird — ein Kampf, den die Vereinigten Staaten von Nordamerika von Wilson geleitet und irregeleitet verlängern und verschärfen.

Aber die Einmischung Wilsons in die europäischen Verhältnisse, die er nicht versteht, gibt uns Anlaß, die Richtigkeit der von ihm aufgestellten Grundsätze insofern nachzuprüfen, ob sie denn in der Union, im Lande der „unbegrenzten (und unbegreiflichen) Möglichkeiten" schon Geltung haben, weil der Herr Präsident versichert, das Selbstbestimmungsrecht der Völker und die Menschlichkeit seien seit je in den Vereinigten Staaten heimisch gewesen ... Nun, wenn dem so ist, dann werden wir ihnen auch gegenwärtig auf Schritt und Tritt begegnen müssen. Wir wollen sehen.

unbedingte nationale Freiheit zu geben ... Ob die Regierung in Washington sich wohl sputen würde, dieser Aufforderung nachzukommen? Vielleicht sind leise Zweifel nicht ganz unberechtigt ... Möglich sogar, daß Woodrow Wilson (hätte er dies nicht schon getan) daraufhin die diplomatischen Beziehungen abbräche, weil wir uns in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates mischten, was bisher als schwere Beleidigung galt ...

Doch wir wollen uns nicht länger mit derartigen Hirngespinsten beschäftigen, die zwar unendlich logisch gedacht aber noch viel unpraktischer sind, sondern zu einem Problem übergehen, dessen Schwierigkeit auch in den Vereinigten Staaten unangenehm empfunden wird und an dessen Lösung sich Wilson, obschon er scheinbar die Mittel dazu kennt, noch nicht heranwagte. Er kehrt lieber vor fremden Türen — Menschenrechte zusammen. Des „Handels" wegen ... Das Wahrzeichen der Union ist schon längst das goldene Kalb und von seinem Schweif weht das Sternenbanner, von dem man uns glauben machen möchte, es wehe zu Nutz und Frommen aller Völker und Menschen...

Wir verließen die schwarzen Sklaven der Union im Jahre 1808, als frische Zufuhr unterbunden wurde. Die bereits anwesenden schufteten auf Plantagen und ihre weißen Herren verfügten über sie wie über Sachen. Das ging so ein paar Jahrzehnte trotz der verfassungsmäßigen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit weiter, die angeblich seit je das amerikanische Handeln bestimmten, und dabei blühten die Südstaaten, wo sich mehr als Neunzehntel der schwarzen Arbeitstiere befanden. Und die auf solche Weise verbilligte Produktion der Südstaaten drohte den Nordstaaten eine unerwünschte und gefährliche Konkurrenz zu machen, so daß diese sich plötzlich erinnerten, wie unmoralisch es sei, Sklaven zu halten. Gewiß, wir wollen es nicht leugnen, Hunderttausende und Millionen von Amerikanern empfanden die Sklaverei tatsächlich als einen Schandfleck — zu einer Zeit, wo es zum Beispiel im Barbarenlande Deutschland schon recht lange keine mehr gab (falls es hier überhaupt jemals solche gegeben), aber die führenden Männer und Mächte in den Nordstaaten dachten vor allem daran, den wirtschaftlichen Wettbewerb des Südens durch Beseitigung seiner kostenlosen Arbeiter auszuschalten. Machte man die Neger frei, so mußten sie entlohnt werden und die Südstaaten hatten bei ihrer Produktion vor den Nordstaaten nichts mehr voraus.

Die Südstaatler versuchten es nun nicht etwa, den Nordstaatlern ihre sklavenhälterischen Grundsätze aufzudrängen, sondern lösten sich einfach von der Union los und einigten sich in den „Konföderierten Staaten." Auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker hätte die verkleinerte Union die Konföderierten frei gewähren lassen müssen, was sie

landes in erster Linie aus Empörung über eine — neue Steuer ab . . . Freiheit sagte man und Geldbeutel meinte man schon damals.

Nach achtjährigem wechselvollen Streit war die Unabhängigkeit von dreizehn Staaten mit ungefähr drei Millionen Einwohnern erkämpft und seitdem gibt es „Vereinigte Staaten von Nordamerika", die — wie Wilson in seiner Note versicherte — stets für das Selbstbestimmungsrecht der Völker und für die Menschenrechte eintraten.

1808 wurde denn auch die Einführung neuer schwarzer Sklaven aus Afrika eingestellt. Ein erhabenes, ein menschenfreundliches Werk, nicht wahr? Nun, man hatte eben schon genügend Sklaven und benötigte keine neuen mehr — und wünschte keine mehr, weil Gefahr bestand, die Neger könnten in der „Neuen Welt" die Mehrheit erlangen und Amerika afrikanisieren. Deshalb befreite man auch nicht etwa die bereits ansässigen Sklaven — so großmütig war man nicht, trotz aller Menschenliebe! Sich dieser wohlfeilen Arbeitskräfte zu berauben, die sich fortpflanzten und für alle Ewigkeit billige Arbeitstiere abzugeben versprachen, fiel niemandem ein.

1812 bis 1814 gab es wieder Krieg mit England, der die Sicherheit der Union gewährleistete. Und hernach setzte die Zeit hoher Blüte und ungeahnten Gedeihens ein. Die eigene Volksvermehrung genügte nicht, um die gebotenen Wirtschaftsgelegenheiten entsprechend auszunützen und der junge Staat tat alles, tüchtige Menschen nach Amerika hinüberzuziehen. Die Auswanderung schwoll mächtig an: Engländer, Deutsche, Iren, Skandinavier und Franzosen kamen und aus ihrer Mischung entstand das, was wir heute den „echten Amerikaner" nennen. Ja, als es sich darum handelte, die Staatssprache festzulegen, blieb der Antrag, das Deutsche dazu zu erheben, im Kongreß nur mit einer Stimme in der Minderheit . . . In der Folgezeit allerdings und erstaunlich rasch wurden die meisten Deutschen verengländert. Gleichwohl ist auch heute noch ein Zehntel der weißen Bevölkerung der Union bewußt deutsch und über ein Viertel deutschen Blutes. In manchen Städten überwiegen sogar die Deutschen zahlenmäßig!

Nehmen wir nun an, diese nieder gerechnet zehn Millionen deutschbewußter Bürger der Vereinigten Staaten forderten mit Berufung auf Wilsons feierlich aufgestellten Grundsatz von der Freiheit der Nationalitäten für sich die deutsche Sprache bei den Ämtern, vor Gericht und im Kongreß der Union — ob Wilson sich beeilte, diese Forderung zu erfüllen? Wer glaubt, daß er ehrlich zu uns sprach, muß die Frage mit „Ja" beantworten. Und wer wagt dieses „Ja" diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans?! Man stelle sich ferner vor, unsere Regierungen schrieben an die Regierung in Washington, es sei dem Selbstbestimmungsrecht der Völker nur entsprechend, den Deutschen und Iren in der Union

zumal man geflissentlich alles unterläßt, ihn zu „heben“, soweit dies überhaupt möglich ist. Ist man doch innerlich froh, gute Gründe zu besitzen, über ihn „reinen Gewissens“ zur Tagesordnung überzugehen. Die „Menschlichkeit“ fängt jenseits des Atlantischen Ozeans erst bei Lebewesen an, die ein lichtes Fell haben. Und so lange kein Edison der Chemie kommt, der dunkle Häute zu bleichen versteht, so lange wird der Schwarze in der Union mißachtet und gedrückt und entrechtet bleiben, allen Vorschriften der Bundesverfassung und allen Phrasen Wilsons zum Trotz.

Die öffentliche Meinung der Union, die nach den Worten ihres gegenwärtigen Präsidenten für die Durchführung der „Völkerbefreiung“ und das „Selbstbestimmungsrecht“ der Nationen begeistert ist, hat so gar nichts übrig für die wirkliche Befreiung der Nigger in den Vereinigten Staaten. Und man kann ihr dies beinahe nachfühlen, nur sollte sie nicht heucheln und nicht mit Schlagworten um sich werfen, an die sie selbst nicht glaubt.

Die Negerfrage ist für die Union ein heikles Problem. Bisher gelang es immer noch, die „verächtlichen Afrikaner“ auch in jenen Einzelstaaten des Südens niederzuhalten, wo sie die Mehrheit bilden, aber wird das auch künftig und dauernd möglich sein? Man bezweifelt es und macht verschiedene Vorschläge zu einer Bereinigung der immer peinlicher werdenden Angelegenheit.

So verlangt eine große Gruppe in den Südstaaten energisch die Rückschaffung aller Farbigen nach Afrika oder wenigstens auf die Philippinen. Sie weist auf die große Gefahr hin, die darin liegt, daß die Schwarzen sich rascher als die Weißen vermehren, eine Tatsache, die um so bedenklicher ist, da die Einwanderung aus Europa stockt. Das sind recht wesentliche Gründe für eine Beseitigung der Neger, nur halten sie einer Nachprüfung vor dem Richterstuhl der „Menschlichkeit“, auf dem es Wilson und seinen gegenwärtigen Anhängern zu thronen beliebt, nicht stand.

Auch die Vorschläge einer zweiten Gruppe widersprechen den hehren Grundsätzen, die angeblich seit je in der Union heilig gehalten werden. Die zweite Gruppe beantragt die gesetzliche Beseitigung jener Bestimmungen der Bundesverfassung, welche den Negern politische Rechte gewährleisten. Also eine verschämte Rückkehr zur alten Sklaverei, will es uns scheinen! Auch in Amerika sieht die Praxis erheblich anders aus als die Theorie, mit der man Export zu treiben wünscht.

Aber es gibt noch eine dritte Gruppe von Neuerern, die das Negerproblem zu lösen bestrebt ist, allerdings eine kleine und wenig einflußreiche Gruppe, die Wilsons Menschenliebe anscheinend unterstützt, obwohl man nicht hörte, daß er sich anläßlich seiner Neuwahl zu ihr

selbstverständlich nicht tat, weil das ihren Geldbeutelinteressen schadete. Es kam zum Krieg, der von 1861 bis 1865 dauerte und mit dem Sieg des Nordens endete, der dem Süden seinen Willen aufzwang, die Neger befreite — und eine lästige Konkurrenz weniger hatte...

Gegenwärtig leben in den Vereinigten Staaten mindestens zehn Millionen Neger und zwei Millionen Mulatten — Mischlinge aus Negern und Weißen — und genießen gemäß der Bundesverfassung dieselben politischen Rechte wie die Weißen. Genießen sie sie tatsächlich? Natürlich nicht. Sie stehen nur auf dem Papier. Dem waschechten Yankee fällt es nicht im Traum ein, den Schwarzen als gleichberechtigt und ebenbürtig anzuerkennen; dieser ist nach wie vor politisch und gesellschaftlich geächtet. Die einzelnen Staaten der Union nehmen ihm entweder durch Sondergesetze das Wahlrecht ehrlich weg oder sie knüpfen an dessen Ausübung Bedingungen, die er nicht erfüllen kann. Es ist ja sicherlich nicht schwer, mit einem Stamm, der zur Hälfte aus des Lesens und Schreibens unkundigen Individuen besteht, kurzen Prozeß zu machen. Der Neger allein ist zu schwach, um seine in der Bundesverfassung verbrieften und durch Gesetze der Einzelstaaten geraubten Rechte auch wirklich durchzusetzen, so daß er in seiner überwiegenden Mehrheit politisch nichts bedeutet. Weiß das Woodrow Wilson? Und ist er gesonnen, dieses Unrecht schleunigst zu beseitigen — ehe er uns den Krieg erklärt, denn jedermann bestelle zuerst sein eigenes Haus und nachher erteile er anderen gute Ratschläge. Propheten, die Wein trinken und Wasser predigen, werden nur von Gleichgesinnten geschätzt...

Und wie verhält es sich mit der gesellschaftlichen Stellung der Schwarzen? Die ist noch erheblich schlechter als ihre politische. Der „Nigger“ ist für den weißen Amerikaner ein mißfarbiges Tier, ein widerliches, übelriechendes Gezücht, die Karrikatur eines Menschen, den man am liebsten nur als Packträger, Matrosen, Stiefelputzer oder Abwaschfrau und Köchin sieht. Man verachtete den Schwarzen, so lang er versklavt war, man haßt ihn seit er frei ist. Stärker als alle Theorien ist der Rasseninstinkt. Hotels, Restaurants, ja jeder bessere Gasthof, der etwas auf sich hält, trägt die weithin sichtbare Aufschrift: „Neger werden hier nicht bedient!“ Und das ist nicht nur im Süden so, wo vielleicht auch noch das Bedauern, keine billigen Sklaven zu haben, mitwirkt, sondern auch im Norden, auf dessen Antrieb der Nigger befreit wurde. Was nützt es, daß einzelne Schwärmer gegen den Hochmut der Weißen zetern und die Kirche lehrt, Gott sehe nur auf die Seelen der Menschen, nicht auf ihre Hautfarbe! Man zuckt dazu die Achseln und lächelt über derlei Geschwätz. Gott mag immerhin farbenblind sein, der Yankee ist es gewiß nicht und führt gelassen an, der Schwarze sei bildungsunfähig und faul und schmutzig — und hat damit nicht einmal so unrecht,

einer scharfen Auseinandersetzung zwischen der Union und Japan kommen. Man läßt Gelbe in den Weststaaten nur in beschränkter Zahl zu und verweigert ihnen den Erwerb von Grund und Boden. Das wird sich der stets anwachsende Stolz und die stetig steigende Macht des Mikado nicht lange gefallen lassen und in einem Ultimatum von Tokio aus wird sich vermutlich eine Berufung auf die „Menschenrechte“ finden, mit denen jetzt Wilson in Europa blöfft. In diesem Zusammenhang muß man eines Gerüchtes gedenken, das im Deutschen Reich durch den Dichter Frenssen und den Freiherrn von Makay beglaubigt wird und das auf sehr ernst zu nehmende Quellen zurückgehen soll. Danach besteht zwischen der Union und England ein geheimer Vertrag, zuerst gemeinsam die Konkurrenz des Deutschen Reiches niederzuringen, um dann ebenso mit vereinten Kräften Japan vom Welthandel auszuschalten. Wenn dies richtig ist, was auch viele amerikanische Zeitungen nicht bezweifeln, so wirft es ein höchst seltsames Licht auf die Praktiken Wilsons, der sich dann als Intrigant vom reinsten Wasser entpuppte. Die Zukunft wird ja lehren, wie es sich damit verhält.

Aber nicht nur gegen rote, schwarze und gelbe Farbige schützen sich die Vereinigten Staaten unbekümmert um den Schönredner Wilson, sondern auch gegen gewisse Zuwanderer aus Europa, die anfangen unbequem zu werden. Deutsche, Engländer, Iren und Skandinavier, gutrassiger Völkerdünger, kommen nur mehr in geringer Zahl in die neue Welt, dafür nimmt in erschreckender Weise die Einwanderung aus Polen, Italien, dem Balkan und ähnlichen östlichen und südlichen Gegenden zu, die „drüben“ nur gering geschätzt werden. Es sind zwar dieselben Nationen, die wir nach dem Wunsch Wilsons in jeder Beziehung sättigen und hegen sollen, aber die Union selbst sucht sich dagegen nach Möglichkeit zu schützen. Deshalb schuf sie ein besonderes Gesetz schon im Jahre 1882, das geeignet ist, unbeliebte Gäste abzuweisen. Dieses Gesetz ist nicht durchweht vom Geist der Völkerliebe und des Selbstbestimmungsrechtes — an den nur appelliert wird, wenn es den Interessen der Vereinigten Staaten frommt. Doppelte Moral auch hier, eine für den Hausgebrauch und eine für die dummen Deutschen!

Wenn wir all dies bedenken, die Unterjochung der Schwarzen, Roten und Gelben, und die Knebelung aller, die nicht auf „Englisch“ eingeschworen sind, dann kann man nicht begreifen, woher Wilson den Mut nimmt, Grundsätze zu predigen, die er daheim nicht durchzusetzen vermag — die er gar nicht durchzusetzen beabsichtigt! Weil er und seine Trabanten nur dann dafür begeistert tun, wenn ihnen daraus unmittelbar Vorteile erwachsen.

Die diplomatischen Beziehungen brach die Union mit dem Deutschen Reich ab, doch muß dem unbedingt Krieg folgen? Nein, es muß nicht.

bekannte. Er wäre dann wohl auch nicht gewählt worden! Diese spärlichen Neuerer schlagen nämlich vor, die Weißen sollten die Schwarzen einfach „aufheiraten!“ Danach würden die Nordamerikaner allmählich „farbig“ werden. Dazu hat der stolze Yankee ganz und gar keine Lust, er verschwägert sich lieber mit verkrachten englischen Herzögen und ist über schwarz-weiße Mischungen empört, wobei er jene, die dafür eintreten, nicht weniger verachtet als jene, die „aufgeheiratet“ werden sollen. Der Ethnologe von Luschan erzählt einen tragikomischen Fall, der nicht vereinzelt dasteht und besser als alles Herumphilosophieren zeigt, daß die Abneigung von Weiß gegen Schwarz zu tiefst im Wesen des Nordamerikaners begründet ist: Ein weißes Elternpaar ohne die leiseste Ahnung, in seiner Ahnenreihe Neger zu besitzen, das auch bereits einige ganz unverdächtig helle Kinder hatte, bekam plötzlich ein — dunkles Baby... Ein solcher Rückschlag überrascht anthropologisch geschulte Fachleute keineswegs, aber er entsetzte die Eltern des schwarzen Säuglings, die ihn sofort weggaben und auswärts unterbrachten, um nicht ihre soziale Stellung und das Ansehen der ganzen Familie zu untergraben. So, genau so sind die Ansichten der echten Amerikaner über fremde Rassen und Nationen, die unter ihnen und neben ihnen leben, und nur uns Europäern wollen sie die Meinung aufdrängen, sie seien von der Gleichwertigkeit und dem darauf fußenden Selbstbestimmungsrecht aller Menschen überzeugt... Seltsam, daß man Woodrow Wilson noch nicht in einer förmlichen Note auf den Widerspruch seiner schönen weltbeglückenden Ideen mit den häßlichen Handlungen in seinem Vaterlande gebührend aufmerksam machte. Die Indianer hat man in den Vereinigten Staaten ziemlich ausgerottet, die Neger, die man einst gegen ihren Willen einführte, versklavte, hernach auf dem Papier befreite und schließlich politisch tatsächlich entrechtete, möchte man am liebsten hinauswerfen, und die Deutschen und Iren verschreit ein Präsident als mindere Bürger, weil sie sich nicht für Englands Raubpolitik begeistern, gegen die einst ein Washington kämpfte! Und nicht nur Deutsche und Iren in der Union begreifen nicht, daß man wegen der Wuchergewinne einiger Munitionslieferanten in einen Krieg eingreifen will, der das amerikanische Volk als solches verteufelt wenig angeht, sondern auch die breiten angelsächsischen Massen in den Vereinigten Staaten haben kein Interesse an den Milliardären, die mit Stahl, Waffen und Munition handeln. Die breiten Massen nun sucht Wilson mit allen Mitteln gegen uns aufzustacheln und schwatzt von Vertragsbrüchigkeit, deren sich das Deutsche Reich angeblich schuldig machte...

Aber die Vereinigten Staaten kennen noch eine Reihe anderer Nationen, die sie nicht für voll nehmen. Ihre Abneigung gegen Japaner und Chinesen ist bekannt, und früher oder später wird es zweifellos zu

Und in dem Gedichte „Einsame Wege“ preist er dessen weltferne Abgeschiedenheit:

„Weißt du, mein Land, was mir das Liebste ist
Von deiner Wunder vielgepriesner Zahl?
Das sind die Wege, wo du einsam bist,
Vom Waldesdunkel und vom Absturz schmal.

Das sind die Wege, die nur wen'ge geh'n,
Wo du nur redest, wundersames Land,
Die seltensten von deinen Blumen steh'n,
Den Stein der Waldbach bricht, nicht Menschenhand.“ . . .

Er hat denn auch die charakteristische Art des Gebietes und seiner Bewohner wie kein anderer erfaßt. Mit wenigen Strichen entwirft er in seinen Romanen und Novellen, die auf diesem Boden spielen, scharfe Umrisse von Landschaften, Personen und Naturerscheinungen, mag er die zauberische Romantik der Bergwelt oder ihre Schrecken und dann wieder die wilde Leidenschaftlichkeit oder die sittliche Widerstandskraft seiner Helden und Heldinnen zeichnen. Diese Schärfe in der Beobachtung und Wiedergabe des Geschauten kennzeichnet schon seine Erstlingswerke, die in rascher Folge nach „Kämpfe“ erschienen: „Bergvolk (1896); „Erni Behaim“, Roman (1898); „Neue Bergnovellen“ (1899); „Der Jodelbub“ (1900), eine Verdichtung nach dem Stile J. Wolffs und Baumbachs „Albin Indergand“, Roman (1900) und „Menschen“, Erzählungen (1900). Der Titel der ersten der sieben Novellen von „Menschen“ hat dem ganzen Bändchen den Namen gegeben und weist auf deren gemeinsamen Grundton hin; in der straff und geschickt komponierten Liebesgeschichte umschreibt der wackere Bauer Peter Mayer diesen Grundgedanken mit den Worten: „Menschen sind wir und keine Heiligen; Menschen zum Sündigen, aber auch zum Wiedergutmachen“. Mit „Albin Indergand“ und „Menschen“ hebt jene Epoche im Schaffen des Dichters an, in der er vornehmlich menschliche Handlungen und Schicksale, ohne dabei sich in realistische Kleinmalereien der Gewöhnlichkeit zu verlieren, zum Gegenstande seiner Darstellung macht. Vordem hatte ihn die Größe der Naturbilder in solchem Grade gebannt, daß er in dieselben Übermenschen stellte. Er war sich in der Folge dieses Wandels wohl bewußt, indem er in der Rückschau über seinen Werdegang („Wie ich Schriftsteller wurde“), schrieb: „Es war mir, als sänken Schleier von meinen Augen, und immer tiefer sah ich hinab in die Gründe der Seelen . . . Einst brachte ich Geschehnisse und Schauplätze, stellte Menschen in diese und ließ sie von jenen mit fortgerissen werden. Jetzt habe ich nur Menschen und gehe ihnen nach, sehe sie durch das Land wandeln, in das ihr Schicksal sie führt, und sehe ihre Schicksale aus ihnen selbst sich gestalten“. Seine

Zwei Jahre lang, von 1798 bis 1800 waren die diplomatischen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Frankreich ausgeschaltet, ohne daß es deshalb zum Krieg kam, man begnügte sich beiderseits lediglich damit, ein wenig Seeräuberei zu treiben. Hernach vertrug man sich wieder... Kann es auch nicht jetzt wieder so werden? Ausgeschlossen ist es nicht, wenn auch unwahrscheinlich.

Sollte aber Woodrow Wilson noch eine Note an uns schreiben, die von Menschenliebe, Selbstbestimmungsrechten und Demokratie trieft, so könnte als Antwort ein einziges Wort genügen: Neger!

Hans Ludwig Rosegger.

Ernst Zahn.

Ernst Zahn, derzeit der bedeutendste Volksschriftsteller der Deutsch-Schweiz, hat vor kurzem sein 50. Wiegenfest begangen, bei welchem Anlaß ihm nicht nur von seinen engeren Volksgenossen, sondern auch von den Deutschen des Reiches und der Ostmark deutscher Zunge, selbst auch aus fremdsprachigen Ländern, reiche Ehrungen bereitet wurden. Goeschenen am Nordeingange des Gotthardtunnels, wo er als Gastrat des Bahnhofrestaurants, Träger bürgerlicher Würden der Gemeinde Goeschenen und des Kantons Uri sowie als glücklicher Familienvater seines Amtes waltet, ist eigentlich seine zweite Heimat, denn er wurde am 24. Jänner 1867 in Zürich, der glänzenden Stadt St. Felix, wie er sie in seinen Dichtungen nach einem ihrer Schutzheiligen nennt, geboren; auch hat er hier seine Schulbildung bis zur dritten Klasse des Gymnasiums genossen, die dann durch zweijährigen Aufenthalt in einem Institut in Grenchen (Kanton Solothurn) fortgesetzt wurde. Es schlossen sich daran Reisen zur Erwerbung von Berufskenntnissen: Als Zwanzigjähriger ins Haus des Vaters zurückgekehrt, der die Bahnhofwirtschaft in Goeschenen übernommen hatte, gewann er erst langsam Verständnis und Liebe für Land und Leute der wildschönen Gebirgswelt, aus der ihm fürderhin der vornehmste Quell seines dichterischen Schaffens entspringen sollte. Immer mehr ergriff ihn die erhabene Schönheit der Hochgebirgsnatur, die herbe Eigenart der Bewohner in Lust und Leid, in Gut und Böse, und der Zusammenhang dieser mit jener; und nicht wenig trug zur Empfindung für die neue Heimat der Umstand bei, daß er sich recht bald durch Heirat mit einer Tochter seiner Geburtsstadt einen trauten Hausstand begründete. Wie warm ihm sein Herz für das Ländchen nördlich des St. Gotthard schlägt, bringt er in dem Sange „Mein Urnerland“ so begeistert zum Ausdruck (in „Gedichte“, Deutsche Verlagsanstalt, 1910).

Verlagsanstalt), „Der Büßer" von Professor Sprengel in „Neuere Dichter für die studierende Jugend" (Wien, Manz), „Verena Stadler" vom schweizerischen Literarhistoriker Jenny in Freytags Schulausgaben (Wien, Tempsky) usw.

Der Dichter ist weit über die Grenzen seiner engeren Heimat als literarische Persönlichkeit zu hoher Schätzung gelangt. Nicht nur ein Verlag seiner Heimat (Huber, Frauenfeld), sondern vor allem vornehme deutsche Zeitschriften und die Deutsche Verlagsanstalt haben seine Kunst zum Gemeingut der Deutschen gemacht. Auch in fremde Sprachen wurden mehrere seiner Werke übersetzt. Die Universität Genf hat ihn sogar zum Doktor gemacht. Und so wünschen wir ihm, daß er auch fürderhin ebenso zielsicher als Wortführer schweizerischer Art und zugleich hochfühlenden Menschentums seinen Weg weiterwandle, wie er dies mit edlem Selbstbewußtsein in seinem Gedichte „Ich will" sich zum Vorsatze gemacht hat:

„Ich will meine Straße gehen
Und blicken zur Seite nicht,
Wo winkend die Freunde stehen
Und die Feinde mit finsterm Gesicht . . ."

Zürich. Dr. Karl Fuchs.

Goethes Weimar, die deutsche Kleinstadt.

Von **Hermann Kienzl**, Berlin.

Das Weimar der Goethezeit umschimmert ein ewiger Glanz. Es war um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts, mit seinen noch nicht 6000 Einwohnern, die Hauptstadt der geistigen Welt und gewiß die Hauptstadt Deutschlands. Denn vor der ersten kriegerischen Einigung der Nation auf den Schlachtfeldern des Jahres 1813 gab es ein anderes denn ein geistiges Deutschland fast nur noch im römischen Kaisertitel. Als der unpoetische Garlieb Merkel an der idealen Seite des Weimarer Kleinlebens kein Genügen fand, antwortete ihm Herder: „Wie wollen Sie, daß die Literatur einen (anderen) vereinigenden Mittelpunkt habe, da es für die wichtigsten Angelegenheiten der Nation keinen gibt? Hätten wir Deutsche politischen Verstand, politische Energie statt der fünfzig Landesstädte mit Hofhaltungen hätten wir uns vor Jahrhunderten eine gemeinsame Hauptstadt gewählt oder mit gemeinsamen Anstrengungen erbaut, die der Stolz und das Heil aller wäre." Indessen blickten nicht nur damals, als die Nation politisch zerissen war, die gebildeten Deutschen mit tiefgehegtem Stolz auf das thüringische Athen; auch die deutsche Nachwelt bekennt sich zu der Einsicht, daß Weimar die größte nationale Aufgabe erfüllte: da sich vornehmlich in dieser kleinen Stadt die geistigen

Erzählungen haben dadurch die frühere pathetische Überschwenglichkeit verloren; „es hat sich seine Kunst", wie R. Krauß in seiner geistreichen Studie über ihn (Eckart, III, S. 378) sagt, „allmählich mehr vermenschlicht und zugleich eine Wendung zu entschiedener Lebenswahrheit genommen. Auf gewaltige äußere Schicksale hat er zugunsten stilleren, aber desto tiefer erfaßten Seelenlebens verzichtet."

Es ist sicherlich dem Schweizer Volksdichter hoch anzurechnen, daß er nicht, zufrieden mit anfänglichen Erfolgen, auf halbem Wege stehen geblieben, sondern zur künstlerischen Vervollkommnung seiner Arbeit rüstig vorgeschritten ist. Wie sich dies in seinen zahlreichen Büchern seit 1900 kundgibt, so in „Herrgottsfäden" (1901), „Clari Marie" (1904), „Helden des Alltags" (1905), „Firnwind" (1906), „Lukas Hochstraßers Haus" (1907), „Die da kommen und gehen" (1908), „Einsamkeit" (1909), „Die Frauen von Tanno" (1911), „Was das Leben zerbricht" (1912), „Der Apotheker von Klein-Weltwil" (1913), „Uraltes Lied" (1914) und in seinem jüngsten reifsten Roman „Die Liebe des Severin Imboden" (1916), läßt sich an dieser Stelle in den Einzelheiten nicht kennzeichnen. Mit dem „Imboden" ist Zahn voll und ganz auf die Höhe seiner Kunst gelangt. Die wilde Sinnlichkeit des kraftvollen Helden, die Unheil auf Unheil stiftet, wird überzeugend als Folge angeborner Anlage und Willensschwäche aufgezeigt, die durch heldenhaften Tod bei einem Werke der Menschlichkeit ihre Buße findet. Scharf umrissen treten sein Charakterbild und die der Frauengestalten mit ihren gegensätzlichen körperlichen und geistigen Eigenschaft aus der spannenden Handlung und den stimmungsvollen Naturbildern heraus.

Zahns Vorwurf für sein dichterisches Schaffen ist stets die Schule des Menschenlebens; nirgends aber wird er ausschließlich lehrhaft; die Handlung lediglich spricht für sich ohne aufdringlichen Lehrzweck. Wie er versteht, diesem durch ein paar kernige Worte vollauf gerecht zu werden, zeigen die Schlußworte der Novelle „Verena Stadler" in „Helden des Alltags", worin ein würdiger Priester den Wert der selbstlosen Aufopferung Verenas mit den Worten preist: „Diese hat gelebt, was ich gelehrt habe". Und eigentlich sind die Gestalten, die er zeichnet, meist solche „Helden des Alltags", die ihre Sendung erfüllen oder Sühne leisten, wenn ihr Tun sich gegen sittliche Pflichten wendet. In dieser Grundlage aller Dichtungen des schweizerischen Volksschriftstellers liegt deren hoher allgemein menschlicher und ethischer Wert. Darum wurden mehrere derselben bereits in der Form von Volks- und Jugendschriften herausgegeben, so vom „Jugendschriftenausschuß in Nürnberg", bei der Deutschen Verlagsanstalt „Vier Erzählungen aus den Helden des Alltags", mehrere Stücke vom „Verein für Verbreitung guter Schriften in Zürich", „Erzählungen aus den Bergen für die Jugend" von Zahn selbst (Deutsche

der sich, als er mit Christiane sein Liebesnest gebaut hatte, von der höfischen Welt zurückzog und nach Schiller Tod zwar noch viele „Freunde“, aber keinen einzigen Freund mehr fand, desto stattlicher entwickelte sich die Geselligkeit.

Bode schreibt in seinem Buch „Charlotte von Stein“ über die Weimarer Gesellschaft ungefähr um die Jahrhundertwende: „Die Damen gaben den Ton an, teils weil sie zumeist klüger und gebildeter waren, als die Männer, namentlich aber, weil sie viel Zeit und deshalb Neigung für Künste und Wissenschaften und deren Vertreter hatten. Im kleinen, armen Weimar jagten die geselligen Zusammenkünfte und kleinen Festlichkeiten einander; schon beim Morgenkaffee besuchte man sich, die anderen Mahlzeiten wurden erst recht in Gesellschaft eingenommen. Die wenigen Einwohner, die man reich nennen konnte, luden sehr fleißig ein; die ärmeren trugen aber auch kein Bedenken, zu sehr bescheidenem Essen und Trinken Gäste zu versammeln.“ Es gab wöchentliche Zusammenkünfte am regierenden Hof, bei der verwitweten Herzogin Amalie, bei den von auswärts zugezogenen Aristokraten, bei dem Fräulein von Göchhausen (in der Mansarde im Wittumspalais!) und bei Frau von Stein. Die Weimarer Gesellschaft war allmählich international geworden. Denn nicht nur aus allen Teilen Deutschlands hatten viele ihren Weg nach dem Weimarischen Hof gefunden; auch Franzosen (Emigranten!) und besonders Engländer siedelten sich an. „Diese Vermischung der Völker war ein großer Vorzug. Anziehende Gäste steigerten die Unterhaltung zuweilen bis zu einem fröhlichen Rausch. Aber die Alltage sind nun einmal zahlreicher als die Sonntage, und da man so gar häufig zusammen saß und sogar häufig zusammen plauderte, gediehen denn auch Klatsch und Medisance üppig. Da wurden alle nach der Reihe hergenommen, die Kleinen, die Mittleren und die Großen, auch die durchlauchtigsten Herrschaften und ebenso die Kunstpäpste Goethe und Schiller.“

Wer die weimarische Vergangenheit durchwandert, dem entgehen also nicht bei aller Freude an der gemeinsamen Geistigkeit, die Niederschläge und Wirkungen des kleinstädtischen Wesens, des nachbarlichen Klatsches, der Parteisucht. Wenn auch zubekannt werden muß, daß die Stürme im Wasserglas zum Teile von höheren Interessen erregt wurden, als gemeinhin jene sind, um deretwillen sich in anderen kleinen Städten die Bürgerköpfe erhitzten, so hing doch auch dem Großen nicht selten ein Zöpfchen an. Und selbst die Blicke der Heroen unserer deutschen Geistesgeschichte wurden zuweilen auf das Kleine und Enge abgelenkt.

Die Häuser von Weimar hatten sozusagen keine Wände. Goethe litt, als er Charlotte von Stein liebte — und später als er mit Christiane in Gewissensehe lebte — unter manchem Unsegen der kleinstädtischen Vertraulichkeit. Kein Zweifel, daß nicht bloß das unbewußte

Werte entwickelten, die der Machtentfaltung der Nation das ideelle, das höhere Recht verliehen.

Schon in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten und zunehmend in den ersten drei Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts, als der greise Goethe, fast schon sagenhaft verklärt, noch über der Mitwelt ragte, war Weimar das heilige Mekka ungezählter Pilgerherzen. Wo nur die deutsche Zunge klang, am baltischen oder finnischen Meerbusen oder jenseits des Ozeans, überall war die kleine Stadt den Menschen teuer und wichtig. Das Ausland dachte an Weimar, wenn es den Deutschen Reverenz erwies. Von seinem Aufenthalt in Paris (1804) erzählt Kotzebue mit einigem Widerstreben, denn er lag mit Goethe im Hader, daß man ihn, der in den ersten Kreisen Frankreichs glänzend aufgenommen wurde, überall zuerst über Weimar befragte. Viele Ausländer, unter ihnen auch Frau von Stael und Benjamin Constant, scheuten weite Reisen nicht, die Stadt Goethes zu besuchen. Und wem nicht wäre heute das Fleckchen Erde, auf dem die Großen lebten und wirkten, geweiht?

Schon vor Goethes Ansiedlung (im Spätherbst 1775) war Weimar die Keimzelle einer neuen geistigen Kultur. Die Herzogin-Regentin Amalie ist die Gründerin des Weimarer Musenhofes. Sie berief Herder und Wieland nach ihrer Residenz. Dichter, Musiker und Gelehrte versammelte sie um sich. Der Märchendichter Musäus (Kotzebues Gymnasiallehrer und Oheim), Bertuch, Einsiedel, Knebel verdichteten die literarische Atmosphäre des Hofes der Anna Amalie. Im Schloßtheater lösten die besten deutschen Schauspielertruppen einander ab. Es entstand das erste ständige Theater Deutschlands. 1773 schrieb Wieland im „Teutschen Merkur“: „Und so genoß Weimar eines Vorzugs, dessen keine andere Stadt in Teutschland sich zu rühmen hatte: ein teutsches Schauspiel zu haben, welches Jedermann dreimal in der Woche unentgeltlich besuchen konnte.“

Das Weimar Goethes ist uns aus einer vielhundertfältigen Literatur bekannt. In den zahlreichen Monographien Wihelm Bodes sind nicht nur die größeren literarhistorischen Ereignisse gesammelt; es wiederholt sich in ihnen vielmehr auch der längst verblichene Alltag, und gerade das Alltägliche lehrt uns, das Große und Bedeutsame recht verstehen. Übrigens ist das Goethesche Weimar kein starrer Begriff, denn in den 55 Jahren, die Goethe, den mehrjährigen italienischen Aufenthalt abgerechnet, in Weimar verbrachte, hat diese Stadt mit ihrem Genius manche Veränderung erfahren. Der tolle Genosse des jungen Karl August und der gemessene Geheimbde Rat, das waren zwei verschiedene Personen. Der Alte selbst mußte, zurückschauend, dem Jungen lange ins Antlitz blicken, um sich wieder zu erkennen. Je einsamer es um Goethe wurde,

Berliner „Freimütigen“ führte, war nicht ohne Meriten. Sein Buch „Die Letten“ trug zur Aufhebung der Leibeigenschaft in den baltischen Provinzen wesentlich bei, und zur Zeit der Franzosenherrschaft in Deutschland gehörte er zu den wenigen deutschen Schriftstellern, die das deutsche Schwert schärften. Napoleon vergaß es ihm nicht und sandte im Jahre 1812 zwei Streifkorps aus, den nach Rußland geflohenen Merkel auszuheben. In Jena und Weimar lebte Merkel von 1797 bis 1800.

„Das damalige Weimar“ — schrieb 1848 der fast achtzigjährige Merkel in einem Rückblick — „hatte alles, was eine Hauptstadt bietet, aber alles nach dem kleinsten Maßstab und fast einzeln. Sein kleines, aber schon viel berühmtes Theater mit einem Orchester, das zugleich Hofkapelle war, und seine freilich nur seltenen Hoffeten zogen den Adel der Nachbarschaft dorthin, das heißt acht oder zehn Familien; seine literarischen Zelebritäten, vier oder fünf allgemein anerkannte und ebensoviel wissenschaftliche Jenensische, seine Bibliothek, seine und Jenas Zeitschriften verbreiteten weithin einen hohen Glanz, aber die zelebren Männer — Herder, der wie ein Einsiedler lebte, ausgenommen — litten im Leben mehr oder weniger an Kleinstädterei oder Kleinhöfelei, die ihren geistigen Wert wie eine Kruste umgab . . . Weimar hatte nur einen Buchladen, der gewöhnlich mit dem Neuesten spärlich versehen war, und einen buchhändlerischen Spekulanten, Bertuch, der aber außer seinen Zeitschriften sehr wenig verlegte; einen Maler, der eine Zeichenschule hielt, und einen zweiten, der Goethes Hausgenosse war und für ihn mehr als gelehrter Kunstkenner schrieb denn malte; ferner einen Bildhauer, der aber fast nur Tonfiguren verfertigte und brannte, was Böttiger als „keramisches Institut“ ankündigte; einen Confiturier, der zugleich Sardellensalate verfertigte und Früchte, Austern und Wein verkaufte; nur einen Gastwirt mit einem Stammgast, und zwei Wirtshäuser, in deren einem man auch essen konnte, dessen Tisch aber, wie jener des Gastwirts, nur an solchen Abenden besetzt war, an denen ein neues Theaterstück Jenaer Studenten herübergelockt hatte. — Trotz des dünnen Gespinstes allen Glanzes in Weimar, den jemand einmal mit einem kurzen, zierlichen Frack ohne Unterfutter verglich, war es damals doch der Geltung nach die Hauptstadt Thüringens. Der großsinnige Geist des Herzogs und seine zuweilen bis zum Naiven gehende, durchaus natürliche Humanität, der Ruhm der drei großen Dichter (Goethe, Herder, Wieland), die dort lebten, und des nahen Schiller, endlich Böttigers polygraphische Tätigkeit, die an zwanzig Orten anonym über Weimar berichtete, hatte die kleine Stadt zu der in literarischer Hinsicht fast am meisten beachteten und besprochenen Stadt in Deutschland gemacht.“

Mit dem Eintritt des Sommers, sagt Merkel, wurde Weimar eine

Bedürfnis, sich nach zehnjährigen Kämpfen der Leidenschaft selbstsüchtig zu retten, Goethe im Jahre 1786 von der Seite der geliebtesten Frau nach Italien trieb, und daß auch nicht die Enttäuschung, die ihm die militärische Großmannssucht Karl Augusts bereitete, wesentlich in Frage kam. Vielmehr war es der Künstler, der sich in der Freiheit wiedersuchend, den elementaren Drang fühlte, die enge Haft der Weimarer Hof- und Kleinstadt zu sprengen. Er, der einst aus voller Brust gejubelt hatte: „Laßt den Wienern ihren Prater — Weimar, Jena, da ist's gut!" Trotzdem wußte sich Goethe, von Italien zurückgekehrt, doch keinen anderen Ort der Welt, an dem er sein Dasein mit schönerem Gewinn hätte führen wollen . . .

Wir rauben dem Nimbus der teuren Stadt keinen Strahl, wenn wir bei so viel Licht auch einmal die Schatten nicht verkennen. In der Lebensgeschichte, ja auch im Wirken der großen Dichter Weimars hat die Kleinstädterei manche tiefgegrabene Spur hinterlassen. Daß in Goethes Beziehungen zu Wieland und besonders zu Herder Trübungen und Wirrungen entstanden, war gewiß vornehmlich den Kleinstädterverhältnissen zuzuschreiben. „Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen", klagte Schiller. . . . Und die anderen Großen? Mehr als Goethe litt Herder unter den Nachbarschaftsärgernissen, die in ihm endlich eine tiefe Verbitterung hervorriefen. Herder, zurückgedrängt und einer wohlwollenden Förderung entbehrend, die dem erhabenen Geist die volle Freiheit der Betätigung gewährt hätten, stieß wenige Stunden vor seinem Tode den Klageruf aus: „O, mein verlorenes Leben!" Die Frauen, Herders Gattin voraus, hatten an den Mißverständnissen und Zwischenträgereien ihr redlich Teil; und der geschäftige Polyhistor Böttiger („Herr Ubique" von Goethe genannt) schürte mit geheimen Zettelungen. Es gab in allen Perioden der Goethezeit getrennte Parteien in Weimar. Auch Jean Paul gehörte zu den Unzufriedenen. Heiß wurde der Boden, als die Romantiker im nahen Jena ihr Hauptquartier aufschlugen und ihr Erzfeind Kotzebue in seiner Geburtsstadt Weimar längeren Aufenthalt nahm. In einem größeren Orte wäre es schwerlich zu den Mißhelligkeiten gekommen, die, aus persönlichen Kränkungen Kotzebues durch Goethe entstanden, zu den berüchtigten Angriffen Kotzebues auf Goethe führten und dem Olympier in vielen Jahren böse Stunden bereiteten.

Einer von den Miselsüchtigsten, der schon erwähnte Garlieb Merkel, überlieferte uns in seinen verschollenen Schriften ein Bild von den Weimarer Verhältnissen am Ende des 18. Jahrhunderts, das freilich mit recht boshaftem Stift gezeichnet ist. Der Livländer Merkel, dessen Name nur noch in Goethes „Invektiven" fortlebt, als der des kleinen Thersites, der an Kotzebues Seite den Kampf gegen Goethe im

Goethe hat, ungeachtet seiner in geharnischter Stimmung geschriebenen Kotzebue-Invektiven, das „höchst merkwürdige Meteor der Theatergeschichte“ hoch genug eingeschätzt, und nicht bloß, weil er als Theaterdirektor dem fruchtbarsten Dramatiker die festen Stützen des Repertoires zu danken hatte. Nebenbei: von den 227 Kotzebueschen Stücken führte Goethe 87 in Weimar auf, und diese füllten ein volles Fünftel aller Theaterabende unter Goethes Direktion.

In Goethes „Annalen“ steht das Wort: „Ich denke mir ihn (Kotzebue) gern als Weimaraner und freue mich, daß er der mir so werten Stadt das Verdienst nicht rauben kann, sein Geburtsort gewesen zu sein.“ Und doch kam alles Unheil aus der räumlichen Nähe der beiden Männer in der kleinen Stadt. Zwar weilte Kotzebue, der Sohn eines weimarischen Legationsrates, vom 22. Lebensjahre an, nachdem er in russische Dienste getreten war, niemals lange in seiner Vaterstadt. Aber fast jedesmal, wenn ihn sein ruheloses Leben zu kürzerem oder längerem Aufenthalte nach Weimar führte, ergab sich Böses.

Auf Kotzebues Lebensentwicklung (er wurde im herzoglichen Gelben Schloß am 3. Mai 1761 geboren) hatte der Klatsch von Weimar einen entscheidenden Einfluß. Der Frühreife war schon als Knabe der Leidenschaft für das Theater, für die Dichtkunst und für die Satire verfallen. Seine ersten Jugendstücke wurden auf den Liebhaberbühnen von Jena und Weimar aufgeführt, und ein Pasquill, das er gegen die Damen und mehrere bekannte Persönlichkeiten von Weimar gerichtet hatte, machte in der Gesellschaft des Städtchens so sehr böses Blut, daß der einundzwanzigjährige Kotzebue, der sich kurz zuvor als Advokat in Weimar niedergelassen hatte, die Heimat verlassen mußte. Er gelangte, noch ein Jüngling, in Rußland rasch zu Amt und Würden und war mit 24 Jahren Präsident des Magistrats von Esthland und geadelt. Im Jahre 1789 schuf er sich mit den Schauspielen „Menschenhaß und Reue“ und „Die Indianer in England“ einen Weltruf. Von da ab blieb er der unumschränkte Beherrscher der Bühne, und nicht bloß der deutschen. Sein Hang zur Satire, die fast krankhafte Sucht niemanden und nichts ungehechelt zu lassen, zogen ihm stetige Kämpfe und viele böse Händel zu. Ein blutiges Opfer dieser Rauflust, wurde Kotzebue am 23. März 1819 ermordet von dem Studenten Sand, der in ihm einen heimlichen Spion Rußlands zu treffen meinte. Erwiesen ist, daß Kotzebue kein infames, im Gegenteil ein durchaus ehrenvolles Amt mit seiner vom Zaren ihm aufgetragenen literarischen Berichterstattung über die deutschen Kulturbewegungen übernommen hatte, — und zwar genau das gleiche Amt, das Baron Grimm zum Vorteil der internationalen Kulturinteressen in Frankreich versah. Aber die satirische, in wesentlichen Zeitfragen reaktionäre Feder Kotzebues schuf ihm fanatische Hasser. Immerhin, schwerlich wäre es zu der Katastrophe gekommen, wenn

gewöhnliche Landstadt. Die Schauspieler gingen nach Tieffurt, der Hof bezog die Sommerresidenzen, die Familien kehrten auf ihre Landgüter heim. Recht amüsant sind einige Bemerkungen Merkels über das gesellschaftliche Leben. Er bespöttelt den feinen Ton von Weimar; der sei der sonderbarste, den er irgendwo bemerkt habe: „Man hat eine Schreibart, die man poetische Prosa nennt; der hiesige Ton hätte sehr gut prosaische Poesie genannt werden können. Er war zusammengesetzt aus Kleinstädterei, höfischen Rücksichten und literarischer Wichtigtuerei. Die Ereignisse der Literatur wurden wie Stadtneuigkeiten besprochen und diese als literarische Konsequenzen. Besonders fiel es mir auf, immer nur vom Hofrat Wieland, Geheimen Rat Goethe, Vizepräsidenten Herder sprechen zu hören. Man nannte sie gar nicht ohne den Titel. In der ganzen Gesellschaft (einem Wochenklub) war wahrscheinlich, mich ausgenommen, kein einziger Unbetitelter, selbst unter den wenigen Kaufleuten, so setzte sich denn jeder, wenn er die großen Dichter auch bei dem Titel nannte, mit ihnen in dieselbe Kategorie."

An anderer Stelle erzählt Merkl von einer frohen Abendtafel beim „Hofjäger", im Jahre 1799. Die Frage wurde aufgeworfen, wie viele Schriftsteller gerade jetzt unter den 6000 Bewohnern Weimars lebten. Man zählte ihrer 59. — Schade, rief jemand, daß nicht noch einer da ist, um das Schock voll zu machen! — Den kann ich liefern, sagte der Hofadvokat. Feiertag! — rief er, und dienstwillig lief der aufwartende Lohnbediente mit einem leeren Teller herbei; aber der Hofadvokat hielt den seinigen, auf dem ein deliziöses Stück Rehrücken dampfte, mit beiden Händen fest, und —: Wie heißt das Buch, daß Sie geschrieben haben? fragte der Hofadvokat. — Mit selig-verschämtem Lächeln sagte der alte Bediente einen Titel her. Die ganze Gesellschaft brach in Lachen aus. Das fragliche Buch war die Beschreibung einer Hoffete auf dem Ettersberg aus dem Standpunkt eines bewundernden Lakaien."

Nicht so harmlos sind andere Weimarer Geschichten, die Garlieb Merkel, der Vertraute im Hause Herder, in seinen „Skizzen" niederschrieb. Von allen Kleinstädtereien die größten Wirkungen auf die breite Öffentlichkeit hatten jedoch die Begebenheiten, in denen August von Kotzebue, von den Dichtern Weimars der einzige geborene Weimaraner, die Hauptrolle spielte.

Das Verhältnis Goethes zu Kotzebue ist Jahrzehnte lang von den Literaturgeschichten parteiisch und unrichtig dargestellt worden, bis 1869 W. von Biedermann und, erschöpfend, Gerhart Stenger in seinem Buche „Goethe und August von Kotzebue" (1910) diese wichtige Episode einer kritischen Quellenforschung unterzogen. Seither wissen die, so sich nicht von überlieferten Schlagwörtern nähren, welche Torheit die andern begehen, die im Namen Goethes Kotzebue blindlings schmähen. Denn

gute Tage." In demselben Brief teilt Goethe mit, daß er an Kotzebues Schauspiel „Die silberne Hochzeit" einige Änderungen für die Weimarer Aufführung vornehmen müsse. Die Antwort Kotzebues an seine Mutter (Schönau bei Wien, den 31. August 1798, hier aus der Handschrift zum ersten Male mitgeteilt) lautete: „Dem Herrn Geheimen Rat Goethe empfehle ich mich bestens. Was er an meinen Stücken ändert, ist gewiß auch verbessert, und ich bin stolz darauf, daß er sich dazu herabläßt." — Wie anders klingt das, als die respektlosen Ausfälle, die Kotzebue wenige Jahre später (1803) im Berliner „Freimütigen" veröffentlichte!

In der Zeit von 1782 bis 1799 war Kotzebue nur einmal auf kurze Wochen nach Weimar gekommen (1790). Im Frühjahr 1799 kaufte er sich nach seiner kurzfristigen Direktionsführung des Wiener Burgtheaters in Jena an (siehe Goethes Gedicht „Der neue Alcinous"); und im Herbst desselben Jahres übersiedelte er nach Weimar. Goethe bereitete dem berühmten Sohne der Stadt einen würdigen Empfang, ließ ihm „durch den Wöchner des Theaters das Kompliment machen" und ihm „die freie Entree ohne Bestimmung des Platzes anbieten." (Brief Goethes an Kirms vom 18. Oktober 1799). Auch wurde zu Kotzebues Begrüßung auf dem Hoftheater am 27. Oktober dessen Lustspiel „Das Epigramm" aufgeführt. Der Inhalt dieses Stückes steht im Zusammenhang mit Kotzebues Vorgeschichte. Der Held ist ein Mann, der einst in seiner Jugend durch ein Epigramm seine Vaterstadt so sehr wider sich in Aufruhr gebracht hat, daß er die Heimat verlassen mußte. Geläutert und gereift kehrt er nach vielen Jahren zu den Seinen zurück. Man sieht den Einfluß der Weimarer Stadtgeschichten auf die literarische Produktion jener Tage. Bei der Wahl des „Epigramm" zu Ehren des heimgekehrten Autors wurde offensichtlich die allgemeine Kenntnis jener privaten Vorgänge vorausgesetzt!.. Wäre in einer größeren Stadt derartiges möglich gewesen?

Kotzebue hatte, als er nach Weimar kam, den unverhohlenen Wunsch, mit Goethe in freundschaftlichen Verkehr zu treten. Doch blieb es bei Besuch und Gegenbesuch in Jena und bei gelegentlichen Berührungen in der Gesellschaft. Goethe widerstrebte einer engeren Annäherung. Da er Kotzebues Arbeiten schätzte und bisher keinen Anlaß hatte, sich über sein persönliches Verhalten zu beklagen, ist das Motiv Goethes zu erkennen in dessen instinktiver Abneigung gegen alles, was seine Kreise stören, ihn mit Erregungen bedrohen konnte. Man weiß, wie Goethe auch in ernstesten Augenblicken des Lebens diesem Grundsatz folgte. Starb ihm einer der Liebsten, so litt er es nicht, daß das Gespräch die Wunde berührte. Von dem beweglichen, überall Unfrieden stiftenden Kotzebue konnte er allerdings mit Bestimmtheit annehmen, daß es ihn, wenn er nicht

nicht die Indiskretionen von Weimar und Jena, die dort gewissermaßen zur Tagesordnung gehörten, auch dem Geringfügigen weittragende Schallkraft verliehen hätten. Während des letzten Aufenthalts Kotzebues in Weimar (1817—1818) geschah es, daß ein Schriftstück Kotzebues dem Schreiber heimlich entwendet und seinen Feinden in die Hände gespielt wurde. Das hatte einen Prozeß und öffentlichen Skandal zur Folge, der in Europa widerhallte. Der Student Sand wußte von Kotzebue eigentlich nichts, als er ihn zu ermorden beschloß; nur der Lärm, den jener Prozeß hervorgerufen hatte, war zu ihm gedrungen.

Obwohl Kotzebue wußte, daß Weimar für ihn ein heißer Boden sei (am Hofe Karl Augusts freilich blieb man ihm gewogen und die Herzogin Amalia seine besondere Gönnerin), so war er doch immer wieder nach der Heimat zurückgekehrt. Wußte er doch dort seine alte Mutter, an der er mit der innigsten Liebe hing. Die fast neunzigjährige Frau überlebte die Ermordung ihres berühmten Sohnes.

Für Kotzebues leichtblütige und oberflächliche Weltmannsucht war das kleine Weimar zu eng, zu empfindlich, zu ernsthaft. Seine Knabenspässe hatten dort eine Entrüstung erregt, die ihn in die Verbannung jagte; sein letztes Weilen und Wirken in der Heimat entfachte den Sturm im Wasserglase, der seinem Leben ein Ende machte. Seltsam ist der Umstand, daß aus weimarischen Verhältnissen das beste Lustspiel entstand, das Kotzebue der Literatur hinterließ — die „Deutschen Kleinstädter.“ Man darf, obwohl der Dichter die Vorbilder zu allgemein gültigen deutschen Typen erweiterte, in „unserer guten Stadt Krähwinkel“ mit ihrem Muhmenklatsch und ihrer Titelsucht ohne weiteres den Geburtsort des Dichters erkennen, — wie ihn Kotzebue in boshafter Einseitigkeit darzustellen beliebte. Doch auch unter diesem, für uns Weimar-Verehrer wenig erfreulichen Gesichtswinkel ist der Humor der Abderitenkomödie verhältnismäßig harmlos.

An das Lustspiel „Die deutschen Kleinstädter“ knüpft sich eine der Kleinstadt-Affairen an, die zu den ernsten Weiterungen zwischen Goethe und Kotzebue führten. Als Knabe hatte Kotzebue Goethes besondere Gunst genossen, hatte er in Goethes Garten gespielt. Bekannt ist, daß Goethe, mit der verwitweten Frau Rat Kotzebue befreundet, dem kleinen August die Rolle des Postillons bei einer Liebhaberaufführung der „Geschwister“ übertrug. Das Stück war aus der Neigung Goethes zu Kotzebues Schwester Amalia (Urbild der Marianne) entstanden. Dieser ersten freundlichen Beziehungen gedachte Kotzebue schwärmerisch in seiner Schrift „Mein literarischer Lebenslauf“ (1796), und auf diese Publikation hinwieder bezog sich in einem am 17. März 1798 geschriebenen Brief Goethes an Kotzebues Mutter die Stelle: „Ich weiß gewiß sein Talent zu schätzen und freue mich seines lebhaften Andenkens an vergangene

der Tat zog Kotzebue die „Deutschen Kleinstädter“, zu denen Goethe schon die Dekorationen hatte anfertigen und Proben abhalten lassen, zurück. „Der Kotzebue ist ganz doll“, schrieb kurz darauf Christiane an Goethe nach Jena.

Wie sehr Goethe in Harnisch geraten war, geht aus einem Brief hervor, den er an seine alte Freundin, Kotzebues Mutter, schrieb. Frau Rat Kotzebue hatte zugunsten ihres Sohnes zu vermitteln versucht. Goethe aber antwortete: „Da Sie sich, werte Frau Legationsrätin, anmaßen, mir geradezu zu sagen: daß ich in einer Sache, in der ich mein Amt nach meiner Überzeugung verwalte, völlig Unrecht habe, so muß ich Ihnen dagegen eben so gerade versichern: daß ich solche Begegnung weder leiden kann noch werde und daß ich mir alle unüberlegte Zudringlichkeiten dieser Art sowohl für jetzt als für künftig verbitte.“ Längere Zeit überließ Kotzebue der Weimarer Bühne keines seiner Stücke. „Die Kleinstädter sind den Kleinstädtern sehr gefährlich geworden“, sagte Goethe zu Schelling. Sie wurden es erst ein Jahr später, als diese Weimarer Geschichte von Kotzebue im Berliner „Freimütigen“ vor das Forum der breitesten Öffentlichkeit getragen wurde und jetzt wesentlich dazu beitrug, das Geschrei über Goethes Theaterdespotie zu verstärken. Übrigens wurden die „Kleinstädter“ noch im März 1802 zu Weimar auf einer Privatbühne aufgeführt. „Ganz Weimar“ war zugegen. Kotzebue selbst spielte den Dichter Sperling.

Die vereitelte Schillerfeier vom 5. März 1802 war von noch schlimmerer Wirkung. Ihre Darstellung in den meisten Büchern der Goethe- und Schillerliteratur ist ungenau und psychologisch unhaltbar. Erst Stenger schuf volle Klarheit.

Goethe hatte sein Mittwochkränzchen gegründet, die cour d’amour. Kotzebue wollte aufgenommen sein in diesen Kreis, den Goethe beherrschte. Goethe lehnte seine Aufnahme ab und blieb unerbittlich, so oft auch die Damen des Kränzchens, besonders Fräulein v. Göchhausen, und die Gräfin Egloffstein, ihre Versuche, Kotzebue einzuführen, wiederholten. Goethesche Spottworte, gegen Kotzebue gerichtet, gingen in Weimar von Mund zu Mund, und von Hand zu Hand eine Zeichnung Goethes, die Propyläen darstellend und davor Kotzebue in unanständiger Stellung kauernd; darunter standen die Verse: „Ach könnte ich nur dort hinein — Gleich sollt’s voll Stank und Unrat sein!“ Kotzebue, von Zwischenträgern unterrichtet, rächte sich. Er gab allwöchentlich ein Donnerstagkränzchen und hatte den Triumph, daß die gesamte Gesellschaft Weimars und auch die Mitglieder des Goetheschen Mittwochkränzchens regelmäßig in seinem Hause erschienen und sich bei dem höchst amüsanten Weltmann besser unterhielten als bei Goethe. Das Goethesche Mittwochkränzchen lag unter dem Bann einer tiefen Verstimmung. Bald nach dem 5. März

auswich, in die wilden Strudel ziehen würde. Dazu kam noch, daß Kotzebue im Jahre 1799 bereits im heftigsten Kampf stand mit den Dichtern und Philosophen der Romantischen Schule, besonders mit den Brüdern Schlegel, die gerade damals sich geflissentlich um Goethe scharten. (Siehe Kotzebues satirische Posse „Der hyperboräische Esel".) Kotzebue, der die Beweggründe Goethes nicht wissen und nachempfinden konnte, mußte sich von Goethes kühler Höflichkeit verletzend zurückgestoßen fühlen. Kam es im Winter 1799 bis 1800 noch nicht zu offenenen Feindseligkeiten, so war die Spannung doch damals schon bekannt; August Wilhelm Schlegel, der Kotzebue bei seiner Wiederkehr im Frühling 1801 mit der Satire „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue" begrüßte, verhöhnte in diesem Pamphlet auch Kotzebues vergebliches Buhlen um die persönliche Gunst Goethes. In Weimar entging es doch keinem Beobachter, ob der Händedruck zweier, die sich auf der Straße begegneten, warm oder formell gewesen, und Beobachter waren alle...

Zum Platzen kam die Bombe, nachdem Kotzebue ab April 1800 fünfzehn Monate lang von Weimar abwesend und in dieser kurzen Frist russischer Verbannter in Sibirien und Direktor des Deutschen Hoftheaters in Petersburg gewesen war. Ganz Europa nahm damals an dem sensationellen Schicksal Kotzebues und an seinem Buch „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens" lebhaften Anteil und nicht minder das kleine Weimar, wohin Kotzebue im Sommer des Jahres 1801 zurückkehrte.

Die tragikomischen Begebenheiten, die sich nun fast gleichzeitig abspielten, sind den Literarhistorikern bekannt als die „Deutsche Kleinstädter"-Affaire und als die vereitelte Schillerfeier vom 5. März 1802.

Goethe bemühte sich, die noch tintenfeuchten „Deutschen Kleinstädter" sofort auf die Weimarer Bühne zu bringen. Er strich aber aus dem Text sorgsam alle Ausfälle und satirischen Anspielungen auf in Weimar oder Jena lebende Dichter und Literaten heraus und ersetzte diese Salzkörner — das muß gesagt werden! — durch wenig glückliche, nichtssagende Wendungen. Kotzebue, sonst immer und auch diesmal mit Goethes Redaktion im allgemeinen einverstanden, widersetzte sich nur einzelnen Strichen, hauptsächlich deshalb, weil er in dem Verfahren eine Parteinahme Goethes für die Brüder Schlegel erblicken mußte und weil zuvor wiederholt Kotzebuesche Werke in satirischen Stücken auf der Weimarer Bühne angegriffen worden waren. Es entspann sich ein längerer, immer mehr gereizter Briefwechsel zwischen Goethe und Kotzebue, in den auch Schiller auf Goethes Seite eingriff. In einem Konzert bei der Herzogin Mutter kam es zu einem Auftritt zwischen Goethe und Kotzebue. In den Wortwechsel mischte sich auch Kotzebues Gattin, die ausrief, ihr Mann solle „nie wieder etwas aufs Theater in Weimar geben." In

Flor, Band, Spitzen, Gaze, Perlen, den die schönen Kinder gemacht ... Man erwäge den noch größeren Aufwand von Zeit und Mühe, der zur Erlernung so vieler und so verschiedener Rollen erforderlich war. Es mußte in diesen Tagen der allgemeinen Trauer zu Weimar gar manches artige Köpfchen, auf beide Hände gestützt, in seinem Kabinett gefunden werden, das die düstersten Betrachtungen über diese arge Welt, über die Heimtücke des Schicksals und den verkehrten Lauf aller menschlichen Dinge anstellte ... Nein, wen ein so hartes Geschick, das die Musen und Grazien in ihrem eigenen Sitz verfolgt, nicht rühren sollte, der kann, wenigstens hier im deutschen Athen, auf keinen Rang und Titel irgend weiteren Anspruch machen."

Auch ein Gedicht der Gräfin von Egloffstein, „Der Aschermittwoch zu Weimar", schildert mit bitterem Humor die Katastrophe. Schillers Gattin dichtete einen Schwank auf den 5. März. Hauptperson in dem Stücke ist „Herr Firlefanz" (Kotzebue). Doch nicht bloß in Weimar war der Aufruhr ungeheuer; das Geschrei ging durch ganz Thüringen und drang von da in die weite Welt. Karoline v. Wolzogen, Schillers Schwägerin, schreibt an ihre Schwester: „Was die Geschichte mit Kotzebue für ein Aufhebens macht, ist recht komisch. In Erfurt und Gotha hat mich alle Welt danach gefragt." Schiller bemerkt in seinem Briefe an Goethe vom 17. März 1802, noch sei die Sozietät nach den heftigen Zuckungen, die sie ausgestanden, ganz entkräftet und liege in kaltem Schweiß ... Aus Meiningen orakelt Jean Paul an Böttiger: „Zuletzt legt Goethe noch wie ein Xerxes der Ilm Fesseln an wie der Hippokrene, und aus dieser wird die Onokrene." In diesem Briefe wird die Frage berührt, die niemals ganz aufgehellt werden konnte: wie weit Goethe selbst Einfluß nahm auf den Strich durch die Kotzebuesche Rechnung? Goethe weilte am 5. März und die Wochen vorher nicht in Weimar (sondern in Jena). Aus einzelnen seiner Andeutungen geht hervor, daß die Freunde ohne Auftrag, aber in seinem Sinne handelten, als sie Büste und Saal verweigerten. Indessen war zu jener Zeit die ganze Welt überzeugt, daß Goethe den Diabolus gespielt habe. „Wer nicht laut zu schimpfen wagt, tut es doch insgeheim", schrieb Karoline v. Wolzogen. Goethe sagt zwanzig Jahre später in den „Annalen" (1822) von jener Schillerfeier: Auf Seite des Widersachers sei „eine bedeutende höhere Gesellschaft" gestanden und in der Weimarer Sozietät habe sich „ein Riß" gebildet.

Kotzebue verließ sechs Wochen später Weimar, um zunächst nach Berlin zu übersiedeln und dort im „Freimütigen" den offenen Kampf gegen Goethe aufzunehmen. Man kann, wenn man die kleinliche Ursache zu den Folgen ins Verhältnis setzt, die für Goethe unendlich viel Mißbehagen brachten, nicht sagen, daß die Freunde des großen Dichters gut

löste es sich auf. Goethe schrieb nach Jahrzehnten mit Wehmut: „Unsere kleine Versammlung trennte sich, und Gesänge jener Art gelangen mir nie wieder."

Der 5. März — das wäre ein guter Titel für ein historisches Kleinstadt-Lustspiel.* Die ungeheure Wichtigkeit, die in Krähwinkel ein gesellschaftlicher Zwischenfall erlangen konnte, ist von lehrreicher Bedeutung! Kotzebue bereitete für den Märztag eine Ehrung Schillers vor. Nicht ohne boshafte Rücksicht auf Jupiter Goethe geschah es, daß der zweite der Dioskuren als Deutschlands „größter Dichter" gefeiert werden sollte. Wer indessen Kotzebue die Absicht zuschreibt (und die meisten Literarhistoriker taten es), Goethes Eifersucht gegen Schiller zu erregen und die großen Freunde zu entzweien, der beleidigt entweder Goethes Gesinnung oder er unterschätzt Kotzebues Klugheit und Menschenkenntnis. Auf Goethes und Schillers Verhältnis zu einander konnte der Anschlag nicht gerichtet sein; nur von außen her sollte Goethe durch Kotzebue getroffen werden. Die Weimarer Gesellschaft nahm übrigens, als das Fest vorbereitet wurde, auch diese Absicht nicht wahr. Sonst hätten sich nicht die Freunde und Freundinnen Goethes mit allem Eifer beteiligt, hätten nicht der Hof und der friedfertige Wieland ihr Erscheinen zugesagt.

Im neuen Stadthaussaale sollte eine Bühne errichtet und dort sollten Szenen aus „Maria Stuart", „Don Carlos" und der „Jungfrau von Orleans" aufgeführt, zuletzt aber das „Lied von der Glocke" deklamiert und eine Form aus Pappe vom Glockengießer (Kotzebue) zerschlagen werden, worauf Schillers Büste sichtbar und mit Lorbeer bekränzt worden wäre. . . . Fieberhaft arbeitete ganz Weimar an der Zurüstung, an den Kostümen, seit Wochen beschäftigt das Fest die Gemüter, besonders die der Damen. Endlich kam der Tag heran. Aber am Vorabend verweigerte plötzlich der Bibliothekar Meyer die Ausfolgung der Dannecker'schen Schillerbüste. Und als am 5. März die Arbeiter mit Brettern und Latten erschienen, um die Bühne im Stadthaus aufzuschlagen, gab der Bürgermeister Schulze den Schlüssel zum Saal nicht her. Es half kein Bitten und kein Drängen. Der Saal blieb verschlossen, das Fest mußte in letzter Stunde abgesagt werden.

Die Wirkung dieses Streiches war fabelhaft. Nicht ohne Humor beschreibt sie als Augenzeuge Johannes Falk: „Schwerlich hat es je einen trostloseren Tag als diesen für die schöne Welt zu Weimar gegeben! So die schönsten, glänzendsten Hoffnungen nah' am Ziel gleichsam mit einem Schlage vereitelt zu sehen, was heißt es wohl anders, als mitten im Hafen noch Schiffbruch leiden? Man denke sich nur einmal den nun völlig unnütz gewordenen Aufwand von Krep,

* Anton Ohorn hat in jüngsten Tagen diesen Versuch unternommen. Sein Stück wurde im Januar d. J. in Jena aufgeführt. Anmerkung der Schriftleitung.

zumeist nur als dumpf dahin lebendes Triebwesen. Andere verfallen in den umgekehrten Fehler und schildern den Bauern als zu guten, zu einfachen, zu harmlosen Menschen. Romane und Novellen, die den Bauern so darstellen, wie er ist, sind recht selten; Immermann gab in der Dorfnovelle seines „Münchhausen“ einen ausgezeichneten Ausschnitt aus dem westfälischen Bauernleben, Adolf Bartels stellte in dem geschichtlichen Roman „Die Dithmarscher“ den Bauern vortrefflich dar. Nur wenige Schriftsteller aber reichen an Jeremias Gotthelf heran, dessen Schilderungen aus dem Bauernleben der Schweiz nach Inhalt und Form den Meister zeigen.

Es ist aber nicht leicht, den Bauern kennen zu lernen, sowohl für den nicht, der dicht bei ihm steht, und erst recht nicht für den, der ihn von ferne betrachtet. Im Niedersachsenlande hat man einen Spruch, der lautet: „Bur bliwt Bur, un wenn hei bis morgen schlöppt.“. Das soll ein Tadel sein, ist aber ein Lob. Mag der Bauer sich äußerlich städtisch gebärden, weiße Wäsche auch alltags tragen, seine Tochter in die Verbildungsanstalt schicken, Klavier und Plüschmöbel in der guten Stube haben, das ändert sein innerstes Wesen wenig, Bauer bleibt er darum doch, er denkt bäuerisch und handelt desgleichen. Mag er Verkehr mit Städtern pflegen, in der Stadt Verwandtschaft und Freundschaft haben, sie alle gelten ihm als Menschen anderer Art, als Wesen zweiten Grades, nicht als Nebenmenschen; diesen Begriff verbindet er erst mit den Menschen, die auf der eigenen Scholle sitzen, so leben und so denken, wie er selber. Bestenfalls wird er so gut Freund damit, wie unsereins es mit einem besonders ausgezeichneten Vertreter einer fremden Rasse werden kann; immer aber bleibt zwischen ihm und allen Volksgenossen, die nicht das Land mit der Pflugschar brechen, nicht die Halme mähen, eine Mauer, die nicht zu übersteigen ist. Selbst dort, wo, wie in der Nähe der Großstädte, Bauern und Städter in den Dörfern nebeneinander wohnen, gibt es kein Aufgehen zwischen beiden. Der Bauernstolz ist zu groß; selbst der Knecht dünkt sich mehr als der Städter, der in einer bunten Villa wohnt und Gespann und Auto hat.

Dieser Stolz steht auf gutem Grunde, denn der Bauer ist das Volk, ist der Kulturträger, ist der Rassenerhalter. Ehe die Stadt war mit ihrem Lack, war der Bauer da. Sein Stammbaum reicht in die Zeiten, da noch mit der Steinhacke der Boden gelockert wurde, da er, der Bauer, als Erster Zucht und Sitte dort keimen ließ, wo bisher Horden von halbwilden Jägern und Fischern ein Dasein führten, dem des Wolfes und des Otters ähnlich. Da kam der Weidebauer, zäunte die Hausstatt ein, rammte Balken in den Boden, deckte sie und verband sie mit festen Wänden, und indem er mit den heiligen drei Hölzern auf dem Steinherde die Flammen erblühen ließ, nahm er Besitz von dem

beraten waren, als sie die Schillerfeier vereitelten. Der 5. März wäre, hätte man Kotzebue gewähren lassen, spurlos vorübergegangen. Kotzebue nahm nun seinen Vorteil wahr, indem er sich in die Rolle des Verfolgten schickte. Er hatte die Genugtuung, zu sehen, wie sich der ziemlich allgemeine Ingrimm der Weimarer damals gegen Goethe richtete, ihn als das „einzige feindliche Prinzip“ ansehend. Goethe hatte eine lange dauernde Störung seines Weimarer Friedens zu beklagen und späterhin, wie seine „Invektiven“ verraten, viel Ärger durch Kotzebues ungebührliche öffentliche Rache zu erdulden.

Auch die Bühne stand sozusagen im familiären Zirkel der Weimarer Gesellschaft! Das wurde schon damals deutlich, als man das „Epigramen“, dieses Lustspiel, mit dem Kotzebue für seine Weimarer Jugendstreiche Buße tat, zur Begrüßung des Verfassers in der Heimatstadt wählte. Und jetzt, unmittelbar nach dem tragikomischen 5. März, setzte Theaterdirektor Goethe die Aufführung des Kotzebueschen Schauspiels „Üble Laune“ an . . .

Winzig sind alle diese Dinge, gemessen an der zeitlosen Größe Goethes. Doch er und mit ihm die anderen erlauchten Geister erlebten den Alltag von Weimar, der uns, den Entfernten, hinter ihrem Dichterglanz fast verschwand. Goethe selbst schrieb den Vers:

„Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.“

Bauernmoral.

Von **Hermann Löns.***

Kein Teil des Volkes ist dessen übrigen Schichten so unbekannt, wie der Bauer.

Um das einzusehen, braucht man nur die Witzblätter in die Hand zu nehmen oder den Bauer zu betrachten, wie er sich in der „Belletristik“ spiegelt.

In der Witzpresse ist der Bauer entweder ein blöder Trottel, ein geriebener Heimtücker oder ein alberner Protz, und jener Sorte von sogenannten Witzblättern, die witzig zu sein glauben, wenn sie unanständige Worte gebrauchen, wird er neuerdings ein jeglicher Zucht und Sitte bares Geschöpf bezeichnet.

Im Roman und in der Novelle findet man ebenfalls in der Hauptsache völlig verzeichnete Bauern. Die Naturalisten sehen den Bauern

* Entnommen den vortrefflichen „Norddeutschen Monatsheften“. Hamburg, Drei Türme-Verlag.

seinem innersten Wesen erkennt er es nur bedingungsweise an, weil er sein altureigenes Recht hat, seine eigene Sitte, seine eigene Moral, tausende von Jahren älter, viel erprobter, sehr bewährter, als jenes Recht, jene Sitte, jene Moral, die dem Städter entstammen. Er ist nicht so töricht, der Bauer, daß er nicht einsieht, daß er nicht mehr Gesetzgeber und Sittenrichter sein kann, er ist zu klug, um nicht zu wissen, daß ein Volk, das viele Arten von Berufen umfaßt, nicht neue Rechtsformen uud andere Sitten finden muß für sich, wenn sie auch noch so schematisch sind, noch so schablonenhaft, noch so sehr auf die Gesamtheit zugeschnitten. Er weiß das und er fügt sich, soweit er das als Staatsbürger und Christ muß, und wacker fügt er sich, wie die Kriminalstatistik es uns lehrt und die Tatsache, daß das kirchliche Leben nirgendwo kräftiger entwickelt ist, als auf dem Lande. Er gibt dem Gesetze, was des Gesetzes ist, und der Kirche, was ihr zukommt; er geht nicht mehr auf dem Dingplatze niedersitzen zum Gericht, er weiß nichts mehr von den alten Göttern; aber an eins ließ er sich nicht kommen, eins behielt er für sich: die Bauernmoral!

Denn er weiß, was er an ihr hat; sie hat sich in langen Jahrtausenden bewährt, ist nicht fadenscheinig und brüchig geworden. Denn sie ist einfach, ist natürlich, ist praktisch, ist das Ergebnis der Erfahrungen unzähliger Geschlechter, hat mit Mode, mit fremder Art, mit abgezogenen Begriffen nichts zu tun. Sie ist das Rassenzuchtgesetz seiner Art, ist der Boden für das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben der Dorfgemeinde, ohne daß es um das Verhältnis der Geschlechter, um die Erhaltung von Haus und Hof, um die Grenzen zwischen Mein und Dein schlecht bestellt wäre. Das oberste Gesetz dieser Moral lautet: „Unmoralisch ist, was der Gemeinde schadet"; das zweite Gesetz aber heißt: „Was dich nicht brennt, das blase nicht", und das dritte: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold". Auf diese drei Gesetze, deren zweites nnd drittes Ausflüsse des ersten sind, ist alle Bauernmoral zurückzuführen; sie sind der Schlüssel zu dem Wesen des echten, reinrassigen, schollensässigen Bauerntumes. Alles Gute, Schöne, Starke der bäuerlichen Art ist daraus zu erklären, und auch alles Böse, Häßliche, Schwächliche, das zumeist darin seinen Grund hat, daß der Bauer es heute viel schwerer hat, sich in seiner Art zu behaupten, da alle möglichen Kräfte und Einflüsse auf ihn einwirken, denen er einst nicht ausgesetzt war. Diese drei Gesetze sind es auch, die wie eine Maner zwischen dem Bauerntume und dem übrigen Volke, und oft auch zwischen ihm und dem Gesetze und der Kirche stehen, und die den, der den Bauern nicht kennt, leicht dazu verführen, ihn für unmoralisch im städtischen Sinne zu halten. Aber der Städter, der sieben Scheffel Salz mit dem Bauern aß, oft an seinem Herd saß und in seinem Bette schlief, ihn

Lande im Namen der Kultur. Denn erst der Bauer schuf das, was wir so nennen; Fischer, Jäger und Wanderhirten haben keine oder nur geringe Kultur; der Bauer aber hat sie. Und er hatte ursprünglich eine sehr hohe Kultur, er war eben der Kulturträger. Wie hoch seine Kultur war, das lehrt uns die Edda, lehrt uns Tacitus, lehrt uns die reiche Blüte in der Zeit der Völkerwanderung, lehrt uns der gut organisierte Widerstand, den die deutschen Bauern dem Ansturme des Welschtums unter Drusus Tiberius, Germanicus und Varus und unter Charles le Magne entgegensetzten. Das lehrt uns auch der reiche, kostbare Urväterhaushalt, der einst das Heim des deutschen Bauern zierte und jetzt in Museen aufgespeichert ist. Die Grundlage aller Kultur hat ihre Wurzeln im Bauerntume.

Dessen ist sich der Bauer wohl bewußt; zwar nicht jeder einzelne, sondern der Bauer als Gesamtheit aufgefaßt, denn nicht nur der einzelne Mensch hat ein Gedächtnis, sondern auch ganze Volksschichten besitzen ein Erinnerungsvermögen, das untrüglicher, treuer und fester ist, als leblose, geduldige Gegenstände, wie Stein, Pergament und Papier. Kraft dieses Gedächtnisses sagt sich der Bauer: „Ehe Ihr da wart, Ihr Leute aus der Stadt, ob reich, ob arm, ob gering, war ich da. Ich brach den Boden, ich säte das Korn, ich schuf das Feld, auf dem ihr leben und gedeihen konntet mit eurem Gewerbe, eurem Handel, eurer Industrie, eurem Verkehr. Ich fand das Recht, ich gab das Gesetz, ich wehrte den Feind ab, ich trug die Lasten jahrtausendelang. Ich bin der Baum und ihr seid die Blätter, ich bin die Quelle und ihr seid die Flut, ich bin das Feuer und ihr der Schein." So denkt er und so darf er denken. Wo wären wir, hätte der Bauer nicht die starken Knochen, die derben Nerven und das gesunde Blut gehabt? Ausgelöscht hätten uns Hunger, Pest und Krieg! Nie wieder wären wir aufgestanden nach dem Dreißigjährigen Kriege. Und wo wäre unser ureigenes Wesen geblieben unter dem römischen, fränkisch-französischem Lack, den uns die Zivilisation brachte, wäre deutscher Geist nicht lebendig geblieben unter den Strohdächern der Dörfer? Was ist denn das neue Bürgerliche Gesetzbuch anders, als ein Rückgreifen auf unser ureigenes altes, von Bauern gefundenes Recht? Was hält England anderes, als angelsächsischer Konservativismus? Was ist die Formel für unseren größten Politiker, den Fürsten Bismarck? Deutsche Bauernart!

Wahrlich, der Bauer hat recht, sich als das Volk zu fühlen. Daß er nicht mehr das Volk ist, daß er das Heft nicht mehr in der Hand hält, nicht mehr Richter und Priester ist, die Zeiten haben das so mit sich gebracht und ihm in der Hauptsache nur noch das Recht gelassen, Volkserhalter zu sein in Friedenszeiten und Kriegsläuften. Einst gab er sich das Gesetz, jetzt wird es ihm gegeben. Er fügt sich, er beugt sich, aber tief in

darauf läuft das Dorfgesetz hinaus, daß der Bauernsohn sich zu seiner Art halte und der Hausmann und der Knecht zu der seinigen, damit nicht durch fahrlässiges Freien die Grundlagen des Erbbesitzes erschüttert, nicht Führer und Volk durcheinander gewirbelt, nicht das feste Gefüge der Gemeinde gelockert werde. Will man das nicht Moral nennen, so bleibt es doch eine fürtreffliche, weitblickende, zielbewußte Rassenpolitik.

Es ist nur zu natürlich, daß Gesetzgebung und Kirche auf diesem, wie auf anderen Gebieten versuchen, die Durchschnittsmoral auch dem Bauern aufzuzwängen. Es ist auch notwendig, daß das geschieht, denn da die Dorfgemeinschaft heute nicht mehr den eisernen Zwang auf ihre Mitglieder ausübt, wie einst, würde die Bauernmoral vielleicht zur sittlichen Verwilderung führen, wie es überall dort der Fall ist, wo die wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Grundlagen des Bauerntums fast oder ganz zertrümmert sind.

Die Gefahr, seine Kraft und seine Gesundheit zu verlieren, droht dem Bauerntume überall, wo Staat und Kirche zu sehr sein inneres Leben umzuformen suchen, denn die Bauernmoral entspringt der allgemeinen alten deutschen Volksmoral, ist im Grunde die deutsche Volksmoral, während unsere Morallehre zum Teil stark von ausländischen entstandenen, also fremden und noch dazu städtischen Moralen, beeinflußt ist. Sie mag in der Stadt völlig am Platze sein, wirkt auch im Großen und Ganzen genommen auf dem Lande vielleicht gut, darf aber nicht darauf ausgehen, die alte deutsche Volksmoral, die sich allein noch im Bauerntume rein erhielt, gänzlich umzubringen.

Fällt die Bauernmoral, so fällt auch das Bauerntum.

Und wir fallen mit ihm.

Heimgärtners Tagebuch.

In einer kleinen Gesellschaft war die Rede von Kriegsgefangenen und von Kriegsflüchtlingen. Welchen es wohl am schlechtesten erginge?"

„Jedenfalls den Kriegsgefangenen", meint jemand. „Sklaven, mit Gewalt ihrem Volke entrissen, in ferne unwirtliche Länder geschleppt, als Feinde betrachtet, der Willkür feindlicher Umgebung ausgesetzt, abgetrennt von allem, was bisher ihr Leben war."

„Gewiß", sagte ein anderer, „ein trauriges Los. Aber noch schlechter sind die Zivilflüchtlinge daran. Die Kriegsgefangenen stehen unter der Obsorge des Staates, ihr Geschick hat ein System. Nach Völkerrecht müssen sie menschenwürdig behandelt werden. An den Wächtern

in Freud und Leid sah, seine Lust und seinen Schmerz verstehen lernte, der weiß, daß das, was ihm anfangs Unmoral dünkte, Moral ist, nur eine andere Moral, eine ältere, ursprünglichere und oft bessere und praktischere Moral, als das Moralin-Surrogat der Stadt.

Der junge Geistliche, der aus der Stadt stammt und eine Landpfarre erhält, entsetzt sich anfangs über das, was er beobachtet. Da ist eine streng kirchliche Familie. Die Tochter heiratet und einige Monate nach der Trauung ist das Kind da. Er macht vor der Taufe dem jungen Ehemann Vorstellungen; der aber sieht ihn verständnislos an. „Ja, Herr Pastor", meint er etwas verlegen, „wir waren doch fest versprochen!" Der Geistliche will diese Tatsache nicht als Grund dafür gelten lassen, daß das Paar vor der Trauung sich Eherechte gewährte. Er weiß eben nicht, daß heute noch überall, wo das Bauerntum noch stark und fest ist, die Löft, die Verlobung vor der Familie, als gültige Eheschließung anerkannt wird, wie es vor Jahrhunderten war, als es noch keine kirchliche Trauung gab. Daß der Bauer auch heute noch die Verlobung als Eheschließung mit allen Folgen anerkennt, beruht aber nicht nur auf Gewohnheit, sondern auf rein praktischer Erwägung. Die Ehe gilt ihm als Einrichtung, Hoferben und Arbeitsgehilfen zu erzielen; eine kinderlose Ehe ist der schwerste Schlag, der ihn treffen kann. Darum heiratet in vielen Gegenden mit streng kirchlicher Bevölkerung der Bauer erst, wenn er bestimmt weiß, daß er Nachkommenschaft haben wird. Darum gibt es auch unter den Bauern so gut wie keine Ehescheidungen, denn der einzige Scheidungsgrund, den der echte Bauer vor sich und seinem Gewissen gelten lassen würde, wäre Unfruchtbarkeit der Frau. Die Ehe ist ihm kein Abschluß einer Liebesleidenschaft, sie ist ihm der Beginn eines neuen Geschlechtes, die Fortsetzung der Art. Leichtsinnig würde er sich vorkommen, ließe er diesen ihren Hauptzweck aus den Augen.

Darum ist es verkehrt, sein Verhalten in dieser Hinsicht unmoralisch zu nennen. Das beruht auf gänzlichem Mangel an Verständnis. Wäre es anders, so würde die dörfliche Ehestatistik nicht so gute Ergebnisse verzeichnen, würden unglückliche Ehen und Scheidungen auf dem Lande häufig sein, würde städtische Scheinmoral die alte Bauernmoral durchbrechen. Denn ihr viertes Gebot lautet: „Erst wägen, dann wagen." Ehrlos ist der Mann dort, wo noch altes Bauernrecht herrscht, der ein Mädchen nicht heimführt, die durch ihn Mutter wird. Das Staatsgesetz erlaubt es ihm, sie mit Geld abzufinden; die Bauernmoral aber nicht. Setzt er sich darüber hinweg, so gilt er nicht mehr als ehrlicher Mann, denn ein ehrlicher Mann hält Wort, und ein Tor handelt, ehe er die Folgen bedachte. Viel moralischer als die Alimentationspflicht ist die dörfliche Sitte, denn sie verlangt: „Halte dich zu deinesgleichen!" Denn

Bestehen und unsere Rechte schützen müssen. Die Feinde haben den Vorschlag abgelehnt und wiederholt, daß sie uns vernichten wollen. Hierauf hat der amerikanische Präsident Wilson den großen Gedanken für einen dauernden Weltfrieden in die Welt gerufen. Unsere Feinde haben ihn ausgelacht. Sein Friedenslied hätte Wilson damit bekräftigen können, daß er die amerikanische Waffenausfuhr nach Europa verbot. Er hat es nicht getan. Das hat unser Mißtrauen gegen ihn verstärkt. Ein Neutraler, der unseren Feinden allen Angriff erlaubt und sie dabei unterstützt! — In dieser Bedrängnis haben die Mittelmächte ihren alten, einst aus Humanitätsgründen zurückgestellten Plan wieder hervorgeholt — den verschärften Unterseebootkampf.

Jetzt, was geschieht? Der Präsident bricht mit Deutschland die Beziehungen ab, deutet aber an, daß solches vor der Hand keine Kriegserklärung bedeute, weil er nicht glauben könne, daß es den Deutschen, die er sehr hoch achte, mit diesem Unternehmen Ernst sein könne.

Glaubst du, Präsident, daß wir spaßen? Uns ist es nicht ernster wie den Engländern, die uns vernichten wollen. Gib diesen nicht immer Messer in die Hand, während du uns, den sich um ihr Dasein Wehrenden, hemmend in die Arme fällst. Behandle uns gleich, dann erst kannst du den Richter machen. Weißt du, Herr Präsident Wilson, was wir Deutsche von parteiischen Richtern für eine Meinung haben?

—

Wenn's schief geht, wird zuerst geschimpft. Erst später, wenn die Ursachen klarliegen, wird man gerechter.

Jetzt geht's gern über die Bauern los bei den Stadtleuten. Die Nahrung kommt von den Bauern herein, sie ist aber gottlos teuer. Also ist der Bauer der Wucherer. Wie zeitgemäß war es, als nun aus dem Oberlande ein Gebirgspfarrer nach Graz kam und einen öffentlichen Vortrag hielt, wie die Bauern sich während des Krieges verhalten, wie fast alle Männer im Felde stehen und nur die Weiber, Greise und Kinder die Bauernarbeit leisten, allen Zufällen hilflos ausgeliefert sind, von Behörden kaum geschützt. Und wie sie zur Beute des Zwischenhandels werden. Unter den Bauern, die an großen Verkehrsstraßen und in der Umgebung der Städte sind, gibt es schon „klügere" Köpfe, die haben von den Städtern eben was gelernt, wie man Geschäfte macht. Der Bauer in den Hintergegenden aber, unter seltenen Ausnahmen, ist unschuldig an dem so abscheulich grassierenden Lebensmittelwucher. Man muß nur gehört haben, was jener Gebirgspfarrer erzählte von dem Fleiß, von der Bedrängnis, von der Gewissenhaftigkeit und Geduld, von der Würde, womit dort gearbeitet, gedarbt, die beispiellos schwere Zeit ertragen wird. Wer diese Bauernschaft kennt, kanns mit bezeugen, wie wahr der Pfarrer gesprochen hat.

haben sie gleichsam ihre Adjutanten, die sie bewachen, beschützen und besorgen. Die Kriegsgefangenen sind fern den Frontgefahren und werden seinerzeit wieder der Heimat zurückgegeben. — Wie anders die Menschen, die Familien, die plötzlich vor dem einbrechenden Feind fliehen und den grimmigen Rotten alles Eigentum zurücklassen müssen. In ihrer Angst und Verwirrung wissen sie nicht, wohin ihr nacktes Leben retten. Der Staat läßt sie in irgend ein fremdes Hinterland schieben und das Wichtigste, was er nun für sie tun kann, ist, ihr Heimatland wieder vom Feinde frei zu machen. Aber die Entheimten sind sich nun selbst überlassen. Sie sind frei. Wer Geld hat, der lebt, wer keines hat, nicht arbeiten kann, nicht gute Menschen findet, der schwindet im Elend dahin. Die Familien sind oft auseinandergerissen, die Frau weiß nicht, wo ihr Mann, die Mutter nicht, wo ihr Kind ist. Aus ihrem trauten Heim versprengt in die wilde, aufgeregte Welt, in ausgesogenes Land, dessen Bewohner selbst darben müssen und die die fremden Gäste wie eine neue Last empfinden. Statt daheim im geordneten Haushalte zu leben, sind sie aus aller Vergangenheit gerissen, sind abgehetzt und krank, müssen mit kranken Angehörigen in Baracken wohnen, mitten unter allerlei zweifelhaften, unsauberen Leuten, immer gepeinigt von Sorge um das ungewisse künftige Schicksal. — Man kann sich kaum ein härteres Leben denken."

So wurde in jener Gesellschaft gesprochen von den Entheimten. Da erinnerte ich mich, daß auch wir solche Arme in unserem Lande haben, haus- und heimlos gewordene Deutsche. Zu uns, den Stammesgenossen sind sie vertrauend gekommen von Norden und von Süden, bei uns hofften sie, treue Gastlichkeit zu finden. An die ich besonders denke, das sind Bauersfamilien. Außer den Streitbaren, die im Felde stehen, bieten sie uns für Acker und Wiese ihrer Hände Arbeit an. Gönnen wir den Arbeitsfähigen unsere Arbeit, den Kindern unsere Schule, den Kranken unsere Hilfe, den Verzagten unseren Trost. So wollen wir ihnen über ihr grausames Schicksal hinweghelfen, so gut wir können.

Wenn du, mein Leser, solch arme Entheimte in deiner Nähe weißt oder sonstwie Gelegenheit hast, ihnen was Gutes zu tun, so danke deinem Herrgott, daß dir deine teuere Heimat noch geblieben ist, danke mit heißem Herzen, mit offener Hand!

Wir, die Mittelmächte, haben also besetzt Serbien, Montenegro, Teile von Albanien und Rumänien, Polen, Belgien, einen Teil von Frankreich und Rußland. Und zwar als Pfand für verlorene Kolonien und zum Schutz gegen die Feinde, die unsere Wehrmacht zerstören und uns zerreißen wollen. Wir haben der Menschheit willen einen Friedensvorschlag gemacht und gezeigt, daß wir nicht erobern wollen, aber unser

Bezähmen Sie Ihre lukullischen Gelüste! Es bleibt beim Kaffee. Abtreten."

Die Soldaten treten mißmutig ab.

Die Eierträgerin Kreszenz war eines Tages in die Stadt gekommen und wollte auch der alten Frau, die einmal Bezirksrichterin in ihrem Heimatsgau gewesen, wie früher bisweilen, etliche Eier bringen. Aber die alte Frau wurde an diesem Tage gerade begraben. Die Kreszenz ging nun mit der Leiche, die ach wie einfach war, und unterwegs erkundigte sie sich, woran die Frau Bezirksrichterswitwe denn gestorben sei. Bescheid: Wahrscheinlich verhungert. Sie habe ganz allein eine Kammer bewohnt; dort habe man sie tot auf einem alten Sofa gefunden, nicht eine Krumme Brot, nicht ein Heller Geld, nicht ein Stück Ofenkohle vorhanden. Einige Tage vorher habe sie in der Fleischbank eine Wurst kaufen wollen, da nun solche aber im Preis um das Fünffache gestiegen war, so sei sie ohne alles wieder fortgegangen. — Verhungert!

Die Kreszenz hatte ihre Eier sonst auch gern möglichst teuer abgegeben, aber bei dieser Leiche nahm sie sich vor, von den Nahrungsmitteln, die sie zu verkaufen hatte, nicht mehr zu überhalten, sondern alles mit dem gewöhnlichen bescheidenen Gewinn abzulassen. Was nun kam, hat man in unterschiedlichen Aussagen gehört.

Eines Tages trug die Kreszenz ein paar fette Hühner in die Stadt. Sie war noch nicht weit, da begegnete ihr ein Mann und fragte, was so ein Huhn koste.

Vier Kronen, antwortete sie, würden nicht zu viel sein.

„Vier Kronen!" murmelte der Mann nach und schüttelte den Kopf. „Da muß etwas nicht richtig sein." Und ging seines Weges.

In die Stadt gekommen, feilte sie die Tiere einer Bäckersfrau an, mit der sie zwar nicht bekannt war, die aber aus ihrem Laden so begehrlich auf die Hühner hergelugt hatte.

Die Bäckersfrau packte ein Huhn an, wog es so ein wenig auf der Hand. „Was wollen's dafür, Frau?"

„Ich denk, vier Krandln."

„Was sagen's? Vier? Se, nachher haben's die Piperln wo g'stohlen. Um vier Kronen kauft heut keiner a fette Henn'."

„Sagen ma halt vier fünfzig," meinte die Kreszenz.

„Na, na!" rief die Bäckerin, „die G'schicht is mir zu verdächtig. Gengen's, schaun's daß Ihnen der Polizeimann nit erwischt!"

In der Spezereihandlung daneben wollte der Kaufmann die Vieher nehmen. Als er aber den Preis, fünf Kronen hörte, begann er das eine Huhn um und um zu drehen und daran zu riechen. „Verreckt werden's sein", sagte er und dachte, eine kann ich ja nehmen, als Präsent

Viele haben sich an diesem Vortrag seitlings geduckt, ihnen paßt der Bauer als Schuldausträger und sie mögen nicht gern eines Besseren belehrt werden. Sie mögen auch nicht gern, daß wir's erfahren, wer die Wucherer sind. Den Hafer, den der Bauer um 28 Kronen abliefern muß, kauft der Städter um 200 Kronen! — Die aber den mit Beispielen belegten, schlicht und klar gehaltenen Bericht hörten, sie gingen mit einer besseren Einsicht nach Hause — über die „Wucherbauern" schimpft keiner.

Daheim soll der Pfarrer schon auch für die Sünden seiner Gemeinde die richtigen Worte finden, und manchem, der sich darüber vielleicht schon „geharbt" hat, möchte ich wünschen, daß er es gehört hätte, wie gut und liebreich ihr Seelsorger in Graz von ihnen gesprochen hat.

Aber auch die Bauern haben von den Städtern eine unrichtige Meinung, von der sie bei ihren zeitweiligen Stadtbesuchen schwerlich geheilt werden können. Was sehen sie denn in unseren Gassen, Kaffeehäusern, Unterhaltungsräumen anderes als „Müßiggänger", obschon sie in solchen Stunden selber welche sind! Was sehen sie nicht alles an Putz und Prunk und „Frevelhaftigkeit!" Die fleißigen Arbeiter in den Werkstätten, Lehrsälen, Kanzleien sehen sie nicht. — Wie nun, wenn ihnen ihr Pfarrer erzählt, daß man auch in der Stadt arbeitet, an Gut und Blut schwerste Kriegsopfer bringt, und daß in der Stadt der Nahrungsmangel stellenweise an Hungersnot grenzt! — Müßte die gemeinsame Leistung, die gemeinsame Not, das gemeinsame Leid Bauern und Bürger einander nicht näher bringen? An das dachte jener Landpriester, als er seinen Vortrag betitelte: Versöhnung zwischen Stadt und Land.

Ein altes Weibel kommt zum Krämer: „Ich bitt' schön, a bisserl ein *Kaffee*, a halbs Stanitzerl voll."

„Hab' ich nit. Darf ich nit!" sagt der Krämer.

„Ich bitt', a klein bisserl ein'. Bin a Lackerl Kaffee so viel g'wohnt. Han eh sunst ah nix. A Lackerl Kaffee, alle Tag, ich kann sag'n, ich leb' davon."

„Na, na, Frau! Gengens ham und kochens Ihnen ein' Einbrennsupp'n, ist g'scheiter. Ist g'sünder. — Kaffee gibt's kein', brauchen jetzt die Soldaten! Guten Tag!"

Das alte Weibel humpelt traurig davon.

Beim Rapport melden sich zwei Mann von der Kompagnie: „Herr Hauptmann, melden gehorsamst, die Kompagnie laßt bitten um ein anderes Frühstück. Der Kaffee alleweil, ohne Milch und Zucker, tut uns nit recht gut. Bitten um eine *Einbrennsuppe*."

„Was nit noch!" ruft der Hauptmann. „Glauben die Herren, wir werden ihnen aufkochen wie bei einer Bauernhochzeit? Einbrennsuppe!

Der Wirt hatte das Wort Saison verdeutscht. Warum denn nicht? Wie viele Fremdwörter sind nicht, derart zurecht gebogen, gut in die deutsche Sprache eingefügt worden. — Ein Gelehrter hat jetzt das Wort Saison mit „Kurzzeit" verdeutscht.

Aber es dürfte eine Langzeit brauchen, bis die „Kurzzeit" eingeführt wird.

Das Deutsche Volk hat eine neue Sorge. Es werden für das große Vaterland zu wenig Kinder geboren. Es sollten viel mehr Kinder kommen und es sollten möglichst eheliche sein.

Nun ist aber ein Großteil der Menschheit nicht in der Lage zu heiraten, und uneheliche Kinder will die Gesittung nicht dulden. Aber sie kommen doch, und je lauter nach Kindern gerufen wird, je weniger werden auch die unehelichen ausbleiben. Eine steinharte Theorie lehrt: Das uneheliche Kind — an sich zwar unschuldig — sei ein von Gott nicht gewollter Mensch! — O schlimmer Fehlschlag, er trifft nicht die schuldigen Eltern, er trifft das schuldlose Kind. Sollten uneheliche Kinder noch eine zweite Erbsünde zu tragen haben, die nicht durch die Taufe löschbar ist? Gegen uneheliche Geburten müssen andere Mittel gefunden werden. Was wäre es denn, wenn auch das uneheliche Kind den Namen des Vaters zu führen hätte, und wenn dieser Vater gesetzlich streng verpflichtet wäre, für sein Kind zu sorgen und es zu seinem Erben einzusetzen. Ich glaube, das wäre kein schlechtes Präservativ und würde die unehelichen Geburten wesentlich vermindern. Und die ehelichen wahrscheinlich vermehren. Wenn aber das Fräulein Mutter nicht sagt, wer der Herr Vater ist? Oder es nicht weiß? — Na, dann muß es freilich beim Alten bleiben. Und das Kind büßt für die Eltern.

Ich habe einmal gesagt, um die ärmsten, verkommenden Kinder müsse sich der Staat annehmen. Aber das tut sich nicht. Der Staat erzieht nicht, er drillt. Aus der Familie muß der Mensch hervorgehen. — Und nun sind wir wieder beim Eheproblem. Wenn die Ehe der einzig richtige Urquell der Menschheit ist, so soll sie unlöslich sein. Und wenn sie unlöslich ist, so schreckt sie viele ab und die suchen dann den „Urquell" anderswo, oder gar nicht.

Brief von einem Landmann aus Westfalen: „Sie haben, mein lieber Doktor Rosegger, einmal diesen Spruch geschrieben:

Im deutschen Haus
Vor allem wert
Drei Dinge sind:
Eine starke Faust,
Ein warmer Herd,
Ein kleines Kind.

für einen Geschäftsfreund. Der tut vielleicht nachher was besseres zurück. — Und kauft das Huhn.

Jetzt hatte die Kreszenz noch das eine, aber das mußte sie lange in der Stadt herumtragen, überall war den Leuten der billige Preis verdächtig. Da feilte sie es einer feinen Dame um zehn Kronen an. Die Dame schimpfte über den unverschämten Preis und — kaufte das Huhn.

Woraus erhellt, daß die Preistreiberei nicht immer bei den Verkäufern vorkommt, auch manchmal bei den Käufern.

Ich saß auf der traulichen Bank zwischen Buschwerk. Zwei Herren in lebhaftem Gespräch kamen des Weges, ohne mich zu bemerken.

„Na", sagte der eine, „die Verhandlung war kurz."

„Kaum eine halbe Stunde. Die Herren sind fix. Es war ja alles fertig."

„Und wie — ist's abgelaufen?"

„Oh, gut, gut. — Zehntausend haben sie mir abgeknöpft."

„Oh, verflucht!"

Der andere leise: „— — Neunzigtausend habe ich beim Geschäft verdient."

Da waren sie vorüber.

Mein Freund Kesselschmied beklagte sich über die Verteuerung der Post.

„An den Früchtehändler", erzählte er, „hab ich eine Korrespondenzkarte geschrieben, die hat fünfzig Kronen gekostet!"

„Da haben's ihm wahrscheinlich was Unrechtes geschrieben", sagte ich.

„Nix. Die volle Wahrheit."

„Um des Himmelswillen! Die Wahrheit darf man sich ja nur denken."

„Na. Ich hätt' sie ihm auch in einem geschlossenen Brief schreiben können. Eine Karte ist billiger, hab' ich mir gedacht. Aber der Richter hat gemeint, die Kriegswucherer stünden hoch im Preise; auf offenen Karten dürfte man nichts Ehrenrühriges schreiben, und am wenigsten, wann's wahr ist." —

Ein Dorfwirt wurde befragt, ob er Fremdenzimmer zu vergeben habe.

„Für ein a paar Täg schon!" antwortete er, „aber für die Sesen nit mehr. Für die heurige Sommersesen san sie schon vergeben."

Der Frager verstand zuerst nicht. Sesen! Was ist denn das? Ein deutsches Wort, und man verstehts nicht. — Aha, jetzt hatte er's.

ziger- und Sechzigerjahren Pfarrer von St. Kathrein am Hauenstein gewesen war. Ich hätte diesen Herrn in den Waldheimatgeschichten als milden, gütigen, einfältig frommen Mann geschildert. Und es sei doch derselbe gewesen, der meinen ersten Lehrer, den armen Michel Patterer, um sein offizielles Lehramt gebracht und ins Elend verstoßen hätte.

Nun, es ist beides wahr, der hartherzige, leidenschaftliche Mann und der milde Greis. Erst vor wenigen Jahren bekam ich durch Freundesvermittlung Einblick in Dokumente, in welchen die Feindseligkeit des Pfarrers Plesch gegen seinen Schulmeister dargestellt ist. Zur Zeit, als ich die Waldheimatgeschichten schrieb, waren mir die Dinge nur nach der Leute Reden bekannt, ich habe die heikle Sache also unberührt gelassen oder nur typisch angedeutet. Später, als Pfarrer Plesch sah, daß der ins verlassene Alpel verbannte, von ihm als freigeistig und liederlich bezeugte Lehrer Patterer uns Alpelkinder soweit sittlich und christlich erzog, mochte er sein Unrecht eingesehen haben. Mir, der ich als Lehrling später in sein Bereich kam, hat er seine Teilnahme und Fürsorge bewiesen. Und als ich die Heimat verließ, hat mir der Greis so rührend herzliche Worte gesagt, daß es kaum zu glauben ist, wie zwanzig Jahre früher aus demselben Mund so viel Schlimmes, Ungerechtes gegen den hilflosen Lehrer strömen konnte.

Oder soll einer gar dankbar dafür sein? Wenn jenes Unrecht nicht geschehen wäre, so wäre nie ein Lehrer in meinen Geburtsort gekommen und wir Kinder hätten wohl kaum je einen Buchstaben lesen und schreiben gelernt.

Als ich einst Auerbachs Erzählung: „Die Frau Professorin" das erstemal gelesen, hatte sie mir recht gut gefallen. Seither habe ich fünfzig Jahre hindurch alle neuen und neuesten Literaturpfade und Werke kennen gelernt und als ich nun „Die Frau Professorin" wieder las, gefiel sie mir noch besser als das erstemal. Wir sind also nicht verwöhnt worden.

Berthold Auerbach hatte sich gerne mit dem Problem Dorf und Stadt befaßt und zweimal, in der Professorin sowie in der Walpurga („Auf der Höhe"), setzte er eine kluge Bäuerin in vornehme Kreise der Großstadt. Beidemale ließ er sie menschlich siegen. Auerbach gab sich ungerne mit Lumpen und Schurken ab, er führte uns lieber tüchtige, gute Menschen vor, die nicht bloß geistreich, sondern wirklich gescheit sind; und selbst auf dieser gewissen Höhe kam der ländliche Mensch bei ihm immer günstiger zu stehen als der städtische. Der schwäbische Dichter kam aus dem Dorf in die Stadt, kennt seine Leute. Man darf also seiner Zeugenschaft wohl glauben, daß die rein menschliche und sittliche Kultur trotz allem auf freiem Erdreich besser gedeiht als zwischen Stein-

Das ist ganz schön, aber zu wenig. Bei mir gibt es zwei starke Fäuste, nebst einem warmen Herd auch den warmen Ofen und kleine Kinder so viel Sie wollen. Ich besitze gegenwärtig deren eines, mein Sohn deren zwei und mein Enkel auch eines."

Ich lebe von der Sprache und trotzdem — ich muß einmal gegen sie klagbar werden. Hat sie mir doch selbst öfter schon ihre Wörter geliehen, um zu sagen, daß die Menschen sich besser verstünden, wenn sie keine Sprache hätten.

Lasset doch die Tatsachen einmal allein sprechen. Sobald die Sprache dazukommt, wird sie unter dem Vorwand des Berichtes, der Erklärung, der Richtigstellung usw. doch meist nur Verwirrung anrichten. Denn jeder, der da spricht, will die Tatsache in seinem Sinne, zu seinem Vorteil deuteln, sie also leicht anders darstellen, als sie an sich ist. Denn was die Tatsache ist, das sagt diese durch ihre parteilose Wesenheit doch selber. Jeder soll sich eigene Gedanken darüber machen, was braucht er fremde! sagte einmal einer. Je mehr und je bedeutendere Tatsachen geschehen, je eifriger macht sich die Sprache dabei zu tun, um zu entstellen und zu fälschen. Wir sehen es in diesen furchtbaren Tagen, was die Sprache aus Tatsachen machen kann. Wir wüßten mehr von der Wahrheit, wenn es keine Schrift gäb.

Denke, Leser, einmal nach in deinem Alltag. Du bist doch ein redlicher Mann, aber wie viele überflüssige, wenn nicht gar unrichtige und schädliche Worte wirst du sprechen in einer einzigen Stunde, wenn du bei Menschen bist!

Tätig sein, gut sein — und schweigen!

Aber was tu' denn ich gerade? Lehrt mich doch, eine Zeitung gründen, die uns alle Ereignisse und alle Gedanken der Welt vorschweigt!

Der Vater hat seinen Söhnen manches zu sagen, was Mutter und Töchter nicht hören können. Die Mutter hat ihren Töchtern manches zu raten, was Vater und Söhne nicht wissen sollen.

Die Gerechtigkeit allein würde das Menschengeschlecht nicht minder zugrunde richten als die Güte allein. Das muß sich in Gleichgewicht halten, wenn sich die Zunge der Wage geradeauf gegen Himmel deutend richten soll.

Einer meiner Leser schreibt mir heute, daß er sich nicht auskenne über den alten Herrn Johann Plesch, der in den Vierziger-, Fünf-

geschrieben, so müßte ich es heute noch schreiben, denn von manchem Kummer und Zorn muß man sich selbst erlösen. Nur milder würde es heute ausfallen, also auch weniger wirksam. Damals war's die trotzige Angst vor dem sittlichen Niedergang der Menschen, heute würde vielleicht ein wenig mehr die Liebe mitsprechen und das Vertrauen auf ein Besserwerden.

Vieles, was vor drei und vier Jahrzehnten in den „Bergpredigten" vorausgesagt wurde, ist unheimlich eingetroffen. Anderes wartet noch auf Erfüllung, und manchen, die das Buch heute noch lesen, ist es ein Ärgernis. Und im Ärger bessert man sich schwer.

So habe ich in der großen Ausgabe meiner gesammelten Werke die „Bergpredigten" weggelassen, unter Ausnahme einiger Stücke, in denen die heutige Zeit sich wie in den Scherben eines zerschlagenen Spiegels immerhin noch ein wenig beschauen kann. Wer aber die alten herben trutzigen „Bergpredigten" haben will, sie sind noch vorhanden.

Schließlich ist es gleich, ob grob ob fein. Die Predigten ändern sich, die Menschen nicht.

Einer vom Lande, der gestern im Theater war, sagte auch seine Meinung: „Recht unterhaltlich ist's gewesen. Aber reden können's nit. So a langweilige, singende Stimm' haben sie. Nit bloß die Lieder singen's, was ja recht schön ist; auch die Selbstreden und Mitreden, und bei Volksauftritten, und es mag geschehen was der Will', allerweil tun sie so singend reden, daß man nix versteht. Ah ja, bei uns im Dorf sein amal Komödianten gewesen, die haben besser gesprochen."

Da hat ein Naturmensch die Unnatur der Oper einmal gekennzeichnet.

Der 23. April 1917.

Europäische Völkergruppe!
Heute gibt es Metzgersuppe.
Jubiläum deines Trachtens,
Tausendtägigen Menschenschlachtens.

mauern. Was muß ein Stadtmensch nicht alles zusammenlernen, um bestehen zu können! Der Naturmensch hat's schon sozusagen in der Hand.

Dem Dichter Auerbach wird nachgesagt, daß er „Auerbachbauern" gemacht hätte. Das mag sein. Gibt es doch auch Jeremias Gotthelf-bauern, Anzengruberbauern, Frenssenbauern, und wenn ich sagen darf, Roseggerbauern usw. Jedes Kunstwerk geht durch des Dichters Persönlichkeit und jedes Kind ist dem Vater ähnlich. „Auerbach läßt seine Bauern philosophieren." Es ist wahr, aber in natürlicher Art. Was große Philosophen mit Geist und Glanz je gesagt haben, der Kern desselben lag und liegt im Volke. Der Kern aller Weisheit liegt im durch Arbeit und Zucht gemäßigten Naturmenschen und äußert sich in unzähligen Märchen, Liedern und Sprichwörtern. Redegewandtere Bauern finden auch sonst in der Unendlichkeit der natürlichen Welt und der menschlichen Geschicke Gelegenheit genug, ihre Gedanken auszusprechen. Nur tun sie es nicht auf dem Markt, sondern in Feierstunden unter sich.

Das alles muß man den Stadtleuten erst sagen. — Sie brauchen sich nichts einzubilden, sie haben nicht viel voraus.

Angefangen habe ich meine Schriftstellerlaufbahn mit einem Jodler. Dann kam ich ins Plaudern über das steirische Volksleben und über den nichtigen Waldbauernbuben. Später gab ich mich mit allerlei Sonderlingen ab, die mir begegnet waren, und so kam ich zum Waldschulmeister Andreas Erdmann, der auch einer ist. Jetzt versuchte ich mich weiter in größeren Erzählungen und geriet dabei in die Wildnisse des Gottsuchers, aus denen ich längere Zeit nicht zurückfand.

Und als ich wieder im gewöhnlichen Erdenleben war, und einmal genauer dreinlugte, gefiel es mir nicht mehr. Die Leute waren nicht so, wie ich mir dachte, daß sie sein müßten; ich war auch nicht so. Das verdroß mich und ich begann unangenehm zu werden. So um mein vierzigstes Lebensjahr schrieb ich ein streitbares Buch und nannte es „Bergpredigten." Da ging es ungemütlich her. Was ich darin sagte, das war ja wohl zum größten Teile richtig, aber wie ich es sagte! Zu viel Zorn und zu wenig Humor. Gewisse Erfahrungen hatten mich verbittert. Im Lande ging politisch und gesellschaftlich alles verkehrt. So donnerte ich drein und schlug wohl auch mehrmals ein an unrechter Stelle. Für „Bergpredigten" schickt sich das nicht; der Titel war auch zu anmaßend. Volksreden hätte ich das Buch nennen müssen. Übrigens, wenn ich ein paar hundert Zeilen streichen darf, bereue ich nicht, es geschrieben zu haben, trotz der vielen Gegnerschaften, die ich damit aufgeweckt hatte. Wäre dieses Buch nicht längst

Übergewinne zugunsten der Allgemeinheit bald ein, sonst entwischen sie dir und du schaffst dir und uns ein Heer widerlicher Parasiten, das wir nie mehr austilgen können!"

Unserer Feinde im Feld werden wir, so Gott will, Herr, aber die Blutsauger im Hinterland bekämpft man erfolgreich nicht mit Granaten und Maschinengewehr — die muß man beim Geldbeutel packen. Aber dann hat man sie auch!

Also: „Staat, greif zu, ehe es zu spät ist!"

Die „Arbeiterzeitung" schreibt u. a.:

„. . . Tiefe Umwälzungen hat der Kapitalismus infolge der überlangen Kriegsdauer bewirkt und auch ein hundertjähriger Friede wird sie nicht mehr ausgleichen. Die Möglichkeit von Kriegsgewinnen wird nach dem Frieden dahin sein, aber die Kriegsgewinne werden bleiben und die Kriegsgewinner auch. Wir treten in die kommende Zeit mit einer ganz anderen sozialen Schichtung ein und alle Schichten werden zum Teil neu besetzt sein. Vor einiger Zeit hat einer unserer Mitarbeiter die Tantiemen unserer Banken und großen Kriegsunternehmungen vorgeführt. Beträge von der Größe eines mittelständigen Vermögens, eines Vermögens, an dem oft ganze Geschlechterfolgen ehrsam gearbeitet und gespart haben, des Erbguts einer ganzen Familie, sind da von einem Verwaltungsrat durch die passive Teilnahme an vier oder fünf Sitzungen in einem Jahre verdient worden. Zufällige Beziehungen haben ihn zu anderen Zeiten in diese Stellung gebracht und diese sollte nach dem Wunsche der Empfehlenden eine kleine Versorgung bieten. Finanzgrößen haben manchmal einen braven Hofmeister ihrer Kinder mit einer kleinen Verwaltungsratsstelle belohnt und versorgt — solche Fälle sind vielleicht noch die würdigsten, da sie immerhin noch ein Talent und irgend ein Verdienst zur Voraussetzung haben. Nicht selten verleihen verwandtschaftliche Beziehungen, sehr oft auch politische und sonstige Einflüsse die Anwartschaft, zuweilen das bloße Bedürfnis, Schwester- und Tochtergründungen zu kontrollieren. Solcherlei Funktion wurde damals ungebührlicherweise mit einem stattlichen Einkommen belohnt, im Kriege aber wurde von selbst, ohne besonderes Zutun des Betroffenen, ohne alles Verdienst aus einem stattlichen Jahreseinkommen allein ein fürstliches Vermögen, und dieses bleibt, dieses schafft nun im Erbgang ein neues Geschlecht, das sich allmählich feudalisieren wird.

Es ist schade, daß sich noch kein Privatgelehrter der Mühe unterzogen hat, an der Hand aller Schematismen der Geschäftswelt den nicht allzu großen Kreis der Familien, die heute unsere Volkswirtschaft befehligen, aufzuhellen und aufzuzeichnen. Wie die Perthes'sche Buchhandlung einen Almanach der fürstlichen und gräflichen Häuser herausgibt, so müßte gelehriger Privatfleiß einen Almanach der ‚Verwaltungsratsfamilien' zusammenstellen.* Das müßte so schwer nicht sein. Wir wüßten dann wenigstens, wer denn heute die Kapitäne unseres nationalen Wohlstandes sind, und müßten nicht abwarten, bis sie allmählich auf langen Umwegen nach vielen Jahren in das ‚Taschenbuch der adeligen Familien' gelangen werden. Wenn jene Almanache sorgfältig die Stammburgen und Adelssitze verzeichnen, so hätte der Almanach der Plutokraten ihre Bankkonten und ihre Verwaltungsratssitze, bei einigen höchstens noch ihre vormaligen Namen anzuführen.

Die Tantieme ist freilich nur die vornehmste und seltenste Form des Kriegsgewinnes, keineswegs die häufigste. Ihr zunächst dürfte der Lieferantenprofit zu stellen

---

* Diese berechtigte Forderung teilweise erfüllend, erschien vor dem Krieg ein sehr beachtenswertes Buch, das mit Leichtigkeit in erwünschter Weise ausgebaut werden kann. Wir meinen das „Weimarer historisch-genealoges Taschenbuch des gesamten Adels jehudäischen Ursprunges" (Kyffhäuser-Verlag, München). Dazu der „Alliancenband". Im sogenannten „Semi-Gotha" findet man bereits die Hauptmacher des Krieges — mitsamt ihren „vormaligen Namen". Die Schriftleitung.

Kleine Laube

Der Tote.

Von Heinrich Lersch.

Es lag schon lang ein Toter vor unserm Drahtverhau,
Die Sonne auf ihn glühte, ihn kühlte Wind und Tau.
Ich sah ihm alle Tage in sein Gesicht hinein,
Und immer fühlt' ich fester: es muß mein Bruder sein.
Ich sah ihn alle Stunden, wie er so vor mir lag,
Und hörte seine Stimme aus frohem Friedenstag.
Oft in der Nacht ein Weinen, das aus dem Schlaf mich rief:
Mein Bruder, lieber Bruder — hast du mich nicht mehr lieb?
Bis ich trotz aller Kugeln zur Nacht mich ihm genaht
Und ihn geholt — begraben — ein fremder Kamerad.
Es irrten meine Augen. — Mein Herz, du irrst dich nicht!
Es hat ein jeder Toter des Bruders Angesicht.

Aus unserer Zeit.

Der neue Herrenstand.

Besonders in demokratischen Republiken, aber auch in Monarchien verbindet sich mit wirtschaftlicher Macht leider bald politischer Einfluß, und ist schon der Grundsatz, von der jeweiligen Meinung einer zahlenmäßigen Mehrheit einen Staat lenken und leiten zu lassen bedenklich, so ist eine Plutokratie, die Herrschaft des Geldes über Arbeit und Geist, geradezu unsinnig und verderblich. Bisher war bedeutender Besitz nur zum kleineren Teil bei minderen moralischen Elementen zu finden — künftig wird das anders sein! Der Krieg schuf auch bei uns Millionäre in Masse: Lieferanten, Zwischenhändler, Preistreiber, Verteuerer, Wucherer und wie sie alle heißen. Nicht genug, daß sie sich gegenwärtig auf Kosten des Mittelstandes und der Arbeiter in Stadt und Land mästen, nein, nach dem Krieg werden sie erst auf ihren Geldsäcken thronen und Staat wie Gesellschaft Gesetze vorzuschreiben wissen. Die ergaunerten und erbeuteten Millionen werden den Grundstock von Vermögen bilden, von denen gedächtnisschwache Menschen bald nicht mehr wissen, auf welch niederträchtige Art und Weise sie zusammengerafft wurden. Der „neue Herrenstand", der sich bildet, wird eine Auslese anrüchiger Händler sein und dieser Herrenstand wird es auch gut verstehen, sich politisches Ansehen und politische Macht zuzulegen. — Da findet sich nun in der Wiener „Arbeiterzeitung" ein sehr lesenswerter Aufsatz, „Die Glückskinder des Kriegselends" überschrieben, den wir auch unseren Lesern auszugsweise vermitteln wollen. Darin sind die oben angedeuteten Gedanken sehr klug und übersichtlich ausgesponnen und man braucht ihnen nur ein paar beherzigenswerte Worte hinzuzufügen: „Staat, greif zu! Zieh die unrechtmäßigen

Gerechtigkeit für das Landvolk!

Die Worte, die Generalfeldmarschall von Hindenburg in seinem zweiten Schreiben an den Reichskanzler an die Landbevölkerung richtet, und das Vertrauen, das er ihrem bewährten vaterländischen Sinn bekundet, werden dieser ein Ansporn sein, noch mehr als bisher ihre Pflicht zu tun. Wo es daran gefehlt haben sollte — und gewiß wird auch von Landwirten gesündigt, wie Freiherr von Wangenheim im Herbst v. J. im „Tag" hervorhob — da wird, wie wir hoffen, die Mahnung des großen Feldherrn zur Einkehr führen. Und wo auf dem Lande die volle Erkenntnis von dem Ernst der Lage noch nicht durchgedrungen sein sollte, da wird Hindenburgs Wort der Aufklärungsarbeit den wirksamsten Nachdruck geben.

Eine Bitte aber sei hier ausgesprochen.

Vor Jahresfrist, als eine bedenkliche Agitation gegen die Landwirtschaft eingesetzt hatte, bat ich öffentlich die Städter um ein gerechtes Urteil über das Landvolk. Heute bitte ich um Gerechtigkeit bei den Behörden.

Die Landwirtschaft hat seit Kriegsbeginn mit Recht darüber Klage geführt, daß bei den wirtschaftlichen Maßnahmen die Parität oft vermißt wird. So wurden, und zwar auf ihr eigenes Drängen, Höchstpreise für Getreide festgesetzt, ohne daß alsbald eine gleiche Maßnahme eintrat hinsichtlich der Futtermittel, die sie kaufen mußte. Die lange Zeit ungehinderter Preistreiberei mit diesen hat naturgemäß die Produktion sehr benachteiligt. Wie wenig anfänglich auf anderen Gebieten dem Wucher entgegengetreten wurde, ist bekannt. Die Landwirtschaft, die doch auch Konsument ist, hat die dadurch dem ganzen Volk auferlegte Last zu ihrem Teil mitgetragen. Manches ist inzwischen besser geworden. Aber es bleibt noch viel zu tun. So sieht sich die „Rheinisch-Westfälische Zeitung", die bewiesen hat, daß sie keineswegs einseitig die Interessen der Landwirtschaft vertritt, veranlaßt, festzustellen, daß mit der Steckrübe ein unerhörter Wucher getrieben wird. Man hat den Höchstpreis für den Erzeuger auf Mk. 2,30 festgesetzt, aber bisher die Bestimmung eines Höchstpreises für den Handel unterlassen. So ist nach Angabe des genannten Blattes der Preis im Handel bis auf 10 Mk. gestiegen. Man fordert von der Landbevölkerung, daß sie ihre Erzeugnisse, die sie, was nicht oft genug betont werden kann, meist unter Herausholung der letzten Kraft aus Frauen, Greisen und Kindern hervorgebracht hat, zu einem Preise abgibt, der hinter dem Werte, den sie unter den jetzigen Verhältnissen für die eigene Wirtschaft haben, zurückbleibt. Da darf die Landwirtschaft ihrerseits wohl Sicherheit dagegen fordern, daß nicht andere mit dieser Ware Wucher treiben. Sonst darf man sich wahrlich nicht wundern, wenn der freudige Wille zur weiteren Anspannung aller Kraft und das Vertrauen zur Regierung, das durch oft unverständliche Maßnahmen ohnehin nicht gerade eine Festigung erfährt, herabgemindert wird.

Darum sei an die Stellen, die es angeht, die Bitte gerichtet, auf Wahrung der Parität bei den kriegswirtschaftlichen Maßnahmen mehr als bisher Gewicht zu legen. Es darf nicht ferner sein, daß der Landwirtschaft das freie Verfügungsrecht über ihre Erzeugnisse entzogen wird, und dann andere bei deren Vertrieb einen ungerechtfertigten Gewinn einheimsen.

Franz von Bodelschwingh. (Deutsche Tageszeitung.)

*

Neckische Politik.

Die Republik Mexiko übertrifft das Deutsche Reich im Flächenraum beinahe ums Vierfache und besaß im Jahre 1900 dreizehneinhalb Millionen Einwohner, von denen nur ein knappes Fünftel reinweiß ist, während die Mehrzahl aus Indianern oder Mischlingen besteht. Obschon es geographisch zu Nordamerika gehört,

sein, noch ganz ‚legitim' wie jene, zuweilen nur noch weit üppiger. Armee und Staat haben im Kriege einen ganz ungeheuren und dazu ganz plötzlich vermehrten Bedarf, sie stellen eine Nachfrage vor, die das übliche Angebot so übersteigt und überstürzt, daß sie auf dem Boden der freien Konkurrenz die Preise stürmisch emporjagt und auch den Wert der Vorräte wie der Erzeugnisse beinahe von Stunde zu Stunde steigert. Vorräte aufkaufen, Produkte erzeugen und liefern, täglich liefern, schafft Gewinne, die bei den raschen, unzähligen Umschlägen in einem Jahre abenteuerliche Gewinne geben. So hat unser Land — wenigstens wird es behauptet — durch den Krieg Amerika einen ausschließenden Vorzug geraubt, so haben wir nun auch Milliardäre! Und so haben wir auch, wie die Einkommensteuerstatistik ja bald verraten wird, eine recht ansehnliche Zahl von Millionären. In der einen oder anderen Fabriksstadt der Provinz zählt man ihrer nicht selten ein bis zwei Dutzend auf, ohne übrigens Verbürgtes zu wissen. Denn in dem durchsichtigen Rahmen der kleinen Stadt zügelt der Kriegsgewinner geraume Zeit die faustischen Triebe, gehabt sich zunächst bescheiden, sorgt sich ängstlich, wie er seine Rechnung mit dem Himmel und dem Steuerbeamten machen wird, und vertröstet das glücksehnende Gemüt auf die Zeit zwei, drei Jahre nach dem Kriege, wo das Gefühl des Besitzes durch die Gewißheit der Sicherheit gekrönt sein wird. In den großen Städten ist der Lieferant von solchen Verängstigungen allerdings ziemlich frei.

Eine tiefere Stufe auf der Leiter nimmt der Händlergewinn ein. Seine Auserwählten stammen auch nicht selten von tief unten und weit her, haben manchen langen, krummen Weg hinter sich und sind noch lange nicht willens, sich stillzusetzen — wenigstens aus eigenem Entschluß. Sie sind nicht ahnungslos ins Butterfaß geraten wie viele Verwaltungsräte, noch mühelos wie viele Fabriksherren; ihre Gewinne haben sie viel gekostet, nämlich Gerissenheit, Verwegenheit, Kühnheit und vor allem große — Menschenkenntnis. Auch genügt ihnen die Einseitigkeit des jungen Millionärs, der seit zweieinhalb Jahren immer nur, sagen wir: dieselben Säbel schleift, durchaus nicht, sie sind im Gegenteil zumeist ganz universell und handeln an einem Tage mit echtem alten Benediktiner und schlechtem Schmieröl, Ochsenhäuten und zarten Gummipräparaten — kurz, sie absolvieren die ganze Warenkunde nacheinander. Sie stellen so den ‚arbeitsamen' Mittelstand der Kriegsgewinner vor. An sie schließen sich die vielen Kleinen, die Dilettanten des Berufes, die so leicht scheitern und sich mit Markamt und Gericht herumzuschlagen haben, diese Pfuscher, die durch ihr Ungeschick den ganzen Beruf in Mißkredit bringen . . . Wie oft wächst auch hier unter den Dilettanten manch echter Künstlergenius auf, der es sehr weit gebracht hat!

Eine neue gesellschaftliche Oberschicht bleibt zurück. Der Friede wird nicht verschlingen, was der Krieg gezeugt hat, im Gegenteil, er wird es sicherstellen, befestigen, feudalisieren. Die Glückskinder des Kriegselends überleben es. Aber dieser Rückstand wird uns nicht allein und nicht vor allem bedrücken. Schlimmer scheint uns, daß so viel altes, schaffendes Vermögen sich umwandelt in müßigen Rentenbesitz, der ohne irgendwelche eigene Produktivität festes, regelmäßiges Einkommen fordert und bezieht. Von vielen, sehr ernsten Seiten wird auf die Gefahr hingewiesen, daß sich das schaffensfrohe, arbeitseifrige, produktive Europa in eine einzige ungeheure Rentnergemeinschaft umwandelt, daß sich über den europäischen Landen eine breite Oberschicht von Rentnern lagert, die in beschaulicher Genußliebe ihre Zinsen verzehrt, während die schwer arbeitende Unterschicht in aussichtsloser Mühsal sich abplagt, sie aufzubringen. Schlimmeres könnte Europa nicht widerfahren als solcher dauernder Übergang vom Industrie- zum Rentenkapital, als die Umwandlung der erwerbenden Bürgerschaft in ein Gemisch von Kriegsgewinnern und Rentnern."

*

ging man einfach zu „Leykam", der Deutschen Vereinsdruckerei oder zur „Styria" und bestellte welche nach, aber heute ... Geht der Vorrat aus, so wird keine Karte mehr ausgestellt! Das ist recht, recht bitter.

Der französische Deputierte des Kreises Jean-Louis, namens Ibiny, erklärte kürzlich, der Mangel am Nötigsten werde erst dann behoben sein, bis es auch kein Papier mehr gebe, so daß keine Kundmachungen mehr erlassen werden können ...

P. L. M.

*

Rumänen über Rumänien.

Die im Vorjahre verstorbene deutsche Dichterin Mite Kremnitz, eine Vertraute Carmen Sylvas und König Carols, übersetzte Dichtungen und Aufsätze rumänischer Schriftsteller, die jetzt von Hermann Kienzl herausgegeben und eingeleitet unter dem Titel „Die Fäulnis Rumäniens" bei Georg Müller in München erschienen. An sich ist es wohl nicht ohneweiters zulässig, aus Satiren und tendenziösen Darstellungen einen unbedingten Rückschluß auf die Menschen und Verhältnisse zu ziehen, die ein oft verärgerter politischer Gegner und Nörgler geißelte. Übertriebenes, Zugespitztes und Karikiertes erzeugt nur zu häufig falsche Anschauungen. So hat zum Beispiel vor allem die „freisinnige" Presse Deutschlands anläßlich der Hetze Hardens gegen Eulenburg und Moltke mit ihren maßlos gehässigen Angriffen auf den preußischen Adel und die preußische Garde („Simplizissimus"!) dem Reich im Ausland bedeutend mehr geschadet als die wütendsten „Kriegshetzer", die nach Ansicht mancher Demokraten und Demagogen an dem gegenwärtigen Kriege eine Hauptschuld tragen. Und „Kriegshetzer" werden da gerade die besten nationalen Kreise genannt, welche für eine Nation höhere Ziele kennen als Handel und immer nur Handel! Aus den Worten und Bildern des „Simplizissimus" schöpfte man in Frankreich seine Weisheit über Deutschland und seine Armee. Inzwischen hat ja das Münchner Witzblatt umgelernt — hat umlernen müssen, aber vor gar nicht langer Zeit war es auf den Pariser Boulevards sehr, sehr begehrt und man freute sich dort über die Herabsetzung des „verwahrlosten deutschen Militarismus und des verkommenen preußischen Adels". Eine gewisse Presse besonders während der Harden-Eulenburg-Affäre kostete uns noch im Frieden so viel wie eine verlorene Schlacht. Heute haben die Schuldigen von damals natürlich alles vergessen, aber die Franzosen dürften Augen gemacht haben, als die deutsche Garde und ihre Offiziere doch so ganz anders waren, als ihnen gewisse Leute hatten weismachen wollen. — Immerhin sind die von der Kremnitz übersetzten rumänischen Schriftsteller nicht mit jenen Tintenkulis zu verwechseln, die einst in Deutschland ihr eigenes Vaterland gewerbsmäßig herabsetzten. Die Caragiale, Negruzzi, Vlahutza usw. waren von echter Vaterlandsliebe beseelt und wollten mit ihrer Schriftstellerei nicht nur kritisieren, sondern auch bessern, so daß die vorliegenden Aufsätze lehrreich, interessant und literarisch beachtenswert sind. Sie schildern und verwerfen jenes Rumänien, das haltlos zwischen russischer Barbarei und französischer Überkultur hin- und herschwankt — und sind künstlerisch selbst eine Mischung des Ostens und des Westens, sind selbst Zeugen für eine unglückliche Verbindung aufgepfropfter Entwicklungen. So wirkt das Buch doppelt belehrend, gewollt und ungewollt, wenn man es richtig liest und nicht vergißt, daß nicht nur der rumänische Bojar, sondern noch mehr der jüdische rumänische Wucherer den armen ungebildeten Bauern aussog. — Besonders aber verdient Kienzls geistvolle Einleitung hervorgehoben zu werden, schon wegen ihres von der üblichen Ansicht — ob mit Recht oder Unrecht, mag dahingestellt bleiben — abweichenden Charakteristik König Carols als Herrscher. Dabei wird ein Standpunkt eingenommen, den erst eine künftige, völlig unparteiische Geschichtsforschung wird prüfen können, doch heute schon soll man ihn

huldigt es doch politisch bereits südamerikanischen Gewohnheiten, das heißt, es liebt Umstürze und so ein kleines Revolutiönchen läßt es sich nicht gern entgehen. Vor wenigen Jahren war es wieder einmal in der schönen Republik unruhig und ein gewisser Huerta empörte sich gegen den rechtmäßigen Präsidenten Carranza. Damals verbot Woodrow Wilson jegliche Einfuhr von Kriegsmaterial nach Mexiko, weil dieses Verbot, wie er selbst betonte, einzig und allein wahrhafter Neutralität entspreche, und weil, was er nicht zu betonen für notwendig fand, dabei nicht viel zu verdienen war. Die Union, obgleich in Mexiko kaum 15.000 nordamerikanische Bürger leben, mischte sich schon seit langem immer wieder in die inneren Angelegenheiten des Nachbarstaates und vielleicht ist der Zeitpunkt nicht mehr ferne, daß sie endgültig erobernd eingreift — natürlich nur aus Gründen der allgemeinen Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Bisher bedrängte der Wilson den Carranza, sobald er mit ihm aus irgendeinem Grunde unzufrieden war, mit diplomatischen Noten, aber auch mit Drohungen und sogar bewaffneter Gewalt, die aber niemals zum gewünschten guten Ende führte. So wurde der allzeit gerechte Woodrow schon eine rechte Landplage für Mexiko und seinen Präsidenten. Sowie jedoch die Union, beleidigt darüber, daß Deutschland sie nicht auch fernerhin ungestört Waffen nach England liefern lassen wolle, die diplomatischen Beziehungen abbrach und Wilson alle Neutralen dringend aufforderte, seinen Schritt doch um Himmelswillen zu unterstützen und für ihn die Kastanien aus dem Feuer zu holen, da erinnerte sich Carranza der Kunst, mit der man bisher ihm das Leben versauerte, setzte sich an den Schreibtisch und verfaßte an den Kollegen in Washington eine regelrechte Note, die — ein wenig boshaft — darin gipfelte, der liebe Woodrow sollte, falls ihm der Weltfriede wirklich so am Herzen liege, die Munitionsausfuhr nach Europa verbieten . . . Wilson lernte beim Lesen das bittere Gefühl kennen, gute Ratschläge zu empfangen, die nicht nach dem Geschmack des Empfängers sind. Lansing antwortete statt seiner und begnügte sich mit einer knappen Bestätigung des lehrreichen Schriftstückes. Aber der verschlagene Carranza hatte auch sonst dem Kollegen in Washington einiges abgeguckt, so den Kniff, einen anderen Staat besonders dann zu bedrängen, wenn er eben alle Hände voll hat. Und deshalb äußerte er die für die Union nicht löbliche Absicht, ausländische Unternehmungen in Mexiko mit so hohen Steuern zu belegen, daß sie nicht mehr erträgnisreich bleiben. Was wird die Union darauf tun? Sie, die eben daran geht, das Kriegsbeil gegen die schlimmen Deutschen auszugraben, welche es sich nun endlich energisch verbitten, ausgehungert und mit amerikanischen Granaten totgeschossen zu werden . . . Carranzas neckische Politik, die dem alten Sprichwort: „Wie du mir, so ich dir" gehorcht, führt Wilson fühlbar zu Gemüt, wie peinlich es ist, mit jenen Stacheln gestochen zu werden, die man selbst so meisterhaft zu handhaben versteht.

Dieser verwerfliche Carranza, der nicht einmal die linke Backe hinhält, schlägt man ihm auf die rechte, dieser Halbindianer! Ach, auch die Wilden sind keine besseren Menschen mehr . . .

P. S. Während diese Zeilen schon im Drucke waren, sandte Carranza noch eine Note, worin er Wilson dringend riet, allen Nordamerikanern zu verbieten, ins Kriegsgebiet zu reisen!!

P. L. M.

*

Mangel.

Daß wir keinen Überfluß an Mehl, Fett, Fleisch, Butter und Milch haben, ist bekannt, daß sich der Mangel aber schon auf Milchbezugskarten erstreckt, erfuhren wir erst aus der Kundmachung eines Stadtrates, wo es wörtlich heißt: „Milchbezugskarten können, so lange der Vorrat reicht, ausgestellt werden"; früher

Franz Herold.

In Wien in der Penzingerstraße haust einsam ein großer Poet, der stillste unter den jetzt lebenden Dichtern deutscher Zunge, aber der größten einer. Es ist der feinsinnige Lyriker Franz Herold*, von vielen gekannt, von noch mehr verkannt, ein Dichter, wie sie sein sollen und nicht sind. Ein im wahrsten Sinne des Wortes gottbegnadeter Sänger, allzu bescheiden angesichts der Größe, des Reichtums, der Schönheit seines Werkes.

Herold, ein kündender Name! Eine ganze Welt! Sein Werk — im Goetheschen Sinne — ein sehr schmerzliches, aber erhaben wahres Bekenntnis. Eine Offenbarung für den, der nach Seele und Schönheit sucht im Ringen einsamer, andächtiger Stunden. Weltweit entfernt von der Pose unserer heutigen Dichterlinge, bar aller Gemeinschaft mit der Kloakenpoesie so vieler bewunderter Moderner, echte Kunst, weil echte Natur.

Ihn „kennen"? Nichts! Ihn lesen? Wenig! Ihn leben? Alles! Herold ist einer von den Seltenen, die man leben muß. Nicht allein lesen, sondern vor allem: erlesen, erleben.

Den Mann und Menschen kenne ich durch eines Sternes gebenedeite Fügung. Aber ich mache mich los von Persönlichem, ich rücke ihn in die Ferne und, mit Liebe und Festigkeit die Dichtung unserer Tage, die lyrische im besonderen, an mir vorüberziehen lassend, kann ich doch nicht anders: sein Werk ist ein Gebetbuch, der hehrsten eines in unserem Schrifttum, eines von jenen, aus denen man sich Seligkeit erbeten kann. Keines von den Büchern, die Stoff liefern für geistig und sonst Entartete.

Der Dichter! Wer wagt sich von uns Blinden hinan?

Vor allem der echteste Lyriker ist Franz Herold, herrlich im Goetheschen Sinne. Ein Heroldisches Gedicht und ein unendlich klar hervortretendes Bild sind eines. Ich erlebe den blühweißen Lenz, zum Greifen nahe sind mir die ragenden Alpenberge, leibhaft sehe und rieche ich die Rosen der Heroldischen Gärtlein, den Staub des Wasserfalles spürt man an den Wangen! Bei Franz Herold bedarfs keines philologischen oder sonstigen Sägewerks, bis man bestenfalls auf — Gedanken stößt. Das überläßt er anderen, „Berühmteren". Gibt es ein sicheres Kennzeichen echtester Lyrik? Von der Schönheit des Wortes, der Feinheit des Gedankens, der Zartheit des Gefühls ganz zu schweigen.

Und dann der deutsche Dichter! Ein bitterer, schlagfertiger Kritiker unserer deutschen Kleinheit, Kleinlichkeit, ein flammender Prediger unserer deutschen Größe. Unangekränkelt vom verflachenden Allerweltstum — trotz seiner weiten Reisen bis nach Afrika — einer der tiefsten der jetzt lebenden deutschen Dichter und ein deutscher Mann bis ins Mark der Knochen. Seine „Sprüche" (siehe „Stilleben" 1914) und „Steinchen am Wege" (siehe „Ernte" 1908) gehören zum Trefflichsten und Markigsten unserer Literatur.

Und schließlich der Denker Herold, soweit er im Dichter Platz hat: Von der Andacht zum Kleinen, Kleinsten (ich höre die Heroldischen Uhren ticken) bis zu den höchsten Fragen, mit denen die sich selbst und den tiefsten Lebenssinn suchende Menschenseele ringt (ich sehe hinaus in den schwarzen Weltabgrund, wo hinter dem lieblichen Blau die Feuerbälle rasen) führt er uns. Es ist der große Glaube einer reifsten Seele!

Man müßte seine Gedichte heranziehen, wollte man das alles erweisen. Späteren, friedlicheren Tagen sei dies aufbehalten!

* Geb. zu Böhm.-Leipa am 15. Februar 1854. Zuletzt Professor des k. k. akademischen Gymnasiums in Wien. — Seine letzten Werke: „Ernte" 1908; „Stilleben" 1914; über seine Reisen: „Ein Ausflug nach Ober-Ägypten" 1902.

kennen. Vielleicht war es überhaupt ein Glück für die Mittelmächte, daß Rumänien zu Beginn des Krieges, bei dem es uns vertragsmäßig Waffenhilfe hätte leisten sollen, abtrünnig wurde. Das miserable und 1914 noch schlechter vorbereitete rumänische Heer wäre von den Russen wahrscheinlich im ersten Ansturm überrannt worden und wir hätten die Moskowiter schon in den ersten Wochen an der ungarisch-rumänischen Grenze auf dem Hals gehabt. Kein Bundesgenosse ist besser als ein schlechter — unter Umständen ein offener Feind besser als ein falscher Freund! Das sind freilich praktische Erwägungen, die unser vernichtendes Urteil über Rumäniens politische Moral nicht ändern können.

„Die Fäulnis Rumäniens" ist ein Buch, das zur rechten Zeit kommt, denn trotz aller Einwendungen, die ich dagegen als „Kulturdokument" habe, wirft es ein mitleidsloses Licht auf dieses Balkanland, das von Nichtkennern und Nichtkennenwollenden viel zu lange unrichtig charakterisiert wurde. H. L. R.

*

Kürnberger und Eroberungen.

Als nach den deutschen Siegen im Jahre 1870 in Deutschland Strömungen gegen die Zurücknahme der von Ludwig XIV. geraubten Reichsteile Elsaß und Lothringen Oberwasser bekamen, schrieb Ferdinand Kürnberger in seiner Sammlung politischer Feuilletons „Siegelringe": „So? Deutschland will keine Eroberungen? Gegen einen Feind, der immer Eroberungen will, will es keine Eroberungen? Mit anderen Worten: Du warst in der Geschichte von jeher nur da, armes deutsches Opferlamm, um geschoren zu werden; fällt die Schere aber dir selbst zu, so schere beileibe nicht wieder, sondern sei großmütig in diesem Falle ... Zu solchen Faxen einer blasierten Höflichkeit schickt man nicht eine Million Männer in den Tod, welche zehn Millionen Bräute, Mütter, Schwestern und Töchter hinterlassen. Wer von uns beiden der Stärkere, entscheidet sich in einem Völkerkampfe nicht scheines- und ehrenhalber wie auf der Mensur, sondern es entscheidet sich im grimmigen Ernste. Und wäre der Franzose der Stärkere, wißt ihr nicht, daß er mit beiden Händen die Rheingrenze packte? Ist's aber der Deutsche, wißt ihr nicht, daß er die Maasgrenze haben muß, um einfach der Stärkere zu bleiben? Eroberung! Nennt es Sicherung! Wir wären Narren genug, als die Stärkeren hinter unsere schwachen Grenzen zurückzugehen ..., daß der Tanz demnächst wieder von neuem losginge. Frankreich ist nie anders befriedigt als eben durch die Beunruhigung Europas."

*

England und der Krieg.

Während es bei uns immer noch Empfindsame gibt, die da meinen, England kämpfe gegen die Mittelmächte wegen des Belgien zugefügten „Unrechtes", hat man jenseits des Kanales schon längst die Maske fallen lassen und neuerdings wieder sagte Oberst Alfred Gilbay bei der Generalversammlung der „London and Provincialbanc": „Wir haben diesen Krieg begonnen, um die industrielle Macht und den steigenden Einfluß Deutschlands auf das internationale Bankwesen endgültig zu vernichten; wir bringen die schwersten Opfer, um zu diesem Ziele zu gelangen, und machen — wahrhaftig — Elend und Angst genug mit, um den Plan zu vollenden, der uns vorschwebt. Vor dem Kriege sahen wir uns von den deutschen Konkurrenten überall umstellt. Ein erträgliches Dasein war nicht mehr möglich. Soll dieser Zustand wiederkehren? Nein! Wir müssen den Krieg fortsetzen bis zum endgültigen Siege. Wir müssen die Macht Englands größer gestalten als sie es jemals gewesen. Der Deutsche muß aus dem Wege geräumt werden. Das war unsere Absicht, als wir den Krieg begonnen haben; das bleibt unsere Absicht."

V.

Deine Augen sind nicht Himmelssterne,
Denn sie waren groß, so hell und warm;
Sterne blinzeln kalt aus eis'ger Ferne,
Und die Ferne macht mich krank und arm.

Aber seh' ich stumm im Walde Rehe,
Wie sie äugen fromm und kindlich scheu,
Leuchten deine Augen in der Nähe,
Senden einen Gruß mir schlicht und treu.

VI.

Blühende Liebe hab' ich genossen,
Freudebebend und lustverdrossen,
Sog den feinen Duft der Gefühle
Blinkender Augen im Weibergewühle,
Brachte Mädchenherzsaiten zum Klingen,
Hörte die fiebernden Pulse springen.
Heißa! Spröde probiert' ich und Zarte,
Keusche und Tolle und blieb — der Genarrte!
Kehrte vom Irrlicht zur Sonne zurück:
Zur Mutterliebe, dem reinsten Glück.

VII.

Sie glauben, ich achte nicht Gott,
Sie sagen, mein Glaube sei Spott,
Keine Kirche brauchte zu sein,
Denn ich ging' in keine hinein.

Meine Kirche ist Gottes Natur,
Da bin ich dem Herrn auf der Spur;
Die Andacht der Stille weht,
Meine Mutter ist mein Gebet.

VIII.

Unter Blumen
Bist du gegangen,
Blumen blieben
Dein innig Verlangen.

Hörtest sie atmen,
Gottgrüße wehen,
Lerntest der Anmut
Sprache verstehen.

Und du pflegtest
Zu Hause sie gerne,
Sahst voll Liebe
Die Blütensterne.

Holdtraute Seele,
Blumenumsponnen!
Lebtest mit ihnen
Zarteste Wonnen.

Lautem Gewirre
Fern blieb dein Leben,
Bliebst deinen Blumen
In Treue ergeben.

IX.

Du bist mir nah im sanften Blumenduft,
Ich hör' dich, wenn ein Vogel lockend ruft.
Doch bei des Frühlings erstem grünen Schein
Bist du in deiner schönsten Hülle mein.

Du schreitest hin im rosigen Gewand,
Glücklächelnd führt mich deine zarte Hand,
Aus deinen großen Augen aber lacht
Der Mai in seiner ganzen Wunderpracht.

X.

Über deinem Grabe blüht es schön
Und im heiter-duft'gen Blau ringsum
Grüßen, die dich kannten, lieb und stumm
Sanft geschwung'ne Wiener Bergeshöh'n.

Not und Sturm bricht nimmer dein Gem
Deine Träne wird zum Edelstein,
Hoheitsvoll erträgst du viele Pein,
Und dein Herz in edler Reinheit glüht.

Sahst der Donau flimmernd helles Band
Schlängelnd sich in traute Ferne ziehen,
Deine Jugend zog im Sonnglanz hin,
Träumtest süß vom schönen Ungerland.

Doch auch Freuden blüh'n im Zeitenschoß,
Still wie Veilchen pflückt sie deine Hand,
Deine Freuden sind so märchengroß,
Denn dir blieb des Kindes heitres Land.

Eine deutsche Blume blühest du
An der Maros Strand in Luft und Duft,
Bis das Schicksal dich aus Glück und Ruh
Nach des Nordens zweiter Heimat ruft.

Ruhe sanft, am Grabe blüht es schön,
Tau von Tränen übergießt es stumm,
Kindesliebe grüßt ihr Heiligtum
Und die treue Wacht der Bergeshöh'n.

Das deutsche Volk schuldet dem Dichter noch viel, wenn nicht alles. Unfähige, Unwürdige triumphieren. Der Meister schweigt mit fast Grillparzerischem Groll. Die Anklage gegen unsere zünftige Literaturgeschichte und literarischen Konventikel — diesen — Jammer — muß noch erhoben werden.

Franz Herold ist ihnen zu Trotz unsterblich. Er wird leben, solange deutsche Seelen nach Schönheit dürsten und nach Licht hungern, solange noch der Glaube im deutschen Volke wohnt, daß der Mensch zweimal geboren werden muß, einmal von der leiblichen Mutter, das zweite Mal durch sich selbst, durch das Ringen nach Schönheit und Selbsterlösung.

Wien. Mich. Röbauer.

Meiner Mutter †

(Marie Dworzak, geb. Schöberle).

11 Gedichte von Artur Dworzak.

I.

Deine Liebe ist mir eine Wiege,
Drin bin ich dein Kind für alle Zeit,
Und in deiner reinen Liebe liege
Ich in sorgenloser Herrlichkeit.

Bist du leise auch dahingegangen,
Lächelst du als milder Sonnenschein.
Und ein Sonnenkuß auf feuchten Wangen
Klärst du freundlich mein verlass'nes Sein.

II.

Im tiefen Walde bin ich jäh erschrocken,
Als hört' ich deine liebe Stimme locken,
Als wehte gottverwandt dein Hauch mich an,
Bis hold verwirrt ich mählich mich besann.

Es war ein Felsenquell, ein muntrer, reiner,
Es war ein Blumenhauch ein zarter, feiner,
Es war ein Quell, es war ein Blumenhauch,
Und dennoch, liebe Mutter, warst du's auch...

III.

Wunderbare Frauengüte!
Nur ein sanftes Wort im Munde
Warst du wie die gute Stunde.
O, wie wohl's im Zimmer blühte,
Wenn dein freundlich Wort erklang:
Märchensang!

Milde Augen, liebereiche,
Die nie böse konnten schauen,
Kindlich blickten voll Vertrauen.
Ja, in eurem Zauberreiche
War die weite Welt so ganz
Sonnenglanz!

Dulderin, du herzensreine,
Nimmer fass' ich deine Größe;
Immer ohne Seelenblöße
Gingst du bis zum dunklen Haine,
Fühltest deinen Körper kaum:
Blumentraum!

IV.

In deiner Liebe läßt sich's leben,
Es ist ein stilles Haus am Rain
Im Blütenduft von edlen Reben,
Im Rosenrot und Sonnenschein.

Der Ausblick geht in gold'ne Ferne,
Wo sanft verdämmern Rain und Ried;
Da senkt der Himmel sich so gerne
Herab und lauscht der Erde Lied.

Die Anmut geht mit leichten Füßen
Hausein und -aus und lockt und ruft:
Es ist ein frohes Liebegrüßen
In Himmelsglanz und Erdenduft.

Noch etwas zu unserem Wettbewerb.

Folgende Übersicht über die eingetroffenen Zuschriften anläßlich unseres Preisausschreibens dürfte manche Leser interessieren. Eindeutig richtig waren neun Lösungen; gleichfalls neun entschieden sich für Admiral Kirk als Täter in Verbindung mit Helfershelfern; Kapitän Okamoto kam 29 mal in Verdacht — erreichte demnach die größte Zahl von Stimmen (wofür er sich bestens bedanken wird!); Eliot wurde neunmal, Mac Douglas achtmal, Carmen Pereira sechsmal, der alte Steuermann viermal, Duniphans Schwager Mowling zweimal, Duniphans Vater und die Braut des Mac Douglas (!) je einmal als Täter bezeichnet. Auf Selbstmord rieten neun, auf einen natürlichen Tod und auf das Zusammenwirken gänzlich unschuldiger Personen je fünf Einsender. Siebzehn „Lösungen" waren höchst seltsam und sonderbar ausgeklügelt. Darunter finden sich folgende: „Ein sehr gelungener Aufsitzer", „Ein Traum des benebelten Admiral Kirk", „Die Dunkelheit der Geschichte", „Der Weltkrieg", „Ein amerikanisches Duell" (zweimal), „Der Tote im Zimmer Nr. 39 ist nicht Duniphan, denn Commander Archibald Duniphan lebt noch" . . .

Mit dieser Zusammenstellung sei der „Wettbewerb" endgültig abgeschlossen.

D. Schr.

Das Testament.

Ein Heereslieferer kam zum Sterben.
Da rief er denn nach seinen Erben
Und sprach ganz leis', im Flüstertone
Zum künft'gen Chefe, seinem Sohne:
„Mein Kind, du wirst es mir kaum glauben —
Es gibt sehr sonderbare Sachen!
Man kann den Wein sogar aus Trauben
Und Stiefel auch aus Leder machen."

Sennah.



Bücher

Franziska. Roman von Lisbet Dill. (Stuttgart und Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

Ich hatte eben die gründliche Umarbeitung meines im Jahre 1910 erstmalig erschienenen Romanes „Die Komödiantin Magdalene" für eine Neuausgabe vollendet, als mir Lisbet Dill's „Franziska" in die Hand kam. Auch die Geschichte einer Künstlerin, einer Sängerin, und ich wurde in manchem an meine Magdalena Matlener erinnert — womit ich aber weder sagen will, noch kann, daß beide Bücher irgendwie mit einander zusammenhängen, weisen sie doch inhaltlich und in der Form tiefste Unterschiede auf. Gemeinsam ist ihnen bloß teilweise das Problem: Künstlerin und Weib; Kunst und Künstler. Ein Thema, interessant und vielfältig genug, daß es nacheinander von hundert Schriftstellern verarbeitet werden kann, ohne ausgeschöpft zu werden. — „Franziska" gehört zweifellos zu den besten und psychologisch feinsten Romanen, die sich mit der Bühne und ihren Darstellerinnen beschäftigen. Danach soll (oder kann?) sich keine Künstlerin — und wohl erst recht kein Künstler?! — durch eine Ehe binden, will sie nicht verkümmern und verflachen Die Ursache dafür scheint im Zusammenhang von Kunst — auch der unerotischen Kunst — und Erotik zu liegen. Ich stimme Lisbet Dill vollkommen bei, gebe aber gern zu, daß man über das Problem streiten darf. Den genaueren Inhalt des Romanes hier wiederzugeben, unterlasse ich, um die Leser des Buches nicht um den Zauber der Entwicklung zu bringen. Ich empfehle es als Ganzes, wegen seines Gehaltes und seiner guten äußeren Form. Vielleicht könnte der Schluß anders sein; ihm fehlt in meinen Augen das Zwingende, eine Ausstellung, die sich auch mein obenerwähnter Roman durch die Kritik gefallen

XI.

O, lege deine liebe Hand
Auf meinen Kopf mir wieder,
Dann springt die Knospe ins Blumengewand,
Dann klingen meine Lieder.

Ich pflück' dir einen Blumenstrauß,
Ich küss' deine heiligen Hände,
Ich lass' dein Leben nimmer aus,
O Mutter, wenn ich dich fände.

Ich find' dich nicht, du kommst nicht mehr,
Die Knospe blüht vor Bangen,
Das wunde Herz hat kein Begehr:
Mein Lied ist heimgegangen.

Ostgermanen in Steiermark.

Von jenen Jahrhunderte dauernden Stammesverschiebungen, die wir zusammenfassend „Völkerwanderung" nennen, wurde auch das Gebiet der heutigen Steiermark berührt, doch sind wir darüber nur in großen Umrissen unterrichtet und häufig auf Vermutungen angewiesen. Eine „ältere historische Schule" meinte, von den Durchwanderungen seien Germanen in erheblicher Zahl auch in Steiermark zurückgeblieben — eine Hypothese, welche eine „jüngere Schule" ablehnte. Hat doch auch die Wissenschaft, einschließlich die Geschichtswissenschaft ihre Moden! Dem guten Laien schwirrt es dabei oft im Kopf! Um so freudiger ist da eine Arbeit wie „Ostgermanische Spuren in Steiermark" von Dr. Viktor R. v. Geramb zu begrüßen, die klar und übersichtlich eigene und fremde Forschungsergebnisse zusammenfaßt und damit zu geradezu zwingenden Schlüssen gelangt. Geramb erbringt einen hohen Wahrscheinlichkeitsbeweis dafür, daß sich im fünften und sechsten Jahrhundert n. Ch. in Norikum nicht unbedeutende Reste ostgermanischer Völker niederließen, wofür mancherlei Tatsachen zu zeugen scheinen, ist doch erwiesen, daß unter der Herrschaft der Hunnen auch zahlreiche germanische Stämme fochten, die teils mit der Hunnenflut, teils nachher Norikum beherrschten oder wenigstens durchwanderten. Geramb legt an der Hand urkundlicher Überlieferungen, Personen- und Ortsnamenvergleichungen und unter Heranziehung volkskundlicher Tatsachen, wie mir scheint, überzeugend dar, daß sich ostgermanische Völkersplitter in der Steiermark ansiedelten (um sich nach und nach mit Kelten, Römern, Slawen und Baiern-Schwaben zu vermischen). Gerade der volkskundliche Abschnitt der überaus lesenswerten Abhandlung ist interessant und neuartig. Hier werden Sagen, mundartliche Formen und Eigenheiten des Hof- und Hausbaues angeführt, die auf gotische und skirische Abkunft hindeuten. Wenn Geramb erwähnt, daß ostgermanische Ausdrücke wie „teten" gleich „säugen" und „hienen" gleich „heulen" in der Gottscheer Mundart zu finden sind, so gilt das Gleiche (oder galt noch vor Jahrzehnten) für das Waldland östlich der mittleren Mürz, das einst zu Pannonien gehörte: Auch hier war der Ausdruck „tetten" gebräuchlich und das Heulen des Hundes nannte man „heanen". Den südtiroler-kärntnerisch-südschwedischen Gruß „Guten Nachmittag" hörte man ebenfalls da. Der „Umlaufstall", bei dem Tiere gewöhnlich paarweise in einem Verschlag stehen, entspricht unserem „Krippenstall" und dem dänischen „Zweistandstall". Die Pflugform „Adl" — „ar" oder „ardr" im südlichen und mittleren Schweden — ist anscheinend unser „Arling" . . .

So hat Geramb Wege gewiesen und beschritten, die weiter zu verfolgen kaum jemand so wie er geeignet ist, um die Frage der Ostgermanen in Steiermark ein für allemal und endgültig zu lösen.

H. L. R.

Da sich die besten Namen in den Dienst der Sammlung gestellt haben, so kann man sich in sachlicher Hinsicht unbedingt auf die Darstellungen verlassen, die gleichmäßig gute Einführungen in die Hauptwissensgebiete bringen.

Berücksichtigt man noch, daß die Bändchen von Prof. Tiemann in ein geschmackvolles, künstlerisches Gewand gekleidet sind, so muß der Preis — geheftet kostet das Bändchen Mk. 1.20, geb. Mk. 1.50 — außerordentlich billig genannt werden; das ermöglicht es auch dem weniger Bemittelten, sich eine Büch[e]rsammlung anzuschaffen, die das für ihn Wertvollste „Aus Natur und Geisteswelt" umfaßt. Ein vollständiges, illustriertes Verzeichnis der Sammlung versendet der Verlag in Leipzig auf Wunsch umsonst und postfrei.

Deutsche Feste und Volksbräuche. Von Dr. Eugen Fehrle. Mit 30 Abbildungen. (Leipzig und Berlin. Aus „Natur und Geisteswelt", 518. Bändchen. B. G. Teubner.) Eine übersichtliche, vergleichsweise Zusammenstellung deutscher Feste und Sitten mit ihren Zusammenhängen und Verschiedenheiten in Gegenwart und Vergangenheit. Ein knapp gefaßtes, wertvolles Büchlein, das man in seinem Kasten in die erste Reihe stellen muß, um es gleich bei der Hand zu haben, da man es oft zu Rate ziehen wird. Freunde kultureller Forschungen dürfen daran nicht achtlos vorübergehen. Z. L.

Türkische Frauen. Ihr Leben im Harem und im Spiegel türkischer Erzählungen. Mit 18 Abbildungen. Von Bey Oglu. (München. Delphin-Verlag.) Alles Geheimnisvolle übt auf uns neugierige Menschen einen besonderen Reiz aus — und was gäbe es Geheimnisvolleres als die im Harem „vergrabene" türkische Frau? Da klärt nun Bey Oglu — übrigens ein geborener Deutscher — auf und zerstört manche Legende, sonderlich böse Legenden. Denn wenn auch das Dasein der Türkin von unserem Betrachtungsstandpunkt aus nicht gerade beneidenswert scheint, so ist es doch auch nicht beklagenswert. Der Mohammedanismus hat eben seinen eigenen Kulturkreis mit einer eigenen Entwicklung und eigenen Sitten und Gesetzen. Der Verfasser schildert an der Hand geschriebener und ungeschriebener Normen das Leben der Türkin als Mädchen, Frau und Mutter, die abweichenden Gebräuche in verschiedenen Gebieten, den Wechsel im Laufe einer tausendjährigen Entwicklung und die Aussichten in die Zukunft. Man lernt viel daraus. Besonders der Abschnitt über die Brautwerbung ist interessant. Man gelangt zum Schluß, daß es doch recht fraglich ist, ob die türkischen Frauen glücklicher würden, wenn sie europäisiert, das heißt emanzipiert würden, was manchen wünschenswert erscheint. Freilich wird die Befreiung aus der Haremsenge früher oder später bestimmt kommen — ob sie aber halten kann, was sie verspricht? Das werden Tatsach[e]n lehren. Die dem Buche beigegebenen achtzehn Abbildungen sind sehr geschickt ausgewählt und v[e]rtiefen den Eindruck der geschriebenen Darstellung. Heute, wo der Türke unser treuer Freund und Verbünd[e]ter ist, ist das kleine Werk recht zeitgemäß und wird seine Leser finden. Betont muß werden, daß es nicht mit Machwerken verwechselt werden darf, die früher schon hie und da, spekulierend auf den „anreizenden Stoff", veröffentlicht wurden. Es ist ein durchaus ernstes und gediegenes Buch. H. L. R.

Unser Recht auf den U-Bootkrieg von Konteradmiral Karl Hollweg. (Berlin und Wien. Ullstein & Co. Preis K 1.50). Unsere Feinde haben gegen die U-Boote alle Mittel in Bewegung gesetzt, vom brutalen Mord bis zur feigsten Hinterlist. Aber wirksamer als alle ihre Netze und Fallen, ihre Minen und armierten Handelsschiffe waren die Waffen der Verleumdung und Lüge, die unter gröbster Fälschung des Tatbestandes die ganze Welt gegen die deutschen „Piraten" aufbringen sollten. Je stärker die Wirkung des U-Bootkrieges wurde, desto wilder tobte der Chor feindlicher und neutraler Ankläger. Unser Volk hat sich durch diesen Lärm in seinem Vertrauen zu unseren Seeleuten keinen Augenblick beirren laßen. Trotzdem ist es gerade jetzt von unschätzbarer Bedeutung, daß ein hoher Seeoffizier, Konteradmiral Karl Hollweg, vor aller Welt den Nachweis liefert, daß wir bei unserem U-Bootkrieg alles Recht auf unserer Seite haben. Die für weiteste Kreise bestimmte Schrift „Unser Recht auf den U-Bootkrieg", die mit dem Verstande, aber auch, wie der Verfasser sagt, mit einem übervollen Herzen geschrieben ist, wendet sich ebensosehr an das Gefühl, wie an das sachliche Urteil des Lesers. Konteradmiral Hollweg spricht nicht nur „von jenem formalen Recht der Völker, das englische Willkür Jahrhunderte hindurch zu englischem Scheinrecht umzumodeln verstand". Er spricht auch in Worten von ergreifender Gewalt von den ewigen Rechten, die droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst. Kein Leser wird die Schrift ohne die Gewißheit aus der Hand legen, „daß uns das Verhalten unserer Gegner und der Neutralen, unsere Gesamtlage, unsere Überzeugungen und unser Gewissen nicht nur vom rein formellen seerechtlichen Standpunkt, sondern auch von dem eines menschlich-natürlichen Rechtes die Anwendung eines Kriegsmittels gestatten, ja gebieten, das uns durch die Gegner und durch unsere Selbsterhaltungspflicht im Laufe des Krieges förmlich aufgedrängt worden ist".

lassen mußte. Aber ich wüßte doch nicht zu sagen, welches Ende des Werkes mich auch künstlerisch mehr befriedigen würde. Nur blieb nach der letzten Seite ein Gefühl von Unbehagen zurück. Wie dem auch sei — „Franziska" ist ein reifes, lebenswahres Buch, dem ein erster Platz gebührt. H. L. R.

Ums Erbe. Eine Erzählung von deutschen Ansiedlern aus Südungarn von Ella Triebnigg. (Leipzig. Interim-Verlag, Adrian van den Broecke.) Von den Siebenbürger-Sachsen, die einsam im Meer der Rumänen und Madjaren als Insel aufragen, hat man schon immer und nicht wenig gehört, aber die Banater Schwaben sind uns lange ziemlich fremd geblieben. Erst Adam Müller-Guttenbrunn wies in seinen lieben Heimatsbüchern immer wieder darauf hin; der große Krieg hat sie dann mit Wucht in die Erinnerung ihrer Volksgenossen bei uns und im Reich zurückgerufen. Auch die feinsinnige Schriftstellerin Ella Triebnigg widmet den wackeren Schwaben ihr neues Buch. Es setzt vor dem gewaltigen Ringen an, das nun bereits drei Jahre währt, und führt bis in die Gegenwart herauf. Schwäbische Bauernkraft und ungarischer Adel schreiten durch die Erzählung — nicht vereint, nur zeitlich und örtlich nebeneinander, aber die gemeinsame Not läßt sie schließlich das gemeinsame Ziel erkennen, dem sie alle zustreben sollen und müssen: dem Schutz des väterlichen Erbes. Eine sehr zeitgemäße Idee, der man nur wünschen möchte, daß sie nicht in der hellen Dichterstube verbleibt, sondern hinausfliegt ins Leben, wo sie handeln und wirken kann, in einer glücklicheren Zukunft. Das wünscht ja das Buch — und das erreicht es hoffentlich auch! B. O. P.

Lotte Hagedorn. Roman von Felix Philippi. (Ullstein & Co. Berlin.) Die Literatur in Österreich hat ihre Alt-Wiener-Romane schon hinter sich: Bartsch, Decsey, Hans Hart. Die im Reich beschäftigt sich eben eifrig mit Alt-Berlin. Doch welcher Unterschied in der Auffassung des nachklingenden Biedermeier! Hier, bei uns in Süden ein Schwelgen in Weinlaub und Behaglichkeit, ein Sichsehnen nach Zeiten, die uns schöner dünken als die Gegenwart; dort, im Norden ein Grübeln über Übergänge vom Alten zum Neuen, wobei das Alte nicht immer besser wegkommt. Die Berliner Art ist gehaltvoller, die Wienerische anmutiger. Bei ersterer fällt auch auf, daß die Frage des emanzipierten Judentums immer und immer wieder und nicht ganz unparteiisch angeschnitten wird. — Was „Lotte Hagedorn" im besonderen anlangt, schildert es das verunglückte Leben eines jungen Mädchens, das gegen seinen Willen einen ungeliebten Mann heiraten muß: nach dessen Selbstmord winkt ihr das Glück durch einen Jugendgeliebten zum zweitenmal — abermals jedoch scheint es zu scheitern, denn er muß in den Krieg und schon gibt man ihn verloren, worauf alle Anzeichen deuten — aber er kehrt gesund heim und der Roman findet seinen guten Schluß. Besonders freundlich mutet die Nebenfigur des lieben Onkel Giesebrecht an, der leider allzu früh stirbt. . . .

Ein ansprechendes Buch, das sich flüssig liest. P. L. M.

Bei deutschen Brüdern im Urwald Brasiliens. Eine Rundfahrt von Karl Grube. (Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, 1916.)

Karl Grube hat hier Neuland entdeckt. Wenigstens für die Mehrzahl, die sich nicht mit diesem Spezialgebiet beschäftigte. Daß es in Südbrasilien eine halbe Million Deutsche gibt, die — das ist das Wichtige — deutschbewußt geblieben sind, deutsche Sitte, deutsche Kultur pflegen, blühende deutsche Städte und Dörfer geschaffen haben, diese trostreiche Tatsache dem Publikum gekündet zu haben, war ein großes Verdienst.

Das Buch ist in einer originellen Sprache geschrieben, das Ganze ist erwärmt durch eine ungeschminkte ehrliche Liebe zu unserem Volke, erhellt von einer wohltuenden treuen Zuversicht in die große Weltmission des germanischen Gedankens. Robert Hohlbaum.

„Aus Natur und Geisteswelt" (Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens). (Leipzig und Berlin. Verlag von B. G. Teubner.)

Es ist ein erfreuliches Zeichen der Gegenwart, daß sich in zunehmendem Maße Gelehrte an weitere Kreise wenden, um ihnen die Ergebnisse der Wissenschaft in leichtfaßlicher Form zu übermitteln. Wir besitzen bereits eine Reihe von Sammlungen wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen, die bestrebt sind, der Gefahr der „Spezialisierung" unserer Kultur entgegenzuarbeiten. Wir möchten heute besonders auf die Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" hinweisen, die bereits 600 Bändchen umfaßt, von denen schon über 200 in 2. bis 6. Auflage vorliegen, ein Beweis dafür, in welchem Umfange sie in alle Kreise des Volkes gedrungen ist, wie sehr es ihr gelang, die Freude am Buche zu erwecken oder erhöhen. Worüber immer man sich Auskunft holen will, über Fragen der Religion, der Philosophie, des Erziehungswesens, von Literatur und Kunst, Geschichte und Geographie, Recht, Staat und Wirtschaft, Mathematik, Naturwissenschaften und Technik, immer findet man einen Führer, der nicht nur trocken den Wissensstoff vermittelt, sondern in anregender Darstellung den Leser zu fesseln weiß. So wünschte man, die Bändchen vor allem auch in den Händen der reiferen Jugend zu sehen.

lichen und ansprechenden Schilderer des Wiener Lebens neuerlich vorführen. Auch diese Ausgabe wird reichlich mit seltenen Abbildungen nach alten Vorlagen versehen sein. Der Hinweis darauf dürfte auch für die Freunde der hier oben besprochenen „Bücher über Altwien“ von Interesse erscheinen.

Dr. Anton Schlossar.

Kalender der Kriegspatenschaft 1917. (Wien. Waldheim-Eberle.)

Dieser dem Werke der Kriegerwaisenfürsorge gewidmete Kalender enthält nebst dem Kalendarium und den üblichen Nachschlagetafeln poetische, erzählende und betrachtende Beiträge österreichischer Schriftsteller. Zu den Mitarbeitern zählen auch der Kardinal Erzbischof Piffl und — die Kaiserin Zita, deren Bildnis das Jahrbuch ziert.

Das sonst gut ausgestattete und mit einigen wertvollen Bildern geschmückte Buch hat nur den einen großen Fehler, daß es mit lateinischer Schrift gedruckt ist. Es verdient, in alle Sprachen des Reiches übersetzt und mit den dazugehörigen Lettern gedruckt zu werden. Aber die deutsche Ausgabe sollte mit deutscher Schrift gemacht sein!

Literarischer Jahresbericht des Dürerbundes. Zweiter Kriegsratgeber 1916—17. (München. Georg D. W. Callwey.)

Seinem bekannten Kriegsratgeber von 1915 läßt der Dürerbund nun als zweiten Kriegsratgeber einen Literarischen Jahresbericht folgen. Er enthält genaue und zuverlässige Besprechungen der wichtigeren neuen Kriegsliteratur auf allen Gebieten (Geschichte, Politik, Völker und Länder der Erde, Weltwirtschaft, Völkerrecht, Weltpolitik, Deutschlands Entwicklung während des Krieges, Kriegsschrifttum, Kriegsschilderungen). Ein zweiter Teil des reichhaltigen Werkes bringt in der Art der vom Frieden her bekannten Jahresberichte des Dürerbundes einzelne Abhandlungen über die wichtigsten Bücher, welche seit 1913 erschienen; hier sind folgende Gebiete hauptsächlich berücksichtigt: Philosophie, Pädagogik, Soziologie, Bevölkerungslehre und Geburtenrückgang, Naturwissenschaften, Aufsatzsammlungen, Geschichte, Literaturwissenschaft, Kunst- und Musikwissenschaft, Schöne Literatur, Jugendschriften, Bücher für Feldpost.

Büchereinlauf.

Sturmvögel. Kriegsnovellen von Carl Busse. (Leipzig. Quelle u. Meyer.)

Mein liebes Wien. Geschichten aus unseren Tagen von Emma Schiller. (Wien. Moritz Perles.)

Ein dritter Band mit Allerhand. Heiteres für ernste Zeit von Sophie Jarzebecki. (Wien. L. W. Seidel u. Sohn.)

„Unterwegs.“ Bergmärchen und Gedichte von Frau Gusti Faber †. (Verkaufsstelle: Wien I., Kärntnerring 9, Buchhandlung Carl v. Hölzl.)

Der große Krieg. Ein Anekdotenbuch von Erwin Rosen. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Max Pechstein. Von Walther Heymann. Mit 4 Farbendrucken, 44 Netzätzungen nach Gemälden u. 58 Strichätzungen im Text. (München, R. Piper u. Co.)

Aus schwerer Zeit. Erinnerungen aus dem Jahre 1798. (Zürich. Art. Institut Orell Füßli.)

Märchen und Träume. Von Felix Beran. Buchschmuck von Suzanne Recordon. (Zürich, Art. Institut Orell Füßli.)

Kaiserworte. Ausgewählt von Dr. Friedrich Everling. (Berlin. Trowitzsch u. Sohn.)

Schürer des Weltbrandes. Eduards unselige Erben. Neue Folge von Moritz Loeb. (Augsburg. Haas u. Grabherr.)

Land oder Geld. Von Georg Bernhard 84. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg“. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Die Lehren des Weltkriegs für unsere Kolonialpolitik. Ein Vortrag von Dr. W. H. Solf, Staatssekretär des Reichskolonialamts. 85. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg“. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Vaterländischer Hilfsdienst. Reden zur Vorlage des Gesetzes im Reichstag (29. November 1916) von Reichskanzler Dr. von Bethmann-Hollweg, General von Stein, Staatssekretär Dr. Helfferich und Generalleutnant Gröner. 86. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg“. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Aus dem Völkerkrieg 1914/16: II. **An der Ostfront.** Erlebnisse und Schilderungen von Kriegsteilnehmern. (Lahr in Baden. Moritz Schauenburg.)

Des deutschen Kriegers inneres Erlebnis. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.)

Eherne Wacht. Kriegslieder von Mathilde zu Stubenberg. (Graz, Ulrich Mosers Buchhandlung J. Meyerhoff.)

Sonnenuntergang. Dem Andenken eines Verstorbenen gewidmete Gedichte von Bertha Hallauer. (Zürich. Art. Institut Orell Füßli.)

Sternbüchlein für 1917. Herausgegeben von Robert Henseling. Mit 55 Abbildungen. (Stuttgart. „Kosmos“, Gesellschaft der Naturfreunde, Franckhsche Verlagshandlung.)

Für Freunde der Landwirtschaft. Wer sich für die Landwirtschaft und ihre jetzt einsetzende Neugestaltung interessiert, der lese nebst unseren heimischen Fachschriften auch norddeutsche Blätter. Es paßt an ihnen zwar nicht alles auf uns, aber was paßt, daraus kann man von unseren nördlicheren Brüdern viel lernen. Lesen wir gerade einmal die Zeitschrift „Das Land“, herausgegeben von Heinrich Sohnrey (Berlin, Trowitzsch u. Sohn), und die „Bodenreform“, geleitet von Adolf Damaschke (Berlin, Harrwitz Nachfolger). Praktisch und ethisch von großer Bedeutung. Das „Land“ pflegt auch Unterhaltung, dem ländlichen Kreise angemessen. Sehet euch, Landsleute, die ihr vorwärtskommen wollt, von diesen Blättern einmal einige Nummern an und ihr werdet euch, denke ich, bald des näheren mit ihnen befassen.

Niedergang oder Aufstieg. Eine Schicksalsfrage über die Zukunft unserer Rasse von Prof. Dr. Johann Ude. (Graz, Verlag „Volksheil“, Bischofplatz Nr. 1.)

Außer den grimmigen Feinden jenseits der Grenzen hat unser Volk auch furchtbare Feinde im eigenen Hause. Was für Feinde das sind, davon unterrichtet uns diese Schrift auf die klarste und eindringlichste Weise. Ein Stündlein genügt und wir lernen in dem Büchlein die Gefahren kennen, die uns umgeben, die in uns selber sind. Nicht durch den Krieg, vielmehr durch unsittliches oder sittliches Leben wird unser Schicksal bestimmt: Niedergang oder Aufstieg.

Bücher über das alte Wien. Der zumal auf dem Gebiete der Kunst rühmlichst bekannte Verlag von Anton Schroll & Co. in Wien hat in der jüngsten Zeit einige Bücher herausgegeben, die in besonders anheimelnder Weise dem Leser die Altwiener Zeit vorführen und ihn mit den noch so gemütlichen Zuständen jener Tage in der österreichischen Residenzstadt bekannt machen. Zunächst ist es das freundliche Buch Hermine Cloeters: „Häuser und Menschen von Wien“, das noch im Jahre seines Erscheinens fünf Auflagen nachweisen kann und das uns an der Hand wertvoller geschichtlicher Daten alte Häuser und Stätten Wiens zeichnet, die teils schon verschwunden, teils dem Untergange geweiht sind und an die sich doch so große und merkwürdige Erinnerungen knüpfen. Das alte, eben verschwindende Freihaus, in dem Mozart die Uraufführung der „Zauberflöte“ dirigiert hat, die Favorita (heute Theresianum), das Palais Geymüller, das Haus, in dem Gluck so viele Jahre wohnte und starb, und vieles andere zeichnet die Verfasserin in überaus fesselnder Weise und weiß unendlich viel aus der Geschichte dieser Stätten zu berichten. Dazu aber bietet der Verlag eine reiche Zahl vortrefflich wiedergegebener Bilder nach alten seltenen Vorlagen, Ansichten und Porträts, die uns die längst vergangenen Tage vorführen und gleichsam ein reizendes Bilderbuch jener schönen, gemütlichen Vergangenheit liefern. — In ähnlicher Weise, aber von einem andern Gesichtspunkte ausgehend, entwirft Richard Smekal in dem eben erschienenen Werke: „Das alte Burgtheater (1776—1888)“ eine Geschichte dieser berühmten Kunststätte. Aber diese Geschichte stellt sich zusammen aus zeitgenössischen Darstellungen und Berichten, aus den Satzungen und Originalmitteilungen über diese Bühne und ihre Kunstgrößen von der josefinischen Zeit bis zur letzten Aufführung in dem alten Theatergebäude, in dem ein so merkwürdiges Stück großer deutscher Theatergeschichte sich abgespielt hat. Die Namen und Leistungen der einstigen Direktoren, der großen Künstler und Künstlerinnen, der unsterblichen Dichter von Körner und Grillparzer an ziehen an uns vorüber, besprochen von Kunstrichtern ihrer Zeit, und gemahnen an jene für die Schauspielkunst so gewaltigen Tage. Auch dieses schöne Buch zeigt uns zahlreiche Bilder verschiedener Teile dieses berühmten alten Theaters, Bildnisse der Darsteller, der Dichter und Direktoren von der ältesten bis auf unsere Zeit. — Ein gleichfalls dem Altwiener Leben und dessen geistigen Größen sich zuwendendes eigenartiges Buch desselben Verlages ist der „Altwiener Kalender für das Jahr 1917“, herausgegeben von A. Trost, in dem die besten Kenner der „guten alten“ Wiener Zeit über Persönlichkeiten und Örtlichkeiten berichten, die der Residenzstadt damals ihr charakteristisches Gepräge verliehen haben, so z. B. A. Walheim über Grillparzer, F. Lange über Josef Strauß, G. Glück über Mor. v. Schwind, E. Fechtner über Neumann, den Textdichter von Schuberts deutscher Messe, O. E. Deutsch über Schuberts „Schöne Müllerin“, R. Payer v. Thurn über den „Hanswurst“ Stranitzky, R. Smekal über den „Müller und sein Kind“ u. a. m. Auch hier ist eine stattliche Zahl vortrefflicher Illustrationen beigegeben, von denen besonders die schönen Porträts, auch jene, die sich zwischen den Monatstabellen des Kalendariums finden, hervorgehoben seien. Alles in allem ein reizendes Gedenkbuch an die Altwiener Zeit. — Der Verfasser vorliegender Zeilen kann mit besonderem Vergnügen auf diese höchst beachtenswerten Bücher hinweisen, die in so anmutiger Weise die Erinnerung an die vergangenen schönen Tage der Wienerstadt vermitteln; vielleicht darf er auch an dieser Stelle des merkwürdigen humorreichen Franz Grüffer gedenken, der vor 1848 zu den fleißigsten und eigenartigsten Schriftstellern über Wien und seine Denkwürdigkeiten gehörte. Dessen „Wiener Memoiren“ und „Dosenstücke“ sollen nach jahrelangen Vorarbeiten mit der ersten ausführlichen Lebensbeschreibung Grüffers nach den Wiener Polizeiarchivsakten noch in diesem Jahre (bei G. Müller in München), von mir reichlich mit Anmerkungen versehen, herausgegeben werden und diesen treff-

Die Dürer-Schrift voran!

Die Zeit ist da, in der wir Deutsche alles daranzusetzen haben, unser Volkstum nach jeder Richtung hin sicherzustellen. Gegnerische Mächte rütteln an allem, was uns heilig ist. In unserem Schrifttum, unserer Kunst, unserer Presse sind undeutsche Strömungen am Werke, die nur verderben wollen; unsere Sprache erwehrt sich mit Mühe der fremden Eindringlinge. Seit einem Menschenalter ist man sogar bestrebt, die alte heimische Schrift, der Albrecht Dürer die jetzt gebräuchliche künstlerische Form gab, in Nachäfferei des Auslandes durch die charakterlosen welsch-englischen runden Schriftzeichen zu ersetzen. In erster Linie sind es die großen jüdischen Verlagsfirmen in Deutschland, die nichts von unserer künstlerisch turmhoch über der welschen stehenden Bruchschrift mehr wissen wollen. Auch üben die durch Halbgelehrsamkeit verbildeten Lateinschriftler von allerlei Herkunft ihren Witz an den „teutschen Typen", die aus England und Amerika bezogenen Schreibmaschinen mit ihrer Rundschrift stumpfen jedes Schönheitsgefühl in Schriftsachen ab und Rundschriftstahlfedernerzeuger bearbeiten die Lehrerschaft unter dem Vorwande, für das Ansehen und die „Stellung des Deutschtums in der Welt" wäre das erste Erfordernis die runde Lateinschrift, trotzdem die wirklichen Auslanddeutschen von dem geraden Gegenteile überzeugt sind. Alle diese Vorkämpfer für die aus dem Welschlande des 15. Jahrhunderts stammende und damals in bewußtem und gewolltem Gegensatze zum germanischen Stile erfundene Rundschrift treten gewöhnlich mit einer Miene von Unfehlbarkeit auf, die wir ihnen abgewöhnen müssen. Das aber kann viel schwerer der einzelne tun als eine Gesamtheit, ein großer Verein, dem die hiezu nötigen Mittel zu Gebote stehen, kostet doch jeglicher Kampf Geld. Gilt es doch auch ein bereits ziemlich umfangreiches Schrifttum zu kennen und Flugschriften zu verbreiten, denn die Geschichte der deutschen Schrift wird leider in keiner Schule gelehrt und ist auch oft in sonst hochgebildeten Kreisen unbekannt.

Darum wendet sich der bereits zahlreiche Mitglieder zählende Deutsche Schriftverein in Graz an die Gesamtheit der Deutschösterreicher, denen der Schutz des Deutschtums besonders obliegt, mit der Bitte, seine Reihen zu verstärken. Nur Eintracht und fester Zusammenschluß gibt Macht!

Der Mitgliederbeitrag ist 2 Kronen. Besteller der „Mitteilungen" und Veröffentlichungen des Vereines zahlen 4 Kronen im Jahre.

Sitz der Vereinsleitung ist Graz, Wielandgasse 2.

Ein unentgeltlicher schriftlicher Unterrichtskurs

für einfache, doppelte und amerikanische Buchhaltung sowie Gabelsberger Stenographie wird für die Leser unseres Blattes im Monate März eröffnet. Vorkenntnisse werden nicht verlangt, doch können nur solche Personen teilnehmen, die die deutsche Sprache in Wort und Schrift vollkommen beherrschen. Nach Beendigung des Kurses erhalten die Teilnehmer rechtsgültige Zeugnisse. Anmeldungen sind mittels Postkarte an den Deutschen Volksbildungsverein, Wien, V., Schönbrunnerstraße 12, zu richten.

Natur- und Jagdstudien in Deutsch-Ostafrika. Von Hans Besser. (Stuttgart. „Kosmos", Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart.)

Gebt das Schiff nicht auf! Prophezeiung vom Jahre 1813 über die U-Boote und den Ausgang des jetzigen Weltkrieges. Gedichte und Erzählungen von Bertha Korb-Kimmerle. (Breslau. Preuß & Jünger, Inh. Kropff & Weinberger.)

Avenarius-Buch. Ein Bild des Mannes aus seinen Gedichten und Aufsätzen von Wilhelm Stapel. (Georg D. W. Callwey. München.)

Ein Jahr in Paris. Skizzen und Kulturbilder nach Erinneruugen und Beobachtungen eines Deutschen. Von Karl Eberhardt. (Wien. A. Pichlers Witwe und Sohn.)

Das eiserne Korps im Felde und daheim. Gedichte von Dr. Georg Gimpl. (Verlag der Offiziellen Kriegshilfe der k. k. steierm. Statthalterei.)

Frommes Elegante Welt. Kalender für 1917. 57. Jahrgang. (Wien. Carl Fromme.)

Unsere Jugend und der Krieg. Ein Bilderbuch mit Versen von Viktor und Lina Schufinsky. Herausgegeben vom Kriegsfürsorgeamte des k. u. k. Kriegsministeriums. (Prag, Wien, Leipzig. A. Haase.)

Die heilige Wehr. Deutsche Kriegslyrik der Gegenwart. Herausgegeben von Karl Jakubczyk. (Freiburg 1917. Herdersche Verlagshandlung.)

Robert Haag. **Das Geländezeichnen nach der Natur.** Eine kurze, praktische Anleitung mit 10 Abbildungen und acht Tafeln (Stuttgarter Bilderbogen Nr. 11). (Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung.)

Das geistliche Jahr der Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Herausgegeben und eingeleitet von Christoph Flaskamp. (München. Kunstanstalten Josef Müller.)

Die Landjugend. Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben von Heinrich Sohnrey. 21. Jahrgang. (Berlin. Deutsche Landbuchhandlung, G. m. b. H.)

Kriegs- und Friedenskalender für den deutschen Feldsoldaten, Bürger und Landmann auf das Jahr 1917. Mit Beiträgen von Dr. Ludwig Finckh, Dr. Kurt Floericke, P. Langbein, Erich Schlaikjer, Edgar Steiger u. a. Herausgegeben von Anton Fendrich. Mit farbigem Vollbild und Zeichnungen von Fritz Bergen und Willy Planck. (Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung.)

Goethe-Kalender. Begründet von Otto Julius Bierbaum. Auf das Jahr 1917. Herausgegeben von Carl Schüddekopf. Mit acht Tafeln. (Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.)

Heinrich Pralle. **Flechtarbeiten.** Aus Papier: Flächenmuster. Umflechtungen von Körben und zylindrischen Hohlformen. — Aus Peddigrohr: Allerhand Spielzeuge. Untersätze und Körbe. — Aus Wickelrohr: Reifenspiel. Körbe und Schalen. — Aus Bast: Untersätze. Schalen. Taschen und Schuhe. Mit 32 Abbildungen auf 16 Tafeln und 134 schematischen Zeichnungen. (Leipzig und Berlin. B. G. Teubner.)

Gedanken zur Ehe-Reform. (München. Verlag „Veritas".) Die Schrift behandelt in kluger und vornehmer Form die humane Lösung der hochwichtigen Frage.

Siebenbürger Sachsen im Weltkriege. Feldbriefe und Kriegsskizzen mit Geleitwort von Rudolf Rucken-Jena und mit einer Einleitung, herausgegeben von Adolf Höhr. (Wien. L. W. Seidel & Sohn.)

Gegen Lodz und Warschau; Das Ringen um Galizien; Der Siegeszug in Polen. Drei Bände von Kurt Floericke. (Stuttgart. Franckhsche Verlagsbuchhandlung.)

Unterseebootskrieg und Völkerrecht. Von O. von Alvensleben. 81./82. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Wenn sie siegten! Von Wilhelm Schmidtbonn. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Vier illustrierte Kinderbüchleins von Lina Sommer: **Gedichtchen für Kinder; Lust und Freud für kleine Leut; Für dich, lieb Kind! Ri-ra, rutsche butsch.** (Stuttgart. Rich. Keutel.)

Ästhetik der deutschen Sprache. Von Prof. Oskar Weise. (Leipzig u. Berlin. B. G. Teubner.)

Heilen und helfen. Von Dr. Hermann Dekker. Mit zahlreichen Abbildungen nach Originalaufnahmen. (Stuttgart, „Kosmos", Gesellschaft der Naturfreunde, Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagshandlung.)

Landwirtschaftlicher Kalender für Oberösterreich für 1917. (Herausgegeben vom Landes-Kulturrat in Oberösterreich. Verfaßt von Dr. J. Hubinger. (Linz. J. Wimmer.)



8. Heft Mai 1917 41. Jahrg.

Das Wunder.

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

Der Herr Erzherzog in seiner Burg zu Grätz war den gräflichen Herren von Schärffenberg auf Hohenwang nicht mehr so wohl gewogen wie damals, als man ihnen in Anerkennung der Verdienste, die sie sich in langbewährten Kriegsübungen um das Haus Habsburg und das Römische Reich ritterlich erwarben, das Ehrenwort „Wohlgeboren" verlieh.

Das war gewesen.

Der Steiermärkische Adel, die Grafen, Ritter und Herren, hatte die lutherische Ketzerlehre angenommen, evangelische Prädikanten ins Land gezogen, protestantische Schulen errichtet und seine Söhne an die Universitäten von Wittenberg und Leipzig geschickt. Schon viel zu lange hatte die Langmut des hohen Guberniums gewährt, zu lange enthielt sie dem heiligen Vater in Rom vor, was ihm gebührte, bis endlich die Geduld riß. Zuerst wurden die Bauern und Städte in den Schoß der *einen* Kirche zurückgetrieben und dann mußte der Adel sich beugen — so weit er sich beugen ließ. Weg mit den aufrührerischen Prädikanten, hieß es, weg mit den protestantischen Schulen, weg mit allen, die das Abendmahl in beiderlei Gestalt genossen! Das gestrenge Mandat machte keine Ausnahme und bestimmte: „Weil es Unser landesfürstliches Amt und Schuldigkeit ist, für das Heil und die Seligkeit Unserer Untertanen zu sorgen, so befehlen Wir, daß sich Jeder in Jahresfrist zu dem

Postkarten des „Heimgarten“

Oberst Freiherr von K. im Felde. Die „Wiener Sonn- und Montagszeitung“ vom 19. Februar, auf die Sie anspielen, berichtet, daß der Anhang des „Semi-Gotha“ auch den Feldmarschall von Mackensen als „Judenstämmling“ anführt. Allerdings, man findet ihn dort — in der I. Auflage, jedoch nicht mehr in der verbesserten II. vom Jahre 1913. Der Herausgeber des „S.-G.“, bei dem ich mich deshalb persönlich erkundigte, sagte mir, er sei in diesem Fall knapp vor Fertigstellung des zum Teil unbeliebten Werkes von bis dahin zuverlässiger Seite und vermutlich absichtlich irregeführt worden. Der „S.-G.“ enthält mancherlei Unrichtigkeiten, was er selbst nicht leugnet, doch durch den Hinweis auf die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hat, verständlich begründet. Jedenfalls wird jede neue Auflage zuverlässiger. Die „Wiener Sonn- und Montagszeitung“ erwähnt in dem Zusammenhang ferner, daß der Herausgeber des „erpresserischen“ „Machwerkes“, wie sie den „S.-G.“ schilt, wegen „Gotteslästerung zu diffamierender Freiheitsstrafe“ verurteilt wurde. Ob das stimmt, kann ich Ihnen nicht sagen, aber unterschreibe Ihre Worte: „Wenn ich nicht irre, so hat man sogar Jesum Christum seinerzeit in Judäa einen Gotteslästerer genannt; was mich anlangt, ohne Gotteslästerer irgendwie in Schutz nehmen zu wollen, ist mir ein solcher zu einer „diffamierenden Freiheitsstrafe“ verurteilter Verbrecher in der Regel immer noch bedeutend sympathischer, als etwa Wucherer, Preistreiber, Bodenspekulanten und ähnliche Vampyre, die unsere Frauen und Kinder aussaugen, während wir unser Leben in die Schanze schlagen, — auch wenn sie noch nicht eingesperrt wurden!“ Da gibt ihnen das ganze Hinterland recht, Herr Oberst! Ich möchte Sie auf den Aufsatz dieses Blattes „Der neue Herrenstand“ aufmerksam machen; der sagt manches. — Heil Ihnen, den tapferen Truppen und deren Führer Feldmarschall Mackensen! P. L. M.

Ing. F. Holzer. Dieser merkwürdige Ausspruch fiel nach Berichten in Wiener Zeitungen in folgendem Zusammenhang: Die Frau des Kaufmannes Rudolf Lichtblau erstand beim Kaufmann Max Lindenfeld ein Stück Seife, das so minderwertig war, daß Lichtblau Ersatz forderte, zu dem sich die Schwägerin Lindenfelds auch bereit erklärte. Aber das war dem Lindenfeld nicht recht und er rief seiner Schwägerin die klassischen Worte zu: „Was, dem willst du Geld zurückgeben? Der ist selbst ein Schwindler, ein Gauner und Betrüger!“ — Max Lindenfeld büßte seine Offenherzigkeit mit 70 Kronen.

Voitsberg. Wir vermögen Ihnen nur teilweise Auskunft zu geben. Aus verschiedenen leicht begreiflichen Gründen kann nur ein kleiner Teil der eingesandten Bücher besprochen werden. Das von Ihnen angeführte befindet sich nicht darunter. — Der Roman „Der Erbarmungslose“ von H. L. Rosegger erschien noch nicht in Buchform.

Angehender Weidmann: Wie lange man auf einen Hasen schießen muß, bis er tot ist? Nun, geübte Schützen strecken ihn angeblich schon mit dem vierten, sogar mit dem dritten Schuß zu Boden, wobei auch auf das Gewehr viel ankommt. Ihre Meinung, daß Hasen auch Menschen anfallen, dürfte irrig sein; wenigstens findet sich in Brehm's Tierleben keine Bestätigung Ihrer Vermutung. Bevor Sie als Nimrod in den wilden Wald wandern, empfehlen wir Ihnen dringend das Studium der dort üblichen Sitten und Gebräuche. Da ging zum Beispiel ein Freund von mir auf die Jagd, und als sein Nebenmann auf ein kleines Häschen anlegte, schrie er ihn an: „Schießen Sie nicht, das ist mein Hase, auf den schieß' ich schon den ganzen Tag!“ Dieser Ausspruch wurde seltsamerweise von einigen anwesenden Jägern als ungehörig bezeichnet. Und dabei war mein obgenannter Freund ein sehr erfahrener Weidmann, der jeden Sonntag jagerte! — Wir wünschen Ihnen besten Erfolg. Sollte es Ihnen einmal gelingen, Wildbret zu fangen, so sprechen Sie bitte in der Schriftleitung damit vor; sie hat dafür bedeutend größeres Interesse, als für lyrische Gedichte.

(Geschlossen am 20. März 1917.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Flecker.** — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz.

gener Serbe nach Belgrad ins Lager der Osmanen auf, und wenn er die Löse brachte, würde der Pascha freigegeben werden. Bis dahin aber saß Mahmud auf Hohenwang fest. Eigentlich so recht fest saß er nicht, denn er ging mit Herrn Ulrich auf die Jagd, spielte zu dritt mit dem Pfarrer von Langenwang ein Würfelspiel und setzte sich an trüben Abenden zu Frau Eva Regina, der er in seiner sonderbaren Art von zuhause erzählte, von seinem Harem und den prächtigen Teppichen und bunten Stickereien, die seine sieben Frauen anfertigten.

Sie fragte: „Streiten denn die Weiberleut untereinander nit manigsmal, Herr Pascha?“

Der nickte würdig: „Sie streiten schon.“

Sie mochten ihn alle gut leiden auf Hohenwang, den „Terk“, die ritterlichen Hausleute, das Gesinde und der Michl Sindelhofer, der nicht einmal versuchte — obschon es eigentlich seine Christenpflicht gewesen — den Heidenmenschen zu bekehren.

Die Knechte glotzten ob der fremden Art, wie der Terken den Speer auf die Wildsau schleuderte und seinen krummen Säbel schwang, daß er nur so sauste, und die Mägde tuschelten neugierig hinter ihm drein: „Der mit die drei Roßschweif und die sieben Weibsbilder!“ Streichelte er einmal einer drallen Dirn die Backen, so kreischte sie — und hielt still. Schon weil niemand wußte, wie so ein Wilder bös werden könnte, wenn man ihn nicht frei gewähren ließe. Und auch sonst . . . .

Eines Tages im August meldete sich ein neuer ungeladener Gast: Pater Liguorius von den Jesuwitern von St. Ägidi in Grätz. In der Nacht vorher träumte der Schloßfrau vom Teufel mit Hörnern und Schweif. Der Liguorius, dessen rechtes Bein gerade um so viel zu lang war, wie sein linkes zu kurz geraten, schickte seine samtweichen taubenfrommen Augen überall herum und sagte, der gnädige Herr Erzherzog habe ihn hergesendet, und er wies auch den Empfehlungsbrief mit Sigull vor. Darin stand, daß der Herr Erzherzog mit Ulrich von Schärffenberg wieder recht wohl zufrieden sei, erstens weil er die Irrlehre des weggelaufenen Mönches von Wittenberg abschwor und zweitens, weil er so tapfer gegen die Feinde in Hungaria gefochten. Daher schicke er ihm seinen lieben Freund, den Pater Liguorius S. J., zum Zeichen neuerlicher Anerkennung, und bitte, den geistlichen Herrn so aufzunehmen, als wäre er der Erzherzog selbst.

Der Jesuwiter bezog das beste Zimmer im Schlosse und redete nicht vom Weggehen, was doch auch erbetene Gäste früher oder später immer einmal tun.

Herr Ulrich zeigte den Brief mit Sigull, den der gnädige Herr Erzherzog eigenhändig gefertigt hatte, dem Pfarrer in Langenwang und fragte ihn um seine Meinung darüber; er verstehe nicht, was das für

katholischen Glauben mit Uns und der allgemein christlichen Kirche vergleiche. Wer sich nicht vergleichet, darf nicht im Lande wohnen bleiben und nicht seine Güter persönlich besitzen, sondern muß das Land räumen, die Güter verkaufen, und wenn er sie in der Zeit nicht versilbern könnte, nach sechs Monaten seinen Freunden und Verwandten zum Verkaufe überlassen. Nach diesen sechs Monaten wird sie die Obrigkeit verkaufen."

Da zogen sie denn außer Landes, die siebenhundertvierundfünfzig adeligen Personen, die das Reskript verwarfen. Und mit den Dietrichsteins und Herbersteins und Windischgrätzens, mit den Stubenbergern, Sauraus, Teuffenbachern und Wurmbrands wanderte auch Siegmund von Schärffenberg ab und hinaus ins Bayrische. Der Schärffenberger sagte trüb zum Abschied: „Ich hab mich gegen Seine Majestät nie nit in Gedanken, nie nit in Worten, viel weniger in Werken vergangen." Sonst sagte er nichts. Aber sein Bruder, der weiche Ulrich, konnte sich nicht lösen von der Heimat, ihren Wäldern und Wässern, und nicht von der väterlichen Burg ob Langenwang im Merztal. Er fügte sich dem Mandat des Herrn Erzherzog, schwor feierlich dem Evangelismus ab und wurde wieder rechtgläubig katholisch; desgleichen seine Ehefrau, die schlanke Eva Regina, eine geborene Ungnad.

„Tuat nit guat, was ma nit guatwilli tuat", knurrte der Michl Sindelhofer, der alte Pfarrer im Dorf, der auch der Neulehre des Luther so lang angehangen hatte, bis ihm die Kommission auf den Hals rückte. Da gab der Alte bei.

Nach dem Auszug des Bruders und der Unterwerfung unter den harten Willen des Erzherzogs litt es auch Herrn Ulrich nicht daheim; nicht, daß er für immer in die Fremde wollte, nein, das konnte er nicht, aber für eine Weile wollte er fort. Um etwelches rascher zu vergessen. Er ritt mit ein paar Getreuen nach Hungaria, wo die Türken wieder einmal eingefallen waren; mit einer schlimmen Pfeilwunde am rechten Arm und einem Gefangenen, den er sich herausgehauen hatte, kehrte er vorzeitig heim. Der gefangene Türke war ein vornehmer mittelalter Herr mit langem gesprenkelten Bart: Mahmud Pascha, ein Pascha mit drei Roßschweifen und sieben Frauen, deren erste die sechzehnte Tochter des Sultans selbst war. Mit Mahmud ließ sich recht gut leben, er beschmierte die Pfeilwunde seines Überwinders mit einer Salbe aus segensreichen Kräutern und sprach sogar ein wenig deutsch, freilich mit einem fremden und seltsamen Anklingen, daß Frau Eva Regina darüber lachte. Der Schärffenberger kam mit dem Türken überein, daß er sich mit hundert Goldgulden, einem Araberhengst und einem echten rotsamtenen Sattel loskaufe. Mit den Goldgulden konnte man die Schulden um und um bezahlen und auf dem Araber und dem echten rotsamtenen Sattel zum nächsten Prucker Landtag einreiten. Deshalb machte sich ein mitgefan-

Abermals zog Liguorius Herrn Ulrich in einen Winkel: „Starrsinnig ist er, der Heid'! Werd' ihn schon weich kriegen. In den Kerker werfe ich ihn!"

„Wer wird ihn in den Kerker werfen?" fragte langsam der Hohenwanger. „Da hier wird niemand in den Kerker geworfen, der nit kapitale Straf verdient. Der Pascha aber ist mein Gast und bleibt nur so lang im Land, bis er sich ritterlich gelöst hat. Kann bis dahin noch etliche Wochen dauern. Bin ihm auch zu Dank verpflichtet, weil er mir den kranken Arm rechtschaffen pflegte." Die Rede und der Ton klangen widerhaarig und ungeberdig.

Das schien der Jesuwiter nicht zu hören, wenn er auch kräftig erwiderte: „Der Pascha kommt in den Kerker!"

„Das wollen ma sehen!"

Aber noch am selben Abend lag Mahmud auf Stroh unter der Erde und sah bloß die Sterne flimmern durch ein Gitterfenster vom Hochgarten herein.

„Daß du das derlaubst, Uli!" begehrte die sonst so nachgiebige Eva Regina auf. „Wer ist denn Herr auf Hohenwang, du oder der Krumpe?"

„Der Krumpe", murmelte der Schärffenberger und berichtete. Als er dem Jesuwiter den Willen nicht tun wollte, zog der umständlich ein neues Handschreiben aus dem Talar. Wieder vom Herrn Erzherzog aus Grätz. Der befahl seinem allzeit getreuen und wohlgebornen Ulrich von Schärffenberg, dem hochwürdigen Pater Liguorius S. J. in allem und jedem an die Hand zu gehen, bei sonstiger Ungnade, Burgeinziehung und Landesverweisung. Herr Ulrich warf unmutig die Schultern: „Was kannst machen? Nix kannst machen."

Eva Regina bekam einen bösen Blick, fast so böse wie der Pater, wenn ihm eins vom Gesinde widersprach. „Wär beilei besser gewesen, wir hätten mit deinem Bruder Siegmund gemeinsame Sach gemacht. Der hat in Regensburg Ruh und Frieden."

„Und keine Heimat", sagte still Herr Ulrich.

Von dem Tag an speiste Liguorius an der Herrenleuttafel, aber jetzt fehlte die Hausfrau; sie huste und bleibe in ihren Kemenaten. Aber auch an den frischesten Abenden ging sie im Hochgarten spazieren, als sei die feuchte Nachtluft dem Husten gesünder, als das Beisammensein mit einem geweihten Herrn.

Selbst die Knechte murrten und erst recht die Dirnen über das herrische Wesen des Jesuwiters, der mit ihnen herumschaffte. Der Terk war ihnen der Liebere von Beiden. Und die dicke Kuhdirn sagte in der Kuchl: „Drei Roßschweif sein lei besser, als zwoa krumpe Haxen und sieben Weiber besser als gar koans." Das Kuchelmensch ließ es

eine Anerkennung sei, daß er jetzt einen krumpen Pfaffen füttern müsse, der sich in alles menge und mische.

Der Michl Sindelhofer buchstabierte das Schreiben dreimal nacheinander und rieb sich das stoppelige Kinn: „Mei liaber Herr Ritter, i möcht der großen Freundschaft nit trauen. Man wird Enk da drunten in Gräz nit weiter ehren wellen, aber überwachen. Hätten grad so guat an Haufen Landsknecht in Engere Burg hinsetzen könna. Landsknecht sein freili nit so gfährli als wia der Hatschate. So Neubekehrte wie wir zwoa, Herr Ritter, gelten im Himmel droben, wo die Reumütigen an guaten Fürsprech haben, aber bei die Jesuwiter möcht es lei a bißl anders sein. Und die Jesuwiter sein Trumpf da drunten an der Mur. Nehmt's Eng inacht, Herr Ritter, vor dem Gscherten — i nimm mi a inacht."

Das tat der Hohenwanger, aber es nützte nicht recht. Pater Liguorius schnüffelte die ganze Burg aus, den Torbau, den Wehrgang, die Vorburg, die Stallungen, den Bergfried, das Kellergewölb, die Kapelle, den Oberstock und sogar die Badstube; er forschte bei den Knechten und fragte die Mägde nach Heimlichkeiten; er schrieb Briefe, bekam Briefe und gebärdete sich wie der leibhaftige Herr am Berg. Auch aß er allein in seinem Zimmer. Deshalb ging ihn Frau Eva Regina an: „Sitzt der geistliche Herr nit lieber an unserer Tafel?"

„Ich lange mit Heiden nicht in die gleiche Schüssel", antwortete er scharf.

Da drang die Hausfrau nicht weiter und meinte nur zu ihrem Eheherrn: „Wollt wünschen, der Serb käm bald aus Belgrad zurück und der Terk könnt frei davonreiten. Glaub immer, der hochwürdige Herr tut ihm sonst noch einen Tort an."

Und nachdem wieder einmal ein fetter gesiegelter Brief an den Jesuwiter eingelangt war, nahm er den Hohenwanger beiseite: „'s ist unrecht von einem guten Christenmenschen, sich mit einem Sohn des Teufels Muhamed zu verbrüdern."

„Er färbt ja nit ab."

„Das kann unserem Herrn Jesu Christo nicht lieb sein. Oder wollt Ihr den Türken etwan nur bekehren?"

Nein, bekehren wollte der Schärffenberger niemanden.

„Dann werd ich es versuchen."

Zum erstenmal redete der Pater Mahmud Pascha an und redete eine ganze Weile und redete sanft, aber aus den lauen Worten hörte der Türke nur, daß der andere ihn taufen wollte.

Ungestüm gab er es zurück: „Laß mir meinen Glauben, ich laß dir auch den deinigen!"

strebten. Eben holte er Atem, um noch deutlicher zu werden, als von der letzten Kirchenbank unter der Orgel etwas knarrte und sägte zum Gotterbarmen. Er schickte seine Augen von der Kanzel hinab, dorthin ins Halbdunkel: Da lümmelte der alte Sindelhofer und schnarchte. Die Predigt schloß plötzlich mit einem herausgewürgten „Amen". Es freute den Prediger nicht mehr, zumal auch die Plätze der Burgherrschaften leer geblieben waren.

Der Hias aus der Globocken sagte tief aus seinem Kropf heraus zu seiner harthörigen Bäurin: „Hö, der Neuche kanns predinga no wenger als inser Michl, und der Michl kanns scho gor nit."

Die harthörige Bäurin fistelte: „Glaub's völli a, daß heut no regna wird, und s Grummet liegt auf der Bachwiesen. Inser Herrgott hat koan Einsehen mit die ormen Leut!"

Ulrich von Schärffenberg lebte unfroh dahin; nichts freute ihn, nicht die Jagd in der Pretull, nicht das Fischen in der Merz, nicht der Wein aus Luttenberg und nicht das Würfeln mit dem Alten im Pfarrhof. Nichts, nicht einmal Eva Regina, die nicht hustete und doch nicht zu Tisch kam, unter den der Pater Liguorius seine ungleichen Beine streckte. Sie war trüb und einsilbig, stickte ein türkisches Muster, nähte an einer rupfenen Pfaid oder blickte stumm aus den spitzen Fenstern hinunter ins Tal, wo doch nichts zu sehen war, als dunkle Wälder und wieder dunkle Wälder, durch die eine helle Straße kroch. Da dachte der Hohenwanger einen schrecklichen Gedanken und trug daran eine ganze Woche, ehe er ihn aussprach: Ob seine schlanke Frau Eva nicht heimlich in den Terken verliebt war? Sie trauerte ja um ihn wie um einen Herzallerliebsten, dem es zum Sterben schlecht geht. Dann wollte Herr Ulrich dem Pascha sein Kellerloch wohl vergönnen — dann wohl! Und unter vier Augen stotterte er einmal heraus: „Du, was ist denn mit dir, Eva? Hast eppa gar Sehnsucht nach dem Mahmud?"

Erst schaute sie ihn an, dann lachte sie heraus: „Uli, daß du so dumm sein kannst! Der alte Tattl mit sieben Weibern!" Aber schnell wurde sie ernst. „Derbarmen tut er mir. Eine Schand ist's, was ma uns antut! Wir können dem Terken unser Versprechen nit halten — oder hast du ihm nit einen ritterlichen Gewahrsam verheißen, bis der Serb mit der Lösung aus Belgerad zurückkommt? Und hast du dein Wort gehalten? Nein, drunten liegt er auf'n Stroh und friert. Das frißt mir das Herz ab."

Noch nachdenklicher schlich der Schärffenberger umher, und wenn er mit dem Pater die saure Suppe auslöffelte, antwortete er kaum auf eine Ansprache. Als der Jesuwiter wieder einmal ins Dorf hinabstieg, schritt er zum Hochgarten in der Burg und rief den Pascha durch das Gitterfenster an. Er könne wirklich nichts dafür, die Jungfrau möge es

gelten und Hansl, der Knecht, brachte dem Pater zum Bartabkratzen, wenn der barsch warmes Wasser verlangte, eiskaltes vom Ziehbrunnen. Viel anders konnte er ihm nicht beikommen, aber auch darüber ärgerte sich der Jesuwiter schon bis zum Blauwerden.

Den härtesten Kampf kämpfte der Liguorius mit dem strohgroben Michl Sindelhofer. Der war lau, machte es in gar nichts recht, und als er ihm deshalb Befehle aufdrängen wollte, weil er besondere Vollmachten dazu habe, predigte der Grobian am nächsten Sonntag von der Kanzel dem Pater ins Gesicht, unser Herr Jesu Christ — gebenedeit sei sein heiliger Nam — habe die Apostel mit gleichen Rechten in die Welt geschickt und die Nachfolger der Apostel seien die Pfaffen, die Pfarrer so gut wie die Bischöfe. Erst in neuester Zeit, sagen die Leut, habe sich Herr Jesu Christ — gebenedeit sei sein heiliger Nam — anders besonnen und die Jesuwiter über die anderen Apostel gesetzt. Ob das wahr wär, könne er, der Michl Sindelhofer, nicht sagen. „Amen!"

Die Bauernlümmel in der Kirche verstanden die Anspielungen nicht, aber der Herr Pater verstand sie für alle miteinander.

Und wütete und schrie nachher den Pfarrer an: „Was untersteht sich mein Amtsbruder? Das ist Schindluderei! Was er lehrt, ist ketzerisch und widerspricht den Dogmen!"

Der Sindelhofer stellte sich nach außen als Dummkopf hin: „Hab es dem Herrn Pater recht macha wellen und hab glaubt, er werd damit zufrieden sein. Oder hätt eppa ein Jesuwiter einem Landpfaffen nie nix zu befehligen? Is mir a recht."

Liguorius drohte: „Ich werd euch schon zeigen, wer Herr im Land ist!"

„Tät eh nit schaden", meinte der Alte; „manigsmal tuat ma si wirkli nit auskenna. Jeder will heutztags der Herr sein . . . Is a sonst, mit Verlaub, manigs verschoben; hab immer gmoant, unser Herr Jesu Christ — gebenedeit sei sein heiliger Nam — hätt auf d Heiden beim Derlösen a nit vergessen, daß so a armer Teufl muaß im Keller frieren . . ."

„Zu Quatember predige i c h!" schnitt ihm der Pater das Wort ab.

„Von mir aus", sagte Michl Sindelhofer mit falscher Sanftmut, „könnts mir den Buckl abirutschen, hochwürdiger Herr Bruder."

Aber zu Quatember predigte der Jesuwiter wirklich in der Pfarrkirche von Langenwang und die Bauernlümmeln stießen sich gegenseitig an: „Jo, wos is denn do los?"

Liguorius malte die Hölle mit glühroten und die Teufel mit brennroten Farben und drohte denen die heißeste Hölle und die furchtbarsten Teufel an, die dem Rettungswerke der Societas Jesus wider-

Liguorius grinste: „Ein junges Weib ist wohl kein Apostel. Junge Weiber predigen den Mannsleuten nicht die Lehre des Heils, sondern . . .“

Da donnerte die Faust des Hohenwangers auf den Tisch, daß die ahornene Platte krachte: „Den Herrn Erzherzog und seinen Auftrag in Ehren, Herr Pater, aber meine Geduld hat ein End. Meine Frau geht Euch einen Kletzen an und wenn . . .“ Doch er schluckte den Rest hinab.

Mit einem gefährlichen Zittern um den Mund hub der Jesuwiter schneidend an: „Da muß ich andere Saiten aufziehen! Der Pascha ist mein Gefangener und der Pascha wird nicht ehender aus dem Keller heraussteigen, als er mürb ist und sich fügt. Aber Eure Frau arbeitet mir entgegen und bringt ihm unter dem blauen Tuch alle Abend einen Korb mit Fleisch und Brot und Most. Das steckt sie ihm zu. Das ist Auflehnung gegen meinen Befehl und ich stehe da an Stelle des Landesherrn.“

Eine Weile war der Schärffenberger still. „Davon weiß ich nichts, daß sie ihm Eßsachen zuschleppt.“

„Aber ich weiß es!“

„Wird kein Verbrechen sein, die Hungrigen zu speisen und die Durstigen zu tränken.“

„Wird ein Verbrechen sein — und ich dulde es nicht!“

Feindselig stachen die Blicke Herrn Ulrichs auf den Pater ein: „Was wollt Ihr denn dagegen tun?“

„Aufpassen werd ich, anhalten werd ich Eure Frau, untersuchen werd ich sie, und find ich einen Korb mit verbotenen Dingen bei ihr, so nehm ich ihn weg und meld es nach Grätz.“

Der Burgherr sprang auf, daß der Tisch, so schwer er auch war, umfiel: „Untersteht Euch, mein Ehweib anzurühren!“ Und lief davon.

Der Jesuwiter schrie ihm nach: „Sagt Eurer Frau, was ich Euch gesagt. Ich hab Euch gewarnt. Wer mir entgegenhandelt . . . .“ Aber eine zuknallende Tür verleidete ihm das Weiterreden.

Es war sonst nicht die Art des Hohenwangers, im Zorn dreinzufahren, und er schwitzte sich ihn gewöhnlich im Wald hinter einem Fuchs oder einem Dachs herjagend heraus, aber diesmal wetterte er sich das Herz im Pfarrhof leicht: „Ich schlag den Krumpen tot — die geistliche Weih in Ehren!“

„Durchprügeln ist besser als totschlagen,“ meinte der Michl Sindelhofer und blinzelte, „hat mei alte Mahm immeramal gsagt, ehvor sie die Ruaten hintern Hausaltar fürizogen hat.“

Herr Ulrich schaute groß drein: „Ich kann doch nit . . . .“

„Na, das kann der Herr Ritter schier nit.“ Der Pfarrer ließ sich das neueste Stückl genau erzählen. Dann schmunzelte er über sein

bezeugen, klagte er, daß alles so gekommen sei, aber der fremde Gast stehe im Namen des gnädigen Erzherzogs da und schalte und walte wie der Fürst selber.

Mahmud Pascha antwortete aus der Tiefe, er wisse wohl, daß der Herr von Schärffenberg daran unschuldig wäre und er trage es ihm auch nicht weiter nach.

Ob er etwas wünsche, was man ihm erfüllen könne, ohne den Pater arg zu reizen.

Eine warme Decke wünschte der Terk, denn die Nächte waren saukalt.

Die beste Wolldecke aus dem Schloß brachte in der Dämmerung eigenhändig Frau Eva Regina und zwängte sie durch das Gitter ins Loch. Sie schleppte das dicke Ding unter dem weiten, blauen Seidentuch, das ihr Mahmud selbst geschenkt hatte.

Beim Wein nahm sich der Hohenwanger einen Anlauf und fragte den Liguorius, wie lang er den Türken noch im Kerker lassen wolle.

Der Jesuwiter lächelte und meinte, die Frage hätte er erwartet. Der Mahmud würde nicht früher herauskommen, als bis er von Muhamed lasse und sich Christo zuwende.

„Und wenn der Bote aus Belgerad das Lösegeld bringt? Ich hab mein Wort verpfändet, den Herrn Pascha dann freizugeben.“

„Wortpfänder an Ungläubige binden nicht,“ bestimmte der Andere.

„Mich schon!“

„Mich nicht!“

Hernach schwiegen sie; und der Schärffenberger beriet mit dem Sindelhofer. Der empfahl ein demütiges Schreiben an den gnädigen Herrn Erzherzog, und endlich kamen sie überein, den Landeshauptmann, einen verschwägerten Herbersteiner, dringend zu bitten, für Herrn Ulrich beim Gubernium in Grätz Gehör zu erwirken.

Der Herbersteiner entgegnete trüb, dafür sei keinerlei Aussicht; man tue dem Adel nichts mehr zu Gefallen.

Nur eine einzige Guttat mehr wurde dem Pascha von da an — und freilich auch die hinter dem Rücken des Paters — erwiesen. Eva Regina kam Abend für Abend in ihr Seidentuch gewickelt unauffällig zu seiner vergitterten Lucke und sprach ihm Mut zu.

Aber auch das und mehr noch spähte der Jesuwiter aus und klagte darüber beim Burgherrn: „Schickt sich nicht für ein christliches Eheweib, daß es einem Heiden die Zeit vertreibt. Habe es wol gemerkt, wie sie im Dämmer zum Kerker kriecht und hineinredet!“

„Das kümmert Euch nichts, das ist meine Sach!“ polterte übellaunig Herr Ulrich. „Ein gutes Wörtel wird man auch einem Heiden geben dürfen, mein ich; haben es unser Herr Jesu Christ und die Apostel, vornehmlich der Heilige Paulus, auch so gehalten.“

seine Atzung. Und ich habs doch streng untersagt. Er soll bei Wasser und Brot gescheiter werden und erkennen, welche Religion die beste ist. Das ist auch der Wille des Guberniums."

„Und wenn ich dem Terken ein Gutes brächte? Wär das ein Verbrechen?" Eva Regina raffte die blaue Seide straffer, daß sie sich nur noch runder über ihren rechten Arm bauschte.

„Es wäre ein Verbrechen, eine schwere Übertretung des Verbotes, das ich im Namen des Herrn Erzherzog erließ."

„Hat er es so angeschafft?"

„Nicht gerade das hat er angeschafft", wich der Pater aus, „aber mir freie Hand gelassen und aufgetragen, auf Hohenwang, wo noch vor Jahr und Tag Ketzer hausten, zum Rechten zu sehen."

„Darüber sprecht mit meinem Eheherrn: mich kümmert das politikum nit." Und sie wandte sich zum Gehen.

Pater Liguorius verstellte den Weg: „Verzeiht abermals, es ist mir nicht lieb, aber ich muß wissen, was Ihr hier im Hochgarten jeden Abend treibt."

Die Burgfrau bekam dunkelrote Backen und ihre Worte klangen herb: „Ich treib in unserm Schloß, was mir gefällt."

„Und ruft: Mahmud!"

„Und ruf Mahmud, wenn's mir paßt."

„Und steckt ihm Speise und Trank zu! Da lacht er mich freilich aus und bleibt der Heid, der er war."

„Ob er Heid bleibt oder nit — was geht's mich an? Bin ich sein Seelsorger? — Aber wer sagt, daß ich ihm Speis und Trank zusteck?"

„Was habt Ihr denn da unter der blauen Seide? Ist's nicht ein Henkelkorb mit Fleisch und Brot und Most darin?" Er tippte bei den Worten auf Frau Evas Arm.

Die schlug ihm klatschend auf die zudringlichen Finger: „Rührt mich nit an, sonst laß ich Euch von den Knechten in den Wallgraben schmeißen!"

Da zischte der Pater: „Was ist in dem Korb?"

„Geht Euch nichts an."

„Was in dem Korb ist, frag ich?"

Und sie spürte seinen schnellen Atem auf ihren Wangen.

„Rosen."

„O du heilige Elisabeth von Hohenwang", spottete er. „Rosen — die man essen und trinken kann!"

„Seid Ihr eppa ein Freund schmalzgebackener Rosen? Wüßte nit, daß die sonderlich gut schmecken."

„Zeigt die Rosen her, die ihr dem Türken bringt!"

„Nein."

verrunzeltes Gesicht und holte aus dem Wandkastel nacheinander verschiedenes vor: einen Krug mit Wein für fürnehme Gäste und ein speckiges Büchl mit den Heiligenlegenden, auf dessen Einband stand: „Gesammelt und herausgegeben von P. Severinus Hölzle, gedruckt bei Jakob Leykam in Mainz." Den Wein goß er in zwei Zinnbecher und aus dem Buch las er die Namen der Legenden — von der Heiligen Gottesmutter Maria, den Martyrern, so Blutzeugnis für ihren Glauben ablegten, und von der heiligen Elisabeth von Thüringen, die Gott mit einem Wunder segnete, als sie wider Willen ihres grausamen Gatten die Armen beteilte."

Der Hohenwanger knurrte: „Kenn ich eh, die Wundergschicht, sind aber selten worden, die Wunder, heutzutags."

Doch wie der Sindelhofer in ihn hineintuschelte, leuchtete es auf Herrn Ulrichs Angesicht, das dabei ganz breit wurde: „Bist selbst ein Jesuwiter, mein lieber Michl! Sollst leben!"

Und sie tranken einträchtig den Weinkrug leer.

Tags darauf, als Frau Eva Regina im weiten blauen Seidentuch zum Hochgarten schritt und der Abend schon über die Landschaft dämmerte, lauerte ihr der Liguorius auf und sprang tückisch vor, wie sie eben niedergebeugt ins Gitterfenster hineinrief: „Mahmud!"

„Halt da!" bellte der Pater wie ein Landsknecht, aber nicht wie ein Prediger mit sanften Taubenaugen.

Eva Regina richtete sich langsam auf, hob die Schultern ein über das anderemal, um das weite blaue Seidentuch, das sich über ihrem rechten Arm bauschte, wieder in runde Falten zu legen, und sah erstaunt auf den, der sie störte: „Ich bin kein Strauchdieb, geistlicher Herr, daß man mich anbrüllt wie einen solchenen."

Der Pater verdrehte den Kopf: „Verzeiht, wenn ich Euch erschreckte..."

Sie zog die Lippen höher: „Um mich zu erschrecken, muß schon ein anderer kommen und nicht ein — lieber Gast, den unser gnädiger Herr Erzherzog zur besonderen Ehrung schickte."

Der Jesuwiter verstand den Hohn, ließ sich aber nichts anmerken. „Schönen Dank für das complimentum; dachte bisher nicht, bei Euch in Ansehen zu stehen, da Ihr mir nie die Ehre erwieset, an der Tafel teilzunehmen — wie Ihr es früher tatet, als der Heid noch drinnen saß."

„Seitdem hab ich einen Husten", sagte sie und hüstelte.

„Und geht doch alle Tag in die kalte Nachtluft, statt im Bett zu bleiben, wie alle Kammermedici gegen das Brustfieber verschreiben."

„Ich verschreib mir frische Luft."

Mit dem Hin- und Hergerede kam er nicht ans Ziel. Deshalb wurde der Liguorius ganz deutlich: „Frische Luft oder nicht — ich weiß, was Ihr hier vorhabt; Ihr bringt dem ungläubigen Türken

Über den Hang hinab rief ihm des Sindelhofers getragener Predigerbaß nach: „I an Engerer Stell tät beim hohen consistorio beantragen, die gnädige Frau Regina von Schärffenberg heilig zu sprechen. s is ja a Wunder gschehen um ihretwillen, ganz wie dazumal . . .“

Und eine Stunde später stieg Mahmud Pascha zu Pferd, um ostwärts durchs Waldland nach Hungaria zu reiten; zwei Bewaffnete begleiteten ihn zur Sicherheit. Der Teik schüttelte dem Hohenwanger, der Hohenwangerin und dem Pfarrer die Hand: „Vergelts Gott in Himmel auffi!“ Den Gruß hatte er im Steirischen gelernt.

„Und neamer aba“, antwortete Michl Sindelhofer nach Gebühr.

Der Burgherr drängte: „Reiset ohne Verzug, Herr Pascha, denn noch hat der Herr Erzherzog nit geboten, Euch festzuhalten, aber kann schon sein, daß der Liguorius ein decretum erwirkt und dem Landesherrn muß man gehorchen!“

Eva Regina reichte eine Rose aufs Roß hinauf: „Zur Wegzehrung!“

Hernach trabten die drei Reiter davon, in die Jellach hinein, und die Mägde leckten sich die Lippen: „So oaner kimmt nit so bal wieder — oaner mit drei Roßschweif und sieben Weibern . . .“

Zum Abendessen saß die Schloßfrau in der Mitte zwischen ihrem Eheherrn und dem Pfarrer; einmal bog sie sich züchtig zu Herrn Ulrich und flüsterte: „Dank schön für den guten Rat, daß ich rechtzeitig den Fraß mit den Blumen vertauschen konnt.“

„Darfst es schon lauter sagen“, platzte der Schärffenberger los. „Aber bedank dich bei unserm Herrn Pfarrer und seinem Legendenbüchl!“

Michl Sindelhofer schmunzelte weinselig: „Sein a nit so teppat, die Gaipfaffen, gnädige Frau Ritterin, wia die Jesuwiter moanen . . .“

Wenn ich Millionär wäre...

Erzählung von **Fritz Müller.**

„Worin besteht und worauf gründet sich Europas Überlegenheit über die anderen Erdteile?“

„Über das Wort ‚und‘.“

„Was wäre geschehen, wenn wir bei Sedan verloren hätten?“

„Vergleich zwischen dem Pfarrer und dem Wirt ‚zum goldenen Löwen‘ in ‚Hermann und Dorothea‘.“

„Vergleich zwischen dem Pfarrer und dem Apotheker in ‚Hermann und Dorothea‘.“

„Vergleich zwischen dem Apotheker und dem Wirt ‚zum goldenen Löwen‘ in ‚Hermann und Dorothea‘.“

Um einen vollen Zoll streckte sich der Jesuwiter und greinte: „An dessen Statt, der mich hergeschickt, befehle ich Euch, mir den Korb zu zeigen. Sind wirklich Rosen darin, so seid Ihr gerechtfertigt und ich werde Euch um Entschuldigung für mein Mißtrauen bitten.“

Er lachte und reckte den Hals vor.

Eva Regina zögerte, aber dann schlug sie entschlossen das Seidentuch zurück und hielt ihm den Korb hin: „Da habts ihn.“

„Macht den Deckel auf!“

„Macht ihn selber auf!“

Er griff zu und der Deckel knarrte in den trockenen Weidenbändern. Darunter waren Rosen, rote Rosen, weiße Rosen, gelbe Rosen, wie sie im Küchengärtel am Rand wuchsen. Einen Augenblick starrte der Jesuwiter betroffen, dann besann er sich und grinste: „Und was ist unter den Rosen?“

„Wieder Rosen.“

Hastig warf er Blüte auf Blüte heraus, leichthin ins Gras, und stierte stumm auf den geflochtenen Korbboden. Rosen, wirklich nichts als Rosen . . .

„Verzeiht . . .“ stammelte er nach einer Weile.

Eva Regina kicherte. „Gute Nacht, Herr Büttel!“ Und weg war sie.

Dafür stand Herr Ulrich vor dem Jesuwiter. „Habt Ihr sie ertappt, hochwürdiger Herr? Bringt sie dem Terken Fleisch und Brot und Most? Dann soll sie streng bestraft werden und wir werfen sie in einen Kerker; hab etliche auf der Burg! Das tät sie wahrhaft verdienen.“

„Rosen . . .“ Nichts sonst, murmelte Liguorius.

Aus einer Schießscharte blinzelte Michl Sindelhofer herein ins Hochgärtlein: „Lieber Bruder im Herrn, wenn i Enk die Wahrheit sagen dürft, i glaub frei, es waren doch Freßsachen im Körbl, und inser Herrgott hat sie in Rosen verwandelt, weil er nix nie dagegen hat, wenn ma an armen Gefangenen nit völli derhungern laßt. s war nit viel anders dazumal in Thüringen mit der heiligen Elisabeth!“

Der Pater zuckte auf, aber er antwortete nicht.

Dafür sagte der Schärffenberger knapp: „Wollt wohl heut noch nach Grätz aufbrechen, hochwürdiger Herr, und dem gnädigen Herrn Erzherzog den Vorfall vermelden, und auch berichten, daß Ihr mein liebes Eheweib im schlimmen Verdacht gehabt. Wärt Ihr ein Ritter — aber Ihr seid kein Ritter, und einen ohne Gegenwehr abstechen, das tu ich nit . . .“

Noch vor dem Aveleuten kletterte der Jesuwiter in den Sattel und schlug den Weg nach Krüglach ein; der war der nächste nach Grätz zu.

Einleitungen für geduckte Existenzen vorbehalten waren, die mit den weichen Hüten, die sie in der Hand zerknüllen, in den Vorzimmern derer sitzen würden, die ein Leben lang auf alle Einleitungen gepfiffen hatten ...

Also, der Beginn war gleich, wie ein Bataillon Soldaten mit lauter gleichen Uniformen marschierten sie in einer Front auf die Millionen los:

„Wenn ich Millionär wäre, so ..."

Aber gleich hinter dem „so" bogen die Wege auseinander. Nach allen Richtungen auseinander. Da war nicht einer, der seine Millionen auf dieselbe Art verwendet hätte wie sein Kamerad. Wie ein Wasserstrahlenbündel an der Spitze einer Springbrunnensäule teilten sich die zweiunddreißig Schüler in zweiunddreißig Arten und Nuancen von Geldausgebern.

Ich habe einige dieser Glitzertropfen jugendlicher Aufsatzwünsche im Kopfe behalten, bis heute:

„... so werde ich eine Brücke um die ganze Erde herumbauen ..."

„... so werde ich für alle, alle Schüler Uniformen und Helme kaufen ..."

„... so werde ich ein Loch durch die Erde graben lassen, bis es auf der andern Seite wieder herauskommt ..."

„... so werde ich mit einem Extrazug durch alle fremden Länder fahren ..."

„... so kauf' ich mir ..." O, was haben sie sich nicht alles gekauft damals, diese zweiunddreißig Millionäre in spe. Was auf Erden nur immer schön war, was da glitzerte und gleißte in der Welt, die sich in diesen jungen Köpfen spiegelte, alles, alles hätten sie gekauft, wenn ... ja wenn ...

Aber all das waren äußere Dinge, die die Phantasie der Kinder spielend aufwarf. So bunt und vielgestaltig nur, weil man von außen auf die Vielheit blickte. Wenn ich jedoch versuchte, mich in das Herz von den Millionenaspiranten einzudenken und von innen hinauszuschauen, so flossen die Wasser aller Wünsche in zwei großen Strömen nur.

Die einen wollten alles nur für sich, für ihren Körper, ihren Ruhm, ihr Wohlergehen usw. Die anderen aber dachten an die Nebenmenschen, an ihr Unglück, ihre Nöte, ihren Kummer, ihren Jammer, den sie — huidihui und eins, zwei, drei — mit ihren Millionen in eitel Freude wandeln wollten.

Oben an der Leiter mit den 32 Sprossen stand ein Aufsatz, ein wundervoller Aufsatz von — von — heißen wir ihn Heinrich Waldmann.

„Wenn ich ein Millionar wäre," schrieb Heinrich Waldmann, „so würde ich alles Elend aus der Welt schaffen. Alle Menschen würde ich glücklich machen. Einer müßte genau so glücklich sein wie der andere. Aber den schlechten Menschen und den unordentlichen Menschen würde ich

„Vergleich zwischen ...“

Das sind so einige von den Aufsatzthemen, die aus meiner Schulzeit herübergrüßen. Nicht eben freundlich herübergrüßen ...

Damals habe ich mir etwas vorgenommen. Und als ich selber Lehrer war, hab' ich den Vorsatz auch gehalten: Meine Schüler nicht mit solchem Quark zu plagen.

Und da saß ich denn auf dem Katheder und diktierte meine Themen:

„Wie mein Freund sein soll.“

„Wie mein schönster Sonntag ausgeschaut hat.“

„Was ich alles von Hunden und von Katzen weiß.“

„Warum ich lieber im Wald bin als in der Stadt.“

„Wie es bei dem Fußballspiel war.“

Und einmal war es, daß mir von ungefähr das Aufsatzthema in den Sinn gekommen war:

„Was ich täte, wenn ich Millionär wäre.“

Ich vergesse nicht, mit welchem Eifer meine Schüler diese Perspektive aufgegriffen haben. Um so mehr, als ich die Füllen nach Belieben in den fetten Wiesen ihrer Wünsche laufen ließ und ihnen gar nichts vorschrieb. Nur das eine habe ich gesagt: „Nur nicht flunkern. So müßt ihr schreiben, daß, wenn ihr später wirklich Millionäre seid — daß ich dann kommen und fragen kann: ‚Na, habt ihr's so gemacht, wie's in euren Aufsatzheften steht?‘ “

Ja ja — so wollten sie schreiben, schrien sie und stürmten heim und schrieben — schrieben ...

Was sie schrieben?

Nun, als ich ihre Hefte vor der roten Tinte liegen hatte, als mir jungem Lehrer selbst die Augen vor Erwartung glänzten, was die Kerle alles auf dem Herzen haben würden, wenn sie Millionäre wären —

Sonderbar — sonderbar — alle zweiunddreißig Hefte fingen mit den gleichen Worten an, alle ganz genau mit diesen Worten:

„Wenn ich Millionär wäre, so ...“

Da war nicht einer, der mit irgend einer von den faden, gequälten Einleitungen begonnen hätte, mit denen wir gemartert worden waren, damals:

Man hat vom Gegenteil auszugehen ...

Man hat mit einem allgemeinen Satze zu beginnen ...

Man fange an mit: „Es gibt Leute, welche glauben ...“

Nichts von allem bei den zweiunddreißig Millionärarbeiten.

Die gingen keck vom Anbeginn aufs Ganze:

„Wenn ich Millionär wäre, so ...“

Die hatten instinktiv begriffen, daß man künftige Millionen nicht mit Einleitungen erwirbt, hatten begriffen, daß fade und gewundene

daß er damals mit den anderen mir versprochen habe, nichts zu schreiben in dem Aufsatz: „Was ich täte, wenn ich Millionär wäre", was er später nicht auch halten würde, wenn er es geworden sei.

Da stand es noch in den großen Schulbuchstaben: „ . . . so würde ich das Elend aus der Welt schaffen . . ."

Hm, das paßte aber schlecht zu dem, was mir der Herr Kassierer vom Verein zur Bekämpfung der Lungenschwindsucht gesagt hatte — auf der Gabenliste hätte vor nicht langer Zeit der Millionär Waldmann mit zwei Mark fünfzig Pfennig untenan gestanden. Hm, zwei Mark fünfzig Pfennig, und alles Elend in der Welt . . .

Da dachte ich, ich dürfte es als alter Lehrer wagen, ihm den eigenen Aufsatz aus der Schulzeit einzuschicken. Ich hatte irgendwo gelesen, daß solche Stimme aus der eigenen Kinderzeit oft Wunder täte. Und so packte ich das Schulheft ein und legte einen Brief dazu: Ich hätte das noch unter alten Sachen vorgefunden und nähme an, daß eine alte Schülererinnerung ihm einen Spaß bereiten würde.

Erst ein paar Wochen später bekam ich eine Antwort. Eine Antwort aus Newyork. Er, der Heinrich Waldmann, sei jetzt in Newyork und bliebe da, und er hätte schon verstanden. Aber, aber — was er sich in Deutschland knapp verdiente, sei doch immerhin erst eine Markmillion gewesen, und die sei es nicht gewesen, die er sich in seinen Kopf und in das Aufsatzheft gesetzt, und ich würde schon noch sehen und zufrieden sein mit meinem alten Schüler, wenn — ja, wenn die Zeit erfüllet wäre.

Immerhin — das war ein Wort. Sicher hatte er die Dollarmillion im Auge, der tüchtige Geschäftsmann. Und was ich weiter in der Zeitung von ihm hörte, ließ mich glauben, daß der Weg dahin nicht weit war für den Heinrich Waldmann. Und dann, dann würde ich schon sehen, hatte er geschrieben . . .

Und dann war es, daß sich unsere kleine Stadt in eine Bahnbausache eingelassen hatte, die ihr schwer am Herzen lag. Für Summen wurde sie herangezogen, die sie zwangen, ihre schönen Wälder vor den Toren zu verkaufen, an die Händler zu verkaufen, wenn ihr die Beschaffung einer Anleihe von einer Million etwa, einer Markmillion nicht gelingen würde.

Nun — um es kurz zu machen — es gelang ihr nicht. Ihr Kredit war zu geschädigt. Und schon sahen wir im Geiste unseren grünen Stadtkranz schwinden, sahen unser liebes Städtlein weit und breit in Sand gebettet, einen goldenen Sattel auf einer dürren Mähre.

Da setzte ich noch einmal meine Feder an, die alte Lehrerfeder, und schrieb an meinen alten Schüler Waldmann. Ich glaube, es war ein guter Brief, ein Brief, der Echo haben mußte.

nichts geben. Und dann wären sie schön brav und ordentlich, damit sie etwas bekommen und glücklich sein können. Denn vor allem müssen wir gerecht sein in der Welt ..."

Und so ging es weiter — alles für die anderen, nichts für sich, nichts für den Heinrich Waldmann selber. Wenn das nicht brav und gut war! Und dazu der Aufsatz so sauber eingeschrieben, wie gestochen war die Schrift, und kein einziger Grammatik- oder Rechtschreibfehler. Weil diese Dinge aber mitzuzählen haben laut Verordnung über Aufsatznoten, mußte ich dem Heinrich Waldmann die beste Note geben. „Mußte", sagte ich, denn irgendein Etwas in dem Aufsatz machte mich nicht froh. War's das „Allzubrave", waren's die Bedingungen, die er an seine Glücksverteilung knüpfte —? Ich weiß es nicht.

Das aber weiß ich, daß der Aufsatz von dem — von dem — na, sagen wir dem Karl Leschner — der auf der allerletzten Sprosse der Bewertungsleiter stand, einen fetten Vierer kriegte: „Wenn ich Millionär wäre," schrieb der Karl Leschner, „so würde ich mich so stark machen und so gesund, wie noch nie ein Mensch war ..., so würde ich mir ein festes Haus bauen auf dem Berge, mit Schießscharten ..., so würde ich ..., so hätte ich ..., so täte ich ..."

Voll lauter „ich" war dieser Aufsatz und voller Schnitzer in Grammatik und Orthographie. Dazu eine Schrift, eine Schrift — als wenn der Karl Leschner eine Schmiedefaust gehabt und mit Hölzern „utang swafel och fosfor" geschrieben hätte. Einfach ein Skandal.

Und dennoch war in diesem Aufsatz etwas, was mir Freude machte. War's die Geradheit, war's die Schwefelhölzerschrift, die Unbekümmertheit ...? Ich weiß es heute nicht mehr.

Denn es ist eine lange Zeit her seitdem. Denn ich bin alt geworden seitdem. Und der Karl Leschner und der Heinrich Waldmann wurden Männer. Jawohl, Männer und — Millionäre.

Ich höre schon die Zweifler: „Daran erkennen wir, daß die Geschichte glatt erfunden ist."

Sachte, Freunde, sachte: Es gibt in Deutschland Tausende von Millionären. Laut Steuerliste. Und ohne Steuerliste wären's noch viel mehr. Warum sollten nicht von diesen vielen Millionären zwei bei mir gewesen sein in meiner Klasse, als sie Jungens waren? Noch dazu, wo sich die anderen dreißig in dem Dunkel habenichtsiger Geschicklichkeit verloren ...?

Aber was gehen mich Gründe an? Gründe — wo ich mit nackten Tatsachen rechnen kann, mit Millionentatsachen.

Die eine Tatsache war also der Heinrich Waldmann. Als die Millionenqualität des Heinrich Waldmann ruchbar wurde, holte ich sein altes Aufsatzheft aus meiner Sammlung und rief mir ins Gedächtnis,

beiden flüsternd zu ihm herüberbeugen wollte. Aber der Fremde machte eine Handbewegung, als wische er sich eine Fliege vom Gesicht, und sagte: „Ich möchte fragen, wie hoch der ganze Taxwert ist.“

Der Aktuar blätterte: „Neunmalhundertneunzigtausend“, sagte er.

„Darf ich auf das Ganze bieten?“ fuhr der Fremde wieder fort.

Erregt fuhren die Köpfe der zwei anderen zusammen, indes sich die Beamten leise berieten.

„Dem steht nichts entgegen laut Versteigerungsbedingungen“, sagte schließlich einer.

„So biete ich eine Million!“ rief der Fremde.

„— und zehntausend!“ schrillte einer von den anderen dazwischen.

Mit einem Male war der große trübe Saal zu einem lauten Kampfplatz umgewandelt. Licht flutete herein. Wir auf der Galerie, wir reckten die Hälse.

„Eine Million und hunderttausend“, sagte die tiefe Stimme des Fremden, der jetzt den großen Hut herunternahm. Ich sah von meinem Platze nur sein Hinterhaupt. Das war groß und breit gebaut und saß auf hohen Schultern. Wie ein festes Haus auf hohem Berge . . .

„Zum ersten — niemand mehr?“

„Eine Million und hundertzehntausend!“ fuhr die aufgeregte Stimme des zweiten Unterhändlers in den Saal hinein.

„Ein und eine viertel Million“, sagte langsam der Fremde. Und man konnte an der mühsam verhaltenen Bewegung der Beamten sehen, daß sie solches Angebot niemals erwartet hatten.

Auch die beiden Unterhändler nicht, offenbar. Denn ihre Vollmachtgrenze schien bedeutend unterhalb zu liegen. Denn sie schnitten Gesichter — Gesichter, wie sie meine Buben in der Schule schneiden, wenn der Ausflug wegen schlechten Wetters ausfällt.

„Zum ersten . . . zum zweiten . . .“

„Zum dritten und letzten Male“, sagte der Versteigerer und atmete auf.

Wir droben auf der Galerie auch. Und ich war so bewegt, daß ich auf ein Haar „Bravo!“ gerufen und in die Hände geklatscht hätte.

„Ihren Namen?“ sagte der Beamte zu dem großen Fremden.

„Sofort“, sagte dieser und überreichte dem Beamten eine Karte. Unwillkürlich beugten wir uns über das Geländer. Aber nur ein weißes Rechteck konnten wir erkennen, weiter nichts. Ein weißes Rechteck und den mächtigen Hinterkopf des Fremden. Breit und fest auf den hohen Schultern wie auf einem Berge . . .

Und er hatte eines. Denn der Heinrich Waldmann schrieb — aus London, wo er jetzt Geschäfte trieb — schrieb aus London: Er würde nicht ermangeln, die Anleihe seiner Vaterstadt zu übernehmen, sobald sich seine Vermögensverhältnisse soweit konsolidiert hätten, daß er diese Summe von einer Pfund Sterlings-Million zur Verfügung stellen könnte. Die sei es auch gewesen, die ihm damals vorgeschwebt, von der er bis auf heute keinen Blick verwandt, keinen Blick hätte verwenden dürfen — „lieber Herr Lehrer" hatte er hier eingeschaltet — um so weit zu kommen. Und er sei hart daran, ganz hart daran. Und dann — und dann — dann würde ich schon sehen . . .

Und ich sah. Eine Todesanzeige nämlich, drei Wochen darauf, eine Anzeige von London, daß Herr Heinrich Waldmann tot war. Ein Tunichtgut von einem Sohne in Amerika erbte dann die Pfundmillion.

Und dann kam die Waldversteigerung — unaufhaltsam, unabwendbar.

Im großen Rathaussaale war die Handlung anberaumt. Im großen Saale deshalb, weil man angenommen hatte, eine Menge Steigerer möchten wohl erscheinen, die durch ihre Konkurrenz die fünfzehn großen Waldparzellen gut bezahlen würden.

Aber in den Bänken für die Bieter saßen nur zwei Männlein, die sich gegenseitig nicht zu überbieten schienen. Da war's klar: die Händler hatten sich verschworen. Die schlauen Händler hatten abgeredet, wer von ihnen dies und jenes Stück bekommen sollte. Und die zwei Männlein vorne waren ihre Abgesandten, die zum Ausrufspreise kaufen sollten, billig, billig . . .

Wir paar Bürger von der Stadt, die hergekommen waren, um vom Hintergrunde aus das trübe Stück Finanzgeschichte unserer Stadt mit eigenen Augen anzusehen, wir paar Bürger knirschten mit den Zähnen, indes die beiden Männlein vorne Witze machten, schlechte Witze . . .

Dazu die dünne Fistelstimme des Versteigerers im gähnend leeren großen Saale — es war wahrlich nicht behaglich — nicht behaglich.

Auf einmal war ein Räderrollen draußen und ein Pfauchen. Es war ein Kraftwagen vorgefahren. Und in letzter Stunde stapfte noch ein dritter Bieter in den Saal. Ein Mann im dicken Mantel, mit einem großen Hute, den er nicht abnahm, sondern aufbehalten hatte.

Eben war die erste Waldparzelle aufgeworfen worden — zum Taxwert. Einer von den zweien hatte ohnehin genickt und gesagt: „Ja, dazu nehm' ich es."

„Zum ersten . . .", hatte der Versteigerer gerufen.

„Zum zweiten — niemand mehr?"

Die beiden rührten sich nicht mehr.

„Zum —"

In diesem Augenblick war der dritte Bieter eingetreten, mißtrauisch von den beiden anderen angesehen. Ich sah es, wie sich einer von den

Frau Glück

Ein Bild aus dem Hinterland von **P. L. Münzer.**

Der Zugführer Balthasar Leotolter hinkte auf einen Stock gestützt über den Ring und blieb vor dem sitzenden Goethe stehen, denkend, den Mann müßte er eigentlich kennen, wenn er wahrscheinlich auch kein Heiliger war; Heilige saßen nicht so bequem in einem Lehnstuhl; der heilige Sebastian in der Pöllidorfer Kirche hatte sogar Spieße im Leib und schnitt danach ein Gesicht, ganz anders als der braune Herr da oben, der auf die Leute und auch wieder nicht auf die Leute am Ring herabblickte. Als der Leotolter eben feststellte, es müsse der Kaiser Franz sein, der ein so ruhiges Gemüt besaß, trat eine Dame auf ihn zu: „Das ist der große deutsche Dichter Goethe."

Balthasar schaute die fremde Dame an und erinnerte sich, daß sie der Herr Pfarrer vor dem Auszug vor den Weibern in der Stadt gewarnt hatte, sonderlich aber vor denen in Polen, wenn sie vielleicht dahin kamen. Aber er war ja nicht in Polen, er war ja in Wien und die fremde feine Dame schien ihm vertrauenerweckend: Recht freundlich und dick war sie und um und um aus Pelz, mit glitzernden Steinen in den Ohren.

„Dank schön für die Auskunft", sagte der Leotolter und glaubte, er müßte sie schon kennen, weil sie ihn so ohneweiters ansprach. „Sind Sie eppa die Frau Pollak, die vor zwoa Jahr in Pöllidorf gwesen is?" Er hatte in Wien schon manchmal gemeint, der Frau Pollak zu begegnen.

„Nein, die bin ich nicht", erwiderte die im Pelz. „Ich heiße Frau Glück, Frau Konsul Sidonie Glück. Aber das macht nichts, Sie brauchen deshalb vor mir keine Angst zu haben." Langsam schritten Sie nebeneinander her. „Sie sind blessiert? Im Bein? Schmerzt es arg?"

„Was?" Der Leotolter verstand nicht recht, doch als Frau Glück die Frage wiederholte und dabei auf seinen Fuß deutete, erriet er, was sie meinte. „Jo ... na ... Der Haxen tuat neama weh."

Der Haxen! Wohlig überrieselte es Frau Glück. Das war ein Naturkind, eine Rarität! Mit dem mußte man sich unterhalten. „Standen Sie in Rußland, mein lieber Zugführer, haben Sie sich dort die große Silberne geholt?"

„Zerscht war i in den Karpathen und nachher gegen die Walischen und da hab i die Medaille kriegt."

„Wie heißen Sie eigentlich, mein lieber Freund?" Frau Glücks große dunkle Augen umschmeichelten seine kräftige Gestalt.

Der Leotolter wurde rot: „I bin der Balthasar Leotolter aus Pöllidorf."

„Ich wünsche dem amtierenden Notar eine Erklärung für das Grundbuch abzugeben“, fuhr der Fremde weiter fort mit seiner tiefen Stimme.

„Bitte“, sagte der Beamte.

„Bitte“, sagte der Notar.

„Ich wünsche zu erklären, daß auf den ganzen Wald ein ewiges Servitut für mich und meine Erben eingetragen werde.“

„Ein Servitut welchen Inhaltes?“ fragte der Notar.

„Des Inhaltes, daß der Wald unveräußerlich sei und der Stadt zur freien Mitbenutzung stehen solle“, sagte der Fremde langsam und feierlich.

„... der Narr ...“ hörte ich es von den Zwischenhändlern heraufzischen.

Da hielt es mich nicht länger. Jetzt rief ich wirklich „Bravo!“ und klatschte in die Hände, daß es patschte.

Der Fremde aber wandte sein Gesicht zur Galerie herauf. Voll fiel das Licht auf seine Stirne, auf seine Augen ...

„Karl Leschner“, rief ich, rief ich von der Galerie hinunter, rief ich über zwanzig Jahre hinweg aus der Zeit heraus, da ich meinen Jungen ein Aufsatzthema diktiert habe, ein Aufsatzthema: „Was ich täte, wenn ich Millionär wäre.“

Und dann war es, daß auch der Fremde mich erkannte. Ein Lächeln flog über sein Gesicht. Er winkte mit den Armen.

„Grüß Gott, Herr Lehrer“, rief er zu mir herauf.

Und dann war es, daß ich zitternd vor der Rathaustüre stand und wartete ...

Und dann war es, daß ein alter Lehrer mit seinem alten Schüler über das Katzenkopfpflaster seiner Heimatstadt in die Lehrerwohnung wanderte.

Und dann war es, daß die beiden in der Wohnung ihre Köpfe über einem vergilbten Aufsatzheft zusammensteckten ...

Und dann war es endlich auch, daß der Lehrer las: „Wenn ich Millionär wäre, so würde ich mir ein festes Haus bauen oben auf dem Berge ... und dann würde ich ... und dann hätte ich ... und dann täte ich ...“ und lauter „Ich“ und „Ich“ und „Ich“ ...

Dieses las der ältere von den beiden mit einer etwas zitterigen Stimme. Indes der junge von den beiden sich fröhlich auf die Knie schlug und lachte, lachte ...

Und er erzählte — wie sie gerade vor einem Jahr tagelang auf der Eisenbahn nach Galizien fuhren, wie sie dort im Schützengraben lagen und wie sie auch mehrmals stürmten; er sagte, daß es naß und kalt gewesen sei und daß sie gefroren hätten; aber es war doch recht lustig.

„Haben Sie auch einen Russen erschossen?“ Sacht streichelte ihre gepolsterte Hand seine Wange.

„Wol, wol . . .“

„Einen oder mehrere?“

„Dös kann i Ihnen mit genau sagen, Frau . . . So a halbs Dutzend werdens schon gwesen sein.“

Zum dritten-, zum vierten-, zum fünftenmal schauerte es Frau Glück wonnig; und dafür goß sie ihm das sechste Gläschen Likör ein. „Sie Held!“ Balthasar fühlte, wie sie sich an ihn schmiegte, und es war ihm gar nicht unangenehm; nur genierte er sich; und atmen konnte er fast nicht, der starke Ledergeruch brannte ihm in der Nase.

„Oan hab i mitn Kolben derschlagen; koan Muckazer hat der Kerl mehr gmacht.“

„Und haben Sie sich nie gefürchtet?“

„Na“. Ein seltsames Dämmern überkam ihn, wie beim „Bären“ nach dem dritten Liter Schilcher, wenn sich die Zenzi neben ihn niederließ. Als Frau Glück ihren weichen Arm um ihn legte, da wich der Leotolter nicht mehr aus.

Die Konsulin zählte nicht mehr die wonnigen Rieselschauer. „Und gegen die Italiener kämpften Sie auch?“

„Freilich.“

„Wo standen Sie denn?“

„Im Schützengraben.“

„Nein, ich meine, ob bei San Michele oder am Plateau von Doberdo oder wo . . .“

„A so . . . . Jo, dös woaß i nit.“

„Und wofür wurden Sie dekoriert? Ich meine, wofür bekamen Sie die silberne Tapferkeitsmedaille?“

„Jo, dös war a so . . . . Amal bei der Nacht sind die Walischen in unsere Stellungen einakommen und da hab i an solchen Lackl mit ein Buschen Hahnenfedern am Huat beim Gnack packt und um d Erd ghaut, daß er liegen blieben is. War a Oberst und da sind die andern glei auf und davon grennt. Nur aner hat mir mit n Baganett in Haxn gstochen, aber dafür hab i den Zotl a Saftige einighaut.“

Frau Glücks Glück war grenzenlos. Dieser Heros war ihr Gast, ihr Freund und verdiente . . . . Sie gab ihm einen knallenden Kuß: „Dies der tapferen Armee im Namen der Wiener Frauen . . . .“

„Balthasar ..." Wieder rieselte es ihr angenehm über den Rücken. „Ein seltsamer Name!" Bisher hatten ihre Freunde Siegfried, Moriz und Jenö geheißen; und der Konsul nannte sich S. M. Glück, Leder en gros. Sie wollte sich die Sensation eines Balthasar nicht entgehen lassen und faßte ihn unter. „Wissen Sie was, wir wollen in ein Kaffeehaus gehen und ein wenig miteinander plaudern — oder nein, kommen Sie lieber zu mir hinauf ... ich möchte Sie auch meinem Mann, dem Samuel, vorstellen." Der Leder-Glück — wie seine Telegrammadresse lautete — war aber in Budapest. Frau Sidonie winkte ein Auto herbei und half dem Leotolter nachdrücklich beim Einsteigen. „Alleegasse 4!"

Der Zugführer saß still und ein wenig geschreckt in den geschwellten Polstern und glaubte nicht anders, als daß Frau Glück eine heimliche Prinzessin war. Nur roch sie so merkwürdig — wie nach frischem Leder. Seine Bekannten rochen sonst nach dem Kuhstall oder nach Pfeifentabak; die Weiber in Pöllidorf rochen werktags nach Mist und sonntags nach gestärkten Unterröcken. Vollends das Palais in der Alleegasse jagte dem Balthasar einen gelinden Schrecken ein — so nobel, so fein! Er wurde in ein kleines Zimmer geschoben und das Zimmer bewegte sich, fuhr surrend aufwärts, und ehe er sich über das Wunder noch recht gefaßt hatte, stand er in einem großen Raum, in dem alles golden und silbern blinkte, an den Wänden hingen farbige Bilder, die Möbel waren geschnitzt und den Boden überzog ein bunter Teppich. Ein Fräulein in einer schwarzen Kluft und einer weißen Schürze, schöner als die hübsche Zenzi im „Bären" daheim, brachte Tee und Schnaps und Butter und Brot und Zigaretten.

Dann sagte Frau Glück: „Gehen Sie nur, Marie, ich brauche Sie jetzt nicht, kommen Sie erst wieder, wenn ich läute."

„Herrschaft!" dachte der Leotolter; und dann noch einmal: „Herrschaft!" Sie gefiel ihm nicht übel, seine neue Freundin, die sich knapp neben ihn aufs Sopha setzte, Tee einschenkte, ihm und sich selbst eine Zigarette anzündete und Likör in verschmitzt kleine Gläser goß: „Balthasar, auf unsere Freundschaft!"

Dem Leotolter wurde ein bißchen schwül und er rückte weiter ab, aber das nützte nichts, denn Frau Sidonie rückte nach, und auf die Seitenlehne konnte er sich doch nicht gut setzen; das schickte sich nicht. Sie lächelte ihm zu und er merkte, daß sie ein paar goldene Zähne im Mund hatte — so nobel war sie! Sie füllte die Schnapsgläschen immer wieder nach und schmeichelte: „Balthasar, jetzt müssen Sie mir erzählen, wie es Ihnen immer ging, ja?" Sowie sie sich bewegte, rauschte und raschelte es an ihr, genau wie der seidene Thronhimmel, den der Leotolter in Pöllidorf bei Fronleichnam tragen half.

„Aber Sie sind doch entlaust worden, Balthasar, nicht wahr?“ Frau Sidonie fragte bang und doch dringend und saß bereits auf der Seitenlehne des Sophas.

„A jo, dös wohl, aber immeramal juckts schon no .... Können aber a die Krätznen sein, die i unten kriegt hab — ganz voll Träuperln war i auf der Brust ....“ Er knöpfelte die Bluse auf und dann das Hemd, um die Spuren zu zeigen, damit Frau Glück nicht meine, er rede nur so daher. „Dös war ärger als der Ruß und der Walische!“

Mit einer heftigen Bewegung sprang die Konsulin auf, preßte ein dünnes Taschentüchlein an die Lippen und eilte zur Tür: „Ent .... entschuldigen Sie mich .... ich muß dem Stubenmädchen einen Auftrag erteilen ....“ Und draußen war sie.

Der Leotolter schenkte sich noch einen Schnaps ein, zündete sich noch eine Zigarette an und wartete.

Aber Frau Glück kam nicht zurück, sondern statt ihrer erschien die schwarzweiße Marie: „Sie, die Gnädige laßt Ihnen schön grüßen, ihr is net ganz gut. Und das da is für Ihnen.“

Balthasar steckte die Zehnkronennote in die Hosentasche, doch blieb er noch eine Weile bequem sitzen, bis ihm Marie seine Mütze und seinen Stock reichte. Da verstand er und ging; zum Abschied tätschelte er noch die Schwarzweiße.

Auf der Treppe schüttelte Balthasar Leotolter den Kopf; er begriff nicht; hatte er etwa was unrechtes gesagt? Nein, er erinnerte sich nicht. Aber plötzlich ging ihm ein Licht auf: „Z viel Schnaps wird die Frau trunken haben .... und davon is ihrer übel worden ... Z viel Schnaps ...“

A Mordsschlankl.

A steirisch Gschichtl von **Hans Fraungruber.**

Daß s dena so böse Mäuler gebn mag! Von Krowotnmichel wissen s ah allerhand zan vazöhln, nur nix Guats nit. Dö oan sagn, er wa mit alle Salbn gschmiert, die andern, er hätt koa guats Haarl nit am Leib. So gnau kenn i n nit, aber a Mordsschlankl muaß er scho sein, der Krowotnmichel.

Habn tuat er nix wia a Keuschn und an guatn Freund, n Planjagl enters Berg. Der hat ah nix weita wia an schön Nam, nit amol a Keuschn, derawegn schliaft er gern zan Krowotnmichel eini. Der Michel arbat iawant amol bei an Bauern acht Täg oder ba der Eisnbahn, aft muaß er vierzehn Täg ohrastn und faulenzn. Nacher kimt allmal glei der Planjagl und hilft eahm. Mitn Essn schauts unguat her, aber die

Darauf wurde der Leotolter mäuserlstill. Sie forschte mit weicher Stimme: „Hat es geschmeckt, Balthasar?"

„Jo, guat is er, der Schnaps . . ." Aber nun glaubte er, bald genug davon zu haben.

„Balthasar . . . . du . . . . hast du eine Braut?"

„Na". Er wurde über und über rot. Aber um nicht unfreundlich zu sein und weil es ihm auch sonst ganz recht war, erwiderte er ein paar Händedrücke Frau Glücks, die wie ein gut gelauntes Kätzchen schnurrte.

„Aber gern gehabt hast du ein Mädl schon, nicht wahr?"

„Wohl, wohl . . . ."

„Wen denn?"

„Die Zenzi."

„Wer ist denn die Zenzi?"

„No, die Kellnerin vom ‚Bärn' halt."

Die Konsulin beschloß, die Forschungen nach dieser Richtung nicht weiter auszudehnen; sie kannte den Wert von Illusionen. Vielleicht packte sie die Sache doch besser von einer anderen Seite an, um die störende Zaghaftigkeit ihres Freundes zu überwinden. „Du, hast du dich im Schützengraben nie . . . . nie . . . . nach einer Frau gesehnt?"

Leotolters Augen begannen zu schwimmen und er blinzelte Frau Sidonie von der Seite an: „Wie moanst?"

„Hättet Ihr nicht manchmal gerne — ein weibliches Wesen bei Euch gehabt?"

„Jo . . . . na . . . . Was hätten wir denn mit den Madln im Dreck angfangen?"

Ein bißchen ernüchtert fuhr Frau Glück zurück, aber jetzt rückte der Zugführer nach und legte seinen Arm um ihren Hals.

„Woaßt, Ihr stellts Euch dös da draußen a bißl spaßig vor."

„Erzähl, bitte erzähl — erzähl mir alles, was du gedacht, was du gefühlt . . . und dir gewünscht hast . . . ." Arm in Arm saßen sie auf dem geschweiften Sopha und sie lauschte.

„Droben in den Karpathen hätt i halt a frische Unterwäsch braucht, weil . . . .", aber da dachte der Leotolter, daß es vielleicht nicht schicklich wäre, ausführlicher zu werden. „Na jo . . . Aber was die Madeln anbelangt, mit denen hättn wir draußen wirklich nit viel anfangen können. Die Läus . . ."

„Was?"

„In Galizien haben einen die Läus bei lebendigem Leib aufgfressen, und wann wir net grad gschossen haben, haben wir uns kratzt. Herrschaft no amal, die Läus!"

„s Gschloß schrauft er oh“

„Aft schreit d Sau.“

„Schmeißt er ihr an Sack üba und bindt ihr s Mäul zu, nacher schreit koane.“

„Hau Narisch“, deut der Marl, „wia will er s denn tragn? Is ja alls zschwar.“

Der Michel geht zan Fenster und trummelt n Steiramarsch. „Wird wuhl a Scheibtruchn zfindn sein?“ fragt er.

„Loahnt eh ban Stall hiebei“, sagt der Roßknecht.

„Alsdann“, lacht der Krowotnmichel und spächt scharf außi, „bal oana gfingelt gnua is, nacher geht alls.“

„Hiaz heng auf“, harbt sih der Marl, „is der Dischkurs noh nit firti?“ Muaß ih schon a sagn — der saudumme.“

„Is scho firti!“ schreit der Michel und spächt ums Hauseck, „hiaz han i mih gwarmt und humeri bin i ah. Moan, i han nix mehr valorn ba Enk.“

„Moan ih ah“, brummelt der Bauer.

„Aft sag i Geltsgod, guate Nacht allsand.“

„Hol dih der Teufel, aft gehst leichter.“

Was der Marl gsagt hat, wia nacher s Mentsch mit n Trank in Stall geht und koa Sau nit findt?

„Vamorideit und vadankt — der Krowotnmichel! Na, der war in der Stubn, der Lump is unschuldi.“

Das mißbrauchte Wort.

Aus alten Schriften von **Peter Rosegger.**

Ihr habt es, meine lieben Freunde, wohl allzeit erfahren, daß man stets eine hohe Meinung hat von Personen, die so sprechen, wie sie denken, die für jegliches das richtige Wort finden und genau das sagen, was sie sagen wollen, nicht mehr und nicht weniger. Diese Kunst ist weit schwerer, als man glaubt, sie entspringt — wie man häufig ersehen kann — nicht so sehr der Gelehrtheit, der Sprachgewandtheit, der Zungenfertigkeit, als vielmehr der Charakteranlage.

Nicht zuviel sprechen, und was man sagt, ohne Übertreibung, immer nur mit Rücksicht auf den Gehalt der Worte, das ist das beste Wahrzeichen der Schlichtheit und Verläßlichkeit.

Man findet diese Schlichtheit des Ausdruckes fast bei allen bedeutenden Menschen, sie ist auch ein Merkmal der Aristokratie im guten Sinne des Wortes, und wenn Fürsten bei öffentlichen Anlässen sich der gewöhnlichen Ausdrücke, ohne allen Aufputz der Rede, bedienen, so ist

zwoa san mitn Trinkn ah soweit zfriedn. Und da is frei a Wunda, wia der Zuafall öfta in Lebn sein Gspiel hat. So oft ba an Bauern oder ban Herrn Pfarrer a Faßl Wein ausn Keller vaschwindt, habn die Freunderl in der Keuschn an iadsmal was zliapern.

Heunt is aber amol mit alln Matthäi am letztn. Die zwoa Kundn knotzn auf der Ofnbank und raukn und iawant amol kracht oan der Magn.

„Hörst“, sagt der Planjagl, „hast go nix in Keller?“

„Wuhl“, brummelt der an, „— Platz.“

Lacht der Jagl. „Däs is schon epps. Und woaßt nix?“

„Sel wuhl, der Marl hat a schware Sau in Stall.“

Hiaz reißts n Jagl. „Hat er noh, willst sagn?“

„Wia däs?“ fragt der Michel.

„Hörst, du Domerl, däs denkst nit, daß dih bei deiner Dummheit der Schlag treffa kunt?“

„Geh, Dodl“, sagt der Krowotnmichel ganz freundschäftli, „daß i eppa dei Gsang nit kenn! Aber — wia, frag i.“

Auf däs steckn die zwoa Gselln eahne Köpf zsam und haltn ganz a ghoame Sitzung oh, dö schier go an Amtsghoamnus is. Wia s firti san, ziachzt an iada sei Pudlhaubn üba d Öhrl und macht sih aufn Weg. Wohin, däs siacht ma nit, weils finsta is.

Derweil huckt drent z Obersdorf der Marl mit seine Ehaltn ban Nachtmahl.

Geht die Tür auf und einakimt der Krowotnmichel.

„Guatn Abnd allsand!“ Ma kunt nit sagn, daß d Leut auf den Bsuach extra gwart habn. „Auweh, der Krowotnmichel“, moant der Marl, „willst was?“

Der Michel stagelt zan grean Ofen hin und fallt eahm um'n Hals. „Mit Valaub, a weng anwarma, Herr Voda“, sagt er, „saukalt is und i han noh weit hoam. In Markt drein bin i gwen. Is a Sauweg her übern Radling ba den Sauweda, den saumaßign!“

„Heunt is meh alls Sau ban Krowotnmichel“, kudert s kloan Saumentsch, „aft paß mr zsam, mir zwoa.“

Der Marl macht a grantigs Gsicht übern Tisch übri; so a Dirndl hat nix zredn, bal der Bauer dabei is.

„Bist ah da, du Naukerl, du kloans?“ feant der Michel, „du ghörst außi in Stall. Z Tauplitz habn s erst die vorig Wochen ban Valtl a Sau gstohln.“

„Han s ghört, is a Fasching so was!“ greint der Bauer, „wia kann mr eahm a Sau ausn Stall ziachn lassn!“

Schupft der Michel d Irxn. „Mein, s gibt schlechte Leut gnua.“

„Ba mir kam der Halunk übel an, is a Gschloß am Stall.“

Frösche hören auf zu quaken, sobald man ihrem Sumpfe mit Lichtern in die Nähe kommt; nicht immer so unsere redseligen Weiber beiderlei Geschlechtes. Selbst wenn man ihnen den Mund verstopfte, würden sie durch die Nasenlöcher schwatzen und hyperbeln. Wenn man an diese guten Menschen den sonst üblichen Maßstab legen wollte! Es gäbe alltäglich Ungeheuerlichkeiten, wie sie bisher in der Geschichte beispiellos waren. — Es scheint übrigens, als spräche ich hier selber im Wiener Jargon! Ich habe Wien zu lieb, als daß ich nicht teilweise auch von seinen Fehlern angesteckt wäre; aber sicher ist, daß man gerade in dem Punkte am wenigsten übertreibt, wenn man die Wiener der hochgradigen Übertreibungssucht anklagt. Wir begegnen derselben Sucht auch anderswo, aber so hoch entwickelt nirgends, als in der schönen Donaustadt, an deren neuen Straßen schon das Äußere der Zinshäuser in Hyperbeln spricht.

Aus Hang, jede Sache zu dekorieren, sie auf die originellste, geistreichste Weise zu behandeln, haben wir verlernt, einfach die Wahrheit zu sagen. Die einfache Wahrheit ist ja so langweilig und zumeist so selbstverständlich, daß man eigentlich gar nicht über sie zu sprechen brauchte — was würde da aus der gesellschaftlichen Unterhaltung werden! Und Unterhaltung ist denn einmal die Hauptsache in unserem lieben Vaterlande, der von manchen Leuten alles geopfert wird, nicht bloß das edelste und das schlimmste Stückchen Fleisch an unserem Körper, die Zunge, sondern auch was daran hängt, die Zucht und Züchtigkeit seiner selbst und die Reputation anderer.*

Harmlos scheint der Fehler — aber er ist gefährlich. Findet der Zungentaschenkünstler eine gläubige Zuhörerschaft, dann wird diese auf Irrwege geleitet, die für sie oder andere bedenkliche Folgen haben können. Sonst aber wird das Superlativ die Schule der Skepsis; man glaubt nichts mehr, und wenn man dem Sprecher eine Stunde zugehört, so hat man sich vielleicht ergötzt, weiß jedoch am Ende so viel als früher, geht verstimmt davon.

Ich sage euch, Freunde, der Mißbrauch der Sprache macht ohnmächtig Ob ihr da himmlische Wonnen ausruft oder höllische Verzweiflung, ich glaube euch nichts; ob ihr vergöttert oder verdammt, ich glaube euch

* Ein Freund, der mir bei der Korrektur dieser Betrachtung zugeschaut, sagte, plötzlich mir auf die Achsel klopfend: „Das ist nichts, mein Lieber! Sie sind nicht energisch genug. Wenn Sie zur heutigen Brut reden wollen, da dürfen Sie nicht fortwährend am Stricke ziehen und Friedensglocken läuten. Kann ich's ein wenig anders! Den Strick zur Schlinge drehen, aus der Glocke Kanonen gießen und dreinpfeffern, das ist die richtige Sprache für dieses niederträchtige Gesindel!"

Der Mann ist sonst ein ganz gemütlicher Patron, der im Winter mit einem Kornsäcklein umgeht und die Tauben und Spatzen füttert in unserem Wildgarten. Aber bisweilen wandelt ihn die vulgäre Großmauligkeit an und macht ihn zu einem possierlichen Ungeheuer, das schon im nächsten Augenblicke wieder das sanftmütigste Lamm sein kann. — Nein, Freund, die ehernen Feuerschlünde wollen wir in solchen Dingen doch nicht predigen lassen.

ihnen nur darum zu tun, genau die Sache zu bezeichnen, zu decken, um die es sich handelt — und das verleiht der Rede Wichtigkeit und dem Redner Würde.

Wie weit hat sich von dieser vornehmen Art — besonders in unserem lieben, freilich vielzungigen Österreich — die Umgangssprache entfernt! Schuld daran tragen auch die Schriftsteller, die Zeitungsschreiber, selbst das Parlament. Wie wenig Leute gibt es bei uns, die es wissen, daß Redseligkeit und Beredsamkeit zweierlei ist, wie wenige, die sprechen, etwas erzählen, rügen, loben können ohne Übertreibung! Wien, das schöne Wien, das niemals Maß zu halten verstand, ist die eigentliche Heimat des Superlativs. In Wien gibt es nichts Gewöhnliches, alles ist entweder ausgezeichnet oder miserabel; in Wien gibt es aber auch nichts Schönes, lauter Brillantes, Wunderbares, Entzückendes, Göttliches usw.; ebenso nichts Schlechtes, sondern nur Niederträchtiges, Scheußliches. Die Wiener haben nichts Mißlungenes, sondern nur elende Machwerke, nichts Unbedeutendes, hingegen viel schandbaren „Schmarrn". In Wien ist nichts recht hübsch (das Wörtlein „recht" kann der rechte Wiener überhaupt nicht ausstehen), sondern alles prachtvoll oder wenigstens sehr schön. In der alten Kaiserstadt ist auch gar nichts unangenehm, sondern alles schrecklich, fürchterlich oder gar gräßlich. In Wien gibt es keine guten, braven Leute, sondern lauter Engel, neben diesen aber überall jämmerliche Schweinskerle, schäbige Hundeseelen und Schurken. Nirgends auf der Welt kann so viel „ungeheuer Schönes" oder „riesig Kleines" vorkommen als in Wien. — Wenn die schöne, liebenswürdige Wienerin in ihrer begeisterten Weise etwas darstellt, so ist das nachgerade immer ein Meisterstück der Dialektik voll Drastik und Witz, aber man kann in solchen Fällen fast allemal versichert sein, daß sich die Tatsache ganz anders verhält, als sie dargestellt wird. So weit ist es gekommen, daß man den Erzählern nur mehr zur Unterhaltung zuhört, und schon im vorhinein nicht auf Wahrheit und Sachlichkeit rechnet. Nicht als ob ich damit die Ehrenhaftigkeit solcher Sprecherinnen und Sprecher bezweifeln wollte, sie wollen nicht unwahr sein, nicht absichtlich entstellen, die fortwährend aufgeregte Phantasie geht ihnen nur mit der Zunge durch; sie sind entzückt, ohne entzückt zu sein (denn wann ist ein Mensch entzückt!); sie können jemand mit der Zunge henken, rädern, vierteilen, ohne ihn eigentlich zu hassen. Sie schildern Gefühle, die sie oft erst aus ihren eigenen Worten momentan zurückempfinden, und nach all derlei ist der Sprecher oft unbefriedigter als der Hörer, weil jener fühlt, er hätte was anderes gesagt als das, was er sagen wollte, und trotz des schimmernden Wortschwalls, auf dem die glühendsten Gemütsfunken hin- und herzuspringen scheinen, bleibt vielleicht sein Herz einsam, unenthüllt.

Stimme des Volkes regieren konnte, wie er wollte, ließ er seinem Hunde den Schwanz abhauen! Da schwatzten die Athener über den abgehauenen Schwanz und ließen ihn machen. Entladen muß unser sensitives Herz denn einmal werden; ginge es schon anders nicht, so grüben wir — sagte jemand — irgendwo im teuren Vaterland ein Loch und riefen unsere Hyperbeln hinein, damit wir erleichtert wären.

Ich habe seit vielen Jahren Gelegenheit, unsere Presse zu verfolgen. Die Fülle von Wissen und Geist, welche sie in einem solchen Zeitraume ins Volk ausgießt, ist bewunderungswürdig; sie kommt einer Bibliothek des englischen Museums oder einem andern der größten Literaturschätze der Welt gleich. Die Zeitung hat jedoch immer ihrem Namen gazetta (abgeleitet von gazze, Elstern) Ehre gemacht. Die Zeitung hat in der naiven Lesewelt in gutem wie in schlimmem Sinne augenblickliche Wirkungen erzielt. Da kam an erster Stelle der Blätter stets etwas Alarmierendes. War ein Krieg in Aussicht, oder waren auch nur eingebildete Anzeichen dazu da, war ein Ministerwechsel, ein Bankerott oder eine andere volkswirtschaftliche Krise, waren staatliche Unebenheiten, Parteizwistigkeiten, waren es konfessionelle Schwierigkeiten oder Ereignisse nichtpolitischer Natur, wie Überschwemmungen, Theaterbrände usw., welch ein aufgeregtes Wesen in den Zeitungen! ein Klagen und Hetzen, ein Warnen und Drohen, dröhnende Kassandrastimmen in schrillem Pathos, im Tone höchster Erregung! Anfangs beunruhigte mich das und erinnere ich mich, daß, als wir im Jahre 1860 in unserer Gemeindezeitung mehrmals vom „unvermeidlichen Zerfall des Reiches“ und vom „alle Wurzeln der Gesellschaft und der Kultur tückisch zernagenden Ultramontanismus“ lasen, der Dorfwirt sagte: „Mit Haus Österreich ist’s gar. Verkaufn mers Gwand, vertrinkn mers, gehn mer nach Amerika!“

Welcher Art von Begeisterung die volkswirtschaftlichen Zeitungs-Hyperbeln entsprungen: Dieses Schwein — so fett es auch heute schon wäre — schlachten wir zu einem andern Festtag.

Wenn aber wirkliche Gefahren waren, wie im Jahre 1859, 1866, da priesen sie anfangs die Größe und Glorie des Vaterlandes, die Tüchtigkeit aller österreichischen Nationalitäten und die Eintracht in vollen Hymnen. War das Unglück vor der Tür, brach es herein, da fand man keinen Superlativ mehr, um die Gefahr entsprechend zu bezeichnen. Und schimpfte unmenschlich. Man war erschöpft, versank in Lethargie.

Die Hauptschuld an der moralischen Entartung der Presse trägt das Publikum. Wie manches Blatt ist entstanden in der ernsten Absicht, unabhängig, unparteiisch, gewissenhaft, in edlem Sinne aufklärend, als Organ der Redlichkeit und Wahrhaftigkeit mit Maß und Würde in unserer Zeitungswelt „eine empfindliche Lücke auszufüllen“. Das ging, so lang es ging — aber es ging nicht lange. Die Leute fanden das

nichts. Bei euren gesprochenen Tränen der Freude oder des Schmerzes empfinde ich nichts. Nicht mich belügt ihr, sondern euch selbst; morgen seid ihr in anderer Stimmung, morgen singt ihr anders. Oder morgen kommt die Tatsache und macht euch zuschanden, und übermorgen nimmt euch keiner mehr ernst.

Wenn ihr für die Alltäglichkeit das Superlativ aufbraucht, was habt ihr dann für außerordentliche Fälle? Nichts; ihr seid arme, stumpfe Töpfe.

Die Zeitungsschreiber besonders könnten sich's gesagt sein lassen. Die wissen gar nicht, wie sehr sich ihre Verkäuflichkeit im Inseratenteil ihrer Blätter rächt. Die Marktschreierei desselben hat sie angesteckt, ist unwillkürlich in die Notiz, ins Feuilleton, vor allem in die Politik übergegangen. Und das ist denn ein Geschwätz zum Davonlaufen! Ein Gemisch von Phrasen, Übertreibungen, Entstellungen, pathetischen Hyperbeln wunderlicher Art, sophistischen Beschönigungen oder Verleumdungen usw. Und das nennt man Führung! Und das gibt sich aus als Vertretung von sittlichen Ideen zum Wohle der Gesellschaft!

Die Zeitungsschreiber sollten nicht sprechen unter dem Einfluß der Stimmung, unter der Eingebung des Momentes; sie müssen die Bedeutung und Würde des öffentlichen Wortes kennen, sie sind daher weniger zu entschuldigen als die privaten Zungengymnastiker und Hyperbelnreiter. Und wenn es heißt, der Journalist müsse im Drange des Augenblicks arbeiten und mit den schärfsten Waffen für seine Sache kämpfen, so antworte ich, die schärfsten Waffen nützen sich am ehesten ab, und wir müssen über ein heute stattfindendes Ereignis den Leitartikel morgen noch nicht haben, wir warten gerne bis übermorgen, wenn er dann was Rechtes sagt. Aber wir wissen es wohl, jenen ist weniger darum zu tun, in irgendeiner wichtigen Frage sachlich zu unterrichten, als vielmehr mit leidenschaftlichen oder brillierenden Auslassungen die Leser zu blenden oder mindestens zu unterhalten, und der Konkurrenz wegen morgen lieber als übermorgen. Ja wahrlich, die Leute unterhalten, das gelingt euch zumeist, denn in eurer Gilde sind witzige Köpfe; aber tiefer auf unser Publikum zu wirken, das bildet euch nicht ein. Ihr habt durch die Art und Weise eures Stiles dieses Publikum verwöhnt, blasiert gemacht, wie es das früher nicht war. Fortwährendes Pathos ermüdet, fortwährende Übertreibung stumpft ab. Das beständige Hyperbeln unserer Presse ist sicher auch eine Ursache des berüchtigten wienerischen Indifferentismus. Man ist gewohnt, das Wort als Selbstzweck zu nehmen, sich mit der Phrase zu bequemen. Darum tut die Regierung unklug, wenn sie den Wienern die Freiheit des Wortes einschränkt — sie begnügen sich ja mit derselben. — Die alten Griechen waren übrigens auch nicht anders und waren doch kluge Leute. Damit Alcibiades unbehelligt von der

öffentlichen Interesse. Mißbrauch an sich spricht nicht gegen eine Sache als solche. Womit kann man denn nicht Mißbrauch treiben? Mit allem, ohne daß wir imstande oder auch nur gewillt wären, deshalb gleich im Pausch und Bogen zu verdammen. Was ich auf der Leinwand gelegentlich an „Erotik" erblickte, beschränkte sich auf mehr oder minder geschmacklose und gewöhnlich sentimentale Liebesszenen, wie sie auf Schaubühnen viel deutlicher und körperlicher dargestellt zu werden pflegen. Was mich abstieß, war stets das Unwahre weinerlicher Rührkomödien, worin allerdings das Kino den Vogel abschießt. Ob aber derlei besonderes „schädlich" ist, bleibe dahingestellt, unterliegt der persönlichen Auffassung und kann von mir nicht bejaht werden. Ein Großteil unserer Literatur und nicht immer jener, der als „Schund" bezeichnet wird, arbeitet ganz mit denselben Mitteln. Geschmacksbildend freilich sind solche Films nicht, doch geht man nicht überhaupt zu weit, wenn man dem Kino zumutet, den Geschmack der Massen zu bilden, während allerlei in unserem öffentlichen Leben geschmacksverderbend wirkt, ohne daß sich jemand darum kümmert?

Neben „erotischen Reizungen" bieten die „Detektivkomödien" der Lichtspieltechnik einen weiteren Angriffspunkt. Diese sollen zum Verbrechen aneifern. Das scheint ziemlich unwahrscheinlich. Daß der eine oder der andere daraus „Belehrung" schöpft, kann nicht bestritten werden — beeinflußten doch auch Schillers „Räuber" überspannte Jungen, die daraufhin in die Wälder zogen, um Räuberbanden zu gründen. Derartiges wird man nie verhindern können. Eine krankhafte oder verbrecherisch verlangte Phantasie gewinnt unter Umständen aus Nichtigkeiten Anregungen zu unerwünschtem Tun. Im Kino, soweit ich es kenne, wird der „Verbrecher" stets entlarvt, überführt, gebrandmarkt und bestraft. Sein Gegenspieler, der Detektiv als Vertreter irdischer und zuweilen auch himmlischer Gerechtigkeit, pflegt mit der Verläßlichkeit einer gut geölten Maschine zu obsiegen und zu triumphieren, weshalb es viel wahrscheinlicher wäre, daß abenteuerliche Gemüter hernach einen inneren Zwang verspüren — Detektivs zu werden, denn diese sind die bewunderten Helden des Films. Man führe gegen die Auffassung nicht etwa an, der Gerichtssaal beweise die Verführung junger Leute durchs Kino! Es scheint mir eine Methode der Verteidiger zu sein, ihren Klienten — um Milderungsgründe zu ergattern — einzublasen, sich auf Karl May oder den verruchten Einfluß des Kinematographen auszureden. Sind Zigeuner in einem Dorf, so stiehlt erfahrungsgemäß die ansässige Bevölkerung doppelt so gern, da ja doch alle Schuld auf die braunen Brüder fällt!

Wenn man die Vorwürfe erotischer und verbrecherischer Einwirkungen des üblichen Kinobetriebes widerlegen kann, so bleibt nicht mehr

Blatt zu langweilig und wandten sich wieder dem leichtfertigen, burschikos-flotten, in allen Ungründen wühlenden und fluchenden, in allen Himmeln jauchzenden Tone zu. Und insoferne man die Zeitung nur als Unterhaltungslektüre betrachten mag, hatten sie recht. Amüsanter sind die Marktschreier auf der Gasse als der Lehrer in der Schule. — Die mit so gutem Fürnehmen erstandenen Zeitungen starben entweder ab oder wandten sich — was häufiger geschieht — ebenfalls dem Götzen des Tages zu und tanzen so frech und lärmend wie die anderen ums goldene Kalb.

Heraus kommt nichts, als daß das Vertrauen an die Macht des Wortes verloren geht, weil die Sprache geschändet und impotent wird.

Das Kino.

Mit einem gewissen Recht kann man die Lichtspiele des Kinematographen grundsätzlich als leibhaftige Schattenkunst ablehnen, aber auch dabei muß man bedenken, daß schließlich jede Kunst auf dem Schein beruht, von den Verkleidungen des Theaters angefangen bis zur Bildhauerei, die Menschen in Stein nachbildet. Und vermutlich ist gerade der Schein ein Wesentliches aller Kunst.

Sieht man jedoch von der grundsätzlichen Verwerfung des Kinos ab, so wird das Kind häufig mit dem Bad ausgeschüttet und es werden Wertreihen verwirrt, die getrennt Berechtigung besitzen. Sowie die Lichtspieltechnik in eigentliche Kunstgebiete übergreift, dort ist sie Talmi und in vielen Fällen zumindest geschmacksverderblich, aber sie hat doch auch Wirkungsgebiete für sich, auf denen sie allein steht, wo sie nichts und niemandem Konkurrenz macht, die Kultur bereichert und fruchtbringend sein kann. Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt ihr Charakter im Urteil der Menschen. Vielleicht könnte man manchen Widerstreit dadurch beseitigen, daß man Lichtspiele überhaupt nicht zur Kunst rechnet, ihnen aber als Unterhaltungsmittel und auch als Lehr- und Lernbehelf einen Platz in der Gegenwartskultur einräumt.

Ich will gleich betonen, daß ich selbst nur ein bedingter Anhänger der Lichtspieltechnik bin und von ihr auch nicht allzu viel gesehen habe. Manche Vorführung verließ ich lange vor Schluß, weil sie mir einfach zu langweilig war. Aber wo immer im deutschen, slavischen oder romanischen Mitteleuropa ich Vorstellungen beiwohnte, nirgend sah ich etwas von der immer wieder betonten „Unmoral" des Kinos. Mag sein, daß dies Zufall war und es kann nicht geleugnet werden, daß tätsächlich „unmoralische Films" in nicht unerheblicher Zahl hergestellt werden, doch ist deren Abspulung kaum allgemein zugänglich, beschränkt sich auf geladene Kreise und entzieht sich so einer Be- und Verurteilung im

Auch noch in manch anderer Beziehung könnten Lichtspiele dem Anschauungsunterricht in Geographie. Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Technik dienen. Ansätze dazu sind zweifellos vorhanden und wären sinngemäß weiterzuentwickeln.

Mit ausgewählten Programmen wäre man imstande, ins Leben des flachen Landes, in die Dörfer und kleinen Märkte Abwechslung und Unterricht zu tragen, schiebt doch der Nationalökonom Philippovich der ländlichen Langweile Mitschuld an der Landflucht zu!

Dem oft erhobenen Einwurf, das Kino bewege sich in absteigender Linie und sei nicht mehr zu heben, ist entgegenzuhalten, daß auch die Theater vor der klassischen Kunst zuvörderst Hanswurstiaden aufführten.

Einen geradezu „moralisierenden Film" sah ich kürzlich; er hieß „Der Nörgler" und zeigte einen in Kriegszeiten ewig Unzufriedenen, der auf alles schimpfte und keine blasse Ahnung hatte, was andere leiden, während er schon seine kleinen Beschränkungen als Nationalunglück betrachtete. In seinem Nachmittagsschlaf erschienen ihm dann die Gestalten der Wehrkraft und der wehrhaften Arbeit und führten den Nörgler an die Front und in die Werkstätten rastlos selbstaufopfernder Tätigkeit von Hunderttausenden ... Erwacht, war Herr Nörgler natürlich „bekehrt" und — zeichnete Kriegsanleihe ... Ein Film mit dem Allerinteressantesten zu Land und zu Wasser, im Schützengraben, beim Landbau und in den Fabriken. Ob nicht jeder Nörgler unter den Kinogästen sich dabei köstlich unterhielt — und für sich eine heilsame Lehre daraus zog?

Nach diesen Richtungen hin ist die Lichtspieltechnik entwicklungsbedürftig, entwicklungsfähig und entwicklungswürdig. Hier müßte der Kampf, der sich heute *gegen* das Kino als solches richtet, einsetzen und zum Kampf um das Kino und *für* das Kino werden. *Unterhaltet die Menschen damit und belehret sie zugleich.* Daneben hat auch der nur der Abwechslung und Ablenkung dienende Film seinen Platz. Warum denn auch nicht? Der Mensch lebt nicht allein vom Brote und dem Worte Gottes, sondern auch von harmlosen (und nicht harmlosen) Ergötzlichkeiten. Man muß Welt und Menschen nehmen wie sie sind, sonst erreicht man nichts, wenigstens nichts Gutes. In der Praxis heißt es, Strömungen, die wir nicht veranlaßten, nutzbringend zu verwenden. Das zu tun, ist vielleicht das Geheimnis aller erfolgreichen Realpolitik!

Fasse ich meine Erfahrungen und Werturteile über die Kinematographie zusammen — die zu schmähen jetzt kulturelle Mode zu sein scheint — so glaube ich feststellen zu können: Die Lichtspiele von heute sind teils abgeschmackt, teils belanglos und teils fördernd; die Lichtspieltechnik von morgen kann ein soziales und ethisches Bildungsmittel von überragender Bedeutung werden. *Hans Ludwig Rosegger.*

allzu viel von dem übrig, was man in der Regel gegen die „Kinopest“ geltend macht. Daß unzählige Filmereien der Geschmacklosigkeit, der Sentimentalität und einer schiefen Lebensauffassung Vorschub leisten, soll gern zugegeben werden, nur mit der bereits erwähnten Einschränkung, daß gar manche anerkannte „Kunst“ — siehe zum Beispiel die „Jungmädchenliteratur“! — in dieser Beziehung nicht weniger sündigt.

Wie dem auch sei, alle weinerlichen Kinodramen mit oder ohne erotischen Einschlag und die „Verbrecherfilms“ können glatt aus dem Betrieb verschwinden, ohne dessen innerste Wesenheit zu treffen, und zurückbliebe eine technisch bewundernswerte Einrichtung zur Unterhaltung und Belehrung, wie wir keine ähnliche besitzen. Betrachten wir zum Beispiel den „Groteskfilm“, auf dem Unmögliches, Seltsames und Übertriebenkomisches scheinbar natürlich vorgeführt wird. E. Th. A. Hoffmann in Schattenrissen. Dafür ist großes Interesse vorhanden, das vielleicht vom rein ethischen Standpunkt keine Pflege verdient, aber moralisch indifferent ist. Warum sollen die Leute sich nicht harmlos vergnügen, werden sie dadurch auch innerlich nicht gefördert? Haben sie dazu nicht das Kino, so schaffen sie sich unschwer anderwärts Ersatz, der möglicherweise nicht stets so ungefährlich und leicht überwachbar ist!

Das ureigentliche Gebiet der Lichtspiele sind jedoch die Naturaufnahmen. Hier sind sie unersetzlich und wertvoll. Ich erinnere mich, im Jahre 1900 in Leipzig den bewegten Einzug der verbündeten europäischen Truppen in Peking auf der Leinwand gesehen zu haben und es wird mir eine unauslöschliche, ich möchte sagen historische Erinnerung bleiben! An der Spitze der „Weltfeldmarschall“ Waldersee, umgeben von Generalen fast aller Nationen. Da erlebte man ein Stück Weltgeschichte schier körperlich mit. Ähnliches gilt für folgende Aufnahmen: Amundsen in der Arktik, Skott in der Antarktik, die Leichenfeier unseres verstorbenen Kaisers, die Krönung Kaiser-König Karls in Budapest, Mackensen in Bukarest und fast alle übrigen „Kriegsfilms“. Sie machen insgesamt einen großen Eindruck, dem ich bedeutenden Wert zuspreche. Zumindest gleichwertig sind Aufnahmen aus fremden Ländern, fremden Völkern, von sehenswerten Arbeitsbetrieben und beweglichen Naturerscheinungen wie feuerspeienden Bergen, Wasserfällen, Hafenansichten, Verkehrsmitteln usw. Ob nicht gerade hier der Hebel einsetzen könnte, um das verachtete Kino in eine Volksbildungsstätte ersten Ranges umzuwandeln? Man zeige etwa den Städtern die Arbeit des Landmannes und umgekehrt den Bauern das Wirken der Fabriken. Vielleicht, daß man dadurch mehr erreicht als durch farblose Vorträge und Propagandaschriften, die einem bestimmten Ziele zustreben. Tatsachen, die ich im Kino beobachtete, bewiesen mir, daß solche Vorführungen nichts weniger als langweilig auf die Zuschauer wirken. Es kommt auf das Was und Wie solcher Produktionen an.

dritten Akt, dessen Kenntnis zum Gesamtbilde des Kienzlschen Schaffens nun einmal unbedingt gehört. Die Erfahrung mit diesem Schmerzenskinde mag wohl auch die Ursache der nun folgenden längeren Pause (1897—1911) im dramatischen Schaffen Kienzls gewesen sein, wenn wir von der Umarbeitung des „Heilmar“, der zweiten, ursprünglich 1892 als „Heilmar der Narr“ gegebenen Oper und dem lieblichen kleinen Weihnachtsmärchenspiel „In Knecht Ruprechts Werkstatt“ absehen. Aber die lange Pause zeitigte gute Frucht. Überrascht war die musikalische Welt und waren seine Kunstgenossen über unseres Meisters nächstes Werk. Zumal über die Stoffwahl — französischer Boden, Revolutionszeit, Direktorialwirtschaft, dies schien so gar nicht zum Kienzlschen Wesen zu passen — als aber dann der „Kuhreigen“ erschien und die Musik durch ihren Gemütsgehalt über die Schrecken der Guillotine siegte, gerade die Neukomposition des „Zu Straßburg auf der Schanz“ ist ein echtes und wirkliches Meisterwerk zu nennen — da sah man, daß der Griff, den Kienzl mit dem „wirkungsvollen“ Stoff getan, künstlerisch berechtigt war. Rein technisch bezeichnet der „Kuhreigen“ überdies einen gewaltigen Fortschritt in der musikalischen Situationsschilderung sowohl als auch was Reichtum der harmonischen Mittel und größere Beweglichkeit des Orchesterteiles anbelangt. Erst hier hatte Kienzl die letzten Spuren der jedem neudeutschen Komponisten in den Gliedern liegenden schweren Nibelungenrhythmen mit ihrer Viervierteltaktigkeit abgestreift. Der Grundzug Kienzlschen Wesens: Deutschsein, Gemütsinnigkeit, eine gewisse österreichische Behaglichkeit, unleugbares Geschick im dramatischen Aufbau, Erschauen und Darstellen von volkstümlich natürlich und ungezwungen sich gebenden Szenen, die insbesondere in Tanzformen zu glücklichstem Ausdruck kommen, verbunden mit Sinn zu eingänglichen und leicht faßlichen, manchmal freilich sich der Grenze des Sentimentalen zu sehr nähernden Melodien* — sie kamen auch auf dem fremdländischen Boden der Heimat der armen Blanchefleure zur Geltung und darob siegte das Werk. Denn je mehr der jeweilige Stoff zur Entfaltung dieser Eigenschaften Gelegenheit gab, desto besser geriet die Arbeit — wenn wir von dem bei jedem ernsten Künstler von selbst sich vollziehenden Vorgange, der Steigerung technischen Könnens und der größeren Reife der Arbeit als etwas Selbstverständlichem absehen. Daher versagten die Gefilde der Asparen, in welche Freund Dr. Goedels Textbuch unsern Komponisten in dessen erstem Bühnenwerke „Urvâsi“ (op. 20) entführte,**

* Daher der nicht unberechtigte Vergleich von Kienzls „Evangelimann“ und Holteis „Lorbeerbaum und Bettelstab“ auftauchte, auch was die Stellung beider Werke in ihren bezüglichen Literaturen anlangt!

** Ich darf hier wohl auf zwei eigene Arbeiten, die Kienzls dramatisches Schaffen eingehender würdigen, verweisen: „‚Don Quixote‘ von Wilhelm Kienzl.“ Erläutert von Dr. R. v. M. (Kahnts „Musikführer“.) 1905. C. F. Kahnt Nachf. — „Wilhelm Kienzl als Opernkomponist. Zu seinem 50. Geburtstage.“ „Die Musik“ 1907. 2. Jännerheft. Schuster und Loeffler.

Zu Wilhelm Kienzls sechzigstem Geburtstag.

Es war in den achtziger Jahren. Da wurde einst ein kleiner Bub von seiner Mutter in ein Symphoniekonzert des Steiermärkischen Musikvereines mitgenommen. Es war das überhaupt erste Konzert, das der Junge hörte. Der hellerleuchtete Saal, das ruhig sitzende Publikum kam ihm sehr feierlich vor. Von der Musik erinnert er sich nur an ein Stück und dies wohl nur des Titels wegen: man spielte den Lichtertanz der Bräute von Kaschmir (aus Rubinsteins Oper „Feramors“). Den größten Eindruck auf den Kleinen machte aber der Dirigent im wallenden Blondhaar, dessen lebhafte Bewegungen ihm völlig unklar blieben. Unbegreiflich erschien es ihm vor allem, daß ein „erwachsener“ Mann vor fremden Leuten so herumfuchteln könne ... Nein, „so etwas“ wollte der Junge nie werden! — Ironie des Schicksals — der Bub von damals fuchtelt gewiß ebenso, wenn nicht viel heftiger, als der Dirigent von 188 . herum und — steht nun an derselben Stelle, an der jener — damals noch unberühmt — sich befand und freut sich darum doppelt, heute berufen zu sein, in dem Dirigenten jenes Konzertes den herzlich und allverehrten Meister Dr. Wilhelm Kienzl als den Führer der schaffenden Tonkünstler Steiermarks nun auch in diesen, durch den Genius Peter Roseggers geweihten Blättern feiern und begrüßen zu dürfen.

Wilhelm Kienzl! Dem Namen verknüpft sich seit über zwei Jahrzehnten unwillkürlich und unausbleiblich der Begriff, man möchte beinahe sagen, der Beiname „Evangelimann“. Kam doch einst an Meister Gullian eine Karte mit der Anschrift: „Herrn Dr. W. K., Evangelimann, Graz.“ Es hieße somit Eulen nach Athen tragen, wollte ich mich über die Eigentümlichkeiten und Vorzüge dieses Werkes verbreiten: nur die kunstgeschichtliche Stellung dieser Oper als erstes, vorbildlich österreichisches Volksleben darstellendes musikalisches Schauspiel und — im Verein mit seines Freundes Humperdinks „Hänsel und Gretel“ — als erster wirklicher, der wälschen Operninvasion von Cavalleria & Cie. Halt gebietender Erfolg sei festgestellt. Der Evangelimann gehört zum bleibenden Bestand des deutschen Opernspielplanes: es würde etwas fehlen, wäre er nicht geschaffen. Doch auch er bewahrheitet die Tatsache, daß Werke nicht nur gut geschaffen, sondern auch zur rechten Zeit sich einstellen müssen. Dies erfuhr auch unser Meister — gar zu Unrecht — mit seinem nächsten Bühnenwerke, der musikalischen Tragikomödie „Don Quixote“. Meyerbeers hohle historische Oper war tot, ehe die an und für sich äußerst unterhaltend und geistreich wirkende Persiflage Kienzls erschien, die darum das Publikum nie verstand. Schade ist es um den prächtig gearbeiteten

(op. 87, 8). Nicht vergessen sei die Kinderliederfolge „Aus Onkels Liedermappe“ (op. 73).

Das bisherige Lebenswerk Kienzls strebte einem Ziele zu, das anfänglich vielleicht mehr im Unterbewußtsein schlummernd, im Sommer des Jahres 1914 greifbare Gestalt annahm. Ich besuchte Kienzl damals auf seinem gemütlichen Sommersitze „beim Wasner“ oberhalb Aussee und traf ihn in einem, wenn man so sagen kann, künstlerischen Gärungsprozesse. Es rumorte gewaltig in seinem Innern, ein neuer Opernstoff hatte von seiner Phantasie Platz ergriffen und ließ ihm trotz aller Zweifel, die ihn heute das verwerfen ließen, was er gestern gut und vortrefflich fand, keine Ruhe. Doch tat er noch keine Andeutung, welcher Art das neue Werk sei.

Nun tagte es im vorigen Herbste: Es erschien die neueste, die erste, wirklich steirische Oper „Das Testament“ (op. 90). Eine musikalische Komödie von einer Ursprünglichkeit der dramatisch äußerst lebensvoll erschauten und zum Ereignisse gewordenen Geschehnisse, der der Erdgeruch des Bodenständigen schon durch die glückliche textliche Gestaltung, die auch hier aus der Feder des Tondichters stammt, anhaftet.* Gar erst die Musik: vom ergötzlichen Aufzuge der Dorfmusikanten im ersten Akte bis zu dem gedankenlos herabgeleierten „Ewiger Friede seiner Asche“, dem Leichausläuten und darauf folgendem Chore „Die ewige Ruh’“ im zweiten Akte, den Schnadahüpfln beim Bleigießen und der äußerst lustigen, drastisch und glaubhaft entwickelten Testamentseröffnung — nicht zu vergessen der klanglichen Hilfsmittel, der Zither, der Ziehharmonika und der anheimelnden Kuckucksuhr nebst der Amsel im Vogelbauer — — alles das ist künstlerisch überzeugend und dabei echt steirisch, zur Tat geworden. Kienzl hat hiemit den ersten Beweis geliefert, daß es möglich ist, im Rahmen der ernsten dramatischen Kunst typisch bodenständige Werke zu schaffen, ohne daß ein Riß zwischen der echten Volksmusik und der Kunstmusik klafft. Bei Humperdink, den man hiefür gern als Beispiel anführt, liegt der Fall insofern anders, als er lediglich Volksmelodien verwendete, um einen Märchenstoff darzustellen. Kienzl führt uns aber ein Stück steirischen Volkslebens aus der Mitte des 18. Jahrhunderts vor — ich betone, daß das Stück ebensogut in der Gegenwart gedacht sein könnte: es würde an seinem Reize, der freilich eine peinlich genaue Wiedergabe auf der Szene und im Orchester erfordert, nichts verlieren. Mich, der ich vor einem Lustrum für Werke dieser Art nachdrücklich eingetreten bin, freut das Werk Kienzls insbesondere und will ich nur hoffen, daß die

* Auch die Textdichtungen zum „Evangelimann“ und „Don Quixote“ entstammen seiner Feder.

ihre Zauberkraft unserm damals noch nicht dreißig Jahre zählenden Meister gegenüber: was kein Vorwurf ist. Gewissermaßen um nachzuholen, was das Opernbuch nicht zuließ, schrieb Kienzl wohl gleichzeitig seine famosen „Dreißig Tanzweisen" (op. 21), deren zweite Folge er dem Steiermärkischen Musikverein widmete, in denen gerade die Ländler und der Steirische Tanz als beste Stücke auffallen. Ich streife damit — mehr kann ich in den eng gesteckten Grenzen dieses Festaufsatzes dem reichen, vielgestaltigen Schaffen gegenüber leider nicht tun — seine Instrumentalwerke, unter denen die allbekannten Folgen für Klavier „Kinderliebe und Leben"* (op. 30) und „O schöne Jugendtage" (op. 80) und die zwar weniger bekannten, aber poetisch wertvolleren Stücke der „Dichterreise" (op. 46), ferner die „Abendstimmungen" für Streichorchester und Harfe (op. 53) erwähnt seien. Über Kienzls Konzertwerke für Vokalmusik ließe sich eine ganze Abhandlung schreiben. Seine in die weitesten Schichten des deutschen Volkes gedrungenen gemütvollen Liederweisen sichern ihm ebenso seinen Platz in der deutschen Musikgeschichte wie seine Opern.

Von Chören seien genannt: „Zur Trauung" (op. 26), sechs reizende „Volkstümliche Lieder" (op. 59) für gemischte Stimmen, die Chortanzfolge „Fasching" (op. 67), „Zwei Geschichtsbilder" (op. 79) und das „Lied an Arnulf" (op. 88) für Männerchor mit Orchester; ferner unter den unbegleiteten Chören: der reizende „Preischor im Volkston" für den zweiten Wettbewerb um den von Kaiser Wilhelm II. gestifteten Wanderpreis für deutsche Männergesangvereine (1903), „Das Volkslied" („Ein wandernder Geselle") und das markige „Heerbannlied der deutschen Stämme" (beide op. 65), „Das Hochland der Germanen" (Rosegger, op. 72, 1) und neuestens „Drei deutsche Reiterlieder" (op. 86) und „Im Schlachtendonner" (op. 92); an Frauenchören die vom Quartett Tschampa überall „Drei Lieder" (op. 19), das reizende „Elfe" (mit Harfe, op. 63, 5) und „Mai" (op. 73, 5). Von weit über anderthalbhundert einstimmigen Gesängen erinnere ich nur an die allbekannten wie „Lebewohl" (Hamerling, op. 8, 3), „Der Kuß" (Carmen Sylva, op. 31, 2), „Meine Lust ist Leben" (Rosegger, op. 44, 4), „Maria auf dem Berge" (Oberschlesisch, op. 55, 3) — wohl eines der reizendsten Lieder, die wir von ihm besitzen — „Meine Mutter" (Trabold, op. 66, 2), „Das Lied des Steinklopfers", „Auf leisesten Sohlen" und „Abendgang" (alle drei aus op. 71), „Im Rosenduft" (op. 85, 3), „An den Schlaf" (op. 87, 5) und „Zwischen dir und mir"

* Auch mit Bildern von Marianne Preindlsberger und Oskar Herrfurth (zwei verschiedene Ausgaben) erschienen.

und diese im Juli des genannten Jahres niedergelegt hatte. Die biedern Grazer oder „Grätzer“, wie man damals sagte, beherbergten also seit dem Oktober des Jahres 1810 einen König in ihren Mauern. Aber dieser einstige König von Holland trat durchaus nicht in die Öffentlichkeit, er war eine stille, literarischen Arbeiten ergebene Natur und bald nach seinem Eintreffen in der durch ihre entzückende Lage ausgezeichneten Stadt erkaufte er einen Hausbesitz mit anmutigen Gartenanlagen in der Vorstadt Geidorf, die zu jener Zeit tatsächlich noch mehr dorfartiges Aussehen zeigte, wenn man von einzelnen städtischen Landhäusern und ähnlichen Gebäuden Wohlhabender absieht, die zumal im Sommer alle Annehmlichkeiten des Landlebens daselbst genossen.

Ludwig Bonaparte, der „Graf von St. Leu“, war im Juni 1806 von seinem damals allmächtigen Bruder zum König von Holland bestimmt, aber sein Königtum erschien auf keiner festen Grundlage. Sowohl in Amsterdam, wo er residierte, als auch bei gelegentlichem Besuche von Paris war er stets von Agenten des mißtrauischen kaiserlichen Bruders umgeben, ja in Paris wurde er förmlich als Gefangener bewacht. Und doch liebte König Ludwig dieses Volk der Holländer und war bereit, es möglichst glücklich zu machen, wenn nicht der Kaiser alle seine Pläne durchkreuzt hätte. Schon 1802 hatte Ludwig Hortensie Beauharnais geheiratet, auch in dieser Beziehung dem Wunsche des Bruders gehorchend. Die Ehe war zunächst mit drei Kindern gesegnet, von denen viel später Louis Napoleon, als Kaiser der Franzosen Napoleon III., eine bedeutende weltgeschichtliche Rolle einzunehmen berufen erschien. Die gegenteiligen Ansichten mit jenen des Kaisers, die fortwährende Bewachung und das Spioniersystem, welches der Imperator bei Ludwig eingeführt hatte, die Besetzung Hollands mit französischen Truppen, die Empörung Ludwigs über das von dem Bruder hartnäckig festgehaltene Blockadesystem, das namentlich zum Nachteile des holländischen Landes und Volkes wirkte, brachten bei Ludwig endlich den Entschluß zustande, die Krone zugunsten seiner Kinder niederzulegen. Seine ohnehin nicht glückliche Ehe wurde bald getrennt und nachdem Ludwig noch seine Besitzung St. Leu bei Paris besucht hatte, schrieb er an den Kaiser Franz von Österreich und erbat sich die Bewilligung, innerhalb der österreichischen Grenzen zu weilen. Er nahm nun von der erwähnten Besitzung den Namen des „Grafen (später Herzogs) von St. Leu“ an und begab sich im Juli 1810 nach Teplitz, wo er eines Fußleidens wegen die Bäder gebrauchte. Dann aber wählte er das idyllische Graz in Steiermark zu seinem Aufenthalt. Warum Ludwig gerade die steirische Hauptstadt sich zum Wohnsitze erwählt hatte, wissen wir nicht, obgleich die Schönheit der Lage dieser Stadt schon manche weitere Aufmerksamkeit auf dieselbe gelenkt hatte. Es ist aber kaum anzunehmen, daß Ludwig diese Stadt auf öster-

Gattung steirische Oper, ebenso wie kärntnerische und tirolische Oper, künftighin recht fleißig und mit gleichem Idealismus gepflegt wird, wie das Kienzl getan. Dankbar müßte die Steiermark Meister Kienzl für dies Werk sein, das, oft und gut aufgeführt, nicht nur seinem Schöpfer, sondern auch unserm Lande zur Ehre gereicht. Eine neue Aufgabe für unsere auf Zugmittel bedachte Fremdenverkehrspflege nach hoffentlich in nicht allzu ferner Zeit erstehendem siegreichen Frieden, bietet sich hier. Noch einer zweiten künstlerischen Tat Kienzls in unserer Heimat muß man dankbar gedenken: des von ihm während seiner Direktionsführung am steiermärkischen Musikvereine eingeführten Klavierunterrichtes, der bis dahin an der Schule nicht bestand.

Des trefflichen Menschen und Charakters, des liebenswürdigen Berufsgenossen und frohgemuten Gesellschafters, der auch als Schriftsteller gar manchem Wege zu ebnen half, die er selbst einst schwer kämpfend beschritt — kann ich nur so nebenbei Erwähnung tun, will ich das Bild unseres Meisters vervollständigen, dem ich nun nochmals, post festum in aller Herzlichkeit die Vollendung noch gar manches — auch über die von ihm selbst als Grenze bezeichnete Opuszahl 100 hinausreichenden Werkes aufrichtigst wünsche und den ich auf noch lange Jahre hinaus als den Führer der Steirischen Tonkünstlerschaft begrüßen möchte. Heil ihm!

Graz, 5. März 1917.

Dr. Roderich von Mojsisovics.

Der Bibliothekar des Grafen von Saint Leu.

Von **Anton Schlossar.**

Im Jahre 1812 erschien zu Graz in der Steiermark gedruckt ohne Angabe des Verfassers ein zweibändiger Roman in französischer Sprache. Dieses Werk, wohl das einzige größere, welches bis dahin französisch in der steiermärkischen Hauptstadt gedruckt worden ist, führte den Titel: „Marie ou les peines de l'amour“ und der Verfasser desselben lebte als schlichter Privatmann in der damals noch recht bescheidenen, kleinen Stadt Graz, die kaum 28.000 Einwohner aufwies und in der Welt draußen gar wenig bekannt war. Dieser Verfasser nannte sich Graf von St. Leu, aber er trug einen weltberühmten Namen, denn es war der Bruder des großen Napoleon Bonaparte, derselbe Ludwig Napoleon Bonaparte, der im Jahre 1810 noch infolge der Einwirkung des kaiserlichen Bruders die Krone des Königreichs Holland inne

geschrieben habe: Er gedenke diesen Winter in Gratz zuzubringen, wo er eine kleine Wohnung („un petit Quartier") auf acht Monate oder auch auf ein Jahr zu mieten wünsche. Seine unter der Adresse Baron Fever inzwischen eingelangten, an die Polizeidirektion adressierten oder aber mit Poste restante bezeichneten Briefe seien ihm nach Marburg, wo er bis den 17. oder 18. von Klagenfurt aus eintreffen werde, zu schicken. In diesem Schreiben erkundigte sich der Graf Leu noch besonders um einen in Gratz befindlichen berühmten Arzten (wahrscheinlich gilt dieses dem Abbé Speck).

Heut erhielt ich nun aber die ämtliche Anzeige des Kreishauptmannes Werner über die wirklich erfolgte Abreise des mehrgenannten Leu von Bruck nach Judenburg und dem weiteren Aufschlusse, daß ein Sekretär des Botschafters Otto den 13. Abends in Bruck eingetroffen sei, der dem Comte Leu eilends mit Depeschen nach Judenburg nachfolgte.

Gratz, am 14. Oktober 1810. Ferdinand Graf v. Bissingen."

Noch ein bezeichnender Bericht des steiermärkischen Gouverneurs an Kaiser Franz möge hier seine Stelle finden, da er den Nachweis liefert, welche Vorsicht im selbst oberflächlichen Verkehre mit dem holländischen Exkönig von seiten der höchsten Behörden gebraucht wurde. Es sei nur zuvor noch daran erinnert, daß am 11. März 1810 die berühmte Vermählung der Kaisertochter Maria Louise mit Napoleon (in Wien per procurationem) vollzogen wurde und am 20. März des nächsten Jahres 1811 die französische Kaiserin jenen Sohn gebar, der als „Herzog von Reichstadt" später in Wien erzogen wurde und dort auch im jugendlichen Mannesalter gestorben ist. Graf Bissingens Mitteilung nach der Geburt des französischen (vermeintlichen) Thronerben an Kaiser Franz lautet:

„Eure Majestät! Auf die am 26. v. M. hier angekommene höchst erfreuliche Nachricht von der am 20. erfolgten glücklichen Entbindung Ihrer Majestät der französischen Kaiserin glaubte ich infolge Euerer Majestät allergnädigster Weisung nicht unrecht daran zu sein, wenn ich ohne irgendeine Beziehung auf höhere Weisungen oder gar Befehle, lediglich aus mir, ohne Gala, in der nämlichen Form wie ich zuzeiten meine Visiten beim ehemaligen Könige von Holland als Grafen St. Leu abstatte, nachmittags vor sein Haus fahre und dort nur mittels eines Livreebedienten anfragen lasse, ob ich angenommen werde oder nicht. Ich wurde gleich angenommen und meine Erklärung, daß ich zwar keine offizielle Nachricht von der am 20. erfolgten glücklichen Entbindung der französischen Kaiserin mit einem Prinzen erhalten habe, daß ich aber so bestimmte Nachricht darüber hätte (— das

reichischem Boden besonders bevorzugte, die er früher gar nicht gesehen hatte. Man könnte die Vermutung aufstellen, daß Professor Julius Schneller, der ja öfter nach Wien kam, dort den Exkönig näher kennen gelernt und bei seiner eigenen Verehrung für das schöne Graz den „Grafen von St. Leu" veranlaßt hatte, daselbst seinen Sitz aufzuschlagen. Über Schnellers Persönlichkeit wird in der Folge noch hier Gelegenheit sein, mehreres mitzuteilen.

Es wäre irrig, anzunehmen, daß Exkönig Ludwig während seines Weilens in Graz nicht die Aufmerksamkeit der politischen Behörden und der Polizei auf sich gezogen hätte. Kaiser Franz hatte vielmehr den damaligen Gouverneur der Steiermark, Grafen Bissingen, mit genauen Vorschriften zur Beobachtung des trotz seines zurückgezogenen Lebens hier weilenden Napoleoniden versehen. Es liegen diesbezüglich einige Berichte und sogar Handschreiben des Kaisers vor, die uns damit bekanntmachen.*

„Lieber Graf Bissingen! In Erwiderung Ihres Berichtes vom 21. Dezember finde ich Ihnen aufzutragen, sich ohne irgendein Zeremoniell und ohne Aufsehen zu erregen, zu dem ehemaligen König von Holland zu verfügen und ihm in Meinem Namen für seine Glückwünsche zu dem bevorstehenden Jahreswechsel zu danken. Sie werden ihm zugleich die Meinigen und besonders jene für seine baldige Genesung überbringen. In keinen andern Detail haben Sie sich einzulassen und ihm höchstens zu erkennen zu geben, daß mir die Nachricht von seinem Wohlbehagen mit seinem jetzigen Aufenthalte angenehm zu vernehmen gewesen sei. Wien, 25. Dezember 1810.

Franz."

Wie aufmerksam man die Schritte und Bewegungen des „Grafen", schon als dieser sich entschlossen hatte, Graz zu seinem vorläufigen Aufenthalte zu wählen, verfolgte, zeigt ein Bericht des Gouverneurs Grafen Bissingen an den Kaiser,* der schon vor dessen Eintreffen in der steirischen Hauptstadt abgefaßt ist, und lautet:

„Eure Majestät! Nach einer gestern früh eingelangten, jedoch nicht ämtlichen Anzeige hat der ehemalige König von Holland unvermutet, ohne daß anbei über seine weitere Reisebestimmung etwas bekannt geworden wäre, Bruck den 11. dieses verlassen und ist nach Leoben abgegangen.

Gestern Nachmittag vernahm ich sohin von dem hiesigen Handelsmann und Obersten der Bürgermiliz Dobler, der von dem Banquier Schuller einen offenen Wechsel für den ehemaligen König von Holland eben auch gestern früh erhalten hat, daß ihm ermeldter König unter dem Namen Comte de S. Leu aus Leoben de dto. 12. dieses

* Hier zum erstenmale veröffentlicht.

zwang, Graz zu verlassen, jenes Gedicht: „Adieux a Gratz“ verfaßte, das heute noch mehrfach gedruckt, im Original und in einer später entstandenen Übersetzung vorliegt. Der melancholische Hauch, welcher dieses Gedicht durchzieht, macht uns mit der trüben Lebensanschauung des königlichen Poeten am besten bekannt. Im Garten von Maria-Grün wurde später eine Pyramide zur Erinnerung an diesen häufigen Gast daselbst errichtet, von der heute leider nur unscheinbare Spuren vorhanden sind.

Es sei hier noch erwähnt, daß der „Graf von St. Leu“ im Juni 1811 in dem von den steiermärkischen Ständen erst seit einigen Jahren in neuerer Weise ausgestalteten Bade Rohitsch-Sauerbrunn weilte und gleichzeitig auch daselbst zum Kuraufenthalt der schon damals durch seine kulturellen Schöpfungen für die Steiermark ausgezeichnete Erzherzog Johann anwesend war. Der in dem damals so bescheidenen Kurorte nicht zu umgehende Verkehr der beiden Fürsten zeigt mit bezug auf den Erzherzog ebenfalls das Mißtrauen des Kaisers Franz gegen den Exkönig. „Der Kaiser“, schreibt Erzherzog Johann damals in seinem Tagebuche, „erlaubt mir in Rohitsch ohngeachtet des Königs zu leiben, weil er wisse, daß ich im Reden vorsichtig sei.“ Er machte auch laut Tagebuch „seine Visite dem König von Holland, es wurden gleichgültige Dinge gesprochen.“ Auch ein längeres Gespräch mit dem König, der dem Erzherzog seinen Gegenbesuch machte, verzeichnet des letzteren Tagebuch. Bezeichnend sind die Angaben daraus: „Dieser Mann ist schwer zu beurteilen, doch er scheint gebeugt durch Unglück, verdient also Mitleid. — Kenntnisse hat er, lesen mag er manches, aber nicht mit Auswahl. Als er meine Bücher besah, erfuhr ich, daß er Machiavell nie gelesen, das sollte doch jeder große Herr.“ Ein neuerlicher Besuch Erzherzog Johanns beim Exkönig erfolgte später: „Seine Bücher sind Rousseau, Lafontaine, Homer und einige solche. Plutarch soll er auch haben.“ Am 26. Juni verließ der König den Kurort und hatte noch einen wehmütigen „Abschied“ des Erzherzogs aus dem Vorjahre „in guten französischen Versen übersetzt, die er hinterließ.“

Unter den Persönlichkeiten, die mit dem „Grafen von St. Leu“ in der steirischen Hauptstadt verkehrten, steht der eingangs erwähnte damalige Professor am Lyzeum Julius Schneller obenan. Schneller war nicht nur als Geschichtsschreiber, sondern auch als begabter Dichter tätig und trug in Graz außerordentlich viel zur Hebung edler Geselligkeit bei. Nur eine seiner Eigenschaften ließ ihn damals den Behörden nicht unbedenklich erscheinen, seine stets zum Ausdrucke kommende Verehrung für das Genie Napoleons und für dessen große Taten. Der Exkönig nahm von Schneller Unterricht in der deutschen Literatur und dieser wurde bald dessen „täglicher Gesellschafter, Liebling und Freund“. „Der König

Bulletin über die Nachricht mittels des Telegraphen war mittels der Post schon hier —), daß ich ganz davon überzeugt sei und es mir zur angenehmen Pflicht mache, meines Orts ohne einen hierämtigen Auftrag ihm St. Leu die lebhafteste Teilnahme hierüber zutage zu legen. Der ehemalige König nahm diese meine persönliche Attention besonders gut auf und konstatierte mir bestimmt, daß es ihn ganz vorzüglich freue, in diesem Ereignisse einen Grund mehr zu erblicken, daß bei der erhabenen Denk- und Handlungsart Euerer Majestät die Ruhe für Europa wieder hergestellt werden dürfte. —

Ich erwiderte nichts, um nicht zu Folgerungen Anlaß zu geben, die späterhin auf irgendeine Art anders ausgelegt werden könnten. Zweimal fuhr seither der ehemalige König vor mein Haus, ließ aber Billets beim Portier zurück. Heut Nachmittag schickte er mir das vorliegende Schreiben, daß ich alleruntertänigst Euerer Majestät höchster Übersicht unterlegen zu dürfen glaube.

Gratz, 1. April 1811. Ferdinand Graf Bissingen."

Dieses Schriftstück kam umgehend an den Gouverneur zurück mit den von Kaiser Franz eigenhändig demselben beigefügten Worten: „Sie haben sich zu dem ehemaligen König von Holland zu verfügen und demselben in Meinem Namen für seine Mir zugekommenen Glückwünsche in verbindlichsten Worten zu danken. Wien, 5. April 1811. Franz."

Ohne hier auf noch andere Schriftstücke, die den beargwöhnten Exkönig betrafen, einzugehen, sei nur angeführt, daß Ludwig sich nur insofern mit politischen Fragen befaßte, als sie die Thronfolge seiner Söhne in Holland betrafen, für sich selbst aber gar nichts beanspruchte. Verschiedene Memoires hatte er in bezug auf den Thron Hollands abgefaßt und diese auch seinem kaiserlichen Bruder zukommen lassen, der sich aber sogar diesen Wünschen Ludwigs entgegenstellte.

Eine Untersuchung dieser politischen Gegenstände ist nicht der Zweck vorliegender Darstellung. Dagegen sei auf den edlen, vornehmen Charakter des noch jugendlichen „Grafen von St. Leu" hingewiesen, der auf seinem Besitze still und zurückgezogen lebte und durchaus nicht den Willen bezeugte, mit hervorragenden Personen dieser Stadt in nähere Verbindung zu treten. Sein einstiger Minister van der Capellen, der das Exil mit dem Exkönig teilte und ein kleiner Kreis von literarischen Freunden bildeten Ludwigs einzigen Umgang. Aber stets neues Entzücken boten dem poetisch Angelegten die Reize der Umgebung von Graz; sowohl das Gebiet, in dem er sein Haus mit dem schönen Garten besaß, als auch die prächtigen Spaziergänge auf den nahen Rosenberg, insbesondere aber das idyllische Waldkirchlein Maria-Grün, das gar nicht weit von seinem Besitztum gelegen war, und wo er auch im Jahre 1813, als die Weltlage ihn

unter verschiedenen Titeln, wie etwa: „Kleine Wiener Memoiren“, „Wiener Dosenstücke“ u. dgl. herausgab. In diesen schildert er das Wien seiner Zeit und mehr oder weniger berühmte Persönlichkeiten der Residenzstadt und Österreichs nach seinen eigenen Anschauungen und Erlebnissen und kann als der beste Kenner und Schilderer dieser Verhältnisse bezeichnet werden. Gräffers Skizzen können denn auch als die oft einzige Quelle über Wien und die Wiener jener längst vergangenen Tage bezeichnet werden. Gräffer hatte bei seinen späteren Veröffentlichungen und zumal bei jenen, die den Wiener Zuständen gewidmet waren, eine eigene humorvolle Schreibweise angenommen, und selbst den zeitgenössischen Lesern war er auch ohne Beifügung seines Namens durch diese Darstellungsweise sofort erkennbar. Da sein Gedächtnis bis in die Jugendzeit zurückreichte, in der er noch das Glück hatte, mit Kaiser Joseph II. zu sprechen, und da er seitdem mit einer großen Zahl berühmter Persönlichkeiten, die in Wien eine Rolle spielten, zu verkehren Gelegenheit hatte, so erweckten seine späteren Mitteilungen hierüber große Aufmerksamkeit und trotz mancher Übertreibungen erscheinen sie bis auf den heutigen Tag als Schilderungen nach dem Leben von höchster Beachtung.

Es ist nach dem eben Dargestellten auf Gräffers Berichte über seinen Verkehr mit dem „Grafen von St. Leu“ aus diesen „Wiener Memoiren“ (1845) zurückzukommen, die uns auch mit mancher Eigenart des „Exkönigs“ bekanntmachen und sollen hier dieselben im Auszuge mit des Verfassers eigenen Worten folgen, der auf die Zeit zurückgreift, da er dem „Grafen (— später Herzog) von St. Leu“ als Bibliothekar zur Seite stand.

„Der Herzog von Saint Leu war einer derjenigen, von welchen man sagen kann, es sei unmöglich, sie zu kennen, ohne sie zu lieben. Allen, besonders den Holländern, wird dieser Mann unvergeßlich sein. Er war gefühlvoll, wahrhaft, bieder, gerecht, sanft, anspruchslos, edelmütig. Dies sind nur wenige seiner Vorzüge; auf äußere, auf glänzende ging er nie aus. Er ist ohne Zweifel noch so, Naturen wie die seinige ändern sich in dreißig Jahren nicht.“

„Der Graf Saint-Leu, jetzt nennt man ihn Herzog, war schon krank nach Graz gekommen. Das Gehen wurde ihm so gut als unmöglich; er saß den ganzen Tag, die Füße wohl verwahrt. — Sein Wesen war ruhig, ernst und mild. Sein Sessel war noch immer ein Thron; er herrschte über alle Herzen. —

Schneller stellte mich vor. ‚Eure Majestät wollen einen Bibliothekar‘ sagte er. ‚Hier ist einer; ich bürge für ihn; wir sind Freunde.‘ Der Graf Saint-Leu sprach: ‚Seien Sie mir willkommen; es ist gut. Sie werden so gefällig sein, mir eine kleine Bibliothek anzulegen, meist

von Holland", schrieb Schneller im Oktober 1811 an Karoline Pichler, „lernt die deutsche Sprache von mir und wird mit den Meisterwerken der deutschen Literatur bekannt. Klopstock gilt ihm am meisten, ich weile täglich stundenlang bei ihm; er ist halb lahm, aber ganz gut; kein Mensch gibt mehr Almosen als er." Auch in die orientalische, zumal indische Literatur führte der sprachgewandte Schneller den „Grafen" ein und über seine Veranlassung wurden in der Wohnung desselben französische und englische Meisterdramen mit verteilten Rollen gelesen. Eine Persönlichkeit, von der nun die Rede sein soll, die Schneller dem Exkönige vorstellte und empfahl, war der junge Buchhändler und Schriftsteller Franz Gräffer aus Wien, der von 1811 an in der Grazer Buchhandlung Tusch beschäftigt erschien, aber durch private Studien und sein Interesse und bald auch Verständnis für das Bücherwesen zumal älterer seltener Werke eine bedeutende gelehrte Kenntnis desselben erlangt hatte. Gräffer, mehrerer Sprachen kundig, erweckte die besondere Aufmerksamkeit des Exkönigs und dieser schlug ihm, der zumal vortrefflich die französische Sprache beherrschte, vor, und zwar wieder durch Schnellers Anregung, die Stelle eines Bibliothekars bei ihm zu übernehmen. Im Jahre 1812 erschien im Tanzerschen Verlage zu Grätz von Gräffer ein Bändchen: „Andeutungen über Leben, Geschichte, Philosophie und Literatur", das reich war an aphoristischen Bemerkungen über Gegenstände auf diesen Gebieten und der Literaturkenntnis des schriftstellernden Buchhändlers das ehrenvollste Zeugnis ausstellt. Das Büchlein ist dem Professor Schneller gewidmet, der ihm nach den Worten der Widmung, schon bevor es zum Drucke kam, „in scientifischer, kosmopolitischer und philanthropischer Hinsicht Beifall und Lob" spendete. Vielleicht bildete dessen Lektüre vor dem Drucke mit einen Grund der Empfehlung des hochbegabten Gelehrten, die er Gräffer für den königlichen Dichter zur Begründung der Bibliothekarsanstellung zuteil werden ließ.

Über Gräffers bibliothekarische und sonstige Tätigkeit für den „Grafen von St. Leu" soll hier nach des Wiener Buchhändlers und Schriftstellers eigener und eigenartiger Mitteilung noch berichtet werden. Vorläufig nur die Andeutung zur Entwicklungsgeschichte desselben, daß er später in Wien eine Antiquariatsbuchhandlung an sich brachte und jahrelang eine Zahl der verschiedenartigsten Eigenbücher sowie Sammelwerke, Almanache u. dgl. herausgab, die einerseits von seinem reichen Wissen auf den verschiedensten literarischen Gebieten Zeugnis ablegten, andererseits die Notwendigkeit darlegen, durch verschiedene, dem damaligen Geschmacke des Publikums entsprechende Veröffentlichungen sich eine Einnahmsquelle zur Ausgestaltung des Unterhaltes zu verschaffen. Ganz besondere Beachtung aber verdienen die von Gräffer erst im höheren Alter verfaßten Skizzen und Lebensbilder aus dem alten Wien, die er

darauf legte ich die Rechnung vor. Der Gebieter legt 1241 Gulden auf den Tisch. Ich gehe zum Buchhändler und zahle. Ich präsentiere dem Gebieter die saldierte Nota und lege die herausgekommenen sechs Kreuzer hin, es waren zwei einzelne Groschen. Der Gebieter sieht mich so groß an als er selbst ist. Er nimmt die zwei Groschen, reicht sie mir mit Grazie hin und sagt: ‚Diese Kleinigkeit gehört Ihnen. Behalten Sie diese unbedeutende Summe, es ist mein völliger Ernst.‘ Was wollte ich tun? Ich mußte die Summe behalten. Für zwei Monate meiner Dienstleistung hatte ich schon zwei Groschen; es wird also auf den Monat ein Groschen kommen.“

„Es vergehen wieder zwei Monate; es kommen wieder zwei Kisten. Sie enthielten aber fast lauter schon bezahlte Fortsetzungen und Reste. Nur ein Paar Broschüren waren dabei, die betrugen gerade zwei Gulden. Ich lege wieder die Rechnung vor. Der Gebieter gibt mir eine Banknote von tausend Pfund. Aha, dachte ich, er will Kleingeld. Ich zahle die Rechnung, gebe sie unterschrieben zurück und bringe 9998 Gulden heraus. Der Gebieter schiebt dieses Sümmchen auf dem Tische mir zu und sagt ganz gleichgültig: ‚Behalten Sie den Rest, er ist Ihr Eigentum.‘ Was wollte ich tun? Sollte ich mit meiner Gehaltlosigkeit nicht zufrieden sein? Aufrichtig gesagt und ganz ohne Hehl der Gleisnerei: ich war wirklich zufrieden damit.“ —

„Eines Tages ist die Rede von einem kleinen Marcus Antonius, französisch von Joly. Der Marcus Antonius war das Lieblingsbuch des Gebieters. Das Buch war zufällig zweimal vorhanden. Der Gebieter mit einer Miene, als ob er sich plötzlich auf etwas besänne, nimmt das bessere Exemplar, welches prächtig in Maroquin gebunden, steht auf, geht zu seiner Schatulle, legt etwas in das Buch und reicht es mir mit den Worten: ‚Hier etwas zum Andenken.‘ Was wollte ich tun, als den Marcus Antonius sehr geschwind aufschlagen wie ich in meinem Zimmer war. Ich blätterte den ganzen frommen Imperator durch, vergebens, ich finde nichts als eine Banknote; ja, aber eine Banknote von — fünf Gulden, sage fünf Gulden. Ei, ei, Joly ist hier nirgends zu finden als auf dem Titel. Aber was wollte ich tun? Ich tat nichts. — In diesem Augenblick schickt der Gebieter nach mir. ‚Sie erhielten‘, sagte er, ‚soeben auf eine Bouteille Champagner. Hier, ich bitte, nehmen Sie.‘ Wie ich auf mein Zimmer komme, öffne ich die Brieftasche (es war eine ganz neue Brieftasche, die ich eben erhalten) und siehe — es ist — wieder eine Banknote von fünf Gulden.“

Obgleich die Fortsetzung dieses Aufsatzes Gräffers viel Phantastisches enthält und der Verfasser in älteren Jahren es liebte, seinen Darstellungen einen auffallenden Anstrich zu verschaffen, sind doch die geschilderten Szenen des Verkehrs zwischen ihm und dem Exkönig durchaus

Nachschlagwerke. Der Herr Baron wird das weitere besorgen.' Bei diesen Worten wies er auf den Baron Capellen, seinen ehemaligen Minister. Capellen war ein großer, schmächtiger, schöner Mann, kalt und einsilbig, aber wacker und gediegen. Der Graf schätzte ihn sehr."
„Von Büchern war sonst nichts da, außer der unglückseligen Encyclopédie méthodique. — Einige linguistische Diktionäre, einige Reisebeschreibungen, eine Kiste voll Durcheinander. Von Marcus Aurelius Antonius mehrere Ausgaben. Dieser Autor war eines der Lieblingsbücher des Exkönigs; ein guter Charakterzug. — — Ich war Bibliothekar und hatte nichts zu tun; ein Feldherr ohne Armee. Mit der Rekrutierung ging es langsam, mit der Gage auch. Bestimmt war keine."

„Der Herr war fleißiger als ich. Er arbeitete an seiner: ‚Marie, ou les peines de l'amour.' Das Buch wurde in Graz gedruckt. Als es erschien, war ich nicht mehr in Graz. Der Graf war aus diplomatischen Gründen genötigt, aus Österreich fortzugehen; das paradiesische Graz zu verlassen, das er so liebte, die Grazer, die ihn so liebten." —

„Jedermann verlangte, diese ‚Marie' zu lesen. Man trug mir die Übersetzung auf; aber die zwei Bände sollten in vierzehn Tagen fertig sein. Gut! Sie waren in acht Tagen fertig. Sie mußte völlig treu sein; man wollte es. — Die Übersetzung erschien bei dem würdigen Hartleben. Alsbald darauf in Paris eine neue, etwas geänderte Auflage des Originals."

Über seinen Verkehr mit dem Exkönige bietet Gräffer besonders merkwürdige Mitteilungen in einem anderen Aufsatze: „Die gehaltlose Bedienstung", aus dem hier ebenfalls noch einige Proben in des Verfassers eigenen Worten ihre Stelle finden sollen:

„Nie befand ich mich in einer besseren Lage, als da ich ein Diener war ohne Gehalt. Mein allerdings sehr großer Herr hatte allerdings auch sehr große Grillen. — ‚Sie sind', sagte er, als ich engagiert wurde, ‚von jetzt an mein Bibliothekar. Sie sind nicht gebunden wie meine Bücher, Sie haben das ungebundenste Leben. Sie können tun, was Sie wollen; wohnen, wo Sie wollen; Tisch führen, was Sie für einen wollen, überhaupt leben, von was Sie wollen, denn unter uns gesagt: Salär bekommen Sie keines. Sie können auch diese Erklärung nehmen wie Sie wollen; Sie können sich jetzt an Ihr Bibliothekgeschäft begeben, wenn Sie wollen.' — Zu tun wollte es in der Bibliothek nicht viel geben, denn sie enthielt nichts als die Encyclopédie méthodique, also nur ein einziges Buch, das freilich selbst eine Art Bibliothek ist. Aber es sollten bald mehr Bücher kommen und das war eigentlich meine Funktion."

„Bald kamen auch einige Kisten an. Ihnen folgte die beliebte Rechnung. Der Betrag derselben war 1240 Gulden 54 Kreuzer. Tags

öffentlichungen und gehören heute zu den Seltenheiten des Antiquarbuchhandels. Eine Neuausgabe der wichtigsten derselben hat der Verfasser dieser Zeilen in die Hand genommen, die mit Erläuterungen und einer nach den noch nicht benützten Polizeiakten in Wien entworfenen genauen Lebensbeschreibung Gräffers erscheinen wird. Nur die bösen Kriegsläufte haben den schon weit vorgeschrittenen Druck verzögert. Franz Gräffer, der einstige Bibliothekar des Grafen von St. Leu, ist am 8. Oktober 1852 in Wien, wie die Inschrift auch seines Grabkreuzes angibt, „als einer der begabtesten vaterländischen Schriftsteller“, aber in dürftigsten Verhältnissen gestorben.

Heimgärtners Tagebuch.

Von unseren Feinden ist Nikolaus II. der einzig Glückliche. Er ist fertig. Er war zu wenig Cäsar und doch noch immer zu viel Mensch, um den schaudervollen Krieg, der ihm von England und Frankreich aufgedrängt worden war, zu Ende zu führen. So hat er (ob freiwillig?) den blutigen Zarenmantel abgeworfen, um den Menschen, insofern dieser nicht ganz erstickt ist, in ein stilles Asyl zu retten. Wenn es ihm gelingt, auch von seinem Gewissen die schwersten Blutflecken abzuscheuern, so kann er vielleicht — fern von dem grausen Weltwahnsinn, in der Einsamkeit — das finden, was er als Mensch gesucht, als Herrscher vernichtet hatte. Wohin wird er fliehen, wenn man ihn freiläßt? Will der Arme etwa in England Ruhe suchen? Wird er in den Einöden Sibiriens, in den Wüsten Asiens, in den Wildnissen des Kaukasus eine Stätte finden, die ihm den Frieden des Herzens gibt, den der ärmste Bauer und Hirte hat? Werden die Zähren über ein unseliges Leben die Brandmakel auslöschen, die Rußlands Kaiserkrone in seine Stirn gedrückt hat? — Auf jeden Fall ist er glücklicher als seine gekrönten Kollegen und volksverräterischen Präsidenten, die in wütendem Wahne fortfahren, Millionen unschuldiger Menschen zu töten und die Werke hundertjähriger Arbeit zu zerstören. Schade um die Welt!

Dieses müden Weltherrschers letzte Weisheit müßte sein, daß alle Macht und Herrlichkeit der Erde Verdammnis ist gegen die schuldlose, heitere Ruhe der Seele.

Einstweilen ist er Gefangener der Revolution. Der Kaiser des größten Reiches der Erde hat Zimmerarrest. So oft es an die Tür klopft, schaudert ihm . . . .

So singt die Weltgeschichte von irdischer Größe. Aber die Leute wollen ihr nicht glauben.

für wahr zu halten, zumal Ludwig Napoleon Bonaparte bei deren Veröffentlichung noch lebte. Er wohnte zuletzt in Florenz, wo er im Jahre 1846 gestorben ist.

Sein einstiger Bibliothekar Franz Gräffer stand ihm nur wenige Jahre zur Seite, denn, wie erwähnt, verließ der Graf von St. Leu im Jahre 1813 Graz. Gräffer kehrte wieder nach Wien zurück und verkehrte dort als Inhaber seiner vielbesuchten Antiquarbuchhandlung mit vielen berühmten Männern, seit den Wiener Tagen des auch von fremden Berühmtheiten so reich besuchten Wiener Kongresses auch mit diesen. Er war aber immer mehr Schriftsteller als Buchhändler. Zunächst boten seine Veröffentlichungen, die er mitunter ohne Angabe seines oder unter Führung eines falschen Namens herausgab, zumeist Kuriositäten, die er dem Studium der ihm ja so vielfach zur Hand gekommenen seltenen Bücher verdankte, so gab er 1814 „Historische Raritäten“ und „Clios Curiositäten-Cabinet“ heraus, 1817 bis 1819: „Gallerie von Abenteuern aus der wirklichen Welt“, 1824: „Historisch-bibliographisches Bunterlei“ u. dgl. mehr. Eine sehr schätzbare, von Gräffer 1819 begründete Zeitschrift, das „Conversationsblatt“, wies vortreffliche Mitarbeiter auf, ging aber schon 1821 ein. Im Jahre 1823 bis 1824 veröffentlichte er die bemerkenswerte Sammlung: „Ceres“ unter Mitwirkung hervorragender damaliger österreichischer Dichter und Schriftsteller, bald darauf wandte er sich der Herausgabe der zu jener Zeit üblichen Taschenbücher zu, „Aurora“, „Das Veilchen“, „Philomele“ ꝛc. waren ihre Namen. Leider bereiteten dem strebsamen Mann die Einwirkungen der immer lästiger in das literarische Leben Österreichs eingreifenden Zensur für viele seiner Pläne die größten Hindernisse und Plackereien. Der ihm besonders gehässige Zensor Franz Sartori verdächtigte im Jahre 1829 in einem (unveröffentlichten) Schriftstücke über die Tätigkeit Gräffers diesen „als einen der lebhaftesten und lautesten Bewunderer des Ludwig Bonaparte, in dessen Diensten Gräffer eine Zeitlang stand“, mit der albernen Bemerkung: „wodurch er verriet, wie leicht er sich von dem Scheine der Zelebrität auf Abwege verlocken lassen könnte, ohne Berücksichtigung dessen, was ihm als österreichischen Bürger und Untertan geziemt.“

In den Jahren 1835 bis 1836 erschien, lange von Gräffer im Verein mit J. H. Czikann vorbereitet, die sechsbändige „Österreichische National-Encyclopädie“, ein vortreffliches Nachschlagewerk über die österreichischen Zustände, das heute zwar veraltet, aber noch durch kein zweites ähnliches Werk ersetzt worden ist. — Von der Bedeutung der Bücher Gräffers über das alte Wien, die mit den „Kleinen Wiener Memoiren“ seit 1845 zu erscheinen begannen, war früher ausführlicher die Rede. Sie zählen zu den wertvollsten und schätzbarsten seiner Ver-

Und damit wollen diese Herren dem deutschen Volk — eingeklemmt von revanchegierigen, rachewütenden Nachbarn — eine friedliche Entwickelung geben?! — Nein, das ist nicht mehr deutsch. Ein Volk, das bestehen will, muß ja egoistisch sein und vor allem für sich und seine Nachkommen leben und sterben. Aber mit anderen Völkern grundsätzlich in Feindschaft leben, das ist nicht deutsch. Für das bringen wir die ungeheueren Opfer nicht. Wenn wir wirklich so eroberungssüchtig wären und alle Militärmacht der anderen Staaten brechen wollten, während wir selbst in schwerster Bewaffnung blieben — dann wäre es kein Wunder, und sie hätten recht, wenn sie uns vertilgen wollten.

Muß man's denn immer wieder sagen: Wir führen den Krieg, um uns zu wehren, unser Dasein zu verteidigen, nicht um Herren der Erde werden zu wollen.

Das Herz der Freude,
Das Haupt dem Lichte,
Die Hand dem Freunde,
Die Faust — dem Wichte.

Von einem Kameraden erzählt der Urlauber. — Ein blutjunger, bildschöner Mensch. Frisch und heiter, verläßlich, pflichtgetreu und kameradschaftlich dienstwillig. Der lustige Ludwig, das war sein Spitzname. Wenn er von Daheim das Paket bekam, hatten wir alle einen guten Tag. Dann kam es aber zeitweilig vor, daß er mitten in der Lustigkeit abzuckte und in eine schweigsame Dumpfheit versank, von der er sich aber allemal bald mit einem kecken Ruck aufraffte. Heimweh, dachten wir. Nun war es eines Tages, als nach der Feldmesse der Geistliche eine Anrede hielt, in der er unter anderem sagte: Kameraden, wir stehen an der Front, da heißt's jede Minute bereit sein. Wir bereuen unsere Sünden. Wir vergessen nicht, daß das Blut fürs Vaterland vergossen alle Makel löscht. Und hätte mancher im Heere eine Sünde auf dem Gewissen, die er noch niemandem anvertraut hat, getrost, getrost, der Tod im Felde sühnt alle Schuld und wäre sie noch so groß. — In dem Augenblick, als der Geistliche diese Worte sprach, stieß unser Lieblingskamerad einen hellen Juchschrei aus, so daß wir fast erschrocken waren. — Wenige Stunden nach diesem Gottesdienste ein Angriff der Italiener. Das Kommando: Vorwärts! Ludwig, aus der Reihe sprang er und stürmte voran zwischen krepierenden Schrapnells zu einem Bajonettkampf. Als wir zur Stelle kamen und der Feind zurückwich, lag Ludwig hingestreckt in seinem Blute. — Als wir ihn zwischen zwei Eichen eingebettet, habe ich an jenen Juchschrei denken müssen. Was kann der junge, heitere Mensch für eine Schuld zu sühnen gehabt haben?

Rapid ging das vorwärts! Los von der Scholle. Großstadt. Los von der Handarbeit. Industrie. Geistesbildung. Erfindungen. Freiheit. Freie Liebe. Genuß. Reichtum. Glanz. Macht. — All das und Anderes durcheinanderprodelnd, sich untereinander bekämpfend, immer widerwärtig aufgährend, nannte man „Kultur". — Es war nicht der Väter Geist, der da arbeitete, es war ein fremder Geist.

Diese Scheinwerferei auf einzelne schöne Dinge, während alles Übrige im Dunkeln blieb, dauerte ein halbes Jahrhundert.

Unser etliche waren, die predigten seit fünfzig Jahren das abgeschmackteste Zeug. Wir sagten, los von der Scholle bedeute los von der Natur. Das Großmachen der Städte zersetze die Stammeseinheit, das Heimatsbewußtsein, die Gesittung. Wir behaupteten, die einseitige Geistesbildung verhindere die Herzensbildung. Papierene Gescheitheit sei oft ein Irrlicht. Los von der Handarbeit schädige die körperliche Gesundheit, die persönlichen Fähigkeiten. Industrie mache Freudlosigkeit an der Arbeit. Aus unbedingter Freiheit erwachse die Zügellosigkeit. Freie Liebe bedeute Zusammenbruch des Familienlebens. Üppiger Genuß erzeuge Lebensüberdruß, Reichtum mache hartherzig und friedlos. Großer Glanz und Prunk entarte zu Geschmacklosigkeit. Macht verführe zu Ungerechtigkeit und Krieg. — Das Ende werde ein beispielloses Weltgericht sein, dem keiner entgeht.

So predigten wir. Und sie haben uns ausgelacht.

Wir predigten weiter. Rückkehr zur Natur, zu der Väter Scholle, zur körperlichen Arbeit, die den Menschen nicht zur Maschine macht. Eine Gemütsbildung, die den Menschen froh und glücklich sein läßt. Zufriedenheit mit dem, was die Natur dem gesunden Körper, dem hochgesinnten Herzen geben kann. Heiligkeit der Ehe. Patriarchalisches Familienleben. Liebe dem Freund, Gerechtigkeit dem Fremden. — Wir sprachen nicht bloß zu unserem Volke, wir sprachen zur Menschheit.

Man hat uns verschimmelte Zöpfe geheißen, eine schädliche Hemmung für Fortschritt und Kultur. So stürmten, hetzten sie dahin. Und lachten uns aus, so lange, bis ihnen das Lachen verging.

Heute stehen wir hilflos in einem unabsehbaren Sumpf von Blut und Tränen . . . .

In München erscheint ein neues Wochenblatt. Wir glauben kaum, daß es der Ausdruck des wirklichen deutschen Volkswillens sein wird. Schon der erste Aufsatz wendet sich gegen die Friedensbestrebung und sein Programm ist: Sicherung unserer Zukunft durch Ausdehnung unserer Macht, Abwälzung unserer Kriegslasten auf die Gegner, völlige militärische Niederwerfung der mit uns kriegführenden Staaten. (Ganz die Sprache der Engländer, die in uns den tiefsten Haß gegen sie erweckt hat.)

Bisweilen mags ja zutreffen, daß Presse und Volk einen äußeren Anlaß wünschen, hervorragenden Menschen Dank und Ehre erweisen zu können; aber auch hierin war Hamerling wieder der Meinung, daß innere Anlässe mehr wert wären, als äußere. Der Heimgarten pflegte es in diesen Sachen ebenso zu halten. Während der lauten Jubiläen verdienstvoller Männer schwieg er, um in langen Zeiten, da andere schwiegen, aus Herzensfülle zu sprechen. So hat er einst die Geburtstage Leitners, Hamerlings, Defreggers „übersehen“, und erst neulich wieder die Jubiläen Schönherrs, Ernst Zahns und Wilhelm Kienzls.

Ich bin der Meinung, daß man die Dankesstimmung für unsere verdienten Männer nicht zu sehr auf einzelne Tage zusammenpressen sollte, sondern sie möglichst gleichen durch die ganze Zeit hin. Zeitweilig aufwecken zum Bewußtsein, was wir an bedeutenden Zeitgenossen haben, das ist ein Zweck der Jubiläen, der für das Publikum noch wertvoller sein kann als für den Gefeierten.

Es ist in dieser Sache des Guten nicht zu viel, aber vielleicht zu oft. Einmal im Leben, vielleicht zum sechzigsten Geburtstag (an dem schon eine Übersicht der Haupttätigkeit eines hervorragenden Menschen möglich ist), könnte ihm das Ehrenfest gehalten werden. Das war die Meinung des Dichters Leitner, der die von seinen Freunden veranstaltete Feier zum sechzigsten Geburtstag mit Geduld und Dankbarkeit ertrug, bei dem Feste zum Siebzigsten aber gleichgültiger, zum Achtzigsten schon recht müde war. Vor dem drohenden Neunzigsten ergriff er die Flucht, indem er etliche Monate vorher starb.

Wieder einmal ein wunderlicher Herr. Er hatte es gegen die Rezensenten. „Handlung und immer Handlung verlangen sie auf der Bühne!“ rief er schallend aus. Ich dachte anfangs, er scherze und beziehe die Sache auf das sattsam bekannte Handelsvolk und dergleichen. Bald aber merkte ich, daß es ihm ernst war mit seiner Meinung, auf der Bühne gebe es in der Hauptsache naturgemäß nicht Handlung, sondern Gespräche. „Nicht Schauspiel, Hörspiel sollte man sagen! Der sogenannte Zuschauer kann beide Augen zumachen, wenn er nur die Ohren offen läßt, so wird er alles erfahren. Szenen, wie Tells Apfelschuß gibt es wenige auf der Bühne, zum mindesten wären die Vorgänge unverständlich, wenn nicht dabei geredet würde. Die meisten Bühnenhandlungen vollziehen sich angeblich draußen hinter den Koulissen. Dort wütet der Sturm, dort werden die Schlachten geschlagen, die Revolutionen gebrüllt, die Feuersbrünste markiert, die Hinrichtungen vollführt, zumeist auch die Selbstmorde begangen und die Liebesszenen, weil der Geschmack derlei Schaustellungen ungerne duldet. Was bleibt da von wichtigen Handlungen noch viel übrig auf der Bühne? Und wie unnatürlich und kindisch würden sich viele aus-

Ist von euch wohl Jedem auch bekannt,
Wer zum Heile stirbt dem Vaterland?
Die für Andere wirken stets und streben,
Dienen ihrem Land, indem sie leben;
Die aus Ichsucht Andere verderben
Sind am patriotischesten, wenn sie sterben.

Kriege waren, so lange die Menschen denken! heißt es. Falsch. Kriege sind, so lange die Menschen nicht denken.

Das Unglück ist groß, voll Schrecken und Graus,
Man sieht, wo wir stehen, nicht drüber hinaus;
Doch wenn man auf höheren Standpunkt sich stellt,
Da schaut man dahinter eine leuchtende Welt.

Ich hatte von Mitleid gesprochen. Da erhielt ich von einem fernen Schreiber eine Postkarte: „Unter allen Lastern, die der Mensch sich anerzogen, ist Mitleid das größte."

Ich war vor Entrüstung außer mir, ich nannte diesen Mann einen frivolen Fant, einen herzlosen Egoisten, ja geradezu einen Engländer. Ich haßte ihn eine ganze Nacht. Am nächsten Morgen zeigte ich die Karte einem Freunde: „Was sagst du dazu? Mitleid das größte Laster!"

Der Freund las den Satz für sich, las ihn ein zweitesmal, dann sagte er: „Wer weiß, wie das zu verstehen ist. Der Mann wird das Mitleid halt kennen. Vielleicht, daß er darunter schwer leidet. Ich möchte fast wetten, es ist ein herzensguter Mensch, der unglücklich ist, weil er helfen möchte und nicht kann. Unfruchtbares Mitleid, und das nennt er verzweifelt ein Laster. — Mir gefällt's fast besser, als wenn einer über seine Tugend des Mitleides sich freuen kann."

Das würde auch stimmen bei Nietzsche, dem großen Mitleidslaster-Hasser, und er hatte doch ein gutes Herz und war selber des Mitleides so bedürftig.

Der steirische Dichter Gottfried von Leitner ist sehr alt geworden und hat vier bis fünf Geburtstags-Jubiläen aushalten müssen. Einmal vor einem solchen Geburtstag wollte er in einem launigen Gedichtchen die Leute bitten, ihn zu verschonen. Da meinte Hamerling, das würde nichts nützen, eher schaden; so ein zierliches Verschen dürfte leichter als Erinnerung und Anregung gedeutet werden, denn als Ablehnung. Da müsse man mit ein paar prosaischen, derben Worten öffentlich erklären, daß man alle Ehrungen ablehne. Das hat Hamerling bei Herannahen seines fünfzigsten Geburtstages auch selbst so gehalten. Worauf ein großes Wienerblatt entgegnet: Herr Hamerling fürchtet, daß man seinen Geburtstag feiern könnte. Er möge außer Sorge sein, ein Hamerlingjubiläum zu begehen, fiele keinem Menschen ein.

das wohl! Da sind wir schon dabei, das ist gewiß!“ Und wenn's zur Ausführung kommen soll, ist keiner da.

Aber worthalten tun sie doch auch. Einmal war ein Duselbacher schwerkrank und der Geistliche mahnte ihn, seinem Nachbar, mit dem er in Feindschaft gelebt, der ewigen Seligkeit wegen zu verzeihen. Der Kranke sagte, wenn er schon sterben müsse, so solle dem Nachbar in Gottesnamen verziehen sein. Aber der Duselbacher wurde wieder gesund und setzte die Feindseligkeiten fort. Der Pfarrer erinnerte ihn an sein Versprechen. Der Bauer: „Han ich was versprochen? Ich han g'sagt, wenn ich sterben muß, so soll ihm verziehen sein. Weil ich aber nit gestorben bin, bleibt's beim alten.“

Das sind die braven Männer von Duselbach. Daß auch die Weiber gern ja sagen — vor und hinter dem Altar, das will man auch wissen. Nein sagen in Duselbach einstweilen nur die Kinder zu allem, was ihnen die Eltern schaffen. Ob sie ja tun werden, das muß die Zukunft lehren.

„Jetzt ist“, wie der Dorfbote sagt, „im ganzen Land auf niemanden ein so guter Verlaß als auf die Duselbacher; wer sich auf die verlaßt, der ist gründlich verlassen. Man kann zuverlässig drauf rechnen: Wenn der Duselbacher ein Versprechen gibt, so bleibt's dabei — beim Versprechen.“

Mein altes Tagebuch über allerlei Menschliches weiß von einem kleinen Erlebnis Karl v. Holtei's, das der in den Sechzigerjahren in Graz weilende Dichter damals einem Freunde erzählt hatte.

Holtei hatte einmal in einer Stadt Schlesiens eine Vorlesung zu halten. Er reiste den Tag vorher dahin ab, entschloß sich aber, unterwegs in einem Dorfe zu übernachten, um dem ihm lästigen Empfangskomitee der Stadt zu entgehen. In dem Bauernneste war er fremd, da hatte er Ruhe. Und doch sollte es auch hier an Unterhaltung nicht fehlen. In demselben Gasthaus, wo er übernachtete, war eine wandernde Schauspielertruppe, die für den Abend eine besonders großartige Vorstellung ausgetrommelt hatte Der „hohe Adel und alle Verehrungswürdigen“ des Bauerndorfes wurden eingeladen zu dem großen Volksschauspiele „Hansjörg oder die Perlenschnur von dem weltberühmten Dichter Karl v. Holtei“.

Natürlich gelüstete es den Dichter, im Dunkel eines hier stockfremden Reisenden der Vorstellung beizuwohnen, um zu sehen, wie sein Werk von Wandertruppen wiedergegeben und von schlichten Landleuten aufgenommen werde. In der Scheune war's. Auf einem Häckselschneidstock wählte er sich seinen Platz, von dem aus er Bühne und Publikum hübsch überschauen konnte. Der Zuschauerraum war bald gefüllt; besonders auch Weibervolk, welches gehört hatte, das Stück sei so schön, daß man

nehmen? Prunkstellungen, Festaufzüge und derlei, ja, das macht sich; aber das sind im Drama wie im Leben keine entscheidenden Dinge. Also sage ich, Hauptsache im Theater bleibt die Rede. Das wirkliche Schauspiel ist das Kino, bei dem die Rede wegbleibt, weil sie überflüssig ist, sowie auf der Bühne die sogenannte Handlung wegbleiben kann, weil sie im Grunde auch überflüssig ist. — Ich entscheide: Wird auf der Bühne gesungen, so ist es ein Singspiel, und wird geredet, so ist es ein Redespiel. Deshalb sollten Kritiker nicht immer von Handlung sprechen, die fast nie da ist, nicht da sein kann. In klassischen Dramen kommen zwar Handlungen vor und doch genießt man die Schönheit und Tiefe dieser Dichtungen am besten, wenn man sie im Buche liest. Die Handlung denkt man sich dazu. Oder auch nicht. Bei Faust brauche ich weiter gar keine Handlung, es genügt mir das Gedicht."

So sprach der wunderliche Herr. Ganz unrecht hat er nicht. Die modernen Theaterdichter begnügen sich tatsächlich mit dem Wort und statt Handlungen bieten sie — Abhandlungen.

Weit hinten in der Wildnis liegt die Gemeinde Duselbach. Ganz einsam — wegen der großen Abgeschlossenheit in ihren Köpfen. Kleinbauern und Hüttler. Gute Leute, denen alles recht ist, die zu allem ja sagen und dann in allem nein tun. Wenn ihnen jemand den Rat gibt, des Morgens früh aufzustehen, des Abends früh schlafen zu gehen, der Gesundheit wegen, so antworten sie: „Ja, 's ist eh wahr, g'sund sein tut's eh, das Frühaufstehn!" und bleiben am nächsten Morgen länger im Stroh als sonst. Wenn man ihnen lehrt, daß sie in ihrem Hochland sich mehr auf die Viehzucht verlegen sollten, weil die mehr trägt als der Getreidebau, so meinen sie: „Ist eh richtig, daß Viehzucht besser tät' sein; braucht auch weniger Leut' und kein' Furcht vor dem Schauer. Wahr ist's eh." Und machen nächstes Jahr aus einer Viehweide ein Kornfeld. — Wenn man ihnen nahelegt, in den Landtag einen Mann zu wählen, der praktisch und tüchtig für Landwirtschaft, Schule, gute Verkehrsstraßen im Anschluß an die Zeitverhältnisse eintritt, so geben sie zu, es wäre wahr, einen solchen Mann täten sie eh brauchen — gehen hin und wählen einen Stockreaktionär. Wenn ihnen gesagt wird, sie sollten sich doch gegen ihre anrainenden Großgrundbesitzer wehren, daß ihnen die Hasen und Hirsche nicht Korn und Kraut fressen, so sind sie völlig damit einverstanden, jammern, daß ihnen das „Wildprat" eh alles tät' verderben — gehen hin und verpachten ihre Gemeindejagd an hohe Herren.

Wenn es gemeinnützige Werke zu tun gibt, da stimmen die Duselbacher allemal mit Freuden bei: „Zusammenhalten müssen wir, eija,

Stadt zu unterwerfen, anstatt in Bauerndörfern sich so sorgfältig und so erfolgreich davor zu schützen. —

Ein Wanderkomödiant brachte in seinem Kreise solches vor:

„Natürlich. Auch unsere letzte Vorstellung blieb halb leer in dem verrotteten Nest.“ Er meinte das Landstädtchen, wo die Truppe sich acht Tage lang vergeblich bemüht hatte, die Einwohnerschaft für ihre Kunst zu innern.

„Und wäre es ein Wunder?“ sprach er weiter. „Bei dieser frechen Gauklerin. Frech, sage ich, wie sie sich überall vordrängt, rücksichtslos, diese verdammte Bettel!“

„Eine Sängerin oder Akrobatin oder was?“

„Die ekelhafteste Reklamepaukerin, die es gibt!“ rief der Komödiant mit ungespielter Entrüstung. „Kein Mittel ist ihr zu gut, keins zu schlecht; sie läßt Keinen neben sich aufkommen. Zum Beispiel heute. Schon früh am Morgen, alles lag noch im Bett, damit ihr ja niemand zuvorkomme, begann ihr Treiben. Taugeglitzer, Vogelgezwitscher, Blumenbundscheckigkeit und anderer höchst geschmackloser Flitter. Dann natürlich den elektrischen Lichtballen aufgezogen, ein Effekt, der bei der großen Masse die Wirkung nie verfehlt.“

„Aber, wer denn?“ unterbrach man ihn.

„Und dann, am Nachmittag, werden Sie ja gesehen haben die Riesen-Wolkenplakate mit den unfehlbaren Goldrändern, welche am Himmel angeschlagen waren, und weiß die abgefeimte Schwindlerin sich sogar des Plakatstempels zu entziehen. Bei solchen Privilegien ist es wahrhaftig nicht schwer, sich durchzusetzen.“

„Meinen Sie die Natur?“

„Zudem hängen alle Blätter von ihr ab, sind von ihr bestochen, um ihren Ruhm zu verherrlichen. Sie werden, weder an Baum noch an Strauch, kein einziges Blatt finden, das ihr nicht beständig schweifwedelte. Dann das Spektakel mit Blitz und Donner. Dagegen kann unsereiner lange durch die Gassen trommeln.“

„Aber Freund, die Natur! Es ist ja bekannt!“

„Ist bekannt. Und doch jubelt der gesinnungslose Haufen ihr zu und läßt sich blenden von dem hohlen Prunk. Haben Sie das zinnoberrote Abendrot gesehen, vorher? Abscheulich, sage ich Ihnen! Das sollte einmal ein Kunstmaler nachmachen — Gott genade ihm vor den Rezensenten! Aber natürlich, die Frau Natur! Da ist alles schön, entzückend, wunderbar! Gehen Sie, meine Herren, doch jetzt einmal hinaus und sehen sich das lächerliche Sterngeflunker an! Und immer das Gleiche. Was ist das für ein Geschrei über den holden Frühling! Über den fruchtbringenden Herbst! Und sind es doch lauter Plagiate von Jahr zu

viel dabei weinen müsse. Den Hansjörg spielte der Direktor der Truppe, ein langer, etwas rüde aussehender, aber scheinbar ein bißchen beduselter Mensch. Er spielte so, daß es anfangs dem Publikum zum Weinen, dem Dichter zum Lachen war. Später kam es umgekehrt. — Schon im ersten Akt trug es sich zu, daß der Held plötzlich stockte: sein Blick war an dem Fremden auf dem Häckselstock hängen geblieben. Rasch ermannte er sich und spielte weiter, und zwar mit unerhört gewaltigem Stimmenaufwand. Im zweiten Akt, als Hansjörg aus Afrika zurückgekehrt, zeigte es sich, daß seine Lunge im südlichen Klima noch kräftiger geworden war. Das titanische Ringen des angetrunkenen Mimen um Beifall brachte die Zuschauer zum Lachen. Auch die übrigen Darsteller leisteten an Übertreibung derartiges, daß der Schullehrer des Ortes ausrief: „Das ist denn doch zu arg, dieses Stück so zu verbalhornen!“ Er zischte, Hansjörg machte hierauf eine freche Geste — und jetzt ging die Komödie los. Man zischte, trampelte, schrie und der dicke Fleischhauer rief auf die Bühne, sie sollten aufhören. Schulden machen könnten sie, sonst nichts!

Wie dem unbekannten Dichter zu Mute war! Ärger über die Komödianten, Freude über die Ablehnung eines solchen Spieles. „'runter mit dem Fetzen!“ schrie man, aber der Vorhang senkte sich nicht. Anstatt dessen trat der Komödiant bis zu den Kerzenleuchtern vor und deutete an, daß er als Direktor sprechen wolle. Da legte sich der Lärm. „Er wird sich entschuldigen.“

Und der „Herr Direktor“ sprach: „Verehrungswürdige! Meine Truppe hat zu Görlitz und zu Bautzen und in vielen anderen Städten vor einem hohen Adel zu spielen die Ehre gehabt, und zwar zur vollsten Anerkennung. Seit den siebenundzwanzig Jahren, als ich der dramatischen Kunst lebe, habe ich meine brave Gesellschaft von Erfolg zu Erfolg geführt, und ich darf sagen, bis zu den höchsten Triumphen. Da, meine Herren und Damen, da lesen Sie einmal dieses Zeitungsblatt! Was mein hochverehrter Freund und Gönner Doktor N. zu Breslau über mich schreibt! Wenn Ihnen“, mit lallender Stimme sprach er's, „dieses Stück nicht gefällt, so können weder ich noch meine ausgezeichnete Truppe etwas dafür; wir haben unser Möglichstes getan, um das Opus zu retten. Wenn es nicht möglich war, so liegt die Schuld an dem Stück. Und wenn Sie, meine Schätzbaren, schon pfeifen wollen, so wenden Sie sich gefälligst zu dem, der dort auf der Häckselbank sitzt. Ich kenne ihn recht gut, habe ihn zu Breslau gesehen, er heißt Karl v. Holtei und ist der Verfasser dieses Stückes. Ich habe weiter nichts zu sagen.“

Der Vorhang fiel, aller Augen flogen dem Häckselschneidstock zu, wo der Dichter sich langsam erhob, um den Ausgang zu suchen. — Seit diesem Abend zog es Holtei vor, sich den Ehrenbezeugungen der

schwefelgelben Rändern, und andern Wolken, welch ein eigentümlich finsteres Blau! Über der Erde ein matter, unbeschreiblicher Schatten; den Wiesen fehlt das frische Grün, den reifen Kornfeldern das helle Gold. Und die Vögel singen so traurig. — Nun lichtet es sich zwischen den Wolken, weich schimmert ein grüngelblicher Schein, aber keine Sonne. Jetzt auf den Fluren ein nie gesehenes Rosenlicht. Schauer der Ewigkeit, die Besucher des Berges staunen. Mich freute es, daß die Städter auch so etwas einmal zu sehen kriegten.

„Nur dunkler habe ich mir's gedacht", sagte eine der Damen.

Jetzt lösten sich die Wolken, noch loderten die Fransen an hundert Stellen.

„Es ist ganz entsetzlich schön!" flüsterte eine der Damen. Da stießen die anderen einen Schreckruf aus vor Entzücken. Der ganze östliche Himmel ein feuriges Meer und nun stieg hehr und heilig die Sonne auf. Die volle runde Sonne in ihrer urewigen Pracht. — —

„Also, die Sonnenfinsternis wäre vorüber", sagte ergeben eine der Frauen.

„Wieso?" fragte ich. „Das war doch nur ein gewöhnlicher Sonnenaufgang. Die Sonnenfinsternis — wie ich schon heute ein Uhr früh gesagt habe — findet *morgen* statt."

Kleingeld für Autographen-Bettler.

Was heißt Schriftzug, was heißt Name?
Sammelt *Bücher* statt Autogramme.

Unsere Freunde, die wahren, braven,
Sammeln *Bücher* statt Autographen.

Besser, als ein Autograph
Wäre doch ein *Auto*-Graf.

Gefährlichkeit des Autogramms:

Es war einmal ein Auto-Graf
Und der schoffierte selber brav;
Doch, als man ihm das Auto nahm,
Da starb der Mann aus — Auto*gram*.

So, da wäre für die Bettler eine kleine Auswahl von „Autographen"; wer ihrer haben will, der mag sich eins oder das andere abschreiben.

Jahr. Und seit Urzeiten nicht ein Schritt, nicht ein einziger Schritt nach vorwärts! Sie lernt nichts und vergißt nichts, legt nichts Dummes ab und bringt nichts Neues. Bleibt ewig bei ihrem alten, abgeschmackten Programm."

Jemand klopfte dem Sprecher leicht auf die Achsel: „Wollten Sie ihr's nicht nachmachen?"

„Nachmachen? Erlauben Sie, daß ich lache. So tief, gottseidank, sind wir noch nicht gesunken."

Das war auf der Sommerfrische, am 17. August 1887. Unser eine größere Gesellschaft saßen im Dorfwirtshaus und unterhielten uns bis nach Mitternacht. Ich war der erste, der ans Schlafengehen dachte, und meinte, ich müsse mich ausschlafen, morgen früh sei Sonnenfinsternis, die ich sehen möchte.

„Doch nicht schon um neun, oder gar um acht Uhr?" fragte eine Stadtdame.

„Morgen früh habe ich gesagt, Gnädige! Um fünf Uhr!"

Ein alter Weißbart an der hinteren Tischecke murmelte, eine Rücksichtslosigkeit wäre das gegen die Herrschaften, das Programm so früh anzusetzen.

„Oh bitte!" riefen jetzt die Damen. „Eine Sonnenfinsternis! Wir werden um fünf Uhr aus den Federn sein."

„Auf dem Kranzkogel müssen Sie sein um fünf Uhr, wenn Sie die Sonnenfinsternis beobachten wollen!"

„Was wird man denn viel sehen, wenn es finster ist?" fragte ein älteres Fräulein.

Ich dozierte: „Wenn die Finsternis eine totale wäre, so würde man eine mattschwarze Scheibe aufsteigen sehen und die Scheibe hätte einen weißen Glanz. Indessen wird morgen die Sonne vom Mond nur zu Neunzehntel verdeckt sein, das übrige Kipfel wird so scharf leuchten, daß man es nur durch ein dunkel gefärbtes Glas wird anschauen können."

„Ach, ein Kipfel!" hauchte eine der Damen. „Ich bin um fünf Uhr auf dem Kranzkogel."

Und eine andere schlug vor: „Wir gehen gar nicht schlafen und um fünf Uhr sind wir auf dem Kranzkogel. Der Poet wird uns doch begleiten?"

„Die Damen wollen gleich heute und von hier aus hinauf? Ist mir auch recht, ich gehe schon mit."

So mein Bescheid. Und richtig, wir rückten an.

Die Frauen, anfangs etwas schwerfällig, wurden frischer, je höher sie stiegen. Es war noch starke Dämmerung und der Himmel war vollgeschoben mit Wolkenballen. Wie schade! Doch, Sonnenfinsternis bleibt Sonnenfinsternis. Siehe diese unheimliche Beleuchtung! Diese Wolken mit

Ziehn, Inf. Kieska. Aus Hauffs Werken; Inf. Rübenstrunk. Aus Reuters Werken; Obermaat Wegener. Rud. H. Bartsch, Der steirische Weinfuhrmann; Inf. Lenger. Scheffels Trompeter von Säckingen; Inf. Falk. W. Classen, Die deutsche Landwirtschaft; Gefr. Sasse. Liliencrons Novellen; Inf. Hoppmann. — Dessenungeachtet werden uns die Engländer nach wie vor „Hunnen“ schelten — und die Hunnen Attilas können darauf wahrhaft stolz sein! V. E. S.

*

Granatsplitter.

Juristische Vorschläge zur Hebung der Lebensmittelnot.

1. Kalbinnen müssen gemolken werden! 2. Trächtige Hennen dürfen nicht geschlachtet werden. 3. Es muß unbedingt mehr Grieß angebaut werden!

„Jugend“.

Der einsichtsvolle John Bull.

In dem englischen Kriminalroman „Die Purpurorchidee“, von F. M. White, heißt es: „Die Engländer behaupten nie zu wissen, wann sie geschlagen sind.“ — Dieser Mister White kannte seine Landsleute doch ausgezeichnet!

Mit der Laterne!

Wie die Zeitungen melden, beabsichtigt man in England seit dem „verschärften U-Bootkrieg“ die Äcker bei Azetylenbeleuchtung zu bestellen, weil das Tageslicht dazu nicht mehr ausreicht. Sokrates suchte mit der Laterne Menschen — Albion mit Azetylen seine Bauern ... Aber unsere festländischen Schwärmer für Handel und Industrie auf Kosten einer gesunden Landwirtschaft lernen vermutlich auch daraus nichts; ihnen wird nie ein Licht aufgehen! V. E. S.

*

„Für Recht und Menschlichkeit.“

Der holländische Kunsthistoriker Dr. Hofstede de Groot erhielt aus Frankreich einen Brief, auf den der Absender als Verschluß eine Siegelmarke mit den Flaggen sämtlicher für den Verband kämpfenden Völker geklebt hatte, die die Aufschrift trug: „Pour la defense du droit et de la civilisation“. Dr. Hofstede de Groot antwortete darauf mit folgendem Brief: „Ich bestätige den Erhalt Ihres letzten Briefes. Ich ersuche Sie dringend, uns derartige Briefsiegel nicht mehr zu senden. Wir sind neutral und wünschen neutral zu bleiben, und wir müssen ständig bei dem Gedanken lächeln, daß die Kosaken, die Serben, die Montenegriner, die Japaner, die Senegalen und die Ghurkas für die ‚Verteidigung des Rechtes und der Zivilisation‘ streiten sollen. Ihr ergebener ...“

*

Wilhelm Schwaner und der oststeirische Bauernbursch.

Nach der Ermordung unseres Thronfolgers in Sarajevo glaubten wir langmütigen Österreicher noch kurzsichtig, das Verbrechen werde sich durch ein strenges Gericht sühnen lassen und kaum jemand erwartete, daß sich die meisten Kulturstaaten an die Seite des mörderischen Serbien stellen würden; aber der bekannte Berliner Schriftsteller Wilhelm Schwaner schrieb schon unter dem ersten Eindruck der Nachricht, das Attentat werde in seinen Folgen die Landkarte Europas verändern.

Und im Juni 1914 war es auch, daß ein oststeirischer Bauernsohn zu seinem Gehöft bei Hartberg vom Militär auf Urlaub heimkam. Am 30. Juni mußte er wieder einrücken und verabschiedete sich von seiner Mutter: „Pfüat Gott, wir sehen



Klage.

Ein Sehnen treibt mich immer an,
Von meinem tiefsten Weh zu klagen,
Was mir die Liebe angetan
Und was ich leide drum, zu sagen.
Doch wenn zu einer Melodie
Die Saite leis ich angeschlagen,
So sagte sie das Rechte nie
Und weinend muß ichs weitertragen.

Richard Spitz.

Aus unserer Zeit.

Wir Hunnen.

Wenn englische Zeitungen vom deutschen Volk sprechen, so nennen sie uns stets „the huns", die Hunnen, doch falls sich die Herren Journalisten ein bißchen bemühten, so könnten sie sich leicht — was aber gar nicht ihre Absicht ist — von der Unsinnigkeit des Schimpfwortes überzeugen, denn im deutschen Kriegsgefangenenlager Stobs in Schottland erscheint ein deutsches Blatt, „Stobsiade" geheißen, von dem mir zwei Nummern vorliegen, in denen die Vorträge aufgezählt werden, welche von Gefangenen ihren Kameraden gehalten werden. Diese Vorträge sind nun ganz und gar nicht „hunnisch" oder „barbarisch" und beweisen großes Interesse für sehr ernste und belehrende Stoffe. Ein Auszug aus der Vortragsliste zeigt dies: Vizefeldw. Wendt: Die geographische Verbreitung der Religionen; Kriegsfreiw. Kroll: Das Problem des natürlichen Todes; Gefr. Hain: Die Erde im Weltgebäude (mehrere Abende); Inf. Oehler: Volkswirtschaft und Krieg; Gefr. Pütz: Die Gesetze der Arbeit; Kriegsfreiw. Kroll: Polens Geschichte (mehrere Abende); Kriegsfreiw. Leiverkus: Gottfried Kinkel; Vizefeldw. Brockhaus: Der Verkehr mit der Bank (mehrere Abende); Inf. Prause: Deutschlands Landwirtschaft; Gefr. Hain: Die Sonne, der Mond und die Planeten. — Man beachte, daß nicht etwa Offiziere, sondern Mannschaftspersonen Vortragende sind!

Auch die Bücher, aus denen vorgelesen wird, verraten einen gebildeten Geschmack: G. Frenssen, Peter Moors Fahrt nach Südwest (mehrere Abende); Gefr. Sommerlatt. Landsknechtslieder; aus Körners, Moltkes und Bismarcks Briefen und Werken; Gefr. Volland. Fritz Müller, Fröhliches aus dem Kaufmannsleben, Klassengold; Vizefeldw. Brockhaus. Aus O. Ernsts Werken; Vizefeldw. Brockhaus. Paul Rohrbach, Der deutsche Gedanke in der Welt; Unteroff. Merkle. Verschiedene Aufsätze zur Zeitgeschichte (mehrere Abende); Vizefeldw. Brockhaus. Kulturgeschichtliches; Gefr. Volland. Das Lied von der Glocke; Gefr. Sommerlatt. Rud. Herzog, Novellen; Inf. Lenger. Die Weihnachtserwartung in der deutschen Dichtung; Inf. Kleibrink. Aus deutscher Dichtung; Inf.

ternité est interdite!", wogegen nur einzelne oppositionelle Stimmen laut wurden: „Cherchez la femme!" Paris ist nicht mehr Paris. Und welcher Jubel, als es hieß: „Briand ist gerettet!" Aber feinere Ohren hörten daraus die bange Frage: „Für wie lange?" Denn die Stunden des einst vergötterten Chamäleons Aristide sind gezählt — morgen, vielleicht auch erst in ein paar Monaten, doch einmal ganz bestimmt wird ihn der Unwille Frankreichs hinwegfegen. Man munkelt in den Couloirs der Kammer so mancherlei ... Er, ein Haupturheber des Krieges, der nie so unpopulär war wie jetzt, er, der Millionen blühender Menschenleben, an denen die Republik wahrhaft keinen Überfluß hat, in die unersättlichen Arme der deutschen Maschinengewehre trieb, er, der den furchtbaren Krieg in schnöder Selbstsucht unendlich verlängern will, weil er weiß, daß das erste Opfer des Friedens er selbst sein muß! Sein Maß ist voll. Daran zweifeln auch seine spärlich gewordenen Freunde nicht mehr. Paris fürchtet die Deutschen, aber achtet sie; es haßt die Engländer. Und es sehnt sich — wäre es ehrlich — nach dem Sturz des Demagogen, mag auch sein Nachfolger ein König sein! Niemand glaubt mehr an den Sieg. Es fehlt an Munition, Nahrung und Menschenmaterial. Nicht einmal auf Amerika hofft man mehr. Der Franzose ist unberechenbar, sagte schon Voltaire und Prevost bestätigte es. Und deshalb darf der beste Kenner Frankreichs heute lächelnd sagen: „Briand hat eine Mehrheit in der Deputiertenkammer ..."

Für ein ententefreundliches Blatt in Dänemark: „Unser Spezialberichterstatter J. A. depeschiert aus Paris: Briand hat eine Mehrheit in der Deputiertenkammer. Das sagt alles. Nach wie vor besitzt er das Vertrauen des Volkes in unbeschränktem Maße. Briand bedeutet den sicheren Sieg über die Boches. Daran zweifelt niemand in der Rue de la Paix. Ich sprach mit Mourin, dem Freunde des Gewaltigen. Mourin sagte: „O lala, er ist der Heros der Gegenwart, das einzige Genie der Gegenwart. So lange er von unserem Triumph überzeugt ist, bin ich es, ist es ganz Frankreich. Wir haben immer gesiegt, wir werden immer siegen und die Boches aus dem heiligen Frankreich hinausjagen, in das sie sich gegen unseren Willen einschlichen. Le jour de gloire est arrivé! Unser unerschütterlicher Glaube an die Macht der civilisation über die Barbarei wird durch unsere Freundschaft mit England und der Union gestützt. So denkt Briand, so denke ich, so denkt die Deputiertenkammer, das Volk. Le roi est mort, vive le Briand! Alle anderen sind gekaufte Verräter." — Paris ist Paris und so ist die Stimmung am Quai d'Orsay: Zuversichtlich, fröhlich und voll Liebe zur Regierung. Die Leute auf den überfüllten Boulevards und in den zahlreichen Autos umarmen einander auf offener Straße, wenn sie an Briand denken. Und nichts kann die fast überschwängliche Siegesstimmung im Lande besser kennzeichnen als die nüchterne Feststellung: Briand hat eine Mehrheit in der Deputiertenkammer!"

Für ein politisch indifferentes Blatt in einem neutralen Staat: „Unser Mitarbeiter J. A. telegraphiert aus Paris: „Briand hat eine Mehrheit in der Deputiertenkammer. Die Pariser, die an das Seltsamste gewöhnt sind, enthalten sich jeglichen Urteils über das Ergebnis der Abstimmung. An der Börse zogen die Papiere der Munitionsfabriken leicht an. Jedermann weiß, daß nicht in der Deputiertenkammer, sondern bei der Armee die Entscheidung ruht. Paris ist nicht Amsterdam. Man liebt die Engländer nicht, aber man achtet sie. Die Begeisterung für Wilson ist warm. Ich hatte Gelegenheit, Briand persönlich zu interviewen. Der sagte: „Bon jour, Monsieur. Ich besitze das Vertrauen aller echten Franzosen. Das genügt mir. Der Sieg ist nahe, war nie näher als jetzt, man braucht ihn nur mehr zu erringen. Werde ich einmal meinen Platz verlassen, ein Nachfolger wird ihn einnehmen. Das steht fest. Seien Sie beruhigt. Melden Sie das in Ihr

uns nimmer!“ — „Aber warum denn nit, Bua?“ fragte die Bäuerin zurück. Und er deutete auf die schwarze Fahne am Kirchturm: „Die da sollt halt nit oben hängen . . .“

Wilhelm Schwaner und der oststeirische Bauernbursch, beide blickten sie seherisch in die Zukunft. Die Landkarte Europas kann nicht mehr werden wie sie früher war und der junge Bursch war eins der ersten Opfer einer feindlichen Granate . . .

Fixe Berichterstattung.

„Die Leistungen der Presse sind wirklich erstaunlich“, sagte ich zu meinem Freunde Benedikt, „auch während des Krieges bringen unsere Weltblätter über jedes wichtige Ereignis in Paris schon zwei, schon einen Tag nachher ausführliche Berichte aus der Feder ihres ehemaligen Pariser Berichterstatters, der sich jetzt natürlich in Lausanne aufhält. Der Mann muß nach wie vor ganz vorzügliche Verbindungen haben. Dazu kommt noch die rasche Beförderung seiner Artikel aus der Schweiz nach Wien!“

„Benedikt kaute an einer Zigarre und lächelte sein übliches spöttisches Lächeln: „Na, du stellst dir das zu schwierig vor, wenn man Gewährsmänner hat...“

„Eben“, erwiderte ich gleichfalls möglichst überlegen. „Darum handelt es sich ja.“

Er rollte die Achseln: „Kunststück!“

„Mach es nach, lieber Benedikt!“

„Gern, lieber Hans Ludwig. — Lasest du heute in den Morgenblättern, daß das Ministerium Briand gestern in der Deputiertenkammer nur eine knappe Mehrheit fand?“

„Natürlich las ich es.“

„Und möchtest du darüber noch vor Sonnenuntergang den Bericht eines Spezialkorrespondenten haben?“

„Wenn du mir einen solchen verschaffen kannst!“

„Nichts leichter als das!“

„Also abgemacht, lieber Freund, bis Sonnenuntergang einen Spezialbericht aus Lausanne oder Paris über die gestrige Sitzung.“

„Abgemacht.“

Benedikt stellte mir das Gewünschte bereits um $^3/_4$4 Uhr nachmittags zur Verfügung und sogar in dreifacher Auflage. Ich gebe diese durchaus echten Stimmungsbilder hier wieder und überlasse das Urteil darüber und über die Fixigkeit nicht nur meines Freundes den Lesern.

*

Für ein führendes Wiener Blatt: „Unser ehemaliger Pariser Korrespondent J. N. drahtet uns aus Lausanne: Briand hat eine Mehrheit in der Deputiertenkammer. Noch hat Briand eine Mehrheit in der Deputiertenkammer. Aber niemand, der die verschlungenen Wege der französischen Politik kennt, gibt sich einer Täuschung hin. Eine Mehrheit — eine knappe Mehrheit — eine Mehrheit von zwölf Stimmen... Telephonisch mußten die säumigen Deputierten herbeigerufen werden, um der Regierung zu einem Sieg zu verhelfen — zu einem letzten Sieg. Paris fieberte in Erwartung. Über das erstaunlich menschenleer gewordene Boulevard des Italiens drängte sich die Menge, auf der Pont d'Austerlitz wurden zwei Damen erdrückt, im Palais Elysée wurde eine cocotte ohnmächtig. In leeren Autos, in durchaus minderen Fabrikaten, die an der Front nicht brauchbar, sauste die haute finance zur Redaktion des „Figaro“, um sich schnell zu unterrichten. Es kam beinahe zu Demonstrationen und die Demonstranten brüllten: „La recherche de la pa-

Hohenwang.

Linksufrig flußabwärts bei Langenwang im Mürztal auf einer Vorhöhe des Sulzkogels und gegen den rauhen Ost vom Königs- und Kaiserkogel beschirmt, sonnen sich ehrwürdige Reste der Burg Hohenwang. Wohl um das Jahr Tausend herum wie alle Festen des Mürztales mag sie erbaut worden sein und gehörte einst zu den ausgebreitetsten Anlagen ihrer Art im Oberland. Die Hohenwanger sind ihre Begründer und gaben ihr den Namen. Um 1130 erscheint urkundlich ein Adilram de Huninwanc, der in diesem Jahr nach Kärnten zog, aber man findet ihn in keiner Geschichte der Burg erwähnt; kann sein, daß er einem anderen Geschlecht angehörte, dessen Namen nur an den der Hohenwanger erinnert. Läßt man sich durch Klangähnlichkeiten leiten, so liegt es nahe, Huninwanc mit „Hunnen" in Verbindung zu bringen. Aber das Wert „Hun" scheint in dieser Zusammensetzung germanischer Abkunft zu sein, denn ein Führer der Sueben, die damals im nordwestlichen Norikum saßen, hieß in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts Hunimund, und ein Führer der ostgermanischen Skiren Hunwulf (Aunwulf), Onulf, Unulf (Huniwulf) war wahrscheinlich Odoakers Bruder. Da Reste der Skiren vermutlich in Norikum ansässig wurden, so ist es denkbar, daß Adilram de Huninwanc ostgermanischer Abstammung — und Hohenwang eine germanische (suebische, gotische oder skirische) Gründung...

Wie dem auch sei, kritische Historiker nennen an der Schwelle geschichtlicher Überlieferung einen Gewolf von Hohenwanch anno 1171, dessen Sippe unter den Markgrafen von Steier das Mundschenkamt bekleidete. Die Burg selbst wird erst erheblich später in Dokumenten beurkundet, und zwar zum erstenmal 1338, doch ist sie ohne Zweifel viel älter. Von den ältesten und alten Urkunden sind nur ganz wenige zufällig erhalten geblieben und die Anführung eines Ortes oder einer Familie darin beweist nicht mehr, als daß die Erwähnten damals bereits bestanden oder lebten. Wie lang vorher dies schon der Fall, das wissen wir nie und sind auf Vermutungen angewiesen. Aber da 1249 ein Heinricus vicarius de Hohenwank erwähnt wird, bestand zu jener Zeit sicherlich auch schon die Burg mit einer Kapelle, wie auch der bekannte Forscher Muchar annimmt. In der Folge wechseln die Besitzer; es kamen die Landesere, die Herren von Graben, die Edlen von Fladnitz und die Herren von Montfort. Auch die Gallenberg sollen hier gesessen haben, was jedoch nicht einwandfrei feststeht. 1512 erwarben die Gebrüder Hans, Georg, Christoph und Wolfgang von Schärfenberg Hohenwang und im Besitz dieser Familie blieb es über dreihundert Jahre. Die Feste war ein landesfürstliches Lehen und zuweilen hatten daran mehrere Familien teil, was sich durch Zersplitterung bei Erbteilungen erklären läßt.

Die Schärfenberger rühmten sich nach Valvasor der Abkunft von den Herzögen in Franken, also königlicher Abkunft. 928 sei ein Arnolf nebst anderen edlen „Rittern" zur Beschützung der Grenzen des Reiches in die Windische Mark gekommen und habe sich in Unterkrain auf einem hohen und steilen — auf einem „scharfen" — Berg ein Schloß erbaut, das wegen seiner Lage den Namen „Scharfenberg" erhielt. Auch von einem Schärfenberger, der König in Bosnien und Bulgarien gewesen, berichtet die märchenhafte Familiengeschichte, doch handelt es sich bei diesem vermutlich um Rudolf, ein verunglücktes Glied der Familie, das auf landesfürstlichen Befehl wegen unzukömmlichen Verhaltens „über mer" auswandern mußte — sich über die Save zurückzog und dann am Balkan ein Abenteurerleben, teils als wandernder Fürst, teils als Räuberhauptmann führte. Er unterstand wahrscheinlich in irgendeiner Form dem Sultan, lebte unter seinen Soldaten „wie ein Vater" und schickte

schönes Vaterland, das ich immer schon wie meine Heimat verehrte. Leider kenne ich es nicht." Und er fügte im klingenden Pariserisch bei: „Au contraire". Wer kann an der Wahrheit solcher Worte zweifeln? Niemand, der dem französischen esprit verwandt ist. Aber wer ist ihm verwandt? Napoleon war es. Und doch auch nicht. Er endete auf St. Helena. Ein Drama. Man darf Napoleon I. nicht mit Napoleon III. verwechseln; er tat es auch nicht. Tant de bruit pour une omelette. Das ist es. Und außerdem: Briand hat eine Mehrheit in der Deputiertenkammer."

*

Inzwischen gaben die Tatsachen unserem bestunterrichteten Pariser Berichterstatter in mehr als einer Beziehung recht: Briand stürzte bald nach seiner knappen Mehrheit in der Deputiertenkammer und fand, seiner eigenen Prophezeiung entsprechend, einen Nachfolger. Über diesen Nachfolger — Ribot — bot uns der Spezialkorrespondent abermals einen originalen Drahtbericht an, der aber mit Rücksicht auf den Raummangel leider nicht veröffentlicht werden kann.

Allmorgendlich ...

Allmorgendlich,
Wenn ich mein Fenster aufgemacht,
Hat mir ein Fink
Den ersten Morgengruß gebracht.

Er flatterte
Zu mir ins stille Kämmerlein,
Naschte vom Brot
Und nippte aus dem Becherlein;

Und schmetterte
So sorgenlos auf meiner Hand
Sein schönstes Lied,
Das er voll Lust im Wald erfand.

Ein Friedenslied. —
O, Gott, mir wird so wund ums Herz:
„Flieg, Vöglein, flieg
Und sing dein Liedchen anderwärts.

Zieh weit von hier
Und sing dein Lied der armen Welt — —
Doch hat sich einst
Ihr mächtig düst'rer Sinn erhellt,

O, kehre heim,
Flieg' wieder in mein Kämmerlein
Und schmett're dann
Und singe mir den Frieden ein ..."

Nun harr' ich schon
Drei bange Jahre gramverzehrt; —
Mein Vöglein ist
Noch immer nicht zurückgekehrt.

Wladimir Kozurik.

gründliches und fachmännisches Zugreifen könnte wenigstens das, was noch vorhanden, längere, wahrscheinlich lange Zeit vor dem gänzlichen Einsturz bewahren. Es müßte der Verein zur Erhaltung historischer Denkmäler in Steiermark zielbewußt eingreifen. Es wäre wahrhaft den Mühe wert. Oberkapfenberg, Lichtenegg und Hohenwang sind die letzten Stätten altdeutsch-steirischer Vergangenheit, die uns mancherlei zu erzählen haben und verdienten, der Gegenwart und der Zukunft halbwegs bewahrt zu werden.

H. L. R.

Donauland.

Auch bisher schon besaßen wir in Österreich einige über die Staatsgrenzen hinaus angesehene Zeitschriften, aber uns fehlte eine eigene „Revue" — eine Monatsschrift, die künstlerisch und politisch tonangibt im ganzen deutschen Kulturkreis, der bedeutend umfangreicher als das deutsche Sprachgebiet ist. Man mußte sich mit reichsdeutschen Zeitschriften begnügen, die infolge ihrer Mannigfaltigkeit, ihrer hohen Kultur und ihres warmen Verständnisses gerade auch für österreichische Verhältnisse den Mangel allerdings kaum fühlbar werden ließen*. Das soll nun anders werden. Unter „Donauland" wird man künftig nicht nur das alte Habsburgerreich verstehen, sondern auch ein großangelegtes Wiener Monatsblatt, das diesen Namen führt und dessen erstes Heft nach emsiger Vorarbeit vorliegt. Das ist eine Art Ereignis, zumal es sich bei der Neugründung nicht etwa um ein deutschösterreichisches oder österreichisches Organ schlechtweg handelt, sondern um ein österreichisch-ungarisches, wie denn entsprechende Sondernummern auch in nichtdeutschen Sprachen geplant sein sollen.

Das knapp gehaltene Geleitwort stellt die Zusammenfassung der produktiven Kräfte der Gesamtmonarchie auf literarischem Gebiet in Aussicht, um eine literarische Stätte für freien Meinungsaustausch zu schaffen. Dabei gehen die Herausgeber von der Voraussetzung aus, daß „die alten Wände zwischen unseren Nationen gefallen sind". Gewiß wird sich das „Donauland" auch mit den so überaus wichtigen Gegenwarts- und Zukunftsfragen des wirtschaftlichen An- und Ausbaues beschäftigen, obschon dies im Geleitwort — vermutlich weil selbstverständlich — nicht eigens betont wird.

Der Inhalt des ersten Heftes ist interessant und vielfältig. Friedjung z. B. trachtet im Artikel „Die Balkanpolitik Bismarcks und Kalnokys" nachzuweisen, daß Kalnokys Bestrebungen am Balkan weitblickender waren als jene Bismarcks, der mehr Gewicht darauf legte, gute Beziehungen zu Rußland zu erhalten, um es nicht in die Arme der Westmächte zu treiben, während die Monarchie auch einen Waffengang mit dem russischen Reich nicht scheuen zu brauchen glaubte. Diese Darlegung Friedjungs ist um so wertvoller, weil sie die in gewissen Kreisen verbreitete Legende zerstört, Österreich-Ungarn sei erst durch Deutschland in den Konflikt mit Rußland hineingezogen worden. — In des Obersten Alois Veltzés fachmännischer Abhandlung „Unsere Heerführer" vermissen wir Conrad v. Hötzendorf und Boroević (um nur einige zu erwähnen) und bei anderen hätten wir gern deren Rangtouristik und bereits Allbekanntes kürzer und dafür Charakterisierendes ausführlicher gefunden. Sicherlich aber folgt noch ein zweiter Artikel nach, der den ersten ergänzt.** — Karl Junker entdeckte durch seine Arbeit „Die Versorgung unserer Armeen im Feld mit Büchern" eine „österreichisch-ungarische Literatur". Dieser Begriff hatte bisher keinen Inhalt und auch Junker umschrieb ihn nicht näher, so daß es zweifelhaft bleibt, ob

* In diesem Zusammenhang sei auf das eben erschienene belangreiche Sonderheft „Deutsch-Österreich" der Zeitschrift „Deutsche Kultur in der Welt", herausgegeben von Hans Grothe (K. F. Köhler, Leipzig) hingewiesen.

** Ist inzwischen im 2. Heft zum Teil geschehen.

auch Gesandte aufs Konzil zu Konstanz. Tätsachlich soll sich auf alten Grabsteinen christlicher Friedhöfe am Balkan auch das Schärfenbergsche Wappen finden .... Bei all diesen glänzenden Traditionen darf man nie vergessen, daß es ein „Sport" des Mittelalters war, adelige Familiengeschichten möglichst herrlich auszudichten, brüstete sich doch auch das uralte Dynastengeschlecht der Stubenberger mit einer Abstammung von jenem Landsknecht, der dem Heiland am Kreuz die Lanze in die Seite stieß...

Die Herren von Schärfenberg, ursprünglich Uradelige oder zumindest Gemeinfreie, waren tapfere Burginhaber im Mürztal, die bald ihren Besitz mehrten, bald vertaten, vornehme Leute ohne sonderlichen Ehrgeiz und ohne hervorragende Begabungen. 1529 verteidigten sie die Feste mit Glück und Geschick gegen die anrennenden Türken und in den Wirren der Reformation schloß sich eine Linie der Lehre Luthers an. Das Epitaph des Ketzers Sigmund Ludwig, der das Land verlassen mußte, befindet sich in der Pfarrkirche von Langenwang.

Die Schärfenberger sind im Mannesstamm erloschen.

Hohenwang, allmählich aus- und umgebaut, erscheint in Vischers Schlösserbuch 1687 als sehr stattliche Burg. Mit ihren behäbigen Bastionen, den tiefen Gräben und den schützenden Zugbrücken konnte sie schon dem Türkensturm standhalten, wenn es auch nur ein einzigesmal notwendig war, unbeschadet der Sage, daß die Ungläubigen dreimal Belagerungen unternommen hätten.

1770 beschädigte ein Erdbeben die Feste, an der die Besitzer wohl auch schon die Freude verloren hatten, so erheblich, daß sie für immer verlassen wurde. Nur ein „Einsiedler", in die Sprache der Wirklichkeit übersetzt: ein Verwalter, blieb in dem einsam gewordenen Gemäuer zurück, bis er von einem Blitz erschlagen wurde. Die Naturkräfte an sich hätten nicht genügt, den uralten starken Bau in jenen kläglichen Zustand zu versetzen, in dem er sich jetzt befindet, aber wie es so oft geschah, man schleppte alles brauchbare Gestein und Fachwerk ins Tal, zum Neubau von Krottenhof. Außerdem wurde die Ruine auch mit Gewalt gesprengt, da man die Gefahr eines Einsturzes fürchtete.

So blieben nur melancholische Reste übrig, die es ohne Grundriß und Bilder schier unmöglich machen, sich die alte Herrlichkeit vorzustellen. Ringsum und im Innern, auf den selten noch emporragenden Mauern wachsen Bäume und Gesträuche, buschige Wipfel rauben die schöne Fernsicht und nur der blaue Himmel über den Trümmern ist derselbe geblieben in all den Jahrhunderten des Glanzes und des Verfalles.

Freundlich mutet noch die ärmliche Malerei eines Gemaches an und ein Säulenkropf, der die Burgkapelle schmückte.

Der „unterirdische Gang", der nach der Meinung des Volkes zum „Sprengzaun", dem ehemaligen Turnierplatz am Fuße des Berges führte, oder gar zur Burg Lichtenegg bei Wartberg, ist wahrscheinlich der recht banale Eingang zu einem längst eingestürzten Weinkeller gewesen.... Heute ist er ein halb verrammeltes Loch in der Erde.

Das vom Kaplan Franz Ser. Rauch in Langenwang fleißig gearbeitete Büchlein „Hochschloß" hat viel über das Schicksal Hohenwangs und seiner Inhaber gesammelt. Ich selbst wob um die Burg einen Geschichtenkranz, mehr Dichtung als Wahrheit, der den Heimgartenlesern zum Teil schon bekannt ist.

Leider ist die romantische Ruine von Hohenwang anscheinend dem unrettbaren Verfall preisgegeben und von Jahr zu Jahr stürzen Mauern ein, bröckeln große Stücke ab und bald wird kaum mehr als eine Burgstätte für die einstige Pracht bescheidenes Zeugnis ablegen. Der Langenwanger Verschönerungsverein tut was in seinen Kräften steht zur Erhaltung, und der gegenwärtige Besitzer Hohenwangs, Herr von Wachtler, kommt in vieler Beziehung dankenswert entgegen, doch nur ein rasches,

Die Landentfremdung zeigt sich bei uns hauptsächlich in den großen Städten, sie ist gewachsen mit deren Umfang und Einwohnerzahl. Die heutige Großstadt verdankt ihr Entstehen dem Aufblühen der Industrie, des Handels und des Verkehrs. Die in diesen Erwerbszweigen beschäftigten Großstädter bilden eine Erwerbs- und Lebenswelt für sich. Die Großstadt bietet ihrem Bewohner alles, was dieser für Leib und Geist und für sein Fortkommen zu brauchen glaubt. Lebensmittel und Kleidung erhält er auf dem Markt in den Geschäften, Schulen aller Art geben Gelegenheit zur Fortbildung von Geist und Handfertigkeit, Büchereien sorgen für Belehrung und Unterhaltung, Museen verschiedensten Inhalts geben geistige und wirtschaftliche Anregung, desgleichen Ausstellungen, die mannigfaltigsten Theater und zahllose Vergnügungsgelegenheiten sind vorhanden, die für die meisten Bewohner wichtigsten Behörden sind da, die Presse ist in ihrem Inhalt mit wenigen Ausnahmen rein städtisch, ebenso der größte Teil der angebotenen wissenschaftlichen und unterhaltenden Literatur, kurz, die meisten Städter brauchen zur körperlichen und geistigen Beschäftigung, zum Erwerb, zur Ernährung, Bekleidung, Unterhaltung und eigenen Vergnügung ihre Stadt kaum zu verlassen. Die das tun, besuchen andere größere oder kleinere Städte aus Geschäftsgründen, aus Wissens- oder besonderem Vergnügungsdurst, Erholungsreisen aufs Land bringen sie dem platten Lande nur sehr selten näher, weil sie Städter mit Leib und Seele sind und bleiben wollen. Die tägliche Arbeit, das tägliche Sehen, Hören und Lesen haben ihre Gedanken und ihre Wünsche auf das Streben, Tun und Treiben der Stadt beschränkt, sie besitzen keine tiefere Empfänglichkeit mehr für das, was außerhalb dieser ist und geschieht.

So hat sich der Großstadtstolz herausgebildet, der Stolz, zu einer Wohn- und Arbeitsgemeinschaft zu gehören, der tausenderlei Arbeitsmöglichkeiten und Glückstüren offenstehen, die der geschäftlichen und rein geistigen Betätigung und ihrem Erfolg die besten Aussichten geben, äußerer Glanz der Gebäude, der Plätze und Anlagen, in der Bekleidung nehmen den Stadtbewohner gefangen. Gehört ihm das alles auch nicht oder nur zum unansehnlichsten Teile, so freut er sich doch, zu der Menschenzahl, zu dem Gemeinwesen zu zählen, denen das alles zu eigen oder zur Obhut anvertraut ist. Der Großstadtstolz ist Heimatstolz, vollauf berechtigt, wenn er sich in den nötigen Grenzen hält. Ist das nicht der Fall, dann wird er einseitig und ungerecht und wirkt schließlich lächerlich, gerade so lächerlich wie der übertriebene Stolz eines Bauernburschen auf sein Heimatsdorf. Beide, der Städter wie der Bauernbursche, denken eben dann nur so weit, wie „ihre Nase reicht“, was außerhalb der Stadt, außerhalb des Dorfes in unserem weiten deutschen Vaterlande lebt und arbeitet, was dort Schönes und Erhabenes durch Gottes Güte und der Menschen Geist und Kraft zum leiblichen und geistigen Wohle des gesamten Volkes und zu dessen Freude geschaffen ist und täglich geschafft wird, das beachten sie in ihrer Einseitigkeit nicht, die eine natürliche Folge jedes ungesunden Stolzes ist.

Die Einseitigkeit des durchschnittlichen Städters hat sich gezeigt in der überaus häufigen geringen Wertschätzung oder gar Mißachtung der zahlreichen Naturschönheiten, die unser schönes, weites Vaterland in den Bergen, Wäldern und Fluren, auf dem kleinsten Acker- und Heideplätzchen bietet; höchstens hat er noch einen neugierigen oder bewundernden Blick für gewaltige Gebirgsbildungen und Fluß-, See- oder Meereslandschaften. Sie hat sich weiterhin gezeigt in der Unkenntnis des Lebens und Treibens draußen auf dem Lande, das steht nach seiner Ansicht weit, weit unter dem Leben und Treiben in der Stadt und ist besonderer Beachtung nicht wert. Am schlimmsten und gefährlichsten aber sind die einseitige Überschätzung der Stadt in ihrer Bedeutung für Volk, Staat und Gesellschaft und die Unterschätzung der Wichtigkeit der Landwirtschaft und des Landvolkes. Den klaren Blick für die zahlreichen Lebensbedingungen

die Werke Walthers von der Vogelweide, Grillparzers, Stifters, der Ebner-Eschenbach usw. hier einzureihen wären. Auch eine Übersicht über die meistbegehrten und meistgelesenen Bücher im Felde wäre sehr lehrreich, da wir z. B. von den reichsdeutschen Soldaten wissen, daß sie eifrig nach Goethe (sogar nach „Faust“-Kommentaren), den Klassikern überhaupt und nach wissenschaftlichen Werken verlangen. Vergleichsmöglichkeiten dürften hier erwünscht sein. — Von den sonstigen, den unterschiedlichsten Parteien und Volksstämmen angehörenden Mitarbeitern am ersten Heft sind zu nennen: Paul Stephan, Stephan Zweig, Bahr, v. Höhn, Irma v. Höfer, Decsey, Kralik, Siebertz, Lengnick, Robert Michl, Alfred Polgar und andere. Sie behandeln die Menschen, Dinge und Erscheinungen des schweren Krieges mit Ausnahme des unkriegerischen Bahr in feuilletonistischer Weise. Da und dort hätten Tatsachenbelege Beiträge vertieft.

Von Lyrikern sind hervorragend vertreten: Hans Müller, Rilke, Ginzkey, Rheinhardt, Petzold und Czokor. — Die österreichisch-ungarische Musik repräsentiert Erich Wolfgang Korngold mit einem Notenfaksimile.

Das Prachtstück der Zeitschrift ist Bartschens Roman „Lukas Rabesam“ „der Zwölf aus der Steiermark anderer Teil“, der neben tiefmenschliche Ewigkeitsgedanken anmutige Liebes- und Lebensbilder stellt. Auffällt darin nur eine weder künstlerisch noch sachlich begründete dreifache Spitze gegen das norddeutsche Wesen, das wir gerade in dieser Zeit neuerlich schätzen lernten.

Die ein- und angefügten Illustrationen — vor allem von Luigi Kasimir und Scherer — sind wertvoll, doch reicht ihre Wiedergabe nicht an die hochkünstlerische Technik reichsdeutscher Zeitschriften heran, an die wir gewöhnt sind.

Demnach ist „Donauland“ in mehr als nur einer Beziehung eigenartig, und wenn es auch Widerspruch erregen kann — den aber vielleicht schon folgende Hefte entkräften — unbestreitbar von Bedeutung. Der recht hohe Preis freilich (drei Kronen das allerdings umfangreiche Einzelheft und dreißig Kronen der Jahresbezugspreis) könnte eine weitere Verbreitung hindern, da nach dem Krieg unser gebildeter Mittelstand sehr wird sparen müssen, und wer sich jetzt Vermögen errafft, der hat in der Regel größeres Interesse für Autos, Sekt und Außenluxus, denn für ernste Kunst und Wissenschaftliches. Im Deutschen Reich aber, dem maßgebenden Absatzgebiet für die Schöpfungen österreichischer Schriftsteller und Künstler, kann vielleicht die streng österreichisch-ungarische Note des „Donaulandes“ einer stärkeren Nachfrage entgegenwirken. Das sind Bedenken, welche das erste Heft unwillkürlich auslöst — Bedenken, die hoffentlich durch wünschenswerte Tatsachen widerlegt werden.

P. L. Münzer.

Die Landentfremdung der Städter.

Von Matthias Salm.*

Daß eine Entfremdung zwischen Stadt und Land besteht, ist eine offenbare Tatsache, daß sie für unser Volksganzes in wirtschaftlicher, sozialer und geistiger Hinsicht schädlich ist, darauf ist schon oft hingewiesen worden. Gerade in der letzten Zeit haben auch angesehene Zeitungen und Zeitschriften sowie Bücher, deren Herausgeber, Mitarbeiter oder Verfasser in den vergangenen Jahrzehnten gegenüber unserer Landwirtschaft und unserer Landbevölkerung eine keineswegs große Freundlichkeit gezeigt haben, auf die dringende Notwendigkeit der Beseitigung dieser Entfremdung hingewiesen. Die Kenntnis ihrer Ursachen und Begleitumstände führt uns zum richtigen Urteil und auf den richtigen Weg zu ihrer Beseitigung.

* Aus „Norddeutsche Monatshefte“. Hamburg, Drei-Türme-Verlag.

zwischen Stadt und Land könnten auch die städtischen Behörden beitragen. Die Verwaltungen der Städte könnten diese Annäherung vorbereiten und gleichzeitig ihren Gemeinwesen wesentlich nützen, wenn sie mit Landwirten unmittelbar, soweit tunlich, die Lebensmittelversorgung der Städte regeln würden; hätte man das früher getan, so stände es heute mit der Volksernährung besser an manchen Orten, und das Zusammengehörigkeitsgefühl von Stadt und Land wäre stärker, die Einsicht, daß man aufeinander angewiesen ist, wäre früher und tiefer in die Massen gedrungen. Wie wäre es, wenn in Zukunft in den städtischen Verwaltungen ein tüchtiger Landwirt mit beratender Stimme einen Ehrensitz hätte und ein bewährter städtischer Kommunalpolitiker in den maßgebenden landwirtschaftlichen Behörden, wenn weiterhin ein regelmäßiger wohlwollender Meinungsaustausch für Maßnahmen und zur Lösung von Fragen eingerichtet würde, die Stadt und Land angehen? Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg! Städtische Vereinigungen wissenschaftlicher oder unterhaltender Art können leicht in Wort und Schrift auch das Land zur Geltung bringen in bester Ergänzung ihrer Aufgaben, geeignete Redner und einschlägige Literatur sind leicht zu finden. In diesen harten Zeiten gehen Stadtkinder aufs Land in bäuerliche Familien, mögen sie neben erstarkter Gesundheit auch Liebe und Verständnis für das Landleben und das Landvolk mit in die Stadt zurückbringen! Vielleicht finden sich genug wahre Volksfreunde in Stadt und Land, die diese Maßnahme weiter verbreiten und zu einer dauernden gestalten, sie wäre ein treffliches und sicher auch erfolgreiches Mittel zur gegenseitigen Annäherung und Verständigung. Auch hier können die städtischen Behörden im Verein mit den ländlichen viel Gutes leisten, wie seitherige Erfolge bereits gezeigt haben. Dasselbe gilt von der Hilfeleistung der städtischen Jugend bei landwirtschaftlichen Arbeiten.

Die meisten Städte und besonders die Großstädte sind entstanden durch die Entwicklung unserer Weltwirtschaft. Die Entwicklung wollen wir nicht hemmen, wir kämpfen ja alle für ihren Schutz in diesem größten aller Kriege. Wir wollen aber dabei ein in seinem Boden festwurzelndes und gesichertes Volk bleiben. Dazu gehört in erster Hinsicht die gedeihliche Entwicklung der Volksklasse, die diesen Boden für uns ertragreich erhält, die der Gesundbrunnen für das gesamte Volk ist. Die Überzeugung von der Notwendigkeit der Erhaltung und des Schutzes in das Bewußtsein aller zu tragen, ist heute mehr wie je unsere Pflicht. Stadt und Land gehören zusammen, solange wir ein selbständiges und auch auf seinem eigenen Grund und Boden starkes Volk bleiben wollen; daß sie immer mehr zusammen kommen und zusammen bleiben, möge das eifrige Bestreben aller Volks- und Vaterlandsfreunde sein!

Wer wußte zuerst um den Krieg?

Im „Hammer" (Th. Fritsch, Leipzig) lesen wir:

Jedenfalls derjenige, der zuerst Vorbereitungen dafür traf. Die deutsche Reichsregierung war es nicht. Sie wurde völlig von der Kriegsnotwendigkeit überrascht, sonst hätte es nicht an der dringendsten Vorsorge gefehlt. Wohl aber muß man in England, Frankreich und Rußland den bevorstehenden Kampf geahnt haben; dafür zeugen gewisse Tatsachen. So wurden z. B. in den sechs Monaten vor dem Kriege aus dem Deutschen Reiche 1,5 Millionen Doppelzentner Getreide (Weizen, Hafer, Gerste) nach den vorgenannten Ländern *ausgeführt* — eine Maßregel, die um so mehr befremden mußte, als Deutschland sonst ein Getreide-einführendes Land ist, da es nicht eigenes Getreide genug erzeugt. Die genannten feindlichen Länder versorgten sich also mit Nahrung in ungewöhnlichem Maße und suchten zugleich Deutsch-

eines starken und gesunden Staatswesens, die außerhalb der Stadt liegen, hat man verloren und damit die Einsicht, daß wir eine starke und lebensfähige Landwirtschaft haben müssen, daß der Bauer sein Einkommen haben muß, wenn er in seinem wichtigen Betriebe weiter arbeiten soll. Man wollte nicht einsehen, daß der Betrag, den man für Lebensmittel bei uns hie und da mehr als im Auslande bezahlte, eine Beisteuer war für die Selbständigmachung der deutschen Volksernährung für schlimmere Zeiten. Auch daran dachte man nicht, daß der Nutzen, den Industrie, Handel und Verkehr brachten, bei uns noch immer zu einem sehr beachtenswerten Teil vom Lande kam, daß aus dem Landvolke immer wieder viele Menschen zur Stadt kommen und hier mit frischen Kräften in allen Zweigen des Schaffens und Erwerbs mithalfen und so nicht wenig zum Wachsen der Stadt, zum Fortschritt des Wirtschafts- und Geisteslebens in ihr beitrugen. Die Notwendigkeit der Erhaltung einer lebenskräftigen Landwirtschaft wurde mit den Jahren immer weniger eingesehen, es wurde zu wirtschaftspolitischen und sozialen Maßnahmen gedrängt, die uns zweifelsohne in die heutige so unsichere Lage Englands gebracht hätten, über die den Herrschaften jenseits des Kanals jetzt in so unangenehmer Weise die Augen aufgegangen sind. Der Weltkrieg wird auch für die einseitigen Städter eine bittere Lehre sein.

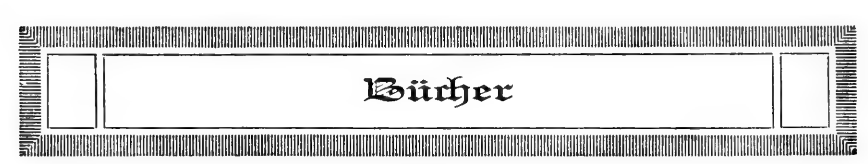
Die zukünftige dauernde und tunlichst vollständige Beseitigung der Entfremdung zwischen Stadt und Land ist eine unserer wichtigsten nationalen Aufgaben für jetzt und besonders für die Zeit nach dem Kriege. Wie ist eine Annäherung der Stadt an das Land zu erreichen, eine gründliche und dauernde Verständigung zwischen beiden zu erzielen?

Zunächst muß jede Politik allzu einseitiger und rücksichtsloser Selbstsucht schwinden. Daß die Städter Verbrauchsvereinigungen bildeten und ihnen geeignet erscheinende politische Parteien zu ihrer Vertretung im öffentlichen Leben in Stadt und Staat wählten, ist natürlich, zu verwerfen aber ist die oft zu einseitige Art, in der die Vereinigungen und manche Parteien nicht selten Verbraucherforderungen vertraten ohne Rücksicht auf das Gesamtgedeihen von Volk und Staat. Diese Einseitigkeit muß einer echt staatsbürgerlichen Einsicht weichen, einer Einsicht, die eine notwendige und kräftige Vertretung eigener Belänge keineswegs ausschließt, sie aber in Einklang bringt mit dem allgemeinen Volks- und Staatswohle. Eine wirklich staatsbürgerliche Erziehung tut uns not, die alle Rechte und Pflichten aller Volksgenossen kennen lehrt, den Wert aller körperlichen und geistigen Arbeit im Hinblick auf das Gesamtwohl des Staates würdigt. Eine gerechte Würdigung unserer Landwirtschaft und unseres Landvolkes ist bei zahlreichen Gelegenheiten in den Volks- und höheren Schulen, in den Fachschulen wie an den Fakultäten und Abteilungen unserer Hochschulen möglich, und der Lehrer wird diese segensreiche Arbeit um so lieber, leichter und erfolgreicher leisten, je mehr er ein tiefer denkender, allgemein gebildeter und volksfreundlicher Mann ist. Eine große Macht für die Beseitigung der Landentfremdung ist die Presse. Ist sie sich wirklich ihrer hohen Aufgabe bewußt, eine Lehrerin und Erzieherin des Volkes zu sein, will sie unabhängig im besten Sinne des Wortes sein, dann wird sie auch gerecht berichten, gerecht aufklären und gerecht belehren. Wo eine Unsicherheit oder Zweifel herrschen, wird ihr stets Gelegenheit geboten sein, das Wahre zu erfahren. Daß besonders großstädtische Zeitungen in erster Hinsicht das Wohl und den Nutzen ihres Gemeinwesens und der Staatsbürger vertreten, ist natürlich, wenn sie das aber in der einseitigsten und rücksichtslosesten Weise unter Schädigung anderer Volksteile tun, so ist das höchst ungerecht und verwerflich. Ein wirklich erfreulicher Anfang der gerechten Würdigung des platten Landes ist heute fast überall in der Presse gemacht, möge man auf dem betretenen Wege weiter gehen und den Hetzern das Handwerk legen! Viel zur Annäherung

Periode, in der sie allein herrschen, überwunden haben. Ich hatte immer den Eindruck, als ginge diesen Kindern der Begriff oder der Reiz des Sich-widersetzens verloren, oder vielmehr als lernten sie ihn nie kennen, dadurch, daß die Eltern sich stets auf ihrer Seite zeigen. Von der frühesten Kindheit an herrscht zwischen Eltern und Kindern ein durchaus kameradschaftliches Verhältnis, bei dem sich erstere im Nachgeben und liebender Güte wahrhaft erschöpfen, und das führt mich zum zweiten hervorstechendsten Charakterzuge dieses Volkes, nämlich zu der unbegrenzten Ehrfurcht und Verehrung der Alten.

Von dem Moment an, wo das Kind erwachsen ist, gilt seine ganze Sorge den Eltern. Die meisten Männer arbeiten dort nur bis zum fünfzigsten Lebensjahre. Von da an werden sie von ihren Kindern erhalten, von denen jedes einzelne, sei es männlichen oder weiblichen Geschlechts, zum Lebensunterhalte der Eltern beisteuert. In fast allen Fällen wohnen die Eltern beim erstgeborenen Sohne und, falls dieser gestorben ist, beim nächstfolgenden. Vor Weib und Kind gilt die Sorge zunächst immer den alten Eltern, nach deren Wünschen man sich in allem richtet. Ja, Eltern- und Kindesliebe regieren in Japan. Sie ist nicht anerzogen, sondern entspringt dem Gefühle der Dankbarkeit der Eltern gegen das Kind und des Kindes gegen die Eltern. Zuerst sind die Eltern für die Kinder da, später ist es umgekehrt....

(Aus dem Aufsatz „Die Japaner, wie ich sie kennen lernte“ von Editha de Lalande in den „Süddeutschen Monatsheften“.)



Bücher

Longinus Meier. Roman von Marx Möller. (Leipzig. L. Staackmann.)

Eine eigenartige und vollkommen gelungene Verknüpfung ländlicher Idyllen mit hastigen Großstadtbildern. Wunderliche und freundliche Menschen, seltsame und zweifelhafte Gestalten schreiten an uns vorüber und zwingen uns in ihren Bann. Der alte Longinus Meyer ist ein Prachtstück, das man sofort liebgewinnt, aber — wie es halt unter den bösen Menschen schon so geht — am meisten regt der hochstapelnde Heini Peters an, der es von der Straße weg in die Höhe bringt, um dann wieder in die Tiefe zu stürzen. Vom Standpunkt der „poetischen Gerechtigkeit“ hat er seinen Untergang verdient, doch psychologisch unumgänglich scheint er mir nicht zu sein. Auch fühlt man mit ihm vielleicht ein wenig Erbarmen, denn er schröpfte doch nur zweibeinige Hornochsen.... Neben dem Maler Longinus Meier (dem Enkel des obenerwähnten Longinus Meyer), der in den Mittelpunkt der Geschichte gestellt ist, gibt es noch eine Reihe gut gezeichneter Gestalten, die durch die Blätter huschen und von denen hie und da ein bißchen mehr zu wissen nötig täte: man interessiert sich für sie. — So reizt der Roman von der ersten bis zur letzten Seite, und obschon er frei von jeder Sensationsmache ist, weiß der Verfasser doch vielerlei klug zu benützen, was das Buch äußerst spannend macht. So kann und soll und wird es seine Freunde finden und auf Marx Möller, der es verdient, aufmerksam machen. H. L. R.

Der arme Buchbinder. Roman von Hermann Horn. (Berlin. Egon Fleischel u. Co.)

Der arme Buchbinder Stettner ist ein ganz braver Mensch, bescheiden und strebsam, beinahe ein Dichter, und dann wird er zum Dieb und schließlich zum Mörder, der am Galgen endet oder unter dem Messer. Und was ist schuld daran? Frau Rosee, in die er sich leidenschaftlich verliebt, die auch ein wenig mit ihm tändelt und ihn dann gewissermaßen sitzen läßt: weil sie besser heiraten kann, den Vater ihres Kindes. Tatsächlich, Frau Rosee? Das ewig Weibliche? Kaum. Stettner ist von Haus aus ein zerfahrener Mensch, der sich nicht zurecht findet und für den irgend ein kleiner äußerer Anstoß genügt, daß er aus dem Gleichgewicht fällt. Aber wirklich schuld an seiner Tragödie ist ein Umstand, der nebenbei erwähnt wird, falls ihn die Leser nicht schon von selbst erfaßt haben sollten:

land von Getreide zu entblößen. Die deutschen Behörden in ihrer Arglosigkeit haben das ruhig geschehen lassen.

Aber noch mit anderen Dingen versorgte sich der Zehnverband vor dem Kriege in auffälliger Weise; so z. B. mit Gold! Wir können eine ganz unverfängliche Quelle dafür anführen. Die „Frankfurter Zeitung" vom 14. Juni 1916 schreibt darüber: „Im Mai schon, drei Monate vor dem Kriegsausbruch, wurden amerikanische Werte in derart hohen Beträgen aus Europa abgestoßen und auf den Markt geworfen, daß die Vereinigten Staaten Gold über den Atlantik sandten, um einen Ausgleich herbeizuführen. Im Juni und Juli steigerte sich der europäische Goldbedarf außerordentlich, so daß New-York bald goldarm war und die Geldleute sich den Kopf zerbrachen, was der Grund sein könnte. Solch weitgehende Goldforderungen waren nie erlebt worden. Europäische Finanzleute müssen den Krieg vorher geahnt haben. Auffällig ist, daß Frankreich das meiste von diesen Goldsendungen erhielt."

Also die internationale Plutokratie wußte Bescheid. Es ist gewiß nur ein zufälliges Zusammentreffen, daß in den Jahren vor dem Kriege durch eine bekannte Hamburger Schiffahrtsgesellschaft — vermittels eines weit verzweigten Agentenheeres — Hunderttausende von jungen militärtauglichen Leuten aus Deutschland und Österreich zur Auswanderung nach Kanada veranlaßt wurden. Darüber hat der Prozeß Lubeski in Beuthen (Ob.-Schl.) überraschende Aufschlüsse gebracht. Es sieht beinahe so aus, als hätten dunkle Mächte hier planmäßig auf eine militärische Schwächung der Mittelstaaten hingearbeitet. Hier ist die Frage am Platze: cui bono — wem kommt es zugute? Man vergesse nicht, daß in diesem Kriege niemandem der Weizen so üppig blüht als den internationalen Finanzmächten, die durch Kriegsanleihen, Heereslieferungen und Preissteigerungen aller Vorräte wie aus einem goldenen Borne schöpfen.

Das Kind in Japan.

Wenn man den charakteristischen Zug des japanischen Volkes hervorheben wollte, so müßte man von der Vergötterung des Kindes sprechen. Es ist rührend, wieviel Geduld und Opferfähigkeit Eltern dort leisten können. Da wird das eigene Interesse völlig hintangesetzt. Bei Tag und Nacht ist Mutter sowohl wie Vater stets bereit, dem Kinde zu dienen, und jede einzelne zu verrichtende Pflicht ist eine Quelle immer neuer Freuden. Erzogen, in unserem Sinne, wird das japanische Kind überhaupt nicht. Man läßt es sich einfach entwickeln, ganz nach seiner Individualität. Egoismus sowie Unarten werden als selbstverständlich vorausgesetzt, ja gar nicht als solche empfunden. Stellt man über diesen Punkt als Europäer zuweilen verwunderte Fragen, so begegnet man nur erstaunten Blicken und der verständnislosen Antwort: Aber es ist doch ein Kind! Kann solch ein Wesen denn anders sein? Es ist doch ein eigner, freier Geist mit allen Bedürfnissen eines solchen, der sich uns und den Dingen gegenüber nach seiner Art zur Geltung bringen muß. Da wird keine einzige selbständige und selbstbewußte Regung unterdrückt. Nur im Unterwerfen der Eltern unter den Willen des Kindes lernen diese das Dienen. Am Beispiel der Eltern allein wird ihnen der Begriff des Gehorsams und des Sich-fügens verständlich. Der japanische Erzieher läßt tatsächlich dem Kinde jeglichen Willen, trotzdem aber gibt es in Japan durchschnittlich kaum unartige Kinder. In den ersten drei bis vier Jahren ihres Lebens sind sie kleine Tyrannen, mit Einsetzen der Vernunft aber haben sie sich zu selbständigen Geschöpfen entwickelt. Man sollte es kaum glauben, wie artig und verständig kleine japanische Kinder sind, sobald sie diese anfängliche eigensinnige

Abhandlungen aus Naturwissenschaft, Kultur und Urkultur. Wer dafür Interesse hat, versäume es nicht, sich das ausführliche Verzeichnis darüber anzuschaffen. Er findet darin das Beste, Klarste und Verständlichste zu einem erstaunlich wohlfeilen Preise. Hier seien nur die jüngsten Erscheinungen namentlich angeführt: Bölsche, Stammbaum der Insekten; Dekker, Heilen und Helfen; Flöricke, Bulgarien, und Weule, Krieg in den Tiefen der Menschheit. Aber der Verlag Franckh veröffentlicht nicht nur diese wertvollen natur- und kulturwissenschaftlichen Beiträge, sondern außerdem noch einschlägige oder zeitgemäße Hefte und Bücher, so neuerdings: „Ein Wort an die unten und die oben“ von einem deutschen Sozialdemokraten, und „Praktische Gedächtnispflege“ von Alfred Leopold Müller. Hoffentlich bietet sich bald Gelegenheit, auf diese und ähnliche empfehlenswerte Abhandlungen noch eingehender zurückzukommen. Z.

Zwei Versbücher. „Wir brechen durch den Tod“ von Artur von Wallpach und „Der heilige Kampf“ von Bruder Willram. 2 Bde. (Innsbruck. „Tyrolia“.)

Artur von Wallpach hat seinen früheren wunderschönen Gedichtbüchern ein schmales Bändchen „Gedichte aus dem Felde“ beigefügt. Sie sind blühendes Leben. Kein leeres Wort, alles voll von Plastik und Anschaulichkeit. Der fünfzigjährige Standschützenhauptmann hat offene Augen und ein heißes Herz. Gedichte wie „Im Vorfeld“ und „Geräumtes Dorf“ kann man ganz gut an Liliencron messen. Damit ist wohl das Höchste gesagt. Wie Liliencron durch und durch Aristokrat, versteht er doch wie dieser Große innig das volkumfassende Kameradentum. Er, der feine, geistig so hochstehende Künstler, bekennt sich hiezu in den wunderschönen Versen:

„Was sind Titel und Namen!
Keiner ist minder noch mehr,
Ob wir vom Pfluge kamen
Oder von Kant und Homer.“

Mit diesem großen Lyriker kann sich Bruder Willram wohl nicht vergleichen. Aber man darf nicht ungerecht sein. Auch seine Kriegslieder, denen allerdings die farbige Anschaulichkeit des Mitkämpfers fehlt, überragen weit den Durchschnitt. Namentlich die längeren, im Blankvers geschriebenen, zeichnen sich durch Sprachschönheit aus.

Und vor allem, auch hier ist ein Aufrechter, Ehrlicher, der das, was er sagt, sagen mußte. Robert Hohlbaum.

Döblinger Idyll. Von W. A. Hammer. Mit einem Bild von A. Hlaváček. (Wien u. Leipzig. Carl Fromme.)

Eine Idylle für unsere Zeit? Eine Oase in der Wüste . . .

Die Sommeschlacht. Von Willy Frerk. Montanus-Markbücher. (Siegen. Hermann Montanus-Verlag.)

Das erste Buch über die Riesenschlacht an der Somme. Keine umfassende Geschichte, keine Würdigung der hundertfünfzigtägigen Schlacht, sondern ein packendes Buch wildesten Erlebens. Ein Mitkämpfer spricht hier zu denen daheim. Einer, der dabei war: einer, den das Grauen dieser Tage beredt gemacht hat, schildert in diesem Buche den Heldenkampf deutscher Väter und Söhne. Fr. Willy Frerk, schon vor dem Kriege ein bekannter Publizist, ist durch seine lebensprühenden Kriegsschilderungen auch in weitesten Kreisen bekannt geworden. Seine Sommeschlacht ist wohl das Beste, was er bislang geschrieben hat. Mit sehenden Augen durchstreift er die Welt, so lernt er das Grauen, das Elend, den — Krieg kennen und schildern. Es ist ein köstliches Buch, das man mit stockendem Atem bis zum Schluß liest und es erst aus der Hand legt, wenn man die letzte Zeile gelesen hat. B.

„Z 181“. Im Zeppelin gegen Bukarest. (Berlin. Scherl G. m. b. H.)

In „Z 181“ gibt mit Erlaubnis der Heeresverwaltung zum erstenmale ein Teilnehmer, der erste Offizier eines Z-Luftschiffes, unseren etwas blassen Vorstellungen Blut und Farbe. Jetzt erst erkennen wir, daß wir Herren des Luftmeeres geworden sind, daß die jugendlichen Luftgeschwader ihre eigene, glänzende Organisation, ihren eigenen, streng geregelten Dienst, ja schon ihre Überlieferung haben, genau wie die Geschwader, welche die See durchpflügen. In flott gezeichneten Bildern entrollt uns der Verfasser das innere Leben auf dem Luftschiffe während einer erfolgreichen Kriegsfahrt, zeigt uns Offiziere und Mannschaften und die besonderen Gefahren und Anstrengungen während des Angriffs auf Bukarest, das sich mit hundert Feuerschlünden wehrt und doch die Überlegenheit unserer Z-Luftschiffe zu spüren bekommt. Sch.

Hans und Pierre. Eine lustige Schützengrabengeschichte von Arpad Schmidhammer. 18 farbige und getönte Voll- und Teilbilder. Geb. Mk. 1·50. (Mainz. Jos. Scholz.)

Hier hat Arpad Schmidhammer abermals ein köstliches Kriegsbilderbuch geschaffen, das immer wieder hervorgesucht werden wird. Eine höchst ergötzliche Schützengrabengeschichte erzählt in Wort und Bild von dem armen Franzosen Pierre und dem prächtigen Teutschen Hans, die sich beide draußen im Felde gegenüberliegen und einander zu erwischen suchen. Schließlich gelingt es dem klugen Hans auf höchst bemerkenswerte Weise, den Pierre gefangen zu nehmen: krasser Hunger hat den Ärmsten besiegt! — Auch hier wieder kommt der ganze gesunde, urdeutsche Humor Schmid-

„Es kommt alles in der Welt darauf an, wie man sich dazu stellt!“ Und die Welt, die Menschen, das Gericht stellen sich eben schief zum armen Buchbinder; oft sind es schlimme Zufälle — möglicherweise, vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, zu viele Zufälle — die ihn zurückwerfen, wenn er wieder emporstreben will. Einmal fährt ein Gönner von ihm zur unrechten Zeit nach Berlin und das anderemal ist sein braver Verteidiger anderwärts beschäftigt. Doch abgesehen von dieser Häufung mich wenigstens störender Zufälle ist das Buch lebenswahr und anklagend. Anklagend, daß wir uns immer zu wenig um Menschen kümmern, die strauchelten, daß wir nicht nach letzten Ursachen forschen, die manches entschuldigen und vielleicht alles verständlich machen. Diese Grundidee spricht an und stimmt nachdenklich. So daß man den Roman mit dem Bewußtsein aus der Hand legt, wieder einmal etwas Wertvolles gelesen zu haben. P. L. M.

Der verschwundene Kohinoor. Eine Detektivgeschichte von Otto von Gottberg. (Das neueste Ullsteinbuch. Preis K 1.50.)

In einem Berliner Restaurant, wo sich die Mitglieder der altmärkischen Familie derer von Güssow versammeln, läßt die reiche Erbtante den glitzernden vollkarätigen Diamanten ihres ererbten Schmuckes herumgehen, den man unter den Güssows den „Kohinoor“ nennt. Plötzlich erlischt im Saal das elektrische Licht. Als es wieder aufflammt, ist zwar der Diamant noch da, aber wenige Minuten später ist er spurlos verschwunden. Eben lag er noch am unteren Ende der Tafel, wo Fräulein Magda Mehrhofer, die Gesellschafterin der Tante, sitzt. Alles Suchen bleibt vergebens; der Kohinoor ist fort. Aus diesem dramatisch bewegten Anfang entwickelt sich Gottbergs Detektivgeschichte. Im Übrigen wollen wir dem Verfasser nicht vorgreifen und die Leser der unterhaltsamen Geschichte nicht um Überraschungen bringen. H. L. U.

Josef Viktor von Scheffels sämtliche Werke. 3 Bände, herausgegeben von Johannes Franke. Mit 8 Kunstbeilagen. (Leipzig. Hesse u. Becker.)

Scheffel ist fest verankert in den deutschen Herzen, weshalb auf eine wohlfeile, geschmackvolle Neuausgabe seiner Werke — wie die vorliegende — nur einfach hingewiesen zu werden braucht.

Napoleon III. Ein Märchen auf dem Thron. Roman von Heinrich Vollrat-Schumacher. (Berlin. Richard Bong.)

Ohne blind für die Schwächen des Buches zu sein, muß man doch hervorheben, daß es sehr anregend geschrieben und mit wertvollen Bilderbeigaben geschmückt ist. Ob es einer geschichtlichen Überprüfung standhält? Kaum. Doch gibt es eine körperliche Vorstellung vom dritten Napoleon und besonders von der Kaiserin Eugenie, die hier bedeutend sympathischer erscheint als in streng historischen Werken. Der Roman leitet durch manche Ideen unmittelbar in die Gegenwart herüber. P. L. M.

Der Mensch vor 100.000 Jahren. Von Dr. O. Hauser. Mit 96 Abbildungen und 3 Karten. (Leipzig. F. A. Brockhaus.)

Erst ein Jahrhundert ist die Durchforschung der menschlichen Urgeschichte alt und vor rund sechzig Jahren fand man in einer Höhle des Neandertales bei Düsseldorf die ersten Reste eines urweltlichen Menschen. Seitdem hat dieser Wissenschaftszweig gewaltige Fortschritte gemacht und immer weitere Kreise interessieren sich dafür. Das obgenannte Buch nun mit seinem bescheidenen Ladenpreis von nur drei Mark ist aus mehrfachen Gründen geeignet, das allergrößte Aufsehen zu erregen. Nicht nur, daß es von höchst wichtigen vorgeschichtlichen Entdeckungen in der Dordogne durch einen berühmten deutschen Gelehrten berichtet, der zu Kriegsbeginn von den ritterlichen Franzosen einfach verjagt wurde, sondern es ist auch in einer überaus anziehenden Form geschrieben. Der Leser erlebt gleichsam an der Seite Hausers die Entdeckerfreuden mit und mit angehaltenem Atem horcht er auf das Einschlagen der Spitzhaue, die neue Seltsamkeiten an Waffen und Werkzeugen und uralten Menschenrassen ans Tageslicht fördert. Hausers mühsame, gewissenhafte und langwierige Grabungen zeitigten Ergebnisse, die ausersehen sind, unsere Kenntnisse der Vorgeschichte zu bereichern, ja zum Teil auf völlig neue Grundlagen zu stellen. Die vorzüglichen Bilderbeigaben fördern das Verständnis und geben anschauliche Begriffe vom großen Wert der Entdeckungen. — Der „Heimgarten“ beabsichtigt den Lesern in einem seiner nächsten Hefte einen knappen Überblick über die älteste Menschheit in der sogenannten „Steinzeit“ zu geben — woraus auch viele erfahren werden, daß im Jahre 1909 in Steiermark — in der Josefinengrotte bei Peggau — ein der Vorgeschichte angehörendes menschliches Skelett eines Rassenzwerges gefunden wurde, dessen Alter allerdings nicht entfernt an das Jahrhunderttausend wie bei Hauser heranreicht! H. L. R.

Die Bücher des „Kosmos“. Gesellschaft der Naturfreunde. (Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung.)

Leider gestattet uns der für Bücher verfügbare Raum nicht, die Veröffentlichungen des „Kosmos“ so ausführlich zu besprechen, wie sie es verdienen. Sie bringen durchwegs vorzügliche, von ersten Fachleuten verfaßte

316	Bausteine.	Übertrag . .	K 63.200
317.	Lehrk. der Mädchenvolks- und Bürgerschule, Wien, 2. Bezirk, Schüttauplatz	„	200
318.	Lehrk. der Mädchenvolksschule, Wien, 20. Bezirk, Leystraße	„	200
319.	Lehrk. der Mädchenvolksschule, Wien, 10. Bezirk, Bernhardstalg.	„	200
320.	Lehrk. der Knabenvolksschule, Wien, 12. Bezirk, Ruckergasse	„	200
321.	Lehrk. der Mädchenvolksschule, Wien, 2. Bezirk, Pazmanitengasse	„	200
322.	Unter „F. S.“, Mitterbach	„	200
323.	Lehrk. der Knabenvolksschule, Wien, 4. Bezirk, Phorusgasse	„	200
324.	Lehrer Alois Heschl, Andritz bei Graz	„	200
325.	Lehrk. der Knabenvolksschule, Wien, 12. Bezirk, Vierthalergasse	„	200
326.	Lehrk. der Mädchen- u. Knabenvolksschule, Wien, 18. Bezirk	„	200
	Scheibenberggasse	„	200
327.	Lehrk. der Knabenvolksschule, Wien, 4. Bezirt, Alleegasse 44	„	200
328.	Lehrk. der Knabenvolksschule, Wien, 10. Bezirk, Lerchenfelderstr.	„	200
329.	Lehrk. der Mädchenvolksschule, Wien, 16. Bezirk, Roterdstraße	„	200
330.	Lehrk. der Knabenvolksschule, Wien, 12. Bezirk, Johann Hoffmannplatz	„	200
331.	Lehrk. der Knabenbürgerschule, Wien, 5. Bezirk, Embelgasse	„	200
332.	Kommerzialrat L. Lobmeyr, Wien, spendet abermals . .	„	200
333.	Lehrk. der Mädchenvolksschule, Wien, 20. Bezirk, Raffaelgasse	„	200
334.	Lehrk. der Knabenvolksschule, Wien, 13. Bezirk, Siebeneicheng.	„	200
335.	Johann Liebig u. Comp., Großhandlung, Wien	„	200
336.	Lehrk. der Knaben- und Mädchenschule, Fürstenfeld . . .	„	200
337.	Lehrk. der Mädchenvolksschule, Wien, 12. Bezirk, Malfattigasse	„	200
338.	Lehrk. der Knabenvolks- und Bürgerschule, Wien, 17. Bezirk, Geblergasse	„	200
339.	Lehrk. der Mädchenvolksschule, Wien, 10. Bezirk, Laaerstraße 1	„	200
340.	Lehrk. der Knabenbürgerschule, Wien, 14. Bezirk, Sechshauserstraße 71	„	200
341.	Heute habe ich 200 Kronen überwiesen	„	200

Die „Ostdeutsche“ hat mich dazu bewogen und selbstverständlich mein „väterlicher Freund“ Rosegger, der mich zwar gar nicht kennt, desto besser aber ich ihn.

Seit dem Obergymnasium führt er mich durchs Leben; ganz bescheiden danke ich ihm so. Dem D. ö. Lehrerbunde wünscht bald das „Alpenheim“ und grüßt ihn deutsch und treu

M.-U.-Dr. Franz Weithofer,
städt. Oberbezirksarzt, Brünn.

341 Bausteine — Summe . . K 68.200

318 Einzelspenden mit einem Betrage von . . . . K 9.706·19
Als Bausteine gezeichnet . . . . K 68.200·— = 341 Bausteine
für Sammelbausteine „ . . . . . . „ 9.706·19 = 48 „
Summe . . K 77.906·19 = 389 Bausteine

Für den Alpenheim-Ausschuß des Deutsch-österr. Lehrerbundes:

Emil Bayer, Zahlmeister.

Wien, XIX., Heiligenstädterstraße 3, Postscheckkonto Nr. 80.089.

hammers zum Ausdruck und wird bei den Kindern helles Entzücken hervorrufen. B.

Historisch-politische Jahresübersicht für 1916. Von Gottlob Egelhaaf. Geheftet Mk. 3·—, in Leinen gebunden Mk. 3·80. (Stuttgart. Carl Krabbe. Verlag Erich Gußmann.)

Dieses kleine Jahrbuch, welches jetzt in seinem 9. Jahrgang vorliegt, hat sich als ein überaus brauchbares Hilfsmittel zur Orientierung in der allerneuesten Geschichte bewährt. In kurzer, aber doch klarer und erschöpfender Weise berichtet der Verfasser über alle bemerkenswerten Vorgänge des abgelaufenen Jahres und läßt uns noch einmal im Fluge eine drangvoll bewegte Zeit durchleben, in der das geschulte Auge des Historikers die bedeutsamen Einzelheiten festgehalten hat. Den Schluß des Buches bilden wie immer eine Anzahl für die Zeitgeschichte wichtige Dokumente. B. Z.

Jahrbuch 1917 des k. k. österreichischen Militär-Witwen- und Waisenfonds. (Wien. Norbertusdruckerei.)

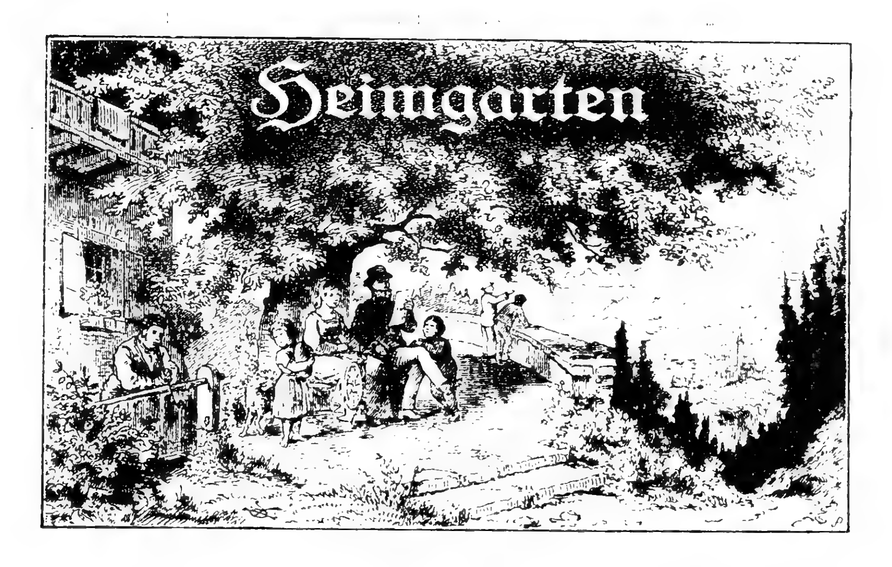
Vielleicht das reichhaltigste Jahrbuch des Reiches, voll unterrichtender, erhebender, unterhaltender und praktischer Sachen. Was gleich zuerst auffällt, das sind die durchaus originellen farbigen Monats-Titelbilder. Und dann kommt in reicher Fülle alles andere. Dazu ist der Zweck ein so wichtiger und edler, daß unser Rat, dieses Jahrbuch anzuschaffen, nicht überhört werden darf.

Der Krieg 1914/16. Herausgegeben von Dietrich Schäfer. I. Zugleich Kriegsnachtrag zu Meyers Konversations-Lexikon. I. (Leipzig. Bibliographisches Institut. 1916.)

Der vorliegende, reichlich mit vortrefflichen Karten und Abbildungen versehene Band bildet eigentlich den ersten Teil eines Kriegsnachtrags zu Meyers Konversationslexikon, ist aber auch als Einzelwerk betrachtet, eine überaus schätzbare Arbeit, die das gewaltige Völkerringen in historischer, geographischer, militärischer, kurz in jeder möglichen Weise beleuchtet. Ausgezeichnete Fachleute haben die zahlreichen Abschnitte bearbeitet, in welche der Band zerfällt, da eine eigentliche lexikalische Behandlung vor Abschluß des Krieges natürlich nicht möglich erscheint. Außer dem bestbekannten Herausgeber selbst sind die Professoren Dr. K. G. Anton, G. v. Below, A. Merz, Theob. Ziegler, A. Tesch, für Österreich-Ungarn insbesondere auch Prof. Dr. P. Samassa und viele andere an der Abfassung dieser Textabschnitte beteiligt, die ein so außerordentlich klares Bild über alle Verhältnisse dieses Krieges und seiner politischen Bedeutung geben wie kaum ein zweites Werk. Die entsprechenden Abteilungen sind durch die ausgezeichneten Karten des Verlages klargestellt. Ein später erscheinender zweiter Teil wird den Abschluß des Ganzen enthalten, und um auch lexikalischen Zwecken zu dienen, mit einem sehr genauen alphabetischen Register versehen sein. Dr. A. Schl.

6. Verzeichnis der Bausteine für das Lehrer-Erholungsheim.

Nr.	Spender		Betrag
289.	Bausteine bereits ausgewiesen	K	57.800
290.	Lehrk. der Knabenbürgerschule, Wien, 3. Bezirk, Herthergasse	„	200
291.	Fachlehrerin Elise Köppner, Plan	„	200
292.	Marie Alder, Fabriksbesitzerin, Wien, 10. Bezirk	„	200
293.	F. A. Sarg's Sohn u. Comp., Wien, 4. Bezirk	„	200
294.	Bertha v. Luschin, Graz, Merangasse 15	„	200
295.	Bezirksausschuß Görkau, Böhmen	„	200
296.	Zu Ehren Franz Schuberts, gespendet von Franz Rößler d. J., Kukan bei Gablonz	„	200
297.	Bezirksschulinspektor Prof. Artur Wieser, namens der 2. Fürsorgesammlungen der Volks- und Bürgerschulen des Bezirkes Baden	„	200
298.—312.	Artur Krupp, Berndorfer Metallwarenfabrik	„	3.000
313.	Lehrk. der Mädchenbürgerschule, Wien, 12. Bezirk, Steinbauerg.	„	200
314.	Komotau-Sebastiansberger Bezirksausschuß, Böhmen	„	200
315.	Komotauer Sparkasse, Böhmen	„	200
316.	Lehrk. der Knabenvolksschule, Wien, 9. Bezirk, Galileigasse	„	200
316	Bausteine. Fürtrag	K	63.200



9. Heft Juni 1917 41. Jahrg.

Der Landstreicher.

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

Nehmen wir an, er hieße Gottlieb Geiger, denn schließlich sind Namen wie Nummern, die gleichfalls nur zum Unterscheiden dienen. Schon in der Volksschule war der Geiger mein Kamerad, ein blasser, braunlockiger Junge mit hellen Augen, das einzige Kind einfacher Leute; der Vater flickte Schuhe und die Mutter wartete vormittags in der Nachbarschaft auf. Gottlieb war ein guter und strebsamer Schüler, dem einsichtsvolle Lehrer die Prognose stellen konnten, er werde einmal einen tüchtigen Handwerker abgeben. Aber Schuhflicker Geiger wollte mit seinem Einzigen höher hinaus, so schwer es ihm auch gefallen sein mochte, das dafür notwendige Geld aufzubringen: Der Bub sollte studieren; das heißt, vorderhand sollte er aufs akademische Gymnasium, um „Bildung zu lernen", und dann — dann „werde man ja weiter sehen . . ." So blieben wir auch auf der Mittelschule Kameraden und wenn Geiger auch nicht zu den besten Studenten gehörte, so bestand er seine Prüfungen doch recht gut und man durfte ihm damals mit einigem Recht weissagen, er werde wohl selbst einmal Mittelschulprofessor werden oder ein Beamter, der es sicherlich zu einer angesehenen Ratsstelle bringt. Diese angenehmen Aussichten wurden allerdings in den letzten Jahren vor der Matura wieder fraglich, da Geiger anfing nachlässig zu werden; er ließ sich das Haar lang wachsen — wozu seine Haare schon immer Neigung besaßen —, er entsprach in der Mathematik nicht, schwänzte sogar hie und da den Unterricht,

Postkarten des „Heimgarten“

Sonderausgabe. Unser amerikanischer Sonderberichterstatter Schawel drahtet uns drahtlos aus New-York, Frankenberg-Street 7: „Der britische Botschafter stellte an Wilson die förmliche Anfrage, inwiefern er nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit dem Deutschen Reich England im Kriege zu unterstützen gedenke, worauf Mister Woodrow, der nebenbei auch ein bedeutender Literaturkenner zu sein scheint, mit Gretchen aus Goethes ‚Faust‘ erwiderte:

‚Ich habe schon so viel für dich getan,
Daß mir zu tun fast nichts mehr übrig bleibt.‘

Im ‚Faust‘ geht Gretchen nach diesen Worten ‚ab‘ und Mephistopheles tritt mit der Bemerkung auf: ‚Der Grasaff! ist er weg?‘ — Man nimmt hier allgemein an, daß Goethe unter Mephisto Roosevelt meinte und will deshalb seinerzeit im Friedensvertrag von Weimar die Entlassung des Herrn Staatsministers von Goethe fordern!“

Fassungsloser Geschichtsfreund. Sie kennen sich im russischen Wirrwarr immer noch nicht aus? Trösten Sie sich, die Russen kennen sich selbst nicht aus. Die Revolution in Petersburg gebärdete sich eben genau so wie alle Revolutionen. Reaktionäre Regierungen pflegen demokratische Parteimänner einzusperren — und demokratische Regierungen sperren die Reaktionäre ein. Das sind die ersten auffälligen Wichtigkeiten eines Umsturzes. — Zar Nikolaus ist das vierte Opfer unter den mit England verbündeten Herrschern: Zuerst Albert, dann Peter, hernach Niki, jetzt Nikolaus. Und Ferdinand sitzt abhängig von den republikanischen Machthabern an der Newa im Moldau-Wurmfortsatz seines von ihm zu Tode regierten Landes. Seltsam, daß die fremden Staatsoberhäupter nicht wußten, was *wir* schon längst wußten, daß jeder, der sich mit Großbritannien verbündet, zugrunde gehen muß. Lloyd George begrüßte im Londoner Unterhaus die neue „freiheitliche Regierung“ in Petersburg und versicherte den Zaren seiner warmen Sympathie. Warme Sympathie ist ein bißchen wenig …

Gerechtigkeitsfreund in Heidelberg. Sie lasen in einem Badenser Blatt, daß man in Österreich einen Pranger für Lebensmittelwucherer aufstellte und finden das ausgezeichnet. Nun, so ganz stimmt es nicht. Es handelt sich um die Veröffentlichung der „Verzeichnisse der Straferkenntnisse wegen Übertretung der Lebensmittel-(Approvisionierungs-)Vorschriften und der Normen über den Verbrauch der dem freien Verkehr entzogenen Bedarfsartikel“, um eine Einrichtung, die im Volksmund „Der Pranger“ heißt. Auch ich freute mich, in einem solchen Verzeichnis zu lesen, daß Karl Müller wegen Nichtsichtbarmachung der Eierpreise von der Straße aus zu zehn Kronen Geldstrafe verurteilt wurde, und daß Franz Meier den Genuß von „Beuschel“ an fleischfreien Tagen mit 20 Kronen büßte. Anderseits sah ich aber auf dem Pranger viele, die nicht da waren — so …, nein, ich will keine Namen nennen, denn ich bin dazu nicht ermächtigt! Kurz, ich vermißte einen Herrn, der vor dem Krieg im Kleinen mit fertigen Schuhen handelte und während des Krieges Fett vermittelte, so daß er jetzt unter Brüdern auf zwei Millionen geschätzt wird; ferner suchte ich auf dem Pranger vergebens einen zweiten Herrn, der anfangs August 1914 mit seinem Trödlergeschäft in Konkurs gehen wollte, jedoch, durch wichtigere Ereignisse daran verhindert, Getreide ein- und verkaufte; er hat kürzlich ein Gut mit 1000 Joch erworben. — Es gibt eben nichts Vollkommenes auf Erden; auch unser „Pranger“ ist unvollkommen.

Volkskundler in Cilli. Das von Ihnen angeführte Sprichwort: „Man hänge die großen Gauner und lasse die kleinen laufen“ findet sich in keiner Sammlung, aber ein ähnliches Wort wird Friedrich dem Großen zugeschrieben. Vielleicht meinen Sie den bekannten Satz, der zwar kein moralisches Ziel aufstellt, aber auf Erfahrung beruht: „Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen?“

Kr. L. in B. Der angefragte Handelsmann wohnt nicht mehr in Graz und ist zum Präsidenten der zu gründenden Lumpenzentrale Genossenschaft mit beschränkter Haftung, aus ersehen. Aus persönlichen Gründen eignet er sich dafür wie kein zweiter!

(Geschlossen am 20. April 1917.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Fleckner.** — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz.

Kollege Meier ergänzte:

„Und lernte auch die Technik kennen,
Die wollte mir schier das Herz verbrennen."

Wie dem auch war, von einem „heißen Bemühen" war nicht viel zu verspüren. Da nun Gottlieb Geiger völlig aus unserem Gesichtskreis entschwand, vergaßen wir seiner allmählich, und erst da wir gefestigt in Amt und Würden standen und zur Erhaltung alter Jugendfreundschaften „Kameradschaftsabende" einführten, wo wir in Gasthäusern zusammenkamen und gemeinsame Erinnerungen auffrischten, hieß es, der Geiger sei Schauspieler geworden — nein, Bahnarbeiter — nein, Schreiber bei einem Baumeister — nein, auch das nicht, sondern Diurnist bei der Finanz ... Kollege Müller erzählte, er wisse bestimmt, daß Gottlieb beim Militär sei. Das stimmte, er diente auf Staatskosten sein Einjährigenjahr als Infanterist ab. Genauere Kunde gab Fabrikant Schwarz, der in seinem Auto auf einer Geschäftsreise den ehemaligen Schulfreund barfuß, nur mit einem luftigen Leinenkittel bekleidet, das Haar frei über die Schultern wallend und einen Knüttel in der Hand an einem Waldsaum sitzend traf. Schwarz war sich sofort klar, wen er vor sich hatte, und lud den Landstreicher zu sich ins Automobil ein, was jener zwar ablehnte, doch sagte er einiges nicht Uninteressantes über sich: Er lebe jetzt in der Natur und — den Rest hatte der autobesitzende Schwarz leider vergessen und versicherte nur mit einem nachsichtigen Lächeln, Geiger sei furchtbar verwahrlost, wahrscheinlich ein bißchen verrückt, und wollten wir ihn uns ansehen, ehe er in einer Irrenanstalt festgesetzt werde — was ohne Zweifel sein unvermeidliches Ende sei —, so mögen wir schleunig nach St. Oswald am Wald pilgern, dort hause er im Forst des Grafen von H. Obschon diese Aufforderung an uns nur ergangen war, um der selbstgefälligen Rede einen moralischen Abschluß zu geben, und der Hinweis des Schwarz, er verstehe sich auf „Narren", weil seine Großalte genau so blöde Augen machte wie Gottlieb, ehe sie „ganz schwachsinnig" wurde, nicht zu überzeugen vermochte, so machten wir uns trotzdem im Sommer auf die Wander. Selbdritt mit Müller und Meier fuhr ich nach St. Oswald und wir erkundigten uns in der Gemeinde, ob dort ein gewisser Gottlieb Geiger bekannt wäre. Ein Gottlieb Geiger war dort nicht bekannt, wohl aber ein Landstreicher, der schon seit Monaten die Gegend beunruhigte, Wasser trank, Wurzeln und Beeren aß, die Kinder durch sein wildhaariges Aussehen erschreckte und demnächst abgeschoben würde, da der Graf von H. es nicht mehr länger dulde, daß ihm der Waldmensch das Wild verscheuche. Mit diesem wenig erfreulichen Bescheid gingen wir auf die Suche nach dem sichtbarlich unbeliebten Waldmenschen und ein aufgeweckter Knabe, der sich in Begleitung dreier Erwachsener nicht fürchten zu müssen glaubte, geleitete uns. Daher fanden wir

strolchte in den Wäldern und grübelte über Büchern, von denen die Lehrer behaupteten, sie eigneten sich nicht für junge Leute, die etwas ganz anderes herausläsen, als die Verfasser hineinschrieben. Aber wahrscheinlich wußten die Lehrer gar nicht, was der Geiger aus den Büchern herauslas — und was die Verfasser eigentlich hineinschrieben. Es waren Werke von Rousseau, Goethe und Tolstoi, aber auch von Schopenhauer und Nietzsche.

Wir Kameraden redeten dem Gottlieb gut zu, er möge doch fleißiger sein, möge sich besser präparieren und seinen Eltern Sorgen ersparen, die es sich wahrhaftig um ihn verdient hätten; wir redeten ihm auf Wunsch der Herren Professoren so zu, die da meinten, unser Einfluß könnte wirksamer sein als ihr förmlicher Tadel. Und darin hatten sie recht. Der Geiger dankte uns, versprach, die Ratschläge zu beherzigen und tat es auch, so daß er die Matura mit befriedigendem Erfolg bestand. Daraufhin bezog er gleich uns die Universität, ging bescheiden seinen Weg und solange er die juridischen Vorlesungen besuchte, trafen wir einander fast täglich in den Hörsälen. Wie gesagt: Solange er die juridischen Vorlesungen besuchte, denn eines Tages blieb er aus. Er hatte umgesattelt, die trockene Jurisprudenz behagte ihm nicht und er studierte Medizin, doch ehe noch das erste Semester abgeschlossen war, wechselte er zum zweitenmal das Fach und tauchte an der philosophischen Fakultät auf. Hier horchte er emsig herum, ausspähend, welche Materie ihm wohl am meisten zusagen würde, so daß er nacheinander und nirgend stetig bei den Historikern, den Vertretern der rein empirischen Wissenschaftszweige und schließlich bei den spekulativen Denkern hospitierte, überall mit einem auffallend gespannten Zug in dem schmalen blassen Gesicht, das nicht verriet, ob er endlich das Gesuchte gefunden. Zuguterletzt verloren wir ihn ganz aus den Augen. Um diese Zeit muß sein Vater gestorben sein, während seine Mutter schon ein Jahr früher einer typhösen Erkrankung erlag. Geiger brachte sich, wie man mir sagte, durch Stundengeben fort und möglicherweise hatte er auch eine Kleinigkeit geerbt, was ihm die Fortsetzung des Studiums ermöglichte oder wenigstens erleichterte. Einige wollten ihn auf dem Polytechnikum gesehen haben, wo er den Vorträgen mit in beide Hände gestütztem Kopfe lauschte, andere behaupteten, er wäre bei den Theologen eingesprungen, aber das wurde nur so gemunkelt und bewitzelt. Das Herumstudieren trug ihm einen kleinen Spitznamen ein, wir tauften ihn das „Fäustlein“. Kollege Müller zitierte im Anschluß daran Goethe:

„Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin,
Und leider auch Theologie
Durchaus studiert mit heißem Bemühn . . .“

„Womit fütterst du ihn, Gottlieb?"

„Den Gregor füttere ich nicht, der braucht mich nicht, der sorgt schon ganz allein für seinen Magen, ich rede ihn blos freundlich an und gewiß erziehe ich ihn noch dazu, daß er meine anderen Freunde, mit denen er jetzt verfeindet ist, achten und schätzen lernt. Aber so weit bin ich leider noch lange nicht."

„Reinecke soll also Vegetarier werden, wie du einer zu sein scheinst?"

Wie überlegend zuckte er die Achseln: „Vegetarier? Ich glaube kaum, daß dies seiner natürlichen Veranlagung entspräche und doch muß jegliches Geschöpf seiner Natur entsprechend leben — sonst hat das ganze Leben überhaupt keinen Zweck. Ich möchte Gregor nur dahin bringen, daß er meine Häschen in Ruhe läßt — er mag sich an den Hühnern vom Schloß schadlos halten."

„Ja, stehen die Schloßhühner nicht unter deinem Schutz?" erkundigte sich Kollege Meier.

„Siehst du, das ist eine Sache für sich — eine schwierige Sache, die mir schon viel Kopfzerbrechen bereitete. Natürlich haben auch Hühner ein Lebens- und Entwicklungsrecht, aber früher oder später werden sie doch zu einem Festmahl im Schloß geschlachtet — und da ist es schließlich kein so großes Verbrechen, wenn ihnen Gregor für eigene Rechnung den Hals umdreht. Es ist häßlich, ich gebe es zu — doch bin ich, ist Gregor dafür verantwortlich zu machen? So werde ich gern zufrieden sein, schont er nur meine lieben Häschen."

Hierauf lud uns Geiger zu einer Mahlzeit ein, die aus Erd und Himberen bestand, welche er auf breiten Blättern anbot. „Auch mein Wasser ist ausgezeichnet", fügte er bei, auf eine silbrige Quelle weisend. „Aber ihr müßt es mit der hohlen Hand schöpfen. Ich wollte mir schon immer einen Becher schnitzen, fand jedoch noch keine Zeit dazu."

„Was treibst du so den lieben langen Tag?" So Müller.

„Ich versenke mich in die Natur und denke nach."

„Und über das Versenken und Nachdenken wirst du ein Buch schreiben?" fragte Meier, der in den Mußestunden seiner Rechtsanwaltschaft Schriftstellerei betrieb.

„Ein Buch? Wozu sollte das gut sein?"

„Um . . . um . . . die Menschen aufzuklären . . ."

Ein Schatten von Leid berührte Geigers Gesicht. „Ich fürchte, man kann andere Menschen nicht aufklären — man hat an sich selbst genug zu tun . . . Mein Buch bestünde wahrscheinlich nur aus einem einzigen Satz, der da lautete: Geht in die Natur hinaus und legt in sie hinein, was in euch ist." Dann lächelte er fein: „Freilich, wenn ich mit einem Buch Geld, viel Geld verdienen könnte . . ."

Geiger mühelos. Er lag splitternackt, wie ihn der Herrgott geschaffen, in einer Lichtung und ließ sich die Sonne auf Magen und Brust brennen. Auch er erkannte uns sogleich und erhob sich eillos, gar nicht schämig ob seiner Blöße, die uns allerdings auch nicht sehr genierte. „Grüß Gott!" wünschte Gottlieb. „Auf so seltenen und hohen Besuch war ich nicht vorbereitet, sonst hätte ich mich rechtzeitig in Toilette geworfen, was aber leicht nachgeholt werden kann. Bitte um ein klein wenig Geduld, ich werde in meinem besten Salonrock wieder erscheinen." Mit diesen Worten kroch er in einen dichten Busch, der ihm ein Haus zu ersetzen schien, und kam wirklich schon nach erstaunlich kurzer Zeit in einem Leinenkittel wieder. „Ich danke euch für eure liebe Aufmerksamkeit und hoffe, es gefällt euch bei mir zu Hause." Weil wir unter den absonderlichen Umständen um Worte verlegen waren, so führte Geiger das Gespräch zuerst allein: „Hübsch ist es bei mir, nicht? Friedvoll und still. Ich kann mir gar nicht mehr vorstellen, daß es Menschen in lärmenden Städten aushalten, denn . . ." Aber mit unendlicher Milde verbesserte er den unvollendeten Satz: „Ich bin ungerecht, der eine fühlt sich eben da wohl und der andere dort und jeder soll nach seiner Fasson selig werden. Bitte, nehmt Platz, gleich im Moos da — es ist nicht feucht — oder doch besser auf einem Baumstrunk, da ihr das Dasein ohne Sessel nicht gewohnt seid. Man muß sich an alles erst gewöhnen, aber mir kam das Angewöhnen leicht an." Plötzlich machte er: „Pst!" und deutete auf einen Eichkater, der von einem Fichtenast herab lüstern nach ihm auslugte. Sachte trat er näher, holte aus der Tasche seines Leinenrockes eine Haselnuß und streckte sie dem Tiere hin. Das lief hurtig den Stamm herab, an den Beinen des Waldmenschen hinauf, kletterte quer über seine Brust und huschte gewandt den ausgestreckten Arm entlang, bis es so weit war, um mit den Pfötchen nach der Haselnuß zu langen, die es ins winzige Mäulchen schob und damit über den Menschen zurück wieder zur Fichte eilte, von der es gekommen . . .

„Entzückend!" schwärmte Kollege Müller.

Ein warmes Lächeln übersonnte Geigers Gesicht: „Nicht wahr? Es ist der heilige Augustin", und weil er merkte, daß wir ihn nicht verstanden, was er meinte, so erklärte er: „Ich habe eine Menge vier- und zweibeiniger Freunde, bepelzte und befederte, und jeder hat seinen Namen. Ich verteile ausschließlich Heiligennamen, denn diese Wesen sind heilig in ihrer Einfalt und Harmlosigkeit. Wenn ihr das Reh Cäcilie kenntet oder den Innozenz, einen herrlichen Buntspecht!"

„Sind auch die Füchse einfältig, harmlos und heilig?" scherzte ich.

„Auch die Füchse", erwiderte er ernsthaft. „Ich bin mit einem besonders gut bekannt — mit Gregor — der kommt mir schon so nahe, daß ich ihn streicheln könnte, was ich aber vorderhand noch unterlasse, weil er ehvor jede Scheu vor mir ablegen muß."

der gleich einem Urmenschen in dem großen Forst Unfug trieb, aushob und verhörte. Da er nichts verbrochen hatte und sich überdies bereit erklärte, arbeiten zu wollen, so gab man ihn frei . . .

„Armer Geiger!" dachte ich und schrieb an ihn einen Brief nach St. Oswald; vielleicht konnte ich ihm eine Beschäftigung vermitteln, die seiner Eigenart nicht ganz zuwiderlief. Der Brief kam mit dem Vermerk „unbestellbar" zurück.

Tauschten wir alten Schulkameraden auch gelegentlich Vermutungen über das fernere Schicksal des „Landstreichers" aus, so fanden wir doch keinen Anlaß, uns näher mit ihm zu befassen, und als gar der große Krieg ausbrach, der Hunderttausende von Einzelschicksalen knickte, daß mehr als einer an seiner bisherigen Welt- und Lebensanschauung irre wurde, tauchte Gottlieb Geigers Gestalt in Vergessenheit unter.

Bis ich ihn eines Tages zufällig begegnete; auf der Straße, in einer engen Seitengasse, und ich wäre achtlos vorbeigegangen, hätte nicht er mich angerufen. Erst nach aufmerksamer Betrachtung stellte ich in dem Oberleutnant mit dem Militärverdienstkreuz und dem rühmlichen schwarz-weißen Band, das sich um die Blusenleiste rankte, den Landstreicher von St. Oswald und den ehemaligen Schulfreund fest, und er schien mir mit dem zugestutzten Haar und dem beträchtlich gekürzten Bart jenem Jungen wieder ziemlich ähnlich, der aus Rousseau, Goethe und Tolstoj, aber auch aus Schopenhauer und Nietzsche herausgelesen haben sollte, was die Verfasser eigentlich gar nicht hineinlegten.

Wir setzten uns in einer gemütlichen Ecke eines Gasthauses zusammen, ich trank ein Glas Wein und Geiger eine Limonade. Dazu erzählte er: Der Krieg rief ihn von einer einsamen Berghöhe weg als Leutnant der Reserve nach Galizien, wo er bei Lemberg und in den Karpathen kämpfte und später, inzwischen zum Oberleutnant befördert, kam er an die Isonzofront. Jetzt hatte er eine Woche Urlaub. „Ich hätte zwei Wochen haben können", sagte er, „aber was soll ich damit? Ich wollte mir nur ein paar Bücher einschaffen, denn meinen „Faust" verdarb mir eine italienische Kugel; er stack in meiner Brusttasche und der Bersag lieri hatte gut gezielt — aber der „Faust" ist hin."

Mich reizte es, etwas über seine Stellung zum Krieg zu erfahren, vermochte ich mir doch nicht vorzustellen, wie er sich damit abfand.

Er hob leicht abwehrend die Hände: „Lassen wir das besser. Ich kann dir auch bei bestem Willen keine klare Antwort geben. Vielleicht — hoffentlich ist der Krieg ein Naturereignis wie Erdbeben, Blitz und Hochwasser, woran der Mensch unschuldig ist. Naturereignisse nimmt man wie sie kommen, wie sie sind . . . . Im Frieden werde ich eingehend darüber nachdenken, jetzt habe ich nur meine Pflicht und nichts als meine Pflicht zu tun. Pflicht wofür, könnte einer fragen. Meine Pflicht gegen

Dieser Wunsch tat mir weh, er störte das Idealbild, das ich mir bereits vom Seelenleben Geigers gemacht hatte: „Wozu benötigst du bei deiner Lebensweise Geld?“ Ein häßlicher Verdacht stieg mir auf: „Locken dich dennoch Kulturgenüsse und Luxus, die du angeblich verachtest?“

„Jawohl“, gestand er zu. „Leider bin auch ich verweichlicht und im Winter behagt es mir nicht recht im Freien, ich müßte wenigstens ein Dach über mir haben und eine Decke gegen den ärgsten Frost. Ferner müßte ich mich für den Winter mit Lebensmitteln vorsorgen, die Früchte des Waldes halten sich nicht genußfähig bis zum nächsten Frühling, höchstens Pilze kann ich sammeln und bewahren, aber auf die Dauer bekommt mir diese Nahrung nicht. Hätte ich Geld, so legte ich mir einen Keller an, stapelte Obst und Eier auf, Milch und Brot lieferte mir der nahe Bauernhof und es bliebe mir nichts zu wünschen übrig.“

„Aber da du kein Geld hast, lieber Gottlieb, wie wirst du den Winter überstehen, wie überstandest du ihn bisher?“

„Ich werde arbeiten.“

„Was wirst du arbeiten und wo wirst du arbeiten?“

„Ist einer nicht wählerisch, findet er überall Arbeit, und ich bin nicht wählerisch. Ich schaufle in einer kleinen Stadt Schnee oder verdinge mich in einem Holzschlag oder schlimmstenfalls, wenn ich sonst nichts finde, übernehme ich Schreibarbeiten in einer Kanzlei. Ich verstehe auch das. O, Arbeit gibt es in Menge — für jedermann ist Arbeit in Hülle und Fülle vorhanden, denn unsere Zeit erfand das Schlagwort, der Mensch sei zum Arbeiten geboren.“

„Stimmst du dem nicht zu?“

„Nein.“

„Was ist deine Ansicht?“

„Daß der Mensch geboren wird, um glücklich zu sein.“

Als die braune Dämmerung des Abends heranschlich, verabschiedeten wir uns von Geiger und schritten schweigsam nebeneinander nach St. Oswald. Nach langem Überlegen äußerte jeder einzeln seine Meinung über den alten, so seltsam vom Mittelmaß abirrenden Kameraden.

„Schwarz ist im Recht“, sagte Müller, „er ist schon übergeschnappt oder wird in Kürze überschnappen.“

Meier urteilte: „Mir gefällt er gar nicht übel, aber er wird sich bei seiner Fexerei einmal tüchtig erkälten.“

Und ich legte dar: „Schade, daß er kein Geld hat, um auch winters-über glücklich sein zu können.“ —

Die nächste Botschaft über Gottlieb Geiger brachte uns die Zeitung mit einem wichtigtuenden Bericht aus St. Oswald am Wald, wonach die Gendarmerie auf Betreiben des Grafen von H. einen halbverblödeten im Übrigen aber recht harmlosen Landstreicher, einen sogenannten „Adamiten“,

Eine tiefe Traurigkeit übermannte ihn: „Und auch dann werde ich kaum Not zu leiden brauchen, denn ich bin überzeugt, ein neuerliches, unausbleibliches Naturereignis wird mich wieder unter die Fahnen rufen . . ." Falten kerbten sich in seine Augenbrauen: „So zu reden ist sündhaft und frevlerisch." Für sein geruhsames Wesen zu ungestüm streckte er mir die Hand hin: „Leb wohl, auf Wiedersehen im Walde von St. Oswald — doch, was ich ganz zu erwähnen vergaß: Gregor, der Fuchs, hatte es sich beinahe schon abgewöhnt, die lieben Häschen zu erwürgen!"

Allein geblieben überlegte ich: „Wenn sich der Fuchs Gregor mit den Häschen versöhnt — soll es da unmöglich sein, daß der Mensch sich mit dem Menschen versöhnt?"

Heute las ich in einer Zeitung, Oberleutnant Gottlieb Geiger fiel bei einem Sturmangriff am Isonzo.

Wäre diese Erzählung erfunden und dichtete ich sie nach dem hundertfältigen bösen Beispiel jener zahlreichen Schriftsteller, die rührselige Kriegsgeschichten schreiben, dann würde ich mit obigem Auszug aus einer der vielen, vielen Verlustlisten dramatisch schließen. Aber ich will lieber der Wahrheit die Ehre geben und zerknirscht eingestehen, daß ich ein bißchen log . . . Landstreicher Gottlieb Geiger ist nicht gefallen, Menschen seiner Art *können* gar nicht untergehen — er lebt und tut seine Pflicht und wird seine Pflicht auch weiterhin tun bis zum glücklichen Ende des furchtbaren Krieges und dann zurückkehren in den stillen Forst St. Oswalds — um den Fuchs Gregor zu bekehren . . .

Im K.-V.

Von **Fritz Müller.**

Früher waren in dieser Klasse die Strafen niemals abgerissen. Das ganze Klassenbuch war voll davon. Die Lehrer hatten ihre liebe Not. Schon erheblich weniger lieb war diese Not dem Rektor, und bös geradezu bei den von diesen Strafen mitbetroffenen Eltern, die auf roten Rektoratszetteln bescheinigen mußten, daß sie von den Missetaten ihrer Söhne Kenntnis genommen hatten.

Das war früher. Jetzt war das alles nicht mehr. Jetzt war die Spalte „Verhängte Strafen" im Klassenbuche leer. Nicht etwa, weil aus dieser schwarzen Klasse über Nacht eine weiße geworden wäre. Solche Wunder gibt es nicht. Und wenn es sie gäbe, wären sie verdächtig, höchst verdächtig. Nein, die Sache war höchst einfach: Die Strafgewalt war umgesteuert worden.

die Gesellschaft, gegen die Gesamtheit, gegen den Staat. Habe ich auch wenig mehr mit den Menschenmassen gemein, welche die Träger der modernen Kultur sind, und ist es auch mein einziges Ziel, in der Natur als eins ihrer zahllosen Geschöpfe aufzugehen, so bin ich mir gleichwohl bewußt, was ich der Gesellschaft verdanke. Ich verdanke ihr meine geistige Bildung, sie gab mir die Mittel, mich zu vervollkommnen und in jene Philosophie hineinzuwachsen, die ich für mich als die einzig richtige ansehe. Der Staat mit seinem Rechtsschutz gewährte mir die Möglichkeit, in meinen Wäldern zu träumen und zu sinnen. Ohne Staat gäbe es einen Kampf aller gegen alle, der auch mich zerrieben hätte. Daher bin ich froh, mich für die Wohltaten, die ich genoß, erkenntlich zeigen zu dürfen."

So lind mutete mich das Bekenntnis an, das mit göttlichem Verstehen Widersprüche zu versöhnen trachtete, die uns Kulturmenschen unversöhnlich scheinen.

Gottlieb Geiger sagte ferner: „Im Schützengraben lebe ich ja auch in der Natur, wenn auch der Anlaß dazu . . ." Er vollendete nicht. „Ich will nicht kritisieren; der Anlaß ist ein Naturereignis, das vorübergehen wird wie alle Naturereignisse."

„Und was planst du für den kommenden Frieden?"

Er lächelte fröhlich: „Ich kehre zurück in den Wald von St. Oswald."

„Aus dem dich der Graf durch Gendarmen vertrieb!"

Da wurde Gottlieb ein bißchen spöttisch, ohne ungütig zu werden: „O, mit dem Grafen von H. bin ich neuerdings sehr befreundet, er steht nämlich als Fähnrich in meiner Kompagnie und stellte es mir frei, nach Beendigung des Krieges nach Gefallen in seinem Forst zu wohnen und mir Bäume für ein Häuschen zu fällen so viel ich nur mag . . . Ja, der Krieg schafft seltsame Zufälle. Früher waren die Leute nicht immer zart zu mir, Gendarmen, Vorarbeiter, Gerichtspersonen und andere Autoritäten faßten mich zuweilen scharf an. Ihnen allen begegnete ich in Galizien und an der Südfront wieder und zufällig war ich stets ihr Vorgesetzter. Wir kamen übrigens gut miteinander aus und lernten einander verstehen und schätzen. Sie sind so — und ich bin anders. Mir war dieses Verstehen natürlich leichter gemacht als ihnen, da ich ihre Art von Jugend auf kenne, während sie etwas Neues zu begreifen hatten. Nun ist zwischen uns alles in schönster Ordnung."

Wir sprachen noch über manches, bis ich beim Abschiednehmen fragte: „Und du hast nicht das Bedürfnis, einen regelrechten Beruf auszufüllen?"

„Ist es kein Beruf, glücklich zu sein? Mich dünkt, es ist der schönste und höchste Beruf, den man erwählen kann. Ja, denk dir, ich bin Kriegsgewinner — ich ersparte mir von meiner Gage so viel, daß es bei meinen bescheidenen Ansprüchen fürs ganze Leben langt — vorausgesetzt, daß ich nicht Methusalems Alter erreiche. Und selbst dann . . ."

„Seid sparsam mit der höchsten Strafe, Jungens," warnte er, „verhängt den Klassen-Bau nicht, ohne meinen Rat zu hören."

Das wurde ihm versprochen, und das hielten sie. Dem Neuen konnte man schon ein Versprechen halten, den Neuen konnte man fast lieben, fanden sie.

Und als sie eben dabei waren, das „fast" vom lieben fortzulassen und ihn schlechterdings zu lieben, wurde der Neue versetzt. Es war zu schade. Aber solche Neue sind auch anderswo vonnöten.

Der nach ihm kam, hatte keine Ahnung von der Selbstverwaltung. Zwar, die leere Strafspalte im Klassenbuch nahm er als selbstverständlich hin, aber die Gegenleistung, die liebevoll heimliche Überwachung der Klassenselbstjustiz, die fehlte.

Um diese Zeit geschah es, daß der Klassenerste Friedrich Gurmanz sich tödlich an der Klassenehre verging.

Die Jungen waren in den Jahren, wo man aufhört, seine Schwester zu verachten, weil sie einen Rock hat. Wo am Knabenhimmel die erste zarte Röte der geahnten Weiblichkeit leise aufsteigt und mancherlei Verwirrung in den Bubenherzen anzustellen pflegt. Die Verwirrung hatte ihnen der jetzt versetzte Lehrer sparen wollen. Dabei verfiel er, wunderlich wie dieser Neue einmal war, auf einen eigenartigen Gedanken.

„Jungens," sagte er freimütig, „ich seh's euch an, ihr braucht was zur Verehrung — habe nichts dagegen. Verehrungen bewahren, wenn sie gleichgerichtet sind. Aber nun denkt einmal, es würde jeder einzelne von euch was anderes verehren. Das gäb' ein schönes Durcheinander und am Ende eine Klassenverfilzung. Ihr seid eine Republik. Einer Republik ziemt eine einzige Verehrung. Wählt euch also in Gottes Namen eine Klassenliebe."

Nein, wie dieser Lehrer das verpönte Wort aussprach, wie sein blaues Auge dabei glühte. Das gerinste Augenzwinkern hätte bei diesem Wort die ganze Klasse angesäuert. Aber so —

„Halt, noch eines, Jungens: Für einen ordentlichen Jungen ist zwischen einer Lieben und einer Heiligen nicht so viel Unterschied. Wählt dementsprechend, und daß die beste Verehrung die ist, von dem der Verehrte gar nichts weiß, das ist euch sicher auch bekannt . . ."

So wurde Dora Wilhelm Klassenliebe. Dora Wilhelm war ein kleines dünnes Mädchen, das täglich viermal über den oberen Wall ging. Dora Wilhelm war so klein und schmächtig, daß der Klassenerste Friedrich Gurmanz gegen diese Klassenliebe protestierte. Aber ohne daß er durchdrang in der Republik.

„Was sagst du?" hieß es, „man blamiere sich mit dieser dünnen Klassenliebe? Aber blamieren kann man sich doch nur mit jemand, der

Ein neuer Lehrer war auf diese absonderliche Idee gekommen. Nach dem dritten oder vierten Dutzend Strafen, welche er verhängen mußte, schlug er aufs Katheder und erklärte:

„Jungens," sagte er, „die Straferei wird mir zu dumm!"

„Uns auch, Herr Lehrer", grinste es ihm von den Gesichtern der Klasse stumm aber ausdrucksvoll entgegen.

„Warum ich, wenn ihr eine Blödigkeit begeht, mich mit dem Strafvollzug belasten soll, das seh' ich gar nicht ein."

„Wir auch nicht", grinste jetzt der Frechste in der Klasse gar laut.

Das war trotz der Übereinstimmung natürlich eine Riesenfrechheit. Die Klasse wartete gespannt auf eine dicke Strafe. Und noch mehr auf die damit verbundene Selbstblamage des neuen Lehrers, der eben verkündet hatte, daß er nicht mehr strafen wollte. Aber der Lehrer blieb ganz ruhig.

„Was tätet ihr in solchem Falle mit dem Martin Schrettle, wenn ihr Lehrer wäret?" sagte er ganz ruhig.

„Verhauen!" rutschte es dem Nachbarn von Martin Schrettle heraus, während die Klasse vergnügt dazu nickte.

„Also gut," sagte der Lehrer jetzt sehr ernst, während draußen die Glocke eine Pause einläutete, „also gut, ich nehme euch beim Wort — Strafgewalt in der Pause bei euch!"

Draußen war er. Die Schüler sahen sich verblüfft an. Und dann, je nun, hauten sie den Martin Schrettle durch. Ohne hochnotpeinlichen Eintrag ins Klassenbuch, ohne daß der Rektor Ja und Amen sagte, und ohne daß sich die Eltern des Martin Schrettle auf Grund des roten Rektoratszettels mitverhauen gefühlt hätten.

Damit fing sie an, die neue Klassenjustiz in Selbstverwaltung. „Nun, sie wird auch danach gewesen sein," wird der Zweifel sagen, „nachsichtiger vor allem, milder!"

Fehlgeschossen. Dem Martin Schrettle haben noch nie im Leben Prügel so weh getan, wie diese Klassenprügel. Nicht so sehr des körperlichen Schmerzes wegen — der alte Lehrer hatte manchmal fester zugehauen —, als der Scham wegen. Von der eignen Klasse durchgeprügelt — verflucht nochmal . . .

Von da ab entwickelten sich die Dinge unter sachter Anleitung des neuen Lehrers ganz organisch. Die Selbstjustiz wurde ausgebaut. Ein Strafkodex mit vernünftiger Steigerung wurde aufgestellt, die Klasse wandelte sich in eine Republik um, wählte aus ihrer Mitte jeden Monat einen neuen Präsidenten mit zwei Beratern und setzte einen ungewohnten Ehrgeiz darein, nur die schwersten Fälle vor den Lehrer selbst zu bringen, dem ein Veto zustand. Der Lehrer wußte, daß Schüler untereinander am unerbittlichsten zu strafen pflegen.

Dann versuchte er es, Steine aus der Mauer des K.-V. zu brechen:

„Aha, Martin Schrettle, du bringst die Gleichungen der Hausaufgabe nicht heraus — komm heute nachmittag zu mir, ich lasse sie dir abschreiben."

Friedrich Gurmanz wartete den ganzen freien Nachmittag zu Hause auf den Martin Schrettle. Dem hatte er ja schon früher oft geholfen. Der würde sich natürlich jetzt auch wieder helfen lassen.

Aber wer nicht kam, das war der Martin Schrettle. Der Nachmittag verging, der Abend sank, schwer legte sich der K.-V. auf die junge Brust des Gurmanz. Zweimal, dreimal, viermal versuchte er es noch bei andern:

„Du, Stirner, soll ich dir sagen, was für x herauskommt?"

Der Stirner gab keine Antwort. Aus dem Fenster schaute er.

„Du, Schröder, brauchst du vielleicht eine Einleitung zu dem neuen Aufsatz?"

Der Schröder gab keine Antwort. Er pfiff die Wacht am Rhein. In einer wichtigen Klassenarbeit, die doppelt zählte, sah er seinen Nebenmann noch fünf Minuten vor Ablieferung vor einem leeren Blatte schwitzen.

„Du, Baumann", flüsterte er ihm zu. Und dann nochmal, wie ein Flehender: „Du, Baumann, nimm den Zettel, da steht alles drauf — so nimm doch, nimm."

Aber der Baumann schaute weiter schwitzend auf die Decke, wo eine übersehene Spinne hurtig um ihr Netz herumlief, und sah weiter nichts als diese Spinne, und gab nach fünf Minuten ein reines weißes Blatt ab.

An diesem Tage überdachte Gurmanz zusammenzählend, wie oft die Kameraden auf der Straße beim Begegnen ihr Gesicht von ihm gewendet hatten — wie sie den Platz, auf dem er saß, als leer betrachtet hatten — wie oft sie seinen Vorschlag, heute nachmittag gemeinsam den und den Spaziergang auszuführen, überhörten — wie oft er ihnen mit seinem Wissen, wonach kein Mensch verlangte, nachlief — das alles addierte er in einem Augenblick und brach unter dem K.-V. zusammen.

Das war nicht nur bildlich. Seine frischen Wangen fielen ein. Seine ehrgeizige Knabenstirn sank schläfrig mitten unterm Unterricht. Sein Gang schlotterte. Sein warmes Herz erstarrte unterm Griffe des schrecklichsten in eines Jungen Leben: Der unerbittlichen Klassenverachtung.

Seine Eltern liefen besorgt zum Lehrer:

„Herr Professor, wir wissen nicht, was unser Junge hat. Es ist nichts aus ihm herauszubringen. Wie verwandelt ist er."

davon was weiß. Die Dora Wilhelm aber weiß von nichts — ruhig, Friedrich Gurmanz, wir behalten unsre Dora."

Freilich, wenn die Dora weiter nichts gehabt hätte, als daß sie dünn und klein gewesen wäre. Aber der Dora saß ein Gesicht von einer solchen Lieblichkeit auf ihren schmalen Schultern, daß man sie nicht ansehen konnte, ohne dabei selber gut zu werden. Erzählten sie sich doch vom Klassenfrechsten, dem Martin Schrettle, daß er einmal über die Straße ging, um drüben seinen Todfeind von der Lateinschule ausgiebig zu verwichsen und dazu einen dicken Prügel mitgenommen hatte. Da begegnete ihm das Gesicht der Dora Wilhelm. Der Martin Schrettle wurde rot. Der Martin Schrettle konnte sich plötzlich nicht mehr darauf besinnen, warum er über die Straße gehen wollte. Der Martin Schrettle trällerte ein friedesames Lied und glotzte zwischen jeder Strophe mißmutig seinen dicken Prügel an, der ihm jetzt auf einmal immer zwischen die Beine kam, bis er ihn mit einem Schwunge ins Gebüsch warf.

So eine war die kleine dünne Dora.

Kein Wunder also, daß sie von der Klasse in aller Stille und Treue verehrt wurde und, ohne daß sie's wußte, den Knabenliebesschild der Klasse blank erhielt. Der Lehrer schmunzelte in aller Heimlichkeit: „Aus dieser Sekunda macht die Klassenliebe mir die liebste Klasse."

Dann aber geschah es, daß der Friedrich Gurmanz, als der neue Lehrer versetzt war, sich in einer Stunde sträflich langweilte. Dabei schnitzte er einen Namen in die Holzbank. Und jedesmal, wenn ihm das Gähnen aufsteigen wollte, unterdrückte er es mit Erfolg vermittels eines besonders kräftig eingeschnitzten Druckbuchstabens — linke Hand am Munde, nah, und rechte auf der Schnitzelbank, mha—mh.

Als er mit seiner Schnitzerei gerade fertig war, stand der Lehrer vor ihm, bösartig glitzernd.

„Dora Wilhelm?" zischte er. „Wer ist Dora Wilhelm, he?!"

„Unsre Klassenliebe", sagte Friedrich Gurmanz wie ein Traumwandelnder, der auf den Dächern angerufen wird. Ein zweiter Anruf — und er fällt.

„Soso — hehe — eure Klassenliebe!" zischte der Lehrer diesen zweiten Anruf heraus. Da fiel der Friedrich Gurmanz. In den Klassen-Bau fiel er. Klassen-Bau, mit Fembuchstaben so geschrieben: K.-V. — bedeutete die schlimmste aller Strafen, den Klassen-Verruf.

Friedrich Gurmanz hatte das Liebste und das Heiligste der Klasse preisgegeben — wenn es eine stärkere Strafe gegeben hätte als den K.-V., er wäre zornig von der Klasse da hineingeworfen worden.

Der Gurmanz wehrte sich. Erst mit Gleichgültigkeit. „Ich bin doch der Klassenerste", zuckten seine Schultern spöttisch, „und mache mir aus eurem K.-V. gar nichts."

Der Lehrer war am Ende seiner Kunst. Auch der Friedrich Gurmanz. Er versank in einen dicken Nebel. Und eine Woche später rutschte er auf einen Platz zwischen dem Steininger Adolf und dem Hundhammer Max auf der letzten Bank. Das waren die beiden dümmsten Schüler in der Klasse, der eine aus Faulheit und der andre aus Verständnislosigkeit.

Zwei Wochen saß der Gurmanz zwischen diesen beiden, ehe er ihnen einmal voll ins Auge sah: „Ihr wenigstens, ihr?“ flehte seine letzte Hoffnung die vier Augen an, „ich will — ich will aus Dankbarkeit dann immer bei euch bleiben — bleiben in der letzten Bank — ich will sogar —“

„Gib dir keine Mühe“, sagten die vier Augen, „wir sind mit den Gescheitesten der Klasse gleichberechtigt im K.-V.“

An diesem Nachmittage war es, daß sich sein Gehirn verwirrte, als er in einer Zeitung las, wie sich einer durch einen Brückensprung sein Leben genommen hätte.

„Natürlich“, murmelte er, „kann ich gut verstehen.“ Dann bog er das Blatt zusammen, steckte es ein, ging an die Stadtwallbrücke und stieg so selbstverständlich aufs Geländer, daß er es nicht einmal der Mühe wert hielt, vorzusorgen, ob auch niemand käme.

„Was machst du da? sagte eine dünne Kinderstimme ängstlich, „du willst doch nicht hinunterspringen?“

Er hörte gar nicht hin und machte sich an den Hakenspitzen auf dem oberen Brückengeländer zu schaffen, die sich in seine Kleider zu verfitzen drohten. Aber dabei tat er einen Blick in das Gesicht der dünnen Stimme, fing zu zittern an, schlug auf den Gehsteig zurück auf die Knie, stand wieder auf und stotterte in des Gesichtes erschrockne Lieblichkeit hinein: „Du bist ja — bist ja Dora Wilhelm — und ich — ich habe deinen Namen — deinen Namen — ja, ja — im Klassen-Verruf — ich bin nichts wert, ich weiß ja schon — ich komme nie mehr — nie mehr aus dem K.-V. — wie, du weißt nicht, was K.-V. ist? — o Dora Wilhelm, das ist das Schrecklichste — wie, du kennst mich nicht? — ich bin doch der K.-V. — ja, ja, Dora Wilhelm, der K.-V. — deinetwegen — nein, nicht deinetwegen, sondern meinetwegen — ich — ich weiß nicht mehr . . .“

Fiebrig ging aus dem jungen Mund der Atem. Die aufgespeicherten Qualen brachen auf.

Das kleine Mädchen fürchtete sich zuerst ein wenig vor dem Jungen. Aber seine Augen waren gar nicht bös. Nur krank.

Sie sah sich auf der Brücke um. Niemand war da. Da nahm sie ihn entschlossen mit der kleinen Hand am Ärmel und führte den

„Verwandelt?" sagte der Lehrer und schlug sein Notenbüchlein nach, „stimmt, auch bei mir ist er verwandelt. Er ist längst von seinem ersten Platz herabgerutscht. Wenn er so weiter macht, Ihr Sohn, wird er noch in den letzten Bänken landen."

„Ach, Herr Professor, wir sind ganz untröstlich. Wenn Sie es doch versuchen wollten, herauszufinden, was in ihn gefahren ist."

Vergebliches Bemühn. Wer vom ersten Platze durch K.-V. vertrieben ist, leidet, aber redet nicht und beichtet nicht. Gar einem Lehrer, der nicht wußte, was K.-V. war. Da wandte sich der Lehrer an die ganze Klasse:

„Hört mal, wißt ihr, was mit dem Friedrich Gurmanz los ist?" Dabei blickte er in sein Notenbuch. Erst das Schweigen der ganzen Klasse hob seinen Kopf hoch. Um ihn aber gleich wieder, einer erschreckten Schildkröte gleich, ins Notengehäuse zurückzustecken: Sein Blick war einem Auge begegnet, einem Klassenauge, so grausam einig, so herzlos gleichgültig, daß ihn graute.

„Ich lasse euch eine Stunde nachsitzen, wenn ich nicht herausbekomme, was ihr gegen euren Kameraden Friedrich Gurmanz habt!" schrie er in den Graphit seines Notenbuches hinein.

„Euren Kameraden"? — dem K.-V. verzerrte es den Mund.

„Wenn also niemand redet, bleibt's dabei: Ei—ne—Stun—de —Ar—rest!"

Die Stunde Arrest wurde von der Klasse schweigend abgesessen. Und als sie vorbei war und noch immer niemand sprach, wurden ihnen für den nächsten Tag zwei Stunden Arrest aufgebrummt. „Die werden euch schon das Reden lehren!" schrie der Lehrer in sein Notizbuch.

„Lächerlich!" blickte ihn das Klassenauge an, „gib du Arrest, soviel du willst — stärker als aller Arrest, den du geben kannst, ist unser K.-V."

Der Lehrer wütete am Schlusse von drei Arreststunden. Aber auf einmal verschlug es ihm die Rede. Er sah den Friedrich Gurmanz mitten unter den Bestraften sitzen:

„Gurmanz!" rief er, „was hast du in dem Arrest zu tun? — den haben ja die anderen deinetwegen abzusitzen!"

Aber Gurmanz sah nicht den Lehrer an, die Klasse sah er an. Die Klasse verstand: „Um euch zu erweichen, bitte ich euch, mit euch leiden zu dürfen."

„Nichts da", schlug ihm das Klassenauge seinen Blick zurück, wie man einen Ball zurückwirft, unsre Leiden gehören uns — Leiden teilt man nur mit seinesgleichen — unsre Leiden haben nichts gemeinsam mit einem im K.-V."

Freihausen liegt am Talmund, der sich gegen eine weite, fruchtbare Ebene öffnet, und ist Endstation einer Schmalspurbahn, deren rollendes Material zwar äußerst langsam rollt, aber doch, wenn auch mit beträchtlicher Verspätung, neue Ideen bringt. Also ist Freihausen im ganzen fortschrittlich gesinnt, tut sich auf seine freiere Weltanschauung viel zugute und rühmt sich neben andern Errungenschaften eines Stadtparks im Ausmaß von dreihundert Metern im Gevierte, einer Wasserleitung und eines Kanalnetzes und ist eben daran, die ohnedies hellen Köpfe durch Errichtung eines Elektrizitätswerkes noch mehr zu erleuchten.

Waldburg dagegen liegt am Talschluß, am Fuße eines mählich ansteigenden Forstes, aus dem die Ruinen der Stammburg des regierenden Geschlechtes der Großherzoge von und zu Greiffenstein düster genug in die Lüfte starren und auf ihren Zinnen verirrte und verkrüppelte Fichtenkinder tragen. Ins Tal kriecht in rasselndem Trott die Schneckenpost, und bis diese nach Waldburg kommt, ist der Herz- und Pulsschlag der Welt bereits so matt geworden, daß die Gesinnung der biedern Bewohner im ganzen mehr auf Erhaltung des Bestehenden denn auf problematische Neuerungen gerichtet erscheint.

Demgemäß schärft der jeden Mittwoch erscheinende „Bote von Waldburg“ seinen Lesern immer und immer wieder die Beobachtung des vierten Gebotes ein, macht das Wohlergehen der Familien wie des Gemeinwesens vom zähen Festhalten an der Väter Glauben, Sitten und Lebensgewohnheiten abhängig und riecht auf der fortschrittlichen Seite eitel Verderbnis, Verlotterung und anderes Teufelszeug.

Der „Kurier von Freihausen“ dagegen, der jeden Samstag die „Offizin“ verläßt, ist ein mutiger und gern nach hinten ausschlagender Renner, deutschfreiheitlich vom Scheitel bis zur Zehe, und sein schneidiger Redakteur, Dr. Frischauf, der aus Liebe zur Journalistik seine Universitätsstudien frühzeitig abgebrochen hat (der verlogene „Bote“ behauptet nach zwölf Semestern), führt eine gar scharfe Klinge gegen alles Muckertum, gegen Verpfaffung und Rückständigkeiten jeder Art und läßt sein Licht auf gut drei Stunden im Umkreis leuchten.

Dem verständigen Leser braucht nicht gesagt zu werden, daß beide Teile weit über die Schnur hauen, daß in beiden Blättern weit übers Ziel geschossen wird und so Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge sowohl im gesprochenen Wort wie auch in den zahllosen Lettern, von den häufigen Druckfehlern ganz abgesehen, kunterbunt durcheinander liegen.

Aber . . . wie hätten wohl beide Blätter Woche für Woche gefüllt werden können, wenn sie sich nicht fortwährend an einander rieben? In Waldburg wie in Freihausen passiert leider unheimlich wenig: hie und da ein Todfall, eine Hochzeit, eine Geburt, manchmal eine Gasthausrauferei, die der Alkohol angestiftet hat, dann und wann eine Gerichts-

großen, zitternden Jungen einfach und geradewegs zu ihrem Vater, dem Oberlehrer Wilhelm, in die Wohnung.

Der legte den fiebernden und stammelnden Jungen ruhig in sein Bett, deckte ihn zu. Während sein Töchterchen nach der Gurmanzschen Wohnung ging, saß er still am Bett des Kranken und formte sich, erschüttert, aus den Redefetzen des mit der Krisis Ringenden ein Bild des K.-V.

Nach zwei Wochen war der junge Friedrich Gurmanz wieder fähig, in seine Schule zu gehen. Einen Tag vorher ging der Oberlehrer Wilhelm hin und klopfte neben seinem Töchterchen fünf Minuten vor Schulschluß an die Türe der Sekunda. Der Lehrer kam heraus:

„Ah, Herr Professor —“

„Ich habe eine kleine Bitte, Herr Kollege — morgen kommt der Gurmanz wieder, den wir gern haben, sehr gern — darf ich es der Klasse sagen?“

„Aber bitte, Herr Professor.“

Wie hat die Sekunda die Augen aufgerissen, als da plötzlich die Klassenliebe zwischen zwei Lehrern stand, und als der fremde Lehrer den Mund auftat. Nicht zu einer Rede. Zu einem einzigen schlichten Satz nur:

„Jungens, meine Tochter bittet euch, dem Friedrich Gurmanz — er kommt morgen wieder — eurem Kameraden Gurmanz gut zu sein — guten Morgen, Jungens — ich danke Ihnen, Herr Kollege — nein, nein, das ist wirklich alles, Herr Kollege, was ich auf dem Herzen hatte.“

Dann ging er hinaus, gefolgt von Dora Wilhelm. Die drehte noch ein einzigmal ihr liebliches Gesicht auf den dünnen Schultern zurück ins Klassenzimmer. Sie sagte gar nichts. Nur schauen tat sie.

Und das war genug: Zwischen Tür und Angel zerstäubte der K.-V.

Hoher Besuch.

Eine Zeitungsfehde. Mitgeteilt von **Josef Wichner.**

Die kleinen Provinzstädte Waldburg und Freihausen liegen sich beständig in den Haaren . . . ich meine damit selbstverständlich die Bewohner, weil ja Städte eigentlich keine Haare haben.

Die bei jeder Gelegenheit auflodernde Flamme der Zwietracht ist schon durch die Lage der beiden Orte und, dieweil wir alle Kinder unserer Umgebung sind, durch die damit verbundene eigenartige Weltanschauung bedingt und wird geschürt durch die beiden Wochenblätter, deren sich Waldburg und Freihausen erfreuen, und die ohne Zank und gegenseitige Anrempelungen ihr Leben unmöglich fristen könnten.

„Na . . . dann haben wir uns eben geirrt, und . . . blamieren . . . soll sich ein anderer!“

Er machte eine bezeichnende Geste talauswärts und verlor sich dem Blick des gutmeinenden Warners.

*
* *

Am Mittwoch schnitt Dr. Frischauf den „Boten“ auf und spähte nach einem Angriffspunkt, um den Gegner in der nächsten Nummer seines Blattes gehörig zu zausen. Plötzlich fiel sein Auge auf eine Notiz, die ihm einen derben Fluch abnötigte, denn da stand schwarz auf weiß in Fettdruck:

„Hoher Besuch. Am vergangenen Montag passierten in hochdero Privatauto unser allergnädigster Landesherr, der durchlauchtigste Großherzog Ludwig Ernst V. samt Familie unser idyllisches Städtchen und sprach sich, wie uns mitgeteilt wurde, über die allerorts zu Tage tretende, musterhafte Reinlichkeit und Ordnung sowie über die liebliche Schönheit der Umgebung, die zu Sommersitzen und Erholungsstätten wie geschaffen ist, überaus anerkennend aus. Wie wir ferner erfahren haben, gedenken die Herrschaften einige Stunden in Freihausen zu verweilen, um sich inkognito zu überzeugen, daß in Dänemark etwas faul ist. Beim Erscheinen dieses Blattes ist die Gefahr an unserer Rivalin hoffentlich bereits vorübergegangen . . . wir wünschen ihr, eingedenk des göttlichen Gebotes von der Feindesliebe, aufrichtigen Herzens nicht mehr Böses als sie uns.“

Dr. Frischauf hatte den Bericht des „Boten“ kaum zu Ende gelesen, als auch schon die Türe heftig aufgerissen wurde und der Bürgermeister hereinstürmte, um den Chefredakteur, der sich auch als „Verantwortlicher“ zeichnete, zur Rede zu stellen und mit Vorwürfen zu überschütten.

Wie es denn möglich sei, daß der Durchlauchtigste stundenlang in Freihausen habe verweilen können, ohne erkannt zu werden? Und es hänge doch in jedem Hause des Regenten wohlgetroffenes Bildnis. Ob er, der Chefredakteur, denn blind und taub sei und ob er denn mit der Residenz in gar keiner Fühlung stehe? Wozu man eigentlich Korrespondenten und Telegraphen habe, wenn kein Mensch von einem namentlich für Freihausen so bedeutsamen Ereignis eine Ahnung habe? Ein Auto könne doch nicht unsichtbar und unriechbar aus der Hofburg in die Welt hinausfahren. Das sei denn doch ein verflixter Palawatsch übereinander, und wenn jetzt aus der Förderung der elektrischen Anlage durch die großherzogliche Privatkasse nichts werde, so sei er, der Chefredakteur, ganz allein schuld. Die Gemeindevertretung werde es sich wohl überlegen, ein Blatt ferner zu subventionieren, das von den allerwichtigsten Begebenheiten keinen blauen Dunst habe!

verhandlung gegen einen armen Dieb, da reiche Diebe bekanntlich selten erwischt und nie gehängt werden, oder eine Ehrenbeleidigungsklage mit nachfolgendem Ausgleich und ... das ergiebigste Feld journalistischer Tätigkeit ... die Wahlen in den Gemeinderat und in die großherzogliche Kammer.

Also beobachten sich die beiden Redakteure ... jeder nennt sich, obschon er der einzige ist, Chefredakteur ... mit Argusaugen, drehen und verdrehen die Worte, lesen zwischen den Zeilen und schmieden aus abgerissenen Sätzen Leitartikel, die sich gewaschen haben. Und ... da man's nach einem berühmten Ausspruch aus jüngster Zeit in der Politik mit der Wahrheit nicht so genau nimmt, verschmähen sie auch die Lüge nicht, und wenn ein Blatt dem andern einen Bären aufbinden oder eine Ente einschwärzen kann, so geschieht es mit Wonne.

Natürlich hält, wer immer das Geld aufbringt, beide Blätter und ergötzt sich weidlich daran, wie's der dem und dieser jenem wieder ordentlich und gut gesalzen eingeschmiert hat.

Und nun hebt die drollige Geschichte an, die sich in einer Zeitungsfehde abgespielt hat, würdig jenem Zweikampf zweier tapferen Hasenfüße, den Gustav Schwab in der Erzählung vom gehörnten Siegfried so ergötzlich schildert.

Stand da eines Tages Dr. Schwarz, der Chefredakteur des „Boten", mit einem Freunde auf dem Marktplatz von Waldburg und blies den Rauch einer Zigarre mit grimmigen Stößen in die Luft; denn es war die Sauregurkenzeit, die Welt schlief den Sommerschlaf, es gab weder einen Mord, den man ausschroten, noch eine Religionsstörung, über die man sich mit Entsetzen verbreiten konnte, und in zwei Tagen war Mittwoch ... da mußte der „Bote" unweigerlich die wacklige Maschine verlassen.

Plötzlich ertönte ein mächtiges Hupsignal in tiefstem Baß, eine Hühnergesellschaft stob, verzweifelt flatternd und aufkreischend, auseinander, ein wahres Prachtauto, in dem ein älterer vornehmer Herr, eine Dame und zwei halberwachsene Kinder saßen, querte langsam den Platz und verschwand unter dem Torweg in der Richtung gegen Freihausen.

„Merkwürdig", sagte der Freund des Chefredakteurs, „der alte Herr ähnelt beinahe unserm vielgeliebten Großherzog ... Gott erhalte ihn und schenke ihm eine lange Regierungszeit."

„Unserm Großherzog? ... Freunderl ... ich hab' eine Idee ... das gibt ... na ... servus ... ich muß in die Redaktion ... mir prickeln schon die Finger."

„Aber", rief der Freund dem enteilenden Mann der Feder nach, „du wirst doch nicht ...? ... Er ähnelt ihm nur, hab' ich gesagt, nicht daß er's ist, und so blamiert sich dein Blatt ..."

Die Geschäftsgebarung unserer Wirte ist ja bekanntlich durchaus reell und es kommt bei ihnen nicht vor, daß ein Gast, weil er fremd ist und vornehm aussieht, übermäßig geschnürt wird. Wir wären wirklich neugierig zu erfahren, was ein Waldburger Wirt getan hätte, wenn der Großherzog bei ihm eingekehrt wäre? Wahrscheinlich hätte er sich an jenen Tiroler Wirt gehalten, der dem Kaiser Josef ein Ei mit einem Dukaten berechnete und auf die Frage, ob denn die Eier in Tirol so teuer seien, meinte: „Die Eier nicht, wohl aber die Kaiser."

Kehren wir jedoch nach dieser unerläßlichen Abschweifung, die nur andeuten soll, daß man den Fremdenverkehr durch Überforderungen nicht hebt, zu unsern hohen Gästen zurück.

Nach dem . . . fast möchte man sagen . . . in Anbetracht des Preises opulenten Mahle ergingen sich die Herrschaften in der prächtigen Hauptstraße, besichtigten die schönen, geräumigen Amtshäuser . . . um sich nicht zu verraten, leider nur von außen und lustwandelten im Park, wo sich nach Mitteilung des Parkwächters eine reizende Episode abspielte.

Prinzessin Klementine wollte nämlich, wie Kinder schon sind, eine Rose abbrechen. Dies sah der getreue Wächter und stellte die Prinzessin höflich zur Rede. „Mäderl", sagte er, „Sie sollten schon wissen, daß man in einem öffentlichen Park keine Blumen brocken darf."

Die Prinzessin, die dergleichen offenbar noch nie erlebt hatte, machte große, verwunderte Augen, ihre durchlauchtigste Mutter aber nahm das Kind bei der Hand, lächelte freundlich und sprach:

„Der Mann hat recht. Das ist ein öffentlicher Park, von der weisen Stadtverwaltung dem Wohle und der Gesundheit der Bürger gewidmet . . . wie würde der ausschauen, wenn jedes Kind Blumen abreißen möchte."

Und zum Wärter:

„Nicht wahr, Sie verzeihen meiner Tochter? Sie wird sich's zur Warnung dienen lassen. Und erfüllen Sie auch ferner Ihre Hüterpflicht ohne Ansehen der Person und . . . stärken Sie sich mit dieser Münze für Ihren Beruf."

Wie das bei uns selbstverständlich ist, weigerte sich der Mann trotz seiner Armut, das ansehnliche Trinkgeld anzunehmen, und es bedurfte langen Zuredens, bis er sich herbeiließ, selbes, das er ja, wie er betonte, nicht verdient habe, zu behalten.

Vom Stadtpark gingen die Herrschaften durch die gut gepflegte Au längs des Flusses zum beinahe vollendeten Maschinenhaus unseres neuen Elektrizitätswerkes, das wohl große Auslagen erfordert, aber ein Segen für die Stadt zu werden verspricht.

Dr. Frischauf ließ den Gewitterschauer, sich ein wenig duckend, über sich ergehen. Dann meinte er, der Herr Gemeindegewaltige möge sich beruhigen, auf daß ihn bei seiner Leibesfülle nicht der Schlag treffe. Wenn der Großherzog inkognito nach Freihausen gekommen sei, so habe er eben nicht erkannt werden wollen. Nachträglich aber sei es ein Leichtes, durch Umfrage zu erfahren, wie sich die Herrschaften während ihres mehrstündigen Aufenthaltes die Zeit vertrieben und was sie alles besichtigt und wie sie sich über die fortschrittliche und kerndeutsche Stadt geäußert hätten. Und dann . . . dann bringe der „Kurier" einen Artikel, der dem „Boten" und allen Waldburgern acht Tage lang im Magen liegen werde.

Richtig erschien in der nächsten Nummer des „Kurier" folgende äußerst anschauliche Schilderung des Aufenthaltes der königlichen Hoheiten in der allzeit getreuen Stadt Freihausen:

„Allerhöchster Besuch. Ganz Freihausen steht noch unter dem Eindruck des denkwürdigen Tages, da unser allerdurchlauchtigster regierender Großherzog Ludwig Ernst V. samt Gemahlin und dero liebreizenden Kindern unsere Stadt durch einen zweistündigen Aufenthalt für alle Zeit zu ehren und zu beglücken geruhten.

Wir waren durch unsern Korrespondenten bereits Tage zuvor von der bevorstehenden Ankunft Seiner königlichen Hoheit informiert, haben jedoch in pflichtgemäßer Pietät und angebornem Takt, der unsern Nachbarn zu fehlen scheint, das gewünschte, strenge Inkognito respektiert, also daß die durchlauchtigst regierende Familie sich in unserer schönen, mit allen neuzeitlichen Einrichtungen reichlich versehenen Stadt, ohne irgendwie belästigt zu werden, frei und ungehindert ergehen und, da wir das Tageslicht nicht gleich gewissen schwarzen Brüdern zu scheuen brauchen, in voller Objektivität Eindrücke sammeln konnte.

Es hätte daher des hämischen Winkes unseres verehrten, aber schlecht informierten Kollegen in Nr. 124 des „Boten" wahrlich nicht bedurft; wir halten schon selber Wacht und schauen künftigen Ereignissen unverwandt ins Auge.

Nunmehr aber begehen wir keine Indiskretion, wenn wir, da Seine königliche Hoheit selber vor der Weiterfahrt das Inkognito zu lüften und unserm Chefredakteur Dr. Frischauf seine Zufriedenheit sowie seine Freude über die vielversprechende Entwicklung der Stadt auszudrücken geruhten, über den Aufenthalt der hohen Herrschaften in Freihausen kurz berichten.

Seiner Durchlaucht Auto fuhr beim modernen „Hotel zum roten Adler" vor und nahm mit Seiner Familie einen Imbiß ein, wobei sich Seine königliche Hoheit sowohl über das Gebotene als auch über den äußerst mäßigen Preis lobend aussprach.

„Na . . . ja", meinte der erfindungsreiche Chefredakteur, „was sich in Wirklichkeit nicht besonders gut ausnimmt, das muß man bei der Gegenpartei spottschlecht machen, bei den eigenen Parteigenossen ein wenig idealisieren. Wir können doch den Waldburgern unsere Leute nicht in naturalibus präsentieren. Und . . . daß ich die hohen Herrschaften nicht sprechen konnte, da sie ja unsere Stadt bereits verlassen hatten, als wir durch den verteufelten „Boten" von der Überrumpelung Kunde erhielten, das . . . das wissen nur wir beide . . . aber wir gestehen es als kluge Männer nicht ein. Ich habe mein Gebäude auf dem festen Grunde frühzeitiger Informationen errichtet, die Unterredung mit dem Regenten setzt dem Artikel, auf den ich stolz bin, die Krone auf und ärgert die schwarze Bande da drin, daß sie grün und gelb wird.

Nach dieser Erklärung nannte der Bürgermeister den Chefredakteur des „Kurier" einen Frechdachs und verwies ihn auf die Folgen, wenn der Artikel dem Durchlauchtigsten zu Gesicht käme, was aber Dr. Frisch auf lachend für undenkbar erklärte, da ein Herrscher wichtigeres zu tun habe, als Lokalblätter zu lesen.

*
* *

In der Redaktionsstube des „Boten von Waldburg" erregte der Artikel des „Kurier" die ausgelassenste Heiterkeit. Dr. Schwarz umarmte den alten Priesner, den Redaktionsdiener, und hopste mit ihm wie närrisch in seiner Bude herum, ließ den guten Alten, als ihm der Atem ausging, schwer auf einen Sessel fallen, patschte sich auf die Schenkel, als wolle er Schuhplattler tanzen, weinte Freudentränen und rief ein übers anderemal:

„Aufg'sessen . . . ang'schmiert . . . unsterblich blamiert."

Nr. 125 des Boten brachte hierauf an leitender Stelle folgende Kritik:

„Hoch . . . höher . . . am höchsten." — Ganz Waldburg steht unter dem Eindruck des mit „Allerhöchster Besuch" überschriebenen Artikels in Nr. 323 des „Kurier von Freihausen". Kein Mensch arbeitet, weil jeder sich den Bauch halten muß, um nicht vor Lachen zu zerspringen.

Bisher wurde in unsern rückständigen Schulen gelehrt, es gebe beim Eigenschaftswort nur drei Vergleichungsstufen. In unserer angebornen Bescheidenheit haben wir uns sogar mit der ersten Stufe begnügt und in Nr. 124 unseres vielgelesenen Blattes nur kurz eines hohen Besuches Erwähnung getan. Der „Kurier" aber nahm das Maul voll, erfand eine vierte Stufe und faselte mit viel schönen (?) Reden von einem „allerhöchsten" Besuch, der Freihausen gänzlich außer Rand und Band gebracht habe. In diesem Supersuperlativ sowohl wie auch in den überreich bemessenen und mit sichtlichem Selbstgefallen gespendeten Titulaturen, die über den ganzen Artikel ausgestreut sind wie das

Hier trat ihnen ein gewöhnlicher Arbeiter entgegen und bedeutete sie, es sei der Eintritt verboten. Wenn sie die Maschinen besichtigen wollten, müßten sie sich die Erlaubnis des Bürgermeisters oder des Ingenieurs einholen. Zufällig kam gerade der Ingenieur, ein Sohn unseres allverehrten Amtsrichters, des Weges und so war der Zwischenfall, der die Herrschaften von der allgemeinen Achtung vor dem Gesetz überzeugte, erledigt. Der Fachmann erklärte, natürlich ohne zu ahnen, wen er vor sich hatte, in äußerst faßlicher Weise die Funktionen der Maschinen und erntete für das Muster eines populären Vortrages Dank und Anerkennung von Seite der hohen Eltern, die sich noch eingehend über die Stadt und ihre Bewohner. die Behörden und Bildungsanstalten, den Handels- und Gewerbebetrieb erkundigten. Hiebei meinten Hochdieselben, Waldburg mache den Eindruck der Rückständigkeit, Freihausen dagegen zeige in allem den Zug zielbewußten Aufstrebens.

Während dies geschah, hatte sich unser Chefredakteur mit dem Chauffeur, der den Kraftwagen zur Weiterfahrt instand setzte, in ein Gespräch eingelassen, und dieser meinte, die Herrschaften würden es nicht ungnädig aufnehmen, wenn sie im letzten Augenblicke erkannt würden. Auf das hin wagte es Dr. Frischauf, den einsteigenden Herrschaften seine und seiner Mitbürger Verehrung und unwandelbare Treue zu Füßen zu legen und erhielt die Versicherung des besonderen Wohlgefallens an dem Gesehenen so wie die Aussicht auf eine ausgiebige Subvention zur Sanierung des städtischen Elektrizitätswerkes.

Wir verraten kein Geheimnis, wenn wir mitteilen, daß sich bereits ein Komitee gebildet hat, das jenen bedeutungsvollen Tag mit goldenen Lettern in eine Marmortafel einzugraben gedenkt, die künftigen Geschlechtern zur Erbauung im Stadtpark aufgestellt werden soll. Freiwillige Spenden, die zweifelsohne in reichem Maße zufließen dürften, nimmt die Redaktion des „Kurier" jetzt schon gern entgegen."

Als dieser „fulminante" Artikel das Tageslicht erblickt und die Bewohner von Freihausen in nicht geringe Aufregung versetzt hatte, beschied der Bürgermeister den Dr. Frischauf zu sich, klopfte mehrmals auf das vor ihm liegende Blatt und fragte, wieviel denn eigentlich an dem, was da stehe, erlogen sei. Ihm wenigstens seien über die Selbstlosigkeit des bekanntermaßen groben Parkwächters berechtigte Zweifel aufgestoßen, und der gewöhnliche Arbeiter hätte wahrscheinlich trotz des Verbotes gegen ein ausgiebiges Trinkgeld den Eintritt ins Maschinenhaus gestattet . . . er kenne seine Pappenheimer. Und . . . wie Dr. Frischauf dazugekommen sei, dem Großherzog überhaupt etwas zu Füßen zu legen, das gehe selbst ihm, dem Oberhaupt von Freihausen, über die Hutschnur.

muß das freilich besser wissen, und so danken wir für die Belehrung, schämen uns unseres Köhlerglaubens und bitten um Bekanntgabe der Firma, wo man junge Autos, die vielleicht billiger sein dürften als die alten ausgewachsenen, zu kaufen bekommt.

Wir nehmen übrigens an, daß sich auch der Großherzog mit seiner Familie gestärkt hat und, wie Dr. Frischauf unverblümt sagt, nicht übermäßig geschnürt wurde. Also doch geschnürt? Wie ein Wort zuviel, das dem schreibseligen Tintenkuli aus der Feder geschlüpft ist, den Sinn ändern und, gewiß sehr gegen den Willen des Lügners, Lüge in Wahrheit verwandeln kann. Maß ist zu allen Dingen gut, verehrter Herr Kollega, nicht nur beim Trinken, sondern auch beim Schreiben, nnd so meiden Sie das Wort „übermäßig" gefälligst in Ihrem höchsteigenen Interesse für alle Zukunft.

Im Übrigen ist die Gasthausszene wirklich rührend. Der Wirt schenkt den Herrschaften in seiner Uneigennützigkeit, die nur wir dummen Waldburger noch nie bemerkt haben, beinahe die Zeche, das heißt, er schnürt sie nicht . . . übermäßig. Da erklärt es sich freilich leicht, weshalb die erlauchte Familie in Waldburg nicht zugekehrt ist . . . natürlich aus Furcht vor den teuern Eiern.

Und warum macht denn Dr. Frischauf für die Wirte von Freihausen gar so Reklame? Wer mit dem Zeitungsbetrieb nur halbwegs vertraut ist, weiß, daß die Reklame bezahlt werden muß und daß Inserate, besonders solche an so hervorragender Stelle, Geld einbringen. Damit wollen wir nicht gesagt haben, daß Dr. Frischauf, der bekanntlich nicht in den besten Schuhen steckt, sich durch häufigen Genuß von Krenwürsteln und Bier entschädigt; denn wir vermeiden es, Verdächtigungen auszusprechen, die wir nicht beweisen können.

Vielleicht ergötzen wir uns an der „reizenden Episode im Stadtpark", der von der weisen (?) Stadtverwaltung dem Wohle und der Gesundheit der Bürger gewidmet wurde. Gott, wie muß solch ein Lob aus dem Munde unserer allergnädigsten Landesmutter der weisen (?) Stadtverwaltung wohltun und wie muß die dadurch hervorgerufene Glücksstimmung auf den Verfasser des Berichtes zurückstrahlen! Niemand wird es sonderbar finden, daß die schöne Redewendung von Kaiser Joseph entlehnt ist; denn bei den verwandtschaftlichen Beziehungen der Herrscherhäuser Europas vererbt sich dergleichen. Nur war es fast zu gütig, den mit einigen verkümmerten Fichten bestandenen Fleck Erde in Freihausen, über den jeder hinwegspucken kann, und den großen, prachtvollen Augarten in Wien in Parallele zu stellen.

Ist die weise (?) Stadtverwaltung mit ihrer Widmung eine nicht zu verkennende Anlehnung an den „Schätzer der Menschheit", so ist dagegen der Parkwächter in der Tat ein Original. Er ist unsagbar

Saatkorn übers Brachfeld, zeigt sich so recht der vielgerühmte Freisinn Freihausens, der sofort in Kriecherei und Speichelleckerei umschlägt, wenn es gilt, die Gunst der Großen dieser Erde zu erhaschen. Man weiß ja . . . Ehre, wem Ehre gebührt . . . und so haben auch wir nicht versäumt, den Herrscher mit den nun einmal üblichen Prädikaten zu bedenken, aber . . . allerhöchst, regierender Herzog, liebreizende Kinder, königliche Hoheit, durchlauchtigst regierende Familie, Seiner Durchlaucht Auto, die Herrschaften, durchlauchtigste Mutter, die hohen Eltern usw. in einem Atem . . . da mag selbst dem Großherzog vor seiner Gottähnlichkeit bange werden. Nur schade daß der regierende Säugling aus triftigen Gründen nicht nach Freihausen kommen konnte.

„Männerstolz vor Königsthronen“ . . . wo bist du geblieben?

Bevor wir erwähnten Artikel unter die Lupe der Wahrheit nehmen, möchten wir unsere Leser um Verzeihung bitten, wenn uns hie und da ein Fremdwort in die Feder und somit in die Setzerei gerät. Böse Beispiele verderben bekanntlich gute Sitten, und so ist es begreiflich, daß die Fremdwörterseuche, die im „Kurier“, diesem deutschesten aller deutschen Blätter, wütet (wir verzeichnen in dem nicht gar langen Berichte nur: Kurier, Korrespondent, informieren, Pietät, Inkognito, respektieren, Indiskretion, opulent, Episode, Funktion, populär, Subvention, Komitee), daß diese bösartige Seuche die Umgebung . . . infiziert . . . oder ansteckt.

Nun zur Sache. Wir wollen einmal den Frischauf'schen Wortschwall Spasses halber ein wenig zergliedern.

Da fällt uns fürs erste auf, daß ganz Freihausen unter dem Eindruck eines Tages stehen konnte, von dem außer dem vor- und fernsichtigen, aber „diskreten“ Dr. Frischauf und . . . natürlich dem Großherzog und seiner Familie kein Mensch etwas wußte. Gott sei Dank, daß der Großherzog vor der Abfahrt das Inkognito lüftete . . . so konnte der Eindruck wenigstens, so weit dies möglich war, in den Abendstunden gemacht werden und die patriotische Begeisterung sich die Nacht hindurch austoben. Wir zweifeln nicht, daß dem physischen Patriotismus am nächsten Tage ein physischer Kater folgte, der sich . . . wir prophezeien zuverlässig . . . infolge unserer Kritik in einen moralischen verwandeln wird.

Nun der Imbiß (warum nicht Lunch?) im „roten Adler“. Der Berichterstatter erzählt wortwörtlich: „Seiner Durchlaucht Auto fuhr beim modernen „Hotel zum roten Adler“ vor und nahm mit seiner Familie einen Imbiß ein.“

Das ist wirklich das allerneueste und zeugt von den gewaltigen Fortschritten unserer Zeit, daß ein Auto mit seiner Familie einen Imbiß einnimmt. Bisher glaubten wir allweil, ein Auto habe keine Familie und . . . begnüge sich mit Benzin und Wasser. Der fortschrittliche „Kurier“

schon längst über alle Berge gerast war, von dem hohen, aber bereits der Längstvergangenheit angehörigen Besuch Kunde erhielt.

4. Der Versuch, sich durch den Hinweis auf besondere Verbindungen mit der Residenz die ‚Priorität' der Kenntnis dieses Besuches zu sichern, ist die frechste Lüge, die je ein Mensch seit Adams Zeiten gelogen hat; denn . . . man lese, staune und lache:

5. Der ältere, vornehme Herr in dem Auto war gar nicht der Großherzog und konnte es auch nicht gewesen sein, da selber an dem Unglückstage von Freihausen seine Residenz überhaupt nicht verlassen hat.

6. Es scheint jedoch wahr zu sein, daß der ältere, vornehme Herr in Freihausen eingekehrt ist und die Stadt besichtigt hat. Es ist sogar denkbar, daß er sich, wie eben artige Fremde tun, lobend geäußert hat, um den kleinen Gerngroß die Freude nicht zu verderben, aber es ist ganz undenkbar, daß Dr. Frischauf mit dem Pseudo Großherzog auch nur eine Silbe gesprochen hat.

Genügen unserm Kollegen von der Feder diese sechs Knacknüsse? Wenn nicht, so bitten wir um gefällige Mitteilung . . . unser Vorrat ist noch lange nicht erschöpft.

Einstweilen ein herzliches Prosit!"

Der Artikel des „Boten" fiel wie eine Bombe in die Redaktionsstube des Dr. Frischauf. Der lebenskräftige Mann war aber deshalb noch nicht tot. Nun galt es gegen zwei Fronten zu kämpfen, gegen den Feind, der seine vergifteten Pfeile aus dem Waldesdickicht abschnellte, und gegen das erwachende Mißtrauen im eigenen Lager. Und Dr. Frischauf nahm den Kampf auf wie ein Held.

Der „Kurier" brachte in der nächsten Nummer folgende Erwiderung:

„Noch einmal der allerhöchste Besuch. Wenn der ‚Bote' meint, er vermöge die hellsehenden Bewohner von Freihausen durch sein leeres Geschwätz mit Blindheit zu schlagen, so ist er wahrlich sehr auf dem Holzweg. Was schadet es auch der Sonne, wenn die Frösche gegen sie quacken oder die Eule sie anknurrt. Aus jeder Zeile des mit Gift und Galle getränkten Artikels ‚Hoch . . . höher . . . am höchsten' spricht der blasse Neid, der uns das Glück des landesherrlichen Besuches nicht gönnen will. Es fällt uns nicht im Traum ein, auf all die albernen, bei den Haaren herbeigezogenen Anwürfe und Harlekinsprünge des ‚Boten' einzugehen, eines aber sei festgenagelt:

Der Mann, der vorerst (vgl. Nr. 124 des alten Waschweibes!) selbstgefällig zu berichten wußte, der Landesherr habe sich über die allerorts (auch hinter den Häusern?) zu Tage tretende, musterhafte (?) Reinlichkeit und Ordnung (wer lacht da nicht?) sowie über die liebliche Schönheit (Geschmackssache!) der Umgebung äußerst günstig ausgesprochen,

höflich und er haßt das Trinkgeld mehr als den Tod. Beides mag der Jude Apella glauben. Uns wenigstens wies der artige Mann, als wir einmal „mit frommem Schauder in Poseidons Fichtenhain eintreten“ wollten, barsch hinaus ... ob aus eigener Macht oder im Auftrag der weisen (?) Gemeindevertretung, die uns Schwarze nicht leiden kann, lassen wir dahingestellt.

Und das Trinkgeld? Die Fürstin hat doch ihr Geldtäschchen so lieb gezogen und ... wahrscheinlich die Goldmünze so verführerisch in der Sonne aufblinken lassen. Nun ... schließlich hat der Mann das Geld doch genommen ... er wollte eben die Dame nicht kränken ... na ... nu.

Und nun das allerschönste: Dr. Frischauf unterhält sich leutselig mit dem Großherzog erfährt von ihm, daß Waldburg rückständig sei (welcher Landesvater sagt dies, auch wenn es wahr wäre, dem Schriftleiter eines Winkelblattes?!) und läßt sich vom Revolverjournalisten so einschüchtern, daß er ein Lösegeld verspricht. Wie muß sich Seine Hoheit gesehnt haben, von dem eiteln Schwätzer loszukommen.

Daß die Bürger von Freihausen nunmehr daran gehen, den bedeutungsvollen Tag in eine Marmortafel einzugraben, kann man ihnen nicht verargen, und wir zweifeln auch nicht, daß hie und da ein Vogel auf den Leim geht und dem „Kurier“ einige Mark einsendet.

Wir fragen aber: wohin kommt das Geld, wenn es sich herausstellt, daß ... nun daß der allerhöchste Besuch überhaupt nicht stattgefunden hat?

Wir sind nämlich in der glücklichen Lage, auf die Begeisterung von Freihausen ein Schaff Wasser zu gießen, indem wir den Beweis erbringen, daß in Dänemark tatsächlich etwas faul ist.

Wir stellen fest und sind in der Lage zu beweisen:

1. Es ist Tatsache, daß Montag den ... 19 .. ein Auto durch unsern Ort fuhr, in dem ein älterer, vornehmer Herr, eine Dame und zwei halberwachsene Kinder saßen.

2. Es ist Tatsache, daß Dr. Schwarz und sein Freund, der Beamte Grünbaum, beim langsamen Vorüberfahren des Kraftwagens die Bemerkung austauschten, der Herr habe eine Ähnlichkeit mit unserm Landesfürsten. Diese Ähnlichkeit muß noch mehreren unserer Mitbürger aufgefallen sein, und so verbreitete sich das Gerücht, der Großherzog habe mit seiner Familie die Stadt passiert und werde vielleicht in Freihausen Station machen. Wir gestehen ehrlich, daß wir uns durch die Ähnlichkeit und durch die uns von verschiedener Seite gewordenen Mitteilungen irreführen ließen, und so ist die kurze Notiz ‚Hoher Besuch‘ in unser Blatt gekommen.

3. Es ist unzweifelhaft, daß der ‚Kurier‘ erst durch diese Notiz, und zwar erst nachdem das Auto des älteren, vornehmen Herrn

und bei Hof beliebte Persönlichkeit direkt an den Landesherrn geleitet, und der dürfte wohl am besten wissen, ob er mit Familie im hellsehenden Freihausen gewesen sei und mit einem gewissen Dr. Frischauf gesprochen habe oder nicht. Bitte, wollen Sie also in männlicher Haltung auf die Kugel aus der Residenz warten, bevor Sie selber schießen! Mit der üblichen Achtung

Dr. Schwarz."

Nun aber schwankte der Boden unter den Füßen des Dr. Frischauf denn doch recht bedenklich. Ihm war zu Mute, als solle er die Seekrankheit bekommen, und der Bürgermeister von Freihausen gab ihm nicht undeutlich zu verstehen, das Schiff könne wohl nur dann gerettet werden, wenn man den Jonas opfere.

Es vergingen Wochen gewitterschwüler Erwartung eines gewaltigen Donnerwetters aus der Residenz. Die Preßfehde, in der Dr. Frischauf auf die schlechtere Klinge geschlagen hatte, ruhte, die Blätter, hier das freiheitliche, dort das konservative, fingen an, jene Leser, die einen frisch-fröhlichen Kampf lieben, zu langweilen ... da traf eines Tages mit dem Mittagszug ein feiner Herr aus der Hauptstadt ein, begab sich zum Bürgermeister und stellte sich mit einer goldgeränderten Karte als Privatsekretär des Großherzogs vor.

Er sei, sagte er, im Auftrage seines gnädigen, überaus leutseligen Herrn gekommen, um dem Bürgermeister zu versichern, Se. königliche Hoheit habe sich beim Durchlesen jenes Berichtes köstlich amüsiert und sich ihm, dem Sekretär, gegenüber geäußert, er wäre glücklich, wenn das Märchen von der Inkognitoreise öfter zur Wahrheit würde. So sehr Durchlaucht die feierlichen Empfänge mit Triumpfpforten, wehenden Fahnen, Glockengeläute, Ehrenjungfrauen und Veteranenparaden schätze, so sei es doch das schönste, unerkannt Mensch unter Menschen sein zu dürfen. Aus Rührung über die vom erfindungsreichen Zeitungsmanne ihm und seiner Familie angedichtete Idylle wolle Hoheit dem Poeten seine Aufschneidereien verzeihen, wünsche aber nachdrücklich, daß die Angelegenheit in den Blättern des weiteren nicht mehr berührt werde. Da Durchlaucht jedoch aus eben diesem vergnüglichen Artikel ersehen, daß die ansonst geliebte Stadt Freihausen trotz der reichen Blüte des Handels und Gewerbes zur Ausgestaltung des Elektrizitätswerkes einiger Förderung bedürfe und wohl auch würdig sei, möge der Bürgermeister einer allergnädigsten Erledigung eines Immediatgesuches versichert sein.

So wurde denn, da auch der „Bote" einen Wink erhielt, des hohen und allerhöchsten Besuches in Waldburg und Freihausen nicht weiter Erwähnung getan ... aber auch die Gedenktafel nicht errichtet.

Nur einmal stand so etwas wie ein leiser Anklang im „Kurier", nämlich die amtliche Mitteilung:

der nämliche Mann weiß nun auf einmal, daß der allerhöchste Besuch überhaupt nicht stattgefunden hat, und er verwandelt unsern Großherzog wie ein geschickter Taschenspieler mir nichts dir nichts in einen unbekannten, ungenannten älteren, vornehmen Herrn.

Nun . . . wir haben in der Schule gar manche Gleichung aufgelöst und mit etwelchem Geschick gar manches X gefunden. Die Aufgabe jedoch, die der ‚Bote' stellt, ist, wir gestehen es, für uns zu schwer, und so bitten wir höflich, der ‚Bote' möge uns klipp und klar die Lösung mitteilen. Also, Herr Kollega, heraus mit dem X, heraus mit dem großen Unbekannten! Wir wollen den Menschen sehen, der es gewagt hat, sich kurz vor der Abfahrt uns gegenüber als Großherzog zu entpuppen.

Vermag aber der ‚Bote' unserer ernstlichen Aufforderung, wie wir bestimmt voraussehen, nicht zu entsprechen, dann fällt die Lüge, die er uns imputiert, auf sein Haupt zurück und wir werden uns hüten, mit Leuten, die sich als satisfaktionsunfähig erwiesen haben, des weitern zu verkehren!"

Als die Bürger von Freihausen diese geharnischte Erwiderung zum Frühstück mit Kaffee und Buttersemmel in sich aufnahmen, rieben sie sich vergnügt die Hände und meinten: „Hei . . . unser Doktor, das ist ein ganzer Kerl, ein g'hauter! Der läßt nichts auf sich sitzen, der hat dem da drüben ordentlich eingeheizt, daß er sich die Finger verbrennen muß und keine Zeile mehr über uns schreiben kann!"

Hierin aber hatten sich die Bürger von Freihausen getäuscht. Dr. Schwarz war feuerfest. Dies bewies folgender offener Brief an den Herrn Chefredakteur Dr. Frischauf in Freihausen, abgedruckt in Nr. 126 des „Boten von Waldburg":

„Herr Kollega!

Da wir einstweilen noch satisfaktionsfähig sind und uns Betbrüdern ein geistiger Zweikampf gestattet ist, kommen wir Ihrer Forderung schleunigst nach und schießen als die Geforderten zwei Kugeln auf Sie ab:

1. Der große Unbekannte ist Herr Kommerzienrat Markus Eisenstein, Großindustrieller und Eisenwerksbesitzer in Großwerda.

Beweis: Zwei Stunden hinter Waldburg liegt, wie Sie wissen dürften, beim Agnesbrünnl eine einsame Waldschenke. Daselbst hielt die Reisegesellschaft kurze Rast und trug sich auf das Ersuchen des Wirtes ins Fremdenbuch ein.

2. Für den Fall, daß Sie die erste Kugel nicht völlig zu Boden streckt, haben wir eine zweite im Lauf . . . nur müssen Sie sich ein wenig gedulden. Wir haben nämlich Ihren glänzenden Bericht über den allerhöchsten Besuch durch eine einflußreiche

paar gleichgesinnten Kameraden, dann nahm er selten sein Gewehr mit. Dafür aber ein hirschfängerartiges Messer, das er in den Stiefel steckte, und ein paar Schachteln Streichhölzer. Und wenn dann draußen im weiten Sumpfland, dicht bei den am weitesten vorgeschobenen Stellungen des Feindes, die hochgeschichteten Haufen Sumpfheus aufflammten und hell die Glut gen Himmel loderte, dann wußte man in ganz Pinsk und die Pina hinauf und hinunter: der Oetterer ist am Zündeln. Das mit dem Heuhaufen war so: die pflegten die Russen sogar am hellichten Tage mit Schliten und Gespannen hereinzuholen. Das wär dem Oetterer egal gewesen, denn er gönnt auch den Russenpferden, was ihnen zukommt. Aber — daß die Russen es gelegentlich riskierten, eine „Batrulje" hinter so einem Heuhaufen zu verstecken, und daß besagte Patrouille hinter dem Heuhaufen hervorschoß und die eigenen Streifen ihres Lebens nicht sicher waren, das war's, weshalb der Oetterer so fuchtig war auf die braunen Stapel.

Der Oetterer kennt den Pripjetsumpf wie er seine Burg im Morast kennt und daheim seine bayerischen Berge. Was er nicht sieht, das fühlt er, wenn er sich behutsam, Schritt vor Schritt, vortastet. Der Oetterer ist schon bald einen Kilometer vorgedrungen. Ganz langsam, ganz behutsam. Eine Stunde hats wohl gedauert. Jetzt ist er im Röhricht. Da richtet er sich vorsichtig auf und späht. Drüben bei dem dreieckigen Zelt steht der russische Posten. Steht still, mäuschenstill, wie angefroren. „Jetzt, was war denn dös", denkt der Oetterer, wie sein scharfes Auge sieht, daß der linke Arm des Russen sich hin und her bewegt, als flattere ein leerer Ärmel im Wald. „Is dem wohl schon gar der Arm abg'falln und steht er als steife derfrorene Leich' da, oder was ist los mit dem da drüben?"

Fuß vor Fuß, Tritt vor Tritt. Es ist so still, so totenstill. Nur wenn von der eisigen Weite drüben ein Windstoß kommt und die Schilfhalme raschelnd aneinander schlagen, dann geht ein geisterhaftes Raunen durch die Stille, als flüsterte es aus unbekannten Regionen. Den Oetterer freut's, daß ein bissel ein Wind weht, und gar, daß er ihm entgegenweht. Da kommt was hinter ihm her. Ganz sacht, lautlos fast. Aber er hörts. Und weiß auch allsogleich, daß es sein Schnauzl ist, sein Hund, der ihn seit dem ersten Augusttage, als er ausgezogen, begleitet und Brest-Litows und Warschau und vieles andere Große mitgemacht hat. „Der Sakra, der ölendige", denkt der Oetterer, „jetzt is er ehna auskemma". Weil er weiß, daß der Schnauzl in der warmen Stube den ganzen Abend über nur auf den Moment gelauert hatte, bis einer der Kriegskameraden die Tür mal auf einen Augenblick offen ließ. Jetzt kriecht er heran an den Oetterer. Geduckt, als erwarte er Schelte oder gar Schlimmeres. Er weiß wohl, der „Sakra", daß er dem Verbot

„Allerhöchste Spende. Se. Durchlaucht, der Großherzog Ludwig Ernst V. von und zu Greiffenstein geruhten, der Stadtgemeinde Freihausen behufs Vollendung des Elektrizitätswerkes eine einmalige Spende von Mk. 2000.— allergnädigst zu verleihen.“

Als Dr. Schwarz, der Chefredakteur des „Boten von Waldburg“ dies las, wurde ihm schwarz vor den Augen und er gab sich selbst einen andern Namen. Es ist auch zu peinlich, wenn man die besten Karten in der Hand hat und ... ausgerechnet den letzten Stich macht ein anderer.

Unerforschlich sind die Wege der Großen dieser Erde, ihre Logik ist nicht die der gewöhnlichen Sterblichen, und so steigt manchmal einer, von dem man wähnt, er sitze bis über den Hals, und zwar verdientermaßen in der Tinte, unversehens als weißer Schwan aus der Flut.

Der „Bote von Waldburg“ unterließ es, die Stadt Freihausen zu der munifizenten Spende zu beglückwünschen ... er ignorierte das unlogische Ergebnis des hohen und allerhöchsten Besuches.

Reineke aber, will sagen Dr. Frischauf, der Frechdachs, saß ... bis auf weiteres fest im Sattel.

Der Überläufer.

Von **Artur G. Abrecht.**

Dort, wo die Pina sich unter dickem Eis hinweg ihren Weg nordostwärts sucht, wo weiß der seichte Sumpf sich breitet, weithin in die schneeige, neblige Unendlichkeit Rußlands hinein, dort haben er und die Seinen sich in des Morastes Einöde auf einem Inselchen, nicht viel größer als der Buckel eines Elefanten und ungefähr von derselben Farbe, einen Unterstand gebaut. Stamm türmte sich auf Stamm, und bald war ein Blockhaus aus russischen Kiefern fertig, wie's schöner nie in der ganzen Rußlandei gestanden hat. Aber der Oberleutnant hatte eh' schon geschimpft, daß sie ihre „Villa“ gar so protzig dahingestellt hatten, und was sein muß, das muß sein. Also türmten sie den russischen Dreck um die Blockhütte.

Dort führte er das Kommando. Er ist Unteroffizier, hat den Chinafeldzug mitgemacht und ist schon damals wegen Tapferkeit vor dem Feinde ausgezeichnet worden. Er stammt aus den bayerischen Bergen. Eigentlich ist er Kavallerist. Aber wie so ziemlich alle, hat auch er in diesem Kriege umgelernt und ist vom Roß heruntergestiegen und in den Graben gekrochen.

Der Oetterer war wieder „zündeln“ gegangen. Wenn er zündeln ging, und das tat er oft und gern, meist allein, zuweilen aber mit ein

Jetzt schleichen die drei durchs Sumpfgelände. Genau so vorsichtig wie der Oetterer vorhin allein geschlichen ist. Der Ruß voraus, hinter ihm der Oetterer, der Hund daneben, dicht auf den Fersen des Gefangenen.

Bald sind sie an der Burg im Schlamm. Die ganze „Besatzung" ist gleich auf den Beinen und beschaut sich, was der Oetterer mitgebracht hat. Sie durchsuchen den Russen und finden nichts bei ihm als ein ovales Metallschildchen mit einem Heiligenbild darauf und ein paar abgegriffene, beschmutzte, an den Rändern der Umschläge ausgefranste aber uneröffnete Briefe.

Am Morgen marschiert der Oetterer mit seinem Gefangenen nach Pinsk hinein zum Kommandierenden. Ein Dolmetscher wird geholt und der Russe wird ausgefragt.

„Ein Überläufer? Einen Überläufer hob i derwischt? Pfui Deixel", sagt der Oetterer.

Der Russe war auf Posten gewesen. Da war ihm der Gedanke gekommen, zu den Deutschen hinüberzugehen. Er habe sein Gewehr mit aufgepflanztem Seitengewehr in den Schnee gesteckt, habe seinen Mantel ausgezogen, mit Schnee eingerieben, ihn eine Weile gehalten bis er in Mannesbreite steif gefroren war, ihn dann ans Gewehr gehängt, die Mütze obendrauf gesetzt und habe sich davongeschlichen.

Was es mit den Briefen, die man bei ihm gefunden und die der Oetterer abgeliefert, für eine Bewandtnis habe, wurde der Russe gefragt. Die seien von seiner Frau. Warum er sie nie geöffnet habe, sie wären doch fast ein Jahr alt, wie der Poststempel zeige. Er selber könne nicht lesen, sagte der Gefangene, in seiner ganzen Kompagnie sei nicht ein Einziger, der das verstehe, und an einen der Offiziere habe er sich nicht herangetraut. Man könne doch nie wissen, was die Frau einem zu sagen habe. Zuerst glaubte man dem Russen nicht, aber als der Dolmetsch die Briefe vorlas, wurde es ganz still in dem Raum, und man hörte nur das Schluchzen des Russen, der zum ersten Mal seit einem Jahr wieder von den Lieben in der Heimat Kunde erhielt, Kunde, die ein Jahr alt war.

„Akurat, wie der Schnauzl, wann ihm oaner auf den Schwanz tritt, so hat er g'heult", sagte der Oetterer später, als er den Kameraden die Geschichte erzählte. Aber davon, daß der Kommandierende sich mit einem Mal für irgendetwas, was draußen vor dem Fenster vorging, ganz auffallend interessiert, und davon, daß er selber, der Oetterer nämlich, sich ganz ungebührlich laut geschneuzt hatte, so daß ihm nachher die Augen ganz rot waren und ganz sonderbar glänzten — davon hat er den Kameraden nichts gesagt, der Oetterer . . .

zuwider gehandelt hat. Aber der Oetterer ist gar nicht wütend. Er tätschelt dem Schnauzl den Kopf und sagt ganz leise: „Na, weil d'halt schon da bist, Spitzbub vermaledeiter, is schon guat, aber wannst oan Ton von dir gibst, dann huit — hast mi verstanden?" O ja, Schnauzl hat verstanden —!

Jetzt schleichen beide vor. Der Schnauzl voraus, der Oetterer hinterdrein. Da bleibt der Hund stehen, stellt die Ohren, schnuppert in der Luft und blickt sich nach seinem Herrn um. „Was hast denn, Viech", sagt der. Das heißt, er sagt es nicht, er flüstert es nur zwischen den Zähnen hindurch. Es rührt sich nichts. Einen ganz kleinen, ganz unhörbaren Knurrer gibt Schnauzl von sich. „Oha", denkt der Oetterer, „da is was im Wind." Er greift nach dem Messer. „Wahrscheints eine Schleichpatrouille. Konkurrenz."

Es rauscht im Röhricht, als schöbe sich etwas zwischen den dürren Stengeln hindurch. Etwas Fremdes, Unbekanntes. Es kommt ihm entgegen. Es schlüpft aus dem Schilf und bleibt einen Augenblick am Rand der weiten Eisfläche. Es richtet sich auf wie zum Spähen. Dem Oetterer sträuben sich die Haare, dem Schnauzl stehen alle Borsten zu Berg, kaum, daß er an sich halten kann. „Meiner Söl, a Ruß, a leibhaftiger lebendiger Ruß." Daß er kein Gewehr hat, sieht der Oetterer gleich. Soll er ihn anrufen? Soll er nicht? Einen Augenblick nur überlegts der Bayer, dann duckt er sich und kauert sich, so daß der da draußen auf der schneebeschienenen glitzernden Eisfläche ihn nicht sehen und nicht wissen kann, woher der Laut kommt, dann ruft er halblaut hinüber: „Wer da!"

Wie beim Hampelmann, wenn man die Schnur zieht, fliegen die Arme des Russen in die Höhe, und halblaut, wie der Oetterer, ruft er herüber: „Ergeben!"

„Dös möcht ich dir auch g'rat'n ham, du Lakl!" Fast hätts der Oetterer geschrien. Und mit drei, vier Riesensätzen, sowie man daheim in den Bergen von einem Felsengrat auf den anderen springt, ist er drüben und hat den Russen beim Wickel. Der zittert am ganzen Körper wie das Schilfrohr im Nachtwind zittert. Hat keine Mütze auf, keinen Mantel an und ist ganz unbewaffnet. Aber noch denkt er, es handle sich um eine Falle, und rasch zieht er seinen Gefangenen ins schützende Schilf. Dort muß er sich ducken. Wannst oamal das Maul aufmachst, dann —". Das Messer in des Bayern Hand spricht dem Russen eine beredtere Sprache als der Deutsche. Er muckst nicht, während der Oetterer vorsichtig sich aufrichtet und späht. Nichts ist zu sehen. Bloß der russische Posten steht noch drüben, stumm und still und steif, und sein linker Ärmel flattert im Wind. Grad wie vorher.

in den letzten fünf Jahren durchgemacht hat. Nur mit ein paar flüchtigen Strichen sei es gestattet, diese Wandlung hier zu skizzieren. Vor dem Kriege herrschte — und das war wohl der gefährlichste Zustand — absolute Gleichgültigkeit gegen unsere Bauern. Man las gewiß gern Roseggersche Schilderungen aus ihrem Leben, aber nicht so sehr wegen des Bauerntums als wegen der meisterhaften Art der Darstellung; man hörte auch gern (und das war schon ein gutes Zeichen) die Lieder der Bauern, man beschäftigte sich wissenschaftlich mit ihnen, man sah gern ihre Trachten, Tänze und Volksschauspiele und sonstigen Sitten und Bräuche, aber alles das immer noch so, wie man ein nicht alltägliches Theaterstück, ja vielfach wohl gar mit derselben bloßen Neugierde, wie man etwa auf irgendeiner Herbstmesse das Gedudel der „Trudringer“ oder die Bauchtänze der Aschantineger bestaunte. Ein wirklich tiefes, inneres Mitleben, ein wirkliches, warmherziges Interesse für unsere Bauern herrschte wenigstens in weiteren Kreisen gewiß nicht. Die erfreuliche Besserung, die unsere Heimatschutz- und Volkskundebewegung auch nach dieser Seite hin brachte und noch hervorbringt, hat den Kreis wohl etwas erweitert, aber noch lange nicht um das Volksganze gezogen.

Da kam der Krieg mit all seiner Not und nun begann auf einmal das Interesse für den Bauernstand allgemeiner zu werden, und jeder, der sich früher um die Arbeit des Bauern nie gekümmert hatte, begann nun aus voller Seele über den Bauern zu — schimpfen! Das war gewiß für die Bauernfreunde auch nicht erfreulich, allein es war, wie wir glauben möchten, doch schon viel besser als die frühere Gleichgültigkeit. Wenn man mit jemandem rauft, ist man ihm näher, als wenn man an jemandem teilnahmslos vorübergeht und es wäre nicht das erstemal, daß aus einer fest verschlungenen Ringerstellung schließlich eine brüderliche Umarmung entstehen würde. Dieses Raufen aber begann zu Graz mit einer hochakademischen Einleitung. Ein jugendlicher Universitätsprofessor verkündete in einem volkstümlichen (also öffentlichen) Vortrag mitten in einem Krieg, in dem unser Bauernstand als Wehr- und Nährstand geradezu die Schlagadern unseres Staatskörpers bedeutet, die Lehrmeinung, es sei unnütz, wenn der Staat so „veraltete Betriebsformen wie Bauernstand und Kleingewerbe künstlich am Leben erhalte“. Und da geschah nun das Unerwartete, daß nämlich diese rein akademisch-theoretische Äußerung, nach der vor dem Krieg kein Hahn gekräht hätte, einem ganz ungeahnten Interesse begegnete. Es entstand eine förmliche kleine Lokalliteratur* um jenes Professorenwort, das doch selbst von unseren

* Grazer Volksblatt vom 11., 15. und 18. Juni 1916 und „Heimgarten“, September 1916, S. 28. Vgl. ferner über den ganzen Sachverhalt auch die kürzlich (bei J. Meyerhoff, Graz) erschienene Schrift von Dr. Alfr. Gürtler „Volkswirtschaftsleben und Wirtschaftslehre“ und die vom selben Verfasser bei Leuschner & Lubensky erschienene Broschüre: „Verlorenes Bauernland“.

Bauernstand und Staat.

Von **Dr. Viktor Ritter v. Geramb** (Graz).

Wenn wir in den älteren Jahrgängen des „Heimgarten" blättern, so finden wir neben vielem anderen, was jetzt wieder „aktuell" wird, auch die soziale Frage um Sein oder Nichtsein des Bauernstandes wiederholt, und zwar gewöhnlich vom Heimgärtner selbst, erörtert. Schon im 7. Band (1883) hat dieser unter der Überschrift: „Eins fürs Bauerntum" einen tief ergreifenden Mahnruf zur endlichen Besinnung gegen die Verkennung unseres Bauernstandes in die Welt gesendet. Seiner Grundansicht, die Rosegger schon in diesem Aufsatze mit so fein bezeichnenden Worten ausspricht, daß man nämlich dem Bauern nicht nur so viel lernen lassen solle, „daß er in der Welt sein Fortkommen finde", sondern „vor allem soviel, daß er dableibe" und daß der Bauer eigentlich nur drei Freunde auf Erden habe: „seine Scholle, seine Hand und seinen Hausverstand", ist der Heimgärtner bis zum heutigen Tage treu geblieben. Sie tut sich immer wieder kund in all den weiteren zahlreichen Arbeiten aus seiner Feder, in den „Freunden des Bauernstandes" (1889), im „Volk" (1890), im „Anwalt des Bauernstandes" (1891), in der „Zukunft unseres Bauernstandes" (1892), im „Bauer als sein eigener Kaufmann" (1893) usw., sie bricht mit ihrer ganzen Gewalt durch im erschütternden Roman „Jakob der Letzte" und sie spricht wieder zu uns in jenem vor wenigen Wochen an Professor v. Khull-Kholwald geschriebenen, seither schon oft zitierten Brief, in dem es heißt: „An die Zukunft liegt in meiner Arbeit aber folgendes Begehren: In seinen altväterischen sittlichen Eigenschaften solle unser Bergbauer im ganzen bleiben, wie er war, in seinem Wirtschaftsbetrieb aber müsse er sich den neuen Verhältnissen anpassen . . ." Nur in einer Feststellung konnte Rosegger in diesem Briefe weitergehen, als in allen seinen früheren, zu diesem Gegenstande sprechenden Arbeiten. Was er nämlich früher immer ersehnt hatte aber nie in Wirklichkeit sehen konnte, das begrüßt freudig nun endlich der genannte Brief: „Denn von allen Seiten fordert man jetzt einen starken Bauernstand. Ich bin froh, diese Anzeichen noch erlebt zu haben; wirklich machen müßt Ihr sie . . ."

Es hat dreier harter Kriegsjahre bedurft, bis die Forderung nach einem starken Bauernstand, die von besonnenen, weit und tiefblickenden Männern zu allen Zeiten und in allen Staaten erhoben worden ist, auch bei uns „von allen Seiten" erscholl. Und es wird einmal für einen Sozialhistoriker eine der interessantesten und lohnendsten Aufgaben sein, wenn er die eigentümliche Wandlung darstellen wird, die das Verhältnis der nichtbäuerlichen Schichten unseres Volkes zu unseren Bauern

dieser Schrift so sehr anzieht, ist die treue Ehrlichkeit der Überzeugung und die logisch klare, sachlich durch und durch gediegene Behandlung der hohen und mit ungemeiner Liebe und Sachkenntnis durchgeführten Aufgabe. Der Verfasser hat die große Arbeit im Krankenbette geleistet und er ist dabei gesund geworden. Möge sie — das wünschen wir um unseres ganzen Volkes willen aus innerstem Herzen — auch unseren Bauernstand wirtschaftlich gesunden lassen! Die beste Empfehlung, die man dem Schriftchen übrigens auf den Weg geben kann, ist wohl die Tatsache, daß gerade diese Arbeit es war, die Rosegger zu dem oben erwähnten Brief an Professor v. Khull angeregt hat. Denn gerade Rosegger ist nie ein Freund unfruchtbarer Theorien oder gewaltsamer Eingriffe in sein Bauerntum gewesen. Und von Theorien ist Mosdorfers Arbeit in der Tat vollkommen frei. An deren Stelle setzt sie vielmehr klipp und klar lauter positive, gesunde, weil praktisch ohne besondere Schwierigkeit durchführbare Vorschläge. Dafür, daß sie wirklich durchführbar sind, spricht vor allem der Umstand, daß sie zum Teil bereits wirklich durchgeführt, und zwar von der zwingenden Not des Krieges durchgeführt sind. Das Columbusei, das Mosdorfer hier im wahrsten Sinne des Wortes geschaffen hat, besteht nur darin, daß er jene bereits bestehenden, aber nur von den augenblicklich bewehrten Händen der Staatsgewalt zeitweise gehaltenen Anordnungen durch den kräftigen Druck eines Volksgesetzes dauernd hinstellt. Neben diesem Hauptvorzug ihrer Durchführbarkeit haben die Vorschläge aber noch zwei andere Eigenschaften, von entscheidender Wichtigkeit: Erstlich, daß sie im Falle ihrer Erfüllung unbedingt eine Hebung unseres Bauernstandes herbeiführen müssen, und zweitens, daß sie das innerste, das seelische Wesen unseres Bauerntumes völlig unberührt lassen. Das eine aber ist so nötig wie das andere.

Um das klarzumachen, seien die zwei Angelpunkte der ganzen Schrift hier näher betrachtet. Die zwei Gesetze, die Mosdorfer als erste Voraussetzung für die Hebung des Bauernstandes verlangt, sind: ein Grundbearbeitungs- und ein Grundverkehrsgesetz. Das erstere Gesetz zwingt jeden, der Grund und Boden hat, diesen nicht bloß zu Sport- und Vergnügungszwecken zu benützen, sondern ihn wirklich zu bebauen. Der Grund hiefür leuchtet uns heute wohl allen ein: Kein Geringerer als Bismarck hat ihn übrigens einmal in die treffenden Worte gekleidet: „Man verwandelt den Ackerboden eines Landes nicht ungestraft in Tennisplätze und Jagdgründe!“ Daß ein solches Gesetz dem Bauern nur nützen und nicht etwa in seine, am liebsten ganz ungestörte und seinem Walten überlassene Wirtschaftsform als ein Fremdkörper eingreifen würde, ist schon deswegen klar, weil jeder wirklich echte Bauer seinen ihm von Gott anvertrauten Boden schon von selbst in einer Weise betreut, wie kaum irgendein anderer Stand sein Arbeitsgebiet. Außerdem aber klärt Mosdorfer seinen

gern amerikanisch tuenden Grazer Großstadt-Gentlemen als ein bißchen gar zu mißtönend fremdartig empfunden ward. Allein wie immer man sich dazu auch stellen mochte, das wichtigste daran war, daß man in weiteren Kreisen über den Bauernstand nachzudenken begann. Freilich, was man so Denken nennt, war es zunächst eigentlich nur bei recht Wenigen. Bei den meisten war es ein Reden, allerdings ein recht lebhaftes Reden: „Diese verfl . . . . . . wucherischen Bauern, die jetzt im Krieg ihren Hauptprofit machen und sich voll anfressen und gar noch schuldenfrei werden! . . .“ u. s. w. Aber ein solches „Reden“ hatte wie jedes menschliche Reden auch Gegenreden zur Folge. Und als ich mir in der Grazer Tagespost (vom 24. Dezember 1916) anläßlich einer Buchbesprechung bescheiden zu sagen erlaubte, daß es doch eigentlich ein Glück sei, wenn unser Bauernstand wirklich schuldenfrei würde, und daß man doch ein wenig auch die ungeheuren Blutopfer der im Felde stehenden und die ganz unermeßliche Arbeitsleistung der wenigen zuhaus gebliebenen Bauern und der Bauernfrauen und Bauernkinder bedenken möge, da wurde mir nicht nur keine Gegenrede, sondern vielmehr die erfreuliche Auszeichnung zuteil, daß meine Worte in verschiedenen anderen Zeitungen nachgedruckt wurden. Ja noch mehr; der in seiner klaren Schlichtheit prächtige Vortrag, den der Pfarrer Zenz von St. Kathrein am Hauenstein im Rittersaale zu Graz „zur Versöhnung von Stadt und Land“ hielt, war überraschend gut besucht und fand den ungeteilten Beifall der — Städter. Und um zum Schluß zu kommen: man sieht alles in allem genommen doch schon jetzt die hocherfreuliche Tatsache, daß wir Stadtleute im Grunde doch Leute sind, die mit sich reden lassen und daß schließlich doch auch in der Stadt unsere gesunde heimische Eigenart noch immer den Sieg davonträgt. Den Sieg sowohl über fremdartige fein gesponnene Theorien, als auch über bodenständigen Grant, Ärger und Grobianismus. So ergibt sich schließlich aus dem Durchpflügen all der Meinungen doch ein guter Ackergrund, aus dem fruchtbringende neue Ideen und wohl auch Taten aufsprießen können.

Als die erste dieser erfreulichen Taten nun möchte ich das kürzlich erschienene Schriftchen des k. k. Ingenieurs B. Mosdorfer bezeichnen, das „Reformvorschläge zur wirtschaftlichen Hebung des Bauernstandes“ geben will. Wenn dieses Büchlein vor dem Kriege erschienen wäre, so hätte es bestenfalls 100 Leser gefunden und wäre wohl kaum irgendwie weiter beachtet worden. Jetzt aber ist es gerade im richtigen Augenblick zur Welt gekommen. Beweis dessen ist vor allem die Tatsache, daß es in allen steirisch-kärntnischen Tageszeitungen ausführlich besprochen und binnen wenigen Wochen in der ersten Auflage nahezu vergriffen ward. Das ist nicht nur ein deutlicher Beweis für das erwachte Interesse der Zeit, sondern das hat auch in der Schrift selbst seine Ursache. Was an

diese ohnedies in ihrem Erbteil geschädigten Kinder zu retten. Während er doch das einfache Mittel hätte, das noch vorhandene Geld einfach einzusperren.

Ich wollte mit der Heraushebung dieser zwei Gesetzesvorschläge — wenn auch nur in sehr laienhafter Form — nur dargetan haben, auf welch gesunden Grundlagen Mosdorfers Arbeit aufgebaut ist. Alle übrigen Vorschläge Mosdorfers ranken sich um diese zwei Grundforderungen.

Eine ganz hervorragend glückliche Idee (wieder ein Ei des Columbus!) war zum Beispiel der von ihm aufgestellte Begriff des „Besitztyps". Er untersucht nämlich, welche Flächenausdehnung des Bauerngrundes für eine richtige, gutgehende Bauernwirtschaft am zuträglichsten ist. Nachdem er diese Größe gefunden hat, vergleicht er sie nun in den drei Gebieten: Ober-, Mittel- und Untersteiermark mit den tatsächlich vorhandenen Bauerngütern. Es ergibt sich dabei für Obersteier ein unverhältnismäßiges Überwiegen zu großer Güter (Großgrundbesitze), für Untersteier dagegen ein ebensolches Überwiegen zu kleiner (zertrümmerter) Bauerngüter (Bauernproletariat). Nur in Mittelsteiermark ergaben sich im allgemeinen befriedigende Verhältnisse. Mit dieser ganz einfachen Feststellung ist natürlich eine ausgezeichnete Handhabe für jede weitere Agrarpolitik gegeben. Ebenso gesund, ebenso aus dem praktischen Leben gegriffen (Mosdorfer ist selbst langjähriger, eifriger Landwirt) sind auch alle seine anderen Vorschläge (Bauernschulen, Dienstbotenordnung, Hagelversicherungen, Kreditwesen, Unkrautbekämpfung 2c.), auf die wir hier nicht weiter eingehen wollen.

Es sei mir am Schlusse der Besprechung dieses nicht genug zu empfehlenden Büchleins, dessen Forderungen nach dem Kriege Forderungen des ganzen Volkes werden müssen, nur noch gestattet, eine Seite des Bauerntums zu berühren, die meinem Berufe noch näher liegt, als die agrarpolitische. Ich meine die psychische Bedeutung des Bauernstandes. Der Krieg hat uns allen mit einer Deutlichkeit, die wohl gar nichts mehr zu wünschen übrig läßt, belehrt, wie notwendig uns unser bäuerlicher Nähr- und Wehrstand ist. Und wenn das Interesse aller Kreise für unseren Bauernstand jetzt so urplötzlich erwacht ist, so geht diese Liebe buchstäblich „durch den Magen". Rosegger sagt im eingangs erwähnten Aufsatz vom Jahre 1883 sehr richtig: „Wie der Bauer schön ist nur in seiner Arbeit, so ist auch sein Wert uns Städtern nur in seiner Arbeit ersichtlich." Für die breiten Massen wird es auch wohl in aller Zukunft bei dieser „Magenliebe", die freilich die sicherste Liebe ist, bleiben. Aber wir dürfen deshalb auf die seelische Bedeutung des Bauernstandes doch nicht ganz vergessen. Im genannten Briefe an Professor v. Khull hat das wieder Rosegger selbst mit wenigen Worten treffend ausgesprochen, wenn er sagt: „In seinen

Vorschlag noch ausdrücklich dahin auf, daß er durchaus nichts mit dem jetzt während des Krieges vorübergehend eingeführten Produktionszwang gemein habe. Dieses Gesetz hätte sich nicht gegen den Bauern, sondern nur gegen die „extensive" Bodenkultur volksfremder Großgrundbesitzer und Güterschlächter zu richten und müßte außerdem durch eine zum großen Teil aus tüchtigen Bauern bestehende Grundbearbeitungskommission gehandhabt werden. Das zweite Gesetz, das „Grundverkehrsgesetz", das ebenfalls (freilich nur für die Kriegszeit) noch von unserem verstorbenen alten Kaiser (mit Verordnung vom 9. August 1915) in Kraft gesetzt wurde, gebietet, daß ein einmal in Bauernhänden befindlicher Besitz nie mehr in die Hände von nicht berufsfähigen Landwirten übergehen darf. Die ganz ungeheure, entscheidende Bedeutung eines solchen Gesetzes, das nach Mosdorfer eben auch nach dem Kriege, und zwar für alle Zukunft, gelten müßte, ist ohneweiters klar. Jede Bauernlegung, jede Güterzerstücklung müßte dann automatisch aufhören. Was wir jetzt an Bauerngut unser eigen nennen, muß Bauerngut bleiben — für alle Zeiten. Es ist in der Tat ein Vorschlag, der, nachdem er ausgesprochen ist, so klar und selbstverständlich erscheint wie eben — nun — wie eben ein richtiges Ei des Columbus. Wie notwendig aber ein solches Gesetz ist, das wird jeder zugeben müssen, der da weiß, daß im Zeitraum von 1811 (laut der statistischen Aufzeichnungen Erzherzog Johanns) bis 1911 (laut der Ergebnisse unseres statistischen Landesamtes) nicht weniger als 10.000 Bauerngüter allein im steirischen Mürzgebiet, und daß in der kurzen Spanne Zeit von 1903 bis 1912 in Steiermark allein 3252 Bauernbesitzungen mit 55.104 ha abgestiftet worden sind! Man denke nur einmal aus, was das heißt! Diese Unsumme von Volksnahrung! Dieses Riesenkapital an steuerkräftigem Staatsgut! Dieses prachtvoll blühende Gut gesunder Menschenleiber! Dieses Heer der besten Soldaten! Und nicht zuletzt — dieser ungeheure Fonds an natürlicher, kräftiger, nicht angekränkelter, frischfröhlicher Lebens- und Weltanschauung! — Hier muß der Staat einschreiten, wenn er nicht absolut Selbstmord begehen will. — —

Man greift sich an den Kopf, wie es nur überhaupt möglich war, einem solchen offenkundigen Schaden so lange ruhig zuzusehen. — Mehr als verkehrt und völlig unbegreiflich aber erscheint gerade nach diesem Gesetzesvorschlag, daß wirklich allen Ernstes die Lehrmeinung ausgesprochen werden konnte, es sei zu nichts nütze, wenn der Staat diesen Untergang künstlich aufhalten wolle. Wo er doch so leicht aufzuhalten ist! Wo doch ein solches Gesetz ihn augenblicklich aufhalten müßte! — Es kommt mir das in der Tat genau so vor, als wie wenn ein Familienvater, der sieht, wie seine minderjährigen Kinder seine Gelder vergeuden, die Hände in den Schoß legen und einfach sagen würde: Es nützt nichts,

Wollten die Völker diesen Krieg?

Die sozialdemokratische Presse aller Nationen versichert, die Völker hätten nirgend und niemals den Krieg gewollt, sie hätten ihn verabscheut und zu verhindern getrachtet; ein Teil dieser Presse macht die Regierungen schlechtweg für den Riesenkampf verantwortlich, ein Teil die feindlichen Staatsleitungen und ein kleiner Teil, der auch jetzt noch parteiische Sonderzwecke verfolgt, wo es sich um Sein oder Nichtsein der Gesamtheit handelt, klagt die eigene Regierung an. Die letzten Urheber der furchtbaren Katastrophe, die über die halbe Welt hereinbrach, zu entlarven, wird erst einer künftigen Forschung vorbehalten bleiben, denn wir stehen noch mitten in den Ereignissen und sind außerstande, sie richtig einzuschätzen und zu werten. Aber immerhin können wir schon einiges Untersuchungsmaterial für jene künftige Forschung sammeln, und so soll geprüft werden, ob wirklich alle Völker, die heute unter Waffen stehen und größte Blutopfer bringen, so unbedingt friedensfreundlich waren, wie von mancher Seite behauptet zu werden pflegt. Und zu diesem Zweck muß man die Einmischung jener Staaten, die ganz und gar freiwillig und bedachtsam an dem Kampf teilnehmen, einer Untersuchung unterziehen. Es sind dies Italien, Portugal und Rumänien, während Bulgarien und die Türkei aus dem Selbsterhaltungstrieb heraus gezwungen waren, einzugreifen. Ein siegreiches Rußland würde den Türken zumindest Konstantinopel rauben und die Bulgaren wußten nach den Erfahrungen, die sie mit ihren einstigen Bundesgenossen am Schluß des Balkankrieges machten, was ihnen bevorstand, wenn die Entente triumphierte! Italien, Portugal und Rumänien hingegen können keinerlei moralische Gründe für ihre Teilnahme an dem Krieg geltend machen Sie stürzten sich sehenden Auges und freiwillig in den Hexenkessel der Schlachten, dem sie ebenso gut und mit größter Berechtigung fernbleiben konnten. Monatelang, ja jahrelang sahen sie mit Gewehr bei Fuß dem Zerfleischen ringsum zu, um schließlich wohlüberlegt und nicht etwa durch ihre Regierungen überrascht und überrumpelt einzugreifen. Und da sollen wir glauben, daß das italienische, das portugiesische und das rumänische Volk wahrhaft friedensliebend war und nur durch „gewissenlose Hetzer“ mitgerissen wurde?

Eine launige Anekdote erzählt, der Hausierer Schmul habe beim Richter den Hausierer Kohn verklagt, weil der Kohn ihm eine Ohrfeige geben wollte. Verwundert fragte der Richter den Schmul, woher er denn wisse, daß der Kohn ihn ohrfeigen wollte. Darauf sagte Schmul: „Er hätt' mich doch nicht geohrfeigt, wenn er es nicht wollte!“ Und so können auch wir fragen: Hätten uns Italien, Portugal und Rumänien den Krieg erklärt, wenn sie den Krieg nicht wollten? Sicherlich nicht. Man konnte genau verfolgen, wie diese Staaten sich fieberhaft rüsteten

altväterischen sittlichen Eigenschaften soll unser Bergbauer im ganzen bleiben, wie er ist . . .; es wäre sehr wichtig, alte Rechtschaffenheit, Arbeitsamkeit und Fröhlichkeit aufzuwecken, Tugenden, ohne die es kein Deutschsein gibt!" Jawohl! Darin liegt der zweite, meiner Ansicht nach mindestens ebenso wichtige Grund zur unbedingt nötigen Rettung unseres Bauernstandes: Nicht nur für den Magen, sondern auch für die Seele unseres Staates und besonders unseres Volkes ist der Bauer eine unbedingte Notwendigkeit. Gleichwie im Wesen jedes einzelnen Menschen unter all den vielen oberflächlichen Schwingungen seines Wesens, seiner Weltanschauung und seines ganzen Seelenlebens doch ein Grundton als ein Orgelpunkt durchklingen muß — wenn der betreffende Mensch eine gesunde Persönlichkeit sein will, so muß auch in dem Wesen, in der Weltanschauung, mit einem Worte in der Seele eines Volks- und Staatskörpers ein solches grundtönendes Element bestehen, das ihm seine Eigenart verleihen und erhalten muß, soll dieser Staats- und Volkskörper nicht seelisch zugrunde gehen. Und dieses Element sind unsere Bauern. Ein Altmeister deutscher Volkswissenschaft, Wilhelm Heinrich Riehl hat das schon vor 60 Jahren in treffender Weise ausgedrückt,* indem er die Bauern als die für das gesunde Staatsleben unerläßlichen „Mächte des Beharrens" bezeichnet hat. „Bei dem Bauernstande", sagt er — und der Satz gilt heute so wie Anno 1850 — „bei dem Bauernstande liegt der Punkt, wo Politik und Nationalökonomie zusammenfallen, wo die kranke Politik nationalökonomisch kuriert werden kann. In dem Bauernstande allein noch ragt die Geschichte alten, deutschen Volkstums leibhaftig in die moderne Welt herüber. Es ruht eine unüberwindlich konservative Macht in der deutschen Nation, ein fester, trotz allem Wechsel beharrender Kern und das sind unsere Bauern. Will sich's der Staat angelegen sein lassen, daß der deutsche Bauer in seinem historischen Charakter auch künftigen Geschlechtern erhalten bleibe, dann kann er weiter nichts tun, als daß er störende und zersetzende Einflüsse von dem Bauernstande fern hält, seine ökonomische Lage bessert und ihm mehr und mehr zum festen Grundbesitz wieder zurückführt. Der Bauer wird dann mit der zähesten Liebe an der bestehenden Staatseinrichtung hängen. Und wenn er selbst hie und da murrte und brummte, zu einer mutwilligen Empörung wider die Staatsgewalt, zu einer Zertrümmerung der gesellschaftlichen Grundverhältnisse wird es der Bauer nie und nimmer kommen lassen. Der Bauer ist die erhaltende Macht im deutschen Volke: so suche man denn auch, sich diese Macht zu erhalten!"

* W. H. Riehl, „Die bürgerliche Gesellschaft", 2. Band der „Naturgeschichte des Volkes", Stuttgart und Tübingen bei Cotta (1. Auflage 1851; 11. Auflage 1903).

und Feigheit, keineswegs ihre Friedensliebe! Doch nehmen wir selbst an, gewissenlose Agitatoren, die über reichliche Geldmittel und ein gesundes Mundwerk verfügten, führten das Volk irre; wäre es dann zu entschuldigen? Auch dann nicht. Die Tatsache zeigte nur, daß der ganze Parlamentarismus auf einen Trugschluß, auf falschen Voraussetzungen beruht. Hat das Volk keine eigene feste Meinung, keinen bestimmten politischen Willen, unterliegt es der Verführung durch Geld und Worte, dann hat der ganze Parlamentarismus keinen Zweck, wird zum Unsinn und überflüssig. In diesem Fall wären es die Parteihäuptlinge, die nach Gefallen die Stimmung der Massen beeinflussen und das Ergebnis aller Wahlen wäre nicht der Ausdruck der „wahren Volksmeinung", sondern der Erfolg demagogischer Wühlarbeit.

Wer demnach darauf besteht, das italienische, portugiesische und rumänische Volk wollte „eigentlich" keinen Krieg, der gibt zu, daß das parlamentarische System ein Unding ist, denn dieses System setzt voraus, daß es den Mehrheitswillen zur Geltung bringt.

Allerdings hat es den Anschein, als wollte das Volk in Italien, Portugal und Rumänien den Krieg nur so lange er ungefährlich schien, und erst nachträglich, da er so furchtbares Elend bringt, redet es sich auf „Verhetzung" und „Irreführung" aus. Wer sich so leicht „verhetzen" und „irreführen" läßt, ist für den Besitz des wichtigsten politischen Rechtes, des Wahlrechtes, unreif.

Die sozialdemokratische Presse wird ihre beliebte Theorie von der „Friedensliebe der Völker" entweder fallen lassen müssen oder ist zum Geständnis gezwungen, daß der Parlamentarismus Bankrott machte, weil auch die aus allgemeiner Wahl hervorgegangenen Volksvertretungen nicht den „wahren Willen" des Volkes darstellen.

Nun gibt es einen Staat, der trotz aller Drohungen unserer Feinde und trotz schrecklicher Bedrückungen bisher dem Kriege fernblieb: Griechenland. Aber hier war es nicht das „Volk", das die Neutralität durchsetzte, sondern es war der König, der sich nicht unter das Joch der Kriegshetzer beugte. Wäre es nach dem Willen des verschlagenen und ehrgeizigen Venizelos gegangen, dem wohl die Mehrheit der Hellenen anhing, so stünde jetzt auch Griechenland in Flammen.

Nach all dem scheint es doch recht zweifelhaft, „daß die Völker diesen Krieg nicht wollten . . .", denn wo wir die Verhältnisse zu überblicken vermögen, wollten sie ihn! —

Seit diese Betrachtungen angestellt und niedergeschrieben wurden, vollzogen sich zwei weltgeschichtliche Ereignisse von hochpolitischer Bedeutung: Die Vereinigten Staaten von Nordamerika erklärten an das Deutsche Reich Krieg und Rußland entthronte seinen Zaren — wenngleich noch niemand sagen kann, ob es dadurch zur Republik wurde oder Monarchie blieb.

und ihre Völker hatten reichlich Zeit, sich dagegen zu wehren. Sie taten es nicht; verschwindend kleine Gruppen, die gewiß nicht das Volk repräsentierten, veranstalteten schwächliche Friedensdemonstrationen, von deren Wirkungslosigkeit sie selbst überzeugt sein mußten, und die breiten Massen unterstützten die Kräfte, die einer „Intervention“ zustrebten. Das italienische Parlament ebenso wie das portugiesische und das rumänische, ohne geltend machen zu können, bedroht oder gar angegriffen zu sein, stimmte allen Vorlagen zu, die mit mathematischer Sicherheit zum Blutvergießen führten. Man kann höchstens einwenden, nicht Portugal habe dem Deutschen Reich den Frieden aufgesagt, sondern der Krieg sei ihm erklärt worden. Aber als es daranging, deutsche Schiffe zu stehlen, wußte wohl der dümmste Portugiese, wozu sein Diebstahl führen mußte. Niemand in Lissabon durfte erwarten — und niemand erwartete es — daß sich das Deutsche Reich so mir nichts dir nichts berauben lassen würde. Die Wegnahme der Schiffe erfolgte im vollen Bewußtsein der unausbleiblichen Konsequenzen. Es kommt ja nie und nimmer darauf an, wer die förmliche Kriegserklärung ausspricht, sondern einzig und allein darauf, wer tatsächlich ein friedliches Nebeneinanderleben unmöglich macht!

So steht es zweifellos fest, daß die Regierungen der drei genannten Staaten, von ihren Parlamenten fast einmütig unterstützt, das Kriegsbeil gegen die Mittelmächte ausgruben, wobei Italien und Rumänien überdies vertragsmäßig verpflichtet waren, uns beizustehen. Man tat es nicht, man begnügte sich nicht einmal damit, auch nur eine neutrale Haltung einzunehmen, sondern fiel uns in den Rücken, in dem Glauben, dies könnte ohne besondere Gefahren geschehen.

Die Parlamente der drei Staaten gingen aus allgemeinen Volkswahlen hervor und verkörpern den Volkswillen. Was sie sagten und taten, sagten und taten sie im Namen des Volkes. Bedarf es noch eines weiteren Beweises für die Kriegslust der Italiener, Portugiesen und Rumänen selbst?

Manche sozialdemokratische Parteiorgane behaupten gleichwohl immer wieder, die Völker wollten den Krieg nicht — sie seien auch dort, wo ihm ihre Vertretungskörper zustimmten, für den Frieden gewesen . . . Aber wir erinnern uns nur zu gut, daß die „Völker“ in ihrer überwiegenden Mehrheit von Begeisterung zu Begeisterung taumelten, als Italien und Rumänien darauf ausgingen, Österreich-Ungarn zu berauben, als Portugal Schiffe von großem Wert stahl. Freilich meinten die breiten Massen damals noch, sie brauchten den umstellten Mittelmächten einfach den Dolch zwischen die Rippen zu bohren, ohne dabei selbst Schaden zu nehmen. Freilich, hätten sie gewußt, der Krieg würde ihnen sehr, sehr teuer zu stehen kommen, dann hätten sie es vermutlich vorgezogen, ungefährdete Zuschauer zu bleiben. Das beweist aber nur ihre Kurzsichtigkeit

Großfürstenpartei gegen den wahren Willen des Volkes" gerasselt hatte, und die Vertreter der Arbeiterschaft und der Bauern, soweit man den Zeitungsberichten trauen darf, lassen „Resolutionen" vom Stapel, die bald Fortsetzung des Krieges, bald sofortigen Frieden fordern. Mit der Friedensliebe an sich scheint es auch in dem unheilig gewordenen Rußland nicht allzu weit her zu sein — auch dort wollen breite Schichten den Krieg, und sollte es dennoch zu einem vorzeitigen oder einem Sonderfrieden kommen, so geschähe dies sicherlich aus Gründen, die mit internationaler Friedensliebe wenig zu tun haben. Nur dann würde die russische Demokratie das Schwert niederlegen, wenn sie ein Weiterkämpfen für aussichtslos hielte, oder wenn sie fürchtete, neue Mißerfolge an der Front könnten eine zaristische Gegenrevolution fördern.

So sieht der Friedenswille und die Friedensliebe des demokratischen Nordamerikaners und des demokratisch gewordenen Rußland aus!

H. L. R.

Die Bibliothek Robert Hamerlings.

Mit Authentischem über des Dichters Geburtsstätte. Von **Michael Maria Rabenlechner.**

Hamerling war ein eifriger Sammler. Er berichtet hierüber mit großem Behagen in seiner Selbstbiographie, wo er von dem gewissen, früh in ihm lebendig gewordenen Drange nach „Universalität", nach Allseitigkeit der geistigen Richtungen und Bestrebungen redet. „Von demselben Triebe dürften auch meine Sammlungen Zeugnis geben, die Art, wie ich da mit geringen Mitteln und in meist bescheidenem Maßstabe immer etwas Abgerundetes, Ganzes oder wenigstens die Ganzheit Vertretendes in guter Ordnung herzustellen bemüht war. So vereinigte ich im Laufe der Jahre eine Münzsammlung, fast nur aus Kupfer- und kleineren Silberstücken bestehend, aber einen wohlgeordneten Überblick über das in diesem Fache Bedeutsame und Charakteristische der Zeiten und Völker gewährend, desgleichen eine Mineraliensammlung, nicht reich an teuren Prunkstücken, aber eine fast lückenlose Überschau des Kennenswertesten. . . . Von Büchern haben sich im Laufe meines Lebens nunmehr gegen 4000 Bände bei mir angehäuft — auch sie kein bunter Wust, sondern eine gewählte Gesellschaft von Vertretern aller Literaturen und Wissenszweige."

So der Dichter in den „Stationen". Und von diesen drei Sammlungen hat sich erfreulicherweise jede in ihrer Gänze erhalten. Die reichhaltige Mineraliensammlung, von der jedes Stück von des Dichters eigener Hand bezeichnet ist, erwarb Dr. Bruno Brukner, der Sohn von Hamerlings Jugendfreund, der sie noch heute pietätvollst hütet (Herr

Die Vereinigten Staaten führen mit den Deutschen Krieg, ohne irgendwie in ihren Lebensinteressen oder an ihrer Ehre bedroht zu sein, sie stürzten sich in das Abenteuer, weil sie nach ihrer Ansicht für „Menschlichkeit, Völkerrecht und die Rechte der kleinen Staaten" kämpfen müssen. Freilich wird man sich gerade jetzt wieder in Spanien mit Bitterkeit an den Raub seiner Kolonien durch die Union erinnern, der gar nicht so weit zurückliegt . . . Die Nordamerikaner ziehen für den Geldbeutel ihres nach England, Frankreich und Rußland Munition liefernden Großkapitals vom Leder. Dr. Karl Renner, der geistvollste sozialistische Schriftsteller Österreichs, bemühte sich nun, die Haltung der Union mit seinem unbewiesenen Grundsatz, die Demokratie sei friedliebend, in Einklang zu bringen, weshalb er schreibt, nur die „Bourgeoisie" Amerikas entfesselte ihn. Wirklich **nur** die Bourgeoisie? Der Kongreß in Washington nahm mit allen gegen nur rund fünfzig Stimmen die Kriegsbill des Präsidenten Wilson an und auch die ärmlichen Fünfzig begnügten sich mit einem bloßen „Nein", dessen Bedeutungslosigkeit ihnen gewiß klar war. Ja, ist denn die Union keine Demokratie? Ist der Kongreß nicht ein Kind des allgemeinen Wahlrechtes? Und wählen die Amerikaner nicht Männer, die den „Volkswillen" zum Ausdruck bringen? Oder sind diese etwa gekauft oder irregeleitet? Oder ist die Bourgeoisie in den Vereinigten Staaten zahlenmäßig so stark, daß sie dadurch über eine Mehrheit im Parlament verfügt? Oder endlich, tut Dr. Renner den Tatsachen Gewalt an, um nicht eingestehen zu müssen, daß das amerikanische **Volk** selbst den Krieg wollte und will?

Seltsam mutet auch die Stellungnahme des Sozialdemokraten Karl Leuthner zu dieser derzeit jüngsten Kriegserklärung an: Er bemängelt die Kurzsichtigkeit der deutschen Diplomatie, die noch im Juli 1914 an ein wohlwollendes Verhalten der Union Deutschland gegenüber glaubte. Mag sein, daß die Diplomatie nicht jenen erwünschten Weitblick besaß, der uns von Vorteil gewesen wäre, aber von der österreichischen Sozialdemokratie hätte sie **doch** nichts lernen können, denn diese sandte noch anfangs 1917 an Woodrow Wilson ein begeistertes Zustimmungstelegramm anläßlich seiner Friedensnote, als er bereits zum Krieg gegen uns rüstete! Unsere lehrhaften Sozialdemokraten waren also nach den Erfahrungen von 29 Kriegsmonaten nicht scharfsichtiger, als die zünftigen Diplomaten von 1914, da diese völlig neuen Verhältnissen gegenüberstanden . . .

Und die russische Demokratie, bedeutet sie Krieg oder Frieden? Wird sie das Schlachten fortsetzen, das nach Ansicht demokratischer Kreise nur die „zaristische Autokratie" verschuldete, oder wird sie Frieden schließen, ehe die englische Rachgier gegen Deutschland gestillt ist? Die nagelneuen Herren in Petersburg rasseln ebenso mit dem Säbel wie die „verruchte

bewußtseins in der Ostmark und Gründer der Hamerlingstiftung — der niederösterreichische Turngau — 1892." In das größte der sechs Zimmer (das sogenannte große Lehrzimmer), und zwar dessen ganze, große Rückenwand bedeckend, ward ein Ölgemälde aufgehängt, eigens vom Wiener Maler Fischer für diesen Zweck angefertigt, Hamerlings Germanenzug darstellend — (die Physiognomien einzelner Germanen auf diesem Bilde zeigen ausgesprochene Porträttreue von einigen Führern der damaligen deutschnationalen Bewegung in Österreich) —; in ein zweites Zimmer (das sogenannte Hamerling-Gedenkzimmer) wurden dann einige Möbel gebracht, die der Dichter besessen, ein Schlafstuhl, ein Schubladkasten, ein Bücherkasten (hier findet sich auch das Münzkästchen des Dichters); in ein drittes Zimmer aber, gleich rechts vom Eingange, ward die von Schönerer aus Hamerlings Nachlaß erworbene Bibliothek des Dichters in großen eichernen Kasten aufgestellt und in diesem Zimmer wurde dann auch ein mächtiges erzbeschlagenes Fremdenbuch aufgelegt; schließlich wurde rückwärts in dem zum Hause gehörigen Gärtchen eine marmorne Bismarckbüste aufgestellt und in der Veranda, die durch eine Stiege dieses Gärtchen mit dem Hause verbindet, wurde eine lange goldene Inschrift — Zweck und Tendenz der Hamerlingstiftung verkündend — eingekittet. An der rechten Außenlängsseite des Hauses aber mauerte man die am ursprünglichen Häuschen angebrachte Marmortafel ein, gab aber der Inschrift eine neue erste Zeile, so daß sie jetzt lautet: „Hier stand das Geburtshaus des Dichters Robert Hamerling."

Als nun dieses Haus der Hamerlingstiftung also fertig war, trat Schönerer an die Gemeinde Kirchberg am Walde heran, diese möge das Haus in ihr Eigentum übernehmen, gegen die Verpflichtung, in dem Hause einen Kindergarten zu errichten und zu erhalten. Aber der Bau des Hauses hatte die ganzen zur Verfügung gestandenen Mittel der Hamerlingstiftung aufgebraucht — ein Kapital war nicht mehr vorhanden und so wagte die Gemeinde Kirchberg am Walde, die bedingungsweise angebotene Schenkung als für sie zu kostspielig nicht anzunehmen. Schier zwanzig Jahre blieb so das Haus unbenutzt stehen. Wohl vernahm man einmal, die „Südmark" übernehme das Haus, dann, wie uns Reichsratsabgeordneter Fißlthaler mitteilte, schwebten ernstliche Verhandlungen zwischen Schönerer und dem niederösterreichischen Landesausschusse — aber es kam zu keinem Resultate. Da, schon begannen sich am Hause außen deutliche Defekte zu zeigen (ein so lange unbewohnter Bau ist den Unbilden der Zeit ungleich stärker ausgesetzt wie ein benützter), entschloß sich Schönerer, mit der Gemeinde Kirchberg am Walde neuerlich in Fühlung zu treten und ihr im Falle der Annahme des Hauses lediglich moralische Verpflichtungen aufzuerlegen. Jetzt willigte Kirchberg am Walde ein und der bezügliche, vom Notar Dr. Hermann Suchomel

Dr. Brukner erwarb und besitzt auch das Porträt des Dichters von Glantschnigg und den Bronzeguß von Brandstetters „kranzwindender Muse“, das Geschenk von Verehrern des Dichters zu Hamerlings 59. Geburtstag); die Bücher- und Münzensammlung aber befindet sich in Kirchberg am Walde — und zwar im „Hause der Hamerlingstiftung“ daselbst. Von dieser umfangreichen Büchersammlung Robert Hamerlings soll nun im folgenden eingehend die Rede sein.

* * *

Das Haus der Hamerlingstiftung in Kirchberg am Walde steht auf dem Boden von Hamerlings Geburtshaus.

Das Geburtshaus Hamerlings in Kirchberg am Walde war ein ebenerdiges Häuschen mit sechs Fenstern Gassenfront und führte die Orientierungs-Nummer 88; eine marmorne Gedenktafel zwischen zwei Fenstern trug die Inschrift: „Geburtshaus des Dichters Robert Hamerling“. Es stand bis ein Jahr nach des Dichters Tod. Es hatte seit des Dichters Geburt (24. März 1830) wiederholt den Besitzer gewechselt. Zuletzt hatte es einem im Dienste des Kirchberger Schloßbesitzers (Fischer von Ankarn) stehenden Kutscher, namens Klinger gehört. Drei Tage schon nach des Dichters Tod († 13. Juli 1889) war an Klinger der Rosenauer Schloßherr Georg Schönerer herangetreten mit der Aufforderung, ihm das Haus zu verkaufen. Klinger frug zuerst bei Fischer von Ankarn an, ob nicht vielleicht er auf das Häuschen reflektiere. Da dieser ablehnte, wurde vier Tage später der Kauf mit Schönerer perfekt und Hamerlings Geburtshaus ging für 5500 Gulden in den Besitz der von Schönerer ins Leben gerufenen deutschnationalen Hamerlingstiftung über. (Schönerer hatte nämlich das Haus für diese Stiftung angekauft.)

Bis Sommer 1890 blieb das Häuschen stehen. Da erschienen Sommer 1890 eines Tages Maurer und Taglöhner und das (wie uns sein letzter Besitzer Klinger versichert, noch keineswegs baufällige) Haus wurde — man faßt es nicht und es ist doch buchstäblich so — niedergerissen und (nach Entwürfen der Architekten L. Bauer, A. Engert und R. Rubazek) an seine Stelle (von 1891—1893) ein geräumiger Neubau aufgeführt — „Haus der Hamerlingstiftung“ — sechs Gemächer, Vorraum und Küche enthaltend. Vor das neue Haus stellte man eine erzgegossene Büste des Dichters (vom Bildhauer H. Spody), umwölbt von baldachinähnlichem, kupfergedecktem Vorbau, dessen bunt bemalter Stuccoplafond in vier runden Feldern die Hauptwerke des Dichters aufzählt — im Gange, gleich vom Eingang links, aber ward ein Marmorreliefbild Schönerers angebracht, mit der Legende: „Recta sequi — Georg Schönerer, dem Erwecker des deutschen National-

aus dem Holländischen und Flämischen" — „Übersetzungen aus den slawischen Literaturen" — „Übersetzungen aus dem Ungarischen" — „Übersetzungen aus den orientalischen Literaturen" — „Griechische Literatur" — „Römische Literatur" — „Übersetzungen griechischer und römischer Autoren" — „Neulateinische und neugriechische Literatur" — „Bücher in fremden Sprachen mit Ausschluß der französischen, italienischen, englischen, griechischen und lateinischen" — „Philologie und Sprachwissenschaft, Lexika, Grammatiken u. s. w." — „Ästhetik, Kritik, Literatur- und Kunstgeschichte" — „Philosophie" — „Religionsgeschichte und Mythologie (mit Ausschluß der christlich-philosophischen Werke)" — „Geschichte" — „Numismatik, Heraldik" — „Geographie, Topographie, Völkerkunde, Reisen" — „Politik, Sozialwissenschaft" — „National-Ökonomie" — „Finanzwissenschaft" — „Rechtswissenschaft" — „Strafrecht und Polizei" — „Naturwissenschaft" — „Magie, Somnambulismus, Spiritismus, Hypnotismus" — „Medizin, Diätetik" — „Vermischtes" — „Bilderwerke".

NB. Die wissenschaftlichen Werke fremder Sprachen sind in den Verzeichnissen der bezüglichen fremden Literaturen enthalten.

So wörtlich das Inhaltsverzeichnis.

Und nun durchgehen wir die einzelnen Abteilungen des Katalogs. Die deutsche Literatur hat vier Unterabteilungen: I. Gesammelte Werke vermischten poetischen und prosaischen Inhalts. II. Lyrische, epische, dramatische, didaktische Poesie. III. Erzählungsliteratur und Prosa. IV. Vermischtes. Da fällt aber sofort auf, daß sonst in diesem handschriftlich hergestellten Kataloge die Bücher zwar nach Fächern geordnet sind, aber innerhalb dieser Fächer ein Prinzip in keiner Weise eingehalten erscheint; ein Buch so des 17. oder 18. Jahrhunderts unvermittelt neben einem des 19., ein Drama neben einem Lyrikum, ein ernstes Werk neben einer Humoreske, ein Geschichtsschreiber des Altertums neben einem der jüngsten Gegenwart u. s. w. Auch die alphabetische Reihenfolge der Autornamen oder Büchertitel ist nicht berücksichtigt. Man darf wohl annehmen, daß Hamerling seine Bücher in seinen Kästen zwar nach Fächern wohlgeordnet hatte, aber innerhalb dieser Fächer eine weitere Einteilung nicht besaß und daß er bei Anlegung des Kataloges die Bücher aufnahm, so wie sie vor ihm im Kasten standen. Angelegt muß der Katalog erst in den allerletzten Lebensjahren des Dichters worden sein, wenigstens finden sich in ihm (und zwar nicht etwa als Appendizes Werke) noch aus 1887.

Aber blicken wir nun auf ins volle, das heißt weg vom Kataloge und schauen wir — bibliophilen Empfindens voll — aufmerksam hinein in die vollgeöffneten Bücherkasten. Da sind vor allen gleich nach Eintritt links von der Tür zwei Kasten angefüllt mit der deutschen Literatur, in einem dritten Kasten die Franzosen, Italiener, Engländer und das übrige

in Groß-Gerungs ausgearbeitete Vertrag ward am 26. Juli 1912 von Schönerer und der Gemeinde Kirchberg am Walde (Bürgermeister Kaufmann Lambert Zwettler) unterfertigt und so ist gegenwärtig die Gemeinde Kirchberg am Walde Eigner des Hauses der Hamerlingstiftung und seines gesamten Inhalts.

Das Haus war seit Fertigstellung (1893) der Besichtigung zugänglich (der im Nebenhause wohnende Kirchberger Ortsbriefträger Moritz Naßkau war der Hauswart und öffnete im Auftrage Schönerers jedem Interessenten auf Verlangen) —; freilich konnte ein solcher Besuch des Hauses nicht lange dauern und ein Durchstöbern der Bücher konnte dem Besucher noch weniger gestattet sein; doch ließ auch ein kurzer Besuch dem Bücherkenner (beziehungsweise Bibliophilen) ein Urteil zu, zumal die großen Bücherschränke alle während des Besuches stets völlig geöffnet standen. Durch das Entgegenkommen des Bürgermeisters Herrn Lambert Zwettler ward mir nunmehr bei meinem jüngsten Besuche (September 1916) der von Hamerling ganz eigenhändig geschriebene Katalog seiner Büchersammlung zur Durchsicht auf einige Stunden übergeben (diesen Katalog hatte Schönerer zugleich mit der Bibliothek erworben; auch diese kostbare Handschrift ist gegenwärtig Eigentum von Kirchberg am Walde). Es kann also im folgenden über Hamerlings Büchersammlung eingehender als bisher und wohl auch abschließend berichtet werden.*

*
* *

Begeben wir uns demnach nach Eintritt ins Hamerlinghaus sofort in das Zimmer rechts vom Eingange, durchblättern wir aber, ehe wir die geöffneten Bücherkasten in Augenschein nehmen, etwas den Katalog.

Dieser von Hamerling also ganz eigenhändig geschriebene Katalog ist in Kleinquart-Format, umfaßt nicht weniger als 332 beschriebene Seiten (161 paginierte Doppelblätter) und führt den Titel:

„Katalog meiner Büchersammlung nach Fächern geordnet.
Robert Hamerling."

Diese Inhaltsübersicht zählt die Fächer auf und lautet:

„Deutsche Literatur" — „Französische Literatur, Übersetzungen aus dem Französischen" — „Italienische Literatur, Übersetzungen aus dem Italienischen" — „Englische Literatur, Übersetzungen aus dem Englischen" — „Übersetzungen aus dem Spanischen und Portugiesischen" — „Übersetzungen aus dem Schwedischen und Norwegischen" — „Übersetzungen

* Das Folgende ist die Umarbeitung, beziehungsweise Erweiterung eines von mir in Hans Feigls „Bibliophilen Kalender 1913" veröffentlichten Aufsatzes, den ich verfaßte, als ich die Büchersammlung nur oberflächlich zu sehen vermochte und vor allem noch nicht den Katalog eingesehen. — Ich sage an dieser Stelle Herrn Bürgermeister Lambert Zwettler für sein Entgegenkommen besten Dank.

freilich in oft recht minderwertigen Ausgaben. Auch Magnetismus und Magie ist ganz annehmbar vertreten. Unter Philologie fallen zahlreiche alte Grammatiken auf. Viel Veraltetes birgt auch die Geschichte, wie es überhaupt in diesen Rubriken an alten, äußerlich schönen, inhaltlich aber ziemlich wertlosen Schweins- und Kalbslederbänden nicht mangelt. Auch alte, gut erhaltene, zum Teil broschierte Konversationslexika füllen manche Reihen der Schränke. Leider sind manche der Bücher aller Abteilungen zermorscht, sie zerbröseln, wenn man sie zur Hand nimmt, man merkt an ihnen deutlich den verderblichen Einfluß vergangener Feuchtigkeitsaussetzung. Die Geleitsperson gibt uns die Aufklärung, daß die Bibliothek, als sie in 22 Kisten verpackt von Graz nach Kirchberg kam, nicht sofort ausgepackt und aufgestellt ward, sondern leider die Kisten in einem feuchten Gemach deponiert wurden; der untere Teil einer Reihe von Kisten und deren Inhalt litt dadurch überaus.

Unsere Betrachtung, das heißt ein Besuch des Hauses darf auf Grund des Entgegenkommens des Herrn Bürgermeisters Zwettler dauern, so lange es uns nötig erscheint; doch genügt auch ein kurzer Besuch. In wenigen Viertelstunden sind wir zur Erkenntnis gekommen, daß Hamerling gewiß in seiner Bibliothek die verschiedensten Disziplinen vereinigte (wie er in seiner Selbstbiographie betont), „eine gewählte Gesellschaft", daß er aber freilich ein Bibliophile im modernen Sinne des Wortes nicht gewesen, daß er das Buch nicht geliebt als Buch, das heißt keinen Wert gelegt auf wertvolle Ausgaben und Seltenheiten, daß er sich vielmehr die Bände lediglich anschaffte, um sie zu lesen. Vermuten lassen sogar die nicht unhäufig auftretenden Defekta, daß Hamerling als sparsamer* Mann die Ausgabe manchen Klassikers in defektem Zustande erwarb und sich das Fehlende vielleicht durch Reklamebändchen ergänzte, daß er aber trotz alledem eben im Hinblick auf den Genuß, den ihm die Lektüre seiner Bücher bot, zu seinem Freunde Rosegger sagen durfte, seine Bibliothek sei eine der wenigen irdischen Freuden seines Lebens.

Hamerling hat dann testamentarisch verfügt, daß nach seinem Ableben seine Bibliothek verkauft werden solle. Als dann der Dichter gestorben, bewarben sich begreiflicherweise eine ganze Reihe von Händlern, unter anderen auch ein sehr angesehener Wiener Antiquar. Er reiste eigens nach Graz und besichtigte die Sammlung. Als er sie gesehen, lehnte er ab. Schreiber dieses fragte damals erstaunt diesen Antiquar, warum er

* Hamerling kaufte während seines Grazer Aufenthaltes viele treffliche Bücher um einen Spottpreis auf dem sogenannten „Fetzenmarkt". Aber auch bei Berufsantiquaren pflegte er stets zu feilschen und rühmte sich (z. B. Rosegger gegenüber) dessen gerne. Schriftsteller Anton Breitner (seinerzeit in Graz, jetzt in Mattsee) war einst Zeuge, wie Hamerling bei Antiquar Kuranda in der Hans Sachsgasse um ein antiquarisches Exemplar von Webers „Dreizehnlinden" köstlich „handelte".

moderne Schrifttum, weiter die Orientalen und Griechen und Römer und in den übrigen Kasten vor uns und hinter uns die übrigen Disziplinen, ganz in der Reihe, wie sie der Katalog aufzählt, nur daß im Gegensatze zur willkürlichen Aufzählung im Kataloge die Bücher alphabetisch nach den Anfangsbuchstaben der Namen der Autoren aufgestellt sind, so daß die Betrachtung der offenen Bücherschränke eine ungleich leichtere Übersicht bietet als ein Durchblättern des Kataloges.

Uns interessiert natürlich in erster Linie die deutsche Literatur. Die Klassiker sind fast alle vertreten, desgleichen die Romantiker und das junge Deutschland. (Unter den Romantikerausgaben entdecken wir eine interessante einbändige, dickleibige E. T. A. Hoffmann-Gesamtausgabe in Lexikon-Oktav-Format, — erschienen zu Paris, 1841, in Baudrys europäischer Buchhandlung — mit prachtvollem Titelkupfer: E. T. A. Hoffmanns Selbstporträt, umrahmt von den Bildern zur Prinzessin Brambilla in Miniatur-Medaillons.) Von den österreichischen Dichtern fehlen nur wenige — auch die wichtigsten deutschen Poeten der siebziger und achtziger Jahre finden wir. Leider entdecken wir unter den einzelnen bändereichen „sämtlichen Werken" so manches Defektum — es fehlen aus der bezüglichen Reihe häufig ein oder mehrere Bände. Prachtausgaben, wertvolle Erstdrucke, Seltenheiten gibt es recht wenig. Reklambändchen tauchen dafür nicht unhäufig auf. Zahlreiche Bände zeitgenössischer Dichter tragen, wie uns die Geleitsperson mitteilt (und wie wir uns auch überzeugen dürfen), handschriftliche Widmungen, besonders herzliche die Roseggerbücher, die unter anderen auch in den (seither schon recht selten gewordenen) Heckenastschen Ausgaben vertreten sind. Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Jensen, Kastropp, Titus Ullrich, Gilm, Daumer, Hebbel, Bogumil Goltz lugen besonders deutlich hervor. In Daumers „Frauenbildern" befinden sich zahlreiche Papierstreifchen als Lesezeichen; vielleicht ist es dasselbe Exemplar, das die arme „Nora" gelesen, und durch das sie mittelst Lesezeichen mit unserem Dichter korrespondiert. Manches dieser Bändchen deutscher Literatur ist eine schön gebundene Goldschnitt-Miniaturausgabe, wie solche in den Fünfziger- und Sechziger-Jahren Mode waren, die Mehrzahl der Bände aber ist broschiert, aber trotzdem recht gut, das heißt unzerfetzt und rein erhalten. Viele dieser broschierten Bände befinden sich in einem Schutzumschlag von grauem oder blauem Papier, der dann auf der Rückenseite den Titel des Buches in des Dichters zierlicher Handschrift trägt. In dieser Abteilung finden wir auch als abgerissenes Pappbändchen „Johann von Leyden, Wahre Geschichte der Vorzeit (Wien, 1793)", aus der der Dichter als Knabe zuerst vom „Könige des neuen Sion" vernommen (vergl. „Lehrjahre der Liebe", Tagebuchblatt vom 20. August 1850). Reich ist dann auch die italienische Literatur vertreten, desgleichen Philosophie und Philologie. Die hervorragendsten Philosophen aller Zeiten geben sich hier ein Stelldichein,

Münzkästchen dieser Sammlung befindet sich, wie wir bereits oben gehört, mit anderen dem Dichter einst zu eigen gewesenen Möbelstücken in einem Zimmer des Hamerlinghauses, die Münzen selbst aber hat in Rollen wohl verpackt der Bürgermeister in Verwahrung. Das Münzkästchen selbst hat 19 Lädchen, jedes derselben ist außen durch einen schmalen Zettel von des Dichters Hand seinem Inhalte nach beschrieben. Da ist 1 Fach „Griechen und Barbaren“, 5 Fächer „Römer“, 5 Fächer „Deutschland“, 1 Fach „Österreich-Ungarn“, 1 Fach „Frankreich und England“, 2 Fächer „Italien“, 1 Fach „Spanien, Portugal, Schweiz, Schweden, Dänemark“, 1 Fach „Rußland, Polen, Griechenland, Belgien, Holland“, 1 Fach „Amerika, Türkei, China, Japan, Afrika ꝛc.“, 1 Fach „Medaillen ꝛc.“. Herr Bürgermeister Lambert Zwettler gewährte uns bereitwillig Einblick in die in 11 wohlgeordneten Papierrollen aufbewahrten Münzen. (Jede dieser Münzen hat ein vom Dichter eigenhändig beschriebenes, die Münze genau charakterisierendes Zettelchen.) Wir haben diese Münzen mit großem Interesse eingesehen. Aber wir sind viel zu sehr numismatische Laien, um uns über die Sammlung äußern zu dürfen. Uns will dünken, daß der Hauptwert in den römischen Münzen zu suchen sein dürfte. Aber Hamerlings numismatische Kenntnisse waren nicht geringe und vor allem keine einseitigen. Sie fanden überdies bedeutende Förderung durch den Grazer Numismatiker Universitätsprofessor Dr. Fritz Pichler, dem Dichter der „Runen und Reime“.

* * *

Die Bibliothek und die aus Hamerlings Nachlaß herrührenden Einrichtungsgegenstände füllen zwei Zimmer des Kirchberger Hamerlinghauses. In ein drittes, großes, lichtes Zimmer, das oberwähnte sogenannte große Lehrzimmer, hatte gleich nach Übernahme in ihr Eigentum die Gemeinde Kirchberg am Walde die erste Klasse der dortigen Volksschule verlegt, indes ein zweites großes anstoßendes Zimmer, die sogenannte „Halle“, für die Kinder als hygienischer Auskleideraum und als Turnsaal diente. (Im offiziellen Schulgebäude von Kirchberg am Walde herrscht arger Platzmangel.) Alltäglich marschierte demnach die jüngste Kirchberger Schuljugend — Knaben und Mädchen — in die Räume des Hamerlinghauses, hier die Rudimente der Bildung zu empfangen.

Gegenwärtig freilich hat die große Zeit auch dem Hamerlinghaus in Kirchberg am Walde ihr Signum bedeutungsvoll aufgedrückt. Seit Oktober 1915 weht vom Häuschen die Flagge des roten Kreuzes, und ein Täfelchen an dem Hause verkündet: „Rekonvaleszentenhaus des Vereinsreservespitales — Rotes Kreuz-Gmünd“. In den zwei großen Zimmern, wo bis Oktober 1915 die Kinder unterrichtet wurden, be-

abgelehnt und erhielt als Antwort: „Wenn ich aus der Sammlung *ein* Buch heraussuchen sollte, das für mich fünf Gulden Wert hat, es wäre mir unmöglich; an *der* Bibliothek läßt sich wenig verdienen, da ist nur der Name etwas wert; viele Defekta, alte Grammatiken, wertlose Nachdrucke, alte Schweinslederbände mit indes wertlosem Inhalt bilden den Stock — da gibt's für den Geschäftsmann nur wenig Brauchbares!" (*Gegenwärtig* allerdings würde dieser Antiquar speziell bezüglich der Abteilung „deutsche Literatur" etwas optimistischer urteilen, da — aber freilich erst seit wenigen Jahren — die Erstausgaben *auch neuerer* Dichter ziemlich hoch im Kurse stehen.) Schließlich erwarb Schönerer die Bibliothek um eine ziemlich hohe Summe. Der kenntnisreiche Wiener Buchhändler Kubasta stellte dann die Bücher (in selbstloser Hamerlingbegeisterung) im Kirchberger Hamerlinghause auf (Kubista namentlich gebührt das Verdienst, daß nicht noch mehr Bücher durch Feuchtigkeit gelitten; eine Revision der Aufstellung Kubastas nahm dann vor einigen Jahren der kürzlich auf dem Felde der Ehre gefallene Klosterneuburger Gymnasialprofessor Dr. Hackl vor). Auch mit Kubasta sprachen wir über die Bibliothek Hamerlings, bevor wir diese noch kannten, und erhielten ein ähnliches, wenn auch nicht so drastisches Urteil wie das jenes Wiener Antiquars. Der (inzwischen verstorbene) Grazer Rechtsanwalt Dr. J. B. Holzinger, ein echter erstklassiger Bibliophile, der (als Testamentsexekutor Hamerlings) die Bibliothek gleichfalls genau gesehen, wies in seiner Wohnung im Gespräch mit uns nach Kenntnisnahme jener Buchhändlerurteile auf eine kleine Reihe ihm eigener seltener botanischer Werke — vielleicht 50 Bände — und sagte: „Diese kleine Reihe botanischer Bücher gäbe ich für die 4000 Bände der Hamerlingbibliothek nicht her — Hamerling besaß multa, aber nicht multum!"

„Multa, aber nicht multum!" das trifft — *bibliophil* gesprochen — den Nagel auf den Kopf — was aber den Besucher des Bibliothekzimmers wahrhaftig nicht abhält, pietätvoll den Raum zu verlassen, in dem aufbewahrt wird, was unserem großen Dichter zu einer Quelle so hoher ungetrübter Freuden geworden.

Die Gemeinde Kirchberg am Walde bewahrt nun aber auch noch als ihr Eigentum die Münzsammlung des Dichters.

Diese Münzsammlung ging zunächst nach dem Tode der Mutter Hamerlings in den Besitz des Herrn Hugo Karl Grein in Graz über; nach dessen Tode empfing sie zugleich mit einem ansehnlichen Legat* die Hamerlingstiftung; heute besitzt sie Kirchberg am Walde. Das (leere)

* Das „Haus der Hamerlingstiftung" bewahrt die Erinnerung daran durch eine im Gange angebrachte Gedenktafel: „Dem Andenken des am 10. Januar 1894 zu Graz im 27. Lebensjahre verstorbenen Hugo Karl Grein, der in seinem letzten Willen der Hamerling-Stiftung den namhaften Betrag von Eintausend Gulden zugewendet hat."

und drucken lassen solle, was geschehen müsse. Und legte ihm in wenigen Worten einen weltpolitischen Plan vor, wie er einst im Haupte des dummen Jungen entstanden und seither nicht mehr zu ersticken gewesen war. Und fragte ihn um seine Meinung. Der Staatsanwalt, ein gerechter, wohlwollender Mann, schaute mir mitleidig ins Auge und sprach ganz leise: „Mein Lieber! Meine Meinung über diese Sache sage ich Ihnen nicht. Aber das sage ich Ihnen: Wenn Sie Ihren Vorschlag drucken wollten, so müßte ich ihn konfiszieren lassen. Und mehr als das. Man würde einen hochnotpeinlichen Prozeß machen und dem Urheber des Aufsatzes eine Bezeichnung geben, die Ihnen bei Ihrer guten vaterländischen Gesinnung vielleicht nicht lieb sein dürfte."

Also bin ich still nach Hause gegangen und habe weiter geschwiegen.

Im zweiten Jahre dieses Krieges, als die Welschen wieder drohten, las man plötzlich in der Zeitung von einer Absicht unseres alten Kaisers, die meinem geheimen Plan ähnlich sah. Nur enger und schärfer umgrenzt. Es ist nicht dazugekommen. Und ich trage mein erlösendes Geheimnis noch immer mit mir herum und eines Tages wird's mir doch entschlüpfen.

Denn ich bin ein sehr törichter und ein sehr naseweiser Alter.

Da las man:

„Jedes Volk mag sich seinen Herrscher selbst wählen, seine Gesetze selbst machen, innerhalb eines europäischen Völkerbundes, der uns die Urkraft der Wirtschaft und die Eintracht der Wehrmacht sichert." — Und vor allem — füge ich bei, germanisch treue Pflege der ethischen Kultur.

Klingt das nicht etwa ungefähr wie der Traum jener jungen und alten Idealisten, denen man dafür mit dem Knieschеit gedroht hat?

Präsident Wilson, der liebenswürdige Idealist, der so schön von der Befreiung der Völker sprach, und von dem beständigen Frieden und von der Eintracht der Menschen auf Erden, der ist jetzt ein Spießgeselle der Engländer geworden. Anderen amerikanischen Völkern wurde hierauf unheimlich, auch sie erklärten sich zur großen Rotte, wo es ja am sichersten ist. Und wir sind wieder reicher geworden um einige Feinde. Wir zählen die Staaten gar nicht mehr, die gegen uns im Kriege stehen. Unsere Einkreisung war so wie so schon ziemlich lückenlos, da gibt es weiter keine Scherereien.

Nur Rußland will nicht mehr mittun. Seitdem es eine Republik geworden ist, ein Volksstaat, mag es nicht mehr gerne Krieg führen, weil das Volk als solches die Kriege nicht mögen darf. — Aber wir trauen nicht. Wir wissen, daß in den Republiken erst noch die größeren Lumpereien geschehen.

ziehungsweise sich an- und auskleideten, stehen jetzt Betten, und verwundet gewesene Soldaten suchen in der würzigen Luft der Heimat Robert Hamerlings völlige Genesung. Der Bibliotheksraum freilich ist von diesen Erholungsschlafstätten völlig unberührt und abgeschlossen und nach dem Kriege — wie uns Herr Bürgermeister Zwettler mitteilt — wird auch wieder die Schule Einkehr halten und alles wird wieder im Hause genau so werden, wie es gewesen. (Das zierliche Kupferdach des Vestibüles freilich ward der Kriegsmetallsammlung überlassen, und durch ein allerdings gleichförmiges Zinkblechdach mit Graphitanstrich ersetzt.)

Hamerling war ein großer Kinderfreund. Wie konnte das ernste, strenge Dichterauge freundlich blicken, wenn es einem Kinde begegnete; Hamerling war aber auch ein edelster Patriot, glühend für seines Vaterlandes Ehre und Größe.

Aufbauen läßt sich nun einmal das Geburtshaus unseres Dichters nicht mehr, man muß die Tatsachen nunmehr nehmen, wie sie liegen — aber wir denken, sähe Hamerling, was sich auf seiner Geburtsstätte heute vollzieht, er drückte der Kirchberger Gemeindevertretung die Hand und wiederholte das Wort, das er einst zu einem Waldviertler gesprochen, als dieser meinte, die engere Heimat ehre ihren großen Landsmann zu wenig: „So wie ich zu meinen Waldviertlern, speziell zu meinen lieben Kirchbergern stehe, so ist es mir gerade recht!"

Heimgärtners Tagebuch.

Ich war ein sehr törichter und ein sehr naseweiser Junge. Im Jahre 1859, während des Krieges mit Italien, sagte dieser Junge eines Tages zum Schulmeister in Krieglach: „Ich tät's wohl wissen, was geschehen sollt!" — „Nau, was denn?" — Da habe ich es ihm gesagt, ganz leise, daß es sonst niemand hören sollte. Aber was der Schulmeister darauf sagte, das war so laut, daß sie es auf die Gasse hinaus hörten: „Du Mistbub!", schrie er, „wenn du noch schulständig wärest, einen halben Tag lang ließ' ich dich auf dem Scheit knien. Ein solcher Wahnsinn!"

Was die vielen Jahre nachher in der Welt auch vorgehen mochte in Völkerhaß und unsinnigen Kriegen — ich sagte es keinem Menschen mehr, was eigentlich geschehen sollte — aber ich dachte daran durch all die Jahre meiner Erfahrungen, Studien und Entwicklung. Nimmer kam es mir aus der Seele, das eine, was geschehen müßte.

Und nun ungefähr ein Jahr vor dem gegenwärtigen Krieg vertraute ich es einem mir bekannten Staatsanwalt an, daß man es aufschreiben

gelebt und seine Bedürfnisse zu kennen glaube, wäre es durchaus unklar, wie man es machen müßte, um der Not möglichst wirksam und gerecht zu steuern. Da müßten die Abgeordneten, die Erzeuger, die verläßlichsten Geschäftsleute her, müßten den Beruf gleichsam als Soldaten ausüben, nicht immer in Hinblick auf Kriegsgewinn oder persönliche Nebengeschäfte. Wer darf im Kriege, wenn er gegen die Not des Volkes zu arbeiten hat, an Geldgewinn denken wollen?

Den Familien ist verboten worden, Lebensmittel für sich anzusammeln. Gut. Die Wohlhabenden hätten sonst den Armen alles weggekauft. Aber auch kleinen Haushalten ist es nicht erlaubt, sich etwa auf ein paar Wochen mit den notwendigsten Lebensmitteln zu versehen. Sie würden ihnen von den „Aussuchern“ weggenommen. Man kann sich den Kummer mancher Hausmutter denken, die eine Anzahl Kinder, alte Leute und vielleicht auch Kranke zu versorgen hat. Aber sie haben ja ihre Brot-, Mehl-, Fett- und Zuckerkarten! Na, dann ja. Dann brauchen sie sich täglich bloß „anzustellen“. In langen Reihen stehen sie, fröstelnd in der schlechten Witterung, voll Angst um die aufsichtslosen Kinder zu Hause; und mancher armen Haut, die also mit weher Geduld stundenlang steht, bis sie endlich drankommt, wird die Tür vor der Nase zugeschlagen: „Es ist nichts mehr da, wir sperren ab!“ — Wachleute sind vorhanden, um die „Ordnung“ aufrecht zu halten, aber ja nicht, um erbetene Auskunft zu erteilen, wie viel Vorrat vorhanden ist, wie lange etwa das Geschäft offen bleibt und dergleichen. Auch nirgends ein Wandblatt — blind und dem Zufall überlassen geht alles vor sich, aber die „Ordnung“ bleibt gewahrt. — „Dieses stundenlange Anstehen kommt nicht in jeder Stadt vor und kann größtenteils vermieden werden, wenn für ausreichende und richtige Abgabestellen gesorgt ist.“

Manche verzweifelte Familie will Zuflucht auf dem Lande suchen, aber in den Dörfern werden die Fremden abgelehnt und die Bauern — die man jetzt so beneidet — sagen, man hätte ihnen zu viel weggenommen, sie hätten für sich selber zu wenig.

Man merkt ja, wie die leitenden Körperschaften wohl Kenntnis haben von den Zuständen im Hinterland, und die Absicht, möglichst zu lindern, zu regeln, zu schlichten. Sie sprechen gelegentlich wohl selbst von der heldenhaften Geduld des Volkes. Sie leiden ja auch selbst mit. Ihr Beruf jetzt im Kriege ist schwerer, als die Menge ahnt.

„Wenn man überhaupt nur was zu kaufen kriegt!“ sagte heute jemand, „Geld spielt keine Rolle.“

„Oho!“ so ein anderer, „Geld spielt eine sehr große Rolle, es spielt den Mephistopheles. Und zwar mit größtem Erfolg.“

Allerdings haben die Amerikaner ihre Schlachten bisher nur in Worten geschlagen. Zum wirklichen Angriff mangelt ihnen zwar nicht das Geld, auch nicht der Wille — aber sonst mancherlei.

In der Stadt ein grollendes Klagen vom Morgen bis zum Abend, überall, Tag für Tag! Grollen und Greinen über das, wie die Lebensmittel verteilt werden. Aus alten Sagen wissen wir, daß man einst, wenn irgend etwas benötigt wurde, nur zum Kaufmann zu gehen brauchte, um alles sofort gegen mäßiges Geld zu bekommen. Dazu waren die Kaufleute von damals noch höflich und entgegenkommend. — Und heute? — Lebensmittel genug, heißt es, aber die Einrichtungen seien Schuld, und ferner, daß nur durch stundenlanges Herumlaufen und Anstehen endlich das Allernotwendigste zu bekommen sei — oder auch nicht. Der anständige Ton im Verkehr zwischen Käufer und Verkäufer sei verschwunden, überall nur Grobheiten, Schimpf und Beleidigungen. — Derlei bringt das Volk, selbst das geduldigste, endlich zur Empörung. Man begreift den Kunden, wenn er wütend wird, und begreift den Kaufmann, wenn er — selbst voll Galle über die gezwungenen Verhältnisse — grob und widerwärtig wird. Da hört man: „Hier hungern die Leute, in den Magazinen große Vorräte, aber die Behörden geben sie nicht heraus!" — Warum nicht? Weil die Vorräte gestreckt werden müssen bis zu der nächsten Ernte und für alle Fälle noch weiter. Da darf man doch nicht gleich jetzt alles auffessen, was gewiß geschähe, wenn nicht eine gewisse Sperrung stattfände. Die Leute sind gierig und würden ganz vernunftlos in wenigen Wochen sich in eine schauderhafte Hungersnot hineinfressen.

Daß die Art der Verteilung ihre Mängel hat, kann nicht geleugnet werden. So etwas müßte allmählich durch Erfahrung und Übung gelernt werden. Sonst hat jeder selbst für sich gesorgt, jetzt auf einmal soll die Behörde sorgen, daß jeder, ob groß oder klein, reich oder arm, dort oder da, was zu essen hat. Die Einkaufsquellen, Vermittlungswege, Absatzstellen die unterschiedlichsten Gewohnheiten, Neigungen und Bedürfnisse sollen unter einen Hut gebracht werden. Jedem soll das Seine bequem und ohne Scherereien zugänglich sein, und was sonst noch für Wünsche laut werden. Das alles soll in furchtbar erregten Zeiten, bei Not an Mann, an Praktikern, tadellos organisiert werden! Es ist unmöglich, es ist ja ganz unmöglich!

„Aber in anderen Städten ist es doch möglich, wenigstens im großen." Es kommt viel darauf an, daß man die geeigneten Leute findet. Der Beamte, der bisher immer in der Kanzlei saß beim Papier, kann sich freilich nicht sogleich auskennen bei den Bezugsquellen, bei der Behandlung der Nahrungsmittel, bei den Notwendigkeiten der Verteilung, der Absatzstellen usw. — Mir, der ich selbst lange unter dem Volke

wie, sagt der Pfarrer, der liebe Herr Christus in Gestalt des Kindes um gastliche Aufnahme bittet und seinen Segen mitbringt. Wo ihrer ein Schöckel bei Tisch sitzen, hat noch so ein schmächtiges Buberl oder ein blasses Mäderl Platz, ohne daß die Schüssel merklich größer sein müßte. Und allerlei kleine Arbeiten für Kinder gibt's auch überall, im Garten, auf der Viehweide und so. Für Schulpflichtige wären die Landschulstuben luftiger, nicht so überfüllt und hätten bisweilen gesittetere Schüler, als in den Industrieorten etwa vorkommen mögen. Dann schaut das Stadtkind dem Pflüger zu, dem Schnitter, dem Heuheber oder dem Tischler, dem Schmied in der Werkstatt, und greift wundershalber selber an, der Meister unterweist ein wenig und das Stadtkind macht's nach. Und eines Tages kommt zu den Stadteltern ein Briefel: Papa, Mama! Ich möchte das Tischlerhandwerk lernen (oder ein anderes) und auf dem Lande bleiben! —

Auf das spitze ich, wenn jetzt vom Landaufenthalt der Stadtkinder die Rede ist — aufs Draußenbleiben.

Die Städte sind ganz widerwärtig überfüllt, deshalb muß man nicht gleich ans Auswandern in einen fremden Weltteil denken. Auf dem Lande bei uns ist noch viel Platz, mehr als je, seitdem alte Generationen sich in Städte und Fabriken verlaufen haben; viel Platz, besonders wenn die Sportwildnisse wieder urbar gemacht werden. Aber das neue Bauerngeschlecht muß durch eine landwirtschaftliche Schulung gehen, dann wollen wir mal sehen, wie anders es ausschauen wird in unseren fruchtbaren Tälern, auf unseren sonnigen Bergen.

Nun, und ein Faden zu diesem Tuch wären auch arme Stadtkinder, die jetzt in der Kriegszeit sich aufs Land zerstreuten und Bekanntschaft machten mit den arbeitsamen Leuten, mit ihrem anschicksamen, fleißigen Zugreifen, mit ihren harmloseren Vergnügungen, mit Gottes Sonnen- und Sternenhimmel, der in seinen wechselvollen Jahreszeiten beständig Segen niedersenkt auf die Arbeit, und Freude auf die Arbeiter. — Ein neues, frisches, starkes Bauerntum mit möglichster Verdrängung des Mammonismus, mit Entwicklung einer gemeinnützigen, menschenwürdigen Kultur! —

Ich kann über so wichtige Sachen, die sein sollten aber nicht sind, nur schreiben; anordnen, ausführen müssen es andere, die dazu vorhanden sind, um für das zukünftige Wohl des Vaterlandes Sorge zu tragen. Jetzt ist die Wendung, jetzt greift's leichter durch, jetzt sind die Sehnsuchten aufgerissen für ein neues Leben. Wenn wir jetzt allerlei Entscheidungen abwartend die Hände in den Schoß der alten Verrottung legen, dann kann's wieder um ein paar Jahrhunderte verspielt sein.

Aber, sagt mir jetzt einer, wohin du willst, dahin wollen wir nicht.

Schade! Unsereiner will Brücken bauen von der Stadt aufs Land! Andere legen immer Minen darunter und — jammern nach Brot.

Mich deucht, daß im Laufe der Zeiten sich zwischen dem Bauerntum und dem Bürgertum eine zweifache Moral gebildet hat. Der Bauer hat seinen Erdboden und muß, um leben zu können, die Scholle ausbeuten. Der Bürger hat es mit den Leuten zu tun, er muß von den Kunden leben, muß Leute ausnützen.

Daher ist der Bauer in sich gekehrt, für seinen engen Kreis eingenommen, braucht seine Klugheit für Feld, Wiese und Wald, weiß besser mit den Tieren umzugehen als mit Leuten und lebt dahin in ruhiger, scheinbar uneigennütziger Zufriedenheit. — Der Bürger hingegen hat lernen müssen, Konkurrenten zu überlisten, fremde Leute zu behandeln, sie schlau für seinen Vorteil herumzukriegen, sei es in Gewerbe oder in Handel. Der Bauer hat's nicht not, von anderen zu gewinnen, zu erhaschen, er dient mit schlichtem Ernste seiner Scholle und die Scholle dient ihm.

Sobald der Bauer aber Handel treibt oder sonst in die Gesellschaft ausgreift, ist er ein anderer, da verliert er seine patriarchalische Würde und nimmt die Moral des Händlers an.

Wenn Herr Homo Sapiens etwas aus Geschichte und Erfahrung lernen könnte, so müßte jetzt der Zuzug vom Land in die Stadt aufhören und der Abzug von der Stadt aufs Land beginnen. Die Natur stößt ihn ordentlich zu allen Vieren auf die Scholle, aber Herr Homo Sapiens weiß es besser: die Stadt ist feiner, ist nobler.

In jedem Kinde entwickelt sich vor allem der Natursinn und wenn das Stadtkind eine besondere Freude haben soll, so wird es am Sonntag hinaus aufs Land geführt. Nun sind auf dem Lande die Sonntage freilich schöner als die Werktage; aber wer die Stadtarbeit, die Industrietätigkeit mit landwirtschaftlichen Arbeiten vergleicht, der empfindet, um wieviel zuträglicher, erfrischender, anregender und herzerfreuender die letzteren sind. Nur dauert der Tag zu lange. Würde in der Landwirtschaft der Achtstundentag eingeführt, so wäre diese körperliche Arbeit mehr Genuß als Abmüdung. Aber der Städter sah bisher mit Geringschätzung auf das ländliche Volk Er hatte so die Empfindung, der Bauer wäre als Mensch und Staatsbürger nicht ganz vollgültig zu nehmen.

Und nun kommt eine Zeit, da der Städter seine Kinder mit Korb und Sack hinaus aufs Land schicken muß, um Nahrungsmittel zu suchen. Nun gibt es aber unter den Städtern auch kluge Leute. Solche mit der Meinung, wenn arme Stadtkinder schon einmal aufs Land gehen, um Nahrung zu suchen — weshalb nicht gleich ein Weilchen draußen bleiben? Es könnte (aber da müßte Stadt und Land zusammenhalten) eingerichtet werden, daß Stadtkinder, besonders arme, deren Väter im Kriege stehen, da und dort in Herrensitzen, Landbürgershäusern, Bauernhöfen für eine Zeit Aufnahme fänden. So

nicht, meine Herren. Ich begreife die Entrüstung des Herrn Staatsanwalts über einen Kettenhandel unter Leuten, die nichts machen, nur das Geld einstecken. Wer aber ist gereist auf dem Lande wochenlang? Wer hat geprüft die Ware, und gekauft, und in die Wege geleitet? Wer hat gemacht die Arbeit? Der Verdienst gebührt mir allein, und ausgerechnet ich werde gezogen zur Verantwortung! — Aber das gebe ich zu, meine Herren, ich habe mich übereilt, indem ich vom Staate überhaupt einen Gewinn nahm, während andere gute Leute ihr Vermögen, ich sage sogar ihr Leben dem Staate zur Verfügung stellen, wenn er ist in der Not. Nein, da spreche ich mich nicht frei, durchaus nicht. Ich will dem Staate möglichst vergüten. Es besteht, wie ich hörte, die Absicht, mich einzusperren. Ja, meine gestrengen Herren, hat da der Staat etwas davon? Im Gegenteil, es kostet ihn Geld. Das wollen wir besser machen. Ich verurteile mich zur Strafe von dreihundert Kronen, zahlbar sofort — und die Geschichte hat sich gehoben."

Der Staatsanwalt: „Hoher Gerichtshof! Wir wissen in dem Augenblicke kaum, wie uns geschieht, auf eine so unerhörte Frechheit des Angeklagten. Ich ziehe meinen Antrag auf sechs Wochen Arrest zurück und verlange für diesen Mann die doppelte Haftzeit. Wegen Deckung der Gefängniskosten möge er unbesorgt sein. Der übermäßige Gewinn, der ihm abgenommen wird, langt reichlich dafür aus."

Demnach handelte das Gericht amts, und also geschehen zu Abelsberg im Jahre 1917.

Vom vergangenen Winter soll ich das Wetter anmerken? Aber das Wetter ist ja auch verrückt geworden. Vom Spätherbst bis Mitte Jänner hatte es lauen Regen, daß aus der Erde frische Knospen hervorlugten und die Vögel in ihren hohlen Bäumen aufwachten, in der Meinung, es wäre schon Frühling. Die Leute jubelten über diesen guten, milden Winter, sogar Meteorologen hörte man jubeln. Einen sehr alten Pfründner hörte ich sagen: „Na, na!" — Und zur Zeit, als die Bauern orakeln: „Pauli Bekehr, Schlitten weg, Wagen her!" begann es: Sturm, Schnee, Frost, Eis — und so dauerte es weit in den Frühling hinein. Das Sprichwort vom wetterwendischen April strafte dieser Lügen. Es war gleichmäßig kalt und trüb, und der Schnee, der schneiete jeglichen Tag.* Heute noch, als in frostiger Stube dieser holde Bericht geschrieben wird, ist Erd und Himmel vertrübt, die Gegend vernebelt und der große Garten vor dem Fenster, der sonst um diese Zeit schon in Herrlichkeit prangte, sieht aus wie eine schöne Frau des Morgens, bevor sie sich gewaschen, gekämmt und geschminkt hat. Zur Zeit, als

* Anmerkung des Setzers: Der Verfasser übertreibt. Am 12. April nachmittags ein paar Stunden war schönes Wetter.

Wehe uns, daß wir Enkel sind,
Die der Ahnen Sünden müssen büßen.
Wohl uns, daß wir Enkel haben,
Die der Buße Segen einst genießen!

Ein großes Berliner Blatt verlangt, wie mir mitgeteilt wird, eine kaiserliche Amnestie für Wucherpreistreiberei, Hinterziehung von Lebensmitteln, Übervorteilung im Handel u. s. w. — Ich nenne das Blatt nicht, aus feiger Furcht, es könnte mich wegen Weitersagens einer so abscheulichen Verleumdung bei Gericht verklagen. Wenn jene „Forderung" wirklich stattfand und nicht etwa am 1. April veröffentlicht wurde, sondern ernst gemeint war, so wundert es mich nur, daß die schneidigen Berliner jener Zeitung nicht alle Fenster eingeschlagen haben. — Es seien, heißt es im Blatte weiter, so viele Delikte aufgelaufen, daß man den dritten Teil der in der Front stehenden Deutschen einsperren müßte, wenn nicht bald ein Gesetz kommt, das Vergebung der Sünden und Straflosigkeit sichert, damit die braven Leute wieder ehrliche Leute werden, von neuem anfangen und es anders machen könnten.

Die Lumpereien hübsch entschuldigen, damit der Lump sich bessere, ist das nicht eine reizende Pädagogik? Wenn es wirklich wäre, daß man all die Schwindler, Wucherer und Betrüger laufen ließe, dann müßten die wenigen ehrlichen Leute verlangen, eingesperrt zu werden, um vor den — anderen sicher zu sein.

Paul Markstein hatte das Unglück, vor dem Richtertisch stehen zu müssen. Er war seiner Sache so sicher, daß er den Verteidiger ablehnte. Er wolle sich schon selbst verteidigen. Wenn man auf dem Lande etliche Wagen Kartoffeln zusammenkauft um 1900 Kronen, die dann durch die Hände des Ohms, des Bruders, des stillen Kompagnons und des Schwagers gehen, „so möchte ich", sagte er, „wissen, wie sie dem Staate billiger als um 5000 Kronen abgelassen werden können!" — Aber der Staatsanwalt, mißgünstig wie solche Leute nun schon einmal sind, machte aus dem „leidlichen Geschäft", in das sich vier Kaufleute zu teilen hatten, eine grausliche Geschichte, als ob weiß Gott was geschehen wäre, und verlangte für den Herrn Markstein nicht weniger als sechs Wochen strengen Arrest.

Das war schlimm. Da mußte gehandelt werden. Der Angeklagte trat von seinem Stehplatz einen Schritt vor und bat ums Wort. — „Meine hochgeehrten Herren Richter", so begann er in ganz ruhiger Weise mit seiner sonoren Stimme, „und mein gestrenger Herr Staatsanwalt! Erwarten Sie nicht, daß ich mich verteidigen werde in Sachen der Unzukömmlichkeiten, die vorgekommen sein sollen in meinem Geschäfte. Eine Preistreiberei, die man nicht billigen kann, mit dem besten Willen

Als wir endlich im vollgepfropften Einspänner saßen, bat ich die Magd, uns nachzublicken, so lange sie den Wagen sehen könne, damit ihr die eingebildete Erscheinung durch die wirkliche im Kopfe verdrängt werde. Und sie konnte den Wagen zum Glücke sehr lange sehen; dem Klepper schien darum zu tun gewesen zu sein, daß er in ihr jungfräuliches Gedächtnis einen recht tiefen Eindruck mache.

Erst nach einigen Tagen, auf meine Frage, ob ihr inneres Gesicht mehr Vierspänniges oder Einspänniges zeige, gab sie mir die beruhigende Antwort, daß sie sich meine Figur doch nur hinter einem Einspänner denken könne.

„Mein herzliebes Schatzerl, ich weiß eine Mär — komm her!
Das Küssen ist — wenn nur das Scheiden nit wär'! — nit schwer.
Das Küssen, das Küssen, das rieselt durchs Blut,
Ich kann dir nit sagen, wie's Küssen wohltut!
Wie sehr mein Schatz, wie sehr!

Auf welischen Straßen marschieren ja schon — o je!
Zweihundert mal tausend Soldaten davon — o weh!
Marschieren nach Mailand, marschieren nach Rom,
Wir wissen nit, ob ich je wiederum komm',
Ade, mein Schatz, ade!

Und reitet nach Jahren ein Reiter heran — wohlan;
Und spricht — weil er wohl ein feins Liebchen will han — dich an.
So frage ihn gleich, ob er's Ringlein nit hat,
Das ihm anvertrauet ein deutscher Soldat.
Steck's an, mein Schatz, steck's an!"

Dieses Ding fand sich in einer meiner alten Schriften (wahrscheinlich von 1859), ohne nun zu wissen, woher es stammt, ob es ein Volkslied oder ob etwa sein Verfasser bekannt ist. Wissende möchte ich um Aufklärung ersuchen. Wenn sonst gar keine Quelle gefunden werden sollte, so hätte am Ende der Waldbauernbub sich als Vater zu bekennen. — Wenn's aber auch der leugnet?! Bei einem Volksliede, so sagt man doch, soll der Vater unbekannt sein.

man sonst schon die ersten Gartenfrüchte geerntet, hatte diesmal der Frost den Boden noch nicht freigegeben. Und noch nie so gierig nach Spinat, Salat, Erdäpfeln usw. haben die Leute ausgelugt als in diesem dritten Leidensjahre. Die graue, dürre, starre Natur ist die passende Dekoration für das größte Weltdrama aller Zeiten. Der Himmel selbst hat also in diesem Kriege die Neutralität gebrochen. Er scheint seinen Feldzug nicht bloß gegen die Mittelmächte zu richten, sondern auch gegen die Entente. Wenn er etliche Monate durchhält, so ist der Krieg zu End — Ende.

Ich hatte einmal ein Stubenmädchen. Dieses Stubenmädchen war jung und unerfahren, und es kam, daß ich mich vor ihm geschämt hatte etliche Tage lang. Das war so. Ich hatte dasselbe eines schönen Maitages in die Stadt geschickt, um für eine Landpartie „en famille" einen viersitzigen Einspänner zu holen. Sie kam bald mit einem zweisitzigen Einspänner und wurde ausgezankt; wenn sie so sehr vergeßlich wäre, so solle sie es unterwegs doch beständig wiederholen, was sie zu bestellen habe — einen viersitzigen Einspänner! Das Mädchen ging noch einmal und kam lange nicht zurück, so daß wir uns wunderten, wie auf den üblichen Standplätzen die Wagen vergriffen oder besser verfahren sein sollten. Nach zwei Stunden kam sie schnaufend, erschöpft und ohne Wagen. Sie sei die ganze Stadt abgelaufen, berichtete sie atemlos, und habe nicht einen einzigen Vierspänner gefunden. — Das heilige Kind hatte in der ganzen Stadt nach einem einsitzigen Vierspänner gesucht!

Nun war mir aber ganz unerträglich, wenn ich mir vorstellte, wie die Magd zwei volle Stunden lang gedacht haben mußte, ich wolle mit einem einsitzigen Vierspänner über Land fahren. Wohl denken solche Leute in der Regel sehr wenig über das, was sie angeht, mehr jedoch über das, was sie nichts angeht. Und wie mußte ich solchergestalt im Geiste vor ihr gestanden sein! Ein Mensch, dessen Vater auf dem Mistkarren saß, wenn solcher leer vom Felde zurückfuhr, gibt's jetzt mit Viergespann, wie die Grafen und Fürsten, die verrückten natürlich, denn die vernünftigen wissen, daß sich's zweispännig besser fährt. Ein Schlucker, der sich zusammennehmen mag, daß Weib und Kind sich täglich einmal sattessen können — so ein Dichter da, man weiß ja eh! Der läßt seinen heiligen Leib, der nicht fünfzig Kilo Neugewicht wiegt, mit vier Rössern über den Erdboden zerren! Er soll sich nicht versündigen mit seiner Hoffart, hat's manch Besserer schon an den Bettelstecken gebracht!

Und all das einzig nur, weil sich warscheinlich während des Laufens in dem Kaleidoskop ihres Gehirnes das Ding ein ganz klein wenig verschoben hatte, so daß aus dem viersitzigen Einspänner ein einsitziger Vierspänner geworden war.

Auswirkung bei den anderen aber war, daß die an ihre Gemächlichkeit Gewöhnten schon darum uns bitterböse wurden, weil sie in uns tatsächlich die Ruhestörer sahen, eben den nicht immer ihre edelsten Teile aufsuchenden Beunruhigungsbazillus, der sie aus ihrer Behaglichkeit aufstörte und sie zu Leistungen, zu Anstrengungen nötigte, die für sie unerhört waren, die sie aber dennoch stöhnend und knirschend auf sich nehmen mußten, um nicht von unserer rastlos eilenden Geschäftsgier aufgefressen zu werden. Erblich belastet mit dem Rufe des politisch unreifsten, unmündigsten, sich jeder inneren Gewalt fügsamst beugenden Volkes, gingen wir nach außen mit der ganzen naiven Unbedachtsamkeit und Selbstgefälligkeit des Glückspilzes, des von seiner Überlegenheit innig durchdrungenen Emporkömmlings vor, dem es, weil er nun einmal strebsamer und von mancherlei Günsten getragen war, nie fehlen könne. „Was geht uns auswärtige Politik an! Wir wollen ja nichts Politisches von den anderen! Unserethalben können sie tun und lassen, behalten und nehmen, was sie wollen — wenn wir nur unser Geschäft mit ihnen machen, und das machen wir ohne alle Politik, weil wir friedlich sind. Und weil wir friedlich sind und die anderen das auch wissen, gibt's keinen Krieg. Gestehen wir's nur und gerade in dieser grausam ernsten Schicksalsstunde, wenn wir uns nicht selbst das Gericht sprechen wollen: wir waren überwiegend ein Streber- und Händlervolk geworden; wir sind's übewiegend wahrscheinlich auch heute — die ungeheuerliche gegenseitige Bewucherungswut wäre sonst undenkbar. Wir werden zum reinen Händlervolk werden, dann aber auch in Schimpf und Schande untergehen, wenn wir nicht große, ganz große Teile unseres Volkstums wieder der bräutlichen, ewig verjüngenden Ackerscholle antrauen. Diese Worte verdienen auch bei uns in Österreich Beachtung, da volksfremde Elemente unser deutsches Volk immer mehr zu vergiften suchen. Die wirtschaftliche Kultur allein hat noch kein Volk glücklich gemacht, wir brauchen mehr Innenkultur, die geistige und sittliche Hebung unseres Volkes, um mit dem rechten Geiste das Wirtschaftsleben zu pflegen.

*

Belgrad am Abend.

Stimmungsbild aus den „Belgrader Nachrichten".

Irgendwo am Rande der Stadt liegt ein Zivilspital. Der Abend verwischt die Umrisse der Dinge, nur die Kronen der Bäume sind wie klumpige, schwarze Flecke hineingetuscht in den Garten. Da oder dort fließt Licht aus den Fenstern und streut breite weiße Kegel in das Dunkel. Der Frühling tastet sich kühner als am Tage hinein in die Atmosphäre von Medikamenten und scharfen Desinfektionsmitteln, die angrenzenden Wiesen senden frischen Lenzgeruch herüber und die blühenden Obstbäume in den Nachbargärten lugen mit schneeigen Zweigen über das Eisengitter der Umfriedung. Es ist so still — nur auf den Bänken und Rasenplätzen flüstern Stimmen. Das sind die armen Kranken, die die weiche, warme Stimmung der späten Dämmerung aus der weißgetünchten Enge ihrer Stuben herausgelockt hat ins Freie. Hier fühlen sich die Schwachen stärker, die Genesenden gesünder. Ihre Gesichter kann man nicht sehen, aber in dem Hin und Her der lichten Spitalsmäntel ist frohes Leben. Man weiß nicht einmal, ob es Männer oder Frauen sind, die zu zweit oder zu dritt auf den Wegen umherwandeln: manchmal nur dringt ein kurzes, fröhliches Lachen heraus auf die Straße, manchmal nur springt ein serbisches Wort aus den leise geführten Gesprächen. Aber auf einmal schließen sich ein paar der weißen Mäntel auf der Bank, die zunächst dem Eingang steht, näher zusammen. Und ein paar Frauenstimmen heben an zu singen. Zuerst sind es fremde, slawische Laute, die sich zu einem leise und zag hinzitternden Lied formen. Doch dann nimmt die Melodie

Kleine Laube

Die Grenzen der Naturwissenschaften.

Forschergeist bezwingt die Lüfte,
Dringt in Erde, Wasser ein,
Ordnet Pflanzen, Kräfte, Düfte
Und nach Schichten das Gestein.

Für uns alle hat gefunden
Er die Weisheit, klar und hart:
Ewig bleibt der Mensch gebunden
An der Säugetiere Art.

Doch die Rassen und die Klassen,
Sagt, wie teilt man diese ein?
Können alle Menschenmassen
Gleich in Anspruch, Leistung sein?

Es genügt nicht, uns zu sagen:
Geist wohnt in den Säugetieren,
Die man Mensch nennt. Darf ich fragen:
Wer wird diese Tiere — führen?!

Hermann Losch.

Aus unserer Zeit.

Die deutsche Erwerbsgier.

Der mammonistische Geist hatte vor dem Kriege weite Kreise des deutschen Volkes ergriffen und national Gesinnte, wie Grotthuß, der Herausgeber des „Türmer“, halten sich für verpflichtet, dem deutschen Volke ein Spiegelbild vor Augen zu halten. Im zweiten Aprilheft des „Türmer“ wird mit einem seltenen Freimut ausgesprochen, daß dieser mammonistische Geist an dem Weltkriege mitschuldig sei. Diese Rastlosigkeit des Erwerbslebens haben eigentlich wir, so sagt Grotthuß, doch erst in die Welt hineingedampft. Der Franzose zog sich im besten Alter als kleiner Rentner ins Privatleben zurück, der Engländer lebte, wenn nicht politisch-erotischen Abenteuern, seinem ruhigen Geschäft, mehr noch seinen Liebhabereien, seinem Sport, seinem Klub, — da kamen wir als die Hechte im Karpfenteich und scheuchten durch unsere unheimliche Rührigkeit und Geschäftigkeit alles andere Getier auf. Vielleicht lag das im Plane der Vorsehung, vielleicht mußte es sein, aber weniger wäre mehr gewesen und der scheinbar längere Weg der kürzere. Wo ist denn nun unser „Geschäft“? Darüber werden uns die Augen erst nach dem Kriege ganz aufgehen. Heute machen wir ja auch „Geschäfte“ — und was für welche! — saugen wir einander, der Bruder dem Bruder, das Herzblut aus. Die psychologische politische

Stobs träumt . . .

Ein Stimmungsbild aus der Zeitung „Stobsiade“ des deutschen Kriegsgefangenenlagers Stobs in Schottland.

Das ruhige Gleichmaß des Lebens in Stobs wird von Zeit zu Zeit jählings unterbrochen. Im allgemeinen hat der Stacheldrahtbürger ja gelernt, sich über das quälende Vergleichen eines Kriegsgefangenendaseins mit einem Leben in Freiheit hinwegzuhelfen; jeder von uns hat glücklicherweise an der einen oder anderen Stelle mit der Tat begonnen, dem einzigen Mittel, das auf die Dauer (oder wenigstens für längere Zeit) wirklich die trüben Gedanken bannt. Dazu kam uns dann noch die gütige Mutter Natur zu Hilfe, die die Erinnerung mit dem Quadrate der Entfernung (wenigstens so ungefähr) vom Erlebnis abnehmen läßt. Nach diesem wohl ganz besonders für Kriegsgefangene geschaffenen Gesetze verlieren sich beim gewöhnlichen Menschen die greifbaren Begriffe für Dinge, mit denen er lange nicht in Berührung gekommen ist, langsam immer mehr und mehr. Und es ist klar: Alles das, dessen Schönheit man nicht mehr empfinden kann, entbehrt man auch nicht mehr. Dieser glücklichen Einrichtung zufolge sind zum mindesten uns alten, allzualten Gefangenen Begriffe wie Federbett, Einsamkeit, Schweinebraten und viele, viele andere mehr oder weniger — meistenteils mehr — abhanden gekommen.

Bis auf die Kameraden, die gerade an einem toten Punkt angelangt sind, herrscht also in unserem Innern ziemliche Ruhe, unter anderen Verhältnissen mit Öde und Leere bezeichnet. Aber auf des Herzens tiefstem Grunde liegt er nur desto gieriger auf der Lauer, der Tiger, Lebenshunger genannt. Wehe, wenn er eine Gelegenheit erspäht, aufzuspringen und uns mit sich zu reißen in den wilden Strudel ungestillten Verlangens!

Diese Gelegenheit bietet sich ihm von Zeit zu Zeit. Da geht raunend Frau Saga durchs Lager und flüstert einem ins Ohr: Nächstens erscheinen die Schweizer Ärzte. Und nicht mehr lange, so heißt's wirklich: Nächste Woche sind sie da; wer sich untersuchen lassen will, ob er „schweizfähig“ ist, soll sich melden. Schweiz!! Wir alle ohne Ausnahme suchen uns mit den verblaßten Erinnerungen aus früheren Zeiten, da wir noch die goldene Freiheit genossen (o, wie dünkt es uns so lange, lange her!), vorzustellen, was für ein Leben sich uns in der Schweiz bieten würde, welch ein Gefühl uns überkäme, wenn plötzlich alle die Schranken des Stacheldrahts abfielen. Es ist uns zumute wie im Märchen . . . In der Ferne lockt uns Helvetia: Komm nur zu mir, in der reinen Größe meiner Berge soll dir wohl werden . . .

Ach, wir träumen ihn alle, den Schweizer Traum. Jeder fühlt wieder seine alten Wunden schmerzen, alle Leiden, die wir jemals zu haben wähnten, tauchen wieder auf, gewinnen wieder Gestalt. Wir beobachten uns selbst, und allmählich bildet sich fast ein jeder ein, er sei wirklich nicht gesund. Beim einen ist's die Lunge, beim andern das Herz. Aber die brennende Krankheit, die wir wirklich haben, ist bei den meisten „nur“ das Sehnen: frei sein, unter zufriedenen Menschen leben, frei seine Kräfte auswirken können.

Ganz Stobs lebt in diesen Tagen in einem Taumel hoffender Vorfreude. Die übliche Begrüßung mit dem trivialen Wort „Mahlzeit“ weicht der Frage: „Meldest du dich auch?“ und auf ein „ja!“ des andern entspinnt sich eine längere Aussprache über die gegenseitigen Aussichten, in die Schweiz zu kommen. Diesmal, meint jeder, müssen sie mich mitnehmen. Nur einige wenige gibt's, die hoffen nicht mehr; sie hatten sich schon das vorige Mal mit einer Anzahl rein eingebildeter oder doch in in der Phantasie stark vergrößerter Leiden zur Untersuchung eingefunden und sie als gesund wieder verlassen. Die sind Skeptiker geworden. Aber den anderen hängt der Himmel voller Baßgeigen: Es kann diesmal nicht schief gehen! Man beginnt ein

auf einmal eine andere Richtung, ein paar unsichere Takte bemühen sich, den Übergang herzustellen, einige Stimmen fallen ab, schließen sich den anderen wieder an — und auf einmal klingt es voll und warm durch den dunklen Spitalsgarten: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein...“ Ein kühler Wind streicht durch die Äste der Bäume, und unter den raschelnden Kronen wird von fremden, ungelenken Zungen die „Wacht am Rhein“ gesungen, als gäbe es keinen Krieg und keine Feindschaft mehr auf Erden. Und es ist, als ob die alten Bäume verwundert und ungläubig die Köpfe schüttelten...

*

Preistreiberei.

Kürzlich wurde in einer Schuhwarenhandlung, deren Inhaber einen mutigen Raubtiernamen führt, ein Einbruchsdiebstahl verübt. Die Polizei kam und nahm einen „Lokalaugenschein“ vor, wobei sie entdeckte, daß man in jenem Geschäfte noch einen großen Vorrat aus Friedenszeiten besaß. Daraufhin legte die unverständige Polizei, die so gar keinen Sinn für „Konjunktur“ hat, dem Mann mit dem mutigen Löwennamen nahe, die Friedensschuhe auch zu Friedenspreisen abzugeben. Das geschah denn auch und die Leute standen wie vor einem Bäckerladen an, um wieder einmal zu vernünftigen Preisen einkaufen zu können. Darüber berichtete eine Zeitung und der Schuhwarenhändler sandte ihr eine „Richtigstellung“ — nicht die Polizei habe ihn zu der wohlfeilen Abgabe veranlaßt, sondern die netten Stiefelchen seien ein bißchen unmodern geworden, weshalb er die Preise dafür zurücksetzte... Einige Tage vorher waren sie freilich noch nicht „unmodern“ gewesen und kosteten das Zwei- und Dreifache. Seltsamerweise ereignete sich fast zu gleicher Zeit in Wien ganz Ähnliches, auch hier wurden manche Schuhe über Nacht „unmodern“ und ihre Preise fielen rapid.

Es gibt vielleicht zu denken, daß dies alles geschah, als die neue Verordnung über Preistreiberei in Kraft trat und eine so ganz andere Wirkung hatte, als ihr von gewissen Kreisen prophezeit wurde. Die gewissen Kreise nämlich meinten, die „unsinnige Verordnung“ würde jeden Handel unterbinden — und siehe da, das Schuhgeschäft ging so flott wie nie zuvor... Wie häufig kommt es doch anders als man glaubt und anders, als man den Leuten einreden möchte, es würde kommen!

P. L. M.

*

Roosevelt als Andreas Hofer.

Das Genfer „Le Journal“ vermittelt eine Äußerung Roosevelts, wonach der — milde ausgedrückt — unermüdliche Vielredner erklärte, die Hauptsache sei der gemeinsame Haß gegen Deutschland, alles müsse denselben Gefühlen gehorchen, wie Andreas Hofer seinerzeit gegen Napoleon. Der Vergleich ist ebenso packend wie treffend: Der moderne Napoleon, verkörpert im Deutschen Reich, fiel über Tirol in Nordamerika, verkörpert in Theodor Roosevelt, her, besetzte und knechtete es und als Roosevelt recte Andreas Hofer sich dagegen erhob, wurde er gefangen genommen und totgeschossen...

Mich ärgert bei der ganzen Geschichte nur, daß ich im Jahre 1913 meinen Zukunftsroman „Der Golfstrom“ auch Mister Roosevelt zugehen ließ, weil er darin eine Rolle spielt — und zwar eine bessere als jetzt in natura! H. L. R.

*

Bäuerlicher Stoßseufzer.

„Jetzt wart' i nur no auf a Verordnung, daß ma aa von jeden O c h s e n täglich zehn Liter Milch abliefern muß.“ „Jugend“.

waltung mancher Vorwurf erhoben. Das war immer so und wird vermutlich immer so bleiben. Schuld liegt da und dort. Besonders heute nun sind die meisten Menschen überzeugt, daß bei „besserer Einteilung und Verteilung von allem genug für alle“ vorhanden wäre. Das trifft aber ganz gewiß nicht in dem Maße zu, wie man meint, besonders nicht für die fast vollkommen vom Welthandel ausgeschalteten Mittelmächte. Es geht zweifellos knapp bei uns zu, doch sind noch genügend Vorräte vorhanden, um bei gutem Willen und vernünftigen Beschränkungen durchhalten zu können.

Auffällig groß ist das Mißtrauen der breiten Schichten in Österreich — ein Mißtrauen, das übrigens nicht neuen Datums, denn nirgend anderswo wurden so viele Briefe „rekommandiert“, um „sicher zu sein, daß sie auch ankommen“. Und unsere wackere Post verdient es doch wahrlich nicht, so beargwöhnt zu werden; sie gewann übrigens beträchtlich an den hohen Portis der eingeschriebenen Sendungen . . . Während des Krieges steigerte sich das allgemeine Zweifeln und Nörgeln noch — und daran sind allerdings die Behörden mitschuldig. Nicht als ob sie erhebliche sachliche Gründe dazu gäben, aber sie klären uns geflissentlich viel zu wenig über die Ursachen gewisser an sich unerklärlich scheinender Störungen auf — sie hüllen sich in vornehme Schweigsamkeit. Weshalb sagt man an zuständiger Stelle nicht offen und deutlich, warum zum Beispiel Petroleumknappheit herrscht? Es ist doch weder eine Schande noch ein Staatsgeheimnis, daß unsere Wehrmacht zu Wasser und zu Lande davon große Mengen benötigt, daß wir den Verbündeten und auch ins neutrale Ausland liefern müssen, um Stimmung, Valuta und Gegengaben zu erhalten; ferner sind in Rumänien so zahlreiche Ölquellen so gründlich zerstört, daß sie noch nicht benützbar usw. Das wird jedem sofort einleuchten, er wird den Behörden mehr Vertrauen entgegenbringen, ihnen nicht „Unfähigkeit“ vorwerfen und sich leichter ins Unvermeidliche schicken. Ähnlich wie beim Petroleum verhält es sich mit Zucker, Kohle und dergleichen. Aber erklären muß man es den Menschen, die ansonsten auf das Unmöglichste verfallen, verstimmt und widerhaarig werden und zum Nachteil des Staates und der Gesamtheit auf Gedanken kommen, die das „Durchhalten“ unter Umständen in Frage stellen.

Die deutsche Oberste Heeresleitung veröffentlicht zu ihren recht ausführlichen offiziellen Kriegsberichten regelmäßig noch offiziöse Erläuterungen durch das Wolff-Büro, um in der Bevölkerung jenes Verständnis zu schaffen, das zuträglich ist. Das sollte man nachahmen — das sollte man auch in wirtschaftlicher Beziehung nachahmen und von Zeit zu Zeit Erklärungen über brennende wirtschaftliche Fragen abgeben, die von allen verstanden werden können. Dann wird viel Mißtrauen schwinden. Die Furcht, damit dem Feind „etwas auszuplaudern“, ist bei sachkundiger Herstellung solcher „Aufklärungen“ wohl gleich Null — lasen wir doch aus Schweizer Blättern mehr als einmal Nachrichten, die sie aus Frankreich, Italien und England bezogen und die wir uns nur flüsternd im Geheimen zuzuraunen wagten, damit der „Feind es ja nicht hört“ . . .

Ich stelle mir vor, daß es in Österreich genügend federgewandte Fachmänner gibt, die beauftragt werden könnten, bei passender Gelegenheit klar und verständlich über zeitgemäße wirtschaftliche Probleme zu schreiben, um dadurch Gerüchte zu zerstreuen, die vergiften und vielleicht mehr schaden als eine feindliche Offensive!

Daher weg mit der „vornehmen Schweigsamkeit“, mit einer übel angebrachten Geheimnistuerei — und das Vertrauen zu den Behörden wird der Lohn dafür sein. Man wird dem Staate williger als bisher helfen, die übergroßen Aufgaben durchzuführen, die ihm unsere Zeit auferlegt.

H. L. R.

wenig faul zu werden; was soll man die letzten Tage auch noch groß tun?! Mit einem Fuße steht man doch schon in den Schweizer Bergen!

Und dann kommen sie, die Langerwarteten, die Militärärzte aus der Schweiz. Wie viele haben sich gemeldet. Tage dauert es, bis man „drankommt", bis man vor ihnen steht. All die neugeborenen Leiden werden hergezählt: Hilft das eine nicht, so wird's doch wohl das andere! Aber ach, bei den meisten ein Kopfschütteln des Arztes: Ich kann nichts finden. — Geknickt wie eine welke Lilie zieht man heim. Einen halben Tag dauert es, bis man wieder genesen ist. Und dann muß mancher vorher gar zu Sichere sich an eine nicht gerade angenehme, aber doch unvermeidliche Aufgabe machen: Die Wiedergewinnung der mit einer großmütigen Handbewegung verschenkten oder gar „billig abgelassenen Dinge, die man in der Schweiz nicht mehr nötig hat . . ."

Immer noch sind die Ärzte da, aber schon beginnt Stobs einem wieder als, wenn nicht gerade komfortabler, so doch immerhin noch erträglicher Aufenthalt zu erscheinen: Der Wunsch ist auch dieses Gedankens Vater. Man lebt sich langsam wieder in den alten Gleichmut ein. Die alte Tretmühle fällt wieder in ihren gleichmäßig ruhigen Gang. Regelrecht wie ein gut geschmiertes Uhrwerk läuft der Tag ab, Arbeiten, Essen und Schlafen genau verteilt.

Nach einigen Tagen kommt dann die Liste mit den „Schweizer Kandidaten" heraus, wie man die Vielbeneideten nennt; der und jener Freund steht darauf, mit dem man solange aus dem gleichen Eimer gegessen. Man sucht sich damit zu trösten, daß man ihnen die Hölle heiß macht: „Du glaubst doch selbst nicht daran, daß du durch die Schlußuntersuchung in London kommst; bei deinem bißchen Herzklopfen! . . . Paß nur auf, du bereust schon noch, daß du dich gemeldet hast, wenn du erst mal in irgend einem anderen Lager in England sitzt!" Und plötzlich spielen wir uns als feurige Verteidiger von Stobs auf.

Acht Tage gehen so hin, da kommt der Befehl: Gepäck abgeben, morgen geht es fort. „In die Schweiz!" jubeln die Glücklichen — „in die Schweiz", seufzen die anderen verträumt. — Am nächsten Morgen treten sie an, ein stattlicher Zug. Einige Witzbolde suchen die Gelegenheit, den „Schweizern" zum Schluß die Stimmung noch etwas zu verärgern, mit recht faulen Witzen so gut wie möglich auszunutzen, aber es will ihnen nicht gelingen. — Manch einem fällt es vielleicht schwerer, von den langzeitigen Leidensgefährten zu gehen, als er merken läßt. Drei scharfe Hurras zum Abschied, und fort ziehen sie, die Kameraden.

Wir Zurückbleibenden aber, wir stehen am Zaun und fühlen jetzt erst so recht, was uns verloren gegangen mit der Aussicht in die Schweiz zu kommen. Man stürzt sich kopfüber in die Arbeit. Zuerst will es nicht recht gehen. Allmählich aber gleitet Stobs wieder ins alte Fahrgeleis zurück, sinkt wieder in Gleichmut. Manch einer findet einen schwachen Trost, der aber immerhin ein Trost ist, in der Hoffnung: Vielleicht das nächste Mal!

Vornehme Schweigsamkeit.

Der Krieg mit seinen Begleiterscheinungen im Verein mit der Weltmißernte im Jahre 1916 erzeugte in allen kriegführenden Staaten einen fühlbaren Mangel an mehr oder minder entbehrlichen Bedarfsartikeln. Seitdem es Staaten und Völker gibt, herrscht nun ein seltsames Mißtrauen zwischen den Behörden und der Bevölkerung: Keins traut so recht dem andern, und klagen die Behörden vielfach über das Unverständnis, das ihnen entgegengebracht wird, so wird auch gegen die Ver-

Weithin des Waffenschmiedwerks Hallen stehn.
Im breitgewordnen neuverstärkten Lauf
Schäumt hell vom Erzbergbach das Wasser auf.
In blanker Freude sprudelt's frisch und laut:
„Hier ist die Heimstatt meinem Erz gebaut,
Hier hat es Schule, Werkstatt und Kasern,
Hier wird Soldat des Steines Eisenkern.
Geschmeidigt und gedrillt und straff versucht.
Und mein und aller Wellen wache Wucht,
Sie schafft die Kraft, sie bringt das Licht der Nacht."
Ich seh das Wässerlein, wie's glucksend lacht,
Und schaue auf mein blinkendes Gewehr,
Mir klingt von ihm das gleiche Kichern her.
Ja, Berg und Fluß, die schufen es zusamm',
Und wie sie mich auch schufen, halt ich's stramm.
Wir schmieden aus dem Krieg die sichre Ruh,
Und das Gewehr schickt mir die Enns da zu!

Und einst kommt Frieden Wenn ich ihn erleb.
Abrüstend mein Gewehr ins Lager geb.
Dann saust der Zug durch Feld und Feld und Tal
Und immer noch um einen Berg einmal,
Dreht sich dann scharf: ein Wegkreuz steht — ich kenn's —
Ein Apfelbaum — und vor mir fließt die Enns.
Ich bin zu Haus — und grüße Leut und Ort —
Und auf die sonnenfreiste Alm geht's fort.
Da rede ich dann zu den Gipfeln rings:
„Es ist erkämpft, mit hartem Streiten ging's,
Ihr bleibt im alten Reich, das Reich gedeiht,
Es reckt sich neu zu einer neuen Zeit,
Und blüht an euch herauf in freier Ruh. —
Und ich war mit. Was sagt ihr mir dazu?"

1916.

Gottfried Keller.

Zu den sonderartigsten deutschen Dichtergestalten gehört der Schweizer Gottfried Keller. Für seine Erzählungen und Romane gibt es in unserer Literatur kein rechtes Beispiel. Jemand hat gesagt: „Romantische Realistik mit einem unsäglich feinen Duft von Humor". — Vor kurzem ist über diesen Dichter ein dreibändiges Werk erschienen: „Gottfried Kellers Leben mit Benützung der Barchtoldschen Biographie" von Emil Ermatinger und „Gottfried Kellers Briefe und Tagebücher 1860—1890", herausgegeben von demselben (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger 1916).

Kellers intimere Schicksale hatte der Dichter bekanntlich selbst in seinem einzigen „Grünen Heinrich" um- und eingedichtet. (Bäuerlicher Abkunft, verbummelter Kunstjünger in Deutschland, Stadtschreiber in Zürich, dann freierer Schriftsteller.) Aber der 677 Seiten starke Band seiner besonderen Lebensbeschreibung samt Briefen weiß eine fast unerschöpfliche Menge von Tatsachen, die im scheinbar einfachen Erdenlauf des Dichters sich reihen und den Mann in allen Lebenslagen, guten und mißlichen Verhältnissen und Seelenstimmungen aufzeigen. Und trotz dieser authentischen Nachrichten, trotz der zwei großen Bände seiner Briefe an allerlei Leute bleibt uns sein Charakterbild ein wenig verschleiert. Persönliche Bekannte und Freunde von ihm waren sich nicht einig darüber, ob Keller ein „Egoist" oder ein „grundgütiger Mensch" gewesen sei. Mein Eindruck aus den drei Bänden ist, daß er ein vornehm denkender, schlicht bescheidener und doch überaus zartfühlender, menschenfreundlicher Mann war, der aber einen boshaften Humor hatte, ein „loses Maul" wie man sagt, und der tiefere

Der Ennstaler im Feld.

Von Fritz Oberndorfer.

Fern bin ich dir, mein Ennstal, und vielleicht
Für immer fern, daß dich kein Feind erreicht.
Doch ist in meinem Schützengraben hier
Es stets, als spräche Berg und Tal zu mir.

Den Grimming seh ich recken sein Gewänd,
Als ob das Tal nicht ohne ihn beständ'.
Nach fremder Quellen Höhen zeigt sein Haupt
Den Platz, den ihm nicht Sturz noch Welle raubt.
Stünd' ich im Feld nicht auch so immerzu,
Was sagte dann der Grimming wohl dazu?

Hell klingt die Enns daher im Jugendlauf,
Hoch drüber ragt der Stock des Dachsteins auf.
In dreien Grenzen trifft an seinem Spitz
Sich dreier Länder froher Erdbesitz.
Viel Türme stehn; er bleibt ein einz'ger Stock,
Nicht Fluß, nicht Herrschaft, spaltet diesen Block,
Vom höchsten Grat hinrieselt's jedem Tal,
Vom höchsten Punkt blinkt jedem Land der Strahl.
Und Österreich, Ungarn, Deutschland: keins allein
Könnt' in Europa wohl der Dachstein sein,
Des Gipfel frei hinausblinkt in die Welt:
Zusammen können sie's, zum Block gesellt.
Und bröckelte wer wühlend da was ab,
Wie säh der Dachstein auf solch Spiel herab?

Der Enns Gewässer rührt sich frisch im Tal,
Regt all der klarverbundnen Räder Zahl,
Und treibt den Stein, und weckt den Strom der Kraft,
Und Schwung und Licht entspringt verhaltner Haft.
Den Stamm, den Klotz, die sonst verprellt im Prall,
Zum Floß gereiht trägt sicher sie der Schwall.
So rührig, kameradschaftsfest und stet —
Wir halten's gradso, wie's im Ennstal geht!

Wenn fern im Geist ich so das Wasser schau,
Blick ich ihm nach noch übern Heimatgau,
Durch Ungarn zieht's, vorbei an Belgrads Schloß,
Viel andrer Fluten treuer Stromgenoß.
Es trafen Kugeln, traf Pilotenschlag
Ennswasser auch an manchem Ruhmestag,
Da hell der Waffen Strom hinweggespült,
Was durch die Wassergrenze trüb gewühlt.
Ennswasser wogt hinaus ins Schwarze Meer,
Wiegt sanft im goldnen Horn sich hin und her:
Der Türke, der es blauend blitzen sieht,
Denkt er, daß vor ihm Ennsgewässer zieht?
Dasselbe, das in Wirbelgischt einst flog
Und grüne Flut dem Felsstein überbog?
Und hat es selbst bei Admonts Stift geträumt,
Daß spiegelnd es Moscheen noch umsäumt?

Jetzt seh die Enns ich, die ins Hügelland
Sich aus der Berge hohen Schroffen wand.
Frei wird die Sicht nach Ost und West und Nord.
Stadt Steyr steigt empor an ihrem Bord:
Des alten Herzogschlosses Türme sehn

Verordnung vom 25. Juli 1914 zu zehn Monaten schweren Kerkers und 1000 K Geldstrafe und Knoll zu drei Monaten schweren Kerkers und 3000 K Geldstrafe verurteilt. Die beiden anderen Angeklagten wurden freigesprochen.

Die ganze Geschichte ist aus mehrfachen Gründen interessant und lehrreich: Einer, der kein Geld hat, beschließt mit einem andern, der keine Schuhe hat, dem Ärar 2000 Paar „starker Bauernschuhe“ zu liefern. Zu diesem Zwecke setzen sich die zwei mit zwei andern in Verbindung und die Lieferung kommt zustande. Also vier Mann müssen einen Zwischengewinn erzielen, damit die Intendanz zu Schuhen kommt — und zu was für Schuhen! Unter diesen vier Herren ist bezeichnenderweise der eigentliche Hersteller der Schuhe nicht zu finden ... Ferner fällt auf, daß man erwartete, um 13 K 50 h „starke Bauernschuhe“ zu erhalten, zumal wenn eine ganze Reihe von Leuten dabei verdienen, und zwar gut verdienen will ... Vor Gericht erklärte Knoll, nicht gewußt zu haben, daß die Schuhe fürs Militär bestimmt waren, denn fürs Militär eigneten sie sich nicht — mit andern Worten: Dem Ärar hätte er sich nicht getraut, wissentlich einen solchen Schund zu liefern, da er sich der unausbleiblichen bösen Folgen wohl bewußt war, aber dem Zivil hätte er den Posel gewiß mit Freuden angedreht. Von den dummen Zivilisten entschließt sich doch nicht jeder, sogleich zum Kadi zu laufen, wenn ihm neue Sohlen schon am zweiten Tag melancholisch von den Füßen fallen!

Von solcherlei Seltsamkeiten wimmelte der Prozeß und man fragt sich gewiß mit Recht, wieso Leute dazukommen, Geschäfte zu treiben, wenn sie entweder kein Geld dafür haben oder keine Ware oder eine Ware, die dem Käufer nur Schaden und Ärger und Scherereien bringt! Aber wer kann gegen derlei Unfug etwas mit Erfolg unternehmen? Die großen Verbraucher, der anständige Handwerker und der anständige Fabrikant, die sich nur in Ausnahmsfällen der Zwischenhändler bedienen dürften, um nicht mit leichtfertigen, gewissenlosen Spekulanten und Verteuerern in einen Topf geworfen zu werden. H. L. R.

Im Wechsel der Zeiten.

Mitten in deutschen Landen steht die uralte Burg Hohenlindingen; „Burg“ ist eigentlich ein bißchen zu viel gesagt, denn Hohenlindingen ist heute eine Ruine, immerhin aber eine noch recht und schlecht bewohnbare Ruine. Verfolgt man nun die Geschlechterfolge, die hier im Lauf der Zeiten hauste, so gelangt man zu folgendem Ergebnis:

Um das Jahr 1000 wurde die Feste von einem freien Herrn Wolf von Hohenlindingen zum Schutz gegen räuberische Madjareneinfälle gegründet.

Bis 1529, da der letzte Hohenlindingen im Türkenkrieg fiel, blieb sie im Besitz des uralten Adelsgeschlechtes, von dem nachweislich 36 Mitglieder für ihr Vaterland bluteten.

Von 1530 bis 1697, durch die kaiserliche Majestät für Verdienste um das Herrscherhaus belohnt, saßen hier die Grafen von Berg, die von vermögenden Augsburger Kaufleuten herstammten.

1697 fiel die Burg an das Gewerkschaftsgeschlecht Ruchenebner, das in der Folgezeit zwar geadelt wurde, aber auch verarmte und anno 1785 wieder verkaufen mußte.

1785 erwarben den Besitz die Ritter von Zwerg, die als Militärquartiermeister bedeutende Reichtümer erwarben, doch wegen Unregelmäßigkeiten während der napoleonischen Kriege enteignet wurden.

Herzensregungen mit irgend einer bizarren oder derben Bemerkung zu verdecken liebt. Die Briefe sind voll solcher Beispiele. Indes konnte seine oft ungeahnt ausbrechende Leidenschaftlichkeit auch gewalttätig werden, was nach eingekehrter Ruhe stets mit einer demütigen Abbitte ausgeglichen wurde. Lässigkeit sagte man ihm nach und eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Mitmenschen; wie es innerlich in ihm arbeitete, wie er sich seelisch immer nur mit den Menschen befaßte, denen er aus ihnen selbst so wertvolle Werke schuf, das sah man ihm ja nicht an. Er selbst brachte durch seine übertriebenen Ausdrücke vom „Saufen“ sich in den Geruch eines Trunkenboldes. Er trank ja gern und auch viel, aber das nur zu besonderen Gelegenheiten im Freundeskreise. Der Wein mußte ihm manches vergüten, was das Leben ihm versagte. So unregelmäßig er gebaut war, so kurze schwache Beine seinen mächtigen Kopf tragen mußten, eine Frau hätte er schon noch bekommen. Die Liebe kannte er recht gut, aber zu einer Ehe kam es nicht, und Weib und Kind, die erst alle tiefen Eigenschaften aus dem Manne hervorlocken — dieses Glück blieb ihm versagt. Eine alte, kränkliche und etwas knauserische Schwester führte ihm den Haushalt, der freilich mit dem lebendigen, fröhlichen Wirtshaus nicht wetteifern konnte um diesen lodernden Geist.

Wenn man all derlei aus den tausend Urkunden dieses Werkes herausliest, so offenbart sich uns ein seltsames, stellenweise fast tragischkomisches, stellenweise freudendurchsonntes Dichterleben. Und wie seine Werke entstanden, in welcher Absicht, mit welcher Gewissenhaftigkeit und welchen Erfolgen, davon redet der größte Teil seiner Lebensgeschichte.

Die soziale Weltanschauung Kellers war das der liberalen Epoche und viele ihrer geistigen Träger waren seine Freunde, mit denen er in Briefwechsel stand.

Dem biographischen Werke Ermatingers sind zwei Bildnisse beigegeben, eines aus des Dichters Jugendzeit (1842), das andere aus alternden Jahren, gezeichnet von Stauffer, Bern, der uns den kleinen Mann mit dem großen Künstlergeiste so anschaulich darstellt. Die vornehme Ausstattung entspricht dem Inhalt des Werkes, und so haben wir hier einen köstlichen Schatz der biographischen Literatur.

Zwischenhandel.

In Graz fand kürzlich eine Gerichtsverhandlung mit folgendem Sachverhalt statt: Der Grazer Schuhwarenhändler Max Engelhard las in einem Wiener Kaffeehaus die in der „Tagespost“ vom 9. Dezember 1914 enthaltene Ausschreibung der Intendanz des Militärkommandos Graz auf Lieferung von 2000 Paaren starker Bauernschuhe. Er wandte sich sofort an den im Kaffeehause zufällig anwesenden Kaufmann Leiser Kalisch aus Lemberg mit der Anfrage, ob er ihm solche Schuhe beschaffen könnte. Kalisch trat darauf sofort mit dem Schuhhändler Arnold Knoll in Verbindung und brachte schon nach einer Stunde dem Engelhard ein Paar Musterschuhe. Dann beschlossen die beiden, sich um die Lieferung zu bewerben, wobei Engelhard das Geld, Kalisch die Ware zu beschaffen sich verpflichtete. — Als Geldgeber und Gewinnanteilnehmer fand sich der Grazer Schuhwarenhändler Armin Spitz und zu viert erhielten sie tatsächlich die Lieferung um den Preis von 13 K 50 h für das Paar. Bei diesem Preis ist es an und für sich kein großes Wunder, daß die Schuhe ganz miserabel waren, aber daß ein Teil davon aus Pappendeckel bestand und mit Mehlpapp zusammengeklebt war, wäre vielleicht überflüssig gewesen. Da sich diese Primaware nur allzubald in Nichts auflöste, so wurde gegen die vier Herren die Anklage erhoben. Endergebnis: Engelhard wurde wegen Betruges und Übertretung der kais.



Bücher

Die Sebalds. Roman aus der Gegenwart von Wilhelm Jordan. Wohlfeile Ausgabe. (Stuttgart und Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

Als Ideal schwebt dem Verfasser eine Versöhnung der Konfessionen untereinander und mit der Wissenschaft vor. Dem Zauberer, was schließlich jeder Dichter ist, gelingt es auch, sein Ideal zu verwirklichen. Der Roman ist kein „Neuling" und liest sich doch, wie alle wertvollen Bücher, auch heute noch frisch und anregend. Man gewinnt die Gestalten lieb und wärmt sich an den Ideen, die das Buch leiten. Ja, diese alten Bücher! Wie breit und gemächlich schilderten und erzählten damals die Künstler und ließen sich gehen. Nichts Abgehacktes, nichts mühsam Zugespitztes, alles geworden und nachdenklich entwickelt. Und immer geschieht das, was wir wünschen, daß geschehe! Die Literatur von anno dazumal erfüllte und begnügte sich nicht damit, nur „interessant" zu sein. Ich glaube, die Richtung wird bald wieder „modern" werden, und dann greifen wir gewiß zuerst nach Romanen wie „Die Sebalds". Die wohlfeile Ausgabe kommt wie gerufen! B. E. S.

Fliegerleutnant Bärensprung. Roman von Paul Burg. (Leipzig. Franz Moeser Nachf.)

Das Buch beginnt frisch und versetzt uns gleich flott in die Handlung Und wir werden immer vergnügter und freuen uns der hübschen Darstellung und freuen uns manch interessanter Einzelheiten und lieber Züge, bis, etwa im letzten Fünftel, unsere Stimmung plötzlich flauer wird und schließlich ins Gegenteil umschlägt. Warum? Nun weil der Verfasser auf einmal mit lauter Ahnungen, Befürchtungen und Schicksalsbestimmungen zu hantieren beginnt und damit in einen förmlichen Fetischismus verfällt, der unserer Zeit fremd ist. Wir sehen ganz davon ab, daß hiedurch der Ausgang des Romanes viel zu früh genau feststeht. Aber wir können keine Teilnahme auftreiben für Menschen, die nicht selbst handeln, sondern ergeben warten, wie die Vorsehung, das Schicksal oder wie immer wir's nennen wollen, mit ihnen zu handeln beliebt. Selbst muß man sein Schicksal bau'n! Alles andere ist mehrweniger schwächlich, kleinlich. K. T. Zwerger.

Schwarzgelb von Hermann Bahr. (Berlin. S. Fischer.)

Eine gute Plauderei ist auch was wert, ist eine Kunstform für sich. Das braucht nicht immer richtig zu sein, wenn's nur anregt, wenn's nur unterhält. Und das tut Bahrs neuestes Büchel „Schwarzgelb". Es bespricht die Österreicher für sich, die Reichsdeutschen (besonders die Norddeutschen) für sich, und beide zueinander. Eine Menge Wahrheiten, eine Menge Blüffe — immer glänzend gesagt. Und so ganz ohne persönliche Eitelkeit ist der Verfasser, daß er zum Schlusse des Buches einen ernsten, strengen Kritiker über sich läßt, der ein paar schiefe Striche des Buches richtigstellt. Engelbert Pernersdorfer heißt der Mann, der Bahrs politische Meinung über das Tschechenvolk und sein Verhältnis zu den Deutschen überzeugend bespricht, so daß wir in wenigen Seiten ein schmuckloses, aber klares Bild bekommen. Hermann Bahr hat wohlgetan, sein glänzendes Buch mit diesem Beitrage noch wertvoller zu machen.

Die Vaclavbude. Eine Prager Studentengeschichte von Karl Hans Strobl. (Leipzig. L. Staackmann.)

Das neu aufgelegte Jugendwerk des seither berühmt gewordenen Verfassers spielt im Jahre 1897 in Prag, da die Nationalitätenkämpfe einen Höhepunkt erreichten. Es hat alle Vorzüge und Mängel eines Jugendwerkes an sich — aber die Vorzüge überwiegen weit. Es fällt eigentlich nur die wenig straffe Form der Erzählung auf, die den Eindruck erweckt, als sei sie aus einzelnen Skizzen entstanden. Doch ist dies keineswegs ein Fehler, zumal die Handlung spannend erzählt und die Personen kräftig gestaltet sind. Mancher mag der Meinung sein, das Jahr 1897 liege weit, weit in der Vergangenheit, baut sich doch ein ungeheuerliches Erleben zwischen damals und jetzt auf, doch beim Lesen des fesselnden Buches, aus dem viel Selbstgeschautes und Selbstgedachtes spricht, wird man finden, daß es — leider! — noch recht „zeitgemäß" ist. Wir sollten es nicht als Lesestoff zur Hand nehmen, sondern um daraus zu lernen. Diese und jene Vergangenheit ist uns noch zum Greifen nahe, denn gar verschiedentliches blieb vom großen Kriege unberührt und droht, im Frieden wiederzukehren. Das Schlechte hat ein zäheres Leben als das Gute, heißt es doch: „Patroklus mußte sterben und Thersites kehrt zurück..." Wer den unsterblichen Thersites in der Vaclavbude sucht, wird ihn finden. P. L. M.

So kam 1816 Hohenlindingen an die Gebrüder Kunigshofer — ehemals Großbesitzer aus dem Böhmerwald — und von diesen

1873 an Franz-Mumms, Realitätenvermittler, der die großen Forste bis aufs letzte Stämmchen abholzte und die ärmlich gewordene Burg samt Zugehör an

Samuel Wolff im Jahre 1915 veräußerte. Samuel Wolff hatte zu Beginn des großen Krieges mit nicht mehr neuen Kleidern gehandelt, warf sich aber dann auf Getreide und verdiente dabei Millionen, die er nicht besser als in Grund und Boden anlegen zu können glaubte. Er geht eben daran, Hohenlindingen zu seinem Ahnenschloß mit Türmchen und Erkerchen auszubauen . . .

Und blicken wir ein wenig in die Zukunft, so sehen wir den Sohn des alten Samuel für eine Spende zugunsten des Eucharistischen Kongresses in Kairo in den erblichen Freiherrnstand erhoben, so daß 1935 der adelige, in seinem 17. Lebensjahr getaufte Besitzer der Burg einen klingenden Namen führt: Wolff Freiherr von Hohenlindingen. Damit ist ein Kreis geschlossen, zu dessen Rundbogen die Entwicklung anno 1000 ansetzte, und wenn man dem neuen Herrn trauen darf, so stammt er nach eigenen Angaben von jenem freien Herrn Wolf von Hohenlindingen, der die Feste erbaute — und von dem „fälschlich" geschrieben steht, sein Geschlecht sei schon 1529 erloschen . . . V. E. S.

dichte geschmückt, auch mit einem Gesange „Treuschwur" bereichert. — Da der Preis des Büchleins nur 40 Heller beträgt, so ist kaum anderes zu erwarten, als daß es in jeder Volksschule, bei jedem Geburtstage oder Namenstage braver Kinder zu sehen sein wird.

Der Völkerkrieg. (Stuttgart. Julius Hoffmann.)

Mit der Dauer und Ausdehnung des Weltkrieges wächst auch das Kriegswerk „Der Völkerkrieg" (herausgegeben von Dr. C. H. Baer) allmählich zu einem bedeutenden Bibliothekwerke an: Soeben tritt sein 11. Band in deren stattliche Reihe. Er befaßt sich mit den Kriegsereignissen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen Italiens und der Türkei im dritten Kriegshalbjahr (August 1915 bis Februar 1916): im einzelnen finden wir also besonders den italienischen Generalangriff im Oktober und November 1915, die Winterkämpfe am Isonzo, den Luft- und Seekrieg im Gebiet der Adria, sodann die Kämpfe an den Dardanellen und die Räumung der Gallipolihalbinsel, die Ereignisse in Ägypten, Persien, Marokko u. a. m. Und nicht nur der Krieg an sich wird so dargestellt, auch alles, was mit ihm in innerer Verbindung steht, seine Hilfsquellen, seine politischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen und Auswirkungen.

B. B.

Liller Kriegszeitung. Die vierte Auslese. Herausgegeben von Hauptmann d. L. Höcker. (Druck u. Verlag der L. K.) Preis gebunden Mk. 4·—.

Diese vierte Auslese — so sagt Paul Oskar Höcker im Vorwort dieses schmuck ausgestatteten, mit vielen bunten Einschaltbildern versehenen Bandes — will für stillere Friedenszeiten aufbewahren, was die Liller Kriegszeitung von der Schwelle des dritten Kriegsjahres bis zu Kaisers Geburtstag 1917 an Stimmungsbildern von der Westfront veröffentlicht hat. Ausgeschaltet ward all das, was nur dem Nachrichtendienst des Tages gewidmet war. So blieb in der Hauptsache die Arbeit der Kameraden übrig: der Kameraden, die neben allen Härten, Pflichten, Abhaltungen und Grausamkeiten des Krieges noch Zeit und Lust und Sammlung aufzubringen wußten, um in schlichter deutscher Art von ihrem inneren und äußeren Erleben zu sprechen. Der eine tat's in soldatisch knapper Prosa, der andere schilderte mit dem Griffel oder dem Zeichenstift, was er gesehen, der wieder fügte in Reime, was ihn bewegte. Sonnenstrahlen goldenen Humors blitzen überall aus Text und Bildern. Und wieviele dieser Beiträge stammen aus der vordersten Stellung, sind von Feldgrauen niedergeschrieben in Stunden, da ihnen der Tod über die Schulter blickte.

Steiermark. Hand- und Reisebuch. Herausgegeben vom Landesverband für Fremdenverkehr in Steiermark, unter der Leitung von Karl W. Gawalowski. Mit einführenden Aufsätzen, fünf Routenkärtchen, Plan von Graz und einer Übersichtskarte. (Graz. Ulr. Moser, J. Meyerhoff.)

Unsere Gegenwart ist zwar nicht einmal dem Reisen im engeren Heimatland günstig, aber an freien Nachmittagen, an hellen Sonntagen und in den, wenn auch karg bemessenen Urlaubswochen werden doch viele aus der Stadt hinausstreben — und Steiermark ist nicht so groß, daß man nicht auch in Kürze in schöne, entlegene Winkel kommen könnte. Solchen kleinen Fahrten und Wanderungen dient das vorliegende Reisehandbuch vorzüglich. Mit seinen fachmännischen Aufsätzen über die vielseitigen Eigenheiten des Landes, mit seinen Angaben über Örtlichkeiten und Partien und mit seinen geschichtlichen Anmerkungen ist es ein guter Führer und Freund, dessen Begleitung jedermann suchen sollte, der von bereisten Gegenden mehr haben will, als ihm gerade sein Auge bietet — und auch das Auge ist nicht undankbar für einen Wink, wohin es blicken möge, um Schönes und Fesselndes nicht zu übersehen. So leistet die „Steiermark" bei der Zusammenstellung und Ausführung von Partien gute Dienste, die man auch in Anspruch nehmen soll. Die einmalige Ausgabe für das Buch wird sich vielfach lohnen.

Flavia Solva. Von Univ.-Dozent Dr. Walter Schmid, Landesarchäologen in Steiermark. Zweite umgearbeitete und erweiterte Auflage, mit zehn Abbildungen und einem Plane. Der Reinertrag fließt in den Fonds zugunsten der steirischen Kriegswitwen und Kriegswaisen. (Druck der k. k. Statthalterei. Graz.)

Der steirische Boden trägt Früchte, wo immer man ihn umgräbt. Unter dem Dorfe Wagna bei Leibnitz liegt eine alte, römische Stadt — Flavia Solva — deren geschichtliche Geheimnisse zu erschließen Dr. Walter Schmid mit unermüdlichem Fleiß sich anschickt. Im vorliegenden Heft erstattet er Bericht über die bisherigen Ergebnisse seiner mühsamen Arbeit, die gerade während des Krieges so bedeutende Fortschritte macht. Immer heller wird das Licht, das die römische Vergangenheit der Steiermark beleuchtet. Die ausgezeichneten Bilderbeigaben erleichtern auch dem historisch nicht Vorgebildeten das Verständnis des Wertes solcher Forschungen und wecken Interesse für eine Sache, die in Zukunft mehr Förderung verdient, als ihr bisher zuteil wurde.

B. E. S.

Die Kriminalistik, dieser junge Wissenszweig, der auf dem Grenzgebiet zwischen der Jurisprudenz und den Naturwissenschaften emporkeimte, erregt allenthalben großes Interesse, doch ist es dem Nichtfachmann nicht

Morgenrot. Roman von Richard Skowronnek. Preis K 6·— broschiert, K 8·28 gebunden. (Berlin und Wien, Ullstein u. Ko.)

Noch einmal schildert Skowronnek auf dem Boden, den er in den „Sturmzeichen" betrat, die gewaltigen Eindrücke zweier Kriegsjahre. Doch von Ostpreußens Bedrängnis wendet er sich Ostpreußens Wiederaufbau zu, von der schweren Zeit, die so viele Wunden geschlagen hat, der Zeit des kommenden Friedens, dem neuen Tag des deutschen Vaterlandes blickt er entgegen, dem Morgenrot. Im milden Frühling schließt der Roman, in dem durch Hindenburg für immer geretteten Masuren. Ausgebrannt und zerstört sind Dörfer und kleine Städte; aber ein blauer Himmel spannt sich über ihnen, die Sonne streut ihr goldenes Licht, in den Gärten blühen die Apfelbäume, Gesang von Kinderstimmen schallt aus den Kirchen und mit tränenden Augen sehen die Zurückgekehrten die befreite Flur. Eines Volkes Schicksal läßt Skowronnek uns erleben und Einzelschicksale, Massenszenen beschreibt er — darunter mit zwingender Echtheit eine Flüchtlingsversammlung in der Berliner Neuen Philharmonie — und erschütternde persönliche Abenteuer. Von der Kriegsfahrt eines ostpreußischen Junkers erzählt er, der in Colombo den Ruf der bedrohten Heimat hört und furchtlos sich durchschlägt, um sein Regiment wieder aufzusuchen und ein altes Unrecht zu sühnen, von der Tat eines schwachen Menschen, der, westwärts fliehend, bei Nacht zu den feindlichen Vorposten kommt, vom Dasein der nach Sibirien verschleppten deutschen Zivilgefangenen. Diese Kapitel, die unter russischen Bauern spielen, von einer weißen Winterlandschaft, sind in ihrer Einfachheit und Ruhe der dichterische Höhepunkt des Werkes.

Sturmvögel. Kriegsnovellen von Karl Busse. (Leipzig. Quelle u. Meyer.)

Eigenartig, wie alle Schöpfungen Busses, sind auch diese prächtigen Boten des Weltensturmes. Durch sie droht oder stürmt, bald näher, bald ferner, der Krieg. Aber nicht von ihm wollen sie in erster Linie erzählen. Das allgemein Menschliche ist es, was ihr Verfasser in leuchtenden Farben und in immer neuen Abwandlungen herausstellt. Dieses überstrahlt ihm nicht nur alles Kriegerische und Technische, sondern auch alles Politische und Nationale. Wie nur wenige versteht er es dabei, gerade das Soldatenschicksal in seiner bunten Mannigfaltigkeit, in seinen Höhen und Tiefen, seinen ernsten und heiteren Zügen zu schildern. Ob er „Auf Grenzwacht" von der Eifersuchtstat der Polin Pellascha erzählt, ob er uns in der „Bremsfliege", die zeitweilig sogar der Zensur verfallen war, durch die Heldentat wider Willen zum Lachen bringt, ob er in dem Kabinettstück des Buches in „Trittchen", das in Hunderttausenden von Abdrucken daheim und im Felde, im In- und Auslande bis in den französischen Schützengraben verbreitet ist, der Liebe zu unserem schlichten Volke ein Denkmal setzt, ob er in „Krupski" durch eine wundervolle Psychoanalyse das Verhalten und das Schicksal eines zwiespaltigen Charakters verstehen lehrt, überall zeigt sich ein Meister des Stils, eine glänzende Beobachtung des Lebens. B. B.

Zeitlichta. Ollahand Sachen zan Harbn und zan Lachen. Von Adolf Frankl. (Graz. Verlag Deutsche Vereinsdruckerei und Verlagsanstalt.)

Dieser in steirischer Mundart abgefaßte Gedichtband beweist, daß wir Deutsche noch Dichter unter uns haben, die den Sinn fürs Volkstümliche, Natürlich-Humorliche und (unaufdringlich) Vaterländische besitzen. Es sind gute, herzfrische Sachen und Sächelchen köstlicher Unbefangenheit, die ich meinen Soldaten an der Front aufs beste empfehlen werde. Rudolf Bernreiter.

„Ich." Von Karl May. Herausgegeben von Dr. E. Schmid. (Der Gesammelten Werke Band 34. (Radebeul bei Dresden. Karl-May-Verlag.)

Eine Lese aus älteren, fast schon verschollenenen Werken Mays, der erste Teil einer Selbstbiographie und Ergänzungen dazu von Frau Klara May und Dr. Schmid. Die Selbstbiographie, die leider lückenhaft und unvollendet blieb, wie auch die Ergänzungen dazu bieten einige Möglichkeiten zur Lösung jener Rätsel, die uns der vielgeliebte und auch heftig angefeindete Reiseschriftsteller und Denker aufgab. So ganz wird es uns ja niemals gelingen, die mannigfachen Widersprüche seines Lebens miteinander in Einklang zu bringen, aber wir ahnen wenigstens die Probleme und Konflikte, die in ihm waren und die ihn uns schriftstellerisch nicht weniger wert, aber menschlich jedenfalls ergreifend machen. V. E. S.

Das erste Kaiserbuch! Es ist noch klein und eigentlich auch für die Kleinen geschrieben. Für die Jugend die ersten Berichte von unserem Kaiser. Die hübsche Ausstattung mit Bildern zeigt schon an, daß es eine Festgabe ist. „Unser Kaiserpaar", im Auftrage des Deutschösterreichischen Lehrerbundes verfaßt von Oskar Staudigl und Karl Lustig, in nicht weniger als 200.000 Stücken gedruckt, der Reingewinn für das Alpenlehrerheim und dem Nordheim des Bundes gewidmet. (Wien, Reinprechtsdorferstraße 32. Deutschösterreichischer Lehrerbund.)

Es sind, schlicht geschrieben, die bisher wichtigsten Taten aus dem Leben des Kaisers und der Kaiserin, mit manch gemütlichen Anekdotlein besetzt, mit manch sinnigem Ge-

Postkarten des „Heimgarten"

Aufmerksamer Leser. Allerdings kommen in Hans Ludwig Roseggers seinerzeit auch im „Heimgarten" erschienenen Zukunftsroman „Der Golfstrom" vier Dutzend „Unterseedreadnought" vor, die den Sieg über Amerika herbeiführen. Daß Sie ihn wegen dieser vorausgesagten „Unterseedreadnoughts" einen „Propheten" nennen, teilte ich ihm mit, und obwohl er die Anerkennung seines Sehergeistes mit bescheidenem Lächeln abwies, so bin ich doch überzeugt, daß er innerlich sehr stolz darauf ist! Sagte doch schon der weise Salomon: „Alles ist eitel!" — Eine noch größere Freude würden Sie ihm jedoch zweifellos bereiten, kauften Sie etwa 1000 Exemplare des überarbeiteteten, im Verlag Schuster und Löffler in Berlin in Buchform erschienenen „Golfstroms", der bereits in siebenter Auflage vorliegt. Überlegen Sie sich's 'mal! Herzlichen Gruß P. L. M.

Neugieriger. Sie möchten wissen, wer der im „Heimgarten" schon des öfteren und kürzlich erst wieder in der Geschichte „Lilith und Eva" genannte „Freund Benedikt" ist? Ich wills Ihnen verraten: Ich bins! Hans Ludwig behandelt mich stets so ironisch, daß ich schon mehrmals öffentlich dagegen Verwahrung einlegen wollte, aber er ist bei der Leitung des Blattes ein wahrer Despot und wenn ich aufmucke, riskiere ich, daß er von mir nichts mehr druckt. Da bin ich lieber still. Bloß nur die Verleumdung, die Urgroßmutter meiner Mama sei eine geborene Isserles aus Krakau gewesen, weise ich hiermit entschieden zurück. Das hat Hans Ludwig böswillig erfunden! P. L. M.

Politikus. Wir empfingen die Äußerung Ihrer Verwunderung über das seltsame Verhalten mancher in deutscher Sprache geschriebener Zeitungen den inneren und äußeren Interessen des deutschen Volkes gegenüber. Wir wundern uns nicht, denn wir kennen jene Zeitungsschreiber.

„Lilie aus dem Wienerwald." Liebes Fräulein, Ihre Furcht, mit Ihren „schon 17 Jahren" — wie Sie offenherzig, aber anonym schreiben — die 10.000ste Wiener Aufführung des „Dreimäderlhauses" nicht mehr zu erleben, teilen wir ganz und gar nicht. Man stirbt doch nicht mir nichts, dir nichts, ist man so jung und zweifellos hübsch wie Sie. Nur ein bißchen Geduld und Sie können die Jubelvorstellung besuchen. Das „Dreimäderlhaus" ist allerdings entzückend und wäre nicht der dumme Krieg dazwischen gekommen, so hätte es gewiß schon seinen Siegeszug durch die ganze Kulturwelt angetreten. Schade, daß Schubert es nicht mehr erleben durfte! Da haben Sie es besser, Lilie aus dem Wienerwald. Wie sinnig wußten Willner und Reichert das schier tragische Schicksal des armen „Schwammerl" zu einer erhebenden Operette auszugestalten und wie dankbar muß Schubert im Elysium Berté dafür sein, daß dieser seine Musik endlich bekannt machte, so daß schon heute in Musikalienhandlungen „Schubertlieder von Berté" verlangt werden. — Wie wir hören, steht aber allen Operetten-Freunden und -Freundinnen noch eine ganz besondere Überraschung bevor: Kapellmeister Wenzel Woperschalek — ein Tiroler, wie schon sein Name vermuten läßt — geht eben daran, Beethovens sechste Symphonie (die „Pastorale") zu einem Volksstück mit Gesang umzugestalten. Der Schauplatz dieses sicherlich wirkungsvollsten aller Stücke der Gegenwart wird nach Ischl verlegt, wohin sich der Held des Singspieles — natürlich Ludwig van Beethoven selbst — zum Sommeraufenthalt begibt. Den Text dichten zwei bekannte und bisher schon vermögende Künstler aus dem literarischen Jung-Wien. Anheimelnde Jodler werden die etwas zu ernst geratenen Urmelodien angenehm unterbrechen und die Einlagen einiger Schuhplattler mit Erdgeruch sollen die künstlerische Wirkung bedeutend steigern. Wenn man uns richtig berichtete, hat die Hofoper das epochale Werk bereits erworben und die Karten für die ersten 67 Vorstellungen sind schon in festen Händen. Leider hat sich auch hier wieder der verwerfliche Kettenhandel der Billette bemächtigt und es wäre hoch an der Zeit, daß die Polizei einschritte, denn Operetten gehören doch zu den „unentbehrlichen Bedarfsartikeln" der Groß- und Kleinstadtbevölkerung. Der Mensch lebt nicht allein von Brotkarten, sondern auch von Musik! Wir sind gottlob in der Lage, Ihnen den Titel des schönen Singspieles zu verraten: „Der taube Pastoraliker"; es gibt darin ganz köstliche Verwechslungen und Irrtümer, welche Beethovens Schwerhörigkeit verursacht. Das Publikum wird sich eingedenk der Mahnung Richard Wagners: „Ehret eure deutschen Meister" vor Lachen schütteln. Die Schriftleitung kann Ihnen übrigens noch einen Platz für die Premier mit einem kleinen Aufschlag von 137% verschaffen. Zusendung des Billetts erfolgt nur gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages.

leicht, sich darüber zu belehren. Mit streng wissenschaftlichen Werken ist ihm kaum geholfen und „populäre“ Darstellungen fehlen oder sind in der Regel so übel geraten, daß sie wenig taugen. Da kann man nun auf einige Erscheinungen des Teubner-Verlages in Leipzig hinweisen, die in jeder Beziehung befriedigen. Sie gehören der empfehlenswerten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ an; da wären unter anderen zu erwähnen: „Die Psychologie des Verbrechers“ und „Strafe und Verbrechen“, Geschichte und Organisation des Gefängniswesens — beide Bändchen vom kgl. Strafanstaltsdirektor Dr. Paul Pollitz, ferner „Verbrechen und Aberglaube“ und „Moderne Kriminalistik“, von Dr. Albert Hellwig. Übersichtliche, kurz gefaßte und allgemein verständliche Abhandlungen, die den vielseitigen Stoff ebenso vielseitig beleuchten. Sie führen in das Wesen der Materie ein, geben einen allgemeinen Überblick und sind überdies eine Art Vorschule für jene, die sich noch eingehender mit der praktisch wichtigen und theoretisch fesselnden Disziplin beschäftigen wollen. Der wohlfeile Preis der Bücher erhöht deren Wert als Bildungsmittel, das auch Minderbemittelten zugänglich ist.

Österreichische Soldatenlieder. Herausgegeben mit Genehmigung des k. u. k. Oberkommandos von Bernhard Paumgartner. (Wien, Universal-Edition.)

Viertes Heft: Lieder aus der Steiermark I. Ein Viertelhundert Volkslieder aus früheren Kriegen, stets von der Vaterlandsliebe, Tapferkeit und der guten Laune des steirischen Soldaten zeugend.

Büchereinlauf.

Mit Kapitän König in sonnigen Breiten. Reiseerinnerungen aus friedlicher Zeit. Von Artur Rehbein. Mit reichem Bilderschmuck. (Berlin, Deutsche Zeitungsgesellschaft.)

Deutschlands Zukunft bei einem guten und bei einem schlechten Frieden. Mit 2 Karten und 103 graphischen Darstellungen. (München, J. F. Lehmann.)

Jonathan Patroklos. Von Albert H. Rausch. (Berlin, Egon Fleischel u. Co.)

Die Heimat. Ein Buch für das deutsche Volk. Herausgegeben von Heinrich Mohr. (Freiburg i. B. Herders Verlagshandlung.) Eine Sammlung einschlägiger Aufsätze verschiedener Verfasser.

Wo die Berghirsche schreien. Der Grättigau. Einfälle und Ausfälle von Ch. Tester. (Weinfelden. Schweizer Heimatkunst-Verlag.)

Heimat und Arbeit. Von Dr. Theodor Scheffer. (Leipzig. A. Haase.)

Seid der Väter wert! Ein deutsch-christliches Jahrbuch für die reife Jugend, für deutsche Jünglinge und Jungfrauen. Herausgegeben von Werner Eckart und Gustav Schlipköter. (Stuttgart. J. F. Steinkopf.)

Volkskundliches aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet. Von Marie Andree-Eysn. (Braunschweig. Friedr. Vieweg u. Sohn.)

Die Ostmark. Österreich-Ungarns Mission in der Weltgeschichte. Von Dr. Lothar Ritter v. Wimmer. Zweite, durchgesehene Auflage. (Wien und Leipzig. Karl Fromme.)

Friedrich List. Ein Prophet u. Märtyrer deutscher Weltwirtschaft. Von Adolf Damaschke (Jena. Gustav Fischer.)

Ähren und andere Gedichte von Désirée Ruprich. (Graz und Wien. Kommissionsverlag „Styria“.)

Via dolorosa. Gedichte von Franz Hoepfner-Stettin. (Leipzig. Xenien-Verlag.)

Von Mensch zu Mensch. Gedichte von Johanna Wolff. (Frankfurt am Main. Rütten u. Loening.)

Stuttgarter Bilderbogen Nr. 12: **Kartenlesen.** Von Prof. Dr. Grosse; eine praktische Einführung mit Abbildungen und Karten. Von demselben Nr. 13: **Geländekunde,** eine Anleitung zum Beobachten in der Heimat, insbesondere bei Wanderungen. (Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung.)

Führer-Handbuch. Von Oberfeldmeister Viktor Wintler. (Wien. Österreichischer Pfadfinderbund.)

Deutschradikales Jahrbuch mit Zeitweiser für 1917. Herausgegeben vom „Deutschnationalen Verein für Österreich“. 7. Jahrg. (Wien. Verlag des „Deutschnationalen Vereines für Österreich“.)

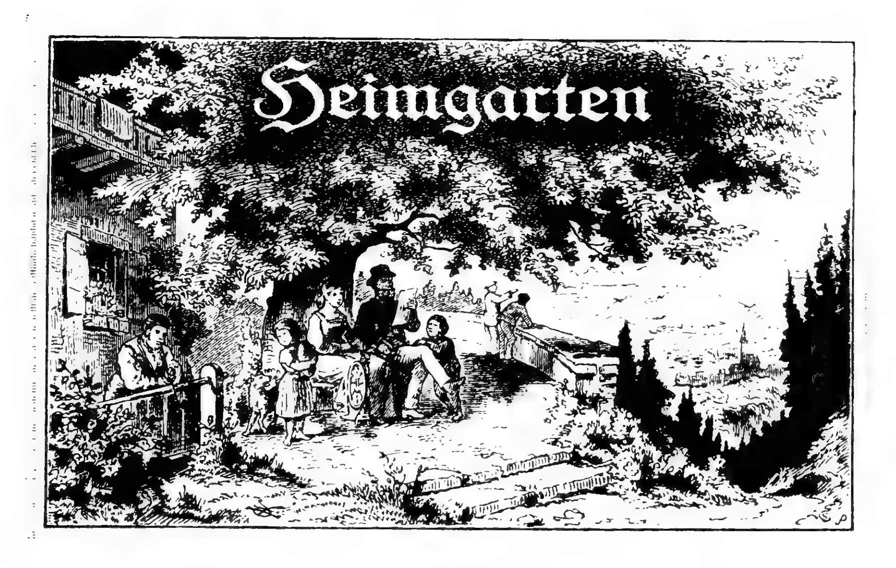
Kochbuch für fleischlose, fettlose und eiersparende Kost. Von Helene Reitter. (Wien. Moritz Perles.)

Österreichs Geist und Schwert. Herausgegeben von Klara Körber, zugunsten des österreichischen Roten Kreuzes. (Verlag der Dürrerschen Buchhandlung in Leipzig.)

Die Unbekannte. Gedichte von Heinz Ronveiller. (Johann Leon sen., Klagenfurt.)

Gedankenhopser unserer Kinder. Ein fröhliches Büchlein für unsere Krieger im Felde und im Lazarett. Von Pastor Paul Denker-Lübeck. (Bad Nassau-Lahn. Zentralstelle zur Verbreitung guter, deutscher Literatur.)

Taschenatlas aller Kriegsschauplätze 1917. 24 Übersichts- und Sonderkarten. (Berlin, L. Schwarz u. Comp.)



10. Heft Juli 1917 41. Jahrg.

Aller Engel Bild.

Von **Oswald Menghin.**

I.

Da man den 2. September des Jahres 1742 schrieb, gab es in dem alten Landstädtchen ein gar mächtiges Gedränge. Es war der Schutzengelsonntag, und weil die Pfarrkirche den heiligen Schutzengeln allesamt geweiht war, hatte man die Enthüllung des neuen Hochaltarblattes auf diesen Tag festgesetzt.

Mit diesem Hochaltarbilde hatte es aber folgende Bewandnis. In der Kirche war aus Unachtsamkeit des Mesners knapp vor Jahresfrist ein Brand ausgebrochen, den man zwar bald entdeckt hatte, aber der angerichtete Schaden war doch nicht gering gewesen. Insbesondere war das alte schöne Altarbild, die heiligen Engel darstellend, dabei zugrunde gegangen. Es tat somit Not, ein neues machen zu lassen. Die löbliche Gemeinde bestellte zu diesem Zwecke einen trefflichen Maler aus der Hauptstadt, der weite Reisen gemacht hatte und seine Kunst aufs beste verstand. Der Meister begehrte für das Bild hundert Gulden, die großmächtige Leinwand extra und die Kost für sich und einen Gesellen auf ein Monat.

Damit gaben sich die Ratsbürger zufrieden und machten den Handel fest. Am 1. Juli des Jahres 1742 sollte der Meister kommen und anfangen, am 1. August mußte das Bild fertig abgeliefert werden.

7. Verzeichnis der Bausteine für das Lehrer-Erholungsheim.

341	Bausteine bereits ausgewiesen	K	68.200
342.	Dr. Ottokar Berzé, Graz	„	200
343.	Lehrk. der Mädchenvolksschule, Wien, 14. Bezirk, Kellinggasse 7	„	200
344.	Lehrk. der Mädchenvolksschule, Wien, 17. Bezirk, Halirschg. 25	„	200
345.	Lehrk. der Mädchenvolksschule, Wien, 12. Bezirk, Ruckerg. 42	„	200
346.	Lehrk. der Knaben- u. Mädchenvolksschule, Wien, 21. Bezirk, Leopoldauerplatz 77	„	200
347.	Lehrk. d. Mädchenbürgerschule, Wien, 20. Bezirk, Staudingerg. 6	„	200
348.	Lehrk. der Knabenbürgerschule, Wien, 6. Bezirk, Stumperg. 56	„	200
349.	Lehrk. d. Mädchenbürgerschule, Wien, 4. Bezirk, Starhemberggg. 8	„	200
350.	Lehrk. der Knabenbürgerschule, Wien, 6. Bezirk, Hirscheng. 18	„	200
351.	Lehrk. der Mädchenbürgerschule, Wien, 12. Bezirk, Ruckerg. 40	„	200
352.	Lehrk. der Mädchenbürgerschule, Wien, 5. Bezirk, Embelg. 48	„	200
353.	Lehrk. der Knabenvolksschule, Wien, 10. Bezirk, Thavonatg. 20	„	200
354.	Lehrk. der Mädchenbürgerschule, Wien, 13. Bezirk, Gurkg. 32	„	200
355.—359.	Wiener Lokomotivfabriks-Aktiengesellschaft, Wien, 21. Bezirk	„	1.000
360.	Lehrk. der Mädchenvolksschule, Wien, 14. Bezirk, Dadlerg. 16	„	200
361.—362.	Reinerträgnis eines Vortragsabends, veranstaltet vom Herrn Dir. Ocherbauer in Graz zugunsten des Lehrer-Alpenheims	„	400
363.	Lehrk. der Knabenbürgerschule, Wien, 13. Bezirk, Reinlg. 19	„	200
364.	Lehrk. der Knabenvolks- und Bürgerschule in Baden	„	200
365.	Lehrk. der Knabenvolks- und Bürgerschule, Wien, 18. Bezirk, Schopenhauerstr. 79 abermals	„	200
366.	Lehrk. der Knabenvolks- und Bürgerschule, Wien, 13. Bezirk, Hietzinger Hauptstraße 168	„	200
367.	Lehrk. der Mädchenvolksschule, Wien, 16. Bezirk, Abeleg. 29	„	200
368.	Lehrk. der Knabenvolksschule, Wien, 18. Bezirk, Schulg. 19	„	200
369.	Lehrk. der Knabenbürgerschule, Wien, 16. Bezirk, Grundsteingasse 65	„	200
370.	Lehrk. der Knaben- und Mädchenvolksschule, Wien, 21. Bezirk, Meißnerg. 1	„	200
371.	Lehrk. der Knabenbürgerschule, Wien, 10. Bezirk, Eugeng. 30	„	200
372.	Dr. Richard Plattensteiner, Wien	„	200
373.	Lehrk. der Mädchenvolksschule, Wien, 14. Bezirk, Kröllg. 20	„	200
374.	Lehrk. der Knabenvolks- und Bürgerschule, Wien, 14. Bezirk, Diefenbachg. 19	„	200
375.	Lehrk. der Knabenvolksschule, Wien, 5. Bezirk, Diehlg. 2	„	200
376.	Lehrk. der Schule für schwachsinnige Kinder, „Stephaniestiftung" in Biedermannsdorf, Niederösterreich	„	200
376	Bausteine Summe	K	75.200
353	Einzelspenden mit einem Betrage von	K	8.576·92

Als Bausteine gezeichnet . . . . K 75.200·— = 376 Bausteine
für Sammelbausteine „ . . . . . . „ 8.576·92 = 42 „

Summe . . K 83.776·92 = 418 Bausteine

Für den Alpenheim-Ausschuß des Deutsch-österr. Lehrerbundes:

Emil Bayer, Zahlmeister.

Wien, XIX., Heiligenstädterstraße 3, Postscheckkonto Nr. 80.089.

(**Geschlossen** am 20. Mai 1917.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Fleder.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

In der letzten Juliwoche sprach niemand mehr etwas anderes als von dem schönen Bilde, die Alten und die Jungen. Und wenn der Meister abends durch die Straßen ging, leuchteten aller Augen, und wer sein Kind auf dem Altarblatte wußte, trat auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand und lud ihn ein, sein Haus zu betreten, oder wenigstens morgen zu kommen, oder wenn es wirklich nicht mit der Zeit ausginge, ein paar Tage länger zu verweilen und mit einer gut bürgerlichen Gastfreundschaft verlieb zu nehmen. Und tatsächlich ist der Meister nicht früher aus dem Städtchen fortgekommen, bis er bei allen drei Tage gewohnt, gegessen und getrunken hatte, und war auch noch beim Schutzengelfest selbst zugegen.

Da hat er denn wohl seinen allerschönsten Tag erlebt. Als die Orgel brauste und die Leute in hellen Scharen in die Kirche strömten, das Hochamt begann und der Weihrauch in schweren Wolken gegen das neue Bild emporstieg: siehe, da geschah ein Wunder, das über die Begriffe der versammelten Menschen ging. Die Wolken des Bildes mischten sich mit denen des Weihrauches und fingen auch ihrerseits an sich zu rühren und zu qualmen; die Englein wurden alle lebendig und schwebten nun wirklich hin und her: durchs bunte Glasfenster der Kirche brach aber just im selben Augenblicke eine machtvolle Helligkeit mitten auf das Bild hin, so daß sich nun plötzlich die Glorie des Himmels auf das Presbyterium der kleinen Stadtkirche auszugießen schien.

Da sanken die Andächtigen, groß und klein, in die Knie; die Orgel hörte auf zu spielen und eine tiefe Stille trat ein. Und da geschah noch etwas, was den Härtesten die Tränen aus den Augen trieb und das Herz erbeben machte.

Zu den bravsten Leuten in der Stadt gehörten der Hafner und sein junges Eheweib, die sich vor etwa drei Jahren die Hand gereicht und bald einen kräftigen, pausbackigen Buben in die Welt gesetzt hatten. Der Bub war wie alle anderen zum Maler gekommen und hatte ihm so gefallen, daß er sich eine eigene Skizze davon gemacht hatte, um ihn dann auf die große Leinwand zu bringen. Drei Tage nachher fiel das frische Kind in ein hitziges Fieber und nach aber drei Tagen lag es tot in seinem Bettlein. Als der wackere Maler davon hörte, zog er die Skizze hervor, warf einen Blick auf sein großes Altarwerk und hatte schon einen Entschluß gefaßt: dieses Engelein, das nun ein wirkliches Engelein war, mußte einen besonderen Ehrenplatz bekommen. Er setzte es mitten in das Bild, eben an die Stelle, wo das himmlische Licht, das vom Rande her einfiel, am stärksten auftraf und einen wahren Funkenregen verursachte. Da gab es einen so starken Schein, daß man dieses Engelein selbst in der Dunkelheit noch sah, wenn die andern im Grau des Abends und der Wolken bereits verschwanden.

So geschah es auch. Der Meister war, eine Ausnahme unter den Künstlern, am 1. Juli pünktlich zur Stelle und hub mit allem Fleiße an zu malen.

Er war aber auch in anderen Stücken ein absonderlich ausgezeichneter Mann. Während die Maler am Ort, die sich doch in der Kunst nicht von der Ferne mit ihm messen konnten, stets geheimnisvolle Umstände machten, wenn sie an einem großen Werke arbeiteten, und niemand zusehen ließen, ehe sie das Bild fertig hatten, hielt der fremde Meister seine Arbeitsstube im Rathause für jedermann, der neugierig war, offen und sprach, indes er fleißig auf der Leinwand hin- und herfuhr, aufs vergnüglichste mit seinen Besuchern und nicht nur immer von der Kunst und ihrem dürftigen Brot, sondern auch von all den kleinen Dingen, die den Bürgersmann drückten, von der schlechten Zeit, von dem teuern Fleische, vom Leder, von der Leinwand, vom Garn, von den Öfen und vom Holze, kurz von allem, wie es einer gerade nach seiner Herzensart anschnitt, selbst von Sonnenschein und Regen und den näheren und ferneren Wetteraussichten. Was ihm aber das Herz der wackeren Bürger ganz besonders gewann, war seine Vorliebe für kleine Kinder, die man ihm nicht oft und viel genug in die Ratsstube bringen konnte. Ja, er schien gar nicht malen zu wollen, wenn nicht eine ganze Schar kleinen Volkes in seiner Stube herumtollte und lärmte, und fuhren dann die Alten hin und wieder dazwischen, so rief er: „Laßt sie nur, so hab ich's gern, das brauch ich" und schoß dabei wie ein Rasender mit dem Pinsel auf der Leinwand herum.

Eines schönen Tages aber hatten es die Bürger heraus, warum der Maler so freundlich war. Auf dem alten Altarblatte waren große würdige Engel mit schweren goldenen Flügeln dargestellt gewesen; sie standen in einer Reihe und sangen von einem Notenblatt ein heiliges Lied. Anders konnte man sich ein Allerengelbild daher nicht vorstellen. Nun kam es aber an den Tag, daß der fremde Meister eine ganz andere Intention hatte. Er malte, soviel sah man schon nach der ersten Woche, keine großen feierlichen Gestalten, dafür aber eine Unmenge, ein paar hundert, ja schier wohl an die tausend kleine Engelein, muntere Putti, die in Schwaden durch und über die Wolken purzelten; die einen strebten einem gewaltigen Lichtstrahle zu, der vom Rande des Bildes her in das Wolkengewoge hineinbrach, die anderen kamen aus diesem Glanzmeere und schienen wie geblendet Zuflucht im Schatten der Nebel zu suchen. Diese Engelein aber hatten — und das brachte die Bürger des Städtchens vor Freude ganz außer Rand und Band — hatten lauter Köpfchen auf, die jedermann kannte. Die ganzen Kinder aus der Stadt waren auf dem neuen Altarblatte verewigt.

sie waren alle sinneseins, daß das alte Bild, so wie es sich jetzt darbiete, unmöglich länger dem frommen Volke zum Ärgernis, ja zum Gespötte dienen könne. Alle Schlechtigkeit wußten sie darauf zu sagen. Es sei ein alter Kram, vom Kunststandpunkte wertlos, gänzlich mißlungen in der Zeichnung, die Farben nachgedunkelt und gesprungen, in der Erfindung arm und durchaus unkirchlich; die Putti hätten nichts als Wolken an, was eine Gefahr für die Sittlichkeit der Schulkinder sei, und was man sonst noch sagt, wenn einer Sache das Wasser abgegraben werden soll.

Nur einer setzte sich für das Bild ein; das war der fremde Herr aus der Hauptstadt. Er wendete eine schöne Beredsamkeit auf, um die Spießbürger davon zu überzeugen, daß die dem alten Kunstwerke gemachten Vorwürfe gänzlich unberechtigt seien, und er sprach wohl eine halbe Stunde lang. Allein, sei es daß auch gründliche Gelehrsamkeit nicht das richtige Mittel ist, den unter die Philister geratenen Fortschritt in seine Schranken zu weisen, oder sei es, daß die versammelten Vertreter der Bürgerschaft eben nicht wollten; er predigte tauben Ohren und hatte den Erfolg, daß der erste Ratsherr schließlich sagte: „Mein lieber Herr Doktor, das ist alles gut und schön, aber das Bild ist barock und gehört nicht her. Im übrigen, wenn die Regierung nichts tun will, wir haben es ja, Gott sei Dank, ich spendiere für die Restaurierung und gründliche Ausbesserung dieses Bildes fünfhundert Gulden, damit man unsere Mädeln, ohne sich zu schämen, wieder in die Kirche schicken kann.“ Der erste Rat war nämlich ein Metzger und hatte einen dicken Bauch und mächtig viel Geld, mit dem er gerne groß tat. Als der fremde Herr diese Rede hörte, nahm er den Hut und sagte: „Ich werde mich bemühen, diese Barbarei zu verhindern.“ Verbeugte sich und ging.

Als er fort war, standen die Zurückgebliebenen zwar etwas verdutzt, aber der Bürgermeister faßte sich bald und meinte: „Die Geldfrage derentwegen wir uns eigentlich diesen Kerl an den Hals hetzen lassen mußten, wäre ja durch die wahrhaft fürstliche Munifizenz unseres verehrten Herrn Mitbürgers erledigt. Ich schlage vor, daß wir die Arbeit der Ausbesserung und stilgerechten Übermalung des Bildes sofort in Angriff nehmen lassen, damit wir den Quertreibereien des gelehrten Herrn schon die vollzogene Tatsache entgegensetzen können. Heute ist Samstag. Sind die Herren einverstanden, daß wir die Arbeit am Montag beginnen lassen?“ Es waren alle einverstanden und die Kommission ging auseinander.

Als der Pfarrer am nächsten Tage beim Hochamte vor den Altar trat, warf er einen Blick auf das alte Bild und dachte sich: „Nun, ihr halbnackten Lausbuben, heut ärgert ihr mich das letztemal.“

Als nun am Schutzengelsonntag jenes merkwürdige Ereignis eingetreten war und alles wie verzaubert nur mehr auf das Bild hinsehen konnte und die große Stille sich niedergesenkt hatte, schrie auf einmal eine helle Stimme: „Mein Luisl, mein Luisl!“ und dann sah man, wie sich Leute um eine junge Frau zu schaffen machten Man trug die ohnmächtig gewordene Hafnerin hinaus.

Da nun der Pfarrer mit lauter Stimme sang: „Gloria in excelsis Deo“, war allen zumute, als ob kein anderes Gebet der Weihe der Stunde hätte besser entsprechen können.

II.

Das Jahr weiß ich nicht mehr ganz genau; aber es war so um die Zeit vor dem großen Kriege, wo die Leute vor Wohlergehen nicht mehr wußten, wie ein noch aus, und meinten, jetzt sei die Menschheit auf dem Gipfel angekommen und alles, was man früher gedacht, gewollt und getan habe, sei Plunder gewesen und am besten zu beseitigen, selbst wenn es niemandem im Wege stehe. Es gab zwar auch noch etliche, die von anderer Gesinnung blieben, aber die konnten sich in dem Lärm kaum mehr verständlich machen und wollten schier an der Vernunft der Welt zweifeln.

Da darf es uns nicht wundernehmen, wenn eines schönen Tages auch in dem kleinen Städtchen von anno dazumal der Fortschritt eintraf und die Köpfe heiß machte. Es würde uns auch ganz kalt lassen, wenn nicht gerade in diesem Städtchen das Bild aller Engel hinge nnd dieses Bild dem Fortschritt auf einmal nicht mehr passen wollte und ein Kampf darum geschah, der ein so merkwürdiges Ende nahm, daß ich ihn doch auch erzählen muß.

Es ist wahrhaftig eine seltsame Geschichte und man möchte nicht glauben, daß in unseren Tagen noch solche Dinge vorkommen.

Da fand sich plötzlich in der alten Kirche unseres Städtleins eine Kommission ein, wie man sagt: lauter gewichtige Persönlichkeiten, als der Bürgermeister, der Pfarrer, der erste und zweite Gemeinderat, ein paar Bürger, die im Geruche der Kunstkennerschaft standen, und schließlich noch ein fremder Herr, der sogar eigens von der Hauptstadt gekommen war, um der Verhandlung anzuwohnen.

Der Gegenstand ihrer Beratung war das Allerengelbild am Hauptaltare. An die hundertfünfzig Jahre hing es nun da zur Freude der frommen Gemeinde; jetzt war es plötzlich alt und unwürdig geworden. Den Herrn Bürgermeister und seine Räte sah man zwar wunderselten in der Kirche und vom Herrn Pfarrer hatte man auch nie gehört, daß ihm die moderne Kunst übermäßig ans Herz gewachsen wäre — allein, krumm oder gerad,

Das Quartett.

Von **Fritz Müller.**

Der Einjährige Fritz Steidle war mehr als musikalisch. Er war selber eine Note. Eine Note, die auf der fünfgestrichenen Lebenslinie unbekümmert auf und absprang. Es wird schon eine Melodie daraus. So oder so. Man kann nicht nur nach Noten schimpfen und fluchen, sondern auch nach Noten leben.

Solch eine Note war also Fritz Steidle, den ein Zug jetzt mit seinen Kameraden von Belgien über seine Heimat nach Serbien führen sollte. Noten aber wollen tönen, klingen, singen. Nun klinge aber einer, der sieben Monate in Belgiens Schützengräben lag. Sieben Monate hatte sich der Fritz Steidle das Klingen sparen müssen. Das gibt eine arge Spannung.

Wenn er nun zum Zug hinaussah, sah er fünf Telegraphen drähte draußen, fünf leere Telegraphendrähte.

Zum Donner auch, da hinauf gehören Noten! Bis zum Rande bin ich voll von Tönen. Mir fehlt ein Instrument. Das Instrument, mit dem ich sie an straffen Fäden droben aneinanderreihe."

Sein eigener Notenkopf quetschte sich betrübt in eine Ecke seines Abteils, um den Kummer zu verschlafen.

„Tü — tüü", machte im Nebenabteil eine Flöte und schwieg. Vorbei ist aller Schlaf. Ein Kopf schießt über die Zwischenwand in die Höhe:

„Wer hat da eine Flöte, wer?!"

„Der Scharnagel", sagten sie und deuteten auf einen stillen Soldaten. Der aber nahm die Flöte keinen Augenblick vom Munde, sondern sah nur über sie hinaus den Fritz Steidle lange an, während seine Finger auf dem Langholze auf- und niedergingen: „Tü—tüü—tü—tü—tüü . . ."

„Kamerad, du bist mein Mann!" Wieder langer Blick und Fingerspiel und: „Tü—tü—tüü . . ."

„Kamerad, hast du noch ein zweites Instrument? Langer Blick und Fingerspiel und: „Tü—tü—tüüü . . ."

„Ich habe eine Oboe da droben im Gepäcknetz", erbarmte sich einer, „die hab' ich in Belgien — in Belgien — in Belgien —"

„Gespielt?"

„Nein, spielen kann ich nicht. Sie ist von einem gefallenen Kameraden. Ich leih' sie dir. Da."

„Dankschön, dankschön. Jetzt spielen wir ein Duett, du, Flötenkamerad!" Langer Blick, Nicken, Fingerspiel und ohne Unterlaß das „Tü—tü—tüü . . ."

Es war das letztemal; aber wie das kam, hätte er sich nicht träumen lassen, und nun beginnt das Wunderbare an dieser Geschichte.

In der Stadt war es gleich ruchbar geworden, daß das alte Bild zum letztenmal zu sehen sein werde, und da zeigte sich etwas Sonderbares. Niemand im Volke wollte begreifen, warum das Blatt auf einmal nicht mehr gut genug sein solle: die Alten murrten laut und erinnerten sich plötzlich an viele Geschichten, die an dem alten Bilde hingen; selbst die von der Hafnerin wurde wieder erzählt. Und daran knüpfte man die unverbürgte Sage, daß die Engel des Bildes zu gewissen Zeiten lebendig werden, sich rühren und bis in die Weihrauchwolken verpurzeln. Die meisten lachten darüber; manche sagten aber nachdenklich: „Kann man es wissen?“

Freilich gegen die Verwüstung des Bildes ließ sich nun nichts mehr machen. Wer konnte es auch mit den Stadtgewaltigen verderben? So strömten denn die Leute, um das Bild wenigstens noch einmal zu sehen, in Scharen in die Kirche. Es war ein ähnlich schöner Tag wie damals vor 150 Jahren. In voller Macht strahlte die Sonne durch die Kirchenfenster im Presbyterium, deren alte bunte Glasscheiben freilich schon lange verschwunden waren. Ein Fenster stand jetzt offen und ließ gute Luft herein. So wollte es nämlich der Fortschritt.

Das Hochamt war aus. Die Ministranten ließen noch dicke Weihrauchwolken gegen den Hochaltar hinansteigen, die Orgel dröhnte, Trompeten schmetterten und Pauken wirbelten. — Die Leute warfen alle einen Scheideblick auf das Bild, dessen liebliche Engelgestalten nun übermalt werden sollten.

Da geschah auf einmal etwas Unbegreifliches, das denen Recht gab, die in den Wundergeschichten der Alten doch einen Kern von Wahrheit sahen.

Mitten in dem Weihrauchberg, der sich zum Altar und von diesem durchs Fenster hinauszog, erschienen auf einmal, wie zu Ballen geknäuelt, Scharen von Engelchen; sie kamen sichtlich aus den Wolken im Bilde. Kopfüber stürzten sie hervor und in den Weihrauch hinein und mit diesem dem Fenster zu, wo sie im Sonnenlichte verschwanden. — Die Leute gafften und schauten, der Bürgermeister stand wie starr, dem Fünfhundertguldenmetzger troff der Schweiß von der Stirne und der Pfarrer tat ein Gelübde. Aber es war zu spät. Die Englein waren draußen und ließen die leere Leinwand zurück.

Auf diese konnte nun der dicke Metzger um fünfhundert Gulden klecksen lassen was er wollte.

„Tidliliiit“, hob die Pfeife lustig ihre Stimme.

„Trä — trä — träää“, bettelte die Trompete.

Gegen Musikinstrumente kann man doch nicht grob sein. Also ließ der Hauptmann sich erweichen. Außerdem stand Serbien am Ende des Quartetts.

„Verrückt“, sagte der Hauptmann, „aber naa, meinetwegen — Zugführer, abfahren!“ Und während er einstieg, murmelte er und schmunzelte er: „'s sind nicht die schlechtesten im Feldzug, die es mit der Musik halten — und bis Serbien sitzen sie schon wieder vernünftig auf ihren Plätzen vorne, die verrückten Musiker.“

Inzwischen hatten sich diese schnell verständigt. Es ergab sich, daß sie alle mehr als Durchschnittsdilettanten waren, Oboist Fritz Steidle, der Oberlehrer, Flötist Max Scharnagel, der Assessor, Pfeifer Franz Heimerl, der Postassistent, und Trompeter Hans Wendekühl, der Schriftsteller.

Der Zug glitt langsam durch das liebe Vaterland.

„Was üben wir ein, Kameraden?“

„Hm, wie wär's mit Brahms, mögt ihr den?“

„Mögen? Brahms mögen? Nein, Kamerad, den mag man nicht, den liebt man.“

„Also, Brahms ist angekommen. Jetzt, was von Brahms?“

„Am Abend, kennt ihr das?“

„Das Lied von Friedrich von Spee, nicht wahr?“

„Jawohl, ‚Trutznachtigall‘, das kennt ihr also?“

„Eine Frage. Das werden wir nicht kennen!“

„Fein ist's.“

„Famos ist's.“

„Schön ist's.“

„Paßt auf, ich brumm' es erst einmal, damit es besser ins Gedächtnis kommt.“

Es war nicht ganz leicht. Die Schienen klirrten. Aber die Viere steckten die Köpfe dicht zusammen, während einer sang:

In stiller Nacht, zur ersten Wacht
Ein' Stimm' beginnt zu klagen ...
Der nächt'ge Wind hat leis und lind
Zu mir den Klang getragen ...

Nach verklungenem Lied saßen sie noch eine Weile andächtig da mit den angelehnten Köpfen und den Instrumenten, die keine Hand mehr losriß.

„So, im Rohbau wären das die Noten — nach und nach werden wir das Ding schon zusammenspielen, nicht wahr, Kameraden?“

„Zur Sache, zur Musik!“

„Also fangen wir an. Ein Trio wäre freilich schöner.“

Einer nestelte schon seit einer Weile an seinem Tornister herum:

„Ich hab' — ich hab' na, willste wohl aufgehn — ich hab' auch was“, sagte er, „ich hab' eine Pfeife — darf ich mitspiel'n?“

„Tü—tüü“, die Flöte.

„Ai du—laduh“, die Oboe.

Die andern lachten.

„Es sind doch verrückte Leute, die Musiker“, sagte jemand, „wenn die ihr Instrument in der Hand haben, könnten sie sterben, ohne daß sie's merkten.“

„Tü—tü—tüü . . .“, die Flöte.

„Ai du—laduh . . .“, die Oboe.

„Didlidiiit . . .“, die Pfeife.

„Jetzt fehlt nur noch der Vierte zum Quartett“, sagte wieder jemand lachend.

„Soll ich's Euch sagen, wo der ist? meinte einer.

„Raus mit der Sprach'!“

„Was gebt ihr mir?“

„Musiker sind arme Leut' — ein Vergeltsgott also und ein Freiquartett, wenn wir eingeübt sind.“

„Einverstanden. Der Vierte sitzt im letzten Wagen in einem Auto und übt sich schon seit einer Stunde im Trompetenblasen.“

„Tü—tüü, Ai du—laduh, Didlidliiit“, machten die drei Instrumente und brachen plötzlich ab. Ihre drei Besitzer aber brachen auf. Bei der nächsten Haltestelle turnten sie zum letzten Wagen hinter. Das war ein offener Frachtwagen. Auf dem stand ein halbzerschossenes Auto. Ein grüner Damenschleier wehte, eingeklemmt in einen Splitter, auf dem Rücksitz, und wogte milde in der weichen Vorfrühlingsluft. Von einer Dame freilich keine Spur, sondern auf dem Rücksitz saß ein leichtverwundeter Soldat. Er hatte eine weiße Stirnbinde. Darunter gesunde, fröhliche Augen. Und noch weiter darunter eine nur mäßig vom Krieg zerbeulte Trompete.

„Trä—trä—trää . . .“, machte die Trompete. Daß das nichts anders hieß, als:

„Kommt nur herein zu mir, Kameraden“, verstanden freilich nur Musiker.

„Tü—tü—tüü“, „Ai du—laduh“, „Didliliiit“, antworteten Flöte, Oboe und Pfeife und machten sich's in dem zerschossenen Auto arg bequem. Der Hauptmann auf dem Bahnsteig hatte einen Blick hinaufgetan und machte schon die Lippen auf, um sie alle fortzuweisen. Aber:

„Tü—tü—tüü“, bat die Flöte gar so schön.

„Ai du—laduh“, unterstützte sie die Oboe.

fährst, Fritz, kann sein, daß ich's so treffe, um dir von der Laimer Rampe zuzuwinken . . .

He, solcher Mutterbrief ist doch nicht bitter, sollt' ich meinen? Schon, schon, aber ein bissel mehr von seiner Mutter als einen geschwinden Winker hätte der Fritz Steidle zwischen zwei Feldzügen halt doch gehabt. So kam's ihm vor, als der Brief in Belgien ankam. Zu einer Zeit also, die vor dem Brahmsquartett gelegen war.

„Kann sein, daß ich's so treffe?" — Als ob das nicht totsicher wäre, wenn es eine Mutter schreibt. Als ob Frau Anna Steidle nicht schon seit zwei Tagen ihre Wohnstatt von dem Mittelpunkt Münchens nach Laim hinaus verlegt hätte. Als ob sie da nicht jede halbe Stunde zum rotbemützten Bahnvorstand gelaufen wäre:

„Entschuldigen Sie, Herr Vorstand, kommt wohl bald wieder ein Soldatenzug?" Als ob sie nicht herzklopfend und mit dem vergnügten Taschentuch winkbereit zwischen den Zügen auf der Laimer Bahnhofsrampe gestanden hätte Als ob sie nicht an zwanzig, dreißig Soldatenzügen, die auf dem drübern Gleise schon vorüberrollten, fieberhaft entlanggespäht —

Ha, dort winkt einer aus dem Fenster — ist das mein Fritz? — oder der dahinter — oder — oder . . .?

Aber so viele von den Feldgrauen ihr auch entgegenwinkten und zugerufen hatten: „Ei, Mutter, guten Tag auch!" sie hätte gar nicht ihre Gesichter zu sehen brauchen, um zu wissen: Nein, in dem Zug war ihr Fritz nicht . . . der kam noch, ja der kam noch . . .

Am Ende des zweiten Wartetages überkam sie eine große Angst: Und wenn nun der Fritz vor drei Tagen schon durchgefahren wäre — wenn — wenn . . .?

Rrrr, klirrte ein Einfahrtszeichen, am langen Mast hoch — noch ein Militärzug.

Als ein Pünktchen wurde er sichtbar, als ein armes Hoffnungspünktchen. Aber dann wuchs er und wuchs. Auf ganz besondere Art fühlte sie ihr Herz jetzt schlagen: Ja, ja, damit kam ihr Fritz — damit mußte doch Fritz kommen . . .

Sie zog ihr Taschentuch, sie wollte winken. Ihr Fuß stieß an den Rampenrand. Ein wenig Zement bröckelte herab. Beinahe wäre sie hinuntergefallen. O weh, da war der Zug schon halb vorüber.

Aber niemand hatte gerufen, niemand herausgewinkt. Also konnte er doch nicht drin sein? Also hatte sie doch das schlagende Herz betrogen? Denn natürlich würde der schon seit einer Stunde im Fenster liegen, langsam den fernen Umriß seiner Heimatstadt aufsteigen sehen, mit brennenden Augen. Und blitzschnell würde er den Umriß seiner Mutter auf der Rampe erkennen und winken, winken . . .

„Ist auch wahr, wir haben schon zu viel geschwätzt und Zeit versäumt.“

„Tü—tü—tüü . . .“

„Ai du—laduh . . .“

„Didlidliiit . . .“

„Trä—trä—trää . . .“

Die Räder horchten auf und mühten sich, ihr Lärmen zu verringern. Die Schienen spitzten sich und bogen ihre Enden näher zusammen, damit der Wagen geräuschloser liefe. Das zerschossene Auto ächzte nicht mehr, denn seine Wunden schmerzten auf einmal viel weniger. Die ernteahnende braune Ackererde krümelte sich auf und sog die Töne ein. Neugierig stellten sich die Sträucher drüben auf den Zehenspitzen und beugten sich herüber. Zwei Bäume hatten sich mit dem Geäst um den Leib gefaßt, als wollten sie gleich tanzen.

Tanzen zu dieser klagenden Weise? Ei freilich, als ob sich klagend nicht auch tanzen ließe. Ehrfürchtig, hingebend, tiefer als bei leichten Weisen. Als ob so ein deutscher Feldsoldat nicht bei solchen Weisen auf eine ganz besondere Art herzensfröhlich zu sein vermöchte.

In stiller Nacht, zur ersten Wacht
Ein' Stimm' beginnt zu klagen . . .

Der Rasenbelag suchte über den Bahndamm heraufzurutschen und nach den Musikern zu spähen. Da und dort am Waldrand hob ein Reh den Vorderfuß und lauschte angestrengt, daß seine dunklen Kugelaugen glänzten.

Gab es einen Weltkrieg irgendwo da draußen? Alles kann man machen mit den Bajonetten, nur nicht darauf sitzen. Es sei denn, Flötentöne legten sich dazwischen.

„Tü—tü—tüü“, „Ai du—laduh“, „Didliliiit“, „Trä—trä—trää . . .

Der nächtge Wind hat leis und lind'
Zu mir den Klang getragen . . .

Irgendwo in der Ferne schlief der Krieg ein, Spee wachte auf und Brahms und die Trutznachtigall sang unermüdlich aus dem zerschossenen Auto auf dem letzten Frachtwagen des Soldatenzuges, der von Belgien über München nach Serbien fuhr zu neuen Schlachten.

Über München? Nein, die Stadt selber würde er nur streifen. Nicht mal halten würde er. So gegen Abend würde er den Laimer Vorbahnhof berühren und weiterrollen, immer weiter, Serbien zu.

Das war ein wenig bitter für den Fritz Steidle. Denn der hatte eine Mutter. Und diese Mutter hatte ihm geschrieben: „Wenn du durch-

Der alte Feldzeugmeister.

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

Als wir noch ins Akademische Gymnasium gingen, begegneten wir ihm tagtäglich um 12 Uhr, wo er unbekümmert um den starken Verkehr über den Schwarzenbergplatz schritt, hin zum Stadtpark. Allmählich kriegten wir auch heraus, wer der alte Herr mit dem bleichen Haar unter dem Schlapphut, mit dem Kaiserbart und den hellen blauen Augen in dem verrunzelten Gesicht war, der mit eigensinniger Geradheit, nur lässig auf einen schwarzen Stock gestützt, daherging und seine Spaziergänge scheinbar genau nach den Zeigern der Karlskirchenuhr einteilte. Er war ein Feldzeugmeister des Ruhestandes, einer von den auch damals fast schon ausgestorbenen Haudegen einer Zeit, die uns reine Vergangenheit dünkte, zu der die Gegenwart kaum mehr Brücken baute. Er focht schon 1848 mit und dann 49, 59, 64, 66 und bei der Okkupation Bosniens befehligte er eine Brigade; Exzellenz! Dazu Besitzer der höchsten Orden und Auszeichnungen besonderer kaiserlicher Huld, und zu allem Überfluß mit zwei Kugeln im Bein (von Königgrätz her), einer Bajonettstichnarbe und eines schlecht verheilten Säbelhiebes über den Kopf. Einmal berichtete einer von uns Jungen wichtig, er habe ein Gespräch des Generals im Stadtpark erlauscht und da sagte der: „Wenn man einmal meine Knochen untersuchen kann, wird man sehen, daß sie schwarzgelb gestreift sind." Wir lachten darüber und empfanden eine gewaltige Hochachtung. — Das war damals zur Gymnasialzeit; und es ist bei Gott lange her.

Als der große Krieg ausbrach, zog der alte Feldzeugmeister mit seinen hohen achtzig Jahren die Uniform an, legte sich alle Orden um und humpelte gichtisch ins Korpskommando; dort wartete er sechs Stunden in einem verrauchten Vorzimmer, da der Korpskommandant zuerst anderes zu tun hatte, als einen Pensionisten zu empfangen. Endlich vorgelassen, redete der in der altösterreichischen Sprache: „Kamerad, ich gehe an die Front!" Aber fünf Minuten später humpelte er schon wieder heim, mürrisch, ungehalten, gereizt, weil ihm sehr höflich gesagt worden war, man habe leider für ihn keine Verwendung.

Die Russen brachen in Galizien ein und hausten und brandschatzten. Da schlüpfte die greise Exzellenz abermals in die geschmückte Uniform und fuhr in einem Einspänner ins Kriegsministerium. Den Kriegsminister kannte er ja gut, der hatte als Leutnant in seinem Bataillon gedient und war als Rangjüngerer geradezu verpflichtet, des früheren Vorgesetzten Wünsche zu erfüllen. „Kamerad," begann er, „ich muß ins Feld, ich muß dabei sein! Gib mir ein Korps!" Der Kriegsminister schaute schnell und schonend auf die müden Glieder des Greises,

Husch, husch — vorbei der der letzte Wagen, auf dem ein halbzerschossenes Auto stand, aus dem — wie merkwürdig! — Musik erklang. Wie sonderbar, wie sonderbar! War das nicht eine Brahmssche Weise, die ihr Fritz so gern spielte? War das nicht —

„Ai du—laduh . . ."

In stiller Nacht, zur ersten Wacht . . .

Ach, wenn sie ihm doch neulich seine Oboe geschickt hätte. Vielleicht daß er unterwegs —

„Tü—tü—tüü", „Ai du—laduh", „Dildliliiit", „Trä—trä—trää". Und dann nochmal ganz deutlich: „Ai du—laduh".

Was war das? Ein Riß ging durch die G-Note, ein Riß mitten durch? Ein Herz wollte brechen — die Trutznachtigall floh und winkte der Mutter noch im Fliehen:

„Jetzt du — und nach dir wieder ich — sei nicht bös — er hatte solchen Hunger —"

„Mutter!" schrillte es vom Auto auf dem enteilenden letzten Wagen, „Mutter — Mut—ter!"

„Fritz — Fritz — mein Fritz!" Noch ein letztesmal:

Wenn er nun zum Zug hinaussah, sah er fünf Telegraphendrähte Spannung.

„Mutter!" und aus dem Auto fiel eine Oboe, rutschte am grünen Damenschleier vorbei, schlug auf Eisen auf und machte einen halbkreisförmigen Satz auf den Kies im Bahngeleise.

Da lag sie. Da blieb sie liegen, bis eine Frau langsam von der Rampe daherkam und das Instrument aufhob.

Sie schaute es lange an Es kam ihr vor, als sähe sie noch ihres Sohnes Mund am einen Ende. Als bliese er: In stiller Nacht, zur ersten Wacht . . .

Ein zerrissenes G!

Ja, ja, bei diesem Tone war das Instrument herabgefallen. Dieser Ton war nicht entflohen und vorüber. Der steckte noch darin. Den wollte sie nach Hause tragen, diesen G-Ton zwischen Belgien und Serbien.

Und das Quartett, das sich die Trutznachtigall zwischen den Schlachten auf dem zerbeulten Auto zusammengestellt hatte? Tü—tü—tüü . . . Ai du—laduh . . . Didliliiit . . . Trä—trä—trää . . . geschieht der Trutznachtigall gerade recht, wenn jetzt die Oboe fehlt. Warum drängt sie sich auch in der Kriegszeit zwischen Sohn und Mutter hinter München auf dem Laimer Vorbahnhof.

Regiments. Verwegen stürzte er sich in die blutigsten Gefahren. Höhnisch sah er dem zischenden Tod ins Auge. Kleine Verwundungen, die ihm die eine oder die andere Späherfahrt gebracht, waren ihm niemals Ursache, ins Spital zu gehen. Er ließ sich's von einem Manne der Sanitätspatrouille verbinden und bald war er wieder hergestellt. Die Freude an der Tat, der Wille zu siegen, die Liebe zum Beruf ließen ihn Schmerzen gar nicht als solche empfinden.

So groß seine Freude am Leben, so verwegen seine Hingabe an Gefahren! In erster Linie die Arbeit, der Erfolg der Arbeit, ohne den er die schwierigsten, gefährlichsten Leistungen niemals ließ. Er tat, was ihm geheißen, gern und freudig, lieber jedoch arbeitete er an Aufgaben, die ihm der Feind unmittelbar gestellt. Hatte er dann den Erfolg in der Hand, meldete er ihn kurz und bündig seinem Vorgesetzten, ohne jemals auf Worte des Lobes zu warten. Das Lob war ihm der Sieg seiner Arbeit. An dem berauschte er sich! jubelte und jauchzte oft wie ein Kind — und war ein ganzer Mann, Kraft ragender Stärke, leuchtender Größe!

Wenn ein Geschoß hoch über die Köpfe der Seinen heulend sauste wie ein Eilzug im tollsten Rasen und wenn die Seinen dann instinktiv die Köpfe niederzogen oder sich auf den Boden warfen, da stand er aufrecht und mit geheimnisvollem Glanz in den Augen, hartem Ton in der Sprache, kühner Pose, sprach er dann vom kindischen Angstgefühl der Menschen.

Stolzer Trotz der Gefahr ist der Sieg der Lage! Hohn dem Tod ist Naivität des Lebens, unschuldiger Jubel des Daseins!

Im Heulen, Klagen, Brüllen der schweren Geschosse, im klingenden, knallenden Sausen und Zischen des Gewehrfeuers zog er tiefe Falten um die Mundwinkel, riß die Augen weiter auf und spitzte die Ohren . . . Unerschrockenheit, der Wille bis zum letzten Atemzug zu bleiben in größter Gefahr, Mut, unerschütterlicher Mut sprach aus seinen Mienen. Und die Seinen wußten es wohl, wer es wagen wollte in solchen Augenblicken die leiseste Spur von Feigheit zu zeigen, zu verraten, es wäre dem oder jenem lieber gewesen, weit hinten in sicherer Hut zu sein; sie wußten es wohl, daß in solchen Augenblicken der Fähnrich kurzerhand den Revolver nahm . . . Aber die Seinen waren wie er. Sein Geist lebte im Zuge, sein Geist trieb sie nach vor, sein Geist gebot zum Ausharren und sein Geist holte den Sieg. Die jubelnde Schönheit, die lachende Kraft seiner

[illegible]. Mai 1917 begrub ihn am Isonzo ein Felsblock, den ein Minenvolltreffer von der Decke seiner Kaverne löste . . . Wir betrauern in dem jungen Helden nicht nur eine künstlerische und tatkräftige Persönlichkeit, die sich aus eigener Kraft emporarbeitete, sondern auch einen lieben Mitarbeiter und der „Heimgarten" wird Rudolf Bernreiter ein ehrenvolles Gedenken bewahren. Die Schriftleitung.

lächelte ganz, ganz leise und gerührt und sagte sanft: „Lieber Freund, ausgeschlossen, leider unmöglich. Wir sind reichlich versorgt."

Ein feuchter Glanz schlich sich in die hellblauen Augen des Feldzeugmeisters: „Und wenn schon kein Korps . . . ich begreife ja . . . so eine Division!" Ein gütiges Kopfschütteln des Kriegsministers.

Immer tiefer sanken die Ansprüche: „Eine Brigade . . . ein Regiment . . . ein Bataillon, eine Kompagnie — einen Zug, wie ihn jeder jüngste Leutnant kriegt . . ."

Dasselbe gütige Kopfschütteln und das Tröstende: „Du hast genug geleistet!" Darauf die verzweifelte Klage: „Ja, tauge ich denn gar nichts mehr . . ."

Zwei Tage war der Feldzeugmeister ganz krank und elend und dachte sogar an eine Audienz bei seinem Kaiser.

Und schließlich hat er es doch erreicht!

Jetzt sitzt er in einem vollgepfropften Kasernenzimmer und schreibt mit seiner zitternden Schrift Gagenlisten ins Reine und ist fast wunschlos glücklich, weil er mittun darf. Nur wenn sich ein blutjunger Fähnrich ins Zimmer verirrt, da er sich in der Tür täuschte, blickt er ihn traurig an und macht einen Vorschlag: „Kamerad, tauschen wir. Laß mich statt deiner an die Front, und setz dich an meine Stelle . . . Nur für eine Woche! Oder besser noch, du nimmst mich mit, wir gehen miteinander — gewiß brauchst du einen Burschen, wenn du mir schon kein Gewehr anvertraust . . ."

Aber wie gesagt, in der Regel ist er wunschlos glücklich bei seinen Gagelisten, denn nur sehr, sehr selten irrt sich ein blutjunger Fähnrich in der Zimmernummer.

Der Fähnrich.

Von **Rudolf Bernreiter.***

Er war blutjung, tatengierig und lebensfroh. Seine Spähergänge hatten ihm einen guten Ruf gebracht. Die Tollkühnheit seiner Aufklärungsarbeiten war oft und oft der einzige Gesprächsstoff des

* Dieses Erinnerungsblatt weihte Leutnant Rudolf Bernreiter einem Kameraden, der vor Kolomea fiel. Nun starb der junge, für sein Volk und sein Vaterland glühend begeisterte Dichter kaum zweiundzwanzigjährig selbst den Heldentod. — Früh verwaist besuchte er die Volks- und Bürgerschule in Marburg und trat dann als Lehrling in eine Buchdruckerei ein, aber die schwere Arbeit vermochte nicht seine poetische Begabung zu unterdrücken und in seiner freien Zeit schrieb er stimmungsvolle Gedichte, kleine Skizzen und war auch mit Erfolg dramatisch tätig. Auf Grund seiner dichterischen Schöpfungen, von denen auch der „Heimgarten" einige veröffentlichte, erhielt er bald nach Ausbruch des Krieges das Einjährigfreiwilligen-Recht zuerkannt, focht zuerst an der russischen Front, hernach gegen Italien wo er sich in der Tiroler Mai-Offensive 1916 die Goldene Tapferkeitsmedaille erwarb. Am

„Heut oder morgen! Darauf kommts nicht an! Aber hinüber geh ich. Niemand soll's vor der Zeit wissen. Der Hauptmann hat's dem Oberleutnant befohlen. Aber ich geh! Ich . . . ich! Hörst du? Das wird großartig! Herrlich!"

„Unglückseliger! Du setzt dein Leben leichtsinnig aufs Spiel. Du entziehst dich mutwillig dem Leben!"

„Und rette so hundert andere!" Und lachte laut und wohlklingend auf, „ich treib die Kerle dort aus ihren Nestern!" Dann lief er davon. Die Sonne überflutete mit blutigem Rot die herrlichen grünen Auen. Ich hob meine Augen nach oben und betete im Stillen: „Segne uns, Herr!" . . . Es kam die Nacht.

Am nächsten Morgen lag wieder friedvolle Stille über unseren Gräben. Wir ruhten aus und dachten an daheim, an Eltern, Geschwister und Lieben Nicht weit von uns gab's Konzerte kleiner Vöglein. Ich dachte an den Fähnrich . . .

Um Mitternacht waren mehrere Schüsse gefallen. Die hatte ich gehört. Wem hatten sie gegolten? Doch nicht ihm? Nein, ihm nicht. Er war ja um sechs Uhr früh noch bei seinem Zuge, meldete mir mein Zugsführer. Er wird nicht gehen; nein, so verwegen darf er nicht sein . . .

Pinng . . . pinng . . . Und wieder: Pinng . . . pinng . . . Und wieder. Und wieder! . . . Dann eine Salve! . . . Jesus! Drüben, am andern Ufer des Pruth, der Fähnrich!

Ich schrie laut auf: „Fähnrich!" Ganz deutlich sah ich ihn. Nur einen Stock hatte er! Nur einen Stock! Ein Mann lief zurück ins Wasser! Acht Männer waren mit ihm gegangen . . .

Jetzt zeigte er nach vorn mit der Hand . . . Pinng . . . Er greift sich an den rechten Unterschenkel . . . Und geht nach vorn Hinkend!! Pinng . . . pinng . . . Er sieht nach rückwärts, dreht sich um, gibt Zeichen. Ich kann sie nicht entziffern. Pinng . . . Der Fähnrich fällt nach vorn aufs Gesicht! Pinng . . . pinng . . . Und sieben Mann springen ins Wasser Bald waren sie da bei uns im Graben.

„Der Fähnrich ist gefallen!" meldeten sie. „Drüben sind nur mehr hundert Kosaken. Die andern sind schon in der Nacht davon. Heut werden auch die letzten gehen!"

„Der Fähnrich ist gefallen!" Ich wiederholte es still und langsam. Und ging zum Hauptmann. „Der Fähnrich ist gefallen!"

Der Hauptmann rief erschrocken aus: „Mein Fähnrich? Mein Fähnrich?! Heute sollte ich ihm die Silberne an die Brust heften . . ."

— Wir rückten vor. Durchwateten den Pruth. Und fanden den Fähnrich, den toten Fähnrich Ein stolzes seliges Lächeln in seinen Zügen. Man grub ihn ein. Und schnell machte man ein schlichtes Kreuz . . .

Jugend waren die Triebkräfte seiner Taten, die Grundlage des Erfolges seines Zuges.

Der Fähnrich war ein Mann, ein Held im satanischen Geheule der schweren Haubitzgeschosse; er war ein eisenharter, seelenverrohter, unbarmherzig richtender Krieger in solchen Stunden. Er war das Sinnbild des bis zum letzten Atemkeuch kämpfenden Soldaten, jenes Soldaten, der noch im Traume den Skorpionen der Gefahren hohngrinsend entgegentritt.

Und in Stunden der Waffenruhe, in Stunden, wo alles still im Kranze des Friedens lag, wo Zeit und Verhältnisse den Zauber glücklichster Wunschlosigkeit beschworen, da war er ein Träumer; weich, zart, empfindlich wie keusche, reine Jugendseelen im Mai der Liebe ... Da träumte er von Segen, von Liebe, von Ruhe und Frieden; da lebte er im Kranze der Sehnsucht, des Glücks; und da lachten ihm zwei dunkle Augen entgegen, rein und keusch. Und sie sprachen, wie Symbole sprechen, klar und deutlich: Stolz des Lebens, dich liebe ich!

In einer solchen Stunde traf ich ihn. Lang ausgestreckt lag er im Grase, die Arme unter dem Haupte, den suchenden Blick gegen den blauen Himmel gerichtet. Dreihundert Schritte vor uns lag die Schwarmlinie. Ruhig, totenstill. Seit acht Stunden war weder hüben noch drüben ein Geschoß gefallen. Unsere Leute spazierten keck und frech vor der Front umher; schrieen dann und wann eine ulkige Sache hinüber zum Feinde oder ließen jauchzende Stimmen gegen oben, gegen den Thron der Gerechtigkeit steigen. Im übrigen aber, wie gesagt, war's zum größten Teile stille, sehr stille ...

Der Fähnrich lag im Grase. „So glücklich wie heut war ich noch nie in meinem Leben. Noch nie. Ich möchte schreien und springen, ich möchte tanzen, ich möchte tollen; ich möchte zu den Russen — hinein bis in ihre Löcher; sie alle möchte ich hinaustreiben!" Langsam, abgehackt sprach er dies. Und dann sprudelte er los: „Raufen möchte ich, schlagen, morden, töten, erwürgen! Ich möchte sie martern — in die Hölle zum Satan möchte ich sie jagen — die Moskali."

Und seine Augen blickten wild und seine Züge wurden roh ... Dann sprang er auf: „Ich bin glücklich! Glücklich! ... Hörst du's? Du junger Kadett! Hast du eine Ahnung von allem?" Er riß an meinen Armen und grinste mir keuchend ins Gesicht. Seine Augen traten weit heraus und quollen über. Bald rieß er stärker, bald milder. „Glücklicher war ich noch nie! In zwei Stunden geh ich hinüber zu den Leuten! Weißt hinüber über den Fluß bis in ihre Gräben. Ich werde ihnen zeigen, daß wir keine Angst haben!"

„Mensch! Übern Pruth willst du. Das ist ja Wahnsinn! Am andern Ufer, knapp am Ufer liegen sie ja! Du gehst in den sicheren Tod!"

Frau Rebekka überlegte. Gleich Sturm laufen auf das Bollwerk seiner Hartherzigkeit schien ihr nicht ratsam. Wie ein kluger Feldherr begann sie daher zunächst ihre Laufgräben aufzuwerfen — durch Liebenswürdigkeit wollte sie ihn kirre machen. Als einer noch immer schönen Frau in den besten Jahren, fiel ihr das durchaus nicht schwer. Der arglose Herz merkte nichts von dem Netz, das ihn von Tag zu Tag fester umgarnte. Nur ganz verwundert schaute er manchmal drein über das so angenehm veränderte Wesen seiner Gattin. Alle seine Lieblingsgerichte tischte sie ihm auf — Hammelbraten mit Zwiebeln und Knoblauch gewürzt, Rauch- und Pökelfleisch, fettglänzenden Schalet mit braunknusperiger Rinde, gleichfalls knusperigen zarten Gänsebraten usw. Jeden Wunsch suchte sie ihm an den Augen abzulesen, kurz — — es wurde alles wieder so, wie es in den ersten Monaten ihrer Ehe gewesen war.

Herz ließ sich das gerne gefallen. Liebe erweckt Gegenliebe. Er hätte ja ein Unmensch sein müssen, wenn so viel Güte und Zärtlichkeit spurlos an ihm vorübergegangen wäre. Ganz gerührt war er manchmal über ihre Aufmerksamkeiten.

Wochen vergingen so im schönsten Eheglück. Dann kam der Tag, wo Frau Rebekka die Festung für sturmreif hielt, ein Sabbatnachmittag — nach eingenommenem gutem Mahle pflegte da ihr Mann in besonders guter Laune zu sein.

„Herzche", flüsterte sie, sich zärtlich an ihn schmiegend, „ich hätt' eine Bitte an dich."

„Sag nur, was du gern möchtest, mein Gold", antwortete lächelnd ihr Gemahl.

„Ich trau mich nicht recht — 's is keine Kleinigkeit!"

„Sags nur. Wenn es in meiner Macht steht, werd ich dir's erfüllen."

„Is das wahr? Gibst mir dein Wort drauf?"

Herz zögerte einen Augenblick. Der vorsichtige Geschäftsmann in ihm regte sich, doch siegte der liebende Gatte und so antwortete er denn: „Ich geb's."

„Gott, wie du mich glücklich machst!" rief Frau Rebekka, schlang ihre vollen weißen Arme um den Hals ihres Mannes und gab ihm einen Kuß, daß es nur so schallte.

Der hielt still. Aber nun war er auch neugierig zu wissen, um was es sich eigentlich handelte.

„Also was is, Rifke? — Was haste auf dem Herzen?" fragte er.

Frau Rebekka nahm seine beiden Hände in die ihrigen, schaute ihm zärtlich in die Augen nnd lispelte: „Hast du nicht gesehen, Herz, die neuen Ohrringe von Ranchen Landauer? Ich möcht' auch solche haben."

Wir rückten weiter vor. Ich blieb zurück und kniete nieder vor dem Kreuze. Meine Lippen bebten. Die gebräunten Hände bebten. Ich verkrampfte die Finger, senkte den Kopf und sprach laut und deutlich: „Segne uns, Herr!“ ...

Und sprach ein zitterndes Gebet zum Himmel ... Der Fähnrich tot! Er war blutjung, tatengierig und lebensfroh ...

Die billigen Ohrringe.

Von **L. Rosenthal.**

Herz Groschenmacher hatte es der Welt gezeigt, wie man durch Fleiß, Sparsamkeit und Ausdauer ein „gemachter Mann“ werden kann. Klein, sehr klein hatte er angefangen. Als fünfter Sohn armer Eltern auf dem Lande geboren, beschäftigte er in frühester Jugend sich damit, altes Eisen, Lumpen, Knochen, Felle von Hasen, Ziegenlämmern usw. in den Dörfern aufzukaufen und jetzt, nach vierzig Jahren, war er — Großhändler, wohnte in der Provinzialhauptstadt und besaß vor dem Tore draußen die größte Fellniederlage auf fünfundzwanzig Meilen im Umkreis.

Seine Frau Rebekka oder Rifke, wie er sie kurzweg nannte, gab ihm an Sparsamkeit nichts nach — sie war das Muster einer jüdischen Hausfrau von altem Schlage. Nur eine Schwäche hatte sie. Wie so viele Frauen, liebte sie echten blitzenden Schmuck über alles. „Wie ’ne Elster“, sagte Herz, der für solche „Schnokes“ nichts übrig hatte. Außer dem goldenen Damenührchen mit dito goldener langer Kette, die er ihr zur Zeit ihres Brautstandes geschenkt hatte, und einem Ring mit kaum linsengroßem Saphir, von winzigen Diamantsplittern eingefaßt, der später noch dazukam, konnte sich Frau Rebekka keines in die Augen fallenden wertvolleren Schmuckstückes erfreuen. „Stuß!“ (dummes Zeug) pflegte Herz jedesmal zu sagen, so oft sie irgendeine Anspielung nach dieser Richtung hin wagte.

Aber eines Sabbatmorgens, als ihre beste Freundin Ranchen in der Synagoge mit ein paar neuen funkelnden Brillantohrringen erschien, die ihr ihr Mann, der Holzhändler Ruben Landauer, anläßlich eines besonders guten Geschäfts zum Präsent gemacht hatte, da — ja da gab es Frau Rebekka einen förmlichen Stich ins Herz und sie nahm sich fest vor, auch solche, womöglich noch schönere, zu erlangen. Wohl wußte sie, daß ihr ein harter Kampf bevorstand, denn die Brillanten Ranchens waren größer als ihr Saphir und konnten leicht ihre 2000 bis 2500 Mark kosten. So viel Geld aber zinslos aus der Hand zu geben, war ihres Mannes Sache nicht. Was also tun?

waren, als die ihrer Freundin, aber dafür auch 1000 Mark mehr kosten sollten. Was nun tun? Mehr wie 2000 Mark wollte Herz Groschenmacher nicht ausgeben. Mit einer höheren Summe durfte sie ihm nicht kommen, das wußte sie ganz genau — die ganze Geschichte hätte dadurch wieder in Frage gestellt werden können. Das ging also nicht.

Da fuhr ihr ein rettender Gedanke durch den Kopf. Ja — das ging — und so sollte es auch gemacht werden.

Wie schon eingangs unserer wahrhaften Erzählung erwähnt wurde, besaß Frau Rebekka ebenfalls viel Spartalent und hatte sich in den langen Jahren ihrer Ehe über 4000 Mark er hamstert. Die hielt sie aber nicht etwa in einem Strumpf versteckt, sondern legte sie in mündelsicheren Wertpapieren an, die in der Stahlkammer eines der ersten Bankinstitute der Stadt lagen. Herz wußte nichts davon wozu auch? Sie machte daher eine der Tausendmarkobligationen zu Geld und ging damit zu dem Juwelier, den sie in ihr Vorhaben einweihte und der mit Vergnügen darauf einging; sie übergab ihm nämlich 1000 Mark und sagte, wenn ihr Mann käme, um die Brillantohrringe in dem blausamtnen Etui da draußen in der Auslage zu kaufen, so solle er der Juwelier — nur 2000 Mark dafür verlangen. „Mehr will er nicht ausgeben", setzte sie erläuternd hinzu.

„Machen wir, gnädige Frau", nickte lächelnd der Geschäftsmann, indem er seinen Besuch höflich zur Tür geleitete.

Voller Ungeduld erwartete die kluge Frau den nächsten Morgen. Auf dem Weg zum Büro ging sie ein Stück mit ihrem Mann und wußte es so einzurichten, daß sie an dem Laden des Juweliers vorüberkamen. Da blieb Rebekka stehen, deutete auf das uns bekannte blaue Etui und sagte: „Siehste Herz — das sind se, die ich gerne möcht. Ich hab schon gefragt nach dem Preis — sie kosten grad 2000 Mark. Willst du sie dir merken?"

„Gewiß, Rifke. Wenn ich gegen Mittag zurückkomm vons Geschäft, geh ich rein und kauf se. Jetzt hab ich keine Zeit — auch muß ich mir ja auch erst das Geld holen. Also die in dem blausamtnen Kästchen?"

„Ja — die sind's. Schau nur, wie sie in allen Farben strahlen und flimmern. Kann's was Schöneres geben? Ich sag dir, Herzleben, ich freue mich drauf wie ein Kind. Wenn sie uns nur keiner inzwischen wegkauft!"

„Unbesorgt", lachte Herz, „und wenn auch — es stehen da ja noch mehrere solcher ebenso großer und schöner Ringelcher in dem Schaufenster. Der Mann hat eine große Auswahl. Nun muß ich aber fort, leb wohl, Schatz."

„Stuß!" wollte Herz erwidern, aber diesmal blieb ihm der Ausruf im Halse stecken. Er hatte sein Wort gegeben. Daß die Wünsche seiner Gattin so weit gingen, hatte er nicht erwartet. Er wußte von Ruben Landauer, daß die Ohrringe 2000 Mark kosteten. Ein Gefühl großer Ernüchterung kam über ihn.

Angstvoll blickte ihm die Frau ins Gesicht, da er mit der Antwort zögerte.

„Die kosten viel Geld, Rifke", sagte er endlich, „volle 2000 Mark".

Die schönen Augen seiner Eheliebsten füllten sich mit Tränen.

„Nu, du darfst mir wahrhaftig auch mal was gönnen", brachte sie mit gepreßter Stimme hervor; „soll ich mich charpenen (schämen) in der Schul vor alle Weiber? Was der Landauer kann, kannst du doch auch. Oder soll ich noch länger 'rumgehen mit die unscheinbaren Ohrringelcher von meiner Mutter, oleho bescholem (sie ruhe im Frieden). Was haste denn sonst für Ausgaben? Das bißchen Pensionsgeld für unser einzig Kind, das Röschen, spielt doch keine Rolle und wenn se sich, will's Gott später mal verheiratet, bleibt ihr Nedinje (Mitgift) immer noch groß genug. Gott, was bin ich für 'ne unglückliche Frau!"

Nach diesem Redeerguß sank die „unglückliche Frau" in den nächsten Sessel, zog ihr Taschentuch hervor und brach in ein konvulsivisches Schluchzen aus.

Wenn Herz seine Rifke weinen sah, wurde er immer weich. Auch hatte es Eindruck auf ihn gemacht, das „was Ruben Landauer könne, müsse er doch ebenfalls können". Ja, darin hatte sie Recht. Zählte er doch mit zu den ersten „Kezinim" (reichen Leuten) der jüdischen Gemeinde. So beugte er sich denn über die Weinende, zog ihr die Hände von dem tränenüberströmten Antlitz und sagte: „Laß 's gut sein, Rifkeleben. Ich will mir die Sach' überlegen."

„Ach, sag ja Herzche — lieber, lieber Mann!"

„Nu — meinetwegen. Aber ich behalt mer vor — mehr wie 2000 Mark darf mich der Stuß auch nicht kosten. Rechne ich das Geld zu 5 Prozent, so kostet das 100 Mark im Jahr, die ich wegschmeiße. Bedenk mal, was das in 10, in 15, in 20 Jahren macht. Sis ne Nevere (Sünde), wenn mer's recht bedenkt."

Aber Frau Rebekka hörte nur das „Ja"; die sonstigen Bedenken ihres Mannes galten ihr nichts. Heißen Dankes voll umarmte und küßte sie ihn aufs neue und war glücklich, so glücklich, wie eine Frau es nur sein kann, wenn — sie einer andern nicht nachzustehen braucht.

Die Wahrheit zu sagen, wollte Frau Rebekka es Nanchen Landauer aber nicht nur gleichtun, sondern sie noch erheblich überstrahlen. Zu diesem Zwecke hatte sie sich schon längst bei dem ersten Juwelier der Stadt ein paar „Boutons" ausgesucht, die ersichtlich größer und schöner

„Laß mal sehen, Herz“, drängte Manus Grünenklee, denn dergleichen schlug in sein Fach; auch war er von Natur sehr neugierig.

Herz zog das Schmuckkästchen hervor, öffnete es und weidete sich an den großen Augen und dem sichtlichen Erstaunen des andern, der von der Herrlichkeit ganz geblendet schien.

„Was haste bezahlt dafür, Herz?“ fragte er.

„Zweitausend Mark.“

Manus staunte aufs neue. Diesmal aber nur innerlich; nach außen ließ er sich nichts merken. Als routinierter, geriebener Geschäftsmann hatte er sofort erkannt, daß die Steine weit mehr wert waren. Wie war Herz dazugekommen? Sicher ein Gelegenheitskauf. Er neidete ihm den vorteilhaften Erwerb. Oder hatten die Brillanten doch Fehler, die man auf den ersten Blick nicht sehen konnte? Er zog seine Lupe hervor und betrachtete sie aufs genaueste von allen Seiten. Aber sie waren tadellos klar, kein trübes Fleckchen, Bläschen oder irgendein Fremdkörper war darin. Und das Feuer! Manus glaubte, noch nie so was gesehen zu haben.

„Wie sich das merkwürdig trifft“, meinte er, „meine Frau, die Recha — du kennst sie ja — wünscht sich schon lange so ein paar Dinger, und seit sie gesehen hat, daß dem Landauer seine Frau neulich solche bekommen hat, liegt sie mir beständig in den Ohren damit. Es wird mir auch schließlich nichts übrig bleiben, als ihr den Willen zu tun.“

„Der auch“, dachte sich heimlich Herz und empfand eine gewisse Genugtuung, um nicht zu sagen Schadenfreude, darüber, daß er in Manus Grünenklee einen Leidensgefährten sehen konnte.

„Weißt de was“, begann dieser wieder, „die Ringelcher gefallen mir ausgezeichnet. Gerad' solche will die Recha haben. Wirst du sie mir ablassen, wenn ich dir 100 Mark Rebbech (Nutzen) darauf gebe?“

Herz horchte hoch auf. Er war von je ein „Profitmännchen“ gewesen. Ein Geschäft, woran etwas zu verdienen war, ließ er nie aus den Fingern. Der Juwelier hatte ja noch mehr solcher Ohrringe von gleicher Größe und Schönheit und gleichem Preise. Er war entschlossen, sich den Profit nicht entgehen zu lassen, wollte aber vorher versuchen, ob nicht noch mehr herauszuschlagen war.

„Nee“, erwiderte er kopfschüttelnd, „für lumpige hundert Mark Rebbech geb' ich die schönen Steincher nit her. Du mußt mindestens das Doppelte zulegen. Gib 2200 Mark, dann kriegst du sie.“

„Abgemacht“, rief Manus Grünenklee, zog sein abgegriffenes Scheckbuch hervor und schrieb mit der daran befestigten Füllfeder die Summe auf eins der Blätter.

„So“, sagte er, indem er es abriß und Herz übergab, „damit gehste auf die Filiale der Dresdener Bank — nu, du weißt ja. — Und jetzt gib her die Brillanten.“

Mit zärtlichem Augenaufschlag und innigem Händedruck entließ die Glückliche ihren Gemahl. „Wenn's nur schon Mittag wäre“, dachte sie.

Auf dem Heimwege trat Herz wirklich in den Juwelierladen ein und ließ sich das von ihr bezeichnete Geschmeide aus dem Schaufenster reichen. Wohlgefällig bewegte er es hin und her und ergötzte sich an dem bunten Feuer, das ihm daraus entgegenblitzte. Dann fragte er nach dem Preise.

„2000 Mark — nur 2000 Mark, weil Sie es sind, Herr Groschenmacher“, sagte verbindlich der Juwelier.

Vom Brillantenhandel verstand Herz nicht viel. Ja, wenn es Felle gewesen wären. Da kannte er sich aus. Aber es wollte ihn doch bedünken, daß diese Steine etwas größer und funkelnder waren als Ranchen Landauer ihre. Immerhin versuchte er es, den Verkäufer zu einem kleinen Nachlaß zu bewegen, stieß dabei aber auf so entschiedenen Widerstand, daß er diese Absicht alsbald aufgab. Mit dem Opfer von 2000 Mark hatte er sich ja so wie so abgefunden. Also — fort damit. Er zahlte, steckte das Etui in seine Brusttasche und empfahl sich. Vergnügt schmunzelnd schaute ihm der Juwelier nach.

Die glückliche Rebekka wartete inzwischen mit fieberhafter Ungeduld auf das Heimkommen ihres Mannes. Im Geiste sah sie sich schon geschmückt mit den wunderbaren Juwelen, sah, wie die Frauen heimlich miteinander tuschelten und Ranchen vor Neid grün und gelb wurde. Aber . . .

„Zwischen Lipp' und Kelchesrand
Schwebt des Unglücks finstre Hand.“

Als Herz Groschenmacher eiligen Schrittes durch die Königstraße seiner Wohnung zustrebte, hörte er sich aus dem weitgeöffneten Straßenfenster des Residenzkaffees anrufen. Da saß an einem der kleinen Marmortische sein Freund Manus Grünenklee, der Antiquitätenhändler, der gleich ihm aus dem Dorfe M. stammte.

„Nu, Herz — wohin so geschwind?“ rief er. „Komm 'n Augenblick 'rein — wir haben uns so lange nix mehr gesehen.“

Der Angerufene folgte der Einladung, setzte sich zu ihm und bestellte bei dem dienstfertig herbeieilenden „Ober“ einen Kognak. Dann bemerkte er: „Lang kann ich mich nit bei dir aufhalten — ich muß nach Haus zum Essen — hab auch meiner Frau was abzuliefern.“

„So — was ist es denn, wenn ich fragen darf?“

Es schmeichelte der Eigenliebe des Fellhändlers, dem Freunde seinen kostbaren Kauf zu zeigen.

„Was wird's sein“, sagte er leichthin, „ä paar Brillantohrringelchen sind's, die ich meiner Rifke schenken will.“

Als die stattliche Frau, in rauschende Seide gekleidet, dann am nächsten Sabbatvormittag in der „Schul" erschien und die Brillanten wie zwei Feuersterne von ihren rosigen Ohrläppchen herleuchteten, staunte die ganze Frauenabteilung und Ranchen Landauer biß sich fast die Lippen blutig — vor Ärger.

Und das war die Hauptsache.

Im Staate Ojeh.

Eine bitterernste Groteske von **P. L. Münzer.**

Mein Freund Benedikt stimmte auf alles, was Regierung, Autorität und zünftiges Beamtentum hieß, Lobeshymnen an, was mich um so mehr wundernahm, da er einst ganz anders redete. Als ich dieser meiner Verwunderung unverhohlen Ausdruck verlieh, entgegnete er verbindlich: „Sollst recht haben, lieber Freund, in meiner Jugend hatte ich einmal eine kleine Meinungsverschiedenheit mit einem Trambahnschaffner, der ungeachtet seines Beamtencharakters zwar Trinkgelder annahm, aber auf meine beiläufige Bemerkung hin, er sei ein bißchen verrückt — vielleicht drückte ich mich auch noch ein wenig schärfer und kürzer aus — zum Kadi lief, welcher mich zu vierundzwanzig Stunden Haft verurteilte. Das kränkte mich, wie ja die Jugend überhaupt erstaunlich rasch beleidigt zu sein pflegt, und ich wanderte mißvergnügt in den Staat Ojeh aus, der am 35. Längen- und 32. Breitengrad liegt und wo alle staatlichen Organe ihre Machtvollkommenheit vom wahren Volkswillen ableiten."

„Ich erinnere mich, und du bliebst zwei Jahre fort."

„Ein Jahr, neun Monate und vier Tage. — In Ojeh werden verfassungsgemäß alle Regierungsorgane durch das Volk gewählt und jedermann, der das Glück älter als achtzehn Jahre zu sein hat, ist wahlberechtigt, gleichgültig, ob er ein Idiot oder ein Genie ist. Diese Gleichheit ist auch ganz in Ordnung, denn ein Trottel kann doch nichts für seine Trottolose, welche die Natur veranlaßte, und für Veranlagungen der Natur darf vom Standpunkt höchster Gerechtigkeit der Einzelne füglich nicht verantwortlich gemacht werden — oder ja?"

„Wahrscheinlich nicht."

„Siehst du. Bald nach meiner Ankunft in Ojeh war ich Zeuge solcher allgemeiner Wahlen, über die ich dir einiges berichten möchte. Zum Präsidenten des Staates wurde durch das überwiegende Vertrauen seiner Mitbürger ein Hilfslehrer von der Schule für Schwachsinnige berufen, dessen hervorragende pädagogische Grundsätze auf drei verschiedenen Weltausstellungen mit silbernen Medaillen ausgezeichnet worden

Zögernd tat Herz, wie er verlangte. Es war ihm doch aufgefallen, daß der Handel so schnell seinen Abschluß fand, und er ärgerte sich im stillen, daß er nicht mindestens 300 Mark Nutzen verlangt hatte. Nun — 200 Mark ohne Risiko und Mühe in einer halben Stunde verdient — war auch eine schöne Sache. —

Als Herz nach Hause kam, fand er Frau Rebekka schon in selig-bänglicher Erwartung seiner harren.

„Haste se gekauft, Herzche?" rief sie ihm entgegen.

„Gekauft und auch wieder verkauft. Zweihundert Emmcher hab' ich dabei verdient."

Die Wirkung dieser Worte war aber eine ganz andere wie Herz erwartet hatte. Leichenblaß vor Entsetzen starrte ihm die Frau ins Gesicht.

„Du Chammer!" (Esel) schrie sie; „du Schlemihl! (Dummkopf) du . . ."

Mit offenem Munde, aufs höchste erstaunt, blickte Herz in die wut-funkelnden Augen seiner Gattin. Er begriff nicht, weshalb sie sich über das „gute Geschäft", das er gemacht, so aufregen konnte.

„Ich hol dir doch heut noch die gleichen Ohrringe, Rifke", ver-sicherte er. „Der Juwelier hat ja noch mehrere solcher. Wie kannste mich heißen n Chammer und n Schlemihl? Ich wär ein solcher, wenn ich nicht hätt' genommen den schönen Profit."

Frau Rebekka zwang sich mit Gewalt zur Ruhe. Sie sah ein, daß ihr Mann nichts von ihrem Abkommen mit dem Juwelier erfahren durfte, was unbedingt der Fall gewesen wäre, wenn er den gleichen Schmuck zu dem gleichen Preise verlangt haben würde. In weinerlichem Ton sagte sie daher: „Ich hätt' aber gerade gern die gehabt, die in dem blauen Etui waren. Gib mir jetzt die 2000 Mark — ich will mir selbst ein paar andere Boutons aussuchen — du verstehst doch nix davon."

Obgleich Herz das nicht recht einsehen wollte — hatte er doch bei dem Handel 200 Mark verdient — so überreichte er am Abend dieses denkwürdigen Tages, nachdem er den Scheck Grünenklees zu Gelde gemacht hatte, seiner Gattin 2000 Mark. Den Überschuß behielt er — natürlich. War er doch sein Verdienst in jeder Beziehung.

Wollte sie aber zu dem Schaden nicht auch noch den Spott haben, so blieb seiner Rebekka nichts anderes übrig, als noch einmal tief in das ersparte „Reschires" (Vermögen) hineinzugreifen und durch das Opfer weiterer 1000 Mark von dem Juwelier ein anderes Brillant-ohrgehänge zu erstehen, das dem ersten nichts nachgab. Daß kein Mensch von der Sache was erfahren durfte, versprach der Juwelier hoch und teuer.

steht irgendwo geschrieben. — Aber laß mich zu Ende erzählen: Der Rang eines Oberpriesters wurde einem angesehenen Tierarzt verliehen und zum Konservator aller Museen, aller Kunst und Wissenschaft und aller Zeitungen rückte der weltberühmte Preisringer aus dem ersten Zirkus Ojehs vor. Er besaß zufällig ein schwarzes, gelbgesprenkeltes Fell, da er seine Entstehung zarten Beziehungen zwischen einem japanesischen Jongleur und einer Zulukafferin verdankte, was ihm in den Augen der guten Wähler keineswegs schadete, denn echte Demokraten stören Eigenheiten des Teints nicht. Zu meiner Zeit nun begnügte man sich in Ojeh nicht mehr damit, nur die eigentlichen Beamtenstellen auf Grund von Volkswahlen zu besetzen, sondern ging eben auch daran, über die Berufung von Apothekern, Ärzten und Lehrern abzustimmen. In dem Stadtteil zum Beispiel, wo ich wohnte, wirkte nach dem Willen seiner Mitbürger ein emeritierter Forstadjunkt als Apotheker, ein Regenschirmmacher als Arzt und ein Holzfäller als Oberlehrer. Der Holzfäller erlernte für seinen neuen Beruf eigens Lesen und Schreiben."

Da unterbrach ich Benedikt: „Du übertreibst!"

„Mit nichten. — Schließlich fragten sich die Demokraten mit einigem Recht, wieso irgendein Beliebiger, weil er zufällig Schuhe zu machen verstand, die Schusterei ausübte und ein anderer, der Kleider anfertigen konnte, mir nichts dir nichts als Schneider fungierte — ohne dazu eigens ermächtigt zu sein, während der Staatspräsident und die Minister förmlich gewählt wurden. Deshalb ging man daran, auch die Ausübung eines Handwerkes vom Willen und Gutachten des Volkes abhängig zu machen. So avancierte ein Professor der Theologie zum Oberschuster und ein Advokat zum Oberschneider."

„Das ist nicht wahr!" brauste ich auf.

Benedikt erwiderte mit auffälliger Treuherzigkeit: „Warum soll das nicht wahr sein? Wenn ein Schwachsinnigenlehrer Präsident werden kann — auch Wilson war einst nur Mädchenschullehrer — und ein Tempeldiener Kriegsminister — der gegenwärtige Kriegsminister Frankreichs ist von Haus aus Mathematiker und der neueste nordamerikanische Generalstabschef im Zivil Arzt — dann besitzt wohl auch ein Theologieprofessor die Fähigkeit zur Stiefelerzeugung, will ich meinen — das heißt, so meinen die waschechten Demokraten. Ist es denn einfacher, einen Staat zu regieren, kalkulieren sie, als Knöpfeschuhe zu besohlen?"

„Du verteidigst das System des unbedingten Dilettantismus?"

„Eigentlich verteidige ich es nicht, ich referiere bloß unparteiisch darüber. Denn zuguterletzt wurde auch mir die Sache zu bunt. Einen Advokaten zum Schneider zu ernennen, war auch in meinen vorurteilslosen Augen ein bißchen kühn. Juristen sind allenfalls noch als Hof-

waren. Den Vorsitz im Ministerrat übertrug die Mehrheit des Volkes dem lyrischen Tenor von der Ojeh'er Staatsoper; sein hohes C begeisterte jung und alt in einem Maße, daß man ihn dafür mit einem der ersten Ämter belohnte. Zum Justizminister machte man einen Sanskritforscher, um ihn auf diese Weise für eine Niederlage in einem Gelehrtenstreit mit einem ausländischen Orientalisten zu entschädigen. Jedermann in Ojeh im Alter von über achtzehn Jahren war überzeugt, daß ihn der fremde Orientalist, ein Professor an einer rückschrittlichen monarchischen Universität, nur deshalb eines Irrtums überwies, weil der Sanskritist an der freiesten Hochschule der Welt wirkte. Zum Handelsminister kürte man einen Straßenkehrer und das Portefeuille für Kultus und Unterricht legte man in die Hände eines Greislers, der die süßesten Zwetschken feilhielt, was schließlich kein geringes Verdienst ist. Kriegsminister wurde ein Tempeldiener, der früher nebenbei auch Heiraten vermittelte, und Großadmiral ein Zahlkellner mit einer außerordentlichen Begabung für verblüffende Kartenkunststücke."

Ich vermochte mein Staunen über die seltsame Zusammenstellung des hohen Ministeriums nicht zu unterdrücken: „Waren denn diese Leute imstande, einen Staat zu regieren?"

„Wie sagte doch Papst Julius III.: Weißt du nicht, mein Sohn, mit welch geringem Verstande die Welt regiert wird?"

„Warum wählte man ausgerechnet solche Sachunkundige?"

„Weil sie sich bei ihren Mitbürgern besonders beliebt oder — unbeliebt zu machen verstanden."

„Unbeliebt? Auch Unbeliebte wählte man? Das verstehe ich nicht."

„Nun, der Straßenkehrer, der ins Handelsministerium einzog, war dermaßen grob mit Leuten, die sich über die schlechtgefegten Straßen beklagten, daß man sich seiner durch eine Verschickung ins Ministerium entledigte. Probat, nicht wahr? — Aber die Wahlen gingen weiter. Zum Generalstatthalter stieg ein Gendarmeriewachtmeister auf und ins Präsidium des Staatsgerichtshofes zog eine ärztlich geprüfte energische Masseurin ein."

„Eine Masseurin?"

„Gewiß. Dünkt dich das so sonderbar? Selbstverständlich besitzen in einem vollkommenen Freistaat wie Ojeh einer ist, auch die Frauen das aktive und passive Wahlrecht und insbesondere die besagte Dame war für ihren verantwortungsvollen Posten besonders geeignet, da sie schon mehrmals wegen diskreter Vergehen mit der Justiz in Konflikt geraten war und daher den Rechtsgang aus eigener Erfahrung kannte. Lieber Freund, ich lese deinen peinlichen Gesichtszügen die Frage ab, ob man denn Vorbestrafte mit hohen Würden betraue . . . In Ojeh mit Vorliebe, soll man doch Sündern ihre Fehltritte nicht länger nachtragen —

Eroberungen.

Sind wir Propheten oder nur Optimisten? Während an den Fronten die Geschütze furchtbarer denn je donnern und alle paar Wochen irgendein Staat wenigstens eine akademische Kriegserklärung schickt, sagen wir mit ziemlicher Überzeugung: „Jetzt kommt der Friede!" Das versichern auch manche unserer Diplomaten, welche gar keine so üblen Politiker wären, hätten sie weniger Sprech- und Schreibtalente, die sie oft zum Reden und Schreiben verleiten, wo sie handeln sollten.

Unser Glaube an den bald kommenden Frieden weckt Meinungen und Gegenmeinungen, gebiert Kriegsziele und Friedensbedingungen. Die Welt teilt sich heute längsgeschnitten in zwei Riesenlager: Hier wir — dort unsere Feinde; und quergeschnitten abermals in zwei Gruppen, deren Anhänger gemischt aus unseren eigenen Reihen und aus denen unserer Gegner stammen: Die eine Gruppe will einen Frieden ohne Gebietszuwachs und ohne Kriegsentschädigungen, die andere strebt Eroberungen und Schadensgutmachungen an. Der Kürze wegen nennen wir die ersteren „Pazifisten", die letzteren „Annexionisten". Da und dort finden sich lautere Charaktere, Menschenfreunde und Idealisten, aber auch Demagogen, Sonderbündler und Querköpfe. Daß sich die Menschheit reinlich in Kluge und Dumme scheide, kann füglich niemand erwarten, der die Menschen kennt.

Manche Pazifisten gehen von der Voraussetzung aus, es komme gar nicht so sehr darauf an, den gegenwärtigen Krieg augenblicklich zu beenden, als vielmehr darauf, ihn durch ein Übereinkommen abzuschließen, das künftige Kriege ausschließt. Dazu scheint ihnen das einzige Mittel ein Friede, der nirgends Groll zurückläßt. Dies scheint ihnen möglich, nach ihrer Meinung braucht man bloß allseitig auf jedweden Gewinn zu verzichten und die Völker, die einander bisher befehdeten und bekämpften, werden einander für alle Zeiten Bruder und Freund heißen. Ginge ein derartiger Vorschlag von unseren mit Kolonialland schon reichlich gesättigten Feinden aus, so dürften wir darin nur einen Versuch erblicken, ihre in Europa auf der Walstatt verspielten Gebiete ohne Schwertstreich zurückzugewinnen, denn sie wissen genau, was an umfassenden Ländereien in Asien und Afrika sie von uns auch in Händen halten, reicht nicht im entferntesten an den Wert von Belgien, Nordfrankreich, Polen, Serbien, Montenegro und der Walachei heran. Aber nicht auf Seiten unserer Gegner tauchte der Vorschlag auf, den status quo ante auf der Landkarte wieder herzustellen, sondern in unseren eigenen Reihen, die erst vor kurzen Wochen durch eine russische Sozialistengruppe verstärkt wurden. Da ist es interessant nachzuforschen, wie eine Großzahl von uns dazu kommt, den Gegnern alles eroberte Gebiet gewissermaßen auf dem

theaterdirektoren verwendbar, aber für Bekleidungszwecke taugen sie schon nicht mehr."

„Ich begreife nicht, lieber Benedikt, warum dich plötzlich der rechtskundige Tailleur genierte, während dich der Bildungsgang der übrigen Staatswürdenträger gar nicht störte!"

„Du denkst nicht praktisch, mein Bester. Der Zahlkellner als Großadmiral zum Beispiel konnte keinerlei Schaden anrichten, da Ojeh damals keinen Seekrieg führte (desgleichen keinen Landkrieg), auch der Tierarzt als Oberpriester ließ mich kühl, denn ich hatte mit ihm keine Berührungspunkte und daher keine Reibungsflächen, und der auf Schirmfabrikation dressierte Arzt war mir gleichgültig, weil ich mich bei Unpäßlichkeiten grundsätzlich selbst behandle — aber der Advokat als Schneider . . . nee . . . nee . . ." Er wehrte mit beiden Händen ab.

Ich vermutete hinter den zwei einander verstärkenden „Nee" eine Wichtigkeit. „Sei ehrlich, Benedikt, du hattest mit dem schneidernden Rechtsanwalt einen Konflikt?"

„Allerdings."

„Willst du lieber darüber schweigen?"

„Nei-ein ge-wiß ni-icht . . ." sagte mein Freund gedehnt. „. . . . . . Ich benötigte eben mal dringend eine neue Frackweste — die alte hatte ich mir mit Bratentunke verdorben — und ließ sie mir anmessen . . . Sie paßte dann nicht, nein, sie paßte gar nicht, sie glich viel zu sehr einem Sack — oder einem kleinen Teppich mit Knöpfen — oder einer viel zu weiten Leibbinde . . . kurz, die sogenannte Frackweste glich allem eher als dem, was ich bislang unter einer Weste verstand . . . Dies sagte ich auch dem advokatorischen Schneider, der mich aber dafür wegen Amtsehrenbeleidigung belangte. Ich bekam vom Staatsgerichtshof unter dem Vorsitz der ärztlich geprüften Masseurin eine Woche strengen Arrestes zudiktiert und wurde überdies wegen des Verdachtes revolutionärer Gesinnung unter Polizeiaufsicht gestellt . . . Da reiste ich denn doch lieber aus dem freiesten Demokratenstaat der Welt, aus Ojeh ab und kehrte in meine angestammte Heimat zurück."

Ich weiß nicht, ich wurde ein gewisses Mißtrauen gegen Benedikt nicht los; ob er mich nicht schändlich anschwindelte? Und ich fragte mit gebührendem Ernst: „Kannst du die Wahrheit deiner Angaben beschwören?"

„Was nützte dir mein Eid, lieber Freund? Wer bürgt dir, daß ich keinen Meineid schwöre? Am einfachsten, du fährst selbst nach Ojeh und überzeugst dich mit eigenen Augen und Ohren von der Richtigkeit meiner Darstellung — oder vielleicht brauchst du gar nicht so weit zu reisen, um ähnlich seltsame Ergebnisse allgemeiner Volkswahlen zu studieren . . ."

unumstößliche Naturgesetze festgelegt, dann wäre alles in schönster Ordnung. Tatsächlich aber sind alle Staaten und alle Staatsgrenzen das Ergebnis gewaltsamer kriegerischer Voraussetzungen. Sie sind ein Niederschlag staatlicher und völkischer Kraft und einer mehr oder minder geschickten Politik. So wie Grenzen gegenwärtig auf den Landkarten verlaufen, drücken sie Machtverhältnisse von gestern aus. Als das römisch-deutsche Reich schwach und zerfahren war, lösten sich Teile ab oder wurden von Fremden weggenommen; als das neue Reiche geeint und in Erkenntnis seiner Lebensnotwendigkeiten Ziele verfolgte, die seiner inneren Stärke entsprachen, rundete sich sein Gebiet ab, das ihm eine unglückliche Vergangenheit zernarbte. Es besteht nun weder ein logischer noch ein tatsächlicher Grund, an den zufälligen Grenzen überholter Epochen ein-für allemal festzuhalten. Alles auf Erden hatte zu seiner Zeit seine Berechtigung, aber auch Berechtigungen verlieren sich und werden durch andere ersetzt. Landesgrenzen sind niemals unverrückbar, sie passen sich jeweilig den neu entstandenen Machtverhältnissen an. Heute doktrinär zu sagen, wie es vor dem Kriege war, müßte es wieder werden, ist unsinnig und eine leere Forderung ohne den Schein einer Begründung. Ein starkes Volk, auf einen kleinen Raum zusammengepreßt, wird über kurz oder lang frisches Siedlungsgebiet anstreben, und zwar wird es dies nicht aus „Übermut", sondern mit Naturnotwendigkeit tun. Lag es etwa im freien Belieben der Stämme der Völkerwanderungszeit, daß sie von Osten her Europa überfluteten? Wissen wir nicht vielmehr genau, daß sie die stärkste Kraft, der Hunger, dazu trieb? Nicht „Revanche" leitete sie, die Kelten, die Illyrer und Rom anzugreifen, und keine Haager Friedenskonferenz wäre imstande gewesen, den Strom zu dämmen und die Wanderer zu überzeugen, sie hätten die „moralische Pflicht", fremde Gebiete zu achten und mit ihrem Geburtenüberschuß dort zu verelenden, wo sie sich früher einmal niederließen. Lebensmöglichkeiten wandeln sich und Interessen erst recht, und sie werden sich immer durchzusetzen trachten und auch wirklich soweit durchsetzen, als die sie tragenden Kräfte es vermögen. Darüber hilft kein theoretisches Philosophieren hinweg und kein menschheitbeglückendes System und am wenigsten ein Friedensschluß, der die wahren Bedürfnisse der Völker vernachlässigt. Alles fließt — Gewässer, Ideen, jegliches Geschehen — und Staatsgrenzen. Es ist sonderbar, daß dies gerade jene Partei, welche unsere soziale Ordnung gründlich umgestalten will, nicht einsieht — oder nicht einzusehen vorgibt. Alles Organische und aus dem Organischen Stammende ist in den Fluß der Entwicklung gestellt und niemand wird den Fluß hemmen können. Niemand! Selbst das kleinste Bächlein staut man nur so lange zurück, bis die angesammelten Wassermassen die Wehr dennoch überfluten.

Mit dieser Charakterisierung der heutigen pazifistischen Bestrebungen

Präsentierteller anzubieten. Jener nun gedachten wir bereits, die da glauben, dadurch für alle Zukunft Kriege aus der Welt zu schaffen, als ob Kriege ausschließlich oder nur in nennenswerter Zahl durch Revancheideen entfacht würden! Manche haben nur den Widerstreit Deutschlands und Frankreichs im Auge, der sich ihrer Ansicht nach seit 1871 in der Formel „Rückgabe Elsaß-Lothringens“ erschöpft. Warum gab es aber schon seit Jahrhunderten zwischen den beiden Staaten kriegerische Verwicklungen, die größtenteils von Frankreich gesucht wurden, zu einer Zeit, da Elsaß noch französisch war? Und welche „Revanche“ hatten England, Rußland, Japan, Italien usw. — ganz zu schweigen von der Union, die sich frivol ins Weltringen stürzte — zu üben, daß sie das Reich und uns zum Tod verurteilen . . . wollten? Revancheideen sind fast stets nur Vorwände für viel tiefer liegende Ursachen, die zur Entscheidung mit den Waffen drängen, aber da diese Ursachen den breiten Schichten schwer auseinanderzusetzen sind, so durchstöbert man immer die Geschichte nach Tatsachen, die nach „Rache“ schreien. Das Volk merkt solche Unterschiebungen niemals, ist es doch auch so naiv, denjenigen, der förmlich den Krieg erklärt, unbedingt für dessen Urheber zu halten, und erinnert sich nicht an die Erfahrungen des eigenen Alltags, daß auch der Beste nicht in Frieden leben könne, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt. Schlösse man den Krieg auch ohne jegliche Annexionen ab, es böte dies keine Gewähr für einen dauernden Frieden — man schaffte nur jene Verhältnisse wieder, aus denen eben dieser Weltkrieg erwuchs. Ein großer Staat ohne oder mit ungenügenden Meeresgrenzen wird unbekümmert um „ältere“ Rechte eines Nachbarn den Zutritt zur See anstreben, ein aufblühendes Land ohne Kohlen- und Eisenlager wird seine Hand bei guter Gelegenheit auf jene Strecken jenseits seiner Grenzen legen, die ihm wirtschaftlich „unentbehrlich“ oder mindestens vorteilhaft scheinen. Welcher „Revanchegedanke“ lag denn etwa zugrunde, als England Indien und Südafrika eroberte? Als Frankreich Tunis, Algier und Marokko zu Kolonien machte? Als Japan Korea einsackte und Rußland, allerdings mit ungeeigneten Mitteln, daranging, Konstantinopel zu erringen?

Es sind mangelhafte Geschichts- und schlechte Menschenkenner, die tatsächlich die Überzeugung hegen, ein Kriegsende ohne Gebietsveränderungen läute einen ewigen Frieden ein. Zu solchen Schwärmern gesellen sich nun andere, ohne daß man sagen darf, es seien ausnahmslos edle Schwärmer. Gar manche von ihnen glauben nicht an den Gedanken, den sie verfechten, er bietet ihnen nur einen Deckmantel für etwelches, was man nicht offen auszusprechen wagt. So sagt man, die Staatsgrenzen dürften „grundsätzlich“ nicht auf gewaltsamem Wege bestimmt werden. Ja, hätte der liebe Gott dies bei der Weltschöpfung gewünscht und durch

der Tatsache, daß der Friedensstand der französischen Armee trotz der bedeutend geringeren Bewohnerzahl der Republik nur unerheblich hinter dem des Deutschen Reiches zurückblieb, der seinerzeit vom russischen Friedensstand ums doppelte übertroffen worden; auch unbeschadet des bekannten englischen Leitsatzes, die britische Flotte müsse stärker sein als die Flotten der beiden zur See zweitstärksten Staaten zusammengenommen. Für denkende Leute auch jenseits unserer Grenzen ließ sich mit dem Schlagwort vom „preußischen Militarismus“ nicht allzulange angeln und bald bissen nur mehr die Unkundigsten in den breiten Massen daran an, weshalb England zu erklären begann, „Militarismus“ habe eigentlich mit „Militär“ an sich nichts zu tun, Militarismus sei eine geistige Eigenschaft, die Durchsetzung des ganzen deutschen Volkes mit soldatischen Ideen und Idealen. Als es aber hernach selbst die allgemeine Wehrpflicht einführte, verminderte sich auch die Werbekraft dieser Phrase und deshalb griff man gierig ein neues Schlagwort auf, um den niedrigen Zweck des Krieges in den Ententeländern und bei den Neutralen mit einem moralischen Happen zu behängen: Seit Wilsons „Friedensbotschaft“ führen unsere Feinde den Krieg zur Befreiung der unter deutschem und österreichisch-ungarischem Joch „schmachtenden Völker“. Es wurde genügend oft, auch im „Heimgarten“ erörtert, daß es bei den Gegnern einschließlich der Vereinigten Staaten von Amerika, bedeutend mehr „unterdrückte Nationen“ zu befreien gäbe als bei uns, hier soll nur kurz untersucht werden, ob der Grundsatz, die Grenzen der Staaten müßten sich mit Sprachgrenzen decken, durchsetzenswert — ob er überhaupt durchführbar ist.

Nehmen wir den Fall an, die einzelnen in der österreichisch-ungarischen Monarchie wohnenden Nationen würden Träger selbständiger Kleinstaaten — dann entstünden Staatengebilde, die nicht allein einer Meeresgrenze zwecks ungehinderter Ein- und Ausfuhr entbehrten, sondern auch Mangel an mancherlei Rohprodukten litten, der ihr Wirtschaftsleben lähmte und sie vom „Ausland“ abhängig machte. Nun hat sich jedoch schon vielfach gezeigt, daß wirtschaftlich nicht lebensfähige Staaten mit Notwendigkeit nach Gebieten streben, die ihre ökonomische Unabhängigkeit sicherstellen. Eine Verteilung des südlichen Mitteleuropa nach dem Nationalitätenprinzip wäre also nur eine neue Quelle für Unzufriedenheit, die über kurz oder lang Kriege entfesseln würde. Man schaffte damit also sicherlich keine Friedensgarantien, sondern streute Samen für neuerliche Streitigkeiten — denselben Samen, der schon am Balkan so viel Unkraut wuchern ließ. Überdies stieße schon der Versuch, die Menschen rein der Sprache nach staatlich zu gliedern, auf geradezu unüberwindliche Hindernisse. Man betrachte sich nur einmal eine Nationalitätenkarte Europas! Die Nationen wohnen hier „systemlos“ durcheinander und eine Grenze da und dort zwischen ihnen würde allseits Unzufriedenheit

wurde auch schon der Standpunkt unserer Annexionisten begründet. Ihre Gruppe unter uns verlangt, daß der kommende Friede den tatsächlichen Kräfteverhältnissen angepaßt werde. Damit meinen freilich nur die Wenigsten, alles was besetzt wurde, müßte schlankweg behalten werden, aber sie fordern im Reich auf Grund der Waffenerfolge für den deutschen Bevölkerungsüberschuß Siedelungsgebiet im Osten, ebendort besseren Grenzschutz, und im Westen strebt man für das Reich einen gesicherten Anteil am Ozean an, um nicht auch künftig vom guten, das heißt vom bösen Willen Großbritanniens abhängig zu sein. Österreich-Ungarn braucht mindestens Sicherungen im Osten und im Süden, über deren Ausmaß sich verhandeln läßt. So ist das Programm der überwiegenden Zahl der „Annexionisten" ungefähr beschaffen; sie schweben nicht in den Wolken, sie fußen auf der festen Erde. Sie erblicken auch in wiederholten „auf alles verzichtenden Friedensangeboten" nicht den richtigen Weg zum baldigen Frieden, sondern sind eher der Ansicht, welche sie durch Tatsachen der jüngsten Vergangenheit belegen zu können glauben, daß eine allzu große, keine Gegenliebe weckende Bescheidenheit den Gegner nur in der falschen, doch für uns gleichwohl gefährlichen Überzeugung bestärkt, wir fühlten uns im Unrecht und seien am Ende unserer Kraft angelangt.

Die Mittelmächte führen einen ihnen aufgezwungen Verteidigungskrieg, was aber nicht ausschließt, daß sie nach geglückter Abwehr des Überfalles alles das anstreben, was ihnen entsprechende Entwicklungsmöglichkeiten gewährleistet und einen möglichst dauernden Frieden erhoffen läßt.

Die pazifistische Gruppe unter unseren Feinden verlangt nach wie vor mindestens die „Rückgabe" Elsaß-Lothringens an Frankreich und die gegnerischen Annexionisten wollen uns nicht nur nach wie vor Länder rauben, die sie nicht ersiegen konnten, sondern auch jene innerpolitischen Zustände aufdrängen, die ihnen genehm wären.

Jedenfalls sind nicht nur die Pazifisten der Mittelmächte viel genügsamer als ihre Genossen im Auslande, sondern auch unsere Annexionisten sind bescheidene Leute, verglichen mit ihren Gegenspielern in Paris, London und Rom. In Petersburg wurde man nur deshalb selbstgenügsamer, weil sich das einst Erstrebte als unerreichbar erwies und ein weiteres Verfolgen der imperialistischen Pläne den Sieg der russischen Demokratie in Frage stellen könnte, die den Liberalen und Sozialisten augenblicklich höher steht, als der Besitz Lembergs, Konstantinopels usw.

Anfangs prägte England für sich und seine Bundesgenossen das Schlagwort, der „preußische Militarismus" müsse zerschmettert werden und von Zeit zu Zeit hört man es noch immer ertönen, unbeschadet

Die Steinleute.

Ein Besuch bei unseren Urfahren an der Hand gelehrter Herren,* vermittelt von
Hans Ludwig Rosegger.

„Zu glauben, daß der Mensch von Ursprung an zivilisiert gewesen und dann in so vielen Gegenden einer Entartung unterlegen sei, hieße eine sehr erbärmliche Ansicht von der menschlichen Natur hegen. Allem Anscheine nach ist es eine richtigere und wohltuendere Ansicht, daß Fortschritt viel allgemeiner gewesen ist als Rückschritt . . .“
Charles Darwin.

Vier große Weltalter unterscheidet der Geschichtsschreiber der Erde, wenn er an den Wechsel und die Folge des Tier- und Pflanzenlebens auf ihr denkt, wie es im Laufe der vielen Millionen von Jahren, die es im ganzen alt ist, sich gezeigt hat. — Man bezeichnet diese vier, wissenschaftlich noch in Unterabteilungen gegliederten Weltalter als Primär-, Sekundär-, Tertiär- und Quartärzeit, numerierte sie also schlicht mit „eins-zwei-drei-vier“, ohne damit über ihr eigentliches Wesen etwas zu verraten. Jede dieser Epochen umfaßte hunderttausende, ja Millionen Jahre, jede hatte ihre eigenen geologischen, klimatischen, tierischen und pflanzlichen Verhältnisse, und da taucht die für uns bedeutungsvolle Frage auf, in welchem Zeitabschnitt der Mensch in der Entwicklungsreihe erschien.

Unter vielen Völkern sind Sagen verbreitet, wonach „Drachen“ Länder verwüsteten und verheerten, und zwar als Zeitgenossen des Menschen. Nimmt man an, daß jede Sage ein Körnchen Wirklichkeit in sich birgt, wozu wir uns nach bisherigen Erfahrungen wohl berechtigt halten dürfen, so könnte man schließen, die Drachensagen knüpften an Überlieferungen von Tatsachen an und unter „Drachen“ seien die gewaltigen Saurier aus der Sekundärzeit — der Jura- und Kreideformation — gemeint. Soll es demnach damals also auch schon Menschen gegeben haben, von denen mittelbar dunkle, entstellte und übertriebene Berichte auf uns kamen? Wir müssen dies aus verschiedenen gewichtigen Gründen verneinen. Die Drachen und Lindwurme der Heiligen Schrift, Chinas und Europas wurden erst aus späteren Mißverständnissen geboren und haben mit jenen urehrwürdigen Sauriern nichts gemein.

Vor Jahrhunderten schon, als die ernst forschende und kritisch wägende Naturwissenschaft noch nicht die Überreste unendlicher Vergangenheiten sammelte, um daraus Kenntnisse zu schöpfen, die ein völlig neues Licht auf Welt und Menschen warfen, fand man Spuren, ganze Geripppe

* **Bölsche**, „Der Mensch der Vorzeit“; derselbe, „Der Mensch der Pfahlbauzeit“; O. Hauser, „Der Mensch vor 100.000 Jahren“; Hoernes, „Die Anfänge menschlicher Kultur“; G. Steinmann, „Die Eiszeit und der vorgeschichtliche Mensch“; O. Abel, „Die Tiere der Vorwelt“; Hilbers „Geologische Abteilung“ in „Das Steiermärkische Landesmuseum und seine Sammlungen“; Triesmanns, „Der Mensch der Urzeit“.

erzeugen, denn kein Teil verzichtet gern auf Minderheiten seines Stammes, die zerstreut sind oder in Sprachinseln wohnen. Ganz besonders schwierige Probleme, die sich höchstens bei gegenseitigem Entgegenkommen innerhalb ein und desselben Staates lösen ließen, bieten die Deutschen und Tschechen in Böhmen und Mähren und die Deutschen, Rumänen, Magyaren und Serbo-Kroaten in Südungarn.

Österreich-Ungarn ist nämlich nicht der „Zufallsstaat", als den man ihn gerne hinstellt, sondern erfüllt tatsächlich eine geschichtliche Mission und vereinigt Völkersplitter und Stämme, die allein auf sich angewiesen teilweise verelenden und verkommen würden. Das sehen jene am wenigsten ein, die die größten Vorteile für sich daraus ziehen.

Dafür, daß in Mitteleuropa auch bei bestem Willen keine den Frieden dauernd gewährleistende staatliche Neuordnung der kleinen Nationen möglich ist, darf nicht das Mißwollen von Regierungen oder gar das deutsche Volk verantwortlich gemacht werden, schuld daran ist neben der Übervölkerung des alten Europa überhaupt das unglückliche Durcheinanderwohnen von Menschen mit verschiedenen Muttersprachen. Aber auch ohne politische Teilung könnte schließlich Friede und Eintracht einkehren, ordneten sich die einzelnen Nationen dem Wohle des Staatsganzen unter; sie müßten schon aus praktischen Gründen eine Staatssprache anerkennen und bei Wahrung ihrer nationalen Individualitäten die Kultur fortentwickeln helfen, von der sie alle durchtränkt sind: Die deutsche Kultur.

So ergibt sich wohl, daß weder die Pazifisten mit ihren unverrückbaren Grenzen, noch auch die Anhänger des Nationalitätenprinzipes dem künftigen Frieden dienen. Ein gefestigter Friede kann einzig und allein nur durch solche Verschiebungen der Staatsgrenzen angebahnt werden, die den gegenwärtigen Kräfteverhältnissen der Staaten und Völker entsprechen, die jetzt ums Kriegsende ringen. V. E. S.

Aus der Gegenwart.

Er fährt auf schmutzigen Straßen
Zum Bahnhof hin und her,
Sein Pinzgauer zieht die Hudel,
Beladen mit Frachten schwer.

Er rückt mit schwiel'ger Rechte,
Die Peitsche fest umspannt,
Schwerfällig mir zum Gruße
Ein wenig am Mützenrand.

So dünkt mich seit sechzehn Jahren
Der Kutschergruß nicht gering,
Ich weiß, wie in der Schule
Sein Einz'ger an mir hing.

Nun bracht' es gestern die Zeitung,
Daß der gefallen wär,
Da dacht' ich des armen Vaters
Und weinte still wie er.

Als dem ich heut' begegnet,
Hob ich nur stumm die Hand,
Da riß er die Mütze herunter
Und sprach: „Fürs Vaterland!"

Josef Rößler.

Dunkle Ahnungen von der Existenz eines primitiven Zustandes unserer Vorfahren schienen schon dem klassischen römischen Altertum aufgedämmert zu sein, doch erst 1829 begannen in Belgien streng wissenschaftliche Forschungen über Altsteinwerkzeuge, so daß wir, um eine halbwegs befriedigende Antwort auf die oben gestellte Frage zu erhalten, bei der neuesten Wissenschaft anfragen müssen – und auch von ihr werden wir vermutlich nur eine Kunde bekommen, die zeitliche, keineswegs ewige Wahrheit enthält.

Der holländische Arzt Eugen Dubois fand 1891 auf der Tropeninsel Java bei Grabungen auch einen Oberschenkel, eine Hirnschale, ein Kieferstück und ein paar Backenzähne eines merkwürdigen Geschöpfes, das anscheinend der jüngeren Tertiärzeit entstammte. Darüber fielen nun die Gelehrten her: „Seht, ein Menschenaffe!" riefen die einen; „Ein Affenmensch!" widersprachen andere; „Ein primitiver Mensch schlechtweg", vermittelten Dritte. Die Meinungen sind nach wie vor geteilt und wir müssen uns derzeit mit diesen zwiespältigen Ansichten begnügen.

Um der Wahrheit näher zu kommen, werden wir überhaupt besser einen anderen Weg einschlagen, scheinbar einen Umweg, aber die Behauptung, der gerade Weg sei der kürzeste, bestätigt sich leider nur selten: Rechts oder links herum gelangt man häufig rascher ans Ziel. Daher suchen wir vorderhand nicht nach leichtzerstörbaren Menschenresten, sondern nach den bedeutend dauerhafteren Schöpfungen ururalter Menschen.

Bereits im 18 Jahrhundert ahnten französische und deutsche Gelehrte eine Zeit, da die Menschen ausschließlich mit Steingeräten arbeiteten, aber erst erheblich später verdichteten sich diese Vermutungen zu festem Wissen.

Feuersteinknollen und Feuersteinsplitter mit Gebrauchsspuren — „Eolithen" genannt — sind allererste, heißumstrittene Zeugen für das Dasein des Menschen auf der bewohnbar gewordenen Erdoberfläche, als sie noch nicht ihrem gegenwärtigen Bilde glich. Es sind „Steingebilde aus der Morgenröte der Werkzeugtechnik", aber nur ein geschultes Forscherauge vermag sie mit Bestimmtheit von zufälligen, rein natürlich geformten Steingebilden zu unterscheiden. Und wem dienten diese Knollenhämmer und Splittermesser, deren wichtigste und einwandfreieste Fundstätte bei Aurillac in Südfrankreich liegt? Bölsche erwidert darauf: Jener Menschenrasse, die für uns im Knochenfund bei Heidelberg verkörpert ist. Liegt auch eine kaum faßbare Zeit zwischen den ältesten Eolithen des Tertiärs und dem „alten Heidelberger" vermutlich aus dem Diluvium, so scheint es doch festzustehen, daß auch er sich noch jene einfältigen Faustkeile, rohen Klingenmesser und Schaber herstellte. — Mit diesem ältesten vorgeschichtlichen Menschen verhält es sich aber also: Am 21. Ok-

oder einzelne Knochen seltsamer bereits längst ausgestorbener Tierarten, besonders solche von massigen Dickhäutern und man erinnerte sich an schreckliche Naturereignisse, wie Erdbeben, Lava- und Wasserfluten, deren Ursachen niemand zu deuten vermochte — und die man nun mit dem Wüten jener zweifellos furchtbaren Bestien in Verbindung brachte, bezeugten doch die Ausmaße der Knochen eine Kraft, deren Entfesselung übermenschliche Schrecknisse wohl zuzutrauen waren. Wahrscheinlich grub man hie und da auch schon einen echten Saurier, eine Krokodilsform, aus und daraus machte die Phantasie einen „Drachen". Die Drachensage mit allem Aufputz war da und so hat auch die Drachensage ihr Körnchen Wirklichkeit, freilich ein bedeutend anderes, als es auf dem ersten Blick schien . . .

So lange die Berichte der Bibel wörtlich genommen wurden, besaß die Menschheit in Adam ihren ersten, unzweifelhaften gemeinsamen Vorfahren, aber bald begann in den Köpfen der Leute der Glaube an ein vorgeschichtliches, unbiblisches Riesengeschlecht zu spuken. Obschon er sich auf uralte Bauten, deren Zweck vorderhand noch unerforschlich blieb, stützte, suchte man diese „Riesen" doch vergebens in der Tatsachenwelt, um bestenfalls da und dort Zwergenstämme zu finden . . . Von den alten Griechen angefangen, welche Überbleibsel des Riesen Polyphem, der den armen Odysseus ängstigte, gefunden zu haben meinten, bis zu den Gelehrten des 17. Jahrhunderts herauf irrte mit Ausnahme der bezopften Chinesen, die den wahren Sachverhalt frühzeitig ahnten, die gelehrte und ungelehrte Menschheit und bezeichnete Knochen von Dickhäutern als Gerippe einer riesenhaften vorgeschichtlichen Menschenart. Heute lächeln wir darüber und dürfen es, falls wir auch über Zeitgenossen schmunzeln, denen zuweilen ebensolche Verwechslungen unterlaufen, erzählte mir doch der Diener am Grazer „Joanneum" von Drugčevič, Steinbrucharbeiter hätten ihm vom Fund eines Menschenriesenskelettes erzählt, das sich schließlich als Mammutgerippe entpuppte . . .

Wann und wo also lebte das erste Wesen, das den Namen „Mensch" verdiente? Doch wollen wir die Frage etwas bescheidener formen: Wann und wo können wir den Menschen zuerst nachweisen?

Johann Jakob Scheuchzer (1672—1733) erblickte die Krönung seines an Arbeit und Irrtümern reichen Lebens in dem Funde eines in der „Sündflut" ertrunkenen „verruchten Sünders" im Kalkschiefer von Oeningen (Baden), dessen trauriges Abbild er mit dem vielzitierten Verslein versah: „Betrübtes Beingerüst von einem alten Sünder, erweiche Stein und Herz der neuen Bosheitskinder." Cuvier erst erbrachte den Nachweis, daß das „betrübte Beingerüst" bei Lebzeiten ein Riesenmolch gewesen war . . .

der jüngeren, vorgeschrittenen Diluvialzeit mit ausdrucksvollen, zuweilen bunt gefärbten Ebenbildern und Nachbildungen von Tieren schmückte. Solche Malereien gibt es in Menge und besonders erwähnenswert sind die von Altamira (Spanien) und im südfranzösischen Vezeretal, wo die Höhle von Font-de-Gaume eine Art prähistorische Gemäldegalerie darstellt.

Der Mensch der Diluvialzeit, die man auf 1/2 bis eine Million Jahre schätzt und die ungefähr zehn Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung endete, wurde lange einer einzigen Rasse oder Art zugezählt, die man „Neandertalrasse" benannte. Aber nach dem heutigen Stand der Wissenschaft müssen wir für das Diluvium mindestens drei verschiedene Menschenarten annehmen: Die nach Klaatsch „gorillaähnliche" Neandertalrasse, die schimpansenähnliche Rasse von Ehringsdorf (bei Weimar 1915/16 gefunden, von Schwalbe, Hans von Virchow und Heilberg bestimmt) und die orangähnliche Aurignacrasse (nachgewiesen von Hauser 1909 und nach dem Fundorte bezeichnet). Im Anschluß daran sei erwähnt, daß der gibbonähnliche „Urmensch von Heidelberg" vielfach als Alt-Neandertaler aufgefaßt wird, demnach nicht als selbständige Menschenart.

1856 wurde in der Neandertalhöhle bei Düsseldorf der defekte Schädel eines Menschen ausgegraben, der Anlaß zu vierzigjährigen gelehrten Gelehrtenkämpfen gab, bis neuerliche vollständige Funde von La Naulette, Schipkahöhle, Höhle von Spy, Krapina, Ochos und besonders von Le Moustier die Rassenmerkmale eindeutig feststellten. Der Neandertaler wird geschildert mit einer Nase von gewaltiger Breite, die — um mit Klaatsch zu reden — „gleichsam wie eine tierische Schnauze auf dem Munde saß"; die klotzartig auflagernden Knochenwülste über den Augen, hinter denen die eigentliche Stirnwölbung äußerlich fast zurückgedrängt erschien, werden wohl äußerst starke, im hohen Bogen herumlaufende Augenbrauen getragen haben. Die Wülste aber lagen nicht etwa wie Erker über tiefliegenden Augen nach Art der heutigen Australieraugen, sondern sie hatten offensichtlich große, dick vorspringende Klotzaugen zu schützen. Der Gesichtssinn mag auf Kosten der anderen Sinne übermäßig entwickelt gewesen sein. Ein Kinn in unserem Sinne fehlte noch immer. Die Gesamtstatur ergibt auf keinen Fall Riesen, sondern eher robuste und untersetzte Menschen, die Klaatsch darin eher mit Eskimos denn mit Australnegern vergleicht. Mancher mag über die gewagte Genauigkeit solcher Rekonstruktionen auf Grund von fleischlosen Skelettresten staunen, aber tatsächlich fanden Wissenschaft und Kunst vereinigt den Weg, um so kühne Bilder mit Anspruch auf „Porträtähnlichkeit" zu zeichnen. Der Neandertalmensch, in dieser Gestalt erstmalig in der dritten Eiszeit 80.000 bis 100.000 Jahre v. Chr. nachweisbar und nach Hauser einer Westrasse angehörig, dürfte noch Menschenfresserei

tober 1907 wurde beim Abbau einer Sandgrube bei dem Orte Mauer nächst Heidelberg ein massiges und fast kinnloses menschliches Unterkiefer gefunden, das man auf Grund von Tatsachen, die hier nicht besprochen werden können, in die ältere Quartärzeit — in die zweite Zwischeneiszeit des Diluviums, rund 150.000 Jahre vor Christi Geburt — verweist.

Die Quartärzeit zerfällt geologisch in zwei große Abschnitte: Diluvium und Alluvium. Im Diluvium gab es nach Penck vier Eiszeiten und drei Zwischeneiszeiten. In den Eiszeiten, deren Vergletscherungen sich übrigens niemals auf Südfrankreich erstreckten, glich Mitteleuropa ungefähr dem heutigen Grönland und in den wärmeren, niederschlagreichen Zwischenzeiten dem Afrika von heute. Dementsprechend war auch die Tier- und Pflanzenwelt wechselnd — und es muß dahingestellt bleiben, ob das „Alluvium", die Gegenwart, etwas anderes ist als eine vierte Zwischeneiszeit . . .

In den Zwischeneiszeit war die Pflanzengesellschaft Mitteleuropas von der gegenwärtigen nicht wesentlich verschieden, vor dem Eise aber schoben sich die Kältepflanzen, wie sie heute im hohen Norden und in den Hochalpen gedeihen, nach Süden herein, um sich mit dem weichenden Eis wieder zurückzuziehen. In den Kälteperioden kamen das Mammut, das wollhaarige Nashorn, Höhlenbär, Höhlenlöwe und Höhlenhyäne, Wildpferd, Riesenhirsch und das für die ganze Kultur bedeutungsvolle Renntier. In den wärmeren Abschnitten lebten das Merkhsche Nashorn, Altelefant, Flußpferd, Wisent, Höhlenbär, Riesenhirsch und Wildpferd. Trotz unendlicher körperlicher Überlegenheit unterlagen aber diese erstaunlichen Tiere im Kampf mit dem Menschen, der nur eins vor ihnen voraus hatte: Den Funken aufglosenden Erfindergeistes.

Während des ganzen Jahrhunderttausende währenden Diluviums und noch darüber hinaus war es überwiegend der Stein, aus dem sich die Menschen Werkzeuge formten, so daß man die Gesamtkultur dieser Epoche „Steinzeit" nennt. Diese Steinzeit scheiden wir in eine „ältere", die ins Diluvium fällt, und eine „jüngere" im Alluvium.

Die Menschen der Älteren Steinzeit in den wechselnd eisigen und wärmeren Zeitläuften hieben sich ihre Hämmer, Beile, Messer, Speer- und Pfeil(?)-Spitzen rohformend vorwiegend aus Feuerstein und erst gegen Ausgang des Diluviums zu schnitten sie Dolche, Harpunen, Spitzen, Nadeln und Pfriemen aus Elfenbein, Knochen, Geweihen, Muscheln und Tierzähnen. Auch Holz wurde verarbeitet — wenigstens für Hebel, Beilstiele und Bogen (?) — aber davon ist uns infolge der leichten Zerstörbarkeit des Holzstoffes nichts erhalten geblieben. Töpferei hingegen fehlte gänzlich. Der Mensch hauste, notdürftig bekleidet je nach den klimatischen Verhältnissen, im Freien, unter Zelten — von denen er uns Abbildungen hinterließ — oder in Höhlen, deren Wände er in

bemerkenswerten Grottenmalereien zeichnen sie aus. Ihre Steinkultur neben Knochengeräten war differenziert, doch entbehrte sie einer gewissen Sorgfalt.

Bedenkt man, daß alle diese spärlichen Funde, auf die allein sich die Wissenschaft stützen kann, aus einem Zeitabschnitt von weit über hunderttausend Jahren herrühren, so gelangt man zur Erkenntnis, daß die darauf fußenden Folgerungen, soweit sie „Rassenfragen" im Diluvium betreffen, nicht mehr als tastende Vermutungen sein können. Aller Wahrscheinlichkeit nach gab es in der nach menschlichen Begriffen unendlich langen Diluvialzeit eine noch viel bedeutendere Anzahl von Rassen, als hier angeführt wurde, das heißt eine Unsumme von Menschenarten, die voneinander erheblich abweichend neben- und nacheinander lebten und vielleicht auf einen gemeinsamen Ahnherrn in noch ferneren Zeiten zurückgehen — wenn sie nicht überhaupt aus verschiedenen Zeiten, von verschiedenen Orten und von verschiedenen Urwesen herstammen. Vor fünfzehn Jahren noch war es wissenschaftlich verpönt, an der Einheit des Menschengeschlechtes Zweifel zu hegen, wie es z. B. mein verehrter Lehrer, der Soziologe Gumplowicz, tat, doch heute schreibt nach neuerlicher Überprüfung der Frage Steinmann: „Wir sind nicht zu der Behauptung berechtigt, daß diese Vor- oder Halbmenschen von einem niedrigen, etwa menschenaffenartigen Wesen entsprungen sind. Denn ein einheitlicher Ursprung des Menschengeschlechtes läßt sich bisher weder aus diesen Funden noch aus allgemeinen Gründen wahrscheinlich machen, ja ein solcher darf nach Analogie mit den Herausbildungen anderer Tiergattungen sogar als unwahrscheinlich bezeichnet werden."

Diese Ansicht hat Gewichtiges für sich. Sehen wir auch ganz von der negerähnlichen „Grimaldi-Rasse" (Überreste bei Mentone gefunden) und von einer scheinbar nicht auf das Schweizer Gebiet beschränkten Zwergrasse des jüngeren Diluviums ab, die hier nicht näher besprochen wurden, weil die Meinungen darüber noch viel zu weit auseinandergehen, so ist doch anzunehmen, daß genaue Forschungen in den riesenhaften Flächen Asiens zweifellos Spuren von Menschen zutage fördern würden, die in unserer beschränkten Rassentabelle nicht Platz finden könnten ... In zehn, in zwanzig, in fünfzig und hundert Jahren emsigen wissenschaftlichen Forschens wird das Beobachtungsmaterial für das Studium der Diluvialkultur und ihrer Träger so riesenhaft angewachsen sein, daß dann auch die „Rassenfrage" mit größerem Anspruch auf Vollständigkeit und Genauigkeit beantwortet werden kann.

Wie dem auch sei, die älteren Steinleute in unseren Breiten mit ihren niedrigen Schädeln, den fliehenden Stirnen und den mit massigen Zähnen bewehrten Kiefern waren noch stark tierähnlich und stiegen entweder nach und nach zu höheren Formen auf — oder wanderten ab

betrieben haben, aber er besaß doch schon gleich dem Urheidelberger einfache Handwerkzeuge ohne jeglichen Schmuck, einen religiösen Kult — Ansätze zu Moral und einem sozialen Leben. Die abergläubische Religion erwuchs aus der Furcht vor den unerfindlichen Gewalten des Himmels und der Erde und im Daseinskampf mit den wilden Bestien. Von stammverwandten Tieren unterschieden ihn insbesondere der Besitz von Feuer und die Wissenschaft, gezähmtes Feuer zu erhalten. Seine Sprache dürfte ärmlich genug gewesen sein.

Die vermutlich weitverbreitete „Nordostrasse" von Ehringsdorf, die Trägerin der „Kultur von La Micoque", gehörte der dritten Zwischeneiszeit 40.000 bis 50.000 Jahre v. Chr. an. Sie bediente sich vielfältiger, gegen früher verfeinerter Geräte.

Die „Ostrasse" des Aurignacmenschen zu Beginn der vierten Eiszeit 30.000 bis 40.000 Jahre vor unserer Zeitrechnung erinnerte im Typus an den Australier und entwickelte sich nicht aus dem Neandertaler, ihr fehlten die starken Überaugenwülste und sie hatte eine artikulierte Sprache. Eine neue Kulturform verbindet sich mit diesen Menschen, die „selbstverständlich nur von außen eingebrochen sein konnten", wie Hauser behauptet, der von ihnen folgendes Bild entwirft: Die Hinterhauptlappen sind stärker als bei den älteren Rassen entwickelt und die Augen beginnen sich schon mehr der rechteckförmigen Gestalt wie beim Jetztmenschen zu nähern. Die Zähne sind weniger groß, Gebiß und Kieferpartien zierlicher. Wir haben es hier mit listenreichen Jägern zu tun, die einen Schatz von vielfältigen Werkzeugen besaßen, unter welchen Lanzen, Pfeilspitzen und Geräte aus Renntiergeweihen charakteristisch sind. Die Anlage eines Feuerherdes bedeutete gleicherweise einen mächtigen Fortschritt wie ein ausgebauter Totenkult mit Kultgegenständen und Opferstätten (Altäre), so daß Hauser für diese Zeit schon an eigene Priester denkt; auch hält er Schriftzeichen nicht für ausgeschlossen. — In Krapina wurden in einer Höhle Neandertaler neben Aurignacmenschen nachgewiesen und Kreuzungen zwischen den beiden Rassen sind feststellbar.

Von der Aurignacrasse führt eine stete Entwicklung des Diluvialmenschen über den Menschenfund von Perigneur zum Cro-Magnon-Typus am Ausgang der letzten Eiszeit.

Im Jahre 1868 wurden beim Bau der Eisenbahn in Cro-Magnon im Vezeretal Knochenreste, darunter drei Menschenschädel, entdeckt, die unzweifelhaft dem jüngeren Diluvium entstammten. Sie gehörten nach Bölsche starken, hochgewachsenen, schönen Menschen an, mit einem europäischen Kulturkopf ohne Augenbrauenwülste und einem guten Kinn. Weitere gleichartige Funde stellten eine „Cro-Magnon-Rasse" unwiderleglich sicher, die am Ende der vierten Eiszeit 10.000 bis 25.000 Jahre v. Chr. lebte. Künstlerische Schnitzereien und die schon erwähnten

ihr Recht, die seinem Herzen die nächste war und seinem Leben wertvoll und die bis nun sehr verkannt, ja sogar mißachtet und verleumdet wurde. Weil man in sorgloser Art müßiges oder gehässiges Geschwätz der ehemaligen Neiderinnen der „Mamsell Vulpius“ weitergab und beeinflußt war von jenen, denen alles Natürliche widersinnig erscheint, weil es ihren Ansichten entgegen ist, die sie der Welt als unfehlbare Gesetze aufzwingen wollen. Dieses, „dem Andenken Christianens“ gewidmete Werk erschien hundert Jahre nach dem Tode von Goethes „kleinem Naturwesen“ — wie er seine nachmalige Frau nannte — und ist eine gute Tat. Gräf unterzog sich in seinem ausgezeichneten Gerechtigkeitsgefühl der unendlich mühsamen Arbeit, die es kostet, diesen Briefwechsel zu sichten und teilweise ganz umzuschreiben,* weil er ein „notwendiges Gegenstück“ schaffen wollte zu Goethes „Briefe an Frau v. Stein“, betont aber selbst den Vorteil, den das vorliegende Werk besitzt, daß er ein tatsächlicher Briefwechsel ist, während wir Frau v. Stein's Briefe vermissen, weil dieselben vernichtet wurden, eben auf Wunsch von Goethes Freundin. Im vorliegenden Briefwechsel spiegelt sich Goethes Ehe und man hat seine Freude an dieser Ehe, die auf so ehrlich-offener, herzlicher und praktisch-behaglicher Grundlage fußt. Natürlich gibt (und gab es immer!) Menschen, die sich Geistesgrößen nie und nimmer in „bürgerlichen“ — was sie gleich philiströs zu benennen lieben! — geordneten Hauswesen vorstellen wollen. Der grunddeutsche, kerngesunde Goethe aber konnte gar nicht anders sein und wir wollen ihn gar nicht anders haben; er brauchte Ruhe, Klarheit und eine natürliche Umgebung, damit er weiterschaffen konnte, nach der Aufgewühltheit und Unrast, die ihm seine Stellung am Hofe und seine langjährige Verbindung mit Frau v. Stein eingebracht hatten, und wenn man sich auch auch im Gegensatz zu jenen, die entrüstet Goethes Ehe mit „seiner ehemaligen Wirtschafterin“ beklagten und als eine Verirrung oder als sein Unglück hinzustellen bestrebten, durchaus nicht zu jener Gruppe gesellen soll, die sich in einer Überschätzung der Christiane Vulpius gefiel, so kann man sich doch immerhin die Überzeugung gestatten, daß diese Ehe eine gute war und daß ihr viel Liebe und Wärme innewohnte, die Goethe für manches andere entschädigt haben mochte.

Gräf kämpft gegen die böse Sucht, Goethe anders haben zu wollen als er war. Er erinnert an Schillers briefliche Prophezeiung: „Ihnen wird man Ihre Wahrheit, Ihre tiefe Natur nie verzeihen.“ Er legt uns zu den Briefen Goethes Handzeichnungen, die uns überzeugen müssen, daß der reife Mann das Kindlich-herzige an Christiane wirklich liebte und seine Freude an ihrem frischen Wesen — welches sich mit seltener Offenheit in ihren Briefen zeigt — hatte. Die wirtschaftliche, tanzlustige, zum Scherzen wie zur praktisch-gesunden Tätigkeit stets geneigte, junge Frau

* Der einheitlichen Orthographie wegen.

und wichen fremden Einwanderern — oder starben aus . . . Sie fristeten ihr mühseliges Leben als unstete, zu kleinen Horden vereinigte Jäger, die Wild erlegten, Fische fingen und Muscheln lasen . . .

*

Im Gebiete der Steiermark wurden bisher keinerlei diluviale Menschenfunde gemacht, doch eine primitive Speerspitze aus Kieselschiefer im diluvialen Murschotter der Steinfeldgasse in Graz sowie Knochengeräte aus der Badelhöhle bei Peggau scheinen das Dasein menschlicher Bewohner in der älteren Steinzeit zu bestätigen und nach Hilber entstammen die Funde aus der Mitte und dem Ende der letzten Eiszeit. Von anderer Seite werden sie der jüngeren Steinzeit zugezählt, wobei die Ansicht leitet, daß die östlichen Ausläufer der Alpenländer überhaupt erst spät besiedelt wurden. Annahme steht hier gegen Annahme, aber jeder neue Forschungstag kann die Sachlage endgültig klären!

Das Reinmenschlich-Persönliche an Goethe.

Von **Ella Triebnigg.**

Goethe wurde uns oft und oft gegeben und kann uns nicht oft genug von neuem gegeben werden. Und mögen es die kritisch Betrachtenden — die „Sezierenden" möchte man fast sagen — sich zur Lebensaufgabe machen, alle Werke über Goethe aneinander zu messen, wie H. St. Chamberlain, Simmel, Gundolf, Bieloschofsky, Engel, R. M. Meyer und alle anderen Vertreter dieser Sonderliteratur miteinander zu vergleichen und dabei ihre Anhänger oder ihre Gegner als Parteien vereinigt finden, jene, die neben der aufrichtigen Hochachtung dieser Goetheforscher sich doch auch allein ihren Weg in jene Welt zu suchen bestrebt sind, die „Goethe" heißt, werden viel eher nach dem greifen, was wir von ihm, als was wir über seine Person besitzen. Das Innerlichste von ihm, seine Werke, besonders aber seine Aussprüche und Briefe werden ihn uns viel näher bringen, als alle Goethephilologen es durch ihre Deutungen vermögen und dadurch kann ein Werk wie es Hans Gerhard Gräf herausbrachte: „Goethes Briefwechsel mit seiner Frau" (zwei Bände, Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) uns nur mit Freuden und in diesem Falle mit besonderer Befriedigung erfüllen, denn hier geschah noch etwas, was sich jeder wahre Goethefreund und Verehrer dieses ganz Großen sehnlichst wünschte und einer Frau wird hier

anzuwenden: „Es ist nichts Schrecklicheres um einen vorzüglichen Mann, auf dem sich die Dummen was zu gute tun.“ Und den meisten ist zu raten: „Gegen große Vorzüge eines anderen gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe.“ Es haben schon sehr viele die großen Vorzüge dieses Großen erkannt, ihre Liebe, die ihre Rettung wurde, hilft vielleicht diesen zum Verstehen.

Der Steirische Mandlkalender.*

Von **Dr. Leopold Bein.**

Im Verlage „Leykam“ in Graz erscheint unter den übrigen Kalendern auch einer von bescheidenem, fast unscheinbarem Aussehen, der aber trotz dieses die Aufmerksamkeit des Kenners auf den ersten Blick festhält. Dieser seltsame Kalender ist der Bauern-, oder wie er im Volksmunde schon immer genannt worden ist, der Mandlkalender. Und weil er in Steiermark, soweit die Erinnerung geht, das Heimatsrecht hat und nur hier, scheint's, eigentlich bekannt ist, so heißt er auch der „steirische“ Bauern- oder Mandlkalender. Heute hat er ja wirklich bei uns das Heimatsrecht, hier, in Graz, wird er schon viele Jahrzehnte bei „Leykam“ gedruckt und alljährlich wandert er von da hinaus aufs Land bis in die Keuschen und Bauernhäuser der fernsten Täler, Gräben und Berge. Und wie ihn heute der Sohn, so kannte ihn schon der Vater und Großvater usw. Wie der rechte Älpler, so hat auch dieser rare Kalender immer sein gleiches Gwandl und Gesicht: Ein kleines Büchlein, nicht größer als der Handteller einer richtigen Bauernhand,



* Eine ausführliche Darstellung der Entstehung und Entwicklung sowie eine Erklärung des steirischen Bauern- oder Mandlkalenders vom Verfasser dieser Zeilen wird im Verlage „Leykam“, Graz, erscheinen.

erinnerte ihn in diesen Eigenschaften an seine Mutter, wenngleich die Frau Rat eine viel ausgeprägtere Persönlichkeit war, die sich jedoch schon in ihrer unabhängigen Stellung leichter entwickeln hatte können. Frau Rat selbst aber hat auch eine herzliche Neigung zu Christiane und das allein hätte manches ungerechtfertigte Mißtrauen entkräften müssen, denn diese aufrichtige Frau war trotz aller Liebe zu ihrem Sohne einer Verstellung nicht fähig.

Die sehr verständige, gerechte und liebevolle Einführung des Herausgebers ist gewiß eine wertvolle Ergänzung dieses schönen Werkes, die Briefe als Seelen- und Lebensdokumente allein aber schon müssen in jedem Leser Erkenntnisse wecken, die uns vielleicht noch bei keinem anderen Goethewerk erreichen. Wir kennen Goethe, den feurig und zärtlich Liebenden, den Freund, den sich in Seelenstimmungen und in Geistesarbeiten Mitteilenden; auch den Dichter, Forscher, Hofmann. Nun steht er da vor uns als der innig liebende Gatte, Vater und als der umsichtig sorgsame Hausvater. Und war er bewundernswert und einnehmend in seinen früheren Eigenschaften, so ist er es jetzt doppelt, denn nie offenbart sich seine große Güte, Universalität und Überlegenheit mehr, schöner, als hier. Ein neuer wuchtiger Block zu seinem ewigen Denkmal, das immer bleiben wird; er ist uns aber auch menschlich näher gerückt, wir haben ihn besser verstehen gelernt. Es wäre da etwas Unverständliches gewesen, wenn wir uns hätten vorstellen sollen, seine Lebensgefährtin wäre seiner nicht ebenbürtig gewesen, und es war Wahnsinn, solches verbreiten zu wollen. Der Weise, der Lebenskenner und Lebenskünstler hat sich gewiß nicht durch eine sinnliche Glut blenden lassen, das „kleine Naturwesen", dem er nach eigenem Ausspruch „nur Freuden" zu danken hatte, besaß einen hellen Verstand, einen natürlichen Scharfsinn, gesellige Heiterkeit, das naive Wesen, das mit Goethes Naivität so glücklich zusammenstimmte, Lebenslust und neben Pflichtbewußtsein eine Liebe zur Natur und zum Pflanzenwuchs, die in ihr oft beträchtliche poetische Gefühle auslöste. Und eins sei noch als besonders kennzeichnend angefügt. Goethe selbst betonte einmal, daß es ihm an Christiane am besten gefällt „daß sie nichts von ihrem Wesen aufgibt und bleibt wie sie war." Er hat sich also nicht ein wesenloses Persönchen genommen, daß erst sein Geschöpf werden sollte, sondern etwas gefunden, was ihm fehlte und das ihm erhalten blieb, weil es echt und ursprünglich war.

Frau v. Stein, die ihren Haß nie meisterte, schrieb an Schillers Frau, daß Christiane Vulpius Goethe „abpoetisiert" hätte. Wer all die herrlichen literarischen Früchte verfolgt, die Goethe während der achtundzwanzigjährigen Ehe zur Reife brachte, wird sich vom Gegenteil dieser Behauptung überzeugen können. Bei der Frage: Goethe in der Beurteilung seiner Mitmenschen und seiner Nachkommen sind wieder nur Goethes Worte

dieses Kalenders, eben das, was ihn von allen anderen Kalendern unterscheidet. Das Kalenderjahr ist hier nicht durch Worte, sondern durch Bilder dargestellt, zu denen ergänzend noch gewisse Zeichen und Zahlen treten. Es ist also ein Kalender nicht zum Lesen, sondern zum Schauen. Man braucht nicht lesen können, sondern braucht nur die Figuren und Zeichen verstehen, was sie für jeden Tag bedeuten. Es ist also ein Bild- und Zeichenkalender für solche, die der Schrift unkundig sind.

Das Jahr in diesem Kalender ist also im Wesen eine Vorführung der Heiligen, der Märtyrer und göttlichen Personen. Manchmal ist auch nur das oder ein Attribut oder ein Symbol dieser Personen vertreten, zum Beispiel die Traube (Hl. Urban, 25. Mai), die Monstranze mit dem Leib des Herrn (im Juni).

Nächst diesen Figuren (Mandln) fallen uns die Monatsbilder auf, das sind die Bildleisten quer über die ganze Seite zu Beginn eines jeden Monates. Diese Monatsbilder sind in ihrer Ausführung und naiven, dabei aber ungemein charakteristischen Auffassung äußerst bemerkenswert. Ihr Zweck ist, durch das Bild allein schon den Monat zu charakterisieren und (angenommen wir wären des Lesens ganz unkundig) durch das bloße Bild den betreffenden Monat zu bezeichnen.

In die Monatsbilder, diese in zwei Hälften teilend, sind die Tierkreisbilder hineingezeichnet. Sie sind so groß, daß sie ein Drittel des Monatsbildes einnehmen. Diese Tierkreisbilder kehren unter den einzelnen Tagen in einfacher, ganz schematischer Zeichnung wieder.

Eine weitere Illustrationsgruppe umfaßt die Witterungszeichen, deren der gegenwärtig gedruckte Mandlkalender nur mehr zehn enthält. Diese Witterungszeichen sind ein spärlicher Rest gegen die zahlreichen, verschiedenen Praktikenzeichen in den Ahnen dieses Bauernkalenders.

Ferner sehen wir unter den Zeichen noch eine neue Gruppe, die Tageszeichen für Sonntag, Feiertag, Werktage, Fasttage.

Endlich bemerken wir noch die Mondzeichen (Mondphasen). Dann zwischen den Heiligen, Märtyrern ꝛc. noch besondere Figuren, wie die für die Finsternisse und für die Tageslänge.

Fassen wir alle diese Gruppen der Kalenderillustrationen noch einmal zusammen: 1. Die Heiligenfiguren, beziehungsweise die Attribute und Symbole; 2. die Monatsbilder; 3. die Tierkreisbilder; 4. die Witterungszeichen; 5. die Tageszeichen; 6. die Planeten- (Mondphasen) und die übrigen Zeichen.

Was den Text anlangt, der vor- und rückwärts im Kalender steht, so ist der für die Entwicklungsgeschichte nicht wesentlich und wir werden im zweiten Teil (Erklärung) auf ihn zurückkommen.

Von diesen sechs Gruppen müssen wir die zweite und dritte ganz besonders zunächst im Gedächtnis behalten, denn sie sind die ältesten

nicht mehr als 32 Seiten; auf der ersten steht sein Name: „Neuer Bauernkalender . . .“ Darunter stehen die drei „Sterngucker“, wie der Volksmund die drei Bauerngestalten nennt, weil über ihnen die Planeten und Sterne stehen. Und auf allen übrigen Seiten auch lauter Mandln und die Sternbilder, verschiedentliche wunderliche Zeichen und Figuren, dazwischen etliche Zahlen und vorne und hinten ein bißchen Text. Gar wohl vertraut sind diese Zeichen dem Bauern und er liest in diesem Zeichen- und Figurenbüchl wie der gebildete Städter in seinem feinen „Almanach“. Du kannst talaus und -ein wandern, unter jedem Bauerndach findest du den lieben alten Mandlkalender, er ist ein Stück des bäuerlichen Hausrates, wie die Ofenbank und der wurmstichige Gesindetisch. Ja das rauchgeschwärzte, abgegriffene Bettbiachl und der Mandlkalender sind in manchem Bauernhause das einzige geistige Rüstzeug, aus dem sich der Bauer Trost und Rat holt das ganze Jahr.

Allein es ist nicht immer so gewesen, daß der Mandlkalender nur hier in Steiermark bei „Leykam“ gedruckt wurde und nur hier heimisch und bekannt war. Je mehr man sich in diesen Kalender vertieft, der so ganz anders ist als alle seine modernen Kameraden vom billigsten Abreiß- oder Blockkalender bis zum gelehrten Schreibkalender und feinsten Taschenalmanach, je länger man seiner Herkunft, seinem Alter nachspürt, desto mehr erstaunt man, welch große, längst vergangene Kulturwelt sich einem auftut, wie alt und berühmt die Ahnen dieses Mandlkalenders sind, der als letzter, fast verschollener Sprößling eines einst großen und reichen Geschlechtes von Kalendern in unserer Steiermark ein stilles, vergessenes Leben führt.

Weit ist der Weg in seine Vergangenheit zurück, vielfältig und wechselvoll seine Geschichte. Im Hinblicke auf das in der Fußnote erwähnte Erscheinen einer vollständigen Darstellung der Entwicklungsgeschichte des Mandlkalenders werden die folgenden Zeilen nur den Hauptgang seiner Entstehungsgeschichte bringen. An diese schließt sich die Erklärung des Kalenders in der Ausgabe an, in welcher er gegenwärtig im genannten Verlage erscheint.

Zum Verständnis des ersten Teiles ist es aber vorteilhaft, uns den gegenwärtigen Mandlkalender vorerst ein wenig anzusehen und mit seinen wichtigsten Elementen bekannt zu werden. Wir nehmen zu diesem Zwecke irgendein Exemplar des laufenden oder eines der letzten Jahre zur Hand und betrachten uns im aufmerksamen Durchblättern die Bilder, Zeichen und den vorhandenen Text.

Wir sehen, daß der ganze Kalender illustriert ist und daß den Hauptteil dieser Illustrationen die Heiligenfiguren oder Manderln ausmachen, weshalb, nebenbei bemerkt, der Kalender auch den Namen „Mandlkalender“ erhalten hat. In diesen Figuren liegt auch das Wesen

Darstellungen des Monates. Diese zwei Elemente bildeten den frühesten Anlaß zu bildlichen Darstellungen und gehören zu den ältesten Kalenderillustrationen.

Mit den zwölf Tierkreisbildern war der Kalender mit dem Himmel, das ist mit den Gestirnen als der astronomischen Grundlage verknüpft. Die Monatsbilder hingegen bedeuteten die Versinnbildlichung des menschlichen Wandels durch die zwölf Monate, also das ganze Jahr hindurch. Diese Monatsillustrationen zogen allmählich das Hauptinteresse der Kalenderillustratoren an, namentlich mit dem beginnenden Frühmittelalter.

In der griechisch-römischen Zeit bewegte sich die Darstellung der Monate ganz im Vorstellungsgebiet, hauptsächlich dem des Kultus dieser Völker.

Aber darin unterscheiden sich die Monatsbilder dieser Epoche gerade wesentlich von denen der christlich-germanischen Zeit, in welcher die Darstellung der Monate fortschreitend von bloßen Personifikationen, Allegorien usw. sich emanzipierte und an deren Stelle reale, bodenständige Motive setzte, die zu jenen unseres Bauernkalenders hinüberführen.

Von der langen, sehr komplizierten Entwicklung des griechisch-römischen offiziellen oder Staatskalenders blieb der ungeschriebene, gedächtnismäßige des Landvolkes ziemlich unbeeinflußt, nur der Tierkreis, das ist die herkömmliche Vorstellung davon und seine Bedeutung für die Jahreseinteilung wurde auch ihm bekannt.

* * *

Als der Kalender in die christlich-germanische Welt übergegangen war, vollzog sich mit ihm eine große Wandlung. Der astronomische Rahmen blieb, aber an Stelle des antiken Inhaltes trat das christliche Osterfest in den Mittelpunkt des Kalenders, und um dieses Osterfest gruppierten sich die anderen christlichen Festkreise. Mit diesem neuen Inhalt vollzog sich auch der Eintritt des Martyrologiums, das ist der Aufmarsch der Heiligen. Außerdem trat in den Monatsbildern die früher schon erwähnte wichtige Änderung ein, daß die Illustratoren an Stelle der alten Personifikationen und Allegorien heimische Motive setzten, die dem Leben und der Tätigkeit des Landmannes entnommen waren.

In der karolingischen Zeit hatte der offizielle christliche Festkalender — denn ein Kalender der christlichen Heiligen- und Kirchenfeste war er geworden — schon im großen jene Gestaltung angenommen, die er im wesentlichen auch in seiner Weiterentwicklung bewahrte.

Sehen wir uns nun wieder nach dem Kalender des Volkes um.

(Fortsetzung folgt.)

Elemente dieses Kalenders und tauchen in der Kalenderillustration zuerst auf.

Entstehungsgeschichte.

Alle Zeitrechnung beginnt bei den im Südosten des Mittelmeeres sitzenden Völkern, den Babyloniern, Assyrern, Ägyptern greifbare Formen anzunehmen, welche nach und nach auf dem Land- und Seewege den Hellenen und dann den Römern übermittelt wurden.

Von den Griechen und Römern an kann man die Entwicklung der Kalender schon deutlich verfolgen. Mag in den ältesten Zeiten jener oben genannten Völker die Zeitrechnung noch ganz roh nach den auffallendsten Naturerscheinungen vor sich gegangen sein, so war sie später schon genauer aber auch komplizierter geworden und schon bei den Griechen sehen wir eine Scheidung des Kalenders eintreten, die im Grunde genommen selbst heute noch besteht.

Es ist ein Unterschied, der im gedruckten Kalender freilich nicht sichtbar ist, wohl aber in der Praxis. Es ist eine Tatsache, daß die Bauern, überhaupt der Mensch, der mit der Natur noch in engem Zusammenhang lebt, noch heute eine mehr der Natur, dem Lande und Boden angepaßte Zeitrechnung hat. Ich meine nicht, daß es eine andere Zeitrechnung gäbe, die nicht die Natur zur Grundlage hätte. Aber während der offizielle Kalender auf dem durch den Tierkreis geregelten Sonnenjahr basiert, hält sich der Bauer mehr nach dem Monde, nach den Bodenerscheinungen unserer Erde, ferner nach Einteilung des Kirchenjahres und nach Lostagen. Er hat mit einem Worte mehr ein Erfahrungsjahr als ein Kalenderjahr, mehr ein praktisch-gedächtnismäßiges als astronomisch-geschriebenes; der Bauer bei den Griechen und Römern lebte und arbeitete auch nach alten Erfahrungen und anderen Regeln als der Städter. Schon da beginnt sich diese Trennung des Jahres oder des Kalenders auszubilden: in einen geschriebenen und in einen Erfahrungskalender oder in einen offiziellen und in einen Bauernkalender.

Schon immer zielte der offizielle oder Staatskalender, wie er genannt wird, dahin, das alte ursprüngliche Mondjahr mit dem Sonnenjahr in Einklang zu bringen. Das Mittel hierzu war der Tierkreis, das sind die bekannten zwölf Sterngruppen, die von der Sonne (scheinbar) durchlaufen werden. Dadurch bot sich eine feste Bestimmung und Einteilung des Sonnenjahres in zwölf gleichmäßige Abschnitte dar. Von nun an galt es, Sonnenjahr und Mondjahr in Übereinstimmung zu bringen, denn das letztere ist bekanntlich kürzer als das erstere. Zahlreiche Versuche und Reformen waren die Folge dieser Bemühung, die namentlich in der römischen Ära gegen die Kaiserzeit hin schon sehr kompliziert waren. Zwei Dinge waren aber während der Entwicklung des griechisch-römischen Staatskalenders eingetreten: Der Tierkreis und

Wan s Diandl deafad suachn.*

Gets Mona, gets,
Ais moa$\overline{n}$ts and räids (redet)
Wias as vastets.
Däi, hoaßts, and däi,
Dos is die Red't!
— Klewa (kaum), daß i d Augn vadraht,
Mochts as scha schlechd.
Do zoags glei: Die Doutzi (Dieselbe),
Die Doutzi schauts o$\overline{n}$,
Zart d Fadschn nou noch
And mäichd schon an Mo$\overline{n}$! —
Ais Maner, äis frali,
Wan enk Oani gfold,
Ais gets as käik on,
And in Seck hobs as bold. —
Owa mir ormi Diandla,
Wan mir i da Ghoam
A Biabl gern hobn, —
Mia gen aus, mia gen hoam,
Mia doan nix dasgleichn,
Mian (müssen) d Augn zan Boun (Boden) schlogn,
Mian d Liab stil bigrobn
And deafn nix sogn.
— Mian woatn, mian woatn,
Bis a selba kimp frogn . . .
Und wan Oana kimp,
Der Oani gedn (gern) mäichd,
Sar is's gwis an Onerer (Anderer)
And seltn da Recht.
Wunaseltn da Rechti
Af den ma hot denkt,
And den ma sei Leib and Sel
Mad (mit) Freidn hed gschenkt.
Owa weil ma sie grimp (fürchtet),
s kunt da Recht nid meh kema,
Sa muas mar afd Läißt (zuletzt)
Ah in Unrechtn nema.
An Ungliк si Zwoa!
Owar ausbleibn kunts ah,
Wan s Diandl deafad suachn
Wou d r Irigi wa:
And wan i n hed gfundn,
Deafad nema ba da Hond:
Du gfolst mar, and mogst mi,
Sa bleim (bleiben) ma banond. —
Ouft monigas Et poar
Is n'd glicklar and gsäignt (gesegnet),
Weil s Diandl nit räidn deaf,
Wan ia da Liaoßi bigäignt (begegnet).

s Liabsgsanglsinga.

Wos hon ih mei leppa
Für Liabsgsangla gsunga!
s oanmol hobns graunzt (geklagt),
Und s ondr mol klunga.
Und war Oani sauba,
Hot glocht auf mi her,
Hon ih girrt wiar a Tauber
Oder pfnaust wiar a Bär.
Und hot mih Oani gfopt,
Oda gor nit beocht't,
So hon ih totzelendi
Liabsgsangla gmocht.
Bin oft unglückla gwen,
Va wegn nix, va wegn den:
Weils in Knobn amol steckt,
Daß däs Unglücklasein
Holt oft gor so guat schmeckt.
Ueba zwoadutzad Liabsgsangla
Hon ih zsombrocht,
Ueba zwoadutzad Dirndla
Hobn mih unglückla gmocht.
An Jadi hon ih treu
In mein Herzn umtrogn,
Für an Jadi hät ih mögn
Mei liabs Lebn, mei jungs, wogn.
Und war Oani wek,
Hon ih untröstlih trauert,
Hot ollamol s Unglück
An gonzn Tog dauert.
A so hon ihs triebn
Gwies an. ocht a neun Johr
Mitn Liabsgsanglsingen,
Auf oamol wors gor.
Ih hon nit meh gsunga,
Nit keck, nit betrüabt.
Und wißts es, warum?
Ih war wirklih valiabt.

* Dieses Gedicht ist möglichst **genau** der ursprünglichen Aussprache, wie sie in der nordöstlichen Steiermark üblich, nachgeschrieben. Das äi darf nicht ähnlich wie etwa ei ausgesprochen werden, sondern so, daß das ä und das i gleichsam gesondert zum Ausdrucke kommt. Das $\overline{n}$ ist ein Nasenlaut.

Stoansteirische Strupfn.

Von **Peter Rosegger.***

Voder und Muada.

Mitn Vodan hebts on. — Mei Voder und Muada!
Ba den is a Jauchza, wan er de Rom sogt,
Ba den a Gebet und ban Trittn a Seufza.
Mei Voder und Muada! Wiar älta daß d wirst und
Wia meh daß d dafühlrst und wia tiefa daß d gspürst, Mensch,
Umsa herzliga klingts, wanst sogst: Voder und Muada. —
Z valossn seins leicht, wans dih jungaheit fuatziacht,
D Muada woant still und da Voda sogt: Brav bleib!
Und wanst af däs Woan und däs Wort nit vagißt, Bua.
Sa wirds dar, ih kon da s vasprechn, dei Segn sein. —
Oba nau, wia die jungen Leut holt amol sein scha,
Ma derfs ea nit aufmessn schwar, se vastehns nit!
Daß s woan, moanst, und Lehrn gebn, in Eltern ea Gschäft wars,
Und deins wa, vasteht sih, daß d eahna nit fulgn thast,
Weils d selba ols z gscheit bist, du blitzduma Bua, du! —
So fledrazt (flatterst) in d Fremd und dei Schutzengel zidert. —
Wul viel, häufti viel konst lernen in da Fremd daußt,
Und s Beiti, daß d Voder und Muada lernst gern hobn.
Z valossn seins leicht, oba z finden seins hort. woaßt,
Und eppa, wonst hoamkimst, die steirischn Forbn findst:
Schneeweiß auf ean Haupt, oda grean auf ean Wosn. —
s war überoll guat und dahoam, hoaßts, am bestn.
Jo, Weiber und Kiner und Freund kon ma gmua hobn,
Und is s, daß ma gach oans valuist (verliert), kon mas nochbstelln,
Nur Voder und Muada host oanmol und neama.

*

s aufgweckti Dirndl.

Nit bold hot mih wos sou viel gschreckt
Wia heint ba da Nocht sei Kloupfn.
An Buabn, der umgeht. Leut aufweckt,
Den sul ma namla schoupfn! —
Die Gluat is dämpft, die Tür fest zua,
Die Küa hobn eahna Fuada;
Ih bet mei Nochtgebet, schlof ein
Und tram va meina Muada.
Hiaz schebert's Fenster. Ih zuck auf
Und moan, as kam a Wetta;
Do wischbelts draußt: „As gschiacht da nir,
Moch auf, ih bin dei Vetta."
Hiaz fong ih mih zan fürchtn on
Vor seiner und vor meina;
Ih hon an gern zan narraschrern,
Drum loß ih n heint nit eina.

Er kloupft und wischbelt nouh aweil,
Duat süaßi Gsangla singa;
Ih sog nir mehr und s Herz will ma
Van Fenster auisi springa.
Und weil ih gor nir meh hon gredt,
Sa hot er s endla lossn,
An Seufza mocht er nouh und geht
Stad weita noch da Stroßn.
Ih drah mih um, ih setz mih auf,
Ih geh zan Fensta lousn;
s is still wiar in der ewig n Rua,
Na d Herdgluad tuat nouh glousn.
Mir dougazts Bluat, mir siadt mei Koupf,
Der Mensch. der gibb ma z'schoffn! —
O Goud, de Nocht vagiß ih nit! —
— — Und hät scha sou guat gschlosn!

*

* Aus „Zither und Hackbrett".

Heimgärtners Tagebuch.

Man könnte beinahe sagen, die Monate März und April seien in diesem Jahre ausgeschaltet worden. Dem Februar schloß sich unmittelbar der Mai an. Also war es plötzlich, daß nach unerhört langer Winterdauer eines Morgens der junge leuchtende Mai erschien und das Wunder der Schöpfung tat. Am Anfange der Zeiten, das Allmachtswort: Es werde! konnte keine herrlichere Auferstehung vollziehen als diese ersten Tage des Mai, die den Winter zum Frühling, ja zum Sommer machten. Fast über Nacht, und die Bäume grünten, der Boden sproßte, die Blümlein blühten überall, und die Flieger des Friedens schmetterten ihr Wonnelied hinaus in die sonnige Landschaft. Es war der dritte Tag und Gott sah, daß es gut war.

Also hoffen die Völker, daß über Nacht der Friede kommen werde. Ganz plötzlich, gerade, als es am trostlosesten schien, als die Menschen in der Starrnis der Verzweiflung vergehen wollten. Wird es möglich sein? Wird Gottes Urkraft das an den Menschen vollbringen können, was sie an der seelenlosen Natur getan?

Als der Mai so plötzlich gekommen war, lauerten in dunklen Schluchten die Eismänner und berieten, wie sie das junge Leben wieder vernichten könnten. Der eine blähte seinen frostigkalten Blasebalg, der andere schliff seine Schneeschuhe, der dritte spitzte seine Eispickel, um die freudige Welt plötzlich zu überfallen und zu verderben. Aber als ihre Tage kamen, lagen die Wichte erstickt im Busch, von tausend Maikäfern höhnisch umgaukelt. Die Kastanien des Parkes prangten in den Millionen Christbaumkerzen ihrer Blüten, die Sträucher kündeten in lachender Blumensprache den Frieden. Die Menschen jedoch? Die sonderten sich. Die einen zu den Schwelgern, die anderen zu den Wucherern, die dritten zu den Hassern und Schurken, noch andere zu den Mördern, und endlich die heilige Zahl zu den Helden.

Und über der Menschheit Blutschuld leuchtete rein und wonnig der Mai.

Zu den allerempfindlichsten Notwendigkeiten des Krieges gehört die Wegnahme der Glocken von den Kirchtürmen. Man muß wissen, was für eine Landgemeinde die Glocke bedeutet. Wenn am Gründonnerstag die Glocken „nach Rom“ gehen, da fühlen sich manche Leute schier verwaist. Die Kirche ist ja sonst der Mittelpunkt des seelischen Lebens, die Weckerin, die Weiserin, die Betende. Und am schwarzen Freitag stumm. — Aber nach zwei Tagen sind die Glocken wieder da und bringen die Ostern mit. — Wie lange, wie lange soll es jetzt, da die Glocken in den Krieg mußten, Karfreitag bleiben? Es ist keine Hoffnung, daß

Wons d kronk bist, mei Du!

Wons d kronk bist, mei Du,
Wird da z long schon a Stund,
Do bamst dih hölltrutzi
Und schreist nochn Gsund.
Zerst auwazt und fluachst,
Aft sindlst und ruachst.*
Und wan s groubi Trutzn
Scha go nix will nutzn,
Aft häibst on zan betn,
Du mei, ih woaß s eh,
Und häibst on zan woana,
Jo, s Leidn tuat holt weh.
No kemens dih tröstn,
Und helfn kon koana;
Wans d sot bist von betn
Und müad bist von woana,
Aft mochst nouh an Heschaza,
Leidst und bist still,
Und denkst: „Wia Goud will!"

*

Steh af d Seitn!

Nia vawegn und ima munta!
Springg a Stoan von Berg herunta —
Willst n songa? Willst n zwinga?
Steh af d Seitn, loß n springa!
Hät ih af den Rot vagessn,
Hät mih s Gschick scha long dastessn,
Won ih eahm in Weg wa gsprunga,
Gleih af Lebn und Tod hät grunga.

s Gschick, däs hot af neambb koan Possn,
Geht stockblind sei grodi Stroßn,
Wias daherfohrt, rullts in d Weitn —
Steh af d Seitn! Steh af d Seitn!

*

In Friedl sei Bigoutigkeit.

Bin ih in Glück oda Nout,
Ih brauch an Gout.
Gehts ma guat,
Sa is ma z Muat,
Ih mächt n loubn und preisn,
Und Ehr erweisn.
Gehts ma schlecht,
Sa is s ma recht,
Won ih Oan hon,
Den ih d Schuld gäibn kon.

*

Betbrüada.

s Gebet in Ehrn! — Da Beter owa,
Der hot oûft seini Schwächn,
Ma muaßn nit gleih heili sprechn.

Da reichi Hons, af ormi Leut,
Do is er wul ka Guata.
Oba fleißi betn tuat a.

Da Knecht ban groß̃n Kirchnwirt,
Der stiehlt in Roussn s Fuada.
Oba fleißi betn tuat a.

Da Hiasl lüagg und schüagg,**) ma moant
Da Deirl wa sei Bruada.
Oba fleißi betn tuat a.

Da Michel hot drei Weiba gehobb
Za gleicha Zeit, däs Luada!
Oba fleißi betn tuat a.

Da süaßi Franz, a gschmierta Ding,
Der prügelt gor sei Muada,
Oba fleißi betn tuat a.

*

Da Herrgott liabt d Welt.

Da Herrgott sogt jo
Und da Teufel sogt noa,
Und dron kent ma s holt leicht
Ausanonda de Zwoa.

Da Herrgott liabt d Welt,
Hots mit Rosan umwundn;
Der Teufel denkt: Hallo!
Hot s Pulver erfunden.

Da Herrgott liabt d Welt,
Hot s guat Weinl erkorn:
Und da Teufel mochts noch,
Is a Schnapsl draus worn.

Da Herrgott liabt d Welt,
Hot die Priaster erschoffn;
Da Teufel, sei Feind,
Der geht her und mocht Pfoffn.

Da Herrgott liabt d Welt,
Hot d schön Dirndln aufbrocht:
Und da Teufel, der Teufel!
Hot olti Weiba draus gmocht.

* Schreiest: auweh und fluchest, seufzest und sehnest dich. ** Lügt und schurkt.

Fremdwortes, als weil ihnen die Sache, die es meint, so widerwärtig geworden ist. — Na, ich glaub's. — Auch der Heimgarten hat das Wort Kultur viel zu oft im Munde geführt, aber durchaus nicht, um das, was es sagt, zu preisen, sondern um jene unbegreiflichen Entwicklungszustände, die man unter dem Ausdruck „Kultur" versteht, niederzulegen. Um endlich fast ernsthaft zu behaupten: „Die Wilden sind doch bessere Menschen".

Je „gescheiter" die Leute werden, je mehr können sie für ihren Egoismus tun, nicht für den der Gattung, sondern für den persönlichen. Und je gescheiter die Durchschnittsbevölkerung wird, je feiner und tückischer muß sich die Schlauheit des schlechten Kerls ausbilden, um in ihrer Art vorwärts zu kommen. So wird alle einseitige Ausbildung des Geistes ein Sieg der Egoisten. Kultur bringt nichts Neues, sie kultiviert nur die Keime, die schon vorhanden sind.

Nur für jene wenigen Menschen, die wirklich Menschen sind, bei denen die gemeinnützigen Eigenschaften die eigennützigen von Natur aus überwiegen, bedeutet die Kultivierung, die Ausbildung des Geistes ein Höhersteigen, ein Edlerwerden. Aus allen anderen macht sie elende Haderlumpen.

Wir können von einem Siege nur dann Großes für Höherentwicklung erhoffen, wenn wir von Haus aus die Besseren sind.

In meiner Jugend hörte ich viel von „Asketen", den freiwilligen Büßern, die durch Leiden ihre Sünden büßen und ihre Seelen reinigen wollen. Ich las von ihnen in Büchern und stellte sie mir vor als lebensverachtende, immer ernste und betrübte Menschen, halb verhungert und durch Selbstgeißelung wundgeschlagen. Ich habe solche Büßer auch persönlich kennen gelernt. — Ein alter Bauer, der alljährlich am Christtag Fasttag hielt, weil er sich einst jugenddumm in der Christnacht einmal einen Rausch angetrunken hatte. — Eine Magd, die sich auf der Wallfahrt nach Mariazell Grobsand in die Schuhe tat, weil sie bei ihrer letzten Beicht eine Liebessünde verschwiegen hatte. — Einen Bergknappen, der drei Tage und Nächte nicht aus dem Stollen ging, weil er die heilige Katharina betrogen hatte. Er hätte ihr ein falsches Sechserl in den Opferstock geworfen. — Derlei Büßer machen ein trauriges, zerknirschtes Gesicht — es ist eine religiöse Buße.

Später habe ich erfahren, daß es auch eine philosophische Askese gibt, die aber ein heiteres Gesicht macht. Diese philosophische Askese leidet nicht, um zu leiden, sondern um das Leiden zu verringern. Sie setzt voraus, daß in diesem Leben dem Leiden einmal nicht zu entkommen ist, sie ist also bestrebt, das Leiden gewohnt zu werden, so daß man's

diese Glocken wiederkehren. Wenn auch das Geld dafür bezahlt wäre, wo werden die Glockengießer sein, wo die Glockenspeise, daß in absehbarer Zeit der klingende Psalm wieder auf den Türmen ist? Die Großväter werden es den Enkeln erzählen: Es war einmal . . .

Ich weiß im Gebirge eine kleine Gemeinde, der war vor Jahren die Kirche abgebrannt. Nur vor allem die Glocken, die Glocken! Unter größten Anstrengungen hingen wieder ihrer drei neue Glocken im ausgebrannten Turm und sie klangen noch harmonischer zusammen als die alten. Das war der größte Freudentag, den seit Menschengedenken die arme Bauerngemeinde erlebt. Die schweren Zeiten aber wollten nicht aufhören. Der Pfarrhof war schadhaft, ein neues Schulhaus mußte gebaut werden. Die tauglichen Männer, und sie taugten fast alle — mußten ins Feld. Es war eine Not, wie seit denkbaren Zeiten noch nie. Aber die Glocken klangen. Sie läuteten nun oft für die heimischen Soldaten, die im Felde gefallen! Und auf einmal mußte die Gemeinde auch ihre neuen Glocken wieder hergeben. (Nur die Totenglocke blieb daheim.) — Es war ein Tag der Trauer. Solches war ja noch nie erlebt worden, nie gedacht worden, daß die Kirchenglocken sollten eingeschmolzen werden zu Kanonen. War's in der wilden Türkenzeit nicht umgekehrt? Da hat man aus Kanonen nachher Glocken gegossen.

Ich glaube, die Gemeinden bekommen für ihre weggeführten Glocken Geld. Man hat die Gemeinden doch auch gleichzeitig verpflichtet, in besserer Zeit die Glocken wieder anzuschaffen? Es könnte sonst bei unserer lässigen Art wohl sein, daß seinerzeit dort und da der Gemeinderat beschlösse: „Wir haben gesehen, daß es auch ohne Glocken geht. Also wollen wir das Geld für etwas Praktisches verwenden." Und damit wäre eine hohe Poesie wieder verschwunden.

Soeben wird mir von einem bösen Schrei gemeldet:

Schmiedmeister R., ein sonst ruhiger, zufriedener Mann, den bisher noch niemand aufgeregt gesehen hatte, der wollte sich mit den Glockenabnehmern auf eine Unterhandlung einlassen, er gebe all sein Eisen hin, er verkaufe seine Schmiede, er kaufe die Glocken zurück. — Achselzucken. — Er rief es laut zum Turm hinauf: wenn sie die Glocken fortführten, so sollten sie nur auch die Turmuhr zerschlagen, es grause ihm vor einer solchen Zeit. Menschen zu Tieren geworden, da brauche man keine Glocke und keine Uhr. — Eine Zeit, die der Uhr nicht wert sei! Wie mag der Mann das gemeint haben?

Woran man sich einmal übereſſen hat, das ekelt einem nachher. Es gibt jetzt Leute, ganz hochgebildete, denen vor dem Worte „Kultur" ekelt. Sie mögen es gar nicht mehr aussprechen. Nicht sosehr wegen des

Spargel, und alles, was da war, und freuten sich. Und die Hofrätin erhob ihre Stimme und sprach zu einer Bäuerin: ‚Frau, gebt uns von eurem Fett, von eurem Geräucherten und den Kartoffeln!‘ Und die Bäuerin antwortete: ‚Da will ich erst fragen meinen Herrn und Gebieter. Denn er liebt es nicht, daß ich hinweggebe von den Früchten, die seiner Hände Arbeit hat erzeuget.‘ Und die Hofrätin sprach mit dem Landwirt und bot ihm Geld für Butter und Fleisch. Da lächelte der Landmann und redete also: ‚Gute Frau, Geld können wir nicht brauchen. Sehet zu, ob ihr Besseres habt.‘ Die Frau Hofrat aber sagte: ‚Was soll ich euch geben?‘ Und alsogleich erhob die Landfrau ihre Stimme und sprach: ‚Habt ihr nicht Zucker und Kaffee?‘ ‚Davon haben wir nicht‘, antwortete die Hofrätin. Und wieder fragte der Landwirt drein: ‚So habt ihr vielleicht Tabak, Zigarren oder Geschnittenen, was es auch sei?‘ Und der Hofrat antwortete mit Kummer: ‚Das haben wir nicht.‘ Hingegen zog er aus der Tasche seine Uhr, die Hofrätin vom Finger ihren Ring, um die Dinge anzubieten. Aber der Landwirt sagte: ‚Danach haben wir nicht not; die Sonne geht auf auch ohne Uhr und der Finger hält zusammen auch ohne Ring.‘ — Des wurden Hofrats traurig, und da sie auch den Speck sahen und die Eier, und es gelüstete ihren Gaumen, so griff die Frau Hofrätin an ihren Hals und zog eine Perlenschnur hervor. Hierauf lüstern redete die Bäuerin: ‚Was ist denn das lauter für eine Beten?‘ Und sprach die Frau: ‚Für zwei Schweine könnet ihr sie haben!‘ Alsogleich fragte die Bäuerin: ‚Und ist kein Kreuzel dran? Eine Beten, wo kein Kreuzel dran ist?‘ Da lachte sie. Der Landmann tat einen ernsten Blick und sagte: ‚So Sachen können wir nicht brauchen. Aber wenn ihr mir diese Schuhe geben wollet, die ihr an den Füßen habt, so möget ihr drei Butterstritzel mit euch nehmen und einen Laib Roggenbrot.‘ Da es nun war, daß Hofrats beide hungerten nach Butterbrot, so zog er seine Lederschuhe aus, nahm die nahrhaften Dinge in den Zegger, die Frau an den Arm und wanderte barfuß stadtwärts.“

Also zu lesen in einem Sonntagsbriefe aus dem Dorf.

Der erste Weg am Morgen vom Schlafzimmer in die Kinderstube. Es ist schon allemal kaum zu erwarten. Die uferlosen Nebelgebilde der Nacht bekommen eine Gestalt. Aber der ein und einhalb Jahre alte Enkel ist nicht besonders entzückt von dem fahlen Kopf, der vorne kahl und hinten grau ist; also von hinten doch immer noch erträglicher als vorne. Von anwesenden Zeremonienmeisterinnen wird der Kleine, der in seinem Wagerl sitzt und mit Spielsachen „tramt“, erinnert, daß er „Guten Morgen, lieber Großvater!“ sagen soll. Das

nicht spürt. Es gibt Leiden, die man bloß gewohnt werden muß, dann sind es keine mehr. Wie in einer strengen Schule gewöhnen sie sich ans harte Bett, an den kärglichen Tisch, sie streben keinen Reichtum an, keine äußerliche Ehre, ertragen Krankheiten mit Geduld, Schimpf mit Gelassenheit und brechen damit dem Schicksal oder der Bosheit die schärfsten Stacheln ab. Sie wissen endlich kaum mehr, daß sie was entbehren, aber sie merken, daß sie weniger enttäuscht werden, weniger zu leiden haben als andere, die alle ihre Karten aufs Spiel dieser Welt setzen. Sie haben ein munteres Gesicht und stellen sich gern in die Reihe der Glücklichen.

Zu solcher Askese werden sich viele bequemen müssen, die das gegenwärtige Weltgericht überleben.

Gib dich jedem, wie du bist,
Nütze richtig, was da kommt,
Nimm das Diesseits, wie es ist,
Und das Jenseits, wie's dir frommt.

Onkel Sonnenschein erzählte: Die beiden Knaben hatten eine Katze erwürgt. Die Mutter war darob arg erbost und trug den kleinen Übeltätern auf, über die gewöhnliche Anzahl hinaus, zur Buße drei Wochen lang täglich drei Vaterunser zu beten.

„Darf ich mich in den Handel mischen?“ fragte der Onkel.

Das wurde angenommen.

„Wohlan“, sagte er. „Ihr werdet die Rangen doch nicht mit dem Gebet des Herrn strafen wollen! — Kommt mal her, Buben! Warum habt ihr das arme Tier getötet?“

Sie schwiegen, ließen die Köpfe hängen. Keiner wußte, warum.

„Nun höret einmal!“ sagte der Onkel sehr ruhig und ernst. „Zur Strafe für diese Schandtat werdet ihr eine ganze Woche lang das Vaterunser nicht in den Mund nehmen! Verstanden, das?“

Da huben sie an zu brüllen. Das liebe Vaterunser vor dem Schlafengehen! Sie wollten es nicht hergeben. Niederknieten sie: „Lieber Onkel, verzeihe uns!“

Der Onkel wendete sich ab. „Gut, steht auf! — Aber auch die Alten sollen sich's merken, daß das Gebet des Herrn keine Sträflingsjacke ist.“

„Hofrats“ fiel es ein, sie nahmen Zegger und Stecken und gingen über Land. An Bauernhöfen beschauten sie sich die Schöpfung, das Kornfeld, die Kühe, die Schweine, die Hühner, die Milch, den

nach allem, was er haben will. Es gibt nichts Harmloseres als den Egoismus des Kindes, ganz ohne Bosheit, Mißgunst und Gier, lautere Natur. Wenn man dem Egoismus des Kindes nie etwas entgegenstellte, ihn ganz gewähren ließe, keine Falschheit und Feindseligkeit käme im Menschen auf, er befriedigte arglos und in ruhiger Rücksichtslosigkeit seine Verlangen und bliebe dabei wahrscheinlich ein guter Mensch, der allen anderen das, was er gerade nicht braucht, gerne gönnte. Indes wird hierher ein Fragezeichen gehören.

Oder die andere Seite: Wollte man einem Normalmenschen diesen Vorrang, ganz nach Belieben Egoist zu sein, von Kindheit auf gestatten, ob nicht vielleicht seine Ausnahmstellung ihm selbst verdächtig würde? Ob er sich nicht etwa allmählich ganz von selbst der allgemeinen Sitte der Rücksicht auf die Mitmenschen anschlösse? Laßt die Tugenden, anstatt zur Pflicht, einmal zur Mode werden!

Wie im Schlaf ein Gedächtnis erwacht.

Das Bauernlebn tuat mih nit freuen! Wie oft konnte man in den letzten Jahrzehnten dieses Wort hören. Ich dachte mir weiter nichts dabei als die bekannten wirtschaftlichen Zustände. Da war es jetzt in einer Nacht. Ich lag im Halbschlaf und sang es plötzlich in meinem Kopfe:

Das Bauernlebn tuat mih nit freuen,
Mag keiner mehr sein auf der Welt,
Weil man alleweil zahlen muaß Steuern,
Und ein jeder Schritt is gleich gfählt.
Will sich einer a weng lusti machen,
So heißts gleih: der Bauer hat viel Sachen.
Und das Ding geht mir nit ein,
Ih mag kein Bauer mehr sein — — —

Müde war ich, einschlafen wollte ich, da sang es in mir weiter:

Aber ein Sach, das tät mih noh freuen:
Wenn ih a Wirtshaus kunnt bstehn,
Setzet mih zuwi zan Gästen,
Liaß die Gläser recht uma gehn:
Lebet in Lust und in Freuden,
Nahmet mei doppelte Kreiden,
Machet auf ein Fahrer zwen Strich,
Wär das nit a guater Handel für mich?

Und noh ein Sach, das tät mih freuen:
Wenn ih a Pfarrer kunnt sein,
Därfet ih zahln koane Steuer,
Kamet ma Zehent noh ein;
Vormittag s Kragerl umbinden,
Nachmittag nahm ih die Flinten,
Schiaßet das Reherl daher,
Als wenn ih der Jäger selbst wär.

wird so lange als möglich überhört, endlich dem lästigen Drängen nachgebend, schreit der Kleine verärgert, ohne aufzublicken: „Guten Magen!“ — So Förmlichkeiten da! Zwischen Enkel und Großvater! — Einmal, als die Hofmeisterinnen bei meinem Erscheinen just nicht anwesend waren, rief er mir ganz von selbst heiter entgegen: „Guten Morgen, Großvater!“ Das war echte Münze.

Ich kann mein Auge nicht abwenden von dem rosigen, blauäugigen Blondköpfchen, das eine neue, glückselige Welt in meine tumpere Seele leuchtet. Ich brauche sie gar nicht, die Zeugenschaften. „Wunderschön!“ lispelt die Mutter. „Grundgescheit!“ ruft die Großmutter. Und ganz überflüssiger Weise setzt gelegentlich der Arzt bei: „Pumperlgesund!“ — Wozu das so nüchtern sagen? Man kniet vor dem Kinde doch nicht, weil es schön, gescheit und gesund ist. Man kniet anbetend vor ihm, weil es reine Natur ist! Unerzogen und unverzogen, unabgeschliffen, unverfälscht, aber mit allen unschuldigen Keimen dessen, was man später an ihm Bravsein und Fehler nennen wird; ungebeugt von dem, was wir Bosheit oder Liebe nennen — einfach ein unbefangenes Naturwesen. Rührt mir's nicht an! Eure erste Maßregelung des Kindes weckt seinen Trotz, die ersten ihm auffallenden Erziehungsabsichten seine kleinen Bosheiten.

Wenn ein alter Mann zum Kinde kommt, was will er ihm nicht alles mitbringen von der großen, reichen, übergescheiten Welt! Und was gibt ihm das Kind?

Knabe, in deinem Antlitz steht was zu lesen! Ist es nicht eine rätselhafte Botschaft aus künftigen Zeiten? Was wirst du tun, was wird deine Aufgabe sein in der kommenden Welt? Wird es in deinen späteren Jahren noch eine Schande sein, Mensch zu heißen? Die Schande fühlen und doch immer noch tiefer in sie hineinwaten? Oder wird —? Und nun nahen all die heiligen Träume wieder, die meine Jugendjahre haben gesegnet, so daß jetzt meine Kindheit und die deine zu mir kommt, und maienhaft leuchtend die unsterbliche Hoffnung, daß, trotz aller millionenfachen Bestialitäten und Morde, der Mensch so lange geboren wird, bis er endlich gelingt. — Soll ich also nicht vielleicht niederknien, Buberl, mein Enkelkind, vor dir, und in dir die bessere Zukunft anbeten? — Oder ist es notwendiger, dich jeden Morgen zu warnen vor den unbeschreiblichen Narrheiten und Niederträchtigkeiten der Vergangenheit, in die zu versinken auch du täglich Gefahr läufst? — Gedankenloses Wesen, was bringst du mir für Gedanken!

Und nun greift es mit aller Ruhe, als sei es der Griff nach einem Steinchen am Boden, mir in den Sack nach der Uhr. „Tik tak ham!“ – „Aber Kind, gleich selber so nehmen, das darf man nicht!“ – Das überhört der Kleine, versteht's wohl auch nicht, langt ohne weiteres

Eine neuerschienene, unzukömmliche und mangelhafte Ausgabe von Scheffels „Ekkehart“, über die der Gründer des „Scheffelbundes“ Klage führt, veranlaßt mich zu diesem Vorschlag der Gründung einer deutschen Buchwacht.

Wie ganz anders als dem vortrefflichen Stadtdichter Holtei, von dem ich in einem früheren Monat erzählte, ist es dem Bauerndichter Franz Stelzhamer ergangen. Ersterer wurde abgelehnt, letzterer lehnte ab. Und wen?!

Stelzhamer war ein ausgezeichneter Vorleser seiner Gedichte in oberösterreichischer Mundart. Er tat es nur gerne im Kreise guter Freunde, wo er sich dann ganz gehen ließ

Eines Tages wurde ihm in Salzburg, wo er sich zur Zeit aufhielt, hinterbracht, daß ihn der König von Bayern zu hören wünsche.

„Wünschen? Wieso?“ fragte Stelzhamer. „Ich wünsche mir eines der bayrischen Königschlösser. Die beiden frommen Wünsche können paarweise gehen.“

„Du solltest nicht ablehnen,“ redeten ihm seine Freunde zu, „du verstehst nichts von Schlössern, aber König Ludwig versteht etwas von Poesie. Er liebt Dichtervorlesungen und läßt sich gern solche halten.“

„Ja, ja,“ sagte Stelzhamer, „und ich habe gehört, daß Seine Majestät die Gewohnheit hätten, dem Vorleser ins Büchel zu gucken. Das könnte ich just brauchen. Ich lass' mein' Sach' nicht über die Achsel anschauen. Will er's lesen, so soll er sich's kaufen. Ich lass' ihn grüßen.“

„Sei gescheit, Franzl, eine Königsgunst darf man sich nicht so verscherzen.“

„Ah was!“ rief Stelzhamer, „Könige gibt's mehr, Stelzhamer nur einen.“

Abgetan. Aber nur fürs eine Mal. Als Stelzhamer später durch manche Umstände zur Überzeugung kam, daß König Ludwigs Interesse für die Kunst doch kein gewöhnliches, höfisch gönnerisches sei; als seine Freunde ihn daran erinnerten, was dieser König für Richard Wagner tue und daß die Belehnung eines Lieblingsdichters mit einem Schlosse gar nicht zu den Unmöglichkeiten gehöre, sagte Stelzhamer: „Gut, ich nehme die Einladung an. Ich will ihm nicht aus dem Büchel vortragen, sondern aus dem Kopf, da soll er mir nur hineingucken.“

Die Einladung war wiederholt worden und der Dichter machte sich eines Tages auf den Weg nach Bayern und Hohenschwangau. Auf einem

Aber ein Sach, das tat mih verdriassen,
Was ih mir selbst schon betraurt:
Wenn ih allweil kopulieren tät müassen,
Und hät dabei selber kei Braut.
D' schön Maderler alle hingeben
Und ih müaßt allein a so leben.
Na, das Ding gang mir nit ein,
Mag auch kein Pfarrer nit sein. - - -

Ich richtete mich im Bette auf. Was war denn das? Ganz deutlich in Wort und Ton hatte es gesungen. Wann hatte es so gesungen? An einem Sommerabend des Jahres 1860, beim Bloserbauer in Sankt Kathrein am Hauenstein. Von der Haustochter Marie gesungen, die — so jung sie war — viele derlei Bauernlieder wußte. An der Haustür neben dem Brunnentrog stand sie, ich sah sie jetzt deutlich. Am nächsten Abend damals war mir das Lied schon im Kopf, ich konnte es ihr singen helfen. War das wirklich einmal gewesen? — Wohl seit einem halben Jahrhundert hatte ich nicht mehr daran gedacht; wie auch, mein Kopf füllte sich mit anderen Dingen und selbst die konnte mein schlechtes Gedächtnis nicht festhalten. Was ich gestern gehört, gesagt, gedacht, ich vergaß es, nicht mehr kommt es. Und dieses Lied sprang plötzlich völlig unversehrt und unverrostet aus meinem Gedächtnis hervor. Kann denn wirklich in so später Lebenszeit Jugend wieder aufstehen? — O Herrgott, dann laß mich noch leben, dann kommt noch allerhand.

Wenn ein Dichter oder Schriftsteller stirbt, so wird — wie bekannt — sein literarischer Nachlaß dreißig Jahre nach seinem Tode frei, d. h. allgemeines Eigentum. Sobald das eintritt, sind allerlei Verleger da, die sich der honorarfreien Beute bemächtigen, die Sachen nachdrucken und damit Geschäfte machen. Bei dieser Ausbeuterei kommen recht oft ganz unerhörte Willkürlichkeiten vor; die dichterischen Werke, denen der Verfasser vielleicht ein halbes Leben geopfert, um sie so gut und vollkommen als möglich zu machen, werden von Leuten, die von Literatur nichts verstehen, für das Geschäft „bearbeitet", gekürzt, auch ergänzt und kommentiert, ursprüngliche Vorreden werden gestrichen, neue werden verfaßt, Bilder dazu gemacht, alles mit Rücksicht auf ein gutes Geschäft. Unsere Bücherwelt ist reich an solchen Beispielen, wie der Kaufmann den Dichter „verbessert".

Könnte diesem Unwesen nicht ein Riegel vorgeschoben werden? Ein von Schriftstellern gewählter ständiger Literatur-Rat, eine Buchwacht, müßte da sein, die wenigstens die ersten Ausgaben nach ihrem Freiwerden überwachte. Jeder Schriftsteller könnte in seinem Testament sich auf die Buchwacht berufen, und wäre einstweilen damit schon nicht immer ein juridischer, so wenigstens ein moralischer Erfolg zu erreichen.

Kleine Laube

Weg durch den Abend.

(Zur Gedächtnisausstellung des Malers Heinrich Gollob.)

Heut war der Tag ein Fest der hohen Farben,
es wölbte sich der Saal zum Ungeheuren,
als du zum letztenmal die Hand mir gabst
aus jener Ferne, wo ich dich verlor.
Nun bin ich abendstill dahingeschritten
den Bergweg . . Wälder, Wolken — was weiß ich! —
allein wie immer, wenn das Eine geht,
das Berge türmt und in uns einsam aufweint.

Du und der Neill Goll! — Wir haben einst
vom Schicksal Golls geredet und ich sagte:
„Ich möchte meine ganze Kunst erschöpfen
und einmal, sei's in einem großen Werk,
sei's in dem kleinsten Fetzen von Gedicht
das Leben preisen: Leben ist so schön,
so gut ist jeder Tag, an dem die Sonne
die dankbartreue Erde wiedergrüßt,
schön ist der Tag und gütig ist das Leben,
Tag, Leben — immer wollt' ich's jubelnd sagen
und unbekümmert um den Haß der Welt!
Und wenn das Pack mir an die Nerven ginge
und ich nichts hätte als das trockne Brot —
als Kohlenjunge oder Ziegelschläger
in Frisko oder Sidney wär' ich froh
und ränge um das schöne, schöne Leben!"
Du lächeltest und schwiegst — ich aber gehe
den abendstillen Bergweg durch die Wälder
und lasse den Bajazzo in mir wirken
und daß du ihn „das letzte Lied" benanntest.

Weit drüben auf der andern Hügelkette
blinkt eine weiße Kirche, und dahinter
ist alle Luft so seltsam weich und blau.
. . . weit drüben . . auf der andern Hügelkette . . .

Und dir ist wohl . . und nur das Eine ging,
das Berge türmt und einsam in uns aufweint.
Mich schaudert vor der großen Einsamkeit.

Hoch leuchten junge Lärchen in den Abend.

Julius Franz Schütz.

Einspänner fuhr er durch das Gebirgstal; der Wagen, den der König ihm bis Murnau entgegengeschickt hatte, war glücklich verfehlt worden. — Am Fuße des Berges, auf welchem das Königsschloß stand, war ein Wirtshaus mit Garten und Kugelbahn. Als er da vorüberfahren wollte, hörte er von der Kugelbahn her rufen: „Jessas, wenn das nit der Piesenhamer Franzl ist!“

Von einem Pferdehändler war er erkannt und die Gesellschaft zog den Reisenden auf einen Krug Bier in ihren Kreis. Nun saß er am Gartentisch unter lustigen Gesellen und trank und fabelte, und dann versuchte er es auf der Kugelbahn. Er schob und gewann und verlor und gewann. Bei Verlust rief er: „Oh na, ihr Bierschädeln, mein Geld lass' ich enk nit da!“ Und bei Gewinn: „Stammesgenossen! Um euer Geld bin ich nit kommen. Ich lass' mir's wieder abg'winnen!“

Die Stunden flogen, es dunkelte, der Wirt kam mit den Tischlichtern. Jetzt fiel es dem Franzl ein, wohin er hatte wollen. Die Vorlesung oben im Königsschloß müßt' schon aus sein, und er saß da im Wirtshaus und lümpelte ...

„Versäumt ist's!“ murmelte er jetzt in seinen struppigen Bart. „Is auch gut. Hier übernacht' ich und morgen früh geht's wieder heimzu. Wenn mich der König hören will, so soll er herabkommen.“

Der König kam nicht herab und der Dichter — nicht hinauf.

Für das Deutsche Lehrer-Erholungsheim in den Alpen sind bereits fünfhundert Bausteine eingelangt. Wir haben hunderttausend Kronen fast. Also die Hälfte. Diesen starken Aufschwung in letzterer Zeit verdanken wir der eifrigen Werbearbeit der Wiener Lehrerschaft. Der Bürgermeister von Wien, sowie andere hochangesehene Persönlichkeiten sind dem Ehrenausschusse beigetreten. Vom Kriegsministerium erhielten wir 4000 K, vom österreichischen Hause Krupp 6000 K, vom Wiener Lehrerhausverein 6000 K, von einer Wiener Bank (die nicht genannt sein will) 8000 K und von Wiener Schulen 22.000 K. — Wenn man weiß, was unsere Lehrerschaft in diesem Kriege leistet, so wundert man sich auch gar nicht über diese bedeutsame Auszeichnung. Das Erholungsheim kommt nicht bloß den braven Lehrern zu gute, wohl auch den Helden, wovon viele der Erholung groß bedürftig und in höchstem Grade würdig sein werden.

Also, gut zur Hälfte ist das Werk gediehen, Freunde, vollenden wirs! Für das Zerstören müssen wir jetzt so viel Opfer bringen. Das Aufbauen kostet weniger.

Aus unserer Zeit.

Landaufenthalt für Stadtkinder.

Von Leopold Stocker.

Bei den Ernährungsschwierigkeiten und den ungünstigen Wohnungsverhältnissen in der Stadt ist es eine sehr bedeutungsvolle, vaterländische Arbeit, möglichst viele Stadtkinder von Industriearbeitern und der ärmeren Kreise auf das Land in bäuerliche Familien zu bringen. Versuche dieser Art wurden auch in Österreich im Vorjahre gemacht, wobei die Erfahrungen durchaus befriedigend gewesen sein dürften. Allerdings hat es an der notwendigen, großzügigen Organisation und an der unbedingt erforderlichen Werbearbeit und Aufklärung in ländlichen Kreisen gefehlt, denn die Veröffentlichung eines Zeitungsartikels genügt nicht, um für die Sache allgemeines Verständnis zu wecken. Daß es dem Vaterlande in hohem Maße nützlich ist, viele Stadtkinder aus den dumpfen Stadtwohnungen bei karger Ernährung auf das Land zu bringen, ist klar. Man leistet dabei ein gut Stück Arbeit für den Nachwuchs und die künftige Volkskraft. Man kann überzeugt sein, daß bei großzügiger Organisation und Aufklärung tausende Stadtkinder auf dem Lande Aufnahme finden würden. Wenn insbesonders von allen einflußreichen Kreisen auf dem Lande, Pfarrer, Lehrer, Vereine und Vertrauensmänner, den Bauern und Bäuerinnen der Segen und die Bedeutung der Aufnahme eines Stadtkindes in richtiger Weise dargelegt wird, so werden sich viele, viele Bäuerinnen sagen:

„Ich hab' wohl selbst ein ordentliches Schüperl Kinder, doch auf ein's mehr kommt's mir nicht an. Ich nehme auch ein's."

Die in Pflege genommenen erwachsenen Kinder können — wie es auch die Landkinder tun — bei kleinen Arbeiten mithelfen, was die Entwicklung und die Gesundheit des Körpers nur fördert. Damit die Sache großen Erfolg habe, müßte ein Verein die Durchführung in die Hand nehmen, in dem sowohl Stadt als auch Land vertreten sind. Dieser Verein hat einerseits in der Stadt aufklärend zu wirken und geeignete Kinder zur Hinausgabe aufs Land auszuwählen, anderseits muß er auch auf dem Lande werbend wirken und die Kinder in geeigneten Häusern unterbringen.

Der Landaufenthalt soll sich aber nicht bloß auf die Ferien erstrecken, sondern soll eine ständige Maßnahme sein, solange die Kriegsnot besteht. Auch in Friedenszeit dürfte diese Frage nicht außer Acht gelassen werden. Die Bauernschaft ist noch in allem bereit gewesen, Opfer und Hilfsbereitschaft zu bringen, jedoch muß man sie richtig behandeln. Der Bauer von echtem Schrot und Korn gibt dann das Beste, wenn er sieht, es wird damit etwas Gutes und Nützliches geleistet. Er gibt, wenn er die Notwendigkeit einsieht und wenn die Leistung Anerkennung und Würdigung findet. An dieser Anerkennung und Würdigung fehlt es leider nur zu oft. Durch den Landaufenthalt der Stadtkinder könnte ein freundschaftliches Band zwischen Stadt und Land geknüpft werden, das bisher recht locker ist. Daß wir das Zusammenstehen und Zusammenarbeiten von Stadt und Land im Interesse des Vaterlandes und eines gedeihlichen wirtschaftlichen Arbeitens brauchen, ist selbstverständlich. Wenn der Städter das Land aus eigener Anschauung und Erfahrung und der Bauer die Stadt verstehen und kennen lernen, dann gibt es ein leichtes gemeinbürgerliches Arbeiten. Darauf muß mit aller Kraft hingearbeitet und die vergiftenden, trennenden Einflüsse endlich unterbunden werden.

Vor der Schloßberguhr.

Um halb acht Uhr abends nach der Sommerzeit, 6. Mai 1916.



niemandem Vorteil brachte, sich an ihre Seite zu stellen, da fanden sich doch einige — Offiziere und Bediente — die freiwillig das Geschick ihres ehemaligen Gebieters teilten. Und so schrieb denn ein republikanisches französisches Blatt, es sei wahrscheinlich demokratisch, den entrechteten Despoten zu verlassen, aber es sei auch charakterlos... Aus dieser Feststellung blinkt noch ein Funke jenes ritterlichen Geistes, auf den Frankreich einst mit einem gewissen Recht stolz war, doch leuchtet noch beträchtlich mehr daraus: Die Frage, wie würden sich die treulosen Generale, Minister, Soldaten, Bauern und Lakaien stellen, falls abermals ein Umschwung an der Newa einträte, falls der alte Zar oder ein neuer sich plötzlich erhöbe oder wenn gar anarchistische Elemente Oberwasser bekämen? Würden auch in diesem Falle alle, alle den Mantel nach dem Winde drehen? Oder würden sie demokratisch und nicht charakterlos sein? Es ist nicht anzunehmen, daß die dem Zarentum mit einem Schlag abtrünnig Gewordenen durch die Bank und ehrlich zu den frischen Demokraten halten, es ist viel wahrscheinlicher, daß sie aus Angst für ihr bißchen Leben den Herrn von gestern verrieten. Und dem Verräter von heute ist gar wohl auch morgen ein Verrat zuzutrauen. Derartige Erwägungen können den Artikelschreiber, der „demokratisch" und „charaktervoll" einander entgegenstellte, zu seinem Tadel bewogen haben. Und einige Befürchtungen scheinen nicht unberechtigt, denn nur in den Zeitungen unserer Feinde und der doktrinären Demokraten bei uns ist der russische Bauer, der die wirkliche und bleibende Macht des russischen Reiches darstellt, der „politisch reife Denker", der sich allein regieren kann, in Wirklichkeit wird er nur ganz verschwommene Begriffe von „Staat" und „Staatsnotwendigkeiten" und dergleichen haben. Nur das Gegenteil wäre in einem Lande des unbeschränkten Analphabetismus verwunderlich! Und so berichtet auch schon ein schwedisches Blatt, ein Großteil der Bauern fordere eine „Republik mit Zar Nikolaus an der Spitze"...

Daher der Stoßseufzer: Demokratisch, aber charakterlos! P. L. M.

Wo beginnt die Strafe?

Seit einiger Zeit kehren in den Zeitungen Mitteilungen unter dem Stichwort „Hohe Strafen für Lebensmittelwucher" wieder. So noch zuletzt mit besonderer Betonung die Verurteilung eines Kaufmanns Ermisch wegen Wuchers mit Erbsen und Nudeln zu 59.500 Mark vor der Graudenzer Strafkammer. Das hört sich ganz gut an, wenn aber bei diesem Prozeß der Verurteile selbst seinen Reingewinn in einem halben Jahre auf 300.000 Mark beziffert, so frägt sich der nicht juristisch Befangene, wo denn nun eigentlich die Strafe liege? Wenn einem von einem ungeheuerlichen Gewinn nachträglich ein Fünftel abgeknöpft wird und vier Fünftel verbleiben, so ist da doch keine Bestrafung zu entdecken. Soll sich darin aber auch noch eine besondere Strenge des Gerichts äußern, so können wir nur wiederholen, daß das ganze Gerichtsverfahren gegen die Wucherer nicht eine Abschreckung, sondern einen Anreiz zu diesem Verbrechen bedeutet. Eine Strafe begänne doch überhaupt erst dort, wenn zuvor der ganze Gewinn dem Wucherer genommen würde und dann müßte noch die Gefängnisstrafe hinzutreten. Auch nicht die Gefängnisstrafe allein, sondern nur in Verbindung mit empfindlicher Geldstrafe. Denn an der „Ehre" kann man Leute nicht strafen, die keine haben.

Wenn hier nicht endlich ganz anders zugegriffen wird, so muß die Verbitterung in dem unter der Wucherei furchtbar leidenden Volke gefährliche Formen annehmen.

Aus dem „Türmer".

In Berlin arbeitet der Verein „Landaufenthalt für Stadtkinder" dahin, den Stadtkindern einen Landaufenthalt zu sichern. Die „Deutsche Tageszeitung" in Berlin brachte kürzlich folgenden erfreulichen Bericht:

„Einen Freudentag für den Amtsbezirk Cloppenburg bildete der 15. Jänner. Der Amtsbezirk will durch Abnahme und Versorgung von Kindern der Industriearbeiter deren Ernährungsschwierigkeiten mildern helfen. Eine tatkräftige Werbetätigkeit durch Geistlichkeit und Lehrerschaft setzte ein mit dem Erfolg, daß innerhalb weniger Wochen die Zahl der Pflegeeltern, die sich eines solchen Kindes annehmen wollten, auf 750 stieg. Am Montag nachmittag traf ein Sonderzug auf Duisburg mit den Kindern ein, die auf dem mit Fahnen geschmückten Bahnhof Cloppenburg unter dem Jubel der Schuljugend und den Klängen der Jugendwehrkapelle empfangen wurde. Nachdem die Kinder einem Frühstück zugesprochen hatten, erfolgte die Verteilung der Kleinen in den verschiedenen Gemeinden auf die einzelnen Familien, wo sie überall herzliche Aufnahme fanden."

Auch anderswo und auch bei uns würde man schöne Erfolge erzielen, wenn das Ding richtig angepackt wird. Daher ans Werk ohne Verzögerung! Lehrervereinigungen, Pfarrer, Volksvertreter, landwirtschaftliche Vereine, Frauenvereinigungen können hier ein goldenes Werk fürs Kind vollbringen.

*

Demokratisch, aber—.

Neben einigen Negerhäuptlingen Innerafrikas und etlichen kleinen Tyrannen Zentralasiens war der russische Zar der mächtigste Mann auf Erden; er gebot selbstherrlich über ein Riesenreich, das an Flächeninhalt nur von England mit seinen gesamten Kolonien überboten wurde, und er beherrschte beinahe zweihundert Millionen Menschen, die ihm — trotz der Duma — auf Gnade und Ungnade ausgeliefert waren. Und dieser mächtigste Zar wurde gestürzt, wurde gefangengesetzt und zu einem Dasein verurteilt, das so kraft- und saftlos ist wie die ärmliche Kümmernis des letzten Muschiks im „Heiligen russischen Reich" — nein, das noch viel elender ist, denn der letzte Muschik wird bald aller politischen Rechte teilhaftig werden, während der entthronte Kaiser auch davon ausgeschlossen sein soll.

Noch sind wir nicht imstande, die zeitlich jüngsten Ursachen und den Verlauf der Revolution genau zu erkennen, wir wissen nur ihr Ergebnis und auch von diesem nur so viel, als es die britische Depeschenzensur gestattet. Fest steht jedoch, daß Zar Nikolaus von allen verlassen in einem Schloß sitzt und wartet, was die „Demokratie" über ihn bestimmen mag. Seine Generale, seine Minister, seine Hofbeamten, die er auszeichnete und mit Würden überhäufte, sagten sich von der gestürzten Größe los, die geistliche Obrigkeit strich die Gebete für ihn aus dem Gottesdienst und selbst die Lakaien kehrten ihm den Rücken... Das ist tragisch; und es ist mehr als tragisch. Frankreich verdankt Nikolaus Ungeheures, er ließ sich von den Herren an der Seine betören, Deutschland zu reizen und anzugreifen, um — ja warum wohl? Um den Franzosen wieder zu Elsaß-Lothringen zu verhelfen und den ehemaligen englischen Nebenbuhler von seinem tatkräftigsten wirtschaftlichen Konkurrenten zu befreien. Daß es nicht gelang, all diese Pläne auch wirklich auszuführen, dafür kann der Zar nichts; er irrte wie alle seine Bundesgenossen in der Beurteilung der Mittelmächte. Trotzdem fand Frankreich kaum ein Wort der Anerkennung für die gestürzte Majestät und schlug sich gewissermaßen über Nacht zu jenen, die sie stürzten. Aber einige Pariser Zeitungen fühlten doch die Schäbigkeit einer solchen „praktischen Politik" und verglichen das Schicksal des Zaren mit dem Schicksal Ludwigs XVI. und des ersten Napoleon. Als diese beiden in tiefste Not gerieten und es wahrhaf-

Trotz alledem hat nun aber der Städter eine Wahrheit für sich, welche sich Gehör erzwingt: Mag alles das sein, wie ihm wolle, — wir sind im Krieg! Nähren ist von jeher Bruder des Wehrens gewesen. Wie der Wehrpflichtige sein Geschäft im Stich lassen muß, um für sechzig Pfennige den Tag seine Haut zu Markte zu tragen, so muß der Nährpflichtige hin und dem Volk Essen schaffen, ganz gleich, ob er dabei gewinnt, oder — nicht ganz soviel gewinnt, als er gern möchte.

Es soll nun nicht untersucht werden, ob die Einrichtung gut ist, die dem Wehrpflichtigen unnatürliche Opfer auferlegt. Die Offiziersgehälter sind hoch, sagt man, und das ist recht. Und wenn Helm und Gewehr, Pulver, Granaten, ja und auch die Lebensmittel teurer werden, so geht das wenigstens den Soldaten nichts an, der es haben muß: die Gesamtheit bezahlt's durch ihren Vertreter, den Staat. Nun wohl: ist das Nähren jetzt Staatssache geworden wie das Wehren, so mag die Gesamtheit durch den Staat hier wie dort den Überpreis zahlen.

Vorläufig ist ein andrer Zustand eingetreten.

Irgend ein Engländer hat bereits vor einigen hundert Jahren die Bemerkung gemacht, daß, wenn in irgend einem Handelszweig die Preise künstlich niedriger oder höher gehalten werden, als der Natur der Lage entspreche, sofort, sozusagen automatisch, der Schleichhandel regulierend einsetze. Er hat auch jetzt eingesetzt und reguliert ja auch — mit Belohnungen auf die Unehrlichkeit! Sollte es nicht besser sein, Belohnungen auf die Ehrlichkeit zu setzen?

Der Schleichhandel kann nur entweder geduldet werden, oder muß überflüssig gemacht werden. Man kann nicht, und am wenigsten in Kriegszeiten, hinter jeden Mann eine Wache stellen.

Zurzeit wird er geduldet. Der Krieg geht gegen den ehrlichen Mann. Dem hilft nun freilich nichts. Selbst Geld nicht. Denn was viel kostet, ist gewöhnlich verboten, und der ehrliche Mann läßt sich verbieten. Nur Mut! auch das ist ziemlich hin: Solange man selbst hungert, geht's noch; wenn man für die Kinder Essen schaffen muß, wird die Ehrlichkeit sehr oft nachgeben. Der Städter tritt vorne für mäßige Preise ein, um hinten für Wucherpreise desto ruhiger hamstern zu können. Fast möchte man argwöhnen, daß beides in der Tat zusammenhängt. Als vor kurzem eine größere Stadt Ordnung schaffen wollte und die Einführung widergesetzlich erstandener Waren zu verhindern suchte, erhob sich ein solcher Mordsskandal in der Presse, daß man es ließ. Sehr begreiflich und sogar entschuldbar, wenn Hunger da ist. Aber das waren dieselben Zeitungen, die bei jeder ehrlichen Erhöhung der Milch- oder Eierpreise Lärm schlugen. Sie werden wohl selbst nicht behaupten wollen, sie wüßten nicht, daß diese widerrechtlich eingebrachten Waren überbezahlte Waren sind. Diese Doppelmoral kann doch dem Landmann unmöglich imponieren. Sie ist es, die jene Belohnungen auf die Unehrlichkeit schafft und jede gerechte Verteilung unmöglich macht. Sie hamstert in die Keller derer, die's können, und zwar der wenigst empfehlenswerten unter ihnen, und läßt Arme und Ehrliche hungern.

Man muß den Schleichhandel überflüssig machen.

Man hat vorgeschlagen, die Höchstpreise wegfallen zu lassen und dafür städtische oder staatliche Unterstützungen an Ärmere zu geben. Damit wäre denn denjenigen Ehrlichen geholfen, welche wohlhabend sind, und allenfalls auch denen, welche ganz arm sind. Der Mittelstand käme herunter.

Unsere Erwägung von Belohnungen auf die Ehrlichkeit führt einen andern Weg. Entweder der Staat kauft die Lebensmittel in der Art der Preisbildung, wie sie jetzt für Kriegsmaterial zustande kommt, und verteilt an die Bevölkerung, wie er Patronen an die Soldaten verteilt. Oder, falls dieser Weg zu schwierig ist, er läßt's bei den Höchstpreisen, zahlt aber in Form von Prämien für jeden recht-

Was kann helfen?

(Zu der Frage „Stadt und Land".)

Wir sind sehr stolz auf unsre Organisationskraft und auf die Bewunderung der Welt für sie. Die Bewunderung der Welt ist nicht ganz einhellig: man hat sehr stark die Hetze zwischen Stadt und Land in Deutschland bemerkt und will die deutschen Maßregeln lieber nicht allzu ängstlich nachahmen, um dieser Verhetzung zu entgehen.

Es ist mit der Moral, die man andern predigt, eine eigene Sache. Und noch eigener ist es mit ihr, wenn sie eine vernünftige Politik ersetzen soll. Nach unsern Erfahrungen in den letzten Jahren hat sie sich wirksam eigentlich nur zur Kriegsentfesselung gezeigt. Jetzt sitzt auch der gesprächigste von jenen Weltweisen, die schöne Moral statt guter Politik boten, im Kriegsfeuer. Wir werden ja mit unsrer Stadtmoral gegen das Dorf nicht so weit geraten; aber in sehr üblen Zuständen sind wir bereits.

Die Stadtmoral hören wir alle Tage. Hören wir nun einmal probeweise den Landmann.

Er ist in dieser Zeit schwer zu sprechen. Denn der Boden, der sonst von kräftigen Knechten bearbeitet wurde, soll jetzt mit dem dritten, vierten Teil der Kraft instandgehalten und etwa noch Dungmangel durch Jätearbeit ersetzt werden. Zudem spricht der Landmann überhaupt nicht gern, am wenigsten aber, wo er dem offenen Nichtverstehenwollen, der verbissenen Wut und dem nicht zuhörenden Hohn gegenübersteht. Indessen merkt man ihm einiges bald ab. Er hält nicht für recht, daß alle Preise ins Ungemessene steigen, auch ungehindert steigen dürfen, nur seine nicht. Man sagt ihm: weil seine Ware lebensnotwendig ist. Als ob das nicht eben das Preisgesetz ist, daß, was lebensnötig und doch nicht im Überfluß da ist, im Preise steigt. Das ganze Wirtschaftsleben baut sich um. Vermögen werden verdient von Leuten, die an wirkliche Arbeit nicht denken, geschweige an Opfer. Der Landmann soll nicht verdienen. Er soll Opfer bringen. Jahrelang haben dieselben Zeitungen, die jetzt die billige Moral verkaufen, gepredigt, daß das Verdienen eine wirtschaftliche Funktion sei, welche hoher Ehren wert und staatsnotwendig sei. Nun es einmal an ihn kommt, soll er nicht verdienen, soll plötzlich das Gegenteil staatsnötig sein. Jahrelang hat man ihm achselzuckend erklärt, wenn er soviel weniger einnehme, als der Kaufmann oder Industrielle, so sei das nach natürlichen Gesetzen, weil eben die Konkurrenz seine Ware mehr drücke. Jetzt drückt sie nicht, und da soll, was für den Kaufmann recht ist, für ihn unrecht sein. Jahrelang hat man versucht, ihm die Wichtigkeit der Konjunkturenrechnung vorzuhalten. Jetzt soll es Volksverrat sein, wenn er bei seiner Arbeit die Konjunktur berechnet. Wenn die Waren durch Zwischenhandel in die Höhe gehen, so ist das das Wesen des Handels: das Wesen des Landbaus scheint zu sein, die erhöhten Preise des Handels für alle Bedürfnisse zu zahlen, selbst aber nicht so hoch gehen zu dürfen, als der Markt erlaubt.

Die Stadtmoral beruhigt sich etwas zu schnell dabei, daß der Landmann die verdammte Pflicht habe, idealer Mensch zu sein. Wenn der Städter nicht idealer Mensch sei, so gehe das den Landmann lediglich nichts an: er habe jedenfalls ideal zu sein. Ähnlich wie der brave Wilson uns belehrte, wenn England schlecht handle gegen Amerika, so sei das Amerikas Sache, nicht Deutschlands; Deutschland habe jedenfalls korrekt zu handeln. Ja, was ist es doch für eine angenehme Sache um die richtige Moral, die nämlich, die der andre zu befolgen hat! Man möchte fast vermuten, die Moral sei überhaupt das, was der andre zu tun hat. Soweit der Landmann.

Verdächtiger u. s. w. stellen zweifelsohne Maßregeln dar, die sich durch Verfassungsgesetze nicht rechtfertigen lassen. Und dennoch widersprechen sie ebenso sicher nicht der Konstitution, die dazu bestimmt ist, den Staat zu erhalten und nicht etwa ihn zu schwächen oder gar seinen Bestand in Frage zu stellen. Gesetzgeber können bei Schaffung von Grundbestimmungen immer nur Verhältnisse berücksichtigen, die ihnen bekannt oder wahrscheinlich sind. Als unsere Verfassung gezimmert wurde, konnte niemand ahnen, unter welch erschwerten Umständen sie einmal würde wirken müssen, mit anderen Worten, es gab keine Propheten und konnte keine geben, die den Weltkrieg mit seinen besonderen Anforderungen an Staat und Volk voraussahen. Deshalb konnten hiefür selbstverständlich auch keine Normen zugeschnitten werden. Und gleichwohl durfte kein Staatsmann mit Verantwortlichkeitsgefühl davor zurückscheuen, unbekümmert um Buchstaben — und mögen sie noch so feierlich beschworen sein — jene Verfügungen zu treffen, die ihm geeignet schienen, alle den Staat schützenden Kräfte zu sammeln und alle Strömungen zu unterdrücken, die seine Widerstandskraft zu erschüttern drohten. In diesem Fall macht ein Staatsmann vom „Staatsnotrecht“ Gebrauch.

Wie unser Strafgesetzbuch unter gewissen Umständen die Strafbarkeit einer an sich strafbaren Handlung ausschließt — was in weiteren Kreisen mit den Begriffen „Notwehr“ und „Notstand“ bezeichnet zu werden pflegt — ebenso gelten für die verantwortlichen Leiter des Staates zum Teil ungeschriebene Satzungen, die ihnen in Ausnahmsfällen das Recht, sogar die moralische Pflicht einräumen, Satzungen zu verletzen, um andere, höhere Güter zu retten. Dieses „Staatsnotrecht“ wurde schon längst von Staatstheoretikern betont und von Staatspraktikern in Anwendung gebracht, wie zum Beispiel von Bismarck.

Auch der Rückblickende, der nicht gerade durch eine undurchsichtige doktrinäre Brille das Leben betrachtet, muß dem Grafen Stürgkh zustimmen, daß er in den Wirrnissen und den Wechselfällen des Krieges den Reichsrat nicht einberief. Daß die Volksvertretungen anderwärts zusammentraten und mehr minder gute Arbeit leisteten, beweist weiter nichts, denn für die Beurteilung österreichischer Belange müssen und können nur österreichische Verhältnisse in Betracht gezogen werden. Die Einstellung der Schwurgerichte ist gesetzlich nur auf die Dauer eines Jahres vorgesehen und gleichwohl entbehren wir sie schon drei Jahre. Und auch das entspricht dem Geist der Verfassung — die jedenfalls eine längere Ausschaltung dekretiert hätte, hätte sie eine drei- und mehrjährige Dauer eines modernen Krieges ahnen können. Sie baute auf den Erfahrungen der europäischen Feldzüge von 1848, 1849, 1859, 1864 und 1866 auf. Sowie Zeiten im höchsten Maße widerstrebende politische Meinungen wecken, bieten Schwurgerichte nicht mehr eine Gewähr für die Unparteilichkeit der Rechtssprechung, welche man dann besser in die Hand von unabhängigen Richterkollegien legt. Dies und nichts anderes tat das Ministerium Stürgkh. Ebenso ist die Präventivzensur, die in diesem Kriege in allen daran beteiligten Staaten, wenn auch in verschiedener Art eingeführt wurde, etwas Natürliches. Man konnte den Zeitungsschreibern in den bangen Monaten, wo es sich um das Sein und Nichtsein nicht nur des Staates, sondern auch von Millionen Menschen handelte, nicht die Freiheit zubilligen, aus stillen Redaktionszimmern heraus Meinungen in die Öffentlichkeit zu schleudern, deren Tragweite sie selbst am wenigsten zu beurteilen vermögen. In unserer Zeit hätte das freie Wort zuweilen Unheil gestiftet, das niemand zu bannen imstande gewesen wäre. Auch die Internierung Verdächtiger machte viel böses Blut. Mit Unrecht. Von hochangesehener militärischer Seite, der Sachkenntnis nicht abzusprechen war, und aus den einwandfreien Berichten von Augenzeugen wissen wir, daß die Spionage vor allem in Galizien uns die blutigsten Opfer kostete. So war es

mäßig abgelieferten Zentner dem Lieferer das, was nach Aussage einer die Interessen der Landwirtschaft vertretenden Körperschaft der Lage entspricht.

Es würde durch eine solche oder ähnliche Einrichtung nicht zwar der Schleichhandel selbst, aber doch der unnatürliche Anreiz zu ihm wegfallen. Er würde dadurch seltener werden und seine scharfe Verfolgung möglicher. Nur aber eine scharfe Verfolgung hat Sinn. Halbheiten wirken stets schlecht.

Inzwischen wird eben von Eßlen in der „Hilfe“ ein dritter Vorschlag gemacht, der mir die weitaus wirksamste und zugleich sozial erziehlichste Form von Belohnungen auf die Ehrlichkeit darzustellen scheint. Er verbindet sie mit dem Gedanken der Selbstverwaltung. Auch die jetzigen Umfragen und Nachprüfungen gehen von dem richtigen Gedanken der Selbstverwaltung aus, fassen ihn aber vom verkehrten Ende an und wirken für jeden, der Landleben kennt und zwischen Maßnahmen am grünen Tisch und in der grünen Natur zu unterscheiden weiß, wie richtige Komödien, ja sogar als Verstärkungen der Belohnungen für die Unehrlichen, Bestrafungen der Ehrlichen. Ausschüsse aus Mitgliedern der Dorfgemeinde untersuchen die wirklich vorhandenen Vorräte. Glaubt denn irgend jemand, daß sich irgend ein Dörfler dazu hergibt, einen seiner Dorfgenossen „reinzulegen“? Damit der dann wieder ihn reinlegt, denn wir sind allzumal Sünder? Und was schadet es dem einen, wenn der andre noch mehr unterschlägt als er selbst? Der Eßlensche Vorschlag setzt umgekehrt ein. Man muß es dem Bauern zum lebhaften eignen Interesse machen, daß sein Nachbar nichts unterschlägt, sondern jeder einzelne in erträglichen Grenzen ehrlich ist. Das ist gar nicht so schwer: Die Dorfflur oder Landschaft wird auf ihren Mindestertrag abgeschätzt und dem Ganzen wird aufgelegt, wieviel Zentner Kartoffeln, Brotgetreide usw. abzuliefern sind. Die Umteilung, was jeder Hof, jedes Gut zu liefern hat, ist Sache der örtlichen Selbstverwaltung. Die Preise für diese Lieferungen seien hoch, damit Lust zur Arbeit da sei. Jede Mehrlieferung werde mit starker Prämie bedacht. Die Überpreise trägt die Gesamtheit, der Staat.

Sollten diese Vorschläge Bedenken gegen sich haben, so nehme man sie als Veranschaulichungen des Gemeinten und verbessere sie womöglich. Worauf es ankommt, ist dies: die Moral der andern durch bessere Wirtschaftspolitik zu ersetzen, die Antriebe zur eignen Moral zu heben, und insbesondere der nicht nur unedlen, sondern auch herzlich unklugen parteipolitischen Ausnützung der uns alle bedrückenden Kriegsnot unbedingt ein Ende zu machen. (Kunstwart).

Staatsnotrecht.

Die Verhandlung gegen Dr. Friedrich Adler, der den Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh erschoß, warf mit Leidenschaftlichkeit die Frage nach der Zulässigkeit einer Paragraph-vierzehn-Regierung während des Krieges auf, die von der einen Seite, auf der Adler stand, ebenso energisch verneint wurde, wie sie von der anderen mehr kühl bejaht zu werden pflegt. Der Paragraph 14, den wir schon im Frieden zur Genüge kennen lernten, gibt unter gewissen besonderen Umständen der Regierung das Recht, ohne Parlament auch tiefeingreifende Verfügungen zu treffen. Davon machte sie bei Kriegsausbruch reichlichst Gebrauch und rein theoretisch scheint es außer Zweifel zu stehen, daß sie damit den Wortlaut der Verfassung verletzte. Aber alle Gesetze haben nicht nur einen Wortlaut, sondern auch einen Geist — und auf ihn kommt es in erster Linie an. Die Ausschaltung des österreichischen Reichsrates, die dauernde Einstellung der Geschworenengerichte, die Präventivzensur, die Internierung

ihr gleicherweise an, aber es ist hier nicht der Platz, ihr Erstarken und endliches Unterliegen genauer zu schildern. Es genügt der Hinweis auf Bekanntes, auf das schließliche Obsiegen des Katholizismus über den Evangelismus.

Zu den ersten Schritten, die gegen das Luthertum unternommen wurden, gehörten die Aussendungen landesfürstlicher Kommissionen, die „Kirchenvisitationen“ abhielten und auf Ketzer und ihre Gifte Jagd machten. Eine solche Visitation im Gebiete von Mürzzuschlag bewies zwar, daß der Protestantismus hier noch keine tieferen Wurzel schlug, aber im Dorfe Krieglach fanden sich immerhin zwei aus der Schweiz zugereiste Tuchscherer, die lutherische Bücher eingeschmuggelt hatten. Nun, mit solch landfremden Stromern machte man wohl nicht viel Federlesens (obgleich nicht bekannt ist, ob man ihrer habhaft werden konnte), aber viel schlimmer war es, daß auch der damalige Gsellpriester der Pfarre — eben jener Andre Poltzl — ketzerische Schriften feilbot! Wir wissen nicht, ob der Poltzl damals der einzige Geistliche an der Krieglacher Kirche war, doch scheint dies wahrscheinlich, da er 1528 allein genannt wird. Erst im nachfolgenden Jahr lernen wir einen gewissen Zimprecht kennen, der wahrscheinlich den Andre zu ersetzen hatte. Der Gsellpriester nun war ein Hantiger, der sich kein Blatt vor den Mund nahm. Nicht nur, daß er die „guten Werke“ verwarf, weil „Christus schon alles getan habe“, sondern er fügte gehässig auch noch hinzu, man dürfe den „Gaupfaffen“ nicht glauben, denn „sie verführen die Leute, wie man den Bären am Ring herumführt.“ Als er gar das Mandat bezüglich der Visitation von der Kanzel herab zu verkünden hatte, ergänzte er grollend, es sei zum Erbarmen, daß man derlei verlesen, das Wort Gottes jedoch verschweigen müsse — aber die Tage des lauteren Evangelismus würden bald anbrechen... Auch sonst stichelte und hetzte der Andre und wir hören nicht, daß unter seinen Schäflein Widerspruch laut wurde. Da ein Unwetter in der Pfarre arge Verheerungen anrichtete, predigte Andreas Poltzl, es sei ja kein Wunder, daß der Blitz so wüstete, solange man mit dem „Affenspiel“ (womit er das heilige Sakrament meinte!) um die Kirche ziehe. Das mag dem Faß den Boden ausgeschlagen haben, der Gsellpriester wurde der Gegenreformationskommission in Kindberg angezeigt und nach Bruck zitiert, daß er sich rechtfertige. Das Lutherlein von Krieglach erschien denn auch gehorsam vor seinen Richtern und leistete demütig Widerruf... Die Urkunden schweigen, was mit dem Reumütigen weiter geschah. Wahrscheinlich versetzte man ihn schleunig oder ließ ihn in einem strengen Kloster büßen.

Freilich, mit dem wortgewaltigen Andre verschwand der ketzerische Geist noch lange nicht aus der aufgewühlten Gemeinde, deren ehrwürdige Sebastiansbruderschaft anno 1528 mangels Mitgliedern erlosch. Und auch die Priesterschaft selbst scheint nicht jederzeit verläßlich katholisch gewesen zu sein, denn ein frommer Chronist von Krieglach hat noch den Pfarrer Hieronymus Khern, der hier von 1650 bis 1657 amtswaltete, im Verdacht heimlicher lutherischer Gesinnung. Khern verschwand aus der Pfarre aus „unbekannten Gründen“, doch können diese sehr wohl auch nichtreligiöser Natur gewesen sein, zumal ein Priester seines Namens bald darauf als Pfarrer in St. Oswald bei Zeiring auftaucht, was ziemlich unwahrscheinlich wäre, hätte der Khern mit dem Protestantismus geliebäugelt.

Und so steht im Mittelpunkt der „Krieglacher Reformation“ einzig und allein der Gsellpriester Andre Poltzl, das „Lutherlein von Krieglach“, das aber nicht das harte Rückgrat jenes anderen in Wittenberg besaß, sondern bescheiden einklappte, als die Herren in Bruck ernst machten... Wir zarter Besaiteten — wenigstens in der Form zarter Besaiteten — verübeln dem kleinen Kooperator die wüste Art seiner Predigten und Aussprüche, sollten aber nicht vergessen, daß er aus dem derben Wortschatz seiner Gegenwart schöpfte, wo aus den Mündern sowohl von

das höchste Gebot auch der Menschlichkeit, alles zu unternehmen, um unsere tapferen Truppen, unsere Angehörigen im Felde nach Möglichkeit vor diesen Spionen zu schützen — man internierte die Verdächtigen, auch auf die Gefahr hin, damit Unschuldige zu treffen. Ähnlich lassen sich alle anderen Maßregeln der Regierung, die keinen Rückhalt in den geschriebenen Gesetzen fanden, sehr wohl begründen und rechtfertigen. Das Staats**not**recht mußte überall dort eingreifen, wo das Staatsrecht Lücken hatte.

Damit soll aber nicht behauptet werden, daß alle getroffenen Verfügungen auch tatsächlich ihren Zweck erreichten, daß sie nicht durch bessere ersetzbar waren — und es ist möglich, daß hie und da ein Festhalten am geschriebenen Gesetz wünschenswertere Erfolge gebracht hätte. Auch ließ die Durchführung im einzelnen manches zu wünschen übrig. Der Zensor zum Beispiel spitzte zu oft seinen gefürchteten Rotstift und beseitigte auch Meinungsäußerungen, die dem Gesamtwohl nur nützen konnten. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß unser Urteil **heute** auf vielfachen Erfahrungen aufbaut, während die verantwortliche und sich ihrer Verantwortung gegen Staat und Volk wohl bewußte Regierung, als sie Verfügungen treffen mußte, Verhältnissen gegenüber stand, die ganz neuartig waren, weshalb jede Tat ein Versuchen sein mußte. Versuchen, sonderlich dann, wenn sie übereilig gemacht werden müßen, haften stets und überall Fehler an, die objektiv und hinterher erkennbar sein mögen, aber subjektiv begreiflich und entschuldbar bleiben.

Wie dem auch sei, weder der einsichtige Staatstheoretiker noch der gewiegte Staatspraktiker kann und darf das Vorhandensein eines Staatsnotrechtes leugnen, wenn sich ein Staat in Krisen befindet, für welche die geschriebenen Normen nicht ausreichen — nicht auszureichen **scheinen**. Nur böser Wille wäre hier unbedingt verwerflich und strafbar. Eine Annahme, die für die Verfügungen des Ministeriums Stürgkh, mag man ihre praktischen Vorteile leugnen oder nicht, ganz und gar nicht zutrifft.

H. L. R.

Das Lutherlein von Krieglach.

Wer weiß etwas von ihm? Die Wenigsten wissen etwas. Nur die Historiker, die in Urkunden herumschmökern, aus denen Flüsterstimmen über die Reformationszeit in Steiermark heimlich lispeln. Der Gelehrte von Fach kennt allerdings einen kleinen Kooperator namens Andre — den „Gsellpriester Andre" —, der im ersten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts an der Pfarrkirche von Krieglach wirkte. Die Chronik daselbst nennt ihn mit vollem Namen: **Andreas Poltzl**. Bevor ich aber das Wenige berichte, was ich über ihn weiß, muß ich der Zeit und der Stimmung, der er entwuchs, Erwähnung tun.

Auch die Steiermark hatte in ihrer tausendjährigen katholischen Epoche böse Sektierer: Waldenser, Adamiten, büßende Geißler und Wiedertäufer, die gutgläubigen Leuten die Köpfe verwirrten, aber früher oder später rettungslos am Rad, am Galgen, im Feuer oder im Wasser endeten. Eine schier übermächtige Prüfung hatte die Kirche erst mit dem Eindringen der Reformation zu bestehen. Die Hammerschläge Luthers auf das Tor der Wittemberger Schloßkirche hallten dröhnend auch an der Enns, der Mur, der Mürz, der Drau und der Sau wider. Allerorts glaubte man gute Gründe zu haben, sich über den Klerus und manches andere zu beklagen, und erhoffte vom Sieg der „gereinigten Lehre" Abstellung der Unzukömmlichkeiten. So machte die neureligiöse Bewegung unter den Erzherzögen Ferdinand I. und Karl II. erstaunliche Fortschritte, und um das Jahr 1550 herum bekannten sich die Steiermärker tatsächlich überwiegend zu Luthers Lehre. Adel, Bürger und Bauern hingen

Bücher

Die rasende Rotationsmaschine. Roman von Ludwig Winder. (Berlin. Schuster und Löffler.)

Ein höchst sonderbares Buch. Die Gründung des großen Tagblattes „Die Zeitung" durch Theodor Glaser, der mitsamt allen anderen Personen des Romans aus Brody oder nicht weit davon stammt. Man glaubt, durch das neue Wiener Ghetto zu wandern, das bekanntlich fast 22 Bezirke der Stadt umfaßt! Theodor Glaser ist von rücksichtslosestem Ehrgeiz erfüllt und sein höchster Wunsch ist zu herrschen, aber sein Blatt geht trotz aller Kniffe und Pfiffe, die er anwendet, nicht und schließlich strandet er, zwar nicht materiell, aber moralisch, wenn man diesen Ausdruck bei seiner Amoralie anwenden darf. Die Hauptfigur ist übrigens weniger interessant als einige andere Gestalten, so die der Olga Feuermann, die eine große Sängerin und eine schier noch größere Dirne ist. Sie stößt uns ab, doch scheint es, daß der Verfasser diese Wirkung nicht beabsichtigte. Ebenso problematisch ist eine Selma Schwefel, die gleichfalls durch den Schmutz unbekümmert ihrem Ziel zustrebt, das sie auch erreicht. Glänzend charakterisiert ist Isidor Herzfeld, dessen Millionen ihm jeden Luxus gestatten. — Zum Schluß fragt man sich, was der Roman bezweckt. Es ist kein Entwicklungsroman, denn der zweifelhafte Held macht keine Entwicklung durch, er bleibt von der ersten bis zur letzten Seite derselbe widerliche Preßpirat, aber vielleicht wird man dem Buch am besten durch die Bezeichnung „Zeitroman" gerecht. Eine Kennzeichnung und Brandmarkung des modernen Pressewesens, dem die glatte Maske, die es sich gern umbindet, vom Gesicht gerissen wird. „Die rasende Rotationsmaschine" ist im Ganzen das vielversprechende Werk eines neuen Schriftstellers, der Welt und Menschen kennt und uns noch manches darzustellen haben dürfte. P. L. M.

Das offene Tor. Roman von Max Glaß. (Leipzig. L. Staackmann.)

Seinen Höhepunkt erreicht das umfangreiche Buch in der Stelle, wo der österreichische Ingenieur Karl Gasser die in Galizien kämpfende französische Batterie niederringen hilft, bei deren Ausarbeitung in Paris er selbst miterfinderisch tätig war. Im Übrigen befriedigt an dem Roman so manches nicht. Das erste Drittel füllt eine breite, friedliche Idylle in Grinzing mit verschiedentlichen Bartsch'ischen Zutaten, wie Musik, Wein und Traumduseligkeit, und der Stil, der hier verwendet wird, findet auch in den hastigen Kriegsschilderungen Anwendungen, wo er stört. Einzelne Gestalten sind sehr wohl geraten und mit Geschick gezeichnet, doch das Ganze schwimmt in einem salzigen Gefühlsmeer, daß man sich nach dem Lotsen sehnt, der uns in einen sicheren Hafen bugsiert. Und nach diesem Lotsen sehnt man sich leider vergeblich. — Der Abschluß des Buches, der dessen Namen rechtfertigen soll, entspricht nicht den Voraussetzungen und macht den Eindruck des Angefügten. Als Grundfehler des Romanes möchte ich einen „Idealismus" bezeichnen, der nicht die Kraft hat, die Wirklichkeit zu überwinden. Denn was nützt dem Verfasser und den Lesern ein solcher saft- und kraftloser Idealismus, zu dem sich gewiß niemand bekennen mag? H. L. R.

Dem bereits im 20. Tausend vorliegenden 1. Band des dreibändigen Bismarck-Romanes von Karl Hans Strobl, „Der wilde Bismarck" (Leipzig. Verlag von L. Staackmann), ist nach einer zweijährigen Pause die Fortsetzung als ein in sich abgeschlossenes Werk unter dem Titel **„Eisen und Blut"** im gleichen Verlage gefolgt. „Eisen und Blut" umfaßt die Zeit von 1852 bis 1871, das heißt von Bismarcks Eintritt in den diplomatischen Dienst als Bundestagsgesandter zu Frankfurt a. M. bis zur Kaiserkrönung in Versailles. Es ist die Zeit, die das alte deutsche Sehnen schrittweise der Erfüllung näher brachte, die Zeit, in der die deutsche Einheit heranreifte, bis dem Volke ein Reich und dem Reiche ein Kaiser gegeben wurde, und die Krone aus dem tiefen Sagengrund des Rheines in der Sonne des Sieges glänzte. Die Schwierigkeiten, die sich der dichterischen Darstellung in diesem Bande entgegenstellen, hat Strobl zwar nicht spielend, sondern in schwerster Arbeit beiseite geräumt, aber so, daß jetzt dem Leser alles so selbstverständlich erscheint, als könnte es gar nicht anders sein. Auf diese Weise bietet der Dichter nicht einen Roman, sondern historische Wahrheit in einer überaus angenehmen Form. Das Menschliche Bismarcks ist so eng ins Historische geflochten, wie selten noch bei einer geschichtlichen Gestalt, und nirgends entsteht zwischen Bismarck und seinem Werke eine Lücke. V.

Lache, Bajazzo! Ein moderner Hexensabath von Arthur Landsberger. (München, Georg Müller.)

Katholiken wie von Protestanten alles eher träufelte, denn Honig. Ländlich — sittlich; aber auch: zeitlich — sittlich!

So ist das mißglückte steirische Lutherlein eine tragikomische Gestalt, sieht man nur auf die heißen Worte, die es in der Kirche hinschleuderte, und die kalte Abbitte vor der Kommission — aber bedenkt man die Gewissensnöte des armen Pfäffleins, wie es mit seiner Überzeugung und übermächtigen Gegnern rang, dann überwiegt die Tragik des Allzuschwachen, der wohl eine Überzeugung hatte, nicht jedoch den Mut, für sie auch den letzten Schritt zu tun.

Und gerade der letzte Schritt führt ans Ziel. H. L. R.

Der Hof in Flandern.

Wieder lag ein „Kriegsroman" - einer von den Vielzuvielen, dachte ich — vor mir und nicht gerade in zuversichtlicher Stimmung machte ich mich darüber her, stand als Verfasser auch Georg Freiherr von Ompteda darunter, der das prächtige Buch „Eysen" geschrieben. Aber durch die landläufigen Kriegsromane war ich doch schon so verschreckt, daß ich kein rechtes Zutrauen aufbrachte. Umso willkommener überraschte mich die angenehme Enttäuschung. „Der Hof in Flandern" (Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin) ist ein Werk, das künstlerisch und psychologisch den höchsten Ansprüchen gerecht wird. Ein Könner und Kenner hat es geschrieben, der als Offizier und Dichter mit den deutschen Armeen den Siegeszug durch Belgien und Nordfrankreich mitgemacht. In dem Roman gibt es Schlachtenbilder — wie in anderen auch —, aber sie unterscheiden sich ganz gewaltig von den üblichen Gefechtsschilderungen der üblichen Veröffentlichungen, denn die Bilder malen die Seelen der Kämpfenden und ergreifen den Leser, fühlt er doch, wie in Ompteda alles mitschwang, als er die Feder zeichnen ließ. Aber weder das, noch das tragische Widerspiel zweier Menschen — eines äußerlich starren deutschen Offiziers und einer beweglichen französischen Adeligen — drücken dem Buch den besonderen Wertstempel auf, sondern das Wesentliche sind die Charakterzeichnungen der deutschen Soldaten vom General angefangen bis zum letzten Landwehrmann. Eine Meisterhand schuf sie: Vor uns ersteht das deutsche Volksheer, der Spiegel des deutschen Volkes, das auch von Feinden so zahlreich wie der Sand am Meer nicht überwunden werden kann, denn es ist erfüllt vom Bewußtsein seines Rechtes und seiner Kraft, von einem Bewußtsein, das sich in unerschütterlicher Pflichterfüllung kundgibt.

Gerade in Österreich, wo man den Deutschen im Norden nicht stets gerecht wird, sollte Omptedas Roman aufmerksam gelesen werden. Vielleicht regt er zu heilsamen Vergleichen an und zerstreut Vorurteile.

Dann wird sich mancher fragen: „Warum wird ein solches Werk nicht auch bei uns geschrieben — warum kann es bei uns nicht geschrieben werden? Besitzen denn wir im Süden nicht dichterische Begabungen in Hülle und Fülle, die unsere Zeit zur Reife bringen könnte?" Das wohl . . . aber — nein, es soll jeder die Antwort auf die Frage selbst finden. H. L. R.

namhafter Dichter und Schriftsteller, darunter von Timm Kröger, Isolde Kurz, Ferdinand Avenarius, Gabriele Reuter, Ludwig Fulda, Max Dreyer, Gustav Frenssen, Friedrich Lienhard, Ernst Zahn, Ottomar Enking, Rudolf Herzog, Hermann Stegemann, Hugo v. Hofmannsthal, Richard Schaukal, Thomas Mann u. a., die alle Storms noch heute fruchtbares Fortwirken bezeugen.

Das Vaterunser des Schaffenden von Julius Franz Schütz. (Graz. Leykam 1917.)

Neue Musik, und doch uralt. Mit keinem Worte nennt er's, was er meint, und wir verstehen, fühlen es doch. Es schwebt auf in die Unendlichkeiten, es taucht nieder in die Ewigkeiten. Es ist ein Lied an den Menschen und an sein Höchstes. Um banal zu sein, müßte man sagen: Schütz, Schütz, dein Geschoß entzündet sehnsüchtige Herzen! Wer noch beten kann, er lange nach diesem Vaterunser.

Büchereinlauf.

Die litauische Braut. Eine Romanze der Erinnerung und Zukunft von Paul Burg. (Leipzig. L. Staackmann.)

Von den Gärten der Erde. Ein Buch der tiefen Stille von Elisabeth Dauthendey. (Berlin. Schuster u. Loeffler.)

Die Mummelswalder. Oberlausitzer Dorfgeschichten von Oskar Schwar. (Dresden. Carl Reißner.)

Ein Märchen an der Schelde. Von Eugen Demolder. Übertragen von Stephanie Strizek. (München. Georg Müller.)

Der reisige Michael. Von Meister Guntram von Augsburg. (Leipzig. Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung.)

Die Völker Mitteleuropas und ihre Staatenbildungen. Von Dr. Th. Arldt. Mit 4 Karten. Mit farbiger Umschlagzeichnung von Oswald Weise. (Leipzig. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.)

Fünfzig Jahre literarischer Rückerinnerungen. Von Eugen Braun-Raben. (Warnsdorf. Ed. Strache.)

Ein Tannhäuserlied aus dem Chiemgau, der Geburts- und Heimstätte unseres Minnesängers. Von Rudolf Knilling. 1. Teil. (Dresden u. Leipzig. E. Pierson.)

Widukind. Ein Heldenlied von Heinrich Kollmeyer. (Dresden und Leipzig. „Die Sonne".)

Dem Feinde zum Trotz! Kriegslieder und Kriegsgedichte 1914—1917. Von Max Hofmann. (Graz. Kommissions-Verlag „Leykam".)

Jugendharfe und Heldenzeichen. Aus den Gedichten meiner Jugend von Paul Köhler. (Leipzig. Xenien-Verlag.)

Mit dem Volke des Propheten. Von Birger Mörner. Aus dem Schwedischen von Pauline Klaiber. (München. Georg Müller.)

Flinz und Flügge. Eine Aviatiade in acht Nummern von Roland Betsch verfaßt und von Georg Schütz bebildert. (Breslau und Leipzig. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn.)

Schweizer Heim-Kalender. Volkstümliches Jahrbuch für 1917. (Zürich. Arnold Bopp.)

Postkarten des „Heimgarten"

Hofrat R. v. F.; Kaufmann L. in R.; Landwirt Z. Meine Herren, obschon Sie drei anz verschiedenen Berufen angehören, ist Ihr dächtnis doch gleicherweise schadhaft. Bluten nicht deutsche Armeen für uns in den rpathen, in Galizien, Serbien, Siebenbürgen Rumänien? Was wollen Sie denn eigenth?

„**Kluger Politiker**". Jene halbamtliche chsdeutsche Notiz, wonach man den Russen t so ohneweiters zumuten dürfte, ihren bündeten untreu zu werden, ist gar nicht „innlos" wie Sie meinen. „Die Säcke ägt man und den Esel meint man."

„**Mohrenwäsche**". Ganz richtig, wir werden mit Italien und Rumänien wieder al in Frieden leben, aber dennoch bleibt n Staaten und Völkern das Brandmal des Verräters eingebrannt. „Seine Ehre kann man nur einmal verlieren"!

„**Angstmeier**". Die „Alldeutschen" im Reich sind gar nicht jene blutrünstigen Kriegshetzer, als die sie manche Blätter hinstellen. Sie sind gewissen Zeitungen nur der Inbegriff alles dessen, was ihnen unangenehm, und da scheut man auch vor Verleumdungen nicht zurück. So sind die „Alldeutschen" den Sozialdemokraten das, was den Klerikalen die „Freimaurer" und den Liberalen die „Jesuiten" ein Begriff, ein Krampus für Angsthasen, die sich an Worte klammern, wenn sie sich darunter auch nichts Vernünftiges vorstellen können.

Ludwig H. Das erkannte schon Bismarck, der zu Jules Favre sagte, man könne sich nie auf die Dankbarkeit eines Volkes, allenfalls noch auf die eines Souverans verlassen.

Der moderne Hexensabbath ist ein Bastard von Naturalismus und Romantik, von Realismus und Groteske, von Kunst und Hintertreppe. Ein seltsames, problematisches Dokument über das ewig Weibliche, das uns hinabzieht; daß auch das Gegenteil der Fall sein kann, wird zwar angedeutet, doch nicht ausgeführt. Der Dichter Holten verliebt sich leidenschaftlich in die „schwarze Agnes", ein recht zweifelhaftes Frauenzimmer, trennt sich von seiner Frau (die schließlich freiwillig stirbt, um ihn von sich und der Vergangenheit zu entlasten) und heiratet die andere, an der und mit der er verdirbt. Auch seine Tochter Agnes — falls es wirklich sein Kind ist — geht zugrunde. — Das ist in Kürze die Fabel, die mit viel Feinheit, aber auch mit viel Unwahrscheinlichem durchsetzt wird. Das Tragische und das Peinliche darin überwiegt oft bis zum Überdruß und mehr als einmal fragt man sich: „Warum?" ohne darauf eine Antwort zu finden. Jedenfalls ist das Buch ebenso spannend wie unerquicklich — und Landsberger ist uns als Humorist lieber, denn als Problematiker.

B. F. S.

Von Hause. Ein Paketchen Humor aus den Werken von Paul Keller. Mit Bildern von W. Bayer, G. Holstein, R. Pfähler von Othegraven und A. von Volberth. Preis geb. 3 Mark. — (Breslau. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn.)

Ein Feldpaketchen Humor von Paul Keller! Gerade jetzt werden unsere Brüder draußen seine gemütvolle, heitere Kunst, die ja immer echtester deutscher Humor gewesen ist und bleiben wird, mit tausend Freuden als Leibes- und Seelenstärkung begrüßen. Solch ein Buch, wie diese prächtige Auswahl aus Paul Kellers Schöpfungen, ist für das Soldatenherz wie eine wahrhafte, unbezwingliche „Siegfriedstellung". Denn Heimat, deutsche Heimat in des Wortes schönstem Sinne sind all diese schlichten, wundervoll tiefen Geschichten von kleinen und großen Menschen! — Ihr zu Hause, schickt das Einpfundpaketchen Humor recht oft in alle Länder, auf alle Meere — ihr werdet tausendfältigen Dank ernten. Aber sorgt auch, daß ihr selbst noch rechtzeitig ein Paketchen für Euch hamstert, denn ihr selbst habt auch den Humor, der über alle gestreckten und beschlagnahmten Bedürfnisse des Kriegslebens behaglich gelassen zu lächeln vermag, doppelt und dreifach nötig. Grillen und grämliche Flaumacher sind heute böse Hausgeister. Holt euch Paul Kellers Paketchen Humor — und ihr sollt sehen, wie schnell sie auseinandergetrieben und wie hell euch die liebe, fröhliche Herrgottssonne in alle Stuben lacht!

Dr. Friedr. Castelle.

„Es gibt ein Glück allein..." Von Velyiena Walt. (Graz und Leipzig, Leuschner und Lubensky.)

Die Geschichte einer Ehe- und einer Liebesirrung, an sich nicht gerade neuartig, doch auffällig durch die Problemstellung, da der Mann seine Frau für eine kurze Zeit freigibt, in der Erwartung, sie dann wieder für sich zu gewinnen. Allerfeinste Seelenkenntnis und allerfeinste Seelenschilderung wäre notwendig, um die inneren und äußeren Vorgänge glaubhaft zu machen, aber die nicht unbegabte Verfasserin blieb uns da manches schuldig und huschte gerade über besonders wichtige Übergänge leichtfüßig hinweg, so daß man sich allzuviel selbst dazudenken muß, was darzustellen und verständlich zu machen, Aufgabe des Autors zu sein pflegt. So bleibt dem Leser eine bedeutende Eigenarbeit überlassen, gemischt mit der Spannung, wie die Geschichte abschließt. Natürlich kann sie unmöglich befriedigend enden, aber sie endet doch nicht so herb, wie mancher erwarten wird. So ist die ziemlich umfangreiche Novelle, hinter der ein impulsives „Ich" steht, eine bemerkenswerte Talentprobe. Im übrigen wäre auch eine weniger ausgeschmückte und das Gewöhnliche im Ausdruck vermeidende Sprache wünschenswert gewesen.

H. L. R.

Meine Kampfflüge. Selbsterlebt und selbsterzählt von Oberleutnant Max Immelmann †. Mit 26 Aufnahmen. (Berlin. August Scherl.)

Briefe an die Mutter sind es, schlichtnatürliche Briefe, die uns die ganze Fliegerzeit des gefeierten Helden entrollen, von der Lehre bis zur Ehre. Und mit rührender Bescheidenheit sind all die kühnen Erlebnisse erzählt, als handle es sich da um die selbstverständlichsten Dinge. Ein Dichter vermöchte wohl glutvoller zu schildern, niemals aber überzeugender und echter. — Ein in vieler Hinsicht empfehlenswertes Buch.

K. D. Zwerger.

Storm-Gedenkbuch zu des Dichters 100. Geburtstag. Herausgegeben von Dr. Friedrich Düsel. (Braunschweig, Berlin u. Hamburg. George Westermann.)

Durch den Waffenlärm des Krieges dringt, wie eine Stimme aus weiter Ferne, die Mahnung zu uns, daß im Herbst 1917 hundert Jahre verflossen sein werden, seit droben in Husum, in einem damals noch vom feindlichen Nachbar bedrängten Lande, unserm Volke einer seiner innigsten und heimattreuesten Dichter geschenkt worden ist. Die Gegenwartsbedeutung Storms ins rechte Licht zu rücken, die mannigfachen Fäden aufzudecken, die seine Werke mit unsrer Zeit verknüpfen, darin erblickt das von Friedrich Düsel herausgegebene Storm-Gedenkbuch seine Hauptaufgabe; dem dienen auch die Widmungen

	Übertrag .	K	79.400
398.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 17. Bezirk, Wichtelg. 67	„	200
399.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 3. Bezirk, Kolonitzg. 15	„	200
400.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule, Wien, 21. Bezirk, Theodor Körner Straße 25	„	200
401.	Lehrk. d. Knabenbürgerschule, Wien, 21. Bezirk, Jubiläumsgasse 19	„	200
402.	Lehrk. d. Mädchenbürgerschule, Wien, 5. Bezirk, Castellig. 25	„	200
403.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 16. Bezirk, Abeleg. 29	„	200
404.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 9. Bezirk, D'Orsayg. 8	„	200
405.	Lehrk. d. Knaben- und Mädchenvolksschule, Wien, 11. Bezirk, Münnichplatz 6	„	200
406.	Deutsche Mädchenvolks- u. Bürgerschule in Smichow, Böhmen	„	200
407.	Lehrk. d. Knabenbürgerschule, Wien, 16. Bezirk, Koppstr. 75	„	200
408.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 6. Bezirk, Corneliusg. 6	„	200
409.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule, Wien, 12. Bezirk, Migazzipl. 9	„	200
410.	Die Lehrk. d. Knaben- und Mädchenvolksschule, Wien, 21. Bezirk, Jubiläumsgasse 19 und 21	„	200
411.	Lehrk. d. Mädchenbürgerschule, Wien, 11. Bezirk, Enkpl. 4	„	200
412.	Die Lehrk. d. Knaben- und Mädchenvolksschule, Wien, 3. Bezirk, Eslarngasse 23	„	200
413.	Lehrk. d. Mädchenvolks- und Bürgerschule, Wien, 13. Bezirk, Hietzinger Hauptstraße 166	„	200
414.	Lehrk. d. Mädchenvolks- und Bürgerschule, Wien, 14. Bezirk, Diefenbachgasse 15	„	200
415.	Lehrk. d. Knabenbürgerschule, Wien, 9. Bezirk, Glaserg. 8	„	200
416.	F. Schmitt, Schafwollwarenfabriksbesitzer, Böhm.-Aicha . .	„	200
417.	Lehrk. d. Mädchenbürgerschule, Wien, 21. Bezirk, Franklinstraße 45	„	200
418.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 3. Bezirk, Erdbergstr. 76	„	200
419.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule, Wien, 3. Bezirk, Löweng. 12b	„	200
420.	Lehrk. d. Knaben- und Mädchenvolksschule, Wien, 21. Bezirk, Wenhartgasse 34	„	200
421.	Die Lehrk. d. Knaben- und Mädchenvolksschule, Wien, 21. Bezirk, Konstanziagasse 24 und 26	„	200
422.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule, Wien, 3. Bezirk, Lechnerg. 12	„	200
423.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule, Wien, 18. Bezirk, Bischof Faber-Platz 1	„	200
424.	Lehrk. d. Knabenbürgerschule, Wien, 3. Bezirk, Sechskrügelgasse 11	„	200
425.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule, Wien, 16. Bezirk, Landsteinergasse 4	„	200
426.	Lehrk. d. Knaben- und Mädchenbürgerschule, Wien, 21. Bezirk, Konstanziagasse 50	„	200
427.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 10. Bezirk, Quelleng. 54	„	200
428.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 12. Bezirk, Migazzipl. 8	„	200
429.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule, Wien, 12. Bezirk, Vierthalergasse 13	„	200
430.	Lehrk. d. Knabenvolks- und Bürgerschule, Wien, 16. Bezirk,		
	Fürtrag . .	K	85.800

Naturforscher. Ihr dem „Heimgarten“ bestimmter Aufsatz über die Abstammung des Menschen ist etwas zu kühn gedacht. Wir entnehmen aber daraus eine spaßhafte, wie Bölsche berichtet, unter den Negern verbreitete Erzählung, die sagt, der Gorilla und der Schimpanse seien eigentlich Menschen, bloß wollten sie nicht arbeiten und deshalb stellten sie sich nach wie vor wie Affen an. — Aber arbeiten denn Gorilla und Schimpanse wirklich nicht? Ist es schließlich keine Arbeit, Nahrungsmittel und Früchte zu sammeln, zu ernten, wenn man auch nicht säte? Was tun denn unsere Zwischenhändler anderes und werden dabei Millionäre??? — Da der Gibbon, eine besonders auf den Sunda-Inseln verbreitete Menschenaffenart als einziges Säugetier die T o n l e i t e r absingen kann, so schließen Sie voreilig, vom Gibbon müßten die Tenöre abstammen. Aber Herr! Die Tonleiter kann bald jemand singen, deshalb muß er noch lange nicht mit dem Herrn der Sunda-Inseln verwandt sein! — Bilden Sie Ihre Logik an Bölsches „Die Abstammung des Menschen“, zum Preise von nur 1 Mark in jeder Buchhandlung erhältlich, Franckhscher Verlag in Stuttgart.

Dr. M. P., Brünn. An der Wiedereinführung der Kriegswohltätigkeits-Briefmarken scheint die Post keine Freude zu haben, so wie sie von allem Anfang an dieser guten Sache recht frostig gegenüber gestanden ist. Sie wird ja ihre Ursache gehabt haben, aber schade ist es doch.

W. M., Leoben. Das bewußte „G'setzl“ wird auch in Oststeiermark gesungen und lautet:

„Und s Dirndl
Hot a falsch Gmüat ghobb
— Hot er giogg ghobb —
Wa folsch gwen ban Herz.
Und wiar ers af da Folschheit
Hot datopp ghobb —
— Hot er giogg ghobb —
Hot ers neama sa gern ghobb,
Als wia zerscht.“

---

8. Verzeichnis der Bausteine für das Lehrer-Erholungsheim.

Nr.			Betrag
376.	Bausteine bereits ausgewiesen	K	75.200
377.	Lehrk. der Knabenvolksschule, Wien, 5. Bezirk, Wiedner Hauptstraße 107	„	200
378.	Lehrk. der Knabenbürgerschule, Wien, 21. Bezirk, Kahlg. 8	„	200
379.—383.	Phil. Knoch, Klagenfurt, Leder- und Riemenfabrik	„	1.000
384.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule, Wien, 5. Bezirk, Grüng. 14	„	200
385.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 16. Bezirk, Odoakerg. 48	„	200
386.	Lehrk. d. Knaben- und Mädchenvolksschule, Wien, 21. Bezirk Brünner Straße 139	„	200
387.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule, Wien, 17. Bezirk, Jörgerstraße 38	„	200
388.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 10. Bezirk, Puchsbaumgasse 55	„	200
389.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule, Wien, 20. Bezirk, Greiseneckergasse 29	„	200
390.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule, Wien, 7. Bezirk, Burggasse 14	„	200
391.	Lehrk. d. Knaben- und Mädchenbürgerschule, Wien, 21. Bezirk, Lorenz Kellner-Gasse 15	„	200
392.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule, Wien, 21. Bezirk, Kaiserin Elisabeth-Gasse 33	„	200
393.	Lehrk. d. Mädchenbürgerschule, Wien, 8. Bezirk, Josefstädter Straße 95	„	200
394.	Lehrk. d. Knabenbürgerschule, Wien, 7. Bezirk, Neubaug. 42	„	200
395.	Ortsgruppe „Ottakring“ des Vereines der Lehrer und Schulfreunde Wiens	„	200
396.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule, Wien, 10. Bezirk, Herzg. 87	„	200
397.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 6. Bezirk, Grasg. 5	„	200
	Übertrag		79.400



11. Heft August 1917 41. Jahrg.

Also schrieb Kaschpar zum Tobel.

Eine letzte Geschichte aus Hohenwang, die über einen Kaiser in Bulgarien berichtet, von
Hans Ludwig Rosegger.

Tief drinnen im Pretullgraben, halbhoh auf der schattseitigen Leiten stand die Blockhütte des Tobler-Naz, die so freilüftig war, daß der Pfeifenqualm durch die Wände in den Wald nebelte, wenn der Naz drinnen rauchte, und er rauchte mit dem Kohlenmeiler um die Wette, der hundert Schritte davon dunstete und mit seinen würzigen Schwaden, die der Ostwind ins Mürztal hinaustrieb, den Langenwanger Bürgern die Nasen beizte.

Man sagte allgemein der „alte“ Tobler, aber niemand war imstande, die Jahre, die der Naz auf seinem runden Buckel hatte, halbwegs genau abzuschätzen, denn werktags war er als Kohlenbrenner von oben bis unten rußschwarz, daß man an ihm nichts weiter ausnahm, als das helle Weiß in den Augen und einen blaßroten Strich unter der Nase; sonntags saß er auf der selbstgezimmerten Bank vor dem selbstgezimmerten Tisch unter einem verknorrten Ahorn von gleichfalls unbestimmtem Alter und las, eine Hornbrille vorgesteckt, in seinen Büchern. Dann hatte er sich auch rein gewaschen und sauber rasiert, daß kein Härchen in dem gefurchten Gesichte stand, und ich sagte mir da, vielleicht ist der Naz sechzig, vielleicht ist er siebzig Jahre, aber auch er selbst konnte keine bestimmte Auskunft geben und wurde zu Fragern sogar grob wie eine überspielte Jungfer, die auch niemand nach den verlebten Lenzen aus-

Nr.	Spender		Betrag
	Übertrag . .	K	85.800
	Speckbachergasse 48	„	200
431.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 2. Bezirk, Leopoldsgasse 3	„	200
432.	Niederösterreichischer Landeslehrerverein, abermals . . .	„	200
433.	Verein der Wiener Bürgerschuldirektoren	„	200
434.	Lehrk. d. Knabenbürgerschule, Wien, 10. Bezirk, Quelleng. 31	„	200
435.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule, Wien, 21. Bezirk, Kuenburggasse 1	„	200
436.	Bezirksvertretung in Staab, Böhmen	„	200
437.	Lehrk. d. Mädchenbürgerschule, Wien, 3. Bezirk, Reisnerstraße 43	„	200
438.	Lehrk. d. Knaben- und Mädchenvolksschule, Wien, 3. Bezirk, Hainburger Straße 40	„	200
439.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule, Wien, 2. Bezirk, Wolfgang Schmälzl-Gasse	„	200
440.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule, Wien, 17. Bezirk, Redtenbachergasse 79	„	200
441.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule, Wien, 9. Bezirk, Grünentorgasse 7	„	200
442.	Lehrk. d. Knabenbürgerschule, Wien, 5. Bezirk, Bacherg. 14	„	200
443.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 11. Bezirk, Enkplatz 4 .	„	200
444.	Lehrk. d. Mädchenbürgerschule, Wien, 21. Bezirk, Jubiläumsgasse 21	„	200
445.	Lehrk. d. Knaben- und Mädchenvolksschule, Wien, 21. Bezirk, Amtsstraße 25	„	200
446.	Lehrk. d. Knaben- und Mädchenvolksschule, Wien, 9. Bezirk, Währinger Straße 43	„	200
447.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 10. Bezirk, Keplerg. 11	„	200
448.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 5. Bezirk, Bacherg. 2 b	„	200
449.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 9. Bezirk, Grünentorgasse 9 und 11	„	200
450.	Josef Rößler, Kunstmühlenbesitzer in Bozen	„	200
451.	Sparkasse der Stadt Bozen	„	200
452.	Die Lehrk. d. Knaben- und Mädchenbürgerschule, Wien, 1. Bezirk, Stubenbastei 3 und Zedlitzgasse 9	„	200
453.	Bürgerschuldirektor Anton Löw, Wien, 5. Bezirk, Wiedner Hauptstraße 107	„	200
	453 Bausteine Summe .	K	90.600
	388 Einzelspenden mit einem Betrage von	K	9.827·—

Als Bausteine gezeichnet . . . . K 90.600·— = 453 Bausteine
für Sammelbausteine „ . . . . „ 9.827·— = 49 „

Summe K 100.427·— = 502 Bausteine

Für den Alpenheim-Ausschuß des Deutsch-österr. Lehrerbundes:

Emil Bayer, Zahlmeister.

Wien, XIX., Heiligenstädter Straße 3, Postscheckkonto Nr. 80.089.

(**Geschlossen am 20. Juni 1917.**)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Fleck‍er.** — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz

Und der Kaschpar zum Tobel schrieb also:

Am Tage Mariae Geburth im Jahre des Heyls 1571.

Heute haben wir inseren gnädigen, wohledlen Herrn Graffen Christoph von Schärffenperkh sieben Monat und drey Täg nach seynem Ehegespons der güetigen Frau Offmey eyner Montforterin im Unterbau der Kirche von Langenwankh feyerlich beygesetzet. Ist eyn güeter Herr gewesen / aber jach. Starb an eynem hitzigen Fiber. Gott schenk Ihm die ewige Ruh und eyn himmlisches Auferstehn.

R. I. P.

Mit dem gnädigen Graffen Christoph von Schärffenperkh auff Hochenwankh verschid der letzte Zeuge der noch außer mir von seynem Herrn Brudern Rudolph von Schärffenperkh auff Schärffenperkh in Crayn berichten khunt. Und damit das Gewisse nit in Vergeßenheit fallt wil ich eß niderlegen in dißen Blättern / mag doch seyn daß ein Nachfahre des Hern Rudolph wider nach Langenwankh khumt und Umschau halten tut. Der sol lesen was ich von Seynem hochgeporнen Ahnherrn weiß und mit Fleiß und gueter Mueh getreulich auffzeichnete. So beginne ich mit Gott.

Vor eynem halberten Menschenalter um die Heylige Osterzeith da ich Inserm Junkherrn Colman und deßen Gräfflichen Schwester Sophia die Schreybekunst beybrachte erschyn eyn fremder Mann in eyner brauhnen Kutten daß er eynem Mönchen glichete vor der Ersten Zugbruckhen und begehrete Eynlaß. Der Mönkhische sagte daß er von Weither khume und den Burgherrn sprechen müesse. Der Thorwärtl bey der Ersten Zugbrukhen trauete Ihm nit recht alldiweylen sidera eyner Zeit vil lantfremdes Gesindul und falsche Pilger durchß Mürzthal strolchten und ergere Schintluder tryben alß voreh der Terkh und der Heuschrökh. Aber weylen der in seyner brauhnen Khuttn nit lokker ließ und grop wurd hat der Thorwärtl den Herrn Christophen selber zur Brukhn geruffen daß er selber solt entscheyden. Der Herr Christoph schimppte wüscht wie eß seyn art wahr und polterte den Fremden hart ann. Der schlug die haarene Kapuzzen zuruck und fragte: „Khennt mich meyn eiggener Herr Bruhder nit meh?" Der Burgherr schlug eyn Kreutz wie for dem Gottseybeyuns aber derlaubte dem Mönkhischen hereynzukhumen. Schobb Ihn for sich her und redte keyn Worth mit Ihm. Erst drinnen im Sal daß ich eß im Zimer nebenahn mueßt höhren prach er barsch auß: „Waß treybst denn du herenten bey ins ahn der März? Hat dich nit Inser Herr Kayser verpflicht inner eynem Monath Steyer / Carnten und die Windische Markh zu räumen und Ihm nie wider entgegen zu handeln! Folgst du so Seynen Geboth wo er dich begnadiget vom Schwerthe?"

Herr Rudolph grölte auff daß eß eyn lachen seyn khunt aber auch eyn Loßhäulen: „Über Meer schickht mih der Herr Kayser weylen Ich Ihm mitt den anneren Rittern zuwider bin und weylen Ich gewaltßam wahr wider

kundschaften darf. In die Kirche nach Langenwang kam der Tobler-Naz nie, und als der Pfarrer ihm deshalb einmal ins Gewissen redete, gab er gleichgültig zurück, er dürfe den Meiler nicht allein lassen, ein Kohlenmeiler sei wie ein Brustkind, unbeholfen und anspruchsvoll. Also war er ein ausgemachter Freigeist, der nur unter dem Holzkreuze hinter der Hütte zu seinem Herrgott sprach.

Weil ich den Köhler feiertags manchmal aufsuchte und ihm auch hie und da einen Kalender brachte, stieg ich allmählich in seiner Gnade aufwärts und er zeigte mir die Schätze seiner Bücherei, die er in der rohen Truhe unter der Bettstatt verwahrte. Hier gab es die „Leiden Christi", Heiligenlegenden, Zeitweiser mit Bildern und ein paar Rittergeschichten, die er zu öftest las, obwohl er sie beinahe auswendig wußte.

Aber zehn Sommersonntage nacheinander mußte ich zum Naz in die Pretull wallfahrten, ehe er mich für würdig hielt, sein Allerheiligstes zu schauen. Das war ein uraltes, verschmiertes Heftchen, dessen einst weißes Papier gelb und dessen einst schwarze Tinte in den Jahrhunderten braun geworden war. Mit feierlicher Gebärde legte der Tobler die Blätter vor mich hin, mißtrauisch schielend, ob ich ihnen wohl auch keinen Leibschaden zufügte. Stadtleute sind nie ganz zuverlässig. Nur mit Augenschmerzen entzifferte ich die steifen Buchstaben und war erstaunt — sie berichteten in einem verkrakelten Deutsch die Geschichte eines Grafen Rudolf von Schärffenberg, soweit sie dem Schreiber bekannt war. Und der Schreiber hieß sich „Kaschpar zum Tobel, Schulmeister in Langenwankh und magister der ritterlichen Herrschaft auff Hochenwankh". „Zum Tobel" klang halbadelig, aber der Naz gestand mir, jener Schulmeister und Magister sei sein leiblicher Ahne, doch sollte ich es beileibe nicht im Dorf erzählen. Warum er dieses Verbot gab, weiß ich nicht, aber ich habe es so lange befolgt, so lange es Gültigkeit haben konnte. Der Kohlenbrenner erlaubte mir auch, daß ich die Niederschrift seines Urahndels meinem Notizbüchel einverleibte, half sogar bei der Entwirrung der steifen Buchstaben fleißig mit, aber ließ mich keinen Augenblick mit dem Schatz allein; wenn er zu seinem Meiler mußte, um Nachschau zu halten, nahm er die Blätter mit sich und brachte sie nach getaner Arbeit wieder in die Hütte oder zum Tisch unter dem Ahorn.

Ich habe Jahre später die merkwürdige Geschichte des Herrn Rudolf von Schärffenberg in ein etwas lesbareres Deutsch übertragen, ohne aber die eigenwillige Schreibweise des Schulmeisters zu vergewaltigen, und veröffentliche sie nun. Freilich sind zwei Lücken darin, denn aus der Mitte fehlte ein Blatt und eine Stelle war so ausgeblaßt, daß ich auch mit Unterstützung des Tobler-Naz daraus nichts Gescheites entnehmen konnte.

und inn Acht oder Wir müessen gar selber in die fremd weylen wir dem Kayser zuwider handelen."

„Stoffl du byst ein Unrthaas" sagt die güetige Frau Offmey und der Rudolph entgegenet: „Wil da liber heut noch wandern" und get zur Tür.

Mitt eygene Händ helt die Schwähgerin den Schwahger zuruk: „Ich leid eß nit daß ein Gast von Hochenwankh one Azzung und Nachtherperk get / das is gegen guete Rittersitt und myr derf Keyner nachsagen inser liber Herr Bruhder hätt in die Nacht hinauß müeßen. Bleyb da iß und drink mitt ins und morgen ziag in Gottesnahmen."

Es sol ann dem Abend ehnoch ruig und freuntlich zuegegangen seyn auf der Burg / kanns aber nit bestettigen auß eygener Erfarung diweylen ich byn inns Dorf henuntergegangen wie der underricht der gräfflichen Kinder for den Tag fertig ist gewest.

Wie ich am Morgen wider hinauffkhum bricht der Herr Rudolph eben auff und schaut in seyner harigen Khutn nit anners auß alß eyn Betlmönkh. Inser gnädiger Herr Christoph schütelt Ihm die Hand, müeßen in derer nacht friden mittenanner gemacht han die Brühder, und die güetige Frau Offmey stekt dem Schwahger einen breiten güldenen Reyff ann seynen finger. „Eyne guete Reiß liber Schwahger" sagt Sie und zeychnet ihm ein Kreutz auff die Stirn. „Werden ins umthun beym Herrn Kayser daß Er dihr wihder gnedig gesint werd und dich zurukkruft nach Crayn. Sind schon bösere Übelthetter widerumb ingnaden auffgnomen wohrden. Fürstengunst grolt heut und morgen leucht sie wider wie daß wetter im Apryl."

Im Gsicht des Mönkhischen zuckts er Küßt die gräfflichen Kinner die waß um Ihn herumsten und zuh Mir meynt er: „Magister Kannst mitt mihr gehn wenns Lust hast und Kantzler wern inn dem Großen Reych wo ich gründ druhnten im Terkhischen."

Ich nem daß Wort alß Spaß und lach gehorsam. Ist Mir aber nit zum Lachen gewest.

(Hier waren einige Zeilen in den Aufzeichnungen Kaspar zum Tobels unleserlich).

Haben dan nie nichtz gehöhrt fom Rudolph und ist auch auff Hochenwankh nie nir von Ihm geredt wohrdn.

So seyn ettliche Jar und mer dahingstrichen und wir meynten nit beßer alß daß der Her Rudolph verscholen und vergeßen ist. Hatt auch Keyner von den Ritern die auß dem Unterlant khumen seyn von Ihm gewußt.

Alß dann auff dem concilio inn Trient die Protestantischen Ständ auß dem Reych erschinen seyn hatt eß auch insern gnädigen Herrn Christoph nit daheym geduldt weylen Er auch heymblich der Lutherischen lehr zuhgeneigt war. Hat auch Mich zum Tridentinum mittgenohmen daß Ich mit der Lateynischen und der welschen Sprach der Ich kundig bin außhelffen thät. Bin alßo auffs Pferd gestihgen wie ein Ritter und seyn Wir selbander

Seyne beffele. Hab Jhm nit zu dinen / bin so edl wy Er / oder seyn die Schärffenperkher eppa nit Nachfahren von denen Fränkhischen Königen im Reych?"

„Haltzmaul" / grollt der Hochenwankher / „übers meer mußt du / ansonsten die Kayserliche Gnad verwirkhet ist."

„Schöne Gnad / daß Er meyn Schloß zerbricht und mich elent macht wie eynen unehrlichen Schinder." Er bäumt sich auff alß wär er ein jung Füllen / das erstmalig an der Deirl get. „Mit dem Adl ists vohrbey meyn liber Herr Bruhder wann er sich selber auffgibt. Das thut er / Keyn Zsammhalten nit und Keyn Eyntretten nit Einer für den Annern. Wegtreiben laßts Jhr mih allesamt auß dem Lant und davonjagen und hinaußstoßen." Gantz tief auß der Brust schluchzt Er herauff.

Unser gnädiger Herr Christoph haut die Faust aufn Tisch: „Auff meyn Boden derf nimand den Herrn Kayser lästern. Du hast die ungnad verdient und ich mach nit Rebelion gegen das Ertzhauß / ich thus nit ich nit! Hast dich an die Spitz der Rebelln gstellt und bist gegen die ertzherzoglichen Landsknecht zohgen und hast Jhrer ein halbes Hundert derschlagen."

„Hab ich! Hab ich!" brüllt der Mönkhische kasgelb. „Bin dem Kayser nit Gefolgschaft schuldig und wer verlangt / ich solt an Seynen Hof khumen und um pardon bettelen weyl ich nit Fürstenknecht wolt seyn / der spührt meyn Schwerth."

„Oder du spührst das Seynige" höhnt Herr Christoph.

„Weylen Jhr Hundsfötter seyds und Keyn Ehr im Leyb habts."

Unser gnädiger Herr hebt die Hant zum zuschlagen. „Daß sag nit noamal!"

Und da hebt der Annere zum Schluchtzen ann und fallt aufn tisch hin. „I wil ja nix meh von Uich wil nur Abschid nemmen von der Burg und von dir."

Da khumt die güetige Frau Offmey hereyn und fragt waß loß is und wie Sie den Schwahger derblickt wird Sie weiß biß in die Lipen. „Rudolph daß di nit derwischen!" sagt Sie.

Der hebt den Schädl von derer Tischplattn und wirfft die Arln. Dan lacht er auff. „Hab ich nit ehschon den befell deß Herrn Kayser erfüllt / der waß in dem Hauß mehr geltet alß eyn Schärffenperkher dem eß gradso ghören khumt wie dem Christoph / wär ich der Erstgeporene? Übers meer sol ich gehn! Das meer ist eyn groß Waßer und der Saufluß is auch eyn groß Waßer und über die Sau byn ich daherkhemen."

Wider wil Unser gnädiger Herr Christoph grop wern aber die güetige Frau Offmey schiabt Jhn wekh. „Rudolph daß seyn Winklzüeg die eyner nit ziagen sol der was auff sich halt. Vawirkte Straff mueß ma büeßen. Der Stärkere hatt das Stärkere Recht und der Stärkere is imer der Herr Kayser. Bleyb da übernacht und morgen gest über die Berg und erfülst den Beffel." Naße Augn hatt Sie dabey kriagt die güetige Frau Offmey.

„Die nacht über sol er meinetwehgen auff Hochenwankh bleyben" gibt Herr Christoph zuh. „Khan ins den Khopf kohsten woh Er gebannt is

Luther is. Der Herr Rudolph hatt auch drey oder gar vier Weyber, genau wußteten eß die Rothröckhigen nit.

Das ist alls was wir auß den Bulgaren heraußkriegten Ist nit fil aber mer alß nix. Gehörten zuhr Leybwache des Kaysers von Schärffenperkh und verlangten groß zum concilio zuegelahsen zu wern. Dagegen hatt der hochwührdige Diego de Mendozza / der was Kayserlich-römisch-teutscher Legaht gewest / Eynsprach gemacht und die Cardinäl haben Ihm rechtgeben. Die Bulgaren hättn auff eynem allgemeinen concilio der gueten Christenheit nix zu suechen. Währen villeich doch noch inn Trient bliben die Leybwachen des Herrn Rudolph aber Sie krigten hendl mitt dem Bischoff von Bologna von wegn eynem lüderlichen Weybsstuckh. Hatt darauff im bett ligen müeßen der Bischoff vohn Bologna. Lang hab ich insern gnädigen Herrn Christoph in güete inns Gewissen geredt daß er nit mitt ihnen nach Bulgarien reit und so begnüegte Er sich mitt eynem schön Grueß ann den Bruhdern und er solt balt von sich höhren laßen / wen Er dem Suldan Constantinopol abgenohmen.

Seyn dan auch selber inns Steyerische heymkert weylen in Trient der Schwartze Tod wahr und auch die Protestantischen Ständ übelaunig worden seyn. Vohn denen Cardinälern und Ertzbischöffn wolt keyner auff sie höhren und der Kayserliche Legat hatt sie derp angefahrn. Ist eyn Spannier und ich weiß was vohn den Volkh zuh halten. Kayser Carol hätt auch eynen Teutschen Legaten missiren köhnen. Aber so ist eß im Reych.

Am Prenner hat ein Bergrutsch insern Knecht Johann verschütt.

Wie Wir der güetigen Frau Offmey daheymb vom Kayser Rudolph inn Bulgarien verzält han hat Sie die Händ aneinanner klatscht und gruffen: „Meyn liber Herr Schwahger wirt der Herr der Welt!“ Aber der gnädige Herr Christoph hatt Sie schweygen heißn und selbst nit dran glaubt. Der Junkherr und das gräffliche Fräuleyn / wo jetztn mitt dem Montpreis verheyrat is, seyn tag um tag beym Sprengzauhn gstanden und haben den Kayserlichen Onkl mit der Cron erwart. Ist Ihnen die Zeit lang worn und Er ist nit khumen. Hat nit Eyn Mahl eyn Brifl gschikht.

Wenn inser gnädiger Herr Christoph auff der Jagt oder auff dem Lantag geweylet mueßt ich der güetigen Frau Offmey jedsmahl vom Kayser von Bulgarien verzähln und immer hatt Sie gfragt: „Glaubst du Caschpar daß Er immeramal Ins heymsuacht?“ „I glaub jah“ / hab ich gsagt aber glaubt hab ichs nit und khumen is Er nit.

Inn dem Jar habn Wir Sie begraben die güetige Frau Offmey und heut insern gnädigen Herrn Christoph. Auf Hochenwankh sitzt eyn neuger Herr / der Junkherr dem ich byn magister gewest. Das Fräulein ist in Oesterreich draußn.

So wahr mir Gott eyne glükliche Sterbstund schenken möcht / das ist alls was ich vom Herrn Kayser von Schärffenperkh wissen thue.

+

zur Muhr hinabgezohgen mitt die Knecht und haben gewunschen es möcht nit zu lang dauern.

(Auf dem Blatt, das hier fehlt, war scheinbar der Ritt durch Steiermark und Kärnten geschildert, denn der alte Kaspar fährt dann in seinem Berichte fort:)

. . . und erst in Tyrol drinn / woh zu oberst Eis und Schnee gewest ist / hat sich die Lantschaft bey Botzen verendert. Da hatt mitt dem harten Winter ein süeßer Frülinkh gewechselt und Bäum und Streucher und Blüthen hab ich gesehn wo bey ins in Steyer nie nit vohrkhumen. Ist auch meyn Huasten schnell guet worn den Mir die Eiskältn im Gebirg anghängt hatt. Eyn Schuhlmeyster taugt nit führ Ritterzüg und zum Schlahfen unter freyem Himl.

In Trient beym concilio war ein groß Betrihb von Pfaffen und Herrn auß aler Herrnländer. Hab da erstmahlig rothe Cardinäl gsechen und hätt nie glaubt es seynt Cardinäl / so locker thun Sie leben und so durstig seyn sie beym Wein und so anheischig mitt die Weybsstuckh die was mitt die Mannsleut scharmuzieren. Auch inser gnädiger Herr Christoph hatt offtens gefluacht wie eyn Heid und gsagt / eyn sanctum concilium hätt Er sich anners vorgstellt. Die Ertzbischöff und die Bischöff waren nit enthaltsamer alß die Cardinäl und die weltlichen Hertzög und Graffen nit schlimmer. Ist so wie ich sag. Bey den Verhantlungen hab ich nit zuhglost / ist auch nit meyn Ambt gewest / sondern hab ausgholfen mit der welschen Sprach und vohr mich gedacht der Welschländer der Spanier und der Franzoß seynt halt anners alß die rechtschaffenen Teutschen und übervorteln eynen so er nit auff seyner Hubt ist.

Und dort haben Wir wieder vom Herrn Rudolph ghört der übers meer gangen ist.

Khumen eynes Tags nach Trient vier wüschte Manner in rohten Rökken und blauen Hosen auff kleynen zottligen brauhnen Pferdeln und schlagen Lärm und thun groß und berühmen sich auß Bulgarien zuh seyn hergschikkt vom Herrn Kayser von Schärffenperkh der was dort regihret wie ein Vatter unter seynen Soldaten. Darob hatt sich inser gnädiger Herr Christoph baß verwundert und iß den Bulgaren nachgangen inn ihre Herberg wo sie die best Zimmer belegten mitt terkhischen Goltstükkhen herumbschmissn und Würffelten zum Zeytvertreybn. Wir habn ins zu ihnen gsetzt und der gnädige Herr Christoph hatt den sterkstn Weihn auß dem Keller bringen laßen daß sie Ihm verzähln möchten vom Kayser von Schärffenperkh. War nit leicht mitt ihnen zu rehden wo sie bsoffen seynt gwesen und nur bulgarisch verstanden han. Der Wirth hatts übl verteutscht. Dreymal seyn Wir zu Ihnen gangen und haben Außkunft gesucht. Haben im gantzn erfaren daß Herr Rudolph / der übers Waßer der Sau übersetzte mitt dem Sultan der Ungleubigen Krieg führet und ein heer vonn Lanzknechten sammele um Constantinopol zu erobern woh die Kirche der Heiligen Sophia stet woh die Terkhen hiatzten ihren Muhammed anbetten der was ihr

Gnadenreich.

Die Höhenkuppe ist erreicht.

Arme, arme Burg, was hat die Zeit aus dir gemacht! Gemäuer. Gemäuer, das so wenig dem stolzen Bau gleicht, den Vischer vor zweihundert und mehr Jahren in sein Schlösserbuch zeichnete oder jener unbekannte Meister auf sein gläubiges Gemälde von Mariae Verkündigung malte, das ein Ulrich Christoph Herr von Schärffenberg anno 1631 zur höheren Ehre der Himmelskönigin herstellen ließ. Oft und oft schon suchte ich, den alten Beschreibungen nachgezeichneten Grundriß des Schlosses in der Hand, die ursprüngliche Anlage von Hohenwang auszukundschaften — und gefunden habe ich Mauerreste, zerrissene Torbogen, wirre Steintrümmer, von denen mir ein pfeifenrauchender Maurergeselle fachmännisch erklärte, sie seien mit einem Mörtel gekalkt, der an Härte den besten Zement übertreffe. Kaum, daß man sich da und dort ein wenig zurecht findet.

Zuerst hat das Erdbeben die Feste durchgerüttelt, so daß die Bewohner ins Tal flüchteten, und später sprengte Übereifer noch manche aufrechte Wand mit Gewalt, weil er gefährliche Einstürze fürchtete. So blieben nur Trümmer mit Erde überschüttet, aus der Gräser und Bäumchen wachsen, die oft seltsam kühn aus einer geborstenen Mauerfalte heraussprießen.

An diesem Frühlingstag fühle ich kein Verlangen, der verschütteten Vergangenheit nachzuspüren, sondern klettere über den seicht gewordenen Halsgraben zum ersten Torbau mit seinem Mannsloch und seinen Schießscharten, die an blinde Augen erinnern. Nur dem kleinen Hochgarten statte ich einen Besuch ab — er ist öd und struppig geworden. Vergeblich suche ich die vergitterte Luke, durch die Frau Eva Regina dem „Terken" hinter dem Rücken des „krumpen Pfaffen" Fleisch, Brot und Most zusteckte. Alles zerfallen . . . . . Einen Blick werfe ich auf den „Oberstock", in den der Marquis den Alois Tendler sperrte, daß er ihm ein geigendes Manderl mache. Nichts blieb davon übrig, als leere Wände mit eckigen Löchern, in die einstmals Trambäume paßten.

Der Notsteig aus Prügelhölzern, über den man in den alten Hauptbau des Schlosses gelangt, schwankt: Ehemals rasselte eine Zugbrücke den Gästen entgegen. Ein gestürzter Ziegelklotz liegt da, den sprengwütiger Übereifer oder die noch eifrigere Zerstörungssucht der Zeit hinwarf. Ein roh gemauerter Säulenkropf bezeichnet vielleicht den alten Speisesaal, wo die „gütige Frau Offmey" ihrem ruhelosen Schwager Rudolf den goldenen Reif ansteckte und eine rote, breitstrichige Malerei gemahnt an die Kemenate der züchtigen Frauen, die hier wohnten.

Es sind nur Vermutungen, wie auch die, daß einst von der Höhle hinter den Haselsträuchen ein unterirdischer Gang zum Sprengzaun hinab

's ist ein gnadenreicher Frühlingstag, vor dem Gasthaus zum Sprengzaun picken aufgeplusterte Hennen die Körner auf, die ihnen ein königlicher Hahn aus der Erde scharrt, Haustauben fächeln mit ihren singenden Schwingen über die junge Saat hin, der gescheckte Hofhund blinzelt in die Sonne, und auf der Bank vor dem Wirthshaus sitzt bei einem Glas Wein ein mürrischer Kutscher, den der freudige Tag soweit das Gemüt erhellt, daß er sich hie und da bewogen fühlt, zu nicken und fremde Leute zu grüßen. Auf dem Galgenhügel hocken Krähen, auf demselben geheimnisvollen Galgenhügel, in dem einst ein bebrillter Forscher ein Hünengrab vermutete.

Ich steige gemächlich den Burgberg zur Ruine Hohenwang hinan. Ehemals war der Berg kahl und nackt, wie alte Bilder erzählen, denn dichter Anwuchs hätte anschleichenden Feinden allzu sicheren Schutz geboten, und es stürmten auch die Türken mehr als einmal gegen die Feste an, obschon kein Geschichtsbuch davon meldet und nur mehr verschwommene Sagen darüber umgehen. Heute wachsen auf der steilen Lehne Fichten und Tannen, spärliche Lärchen und Buchen, Eichen, Haselbüsche, Strauchwerk aller Art und wildblühende Rosen. Schlägt einmal ein Förster da und dort eine Lücke ins Gehölz, so wuchern schon das Jahr darauf Erdbeeren und Himbeerkraut.

Behaglich kriecht der alte Weg bergan — der Weg, den einstens die Freier der Fräulein von Hohenwang mit gefülltem Becher hoch zu Roß ab und auf sprengen mußten, ohne einen Tropfen zu verschütten, um als Töchtermänner angenommen zu werden, wie die Überlieferung schwatzt.

Auf der Hügelhöhe ducken sich die Reste der zerkrümelten Burg tief in die Bäume und nur brüchige Mauern ragen über die Fichtenwipfel hinaus.

Ich wandere zeitlos hügelan, das Manuskript meines neuesten Buches „Die von Hohenwang“ in der Rocktasche, und die Wanderung hat den Zweck, die Grundstimmung der Erzählungen mit der Stimmung der Stätte zu vergleichen, wo sie spielen.

Um und um tut der Frühling sein Möglichstes. Veilchen, Primeln, Buschwindröschen malen lila, gelbe und weiße Zierate ins saftige Gras, Büsche stecken wollige Kätzchen aus, die Buchen prunken mit ihrem süßesten Grün und den Lärchen springen frische Nadeln aus den Ästen; nur die Tannen und Fichten stehen ernst und dunkel, als gälte für sie der lockende, frohlockende Lenz nicht. Auch die hartholzigen Eichen weigern sich noch, sich am allgemeinen Blühen zu beteiligen, und warten blätterlos und herb eine Weile zu, von dem wilden Kirschbaum beschämt, der schneeweiße Blumen treibt. Tüchtig brennt die Sonne nieder und der Himmel zeigt sich so unendlich blau, als könnte er nie wieder grau und feucht werden.

meinem Vaterstolz, dem es in der Frühlingssonne mählich behaglich warm wird. Nur wenn ich bedenke, wie die „geschichtliche Wahrheit" in dem Büchlein wegkommt, klopft mein Herz ein bißchen rascher.

„Was ist Wahrheit?" fragte Pilatus, und ich frage: „Was ist geschichtliche Wahrheit?" Sie ist das, was zünftige Historiker in dickbändige Werke niederlegen und uns zu glauben vorstellen. Wenn man's aber nicht glaubt, weil man den schmierigen Dokumenten aus verblichenen Zeiten nicht traut? Nein, nein, der Dichter, der Stoffe aus der Vergangenheit herausgreift, braucht nicht an den Buchstaben auf Pergament kleben, er darf toten Worten Leben einhauchen, er darf leere Namen wieder zu Menschen machen und darf die dürftigen Märlein, so schreibkundige Chronisten sie überlieferten, künstlerisch umformen. O, diese nüchternen Chronisten! Sie zeichneten zwar in dem Stockurbarium von 1631 auf, daß vom Naßbrunn mit großen Kosten ein Rohrbrunnen ins Schloß geführt wurde, aber sie verschweigen die Einquartierung des Paters Liguorius in der Burg und seine schmähliche Abfuhr durch die Bauernschlauheit des alten Sindelhofer. Von dem Schalkstreich wußte nur mehr der Holzer Ahndel in der Illach, den ihm seine Mahm als Kind erzählte; von ihm hörte ich den leckeren Schwank und schrieb ihn nieder.

Ja, für zünftige Historiker sind meine Hohenwanger Geschichten nichts, die verlangen für jedes Wörtel einen Beleg aus den Akten im „Joanneum" in Graz, und ich kann mich doch nur auf das Geplauder eines des Lesens und Schreibens unkundigen alten Bauern berufen, das mir freilich in diesem Fall mehr gilt als Krähenfüße auf vergilbter Eselshaut. Deshalb hab ich noch kein schlechtes Gewissen.

Deshalb nicht. Aber wie verhält es sich mit Rudolf von Schärfenberg, den der Herr Kaiser aus dem Lande wies, der ins Bulgarische verzog, dort selbst Kaiser wurde und seine Gesandten zum Konzil schickte? Ich stütze mich auf die Aufschreibungen des Schulmeisters Kaspar zum Tobel — doch kann ich sie, um etwa meinen guten Glauben zu beweisen, nicht einmal vorlegen, denn sie verbrannten, als der Blitz in die Keusche in der Pretull fuhr und der Donnerkeil den Kohlenbrenner-Naz erschlug ..... Verdient der zum Tobel Glaubwürdigkeit oder hat er ein bißchen gefaselt?

Was sagen denn die heiligen documenta dazu?

In einer historischen Beschreibung der löblichen Herren Stände heißt es:

„Nicht nur die gemeyne Mähr sondern auch die meisten Genealogisten derivieren das fürtreffliche alte Hauß der Grafen und Herren von Schärffenberg von königlichem Geblüt / doch mit dißem Unterschied daß etliche selbes aus Bulgarien und Bosnien andere von denen alten Bayerischen Königen oder altem Königlichem Geschlecht der Agilolfingeroden / einige aber von denen

abzweigte. Was blieb denn übrig von der altehrwürdigen Burg von Hohenwang? Kaum mehr als eine zu Stein und Ziegel und Mörtel gewordene Ahnung vergangener Jahrhunderte. Nein, nein, es blieb mehr: Der Blick ins Tal hinab und ins Weite.

Die Mürz wellt im Grund dahin und schlängelt sich durch üppige Auen, aus denen der alte Jakob — Jacques genannt — die Weidenruthen für den Fallschirm des Einbein schnitt; die Reichsstraße kriecht durch die Landschaft — dieselbe Straße, auf der Herr Wolf mit dem schwarzen Paschal gen Chrugelahe ritt, während ihnen Frau Praxedis, die Klügere, besorgt nachschaute .... Flußabwärts das Dorf Krieglach, wo die Bauern aus dem Waldland beim Kirchenwirt rasteten, als sie auszogen, die Herren zu erschlagen und dem Adamer von Montfort die Untertänigkeit aufzusagen. Rechterhand beim Waldschöpfel stand vielleicht der Turm des Friedl und linkerhand, hinter dem Gantwald, zierlich und klein ob der Entfernung, liegt die Kapelle am Sandbühel, da die Aflenzer den Hohenwanger einscharrten.

Unten am Hang des Burgberges, den die kleine Offmey aus Angst vor dem mütterlichen Birkenbesen hinabrutschte, breitet sich Langenwang mit seiner Kirche, in der viele Schärfenberger ruhen, und daneben der Pfarrhof, wo der schlaue Michl Sindelhofer unserm Herrgott ins Handwerk pfuschte und ein Rosenwunder ausklügelte.

Und wer immer einst in den Jugendtagen der Burg aus den Fenstern hinausblickte, den grüßten die waldigen Berge ringsum, damals wie heut, und dahinter die schneebedeckten runden Buckel der Veitsch und der Rax, deren Namen mit wendischer Zunge reden. Ein wenig ferner die Spitzen des hohen Schwaben, des deutschen, des schwäbisch getauften Gebirgsstocks, und ganz, ganz ferne der Flohning, der Reiting, der Zirbitzkogel und die Gletscheralm.

Das ist heute noch so wie vor tausend und etlichen Jahren, das verschüttete nicht das Erdbeben und zerbrach nicht menschliche Ungeduld und zernagte nicht die böse, böse Zeit.

Halt, nicht träumen! Frühlingstage sind kurz und ich will doch meine Geschichten durchblättern.

Ich breite den lodenen Wetterfleck ins Gras und setze mich mitten in den wärmsten Sonnenschein, der in dieser frühen Jahreszeit gerade ausreicht, denn in die Baumschatten verkriecht sich noch graugewordener Schnee.

Und jetzt zu meinem Geschichtenbüchl!

Hm ..... Die Geschichte von der Hohenwangerin scheint mir nicht übel geraten und sie schickt sich wohl in die wetterwendische Gegend; auch der Bauernaufstand, das Wunder und die Seltsamkeiten des Herrn Marquis de Schärfenberg sind stellenweise recht drollig — meine ich in

Der Kniehosige läßt sich zu mir ins Gras nieder: „Das interessiert mich aber sehr; da können Sie mir vielleicht auch Auskunft geben, was es mit dem Grafen Rudolf von Schärffenberg für eine Bewandtnis hat, der in Bulgarien lebte. Er stammt ja von hier."

Das ist doch mehr als sonderbar! Rudolf von Schärffenberg, über den ich soeben grübelte! Da der Fremde einen angenehmen Eindruck auf mich macht, so sage ich: „Wenn's beliebt, werde ich Ihnen alles mitteilen, was ich über ihn weiß." Der andere bittet darum und so lese ich ihm meine Geschichte vor.

Der Kniehosige murmelt: „Sehr interessant!" Aber ich halte mich für verpflichtet, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß die Urkunden etwas wortkarger sind als der geschwätzige Schulmeister und teile auch deren Inhalt mit.

Er schüttelt bestimmt den Kopf: „Ihr zum Tobel hat vollkommen recht. . . ." Und plötzlich lacht er fröhlich auf: „Woher ich das weiß, verehrter Herr? Nun, jetzt will ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die auch für Sie von Belang ist. Erlauben Sie übrigens, daß ich mich vorstelle — Landsturmingenieur Blondner; ich reiste eigens hierher, um mir Hohenwang anzusehen. . . . Also was den Grafen Rudolf anlangt. . . . Ich habe seinen Namen früher niemals gehört und mußte erst den Feldzug gegen Serbien mitmachen, um ein Kapitel vaterländischer Geschichte zu studieren. Man hatte mich vergangenen September der Pioniertruppe der ersten bulgarischen Armee unter General Bojadjeff zugeteilt, die gegen Nisch operierte. Ich schlug mit meinen Leuten im feindlichen Geschütz- und Maschinengewehrfeuer eine Brücke über den oberen Timok und kam glücklich ohne jede Verwundung davon. Verwundet wurde ich auch später nicht, aber in Nisch, in dem verseuchten Nest, packte mich der Typhus. Zwei Monate lag ich in einem Spital der eroberten Stadt und hernach schaffte man mich ins Hinterland, was dort so viel wie Bulgarien bedeutete. Schon bazillenfrei, aber noch sehr geschwächt, nahm mich eine liebe alte Dame, Frau Tontscheff mit Namen, auf ihrem Gut in der Nähe von Karlowo auf. Die gute Luft, eine kräftige Kost und die sorgsame Pflege, die man mir angedeihen ließ, brachten mich bald hoch und ich durchstreifte die romantische Gegend. Der Aufenthalt in dem gastlichen Haus wurde aber noch angenehmer, als der Enkel der Gutsherrin, der Generalstabshauptmann Boris Tontscheff, eintraf, der sich gleichfalls von einer schweren Erkrankung zu erholen hatte. Wir schlossen uns eng aneinander an und unternahmen nun gemeinsam Streifzüge in die Umgebung, wobei er mir mancherlei aus der Vergangenheit seines Heimatlandes, das bekanntlich bis in die jüngste Zeit unter türkischer Herrschaft stand, erzählte. Einmal fragte ihn seine Großmutter, ob er mich auch schon zum Kaisergrab geführt habe, und er entgegnete, das

alten Hertzogen aus Franken herleiten / wie dißfalls R. P. Bucellini in Stematographie Spenerus. in Hist. Insig. Illustr. und Martinus Zeillerus Itur. Germ. zu lesen. Die zu Augspurg gedruckte Beschreibung des concilii zu Trient meldet unter anderem von einem König von Schärffenberg mit dißen Worten: Der durchlauchtigste König von Schärffenberg ist unter dem Soldan. Alßo ist sein Wapen / nemblichen die güldene Cron im blauen Feld / jedoch mit dem Unterschied gemahlener zu sehen / daß unter der Cron drei gelb oder güldene Kugl in einer gleichen linea erscheynen. Was von dißem König zu halten / will ich den günstigen Leser beurthlen lassen / unterdeßen betheuert D. Johann Ludwig Schönleben in Geneal. Gallenberg: daß von denen Herren von Schärffenberg einer in Bulgarien gewesen seye / welches mit dem überein kommet / was hievon der Herr Baron von Schwartzenhorn (welcher alß Kaiserl. Potschafter die Türckey öfter durchreiset) gedencket daß er nemblichen in selben Türckischen Gegenden in verschiedenen alten Kirchlein oder Capellen das Schärffenbergische Wapen mit einer Königlichen Cron geziert öffters angetroffen und gesehen habe."

Eine andere Urkunde berichtet ergänzend, ein Rudolf von Schärffenberg habe sich gegen den Erzherzog von Österreich verschworen und unterworfen verpflichtete er sich, „daß er deßhalb über meer ziehen und seyn Leben lanng nit wider khumen und den österreichischen Lannden nit zu wider hanndeln welle".

Aus solchen dürftigen Überlieferungen kann niemand recht klug werden und die Familie Schärfenberg vermutete nur immer, ihre Vorfahren hätten „heimblich Einmahl in Bulgarien geregieret"! Da hielt ich mich denn an die schlichten Aufzeichnungen des zum Tobel und habe — überlege ich es genau — eigentlich keine Ursache, ihnen zu mißtrauen, wenn sie auch kein rechtskräftiges documentum darstellen und nicht einmal auf Pergament geschrieben wurden. Freilich, seit ich sie las und in mein Notizbuch übertrug, verbrannten sie unglücklicherweise, welches Mißgeschick sie jedoch mit zahllosen anderen ungleich wichtigeren Dokumenten teilen, ohne daß solchen das fressende Feuer etwas von ihrem inneren Gehalt zu rauben vermochte.

So sitze ich denn auf dem lodenen Wetterfleck im Gras inmitten der Ruine Hohenwang unter einer Frühlingssonne, die es höllisch gut mit mir meint.

Da werde ich, meine Schreibereien im Schoß, von einem fremden jungen Mann in Kniehosen gestört, der überall herumstreift und neugierig in jede Höhlung und durch jede Schießscharte späht. Endlich tritt er auch zu mir und fragt: „Sind Sie in der Geschichte des Hochschloß bewandert, mein Herr?"

Ich schaue erstaunt drein: „Ein wenig."

so größerer Dichter gewesen sei, der über dem Wenigen, was man vom Grafen Rudolf wußte, ins Phantasieren geriet und mir ein Märchen auftischte."

Da wird Blondner ganz heftig: „Lieber Herr Doktor, Sie tun dem guten Mann, dem Sie die Aufzeichnungen verdanken, bitter unrecht, denn so weit ich es beurteilen kann, hat er die reine Wahrheit gesagt — wenigstens so weit Wahrheit, als wir überhaupt imstande sind, Wahres zu erkennen und zu berichten. Ein bißchen schwindeln ja auch die vertrauenerweckenden Urkunden (manchmal sogar ziemlich erheblich, wenn sie einen bestimmten Zweck verfolgen!) und wie es in vergangenen Zeiten wirklich aussah, das weiß kein gewissenhafter Historiker und auch kein Dichter, obwohl ich den Dichtern beinahe mehr traue, weil es ihnen zuweilen gelingt, die Wahrheit zu ahnen oder eine höhere Wahrheit, die allgemein menschliche, darzustellen, mag es auch in Einzelheiten dabei windig aussehen."

Ich nehme die Worte als ein ehrendes Kompliment, ohne zu wissen, ob sie auch auf mich und mein Büchlein gemünzt sind, aber ein bißchen eitel darf wohl ein jeder sein. Ich frage nur noch: „Sie glauben also an den Kaiser Rudolf von Bulgarien?" „Durchaus nicht", antwortet er ungerührt. „Ich erkundigte mich nämlich bei Tontscheff um seine Meinung und er, der Land und Leute seines Vaterlandes wie kaum einer kennt, äußerte, der Herr von Schärffenberg sei ein arger Abenteurer gewesen — ein besserer Räuberhauptmann."

Die Auskunft verstimmt mich.

Der Ingenieur merkt meine Verstimmung und lächelt: „Das macht aber doch gar nichts aus, verehrter Herr, ob Kaiser, ob Räuberhauptmann ist doch ganz nebensächlich. Denken Sie an Napoleon den Großen, bei dem es auch schwer fällt, in dieser Beziehung einen Unterschied zu machen, oder gar erst an Wilhelm den Eroberer, der Britannien überfiel, unterjochte und das neue England damit begründete. Er war im Grunde auch nur ein vom Erfolg begünstigter Seeräuber — also ein Vorfahre der modernen Briten!"

„Ja, ein Seeräuber", wiederhole ich beklagenswert albern in meiner Kleinmut. „Der zum Tobel hat halt doch gefaselt!"

„Das dürfen Sie nicht sagen, und zwar aus Gründen, die ich Ihnen bereits auseinandersetzte. Aber lassen Sie mich zu Ende berichten! An einem schneeklaren Wintertag, der ebenso kalt wie schön war, stiegen Tontscheff und ich ins Gebirge hinauf und es war keine geringe Mühe, kann ich Ihnen versichern, auf dem hartgefrorenen Boden ohne Schneeschuhe und Steigeisen, aber ich wäre um keinen Preis auf halbem Wege umgekehrt, denn das Grab des Kaisers mußte ich sehen. Nach zwei Stunden Marsch, Klettern und Ausgleiten, gelangten wir endlich ans

sei noch nicht geschehen, könnte aber leicht in den nächsten Tagen nachgeholt werden.

„Kaisergrab?" erkundigte ich mich neugierig. „Ich hörte noch nie von einem Kaiser von Bulgarien, oder handelt es sich um einen fremden Kaiser, der hier beigesetzt wurde?"

Boris erwiderte: „Es gibt allerdings keinen Kaiser von Bulgarien, aber die einfachen Bewohner der hiesigen Gegend haben eine eigene Vorstellung von der historischen Vergangenheit und schmücken einzelne mehr oder weniger beglaubigte Ereignisse legendenhaft aus. Was das erwähnte Grab anlangt, so soll dort ein deutscher Graf ruhen, der vor vielen hundert Jahren ins Land kam und den Plan hatte, ein von der Türkei unabhängiges bulgarisches Kaiserreich zu begründen. Tatsächlich sammelte er auch eine Schar wohl kaum mehr als zweifelhafter Elemente um sich, Leute, die nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatten, und empörte sich gegen den Sultan, der deshalb Truppen gegen ihn ausschickte, denen es freilich nicht gelang, den Abenteurer zu fassen oder auch nur seine Bande zu zersprengen. Immer zog er sich vor überlegenen Angriffen in das unwegsame Gebirge zurück, um dann bei günstiger Gelegenheit wieder vorzustoßen und den Türken empfindlichen Schaden zuzufügen. Dieser Kleinkrieg mochte Jahre gedauert haben, bis es dem Sultan zu dumm wurde — und er seine Truppen abberief. Der Graf lebte hernach, wie sich das Volk erzählt, noch einige Jahre als Wojwode oder dergleichen, residierte in einem befestigten Hof, von dem keine Spur mehr vorhanden ist, und hob Steuern ein. Über sein Ende und den Verfall seiner Herrschaft, die ihn kaum lang überlebt haben dürfte, ist nichts weiter bekannt. Nur sein Grab hält die Bevölkerung in Ehren, da er den Ruhm genießt, als einer der ersten den Versuch gewagt zu haben, das türkische Joch abzuschütteln und einen bulgarischen Staat zu gründen. Gelungen ist ihm das allerdings nicht, doch in den Spinnstuben berichten alte Mütterchen heute noch der auflauschenden Jugend von Kaiser Rudolf, wobei ihn die Phantasie mit einem mächtigen Heer und einem glänzenden Hofstaat umgibt. Als wir vor vier Jahren gegen die Türkei zu Felde zogen, um unser nationales Ideal zu verwirklichen, meinten die Bauern, der Kaiser sei auferstanden und führe die Armee zum Siege. Nachdem uns der serbische Verrat um den Enderfolg betrogen hatte, sagten sie: „Noch schläft er, aber seine Zeit wird kommen!" Und erst gestern, als die Nachricht einlangte, der letzte Serbe sei aus Mazedonien verjagt worden, vertraute mir der Kutscher Zyrill heimlich an: „Jetzt ist der Kaiser erwacht!"

„Das ist sehr merkwürdig," sage ich zum Kniehosigen, „um so merkwürdiger, als ich soeben an der Wahrhaftigkeit des Alten zum Tode gezweifelt hatte und mich fragte, ob der kleine Schulmeister nicht ein um

„Na, da sehen Sie halt!“ Blondner kramte in seiner linken Westentasche, nestelte an seiner Uhrkette und reichte mir einen breiten mattgoldigen Ring. „Frau Tontscheff schenkte ihn mir beim Lebwohl und um seinetwillen stieg ich zu dieser Ruine herauf.“

Andächtig, mit spitzen Fingern lang ich nach dem Ring; er war breit und schwer und mit Zierraten geschmückt. Nach eingehender ehrfürchtiger Betrachtung gebe ich ihn schweigend dem Besitzer zurück.

Der lacht: „Ich errate Ihre Gedanken, lieber Doktor — Sie denken: Wenn ich das Stück behalten dürfte! Aber so gern ich Ihnen für die hübsche Geschichte, die Sie mir vorlasen, gefällig sein möchte, ich kann mich von dem Kleinod nicht trennen, das mir für immer eine Erinnerung an die stillen Tage auf dem weltfernen Gut und seine lieben Bewohner sein wird. Sie begreifen, nicht wahr?“

Ich begreife. —

Da der Ingenieur schon lang ins Tal hinabgestiegen ist, um den Zug nach Graz, wo er sich beim Ergänzungsbezirkskommando zu melden hat, noch zu erreichen, sitze ich auf meinem lodenen Wetterfleck in der Burg und sinne. Seltsamer Zufall .... Mein guter alter Kaspar zum Tobel, dem ich schon mißtraute, war ein für allemal gerechtfertigt. Seine Niederschrift, die verbrannte und von der ich gottlob eine Abschrift besitze, ist ein historisches Dokument wie irgend ein anderes. Ob Kaiser, ob Räuberhauptmann — der Ingenieur hat recht — ist schließlich sehr, sehr nebensächlich. „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem!“—

Es wird kühl in dem Gemäuer der rissigen Ruine und ein frostiger Wind zieht durch die Torbogen und Schießscharten. Mit eiligen steilen Schritten steigt die vorzeitig matte Frühlingssonne im Westen nieder.

Es ist die Sonne Homers, die Sonne der Hohenwanger, der Montforts und Schärfenberger.... „Siehe, sie leuchtet auch uns...“ und übergoldet seltsam die grünen Waldberge und das erblühende Tal, die braun und rot bedachten Dörfer und die alte Burg, von der Stein auf Stein abbröckelt, bis sie im Erdboden verschwinden wird, wie auch die von Hohenwang zur Erde zurückkehrten....

Die Beschwerde des Herrn Neuner.

Nach einer wahren Begebenheit. Von **Fritz Müller.**

Dreimal in der Woche war für die jungen Rekruten eine Nachtübung angesetzt. Dann marschierten sie gegen 11 Uhr singend durch die Frundsbergstraße nach der Heide. Morgens gegen fünf Uhr marschierten sie von der Heide durch die Frundsbergstraße. Wieder singend. „Wir

Ziel — zu einem Hügel, der seltsamerweise aper war und hinter dem ein verwitterter Felsblock ein bißchen schwerfällig und schief aufragte.

„Das ist es", sagte Tontscheff. „Die Bauern, die diese Stätte heilig halten, zumal sie sich ein wenig vor dem toten Kaiser fürchten, schaufeln im Winter von Zeit zu Zeit den Schnee weg und sommersüber stellen sie in dunklen Nächten bunte mit Öl gefüllte Gläser ringsum, aus denen Lichter brennen. Auch Heiligenbilder habe ich hier schon gefunden. Das Interessanteste ist aber zweifellos der Felsblock, in den etwas eingemeißelt ist, was ich leider nicht entziffern kann, denn erstens bin ich der deutschen Sprache nicht genügend mächtig und zweitens haben Sturm und Regen die Buchstaben verwischt und verwüstet. Vielleicht gelingt es Ihnen, aus der Inschrift klug zu werden."

Gespannt näherte ich mich dem roh behauenen Felsen und beugte mich darüber; kein Zweifel, er war gezeichnet, doch die Zeit und überwucherndes Moos hatten die Inschrift fast unleserlich gemacht. Mit Geduld, ein wenig Phantasie und reichlich gutem Willen entzifferte ich einige der eingekratzten Buchstaben, die in ihrer Gesamtheit den Namen Schärffenberg sehr gut vorstellen konnten. Er war mit zwei ‚F' geschrieben, während er in einem Buch, in dem ich später nachschlug, nur ein ‚F' hat."

„Die Schreibweise des Namens wechselt."

„Ja, so." — Die drei oder vier Zeilen darunter jedoch hatten zu sehr gelitten, und ich war außerstande, ihren Sinn zu enträtseln. Mir genügte übrigens die Namensfeststellung. — Ich dankte Boris und der alten Dame, daß sie mich auf das Grab aufmerksam machten. Zweimal pilgerte ich noch zu ihm hin und freute mich, fern der Heimat, dieses Denkmals.

Kurz vor meinem Abschied von dem Gut und dessen liebenswürdigen Besitzern, da ich allein mit Frau Tontscheff das Abendbrot einnahm, weil Boris zu Besuch auf einem Nachbarhof weilte, kam die alte Dame wieder auf den Kaiser von Bulgarien zu sprechen und meinte, das Grab sei schon vor langer Zeit durch Neugierige geöffnet und vielleicht beraubt worden, denn in ihrer Familie befinde sich ein Ring, der daraus stammen sollte. Ich bat, den Ring sehen zu dürfen und mit großer Bereitwilligkeit holte sie ihn aus ihrem Schmuckkästlein. Es schien mir tatsächlich möglich, daß er, sehr alt und von abendländischer Herkunft, dem Grafen von Schärffenberg gehört haben konnte."

„Der Ring", murmle ich; „etwa der Reif der gütigen Frau Offmey..."

„Vermutlich."

„Wenn ich ihn hätte sehen können! Sie werden begreifen, Herr Ingenieur, wenn man sich mit etwas so eifrig beschäftigt hat wie ich mit der Lebensgeschichte des Grafen Rudolf, übt ein derartiges Andenken natürlich einen besonderen Reiz aus."

ihm keine Ruhe. Heute saß er im Schlafrock hinter den Gardinen: „Will doch sehen, will doch sehen, ob sie auf meine Eingabe hin noch singen werden...“

Fernher kam Soldatentritt, fernher klang's gedämpft:

Aftn mir san vom Leibregiment,
Von der zwölften Kompanie, Kompanie,
Kann's denn was Schönres geben,
Weil –

Der nächtliche Gesang brach ab. Tritte nur, nur Tritte, so lang die Nummer 37 Hausfront war. Ihr im Rücken erst klang's wieder weiter, leis gedämpft:

– Leiberlackl san
Zwölfhundert Mann ....

„Da fehlt etwas“, dachte der Rat Alois Neuner unruhig, „da haben sie was ausgelassen, so lang mein Haus ist, haben sie was ausgelassen. Aber das kann mir gleich sein. Man hat mir meine Forderung erfüllt. Ich kann ungestört von jetzt ab schlafen.“

Aus dem Schlafrock, hinein ins Bett, ins rätliche. Aber kein Schlaf kam, nicht die Spur von einem Schlaf. Während sie in der Heide draußen übten, ging's dem Alois Neuner ohne Unterlaß und wie ein Mühlrad durch den Sinn: „Da fehlt etwas, da haben sie was ausgelassen, so lang mein Haus ist, haben sie was ausgelassen — was wohl, was wohl? — Ich muß wissen, was sie ausgelassen haben, ich kann sonst nicht mehr schlafen — was wohl vor den Leiberlackeln kommen mag, und was wohl nach der zwölften Kompanie — es läßt mir keine Ruhe — will Licht machen, will nachschlagen, will — “

Er saß wieder im Schlafrock unter der Lampe und schlug in seinem alten Schullesebuche nach. Er hatte sonst kein anderes Buch, in dem's Gedichte gab. Aber da war das Gedicht nicht.

„Dummes Zeug,“ sagte er, die Lampe wieder löschend, „schlafen will ich, schlafen.“ Er schlief nicht. So oft er an das Traumland anstieß, marschierte das Leibregiment vorüber, sang

Aftn mir san vom Leibregiment,
Von der zwölften Kompanie, Kompanie,
Kann's denn was Schönres geben,
Weil —

Stille, Stille und nur Tritte, und erst nach einer ganzen Weile, die so lang war wie ein Haus, von neuem

– Leiberlackl san
Zwölfhundert Mann ....

Gott sei Dank, jetzt sind sie vorüber, dachte er, jetzt will ich aber schlafen. Hui, da kamen sie wieder von neuem anmarschiert, übermütig singend, ewig singend

Aftn mir san vom Leibregiment ...

sind noch lange nicht erschöpft, verehrte Bürger", schwang es im Unterton des Heimkehrliedes mit, „noch lange nicht, noch lange nicht..."

Um elf Uhr nachts und fünf Uhr morgens verschob sich in der Frundsbergstraße mancher Fenstervorhang. Nächtlich starrten manche Augen, bis sie brennen wollten: „Da sind sie wieder, unsre Jungen, die morgen vor dem Feind stehn werden — wartet, wartet, ich sing mit — verflucht nochmal und zugenäht, ist meine Kehle heute trocken — na, wenn ihr wiederkommen werdet..."

Unter denen, die also murmelnd hinterm Fenstervorhang standen, war Herr Alois Neuner aus der Frundsbergstraße nicht. Schon wegen des „verflucht nochmal und zugenäht". So was sagt ein pensionierter Rat auch in Gedanken nicht. Ein pensionierter Rat denkt und redet überhaupt nicht viel, der schreibt. Der schrieb an die Regimentskanzlei:

„Der ergebenst Unterfertigte erlaubt sich, ein verehrliches Regimentskommando geziemend darauf hinzuweisen, daß er infolge einer nervösen psycho-pathischen Verfassung, die durch angefügtes ärztliches Attest des Geheimrats Drimmelmaier ausreichend dargetan erscheinen dürfte, trotz seines nachweislich vaterländischen Empfindens, das durch vernünftige Beteiligung an der letzten Kriegsanleihe zu 5 Prozent nachgewiesen werden kann, nicht in der Lage ist, seine Ruhe durch einen nächtlichen Gesang stören zu lassen, der, ohne dem Empfinden der Singenden nahetreten zu wollen, für die kriegsmäßige Ausbildung der Truppe immerhin von so untergeordnetem Belang sein dürfte, daß die gesangliche Unterbrechung kurz vor bis kurz nach dem Hause des ergebenst Unterzeichneten tunlichst in geneigteste Erwägung gezogen werden könnte..."

Die Alois Neunersche Beschwerde war noch erheblich länger. Hier genüge im Interesse der Papierersparung dieser kleine Auftakt.

Die Regimentskanzlei setzte die Eingabe aus der Frundsbergstraße vorschriftsmäßig in Umlauf.

„Kenntnis genommen und zur weiteren Veranlassung an den Oberstleutnant", setzte der Oberst gelassen darunter.

„Kenntnis genommen und zur weiteren Verfügung an den Hauptmann", setzte der Oberstleutnant etwas weniger gelassen darunter.

„Kenntnis genommen und zur weiteren Behandlung an den Feldwebel", setzte der Leutnant wütend darunter.

„Kerls", schnauzte der Feldwebel die jungen Rekruten, die morgen vor Verdun stehen werden, kurz vor dem Ausrücken zur Nachtübung väterlich an. „Kerls, das Singen in der Frundsbergstraße hat kurz vor bis kurz nach der Hausnummer 37 auszusetzen, kreuzdunneraloisneunernocheinmal, verstanden — in Sektionen links schwenkt..."

Das war kurz vor elf. Der pensionierte Rat Alois Neuner schlief gewöhnlich schon um diese Zeit. Aber heute war er auf. Heute ließ es

„Aha, der Mann mit der Gesangseingabe, Frundsbergstraße, nicht wahr?“

„Jaja, gewiß, gewiß, Nummer 37 —“

„Sagen Sie mal, Verehrter, wie kann man in einer Frundsbergstraße wohnen und so nervös sein, daß man nicht einmal —“

„Jaja, Herr Oberst, ich komme — ich möchte beantragen, daß —“

„Wie, noch nicht zufrieden?“

„Nein, Herr Oberst, ich kann nicht schlafen — ich gehe zugrunde, wenn die Soldaten immer an meinem Hause zu singen aufhören ...“

Die Regimentskanzlei setzte die zweite Eingabe aus der Frundsbergstraße vorschriftsmäßig in Umlauf.

„Kenntnis genommen und zur weiteren Veranlassung an den Oberstleutnant“, setzte der Oberst gelassen darunter...

„Kenntnis genommen und so weiter —“

„Kerls!“ schnauzte der Feldwebel seine Leute kurz vor dem Auszug zur nächsten Nachtübung väterlich an, „Kerls, das Singen in der Frundsbergstraße hat an keiner Stelle auszusetzen, kreuzdunneraloisneunernocheinmal, verstanden — Sektionen links schwenkt...“

Ein Männlein in der Frundsbergstraße hörte es von seinem Bette gegen elf marschieren, hörte es singen:

Aftn mir san vom Leibregiment,
Von der zwölften Kompanie, Kompanie,
Kann's den was schönres geben,
Weil — i selm dabei bı.
Aftn mir san vom Leibregiment,
Mir ham no nia a Furcht net kennt,
Weil ma himmellange — Leiberlackl san.
Zwölfhundert Mann ...

„Ah“, seufzte das Männlein in den Kissen erleichtert auf, „aah, jetzt weiß ich's endlich, aaah...“ und schlief gesund und gut die ganze Nacht bis gegen fünf. Da kamen sie von der Nachtübung aus der Heide zurück, wieder mit Schritt und Tritt und mit Gesang:

Kein schönrer Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Heid im freien Feld,
Darf nit hörn groß Wehklagen,
Im engen Bett nur einer allein
Muß an den Totenreihen,
Hier findet er Gesellschaft fein,
Falln mit wie Kräuter im Maien ...

„Aah“, drehte sich einer in den Kissen um, „nun weiß ich endlich was das schönre ist — das schönre ist — aah“, und schlief weit in den Morgen hinein, gesund und gut, während draußen in den blutroten jungen Tag hineinmarschierten, jene, die morgen vor Verdun stehen werden.

und wieder brach es an der gleichen Stelle ab, nahm's an der gleichen Stelle wieder den Gesang auf. Dann kamen sie ein drittes Mal, ein viertes Mal, wie beim letzten Carmenakt in einem kleinen Theater war es, wo ein Riesenumzug mit immer denselben Statisten vorgetäuscht wird, die hinter den Kulissen rundum ziehen. Beim zehnten Umzug hielt es Herr Alois Neuner nicht mehr aus:

„Ich will überhaupt kein Singen hören," schnaufte er, „ich habe fünfprozentige Kriegsanleihe gezeichnet und keinen Gesang — ich will — ich habe —"

Sofort hörte das Regiment ganz zu singen auf. Stumm marschierte es zwischen ihm und dem Traumland durch. Aber an einer bestimmten Stelle versank es in der Erde und blühte erst ein Hauslang später wieder aus der Erde auf. Und so ging's die ganze Nacht. Schweißgebadet lag Herr Alois Neuner in der grauen Morgendämmerung, als sie gegen fünf Uhr von der Nachtübung heimmarschierten, die jungen Rekruten, die morgen vor Verdun stehen werden.

Wieder saß der Uebernächtige im Schlafrock hinterm Fenster: „Nun will ich doch mal sehen, doch mal sehen —"

Fernher kamen Tritte, fernher klang's gedämpft:

Kein schönrer Tod ist in der Welt
Als wer —

Stille, Stille eines Hauses Breite lang, Tritte, nur Tritte.

Dann von neuem:

— Gesellschaft sein,
Falln mit wie Kräuter im Maien . . .

Dem Alois Neuner gab's einen Stich ins Herz. Die häuserbreitenlange Stille sprang ihm an die Brust: ich laß dich nicht, ich laß dich nicht — immer werd ich bei dir sein — mir bist du verfallen mir . . .

Es sah sonderbar aus, wie der pensionierte Rat mit seinem Schlafrock plötzlich in dem hastig aufgerissenen Fenster lag und in den Morgendämmer schrie:

„Was für ein schönrer Tod — da fehlt etwas —"

Aber das Regiment war vorüber. Die morgendämmernde Straße drehte ihm den Rücken zu und stemmte ihn zurück ins Bett, in wirre, matte Morgenträume, in denen es dröhnte von stummen Regimentern, die plötzlich in die Erde sanken und plötzlich wieder aus ihr aufblühten . . .

In der Regimentskanzlei erschien an diesem Tag ein zerfahrenes Männlein. Ob er den Obersten persönlich sprechen könne? Aus der Ecke löste sich gelassen eine Gestalt:

„Der Oberst bin ich. Was wünschen Sie, wer sind Sie?"

„Ich bin — ich heiße — mein Name ist Alois Neuner — ja ja, Rat Neuner," stotterte das Männlein.

den Zweig in den Mund. Ein eisiger Schreck überkam mich; sollte das junge, blühende Leben hier wirklich so grausam zerstört werden? Es blieb mir keine Wahl, der Hund mußte geopfert werden, um das Kind zu retten. Vorher aber versuchte ich noch ein letztes Mittel. Mit dem Revolver schoß ich einige Male in die Luft, aber auch die hierauf gesetzte Hoffnung erfüllte sich nicht; das Kind weinte nicht, der Hund zog sich nicht ängstlich zurück und von den Angehörigen des Kindes ließ sich niemand sehen.

Nun galt es zu handeln. Vorsichtig näherte ich mich dem Hunde, blitzschnell warf ich ihm meinen Mantel über den Kopf und versuchte, ihn niederzuwerfen. Eitles Bemühen! Ebenso schnell war der Hund wieder frei und verletzte mich ganz bedeutend am linken Arm. Das Kind war aber doch ängstlich geworden, es kauerte auf dem Boden und sah mit seinen großen Augen verwundert zu mir herauf; unverzüglich nahm es aber dann die Beeren wieder vom Boden auf und wollte sie gerade zum Munde führen, als ich durch einen Schuß das arme, treue Tier zu Boden streckte. Mit einem Satze sprang ich zu dem Kinde und entriß ihm die Beeren, von denen es schon einige im Munde hatte. Nun aber erhob die Kleine ein fürchterliches Geschrei, und was alles Rufen und Schießen nicht vermochte, brachte das kindliche Weinen zustande. Ein junges Weib rannte wie eine Furie aus dem Wald auf mich zu und, den toten Hund gewahrend, stieß sie gellende Schreie aus, die im Handumdrehen eine ganze Masse Weiber herbeiriefen, welche mich laut zeternd umringten. Es war mir nicht möglich, den Leuten die Begebnisse klar zu machen, und wer weiß, wie es mir da ergangen wäre, wenn nicht, durch die Schüsse aufmerksam gemacht, zwei Landjäger hinzugekommen wären, die mich gegen die drohenden Weiber in Schutz nahmen und auf meinen Wunsch nach dem nahen Städtchen Sulmona begleiteten. Der Weg dahin war für mich äußerst peinlich, denn die uns begleitende Menge hatte aus mir schon einen gefährlichen Wegelagerer und Raubmörder gemacht, und als wir am Rathaus ankamen, stieß man sogar drohende Rufe gegen mich aus.

Auf dem Rathause wurde ich erst dem Wachtmeister, dann dem Friedensrichter vorgeführt, die beide zu meiner Erzählung ungläubig die Köpfe schüttelten und die vorsorglich von mir mitgenommenen Beeren neugierig und verständnislos betrachteten. Man kannte die Frucht nicht, und die Beamten hielten das Spielen des Kindes mit den Beeren für keinen genügenden Grund, um das Töten des Hundes zu rechtfertigen. Man sprach von einer Anklage wegen Sachbeschädigung und gab dem Hundebesitzer auf sein Verlangen nach einer Entschädigung von 100 Lire ohne weiteres Recht.

In dieser Lage kam mir der Apotheker des Städtchens zu Hilfe. Dieser war auf meine Bitte gerufen worden und erklärte nun ebenfalls

Was hättest Du getan?

Von **Ferd. Emmerich.**

Auf einem Streifzuge in den italienischen Abruzzen fand ich eines Tages in einer Waldlichtung ein zwei- bis dreijähriges Kind, das auf dem Boden herumkroch und von einem an langer Leine angebundenen Hunde bewacht wurde. Unwillkürlich schaute ich mich nach Angehörigen der Kleinen um, doch war weit und breit kein Mensch zu sehen. Übrigens verhinderten die ziemlich hohen Wände der muldenartigen Vertiefung, in der das Kind lag, ein Entfernen desselben, und vor der einzig zugänglichen Stelle lag der Hund, der wohl soweit dressiert sein mochte, daß er seinen Schützling nötigenfalls am Herauskriechen verhindern konnte.

Ich war ganz vertieft in meine wissenschaftlichen Untersuchungen, als ich plötzlich durch einen freudigen Ausruf des Kindes aufmerksam gemacht wurde. Die Kleine war an dem mit Gestrüpp bewachsenen Rande der Mulde ein Stück emporgeklettert und hatte eine Staude erreicht, an der ihr schöne rote Beeren entgegenleuchteten. Sie griff zu und streifte einige der Beeren ab, gleichzeitig aber rutschte sie den Hang hinunter. Ich lief hinzu, um zu sehen, ob sich das Kind etwa verletzt hätte; aber wie der Blitz kam der Hund auf mich zu, und nur durch einen Sprung zur Seite rettete ich mich vor seinen scharfen Zähnen. Mit Schrecken hatte ich jedoch schon wahrgenommen, daß das Kind die Beeren der bekanntlich äußerst giftigen Tollkirsche in der Hand hatte und Miene machte, die lachende Frucht in den Mund zu stecken. Ungeachtet der Gefahr, die mir durch den großen, kräftigen Hund drohte, wollte ich dem Kinde die todbringende Frucht entreißen; ich umwickelte schnell meinen Arm mit dem Mantel, um gegen einen Biß geschützt zu sein, und drang zu der Grube vor. Aber der Hund war schneller als ich: noch bevor ich ihn packen konnte, sprang er mich an und brachte mich zu Fall, so daß ich den kurzen Abhang wieder hinunterrutschte; in seinen Fängen blieb ein Fetzen meines Rockes.

Das alles dauerte nur einige Augenblicke; auch die Aufmerksamkeit des Kindes war für kurze Zeit von den Beeren abgelenkt, und ich hoffte schon, es durch Zurufe von der Frucht fort und näher zu mir zu locken, aber vergeblich. Die kleinen Händchen hielten den gefährlichen Zweig fest umschlossen und suchten, die Beeren an den Mund zu bringen. Nun versuchte ich durch lautes Rufen die Angehörigen des Kindes herbeizulocken.

„He, Leute, eilt, das Kind ist in Gefahr!“ Aber niemand antwortete, alles blieb still. Ich schrie jetzt das Kind an, um es zum Weinen zu bringen, umsonst! Je mehr ich rief, je mehr ich das wütende Knurren des Hundes reizte, desto mehr freute sich die Kleine. . . . Jetzt steckte sie

„Aber, lieber Freund“, entgegnete der Ältere, „wer wird denn gleich den Kopf verlieren! Daß dich Deine Heißgeliebte hintergangen hat, ist ja gewiß schmerzlich für dich, kommt aber in den besten Familien vor. Und daß dir derselbe Briefträger, der dir den Beweis dafür schwarz auf weiß lieferte, auch die Ablehnung deines neuesten Dramas, in das du so große Hoffnungen gesetzt hattest, ins Haus brachte, ist ein boshafter Zufall, der einem wohl die gute Laune rauben kann. Aber eine Katastrophe ist es doch nicht! An Selbstmord braucht man deswegen nicht gleich zu denken! Es gibt doch tausendfach schlimmeres Unheil auf der Welt.“

„Was denn zum Beispiel?“ fragte grimmig der junge Dichter.

„Armut, Hunger zum Beispiel“, erwiderte der andere. „Oder Krankheit zum Beispiel. Danke dem Schicksal, daß du keins davon zu leiden brauchst, daß du genug zu leben und überdies deine Gesundheit hast!“

Gereizt versetzte der junge Mann: „Ich leide freilich nicht körperlich, aber ich leide seelisch! Und seelisches Leid ist das weitaus ärgere.“

„Glaub' ich nicht. Und du selber glaubst es auch nicht. Du bildest es dir nur in diesem Augenblicke ein.“

„So, schön! Ich bild' mir was ein! Ja, spür' ich denn nicht, wie elend, wie erbärmlich mir zumute ist?... Mir ist das Geld auch schon manchmal ausgegangen, und ich war auch schon krank. Aber eins wie das andere war bloß ein Spaß im Vergleich zu der Gemütszerrissenheit, die mich heute quält. In seinem Vertrauen tückisch hintergangen, in seinen berechtigten Hoffnungen grausam enttäuscht werden — das ist der Menschheit wahrer Jammer! Leibliches Ungemach ist eine lächerliche Lappalie dagegen, behaupt' ich.“

„Und ich behaupte das Umgekehrte...“

Der gute Geist vernahm diese Reden und sie stimmten ihn traurig. Und sie spornten ihn zugleich an, auch hier heilend und helfend einzugreifen. Aber wie? Eine begangene Untreue ungeschehen machen, einen allmächtigen Theaterdirektor zur Annahme eines abgelehnten Stückes bewegen, das konnte er nicht. So weit gingen seine überirdischen Befugnisse nicht. Er war ja nur ein guter Geist mittleren Ranges und mittlerer Macht. Allein auch mit dieser war er bisher ausgekommen, auch mit ihr hatte er schon so viel Ersprießliches geleistet! Und gerade hier sollte sie versagen? Das hätte ihm wirklich leid getan, das hätte er kaum zu verwinden vermocht.

„Geht mir doch mit den verächtlichen Wehleidigkeiten eurer zarten und feigen Leiber!“ begann der geschlagene Poet von neuem. „Die Seele ist's, die man treffen muß, wenn man einen Menschen zur Verzweiflung treiben will. Meine Seele ist zu Tode getroffen. Könnt' ich doch vergessen...

mit aller Bestimmtheit, daß der Genuß der Beeren unter allen Umständen den Tod des Kindes zur Folge gehabt hätte, und man müsse mir eher dafür danken, daß ich so energisch eingeschritten wäre.

Trotzdem bekam ich meine Strafe; trotz der Gutachten des Apothekers und des Arztes wurde ich zu 10 Lire Geldstrafe wegen Sachbeschädigung und 50 Lire Entschädigung an den Hundebesitzer verurteilt. Das Gericht hielt mein Vorgehen für übereilt und durch nichts gerechtfertigt. Natürlich habe ich deswegen keinen Augenblick meine Handlungsweise bereut. Wem wäre nicht ein Menschenleben, man müßte denn etwa ein Italiener sein, auch noch mehr als 60 Lire wert? . . . Oder was hättest Du getan?

Seelenheilmittel.

Von **Fritz Stüber-Gunther.**

Durch den heiteren Sonntagsabend, durch die blanken und ruhigen Straßen der Stadt wandelten zwei Menschen und ein Geist.

Die beiden Menschen, ein jüngerer und ein älterer Mann, gingen nebeneinander, der Geist, natürlich unsichtbar, schwebte hinterdrein.

Es war ein guter Geist, er hatte Erlaubnis bekommen, sich wieder einmal auf Erden umzusehen. Und er benützte diesen kurzen Urlaub, um möglichst viel Wohltätiges zu wirken, Not und Kummer aufzuspüren und nach Kräften zu lindern. Sein Rang unter den Geistern war ein mittlerer und daher auch seine zauberische Macht nicht ungeheuer, sondern ziemlich beschränkt. Aber er bediente sich ihrer so haushälterisch und geschickt, daß er manchen schönen Erfolg aufzuweisen hatte. Auch heute hatte er schon viele Tränen sanft getrocknet, hier und dort unbemerkt Trost gespendet, dort und da düstere Wolken verscheucht und dafür milden Glanz verbreitet.

Nun war er bereits ehrlich müde. Aber ehe er sich zur Ruhe begab, wollte er noch jene zwei Männer belauschen, die im sinkenden Dämmer vor ihm hergingen und deren einen, wie er mit geschärftem Blick gemerkt hatte, schwere Sorge drückte. Er wollte helfen. Vielleicht konnte er es. Er hörte also gespannt zu, was sie sich mitzuteilen hatten. Und er hörte folgendes:

„Nein, nein“, rief der Jüngere, indem er, zum fünftenmal seit einer Viertelstunde, den Hut lüftete und sich nervös durch das dichte braune Haar fuhr, „nein, ich halt' es nicht länger aus. Ich bin ein geborener Pechvogel, das seh' ich klar und deutlich. Mich verfolgt das Unglück wie der Hund den Hasen. Schlag auf Schlag bricht's über mich herein. Auf so ein Leben pfeif' ich.“

Der Dichter aber fahndete weiter nach den schmerzstillenden Tropfen. Dabei kam ihm das Schreiben in die Hände, mit welchem die Direktion des Shakespearetheaters lebhaft bedauerte... Der gute Geist war aufs höchste gespannt.

Einen Blick warf der Dichter auf das Schriftstück. Dann schleuderte er es zu Boden:

„Hol' euch der...! Auweh, auweh, mein Zahn!"

Der Geist rieb sich im Geiste die Hände.

„Gar nichts hat man zu Haus, was diese fürchterlichen Schmerzen lindern könnte!" wimmerte der Dichter und hüpfte von einem Bein aufs andere. „Aber gegen einen hohlen Zahn hilft ja ohnehin nichts als Reißenlassen! Und jetzt ist's Abend und Sonntag noch dazu! Kein Zahnarzt ordiniert jetzt! Verflixt! Verflixt und verdammt noch einmal!"

Der gute Geist lächelte befriedigt und entschwebte, glücklich, daß der junge Mann seines getäuschten Vertrauens, seiner betrogenen Hoffnungen nun doch wenigstens für den Augenblick vergessen hatte.

Aber nach etlichen Stunden, um Mitternacht kam er wieder.

Da lag der Dichter mit offenen Augen rücklings auf seinem Bette und stöhnte zum Steinerweichen und fluchte, daß es eine Art hatte.

Der gute Geist beugte sich über ihn und horchte.

„Kruzineserelement!" rief gerade der Dichter. „Wann's nur schon morgen wär'! Wann ich nur schon beim Zahnarzt wär'! Wann nur dieses Luder von einem Backenzahn schon heraußen wär'! Alles andere ist mir vollkommen Wurst und egal!"

Nun erst wußte der gute Geist bestimmt, daß er auch bei dieser heiklen Gelegenheit nicht machtlos geblieben war. Er hatte ein erfolgreiches Tagwerk hinter sich. Und er beschloß, sich's für die Zukunft wohl zu merken, daß es gegen den wütendsten Seelenschmerz kein einfacheres, wohlfeileres und dabei sicherer wirkendes Mittel gibt als ein bißchen Zahnweh.

Unsere Kleinbauern.

Von **Peter Rosegger.**

Vor 35 Jahren habe ich es geschrieben, was da zu lesen steht. In allen Winkeln und Enden der Welt sind seither ganz ungeheuerliche Veränderungen vorgegangen, aber das, wovon dieses Stück redet, ist heute, wie es damals war. Also zeitgemäß. Und mit voller Absicht ins Land gerufen.

„Daß die Bauern auf der Welt alleweil untenauf sein", sagte mir einst ein steirischer Landmann, „das ist ganz in Ordnung; wie

vergessen! Aber es gibt eben nichts auf der Welt, was mich meine unnennbare Qual auch nur für einen Augenblick vergessen ließe!"

Sein Begleiter zuckte stumm die Achseln, schüttelte schweigend den Kopf.

Den guten Geist hinter ihnen aber durchfuhr im selben Moment eine Idee. Ja, das war eine Idee! Mit ihr ließ sich vielleicht doch auch in diesem schwierigen Falle etwas machen... vielleicht...

Und er schwebte rasch nach vorn, natürlich unsichtbar, und stellte sich dem jungen Unglücksvogel gegenüber. Und blickte ihm scharf ins Gesicht. Und als dieser eben wieder den Mund öffnete zu neuer Klage, da blies er ihn mit kühlem, kräftigem Hauche an.

„Au!" machte der Dichter und griff sich mit der linken Hand an die linke Backe. Und noch einmal: „Au!"

„Was hast du denn?" fragte sein Begleiter verwundert.

„Ah, nichts", war die Antwort. „Heißt das — ich glaube, es wird ein wenig frisch. Es erhebt sich, scheint mir, ein unangenehmer Wind. Das vertrag' ich nicht. Da geh' ich lieber nach Hause."

„Tu das", stimmte der Ältere bei. „Und trachte, ruhiger zu werden. Sei überzeugt, es gibt noch größeres Pech als das deine."

„Nein", sagte der Dichter, indem er sich verabschiedete. Er sagte es mehr wehmütig, nicht mehr ganz so grimmig wie vorher. Und dann zog er sein Taschentuch und drückte es an die Wange. Und ging.

Der Freund sah ihm noch ein Weilchen teilnehmend nach — der gute Geist aber folgte ihm.

„Zu dumm, so was", murmelte der Dichter, indem er die Treppen zu seiner Wohnung hinaufstieg. „Ist er richtig hohl, der Backenzahn... Und jetzt hat ihn eine direkte Zugluft getroffen, ich hab's ja genau gespürt... Au weh! Na, hoffentlich hört die ekelhafte Geschichte bald wieder auf."

Allein er irrte sich, sein Zahnschmerz hörte nicht auf, sondern wurde von Minute zu Minute heftiger. Der gute Geist hatte scharf und sicher gezielt.

„Vielleicht hilft Rauchen", sagte der Dichter und zündete sich eine Zigarette an. Aber es half nichts.

„Himmelherrgottsackerment! Wie das bohrt und reißt... Ich hab' doch einmal Pfefferminztropfen zu Hause gehabt. Find' ich sie denn nicht?"

Nein, er fand sie nicht, trotz alles Suchens und Kramens. Aber auf das Briefchen stieß er, das den untrüglichen Beweis für die Untreue seiner Angebetenen enthielt.

„Urschel, dumme!" knirschte er und riß es mitten entzwei.

Der gute Geist freute sich, als er solches hörte und sah.

so kann ich eingesperrt werden. Wer betrügt? Wo, wann, wie betrügt man? Beweise! Beweisen läßt sich nichts, ich nehme mein Wort wieder zurück.

Millionäre zahlen ja Steuern, und mehr als arme Bauern und Gewerbsleute; aber letztere zahlen größere.

Was verlangt der Staat vom armen Manne? — Es gibt unzählige Beispiele — ich nenne nur eines. Unzählige Opfer — ich nenne nur eines. Dorfinsassen im oberen Mürztale.

Sie waren arm. Der Mann, Köhlberger hieß er, arbeitete in einem Eisenwerke, das Weib im Taglohn bei Bauern. Das Weib mußte außerdem noch Zeit finden, ihre drei Kinder zu hegen und zu erziehen. Der Vater zahlte für sie das damals übliche Schulgeld und hielt sie zum Erwerb an. Die drei Söhne wurden brav und stark. Nun arbeiteten sie alle und erwarben mit den Jahren ein eigenes Häuschen. Da man vermutete, daß ihr Einkommen sechshundert Gulden übersteigen könne, so kam die Steuerbehörde. Sie zahlten — waren froh, Einkommensteuer zahlen zu können, je mehr, je besser. Der Staat ließ sich's nicht zweimal sagen, es kamen aber die Grundsteuer, die Haussteuer, es kamen die „Umlagen“ mit allen „Zuschlägen“. Der Köhlberger tat nicht wie sein Nachbar, der Simmelbauer. Dieser verstand unrecht, als ihm der Steuerbeamte sagte, es wären auch Zuschläge zu entrichten. Zum Glücke war der Kanzleidiener in der Nähe.

Da der Köhlberger im Dorfe ein Haus hatte, so bot er sich mit seinen zwei Buben zur Ortsfeuerwehr an. Als ein neues Schulhaus gebaut wurde, leisteten sie zur Feierabendzeit freiwillige Robot, arbeiteten mit Händen und Füßen, während sich der reiche Großhofer immer damit entschuldigen ließ, daß seine Pferde krumm wären. Die Einleger (Armen der Gemeinde) wurden beim Köhlberger freundlicher gepflegt als anderswo, weil man sich durch die Armut mit ihnen verwandt fühlte.

Es ging in der kleinen, fleißigen, sparsamen Familie doch mitunter kümmerlich her. Die Frau, durch Arbeit zerrackert, begann nach und nach zu kränkeln; der Mann fand im stockenden Eisenwerke nicht mehr genügenden Erwerb. Sie ließen den Kummer nicht merken, lebten still und häuslich dahin.

Die Söhne waren hübsche, gemütliche Bursche geworden. Der Vater sagte ihnen oft: „Buben, seid's g'scheit, bandelt's nit mit Weiberleuten an; das Herumziehen ledigerweis mag ich nit und das Heiraten tragt's nit.“

Jetzt nahmen sie den Älteren zum Militär. Er mußte den Feldzug nach Bosnien mitmachen und fiel bei dem Einzuge in Sarajewo, von einem meuchlerischen Schusse getroffen. „In Gottesnamen!“ seufzten die Eltern daheim — ihre Tränen hat niemand gesehen.

könnten sie auch sonst den Erdboden bearbeiten, wenn sie nit untenauf wären! Aber nit in Ordnung ist's, wenn dieselben, die obenauf sein, auf die Unterigen losstampfen und niedertauchen, daß eins schier keinen Atem mehr kriegen kann. Uns Bauern achten sie alleweil weniger und verlangen von uns alleweil mehr. Der Bauer vertragt viel, lang ist er still, alles gibt er her. Zieht's ihm den Rock aus, so schreit er, zieht's ihm die Pfeid aus, so macht er eine Faust; greift's ihm an die Haut, nachher schlagt er erst zu. Und schlagt er zu, so geht's ihm wie jedem, der's selten tut, er kommt leicht zu grob an."

Wird so arg nicht sein, meint Ihr? Heutzutage raunzt jeder Stand, warum soll gerade der Bauernstand nicht raunzen, der am wenigsten geschmiert wird! Übrigens hört man bei uns in der Stadt ja nicht viel von seinen Nöten. Wie und wo soll sich der kleine Gebirgsbauer denn beklagen? Er hat kein eigenes Organ, das seine Interessen rechtenorts vertrete. Die Gewerbetreibenden, die Advokaten, die Ärzte, die Lehrer, die Geistlichen rühren sich, wenn's mit ihnen schief zu gehen beginnt, machen Demonstrationen im Geschäft, im Volk, Lärm in den Blättern, auch einmal ein Revolutiönchen, wenn's sein muß. Der Bauer knurrt wie ein Kettenhund; man untersucht zeitweilig nur, ob die Kette noch stark ist, weiter hat's nichts zu sagen. Einem nur kann der Bauer sein Elend klagen — dem Steuerbeamten. Helf Gott, das ist selber ein armer Teufel. — Was da gesagt wird, gilt von den Gebirgsbauern.

Wir hören zwar vom Niedergehen des Bauernstandes; aber seit die Eisenbahnen und Dampfschiffe uns aus fremden Ländern Nahrung zuführen, brauchen wir uns um unsere Bauern nicht mehr zu kümmern. Also verarmt er, degeneriert, wandert aus. Das Geld ist ja fort, er geht ihm nach in die Fabriken. Der Bauernhof bringt ihm keine Ehre mehr wie einst, nur Sorgen; befreit ihn nicht mehr von dem Militärdienst wie einst — wozu also braucht er ihn denn? Der häusliche Sinn, das Heimatsgefühl ist untergraben, in die Stadt gehen, studieren, ein „Herr" werden — das wäre des Bauern Ideal. Einst ist er roher gewesen, aber materialistischer ist er heute. Er ist unterrichteter, aber er ist unverläßlicher, schlauer, charakterloser; er hat schon zu viele Wege kennen gelernt, um auf dem Flecke seiner Väter sitzen zu bleiben. „Elf Ochsen und ein Bauer sind dreizehn Stück Rindvieh", sagt ihr in eurer pharisäischen Bildungshoffahrt, „ein Tier ist der Bauer doch". Wohlan, so gründet einen Tierschutzverein. Der Bauer ist ein eminent nützliches Tier, zieht wie der Ochse, trägt wie der Esel, sammelt wie die Biene, läßt sich melken wie die Kuh. Wir haben ein Gesetz zum Schutze der Singvögel, ich verlange eins zum Schutze der Bauern.

Wenn ich sage, daß es Millionäre gibt, die jährlich und jährlich in einzelnen und tausenden von Gulden den Staat um Steuern betrügen,

nicht mehr erkennen. Eigennutz, Geziertheit, Heuchelei! Die kleinen Schwächen, die der Dorfmensch vom Städter so gern annimmt, werden bei ihm zu häßlichen Fehlern, die Fehler des Städters bei ihm zu Lastern. Die städtischen Elemente sind beim Bauern gerade gut genug, um seine schlichte Natürlichkeit zu ersticken, jedoch viel zu wenig, um die Bestie in ihm zu zähmen. Lasset ihm die Einfalt, sonst wird er vielfältig verschmitzt, verbildet, verdorben. Lasset ihm den Bauerntrotz, sonst wird er das Spielzeug eines jeden Narren. Die Einfalt ist sein Himmelreich, der Trotz und das Mißtrauen sein Schutz, die Zähigkeit seine Kraft.

Gegen die Bauernfeiertage und gegen zu kostspielige Ernährung auf dem Dorfe eifern gewisse Nationalökonomen; natürlich, der Bauer soll immer arbeiten und wenig verzehren, damit andere umso mehr faulenzen und besser essen und trinken können. Jedem Bauernburschen ist das Soldatenleben gesund, heißt es; das bestreite ich nicht; aber kein Soldat kommt als Bauer zurück; wie viele, die von der Fremde zurückkehren, vermögen sich gar nicht mehr in den mühevollen, weltabgeschiedenen Stand der Väter hineinzuleben.

Volksbildung heißt ein Schlagwort. Schön das, jedermann soll die für seinen Beruf erforderlichen Kenntnisse besitzen. Jedermann soll sich seinen Verhältnissen anzupassen wissen, in denselben zu eigenem und fremdem Wohl was leisten können und seine innere Natur mit seiner Außenwelt in Harmonie erhalten. Das ist Bildung. Aber die städtische Bildung scheffelweise und korbweise aufs Land hinaustragen, das ist töricht. Das erzeugt jene unselige Halbbildung, die überall das Strebertum aufweckt, die aus der sich selbst kaum bewußten Armut ein schlimmes Proletariat macht. Es gäbe für vernünftige Volksbildner wohl auch im Bauernstand genug und übergenug zu tun, um denselben in unserer krankhaft bewegten Zeit im Gleichgewicht zu halten. Man könnte mit einfachen Mitteln vieles wirken. Ich wollte die Leute nennen, die ihres Berufes und ihres Einflusses wegen dazu am geeignetsten wären! Und man merkt auch, wie sie sich dieser Aufgabe immer mehr bewußt werden.

Unsere braven Volksschullehrer würden das Richtige schon treffen, wenn man ihnen so viel Einfluß und Ansehen ließe, daß der Bauer vor ihnen die gebührende Achtung hätte. Sie würden Lehrer nicht bloß in der Schulstube sein, sie würden den Landmann nicht sowohl lehren, was sie interessirt, als vielmehr, was er braucht. Der Schullehrer soll sich aber in Acht nehmen, daß er den Bauer nicht aus seinem Stande hebe, wo er ohnehin nicht mehr drinnen bleiben will, sondern soll ihm für diesen Stand Freude machen, die Vorteile und Bedeutung desselben immer wieder dartun. Der Bauernstolz muß wieder geweckt

Ein Jahr später blieb bei der Assentierung der zweite Sohn. Auch er mußte hinab, um auf den heißen Steinbergen der Herzegowina zu verschmachten. Nach zwei Jahren kam er zurück, schwerkrank, abgemagert bis an die Knochen. Da vergaß die Mutter, daß sie selber krank war, wurde wieder rührsam, pflegte den Sohn Tag und Nacht, versagte sich die Labe, um ihn zu atzen. Als er genas, war auch sein Urlaub zu Ende.

Die Behörden freuten sich dieser ergiebigen Familie, und bei der nächsten Stellung behielten sie auch den dritten Sohn zum Soldaten. Das war der weichmütigste, er litt an Heimweh, die Mutter weinte sich halb zu Tode. Weil er der einzige Ernährer seiner mühselig werdenden Eltern war, so hoffte man, ihn loszukriegen. Aber derlei Angelegenheiten spielen sich nicht so rasch ab als die Steuerexekutionen. Die Mutter hatte genug, sie starb. — Als man sie vom Bahrbrett in den Sarg tat, legten sie den Vater darauf. Der jähe Schreck und Schmerz um sein Weib! Der Totenbeschauer konstatierte einen „Herzfehler“.

Der Staat ließ nachforschen, ob von diesen Leuten nicht etwa Übergabssteuer, Erbsteuer oder vielleicht sonst noch etwas zu holen wäre. —

So gibt es draußen gar manche Familie, die nichts tut als arbeiten und opfern. Die Vorteile, die *sie* vom Staate haben? „'s Heiraten tragt's nit.“

Und doch haben sie recht und tausendmal recht, daß sie arbeiten und opfern. Das sind die wahren, namenlosen Starken und Helden des Volkes, die den Staat tragen wie die unsichtbaren Piloten das stolze Venedig.

Ihr weiset vielleicht, mißgünstig meiner Sache, auf die Polizeistuben, Kriminale, Kranken-, Findel- und Irrenhäuser hin, in denen *ihr* das Volk kennen lernen wollet. Machet nicht Ausnahmen zum Gemeinplatz, meine Herren! Ins Gebirge, in die armen Hütten geht, wenn ihr das, was ihr predigt: die Arbeitsamkeit, Ehrlichkeit, Pflichttreue und Opferwilligkeit betätigt finden wollet. In der Wohlhabenheit, in einer geachteten Stellung ist es keine Kunst, sogenannt tüchtig und ehrenwert zu sein. Aber in der Kümmerlichkeit und Unbedeutendheit, auf dem Punkte, wo man nichts zu verlieren hat und durch Schliche doch manches gewinnen könnte, ist es weit schwerer, auf Gottes Wegen zu wandeln.

Die bäuerliche Armut hat ihre Philosophie, die gewisse Kulturelemente nicht vertragen kann und daher bei Fabriksarbeitern und deren Elend nicht mehr zu treffen ist.

Geht heute hinaus, ihr Sommerfrischler, auf ein entlegenes Dorf, ihr werdet euch wundern über die redlichen, herzlichen, schlichten Leute. Geht nach einem Jahre wieder hin, und ihr werdet finden, daß bei einigen eurer Bekannten der Schmetterlingsstaub weg ist. Und geht von Jahr zu Jahr aufs Dorf und beglückt es mit euren schönen Einrichtungen und wohlgemeinten Grundsätzen — ihr werdet die Leute bald

Und rund ein Jahr grübelte ich auf den Rat eben dieser Professoren hin darüber nach, ob das Interpellationsrecht einer parlamentarischen Kammer als „subjektives qualifiziertes Fragerecht" aufzufassen sei, mit dem eine verfassungsrechtliche Antwortspflicht der Regierung korrespondiere, oder ob es sich nur um ein „Kompetenzproblem" handle. Bald glaubte ich so, bald so. In meiner Not bat ich endlich meinen verehrten alten Lehrer Ludwig Gumplovicz um seine Ansicht. Der schrieb: „Ich weiß nur, daß ein Abgeordneter mehr fragen kann, als zehn Minister zu antworten imstande sind, womit ich nicht sagen will, daß die Minister Weise sind...." Da ich diese zweifellos interessante Auffassung mit Rücksicht auf die — Minister nicht einmal in einer kleingedruckten Anmerkung verwenden durfte, so gelangte ich aus Eigenem zu dem höchst unwissenschaftlichen Schluß, daß, wenn eine Verfassung den Abgeordneten das Recht zuspricht, an die Regierung Fragen zu stellen, damit auch eine Pflicht der Regierung, darauf Antwort zu erteilen, begründet wird. Diese — ich gebe es zu — banale Lösung befriedigte weder meine Professoren, noch mich selbst, was manchem bedauerlich scheinen mag.

Ich führe dies auch nur an, um zu zeigen, daß ich kraft meiner Vorbildung theoretisch über einige, sei es auch nur bescheidene parlamentarisch-politische Fachkenntnisse verfüge...

*

Das gesamte Parlamentswesen der Welt entwickelte sich unmittelbar oder mittelbar auf einem Umweg über Frankreich aus englischen Einrichtungen. England knüpfte dabei ununterbrochen an die germanischen Thinge an, die bei den anderen germanischen Völkern allgemein verloren gingen. Der Feudalismus und der Autokratismus verdrängten sie. Vor hundert Jahren rund, nach der französischen Revolution, bekannten sich so ziemlich die meisten Kulturstaaten, gedrängt durch politische und philosophische Systeme und durch die anwachsende Macht des dritten Standes, zum englisch-französischen Parlamentarismus, der da und dort recht verschiedene Gestalt annahm. Man muß leider bekennen, daß sich der an sich einschmeichelnde Gedanke, durch Wahlen Vertretungskörper zu bilden, denen die Gesetzgebung als Hauptaufgabe obliegt, nicht gerade erfreulich bewährte. Kann das Wunder nehmen? Eigentlich nicht, falls man Welt und Menschheit nicht durch eine theoretische Brille, sondern mit gesunden Augen betrachtet. In der Regel und erfahrungsgemäß sind nämlich dreihundert Köpfe gar nicht klüger als ein einziger. Sie hemmen einander, sie arbeiten einander entgegen, sie verlangsamen die Entwicklung oder — wie in Zeiten von Völkerfiebern — sie hetzen unbekümmert um das Mögliche und Erreichbare weiter und weiter ins Ziellose. Beides ist gefährlich und führt zu nichts. Wenigstens zu nichts Gutem. Ver-

werden! Wer sich selbst aufgibt, der ist aufgegeben — auch der Bauer. Dann soll der Schullehrer nicht etwa wie ein Agent der Überkultur im Bauernhause bisher unbekannte Bedürfnisse wecken. Er soll landwirtschaftliche Maschinen anregen, rationelle Bearbeitung des Bodens, Pflege des Viehes, Schonung und Kultur des Waldes — o wie wichtig! — er soll zu Genossenschaften aneifern, zur Gründung von Feuerwehren und gegenseitigen Hilfsquellen, er soll auf gesunde Lebensweise dringen, reinliche Wohnungen, praktische Kleidung, einfache, nahrhafte Kost, auf Mäßigkeit und Sparsamkeit; er soll Gesangvereine pflegen, auf edlere Gesellschaftsspiele sinnen. Er soll nicht gegen die Juden eifern, aber er soll tiefen Abscheu vor allem Wucher, vor aller Bestechlichkeit und Tücke einflößen; er soll nicht fremde Nationen hassen lehren, aber er soll stets mit Herz und Beispiel deutsche treue Sitte fördern. Vor allem brechen muß er, wo sie vorkommt, die Gemütsroheit. Ob der Bauer diesen oder jenen harmlosen Aberglauben hat oder nicht, darüber mag sich der Lehrer kein graues Haar wachsen lassen. Beim Bauer die Lehre der reinen Vernunft anbringen wollen, wäre rein unvernünftig. Man soll nun aber auch nicht sagen: Bauer, kaufe dir ein Federbett! wenn derselbe auf dem Stroh gut liegt. Man soll nicht über jeden aufgeweckten Jungen sagen: Bauer, dein Sohn hat Talent, der soll was besseres werden als Bauer! Der Bauernstand ist gut genug, wahrhaftig, und bedarf kluger Köpfe. Es wird bald kein Stadtkopf mehr zu finden sein, der gescheit genug wäre, um bei den heutigen Zuständen eine Landwirtschaft emporzubringen.

Bei diesem Stiel soll's der Volksschullehrer anpacken; eine solche Bildung ist viel richtiger als das Einlernen von Formeln aus Grammatik, Geschichte, Dogmatik usw. Wir haben viele Schulmeister*köpfe*, aber wir haben nicht allzuviele Schulmeister*herzen*. Ein Tischler, ein Gerber kann man sein des lieben Brotes willen, ein Schullehrer nicht. Ein untauglicher Lehrer kann in einem Jahre mehr verderben, als ein tüchtiger Lehrer in neun Jahren zu nützen vermag.

Da heißt es: „Der Bauer soll in der Volksschule so viel lernen, daß er in der Welt fortkommt.“ Ich sage, er soll so viel lernen, *daß er dableibt.*

Politisches.

Lose Gedanken eines Ketzers.

Über zwei Jahre vergeudete ich mit dem Studium der Staatsrechte, wozu mich einige Professoren verführten, die behaupteten, es sei sehr interessant — eine Meinung, die ich um so weniger zu teilen vermochte, je länger ich mich mit dem, sagen wir trockenen Stoff beschäftigte.

recht schreit zum Himmel. Goethe macht dem Analphabeten, Bismarck dem Schwerfuhrwerker und Hindenburg dem Schwachsinnigen keine Konkurrenz. Wohl aber umgekehrt, wenn gewählt wird.

*

In den Tagen grenzenloser demokratischer Gelüste erklang ein Wort des Generals von Gröner: „Wer wagt es, nicht zu arbeiten, wenn Hindenburg es befiehlt!“ Gröner muß der Nachfolger Liebknechts im deutschen Reichstag werden.

*

Wenn man den Geschichtsforschern glauben darf — und warum sollte man ihnen nicht glauben dürfen? — so lebten einst alle Stämme und Völker kommunistisch, dann entstand Privateigentum an beweglichen Sachen, hernach auch an Grund und Boden und schließlich brach auf krausen Umwegen das Zeitalter des Kapitalismus an, an dessen Ausgang wir vielleicht stehen. Wenn man unseren Demokraten trauen darf — darf man ihnen trauen? — dann beginnt jetzt bald eine neue Epoche, abermals eine kommunistische, in der bei den Menschen alles eitel Glück und Wonne sein wird. Es ist ja möglich, daß wir der völligen „Kommunisierung“ des Gesellschaftslebens entgegengehen, aber nur die allerstumpfesten Geister können meinen, daß es dabei auch bleiben wird. Alles fließt, und da die Entwicklung in Spirallinien zu verlaufen scheint, so vermögen wir auch schon den Nachfolger des Kommunismus zu ahnen: Eine Tyrannis, die wieder den Begriff des Sondereigentums schafft usw. usw.

*

Die über das „Gottesgnadentum“ spötteln, führen mit Vorliebe einen andern Satz im Mund: „Volkes Stimme ist Gottes Stimme“. Wie sagt doch der schnoddrige Berliner? „Dieselbe Couleur in Grün!“

*

Es gibt noch immer Kindsköpfe, die da glauben, das Glück der Menschen hänge von Staatsverfassungen und Regierungssystemen ab. Ich dagegen bin der Meinung, daß — hätten wir ein untrügliches Maß, um alles Glück und alles Leid der Welt zu jeder beliebigen Zeit zu messen — Glück und Leid immer und allerorts einander die Wagschale halten. Zusammengezählt geben sie eine Null. Das erfordert das Gleichgewicht im All.

*

Es gibt nur ein einziges ideales Regierungssystem: Den aufgeklärten Absolutismus, wo ein Einzelner ohne Umwege und Umschweife das Beste veranlaßt. Den Absolutismus kann man mühelos herstellen — aber mit der „Aufklärung“ im All!

*

gleicht man die rechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Einrichtungen jener Staaten, in denen das Volk durch seine erwählten Vertreter den allergrößten Einfluß auf Legislative und Regierung ausübt, mit jenen, die durch eine übermächtige Regierung geleitet und gelenkt werden, dann findet man keineswegs, das es dort durchwegs besser und hier durchwegs schlechter ist.

Hätten die Deutschen darauf gewartet, daß ihnen das Reich durch ihr Parlament gegründet würde, so könnten sie noch heute und noch lange darauf warten. Es mußte Herr von Bismarck kommen, der zuerst gegen die Volksvertretung und hernach mit einer durch ihn willig gemachten Volksvertretung die Einheit schmiedete.

*

Die Wähler stimmen für einen Bewerber, den sie nur „von Ungefähr" kennen. Die Abgeordneten stimmen im Parlament über Gesetzvorschläge ab, von denen sie nur sehr wenig verstehen. Und was dabei herauskommt, das ist der „wahre Wille des Volkes".

Verfasser dieses ging bisher nur ein einzigesmal zur Wahl, um schon vierundzwanzig Stunden später zu erkennen, daß er wie ein Hornochs gewählt hatte. Den meisten Menschen aber kommt eine solche ehrliche, wohlbegründete Selbsterkenntnis niemals!

*

In — sagen wir — in einem Schweizer Kanton galt es, einen Abgeordneten zu wählen. Ein Praktiker mit hundertfältiger Erfahrung, der auf ein Leben voll gemeinnütziger Erfolge zurückblicken konnte, stand gegen einen grünen Jungen im Streit. Der Praktiker war kein Fortschrittler von der Art, die mit Siebenmeilenstiefeln ausschreitet, um alles niederzutreten, was nicht „modern" ist. Der grüne Junge hatte ein gutes Mundwerk. Zur Ehre der Wähler sei es gesagt, daß fast genau so viele dem Praktiker wohlgesinnt waren wie dem grünen Jungen. Knapp vor Abschluß der Wahl hatten beide Bewerber die gleiche Stimmenzahl auf sich vereinigt; da kam im letzten Augenblick ein Halbtodel und stimmte grinsend für den Jungen. Der war dadurch gewählt, der Fortschritt hatte gesiegt. Das sei eine Ironie des Schicksals, meint Ihr? O nein. Ironie wäre es erst gewesen, hätte die Stimme des Todels den erfolgreichen Praktiker zum Volksvertreter gemacht. Es war so schon besser.

*

Ein Wahlrecht, in dem die Stimme eines Goethe — eines Bismarck — eines Hindenburg genau so schwer wiegt, wie der Stimmzettel eines Analphabeten — eines Schwerfuhrwerkers — eines Schwachsinnigen, der nur zufällig noch nicht entmündigt ist, ein solches Wahl-

überdies hatte sein Gegner nur mit einer Majorität von 130 Stimmen gesiegt.

Ich überredete ihn, Kandidat zu bleiben, und trotzdem er glaubte, auf einige Jahre hinaus nicht gewählt zu werden, willigte er doch schließlich ein. Aber unter der Bedingung, man dürfe nicht von ihm verlangen, daß er seine Wähler persönlich besuchen gehe — ‚von Haus zu Haus', wie er es nannte. Im Arbeiterklub und seinen Versammlungen wolle er sprechen, aber niemals werde er sich so weit erniedrigen, ‚jemand um seine Stimme zu bitten'. Kein Mensch kann sich übrigens rühmen, daß Stanley es jemals getan hätte."

Die überragende Persönlichkeit eines Stanley war also gegen einen gewissen Alderman Coldwell, der den Vorzug hatte, „radikal" zu sein, unterlegen! Stanley selbst äußerte sich über den Wahlkampf in einem Brief vom Jänner 1893 an einen Freund:

„Ich habe meine Absicht, wieder für North-Lambeth zu kandidieren, kundgegeben; aber natürlich nur Deinetwegen. Nach meinen Erfahrungen in North-Lambeth darfst Du von mir nicht den Enthusiasmus und nicht die ausdauernde Energie erwarten, die ich anderswo entwickelt haben würde und auch jetzt noch in einer ehrenwerten Sphäre beweisen könnte.

Die politische Arbeit verlangt Lügen und Hinterlist, um den Gegner in den Augen der eigenen Wähler moralisch herabzusetzen. Man treibt Mißbrauch mit Worten wie bei einem englischen Dorfklatsch, und ich kann nicht den Mut aufbringen, meinen Gegner mit Reden zu attackieren oder zu riskieren, von ihm und seinen Mirmidonen mit Schmutz beworfen zu werden, womit sie so bereitwillig bei der Hand sind. Daß so viele Parlamentsmitglieder es lächelnd tun können, beweist nur einen Unterschied an Übung und Charakter. Ich respektiere sie deshalb nicht weniger, weil sie Gemeinheiten gegenüber gleichgültig sind — fühle sogar eher Bewunderung für sie, daß sie etwas fertig bringen, was mir nie gelingen würde. Wenn ich einmal im Parlament wäre, würde ich vielleicht nicht mehr so empfindlich sein und mich dem nächsten Kampfe wahrscheinlich besser gewachsen zeigen. Aber ich bin nun einmal nicht im Parlament, und, durch einen Pfuhl von Gemeinheit und Niedertracht hinzuwaten, zieht mich wenig an.

Du erinnerst Dich doch des Meetings in Lambeth? Gewiß, ich habe schon manch scheußliche Situation im Leben durchgemacht, mich aber noch nie so vor mir selbst erniedrigt gefühlt wie an jenem Tag. Dazustehen, verhöhnt — jede Sekunde von gehässigen Zungen begeifert — und dabei zu fühlen, wie hoffnungslos, nein, wie unmöglich jene Erniedrigung war, und dabei zu wissen, daß ich mich freiwillig in diese Lage

„Das Kaisertum ist der Friede“, sagte Napoleon III. und führte Krieg.

„Die Demokratie ist der Friede“, sagte Wilson und führte gleichfalls Krieg.

Zum Kuckuck, wer führt denn eigentlich **nicht** Krieg?

*

England mit seinem lebenden und toten Inventar hat in diesem Kriege bedeutend an Ansehen verloren, nicht nur bei uns, sondern in aller Welt, denn es konnte sich nicht einmal zur See so mächtig erweisen, wie es sich immer stellte. Wie es aber unsinnig wäre, gewisse Stärken des angelsächsischen Wesens nur deshalb zu leugnen, weil es eine perfide Politik gegen uns und schließlich gegen jeden wirtschaftlichen Nebenbuhler betrieb und betreibt, ebenso unberechtigt wäre es zu leugnen, daß der englische Parlamentarismus der bestarbeitende auf Erden ist. Und so wollen wir denn einen Blick in diesen „bestarbeitenden“ parlamentarischen Betrieb werfen, doch keinen durch Voreingenommenheit verblendeten und erblindeten, sondern wir werden mit den Augen eines der bedeutendsten Engländer der jüngeren Vergangenheit blicken: Der berühmte Afrikaforscher Stanley, ein Brite vom Scheitel bis zur Sohle, wird uns das Parlamentswesen seines Vaterlandes vorführen. Die hier angeführten Schilderungen stammen aus dem Buch „Mein Leben“, das sich aus Tagebüchern und anderen Aufzeichnungen zusammensetzt. Das Werk erschien im Leseverlag München.

Als Stanleys erfolgreiche Forschertätigkeit in Afrika abgeschlossen war, dachten seine Freunde, der richtige Wirkungskreis für seine große Energie, sein Administrationstalent und seinen politischen Weitblick wäre das Parlament. Zuerst wollte er nichts davon wissen, aber ließ sich schließlich doch überreden als Liberal-Unionist-Kandidat für North-Lambeth aufzutreten. Die entscheidende Wählerversammlung wurde von einem seiner Freunde folgendermaßen beschrieben:

„Am 29. hielt Stanley ein großes Meeting in Howston Hall-Lambeth ab, wurde aber durch eine organisierte Bande, die extra zu diesem Zweck mitgebracht worden war, niedergebrüllt. Die Rädelsführer dieser Rowdies hatten sich auf den Galerien verstreut und winkten von Zeit zu Zeit mit zusammengefalteten Zeitungen, was das Signal zu neuen Unterbrechungen und unglaublichem Getöse gab. Die Plattform wurde schließlich gestürmt. Wir mußten uns zurückziehen, und als wir versuchten, zu unserem Wagen zu gelangen, um wegzufahren, zerrten die Rohlinge an den Türen und rissen sie ab. Stanley war im höchsten Grade angewidert und meinte, afrikanische Wilde hätten sich besser benommen. Es tat ihm durchaus nicht leid, durchgefallen zu sein, und

Das sind grelle Schlaglichter auf die Wahltriks eines Volkes, das entschieden zu den politisch reifsten der Welt gehört! Wenn so etwas am grünen Holz möglich ist . . .

Aber am 15. Juli 1895 wurde Stanley mit einer Mehrheit von 405 Stimmen als Pariamentsmitglied für North-Lambeth gewählt. Fünf Jahre später legte er seine Erfahrungen als Abgeordneter nieder:

„Ein zweites Mal würde ich mich um keinen Preis mehr wählen lassen.

Ich habe mich niemals ganz frei gefühlt — seit ich den Parlamentsmaschinismus durchschaut habe — von einem Gefühl, daß ich mich selbst degradiere.

Als Parlamentsmitglied habe ich weniger Einfluß als ein beliebiger Privatmann auf der Straße. Bei Fragen, die Afrika betrafen, wurden Dilke oder irgend jemand anders, der von Afrika keine Ahnung hat, vor mir aufgefordert, zu sprechen. Ich habe viel weniger Einfluß als irgendein Journalist. Der kann wenigstens der Welt beweisen, daß er lebt, und vielleicht sogar einen gewissen Einfluß zum Guten ausüben. Ich hingegen bin, wie so viele andere beachtenswerte Gesellen, ein stummer Hund. Trotzdem habe ich, nein, wir alle haben schwer dafür zu bezahlen, daß wir uns so drängten, ins Unterhaus zu kommen. — Weil unsere Namen als Parlamentsmitglieder in der Zeitung standen, regnete es nur so Bettelbriefe, und unverschämte Schnorrer hatten sogar die Frechheit, sich Eingang in unsere Wohnungen zu erzwingen. Das Porto für die Korrespondenz allein beläuft sich auf eine Summe, mit der man eine große Familie ein Jahr lang erhalten könnte. Die Spesen, die mit einer Parlamentskandidatur und politischem Leben zusammenhängen, sind sehr hoch, und meiner Meinung nach ist es unwürdig, daß ein Mitglied aufgefordert wird, für jede Kirche und Kapelle, für jeden Sport und Basar in seinem Wahlkreis beizusteuern. Diese albernen Auslagen ärgerten mich noch nicht so sehr wie der stetige Hinweis — (durch die unverschämte Zudringlichkeit der Betteleien) — auf die Wertlosigkeit der Ehre, Parlamentsmitglied zu sein. Wenn ich an die Nutzlosigkeit der Auslagen und der Arbeit, die die tägliche Korrespondenz erforderte, und an die Zeitvergeudung denke bei allem, oder an das späte Aufbleiben und die schlechte, gesundheitsschädigende Luft, dann wundere ich mich wirklich, wie überhaupt ein Mensch mit gesundem Verstand sich dazu hergeben kann, sich mit einem Parlamentswesen wie dem unsrigen abzugeben. Jede Illusion, ich könne dem Reich dienen und Afrikas Interessen fördern, war schnell zerstört. Die Aufmerksamkeit des Vorsitzenden zu erhaschen, wollte mir nicht glücken; immer wieder rief er irgendeinen aalglatten Redner auf, der fast nichts von dem Thema verstand. Auch in dieser Beziehung fühlte ich mich degradiert. Immer nur dasitzen und solchen Weitläufigkeiten zuhören zu müssen!

begeben und mich nichtswürdigen Angriffen ausgesetzt hatte — und diesen unwissenden Tölpeln ausgeliefert zu sein!

Trotzdem will ich noch einmal kandidieren. Nur darf meine Geduld nicht auf eine zu harte Probe gestellt werden. Ich wiederhole meinen festen Entschluß: niemals weder um eine Stimme zu bitten, noch das alberne persönliche Werben bei hoch und niedrig mitzumachen. Weder bei offenen Meetings oder vom Wagen oder Waggon herab Ansprachen zu halten, noch mich in irgend eine Lage zu begeben, wo ich angegriffen werden kann wie ein Stier in der Arena. Die Ehre des Titels: „Parlamentsmitglied" ist das nicht wert.

Wenn es nicht möglich ist, North-Lambeth zu vertreten, ohne daß ich meine Würde unter den Dschuggernaut werfe, so sollen sie sich einen anderen finden. Ich will Komitees besuchen und sie mit Vergnügen überall empfangen — ich will in Klubs und Versammlungsräumen sprechen oder in irgendwelchen Sälen und selbst die Kosten tragen usw., aber das ist auch alles. Und das soll mein letzter Versuch sein. Wenn ich unterliege, so hoffe ich, wird das mit einer überwältigenden Stimmenminorität geschehen, die beweist, daß ich als Kandidat gänzlich unfähig bin.

Vor sechs oder sieben Jahren noch war ich ein ganz anderer Mensch, aber meine letzte Expedition hat mir die Freude an den rohen Genüssen des Lebens benommen — obgleich ich wahrscheinlich niemals es als besonders erfreulich angesehen hätte, gewählt zu werden. Die ganze Sache hat etwas Erniedrigendes. Ich gebe mich nicht dazu her, den Wählern etwas zu versprechen, was ich für die Nation für schädlich halte. Ich erhebe Einspruch gegen die feige Haltung der Politiker gegenüber ihren Wählern. Wenn ich mich wählen lasse: dann zum Führer und nicht zum Sklaven. Ich werde nur ins Parlament gehen, um für den guten Zweck zu arbeiten und nicht aus persönlichen Motiven."

Dazu schrieb der Empfänger des Briefes:

„Ich war mir bewußt, daß wir Gefahr liefen, unsere Anhängerschaft zu verlieren, wenn Stanley — und gewiß mit Recht — sich weigerte, die Wähler zu besuchen, wie die Gewohnheit und Sitte es verlangte.

Der Arbeiter, der wählt, liebt es eben, einem zu widersprechen und einen zu zwingen, seine Ansichten und seine Prinzipe anzuhören. Wenn man keine Lust hat, zu ihm zu gehen und ihm ein Kompliment zu machen, erklärt er einen eben als ungeeignet und für ‚nicht von seinem Schlage'. An unsere Niederlage im Jahre 1892 denkend, beschloß ich deshalb, North-Lambeth — so oder so, da es nun einmal schon Sitte war, selbst zu „bearbeiten" und es auf meine eigene Art zu tun."

Die Steinleute

Ein Besuch bei unseren Urfahren an der Hand gelehrter Herren, vermittelt von **Hans Ludwig Rosegger.**

II.

Nach Ablauf der letzten großen Eiszeit, nach dem Schwinden der Gletscher hatte Europa in der Hauptsache seine gegenwärtige Oberflächengestaltung, nur waren manche seiner Formen noch unausgeglichen und mächtiger, war die Tierwelt reicher und der Pflanzenwuchs üppiger. Feuchter Urwald mit eingesprenkelten Steppen, Heiden und Grasflächen drückte den Gegenden das Gepräge auf, Urstier, Wisent und Elentier, Rothirsch, Gemse und Steinbock, Wildschweine, Bären, Wölfe, Biber, Wildkatzen und aller Art Fische und Wasservögel belebten Länder und Gewässer.

Und nicht mehr den Menschen des Diluviums und nicht mehr der Kultur der alten Steinleute begegnen wir, denn die alluviale, die Jüngere Steinzeit ist in mehr als einer Beziehung von der älteren durch eine tiefe Kluft getrennt. Sie erfüllt ungefähr die Spanne von 10.000 bis 2500 vor unserer Zeitrechnung, hie und da und nicht überall gleichmäßig reicht sie noch ein paar Jahrhunderte weiter. Man versuchte mehrfach, Zwischenstufen zwischen den beiden Steinkulturen nachzuweisen, ohne dabei zu einwandfreien Ergebnissen zu gelangen. Vielleicht könnten u. a. die Kjökkenmöddinger, die Küchenmüllhaufen dänischer Austernesser eine Verbindung herstellen. Diese vorgeschichtlichen „Austernesser“ kannten noch nicht das geglättete Werkzeug, betrieben noch nicht Ackerbau und Viehzucht, doch hatten sie bereits eine ursprüngliche Töpferei und ein Haustier — den Hund!

Die jüngeren Steinleute machten in rund achttausend Jahren eine bedeutende Aufwärtsentwicklung durch, zu deren Beginn sie noch die alten rohen Werkszeugsformen gebrauchten, während an ihrem Ende schon Kupfer und Bronze blinkten. War die Kultur der Diluvialmenschen eine ausgesprochene Kampfkultur, so herrschte jetzt zuvörderst eine Friedenskultur, die allerdings nicht frei von Kampf und Streit war, aber das Streithafte überwog nicht im Leben. Man hauste in Höhlen, wo die Naturbedingungen danach waren, oder wohnte in Pfahlbauten über einem Seespiegel — in regelrechten Pfahlbaudörfern — oder in Holzhütten auf der Erde mit geflochtenen Wänden, mit einem Herd und mit einem Stroh-, Rinden-, Binsendach darüber, oder verkroch sich in Wohnmulden in der Erde, doch mied man den eigentlichen Urwald.

Die erfindungsreichsten Förderer und Hüter der höchsten Steinkultur lebten in Pfahlbausiedelungen. 1853 entdeckte und untersuchte man am Zürichersee zwischen Obermeilen und Dollikon an seichten Ufern Pfahl-

Individuell genommen, ich wiederhole es, sind die Mitglieder die besten von den Guten im Rauchzimmer; aber das Parlamentswesen heischt dringend eine Umgestaltung, und die, die nur wegen des Redens wegen reden, sollten weniger Gelegenheit dazu finden.

Aber so oder so, ich atme auf bei der Aussicht, mich zurückziehen zu dürfen und alles das wieder los zu werden."

So sieht der Betrieb in dem „bestarbeitenden" Parlament der Erde aus, das uns armen Mitteleuropäern lange als Vorbild vorschwebte! Ob mit Recht . . . Und ob in anderen Volksvertretungen nicht mit noch mehr Wasser gekocht wird???

*

Der Parlamentarismus ist das verfassungsgemäß anerkannte System des politischen Dilettierens.

*

Weil ich gegen die herrschende Ansicht vieler überzeugt bin, daß auch die parlamentarische Demokratie noch immer nicht der Stein der Weisen ist, wird man mich gewiß für einen Erzreaktionär halten — und ich muß mir dies füglich gefallen lassen, da ich bisher nur absprechend kritisierte. Zum Schluß aber will ich einige positive Forderungen aufstellen, deren Durchsetzung mir möglich und wichtiger scheint, als Verschiedentliches, was gegenwärtig verlangt wird:

Kräftigster Schutz jeder ehrlichen Arbeit. Reichliche Altersversorgung aller Arbeitenden in Verbindung mit ausreichender Kranken-, Witwen- und Waisenversicherung. Mutterschutz. Schutz besonders Jugendlicher gegen Ausbeutung und Gesundheitsschädigung, wie überhaupt Vervollkommnung aller hygienischen Einrichtungen. Verstaatlichung jener Betriebe, die des — in der Regel technisch fortschrittlicheren — Privatunternehmers entbehren können. Maßnahmen zur Verhütung übermäßigen Reichtums und stärkere Heranziehung des Kapitals zu Abgaben, wachsende Erbsteuern, die aber nicht das Interesse an Sparsamkeit unterbinden dürfen. Erhöhte Anforderung an die Beamtenschaft — mit der wir in Österreich zahlenmäßig reichlichst bedacht sind — und deren bessere materielle Stellung. Verbesserung des Unterrichtswesens. Nutzbarmachung des gesamten für Landwirtschaft tauglichen Bodens und bäuerliche Besiedelung der Latifundien.

Vermißt man in diesem Programm Wichtigkeiten? Ja? Nun, es läßt sich ergänzen. Phrasen vermied ich absichtlich, wie etwa die: „Die persönliche Freiheit darf nur mit Rücksicht auf das allgemeine Wohl beschränkt werden", denn das „allgemeine Wohl" ist mir denn doch ein zu dehnbarer Begriff. Die oben aufgestellten Grundsätze dürften mit ihrer Verwirklichung den meisten Menschen schon genügen — auch dann, wenn bei ihrer Durchführung nicht jedermann mit gleicher Stimmgewalt teilnähme . . . . .

H. L. R.

der Qualität mancher verarbeiteter Nephrite nicht behoben. — Gebrauchsgegenstände wurden außer aus Stein noch aus dem Horn des Rothirschen hergestellt.

In vierfacher Beziehung übertrafen die nun seßhaft gewordenen Menschen bei weitem ihre Vorgänger in Europa: Sie trieben Viehzucht und Ackerbau, formten Tongefäße aus der freien Hand und stellten Gewebe her.

Viehzucht setzt Tierzähmung voraus. Zuerst gesellte sich wohl der Hund als Gefährte zum Menschen und man zog ihn als eine Art „Spitz" aus dem Schakal, später aus dem Wolf, welche beide Rassen sich auch kreuzten. Auch die anderen Haustiere entstammten immer zwei verschiedenen Zweigen, indem man selbstverständlich bei den ersten Bändigungsversuchen sanftere und kleinere Gattungen bevorzugte. So gab es damals außer dem Hund noch das Rind, Pferd, Schwein, Schaf und die Ziege, doch fehlten während der ganzen Pfahlbauepoche Esel, Katzen und gezüchtetes Geflügel. Einen Höhepunkt erreichte die Viehzucht freilich erst in der folgenden „Bronzezeit", wo neben das kurzhörnige „Torfrind", dessen direkte Nachkommen heute noch im Braunvieh gewisser Alpengegenden fortleben, das aus dem Ur gezogene mächtige Rind trat, wie denn auch die zeitlich früheren Pferde, Schweine, Schafe und Ziegen kleinköpfiger und leichter waren als die später höher geschätzten schwereren und plumperen Arten.

Noch tieferes Dunkel breitet sich über den Ursprung des Ackerbaues. Woher kam er? Woher kamen die ältesten Kulturpflanzen? Das und manches andere wissen wir nicht. Wir finden in den Pfahlbauresten schwächlich entwickelte und erst allmählich verbesserte Sorten von Weizen, Gerste, Hirse, Hafer und Roggen sowie Flachs, aber keinen Hanf, und gegen die Bronzezeit hin noch die kleine Bohne, Linsen, Mohn und Äpfel.

Die Entstehung der Töpferei hingegen können wir uns wenigstens rein verstandesmäßig — nach Bölsche — folgendermaßen erklären: Geflochtene Körbe sollten durch feuchten Innenanstrich mit Lehm undurchlässig gemacht werden und beim Trocknen am Herdfeuer verbrannte das Flechtwerk — zurückblieb der irdene Topf, den man schließlich ohne die Gerüsthilfe eines Flechtwerkes herstellte. Mit dem Topf entstand das Kochen, die Kochkunst! Die Spuren, die das versengte Geflecht ursprünglich im Ton zurückließ, waren die Mütter des Tonornamentes und man ahmte die Muster künstlich nach, als die Töpferei schon aus freier Hand betrieben wurde. Eine Drehscheibe, die Töpferscheibe kannten die Pfahlbauern noch nicht. Auch die nichtgeflechtähnlichen Tonornamente verdanken dem Zufall ihre Entstehung: Unerwünschte Unregelmäßigkeiten bei der Herstellung eines Gefäßes suchte man durch künstliches, symmetrisches Anbringen einer ganzen Reihe gleichartiger Eindrücke, Risse, Kratzer und

werk und gelangte zum zwingenden Schluß, daß hier eine prähistorische Niederlassung gewesen war. Die Pfähle waren aus Eichen-, Buchen-, Birken- oder Tannenholz und auf ihnen bauten sich Hütten und Häuser auf. Nachher fanden sich an fast allen Schweizer Seen ähnlich deutsame Spuren mit vielen Geräten und sie fehlten nur dort, wo schroffe Ufer und felsiger Grund derartige Anlagen behinderten, wie am Vierwaldstätter- und am Wallen-See. Über die Grenzen der Schweiz hinaus erstreckten sich mitteleuropäische Pfahlbaudörfer auf die Gebiete des Starnberger- und des Mond-Sees, bei Olmütz, am Neusiedlersee, um Laibach herum und auf norddeutschem Boden zuvörderst in Mecklenburg, ferner über Oberitalien und französisch Savoyen. Dafür zeugen unzählige Siedelungsreste mit ihrem Inventar, das einen erwünschten Einblick in das Tun und Treiben der regsamen Pfahlbauern gewährt. Doch kein Lied, kein Heldenbuch berichtet über diese Leute — Steine müssen reden, um uns aufzuklären. Immerhin erzählt Herodot (um 450 v. Chr.) von zeitgenössischen, in pfahlbauhaften Wasserdörfern wohnenden Menschen, dergleichen die Inschrift der Trajanssäule in Rom, doch handelt es sich dabei nicht um mitteleuropäische Pfahlbauten. — Über den Zweck so gestalteter Hütten herrscht noch keine völlige Einigkeit: Hauptsächlich war es wohl ein kriegerischer, um über dem Wasser gegen menschliche und tierische Feinde und gegen Überflutungen Schutz zu suchen, aber daneben dienten sie gewiß auch friedlichen Zielen als Vorrats- und Schatzkammern. Neuerdings hebt man hygienische Zwecke hervor — die Seewellen schwemmten regelmäßig den verderblichen Unrat weg. — Und neben den Pfahlbauten fußte die Kultur auch auf festem Erdboden, denn nur dort konnten Viehzucht und Ackerbau betrieben werden, konnten jene Großbetriebe entstehen, die wir ausgruben.

Das Wohnen über See bedingte das Vorhandensein von Wasserfahrzeugen, Einbäumen und Flößen.

Die Menschen der jüngeren Steinzeit verfügten über vielgestaltige Waffen, so auch über Bogen aus Eibenholz, und sie bedienten sich zweckmäßiger Werkzeuge aus poliertem und durchbohrtem Stein. Nicht mehr den fügsamen, aber unzureichenden Feuerstein hämmerte man sich zurecht, sondern benützte Syenit, Serpentin, Diorit, Saussurit und die beiden Arten der Hornblende: Jadeit und Nephrit. Bedeutsame Nephritfunde an vielen Stellen Europas, so auch in Steiermark, trugen dazu bei, eine ältere Anschauung zu erschüttern, welche die Einfuhr dieses Halbedelsteines aus Asien und über Meer aus Alaska und der Südsee behauptete und daran anschließend an einen „Welthandel" oder weitausgreifende Stammeswanderungen glaubte. Daß man bisher in der Schweiz noch keine Nephritlager entdeckte, spricht noch nicht unbedingt gegen ihr Vorhandensein. Übrigens sind auch noch einige Bedenken wegen

Spekulationen hinausreicht, aber dennoch hörenswert ist: Die jüngeren Steinleute besaßen angeblich Neigung zur Gemeinwirtschaft und zu Sippenverbänden, Grund und Boden war Gemeineigentum und daneben gab es Sondereigentum an beweglichen Gütern. Ein in seiner Bedeutung doch nicht zu unterschätzender Handel auch mit Glas und Bernstein von der Nord- und Ostsee bestand. Besitz- und Rangunterschiede, das Vorhandensein von Kriegs- und Friedenshäuptlingen und einer Priesterkaste, insbesondere auch das Bestehen von Arbeitsteilung in den fabriksmäßigen Großbetrieben zur Erzeugung von Werkzeugen und Waffen machen vorangehende Stammeskämpfe mit Knechtung des Besiegten wahrscheinlich. Eine siegreiche Erobererkaste bildete die Oberschicht über der zur Fron gezwungenen Klasse der Überwundenen — die möglicherweise aus Resten älterer Steinzeitler bestand . . . Wir erkennen bereits die Grundzüge einer „Gesellschaft" — von Völkern — von Staaten.

*

Die Natur des Landes leistete dem Entstehen einer Pfahlbaukultur in Steiermark nirgend Vorschub und hier hausten die Menschen der jüngeren Steinzeit nachweisbar in Höhlen und vermutlich auch in Hütten und Erdmulden. Leider besitzen wir keinen Gelehrten wie den viel zu früh heimgegangenen Heierli, der die Urgeschichte der Schweiz mit ungeheuerem Fleiß und Erfolg durchforschte — und dessen Kolleg über „Urgeschichtliche Kulturwanderungen" der Verfasser im Jahre 1906 an der Universität Zürich zu hören das Glück hatte. Für Steiermark sind wir vorderhand noch ärmlich darauf angewiesen, die Kulturreste der jüngeren Steinmenschen nüchtern aufzumerken, ohne sie auf Grund sondernder und verbindender Vorarbeiten zu einem farbigen Gesamtbilde verdichten zu können.

Die Haupttäler der Alpen wurden im Laufe der frühen Alluvialzeit besiedelt, doch waren die Seitenstränge der Flußläufe, die Höhen und die innersten Gebirgswinkel noch menschenleer. Geschliffene Steinwerkzeuge finden wir in ganz Steiermark und vielleicht gehören in diese spätere Epoche auch die bereits erwähnten Funde aus der Steinfeldgasse in Graz und der Badelhöhle bei Peggau. Töpfe grub man aus der Grazer Herrengasse, Töpfe und Knochenwerkzeuge befanden sich in der Josefinengrotte bei Peggau und eine dreieckige stumpfwinklige Feuersteinspitze, die an schweizerische und französische Formen gemahnt, nebst einem Knochenpfriem stammt aus der Ofenbergerhöhle bei St. Lorenzen im Mürztal, die noch in den Zeiten der Kreuzzüge menschliche Bewohner beherbergte! Da in dieser Gegend auch die erste Pfarre des Mürztales unter der Bayernherrschaft errichtet wurde, so liegt die Vermutung nahe, daß sie an Stelle einer vorgeschichtlichen Siedelung entstand.

Ausbuchtungen in ein gefälliges System zu bringen. So erzählt Bölsche: „Mit Rührung gewahren wir . . . in einer . . . Topfscherbe noch die Fingereindrücke des Pfahlbaubewohners, der den Ton eigenhändig gestaltet. Man hat sie ausgegossen, und es erschien die unverkennbare Plastik einer zierlichen Frauenhand . . .“ Daraus und aus der Tatsache, daß heute noch bei „wilden“ Völkern die Töpferei ausschließlich in den Wirkungskreis der Frau fällt, schließt man, daß auch in der Steinzeit die „Tonkunst“ Weibesberuf gewesen.

Die Weberei war so weit verbreitet, daß Messikomer die Ansicht vertritt, in jeder Hütte hätte ein Webstuhl gestanden, und jedenfalls sind die Erzeugnisse teilweise so vollendet, daß man staunen muß. Weben, Flechten und Knüpfen schufen das neue Frauenkleid, das auf die Verwendung von Tierfellen verzichtete.

In auffälligem Gegensatz zu der in mancher Beziehung schier vollkommenen Kultur steht der Mangel einer rein künstlerischen Betätigung, wie wir sie in Bildwerken schon Jahrzehnttausende, früher am Ausgang des Diluviums in den Höhlen bewunderten. Das ornamentierende Kunsthandwerk ersetzte den Pfahlbauern die an sich zwecklose Kunst der Malerei und die naturnachbildende Schnitzerei.

Wie waren nun die Menschen beschaffen, die diese Kultur schufen? Waren sie im Süden kurzköpfig und unscheinbar (im Gegensatz zu den Langschädeln der Bronzezeit), waren die „Vorhelvetier“ der Schweiz und die Menschen im übrigen Europa vom Schlage der „Illyrer“, des „homo alpinus“ oder „homo mediterraneus“? Ähnelte die Bevölkerung in der Mitte Europas den späteren Kelten und die Seevölker im Norden den Germanen, die um 345 v. Chr. der griechische Handelsherr Pytheas aus Massilia „am Ende der Welt“ entdeckte? Entwickelten sich die jüngeren Steinleute aus den Rassen, die wir in der Diluvialzeit kennen lernten, lebten sie schon neben diesen, nur fanden wir noch keine älteren Reste von ihnen, oder wanderten sie von „anderwärts“ ein? Wir dürfen darauf weder ja noch nein sagen und müssen zuwarten, ob nicht neuerliche Funde zur Lösung des Rätsels beitragen. Auf so unsicherem Forschungsboden stehend können wir über die Sprache dieser wahrscheinlich vielrassigen Menschen gar nichts sagen, auch nichts über ihren Wissensschatz, über ihre Poesie und ihre Schrift, obschon diese schon Spuren hinterlassen haben könnte. Ein weniges Mehr glauben wir von den Sitten und den religiösen Gebräuchen zu wissen. Ein hochentwickelter Totenkult mit feierlichen Bestattungszeremonien läßt mancherlei Schlußfolgerungen zu, ebenso das oft wiederkehrende Zeichen des „Halbmondes“, das an mystische Vorstellungen anknüpfen könnte, die sich um Mond, Sonne und Sterne woben. — Besonders phantasievolle Forscher sagen auch einiges über das soziale Leben der Pfahlbauern, was kaum über

gegen die Ansicht auf, es handle sich dabei wirklich um prähistorische Skelettreste, der große Gelehrte war vielmehr der Überzeugung, einen „Kosakenschädel“ — wohl aus der napoleonischen Epoche — und zwar einen durch Krankheit entstellten vor sich zu haben. Gleicherweise wird auch das hohe Alter des Zwergmenschen von Peggau bestritten. Erstens beweist sein Fundort nicht unbedingt, daß er ein Zeitgenosse der unzweifelhaft steinzeitlichen Tierreste und des Knochenschabers war und zweitens ist die empirische Wissenschaft nicht mehr so fest von dem einstigen Bestande ganzer Zwergrassen überzeugt. Der Schädelgestaltung und Knochenerhaltung nach könnte der „Ursteirer“ auch ein Kretin gewesen sein, der sich etwa vor hundert Jahren in der Höhle verkroch und hier zugrunde ging. . . . Vierzig Jahre nach der Entdeckung des ersten Neandertalers erst wurde seine Urrassenqualität eindeutig sichergestellt — und vielleicht ist es auch dem „Peggauer Zwerg“ beschieden, noch einmal in Ehren rehabilitiert zu werden, so daß er dann nicht mehr Gefahr läuft, für einen Idioten gehalten zu werden, sondern der gesamten Nachwelt als ein Träger der jüngeren Steinkultur der Steiermark gilt . . .

Ebenso schwankt unser Urteil auch über einen Kinderschädel aus dem Kalktuff von Pöls bei Judenburg, der vielleicht gleichfalls (?) in die jüngere Steinzeit gehört.

Hilber spricht davon, daß die Zwergrasse in Steiermark „abgesondert von der hochgewachsenen neolithischen (neusteinzeitlichen) Bevölkerung hauste“, wobei es fraglich bleibt, ob diese hochgewachsene Bevölkerung einwandfrei feststellbar ist.

Der Steirische Mandlkalender.

Von **Dr. Leopold Bein.**

(Fortsetzung.)*

Mit der Ausdehnung des römischen Reiches nach Norden und Westen war wohl auch die Kenntnis des römischen Kalenders den Nachbarvölkern Italiens bekannt worden, aber auf eben diesem Boden hatte sich, wie wir schon erwähnten, die Umbildung des römischen Kalenders in den christlichen Festkalender vollzogen. Diese Umwandlung geschah allmählich. Ja, noch im vierten Jahrhundert nach Christus stand neben den christlichen Osteransätzen die alte römische Festordnung. Die Tierkreisbilder wurden in der üblichen alten Weise dargestellt, an ihnen änderte sich auch späterhin nichts, sie waren der stabilste Teil der Illustration. Ganz anders die Monatsbilder. Da stand nicht mehr der alte

* Heimgarten, 41. Jahrgang, 10. Heft, S. 765.

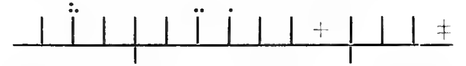
Eine methodische prähistorische Durchforschung der Steiermark wurde nur hie und da angebahnt, in der Hauptsache sind alle Funde Zufallsentdeckungen anläßlich von Bahnbauten, Flußregulierungen, Steinbrucharbeiten und Grundaushebungen. Noch harren viele Höhlen einer gründlichen sachkundigen Durchsuchung und die bisherigen Ergebnisse bei Peggau und St. Lorenzen berechtigen zu schönen Hoffnungen.

Ein beachtenswerter Fund war einem Schotterarbeiter, dem Grundbesitzer Dirnbacher und dem Höhlenforscher Adolf Mayer beschieden, die im Jahre 1909 in der Josefinengrotte bei Peggau die Knochen eines zwerghaften Menschen ans Tageslicht brachten, woraus man eine ursteirische „Zwergrasse" erkennen will. Es war dies — nach Hilber — der erste Skelettfund eines vorgeschichtlichen Rassenzwerges in Österreich und der erste Fund eines Steinzeitmenschen in Steiermark sowie einer der vollständigsten Funde von prähistorischen Zwergen überhaupt. Die Höhe des Menschleins betrug bei Lebzeiten nicht mehr als 1315 bis 1395 Millimeter, der Schädel mit einem Fassungsraum von 1396 cm^3 hält die Mitte zwischen langem und kurzem Schädel und Holl und Toldt bemerkten beim ersten Anblick das starke Vorragen des Hinterhauptes; die Arm- und Beinknochen und die Kniescheiben fallen durch ihre geringe Größe auf. Derartige Zwerge wurden in Frankreich, in der Schweiz und in Deutschland mehrfach gefunden und gehören überwiegend der jüngeren Steinzeit an. Die im nahen Umkreis des Skelettes erbeuteten rötlich gebrannten Topfscherben eines großen, handgeformten, innen rußgeschwärzten Gefäßes sind aus grobem Stoff und tragen als Kennzeichen teils Schnur-, teils Buckelhenkel. Zur Feststellung des Alters dient auch ein beinernes Werkzeug, ein primitiver Knochenschaber, aus dem von der Decke niedergebröckelten Schutthaufen in der Haupthöhle. Sichtbarliche Jagdbeute waren Bär, Rind und Gemse. Die massenhaften Weinbergschnecken in der Höhle scheinen Nahrungsreste zu sein, die nach Penecke gekocht waren . . . Stellt man Erwägungen über die Rassenzugehörigkeit des Zwerges, dieses Ursteirers, an, so ist man auf logisches Tasten angewiesen. Zeitungsnachrichten von Ende Mai 1911 meldeten vorgeschichtliche Zwergfunde mit gleichen Kennzeichen aus Krain, so daß es sich um einen weitverbreiteten Typus handeln könnte — auf den dann die zahlreichen Sagen von in Bergen hausenden Zwergen, den „Venedigermandeln" zurückgingen. Der Ursteirer könnte ein prähistorischer Illyrer oder ein homo alpinus sein. . . Wie dem auch war, bei kritischen Vergleichen gewinnt man den Eindruck, daß man in manchen Schichten der steirischen Bevölkerung die Rassenmerkmale des Zwerges von Peggau wiederfindet . . .

Als einst im Neandertal bei Düsseldorf die Schädeldecke des ersten vorgeschichtlichen Menschen gefunden wurde, trat der berühmte Virchow

in 24 lateinische Verse. Ein solcher Verskalender hieß Cisiojanus. Auch das Menologium gehört hieher, das ist ein handschriftliches Verzeichnis der Heiligen, meist in Händen der Geistlichen, die es täglich von der Kanzel dem Volke ablasen.

Die ganze Zusammensetzung der christlichen Kalender stellte, wie gesagt, an das Gedächtnis des Volkes große Ansprüche und erweckte daher bei diesem bald das Bedürfnis, sich nach einem Helfer, nach einer Unterstützung des Gedächtnisses umzusehen. Holz war schon seit alter Zeit (wie der Stein in noch früherer Zeit) im schriftunkundigen Volke ein bewährtes Mittel, wichtige Daten, Tage und Ereignisse festzuhalten. Holz war das natürlichste, billigste und für eine genügend lange Zeit haltbare Material, in das sich leicht und schnell einritzen und einkerben ließ. So ging der Laie daran, sich seinen Kalender auf einem Holz- oder Pergamentstück selbst herzustellen mit Hilfe konventioneller Zeichen. Der Kalender war eben jetzt für das tägliche Leben jedes einzelnen schon gewichtiger geworden, denn die Kirche erfüllte dieses ganz und gar. Die ersten Holzkalender waren noch sehr primitiv, aber mit zunehmender Übung stellte sich bald eine bedeutende Fertigkeit ein und sicher gab es auch solche geschickte, ja kunstfertige Leute im Volke, die den Holzkalender berufsmäßig herstellten. Da die ersten sicheren Nachweise von Holzkalendern in das 12. Jahrhundert zurückgehen, so darf man den Anfang füglich in das 10. Jahrhundert verlegen. In den ältesten dieser Kalender sehen wir noch ganz einfache Zeichen, zum Beispiel:



Die lange wagrechte Linie bezeichnet ein Monat. Die auf jene senkrecht stehenden kurzen Striche sind die Werktage, die unter die lange Linie gehenden längeren Striche die Sonntage. Ein Punkt über einem kurzen Strich bezeichnete diesen Tag als einen Apostelfesttag, zwei Punkte bezeichneten ihn als Marien-, drei Punkte als Herrnfesttag. Fiel auf einen Tag ein Heiliger, so machte man diesen Tag durch einen, fielen auf ihn zwei Heilige, so durch zwei kleine Querstriche kenntlich. Man denke sich nun, wie man in dem Einschneiden immer geschickter, sicherer und anspruchsvoller wurde, so kamen nach und nach schon einzelne Attribute und Symbole der heiligen Personen dazu, die man über dem betreffenden Tage einschnitt, ja schließlich wagte man es, die Heiligen selbst einzuschnitzen. Dazu kamen die Tierkreisfiguren und zuletzt auch Figuren oder Zeichen, welche der Monatsdarstellung entnommen waren.

So war dem künftigen Bauernkalender der Weg gewiesen. Als der Buchdruck aufkam, hatte er schon das Vorbild für ihn in den Holzkalendern und späteren Holztafeldrucken, da waren schon alle Elemente beisammen,

antike Gott oder das römische Fest, dem das Monat heilig war, sondern fast jedes Monat schon wird durch eine Person dargestellt, die das Eigentümliche, den Charakter des Monates bezeichnete. Unermüdlich waren da die Kalendermaler (Miniatoren), durch immer neue Varianten und Motive aus bodenständigen Vorstellungen, aus der heimischen Landschaft und Volkssitte die Monate zu zeichnen, bis mit der Zeit alle antiken Elemente verdrängt oder so mit heimischen verschmolzen waren, daß die Erinnerung an die griechisch-römischen Vorstellungen in Vergessenheit geraten war. Die ganze Entwicklung ging im offiziellen Kalender (Kalender der Gebildeten, d. i. in jener Zeit der Geistlichen, Höfe und Ämter) vor sich.

Nicht in allen Ländern des Abendlandes hatte sich der Übergang des alten Kalenders in den christlichen gleichzeitig oder gleicherart vollzogen, aber bis zum Ausgang der karolingischen Epoche war er in den Hauptzügen geschehen.

Sehen wir uns nun nach den Laien oder deren gewichtigstem Stande, dem Landvolke und Bauern um. Wir verließen deren Kalender beim Übergange des römischen Kalenders auf christlich-germanischen Boden. Während er von den verwirrenden Wandlungen des römischen Kalenders ziemlich unbeeinflußt blieb, machte er jetzt bei dem neuen Übergang dessen Hauptveränderung mit. Der Rahmen, die astronomische Grundlage, blieb dieselbe. Aber sein Inhalt wurde jetzt derselbe, der den offiziellen Kalender ausmachte: Die christlichen Festkreise und Heiligentage. Dieses christliche Jahr erhielt im Osterfeste seinen Mittelpunkt, um den sich wie um die Angel alles andere gruppierte. Nach der Zeit auf welche Ostern fiel, richtete sich die ganze übrige Festreihe. Aber weil das Osterfest eben nicht fixiert und somit auch eine ganze Reihe anderer Kirchenfeste nicht und ferner die Menge der Heiligen und Märtyrer, die sich auf das ganze Jahr verteilten, ziemlich beträchtlich war, so war das eine starke Belastung des Laiengedächtnisses. Mit den Jahren nahm die Zahl der Heiligen noch zu und überdies wechselten diese noch nach Diözesen und Bistümern. Diese Heiligen und Märtyrer drangen so in das Volkstum ein, daß sie geradezu die eigentliche Tagesbenennung und -zählung verdrängten, d. h. der Bauer nannte die Tage nach den heiligen Personen und leere Tage, auf welche gerade keine fiel, zählte er nach dem folgenden oder vorausgehenden Heiligentag.

Die Menge und Wichtigkeit der Heiligentage hatte bald eigenartige Behelfe im Gefolge. Der Kalender war in der Zeit etwas Kostbares, und nur wenige konnten sich einen solchen geschriebenen Kalender — deren es gar kostbar ausgestattete Exemplare für einzelne hohe geistliche und fürstliche Persönlichkeiten gab — leisten. Man ließ ihn daher einfach in den Klosterschulen auswendig lernen und brachte ihn zu diesem Zwecke

Frau Zensur.

Im Jahre 1848 hat man sie begraben, Metternich legte höchstpersönlich Trauerkleider an, hinter dem Sarg schritten die Großväter Biedermeier und aufs Grab der teuren Verstorbenen setzte man einen Stein der allerneuesten und, wie man glaubte, allerbesten Verfassung. Wahrscheinlich aber sollte dieser Grabstein nicht eine besondere Ehrung bedeuten, sondern er war im Sinne gewisser Naturvölker gedacht, die damit die Wiederkehr eines Toten hindern wollen ... Es gibt jedoch Gespenster und die Sagen von Ahnfrauen sind keine Märchen! So geisterte denn Frau Zensur allen feierlichen Bestattungszeremonien zum Trotz oft und oft in den nächsten sechzig Jahren, und alle Beschwörungen, mit denen man sie zu bannen suchte, hatten kein befriedigendes Ergebnis; nach echter Frauenzimmerart wechselte sie nur häufig die Toilette, um nicht sofort erkannt zu werden. Als nun gar der Weltkrieg ausbrach, da erschien neben anderen seltsamen Gestalten auch die Totgeglaubte und Totgewünschte, beweglicher und unternehmender denn je. Ihr Dasein war auch nicht ganz überflüssig, denn der große Moltke sagte anno 1870, die ihm wichtigsten Nachrichten über französische Truppenbewegungen hätte er stets zur rechten Zeit durch die Pariser Presse erfahren. So nahm die Zensur 1914 ihren dicksten Rotstift und strich damit in den Gazetten wacker herum — zu wacker sogar für jene, die der alten Dame ein gewisses Recht nicht ohneweiters absprachen. Auch der „Heimgarten“ wurde nicht vergessen; einmal verbot ihm Frau Zensur, ganz allgemein über die „österreichische Schlamperei“ zu schreiben und ein andermal mußte der Roman „Der Erbarmungslose“ daran glauben. Dort äußerte sich gelegentlich ein Unzufriedener der großen Revolution absprechend über die Königin Maria Antoinette, die in ihrer zweiten Heimat bekanntlich nicht beliebt war, und diese im Grunde nicht sonderlich schlimme Ansicht eines Jakobiners fiel ebenfalls dem Rotstift zum Opfer ... Wir trugen die kleinen Mühsale geduldig als verhältnismäßig unschuldige Begleiterscheinungen der schweren Zeit und sahen verständnisvoll ein, daß es nicht unbedingt notwendig ist, die „Gemütlichkeit“ des Österreichers ausgerechnet heute zu geißeln; ebenso trägt es nicht wesentlich zur menschlichen Seligkeit bei, die Grobheiten eines längst verstorbenen Revolutionärs über eine längst verstorbene unglückliche Fürstin zu veröffentlichen. Aber andere Zeitungen und Zeitschriften machten gleichzeitig bösere Erfahrungen und besonders bedenklich wurde das Walten der Zensur dadurch, daß sie nicht gestattete, auf Unzulänglichkeiten hinzuweisen und Unzukömmlichkeiten gebührend zu brandmarken, wenn sie auch noch so schwer auf dem Volke lasteten, abstellenswert und abstellungsmöglich waren. Überoft wirkte der Rotstift und nicht allzu kluge Hände führten ihn — wie uns schien. Doch

die dann in den Bauernkalender Eingang fanden: das rein Kalendarische (Astronomische) in den Tierkreis- und Planetenfiguren, die verschiedenen Heiligen und die Attribute für diese und Symbole für die göttlichen Personen, die Monatsbilder, die in vollständigerer Darstellung in den geschriebenen offiziellen Kalendern sich boten, die Tageszeichen (▼, | oder ⋀ oder ▲). Zu all diesen Zeichen und Figuren kamen noch andere, die vereinzelt sicher auch schon auf Holzkalendern eingezeichnet wurden: die astrologischen Zeichen, die dann im Ausgang des 14., hauptsächlich aber im 15. Jahrhundert noch durch die zahlreichen Prognostiken vermehrt wurden.

Neuere Funde von Holzkalendern haben die Tatsache erwiesen, daß diese über ganz Westeuropa verbreitet waren. Wir können daraus auch schließen, daß man von einfachen Anfängen zu berufsmäßiger Herstellung und zu einer gewissen Stufe von Kunstfertigkeit und Blüte gelangte, die man in Deutschland etwa Ende des 13. und im 14. Jahrhundert, im Norden vielleicht etwas später zu denken hat.

Bis zum Buchdruck selbst waren inzwischen die Vorläufer dieses der Holztafel- und Holzblockdruck. Briefmaler und Formschneider hießen die Leute, die diese neue Kunst ausübten, in der man eine neue Art der rascheren Vervielfältigung gefunden hatte, eine Vervielfältigung, die gegenüber dem bisherigen einzigen Mittel der zeitraubenden Handschrift immerhin einen bedeutenden Fortschritt darstellte. Zu den Haupterzeugnissen der neuen Kunst gehörten vornehmlich die Kalender für das Volk. Jetzt sehen wir im Laden, auf Märkten, auf dem Kirchplatz, in der Hand wandernder Händler schon die bekannten Heiligen, die „Mandln", in der Darstellung, wie sie uns dann im Bauernkalender des Buchdruckes entgegentreten. Holztafel- und -blockdruck vermochten schon weit anderes zu leisten als die ganze Zeit vorher, aber die Erzeugnisse waren immerhin noch nicht sehr billig und die Vervielfältigung war an enge Grenzen gebunden, denn die Holztafeln waren bald abgenutzt. Aber gerade in derselben Zeit seiner Blüte — Mitte des 15. Jahrhunderts — erfüllte sich die entscheidende Tat, der Buchdruck, durch Johann Gutenberg. Der ehrwürdigen Bischofstadt Mainz war es vorbehalten gewesen, die Wiege der neuen, weltbedeutenden Kunst zu werden. Nicht plötzlich freilich erfolgte der Abbruch der alten Künste und Fertigkeiten auf dem Gebiete der Vervielfältigung. Die Holzschnittkunst führte ihr Dasein ruhig neben dem neuen Buchdruck weiter und sicher lebten auch der Holzkalender, die Holztafelbilder und -texte in entlegenen Gegenden noch länger fort, ja im hohen Norden soll der erstere sich noch bis ins 19. Jahrhundert erhalten haben.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn man all die hochtönenden Worte über den Zweck der „freien und unabhängigen Presse" las, das Volk „aufzuklären", so waren Naive selbstverständlich der Meinung, die Zeitungen setzten alles daran, das Aufklärungswerk in ihrem Rahmen zielbewußt und nach Möglichkeit durchzuführen. Weit gefehlt! Über den Kranz-Prozeß zum Beispiel brachten anfangs alle Blätter spaltenlange Aufsätze, aber je ärger dem Händlertum in der Verhandlung zugesetzt wurde, desto wortkarger wurden die Nachrichten und schließlich las man da und dort nur das Urteil in knappester Form ohne die Urteilsbegründung, die gewiß sehr interessant war und in das Treiben der Plusmacher gründlich hineinleuchtete. Damals veröffentlichten besonders die sozialistischen Blätter die Verantwortung der Angeklagten nur auszugsweise, während die Rede des Staatsanwaltes breit und behaglich Spalte auf Spalte füllte. Das Bild änderte sich jedoch sofort, als Dr Friedrich Adler wegen Ermordung des Ministerpräsidenten Stürgkh vor den Richtern stand. Da unterschlugen die sozialdemokratischen Zeitungen kaum ein I-Tüpfelchen von der langen, langen Rede des Beschuldigten, hingegen strich die Redaktionszensur manche Wichtigkeit aus dem Plaidoyer des Staatsanwaltes — desselben Staatsanwaltes, den sie im Kranz-Prozeß wohlwollend begönnert hatte . . .

Am auffälligsten ist neuerdings das Gehaben der Privatzensur bei der Wiedergabe der Parlamentsreden. Ein Klagegerassel erhob sich im österreichischen Blätterwald, als von der Regierungsseite her erklärt wurde, auch die Reden der Abgeordneten unterlägen der staatlichen Zensur, um allenfalls Unheil zu verhüten. Nichts selbstverständlicher als das, für jeden Unvoreingenommenen nämlich, doch was sich „Demokrat" nannte, berief sich auf das Gesetz, wonach wahrheitsgetreue Veröffentlichungen bedingungslos gestattet seien. Diese gesetzliche Vorschrift setzt zweierlei voraus: 1. Normale Zustände, nicht aber eine Kriegszeit, wie die unserige, wo ein auch nur unbedachtes Wort von „besonderer Seite" — wozu man merkwürdigerweise die Parlamente schlechtweg zählt — im Ausland (und auch im Inland) verderbliche Wirkungen gegen uns erzeugen kann; und 2. Disziplinierte und sich ihrer Pflichten wohlbewußte Volksvertreter! Da diese beiden Voraussetzungen nicht durchwegs gegeben waren, so wurde eine „Parlamentszensur" zur Notwendigkeit, zum Vorteil aller, die fruchtbringende Arbeit höher stellen als gehässiges Kritteln, brotloses Nörgeln und ein Phrasendreschen um jeden Preis. Die Proteste der demokratischen Parteien fruchteten denn auch nichts und es blieb bei der Regierungsmaßnahme. Dazu gesellte sich ein zweiter Schrecken. Dem Präsidenten des Abgeordnetenhauses wurden zwei Fachmänner, ein militärischer und ein diplomatischer, mit beratender Stimme zugeteilt. Die Opposition winselte, der Präsident müßte selbst am besten wissen, was veröffentlicht werden könnte und was nicht. Man mutete

wollen wir gern annehmen, daß Frau Zensur selbst vom besten Willen erfüllt war, doch nicht allerorts die geschicktesten Diener fand. Die Diener mögen sich gedacht haben: „Lassen wir etwas durchrutschen, was der gnädigen Frau nicht paßt, dann entlädt sich das Donnerwetter über unsere Köpfe, weshalb wir lieber mehr als nur unsere Pflicht tun."

Heute, da Frau Zensur schon ein bißchen älter und bequemer wurde, dürfen wir wohl (mit aller gebotenen Vorsicht!) ein Urteil über sie abgeben, das wir in unserer Redaktionsstube fällten: Sie haute nicht selten daneben und strich hie und da, was besser ungestrichen geblieben, aber anderseits hinderte sie doch auch, daß durch unsere Zeitungen Dinge in die Öffentlichkeit gezerrt wurden, die uns militärisch und diplomatisch unheilbaren Schaden hätten zufügen können. Das ist viel, sehr viel, und dessentwillen sei der gestrengen Dame manches verziehen . . .

Frau Zensur ist eine Staatsbeamtin, besitzt aber eine leibliche Schwester, die in Privatbetrieben tätig ist! Diese Schwester ist bedeutend jünger an Jahren und wurde mit der Preßfreiheit zugleich geboren. Sie stellte sich freiwillig in den Dienst der Zeitungsredaktionen und es ist auffällig, wie selten ihrer gedacht wird.

Eine reichsdeutsche Journalistenvereinigung beklagte sich vor nicht langer Zeit über die Verbote der Regierung, alles nach Belieben in die Tagesblätter hineindrucken zu dürfen — dadurch würde die „öffentliche Meinung" irregeführt, denn dieser vermöge nur der „unabhängige Journalist" zu dienen. Na, na . . . Die öffentliche Meinung und der unabhängige Journalist sind zwei Erscheinungen, denen manche Leute nicht mit Unrecht skeptisch gegenüberstehen. So war es zum Beispiel seltsam, daß ein Großteil unserer Presse lange nichts über die Wucherei und Preistreiberei im Kriege brachte, während einige mutige und allerdings kleinere Blätter schon recht tüchtig gegen die Hyänen des Hinterlandes vorgingen, ohne daß Frau Zensur darob warnend den Finger hob. Mancher „unabhängige Journalist" hielt es anscheinend unter seiner Würde, die öffentliche Meinung gegen das widerwärtige und strafwürdige Gebaren einzelner Händlerkreise in Bewegung zu setzen. Solche „unabhängige Journalisten" zensurierten sich selbst und machten von dem Rest der Freiheit, den ihnen die staatliche Zensur ließ, keinerlei Gebrauch. Die ahnungslosen Leser bekamen dann von Amts wegen und von den betreffenden Redaktionen gesiebte Berichte vorgesetzt!

Eine weitere Eigentümlichkeit: Zu Kriegsbeginn war es in Österreich — im Gegensatz zum Deutschen Reich — nicht gestattet, die Heeresberichte unserer Feinde nachzudrucken. Was wurde da geklagt und gejammert, wie wurde über die „Knebelung der Presse" gezetert — und siehe da, als endlich die Erlaubnis erteilt wurde, da nützten viele Zeitungen sie nicht aus . . .

Frau Zensur, die Staatsbeamtin, wird wieder verschwinden, bleiben wird uns aber die anscheinend harmlose und ohne Unterlaß unterschlagende und vergiftende private Zensur unserer Zeitungen, die jedes Ereignis für ihre Sonderzwecke auffrisiert. Und gegen diese Zensur ist man wehrlos, ihr ist durch kein Gesetz und kein Gericht beizukommen, sie ist scheinbar unausrottbar und wird uns betrügen und irreführen, so lange es Zeitungen gibt.

Aber wird es immer Zeitungen geben? P. L. M.

Heimgärtners Tagebuch.

Zigaretten und Bücher! Das sind die häufigsten Wünsche derer an den Fronten. Für Zigaretten will wohl der Staat sorgen. Aber Bücher? Auf die scheint er nicht viel Gewicht zu legen. Es gibt jetzt viel Kriegsliteratur, aber das ist für die Länge auch nicht das rechte. Krieg haben die Soldaten gerade genug. Um heitere Sachen bitten sie, um heimatlich Vertrautes, um wirtschaftlich Anregendes, um Naturgeschichtliches, um von der Menschengeschichte was, vor allem Erhebendes, Herzerfrischendes. Um Frieden, Frieden bitten sie, wenigstens in Büchern. Der Schützengraben ist zeitweilig die richtige Lesestube und manches Buch wird in viele Teile auseinandergenommen, damit mehrere gleichzeitig davon was haben.

Wir im Hinterlande ahnen gar nicht, wie an der Front das Buch des Soldaten Schicksal werden kann. Abgesehen davon, daß es ihn oft vor Gemeinem bewahrt, natürlich wenn es nicht selbst gemein ist. Wieviel heiliges Feuer mag nicht schon unser Schiller in den Herzen der Krieger entzündet haben! Wie viel Beruhigung nicht Adalbert Stifter, Gottfried Keller gebracht, wie viel Erheiterung nicht Fritz Reuter, Ludwig Ganghofer, Emil Ertl, Ludwig Thoma und die hundert anderen, die des Lebens Ernst mit Poesie, Humor und Güte mildern!

In Deutschland, wo man auch für solche Gemütssachen Verständnis und Schick hat, ist ein großer Verein für Kriegsbüchereien entstanden (Berlin, Lützowstraße 89), der durch Opfertage Geld sammelt zum Ankauf von Soldatenbüchern. Das könnten wir ihnen nachmachen. An Büchern ist in manchem Hause keine Not, eher Überfluß, und auf manchem Dachboden stehen volle Bücherkisten, von denen die Eigentümer oft selber nichts mehr wissen. Nicht daß man sie gleich so ungesichtet und ungewählt fortschicken könnte, auch für unsere Soldaten ist das Beste gerade gut genug; und was für sie, die ernsten Männer und tapferen Jungen da draußen, das Beste ist, das muß der Takt des

dem armen Präsidenten zu, immer und überall über die militärischen und diplomatischen Belange aufs genaueste unterrichtet zu sein — er sollte in den augenblicklich allerwichtigsten Staatsangelegenheiten dilettieren! Doch auch der Einspruch gegen die „Beiräte" war erfolglos und unter diesen Voraussetzungen trat das Abgeordnetenhaus zusammen. Nach der ganzen Vorgeschichte mußte man glauben, die Zeitungen, die sich gegen jede Parlamentszensur gewendet hatten, würden wortgetreu alles veröffentlichen, was nur zu veröffentlichen wäre. Wie doch der Glaube täuschen kann! Jedes Blatt brachte und bringt nur die Reden ihm nahestehender Abgeordneter und kürzt die aller anderen dermaßen, daß ein ganz falsches Bild von den Vorgängen im Parlament entsteht. Man muß heute froh sein, erfährt man wenigstens auszugsweise von dem, was ein einem Blatte nicht genehmer Abgeordneter spricht. Oft heißt es lakonisch: „Hierauf ergriff Abgeordneter X. das Wort." Und damit basta. Oder unbequeme Auslassungen werden durch unerhörte Kürzungen oder sinnzerstörendes Herausgreifen einzelner Wendungen einfach lächerlich gemacht. Kürzlich erst schwiegen sich die Zeitungen ziemlich gründlich über die Darlegungen der slawischen Politiker im Parlament aus und man mußte zu ausländischen Journalen greifen, um darüber etwas mehr zu erfahren.

Und wenn die staatliche Zensur noch so mangelhaft ist, so korrupt und irreführend und bewußt fälschend wie die private Zeitungszensur ist sie lange nicht! Unter dem Deckmantel von Biedersinn und größter Unparteilichkeit werden die Leser von ihren „Leibblättern" tagaus tagein hinters Licht geführt, durch Verschweigen genarrt und durch Verdrehungen bemogelt. Das naive Volk glaubt durch die Druckerschwärze Tatsachen zu erfahren, um daraus eigene Schlüsse zu ziehen, sich eine eigene Meinung zu bilden — und in Wahrheit bekommt es schon zum Frühstück ein je nach der Parteirichtung übermaltes „Weltbild" geliefert. Die braven Leser merken es nicht einmal, wie bevormundet sie werden! Allerdings: Jedes Volk hat die Presse, die es verdient. Je leichtgläubiger und politisch unreifer eine Bevölkerung, desto skrupelloser ihre Zeitungen. Und die österreichische Presse gehört wohl zur mißratensten der Welt. Es gäbe schon ein Mittel gegen die Machenschaften der Parteipresse, die alles verzerrt und unwahrhaftig macht: Aufhebung des Kolportageverbotes. Dann griffe der gute Bürger, der jetzt Tag für Tag dasselbe Blatt liest, auf der Straße doch hin und wieder zu einem Journal, in das er jetzt nie einen Blick wirft, und erführe so manches, was ihm sein Leibblatt geflissentlich vorenthält. Nähme man sich die Mühe, die Hauptorgane der verschiedenen politischen und wirtschaftlichen Richtungen genau durchzustudieren, dann hätte man ungefähr ein halbwegs richtiges Bild von den wirklichen Geschehnissen. Wem aber dürfte man dies zumuten?

Zu Beginn des Krieges, welch ein Beten, die Kirchen waren überfüllt, Bittgottesdienste überall. Auf den Thronen beteten die Kaiser und Könige, die sich bekämpften, zum Herrn der Kriegsheere. Jedes Jauchzen fortziehender Soldaten war ein Gebet, jede Mutterträne ein Gebet. Und erhört wurde niemand, der Krieg breitete sich aus über Schuldige und Unschuldige und steigerte sich ins Ungeheuerliche. Und dann habe ich gemerkt, wie die Kirchen sich allmählich leerten und die Leute stumpf wurden. — Ach, wenn Gott zu solchen Zeiten sich nicht meldet — wann denn?"

Hierauf nahm ein Herr das Wort, der Mathematikprofessor und als kritischer Kopf bekannt war. Was wird denn ein Ziffernmensch, dachte ich, über Religion zu sagen wissen? Er sagte: „Und mich, meine Herren, hat dieser Krieg zu einem Gläubigen gemacht. Daß es unter den Menschen wenig Gerechtigkeit gibt und viele Schlechtigkeit, hatte ich doch längst gesehen. Und immer niederträchtiger wurden sie, immer selbstischer, falscher, herrschsüchtiger und hassender. Ungeachtet aller Mahnungen immer frecher wurden sie Und trotzdem ist es den Leuten wohlergangen, den größten Lumpen oft gerade am besten. Na, wenn da ein Gott nicht endlich zuschlägt, dann ist er nicht. Aber er schlägt zu. Jetzt auf einmal, jetzt ist er da mit seinem Gericht. Und strenge, wie meine Mathematik, nichts läßt er nach, alles wird gerechnet. Und wenn's auch dort und da weniger Schuldige trifft, später gleicht sich's aus, ganz unschuldig ist niemand. Und so hat der Krieg mich zu einem Glaubenden gemacht. Andere glauben ihn, wenn er gut ist, ich glaube ihn, wenn er straft."

Als die beiden so gesprochen hatten, hob ein dritter den Atem. Dann legte er seine Hand an die Stirn und schloß die Augen. Und öffnete sie wieder — und schwieg.

Mich dünkt, der hat das Richtige.

Es gibt Leute, die in diesem Kriege das Allergroßartigste voraussagen. „Wir werden die Feinde vernichten und die Welt beherrschen!" Als sicher, als totsicher. Woher sie nur dieses absolute Wissen haben in einer Welt, in der, wie die Geschichte der Personen und der Völker zeigt, doch allemal alles ganz anders zu kommen pflegt, als man annahm? Solche Prophezeiungen sind manchmal geradezu frevelhaft und erreichen bei den kühl und ruhig denkenden Menschen eher das Gegenteil, als die beabsichtigte Beruhigung und Ermutigung. Und die es buchstäblich glauben? Hat keiner an die Verzweiflung des Unvorbereitetseins gedacht, wenn es anders kommen sollte?

Spenders entscheiden. Man pflege es bei Prüfung solcher Bücher so zu halten: Was uns selbst je erniedrigt, verroht, vertiert und verdummt hat, das wird nun verbrannt. Was uns harmlos erfreut, freundlich belehrt, sittlich gehoben hat, das schicken wir unseren Helden.

Im Dorfwirtshause hielt Advokat Dr. Johann Soundso einen öffentlichen Vortrag über das Völkerrecht, den er mit den Worten schloß: „Der Unterseebootkrieg ist das größte Verbrechen gegen das Völkerrecht!" Den Zuhörern schien es recht zu sein, denn sie schwiegen. Aber hinter dem Uhrkasten war ein Mensch gesessen, der sich nicht recht anschauen lassen wollte, weil sein zerfahrener Lodenwams mit dem Sonntagsgewand der Gesellschaft nicht stimmen wollte. Nun — anstatt ihn anzuschauen, sollten sie ihn anhören. Er war aufgestanden, reckte seinen verwitterten, stahlgrauen Kopf vor gegen den Advokaten und sagte nicht laut, aber messerscharf:

„Herr Se! Und Se wollen Doktor der Rechte sein? Na, Se san nit der rechte. — Mir wissens guat. 's Völkerrecht sagt: Der Krieger darf nur wieder gegen den Krieger streiten. Gegen niemand andern. Die Herrn Engelländer brauchen ja nit schifferlzfahren mit ihren Kriegssachen, nachher g'schieht ihnen nix. Aber was solln denn die Weiber und Kinder und Greise im Hinterland machen, wenn ihnen der Engelländer nix einführen laßt? Und wenn in die wehrlosen Dörfer der Feind einbricht, wie in Ostpreußen, in Galizien, im Görzerland und anderswo und raubt und sengt und brennt und allerhand Schindluder treibt — ist das ein Völkerrecht? Ein solcher Krieg und — Völkerrecht! Lassens Ihna heimgeigen!"

Der Advokat schwieg ein Weilchen, endlich sagte er verwundert: „Hat der Mann einen Rausch?"

„Na", antwortete der zerfahrene Mann. „Bin noch nüchtern wie Strohschaub, und zwar schon am zweiten Tag. — Gengens! Die Engelländer. Ich laß sie schön grüßen, und sie solln nochamal was redn übers Völkerrecht!"

Im Wochenblatt stand nachher, der Vortrag des Herrn Doktors Soundso habe großen Beifall gefunden mit Ausnahme der kleinen Störung, die durch einen Irrsinnigen veranlaßt wurde.

Unser etliche saßen in der Laube und sprachen von der Wirkung des Krieges auf die Religion. Ein nachdenklicher Zimmermaler war da; der bekannte, er sei sonst ein religiös gestimmter Mensch gewesen, aber während dieses Krieges sei er Atheist geworden. Gott habe sich nicht bewahrheitet.

Gemeinden zurückgeben wird. Sie kämpfen und bluten für die Heimat, in die dann so viele mit dem Bettelstab einziehen sollen?

Das hat mein Dorf an der Mürz anders gedeichselt. Anstatt der vielen Rederei über die Tapferkeit und Heldenhaftigkeit seiner Soldaten an der Front hat der Gemeinderat dieses Dorfes einstimmig und kurzab beschlossen, alle Krieger aus der Gemeinde für den Fall der Verwundung versichern zu lassen, so daß jeder heimkehrende Invalide seine Prämie kriegt, die je nach Umständen gar nicht gering ist.

Denn mit den unterschiedlichen Sternlein, Kreuzlein und Medaillen an Kappe und Brust, mit dem Heldenliede der Zeitungsartikel und Dichter allein kann der Soldatenkrüppel schließlich nicht auskommen. Er will in dem Vaterland, das er mitbeschützen half, auch leben können.

Seit meinen ersten Ferien bin ich nicht mehr mit so kindischer Freude in mein Heimatsdorf zurückgekehrt als in diesem Frühjahr. Das dreiundfünfzigstemal nach so vielen Stadtwintern. Allzusehr wölkte sich die Kriegsstimmung zusammen über die von Flüchtlingen überfüllten Häuser, die von Soldaten wimmelnden Gassen und über die langen Reihen der Nahrungspasser. Dreimal des Tages die Blätter mit wichtigen Mienen, endlosem Kriegsgerede, mit grundloser Stimmungsmacherei, aufgemutzten Unwahrheiten und zensurierten Wahrheiten. Von Kaffeehauspolitikern, Gerüchteträgern und Wirtschaftsraunzern gar nicht zu sprechen.

Ins stille Dorf zurückgekehrt der lichte, weite Frühling. Russen, die auf Feldern pflügten, statt in Schützengräben auf Menschen zu schießen, war das einzige aus der seltsamen Zeit. Die Weiber in Garten und Wiesen hatten so viele Arbeit, daß sie längst des Klagens vergessen über die Gatten, Söhne, Brüder an den Fronten. Kinder johlen fröhlich durch die Gasse, bocken sich, necken sich und laufen dem heimkehrenden alten Poeten entgegen mit Blumen. Dann gehe ich hinauf an den Waldrand und schaue hin über das breite lange Tal in seiner Blütenpracht, und so wonnig ist mir, und so klingend pocht mein Herz: Daheim, endlich wieder daheim!

Die Glockenkuh der Rinderherde hat mich gewahrt, kommt heran, und die ganze Herde kommt nach, umschnuppert mich, als ob sie den alten Kameraden von einst wieder erkennte. Ja ja, eure kurzlebigen Geschlechter sind wohl in vielen Lebensaltern den Weg alles Fleisches zur Bank gegangen, seit ich mit euren Urahnen bin als Hirt auf der Weide gewesen. Milch bietet ihr mir an, ihr Guten. Vielleicht gleich wie einst einmal vom Euter weg, ehe die amtlichen Kriegsmelker kommen und sie fortholen?

Zum Bächlein steige ich nieder, das in seinem besonnten Silbergeflecht hinausrieselt zum Fluß, um mit ihm in die Fremde zu ziehen.

Etwas Unseliges ist der mutlose und tatlose Pessimismus, aber auch der übertriebene Optimismus, der vor lauter Zuversicht die Bereitschaft vergißt, ist von Übel.

Kommt es anders, als leichtsinnige Optimisten es vorausgesagt, so reden sie sich dann mit unvorgesehenen Zwischenfällen aus; als ob man bei Prophezeiungen nicht vorwegs alle möglichen Zwischenfälle mit in Rechnung ziehen müßte!

Es gehört ein stärkerer Mut dazu, einer kommenden Gefahr offen entgegenzusehen, als vor ihr die Augen zu verschließen und sich in schönen Vorstellungen zu wiegen.

Es war bei dem Unrecht, das uns geschehen, natürlich, daß wir so beherzt in den Krieg gesprungen sind; aber es war seltsam, daß es so überschwänglich beschwingt geschehen ist, nicht wie in ein unabwendbares Übel, vielmehr wie in ein glorreiches Weltfest. Und war es doch ein Abschlachten zumeist argloser Mitmenschen, während die Schuldigen, in sicherem Hinterhalte unerreichbar, ganze Völker in den Tod hetzten. — Jetzt sind wir, hüben wie drüben, in der Falle, und wie kommen wir heraus? Unser Sieg wird noch kein Friedensschluß sein, und der Friedensschluß noch kein Friede. Wir haben den Frieden zu lange Jahre mißbraucht und es scheint, wir haben auch für den kommenden Frieden wieder allerhand Tort und Kampf im Sinne. Den Feind in uns, wir wollen ihn nicht schlagen, den Frieden, es scheint, wir wollen ihn nicht haben. — Da heißt es unter allen Umständen gefaßt sein auf schwere Zeiten. Und das Ziel der nimmersatten Wünsche?

Gestern sagte mir einer, der just vom Friedhofe kam, dabei wies er mit dem Daumen über die Achsel zurück: „Da draußen! Da draußen! Die besten politischen und sozialen Zustände herrschen da draußen!"

Als vor drei Jahren der Rekrut Sebald von seiner Eltern Hütte fortging, rief er noch frisch zurück: „Macht nix, Vater. Wenn ich heimkomm', nachher arbeit' ich noch einmal so fleißig, daß wir 's Gütel wieder in die Höh' bringen." Als er nach langer Zeit heimkam von der Armee, hatte er seine Arme nicht mehr bei sich.

Als an jenem 28. Juli der Rudi den Tanzboden verließ, flüsterte er dem Mädel zu: „Na, wart nur, wenn ich zurückkomm', tanzen wir die Hochzeit miteinander!" Nach zwei Jahren kam er zurück und hatte an der Front ein Bein gelassen.

„In der Heimat, in der Heimat gibt's ein Wiedersehen!" sang beim Ausmarsch der Josel. Und heim kam er mit zerstörten Augen.

Schon in den ersten Wochen des Krieges war Sorge darüber, wie man den Gefallenen in der Heimat Gedenktafeln stiften werde. An die armen Invaliden hat man weniger gedacht, die der Staat den

einer seinem Weibe zu: „Du, ich laß das Kornkistel im Misthaufen doch auch noch aufschreiben. Man soll dem Herrgott kein schlechtes Beispiel geben.“

Auf einer Eisenbahnstation im Mürztal bemerkten Vorüberfahrende zwei Russen, die langsam an einem Sandhaufen schaufelten. Einer der Reisenden warf ihnen eine Zigarre hinaus. Wie Löwen stürzten die Russen drauf los, und indem jeder das köstliche Ding erhaschen wollte, gerieten sie in eine Balgerei, bei der sie ganz wütend aufeinander losschlugen.

Ihr Armen! In Feindesland gefangen sein, niemanden und nichts haben von der fernen Heimat als einer den andern, und sich einer Zigarre wegen so entzweien!

Entzweit doch lieber die Zigarre, daß jeder die Hälfte in Brüderlichkeit rauche.

Erst als der reisende Spender eine zweite Zigarre aus dem Wagen warf, so daß nun jeder Russe eine hatte, löste sich der Konflikt, aber ich zweifle, daß nach dem wüsten Anfall es noch an demselben Tage zu einer guten Gesinnung kam zwischen den Söhnen Sibiriens. Wenn schon zwei Leidensgenossen desselben Volkes wegen eines Würzleins Tabak miteinander ins Raufen geraten — wer soll sich da noch wundern über das, was im großen geschieht?

Die Dichterin Ebner-Eschenbach wurde von deutschen Freunden der Lateinsprache einmal angegangen, für Latein in bezug auf unsere Sprache ein gutes Wort zu sagen. In solche Fälle kommen bekannte Schriftsteller oft; von der Sache selbst wenig berührt, nur aus Gefälligkeit pflegen sie einen erstbesten Gedanken hinzuschreiben. Und so ein bißchen unüberlegt hat auch die verehrte Dichterin Ebner hingeschrieben:

„Wer Griechisch nicht kann und besonders Latein,
Der wird auch des Deutschen Meister nicht sein.
Soll unsere Sprache versinken im Pfuhle,
So treibt nur die Klassiker fort aus der Schule.“

Gegen diesen kühnen Ausspruch wendet sich Professor Theodor Fuchs in einer Schrift: „Frau Baronin Marie v. Ebner-Eschenbach und die klassischen Sprachen, oder: Was hat die deutsche Nation der lateinischen Sprache zu verdanken?“ (Wien, Carl Fromme.) In dieser Schrift wird klar und scharf nachgewiesen, daß das Latein in Schule und Literatur die deutsche Sprache immer nur geschädigt hätte, daß die deutsche Sprache der lateinischen aber — den Kanzleistil zu verdanken hat. Fremde Sprachen verwässern uns leicht die eigene; aber wie das Latein in unseren Gymnasien herrscht, das ist schon fast ein absichtliches Ent-

Gib acht, du kommst in Feindesland! Wie sehnsüchtig wirst du einst wieder in Wolken schiffen und die friedliche Alpenheimat suchen. — An diesem Bächlein habe ich als Knabe mit hohler Hand Sand gebaggert, mit dem Schlapphütel das feuchte Gras begossen, damit es noch schneller soll wachsen, und das weiße Lämmel gewaschen, damit es noch weißer möchte werden. O kleine, enge Kindeszeit!

Vom Dorfturm her läutet eine Glocke. Ach, seid ihr doch noch da! mußte ich freudig rufen, man hörte doch, sie hätten euch fortgeholt in die Kanonengießerei!

„Ich allein bin zurückgeblieben", antwortete die Glocke, „es gibt in der Gegend alte Leute, man muß bereit sein."

Ich verstand sie und sagte nichts mehr.

Bei einem entlegenen Bauernhofe klopft ein hungriger Reisender an. Er bitte um ein Stück Brot.

Der Bauer stand vor ihm unentschlossen da und sagte endlich: „'s is halt so a Sach'!"

„Bauer, ihr werdet doch ein Stück Brot haben? Ich zahl's ja."

„Ah, destwegen hat's nix," antwortete der Bauer, „aber hergeben derf ih nix. Nit schenken und nit verkaufen. Is verboten. Alle Nahrung, die ma selber nit notwendig brauchen, müassen mer abliefern. Gschiaht ma recht hart, liaber Herr."

Na also So weit hat's der Krieg nun auch im Hinterland glücklich gebracht, die Nächstenliebe verboten. Der Fremde verzog sich hinter das Gehöfte und im Baumgarten spähte er heimlich umher. Wenn schon das Geschenk verboten ist, vielleicht ist — was anderes erlaubt. — Aber die Äpfel waren noch nicht reif.

In einer unserer Dorfgemeinden gab es Bauern, die das, was jetzt der Staat an Lebensmitteln von ihnen verlangen muß, nicht hergeben wollten. „Wir haben nix!" sagten die einen, „wir geben nix her!" sagten die anderen.

Diese Zurückhaltung rügte eines Tages der Pfarrer auf der Kanzel. Dann setzte er bei: „Meine Pfarrkinder, ihr seht es mit Angst, seit vielen Wochen haben wir keinen Regen mehr. Die Saaten verkommen. Gestern sahen wir Wolken aufsteigen, schwer mit Segen belastet. Ich sah es, wie etliche von euch mit Sehnsucht um Regen die Hände bittend gegen Himmel erhoben. Aber die Wolken sagten: Wir geben nix her! und zogen vorüber."

Nach der Predigt standen auf dem Platz die Leute beisammen und einer fragte: „Wie ist das gemeint gewesen heut, vom Pfarrer?" — Keiner eine Antwort, sie gingen schweigend nach Hause. Und daheim rief

aus anderen Gründen damals eine ganz undiplomatische Gegnerschaft mit Knüttelhieben totschlagen wollen, wodurch der Wildling nur gereizt wurde. In freundlicher Weise auf die maßvolle Richtlinie hat ihn kaum einer gewiesen; obschon andere Stücke zeigen, daß er dazu geneigt gewesen wäre.

Was tat ich nun bei der Revision? Ich milderte an dem Bizarren, aber ich strich es nicht. Einige lustige Karrikaturen können die Älpler schon vertragen; der Ernst daneben kommt doch auf. Volksschilderer pflegen vor allem die Leiblichkeit, die äußerlichen Dinge darzustellen; ich ging lieber vom Seelenleben aus und ins Seelenleben ein. Und im Seelenleben des Volkes ist Romantik. Inneres Schauen, Glauben, Religion. Und hier öffnete sich mir damals der Zwiespalt. Die Religion war mir was geistig Großes, aber manche Formen derselben fühlte ich als entartet und der Ärger darüber machte sich in Spott Luft. Vielleicht bisweilen häufiger und rücksichtsloser, als es gut war. Nun, man hat meine Meinung endlich verstehen gelernt und so konnte ich auch in den „Älplern" die Versuche der Lehrjahre stehen lassen.

Wenn der Waldpoet immer einmal Aufrufe erließ zu Beiträgen und Mithilfe für gemeinsames Wohl, da wunderte man sich darüber, daß solche Bitten oft so schöne Erfolge hatten. Ich hingegen wunderte mich darüber, daß man mir nicht immer um die Ecke auswich, wie damals. „Heute 'was von Rosegger im Blatt!" — „Na, dann wird's wieder eine Bettelei sein. Laßt's mich aus mit einem solchen Poeten!" — Ja, das wurde wirklich einmal gesagt und ich erzählte es jetzt dem alten Manne, der mich von Jugend auf kennt. Der antwortete:

„Ich habe mich über die Erfolge Ihrer Aufrufe nie wundern können. Sie haben bei den Leuten einen Stein im Brett. Gleich Ihre erste öffentliche Bitte, erinnern Sie sich noch? Im Sommer 1865 haben Sie in der Grazer ‚Tagespost' Gott und die Welt gebeten: Därf ih s Dirndl liabn? — Sehen Sie, das war den Leuten sympathisch. Man befolgte auch selbst Bitte und Rat und sah, daß es gut war. — Na, und seither hört man auf Ihre Gesuche halt noch manchmal so hin."

Besagtes Gedichtel (um es nebenbei zu erwähnen) wollte mir einmal ein plattdeutscher Dichter aus der Hand winden. Der übertrug es in den siebziger Jahren in seine Mundart und sagte, er hätte es gemacht. Ich wollte mich damals schneidig um mein Eigentum wehren, da fiel mir ein, wer der Erste war. Die Priorität in „Därf ih s Dirndl liabn?" hat Adam im Paradiese.

nationalisieren der Jugend. Wenn damit ein allgemeines Völkerwohl zu erreichen wäre, wie müßte man es anstreben! Latein mag ja einmal für die Kultur was bedeutet haben, aber jetzt bringt es uns längst nichts Rechtes mehr, greift nur verwirrend und hemmend in unser Leben und wirkt auf unsere Muttersprache so, daß diese ihre Ursprünglichkeit, ihre künstlerische Gestaltlichkeit, ihre Gemütswärme verliert und ein theoretisches, mechanisches Ding wird. Ich selbst habe ein besseres Deutsch geschrieben, so lange ich nur von unserer Volkssprache wußte, als jetzt, wo auch mich in der landläufigen Literatur allzuoft das seelenlose Deutsch umstrickt, wie es aus unseren Lateinschulen hervorgeht. Da müßte man wohl manchmal aus den deutschen Hochquellen trinken, bei Hans Sachs, Luther, Herder, Goethe. Selbst Schiller würde noch um ein paar Funken mehr Schiller sein, wenn er in seine Dichtungen etwas weniger von antiken Dingen hineingemengt hätte.

Warum statt dem überflüssig gewordenen Latein und Griechisch nicht eine praktische, allgemeine Verkehrssprache? — Ja, weil wir keine haben. — Warum nicht eine machen? — Weil man Sprachen nicht machen kann; die müssen selber wachsen. — Aber wir machen doch auch sonst im Telegraphenwesen, im Seeverkehr, für Taubstumme usw. allgemein verständliche Zeichen, für Ohr oder Auge. Warum soll es der schlauen Menschheit gerade nicht möglich sein, einfache Mittel in wichtigsten Dingen des internationalen Verkehrs zu erfinden? Es brauchte ja keine fertige Literatursprache zu sein. Die natürlichen Kultursprachen, wie sie heute sind, bleiben den Völkern. Ja, sie bleiben in ihrer ursprünglichen Eigenart viel mehr geschützt, wenn sie nicht immer für den Weltgeschäftsverkehr schematisiert und verbogen werden müssen. Die internationale Verständigungsform müßte auf allen Mittelschulen gelehrt werden.

So könnten etwelche Sprachenstreitigkeiten aufhören. Freilich nicht alle. Für das österreichische Parlament zum Beispiel wüßte ich keinen Rat. Die beste Sprache versagt, wenn man sich nicht verstehen will.

Bei der Revision meines Buches „Die Älpler" ist es mir aufgefallen, daß dieses Werk zu sehr an jugendlichem Übermut leidet. Einzelne Gestalten strotzen von spaßhaften Übertreibungen, verlieren dadurch das Typische und werden Sonderlinge. Der junge Schreiber überließ sich zu sehr seiner Laune. Die damalige Kritik hat ihn als bäuerliches Kuriosum verhätschelt. Man tadelte an dem Buche auch nicht, daß der Titel zu viel versprach. Die „frische Keckheit" deckte es, daß hier ein unerfahrener Mensch eine Reihe von Volksgestalten — aus sich selbst herausschrieb. Ein Wunder, daß sie noch so leidlich ausfielen. Indes hat mich

Er: Nein, das geht wirklich nicht, liebe Ella, und da Fanny auch sonst nachlässig zu werden beginnt und zum Beispiel meine Schuhe...

Sie: Natürlich, du denkst nur an dich und deine Schuhe!

Er: Aber, liebe Ella, unsere Interessen sind ja besonders in diesem Fall ganz dieselben — dir verweigert das Mädchen, sich anzustellen, und mir putzt sie die Schuhe entweder gar nicht oder ganz miserabel. Ich denke, wir entlassen sie am nächsten Ersten.

Sie: Wie du dir das vorstellst, Ernst! Wir entlassen sie! Du entläßt sie also und ich kann eine neue Perle suchen, mir die Schuhe durch- und die Füße ablaufen.

Er: Ich meinte ja nur wegen des Anstellens...

Sie: Natürlich ist das arme Ding auch nervös wie wir alle. Der Vetter ihres Onkels ist bei einer Feldbäckerei im Hauptquartier und der schreibt manchmal acht Tage nicht. Da wird sie eben mißvergnügt.

Er: Entschuldige, der Dienst bei einer solchen Feldbäckerei kann doch unmöglich zu den schwersten Besorgnissen Anlaß geben, glaube ich.

Sie Glaubst Du! Bist du Soldat, um das beurteilen zu können? Ich stelle mir vor, daß jede Feldbäckerei schon wegen der Hitze am Backofen gefährlich ist.

Er: Von diesem Standpunkt aus vermutlich — ja. Nun, dann wollen wir der Fanny nochmals ihre Widerhaarigkeit verzeihen und Geduld haben.

Sie: So... Verzeihen — Geduld haben! Du machst dir das einfach. Sie verweigert mir Dienste und du nimmst sie noch in Schutz. Na ja, wenn man so hübsch ist wie die Fanny!

Er: Entschuldige, Ella!

Sie: Bitte, entschuldige dich nicht; ich weiß genau, was und wie du es meinst. Ich kann mich zu Tode rackern, wenn nur das Mädchen frisch und gesund bleibt.

Er: Mir ist es mit Verlaub ganz Wurst und schnuppe, ob die Fanny frisch und gesund ist. Ich meinte bloß, da du selbst...

Sie: Deine Rücksichtslosigkeit, um nicht zu sagen Brutalität, ist erstaunlich, wenn ich mir neben dir das Staunen nicht schon längst abgewöhnt hätte! Dienstboten sind für dich natürlich keine Menschen — aber bei den Wahlen gibst du deine Stimme den Demokraten.

Er: Meines Wissens gab ich meine Stimme nicht den Demokraten.

Sie: Um so schlimmer, daß dir nicht einmal in der Theorie das Wohl deiner minderbegüterten Mitbürger am Herzen liegt. Die arme Fanny grämt sich über ihren Vetter zu Tode...

Er: Über den Vetter ihres Onkels!

Sie: Pedant!... und du erklärst brüsk, es sei dir Wurst und schnuppe, ob er zugrunde geht oder nicht.

Er: Das hab' ich nicht gesagt!

Sie: Das hast du gemeint! — Egal. — Ich muß mich nach deiner Ansicht rackern und schinden, damit eine bezahlte Person in Sentimentalitäten schwelgen darf. Das halte ich einfach nicht aus. (Kriegt Tränen in die Augen.)

Er: Machen wir es so, liebe Ella — du kündest ihr und ich suche dir eine neue Köchin.

Sie: Danke. Du würdest mir eine schöne Auswahl treffen bei deiner Inkonsequenz, die zum Himmel schreit. Ewig wird ja der Krieg auch nicht dauern und wenn der Onkel aus dem Feld zurückkehrt, wird es auch mit Fanny wieder gehen.

Er: Nun ja...



Silberdisteln.

Heimwehlied eines kriegsgefangenen Deutschen in England.

In einem Päckchen guter Gaben voll,
Zuoberst lag ein Silberdistelstrauß.
Ein feiner Ruch und Atem steigt daraus,
Der seltsam mir durch Herz und Sinne zieht:

Ich seh' die Heumahd und das weite Ried
Im Sonnenschein und rings den Eichenschlag.
Die Luft steht still und klar, es ist wie Feiertag.
Nur fern ein Vogel lockt, ein Hund wo bellt,
Und wieder wie in Traum versinkt die Welt.
Hell hebt vom blütenbunten Heidegrund
Die Silberdistel ihren blanken Stern
Und saugt in sich mit gierig-offnem Mund
Die Sonnenglut. Drum hab ich sie so gern,
Die Sonnenschwester: Wenn der Winter hart
Mit Eis und Schnee um Tür und Fenster knarrt,
Dann blinkt sie mild auf meinem Bücherschrein
Und gibt von aufgesparter Sonnenluft
Und füllt die Stube mir mit leisem Duft
Von Heu und Heide und von Sonnenschein ...

Fern übers Meer, von einer lieben Hand
Mit seidnem Band umwunden, kam der Strauß
Nun schmückt er meiner Hütte kahle Wand,
Erzählt, wenn mir der Sinn zu trüb und kraus,
Von sonniger Heide und dem Blütenduft
Vergangner Tage, und die Heimat ruft
Mit ihm mir ihren trauten Gruß und winkt
Mir zu ....

(Aus der „Stobsiade", Zeitung des deutschen Kriegsgefangenen-Lagers Stobs in Schottland.)

Aus unserer Zeit.

Sie und Er.

Ein Gespräch, das vielleicht alltäglich genannt werden muß.

Sie: Ich muß dir sagen, lieber Ernst, daß es mit unserer Fanny nicht mehr lang gehen wird. Du weißt, daß ich besondere Geduld mir ihr hatte — aber was denkst du, daß sie mir heute zur Antwort gab, als ich sagte, sie müßte sich für Zucker anstellen?

Er: ?

Sie: Bitte unterbrich mich nicht immer... Sie sagte, sie wolle nicht eine Stunde oder mehr im Regen warten. Das geht doch nicht, nicht wahr?

„Gefangenenunsitte". Ein seltsamer Titel in der Tat! Soll damit etwa gemeint sein, daß gefangene deutsche Soldaten die „Unsitte" haben, in tausend Stücke zu zerreißen, wenn ihnen ritterliche Franzosen abgezogene Handgranaten in die Taschen stecken? Oder wird von der „A.-Z." die Aussage des gefangenen französischen Sergeanten eine „Unsitte" genannt? Oder endlich, drückte sich das Blatt nur unbeholfen und falsch aus und wollte mit der Überschrift bloß andeuten, es sei eine Unsitte — wie etwa das Wegwerfen von Papierresten oder das freie Ausspucken auf den Boden —, einem wehrlosen Gegner eine Handgranate in die Tasche zu schieben, damit er zugrunde gehe? Wohl das letztere wünscht die „A.-Z." ihren Lesern mit der sanftmütigen Bezeichnung „Gefangenenunsitte" mitzuteilen... Wahrhaftig, behutsamer und — irreführender kann man diesen empörenden Vorgang unmöglich überschreiben! In der Regel ist das sozialdemokratische Organ freilich nicht so zaghaft in der Wahl seiner Ausdrücke, politische Gegner werden, nur weil sie eben politische Gegner sind, Dummköpfe wenn nichts Schlimmeres gescholten, und wer etwa gar mit dem Paragraph 14 regiert, weil das Parlament versagt, der heißt gleich „Verbrecher". Doch so schlimme Worte darf man den Franzosen doch nicht an den Kopf werfen, benehmen sie sich auch wie gemeine Meuchelmörder. Den Ausdruck „unmenschliche Rohheit" spart sich die „A.-Z." lieber für einen „kapitalistischen" Flickschneider, der seinem frechen Lehrbuben ein paar hinter die Ohren gibt!

P. L. M.

Vier Blicke.

Mitgeteilt von Josef Wichner.

Ich habe einen Freund, der ist ein schlichter Bauersmann. Hat nur notdürftig Schulbildung genossen und so weiß er nicht einmal, daß außer den Kühen und Schafen und anderem Getier auch die Verse eines Gedichtes Füße haben, und ... ist trotzdem ein Dichter.

Der wackere Mann, Leopold Hahn aus dem Dörflein Stratzing bei Krems a. d. D. in Niederösterreich, steht seit Beginn des Weltkrieges im Felde, hat bei Sturmangriffen heldenmütig gekämpft und sich die Silberne Tapferkeitsmedaille erworben, war verwundet, hat sich im russischen Winter des ersten Kriegsjahres die Füße erfroren und ist, kaum geheilt, immer wieder zu den Fahnen geeilt ... vor der Zeit, die man ihm zur Erholung gönnte, da er sich bewußt war, es handle sich um eine große, ja heilige Sache, der jeder mit besten Kräften, ja mit Blut und Leben dienen müsse.

Er hat mir gar oft eine Feldpostkarte, ein Brieflein in meine Schreibstube fliegen lassen und einmal hat er's sogar mit Dichterei versucht und Verse geschmiedet und Reime verbrochen. Nun ... sie waren auch darnach und ich will die Leser nicht damit quälen, daß ich sie abdrucken lasse. Aber der Gehalt, die Gedanken und die Herzensergießungen eines trotz des rauhen Kriegshandwerkes weichmütig gebliebenen Menschen und guten Christen, des seiner schweren Pflicht bewußten Patrioten ... das ist eines Dichters würdig und so habe ich das der Form nach äußerst mangelhafte Gedicht in schlichte Prosa übertragen und so soll's hier stehen und zum Herzen sprechen.

Auf einsamer Wacht in stiller, sternenschimmernder Mitternacht ist der Geist über ihn gekommen und als er abgelöst wurde, hat er's aufgeschrieben, wie folgt:

Sie: Er wird dann in einer Bäckerei am Orte arbeiten, sie können sich jeden Tag sehen — das heißt, jeden Sonntag sehen, und Fanny wird wieder das brauchbare Mädchen, das ich immer ihn ihr schätzte.

Er: Wollen's hoffen.

Fanny zur Tür hereinstürzend und einen Brief schwingend: Jessas, denken'S Ihnen, mein Bräutigam is von der Feldbäckerei wegversetzt worden und kommt hierher zur Garnisonsbäckerei!

Sie: Ah, da muß man ja gratulieren... Da werden sie wohl auch nicht mehr so sehr um ihn besorgt sein.

Fanny: Natürli net. Und was ich sagen wollt — i geh in vierzehn Täg. Wir lassen uns kriegstrauen. (Ab.)

Sie: Nein... Nein... Diese verlogene Person, mir sagte sie immer, es sei der Bräutigam ihrer Schwester... Und jetzt lauft sie einfach davon... Aber mir ist's recht, ich hätte sie sowieso weggegeben. Sie ist faul und frech und nachläßig und halsstarrig... (Schöpft Atem.)

Er: Hm...

Sie empört: Daß du sie auch jetzt noch in Schutz nimmst, finde ich wirklich...

Er hört den Rest der häuslichen Anklage nicht mehr, da er aufsteht und ins Amt geht, nachdem seine mittägige Erholungsstunde verstrichen ist. P. L. M.

*

Ein Märchen — kein Märchen.

Als die allerersten Kriegsverordnungen über Lebensmittelverteilung erschienen, beschloß der Offizial i. R. Blasius Rimmelmoser, dessen arbeitsreiches Leben eine lückenlose Kette unentwegtester Pflichterfüllung gewesen, sich streng und unbedingt an alle Vorschriften zu halten, „denn", sagte er, „die Behörden werden schon wissen, was ma' tun muß, daß ma' mit die Vorrät' auskommt. Ein Landesverräter, der was hamstert und mogelt!"

Der Brotkarte folgte die Mehl-, die Fleisch-, die Fett-, die Kaffee- und so weiter Karte, und Blasius Rimmelmoser, der nicht ganz unvermögend war, nahm es treu und ergeben hin, wenn er am Ende eines jeden Monats sein Vorzimmer mit von den Lebensmittelzentralen uneingelösten Karten tapezieren konnte. „Kann ma' nix machen", erklärte er erfüllt von Vaterlandsliebe und Vertrauen. Seine Verwandten und Bekannten boten ihm „unter der Hand" Mehl, Fleisch und Fett an, aber er wies die Verlockungen standhaft von sich: „Schamt's Euch, i schwindel net, i bin und bleib ein gehorsamer Staatsbürger, für den der Staat schon sorgen wird."

In der Vorwoche nun ist der Offizial i. R. Herr Blasius Rimmelmoser verhungert.

Übrigens ist er der einzige Mitteleuropäer, der während des großen Krieges den Hungertod starb. P. L. M.

*

Sanftmut.

„Ein französischer Sergeant vom Infanterieregiment Nr. 64, welcher am 31. Mai am Hochberg gefangengenommen wurde, sagte aus: Nach dem französischen Angriff vom 20. Mai kamen auf dem Rücktransport zahlreiche deutsche Gefangene dadurch ums Leben, daß die Franzosen ihnen abgezogene Handgranaten in die Taschen steckten. Die explodierenden Handgranaten zerrissen die Gefangenen und viele in ihrer Nähe befindliche Kameraden."

Diese Meldung des Wolffschen Büros druckte auch die Wiener „Arbeiter-Zeitung" vom 10. Juni ab, und zwar unter der scheinbar selbstgewählten Überschrift:

Nacktheit ist das ästhetisch Höchste. Andererseits sagt man wohl: „ihre Haut ist schön wie Seide", aber noch nie habe ich gehört, daß man von Seide sagte, sie sei „schön wie Haut".

Hin ist hin. Bemühungen, erkaltete Liebe aufzuwärmen, sind so was grotesk Trauriges wie Medizinfläschchen an einem Totenbett. Oder wie ein Ehepaar im chambre particulière.

Seit zehn Jahren sitzen die zwei, jeden Tag stundenlang, ganz allein miteinander im Kaffeehause. Das ist eine gute Ehe ... Nein, das ist ein gutes Kaffeehaus.

Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß die Feigheit im Preise gestiegen, weil die Tapferkeit billig geworden ist.

Wenn du überfahren wirst, bleibe ruhig liegen. Es kommt immer einer, der dich aufhebt.

Du bist nie so kompliziert, für wie einfach du die andern hältst.

Das Innere des Nebenmenschen täuscht. Aus seiner Oberfläche magst du ihn erkennen.

Es gibt Verse, die sind „geborene Verse", und Verse, die sind frisch geadelte Prosa. Laß dich nicht ein mit Parvenüs!

„Wir erschraken furchtbar. Ich wurde totenblaß, er wurde käseweiß." Das „Ich" muß immer was Feineres haben.

Erfahrungen stehen wie Kreuze über Begrabenem. Je mehr deine Lebenslandschaft verkirchhoft, desto klüger wirst du. Weisheit ist die höchste Prämie für Totengräberfleiß.

Leere Reden sind noch kein Beweis für leeres Herz. Viele Menschen sind nur oberflächlich aus unglücklicher Liebe zur Tiefe.

Wenn dich alles verlassen hat, kommt das traurige Alleinsein. Wenn du alles verlassen hast, kommt die selige Einsamkeit.

Es dauert lange, bis man wahrhaft reif zur Lebensfreude. Man wird es etwa an jenem Tag, an dem die Todesangst beginnt. („Vossische Zeitung.")

Tote Liebe.

Wir waren wieder beisammen
Und hielten die Hände still —
Schrien die alten Flammen
Oder das Weh so schrill?

Dann schlug mit hundert Hämmern
Das ferne Einst ans Herz —
Verfluchtes, rotes Dämmern,
Was glühst du unsern Schmerz?!

Wir wußten nicht zu reden ...
Nur ein Rüchlein schien zu wehn,
Das kam wie von Reseden,
Die um ein Totes stehn.

K. Dankwart Zwerger.

„Vier Blicke.

Vier Blicke sende ich einsam sinnender Wachtposten in die Welt hinaus. Der Erde unter mir gilt der erste Blick. Aus ihr ist mein Leib genommen, ihren Gesetzen des Werdens und Vergehens bin ich unterworfen. . . vielleicht deckt sie mich bald in mütterlicher Sorgfalt zu. Hinüber nach dem Feindesland richtet sich der zweite Blick. Die da drüben lauern und in den Gräben kauern, sie sind Menschen wie ich, sind schuldlos an diesem mörderischen Kriege, haben wie wir ihre Lieben verlassen müssen und ihre Herzen pochen wie die unsern in Bangnis und Sehnsucht. Und doch . . . die eiserne Pflicht treibt uns zum blutigen Kampfe . . . jeden für sein Vaterland. Nun . . . heute sagt mir nur ferner Donner und jeweiliges Aufblitzen am Horizont, daß der Krieg nicht schläft. Da wende ich den dritten Blick heimwärts, sehe das Dörflein auf der Höhe in den Weingärten, sehe in mein kleines und doch so trautes Haus, traut durch des greisen Mütterleins stilles Walten, durch meines braven Weibes wirtschaftliche Umsicht und Liebe. Wird sein, die Sorge um mich läßt sie trotz der übermenschlichen Arbeit des Tages manch eine Stunde nicht schlafen. Dann dringt der umflorte Blick durch des Zimmers niedere Decke im Gebete zum hohen Himmel und so sei mein vierter Blick auch emporgerichtet zu den ewigen Sternen. Da nun fühle ich so recht den wunderbaren Gottesfrieden und eine stille Freudigkeit ist in mir, die hoch beglückt in all dem Elend der ringenden Menschheit, in allen Greueln und unsagbaren Leiden des Krieges. Ich fühle: von oben, von Gott kann nur Gutes kommen und was von unten kommt, gegen das will ich mich verschließen. Und will's Gott ganz anheimgeben . . . ob ich falle, ob ich heimkehre zu meinen Lieben, so bin ich bereit und bereit sein ist alles."

Ich dächte: Mag der unselige Krieg auch noch so viel Schlamm aufgewühlt haben, mag einen des öftern der Menschheit ganzer Jammer anfassen und die Verzweiflung an allem, was wir so stolz „Kultur" genannt haben, so lange es noch solche Männer, solche Krieger gibt, brauchen wir nicht zu verzagen, wir haben noch, Gott sei Dank, lebenskräftigen Samen einer besseren Zukunft.

Für meinen Sohn.

Von Alfred Polgar.

„Ohne Grund" ist der triftigste Grund für das Aufhören einer Liebe.

Weitere Lehre: Das Idyll verkürzt die Dauer der Leidenschaft, Krachs verlängern sie.

Meine Eltern führten eine glückliche Ehe. Das heißt: sie hatten so viel Sorgen, daß ihnen zum Unglücklich-Werden gar keine Zeit blieb. Haupt-Schema der „glücklichen Ehen".

Mißtraue der Begeisterung des immer Begeisterten. Er braucht sie als Korrektiv seiner Gleichgewichtsstörungen. Der Kreisel muß sich drehen, wenn er nicht umfallen will.

Trost im Unglück: Ich leide, also bin ich! Selbst der eigene Tod wäre nichts so Schreckliches, wenn man ihn erleben könnte.

Die Tatsache der eigenen Existenz ist ein weißer Fleck im Bewußtsein, dessen Weiße durch alles Dunkle und Leidvolle und Häßliche, das in dieses Bewußtsein tritt, nur noch kräftiger betont wird.

Erfahrungen, die hierbei gemacht wurden, werden uns zugute kommen, jahrzehntelange Arbeit wird der größten Schwierigkeiten Herr werden.

Haben wir nicht, um in diesem Kriege zu siegen, unmenschliche Anstrengungen gemacht? Würde sich ein gleiches nicht lohnen, um das Übel an der Wurzel zu fassen? um neuerliche Kriege möglichst zu verhindern?

Arbeiten wir auf den nationalen Ausgleich hin und dadurch auf eine gediegene Unterlage für den Völkerfrieden! Friedel.

Napoleon und Roustan.

Neunzehnhundertzehn begann es, ich weiß es genau, denn es war im Frühling nach der großen Überschwemmung der Seine. Wir wohnten in einem netten Hotel in der Ruhe Jacob, gar nicht weit vom Louvre entfernt — für Pariser Verhältnisse und auch überhaupt, zumal auch der Autobus gleich von der Ecke der Rue Bonaparte raschest die Verbindung mit dem Sehenswertesten herstellte. Und wohlfeil war das Hotel! Man bezahlte dort für zwei Zimmer mit Zentralheizung in der Woche kaum so viel wie in Wien für eine Kammer, die man nur eine einzige Nacht innehat. Vielleicht schreckte die Seineüberschwemmung, obschon sie bereits wieder abgelaufen war, wegen der möglichen Gefahr von Seuchen die Fremden ab, daß gerissene Geschäftsleute wie die Franzosen nun einmal sind, der Gefahr geringeren Zuspruches durch doppelt verbilligte Preise begegneten. Übrigens war die Hotelbesitzerin keine waschechte Pariserin, oh im Gegenteil, sie hieß Hinterpointner und stammte letzthin aus dem Elsaß; aber ihr Geist war gallisch wie die Trikolore. Der Oberkellner, ein Karlsbader, teilte uns im Vertrauen und geschützt von stummen und gehörlosen Zimmermauern mit, Madame Hinterpointner würde sich lieber die Zunge abbeißen als ein deutsches Wort sprechen; und doch beherrschte sie das Deutsche vollkommen. Wäre dieser Entsagung etwa ein Wiener Hotelportier im Angesicht eines Franzosen fähig, und radebrechte er dessen Sprache auch nur wie ein Neuseeländer? Ich glaube nicht. In diesem Hotel war es auch, daß meine Frau einmal fürchterlich erschrack und ihre Finger in meinen Arm krallte, daß ich quietschte. Wir stiegen gerade die teppichbelegte Treppe hinauf und vor uns schritt eine elegante, seidenrauschende Dame. Plötzlich drehte sich diese um und zeigte sich als eine zwar junge, aber erstaunlich häßliche Negerin. Ja, wir armen Provinzler, uns fährt gleich etwas in die Knochen! Aber davon wollte ich eigentlich gar nicht erzählen, sondern von einem mystischen Vorgang, dessen Wurzeln in jene Zeit zurückreichen. Gar nicht weit von unserem Hotel, in der bereits genannten Rue Bonaparte, wo wir immer warten mußten, wenn der Autobus nicht kam, befand sich das Geschäft eines Zinngießers; es war scheinbar kein Zinngießer wie irgend ein anderer, sondern einer aus der alten Schule, der noch Freude an seinen Arbeiten hatte. Denn was er in die Auslage stellte, wies Liebe und Verständnis auf. Sie war gefüllt mit den niedlichsten und sauberst gegossenen wie gemalten Bleisoldaten, eine Parade vor dem großen Napoleon darstellend. In jedem Erwachsenen steckt noch das Kind, sieht einer genau zu, und so war ich denn entzückt von den hübschen Zinnsoldaten. Napoleon der Erste, hoch zu Roß auf einem Schimmel und das Fernrohr vor dem Feldherrnauge, ritt inmitten seiner Marschälle, knapp hinter ihm sein Leibmohr Roustan, und vorbeimarschierten Regiment auf Regiment, die Ligne und die Grenadiere und sogar Sansculottentruppen, die entgegen ihrem Namen blauweißrotgestreifte Beinkleider trugen. Wie gesagt, Tag für Tag betrachtete ich gierig das Schaufenster und endlich wagte ich mich mit meiner Frau in den Laden, zu fragen, nur zu fragen, ob die

Austauschsiedlungen.*

Rechtsfragen werden dadurch nicht erledigt, daß man dem Gegner seine eigenen Rechtsverfehlungen vorrechnet.

Über den Nutzen deutschfreundlicher Gefühle anderer Völker brauche ich nicht zu schreiben; ich verweise auf Naumanns „Mitteleuropa".

Ich erinnere daran, daß die Besten des deutschen Volkes sich für die Einheit und Freiheit Deutschlands mit ihrem Herzblute einsetzten, und ich beschwöre die Enkel, die so allgemein das von ihren Vätern schwer errungene Ziel als selbstverständlichen Zustand betrachten, die Gefühle ihrer Väter aufzufrischen und die Gefühle der für sich dasselbe wollenden, nichtdeutschen Völker gerechter zu beurteilen.

Österreich-Ungarn bildet das Völker-Problem schlechthin. Inmitten Europas gelegen, ist es ein Land, das in jeder Hinsicht die größten Gegensätze einschließt. Nicht nur Gegensätze nationaler, politischer, wirtschaftlicher Art, auch Gegensätze des Klimas, der allgemeinen Bildungsstufe** erheischen gebieterisch eine Trennung, Einteilung in Einzelgebiete, ich glaube nicht Unrecht zu haben, eine Schaffung von Unterstaaten nationaler Einheiten im Rahmen des Gesamtreiches. — Der nationale Gegensatz wird alljährlich ärger, hilft man dem nicht ab, werden sich Einmischungen des Auslandes als unabwendbar ergeben. — Ich will versuchen, den Weg zu einer Entwirrung anzugeben.

Man nehme eine Nationalitätenkarte von Österreich-Ungarn zur Hand, und man wird ersehen, daß die Gruppierung der einzelnen Völker eine solche ist, daß die Auffassung eines sprachlich geschlossenen Verbreitungsgebietes sich für eine jede Nation ergibt.

Die Polen sind in der Hauptsache auf Westgalizien, die Ruthenen auf Ostgalizien, Tschechen und Slowaken auf die Mitte Böhmens und Mährens und auf Oberungarn, die Rumänen auf Siebenbürgen und anschließende Teile von Ungarn, die Serben und Kroaten auf Kroatien und Slawonien, auf Bosnien und Herzegowina, Dalmatien und Teile des Küstenlandes beschränkt, während die wenigen Italiener geschlossen wohnend nur in Südtirol zu finden sind. Nur die Deutschen und die Madjaren haben je zwei Sprachhauptgebiete, die ersteren das der deutschen Alpenländer und das der Sudetenländer, die letzteren eines in Mittelungarn und eines in Siebenbürgen — die Szekler Sprachinsel.

Außer diesen Sprachhauptgebieten findet der Betrachter noch Hunderte von größeren und kleineren Sprachinseln, Deutsche bewohnen ihre übergroße Mehrzahl und geben so hundertfältigen Anlaß zu nationalen Reibereien und Anfeindungen. Könnte man diese versprengt wohnenden zwei bis drei Millionen Deutsche zusammenschließen, so gewänne man zweierlei: erstens eine unberechenbare große Verminderung des nationalen Haders und zweitens eine sehr beträchtliche Stärkung des Deutschtums.

Was für die deutschen Sprachinseln gilt, gilt ebenso für die anderssprachigen. Ich behaupte, daß eine erfolgreiche Lösung der Nationalitätenfrage nur durch umfangreiche Austauschsiedlungen möglich ist. Der Einwand, es sei unausführbar, Millionen von Menschen umzusiedeln, kann gar nicht gemacht werden, denn schon während des Weltkrieges sind Hunderttausende von Menschen, Männer, Weiber und Kinder, mit Sack und Pack, wenn auch provisorisch, umgesiedelt worden. Die

* Ein im Heimgarten wiederholt angeregter Gedanke wird im „Kunstwart" 1. Juniheft 1917, als praktisch verwertbar ausgeführt.

** In Österreich zählte man 1900 an Analphabeten 334 auf das Tausend, die deutschen Sudetenländer haben jedoch so gut wie keine Analphabeten, die Alpenländer erreichen den Durchschnitt nicht, während Dalmatien, Galizien, Bukowina ihn bedeutend übertreffen. Ungarn zählte 1910 437 und Bosnien gar 878 aufs Tausend.

Gefahr bestand, Napoleon würde wieder die Zügel der Regierung ergreifen? Mystik über Mystik!

Oder hat trotz aller Mystik und Shakespeare meine Frau doch recht — und unser vorletztes Stubenmädchen weiß als einzige genau, wo Napoleon und Roustan stecken?

V. E. S.

Die alte Geschichte.

Es war die alte, in jeder besseren Sommernacht tausend- und abertausendmal vorkommende, von den Dichtern schon bis zur Magenerweiterung breit getretene Geschichte: In einem schönen nächtlichen Garten saßen an einem runden, fein gedeckten Tisch eine Dame und ein Herr, die nach einem famosen Souper Bowle tranken, und gegen den Glassturz des Windlichtes stieß immer und immer wieder ein dickkopfiger Falter mit gefiederten Fühlern. Wie gesagt, er ließ nicht locker und so oft er auch seinen Dickkopf beinahe blutig schlug, sofort flog er wieder an den Glassturz, taumelte von dem Anprall, erneuerte seinen Angriff und erlitt dasselbe Mißgeschick. Auch Glasstürze sind widerstandsfähiger als die dicksten Falterköpfe mit den gefiedertsten Fühlern.

Die Dame hieß Suanahilt, obschon nur Nonnen aus dem 11. Jahrhundert ein Recht haben, so zu heißen, und überdies war sie Operettensängerin. Sie sagte: „So a blöder Schmetterling! I möcht' fei wissen, was der si denkt, wenn er so dalkat anrennt!" Trotz ihrer urwüchsigen Sprache war Suanahilt schön und elegant.

Der Herr führte den Namen Burggraf Meingoz und stand bereits in jenem Alter, in dem selbst die längsten Schritte die Jugend nicht mehr einholen können; natürlich rauchte er, und zwar rauchte er gegen die Vorschrift des Arztes Zigaretten statt doppelt entnikotinisierte Zigarren. Er meinte: „Ich weiß ganz genau, was sich dieser Falter denkt, liebe Suanahilt."

„Ja, also was denn, liebes Meingozerl?"

„Er denkt sich: Jetzt bin ich endlich einmal der Sonne so nahe, daß ich mich in ihrer Pracht baden könnte — und da hindert mich der überflüssige Glassturz daran. So ist das Schicksal — gemein, tückisch und neidisch."

„Ja, woher weißt du denn das, Meingozerl?"

„Vielleicht aus eigener Erfahrung."

„Aber geh!" Und Suanahilt wollte Vorsehung spielen und den Glassturz vom Windlicht nehmen, damit sich der dickkopfige Falter in seiner Sonne bade.

„Bitte laß!" sagte der Burggraf.

Sie ließ es, aber sagte: „So a saudummer Schmetterling!"

„Und wir wollen nicht klüger sein, als er", entgegnete Meingoz. P. L. M.

Französische Hochs und Pereats!

Kurz nach dem deutsch-französischen Kriege hat einmal jemand eine Zusammenstellung der Hochs und Pereats gemacht, die nacheinander in Frankreich ausgebracht wurden und die Wankelmütigkeit des französischen Volkes so recht beweisen:

1788. Es lebe König Ludwig XVI.! Es lebe der Adel!

1789. Nieder mit dem Adel!

1790. Es lebe Necker und Mirabeau! Es lebe die Geistlichkeit!

1791. Nieder mit Necker! Nieder mit der Geistlichkeit! Es lebe der konstitutionelle König!

Figuren einzeln käuflich seien. Eine hübsche, rundliche, niedliche Französin, die Frau des Zinngießers, erklärte, einzeln seien die Soldaten nicht abzugeben, die ganze Parade sei eine Einheit. Ich bedauerte, schon wegen der geringen Tragfähigkeit unserer Koffer das Schaustück nicht erwerben zu können, und die rundliche Zinngießerin schien die Gier nach dem Besitz aus meinen Augen zu lesen, da sie sich endlich freundlich bereit erklärte, die Parade auch stückweise abzulassen. Meine Frau und ich wählten. Natürlich den Napoleon und fünf Marschälle und ein Dutzend vom Regiment Ligne und ein Dutzend Grenadiere und ein Dutzend Sansculotten in gestreiften Beinkleidern. Aber die hübsche Geschäftsfrau bestand darauf, ich müßte auch den Mohren Roustan nehmen, der — so lange er lebte — den Empereur nicht verließ. So wanderte schließlich auch der Schwarze mit den Marschällen und den Soldaten über die Schweizer- und die Österreichische Grenze mit uns heim.

Manchmal stellte ich die Figuren in den folgenden Jahren auf meinen Tisch möglichst genau so, wie sie in der Rue Bonaparte gestanden, und freute mich mit allen meinen Neffen, die Stielaugen machten, darüber. Hernach räumte ich die Herrlichkeit wieder in ihre Fächer ein, in Watte gewickelt, was sich für echte Haudegen ja kaum schickt.

Dann kam der große Krieg. Ein Jahr und länger blieben die Zinnsoldaten unberührt und unbeschaut in ihrer Pappendeckelkaserne — bis ich sie eines Tages wieder hervorholte . . . Aber oh Schreck (wie damals als die seidene Dame eine Niggerin war!), die Marschälle, die Truppen vom Regiment Ligne, die Grenadiere und die Sansculotten waren beim Appell da, doch Napoleon und sein getreuer Roustan fehlten. Da half kein Suchen, sie blieben verschollen — und doch hatte ich sie am sorgsamsten von allen in Watte eingepackt. Wie ließ sich das Rätsel lösen? Ich grübelte und grübelte (grüble eigentlich heute noch!) und gelangte endlich zu der Erkenntnis, die nur dem begreiflich erscheint, der weiß, wie romantisch und ein bißchen mystisch ich veranlagt bin, daß der Korse und sein unzertrennlicher Schwarzer in Frankreichs Not bei Nacht und Nebel davonritten, um es vor den Deutschen zu retten. Das soll wohl nicht möglich sein? Für Bleisoldaten? Wer weiß! Ich halte es mit Shakespeare: „Es gibt gar viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt!“ Mystik! Mystik! Das sagte ich auch meiner Frau, aber Frauen glauben nur, was sie sehen oder was sie sehen könnten, wenn sie dabei wären. So sagte sie denn: „Unsinn! Unser vorletztes Stubenmädchen hatte ich schon immer in Verdacht, daß sie —. Mir ging auch fast jeden Tag etwas ab, entweder eine Nadel oder ein Briefpapier oder eine Masche.“ Ja . . . Schon möglich, Nadeln, Briefpapier oder Maschen, doch ein Napoleon! Der Dritte konnte zwar selbst den Franzosen gestohlen werden, aber der Erste... Nein, nein, ich halte daran fest, er ritt mit Roustan aus dem Lande, das sein geliebtes Frankreich bekämpfte, fort und schlug sich zu den Seinen. Seine Marschälle und seine Soldaten hatten es allerdings nicht so eilig; ihnen gefiel es in der Wattekaserne besser.

Und voll Bangen las ich damals und noch Wochen später in den Zeitungen nach, ob nicht den Franzosen ein Genie erstand, gleich Bonaparte, der sich in den Tagen höchster Gefahr hinsehnte. Das Genie erstand nicht, immer nur vom ganz tüchtigen Joffre, von Serrail und anderen las ich. Schwarze waren allerdings genügend in der Armee des „ersten Kulturvolkes der Welt“, das die „Barbaren“ Mores lehren wollte, aber kein Roustan!

Hat man die beiden vielleicht schon an der Grenze verhaftet? Oder schoß sie ein deutscher Posten nieder, als sie herangeritten kamen? Oder steckte man sie in Paris hinter Schloß und Riegel, da Frankreich jetzt eine Republik ist und

sei, ist praktisch unbrauchbar. Nietzsches glänzender Stil hat ihn ins Volk hereingezogen, während er ausschließlich Eigentum der Weltdenker hätte bleiben sollen. — Die vorliegende Schrift, obschon sie ihre eigene Meinung hat, bestärkt uns in dieser Anschauung. P. R.

Richard Sexau. Die alte Weise. Erzählung. (München. Georg Müller.)

Wir kennen den feinsinnigen Verfasser dieser zeitgemäßen Novelle schon aus seinen ersten und besonders aus seinen jüngsten Arbeiten als einen unserer besten Philosophen und Charakter- sowie Stimmungsschilderer, seine letzte Arbeit gibt uns den neuen Beweis eines ansehnlichen und wertvollen Könnens, das im steten Wachsen ist. Diese Novelle ist die Schilderung des tragischen Schicksales, des Tröstens Leitmotiv bildet: sich sehnen und sterben. Noch ehe der Jüngling seine Sehnsucht erlebt, noch ehe er sie in Wirklichkeit schaut, muß er das Leben lassen, ein reines Opfer gewaltiger Mächte, die zerstörend unentwickelte Kräfte vernichten. Sexau hat in dieser Novelle auch eine Episode gezeichnet, wie ein junger Krieger plötzlich vom Wahnsinn ergriffen wird; diese Szene ist so erschütternd, daß sie nicht besser gemacht werden kann. Er ist ein Beherrscher der Form und von strengster Selbstkritik erfüllt.

Ella Trebnigg.

Der Völkerkrieg. Band 12: Rußlands Bezwingung. (Stuttgart. Julius Hoffmann.)

Die Niederwerfung der gewaltigen Bollwerke im Westen Rußlands bezeichnet gewiß den Höhepunkt der deutschen Erfolge im Weltkrieg. Die Darstellung, welche diesen von uns in unvergeßlichen Tagen und Wochen miterlebten Ereignissen in dem soeben erschienenen 12. Band des „Völkerkrieg" (Herausgeber Dr. C. H. Baer, Preis Mk. 4·50), gewidmet wird, entspricht ihrer Bedeutung und eindrucksvollen Größe: Gedanke und Ausführung der Kriegshandlungen werden einfach und klar vorgezeichnet, in lebendigen Einzelschilderungen ziehen diese dann wie in gewaltigen Bildern an uns vorüber, und der Atem großer Dinge weht uns an aus den Berichten von Mitkämpfern und aus menschlich tief ansprechenden Episoden. So erzählt der „Völkerkrieg" nicht nur die Ereignisse nach, er frischt das Erlebnis in uns auf und wird uns später Sprache und Stimmung geben, auch einem jüngeren Geschlecht den Krieg als Erlebnis zu überliefern. — Die Darstellung der Kampfhandlungen auf dem östlichen Kriegsschauplatz wird dann bis ins Frühjahr 1916 fortgesetzt und umfaßt besonders noch die Offensive im Süden, die zur Einnahme von Brody, Luzk und Dubno führte, die russische Gegenoffensive mit der Schlacht von Czartorysk und den Kämpfen an der Strypa und am Sereth sowie den winterlichen Stellungskampf. Was dem „Völkerkrieg" besonderen Reiz verleiht und ihm bei immer wachsender Ausdehnung des Werks seine Frische bewahrt, ist der stete Wechsel des Vortrags: da ist die nüchterne, aber als Quellenmaterial unentbehrliche Chronik nach den Generalstabsberichten; da finden sich fachmännische Aufsätze zu einzelnen Fragen und Abschnitten; da steht der urwüchsig frische Feldbrief des Mitkämpfers neben dem mit journalistischer Gewandtheit, ja zuweilen dichterischem Schwung verfaßten Kriegsbericht; Schilderungen des Soldatenlebens und von Land und Volk bringen Farbe und Gemüt herein. Von den längst als trefflich bekannten, überaus zahlreichen Bildern und Karten seien die fortlaufenden, die ganze Ostfront darstellenden, sehr eingehenden Kartenskizzen besonders erwähnt. V. V.

„Militärische Verlagsanstalt. München.

Für Zusendung des wunderschönen Buches von A. Eckart sage ich herzlichen Dank. Das Buch muß jedem Soldaten Freude machen. Mit herzlichem Gruß und Dank

v. Stein, Kriegsminister."

So anerkennend äußerte sich Kriegsminister v. Stein über das Buch: „Der Wehrstand im Volksmund."

Die Völker Mitteleuropas und ihre Staatenbildungen. Von Dr. Th. Arldt. Mit 4 Karten. (Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.)

Das Buch unterrichtet über die Rassen und Völker Mitteleuropas, über ihre Wohnsitze, ihre geschichtliche Entwicklung und staatlichen Verbände. Daran knüpft der Verfasser Folgerungen, die in dem Satze gipfeln: „Eine volle staatliche Selbständigkeit würde für die meisten Völker Mitteleuropas ein Unglück sein. Dafür sind sie schon an Zahl zu schwach." Dagegen könnte man nun einwenden, wenn gewisse Nationen um jeden Preis ihr Unglück wollen — warum soll man sie daran hindern? Aber dieses „Unglück" bliebe nicht auf sie beschränkt, sondern teilte sich den Nachbarstaaten mit, denn ein in sich unzufriedenes und unzulängliches Gebilde beunruhigt alle anderen ringsum, und die großen, mit bewährter staatenbildender Kraft begabten Völker wissen sich etwas Gescheiteres, als jeden Gernegroß bei seinen politischen Experimenten zu unterstützen. Und daß es sich bei einer „gründlichen" Neuordnung Europas bloß um ein Experiment handeln könnte, das zeigt dieses Buch. Auch besser Unterrichtete werden da über die Mannigfaltigkeit der Nationen staunen, die oft so klein sind, daß sie bestenfalls eine — Aktiengesellschaft gründen könnten... Ganz abgesehen von den wirtschaftlich unmöglichen

1792. Nieder mit dem konstitutionellen König und seinem Veto! Nieder mit der Konstitution von 1791.

1793. Nieder mit Ludwig Capet und der Monarchie! Es lebe die Republik! Es lebe die Freiheit! Es lebe Robespierre! Es lebe Marat! Es lebe der Terrorismus!

1794/95. Es lebe die Guillotine! Nieder mit Robespierre!

1795/96. Es lebe das Direktorium! Es lebe Barras und Bonaparte! Nieder mit dem Direktorium! Es leben die Konsuls! Es lebe der erste Konsul!

1804. Nieder mit den Konsuls! Nieder mit der Republik! Es lebe der konstitutionelle König!

1814. Nieder mit Napoleon, dem Tyrannen! Nieder mit dem Senat! Es leben die Alliierten! Es lebe Ludwig XVIII.!

1815. Nieder mit Ludwig XVIII.! Es lebe Napoleon! Nieder mit dem korsischen Usurpator! Es lebe König Ludwig der Langersehnte!

1824. Es lebe Karl X.! Nieder mit den Ultras!

1830. Nieder mit Karl X.! Es lebe Louis Philipp der Bürgerkönig!

1848. Nieder mit den Ministern! Es lebe Guizot! Nieder mit Louis Philipp! Nieder mit Guizot! Es lebe die Revolution! Es leben die Arbeiter! Es lebe Lamartine! Es lebe Cavagnac!

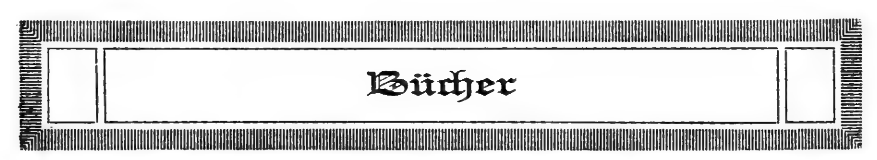
1849. Nieder mit Lamartine und Cavagnac! Es lebe der Präsident!

1852. Es lebe Napoleon, der Kaiser der Franzosen!

1861—70. Es lebe Napoleon und der kaiserliche Prinz!

1870, nach dem 2. September: Nieder mit Napoleon, dem Zerstückler Frankreichs! Es lebe die Kommune! Es lebe die Republik!

Ist nur das französische Volk so wandelbar?



Bücher

Die Kunst, sich zu freuen. Gestalten, Bilder und Ergebnisse von Hans Müller. (Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.)

Das stattliche Buch enthält eine Reihe geistreicher Plaudereien des bekannten, erfolgreichen Dramatikers aus dem Kriege und jener fernen Zeit, da die Menschen noch nicht geflissentlich mit Maschinengewehren aufeinander feuerten. Besonders angenehm berührt darin zweierlei: Das Zuversichtliche und Positive, und das von ehrlicher Liebe und Achtung getragene Bekenntnis zum treuesten unserer Bundesgenossen. Letzteres möchte ich deshalb besonders betonen, weil es jüngst bei einem Teil unserer „Intellektuellen" Mode wurde, auf das Deutsche Reich aus unerfindlichen Gründen verschnupft zu tun. Um so sympathischer ist daher dieses Buch eines Könners. Aber, wie gesagt, nicht allein darin liegt der Wert des Bandes, sondern auch in seinen Grundideen, die in gefälligster Form zu uns sprechen. Von den fünf Abteilungen muß in erster Linie auf die erste: „Von den Tieren" hingewiesen werden, die sich unmittelbar ans Menschenherz wendet. Damit soll aber keineswegs der Gehalt der anderen Plaudereien verkleinert werden. Seien sie nun persönlich oder unpersönlich, mögen sie von bedeutenden Persönlichkeiten erzählen oder Dinge vielseitig betrachten, alle ohne Ausnahme sagen uns etwas Wesentliches.

H. L. R.

Nietzsche als Philosoph. Von Dr. Hans Vaihinger. (Berlin. Reuter und Reinhard. 1916.)

Der gemäßigte, wohlwollende Standpunkt, den der Verfasser um Nietzsche einnimmt, berührt angenehm. Obschon unsereiner selbst in einem gewissen Sinn ein kleiner Herrenmensch ist — die Lehre dieses Philosophen widerstrebt einem doch. Er mag es in seinem Sinne mit der Menschheit ja recht gut gemeint haben, aber die verhängnisvollen Mißverständnisse, die er hervorrief, haben gezeigt, daß er den Normalmenschen nicht verstand. Seine Philosophie, so geistreich sie

Stadt Bruckners, Schlossers und Blümelhubers aufzusuchen. H. Fr.

Pantheon der bildenden Kunst. Eine Auswahl von Meisterwerken aller Zeiten. Herausgegeben von G. Keyßner. Mit 400 größtenteils ganzseitigen Abbildungen. Gebunden Mk. 12·—. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Im Gegensatz zu so vielen anderen kunstgeschichtlichen Büchern, in der die Kunstwerke nur die Illustrationen des Textes bilden, soll in diesem neuen Werk die Kunstgeschichte gleichsam sich selbst darstellen und durch den Mund erlesener Werke berichten vom Wesen, vom Werden und Sichwandeln der Kunst in den Jahrtausenden, von der Blüte altägyptischer Kunst bis in unsere Tage, zum Ausgang des 19. Jahrhunderts. Für ein gesundes, wirklich lebendiges Verhältnis zur bildenden Kunst ist ja in erster Linie nicht kunstgeschichtliches und kunstphilosophisches Wissen das Entscheidende, sondern die Fähigkeit, sich an Kunstwerken zu erfreuen und zu erheben. Diese Fähigkeit, die fast jedem empfänglichen Menschen gegeben ist, wecken und ausbilden zu helfen, ist ein Hauptzweck des „Pantheon der bildenden Kunst". Es will dem Beschauer zu unmittelbarer Empfindung bringen, welche Fülle erhöhten und unvergänglichen Lebens in der „Überwelt" der Kunst beschlossen ist, welchen Reichtum seelischen Genießens jedes einzelne echte Kunstwerk als Offenbarung einer Künstlerpersönlichkeit und als Verklärung eines Stückes Wirklichkeit darbietet. Die größte Sorgfalt wurde auf die Auswahl und auf die Wiedergabe der Werke verwendet. Der Beschauer soll imstande sein, die Schönheiten, soweit sie nur irgend in verkleinerter Schwarzweiß-Reproduktion zur Geltung kommen, zu finden und zu erleben. Es wurde darauf Bedacht genommen, die großen Führer und die eigentlichen Glanzzeiten der Kunst in ihren ewig gültigen Schöpfungen gebührend herauszustellen, daneben aber auch Zeiten und Künstler, die noch nicht so, wie sie es verdienen, allgemein bekannt sind, zu Worte kommen zu lassen. Daß die Schätzung der Kunst fremder Vöker sich unabhängig von den politischen und menschlichen Erfahrungen des Weltkriegs zu halten habe, erschien selbstverständlich; ebenso selbstverständlich, daß unsere deutsche Kunst mit ihrem Reichtum an starken, tiefschürfenden Persönlichkeiten und innerlichst beseelten Schöpfungen in helles Licht gerückt wurde. T. V.

Das Bild als Verleumder. Bemerkungen zur Technik der Völkerverhetzung. Von Ferdinand Avenarius. Mit 72 Abbildungen. Volksausgabe. 75 Pfg. (München, Georg D. W. Callwey.)

Von dieser vor Jahresfrist erstmals erschienenen, höchst verdienstvollen, auch im „Heimgarten" gewürdigten Aufklärungsschrift liegt jetzt eine ungekürzte billige Ausgabe vor, die wohl noch ausgedehntere Verbreitung als die ursprüngliche Ausgabe finden wird. Noch immer spricht dieser reiche Anschauungsstoff als unwiderlegliches Beweismaterial für den Lügenfeldzug unserer Feinde mit einer überzeugenden Wahrheit, die durch nichts verdeckt und weggeleugnet werden kann. V. V.

Unsere Jugend und der Krieg. Ein Bilderbuch mit Versen von Viktor und Lina Schufinsky. (Herausgegeben vom Kriegsfürsorgeamt des k. u. k. Kriegsministeriums.) (Prag. A. Haase.)

Jedes der kleinen, mit hübschen Bildern gezierten Gedichte spricht mahnend und belehrend zur Jugend. Das Büchlein kann rechten Segen stiften!

Physik und Chemie im Weltkrieg. Von Adolf Kistner. (Heim und Herd, deutsche Hausbücherei, Bd. 15. Lahr in Baden. Druck und Verlag Moritz Schauenburg.)

Das wohlfeile Bändchen enthält eine Menge Wissenswertes über die Kriegsmittel zu Land und zu Wasser und ihre Verwendung. Knapp und leicht verständlich klärt es auf und gewährt Einblicke in Einrichtungen, von denen wir zwar tagtäglich in den Zeitungen lesen, über die wir aber erst hier Genaues hören. Man legt den Band mit dem befriedigenden Bewußtsein aus der Hand, daß sein Inhalt das hält, was der Titel verspricht.

Luther-Anekdoten. Lebensbilder, Anekdoten, Kernsprüche. Von Dr. Adolf Saager. (22. Band der Anekdotenbibliothek. Stuttgart. Verlag von Robert Lutz.)

In anschaulicher, packender Weise macht uns das Werk mit dem Werde- und Lebensgang des Menschen und Reformators Luther, seinem Wollen, Hoffen, Kämpfen und Ringen bekannt. Charakteristische Episoden aus seiner Jugend- und Mönchszeit, seinem Leben als Geistlicher und Reformator, als Gatte und Vater, Anekdoten, Kernsprüche und Lebensworte wechseln in bunter Reihenfolge miteinander ab. Es ist eine Art anekdotische Lutherbiographie. Besonderen Wert legt der Herausgeber auf das Verständnis der seelischen Zusammenhänge, die den Betrachtern immer neue Rätsel schufen. Nicht eine geglättete Idealgestalt, sondern den knorrigen Charakter an der Wende von Mittelalter und Neuzeit, der sich selbst einen Bauer, einen harten Sachsen nennt, zeigt uns das Buch, den Menschen und

Sprachgrenzen! — Der hübsche Band wäre auch Herrn Wilson zum Studium zu empfehlen, in dem sich leider mangelhafte Kenntnisse über Europa mit bedeutender politischer Macht paaren! Doch Wilson dürfte überhaupt ziemlich ungelehrig sein, denn seine schönen Völkerbeglückungssysteme laufen schließlich alle nur auf Gewinnschinderei hinaus, sonst hätte er das Wort niemals aussprechen dürfen, Amerika verdamme die „Schändlichkeiten der Deutschen gegen Menschlichkeit und — Handel." Eben — der Handel . . . H. L. R.

Der stählerne Schrei. Neue Gedichte aus der Kriegszeit von Alfons Petzold. (Warnsdorf. Ed. Strache.)

„Die Stunden gehen, die Wunden bleiben stehen!" Dieser alte Grabspruch ist den glühenden, in Herzblut flammenden Gedichten vorangestellt, deren einige wir schon aus der „Muskete" kennen. Es ist ganz was Eigenes um die bilderreiche, ergreifende Lyrik dieses schon einmal Totgesagten! Aus tiefer Not einer Seele, der die Menschenliebe alles ist, schwingen und rauschen diese Weisen und Chöre, süß vor Frühlingsglaube, herb von der Erkenntnis so vieler Wunden und zitternd an der Inbrunst der Frage: „Du lieber Herrgott im Himmel, sag, wann hat der Krieg ein End'?" Manchmal freilich, da werden die Melodien gell und fiebrig und dann überklirrt das Stammeln ein Schrei, der lange, lange nachhallt und im Verzittern einen Klang gibt, so weh und herzrührend wie ein zersprungen Glas.

Ein durchaus ernst zu nehmender Dichter voll Kraft, Adel und Beseeltheit.

K. D. Zwerger.

Dichtungen von Gustav Ritter. „Das Vermächtnis des Großen Kurfürsten." Ein geschichtlicher Rückblick und Mahnung für die Zukunft. „Aus heißem Herzen." Vaterländische Gedichte. „Kinnersnack." Vertellt und in Riemels brächt. (Grabow, Mecklenburg. Verlag G. Ritter.)

Daß der Ertrag dieser Poesien der Kinderfürsorge in der Heimat des Verfassers gewidmet wird, ist durchaus nicht ihr einziger Vorzug. Glühende Vaterlandsliebe, temperamentvolle Aussprache bezeugen die hochdeutschen Dichtungen, die sich natürlich auf den gegenwärtigen Krieg beziehen, während das „Kinnersnack" in der unschwer leserlichen Mecklenburger Mundart Schätze aus dem Kindesherzen mit volkstümlichem Humor darbietet. Dieses „Kinnersnack" aus dem Lande Fritz Reuters sei den Freunden mundartlicher Poesie besonders empfohlen.

Mit dem Balkanzug von Belgrad nach Sofia. Reiseeindrücke aus Serbien und Bulgarien von Dr. Hans Richter. (Sonderabdruck aus den „Belgrader Nachrichten." Belgrad. K. u. k. Gouvernementsdruckerei.)

Oberstabsarzt Richter ist schon durch manche seiner lebendigen Schilderungen bekannt geworden und auch dieses hübsche Büchlein ist ein Treffer! Es führt uns durch die blutigen Gefilde des Feindeslandes und gibt einen guten Begriff davon. — In diesem Zusammenhange sei auch auf die vorzüglichen, herzerquickend deutschfühlenden „Belgrader Nachrichten" hingewiesen.

Das Dorf im Kriege. Von Dr. Gungl. (Graz. „Styria".)

In farbenreicher Art wird echt volkstümlich das Leben im Dorfe während der Weltkriegszeit geschildert. Aber auch ernste und heitere Geschichten führen uns in das Seelenleben des Bauers ein, während die Väter und Söhne im Felde kämpfen, bestellen Mütter und Greise daheim emsig die Saat, um durchhalten zu können. Es wird vorgeführt, wie sie auszogen, die Krieger, wie die Achtzehnjährigen von daheim Abschied nehmen, es bringt aber auch den Fall, wie im Schlosse fleißig für die Kriegsfürsorge gearbeitet, im Wirtshause dagegen gerauft wird. Das Buch, das sich in „Bilder und Gedanken" und „Geschichten und Gestalten" gliedert, wird nicht nur von jedem Volksfreund, sondern auch von allen, die sich mit Herz und Hand für das Vaterland einsetzen, gern gelesen werden, denn der einfache, aber ergreifende Inhalt zeigt, wie eine kleine Welt, das Dorf, sich auf heimatlichem Boden seit Kriegsbeginn äußert. K. Reiterer.

Stadt Steyr in Oberösterreich. Herausgegeben von der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege und der Vereinigung „Heimatschutz" in Steyr. (Wien, I., Heinrichshof. Verlag J. Bard.) Preis 1 K.

Die altberühmte Eisenstadt ist ein Schatzkästlein voll Perlen edler alter Baukunst. Wer sie je durchwandert und sich am Anblick des Rathauses, des Neutors, des köstlichen Bumerlhauses, des Bürgerspitals und anderer Zeugen vergangener Zeiten gelabt, wer sich am vielgestaltigen Markttreiben erfreut hat, der ist um eine schöne Erinnerung reicher.

Aber auch der schmucke „Führer", den Rohrer in Brünn sehr hübsch ausgestattet, ist ein kleines Schatzkästlein. Nicht weniger als 60 reizende Lichtbilder schmücken das billige Buch. Sie sind zumeist von Dr. Klunzinger aufgenommen, von dem auch der Aufsatz „Das Stadtbild" stammt. Dr. Pillewizer bietet einen Abriß aus der Geschichte der Stadt Steyr, Dr. Garber stellt sich mit der kunstgeschichtlichen Würdigung ein und Professor Goldbacher mit einer Schilderung der Umgebung; von ihm ist auch das Eingangsgedicht, eine Perle oberennsischer Mundart. So beschert der Führer nebst zwei Plänen auf mehr als 160 Seiten viel des Schönen und Fesselnden und ist eine unwiderstehliche Lockung, die traute

Postkarten des „Heimgarten“

An den „Entsetzten Staatsbürger“ in Wien. General Gröner sagte neben einigen anderen kräftigen Worten im Deutschen Reichstag auch, es werde mit dem Wucher nicht besser werden, ehe nicht einige hundsföttische Preistreiber am Potsdamerplatz baumeln. Sie nennen diese Anschauung „barbarisch und rückschrittlich, denn es könne schließlich niemandem verwehrt werden, die Konjunktur auch während des Krieges auszunützen, um nach Möglichkeit zu verdienen. Wir sind, obschon Sie sich als „langjähriger Leser“ des „Heimgarten“ — warum nicht Abnehmer? — bezeichnen, in dieser Beziehung nicht ganz Ihrer Ansicht, doch glauben auch wir, daß Herrn Gröners herzloser Ausspruch mehr für das Deutsche Reich als für Österreich paßt. Für uns müßte die Wendung erheblich anders lauten; etwa so: „Mit dem Wucher wird es nicht besser werden, ehe nicht ein paar Dutzend Preistreiber vor dem ‚Stock im Eisen‘ in Wien baumeln“, denn mit dem Hängen solcher Gauner auf dem Berliner Potsdamerplatz ist uns in Österreich wahrlich nicht gedient! Wir hoffen Ihre postwendende Zustimmung zu dieser Fassung des Grönerschen Grundgedankens zu erhalten.

„Psychologie.“ Es läßt sich ziemlich genau der Zeitpunkt feststellen, von dem an die Friedenssehnsucht in den Händlerkreisen und der von ihnen beeinflußten Presse plötzlich ins Ungemessene wuchs. Wir alle sehnen uns nach Beendigung dieses schrecklichen Krieges, aber wir wünschen nach den Millionenopfern des Riesenkampfes einen Zustand, der uns vor einer Wiederkehr ähnlicher Verschwörungen durch die Feinde ringsum halbwegs schützt — das ist unsere Pflicht gegen die Helden, die ihr Leben für Volk und Vaterland ließen — [illegible] ist eine heilige Pflicht gegen künftige Geschlechter, denen eine gleich schwere Zeit [illegible]art werden soll. Anders denken scheinbar die oben erwähnten Kreise; deren Kriegs[illegible]igkeit genau mit dem Erscheinen der [illegible], verschärften Preistreibereiverordnung zusammenfällt, welche nicht nur mit Haft[illegible]en droht, sondern auch dem wuchernden [illegible]enverkehr stärkere Schranken setzt. Jetzt [illegible]t“ diese angenehmen Zeitgenossen „der [illegible] Krieg nicht mehr ...“

Nationalökonom. Es ist aber doch ein [illegible] gewaltiger Unterschied, ob Händler oder Bauern „Kriegsgewinne“ machen! Die Mehr[illegible]ste der Bauern sind nicht nur recht [illegible]n, sondern auch zum größten Teil [illegible]gt, denn die Bauernschaft arbeitet inmitten einer allgemeinen Teuerung und hat große Ansprüche zu erfüllen, während sie anderseits unter Leutemangel leidet. Der reich gewordene Händler nützt der Gesamtheit gar nichts, eher im Gegenteil, doch ein gekräftigter Bauernstand ist ein Gewinn für Volk und Staat.

K. L. in Wr.-Neustadt. Man muß Sprichwörter auch stets von der „anderen“ Seite betrachten: „Wenn der Klügere nachgibt, geschieht das dümmere!“

Frau Lori und Edgar G. Ja, der kommende „Heimgarten“-Jahrgang wird wieder einen Roman bringen: „Die tanzende Bärin.“ Näheres darüber im Septemberheft.

50jähriger E.-T. Zugführer B. Irrtum über Irrtum, lieber Freund! 1. In der fraglichen Amnestie sind jene Grazer Studenten nicht mitinbegriffen, die im Jahre 1897 wegen Beteiligung am Leichenbegängnis Retters ihre Charge verloren und grundsätzlich als „Mannschaftspersonen“ zu dienen haben.* 2. Vor zwei Monaten schrieb die Wiener „Ostdeutsche Rundschau“, die auf dem Felde der Ehre gefallenen deutschen Abgeordneten würden nicht ins Parlament zurückkehren, wohl aber die auf dem Felde der Unehre gebliebenen ... 3. „Ein Recht auf Hochverrat“ gibt es auch heute noch nicht; was glauben Sie denn?! Die Sachlage hat Sie gründlich verwirrt. 4. Es gilt derzeit als politische Weisheit, die „Schlimmen“ zu beschenken, damit sie sich anständiger betragen, und die „Braven“ zu kränken, denn diese sind ja so wie so brav. 5. Die Wiener „Arbeiter-Zeitung“ glaubte nach dem Gnadenerlaß feststellen zu können, daß kein einziger Schuldiger von den Militär- und Standgerichten verurteilt wurde: bloß lauter Schuldlose. Sie ist hierin ein Gegenstück zu Robespierre, der nach den grauenhaften Septembermorden in Paris mit Krokodilstränen in den Augen versicherte, die Helden der Revolution hätten leider auch einen einzigen — nur einen einzigen! — Unschuldigen in der Eile miterschlagen . . Über die Schuldlosen der „Arbeiter-Zeitung“ denken jene, die im Felde standen und die Verhältnisse aus eigenem kennen, erheblich anders. Lesen Sie übrigens, was Generaloberst Dankl, der doch auch etwas davon versteht, im Herrenhaus darüber sagte!

* Inzwischen erfolgte eine besondere kaiserliche Entschließung.

Kämpfer Luther in erster Linie soll der Leser schauen können. B. B.

Arnolds Neue Kriegsflugblätter der Liller Kriegszeitung. (Ein Album mit 100 Bildern. (Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung.)

In seinem Vorwort zu diesem neuen, dem „heiligen Lachen“ gewidmeten Sammelband sagt der Herausgeber Hauptmann d. L. Höcker: Arnold ist in diesen drei Kriegsjahren den Feldgrauen an Yser und Lys, Schelde, Ancre und Somme in stillen und in harten Zeiten ein lieber Freund geworden, der mit seinem zwingenden Spott und seinen lustigen Einfällen die echte deutsche Angriffslust wachzuhalten wußte. Er selbst ist in dieser arbeitsreichen Zeit künstlerisch gereift und geistig gewachsen. Ein Meister der deutschen Griffelkunst spricht heute aus jedem seiner Blätter, die oft in so wenig Strichen Bilder von überwältigend komischer Kraft vor das Auge des Beschauers zaubern.

Büchereinlauf.

Johann Christof in Paris. Roman von Romain Rolland. 2. Band. (Frankfurt am Main. Rütten u. Loening.)

August der Starke, der erste deutsche König in Polen. Historischer Roman von Alfred Schirokauer. Mit 33 Bildern nach Werken erster zeitgenössischer Künstler, Urkunden in historischer Echtheit und Treue usw. (Berlin. Rich. Bong.)

Aus den Tiroler Bergen. Erzählungen vom Reimmichl. (Innsbruck. Verlagsanstalt Tyrolia.)

Wiener Guiüat. Erzählungen und Skizzen von Maria Köck. (Innsbruck. Verlagsanstalt Tyrolia.)

Edward Samhaber. Von Otto Wilhelm Henke. (München. Georg Müller.)

Kommende Kunst?? Von Hanns Fechner. (Halle a. S. Buchhandlung des Waisenhauses.)

Die Grundlehren der Kriegswirtschaft und der Geburtenausfall. Von Adolf Harpf. (Leipzig. Theodor Gerstenberg.)

Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier. Heft 21 bis 23. Preis jedes Heftes 25 Pfennig. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

In der Flugschriftensammlung: **Der Deutsche Krieg,** herausgegeben von Ernst Jäckh (Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlagsanstalt) erschienen neuerdings folgende Hefte: August Winnig, **Die deutschen Gewerkschaften im Kriege;** Dr. Hans Schippel, **Bargeldloser Verkehr, unsere Reichsbank und der Krieg;** Dr. Karl Bälz, **Beamtenrecht und Familie;** W. Kapp, **Das innerpolitische Deutschland und der Krieg;** Dr. Johannes Ziekursch, **Was soll aus Belgien werden?** Dr. Jacques Stern, **„Mitteleuropa“, von Leibnitz bis Naumann über List und Frantz, Planck und Lagarde.**

Eduard Engel: **Sprich Deutsch!** Ein Buch der Entwelschung. (Leipzig. Hesse & Becker.)

Die Sorge um das kommende Geschlecht. Entwicklungsgedanken über Jugendschutz und Kriegerwaisen-Fürsorge in Österreich von Dr. Eduard Prinz von und zu Liechtenstein und Dr. Rudolf Peerz. Die gesamten Einnahmen aus dieser Broschüre sind Jugendfürsorgezwecken gewidmet. (Wien. Verlag des Kriegshilfsbüros des k. k. Ministeriums des Innern in Wien.)

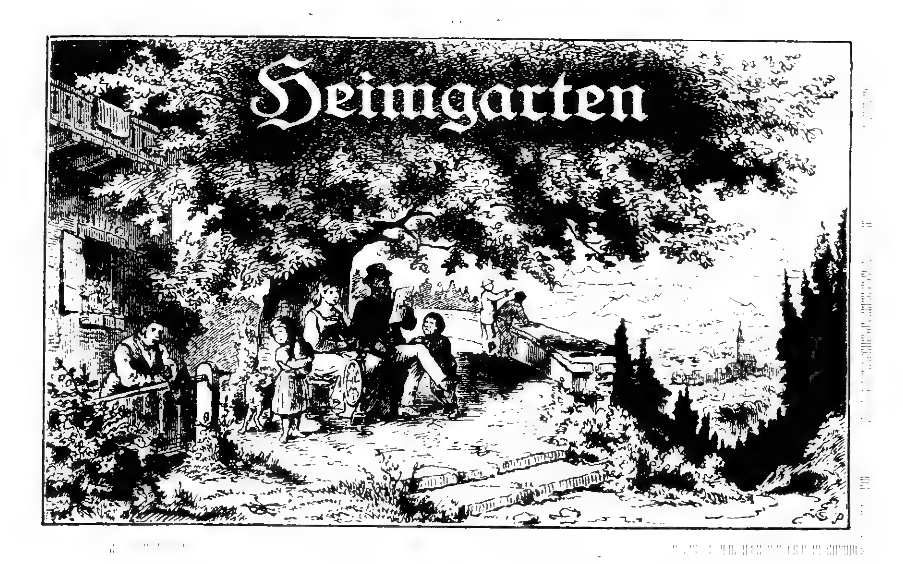
Leben, Sittlichkeit und Religion in und nach dem Kriege. Von Prof. Dr. Emil Hadina. (Wien. Verlag des Evang. Zentralvereins.)

Die Erziehung der ländlichen Kriegswaisen. Von Johann Spatzal. (72. Beiheft zur Zeitschrift „Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule“.) (Prag-Wien-Leipzig. Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase.)

Kriegstrost. Achtes Kriegsheft der Grünen Blätter. Von Johannes Müller. (Elmau. Verlag der Grünen Blätter.)

Lebenskunde in der Fortbildungsschule. Von Schulrat Eberhard. (71. Beiheft zur Zeitschrift „Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule“.) (Prag-Wien-Leipzig. Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase.)

Wert des Obstes und Obstverwertung. Von Dr. Walther Wenk. Mit verschiedenen Abbildungen. (Heidelberg. Verlag Fritz Heubach.)



12. Heft September 1917 41. Jahrg.

Zwei, die sich nicht mögen.

Aus alten Schriften von **Peter Rosegger.**

Eines Sonntags nach dem Gottesdienst war's, da klopfte es sehr höflich an der Stubentür des alten Herrn Pfarrers von Großhöfen.

„Herein!" rief der Pfarrer. Es ist erfreulich, daß er trotz seines schneeweißen Hauptes noch die frische Stimme hat. Was draußen war, ging aber nicht herein, sondern klopfte noch einmal. Wenn man bittweise kommt, kann man nicht höflich genug sein.

„Ist ja offen!" ruft der Pfarrer. Da geht endlich die Tür auf und ein gut untersetzter, kerngesunder Bauernbursche windet sich schwerfällig herein und lacht gutmütig auf den Pfarrer her.

„Ei, schau", sagte dieser und rückte sich auf seinem Ledersessel zurecht, „der junge Vetter läßt sich einmal ansehen."

Der junge Vetter hebt ein wenig die Hand gegen den Kopf, läßt sie aber auf halbem Wege stehen. Er weißt nicht recht, ob man vor dem Pfarrer, auch wenn er Oheim ist, den Hut abnehmen soll. Der geistliche Herr ist nämlich der Bruder seines Vaters, und vor solchen Blutsfreunden — kurz, der Bursche weiß nicht, was sich schickt, will aber doch auch nichts Unschicksames machen und —

„Nur herab mit dem Hut, Franzl", sagt der Pfarrer lachend, genier dich nicht. — Noch alleweil wachsen tust."

9. Verzeichnis der Bausteine für das Lehrer-Erholungsheim.

Nr.	Spender		Betrag
453	Bausteine bereits ausgewiesen	K	90.600
454.	Lehrk. der Mädchenbürgerschule, Wien, 16. Bezirk, Wurlitzergasse 54	„	200
455.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 21. Bezirk, Leopoldplatz 9	„	200
456.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 12. Bezirk, Fockygasse 20	„	200
457.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule, Wien, 12. Bezirk, Singriener Straße 23	„	200
458.	Lehrk d. Mädchenbürgerschule, Wien, 12. Bezirk, Deckerg. 1	„	200
459.	Lehrk. d. Mädchenbürgerschule, Wien, 18. Bezirk, Anastasius Grün-Gasse 10	„	200
460.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 6. Bezirk, Rahlgasse 2	„	200
461.	Lehrk. d. Knabenbürgerschule, Wien, 10. Bezirk, Quellenstraße 31	„	200
462.	Männer-Gesangverein „Sängerbund“, Deutsch-Wagram	„	200
463.	Lehrk. d. Knaben- und Mädchenbürgerschule, Wien, 13. Bezirk, Zennergasse 1	„	200
464.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule, Wien, 12. Bezirk, Nymphengasse 7	„	200
465.	Lehrk. d. Knaben Volks- und Bürgerschule, Wien, 4. Bezirk, Preßgasse 24	„	200
466.	Lehrk. d. Mädchenbürgerschule, Wien, 6. Bezirk, Loquaiplatz 4	„	200
467.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 12. Bezirk, Rosasgasse 8	„	200
468.—482.	Generalrat B. Wetzler, Wien, 1. Bezirk, Strauchgasse	„	3.000
483.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 2. Bezirk, Czerninplatz 3	„	200
484.	Lehrk. d. Knaben- und Mädchenbürgerschule, Wien, 2. Bezirk, Feuerbachgasse 3	„	200
485.	Lehrk. d. Mädchenbürgerschule, Wien, 17. Bezirk, Redtenbachergasse 79	„	200
486.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 3. Bezirk, Dietrichg. 44	„	200
487.	Lehrk. d. Knabenbürgerschule, Wien, 19. Bezirk, Hammerschmidtgasse 26	„	200
488.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule, Wien, 5. Bezirk, Margaretenstraße 152	„	200
489.	Lehrk. d. Knaben- und Mädchenbürgerschule, Wien, 18. Bezirk, Alsegger Straße 45	„	200
490.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 6. Bezirk, Stumperg. 10	„	200
491.	Die drei Lehrkörper der Knabenvolksschule, Mädchenvolksschule, und Knaben- und Mädchenbürgerschule, in Unter-Themenau	„	200
491	Bausteine Summe	K	98.200

Als Bausteine gezeichnet . . . . K 98.200·— = 491 Bausteine
für Sammelbausteine „ . . . . „ 10.120·— = 50 „

Summe . K 108.320·— = 541 Bausteine

Für den Alpenheim-Ausschuß des Deutsch-österr. Lehrerbundes

Emil Bayer, Zahlmeister.

Wien, XIX., Heiligenstädter Straße 3, Postscheckkonto Nr. 80.089.

(Geschlossen am 20. Juli 1917.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: Hans Fleder. — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz

„Helf Gott!“ sagt der Pfarrer. Es muß aber was passiert sein, der Franzl wird feuerrot.

„Mach dir nichts draus“, tröstet der alte Herr, „ist halt eine Hosennaht gesprungen. — Na halt, wenn schon, denn schon! sagt der Preußenkönig. Frisch anpacken!“

„Ich weiß mir frei keine“, meint der Franzl und fährt sich mit dem roten Sacktuch über das Gesicht. „Wenn halt der Herr Vetter eine tät wissen.“

„Ich? Für dich? Na hörst, Junge! Ich werde sie dir anbinden, aber suchen mußt du sie selber. Es gibt ihrer mehr als genug.“

„Das ist eben der Teuxel“, meint der Franzl, „daß ihrer so viele sind. Wär' nur eine, da tät mir keine Wahl weh.“

„Besinne dich einmal“, riet der alte Herr, „eine wird dir doch lieber sein als die anderen.“

„Wird mir ziemlich Wurscht sein. Wenn mich der Herr Vetter wollt fragen, die, welche ich am wenigsten mag — da kunnt ich Antwort geben.“

„Und welche ist denn dieselbe?“

„Die Haubruggerische ist's!“ ruft der Franzl und wird neuerdings rot im Gesicht.

„Und weswegen wolltest du gerade diese nicht? Ist ja ein kreuzbraves, arbeitsames Dirndl. Haben tut sie auch was.“

„Aber der Stolz! Herr Pfarrer! Eine Schmalzgräfin kunnt sie sein, so stolz! Soll sich in ein Glaskastel einfassen lassen. Freilich auf den Altar dürft' man so ein Frauenbild nit stellen, die tät keinen Menschen erhören bei der Maiandacht.“

„Wie kommst denn jetzt auf die Maiandacht?“ frägt der Pfarrer. „Franzl, du mußt über die Haubruggerische schon höllisch gekränkt sein. Hast gewiß schon eine Wallfahrt zu ihr gemacht und hast unerhört wieder fortmüssen. Hab' ich's erraten?“

Der Bursche nimmt sein Pfeifenzeug in die Hand, schraubt an dem Rohr, als wäre es nicht fest genug im Tiegel, legt es wieder hin und murmelt: „Wird nit weit gefehlt sein.“

„Schön“, sagte der Pfarrer, „da hätten wir sie schon.“

„Ich nit, ich“, meinte der Franzl, „ich sag nichts mehr zu ihr. Werd' mich nit noch einmal abtrumpfen lassen. Von der Haubruggerischen Prinzessin da.“ Darauf nimmt er seinen Hut, schaut ihn über und über an, auch inwendig, wie es mit dem Futter steht, und sagt: „Hätt' halt ein großes Gebitt.“ Dabei machte er ein Auge zu und mit dem anderen zwinkert er.

„Hast dir dein Blinzeln noch nicht abgewöhnt!“ lacht der alte Herr. „Dein Vater hat's auch gehabt. Alleweil ein Aug' zudrücken! Erspar' dir das, bis du ein Weib hast. — Also was denn, Franzl, was denn?“

Der Franzl bleibt mitten in der Stube stehen und lacht immer noch so her. Der Hut wäre glücklich herunten, jetzt aber weiß er nicht, soll er ihn in den Händen halten, oder sonst wo hintun, heut' scheniert er sich so viel.

„Wie geht's, wie steht's, Franzl?“ fragt der Pfarrer.

Der Bursche hat noch nicht ein einziges Wort gesagt, es ist also die höchste Zeit, daß er etwas Passendes spricht.

„Ei Teuxel“, sagt er, „wie wird's gehen? Beim bessern Ort nix nutz.“

„Oho! Wenn einmal ein junger Bursche so klagt! Und der einzige Ebenholzersohn obendrein, der mit zwei Rössern in die Kirche fährt.“

„Kunnt wohl sein“, meint der Franzl, setzt sich auf eine Bank und trifft Anstalten, seine Tabakspfeife in Brand zu tun, aus lauter Verlegenheit. Die beinerne Rohrspitze zwischen den Zähnen, mit zwei Fingern aus der halb übergestülpten Tabaksblase die Pfeife stopfend, sagte er: „Ist halt eine zuwidere Sach' das, jetzt für mich.“

„Haben sie dich etwa gar zu den Soldaten genommen?“

„Das nit. Ich habe Plattfüß', hat der Feldscher gesagt. Aber mein Vater hat mir jetzt die Wirtschaft übergeben.“

„Das wird dich doch nicht kränken!“ ruft der Pfarrer.

„Das just nit. Aber haben muß ich wen. Und desweg ist's zuwider. Beweiben soll ich mich jetzt“.

Der alte Herr lugt den Burschen an. „Solches wird wohl kein Unglück sein“, sagt er dann.

„Kein Unglück just nit“, meint der Franzl.

„Und Sorgen wird's dir auch nit viel machen.“

„Wohl, wohl!“ sagt der Bursche und nebelt Rauch aus.

„Franzl“, spricht der alte Herr, „geh, tu mir den Gefallen und leg' den Stinktiegel weg.“

„Mag der Herr Vetter leicht das Rauchen nit leiden?“ fragt der Bursche und nebelt weiter.

„Ist mir lieber, wenn du's bleiben läßt in der Stube.“

„Das kann ich eh tun“, sagt der Franzl gutmütig und legt die Pfeife auf das nebenstehende Betpult.

„Wollen dafür eins schnupfen miteinand“, sagt der Pfarrer und reicht die Dose her.

„Wann ich Verlaub han“, sagt der Franzl, macht aus den zwei Fingern kunstgerecht ein Zänglein, taucht ein und steckt sich die Nüstern an.

„Und jetzt erzähle mir halt deine Schmerzen, Franzl“, lenkt der Pfarrer ein, „und weswegen dir das Heiraten zuwider ist.“

„Zuwider sonst nit“, gesteht der Franzl, „sein tut's halt so — ah — ah — ahzih!“

„Und dein Bruder, tut er noch fleißig Klarinett' blasen?"

„Jetzt hat er nit Zeit dazu", flüstert das Dirndl und macht ein schalkhaftes Gesicht.

„Wieso denn?"

„Geht ja jetzt biedeln (brautwerben) um!"

„Der Tausend! Dein Bruder, der Jörgel?" — Der alte Herr tut, als ob er von nichts wisse. „Da kriegst du nachher gar eine schöne Schwägerin ins Haus."

„Gefreu mich zwar nit gar recht viel drauf", meint die Hannerl und glättet mit der flachen Hand an ihrem Tüchelchen eine Falte.

„Nachher tät ich ihm's nachmachen", sagt der Pfarrer.

„Wem?" fragt das Dirndl und schlägt die großen schwarzen Augen auf.

„Dem Bruder. Heiraten täte ich auch."

Sie tut einen hellen Lacher. So was muß man für Spaß nehmen; alsogleich aber hält sie das Tüchlein vor den Mund, als ob sie zu vorlaut gewesen wäre mit dem Lachen.

„Im Ernst, Hannerl", sagt der Pfarrer, „ich denke, es ist schon bald Zeit, daß du ans Heiraten denkst."

„Ich mag nit heiraten", sagt sie.

„Ei, das wird wohl dein Ernst nicht sein."

„Das Heiraten wär halt ein kitzlich Ding, sagt meine Base, die Seffel."

„Da hat deine Base, die Seffel, freilich wohl recht", entgegnet der alte Herr, „aber so saubere und brave Dirndln dürfen nit ledig bleiben. Wäre doch schad."

„Wird desweg die Welt nit zusammfallen", meint sie und neigt züchtig ihr Köpfchen.

Der Pfarrer spielt auf dem Tisch so ein wenig mit seiner braunbeinernen Schnupftabaksdose, stellt sie auf die Schmalseite, legt sie wieder um, stellt sie wieder auf und sagt: „Ich wüßte dir einen."

Sie schämt sich in ihr Handtüchlein hinein und meint: „s selb wird nit sein."

„Ja, ja, Hannerl. Ein braver tüchtiger Bursch. Ein sauberer Bursch. Könntest gleich Großbäuerin werden."

„s selb wär mir nit zwider", lacht sie.

„Wird dir auch der Bursch nit zwider sein, denke ich", sagt der Pfarrer; „was meinst du denn zum Ebenholzer-Franzl?"

„Der?" sagt die Hannerl und ist ein wenig überrascht.

„Zum Herrn Vetter kommen allerhand so Weibsbilder. Wenn er mir halt eine tät aussuchen."

Der Pfarrer schaut so eine Weile auf den Burschen hin, klopft dann auf die Dose, nimmt eine Prise und spricht: „Du bist mir ein sauberer Held, du!"

„Sonst laß ich's gar sein", sagt der Franzl und steht auf. „Ich kann die alte Thresel-Muhm auch nehmen zum Wirtschaften. Ich brauch' kein Weib."

„Nur nicht gleich so verzagt! Ich will sehen, was sich machen läßt." So der Pfarrer.

„Bitt gar schön", sagt der Bursche und preßt zwischen den zwei Fäusten, die ein Händefalten zur Not andeuten wollen, den Hut zusammen.

„Ja, ja, geh nur!" versetzt der Pfarrer, dem Neffen auf die Schulter klopfend.

Ob er bald nachfragen kommen dürfe? will der Bursche noch wissen, dann windet er sich täppisch zur Tür hinaus.

* *
*

Einige Tage später, als der alte, würdige Pfarrer über den Kirchplatz geht und die Dorfdirndln zutraulich herbeikommen und ihm die Hand küssen, faßt er die Haubruggerische, die Hannerl, so ein wenig am Kinn und sagt: „Schau, du läßt dich auch nicht mehr sehen im Pfarrhof. Kleinerweise, ja, da kommen sie, aber wenn sie halt groß und sauber werden, da vergessen sie den alten Herrn. Na, bleib nur schön brav, Dirndl!"

Schämig duckt sie sich hinter die anderen, heimlich voller Glück und Stolz darüber, daß der Pfarrer gerade zu ihr die freundlichen Worte gesagt hat.

Am nächsten Sonntage nach dem Nachmittagssegen spricht die Hannerl schon vor im Pfarrhof. Ein Gartentöpflein trägt sie mit einem Nelkenstamm und den will sie dem Herrn Pfarrer verehren.

„Der Tausendsapperlot!" ruft der Pfarrer, „das ist ja schon gar aus der Weis'! Die Menge von Knospen, die dran sind! Hast du den schönen Stamm selber gezügelt, Hannerl?"

„Kann wohl sein", meint sie, „aber ist halt nit gar groß."

Sie stellt den Topf behutsam auf einen Tisch, aber ganz an den Rand, weil sie das für bescheidener und schicklicher hält. Auch wie sie sich hierauf niedersetzen muß, setzt sie sich ganz an die Ecke des hölzernen Stuhles — beileibe nicht auf die lederne Bank — und hält mit beiden Händen das zierlich gefaltene Tüchlein an den Busen und weiß schier nichts zu reden.

Auch dem alten Herrn geht's schier nicht besser und da müssen Vater und Mutter her. — „Was machen sie alleweil? Sind sie gesund?"

„Dank der Nachfrag, gottlob, so weit ja."

Unser Märchenvolk im Kriege.

Von **Paul Keller.**

Es ist nicht recht, wenn man sich im Kriege gar nicht mehr um das bekümmert, was einem früher lieb und teuer war. Über Jahr und Tag hatte ich an unsere guten deutschen Märchenleute nicht gedacht, aber eines Morgens, im ersten Tagesgrauen machte ich mich auf, um wenigstens nach den wichtigsten der Herrschaften einmal zu sehen, zu fragen, wie sie sich in dieser schrecklichen Zeit befänden und was sie machten.

Ich klopfte zuerst an Rübezahls Haustür. „Ich bin nicht zu Hause!" brüllte der Alte von innen. „Sie sind zu Hause", entgegnete ich, „denn ich höre Sie doch sprechen!" „Dann schlafe ich gerade sehr fest!" fuhr er fort, und als ich auch das nicht glaubte, schickte er seinen Portier heraus. Dieser übergab mir einen Meldeschein, wie sie jetzt für die polizeilichen Anmeldungen in den Hotels üblich sind.

Ich sagte zu dem Portier: „Lieber Freund, zur Ausfüllung dieses schrecklich umfangreichen Aktenstückes brauche ich einen halben Tag. Solange habe ich nicht Zeit. Sagen Sie Ihrem Herrn und Meister einfach meinen Namen und daß ich Schriftsteller bin."

Der Portier erblaßte. „Schriftsteller sind Sie?" fragte er. „Dann wollen Sie wohl einen Vortragsabend veranstalten und bei uns Billette verkaufen?" Ich sagte: nein, diese Absicht hätte ich nicht. Aber er glaubte mir nicht. Er sah mich giftig grün an und zischte: „Ich kenne das! Alle Schriftsteller machen Vortragsabende; alle wollen Billette verkaufen. Sie sind ebenso gefährlich wie die Sängerinnen, Rezitatoren, Klavierspieler und Geiger, die egalweg Wohltätigkeitskonzerte machen. Am Anfang des Krieges ist Rübezahl darauf reingefallen. Siebenmal in einer Woche war er bei solchen Veranstaltungen. Bis er Mittelohrentzündung, Magenkatarrh und Nervenkrämpfe hatte. Seit jener Zeit schmeißt er alle Leute, die mit Billetten zu ihm kommen, die Berge hinunter, daß sie Hals und Beine brechen. In diesem Monat hat er schon achtzehn hinuntergeschmissen. Wollen Sie der neunzehnte sein?"

Ich sagte „Nein!" und ging.

* * *

Im Walde kam ich an einer klappernden Mühle vorbei. Ich erinnerte mich, daß darin der Müller mit den drei Söhnen wohne, die ein „Tischlein deck' dich!", einen „Esel streck' dich!" und einen „Knüppel aus dem Sack!" hatten. Der Müller saß vor der Türe. Ich fragte ihn nach seinem Wohlergehen und dem Befinden seiner Söhne.

„Das wäre der Rechte für dich, tät ich meinen."

„Den mag ich nit!" sagt das Dirndl.

„Ei das!" ruft der Pfarrer.

Sie schüttelt das Haupt, ihre Wangen sind rot geworden und die Mundwinkel zucken ein bißchen.

„Ja, warum denn?" fragt der Pfarrer. „Der Ebenholzer-Franzl ist nicht zu verachten. Hab ihm kürzlich erst beim Ackern zugesehen. Wie der den Pflug packt mit einer Hand und ihn in die Furche setzt! Man meint, es geht alles von selber. 's ist gerade lustig, dem bei der Arbeit zuzuschauen. Gutherzig ist er auch, soviel ich weiß. Und gern hat er dich. Schon lange hat er dich gern, Hannerl. Drauf kannst du dich verlassen."

„Und ich will ihn nit", sagt das Dirndl.

Der Pfarrer schiebt die Dose wieder ein paarmal über, dann sagt er: „Na, wenn du ihn nicht willst, das ist was anderes. Muß halt schauen, daß man eine andere für ihn findet. Ein Weib muß er haben, weil er das Haus übernimmt. — Wie geht's dir sonst, Hannerl?"

„Muß schon gut sein", sagt sie und zupft am Handtüchel.

„Wie steht die Feldfrucht bei euch?"

„Soweit gut", sagt sie und dreht aus der Tuchecke ein Zipfel.

„Wenn das Wetter so forttut", meint der Pfarrer, „so haben wir ein gutes Körndel zu hoffen."

Das Dirndl sagt nichts.

„Die Wiesen bedürfen Regen."

Das Dirndl sagt nichts, sondern lockert sachte den Tuchzipfel wieder auseinander.

„Heißt's halt fleißig wässern."

„Wenn", spricht nun die Hannerl und windet schier mit Gewalt das Tüchel zu einem Strick, „wenn der Herr Pfarrer schon durchaus will —"

„Was meinst, Dirndl?"

„— daß ich ihn nehmen soll —"

„Nein, nein, Kind, wenn du nicht selber willst", sagt der Pfarrer, „zu einem so wichtigen Schritt darf man niemand zwingen. Er wird schon eine finden."

Der Strick wird immer fester gedreht, immer fester. Plötzlich wirft sie das zusammengewundene Tüchel zu Boden und sagt: „Gut, ich nehme ihn."

Ich nahm das süße Dingelchen in die Arme, tröstete es und versprach: wenn jetzt bald wieder Friede sei, all mein Geld anzuwenden, um ihren süßen roten Schnabel mit guten Dingen anzufüllen und auch die Großmutter mit aussöhnen zu helfen.

*   *
*

Auf meiner Wanderung kam ich auch an Frau Holles Haus vorbei. Ich habe keine große Vorliebe für die Alte. Daß sie gar so ordnungswütig ist, immerfort großes Aufräumen macht und die Dienstmädel teufelt, ist mir nicht sympathisch. Aber Frau Holle ist nun mal doch eine berühmte Dame, und dann hat sie doch den großartigen Backofen, wo die Brote von selber werden, und da dachte ich halt so — ich als Großstädter — wenn ich bei Gelegenheit eines zufälligen Besuches vielleicht ein Landbrot rausschlüge, so wäre das ganz herrlich.

Frau Holle war bei miserabler Laune, und ich erkannte gleich, daß meine Hoffnung auf ein Brot ganz aussichtslos war. Sie hatte wieder mal Dienstbotenärger und erklärte mir die Sache so:

„Sie wissen doch, daß es schon bei Grimm steht: es gibt zwei Sorten von Mädeln auf der Welt, solche, die hübsch und fleißig, und solche, die häßlich und faul sind. Die hübschen sind immer fleißig, die häßlichen immer faul, so war es von alters her. Aber in der neuesten Zeit ist alles ganz anders, ganz verrückt geworden. Ich sage Ihnen, lieber Herr, es gibt jetzt auch hübsche Mädel, die faul sind. Obwohl sich das für hübsche Mädel doch gar nicht paßt. Ich hatte jetzt so eine im Dienst. Und weil sie mir die Betten nicht schüttelte, bis die Federn flogen, jagte ich sie fort. Unter den Pechkessel konnte ich sie leider nicht stellen, denn das Pech ist für die Kriegsgesellschaften beschlagnahmt; um so weniger hatte aber das schlechte Ding Ursache, mich bei der Polizei anzuzeigen. Es kam eine Haussuchung, und das bissel Vorrat, das man als gute Hausfrau eingeschafft hatte, wurde mir weggenommen: sieben Schinken, zwei Fässer eingelegte Butter, drei geräucherte Schweine, fünf Säcke Mehl, drei Säcke Zucker, sechs Schock Kalkeier und tausend und drei Konservenbüchsen."

Die Frau, die so viel gehamstert hatte, weinte. Sie tat mir aber nur spärlich leid. Schüchtern wagte ich doch eine Bitte wegen eines Brotes aus ihrem weltberühmten Backofen. Sie lachte mich aus, aber sie sagte, sie hätte ja einen ebenso weltberühmten Apfelbaum und täte gern etwas für darbende Städter. Also schenkte sie mir zwei gebackene Apfelspalten

Ich dankte ihr und ging.

*   *
*

Er seufzte und sagte, ihm ginge es schlecht. Die kleinen Müller verdienten nichts; die Großmühlen fräßen alles. Das interessierte mich nicht. Ich fragte nach den Söhnen. Da hellte sich sein Gesicht auf.

„Ach, denen gehts ganz gut. Der mit dem Knüppel ist natürlich im Kriege. Er hat schon den Pour le mérite. Der andere mit dem ‚Esel streck' dich!' — Sie wissen ja, mit dem Esel, der unter seinem Schwanze Dukaten herausfallen läßt — der hat merkwürdige Dinge erlebt. Zuerst haben sie seinem Esel einen amtlichen Verschluß hinten gemacht, wo darauf gedruckt stand: ‚Das Gold gehört dem Vaterlande!' Dann haben sie den Esel für die Reichsbank beschlagnahmt. Er tut seine Pflicht; nur manchmal leidet er etwas an Verhärtung. Der dritte Sohn, der mit dem famosen ‚Tischlein deck dich!', was einem immer gleich Braten und die feinste Butter und sogar echten Bohnenkaffee servierte —"

Dem Müller brach die Stimme; das Wasser lief ihm aus dem Munde.

„Was ist mit diesem dritten Sohn?"

„Fort ist er!" schluchzte der Alte. Mitsamt seinem nahrhaften Tischlein. Er ist — er ist — nein, ich darf es nicht verraten, wo er mit seinem guten Tische ist."

„Ich werd' es Ihnen sagen, wo er ist", fiel ich ein: er ist bei einem Kriegswucherer, der ihn für seine gute Tafel horrend bezahlt."

„Woher wissen Sie das?" fragte der Müller ganz erschrocken.

„Das weiß jeder!" sagte ich und ging.

* * *

Saß nicht da — saß nicht da das herzige Rotkäppchen auf der alten Holzbank und weinte? Ich eilte rasch hinzu, denn das Rotkäppchen war immer mein Liebling.

„Aber süßes, goldiges Herzchen, was weinst du denn? Hat der böse Wolf dich wieder erschreckt, du kleines, geliebtes Ding?"

„Nein!" schluchzte das Rotkäppchen, „den Wolf habe ich gar nicht gesehen, aber meine Großmutter hat mich gehau'n!"

„Die Großmutter hat dich gehau'n? Die gute Großmutter, der du immer Kuchen und Wein bringst?"

„Ja, mit dem Kuchen ist es eben jetzt Kuchen", wimmerte die Kleine. „Backen kann Mutter jetzt nicht, weil sie kein Mehl und keine Hefe hat. Da hat sie zum Konditor geschickt und da was zusammengekauft, und das habe ich in mein Körbchen getan und eine Flasche Wein dazu, und als die Großmutter von dem Konditorzeug gegessen hatte, wurde sie schrecklich böse und sagte, wenn ich ihr noch einmal so etwas aus Sägespänen brächte, da würde sie Mutter und mich enterben. Und hat mir eine Ohrfeige gegeben — huhuhuhu —."

So hatte ich wenig Erfreuliches im Märchenlande erlebt. Am schlechtesten ist es aber doch dem armen Menschenfresser ergangen. Ich fand seine Gemahlin vor dem Hause sitzend in düstere Betrachtungen versunken. Erst wollte mir die gute Frau überhaupt keine verständliche Antwort geben. Sie grunzte nur. Erst als ich sagte: Aber gnädige Frau, ich habe gerade vor Ihrem zielbewußten, willensstarken Herrn Gemahl immer so eine große Hochachtung gehabt!" hob sie den Kopf.

„Er ist fort!" sagte sie dumpf.

„Fort? Fort aus Deutschland? Der Menschenfresser fort? Das wäre ja entsetzlich! Warum ist er denn fort?"

Sie sprang auf und sah mich in flammender Entrüstung an.

„Eine Fleischkarte haben sie ihm zugestellt. 250 Gramm Fleisch die Woche für einen Menschenfresser! Anfangs haben wir einen kleinen Jungen geschlachtet, der wog 25 Pfund. Den habe ich eingeweckt. Aber ein Vierteljahr lang sollte mein Mann mit dem kleinen Jungen auskommen. Wo er sonst sieben Stück zum zweiten Frühstück aß. Und dann wurden die Hausschlachtungen verboten. Was soll ein Menschenfresser in einem Lande ohne Hausschlachtung? Er verhungert. Da ist er fort. Ins Ausland!"

„Wie ist ihm das möglich geworden?" fragte ich.

„O, es hielt schwer genug. Er wollte seine Siebenmeilenstiefel anziehen, aber beide Sohlen waren durch. Wir mußten die Siebenmeilenstiefel frisch besohlen lassen."

„Das muß teuer gewesen sein", warf ich mit Gruseln ein.

„Zweitausend Taler hats gekostet," schluchzte die Frau, „und nicht mal Gummiabsätze waren drauf!"

„Schrecklich!" sagte ich. „Und wo ist Ihr Herr Gemahl hin?"

„Nach Amerika!" sagte sie. „Er ist erst bis Holland, dann mit einem Schiff hinüber. Drüben hat er sich naturalisieren lassen und einen neuen Namen angenommen. Er heißt jetzt Roosevelt!"

Ich sagte ganz verwundert: „Ach! Ach so hängt das zusammen?" Und ging.

* *
*

Sollte ich so bedrückt und traurig heimgehen durch den deutschen Märchenwald?

Nein, mitten in der tiefsten, heimlichsten, grünsten Herrlichkeit begegnete mir der Däumling. Das kleine Kerlchen war feldgrau gekleidet.

„Däumling!" schrie ich. „Du — du bist Soldat geworden?"

„Ja", versetzte er mit Wichtigkeit; „ich habe mich sechsundsiebzigmal freiwillig gemeldet und bin immer wegen meiner etwas geringen Größe abgewiesen worden. Aber das siebenundsiebzigste Mal haben sie mich ge-

Zum Schneewittchen wagte ich mich nicht hin. Ich konnte mir schon denken, daß ihre sieben Zwerge zu den Pionieren eingezogen waren, daß ihr angetrauter Königssohn in einem Generalstab saß und sie den ganzen Tag Feldpostbriefe zu schreiben hatte. Auch würde sie wohl wieder die alte Stiefmutter teufeln. Das arme Kind tat mir zu leid — ich traute mich nicht hin.

Auch das „Aschenbrödel“ wollte ich anfangs aus demselben Grunde nicht aufsuchen; aber schließlich sagte ich mir, es sei eine sträfliche Feigheit, mich gerade um das ärmste Kind im Märchenland nicht zu bekümmern.

Ich sah die Arme im Kamin kauern. Es war gerade Kohlennot und der Kamin ungeheizt.

„Wo sind denn deine Tauben, Aschenbrödel?“ fragte ich.

„Geschlachtet!“ schluchzte sie. „Verkauft von der Stiefmutter. Das Paar für fünf Mark.“

„Scheußlich! Und die Erbsen? Die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen?“

„Ach du, meine Güte“, sagte sie verwundert. „Wissen Sie nicht, daß man Hülsenfrüchte nicht verfüttern darf?“

„Richtig! Jawohl! Natürlich! Und Sie selbst — wie geht es Ihnen?“

„Mir, wie soll mir's gehen? Sehen Sie sich diesen elenden Wollkittel an, den ich trage. Na, das hatte ich mal satt; denn auch ein armes Mädel hält doch was auf Kleider. So ging ich denn zum Grabe meiner Mutter. Sie wissen ja wohl —“

„Ja, ja, ich weiß aus Grimm; dort weinten und beteten Sie, und dann sagten Sie zu dem Baume, der da steht:

„Bäumchen, rüttel' und schüttel' dich,
Wirf schöne Kleider über mich!“

„Jawohl, so machte ich es! Und wissen Sie, was passiert ist? Das Vöglein auf dem Baume zwitscherte in süßer Melodie.

„Ein neues Kleid dein?
Erst den Bezugsschein!“

Da habe ich um einen Bezugsschein nachgesucht, aber keinen erhalten. Es hieß, mein alter Wollrock sei noch lange gut genug.“

„Armes Kind!“ sagte ich gerührt. Da erhellte sich ihr Gesichtchen.

„Ach,“ sagte sie, „es ist nicht so schlimm. Sie wissen doch, daß ich zwei hoffärtige Stiefschwestern habe, die immer in Taft, Samt und Seide gehen. Taft, Samt und Seide werden jetzt auch unter Bezugsschein gestellt, und da müssen die beiden auch schlampig rumlaufen. Da freu' ich mich! Da freu' ich mich!“

Sie tanzte in ihrem alten Wollrock, und ich verabschiedete mich.

* * *

Fort ging das Gefecht im Sinken. Da — ein Stoß. Die verbissenen Schiffe waren auf den Meeresboden aufgestoßen. Vorbei schien es mit ihnen.

Erst als der Krieg vorbei war und als man die Trümmer von der rauchenden Erde auflas, dachte man wieder an die Panzerkreuzer, die am Hafeneingang kämpfend untergegangen waren.

So kam es, daß man in jenem Hafen zwei Taucher rüstete. Die sollten untersuchen, in welchem Zustand jene Panzer waren. Und berichten sollten sie, ob man sie heben könne.

Die beiden Taucher waren Meister ihres Faches. Daß der eine Hans hieß, während der andere über den Kanal als John zur Welt kam, kümmerte jetzt niemand. John oder Hans, Hans oder John — es war ja Frieden jetzt. Und friedlich glitten Hans und John an ihren Leitschnüren und an ihren Luftzuführungsschläuchen aus dem Taucherschiffe in die dunkle Tiefe.

Dicht beeinander schwebten sie herab. Durch das Glasfenster ihrer Kopfhaube konnten sie einander sehen. Konnten sehen, wie in dem aufgestörten Wasser ihre unförmlichen Arme und Füße ohne ihren Willen komisch paddelten und winkten. So daß sie richtig lachen mußten.

Aufgestörte Fische flitzten an ihrem Glasgesicht vorbei. Ein paar freche blieben stehen. Nein, nicht stehen blieben sie, sondern mit gleicher Schnelligkeit wie die Taucher gingen sie in die Tiefe und glotzten durch das Glas: Was wollt ihr da? Was wollt ihr denn bei uns?

Aber noch ehe die Taucher eine Antwort hätten geben können, stießen ihre Füße gleichzeitig auf den Grund. So dachten sie. Aber es war nicht der Meeresboden, sondern es war das Verdeck der versunkenen Panzerschiffe. Und so merkwürdig lenkte einer droben an den Taucherschnüren, daß Johns Füße auf den englischen Kreuzer zu stehen kamen und daß sich die vom Hans dicht daneben auf die deutschen Planken aufsetzten.

Erst wußten sie es nicht. Aber dann begannen sie das Tasten mit den dicken Taucherhandschuhen. Denn sehen konnten sie noch nichts. Der Anprall ihrer Füße hatte Wolken feinen Schlammes aufgewirbelt, der sich auf den Verdecken abgelagert hatte. Die Taucherkameraden konnten sich nicht mehr verständigen. Jeder ging auf eigene Faust ans Untersuchen. Trotz ihrer unförmlichen Ausrüstung schienen sie leicht und frei zu gehen. Der Wasserauftrieb nahm ja ihre Schwere fort.

Jetzt rutschten sie auf den Knieen. Ganz nah brachten sie das große Glasauge ihres Kopfhelms an den Boden. Die Schlammschwaden wurden lichter, machten flimmrige Spiralen und ließen Einzelteile wie durch Sommerwolken sehen.

nommen. Du kennst doch wohl meine Geschichte: wie ich mit meinen Geschwistern aus dem hungernden Vaterhause ausgewiesen wurde, wie ich Brotkrümlein auf den Weg streute, um wieder heimzufinden aus der schweren Dunkelheit eines furchtbar schwarzen Waldes. Die Brotkrumen haben böse Vögel aufgefressen. Aber dann habe ich Kieselsteinchen statt Brotkrumen gesät, und da habe ich nach Hause gefunden, und alles wurde fröhlich und gut. Nun irren meine Geschwister draußen in schwarzer Nacht. Die Brotkrumen wurden uns von neidischen Raben fortgepickt; aber ich streue Kieselsteine eines unbeugsamen Willens aus, und so finde ich heim ins friedliche, glückliche deutsche Vaterhaus."

* * *

Weinend küßte ich dem Däumling die kleine, tapfere Hand.

Und dann war ich plötzlich wieder daheim. Im ersten Tagesgrauen war ich fortgezogen, und als ich jetzt wieder in der alten Stube war, ging draußen soeben die Sonne auf.

Schiffe, die versanken.

Von **Fritz Müller.**

Der Krieg war vorbei. — Sie waren dabei, seine Trümmer aufzulesen.

Zu diesen Trümmern gehörten auch zwei Panzerkreuzer. Ein deutscher, ein englischer. Sie waren vor dem Hafen aneinandergeraten und hatten mit entsetzlicher Erbitterung gekämpft. Und keiner konnte siegen. Ihre Geschosse waren wohl gewaltig, aber noch gewaltiger waren die Panzerplatten ihres Zornes. Durch diesen von der allmächtigen Zeit gehämmerten Harnisch schlugen keine Kugeln.

Da fuhren sie aneinander. Platte an Platte, Kanone an Kanone, Mann an Mann, und Auge an Auge. Und nun verbissen sich die beiden Kolosse ineinander und öffneten die Eisenkiefer zu einem letzten wütenden Biß. Aber da gurgelte das kühle Meer in ihre Rachen und zog sie in den Grund. Vorbei.

Nein, nicht vorbei. Noch im Sinken krallten sich die beiden Schiffe aneinander und ließen nicht voneinander.

Auch im Untersinken ließen diese Panzer nimmer voneinander. Die Fluten vermochten nicht ihren Weißglutzorn zu löschen und verhinderten nicht, daß ihre stählernen Gebisse ineinander knirschten. Der Haß, der noch im Wasser zischte, schien ihre Riesenleiber aneinander zu schweißen und zu löten zu einem nimmer ruhenden Unterwasserkrater.

Soldaten lugten — wahrhaftig, man hätte meinen können, gleich würde das Gebrüll der Seeschlacht abermals anheben.

O, jetzt sah man auf den Schultern der Soldaten Seekrebse wie Achselstücke sitzen. Seesterne zogen Ordensreihen über die Brüste ihrer Uniformen. Und jetzt, hatte sich nicht dort der befehlende Arm des Kommandanten bewegt, unter dessen Achsel ein glitzernder Fischzug hervorkam?

Die Taucher überlief es in der Tiefe. Und jetzt war es auch, daß sie sich wieder durch das Rundfenster ihres Helmes sehen konnten. Daß sie gewahren konnten, wie sie prüfend auf den feindlichen Schiffen hin- und hergingen.

Und jetzt war es weiter, daß sich John über den Bug seines Schiffes beugte und daß ihm dort die verkalkten Buchstaben des englischen Panzerkreuzers entgegenstarrten und daß es Hans mit seinem Schiffe drüben ebenso erging. Und daß sie jetzt die Augen hoben und sich gegenseitig auf den feindlichen Schiffen erkannten.

Nun, wo war das Lächeln, das sie vorher für einander hatten, als sie komisch schlotternd niedergingen? Wo war das geblieben? Eine Kalkschichte hatte sich darüber gelegt und es war erstorben und erstarrt. Aber auf der Kalkschicht baute der versunkene Schlachtenzorn neue Nester, aus denen wilde Adler flatterten.

Unbeweglich standen jetzt die beiden Taucher. Die runden Glasfenster an ihren Köpfen sahen aus, als hätte der Kriegsgott ihnen schreckhaft das eine Auge riesig aufgerissen und geweitet. Eine kleine spitze Flamme züngelte hinter den Gläsern von Hans und John, wurde größer, größer, bis daß es wieder steil und lodernd hinter Gläsern stand. Der Krieg, der Krieg!

John und Hans zitterten in ihrer Rüstung. Sie wollten sich wehren gegen das Entsetzliche, das sie dort unten in den Meerestiefen so lange nach beendetem Krieg von neuem überschlich. Aber sie fühlten, wie die Flammen in ihnen aus einem Boden stiegen, über den sie nicht gebieten konnten: aus den Planken der versunkenen Schiffe, die, mit unentschiedenem Kampf ineinander verbissen, versunken waren. Die deshalb keine Ruhe geben konnten.

Und jetzt sahen Hans und John auf den Kielen ihrer Schiffe eine ungeheure Gestalt mit gespreizten Beinen stehen, mit einem Fuße auf dem deutschen, mit dem andern Fuße auf dem englischen Panzer. Hoch hob die Gestalt den Arm und rasselte mit dem Schuppenpanzer, daß es glucksend-klirrend an die Kupferhelme der Taucher anschlug. Kein Zweifel mehr, der Kriegsgott war es, der von neuem das erloschene Kampfeszeichen gab.

Ein Ruck ging durch die Schiffe, ein fürchterlicher Ruck. Los lösten sie sich vom Meeresboden, wo sie so lange geruht hatten. Erschreckt

Da erkannten sie, daß sie auf den Schiffen selber standen. Daß ihre Hand jetzt an zerschossenen Schiffsteilen entlang strich, daß sich ihre Taucherkleidung leicht an Panzertürmen scheuerte, daß sie über Schiffstreppen rutschten, daß sie verwundert ein Kanonenrohr umarmten.

Und sie erstaunten, wie gut das alles noch erhalten war. Wie getreulich die Wasserfluten die ihnen anvertrauten Schiffe aufbewahrt hatten, ganz so, wie sie ihnen bei dem Kampfe übergeben worden waren.

Und doch nicht ganz so. Die hütenden Meeresfluten hatten noch ein übriges getan. Sie waren so besorgt, daß die bei ihnen hinterlegten Dinge nicht verdürben, daß sie sie in Futterale steckten. In sonderbare Futterale. Millionen und Milliarden winziger Infusorien hatten die Schiffe und alle ihre Teile mit einer schützenden Kalkschicht überzogen, die dicht und lückenlos den Telefunkenapparat, die Panzerplatten und die Schiffsgeschütze wie die zuletzt aufgeschlagene Seite im Schiffsbuch des Kapitäns bedeckte.

Unter dieser harten Steinschicht war der Krieg, der mit den Panzern in die Tiefe sank, erstickt, und ein jahrelanger Friede schwebte in den Wassern über diesen Schiffen und hüllte sie in seine dichtmaschigen und weichen Netze.

Da werden wohl auch die versunkenen Krieger endlich in den Frieden eingegangen sein, dachte es unter den kupfernen Taucherhauben. Wo ist sie nur, die Mannschaft, wo?

Die Taucher waren stehengeblieben. Die letzten Schlammschwaden hatten sich gelegt. Licht und lichter wurde es. Mit einemmal konnten sie das Ganze dieser Schiffe blinzelnd überblicken.

Was standen dort für sonderbare Gestalten an den Brüstungen der beiden Schiffe, die verwachsen schienen? Das waren doch nicht, das waren doch nicht —?

Die Taucher schlenkerten zögernd näher. Jaja, dennoch war es so. Die im Kampf gesunkenen Schiffssoldaten waren es. Einige waren unbeweglich ausgestreckt, weit die Arme auseinandergeworfen. Andere standen wahrhaftig noch so an die Brüstungen gelehnt, wie sie gesunken waren. Die kalküberzogenen Schwerter der Offiziere wiesen noch hinüber und herüber. — Die Schiffssoldaten lagen noch im Anschlag mit den Gewehren, auf die sich die Infusorien mit vergeblicher Beschwichtigung niedergelassen hatten.

An den gezogenen Kanonen standen noch die überkalkten Kanoniere, als gälte es, im nächsten Augenblick zu feuern. Und die Panzertürme und die Rohre blickten noch gerade so drohend wie im letzten Kriege.

Wenn nicht die Fische gewesen wären, die in ganzen Zügen aus den Kanonenmündungen zogen, die um die Flintenläufe neckisch spielten, und deren kleinste verwundert aus den Patronentaschen der gefechtsbereiten

wenn einem trüb zumute wurde, so halfen ihm die anderen mit ihrer Munterkeit auf. Ob sie immer zu essen gehabt hätten? Gewöhnlich schon, aber nicht immer, das geht halt auch nicht, wenn Zehntausende und Hunderttausende plötzlich unangesagt daherkommen, in ein fremdes Land, das auf einen solchen Massenbesuch nicht vorbereitet war. Auch auf der Alm beim Vieh hätte er manichen Tag nur ein kleines Stückl Käs gegessen. Da schnallt man eben den Riemen enger oder das Hosenband. Im übrigen sei da droben, in Galizien, alles schön und gut gewesen, die Offiziere, Chargen und die Behandlung. — Neun Stürme machte er mit und beim neunten riß ihm eine russische Kugel ein Loch in den Oberschenkel und nahm im Herausfahren ein Stück Fleisch mit. Ob er lang auf ärztliche Hilfe hätte warten müssen? Ah nein, höchstens sechs oder acht Stunden, schätzungsweise, denn Uhr besitze er keine, und hernach klaubten ihn die Sanitätler zusammen, verbanden die Wunde und schleppten ihn, die braven Menschen, zum Hilfsplatz; von dort schickte ihn der Regimentsarzt am nächsten Tag ins Spital nach Krakau. Wir schlugen die Hände zusammen: „Sechs oder gar acht Stunden hast du unverbunden gelegen, das ist ja schrecklich!“ Der Franzl verstand nicht: „Das geht im Krieg schon nicht anders.“ — „Die Schmerzen, waren die Schmerzen groß? Natürlich!“ — „Gejuckt hat's wohl ein bißl.“ Im Spital dann war wieder alles gut und schön, die Ärzte, die Schwestern, die Pflege, auch Rauchzeug und Kameraden, die plauderten.

Drei Monate später rückte der Franzl wieder zur Truppe ein, aber er hatte Pech und zum zweiten Male warf ihn eine russische Kugel, diesmal aus einem Maschinengewehr, in den Karpathenmorast. „Na, da kann ma halt nix machen, andere waren gar tot.“ Das stimmte und wir fragten nichts. Jetzt brachten sie den Franzl nach Budapest und schnitten ihm das Kugerl mit Messern aus der Lunge. Es sei fast schlimm geworden, aber ansonsten war auch hier alles gut und schön, genau wie in Krakau. Es dauerte sieben Monate, bis der Franzl langsam und schwer sich erholte und durch die Straßen humpelte. „Ja,“ sagte er, „Budapest ist eine schöne Stadt und die Leut sind dort gar nit uneben, grad daß ma sie nit versteht, weil sie lateinisch reden.“ — „Lateinisch?“ Wirklich lateinisch, denn der Gefreite Mugl von den Siebenundzwanzigern habe es bestätigt und der Gefreite Mugl ist ein gescheiter und ein guter und auch ein schöner Mensch bis auf das Loch in der Wange, das ein russischer Granatsplitter herausfetzte.

Von Ungarn kam der Franzl beizeiten ins Hinterland. Die Ärzte entschieden, er sei nicht frontdiensttauglich, werde es vielleicht nie mehr werden. Ihm war auch das schließlich recht; zumal seine neue Beschäftigung: Eine Gartenanlage herrichten vor einem Hauptquartier. Er meinte: „Hätt' ich dazumal meine Rösser gehabt vom Hof daheim, ich hätt' glauben

huschelten die Fische aus den Luken, den Kanonenrohren und verschwanden silbern blinkend in der Ferne.

Die gefallen auf dem Boden lagen, schienen sich zu bewegen. Jaja, sie wälzten sich, ihre Hände krampften sich, ein Stöhnen rang sich los und aus den zerrissenen Uniformen stieg es in blutroten Wölkchen, die jetzt zitternd eine Säule bildeten und an deren Rändern dunkle Rache und Vergeltung schäumte.

Und bei denen, die an der Brüstung versteinert aufrechtstanden, lockerte sich der Steinverband, der da und dort in Stücken absprang. Die Glieder zuckten auf und machten rhythmische Bewegungen unter den wohlbekannten und altgewohnten Kommandoworten: „Legt an — — Feuer!“ Die Gewehrgeschosse pfiffen durch das Wasser. Die Kanonenrohre blitzten auf und spien Blitze. Die Soldaten erkletterten die Brüstung und sprangen über das Schiff des Feindes. Mit den versteinerten Gesichtern, aus deren leeren Augenhöhlen die erschreckten Fischlein hurtig schwammen, standen sich die Seesoldaten zu einem letzten Nahkampf gegenüber.

Da litt es auch die beiden Taucher nicht länger. Mit fürchterlichen Schlenkerbewegungen gingen sie aufeinander zu. Feuergarben des Hasses schossen aus den runden Gläsern ihrer Helme. Erbittert hoben sie die unförmlichen Arme und stürzten aufeinander los. —

„Es scheint was passiert zu sein“, sagten sie oben in dem Taucherschiff, „seht, wie die Leinen zucken. Windet auf, schnell, schnell!“

Und als sie die beiden Taucher aufgewunden hatten, als sie wohlbehalten und triefend auf dem Schiffe unter freiem Himmel standen, geschah das Unglaubliche, daß sie sich mit gurgelnden Lauten aufeinanderstürzten und mit ihren plumpen Gewichten, die jetzt kein Wasserauftrieb mehr erleichterte, dröhnend übereinanderfielen.

Mit Mühe wurden sie getrennt.

„Verrückt geworden“, sagte der Doktor, „ich dachte es mir — der Druck auf die Gehirne war in diesen Tiefen doch zu stark.“ —

Ehrgeiz.

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

Gleich mit dem ersten großen Schwarm zu Kriegsbeginn war auch der Franzl vom Donnerer-Peter eingerückt; er hatte als Ersatzreservist seine acht Wochen abgedient und jetzt fuhr er in einem langen Zuge endlos durch Ebenen, über Päſſe, wieder durch eine Ebene gegen Nordost. Wir fragten ihn nachher, wie die Fahrt gewesen sei, wohl recht langweilig und sehr ermüdend. Der Franzl schüttelte gelassen den Kopf: „Ma könnt nit klagen.“ Sie hatten gesungen und gescherzt, und

„Warum denn nicht?“

Es war nicht recht deutlich, was er mir erklärte. Ersatzreservisten avancieren nicht und überhaupt die im Hinterland den Boden umstechen oder einen Ofen heizen schon gar nicht.

Das wollte ich doch sehen! Ich erwiderte nichts und beschloß, den mächtigen Gönner zu spielen. Das wäre nicht schlecht, daß mein Franzl, der in der großen und schreckhaften Zeit alles gut und schön findet, seinen Stern am Kragen nicht bekommen sollte! Man hatte auf ihn wohl nur vergessen, weil er aus sich und den Beschwernissen so gar nichts machte. Ein einziger Stern nur auf seine zwei Wunden und — für seine gottähnliche Genügsamkeit.

Ich hatte in der Kaserne lange zu suchen, bis ich Franzls Hauptmann auskundschaftete und mein Anliegen vorbringen konnte: „Ob der Franz Kirchenbichler denn keinen Stern verdiene?“

Der Hauptmann war ein freundlicher grauhaariger Mann mit Gicht, den der Krieg aus dem Ruhestand geholt hatte und der mir ziemlich dasselbe wie der Franzl sagte, nur ein wenig klarer. Der Kirchenbichler könne gemäß den Vorschriften nicht avancieren.

Ich nahm mir einen Anlauf und erzählte alles, was ich über den Franzl wußte, wie tüchtig und zäh er sei und wie mäßig und duldsam — und daß es vielleicht doch möglich sei, daß er seinen Stern kriege.

Der Hauptmann lächelte gütig. „Ich weiß, er ist ein braver Bursch, ein ganz besonders braver Bursch.“ Und meinte dann sehr ernst: „Ein Staat, in dem nur Bauern und Bauernburschen lebten, ist unbesiegbar im Krieg und im Frieden.“ Aber den Stern für den Franzl versprach er mir dennoch nicht. Der Ehrgeiz, der brennheiße Ehrgeiz, der Sterne begehrt! Der Franzl wäre der glücklichste Mensch im großen Österreich, könnte er nur von dem schrecklichen Ehrgeiz lassen! Aber ich glaube, er ist auch mit diesem Ehrgeiz und ohne Stern zu beneiden.

Benedikt als Menschenfreund.

Eine Groteske.

Mein Freund Benedikt ist leider kein Menschenfreund. Nicht, daß er den Leuten absichtlich Böses zufügt, aber er schimpft über sie. Und wie er über sie schimpft! Ich vermute, er hat irgendwo bei einem Antiquar ein mittelalterliches Schimpflexikon aufgestöbert und auswendig gelernt, denn daß er all diese abgestuften, kräftigen, verschärften und sinngemäß gesteigerten Wortwunder von Grobheit und Verbissenheit selbst erfand, ist recht unwahrscheinlich, er müßte denn zu den gewaltigen

dürfen, ich wär' zu Haus. Da tun ma auch umstechen und dungen und setzen." Und er stellte sogar einen Vorteil gegen das Leben daheim fest: „Das Essen is beim Militär viel besser als beim Bauern und zu schaffen hat ma auch wenger." Wir fragten erschreckt, ob er etwa nach dem Krieg gar nicht mehr zum Bauern zurückwolle? „O freili ja, die Rösser warten ja und was tät' denn der Donnerer-Peter ohne Knecht? I hab's ihm ja versprochen."

Als die Gartenanlage vor dem Hauptquartier fertig war, schickten sie den Franzl, den das „Lüngel immer amol noch a bißl juckte", nach Wien, wo er zu einem Backofen gestellt wurde, zum Heizen. Abwechselnd heizt er eine Woche bei Nacht und eine Woche bei Tag, so daß er jeweils den Tag oder die Nacht dienstfrei hat. Ob es nicht sehr heiß sei beim Ofen? Nicht so arg, nicht ärger als die Sonne, die dem Mäher auf den Buckel brennt — recht eine leichte und bequeme Arbeit; und die viele freie Zeit zum Schlafen, Ausruhen, Spazierengehen und Pfeifenrauchen! Die Wiener sind besonders gute Leute und schenken ihm, ohne daß er darum bittet, auf der Straße Tabak und was Süßes, das schwarz ist und sehr gut schmeckt und angeblich „Tschokolade" heißen soll. Der Franzl laßt sich nicht gern beschenken, wozu hat er denn seine Löhnung? Davon erspart er die Halbscheid, denn Trinker ist er keiner und kauft sich nur hie und da ein Glasl Wein zum Anfeuchten.

Alles ist wieder schön und gut, die Arbeit und die freie Zeit, die Vorgesetzten und die Wiener.

Und wie es für ihn auch noch kommen mag in dem gewaltigen Krieg, er wird es gut und schön finden. Nicht einmal Heimweh hat der Franzl, denn er weiß ja, in ein paar Monaten, in einem Jahr ist er wieder am Bauernhof bei seinen Rössern. Das wird ein Mensch doch aushalten können! Daß ihn bis dahin vielleicht doch noch der Krieg verschlingt, daran denkt er nicht.

Und doch! Und doch! Eins zehrt dennoch an ihm, was schon Tausende in die Höhe gehoben und Millionen zugrundegerichtet hat, was Länder zerstörte und Staaten begründet: Der Ehrgeiz! Der sticht manchmal spitzer als ein Knochensplitter im Fleisch, weil er das Ziel zu hoch steckt, unerreichbar hoch! In einer mitteilsamen Stunde hat es mir der Franzl gestanden: Einen Stern am Kragen möchte er für sein Leben gern haben . . .

„Wenn's weiter nichts ist!" lachte ich hellaut auf. „Das kommt schon noch. Du bist ein braver williger Bursch und hast nie eine Strafe gehabt." — „Das wohl nit, das nit." — „Wundert mich, daß du nicht schon lange Gefreiter oder gar Korporal bist."

Treuherzig schüttelte er den Kopf und meinte unheimlich bestimmt: „Ich krieg nie an Stern."

Bauernhöfen und in den geistigen Arbeitskammern. Zuguterletzt — inzwischen hatte Brr wieder einmal verdächtig gewedelt, als sei seine neue Freundin in Riechweite — meinte Benedikt: „Gut, ich werde die Menschen von nun an lieben, das heißt ich werde sie zu lieben versuchen!“

Ich umarmte ihn: „Wußt’ ich’s doch!“

Worauf er mich sacht zurückschob und sein Versprechen sofort bedenklich einschränkte: „Halt, Hans Ludwig, keinen Überschwang. Eine Probezeit bedinge ich mir natürlich aus. Ich will einmal versuchsweise einen Tag bestimmen, an dem ich mich als Menschenfreund betätige. Gefällt es mir, habe ich damit Erfolg — inneren Erfolg selbstverständlich! — dann mag es in Gottes Namen bis auf weiteres dabei bleiben, aber ich fürchte . . .“

Schnell unterbrach ich ihn: „Nicht wieder sofort in Zweifel und Griesgrämigkeit verfallen, Liebster. Tritt unvoreingenommen an die Leute heran und du wirst sehen, daß sie deiner Freundschaft und Hilfe würdig sind.“

„Gut — es sei denn der . . . 7. Juli dafür bestimmt.“

„Warum gerade der 7. Juli?“

„Warum nicht gerade der 7. Juli? Ein Tag ist, glaube ich, wie der andere dazu geeignet.“

Erst meine heißen Beschwörungen erreichten, daß Benedikt schon den nächsten Tag dazu bestimmte, „versuchsweise“ ein Menschenfreund zu sein.

Und dieser nächste Tag war heute. Ich begleitete meinen Freund durch die Straßen, um eine Gelegenheit zur Betätigung seines guten Vorsatzes zu erspähen. Zuerst spendete er einem nicht ganz sympathisch anmutenden Bettler eine Krone und sprach zu ihm: „Mein Lieber, du riechst schon am frühen Morgen nach Schnaps und wenn du auch dieses Silberstück in jenes verabscheuenswerte Getränk umsetzt, dann dürftest du ungefähr mittags mit der Polizei übereinander kommen. Ich habe dich gewarnt!“ (Ich gestehe, die Prophezeiung, so wenig liebevoll sie sich auch anhörte, hatte mit Rücksicht auf den Zustand des Bettlers leider manches für sich.)

Schon um die Ecke begegneten wir einem Mann und einer Frau einfacheren Standes, die miteinander nicht ganz zu harmonieren schienen, denn er stellte ihr Handgreiflichkeiten in Aussicht, welche über den Rahmen bloß spielerischer Zärtlichkeiten weit hinausgingen, weshalb sich Benedikt ins Mittel legte: „Mein Herr, es ist vielleicht nicht angemessen, daß Sie diese Dame . . .“ Weiter kam er nicht, denn die Dame kreischte ihn an: „Was geht Ihnen dös an? Nix geht Ihnen dös an, an Schmarrn geht Ihnen dös an! Wann mi mein Mann hauen will, so ist dös mei’ Sach und net die Ihnere — ausg’schamter Pfeifenstierer Sie!“ Und der Gatte der Frau schickte sich an, sich in demselben Sinn zu äußern, doch trat in dem kritischen Augenblick ein Sicherheitswachmann dazwischen, der Benedikt

Bereicherern unseres Sprachschatzes wie Martin Luther, der Turnvater Jahn und Rudolf Hans Bartsch zu zählen sein. Also, die Menschen liebt Freund Benedikt nicht, aber die Tiere — Eichkater und Eichkatzen („mit ihren süßen Schweifen!"), Amseln, Meisen, Finken, Spatzen („das göttlich frechste Gesindel auf Erden!"), Pferde, Esel, Schafe, Ziegen, Rinder (seltsamerweise gerade Rindviecher, doch „nur vierbeinige", sagt er, „weil sie einen so gemütlichen Gesichtsausdruck haben!"), Katzen, natürlich alles wilde Getier im Wald und sogar Mäuse („denn sie sind so lieb!"), am innigsten jedoch seinen Hund namens „Brr". Ich muß zugeben, Brr ist ein Hund für sich, ein treuerer Charakter als die meisten Menschen, die auch ich zu kennen die Ehre habe. Es ist übrigens eine sonderbare Tatsache, daß Menschenfreunde in der Regel keine Tierliebhaber sind und umgekehrt, weshalb Benedikt zu sagen pflegt: „Die Menschenfreunde schlagen Tiere und Tierfreunde prügeln ihre Kinder — was ich übrigens unterlasse, denn ich habe keine Kinder." Auch erzählte er immer wieder vom Testament jenes Schwyzer Bürgers, der ein Tierasyl zum Erben seines Vermögens mit der Begründung einsetzte, er kenne die Menschen gut genug, um die Tiere zu lieben.

Oft und oft schon gab ich mir redlich Mühe, Benedikt zu bekehren und häufig lese ich ihm sinnig-minnige Geschichten von guten Menschen vor, worüber er mir entweder einschläft oder wozu er gähnend sagt: „Schreiben kann man das ja . . ." Er ist nie um eine Antwort oder um eine Ausrede verlegen. Kürzlich nun benützte ich eine zugänglichere Stimmung, da er auf seinen Brr schlecht zu sprechen war Brr interessierte sich für eine fremde Dame, die ihn mehrmals hinter dem Rücken seines Herrn fütterte. Allerdings äußerte sich der Unwille meines Freundes nicht so sehr gegen dem Hund (den er bloß einen menschlichen Namen zu geben androhte), als vielmehr gegen die Dame, die er mit derartig saftigen Redewendungen belegte, daß ihn dafür der allermildeste Richter mit ungefähr zwei Jahren Arrest bestraft hätte. Es war aber kein Richter anwesend. Benedikts Menschenfeindschaft ist übrigens vorwiegend weiblichen Geschlechts, was ziemlich allgemein zutrifft.

Aber ich schweife ab. Wie erwähnt, nützte ich meines Freundes augenblickliche Minderwertschätzung Brr's aus und redete ihm mild zu — redete von der Heldenhaftigkeit unserer Soldaten an der Front, die auch er schrankenlos anerkannte, und redete vom Opfermut des Hinterlandes. Das nun hätte ich allerdings besser unterlassen, denn Benedikt wies beiläufig auf einige besonders schmutzige Wucherprozesse der letzten Zeit hin, auf scheußliche Preistreibereien, haarsträubende Hamstereien und ähnliche zeitgenössische Tugenden, die sicherlich nicht danach sind, die Achtung für die Menschheit zu steigern. Ich aber ließ nicht locker und berichtete warm vom heimlichen Heldentum unserer Volkes in den Werkstätten, auf den

besser noch, laßt mich statt seiner eintreten, daß ich ihm ein paar Zigarren als Sorgenbrecher kaufe."

Besonders der zweite Schwerarbeiter knurrte in unguter Weise, doch sein Genosse besänftigte ihn: „Schorschl, halts Maul!"

Den Ausschlag gab der Sopran, während der Feldgraue grinste: „Wenn es sich so verhält, dann treten wir natürlich alle vom Herzen gern zurück."

Benedikt lüftete den Hut und verschwand in der Tabaktrafik, um nach einer Minute mit einem Paket Zigarren zurückzukehren: „Hier, Heldenjüngling!" (Vielseitiges beifälliges Gemurmel.)

Der Feldgraue langte mit der heilen Linken danach: „Na ja ... I bin zwar ka Raucher net, aber i werd's scho verwenden." (Vielseitige höhnische Bemerkungen, die seltsamerweise nicht gegen den Soldaten, sondern gegen Benedikt gerichtet waren.)

Meines Freundes Stimme bebte ein bißchen, doch nicht aus Rührung: „Ja, aber was wollten Sie denn dann in der Trafik?"

„Nix — a bißl ärgern hab i die Leut bloß wollen." (Nun belegte auch der Sopran Benedikt mit schwerwiegenden Worten, die Schwerarbeiter brachten gefährliche Drohungen vor, der elegante Herr sagte: „Unerhört!" wobei er auf den angehenden Menschenfreund bitterböse hinstarrte, und die böhmische Köchin stöhnte: „Bitt ich Ihnen — was hat er g'sagt?")

Da mein lieber Freund in mißlichen Lagen am bedeutendsten zu sein pflegt, so fragte er auch jetzt den Kriegsbeschädigten noch immer verhältnismäßig freundlich: „Zum Teufel noch einmal, wo wurden Sie verwundet, an der Südwest- oder der Ostfront?"

„Ja, wissens, am vurigen Sonntag hab i a bißl z'viel derwischt und da bin i mit der Bratzen in a Glasscheiben einig'fahren. Sonsten bin i mindertauglich und führ Mist beim Garnisonsspital, aber jetzten bin i, Gott sei Dank, marod ..."

Wir änderten zum zweitenmal im Eilmarsch unseren Aufenthaltsort, um uns den bedenklichen Huldigungen der beiden Schwerarbeiter zu entziehen. —

Benedikt hat sich nachher mit Brr, trotz dessen unverminderten Interesses für jene Dame, die ihn gelegentlich füttert, vollständig ausgesöhnt und der Eichkater im Stadtpark bekommt täglich eine Doppelportion Nüsse Mir macht er übrigens keine Vorwürfe. — Benedikt meine ich.

Aber es dürfte mir kaum so bald wieder gelingen, meinen Freund auch nur versuchsweise zu einem Menschenfreund umzumodeln.

Schließlich — einer kann nicht alles sein ... H. L. R.

anhauchte: „Zerstreuen Sie sich, die Straße dient dem Verkehr. Sie stören die Passage. Vorwärts, sonst schreibe ich Sie auf!“

Wir änderten unseren Aufenthaltsort und mein Freund fragte träumerisch: „Was mag Brr jetzt wohl treiben? Und den lieben Eichkater im Stadtpark habe ich heute auch noch nicht gefüttert; er wird sich nach mir sehnen.“

„Zum Füttern sind die Pensionisten da“, erwiderte ich herb.

„Dazu also sind die Pensionisten da . . .“ Und wie ein Gelehrter, der Genugtuung über die Bereicherung seines Wissens empfindet, murmelte er: „Ausg'schamter Pfeifenstierer — ausgezeichnet!“ Um schließlich zu seufzen: „Mir scheint, es ist nicht immer leicht, ein Menschenfreund zu sein, beziehungsweise zu werden.“

Ich stimmte weder zu, noch widersprach ich. Das ist oft das Vernünftigere.

Wir schritten an einer Tabaktrafik vorüber, bei der die Leute in langen Zeilen standen und der Eintrittserlaubnis harrten; immer nur zwei und zwei durften sie hinein. Benedikt blickte trübe: „Diese Nikotingier ist ein Laster!“

„Du rauchst doch selbst, mein Gutester!“

„So, tue ich das? Dann bin ich eben auch ein lasterhafter Mensch, wie wir allzumal Sünder sind.“ Plötzlich stürzte er sich hastig zur Trafik und ich wußte anfangs nicht, was er damit bezweckte, erkannte es jedoch bald: Ein Feldgrauer mit dem rechten Arm in der Binde versuchte, sich unbekümmert um die schon länger Wartenden vorzuschieben, was Unmut erweckte. Es fielen schlimme Worte.

„Was wüll denn der Lackl?“ (Stimme eines Schwerarbeiters.)

„Geh Schani, druck eam a wengerl zruck!“ (Stimme eines zweiten Schwerarbeiters.)

„Ja, wie kommen denn wir dazu, die wir schon eine halbe Stunde in Wind und Wetter dastehen? Ordnung muß sein. Ich lasse keinen vor. Schu-utzmann!!!“ (Ein eleganter Herr.)

„Ach, die Ungerechtigkeit!“ (Flötender Sopran.)

Eine gelle Weiberstimme mit fuchtelnden Fingern: „Bitt ich Ihnen, mei Gnädige daham wart aufs Zigarettl — werd ich ausgeschumpfen, wenn ich nit bald kumm!“

Derweilen kämpfte der Feldgraue mit soldatischer Beharrlichkeit um den Eintritt in die Trafik, doch wäre sein Beginnen kaum von Erfolg gekrönt gewesen, hätte sich nicht auch Benedikt ins Zeug gelegt; er predigte: „Volksgenossen, was fällt Euch bei! Unterdrückt die tierischen Instinkte der Rechthaberei in Euch und habt Mitleid mit dem Krüppel — pardon, mit dem Kriegsbeschädigten, der für uns alle seine gesunden Glieder einbüßte. Tapferkeit muß belohnt werden — gebt ihm freie Bahn! Oder

prompt und nach bestem Wissen und Gewissen gehorcht, unter allen Umständen, immer verläßlich und zu jeder Stunde des Tages und der Nacht. Und der neue Mensch sollte selbst befehlen ... Aber nicht Körperwendungen und formelle Übungen, wie er es daheim ab und zu auf dem Exerzierplatz getan hat, sondern Handlungen, deren kleinste von größerer Tragweite war als seine ganze bisherige Friedensarbeit zusammengenommen. Dazu bedurfte er vor allem einer sachlichen Kühle des Verstandes und einer eisernen Disziplin der Nerven, die auch angesichts letzter und grausamer Möglichkeiten nicht versagt. Dazu bedurfte er außerdem der Vertrautheit mit jener militärischen Technik, die eine langjährige, systematische Schulung zur Voraussetzung haben muß, soll sie wirklich in Fleisch und Blut übergehen.

Es war ein bißchen viel, was den Reserveoffizier erwartete, als er ins Feld zog, und er stellte dennoch von allem Anfang an seinen Mann. Draußen in Russisch-Polen, wo die ersten blutigen Entscheidungen reiften, sahen die aktiven Kameraden schon, daß ein „verkleideter" Zivilist gleichzeitig ein mustergültiger Soldat und ein ganzer Held sein kann. Und denen, die gegen Serbien kämpften, erging es nicht anders. Seither hat freilich jedermann das Wundern verlernt, wenn von den Bravourstücklein eines Reserveoffiziers die Rede ist, denn die Erfahrung hat alle gelehrt, daß nicht die Uniform, sondern das Herz den wahren Soldaten ausmacht. Seither hat man die Kraft und die Leistungsfähigkeit des nichtaktiven Kameraden auch nach Gebühr zu würdigen verstanden und seiner Arbeit Wirkungskreise erschlossen, die seinem Zivilberufe so fernliegen wie das Alpha dem Omega. Und so begegnet man heute an der Front und in den Etappenräumen Erscheinungen, die man vor drei Jahren für undenkbar gehalten hätte. Jünglinge, die kaum über die Zwanzig hinaus sind, befehligen Kompanien in den exponiertesten Abschnitten, Menschen, die ihr Leben lang hinter Schreibtischen gesessen haben, streifen mit ihren beweglichen Jagdkommandos bis weit hinter die feindlichen Linien, Advokaten unterrichten im Werfen von Handgranaten, Philosophen sitzen als Artilleriebeobachter auf den Bäumen, Schauspieler führen Trainkolonnen, Bankkassiere legen Telephonleitungen, Schriftsteller werden Flieger ...

Welche Aufgabe man dem Reserveoffizier heute auch zuteilen mag, man weiß es schon im voraus: er ist ihr gewachsen. Fragt man ihn aber, wie er sich in das neue Leben und in die Fülle seiner widerstreitenden Erscheinungsformen gefunden hat, so weiß er es in der Regel nicht zu sagen. Zumeist antwortet er bescheiden mit einem Hinweis auf das unerbittliche Muß und findet im übrigen nichts Seltsames an seiner Leistung. Und dennoch, so scheint es, ist diese Antwort keine, die in die Tiefe geht. Denn jede Wandlung im Menschen vollzieht sich im Unbewußten

Reserveoffiziere.*

Früher einmal, da war der Begriff „Reserveoffizier" eine Etikette, die in erster Linie gesellschaftliche Bedeutung hatte. Man absolvierte sein Einjährigenjahr mit derselben Selbstverständlichkeit, mit der man im allgemeinen seinen Studien und seiner Fortbildung oblag, erledigte die Waffenübungen teils mit Mißmut, teils mit naiver Freude an der bunten und erfrischenden Abwechslung und schloß schließlich den Offiziersrock und das goldene Portepee mit der beruhigenden Überzeugung in den Kasten, daß nun alles in Ordnung sei und der bürgerliche Beruf als das einzig Wesentliche in seine Rechte trete. Damals galt das militärische Intermezzo wenn auch nicht als notwendige, so doch angenehme Voraussetzung für den Aufbau einer allseits geregelten sozialen Position. Das bißchen soldatischer Drill tat niemandem weh und die Herren Vorgesetzten zeigten weitestgehende Nachsicht mit den jüngeren und älteren Reservejahrgängen. Es war eine Nachsicht, die wohlwollend mit den Augen zwinkerte und sich den komischen Wirkungen nicht verschloß, die so ein angegrauter oder fettleibiger Sommerleutnant zuweilen wider Willen vor der Front erzielte. Die aktiven Offiziere wußten, daß da mehr oder weniger geschickte Dilettanten in ihr Handwerk pfuschten, und fügten sich in das Unvermeidliche.

Da kam der Krieg — und mit einem Male stellten sich Umschwünge auf allen Gebieten ein. Jedem einzelnen, wer es auch immer war, schnitt die überhastete Neuordnung aller Dinge empfindlich ins Mark. Die Weltgeschichte preßte ihre schwersten Entscheidungen in wenige Tage zusammen und aus dem friedlichen Alltag des braven Zeitgenossen wuchs und reckte sich ein Wort gigantisch in die Höhe: das kleine Wort „Pflicht". Das schnellte über Nacht auf tausend und tausend Jünglings- und Männerherzen los, das revolutionierte alle Gemüter, tat chaotische Ausblicke auf und verrammelte Türen nach der nächsten Zukunft.

Das große Orchester setzte mit dröhnenden Kanonenakkorden ein — und die Reserveoffiziere standen auf ihren Posten. Dumpf und beklommen mag es da in mancher Brust ausgesehen haben und mancher Kampf mag, ehe noch die ersten Schüsse fielen, in der Stille der Seelen ausgetragen worden sein. Das Neue, das Ungewohnte, das Unbarmherzige lauerte auf jeden Schritt. Vorerst galt es ja den Sieg über die Materie. Unzählige Lebensgepflogenheiten mußten mit einem Schlage abgetötet und vergessen werden, als wären sie nie dagewesen, und an ihre Stelle hatte die unbedingte Herrschaft über alle elementaren Kräfte des Geistes und des Leibes zu treten. Der neue Mensch in der neuen Umgebung sollte eine Maschine sein, die der eigenen Eingebung und höherem Befehl

* Diese reiche und wohlverdiente Anerkennung wurde unseren Reserveoffizieren von den „Belgrader Nachrichten" (Druck und Verlag: K. u. k. Gouvernementsdruckerei Belgrad) zuteil.

königliches Siegesgefühl, mit dem nichts vergleichbar ist auf dieser Erde. Da gewinnt jeder Stein und jeder Grashalm gegnerischen Bodens Bedeutung als Zeuge und als Symbol eines ehrlichen, rechtschaffenen Glückes, wie es kein zweites gibt, weil man hundertmal sein Leben dafür eingesetzt hat. Und die im Feuer der feindlichen Artillerie mit heißen Händen erbauten Brücken über einen gewaltigen Strom, die metertiefe Kaverne, die in den widerspenstigen Karstboden gesprengt wurde, das spitze Zahngewirr der Drahtverhaue und der schmale Schienenstrang der Feldbahn, über den das Leben ganzer Truppendivisionen hin- und herpulsiert — das alles sind Werke, die man sieht und mit Händen greifen kann. Ungezählter Reserveoffiziere Namen sind mit der Entstehung solcher Werke auf das innigste verknüpft und ungezählte solche Werke ragen als Denksteine in die fernsten Tage der Männer hinein, die im Frieden vielleicht nur Glieder einer Kette waren und ihrer Hände Arbeit nie so leibhaftig aus dem Boden wachsen sahen wie diese Monumente ihres wahrhaft schöpferischen Tuns.

Und jeder neue Erfolg weist neue Wege und steckt neue Ziele. Ist einmal der Ehrgeiz in schönster Form, der Ehrgeiz um der Sache willen, in aufsteigende Bewegung geraten, dann zeitigt er immer wunderbarere Früchte. Und so nebenbei wandelt er auch kleine, verquälte Alltagsexistenzen von ehedem in große Menschen. Alle nichtigen Eitelkeiten schrumpfen allmählich in ein Nichts zusammen und die geräumige Perspektive der täglichen Ereignisse, die in ihrer Gesamtheit nicht mehr und nicht weniger als das zukünftige Weltbild formen, überträgt sich nach und nach auf den ganzen inneren und äußeren Zuschnitt der Männer. Auch der private Blick des einzelnen wird ins Große gerichtet und das Kommen, Werden und Vergehen alles Irdischen erhält einen klaren, durchsichtigen Glanz wie aus weiter, wissender Ewigkeit her.

So wird der Friede, der uns ja doch einmal geschenkt werden wird, in den heimkehrenden Reserveoffizieren wie in den Soldaten überhaupt andere Menschen finden. Äußerlich mit allen ebenbürtigen Ehrenzeichen ihrer aktiven Kameraden ausgestattet, innerlich durch Blut und Eisen mit ihnen zu einer heiligen Gemeinschaft zusammengeschweißt, werden beide eine Einheit bilden, die nimmer zu teilen ist. Im Leben freilich werden diese und jene wieder ihre eigenen Wege gehen. Der Berufssoldat wird härter noch als früher die Schule des Krieges üben und dafür sorgen, daß der Rahmen des Werkzeuges, das sich in schweren Jahren tapfer und treu bewährt hat, stark und festgefügt bleibe, und der neugebackene Zivilist wird wieder an seine Arbeit gehen. Mag sein, daß dieser dann nur schwer hineinfindet in sein altes Kleid und in den Menschen, den er vor langer, langer Zeit mit einem Ruck von sich geworfen hat, und daß ihn manchmal eine leise Sehnsucht nach der Welt

und die Region, aus der große Kräfte frei werden und aufsteigen zur Tat, liegt verschüttet und verborgen vor den Augen desjenigen, dessen Wesen ihr Träger ist.

Darum kann das unerbittliche Muß, auf das der Reserveoffizier hinweist, auch nur die äußere Veranlassung oder das sinnfälligste Motiv seiner vollen Kraftentfaltung gewesen sein. Der rücksichtslose Zwang der Verhältnisse oder höherer Gebote kann zuweilen gewiß außerordentliche Leistungen hervorbringen, doch muß dies nicht notwendig seine Folge sein. Besonders in Fällen, wo die bisherige Wirkensgewohnheit des Individuums im Handumdrehen vor völlig fremde und schwere Aufgaben gestellt wird, macht die anfängliche Energie allmählich einer apathischen Hilflosigkeit Platz, die nicht selten in tatenlose Verzweiflung mündet. Das Muß gleicht in diesem Falle einer Sackgasse, aus der es kein Entrinnen gibt — außer es kommt ihm ein bis zum äußersten aufgepeitschter Wille in letzter Stunde zuhilfe. Ist aber dieser Wille von Haus aus in einem Menschen lebendig oder ist der ganze Mensch ein einziger sprühender Wille, dann allerdings wächst aus beiden zusammengenommen die befreiende Tat.

Und diesen Willen, dieses unbedingte und unbeugsame: „Ich werde meinen Platz ausfüllen, wohin man mich auch stellt", diesen Willen, der siegt, ehe er noch Bewegung wurde, diesen männlichen, starken und gläubigen Willen haben unsere Reserveoffiziere mitgebracht, als zum Krieg geblasen wurde. Dieser Wille, den alle am ersten Mobilisierungstag in ihrem Blute lodern fühlten, war vielleicht nicht immer schon als treibendes Element in ihrem Wesen wahrnehmbar und wurde bei den meisten erst im Augenblick geboren. Aber in derselben Sekunde, da er als ungestümer Drang über die Schwelle ihres Bewußtseins schritt, wurde er ihr unvergänglicher Besitz und wuchs über ihr Einzeldasein hinaus, wurde nationales, monarchisches, kulturelles Kapital von unschätzbarem Werte. Dieses Wunder konnte freilich nur die Konstellation großer und historisch unvergeßlicher Geschehnisse hervorbringen, wie sie ein zweites Mal im Leben eines Sterblichen nicht wiederkehrt.

Und der lebendige Zeuge dieses Wunders ist der Reserveoffizier. Sein jederzeit wacher Wille kennt keine Hindernisse und keine Schwierigkeiten. Er geht mit Schneid und Selbstvertrauen an jede neue Aufgabe heran und gleicht darin dem Reiter, der mit dem Schwung des ersten Anreitens, aber auch mit dem Druck seiner Schenkel ein störriges Pferd über jede Hürde zwingt. Ist er aber erst mitten drinn in seiner Arbeit, dann lernt er sie lieben und gewinnt ihr täglich neue Reize ab. Vor allem sind es die greifbaren Resultate, die seinem Wagemut und seinem Erfindergeist immer neue Nahrung geben; und draußen im Krieg sind alle Resultate greifbar. Der Besitz der Stellung, die man dem Feind im harten Ringen Mann gegen Mann abgenommen hat, schafft ein

„Beamtentum“ befreit werden! Armes geknechtetes Deutschland! Und dennoch, wie reich bist du noch im Vergleich mit uns! Du bist trotz (?) Junker und Beamten stark und mächtig geworden, du bist ein Vorbild von Ordnung und Recht, du bist ein Hort des Fortschrittes — falls man darunter nicht das unbedingte Vorrecht der Straße versteht — du hast im Frieden eine soziale Gesetzgebung, die ihresgleichen nirgends hat, geschaffen und im Kriege einer Welt von Feinden zum Selbstschutz die Stirn geboten! Es scheint wirklich hoch an der Zeit, daß dies anders wird, daß auch bei dir die politischen Sitten, das heißt Unsitten von anderwärts eingeführt werden! Und unsere deutschbürgerliche Presse, die das „konservative Deutschland“ demokratisieren möchte, weiß nur zu gut, daß ihre Leser bei den mannhaften Leitartikeln nicht viel denken und den „Junker“ schlechtweg für einen „bornierten, reaktionären, hochmütigen, preußischen Adeligen“ halten. Den wenigsten fällt ein, daß Gneisenau, Stein, Bismarck, Moltke, Hindenburg, Ludendorff usw., ebensolche „Junker“ sind — und es vielleicht dennoch mit genialen Hausmeistern und nicht minder genialen Journalisten aufnehmen können ... Die deutschen Junker schufen Preußen, errichteten das Reich, machten es zu dem, was es ist, und nicht zuletzt halfen sie uns mit Gut und Blut und mit ihrer ureigensten Schöpfung — dem deutschen Heer — Russen, Serben und Rumänen, die in unser Land eindrangen, zu verjagen!

Es wäre gleichwohl grundfalsch, die ernsten Anhänger demokratischer Staatsauffassung nach einzelnen Zeitungsschreibern zu beurteilen. Selbst die überradikale Wiener „Arbeiter-Zeitung“ ließ sich kürzlich herab, die „preußischen Junker trotz ihrer Rückständigkeit“ ganze Kerle zu nennen — um allerdings etliche Tage darnach zu erklären, die preußischen Konservativen seien schon lange nicht mehr die kernigen Junker von Einst ... Da fiel nun in eben diesem Blatt der Aufsatz: „Die Demokratisierung Preußens“, ein Wort an die preußischen Konservativen von Hugo Ganz wohltuend auf. Wir wollen den Artikel, ohne ihm übrigens inhaltlich zustimmen zu können, wegen seiner verständigen Würde unseren Lesern vorsetzen — getreu dem guten deutschen Satz: „Enes Mannes Rede ist kenes Mannes Rede, man muß sie hören bede!“

Hugo Ganz schreibt:

Die Frage der „Neuorientierung“ in Preußen hat aufgehört, eine innerdeutsche zu sein. Sie ist als eine mögliche Erleichterung eines Verständigungsfriedens eine gesamteuropäische Frage geworden. So mag es mir in einem österreichischen Blatte gestattet sein, in der Absicht, in Deutschland gehört zu werden, dazu eine Meinung zu äußern.

beschleicht, der er mit heiler Haut entronnen ist. Wie immer sich aber auch das Dasein des einzelnen gestalten wird: der Geist und der Wille, der jeden über sich und alle über den Feind siegen ließ, bleibt Gemeingut aller. Er wird sich mit den heimkehrenden Kriegern über alle Länder der Monarchie breiten und in den Herzen der Kinder und Enkel wirken und wärmen. Dann wird die Habsburgermonarchie das stärkste Volksheer haben. F. X. K.

Etwas gegen die preußischen Junker.

Seit Wilson durch sein Völkerbeglückungsschreiben den amerikanischen Handelsinteressen ein ideales Mäntelchen umwarf und die russischen Analphabeten für reif erklärt wurden, sich selbst zu regieren, überflutet die Erde eine demokratische Welle. Daß die Völker ihre Geschicke selbst mitbestimmen, dieser Gedanke ging uns schon in Fleisch und Blut über, aber der Grundsatz, daß immer und überall im öffentlichen Leben die Mehrheit und nur die Mehrheit entscheidet, wird vielfach als schädlich oder unpraktisch verworfen. An sich ist es ja sehr vernünftig — in der Theorie das einzig „Vernünftige" — daß die „Fähigsten" aus dem Volk den Staat leiten, aber wie diese Fähigsten finden? Die Demokratie sagt: „Durch gleiche und allgemeine Wahlen." Und hier fängt die unendliche Kette demokratischer Trugschlüsse an. Glaubt wirklich jemand im Ernst, daß ein paar Millionen Dutzendmenschen imstande sind, die „Fähigsten" zu finden und ihnen die Führung zu übertragen? Wir wissen aus Erfahrung, daß in den reinsten Demokratien ehrgeizige und großmäulige Demagogen den Ton angeben, daß dort nur das geschieht, was diese wollen, und daß das „Selbstbestimmungsrecht der Völker" in der Praxis zur Phrase wird, die in der Regel dem — Großkapitalismus zugute kommt. Aber darüber soll diesmal nicht gesprochen werden, der „Heimgarten" hat bereits des öfteren gegen die schrankenlose Demokratie geschrieben, heute mag einmal einer ihrer Anhänger zu Worte kommen.

Doch dazu ein paar einleitende Sätze:

Allen unseren Kriegsfeinden und neuerdings nicht allein unseren Sozialdemokraten, sondern auch dem „Bürgertum" in Österreich erscheint die „konservative" deutsche Regierung „reaktionär", wobei viele nicht einmal wissen, daß das deutsche Reichstagswahlrecht das liberalste der Welt ist! Unsere bürgerlichen Zeitungen überbieten sich in Angriffen gegen das „preußische Junkertum", das im Reiche angeblich schrankenlos gebietet und tyrannisiert. Kürzlich schrieb so ein österreichisches Bürgerblatt, Deutschland müsse von seiner „Junkerherrschaft" und seinem

eben auf der unangefochtenen moralischen Autorität der Vorgesetzten, die nicht durch die Uniform allein verliehen wird. Sie beruht auf der auch das ganze bürgerliche Leben durchdringenden Gliederung der Bevölkerung in eine das Befehlen und in eine das Gehorchen gewohnte Klasse, auf Traditionen aus der Zeit der Gutsherrschaft über Erbuntertänige, auf der allmählichen Anpassung der städtischen Bourgeoisie an die Lebensformen und an die Haltung der ehemaligen Offiziers- und Junkerkaste. Ein Vergleich zwischen den Leistungen der verschiedenen Armeen ergibt eine so unendliche Überlegenheit der nach dem Muster der preußischen gebildeten deutschen, daß ernstlich von einer Änderung zu Gunsten bequemerer, demokratischerer, scheinbar gerechterer Einrichtungen nicht gesprochen werden darf. Die Betrachtung der politischen Verhältnisse Deutschlands muß von diesem Punkte ausgehen. Deutschland hat keine andere Wahl: wenn es bestehen will, muß es Militärstaat bleiben; wenn es Militärstaat bleiben soll, muß es seine autoritäre, nur konstitutionell kontrollierte, aber nicht parlamentarisch regierte Monarchie behalten. Vom starken Militärkönigtum leiten Beamtentum und Offiziersklasse ihre gefühlsmäßig von den Massen empfundene, gar nicht angezweifelte und nicht erst zu erweisende Autorität ab. Preußen demokratisieren, seine Regierung von den Intriguen parlamentarischer Cliquen abhängig machen, heißt also Deutschland des Kernes seiner Wehrmacht berauben, heißt ihm das Rückgrat brechen, heißt es zur Beute seiner Feinde und Rivalen machen. Darum betrachtet ja die Entente eine Demokratisierung Preußens als einen Sieg. Darum darf eben jene Forderung niemals zugestanden werden. Besser noch ein Jahr Krieg, als diese innere Niederlage, die nur der Vorbote späterer äußerer sein würde.

Wir glauben im vorstehenden mit möglichster Objektivität den Gedankengang gutgläubiger — nur an solche wenden wir uns — preußischer Konservativer wiedergegeben zu haben. Ob wir jeden einzelnen Teil desselben an und für sich richtig halten, ist eine Sache für sich; wir wollten uns ja auf den Boden der konservativen Anschauung stellen.

Fällt nun dem historisch gebildeten preußischen Konservativen nicht schon der Gleichklang des Satzes: „Besser noch ein Jahr Krieg als diese innere Niederlage . . .“ mit jenem Ausspruch aus dem Jahre 1807 auf: „Besser noch eine Schlacht von Jena als solch ein Gesetz?“ Damals handelte es sich um die Aufhebung der Erbuntertänigkeit im Oktoberedikt von 1807. Ist Preußen wirklich daran zugrunde gegangen? Ist dadurch auch nur der Ertrag der Güter verringert worden? Oder hat Preußen Millionen neuer Vollbürger gewonnen, die dann sechs Jahre später in der Verteidigung des Vaterlandes ganz anderes leisteten als die geprügelten „Untertanen“ der nachfriderizianischen Armee?

Die Neuorientierung besteht, auf die kürzeste Form reduziert, in der Einführung des Reichstagswahlrechtes für die Wahlen zum preußischen Landtag. Darin erblicken die Parteien der Linken mit Recht die Garantie einer allmählichen Demokratisierung der gesamten Politik und Verwaltung in Preußen und in direkter, weiterer Folge auch im Deutschen Reiche.

Die Konservativen verabscheuen aus demselben Grunde diese Reform. In der Beibehaltung des jetzigen Landtagswahlrechtes erblicken sie die Garantie des Fortbestandes ihrer Herrschaft in Preußen und damit im Reiche. Es hieße Übermenschliches von ihnen fordern, wenn man erwarten wollte, daß sie selbst die Hand bieten sollten zu ihrer politischen Enteignung

Es fragt sich nur, ob der natürliche und berechtigte Parteiegoismus auch in außerordentlichen Zeiten und dann seine Berechtigung hat, wenn er dem Wohle des Ganzen nachweislich entgegensteht. Im Parteienkampf wirft man sich wohl gegenseitig vor, auf das Gesamtwohl keine Rücksicht zu nehmen, aber die Parteien selbst werden das nimmer zugeben und meist subjektiv mit Recht. Sie sehen das Gesamtwohl durch das Medium ihrer Parteianschauungen, die wieder — unbewußt — durch den Partei- oder Klassenvorteil beeinflußt sind. Man muß sich also, wenn man einer dem Gesamtwohl-schädlichen Parteianschauung mit einiger Aussicht auf Erfolg entgegentreten will, auf den Boden dieser Anschauung selbst stellen. Das ist im nachfolgenden geschehen. Vom Standpunkte der Konservativen aus soll erwogen werden, ob sie sich heute der Demokratisierung Preußens und Deutschlands widersetzen sollen und dürfen, selbst wenn diese Demokratisierung einen baldigen Friedensschluß und die Wiederannäherung an die übrigen Kulturvölker erleichtern würde.

Die Konservativen betrachten die militärisch-autoritative Verfassung Preußens als das Rückgrat des Staates und des Reiches. Das Reich muß wehrhaft bleiben. Es kann sich als Nachbar zweier großer feindlicher Militärstaaten nicht auf politische Experimente einlassen, die am letzten Ende die bewährte Militärverfassung bedrohen würden. Man kann die Ergebnisse der russischen Revolution nicht dahin eskomptieren, daß man es dort in Zukunft nur mit einer Konföderation friedlicher Republiken zu tun haben werde. Man kann auch die Verteidigung des Reiches nicht einer Armee überlassen, die im Maße der französischen demokratisiert wäre. Die deutsche Armee muß imstande sein, den Krieg in Feindesland zu tragen. Sie darf die wertvollen Industriegebiete im Westen nicht den Gefahren eines bloßen Verteidigungskrieges aussetzen, soll auch die Agrargebiete im Osten vor neuen Russeninvasionen aktiv schützen können. Das vermag nur eine Armee, die schon im Frieden das höchste Maß militärischer Leistungsfähigkeit erreicht. Diese Leistungsfähigkeit beruht aber

Beamten, des Landrats, des Richters. Nur dummer Snobbismus kann wünschen, daß da, wo persönliche fachliche Bildung amtshandeln soll, auch noch Geburts- und Vermögensvorteile bei der Besetzung der Ämter mitsprechen. Das erhöht nicht die Staatsautorität, sondern vermindert sie.

Vom konservativen Standpunkt aus scheint uns also gegen die jetzt vom preußischen Volke dringend geforderte, von der Entente gewiß nicht in freundlicher Absicht geforderte, aber doch nur scheinbar bedenkliche Demokratisierung Preußens nichts einzuwenden zu sein. Wie man ohne sie dem preußisch-deutschen Volke noch einen — immerhin möglichen — Winterfeldzug zumuten will, ist uns unerfindlich. Daß sie aber möglicherweise uns doch den raschen Frieden bringen kann, müßte für die rasche Entschließung der Regierung ausschlaggebend sein. Es sei denn, sie stünde gleichfalls auf dem Standpunkt des ganz engen Kasteninteresses der „Familien", die sich mit dem preußischen Staate identifizieren . . . Aber das dürfen wir nicht annehmen, weil wir uns auf den — konservativen Standpunkt stellen wollten.

Der Weißrusse und sein Aberglaube.

Von **Maria Schade**.

Das in seiner räumlichen Ausdehnung so gewaltige russische Reich birgt viel Eigentümliches, Wunderbares in sich. Durch die Abgeschiedenheit, in der Teile des Landes liegen, ist dies Eigentümliche, Wunderbare kraftvoll verwachsen mit dem Boden, auf dem es entstanden. Kein Einfluß von außen hat es geschwächt. Keine sorgende Regierung, wie wir sie kennen, ist bestrebt, klärend und unterrichtend zu wirken, verständnisvoll altes Unkraut zu entfernen und mit Liebe neuen Samen in den Boden zu legen. Der Russe ist auf sich selbst angewiesen. Trotz der Größe des Reiches, zu dem er gehört, ist das Reich, in dem er lebt, eng, beschränkt. Und diese Beschränktheit läßt ihn umso zäher festhalten an dem Altgewohnten, von den Vätern Überkommenen.

Aberglaube finden wir bei allen Völkern. Mag die christliche Lehre auch noch so feste Wurzeln geschlagen haben, ein Funken Heidentum glüht doch in den Herzen. Aber nirgends ist der Aberglaube so groß, so entwickelt, so dem Leben des Volkes angepaßt als bei den Weißrussen. Ist doch ihr Land, das noch bis vor kurzer Zeit zum größten Teil mit Urwald bedeckt war, wie geschaffen dazu, ein Sammelplatz zu sein von übernatürlichen, geheimnisvollen Kräften. Die stillen, träumerischen Seen, die Moraste mit ihren düsteren, tückischen Gefahren gebieten geradezu der Phantasie, sie mit guten und bösen Geistern zu beleben. Abgeschlossen von der Welt, hat der Weißrusse sich eine eigene Gedankenwelt gebaut, in der er ganz lebt.

Wir wollen aber noch einen weit triftigeren, historischen Einwand gegen die konservativen Bedenken anführen, der speziell für protestantische Preußen besonders beweiskräftig sein muß. Als Martin Luther und sein Gefolge von Reformatoren an Stelle der unbedingten Autorität des Papstes und der Konzilien das „Gewissen des Christenmenschen" als oberste Instanz in Religionsfragen einsetzten — die „Schrift" in der Auffassung des Einzelchristen — als sie damit die Autonomie des Individuums gegenüber der Autorität der von Gott selbst eingesetzten und dauernd inspirierten Kirche verkündeten, da faßte Verzweiflung alle ehrlichen konservativen Gemüter. Sie sahen und sagten den Untergang der menschlichen Gesellschaft voraus, die Auflösung aller Bande der Ordnung und schienen ja vorübergehend auch recht zu behalten. Wiedertäuferei, Schwarmgeisterei, Bauernkriege folgten der Erschütterung der geistlichen Autorität. Aber was war das Endergebnis der mit der Reformation einsetzenden Entwicklung? Sind die protestantischen Staaten untergeordneter, zerrütteter, mehr revolutionären Zuckungen ausgesetzt als die katholischen? Hat der Staat ohne die Sanktion der alleinseligmachenden Kirche tatsächlich seine Autorität eingebüßt? Ein Blick auf Europa zeigt uns das gerade Gegenteil. Die Revolutionen Europas haben allesamt ihren Ausgang vom katholischen Frankreich genommen. Die protestantischen Staaten sind an allgemeiner Bildung, Wohlfahrt und Ordnung den katholischen weit überlegen. Echte Staatsgesinnung gibt es fast nur in den protestantischen Staaten unter der Herrschaft des autonomen Kantischen Sittlichkeitsbegriffes. Die Aufhebung der über- und außermenschlichen kirchlichen Gewissensautorität hat also keineswegs das Gewissen selbst zerrüttet; es ist in seiner Autonomie erst erstarkt.

Ganz dasselbe ist von der Beseitigung des Gottesgnadentums und von der Begründung der Staatsgewalt auf den Volkswillen — das ist ja, philosophisch betrachtet, der Gegensatz zwischen dem demokratischen Volks- und dem konservativen Autoritätsstaat — zu erwarten. Es ist nicht wahr, daß die Autorität des Offiziers am letzten Ende vom König ausstrahlt. Sie strahlt vom S t a a t e aus, und sie wird ebenso stark sein, wie die Ehrfurcht des Bürgers vor der Staatsgewalt als dem Ausdruck des Volksgeistes. In zerrütteten Staaten mit geringer Staatsgesinnung der Bevölkerung schützt kein Königtum die Armee vor Zersetzung — nicht einmal der mystische Cäsaropapismus Rußlands hat die schließlich siegreiche Militärrevolution verhütet — sittlich gesunde Staaten aber können sogar Republiken sein und doch eine wunderbar feste, tadellos funktionierende Staatsarme haben. Die Autorität des Offiziers ist heute auch vielmehr der des Ingenieurs über die Arbeiter als der des Gutsherrn über Bauern und Hintersassen zu vergleichen; sie ist mehr sachlich als sozial begründet. Und so steht es mit der des

blickte, verschlossen, in sich gekehrt geworden. Das blasse Antlitz mit dem spärlichen Bartwuchs hat etwas Düsteres bekommen. Immer mehr hat sich seine Neigung zum Wunderbaren vertieft. Trost suchend versenkte er sich ganz in die geheime Religion. Und diese Religion beherrscht sein Leben von der Geburt bis zum Tode, ja bis über den Tod hinaus.

Noch bevor das Kind geboren ist, umgibt man schon das Werdende mit Aberglauben.

Eine Frau, die ein Kind unter dem Herzen trägt, darf die Brosamen, die sie vom Tische abfegt, nicht wegwerfen; sie muß jedes Krümchen essen, damit die zukünftige Tochter schön, der zukünftige Sohn schlank und groß werde. Ist sie ärgerlich, so darf sie kein Tier mit Füßen treten, weil ihr Kind sonst an Krämpfen leiden wird. Nichts soll sie sich an den Busen legen. Tut sie es, so wird ihr Kind diebisch.

In rührender Sorge sind die Mütter bestrebt, nach diesen Geboten zu handeln, ganz gehen sie darin auf.

Ein neuer Weißrusse hat das Licht der Welt erblickt. Sofort legt ihn die Großmutter auf das Stroh der ersten Garbe, die in diesem Jahre gemäht ist. Fürsorglich hat man sie aufbewahrt. Das Kind wird darauf „geräuchert“. Und nun kann die Mutter ruhig sein: kein böser Zauber wird Macht haben über ihren Liebling.

Vor dem Bette der Mutter steht die Wanne, in der die Großmutter das Neugeborne zum ersten Male badet. Sie tut es feierlich, dann legt sie das Kleine auf eine Bank. Und nun - geschieht etwas Seltsames. Tief neigt sich die alte Frau über das Kind und saugt mit den Lippen das Wasser aus dem zarten Körper, das sie mit großem Ernst wieder ausspuckt. Dreimal tut sie es. Leise beginnt das Kind zu weinen. Die Mutter, die mit andächtigem Gesicht diesem Vorgange gefolgt ist, legt zufrieden lächelnd das Haupt zurück in die Kissen. Sie träumt ... Die glitzernden Seen über den stillen Eichen ... Nymphen spähen aus dem Wasser ... Raschelndes Laub ... Schritte ... Ihr Sohn kommt daher ... Wie groß, wie stark der Kleine geworden ist, der jetzt so hilflos neben ihr in der Wiege liegt! Die Augen der Wasserfrauen leuchten ... Nein, nein, sie werden keine Gewalt über ihn gewinnen, hat doch eben die Großmutter das erste Wasser, das ihn umspülte, aus dem lieben Körper ausgesogen.

Der Kleine kann nicht schlafen, so sorgend man auch die Fenster verhängt hat; immerfort tönt das Weinen aus der Wiege. Die Mutter ist aus ihren Träumen erwacht.

„Die böse Nachthexe ...“, flüstert die Großmutter.

Geschäftig eilt sie hinaus. Mit einem Gefäß voll Wasser kehrt sie zurück. Sie stellt das Gefäß unter die Wiege. Spitze Nadeln, scharfe Nägel wirft sie hinein. Sie lauscht ...

Ja, ja, das Wasser fängt schon an zu zischen.

Kein geschriebenes Wort hält die von altersher überkommenen Sitten und Gebräuche fest, aber unauslöschlich stehen sie in allen Herzen geschrieben. Besonders sind es die Frauen, die das Wunderbare treu bewahren.

Lange, unendlich lange Herbst- und Winternächte. Wie in Schnee begraben liegen die kleinen Dörfer da mit ihren drei, vier, höchstens zwanzig Häusern. Düster sind diese Häuser, aus Holzblöcken erbaut. Der Sturm umtanzt sie, der Sturm, der von dem Urwalde kommt, von den Morästen, von den jetzt weißen Seen, an deren Ufern die Wasserfrauen sitzen mit glitzerndem Geschmeide. Um die Großmutter am Herdfeuer haben sich die Kinder geschart. Sie erzählt von den guten helfenden Geistern, die im Wacholderholze leben, und von den bösen, die in den Morästen lauern, den Vorübergehenden auf gefährliche Stellen locken und seinen Fuß mit dunklen Schlingen umwinden. Die Lauschenden werden nicht müde zu hören und der Schatz der Erzählenden ist so groß, daß er jeden Abend des langen Winters füllt.

Spät ist das Christentum zu den Weißrussen gekommen und hat sich nur langsam bei ihnen verbreiten können. Das seltsame Volk faßte die neuen Lehren nicht so auf, wie sie aufgefaßt werden sollten, sondern verschmolz sie mit seinem alten Glauben und bildete sich eine eigene, geheime Religion. Selten gewinnt ein Außenstehender Einblick in diese Regeln und Gebote, die nicht nach Hunderten, nein, nach Tausenden zählen. Auch gegen seine Nachbarn — im Süden ist er von Kleinrussen begrenzt, im Osten und Nordosten von den Großrussen — zeigt sich der Weißrusse verschlossen. Nur der Litauer, sein Nachbar im Westen, hat einen gewissen Einfluß auf ihn gehabt. Was wohl mit einer inneren Verwandtschaft dieser beiden Volksstämme zusammenhängt: ist doch auch das Leben der Litauer, bei denen wir noch im 16. Jahrhundert deutliche Spuren des Heidentums finden, fest durchwachsen von Aberglauben.

Woher der Name Weißrusse?

Er kommt von der weißen Kleidung und von den weißen Filzhüten des Landvolkes.

Ja, der Weißrusse ist landbebauend. Handel und Industrie kennt er nicht. In schwerer Arbeit ringt er dem unfruchtbaren Boden die dürftige Nahrung ab, die ihn und die Seinen erhält. An Hungersnot und Entbehrungen ist er gewöhnt. Das Land, das er im Schweiße seines Angesichts bebaut, liegt in den Gouvernements Grodno, Witebsk, Wilna, Smolensk. Ferner findet sich der Weißrusse in Mohilew, Minsk und einem Stück von Tschernigow. Als Nachkommen der slawischen Kriwitschen hat er bis zum Jahre 1772 unter polnischer Herrschaft gestanden. Nichts hat der Pole getan, seinen Untergebenen zu heben, nur tief hat er ihn herabgedrückt und ausgesogen. Und so ist denn der große schlanke Weißrusse der ehemals das flachsblonde Haupt hochtrug und offen und frei um sich

„Hast du das auch getan?" fragt der Mann und streicht mit der schwieligen, verarbeiteten Hand über das flachsblonde Haar seiner Frau.

„Natürlich, ich wollte dich doch haben und mir schiens, als hättest du ein Auge auf die Grete geworfen. — Himmel, was habe ich nach den Fröschen gesucht! Das Weibchen hatte ich bald aber das Männlein . . ."

„Wann gingst du denn auf die Froschjagd?"

„Abends nach der Arbeit. Die Freude, als ich auch das Männchen hatte!"

„Und dann vergrubst du sie lebend in einem Ameisenhaufen?"

„Ja, ja, bei Vollmond muß das geschehn. Aber nur im Frühjahr, sonst hilft es nicht."

„Und dann hätte ich dich sehen mögen, wie du nach den Knochen suchtest!"

„Hat mir Mühe genug gemacht. Die Harke fand ich gleich, mit der Gabel hielts schwerer."

„Wann hast du mich denn mit der Harke an den Kleidern zu dir gezogen?"

„Es war an einem Sonntag. Wir gingen zusammen durchs Feld."

„Ich habe nichts gemerkt."

„Du durftest auch nichts merken, sonst wäre ja alle meine Mühe umsonst gewesen. Ganz heimlich, ganz sanft faßte ich mit dem Knochen, der wirklich wie eine Harke aussah, deinen Rock."

„Und die Gabel? Wozu brauchtest du denn die Gabel?"

„Du weißt doch, daß der Josef, der zudringliche Bursche mir nachstellte. Ich wollte ihn los werden, da stach ich ihn verstohlen mit der Gabel. Nie mehr hat er mir abends am Brunnen aufgelauert."

„Und wir beide sind ein Paar geworden."

„Das mußten wir ja werden. Hatte ich doch zwischen dir und der Grete auch noch eine Prise getrockneten Schweinekot gestreut."

„Hattest du den Kot auch zwischen Weihnachten und den heiligen Dreikönigen gesammelt?"

„Natürlich. Sonst wäre ich ja jetzt nicht deine Frau." —

Die Sascha hat wirklich den Iwan bekommen. Geschäftig schmücken die Freundinnen die Braut, die zur Kirche fahren soll. Da tritt eine Alte ins Zimmer und legt um die Lenden des jungen Mädchens einen dünnen, wollenen, grünen Faden. An das Ende des Fadens hat sie, eingewickelt in ein Läppchen, ein Stückchen Brot, etwas Salz und Knoblauch gebunden.

„Nun bist du geschützt vor bösem Zauber", sagt sie. „Aber, Kind, vergiß auch nicht die Gerstenkörner, es möchte sonst schlimm aussehen in deiner Ehe."

„Die böse Nachthexe ist fort“, sagt sie beruhigend zu ihrer Tochter. „Aber damit sie nicht etwa wiederkehrt, will ich doch noch . . .“

Schon holt die Alte aus einem Winkel des Zimmers Stroh — es muß gestohlenes Stroh sein — und birgt auch dies unter der Wiege.

Zum ersten Male ist die Mutter aufgestanden Sofort legt sie ihr Kind in einen Koffer, schließt den Deckel und setzt sich einen Augenblick darauf. Ernst, feierlich hat sie es getan, ganz durchdrungen von der Bedeutung, die dieser Moment für das junge Menschenleben hat. Schrecklich wäre es, wenn der Kleine unmäßig im Essen und Trinken würde. Sie denkt an die Felder, auf denen so schwer das Korn reift . . . Nein, nein, ein Weißrusse muß sparsam sein, sparsam mit jedem Bissen, jedem Schluck.

Der Tag der Taufe ist da. Nach der kleinen Kirche, um die so viele Gräber liegen, geht der Zug. Aber bevor man in das Gotteshaus tritt, legt einer der Paten den Täufling auf einen Stein. Nun wird das Kind kräftig gedeihen.

Und es gedeiht auch kräftig. Schon beginnt es lallend zu sprechen . . . In großer Aufmerksamkeit lauscht die Mutter auf jeden Ton, der aus dem kleinen Munde kommt.

„Papa . . . Wahrhaftig er hat Papa gesagt! Das erste Wort, das er gesprochen: Papa.“

Freudig ruft sie es ihrem eben ins Zimmer tretenden Manne zu.

Der hängt zufrieden nickend seinen weißen Filzhut auf den Nagel an der Wand:

„Gut, daß wir im nächsten Jahre wieder einen Jungen haben werden. Ich brauche Hilfe in der Wirtschaft.“

„Ja, ja, die Knaben haben es besser in der Welt als die Mädchen.“

Auch die stille blasse Frau nickt mit dem Kopfe: denkt sie doch an ihr entbehrungsreiches, schweres Leben . . .

Aber dann lächelt sie. Nein, man muß nicht undankbar sein. Jedes Leben hat auch sein Schönes, besonders in der Jugend . . .

Sie blickte zum Fenster hinaus. Immer heitrer wird ihr Gesicht.

„Was gibts denn da draußen?“ fragt der Bauer.

„Die Mädchen streuen für die Hühner Körner.“

„Richtig, heute ist ja heiliger Andreastag.“

„Sieh nur, Mann, sieh! Zu der Saicha ist der Hahn gesprungen.“

„Also wird sie noch in diesem Jahre heiraten.“

„Drüben Nachbars Iwan . . . Sie mag den Burschen gern.“

„Wenn er sie nur nimmt! Nicht einmal einen Sack Stroh bringt sie ihm ins Haus.“

„Ach was, wenn sie ihn wirklich liebt, kriegt sie ihn auch. Sie wird schon wissen, was sie zu tun hat.“

ihr sein, weil sonst das Kraut süß bleibt und verdirbt. Haben doch Jungvermählte darum nie gut gesäuertes Kraut in ihrer Wirtschaft.

Trotz der Unfruchtbarkeit liebt der Weißrusse seinen Boden. Immer ist er bemüht, die Geister, die in dem Boden leben, nicht durch Unachtsamkeit herauszufordern, sondern sie seinen Zwecken geneigt zu machen. So wird er nie am Mittwoch nach Ostern oder am Mittwoch nach Pfingsten die Erde ritzen mit dem Pflug, der Egge oder dem Spaten, weil sonst der Hagel das Getreide vernichtet.

Dieses Bemühen, übernatürliche Kräfte zu versöhnen, begleitet den Weißrussen durchs ganze Leben. Klug erkennt er seine Ohnmacht gegenüber den Naturgewalten.

In den Stall hat der Blitz geschlagen. Er steht in Flammen. Wasser ...? Was könnte hier von Menschenhand herbeigetragenes Wasser nützen? Das Feuer würde zischend höhnen ob dieses törichten Beginnens. Etwas Schönes, der Wirtschaft Liebes gilt es, den roten brennenden Geistern zu opfern: Milch von einer weißen Ziege muß man in die Flammen gießen.

Die Weißrussen sind von Natur gesunde Menschen, wenn auch, namentlich in der Gegend von Minsk, Fälle von Albinismus unter ihnen vorkommen. Bei der mangelnden Fürsorge und Reinlichkeit ist es nicht zu verwundern, daß ihre Dörfer oft von Seuchen heimgesucht werden. Für diese Fälle hat der aberglaubende Weißrusse wieder eine ganze Reihe von alten, ihm in Fleisch und Blut übergegangenen Mitteln, die er mit großer Sorgsamkeit und Überzeugung anwendet. Besonders hoch und heilig hält er das „lebende Feuer", eine noch aus grauer Vorzeit stammende Sitte.

Im Dorfe herrscht ansteckende Krankheit. Man sammelt Wacholderholz. Still, ernst holt man es von den Brachfeldern, auf denen einzeln und in Gruppen Wacholdersträucher stehen, die in der Dämmerung wie Menschen aussehen, zu einander getreten, miteinander plaudernd. Einen großen Scheiterhaufen türmt man auf. Das Holz duftet. Alle gesunden Einwohner des Dorfes finden sich hier zusammen. Feierlich reibt man zwei trockene Holzstücke aneinander, gewöhnlich sind es Stücke von Eschen, die man unter das Wacholderholz gemischt hat. Stundenlang währt diese mühevolle Arbeit. Gespannt erwartet man das Erhitzen des Holzes. Jetzt.... jetzt .... ja jetzt hat es sich von selbst entflammt. Ein Ruf der Freude geht durch die Menge. Triumphierend schwingt die geschickte, kräftige Hand, der es gelungen ist, das „lebende Feuer" hervorzulocken, das brennende Holz. Der Scheiterhaufen wird damit angezündet. Alles drängt sich um die lodernden Flammen. Die jungen Burschen springen durchs Feuer. Bedächtig stellen sich die Alten in der Richtung des Windes auf. Der Rauch zieht durch ihre Kleider. Sie strecken die Arme aus, als

„Der Himmel mag mich vor einer solchen Nachlässigkeit bewahren."

Eilig zieht die Braut den Stiefel aus. So viele Kinder sie mit dem Iwan haben möchte, so viele Gerstenkörner legt sie sich in den Schuh.

Die Trauung ist vorüber. Es wird getanzt, gegessen und getrunken. Still geht die Mutter in das Gemach der Neuvermählten und näht in ihr Kissen den Brautkranz und den Strauß des Bräutigams.

„Jetzt werden die Kinder friedlich miteinander leben", flüstert sie.

Die Zeit des Werbens, der Sehnsucht, der hell brennenden, von Poesie umflossenen ersten Liebe ist vorüber Der Alltag tritt in sein Recht, die Arbeit. Mühe und Sorge sind da. Aber auch in dem bäuerlichen Leben des Weißrussen fehlt es nicht an Aberglauben. Für ihn ist nun alles die Wirtschaft. Tagein, tagaus geht sein Streben nach guter Ernte, gutem Gedeihen der Tiere, die mit ihm schaffen.

Gute Ernte! Wie sehnt der arme Weißrusse einen günstigen Ertrag seines Bodens herbei! Verwöhnt ist er ja nicht. Auf dem Felde und in der Scheune zeigen sich Mäuse. Mit Gewalt sind die gefräßigen Eindringlinge nicht zu vertreiben, man muß sie zu versöhnen suchen. Darum hat der Bauer auch etwas Speise vom Fastnachtsschmaus verwahrt. Wenn das Korn eingebracht ist, vergräbt er die Speise in der Scheune. Laut und feierlich spricht er dabei:

„Hier, Mäuse, das ist für euch; rührt mir das Korn nicht an.

Das erste Gewitter im Frühjahr. Kaum hört der Bauer den Donner rollen, so wälzt er sich einige Male auf der Erde. Nun wird der Flachs gut gedeihen.

Das Vieh geht zum ersten Male auf die Weide. Vor der Schwelle des Stalles liegen zwei Eier. Später, am Sankt Georgstag, bringt man diese Eier in die Kirche und legt sie still und andächtig auf den Altar.

So ist der arbeitende Weißrusse immer im Gedanken bei seinem Aberglauben, aber auch der von der Arbeit Ausruhende vergißt nie die Regeln und Gebote seiner Väter

„Schneide das Brot von der anderen Seite an," mahnt der Hofbesitzer seine Frau. „Siehst du nicht, daß hier die Rinde geplatzt ist? Willst Du, daß meinem Arbeitsochsen die Haut platzt!"

Nach der Mahlzeit geht der Bauer gleich wieder aufs Feld. Er pflanzt Kohl. Freundlich ruft ihm ein Vorübergehender zu: „Gott helf!" Wohl ist der Gruß üblich und gut gemeint. Aber gerade bei dieser Arbeit bringt er keinen Segen. Damit der Kohl trotzdem wächst, muß der auf alles bedachte Weißrusse sich keinen Ärger, keinen Schreck anmerken lassen. Freundlich muß er laut für den Gruß danken, aber leise hinzufügen: „Lecke mich . . ."

So ist der Kohl gut gediehen. Die Hausfrau säuert ihn ein. So lieb der Bauer auch seine Frau hat, in dieser Stunde muß er grob zu

nicht leichtsinnig fortgeben. Viel mehr als der Arzt wissen die weisen Frauen seines Volkes. An sie wendet er sich mit ganzem Vertrauen. Und die Alten, die ihr Gewerbe von Müttern, Großmüttern, Urahnen geerbt haben, kennen jede Pflanze und ihre Kraft! Sorgsam haben sie Tränke und Salben gebraut. Reich sind sie an Erfahrung; ihre Heilmittel zählen nach Tausenden. Nicht nur die Pflanzen, auch die Tiere müssen ihnen dienen. Bei Rheumatismus umwickeln sie das kranke Glied mit einem Streifen Schlangenhaut. Ja, die Schlangenhaut hat etwas ganz besonders Heilendes. Bei inneren Erkrankungen wird sie, gerieben zu Pulver, dem Patienten eingeflößt.

Unerschütterlich ist das Vertrauen des Weißrussen zu den wunderbaren Mitteln und Gebräuchen seines Volkes.

Der Bauer Kolkow ist an der Kopfrose erkrankt. Sofort wird die weise Frau geholt. Sie kommt. Still tritt sie an sein Lager und spricht:

„Es ging der Herr Jesus durch Jerusalem und trug drei Rosen. Die eine verlor er unterwegs, die zweite verwelkte, die dritte warf er mit den Worten weg: ‚Verschwinde!‘ So soll auch jetzt die Rose beim Bauer Kolkow verschwinden.“ Dreimal spricht die Alte mit ihrer dünnen, zitternden Stimme den Spruch. Dann trippelt sie hinaus. Nicht hält man die Gehende zurück, weiß man doch, daß ihre Hilfe beim Nachbar gebraucht wird. Der hat sich mit der Axt die Hand verletzt. Unaufhörlich fließt das Blut aus der frischen Wunde.

Die Alte streicht über die kranke Hand. Und wieder spricht sie dreimal:

„Halte still, Blut, in der Wunde, wie das Wasser im Flusse Jordan, als der Heiland drüberging.“

Helfen die Mittel nicht, so sieht der Weißrusse darin nicht etwa eine Ohnmacht der alten lieben Gebräuche, die er verehrt Dann ist eben die Erdenzeit des Kranken abgelaufen. Still fügt er sich in den unerschütterlichen Willen der gewaltigen Kraft, die seinem Felde Sonnenschein und Regen gibt.

Der Hofbesitzer ist gestorben. Von seinen nächsten Angehörigen wird er gewaschen und angezogen. Wohl hilft die Witwe bei diesem letzten Dienste der Liebe, der Pietät, aber hüten muß sie sich, an seinen Kleidern einen Knopf zuzuknöpfen, weil sie sonst keinen zweiten Mann bekommt.

Nun ist die Leiche mitten im Zimmer aufgebahrt. Die Dorfbewohner kommen, um dem toten Freunde die letzte Ehre zu erweisen. Vorsichtig wenden sie den Kopf zur Seite, wenn sie an den Fenstern des Trauerhauses vorübergehen. Nicht eher blicken sie auf den Toten,

wollten sie die Glut an sich ziehen. Rot sinkt die Sonne, rot strahlen die Gesichter. Nun ergreift ein jeder ein Stück von dem brennenden Holze. Bei dem Scheine dieser Fackel geht er heim, um mit dem heiligen Rauche sein Gehöft zu erfüllen. Durch die Nacht glimmt und leuchtet es. „Das lebende Feuer" will nicht sterben. Über dem ganzen Dorfe liegt der Duft des guten, den Menschen helfenden Wacholders.

Auch wenn die Seuche noch nicht im Dorfe selbst, aber in der Nachbarschaft herrscht, trifft der Weißrusse Vorbereitungen, wie sie bereits seine Ahnen getroffen haben.

Es ist Abend. In einer Hütte sammeln sich alle Frauen der Ortschaft. Es gilt, eine nicht geringe Arbeit zu vollbringen. Nur die Fleißigste, die Geschickteste kann es. Sie wird erwählt und ist stolz und glücklich über diese Ehre. In einer Nacht muß nämlich so viel Lein gesponnen werden und zum Tuche gewebt, als nötig ist, um den Dorfweg zu bedecken. Eine Arbeiterin muß dies allein schaffen, keine fremde Hand darf ihr helfen. Beim Grauen des Morgens muß alles fertig sein. So begibt sich denn die als Fleißigste und Geschickteste von allen Anerkannte sofort ans Werk. Durchdrungen von dem Bewußtsein, daß sie die Heimat von der drohenden Gefahr der Ansteckung retten kann, arbeitet die Erwählte mit aller Kraft. Kaum, daß sie den Kopf hebt. Unaufhörlich surrt das Rädchen. Kein Wort wird gesprochen. Nun ist der Wocken leer. Schon knarrt der Webstuhl. Das Schiffchen läuft hin und her.

Durch das Fenster dringt der erste Schein des dämmernden Morgens. Ob das Werk vollbracht ist? Die Nachbarinnen kommen. Wieder versammeln sich alle Frauen der Ortschaft. Stolz, glücklich zeigt die beste der Arbeiterinnen, was sie in dieser Nacht geschafft hat. Ihre Augen leuchten, die Wangen brennen wie in Fieberglut. Wahrhaftig, da liegt das fertige Linnen. Doch jetzt ist nicht Zeit zum Staunen, zum Bewundern. Fort! Fort! Noch bevor der erste Sonnenstrahl sich auf die Felder legt, muß das Tuch den Weg bedecken, der nach dem verseuchten Dorfe führt. Eilig tragen die Frauen das Gesponnene dorthin. Gemeinsam breiten sie es aus. Kommt nun die alte Hexe, die Seuche, den Weg daher und betritt das Linnen, so ist ihre Kraft gebrochen, umkehren muß sie.

Beruhigt gehen die Frauen wieder heim zu ihrem nun geschützten Herde; nicht wird die Krankheit ihr Haus betreten.

So ist der Weißrusse auch in Fällen der Krankheit ganz in sich abgeschlossen; bei Außenstehenden sucht er keine Hilfe. Nichts gibt er auf den Rat des Arztes, den er für einen Betrüger hält. Denn hat er nicht oft genug gesehen, daß gerade da, wo man die Hilfe des Arztes in Anspruch genommen hatte, der Kranke starb! Also, folgert er, ist der Doktor ein Schelm, der es nur darauf anlegt, den Armen das Geld aus der Tasche zu ziehen. Nein, der Weißrusse will das sauer erworbene, harte Geldstück

Die beiden Seiten.

Von **Hermann Kienzl.**

Von den Fehlern unserer Vorzüge spricht Goethe. Das jedes Ding zwei Seiten habe, sagt der Volksmund. Es gibt Dinge und Menschen, die haben ihrer viel mehr. Die tiefen Dinge sind's, die innerlich reichen Menschen. Aus Widersprüchen entstehen Probleme, und manches dünkt uns unlösbar. Ignorabimus? Wer weiß: Kann sein, es werde einst einer anderen Menschheit nichts mehr verschleiert sein, nicht einmal der Zweck des Daseins, das Welträtsel. Was uns vorläufig am meisten hindert, die Notwendigkeit alles dessen, was geschieht, oder die Einheit einer vielseitigen menschlichen Persönlichkeit zu erkennen, ist unser Festhalten an bestimmten Kriterien, zumal an denen des Guten und Bösen. Unbekümmert um den moralischen Zollstab, baut und zerstört die Natur ihre vieldeutigen Werke, waltet das rücksichtslose Schicksal.

Dem Krieg geht es wie allen anderen menschlichen Angelegenheiten. In der Bewunderung der Heldentaten voll todverachtender Selbstentäußerung sind zwar die Menschen einig, und ebenso, von einigen fanatischen Sportleuten des Tötens abgesehen, im mitleidsvollen Entsetzen vor den grausigen Zerstörungen, Verstümmelungen und Todessaaten. Innerhalb dieser weiten Grenzen des Gemeinsinns aber herrscht eine unendliche Mannigfaltigkeit der Gegensätze bei der Beurteilung des Krieges. Zwischen dem schlachtjauchzenden Arndt, der jeden Franzosen im Rhein zu ersäufen auffordert, und Leo Tolstoi, dem mutigen Krieger wider den Krieg, ist eine Brücke der Verständigung nicht zu schlagen. Wie ein Weltbrand flammt das Feuer in Kleists Adern: „Schlagt ihn tot — das Weltgericht fragt nach euren Gründen nicht!"

„Kein schönrer Tod ist in der Welt, als wer vom Feind erschlagen", singt das deutsche Volkslied, und schon der Grieche Simonides ruft: „Neidenswert das Glück und herrlich das Loos der bei Thermopylae Gefallenen!" Sein Landsmann Pindar dagegen bemerkt skeptisch: „Dem, der ihn nicht kennt, wie ist er süß, der Krieg!" Byron spricht die toten Helden an: „Des Ruhmes geehrte Narren ..." Das aber bezieht sich auf die Kämpfer aus Ehrgeiz; denen, die sich opfern, bezeigt auch Byron Ehrfurcht. Doch er bleibt dabei: „Das Trocknen einer Träne ist mehr wert, als das Vergießen blutiger Meere." Hat sich aber nach Griechenland begeben, um am Freiheitskampfe selber teilzunehmen. Der strahlendste Kriegsheros seines Zeitalters, Friedrich II., sagt den Fürsten, die leichtfertig Kriege entzünden, auf den Kopf zu, sie verstünden nichts von ihren Völkern und deren Elend, und Bismarck nennt es ein „verbrecherisches Beginnen", Nationen in den Krieg hinein-

als bis sie die Schwelle überschritten haben. Wehe dem, der durch die geöffnete Tür oder durch das Fenster einen Leichnam sieht! Er bekommt die Schwindsucht und stirbt noch im selben Jahre.

Langsam geht der Trauerzug nach dem Friedhofe, wo die weißen Steine in der Sonne leuchten. Das treue Pferd, das unermüdlich wie sein Herr tagein, tagaus mit dem Arbeitenden geschafft hat, bringt den Ruhenden nun zum großen Feierabend. Kräftige Arme heben den Sarg vom Wagen. Kaum ist dies geschehen, so wartet bereits ein Fürsorglicher, der das Pferd für einen Augenblick mit dem Leichentuche bedeckt. Geschieht dies nicht, so verliert das Tier seine Haare.

Das Leichenmahl ist vorüber. Die letzten Gäste haben das Trauerhaus verlassen. Die Witwe sammelt vom Tisch die Reste des Brotes. Das täglich Gewohnte tut sie heute mit besonderer Sorgfalt, mit besonderer Feierlichkeit. Nicht ein Brotkrümchen wirft sie fort. Weiß sie doch, daß die Spinne die fortgeworfenen Krumen sammelt, sie zum lieben Herrgott trägt und sagt: „Sieh, Herr, wie die Menschen deine Gaben vergeuden!“ Dann gibt der Herr schlechte Ernte, auf daß die Menschen sparen lernen.

Nein, nein, nur in diesem Jahre keine schlechte Ernte! Will doch die Witwe dem neuen Besitzer ihres Hofes die Wirtschaft nicht arm in die Ehe bringen. —

Die Erzählung von der Spinne, die zum lieben Herrgott die weggeworfenen Brotkrümchen trägt, hätte uns wohl auch früher mit Freude und Interesse erfüllt. Aber heute hören wir die Legende mit anderen Ohren, sehen sie mit anderen Augen an. Die Zeit des Krieges hat uns den wahren Wert des Brotes gelehrt. Wie mancher unter uns achtete ehedem nicht der Krümchen auf seinem Tische; jetzt sammelt er sie wohl auch sorgsam gleich dem sparsamen Weißrussen. Die ganze Tiefe der Erzählung von der Spinne als Anklägerin des faulen, die Gottesgabe verachtenden Menschen tut sich vor uns auf. Nehmen wir dieses schöne Stück aus dem Aberglauben des Weißrussen heraus und behalten es als unser Eigentum. Nicht nur gedrungen durch die Not wollen wir auch den kleinsten Teil der Gottesgabe lieben und achten. Die Zeit wird vorübergehen, da uns das Brot zugemessen wird. Aber die Spinne wacht. Und mag das Brot, das uns der Friede auf den Tisch legt, auch noch so groß sein — die Spinne wacht.

von Orleans nicht ans Herz genommen. Nicht einmal den Tell, der sein geknechtetes Volk mit einem Mordschuß befreit!

Wie Schiller, dessen Auge den Himmel des Menschheitsfrühlings, des Weltfriedens offen sah, und der trotzdem seine Phantasie auch vom Kriege begeistern ließ, so sind die meisten Menschen uneins in ihren Gedanken über Krieg und Frieden. Während dieses furchtbaren Weltkrieges konnte man beobachten, daß mancher, der ehedem einer Chamade glich, zur Fanfare wurde. Standhafte Friedensfreunde hielten nicht Stand, fielen um — und standen als Rufer im Streite auf. Nicht von den Deutschen spreche ich, den Überfallenen, denen feindliche Gewalt die Waffen in die Hände drückte. Hat doch der Friedensfreund nicht das Gelübde der Mennoniten abgelegt, sich wehrlos metzeln zu lassen!

Im Menschen schlummern gebändigte wilde Urtriebe. Das ansteckende Kriegsfieber weckt sie. Doch selbst der Abgeklärte, den keine allgemeine Leidenschaft verwirrt, fühlt sich nicht frei von inneren Widersprüchen, sobald der Krieg sein eigen Land und Volk bedroht. Wilhelm von Humboldt (in seiner Schrift „Von der Sicherheit gegen die auswärtigen Feinde") sagt: „Im Krieg geht die Pflicht des Menschen in einem unaufhörlichen Streite mit der Pflicht des Bürgers." Es ist freilich der Staats-, nicht der Volkskrieg, an den er dachte; auch das Mitleid greift zum Schwerte, gilt es den Schutz der Hütten. Wer aber, der aufrichtig gegen sich selbst ist, möchte den Dualismus der Menschenliebe und der Vaterlandsliebe leugnen.

* * *

Nicht darauf kommt es an, wie ein Ding ist, sondern wie wir es sehen. Die meisten Dinge, Menschen, Ereignisse sind gut und böse. Die Wirkungen des Krieges auf die menschliche Gesellschaft jedoch können wir deutlicher in zwei große Gruppen teilen: die einen sind erhebend, die anderen beschämend.

Preist man den Krieg als den Meister, der den Charakter mit furchtbarem Hammer schmiedet, so scheinen vieltausende von glorreichen Tatsachen diesen Glauben zu bestätigen. Welche ungeahnte Fülle von Kraft, Tapferkeit, Heldenmut, Selbstlosigkeit und Aufopferung hat sich bis heute in unserer grauenvollen Prüfung bewährt! Kein Heldenlied wird den unendlichen Leiden und der unendlichen Hingebung der Kämpfer das rechte Maß des Ruhmes zollen können. Und wundervolle Blüten des Gemeinsinns entfalteten sich rings im Lande. Das Geschlecht, das [illegible]liche Überhebung das „zweite" zu nennen sich erdreistete, entwickelte eine Mannigfaltigkeit nützlicher Betätigung, die für die Zukunft viele [illegible] Schranken des Vorurteils und der sozialen Einengung niederriß.

zutreiben. Die Alten und die Neuen unterscheiden geflissentlich zwischen Angriff und Verteidigung, wozu freilich wieder Friedrich der Große die Erläuterung gibt: „Wenn Fürsten Krieg wollen, so beginnen sie ihn und lassen dann einen arbeitsamen Rechtsgelehrten kommen, der beweist, daß es also Recht sei.“

Doch auch ohne Rücksicht auf die gerechte oder ungerechte Sache, in der Stellung zum Krieg an sich und zu seinen sittlichen und unsittlichen Wirkungen durchkreuzen sich die Meinungen hoher Geister. Die Idee vom Kriege nennt Hippel ein übertünchtes Grab, und Burke sagt: „Der Krieg stellt alle moralischen Verpflichtungen ein, und was lange eingestellt ist, läuft Gefahr, ganz abgeschafft zu werden.“ Der friedliche Jean Paul dagegen glaubt an eine „stärkende Eisenkur der Menschheit“, und eine erhabene Wahrheit hebt Heinrich Heine hervor: „So furchtbar auch der Krieg ist, er bekundet doch die geistige Größe des Menschen, der seinem mächtigen Erbfeind, dem Tode, zu trotzen vermag.“ Proudhon endlich, in seinem Werk über Krieg und Frieden, feiert begeistert den Krieg als die Macht, die unsere Tugenden zur Größe erhebt. Ähnlich lautet ein bekannter Ausspruch Moltkes.

Am seltsamsten ist's, daß sogar in eines Mannes Brust die kriegerische und friedliche Weltanschauung einander zu bekämpfen scheinen. Unser Schiller singt dem Frieden Lob wie mit Engelszungen („O, schöner Tag, wenn endlich der Soldat ins Leben heimkehrt ...“) und doch verklärt er seine Jungfrau vor allen Erdenfrauen mit kriegerischen Ehren. Und doch ist sein Wallensteiner Lager lodernder, jauchzender Kriegsgeist. Wogegen in Maria Stuart das Wort fällt: „Die Weisheit, welche Blut befiehlt, ich hasse sie in meiner tiefsten Seele.“ Was nicht hindert, daß ein anderes Schillerwort: „Der Mensch verkümmert im Frieden“ (Braut von Messina), jeder Kriegspartei als Losung dienen kann. Freilich ist es unerlaubt, die persönliche Philosophie eines Dramatikers, eines Gestalters haftbar zu machen für die Meinungen seiner Geschöpfe. Nur — gerade bei Schiller kommen wir mit der Berufung auf die Schuldigkeit des Dichters, die eigene Meinung zurückzudrängen, um den Gestalten zu wesenhaften Äußerungen das Wort zu lassen, nicht aus. Gerade bei ihm nicht, der so oft als Dichter niedergerungen wird vom Moralisten und Philosophen. Selbstverständlich ist Schillers leitende sittliche Idee der Friedensgedanke. War er ja doch bis zu seinem letzten Hauche der treue Scholast des Königsberger Weisen, des Weltfriedensapostels. Aber er hatte ein heroisch gestimmtes Temperament. Das widerstrebt der frommen Sehnsucht. Daß er seine Kriegs- und Freiheitshelden nicht mit der Milch frommer Denkungsart säugte, versteht sich. Was aber drängte seine Phantasie zu kriegerischen Taten? Tolstoi — der Tolstoi, in der zweiten Hälfte seines Lebens! — hätte einen Wallenstein, eine Jungfrau

österreichischen Politik mit den Worten bezeichnete: „In Österreich ist man stets um einen Tag, um eine Armee, um eine Idee zu spät daran." Und Wilhelm II., dessen Temperament zu raschem Zugreifen drängt, hat angeblich oberhalb seines Schreibtisches eine Tafel mit Merksprüchen, unter denen sich auch folgender befinden soll: „Nichts wünschen, was unerreichbar oder zwecklos." In seltsamem Gegensatz stehen diese drei Sätze zu dem „kein Unmöglich" und „nie zu spät" Kaiser Josefs.

Eine folgenschwere Hast drückt der Riesenarbeit dieses ersten Kaisers aus dem Hause Habsburg-Lothringen den Stempel auf — und wieder war es Bismarck, der das richtige Bild für diese Hast fand: „Er hob immer schon den rechten Fuß zum Schritt, ehe der linke noch fest auf der Erde ruhte." Und doch, wie begreiflich und wie verständlich, wie edel und bewunderungswürdig ist die überstürzte Eile, mit der Josef zu Werke ging: Als deutscher Kaiser eine Schattengestalt ohne Einfluß und als „Mitregent" seiner Mutter in den Erblanden zum Zuschauen verurteilt, brachte er die besten Mannesjahre mit Warten und Planen zu, sah mit an, wie mancherlei geschah, was er nicht billigen konnte, wie nach seiner Meinung so viel verabsäumt wurde, wofür die Zeit nie wieder kam. Mit aufgespeicherter Energie, mit heiliger Ungeduld und Ehrgeiz bestieg er endlich den Thron seiner Ahnen und griff gierig mit beiden Händen zu, um Gutes zu stiften, um seine Ideen zu verwirklichen, um aus dem theresianischen ein josefinisches Österreich zu machen.

Das Habsburgerreich stand damals trotz aller Fortschritte unter Maria Theresia in mehrfacher Beziehung hinter anderen Staaten zurück. Die Hohenzollern in Preußen und die Bourbonen in Frankreich hatten die Blütezeit des Absolutismus klug benützt, um die Vielfältigkeit ihrer Provinzen, die Vormacht von Kirche und Adel, eine Mehrheit von Nationalitäten unter einen obersten Staatswillen zu beugen. Die Tage des nach diesen Richtungen fruchtbaren Absolutismus neigten sich dem Ende zu und die alte Donaumonarchie zerfiel nach wie vor in eigenwillige Kronländer mit besonderen Freiheiten und Gerechtsamen, in Völkerstämme, die niemand zu einen gewagt und die auch viel später noch eine kurzsichtige Staatsweisheit mit Vorliebe gegeneinander ausspielte. Zwar gab es keinen politisch mächtigen Adel — nur eine am Hofe gesellschaftlich einflußreiche Aristokratie —, denn ihm hatte man in der Gegenreformation das Rückgrat gebrochen, soweit er es nicht vorzog, außer Landes dem Evangelismus treu zu bleiben, aber die katholische Kirche verfügte über einen Einfluß, der jede segensvolle Neuerung zu ersticken vermochte. Maria Theresia — der bedeutendste österreichische „Staatsmann", den es je gab — hatte während ihrer ereignisreichen Regierungszeit innere und äußere Widerstände in Hülle und Fülle zu überwinden, so daß sie in den Wirrnissen der weitestgehenden Unterstützung durch Rom nicht

Ohne Zweifel: nur der Krieg hat bezweifelte Möglichkeiten zu bedeutungsvollen Wirklichkeiten gemacht. Aber doch nicht dadurch, daß er das Wesen der Menschen von Grund auf änderte? Gewiß nicht? Zu den unerschütterlichen Erkenntnissen Schopenhauers gehört seine Lehre vom angebornen Wesen und Willen. Was der Mensch tut, das ist er — das heißt: wie er ist so tut er unter dem Gesetz innerer und äußerer Notwendigkeit. Keiner kann aus sich mehr geben, als er hat, und was einer in irgend einer Stunde aus sich gibt, das war, seit er geboren wurde, in ihm. Kein Ereignis kann den Menschen physiologisch verändern, auch nicht dieser Weltkrieg! Er ist nicht der Erzeuger einer neuen Menschenart. Doch die Gelegenheit schuf er, unter deren Zwang sich die Menschen zu sich selbst bekennen.

Der Krieg ist der große Enthüller. Er läßt uns das wahre menschliche Antlitz sehen: das unendlich schöne und das abschreckend häßliche. Wie am Jüngsten Tage scheiden sich die Menschen zur rechten und zur linken Hand Gottes ... Denn das ist nicht zu verschweigen: Neben der Barmherzigkeit, die die letzte Kraft den Leidenden opfert und das letzte Brot mit den Darbenden teilt, steht die herzlose Gewinnsucht, der die Not der Volksgenossen zur Erpressung von Wucherzinsen willkommen ist. Der Kriegswucher, die schmachvollste Blüte am sozialen Giftbaum, ist an keinen Stand, keine Rasse, keine gesellschaftliche Schichte gebunden. Daß er in den großen Städten am häufigsten sein Wesen treibt, erklärt sich naturgemäß aus den örtlichen Vorbedingungen von Handel und Wandel.

Darf man den Krieg die Ursache dieser Entartungen nennen? So wenig als den Urheber menschlichen Heldentums. Denn auch dieses ist vor der Heldentat gegeben, wir aber erkennen es erst, wenn die Tat getan ist. Der Krieg läßt den Weizen der Tugend und des Lasters blühen!

Josef der Deutsche.

„Für mich gibt es kein Unmöglich und kein Zuspät", läßt Adam Müller-Guttenbrunn in seinem neuen Roman* Josef den Zweiten sagen und damit kennzeichnet er den Idealismus des Kaisers, deckt er zugleich Ursachen für das Mißlingen vieler seiner Pläne auf. Bismarck, dieser gewaltige Praktiker, dessen Gegner übereifrig herumschnüffeln müssen, daß sie in seinem langjährigen Wirken einen wirklichen Fehlgriff entdecken, stellte sich auf festeren Grund, wenn er dartat: „Politik ist die Kunst des Erreichbaren"; er war es auch, der den Hauptfehler der

* Josef der Deutsche: Verlag L. Staackmann in Leipzig.

Kaiser nicht verstanden: Bis dahin schnitten Staat, Adel und Kirche gemeinsam aus ihrer Haut Leder — wie sollten sie gewissermaßen über Nacht zur Einsicht gelangen, daß der neue Fürst andere Ziele anstrebte, als nur im Aussaugen des Nährstandes! Überdies tat die Geistlichkeit, hoch und nieder, das Ihre, das Landvolk gegen den Kaiser und seine Absichten einzunehmen, so daß schließlich in dem weiten Österreich niemand mit dem zufrieden war, was Josef ihm vorbedacht, großherzig und weitblickend zu gewähren entschlossen war. Nur die von ihm schon mehr als tolerierten Juden griffen nach dem Finger, der sich ihnen entgegenstreckte — 1848 hatten sie schon die ganze Hand und heute beherrschen sie den gesamten Organismus, den wir „Staat" nennen; sie verwandelten den gesunden Eigenbesitz in das wucherische Kapital, während sie anderseits an der Spitze einer kommunistischen Gegenbewegung mit Hilfe der „Demokratie" die Reste konservativer Einrichtungen beseitigen möchten. Und vielleicht waren es nur die Juden, welchen die josefinischen Neuerungen dauernd zugute kamen . . .

Eine gewaltige Tragik zersetzte das Wirken des Kaisers, der das Allerbeste erstrebte und sterbend einsehen mußte, daß der Same, den er streute, viel Unkraut trieb, daß verkrüppelte, was er pflanzte, und überall Giftblüten aufschossen. Das Rechte zu wollen, ist moralisch höchststehend, — politisch nur ein erster Schritt; der Politiker muß mit dem letzten Schritt das Zielband überschreiten. In der Arena des nüchternen Lebens, besonders im Völkerleben gilt nur der Erfolg. Und der war Josef kaum beschieden. Mit warmer Anteilnahme beurteilen wir Deutschen rückblickend das Streben des ungeachtet seiner Mißerfolge großen Kaisers, der dem alten römisch-deutschen Reich frischen Odem einhauchen, der in Österreich die deutsche Staatssprache einführen wollte und durch tüchtige Einwanderer aus Schwaben die unsicheren Reichsgrenzen im Süden zu festigen trachtete. Wahrscheinlich war es schon unter Josef II. zu spät, Österreich in diesem Sinn umzugestalten, denn eben erwachte das Nationalgefühl der Kleinen, die französische Aufklärung brachte die Idee der Mehrheitsherrschaft und Napoleon, der das alte Europa von Grund auf umschüttelte, war bereits geboren. Was in den Tagen des ersten Leopold und noch Maria Theresias einige Aussicht auf Erfolg hatte, war bereits am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein „Wunsch unerreichbar" und daher zwecklos.

Die Weltgeschichte wird nicht nach dem Rezept approbierter Schulbücher von einzelnen gemacht, der einzelne vermag nur vorhandene Kräfte in eine bestimmte Richtung zu lenken, auf deren Linien Widerstände nicht allzu kräftig hemmen, und es sind stets ganze Schichten, welche eine Entwicklung bedingen Josef hatte keine solchen Schichten hinter sich, er stand allein, in seiner Familie, an seinem Hof, unter seinem

entraten zu können glaubte. An die Spitze des alten und veralteten Staatswesens trat Josef der Feuergeist. Österreich war in den Jahrhunderten im wahren Sinn des Wortes erheiratet worden, die Hauspolitik drängte zu Ehen, deren Mitgift in Ländern oder Anwartschaften darauf bestand, was zur Folge hatte, daß diese nicht wie erobertes Gebiet angefügt und eingegliedert wurden, sondern sich gewissermassen als selbständige Parteien dem Ganzen nur lose anschlossen, wie Eigenbrödler mit altverbrieften Privilegien, über deren Einhaltung sie ängstlich wachten — und heute noch wachen wie die Tschechen, die ihr „Dreieiniges Königreich Böhmen, Mähren und Schlesien“ unbeschadet späterer regelrechter Unterwerfungen mit bewaffneter Hand aus dem Mittelalter durch den Weltkrieg hindurch bis in die Gegenwart als staatsrechtliche Forderung mitschleppten. Nie fand sich zur rechten Zeit die eiserne Faust, um da einmal gründlich aufzuräumen. Auch 1915, als die hochmütige Schutzmacht aller Slawen, Rußland aus Galizien geworfen und weit nach Osten gedrängt worden war, fehlte die Gewalt, um mit einer einzigen Handbewegung den Plunder wertloser Urkunden vom österreichischen Regierungstisch zu fegen. Erst zu Beginn des Jahres 1917 hob sich eine Hand, um endgültig Ordnung zu schaffen . . . „Zu spät um einen Tag — um eine Armee — um eine Idee“! Wieder eine unter tausend verpaßten Möglichkeiten. Diesen Grundfehler österreichischer Politik seit je, die mit Vorliebe zögerte, wenn sie entschlossen sein sollte, und sich herrisch geberdete, wenn Entgegenkommen Vorteile versprach, kannte und erkannte der zweite Josef wie keiner vor ihm und wie erst Bismarck nach ihm, weshalb ihm Müller-Guttenbrunn die (historischen?) Worte in den Mund legt: „Ich habe keine Zeit, was nicht jetzt geschieht, geschieht nie.“ Daher alle Überstürztheiten des alternden und kränkelnden Mannes, der im Geiste die kurzen Jahre überzählte, die ihm noch gegönnt waren. Seine Reformen jagten sich, noch hatte sich die eine nicht eingebürgert und schon kam eine zweite und dritte und vierte, verwirrte die bequemen Beamten, verstimmte den Adel, der nicht gewöhnt war, dem Gemeinwohl Opfer zu bringen, reizte die Kirche, die nicht begriff, daß der Kaiser ihren weltlichen Einfluß so gering bewertete, und machte Bürger und Bauern mißtrauisch. Das kurzsichtige Bürgertum handelte damit gegen seine ureigensten Interessen und verfing sich in brotlosen Theorien, die es auch Frankreich bezog, ohne sie zu verdauen. Die Bürgerschaft unter Josef war um kein Haar politisch reifer als die bürgerlichen Kreise der Gegenwart, die gleichfalls ihre Zeit und ihren Vorteil nicht erfassen, um sich lieber durch plötzlich verärgerte Stimmungen zu unklugen Beschlüssen und Entschlüssen treiben zu lassen. Den bildungslosen Bauern, die Josef trotz der segensreichen wirtschaftlichen Maßnahmen seiner Mutter vorfand, kann man es kaum verübeln, daß sie ihren

er sich viel verdarb, aber das alles ist historisch und läßt sich aus Memoirenwerken und Briefen der Zeit belegen.

Der „Staatsroman“ kommt gelegen und paßt in unsere Stimmung. Immer und immer zwingt er zu Vergleichen mit der Gegenwart und erschüttert legt man ihn aus der Hand: So reicher guter Wille und so ärmliche Erfolge! Irrungen und Wirrungen. Eine zu schwache Hand am Steuer, ein in unendliche Fernen schweifender Blick. Keine Faust, welche die Verhältnisse meisterte. In des Reiches Schicksalsstunde kein Schmied, der das glühende Eisen hämmerte. Wir lernen Josef neuerdings lieben, wir beugen uns vor der Genialität des „bösen Königs“ in Potsdam und sehnen uns nach einem Bismarck, der mit dem durch Eisen geflossenen Blut eine schönere Zukunft kittet. H. L. R.

Heimgärtners Tagebuch.

Der Scheibling bei Admont bietet eine der wundervollsten Rundsichten der nördlichen Kalkalpen. Davon erzählt nun ein Wiener Tourist.

Er habe eines Samstags nachmittags, weil der Sonnenstrahl lockte, seine Studierstube verlassen, seinem Liebchen abgesagt, sei nach Admont gefahren, habe dort auf der Holzbank des Wartesaales die Nacht zugebracht, sei am nächsten Frühmorgen bei schlechtem Wetter aufgebrochen, habe dann bei schönem Wetter mit Entzücken die südliche Scheiblingwand erklettert, sei glücklich bis zur Spitze des Berges gelangt und habe dort oben drei Stunden lang köstlich geschlafen. Als er erwachte, sprach er: „Das ist das Glück!“ und stieg rasch wieder zu Tale. — Von der Aussicht weiter keine Rede, aber „unten beim Sulzer gab's Bier“!

Man sieht, welch herrliche Genüsse unsere Hochtouristik bietet — wenn der richtige Mann dazukommt.

Sie saßen nahe beisammen, sprachen etwelches von Liebe, es wurde ein wenig gescherzt und vom Naschen geplaudert. — Am nächsten Tage schrieb er ihr ein Billettel, das Wort „Liebe“ sei genau genommen nicht der richtige Ausdruck, er decke nicht, oder zu sehr. Naschen sei eine Unsitte der Kinder. Geschlechtshunger sei es. Und Hunger wolle sich sättigen. — Sie antwortete auf dieses Briefchen nicht. Als er nächstens wiederkam, ließ sie sich verleugnen. Hätte er das bezeichnende Wort nicht ausgesprochen, es wäre wahrscheinlich zur Sättigung gekommen.

Mit der Sprache ist es wie mit der Chemie. Stoffe, wovon jeder für sich ganz harmlos ist, zusammengemengt, können eine abscheuliche Wirkung haben.

Volke: Ihm fehlte ein Kanzler, ihm fehlte das Heer verläßlicher Mitstreiter, die dem genialen Feldherrn erst den Sieg erkämpfen. Eine große Zeit fand kleine Menschen, der einzig große Österreicher vereinsamte auf seinem Thron und niemand wollte ihn verstehen. Das deutsche Volk im allgemeinen und insbesondere der bajuvarische Stamm ist politisch von bedauerlicher Unbegabtheit. Es brachte überhaupt nur zwei Staatsmänner von Rang hervor: Friedrich den Großen und Bismarck; unter den übrigen findet sich bestenfalls guter Durchschnitt. Und ein Friedrich der Zweite mußte Gegenspieler Maria Theresias und Josefs sein! Ein seltsames Verhängnis! Der Größere erdrückte den nur ein wenig Kleineren, soweit dieser seine Ziele über die engeren Reichsgrenzen hinaus steckte. In dem „Ringen um die Vorherrschaft in Deutschland" unterlag der Süden nicht etwa erst 1866, er unterlag schon in den Tagen des „bösen Königs", wie Maria Theresia den Preußenkönig nannte. Und wahrscheinlich war es für das Gesamtdeutschtum so gut, denn Josefs hoher Schwung blieb eine österreichische Einzelerscheinung. Uns im Süden wäre nie ein Bismarck erstanden, der der Kleinstaaterei ein Ende machte, der den Schlußstein zu dem Riesenbau legte, den der ideale Kaiser nur zu begründen imstande gewesen wäre . . . Ein Wiener Witzwort prägte einmal die böse Sentenz, Bismarck wäre in Österreich Bezirkshauptmann in Wels geworden und Moltke säße als Verwalter des Monturdepots in St. Pölten. Es ist eine Genialität wie irgendeine, den richtigen Mann an den richtigen Platz zu stellen, und Genies sind selten, so oder so.

Die tragische Gestalt Josefs II. wurde schon oft künstlerisch zu gestalten versucht, aber dabei kamen nur unmögliche Romane heraus, salbungsvoll, krampfhaft patriotisch und weinerlich, mit Anekdoten gespickt, ausschließlich auf Hintertreppen geschätzt. Walter von Molo, der verständnisvolle Erfasser Schillers, wäre da der geeignete Künstler! Hat doch der Kaiser viel Ähnlichkeit mit den zweiten Dichterfürsten von Weimar: Derselbe Idealismus, dieselben hochgemuten Absichten und auch manche gemeinsame Enttäuschung, im Gegensatz zu Goethe und — Friedrich dem Großen, die zielsicher ihre Wege gingen, ein wenig hochmütig und unbekümmert um das Urteil der Menge. Alle ganz Großen sind doch im Innersten Menschenverächter, mögen sie die Menschheit auch noch so reich beschenken.

Nun schrieb Müller-Guttenbrunn einen Josef-Roman, den er „Staatsroman" benennt, denn er bringt darin keine Charakterentwicklung des Volkskaisers, sondern mehr oder weniger lose zusammenhängende Bilder aus der Zeit, in deren Mittelpunkt Josef der Deutsche steht. Den geschichtlich weniger vorgebildeten Leser wird der scharfe Gegensatz zwischen den Anschauungen und Handlungen Maria Theresias und ihres Sohnes verwundert auffallen und auch die schroffe Art des Kaisers, mit der

aus jenem Worte die Nächstenliebe, die Menschenliebe spricht, daß der Beter mit dem Vater Gemeinschaft macht gleichsam mit der ganzen Menschheit?

Mein Freund, der Dorfschreiber, hat aus dem Vaterunser ein politisches Programm gemacht. „Zu u n s komme dein Reich! Dann könnten alle Diplomaten und Feldherrn heimgehen. Frankreich wäre ein Freireich, Österreich ein Osterreich, England ein Engelland, Gothland ein Gottland und so fort.“ Mein Dorfschreiber irrt sich. Gute Menschen — schlechte Politiker; weil schlechte — gute sind. Wenn das Reich auf Erden endlich mit größten Opfern der Völker errungen wäre, würde England und Amerika der Welt inbrünstig zurufen: Zu u n s komme dein Reich! und würde dann die Schätze so verteilen, daß der Dollar ihnen und die Bibel den anderen verbliebe.

—

„Vergangenheit vergessen, Gegenwart genießen, Zukunft bauen!“ Diese moderne Zeitverteilung klingt im Worte schön, hat aber nie für mein Wesen gepaßt. — „Die Zukunft ist den Göttern, die Gegenwart ist des Schicksals, die Vergangenheit ist m e i n.“ So habe i ch es immer gesehen. Um die Zukunft habe ich mich wenig gekümmert, weder um die meine, noch um die anderer. Das ist schon einmal ganz unklug. Von der Gegenwart habe ich das mir in den Schoß Fallende genossen, mich im übrigen dem Geschick ergeben. Das ist lässig. Von der Vergangenheit, die aus lauter so leichtgenommenen Gegenwartsstücken zusammengesetzt ist, habe ich mir das Bessere aufgehoben, das andere vergessen. Und so liegt die Vergangenheit von siebzig Jahren wie ein großes, sonniges Grundstück da; ich brauche mich nur umzuwenden, um es im Erinnern und Schauen ruhig zu genießen. Es ist mein Eigentum.

Anderen möchte ich diese Lebensart nicht raten; für mich, glaube ich, ist sie die richtige gewesen. Der stete Nachgenuß des besseren Teiles meiner mannigfaltigen Vergangenheit hat mir für die Pflichten der Gegenwart Maß und Kraft gegeben. An Lebensfreude hatte ich mir aus der Vergangenheit so viel Vorrat angesammelt, daß ich bei der Gegenwart nicht allzusehr hamstern mußte. Meine Versuche, etwas zu leisten, entsprangen dem Tätigkeitstrieb und der Teilnahme am Geschicke der Mitmenschen; ob es für die Gegenwart, für die Zukunft sei, danach habe ich nie ausgeblickt.

Man sollte die so wild und wüst in die Zukunft stürmende Menschheit öfter auf den Wert der Vergangenheit weisen. Wenn schon nicht zu d e r Vergangenheit, wie sie wirklich war, vielmehr zur gereinigten und ausgewählten Vergangenheit, wie sie sich im lichtsehenden Gedächtnisse

Eines Tages wuppte auf der Mur aus dem O[illegible]e ein toter Mann hinab. Schön sachte, es eilte nicht, da war ni[illegible] mehr zu versäumen. Und als es dann durchs Mittelland ging, w[illegible] m[illegible]en auf dem Fluß eine kleine Insel, an deren Gestrüpp der Tote hängen blieb. Dort wurde er gefunden, wie er am Ufer lag und das Wasser noch über eines seiner Beine rieselte. Jetzt, wer soll den Fremden nehmen und bestatten? Rechts am Fluß war eine Gemeinde, die entschied sich: Uns geht dieser Tote nichts an. Links war eine andere Gemeinde, die entschied auch so. Beiderseits wollten sie ihn nicht. Die Insel war herrenlos, aber ein Fischer sagte: „Welche Gemeinde den Toten nimmt, der soll auch die Insel gehören.“ Nun, die Insel war nur ein Steinriffel mit schlechtem Buschwerk, die wollte niemand haben.

So lag der Tote hilflos da. Die beiden Gemeindevorsteher standen sich gegenüber und wurden einander schon unangenehm. Da schlich der kleine Waibel heran, der gemeinsame Einleger, der blinzelte und sagte: „Herr Gmoanvorstond, ih woaß wos. Gebn ma'n an Schupfer — daß er weiterrinnt.“

Ein junger Künstler. Er lachte in die Welt hinein, und sie lachte auf ihn her. Muntere Genien flochten Lorbeerkränze für seine Zukunft.

Eines Tages lud er seine Freunde und Freundinnen zu einem Festmahle. Es war ein Bachanal mit roten Rosen. Der Gastherr, voll Übermut, sprühte göttliche Funken des Witzes und Humors über die jubelnden Gäste hin. Plötzlich, um Mitternacht, erhob er sich, winkte der Kapelle zur Beethoven'schen Neunten, winkte mit etwas, das er in der Hand hielt (der Becher war es nicht), lachend der Gesellschaft zu und — jagte sich die Kugel durch den Kopf . . .

Solche Rätsel schleudert das Schicksal in unsere Zeit. Oder ist es des Rätsels Lösung?

Da war einmal einer, dem das Vaterunser nicht persönlich genug gewesen ist. Alles so ins Weite, Gemeinsame hinaus: Vater unser, zu uns komme dein Reich, gib uns heute, vergib uns, erlöse uns! — Immer auch für Fremde beten, deren Gesinnung man gar nicht kennt! Mein Vater! Mir gib Brot! Mir verzeihe! Mich erlöse! So müßte es lauten. Was gehen mich andere an, die sollen selber sehen, wie sie mit Gott auf gleich kommen.

Auch ein Standpunkt. Man sagt, Luther habe ihn betont. Aber — sollte das Gebet des Herrn so ganz eigennützig zugeschnitten sein, wie von einem, der nur an sich denkt und dem die übrigen Menschen gleichgültig sind? Ist es nicht gerade das Göttliche am Vaterunser, daß

Daheim unsere National-Eigenschaften kleinweise aufgeben, verleugnen, und in der Fremde herausfordernd auf dieselben pochen — das soll just nicht besonders zu unserem Werte und zu unserer Beliebtheit in der weiten Welt beitragen.

Manchmal, wenn es gar zu mager wurde, ging man doch auch ein bißchen hamstern.

So kam ich in einen mir altbekannten Bauernhof und wollte der Bäuerin Butter abkaufen. Recht freundlich antwortete sie, daß sie halt nichts hergeben könne. Bei der großen Trockenheit verdorrten die Wiesen und so brächten die Kühe wenig Milch und Butter heim.

Aber wem es einmal wirklich darum zu tun ist, seine völlig ausgetrocknete Maschine ein wenig einzufetten, der läßt sich an der Butterquelle nicht so leicht abweisen. Ich wolle ja gut zahlen.

„Mein Gott, gut zahlen!" sagte die Bäuerin, „das weiß ich gleichwohl. Was tut ma mit Geld heutzutag? Wenn S' was zum Tauschen hätten."

Ich schupfte die Achseln.

„Wissen S' was," schlug sie lebhaft vor, „geben S' mir a Büchel von Ihnen und ich gebe Ihnen ein halbes Kilo Butter."

Nun also! Doch wieder einmal ein Geschäft.

Als sie mir am nächsten Sonntag die Butter brachte, gab ich ihr mein Geschichtenbuch: „Sonnenschein."

Sie buchstabierte: „Son—nen—schein." Und sagte. „Regen wär' mir lieber."

Aber das Geschäft war gemacht.

Zu den beunruhigenden und verwirrenden Plagen dieser Zeit gehören die Gerüchte. Oft schaudererregende Dinge fliegen im Volke von Mund zu Ohr, jeder sagt: 's wird wohl nicht wahr sein! und glaubts doch und sagts weiter und vergrößert das Gerücht ins Ungeheuerliche. Und die Zeitungen? Sie dementieren nichts und bestätigen nichts. Wenn aber doch einmal etwas nicht mehr zu vertuschen ist, so fangen die Zeitungen nach einiger Zeit an, es klein beizugeben, zuerst ganz wenig, als habe die Sache keine Bedeutung, dann mehr und immer mehr, bis die ganze Größe des Unheils endlich vor aller Augen offen daliegt. Dieses Verschweigen und Verhüllen sollte die Aufregungen in der Bevölkerung vermeiden; es hat uns aber sehr mißtrauisch gemacht. Je harmloser die Zeitungen sich stellen, je weniger sie in so wilder Zeit

zurecht gelegt hat. Bei der Vergangenheit hat man die Wahl, was man von ihr wegwerfen oder behalten und genießen will. Die Geschichte muß freilich auch die widerwärtigen Dinge der Vergangenheit aufbewahren, die Kunst aber legt stets das Beste und Schönste der Vergangenheit fest als den wirklichen Schatz des Menschengeschlechtes. Und so mag es auch die einzelne Person tun: in einem langen Leben das Beste und Schönste sammeln. Ein ins Gedächtnis gedrucktes Bilderbuch aus dem vergangenen Leben. Alte Kinder haben ihre Freude dran.

Bücher werden geschrieben, um rezensiert zu werden. Selbstverständlich, wozu denn sonst? Und zwar gründlich. Wenn man sonst nur den Inhalt rezensiert hatte, rezensiert man jetzt auch die Buchstaben, mit denen die Bücher gedruckt sind. Es gibt Deutsche, denen die deutsche Schrift nicht mehr recht ist. Gerade die deutsche nicht. In Zeitungen und Zeitschriften machen sie — und zwar in deutscher Schrift, in derselben Schrift, die sie bekämpfen — Ausfälle gegen die deutsche Schrift. Und kommen mit allerhand Geschichten daher, daß diese unsere Schrift nur eine Mönchsschrift sei, daß sie uns von aller Welt abschließe, daß die Rundschrift die richtige deutsche Schrift sei, daß die Eckschrift dem Charakter der Deutschen auch gar nicht entspreche und dergleichen.

Da frägt man sich, weshalb gebrauchen solche Blätter selber diese „widerwärtige" Schrift? Warum erscheinen sie nicht ganz offenmütig in der lateinischen Schrift? Weil sie den Abfall von Abnehmern fürchten, deren Geld ihnen immer noch lieber ist, als die lateinische Schrift. Und warum hängen die Abnehmer so sehr an der „Eckschrift"? Weil sie sie lieben, weil sie in ihr die zweckmäßige und schöne Schrift haben, weil sie in ihr das Vermächtnis der Vorfahren, die traute Hüterin unserer großen Literatur sehen. Wen geht das weiter was an, wenn wir lieber die deutsche Schrift haben, als die lateinische, griechische, russiche, hebräische? Wir machen mit dieser unserer Schrift ja niemandem einen Schaden und dieses naseweise Dreinreden der Räsonierer in den harmlosen Geschmack anderer ist eckelhaft. Wenn uns die deutsche Schrift einmal nicht mehr gefallen sollte, werden wir sie schon von selber weglegen. Insofern wir mit fremden Völkern verkehren müssen, haben wir überhaupt ganz andere Formen anzunehmen.

Unsere eckigen Buchstaben sollen bei anderen Völkerschaften immer noch weniger Anstoß erregen, als manche unserer eckigen Charaktereigenschaften. In der Fremde allerdings muß man sich fremden Sitten anbequemen, daheim aber wollen wir ganz nach eigenem Belieben wir selbst sein dürfen.

Unsere Zeit straft die Irrtümer, die wir seit Jahren gemacht haben. Unser Denken, Wissen, Wollen, Handeln, Politisieren, Kritisieren, Voraussagen, es war alles falsch, fast unser ganzes Leben war verkehrt und falsch und die jetzigen Ereignisse strafen mit furchtbarer Strenge. Aber sie sagen uns nur, wie wir es nicht hätten machen sollen; wie wir's machen müßten, das sagen sie uns nicht, und so irren wir mitten im erbarmungslosen Strafgericht emsig weiter.

Jeden Tag neue Projekte, neue Anläufe und Versuche, aber keine neuen Menschen und keine neuen Ideen und ganz ohne Kenntnis des Bodens, den die neue Zeit uns zuweisen wird. Da gehen wir natürlich immer wieder fehl. — Hausbauen und keine Grundfesten haben!

Am wenigsten könnten wir irren, wenn wir längst bewährte Ziele anstreben wollten, aber mit neuen Mitteln. Vor allem der „moderne" Mensch müßte sich ändern. Redlichkeit, Gerechtigkeit, Wohlwollen. Weniger Intellekt, mehr Seele. Weniger zersetzende Kritik, mehr schöpferische Arbeit. Einfachere Lebensführung, Hervorbringung im eigenen Lande der Lebensmittel, die wir brauchen. Endlich Heilung von der verhängnisvollen Geldgier, die Erkenntnis der Wahrheit, daß die Geldgier das Unglück der einzelnen Menschen und der Völker ist. Manchen Krieg hat ja Armut, Elend, Unterdrückung verursacht; den jetzigen nicht. Wenn man nur einsehen könnte, daß Reichtum wie Armut zur Verelendung führt! Wäre Europa nicht so reich geworden und hätten einzelne Länder nicht noch reicher werden wollen, so wäre dieser wahnsinnigste aller Kriege nicht ausgebrochen.

Wenn wir jetzt mitten in der Katastrophe staatliche, völkische, wirtschaftliche Vorkehrungen nach alten Mustern machen, so werden wir uns wahrscheinlich wieder irren, weil wir noch nicht wissen, ob und wie sie in die großen, neuen Verhältnisse passen werden. Wenn wir jedoch mit ehrlichem Willen und aller Kraft an die Arbeit gehen, um die oben genannten Entartungen zu ersticken, die edelmenschlichen Eigenschaften zu beleben, so schaffen wir eine Grundfeste, auf der das neue Haus, in welchem Stile es immer sei, sicherer stehen wird.

Ach ja, wir Idealisten! Die Volksführer lachen über uns und wir — weinen über sie.

Einer unserer Leser, der sich nicht nennen, sondern die Verantwortung mir überlassen will, schickt folgende Gedanken, die ob ihrer Scharfeckigkeit eines gewissen Humors nicht entbehren:

„Dieser Krieg kann gar nicht aus werden, hört man oft sagen. Er habe auf dem Erdball das Gleichgewicht erlangt, den toten Punkt.

Vielleicht ist eine andere Ursache, weshalb der Krieg ‚nicht aus werden' kann. Die Völker wissen nicht, wofür sie kämpfen. Die Anstifter

berichten, um so verdächtiger wird's uns. Selbst wenn nichts geschieht, sind wir geneigt, uns das Schlimmste vorzustellen und allen unerhörten Gerüchten zu glauben, gerade weil nichts davon in der Zeitung steht.

In unserem Tale wurden zur Erntezeit aus dem südlichen Kriegsplatz Urlauber erwartet. Da erhob sich eines Tages das Gerücht, in Pragerhof sei ein Munitionswagen in die Luft geflogen und dabei seien zweihundert heimkehrende Urlauber zugrunde gegangen! — Immer bestimmter wurde das nacherzählt, weitergetragen, man nannte Leute, die das Unglück gesehen hätten. — Das Entsetzen derer, die daheim ihre Urlauber erwarteten, kann man sich denken. Die Angst und Pein dauerte wochenlang, bis sich die Grundlosigkeit des Gerüchtes endlich herausstellte. Weitum im Lande war erregt davon gesprochen worden, aber kein Blatt hat sich die Mühe gegeben, das Gerede zu prüfen und zu dementieren.

Ja, sie wußten wohl selbst nicht ..... Es geschieht halt vieles heutzutage, das nicht aufkommen darf.

Womit richtet man im Leben mehr aus, mit Güte oder mit Strenge? — Für mich ist diese Frage restlos entschieden.

Mit bewundernden, aber grenzenlosem Erstaunen hat man die große Menschentat unseres Kaisers vernommen. Während eine Welt grimmiger Feinde uns noch von allen Seiten bedroht, will der Kaiser Frieden haben im Innern des Reiches. Man hats mit Strick und Bleikugeln versucht, der Kaiser mit Güte und Verzeihung. Eine Amnestie für politische Verbrecher.

Einen der tausend Begnadigten sah ich aus dem Kerker treten. Er hielt die Hand vors Gesicht und weinte. „Es ist der gütigste aller Herrscher“, schluchzte er, „ich will ihm treu sein all meine Tage.“

Ein Zweiter trat aus dem Gefängnis, der murmelte: „Frei?! Frei bin ich? Mein Bruder hat nichts anderes getan als ich und ist hingerichtet worden. Justizmord! Rache!“

Und ein Dritter kam aus der dunklen Zelle, der lächelte schlau und sprach: „Dieser Gnadenakt kommt mir vor wie ein Gnadengesuch Österreichs an die slawische Nation.“

Ist diese Amnestie der fünfte Akt des alten Dramas oder der erste des neuen? Was ist mächtiger, Gewalt oder Güte, Rache oder Verzeihung? Ich glaube, für den Augenblick erstere, für die Dauer letztere.

Das Beste freilich ist das, was zwischen beiden sich stramm hinzieht und die Handlungen der Menschen nach ihrem sittlichen Werte mißt.

Vor Jahren, als es den Anschein hatte, daß der Zionismus uns die Juden nach Palästina entführen wollte, da hatten wir eine große Freude; warum wollen wir uns von den Slawen nicht trennen, die ihr eigenes Reich anstreben? — Weil in Österreich die Völkerschaften zu sehr untereinander gemischt sind, wird entgegnet. Wohlan, schlagen wir den Bodentausch vor; wer die Heimat lieber hat, als sein Volk, der bleibe daheim, wer sein Volk mehr liebt, der tausche an den Grenzen mit gleichgesinnten Fremden den Boden um. Ein herzloses Mittel! Doch nach den Wanderungen und Verschiebungen der Völker, von denen uns die Geschichte erzählt, könnte bei solchen, denen es ernst ist, die Sache gelingen. Bei den Juden würde die Wanderschaft freilich leichter durchführbar gewesen sein, weil sie nicht an der Scholle kleben, sondern ein bewegsames Handelsvolk sind. Doch, auch unserem Bauer, der heute so leichter Hand seinen Grund verkauft, um in die Fabrik zu gehen, dem verschuldeten Edelmann, der sein Schloß dem Millionär verkauft, darf ein Bodentausch, den ich meine, zugemutet werden.

Aber hieße das nicht Reiche zerstören? Ich glaube, man könnte eher sagen: Reiche auf ihre natürlichen Grundlagen stellen, sie befestigen. Bodenumtausch aus Volkstreue. — Wer solche Gedanken nicht zu ertragen vermag, der soll nur schweigen von Nationalismus. Und wenn alle davon schweigen — um so besser. Dann fällt eine Hauptursache der Kriege ohnehin weg. Die Deutschen, die Slawen, die Romanen, die Mongolen usw. werden hernach einfach zu Menschen."

Es versagt. Man kann nicht mehr schreiben, nicht sprechen über den Krieg. Man kennt ihn nicht, begreift ihn nicht; wie er uns gezeigt wird, so ist er nicht; wie er enden, welche Folgen er haben wird, das weiß niemand. Über den Krieg politisieren ist ein kindischer Übermut. Das Richtigste, was man sagen kann: daß dieser Krieg ein Unding ist, auch wenn wir siegen.

Was draußen vorgeht, es ist peinvoll, daran zu denken. Das menschlich Wichtigste ist, wie das Volk im Lande diesen Krieg sieht und empfindet. Wie es darunter lebt, was es leidet, wie einzelne wahrhaft Großes leisten, die Mehrzahl aber verlumpt und verludert. — Ich habe in diesen verlorenen Jahren davon einiges aufgeschrieben, soweit es nicht verboten ist, darüber zu sprechen.

Ob ich das auch in Zukunft tun werde? Es wird ja wahrscheinlich noch eine Weile so fortgehen und immer widerstreiten sich die Sehnsucht, die Hoffnung und die Wirklichkeit, die seelische und die sittliche Verwirrung, die der Kriegsteufel allmählich in uns allen anrichtet. — — Ich glaube, es ist am besten, man schließt einen Sonderfrieden mit sich selber.

werden es wohl wissen, haben aber alle Mittel in der Hand, die Leute irre zu führen. Es ist tatsächlich längst kein Krieg mehr für Nation, Recht und Freiheit, es ist ein ganz gemeiner Geschäftskrieg, der nur gewissen Staaten und Klassen zu gute kommen soll. Die Mittelmächte nur kämpfen um ihre Existenz; aber auch sie sind mitunter geneigt, den Feind zu provozieren, indem sie, auf ihre „historischen Rechte" pochend, zu weiterem Selbstschutz gewisse Länder erobern wollen.

Gewalt und nur Gewalt? —

Mit Gewalt stiftet man keine rechtlichen Argumente, keine haltbaren Gesetze; jede Vergewaltigung der Machtverhältnisse ist der Keim zu einem neuen Krieg. Will man Frieden haben, so dürfen nicht augenblickliche Wünsche und Bedürfnisse der Staaten entscheiden. Kein Volk kann und darf ausgerottet werden, jedes will sein Selbstbestimmungsrecht haben, sich selbst regieren oder sich freiwillig einem verwandten Volk anschließen können. Das ist natürlich. — Aber es ist nicht möglich, sagen die Politiker Ja, ist es denn möglich, wie es bis jetzt war? Vergeht auch nur ein Jahrzehent ohne Krieg? — Nicht, als ob ich glaubte, die Kriege könnten ganz aufhören. Dafür kenne ich die Menschheit zu gut. Sie ist allzu egoistisch Aber gerade deshalb müßte sie solche Kriege zu vermeiden suchen, wie den jetzigen, der ihr anstatt aller erhofften Siegesbeute einfach an den Kragen geht. Mit Schrecken sehen es die Beteiligten, daß die moderne Kriegskunst alles knebelt und nichts löst, ja, daß der Krieg alle stofflichen und seelischen Werte glatt vernichtet.

Jedes Volk muß sich um sich selbst kümmern! hört man sagen. Das ist recht, um sich selbst; aber nicht immer um andere. Warum läßt man den Polen nicht ihre Freiheit, ein ordentlicher Staat zu werden oder in einem andern aufzugehen, falls sich einer damit belasten will? Wer kann es von einem kleinen Volk oder Land verlangen, daß es sich von einem großen ‚anektieren' läßt, um gegenüber einem andern als Puffer zu dienen? Und man fordert von ihm auch noch Treue und Liebe?! — Und Österreichs Völker: Staatlich geeint, national selbständig, wäre denn das nicht möglich? — Warum läßt man Elsaß-Lothringen nicht wählen, zu wem es gehören will? Was hat Österreich für einen so besonderen Vorteil, wenn es die Irredentisten mit Gewalt an sich fesselt und dadurch einen ewig drohenden Feind im Süden hat? Sind es die offenen Handelsstraßen der See wert, daß immer wieder Millionen von Menschen hingeopfert werden als Preis für die Millionen in der Kasse? Die, nebenbei gesagt, nur wenigen zugute kommen? Warum öffnet die Türkei den Russen nicht den Seeweg durch die Dardanellen? — Aber der Seeweg, wird eingewendet, steht im Frieden ohnehin allen frei. — Nun also, drum Frieden!

Aus unserer Zeit.

Der „unbeliebte“ Deutsche.

Die guten Deutschen werden nicht alle, die sich über Unbeliebtheit ihrer Nation im Auslande nicht trösten können. Und eifrig wird der Grund dieser Unbeliebtheit aufgespürt, um ihn wegräumen und so wieder zur Beliebtheit gelangen zu können. Denn es ist kein Zweifel: vor 1870 liebte man die Deutschen im Ausland, in Frankreich wie in England, in den Vereinigten Staaten wie in Rußland. Was ist nun geschehen, daß Michel so unbeliebt geworden ist? Hat er sich aus einem guten und braven Menschen plötzlich in einen schlechten Kerl und verstockten Bösewicht verwandelt? Und kann er nicht wieder gut und brav wie früher werden?

Aber natürlich kann er das, und es steht nur bei ihm, sich in wenigen Jahren die frühere beliebte Rolle zurückzugewinnen. Er braucht nur den freundlichen Ratschlägen der Nachbarn zu folgen, die um die Wette erklären, daß sie alles in ihren Kräften tun wollen, um aus dem Verbrecher wieder einen ehrlichen Mann zu machen.

Wie war Michel früher, und warum liebte man ihn? Ludwig Bamberger, der zwanzig Jahre in Frankreich gelebt hat und die Franzosen so sehr schätzte, daß er deshalb dereinst im Reichstage von Bismarck als Halbfranzose bezeichnet wurde, sagt in seinen Erinnerungen: „Die Beliebtheit der Deutschen vor dem Kriege wurzelte doch zum Teil darin, daß sie so unschädliche Philologen und Philosophen waren.“

Wie unschädlich sie waren in ihrem Philosophentum, geht aus der Haltung unserer Allergrößten in den Welthändeln vom Ende des achtzehnten und vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hervor. Schiller stellte in einem Briefe an Jakobi im Jahre 1795 die Satzung auf, der Dichter und Philosoph dürfe zu keiner Partei gehören, und unter der Partei verstand er nicht nur das, was wir heute darunter begreifen, sondern auch die Nationen und Völker. So kam es, daß weder die Söhne Schillers noch der Sohn Goethes, alle drei damals im kräftigsten und begeisterungsfähigsten Jünglingsalter, sich an dem Befreiungskriege beteiligten, denn die „Parteistreitigkeiten zwischen Deutschen und Franzosen gingen sie nichts an!“ An diese Haltung der größten Deutschen und ihrer Söhne vor hundert Jahren muß man denken, um den ganzen Unterschied zwischen dem damaligen und dem heutigen Michel zu erfassen. Und auch vor fünfzig und sechzig Jahren noch, als die aus Deutschland geflohenen Freiheitsmänner allenthalben mit offenen Armen aufgenommen wurden und Ämter und Würden an den französischen, englischen und amerikanischen Schulen und Universitäten erhielten, wie anders war Michel damals! Als unschädlicher Philosoph zog er aus; sein Reich war nicht von dieser Welt, er lebte im Luftreich des Traums, wo ihm die andern gern die unbestrittene Herrschaft überließen. Kein Wunder, daß man ihn liebte und mit der freundlichen Nachsicht und Herablassung behandelte, die der praktische Mann stets dem Dichter und Träumer zeigt.

Heute aber glauben selbst die Dichter und Philosophen in Deutschland, daß [illegible] das Recht und die Pflicht haben, sich um die Welthändel zu kümmern [illegible] für die Sache ihres Volkes und Landes einzustehen; und statt der unschädlichen Philosophen und Philologen sind in den letzten dreißig Jahren sehr praktische, [illegible]ßige, tüchtige, rührige und aus allen diesen Gründen im höchsten Grad [illegible]liche Fabrikanten und Kaufleute in die fremde Welt gezogen, haben sich und [illegible] Volke allenthalben schöne Plätze an der Sonne erobert und dadurch die anderen



Kleine Laube

Konstantin.

Von Hermann Kienzl.

Im Glanz der Krone sprüh'n die Bratenbarden
Des Busens Glut, sie küssen die Sandalen
Des Sitzers auf dem Thron. Mag er bezahlen
Den Wohlgeruch der Reime und der Narden!

Dir schweigt das giere Lied der Höflingsgarden,
Vertrieb'ner König! Schwarze Onyx=Schalen
Vertropfen Ätzung deinen Wundenmalen —
Der Schlangen Beute du und Leoparden!

Doch letztem Enkel wird die Ahne melden,
Und rauschen werden Hellas heilige Wogen,
Von einem leidvoll ungebeugten Helden,
Der, sich getreu, in das Exil gezogen:
Er war ein Mann mit Königs Purpurbürde,
Er war ein König in der Mannheit Würde!

Nachdenkliches.

Von Oskar Glaser, Wien.

So lange arbeiten wir an uns herum, um den anderen Menschen in uns auszumerzen, bis wir der dritte und der vierte Mensch geworden sind, nur nicht der erste, der wir sein wollten.

Was dir an mir gefällt? Dein Ich in mir.

Was dir widerstrebt? Mein Ich in mir.

Wer an das Opfer, das er gebracht, immerfort denkt, wer die Enteignung nicht vergessen kann, die er erfahren hat, der hat sich wirklich geopfert.

Nur von oben heißt es Abgrund, von unten ist es die Höhe.

Wer viel Mitleid hat, der hat notgedrungen auch viel Mitfreude.

Wir möchten ja alle den richtigen Weg gehen, aber jeder fühlt es, wie ihm die hiezu nötigen Schritte wehtun.

Die Regeln erkennen wir theoretisch, die Ausnahmen praktisch.

hältnissen im Hinterland eben ging. Dann schlugen die Heuchler los. Allerdings, läge die Führung des Krieges bei uns in den Händen eines demagogischen Volksrates, so hätte die Berechnung ungefähr stimmen können, doch der „Junker" Hindenburg vertraute dem Gefasel des Advokaten Kerenski ganz und gar nicht und war auf verschiedentliche Hinterhältigkeiten wohl vorbereitet. Hilf, was helfen kann, dachte die rote Presse und sang bei den Anfangserfolgen der russischen „demokratischen" Offensive Lobeshymnen auf die „Schlagkraft republikanischer Armeen". Da setzte es Hieb auf Hieb gegen die „monarchischen Heere" und es hatte den Anschein, als wäre es den rotesten der roten Sozi gar nicht Unrecht, unterlägen wir „Tyrannenknechte" dem Ansturm der Soldaten Kerenskis. Abermals kam es anders. Hindenburgs Gegenoffensive lehrte die Moskowiter Mores, und siehe da, die russische Regierung selbst schrie es in die Welt hinaus, wie miserabel sich ein Großteil ihrer „revolutionären" Truppen benahm... Ganze Regimenter nahmen Reißaus und ganze Divisionen beratschlagten, ob sie den Befehlen ihrer Vorgesetzten gehorchen sollten oder nicht! Solche Tatsachen können unseren Demokraten einen leisen Vorgeschmack von der Ordnung und der Disziplin in sozialen Republiken geben. Und dieselben Demokraten werden hoffentlich finden, daß besonders die Schaumschlägereien der in Wahrheit volksfeindlichen roten Presse Spiegelfechtereien zum Zweck minderer Parteizwecke sind.

So wollen wir denn doch lieber den nüchternen Worten Hindenburgs und Ludendorffs vertrauen, als den mißglückten Propheten Austerlitz und Bernstein.

B. E. S.

*

Englische Erdkunde für die Kleinsten.

Unsere Schulbücherei besitzt seit einigen Jahren ein recht nettes Buch, das wir unseren Kindern gerne zeigen, und wir haben alle, auch in der Kriegszeit, viel Genuß daran gehabt, obwohl es ein englisches Kinderbuch ist. Nicht nur sind die Bilder darin farbenfröhlich und flott gezeichnet, die Sprüche leicht verständlich und von deutschen Untertertianern zu ihrem großen Vergnügen ohne besondere sprachliche Schwierigkeiten zu genießen, es läßt sich auch, meiner Meinung nach, mit keinem andern Lehrmittel ein so unmittelbarer, so tiefer Blick tun in die Seele eines Stockengländers, daß ich das Büchlein eigentlich allen Amtsgenossen dringend zur Anschaffung empfehlen müßte, wenn es — na ja, das hat so seine Schwierigkeiten. Also lassen wie das.

Das lustige Buch heißt „My very first little book about other countries" (Mein allererstes Büchlein über andere Länder) (London. Henry Frowde and Hodder & Stoughton). Auf der Rückseite des Titelblattes steht ein Eskimo, die Harpune in der Hand, darunter der Spruch:

He lives far North, in a hut of snow.
The queer little, fat little Eskimo,
(Er lebt fern im Norden, in einer Hütte von Schnee,
Der schnurrige kleine, fette kleine Eskimo),

Dann werden auf den nächsten Blättern die übrigen Völker ziemlich ausführlich behandelt; jedes bekommt ein Bild mit Verschen drunter und gegenüber eine ganz lustige, in leichtbehältlichen Versen gehaltene Beschreibung seiner Haupteigentümlichkeiten.

Die kleinen Geister werden gewissermaßen zum erstenmal mit auf Reisen genommen und sollen auf lustige Weise die wichtigsten Länder kennen lernen.

Es geht weit in der Welt herum.

Merkwürdig! Wo bleibt denn Deutschland?

gezwungen, entweder ebenso tüchtig zu arbeiten oder aber mit dem Schatten vorlieb zu nehmen. Und da soll der Deutsche *beliebt* bleiben!

Die Sache ist so einfach wie nur möglich: Werdet wieder *unschädliche Philosophen und Dichter*, erklärt wieder, daß die *Welthändel euch nichts angehen*, schaut ruhig zu, wie die anderen die guten Dinge dieser Erde *erobern und genießen*, erklärt den Daseinskampf eures Volkes für einen *Parteistreit, der euch nichts angeht* — und ehe drei Jahre vorbei sind, werdet ihr wieder eine ganz beträchtliche *Beliebtheit* zu spüren bekommen.

Wenn ihr das aber nicht wollt, wenn ihr euren Anteil an den *irdischen Gütern wünscht*, dann müßt ihr euch mit der *Unbeliebtheit abfinden* und in Ermanglung der Liebe den *Respekt* der anderen zu *erzwingen* trachten! „Ostdeutsche Rundschau.“

*

Mißglückte Propheten.

Wer sich noch in diesem großen Krieg, sei es optimistisch oder pessimistisch, zu prophezeien unterfing, hatte damit kein Glück — es kam immer anders. Nur Hindenburg, der lange noch nicht genug Geliebte und Verehrte, sprach zwei Sätze, von denen der eine bereits in Erfüllung ging, während der andere sich wohl gleichfalls bewahrheiten wird: Nach seinen ersten großen Erfolgen über Rußland, als viele an ein rasches Ende glaubten, sagte er, der Krieg werde noch lange dauern; hernach sprach er das Wort, die „besseren Nerven“ würden Sieger bleiben. Nun, wir haben ein felsenfestes Vertrauen auf die guten Nerven des Herrn Marschall, seines Kameraden Ludendorff und des ganzen deutschen Volkes. Aber im übrigen blamierten sich alle lieben Propheten. Lange Zeit waren es die Sozialdemokraten, welche die falschen Weissagungen des „Bürgertums“ verhöhnten, aber jetzt sind sie selbst an der Reihe! Als der Umsturz im Rußland kam, las man in der roten Presse, die russische Demokratie bedeute den Frieden, und zwar werde der Friede von der glorreichen, kaum erst wiedererstandenen Internationale in Stockholm gesichert werden. Von Stockholm wurde es bald sehr, sehr still, da es sich zeigte, daß eigentlich nur gewisse „deutsche“ Internationale wirklich international waren und die Herren Republikaner in Petersburg, die durch eine revolutionäre Woge emporgehoben wurden und seitdem jeden ächten, der *ihnen* Revolution machen will, eine Offensive gegen die Mittelmächte unternahmen, von denen sie die Gewähr besaßen, nicht angegriffen zu werden, falls sie nicht selbst „zum Schwerte griffen“. Als diese beiden unerwarteten Ereignisse eintraten, wurde unsere sozialistische Presse recht kleinlaut vertrat sie doch bisher den Standpunkt, das demokratische Rußland, das daheim noch so manches zu bereinigen hatte, werde schon friedlich bleiben. Das betonten die roten Blätter in den vergangenen Monaten Tag für Tag in Zuschriften ihrer „Korrespondenten“ aus Petersburg und Stockholm. Was nun tun, da Kerenski als Kriegsminister seine Armeen zu Eroberungen nach Galizien schickte? Schwindeln! Unsere Sozialdemokratie verleugnete ihre „Spezialkorrespondenten“ und behauptete plötzlich, durch — unsere Regierungen irregeführt worden zu sein, die an eine russische Offensive angeblich nicht mehr glaubten... Damit aber war die von den breiten Schichten unseres Volkes bereits stark angezweifelte „Friedensliebe“ der russischen Demokratie noch lange nicht gerettet; im Gegenteil gar mancher nachdenkliche Sozi, der nicht alle Schmonzereien der „Arbeiter-Zeitung“ als ewige, unumstößliche Wahrheiten nachzubeten bereit ist, erinnerte sich, daß anno 1916 auch das zaristische Rußland von Friedensschlüssen schwefelte, als es [illegible] gewinnen wollte, in Ruhe einen neuen gewaltigen Überfall auf uns vorzubereiten. Genau so machten es jetzt die russischen Demokraten, sie suchten, uns in Sicherheit zu wiegen, und derweilen ordneten sie die Heere, so gut es bei den mißlichen

der feindlichen Flotte, gelang es „Zenta“ noch, ihre Beobachtungen nach dem Golfe di Cattaro radiographisch zu übermitteln. Als letzte Depesche wurde abgegeben: „17 feindliche Schiffe jagen „Zenta“; Feuer eröffnet!“ In dieser kritischen Situation erteilte der Kommandant der „Zenta“ an „Ulan“ den Befehl, von seiner bedeutend höheren Geschwindigkeit Gebrauch zu machen und zu trachten, sich der drohenden Umklammerung zu entziehen. Für die viel weniger laufende „Zenta“ war der Durchbruch durch die feindlichen Linien nicht mehr möglich. Der Kommandant beschloß daher, sich knapper unter der Küste zu halten, kämpfend gegen den Golf von Cattaro zu steuern, und das Schiff freiwillig zu versenken, falls es nicht mehr gelingen sollte, den Hafen zu erreichen. Es sollte bis zur vollkommenen Vernichtung Widerstand geleistet werden. Mittlerweile war die mit über 20 Seemeilen fahrende feindliche Flotte auf ungefähr 10.000 Meter an „Zenta“ herangekommen und die zuerst in südwestlicher Richtung steuernden Schiffe der Gegner hatten sich der Hauptmacht angeschlossen, als vom Feinde 2 Schüsse abgefeuert wurden, die, weil kein Geschoßaufschlag bemerkbar war, als Aufforderung zur Ergebung aufgefaßt werden konnten. Als Antwort darauf, ließ der Kommandant der „Zenta“, zum Zeichen daß er den ungleichen Kampf aufnehmen werde, die k. u. k. Flagge auf den Mast toppen, über Heck die seidene Ehrenflagge hissen, worauf sich 4 bis 6 feindliche Schlachtschiffe mit Geschützen des schwersten Kalibers auf unsere „Zenta“ einzuschießen begannen. Der erste Doppelschuß war zu weit, der zweite zu kurz; dann fiel eine Lage, die knapp über Bord einschlug und das Vorschiff und die Brücke mit einer Sturzsee überschwemmte. Hiebei wurde das Schiff auch von einzelnen Sprengstücken getroffen. Nun folgte Lage auf Lage. Als sich die Distanz auf 8000 Meter verringert hatte, befahl der Kommandant der „Zenta“, das Feuer aus den 12 Zentimeter-Geschützen zu eröffnen. Die erste Lage, die S. M. S. „Zenta“ abgab, war zu kurz, die folgenden fielen gut.

Darüber war es ungefähr 9 Uhr geworden, als Sprengstücke einer feindlichen Granate, die im Maschinenraum explodiert war und den Maschinenbetriebsleiter Friedrich Rotter nebst einem großen Teil des dort befindlichen Maschinenpersonals getötet hatte, die rechte Hauptdampfleitung durchschlugen und das Schiff durch Außerbetriebsetzung beider Maschinen manöverierunfähig machten. „Zenta“ bot nun dem Feinde eine stillestehende Scheibe dar. Den Rest der Eigenfahrt hatte der Kommandant dazu benützt, um wenigstens so weit zu wenden, daß den Geschützen der linksseitigen Batterie ein guter Ausschuß ermöglicht sei, wodurch getreu der Tradition unserer Kriegsmarine der Kampf um die Waffenehre bis zum äußersten fortgesetzt erschien. Gleichzeitig erteilte der Kommandant den Befehl, die Feuer unter den Schiffskesseln zu löschen und die Sicherheitsventile zu entlasten. Obwohl das Schiff durch den dem Maschinenraum durch alle Schächte mit Macht entströmenden Rauch in eine Wolke von Siedehitze eingehüllt war, verharrte die Bemannung unter dem Einflusse des tapferen Beispiels der Offiziere, Seefähnriche und Seekadetten auf ihren Gefechtsposten und setzte trotz der geringen Wahrscheinlichkeit, mit dem kleinen Geschützkaliber gegen die schwergepanzerten Feinde Erfolge zu erzielen, das Feuer unentwegt fort.

Weitere feindliche Treffer erzeugten Brände auf Deck und in der Batterie, die nach und nach den Verkehr zwischen Achterdeck und Brücke verhinderten. Trotz der aufopfernden Bemühungen des Gesamtdetailoffiziers, Linienschiffsleutnants Franz Freiherrn von Leonhardi, war es unmöglich, die Brände zu löschen, weil die Pumpen versagten und deren Steigleitungen ebenso zerstört waren, wie die elektrische Beleuchtungsanlage im Schiffe. Ein Schuß hatte in dem vorderen Kesselraum eingeschlagen, einen Wassereinbruch hervorgerufen und dem dort postierten Maschinenmaat

Wir blättern nochmal von Anfang zu Ende. Ist da etwas herausgerissen? Keine Spur — das Exemplar ist tadellos. Da ist also Grönland, Frankreich, Holland, die Schweiz, Italien, Norwegen, Rußland, Spanien, Nordamerika, Kanada, Mexiko, Japan, China, Indien, die Südseeinseln, Ägypten, die Türkei.

Aber Deutschland???

Ja sehen Sie, das ist eben das Geheimnis dieses Buches. Und das ist das, was dieses zur allerersten Einführung englischer Kinder in das Weltbild bestimmte Bilderbuch so außerordentlich geeignet macht zu einer ersten Einführung der deutschen Jugend in die — englische Weltanschauung. „Türmer."

*

S. M. S. „Zenta".*

Am 13. August 1914 hatte Fregattenkapitän Paul Pachner das Kommando S. M. S. „Zenta" übernommen. S. M. S. „Zenta" verließ am 16. August 1914 um 4 Uhr früh den Ankerplatz im Golfe von Cattaro, um im Vereine mit dem vom Korvettenkapitän Egon Panfilli befehligten Torpedofahrzeug „Ulan" die montenegrinische Küste zu blockieren. Das Wetter war windstill und sichtig und es herrschte leichte Dünung aus Südwest. Das Schiff befand sich im gefechtsklaren Zustande und alle Kessel waren derart bereit, um binnen kürzerster Zeit die maximale Schiffsgeschwindigkeit entwickeln zu können. Beide Schiffe kreuzten zwischen der Spitze Bolovica und Spitze Menders, ungefähr fünf Seemeilen seewärts von der Küste, wobei sich „Ulan" etwa auf eine Seemeile im Süden S. M. S. „Zenta" hielt, als um 7 Uhr 45 Minuten vormittags in südwestlicher Richtung Rauchsäulen gesichtet wurden, die sich rasch näherten.

Um diese Zeit fuhr „Ulan", der die gleichen Wahrnehmungen gemacht hatte, mit Maximalgeschwindigkeit an die „Zenta" heran, um hierüber Meldung zu erstatten.

S. M. S. „Zenta", die bisher südöstlichen Kurs gesteuert hatte, wendete gegen Nordwest und beide Schiffe liefen nun mit höchster Maschinenkraft gegen die Einfahrt des Golfes von Cattaro. Hiebei wurde „Ulan", der sich landwärts von der „Zenta" hielt, durch dieses Schiff gedeckt.

Kurz darauf kamen aber auch in westnordwestlicher Richtung viele Rauchsäulen in Sicht und bei ihrer rapiden Annäherung gewahrte man bald, daß sie von der aus 17 bis 18 großen Schiffen bestehenden französischen Flotte herstammten: Schlachtschiffe der Dantontype sowie Panzerkreuzer, die von einer größeren Torpedoflottille begleitet waren und in steiler Staffellinien-Formation mit großer Geschwindigkeit im Jagdkurse derart in den Raum zwischen der noch etwa 30 Seemeilen entfernten Einfahrt in den Golf von Cattaro und unseren zwei Schiffen steuerten, um ihnen den Rückzug in den Hafen abzuschneiden. Trotz intensiver Funkenspruchstörung seitens

* **Der Verlag für vaterländische Literatur, Ges. m. b. H. Wien**, XV, stellte uns diesen interessanten Abschnitt aus dem Werk **„Unteilbar und Untrennbar"** zur Verfügung. Dasselbe behandelt in drei starken, reich illustrierten Bänden die Geschichte des großen Weltkriegs mit besonderer Berücksichtigung Österreich-Ungarns und wird von Oberst A. Veltzé herausgegeben unter Leitung des Generals der Infanterie Emil Freih. von Woinovich und des Generalmajors Max R. von Hoen. Band I des Werkes erscheint in einigen Wochen in vorzüglicher Ausstattung mit vielen Kopfleisten, Schlußstücken, 10 Farbentafeln, 4 Duplextafeln, 5 Doppeltontafeln, 7 Karten in Farbendruck und bürgt ein auserlesener Stab von Mitarbeitern aus dem k. u. k. Kriegsarchiv für die Gediegenheit und fachmännische Bearbeitung des Werkes, das aus den den Autoren zugänglichen Quellen bisher unbekanntes und durchaus authentisches Material veröffentlicht. Der Preis der drei in Prachtband gebundenen Bände wird K 100.- betragen. Wir sehen mit größtem Interesse dem Erscheinen dieses hervorragenden kriegsgeschichtlichen Werkes entgegen und werden in Bälde auf den Gesamtinhalt des Werkes zurückkommen.

Tausenden bedecken. Der Kunstgeschmack wandelt sich, es wäre bedauerlich, würden wir abermals mit fabrikmäßiger Dutzendware überschwemmt.

Andererseits drängt unser Verlangen danach, der tiefen Dankbarkeit, die wir unseren Tapferen schulden, schon jetzt Ausdruck zu geben. Gibt es nicht wirklich eine Form, in der dies alsbald geschehen kann, ohne der Zukunft ihr Recht zu nehmen? In aller Stille sind bereits Ehrungen Gefallener erfolgt, ohne uns ein Denkmal aufzudrängen, das später um so weniger Beachtung finden würde, je mehr gleichartige gesetzt werden. So schufen statt des Denkmals in Erz oder Stein Eltern oder Freunde eine Stiftung, die zum Andenken an den Toten der Förderung seiner Lieblingswissenschaft dient.

Es wäre für unsere Zukunft von großter Bedeutung, wollte sich diese Sitte allenthalben einbürgern: unsere Toten durch Stiftungen zu ehren, statt ihnen ein Denkmal zu setzen, das seinerseits bald zu den Toten gehören würde. Zieht man der Stiftung nicht unnötig enge Grenzen, so ist es moglich, sie dauernd den Zeiterfordernissen anzupassen, mithin unzähligen Geschlechtern Nutzen zu spenden. Wie viel schöner ist eine Ehrung, die das dafür nötige Geld nicht verbraucht, ja obendrein noch der Nachwelt Kosten für die Erhaltung eines Denkmals aufbürdet, sondern die Ehrungssumme dazu bestimmt, unserem Volke dauernd Licht und Leben zu spenden!

Heute besteht diese Notwendigkeit dringender als je. Die Kosten des Weltkrieges sind so ungeheuerlich, daß wir und unsere Nachkommen jahrzehntelang daran tragen werden. Zudem verloren wir so viele ganz unersetzbare Menschen, daß wir äußerlich und innerlich verarmt sind. Während des Krieges werden wir uns dieser Tatsachen nicht in ihrer vollen Bedeutung bewußt, weil wir abschätzen, ob unsere Feinde nicht noch mehr einbüßten. Im Frieden aber werden wir die fehlenden Kräfte bitterlich missen. Diejenigen, die übrig bleiben, müssen Arbeits- und Willenskraft aufs äußerste spannen, um den gehäuften Anforderungen zu genügen, die wir zu stellen haben, sollen die Wunden heilen, aus denen Deutschland blutet.

Zu den unzähligen Kulturaufgaben, die unser infolgedessen harren, gehort aber Geld — und nochmals Geld — und zum dritten Male Geld! Sicherlich werden Staat und Gemeinde das ihrige tun; allein ihre Macht ist nicht unbegrenzt, und sie werden schon ohnedies die Steuern bis zum äußersten Maß erhöhen müssen. Jede Hilfe in der Schaffung und Ausgestaltung von Wohlfahrtseinrichtungen ist daher von größtem Wert. Um so bedauerlicher wäre es, sollten wir es mit ansehen, das bedeutende Kapitalsummen von dem edlen Wunsche, ein dauerndes Erinnerungszeichen an unsere Gefallenen zu schaffen, dem Leben entrückt und für eine unfruchtbare Ehrung verbraucht werden. Nur wenn sie eine kulturelle Tatigkeit dauernd speisen, erreichen sie ganz ihr dreifaches Ziel: die Erinnerung an die Gefallenen zu pflegen — zur Nacheiferung ihres Opfers für das Vaterland anzuspornen — und der Veredelung der kommenden Geschlechter zu dienen.

Der Zwecke, für die Kriegserinnerungs-Stiftungen gemacht werden konnten, gibt es eine große Zahl. Wie könnte man in Verlegenheit kommen, will man Gutes tun? Wir haben Wunden zu heilen, Tränen zu trocknen, Darbenden zu helfen, in Augen, die vor Schmerz starr geworden sind, wieder ein Licht der Freude zu entzünden, Kindern und Kindeskindern Körper und Geist zu stählen, den Hunger nach den edelsten Schöpfungen des Menschentums zu stillen und doch stets neu zu wecken. Neben die großen National-Stiftungen, die der Förderung noch dringend bedürfen, müssen und werden andere treten, um der Wohlfahrt der Witwen und Waisen (nicht nur den nötigsten Geldunterstützungen!) zu dienen und darüber hinaus dem ganzen Volke eine lichte Zukunft zu bereiten. Dringend nötig sind uns beispielsweise Heimat-

mit einem einzigen Schuß beide Beine vom Rumpfe getrennt. Fallend rief er: „Hoch Österreich!"

Unter der Wirkung des Feuers wurden alle Geschütze bis auf eines demontiert. Dieses wurde bis zum Augenblick, als das Schiff verlassen werden mußte, durch den Artillerieoffizier, Linienschiffsleutnant Albert Homayr selbst bedient, nachdem die gesamte Geschützbemannung außer Gefecht gesetzt worden war. Von „Zenta" wurden alles in allem 120 Schuß abgefeuert. Die Schiffsdecke war mit Toten und Verwundeten bedeckt. Den Verwundeten konnte keine Hilfe mehr geleistet werden, weil der Verbandplatz, das Spital und die als Verbandplatz auf Deck fungierende Radiokabine zerstört waren. Am stärksten war das Vorschiff zerschossen, die Brücke teilweise zertrümmert; mitschiffes in die Batterie, in den Heizerwaschraum und in den Handsteuerraum waren große Öffnungen gerissen. Intakt geblieben waren nur die Masten, Kamine und die Flaggen. Das Schiff begann infolge der Wasserlinietreffer sichtlich zu sinken. Was an geheimen Akten vorhanden war, wurde eigens ins Meer versenkt und jetzt erteilte der Kommandant den Befehl zum Verlassen des Schiffes, das sich beiläufig um diese Zeit auf vier bis fünf Seemeilen Entfernung von der Küste, bei Castellastua befand. Als Fregattenkapitän Pachner, im Glauben, sich als Letzter vom Schiffe entfernt zu haben, schon schwimmend nach diesem zurückblickte, da gewahrte er auf dem Achterdeck, das er infolge des Brandes von der Brücke aus nicht hatte beobachten können, zu seiner Überraschung noch den Seefähnrich Max von Kramer mit einigen Mannschaftspersonen. Der Kommandant schwamm deshalb zurück, erkletterte das Schiff und verblieb darauf an Bord, bis auch diese letzten Personen ins Wasser gesprungen waren. Dann verließ er das Schiff zum zweiten Male. Fregattenkapitän Pachner hatte sich kaum auf 100 Meter davon entfernt, als S. M. S. „Zenta", mit dem Buge aus dem Wasser tauchend, sich noch einmal aufrichtete und dann, mit dem Achterschiffe voran, mit wehenden Flaggen in die Tiefe glitt. Ein vielstimmiges spontanes Hurra der mit den Wellen ringenden Bemannung begleitete diesen letzten Akt des Kampfes. Es war gegen 9 Uhr 30 Minuten vormittags.

Der Feind, der bis zu diesem Augenblicke das Feuer fortgesetzt hatte, wendete gegen Süden und verließ den Kampfplatz, ohne irgend einen Versuch zur Rettung der Schiffbrüchigen unternommen zu haben. Hieran können alle gegenteiligen Versicherungen nichts ändern, die später von französischen Blättern zur Beschönigung dieses unritterlichen Verhaltens an die Neutralen gerichtet worden sind. Nach 4—5stündigem Schwimmen erreichten die Überlebenden den Strand von Castellastua. Eine Gruppe, bei der sich der Schiffskommandant befand, wurde in der Nähe des Strandes von Booten, die die Flagge der Genfer Konvention führten aufgefischt und über dahingehende Bitte, um nicht in montenegrinische Gefangenschaft zu fallen, auf Klippe S. Domenica ausgesetzt. Einige Stunden später kam aber doch montenegrinisches Militär und führte die erschöpften Wehrlosen ab.

Stiftungen — nicht Kriegsdenkmäler!

(Von Dr. Ernst Schultze.)

Uns alle bewegt die Frage, wie wir unsere Krieger am besten und würdigsten ehren. Mancherlei Pläne liegen vor: neben Kriegsdenkmälern auf feindlicher Erde und daheim empfiehlt man Heldenhaine, Denkmalstürme, Gedächtnishallen, Ehrenschilder und anderes. Mit vollem Recht mahnen Sachverständige, die Entscheidung nicht zu übereilen, vor allem sich nicht auf die Form von Standbildern festzulegen, wie sie zur Erinnerung an 1870/71 den deutschen Boden

sondern hemmt, weil sie unnütze Kraft für Verwaltungszwecke braucht, während sie den Überblick über das Vorhandene erschwert.

Es gibt heute so viele Stiftungen und Körperschaften, die ihre Lebensfähigkeit bewiesen haben und ihrem Zwecke aufs beste dienen, daß niemand, der eine Summe, gleichviel von welcher Höhe, spenden will, vergeblich suchen wird, sie an geeigneter Stelle unterzubringen. Wie gesagt, kann dies in der Form geschehen, daß die Summe innerhalb der Körperschaft, der man sie übergibt, getrennt verwaltet wird. So ist die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel, die, vor anderthalb Jahrzehnten begründet, ihre Tätigkeit von vornherein auf alle deutschen Lande erstreckte, dazu gern bereit. Schon manches Mal flossen ihr Summen zu, deren Spender sie ehrte, indem sie die Bücher, die sie daraus verteilte, mit entsprechendem Bücherzeichen versah. Solche Bücher werden besonders hoch geschätzt. Beispielsweise halten die Soldaten, die 1915 und 1916 durch Vermittlung der Stiftung ein Buch aus der „Weihnachtsspende der Kaiserlichen Staatssekretäre und und Königlich Preußischen Staatsminister" erhielten, dieses Besitztum, das durch besonderes Bücherzeichen geschmückt ist, lieb und wert.

Für die Zukunft des deutschen Volkes ist es von hoher Bedeutung, ob die Summen, die zur Erinnerung an unsere Gefallenen, an den Heldenmut der Kämpfenden und an den Krieg überhaupt gemacht werden, im Dienste des Gemeinschaftslebens stehen oder ob sie für unfruchtbare oder unüberlegte Zwecke dahinfließen. Wir haben in diesem Kriege so viel geleistet, was fremden Völkern, ja uns selbst als beinahe unmöglich erschien, daß wir die Anforderungen an das, was wir weiter zu schaffen haben, recht hoch stecken wollen. Wie sehr eine Nation als Kulturvolk gelten mag, zeigt sich nicht zum wenigsten auch an Zahl und Art ihrer Stiftungen. Geben wir auch darin der Welt ein Beispiel — uns selbst zu Nutzen und Frommen!

Und vergessen wir nicht, daß eine der wichtigsten Aufgaben nach diesem furchtbaren Kriege, der Ströme von Blut und Tränen fließen machte, die sein wird, das Seelenweh zu lindern, das sich tief, tief eingrub. Wird sich das deutsche Volk dadurch die Spannkraft gewiß nicht nehmen lassen, so ist es doch eine der schönsten Aufgaben, die Seelen wieder durch Freude zu beschwingen. Je angestrengter wir zu arbeiten, je härter wir uns zu mühen haben, desto bedeutungsvoller ist es, können wir uns in der Zeit der Muße zu echter Freude emporheben. Nicht zu jenen schalen Genüssen, denen ein bedenklich großer Teil unseres Erwerbslebens zu dienen strebt, so daß der geistigen Unbefangenheit und Frische unseres Volkes ernsthafte Gefahr droht — sondern jene herzinnige, unschuldige oder hoheitsvolle Freude, die uns aus den edelsten Schöpfungen der Kultur zuströmt: aus den Tondichtungen unserer Meister, aus Malerei und Bildhauerei, aus dem Paradiesgarten der Dichtung, aus Wanderungen in Feld und Flur, aus Volksparken und Museen, Volksheimen und Volksfesten. Es gibt so viel Schönes, das das Leben jedes einzelnen unserer Volksgenossen dauernd durchwärmen sollte, anstatt nur einmal ausnahmsweise hineinzuleuchten! Dem einzelnen und der Gesamtheit würden daraus Kräfte erwachsen, die wir heute nur von fern ahnen können. Noch geschah niemals der Versuch, ein ganzes Volk in allen seinen Schichten durch das Morgentor des Schönen zur Freude zu führen. Die Zukunft, die wir uns zimmern möchten, soll diese Aufgabe lösen. Sie kann es nur, bieten sich freiwillig helfende Hände — und fließen die nötigen Geldsummen herzu. Keine toten Kriegsdenkmäler also, sondern lebenspendende Stiftungen!

häuser für Waisen. Aber auch denen, die — verstümmelt oder mit heilen Gliedern — aus dem Felde zurückkehren, ist die Allgemeinheit schuldig, sich ihrer anzunehmen: durch Kriegerheimstätten, neue Berufsbildung und vieles andere. Reich, Staat und Gemeinde werden nicht alles tun können, um das zertrümmerte Leben des einzelnen wieder aufzubauen, oder um dem Kriegsbeschädigten den Übergang in einen anderen Beruf zu erleichtern. Auch fehlt dem amtlichen Wirken jene der gemeinnützigen Tätigkeit erreichbare Biegsamkeit, die um so unentbehrlicher ist, je größere Schwierigkeiten die Lösung bietet.

Allerdings darf man die neuen Stiftungen nicht in zu enge Kleider stecken. Verweist man sie auf ein allzu beschränktes Gebiet, so könnte es sich ereignen, daß sie nach gewisser Zeit überflüssig, wenn nicht schädlich werden. Wir haben aus früheren Jahrhunderten manche Stiftung, die ihrem ursprünglichen Zwecke nicht mehr dienen kann, weil er gegenstandslos wurde, so daß ihre Mittel nunmehr einigermaßen im Sande verlaufen. Wir haben andere Stiftungen — einige noch nicht eben alt — die geradezu schädlich wirken. Als Beispiel nenne ich diejenigen für Mietsunterstützung, die erfahrungsgemäß, so gut sie gemeint sind, nur den Erfolg haben, die Hauswirte zu sorgloser Steigerung der Miete zu veranlassen; die Mieter, die nicht zahlen können, werden höchst bequem an solche Stiftung verwiesen. Auch soll es eine reiche Handelsstadt in Deutschland geben, die so viele Stiftungen für alte Frauen besitzt, daß einer ihrer weitestblickenden Bürger zu sagen pflegte: man müsse alte Frauen aus einem Nachbargebiet einführen, um die Zinsen los zu werden!

Sollen also neue Stiftungen nicht einem unüberlegten Zwecke dienen und dürfen sie nicht zu eng begrenzt sein, so müssen sie noch zwei anderen bedeutsamen Forderungen gerecht werden.

Die eine ist, daß die schrittweise Anhäufung der Stiftungszinsen zu vermeiden ist. Die Gefahr liegt nahe. Im Frieden ist man ihr häufig zum Opfer gefallen. Auch während des Krieges wurden Stiftungen gemacht, deren Satzung vorschreibt, die Zinsen oder einen Teil davon so lange zum Kapital zu schlagen, bis sich eine Summe von bestimmter Höhe ergibt. Das ist ein Spiel mit großen Zahlen, die außer der Gegenwart noch zwei oder mehr kommende Geschlechter belastet — nur um hoffen zu können, daß nach 100 oder gar 200 Jahren aus einer unerheblichen Summe ein Millionen-Kapital geworden ist. Solche Aufspeicherung von Zins und Zinseszins würde namentlich in einer Zeit, die so riesige Aufgaben stellt wie die Gegenwart und die nächste Zukunft, ein schweres Unrecht an der Allgemeinheit sein.

Die letzte Forderung geht dahin: nicht zu kleine Sonderstiftungen auf die Füße zu stellen. Das bedeutet keineswegs, daß jemand, der statt einer Summe von 100.000 oder doch 20.000 Mk. nur eine solche von 500 Mk. erübrigen kann, unterlassen sollte, sie als Stiftung herzugeben. Verwendung kann jeder Betrag finden. Nur ist dafür wirklich nicht die Form einer besonderen Stiftung mit für sich bestehender Verwaltung nötig. Weit zweckmäßiger ist die Anlehnung an eine schon bestehende Stiftung. Legt man Gewicht darauf, daß die neue Summe innerhalb des alten Rahmens getrennt verwaltet und daß nicht versäumt wird, bei allem, was aus den Zinsen der neuen Summe geleistet wird, zu erwähnen, daß dies aus dem Ertrage der . . .schen Sonderstiftung geschieht, so läßt sich diesem Wunsche willfahren. Jedenfalls wird die Verwaltung erheblich billiger, in der Regel auch zweckmäßiger und wirkungsvoller, als wenn eine neue, für sich stehende Stiftung daraus gemacht wird. Wer unsere gemeinnützigen und wohltätigen Körperschaften kennt, weiß, daß ähnlich wie auf dem Gebiete des Vereinswesens auch auf dem der Stiftungen eine Zersplitterung und Vielgestaltigkeit herrscht, die nicht fördert.

Ein Traumbild.

(Im Felde, 18. Juni 1916.)

Eine welsche Kanone knurrt und bellt,
Die unsern erwidern mit Brummen. —
Die Sehnsucht nach dir, liebe Heimatswelt,
Sie will nicht und will nicht verstummen!
Ein Traumbild steigt es vor mir ins Licht.
Das heimatliche Gelände,
Und ich höre den Aufschlag der Kugeln nicht,
Selbst wenn ihrer eine mich fände.
Und ich stehe hoch oben am Hainbergstein,
Vom Bismarckturme beschattet,
Und schaue rundum in die Gaue hinein,
Soweit's der Gesichtskreis gestattet.
Wie das Auge sich satt trinkt an dieser Schau
Mit innigem, tiefem Entzücken:
An der Wälder Grün, an der Bergränder Blau,
An den leise verdämmernden Rücken!
Schier hemmungslos schweifen die Blicke ins Land,
Von Böhmen nach Bayern und Sachsen.
Der Krieg hat's gewollt und der Grenzpfosten schwand,
Aus dem Krieg ist Alldeutschland erwachsen! —
So knüpfen meine Gedanken sich
An Berge, Felsen und Steine.
Hat der Wind sie gebracht, der herüberstrich
Vom Kornberg und von der Kosseine?
Daß mich die Dämm'rung nicht überrasch',
Blick' ich noch einmal hernieder
Und freue mich deines Anblicks, Asch,
Wieder und immer wieder!
Nun tret' ich den Heimweg an! Ade! — —
Da zerrinnt mir das Bild vor den Blicken.
Und ich weiß wieder, daß ich in Welschland steh'.
Die Maschinengewehre ticken.

Versteigerte Büchereien.

Wenn ein bedeutender Mann gestorben ist, dann kann man bald darauf in den Zeitungen lesen, dann und da käme seine „Bibliothek" zur Versteigerung. Wem gibt das nicht einen Stich ins Herz? Es wird ja in den Zeitungen auch immer hervorgehoben, mit welchem Bienenfleiße der Mann in seinem langen Leben an den Büchern gesammelt hat, und daß die Sammlung so gut wie alles enthält, was in das Fach des Betreffenden gehörte. So seien die allerseltensten Werke und Ausgaben vorhanden und auch Bücher, welche die Verfasser selbst zu der Sammlung beigesteuert und mit Widmungen eigener Hand versehen hätten . . . Und all dies — geradezu ein noch lebendes Stück des Verstorbenen — soll nun versteigert werden, in seiner Einheit vernichtet, in die Welt hinaus verstreut werden!

Man frägt sich dann immer: Ja, sind denn keine Angehörigen da? Oder wenn sie da sind — wie ist es möglich, daß sie dieses Erbteil so gering für sich selbst einschätzen? Unendlich teuer müßte es für sie sein; verkörpert sich doch die ganze Persönlichkeit eines Menschen mit seiner Bücherei. Zeige mir, welche Bücher du um dich stehen hast, und ich werde dir sagen, wer du bist? Feuchtersleben? Gerok? Rosegger? Die Ebner-Eschenbach? Oder etwa Nietzsche? Haeckel? Bierbaum? Die Klara Viebig? — Welche Unterschiede schon bei den Menschen, die um uns herum sind! Wie aber weiß erst ein bedeutender Mensch, ein Gelehrter, seine Wahl zu treffen!

Dem Gedenken an Eduard Adolf Kraus.

Vor sechs Jahren mag es gewesen sein, daß uns ein blutjunger Deutschböhme einige Gedichte einsandte. Es waren keine Meisterwerke und gleichwohl veröffentlichte ich eins davon, denn es hatte etwas Eigenartiges und Innerliches, etwas nicht Alltägliches an sich. Bald kamen wieder Verse von ihm, reifer, reicher und formenschöner, und wir begannen die Mitarbeiterschaft von Eduard Adolf Kraus mehr und mehr zu schätzen. Er fühlte wohl meine freundliche Gesinnung und so fragte er einmal vertrauend wegen seiner Berufswahl an; ich riet ihm nach bestem Können — und siehe da, er befolgte meinen Rat, der sich mit den Wünschen seiner Angehörigen deckte. Hernach schrieb der Feuergeist Briefe aus dem Reich, wo er studierte. Jung-Deutschland ernüchterte ihn ein wenig, aber als der furchtbare Krieg hereinbrach, lernte er es wahrhaft kennen und um so glühender lieben! Ich wußte, daß auch er zu den Fahnen eilte, unter denen er des „Heimgarten" nicht vergaß. Dann folgte eine lange Pause... Und jetzt teilt uns sein Bruder mit, der junge Dichter sei gefallen... Schon am 7. Juli 1916 abends bei einem Sturmangriff auf dem Monte Zebio fand er den Heldentod. Kaum einundzwanzigjährig, als Kadettaspirant im berühmten Egerländer Infanterieregiment. Den Toten noch zeichnete die silberne Tapferkeitsmedaille aus.

Eine gläubige Germanenseele besiegelte ihre Treue zu Volk, Kaiser und Reich mit dem eigenen Herzblut.

Voll Trauer gedenken wir unseres lieben Mitarbeiters und lassen Jung-Körner zum letztenmal zu unseren Lesern sprechen. . . H. L. R.

Die jungen Frauen am Fenster . . .

Soldaten zieh'n vorüber,
Ihr Lied klingt zukunftsfroh. —
Du junge Frau am Fenster,
Was zuckt dein Antlitz so?

Ich sehe Tränentropfen
In deinen Augen steh'n. —
„In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiederseh'n!"
So hörst du's leis verklingen
Und schüttelst wild dein Haupt.
Auch er hat es gesungen
Und du — hast es geglaubt!

Ich kann die Rosen nicht mehr seh'n . . .!

Ich kann die Rosen nicht mehr seh'n,
Seit meinem Herzensjungen
Beim ungestümen Vorwärtsgeh'n
Das Blei zu tief gedrungen!

Die roten Rosen wollen mir
Von seinem Herzblut sagen,
Vom Blut des Herzens, das so heiß
Fürs Vaterland geschlagen.

Die weißen Rosen — Gott! O Gott!
Die gab ihm seine Traute,
Als er zum letzten Male ihr
Ins treue Auge schaute.

Er steckte sie an Helm und Brust,
„Ich kehre wieder!" rief er. —
Ich kann die Rosen nicht mehr seh'n,
Sonst schmerzt es immer tiefer!

Einem freilich wird mit alledem nicht gerade gedient sein: dem Bücherhändler, dem „Antiquar". Aber nur getrost! Der wird sich anderweit zu helfen wissen. Bücher sind auch sonst überall zu haben, ohne daß es nötig ist, große, schöne, liebevoll gesammelte Büchereien zu zerstören — etwa so, wie man klein' Holz macht aus einem Buchen- oder Eichenstamme. Franz Woas-Wiesbaden.

„Sogar" oder „nur"?

Es ist bekannt oder aus jedem Volksschullesebuch zu erfahren, daß eine Henne, die Enteneier ausbrütet, immer sehr besorgt ist, wenn die gelben Kindlein plötzlich ins Wasser plantschen und vergnügt plätschern. Dann pflegt die Mutterhenne — hört man bereits in der Schule — aufgeregt am Ufer hin- und herzulaufen und voll Angst das seltsame Gebaren der unterschobenen Nachkommenschaft zu begackern. Schulmeister knüpfen daran sinnige Vergleiche, die angeblich für der Menschen Leben passen. Kürzlich sah ich nun eine solche unglückliche Vogelmama mit eigenen Augen, sie führte ihre breitschnabeligen Kindchen spazieren, geleitete sie ahnungslos zu einem Bach — und haste nicht gesehen, schwamm die ganze Brut munter herum. Und Mama Henne? Setzte sich gemütlich ans Ufer, zeigte nicht eine Spur von Nervosität und betrachtete gelassen das Treiben der jungen Entlein.

Ja, sogar die Hühner werden allmählich klüger . . .

Oder muß man sagen: Nur die Hühner werden klüger? B. E. S.

Landschaftsbild und Bauerntum.

Von Hermann Löns.

Ungestört haben in den letzten Jahrzehnten die Industrie und der Verkehr, der intensivere Ackerbau und der moderne Forstbetrieb das Gesicht der deutschen Landschaft verwüstet; weiteren Schädigungen des Landschaftsbildes treten neuerdings die auf den Schutz der Heimat gerichteten Bestrebungen entgegen. Gründe wissenschaftlicher Art gaben den Anstoß zu dem staatlichen Schutze der Naturdenkmäler, ästhetische Bedenken veranlaßten die Entstehung des Bundes Heimatschutz. Auch ethische Gründe sprachen bei der Agitation für die Heimatschutzbewegung mit, doch ist die volkserziehende Seite der Heimatpflege und ihre volkswirtschaftliche Bedeutung wenig erörtert worden.

Es mag auf den ersten Blick scheinen, als hätte die Allgemeinheit wenig Nutzen davon, wenn der Staat einzelne geschichtlich, kulturgeschichtlich oder naturwissenschaftlich wichtige Bäume, Sträucher, Bestände oder Felsgruppen schützt. Aber dadurch, daß der Staat diese Dinge vor der Vernichtung bewahrt, verleiht er nicht nur dem einzelnen Objekte selbst eine gewisse Heiligkeit, sondern er arbeitet auch der Nichtachtung der Naturschönheiten entgegen, wie sie sich bei dem Landmann allgemein findet. Gewohnt, immer real zu denken, jederzeit den praktischen Nutzen zuerst zu erwägen, kennt der Bauer kein ästhetisches Interesse an der Natur; sie ist ihm Nutzungsobjekt, weiter nichts. Und so wird bei Wegeanlagen, Dränagen, Urbarmachungen, Begradigungen, besonders aber bei Verkoppelungen oft so arg und meist so ganz zwecklos jeder Baum und jeder Busch umgehauen, daß der unbeteiligte Zuschauer es nicht begreift, warum sich diese Leute so viel Mühe geben, ihre Heimat aller Reize zu berauben.

Da ist jedes Buch wie ein Ästchen seiner unendlich regsamen Seele; ein jedes Buch gehört zum anderen; sie stehen nicht tot Rücken an Rücken nebeneinander in den Gestellen; nein, eines ist des anderen guter Nachbar, Verwandter, Freund; das kleinste, dünnste, unscheinbarste Büchlein fügt vielleicht den bezeichnendsten Strich in das Bild ein, das wir uns von der ganzen Art eines solchen Menschen zu machen haben.

*

Wem tritt nicht gelegentlich die Erinnerung wieder vor die Seele, die er einst aus Sanssouci heimbrachte, wo des großen Königs Bücher in den zierlichen Glasschränken noch genau so stehen, wie sie standen, als er hier noch schaltete und waltete? Wie gebannt steht man in dem Raume; es ist, als könnte der König jeden Augenblick eintreten, um nach einem seiner Bände zu greifen.

Wem wären die Bücher nicht teuer, von denen er aus der Jugendzeit her weiß: darin haben Vater und Mutter gelesen! Wenn er nach langen Jahren, Sturm und Drang heimkehrt und er findet dieselben Bände und Bändchen noch an der alten Stelle — mögen auch die treuen Augen sich längst geschlossen haben zum ewigen Schlummer, vor der Seele des Heimgekehrten werden die Toten wieder lebendig und aller Jugend Träume steigen wieder auf. -- Ist aber alles verstreut . . . . .

*

Öffentliche Büchereien müssen des persönlichen Gepräges entbehren; es sei denn, daß man ihnen die Büchersammlungen von Größen geschlossen einverleibt, was nur empfohlen werden kann. Unsere eigenen Büchereien aber sind für uns ein Stück von uns selbst; und für die, welche uns beerben, sollten sie ein Heiligtum sein. Nur allzuoft aber greift da der Versteigerer hinein mit seiner kalten Hand, um ein Buch nach dem anderen wegzuholen vom angestammten Platze. Was eine volle Einheit war, geht wie Spreu in alle vier Winde, in Hunderte von Händen. Vielfach mag es die bittere Lebensnot sein, die dahinter steht und zur Versteigerung des Bücherschatzes drängt, sind doch Büchersammler nicht gerade immer auch genug Lebenskünstler, um sich neben diesen Schätzen auch noch die anderen zu sammeln. Das Letzte opfern sie manchmal einem Buch zu Liebe, das ihnen wertvoll ist, ohne es vielleicht in Wirklichkeit zu sein, und das dann bei der Versteigerung um ein Nichts weggeht. Aber nicht gerade immer ist es blanke Not, sondern vielfach auch nur Gleichgültigkeit, Mangel an Verständnis; ja mitunter gibt es nur dann einen Grund: keiner der Erben hat in seiner Wohnung den nötigen Platz für die vielen alten Bücher. In diesem Falle kommt es dann wohl auch vor, daß die Bücher im kunterbunten Durcheinander in Kisten gepackt und auf den Boden oder in den Keller geschafft werden, um — nach Jahren — eine Auferstehung unter ganz wildfremden Händen zu erleben. Was erst wird dann aus ihnen?!

*

So oder so — immer wird es ein Schaden sein, wenn eine sorgsam zusammengebrachte Bücherei verlorengeht, weil damit auch der Segen verlorengeht, der darin steckt. Die einmal getane Arbeit müssen andere von neuem tun. Man muß die Büchereien nach Möglichkeit beisammenhalten, kleinere in den Familien bewahren (wertlosere Stücke davon mag man vielleicht ausscheiden) im großen und ganzen müßte man aber Sorge tragen, sie für die ferneren Geschlechter zu erhalten. Größere Büchereien, die sonst verlorengehen würden, sollten die Gemeinden zu erwerben suchen; es wird die Welt nicht kosten; und endlich die ganz bedeutenden Büchersammlungen hervorragender Männer sollte grundsätzlich der Staat erwerben. Um sie dann weiter nutzbar zu machen, gibt es hundert Mittel und Wege.

mit urwüchsigem Bauerntum der Bauer nach dem Hofe nennt, während dort, wo die Verhältnisse schon modernisiert sind, der Hof nach dem Inhaber benannt wird, ein Zeichen, daß der Grundbesitz schon als rein persönliche Sache aufgefaßt wird, nicht mehr als ein unveräußerliches Familienerbe. Je mehr aber diese Auffassung gilt, je fester der Bauer an der Scholle klebt, je schwerer er von ihr loskommen kann, um so besser für das Land; mag sich auch der einzelne Mann in Not und Sorge plagen sein Leben lang, niemals zum freien Aufatmen kommen, seine Mühen schaffen seinem Volke feste Werte. Ein Volk ohne seßhaften Bauernstand ist kein Volk, es ist eine Handelsgesellschaft, ein Geschäftsunternehmen, eine Betriebsgenossenschaft oder so etwas ähnliches, die von jeder handelspolitischen Konjunktur in ihrer Existenz beeinflußt wird. Ein Volk mit schollensässigem Bauerntum aber ist etwas Unzerstörbares.

Damit nun der Bauernstand fest in seinen Schuhen stehe, darf man ihm nicht das Gefühl der historischen Verknüpfung mit seinem Grund und Boden nehmen, und das tut man, wenn die Landschaft von heute auf morgen ein anderes Gesicht erhält. So freudig deshalb auch die Bestrebungen zum Schutz der Naturdenkmäler zu begrüßen sind, so genügen die bis jetzt abgegrenzten Ziele noch lange nicht. Nicht nur schöne Bäume, seltene Holzarten und interessante Bestände und Felsgruppen sind zu schützen, sondern jeder Landschaft ist nach Möglichkeit ihr Aussehen zu bewahren, und bei allen das Aussehen der Landschaft stark beeinträchtigenden Veränderungen sollten die Aufsichtsbehörden ihren Einfluß dahin geltend machen, daß dort, wo es möglich ist, das ursprüngliche landschaftliche Bild unangetastet und der Bauer vor der Schwächung seiner eigenen Gesundheit bewahrt bleiben. „Das Land."

Stolz weht die Flagge Schwarz-weiß-rot!

Der Bierphilister a. D., der zum Kaffeersatz des Morgens die Meldung des Chefs des Admiralstabes liest, es seien wieder 23.000 Tonnen versenkt worden, pflegt bereits mißvergnügt zu murmeln: „Was, nur 23.000 ... Dös is a Skandal!" Dieser Bierphilister a. D. möge das Bändchen „300.000 Tonnen versenkt! Meine U-Bootsfahrten" von Kapitänleutnant Max Valentiner (Ullsteins Eine-Mark-Kriegsbücher) kaufen und sich gehörig darin vertiefen. Dann wird er — und werden andere einen ungefähren Begriff von den Leistungen all der Helden unter Wasser bekommen; und viel zu viele werden erkennen, daß ein solches Tauchboot nicht einfach „in See sticht und feindliche Schiffe solange torpediert, als der Vorrat an Torpedos reicht". Das ist ja ziemlich die Vorstellung nicht weniger Landratten, die von den Taten des Seekrieges genau so viel verstehen wie von den Riesenleistungen der —Armee! Ich habe das Bändchen in einem „Ratz" gelesen und gestehe gern, daß auch ich erst dadurch einen halbwegs richtigen Begriff von den Fährnissen und dem stillen Heldentum unter Wasser bekam. — Nun mag es auch noch einige geben, die zwar den U-Booten Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber der Hochseeflotte immerhin mit einigen Zweifeln gegenüberstehen, da „die Engländer noch immer nicht in die Knie gezwungen sind!" Solche sollen schleunigst einige andere Bücher derselben Ausgabe erwerben, so „Die Fahrten der ‚Göben' im Mittelmeer" von Leutnant zur See Kraus, „Die Fahrten der ‚Breslau' im Schwarzen Meer" von Oberleutnant zur See Dönitz, und „Skagerrak!" Danach kann sich jeder Kleingläubige schämen und für seine Kleinmut Buße tun in Sack und Asche. Und wir Österreicher bedauern bloß, daß bisher weder unser Trapp noch unser Banfield zur Feder griffen, um zu zeigen, was die Nachkommen Tegetthoffs in dem großen Krieg taten! Freilich, unsere bescheidene, seit Jahrzehnten von Regierung und

Niemand von ihnen bedenkt, daß diese Verhunzung der Landschaft schwere Schäden für die Angesessenen nach sich ziehen muß. Die augenblicklichen kleinen Vorteile machen, daß der Bauer das dumpfe Mißbehagen, mit dem ihn der Anblick des glattrasierten Geländes erfüllen muß, vergißt; erst wenn das Geschlecht, das so schwer sündigte, unter der Erde liegt, zeigt sich an den Kindeskindern, daß man mit Baumen und Büschen auch viele wertvolle Volkseigenschaften ausgerodet hat.

Je fruchtbarer der Boden ist, um so eher macht sich das Bedürfnis nach einer Verkoppelung fühlbar, um so früher verliert die Landschaft an Reiz. So war es auf dem schweren Boden in Mittelhannover. Dort ist aber auch am ersten bei den Bauerntöchtern die Abneigung bemerkt worden, auf einen Hof zu heiraten; sie scheuten die schwere Arbeit und zogen es vor, einen Beamten zu freien. Vor zwanzig Jahren lachte der Bauer aus dem Fürstentum Calenberg oder aus dem Stifte Hildesheim den Lehrer aus, der es wagte, um seine Tochter zu freien; heute gibt er sie ihm gern. In dieser Gegend wird es bei den wohlhabenden Bauern mehr und mehr Mode, ihre Höfe zu verpachten, und Hofverkäufe sind dort viel häufiger als in der Heide, wo die Landschaft noch ihr altes Gesicht behalten hat.

Dem Bauern kommt die Reizlosigkeit der Landschaft nach der Verkoppelung vielleicht gar nicht klar zum Bewußtsein; aber die unbewußten Empfindungen sind immer die stärksten, und es ist selbstverständlich, daß ein Bauer, den gewisse Bestandteile seiner Heimat unwillkürlich an die Geschichte seines Landes, seines Dorfes, seines Hofes und seines Namens erinnern, fester auf seinem Acker steht, als wenn nichts in der Landschaft seine Person mit seinem Grund und Boden verbindet; dadurch muß er notwendig zu der Bewertung seines Eigentums als einer Handelsware kommen und den inneren Zusammenhang mit dem Hof, auf dem er lebt, verlieren. Denn was ist ihm eine Feldmark, in der kein Baum und kein Busch, keine Hecke und kein Strauch das nüchterne Rechenexempel von Feld und Brache, Wiese und Sturzacker unterbricht, anders als eine Sache, die ihm Zinsen bringt, als ein Geschäft wie jedes andere! Der mystische Konnex zwischen Bauer und Boden, die alte Bauernbodentreue, die sich so oft in anscheinend lächerlichen Prozessen um Heckenpfähle und Steinraine äußert, kommt ihm völlig abhanden. Wozu soll er sich placken und schinden jahrein jahraus in Wind und Wetter, Hitze und Kälte auf Hof und Land? Er hat ja Geld genug, in die Stadt zu ziehen und es sich bequem zu machen oder, wenn er nicht ganz von seinem Gelde leben kann, dort einen Handel anzufangen. So verliert das verkoppelte Land von Jahr zu Jahr Teile seines alten Bauernstammes, während in den Gegenden mit Sand- und Moorboden die Seßhaftigkeit bedeutend größer ist, weil noch keine Verkoppelung den Zusammenhang zwischen dem Bauern und den Boden gelockert hat.

Der deutsche Bauer ist kein Baschkire oder Kirgise, der sich am wohlsten in der Steppe fühlt; er ist durch jahrhundertelange Überlieferung an Baum, Busch und Hag gewöhnt; verschwinden sie aus seiner Heimat, so gehen mit ihnen die besten Züge aus seinem Charakter fort. Milieuveränderung zieht Charakterveränderung nach sich; wie der Boden, so der Baum, wie der Boden, so der Bauer. Ändert sich das Land, wird der Landmann ein anderer, und die erste Folge einer Umänderung des bäuerlichen Charakters wird der Hang zur Freizügigkeit sein.

Ein freizügiges Bauerntum ist aber ein Unding. Durch Kauf und Verkauf kommt kein Bauernstand in die Höhe, nur durch die unablässige Arbeit langer Reihen von Geschlechtern und durch eine Überlieferung, die dem jeweiligen Bauern das Gefühl einimpft, er sei nicht bloß ein verantwortungsloser Inhaber einer privaten Sache, sondern der verantwortliche Verwalter eines ihm anvertrauten Familienerbes. Sehr bezeichnend für diese Anschauung ist die Tatsache, daß sich in den Gegenden

.r Cholera und erleben auch noch sein poli- :sches Erwachen und die ersten Sturmzeichen.

Noch einmal: Die beiden Bücher sind ganz hervorragend interessante, trefflich ausgewählte Werke und dabei staunend billig (2 Mk.): und doch so geschmackvoll ausgestattet, daß sie ohne Zweifel zu beliebten Volksbüchern werden. K. T. Zwerger.

Student Leoni. Roman von Edith Gräfin Salburg. (Leipzig. B. Elischer Nachf.)

„Student Leoni", unter diesem schlichtanliegenden Titel ersteht vor uns ein durch den Reichtum seiner Farben bestrickendes Bild. In edler Sprache werden mit bedeutender Sachkenntnis, rücksichtslos wahr und doch peinlich unparteiisch, des heutigen Italien politische, wirtschaftliche, religiöse, kurz im weitesten Sinne kulturelle Zustände mit ihrer inneren und äußeren Zwiespältigkeit aufgezeichnet, wird diese ganze, reizvoll-ruhelose romantische Seele bis in ihre verborgensten Winkel hinein enthüllt.

Ein Kriegsbuch, wie wir es in dieser Art noch nicht besaßen. B. B.

Das deutsche Volksmärchen. Von Karl Spieß. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 587. Bändchen. Leipzig u. Berlin. B. G. Teubner.)

Woher stammen die Märchen. Was bedeuten sie? Wie ist es zu erklären, daß sich bei allen Völkern immer wieder dieselben Märchen finden, ohne daß eines dem andern völlig gleicht? Gibt es etwa eine Urheimat? Wann sind die Märchen entstanden? — Auf all diese und die weiteren Fragen sucht das Buch Antwort zu geben. Als anziehend geschriebene Zusammenfassung all dessen, was bisher von der wissenschaftlichen Forschung für das Verständnis des Märchens zutage gefördert ist, kann das Buch einem jeden warm empfohlen werden, der einmal tiefer in die Geheimnisse der für uns so reizvollen Märchenwelt eindringen möchte. B. B.

Walther Weibel, **Herren, Bauern und Beamte.** Russische Satiren von Russen. (Stuttgart. Julius Hoffmann.)

Der witzige Inhalt dieses Büchleins gibt klarere Einblicke in die russische Volksseele als mancher umfangreiche Band, der diesem Thema gewidmet ist.

Es vereinigt eine Anzahl von Skizzen, die während des Krieges in der russischen Presse erschienen sind; sie erörtern die großen Fragen, die der Krieg neu aufgerollt oder schärfer beleuchtet hat, in der dramatisch zugespitzten Form der schonungslosen, allerdings aber mit einem Lächeln entschuldigenden Satire. Es sind köstliche Stücke darunter, die den Humor Gogols atmen, aber auch scharfe Anklagen. Man sieht die einzelnen Typen vor sich. Politiker, Lebemänner und Beamte, Revisoren und Schieber, Bauern und Soldaten, Rechtsanwälte, Kaufleute, Kutscher, Kokotten und Gauner bilden ein buntes Gemisch von Biederkeit Lebenslust, Korruption, Schlauheit und einer Art gerissener Gleichgültigkeit, die in ein allgemeines „Nitschewo" ausklingt.

Feldpostbriefe eines Fahnenjunkers. Die Briefe des Leutnants im Garde-Füsilier-Regiment Uli Klimsch an seine Angehörigen. Mit einem Titelbildchen von Prof. August Gaul. (Berlin 1916. Paul Cassirer.)

Ein neunzehnjähriger Kriegsfreiwilliger geht mit den Gardefusilieren ins Feld, kämpft tapfer mit, wo es am heißesten zugeht, und gerät nach dem Sturm auf den Zwinin während des siegreichen Vormarsches in russische Gefangenschaft.

Den Eltern blieb nichts als die Briefe, die er ihnen geschrieben hatte, die Erinnerung an ihren Jungen. Und weil sie wußten, daß er Schriftsteller werden wollte, so haben sie schließlich eingewilligt, daß diese Briefe von Freunden herausgegeben wurden, obwohl Uli Klimsch selbst sicher nie daran gedacht hat, daß diese intimsten Zeilen veröffentlicht werden könnten.

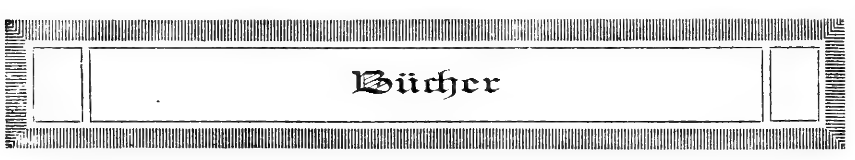
Die entsetzliche Kriegswelt, die sie mit einer Unmittelbarkeit schildern, daß uns das Grauen kommt, uns, die durch so viele Kriegsberichte bereits stumpf geworden sind. Und sie umfassen die Friedenswelt, all das Schöne, Reine und Fruchtbare des Elternhauses, der Jugendzeit, das der Soldat zurücklassen mußte. Es ist ein eigenes Entzücken, mit dem man die Briefe an seinen „Paps", an seine „Irmama" liest. B. B.

Einführung in die Weltliteratur (von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart) im Anschluß an das Leben und Schaffen Goethes. Von Adolf Bartels. Verlegt bei Georg D. Callwey in München 1913.

Ich habe die drei Bände dieser Literaturgeschichte vor mehr als zwei Jahren erhalten; erst jetzt komme ich dazu, über das Meisterwerk einen, wenn auch kurzen Bericht zu schreiben. Bartels hat das Werk nach einem Prinzipe verfaßt und dieses dient der Objektivität, eine Tatsache, die uns die Fällung des Urteils sehr erleichtert. Das Werk wird den späteren Literatoren sehr nützlich sein; es ist eine Arbeit, in der erschreckend viel Material liegt, eine Arbeit, so fein zerlegt und geordnet, daß man staunen muß über den Fleiß und das große, reiche Studium. Die im Stoffe vorkommenden Annahmen und Behauptungen werden immer begründet, so daß man sie nie als willkürlich oder irrig an

Volksvertretung vernachlässigte Flotte kann sich, was Größe und Weltgeltung anlangt, nicht mit der reichsdeutschen Schwester vergleichen, doch ihr Geist ist nicht minder wagemutig und die Schläge, die sie austeilte, jedenfalls um ein Vielfaches bedeutender als ihre Tonnenzahl!

Leider fehlen uns noch immer solche österreichisch-ungarische Seekriegsbücher gleich den obenerwähnten und so müssen wir uns derweilen an Valentiner und Kraus und Dönitz freuen — müssen und dürfen uns neidlos freuen, denn ihre Taten kamen auch uns zugute und wir wissen, daß die Flagge Rot-weiß-rot in höchsten Ehren neben Schwarz-weiß-rot weht! V. E. S.



Bücher

Besser Herr als Knecht. Von Fedor von Zobeltitz. (Berlin u. Wien. Ullstein u. Co.)

Historisch scheint dieser Roman von Zobeltitz, der, bunt und abenteuerlich, von einem Balkanherrscher aus deutschem Blut erzählt, von Emich, dem Fürsten Illyriens, dem Träger der Eisernen Krone. Mit einer Galatafel im Weißen Saale des Berliner Schlosses, am Hofe des alten Kaisers, setzt die Handlung ein; der blonde Kronprinz wird sichtbar, Franz Friedrich Karl in roter Husarenattila, Moltke, Roon und die Schar der übrigen Paladine. In der Wilhelmstraße empfängt den Prinzen zu Schöningh-Stubbach vor seiner Abreise der Reichskanzler Fürst Bismarck. Es ist das politische Europa nach 1880. Noch hält das Zarentum die neuen Vasallenstaaten nieder; und ein russischer General leitet das Komplott, durch das Fürst Emich gestürzt wird. Deutlich sind die Hinweise auf das Schicksal des Battenbergers, in dessen Heer Zobeltitz selbst, wie sein Vorwort sagt, eintreten wollte. Doch nicht als Vergangenheit wirkt der Roman, sondern ganz nah der Gegenwart. So lebendig ist der Reiz dieser Bilder: Hofszenen, lichtflimmernd, als seien sie von Menzel, die Zeit in der Berliner Kadettenanstalt, die Leutnantsjahre in einer märkischen Garnison, Besuche auf einem märkischen Landsitz, zwischen Forst und See, das alte Schloß eines reichsunmittelbaren Hauses, der Balkan mit seiner Opernwelt. Und immer übt Zobeltitz seine Kunst, mit Geschmack zu charakterisieren, zeigt er sich als ein Meister des fein und sicher geführten Dialogs. V. U.

Rokoko. Das goldene Zeitalter in Briefen, Memoiren, Tagebüchern. Gesammelt von Rudolf Pechel, eingeleitet von Felix Poppenberg, und: **Das Biedermeier im Spiegel seiner Zeit.** Briefe, Tagebücher, Memoiren, Volksszenen u. ä. Dokumente. Gesammelt von Georg Hermann. Beide Bücher aus „Bongs Schön-Bücherei". (Berlin. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.)

Es ist ein eigentümliches Zeichen der Zeit: Wir halten Rückblicke und weilen gern in versunkenen Tagen. Vielleicht bedeutet das eine gewisse Unsicherheit in unserer dermaligen lauten Epoche, eine Unzufriedenheit, vielleicht ist das mitbeeinflußt davon, daß gerade jetzt so viel „gejahrhundert" wird, vielleicht sind noch eine Reihe anderer Gründe maßgebend: Tatsache ist, daß sich allenthalben eine Zärtlichkeit für das Einst und ein bißchen Sehnsucht nach Gewesenem bekundet und auch in der Kunst zum Ausdrucke kommt. Historische Romane sind auf einmal kein Verbrechen mehr, die Oper „Rosenkavalier" aus der Reifrock- und Perückenzeit fand begeistertes Echo und Bartschens „Vom sterbenden Rokoko" (dem ja auch der Stoff zu Kienzls „Kuhreigen" entnommen ist) gehört zu den gesuchtesten Novellenbänden.

Das Erscheinen zweier so köstlicher Kulturdokumente ist uns daher überaus willkommen. Abgesehen von der äußerst feinsinnigen Einführung ins Rokoko spricht in beiden Büchern die Zeit selbst. Aber auch da kommt kein dozierendes Magistertum zu Wort. Und das ist das Wundervolle: Alles lebt und lacht ganz ungezwungen und gibt seine wahre Natur. Wir erlauschen die entzückendsten Intimitäten, schlendern staunend und oft ein bissel neidisch weiter, gucken hierhin und dorthin, sind bei Hof und auf der Gasse, lächeln und sind begeistert, beschwichtigen und revoltieren — und werden immer angeregt und bereichert. So stromern wir hochvergnügt durch Kultur und Politik, lassen Schauspieler, Ärzte, Dichter und Abbés vorbeistolzieren und verfolgen Schicksale von den Firnen ihres Ruhmes bis zur — Guillotine. Wir beobachten Biedermeier in seinen vier Pfählen, in den Konditoreien, bei Tanz und Konzert, in Kleidung und Mode, in Kirche und Schule, auf Reisen und während

Postkarten des „Heimgarten"

Austriacus. Kein Grund zur Verwunderung. So sind eben diese angenehmen Zeitgenossen. Viktor Adler küßte sich — wie man so schön sagt — in Stockholm mit den russischen Sozialisten, mit deren Zustimmung gleichzeitig eine Offensive gegen uns unternommen wird, und die „Arbeiter-Zeitung" hetzt und hetzt! Im Anschluß an Angriffe gegen die „preußischen Junker" beflegelt sie Bismarck. Sie zitiert z. B. einen Ausspruch von ihm und bezeichnet ihn als „vollkommenen Unsinn"; dafür ist sie mit Bethmann sehr zufrieden, was diesen schon längst nachdenklich hätte stimmen müssen; da schreibt das Blatt: „Unter allen Männern, die seit seiner Gründung des Reiches Steuer führten, ist Bethmann-Hollweg die sympathischeste Figur." Als dies mein Freund Benedikt las, sagte er nickend: „Ich wußte es ja längst, daß Bismarck nicht nur ein dummer, sondern auch ein unsympathischer Kerl war . . ." — Wenn die „Arbeiter-Zeitung" dem monarchischen Gedanken und besonders dem preußischen Königtum eins versetzen will, dann erwähnt sie den bald „halb" bald „ganz irrsinnigen Friedrich Wilhelm IV." und tut entsetzt, daß auch Herrscher geistig krank werden können. Da ist nun das Fakultätsgutachten nicht uninteressant, das anläßlich des Prozesses Friedrich Adler über den Geisteszustand der Familie Adler abgegeben wurde! Und etliche Mitglieder dieser mindestens „schwer belasteten Familie" spielen sich als Führer der zahlenmäßig größten österreichischen Partei auf. Ja, Bauer, das ist ganz was anderes! — Von allen denen, welchen wir in unserer schweren Zeit besonderen Dank schulden, entging bisher nur Hindenburg den Anrempelungen der „Arbeiter-Zeitung"; sie ist eben doch ein bißchen vorsichtig, es könnte sonst den Herren Redakteuren passieren, daß ein paar handfeste Genossen, die unter dem Feldmarschall fochten, aus dem Felde heimkehren und mit dem Haslinger Rechenschaft in der Schriftleitung fordern. — Falls Sie sich über die politische Kampfesweise des „Märtyrers" Friedrich Adler unterrichten wollen, dann lesen Sie die Erklärung, die seinerzeit Genosse Leuthner — kein Mosaiker — gegen ihn abzugeben gezwungen war.

Das Ehrenzeichen für das III. Korps. Kaiser- und Dichterworte haben in diesem Weltkriege dem III. Korps das höchste Lob gespendet. Wie kein anderes hat dieses III. Korps an allen Fronten Wunder der Tapferkeit, des Heldenmutes und der Treue zu seinem Kaiserhause und zu seinem Vaterlande an den Tag gelegt. Überall, wo es stand und focht, knüpfte es Lorbeeren an seine Fahnen und hat dadurch den Ruhm der glorreichen österreichisch-ungarischen Armee erhöht. Darum ist diesem Korps auch der Ehrenname: „Das Eiserne Korps" mit Recht zuerkannt worden und dieser würdige, auszeichnende Name wird heute längst in allen Gauen Österreichs mit Stolz und Ehren genannt. Wir Steirer aber haben besondere Ursache, diesen Namen mit Stolz und Freude zu nennen. Es ist daher einem allgemeinen Wunsche entsprechend ein Abzeichen für das III. Korps (Ehrenzeichen für das Eiserne Korps) geschaffen worden. Der Reingewinn aus dem Verkaufe dieses Abzeichens kommt ausschließlich Kriegsfürsorgezwecken zu. Es ist Ehrenpflicht eines jeden in unserer Steiermark, der Wiege des „Eisernen Korps", dieses Abzeichen zu tragen. Es kostet 1 K 20 h und ist durch die Offizielle Kriegshilfe der k. k. steierm. Statthalterei, Graz, Burg, Halbstock, zu beziehen.

Abgeordneter H. Ihre Wette, daß der eiserne Graf Tisza nun Ministerpräsident in Österreich wird, werden Sie vermutlich verlieren. Aber vielleicht brauchen ihn die Ungarn bald selbst wieder. Mehrmals schon half er aus, wenn es galt, den Karren aus dem — sagen wir — Lehm zu ziehen.

An unsere Abnehmer!

Mit dem nächsten Hefte tritt der „Heimgarten" in seinen vierten Kriegsjahrgang. Die große Zeit, die uns allen Schweres auferlegt, brachte auch dem Blatt mancherlei Hemmungen, die zu beheben der Verlag eifrig bestrebt ist. Trotzdem liefen vereinzelte Klagen über unregelmäßige Zustellung ein, aber da können wir kaum mehr tun als um Geduld bitten. Den Verkehrsverhältnissen gegenüber sind wir machtlos.

Aber auch die Schriftleitung ist nicht immer ganz zufrieden mit sich. Ihr schwebt der Gedanke vor, im „Heimgarten" während des gewaltigen Völkerringens eine Heimstätte geistiger und gemütlicher Behaglichkeit zu bieten. Leider läßt sich dieser

nehmen kann. Die Einteilung des Werkes ist übersichtlich, man findet sich leicht und gut zurecht. Es dürfte kaum eine zweite Weltliteraturgeschichte von solcher Klarheit und Mannhaftigkeit geben wie diese von Bartels.

Rud. Bernreiter.

Kriegstagebuch einer Mutter. Marie Wehner. (Leipzig, Otto Spamer.)

Eine feinfühlende Frauenseele läßt uns hier einen Blick tun in ihr innerstes Erleben; ganz schlicht und natürlich offenbart sich uns die bittere Tragik des Mutterherzens, aber zugleich auch die stolze Tapferkeit, die entsagungsvolle Vaterlandsliebe der deutschen Frau. Vier blühende Söhne im Felde: zwei von ihnen sterben den Tod fürs Vaterland, einer in Südwestafrika bei der Übergabe interniert, der vierte in russischer Gefangenschaft. Aber die stählende Wucht der deutschen Schicksalsstunde gibt der Mutter Kraft zum Überwinden und läßt sie am Schlusse die schönen Worte finden: „Wann wird der hohe Tag kommen, der uns den Frieden bringt? Das Mutterherz möchte ihn auf den Knien erflehen. Das deutsche Herz aber bäumt sich dagegen und ruft: Noch nicht! Es soll kein Waffenstillstand sein. Wir wollen den vollen, gerechten Sieg für unser Deutsches Reich, damit es groß und machtvoll aus all der Drangsal hervorgehe. Dann erst dürfen wir dem Frieden entgegenjubeln. Dann erst weinen um unsere Teuern, die nicht zurückkehren werden, die draußen in fremder, geheiligter Erde ruhen."

Von Oberstabsarzt Dr. Hans Richter in Belgrad liegen drei in der Belgrader Gouvernementsdruckerei verlegte Schriften vor: **„Der Bürgermeister von Gorlice"**, zum Jahrestag der Durchbruchsschlacht. **„Mit dem Balkanzug von Belgrad nach Sofia".** Reiseeindrücke aus Serbien und Bulgarien. **„Zum drittenmal Kriegsostern"**, eine Osterpredigt. Man sieht, daß in dem hochgeschätzten Oberstabsarzt auch ein kleiner Feldpater steckt.

Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier. Heft 24—26. Preis jedes Heftes 25 Pfennig. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Heft 24 und 25 führen uns in die Tage des glanzvollen Feldzuges gegen Rumänien. Die Operationen des Alpenkorps vom Roten-Turm-Paß bis Titu und die Eroberung von Tutrakan schildert das erste, den Einbruch in die Walachei und den Vormarsch der Donau-Armee von Bukarest auf Braila das zweite dieser neuen Hefte. Hier das glorreiche, unermüdlich rasche Vordringen: unbeugsames Standhalten und heldenhafte Abwehr noch beim meisterhaft geleiteten Rückzug veranschaulicht uns Heft 26, das die Kämpfe an der Ancre zum Gegenstand hat. Gute Kartenskizzen geben erwünschte Erläuterungen zu diesen in ihrer klaren Anschaulichkeit und gediegenen Form vorbildlichen Darstellungen aus berufenster Feder.

B.

England, Dänemark und Griechenland. Von Dr. W. Goetze. 79. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". Preis 50 Pfennig. (Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart.)

Aus der Reihe brutaler Gewalttaten, die der englischen Geschichte ihr charakteristisches Gepräge gibt, hebt sich als eine wahre Ungeheuerlichkeit die Mißhandlung Dänemarks im Jahre 1807 ab: England, mit dem dieser kleine Staat in vollem Frieden lebte, schoß Kopenhagen in den Grund und konfiszierte die dänische Flotte — um zu verhindern, daß Dänemark (woran es gar nicht dachte) sich Napoleon anschlösse. Es ist ein Verdienst des Verfassers der vorliegenden Broschüre, die Einzelheiten dieses Frevels uns Heutigen wieder ins Gedächtnis zu rufen; und sehr wirkungsvoll ist die Parallele zwischen dem, was die Engländer 1807 gegen Dänemark begingen, und dem, was die Entente sich heute gegen Griechenland erlaubt.

Z.

Lebensbücher der Jugend: Die deutsche Flotte im Weltkriege. Von Kurt Küchler. Mit 35 Abbildungen nach Aufnahmen aus dem Marineleben und 4 mehrfarbigen Kunstblättern von Marinemaler Max Saltzmann. Deutsche Heldensagen. Bearbeitet von Heinz Amelung. Mit vier farbigen und 16 schwarzen Bildern von Erich Schröder. Barfüßele. Nach Auerbachs Scharzwälder Dorfgeschichte. Mit 4 farbigen und 17 schwarzen Bildern von Else Rambt. (Georg Westermann. Braunschweig.)

Die bei unserer Jugend allbekannten und beliebten Lebensbücher der Jugend bringen wiederum drei ganz vorzügliche neue Bände. Mit ihnen werden unseren jugendlichen Lesern Bücher geboten, die die berechtigte Freude an Heldenmut, Vaterlandsliebe, deutscher Heimatstimmung und bewegter Geschehnisfülle volle Befriedigung finden lassen. Tatenlust und Aufopferungsfreude, mutiges Wagen und kräftiges Vollbringen sind Dinge, die nie dringender ihre Pflege gefordert haben als eben jetzt, wo die Rettung des Vaterlandes, die Zukunft unseres Volkes an ihnen hängt. Alle diese Bücher sind so beschaffen, daß sie der Jugend geben, was diese nach dem Sinn ihres fröhlichen Alters fordern darf, daß sie zugleich aber auch mitwirken an der Heranbildung eines ernsten und tüchtigen Geschlechts, das den Aufgaben der Zukunft gewachsen ist.



Roseggers Heimgarten

Eine Monatsschrift
geleitet von
Hans Ludw. Rosegger

41. Jahrgang 12. Heft

September 1917

Verlag Leykam Graz

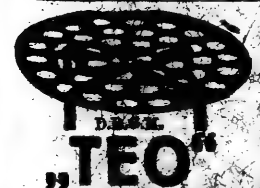
Grundgedanke nicht so leicht verwirklichen. Wir alle sind erfüllt von den Taten und den Ideen der Gegenwart, und nehmen unsere bewährten Mitarbeiter auch in der besten Absicht die Feder zur Hand — die Feder schreibt vom Krieg! Wir können kaum auf Stunden von ihm los, er beherrscht uns, tyrannisiert uns und zwingt uns ihm geistig Opfer zu bringen. Damit nun müssen sich Leser und Schriftleitung abfinden. Jedenfalls aber wird der kommende Jahrgang trachten, mit mancher Erzählung, mit manchem Aufsatz in friedsame Stille zu flüchten, innig wünschend, schon die nächsten Monate mögen das ersehnte Kriegsende bringen. Unerschüttert hoffen wir mit unseren Bundesgenossen, sonderlich mit dem strahlenden Deutschreich, einem glückhaften Frieden entgegen.

Über unser Jahresprogramm ist nichts Neues zu sagen, es deckt sich mit den oft dargelegten Grundsätzen, die das Blatt seit seinem Bestehen hat. Viele alte Mitarbeiter stellten uns auch für die Zukunft ihre Feder zur Verfügung und junge Kräfte beabsichtigen, bei uns ihre literarischen Sporen zu verdienen. Besonders erwähnt mag nur werden, daß Peter Rosegger sein „Tagebuch" fortsetzt. Ferner verweisen wir auf den Roman „Die tanzende Bärin" von Hans Ludwig Rosegger. Diese tanzende Bärin ist keine wirkliche Bärin im wolligen Zottelpelz, sondern eine — Indianerin, aber auch darob erschrecke niemand, denn er wird keine gefährliche Rothaut aus der Prarie kennen lernen, vielmehr eine gebildete junge Dame, deren Vater im Senat der Vereinigten Staaten von Nordamerika sitzt und über Dollarmillionen gebietet. Die junge gebildete Dame heißt Frau Maria und den tanzfreudigen Kosenamen legte ihr nur ihre alte Amme Muko-fon bei. Frau Maria heiratet Karlfranz Markgrafen von Schärpfenberg, genannt „die Faust von Eysn". Die Schärpfenberger sind ein hochvornehmes Geschlecht, ohne jedoch mit den Schärfenbergern aus den Hohenwanger Geschichten verwandt oder verschwägert zu sein. Der Roman spielt sich in einer deutschen Kleinstadt Österreichs ab und viel mehr soll derzeit über ihn auch nicht verraten werden. Ob er „tragisch" ist? Nicht sehr — eigentlich bedeutend weniger, als man zu erwarten ein Recht hätte, da sich zwei so grundverschiedene Menschen wie Frau Maria und Karlfranz zu einem Paar gesellen. Schließlich kann auch Tiefernstes in eine Form gebracht werden, daß die Leute es vorziehen, darüber zu lächeln, statt Tränen zu vergießen. „Ernst ist das Leben, die Kunst darf heiter sein!" — Manchen in dem Roman wird mancher liebgewinnen, so den alten Grafen Ezechiel mit seinen Marotten und Clemens, das schwarze Schaf der höchst ansehnlichen Familie derer von Schärpfenberg, den Erzherzog Immanuel, den Pfarrer Knocherl von St. Bernhard und nicht zuletzt den Dozenten Schaudenwein mit dem ewig vergnügten Lächeln, weil ihn das Leben ununterbrochen freut. Weniger warme Anteilnahme dürften die Markgräfin Mathilde, die schadhafte Tante Karoline und Pater Habakuk finden, obschon auch diese drei im Grunde gar keine bösen Menschen sind, nur ein bißchen verschroben und beschränkt. Allzu kluge Leute kommen in Hans Ludwig Roseggers neuem Romane überhaupt nicht vor — nur gerade so kluge, wie der brave Durchschnitt hat, der die Welt bevölkert und sich ausnehmend gescheit dünkt ... Hie und da hat die Geschichte auch Spitzen, doch Spitzen ohne arglistige Widerhaken, so daß auch dieser und jener, der sich daran ritzt, dem Verfasser deshalb nicht die Freundschaft aufkündigen wird, sofern er ihm bisher welche entgegenbrachte. — Hoffentlich ist man jetzt genug neugierig auf „Die tanzende Bärin"!

So wünschen wir uns denn mit unseren Abnehmern und Lesern ein beiderseits befriedigendes Wiedersehen im 42. Jahrgang! Die Schriftleitung.

(Geschlossen am 20. August 1917.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Flecker.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz





Inhalt.

Seite

Zwei, die sich nicht mögen. Aus alten Schriften von Peter Rosegger 881
Unser Märchenvolk im Kriege. Von Paul Keller 887
Schiffe, die versanken. Von Fritz Müller 892
Ehrgeiz. Von Hans Ludwig Rosegger 896
Benedikt als Menschenfreund. Eine Groteske von H. L. R. 899
Reserveoffiziere. Von F. X. R. 904
Etwas gegen die preußischen Junker. Von Hugo Ganz 908
Der Weißrusse und sein Aberglaube. Von Maria Schade 918
Die beiden Seiten. Von Hermann Kienzl 923
Josef der Deutsche. Von H. L. R. 926
Heimgärtners Tagebuch 931

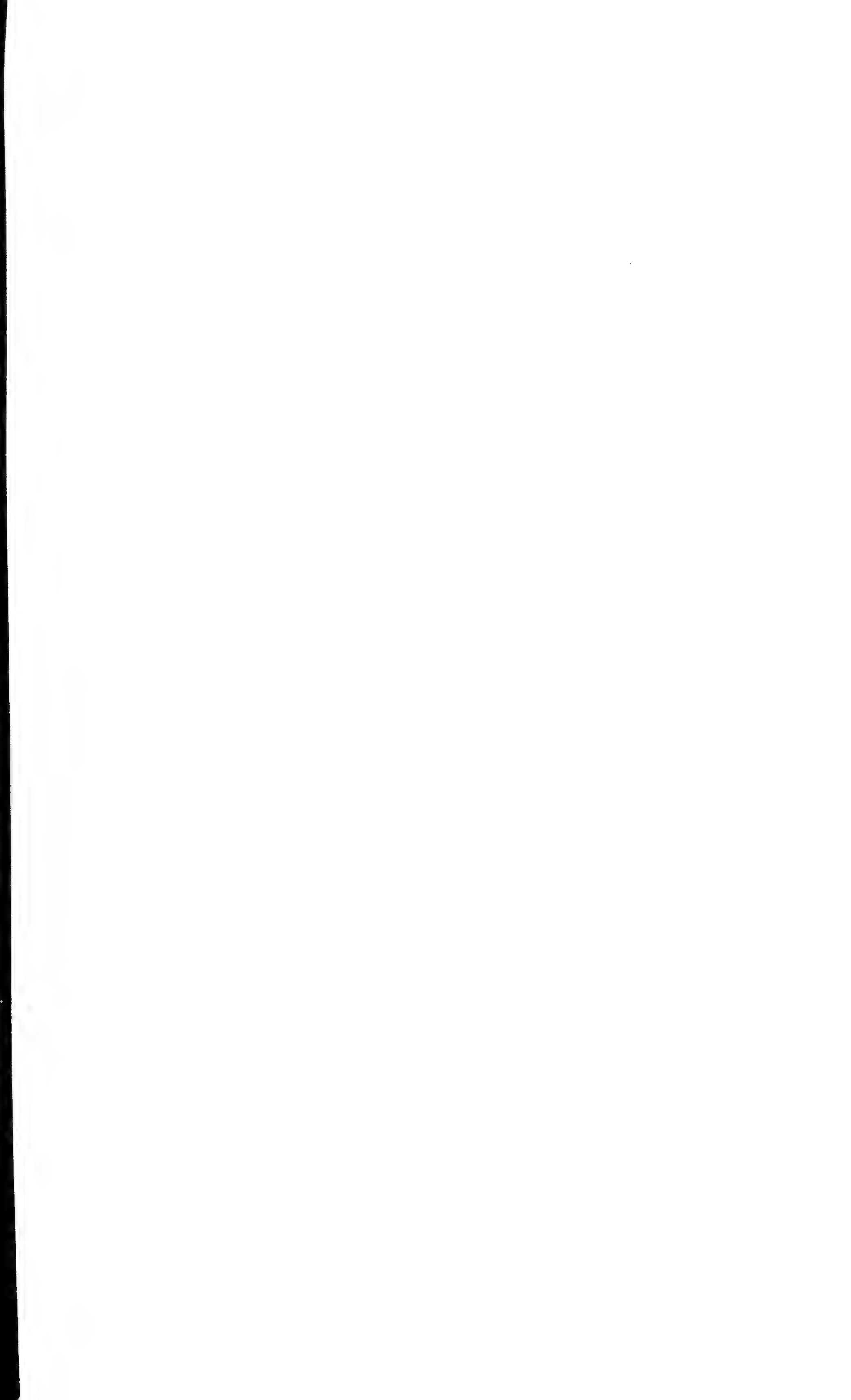
Kleine Laube.

Konstantin. Von Hermann Kienzl 940
Nachdenkliches. Von Oskar Glaser, Wien 940
Aus unserer Zeit: Der „unbeliebte“ Deutsche. — Mißglückte Propheten. Von B. E. S. — Englische Erdkunde für die Kleinsten. — S. M. Schiff „Zenta“. — Stiftungen — nicht Kriegsdenkmäler! Von Dr. Ernst Schultze 941
Dem Gedenken an Eduard Adolf Kraus. Von H. L. R. 950
Versteigerte Büchereien. Von Franz Waas—Wiesbaden 951
„Sogar“ oder „nur“? Von B. E. S. 953
Landschaftsbild und Bauerntum. Von Hermann Löns 953
Stolz weht die Flagge Schwarz-weiß-rot! Von B. E. S. 955
Bücher 956
Postkarten 959
An unsere Abnehmer! 959

Bezugspreis für den Jahrgang (12 Hefte) Kr. 8.40 oder Mk. 8.40, bei Postzusendung um Kr. 1.20, bezw. Mk. 1.20 mehr. Preis eines einzelnen Heftes 75 Heller oder 75 Pfennig.

Probehefte gegen Vorhereinsendung von 50 Heller oder 50 Pfennig.

Einbanddecke für einen Jahrg. in grüner, brauner, roter Farbe Kr. 2.20 oder Mk. 2.20.



Heimgarten

Eine Monatsschrift

gegründet von

Peter Rosegger

geleitet von

Hans Ludwig Rosegger

Zweiundvierzigster Jahrgang

1918

Verlag „Leykam“ in Graz





Inhaltsverzeichnis des Heimgarten

42. Jahrgang.

Romane und Erzählendes.

Seite

Die tanzende Bärin. Roman von Hans Ludwig Rosegger 1, 81, 161, 241, 321, 401, 481, 561
Bier und Brot. Von Fritz Müller . . . 25
Der Schmied und der Schmetterling. Aus dem Nachlaß eines verwilderten Genies . . 29
Die Springschnur. Von Ludwig Huna . . . 98
Heimstätten. Von Fritz Müller . . . 103
Der Käfer. Von H. L. R. . . . 117
Die Schlüsselnovelle. Von Fritz Müller . . . 179
Auch eine Erinnerung an den König von Griechenland. Von Rudolf Presber . . 182
Aspern. Von Walter von Molo . . . 187
Ihre Zinnteller. Von Adam Müller-Guttenbrunn . . . 257
Professor Schneehubers Ausflug ins Landwirtschaftliche. Von Paul Keller . . . 260
Fern vom Kriege. Backfischbriefe aus Siebenbürgen. Von H. Südburg . . 339, 414, 501
Der Hunderter. Von Fritz Müller . . . 350
Die Verfolgung. Von Ludwig Huna . . . 511
Die grüne Contessa im Schlosse Santa Croce . . . 578
Ein Häbelabend. Eine Erzählung aus dem deutschen Westungarn. Von Mathes Nitsch 586, 641, 721
Die Zehntausendste. Von Fritz Müller . . . 601
Ein Blutbad in der Schule. Von Josef Wichner . . . 606
Der Lichtfreund. Von Fritz Stüber-Gunther . . . 652
Von Särgen aus Kristall. Von Josef Stohl . . . 656
Begegnung. Von Fritz Müller . . . 741
Bürgerlicher Mut . . . 745
Das Ehepaar Hunzlinger. Von Rudolf Haas . . . 808, 886
Der Malchus. Von Ludwig Huna . . . 818
Papaver. Von Oswald Menghin . . . 822
Blumen. Von Karl Bienenstein . . . 835
Das Schicksal des Doktor Bogdan. Von Hans Ludwig Rosegger . . . 841
Das Bleiseelchen. Ein Märchen für Erwachsene. Von Ludwig Huna . . . 896
Der Spohrer. Von Fritz Müller . . . 902
Das Bild überm Bett. Von Philipp Krämer . . . 905
Das Verbrechen der Claudia Morena. Von P. L. Münzer . . . 912

Volkstümliches aus den Alpen.

Die Entdeckung der Steiermark. Von Dr. Rudolf Latzke . . . 35, 124
Der steirische Mandlkalender. Von Dr. Leopold Bein . . . 208, 295, 368
Erzbergnacht. Eine Szene aus 1915 von Fritz Oberndorfer . . . 269
Zwiegespräch. Von Hans Fraungruber . . . 314
Über einige Berg- und Flurnamen im Admont-Tale. Von Anton Mayr . . . 452
Bronzemenschen und Eisenleute. Von Hans Ludwig Rosegger . . . 535
Von der Beseelung volkstümlicher Geräte. Eine volkskundliche Studie von Dr. Viktor Ritter v. Geramb (Graz) . . . 669
Die Botschaft des lachenden Hausel. Eine Erinnerung von Peter Rosegger . . . 736
Das Märlein vom steirischen Panther. Von Olga Rudel-Zeynek . . . 752
Die steirische Volksseele. Eine Studie frei nach Roseggers Schriften von Ernest Saillière (Paris). Deutsch von J. B. Semmig . . . 760, 855

*

Seite
Triest. Von V. E. S. . . . 227
Berliner Brief. Von Elfr. Bgr. . . . 284
Graf Ährenthal Von Schwertfeger . . . 291
„Was wir nie vergessen sollen!“ . . . 310
Unsere Kriegsgefangenen. Von V. E. S. . . . 357
Etwas von der österreichischen Sprache. Ein tiefgründiger linguistischer und völkerpsychologischer Originalbericht vom Privatgelehrten Dr. P. L. Münzer . . . 376
Karl Kramarsch. Von H. L. R. . . . 394
Benedikt. Von H. L. R. . . . 427
Die Flamen in Belgien. Von Dr. Ferdinand Khull-Kholwald . . . 431
Persönliches von Titus Majorescu. Von Hermann Kienzl, Berlin . . . 434
Das Reisen vor und nach dem Krieg. Von Olga Rudel-Zeynek . . . 444
Vom österreichischen Frieden. Von v. Schwertfeger . . . 457
Dummheiten . . . 475
Der „arme Teufel“ . . . 475
Großstadtkinder auf dem Lande . . . 525
Der Friede im Osten. Von H. L. R. . . . 541
„Herr Kaiser!“ Von H. L. R. . . . 548
Die Sozi und ihre Zeitungen . . . 552
Die tschechische Frage. Von v. Schwertfeger . . . 612
Selbstbestimmungsrecht . . . 630
„Amerika, du hast es besser . . .“ Von Z. . . . 633
Schanghai—New York . . . 659
Abgesägt. Von H. L. R. . . . 666
Organisation . . . 706
Der böse Staatsanwalt. Von Dr. W. . . . 707
Ein „falscher Prophet“?! Von H. L. R. . . . 790
Weibliches, allzu Weibliches. Von Ursula . . . 793
Der Vater der fäulnisfreien Wundbehandlung . . . 875
Unser Heer. Von v. Schwertfeger . . . 919
Feldmarschall Graf Conrad . . . 949
Der tote Zar. Von v. Schwertfeger . . . 950
Auch eine Rosegger-Erinnerung. Eine nachempfundene Episode. Von Hans Ludwig Rosegger . . . 956

Aus unserer Zeit.

Prinz Siam. (Eine politische Enthüllung.) Von H. L. R. . . . 60
Eine Belastungsprobe. Von P. L. M. . . . 61
Der Lothringer Bauer. Von Unteroffizier Luttringer . . . 62
„Ist das die deutsche Kultur?“ . . . 63
Die Sonne ist schuld! . . . 63
Herr X. Von P. L. M. . . . 63
Kriegsgefangen! . . . 144
Was wählen Sie? . . . 144
Ja, Bauer, das ist etwas anderes! . . . 144
Verläßliche Gewährsmänner! . . . 145
Ein Dokument. Von H. L. R. . . . 223
Ein Schubiak! . . . 223
Zwei Zitate . . . 224
Tschechische Offiziere als Überläufer . . . 307
Ja, die Zeit! . . . 308
Schwachheiten. Von P. L. M. . . . 308
„Schonungslos kämpfen, erbarmungslos schießen, alle niederwerfen!“ . . . 309
Der Mehrheitskanzler . . . 309
Die Börse . . . 387
Die drei „A“ . . . 388
„Prosim pane . . .“ . . . 389
Wahres Geschichtchen . . . 389
Die Deutschen in der Dobrudscha . . . 389
Gewaltfriede . . . 469
Ein seltsamer Verständigungsfriede. Von P. L. M. . . . 470
Polnisches. Von v. Erbach-Sassenhoven . . . 470
Was versteht man unter 472

Seite
Die Wanderer, die Awaren und die Slawen. Von Hans Ludwig Rosegger . . 775
Das Mädel vom Land. Von Peter Rosegger 845
Die deutschen Landnahmemänner. Von Hans Ludwig Rosegger 862
Ein Spaziergang ins vorgeschichtliche Mürztal. Von Hans Ludwig Rosegger . . 923
Wie der Ähndl die Ahndl nahm. Zu unserer Familiengeschichte. Von Hans Ludwig Rosegger 930

Natur und Kultur.

Goldene Brücken. Der alte Heimgarten-Idealist noch einmal an seine Landsleute . . 19
Vom politischen Theater der Franzosen. Von Hermann Kienzl 46
Ethik und Politik. Von Otto v. d. Pfordten 64
Das Fest auf dem Friedhof. Von Peter Rosegger 120
Weltbaukunst. Von R. 193
Volkslieder und Volksspiele der Russen Von Felix Petyrek 205
Die bedeutendste Persönlichkeit des siebenbürgisch-deutschen Volkstumes im 19. Jahrhundert. Von Karl Reissenberger 287
Verpachtet an den †††. Von Peter Rosegger 352
Eine Auseinandersetzung mit den Marktfrauen von Semlin. Von Hermann Kienzl 361
Unser Wohnhaus. Von H. L. R. 475
Deutsch sein heißt volkstümlich sein! Eine Laienpredigt von Dr. Viktor Ritter von Geramb 515
Das Recht zu streiken. Von V. E. S. 521
Urgeschichtliche Funde im Kriege 631
Die deutsche Schrift. Von Dr. Ferdinand Khull-Kholwald 677, 754
Sparsame Wirtschaft in der „guten alten Zeit“. Von Johannes Kleinpaul . . 708
Die Mohammedanerin im Krieg 791

Literatur, Kunst und Künstler.

Bücher 78, 155, 232, 314, 397, 477, 556, 635, 714, 796, 877 598
Theodor Storm. Von Dr. Karl Fuchs 132
Im Schritt der Jahrhunderte. Von H. L. R. 149
Das serbische Volkslied. Von E. K. in den „Belgrader Nachrichten“ 229
Ein altösterreichischer Reisender. Von J. K. Ratislav 363
Wertvolle Zahlen 392
Max Jungnickel. Von K. D. Zwerger 632
Das entgötterte Theater. Von Adam Müller-Guttenbrunn 681
Die Schauspielerin als Frau. Von Hermann Kienzl (Berlin) 685
Zwei österreichische Künstler: Der niederösterreichische Dichter Franz Nabl. Von Richard Rieß (München). — Ernst Ritter von Dombrowski. Von h. . . . . . . .692—694
Fridericus. Von H. L. R. 695
Der Name Girardi. Von V. E. S. 712
Zu Peter Roseggers 75. Geburtstage. Von Dr. Rudolf Latzke 766
„. . . die Konzentration der . . .“ Von —p— 794
Ein immergrüner Kranz aufs frische Grab. Von Heinrich Wastian 801
Ottokar Kernstock 853
Der freundliche Empfang. Von Hermann Kienzl 916
Eduard Hoffer. Von H. L. R. 928
Am Grabe Peter Roseggers. Von Dr. Hans Richter 933

Zeitgeschichtliches und Plaudersames.

Wir und die im Reich. Von H. L. R. 31
Kopf hoch! Zu Hindenburgs siebzigstem Geburtstag 59
Der Abschied unserer Glocken. Von J. Leute 69
Das Bukarest von Heute 76
Der goldene Brautschmuck. Von Hermann Kienzl 114
Schlagworte. Von V. E. S. 147
In Deutschland, ja in Deutschland! Von Olga Rudel-Zeynek 150
„U“-Boots- und Seeflugzeug-Helden. Von einem ehemaligen Kameraden 197
Die Friedensfrage. Von H. L. R. 202
Die Gefahr der Entvölkerung und Slawisierung unseres Landes 226

	Seite
„Gute Nacht, Urgroßvater!"	304
Zur modernen Schulbildung	305
Die finstere Zeit	380
Leute, die nicht genießen können	381
Der Kaufmannstand	382
Erlauschtes Zweigespräch	382
Regierungspartei	383
Man redet mit unseren Bauern lateinisch	383
Verordnungen	383
Die Freude der ländlichen Arbeit	384
Das Wirtshaus an der Mahr	385
Der Dankgottesdienst des Papstes	385
Der Glaube an den Buchstaben	385
„Glückseliges neues Jahr!"	385
Der Instinkt der Menge	459
Sozialdemokratie und Religion	460
Bauern	461
Nahrungsmittel	463
Die Waffe	463
Die Gier nach Geld und Macht	464
Der Herr Kommerzienrat sind	465
Adalbert Stifter	466
Wie sich die Kinder den Himmel vorstellen	467
Mein Jugendreisen	543
Eine Fußreise durch Deutschland	544
Kaiser Karls Friedensmanifest	545
Am Grabe eines Helden der südlichen Front	545
„Nur kein banales Eheweib!"	546
Das Dreieck wird verschwinden	546
Die Handtascheln	546
Die Kriegszigarre	546
Musik	616
Heimgärten	619
Die Erde	620
Dichters Wunsch	621
Unsere Kinder	621
Die kluge Kirche	622
Um der Wahrheit willen hast du die Liebe vergessen	622
Ein Mensch mit Vorurteilen	622
„Na, ich dank schön!"	623
Unsinn	698
Vorherbestimmung	698
Der duldsame Zensor	699
Zeichenkunst und Malerei überflüssig?	699
Die Briefe des Volkes	700
Die gefangenen Mittelmächte	700
Die Leute bleiben, wie sie sind	700
„Freund, dein Leben ist nichts anderes, als ein Gedicht!"	779
„Der Weise von Krieglach"	781
Technische Fortschritte	781
Ein Gedicht	781
„Idealisieren"	781
Deutsche Kultur	782
Der Adel seiner Vorfahren	784
Nachlese	861
Mußschreiber	861
Die bildliche Kunst	861
Der beinerne Christus	862
Bismarck	865
Ein Vers	865
Glaubt Ihr, daß es angenehm ist, jeden Tag in der Zeitung zu stehen?	941
Friedenshoffnungen	941
Luxus	942
Sind das Zeichen der Umkehr?	943
Den Schulstil vergessen!	944
Wieder einmal die Lateinschrift	944
Schlamperei und Raunzerei	944
Kriegszeitungen	945

Gedichte.

Kamerad im grauen Helm. Von K. D. Zwerger	58
Das war ein Tag! Von Josef Rößler	142
Können und schaffen. Von R.	221
Vater unser! Von K. v. Kevler	225
Nachtlied. Von Ferdinand Maria Weinhandl	232
Das Ende der Legende. Von Hermann Kienzl	306
Ein Kind in seiner jungen Zeit Von Peter Rosegger	386
Vorbei. Von Ella Triebnigg	387
Friedliche Reise. Zwei Idyllen von A Ceconi. Triest. — Grado	391
Auf da Welserhoad. Von Hans Mittendorfer	427
Zwei Jugendlieder. Von Peter Rosegger	468
Wunsch. Von Fritz Oberndorfer	469
Der Kriegsgewinner. Von H. L. R.	474
Friedensworte. Von Wilhelm Rullmann	475
Wo wird es sein? Von Peter Rosegger	547
Großmutters Lieder. Von Vigga Konkel-Levenstjerne	552
Landschaft. Seelenvoller Lobpreis eines Ausschnittes der erhabenen Natur. Von Anselmus Pölly	555
Doch ich? Von Benedikt †	606
An die Reichen im Hinterland. Von P. L. M.	624
G'stanzeln. Von Onkel Holofernes	626
Der „deutsche" Reichstagsabgeordnete Dr. Cohn, Nordhausen. Ein Zwiegespräch im Jahre 1918	627
Der Enthobene. Von V. E. S.	627

	Seite
Unblutiges aus dem Kriege	472
Die bessere Politik	472
Zur Kriegsmode	473
Schlachtengewinner und Kriegsgewinner oder Verdienste und Verdienst	474
Der Kriegsgewinner. Von H. L. R.	474
Ein Schweizer über uns	549
Stimmung verpatzen. Von P. L. M.	550
Der Haase. Von P. L. M.	550
Die Verarmung des Judentums	551
Aus großer Zeit!	551
Einem mehr oder minder verehrten Staatsmann ins Stammbuch. Von P. L. M.	551
Die deutschen Barone. Von V. E. S.	624
Dummheiten	625
G'stanzeln. Von Onkel Holofernes.	626
Die Masse. Von P. L. M.	626
Der Enthobene. Von V. E. S.	627
Der „deutsche" Reichstagsabgeordnete Dr. Cohn, Nordhausen	627
Wer gehört „eigentlich" ins Feld? Von P. L. M.	628
Das Hinterland!! Von H. L. R.	701
Unangenehme Wahrheiten	702
Kriegsgewinners kaufen ein. Von Karlchen in der „Jugend"	703
Diplomaten. Von v. Sch.	704
Perfid! Von P. L. M.	705
Wenn!	785
Eine gefallene Größe. Von P. L. M.	785
So etwas . . . Von H. L. R.	786
Propheten?	787
Hamur!	788
1:3 und 1:4	789
Eine Königsfrage. Von v. Schw.	874
Das haben wir notwendig gehabt! Von P. L. M.	946
Das freie Amerika! Von V. E. S.	947
Echt russische Leute	947
Ein kleines Hinterlandsbildchen. Von P. L. M.	948
Der Zopf wird länger!	948
Kindisch	948
Französische Treue	949

Heimgärtners Tagebuch.

	Seite
Mehr Kinder?	52
„Lloyd George ist der deutschnationalste Mann!"	52
Der Krieg hat seinen Respekt verloren	53
Friede?!	53
Jetzt werde ich einmal prophezeien!	54
Körperliches und geistiges Leid	54
Die Hamster in Mariazell	55
Gerechtigkeit fand ich schön und gut	56
Das Zeitungswesen	56
Das Erholungsheim für leidende Volksschullehrer	57
Friedensvorschläge	135
Die Menschheit muß nicht bestehen, aber wenn —	136
Die päpstliche Friedensnote	136
Die zwei Gattungen von Untertanen	138
Wir wehren uns unserer Haut	139
Dieser Sommer	139
Wir in Ungarn und die Ungarn am Semmering	140
Heimweh!	141
Ein Schandkerl	213
Das Körnlein im Spreu	214
Unter zwanzig Jahren	214
Das Kriegsmuseum	215
Der Kaiser fährt über den Isonzo	215
Zur Friedensfrage	216
„Ich komme zu Ihnen, um Dichter zu werden!"	217
Der Schriftsteller	218
Nicht der Wille ist schöpferisch	218
Was noch vor kurzem ein Märchen war	219
Der größte Wunsch	220
„Schindens die armen Rösser nit so!"	220
Der Klügste	221
Die Verluderung des Geschäftslebens	290
Der Bauer und der Staat	300
Deutsche Soldaten	300
Goldene Brücken	301
Deutsch sein ist genug	302
Lorbeerkränze	302
„Gib mir einen Schmerz!"	302
„Hat mir dieser Alte das ganze Büchel versaut!"	303
Das ist das Beste!	303



1. Heft Oktober 1917 42. Jahrg.

Die tanzende Bärin.

Roman von **Hans Ludwig Rosegger.**

„O Gott“, klagte Markgraf Ezechiel von Schärpfenberg, genannt die Faust von Eysn, rieb sich das vom altösterreichischen Kaiserbart nicht überwucherte Kinn zwischen zwei Knöcheln seiner linken Hand und bohrte mit der Rechten den goldknopfigen Stock in eine der vielen schadhaften Ritzen der Steinfliesen. „Scheußlich, da stehen wir jetzt wie die Dienstmänner und warten auf die Schwarze und der Zug hat natürlich eine Stunde Verspätung. Nein, zu scheußlich!“ Er sah bei der Klage genau so aus, wie gute Väter in schlechten Theaterstücken auszusehen pflegen.

„Lieber Ezechiel, du übertreibst“, begütigte Markgräfin Mathilde mit milder, geölter Stimme, betroffen über den Vergleich mit Dienstmännern. Sie war eine sehr feine Dame in der Tracht vor 1870, so daß sie ein bißchen an eine Pyramide erinnerte — obenzu spitz und nach unten breit ausladend; sie liebte die Mode ihrer fernen Jugend; unter ihrem schwarzen Kapotthütchen quollen angespendelte graue Löckchen hervor und der Teint, wenn auch faltig, war rosig, wie die Haut ganz junger, frisch abgebrühter Schweinchen. — „Du übertreibst wie oft, lieber Ezechiel, denn erstens hat der Zug nur zweiundzwanzig Minuten Verspätung und zweitens ist Maria keine Schwarze, sondern, wie ich bestimmt hoffe, ein höchst achtenswertes Geschöpf, das wir liebreich aufnehmen wollen, wozu du aber in deiner wenig verbindlichen Stimmung nicht entschlossen zu sein scheinst.“

Seite
Ein eigen Heim. Von Heinrich Dennig 628
Kinderlied 632
Den Masaryks ins Stammbuch 633
An Franz Herold. Von Michel Röbauer 634
Irgendwo irgend im Wienerwald... Von Benedikt 659
„Kultur“ und „Culture“. Von V. E. S. 701
An Hochdero Durchlaucht, den Fürsten Metternich! Von Anselmus Pölly . . . 705
Ständele. Von Karl Dankwart Zwerger 707
Seelenwanderung. Von Benedikt 784
Der gute Wille allein... Von P. L. M. 785
Abend am Ossiachersee. Von Karl Bienenstein 795
Auseinandersetzung. Von Benedikt 902
Der verschmachtende Hund. Aus dem Türkischen 945
An Vater Keim. Von Michel Röbauer 953

Verschiedenes.

Zwei berühmte Steiermärker. Von Freund Benedikt 74
Franz Schuberts Nachf., Genossenschaft ohne Haftung. Von P. L. M. 76
Lieber Heimgarten! 77, 152, 228, 313, 476, 556, 635, 713, 795
Postkarten 79, 160, 240, 318, 400, 480, 559, 639, 717, 799, 879, 959
Verzeichnis der Bausteine für das Lehrer-Erholungsheim 80, 319, 718
Wir und Preußen 143
Worte von Bismarck 145
Wo das neue Lehrer-Alpenheim gebaut werden soll 146
Wäsche für unsere Feldsoldaten. Von Prof. Dr. Odo Bujwid 152
Der Kriegsgräbertag 154
Zur Erinnerung 223
Vorn und hinten. Von P. L. M. 312
Verwechselt! 313
Allgemeine Wäschesammlung 320
Duell-Ersatz 395
Kriegsalbum des Hausregiments Nr. 27 405
Rückschrittlich und fortschrittlich. Von V. E. S. 552
Angewandte Spruchweisheit. Von P. L. M. 554
Antwort auf die wiederholte Frage: „Warum nimmt der ‚Heimgarten‘ zu den Fragen der Zeit nicht regelmäßiger Stellung?“ Von H. L. R. 555
Kostenlose Beschaffung von Nahrungsmitteln im Werte von Millionen 560
Unzertrennlich verbunden 624
Adel verpflichtet 630
Die Gefährdung unserer Naturschätze. Ein Streitruf von Franz Goldhann . . . 634
Nur 13 Prozent! Von P. L. M. 635
Plaketten des Kaisers und der Kaiserin 640
Zopf 712
Kriegsalbum des k. u. k. Infanterieregiments Nr. 27 720
Prophezeien hätten sie nicht sollen! 790
Antisemitengesindel! 793
Aufruf des Kriegsfürsorgeamtes des k. u. k. Kriegsministeriums 800
Danksagung 872
Schreib deutsch! Von Johann Wolfgang v. Goethe 874
Waldschulmeisters Abschiedsworte. Von Franz Rottenmanner 874
Zur Errichtung der deutschen Schiffahrtsschule in Triest 880
An die Freunde des Heimgarten. Von Hans Ludwig Rosegger 881
Die Tabakkarte. Von P. L. M. 951
Die Briefe Peter Roseggers 953
Rosegger-Alpenheim für deutsche Lehrer. Von Gottfried Herbe 954
Druckfehler oder Absicht? Von Holofernes 954
Eindeutschung fremder Namen 955
Ein zweites Kriegerheim für das Grazer Hausregiment (k. u. k. Infanterie-Regiment Nr. 27) 960

„Sie hat doch eine Zahnfistel und eine geschwollene Backe.“

„Und Klemens, hat der auch eine Zahnfistel?“

„Nein, lieber Ezechiel, aber ob er kommt, weiß ich trotzdem nicht, er hat es nicht unbedingt versprochen, obwohl ich ihn darum ersuchte. Er ist so unberechenbar und ich fürchte beinahe, er könnte Maria brüskieren, wenn sie ihm mißfällt.“

Eine Gebärde des rotmützigen Bahnbeamten, die sich in verstärkter Bewegung auf die zuwartenden Reisenden und die Träger fortpflanzte, kündigte so etwas wie das Nahen des Eilzuges an und man langte nach Koffern, Handtaschen und Rucksäcken. Aber es war ein falscher Alarm, nur ein Laster rollte ein.

Puff links — puff rechts, drängte sich ein junger Mann durch die angestaute Menge und rief schon von weitem: „Schiff ahoi! Stoppen! Backbord beilegen! Hier bin ich, Mama, Papa.“

„Klemens“, stellte die Faust von Eysn befriedigt fest. „Aber warum der Junge nur so schreit?“

„Spät!“ rügte die Markgräfin.

„In Österreich kommt man bekanntlich nie zu spät.“

„Weil der Zug Verspätung hat!“

„Das meinte ich ja. Übrigens erkundigte ich mich telephonisch beim Herrn Portier, aber ihr, statt zu telephonieren, steht euch lieber eine geschlagene halbe Stunde in dem Dreck die Beine in den Leib.“

„Klemens, moderier dich gefälligst!“

Man lehnte weiter herum und der Laster ächzte wieder ab.

„Na, sehr aufgeregt, Papa? Ich freu' mich diebisch auf die Rothaut und hab' ihretwegen sogar ein Kolleg geschwänzt. Saus' ich also beim Examen durch, so ist nur die neue Schwägerin schuld daran. Diskrete Leute kommen überhaupt in der Nacht an, wo man sie nicht abzuholen braucht. Hoffentlich stellt sie sich gleich im Nationalkostüm vor, mit weißen und grünen und roten Federn im Haar und in ihrer angeborenen Tracht aus Leder, in einem niedlichen Röckerl bis in die halben Waden oder gar in einer regelrechten Hose. Ihr müßt nämlich wissen, daß die Indianer ihre landesübliche Gewandung aus Hirschhäuten mit dem Hirn eines grauen — ausgerechnet eines grauen Bären gerben und die Nähte mit den Wimpern erschlagener Feinde besetzen. Fein, was?“

Der Markgraf starrte seinen Sohn peinlich erstaunt an; bei dem wußte man auch nie, wie man daran war. „Glaubst du wirklich, Klemens? Es wäre zu scheußlich!“

„Aber lieber Ezechiel, du wirst ihm doch darauf nicht hineinfallen! Schon Karlfranz würde einen solchen Aufzug nie zulassen.“ Doch auch die Markgräfin war unsicher geworden, sie kannte sich nicht aus bei den

Die hellblauen, etwas wäßrigen und nicht sonderlich klugen, doch unendlich gutmütigen Augen der Faust von Eysn irrten zwinkernd zu den Zeigern der Bahnhofsuhr, die sich ruckweise weiterschoben, als könnte ein ermunterndes Zuzwinkern ihren Gang beschleunigen. „Tilde, das verstehst du nicht — sie ist eine Schwarze!"

„Eine Brünette", verbesserte die alte Dame, gewohnt, unerwünschte Tatsachen so lange mit Worten zu bearbeiten, bis sie wenigstens nicht mehr ganz so unerwünscht waren. „Auch dürfen wir nicht vergessen, daß sie eine Rechtgläubige ist und daß Pater Habakuk erklärte, Gott sehe nicht auf die Hautfarbe der Menschen."

„Gott vielleicht nicht, obschon ich davon gar nicht so fest überzeugt bin, aber ich für meine Person bin weder der liebe Gott noch farbenblind. Meinetwegen könnte sie übrigens ein grünes oder auch ein gelbes Fell haben, wäre sie nicht ausgerechnet die Frau unseres Karlfranz." Er schlug mit dem Stock einen Lufthieb. „Eine Schärpfenberg und eine geborene Miß Bear, die außerdem eine Indianerin ist!"

Nun seufzte auch die Markgräfin, der die Sache ebenfalls nicht so gleichgültig war, wie sie sich stellte. „Bedenk doch, lieber Ezechiel, daß Maria eine Königstochter ist."

„Hat sich was mit der Königstochter! Du malst dir das zu großartig aus, liebe Tilde, ein Indianerhäuptling ist noch lang kein König, sondern ein Indianerhäuptling ist eben ein Indianerhäuptling, also bestenfalls ein besserer Räuberhauptmann oder ein Zigeunerprimas."

Die pyramidenförmige alte Dame drehte nervös den Silbergriff ihres Schirmes. „Du tust ja gerade so, als jagte Mister Bear heute noch in der Prärie Büffel und Wölfe, aber in Wirklichkeit ist er Senator der Vereinigten Staaten, besitzt ungeheure Ländereien und steht in hohem Ansehen. Wie Prinz Heinrich in Amerika war, zeichnete er ihn durch eine halbstündige Ansprache besonders aus."

„Dadurch wurde sein Pelz nicht lichter", knurrte der unversöhnliche Markgraf. „Hol's der Kuckuck, ich möchte nur wissen, was Karlfranz einfiel, die Schwarze zu heiraten. Er war doch früher immer ein solider Mensch — und von *mir* erbte er die Geschmacksverirrung sicherlich nicht!"

„Möglicherweise von der Faustina", erwiderte mit einer Milde, die diesmal einen aufreizenden Beiklang hatte, die Markgräfin, weil sie aus den Worten ihres Mannes eine Beschuldigung ihrer eigenen Familie heraushörte. „Allerdings, so nobel wie die Schärpfenbergs sind die Walz-Turnsassina nicht — und doch hätte ein Bruder von *mir* bestimmt keine Indianerin heimgeführt."

„Das kannst du unmöglich wissen, liebe Tilde, da du keinen Bruder hast." Darauf stockte das Gespräch eine Weile.

„Kommt Tante Karoline auf den Bahnhof?"

Menschen nicht sonderlich abstach, sondern auch für die anderen Jahreszeiten. Abgesehen von der Färbung konnte sie als hübsch und anziehend gelten — keine Federn im Haar, bloß auf dem runden Hut, wie Klemens ganz richtig voraussetzte, und in keinem Lederkostüm mit Menschenhaaren an den Nähten. Die dunklen Augen waren einwandfrei schön und blickten so weich wie altvenetianischer Samt sich anfühlt; die Backenknochen freilich ein wenig vordringlich wie bei manchen ungarischen Aristokraten auch, welche Rasse der Markgraf allerdings nie für ganz voll genommen hatte; aber es heirateten doch auch gute Familien in ungarische Sippen ein.

Und die dunklen Augen schauten unbeschadet ihrer Samtweiche nicht weniger prüfend auf die neue europäische Schwägerschaft, als diese die Eigenheiten der Stammutter verschiedentlicher künftiger Schärpfenberger musterte.

Die erste und nicht freiwillige Pause nach der förmlichen Begrüßung benützte Klemens, um sich ein bißchen in den Vordergrund zu schieben: „Liebe Mirzl, ich bin nämlich auch wer, ich bin der Schwager, den vielleicht mein Herr Bruder zu erwähnen sich gelegentlich herabließ. Und wenn nicht, dann eben nicht. Damit du es gleich weißt und mich nicht überschätzest — ich bin das schwarze Schaf des Stammes —", wobei er auf sein schwarzes Haar wies, eine Anspielung, die jedoch die Indianerin unmöglich verstehen konnte. „Außerdem studiere ich Zoologie, was beinahe so verächtlich ist, als hätte ich mich der Medizin ergeben und schnitte bresthaften Leuten, die es so und nicht anders haben wollen, mit Verlaub gesagt, den Bauch auf. Also, god bye, schöne Schwägerin — und fürcht dich nicht vor den vielen fremden Leuten, denen du in den nächsten Wochen totsicher vorgeschleppt wirst. Sie bellen in der Regel nur und beißen nicht."

Frau Maria erfaßte gut die Halbscheid dessen, was ihr lieber Schwager hervorsprudelte, nicht, aber so viel merkte sie doch, daß er sich anstrengte, freundlich und verwandtschaftlich zu sein. So küßte sie ihn denn mitten auf den Mund und sprach die ersten deutschen Worte, die nur unmerklich fremdländisch und ein bißchen breiig klangen: „Ihr seid alle so lieb mit mir . . ."

Worauf die Markgräfin Mathilde auslugte, ob die neue Tochter dabei Tränen in den Augen hatte. Die neue Tochter hatte dabei keine Tränen in den Augen, wie es sich von rechtswegen gehört hätte.

Hoffentlich besaß sie kein verstocktes oder gar hoffärtiges Gemüt.

Nach einigem Hin- und Widerreden, während sich der Bahnsteig durch zwei Türen schon ausleerte, und nach mehrfachen Versicherungen, daß die See- und Landreise glatt verlief, erklärte Karlfranz, sie seien beide abgespannt und würden jetzt nachhause fahren; ohne Unterbrechung

Sitten ungebildeter Völker und selbst der gelehrte Pater Habakuk deutete an, man müßte auf dies und jenes gefaßt sein.

Klemens fand, er habe die Eltern nun genügend aufgeregt, und schickte sich an, sie wieder abzuregen. „Sie wurde doch in einer erstklassigen Pension Newyorks erzogen und Karlfranz schrieb, sie spreche deutsch so fließend wie englisch. Wer aber Deutsch spricht, der steckt die Federn nicht ins Haar, sondern nur auf den Hut, was ein wesentlicher Kulturfortschritt sein soll, wie Ethnologen und Modistinnen behaupten. Federn ins Haar — so weit treiben's nicht einmal unsere Komtessen, wenn sie als junge Mädels dem Tierreich auch sonst verflixt nahe stehen; ich meine nicht dem vierfüßigen . . ." Der über die Weichen hereinpolternde Eilzug unterbrach die zoologischen Darlegungen.

Die Faust von Eysn reckte sich, stöhnte für alle Fälle nochmals verzweifelt auf und wiederholte sich heimlich das Gelöbnis, die Schwarze schwiegerväterlich herzlich zu begrüßen. Man würde ja sehen . . . .

Zuerst erspähte Klemens den Bruder hinter einem Wagenfenster und kreiste beide Arme: „Schiff ahoi! Anker werfen! Ich bin die weißgekleideten Jungfrauen!"

Schlank, blond, blauäugig, gemessen, in einem zweifellos englischen Anzug stieg Karlfranz aus und half vor jeder Begrüßung einer mittelgroßen Dame in einem Kleid Pfeffer und Salz die hohen Stufen herab, gab den herandrängelnden, miteinander zankenden Trägern über die Achsel weg herrisch Aufträge, kam dann langsam auf die Eltern zu, umarmte sie, küßte sie und stellte vor: „Meine liebe Mary — Papa, Mama."

Die mittelgroße Dame in Pfeffer und Salz beugte sich über die wetteifernd hingestreckten Hände der Schwiegereltern und drückte ihre Lippen darauf.

Die Markgräfin zog sie gerührt an ihre erstaunlich flache Brust und lispelte: „Meine liebe, liebe Tochter . . ."

Die Faust von Eysn tat in ihrer Weise desgleichen und sagte, jedoch sehr vernehmlich, ebenfalls: „Meine liebe, liebe Tochter . . ." Dann bemühte er sich, rasch über das neueste Mitglied seiner Familie mit sich ins reine zu kommen. Schwarz war sie allerdings nicht, aber weiß war sie auch nicht. Am ehesten ließ sich ihre Hautfarbe mit dem sanften Braun gemäßigten Mahagonis vergleichen oder mit dem Teint der Komtessen, wenn sie schon einen Sonnensommer lang für das Tennisherbsttournier übten. Doch die Komtessen waren um Weihnachten herum oder spätestens im Fasching für die ausgeschnittenen Hofbälle schon wieder menschlich blaß, halfen wohl auch mit Gurkenwasser nach, aber bei der da würde Gurkenwasser gewiß nichts fruchten; die hatte man in der Wolle gefärbt, kalkulierte er. Und eine Ehefrau und Schwiegertochter war schließlich nicht nur für den Sommer da, wo sie von ordentlichen

Lampen anzünden, damit sich niemand in der Finsternis verirrte. Das neumodische, unfeudale elektrische Licht war als protzenhaft verpönt. Für die Stickarbeit schob die Markgräfin eine schildkrotgefaßte Brille vor die weitsichtigen Augen, fädelte einen Goldfaden ins Nadelöhr und stichelte sorgsamst darauf los. Die Faust von Eysn gönnte sich eine bebänderte Zigarre und unternahm im Salon, den Urvätermöbel anpfropften, einen Pendelgang, blieb vor einem eingelegten Schrank stehen, rückte ein Bild zurecht, das dieser Zurechtweisung gar nicht bedurfte, und pfiff zur Begleitung dieser nützlichen Tätigkeit durch die Schneidezähne eine dünne Melodie, die weder von Mozart noch von Beethoven stammte, sondern ländlicher Eigenbau war. Auch blinzelte er durch eins der übergroßen, grauverstaubten Fenster zum Burgberg auf, an dem ihn nicht einmal die neue gläserne Gastwirtschaft störte, denn er sah sie gar nicht, er sah nur die Schloßreste am Hang und die erinnerten ihn daran, daß einst bei der Verteidigung der Feste gegen die Türken auch zwei Schärpfenberger hervorragend mitgetan hatten. War ihm doch die ganze Stadt mitsamt ihrer Vergangenheit nur ein Rahmen zu seiner edlen Familiengeschichte. Heute aber überlegte der Markgraf mehr in die Zukunft, als in die Vergangenheit. Sie hatte ihm nicht so übel gefallen, die Schwiegertochter, deren federnden Gang er als Feinschmecker von ehedem wohl zu schätzen wußte. Und hätte sie nicht Karlfranz geheiratet, sondern . . . in Gottesnamen Klemens, wenn der unerforschliche Ratschluß des Himmels den Schärpfenbergern schon durchaus eine Heimsuchung auferlegen wollte, dann hätte er sich damit so oder so abgefunden. Aber der Majoratsherr des Geschlechtes, das sich seiner Abstammung von den salischen Kaisern rühmte, als Gatte einer Farbigen! Unmöglich. Scheußlich! Er machte den schüchternen Versuch, sich das Haar zu raufen — ein Versuch, der wegen des ungeeigneten Objektes mißlingen mußte. Farbig war sie unbestreitbar, wenn auch nicht pechschwarz, mit welch allerschlimmster Möglichkeit er freilich nie im vollen Ernst gerechnet hatte, mit der er nur absichtlich übertreibend seinen Unmut unverkennbar anzudeuten sich bestrebte. Von der also sollten seine Enkel geboren werden, von der . . . Sie würden braun sein und dunkelhaarig und schwarzäugig und kurzköpfig, wo er doch so unendlich für blonde, blauäugige Langschädel schwärmte. Hatte ihn nicht schon das Brünette an Klemens schlaflose Nächte gekostet, und der Junge besaß wenigstens helle Augen! Und hatte er in jenen schlaflosen Nächten nicht sogar seine liebe Mathilde in einem gräßlichen Verdacht gehabt? Nein, nein, die Gute war daran unschuldig wie Moses an der Erfindung des Schießpulvers. Jetzt schielte der Markgraf auf das Gemälde an der Stirnseite des Salons, auf ein Abbild des Originals, das im Ahnensaal der Eisenburg hing; die Kopie hatte sein Vater nach dem Meisterwerk des Mailänder Künstlers Pierrotti anfertigen lassen, um

säßen sie von Hamburg her im Zug. Ob sie am nächsten Tag ihren feierlichen Antrittsbesuch im Palais machen dürften?

„Aber natürlich, Karlfranz, wie kannst du fragen, aber natürlich! Wir wären ja sehr böse, wenn ihr nicht gleich morgen kämet.“

Das junge Ehepaar stieg in ein Auto, das die Gepäckträger noch überreich mit Rohrplattenkoffern und Handtaschen belasteten. Da fragte Frau Maria: „Wo ist denn Muko-fon?“

„Josef wird sie nachbringen.“ Und die Benzindroschke surrte ab.

„Na ja“, sagte der Markgraf ergeben. „Das Ärgste wäre vorderhand ohne Beinbruch überstanden. Fortsetzung folgt.“

„Nun ja“, meinte auch die Markgräfin milde, „nun ja . . .“ Und sonst keine Silbe, denn sie wollte sich durch keine bestimmte Äußerung festlegen, ehe nicht Pater Habakuk sein maßgebendes Urteil abgegeben hatte.

Nur Klemens quetschte sich unzweideutig aus: „Mir gefällt das Indianerdirndl ganz famos — und ich möchte nur wissen, welchen Eindruck wir auf sie machten.“

Die unerhörte Vorstellung, die Schwarze könnte auch ihrerseits die angeheiratete markgräfliche Familie einer Kritik unterziehen, beschäftigte die alte Faust von Eysn nachhaltig; an die Möglichkeit, gleichfalls auf Herz und Nieren geprüft zu werden, hatte er bei Gott nie gedacht!

„Lieber Ezechiel, wollen wir jetzt nicht auch fahren?“

„Ja, liebe Tilde, jetzt wollen auch wir fahren.“

„Nimmst du den Tee mit uns, Klemens?“

„Danke gehorsamst, nein. Ich ratsche mit der Tram ins Seminar, Eure Ziegenböcke sind mir zu zeitlose Viecher.“

In der Tat beeilten sich die markgräflichen Gäule gar nicht und brauchten ihre Zeit, bis sie den altväterischen Wagen vor das Palais in der Schackstraße hinstellten. Das Palais wurde in den Tagen eines schon nachdenklich werdenden Rokoko geboren und hatte auch noch etwas von der steifen Herrlichkeit der Renaissance an sich. Über dem steinernen Portal prangte das Alliancewappen der Familie: In die linke rote Hälfte seines Schildes ragte eine scharfgeschnittene goldene Bergspitze und in der rechten himmelblauen Hälfte ballte sich drohend eine silberne Faust. Der Fürstenhut, der die Pracht überdachte, hielt strenger genealogischer Gewissenhaftigkeit nicht stand.

Der Markgraf und seine Gemahlin schlürften ihren schmerzlich lichten Tee, ohne vorerst die Eindrücke der letzten Stunden vertraulich auszutauschen. Hierauf setzte sich die pyramidenförmige Hausfrau mit ihrer in einen mächtigen Stickrahmen eingespannten Handarbeit — es war eine kaum halbfertige, besonders ansehnliche Altardecke, die da entstand — nahe ans Fenster, denn die schmale Straße ließ nur dürftiges Licht in Säle und Zimmer. Im Winter mußte man schon mittags die

lobenswerter Eigenschaften nachgeraten war, während er sich ansonsten bestrebte, den Ahnen nur die auserlesensten Tugenden anzudichten. In einem eigenköpfig verfaßten und eigenhändig niedergeschriebenen Memorandum legte er den Beweis feierlich im Familienarchiv neben die wertvollsten Dokumente nieder und fügte noch bei, daß auch Teja ein brünetter und dennoch ein unzweifelhafter und unzweifelhaft tapferer Gote gewesen sei.

Sieben Generationen war die verdächtige Faustina tot gewesen, in der achten — bei Klemens — wurde sie wieder lebendig. Der besaß nicht nur die äußeren Merkmale der Zigeunerin, sondern auch durch und durch unschärpfenbergische Gelüste. So studierte er Zoologe statt Soldat zu werden oder wenigstens ein Gut zu bewirtschaften; sozusagen, zu bewirtschaften — denn wozu gab es denn Verwalter für gutes Geld, wenn nicht um den Schein zu wahren, daß man als echter Edelmann seinen Kohl selber baute?

Die Familie hatte ihre tausendjährigen Meriten und war stolz auf fünf Feldherren (gewannen diese auch nicht stets die Schlachten, die sie schlugen), auf einen Kanzler, sechs Landeshauptleute, zwei Bischofs- und einen Fürstenhut. Doktorhut fand sich keiner in ihrem Nachlaß; doctores waren tituli fürs Bürgertum, dem bessere nicht erreichbar . . . .

Und jetzt nach der beinahe schon überwundenen Faustina diese Schwarze! Der Markgraf stöhnte an diesem Tag öfter als an jenem, da ihm seine liebe Mathilde auf „Beziehungen“ ertappte, die sie als „sündhaft“ bezeichnete und zu deren Sühne er mit ihr nach Mariazell wallfahrten mußte. Die „Beziehungen“ hatten sich zwar mit Auswechslung des weiblichen Teiles auch nachher noch wiederholt, aber die liebe Mathilde erfuhr nie mehr etwas davon — und die Tage von Mariazell mit ihren peinlichen Beichten, den strengen Bußen und ihren endlosen Messen wurden im Geheimschrank des markgräflichen Gewissens verwahrt, wo dieses am verschwiegensten war. Übrigens blieb auch bei den Seitensprüngen die Faust von Eysn in der Regel ihrer Vorliebe und den Worten Liliencrons treu: „Wunderbar ist ein Zopf von blondem Haar — ganz besonders aber dann, hängt ein frecher Backfisch dran . . .“ Ach, die frechen blonden Backfische! Waren sie hin und wieder auch nicht blond und nicht gerade Backfische . . .

Nach diesen teils erbaulichen, teils unerbaulichen Erwägungen begann der Markgraf zu sprechen: „Sie hat mir ja nicht durchaus mißfallen, ich sag's wie's wahr ist; sie ist nett und bescheiden. Du lieber Gott, fast wäre es mir lieber, sie wäre nicht nett und nicht bescheiden, weil man dann hoffen könnte, Karlfranz würde sich mit ihr nicht vertragen und würde sich scheiden lassen und ein zweites Mal und eine richtiggehende Weiße heiraten. Aber so . . .“

es stets vor sich zu haben, im Schloß und im Stadtpalais. Der markgräfliche Vater war reichlich verschroben gewesen, weshalb er auch seinen Sohn Ezechiel taufte, uneingedenk dessen, daß jeder seinen Namen mit durchs Leben schleppt wie der Esel seine Ohren. Das Bild aber stellte die Ahnfrau des Geschlechtes dar — Faustina von Eysn, der eine übelwollende Überlieferung ins Grab nachzischelte, sie geistere noch von Zeit zu Zeit in der Eisenburg. Doch hatte sie eigentlich noch niemand herumgeistern gehört, geschweige denn gesehen. Gleichwohl war sie das Gespenst der Familie, wenn auch nicht im Sinn abergläubischer Bedienter und furchtsamer Zofen . . . Jörg IV. von Schärpfenberg heiratete Faustina von Eysn anno 1620 und es wurde eine unruhige Ehe, trotz der Kürze ihres Bestandes, was verständlich war, wenn man die Konterfeis des Ehepaares miteinander verglich: Der Jörg ein ungeschlachter Landsknecht, ein Kerl wie aus Wallensteins Lager gerissen, mit einem roten Knebelbart und einer Nasenfärbung, die — milderte sie auch der gefällige Maler beträchtlich — auf Verschiedentliches, nur nicht auf Enthaltsamkeit in puncto Wein hindeutete. „Urgroßvater Jörg war ein Knoten", pflegte der schrecklich pietätlose Klemens zu sagen, womit er der Wahrheit leider nahe kam. Und dagegen die Faustina — eine feingliedrige Zigeunerin, für Meister Pierrotti bis zur Magengrube ausgeschnitten, mit verwirrend bronzebraunen Schultern, schmalen, karminroten Lippen, einer scharfen Nase, farblos dunklen Augen, die irgendwas irgendwo in der Endlosigkeit suchten, wo die Welt aufhört, mit einem blauschwarzen Haarknoten und einem hochmütig gesteiften, schlanken Nacken.

Frau Mathilde hatte einmal den Vorschlag gemacht, der Moral wegen das Decolleté der unzüchtigen Stammutter zu überpinseln, drang damit aber nicht durch. Es sollte bleiben wie es war — zur Abschreckung und . . . Ergötzung . . .

Die Faustina starb bald nach ihrem ersten Kind auf ziemlich rätselhafte Art, wozu Tante Karoline bemerkt, ihr Vater hätte Schauergeschichten von einem walachischen Prinzen erzählt, den Jörgs Gattin mehr als nur gern sah. Klemens schwor, von der Richtigkeit dieser Tradition überzeugt zu sein. Man habe lange gezweifelt, versicherte Tante Karoline, die den Menschen mit Vorliebe Unangenehmes sagte, ob der junge Jörg auch wirklich der Sohn des alten Jörg war, oder ob etwa . . . Dagegen bot Markgraf Ezechiel sieben gültige Eide an, daß der walachische Prinz in keinerlei verwerflichen Beziehungen wie immer zu den Schärpfenbergern stand, denn der Sohn Jörg (der fünfte Jörg) glich dem Vater Jörg (dem vierten Jörg) wie ein rotblondes Karnickel einem andern rotblonden Karnickel. Und um die Stammbaumehre zu retten, war die Faust von Eysn sogar bereit, zuzugeben, daß Jörg V. Jörg IV. auch in puncto Wein, der Nase und etlicher anderer minder

Die Faust von Eysn war nicht in der Stimmung, Längsterkaltetes aufzuwärmen. „Karlfranz machte mir von Kindesbeinen an nichts als Freude und ich setzte alle Hoffnungen auf ihn. Daß er bei den Windischgrätz-Dragonern diente, war uns beiden recht — nur schade, daß er dort nicht aushielt. Auch bei Hof sah man ihn gern und Erzherzog Immanuel bevorzugte als Regimentskommandeur den Jungen offensichtlich. Und als wir hörten, Karlfranz interessiere sich für Laja Lankowitz, und Laja Lankowitz interessiere sich auch für ihn, da gaben wir dem Paar gern unsern elterlichen Segen im voraus. Die Lankowitz sind eine recht, eine r e c h t gute Familie, sieht man von jener Tante Ziska ab, die den Emil Glogauer aus Breslau, Gurkenexport en gros — pfui Deubel! — heiratete. Natürlich ging es auch daneben, wie nicht anders zu erwarten."

Auch diese Darlegung forderte einen Einwurf der Markgräfin heraus: „Glogauer erbaute auf eigene Kosten eine Kirche in Kattowitz — und Pater Habakuk weiß, daß die Ursache der Scheidung ganz auf Seite der Ziska lag, die mit Baron Ergöy befreundet war . . ."

„Durchgegangen ist sie mit ihm!"

„Gewissermaßen, so zu sagen . . ."

„Einem Glogauer durchzugehen, zeigt übrigens von gutem Geschmack."

„Und von schlechter Moral!"

„Die Ziska hätte Karlfranz auch nicht heiraten sollen, liebe Tilde, sondern die Laja, aber wie alles im schönsten Zug war, hol's der Teufel — verzeih . . . — verlobt sich die verdrehte Lankowitz über Hals und Kopf mit dem Mummelgreis von einem Klattenbach, worauf sich Karlfranz einbildete, er müßte um die Welt reisen. Gerade bis Washington hat die Weltreise gedauert und dort lernte er die Schwarze kennen . . ." Die Faust von Eysn suchte das Geheimnis, das sie ahnte, durch angestrengtes Nachgrübeln zu ergründen, aber geistige Arbeit hatte nie zu ihren stärksten Seiten gezählt. Ob die liebe Mathilde nicht mehr und Genaueres über das plötzliche Zerwürfnis mit Laja Lankowitz wußte? Weiber wissen immer mehr und Genaueres oder tun wenigstens so, wie zum Beispiel Tante Karoline, die, was sie nicht wußte, eben erfand. „Sag mal, liebe Tilde, was gab es denn eigentlich zwischen unserem Karlfranz und der Laja?" Er blinzelte seine Frau seitlich an und koste sich den altösterreichischen Kaiserbart.

Für kurze Zeit unterbrach die Markgräfin ihre Stichelei an der Altardecke, schob die weitsichtige Brille auf die Stirn, machte ein auffallend schlaues Gesicht und schüttelte den Kopf, daß die angesteckten grauen Lockendreher — die „Wuckerln", wie Klemens sie ohne Ehrerbietung nannte — niedlichen Schaukeln gleich schlingerten. „Man redete natürlich über Lajas überstürzte Verlobung mit dem Klattenbach mancherlei, lieber Ezechiel, und Tante Karoline ist der Ansicht . . ."

Die Markgräfin hob nicht ohne Würde ihren wohlfrisierten Scheitel mit den angespendelten Lockentollen von der prunkvollen Altardecke und meinte ungeachtet der öligen Milde im Ton sehr bestimmt: „Du vergissest im Augenblick, lieber Ezechiel, daß Maria katholisch ist, daß sie Karlfranzens wegen katholisch wurde und daß eine katholische Ehe unscheidbar ist.“

Daraufhin brachte die Faust von Eysn die historisch sein sollende Einwendung vor, auch die Ehe des ersten Napoleon sei katholisch gewesen und trotzdem von einem katholischen Papst gewissermaßen eigenhändig geschieden worden.

„Entschuldige, lieber Ezechiel, aber da bist du wie gewöhnlich nicht gut unterrichtet. Die Ehe Napoleon Bonapartes mit Josefine Beauharnais bestand nie zu Recht, da bei ihrem Abschluß ein schwerer Formfehler mitunterlief, und so wurde sie vom Heiligen Vater wegen des **impedimentums clandestinitatis** für null und nichtig erklärt, was so viel bedeutet, als daß sie von Anfang an nichts galt. Erkundige dich nur bei Pater Habakuk, wenn dir mein Zeugnis nicht genügt.“

„Es genügt mir, liebe Tilde, es genügt mir vollkommen und ich will nur hoffen, daß die **clan**... die **clan**... daß auch in unserem Fall ein Formfehler mitunterlief.“

„Das wollen wir nicht hoffen, lieber Ezechiel, denn dann lebte augenblicklich unser Karlfranz mit einer fremden Dame im Konkubinat, demnach in einem verwerflichen Verhältnis — eine Befürchtung, die aber gottlob grundlos ist, da ja der Erzbischof von Cincinnati selbst die Trauung vollzog und es so völlig ausgeschlossen erscheint, was du anzudeuten leider für notwendig hieltest und woran ich nie mehr auch nur denken will.“

„Was bei einem Napoleon nicht verwerflich war ...“, wollte der Markgraf erwidern, besann sich jedoch noch rechtzeitig, daß Napoleon kein rechter Adeliger und überdies ein miserabler Katholik war, weshalb sein Beispiel nicht nachnahmenswert schien. Und schwieg. Zum Seelentrost gönnte er sich eine zweite bebänderte Zigarre und ein Gläschen unvergleichlich zartgrünen Chartreuses, zwei Dinge, die ihn wieder gesprächig machten. „Karlfranz war immer ein gutgeartetes Kind und ich hätte mir nie träumen lassen, er würde uns jemals Sorgen machen. O Gott, o Gott!“

„Vielleicht wäre es besser gewesen, ihn aufs Gymnasium nach Kalksburg statt zu den Benediktinern zu schicken“, warf die Altardeckenstickerin ein und brachte damit wieder eine alte Streitfrage aufs Tapet. Die Jesuiten im allgemeinen und die von Kalksburg im besonderen gehörten zu ihren erklärten Lieblingen; die Benediktiner neigten ihr zu sehr zur Weltlichkeit; hin und wieder wenigstens.

die Freudigkeit des Rokoko, in das sie gehörten, und die Rosengirlanden in ihren plumpen Händen glichen aufs Haar zu Mauerwerk verdammten Riesenwürsten. Und das Innere des Palais entsprach durchaus dem Äußeren. Horchte man aufmerksam hin, so hauchten alle Möbel und Bilder, wenn diese auch zufällig keine Heiligen darstellten, Gebete, als müßten sie bei guter Gelegenheit widergeben, was sie in all den Jahren erlauschten. Auch nach Weihrauch roch es in manchen Zimmern. Frau Maria zog dann immer ihren Schal enger um die Schultern, um sich gegen das Kalte und Fremde ringsum zu schützen.

Bei dem feierlichen Festmahl ihr und Karlfranzen zu Ehren thronte sie auf dem bevorzugten Platz an der Tafel; den markgräflichen Schwiegerpapa hatte sie zur Linken und Onkel Pfredy Schärpfenberg-Tom-Polanski zur Rechten. Die Faust von Eysn war die Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit in Person, ein Kavalier aus älterer Schule, und der uraltheilige Familiengeneral Onkel Pfredy machte der neuesten Nichte klar, man hätte den Saupreußen anno 66 ohne ihr verfluchtes Zündnadelgewehr das Fell tüchtig gegerbt. Dazu schaute dieser Inhaber vieler hoher Orden herausfordernd um sich, ob etwa jemand zu widersprechen wagte. Er stand in Ehren und Ansehen und seine derbe Ausdrucksweise erregte nur bei der Markgräfin einiges Unbehagen, so daß sie milde abwehrte, aber die sänftiglichen Worte hörte Onkel Pfredy infolge beiderseitiger Schwerhörigkeit, die er auf den Kanonenlärm von Königgrätz schob, nicht und wetterte unbekümmert weiter.

Auch sonst waren die Breit- und Schmalseiten der Familientafel mit den ehrenwertesten Persönlichkeiten gespickt, mit Onkeln und Tanten und Vettern und Basen, den duftigsten Blumen des landständischen Adels. Da war Onkel Louis Walz-Turnsassina, der „ewig verhinderte Bismarck", wie Klemens ihn in seiner unergründlichen Bosheit taufte; Louis Walz-Turnsassina träumte davon, Österreichs Vorherrschaft in einem wiederzuerstehenden deutschen Bund auf Kosten Preußens neuerlich aufzurichten; außerdem sammelte er die Marken der Lombardei und nur Marken der Lombardei, weshalb er zuweilen sogar in Gesellschaft mit seiner Gattin Klara in Streit geriet, die ihm Engherzigkeit und Lauheit vorwarf, weil er sich zu wenig um das traurige Schicksal der katholischen Albanesen bekümmerte, die in türkischer Knechtschaft schmachteten. Unter diesem Zwiespalt litt die Harmonie der Ehe und beide Teile hielten sich für verkannt. Eine Zukunftshoffnung der Familie Schärpfenberg bildete der Generalstabsoberst Leopold von Schärpfenberg-Grps, der mit Moltke die Neigung zum großen Schweigen gemein hatte, eine Neigung, die bei ihm so weit ging, daß er bei hochnotpeinlichen militärischen Beratungen am liebsten einschlief, um ja nicht aus der Rolle des Schweigers zu fallen — behauptete wenigstens Klemens. Zur jüngeren männlichen Generation

Also doch Karoline, das Auskunftsbüro der Familie!

„ . . . ist der Ansicht, daß Karlfranz und Laja miteinander stritten und daß sie sich — mein Gott, sie hat eben ein zu feuriges Temperament! — über irgendetwas ärgerte und aus Ärger den Fürsten nahm."

Die hellblauen Augensterne des eisernen Ezechiel wanderten im Kreise: „Ähnliches reimte ich mir selbstverständlich auch zusammen, denn daß die beiden im schönsten Einvernehmen beschlossen, sie sollte den gruseligen Zitterbart heiraten, war doch glatt ausgeschlossen. Aber was gab es zwischen ihnen?"

„Ja, das weiß ich auch nicht, lieber Ezechiel."

„Tante Karoline soll sich mit ihrer Weisheit einsalzen lassen!"

„Ezechiel!"

„Oder einmagarieren, wenn ihr das sympathischer ist."

Die Markgräfin beschäftigte sich schon wieder sachgemäß mit dem Stickrahmen, ohne daß sie dazu ihre Brille herabschob. Sie sagte nur mehr anscheinend gleichgültig: „Dem Klattenbach soll es übrigens gar nicht, aber schon gar nicht gut gehen; sie sind augenblicklich in Bozen, weil ihm die Ärzte ein wärmeres Klima verordneten."

Ein sehr unweltmännischer Pfiff, wie er gewöhnlich nur auf den Standplätzen von Fiakern schrillt, trillerte zwischen den Schneidezähnen der Faust von Eysn ins Zimmer, daß Frau Mathilde bestürzt zu den gespitzten Trillerlippen ihres Mannes aufblickte. Der aber dachte jetzt nur wieder an die Möglichkeit eines Formfehlers bei der Eheschließung in Amerika, wenn diese auch durch den Erzbischof von Cincinnati erfolgte. Erzbischöfe sind alte Leute und alte Leute sind in der Regel zerstreute Leute. Er beabsichtigte dergleichen auch zu erwähnen und begann anknüpfend an historische Tatsachen: „Napoleon . . ." Aber dann erinnerte er sich rechtzeitig zum zweiten Mal, daß dieser Mann aus Korsika kein erbauliches Vorbild für einen christlichen Haushalt abgab, und so schloß er unerwartet mit der nicht unbedingt originellen Feststellung: „Napoleon war ein großer Feldherr . . ."

* *
*

Die Eingewöhnungswochen Frau Marias in der neuen Heimat waren sehr anstrengend, denn sie wurde allen lieben Anverwandten und Verschwägerten der weitverzweigten Familie Schärpfenberg einzeln und förmlich vorgeführt. Da fröstelte sie manchmal ob so viel Selbstherrlichkeit, die ihr gegenübersaß und sich zierte, und besonders fröstelte sie im Palais der Schackstraße, an dessen Front zwar Puten Rosenkränze flochten, aber die Puten hatten gar ernsthaft-würdige Gesichter, ohne

Karlfranz tröstete überlegen lächelnd: „Es wird dir schon gelingen, my dear Mary.“

Bisher aber gelang es ihr trotz bestem Willen nicht und allein Tante Karoline prägte sich ihr fest und unauslöschlich ein; schon wegen des ewig violetten Kostüms. Die schadhafte Tante war als ältliche Jungfrau, die sich alles gestatten durfte, der anerkannte Fragekasten der Familie Schärpfenberg. Was niemand auszuforschen wagte — sie wagte es. Und sie war auch genau so steif und vertrocknet wie ein Fragekasten aus gut abgelegenem Eichenholz. Ihre Art, Opfer aufs Korn zu nehmen, war nicht nach jedermanns Geschmack, doch ruhte sie grundsätzlich nicht eher, als bis sie alles herausgepreßt hatte, was sie herauszupressen wünschte. Da sie nur viermal im Jahre zur Beichte ging und behauptete, Pater Habakuk predige lange nicht so schwungvoll wie Monsignore Fioretti in der Chiesa Santa Maria Maggiore in Rom, so galt sie unbestritten als Freigeist und brüstete sich damit. Schon bei der ersten Begegnung goß sie einen Fragenkübel über die amerikanische Nichte aus: „Bist du gefirmt, liebes Kind? — Hast du dir Österreich so vorgestellt, wie es ist, oder anders? — Ist dein Papa gefirmt? Wie, du weißt es nicht? Das ist aber seltsam. — Wie gefällt es dir in eurer Villa? Gemülich, nicht war? Karlfranzens Junggesellenheim und für euch neu hergerichtet. — Interessiert dich die Hauswirtschaft? — Liest du gute Bücher? Ich empfehle dir philosophische, sie bilden Herz und Seele und das ist die Hauptsache. Etwa den heiligen Augustinus, aber auch die Marlitt ist sehr hübsch. — Laß dir von Klemens nichts einreden, er ist ein guter Kerl (verzeih den Ausdruck!), aber beschränkt. — Was sagst du dazu, daß er Zoologie lernt? Was gehen uns denn Würmer und Bazillen an? — Sprichst du spanisch? Pater Habakuk sagt, alle Indianer sprächen spanisch; ist das richtig? — Wirst du bei ihm zur Beichte gehen, ja oder nein? — Ich rate dir, einmal nach Rom zu reisen, Geld habt ihr ja genug dazu. Zur Osterzeit natürlich. Rom heißt nur zu Ostern etwas. Dann mußt du auch zu Monsignore Fioretti! O Fioretti! Er predigt sonntags immer in der Chiesa Santa Maria Maggiore. Es könnte auch Karlfranz nicht schaden. Religion muß der Mensch haben, das sage selbst ich, obwohl ich ein Freigeist bin; ein Freigeist mit Maß und Ziel selbstverständlich. — Wirst du deine Toiletten hier oder in Wien arbeiten lassen? Oder in Paris? — Erwartest du noch nicht Familie? — Wie lange seid ihr eigentlich schon verheiratet? — Man soll es nicht zu weit hinausschieben, die Familie meine ich. — Darf ich dich etwas fragen, ja? Wünschest du ein vorzügliches Puder zu verwenden? Wegen deines dunklen Teints. Er ist gewiß sehr apart und meine Freundin, die Prinzessin Chimay in London, war auch stark brünett, aber hier sind wir nicht daran gewöhnt. Freilich, die jungen

zählten außerdem die Vettern Oskar und Benedikt, die über fabelhafte Sportkenntnisse verfügten, weitum am besten Tennis spielten, ruderten, segelten, Autos lenkten und Pferde laufen ließen, die nur die eine verwerfliche Gewohnheit besaßen, in den Rennen regelmäßig unplaziert zu enden.

Unter den Damen ragte, abgesehen von der milden Hausfrau, Tante Karoline hervor, in einem unveränderlich violetten Kleide, mit einer gefährlichen Kurzsichtigkeit ohne die Entschlußkraft, sich Brillen zu kaufen, mit einem grünlichen, ausgewässerten Gesicht und einer Magerkeit, wie sie nur von indischen Heizern übertroffen wird, die tagein tagaus vor überhitzten Kesseln rösten. Klemens nannte sie immer nur die „schadhafte Tante" und leitete die Berechtigung des Namens von ihrer unnatürlichen Hagerkeit, dem geschwächten Sehvermögen, dem falschen Zopf, dem künstlichen Gebiß und dem mangelhaften Teint ab.

Die jüngere Weiblichkeit zwischen zugestandenen fünfundzwanzig und unterschlagenen neunundderißig Jahren, wobei der gräfliche Gotha mitschwindeln half, hieß Annunziata, Peregrina und Barbara. Mitten unter diese unbedenkliche Jugend hatte man Klemens gesetzt, der fortwährend unpassende Witze erzählte, so daß die Komtessen verschämt kicherten, mit den Fächern neckisch nach ihm ausschlugen und nach Möglichkeit zu erröten trachteten. Von dieser Seite der feierlichen Tafel kam manche ärgerliche Störung der wichtigen und ernsten Gespräche des Oberhauses, so daß die Markgräfin mehr als einen strafenden Blick hinabsandte, wozu sie ihr goldenes Staatslorgnon in Tätigkeit setzte, ohne mit dieser Tat mehr als einen flüchtigen Augenblickserfolg zu erzielen.

Klemens bezeichnete das zimperlich-kokette Gehaben seiner Basen ersten, zweiten und dritten Grades als „Gurli-gurli-Tun", mit einem Ausdruck, der sich in Grimms Wörterbuch nicht findet und dessen Begriffsinhalt sich überhaupt nur durch kritische onomatopoetische Vergleiche ergründen ließ. Die schadhafte Tante vermutete dahinter eine Unanständigkeit und hielt deshalb mit wiederholten Rügen nicht zurück, aber da sie zu oft rügen zu müssen glaubte, so ermangelte ihrer Empörung die gehörige Wirksamkeit. „Hat sich doch auch der Bannstrahl des Papstes durch allzu häufigen Gebrauch der Donnermaschine abgenützt", meinte der unausstehliche Klemens.

Mit allen diesen Onkeln und Tanten, Vettern und Basen und noch einigen darüber stand Frau Maria ohne innere Nötigung auf Du und Du, man umarmte und küßte einander bei jeder Begrüßung und Verabschiedung, und dabei war sie nicht imstande, die küssenden und geküßten Menschen zu unterscheiden „Sie sehen sich alle zum Verwechseln ähnlich", klagte sie ihrem Mann.

weil Ihr gewohnt seid, daß Menschen genau so wenig Individualität haben wie Wolkenkratzer. Mit Unrecht werft Ihr uns Europäern vor, unsere Einrichtungen machten alle Leute gleichförmig, in Wahrheit aber findet man bei uns viel weniger Dutzendmenschen und viel mehr Persönlichkeiten, als drüben in der Neuen Welt, wo alle von der gleichen Idee beherrscht werden — reich zu werden."

„Will man in Europa arm bleiben?" erkundigte sich Frau Maria trostlos, daß sie ihren „Koko-lo" nicht ganz verstand; sie verstand ihn wirklich nicht und ahnte, daß er sie mißverstand. Er schätzte die violette Tante, die ihr nur Angst einjagte, und den langweiligen kanonentörrischen Onkel mit seinem Bismarck und dem Zündnadelgewehr. Überhaupt merkte sie traurig, wie sie sich Karlfranz entfremdete und hatte doch gehofft, ihm um so näher zu kommen, je ferner sie jenen Kreisen war, unter denen sie aufwuchs. Dann grübelte sie weiter und weiter und das Grübeln mehrte ihre Bekümmernis. War sie Karlfranz nicht seit je fremd gewesen? Nur daß es früher nicht so auffiel, weil die Leute jenseits des großen Wassers durchwegs größere Distanz zueinander hielten. Dort waren Pa und ihr Bruder Charlie, wie es sich gehörte, ihre nächsten und besten Freunde, hier hingegen sah sie, wie ihr Mann mit Hunderten von Kindesbeinen her vertraut war, daß er alle genau kannte, alle duzte und mit ihnen über Dinge sprach, von denen sie nichts wußte und die sie nie begreifen würde. All die anderen, abgesehen von seiner Familie, standen ihm näher, als sie, seine Frau . . . Diese Einsicht betrübte und weckte Heimweh — nach Pa, nach Charlie, nach dem stillen Schloß mitten im See. Darüber half auch Muko-son nicht hinweg, beinahe im Gegenteil. Muko-son war Frau Marias Amme gewesen, da Ma früh starb. Muko-son bedeutete so viel wie „Die säugende Hirschkuh"; ein symbolischer Name. Die säugende Hirschkuh fuhr mit nach Europa, weil sie ihre Milchtochter um keinen Preis allein lassen wollte; Muko-sons richtiges Kind verdiente sich sein Brot als Eisenbahnschaffner zwischen Neuyork und San Franzisko und fragte niemals nach seiner Mutter. Gegen die Begleitung der alten Indianerin hatte Karlfranz erst Einwendungen erhoben, aber mußte endlich dem Wunsche des Schwiegervaters nachgeben, der meinte: „Mary soll stets ein bekanntes Gesicht vor sich haben." Der säugenden Hirschkuh Gesicht war nicht nur bekannt, sondern auch außerordentlich häßlich, mit einer lederartigen und lederfarbigen Haut überspannt, durch die spitze Backenknochen stachen; auch ihre schwarzen Augen machten auf Beschauer keinen sonderlich reinlichen Eindruck, denn sie tränten. Muko-son saß bei Frau Maria im Zimmer, wenn sie diese nicht ausdrücklich hinauswies, und knüpfte mit unendlichem Fleiß Teppiche, wie ihr Stamm sie schon seit Jahrhunderten knüpfte. Sie antwortete nur auf geradlinige Fragen und fühlte sich der Häuptlingstochter leibeigen. „Muko-son ist Tala-wis

Mädchen von heute legen erstaunlich wenig Gewicht auf eine weiße Haut, doch ganz braun möchten sie auch nicht sein. — Nicht wahr, wenn es einmal so weit ist, dann vertraust du dich mir an, obwohl ich mich niemandem aufdränge. Mein oberstes Prinzip lautet: Immer diskret. Aber ich kann dir eine ausgezeichnete Madame empfehlen, die sich die Erzherzogin Anna (oder war es die Fürstin Worontscheff?) zu ihrem sechsten oder siebenten Kind nach Pest kommen ließ. — Deine Schwiegermama, meine liebe Schwägerin, ist eine sehr gescheite Frau und wird dir ja auch vorzüglich raten können, doch fürchte ich, sie ist ein bißchen altmodisch und geht nicht mit der Zeit. — Und eine verläßliche Madame ist nicht mit Gold aufzuwiegen, nicht wahr?"

Im engeren Familienkreis nachher faßte Tante Karoline ihr Urteil über Maria in die Worte zusammen: „Geb's Gott, daß sie sich macht, aber sie ist doch recht verschlossen."

Das festliche Diner selbst verlief zur allgemeinen Befriedigung und zum Schwarzen Kaffee erschien auf den Wunsch der Markgräfin hin auch Pater Habakuk, um die Schwiegertochter zu begutachten. Wie immer lächelte er speckig, rieb sich ohne Unterlaß die breiten, aber erstaunlich weißen Hände, was er sich bei den aristokratischen Damenbeichten angewöhnt hatte, und im sanften Kerzenlicht des Lusters glänzte seine Glatze, die bis in den Nacken reichte — „bis zum Kreuzbein und noch ein Stück weiter", wie Klemens, dem nichts heilig war, sagte; und er sagte solche Ungehörigkeiten nicht etwa nur in geschlossenen Herrengesellschaften, sondern am häufigsten vor den Komtessen, die es eigentlich nicht hören durften. — Habakuk drückte seine Lippen ehrerbietig auf Frau Marias Rechte und erkundigte sich fast zärtlich, ob er ihr seine Aufwartung machen dürfe; er durfte, weil ihr nichts Gescheites einfiel, um ihm seine Bitte abzuschlagen.

Aber nach all dem fühlte sie sich nicht heimisch in der neuen Heimat, wo die Menschen so ganz anders waren, als in Amerika. Hier waren alle ununterbrochen kußbereit und unter allen Umständen miteinander verwandt. Wer zufällig nicht verwandt war, der war der Niemand. „Koko-lo", klagte sie zuweilen ihrem Gatten und huschelte sich an seine Brust, „wie kann man denn nur eine solche Menge von Onkeln und Tanten, Kusins und Kusinen haben? Und jeder beansprucht, daß man sich für ihn besonders interessiere. Schau, dein Onkel der General, was weiß ich, wie er heißt, fragte mich, was ich über Bismarck dächte und über das Zündnadelgewehr. Hat Bismarck das Zündnadelgewehr erfunden, Liebling? Nein? Ja, was hat denn Bismarck dann erfunden! Und erst Tante Karoline . . ."

„Es sind eigenartige Menschen", stellte Karlfranz mit selbstgefälliger Nachdenklichkeit fest, „die Euch Amerikaner natürlich fremd anmuten,

decke und der Anfertigung eines Teppichs. „Hör mal“, widersetzte sich seine Mutter, „die Altardecke ist für Gott bestimmt!“ Worauf er antwortete: „Weißt du denn, ob nicht auch der Teppich für Gott bestimmt ist?“

(Fortsetzung folgt.)

Goldene Brücken.

Der alte Heimgarten-Idealist noch einmal an seine Landsleute.

Landsleute nördlich und südlich der Drau! Wundert euch nicht über das, was gekommen ist, aber besinnt euch. Wir stehen an der Grenze zwischen zwei sich tief bekämpfenden Zeiten. Wir sehen, wie sich mit furchtbarer Gewalt alles ändert. Auch unser Denken und Empfinden. Wir sehen jetzt die Irrgänge, auf denen wir, von Schlagworten und Leidenschaften verlockt, in ein grenzenloses Unheil gekommen sind.

Ein schriller Schrei durch alle Kulturländer: National sein! — Das hielten wir für das Wichtigste, ist es vielleicht auch, aber wir mißverstanden es. Wir verstanden unter Nationalität nicht sosehr die Volkstreue, das Festhalten am eigenen Volke, als vielmehr den Trutz gegen andere Völker. Nicht sosehr unsere nationalen Eigenschaften und Tugenden haben wir ausgelebt, vielmehr in Reden und Symbolen, in Äußerlichkeiten und politischen Streitigkeiten haben wir uns anderen Völkern gegenüber aufgespielt, stets mit Absicht, uns über sie zu erheben. Andere Völker haben es gegen uns so gemacht. So wenig, als bei uns alles gut ist, ist bei anderen Völkern alles schlecht, und wirklich national in tiefer Seele war man weder hüben noch drüben; wir waren moderne Menschen, nervös, streitsüchtig, hochmütig und voller Vorurteile gegen alles, was uns fremd war. Was wir nicht liebten, das wollten wir nicht kennenlernen. Und was man nicht kennt, kann man nicht lieben. — Bei uns wohnen verschiedene Völker nahe beisammen und so haben Geschlechter um Geschlechter im Nationalitätenhader und Feindschaft ihr kurzes Erdenleben, ihre Freude, ihr Heimatglück verdorben, haben Not und Unheil über ihr Volk entladen. Weil sie damit nicht bloß dem Nachbarvolk geschadet, sondern auch und oft mehr noch ihrem eigenen, so waren sie das nicht, was sie sein wollten: national und volkstreu. Unser Volk, das ist ja unsere Verwandtschaft, unsere Familie; was ist natürlicher, als ihm näher zu stehen; aber volkstreu sein heißt nicht, fremde Völker hassen, *sondern sein eigenes Volk lieben.*

Wer sein Volk lieb hat, wie kann der täglich die Nachbarn reizen, wie kann er gegen dieses Volk bei jeder Gelegenheit neue Feinde aufwecken, es also in Gefahren und immer noch in neue und größere Gefahren

Sklavin", versicherte sie täglich in einer Sprache, die nicht mehr die angeborene der Sioux und noch nicht die englische, sondern ein merkwürdiges Gemisch war, wie es im Indianerterritorium zwischen Weißen und Roten gekauderwelscht wurde. Außerdem braute die Alte heilkräftige Riechwässer aus den stinkigen Wurzeln ihres Koffers, so daß es tagelang im ganzen Haus stank und Karlfranz behauptete, es sei ihm zum Brechen, wohingegen Klemens nur sagte, der Duft rege sein Magennerven an, wobei beide im Grund dasselbe meinten. Manchmal sang auch Muko-son; dann waren es trübsinnige Weisen, die sie halblaut und eintönig vor sich hinsummte, während ihre braunen, von der Gicht verzogenen Finger an den Teppichschnüren nestelten. Der Bediente verabscheute das Gewimmer, aber Frau Maria stimmte oft mit in den Gesang ein und so erklang er zuweilen zweistimmig, was ihn nicht freundlicher machte. Dies geschah in den Stunden ihrer größten Mißstimmung. Doch auch mit der braunen Amme konnte die junge Markgräfin nicht alles bereden, was ihr das Herz abdrückte. Was begriff denn die säugende Hirschkuh von den Sorgen und Beschwernissen ihrer Häuptlingstochter? Wenig genug, viel zu wenig... Höchstens, daß ihr ganzer Trost lautete: „Fahren wir heim!" Dazu zeigten die verkrüppelten Gichthände gegen Sonnenuntergang. Drohte das Herz Tala-wis in die Augen zu fließen, so kramte sie mitgebrachte Erinnerungen aus den Kasten und Kästchen hervor: Pa's Bild und Charlies Bild, goldene Armreifen, roh geformt und uralt, silberne Spangen, wie sie die Frauen und Mädchen der Sioux schon zu Zeiten des Columbus trugen, einen bunten Federnschmuck, den köstlichsten Federnschmuck im weiten wilden Westen, knallrote Mokassins und ein Halsband, besät mit den Zähnen des grauen Bären, den ein Ahne im Felsengebirge nur mit einer Axt bewehrt zur Strecke gebracht hatte. Aber das tote Zeug lenkte die bitteren Gedanken doch nur für Stunden ab, und wenn die bleiernen Gedanken zu schwer auf der Seele lasteten, so stieg sie auf den Burgberg, lehnte sich über eine halbzertrümmerte Ringmauer der verwüsteten Feste, faltete eine große Landkarte auseinander, stellte sie nach den Weltgegenden ein und suchte mit den Augen die ärmliche Richtung, wo die Heimat sein mußte... Muko-son stand daneben und nickte.

Von der Markgräfin Mathilde wurde die alte Amme gar nicht geschätzt und sie sagte von ihr, sie könnte ganz gut eine Hexe sein, wie man solche in der hiesigen Gegend noch vor zweihundert Jahren und nicht mit Unrecht verbrannte. Nicht einmal ordentlich christlich war die unappetitliche Person! Daß sich Karlfranz die unmögliche Begleitung hatte gefallen lassen! Er war eben viel zu gut und viel zu nachsichtig, auch gegen seine Frau. Und dann die ewige Teppichknüpferei der Alten! Wegen der Teppiche zerzankte sich die Markgräfin mit Klemens, der darlegte, er finde keinen wesentlichen Unterschied zwischen dem Sticken einer Altar-

bis aus Bürgerskreisen die Agitatoren kamen und das Volk gegen die Deutschen aufregten. — Draußen in der Weite änderte es sich im Großen. Jene neuen, um den Erdball ausgreifenden Verkehrsmittel, die uns eine Verbrüderung der Menschheit hätten bringen sollen, warfen die Völker durcheinander, aber nicht um sie zu einigen, sondern um sie feindselig zu machen. Als die Kulturstaaten sahen, wie groß und reich die Welt ist, wurden sie auf einander eifersüchtig und jeder wollte möglichst viel davon haben. Dazu war kein Mittel zu schlecht und in der Politik gibt es kein Sittengesetz; der Stärkere hat das Recht. Dazu kam in manchen Ländern die Übervölkerung, die zum Auswandern zwang, aber nicht so, als wollten sie im fremden Lande sich dem fremden Volke anbequemen, wie es logisch gewesen wäre, sondern um das fremde Volk zu unterjochen, auszurotten und sich an seine Stelle hinzusetzen. Um auf diese Weise recht an Ausdehnung zu gewinnen, predigten sie sich möglichste Vermehrung und jedes Volk gebärdete sich, als wolle es Herr der Erde werden. Während das Heimatland zu enge wird, strebt man die Übervölkerung an und dann müssen der Übervölkerung wegen Länder erobert, Völker erschlagen werden! — Zu solchen Unbegreiflichkeiten hat sich die Menschheit entwickelt. Ich selbst habe einmal den zahlreicheren Kindergeburten das Wort geredet. Seitdem man sieht, daß der Mensch nur geboren werden soll, um sich vor seinesgleichen zu erwehren, seitdem wurde ich schweigend.

Was aber hat diese Art von Nationalismus im eigenen Lande angerichtet? Die Leute blieben zwar eigennützig auch gegen den Volksgenossen, sie begnügten sich damit, daß er sich zur Nation bekannte, er mochte sonst sein, wie der Will'. Aber feindlich waren sie gegen den Nachbar, der eine andere Sprache redete, und wäre er auch, wie es oft genug vorkommt, ein Blutsverwandter. Man begann, einander systematisch zurückzudrängen, einander ihre gleichsprachigen Behörden und Schulen abzuringen und der offene Krieg war da.

Man hat die nationalen Interessen der Völker zu brutal mit der Staatspolitik durcheinander geworfen.

Nation und Staat sind gesonderte Dinge, schließen aber einander nicht aus, organisieren sich miteinander, wenn's gut gemacht wird. Und das ist eine natürliche Notwendigkeit. Wo gibt es einen Großstaat, der nur ein Volk in sich schließt? Wo ein Kulturvolk, das in einem Staat beisammen lebt? Sind denn die Personen des einen und selben Volkes alle gleich? Gibt es nicht selbst in einer Familie oft die unterschiedlichsten Charaktere? Der Staat läßt jeden in seiner Art sich ausleben. Warum sollte ihm dasselbe bei seinen verschiedenen Völkerschaften nicht möglich sein? Die Rassenunterschiede verwischen sich ja, die Sondereigenschaften

bringen! — Trotz der Warner ist es auch in unserem Lande Jahrzehnte so gehalten worden, und diesen giftigen Zustand nannte man Nationalismus.

Soll man es denn immer wieder sagen, wie es sein müßte! Daß man wohl vor allem in gewissenhafter Inzucht an den ehrwürdigen Eigenschaften seines Volkes festhalte, immer edlere Vorzüge aus ihnen zu entwickeln suche, daß man sie, im eigenen Lande von Fremden angegriffen, mit Klugheit und Würde verteidige. Und dasselbe Recht der Selbstverteidigung hat man auch den fremdsprachigen Nachbarn zuzugestehen. Der Gast in meinem Hause soll meinen Hausbrauch achten und ich als Gast in fremdem Hause habe mich wohlwollend jenen Sitten zu fügen. Ist denn das gar so schwer? Wird es nicht im Kleinen so gehalten von Haus zu Haus? Ist es nicht lange Zeitläufte auch im Großen so gehalten worden? Wozu in unserer Epoche, die sich so viel auf Bildung und Gesittung einbildet, diese nationale Beflegelung, deren Geschrei den Kontinent erfüllt und die Völker zu einem beispiellosen Vernichtungskampfe hetzt!

In unserer Steiermark, wie friedlich war es da nicht noch in meiner Jugendzeit. Man wußte, daß in Obersteier die Deutschen leben und in Untersteier die Wenden, die eine andere Sprache hätten. Das innerte mich und als ich später anfing, das schöne Land zu durchwandern, habe ich mich gerne unten bei den Wenden aufgehalten. Man verstand sich freilich nicht gleich immer in Worten, aber man verstand sich. Wo das Wohlwollen ist, da liest ein Mensch dem andern Herz und Seele vom Gesicht herab. Ich habe im Unterland überall Gastfreundschaft gefunden, auch in Bauernhütten, und manche Tugend, die heute den meisten Kulturvölkern abhanden zu kommen droht, als Zufriedenheit, Sparsamkeit, Nüchternheit, Naturfreudigkeit schätzen gelernt. In meinen Schriften habe ich wiederholt davon gesprochen; aber freilich auch meinen Deutschen nahegelegt, daß solche Eigenschaften unserer südlichen Nachbarn uns mit der Zeit gefährlich werden könnten, wenn wir zu sehr dem modernen, volksverflachenden und nivellierenden Städtewesen zustreben wollten. Am besten erhält und wehrt sich ein Volk mit seinen natürlichen Tugenden, die daheim fleißig geübt, nicht aber trutzig, angriffsmäßig aufgemacht werden dürfen.

Allmählich nahte ein ungeahntes Verhängnis. Die landwirtschaftlichen Verhältnisse in Steiermark verschoben sich allmählich zu Ungunsten der Deutschen, die ihren Boden zu wenig ausnützten und durch Aufschwung der Industrie eine internationale Färbung bekamen, während die Wenden an ihrer fruchtbaren Scholle eine nationale Basis bewahrten und stärkten. Ihr Volksstamm blieb immer noch in unbewußter Reinheit,

selben humanitären Gesetze, im ganzen dieselben Ziele und dieselben Sehnsuchten. — Aber wir hassen sie doch, hassen an ihnen ein fremdes Volk, das wir fürchten, wie es uns fürchtet. Wir hassen eigentlich nur einen hohlen Begriff, Deutschtum oder Slawentum usw. genannt, und opfern solchen Phantomen unseren Frieden, unser Glück, unser Leben. Ist ein größerer Wahnsinn denkbar?

Nebst allem Gemeinsamen mit der Menschheit gibt es immer wieder die besondere Volkstreue zu unserem Stamme. Sie ist Nächstenliebe. Sein Volk besonders lieb zu haben, es nicht zu verraten, nicht zu verlassen, es im Falle der Feindesnot mit Leib und Leben zu verteidigen. Volkstreue ist es, die Feinde seines Volkes zu verringern durch Nachbarlichkeit; ihm Feinde zu machen, ist Hochverrat.

Jetzt hört man nur von Gewalt und Macht.

Aber ist das Recht, die Treue, die Güte denn keine Macht? Ist das nachbarliche Wohlwollen, die Rücksicht, die Dienstbereitschaft nicht jene Macht, die Jahrhunderte lang große Völker friedlich nebeneinander leben und sich entfalten läßt? Wozu sonst das ganze Geschrei von der Kultur, wenn die Freundlichkeit der Menschen untereinander nicht das Natürliche und Beständige wäre, das die Weltordnung zusammenhält?

Menschenkinder! Sagt es doch nicht den wilden Tieren nach, daß ihr wilde Tiere wäret! Glaubt an eure Sendung, glaubt an das Göttliche, dem ihr entgegenwachsen müsset und in dem ihr jenen Zustand finden sollet, den jeder von euch sich in stiller Stunde träumt. Jetzt, da die hilflose Seele alles Licht verloren hat, da dem bebenden Arm das Schwert aus der Hand sinken will, jetzt werdet ihr doch aufstöhnen: Wo sind wir? Wohin sind wir geraten? Wohin führen wir unsere Kinder und Enkel?

Ich wende mich mit Abscheu von der gottverlassenen Welt und wieder unserer Steiermark zu. Wie war es hier noch einen Tag, bevor dieser Krieg ausbrach? Voller Hader und Mißmut war es an den Ufern der Drau. Und einen Tag nach der Kriegserklärung zogen sie hinaus, die Burschen und Männer, hell jauchzend, einander umarmend; kein Mensch redete vom Deutschen, vom Wenden, alle waren — Kameraden. Mit gleicher Tapferkeit stritten sie für das Vaterland, für die Heimat; und die zurück mußten bleiben im Hinterland, mit gleicher Opferwilligkeit und Geduld gaben die Steirer, was sie hatten, leisteten Übermäßiges. Da gab's keine Grenze mehr zwischen Deutschen und Wenden. Die Steiermark war ein Vaterland und ein Volk geworden.

Und wie wird es sein, wenn der Friede kommt, um den wir den Himmel so flehentlich bitten? Soll es wieder so werden wie früher?

Soll etwa die Drau unsere gemeinsame Heimat mitten durchschneiden? Sollen an ihren Ufern zwei Völker wohnen, jedes edel und wertvoll für sich, jedes gutmütig und rechtliebend, und doch jedes immer auf dem

können im Privatleben ausgelebt werden, bleibt als Unterscheidungsmerkmal noch die Sprache. Und die soll zu Recht bestehen.

Die nationale Selbständigkeit der Völker im gemeinsamen Staat, Freiheit in Schule und Kultus, in der Behördensprache des eigenvölkischen Bereiches, sollte das denn wirklich so schwer zu machen sein? Darüber natürlich muß es eine einigende Staatssprache geben, in der die gemeinsamen Staatsinteressen behandelt werden können. Bleibt im Innern das nationale Leben gesichert, so ist es doch eine Kleinigkeit, die Staatssprache festzulegen; es gehört nur der gute Wille treuer Staatsbürger dazu. Die Staatssprache soll keine absichtliche Bevorzugung eines Volkes sein. Staatssprache bleibt die, die es bisher war, also die historische.

Alle denkbaren Schwierigkeiten gegen dieses System werden angeführt. Freunde! Versucht es einmal mit dem guten Willen, ihr werdet sehen, wie leicht es geht.

Wir haben in großen Sprachgebieten eingesprengte anderssprachige Gemeinden. Ich habe einmal mitgetan, für solche isolierte deutsche Gemeinden deutsche Volksschulen zu stiften mit dem Wahlspruch: Uns zu Schutz, keinem zu Trutz! — Als hernach auch andere Völker anhuben, in ihren abgesprengten Gemeinden nach meinem Muster Volksschulen ihrer Sprache zu bauen, konnte ich mich nur darüber freuen. Das war ja ihr volles Recht und Schulen in der Muttersprache gibt es nie zu viele. Derlei hätte kaum Feindschaft in die Völker geworfen, es war nur ein Vorlauf dessen, was man jetzt will: Nationale Selbstbestimmung der Völker.

Aber die Demagogen, die ohne Unzufriedenheit und Gehetze nicht leben können, die antipatriotischen Verbände, die Zeitungen gleichen Schlages haben nicht eher geruht, als bis die Völker einen Krieg zustande brachten, der es schnurgerade auf Völkerknechtung, wenn nicht gar Ausrottung abgesehen hat.

Und mitten in dieser grausen Zeit stehen wir jetzt. — Wäre es wohl noch früh genug, die Menschen aus ihrem Fieberwahn wachzurufen, ehe der ungeheure Selbstmord der Kulturvölker vollbracht ist? Hat der Haß, die Rachgier, der Wahnsinn nicht schon zu tief gegriffen, als daß eine Gesundung möglich ist? — Mir scheint, daß man nach dem Blutverlust, nach der Zerstörung einer hundertjährigen Kultur allmählich zur Besinnung kommen könnte. Man müßte sich an die Stirn greifen und fragen: Was ist das? Wo sind wir? Wer ist es nur, den man so wütend haßt? Ist es nicht ein Menschenvolk wie das unsere? Haben seine einzelnen Personen uns etwas zuleide getan? Sie uns so wenig, als wir ihnen. Wir kennen einander gar nicht. Würden wir sie kennen, so sähen wir an ihnen ganz ähnliche Fehler und Vorzüge, Leiden und Freuden, wie an uns selber. Sie haben dieselben sittlichen Gebote, die-

und Land. Man braucht darauf wohl kein besonderes Gewicht zu legen. Der Gegensatz war immer da: die augenblickliche Verschärfung kommt vom Krieg und geht mit ihm vorüber. Ja freilich sind Stadt und Land zwei scharfe Gegensätze, und doch sind sie aufeinander angewiesen. Wie zwei eigensinnige Eheleute, die eine Menge Kinder zu ernähren und zu versorgen haben, werden sie sich stets schlagen und vertragen. Kommen nur wieder die Honigwochen der Sommerfrischen, dann ist alles gut. — So leicht lassen sich freilich die nationale und die konfessionelle Frage nicht lösen. Dazu braucht man Zeit, Erziehung, Erfahrung, und vor allem guten Willen. Und das Urgebot: Die Treue zum eigenen Volke muß stehen bleiben, das Vorurteil gegen andere Völker muß fallen. —

Ich will schließen. Ich muß es leiden, wenn sie jetzt die Köpfe schütteln über den kindlichen Optimismus des weltfernen Poeten. Aber ich sehe auch einige, deren Augen begeistert leuchten über das Wort des Scheidenden, der an die Menschheit glaubte.

Und wenn diese für Friede und Güte begeisterten Menschen meine Landsleute wären! Wenn es Steirer wären, die jetzt zwei goldene Brücken bauten über die Drau, eine hinüber, eine herüber . . . .

Bier und Brot.

Von **Fritz Müller.**

Kein Mensch im summenden Hofbräu beachtete den grauen Havelock, der dort durch die Tür hereinkam. Es kommen tausend graue Havelocke wie dieser durch die Tür des Hofbräus, wenn der Tag lang ist. Es drücken sich hundert Havelocke wie dieser still in eine Ecke, mit einem stillen Liter Bier vor sich und ein paar Stücken Hausbrot, ob der Tag nun lang ist oder kurz. Auch daß der Havelock jetzt seine Brotkarte der Zenz hinhielt, fiel in dieser Kriegszeit keinem auf.

„I hab's Eahna scho vorhin abzwickt“, sagte di Zenz zum Grauen, „wissen Sie's nimmer?“ Aber die Brotkarte zog sich noch nicht in den Havelock zurück.

„Jesses, ham Sie a schlecht's Gedächtnis“, half die Zenz nach. Die Brotkarte war noch immer ausgestreckt. Aha, der Havelock war vielleicht schwerhörig.

„I hab Eanah's Brot scho abzwickt!“ schrie die Zenz.

„Aber das Bier noch nicht“, sagte der Havelock ruhig.

Hier war die Stelle, wo der Havelock begann, sich von den tausend anderen Havelocken abzusondern. Wo das Hofbräu anfing, seine Ohren aufzurichten. Wo die Zenz die runden Arme in ebensolche Hüften stützte und den Grauen mütterlich belehrte, wie man begriffsstützige Kinder unterrichtet:

Sprung, das andere zu bekämpfen! Sollte nicht lieber jeder dieser Bewohner sich freuen über den bauenden Frieden im eigenen Hause, über die schöne volkstümliche Entwicklung seines Nachbarn, die auch ihm mit zugute kommt? — In der nationalen Kultur muß, man kann es nicht oft genug sagen, jedes dieser Völker sich frei entwickeln können. In ihrem Volkstume selbständig, in Landesgeschäften gemeinsam mit dem Lande, in Staatssachen, die sie alle gleich angehen, eine unteilbare Einheit. — Diesen Gedanken teilen mit mir jetzt viele! Und wäre die Durchführung denn unmöglicher als jener Zustand, den die Hetzer wollen und der doch am allerunmöglichsten ist? Denket nicht an die Schwierigkeiten der Verständigung, denkt an die Vorteile, an die praktischen, an die moralischen. Wollet erst einmal Versöhnung, alles andere ergibt sich dann. Denket, man sei nicht auf dieser schönen Erde, um Deutscher oder Slawe zu sein; die Sonne mit ihrem Licht, der Mai mit seinem Kranze, der Herbst mit seinen Früchten huldigt dem Menschen. — Die Mehrzahl der Leute kanns nicht denken, aber fühlen, wie es sein sollte, aber ahnen, wie es sein könnte. Und die Hervorragenden, die Freunde, Hüter und Führer des Volkes wären zwar da, um für alle den rechten, würdigen Weg zu finden, der uns an das gemeinsame Ziel führt. Es wäre vielleicht am besten und einfachsten, wenn jeder bei sich selber anfinge. Ich für meinen Teil hab's versucht. Unsere Lebenszeit ist kurz, alle durch Feindseligkeit errungenen Vorteile sind für die Zukunft verhängnisvoller als ein etwaiger Verzicht auf Schlagworte, die so sehr locken und dann so sehr enttäuschen. — Ich weiß wohl, ein Teil der heutigen Gesellschaft wird uns tadeln, wenn wir national-politische Wörter hingeben für einen gesicherten nationalen und sozialen Frieden, aber es kommt die Zeit, da man es uns wird nachmachen wollen, insoferne es nicht zu spät ist.

Ein segensreiches Vorbild hat uns das Geschick dieser drei Jahre gebracht: den Burgfrieden der christlichen Bekenntnisse. Auch in dieser Sache war die Möglichkeit scheinbar so ferne. Auch auf diesem Felde hat der Streit sich gerne um Nationalpolitisches gedreht. Aber jetzt hätten die Evangelischen nicht mehr Anlaß zu sagen, daß die Katholiken weniger national wären als sie, und die Katholiken reichen den evangelischen Christen brüderlich die Hand. Von Tapferkeit, Milde und Nächstenliebe erfüllt haben die christlichen Kirchen sich in dieser furchtbaren Prüfung groß gehalten. Möge das so bleiben! Es hat ja jede Kirche ihre Wahrheiten, ihre seelenerlösenden Dogmen. Was das scheinbar Trennende ist, man stelle es ein wenig hinter den Ofen, das Einigende aber auf den Tisch. Jedenfalls bleibt es Sache der Kirchen, des Reich Gottes auf Erden, den Frieden, den die Menschen so sehnlich suchen, für alle zu hüten.

Wohl auch von einem andern Streit spricht man jetzt, der die soziale Ordnung zu stören drohe. Die erwachte Feindseligkeit zwischen Stadt

„Halt's Maul!" wollte der Dienstmann den Havelock erschlagen. Aber da schlitzte es ihm den eigenen offenen Mund weiter auf nach rechts und links, bis er sich von selbst diese Mitteilung in die Ohren schrie und demgemäß — das Maul hielt.

„Na, jetzt so was!" wollte die Zenz sagen und an den Schenktisch eilen. Aber Fuß und Zenz blieben starr. Nur an ihrer Seite klirrte die Geldtasche. Darin steckte heute schon das Geld für dreihundert Liter Bier.

„Jeder Liter Bier hier drinnen schlägt einem draußen das tägliche Brot vom Munde", fuhr der Havelock fort; „Zenz, reißen Sie mir 220 Gramm Brot für meinen Liter von der Karte!

Die Zenz, der Postvorstand, der Inspektor und der Dienstmann sahen sich an. Jetzt war das Maß voll. Die Empörung schäumte über. Den redlich erworbenen Bierdurst brauchten sie sich von diesem hergelaufenen Havelock denn doch nicht verderben zu lassen. Über den Tisch würden sie diesen Störenfried hinunterwischen, ihn samt seiner dummen Gerstenrechnung. Aus dem heilig summenden Hofbräu würden sie ihn weisen, diesen Havelock, der ihnen noch nicht mal ins Gesicht gesehen hatte.

„Und überhaupts, wer sind denn Sie eigentlich?" brachte der Inspektor jetzt heraus.

„Die vergleichende Statistik", sagte der Graue und schlug ein unerbittliches Auge auf. Vor dem erschraken sie. Nur der Postvorstand versuchte es mit dem amtlichen Ton:

„Mein Herr", begann er streng, „beweisen Sie, daß —".

„Sofort", sagte der Graue und fuhr der Zenz leicht über die riesige Geldtasche. Auf tat sich diese Tasche. Das Geld darin verwandelte sich zurück. Der Schaum von dreihundert Liter Bier stieg weißlich blinzelnd auf. Erschrocken zog der Tisch die Knie ein. Aber schon machte die Hand des Grauen eine zweite, rückverwandelnde Bewegung.

Ein Dreihektoliter-Faß stand plötzlich da. Das trank mit seinem Spundmund der Zenz die dreihundert Liter auf einen Zug aus ihrer Tasche. Wieder eine Handbewegung.

Das Faß schob sich in eine Kufe um. Rückwärts gärte drin das Bier. Der Hopfen blätterte sich ab. Zur hellen Würze ward das Bier. Umgekehrt, von unten nach oben, floß diese an den Kühlgefäßen aufwärts. Wieder eine Handbewegung.

Im Maischbottich brodelte es. Wasser floß ab. Geschrotet blieb das Malz als Rückstand. Von hinten lief das Malzschrot durch die Schrotmaschine. Glänzende ganze Körner kamen vorn heraus. Wieder eine Handbewegung.

„Genga S' zua, 's Bier zwickt ma do net auf der Brotkartn runter, Herr."

Der Tisch wurde lebendig.

„Da sitzt oaner", flüsterte es am anderen Ende und zeigte mit dem Daumen über die Schulter, „da sitzt oaner, den's hat." Der Daumen fuhr zurück ans Hirn.

„Ja, der is net recht g'scheit."

„Net recht g'scheit? — narrisch is er oafach!"

Und dann verdichteten sich die Urteile zu einer Anfrage an den Grauen:

„Und überhaupts, was hat denn 's Bier mit Ihrer damischen Brotkartn z'tuan?"

Der Havelock sah kaum auf, als er leichthin darauf sagte:

„Zu einem Liter Bier braucht man 220 Gramm Gerste."

„Des wiss'n mir scho lang."

„Ja, scho so lang", pflichtete ein anderer bei, „daß mir's scho wieder vergessn ham."

„Gerste ist heute Brotgetreide, genau wie Weizen oder Roggen", fuhr der Havelock fort.

„Des is uns aa nix neis."

„Die tägliche Brotmenge ist für einen Deutschen heute auch 220 Gramm", kam's vom Havelock.

„Des is a alte Gschicht — wenn S' sonst nix wissen."

„Doch, ich weiß sonst auch noch etwas."

„Also raus damit!"

„Von der Gerste, die jetzt zu Bier versotten wird, könnte man täglich zehn Millionen Menschen sättigen, mit Brot."

Am Tische wurde es still. Die Zenz stand wie angegossen mit den leeren Krügen und vergaß aufs Einschenken. Der Postvorstand setzte den hochgehobenen Maßkrug wieder hin und vergaß aufs Trinken. Der Inspektor wischte sich über die Stirn und vergaß, daß er diese geisterverscheuchende Bewegung sonst erst bei der dritten Maß zu machen pflegte. Der Dienstmann saß mit offenem Munde da und vergaß, ihn wieder zuzumachen.

„Fader Kerl!" wollte der Postvorstand zu dem Grauen sagen. Aber es blieb ihm stecken. Die Kehle war zu trocken. Trotzdem er sie schon mit reichlich zwei Litern heute angefeuchtet hatte. Mit:

„Jetzt so was Dumms!" wollte der Inspektor den grauen Spuk verscheuchen. Wohl lösten sich die Worte vom Mund. Aber gleich vor den Lippen tropften sie herunter und flossen ihm hinter die Krawatte in den dicken Hals. Mit einem:

Der Schmied und der Schmetterling.

Aus dem Nachlaß eines verwilderten Genies.*

In der Schmiede eines Waldviertlerdorfes stand der Schmiedgeselle Kilian Einfalt vor dem Amboß; der lederne Schurz reichte ihm hinauf bis an die frohklopfende Brust und mit heiterem Gesicht sah er auf das rotglühende Eisen, das sich unter dem schweren Hammer in seiner Hand bog und wand und formte.

Die Schweißtropfen standen dem wackeren Schmiedgesellen auf der Stirn und jeder Hieb auf den Amboß schien einen Widerhall in der Brust des bisher so glücklichen Gesellen zu wecken, denn Kraft und Zufriedenheit leuchteten aus seinen hellen Augen.

Aber — da flog eines Tages ein weißer Schmetterling durch das offene Fenster in die Schmiede und dieser Schmetterling wurde für den bisher so emsigen und zufriedenen Schmiedgesellen sehr bedeutsam.

Kilian hielt in seiner Arbeit inne, als er den Schmetterling ersah; sein Blick folgte aufmerksam dem schwankenden, spielenden Fluge. Ja, der Schmetterling fesselte so sehr seine Aufmerksamkeit, daß er darüber Hammer und Amboß vergaß und daß das rotglühende Eisen unter seiner Hand erbleichte und verglühte.

Kilian hatte schon tausend Schmetterlinge gesehen, ohne sie zu beachten, ohne daß sie ihm eines Gedankens wert gewesen wären. Wie kam es, daß ihm der eine nun so plötzlich auffiel? Im Menschen schlummert oft unbewußt etwas und ein geringfügiger Umstand bringt das Schlummernde zum Erwachen. Der Schmetterling hatte plötzlich im Gehirn des Schmiedgesellen Gedanken wachgerufen, wie er sie zuvor noch nie gehabt hatte. Kilian warf den Hammer weg und rief:

„Ein Schmetterling und — ein Schmiedgesell!“ Die letzten Worte rief Kilian in einem so eigentümlichen Ton, als wollte er mit den wenigen Worten eine ganze Geschichte erzählen. Und immer und immer rief er: „Ein Schmiedgesell und ein Schmetterling!“ und dabei wurde er bald blaß und bald bleich; der Schmetterling mußte ihm sehr nahe zum Herzen geflogen sein. Und als er später, nachdem der Schmetterling wieder durchs offene Fenster hinausgeflogen war, an den Blasbalg trat, das Schmiederfeuer anzufachen, um das erkaltete Eisen in neue Glut zu bringen, da bedeckte sein sonst rotes Gesicht eine auffallende Bläße. Der Schmetterling hatte bei ihm plötzlich die schlummernden Funken der Unzufriedenheit entfacht und Vergleiche angeregt, die ihn beunruhigten. Und diese Vergleiche brachte er nicht mehr aus dem Kopf, denn sie fielen

* Das „verwilderte Genie“ war Ludwig Mayer aus Weitra, Niederösterreich, im Briefwechsel mit Hamerling, eingehend geschildert nach persönlichen Erinnerungen im Februarheft des „Heimgarten“, 1910.

Die Keime saßen wieder dran. Eine Malztenne breitete sich. Von rückwärts fuhren Schaufeln hinein und die Zeit. Die Keimlinge schlüpften wieder einwärts. Da lag die Gerste. Wieder eine Handbewegung.

Ein Feld wuchs auf. Der Wind strich drüber hin. Die Sonne küßte es. Die Gerstenhalme verneigten sich selig vor ihrer goldenen Majestät: „Guten Morgen, guten Morgen...“ Den Feldweg entlang gingen der Postvorstand, der Dienstmann, der Inspektor und die Zenz. Auch sie huben an zu nicken und sich zu freuen über das wogende Gerstenfeldstück: „Guten Morgen, guten Morgen — das gibt gutes Roggenbrot im Kriegsjahr.“

Und die Gerste lächelte nachsichtig über die städtische Verwechselung: „Halb und halb gemischt werden ’s nicht mal ihre Zähne unterscheiden können“. Jetzt eine Handbewegung des Grauen nach der andern Richtung. Es knackte, wie wenn ein herumgeworfener Hebel die Maschine in ein anderes Gleis umsteuert.

Sensen fuhren durch die reifen Halme. Hände banden Garben. Eine neue Tenne breitete sich. Dreschflegel gingen um im Takt. Goldig rann ein Gerstenbächlein ein in einen Sack. Der ward zugeschnürt, fuhr nach der Mühle, dorten wieder aufgebunden — es rieselte in einen Trichter. Walzen drehten. Mehl stäubte. Bäckerhände griffen ein. Ein Ofen tat sich auf mit seiner Hitze. Braune Laibe schoben sich heraus. Dreihundert Kinderarme langten fröhlich aus. Dreihundert Menschen wurden satt für einen Tag.

Und einen ausgesparten Laib nahm jetzt die Zenz auf die Seite. Sie schnitt ihn auf. Braun und brav lag Brot am Biertisch neben Literkrügen und sah den Postvorstand, den Dienstmann, den Inspektor aus den im Teige aufgegangenen tausend Augen an.

„Eßt mich, werdet satt daheim, derweil sie draußen mit den Schwertern fechten — Zenz, heraus mit deinem Scherenschwert — schneide ihnen die verzehrten Felder: eine Brotration im Tag gleich einem Liter.“

Und folgsam wiesen sie die Karten. Es schwieg die Zenz nnd schnitt — schnitt sich selbst das Wort von vorhin ab: „Genga S’ zua, ’s Bier hat mit ’m Brot do gar nix z’tuan!“

Als der Postvorstand an diesem Abend heimkam, fragten sie ihn: „Nun, wie war es heut im Hofbräu?“

„Ich weiß nicht“, sagte er, „mir will das Bier dort nicht mehr schmecken, — aber das Brot — hm, das Brot war ausgezeichnet.“

„Das seh ich“, sagte seine Gattin und betrachtete die Brotkarte, „wenn das so weiter geht, kommen wir nicht aus.“

„Doch, doch, ich bleib von morgen an zu Haus — das verflixte Brotbräuhaus — man trinkt den andern zu viel Brot weg!“

sein Schurzfell die ganze Welt nicht ersetzen könne. Der Wahnsinn sprach mit diesen einfältigen Worten eine tiefe Wahrheit dunkel aus, auf deren Grundlagen die moralische und soziale Welt beruht. Was man dem Kilian auch sagte, daß man ihm einen neuen Hammer, einen neuen Amboß und ein neues Schurzfell kaufen wolle, er hörte nicht darauf; denn er wollte nichts Besseres, nichts Schlechteres, nichts Neueres, nichts Älteres und nichts Anderes als seinen Schurz, seinen Amboß und seinen Hammer: das, was ihm im Leben wirklich lieb geworden, womit er innerlich verwachsen war, was mit seiner innersten Existenz zusammenhing, so ungefähr wie die Völker mit ihrer angebornen Religion. Was man ihm auch sagen mochte, er hörte — wie alle Wahnsinnigen — auf kein vernünftiges Wort. Da kam der Leiter der Anstalt auf den Gedanken, den Kilian mit Amboß, Hammer und Schurzfell doch zu heilen, und ließ eines Tages unvermutet einen weißen Schmetterling durch das offene Fenster in das Zimmer des Gemütskranken hineinfliegen.

„O Schmetterling!“ schrie der ehemalige Schmied, „wo hast du meinen Schurz, den Hammer und den Amboß?“ Da trat der Leiter der Anstalt herein und rief: „Ich habe ihm Schurz, Hammer und Amboß abgejagt!“ Und schon brachten Männer Amboß, Hammer und Schurzfell herein. Kilian fuhr sich mit der Hand in die Haare, ein tiefer Seufzer entstieg seiner Brust. Er stürzte mit Tränen in den Augen auf den Leiter der Anstalt, ergriff seine Hand und rief freudig aus: „Herr! Ihr habt mir das verlorene Glück wieder gebracht“. — Als er bald darauf entlassen wurde, kaufte er mit dem Reste seiner Erbschaft eine kleine Dorfschmiede, in der er wieder, umgeben von einer frohen Kinderschar, den Hammer schwingt, das Eisen formt und biegt und beugt und seinen Zwecken dienstbar macht.

Fände sich doch auch der Mann, der einem großen Teil unseres Volkes den verlorenen Hammer und Amboß zurückbrächte durch die Wiedererneuerung der moralischen Begriffe und nationalen Ideale!

Wir und die im Reich.

Wir kennen einander kaum und es wäre doch so wichtig, denn das Schicksal hat uns mit durch Blut gehärtetem Eisen aneinandergeschmiedet, auch für die Friedenszeit — gerade für den kommenden Frieden.

War der Österreicher unternehmungslustig, als die Bahnen noch nicht ausschließlich dem Kriegsverkehr dienten, so ging er sommersüber in die Dolomiten, fühlte er sich als kleiner Weltreisender, dann besuchte er München (das Hofbräu, einige auch die Pinakotheken) und die Toll-

alle zu seinen Ungunsten aus, und das tat ihm sehr weh, da er sich als vernünftiges Wesen für besser als einen Schmetterling hielt und dabei an den Vorzug dachte, den der Schmetterling vor ihm voraus hatte. Das Ergebnis dieser unfruchtbaren Gedanken war eine Art Eifersucht auf den Schmetterling, und neidisch rief er von Zeit zu Zeit:

„Wie reich ist der Schmetterling gegen einen Schmiedgesellen!“ Und immer mehr lebte sich der Schmiedgeselle in seine Ideen hinein und verurteilte zuletzt die Gerechtigkeit der ganzen Schöpfung, denn er dachte sich: „Ein Schmiedgesell ist ein vernünftiges Wesen und muß das ganze Jahr mit rußigem Schurz und Gesicht am Amboß stehen, während der Schmetterling von einer Blume zur andern schwebt und immer Sonntag hat und freie Kost“ — und hundert Projekte durchfuhren seinen Kopf. Von nun an kam er nicht mehr ins Gleichgewicht, es war aus mit seiner Ruhe, er wollte frei und ungebunden durchs Leben fliegen wie ein Schmetterling — und war ans Eisen gefesselt!

Da sollte ihm ein unerwartetes Ereignis möglich machen, wie ein Schmetterling zu fliegen: es starb sein Vetter, ein ziemlich begüterter Dorfpfarrer im Weinland, der dem Kilian ein ansehnliches Vermögen hinterließ. Jetzt konnte der Schmiedgeselle wie ein Schmetterling von einer Blume zur andern fliegen: die Zeit der Erfüllung seiner heißen Wünsche war gekommen. Kilian warf Hammer und Schurz von sich und ließ sich städtische Kleider machen. Um die Gewohnheiten, die ihm anhafteten und lästig fielen, los zu werden, warf er sich auf allerhand Künste und Moden, und bald fand sich auch der Durst nach allerhand Vernunft ein, und täglich verschlang er ein halbes Dutzend Zeitungsblätter von allerhand Farben, die er alle mitsammen nicht verstand, aber vollkommen überzeugt war, daß sie recht hätten. Er steckte Brillen auf, um gelehrt auszusehen und ließ sich ein paar Sporen an die Stiefel schlagen, die alles an Größe und Gewicht dieser Art übertrafen, damit sie klingen und ausgeben. Im nächsten Städtchen frequentierte er den durchreisenden Tanzmeister. Aber immer noch war er mehr Schmied als Schmetterling. Der Boden brannte ihm unter den Füßen, das Dorf wurde ihm zu klein, das Städtchen zu eng, und er beschloß nach Wien zu gehen. Gesagt, getan. In Wien wußte er bald wo Bier und Wein am besten schmeckt, kannte die feinsten Haarkräusler, und sammelte einen Schwarm moderner Philosophen um sich, weil er bereitwillig fremde Zechen zahlte.

Das Ende vom Lied war wie immer in solchen Fällen. Verarmt nach einer mehrjährigen Schmetterlingslaufbahn war Kilian einer Irrenanstalt übergeben werden. Er hatte die fixe Idee, daß ihm der Schmetterling, der einst durch das offene Fenster in seine Schmiede geflogen, Hammer und Amboß und Schurzfell gestohlen habe; und darüber war er untröstlich, tobte und fieberte und schrie, daß ihm seinen Hammer und Amboß und

Erwähnung wert — oder ja? Daß „Tageblatt" und „Frankfurter" nur die kritische Verstimmung einiger Großstadtkreise zum Ausdruck bringen, kümmert uns nicht weiter und wir begreifen nach der Lektüre nur, daß die Preußen auf der ganzen Welt mit Recht unbeliebt und verhaßt sind, während wir Österreicher ... Aber seltsam, in diesem Krieg wandte sich der Haß aller Feinde nicht zuletzt auch gegen uns, obschon wir so gemütlich sind, gerne leben und jedermann leben lassen wollen. „Man mag uns halt nicht, weil wir mit den Preußen gehen", entscheiden wir salomonisch und vergessen, daß Serben, Italiener und Rumänen unsere ureigensten Gegner sind und daß Rußland zuerst gegen uns mobilisierte . . .

Aber nicht besser als wir sie, kennen uns die im Reich. Sie besuchten uns recht selten, freuten sich als Touristen an Tirol (an dieser Art größerem Schliersee mit biederen Bauern), kamen voyagierend als Handelsagenten nach Wien, dessen öffentliches Leben genau so charakterlos ist wie das irgendeiner Großstadt, wo fremde Elemente vordrängen, und in die eigentliche österreichische Provinz reisten nur sächsische Schullehrer — die Männer bebrillt und die Frauen mit einer Vorliebe für Kleiderraffer. Der Rest der siebzig Millionen deutscher Staatsbürger hörte von uns auch nur aus Büchern und Zeitungen. Schnitzler-Bahr-Bartsch, wer könnte behaupten, daß sie den Österreicher zeichnen, wie er ist? Der eine mit seiner Überkultur, der andere mit seinem geistreichen Span für alles Paradoxe und der Dritte mit seinen lieben Geschichten von verträumten Menschen in Grinzinger weinseligen Herbstnächten und ähnlichen Gutheiten, die er sich zusammendichtet. Bleibt also auch den Reichsdeutschen nur die Presse, um sich über uns zu belehren: Die „Neue Freie Presse" und die „Zeit" pflegen in dieser Beziehung zu genügen. O, heiliger Augustinus, die „Neue Freie" und die „Zeit"! Sie tun zwar furchtbar unterrichtet und einflußreich, aber sie haben viermal so viel Abonnenten als Anhänger, auch sind ihre Leitartikel in einem überlegenen Ton gehalten, daß kein Ängstlicher es wagt, ihnen öffentlich zu widersprechen, um nicht als Idiot verschrien zu werden, doch hinter den beiden Blättern steht keine Partei, sondern ein paar Banken und Cliquen, und sie verzapfen die persönliche Ansicht zweier Redaktionen, die wahrscheinlich selbst nicht wissen, warum sie im Ausland als „Sprachrohr der österreichischen Volksseele" gelten. Sie sind nur mitschuldig an dem Minderansehen, das wir genießen. Aber besitzen denn reichsdeutsche Blätter keine Sonderberichterstatter in der Donaumonarchie? Das wohl, doch stammen sie aus der Umgebung der „Neuen Freien" und der „Zeit"... Bedenkt man diese trüben Quellen, aus denen der Norden seine Weisheit über den Süden schöpft, so begreift man manches Mißverstehen, ganz abgesehen davon, daß man im Reich die Bedeutung der österreichischen Slawen entweder zahlenmäßig unterschätzt oder kulturell überwertet.

kühnsten reisten sogar bis Dresden, aber was weiter nördlich lag und wohnte, das war von Übel, das gehörte zum wilden Preußen, von dem der „Simplicissimus“ Schaudergeschichten berichtete. Allzu viel wußten wir von diesem Preußen nicht und gewiß nichts Anmutiges. Dort hausen Leute, die „ne“ und „ik“ sagen und „mir“ und „mich“ verwechseln, — Sprachsünder, die wir Österreicher Gott sei Dank nicht sind! Und eine „Geschichte“ soll dieses Preußen auch haben? Davon hörten wir in der Schule nichts. Man las gelegentlich etwas von einem „großen Kurfürsten“ und von Friedrich dem Großen — der für das Deutsche so gar nichts übrig hatte und den Spötter Voltaire, einen Franzosen (!), begönnerte. Aber Bismarck ist uns immerhin gut bekannt, der das Reich gründete und das Bündnis mit uns schloß; allerdings auch mit Italien. Und braucht man schließlich mehr von einem Volk zu wissen, das „Gamaschenknöpfe“ anbetet, Ordnung (oder Pedanterie, was im Grund dasselbe bedeutet) über alles liebt und für echte Gemütlichkeit keinen Sinn hat? Nein, niemand braucht mehr zu wissen, am wenigsten ein Süddeutscher, der die Brüder im Norden an Begabung übertrifft, wenn er davon auch keinen besonderen Gebrauch macht. „Preußen“ ist uns ein Sammelbegriff — dazu gehört alles, was jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle heimatberechtigt ist. Eine schöne Heimat übrigens, ohne Berge! Es soll sogar einige Österreicher geben, die schon die Nordböhmen zu den Preußen rechnen. Wer einmal persönlich „draußen“ war, über die Mainlinie hinaus, der pflegt üble Erfahrungen heimzubringen: Entweder wies ihn ein Schaffner „brutal“ aus einem Trambahnwagen, weil dieser angeblich überfüllt war (gibt es denn überfüllte Trambahnwagen? In Österreich nicht, warum also anderswo??), oder ein Eiliger, den man freundlich um eine Auskunft bat, schnarrte: „Wollen Sie sich an jenen Schutzmann dort an der Ecke wenden, ja?“ und zwischen Leipzig und Berlin bestand ein Mitreisender unglaublicherweise darauf, daß im Nichtraucherabteil tatsächlich nicht geraucht werde — der Knoten! So ungefähr die Kunden etlicher, die das Preußenland bereisten. Leute, die darüber unparteiisch urteilen wollten, ließen es sich nicht verdrießen, das deutsche Wesen aus der deutschen Literatur herauszustudieren; im „Faust“ fanden sie einiges darüber, von Frenssen lernten sie, daß man in Schleswig oder wo gern „Jörn“ heißt und uhlig ist, und Gerhardt Hauptmann zeigte preußische Fuhrleute auf, die sich betranken, beziehungsweise mißhandelte Kinder, die in den Himmel fuhren. Und so weiter. Gescheiter machte die Literatur den volkskundlichen Forscher auch nicht. So blieb die Presse als Bildungsmittel, um die persönlichen, wirtschaftlichen und politischen Eigenheiten der norddeutschen Gegenwart zu ergründen. Um dies zu ermöglichen, liegen in allen besseren Kaffeehäusern das „Berliner Tageblatt“ und die „Frankfurter“ auf; andere reichsdeutsche Zeitungen sind doch nicht der

Die Entdeckung der Steiermark.

Von **Dr. Rudolf Latzke.**

Von der Steiermark und ihren Einwohnern, das heißt vom steirischen Landschaftsbilde und von Sitte und Brauch der Steirer hat man vor dem Jahre 1780 aus eigener Anschauung nicht viel gewußt, weder im Lande noch außerhalb desselben. Die herkömmlichen topographisch-statistischen Werke geben trockene Daten und Aufzählungen und enthalten die wunderlichsten Fehler. Noch 1773 hielt der sehr gelehrte Vorauer Chorherr Aquilin Julius Cäsar den Grimming für den höchsten und den Schöckel für den zweithöchsten Berg des Landes, verwechselte Leopoldsteiner- und Grundlsee und entsetzte sich vor den „Drachengebeinen" der Röthelsteiner Höhlen. Wie in so vielen anderen Dingen, so schafft auch hier die josefinische Aufklärung gründlich Wandel. Die Leistungsfähigkeit des Staates, also seiner Provinzen, soll gesteigert werden. Man muß demnach wissen, was da ist und entwickelt werden kann: die Kenntnis von Land und Leuten wird den Verwaltungsbeamten geradezu zur Pflicht gemacht.

Und so fängt man denn an, im eigenen Lande zu reisen, auf den gut gebauten Hauptstraßen im Miet- oder Eilwagen durchs Land zu fahren; dreißig Jahre später kommen die Wanderer und abermals dreißig Jahre später die ersten Touristen; die eigentlichen Erschließer waren diesen freilich schon vorangegangen. — Was die Reisenden, Wanderer und Touristen von der Heerstraße, vom Wald- oder Talweg, vom Bergpfad aus sehen, davon erzählen sie in ihren Reiseberichten. Und das ist der Entwicklungsgang: Der zu Wagen Reisende ist Beamter, Volkswirtschaftler, Aufklärer; er berichtet über die Grundlagen der Landesproduktion und bemängelt überall Mißstände. Aber seine Gemütsbildung ist unter dem Einflusse der von Rousseaus Naturevangelium beherrschten Literatur gegen Ende des 18. Jahrhunderts bereits so weit gediehen, daß die neuen, in unberührter, unbetasteter jungfräulicher Reinheit vor ihm aufstehenden Naturbilder und die Eigenart des in diese wahrhaft neue Welt eingebetteten Volkslebens auf ihn bedeutenden Eindruck machen. Der Wanderer sodann — im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts — ist Romantiker. Er kommt der Natur noch näher, läßt sich von ihr sein Inneres aufschließen, sucht für den Drang seiner Gefühle in ihr passende Symbole und Träger. Die erregte Stimmung wird wichtiger für ihn als der Erreger selbst und so träumt er sich aus der wirklichen Landschaft in eine ideale, der einmal geweckten Stimmung noch mehr entsprechende hinein. — Langsam nur sinken diese Schleier, verblassen diese Dämmerfarben der Romantik; langsam wird es heller Tag und endlich die Schönheit der Wirklichkeit voll empfunden — von den Mitbegründern des poetischen Realismus, den Wanderern neuen Stiles, den Touristen.

An diesem Nichtkennen und Nichtverstehen änderte auch der große Krieg nicht so viel, wie mancher meinen könnte. Österreichische Truppen kamen überhaupt nicht in beträchtlicher Zahl nach Deutschland hinaus und dann auch nur mit militärischen Stellen in Berührung. Daraus kann niemand richtige Schlüsse auf die Art des deutschen Volkes ziehen, die durch die Friedensarbeit gekennzeichnet wird. Gleichwohl werden Schlüsse gezogen, Urteile gefällt ... In unser Hinterland flattern absprechende Gerüchte über die „Preußen", weil etwa ein „preußischer Feldwebel" (aus Truchtlaching in Baiern) den Simon Hinterpointner anbrüllte, der mit brennender Pfeife in einen Pulverturm eintreten wollte, oder weil eine freche Berliner Schnauze dem Wenzel Prihoda auseinandersetzte, „natürlich" mußten erst die Preußen anrücken, um in „Serbien Ordnung zu machen ..." Ja, so sind die Erlebnisse einzelner empfindsamer Feldgrauen, die danach die „Deutschländer" beurteilen. Es ist aber auch schändlich, wie diese oft das Maul vollnehmen — was der Österreicher bekanntlich nie tut, stammt auch das Wort der Jahres 1866 von den „nassen Fetzen", mit denen man jemanden hinausjagen würde, nicht eigentlich von der Spree, sondern von der Donau.

Und auch die im Reich lernten während des Krieges das wahre Österreich nicht kennen, sie bluteten zwar an unseren Fronten, sie stritten zwar Schulter an Schulter mit uns gegen die Feinde im Osten, Süden und Westen, sie fuhren eilig durch unsere Provinzen, kampierten in vom Feinde verwüsteten Gegenden, aber sahen nur eine Organisation, die von Gestern auf Heute geschaffen wurde und mancherlei Mängel aufwies. Das Österreich der werktägigen Wirklichkeit ohne Beschönigung und ohne Verketzerung sahen sie nicht.

So wird auch nach dem Kriege dasselbe Nichtverstehen und Mißverstehen zwischen Nord und Süd herrschen, das den vergangenen Frieden verdüsterte. Wir reiben uns aneinander, weil jeder seine Kanten und Ecken hat, der eine die, der andere jene, weil unsere Mundart dem Norden „schlampig" anmutet und sein Dialekt uns schroff klingt. Wir bedenken nicht, daß die „preußische Ordnung" nicht knechtet, sondern frei macht, denn sie schränkt die Arbeitszeit ein und verlängert die Feierstunden, und die im Reich begreifen wieder unsere Beschaulichkeit nicht, die ihren ganz großen Wert hat, nur darf sie nicht in Lässigkeit und Faulheit ausarten. Unerwünschtes gibt es da und gibt es dort, doch auch viel, viel Erwünschtes, mit dem man sich gegenseitig aufwarten und beschenken sollte.

Nach dem Kriege werden wir fester denn je zusammenstehen müssen und der Zusammenhalt kann nur Bestand haben, beruht er auf gegenseitiger Nachsicht und Eingehen in die Eigentümlichkeiten des andern. Bei gutem Willen beiderseits muß und wird es möglich sein, über das „ne" und „ik" hinweg und hinweg über das „a was" und das „gengens weiter" zu einer ehrlichen inneren Verständigung zu gelangen. H. L. R.

Wiesendüngung, das Brandbrennen und vor allem die großen Bauernwirtschaften: der Nationalreichtum würde wachsen, wenn mehrere kleinere daraus gemacht würden. Hie da und ein strafendes Wort über die „dumme Anhänglichkeit an alles das, was die Väter taten"! Scharf aber wettert er gegen die in Steiermark ganz allgemeine, sinnlose Abneigung gegen die Verwendung der Steinkohle. Wie vergnüglich liest sich heute, im Herbste 1917, vor dem drohenden steinkohlenlosen Winter, die Geschichte vom Fohnsdorfer Steinkohlenskandal! Das Flötz gehörte dem Fürsten Schwarzenberg. Die Arbeiter weigern sich, die — vermutlich geschenkten — Kohlen zu gebrauchen, weil sie Augenweh verursachen; und der Fürst läßt das Bergwerk auf. Ein Fremder, Lamenti, will den Bau wieder aufnehmen, um aus den Kohlen „ein nützliches Öl" zu gewinnen. Schwarzenberg merkt den Vorteil, weist den Fremden ab und baut selbst noch einmal. Aber „niemand wollte die Kohlen gebrauchen und so schlief der Bergbau wieder ein". Das war 1770; als Hermann zehn Jahre später hinkam, schlief er noch.

Bergkonturen, Höhenlinien, die grünen Mantelfalten der Waldhänge, die sieht Hermann noch nicht. Aber vor Judenburg sieht er „ringsherum, meist am Fuße der Gebirge, vieleteils prächtige, teils alte und ansehnliche Lustschlösser, die sich im Prospekt ungemein gut ausnehmen", und bei Unzmarkt ein reizendes Tal, das „zu einem der schönsten, ländlichen Gemälde überflüssigen Stoff darböte". Schloß Reifenstein, das er in Gesellschaft eines artigen, gefühlvollen Mädchens besucht, ist ihm ein trauriges Überbleibsel aus den Zeiten des Faustrechtes. „Welche Lieblosigkeit und Grausamkeit muß damals geherrscht haben" — seufzt der Menschenfreund; und freut sich der lieblichen Aussicht auf das friedliche Tal der Pöls. In St. Oswald besuchte er den Pfarrer Pensemann, der sich mitten in der Wildnis, literarischen und philosophischen Neigungen lebend, eine entzückende Pfarreridylle geschaffen hat. Strophen eines Novembergedichtes dieses geistlichen Musenfreundes werden mitgeteilt, die einer gewissen Wahrheit und originellen Anmut nicht entbehren:

„ . . . Noch streut die holde Morgenröte
In anderen Ländern Blumen zwar,
Doch über meine Blumenbeete
Säet sie nur Nebel und Katarrh.
Die Sonn', ermüdet von ihren Reisen,
Erwacht aus Thetis' Armen spät,
Reiset, wie die Kapuziner reisen,
Und sinkt eher, denn die, zu Bett.
Vielleicht, daß in den oberen Sphären
Der Reiseweg verdorben ist,
Vielleicht, daß sich die Diebe mehren — !
Nach viere man sie schon vermißt.

Wie überall in der Geschichte des Geistes- und Gemütslebens der Völker, so lassen sich auch hier die einzelnen Entwicklungsphasen nicht scharf voneinander scheiden; aber für jede der genannten finden sich typische Vertreter.

Im folgenden soll von den ersten beiden Steirern die Rede sein, die der Reisewagen durchs Land trug und die ihre Erlebnisse und Beobachtungen in — heute wohl nicht mehr bekannten — Reisebeschreibungen niederlegten. Der erste ist Technologe, Volkswirtschaftler, Aufklärer von ganzem Herzen, der zweite nur mehr von halbem; die andere, bessere Hälfte gehört schon der Romantik.

Von jenem, von Benedikt Hermann, geboren 1755 zu Marienhof im Judenburger Kreise, gestorben 1825 als russisch kaiserlicher Ober-Berghauptmann in Petersburg, finden wir in Wurzbach eine ausführliche, interessante Lebensgeschichte.. — Ein armer Bauernsohn, der in Murau und Friesach aufwuchs, als Ausseer Salzschreiber und schwarzenbergischer Rechnungsbeamter umfassende technologische und montanistische Studien trieb, in Wien sodann schon in reiferen Jahren die Universität besuchte und zu Studienzwecken mehrere größere Reisen — darunter auch die in Rede stehende — unternahm. Durch einen Freund an die Petersburger Regierung empfohlen, ging er, der in der Heimat keine sichere Anstellung hatte finden können, Ende 1781 dorthin, wo er es in rasch aufsteigender Laufbahn bis zum General-Bergintendanten brachte, den Mitglied zu nennen, sich die hervorragendsten Sozietäten Rußlands und Deutschlands zur Ehre anrechneten.

Hermann fährt im Jahre 1780 von Wien über den Semmering, durchs Mürz- und Murtal nach Unzmarkt, über den Neumarkter Sattel nach Friesach, weiter nach Klagenfurt, über den Loiblpaß nach Krain und dann nach Görz. Dort hört zwar nicht die Reise, aber ihre Beschreibung auf. Diese füllt zwei stattliche Bände. Der dritte Band bringt nicht eine Fortsetzung der Reiseschilderung, sondern Ethnographisches und Ökonomisches über Innerösterreich. — Es ist die Reise eines Aufklärers, eines Physiokraten. Überall Beobachtung der Landwirtschaft, der industriellen und montanistischen Betriebe; Berichte über Anstalten zur Bildung des Landvolkes, überall Vorschläge, wie gespart, größerer Nutzen erzielt, das Bildungswesen nach der praktischen Seite hin ausgestaltet werden könnte. Volk und Landschaft sieht er zunächst in der herkömmlichen Weise. Jenes mit den Augen Salomon Geßners oder Rousseaus: Die erste Idylle findet er ja schon auf dem Wienerberg, bei den warmblütigen, unschuldig liebenden und in ihrer Hütte so glücklich lebenden Ziegelschlägern; diese, die Landschaft, wenn überhaupt, so als Bild, als Prospekt, als ländliches Gemälde. — Im Mürztal gefällt es ihm: Gewerkschaft, Viehzucht, Ackerbau — alles auf hoher Stufe. Auffallen ihm die reichliche

Dreizehn Jahre später fuhr ein junger Grazer Rechnungsbeamter von Graz über Leoben und Eisenerz nach Stadt Steyer und bot fünf Jahre nachher (1798) in seiner „Vaterländischen Reise“ dem Publikum die „Frucht seiner süßesten Stunden“ dar. Es ist Kajetan Ritter von Leitner, geboren zu Graz 1768, gestorben ebenda 1805 Altem Grazer Beamtenadel entstammend, hat er mit seinem Bruder Alois, dem nachmaligen Gründer des ersten Grazer literarischen Organs, des Sonnabend-Anhangs an die Grazer Zeitung, eine ausgezeichnete Erziehung erhalten. Beide wurden wieder Beamte, mit starken literarischen Interessen zeitlebens, die dann in Kajetans Sohn, Karl Gottfried Ritter von Leitner, am stärksten in Erscheinung traten. Als Beamter tat er sich besonders in der Franzosenzeit hervor, als es ihm mit zwei anderen, dem französischen Korps zugeteilten „Führungskommissären“ glückte, allzu heftige Reibungen zwischen den aufgeregten Steirern und den Franzosen hintanzuhalten und das fremde Soldatenvolk in seinem „Abzuge aus dem Lande zu fördern“. Sein schriftstellerisches Hauptverdienst liegt auf dem Gebiete der Landeskunde, die er mit seinem Bruder und dem verdienten Kindermann bis zu seinem frühen Tode eifrig und erfolgreich betrieb.

Leitner ist der erste Steirer, der begeistert die Schönheit seiner Heimat verkündet. „Wie ich hoffe“, so schreibt er in seinem vom August 1797 datierten Vorbericht, „so soll man im Auslande manche Nachricht in dieser Schrift finden, welche neu und des Lesens nicht unwert ist; im Inlande, glaube ich, soll man an verschiedenen Bemerkungen und an der subjektiven Stimmung des Verfassers einiges Interesse finden. Gehen dann meine Empfindungen in das Herz des Steiermärkers über, der mein Werk liest, fühlt er, daß auch sein Vaterland ein schönes Land und der Anstrengung des Mannes und großer Taten würdig ist, so bin ich für meine Mühe genug belohnt. Man hat oft gesagt, ein Fremder könne ein Land besser beschreiben als ein Eingeborener. Ich widerspreche nicht, daß jener scharfen Blick, Unparteilichkeit, Vergleichungsvermögen und so manches in einem höheren Grade besitzen kann als dieser, aber verläßliche Nachrichten darf man sicher von einem Eingeborenen eher erwarten als von einem fremden Reisenden.“ Leitner macht eine empfindsame Reise, kann aber den Aufklärer nicht verleugnen. Gerne freut er sich beim Anblick der Göstinger Ruinen des hohen Vorzugs seiner humanen Zeit, nennt mit einem wohlgezielten „Merkt es euch, ihr Feinde der Aufklärung!“ die Aufklärung die Mutter der Humanität, ereifert sich über Klostergründungssagen, empfindet Landschaften als Illustrationen von kulturgeschichtlichen Entwicklungsphasen: die verschiedenen Ruinen und Schlösser bei Peggau zeigen ihm eine sinnliche Stufenleiter der Kultur, die alten, trotzigen Ritter hoch oben

Mein Gärtchen starrt in letzten Zügen,
Statt Nelken, Rosmarin, Viol'
Hab' ich in bunten Mayenkrügen (?)
Nichts weiter als gefrorenen Kohl.
Im Weiberpelz auf welkem Grase
Schleicht sich der Martinssommer schon
Mit einer feuchten, roten Nase
Ganz stille immerzeit davon. — —

Über das Herkömmliche hinaus führt in Hermanns Reisewerke nur die Ethnographie der Innerösterreicher, vor allem der Steirer und Kärntner, im dritten Band. Er beschreibt ihren Körperbau, ihren Wuchs, ihre Nahrung und Kleidung, ihre nationale Tracht, ihre Sprache, ihren Gottesdienst. Klagen und Wünsche werden laut, die hundert Jahre später uns aus Roseggers Sittenbildern wieder entgegentönen: über die Geschmacklosigkeit der Dorfkirchen und ihrer Musik, über die Einführung des deutschen Kirchengesanges usw. Der Josefiner stellt sich gegen Wallfahrten und Prozessionen, gegen den Aberglauben des Landvolkes und erwartet alles Heil von dem aufklärenden Wirken einer aufgeklärten Geistlichkeit. Das interessanteste Kapitel ist das über das bäuerliche Liebesleben. Physiokrat und Humanitätsapostel führen die Feder. Dieser beklagt das harte Los der Gefallenen, das härtere der Kindesmörderin; und wenn er uns nur ein bäuerliches Gretchen vor Augen führt und weitläufig die Empfindungen der Verführten bis zum Kindesmord entwickelt, so braucht er nach Lessings Lehre diesem einzelnen Fall nur Wirklichkeit zu erteilen und wir hätten die echte steirische Dorfgeschichte vor uns. Der Physiokrat geht weiter und bekämpft das Gesetz, das den armen Dienstboten die Ehe verbietet. Auch das Ehemonopol sei schädlich, wie alle Monopole, und müsse ausgerottet werden, wie alle übrigen. Die Zahl der Feuerstellen und damit die der Ehen müsse vergrößert werden, dann werde die Bevölkerung und die Industrie wachsen, der Wohlstand aufblühen, die Glückseligkeit immer größer werden. Ganz nüchtern urteilt er über die Bauernheirat. Sie ist ein Handel für den Vorteil der Wirtschaft. Das Interessante dabei seien die alten Sitten und Gebräuche bei der Brautschau, beim Versprechen, beim Zusammengeben, bei der Hochzeit, dann beim Gevatterbitten, beim Taufgang. Die erste Erziehung findet er bei den Älplern ganz nach dem Sinne Rousseaus. Hätte der unsterbliche Bürger von Genf die österreichischen Gebirgsgegenden besucht, so hätte er seine Erziehungsideen hier größtenteils verwirklicht gefunden: wie das Kind sehr lange von der Mutter gesäugt wird, nackt auf dem Boden kriecht, naturgemäß in des Wortes wörtlichstem Sinne aufwächst.

* * *

durch die Gewässer des auf den Gebirgen schmelzenden Schnees genährt, eine ansehnliche Größe gewonnen hatte. Er floß uns immer zur Linken und gewährte manchen reizenden Anblick; denn nicht nur durchströmt er die fettesten Wiesen und Fruchtfelder und teilt sich oft in verschiedene Arme, die er bald wieder hinter kleinen Inseln vereinigt, sondern er macht auch so viele und so verschiedene Fälle, daß man seinen Lauf mehr ein Spiel als ein Fließen nennen kann. Freilich stürzen diese Kaskaden nicht über schroffe Felsen herab, mit welchen die Natur das Bett des Baches unterbrochen hätte, sondern es sind nur künstliche Fächer, welche den Lauf dämmen und den Fall verursachen, um entweder die Kräfte des Wassers für ein nahes Räderwerk zu vermehren oder einen Teil desselben zur Bewässerung benachbarter Wiesen zu leiten. Nichtsdestoweniger ist es herrlich zu sehen, wie das Gewässer, oft in weißen Schaum aufgelöst, mit großem Geräusch in sein niedriges Bette herabfällt, daß es in den feinsten Teilchen wie eine Wolke wieder emporstäubt, und es erweckt eine erfreuliche Meinung von der Tätigkeit der Menschen, wenn man die Hälfte des Baches in Wasserleitungen von Lärchenholz mehrere Fuß über der Erde nach einem fetten Anger oder zu einem immer geschäftigen Rade hineilen sieht.

Eine Strecke lang ist der Weg durch nahe Berge eingeschlossen. Wir fuhren einzelne Landhäuser vorbei und ich fand nicht vieles, was meine Aufmerksamkeit beschäftigte. Allein bald änderte sich die Szene. Nach einer kleinen Wendung der Straße standen auf einmal, etwas zur Linken, die ungeheueren Felsmassen des Reiting vor uns, an diese schloß sich der Reichenstein, der seine Felsmauer uns gerade in den Weg zu setzen schien, und den letzten Raum zur Rechten füllte ein Teil der Zmeller Alpe aus. Diese drohende Kette von Felsgebirgen lag ganz nahe in schwarzer Nacht vor uns, doch schimmerten durch dieses Dunkel hie und da weiße Streifen von Schnee, welcher sich in den Abhängen und Zwischenräumen der Felswände festhielt; auch war der Scheitel des Reichensteins wie mit einem weißen Hute bekleidet, den ich anfangs für eine Schneedecke hielt, bis man mir erklärte und ich selbst gewahr wurde, daß es dichter Nebel war, der über dem am Gipfel des Berges befindlichen See lag. Aus grünenden Bergen hervor sah ich mit einer Art von Beklemmung in diese ganz leblos scheinende Natur hinein und bedauerte die nach meinem Gefühle unglücklichen Menschen, welche das Los traf, zwischen so unwirtbaren Klippen zu wohnen. Der Eindruck, welchen dieser Anblick auf mich machte, wurde dadurch vermehrt, daß die ganze Gegend mit dem Schatten des Abends bedeckt war; auch floß vom umwölkten Himmel unablässig ein feiner Staubregen herab und aus den mit Schnee angefüllten Schründen blies eine so schneidende Bergluft uns entgegen, daß ich genötigt war, mich in meinen Mantel zu

auf dem Felsen, die späteren, milderen Geschlechter zwischen Gipfel und Tal, die jüngsten im Herrenhaus im Tal; ein obersteirischer Waldhang zeigt ihm alle Altersstufen des Waldes, eine Straße im Tale von Trofaiach, das Symbol gesellschaftlicher Vereinigung der Menschen, erweckt in ihm eine Reihe von angenehmen Gedanken von Landsmann- und Weltbürgerschaft. Die Natur ist ihm noch oft eine große Allegorie. Aber alle diese Dinge treten samt den landwirtschaftlichen, technischen und montanistischen Fragen in den Hintergrund, wenn ihn das reine Gefühl für das Schöne der Landschaft packt. Wir sehen Bilder aus dem engen, von Ruinen begleiteten Waldtal der Mur zwischen Graz und Bruck, Bilder von der Erzberger Straße, aus dem Ennstal. Freilich haben sie meistens die Mängel von Erinnerungsbildern. Sie entbehren häufig des individuellen Gepräges, sind entweder auf einen bestimmten Ton gestimmte Abendbilder mit Herdengeläute, Dorfglocken und Vogelchor oder künstlerisch gruppiert wie die Morgenlandschaft von Trofaiach mit ihrem amphitheatralischen Aufbau von Ebene, Erdwällen, Hügelsaum und Bergrund; oder sie sind nicht als Gesamteindruck oder in realistischen Einzelheiten erfaßt, sondern als Symbol gedeutet, wie der Erzberg. Der bietet ihm das Bild eines bescheidenen Mannes, der seinen Reichtum durch kein äußeres Gepränge ankündigt, sondern, während die Nachbarn ohne inneren Gehalt bäumend sich über ihn erheben, mit seinen Schätzen stillschweigend wirkt und nützt und das Rühmen und Lobpreisen jenen Tausenden überläßt, die er leben macht. Ferner: Das Hochgebirge ist ihm noch etwas Abschreckendes. Die Beiwörter fürchterlich, entsetzlich, grauenerregend finden sich bei den lieblichsten Harmlosigkeiten; er wagt nicht, die Straße zu verlassen, und kommt so um den gewiß ergreifenden Anblick des Leopoldsteiner Sees, der für ihn noch „oberhalb auf dem Berge" liegt.

Doch mag er nun endlich selbst zu Worte kommen:

„Die Straße, die wir einschlugen, war die sogenannte Eisenstraße, welche von Leoben aus gegen die berühmten Eisenbergwerke Steiermarks führt. Ich nahm nun von der Mur Abschied, deren mannigfaltigen Ufer und lazurnen Gewässer meinem Wege bisher den größten Reiz gaben. Denn unsere Straße, welche sich ein paar Meilen westwärts gewendet hatte, führte uns jetzt gegen Norden, die Mur hingegen richtet ihren Lauf von ihrer Urquelle an gegen Morgen, und wenn sie ihn gleich an den Mauern von Bruck südwärts kehret, so nimmt sie doch dreizehn Meilen später bei Ehrenhausen ihre vorige Richtung wieder und folgt dem Gange, welchen die Natur den meisten Flüssen Steiermarks vorgezeichnet hat. Ich hörte also das liebliche Geräusch ihrer Wellen zum letzten Male, als ich über die Brücke in die Vorstadt von Leoben hinausfuhr. Dafür kam uns der Vordernberger Bach entgegen, welcher,

Sensen, das Rauschen des Baches, das fernher tönende Geschmetter eines Eisenhammers und die feierliche Stille um mich herum stimmten mich zu den süßesten Empfindungen ländlicher Ruhe und Glückseligkeit. O wie aufrichtig wünschte ich sie auch den Bewohnern dieses schönen Tales, wie sehr hätte die Überzeugung von ihrem Glücke das meinige vermehret; allein man sagte mir, daß sie in beständigen Streitigkeiten lebten, eine Folge unglücklicher Verhältnisse, die eine Erbschaft der finsteren Vorzeit und ebenso hart abzustellen als zu dulden sind. Nachdem ich im Genusse dieses reizenden Anblickes recht geschwelget hatte, unternahmen wir einen Spaziergang, um die Gegend von einer andern Seite zu besehen. Wir streiften auf dem Rücken des Gebirges in den Wäldern umher, wo schöne Lärchen zwischen Tannen, Fichten und Föhren standen. Bald kamen wir an den östlichen Abhang, der mit dem westlichen, unter welchem Trofayach liegt, die beiden Seiten des Berges ausmachet, worauf das Landhaus stehet, wo ich bewirtet wurde. Wir sahen in ein friedliches Tal hinab, wo liebliche Lärchenwäldchen zwischen Äckern und Wiesen verteilet waren. Das Dorf Wolkersdorf lag zu unseren Füßen und eine schöne breite Straße zog sich durch die Mitte des Tales gegen das Dorf Kaintal hin, welches am Ende desselben wie in einen Busen der Berge hineingebauet ist. Eine Straße, die ich von einer Höhe herab durch eine längere Strecke übersehe, ist mir immer ein Symbol der gesellschaftlichen Vereinigung der Menschen und erwecket in mir eine Reihe angenehmer Ideen von Landsmann- und Weltbürgerschaft, von allgemeiner Bruderliebe und dem wohltätigen Bedürfnisse der Mitteilung. Aber diese Straße, welche in einem stillen Tal zwei glückliche Dörfer nachbarlich verbindet, hatte für mich ein ganz eigenes Interesse, und als ich kurz darauf einige hundert Schritte vor mir gerade auf der Stelle, welche die beste Aussicht gewähret, eine alte Föhre von außerordentlicher Höhe und Dicke erblickte, die mit ihren ausgebreiteten Ästen einige in der Erde befestigte Tische und Bänke, wie es mir schien, beschattete: so freuete ich mich des Beweises, daß es mehrere Menschen gäbe, welche die Ansicht dieses Tales für ebenso reizend hielten wie ich und hier öfters in geselliger Eintracht glückliche Stunden verlebten. Aber wie sehr war ich betroffen, als ich in der Nähe, anstatt der vermeinten Tische und Bänke, Betschemel antraf, welche vor einem an dem Baume befestigten Marienbild aufgestellet waren. Rings um das Bild herum hingen allerlei Opfertafeln, Rosenkränze, Skapuliere, Blumenkränze, Haarzöpfe und ein aus Holz schlecht geschnittener Fuß. Meine Begleiter mäßigten mein Befremden mit der Erzählung, das bei dieser hl. Föhre die von Maria-Zell, wohin nur eine Tagreise zu Fuße sei, zurückkehrenden Wallfahrter zusammenkommen, um in Prozession nach Trofayach einzuziehen, von wo aus ihnen die Geistlichkeit entgegengehe, und daß die andächtigsten unter ihnen der hier angehefteten Abbildung

hüllen. Nachdem wir zur Linken das Schloß Friedhofen mit der Kirche und dem Dorfe St. Peter, zur Rechten aber Freyenstein, welches seit Karl dem Großen bis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts einem adeligen Geschlechte gleichen Namens gehörte, nachher aber an die Jesuiten kam und nach deren Auflösung dem Staate heimfiel, samt der auf einem überhängenden Felsen stehenden Kirche zurückgelassen hatten, kamen wir nach Trofayach, einem Flecken, der in einer etwas freieren Gegend liegt, allein dessen schlechte Häuser und schmutzigen, mit Wagen und allerlei Geräte verrammelten Straßen mir eben nicht die vorteilhafteste Meinung von den dortigen Einwohnern beibrachten. Über dem Flecken rechts am Berge liegt das kleine Schloß Mell, noch höher und von dem Markte aus nicht sichtbar jenes, wohin ich eilte. Dort empfing mich süße Vertraulichkeit; eine schmackhafte Abendmahlzeit und das im traulichen Gespräche öfters geleerte Glas hinderten den sanftesten Schlaf nicht, der mich, so wie ich mich zur Ruhe geleget hatte, beschlich. Aber, welche Herrlichkeit überraschte mich, als ich des anderen Morgens an das Fenster trat! Das heiterste Blau war über den Himmel ausgegossen und das Tal von Trofayach lag mit allen seinen Reizen vor meinen Augen. Es ist etwa eine Viertel-Meile lang und eine halbe breit, von der unabläßig befahrenen Eisenstraße und dem Vordernberger-Bache durchschnitten. Reiche Felder, noch reichere Wiesen und liebliche Wäldchen bekleiden es. Nichts ist einladender als die Partien von Lärchenbäumen, welche hie und da zerstreut liegen und durch ihren zarteren Bau, ihr helleres Grün und ihre roten Stämme von anderen sich unterscheiden. Von allen Seiten hebet sich das Tal amphitheatralisch empor, über diesen sanften Erhebungen zeigen sich bebauete oder mit Wäldern bekränzte Berge und im Hintergrunde grünende Alpen oder Felsspitzen, welche zum Teil mit Schnee bedecket sind. Eben jene Felsgebirge, die noch gestern abends ein Gegenstand des Grauens für mich waren, wurden jetzt, da sie ihre Stirn im rötlichen Glanze der Morgensonne emporhoben und von den Seiten ihrer himmelan strebenden Pyramiden zerstreute Nebel fliehen, die größte Zierde der Landschaft. Alle schmutzigen Häuser des Marktes waren meinen Blicken entzogen, nur die zwei schönen Kirchtürme nicht und vorübereilende Wölkchen machten durch ihren hingeworfenen Schatten eine das Auge reizende Schattierung. Mäher und Mäherinnen beschäftigt, den ersten und reichesten Segen der Wiesen einzuernten, belebten allenthalben das Tal. In entfernten Gründen sah ich ihre lebhafte Bewegung, ohne etwas deutlich ausnehmen zu können; aber ihr Jubelgesang drang zu meinem Ohr und angenehme Lüfte trugen die Wohlgerüche der Feldkräuter mir entgegen. Alles, was ich sah und hörte, das Geläute des weidenden Viehes oben und unter mir, der frohe Wirbelgesang der Lerche, der helle Schlag der Wachtel, der Klang der gedengelten

wird. Ein tätiger Hauswirt verwendet seinen Zug, sowie er ihn von eigenen Arbeiten entbehren kann, wechselweise zu Eisenfuhren von den Radwerken nach den Hämmern und zu Salzfuhren von Aussee nach Leoben, je nachdem diese oder jene eben zur Zeit einen größeren Gewinn geben. Die Menschen, welche ich in Trofayach sah, waren meistens groß und sehr robust; ihr Betragen soll diesem Körperbau entsprechen. Ich hörte, und überzeugte mich zum Teil selbst von manchem politischen und religiösen Unfug, der in Trofayach noch fortgetrieben wird oder doch kaum aufgehöret hat, dergleichen durch weise Verordnungen schon lange verboten und an den meisten Orten bereits abgestellet ist.

Als wir zurück gingen, genossen wir eines Schauspieles, das einzig in seiner Art und über alle Beschreibung schön und bewunderungswürdig war. Die Stirne des Reiting und des benachbarten Reichensteins waren bisher mit einem grauen Nebelhute bedecket, jetzt begann es Abend zu werden nud der Nebel sank. Der Reiting hob seine Felsenhäupter frei empor, seine Mitte war mit zwei weißen Binden umgürtet und sein Fuß verlor sich in ein Meer von Nebel. An seiner Westseite brach das Abendrot hervor; ein tiefer Abgrund von Feuer breitete über die Wolken einen orangefarbenen Glanz aus, welcher sich an den glatten Felswänden und den breiten Schneestreifen wiederholte und die Höhen des Reiting in einen sanften rötlichen Schimmer kleidete. Vom Reichenstein trat nur ein abgerissener Fels aus den Wolken; noch war er von einem Schleier rosenroten Nebels umhüllt, aber schon verschwand er wieder und erschien ein anderer und dort einer und hier einer, ungeheure Körper und allerlei Formen, halb sichtbar und vorübergehend wie Luftgestalten. Man hätte glauben können, in einer Feenwelt zu sein, wo riesenmäßige Geister in luftigen Palästen wandeln. Endlich erlosch der rötliche Glanz, ohne in mehrere Abstufungen und Farben überzugehen; die Dämmerung trat an seine Stelle und gab den Gebirgen ihre drohende Schwärze. Plötzlich stieg der Nebel wieder, verschlang alles und endete das magische Schauspiel. — Warum mußten diese prachtvollen Szenen so vorübergehend sein! Warum hatte ich nicht den Pinsel eines Casanova, um diese Farbenmischung, diese Nebel- und Luftgestalten festzuhalten, aufzubewahren für meine Lieben, welche Jahr aus, Jahr ein an das Schreibpult angekettet, des Genusses der Schönheit der Natur entbehren!"

(Schluß folgt.)

der Zeller Statue die genannten Geschenke mitbrächten; auch verrichteten viele Personen, welche nach dem Gnadenorte selbst zu wallfahrten nicht imstande wären, vor diesem Bilde ihre Andacht und die Opfertafeln, sowie der hölzerne Fuß seien Zeugen, daß solche Bitten schon öfters ebenso gnädig Erhörung gefunden haben, als wenn sie in der großen Kirche zu Maria-Zell am Fuße des Gnadenaltares wären ausgeschüttet worden. Diese Umstände bestätigten mir die bekannte Erfahrung, daß, gleich wie die wilde schauerliche Natur den Menschen durch das Gefühl seiner Schwäche, durch die Schreckensbilder, womit sie seine Sinne und seine Einbildungskraft bestürmet, zur Frömmigkeit und zur Annäherung zu seinem Gott antreibt, ebenso auch der Anblick ihrer milderen Schönheiten die Empfindung der Andacht in ihm erwecket. Dieses fühlet sowohl der Weise, dessen Geist durch keine Tempel eingeschlossen wird und an keinen Bildern klebet, als der Schwache, dessen Gottesverehrung mit Aberglauben aller Arten vermenget ist. Gleich wie jenes schauerliche Maria-Zell, mitten zwischen ungeheuren Gebirgen, wilden Seen, riesenmäßigen Felsen und brausenden Wasserfällen, seit Jahrhunderten die Wallfahrter aller Nationen zu Empfindungen stimmet, welche ihnen vorher unbekannt waren: also fühlet der Landmann dieser Gegend hier im Dunkel des Waldes, unter dem Gewölbe eines ehrwürdigen Baumes und bei der Aussicht in ein friedliches Tal Einladungen zur Andacht.

Während dieses Spaziergangs waren schwarze Wolken von Nordwesten heraufgestiegen; der Reiting hatte sich in eben jenes ernste Dunkel gekleidet, welches gestern einen so widrigen Eindruck auf mich machte. Wir waren kaum zuhause angekommen, als das ganze Tal von Trofayach mit Regen bedecket wurde. Nur selten brüllte der Donner, auch heulte kein Sturmwind, aber nach und nach hüllete sich der ganze Gesichtskreis in einen grauen Mantel von Regenwolken. Wir sahen bald ein, daß für heute alle weiteren Ausgänge ein Ende hatten, und es blieb uns nach dem Speisen nichts übrig, als den nächsten jener Gegenstände, welchen ich näher besehen wollte, nämlich den Flecken Trofayach zu besuchen, welches uns nicht über eine Viertelstunde Weges kostete. Ich fand, wie es mir bereits am vorhergehenden Tage beim Durchfahren auffiel, alles, selbst die beiden Kirchen äußerst elend, nur die Türme der letzteren machten eine vorteilhafte Ausnahme. Demungeachtet sagte man mir, daß sich ein paar sehr reiche Bürger hier befinden, welches bei den Gelegenheiten, die ein vermöglicher Mann hier findet, sein Kapital zu benützen, sehr begreiflich ist. Denn nicht nur ist der Durchzug der Kohlen- und Roheisenfuhren von und nach Vordernberg unabläßig, sondern auch der Getreidhandel zur Verproviantierung der Bergwerke sehr einträglich. Nebst schönem Hornvieh werden auch Pferde von einem großen und starken Schlage hier erzogen, woran jährlich ein großer Markt gehalten

in diesen Jahren der fürchterlichen Notwehr erwachte nicht die Neigung, auf unseren Kunststätten den Feind zu schlagen, zu schmähen, zu verhöhnen. Wo der Versuch unternommen wurde, etwa in dem einen oder anderen „aktuellen" Kriegsstück, dort begegnete er dem Unwillen der Gesitteten. Nicht den Franzosen wollten wir geschont wissen, aber unsere Kunst, unsere eigene Würde.

Wir sind so spröde und lebensfremd nicht, daß wir vor dem Begriff der politisierten Bühne zurückschrecken. Nur verstehen wir darunter etwas ganz anderes als andere. Die Fragen der Zeitlichkeit wollen in unseren Kunstwerken im Ewigmenschlichen verankert bleiben. In diesem Sinne waren auch die hellenischen Klassiker Politiker, wenn sie die Staats- und Religionsprobleme aufrollten. Im sozialen Drama geht der Deutsche seit Jahrzehnten voran. Aber auch bei der Behandlung völkerpolitischen Kampfes anerkennen unsere Dichter nur die Innenschau als Herrin, nicht eine von außen herrschende Tendenz. Ein Beispiel ist das schon erwähnte Schauspiel „Hans im Schnakenloch" von René Schickele. Auf dem Boden des elsässischen Grenzlandes spielt es, zweierlei Blut durchflutet es, aber nur eine Sonne bestrahlt es. Menschen, von der Natur eingesponnen in ihre Art und Rasse, stellt es dar. Die Natur trennt diese Menschen, unterwirft sie dem inneren Zwiespalt, doch nicht die Parteilichkeit des Dichters scheidet sie im vorhinein in gute Deutsche und böse Franzosen.

Diese Keuschheit, diese Hingebung des Dichters an das reine Schöpfertum würde ein französisches Theaterpublikum niemals begreifen, und der Dramatiker, der in Paris während des Krieges Ähnliches auf die Bretter brächte, käme samt seinen Schauspielern schwerlich lebendigen Leibes aus dem Schauspielhaus!

Das war schon immer so. Vor mir liegt ein altes Buch, geschrieben vor 127 Jahren: August von Kotzebues „Meine Flucht nach Paris im Winter 1790". In vieler Hinsicht ist das Buch von Interesse; nicht so sehr für die Literaturgeschichte — obwohl es von dem merkwürdigen Manne, der es schrieb, ein sehr treues Abbild gibt — als für die Zeitgeschichte. Kotzebue floh nach dem Tode seiner ersten, geliebten Gattin von Weimar nach Paris, um sich durch neue Eindrücke vor Verzweiflung zu retten. Dort geriet er in der Tat in einen wilden Strudel! Mit kurzen Schreibtafelsätzen fixiert der Aufhorchsame die mannigfaltigsten Begebenheiten der anschwellenden Revolution. Er ist ein ziemlich unparteiischer Augen- und Ohrenzeuge, ist Verehrer Voltaires und besonders Rousseaus, aber ein spöttischer Gegner der Jakobiner. Diesen wirft er (kurz nach dem mehrwöchigen Pariser Aufenthalt) sein satirisches Lustspiel „Der weibliche Jakobiner-Klub" an den Kopf;

Vom politischen Theater der Franzosen.

Von **Hermann Kienzl.**

Die Theaterstücke, die man im Winter 1913—14 in Paris spielte! Wir harmlosen Deutschen verstanden es nicht, daß hier Schatten schwer und dunkel über die bald blutgedüngte Erde fielen. Da gab Madame Réjane in ihrem Theater ein Schauspiel „l'Alsace" („Das Elsaß"). Das Stück war so, daß sogar die französische Zeitschrift „Le Théâtre" ein Bedenken nicht unterdrückte: ob es denn nötig sei, den Teufel geradezu an die Wand zu malen? Den Teufel Krieg . . . . Ja, schon mitten im Völkerschlachten befand man sich, in jenem Stück der Herren Gaston Leroux und Lucien Camille. Wie in dem deutschen Drama des René Schickele, das dann während des Weltkrieges entstand, verließ in dem Vorspiel des „Théâtre Réjane" ein Elsässer seine deutsche Frau und ging zu den Fahnen Frankreichs über, begleitet vom Gebet seiner französischen Mutter. Abend für Abend bejubelt von den kriegsbrünstigen Franzosen im Zuschauerraum. Wir harmlosen Deutschen! Wir hörten von dem geschmacklosen Ärgernis — damals, und wir zuckten die Achseln. Was weiter hatte es zu bedeuten, daß fast alle ersten Bühnen von Paris wetteiferten in kriegerischen Weissagungen und Berauschungen? Das Gerippe der Sarah Bernhard rang mit der Réjane um die Palme — wahrhaftig nicht um die Palme des Friedens. Der Modeliebling Guitry spielte die Hauptrolle in dem bösen Hetzstück „Servir" des Herrn Lavedan, und „La flambée" hieß eine andere Ausschwitzung desselben Geistes im Theater Renaissance. Maupassants „Fifi" wurde aus dem Archiv vorgeholt und blankgeputzt. Die großen Varietés endlich brachten seltsame Apotheosen. So konnte man in der „Grille" eine wundervolle Darstellung des „Traumes" von A. von Neuville, dem Schlachtenmaler des Jahres 1870—71, sehen.

Das alles häufte der — Zufall auf den Pariser Brettern während des letzten Friedenswinters vor dem Kriege. Alles Zufall! Sonst wären sie ja Lügner, die Herren Ribot und Genossen, die heute mit dem Pathos eines Mounet Sully schwören, Deutschland habe im August 1914 das friedliebende Frankreich im Schlafe überfallen.

Die Deutschen erkannten die drohenden Wetterzeichen nicht. Wenn schon unsere Diplomaten keinen Anlaß zur Sorge nahmen, wie hätten weltunkundige Theaterfreunde und einfache Zeitungsleser gewitzter sein sollen?

Daß die Bühne zur Kanzel und zum sittlichen Tribunal werden könne, daß lehrte uns schon Schiller; sie aber zur Tribüne des rauch- und bierdunstgeschwängerten Wirtshaussaales zu erniedrigen, das werden wir niemals lernen. Selbst unter dem Hochdruck des Weltkriegs, selbst

hatte so viel Geistesgegenwart, den Pöbel austoben zu lassen und bei alledem ganz ruhig zu bleiben. Verließ sie die Loge, so zerriß man sie im Foyer; wagte sie ein beleidigendes Wort oder Gebärde, so zerriß man sie in der Loge."

Was soll man dazu sagen, daß das nämliche Volk von Paris, das hier eine royalistische Kundgebung mit solchen Wutausbrüchen beantwortet, einige Tage später, wie Kotzebue berichtet, im Théâtre Italien die Schlußphrase einer Arie: „Für den König siegen oder sterben!" — mit frenetischem Jubel überschüttet?

Den interessantesten politischen Abend erlebt Kotzebue im Théâtre de la nation (vorher und nachher Théâtre français genannt). Er bekennt sich von den Eindrücken dieses 24. Dezember 1790 in hohem Grad befriedigt: „Nicht als hätten die Schauspieler weniger gesäbelt und gehauen und geschluchzt, als ich mir vorstellte; sondern weil ich vielleicht nie wieder Gelegenheit haben werde, die Empfindungen einer ganzen Nation so zwanglos ausbrechen zu sehen, und weil ich nie wieder auf irgend einer Bühne etwas so Kühnes zu hören hoffen darf."

Man gab einen der vielen Brutusse, die damals auf den Bühnen von Paris wie Pilze emporschossen. Nur die Jean Calas-Dramen waren noch häufiger. (Jean Calas lebt in der Geschichte fort mit dem an ihm vom königlichen und kirchlichen Frankreich verübten Justizmord — und mit Voltaires berühmter Schrift, die nach der Hinrichtung des Unglücklichen die Revision des Prozesses und den Freispruch des Toten erwirkte.)

Unser Pariser Berichterstatter führt aus dem „Brutus" eine lange Reihe von Versen an, die „mit einer nahe an Wahnsinn grenzenden Ausgelassenheit beklatscht wurden". Zu einer künstlerischen Würdigung des Werkes besteht bei den Zuschauern nicht die geringste Neigung. Nur auf die politischen Schlagworte kommt es an, und die Szene ward zum Tribunal. Hier einige von den Stellen: „Dieses Volk, das unter einem eisernen Szepter sich beugte, fand im Übermaß des Elends seine Tugend wieder." — „Sei immer ein Held, nein, sei mehr, sei Bürger!" — „Ihr Götter, gebt uns lieber den Tod als die Sklaverei!" — „Ich trage in meinem Herzen die Freiheit und den Abscheu vor den Königen."

Wie in der „Iphigenie" die Herzogin von Biron, so wagt auch diesmal ein Verwegener von der Freiheit seines persönlichen Beifalls gegen den Sinn der Menge Gebrauch zu machen. Er klatscht zu den Worten: Rom seufzte jetzt statt unter dem Joch eines Königs unter dem von hundert Tyrannen. Da bricht es los: „Jeder erhob sich von seinem Platz, hier zischte einer, dort schimpfte einer, hier eine drohende Gruppe,

aber von Ludwig XVI. und seinem Hof entwirft er ein so respektloses Konterfei, daß uns nicht unglaubwürdig scheint, Kotzebues zehn Jahre später erfolgte, niemals ganz aufgeklärte sibirische Verbannung sei zum Teil auf gewisse Stellen seines Pariser Buches zurückzuführen.

Ludwig XVI. war bereits von Versailles nach Paris hereingeholt, als Kotzebue dort eintraf, und des Dichters Aufenthalt fällt in die Zeit zwischen dem Bastillesturm und dem Königsprozeß. Das ist festzuhalten für das Verständnis der politischen Theaterereignisse, von denen allein hier weiterhin die Rede sein wird.

Einen Hauch der Stimmung wittert Kotzebue schon im Theater der Mademoiselle de Montansier au palais royal. Er sieht dort eine kleine Oper „arm an Leib und Seele, das heißt: arm an Text und Musik". Aber der Mißwuchs findet heftigen Beifallsregen, denn es gab auf der Bühne einen „vielfressenden Abbé". Der beklagt sich in einer Romanze, daß man der Geistlichkeit ihre Güter genommen. „Dergleichen Züge nimmt das Publikum mit wiehernder Freude auf.'

Noch immer — wir sind noch weit vom Sturm auf die Tuilerien — werden im Wachsfigurenkabinett dem Fremden mit einem gewissen Stolz der König, die Königin und der Dauphin in Lebensgröße gezeigt, aber die Pariser sagen, wenn sie von Ludwig XVI. sprechen, nicht anders als „le pauvre homme", — und Marie Antoinette wird „la coquine" (schlechtes Frauenzimmer) oder „la misérable femme du pouvoir exécutif" genannt. Noch tragen die Nationalgardisten auf den Knöpfen ihrer Uniform den Spruch: La loi et le roi —, aber Kotzebue frägt einen von ihnen, ob der Roi etwa nur des Reimes willen da stünde?

Höchst bezeichnend ist ein Theaterskandal in der großen Oper:

„Man spielte Iphigenie (von Gluck). Bei dem Chor: „Laßt uns preisen unsere Königin!" applaudierten die Herzogin von Biron und noch einige andere in den benachbarten Logen. Man rief: Bis! bis! —, welcher Ruf in der Oper nicht gewöhnlich sein soll; und als der Schauspieler es wirklich wagte, den Chor wiederholen zu lassen, warf ihm die Herzogin einen Lorbeerkranz auf die Bühne. Schon genug und übersatt, um das Volk in Wut zu jagen. Man schrie, man lärmte, man nahm sich die Freiheit, der Herzogin den Ehrentitel „Catin" (liederliches Weibsbild) beizulegen, alles stürzte hinaus, kaufte und raubte Orangen, Äpfel und Birnen, harte und weiche. Die ganze Loge war in einem Augenblick mit Obst, die arme Duchesse mit blauen Flecken bedeckt, und konnte noch froh sein, daß ein Messer, welches mit herauf flog, sie nicht traf. Einige unter dem Haufen, mehr mutwillig als boshaft, hatten Rutenbündel mit hereingebracht, um ihr vor den Augen des ganzen Publikums einen derben Schilling zu geben. Sie

Kotzebue findet diesen „Epimenides" vortrefflich. Das Gute der Revolution sei glänzend herausgehoben, das Böse ohne Schonung gerügt. Er weist darauf hin, welche Gegensätze der Abend vereinigt: Dieselbe Begeisterung schwillt dem Königsmord im „Brutus" — und im „Epimenides" dem „Abgott Frankreichs" entgegen, einem Abgott freilich, der gleich einem Häftling vom Volk bewacht wird.

Der beweglichen Seele eines Musenvölkleins würden die heftigsten Schwankungen vor der Rampe nicht Unehre machen. Doch gerade von unbedingter Hingebung an den Dichter, der den willigen Zuschauer in Königspalast oder Arbeitshütte entführt, ist bei den Franzosen, die ihre politische Voreingenommenheit ins Theater mitbringen, keine Rede. Zu der Leichtentzündbarkeit des Pariser Publikums, die im übrigen auch Kotzebue anerkennt, macht der deutsche Dichter die Bemerkung, er habe, wenn ein schönes Wort die Leute zu Tränen rührte, daran denken müssen, wie ihm ein Bürger während einer Gerichtsverhandlung lachend die Auskunft gab: „Man wird hier einem armen Teufel Frühstück und Mittagbrot geben" (ihn verurteilen und ihn ein paar Stunden später hinrichten). Er könne, sagt Kotzebue, das Volk nicht lieben, das ein Wort erschüttere und eine Tat kalt lasse. . . Auffallend erinnert dieser Satz an eine Stelle in Sardous Revolutionsdrama „Thermidor": Die liebliche Tochter des Schließers am Temple weint sich im Theater die Äuglein blind, aber trockenen Auges sieht sie jeden Morgen die Verurteilten den Henkerkarren besteigen.

Der politische Geist des Pariser Theaterpublikums hat sich in hundertsiebenundzwanzig Jahren wenig verändert. Noch eine Mitteilung Kotzebues bestätigt es. Erregte irgend eine Geschmacklosigkeit im Kostüm des Schauspielers oder eine Roheit der Bühnenhandlung unliebsames Aufsehen, so hörte der deutsche Zuschauer von seinem Nachbarn meistens die Äußerung: „Das ist deutsch!" — wobei jedesmal die jämmerliche Unwissenheit der Franzosen in allen Dingen, die außerhalb Frankreichs liegen, festzustellen war. In einer Szene beklagt ein Tanzmeister den Verfall der Tanzkunst und sagt: „Alle meine Freunde (die Aristokraten und die Emigranten) sind zu den Sarmaten geflohen." Kotzebue bemerkt dazu: „Notabene, meine lieben deutschen Landsleute, diese Sarmaten sind wir!" — 1790 hieß es: Sarmaten, — 1917: Boches. . . . . Nichts Neues unter der Sonne von Frankreich!

dort ein Getöse von Schreien, Pochen und Stampfen. Alle Blicke flogen nach der Gegend, wo geklatscht worden war. Die Schauspieler schwiegen und warteten ab, was erfolgen werde." — Man entdeckt den Missetäter übrigens nicht. Kotzebue meint, seine Tat sei nicht Kühnheit, sondern Dummdreistigkeit gewesen. „Hätte einer seiner Nachbarn ihn verraten, so wäre er ohne Gnade an den Laternenpfahl gehängt worden, und sein Eifer hätte den Schattenkönig der Franzosen nicht um einen Schritt vorwärts gebracht."

Das zweite Stück jenes 24. Dezember, auch eine politische Komödie, hat dank Kotzebues vermittelnder Inhaltsangabe für die deutsche Literatur einige Bedeutung erlangt. Es ist „Des Epimenides Erwachen in Paris" von einem gewissen Flin. Gerhard Stenger („Goethe und August von Kotzebue", Breslau 1910) weist nach, daß Goethe in Kotzebues „Flucht nach Paris" den Stoff fand für seinen deutschen Epimenides. Auch der Pariser Namensvetter erwacht von hundert zu hundert Jahren einmal zu einem Tag neuen Lebens. Im Jahre des Heils 1790 hat er das Jahrhundert verschlafen, das seit Ludwig XIV. verflossen ist, seit „diesem zügel= und schrankenlosen Monarchen" — so deklamiert Epimenides — „der alles für seinen Ruhm und nichts für sein Volk getan hat." Jetzt findet er die „Albernheit und Eitelkeit in Trauer, das Volk aber gilt etwas". Epimenides ärgert sich darüber, daß Ludwig XIV. das „traurige Schloß von Versailles" bewohnte. Dieses Stichwort muß fallen, denn Ludwigs XVI. keineswegs freiwillige Übersiedlung von Versailles nach Paris soll bejubelt werden. Und wie wird sie bejubelt! Die Genugtuung über den Erfolg des Volkswillens nimmt den König mit in Kauf. Während man bei vielen Gelegenheiten Ludwig XVI. kräftig beschimpfte, jauchzt man nun mit einem Male der byzantinischen Wendung zu: „Ein anderer König, Frankreichs Abgott, ist gekommen, um unter seinem Volk (in Paris) zu wohnen, ihn umgibt keine fremde Garde, seine Gegenwart hat Ruhe und Frieden herbeigeführt." . . . . Zwei Jahre und wenige Tage später war Ludwig XVI. geköpft!

Die Gespräche des französischen Epimenides enthalten übrigens viel Kluges und manche witzige Satire. Zum Beispiel: Es erscheint der Herr Nature, gewesener Zensor des Königs, dessen Stelle man hat eingehen lassen. Man rät ihm, sich um diesen oder jenen Dienst zu bewerben. Aber Herr Nature muß gestehen, daß er, ob er gleich Voltaire und Jean Jacques zensiert habe, doch des Schreibens nicht mächtig sei. Epimenides ruft dem davongejagten Zensor nach, die Zensur habe nur dazu gedient, die Könige mit unglücklichen Stummen zu umringen, und die Könige bedienten sich der Zensur, um ihre Völker zu meucheln.

„Klein, aber mein," sagte der Gemeindeschreiber. Da fand die Gesellschaft, daß es spät werde.

„Kellnerin! zahlen!"

Man macht die Beobachtung, daß Leute, die jetzt besonders große Kriegsopfer bringen müssen, den Krieg geduldiger und würdevoller ertragen, als jene, die an Gut und Blut mehr verschont bleiben. Die Ertrager und die Raunzer! —

Es ist das aber natürlich. Die ersteren müssen mit dem Kriege ja gemeinsame Sache machen, sie sind gleichsam von der Kriegspartei und ihr Geschick hängt von Krieg und Sieg ab. Sie werden den Krieg manchmal sogar auf das möglichste zu rechtfertigen suchen, und um die ersten Einsätze zu retten, müssen sie weitere machen.

Die weniger oder gar nicht von Kriegsnot Betroffenen stehen dem Kriege unbefangener gegenüber, sie sehen die ganze Ungeheuerlichkeit des Krieges, die Niedertracht der Kriegsentzünder, der Kriegshetzer, sie können also ihre natürliche Empfindung und Meinung darüber offen heraussagen. Sie brauchen sich nicht erst selber zu trösten, eben weil sie weniger betroffen sind. Freilich gibt es unter solchen Nichtbetroffenen viele, denen das Kriegsgeschimpfe zu Vergnügen und Sport wird, aber man kann sich auch leicht denken, daß eine verzweifelte Entrüstung über das Unheil, das die Menschen einander mit Fleiß antun, echt ist.

Übrigens hat dieser Krieg, der so pathetisch anfing und dann die Beteiligung der ganzen Welt an sich zog, in der ganzen Welt seinen Respekt verloren. Mir scheint, die Völker fragen weniger mehr nach dem Sieg, als nach dem Ende.

Was wird jetzt alles gepriesen — der Krieg, die Gewalt, der Heldenmut, der Sieg, die Macht, der Haß, die Rache und —? Und der F r i e d e!

Wie man sich das vorstellt — die Gewalt und der Friede? Ach ja, singt man, der liebe göttliche Friede! Aber nicht etwa Verträglichkeit, Bescheidung, Nachsicht, Wohlwollen auch für andere Völker, nein: Friede, Friede! — Ach, wie die Menschen im Grunde doch edel sind! Alle wollen den Frieden. Aber erst dann, wenn man den Feind hingestreckt, das gegnerische Volk nicht bloß besiegt, sondern v e r n i c h t e t hat, dann die Bruderbereitschaft zum Frieden! Wie großmütig!

Wann ein solcher Friede kommen wird? Kommen k a n n? — Die Spezies Mensch ist gerade um so viel gescheiter, als andere Kreaturen, daß sie zeitweilig einsieht — um wie viel d ü m m e r sie ist.

Heimgärtners Tagebuch.

Die Nationalpolitik wünscht, daß mehr Kinder geboren werden sollen. Die medizinische Wissenschaft geht mit Erfolg darauf aus, das menschliche Leben zu verlängern. Die Statistik beklagt die Übervölkerung des Landes. Und die Völker, die wollen fremde Länder erobern, um sich national ausbreiten zu können. Aber siehe, die nationale Ausbreitung geht deshalb schwer, weil die eroberten Länder ohnehin auch fast immer stockdick von dort zuständigen Völkern bewohnt sind. — Das ist aber alles so ungereimt: Möglichst viele Leute haben wollen und dann für sie fremde Länder erobern müssen! Da macht's der Krieg doch besser, erobert er schon nicht, so verringert er die Anzahl der Menschen und macht also die Eroberungen überflüssig.

Unter Nationalsein verstehe ich durchaus nicht die Ausbreitung des eigenen Volkes über die Erde und die Verdrängung anderer Völker. Dieses Beefsteak wäre mir zu englisch. Unter Nationalsein — ach, wie oft habe ich das schon gesagt! — verstehe ich die Pflege und Entwicklung der angestammten Eigenschaften und Lebensführung, die Ausbildung unserer seelischen Vorzüge, die nicht bloß uns, sondern der ganzen Menschheit auf friedlichem Wege zugute kommen sollen. Auch solche Volkseigenschaften, die edel menschlichen, können ihre Feinde haben, und nur solche Eigenschaften sind es wert, daß man für sie streitet.

Aber bloß für das Reich- und Üppigwerden meines Volkes gebe ich nicht einen Tropfen Blut.

▪

Ein Wirtshausgespräch:

„Was wollt ihr denn?" sagte im Dorfwirtshaus der Gemeindeschreiber, „Lloyd George ist der deutschnationalste Mann, den es überhaupt gibt. Unser Radikalbund sollte ihn zum Obmann machen. Hört ihr denn nicht, was der Lloyd sagt?"

Die Gäste horchten ernsthaft auf; es war doch erst beim zweiten Glas Ersatzbier.

„Wann hat es je einen österreichischen Diplomaten gegeben", fuhr der Schreiber fort, „der zur Regenerierung der Deutschen in Österreich einen radikaleren Plan entwickelt hätte, als Lloyd George tagtäglich in seinen Reden tut. Von den Reichsdeutschen rede ich gar nicht, wie er sie in Westen und Osten reinigen will. Aber die Deutschen Österreichs! Die sollen endlich einmal befreit werden von den Tschechen, Polen, Südslawen, Ruthenen, Rumänen, Ungarn, Italienern usw., damit wir Deutsche schön unter uns zu Hause sein können im reindeutschen Kaisertum Österreich."

„Zu klein, zu klein!" schrien mehrere auf.

Aber der Gedanke, daß uns ein persönliches Leid weher tun soll, als das allgemeine Weltleid, spricht nicht für die Seelengröße, die wir gerne besingen und zum Stoffe unserer Tragödien machen. Nein, nein, wir sind halt doch nicht ganz so geartet, als wir es uns in unseren gottähnlichen Stimmungen träumen lassen wollen. — Ein resoluter Backenzahnschmerz macht uns teilnahmslos für das Völkergeschick Europas.

Jene feinen Herrschaften von Wien, die partout obenanstehen wollen an Bildung, haben sich seit jeher gern lustig gemacht über das „Betschwestern-Nest" Mariazell. Seit nun die Eisenbahn dahingeht, möchten sie diesen Wallfahrtsort zu einem Lustkurort herrichten, wo sie vornehm angetan herumstolzieren, Backhühner essen, Sekt trinken und ein freies Leben führen können. Eine gewisse Menschengattung, die man überall sieht, wo die Welt schön und kostbar ist, befremdet das stille, ernste Mariazell, daß man es kaum wieder erkennt.

Gerade in diesem Sommer wieder, trotz der Kriegsnot, wollten solche Herrschaften mit ihren strotzenden Geldbörsen also in ihrer Art das Leben genießen in Mariazell und nebenbei sich lustig machen über die Wallfahrer und ihr Gehaben. Dagegen erhob sich aber was! Da waren eines Morgens dort an den Straßenecken rote Zettel angeschlagen: Fort mit euch! Mariazell gehört den Wallfahrern, die wir zu verpflegen haben. Es reicht die Nahrung nimmer. Wenn ihr nicht bald abfahrt, so geschieht was! — Ungefähr das stand auf den roten Zetteln.

Etliche sollen sich darauf hin bald verzogen haben.

Man weiß ja, daß Wallfahrtsorte nicht jedermanns Sache sind. Aber ist denn Krapina jedermanns Sache, oder Karlsbad? Darf man sie deshalb beleidigen? Auch Seelenkurorte muß es geben zum Troste kranker Menschen. Andere, die keine Seele in sich spüren, brauchen ja nicht hinzugehen. Für weltliche Allotrias gibt's ja sonst Orte genug. — Seit mehr als siebeneinhalb hundert Jahren ist Mariazell der selige Zufluchtsort gläubiger Pilger. Soll er's denn nicht bleiben?

Der bigotten Heuchelei spotte ich ja selber. Aber der frommen Freude über Heiliges, wie sie besonders an Wallfahrtsorten herrscht, gebührt Ehrerbietung!

Die schöne Literatur haben wir kennen gelernt als eine Künstlerin, die gerne in Gegensätzen arbeitet. Glänzendes Glück und düsteres Elend. Schuld und Sühne. Seelengröße und Schurkerei, derlei wurde in Epen und Dramen gegenübergestellt, daß es gleichsam gegeneinander kämpfe. Und das wirkte auch. Ebenso wirkt die besungene Schönheit, die Kraft,

Jetzt werde ich einmal prophezeien, aber es wird anders kommen. Weil's immer anders kommt. So steht auch meine Prophezeiung jedenfalls auf zwei starken Beinen: trifft sie ein, so habe ich's vorausgesagt, trifft sie nicht ein, auch.

Die Leute, und gerade die stärksten, haben jetzt einmal jahrelang nichts gearbeitet. Der Mangel an Waren hat schon arg begonnen und wird sich noch beispiellos steigern. Daraus werden sich riesige Arbeitslöhne entwickeln und es wird Mangel an Arbeitern sein. Weil Lebensmittel das Unentbehrlichste sind, so werden sich die in dieser Sache arbeitenden Leute am meisten verdienen und der Bauer und Handwerker wird bessere Zeiten haben, als der geistige Arbeiter und Luxuswarenerzeuger. Also, daß die städtische Welt herab- und die ländliche Welt emporkommen wird.

Wird das so werden? Auch nur für die erste Zeit nach dem Krieg? Ich glaube kaum, und zwar, gerade weil es am natürlichsten scheint, daß es so komme. Wir werden uns vor allem mit Gier auf den Handel stürzen und werden zu wenig Schiffe haben. Und bis unsere neuen Schiffe fertig sind, wird man uns von allen Seiten den Handel weggeschnappt haben. Wir werden aber, obschon Binnenländer, nicht Landwirtschaft und Heimgewerbe treiben, justament nicht, eher es auf Kriege ankommen lassen. — Doch auch das ist wieder eine Prophezeiung und deshalb wird auch sie nicht eintreffen. Kurz, es wird was anders kommen, als wir denken und so hätten wir glücklich wieder ein paar Minuten ins Leere verschwätzt.

Im „Heimgarten", Seite 824 ff., legt der Dichter Fritz Stüber-Günther dar, daß ein tüchtiger Zahnschmerz das tiefste Seelenleiden übertrumpfen kann. Ich weiß sonst bei solchen Lesungen allemal genau, ob ich mit dem Verfasser einverstanden bin oder nicht. Diesmal war es mir anfangs unklar, ob er recht hat oder nicht. Seelenleid—Zahnschmerz! Ich bin Kenner von beiden, ich hatte stets gemeint, die Seelenqual wäre das Schlimmste. Dichter legen es auch gern so aus, und nun zu einem Vergleiche aufgefordert und mich hineindenkend, muß ich dem Zahnschmerz die Palme reichen. Obschon ich augenblicklich keinen habe.

Dann ging ich weiter und an die kleine Sache, die eigentlich doch nur in halbem Scherz behandelt wird, reihten sich ernstere Gedanken. Mein körperliches Leiden, das mich oft wochenlang Tag und Nacht quält, ist dann doch für was gut. Es macht tumpf und stumpf gegen das seelische Leid, das dieser Krieg in jede fühlende Menschenbrust gießt. Vielleicht wäre es nicht auszuhalten, all die schrecklichen Dinge mitzuleben, mitzusehen, mitzuempfinden, wenn nicht körperliche Qualen in ihrer reichen Abwechslung die seelischen betäubten. Den Kriegsjammer teilt man mit Millionen Menschen, den Brustkrampf hat man für sich allein.

Meinungen sind frei, aber der Zeitungsschreiber muß jede seiner Arbeiten mit dem Namen unterschreiben oder sonstwie als von ihm stammend kenntlich machen. Nur etwa aus dem Publikum stammende Notizen können ohne Namen sein, für solche ist der Zeitungsleiter verantwortlich. Dieser hat auch darüber zu wachen, daß im Anzeigeteil seiner Zeitung nichts enthalten ist, was der Tendenz des Blattes zuwider ist. Das Zeitungswesen ernährt seinen Mann, ist aber mehr Beruf als Geschäft. Ist die Volkskanzel der Gegenwart. Wenn ein Zeitungsschreiber alle Vorzüge des Schriftstellers hätte: Geist, Witz, alle Kenntnisse und Klugheiten und hätte den der Gewissenhaftigkeit nicht, so wäre er tönendes Erz."

Und als ich so fortfuhr, meine Preßreform in wunderschönen Worten zu entwickeln, unterbrachen mich die Herren mit dem begeisterten Ruf: „Famos! Famos!"

Voll des innigsten Einverständnisses sind wir auseinandergegangen. — Aber von meinem Reichsratsmandat ist weder hüben noch drüben jemals wieder die Rede gewesen.

Das Unglückmachen kostet Geld. Wenn man möglichst viele Millionen Menschen umbringen, unzählige Städte, Ortschaften, Eisenbahnen, Schiffe u. s. w. zerstören will, so kostet das viel Geld. Der Krieg, ob als Freund oder als Feind, nimmt das Geld, ohne nach Eigentum und Recht zu fragen, wo er es findet. Die Million? Ach die Arme, eine Scheidemünze ist sie geworden. Man spricht nur noch von Milliarden.

Weißt du auch, mein Leser, wie viel das ist, eine Milliarde? Wenn du, als Glücks- oder Unglückskind, eine Milliarde in einzelnen Kronen rasch abzuzählen hättest, so möglichst schnell, daß du Tag und Nacht ohne Unterbrechung zählen müßtest, was glaubst du, wie viel Zeit würdest du dazu brauchen? Was? eine ganze Woche, meinst du? — Höre es: Nicht weniger als dreißig Jahre lang hättest du zu zählen. An einer einzigen Milliarde! — Daraus kannst du die Großmut der Völker erwägen, die jetzt mit Bedacht und Fleiß Hunderte von Milliarden aufgewendet hat, um eine Welt von Menschen zu töten, eine Welt von Gütern zu zerstören, die man doch sonst in so heißer Gier zusammengescharrt hatte.

In solcher Zeit der so großmütig offenen Hand habe auch ich etwas versucht. Ich begann Geld zu sammeln zur Gründung eines Erholungsheims für leidende Volksschullehrer, besonders für kriegsversehrte. — Das geht freilich nicht so schnell, wie die Aufbringung von Kriegsgeldern, eilt auch nicht ganz so, aber gehen tut es doch, und mehr als 140.000 Kronen haben wir schon beisammen.

das Schauerliche und das Zerstörende. Wirkt doch das Leben selbst mit solchen Dingen auf uns am tiefsten.

Als ich aber selbst anfing, mich poetisch zu versuchen, da wurden mir wunderlicherweise die scharfen Gegensätze bald zuwider. Ich liebte eher das Freundliche, das sich gegenseitig Fügende und Lösende, das Friedliche, das Gleichgewicht, das Gerechte. So wollte ich ja auch das Leben haben, und weil es nicht so war, suchte ich es in der Poesie mir so zu schaffen. — Den Kampfnaturen gefiel das nicht; aber viele waren, die entschieden sich gerne für die Idylle! — Sei es in Kunst oder Leben, stets habe ich mich für das Ausgeglichene, für das Richtige, für das Gerechte entschieden. Ich bedachte es weniger, ich empfand es vielmehr. Schönheit fand ich schön, Güte fand ich gut, aber Gerechtigkeit fand ich schön und gut. In der Gerechtigkeit liegt nicht bloß das Vollkommene, sondern auch die Nötigung zum Vollkommenen, wo Fehler vorhanden sind. Darum steht mir in Kunst und Poesie die Gerechtigkeit am höchsten und je weniger herbe und strafend sie auftritt, je friedlicher und lieblicher sie sich vollzieht, je göttlicher steht sie mir da.

- -

Eines Tages kamen von außen her zwei Zeitungsschreiber zu mir und fragten mich, ob ich ein Reichsratsmandat annehmen würde.

Na, die haben meine Bosheit nicht schlecht aufgeweckt. Meine Gegenfrage natürlich: „Würden Sie meine Wahl unterstützen?"

„Aber — deshalb sind wir ja heute da!"

„Und nach meinen Grundsätzen fragen Sie nicht?"

„Die kennen wir aus Ihren Schriften."

„Dort sind nicht alle beisammen, ich habe noch andere. Mehr für den Tagesgebrauch."

„Zum Beispiel?" fragte einer.

„Vor allem würde ich trachten, im hohen Hause die Zahl der Parteien zu verringern. Sich näher stehende Parteien in den Hauptsachen ganz zu vereinigen."

„Gestatten, damit würden Sie die Parteien noch um eine vermehren. Um Ihre eigene."

„Das heißt, bloß um mich selber," sagte ich.

Sie lachten.

„Dann würde ich — Sie sehen, meine Herren, wie bereitwillig ich bin — mein Auge dem Zeitungswesen zuwenden."

„Bravo!"

„Das ist eine hochst wichtige Sache. Das Zeitungswesen muß reformiert werden. Gründlich. Zeitungsschule. Kurse über die in diesen Beruf schlagenden Fächer, theoretisch wissenschaftliche wie technische. Vor allem Prüfung des moralischen Charakters. Verantwortlichkeitsgefühl. Die



Kleine Laube

Kopf hoch!

(Zu Hindenburgs siebzigstem Geburtstag.)

Viele unter uns sind kleinmütig geworden, weil der Friede immer noch nicht kommen will. Sie meinen, es sei genug der Blutopfer und Entbehrungen, und nicht wenige glauben sogar, unsere Regierungen seien schuld, daß der große Krieg weitergehe. Unsere Regierungen, die oft — überoft — ihre Friedensbereitschaft der ganzen Welt kundgaben! Und trotz der ungeheuren Opfer, die wir schon brachten und der Opfer, die wir noch bringen müssen, dürfen und können wir nicht verzagen. Wir verzagten ja auch damals nicht, als drei übermächtige Großstaaten über uns herfielen; wir blieben zuversichtlich, als der Russe in Ostpreußen und Galizien stand, als der Russe über die Karpathen nach Ungarn eindrang und ein den Mittelmächten wohlgesinntes Schweizer Blatt schrieb, unsere Fronten könnten nur mehr Tage standhalten; wir verloren unseren Mut nicht, als der Italiener den Dolch gegen uns zückte, und nicht, da die Serben Serajewo bedrohten; wir glaubten an unsere Heere, als Brussilow mit rücksichtslosester Vergeudung seiner Muschiks im Sommer 1916 zum zweitenmal gegen Westen vordrang und der Rumäne die österreichisch-ungarischen Grenzsicherungen in Siebenbürgen zurückdrängte. Und jetzt sollten wir schwach werden? Jetzt, da England und Frankreich im Westen verbluten, da ganz Österreich, von kleinen Grenzstreifen abgesehen, vom Feinde gesäubert ist, da wir riesige Strecken feindlichen Gebietes als Faustpfänder besitzen und der Unterseebootkrieg stille, aber um so wirksamere Arbeit leistet? Da **Hindenburg unerschütterlich an den endlichen Triumph unserer vereinigten Waffen glaubt!** Sind wir etwa geistig so minderwertig, daß wir dem Gerede von Flaumachern im Hinterland mehr trauen, als den stets bewährten Erfahrungen des Feldmarschalls? Nein, so minderwertig sind wir nicht. **Wir glauben an Hindenburg und wir haben die Pflicht, an ihn zu glauben.**

Ja, die Vielzuvielen, die da meinen, wir sollten Frieden schließen um jeden Preis, denn der schlechteste Friede sei immer noch besser als eine Fortdauer des Krieges, mag er schließlich auch völlig zu unseren Gunsten enden, diese Vielzuvielen sind von einem Wahn befangen: Sie werden von dem kindischen Irrwahn getragen, nach Abschluß des Kampfes mit den Waffen werde im Inland alles wieder so werden, wie es vor 1914 war... Sie wissen nicht oder wollen nicht wissen, daß ein Friedensschluß, der uns neue Opfer auferlegt und nicht einmal Grenzsicherungen bringt, unabsehbares Unheil bedeutet. Tausende von Betrieben würden stille stehen, Millionen von Arbeitern, von geistig und körperlich Arbeitenden wären brotlos, unser Wirtschaftsleben läge darnieder, das Volk wäre überlastet und schreckhaftes Elend stünde uns bevor. Wir brauchen einen Frieden, der uns frommt und werden einen solchen Frieden erhalten. **Dafür bürgt**

Bei der riesig gestiegenen Teuerung brauchen wir mehr als das Zweifache, um eine stattliche wohleingerichtete Anstalt in einer wunderschönen Gegend unserer Alpen herzustellen. Aber ich hoffe, wir bekommen es zusammen, denn nach dem Kriege setzt wieder die Vernunft ein. Ich wollte nur wieder einmal erinnern an dieses Lehrerheim, das in Wien, XIX., Heiligenstädter Straße Nr. 3, seine Hand für Bausteinspenden aufhält. Nicht Kanonen, nicht Bomben, sondern Bausteine brauchen wir, Bausteine.

Denn wir wollen ja doch noch einmal anfangen.

Kamerad im grauen Helm!

Kamerad im grauen Helm,
Laß dich Bruder nennen,
Bin ein muntrer Donauschelm,
Wirst mich wohl noch kennen!
Rheinland, Rheinland, Donauland —
Bruder, gib mir deine Hand!
Heer an Heer und Wehr an Wehr
Haben wir gesiegt.

Weißt noch, wie's in Polen war,
Mußte mancher wandern,
Mancher aus der treuen Schar
Hat sein Bett in Flandern.
Rheinland, Rheinland, Donauland —
Bruder, gib mir deine Hand!
Heer an Heer und Wehr an Wehr
Haben wir gesiegt.

Wird der Feind einst wieder dreist,
Sticht ihn eine Flause,
Kamerad, ich glaub', du weißt,
Wo dein Freund zu Hause!
Rheinland, Rheinland, Donauland —
Bruder, gib mir deine Hand!
Heer an Heer und Wehr an Wehr
Haben wir gesiegt.

Unser Bund soll ewig sein
Eine Wacht und Wehre —
Bruder, grüß mir deinen Rhein,
Grüß mir deine Meere.
Rheinland, Rheinland, Donauland —
Bruder, gib mir deine Hand!
Heer an Heer und Wehr an Wehr
Haben wir gesiegt.

Karl Dankwart Zwerger.

beiden gegenüber ein kohlpechrabenschwarzer Junge — der Sohn einer Negerin, das achte Kind der sechsten Nebenfrau des Gebieters über Siam . . . Abends beleuchtete man dem illustren Gast zu Ehren das alte Schloß bengalisch rot und dazu fuhr der König in einem schönen Schifflein am Neckar. Es war wirklich stimmungsvoll. Die Majestät reiste wieder ab, gehoben von den Versicherungen einiger Professoren, daß der Sohn sehr fleißig studiere und äußerst zurückgezogen lebe . . .

Eine unerschütterliche Freundschaft zwischen Siam und dem Deutschen Reich schien für ein Jahrtausend hinaus gesichert, denn auch in Berlin war man gewaltig freundlich mit dem exotischen Herrscher.

Und dennoch . . . Kürzlich las man in allen Zeitungen, Siam habe dem Reich Krieg erklärt, zum Schutz der Kultur und des Völkerrechtes und was halt sonst noch England seinen Vasallen einbläst. Die meisten werden nun glauben, das britische Pfund habe auch hier ganze Arbeit getan. Weit gefehlt! Ich weiß es besser: Auch diesmal waren die preußischen Junker schuld, die v. Zitzewitz und v. Köckeritz, die den Prinzen Siam tödlich beleidigten: „'s is 'n Jelber . . .“ Wenn er es auch nicht gehört haben sollte und auch fidel mit ihnen gekneipt hatte — die Entente wird es ihm nachher schon gesagt haben, wie die semmelblonden Kerle über ihn redeten. Deshalb und nur deshalb überzog Siam uns mit Krieg..... H. L. R.

*

Eine Belastungsprobe.

Die „Arbeiter-Zeitung“ vom 5. August empörte sich unter dem Titel „Berichte über Kaiserreisen“ Hand in Hand mit der „Magdeburgischen Zeitung“ über die „eben üblichen langen und speichelleckerischen Berichte des Wolffschen Büros über eine Reise Kaiser Wilhelms an die Front. „Jetzt gibt es nämlich Schmocks, die das ‚poetisch‘ schildern“, sagt die „Arbeiter-Zeitung“. Ausgerechnet Austerlitz spricht von Schmocks . . . Und dann hält sie sich darüber auf, daß die Einwohner der befreiten Stadt Zloczow dem Kaiser zujubelten, denn sie bezweifelt die Richtigkeit der Berichterstattung, weil in den Augen wahrhafter Demokraten die Russenherrschaft ein solches Vergnügen ist, daß in Galizien alle weinen, wenn unsere Truppen die „revolutionäre russische Armee“ davonjagen! Der Artikelschreiber fügt dann noch hinzu: „Was für ein Volk von Spießern und Klatschbasen muß man im deutschen Volk vor sich zu haben glauben, daß man ihm solches Gewäsch bieten zu müssen meint? . . .“ Gewiß, derartige Berichte eröffnen uns keine bedeutenden Aussichten, sind im Grunde aber doch recht harmlos — und man liest sie nicht weniger interessiert, als etwa die Nachricht der „Arbeiter-Zeitung“, daß Viktor Adler in Stockholm die russischen Delegierten abküßte . . . oder daß er zum Abschied rief: „Macht Frieden!“ Natürlich rief dies Viktor Adler in französischer Sprache, obschon die Führer der russischen Sozialdemokraten in der Regel Namen tragen oder kürzlich noch trugen, die stark ans deutsche Ghetto erinnern.

Das unfreiwillig Humoristische an der Sache aber ist, daß sofort nach der „Empörung“ über die Schilderung der Kaiserreise eine viel längere Notiz folgt, „Kerenski als Redner“ überschrieben, in der ein ungenannter „Jemand“ aus Stockholm munter drauf losschmonzt, wie Kerenski sich in einem Petersburger „Konzertmeeting“ — „bei einer Veranstaltung zu wohltätigen oder patriotischen Zwecken, bestehend aus Musikvorträgen und Ansprachen bekannter oder interessanter Redner“ — gehabte. Dabei erfahren wir, daß im Namen Kerenski der Ton auf der ersten Silbe liegt mit leichtem i-Vorklang, also: Kjerenski. Das ist für uns Deutsche, welcher Partei wir auch angehören, höchst interessant und wir hatten schon längst keinen innigeren Wunsch, als den, zu wissen, wie wir „Kerenski“ am richtigsten aussprechen . . . Ferner erzählt der „Jemand“: „Seitdem er (Kerenski) vom einfachen Dumaabgeordneten Revolu-

Hindenburg. Nicht die Scheidemänner und die Erzberger und die Adler werden den Frieden erreden, Hindenburg wird ihn erkämpfen, und künftige Geschlechter würden uns fluchen, hörten wir heute auf Leute, die der Tagesstimmung der Masse schmeicheln, und nicht auf ihn, der höchstes Vertrauen verdient.

Hindenburg wird siebzig Jahre und wir können den Gewaltigen, den uns das Schicksal in der Entscheidungsstunde schenkte, nicht anders und nicht besser ehren, als durch die heilige Versicherung unserer Treue, unserer Standhaftigkeit und unseres unerschütterlichen Glaubens an ihn.

Aus unserer Zeit.

Prinz Siam.

(Eine politische Enthüllung.)

Es war vor zehn Jahren in Heidelberg. Er war der fünfte Sohn der siebenten Nebenfrau des Königs von Siam — oder vielleicht war er auch der siebente Sohn der fünften Nebenfrau, ich weiß es nicht mehr genau. Man titulierte ihn allgemein „Prinz Siam", da sich niemand den vertrackten Namen merken konnte, die Mädls, die vor nichts Respekt haben, nannten ihn einfach „der Siam" und die bebärteten Demokraten, die vor gar nichts Respekt besitzen, sprachen ihn mit „kaiserlicher Hoheit" an, obschon Siam nur ein Königreich ist, wie sich jedermann mit Hilfe des Konversationslexikons mühelos überzeugen kann. Nur ein paar semmelblonde preußische Junker, v. Zitzewitz und v. Köckeritz, die zu einem feudalen Heidelberger Korps gehörten, zuckten hochmütig die breiten Schultern und murmelten: „'s is 'n Gelber". Allerdings stark gelb und klein und herzlich unbedeutend, natürlich nur für europäische Begriffe, sah der Prinz Siam aus, recht ähnlich einem Durchschnittsjapaner. Immerhin war das Königreich seines Vaters erheblich größer als das ganze Deutsche Reich, besaß aber kaum so viel Einwohner wie Bayern. Siehe abermals Konversationslexikon. Er studierte alles, was zu einem künftigen Unterrichtsminister in Siam gehörte; das konnte unmöglich sehr viel sein, denn man sah ihn höchst selten auf der Universität. Prinz Siam tanzte lieber mit jungen Mädls, die Töchter von geheimrätlichen Professoren waren oder — seiner Ansicht nach — ansonsten hübsch, das heißt schwarzhaarig und blaßhäutig, ein bißchen nach Art von Asiaten. Und Heidelberg war sehr stolz auf seinen Prinzen, der sich auch recht leutselig gab; bei allen Diners und Soupers saß er mitten unter den Honoratioren und die ersten Trinksprüche wurden stets auf ihn ausgebracht. Einmal setzte ihn eine verständige Professorensgattin, die nicht am Fürstenpips litt, mir nichts dir nichts unter die grünste Jugend. Dafür bedankte er sich nachher ganz besonders und jeder, mit Ausnahme von etlichen verstaubten Mumien, begriff das vollkommen. Hin und wieder erklärte der Prinz Siam, es sei die schönste Zeit seines Lebens, und wir glaubten ihm gern. Plötzlich sagte sich sein Vater zu Besuch an und da schlich der Prinz einige Tage mit gesenktem Kopf umher, bis er sich entschloß und alle Bekannten inständigst anflehte, seinem Herrn Papa nicht alles und jedes haargenau zu erzählen — man verstehe schon, was er meine . . . Und man verstand. Der König, der gleichfalls einen unaussprechlichen Namen führte, kam, wurde am Bahnhof von den Spitzen der Behörden feierlich eingeholt, fuhr ins Hotel und das Volk von Heidelberg jubelte ihm zu. (In Heidelberg sind nämlich die Demokraten in der Überzahl!) Neben dem König im Wagen saß der Prinz Siam und

gehaltenen Hetzreden für immer die Tür verrammelt. Den noch im Lande gebliebenen ist die Lust zum Wühlen vergangen, hoffentlich für immer.

Ein dritter Faktor spielt mit, aber seine Wirkung war wohl nicht so stark, wie die der obenstehend geschilderten. Immerhin soll er nicht unerwähnt bleiben. Ich meine den Umstand, daß man französischen Staatsbürgern gestattet hat, Grundbesitz im Grenzgebiet zu behalten, ja sogar zu erwerben. Diese Franzosen wußten durch herablassendes Wesen die Bewohner für sich und die allerdings nur andeutungsweise lautgewordene Propaganda für Frankreich zu gewinnen. Gelegentliche Stiftungen für die Gemeinde oder Übernahme der Patenschaft in einzelnen Familien ebneten den Boden, bis man frank und frei mit seinen Absichten heraus kam. Nicht wenige dieser Besitzungen waren in den Händen französischer Offiziere. Hätte sich die französische Regierung solche Machenschaften gefallen lassen? Ich bezweifle dies stark. Wer etwas Fühlung hatte mit den Bewohnern der Grenzlande, dem waren diese Tatsachen nicht fremd. Leider scheint man ihnen an maßgebender Stelle nicht die nötige Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Unteroffizier Luttringer, „Türmer".

*

„Ist das die deutsche Kultur?"

Nach Zeitungsberichten gab es bei der Besprechung der Flüchtlingslager im Abgeordnetenhaus einen Zwischenfall, der keines Kommentars bedarf:

Als der Minister des Innern, ohne die Schattenseiten dieser Einrichtungen zu leugnen, doch auch ihre unleugbaren Vorteile betonte, machte der Abgeordnete Teufel den wahrhaft teuflischen Zwischenruf: „Die Leute sollen auch arbeiten!" Darauf meldete sich Abgeordneter Straucher: „Wie dürfen Sie so etwas sagen! Wie dürfen Sie solche Märtyrer angreifen! Ist das die deutsche Kultur? . . ."

*

Die Sonne ist schuld!

Die Kriegsursache ist endlich entdeckt worden. In der „Aftenposten" verbreitet sich, wie aus Kopenhagen berichtet wird, Professor W. Wille in einem längeren Artikel über das Übereinstimmen zwischen Sonnenflecken und Krieg. Der Professor hat alle Tabellen für Sonnenflecke seit dem Jahre 1750 studiert und dabei herausgefunden, daß alle großen Kriege mit auffallenden Minima in der Sonnenfleckenkurve zusammenhängen. So war es im Siebenjährigen Kriege, während der Napoleonischen Kriege und auch im jetzigen Weltkriege. Der Professor behauptet, daß die Sonnenfleckenmaxima mit starken magnetischen Stürmen zusammenhängen und daß man andere klimatische Veränderungen als Ursache der Sonnenflecke betrachten muß. Wenn die Menschen zu wenig radioaktiv bestrahlt würden, so würden sie abnorm im Gehirn und diese Tatsache äußert sich durch den Krieg.

*

Herr X.

Unser Auswärtiges Amt veröffentlichte eine Reihe von serbischen Geheimakten, die im Kloster Ljubostina versteckt und dort entdeckt wurden. Die Akten enthalten zum Teil sehr bedeutsame Aufschlüsse über den lange vor Ausbruch dieses Krieges vollzogenen Bund unserer gegenwärtigen Feinde, um die Mittelmächte zu umstellen und zur Strecke zu bringen. Besonders lehrreich ist folgendes Schriftstück:

„Der serbische Gesandte in Petersburg, Spalajkovic, an den serbischen Ministerpräsidenten Pasic.

Petersburg, 2./15. April 1914.

Gestern besuchte mich X, den Sie ja auch gut kennen. Er ist vor einigen Tagen aus Wien hergekommen; er war auch bei Sasonow . . .

tionsminister geworden war, hatte er den gewöhnlichen Bürgerrock mit einer hochgeschlossenen russischen Jacke vertauscht, die oben nur einen ganz schmalen Streifen des Kragens sehen ließ . . . . . Einige Zeit darauf (am Bahnhof bei der Verabschiedung des französischen Ministers Thomas) trug ... er ... Uniform und ging zwischen zwei Offizieren. Er ging aber ganz schnell, lief beinahe, und da er nicht liebt, erkannt und begrüßt zu werden, schritt er mit tiefgesenktem Kopfe . . ." Sapristi noch einmal, dieser Bericht des „Jemand" ist wahrhaft der Veröffentlichung wert! Was geht uns der Deutsche Kaiser an? Nichts. Aber Kerenski — sprich Kjerenski! — steht unseren Herzen nahe, empfing er auch von der Entente, wie man sagt, einige Millionen für die Offensive gegen Österreich; und da ist es wertvoll, zu erfahren, daß er bald eine russische Jacke, die nur einen ganz schmalen Streifen des Kragens sehen läßt, trägt, bald eine Uniform, daß er ganz schnell geht, beinahe läuft, und um nicht erkannt und begrüßt zu werden, den Kopf tief senkt . . .

Es ist eine schwere Belastungsprobe für die Logik und die Geduld der Leser der „Arbeiter-Zeitung" glauben zu sollen, es sei nur etwas für ein „Volk von Spießern und Klatschbasen, speichelleckerische und poetische Schilderungen" einer Reise Kaiser Wilhelms an die Front vorgesetzt zu erhalten, während anderseits ein Modebericht Kerenskis und eine Erwähnung seiner begreiflichen Eigenheit, seinen „dankbaren" Mitbürgern am liebsten unerkannt zu bleiben, wesentlich genug ist, daß uns darüber ein „Jemand" aus Stockholm lang und breit vorquatscht . . . . . . P. L. M.

*

Der Lothringer Bauer.

Er hat rechnen gelernt und weiß, in Frankreich bekommt er für 100 Kilogramm Trauben 8, höchstens 10 Franken. Die deutschen Sektfabriken dagegen zahlen Preise von 40, 50 und noch mehr Mark pro 100 Kilogramm. Auch die hier in großen Massen wachsenden Mirabellen bringen ihm, nur bei Absatz an Deutschland, einen guten Preis, während er sie nach Frankreich kaum los wird; im Gegenteil, es gibt Bauern hiesiger Gegend, welche noch Mirabellen aus Frankreich einführen, und trotz des Zolles noch einen lohnenden Gewinn aus der Einfuhr haben.

So stehen seine Neigungen in ständigem Widerstreit zu seinen wirklichen Interessen. Der Lothringer Weinbauer der Grenzdörfer wäre längst ein guter Deutscher im wahren Sinne des Wortes geworden, wenn nicht zwei Faktoren dem stets entgegengewirkt hätten. Erstens die häufigen Heiraten über die Grenze und zweitens die stillen Wühlarbeiten eines gewissenlosen Klerus. Ich habe selbst aus dem Munde von Einwohnern häufig gehört, daß dieser oder jener Pfarrer tout à fait français gewesen sei, und daß der berüchtigte Lorrain eines Metzer Domherrn, der jetzt in Frankreich die giftigsten Hetzreden hält, seinen Spott mit deutschem Wesen und deutschen Einrichtungen getrieben hätte. Der Lorrain hätte mehrere Kleriker als Mitarbeiter, und diese wußten immer wieder in geschickter, nicht leicht zu fassender Weise die Sehnsucht nach der „mère patrie" wach zu halten. Sie scheuten sich nicht, im Patois des Landes deutsche Beamte, deutsche Verwaltung im Simplizissimusstil zu verhöhnen. Solch giftige Drachensaat konnte nur die Früchte zeitigen, die sie auch tatsächlich gezeitigt hat.

Ohne diese systematische Beeinflussung würde der Lothringer Bauer sich in die neue Lage gefunden haben, da er ja dabei besser auf seine Rechnung kommt. Es gibt Leute in der Gegend, die trotz ihrer französischen Muttersprache durch und durch deutsch gesinnt sind und von einer Einverleibung nach Frankreich nichts wissen wollen, aber es sind Ausnahmen. Diese Ausnahmen würden aber bald zur Regel werden, wenn der Klerus sich auf seine geistliche Tätigkeit beschränken würde. Die Leiter und Einflüsterer sind ja Gott sei Dank außer Landes und haben sich durch ihre in Frankreich

der Dumme ist. Für die standhafte Festhaltung der Moral spricht der Gedanke der Selbstachtung; man entschließt sich schwer, Dinge zu tun, die man verwirft und verachtet, um vor sich selbst anständig dazustehen und ohne Erröten in seinen Spiegel gucken zu können. Aber dagegen spricht, daß man dabei Gefahr läuft, von schamlosen Feinden einfach für albern gehalten zu werden, die nicht begreifen, daß auch dem Idealisten einmal die Geduld reißen und er Repressalien nötig finden kann, wenn rings um ihn jeder Tag einen neuen Bruch des Völkerrechts bringt. Daß vor solcher Entscheidung unsere Regierung in diesem Kriege stand, ist bekannt, und ich möchte nicht so verstanden sein, als wollte ich skrupellosen Gegnern gegenüber einer weichherzigen Schwäche das Wort reden. Man wird sicher einen Weg finden, Selbstachtung und nötige Repressalien in ein gewisses Verhältnis zu bringen. Ich möchte vielmehr nach dieser doppelten Einschränkung kurz zusehen, was sich aus der weltgeschichtlichen Epoche, die wir miterleben, für das Verhältnis von Ethik und Politik lernen läßt, ohne zu beanspruchen, das Thema irgend zu erschöpfen. Ich brauche dazu nur herauszuheben, wo sich meines Erachtens ein ethischer Anspruch bewährt hat; in allem übrigen herrscht Staatsweisheit und politische Klugheit, das weiß ich sehr wohl.

Zunächst der Krieg selbst. Die Mehrzahl der Deutschen ist überzeugt, einen „gerechten" Krieg zu führen, sich gegen einen Angriff zu verteidigen und nicht so verlogene Vorwände nötig zu haben, wie unsere Gegner. Diese heucheln moralische Gründe, werden aber nur von Neid, Habsucht und Ehrgeiz getrieben; wir sind in der Notwehr und haben ethische Motive in Wahrheit und Wirklichkeit. Eben daraus schöpft unser Volk die Kraft, gegen eine große Übermacht auszuharren und alle Leiden eines Krieges mutig zu ertragen; in diesem Sinne haben sich auch die bedeutendsten Köpfe unseres Volkes öffentlich ausgesprochen. Übrigens läßt es sich auch beweisen, denn von Rußland und Frankreich begehrten wir nichts und von England nur unseren „Platz an der Sonne"; und hätten wir die Weltherrschaftspläne, die unsere Gegner uns aus ihren eigenen Gedanken heraus andichten, so gab es bessere Gelegenheiten, die heute Verbündeten einzeln zu überfallen, als sie schwach waren; während des Burenkrieges, des japanischen Krieges und während der inneren Krisen in Frankreich.

Nicht der Pangermanismus ist eine geschichtliche Wahrheit, sondern der Panslawismus und die englischen Weltherrschaftsansprüche; aber nach dem Rezept, „haltet den Dieb" zu rufen, um selbst zu entwischen, klagten uns die anderen der Gelüste an, die sie selbst hatten. Der Deutsche neigt gar nicht dazu, andere zu vergewaltigen, wie man ihm andichtet, sondern liebt den Frieden und bedarf zur Entfesselung des furor teutonicus eines moralisch gerechtfertigten Anlasses, den ihm der klar geplante Überfall von rechts und links diesmal reichlich gab. Das alles scheint mir klar und es mag vielen überflüssig scheinen, es zu betonen; dennoch fehlt es nicht an entgegengesetzten Stimmen, die diesen Krieg einfach als Machtfrage fassen und unter dem Zeichen des Amoralismus Nietzsche zum Propheten dieser Zeiten und Erzieher zur Betätigung des „Willens zur Macht" proklamieren. Dann hat sich also die „blonde Bestie" erhoben, um sich durchzusetzen und die Kruppschen Kanonen sind nicht eine wichtige Waffe, sondern das einzig Beachtenswerte in diesen Zeiten.

Vor mir liegt ein Artikel „Wider die moralische Sentimentalität bei diesem Kriege" und ein anderer mit folgenden Nietzsche-Zitaten: „Ihr sollt den Frieden lieben als Mittel zu neuen Kriegen" und „Der gute Krieg ist es, der die Sache heiligt." Nun sind diese Sätze zwar das Gegenteil von geistreich und einfache Umdrehungen bekannter Gedanken. Nach diesem Rezept kann man alle Schriftworte und Aphorismen auf den Kopf stellen und damit momentan verblüffen, etwa: die

Sasonow erzählte dem X, daß man sich gegenwärtig mit einer möglichst engen Annäherung der Mächte der Entente beschäftigt und daß darauf bezügliche Verhandlungen zwischen Rußland, Frankreich und England stattfinden. Wenn möglich, wird ein formelles Bündnis geschaffen werden."

Daraus geht eindeutig hervor, daß Rußland, Frankreich und England bereits im April 1914 entschlossen waren, ein „formelles Bündnis" gegen uns zu schließen und — wie die Tatsachen beweisen — auch tatsächlich schlossen . . . Aber wie wir Menschen schon neugierig sind, interessiert uns in dem Akte vor allem das, was nach der Veröffentlichung des Wiener Auswärtigen Amtes nur durch die Punkte am Schlusse des ersten Absatzes angedeutet wird. Herr X „war auch bei Sasonow . . ." Warum sagt man nicht, was Herr X bei Herrn Sasonow machte? Das steht doch zweifellos im Original des offenherzigen Schreibens zu lesen. Will man es vielleicht nicht sagen, um Herrn X zu schonen, der aus Wien nach Petersburg fuhr, um dort sichtbarlich gegen Österreich zu konspirieren? Und wer ist dieser Herr X? Sein Name wurde gewiß in dem Akt genannt, denn Spalajkovic fügte, für Pasic ausdrücklich erklärend hinzu: „. . . den Sie ja auch gut kennen". Und diesen bedeutsamen Namen enthält uns das Auswärtige Amt vor. Welche Gründe mag es wohl haben, uns ein X für ein K vorzumachen? P. L. M.

Ethik und Politik.

Von Otto v. d. Pfordten.

Der Ethiker ist meist in übler Lage, wenn er sich auf das Gebiet der Politik wagt; man ruft ihm ein „Hände weg" zu und verbittet sich gern seine Einmischung als völlig störend und unerwünscht. Dennoch gibt die Ethik ihren Anspruch, da mitzureden, niemals auf, und mit vollem Recht: beruht doch ein wesentlicher Teil der internationalen Beziehungen, das Völkerrecht, durchaus auf ethischen Forderungen und hat gar keinen anderen Existenzgrund; Klugheit und Schlauheit haben es nicht geboren und wer es verletzt, versündigt sich an dem moralischen Gewissen der Kulturmenschheit, nicht an den Geboten diplomatischer Weisheit. Damit nun aber nicht jeder „Realpolitiker" das Folgende als Utopie von vornherein verwirft, sei gleich zweierlei zugestanden.

Die Gebote der Klugheit besitzen in der Politik, vor allem der äußeren, einen gewissen Primat gegenüber den Ansprüchen der Ethik und es ist das Gebiet, auf dem sich Ideale und Veredelungen am schwersten und spätesten durchsetzen. So ist heute noch der Egoismus die Tugend der Staaten und von einem Altruismus, der Fürsorge für einen anderen, kann keine Rede sein. Nicht für ewig; eine Undenkbarkeit liegt nicht vor. Das zeigt gerade der verlogene Vorwand, unter dem Rußland, Frankreich und England den Krieg begannen. Sie wollten das arme unschuldige Serbien, das unter unserer Barbarei seufzende Elsaß, das ganz unschuldige, harmlos-neutrale Belgien schützen, befreien, verteidigen. Wir wissen alle, daß Serbien tatsächlich eine Mörderbande und Herd aller Balkanwirren war, Elsaß unter deutscher Herrschaft blüht und gedeiht und der Errettung nicht bedarf, Belgien seine fromme Unschuld längst an unsere Feinde verkauft hatte. Aber was einmal freche Heuchelei und Vorwand war, das kann auch einmal echt und wahr werden, und der Schutz schwacher Staaten durch stärkere in einer glücklicheren Zukunft keine Lüge mehr sein.

Zweitens kann man auch von streng ethischem Standpunkte aus zweifeln, ob es vernünftig ist, die wesenhaft ethischen Gebote des Völkerrechts getreulich zu befolgen, wenn die Feinde sie ringsum mit Füßen treten, oder ob man dabei bloß

voll zum Bewußtsein, was es bedeuten will, daß unser Kaiser fünfundzwanzig Jahre lang Frieden gehalten hat. Er kannte wie keiner im Land die ungeheuren in unserer Armee schlummernden Kräfte; er kannte auch die Reserve an Truppenführern, die Hindenburg und Kluck, Emmich, Beseler, François und wie sie alle heißen, deren Namen wir erst erfuhren, um sie sofort zu unseren Besten zu zählen. Er teilte mit nur ganz wenigen die Kenntnis der Kruppschen Geheimnisse, der 42er, der Torpedos, die ganze Schiffe vernichten und noch eines, das noch an den Tag kommt. Er kannte endlich die Flotte und ihre Mannschaft, wußte, daß er Leute hatte, wie den heute schon sagenhaften Müller von der „Emden", Weddigen vom „U 9" und sie alle, denen es ihre Kameraden gleich tun, sobald sie Gelegenheit bekommen. Und dennoch so lange Frieden, ja ein Einstecken mancher kleiner Demütigungen, eine Bemühung um ihn fast über das Zeitmaß hinaus, das die Vorsicht im Juli erforderte. Wer zweifelt, daß es ethische Motive, höchste Gewissenhaftigkeit, ernstes, religiöses Gefühl der Verantwortung waren, die den Kaiser leiteten? Ist das kein Aktivposten zum Kapitel Ethik und Politik?

Dagegen unsere Feinde. Rußland und England treibt nur Machtkitzel ohne Frage; aber Frankreich sind viele selbst bei uns geneigt, mildernde Umstände zuzubilligen wegen des angeblich sittlichen Gedankens der „Revanche". Das kann nun kein ernster Ethiker zugeben; Rache ist nirgend und niemals etwas Moralisches; und wenn man sie logisch zu Ende denkt, so kommt man zu ewigen, endlosen Kämpfen analog der korsischen Blutrache, weil jeder Krieg eine Revanche fordern müßte. Aber was hätten die Deutschen alles zu rächen, nur seit dem Dreißigjährigen Krieg; wir müßten noch an Schweden den Schaden der Heere Gustav Adolfs rächen, Österreich könnte nicht unser Freund sein, da 1866 ungerächt ist, und wenn Frankreich die Rechnung seines ersten Napoleon wirklich bezahlen müßte, so hätte ganz Europa noch heute damit zu tun. Besäße eine französische Regierung einen Funken von der ethischen Denkweise unseres Kaisers, so hätte eine wenigstens die seit zwanzig Jahren von uns dargebotene Freundeshand ergriffen, statt sich zur Stillung der Rache mit Rußland zu verbünden. Und wer büßt nun am meisten, daß diese unmoralische Unvernunft in Frankreich siegte? Kein Land leidet so schwer unter dem Krieg, als eben dieses, das unsere offenen Arme höhnisch zurückstieß, nicht einmal, nein dutzendmal. Das weichliche Mitleid mit den Franzosen ist ganz verkehrt; kein Krieg hätte auf Jahrhunderte hinaus mehr ihre Fluren verheert, hätten sie den unethischen Rachegedanken, der sich an Elsaß-Lothringen nur einen Vorwand suchte, zurückgedrängt.

Vom Äußeren ins Innere. Auch hier wird gern dem Ethiker der Mund verboten, wenn auch nicht so energisch wie bei der Weltpolitik. So wie die höchste Diplomatenkunst die Schlauheit und die Lüge sein soll, so die tiefste Weisheit einer Regierung, daß sie nie mit offenen Karten spielt, keine Partei und niemals das „Volk" in ihr Räderwerk gucken, ihre Pläne belauschen läßt. Diesen weitverbreiteten Ansichten stehen auf unserer Seite zwei Tatsachen gegenüber, deren segensreiche Folgen mir klar einzuleuchten scheinen. Unser Volk stand auf wie ein Mann und ein Wille und daran hatte entscheidenden Anteil die Veröffentlichung des Depeschenwechsels zwischen Kaiser und Zar; später dann auch mit England. Es war etwas diplomatisch Unerhörtes und erst spätere Zeiten werden das stärker herausheben; aber es war meines Erachtens einfach genial. Die Logik dieser Tatsachen verstand der einfachste Mann; der elektrische Kontakt zwischen Fürst und Volk, Regierung und jedem einzelnen war momentan hergestellt. Da hat die schrankenlose Offenheit einmal goldene Früchte getragen und die schönsten gedrechselten und gesiebten Redensarten hätten nimmer erreicht, was diese ruhige Veröffentlichung erreichte. Sie bedeutete für diesen Krieg weit mehr, als die Emser Depesche für 1870.

Kanonen sind das erste Beweismittel der Könige; oder: wenn du den Krieg willst, so bereite dich zum Frieden usw. ohne Ende. Allein die Tendenz dieser Auslassungen, denen ich durch Zitierung nicht zu unverdienter Verbreitung zu verhelfen gedenke, ist klar; man hat sich am Amoralismus berauscht und will nun die ethischen Seiten unseres „gerechten" Krieges wegdemonstrieren.

Dann freilich hätte die Ethik einfach ihr Haupt zu verhüllen und zu warten, bis das Gewitter vorüber ist; und sie dürfte sich auch von den Folgen einer solchen reinen Kraftprobe gar nichts für ihre Ziele versprechen. Wiederum aber hoffen viele und wohl die Besten unter uns gerade das: im Innern eine ethische Läuterung unseres eigenen Volkes aus teilweiser Verflachung und Versumpfung; nach außen die Wirkung des Beispiels etwa auf neutrale Völker, die teilweise schon Tatsache ist. Denn die Stimmen von Schweden, Schweizern usw., die uns bewundern und ihrer Hochachtung lauten Ausdruck gaben, sind ehrlich, weil ohne Nutzen für die Betreffenden. Endlich gedenken wir doch, etwa in eroberten Ländern, unsere Kultur zu verbreiten, die wir gerade ethisch höher bewerten, als romanische und slawische; wir glauben an unsere — wiederum ethische — Mission, wenn auch bescheidener als in Geibels Gedanken, die Welt solle an unserm Wesen genesen; das alles wäre eitel Torheit, sobald an dem Kriege nichts ist als eine große Rauferei. Dann wäre es für die Ethik auch völlig gleichgültig wer siegt; wenn wir uns nicht ethisch höher dünken, warum soll dann nicht ebensogut der Russe oder Engländer die Welt beherrschen? Da es mit dem Gleichgewicht in Europa endgültig vorbei ist, so muß einer der stärkste sein und den Ton angeben; warum gerade wir, wenn wir an Stelle der unerträglichen englischen Tyrannei und Anmaßung nur eine völlig gleichartige deutsche zu setzen hätten? Aber nein, so denken wir nicht; wenn wir ehrlich sind, glauben wir uns nicht nur im Besitz besserer Geschütze, sondern halten uns auch für ethisch wertvoller, und nur dann hat es einen Sinn und darf man es wagen zu sagen: „Gott mit uns."

An der ethischen Stellungnahme hängt also auch die Entscheidung über die ganze Qualität dieses größten Krieges der Weltgeschichte; und ich kann die Hoffnung nicht lassen, die Mehrzahl meiner Volksgenossen möge jenen Sirenenklängen ihr Ohr verschließen, die uns das Tiefste und Beste an diesem Furchtbaren, was wir erleben, eben die moralische Bedeutung, bestreiten und in reine Machtfragen umlügen wollen. Wir begehren die Macht, jawohl, weil wir sie wert sind, sie zu verdienen glauben und seinerzeit im Frieden zu beweisen gedenken, daß wir das erste Kulturvolk der Welt sind; aber das ist Macht mit Pflicht, Anspruch mit Ethos dahinter, und in diesem Sinne singen wir auch: „Deutschland über alles in der Welt", was kein Tyrannengelüst bedeutet.

Nun aber die verletzte Neutralität Belgiens, die manchem feinen Kopf im In- und Ausland noch immer zu schaffen macht? Dafür nur ein Beispiel aus einer Moralkasuistik. Ein Förster trifft im Wald einen Wilderer und sieht, daß dieser auf ihn anlegt. Soll er wirklich warten, bis jener zuerst schießt und dann im Sterben konstatieren, er sei völlig im Recht gewesen, in der Notwehr zu schießen, habe aber leider keine Zeit mehr gehabt? Nein, Notwehr ist auch, wenn man aus zweifellosen Anzeichen erkennt, daß einem Lebensgefahr droht; und daß wir wußten, daß die belgische Tür unseren Feinden offen stand, das steht fest. Ebenso, daß uns ein Einfall von dort her ans Leben ging, weil er schutzloses Land traf, keinen Festungsgürtel, wie wir ihn drüben fanden. Also auch hier braucht sich der deutsche Ethiker nicht zu schämen.

Andere Ereignisse aber gibt es, auf die er stolz sein darf und, wenn auch in gewohnter Bescheidenheit, ein wenig triumphieren. So kommt es uns doch jetzt erst

Der Abschied unserer Glocken.

Von J. Leute.*

Immer neue Mordwerkzeuge verlangt der grausige Krieg zur Vernichtung des Bestehenden. Nun langt er auch hinauf in unsere Kirchtürme zu den friedlichen Glocken. Die sollen herunter, und statt mit ehernem Munde das Lob Gottes zu künden, sollen sie in Geschützgießereien wandern, um als verderbenbringende Kanonen aus der Feuerschmelze aufzuerstehen. Es ist nichts dagegen zu machen. Die „ultima ratio regis", das „letzte Wort" des Königs muß aus Feuerschlünden sprechen und diesem Zwang des Krieges beugen sich unsere Kirchen. Schmerzlich wird der Abschied sein, wenn diese uns so wohlvertrauten Heimatgenossen für immer dahinwandern werden.

Heimatglocken! Wie ehrfürchtig schauen wir nicht jetzt zu ihnen hinauf, gleich, als wollten wir ihnen abbitten, daß wir sie bisher nicht genügend geschätzt haben. Und doch klangen sie uns so vertraut. Wie lieb war es uns, draußen in Feld und Flur unsere Dorfglocken zu hören. Tief im Walde drang der Ton an unser Ohr, ein Wegekünder für den einsamen Wanderer.

Am liebsten war uns doch das Geläute der eigenen Dorfkirche. Wie ganz anders klang es vom Turm des Nachbarortes, fremd, es waren nicht unsere Glocken. Wir hatten ja persönliche Beziehungen genug zu den Glocken unserer Dorfkirche. Jede hat uns schon Dienst getan. Die eine hat uns zur Taufe geläutet, klein und hell. Und die große Glocke, die uns den Stundenschlag schenkte, wie lenkte sie nicht unsere Herzen so feierlich aufwärts, wenn sie beim Gottesdienst das Gebet des „Vater unser" begleitete!

Sonntäglich erschien uns das Geläute, wenn sie uns zum Gottesdienst riefen. Es war wie eine freundliche Einladung: kommt, lasset uns anbeten . . . das paßte so recht zu unserem Sonntagsstaate. Und wie ein Segensspruch von oben erschien uns der Ton der Mittagsglocke. Da setzte man sich noch einmal so gerne an den Tisch zum Sonntagsbraten. Man fühlte es, in der ganzen Gemeinde aßen sie nun alle. Die Glocke war das Band, das uns bei der gemeinsamen Mahlzeit umwob.

Und wie ganz anders klang das Rufen der Glocke in der Stunde der Gefahr. Wie erschraken wir beim nächtlichen Brand, wenn das ungestüme Klingen uns aus nächtlicher Ruhe scheuchte. Sturmglocken konnten sie auch sein, unsere so friedlichen Glocken und im Dienst der Menschheit tönten sie so eindringlich mit ihrem Hilferuf wie beim Dienste Gottes. Und Dorf um Dorf erwachte am nachbarlichen Geläute, bis die ganze Gegend geweckt ward, Hilfe zu bringen.

Und wenn die Wasserwogen sich nächtlich im Tale gegen das Dorf heranwälzten, dann waren es wieder die Freunde auf dem Turme, welche die Schläfer von der drohenden Gefahr unterrichteten. Dieses Klingen wird man nie vergessen, wer in den Stunden solch öffentlichen Unglücks, vielleicht in regenschauernder Sturmesnacht hinaus muß, dem Nächsten Hilfe zu bringen. Wie kräftigend und stärkend wirkt da der Klang der Glocke, gleich als wollte sie ihre Mithilfe anbieten.

Noch viele solche Dienste leisteten uns die Heimatglocken. Wenn wir des Abends draußen auf der Bank vor dem Hause saßen, auf luftiger Bergeshöh', dann drang das dumpfe Läuten der großen Stadtglocke hie und da herauf bis zu uns. Da wußten wir es mit der Sicherheit eines Wetterkundigen vorauszusagen: morgen regnet es. Die „Wasserglocke" der Stadt täuschte nie.

Das freudigste Geläute aber hallte vom Turm und hüpfte fast übermütig über die Schollen hin zum nächsten Dorfe, wenn es galt, einen Sieg zu künden. Wie da die Jungen zum Turme rannten, stolz darauf, noch vor dem Nachbarort

---

* Aus Sohnrey's vortrefflicher Zeitschrift: „Das Land".

Man bedenke auch, daß gerade infolgedessen unsere Regierung gar nicht daran zu denken braucht, Rechenschaft abzulegen über die Kriegserklärung; ja man stünde ungeduldig, verlöre sie damit noch Worte. Wie aber steht es damit bei den Gegnern? Grey und Poincaré haben ihr Volk betrogen; die Engländer hatten keine Ahnung, daß sie gebunden waren, Frankreich zu helfen und es gar nicht mehr frei beschließen konnten. Und der französische Präsident führt den Krieg auf Grund eines Bruchs der Verfassung; denn nur die Kammer hat dort das Recht, Krieg oder Frieden zu machen, hat es aber gar nicht mehr ausüben können. Natürlich, würden sie siegen, dann wäre alles gut; andernfalls möchte ich nicht in der genannten Staatsmänner Haut stecken, während hinter unserem Kaiser alles einmütig steht und ihn niemals ein Vorwurf träfe, sogar wenn wir unterlegen wären. Das ist aber ein zweifelloser Triumph ethischer Ehrlichkeit und Offenheit.

Nicht minder bei unseren Kriegsberichten. Gewiß sagen sie nicht stets alles; aber was sie sagen, ist richtig. Nur ein verschrobener Ethiker aber kann das Gebot der Wahrheitsliebe so deuten, man müsse alle Tatsachen schrankenlos in die Welt schreien und dürfe nichts verbergen oder verheimlichen. Nur daß unsere Rede wahr sein soll, wenn wir es für angezeigt halten, zu reden, kann verlangt werden; was darüber ist, ist vom Übel. Sonst müßte man auch im Privatleben jedem dummen und unverschämten Frager die Intimitäten seines Lebens schrankenlos enthüllen. Diese Zuverlässigkeit unserer offiziellen Berichte hat zweifellos gute Früchte getragen, wenn sie auch erst langsam und allmählich reiften. Anfangs hatte die Lügenclique der Gegner mit ihrem Stab bestochener Zeitungen und Agenten einen großen Vorteil, auch bei den Neutralen, heute gilt das schon nicht mehr; über kurzem lacht man die Lügenfabrikanten aus. Übrigens hat man in England und Frankreich bald eingelenkt und das Beispiel der deutschen Heeresleitung nachgeahmt; auch eine Wirkung eines guten Prinzips. Lügen haben wirklich kurze Beine und die Theorie der Wahrheitsliebe wird einmal von diesen großen Beispielen wirkungsvollen Gebrauch machen können.

Zum Schluß weise ich nur darauf hin, daß auch die schlaueste Politik indirekt des Ethos bedarf, nämlich als Faktor im ganzen Volksleben, ohne den sie rettungslos versagt. Von der Mobilmachung an, die nicht nur eine Formalität ist, sondern die genaueste Pflichterfüllung aller erfordert, über die Tapferkeit, Ausdauer, Selbstverleugnung im Kampf, die keiner Worte bedarf, bis zu dem Eindruck auf Gegner und Neutrale, die die Tätigkeit und Opferwilligkeit eines Volkes macht, gibt es keine kluge Politik, die auf unethischen Fundamenten bauen könnte. Freilich wertet der Krieg in gewissem Sinne um, aber nicht im Sinne einer Verherrlichung amoralischen Machtwillens, Roheit und Grausamkeit, sondern in einer Höherbewertung bestimmter Tugenden gegenüber anderen friedlicheren; so des Gehorsams, der Disziplin, der Organisation, aber auch der Selbstbeherrschung, des Mutes, der Tatkraft. Welches Volk diese Tugenden schon im Frieden gepflegt hat, das siegt; denn auch Erfindung, Ausprobung, Geheimhaltung der technischen Überlegenheiten, ja der berühmten 42er, gelingt nicht durch Schlauheit allein, und unsere Ingenieure waren heimliche Helden im Frieden. Der Krieg lehrt wahre Sozialität, die die Lohnkämpfe des Friedens oft verdunkeln; einer für alle, alle für einen. Darum müssen auch die Früchte des Sieges an ethischen Bäumen reifen, nicht nur am Stamm der Macht. Für eine ferne Zukunft aber erhofft sich die Ethik einen noch weit größeren Einklang mit der Politik und eine starke Erneuerung des jetzt von unseren Feinden zu Boden getrampelten Völkerrechts; und gerade Deutschland, das Barbarenland, wird zweifellos auch hier vorangehen und dem mißachteten Ethos wie dem Völkerrechte zu neuen Siegen verhelfen.

„Die Grenzboten.“

metallischen Wohlklang erhielt. Mancher Glockengießer hütete sein Geheimnis, das er lieber mit ins Grab nahm. Eine chinesische Sage berichtet — wie F. Wichmann in der „Straßburger Post“ erzählt — von dem Glockengießer Kuan Ju, der unter dem Kaiser Yung Lo eine Riesenglocke für einen Pekinger Tempel gießen sollte. Zweimal war der Guß mißlungen und der ergrimmte Herrscher drohte dem Meister bei einem nochmaligen Mißlingen mit dem Tode. Ko Ai, seine schöne sechzehnjährige Tochter, die hiervon erfuhr, wandte sich an einen Sterndeuter um Rat und der Weise sagte auch das Mißlingen des dritten Gußes voraus, wenn nicht der Glockenspeise das Blut einer Jungfrau beigemischt würde. Da beschloß das Mädchen, sich selbst zu opfern und sprang am Tag des Gusses in die glühende Masse. Der Vater wurde wahnsinnig, aber die Glocke war herrlich gelungen, nur hörte man aus ihrem silbernen Klange deutlich den leise klagenden Wehlaut einer Frauenstimme.

Hatte das Christentum in den ersten paar Jahrhunderten seine Gottesdienste ohne Glocken gehalten, so wurden diese allmählich der besondere Ausdruck für den christlichen Kultus. Die Pfarrkirche sollte zwei Glocken haben, so lautete später die kirchliche Verordnung, die Stiftskirche drei, während der Kathedrale sechs bis sieben zuerkannt wurden. Anfangs wurden die Glocken in besonderen Gerüsten aufgehängt, die neben der Kirche errichtet waren, später erhielt die Kirche selbst einen Aufbau, eine Art Dachreiter, bis schließlich die Sitte aufkam, sie in den Türmen aufzuhängen und diese mit der Kirche zu einem Ganzen zu vereinigen.

Vom 10. Jahrhundert an erhielten die Glocken Namen und manch stolze Glocke hat ihren Namen durch die Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Tage bewahrt. Wir haben in dem Deutschen Reiche eine Anzahl alter, historisch berühmter Glocken, die sich durch die mannigfaltigsten Schicksale, durch Krieg, Feuer und Zerstörungen hindurchgerettet haben, so in Halberstadt, Merseburg, Erfurt, Aachen, Speyer, Breslau u. a. Manche der Glocken sind mit einem kostbar reichen Mantelkranz versehen, sehr viele tragen sinnige Inschriften. Bei den ältesten Glocken bis zum 15. Jahrhundert und etwas darüber war die Sprache lateinisch (vgl. Schillers Motto „Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango“), auch mitunter niederdeutsch. „Help god ut aller not!“ ist ein öfters wiederkehrender alter Glockenspruch. Vom Dreißigjährigen Kriege an kamen hochdeutsche Inschriften auf. Da ist mancher Bibelspruch zur ehernen Zunge geworden. So auf der großen Glocke der Reinoldikirche zu Dortmund das Wort:

„O Land, Land, höre des Herrn Wort!“

Die Glocke des Schütting zu Oldenburg erzählt ihre Geschichte selbst: „Von Gottes Hand bin ich verbrannt, durch das Wetter von Oben. Den 27. Juli 1676. Durch Gottes Hand bin ich wieder in Stand, Gott zu loben, Oldenburg. Den 17. Mai 1677.“

Sollen wir alle diese köstlichen Perlen unseres Heimatschatzes für immer verlieren? Wohl sind die bemerkenswertesten Glocken vor dem Untergang bewahrt, aber wieviele bleiben noch übrig, die man gerne retten wollte! Da ist es Pflicht, ihr Andenken nicht erlöschen zu lassen. Ehe sie dahingegeben werden, sollen ihre Inschriften genau aufgezeichnet werden. Am besten werden von den Glocken zu späterem Gedenken Photographien angefertigt, die in dem Dorfmuseum als Wahrzeichen der großen Zeit eine dauernde Stätte finden können.

Wenn die Glocken nicht mehr läuten, so fühlen wir die Leere der Heimat. Es ist uns etwas Liebes, Trautes genommen worden. Dem Volk sind die Kirchenglocken ans Herz gewachsen. Es sieht in ihnen Wesen, die sozusagen mit höherer Kraft ausgestattet sind. Mit großer Feierlichkeit wurden die Glocken wie menschliche Wesen getauft und von der Kirche mit Öl gesalbt. Dadurch glaubte man den

an den Strängen ziehen zu können. Da mußten denn die Nachbarn erst telephonisch bei uns anfragen, was denn los sei.

So lebten wir mit den Glocken, bei Tag und bei Nacht. Sie kündeten uns in der Neujahrsnacht die Jahreswende, wie am Karsamstag die Osterbotschaft „Christ ist erstanden“, oder zu Allerseelen die Totenruhe. Es waren unsere Glocken, sie lebten mit uns in der Heimat als unsere Freunde. Und nun will man sie uns nehmen?

Die Verfügungen der Militärbehörden sind Kriegsgeschicke. Mit hartem Tritt bricht der Krieg unbarmherzig überall ein, nichts verschonend, was uns heilig und teuer ist. Auch von unserer Heimat fordert er Opfer.

An einem schwäbischen Hause sah ich einmal ein Bild des heiligen Florian, des Schutzheiligen gegen Feuersgefahr mit der Unterschrift:

„O lieber, heilger Florian,
Verschon mein Haus, zünd andre an!“

So haben auch die Freunde unserer Glocken auf andere Ersatzmittel hingewiesen und mit einem gewissen Bedauern muß man stillhalten, wenn die ehrwürdigen Glocken geholt werden, während die zahllosen geschmacklosen Krieger- und andere Denkmäler mit den sterbenden Kriegern, ihrer Germania oder Viktoria, den Ketten, Adlern und Kanonenrohren ruhig am Platze bleiben sollen. Vielleicht verdienten sie eher, als unsere Glocken, den Weg zur Geschützgießerei nehmen zu sollen.

Glocken und Kanonen, ein Widerspruch, so herb und ehern wie der Mißklang zwischen dem Sonntagsgeläut und dem Donnern der Schlacht! Aber es war so eine Art Verwandtschaft, seit es Kanonen gibt. Die alten Glockengießer waren früher zugleich auch die Kanonen-, oder, wie man sagte, Stückgießer. Schon 1414 wurden Kirchenglocken in Deutschland beschlagnahmt, als Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg gegen die märkische Ritterschaft zu Felde zog. Die Glocken der Marienkirche zu Berlin waren die ersten, die sich in Kanonen verwandelten. Diesem Beispiel folgte Peter der Große in Rußland, natürlich in großem Maßstab, da er über 500 Glocken in Kanonen umgießen ließ.

Es ist nicht verwunderlich, daß auch die französische Revolution nach den Kirchenglocken griff. Ein Dekret vom 11. April 1796 untersagte den Gebrauch der Glocken für die Zwecke des Kultus. Zu Tausenden wurden sie in die Münzstätten und Gießereien geschleppt, wo man sie gar nicht alle einschmelzen konnte, so daß Napoleon bei Wiedereinführung des christlichen Gottesdienstes 1802 noch eine ganze Anzahl von Glocken an Kirchen abgeben konnte.

Umgekehrt gibt es aber auch viele Kirchenglocken, die aus Kanonen hergestellt sind. Namentlich die Beutestücke des Siebzigerkrieges dienten vielfach solcher Umschmelzung. Aus diesem Kriegsmetall stammt z. B. die große Marienglocke in der Pfarrkirche zu Biebrich am Rhein, deren Mantel die Inschrift trägt: „Sonst wurden aus Glocken Kanonen gegossen, — so sind nun Kanonen zu Glocken geflossen, — und was einst dröhnte mit schrecklichem Knall, — das tönt jetzt freudig in friedlichem Schall.“

Die Kaiserglocke im Kölner Dom, ein Geschenk Kaiser Wilhelms I. an die Stadt, wurde 1874 aus 20 französischen Geschützen gegossen. Ebenso ist die Kaiserglocke im Dom zu Frankfurt, gleichfalls ein Geschenk Wilhelms I., aus derselben Kriegsbeute entstanden.

Kaiser und Könige ehrten die Glockengießer. Zu den berühmtesten zählten die Benediktinermönche in St. Gallen. Es war keine Kleinigkeit, die richtige Mischung von Kupfer, Zinn, Nickel, Eisen und Blei zu treffen, damit die Glocke den richtigen

Das Geläute der geweihten Glocke bringt nach dem Volksglauben überall Segen. Bei der Taufe schwingt das kleine Glöcklein dem Erdenbürger einen Willkommgruß entgegen, bei allen wichtigen Begebenheiten seines Lebens, bei der Konfirmation, der Hochzeit, wie bei seinem Tode stimmt die Glocke ihr ewiges Lied an. Selbst das „Zügenglöcklein“, das den zum Tode Verurteilten zum Schafott begleitet, kündet diesem die Verzeihung Gottes, wenn er sein Verbrechen aufrichtig bereut.

So wundern wir uns nicht, wenn neben sinnvollen Bräuchen auch krasser Aberglaube sich in den Kult der Glocken webt. Es ist böhmischer Glaube, daß man beim Abendläuten ans Beinhaus die im Lotto zu setzenden Zahlen anschreiben müsse, wodurch man die gewinnbringenden Zahlen erfahre. Je nachdem bei einem Grabgeläute das Läuten der großen oder kleinen Glocke den Schlußklang abgibt, ist das nächste Sterbende ein Erwachsenes oder ein Kind. Schlägt die Turmglocke mit der Rathausglocke zusammen, so muß im selbigen Jahr ein Ratsherr mit Tod abgehen. Vielfach ist der Glaube verbreitet, daß das Schlagen der Kirchenuhr während des Geläutes ein Unglück für die Gemeinde, z. B. einen Brand, bedeute.

Nach dem Volksglauben hat die Glocke die Gabe der Weissagung. Der Kirchenglocke zu Velilla in Aragonien soll Metall von den dreißig Silberlingen beigemischt sein, um die einst Judas den Herrn verriet. Daher habe die Glocke die Gabe, jede drohende Gefahr vorherzukünden: der Klöppel bewegte sich, ohne angetrieben zu werden, von selbst und schlug die Glocke an jener Seite an, von der das Unheil drohte.

Zum Gottesgericht wurde nach der Sage die selbst gegossene Glocke für den Gallischen Mönch Tanko, den Kaiser Karl der Große nach Aachen hatte kommen lassen. Er soll von dem Silber, das er zum Einschmelzen bekam, einen Teil veruntreut haben. Als niemand die vollendete Glocke läuten konnte, da mußte der Meister selbst sie läuten. Ihr erstes Klingen war sein Todesurteil, der Klöppel hing aus und erschlug ihn.

So ist überall in den Landen des Christentums die Glocke ein gar heilig Ding. Mögen uns auch nach dem Kriege zum Ersatz Glocken aus Gußstahl, wie sie jetzt schon hergestellt werden, geliefert werden. Es sind nicht die alten Heimatglocken. Mit denen wird ein Stück unserer Seele verloren gehen. Darum erfreuen wir uns, solange die Stunde der Trennung noch nicht schlägt, noch einmal an ihrem Ton! Wir werden ihre Stimmen jetzt anders zu deuten wissen, werden sie nicht unerhört verhallen lassen.

Wie werden sich uns die Glockentöne und das ganze harmonische Geläute fest einprägen, wenn wir des Sonntags unsere Glocken noch einmal hören, wenn wir wissen, daß der Abschied näher rückt! Mancher, der sich bisher weniger um seine Heimatglocken gekümmert hat, wird jetzt aufmerksamer horchen, was sie ihm alles zu sagen haben.

Es muß auch ohne Glocken gehen. Wie in ernster Trauer werden wir uns zum Gottesdienst versammeln, alle kirchlichen Handlungen werden ohne das feierliche Geläute sozusagen tot sein, die Stunde der Gefahr wird andere Hilfsmittel ersinnen, die Retter zu wecken, und die Bedrohten zu warnen, wir werden die Siege und die Friedensfeier auch ohne Glockengeläute begehen. An uns soll es nicht fehlen, daß unsere Heimatkirchen dem Vaterlande das verlangte Opfer geben!

Aber die Lücke werden wir empfinden, mag der Städter das auch nicht begreifen. Ihm ist die Glocke seiner Kirche nicht das, was uns auf dem Dorfe die Heimatglocke ist, die Seele des Dorflebens, er wird im Getriebe des Lebens seine Glocken nicht vermissen. So finden wir es recht bedauerlich, daß die harte Notwendigkeit in unsere Dorfkirche hineingreifen mußte und ihr die Poesie raubte. Schon genug sind unsere Kirchen durch das Verstummen der Orgeln getroffen, nun auch noch das Schweigen der Glocken! Da fühlen wir die Schwere des Weltkrieges.

Glocken eine innere Kraft, zumal gegen böse Geister, verleihen zu können. Aus diesem Grunde wurden bis in die letzten Jahrzehnte die Glocken beim Herannahen eines Gewitters geläutet, um die in dem Wetter sich kundgebenden bösen Geister zu verscheuchen.

Glaube und Aberglaube haben sich aufs innigste vereinigt und um unsere Glocken einen Kranz von Sagen und Anschauungen gewoben, der zeigt, wie sie uns wahre Volksgenossen geworden sind.

In Schwaben setzt man die Hennen während des Sonntagsläutens zum Brüten; wenn am Ostersonntag die Glocken wieder läuten, geht die Hausfrau mit den Schlüsseln in den Keller: das Rascheln mit dem Schlüsselbund vertreibt die Mäuse für immer. So lange die Glocken läuten — so glaubt man in vielen Gegenden Deutschlands — kann ein Dieb nicht vom Platze gehen, sondern muß festgebannt stehen bleiben und sich festnehmen lassen. Wollen Räuber Glocken aus dem Turme stehlen, so werden sie von den herabstürzenden Glocken erschlagen.

Die Glocken von Kirchen, welche Wasserfluten zum Opfer gefallen sind — wie z. B. die Banter Kirche — ertönen leise wehmütig in der Christnacht. Das Lied von der versunkenen Glocke kehrt im deutschen Sagenschatze oftmals wieder. Aus feuchter Tiefe klingen immer noch die Glocken des versunkenen Vineta und aus manchen verschütteten Brunnen will man das Geläute einer ehedem darin in Kriegszeiten versenkten Glocke hören.

Die in die Fremde zu verbringenden Glocken werden plötzlich so schwer, daß sie nicht durch die größte Anzahl von Pferden vom Fleck zu bringen sind: das Heimatgefühl der Glocke, die sich sträubt, in die Fremde zu ziehen, die mit aller Macht an ihrem Platze bleiben will. Ist sie dennoch an fremden Ort verbracht, so verliert sie ihren schönen hellen Klang, man hört das Heimweh durchzittern, oder sie gibt überhaupt keinen Ton mehr von sich, bis man sie wieder an den alten, lieben Platz zurückbringt. Dann klingt sie in hellem Klingen wieder vor Freude über die wiedererrungene Heimat.

War es in unserer Kindheit die größte Freude, uns verstohlen bis zur Glockenstube auf den Turm zu schleichen, so harrten wir dort unter dem Rande der Glocke des Augenblicks, da der Hammer zum Schlage ausholte und der durchdringende Ton uns durch Mark und Bein ging. Das war ein Erlebnis. Dem Kinde freilich war das liebliche „Bimbam“ eine Anleitung zur Nachahmung, wie denn der Ton der Glocken zu gar manchem Witzwort herhalten mußte. Aus dem Hochzeitsgeläute von St. Jakob in Basel hörte der Volkswitz die Klage heraus: „Ins Elend, ins Elend“, oder aus den zwei Brautglocken zu Zürich: „Ach mein Gott, ach mein Gott“, oder auch die Klage „Kreuz und Not, Kreuz und Not“.

Im Rheinland rufen die Glocken des rebengesegneten Ortes dem Wanderer einen fröhlichen Willkommgruß zu „vinum bonum, vinum bonum“, wo aber die Trauben nur sauer geraten waren, da warnten sie ihn mit blechernen Stimmen „Äppel, päppel, Äppel, päppel“. In Eichstätt in Bayern ruft die große Glocke, wenn die Kanoniker nicht zum Vespergebet in den Dom kommen, sie vernehmlich herbei: „Domherrn, Domherrn!“ Verwandt damit ist die Sage, daß die Glocke das Kind, das die Kirche schwänzt, herbeiholt, indem sie vom Turm herniedersteigt und dem Kinde, das in den Wald flüchten will, nacheilt, es zudeckt und so zur Kirche holt, wie Goethes Ballade anschaulich wiedergibt.

Während der Kartage schweigen die Glocken. Da sind sie „auf dem Weg nach Rom“, um dort geweiht und gesegnet zu werden, worauf sie die weite Reise wieder zurückmachen und am Ostermorgen ihr freudiges Halleluja wieder ertönen lassen.

zu ergründen, benötigt man nur ein bißchen Scharfsinn, der dem Schreiber dieser Zeilen im reichen Maß zur Verfügung steht. Bela IV. schleppte nach Vernichtung der Burg ihre Besitzer mit nach Ungarn — nach Siebenbürgen, wo das Geschlecht gegenwärtig ansässig ist. . . . Ich denke, kein Einsichtiger kann mir widersprechen, so daß ich mich wohl rühmen darf, nachgewiesen zu haben, daß General d. I. Arz von Straußenburg gleich Hindenburg aus dem Mürztal stammt!

Doch nicht genug an dem, auch ein dritter Held des Weltkrieges gehört uns Steirern: Herr von Capelle, Staatssekretär im Reichsmarineamt und Nachfolger des Großadmirals Tirpitz, der den Unterseebootkrieg im Sinne seines genialen Vorgängers zum Schrecken Englands vorbereitete und kraftvoll durchführt. Schon im Jahre 1136 tritt nämlich ein Ilsung de Capella auf, der einem in der Massing bei Krieglach begüterten Ministerialengeschlecht angehörte. Sein Schloß — oder sein Edelhof — stand in der Nähe des Dorfes Kapellen, einer kleinen Ortschaft an der oberen Mürz, die als „Chapellen" urkundlich 1329 erscheint. Wie gelangte nun das Geschlecht derer von Capellen ins Deutsche Reich? Nicht weit von Kapellen liegt das Stift Neuberg, eine Gründung der Habsburger, die bekanntlich Jahrhunderte lang römisch-deutsche Kaiser waren, die auch die von Capellen nach Norden verpflanzten, und wir Steirer sind nicht gesonnen, eine Familie, deren Wiege bei uns stand, ohne weiters abzutreten, wir bestehen entschieden darauf, daß ihr steirischer Ursprung anerkannt wird. Man wende nicht ein, ein Binnenland wie die Steiermark werde schwerlich einen Seebären hervorbringen. Wo wurde denn Tegetthoff geboren? In Marburg an der Drau, in einer steirischen Stadt, die auch keine Meeresgrenzen hat! Außerdem war der allererste Seefahrer, den die Geschichte überliefert, ein Steirer: Noah! Der alte Noah, der auf seiner unvergleichlichen Arche das Menschengeschlecht über die Sündflut hinwegrettete. Ich sehe ungläubige Gesichter: „Was, Noah ein Steirer?" Jawohl. Ich berufe mich auf Peter Roseggers bekannten Spruch:

„Der Adam hat d'Liab aufbracht,
Der Noah den Wein,
Der Davidl 's Zithernschlagen —
Müassen Steirer gwest sein!"

Noah — Tegetthoff — von Capelle, ein strahlendes Dreigestirn von Landsleuten, die ihren Lorbeer am Meere pflückten.

Lieber Freund und Herausgeber des „Heimgarten", ich weiß, daß dir bereits jegliches Lächeln gefror und du das harte Wort „Quatsch", mit dem du mich belegtest, nachträglich ehrlich bedauerst. Und wie dir der Ruhm gebührt, Hindenburg für uns Steirer gerettet zu haben, so nehme ich die Feststellung, daß Arz von Straußenburg und Herr von Capelle ebenfalls aus der grünen Mark stammen, für mich in Anspruch.

Mit den besten Grüßen und der Versicherung, daß ich dir deine Unhöflichkeit verzeihe, falls du mir die Spalten des „Heimgarten" zur Verfügung stellst, um der aufhorchenden Welt meine Entdeckung zu verkünden, bleibe ich in alter Treue dein

Freund Benedikt.

Dadurch wird unser ganzes öffentliches Dorfkirchenleben in die aktive Beteiligung am Kriege mit hineingezogen. Orgeln und Glocken sind nun stumme Mahner, aber vielleicht reden sie nun um so eindringlicher uns ins Herz, was uns draußen auf dem Lande die Kirche bisher war.

Wenn wir das letzte feierliche Geläute unserer Glocken vor dem Abnehmen hören, dann werden sie uns in der Tat eine Kriegsparole zurufen, die wir nie vergessen werden, die in dem obengenannten Spruch sich so wahr verkörpert:

O Land, Land, höre des Herrn Wort!

Zwei berühmte Steiermärker.

Lieber verehrter Freund und Herausgeber des „Heimgarten"!

Als ich dir die Sache mündlich darlegte, lachtest du mich aus und sagtest einfach „Quatsch". Ich fürchte, daß dieses unliebe „Quatsch" kein objektives Urteil war, sondern — was unserer bisher bewährten Freundschaft gefährlich werden könnte — ein Ausfluß von Konkurrenzneid. Jawohl, von Konkurrenzneid! Du warst es, und ich will deine Verdienste keineswegs schmälern, der im Juliheft des 39. „Heimgarten"-Jahrganges bewies*, daß Hindenburg eigentlich ein Kindberger, demnach ein Mürztaler und Steirer ist, und nun neidest du mir zwei kongeniale Entdeckungen. Dein „Quatsch" kränkte mich schwer und ich verlange dafür Genugtuung. Nicht etwa mit der Waffe in der Hand, sondern dadurch, daß du den Lesern deines auch von mir hochgeschätzten Blattes meine Entdeckung mitteilst. Ich bin überzeugt, du wirst mir diese kleine Genugtuung nicht versagen.**

Also:

Nach den lichtvollen Darlegungen im „Heimgarten" 1915, Seite 788 ff. steht es fest, daß sich oberhalb des lieblichen Dorfes Krieglach im Mürztal vor Zeiten eine Burg erhob, die um das Jahr 1250 herum vom Ungarkönig Bela IV. zerstört wurde. Welchen Namen mag sie geführt haben? Darüber schweigen die Urkunden, aber wir sind gleichwohl berechtigt, tiefgründige Vermutungen anzustellen. Wir lesen nämlich im Lebensbuch Kaiser Friedrichs III., daß von ihr noch ein „Turm" im „Narczbach" übrig blieb. Der Name „Narczbach" lautete ursprünglich sicherlich „Arzbach" und ist der heutige Massinggraben, in dem noch ein Bauernhof namens „Arzegger" liegt. Konnte — mußte die alte Burg am Arzbach nicht die „Arzburg" oder schlechtweg „Arz" geheißen haben? Wahrscheinlich; doch will ich mich nicht mit dieser logischen Schlußfolgerung begnügen, sondern die Vermutung durch weitere Beweise zu wissenschaftlicher Gewißheit steigern. Es gibt ja ein altadeliges Geschlecht derer von Arz, das angeblich aus Siebenbürgen stammt, und dessen berühmtester Sohn unser Generalstabschef Freiherr Arz von Straußenburg ist. Ich behaupte nun, daß dieses hochverdienten Generals Ahnen im Mürztal, und zwar in der Burg von Krieglach saßen. Die Stelle, wo sich die alte Feste oberhalb des Dorfes einzig und allein erhoben haben konnte, wird heute noch der Boschenkogel genannt. Merkst du etwas, mein lieber Leser? Wahrscheinlich noch nicht. „Boschen" bedeutet soviel wie „Buschen" und ein Buschen ist ein — Strauß! Arz von Straußenburg! Und es ist fernerhin leicht erklärlich, wie die Arz' nach Siebenbürgen kamen. Um dies

* Benedikt sucht mir zu schmeicheln, wenn er von einem Beweis spricht, wo ich nur eine Hypothese aufstellte! H. L. R.

** Diese „kleine Genugtuung" sei meinem Freund Benedikt hiermit vom Herzen gern gewährt. H. L. R.

Wir besichtigten auch diejenigen Räume im Schloß, in denen das Königspaar noch die letzten vier Tage verbrachte: das Schlafzimmer und daneben ein kleinerer Raum. In diesem steht ein für vier Personen berechneter Eßtisch mit einer Samtdecke, die Flecke von einer Flüssigkeit — Wein oder Suppe — zeigt. Das andere Gemach enthielt ein kleines Bett, mit dem König und Königin sich vor der unfreiwilligen Abreise begnügen mußten.

Selbstverständlich statteten wir, begleitet von bulgarischen Offizieren und Zivilpersonen, dem Gebäude des Ministeriums des Äußeren einen Besuch ab, in dem der schmähliche Frieden von 1913 unterzeichnet wurde. Wir zogen diesmal gleichsam als Sieger in den ehemaligen Sturdzaschen Palast ein. Alles befand sich noch in dem Zustande, in dem die rumänischen Beamten es verlassen hatten. Minister Pozumbanu hat sogar seine Visitenkarte auf dem Schreibtisch vergessen, und seine Feder ist bereits verrostet.

Der greise Staatsmann Carp war gerade verreist. Man erzählt, daß er Tag für Tag erhobenen Hauptes, das Einglas im Auge, seinen Spaziergang durch die Calea Victoriei zu machen pflegt. Marghiloman lebt ziemlich zurückgezogen und befaßt sich fast nur mit den Aufgaben, die ihm seine Stellung als Vorsteher des rumänischen Roten Kreuzes auferlegt. Die Stadtsergeanten verrichten nach wie vor ihren Dienst, jedoch ohne Waffe und Autorität.

Die Vierbund-Soldaten leben miteinander in dem denkbar besten Einvernehmen. Wir waren oft Zeugen von spontanen Freundschaftskundgebungen; in den öffentlichen Lokalen tranken sie einander zu, begrüßten sich herzlich. Einen interessanten Zwischenfall erlebten wir auf der Straße. Es fehlt an Verkehrsmitteln. Da kommt ein eleganter junger Rumäne in seinem schönen Schlitten vorbei. Ein deutscher Offizier hält das Gefährt an, zwingt den jungen Herrn zum Aussteigen und läßt einen verwundeten Kameraden im Schlitten Platz nehmen. Die Menschenmenge, die sich versammelt hatte, klatschte Beifall, und der Jüngling mußte unter allgemeinem Gelächter durch den Schnee weiter waten.

Um Licht zu sparen, wird in Bukarest früh Nacht gemacht. Die Kaufläden müssen schon um fünf Uhr schließen. Einige Hotels, Restaurants und sonstige öffentliche Lokale dürfen bis 11 Uhr offen bleiben. Die Beleuchtung der Stadt ist bis auf ein Fünftel reduziert.

Die Bevölkerung der Stadt ist ungefähr auf ein Viertel zusammengeschrumpft. Nach der jüngst vorgenommenen Volkszählung gibt es nur noch 300.000 Einwohner, wovon 185.000 weiblichen Geschlechts.

Bukarest vor dem Krieg und jetzt — ein gewaltiger Gegensatz!

Lieber Heimgarten!

Mein alter Schulkamerad Kajetan beschäftigt sich seit etwa zehn Jahren mit den Geheimnissen des Vogelfluges, die er zu ergründen trachtet, um danach ein lenkbares Luftschiff zu bauen. Gestern spazierte ich mit ihm über Wiesen und Felder, und da stießen plötzlich zwei Sperber nieder; der eine schoß mit elegantem Gleiten auf eine Maus los, die er erhaschte und forttrug, der andere flatterte knapp ober der Erde ein paarmal unschlüssig und stieg dann wieder empor. Mit verächtlicher Gebärde wies Kajetan auf ihn und tiefe Verachtung klang aus seinen Worten: „Siehst Du, lieber Freund, dieser Vogel fliegt falsch!“

Franz Schuberts Nachf., Genossenschaft ohne Haftung.

Der Wiener Musiker Berte machte mit einem rührseligen Textbuch und Schuberts unsterblichen Melodien die Operette „Das Dreimäderlhaus“, mit der er Hunderttausende, vielleicht Millionen verdiente. Da kam, wie der „Türmer“ erzählt, ein Berliner Verlagshaus daher und gab ein Heft unter dem Titel „Schubert-Melodien—Urmelodien zum Dreimäderlhaus“ heraus. Was geschah nun? Die Wiener Operettenmacher klagten wegen — des Nachdrucks den Berliner Verlag . . . Weshalb klagten Berte und Genossen wohl? Wegen Verletzung der Urheberrechte — Schuberts? Die ganze Geschichte wäre rein komisch, wird aber durch eine Tatsache leider tragikomisch: Eine Nichte Schuberts lebt in den allerärmlichsten Verhältnissen, während „Schuberts Nachfolger“ Riesengewinne einstreichen. Geistiges Eigentum schützt das Gesetz nur dreißig Jahre nach dem Tode seines Urhebers, aber das Eigentumsrecht an jedem alten Rock erlischt geradezu niemals. Ob da nicht gründliche Abhilfe bitter not täte? P. L. M.

Das Bukarest von Heute.

Vor einiger Zeit hat eine Gruppe von bulgarischen Sobranje-Mitgliedern eine Studienfahrt nach Bukarest unternommen. Einer der Teilnehmer an der Fahrt, Dr. Christ Georgieff, schildert seine Eindrücke in vortrefflichem Deutsch; er hatte in Wien und Berlin Medizin studiert:

„Auf dem Bahnhof in Bukarest war es bei unserer Ankunft um sieben Uhr abends ganz still. Bloß einige Vierbunder-Soldaten waren in der schwachen Beleuchtung zu erblicken. Mit Mühe wurden Wagen aufgetrieben. Wir fuhren nach dem Innern der Stadt. Sie war wie ausgestorben, hie und da verbreitete eine Laterne ein wenig Licht. Wir bezogen das Hotel Kontinental in der Calea Victoriei. Die Tafel war da reich mit vortrefflichen Speisen, auch Delikatessen, besetzt. Die Restaurants werden offenbar von der Stadtverwaltung so gut versorgt, weil das Publikum fast ausnahmslos von Offizieren sowie in irgendwelcher Mission in Bukarest weilenden Herren und den Vierbund-Kunden gebildet wird.

In den Schaufenstern waren Luxuswaren ausgestellt, denen die armen und verarmten Passanten keinen Blick schenkten.

Man kann viele charakteristische Wandlungen in der Hauptstadt Rumäniens bemerken. So war früher das vornehmste und teuerste Restaurant der Stadt Capscha von den besten Kreisen besucht; jetzt werden dort die feinsten Gerichte, der vortreffliche Dragaschani-Wein und andere Magengenüsse von den sich aristokratisch gebärdenden Kellnern den Gästen unentgeltlich aufgetragen — ein Bulgarenheim ist aus dieser alten Stätte des Wohllebens und des Leichtsinns geworden, ein mit bulgarischen Fahnen geschmücktes Heim, das von bulgarischen Mannschaften besucht wird. Und die Rechnung für die unerhofften und ungewünschten Gäste bezahlt die Stadtgemeinde. So ändern sich die Zeiten! . . . Betritt man die Kaufläden, so fällt der Mangel an Waren auf, überall nur leere Stände und Behälter, die Verkäufer sind meist kräftige junge Leute . . . Sie sind zuvorkommend und wünschen, wenn vom Kriege die Rede ist, dem König und Bratianu nichts Gutes, überhaupt verdammen die kleinbürgerlichen Kreise entschieden die schlechte Politik, die das Land ins Unglück gestürzt hat.

Auch „Bratianus Hauptquartier“, der dem prächtigen, für fünf Millionen Franken erbauten Offizierskasino gegenüberliegende „Klub der Liberalen“, dient jetzt bulgarischen Zwecken; er beherbergt das bulgarische Postamt und ist mit entsprechenden Fahnen geschmückt.

auf natürliche, als auf übernatürliche Ursachen zurückführen läßt. Eine weiche, aber kraftvolle Stimmung liegt über dem einfachen Geschehen, das der Dichterin genügt, tiefe Blicke in Menschenseelen zu tun. Z.

Des Freih. v. Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegte. Aus dem Englischen übersetzt und hier und da erweitert von G. A. Bürger. Mit 18 Federzeichnungen von Hosemann. (Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.)

Die hübsche und wohlfeile Neuauflage des echt deutschen Fabulierers Münchhausen ist mit Freuden zu begrüßen. Man unterhält sich dabei köstlich, kennt man auch schon einige der lustigen Abenteuer. Tragisch ist die Entstehungsgeschichte der ersten Ausgaben, die Herrn von Münchhausen tief kränkten, da er die Geschichten nicht etwa um zu lügen erfand, sondern zur Erheiterung seines Freundeskreises. Und dann galt er plötzlich als Urbild des riesigen Aufschneiders! Das alles wird in der dankenswerten Vorrede erzählt. — Wie dem auch sei, die Neuausgabe für die Front und das Hinterland wird allgemein Freude erwecken und mit ihrem gut deutschen Humor auch gedrückte Gemüter aufrichten. P. L. M.

Die ewige Tragikomödie. Von Walter von Molo. Langens Markbücher Band 17. (München. Albert Langen.)

In der Hauptsache sind es Momentaufnahmen aus dem Liebesleben: kleine, scharf eingestellte Photographien aus der ewigen Tragikomödie der Liebe! Mit spitzer Feder hingeworfen und mit feinem Geschmack koloriert. Walter von Molo, der geniale Nachdichter von Schillers Leben zeigt sich hier von einer neuen Seite. Die Skizzen entstanden im Laufe der Jahre und wurden zu einem Ganzen zusammengebunden. Und der Verfasser fühlt seinem Wesen nach am stärksten die pessimistische Note in der Tragikomödie, in der wir von Zeit zu Zeit alle ohne Ausnahme mitmimen müssen. Hensgen.

Ähren und andere Gedichte von Désirée Ruprich. (Graz, „Styria", 1917.)

Man hat jetzt für Gedichte nicht viel übrig, aber manchmal fordert doch, wie hier, das Bändchen einer Anfängerin die Aufmerksamkeit heraus. Sie ist ein lyrisches Talent. Vielleicht mehr.

Postkarten des „Heimgarten"

WortHelden des Hinterlandes. Als im deutschen Reichstag Sozialdemokratie und Zentrum plötzlich zu glauben anfingen, nur Bethmann Hollweg stehe einer völligen Demokratisierung des öffentlichen Lebens im Wege, und er seine Entlassung nahm, rühmte sich einerseits der rote Scheidemann, anderseits der schwarze Erzberger, er — er allein! — hätte den reaktionären Kanzler gestürzt. Da es sich bald herausstellte, daß mit dem Sturz des „Reaktionärs" noch wenig gewonnen war, erklärte Scheidemann: „Der Erzberger hat den Bethmann beseitigt!" und Erzberger versicherte: „Der Scheidemann hat ihn gestürzt!" Seitdem nun Dr. Michaelis am Ruder ist und keine rechte Lust zeigt, demokratisch zu regieren, sind Scheidemann und Erzberger auf einmal ganz einig und klagen: „Die bösen Alldeutschen erschlugen unseren lieben Bethmann!" So zu lesen in den roten und schwarzen Parteiblättern.

Präsident Kerenski. Als „neuer Mann" brauchte er von den Hindenburgschlägen, welche das zaristische Rußland einsteckte, nichts zu wissen, und nachdem er genügend lange seine Friedensliebe beteuert hatte, schickte er sein „revolutionäres Heer" gegen uns. Aber Hindenburg und Arz verstanden keinen Spaß, nahmen die Sache verteufelt ernst und jagten drei russische Armeen über die Grenze. Da klagte Kerenski in einem rührenden Manifest, ein „neues und schweres Unglück" sei über sein liebes Vaterland hereingebrochen. Erinnert er nicht täuschend an jenen Landstreicher, der, zweimal nacheinander beim Schweinestehlen erwischt, gedrückt meinte: „Ich hab halt kein Glück . . ."?

An einen politischen Jüngling in Wien. Wie Wilson als eins seiner seltsamen Ziele die „Demokratisierung" der Mittelmächte aufstellte, jubelten gewisse Leute bei uns, die am Weltbrand gern ihre Wassersuppe kochen möchten, und verlangten gebieterisch eine „Parlamentarisierung der Regierung". Im Reich draußen blieb man dafür ziemlich taub — wahrscheinlich übertönte der Lärm der Geschütze das innerpolitische Gewimmer —, aber bei uns in Österreich stellte der Kaiser eine Autonomie der Nationen und eine Parlamentarisierung zur Durchführung des Grundsatzes in Aussicht. Und siehe da, wie der Herr Ministerpräsident an die Parteien mit dem Vorschlag herantrat, auf dieser Grundlage ein parlamentarisches Kabinett zu bilden,

Bücher

Das schlesische Fräulein. Roman von Juliane Karwath. (Berlin. Egon Fleischel u. Co.)

Die Lebensschicksale der Benigna von Logisch werden hier mit ebenso viel künstlerischem Geschick wie mit Häufung von Unerquicklichkeiten geschildert. Es mag schon sein, daß der Roman alten Familienpapieren nachgeschrieben wurde, aber so wie er ist, drückt er doch stark auf die Stimmung der Leser. Zu zahlreiche gute und im Grunde vornehme Menschen gehen an Verhältnissen zugrunde, an denen sie nur bedingt schuldig sind. Gar häufig fehlt echte Tragik und wird ersetzt durch eine unselige Verkettung von Umständen. Es wäre jedoch ungerecht, das Buch deshalb zu verwerfen, es vermag zu fesseln und bietet schließlich wenigstens einen nicht gar zu trübseligen Ausblick auf die Zukunft — die freilich erst jenseits der letzten Seite beginnt. Die Begeisterung in den Freiheitskämpfen gegen den ersten Napoleon, der Rückschlag danach und die einzelnen Charaktere sind meisterhaft gezeichnet, so daß man nur bedauert, der Fabel nicht mehr angenehmen Geschmack abgewinnen zu können. Hoffentlich verbindet Juliane Karwath ihr großes Können im nächsten Werk mit einem freundlicheren Stoff. V. E. S.

Balzereit. Roman von Carl Bulcke. (Wien und Berlin. Ullstein u. Co.)

Ein ganz eigenartiger Roman mit glänzenden Charakteristiken. Georg Balzereit ist ein schwerblütiger Ostpreuße und geht mit tappenden Schritten durchs Leben. München, das leichtlebige München, reißt auch ihn mit, aber es gelingt ihm nicht, dem Leben dort all das abzugewinnen, was es Geschickteren gern und mühelos darbietet. Dann atmet er Berliner Luft, hernach kommt er ins schläfrige und im Grunde doch so behagliche Büschleben, um nach kurzer Amtstätigkeit im Rheinland gegen Frankreich zu marschieren. Der Übergang vom Frieden zum Krieg ist recht wohl gelungen und hat nichts Gezwungenes an sich. Das Buch hat manche düstere Stelle, aber der Abschluß auch der Ehe mit Helene von Sacken versöhnt — soweit dies bei der Tragik der Geschehnisse möglich ist. Zweifellos die gelungenste und interessanteste Figur ist Gertrud von Grünheide, ein mit Kunst erfülltes Mädl, dem der Balzereit nicht mehr gilt als ein Spielzeug in müßigen Stunden. Das wird ihm zum Schicksal. Nur eine einzige kleine Szene möchte man aus dem umfangreichen Roman tilgen — die Wahrsagerei einer Zigeunerin, ausgerechnet in Hamburg! Zigeunerinnen, die dem Leser ungefähr das Ende verraten, sind Requisiten der Literatur vor anno 1860! Aber um des vielen Guten willen, das der „Balzereit" ansonsten enthält, sei dem Verfasser die schwächliche Manieriertheit vergeben, gehört das Buch im übrigen doch zu den wenigen Zählern unter den Nieten des gegenwärtigen „Büchermarktes". V. E. S.

Der Gefangene von Belle-Jeannette. Roman von Nanny Lambrecht. (Berlin. August Scherl.)

Die Verfasserin zeigt uns das Leben mit all seinen Höhen und Tiefen auf beiden Seiten der Front, bei den kämpfenden Deutschen und den anstürmenden Franzosen, und führt uns damit in zwei Welten voll schroffster Gegensätzlichkeiten. Der rheinische Landsturmmann Schmetter gerät bei einem Vorstoß leicht verwundet in die Hände der Feinde, wird von der Geliebten des französischen Obersten, deren Schlößchen als Stabsquartier und Ambulanz dient, zur Pflege eingefordert und lernt nun das Leben dort kennen. Aus dem betäubenden Wirrwarr menschlicher Leidenschaften und dem Grauen der fürchterlichen Kämpfe leuchtet klar und herrlich schön, wie ein ruhiges sicheres Licht, die Liebe zu allem auf, was deutsch ist, der unbezwingbare Glaube an den Sieg deutschen Wesens. V.

Das Haus zum Monde. Roman von Ina Seidel. (Berlin. W. Egon Fleischel u. Co.)

In diesem Buche wird der Vorwurf der Seelenwanderung künstlerisch behandelt. Eine Frau stirbt, die im Leben zu kurz gekommen ist. Sie nimmt sich vor, in dem zukünftigen Kind ihres Mannes und einer von ihr geliebten Freundin, die dieser Mann denn auch nach ihrem Tode heiratet, wiedergeboren zu werden. — Der Roman bewegt sich in der mit inniger Liebe ausgearbeiteten Entwicklungsgeschichte von vier sehr verschiedenen Kindern, er steht auf durchaus realem Boden und hat als Hintergrund den traurigen Verlauf der Ehe eines überfeinerten Ästheten mit einer durch und durch gesunden erdgebundenen Frau. Dem Mann werden Kunstliebe und Sammeltrieb zur Manie und führen ihn zum freiwilligen Tod. Das jüngste der Kinder, ein Knabe, ist es, in das, dem Vermächtnis nach, die Seele der toten Elsabe übergegangen ist, und in seiner Entwicklung gibt es genug, was sich ebensogut



2. Heft November 1917 42. Jahrg.

Die tanzende Bärin.

Roman von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Klemens war der einzige, der die Sehnsüchte der nach dem fremden Europa verschlagenen Häuptlingstochter der Sioux ahnte und, sowie er ihr Weh und ihr Heimweh mitfühlte, suchte er sie oft in der Villa der Kaiserstraße auf, trank den Tee mit ihr und bemühte sich, sie zu erheitern. Er meinte es gut, wenn er ihr das Wesen der Leute, zu denen sie nun gehörte, erklärte. So zeichnete er kleine, nicht sehr schonungsvolle Charakterbilder aller Anverwandten beiderlei Geschlechtes, aber es war seiner spöttischen Natur unmöglich, dies in ernster und sachlicher Weise zu tun; er malte die Bilder am liebsten mit übergrellen Farben, unterstrich Eigenheiten und übertrieb Absonderliches. Während ihm eine Zigarette aus dem Mundwinkel baumelte, plauderte er: „Schöne Schwägerin, wir sind — w i r und niemand anderer, das heißt, wir sind die nobelsten und vornehmsten Geschöpfe unter der Sonne, denen niemand das Wasser reichen kann. Nicht nur untereinander, sondern auch mit dem lieben Gott, der ein freundlicher alter Herr mit einem langen weißen Bart ist, stehen wir auf dem Duzfuß und können uns kaum vorstellen, daß jenseits der Berge und Gewässer auch noch Menschen wohnen. Man behauptet es zwar allgemein, aber wir glauben es nicht gern. Wir haben sonst zu viel zu glauben und auch die Glaubenskraft der Gläubigsten ist schließlich beschränkt. Jenseits der Berge hausen bestenfalls zweibeinige Wesen, die

sagten alle Parteien mit Ausnahme des deutschen Nationalverbandes „nein". Nur die „rückschrittlichen Deutschen" stimmten dem Gedanken zu. . . . Derweilen ist er übrigens begraben.

Hermann B., Salzburg. Wir haben Ihr Wort vom „österreichischen Wunder" ganz richtig verstanden — es ist wirklich ein Wunder, daß der Österreicher während, in und aus dem Krieg so gar nichts lernte!

Minister a. D. X. Y. Sie sollen die Äußerung getan haben, das Parlament sei sein Geld wert. Deshalb wurden Sie heftig befehdet. Mit Unrecht. Das Parlament kommt uns doch teuer genug zu stehen.

Unzufriedener. Was ist Ihnen lieber, eine Demokratie, die einen Unsinn nach dem andern macht, oder ein Absolutismus, der zu Nutz und Frommen der Gesamtheit arbeitet? Wir hören Ihre zweifelnde Antwort: „Ja, eine unsinnige Demokratie ist leicht zu finden . . ."

„Überzeugter Demokrat." Was an Tisza „dran" sei, fragen Sie? Nur, nichts weiter: er ist nur eine Persönlichkeit. Augenblicklich erfreut er sich allgemeiner Abneigung. Fiel Ihnen übrigens auf, wie oft Bismarck gerade heute von jenen zitiert wird, die ihn bei Lebzeiten aufs schärfste bekämpften? Lesen Sie doch die „große" Wiener Presse!

10. Verzeichnis der Bausteine für das Lehrer-Erholungsheim.

Nr.			K
491	Bausteine bereits ausgewiesen	K	98.200
492.	Lehrk. d. Knabenvolksschule Wien, 12. Bezirk, Singrienerstr. 19	„	200
493.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule Wien, 11. Bezirk, Pachmayergasse 6	„	200
494.	Spar- und Vorschußkasse für Handel und Gewerbe in Bozen, gesammnlt durch Ortsgruppe „Südtirol" . . .	„	200
495.	Stadtgemeinde Bozen, gesammelt durch Ortsgruppe „Südtirol"	„	200
496.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule Wien, 12. Bezirk, Kobingerstraße 5	„	200
497.	Lehrk. d. Knabenvolksschule Wien, 16. Bezirk, Grubergasse 6	„	200
498.	Lehrk. d. Knaben- und Mädchenvolksschule Wien, 13. Bezirk, Linzer Straße 419	„	200
499.	Viktor Silberers Verwaltung, Wien, 1. Bezirk, St. Annahof	„	200
500.—549.	Bundesleitung der Österr. Gesellschaft vom Roten Kreuze .	„	10.000
550.	Lehrerklub Marchegg	„	200
551.	Lehrerschaft des Bezirkes Weiz, Steiermark	„	200
552.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 5. Bezirk, Grüngasse 14	„	200
553.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule, Wien, 5. Bezirk, Bräuhausg.	„	200
554.	Lehrk. d. Knabenvolksschule, Wien, 5. Bezirk, Einsiedlerg. 1	„	200
555.	Lehrk. d. Knaben- und Mädchenvolksschule, Wien, 1. Bezirk, Bartensteingasse 7	„	200
556.	Lehrk. d. Knabenvolksschule Wien, 18. Bezirk, Leitermayergasse 45	„	200
557.—656.	Gemeinde Deutschlandsberg, Baugrund	„	20.000
656	Bausteine	Summe . K	131.200

Als Bausteine gezeichnet . . . . . . K 131.200·— = 656 Bausteine
für Sammelbausteine „ . . . . „ 10.515·— = 52 „

Summe . K 141.715·— = 708 Bausteine

Für den Alpenheim-Ausschuß des Deutsch-österr. Lehrerbundes:

Emil Bayer, Zahlmeister.

Wien, XIX., Heiligenstädter Straße 3, Postscheckkonto Nr. 80.089.

(Geschlossen am 20. September 1917.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: Hans Flecker. — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

„Nein, Papa.“

„Gesagt, tatsächlich gesagt hat er es dir?“ Klemens bekam einen strengen Zug im Gesicht, wie seine Mutter, wenn sie die Köchin auf einer Unwahrheit ertappte; sogar der Faustina auf dem verruchten Gemälde des Italieners sah er einen Augenblick ähnlich. „Das finde ich sehr, sehr sonderbar von Papa und sehr wenig gentlemanlike.“

„Lieber Klemens, du tust ihm unrecht, er deutete es mir ja nur an. Nicht wahr, er nennt mich doch die Schwarze? Und gestern meinte er lachend, ich gefiele ihm ganz gut und hätte nur *einen* Fehler — meine rote Haut!“

„Das ist mein alter Herr, wie er leibt und lebt. Ihm ist das Fell die Hauptsache, wie Mama die Seele. Mir ist mit Verlaub beides herzlich wurscht — wurscht bedeutet nämlich so viel wie egal oder gleichgültig. Aber ich schlug ja aus der Schärpfenbergischen Art und nenne mich den „Fäustling“, der leider nicht von Eisen ist.“ Und er erklärte ihr das Wortspiel, so gut er konnte — in manchem gleiche er der Ahnin Faustina und daher bezeichne er sich als Fäustling, was aber nicht eine kleine Faust bedeute, sondern einen wollenen Handschuh. „Jede Familie hat ihr schwarzes Schaf, das sie lieber nicht haben möchte, und das unserige ist Faustina von Eysn die letzte ihres Stammes, über welche die Familienchronik möglichst verschämt und möglichst behutsam hinweggleitet. Sie legte in ihrem Ehekontrakt mit Jörg fest, ihr Name müßte dem Schärpfenbergischen für alle Zeiten angehängt werden. Aber aus dem Zusatze wurde im Laufe der Jahrhunderte und möglicherweise nicht unabsichtlich unter Mithilfe gefälliger Heraldiker die ‚Faust von Eysn‘. Papa wird innerlich nie über die braune Zigeunerin hinwegkommen, die seiner Meinung nach die Rasse verdarb. Ursprünglich glaubte er, unser lichtes Blut hätte den dunklen Einschlag schon überwunden, aber dann marschierte ich mit meiner unerwünschten Brünettheit an. Deshalb gab es bei meiner Geburt beinahe einen Familienskandal, wie mir Tante Karoline erzählte. Stell' dir das nur genau vor — ein ersehntes Baby rückt an und hätte die Pflicht, von oben bis unten strohgelb zu sein, und statt dessen wächst auf seinem Köpfchen ein dichtes, schwarzes Vlies. Schließlich mußte man sich dreinfinden und tat's mit bedauerlichem Achselwerfen . . . Und siehst du, da ich nicht so viel wert bin wie zum Beispiel Karlfranz, so wäre es kein so schandbares Unglück gewesen, hätte ich dich geheiratet, denn ich bin die Nebenlinie. Beim Majoratsherrn liegt die Sache anders.“

„Demnach bin ich euer Unglück?“ forschte Frau Maria und umklammerte ihre hochgezogenen Knie mit beiden Armen.

„Unglück? Ein großes Wort. Und mich darfst du nie ganz wörtlich nehmen.“ Aber es gelang ihm nicht, seine voreilige Bemerkung abzuschwächen.

der liebe Gott nach unserem Ebenbilde schuf und dabei daneben griff, denn sie sind ziemlich mißraten. Trotzdem sind wir mit unseren Vorurteilen weder ausnehmend böse, noch ausnehmend dumme Menschen, nur ein bißchen arg hochmütig und von uns eingenommen, selbstherrlich und beschränkt. Vor allem die Familie Schärpfenberg, genannt die Faust von Eysn, die in Österreich gerade so gut regieren könnte wie die Habsburger, da wir — unter uns gesagt — mindestens so edel sind wie die Habsburger, die nur ein wenig mehr Glück hatten. Sie sind Kaisers und wir sind Markgrafen Davon sind Papa und Mama fest überzeugt, wenn sie es auch nicht offen aussprechen, und an dieser Überzeugung soll niemand rütteln, der es sich mit uns nicht verschütten will. Von solchen Schrullen abgesehen, sind wir ganz angängige Leute. Und auch dein Karlfranz ist nicht anders, nur daß er auf Grund eigener Erfahrungen weiß, daß es ultra montes auch noch Menschen gibt — aber ich fürchte, er hat Neigung, bei passender Gelegenheit wieder in den verschlafenen Urzustand der echten Schärpfenberger zurückzufallen. Nimm dich also seiner an, Mary, und erzieh' ihn dir — so lange es noch Zeit ist! Am besten wäre es freilich gewesen, ihr hättet euch erst einige Jahre fern von hier und fern von uns herumgetrieben."

Das feine Köpfchen in die Hand gestützt, lauschte Frau Maria dankbar ihrem Schwager; freilich verstand sie manches von dem, was er sagte, nicht und er mußte es ein zweitesmal mit anderen Worten wiederholen.

Unbedacht fragte Klemens einmal geradeheraus: „Sag', schöne Schwägerin, warum hast du eigentlich Karlfranz geheiratet? Es gibt doch sicherlich noch andere Männer bei euch."

Sie antwortete schlicht: „Weil ich ihn gern hatte."

Darauf pfiff er in der unsoliden Kutschermanier seines Vaters durch die Zähne. „Das wäre für mich kein Grund zu heiraten. Das wär' denn aber doch auch zu ungeschickt, wollte man jeden gleich heiraten, den man gern hat! Das ist wenigstens meine Meinung. Unter uns gesagt, ich hab' nämlich eine heilige Scheu vor allen Liebesheiraten; die fallen in der Regel schief aus . . ." Aber er fand nicht die richtigen Worte, um verstanden zu werden. „Vielleicht wirst du das später einmal begreifen, Mary — Erfahrungen müssen immer von jedem selbst gemacht werden und klug wird einer nicht durch Ratschläge, sondern durch die Hiebe, die ihm das Leben verabreicht. Weißt du, vielleicht sollte ich es nicht sagen, aber wahrscheinlich fühltest du es schon selbst — Papa ist mit eurer Ehe nicht einverstanden."

Frau Maria nickte und lächelte; sie lächelte nur selten und auch diesmal recht dünn: „O, er hat es mir ja gesagt!"

„Wer? Karlfranz?"

richtsanstalten, ließ sie Ackerbau, Viehzucht und Handwerke lehren und bewirtschaftete die weiten Stammesgebiete, die unserer Familie gehören, nach modernen Grundsätzen. Er beutete die reichen, aber verwahrlosten Bergwerke rationell aus und führte den Maschinenbetrieb ein. Wir sind dabei sehr, sehr reich geworden, Klemens, selbst für amerikanische Maßstäbe ... Der Präsident in Washington hätte es gern gesehen, daß Pa eine Dame der weißen Gesellschaft heiratete, aber das wollte Pa nicht, da blieb er eigensinnig und nahm ein rotes Mädchen. Charlie wurde ein Mitglied der oberen Zehntausend — und ich fürchte, er schämte sich manchmal, kein echter Anglo-Amerikaner zu sein, und hat die Sprache unserer Väter ganz vergessen. Schon jetzt leitet er die meisten Unternehmungen, die Pa begründete, und geht daran, einen Kupfertrust zustande zu bringen. Bald wird er in den Kongreß kandidieren."

Klemens wollte wissen, wie ihr Leben bisher verlief.

„O, ich glaube, ihr alle habt eine falsche Vorstellung davon! Bei mir erkundigt sich ja niemand danach, wahrscheinlich aus Scheu vor peinlichen Überraschungen. Wäre nicht meine Amme eine Indianerin gewesen, meine Jugend hätte sich von der junger Weißer in der Union kaum unterschieden. Bis zu meinem zehnten Jahr wuchs ich im Stadtpalais der Fifth Avenue auf und wurde von einem englischen Lehrer, einer französischen und einer deutschen Gouvernante erzogen. Hernach kam ich ins erste Pensionat Neuyorks, wo die Töchter der vornehmsten Familien meine Kameradinnen waren — und niemand machte einen Unterschied zwischen ihnen und mir. Die eigentlichen Herren des Landes sind ja doch eigentlich wir und die Weißen sind unsere Gäste — die Schwarzen unsere Sklaven."

Klemens meinte, sie blicke auf die Nigger gerade so herab wie der Markgraf auf alles Brünette.

Sie gab das zu: „Der Nigger ist häßlich, der Nigger ist ein Tier. Ich würde nie, nie einem Nigger die Hand geben ..." Frau Maria sagte das mit unduldsamer Bestimmtheit und machte dazu so hochmütige Augen wie Mama Mathilde, wenn sie von ihren kleinen Sünden losgesprochen aus dem Beichtstuhl kam, überzeugt, dem lieben Gott mit ihrer Buße einen großen Gefallen erwiesen zu haben. Nach und nach rückte sie auch mit anderen Bildern heraus — mit einer Aufnahme Pa's in voller Häuptlingsherrlichkeit, in der er allerdings einem unverfälschten Wilden glich — und Klemens ungeheuerlicherweise an den eigenen Vater erinnerte, wenn der bei einem Karnevalsfest im Palais der Schackstraße in jener Rüstung erschien, die sein Ururahn bei der Belehnung durch den Babenberger Leopold getragen hatte ... Stolz wies Frau Maria auf ein kleines Bildchen, das ihr Familienpalais in Neuyork darstellte; dann legte sie die Photographie eines prunkvollen Landhauses am East-River und einige Abbildungen von Fabriken und Bergwerken, die Pa gehörten,

„Laß nur“, wehrte sie seine Versuche ab, „ihr fürchtet euch eben vor einem rothäutigen Erben.“

„In Gottesnamen ja“, gab er losplatzend zu. „Und ich rat' dir, dich an Pater Habakuk zu halten, damit er Mama jeden Tag versichere, der liebe Gott sei farbenblind und außerstande, weiße, gelbe und rote Felle zu unterscheiden — vorausgesetzt, daß sie mit Taufwasser appretiert sind.“

Eine eigenartige Freundschaft, die sich aber in keiner schreibbaren Sprache äußerte, verband Klemens mit Muko-son. Als der alten Amme ihre aus der heiligen blauen Heimatserde geschnittene Tonpfeife zerbrach, aus der sie in versteckten Gartenecken zu rauchen pflegte, brachte er ihr eine neue, in die der kunstvolle Schädel eines Elentieres geprägt war, und versorgte sie außerdem regelmäßig mit Tabak, dem schärfsten Tabak, den er nur auftreiben konnte. Muko-son vermengte den bitteren Knaster überdies mit den beizendsten Kräutern, die sie selbst im Walde sammelte, und verqualmte die fürchterliche Mischung entweder in der schönen neuen Pfeife oder zerkaute sie schmatzend zwischen ihren schwarzen Stummelzähnen. Zu ihrer Herrin Tala-wi aber sagte sie anerkennend: „Er ist besser als Koko-lo“, wofür sie böse zurechtgewiesen wurde.

„Das will ich nie mehr hören, schlimme Muko-son!“ Die Häuptlingstochter gestattete ihrer Untertanin keine Kritik Karlfranzens.

Die herzliche Offenherzigkeit des Schwagers vergalt sie nicht mit gleichem Vertrauen, blieb auch ihm gegenüber verschlossen und sagte nichts von ihren Wünschen, Sorgen und Bekümmernissen. Nur ganz allmählich brachte er sie zum Reden, indem er hie und da unaufdringlich fragte, nicht so sehr aus Neugier, obwohl ihm Frau Marias Innenleben interessierte, sondern weil er glaubte, ihr selbst müßte eine Aussprache wohltun. Da zeigte sie ihm einmal die Bilder Pa's und Charlies. Pa sah wenigstens auf der Photographie wie ein distinguierter Amerikaner aus, mit einem scharfen Profil, kleinen, lebhaften Augen und einem — Monokel, das über der weißen Frackhemdbrust baumelte. Und Charlie glich erst vollends einem Gentleman, zumal das Bild — vielleicht durch eine Gelbscheibe aufgenommen — die braune Hautfarbe kaum andeutete; auch seine starken Backenknochen störten nicht wesentlich.

Dazu gab Frau Maria Erklärungen: „Pa lebte als Knabe noch mitten unter unserem Stamme, bis er auf Betreiben eines Senators, der den Sioux wohlwollte, nach San Francisco in die reformierte Schule kam, um nachher in Washington unter Aufsicht des Präsidenten den letzten Schliff zu erhalten. Da lernte er das Leben und das Wesen der Weißen kennen und faßte den Plan, seine Indianer zu kultivieren. Er sagte sich, die müßten entweder samt und sonders zugrunde gehen oder sich der amerikanischen Kultur anpassen. Er gründete ihnen Unter-

Da empfand Klemens, wie fremd ihm die Schwägerin war, ihm und allen, und er begriff beinahe die Abneigung seines Vaters gegen die ungleiche Ehe; aber er wußte auch, daß sie sich nicht glücklich fühlte. Nach solchen Vernachlässigungen blieb er tagelang und sogar Wochen der Villa fern.

Als er einmal nach einer langen Pause zum erstenmal wiederkam, begrüßte sie ihn besonders herzlich: „Heute ist Pa's Geburtstag!“ Und als ob dieser Festtag eine übergroße Bedeutung für sie hätte, erzählte sie eifrig von ihm — welches Ansehen er genösse, beim Präsidenten und allenthalben, wie er allen wichtigen Beratungen beigezogen würde, welche die Angelegenheiten der Indianer betrafen, wie mächtig er sei durch seine Abkunft, seinen Riesenbesitz und seinen Reichtum, so daß seine Stimme schon mehr als einmal den Ausschlag gab gegen die Ansichten hoher Beamter, Militärs und spekulativer Geschäftspolitiker, die danach strebten, den Roten auch den Rest der Ländereien, der ihnen noch geblieben, zu nehmen. „Und gütig ist Pa und großmütig und stark — denk' dir nur, mit einer Hand verbiegt er Hufeisen . . . Ich habe ihm zum Geburtstag einen langen, langen Brief geschrieben und genau ausgerechnet, daß er ihn heute erhält. Hoffentlich trifft der Postdampfer pünktlich in Neuyork ein. Für alle Fälle depeschierte ich auch noch heute morgen.“ Das Telegramm war ein ganzer Brief und kostet über zweihundert Kronen. Plötzlich sprang Frau Maria auf: „Komm', Klemens, ich zeige dir etwas!“ Und Muko-son mußte Kästchen und Schatullen herbeischleppen und einen ganzen Schrank ausräumen; sie wollte sich an ihren Schätzen freuen und Klemens sollte daran teilhaben. Vor ihm breitete sie ihre wohlbehüteten Geheimnisse aus. Karlfranz interessierte sich dafür wenig. Der Schwager aber staunte gewaltig. Da waren ja Reichtümer gesammelt und aufgestapelt! Die Armreife und Spangen und Schmuckstücke, die saftigroten Mokassins und das Halsband mit den Zähnen des grauen Bären — Museumsstücke, falls derartiges überhaupt in einem europäischen Museum zu finden war. Sie spielte mit den Dingen, streichelte mit ihren kleinen braunen Händen kosend darüber hin, wand sie geschäftig um ihre schlanken Gelenke, schlang sie um ihren dunklen Hals und lachte dazu girrend mit einem wunderlichen Glanz in den samtweichen Augen. Dann breitete sie vor ihm gestickte Decken und ganze Kostüme aus und Schals und Bänder, immer seltsamere und seltsamere Stücke, die sie von Ahn und Urahn erbte. Endlich zeigte sie einen merkwürdigen Gürtel, den ihr die Siouxfrauen zur Hochzeit geschenkt hatten — einen exotischen Gürtel aus zähem Bast und eingeschlungenen Stoffstreifen, von denen sie behauptete, Kolumbus selbst habe sie nach Amerika gebracht. Den fahlgelben Bast besetzten Edelsteine von ungewöhnlicher Größe und Farbe, aber minderwertig und unbeholfen geschliffen, auch ungeschliffen als natürliche Kristalle, ohne Geschmack aneinandergereiht.

vor. Am meisten aber fesselte Klemens ein Aquarell, das alte Königsschloß der Sioux auf einer Insel inmitten eines malerischen Sees darstellend. Äußerlich glich es einem zyklopischen Aztekenbau aus längstvergangenen Zeiten, aber innerlich war es das Heim eines unerhört prunkliebenden Grandseigneurs geworden, mit dem üppigsten Luxus englischer Zivilisation. „Pa ist immer noch der oberste Häuptling aller Siouxstämme, doch das bedeutet nicht mehr viel, denn die Sioux wurden Bauern, Handwerker und Fabriksarbeiter, für die nur mehr die Gesetze der Union gelten. Nur noch zu den großen religiösen Festen kommen jene zusammen, die ihre Abkunft nicht vergaßen und nicht vergessen wollen. Alle Jahre werden es weniger. Da tragen sie die alten Trachten und pflegen die alten Sitten und für wenige Tage ersteht die alte kriegerische Herrlichkeit bei Kriegsspielen und seltsamen Opferhandlungen."

„Bei uns heißt so 'was Familientag", nickte Klemens. „Da spielen wir uns auch als unverfälschte Ritter auf, wenigstens geistig."

„Pa fehlt nie bei den Stammesfesten, aber Charlie weicht ihnen aus. Ich sehnte mich stets danach, teilnehmen zu dürfen, doch Pa erlaubte es mir nur selten und meinte, es vertrüge sich nicht mit meiner Stellung als Lady. Aber manchmal bat ich so inständig oder wünschte mir nichts anderes zum Geburtstag, bis Pa nachgab und es erlaubte. Ich glaube auch, die Leute im Territorium haben mich ganz gern . . . Weißt du, da kam ich mir wie eine kleine Königin vor und die Sioux, die oft weder lesen noch schreiben können und von allen betrogen werden, fragten mich um Rat oder baten um Hilfe." Ihre samtweichen Augen schauten in unermeßliche Ferne und wurden noch dünkler als gewöhnlich.

„Und konntest du ihnen helfen?"

„Ich nicht, aber ich lag Pa so lang in den Ohren bis er ungeduldig und wütend wurde — und meinen Willen tat. Ich möchte am liebsten immer, immer am See wohnen, da bin ich zu Hause, da gehöre ich hin . . ."

Freilich waren Frau Marias mitteilsame Stimmungen selten und manchmal benahm sie sich Klemens gegenüber schier feindlich, so daß er sich in der Kaiserstraßenvilla höchst überflüssig fühlte, in einem Klubsessel lümmelte und eine Zigarette nach der anderen zerkaute, denn dann kümmerte sich die Schwägerin fast gar nicht um ihn, sondern saß am Fenster in einem blutroten Schlafrock, dessen Farbe aufreizte, aber mit dem seltsam bronzebraunen Teint harmonierte, und starrte hinaus. Manchmal meinte er, sie wähle mit Absicht solche schreiende Kleider, die ihren brauen Teint herausstrichen. Sowie Frau Maria schlechter Laune war, redete sie unbekümmert um seine Anwesenheit ausschließend mit Muto-fon in einer fremden Sprache, die er nicht verstand. Die alte Indianerin schlich dann heran und kauerte sich zu Füßen der Häuptlingstochter wie ein treuer Hund, der seiner Herrin dient und nur dient.

„Ja, und warum?"

„Er ist doch auf Karl Franz Wolf Friedrich getauft . . . Und Wolf ließ sich so leicht übersetzen . . ." Sie schämte sich ein wenig des Geständnisses.

Klemens haschte gerührt nach ihrer Hand, die er küßte: „Du bist ein lieber Kerl, Maria!"

Seltsam unergründlich blickte sie ihn an und berichtete dann, alle ihre Familienangehörigen hätten neben dem staatlichen Namen und den Vornamen auch noch andere, angestammte. „Pa ist ‚Talo-long' — der ‚Große Bär' und Charlie heißt ‚Talo-lavino' — die ‚Bärentatze'." Wie man aber sie selbst in der Siouxsprache nannte, wollte sie um keinen Preis verraten, und Klemens mußte bitten und betteln. Flüsternd nur gab sie Aufschluß: „Meine säugende Hirschkuh ‚Muko-son' hat es erfunden, als ich die ersten Schritte machte . . . Ich bin ‚Tala-wi' . . . die ‚Tanzende Bärin'."

„O Tala-wi, du tanzende Bärin!" Klemens wandelte eine unbändige Lust an, sie an beiden Händen zu fassen und im Kreis zu schwenken; er tat es nicht, tat es nicht aus einem unbestimmten Gefühl heraus, über das er sich keine Rechenschaft geben konnte.

„Du sollst es aber niemandem weitersagen", drängte die tanzende Bärin. „Das ist nur für dich; Karlfranz würde böse sein, wüßte er, daß ich dich einweihte. Er mag so etwas nicht. Manchmal verbietet er mir sogar, daß ich ihn Koko-lo nenne."

Klemens begriff den Bruder nicht; wozu hatte er denn Tala-wi geheiratet, wenn er keine Indianerin zur Frau haben wollte? Die Laja Lankowitz hätte ihn sicherlich nie Koko-lo gerufen!

Zum Abschied klopfte er der alten grinsenden Amme kräftig auf den Rücken: „Servus, Muko-son!"

*
* *

Frau Maria wurde in die Adelsgesellschaft der Stadt eingeführt und ihr Gatte wachte sorgsam darüber, daß sie sich dabei möglichst wenig durch Kleidung und Gebaren von den anderen unterschied. Sie hatte so ihren eigenen Geschmack, der im vorurteilsloseren Amerika kaum beachtet wurde, aber hier in der Enge Aufsehen erregen mußte, und fügte sich nicht gern den Vorschriften Karlfranzens. Vor jedem Diner und Souper mußte sie — „zur Inspizierung", wie er scherzend sagte — in sein Zimmer kommen und er gab seine Kritik ab wie ein strenger Oberst über sein Regiment. Bestenfalls gestattete er ihr, eine der seltenen Goldspangen anzustecken und selbst diese sah er nicht gern, seit Tante Karoline einmal gesagt hatte: „Zigeunerinnen auf den Jahrmärkten tragen auch solchen Tand, wenn sie wahrsagen . . ."

Klemens verglich das einfältige Kunstwerk mit altdeutschen Kleinodien, deren Verfertiger auch nur auf die Kostbarkeit des Materials schauten und darüber die Formengebung vernachlässigten.

Er sagte bewundernd: „Herrschaft, müßt ihr aber reich sein!"

Und lächelnd öffnete sie drei Säckchen und ließ ihn hineinblicken — sie enthielten Saphire, Smaragde und Rubine, ebenso schlecht verarbeitet wie die Steine des Gürtels, aber von überwältigender Karatzahl. In einem Lederbeutel befanden sich Goldkörner, manche so groß wie kleine Nüsse und in einem Leinensack glitzerten Goldstaub, aus dem Bett des East-River gewaschen. Darin wühlten ihre Hände spielerisch und als sie sie daraus hervorzog, schimmerte die Haut unter den Fingernägeln wie leuchtendes Sonnengold. „Ja, als Karlfranz auf der Fahrt durch Deutschland über die reifen Felder hinwies und meinte, es sei ein üppiges Land, da dachte ich an unsere Felsengebirge, wo Gold, Silber und Edelsteine wachsen . . ."

Doch das tiefste Entzücken des Schwagers erregte ein hellgrüner Käfer mit steifen, schillernden Flügeldecken, wie er dergleichen nie gesehen, noch davon gelesen hatte. Der Käfer war in seltsam rotes Gold gefaßt und hing zu einem Schmuckstück verarbeitet an einem dünngliederigen Kettlein. „Wie heißt der Käfer?" fragte er, nach dem Namen hungrig; der Zoologe erwachte in ihm.

„Havalun — der Käfer des Geheimnisses. Die Art ist ausgestorben, es ist ein letztes Exemplar, meinte Professor Jungsen von der Howard-University. Er befindet sich schon Jahrhunderte im Besitze unserer Familie. Pa ließ ihn fassen und gab ihn mir zum Abschied. Er soll Glück bringen . . ." Frau Maria wog ihn in der flachen Hand. „Vielleicht müßte man ihn immer bei sich tragen . . . Pa hat es mir nicht gesagt . . ." Unverwandt starrte sie auf Havalun.

Klemens bat sich ihn aus und betrachtete ihn mit wissenschaftlicher Neugier.

Als sie sein tiefes Interesse gewahrte, schien sie zu zögern, zu zaudern und mit dem Entschluß zu ringen, ihm den Käfer des Geheimnisses zu schenken, aber dann barg sie ihn doch wieder in der Kassette: „Ich darf ohne Pa's Erlaubnis darüber nicht verfügen."

Der Schwager erklärte ihr, er hätte ein so kostbares Geschenk auch niemals angenommen, doch bat er, über das seltene Exemplar eine Abhandlung schreiben zu dürfen. Gern stimmte sie zu und versprach, Pa gleich im nächsten Brief zu fragen, ob er vielleicht Näheres darüber wisse.

In dieser mitteilsamen Stunde, die durch Erinnerungen an die Heimat verklärt wurde, forschte er, ob der Name „Koko-lo", mit dem er Maria seinen Bruder hatte ansprechen hören, aus ihrer Muttersprache stamme.

Lange gab sie keine Antwort, schüttelte den Kopf und schwieg; aber endlich rückte sie heraus: „Koko-lo ist ein Siouxausdruck und heißt so viel wie der ‚gute Wolf'."

Zustimmung gegeben hatte, liebte er gar nicht; sie fiel allgemein auf und trug dazu bei, daß sich Maria um so langsamer in die neuen Verhältnisse schicken lernte. Stündlich gemahnte die Alte sie an eine Vergangenheit, die überwunden werden mußte.

„Also darf ich den schönen Gürtel nie tragen, Karlfranz?" beharrte sie auf der Frage, die er nicht beantwortet hatte.

„Das sagte ich doch nicht. Spar' ihn dir für eine passende Gelegenheit, etwa für ein Maskenfest im Karneval."

„Dann werde ich ihn nie tragen! Dafür ist er mir zu wert. Für eure Maskeraden sucht ihr das lächerlichste Zeug hervor und wollt darin etwas anderes vorstellen als ihr seid. Der Gürtel aber zeigt, was ich bin!"

Auf diese Einwendung ging er nicht ein: „Das Perlenhalsband, das ich dir zur Hochzeit schenkte, wäre heute angebracht."

Stumm drehte sie sich um, stumm ging sie zur Tür, aber ehe sie das Zimmer verließ, wandte sie sich doch noch einmal zurück: „Ich weiß schon, du hättest mich überhaupt nicht heiraten sollen — ich gehöre nicht zu euch und werde nie zu euch gehören. Das fühlst du und deshalb nörgelst du immer an mir. Glaubst du, ich merke es nicht, daß mich deine Familie für dein Unglück hält? O, das merke ich wohl. Und wenn ich schon eine Farbige bin, so soll ich wenigstens so tun, als wäre ich keine. Tante Karoline riet mir sogar, mich blaß zu schminken — pudern, sagte sie . . . Ich aber will nicht — ich will braun bleiben!" Frau Maria nahm zum Empfang beim Statthalter gar keinen Schmuck, weder den Gürtel der Siouxfrauen, noch Karlfranzens Halsband, und löste überdies ihre Brillantboutons aus den Ohren. Als bescheidene Rache steckte sie dafür einen buschigen weißen Reiher in ihr blauschimmerndes Haar und stellte vor dem Spiegel befriedigt fest, daß sie damit ganz „wild" aussah.

Auch das bemerkte Karlfranz, aber schwieg dazu.

Den ganzen Abend über war sie launisch, obwohl ihr alle Herren und Damen mit dem Statthalter an der Spitze Schmeicheleien sagten, doch fiel ihr auf, wie ängstlich sie es vermieden, irgendwie auf ihre Abkunft anzuspielen. Man behandelte sie als amerikanische Lady und wer es zuwegbrachte, sprach englisch. Das schmerzte und verbitterte sie, so daß sie recht unliebenswürdig antwortete. Nur bei Onkel Pfredy, dem heiligen Familiengeneral, erkundigte sie sich nach Klemens.

Der alte Soldat hatte sein Dutzend Orden angehängt und fühlte sich wieder einmal in seiner ganzen Würde. Die Frage tat er kurz ab, ein Wunder, daß er sie bei seiner Schwerhörigkeit überhaupt verstanden hatte: „Klemens gehört nicht hierher, er hat sich selbst durch seine unfruchtbare Beschäftigung und den Verkehr, den er pflegt, außerhalb unserer Kreise gestellt, denn wir wissen sehr gut, daß er nur aus

„Du bist durch deine Verheiratung mit mir eine Österreicherin geworden, Mary", pflegte Karlfranz sie zu belehren, „und darfst das Indianerhafte nicht betonen. Elegant sein bedeutet unauffällig sein. Alles Auffällige verstößt gegen die guten Sitten."

Zum Empfang beim Statthalter band sich Frau Maria den Gürtel der Siouxfrauen um, hoffend, Karlfranz, der etwas spät daran war, würde es nicht gleich sehen, aber er deutete sofort darauf hin: „Schatz, den wollen wir lieber daheim lassen."

„Warum?" fragte sie bitter, aber nestelte auch schon an der edelsteinbesetzten Schließe, da sie ihren Mann schon gut genug kannte, um zu wissen, daß er nie eine Anordnung widerrief. „Er ist doch so hübsch und die Prinzessin Solm trägt ein indisches Gehänge, das nicht halb so schön ist wie mein lieber Gürtel."

„Das ist ganz etwas anderes, und hast du länger unter uns gelebt, wirst du auch die Beweggründe, die mich leiten, verstehen und würdigen. Nicht wahr, du willst doch ganz die Unsrige werden — und erschwerst es dir und uns durch Exzentrizitäten. Man denkt dann gleich: ‚Ah, die junge Markgräfin markiert ihre Herkunft und will zeigen, daß sie anders ist als wir.' Glaub' mir, Mary, solche Nachreden wären nicht einmal die schlimmsten — es würden noch viel boshaftere Bemerkungen fallen und sicherlich fände sich eine tratschlustige Seele, die dir jedes Wort zutrüge; natürlich unter dem Deckmantel guter Freundschaft, in Wahrheit aber, um dich zu kränken."

Frau Maria dachte: „Tante Karoline!", aber sagte nur: „Also darf ich den Gürtel nie tragen, Koko-lo?."

Er wurde ungeduldig: „Bitte, nenn' mich Karlfranz, du verplapperst dich sonst einmal in Gesellschaft und das wäre doch peinlich, nicht wahr? — Ich würde dir raten, den Gürtel, der ohne Zweifel einen hohen ethnographischen Wert repräsentiert, was ich nicht zu beurteilen vermag, lieber in der Schatzkammer der Eisenburg zu hinterlegen. Da ist er gut aufgehoben und bleibt selbstverständlich dein Eigentum. Du kannst dich so oft du willst daran erfreuen."

„Das tue ich nicht, ich gebe ihn nicht aus der Hand!" Das klang herrisch und feindselig.

„Es ist auch nur ein unverbindlicher Rat, liebe Mary, den du befolgen kannst, aber nicht befolgen mußt. Ich fürchte nur, die Sachen, die dir so viel Spaß machen, sind bei dir nicht sicher verwahrt und könnten dir abhanden kommen, und vor diesem Schmerz möchte ich dich gern bewahren."

„Muko-son paßt auf."

„Wie du meinst." Karlfranz war verstimmt; die alte Indianerin, zu deren Mitnahme nach Europa er überhaupt nur widerwillig seine

Von den Herrlichkeiten, die er nur zum Teil kannte, und ihrer Anordnung war er entzückt. Frau Maria legte auf möglichste Buntheit Wert; die seidenen und samtenen Unterlagen in den Schränken waren in sattgrellen Farben gehalten und an den Wänden hingen altindianische Tücher und Schals und Gewebe mit seltenen Mustern, so daß man von der Tapete nicht viel sah. Den Mittelteppich des Fußbodens knüpfte die gute Muko-son, die breit und vergnügt inmitten der heimatlichen Pracht stand und grinste ... Ringsum waren ausgestopfte und präparierte Köpfe von Bären und anderem Getier drapiert, absonderliche Vögel aus dem amerikanischen Felsengebirge und Reptilienfunde aus Bergwerken. Und neben einer Ampel mit rauchigen Topasgläsern schwebte die — Mumie eines roten Babys ... Hellaut lachte Klemens auf, aber seine Lustigkeit hatte nichts Verletzendes: „Das ist ja das reine Mausoleum!"

„Ein Mauscholeum?"

Er zog übermütig einen Rotstift aus der Tasche und malte unter die Aufschrift „Schatzkammer" mit großen Buchstaben: „Tala-wis Mauscholeum".

Die tanzende Bärin staunte ihn an: „Was treibst du denn?"

„Ich taufe deine Sammlung auf Indianisch, meine rote Schwester, ich habe gesprochen, hug!"

„Du bist ein Gauner, mein weißer Bruder!" lachte sie; das Wort Gauner und etliche andere lehrte sie gleichfalls der Schwager.

Seit der Einweihung des Mauscholeums empfing Frau Maria Klemens regelmäßig im eigenartigen Gartenzimmer; sie selbst lag am liebsten auf einer bequemen Ottomane und er kauerte mit überquerten Beinen auf dem Teppich Muko-sons, schwörend, das gehöre zum Stil. Statt der ehrwürdigen Friedenspfeife, von der ein Exemplar neben den Säckchen mit den Edelsteinen und den Goldkörnern lag, rauchte er Zigaretten, versicherte aber, es sei ganz und gar gleichgültig, ob man Tabak aus Ton oder aus Papyrus qualme, es komme nur darauf an, den Rauch in die Lungen zu ziehen und durch die Nüstern wieder heraus zu lassen; er fühle sich in dieser wundervollen Umgebung ganz als Rothaut und konnte ohne Unterlaß Blödsinn reden: „Vielleicht ist meine Vorliebe für alles Indianische auf einen Irrtum unseres Storches zurückzuführen, weil er mich trotz meiner Brünettheit im Palais der Schackstraße ablieferte, statt mich zum East-River zu tragen. Sag' mal, Tala-wi, wurde nicht vor etwa vierundzwanzig Jahren — so alt bin ich nämlich — einer erschreckten Siouxfrau ein blondhaariges Bübel geboren? Das bin dann ohne alle Zweifel ich und der hier Sitzende ist ein irrtümlich in der Schackstraße abgegebener Indianerjunge. Man müßte uns von Rechts wegen austauschen!"

* * *

Bosheit und Widerspruch Zoologie studiert. Eine lächerliche, eines Aristokraten unwürdige Marotte. Soll ich dir Pater Habakuk schicken?"

Nein, den Pater Habakuk sollte er ihr nicht schicken.

Die Gesellschaft währte für Frau Maria endlos.

Auf der Heimfahrt sagte sie zu Karlfranz streitbereit: „Onkel Pfredy mit seinen Sternen, Kreuzen und Medaillen erinnert mich an unsere Sioux, wenn sie von einem Indianerschützenfest nach Hause ziehen; sie sind dann auch immer so komisch behängt. Du hast recht, dazu hätte mein schöner Gürtel wirklich nicht gepaßt. Solche Sterne wie Onkel Pfredy hat, gibt es tausend und tausend, man kann sie sich bei jedem Juwelier kaufen, wenn man Lust hat, aber mein Gürtel ist einzig!"

Da nahm Karlfranz mit selten gewordener Zärtlichkeit ihr Köpfchen zwischen seine beschuhten Hände und zog es an seine Brust: „Dummes — liebes Indianerdirndl, du!"

Sie huschelte sich in das knisternde Seidenfutter seines Fracks und schnurrte glücklich wie ein geherztes Kätzchen.

„Mein guter Koko-lo . . ."

*
* *

Nein, in die Schatzkammer der Eisenburg, die sie noch nicht einmal gesehen hatte, wollte sie ihre Schätze nicht tun; da waren sie begraben wie die Rüstungen und Helme und Schwerter und Panzerhemden, von denen der Markgraf gelegentlich hochachtungsvoll erzählte. Aber sie gründete sich eine eigene Schatzkammer in einem Hinterzimmer der Villa mit einem Ausblick in den Garten und auf den Grünwald. Tagelang räumte und kramte und hämmerte und heftete sie allein ohne fremde Hilfe, nur von Muko-son unterstützt. Während sie sonst auch die unbedeutendsten Kleinigkeiten aus Wien bestellte, aus Trotz gegen Onkel, Tanten, Vettern und Basen, die alle in der Stadt einkauften, besorgte sie jetzt die Glaskasten für ihre Kostbarkeiten beim nächstbesten Altwarenhändler und ordnete darin die Spangen und Reifen und Zierate — ordnete sie so lange um, bis sie damit zufrieden war. Der Hochzeitsehrengürtel bekam den feierlichsten Platz auf einem weißen Samtpolster.

Als die Schatzkammer fertig war und ihren Wünschen entsprach, lud sie Karlfranz zu einer Besichtigung ein.

Er betrachtete alles flüchtig, um schließlich kühl zu bemerken: „Ganz nett, in der Tat ganz nett aufgebaut, nur mit den Glaskasten hat man dich übers Ohr gehauen, die sind nicht Empire, sondern höchstens Biedermeier. Aber ein Heidengeld haben sie dich gekostet, nicht wahr?"

Eine besonders warme Begrüßung wurde Klemens zuteil. Schon an der Zimmertür außen las er schmunzelnd: „Schatzkammer".

richtige Mann für gute Ratschläge zu sein. Propheten, die Wein trinken und Wasser predigen, bekehrten noch niemanden."

„Leider, leider, lieber Ezechiel — um so mehr Grund, daß du mit deiner Schwiegertochter ein ernstes Wort sprichst und deine Autorität geltend machst. Sie ist eine Neubekehrte und hat deshalb doppelt Ursache, die Vorschriften genau zu erfüllen."

Den Markgrafen ärgerte die Zumutung, er sollte sich einmischen, zumal ihm alle Auseinandersetzungen in der Familie zuwider waren; deshalb kniff er ungeduldig die borstigen Brauen: „Erstens halte ich daran fest, daß Karlfranz und nur Karlfranz berufen ist, mit seiner Frau darüber zu reden, und zweitens — weißt du denn überhaupt, ob die Kopfschmerzen nicht nur vorgeschützt waren?"

„Das eben vermute und fürchte ich, lieber Ezechiel."

„Deine Schwiegertochter kann ja auch ernstlich schonungsbedürftig sein."

„Inwiefern?" Die hurtige Sticknadel feierte und die Markgräfin starrte verständnislos in das gutmütig-verschmitzte Gesicht ihres Mannes

Der genoß seinen Spott: „Es soll ja hie und da vorkommen, habe ich mir erzählen lassen, daß sich jungvermählte Frauen hie und da unpäßlich fühlen, ohne den wahren Grund ihrer Unpäßlichkeit gleich an die große Glocke zu hängen."

Mit ungewöhnlicher Schnelle schob die Markgräfin den Stickrahmen vom Schoß auf den Tisch: „Du glaubst also, lieber Ezechiel . . ."

„Ich glaube gar nichts, liebe Thilde, ich erwähnte nur eine Möglichkeit, die nach der Lage der Dinge nicht ausgeschlossen ist."

„Nun, das wäre . . ." Was es wäre, das verschwieg Frau Mathilde; jedenfalls wäre es unerhört gewesen, hätte man ihr vom Eintritt der „Möglichkeit" nicht förmlich und als erste Mitteilung gemacht. Der Rahmen mit der Altardecke trat wieder in seine Rechte, doch die Nadel werkte nur langsam und wie unlustig, gehemmt durch die Nachdenklichkeit der Nadelführerin. Die Nachdenklichkeit gebar eine weitere Beschwerde: „Du magst recht haben oder auch nicht, lieber Ezechiel, aber meine Sorge um Marias religiöses Leben wird dadurch nicht berührt — denn, denk' dir nur, sie verwechselte kürzlich die heilige Katharina mit der heiligen Veronika!"

„Der Tausend!" Aber da die Faust von Eysn im Augenblick selbst außerstande war, jeder dieser Heiligen zuzuteilen, was ihr gebührte, so beschränkte er sich auf die Frage: „Woher weist du denn das? Habt ihr Legenden miteinander gelesen?"

„Ich weiß es von Pater Habakuk, der ihr auf den Zahn fühlte."

„Die Schwarze hat sehr schöne und sehr weiße Zähne — ich glaube, nur mit einer einzigen Goldplombe darin."

Die Markgräfin Mathilde trug ihre Sorgen zur Faust von Eysn, die Rat schaffen sollte.

„Lieber Ezechiel, du mußt mit Maria ein ernstes Wort sprechen, denn ich bin mit ihr leider sehr, sehr unzufrieden. Gestern fehlte sie abermals in der Dommesse und schützte zum fünftenmal Kopfschmerzen vor. Fünfmal innerhalb fünf Wochen Kopfschmerzen — und stets Sonntags! Das schickt sich nicht. Meine Mutter hörte noch die heilige Messe, als ihr die Ärzte schon Bettruhe verordneten."

„Und ist auch richtig drei Tage danach gestorben." Der hin und her wandernde Markgraf schielte oft und oft auf das Bild der schändlichen Faustina, die ihn von dem Augenblick, da er das Zimmer betrat, gefangen hielt; er träumte sogar von ihr — immer, wenn er Fieber hatte; er brauchte dann gar nicht zu messen.

Frau Mathilde trennte aufgeregt an einem Ornament der prunkvollen Altardecke, weil sie sich beim Sticken um einen Faden verzählte, und sie hätte es sich nie verziehen, dem lieben Gott etwas zu schenken, was nicht auch die allergenaueste Prüfung als fehlerfrei erkannte. Es wäre ein Sakrileg gewesen! Sie war vollständig überzeugt, das irgendein Engel oder eine auserwählte Heilige den Auftrag hatte, jede fromme Gabe kritisch zu studieren und Nachlässigkeiten ins Schuldbuch der lüderlichen Spender einzutragen. Auf die gottlose Antwort ihres Gatten sagte sie zwar nicht ohne Milde, aber immerhin sehr bestimmt: „Lieber Ezechiel, Mama ist sicherlich nicht *wegen* des Kirchenbesuches gestorben, sondern *trotzdem*."

„Dein Vater und Doktor Dietrich waren anderer Ansicht, liebe Mathilde, und eine eiskalte Kirche ist gewiß kein Aufenthalt für eine bejahrte Dame mit fiebriger Bronchitis."

„Besser eine eiskalte Kirche als ein eiskalter Umschlag, wie ihn Doktor Dietrich der armen Mama verordnete."

„Der ihr aber unmöglich geschadet haben konnte, weil man ihn ihr nicht gegeben hat."

„Wie dem auch sei, lieber Ezechiel, es handelt sich ja nicht um meine gute Mutter, über die du auch nicht so herzlos zu sprechen brauchtest, denn sie war dir stets wohlgesinnt, sondern es handelt sich um deine Schwiegertochter, die geflissentlich ihre Pflicht vernachlässigt, und Pater Habakuk teilt vollkommen meine Meinung, daß auch Kopfschmerzen nicht vom Kirchenbesuch dispensieren. Ich sagte das auch schon Karlfranz und bat ihn, einen besseren Einfluß auf seine Frau auszuüben."

Die Faust von Eysn befand sich am Tag des Gespräches in einer kritischen Stimmung und so fielen ihm immer die für Frau Mathilde unangenehmsten Einwendungen ein: „Karlfranz war selbst am Sonntag von früh bis abends auf der Jagd und so scheint er mir nicht der

indianischen Dingen sprechen, indianische Erinnerungen wecken und über Indianerbücher reden, was mich tief empört. Indianer sind gar keine oder nur ganz schlechte Christen, Protestanten oder dergleichen, wie mir Pater Habakuk sagte. Und Klemens spricht sie mit Irrwisch oder Talwisch oder wie an, und mit roter Schwester, worauf Maria mit weißer Bruder antwortet. Wie findest du das? Ich halte es für eine Verhöhnung unserer Grundsätze und Ansichten!" So, nun war es heraußen und der Markgraf mußte dazu Stellung nehmen.

Das tat er denn auch: „Potztausend, sind die beiden aber Kindsköpfe!"

Ob dieses ehemännlichen Unverständnisses und solcher haarsträubenden Oberflächlichkeit entsetzt, stellte die Markgräfin Mathilde das unergiebige Gespräch ganz ein und widmete sich ausschließlich ihrer Altardecke.

Die Faust von Eysn hatte zwar ihr Verdammungsurteil über die Ehe des Erstgeborenen mit der Schwarzen nicht geändert, aber er hatte es doch satt, daß an der Schwiegertochter, an der nichts als ihr buntes Fell zu tadeln blieb, unausgesetzt herumgenörgelt wurde — bald waren seiner Frau und Karoline Marias Toiletten nicht recht, bald die alte Indianerin, die der Markgraf nur sehr ulkig fand, und bald der laue Glaubenseifer. So ignorierte er das gekränkte Schweigen seiner Mathilde und erkundigte sich streitbar: „Woher hast du denn das, daß Klemens und Maria miteinander blödeln?"

„Von Tante Karoline. Als sie das letztemal in der Kaiserstraße vorsprach, mußte sie eine ganze Weile auf dem Gange warten, denn die greuliche alte Indianerin ließ sie nicht sogleich ins Mausoleum eintreten — und da hörte sie eben durch die Tür das Getue von der roten Schwester und dem weißen Bruder."

Die Erwiderung fiel ungeheuer scharf aus: „Bitte, richte Karoline in meinem Namen aus, daß nur Dienstboten an den Schlüssellöchern horchen!"

Spitzig, ohne die geölte Milde kam es zurück: „Bitte, sag' das deiner Schwester gefälligst selbst."

„Nur in *ihrem* Interesse wäre mir *deine* Vermittlung in der leidigen Angelegenheit wünschenswert, denn wenn ich mich ärgere, werde ich leicht viereckig — und Karoline hört es nicht gern, wenn man sie eine verdrehte Schraube heißt." Absichtlich störend klapperten die markgräflichen Stöckel auf den Parketten, als sie aus dem Zimmer hinaustrappelten. Aber nach ein paar Minuten steckte er den Kopf wieder durch einen Türspalt herein: „Zum Kuckuck, ich werde Klemens ins Gebet nehmen, er soll lieber seine Prüfungen machen, statt Maria Flöhe ins Ohr zu setzen. Und damit basta!" (Fortsetzung folgt.)

* * *

„Aber lieber Ezechiel, kannst du denn so ernste Dinge nicht auch mit entsprechendem Ernst behandeln?"

„O, ernste Dinge kann ich auch mit entsprechendem Ernst behandeln, aber — verzeih' Liebste — die beiden Heiligen scheinen mir wirklich nicht so ... so ... wichtig, um aus einer Verwechslung ein Kriminalverbrechen zu machen. Vielleicht verstand Maria auch nicht genau, was der Habakuk meinte, denn sein Pfaffendeutsch muß erst besonders gelernt werden und unterscheidet sich erheblich von unserem Schriftdeutsch." Er steckte eine Zigarre verkehrt in den Mund und brannte sie dann am falschen Ende an, was ihn nicht heiterer stimmte.

Die Markgräfin war durch langjährige Eheerfahrungen gewitzigt und wußte, daß mit ihrem Gatten nichts anzufangen war, wenn er gerade seinen ironischen Tag hatte, an dem er beinahe schlagfertig und geistreich boshaft werden konnte, und verschob den größeren Rest ihrer Klagen auf einen günstigeren Zeitpunkt; mit einer Engelsgeduld und Zähigkeit, die ihr stets bei Meinungsverschiedenheiten zugute kam, brachte sie nur mehr eine Beschwerde über Klemens vor: „Aber wenn du schon an Marias Seelenheil keinen Anteil nimmst, weil sie dir nicht sympathisch und daher gleichgültig ist, so darf ich doch hoffen, daß du den Unfug steuerst, den dein Sohn Klemens neuerdings zu treiben für gut findet."

„Was macht der Bengel? Hat er Liebschaften? Hat er Schulden? Sauft er? Was hat er ausgefressen? Hat er umgesattelt? Studiert er jetzt gar Medizin?"

„Er studiert Zoologie, wie du ganz gut weißt, aber außerdem bestärkt er Maria in ihrem Widerstand gegen uns."

„Widerstand, sagst du? Widerstand? Ich merke keinen Widerstand von ihrer Seite gegen uns."

„Ich nenne es Widerstand, wenn jemand, statt sich den Gebräuchen zu fügen, denen er unterworfen sein soll, an seinen alten Sitten und Unsitten und Gewohnheiten festhält, die mit den unserigen nicht harmonieren. Es gefällt mir gar nicht, daß Klemens immer bei Karlfranz steckt, auch dann bei Karlfranz steckt, wenn Karlfranz nicht zu Hause ist!" Diesmal des Sieges sicher, schaute die Markgräfin mit milder Zuversicht auf ihren Ezechiel.

„Du willst damit doch nicht etwa andeuten ..." Die Faust von Eysn sperrte vor Überraschung den Mund so weit auf, daß daraus eine goldene Gaumenplatte leuchtete. Er war begierig auf die Fortsetzung.

„Ich will nur sagen, will nur einzig und allein sagen, daß sich Klemens und Maria zusammen in ein Zimmer setzen, das sie Mausoleum nennen, und dort in Gegenwart der widerlichen alten Indianerin von

„Noch nie. Ich hab' schon so was gefunden, aber es geht nicht." Und da zerrte sie schnell aus ihrer Tasche einen feinen Zwirnfaden mit einer Unmenge verwickelter Knoten heraus, band das eine Ende an der Armlehne der Bank an, erfaßte das andere und versuchte nun sehr drollig, aber erfolglos die Geschichte in Schwingungen zu versetzen. Das leichte Gewicht widerstrebte jeder drehenden Bewegung. Dabei hüpfte sie mit dem ernsthaftesten Gesicht fortwährend in die Höhe, in dem Glauben, sie springe selbst über die Schnur. Ich mußte hellauf lachen, was sie zu erbittern schien.

„Es geht nicht. Das ist schrecklich." Natürlich war das schrecklich. Sie setzte sich ermüdet auf die Bank neben mich hin und starrte voll Neid auf die reichen Mädchen hinüber, die vor ihrer Nase ihr förmlich zum Trotz die schönsten Zirkuskünste mit der Schnur aufführten.

Mein arglistiges Herz freute sich an dem kleinen Neidling und spann bereits allerlei Pläne. Der Mephistopheles in mir bekam aber Lust, vorerst das kleine Ding ein wenig auf die Folter zu spannen. „Und was gibst du mir, Mädel, wenn ich dir so eine kleine Schnur verschaffe?" fragte ich sehr eindringlich.

Sie sah mich verwundert an. „Ich dir? Ich hab' nichts."

„Also hör', wir wollen das furchtbar feierlich machen. Denn so eine Schnur ist sehr teuer, verstehst du? Etwas sehr, sehr Teures. Solch ein Ding muß man sich schon erkämpfen, verdienen. Langsam — nicht eins, zwei — und schon ist sie da. Das geht nun einmal nicht. Deine Freundinnen da drüben haben sicherlich auch auf die Schnur warten müssen, bis das Christkindl sie ihnen gebracht oder der Firmtag, der Namenstag. Da mußten sie eben oft lange, lange warten. Aber dann ist's umso schöner, weißt du."

Sie verstand. Aber es war ein sehr trauriges, bitteres Verstehen. Schmerzhaft preßte sie die kleinen Lippen zusammen und dann schien sie im Geiste zu rechnen.

„Na, bist du einverstanden? Woran denkst du denn jetzt?"

„Bis Weihnachten ist noch sehr lang," sagte sie rasch. „Das halt' ich nicht aus."

Ich gab ihr lachend einen sanften Klaps auf die Wange. „Dummes Mädi, alles hält der Mensch aus, alles kann er erwarten, auch eine Schnur. Und wann ist denn dein Namenstag?"

„Das weiß ich nicht."

„Wie heißt du?"

„Marie."

Natürlich. So mußte sie heißen. Sie hatte ein Mariengesicht. Und ihre Mutter mußte sicherlich auch so heißen. Und der Vater Josef.

Die Springschnur.

Von **Ludwig Huna.**

Da will ich nun von einem kleinen Herzen erzählen, von einem Kinderherzen, das beinahe unter meinen täppischen, rauhen Händen gebrochen wäre. Wegen' einer ganz gewöhnlichen Schnur mit zwei hölzernen Handhaben, einer Schnur, über welche Kinder mehr oder weniger graziös zu springen pflegen, indem sie sie hüpfend unter den Füßen durchziehen und dann über den Kopf schwingen. Eine Springschnur. Die kann also unter Umständen ein kleines Herz brechen, besonders wenn es sie nicht besitzt. Dann sogar meistens.

Es war auf einem Kirchplatz, wo ich das Dirnlein zum erstenmal sah. Es tummelte sich unter einer Schar von anderen Kindern herum und war recht toller, pudelnärrischer Laune. Ein Mädchen von sechs, sieben Jahren. Herzig und putzig. Als ich es zu mir rief, hatte ich das bestimmte Gefühl, es werde sich gegen meine beabsichtigte Freundlichkeit wehren und spröde tun, ganz wie es einem jungen Dämchen ziemt. Aber ich bekam plötzlich ganz einen anderen Begriff von dem Ewigweiblichen. Das blonde Kinderköpfchen lag binnen einer Minute auf meinen Knien und blickte schelmisch und zutraulich zu mir empor. Ich fragte die Kleine, ob ihre Mutter auch so schön und lieb sei wie sie, was sie mit angeborener Eitelkeit bejahte. Sie meinte, daß diese Lieblichkeit doch eigentlich jedes Kind besitze. Jedes Kind sei brav und lieb und schön. Das Mädchen war ein bißchen ärmlich gekleidet und braver Schustersleute Kind, wie sie mir später berichtete. Sie konnte also nicht viel Ziererei und Sprödigkeit ihr eigen nennen, sondern nur eine ehrliche Ursprünglichkeit und wilde Urwüchsigkeit, die das junge Gemüt wenigstens nicht entstellte. Auch war sie ganz allein unter den Kindern, ohne Aufsicht, sich selbst und den guten Engeln Gottes überlassen, die bekanntlich die besten Gouvernanten sind. Und da bekam ich Lust, auch einmal den guten Engel zu spielen. Das Leben bietet zu diesem löblichen Vorhaben selten Gelegenheit. Kommt sie nun einmal, muß man sie nützen.

„Hast du einen besonderen Wunsch?“ fragte ich das Mädel freundlich.

„O — viel!“ gestand sie unbefangen. Und diese kleine Unbefangenheit brachte sie meinem Herzen unendlich näher.

„Sag', was du am liebsten hättest, weißt du, am ganz allerliebsten von allen, allen Wünschen?“

Da huschten ihre Augen hinüber zu einer Gruppe kleiner Mädchen, die sich mit der Springschnur unterhielten. „Das möcht' ich!“ Und ihre Blicke funkelten gierig.

„Aha — so eine Schnur. Bist du schon einmal darüber gesprungen?“

sich das Hälschen reckte und die Angst in dem kleinen Herzen wuchs und wuchs. Mir war's, als hätte ich schuldlos in der jungen Brust den Glauben an die Menschheit erstickt, als hätte ich alle häßlichen Vorstellungen von Betrug, Lüge und Arglist in der Kinderseele heraufbeschworen und so den ungesunden Keim für ihr späteres Fühlen und Denken gelegt. Ich hätte aufspringen und hinauseilen mögen, um die Kindertränen zu trocknen, die vielleicht über die erste grausame Enttäuschung flossen, die ein fremder Mensch ihr verursacht. Meine anklagenden Gedanken jagten nur so durchs Gehirn, und meine Seele durchströmte wirkliches Leid. Ich habe gar manchen wackeren Freund warten lassen, gar manches zärtliche Rendezvous versäumt, gar manches Versprechen leichtsinnig gegeben und skrupellos nicht gehalten; aber niemals hatte ich soviel Reue und Weh empfunden wie heute, obgleich ich ja doch eigentlich unschuldig war. Der Erwachsene huscht mit dem Verstand über Absichtlichkeiten und Zufälligkeiten in dergleichen Versäumnissen hinweg. Aber das Kindergemüt zermartert sich hilflos und fühlt unbewußt den Glauben an das Gute im Leben zusammenstürzen . . .

Nach ein paar Tagen konnte ich das Zimmer verlassen. Gegen die vierte Stunde saß ich auf der Bank und wartete, die Schnur in der Tasche. Richtig — da tollte das Mädel die Straße herauf. Ein zweites Kind hielt sie beim Zopf. Ganz pudelnärrisch war sie anzusehen. Plötzlich gewahrte sie mich auf der Bank und blieb fast erschreckt stehen. Ihre ganze Wildheit schien gebannt und aus ihrem Gesicht sah mich eine mir förmlich peinliche Überlegung an. Sie wußte nicht recht, was tun. Endlich raffte sie sich auf, umfing ihre Kameradin und zerrte sie gegen die Kirche zu, als ob sie nichts mehr von mir hätte wissen wollen.

Ich muß gestehen, dieser Trotz gefiel mir außerordentlich. Da wächst etwas heran, dachte ich mir, in diesem kleinen Herzen ist Selbstbewußtsein und Lebenshärte aufgestapelt, da sind — möglicherweise strittige — Tugenden im Keime verborgen, die sie einmal in den Augen der Mitmenschen vielleicht nicht sehr weiblich und zärtlich erscheinen lassen, aber die sie sicherlich wappnen werden für die gefährlichen Zukunftskämpfe. Ich schickte ihr einen Jungen nach, der sie mir brachte. Wie eine Königin en miniature schritt sie auf mich los.

„Na was ist denn? Warum sieht man mich denn nicht an, stolzes Ding?" fragte ich sehr ernsthaft.

Da zuckte ein tief-ehrlicher Schmerz um ihre Lippen, der meine Seele wunderbar ergriff.

„Weißt — ich hab' gewartet — viele Tag' lang. Ich hab' den Paul gefragt, ob man solche Versprechungen, weißt — die mit der Schnur — und so was — halten muß. Der Paul hat ja gesagt. Da hab' ich dann gewartet. Und hab' dann mit'n Paul gespielt. Und dann

Und Schustersleute Kind war sie. Das war alles so herrlich harmonisch und stilvoll. Ich erinnerte mich, daß eine Maria auf den 2. Juli fiel.

„Also wie wär's, wenn wir bis zum Juli warten wollten?"

Aber das schien sie nicht sehr zu entzücken, denn sie platzte mit einem Male heraus: „Bring' mir morgen so eine Schnur."

Ich fuhr ihr durch die Haare und setzte meine ernsteste Miene auf. „Nein — aber wir wollen doch ein bißchen feilschen. Also hör' mal zu. Drei Tage mußt du warten. Ich werde jeden Abend hieher kommen und wir wollen zusammen plaudern. Aber du darfst nicht von der Schnur sprechen, mußt sie dir ganz aus dem Sinn schlagen. Am vierten Tag bring' ich sie dir dann zur Belohnung für deine Geduld. So was Schönes muß mit Geduld erkauft werden, verstehst du?"

Um ihre Augen legte sich ein rosiger Schein. Die Hoffnung war in ihr erstanden. Drei Tage! Mein Gott, das ließe sich schon noch ertragen. Drei Tage nicht von der Schnur sprechen! Mit ein bißchen „Zähne zusammenpressen" wird's schon gehen. Sie wird eben keinen Blick hinüberwerfen nach den anderen glücklichen Mädchen mit der Schnur.

„Aber am vierten Tag gibst du mir's bestimmt, gelt ja?"

„Ich bring' sie dir."

An den nächstfolgenden drei Abenden plauderten wir nach Verabredung. Aber es war auch darnach. Mit einer großartigen Kinderphilosophie wußte sie ihre Gedanken um die Schnur herumzudrehen. Sie sprach nie von ihr, aber von Weihnachten, vom Namenstag, der immer näherrückte, fragte mich, ob ich denn auch bei Regen kommen würde, dann erzählte sie von einer Strickleiter, die sie einmal gesehen, ganz aus „Stricken", betonte sie, und wie die Mutter zu Hause die Wäsche auf einen großen Strick aufhänge. Den „Strick" dehnte sie auch wieder in die Länge. Dann holte sie einmal den verknüllten Zwirnfaden hervor und band mir ihn um Knie und Hände. Kurz sie tat mit verhaltener Ängstlichkeit alles Mögliche, um mich an mein Versprechen zu erinnern, ohne dabei scheinbar selbst von der Schnur zu sprechen. Ich war selbst froh, als sich der dritte Abend seinem Ende näherte, denn ich machte mir im stillen Vorwürfe, daß ich das Kind quälte. Sie erregte bereits mein Mitleid.

Und der vierte Tag kam — und ich lag krank zu Hause. Ein heftiges Fieber hatte mich gepackt. Die Schnur hatte ich mittlerweile gekauft gehabt und sie lag nun auf dem Tische. Mir war's, als zög' es mich mit tausend Armen zu ihr hin. Ich raffte mich auf, nahm die Schnur und legte sie auf mein Kissen. Als der Abend kam spürte ich, wie mein Herz klopfte. Ich hatte das Gefühl der Reue, der Selbstanklage. Ich malte mir die himmlische Freude der armen Kleinen aus, die nun meinem Kommen entgegenharrte, und wie die Blicke in die Straße flogen und

weißt du. Mußte im Bett liegen. Ich hab' an dich gedacht und deine Schnur. Erst heute konnt' ich das Zimmer verlassen. Drum hab' ich dich nicht betrogen um die Schnur. Drum bring' ich sie dir erst heute."

Bei jedem meiner Worte schien die Härte ihres Gesichtes zu brechen. Sie löste sich förmlich aus den Gliedern los und ließ ein neues Gemüt erstehen, dessen sonniges Strahlen in die hilflosen, plötzlich verängstigten Augen überströmte.

Und dann ächzte es sich gleichsam aus ihr heraus: „Du warst krank?"

„Ja, Kind."

Da neigte sich der schmächtige Leib über meine Knie und, als ob es eine schwere, drückende Schuld abzuwälzen gäbe, löste es sich stammelnd von der jungen Seele los:

„Bitte — gib mir die Schnur." . . .

Es war eine schöne, lebendige Stunde in meinem Leben.

Heimstätten.

Von **Fritz Müller.**

Als der Krieg vorüber war, hatte der Kommerzienrat Schnürpel eine Idee: Ein großes Kurhaus für Kriegsmüde. Kriegsmüde mit Geld natürlich. Ein befreundeter Psychiater hatte ihn darauf gebracht: „Ich versichere Ihnen, Herr Kommerzienrat, die Psychosen haben zugenommen. Nein, nicht die der Kämpfer draußen. Bei denen überwiegt Gesundung. Aber bei den Kämpfern drinnen —"

„Ah, Sie meinen Leidbetroffene, Herr Doktor?"

„Ach nee, Kriegsprofitler mein' ich, Herr Kommerzienrat. Sie glauben gar nicht, wie nervös es macht, die dicken Kriegsprofite durch die dünnen Paragraphendrähte der Gesetze — huschdibusch und hastdunichtgesehen — ungeschoren in den Frieden durchzuschleifen. Es gelingt ja schließlich mit Schmiegsamkeit und Seitensprüngen, und was an den Paragraphendrähten von Profiten hängenblieb, ist nicht der Rede wert. Aber das wissen Sie ja besser, Herr Kommerzienrat —"

„Herr Doktor, ich muß bitten —"

„Sehen Sie, da haben wir's: Nerven bleiben hängen. Vor dem Kriege konnten Sie mit Ihren wundervollen Nerven jeden Spaß verstehen — jetzt hängen sie —"

„Herr Doktor, ich muß wieder bitten!"

„— ‚sie' klein geschrieben, mein' ich — jetzt hängen Nerven an den Drähten — es wird eine Massenkur einsetzen müssen nach dem Kriege —"

„Man wird sie lockern müssen, Doktor."

aber hab' ich nicht mehr gespielt. Mit dem Paul nicht und mit keinem anderen. Dann aber doch. Mit einer Schnur — die Ella hat mir ihre geliehen."

Das sagte sie alles mit niedergeschlagenen Augen. Fast unter Tränen.

„So, so," versetzte ich gedrückt und innerlich beinahe haltlos, indem ich ihre Hand erfaßte. „Na und da wirst du wohl jetzt meine Schnur am Ende gar nicht haben wollen, was?"

Sie zog ganz sachte mit verhaltenem Trotz, der nicht beleidigen sollte, ihre Hand aus der meinen und entgegnete sehr traurig: „Du kannst sie mir ja geben —"

„So? Kann ich? Nein, mein Kindchen, da mußt du doch schön darum bitten." In mir regte sich nun auch eine Art Trotz und ich wollte ihre natürliche Kindesdemut erzwingen und doch — nein, nein, das wollte ich nicht. Sie sollte sich frei geben, wie sie war. Drum wartete ich fieberhaft auf ihre Antwort. Was mußten in dieser kleinen Seele für Kämpfe vorgehen? Ob sie wohl überlegen, klügeln wollte? Ob sie ihre eigenste Natur unterdrücken, sich entstellen, verkünsteln wollte? Sie drehte ihren Kopf weg und sah auf die Schar der Kinder hinüber, die dort den Reigen tanzten. Ich wiederholte daher eindringlicher: „Du — bittest du nicht schön darum?"

Da öffneten sich die zuckenden Lippen zu der wundersüßen, aufrichtigen, herben, herzgeborenen Antwort, der einzigen, die einen inneren Jubel in mir auszulösen vermochte: „Hm — jetzt bitt' ich nicht mehr."

Jetzt nicht mehr!! Trotzige, stolze, kleine Marie! Ich hätte das verwundete Herzchen küssen mögen für diese starken Worte. Nun war es ihr gleichgültig, ob sie die Schnur bekam oder nicht. Und selbst wenn sie im stillen danach gelechzt hätte, zum Unterkriegen und zum Betrügen war sie sich doch zu gut. Ducken und betteln wollte sie nicht um ein Spielzeug, das für sie mehr als ein Spielzeug war, das für sie eine Sache war, um derentwillen man ihr winziges und doch so großes Herz gequält und geängstigt hatte. Ihr ursprüngliches Kindesgefühl hatte einen Stoß bekommen und nun sollte sie sich vor demjenigen beugen, der ihr diesen Stoß hartherzig versetzte?

Jetzt nicht mehr! Das Wort mußte meine Augen glänzen gemacht haben. Ich zog das herzhafte Ding an mich, hob den schmollenden Kopf in die Höhe und sagte mit unterdrückter freudiger Erregung: „Hör' mich an! Das hast du brav gemacht, Kind. Um so was bettelt man nicht. Denk' daran, wenn du einmal groß bist. An die Stunde denk', du kleine Marie mit dem großen, starken Herzen. Und nun will ich dir was sagen. Du hast recht gehabt mit deinem Trotz, denn du hast geglaubt, ich hätte dich belogen und getäuscht. Hast auch ein kleines Recht für den Glauben gehabt. Aber nun hör': Ich war an diesem Tage sehr krank,

Die Gemeindesitzung war recht stürmisch, trotzdem sie alle einig waren, bis auf den kleinen verhutzelten Major aus dem Siebziger Krieg. Der focht mit den Armen, der hielt eine Rede: „. . . und ich kann nicht glauben, daß ihr eurer Väter freien Grund und Boden —“

Darauf stand der eingeladene Kommerzienrat Schnürpel aus dem verräucherten Ehrensessel auf und erhöhte im Namen der Kurhausgesellschaft Germania sein Gebot um ein paar pralle Tausender.

„Aber wenn ihr bedenkt, daß wir später selbst einmal den alten Seegrund nötig brauchen könnten —“

Darauf stand der Kommerzienrat Schnürpel zum zweitenmal aus dem Ehrensessel auf und erhöhte im Namen der Kurhausgesellschaft Germania sein Gebot um ein paar pralle Tausender.

„Freunde, stellt euch vor, die schlafende Kompagnie da drunten wachte auf, erführe, ihr hättet für Geld ihre ewige Heimstätte über ihren Kopf verkauft — diese selben Köpfe, die mit Russenblei durchbohrt sind, weil sie euch den Boden verteidigten, euren Boden —“

Im Ehrengastsessel bewegte sich's nervös. Einige Gemeinderäte begannen bedenklich zu nicken. Voran, alter Siebziger, weiter aufgerissen ihre Herzensbresche — deine schneidigste Attacke reite für den Durchbruch!

„Freunde, was ihr tun wollt, ist nicht ehrlich!“

„Oho, oho!“ Die senkrecht an zu nicken angefangen, waren wieder wagerecht in das Schütteln eingeglitten.

„Unehrlich, sag' ich: die Allmend *ist* schon verkauft. Die sie kauften, haben sie zuhöchst bezahlt. Mit ihrem Blute hat sich ein jeder da drunten sein schmales Gelaß erkauft —“

Der Ehrensessel war umgefallen: „Meine Herren, der Herr Major ist ein Ehrenmann — Hut ab vor ihm — er ist mehr als das — sogar ein bißchen Dichter ist er — Dichter dürfen unbewiesene Dinge sagen — kühl denkende, verantwortliche Gemeinderäte aber, wie Sie, meine Herren — na, meine Herren, ich bin kein Redner — um die Sache kurz zu machen: im Namen der Kurhausgesellschaft Germania verdopple — verstehen Sie, *verdopple* ich mein Angebot . . .“

Der alte Major sah sich im dunklen Saale um, mit *einem* Blick: er und seine Kompagnie, seine unterirdische Kompagnie, hatten verspielt.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Kommerzienrat Schnürpel ging aufs Ganze. Eine Woche später trat er schnurstracks in das Häuschen seines Widersachers: „Nichts für ungut, Herr Major, daß ich es wage —“

„Einen Unterlegenen zu besuchen, ist kein Wagnis. Sie wünschen?“

„Sie!“

„Mich?“

„Die Nerven, meinen Sie?“

„Nein, den Draht.“ Kommerzienrat Schnürpel machte eine leichte geldauszahlende Gebärde.

Dann ging er hin, gründete eine große Kurhausgesellschaft und nannte sie „Germania“. Und darauf hatte er die zweite Idee: Nach Ostpreußen damit, möglichst in eine von den Russen besetzt gewesene Landschaft. Das mußte ziehen. Gerade bei den besseren Kreisen.

Und endlich die dritte Idee, die er nicht mal mehr zu haben brauchte, die von selbst kam: Dort hinten war das Land ja noch unsinnig billig, und wenn man sich da tüchtig für private Rechnung Grund dazu kaufte, der durch das Kurhaus steigen würde — dreifach, fünffach, zehnfach . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die kleine ostpreußische Gemeinde war nicht rosig dran. Zweimal geräumt, zweimal die Russen, zweimal tastende Rückkehr der Bewohner, immer die zögernde Hand am Pflug und den unrastig gewordenen Blick nach Osten — da kommen auch die Halme zögernd und dünnlich zu der Ernte. Da schneite ein Brief des Kommerzienrats Schnürpel in die Bürgermeisterei. Eine Viertelstunde später schneite der Bürgermeister selber in das kleine Seehaus des Majors Hasch. Das war ein verhutzeltes pensioniertes Männchen aus dem Siebziger Krieg. Der hatte sich hier niedergelassen. Noch immer fraß er einen Narren an der Gegend, wie sie sagten. Zum Vorstand des Gemeinderates hatten sie ihn gemacht. Sie hätten keinen finden können, der seine Wahlheimat mehr liebte.

„Herr Major, Herr Major, sie wollen uns ein Kurhaus bauen!“

„Das sollen sie hübsch bleiben lassen, Herr Bürgermeister!“

„Aber sie zahlen bar. Geld kommt in die Gemeinde. Sie kann es brauchen, Herr Major, Sie wissen es.“

„Ich weiß, daß die Städter nichts umsonst hergeben.“

„Sie zahlen für den Gemeindegrund am See —“

„Es ist die einzige Allmend, die der Gemeinde blieb, Herr Bürgermeister.“

„Aber wenn wir die Hälfte unserer Schulden damit abbezahlen können — das werden Sie doch nicht verhindern wollen, Herr Major . . .“

„Und man sagt, daß seit dem letzten Russeneinfall dort ein Massengrab —“

„Ja, ich weiß — eine aufgeriebene deutsche Kompagnie — aber wohl nur eine Sage — niemand hat sie finden können, Herr Major.“

„Ich gebe zu, es ist nicht sicher, Herr Bürgermeister, aber —“

„Aber das angebotene Geld ist sicher, bombensicher, tilgt außerdem die Hälfte unserer Schulden, so daß ein Mann wie Sie, der nur das Beste der Gemeinde will . . .“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

gesicht. Es blieb unbewegt, es brauste nicht auf? Gott sei Dank, die Sache war auf gutem Wege.

„Herr Major, lieber Herr Major, wenn ich Ihr Schweigen recht deute —“

„Kennen Sie die Allmend?“ Es klang sehr ruhig.

„Kennen? Gewiß doch, ich weiß, sie hat eine wundervolle Lage, sie ist ungemein für unsere Zwecke geeignet, nach dem Urteil unserer Sachverständigen und — “

„Sie sollten sich doch selbst ein Urteil bilden, Herr Kommerzienrat. Kommen Sie mit. Ich führe Sie.“

„Meinetwegen, lieber Herr Major, wenn ich auch um diese Zeit meinen Mittagsschlaf gewohnt bin — man verkneift sich so was schwer. Aber eins, Herr Major: und wenn sie noch so schön ist, mehr als fünf Aktienprozent kann ich in unserer entscheidenden Generalversammlung unter keinen Umständen für Sie —“

„Kommen Sie, kommen Sie!“

Draußen war Ostpreußen. Es hatte auf sie gewartet, auf den einen so, und auf den anderen anders. Es hatte eine Rechnung glattzumachen, eine Heimstättenrechnung. Es hätte gleich den Fingerknöchel auf die Rechnung drücken können: „Zahlen, bitte!“ Aber es ließ sich Zeit. So ein Land hat immer Zeit und hastet nicht, es läßt die anderen hasten, in es hinein. Dazu kam, es hatte die Rechnung irgendwo verlegt, in einer Wiese, einem Walde, irgendeinem Moor. Nun gut, die beiden mochten sie sich holen — es war eine Bringschuld —; der Major wird dafür sorgen, der ließ nicht eher luck, der war zäh, wie dieses Land, und hatte Zeit, wie dieses Land.

Herr Schnürpel mußte heftig schnaufen. Der gute Greifschritt des Majors setzte sich ihm in Getrippel um, in atemloses. Jetzt blieb der Major stehen. Er stand auf einer Anhöhe. Deren breiter Rücken lag wie ein ungeheures schlafendes Walroß über dem Land. Die Schlafdecken dunkler Moore hatte es zurückgeschoben. Hundertjährige Waldgitter umsäumten seine Bettstatt. Zwei Seen schlugen in der Ferne ihre ruhevollen Augen auf — die Augen einer Mutter, die jenseits der Bettstatt ihres Walroßkindes wachte: Schlaf, Kindlein, schlaf ...

Wie der alte Major so dastand, floß er in die träumerische Landschaft ein, ein Stück von ihr. Schnürpels zappelnde Stadtgestalt blieb ihr fremd. Auf einer dunkelglühenden Herdplatte tanzt ein dicker Wassertropfen, der sich nicht mit ihr vermählen kann, mit dem sie hin und wider werfend Fangball spielt, bis sie ihn verdunstet hat in nichts, den Schnürpel.

„Herr Major, Sie rennen schrecklich!“ keuchte er.

Der Major wies stumm auf das friedevolle Landschaftsbild. Wildenten flogen auf, ein Schnepfenschwarm kreuzte senkrecht ihren Flug, ein

„Die Waffen haben gegen Sie entschieden. Seien Sie vernünftig. Werden Sie der Unsere, Sie sollen's nicht bereuen, Herr Major."

„Nicht bereuen?" Nur einen Augenblick lang war der alte Haudegen unsicher, bevor er grimmig sagte: „Aha. wieviel?"

Jetzt wurde der andere unsicher: Teufel, begriff der schnell! Na, desto besser: „Herr Major, wir sind nicht kleinlich; wir wissen, daß es mit dem Gemeindebeschluß noch nicht getan ist, es wird noch manche Schwierigkeiten geben, bevor der Kurhausgrund niet- und nagelfest verbrieft ist."

„Sie meinen den Landrat, der den Ratsbeschluß bestätigen muß?"

„Nicht nur den. Wir wissen, daß der Gemeinde inzwischen angesonnen wurde, Kriegerheimstätten zu errichten."

„Ja, auf der Allmend."

„So, daß ihr also nicht nur kein Geld bekämt, sondern womöglich selber welches geben sollt."

„Man sagt uns, Heimstätten seien die beste Anlage für die Kraft und Sitte eines Volkes."

„Ja, das sagt man. Aber die Kosten! Woher das Geld?"

„Man sagt uns, Heimstätten würden nicht mit Geld gebaut."

„Haha, ein guter Witz! Womit denn sonst?"

„Mit Stein und Holz und Arbeitshänden, lauter Dinge, die wir hätten. Reichlich, sagt man."

„Ja, fast so reichlich wie Schulden."

„Und man sagt uns ferner, es sei unsere Pflicht, deutsche Kriegerhände auf eigner Scholle wieder kräftig, deutsche Kriegerherzen in eignen Heimen wieder freudig werden zu lassen."

„Die übliche Deklamation. Dennoch haben wir Verständnis — es soll uns auf 'n paar Tausender nicht ankommen — für Kriegerheimstätten anderswo, wenn nur das Kurhaus Germania auf der Allmend —"

„Man sagt uns ferner, daß die Kriegsbeschädigten in unserer eignen Gemeinde in erster Linie auf diese Heimstätten Anspruch —"

„Man sagt, man sagt — Herr Major, was sagt man nicht alles, wenn der Tag lang ist. Wir sagen nichts, wir handeln jetzt."

„Ja, ich weiß — mit mir."

Herr Schnürpel sah das verwitterte Soldatengesicht mißtrauisch an. Aber dann wagte er es doch: „Herr Major, alles in der Welt hat seinen Geldwert; glauben Sie einem Praktiker: wer's leugnet, dem hat man einfach nicht genug geboten. Ich mache den Fehler nicht. Ich bin beauftragt, Ihnen, wenn Sie uns unterstützen, fünf Prozent unserer Aktien gratis zu überlassen — Herr Major, das sind Hunderttausende von Mark!"

Es war heraus. Das Pulver war verschossen. Gespannt blickte der gewiegte Geschäftsmann auf das steinern gewordene verschrumpelte Majors-

bessere Stände gibt! Wenn das Ding mal erst in Mode ist, so können Sie den Kubikmeter ostpreußische Luft über den Villen glatt mitberechnen. Da klettert einer mit dem andern mit den Preisen in die Höhe — kenne das — hab's mehr als einmal mitgemacht. Na, mit einem Wort, die Tochter der Germania wird sich zu 'ner Goldgrube auswachsen, sag' ich Ihnen! Ich bin natürlich erstbeteiligt und schneide mir den dritten Happen von der Tochter ... Aber was rede ich da alles? Die Terraintechnik werden Sie doch kaum verstehen — die höhere Terraintechnik meine ich natürlich! Hören Sie mal, alter Krieger, Sie rennen ganz abscheulich — hundemüde haben Sie mich jetzt schon gemacht — und in einer Stunde geht mein Zug — ich wollt', ich säße drinnen — was tu' ich eigentlich hier draußen? Ihr Einverständnis, uns zu unterstützen, hab' ich doch schon, nicht wahr — mündlich, selbstverständlich — solche Dinge werden nicht geschrieben — auch unsere Gegenleistung mit den Gratisaktien nicht — so was geht nur Zug um Zug und mit 'n bißchen Augenblinzeln — Sie verstehen, Herr Major: ‚Diskretion gegeben und verlangt', wie es in den Hochzeitsinseraten heißt. Hochzeit, sag' ich? Na, Major, Sie soll'n mal sehen, wenn die Germania mit der Tochter Hochzeit macht — mit der Terraintochter, die ich am Bändel halte, am Dividendenbändel. Wenn's in dieser Generalversammlung nicht Champagner gibt, so heiß' ich Hans und — und — Herr Major, Herr Major, Sie rennen ja verrückt — ich — ich kann nicht mehr — nee, nee, lassen Sie mich — ich muß hier rasten, sonst fall' ich um!"

Wieder drehte sich der Majorskopf langsam zurück, wie in einem Schraubgewinde: „Herr Kommerzienrat, ich wollte Ihnen noch die Stelle zeigen, wo ich vermute, daß die gefallene Kompagnie beim zweiten Russeneinfall ein Massengrab —"

„Lassen Sie mich zufrieden mit dem Massengrab! Ich will rasten, sonst schlaf' ich noch im Gehen ein und —"

„Aber Sie wollen doch das Massengrab mitkaufen und haben ein Recht darauf, sich die gekaufte tote Kompagnie auch anzusehen. Ihre Kompagnie, Ihre Ehrenkompagnie, Herr Kommerzienrat, und —"

„Ach was, gestohlen kann sie mir werden, wenn ich jetzt nicht auf der Stelle —" Er warf sich im Laufen auf eine Moosbank.

Der vorausgeeilte Major war stehen geblieben und betrachtete von ferne mit einem unverwandten Gesichte den Mann auf der Moosbank, wie er ausgepumpt dalag mit aufgestütztem Kopf, wie dann dieser Kopf allmählich aus der stützenden Handfläche glitt, sich noch einmal, zweimal mechanisch aufzurichten suchte und endlich selber schwer aufs Moos sank.

Herr Schnürpel schlief.

Der Major trat leise näher, setzte sich vor ihm auf einen Baumstumpf. Magnetisch war sein Blick geworden. Nicht aus den Augen

Hirsch schrie, ein Fuchs am Fuß des Walroßrückens hob den Vorderfuß und blieb so horchend —

„Ja, ja, entzückend, ganz entzückend", haspelte der Kommerzienrat; „exzellent geeignet für das Kurhaus Die Nerven möcht' ich sehen, die wir hier nicht wieder auf die Höhe brächten. Gestörte Nerven und Ostpreußen werden eine Zwangsverbindung eingehen — allen Ärzten wird es auf der Zunge liegen müssen — wir werden dafür sorgen: ‚Nervös, Verehrter? Ei, da ist das neue Kurhaus Germania in Ostpreußen . . .' — Major, Major, es wird sich zahlen — prachtvoll zahlen! Sie werden Ihre Freude an Ihren drei Prozent Gratisaktien haben — oder sagt' ich fünfe?"

„Fünf, Herr Kommerzienrat. So viel ich Finger an der rechten Hand hier habe. Fünf braucht eine Hand, damit sie kräftig fassen kann, ganz fest, unentwischbar, Herr Kommerzienrat."

Schnürpel hörte gar nicht hin. Er umfaßte liebevoll den schweren trächtigen Himmel dieser Landschaft und hatte ihn in einen fruchtbaren Dividendenhimmel umgedeutet: „Major, ich lass' mich hängen", murmelte er entzückt, „wenn wir nicht schon im zweiten Jahre zwanzig Prozent Dividende von unseren Kurhausaktien herunterschneiden können, und im fünften Jahre fünfzig."

Die langen Spinnenbeine an dem kleinen Majorkörper webten schon wieder den Hügel hinunter.

Stoßweiße mußte Schnürpel hinter ihm die Aktienzukunft weiterweben: „Und fünfzig ist erst die Germaniadividende, Herr Major; denn was mich allein betrifft — unter uns, Herr Major —: die um das Kurhaus liegenden Grundstücke habe ich mir persönlich sichern können. Das Kurhaus kann nicht schnaufen ohne mich. Na, ich bin nicht so, ich lass' die Schnüre nach und nach schon locker; mit hundert Prozent Aufschlag gebe ich das Umland her — ich bitte Sie, hundert Prozent ist nicht mal viel! —, ich könnte Ihnen da Terrainfälle von Berlin erzählen, Bombenfälle, sag' ich Ihnen!"

Wie in einem Schraubgewinde hatte sich der Majorskopf im Schreiten langsam zurückgedreht: „Fälle mit gefallenen Heimstätten, Herr Kommerzienrat?" sagte er langsam.

Aber der hörte noch immer nur sich selbst:

„. . . . und Sie meinen wohl, daß ich den eigenen Boden glatt an die Germania verkaufen wolle? Nee, Verehrter, solcher Stümper bin ich nicht, das wird mit dem Aufschlag in 'n Tochtergesellschaft eingebracht. Die Tochter der Germania ist 'n gesundes Kind, Herr Major, hahaha — wetten wir, daß sie gedeiht? Baupläne legen wir ihr um das stramme Mieder an, fein gedeichselte Baupläne mit Fluchtlinien, Vorgartenlinien — hol' mich der Henker, wenn das nicht die höchstbezahlte Villenkolonie für

„Bscht, die Presse — die Berichterstattung!"

„Gut. Und ferner kann ich mitteilen, daß unsere Tochtergesellschaft, das Terrainunternehmen, diesmal imstande ist, eine Dividende von —"

„Zwei Prozent," sagte langsam, abrechnend, der Major am Aufsichtsratstisch. Wieder Gelächter.

„Haha, zwei Prozent ist gut — unser Herr Major bleibt witzig — aber an der Zwei ist doch was Wahres, insofern als unsere Tochtergesellschaft diesmal in der Tat zwei Dinge zu verteilen hat — einmal die seit Jahren gewohnte feste Dividende und zum andern einen Extrabonus in Gestalt eines zweifach gratis zurückbezahlten Aktienkapitals mit der Aussicht, im nächsten Jahre —"

Schnürpel konnte nicht weitersprechen. Die Aktionärversammlung umwogte ihn mit solch lautem Beifalle, daß darin alles ertrank. Nach und nach konnte seine Stimme wieder durchdringen: „Meine Herren, ich nehme Ihren Dank gerne an und bitte Sie, einen Teil desselben auf die Schultern unseres verehrten Herrn Majors übertragen zu dürfen, der unermüdlich die Interessengruppen unserer Gesellschaft durch alle lokalen Schwierigkeiten so geführt hat, daß —"

„Bravo, der Major — bravo! Wo ist der Major?"

„Er ist fortgegangen — da hinüber ins Moor Ja ja, er sagt, er hätte versprochen, jemand zu holen. Da kommt er den Hügel herauf — was sind das für eine Menge Leute, die er bei sich hat? — und was für sonderbare Tiere traben nebenher? Nun, ich muß sagen, eine Generalversammlung ist doch keine Zirkusschau. Den Major und seine Eigenschaften in allen Ehren, aber ich finde, Herr Kommerzienrat, daß zunächst die geschäftsordnungsmäßigen Regularien unserer Generalversammlung —"

„Drei Prozent!" rollte es den Hügel herauf.

Es war der kleine verschrumpelte Major an der Spitze der toten Kompagnie. Wie ein langer dünner Faden zog sie herauf. Das andere Ende schien bis an die beiden stillen Seen zu reichen, die Mutteraugen hinterm tannenvergitterten Bettstatthügel: „Schlaf, Kindlein, schlaf ..." Die ersten der Kompagnie waren schon da oben angekommen, und noch immer schien es in der Ferne aus dem See zu steigen.

Die Aktionäre rieben sich verstört die Augen. Wie seltsam diese grauen Leute starrten, und wie sie aussahen! Erde, Ostpreußenerde in den gebrochenen Kleiderfalten, Erde in den kriegszerzausten Bärten, Erde über schlaferwachten schweren Augenlidern. Mancher stöhnte, mancher hinkte, mancher schleppte sich. Stumm umringten sie die Aktionärversammlung auf einen Wink des Majors. Über ihre Köpfe weg sahen die Elentiere aus der Vorzeit her.

ließ er den Schlafenden. Mit rätselhaften Handbewegungen hämmerte er dem auf der Moosbank die Gedanken in den Schlaf: „Du willst nicht zu der abgekauften Kompagnie?“ murmelte er, „na warte, dann soll die Kompagnie zu dir . . .“

Vom Moor her kam ein langgezogenes Klagetrommeln der Rohrdommel. Der Major griff nach den Tönen und webte sie mit einem eigenen Muster in den Schlaf. Aufschaufelnde Bewegungen machten jetzt die Hände des Majors nach der Ferne. Das Moor in der Ferne wölbte sich, blähte sich, machte weit auf ein Massengrab zum Auszug einer Kompagnie aus ihren Moorheimstätten. Noch einmal griffen des Majors Hände nach und tiefer: Elentiere aus der Vorzeit schaufelte er mit herauf. Mit breitschaufeligen Geweihen zogen sie daher im Gleichschritt mit der toten Kompagnie. Der Major streckte den Zeigefinger nach dem Mooshügel: „Dahinein,“ sagte er, „in seinen Traum!“

Schnürpel stöhnte auf im Traum.

Der Major horchte hin, entzifferte den Seufzer. „Ein Prozent“, sagte er langsam, abrechnend, und faltete das Traumgewebe ein wenig auseinander . . .

Unterm Vorsitz Schnürpels tagte die siebente Generalversammlung der Germania und die dritte ihrer Tochtergesellschaft. Merkwürdigerweise unter freiem Himmel. „. . . und da unser verehrtes Aufsichtsratsmitglied, Major Hasch, der uns so viele Wege ebnete, diesmal darauf bestanden hat, daß die Generalversammlung auf diesem äußersten Moorzipfel unseres aufgeschlossenen Villenterrains stattfinden soll, von dem die vaterländische Sage geht, daß unter seinem Schoß beim zweiten Russeneinfall eine ganze deutsche Kompagnie . . .“ Die Begrüßungsrede klang in ein Hoch aus. „Hoch, Germania!“ klappte ein Großaktionär lachend nach, „und nun zur Sache, Herr Kommerzienrat!“

„Zur Sache habe ich Ihnen die freudige Mitteilung zu machen, daß die Germania diesmal in der außerordentlichen Lage ist, an Dividende —“

„Ein Prozent“, sagte langsam, abrechnend, der Major am Aufsichtsratstisch. Gelächter.

„Haha, ein Prozent — unser verehrter Herr Major macht einen guten Witz, meine Herren — gestatten Sie, daß ich ihn mit hundert multipliziere — jawohl, meine Herren, hundert Prozent Dividende kann die Germania in diesem Jahre verteilen —“

„Bravo — bravo — hurra, Germania — hoch, Schnürpel . . .!“

„— verteilen dank unserer auserwählten Lage, dank ferner dem ungewöhnlich billigen Einstandspreis und dank schließlich dem ungemeinen Andrang des erholungsuchenden Publikums an diesen privilegierten historischen Ostpreußenfleck, was uns gestattete, auch unsere Patienten exklusiv zu wählen und die Preise so anzusetzen, daß —“

schmalen Heimstätten unter der Erde herausgewachsen sind? fragt meine Kompagnie."

Unsicher wies der Finger Schnürpels hinüber nach der lustigen Villenkolonie und dem beherrschenden Kurhaus.

„Augen rechts!" kommandierte der Major die tote Kompagnie. „Wo die frischen, frohgemuten Häuser rot und weiß herüberleuchten, wohnen eure Kameraden, wohnen in Heimstätten, die das dankbare Vaterland ihnen gab, eure Angehörigen, die ihr zurückließet und die jetzt auf eigenem Grunde neue Kräfte aus dem Boden saugen, den ihr düngtet —"

„Entschuldigung," stammelte Schnürpel, „hier liegt ein Irrtum vor. Die angesehenen Leute, die in jenen neuen Häusern wohnen — auf Grund von wohlerworbenen und verbrieften Rechten wohnen — sind — sind keine Krieger — keine Kriegerwitwen —"

Hoch zogen sich die Augenbrauen des Majors: „Kameraden! Heimstätten, die aus euren Leibern wuchsen, haben Fremde mit Beschlag belegt. Wie dünkt euch dieser Dank?"

Die tote Kompagnie blieb stumm, nur ihre Nacken, die kein Grausen eines Weltkrieges beugen konnte, knickten, tief sanken die zerschundenen Köpfe. Ihre Leiber darunter, die straffen, wuchsen riesenhaft ins Breite und ihr Herz zersprang. Aber dennoch standen sie aufrecht, die zu Kolossen Gewordenen, und gehorchten noch übers Herzzerspringen hinaus, wie Riesenpuppen, den Befehlen ihres Führers: „Kameraden, die Gewehre ab! Für diese da seid ihr umsonst gestorben. Unterirdische Heimstättner, geht wieder heim. Halt — die alten Kammern werden euch zu klein sein; wartet, weiten will ich sie euch!"

Eine einzige mächtig schürfende Bewegung machte der Major hinaus ins ostpreußische Land. Das schwoll auf wie ein Vulkan — das riß auseinander — das legte eine kilometerweite Höhle bloß — das winkte mit den Randhänden hinauf zur Aktionärversammlung, hinüber in das vergnügte Rot und Weiß der neuen Häuserstadt — das schob alles, was da lebte, marschbereit in Reihen zusammen.

„Marsch!" kommandierte der alte Major. Und hinein mit einem fürchterlichen Taktschritt zog alles in das Riesengrab, die tote Kompagnie, ihr Hauptmann, die Elentiere aus der Vorzeit, Schnürpel und die Aktionärversammlung, das Kurhaus Germania und die Villenkolonie. Und über ihnen schloß sich von links und rechts Ostpreußen, wie zwei sich ineinanderfaltende Hände, die am Abend Amen sagen. Nur aus einem schmalen Erdriß hörte man noch langsam, abrechnend, die Stimme des Majors nach oben gurgeln: „Fünf Prozent!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das glanzgebügelte Gesicht Schnürpels war kreideweiß geworden vor Ärger: „Herr Major, nun ist's genug! Was wollen Sie mit diesen Leuten, diesen Tieren?"

„Vier Prozent!" Es sollte wie ein Scherz klingen. Aber es war ein grausamer Klang darin.

„Vier Prozent? Erklären Sie sich deutlicher oder —"

Ein Großaktionär schnellte auf: „Ich beantrage den Ausschluß dieser — dieser gemischten Gesellschaft, die nicht eingeladen ist und keinerlei Rechte an unsere Gesellschaften geltend machen kann!"

„Rechte?!" Der alte Major war auf den Tisch gesprungen. Seine Gesichtsmuskeln arbeiteten wild. Einen Rundblick warf er auf die Moore, auf die Seen, auf die Tannengürtel, sog Kraft daraus und Ruhe und sagte: „Die tote Kompagnie hat Rechte, wenn sie auch nicht reden kann. Nach den Russenkugeln haben sie das Schweigen angelobt. Mich haben sie gewählt zu reden. Ich vertrete ihre Rechte.

„Wenn Sie nicht in der Lage sein sollten, solche mit Urkunden zu belegen, so —"

„Urkunden? Ganze Kompagnie, hoch die Urkunden!"

Die Gesichter der Kompagnie hoben sich. Die Aktionäre zuckten zusammen. Was für Gesichter! — die Schlacht war drüber hingestampft, die große Russenschlacht. Zertretene Stirnen und erloschene Augen, zerstörte Wangen und verrenkte Kiefer, und nur eins bei allen ungebrochen: der Nacken, Germaniens Nacken.

„Wenn diese Urkunden nicht genügen sollten, so kann ich sie verstärken lassen. Kameraden, hoch die Gewehre!"

Verbogen und verrostet hoben sich Gewehre und hingen ohne Zittern in der Luft. Die Angst schrie aus den Reihen der Versammlung. Großaktionäre duckten sich mit verzerrten Gesichtern. Ein kleiner Aktionär fing an zu beten.

Wie ein Lächeln ging es über des Majors Gesicht: „Keine Angst, verehrte Herren, die Gewehre tun nichts mehr, so lange bleibt im Moor kein Pulver trocken. Wir haben anderes Pulver, die Versammlung hier zu sprengen, wenn sie die Rechte meiner Kompagnie nicht anerkennen sollte."

„Wir — wir bitten Sie, uns diese — diese Rechte mitzuteilen," stotterte Schnürpel, „wir werden — werden sie wohlwollend prüfen."

„Meine Kompagnie behauptet, ihre Heimstätten unter der Erde nur unter der Bedingung bezogen zu haben, daß diese Heimstätten wachsen dürfen."

„Wohin?"

„Durch die Erde durch, aus der Erde heraus, in die Luft hinauf, die freie, hinein in die Herzen anderer Krieger, die der Krieg versehrte, ohne sie töten. Wo sind die Heimstätten über der Erde, die aus den

Und dann kam es anders . . . Wie war es möglich, daß ein Wille starb, der sieben Jahre lang so fest in einem Grabe gewurzelt hatte, der so selbstverständlich war, wie der Wandel der Gestirne? Frau Therese gab sich auch darüber schonungslos Rechenschaft: Die Natur ist unabhängig von unserem Willen. Eine trockene Blume durstet nach Regen.

Langsam legte sich ihr innerer Widerstand. Sie war dem Manne gut, der ihr seine Liebe, seine Kunst, sein ganzes Wesen zu Füßen gelegt hatte. Sie glaubte seinem Wort, daß er ohne sie nicht mehr leben könne. Aber etwas war in ihr, das widerstand, so oft er stürmisch im Jubel, flehend in Not um sie rang. Bis endlich . . . .

Vor drei Wochen war die Abschiedsstunde gewesen. Kurt trat eine Konzertreise an, ein glänzender Ruf führte ihn in eines der wenigen Länder, die dem Deutschen heute nicht verschlossen sind. Sie beide verstanden sich auch in dem stummen Grimm gegen eine Welt, die die eiserne Kette des Hasses um ihr Vaterland gelegt hatte. Und nun, nun würde dieser Mann einem anderen Volke das Wunder ihrer heimatlichen Kunst bringen, in Tönen, die die deutsche Seele den bewegt Forschenden erschlösse, diese töricht geschmähte, zarte, liebevolle Seele! Stolz war die kleine Frau auf ihren Künstler. Therese erlag dem Frohgefühl und der Wehmut des Abschieds. Wenn er wiederkehrte, ja, dann wollte sie vor der Welt an seine Seite treten — für immer.

Morgen. Morgen wird Kurt kommen, sie glückstrahlend in die Arme schließen. Warum ist ihr so bang? Warum taucht jetzt, wie ein häßliches Gespenst, die Scheu vor den Nachbarn auf? Leidenschaft von echtem Stoffe spottet so kläglicher Bedenken! Leidenschaft . . .? Das war es doch wohl nicht, was sie zu dem Freunde trieb. Auch sie kannte jene rätselhafte Gewalt, die das Wesen in der Tiefe des Unbewußten erschüttert, die Macht, die gnadenlos beugt oder zerbricht! Das war einmal — das hatte sie nicht mehr zu verschenken. Was war es denn? Hingebendes Wohlwollen, eine reine Dankbarkeit für seine Liebe, eine bis zur Anbetung gesteigerte Verehrung für seine Güte. Die Güte war Brautwerberin gewesen. Aus seiner Musik strömte sie, aus seinen großen Kinderaugen, auf seine weichen, schöngezogenen Lippen hatte sie ihren Stempel geprägt. O, ihm ein Leben weihen, ihn glücklich machen ist unverdienter Lohn . . .

Frau Therese schreckte auf. Die Klingel hatte zweimal geschrillt. Sein Zeichen . . . Und da stürmte er auch schon ins Zimmer!

Es war seine liebe Tücke gewesen, sie zu überraschen. Und wie ist es ihm gelungen! Er lachte, er jubilierte.

Mitgebracht habe er schöne Dinge, seiner geliebten Braut! O, nur viel zu karg sei das alles — so rief er — all das glänzende Gold — die Kette um solchen wonnigen Hals! Das goldene Herz mit

„Ja, Herr Kommerzienrat, ich vergaß ganz, Ihnen für die mir bewilligten fünf Prozent zu danken — oder — oder haben Sie schon die Quittung? Sie schauen so verstört drein, Herr Schnürpel — wohl ein kleines Alpdrücken gehabt während des Nickerchens?"

Schnürpel war, wild um sich sehend, aufgesprungen, jetzt jagte er den Hügel hinab in der Richtung nach dem Bahnhof.

„Herr Kommerzienrat," scholl es hinter ihm, „und wann werden Sie also die entscheidende Generalversammlung des Kurhauses Germania —?"

Dem Laufenden bog es den Kopf herum, einen schreckverzerrten Kopf. Eine Grimasse huschte darüber. Abwehrend, gespreizt hoben sich im Lauf die Hände: „Nie — nie — niemals!"

Der goldene Brautschmuck.

Von **Hermann Kienzl.**

Morgen also! Frau Therese starrte durchs offene Fenster in die grüne Flut des Gartens. Nachmittagssonne lag auf ihm. Die Wipfel der Laubbäume badeten in Bronze. Aber unten lagerten die Schatten und verdichteten sich hinter den Büschen zum Dunkel. Es war der jungen Frau, als lauere dort das Rätsel.

Morgen . . . Sie wird sich ihm vor der Welt angeloben. Gab es noch ein Zurück? Wollte sie denn zurück? Er war ihr schwer gefallen, der letzte Entschluß. Sie hatte doch all ihr Leben lang geglaubt, sich selbst vertrauen zu dürfen. Nie hat sie nach fremder Meinung gefragt, und durfte mit dem Weg ihrer Füße zufrieden sein. Und jetzt — war ihr der Gedanke an die Menschen ein ungewohntes Hemmnis. Sie machte sich das vollkommen klar, nach ihrer Art, sich selbst in's Innere zu sehen. Eine gewisse Menschenfurcht — ja, darüber täuschte sie sich nicht! — hatte sie so lange mit dem Jawort zögern lassen. Wie eigen! Vor mehr oder minder gleichgültigen Leuten empfand sie diese Scham, während ihr Gewissen ihr den Freipaß gab.

Und wird doch kaum einer von ihren Bekannten einen Gedankenvorwurf gegen sie erheben! Sieben Jahre hatte sie ihre Jugend hinter dem Witwenschleier verborgen. Als sie sich den Menschen wieder näherte, fehlte es ihr nicht an Werbern, an kühnen und heißen, an stillen und harrenden. Jeder wünschende Blick bereitete ihr Schmerz, jedes liebevoll fragende Wort bittere Wehmut. Sie konnte nicht den Ausgang finden aus der Vergangenheit. Sie liebte. Liebte einen Toten. Der Welt ein Beispiel der Treue geben? Verächtlich schürzte sie die Lippen in der Erinnerung an dieses Wort, das einst ein enttäuschter Freier ihr mit höflichem Lächeln gesagt hatte.

Er lachte wieder auf. „O ja! Und recht viele! Na, hör' mal, ich bin doch kein Flaps, daß ich nicht rechtzeitig weiß, was klug und nützlich ist. Das Agio ist mein Reingewinn ...."

Sie schwieg. Er rannte im Zimmer auf und ab, murmelte erregte Worte über Überspanntheit und weiblichen Idealismus.

„Kurt!" — rief sie nun mit heller Stimme — „bitte, setz' dich! Hier! So! — Und jetzt gib Antwort auf eine Frage. Wenn du von den furchtbaren Schlachten liest, von dem tausendfachen Tod, von den Wunden, aus denen das ganze Land blutet ... wenn du an das alles denkst ... und die Krüppel auf ihren Krücken siehst ... sag', hat es dich noch nie gedrängt, dein Gold auszuwechseln?"

Kurt sprang auf: „Nein! Wahrhaftig nein! Denn zuerst komme i c h und kommt meine K u n s t und dann ...."

Therese hatte sich erhoben. Sie ließ ihn nicht zu Ende sprechen. Mit zitternden Lippen sagte sie: „Also — es war ein Irrtum. Du bist nicht gut. Verzeihe mir, es war m e i n Irrtum ...."

Rasch und leise schritt sie aus dem Zimmer. Eine Tür wurde geschlossen.

Der Käfer.

Gestern traf ich Freund Benedikt merkbar verstimmt an. Er lag in einem Streckfessel im Grünen und ich dachte, er sei wieder einmal „lungenspitzig", wie er sich zuweilen auszudrücken pflegt, weshalb ich die gönnerhafte Miene des Gesunden annahm, welche dem Kranken die Krankheit gewissermaßen wegdisputieren soll.

„Na, ein bißchen unpäßlich, lieber Benedikt?"

„Danke, ja, aber diesmal ziemlich bescheiden. Meine Ärzte klopften ein bißchen an meinem Brustkorb herum, um dann vergnügt festzustellen, es stecke nur in den großen Bronchien. Ein Kinderspiel, beinahe ein Gesellschaftsspiel, die Temperatur bloß leicht erhöht, der Hustenreiz zu ertragen, und wenn ich brav Liegekur mache, so bin ich in drei, vier Wochen schon wieder auf Deck, was halt bei einem Katarrhaliker ‚auf Deck sein' heißt."

„Nu ja," meinte ich geistreich. „Eigentlich bist du zu beneiden, so im Garten faulenzen zu dürfen, zu lesen, zu schlafen und Gedanken nachzuhängen." Man beschimpfe mich nicht wegen des burschikosen Tones, andere Menschen reden auch nicht gescheiter, wenn sie Kranke trösten wollen.

„Ganz recht," stimmte Benedikt zu, „Ähnliches hörte ich heute schon einmal von einem vorübergehenden Arbeiter, der sich absichtlich laut

seinen Diamanten, das sich hinabsenken dürfe — tief, tief an ihrer Brust! Ach wie armselig sind die Schätze der Welt, gilt es ein Plätzchen wie dieses! Und Romeo war ein gescheiter Kerl: „Wär ich der Handschuh doch in deiner Hand“ ....

Er faßte ihre Hände und küßte sie. Lächelnd ließ sie den Wilden gewähren. Er schlang den Arm um ihre Schultern. Therese beugte sich sanft ein wenig zurück, schüttelte leicht den Kopf und sagte:

„Hör', Liebster! Das viele Gold .... Du meinst doch nicht im Ernst, daß ich das nehmen soll?“

Kurt öffnete den Mund und vergaß ihn zu schließen. Er verstand nicht.

„Aber du weißt doch, Schatz“, fuhr sie fort und entzog sich leicht seinen Armen, „du weißt doch, jede Unze Goldes ist heute dem Lande nötig, ist, wenn wir sie einlösen, sie dem Kriegsschatz zuführen, eine Wohltat, die wir uns selbst erweisen ....“

Der Mann schlug die Hände zusammen und lachte überlaut: „Ach, so! Jetzt versteh' ich! Du meinst, wir müssen patriotisch sein? Und da sollte ich nicht das Recht haben, meine Braut, meine Braut zu schmücken? Närrchen! Liebes! Das sieht dir ähnlich! Aber nein, nein, daraus wird nichts!“

Frau Therese wurde ernst. Ihre Worte waren leise und sanft, aber bestimmt:

„Wie du nur so töricht sprechen kannst, Kurt“, sagte sie. „Hier geht's nicht um Firlefanz. Hier wird kein Wettlauf gemacht um Ehren und Orden. Deutschland braucht das Gold — für seine Erhaltung, für seine Soldaten, für seine Verwundeten.“

Kurt ließ sich nicht aus dem Felde schlagen. „Unsinn! Auf das bißchen Schmuck steht dein Deutschland nicht an!“

„Mein Deutschland?“ — unwillkürlich trat Therese einen Schritt zurück. „Und das deine? Hör', Kurt, wir wollen nicht Worte machen über Selbstverständliches! Ich nehme den Schmuck, gut. Aber morgen bringe ich ihn der Reichsbank. Für den Erlös können wir anschaffen, was nötiger ist.“

Dem nervösen Künstler stieg das Blut zu Kopf: „So behandelst du mein Brautgeschenk?! Und so praktisch bist du? ‚Was nötiger ist!‘ Ei, so kauf' Pulswärmer für deine Soldaten!“

Therese richtete schweigend und fest ihre Augen auf ihn.

„Aber das sag' ich dir, Schatz“, fuhr er in hitziger Erregung fort, „das bischen Gold da, das spielt keine Rolle. Ich habe zu Hause mehr — mit dem Bild des Kaisers!“

Es lag ein Staunen im Ausdruck ihrer Worte, als sie nun fragte: „Du hast Goldstücke zurückbehalten?“

die Natur werden bekanntlich weder in diesem noch in jenem Leben vergeben."

Ich kenne die gelegentlichen Verdrehtheiten meines Freundes, weshalb ich es unterließ, ihm einen Vortrag über den Kampf ums Dasein zu halten. Ich murmelte bloß halblaut: „Hm."

„Ja, hm," entgegnete er, „ich weiß, man kann darüber verschiedentlicher Meinung sein, aber worüber kann man schließlich nicht verschiedener Meinung sein?"

„Aber ums Himmelswillen, warum bist du eigentlich verstimmt?"

„Darum: Heute blieb mein Goldkäfer aus. Erst fiel mir das nicht weiter auf, aber als ich recht vergnügt von meinem ungestörten Nachmittagsschläfchen erwachte, dachte ich plötzlich — zum Kuckuck, wo steckt er denn? Dabei schaute ich ganz zufällig auf den dürren Ast der Buche über mir und was entdeckte ich? Ein Spinnengewebe mit einer fetten Spinne in der Mitte . . . und im Netz gefangen den goldenen Käfer mit dem Leibschaden an der linken Flügeldecke . . . meinen Käfer . . . Gewiß wollte der arme Kerl mich besuchen und verfehlte den geraden Weg oder machte absichtlich einen kleinen Umweg, verhaspelte sich im Spinnweb, saß fest und wurde von der feisten Spinne mitleidslos ausgesaugt . . . Denk' dir, Hans Ludwig, das liebe Tierchen in der schrecklichen Gefangenschaft des angefressenen Vampirs, der es langsam — o, ich weiß, ganz, ganz langsam aussog und mit Behagen zu Tode marterte."

„Tja . . ."

„Und da bin ich begreiflicherweise verstimmt, denn ich mache mir Vorwürfe."

„Du machst dir Vorwürfe?"

„Selbstverständlich."

„Ja, aber wie denn?"

„Du fragst noch? Hätte ich den kleinen, goldenen Käfer, wie ich gestern beabsichtigte, mit einem Klaps ins bessere Jenseits befördert, so wäre er eines raschen schmerzlosen Todes gestorben, weil ich ihn jedoch sozusagen schonte, wurde er von der scheußlichen Spinne elendiglich gequält."

„Und darüber bist du verstimmt?"

„Darüber."

„Ich an deiner Stelle hätte wenigstens die Spinne totgemacht!"

„Dachte auch daran — aber hat sie nicht ihr eigenes Recht zu leben?"

„Das schon — doch . . ."

„Nein, mich verbittert nur die Erkenntnis, daß unsere gesamte Ethik ein Riesenschwindel ist. Wir glauben, etwas Gutes zu tun, aber sehen wir genau zu, so wird etwas Schlechtes daraus."

äußerte, da lägen die Nichtstuer gemächlich herum, während seinesgleichen sich von früh bis spät plagen müßte. Ich hätte ihm gern einen Tausch unserer Lungen angetragen, unterließ es jedoch, da es leider unausführbar."

„Und deshalb bist du so verstimmt?"

„Bin ich verstimmt?"

„Sichtlich."

„Nein, deshalb nicht, obschon ich einigen Grund dazu hätte. Ein regsamer Mensch wie ich, mit einer geistigen Veranlagung, die alles, alles erfassen möchte und immer wieder aufs Faulbett gelegt wird . . . Aber da kann man halt nichts machen."

„Woher also die Verstimmung?"

„Tja . . . von einem goldenen Käfer . . ."

„Von einem goldenen Käfer? Bitte, erklär' dich näher."

Benedikt schob ein Bonbon in den Mund und erläuterte: „Gegen den Hustenreiz, damit du nicht etwa glaubst, ich naschte zum Vergnügen Zuckerln. — Siehst du, mit dem Käfer hat es folgende Bewandtnis. In der vergangenen Woche besuchte er mich jeden Nachmittag, mit anderen Worten, er umflog und bekroch mich stets, wenn ich gerade ein bißchen zu schlafen gedachte, und ließ mich um keinen Preis zur Ruhe kommen, als sei er eigens angestellt, mich zu stören. Bald setzte er sich auf meine Nase, bald beschnupperte er mein Ohr, dann wieder kitzelte er die Augenlider und wenn das alles nicht verfing, machte er sich an meinen Lippen zu schaffen. Ein geradezu furchtbares Tier! Neun Tage, wohlgezählte neun Tage brachte er mich um meinen ärztlich verordneten Nachmittagsschlummer."

„Der goldene Käfer?"

„Der goldene Käfer."

„Und immer derselbe? Solche Käfer mit goldbraunen Flügeldecken gibt es zu Hunderten und Tausenden. Es werden verschiedene Viecher ein und derselben Rasse gewesen sein."

„Nein, es war immer derselbe. Ich beobachtete es genau und erkannte ihn leicht wieder, denn er hatte an der linken Flügeldecke einen Leibschaden. Wahrscheinlich raufte er einmal in seiner Jugend — etwa wie unsere Couleurstudenten am Paukboden — und davon trug er einen schlimmen Riß im schönen Goldbraun davon."

„Warum erschlugst du den Störenfried nicht?"

„Dachte auch daran, hob gestern schon die Hand, um dem Tunichtgut das Lebenslicht auszublasen, doch besann ich mich im letzten Augenblick und sagte mir: Pfui, Benedikt, schämst du dich nicht, das arme Wesen zu ermorden, ein Wesen, das wahrscheinlich lieber lebt als du! Das darfst du nicht, das wäre eine Sünde wider die Natur und Sünden wider

Und es geschieht, daß derselbe liebesselige Mensch gegen seinen wahren Wohltäter, der in unwandelbarer Treue an ihm hängt, kühl und gleichgültig ist und es für selbstverständlich hält, der oder jener müsse ihm dienen, in allem seine Vorteile wahren und zu jedem Opfer bereit sein. — Dann kommt ein Tag, da er vor den Gräbern steht. Hier liegt der „Jugendfreund", hier ruht der Leib des Mannes, der Liebe gab, ohne Liebe zu heischen. Jetzt schlägt das Herz des Lebenden um; am Grabe des Jugendfreundes gedenkt er der Vergänglichkeit der Freuden; an der Ruhestätte des Wohltäters fühlt er die Beständigkeit des Guten, welches lebte, so lange das treue Herz gelebt, und welches nicht starb, als das treue Herz brach, sondern aus dem Grabe neu wieder emporquillt und den Danklosen ergreift, beseelt und adelt.

Aus dunklen, moderigen Gründen der Welt flackern, ach, wie oft, Irrlichter auf; jene Flämmlein aber, die auf Gräbern glühen, sind immer echt und immer wahr — an ihnen sollten die Lichter des Traualtars und die Flamme des häuslichen Herdes angezündet werden. Ja noch mehr, auch die Kerzen des Salons, wo der Flitter, die Hoffart und die falsche Zärtlichkeit sich breit machen, möchte ich mit einem Grablichte anzünden. Memento mori!

Es ist ärgerlich genug, daß die Menschen so verschroben sind und die größte Zeit ihres kurzen Lebens damit zubringen, sich gegenseitig zu quälen. Diese Welt an und für sich ist gar nicht eitel, sie ist so überaus schön und hat für jeden etwas, um ihn auf eine Weile selig zu machen. Selbst das Unglück, das uns die Elemente zufügen, und die körperlichen Schmerzen, die keinem geschenkt sind, dessen Leib für sinnliche Freuden gebaut ist, sind leicht zu ertragen, wenn in uns der Gewissensfriede und um uns die Liebe der Mitmenschen herrscht. — Es scheint so einfach zu sein; wir brauchten gar nicht einmal besser zu werden, nur ein klein wenig klüger, daß wir einsehen könnten: Es ginge jedem von uns besser, wenn er der wahnwitzigen Selbstsucht Herr werden könnte, wenn ihn die Freuden anderer ein bißchen mehr beglücken könnten, wenn er sein Heil nicht so ganz und gar auf das allein stellen wollte, was die Naturgewalt jeden Augenblick zerstören kann, wenn er dieses Erdendasein wenigstens nur vom ersten Stock aus überblickte, anstatt vom Parterre. — So einfach scheint's zu sein, und es ist doch unmöglich. U n m ö g l i c h auch einer Kultur, die dieses Wort aus ihrem Wörterbuche streichen will. Die Menschheit steht heute auf einer Höhe, auf die sie sich viel einbildet. Wie aber kann man übermütig sein, wenn man all seine Werke auf Gräbern bauen muß!

Doch, unser Geschlecht ist so leichtsinnig oder, wenn man will, so gottbegnadet, daß es — auf Friedhöfen Volksfeste abhält. In der Tat! Man sehe den Tag Allerseelen. Die Trauernden, die ihre Lieben

„Nicht stets."

„Immerhin hie und da."

„Auf die Beweggründe kommt es an, nicht auf den Erfolg."

„Ja, ich weiß, lieber Hans Ludwig, Gutes gewollt zu haben und so weiter. Aber das genügt mir nicht, ich bin eine praktische Natur, der es ums Erreichen zu tun ist."

„Lieber Benedikt, vergiß nicht, daß anderseits auch böse Absichten zu einem guten Ende führen können und zuweilen auch führen. Das ist der Ausgleich."

„Das eben ist das Trostlose. Trostlos, wenn es einem halbwegs anständigen Kerl versagt bleibt, Gutes zu tun, während irgendein Schuft Wünschenswertes zuwege bringt."

„Das Gleichgewicht im All stellt sich ganz von selbst so oder so wieder her," sagte ich ohne rechte Überzeugung.

Benedikt schwieg. Dann hustete er kurz und zog die Decke höher über die Brust. Der Abendwind brachte Nachtkühle.

„Gute Nacht, lieber Freund," empfahl ich mich, „du sollst nicht so viel sprechen. Morgen auf Wiedersehen."

Ich ging heimwärts. Ein tiefblauer Himmel überspannte das Firmament, im Westen färbte die erstorbene Sonne die Bergspitzen rosig und durch die stillen Lüfte segelten Schwalben. Meine Stimmung war nicht sonderlich. Da erblickte ich eine hurtige Schwalbe, die mir nachflog — nein, ich täuschte mich nicht, sie trug eine erbeutete Spinne im Schnabel. „Die fette Spinne!" durchfuhr es mich und der Gedanke machte mich froh. Ausgleichende Gerechtigkeit! Bis mich neuerlich grauer Ernst übermannte: Und wessen Opfer wird die Schwalbe werden? Herrisch entschied ich: Der Mensch soll nicht zu viel nachdenken, nicht über goldene Käfer und nicht über anderes . . . H. L. R.

Das Fest auf dem Friedhof.

Von **Peter Rosegger.**

Oft geschieht es, besonders in der Jugend, daß man sein Herz an einen Menschen hängt, der weder an Charakter, noch an Opferwilligkeit all der Freundschaft und Herzensinnigkeit würdig ist, die man an ihn verschwendet. Es gibt Jugendfreundschaften, die nicht auf Gleichartigkeit der Vorzüge, wohl aber auf Gleichartigkeit der Schwächen und Leidenschaften begründet sind. Ein junges, tiefer angelegtes Gemüt kann oft den seichtesten, eigensüchtigsten Gesellen vergöttern und in sich schließen, wie im Leben kaum wieder einen andern.

Ich spreche hier selbstverständlich nur von den großen Stadtfriedhöfen und von jenem Pöbel aller Stände, der im Garten der Toten nichts zu tun hat, als sich einmal für ein halb Stündchen zu unterhalten; ich spreche nicht von jenen, die in den Schleier des Schmerzes gehüllt auch an diesem Tage heranwanken, um ihre Toten zu grüßen. Sie treten in den Kirchhof als in den Vorhof der Ewigkeit ein und sie pochen mit den Schlägen ihres Herzens an die eherne Pforte, die zwischen ihnen und den Hingeschiedenen zugefallen ist.

Du merkst, Leser, die Erregung, in der eine arme Seele diese Worte spricht. Ich bin sonst kein grämiger Bursche, aber zu Allerseelen werde ich menschenscheu und gehe am liebsten allein über den herbstlichen Steppenreif dahin, dort begegnen mir die Geister der Toten. Zwei meiner Freunde waren nach ihrem Tode vierzehn Jahre lang die Mietpartei eines Grabes im großen Stadtfriedhofe; ihr Gebein ist längst delogiert, ihre Asche verstreut in alle Winde. Heute ist an ihrer Stelle eine monumentale Gruft, wohnt ein Mann von der Ringstraße drinnen, der unter der Erde, wie über derselben seinen Palast haben will. Er hat schlecht gerechnet. Den Toten ist der feste Bau ein Kerker, aus dem sich die Atome nicht befreien können, um wieder in den Reigen des Lebens zu treten.

Einst hat mir ein bekannter Reisender zu Allerseelen folgendes geschrieben:

„Mein einziges Kind, ein Sohn, der einundzwanzig Jahre alt geworden ist, ruht im Mittelländischen Meere, vierzig Seemeilen südlich von der Insel Rhodos. Als Offizier des Lloyd starb er auf einer Reise nach Alexandria. Ich trat bald darauf die Reise nach Ägypten an, aber nicht um die Trümmer der Pharaonenstädte am Nil zu sehen und nicht die Pyramiden, sondern über den Meeresstrich zu fahren, vierzig Seemeilen südlich von Rhodos. Ich wollte mein Allerseelen haben — aber die Natur ließ es nicht gelten. Es war ein so lieblicher Tag, als wir darüber hinglitten und die Sonne glitzerte in dem Gekreisel des Wasserspiegels. Dort bildete sich eine leichte Welle. Das ist der Hügel seines Grabes, dachte ich, aber als wir an die Stelle kamen, war die Welle vergangen und das unendliche Meer wußte nichts von meinem Alfred. — Auf diesen Wässern irrte einst der ruhelose Odysseus. Ich fuhr bis gen Cypern, dort bestieg ich ein englisches Fahrzeug und strebte heimwärts, ohne die Küsten des Morgenlandes gesehen zu haben. Ich durchzog die Meerenge von Gibraltar, umschiffte das große Frankreich und erst in Ostende verließ ich den Friedhof meines Kindes.

Zu jener Zeit bin ich mir bewußt worden, daß auch die Grabstätte ein Glück ist, ein Halt, auf den man sein schweres Leid ablasten kann. Und seit jener Zeit beneide ich jeden, der seine Lieben im stillen Heim-

zur Erden legten, das sind die Festgeber; schon tagelang im vorhinein sind sie besorgt und beschäftigt, den Festplatz zu bereiten, zu schmücken, zu beleuchten. Im Eifer des Aufputzens vergessen sie fast ihres Schmerzes und anstatt der Tränen perlt von den Wangen der Schweiß. Die Liebe, die ein Jahr lang blassen Antlitzes in die Ewigkeit geblickt, wendet ihr Gesicht heute geschminkt der Welt zu und in einer Art von Stolz ruft sie es dem Volke hin: „Seht Ihr, ich habe auch meine Toten! Seht Ihr, so halte ich meine Toten — wer Lust hat, für mich zu sterben!"

Und das Volk, allzeit dort zur Stelle, wo es zu sehen gibt, wo etwas Nichtalltägliches ist, das läßt nicht lange auf sich warten. Es kommt, es tänzelt heran, rauschend, schwätzend, lachend, es flutet zu den Toren herein, strömt die breiten Wege kreuz und krumm, stolpert über Hügel und bewundert oder bespöttelt je nach Stimmung alles, was ihm unter die Augen kommt. Weihrauch und Wachsduft ziehen zwischen den Kreuzen hin, vermengt mit dem Geruche der vor den Toren schmorenden Kastanien. Die Leute tragen Kerzen und Kränze und naschen, und die Gespräche, die sie führen, sind hohl, wie die Grüfte, aber nicht so weihevoll. An sich selbst wäre der Totenkultus ja so schön, aber er artet aus, wie jeder Kultus ausartet, sobald er den niedrigen Neigungen der Menschen dient. Die Friedhöfe werden zu Allerseelen zum Korso, die Gräber und Monumente zu prunkenden Auslagen und mit den Lustwandelnden schlüpfen zur Pforte herein die Schwächen und die Laster, und der Pöbel, der mit seiner blöden Neugierde und mit seinem schmutzigen Spotte nichts verschont, will nun sein Mütchen auch einmal an den Toten kühlen. — Aber hübsche, dunkelfarbige Damentoiletten gibt es, und zwar nach dem neuesten Modejournal, damit die Trauer heuer nicht etwa denselben Schnitt habe, wie im vorigen Jahre. Und vor Taschendieben wird gewarnt!

Nur das eine kann mich schier gleichgültig machen gegen die Toten da unten, wenn ich bedenke, daß auch sie voreinst so pietätlos und windig zwischen Gräbern dahingeschlenkert sind. Es ist auf Kirchweihen, Märkten und Bällen schon nicht erquicklich, das Publikum zu beobachten, auf dem Gottesacker vollends wird es in seiner Trivialität, in seiner Stumpfheit und Seelenlosigkeit zum Ungeheuer. Und so denke ich: wenn schon die einsinkenden Gräber und die darüber in tiefem Ernste ragenden Symbole hochheiliger Ideale nicht vermögen, die Menschen zu erschüttern und zu erheben — was soll denn sonst noch wirken? Herzen, die von der gewaltigen Stimme dieser ewig Stummen nicht aufgeschreckt werden, sind nicht mehr zu erwecken. Sie haben kein menschlich Bedeuten, sie sind nicht zu gut und nicht zu schlecht, das, und nur das allein zu werden, woran sie hängen — Staub.

von einer zur anderen, in starke Querbalken eingezapften Sprossen halten es auf. So bildet das geschwemmte Holz in der Mitte des Flusses eine betrügliche Insel. Von hier wird es durch Lohnführer zum Flammfeuer oder zu den Kohlstätten in der Gegend umher verführet.

Da Hiefelau keine Poststation ist, obwohl der Weg von Eisenerz hierher zwei gute Meilen beträgt, so verweilte ich mich auch nicht, das Amtshaus der zur Hauptgewerkschaft gehörigen Herrschaft oder einige andere Gebäude zu besehen. Von hier an bleibt der Weg immer an dem Ufer der Enns. Wie man von Hiefelau hinausfährt, erhebt er sich und der Fluß rauschet in einem tiefen Abgrund zur Linken. Jenseits läuft ein kühner Gehsteig an einem kahlen Berge, wo kein Sträußchen den Anblick in die Tiefe verdeckt oder zum Anhalten über dem bröcklichten Grieß dient, welcher vom Berg auf den Steig und von diesem in den Fluß hinabrieselt. Hier hatten vor kurzem zwei Wildschützen einen Hirschen, der auf jenem Gehsteige vorüberstrich, von der Straße aus geschossen. Der Hunger nach der schweren Beute und die Furcht, bei einer Brücke angehalten zu werden, reizte den einen so sehr, daß er kein Bedenken trug, sich in den Strom zu stürzen und den Versuch zu machen, ihn durchzuschwimmen. Auch gelang es ihm fast das jenseitige Ufer zu erreichen; aber dort wurde es ihm unmöglich, an das Land zu kommen, und so mußte er, dem Preis der Gefahr schon nahe und unter den Augen seines Spießgesellen, elendig ertrinken. Nach dieser Stelle geht es bald wieder zu dem Flusse herab und über eine Brücke an das linke Ufer hinüber. Hier ist ein sehr enger Paß. Unmittelbar, ehe man auf die Brücke kommt, raget aus der Felswand der Vorderteil eines nicht gar zu schlechten Hauses einige Schuhe weit hervor, alles übrige ist in den Felsen hineingehauen; es heißt zum Schneider an der Wand. Dennoch ist diese Gegend nicht so romantisch und durch Vereinigung vieler Schönheiten auffallend als eine bald darauf folgende. Wenn ein Künstler der steiermärkischen Natur interessante Ansichten abzeichnen will, die nebst ihren malerischen Eigenschaften auch zeigen sollen, in welchen Wildnissen dieses arbeitsame Volk sich anbauet, um seinem Erwerbe nachzuleben, der komme hierher und sehe über die Enns und die Brücke nach Leinbach hin, sehe an dem Fuße himmelhoher Berge jenen Eisenhammer mit seinen Wasserrädern, diesen rußigen, bemoosten Kohlbarn und den Bach, der aus einer wilden Kluft schäumend in den Fluß sich ergießt.

Nach diesen engen Pässen und Gräben verursacht es mir ein lebhaftes Vergnügen, daß ich nun in eine Gegend kam, wo ich ein kleines, mit Fruchtfeldern, Gärten und Häusern bedecktes Land übersehen konnte, wo mich alles von der Wohlhabenheit, von dem Frohsinne der Einwohner zu überzeugen schien. Die Natur war mir milderer, die um-

gärtlein eines Gottesackers bergen kann. Nur zu Allerseelen, wenn Flunker und Eitelkeit und der zerstreuungssüchtige Leutetroß die Totenruhe entweiht, habe ich eine Art Befriedigung darüber, daß meines Sohnes Grab auf jenem Gottesacker ist, vor dessen Größe und Gewalt alle Menschenherzen erbeben."

Der Friedhof ist ein Tempel und jedes Grab ein Opferaltar, auf welchem wir den Toten abbittend oder verzeihend opfern. Denn quitt ist — wenn das Auge bricht — Soll und Haben selten. Hat der Lebende gut, so ist er meist gerne bereit, zu streichen und fühlt dabei im brennenden Herzen eine Kühlung wie von Palmenfächeln in der Wüste. Hat jedoch der Tote gut, dann stürmt der Lebende oftmals den Katafalk und das Grab und weint und schreit, und wirft all seine Liebe hin — die solange vergrabene — aber sie prallt vom Sargdeckel ab und alle Brücken sind zerbrochen. Herrenlos zittert die Liebe in der Träne, duftet in der Blume, schimmert im Kerzenlicht, und dem sie vermeint ist, der nimmt sie nicht mehr an. So kommt sie zurück in das Gemüt des Lebenden und wird eine unstillbare Pein, wenn sie der Träger nicht noch einmal aussendet, aber anstatt dem Toten, den Lebendigen zu.

Und nun stehen wir, wo wir stehen sollen. Bei den Toten holen wir uns die Liebe für die Lebenden und das ist der stillen Schläfer Vermächtnis: Was ihr von eurem Herzen uns schuldet oder schenken wollt, gebt es denen, die um euch noch sind, sie haben es zu brauchen. Denkt daran, daß die Tage rasch vergehen, da ihr sie habt, und daß kein Gutmachen und kein Nachholen ist, wenn sie nicht mehr sind. Wir haben euch Groll und Liebe nimmer, geht heim in eure Wohnungen und tut, was ihr an den Gräbern bereut, nicht getan zu haben.

Die Entdeckung der Steiermark.

Von **Dr. Rudolf Latzke.**

(Schluß.)

Im folgenden interessiert den Schilderer natürlich vornehmlich die Erz- gewinnung und -verhüttung und ein umfangreicher Teil des ganzen Buches ist der Schilderung des Erzberges und der Darlegung der Ansichten über das Gewerkschaftswesen gewidmet. — Wärmer wird er erst wieder in der Radmer und im Ennstal.

„Diese Gegend wird die Hiefelau genannt; hier ist einer von jenen Rechen, welche die Hauptgewerkschaft zur Schwemmung des Holzes unterhält. Eine doppelte Reihe von Wehren, die aus gehauenen Steinen erbaut sind, bricht die Gewalt des Stromes und den Stoß des Holzes, welches auf dem Rücken desselben herschwimmet; die am Ende der Wehren,

ein dritter Rechen. Dieser sowohl, als die in der Hiefelau und in Reifling, wurden im Jahre 1512 von Hanns Gasteiger, einem Zimmermann aus Tirol, erfunden und gebaut; er errichtete mehrere andere Wassergebäude und wies dem Ennsflusse von der Hiefelau bis gegen Steyr seinen Rinnsal an. Der Name eines solchen Wohltäters des Landes verdient, in dem dankbaren Andenken der Steiermärker unsterblich zu sein. Auch waren seine Zeitgenossen gegen ihn nicht ungerecht: er wurde vom Hofe mit einer goldenen Kette und Ehrenmedaille beschenkt und starb zu Wien im 77. Jahre seines Lebens. Diese Holzrechen waren vormals landesfürstlich und wurden in Ansehung der Eisenfrohne aus dem Aerarium unterhalten. Im Jahre 1625 aber übernahm sie der neuentstandene hauptgewerkschaftliche Körper unter der Bedingung, daß ihm wegen der Erhaltung von 1 q Eisen 12 kr. an der Frohne wieder vergütet und bei Elementarschäden verhältnismäßige Beiträge zur Wiederherstellung geleistet werden, dergleichen er auch zu 12 bis 15.000 fl. schon erhalten hat."

*
* *

Das Feinste aber hat Leitner für den Schluß des Bandes aufgespart: die Schilderung der Nachtfahrt von Klein-Reifling über Altenmarkt nach Weyer.

„Das Gewitter war um 9 Uhr abends vorbei. Die fliehenden Wolken bedeckten zwar noch den Himmel, dennoch war einiger Schimmer des Tages übrig. Ich ließ anspannen und setzte meine Reise fort, denn obwohl ich es nicht gut heiße, durch Gegenden, welche man noch nie gesehen hat, bei Nacht zu reisen, weil man sich dadurch des schönsten Genusses beraubt: so konnte ich dieses Mal doch nicht meiner besseren Einsicht folgen, sondern mußte, um in dem Plane meiner Reise keine Änderung zu machen, dasjenige zur Nachtzeit einbringen, was ich durch längeres Verweilen in Eisenerz und durch Abwarten des Gewitters versäumt habe. Auch war ich der ewigen Gebirges-Felsmassen und engen Pässe wirklich satt; und sonst konnte ich in der Strecke, die mir bevorstand, nichts Merkwürdiges erwarten, aber die nächtliche Fahrt hatte ihre eigenen Reize, welche zur Abwechslung die beste Wirkung haben. Nachdem das zertrennte Gewölke den Horizont endlich verlassen hatte, stand der gehörnte Mond ober den westlichen Gebirgen und goß sein schwaches Licht über das Land aus. Nur notdürftig beleuchtete er die Straße und von den entfernteren Gegenständen ließ er nur die Umrisse abnehmen. Dadurch entstand das mannigfaltigste Gemische von Gruppen, in deren Erklärung die Phantasie herumschweifte und sich nicht selten betrogen fand. Oft beschäftigte mich ein kleines Licht, das ich in der Ferne sah: was dort nur wohl sein möge? Wie

gebenden Berge fand ich weniger rauh und nur nach einer Seite zu hatte ich eine Aussicht, welche der vorigen glich. Ich sah die Admontische Pfarre im Landel in einem engen Trichter zur Linken liegen; den Hintergrund machte ein waldichter Berg, über dessen Rücken drei hohe Felsen emporragten, wovon der mittlere abgerundet, die zwei anderen aber pyramidenförmig aufgetürmet waren. Auf diesen Felsspitzen schien die schwarze Decke zu ruhen, womit ein fürchterliches Ungewitter den Himmel überzogen hatte, die Blitze kreuzten sich um ihre Scheitel; dies machte die Szene vollkommen. Aber ich konnte nicht lange ein ruhiger Zuseher bleiben; wie Meereswogen wälzte das Ungewitter aus der Enge sich hervor das Brüllen des Donners kam immer näher. Ich war nun einmal bestimmt, täglich vom Wetter verfolgt zu werden; mein Postillon ließ seine Hengste ausgreifen, und nachdem ich noch eines schönen Prospekts über die Krümmungen des Enns hin genossen hatte, kam ich bei dem ersten Regen bei der Poststation Reifling an.

Während es draußen stürmte, benützte ich im Gasthofe die Zeit, mir über verschiedene Dinge Auskunft zu verschaffen. Ich sah aus dem Fenster den hiesigen Holzrechen nahe vor mir, er ist größer als jener in der Hiefelau, aber nicht gerade, sondern schräg über den Fluß gebaut. Seine Bestimmung ist, jenes Holz aufzufangen, welches auf der Salza, die sich hier in die Enns ergießt, geschwemmt wird. Dieser kleine Fluß entspringt hinter Mariazell in Österreich und fließt von Osten gegen Westen durch die rauheste Wildnis, die es vielleicht in Steiermark gibt. Wahrscheinlich würden dort noch gar keine Menschen ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben, wären nicht die Inhaber der Eisenwerke inner dem Berge durch die ungeheure Holzverzehrung gezwungen worden, ihren Bedarf zum Teil aus diesen Gräben mehrere Meilen weit herzuholen, die nun von Holzarbeitern bewohnt sind. Die einzige wirtbare Gegend in dieser Wildnis — ein unebenes Tal von einigen hundert Schritten in die Länge und in die Breite — ist der Weichselboden, wo nebst einer Pfarre und wenigen Häusern zwei Kasernen für die Holzknechte stehen. Diese Menschen sind ohne Zweifel aus allen Steiermärkern von jeder Bildung am weitesten entfernt, roh wie ihr Wohnsitz und unbeugsam wie das Material, das sie bearbeiten; ihre Anzahl ist so beträchtlich, daß der Weichselboden allein einen Werbbezirk ausmacht. Das nämliche Bedürfnis, welches diese Gegenden bevölkerte, hat dort auch sehenswürdige Werke errichten gelehrt. Im Weichselboden und an einigen anderen Stellen sind Schleusen oder sogenannte Klausen, worin man das Wasser der Salza und anderer Waldbäche sammelt, damit es, wenn es losgelassen wird, stark genug sei, einige hundert Klafter Holz mit sich zu nehmen. Näher bei Reifling, in der Palfau, ist an einem Bache, der ebenfalls von Österreich herkommt und in die Salza fällt,

sind. Mehrere Jahrhunderte, dachte ich, hat nun diese Gegend, vormals der Schauplatz der Verwüstung und eines unrühmlichen Blutvergießens, keinen Feind mehr gesehen. Kein Erzbischof von Salzburg wagt es, keinem Kurfürsten von Bayern gelingt es mehr, bis hierher vorzudringen. Steiermärker und Österreicher schlagen sich nicht mehr; sie geben sich brüderlich die Hand und streiten vereinigt für die gemeinsame Sache des großen Völkerbundes im Osten. Keine kleinlichen Absichten einzelner Individuen sind imstande, die öffentliche Ruhe zu stören. Ihre Versuche setzten höchstens einige schreibfähige Hände in Bewegung. Ein großes Interesse beschäftiget die Völker; für Kleinigkeiten fließt kein Blut mehr.

Gegen eilf Uhr, nach einer schnellen Fahrt von anderthalb Stunden, erreichte ich die Poststation Altenmarkt, einen schlechten Admontischen Flecken. Der Mond war schon hinter das Gebirge hinabgestiegen; durch die schwache Dämmerung, bei welcher ich in den Flecken einfuhr, sah ich die schauderlichen Gestalten von zerstörten Häusern, Kirchen und verfallenen Mauern. Es waren, wie ich erfuhr, die Brandstätten einer am 10. April entstandenen Feuersbrunst. Bei Anhörung der Erzählung von diesem Unglücke bedauerte ich vorzüglich einen Bauersmann, welcher beim ersten Ausbruche der Brunst von seinem unter der Höhe des Marktfleckens am Ufer der Enns gelegenen ansehnlichen Hofe herauf eilte und, nachdem er zur Löschung tätigst mitgewirket hatte, auf einmal sein Haus samt den Wirtschaftsgebäuden in vollen Flammen sah, die vermutlich durch hinabgefallene Brände entzündet wurden. — Um Altenmarkt erreichet die Gegend den höchsten Grad von romantischer Wildheit. Es sind lauter enge Pässe zwischen Steinwänden und der hinrauschenden Enns. Von hohen Felsen ragen nach aller Art gestaltete Spitzen wie Obelisken empor und vermehren die Schauderlichkeit des Ganzen. Die hiesige Frau Postmeisterin bedauerte mich, daß ich nun bei finsterer Nacht einen so gefährlichen Weg zu machen hätte, als der sei, welcher mir bevorstünde; indem oft von der engen, nicht gut verwahrten Straße die tiefesten Abgründe in den reißenden Strom hinab wären. Sie hatte die Gefälligkeit, mir jenen Postillon abzutreten, durch welchen sie sich wegen seiner besonderen Aufmerksamkeit allzeit führen ließ, ungeachtet sie willens war, mit frühestem Morgen in die Wildalpe zu fahren und ich hier zwei bis drei Stunden ausruhen wollte. Sie meinte, sie würde schon noch an Ort und Stelle kommen, wenn es auch etwas später geschehe. Als ich zwischen ein und zwei Uhr in den Wagen stieg, schien mir die Natur ganz anders, als sie vor drei Stunden war. Der Frost, welchen ich schon vor Mitternacht spürte, hatte merklich zugenommen; die schattengleiche Dämmerung, die vorher im Gesichtskreise herrschte, war in eine wirkliche Dunkelheit übergegangen, der Himmel war mit einer Menge von Sternen übersäet,

weit es entfernt sei? Ob ich wohl hinkommen oder die Straße nicht seitwärts führen würde? — Dergleichen Fragen stellte ich mir und suchte die Antworten darauf zu erraten. Aber nach und nach verloschen alle Lichter in den einzelnen zerstreuten Bauernhäusern; das Bellen der Haushunde, welches sich hie und da aus der Entfernung vernehmen ließ, verstummte; und es entstand endlich eine tiefe Ruhe, heute vielleicht früher als sonst, weil wegen des Gewitters alle lebendigen Geschöpfen eher als gewöhnlich ihre Schlupfwinkel gesucht hatten. Aber bei dieser allgemeinen Stille vernahm ich mit süßer Empfindung die leisen Laute der schlummernden Natur. Kleine Wässerchen sickerten nach dem Regen mit einem kaum hörbaren Gelispel von den Bergen herab; durch ein sanftes Säuseln verkündete sich die wehende Luft und das Laub der Bäume rauschte unter den triefenden Gipfeln. In den Wäldern wurde es nie ganz Friede, hier fiel etwas, dort blätterte es und ein kurzes Zwitschern der Vögelein schien den süßen Genuß der Liebe im traulichen Neste zu verraten. Zu diesen verschiedenen Akkorden rauschte die Enns, bald ferne, bald nahe, ihren Baß.

Ich hatte in Reifling eine mit dem Rechen in Verbindung stehende Brücke passiert, beiläufig in der halben Station fuhr ich über eine andere und kam wieder an das rechte Ufer des Flusses. Allein dieses wich in dem Augenblicke weit von meiner Seite ab: die Enns macht hier eine große Krümmung um einen Berg herum, welche von der Straße mittels einer Chorda abgeschnitten wird. Man kommt also dem Strome um vieles zuvor und ich wollte, daß ich Gelegenheit gehabt hätte, zugleich mit einem Schiffe die Brücke zu passieren, um es, als ich beläufig nach 20 Minuten wieder das Ufer der Enns berührte, zu erwarten, und zu sehen, wieviel später es kommen würde. Ein Schiff muß zur Zurücklegung dieser Strecke wenigstens dreimal soviel Zeit brauchen. Noch ehe man auf die Brücke kommt, sieht man zur Linken den Weg, welcher in diesen Winkel führt. Darin liegt das Admontische Schloß Gallenstein und der dazugehörige Marktflecken St. Gallen. Hier gibt es viele Eisenhämmer, welche der Hauptgewerkschaft gehören, und verschiedene andere Werke. Auch am Weißenbach, der auf dem Weißenstein entspringt und nicht weit von der Stelle, wo die Enns wieder zur Straße hervorkommt, in diesen Fluß sich ergießt, sind deren vier, nebst einem gewerkschaftlichen Getreidekasten für die Arbeiter in diesen Orten. Das Schloß Gallenstein wurde im Jahre 1278 von dem in der Geschichte des Landes berüchtigten Abten Heinrich zu Admont gebaut, um sein Stift wider die Anfälle der Feinde zu sichern, welche ihm sein unruhiger Ehrgeiz zugezogen hatte. In der tiefen Ruhe der Nacht, bei welcher ich vollkommen sicher hier vorüberfuhr, empfand ich die lebhafte Freude, daß jene barbarischen Zeiten schon lange vorbei

besehen, obwohl ich wußte, daß ich so frühe ohne Ungelegenheit der Einwohner noch in kein Gebäude eingelassen werden konnte. Ich ging also im Morgentaue bis auf den Marktplatz hin, sah einige große Gast- und andere Häuser, ließ mich zu den gewerkschaftlichen Hammerwerken führen und kehrte wieder zurück. Es war für mich, als ich auf dem Marktplatze stand, eine angenehme Sache, die ganze Gemeinde in tiefen, stillen Schlaf um mich herum versunken zu sehen. Ihr guten Leute, dachte ich, ruhet noch sanft, während ein Fremdling euch besucht, der mit mancherlei Ungemächlichkeiten, aber auch mit vielfältigem Vergnügen die Feier einer heiteren Sommernacht vom Anfang bis zum Ende begangen hat.

Bei meiner Zurückkunft in Kasten wurde es völlig Tag, wiewohl die Sonne noch nicht hinter den nahen Bergen heraufgegangen war. Nun fiel mir erst die ganze Gegend ins Gesicht: die Enns fließt in einem tiefen Bette zur Linken, eine Brücke führet von der Straße weg an das jenseitige Ufer, wo ein Bach hereinkommt. Auf dem Flusse lag ein leichter Nebel, im welchem die Finsternis noch ihren letzten vergeblichen Kampf mit dem Lichte zu kämpfen schien. Mehrere kleine Schiffe (hier Zillen genannt) hängen am Ufer, sie waren teils mit Getreide, teils mit Eisen beladen oder auch leer. Ihr Anblick verursachte mir um so mehr Vergnügen, als diese die ersten Fahrzeuge waren, die ich auf der Enns gesehen hatte. Eigentlich ist auch hier die erste Einrichtung zur Wasserfahrt. Denn obwohl schon von Reifling aus gefahren wird, so hängt dieses doch sehr von Umständen ab und geschieht nur durch die Schiffmeister, welche hier und in Weyer wohnen. Nach der Hand begegneten mir einige Getreidschiffe, so den Strom aufwärts durch Pferde gezogen wurden. Diese ist die gewöhnlichste Art, der Hauptgewerkschaft den Proviant aus Österreich zuzubringen. Nun säumte ich nicht länger, meinen Weg zu verfolgen. An den Pferden, die angespannt wurden, sah ich, daß ich nicht mehr in Steiermark mich befand. Denn es waren ein Paar magerer Wallachen, wogegen man in Obersteiermark gewöhnlich mit wohlgenährten Hengsten bedient wird. Demungeachtet brachten sie mich in einem flüchtigen Trabe gut fort, weil die Straße nicht mehr über so beträchtliche Berge ging, sondern ziemlich eben fortlief. Obwohl ich noch immer mit Gebirgen umgeben war, so fühlte ich doch, daß ich das höchste Land schon zurückgelegt hatte und daß ich mich bereits minder rauhen Gegenden näherte. Die hohen Alpen kamen mir nach und nach aus dem Gesichte, die Berge hatten anstatt der drohenden Felswände wieder sanftere Abhänge und waren nicht allein mit Nadelholz, sondern mit mehr Laubholz bedeckt, als man in Obersteiermark sieht. Diese allmähliche Annäherung zu milderen Gegenden harmonierte so gut mit dem immer wachsenden Lichte und Leben des Tages. Ich hatte die Dunkelheit

die in einem viel helleren Glanze als zuvor schimmerten. Neue Sternbilder waren aufgegangen, andere hatten ihre Stelle verändert. Der schöne Stern Arktur, welcher vorher hoch am Himmel in rötlichtem Lichte strahlte, und die weißlichte Kornähre der Jungfrau neben ihm, waren schon ihrem Untergange im Südwesten nahe. Über der letzteren ließen sich zur Rechten drei Sterne erkennen, die ich vorher nicht gesehen hatte. Das Gestirn des Löwen, welches vorher an der Abendseite stand, war schon ganz untergegangen; dagegen hatten in Nordosten die Andromeda, der Perseus, die Kassiopeia und der Pegasus den Horizont bezogen. Die sieben Sterne des großen Wagens zeigten sich noch gegen Nordwesten und die Kapella im Fuhrmann funkelte gerade im Norden. Hoch am Himmel stand mit mehreren sichtbaren Sternen der Schlangenträger und über seiner Schlange glänzte der schöne Edelstein in der nördlichen Krone. Auch die Leier, der Adler, der Delphin, der Schwan und andere Sternbilder waren nun in der Höhe sichtbar. Oft, wenn die Enns viele Klafter tief unter mir brauste und ich bei eitler Nacht über den schmalen Weg hinflog, hing mein Blick wonnevoll an diesem erhabenen Schauspiel; aber gählings wurde er wieder nach dem Wagenrad hingezogen, um zu sehen, ob es das Spannweit Weges, das mich von dem Abgrund trennte, nicht überschreite. Denn mein sicherer Führer schien seiner Sache so gewiß zu sein, daß er nichts weniger als ängstlich war. Über keinen Abschuß eines Berges sperrte er ein Rad, da ging's in Saus und Braus hinab, hart an der Enns zu, von welcher die Straße oft nicht einmal durch eine Barriere getrennt war."

„Ich fuhr schon in Österreich, als ich um die Grenzscheide zwischen diesem Lande und Steiermark fragte; ich hatte sie also in einem kurzen Schlummer, der mich befiel, übersehen. Es war der gewerkschaftliche Eisenhammer in Klein-Reifling, der mich, aber zu spät, aufmerksam machte. Bei der Dunkelheit der Nacht, welche die Umrisse der Gegenstände in einer zweideutigen Verwischung darstellet, erschien mir dies Hammerwerksgebäude in abenteuerlichen, die Phantasie aufregenden Gestalten. — Die erste Poststation in Österreich heißt Kasten, vermutlich von ihrer Lage; denn es ist ein großes Haus, von Felswänden eingeschlossen. Als ich dahin kam, fing der Tag schon zu grauen an; ich trug meinem zurückkehrenden steiermärkischen Postillon auf, seiner Frau meinen Morgengruß und verbindlichen Dank für ihre Sorgfalt zu melden, durch welche ich ganz wohlbehalten hieher gelanget sei, empfahl ihm, sie eben so gut in die Wildalpe zu bringen, und trat allsogleich mit einem aus dem Posthause genommenen Führer eine kleine Fußreise an. Denn in einer geringen Entfernung von Kasten einwärts liegt der Marktflecken Weyer, welcher in Hinsicht auf das Eisenwesen kein unbedeutender Ort ist. Diesen wollte ich nun, da es die anbrechende Morgendämmerung möglich machte,

sich Storms Lebenslauf in den engen Geleisen juridischer Betätigung bewegt, nur vorübergehend in der geraden Linie während der Zeit des Kampfes seiner Volksgenossen gegen das dänische Joch gestört, so hält sich auch seine Dichtung in engen Grenzen. Er ist Lyriker und Novellist; der ausgesprochen subjektiv veranlagte Dichter strebte niemals hierüber hinaus; aber auf diesen Gebieten bezeichnet sein Schaffen einen Gipfelpunkt der Zeit nach Goethe, dessen goldenes Wort „In der Beschränkung zeigt sich der Meister" sich glänzend an ihm bewährt hat.

Storm wirkte nach Vollendung seiner Rechtsstudien von 1843 an als Advokat in seiner Vaterstadt, trat jedoch, da er wegen seiner Gegnerschaft gegen die dänische Herrschaft seine Bestallung verlor, 1853 in preußische Dienste, zuerst als Assessor in Potsdam, dann als Amtsrichter in Prenzlau am Eichsfelde. In ergreifenden Heimatsgesängen gab er damals dem Schmerze über die Vergewaltigung Schleswig-Holsteins durch die Dänen und der zuversichtlichen Hoffnung auf die Befreiung des Landes durch die Deutschen Ausdruck. So schreibt er in dem Gedicht „Ein Epilog" (1850):

„Der Klang von Frühlingsungewittern,
Von dem wir schaudernd sind erwacht,
Von dem noch alle Wipfel rauschen,
Er kommt noch einmal über Nacht!

Und durch den ganzen Himmel rollen
Wird dieser letzte Donnerschlag;
Dann wird es wirklich Frühling werden
Und hoher, heller, goldner Tag . . ."

Seine Hoffnung, daß auch seine Heimat in den „Ring des großen Reiches", des Deutschen, geschlossen würde, erfüllte sich dann auch bald. 1865 kehrte er wieder nach Husum zurück, wo er bis 1880 seines Amtes waltete. Nach sieben Jahren war es ihm gegönnt, im Ruhestande auf seinem Besitze in Homerau bei Hademarschen der Dichtkunst zu leben. Am 4. Juli 1888 starb er.

In der Summe der Gefühlsdichtung Storms nimmt das politische Lied nur einen verhältnismäßig geringen Raum. Ihre Hauptgegenstände sind der Preis der Natur der Heimat in den eigenartigen Schönheiten ihrer Küsten, Wälder, Heiden und Marschen, das hohe Lied der Liebe und stillen Familienglücks und die wehmütige Klage über das Erdenleid, das so oft das Los des Schönen und Guten wird. In seinem Schwelgen in leidvoller Erinnerung mit symbolischen Folien der Naturbetrachtung steht er während der Erstlingszeit seines Schaffens unter dem Einfluß der Romantik; aber seine Empfindungen sind jederzeit unberührt von deren nebelhaften Verschleierungen. Trotz der Klage, die sich seinem Herzen

und Stille der Nacht zwischen den Felsklüften und Abgründeu zurückgelassen und ging nun hervor in eine neu auflebende, sanfte und heitere Natur. Jede Stufe, um welche die goldenen Strahlen der Sonne von den Gipfeln der ihrem Aufgange gegenüberstehenden Berge näher in das Tal herabgestiegen, jede neue gefälligere Ansicht, die sich mir zeigte, jeder Laut erwachender Geschöpfe, den ich vernahm, erhöheten diese Gefühle in mir, die eine Art von Triumpf der Seele waren über die überwundenen Mühseligkeiten der Nacht. Ich war den Leuten herzlich gut, welche ich ihre Fensterläden eröffnen oder über die ländliche Diele hervortreten sah, und grüßte den an seine Arbeit gehenden Landmann mit einer Offenheit und Brüderlichkeit, welche sich nur dann entwickelt, wenn man mit seinen Mitgeschöpfen ein so frohes Fest, als ein schöner Sommermorgen ist, feiert.“

*
* *

Es dürfte in der gesamten deutsch-österreichischen Prosaliteratur des ausgehenden 18. Jahrhunderts nicht viel geben, das an wahrer, schlichter Schönheit mit diesen Erinnerungsbildern verglichen werden könnte. — Auch die Steiermark vermochte Leitners schönem Buche in der nächsten Zeit aus eigenem kaum etwas Gleichwertiges an die Seite zu stellen. — Erst im 2. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts finden zwei Grazer, Kalchberg und Kumar, für ihre Wandererinnerungen einen persönlichen Ausdruck. — Von den späteren wären August Schumacher (1820), dann Puff und Suppantschitsch und J. G. Seidl zu nennen. — Wie die Entdeckung der Schönheit des Landes zuerst ins Weite und Hohe und langsam dann — das ist der Segen des poetischen Realismus — ins Enge und Kleine, die der Eigenart der Bewohner vom Tadeln des Beamten zum Schwärmen des Romantikers und endlich zum klaren Sehen des warmherzigen Realisten führt, diese Entwicklungslinie läßt sich bis zu Roseggers „Spaziergängen in der Heimat“ ziemlich lückenlos zeigen. — Gestattet's der Heimgärtner, so kann hievon noch in diesen Blättern gelegentlich die Rede sein.

Theodor Storm.

Theodor Storm, geboren am 14. September 1817 in Husum, der damals dänischen Stadt an der Nordseeküste von Schleswig-Holstein, hat als erster den Stamm der Nordfriesen im Bereiche der neuhochdeutschen Gesamtliteratur zur Geltung gebracht; fast gleichzeitig hat sein Landsmann Klaus Groth die Mundart jenes nördlichsten Gaues deutscher Zunge zuerst zum Bestandteile des deutschen Schrifttums gemacht. Sowie

seinem durch tollkühne Überhebung verursachten Untergang. Von dem gediegensten Kenner Stormscher Dichtung, Dr. Edm. Lange, wird sie in dem von ihm und Dr. Schütze herausgegebenen Werke „Theodor Storm“ (Berlin, Paetel, 1911) als „die Krone des Lebenswerks“ des Dichters nach Inhalt und Form bezeichnet. Sie erweist, daß er selbst bis ins hohe Alter seine Gestaltungs- und Sprachkraft bewahrt hat.

München. Dr. Karl Fuchs.

Heimgärtners Tagebuch.

Es gibt Leute, die vom Frieden nichts hören mögen. Sie sagen, das vom Frieden sprechen verlängere den Krieg. Unter Umständen kann es auch wahr sein. Aber in dem Falle, den wir vor Augen haben, dürfte das wohl nicht zutreffen

Der Krieg wäre schon aus, sagen sie, wenn die deutsche Regierung damals (Dezember 1916) nicht den Frieden angeboten hätte. Die Feinde wären damals schon mutlos geworden, aber aus unserem Friedensangebot hätten sie geschlossen, daß wir fertig seien.

War unser Vorschlag denn gar so bescheiden, so nachgiebig? Ist das ein Zeichen der Schwäche, wenn man fünf Königreiche erobert hat, wenn man mit seinen siegreichen Heeren in Feindesland steht? Ist es ein Zeichen der Schwäche, wenn der Friedensvorschlag so gehalten war, daß viele an ihm eine neue Herausforderung sehen wollten? War der Vorschlag nicht so, daß er nur von rechtlichen und ehrlichen Gegnern anerkannt werden konnte, während wir recht gut wußten, mit wem wir es zu tun haben? Es sah wirklich eher aus wie eine neue Kriegserklärung, als wie eine nachgiebige Friedensbereitschaft. Und das soll unsere Gegner ermutigt und sie an unsere Schwäche glauben gemacht haben? Und haben wir nicht nach wie vor unentwegt gezeigt, wie es mit unserer „Schwäche“ bestellt ist?

Gewiß, wir haben schon auch unsere Schwächen und Sorgen, aber glauben wir, diese kennt der Feind nicht ohnehin? Dafür ist beiderseits gesorgt, daß wir uns gegenseitig in die Karten sehen; nur die daraus gezogenen Schlüsse sind manchmal falsch. Unsere Gegner treten mit schwersten Stiefeln auf das Podium und tun, als wären sie für die Ewigkeit kriegsbereit. Und ihre Völker wimmern unter allerlei Kriegsnot und revoltieren gegen ihre Regierungen. Das wissen wir und dagegen gibt es kein äußeres Aufmutzen. Unsere Gegner haben sich seit unseren Friedensvorschlägen immer noch um neue Verbündete umgesehen. Sie fürchten uns also nach wie vor. — Unser Friedenswille damals hat sachlich ja wenig genützt, aber auch nicht geschädet, denn es wäre auch ohne denselben nicht Friede geworden.

zu Zeiten entringt, ist er ferne jeder pessimistischen Lebensauffassung. Echt deutscher Humor und unverfälschte Lebenslust bildet den Grundton der meisten seiner Lieder, dieselbe, in der er im „Oktoberlied" frohgemut singt:

„Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, vergolden! . . .

Und wimmert auch einmal dein Herz, —
Stoß an und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen."

Sein Freund Paul Heyse bemerkt in einem Sonett, worin er Storm und seine Poesie charakterisiert, treffend, daß seine Lyrik in der Frühzeit „im stillen Herzen Märchenschätze gehütet", später jedoch das reale Leben mit starkem Griffe anfaßt und „nicht Märchen mehr und Träume wie vorzeiten", sondern „wach des Lebens bunte Szenen" geschildert habe.

Diese Wandlung vom Romantischen zum gesunden Realismus läßt sich auch in seinen Novellen klar erkennen. Seine Prosaerzählung gründet sich im allgemeinen auf seine lyrische Dichtung. Von 1847 bis zu seinem Lebensende hat er mehr als fünfzig Novellen abgefaßt, und von der ersten bis zur letzten zeigt jede mehr oder weniger lyrische Grundfarben. Gar viele Szenen seiner Novellen, wie solche in „Immensee", womit er 1851 seinen Ruhm begründet hat, lesen sich direkt wie lyrische Dichtungen. „Immensee" besteht eigentlich aus einer Reihe zartsinnig aneinandergereihter Stimmungsbilder. In den Novellen der späteren Fortentwicklung tritt die Handlung nachdrücklicher in den Vordergrund, so in den vier geschichtlichen Chroniknovellen die er 1886 zu dem Bande „Vor Zeiten" vereinigt hat: „Renate", „Eekenhof". „Zur Chronik von Grieshuus" und „Ein Fest auf Haderslevhuus". Häufiger als früher gibt der Dichter in seiner späteren Periode seinen Stoffen tragische Ausgänge. Aber das Unglück seiner Helden und Heldinnen erscheint nie als eine blinde Laune des Schicksals, sondern sie gehen im Kampfe mit vorhandenen widrigen Lebensumständen zugrunde. Manche Erzählungen behandeln dann auch schwierige Probleme des Menschenschicksals, so „John Riew" die Gefahren und Erscheinungen der Vererbung. Als das Beste in Storms reichem Novellenschatze gelten außer „Immensee" und jenen Chroniknovellen „Aquis submersus", „Ein grünes Blatt", Hans und Heinz Kirch", „Schweigen" und „Der Schimmelreiter". Die letztgenannte Erzählung hat der Dichter knapp an der Schwelle seines Lebens vollendet. Sie stützt sich auf eine heimische Sage vom Deichgrafen und

Uns hat der Krieg in den Vorteil gestellt und doch bekennen wir uns theoretisch und praktisch zum Frieden. Freilich dürfte mancher von uns die päpstlichen Grundsätze anders formulieren wollen, damit es nicht den Anschein habe, als folge er einer fremden Meinung. Er will's aus sich selber haben und geben. In vielen Kreisen würde der Vorschlag ohne weiteres Gefallen finden, wenn er nicht vom Papst käme und dadurch nach ihrer Meinung nicht so sehr dem Frieden, vielmehr dem Katholizismus breitere Straßen baute. Wieder andere wollen finden, daß die Papstnote dort, wo sie real ist, teilweise mehr auf Seite unserer Gegner stehe, als auf unserer Seite. Übrigens wird ein Vermittlungsvorschlag von den Parteien immer zuerst teilweise wie eine Bevorzugung der Gegenpartei empfunden. Die Vermittlung muß beide Teile berücksichtigen, sie hat die Streitenden nicht schon beisammen zu finden, sondern erst zur Aussöhnung und Vergleichung zu führen.

Also wird man auf Suche nach dem Frieden der Papstnote ausweichen wollen, und wird doch endlich immer auf sie zurückkommen, weil sie der einzige Weg zum dauernden Weltfrieden sein kann.

Es gibt Leute, die selbst den wildesten Krieg und ihre Neigung zu ihm allemal damit rechtfertigen wollen, daß sie sagen, Kriege seien Naturnotwendigkeiten; die Kriegsurgründe lägen nicht in den Dingen, um die Krieg geführt wird, sondern im Menschen selbst. — Das wird wohl richtig sein; aber just deshalb, weil die Kriege also eine menschliche Sache sind, kann man ändern, sich selbst so weit ändern, wie man sich in manch anderer Weise schon geändert hat. Wer sich selber immer einredet: Es geht nicht, Kriege muß es immer geben, sie sind natürlich und notwendig — der wird freilich aus lauter „Heldenmut" ein reißendes Tier bleiben.

Nun höre ich jene, die unablässig in die Welt rufen, man müsse diesen Krieg so lange fortsetzen, bis es zu einem dauernden, manchmal sagen sie sogar, ewigen Frieden komme. Das kann doch wohl nur so zu verstehen sein, daß die Menschheit sich solange zerfleischen solle, bis sie zum Zerfleischen keine Kraft mehr hat.

Nein, auf den ewigen Frieden können wir nicht warten. Der Krieg ist so furchtbar und kulturzerstörend, Gesittung und Seelen vernichtend, daß wir ihn nimmer lang ertragen wollen. Und wir brauchen einen Frieden für die Gegenwart. Unsere Nachkommen werden selber für ihren Frieden sorgen, der möglicherweise ganz anders sein wird, als wir ihn uns vorstellen. Vielleicht stellen sie überhaupt die Weltgeschichte auf einen anderen Sockel.

Man spricht immer von einem *ehrenvollen* Frieden. Und ein solcher ist: Nicht Unrecht tun und nicht Unrecht leiden. Beides, auch Unrecht leiden, ist niederträchtig.

„Und doch", ruft wieder jemand, „und doch ist jenes Friedensangebot eine deutsche Torheit gewesen."

Dazu sage ich ruhig: Nein. Es ist das deutsche Gewissen gewesen. Es stand damals etwas Besonderes bevor, das man gerechter und menschlicher Weise den Feinden mitteilen mußte. Es war für die ärgste Not unseres Volkes eine große neue Kriegswaffe in Vorbereitung; sie war so außerordentlich, daß vor ihr mußte gewarnt werden. Und daß es geschah, beweist noch mehr als andere Selbstmäßigung, wie hoch das deutsche Volk an menschlicher Gesittung manch anderes überragt.

Etliche meinen, nachdem wir die Friedensbereitschaft ausgesprochen, hätten wir gleich etwa durch den Drahtlosen auch unsere Bedingungen und Nachgiebigkeiten aller Welt mitteilen sollen. Welche eine Zumutung? War je einmal ein solcher Friedenskongreß geführt worden? Wir luden doch erst nur zu Friedensverhandlungen ein, bei diesen dann wäre alles zur Sprache gekommen. Aber den Friedensverhandlungen sind unsere Feinde ausgewichen . . . .

Es wird jetzt noch viel gezankt werden über die Friedensnoten. Nun, ich glaube, die Weltgeschichte verbucht dem deutschen Volke die Absicht einer friedlichen Verständigung nicht als „Schwäche", vielmehr als einen Beweis seiner Größe.

Wenn die moralische Eigenart der Deutschen nicht wäre, wenn wir rücksichtslos den Raub- und Vernichtungskrieg gegen andere Völker führen würden, wie diese Feinde gegen uns, dann wüßte wohl mancher nicht, weshalb er sein Blut just für diese Nation, die deutsche, hinopfern sollte. Der Rassenzugehörigkeit allein pflegen in gewöhnlichen Zeiten solche Opfer nicht gebracht zu werden. Aber im germanischen Blutstropfen lebt das Evangelium: Es ist nicht notwendig, daß eine Menschheit bestehe; aber wenn sie besteht, so ist es notwendig, daß sie menschlich sei.

Die Menschheit, wenn sie entartet, wird nicht Tier, sondern Teufel.

Die päpstliche Friedensnote! Daß man auf ihrer Seite steht, braucht keine Rechtfertigung. Es ist der menschliche Standpunkt. In ihm endet das Tier und beginnt der Mensch. Der Papst sagt nichts Neues, die Größten und Besten aller Zeiten haben es praktisch gelebt. Zugestanden hat's jeder, auch der Wüterich und der Kriegsschürer. Auch unsere heutigen Feinde haben nicht den Mut, die vom Papst erinnerten Grundsätze der Völkerpolitik zu verleugnen. Wenn sie auch schnurgerade dagegen handeln.

Wann aber wirken diese humanitären Grundsätze bei den Gewissenlosen? Nur, wenn diese kriegsmüde geworden sind, wenn sie im Rauben und Morden ihren Vorteil nicht mehr finden. Dann werden sie gesittet und fromm.

für erlaubt halten, seit die Völkerwut kein Recht und Gesetz mehr achtet. Und dort, vor der Feinde Übermacht, des eigenen Lebens vergessend, stehen unsere Besten, als Gegensatz zum Hinterlande. Dem Hinterlande, das Volkserscheinungen zeigt, die den Behörden nicht weniger als den Moralisten bange machen können und die für die Zukunft unserer Staaten schließlich mehr bedeuten, als die Entscheidung auf dem Schlachtfelde.

Kaum je einmal fiel mir eine Bitte so schwer als diese. Sind nicht täglich Klagen darüber, daß man nicht einmal um viel Geld die nötigsten Lebensmittel zu kaufen kriegt, daß jetzt sogar der Verkauf von Wäsche gesperrt ist, und nun solle man auch noch das Wenige hergeben, was man noch hat? Den Rock, sagen sie, hat man uns schon ausgezogen, jetzt geht's ans Hemd!

Lassen wir sie nur greinen, die lieben Österreicher, geben tun sie doch was.

Unseren Soldaten im Felde mangelt's an Wäsche! Wie kann eine richtige Hausfrau das aushalten? Von der Not zu wissen und nichts zu geben? Sie wird sofort ihre Kästen und Truhen durchmustern und wo sie je ein entbehrliches Stück Wäsche findet, sei es Hemd oder Hose, seien es Taschentücher oder Strümpfe, seien es Tischdecken oder Abwischlappen; sei es Jägerwäsche oder Kinderwäsche — das wird die Hausfrau hervorholen; alles was kleidet, was zu Schutz vor Kälte verwendet werden kann, ist hoch willkommen. Das Kriegsministerium bittet! Es bittet im Namen unserer Soldaten draußen, bei denen fast jeder von uns liebe Menschen stehen hat, es bittet, so viel als möglich solcher Sachen vorzubereiten und den Sammelstellen anzuzeigen.

Es war ja sicher gar nicht nötig, daß man mich ersucht hat, bitten zu helfen. Mütter, Ehefrauen, Schwestern u. s. w., die an den Fronten ihre Söhne, Männer, Brüder haben, werden freudigen Herzens spenden, dankbar dafür, daß es möglich gemacht wird, den Notleidenden das daheim Entbehrliche zu schicken.

Und wer schließlich für unsere lieben Tapferen sein letztes Hemd hingibt, dem bleibt immer noch die Haut. Und *unserer Haut wehren wir uns!*

Einen solchen *Sommer* hat in unseren Bergen von uns keiner erlebt, als der war, so jetzt fortgeht. Aus dem Aprilgestöber guckte er hervor, der liebliche Knabe, mit einem roten Frostnaserl, aber er lächelte; in seinen hellen Augen war plötzlich der blaue Himmel, auf seinen Wangen blühten Mairosen. Und dann schritt er lachend durch die fünf Monate dahin; nur in kurzen Unterbrechungen, daß er ernst und kühl dreinschaute. Von Morgen her zog ein trockenheißer Hauch, viele Wochen lang wollte

Der Herr Staat hat jetzt im Kriege zwei Gattungen von Untertanen. Ja, Untertanen, buchstäblich. Er darf nur sagen: Belagerungszustand! Standrecht! und sie gehören ihm mit Haut und Haar. Alle. Er kann sie für sich verbrauchen, aber er muß sie auch füttern.

Füttern. Wie macht er das?

Die eine Gattung der Untertanen erzeugt Lebensmittel, die andere erzeugt keine Lebensmittel. Jetzt muß der Staat ausgleichen. Die Lebensmittelerzeuger müssen alle Lebensmittel, die sie selber nicht notwendig brauchen, an den Staat verkaufen und bereithalten. Sie dürfen nichts Überflüssiges für sich behalten oder an beliebige Leute verkaufen, weder billig noch teuer, dürfen auch nichts verschenken, weder an Arme noch Verwandte — denn nichts gehört ihnen, alles ist gemeinsames Eigentum.

Der Staat hat ja die andere Gattung seiner Untertanen, die Nicht-Lebensmittelerzeuger, zu versorgen, daß sie ihm nicht verhungern. Es gibt darunter Millionäre, die Nahrungssorgen haben, vielleicht mancher größere, als der Bettelmann, für den jetzt besser gesorgt wird, als zu anderen Zeiten. Der Grundsatz ist: Keiner darf zu viel haben, keiner zu wenig; ja strenge genommen, jeder, ob Fürst oder Taglöhner, den gleichen Speisezettel. Ist das nicht die fabelhafteste Erfüllung des sozialdemokratischen Ideals strengster Sorte? Und es kam nicht einmal aus Bestrebung der Sozi, es kam plötzlich so aus einer ganz anderen Richtung, als sie selbst ahnten. Darum gefiel ihnen die Sache auch nicht, um so weniger, als ein schauderhafter Wirrwarr anfing. Denn man kann sich denken, was das heißt, alles so für alle ins Gleiche zu bringen. Bei dieser Gleichteilung spielte es sich vielfach so, daß die einen Millionäre wurden und andere verhungerten. Schon die Verordnung, daß der Privathändler alles um den festgesetzten Preis verkaufen mußte, sah sich an, als wolle ein Ring von Geschäftsleuten keine Konkurrenz aufkommen lassen, was dann die Behörden oft höchst unangenehm und ungerecht zu schmecken bekamen. Auch jenen, die aus irgendeinem Zipfel noch ein bißchen Privatrecht hatten, wurde zeitweilig der Handelsverkehr untersagt, so daß an manchem Tag die Stadt nicht wußte, woher die allernotwendigste Nahrung nehmen, während die Zufuhr vom Lande verboten war. So war in der Stadt manche Ware ums Dreifache nicht zu bekommen, während der Landmann seine billigeren Früchte wieder heimtragen mußte. Derlei Ungereimtheiten, um nicht Schlimmeres zu sagen, gab es überall, die Verzweiflung roch stellenweise nach Empörung und es war manchmal schon recht gut, daß die ganze streitbare Männerwelt unter dem Eide steht.

Neben den Entbehrenden und Duldenden machen sich die Wucherer breit, die gewissenlosen Spekulanten, die Nichtstuer und Schlemmer, die Diebe und Einbrecher, die sonder Skrupel auch bei dem Einzelnen alles

daß solches nicht möglich sei, am Semmering fehlten die Lebensmittel; es seien die Ungarn eingefallen und hätten in der ganzen Semmeringgegend alle Nahrungsmittel, besonders Milch, Butter, Eier, Obst zusammengekauft, so daß für die Einheimischen nichts mehr vorhanden sei. Also die Ungarn jagen uns von ihrem Überfluß weg und kommen in unser Land, um uns die letzten Reste abzunehmen. Und wir? Wir greinen und lassen es uns gefallen. Und dem Bruder Magyar macht es Spaß, daß wir „Schwaben" so mager werden.

Eine Bauersfrau ging über das Gebirge her talwärts. Der lief ein fremdes Mädchen nach, etwa neun Jahre alt, war barfuß und die Schuhe trug es zusammengeriemt am Arm. Es trippelte dann eine Weile still neben der Frau her, bis diese fragte: „Wo willst denn du hin?"

Anstatt diese Frage zu beantworten, stellte die Kleine selber eine: „Frau, wollen's mir nit die Schuhe abkaufen?"

„Närrlein, du wirst doch deine Schuhe nit verkaufen wollen. Zieh' sie lieber an, die scharfen Steine tun ja weh."

Das Mädchen ging wieder schweigend nebenher. Es war halb städtisch gekleidet und hatte verweinte Augen. Als sich vor ihnen das breite Tal auftat, blieb die Kleine stehen, zeigte auf eine Häusergruppe hin und fragte: „Ist dort der Bahnhof?"

„Ja freilich. Willst dort was?"

Das Mädel blieb stehen, schaute flehend zur Frau auf und flüsterte: „Ich bitt', kaufen's mir die Schuhe ab!"

„Jetzt will ich aber wissen, was es mit dir ist!" sagte die Bäuerin.

„Ich hab' kein Geld zum Heimfahren", gestand die Kleine.

„Wo bist denn daheim?"

„In Graz."

„Gar! Und wie kommst denn daher?"

„Weil meine Mutter nichts zu essen hat", gestand das Kind, „so hat mich derweil der Leistenberger genommen."

„Nun also. So geh' nur wieder zurück zum Leistenberger hinauf."

„Ich — ich mag nicht bleiben beim Leistenberger. Ich will heimfahren und ich hab' kein Geld. Bitt' schön, Frau, kaufens mir die Schuh' ab!"

„Sinds beim Leistenberger nit gut auf dich?"

„Oh, gut!"

„Hast nit genug zu essen?"

„Viel, gut!"

„Nun also, was hat's denn, daß du heimfahren willst?"

Jetzt weinte die Kleine laut auf: „Ich mag nicht bleiben!" — Bald wußte die Frau alles. Heimweh! Daheim Hunger, Elend. Die Mutter ist eine arme Bedienerin, hatte um tausend Gotteswillen gebeten,

es nicht regnen und aus den Flachländern hörten wir schweres Klagen über das Mißjahr. In unseren Bergen waren die Tage einer wie der andere so heiß, daß es spielte, als wollten die Wärmemesser oben hinaus, aber die kühleren Nächte gaben Tau. Das Gras wollte nicht hervor, aber die Kornfrüchte reiften üppig den Tagen der Garben entgegen. Waldbeeren und Pilze gab es in niedagewesener Menge, und aus allen Weltgegenden kamen zu Hunderten fremde Weiber und Kinder mit Körben in die Gebirgstäler und ernteten. Die Erdäpfel machten zuerst bange durch ihr hohes Kraut, das auf geringe Frucht schließen ließ, und überraschten dann durch ihre großen und kerngesunden Knollen. Ebenso schön rundeten sich die Krautköpfe, aber es kamen die Kohlweißlinge und zerfraßen alles. Da konnten wir Sauerkraut anstatt mit Speck mit fetten Raupen essen.

Viel zu voll aufgeladen hatten die Obstbäume, sie brachen unter ihrer Fruchtbarkeit, und wie die Äpfel vom Baume fielen, so fielen auf den Märkten die Preise. Aber wie flinke Turner waren diese im nächsten Augenblick wieder hoch auf dem Reck. Die Trauben, so viel man aus dem Unterlande hörte, warteten schon Mitte September auf die Weinlese; sie bereiteten sich auf einen großen Menschentrost in schwerer Zeit.

Der Hochgewitter hat es in diesem Sommer wenig gegeben. Sie hatten keinen Zug. Sie kamen nicht so wie sonst mit Sturm über die Berge herein; die Wolken verdichteten sich zumeist über unseren Häuptern, das Gewitter entlud sich mit Blitz, Donner und Regen gerade von oben herab, und in wenigen Minuten gab's Regenbogen und Sonnenschein. Der August brachte ein paar Novembernächte. Die schwülen Septembernächte löften ein paar Gewitter aus, sie waren sturmlos und brachten Segen.

Trotz der Fruchtbarkeit hat sich der Nahrungsmangel nicht verringert, haben sich die Preise eher gesteigert. Die Natur kann es uns auf das Allerbeste meinen, es nützt nichts, wir machen unser Elend selber.

In M. starb vor zwei Tagen ein armer Taglöhner vor Erschöpfung. Sonst hatte er sich beim Nachbar manchmal Brot und Milch gekauft; diesmal hatte der Nachbar nichts gegeben und er redet sich aus auf eine strenge Verordnung, die das Verkaufen oder Verschenken von Nahrungsmitteln an Privatleute verbietet. Wenn das wahr wäre, daß man nicht einmal einem hungernden Nächsten von seinem redlich Erworbenen was teilen dürfte, wie könntest du, liebe Sonne, auf eine solche Welt noch so warm herablächeln!

Ich hatte gerade in der Zeitung gelesen, daß in Budapest jetzt die Österreicher, besonders die Wiener, ausgewiesen werden sollen, damit sie den Einheimischen die Nahrung nicht wegessen könnten, als ein Brief ankam von einem Wiener Freunde, der am Semmering ein Haus hat. Er wollte, wie alljährlich, diese seine Sommerfrische beziehen, um sich zu erholen. Nun teilte er mir mit, sein Hausmeister habe ihm geschrieben,

Kleine Laube

Wir und Preußen.

„Es ist nur eine Sache gut und heilbringend, innige treue Vereinigung zwischen Preußen und Österreich; dies hält und zwingt Deutschland mit uns dazu, daß Frankreich nie mehr über den Rhein komme, sondern bis an die Vogesen räume, und um den Barbaren des Nordens sich entgegenzuwerfen, die jetzt so sehr nach Süden drängen; um Rußland die Grenze, welche die Natur ihm gab, an den Niemen, Dniepr und Dnjestr zurückzudrängen. Wer wird eine wahre Vereinigung mit Preußen bewirken? Nur nicht mit Frankreich! Wir haben keine andere Verbindung als mit Preußen."

Aus dem Tagebuch Erzherzog Johanns zur Zeit des Wiener Kongresses.

Aus unserer Zeit.

Kriegsgefangen!

Einen guten und für die Angehörigen daheim immerhin beruhigenden Einblick in die Beschäftigungsart Kriegsgefangener gibt folgendes kleine Bild, das wir der „Stobsiade" (Zeitung des deutschen Kriegsgefangenenlagers Stobs in Schottland) verdanken:

„In den ersten Wochen der Gefangenschaft ist das Suchen nach Betätigung recht groß, die Arbeitsmöglichkeiten aber sind nur zu beschränkt. Da gilt es denn, dem Neuling möglichst schnell Gelegenheit zn der Arbeit zu bieten, die für ihn unter den Umständen hier die nächstliegende ist: die Arbeit an seiner eigenen Weiterbildung, sei es durch eine Ausdehnung der allgemeinen Kenntnisse und Fertigkeiten oder durch ein Ergänzen der Ausbildung im engeren Berufsgebiet. Die Lagerschule hat daher neue Lehrgänge eingerichtet (Wiederholungsunterricht in Deutsch und Rechnen, Englisch für Anfänger, Kurzschrift Gabelsberger und Stolze-Schrey sowie einen neuen Militäranwärterkurs) und genügend fortgeschrittene Kameraden in die bestehenden Fächer (vergleiche „Stobsiade" Nummer 5) aufgenommen; weiter hat sie die Besuchszeiten des Arbeitsraumes, der bisher nur vor- und nachmittags geöffnet war, auf den ganzen Tag ausgedehnt und hilft den Neuen nach Möglichkeit mit Schreibpapier aus. Es fanden sich unter den kürzlich Angekommenen eine ganze Reihe von Kameraden, insbesondere Studenten und Lehrer, die bereitwillig Stunden für die neuen Lehrgänge übernahmen. Auch für das Vortragswesen wurden mehr Kräfte gewonnen, so daß auf diesem Gebiete ebenfalls rege Teilnahme zu erwarten ist.

Um besonders den gewerblichen Ständen Anregung zu geben, wurden für die am stärksten vertretenen Berufe gleich in den ersten Wochen des Hierseins Preisaufgaben ausgeschrieben, die den vierzehntägigen Handwerkerwettbewerben in den Wintermonaten gleichen. Es wurden siebzehn verschiedene Fragen gestellt, für folgende Berufe berechnet: Landwirte, Gärtner, Winzer; Holzarbeiter, Tischler, Zimmerleute; Bergleute, Metallarbeiter, Schmiede, Schlosser, Klempner; Former, Maurer, Zement-

es möge ihr jemand auf dem Lande den Sommer über das Kind abnehmen, da hatte ihr ein Landpfarrer den Freiplatz beim Leistenberger im Gebirge vermittelt. Die Bedienerin-Mutter habe ausgerufen: „Du Glückskind! Du Glückskind!“ — Und jetzt war es das unglücklichste Kind im ganzen Land, das lieber in der Mutter Kellerkammer verkommen wollte, als auf hohem Sonnenberge in Hülle und Fülle bei fremden Leuten sein.

„Du bist ein dummes Ding!“ erklärte die Bäuerin. „So sag' mir doch, warum willst nit bleiben auf dem guten Ort?“

„Meine Mutter, meine Mutter!“ wimmerte die Kleine in den Ellbogen hinein.

Die Bäuerin sagte: „Jetzt setz' dich nieder und leg' deine Schuh' an. Ich geh' mit dir auf den Bahnhof.“

Und auf dem Bahnhof löste sie dem Mädel eine Fahrkarte nach Graz. —

Drei Tage später war das Stadtkind wieder im Leistenbergerhof. Barfuß, denn die Schuhe hatte es in Graz verkauft, um die Reise zu Fuß zurückmachen zu können ins Bauernland. — Ein Tag wieder in der elenden Kellerwohnung ohne Brot, ohne Mutter, die bei Herrschaften bediente und des Abends mißmutig und müde nach Hause kam. Nun hatte die Kleine den wahren Unterschied erst gemerkt und es schaut her, als ob sie ganz auf dem Lande bleiben wollte. Sie hütet das Vieh auf der Weide, gedeiht und ist lustig.

Das war ein Tag!

„Das war ein Tag!“ ruft dankerfüllt der Städter
Vom rot-erglühten Abendfenster aus —
„Das war ein Tag! Wir brauchten Regenwetter“,
Seufzt schweiß-beklebt der von dem Bauernhaus.

„Das war ein Tag!“ jauchzt müd ein kleiner Bube,
Vom ersten Schulausflug kehrt er zurück;
Und in der not erfüllten Witwenstube
Da leuchtet, abglanzhell, ein Tagesglück.

Die Nacht ist hell, man könnte wirklich lesen,
Die Luft steht still, man hört des Herzens Schlag —
Wie viele seufzen, die heut' Held gewesen:
„Das war ein Tag!“ — — —

Josef Rößler.

vorräte sowie mit Strafen vorgegangen werden. Der Berliner „Freisinnigen Zeitung“ scheint auch das noch ein zu weitgehender Eingriff in die Hamsterfreiheit zu sein, denn sie versieht die diesbezügliche Veröffentlichung mit der bezeichnenden Spitzmarke: „Durchschnüffelung der Kohlenkeller“.

Diese Stellungnahme des leitenden Freisinnigen Parteiblattes erscheint — so schreibt die Korrespondenz des Bundes der Landwirte — für alle Landwirte recht lehrreich. Wenn die Behörden Verstöße großstädtischer Kohlen- oder Nahrungsmittelhamster gegen die zur Sicherung gleichmäßiger Verteilung erlassenen Verordnungen aufzudecken versuchen, dann wird das von den Freisinnigen als „Durchschnüffelung“ herabzuwürdigen versucht. Wir haben aber noch nie gelesen, daß sie von den meist mit viel größerer Strenge und Rücksichtslosigkeit durchgeführten Nachforschungen nach etwa verborgen gehaltenen Vorräten bei unseren Bauern, die sehr, sehr viel häufiger vorgenommen werden, in gleich wegwerfender Weise geschrieben hätten. Im Gegenteil, da werden immer neue „Durchschnüffelungen“ gefordert, um die meist auf schwieriger Schätzung beruhenden Angaben über Getreide-, Kartoffel-, Milch-, Eiervorräte nachzuprüfen und jedes Bäuerlein, jede für ihren im Felde stehenden Mann allein wirtschaftende Bauersfrau, die sich aus Fahrlässigkeit oder Ungeschicktheit verschätzt hat, wird dann triumphierend durch die Spalten der freisinnigen Blätter geschleift als Beispiel für die freisinnig-demokratische Behauptung, die Landleute seien allzumal hartgesottene Sünder gegen die Gebote gleichmäßiger Nahrungsmittelversorgung unseres Volkes.“

*

Verläßliche Gewährsmänner!

In unseren und in Zeitungen unserer Gegner kann man häufig „Drahtliche Nachrichten“ lesen, die etwa so lauten:

„Der brasilianische Spezialkorrespondent des argentinischen Blattes „Du E'Isl“ berichtet aus Korea, sein siamesischer Gewährsmann habe ihm aus Lugano über Stockholm die Nachricht zukommen lassen, in Kopenhagen wisse man bestimmt, daß es vergangenen Mittwoch in Berlin zu Unruhen kam.“

Und wir und andere pflegen derartige Blödeleien stumpfsinnig zu glauben ....

Worte von Bismarck.

Befreite Völker sind nicht dankbar, sondern anspruchsvoll.

Das erste Erfordernis einer Regierung ist Energie.

Das deutsche Element ist der bindende Kitt, der das österreichische Staatsgebäude zusammenhält.

Aus Kampf besteht das Leben in der ganzen Natur. Kampf ist überall, ohne Kampf kein Leben, und wollen wir weiter leben, so müssen wir auch auf weitere Kämpfe gefaßt sein.

Wenn wir uns nicht auf die Rolle des Hammers vorbereiten, so bleibt leicht nur die des Ambosses übrig.

Jeder Staat, dem seine Ehre und Unabhängigkeit lieb ist, muß sich bewußt sein, daß sein Friede und seine Sicherheit auf seinem eigenen Degen beruht.

Halbheit hat noch keiner Sache genützt.

arbeiter und verwandte Berufsklassen; Fragen, leicht genug, daß sie jeder mit seinem Handwerk Vertraute beantworten kann. Die dreißig Preise in Höhe von einem bis vier Schillingen stellte die „Stobsiade" zur Verfügung.

Hoffentlich beteiligen sich recht viele Kameraden; besonders erfreulich aber wäre es, wenn die Handwerker und Landwirte durch den Wettbewerb veranlaßt würden, hier ihr berufliches Wissen zu erweitern. So können sie ihre Gefangenschaft am besten nützen, fachliche und allgemeine Lehrgänge unserer Schule helfen ihnen und eine ganze Anzahl guter Bücher für die verschiedensten Berufe stehen in der Bücherei des Arbeitsraumes zu ihrer Verfügung. Manch einer, dessen Zeit früher zu sehr in Anspruch genommen war, als daß er sich hätte weiterbilden können, hat hier Zeit und Gelegenheit genug, Lücken auszufüllen und das nachzuholen, womit er sich früher schon immer gern beschäftigt hätte."

*

Was wählen Sie?

Als in den letzten Tagen des verflossenen Kanzlers sich dieser mit der Verkündung des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes am Schwimmen halten wollte und ein großer Teil unserer Abgeordneten ob dieses „welterschütternden Ereignisses" eitel Wonne waren, da machte ich mit einer Scherzfrage recht bezeichnende Erfahrungen.

Ich sagte zu jedem Bekannten, den ich traf: Ich habe drei schöne Sachen: einen Schinken, einen Sack Kartoffeln und das allgemeine und gleiche Wahlrecht, was wählen Sie?

Durchwegs wurde der Sack Kartoffeln vorgezogen, mit einer Regelmäßigkeit, daß es bei mir große Heiterkeit auslöste, immer denselben Wunsch zu hören. Nur eine Ausnahme fand statt. Ein Herr wünschte den Schinken — weil er zufällig genügend Kartoffeln hatte. Unter den Gefragten befanden sich auch Sozialdemokraten und dabei ein in der Partei bisher sehr tätiger Wirt (ich wohne im Wahlkreis Scheidemanns), aber auch diese machten mit ihren Wünschen keine Ausnahme. Die Sache sollte ein Scherz sein, ist aber sehr traurig. Sie beweist, daß weder Kanzler noch Abgeordnete eine Ahnung von der Volksstimmung hatten.

Das allgemeine und gleiche Wahlrecht sei ihnen unter den gegenwärtigen Umständen vollständig Wurst, hörte ich immer wieder sagen. Bessere Ernährungsverhältnisse und einen baldigen guten Frieden, der uns nicht unerträgliche Lasten auflegt, also kein Scheidemann-Erzberger-Frieden, das sind die Wünsche der weitaus größten Zahl unseres Volkes. Alles andere ist Parteimache und Schwindel.

Der Türmer.

*

Ja, Bauer, das ist etwas anderes!

Unter dieser Überschrift macht die Berliner „Deutsche Tageszeitung" folgende Feststellung, die beweist, daß die Händlerpresse im Norden und im Süden vom selben Schlag ist:

„In Großberlin haben die Behörden Verdacht geschöpft, daß bei der vor Ausgabe der Kohlenkarten angeordneten Bestandsanmeldung von Kohlen zahlreiche Vorräte nicht oder nicht vollständig angegeben worden seien. Man will nun durch eine Untersuchung der Kohlenkeller die pflichtvergessenen Hamster feststellen, die sich durch unwahre Angaben über ihre Vorräte einen Sondervorteil auf Kosten ihrer Mitbürger zu sichern versucht haben, hat aber vorher in durchaus rücksichtsvoller Weise den Sündern noch eine Frist bis zum 1. Oktober gegeben, in der sie ihre erste unwahre Angabe über genau bekannte Vorräte straflos berichtigen können. Erst nach dieser Frist soll mit der Nachforschung und etwaigen Beschlagnahme der Hamster-

Auf den Berg führen mehrere Fußwege und ein Fahrweg. Sollte der Bau des Heimes zustande kommen, so würde von der bestehenden Bezirksstraße ab eine Zufahrtsstraße auf Kosten der Gemeinde und des Bezirkes angelegt werden, auf der auch Automobile bis zum Heime fahren könnten.

Die Möglichkeit zum Bauen wäre dadurch erleichtert, daß die Baustoffe, nämlich Steine und Sand, an Ort und Stelle umsonst, Holz zu mäßigem Preise zu beschaffen wären. Deutschlandsberg ist elektrisch beleuchtet, die Leitung könnte von hier auch ins Heim geführt werden.

Deutschlandsberg, ein Markt mit 1300 Einwohnern, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, hat eine schöne Burgruine, Fabrikation von Zündwaren und Papier und liegt an dem Flusse Laßnitz, der vor dem Orte eine romantische Klause mit prächtigen Spaziergängen bildet. Erreichbar ist Deutschlandsberg von Graz aus mit der Eisenbahn Graz—Lieboch—Wies in 1 ½ Stunden. Die Bewohner sind kerndeutsch, schul- und lehrerfreundlich.

Deutschlandsberg leistet durch diese Platzspende dem Vaterlande ein großes Werk für ferne Zukunft.

Schlagworte.

Staatsmänner dürfen sich weder an Weinen noch an Worten berauschen. Der Wortrausch ist übrigens der verhängnisvollere. Wer tönende Sätze, schillernde Phrasen, klingende Schlagworte prägt, unter die Leute wirft oder weitergibt, muß sich bewußt sein und bleiben, falsches Geld in Umsatz zu bringen. Es gibt kein einziges Schlagwort, das nicht zur Hälfte aus Blech wäre! Oft ist es ganz aus Blech. Derjenige aber, der Phrasen geschickt zu benützen versteht, der damit nur andere begeistert und sie kühl für seine Zwecke nutzbar anlegt, hat damit für sich ein Kapital — wie der Eigentümer von Papiergeld. Hat ja doch auch Papiergeld nur einen recht bedingten Wert.

Neuerdings läuft ein Wort russisch-amerikanischen Ursprungs um, das zuvörderst auf die Betörung der Deutschen abzielt: „Ein Friedensschluß ohne Annexionen und Entschädigungen nebst dem Selbstbestimmungsrecht der Völker!" Fast in jedem Krieg entstanden derartige Klingklangsätze und taten häufig ihre Schuldigkeit.

Auf dem Wiener Kongreß nach der Vertreibung des ersten Napoleon war die Lage Frankreichs recht bedenklich und es lief Gefahr, einen Großteil seines Gebietes einzubüßen, da meldet sich der schlaue Talleyrand zu Wort und pries das „Legitimitätsprinzip". Damit meinte er nichts anderes, als die Rückgabe europäischer Gebiete an ihre Besitzer von einst — das heißt an die Besitzer vor der napoleonischen Neuverteilung. Er drang mit seinem Vorschlag zu Gunsten der Bourbonen und zum Nachteil der Deutschen durch, weil niemand auf dem Kongreß war, der das kühne Spiel Talleyrands durchschaute und entlarvte. Ganz Europa stand ein halbes Lebensalter unter dem Bann dieses „Legitimitätsprinzips", bis es nach der Loslösung Belgiens von Holland auf Betreiben des klugen England eine andere Phrase nachplapperte: „Nichtintervention!" Frankreich und Preußen nämlich, die nächstbeteiligten Mächte, sollten sich nicht darum kümmern, daß Belgien ein selbständiges, neutralisiertes „Staatswesen" würde, an dem England aus egoistischen Gründen sein Wohlgefallen hatte. Napoleon III., Cavour und Bismarck arbeiteten mit einem abermals gewandelten Prinzip, dem „Nationalitätsprinzip".

Danach sollten gewisse europäische Gebiete nach nationalen Prinzipien ihren Herrn wechseln. Selbstverständlich prägt man solche Phrasen immer nur zum Nachteil des Gegners, unterwirft sich ihnen aber selbst nicht. — Die Union erklärte seiner Zeit

Wo das neue Lehrer-Alpenheim gebaut werden soll.

Für unser deutsches Lehrer-Alpenheim, wofür nun schon nahezu 150.000 Kronen gesammelt worden sind, ist nun auch ein passender und schöner Platz gefunden worden. Und zwar bei Deutschlandsberg in der mittleren Steiermark.

Eine Lehrer-Abordnung, die den Platz besucht hat, beschreibt ihn, wie folgt:

Vom Marktflecken Deutschlandsberg aus erreichten wir in 1 1/2 Stunden bequem auf angenehmem Wege über Wiesen und durch Waldbestände den Gipfel des 800 Meter hohen St. Wolfgangberges, auf dem der Bauplatz liegt. Der Berg ist mit einem alten Kirchlein gekrönt, das weit hinaus ins Land lugt.

Der ganze obere Teil des Berges, rund 80 Joch Grund, wurde vom Kommerzialrate Czerweny angekauft und der Gemeinde Deutschlandsberg als Quellengebiet der Wasserleitung und für allgemeine Wohlfahrtszwecke zum Geschenk gemacht.

Ein beträchtlicher Teil des herrlichen Hochwaldes, der den Bergrücken bedeckt, ist stiftsbrieflich als „Bannwald" erklärt, darf also niemals geschlagen werden.

Über Antrag des Bezirksschulinspektors Bischofberger, eines warmen Freundes und Beraters der Lehrer, wurde ein Teil des Berges dem Deutschösterreichischen Lehrerbunde für das von Rosegger angeregte Erholungsheim gewidmet.

Die Wahl des Platzes ist dem Bunde freigestellt; doch wurde der südöstliche Abhang, der gegen Norden durch einen dichtbewaldeten Bergvorsprung geschützt ist, angeraten. Dieser Platz enthält auch drei Quellen, welche das Heim reichlich mit Trink- und Nutzwasser speisen könnten. Vier Joch dieses Grundes, nach Bedürfnis auch mehr, werden dem Lehrerbunde gern für das geplante Alpenheim zur Verfügung gestellt. Der Platz ist fachmännisch mit 20.000 Kronen bewertet.

Die Lage dieses Punktes ist reizend, der Ausblick von hier aus unbeschreiblich schön. Man übersieht ganz Mittelsteiermark, über Graz und Gleichenberg hinaus bis zu den blauen Höhenzügen der ungarischen Berge; auf der anderen Seite die massige Koralpe, 2141 Meter hoch, und auf der dritten Seite das anmutig gelegene Deutschlandsberg mit seiner malerischen und fruchtbaren Umgebung, u. a. dem fürstlich Liechtensteinschen Schloß Hollenegg, nach Südwesten schweift der Blick über den lieblichen Markt Schwanberg bis zum Höhenzug des Radl, hinter welchem der gewaltige Block des Bachern auftaucht.

Klimatisch läßt sich Deutschlandsberg, insbesondere der in Rede stehende südöstliche Teil des St. Wolfgangberges, mit Südtirol vergleichen. Denn auch hier gedeiht die Edelkastanie (Riesenbäume, die zwei Männer nicht zu umfassen vermögen), vorzüglicher Wein und Obst edelster Sorte. Diese günstigen Verhältnisse würden das Heim auch für den Winter benützbar machen.

Auch für ein Wirtschaftsgebäude wäre schon vorgesorgt. Dort könnten zwei Kühe, eine Ziege, zwei Schweine und Hühner gehalten werden. Der Meier könnte auch Erdäpfel und Gemüse für das Heim anbauen. Dies erscheint uns äußerst wichtig und gehört unbedingt zu einer Erholungsstätte, wie wir sie uns vorstellen: Der erschöpfte Amtsbruder soll hier reichliche, gute und billige Nahrung vorfinden. Das Wirtschaftshaus gehört der Gemeinde und würde dem Bunde zu den mäßigsten Bedingungen überlassen werden.

In den Wald sind bereits wohlgepflegte Wege mit Aussichtspunkten und Ruheplätzen eingebaut, die nach Belieben vermehrt werden könnten. Hier unter den hundertjährigen Fichten, die ihre Flechtenbärte tief herabhängen lassen, neben den aus dem schwellenden Moose üppig emporschießenden Farrenkräutern, fern von dem Lärm und den Sorgen des Tages, hier muß das verdüsterte Gemüt Ruhe, die Seele Frieden finden.

objektiv geraten. Was an Lob dem einen über Gebühr zuteil wird, zieht der Verfasser anderen nicht immer gerechtfertigt ab. Sonderlich die Bismarck unterschobenen Beweggründe machen hie und da den Eindruck der Verzerrung. Gleichwohl bleibt das Büchlein, wie gesagt, lesenswert, besonders für den, der eigene Schlüsse zu ziehen vermag. V. E. S.

Im Schritt der Jahrhunderte.

Der Feind hatte Berlin besetzt, vier übermächtige Großmächte drohten, Preußen ausgesogen, seine Armeen geschlagen oder entmutigt — das war Anno 1756. Zum Verzagen und Verzweifeln, aber der zweite Friedrich verzagte und verzweifelte nicht. Freilich war dazumal nichts von einem nachdenklichen Philosophen in ihm, sondern er gebärdete sich als unerbittlicher Tyrann, der von seinem Volke alles forderte, um es vor fremder Knechtschaft zu retten. Er schrieb damals mit bitterem Humor, er gleiche einem königlichen Landstreicher, der mit seinen Soldaten Straße auf, Straße ab ziehe. Und doch meisterte er das Schicksal, das eine Weile viel, viel stärker schien als er. Diese Tage der größten Heimsuchung stellt auch Walter von Molo in seinem neuesten Buche „Im Schritt der Jahrhunderte" (Verlag Schuster und Löffler, Berlin) mit jener kraftvollen Kunst dar, mit der er schon seinen berühmten Schillerroman schrieb. Für Friedrich den Großen hat sich in Geschichte und Literatur eine schon unausstehliche Schablone — Krückstock, faltiges Gesicht, gebeugte Haltung, Adlerauge usw. — herausgebildet, mit der Molo gründlich aufräumt. Bei ihm ist der geniale Friedrich ein Mensch von Fleisch und Blut, mit dem wir fühlen und denken können, keine Figur aus Schulbüchern und von der verlogenen Schaubühne. Und nicht nur in der einen Geschichte, der umfangreichsten des Buches, sondern auch in den anderen wirkt die Gestalt lebendig und wahrhaftig. Der Band ist mannigfaltig. Das Jahr 1806 führt uns abermals in eine Epoche preußischen Tiefstandes. Das Land fast gänzlich in französischen Händen, Napoleon in Berlin und bereit, dem aufstrebenden Staat den Fangstoß zu geben, die Festungen ohne Schwertstreich ausgeliefert, die Finanzen zerrüttet und das Volk mutlos, mit jedem Jammerfrieden zufrieden. Seltsam, beinahe alle achtzehn geschichtlichen Bilder in dem Buche malen Geschehnisse aus Epochen des Niederganges und des scheinbar unaufhaltbaren Zerfalles gerade jenes Staates, der uns Deutschen zum Rückgrat wurde. Warum, fragt man sich, warum nicht auch Höhepunkte des Sieges und des Erfolges? Gehört etwa auch Molo zu jenen Deutschen, die nur dann recht eigentlich glücklich sind, wenn sie Grund hätten, todunglücklich zu sein? Ich fasse die Stoffwahl anders auf: Wir alle sollen sehen, wie Preußen-Deutschland in größter Not auch immer die größte Kraft aufbrachte, Demütigungen zu überwinden und sich emporzuschwingen zu jener Höhe, die der Deutsche einzunehmen ein Naturrecht hat. Und wir ziehen daraus den einzig richtigen Schluß: Wir überwanden allergrößte Schwäche und Erniedrigung — und so haben wir heute um so mehr Ursache, nach Abwehr und Zurückweisung der halben Welt, die uns zertreten wollte, den Kopf oben zu halten! Früher hießen die rettenden Heroen Friedrich und Freiherr von Stein, um Verlorenes zurückzugewinnen, heute heißt der Mann, der schwer und blutig Errungenes bewahren wird, Hindenburg. Das las ich zwischen den Zeilen des prächtigen Buches.

Auffallen könnte darin nur die Charakterzeichnung Napoleons, den wir doch in einer strahlenderen Beleuchtung zu sehen gewohnt sind. Mir wenigstens ist er nicht ein habsüchtiger Despot, sondern die naturnotwendige Geißel, die irrende Völker zu Paaren trieb. Aber Molos Auffassung ist interessant — und wer will sagen,

an Spanien den Krieg zur „Befreiung unterdrückter Kolonien"! Man befreit sonderbarerweise immer nur das, was man **anderen** nicht gönnt . . .

Im Balkankrieg hieß es: „Der Balkan den Balkanvölkern!" Wie verlogen dieses Wort war, zeigte der Abschluß des Ringens mit der Türkei — die Balkanesen fielen über Bulgarien her, weil ihnen dies zu mächtig geworden war . . . Das Nationalitätenprinzip meldet sich wieder, als Serbien unserer Monarchie alle südlichen Gebiete rauben wollte. Man sieht, Schlagworte wechseln in der Politik und ein glühendes Wort, das heute Völker in Bewegung setzt, ist morgen schon erkaltet, und geschickte Staatsmänner begründen den Wechsel ihrer Anschauung mit der Feststellung, Grundsätze ließen sich niemals restlos verwirklichen. Wenn sie ihre Schuldigkeit getan, wirft man sie zum alten Eisen und die Völker merken es nicht einmal, wie sie genasführt werden.

Zu Beginn des gegenwärtigen großen Krieges gingen unsere Feinde darauf aus, uns zu zerschmettern und zu zerteilen, Frankreich sollte alles linksrheinische Land erhalten, Rußland Polen, Ostpreußen, Galizien, die Bukowina und — Konstantinopel; Rumänien Siebenbürgen; Italien halb Tirol, Görz, Gradiska, Triest und Dalmatien usw. Das „Recht des Stärkeren" sollte sich durchsetzen. Aber der Verlauf des Krieges entsprach ganz und gar nicht den Hoffnungen der Entente. Nicht sie „eroberte" — wie beabsichtigt —, sondern Deutschland und Österreich-Ungarn. Flugs flog eine frische Phrase in die Welt: „Keine Annexionen, keine Entschädigungen, das Selbstbestimmungsrecht der Völker!" Wilson macht damit Stimmung für Serbien, Belgien, Montenegro und Rumänien, und Rußland kann so hoffen, die Riesenländereien zurückzuerhalten, die seine Armeen verloren. Unsere Sozi, die immer sofort bei der Hand sind, gilt es, dem Deutschtum zu schaden, stimmen begeistert bei, ebenso natürlich alle Staaten, die sich aus Übermut und Raublust an dem Krieg beteiligten und dabei draufzahlten. Italien ist von dem Schlagwort weniger begeistert, denn es bedroht seine unsinnigen Ansprüche auf die Vorherrschaft in der Adria. Frankreich erklärt sich nur bedingt einverstanden, falls es nämlich Elsaß-Lothringen, dessen Bevölkerung zu neun Zehntel deutsch ist, zurückerhalte und überdies „Garantien" . . . Am unzufriedensten mit der Phrase ist Großbritannien, will es doch Irland nicht freigeben, die deutschen Kolonien schlucken und auch sonst auf dem Festland einsacken, was sich leicht bekommen läßt.

Die Gefahr in diesem Wirrwarr ist nur die, daß das deutsche Volk und wir Österreicher auf den Leim gehen, den man uns auf die Rute streicht. Wir führten und führen einen Abwehrkrieg gegen einen lang vorbereiteten Überfall, und da es unserer Tüchtigkeit gelang, einer Welt von Feinden Herr zu werden, so müssen wir in Europa Verhältnisse schaffen, die unsere Lage mitten unter lüsternen Staaten für lange Zeit hinaus sichern. Wir dürfen uns nicht von schmeichlerischen Phrasen betören lassen — es ist, genau besehen, gar nicht „ideal", auf Annexionen zu verzichten, wenn man vom Feindesland nichts besetzt hat, und es kostet nur ein Wort, Entschädigungen abzulehnen, falls man keine Faustpfänder in Händen hat! Und das ist der Fall bei unseren Feinden. Oder glaubt irgend jemand, diese würden auch nur zum Teil so bescheiden sein, hätten sie Erfolge gehabt? Nein, dann gälte das „Recht des Stärkeren"! Deshalb seien wir auf unserer Hut! Lasset uns nicht gedankenlos Phrasen nachbeten, die nur dazu hinausgebrüllt werden, um unser gesundes Urteil zu betäuben. —

In übersichtlicher Form stellte Professor **Eduard von Wertheimer** in seinem Büchlein „**Friedenskongresse und Friedensschlüsse** im 19. und 20. Jahrhundert" (Verlag Ullstein und Co., Berlin) die diplomatischen Methoden zusammen, die üblich waren und zum Teil noch sind, um am grünen Tisch Siege zu erstreiten, die auf der Walstatt versagt blieben. Aus der Abhandlung kann jedermann viel lernen, sind die Charakteristiken mancher Staatsmänner vielleicht auch nicht ganz

lauerte, ganz übersehen worden ist. Im Gegenteil, diese gewinnenden Eigenschaften, die vor allem beim oberflächlichen Kennen andere zu gewinnen vermögen, wurden immer mehr entwickelt auf Kosten der anderen Vorzüge. Das Wort „ein lieber Mensch“ galt als die beste Nachrede, das Beiwort „fesch“ als höchst anstrebenswertes Kompliment. Und was dem lieben „fesch“ nicht in den Kram paßte, wurde als sein Gegensatz, nämlich als „fad“ mit mitleidigem Spott beiseite geschoben. Und zum „Faden“ gehörten auch die deutschen Tugenden Ordnung, Genauigkeit, Pünktlichkeit.

Bei uns wird vom Schulkind an alles bestrebt sein, der Ordnung ein Schnippchen zu schlagen; die häusliche Erziehung erschwert oft den Lehrern, den Schulen die Arbeit, statt sie zu erleichtern. Ein jeder ist ein Freund der Ordnung bei uns, nur für sein Kind möchte er eine Ausnahme, nur für sich selbst ein Hintertürl in ihrem festgefügten Bau haben.

Und in Deutschland war es eben die Kraft, der Wille, die Selbstdisziplin des einzelnen, durch die das ganze Volk Steine zu diesem Bau getragen hat, und so die meisterhafte Organisation schuf, die das „Ja, in Deutschland“ vollauf berechtigt machte. Kommt dort eine neue Verordnung heraus, so wird sie mit klagloser Selbstverständlichkeit hingenommen und durchgeführt werden. Bei uns wird sie mit der angestammten Gemütlichkeit begrüßt werden. „Es wird nicht so heiß gegessen, wie gekocht.“ Und der nächste Gedanke ist: „Wer von meinen Verwandten oder Bekannten könnte mir zu einer Ausnahme der neuen Verordnung gegenüber verhelfen?“ So halten wir es im eigenen Land.

Kommt aber etwas auf dem Umweg über Deutschland, dann wird es willkommen geheißen, selbst mit Opfern an Bequemlichkeit und Behagen, mit kritikloser Bewunderung hingenommen, im Gefühle, daß daheim alles schlecht und draußen alles gut sein muß. Dadurch arbeiten wir mit an der Stärkung des deutschen Selbstbewußtseins, das ein eminentes Mittel zum Emporkommen eines Volkes ist, und drücken unser österreichisches Fühlen noch über die angeborene, anerzogene Bescheidenheit herab. Denn nicht nur, daß in Deutschland vieles ausgezeichnet ist, diese Vorzüge werden vom eigenen Volk, das seine Begabung zu werten und zu fördern versteht, immer noch unterstrichen. Unsere vielseitigen Begabungen, die eben auf einem dem Talent so günstigen Boden eines bunt zusammengesetzten Staates wachsen, werden oft sich selbst, das heißt dem Zufall eines guten oder bösen Schicksals, überlassen, und das gute Geschick heißt in der Regel das Kommen nach Deutschland, oder im für uns besten Falle, auf dem Wege über Deutschland zu uns zurück.

Der Krieg, der ein so harter Lehrmeister war, der so vieles umgewertet hat, wird hoffentlich auch die Begriffe „lieb“ und „fesch“ umwerten und pflichtbewußt, gewissenhaft, verläßlich und tüchtig bei der Erziehung und bei der persönlichen Einschätzung an erste Stelle setzen. (Es wird noch immer eine Mischung von lieb und fesch dabei bleiben, denn es kann ja niemand ganz aus seiner Haut heraus.) Aber als Folge des in schwerer Zeit Gelernten möge sich die Selbsterziehung des einzelnen zum Willen, zur Kraft der Allgemeinheit, des ganzen Volkes verdichten. So daß, wenn wir Gutes rühmend erwähnen, wir es nicht notwendig haben, zu sagen: „In Deutschland, ja in Deutschland“, sondern mit unserem Lob daheim bleiben können „bei uns in Österreich“.

Olga Rudel-Zeynek im „Grazer Volksblatt“.

wie Napoleon wirklich war? Auch ihn sehen wir durch historische Gläser, welche die Wirklichkeit so oder so verzerren.

Durch die Liebenswürdigkeit des Verfassers können wir im nächsten Heft eine Probe aus dem seltenen Buche bringen, das von vielen gelesen werden will.

H. L. R.

In Deutschland, ja in Deutschland.

Wenn bei uns gemurrt, geschimpft oder, in der Sprache der Gebildeten ausgedrückt, von Mißständen gesprochen wird, und dieses Gesprächsthema ist jetzt keine seltene Sache, so kann man wetten, daß es jedesmal ausklingt in den Refrain: „In Deutschland, ja in Deutschland da, ist es ganz anders!“ Und merkwürdigerweise führen diese Rede, die im Kriege zum Gemeinplatz geworden ist, oft und vielleicht am allermeisten Menschen im Munde, denen alles andere eher einfallen würde, als an dem Besserwerden der jetzt so schweren Zeit oder wenigstens an ihrem Nichtschlechterwerden mitzuarbeiten. Und doch, erst, wer an einer Sache mitarbeitet, lernt sie beurteilen, und wer sie beurteilt, lernt vergleichen und der wird sich naturgemäß fragen: Warum ist es in Deutschland besser?

In erster Linie wohl wegen der Einheitlichkeit der Sprache, die auch die größere Einheitlichkeit der Bildung hervorbringt. In einem durch das Zusammenströmen der verschiedensten Einflüsse und Rassen vielgestaltigen Staate werden die Menschen nie zur Einheitlichkeit des Wesens kommen können. Dafür wird das Phantasievolle, Schöpferische, Anmutige, Liebenswürdige in ihrer Natur eben durch diese bunten Einflüsse gewiß gefördert werden. Und aus diesem österreichischen Wesen heraus erklärt sich die Abneigung gegen Zwang und Schablone, aber leider auch gegen Ordnung und Organisation.

Im Verkehr mit dem einzelnen mögen die österreichischen Eigenschaften die liebenswerteren sein, im Vergleich zur starren deutschen Einheitlichkeit für den Volkscharakter sind sie zweifellos die weniger günstigen. Denn die Schattenseite all der bunten Eigenschaften, die man zusammen Charme nennen könnte (das Wort ist französisch, es könnte ebensogut österreichisch sein, und kein deutsches ersetzt es), kann man in einem echt österreichischen Wort zusammenfassen: die Schlamperei. Dieser Ausdruck, den man, auf uns bezogen, immer von denen hören wird, die sagen: „Ja in Deutschland“, hatte im Frieden einen spöttelnden Ton mit einem Unterton von gemütlichem Geltenlassen. Im Kriege wird er zur bitteren Anklage, und diese wird immer geschleudert gegen die Allgemeinheit, die doch aus lauter einzelnen Menschen besteht; denn auch die Behörden, die Beamtenschaft sind ja aus dieser Allgemeinheit hervorgegangen und spiegeln den Volkscharakter, vielleicht am allerdeutlichsten, wider.

Und der österreichische Volkscharakter ist eben vom deutschen grundverschieden; abgesehen vom angeborenen, angeerbten Unterschied kommt der anerzogene dazu. Es wird auf ganz verschiedene Vorzüge bei der Erziehung in beiden Fällen Wert gelegt. Die kleinen Deutschen erzieht man sebstbewußt, ernst und tüchtig und stets kampfbereit, wenn es gilt, sich ausstechen oder verdrängeu zu lassen. In der Ordnung der Pünktlichkeit, der Genauigkeit sieht man bei ihnen höchst wichtige Charaktereigenschaften. Bei uns wird Pflichtgefühl, Gewissenhaftigkeit, Verläßlichkeit nicht allzu hoch eingeschätzt. Man hat uns in Österreich so viel Schmeichelhaftes über unser anmutiges, herzgewinnendes, liebenswürdiges Wesen gesagt, uns so oft „reizende“ Menschen genannt, daß das „unbedeutend“, das meist hinter dieser freundlichen Urteilsfalle

Alle Schwierigkeiten, welche für die Zivilbevölkerung so peinlich erscheinen, müssen wir von denjenigen, welche an der Front ihr Leben fürs Vaterland aussetzen, möglichst fernhalten. Unsere Pflicht ist es, die Kämpfer zu unterstützen und alle unsere Bemühungen dahin zu richten, daß unsere Brüder im Felde keinen Mangel empfinden. Die Soldaten im Felde sollen mit allen notwendigen Mitteln gut versorgt werden. Was die Nahrungsmittel anbelangt, ist die Frage meistens sehr gut, sogar glänzend erledigt. Mit Kleidern und Wäschestoffen ist es mit der Zeit knapper geworden; es ist aber notwendig, mit Unterstützung seitens der ganzen Bevölkerung auch diese Frage zu lösen.

Alle Völker Europas waren vor dem Kriege so reichlich mit Baumwolle versorgt, daß wir gänzlich vergessen haben, wie unsere Großmütter ihren ganzen Hausbedarf mit Lein und Flachs zu decken verstanden hatten. Das Baumwollgewebe hat mit der Zeit die Lein- und Flachsgewebe, teilweise auch die Wolle, gänzlich verdrängt; somit sind auch in Ländern, wo man früher viel Lein und Flachs angebaut hat, diese Pflanzen allmählich verschwunden. Jetzt sieht man, wie fehlerhaft eine solche Wirtschaft war. Wegen eingeschränkter Schafzucht herrscht überall großer Wollmangel. Die Aufgabe des Staates ist es, diese Fehler zu beseitigen und sowohl der Schafzucht, als auch dem Lein- und Flachsanbau mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Hoffentlich wird in wenigen Jahren auch dieser Mangel beseitigt. Die ganze Bevölkerung muß, was die Kleider- und Wäschestoffe anbelangt, sehr sparsam vorgehen, um allmählich ganz unabhängig zu werden von denjenigen, welche uns in jeder Hinsicht aushungern wollen.

Es hat sich gezeigt, daß für den jetzigen Krieg eine gute militärische Organisation Hand in Hand mit einer entsprechenden wirtschaftlichen Organisation der ganzen Bevölkerung gehen muß. Alle vorhandenen Naturkräfte und Quellen: die Wasserkräfte, die Luftbewegung, vielleicht auch die Sonnenwärme sollen besser als bisher ausgenützt werden. Die Wäschefrage ist eine sehr wichtige, sowohl für die Zivilbevölkerung als auch für die Armee im Felde. Wenn wir die Geschichte früherer Kriege näher studieren, kommen wir zum Schlusse, daß die von den direkten Verletzungen im Kriege herbeigeführten Verluste immer viel weniger Todesfälle ausgemacht haben, als die nachfolgenden Wundinfektionskrankheiten und Erkrankungen an Pest, Cholera, Ruhr, verschiedenen Typhusarten und Blattern. Die moderne Hygiene mit ihren prophylaktischen Maßnahmen, mit der Anwendung von Impfstoffen und Serumbehandlung hat alle diese vorgenannten Krankheiten fast völlig ausgeschaltet. Die Cholera- und Typhusschutzimpfungen haben sich glänzend bewährt. Tetanusheilserum und Ruhrserum haben ihre heilende Kraft sowie ihre prophylaktische Wirkung aufs beste erwiesen; Blattern sind im Heere so gut wie ausgelöscht.

Es bleibt eine Ansteckungsgefahr, welche noch immer droht, um so mehr als wir noch keine spezifischen Abwehrmaßregeln besitzen. Der Keim der Krankheit ist noch unbekannt; wir wissen nur, daß Reinlichkeit und Wäschewechsel die einzigen Abwehrmittel sind, die sicher vor der Erkrankung schützen. Das ist Flecktyphus. Pest und Flecktyphus, beide Krankheiten, welche durch die am Menschen schmarotzenden Insekten übertragbar sind, sowie Rückfallfieber lassen sich sicher nur mit Kleider- und Wäscheabwechslung vermeiden. Wenn im Mittelalter Pest und verschiedenen Typhusarten so viele Menschenleben nach den Kriegen zum Opfer fielen, kann man es jetzt als eine festgestellte Tatsache betrachten, daß die Hauptursachen Wäschemangel und Unreinlichkeit waren. Es ist ja bewiesen, daß die Pest durch Flöhe (von Ratten und Menschen), Flecktyphus durch die Kleiderläuse übertragen werden.

Wer nun so oft wie möglich die Leibwäsche wechselt, nach vorangegangener Reinigung und gründlichem Waschen der ganzen Körperoberfläche, wird von dieser Erkrankung freibleiben. Im Winter wird die Gefahr der Flecktyphusansteckung größer,

Lieber Heimgarten!

Fähnrich Pelikan erteilt einigen ältlichen mindertauglichen Landsturmmännern im Kasernhof Unterricht, wie sie sich auf Wache zu betragen hätten; besonderes Gewicht legte er darauf, ihnen einzuschärfen, daß sie ihre Waffe niemandem und unter keinen Umständen übergeben dürften, stünden sie Posten. „Und wenn der Hindenburg selbst kommt", fügt er hinzu, „und will euch das Gewehr wegnehmen, ihr dürft es ihm nicht lassen!" Um ganz sicher zu gehen, daß seine Worte auch richtig verstanden wurden, nimmt er sich den anscheinend Einfältigsten der ganzen Gesellschaft vor und erklärt ihm alles nochmals eindringlich. Dieser „Einfältigste" — ein gewisser Dionys Hopf aus einem gottverlorenen Graben — nickt zu den lichtvollen Erläuterungen recht verständig und man gewinnt den Eindruck, er habe die Sachlage erfaßt.

Tags darauf wird im Kasernhof „Generalprobe" gehalten und die biederen Landstürmler stehen da und dort „Wache", werden abgelöst und wieder in „Dienst gestellt". Plötzlich kommt Leutnant Schnurr zum Fähnrich Pelikan und übergibt ihm ein Gewehr: „Da schau einmal her, ich geh' einfach zum Dionys hin und nehme ihm die Waffe weg und der Kerl läßt sich das ruhig gefallen. Sei so freundlich und heiz' ihm gehörig ein!"

Mit Wut gefüllt erwartet Fähnrich Pelikan sein Opferlamm, das mit breitem Lächeln zu ihm tritt und da eine ganze Weile grinsend still steht. Dem Fähnrich reißt die Geduld und er fährt schließlich auf: „Was willst du denn?"

„Mei G'wehr will i haben . . ."

Da entlud sich das Donnerwetter — ob er denn nicht wüßte, daß er auf Posten stehend die Waffe niemandem und unter keinen Umständen ausliefern dürfte usw.

Dionys Hopfs lächelndes Gesicht nimmt einen ungemein verschmitzten Ausdruck an und der Mann sagt mit selbstgefälliger Sicherheit: „I bitt, i bin gar nit auf Posten gstanden, i bin grad abglöst worden und hab mi nur a bisl geübt . . ." Dann vertieft sich die Verschmitztheit zu einer erhabenen geistigen Überlegenheit: „Wissen S, wenn i Wach gstanden wär, hätt i mir die Büchsen nit vom Leutnant abspitzen lassen . . ."

Wäsche für unsere Feldsoldaten.

Von Professor Dr. Odo Bujwid, Vorstand des hygienischen Universitätsinstitutes in Krakau.

Der furchtbarste Krieg mit allen seinen Entbehrungen tobt weiter; es nähert sich der vierte Winter. Wir alle, welche diese schweren Zeiten erleben und überleben, alle, die mit der ärmeren Bevölkerungsschichte mitfühlen, begreifen auch, wie schwer es mit allen Vorräten wird, wie alles sich allmählich erschöpft, was für den täglichen Bedarf notwendig ist. Wie schwer ist es auf einer so hohen Zivilisationsstufe, auf welcher alle Nationen stehen, jetzt in primitiver Weise seine Lebensfragen zu lösen, seine Bedürfnisse einzuschränken! Der Krieg ist ein strenger Lehrer, er hat uns viel gelehrt: vor allem Sparsamkeit. Wir haben viel erlernt, was früher für uns unverständlich war, und mit der Zeit sind wir sogar an den Krieg gewohnt; in vielen Richtungen ist es uns leichter geworden als in den ersten Kriegsmonaten. Bei einer vernünftigen Wirtschaft und mit Sparsamkeit ist es sicher, daß wir noch lange Zeit durchzuhalten imstande sind, obgleich viele Nahrungsmittel und Rohstoffe nur in bescheidenem Maße zur Verfügung stehen, obgleich alles das, was vor dem Kriege für den täglichen Bedarf leicht und billig erhältlich war, jetzt mit großer Mühe und nur zu hohen Preisen zu erhalten ist.



Bücher

In der Kommandantenkajüte. Geschichten im Kriege erzählt von Hans Wilhelm Hollm. (Berlin und Wien. Ullstein u. Co.)

Deutsche Seeoffiziere kramen am Biertisch oder bei einer Bowle Erinnerungen aus dem Frieden aus — heitere und ernste, immer bunte und in der Regel übermütige, in allen Weltteilen gesammelt und im Gedächtnis getreulich aufbewahrt. Die Erzähler sind keine Tugendbolde — gottlob, denn Tugendbolde, so hoch man sie vom ethischen Standpunkt aus schätzen muß, pflegen langweilig zu sein . . . Langweilig geht es in der Kommandantenkajüte nun ganz und gar nicht zu. Liegt auch der Engländer schußbereit in der Nordsee, muß auch der junge Kapitänleutnant schon morgen wieder hinaus, um im gefährlichsten Wagnis mitzuwirken, den Briten friedensgefügig zu machen: Heute ist heut! Heute noch den Becher geschwungen, heute noch ein Hurra dem lockenden Leben, um mit Morgengrauen in See zu stechen und seine schwere Pflicht mit Freuden zu tun. Die acht Tatsachengeschichten des Einmark-Bandes schlagen einen Ton an, der widerhallen wird. K. P. Z.

Österreichische Soldatenlieder. Herausgegeben mit Genehmigung des k. u. k. Armee-Oberkommandos, Kriegspressequartier. 1. bis 4. Heft. Heft 1 bis 3: Marsch- und Heimatslieder; Heft 4: Lieder aus der Steiermark. Gesammelt von Bernhard Paumgartner. (Wien, Verlag Universal-Edition.) Preis für jedes Heft 40 Heller.

Der geschmackvoll ausgestatteten Sammlung hat Peter Rosegger einen sinnreichen Wahlspruch auf den Weg mitgegeben: Freudenrausch, Herzensweh, Großes Gelingen! Was man nicht sagen kann, das muß man singen. — Und sie singen noch, unsere Soldaten! Ihre wuchtigen Marschlieder, ihre sehnsüchtigen Heimatslieder sind keineswegs, wie viele meinen, verstummt. Wohl muß man sie zu finden wissen und mit dem Stifte festzuhalten verstehen. Dies hat im vorliegenden Falle der Musikreferent des Kriegspressequartiers Dr. Bernhard Paumgartner mit großem Geschick getan, indem er unmittelbar aus dem Liederschatze unserer Soldaten schöpfte. Die ersten drei Hefte bieten in je 25 Liedern in äußerst feinsinnig durchdachter Anordnung sowohl die geläufigsten alten, österreichischen Soldatenlieder und dazu eine Anzahl älterer, schon fast verschollener Gesänge aus Soldatenmund, welche durch den Weltkrieg wieder an die Oberfläche gekommen sind, sowie ganz neue, erst während des Krieges entstandene Soldatendichtungen. Und was das Wertvollste dieser Auswahlen ist: Sie ist von einem sittlich hochstehenden, unmerklich auch erzieherisch wirkenden Gedanken getragen, obwohl alles so wiedergegeben ist, wie es unsere Soldaten erfunden haben. Es ließe sich ganz gut auf Grund des Bildchens, das uns diese Gesänge aufrollen, eine Charakteristik des deutschösterreichischen Soldaten geben; die stets wiederkehrende Liebessehnsucht, der echt österreichische Humor, der mehr die eigenen Fehler als die der Feinde geißelt, und über allem und aus jedem Liede hervorleuchtend, die strenge, ernste Pflichterfüllung.

Ein viertes Heft enthält ausschließlich „**Lieder aus der Steiermark**“, die in ihren kecken, oft geradezu verwegenen Texten ein treffliches Bild der steirischen Landschaft geben.

Nicht nur der Soldat an der Front wird mit Freuden nach diesem Büchlein greifen, da sie ihm nebst seinen traulichen, alten Liedern auch neuen Sangesstoff bieten, sondern auch die daheim Gebliebenen, die an dem Schicksale unserer Braven im Felde warmen Anteil nehmen, werden mit Gefühlen der Liebe sich beim Gesange dieser Lieder mit ihren an der Front stehenden Angehörigen im Geiste vereinen.

Ein trotz seiner Knappheit und militärischen Kürze sehr interessanter Anhang bringt zu jedem Bande Aufklärung über die Herkunft der Lieder, und die darin vorkommenden Namen von Regimentern und Militärpersonen zeugen, daß der Herausgeber sich wacker umgesehen hat, um bei den verschiedensten Truppenkörpern sowohl im Hinterlande als auch an der Front nach Liedern zu forschen. Das stimmungsvolle Umschlagsbild zum ersten Heft, ein Soldat auf dem Marsche und das singende, sagende Waldvögelein auf einem Rosenbusche hat der bekannte Maler Alexander Wilke geschaffen und damit das Büchlein schon nach außenhin mit jenem Duft und mit jener Anmut umgeben, die nur der echten Volkspoesie eigen sind. Die Umschlagszeichnungen der übrigen drei Hefte schließen sich diesem würdig an. Die Sammlung, durch die ein Hauch der alten Lieder aus des Knaben Wunderhorn weht, wird nicht nur jetzt ihren Platz an der Sonne finden, sondern auch in Friedenszeiten ein wichtiges Kulturdokument des Weltkrieges bleiben. R. Z.

All meine Liebe. Von Max Roden. Gedichte. (Warnsdorf. Verl. Ed. Strache.)

Diese Liebeslieder sind ein rein lyrischer Zyklus, rein und zart im Empfinden und ungekünstelt in der Ausdrucksweise, ohne die

da das Baden während der kälteren Zeit nicht immer so gründlich ausgeführt wird wie im Sommer. Bei den ärmeren Volksschichten, in kleinen Ortschaften, wo die Badeeinrichtungen fehlen oder mangelhaft sind, ist deshalb Flecktyphus sehr verbreitet, besonders während der kälteren Jahreszeit.

Denken wir an die Verhältnisse an der Front, im Schützengraben, wo unsere Soldaten tagelang verweilen müssen, so verstehen wir, daß die Gefahr der Ansteckung sehr groß wird. Um dieser Gefahr vorzubeugen, werden überall an der Front Badeeinrichtungen getroffen, welche für unsere Soldaten die notwendige Reinlichkeit verbürgen, zur Entlausung sehr viel beitragen — doch ist das alles nur bei genügendem Wäschevorrat möglich. Für die Sodaten im Felde ist es unumgänglich notwendig, ein genügendes Quantum von Leibwäsche vorzusorgen, um die Gefahr der Flecktyphusverbreitung möglichst zu vermindern.

Es folgt daraus, daß 1. die erste Pflicht jedes Bürgers ist: mit Kleider- und Wäscheabfällen möglichst vorsichtig und sparsam vorzugehen; keinen einzigen Lappen wegzuwerfen, sondern alle Abfälle und Überreste nach der Weisung des Kriegsfürsorgeamtes zu sammeln und zu bestimmter Zeit abzugeben; 2. jedes für den Haushalt unnötige Kleider- und Wäschestück dem Kriegsfürsorgeamt zur Verfügung zu stellen; 3. auf jeder unbebauten Fläche Lein und Flachs anzubauen; der Schafzucht eine größere Aufmerksamkeit zu widmen; 4. es ist die Pflicht des Staates und des Landesausschusses, die Organisation der Bestrebungen in dieser Hinsicht zu fördern; auf dem Lande die Organisierung entsprechender Gesellschaften vorzunehmen; auch über die Sparsamkeit mit den Kleider- und Wäscheresten zu belehren und in dieser Beziehung alle Kräfte in Tätigkeit zu setzen (Gutsbesitzer, Lehrer, Geistliche).

Der Kriegsgräbertag.

Die trüben Herbsttage, die dem Gedächtnis unserer Toten gewidmet sind, führen uns in dichten Scharen an ihre Ruhestätten, die wir in liebevollem Gedenken mit Blumen schmücken. Daß auch weit draußen, auf öden Schlachtfeldern, in fremder kalter Erde unsere Treuesten und Tapfersten ruhen; die Kämpfe für des Vaterlandes Sicherheit und Zukunft! — *daß soll keiner in diesen Tagen vergessen, keiner soll das geringe Opfer versagen, das am Kriegsgräbertage (31. Oktober—2. November) verlangt werden wird, um die Ruhestätten unserer gefallenen Helden für dauernde Zeiten zu erhalten.* Spenden werden bei den k. k. Bezirkshauptmannschaften, Bürgermeistern und Gemeindeämtern, Pfarrämtern und Kultusgemeinden, Banken und Sparkassen entgegengenommen. Auskünfte durch das „*Komitee für die Kriegsgräberfürsorge*", Wien, 9. Bezirk, Canisiusgasse 10. Telephon 23.116 und 21.820.

Vor einigen Jahren trat mit Johanna Wolff eine neue Dichterin auf den Plan, die mit ihrer gesundkräftigen, ergreifenden und harmonischen Erzählung „Hannecken" in Form und Sprache ein ansehnliches Können und in ihrer Gesinnung ein Glaubensbekenntnis zeigte, das nur mit Freude begrüßt werden konnte. Ihre Gedichte haben vieles mit ihrer Erzählung gemein: sie sind sprachlich und in ihrer Gesinnung gut deutsch, ja ausgezeichnet deutsch sogar, und eine ungehemmte Kraft strömt aus ihnen, gesunde Lebensfreude und Schönheitssinn, wie man es in moderner Frauenlyrik nicht immer so leicht findet. Johanna Wolff liebt die feinen Rhythmen, die aber voll Melodie sind; sie liebt und kennt die Natur und läßt sich doch nicht verleiten, sich in bloßer Naturschwelgerei zu verlieren, sondern gibt in ihrer Poesie stets gedanklich vertieftes Fühlen wieder. Eines ihrer schönsten Gedichte ist: „Mehr als gut". Sehr innig ist: „Wie es war" und die Sammlung „Vaterland" ist nicht nur zeitgemäß, sondern stets wiederholt zu werden sicher. Hier ist ein Buch, das ausgereift ist und darum nicht enttäuschen kann. Ella Triebnigg.

Eine einsame und noch unbekannte Dichterin Marie Müller (Urfahr-Linz, Rudolfsstraße 30) hat im Selbstverlag drei Bändchen Dichtungen herausgegeben:

„Lord als Poet", „Die alte Lise", „Stocksprache". Ersteres zeugt von gutem Humor; das zweite ist ein in schlichten Versen erzählendes Stückchen; das letztere bringt verschiedene Poesien in gefälliger Sprache. Alle Reklame schweigt über solch harmlose Erscheinungen, vielleicht sprechen sie selbst zu dem, der ihnen Gehör schenken will.

Das Grab des Lebendigen. Studie aus dem kleinbürgerlichen Leben von Franz Nabl. (Berlin. Egon Fleischel u. Co.)

Es gibt gewiß auch im Leben eine Menge solcher Menschen, wie sie der Verfasser in einem sehr umfangreichen Buche schildert, aber eine derartige Auslese von proletenhafter Geistesenge ist immerhin eine Seltenheit. Die Familie des Inspektors Ortlieb zeichnet sich teilweise durch Beschränktheit, teilweise durch Bosheit und geistige Minderwertigkeit aus. Es gehört die große Kunst Nabls dazu, die Entwicklungsgeschichte dieser Familie dem Leser genießbar, ja interessant zu machen. Zuweilen zuckt es einem in den Fingern, die bornierten Romanfiguren zu ohrfeigen! Das Düstere der an sich unbedeutenden Geschehnisse ist gar nicht tragisch, sondern traurig und lähmend, und erst im letzten Zehntel wird das Werk mit Hilfe der inzwischen wahnsinnig gewordenen entsetzlichen Josefine Ortlieb kriminalistisch spannend, um (höchst unerwartet!) einen rosenroten Abschluß zu finden. — Befreiend wirken im Laufe der Darstellung die Nebenpersonen Olga Clermont und die Kranzler Mizzl. Der „Held" Walter Ortlieb ist ein Waschlappen, dessen schwächlicher Gutmütigkeit man aber das brave Ende wohl gönnt.

Schade, daß so viel Kunst und Können, daß so viel feine Psychologie und gesunder Humor an ein dermaßen tristes Thema verschwendet wurde. Der Verfasser hätte das Zeug in sich, ein allererster unter den deutschösterreichischen Schriftstellern zu werden. H. L. R.

Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft. Von Friedrich Theod. Vischer. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Dieses berühmte Buch bedarf keiner Empfehlung mehr, es genügt ein Hinweis. Daß nun schon sein achtzigstes Tausend in die Lande hinausgeht, stellt dem oft angezweifelten Kunstverständnis des deutschen Volkes ein günstiges Zeugnis aus. Es gehört viel Kultur dazu, um Verständnis für die mit großer Narretei untermischten tiefen philosophischen Gedanken aufzubringen. Die Neuauflage von „Auch Einer" ist hübsch ausgestattet und kann im Feld draußen wie zu Weihnachten daheim manchen glücklich machen. V. E. S.

Der verlorene Sohn. Roman von Baron Weyßenhoff. (Berlin. Ullstein u. Co.) Der Verfasser ist deutscher Abkunft, schreibt aber in polnischer Sprache und zeichnet den polnischen Nationalcharakter mit einer Schärfe und Unerbittlichkeit — daß unsere Politiker gegenwärtig daraus viel lernen könnten. Die Familie Dubienski wird geschildert, mit ihren hohen Ansprüchen an andere und geringen eigenen Leistungen, sowie sie selbst etwas zuwege bringen soll. Und das schwarze Schaf ist der jüngere Sohn Georg, eigentlich ein echter Dubienski, aber er braucht eine Weile, bis er erkennt, daß er mit der Charakterschäbigkeit seiner Ahnen im Leben besser fortkommt als mit Künstlerschaft und Eigenbrödelei. In Polen, an der Riviera und in Rom entwickelt sich die Handlung, die munter weiterläuft und Vergnügen macht. Zum Schlusse heißt es: Ende gut, alles gut, und ein paar erfreuliche Verlobungen befriedigen nicht nur die Personen des Buches, sondern auch die Leser. Hänsgen.

Mutter unbekannt. Roman aus Rumänien von Mite Kremnitz. Mit einer Einleitung von Hermann Kienzl. (Leipzig. Reclams Universal-Bibliothek.)

Der Roman der am 18. Juli 1916 gestorbenen Dichterin Mite Kremnitz, ein Jugendwerk, das hier in einer ihm von der Dichterin in der Reife ihres Lebens gegebenen neuen Bearbeitung vorliegt, schildert das ebenso glänzende wie gewissenlose Getriebe der

bei so vielen beliebte Wortbildnerei, die oft die Gedanken und die Gefühle zu ersetzen hat. Roden ist zu sehr Österreicher, um nicht auch die schöne weiche und südlich farbenreiche Sprache unserer Lyriker zu besitzen, aber er steht fern von jener Gruppe, die Sinnlichkeit nicht vom heiligsten Gefühl der Liebe zu trennen versteht. Der Unterton der Lieder ist ernst, oft schmerzlich, ohne drückend zu wirken; sie sind durchwegs sangbar und wurden auch schon im einzelnen vertont, man hat aber das Empfinden: hier müßte ein zweiter Schubert gefunden werden, der den ganzen Zyklus durchkomponiert. Wir würden dabei um ein vollständiges Kunstwerk bereichert werden. Ella Triebnigg.

Sommerlese 1917. Herausgegeben von Hauptmann d. L Höcker. (Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung.) Mit Bildschmuck und 16 zweifarbigen Einschaltbildern. 285 Seiten. Preis gebunden 4 Mark.

Mit der „Sommerlese 1917" übergibt Hauptmann d. L. Paul Oskar Höcker bereits den fünften Band seiner Auslesen aus der so rasch volkstümlich gewordenen Liller Kriegszeitung der deutschen Leserwelt. Daß nach Jahren des Stellungskrieges das Selbstvertrauen unserer Feldgrauen, ihr Siegeswille und ihre Angriffslust in all den schweren Tagen und Nächten der Schlachten in Flandern unwandelbar geblieben sind, dafür dient auch diese neue „Sommerlese" als schöner Beweis. Bringen ihre ernsten und lustigen Beiträge doch wieder vollgültige Stichproben der Stimmung im Schützengraben, auf Nachtmärschen, in Ruhe und im Kampf.

Josef Viktor Widmann. Von Emil Soffé. (Brünn. Friedrich Irrgang 1917.)

Ein Gedenkbüchlein an den Schweizer Dichter, dessen Werke auch uns Österreichern Ehre machen, weil der Dichter ein geborener Mährer war. Aber wer die Werke des bedeutenden Sängers nur erst gründlich liest, der findet, daß er dem ganzen deutschen Volke gehört, ja gerade den Besten desselben, die seine Tiefe und Höhe erfassen. Emil Soffé verdient für seinen warmen Hinweis darauf unseren Dank.

Schulausgabe von Coellns Fehlerbuch. Eine Sammlung von Sprach- und Schreibfehlern. Für Volks-, Bürger- und Mittelschulen bearbeitet von Kaiserl. Rat Josef Göri, k. k. Bezirksschulinspektor in Graz, und Anton Otter, Oberlehrer und Landtagsabgeordneter in Graz. (Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase, Prag-Wien-Leipzig.) Preis 80 Heller.

Coellns Fehlerbuch ist aus dem praktischen Berufsleben herausgewachsen. Coelln, der selbst Schriftsteller ist, hat als Fachmann des Buchdruckes reiche Gelegenheit zu Beobachtungen über oft und oft wiederkehrende Verstöße gegen die Rechtschreibung und gewisse Regeln der deutschen Sprache. Unsere Rechtschreibung ist ja tatsächlich so schwierig, daß selbst sehr gebildete und schreibtüchtige Leute oft in Zweifel darüber geraten, was richtig und was nicht richtig ist. Ebenso steht es mit der Groß- und Kleinschreibung sowie mit gewissen Satz- und Redewendungen, deren sicherer Gebrauch durch den täglichen Verkehr in der Volkssprache verdunkelt wird. Auch schlechtes Amts- und Zeitungsdeutsch wirkt verderblich auf unsere Sprache ein. Die reichen Erfahrungen, die Coelln in vielen Jahren über solche Mängel sammelte, hat er in vorzüglicher Weise in seinem Fehlerbüchlein verwertet. Er hat emsig alles aufgelesen, was an Fehlerhaftem sich sozusagen eingebürgert hat. Darum fand sein Büchlein in schriftstellerischen Kreisen großen Anklang, was die sechste Auflage, die von dem Fehlerbüchlein gegenwärtig vorbereitet wird, beweist.

Zwei alterfahrene Männer des praktischen Schuldienstes haben nun dieses Büchlein für den Handgebrauch von Lehrern und Schülern an Volks-, Bürger- und Mittelschulen bearbeitet.

Ein folgenschwer verwundeter österreichischer Offizier, Oberleutnant Heinrich Kipper, gab ein Buch heraus: **„Aus Wunden und Wonnen"**, Tagebuchblätter eines Schwerverwundeten aus dem Wiener Lazarett. (Verlag Müller & Fröhlich in München.)

Das eigenartige Buch Kippers mit seinen Erlebnissen, Eindrücken und Stimmungen als Schwerverwundeter, Weib und Kind am Krankenlager, die vorgeführten Verwundetentypen, die köstlichen Briefe, der sonnige, tränenbetaute Humor, der das Buch durchweht, die schwäbischen Mundartsachen sind ein ergreifendes Andenken aus diesem Kriege.

Dr. K. Floericke, **Plagegeister.** (Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftsstelle: Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.)

Mücken, Fliegen, Zecken und noch kleinere derartige Geister sind eingehend nach ihrer Leibesbeschaffenheit und Lebensweise wie nach ihrer ganzen Bedeutung für das Wohlbehagen und das Wohlbefinden der Menschheit geschildert, wobei die fesselnde Darstellung des geistvollen Naturbeschreibers oft genug durch die launige Schilderungsart des lachenden Philosophen gewürzt wird. B.

„Von Mensch zu Mensch". Gedichte von Johanna Wolff. 1917. (Literarische Anstalt Rütten & Loening. Frankfurt a. M.)

für uns wertvollste Frucht des Weltkrieges. Was er über den völkischen Wert, über die Erhaltung und Entfaltung deutscher Eigenart, über die Fürsorge für den Volksleib oder über das Volksbildungswesen sagt, ist eine erquickende und stolze Selbstbesinnung des völkischen Gedankens, gefördert durch Äußerungen zahlreicher nationaler Denker, wie Rohrbach, List, Kühnemann, Chamberlain, den wir mit Recht den Unsern nennen, Bergmann u. a. m. Dem bedeutsamen Plane Schmied-Kowarziks gab Karl Lamprecht seine freudige Zustimmung, eine stattliche Reihe bewährter Führer deutscher Kulturarbeit und vor kurzem erst der Vorstand des Stuttgarter Museums und Instituts zur Kunde des Auslanddeutschtums begrüßten die gediegene Schrift mit warmem Beifall. Möge sie weiteste Verbreitung und verständnisvolle Förderung finden und einer glänzenden Idee die Wege zur Tatwerdung bereiten. H. Fr.

Verirrte Liebe. Erzählungen von Rudolf Haas. (Leipzig. L. Staackmann.)

Seit langem las ich kein so durchsonntes Buch mehr! Es paßt so recht unter den Weihnachtsbaum, mit seiner warmen Menschlichkeit und seinem tiefen Verstehen. Der Verfasser der beiden „Triebl"-Romane gab hier sein Bestes. Die Geschichte „Das Ehepaar Hunzlinger" ist ein Meisterstück; ebenso gelungen sind „Der unruhige Grieslmatzrebhahn" und der „Der mutige Schuster". Rudolf Haas hat eine eigenartige Vorliebe für Sonderlinge und weiß, sie uns nahe zu bringen. Immer, immer bejaht er das Leben und gewinnt ihm seine wertvollen Seiten ab. Nochmals: Man gedenke des Buches zu Weihnachten! B. E. S.

Volk und Vaterland. Deutschvölkisches Dichterbuch, herausgegeben von Adolf Bartels. Zwei starke Bände. (Halle a. S. Richard Mühlmann. 1917.)

Vielleicht die größte und vom völkischen Standpunkte aus bestgesichtete Mustergedichte-Sammlung aus allen Zeiten deutscher Dichtung, mit Einschluß des Volksliedes, bis in unsere Tage.

Mein Nachbar Ameise. Spiel in drei Akten von Georg Hermann. (Berlin. Egon Fleischel u. Co.)

Friedrich der Große, ein Erbmarschall von Schottland, ein preußischer Fahnenjunker, ein Moslem, ein Tibetaner, ein Neger und der Hund „Herr Schnell" werden aufgeboten, um ein mohamedanisches Mädl mit einem preußischen Rittmeister zu vermählen. Ein bißchen viel Umstände für eine an sich ziemlich alltägliche Geschichte, die aber in der historischen Aufmachung gleichwohl auf der Bühne einschlagen kann, wenn die Zuschauer nicht merken, daß der große Apparat nur dazu dient, eine Ehe zu stiften. Ich las von Hermann den ausgezeichneten Roman „Kubinke" und etliche andere Bücher, die weniger Eindruck machten, aber dieses Stück scheint mir nicht ganz gelungen — es leidet an der Sucht, originell zu sein, das heißt Gewöhnliches als außergewöhnlich hinzustellen. Selbst der Titel ist affektiert: Der Nachbar Ameise ist ein Lord Keith, dem der große Friedrich den Spitznamen gab. Aber über Bühnenwerke entscheidet schließlich nur der Bühnenerfolg und auf ihn darf man neugierig sein. P. L. M.

Die tote Frau. Eine Szene aus der Weinlese von Bruno Ertler und Julius Franz Schütz. (Graz. „Leykam".) Ein packendes Stück, knapp und wuchtig wie ein Holzschnitt. Aber gewiß nicht nach jedermanns Geschmack, denn es ist erfüllt von einer tiefpessimistischen Psychologie, deren Berechtigung man anerkennen kann, aber nicht anerkennen muß. Jedes Urteil darüber hängt von persönlichen Erfahrungen und der Lebensauffassung ab. Nichts für junge Mädchen und unreife Leute, die gewöhnt sind, sich jeden Gedanken, der sie fesselt, sofort zu eigen zu machen, ihm gewissermaßen nachzuleben; aber ein kleines Kunstwerk für Menschen, die sich an Ideen freuen können auch dann, wenn sie ihnen nicht beizustimmen vermögen.

Vom Höhensinn eines österreichischen Kriegsfreiwilligen. Aus den Tagebüchern und Briefen des auf dem Doberdo am 9. Mai 1916 gefallenen Leutnants im k. u. k. Inf.-Reg. Nr. 27 Hermann Selle, ausgezeichnet mit beiden silbernen Tapferkeitsmedaillen und dem Militärverdienstkreuz 3. Klasse m. d. Kriegsdekoration, stud. phil. Herausgegeben von seinem Vater. (Graz. Franz Pechel.)

„Er rang mit den Problemen dieser großen Zeit" charakterisiert Pfarrer Mahnert den jungen Helden, und, wahrhaftig! er hat damit nur zu recht. Man fühlt es aus jedem Tagebuchblatt Hermann Selles und aus jedem der Briefe, den er an seine Lieben schrieb. Ein blutjunger Bursch, und doch wie reif im Denken und Fühlen, ein wunderbares Beispiel, daß dieser furchtbare Krieg trotz allem und allem in Persönlichkeiten das Edelste weckt und zur Blüte bringt. Um so schrecklicher, daß solche Zukunftshoffnungen — freilich für eine große Sache — erlöschen müssen. Dieses rührende Büchlein mögen alle, alle lesen, die schon an den verhältnismäßig geringen Opfern des Hinterlandes allzu schwer zu tragen meinen. Sie werden sich schämen, erfassen sie den Höhensinn eines, der seine Überzeugung mit dem Tod besiegelte. Und so kann Hermann Selle noch übers Grab hinaus den sittlichen Ideen dienen, denen er sein Leben weihen wollte. H. L. R.

rumänischen Gesellschaft; dies bewegte Bild bietet aber nur den Hintergrund für die Darstellung eines weiblichen Schicksals und der inneren Entwicklung einer Frauengestalt. Die Romane von Mite Kremnitz behandeln ausnahmslos seelische Probleme. In der Einleitung charakterisiert Hermann Kienzl die seltene Persönlichkeit der Dichterin und schildert ihr jahrelanges Wirken in Bukarest, ihren Einfluß auf die dortigen gesellschaftlichen, literarischen und politischen Kreise und ihre freundschaftlichen Beziehungen zum Hause König Carols.

Urlaub von der Liebe. Roman von Paul Schlesinger (Berlin. Ullstein u. Co.) Eine wunderliche Frauengestalt huscht durch das Buch. Man wird aus ihr nicht klug; bald ist sie warm und herzlich, bald unruhig und fremd. Urlaub von der Liebe? Die kleine Künstlerin kriecht für eine kurze Weile in der Bürgerlichkeit unter, dann verschwindet sie wieder in dem Treiben, das für manche die Welt bedeutet. Die Geschichte liest sich angenehm und unterhaltend und ist kein Kriegsbuch, obschon die Handlung ein wenig mit dem Krieg zusammenhängt. Vielleicht wird am meisten jener Teil fesseln, der die Aufnahme eines Kinodramas darstellt. V.E.S.

Urban und die Schlangen. Roman von Hans Ludwig Rosegger. (Berlin. Schuster und Löffler.)

Selbstanzeige: Wäre mir Gustav Wied damit nicht zuvorgekommen, so hätte ich diesen Roman den Untertitel „Ein Buch der Bosheit“ gegeben. Ja, ich muß gestehen, es ist boshaft — etwa wie eine Liebhaber-Photographie, die auch alle kleinen Runzeln und Fältchen in den Gesichtern zeigt, während ein liebenswürdiger, gewerbsmäßiger Lichtbildner solche Unannehmlichkeiten wegretuschiert! Ich suchte die Menschen zu malen, wie sie sind — wie ich sie sehe. Maria, Toni, Lily, die Falkin und Danica — nicht zu vergessen auch Elisabeth — scharen sich um Herrn von Schwertfeger, der ihnen interessant wurde; interessant wurde, weil er einen Hofrat ein wenig durchprügelte und dafür eingesperrt werden soll. Das Ganze spielt am Meer, auf einer sonnigen Insel, die vielleicht Arbe ist. Bunt und wechselnd treiben es die Frauen und Fräulein, selbstverständlich in allen Ehren, wie es sich gehört. Und wenn sich in diesem und jenem Zug mancher, sonderlich vom weiblichen Geschlecht, selbst zu erkennen glaubt, so möge er denken, wie der Verfasser mit dem alten Simplizissimus von Grimmelshausen dachte: „Ich glaube, es ist kein Mensch in der Welt, der nicht seinen Sparren hat, denn wir sind ja alle einerlei Geschöpfe und ich kann bei meinen Birnen wohl merken, wann andere zeitig sind.“

Der rote Kampfflieger. Von Rittmeister Manfred Freiherrn von Richthofen. (Berlin und Wien. Ullstein & Co.)

Ist es ein Zufall, daß der Rittmeister Freiherr von Richthofen, bevor er an der Westfront als Neuling in die Flugmaschine kletterte, mit Leib und Seele Kavallerist war? Hier erzählt er kurz und knapp von seiner Kadettenzeit, seiner Fähnrichszeit, seinen Leutnantsjahren bei den Schweidnitzer Ulanen. Dann von den Tagen des Kriegsausbruches, von Gefechten mit Kosaken, vom Marsch durch Belgien, von Patrouillenkämpfen und Reiterstückchen. An der Ostfront, in Russisch-Polen, hat er als Beobachter das Fliegen gelernt, Dann wurde er nach Ostende abkommandiert, vom Zweisitzer ins Großkampfflugzeug. Lebendig bringt er all das zu Papier: Wie er an der Champagne-Schlacht teilnahm, wie er Boelcke kennen lernte, wie er zum erstenmal allein flog, wie er den ersten Engländer besiegte, wie ihm für den 16. Feind der Kaiser den Pour le mérite gab. „Le petit rouge“, den „kleinen Roten“, so nannten ihn bald die Franzosen, weil er sich seine Maschine knallrot anpinselte. Doch er verschweigt auch nicht, wie oft es in dieser wilden Jagd ums Ganze ging. Von halsbrecherischen Luftabenteuern hören wir, von dem Anti-Richthofen-Geschwader, das die Engländer zusammenstellten, von einem Gewitterflug, von englischen Bomben, vom Frontbesuch des Vaters, von Lothar, dem Bruder, von der Fahrt ins Hauptquartier und, nicht zu vergessen, von der Ulmer Dogge, dem treuen Moritz. Draufgängerisch, frohgelaunt trotz all dem schweren Ernst seines Berufes, unbekümmert natürlich ist der Mensch, der hier redet — der echte junge Offizier. Und nachher erst, wenn man aufgeregt, von diesem Temperament überrumpelt, das kleine Buch ganz gelesen hat, denkt man daran, daß der junge Offizier schon heute so berühmt ist wie wenige.

Gegen sechsfache Übermacht. Von Antäus. (Frankfurt a. M. Rütten u. Loening.)

Eine lehrreiche und übersichtliche Zusammenstellung vieler Wichtigkeiten für den großen Krieg. Und aus der ziffermäßigen und graphischen Statistik löst sich wie von selbst manches ethische Urteil über unsere Gegner.

Ein Weltbund des Deutschtums. Von Dr. Walther Schmied-Kowarzik. (Leipzig. Weicher.)

Der für das Deutschtum unermüdlich sinnende Dozent und Dürerbündler sieht die Gegenwartsaufgabe einer Weltpolitik deutscher Kultur in einem über alle Staatsgrenzen greifenden Weltbund für das Deutschtum. In fünf Kapiteln erörtert und begründet der Gelehrte seinen Vorschlag. Er erkennt die Organisation der Deutschtumspflege als die



3. Heft Dezember 1917 42. Jahrg.

Die tanzende Bärin.

Roman von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Mit wachsender Vertraulichkeit weihte die tanzende Bärin ihren Schwager mehr und mehr in ihr Denken und Fühlen ein und sagte ehrlich heraus, was ihr mißfiel. Sie blieb nach wie vor eine Fremde uuter den Verwandten und Bekannten. Einmal bekannte sie offen, daß sich Pa, als Karlfranz um ihre Hand anhielt, bei Professor Wight von der Columiba-University erkundigte, was Markgrafen eigentlich wären, und Professor Wight gab bereitwillig Auskunft, indem er aus einem dickleibigen Schmöker vorlas, Markgrafen seien Inhaber herzoglicher Gewalten und den englischen Herzögen und Viscounts, denen die schönen und auch die weniger schönen Töchter der Yankeemilliardäre angeheiratet wurden, mindestens ebenbürtig; Markgrafen herrschten in eroberten Vorländern gleich kleinen Königen und hätten einen eigenen Hofstaat.

Darauf führte Klemens einen wahrhaftigen Indianertanz auf und schnippte mit den Fingern, daß Frau Maria fürchtete, er würde einen Glaskasten einschlagen.

„Und da erwartete dann meine rote Schwester, daß Karlfranz daheim mit der Krone auf dem Kopf und mit Reichsapfel und Szepter in den Pfoten auf einem goldenen Thron sitzt?“

Sie nickte treuherzig ja.

Büchereinlauf.

Altnordische Frauen. Von Frau Dr. Adeline Rittershaus. (Frauenfeld u. Leipzig. Huber u. Co.)

Christus. Dichtung von August Lieber. (Innsbruck. „Tyrolia".)

Ein Weltbund des Deutschtums. Die Gegenwartsaufgabe einer Weltpolitik Deutscher Kultur. Von Dr. Walther Schmied-Kowarzik. (Leipzig. Theodor Weicher.)

Luther-Bismarck. Inhalt: Warum haben wir Luther lieb? — Bismarck und das deutsche Gemüt. Von Oberkonsist.-Präsident D. Dr. von Bezzel. (München. Müller u. Fröhlich.)

Lutherlied. Ein Lutherspiel einfachster Art. Von C. und B. Röthig. (Leipzig. Kaiser Wilhelm-Straße 19, 1.)

Indien im Weltkriege. Von Dr. Hermann von Staden. 63. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Die Ziele unserer Weltpolitik. Von Alfred Hettner. 64. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

16 Monate in russischer Kriegs-Gefangenschaft 1915/16. Wahrheitsgetreue Aufzeichnungen und Erinnerungen von Julius Schuster, Brunndöbra, Reservist im k. u. k. Inf.-Reg. 73. Mitbearbeitet von seinem Kriegs- und Kompagnie-Kameraden Arthur Lang. (Eger. Druck und Verlag von J. Kobrtsch u. Gschihay.)

Was ist Kultur? Betrachtungen zu Nienkamps „Fürsten ohne Krone". Ein Vortrag von Clara Körber. (Berlin-Charlottenburg. Vita, Deutsches Verlagshaus.)

Neue Schriften des theosophischen Kulturverlages in Leipzig: **Die Theosophische Reform. — Theosophische Bausteine. — Theosophie und Christentum.** Von Hermann Rudolph. **Kommen die Toten wieder?** Eine Abhandlung von Hermann Rudolph.

Die Tanne. Ein deutsches Volksbuch von Walther Heymann. (Georg Müller. München.)

Prinzeß-Romane, Band 32: **Die Brüder.** Roman von Max v. Weißenthurn. (Mignon-Verlag. Dresden.)

Das dritte lustige Büchel der Liller Kriegszeitung. (Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung.)

St. Amand. Ein kunstgeschichtlicher Führer mit Bildern und Plänen. Von Oberleutnant und Adjutant Hans Stöcklein. (Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung.)

Badische Leibgrenadiere bei Loretto. Nach Aufzeichnungen des inzwischen auf dem Felde der Ehre gefallenen Leutnants d. R. und Kompagnieführers Hans Schmidt. Herausgegeben von Major a. D. Piper. (Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung.)

Diplomatische Vorbereitungen und Aufmarschplan zum Weltkrieg. Von Josef Hofmeister. (Druck von Julius Deil, Wien.)

Mein Blinder. Von Helen Kodolitsch von Neuweinsberg („Leykam". Graz.)

Postkarten des „Heimgarten"

Jodok V. Bauer in Gastein. Von Ihren 18 Kurärzten sind 14 — sagen wir — Nichtchristen und da suchte die Gemeinde einen christlichen Gemeindearzt. Darob große Empörung der Wiener „Sonn- und Montagszeitung", welche darin eine Verletzung der — Staatsgrundgesetze erblickte und mit einem Boykott des schönen Ortes von seiten ihrer — sagen wir — Gesinnungsgenossen drohte. Über diese Unverschämtheit — Sie gebrauchen einen bedeutend schärferen Ausdruck — sind die Gasteiner empört. Was nützt solche akademische Empörung?! Kennen Sie den Rat, den Hofrat Freiherr v. Dingelstedt in seinen „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters" erteilte? Wir wollen ihn in Erinnerung bringen:

„Wohin Ihr faßt, Ihr werdet Juden fassen,
Allüberall das Lieblingsvolk des Herrn.
Geht, sperrt sie wieder in die alten Gassen,
Eh' sie Euch in die Christenviertel sperr'n!"

Scheideberger u. Erzmann in B.: „Du mußt Hammer oder Amboß sein", sagte einst ein Weimarer; warum wollen Sie das deutsche Volk unbedingt zum Amboß machen, wo es doch so tüchtige Schmiede hat?

J. L., Stuttgart: Die Schrift „Von meiner Mutter", die Feldmarschall v. Mackensen unter seinen Soldaten verbreiten ließ, ist unter Autorisation aus Roseggers „Waldheimat" gezogen und bei Rötter in Berlin verlegt worden. Es ist lediglich eine Feldausgabe.

(Geschlossen am 20. Oktober 1917.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Flecker.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

„Liebe Mary, so unbeweglich wie wir Schärpfenberger und Genossen sind auch nicht alle Leute in Europa, und machte nicht sogar Karlfranz eine Weltreise — und konnte nur nichts dafür, daß er schon in Washington bei einer gewissen jungen Dame kleben blieb!"

„Alles ganz schön, Klemens, aber auch geistig seid ihr so eng — nicht du und auch nicht Karlfranz, aber die anderen . . . Und weil ich nicht so bin wie ihr, korrigiert man an mir herum und bessert aus und gibt Ratschläge, als wüßte ich für mich allein nicht ein noch aus. Und ich weiß im Gegenteil genau, was ich will und was ich nicht will. Ich bin kein kleines Mädchen mehr — und hier werde ich wie ein kleines Mädchen behandelt. Es ist fast wie im Pensionat in Neuyork — nur daß ich dort wirklich noch ein Kind war."

„Sicherlich, sie fehlen an dir, und daß du eine Markgräfin bist, davon spürst du verteufelt wenig." Er zweifelte, ob er sie in ihrer Unzufriedenheit bestärken durfte, und fragte deshalb erst vorsichtig: „Hast du mit Karlfranz auch schon so offen gesprochen wie mit mir?"

„Ich glaube . . . Aber er hört mir nicht zu oder nur unaufmerksam. Er fühlt sich hier so wohl, er hat hier seinen gewohnten Verkehr, seine Gesellschaften, Klubs und Jagden, die ihm vollauf genügen Er sagt nur immer, ich müßte mich fügen, wie auch er sich in die Sitten Amerikas fügen mußte, so lange er drüben war; man meine es gut mit mir, und wenn ich mich beklage — andere beklagten sich vielleicht auch über mich . . . Ich sei eurer Mama, der Tante Karoline und dem ekligen Habakuk auch nicht recht."

„So, das also sagt er . . ." Klemens kaute am goldenen Mundstück seiner Zigarette und ärgerte sich weidlich über den Bruder. Was war der doch für eine Erzphilister! „Ich will dir etwas raten, meine schöne rote Schwester, auch auf die Gefahr hin, daß du dir nicht raten läßt. Setz' dich zur Wehr, steif' den Nacken, stell' dich auf die Hinterfüße, zeige den Leuten die Zähne und beiß', wenn man unausstehlich wird — kurz, beherzige das Wort Kaiser Wilhelms: ‚Wer auf Gott vertraut und fest um sich haut, hat nicht auf Sand gebaut!' Besonders das Umsichhauen ist wichtig. Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen und nur die Lumpen sind bescheiden. Laß dich nicht gleich einschüchtern. Wir sind wir und du bist du. Reib' das den Menschen empfindlich unter ihre Nasen. Du brauchst deshalb nicht gleich grob zu werden, aber diese Warnung ist bei dir überflüssig, denn ich glaube, grob kannst du auch bei bestem Willen nicht werden. Wenn Mama dir in den Ohren liegt, so bitt' sie höflich, sie möchte dich gefälligst ungeschoren lassen. Schlimmstenfalls gibt es eine kleine Szene, aber die reinigt die Atmosphäre wie ein regelrechtes Gewitter. Der schadhaften Tante darfst du schon massiger kommen und den Pater Habakuk wirf schlankweg hinaus, der hat dir

„O Tala-wi, du tanzende Bärin, der Mann von der Columbia-University wurde um ein Jahrtausend zu spät geboren oder er ist ... Sag', wie nennt sich ein Hornochse oder ein Büffel auf Siouxisch?"

„Blogu."

„Und groß?"

„Long."

„Danach ist der Columbiamann ein Long Blogu!"

„Blogu-long, heißt es, Klemens, denn das Eigenschaftswort hängen wir rückwärts an."

„Wie unsere Damen ihre falschen Zöpfe."

„Aber Professor Wight hat doch in einem gelehrten Buche nachgeschlagen und da stand es von den Markgrafen."

„Mag schon sein, er hat halt den falschen Band erwischt. Was er deinem Pa vorlas, das war vor tausend Jahren so, aber heutzutage ist Markgraf ein Titel wie Baron oder Kommerzienrat oder Schützenkönig." Dann dämmte er seine Ironie ein: „Mary, du trauerst doch nicht im Ernst darum, daß Karlfranz keinen Thron, keine Krone, kein Szepter und keinen Reichsapfel hat?"

Sie schüttelte verneinend den Kopf, doch wirkte dieses Kopfschütteln nicht überzeugend.

Da strich Klemens leise über ihr blauschwarzes, sonderbar dickes und straffes Haar: „Stell dir einmal vor, tanzende Bärin, wie schrecklich es für dich wäre, müßtest du große Empfänge mitmachen und selbst die steifsten Gesellschaften der Welt geben, wo sich jeder zu Tode langweilt, was man repräsentieren nennt; du müßtest immerzu süß lächeln, denn das süßeste Lächeln gehört zu den vornehmsten Pflichten junger Königinnen und deren Stellvertreterinnen — und du könntest nicht so bequem auf dem Teppich kauern, was du zum Beispiel auch jetzt und mit wahrem Hochgenuß tust."

Rasch erhob sie sich vom Boden und setzte sich ganz würdevoll auf den Diwan. „Du verstehst nicht, was ich meine, lieber Klemens, und so furchtbar feierlich stellte ich mir eure Markgrafenwürde auch gewiß nicht vor — aber auch nicht so bescheiden ... Ich will ja nur sagen, daß mir euer Leben so .. so ... ärmlich vorkommt. Ihr lebt dahin wie bei uns ein wohlhabend gewordener Kaufmann, der ehemals mit Butter und Fett handelte, oder wie ein Schiffskapitän, der etwas ersparte und sich zur Ruhe setzte. Ihr seid alle so schwerfällig und schwunglos. Fährt jemand nach Wien, so fühlt er sich als Weltreisender und reist einer 'mal nach Deutschland, dann heischt er für seinen Unternehmungsgeist Beifall. Das ist bei uns anders. Pa fährt jeden Monat einmal nach Frisko, und nach England zu dampfen ist auch alltäglich."

— bestimmt wußte sie es nicht —, zu den Kalvinern gehört zu haben, aber es konnte ebenso gut auch eine andere Sekte gewesen sein, und vor ihrer Verheiratung mit Karlfranz hatte sie Unterricht im Katholizismus erhalten — drei Stunden alles in allem, worauf sie der Geistliche für reif erklärte, in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche aufgenommen zu werden. Der Erzbischof von Cincinnati trug keine Bedenken, die Trauung vorzunehmen. „Ich dachte mir, Christ sei Christ," gestand sie dem Schwager und erschrak, als er dazu die Achseln rollte. „Ja, wie ist es denn dann?"

„Daß Christ — Christ ist, darin bin ich ganz deiner Ansicht, gute Tala-wi, aber du dürftest schon gemerkt haben, daß meinen Meinungen keine Allgemeingültigkeit zugebilligt wird, daß man sie vielmehr kränkend gering einschätzt. Du bist überhaupt sehr verständig, nur leider hat einer unserer Dichter recht, der versichert, Verstand sei stets bei wenigen nur zu finden. Unsinn, du siegst und wir müssen untergehen, lautet eine zweite Weisheit. Recht behält immer die Mehrheit und erst wenn ein Gedanke der Masse eingehämmert ist, so daß sich diese für seinen Entdecker hält, hat er Aussicht, zum Dogma zu werden. Die reine Vernunft ist schier so rar wie der Käfer des Geheimnisses, wie dein unvergleichlicher Havalun — mit anderen Worten, sie ist beinahe ausgestorben. . . Doch verzeih', du läufst Gefahr, dich mit deinen grundgescheiten Ansichten einmal tödlich zu blamieren. Bitte beantworte mir einige Fragen: Warst du schon beichten?"

„Beichten? Was ist das wieder?"

„Da begibt man sich zu einem Priester, unsere Damen begeben sich am liebsten zu Pater Habakuk, und teilt ihm seine Sünden mit und darauf redet er einem ins Gewissen, und man muß den guten Vorsatz fassen, sich zu bessern, worauf der Beichtiger dem dermaßen reuigen Sünder verzeiht und eine Buße auferlegt."

Frau Maria vermeinte, Klemens rede in einer fremden Sprache zu ihr, ihr wirbelte im Kopf und sie wiederholte ohne Verständnis die Worte Sünde und Buße.

„Dies ist nicht so schwierig, wie es auf dem ersten Blick scheint, meine rote Schwester, und eine Sünde ist es etwa, zu lügen, zu stehlen, zu betrügen. . ."

„Ich lüge nicht, ich stehle nicht, ich betrüge nicht!" rief Frau Maria empört. „Das könntest du schon wissen, Klemens!"

Zweifellos, zum Missionar hatte er kein Geschick. „Sünde ist ferner, wenn man sich mehr oder besser dünkt als andere, die vielleicht nicht so reich oder so vornehm oder so schön sind wie wir. . ." Wenigstens die Hoffart begreiflich zu machen, mußte ihm gelingen!

Die tanzende Bärin lauschte mit offenem Mund, um sofort zu triumphieren: „So ist Tante Karoline eine große Sünderin, weil sie

einen Schmarren zu sagen — ich meine, der hat kein Recht, sich in deine Angelegenheiten zu mischen."

Frau Maria lächelte bei der Vorstellung, sie sollte den Pater zur Tür hinauswerfen.

„Der Hinauswurf ist selbstredend bildlich zu vollziehen und es genügt wahrscheinlich die Andeutung, daß seine Anwesenheit anderswo beliebter ist, als in der Kaiserstraße."

„Karlfranz würde darüber sehr böse werden."

Klemens fürchtete, zu weit gegangen zu sein und bremste: „Was ich jetzt daherplapperte, ist barer Unsinn. Zank' dich lieber nicht herum, sondern vertrau' dich meinem Bruder an und erklär' ihm, daß es unmöglich so weiter gehen kann. Bleib' fest und duck' dich nicht. Mit Rückzügen nach der ersten Schlacht wurde noch kein Feldzug gewonnen. Rückzüge imponieren nicht und du bleibst zeitlebens ein Bummerl — das heißt, die Leute machen mit dir, was sie wollen."

„Ich werde mit Koko-lo sprechen," sagte die tanzende Bärin entschlossen. „Er hat mich ja lieb und er kann mir auch helfen . . . Siehst du, wenn ich wenigstens nicht in die Kirche zu gehen brauchte, wo es so kalt und unfreundlich und düster ist, daß ich mich darin immer fürchte und nicht weiß, wie ich mich benehmen soll — einmal knien alle nieder, dann tippen sie mit den Fingern auf Stirn und Brust, dann murmeln sie etwas — und was der Mann von der Veranda herabschreit, das verstehe ich erst recht nicht."

„Der Mann schreit von der Veranda herab . . ." Klemens lachte, daß er nach Atem haschte. „Tala-wi, du bist ein Original, du bist ein Prachtmädel, einfach zum Fressen. Der Mann auf der Veranda ist der Kanzelredner und predigt Erbauliches."

„Was predigt er denn?"

„Daß man tugendhaft sein soll, daß man nicht hochmüttg sein darf, daß man auch seine Feinde lieben müsse und dergleichen schöne Sachen mehr, denen wir fromm lauschen, die wir ganz in der Ordnung finden — und uns einen blauen Teufel darum scheren. Aber das ist schwer zu erklären, zumal ich fürchte, daß deine Vorkenntnisse in dieser Beziehung bedauerlich mangelhaft sind."

Hierauf legte Frau Maria unaufgefordert ihr religiöses Bekenntnis ab und Klemens dankte Gott, daß die heiligen Damen seiner Familie nicht anwesend waren. Die Haare standen ihm zu Berge, dachte er daran, Mama, Tante Karoline oder Pater Habakuk könnten es hören. Bei Pa in Neuyork und auch im Pensionat legte man anscheinend kein Gewicht auf Religion, denn in der Pension waren Ladies aller Konfessionen — einschließlich einer Buddhistin aus Indien, einer Mormonin aus Utah und einer Sonnenanbeterin aus Feuerland. . . Die tanzende Bärin glaubte

den Bauern ganz außerordentlich behagte. Pater Habakuk strich sich dazu nur bedauernd über seine Riesenglatze. So blieb nichts übrig, als daß Klemens selbst das Evangelium und hernach den Katechismus vornahm, um der Schwägerin daraus vorzulesen . . .

Die war damit einverstanden und begriff, daß sie sich christlich bilden mußte.

Still und gelehrig hörte sie zu, wenn der Schwager langsam und betont aus dem Matthäusevangelium vortrug und dazu Erklärungen gab. Er kehrte nicht den strengen Schulmeister heraus und stand nicht an, gelegentlich — und verzweifelt oft — zu sagen, man dürfe nicht alles wörtlich nehmen, dies und das sei symbolisch, dieses und jenes passe nicht mehr in die Gegenwart, das eine sei Nebensache und das andere veraltet und könnte getrost beiseite geschoben werden. Härtere Nüsse gab der Katechismus zu knacken, dessen Sinn Tala-wi überhaupt nicht einsehen wollte, bis Klemens sich herbeiließ, zu gestehen, der Katechismus sei gewissermaßen der gute Ton der Kirche — es stehe nämlich darin, wie sich ein guter Katholik zu betragen hätte . . . Manchmal graute ihm vor den Verdrehungen und geistigen Bocksprüngen, die er schlug, aber er wußte kein anderes Mittel, um es besser zu machen, ohne sich in Widersprüche zu verstricken und seine Schülerin zu verwirren. „Ach was," schnellte er sich über die Skrupel hinweg, „der Zweck heiligt das Mittel und Sophistik hat auch ihre Berechtigung . . ."

Er lehrte: „Gewisse Dinge muß man eben einfach glauben. Du glaubst ja auch, daß sieben mal sieben neunundvierzig ist, ohne Beweise dafür zu verlangen, und daß sich die Sonne um die Erde dreht, wo du doch täglich mit eigenen Augen das Gegenteil wahrzunehmen meinst." Daß er hie und da geradezu verbrecherisch schwindelte, bereitete ihm bald keine Sorgen mehr und er war schon zufrieden, wenn die tanzende Bärin den Schwindel nicht durchschaute. Manchmal ahnte er freilich, daß sie seine Winkelzüge wohl merkte — dann zuckte es fröhlich-boshaft um ihre Mundwinkel —, aber sie schwieg aus Mitleid mit seiner Befangenheit und schluckte ihre Einwendungen hinab.

Als großen Erfolg buchte er, daß Frau Maria die zehn Gebote auswendig lernte und sie fehlerlos heruntersagte.

„Na, das Ärgste wäre überstanden, meine rote Schwester, und wenn du dich nicht mit einem Kardinal in einen Disput einläßt, bist du geborgen."

„Aber beichten werde ich nie — nie — nie!" blieb sie fest.

Klemens fürchtete nur die Osterzeit mit ihrer allgemeinen Bußstimmung, da würde dieses Problem unbedingt spruchreif. „Das werden wir schon machen," — sagte er und versprach damit sehr, sehr viel, ohne eine blasse Ahnung, wie das Versprechen einzulösen war.

erst gestern die Baronin Zapp oder Zupp — ich kann mir den dummen Namen unmöglich merken — eine unverschämte Person nannte, die sich beim Empfang des Statthalters vordrängte, obwohl sie häßlich ist, ihr Mann erst vor zehn Jahren geadelt wurde und ihr Großvater noch mit alten Kleidern hausierte."

Klemens war bestürzt; so schwierig und dornenvoll hatte er sich das Amt eines Bekehrers und Religionslehrers nicht vorgestellt. „Tante Karoline wird ihre Überhebung beichten, verlass' dich drauf. . ." Aber überzeugt war er davon nicht. „Man muß dem Geistlichen alles anvertrauen, dessen man sich schuldig weiß, auch deshalb, weil man durch ein offenes Bekenntnis seiner Fehler recht inne wird und aus der ehrlichen Erkenntnis seiner Unzulänglichkeit die Kraft zu dauernder Besserung schöpft." Ganz stolz war er auf seine herrliche, überzeugende Beredsamkeit.

Tala-wi errötete und die rote Blutwelle schlug auch durch ihren braunen Teint; dazu ballte sie die Hände: „Ich werde nie — nie — nie einem fremden Mann sagen, was an mir schlecht ist. Das geht ihn gar nichts an. Lieber sage ich es noch Karlfranz, aber auch nicht gern. . ."

„Du sagst es auch nicht dem fremden Mann persönlich, sondern durch ihn dem lieben Gott."

„Gott ist allwissend!" trumpfte sie auf. „Für ganz dumm brauchst du mich nicht zu halten. Und da Gott allwissend ist, werde ich doch nicht zu einem Priester hingehen, um Gott zu beichten, nicht wahr? Ja, und dann noch . . . wenn der Priester es weitersagt?"

„Das darf er nicht, er hat geschworen, über alles das, was ihm gebeichtet wird, tiefstes Stillschweigen zu bewahren."

„Aber Gott sagt er meine Sünden doch weiter, denn sonst hat die ganze Geschichte überhaupt keinen Zweck."

So ging es nicht, so kam er nicht vom Fleck, die arme Rothaut wurde nur verwirrter und Klemens bedauerte, daß er das Opfer ihrer peinlichen Logik war und nicht Tante Karoline oder der Habakuk. Wie kam denn überhaupt er dazu, den Heidenmissionar zu spielen? Er wußte es wohl . . . Dann überlegte er, ob er nicht einen Geistlichen kannte, der der tanzenden Bärin das Allernotwendigste beibrachte, ehe die Familienheiligen ihre schauerlichen Unkenntnisse entdeckten; früher oder später war es schier unausbleiblich. In der Not erinnerte sich Klemens seines alten Religionslehrers, des guten Pfarrers Knocherl, der in der Kirche Sankt Bernhard saß und, abgesehen von seiner Schwerhörigkeit, ein ganz famoses Haus war — ob der nicht die Fähigkeit besaß, Frau Maria klar und verständlich darzulegen, worum es sich handelte? Aber der treuherzige Knocherl war kein Sprachgewaltiger und hatte in seinem reinen Herzen nicht die Gabe, Worte zu schönen Sätzen zu verflechten. Man rühmte zwar seine Predigten, aber nur wegen ihrer Kürze und Derbheit, die

An dieses Justament dachte er allerdings nicht, als er um Mary Bear anhielt. Das Mädchen selbst reizte ihn, das Neue und Seltsame an ihr; die Güte, mit der sie ihm einmal leise und verschämt sagte: „Mister Markgraf, es geht Ihnen wohl recht schlecht, weil Sie zu uns herüberkamen? Sie sind arm, nicht wahr? Darf ich Ihnen helfen? Seien Sie ganz ehrlich und genieren Sie sich nicht ... Ich werde dann mit Pa sprechen und Pa verschafft Ihnen eine gute Stelle — o, Pa tut alles, worum ich ihn bitte!" Dasselbe, was Karlfranz von den anderen, die es ihm durch die Blume zu verstehen gaben, kränkte und beleidigte, rührte ihn bei der gütigen Mary.

Stolz erwiderte er: „Sie irren, Gnädigste, ich reise ausschließlich zu meinem Vergnügen. Ich bin so zu sagen der Kronprinz einer sehr vornehmen Familie, die Palais und Schlösser besitzt und keinen Cent Schulden. Gewiß, mit dem Reichtum der neuen Welt können wir es nicht aufnehmen, aber in den allerbesten Kreisen Europas gelten wir mindestens so viel wie hier die Präsidenten der Trusts. Geld ist im Leben nicht die Hauptsache."

Ungläubig und mißtrauisch blinzelten ihn ihre samtweichen Augen an; und aus der Aussprache entstand ein Einverständnis, das sich vertiefte — bis zur Verlobung vertiefte.

Nur der alte Indianerhäuptling streifte nicht so rasch seine Bedenken ab und vermutete hinter der verleugneten Armut einen besonders raffinierten Trick eines Hochstaplers. Er roch das vom Geschäft her — je übler es um einen Kridatar bestellt war, desto verächtlicher behandelte er Geld und Gut. Darauf fielen doch nur mehr die grünsten Hasen hinein. Der grauhaarige Sioux war alles eher als ein grüner Hase! „Ich werde mich erkundigen," erklärte der vorsichtige Pa, denn er schloß nie ein Geschäft ab, ohne genau zu wissen, wann und wie. Schon zwei Tage später erteilte er seine Einwilligung; auch europäische Auskunftsbüros arbeiten fix, wenn der Auftraggeber glänzend honoriert.

Bei der Abfassung des Heiratskontraktes näselte Karlfranz hochfahrend: „Ich wünsche, daß Ihre Tochter Eigentümerin ihrer Mitgift bleibt. Ich will davon keinen Cent."

Da — nun endgültig über die materiellen Qualitäten seines Schwiegersohnes beruhigt — fletschte der rote Krösus wohlgefällig seine gelben Eberzähne und zerquetschte dessen schmale Rechte zwischen seinen Bärentatzen: „All right!" Schwager Charlie, skeptischer und arroganter als der skeptischeste und arroganteste Attaché einer europäischen Gesandtschaft, meinte: „Das hätte sich Pa auch nicht träumen lassen, daß er seine Tochter so wohlfeil an den Mann bringt. Wir waren schon darauf gefaßt, Marys rote Haut für die Hochzeit vergolden zu müssen." Gemütsmenschen waren sie beide nicht, Bear-Vater und Bear-Sohn. Charlie

Die tanzende Bärin lächelte dankbar zu seiner milden Geduld: „Du bist so gut, mein weißer Bruder!“

Darin stimmte ihr auch Muko-son bei, da es der säugenden Hirschkuh nicht entging daß ihre Herrin immer ganz froh wurde, wenn Er bei ihr war . . .

*
* *

Auch Karlfranz wünschte manchmal, sich aus den Polypenarmen zu lösen, mit denen Menschen und Dinge nach ihm langten seit er wieder daheim war, aber er brachte nicht die Kraft dazu auf. Die Polypen umschlangen ihn, umklammerten ihn, saugten an ihm, und das tat woh' und weh zugleich.

Wohl tat es deshalb, weil Karlfranz erst in der Heimat wieder aufatmete. Hier war der Boden, in dem er wurzelte. Als er nach der blödsinnigen und unseligen Zänkerei mit Laja, da das törichte Ding hinging, um sich mit dem Jammerfürsten zu verloben, in die Welt hinausdampfte, damals hatte er geglaubt, hinter sich alle Brücken gesprengt zu haben. Nie, nie mehr wollte er zurück! Aus Eigensinn hatten sie gestritten, aus Eigensinn hatte sie geheiratet, aus Eigensinn gondelte er über den Ozean und kam sich dabei noch ganz großartig vor. Die Großartigkeit verlor sich allzubald, denn in Amerika galt er nur bei der Botschaft etwas, wo er seine Karte abgab und eingeladen wurde. In der Gesellschaft Neuyorks und Washingtons war er ein leerer Mister Karl Franz Schärpfenberg aus Austria und niemand merkte sich recht seinen Namen; was ungefähr ein uralter Markgrafentitel bedeutete, das begriffen höchstens einige kronenhungrige Girls, während die verschiedentlichen Väter knurrten und es sich nicht vorstellen konnten, daß auch einmal ein n i c h t verkrachter Adeliger in ihren Salons auftauchte. Sie kannten bloß abgewirtschaftete Aristokraten, die nur die Wahl zwischen der Angelung eines Goldfisches oder einer Kellnerschaft in einem eleganten Restaurant hatten. Unter diesen Vorurteilen litt Karlfranz und litt um so mehr, wenn er seinen einfachen Reichtum mit dem unermeßlichen Überfluß der Leute verglich, die zwar keine Manieren, aber zehn Autos in den Garagen hatten. Manchmal hielt er sich selbst für einen Glücksritter, der Angelhaken auswarf. In solchen Stimmungen wollte er sich dann tatsächlich eine Frau herausfischen, schon um Laja für ihren Eigensinn empfindlich zu bestrafen: Wählte s i e einen gichtischen Fürsten, gut, so würde e r eben eine Dollarkönigin heimführen.

Karlfranz war trotzig und Karlfranz war kurzsichtig und Karlfranz war nie der Klügste gewesen. „Justament“ hieß das Wort, das er auf der Überfahrt am öftesten verbissen vor sich hinmurmelte.

„Justament!“

der Stadt mit dem Burgberg in der Mitte kannte niemand den Mr. Bear, der in der Wallstreet kommandierte und des Markgrafen Ezechiel spaßhaftes Wort von der „Schwarzen“, mit dem es ihm doch so bitter ernst war, machte die Runde und wurde nachgetratscht, im süßen Bewußtsein, daß man an den hochmütigen Schärpfenbergs mit Recht etwas zu bekritteln hatte. Und es schien Karlfranz, als ob Frau Maria auch die heitere Überlegenheit ihres Wesens jenseits des großen Wassers gelassen hätte, wo sie überall voranschritt, wo immer sie sich zeigte. Ihr „Pa“ verstand keinen Spaß, wenn es um gesellschaftliche Vorränge ging! Nur wer ihm geschäftlich nahetrat, der beleidigte ihm noch tödlicher; übrigens trennte er Gesellschaftliches und Geschäftliches grundsätzlich nicht mehr, seit er den günstigsten Vertrag seines Lebens, ein Millionengeschäft, während eines Empfanges beim Präsidenten im Weißen Haus abgeschlossen hatte.

So kam es, daß sich Karlfranz seiner Frau entfremdete; nicht absichtlich, aber tatsächlich entfremdete er sich und stellte an ihr Bildungsmängel fest, die ihm früher nicht auffielen. Sie las nichts, sie ging in keine Oper und kein Konzert, freute sich nur an den dümmsten Possen, den lüderlichsten Operetten, und gähnte verstohlen, wenn die Gespräche sachlich wurden. Das alles taten die eingeborenen Komtessen auch, aber bei denen war man es gewohnt, da paßte niemand auf, doch auf die „Schwarze“ schaute alle Welt, die Familie und die anderen, und kritisierte.

Deshalb fühlte sich Karlfranz auf Jagden, im Klub und in Herrengesellschaften am wohlsten, und als Tante Karoline einmal dünnlippig meinte, er solle sich mehr um seine Frau bekümmern, da sie sich ansonsten anderen Menschen anschlösse, wobei sie den Namen Klemens einfließen ließ, fuhr er sie barsch an: „Bitte, misch, dich nicht in meine Angelegenheiten!“ Seiner Mary war er sicher und wenn Klemens ihr die Zeit vertrieb — um so besser, dann brauchte er sich nicht um sie zu kümmern.

Die Freundschaft Frau Marias mit seinem Bruder empfand er als große Entlastung und Bequemlichkeit.

*
*   *

Die tanzende Bärin war krank, die tanzende Bärin lag tagsüber auf dem Diwan und kam aus den gelben, roten und grünen Schlafröcken mit den eingewebten roten, grünen und gelben Mustern gar nicht heraus. Leute wollte sie nicht einmal sehen, keine Verwandten und keine Fremden, auch Klemens nicht, und nur Karlfranz durfte gelegentlich nachschauen, ob sie sich nicht schon besser befinde. Die Markgräfin fragte

fügte noch gutmütig hinzu: „Aber auch der schönsten Geste wegen hätte ich an Ihrer Stelle nicht so großmütig verzichtet. Wenn es Pa auch freut, nicht sofort eine große Summe flüssig machen zu müssen, so hält er Sie doch anderseits für einen schlechten Geschäftsmann. Business is business. Und sollten Sie einmal in die fatale Lage geraten, doch einmal an sein Scheckbuch appellieren zu müssen, so werden Sie verteufelt lang und hart an die Eisernekassentür zu pochen haben. Ich rate Ihnen, sich in diesem Fall an mich zu wenden. Ich stehe gern zur Verfügung und setze bei meinem alten Herrn alles durch."

Karlfranz dankte kühl mit einer ein für allemal ablehnenden Gebärde.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten übertrafen an Glanz selbst das europäische Hofzeremoniell.

Der alte Indianer zeigte es der Konkurrenz, was er sich leisten konnte.

Mit einem goldenen Geschmack auf der Zunge reiste Karlfranz mit seiner jungen Gattin ostwärts.

Und seltsam, die Güte, mit der sich Maria seiner angenommen hatte, als sie in ihm einen verkappten Hungerleider und Glücksritter sah, eine Güte, die ihn zuerst rührte, begann ihn allmählich zu drücken. Seine Ablehnung enthob ihn nicht der Dankbarkeit für ihren guten Willen. Dankbarkeit war aber etwas, was in den Augen aller Schärpfenberger entwürdigte und unfrei machte, und Unfreiheit widersprach der Tradition des Geschlechtes, das vor fünfhundert Jahren einen Herzogshut ausschlug, weil ein deutscher Kaiser an dessen Verleihung einige Bedingungen knüpfte.

Auf dem Schiff, vollends erst in Hamburg, das das Ehepaar berührte, erlangte Karlfranz wieder sein Selbstgefühl. Da zählte seine Persönlichkeit als solche — seine stolze Markgrafenschaft, mit der er untrennbar verwachsen war. Und nicht einmal die diskret forschenden und leicht verurteilenden Blicke der Stewards und Kellner auf die Dunkelheit der gnädigen Markgräfin verletzten ihn — im Gegenteil, sie schmeichelten ihn. Hier in Europa war und blieb der Markgraf von Schärpfenberg, genannt die Faust von Eysn, eine Herrlichkeit, die auch nach der strengsten Auffassung gleich hinter den souveränen Kronenträgern rangierte und mit denen sie überdies seit unvordenklichen Zeiten verwandt und verschwägert war. Und eine solche Herrlichkeit konnte es sich auch gestatten, etwas Exotisches zu heiraten, ohne eine Perle aus ihrem Diadem zu brechen ...

An Laja Lankowitz dachte Karlfranz nie mehr; wenigstens nur sehr selten.

Aber seine Frau war daheim anders gewesen als herüben in Europa; wie auch er in Amerika anders gewesen, als daheim. In ihren Kreisen umstrahlten sie die väterlichen Millionen und die Abstammung von den Sioux war eine Tatsache, die niemand verwunderlich fand. In

Frau Maria war sehr ungehalten, daß man ihr den geschwätzigen Medizinmann trotz ihres Verbotes geschickt hatte; jetzt hielt er ihr einen Vortrag über eine fremde Isländerin und über den Unterschied zwischen Amerika und Europa; außerdem roch er nach Zigarren. Sie setzte sich auf dem Diwan sehr steil auf, streifte den grünen rotgeblümten Schlafrock über beide Füße und sagte mit einem stolzen, der Schwiegermama entlehnten Tonfall: „Ich bin nicht unpäßlich, Herr Dozent — ich erwarte Familie."

„Na, sehen Sie, Gnädigste, wie gut wir einander verstehen! Das hab' ich mir sofort gedacht." Schaudenweins lebensfrohes Gesicht strahlte.

„Ja, was reden Sie denn dann von Unpäßlichkeit? Warum wollen Sie mich denn um jeden Preis krank machen?"

„Aber beste Gräfin, das lag ja nie in meiner Absicht, ich wollte doch bloß von Ihnen hören, was . . . Na, und wäre ich mit der Tür ins Haus gefallen, so hätten Sie mich doch nur angegrobt und sich vermutlich nicht einmal untersuchen lassen!" Verschmitzt äugte er die widerhaarige Patientin an und schmunzelte vergnügt wie einer, den das Leben ganz diebisch freut.

Daraufhin lächelte auch die tanzende Bärin: „Sie sind ein Schwindler, mein lieber Dozent!" Aber sofort wurde sie wieder ernst, gab willig Auskunft und ließ sich sogar untersuchen, obschon sie noch vor einer halben Stunde heilig entschlossen gewesen, einem wildfremden Menschen weder Rede zu stehen, noch sich von ihm anrühren zu lassen.

Der Dozent benahm sich sehr diskret und stellte fest, es sei alles in schönster Ordnung, so daß er vorderhand nichts zu verordnen habe. „Aber außerdem fühlen Sie sich nicht ganz wohl, nicht wahr? Erzählen Sie es mir nur ungeniert, ich muß alles wissen, denn bei Ihrem Zustand ist Zufriedenheit eine Hauptsache. Und gar so dumm war es nicht, wenn ich von Ihrer Unpäßlichkeit sprach. Sie *sind* unpäßlich — denn man kann unpäßlich sein, ohne krank zu sein."

So viel Verständnis stimmte Frau Maria butterweich und sie jammerte sich alle Beschwerden vom Herzen.

„Na ja . . . Aber darf ich mir die Frage erlauben, warum Sie von Ihrem Zustand, den Sie so richtig deuteten, nicht zuerst Ihrem Herrn Gemahl Mitteilung machten? Das wäre doch das Selbstverständliche."

Leicht unmutig und widerstrebend preßte sie die Antwort heraus: „Ich weiß nicht, ob sich Karlfranz darüber freuen wird . . ."

Für einen Augenblick verschwand das Lächeln aus den Zügen des Dozenten, aber auch nur für einen einzigen Augenblick, den er dazu benützte, die Brillengläser sorgfältig mit dem Taschentuch zu putzen; dann leuchtete wieder die Freundlichkeit aus seinem runden Gesicht. „Nerven, ganz wie ich vermutete! Und gegen Nerven ist das Allerbeste, vielleicht überhaupt das einzig Wirksame eine ausgiebige Luftveränderung. Meinen Sie nicht auch?"

durch ihre Zofe an, ob die Schwiegertochter nicht das Bedürfnis habe, in die Kirche zu gehen oder sich mit Pater Habakuk zu unterhalten; die Schwiegertochter hatte derartige Bedürfnisse nicht. Tante Karoline erkundigte sich durch den Bedienten, ob sie der Nichte nicht vorlesen dürfte, denn zweifellos sei ihr Leiden seelischer Natur und sonderlich die Predigten Abrahams a Santa Clara wirkten bei seelischen Leiden oft Wunder; die Nichte gab zurück, man dürfe ihr nicht vorlesen.

Am klügsten benahm sich der Markgraf Ezechiel und nahm sich Karlfranz am Ärmel beiseite: „Schick nach einem Frauenarzt, Junge!“

Ehe nach einem Frauenarzt geschickt wurde, trat ein Familienrat zusammen, in dem die Markgräfin Mathilde für Doktor Poppel plädierte, der nebenbei Vizepräsident des Verbandes katholischer Junggesellen war; Tante Karoline hingegen empfahl einen gewissen Professor Piu so warm, daß man sich schon beinahe für diese Leuchte entschlossen hatte, als sich herausstellte, daß Professor Piu in Rom, Via Principe Amadeo 36, ordinierte ... So hörte man denn endlich und ausnahmsweise auf Klemens, der auch hierin ein bißchen besser bewandert war, als die alten Damen, und sich für den Dozenten Schaudenwein einsetzte. Er wollte sich auch mit ihm besprechen, wenn es dem Bruder recht war; dem Bruder war es recht.

Tala-wi hatte sich lange gegen einen Arzt gewehrt und befahl dem Bedienten, *jedermann* abzuweisen. Als aber dann Dozent Doktor Schaudenwein den Diener einfach wegschob und bis zur Patientin eigenmächtig vordrang, gefiel er ihr gar nicht übel. Er war ein mehr kleiner, durchaus nicht magerer Herr mit einem schwarzen schon graugesprenkelten Spitzbart, einem bereits traurig gestimmten Haarbestand und guten, munteren Äuglein, die freundlich lächelten, wobei die Freundlichkeit durch eine goldgefaßte Brille noch unterstrichen wurde. Von Klemens unterrichtet, kam er des Erfolges sicher.

„Gnädigste Gräfin,“ begann er, nachdem er scheinbar unabsichtlich und gleichwohl mit unwiderstehlichem Nachdruck die Tür hinter sich und vor Tante Karoline hörbar ins Schloß gedrückt hatte. „Gnädigste Gräfin, was ist denn also mit uns?“ Sein Kopf kippte liebenswürdig gegen die linke Schulter. „Sie sind unpäßlich, wie mir Ihr Gatte berichtete — schon einige Zeit unpäßlich. Das ist kein Wunder bei dem Wechsel des Klimas, der Umgebung und der ganzen Lebensweise. Und ein Sauwetter haben wir in diesem Herbst auch! Kennen Sie Frau von Rahenz? Nein? Die sollten Sie aber kennen lernen, gnädigste Gräfin, eine geborene Isländerin, eine entzückende, hochgebildete Frau — die brauchte zwei Jahre, ehe sie sich bei uns akklimatisierte. Nicht wahr, Europa sieht ganz anders aus, wenn man mit beiden Beinen draufsteht, als wenn man es von jenseits des Ententeiches betrachtet?“

sei man in dieser und auch in anderer Beziehung wesentlich anders und beileibe nicht dümmer gewesen. War man krank oder sonstwie schonungsbedürftig, so blieb man natürlich daheim. Jetzt hingegen strebe man aus der häuslichen Gewohnheit und Behaglichkeit immer gleich fort in die Fremde. Selbstverständlich füge sie sich den Anordnungen des Arztes und den Verfügungen Karlfranzens . . . Von der Schwiegertochter sagte sie nichts.

Dozent Schaudenwein grinste höflich.

Unter vier Augen mit der Schwägerin seufzte Tante Karoline: „Bei Gott, der Doktor macht mir gar keinen vertrauenswürdigen Eindruck!“

Die Markgräfin ergänzte mit ihrer üblichen Milde: „Du bist mein Zeuge, liebe Karoline, daß ich von Anfang an gegen diesen neumodischen Herrn war und mich für Doktor Poppel einsetzte!“ Schließlich plauderten sie nicht über den zu erwartenden Thronerben der Schärpfenberger, genannt die Faust von Eysn, sondern über Doktor Poppel — den Klemens als „ausgemachten Esel“ bezeichnet hatte; und Poppel war doch der zweite Vorsitzende des katholischen Junggesellenvereines! Aber auch Tante Karoline verfocht die Ansicht, man könne ein tadelloser und gläubiger Hagestolz sein, ohne deshalb medizinisch über den Durchschnitt hinauszuragen. An Doktor Poppel lag ihr nichts; wenn man nicht Professor Piu konsultierte . . . Als aber die Markgräfin gekränkt den Mund verzog, lenkte die Schwägerin sachte ein: „Bei Poppel trifft übrigens zufällig alles zusammen — stupendes Wissen und Gläubigkeit!“

„Nicht zufällig — nicht zufällig!“ entgegnete Markgräfin Mathilde und befahl dem Bedienten, ihr Muff und Stola zu reichen.

* * *

„Stille Nacht, heilige Nacht . . . .“

Weihnachten machte auch Frau Maria glücklicher und weniger unpäßlich, so daß sie nun seltener im Schlafrock auf dem Diwan knotzte und häufiger elegant gekleidet durch die Straßen streifte, die eine Vorfreude des Festes belebte. Es war ja auch sonst vieles besser geworden. Karlfranz ging nicht mehr so häufig in Gesellschaft, in den Klub und auf die Jagd und schwor, sich über das Baby, gleichgültig ob Bub oder Mädel, recht sehr zu freuen; Klemens bedauerte als erfolgreicher Intrigant, kein Diplomat von Fach geworden zu sein, nnd rieb sich vergnügt wie ein Gassenjunge die Hände: „Ist doch ein famoser Kerl, der Schaudenwein, mit allen Salben geschmiert und dabei von Angesicht unschuldig wie eine Nonne. Wenn du verwerfliche Wünsche hegst, tanzende Bärin, vertrau' sie ihm an — er verschreibt dir auch einen Aufenthalt in Amerika und untersagt energisch den Besuch ungeheizter Kirchen — und alle unsere Kirchen sind ungeheizt, schöne rote Schwester!“

Sie meinte auch: „Ja, nur fort von hier . . .“

„Ausgezeichnet, wir stimmen in allem und jedem vollkommen überein wie Zwillinge. Ich verschreibe Ihnen einen längeren Aufenthalt am Meer, die Seeluft tut Wunder — oder ist Ihnen das Hochgebirge lieber? Auch das Hochgebirge tut Wunder. Ich bestehe als Arzt entweder unbedingt auf See- oder ebenso unbedingt auf Höhenklima. Wünschen Sie noch vor Weihnachten zu reisen oder erst im Jänner?“

Das Meer war Tala-wi schon recht, und auch der Jänner; sie hatte noch so manches vorzubereiten.

„Ich empfehle Ihnen Lovrana, das Grand Hotel Lovrana — sehr nette Gegend, sehr gute Unterkunft, Dampferverbindungen nach allen Richtungen der Windrose und so weiter, wie es halt so in den mehr oder minder verlogenen Prospekten zu lesen steht.“ Des Dozenten Äuglein zwinkerten nach Art treuer Mitverschworener.

Mit gefalteter Miene erstattete er im Nebenzimmer Bericht, wo die Markgräfin, Tante Karoline und Karlfranz gespannt harrten. „Gratuliere, ich denke, so Mitte Juni dürfen wir den Stammhalter erwarten, und es liegt kein Grund zu Besorgnissen vor, wenn ich auch die Nerven sehr, sehr schonungsbedürftig finde. Ich rate unbedingt zu einem Meeraufenthalt — etwa zu Lovrana, zum Grand Hotel Lovrana; ruhige staubfreie Lage etcetera. Das ist wichtig — und nicht minder, der gnädigen Gräfin alle Aufregungen fernzuhalten! Nicht wahr, Herr Graf, Sie verstehen?“

Tante Karoline trug ohne Überlegung ihre Begleitung an.

Dozent Schaudenwein lächelte sein gewinnendstes Lächeln: „Das darf man Ihnen nicht zumuten, verehrteste Komtesse — in Ihren Jahren! Da ist Krankenpflege keine Kleinigkeit mehr.“

Karlfranz entschied, er werde mit seiner Frau reisen.

Aber die schadhafte Tante ließ nicht so leicht locker: „Ich komme wirklich vom Herzen gern mit! Die Männer unterschätzen gemeiniglich die Kräfte von uns Frauen. Wir sind das stärkere Geschlecht. Auch bin ich noch gar nicht so alt — und sehe noch viel jünger aus . . .“

„Du wirst sechzig, liebe Schwägerin.“

„Ich war vor acht Monaten neunundfünfzig, liebe Mathilde . . . Und Frauen sind untereinander in gewissen Lebenslagen viel mitteilsamer als Männern gegenüber, selbst dem eigenen Mann gegenüber, und ich meine, Maria wird sich bald nach einer gleichgesinnten Seele sehnen.“ Sie wurde recht verschnupft, als sich Karlfranz entschieden an die Seite des Dozenten stellte, wenn er auch für die selbstlose und bewährte Hilfsbereitschaft der Tante herzlichst dankte und sie bat, nachzukommen, wenn seine Frau dies wünschen sollte.

Auch die Markgräfin Mathilde war über den Despotismus des Dozenten und ihres Sohnes verstimmt und äußerte kalt: Zu ihrer Zeit

darlegte, dieser großköpfige Mann sei der berühmteste Papst gewesen, dem der Neapolitaner Cesare Borgia in Rom das Kolosseum als Grabdenkmal errichtete. . . Tala-wi wollte es dann lange nicht glauben, daß er nur gescherzt hatte und sie anflehte, diese Büste bei allem, was ihr heilig sei, niemals in die kurzsichtige Sehweite der schadhaften Tante zu bringen.

Die Bescherung fand im Spiegelsaal des Palais in der Schackstraße statt und wurde durch einen gutgemeinten Gesang graugrün gekleideter Zöglinge des Waisenhauses „Leopoldinum" eingeleitet, zu dessen geschätztesten Gönnerinnen die Markgräfin seit unvordenklichen Zeiten gehörte. Der Waisenmädchenchor sang sehr hoch und sehr falsch: „Sti-ille Nacht . . . hei-ilige Nacht . . .", wozu Tante Karoline entsprechend am Klavier klimperte. Weihrauch duftete, Wachskerzen dufteten, der mächtige Tannenbaum duftete erst recht und das Zuckerwerk daran schmeckte hervorragend süß. Die Düfte umnebelten Frau Maria und sie lächelte froh und freute sich des Glanzes und der allgemeinen Versöhnlichkeit und der Gaben, die sie bekam. Es waren viel praktische Geschenke darunter — von der Schwiegermama eine ehrwürdige Babyausstattung, in die schon Generationen von Schärpfenbergern eingewickelt wurden, ohne daß sie durch den fleißigen Gebrauch im Wechsel der Geschlechter erheblich von ihrer gestickten Pracht und ihrem unpraktischen Schnitt eingebüßt hatte. Daneben lagen ein schlichtes Gebetbuch mit einem in imitiertes Leder eingepreßten Kreuz und ein Paar von der Markgräfin selbst gestrickte dicke graue Strümpfe — die größte Auszeichnung von Seiten der Schwiegermutter, in ihrer vollen Bedeutung nur den Großkreuzen der allerhöchsten Hausorden vergleichbar. Die Faust von Eysn schenkte der „Schwarzen" einen Saphirring, der aus dem Erbe der selig-unseligen Faustina stammte, und Tante Karoline überreichte der Nichte nach einer erläuternden Ansprache einen Rosenkranz, dessen Perlen aus Jerusalemer Ölbaumholz gedrechselt und vom Heiligen Vater durch Vermittlung des Monsignore Fioretti geweiht waren.

Karlfranz stellte sich mit wasserhellen, in Platin gefaßten Brillantohrgehängen ein: „Damit du etwas zum Anziehen hast und nicht vor jeder Gesellschaft unter deinen alten Sachen zu wühlen brauchst!" Wenn Karlfranz Witze machte, so gelangen sie in der Regel daneben.

Über das Angebinde von Klemens für seine Schwägerin ging die Markgräfin Mathilde mit Rücksicht auf den Frieden der Stunde schweigend hinweg, was ihr keine kleine Überwindung kostete: Es war ein dreibändiges Buch mit einem auffälligen Bild am Einband — „Winnetou, der Häuptling der Apachen, von Karl May." Tante Karoline verfügte nicht über die Selbstbeherrschung der milden Schwägerin — und wollte gar nicht darüber verfügen, weshalb sie das Werk durch ihr Lorgnon

Die Schärpfenbergschen Damen jeden Alters und jeden Verwandtschaftsgrades berührten Frau Maria gegenüber mit keiner Silbe das künftige freudige Ereignis — die Indianerin machte sich ja scheinbar nichts aus guten und bewährten und beherzigenswerten Ratschlägen.

Die Faust von Eysn scheuerte sich nachdenklich ihr Kinn und murmelte verbissen: „Na, soweit wären wir ja glücklich . . .“ Ein Janussatz, den man so, aber auch anders auslegen konnte.

Tala-wi bestand darauf, wenigstens einen Teil der Babywäsche eigenhändig zu nähen, und wurde dabei mehr dienstwillig als wirksam von Muko-fon unterstützt, die sich außerdem anschickte, einen Sack aus Leder anzufertigen, in den man das Kind bis zum Hals stecken konnte, wenn man's ins Freie mitnahm; sie wollte das liebe Tierchen auf dem Rücken tragen — und befestigte deshalb zwei feste Tragbänder an dem Ledersack . . . Je älter die säugende Hirschkuh wurde, desto urwüchsiger wurde sie wieder.

Für das Weihnachtsfest traf Frau Maria aufgeregt ihre heimlichen Vorbereitungen, nur von Klemens beraten, der sie bei den meisten Geschäftsgängen begleitete. Sie kaufte ganze Läden halbleer: Für Karlfranz drei Gewehre, die allen möglichen Jagden dienten, ein Reitzeug, einen Spazierstock, zu dem der Juwelier einen Knopf aus ihrem reichen Goldstaubvorrat anfertigte, Manschettenknöpfe mit Rubinen, eine Schreibmappe aus Juchten und mit Silberecken, eine goldene Glashüttenuhr, eine stählerne Strapazuhr mit nachts leuchtendem Zifferblatt und ein halbes Dutzend pelzgefütterter Handschuhe — ohne sich jemals zu fragen, ob ihr Mann das auch alles brauchte. Es wurde eine Ausstattung wie für einen Abbrandler, dessen gesamten Habseligkeiten einer Feuersbrunst zum Opfer fielen. Noch knapp vor der Bescherung sauste die tanzende Bärin in einem Auto in die Hauptstraße und hamsterte allerlei zusammen — seidene Taschentücher, eine Blendlaterne, die auf sie einen besonderen Eindruck machte, Halsbündel, Briefpapier, eine Füllfeder, Hemdkragen, einen Stadtpelz und Lebkuchen, immer von der Sorge geplagt, Karlfranz erhoffte sich die erstaunlichsten Überraschungen und würde enttäuscht sein. Der Wirrwarr beseligte sie.

Aber auch die anderen vergaß sie nicht: Für Mama suchte Klemens mit ihr ein Gebetbuch mit Edelsteinen besetzt aus, für Papa ein Siegelstöckl, das markgräfliche Wappen in Onyx eingeschnitten, und für Tante Karoline eine wundervolle Statuette der heiligen Karoline aus Bronze. „Aus Bronze muß es sein,“ behauptete der Schwager, „denn Bronze ist beinahe so schön braun wie die edle Spenderin. Nur immer sinnig, immer minnig!“ Mit Selbstüberwindung widerrief er seinen Rat, dem symbolischen Geschenk noch eine lebenswahre Marmorbüste Martin Luthers hinzuzufügen, die Frau Maria augenblicklich kaufen wollte, als er ihr

durfte ... Aber dann fiel ihr ein, daß die unverständigen Hände der Schärpfenberger nach dem kleinen Wurm greifen würden, um ihn möglichst zu dem zu machen, was Vater und Großvater waren, was Urgroßväter und Ururgroßväter gewesen. Da verlor sie alle Lust an den wachen Träumen, und während der frostige Mond das Fensterkreuz wie ein Gitter als Schatten ins Zimmer warf, drückte sie ihr Gesicht tief in die Polster ... (Fortsetzung folgt.)

Die Schlüsselnovelle.

Von **Fritz Müller.**

Auf einmal schien seiner Schreiberei die Sonne des Indischen Ozeans. Auf einmal rückten ihm hunderttausend Wasserbläschen, aus dem Meere seines Lebens aufgesogen, zu einer Wolkenwand zusammen, aus der ein Blitz herniederfuhr. Es war ein Flächenblitz, der sich gegabelt hatte und der in zwei leuchtenden Armen alles einfing, was sein Leben barg an Schaffenskraft und dräuenden Gesichten. Daß es eine Novelle wurde, war ein Zufall. Es hätte auch ein Epos werden können oder ein Roman oder ein Gedicht oder gar ein Mord. Dergleichen hängt von einer erbsengroßen Nücke ab. So erschlägt ein Blitz den Mann am Hauseingang, weil die Isolierschicht eines Radiergummis, den ein Bub im vierten Stock aufs Dach hinauswarf, den Funken im letzten Augenblick vom Blitzableiter abbog.

Weil ihn in unserem Falle der Funke an den Schreibtisch schleuderte, vor einen weißen Blätterstoß, grollend, donnernd: „Da schreib!“

Als er es schrieb, kräuselten sich die Blätter bräunlich, so heiß war die Novelle.

Als sie fertig war, legte er einen kühlen Briefbeschwerer drauf. Lesen konnte er sie nicht. Ein ordentlicher Blitz fährt keinen Weg zurück, um die Quellflüsse, die er aus dem Felsen schlug, zu kanalisieren und an den Rändern sauber auszuzementieren. Mörtelmaurern sollen Blitze nicht ins Handwerk pfuschen.

Aber da waren seine Angehörigen. Die schnüffelten in seinem Arbeitszimmer umher, umschlichen seinen Schreibtisch, hoben die Nase hoch genug, daß es hineingeregnet hätte — wenn im Stockwerk drüber eine Badewanne ausgelaufen wäre, beispielsweise — und sagten mit einem scharfen st:

„Höre mal, es sstinkt!“

Nun ist es ja ein alter Schnee, daß es brandelt, wo ein Blitz herniederfuhr. Nur daß es den einen auf die Knie reißt und ihn mit erhobenen Händen beten heißt, weil seine Nüstern den Geruch von süßen

musterte, um hernach ihr Urteil abzugeben: „May? Hat der Mann nicht gesessen? So etwas herzugeben und dazu noch zu Weihnachten — das ist echt Klemens!"

Der Neffe verbeugte sich tiefdankend vor seiner schadhaften Tante.

Von Pa aus Amerika lag ein dicker, noch uneröffneter Brief unter dem Baum. Er enthielt außer einem langen und für den alten Goldmacher sehr warmherzigen Schreiben einen Scheck über eine so schwindelhaft hohe Summe, daß Klemens wieder einmal in die Kutschergewohnheit seines Vaters verfiel, einen grellen Pfiff durch die Schneidezähne stieß und sagte: „Herrschaft, Mary, ist dein alter Herr aber splendid! Schade, daß die Schärpfenberger keine Schulden haben, damit könnte sich selbst ein abgetakeltes Fürstengeschlecht rangieren. Warum hast du nicht mich geheiratet? Ich als kurz gehaltene Nebenlinie würde die Dukaten gut verwenden können. Ich habe gesprochen, hug!"

Für ihn hatte die tanzende Bärin eine eigene Überraschung — „Havalun", den Käfer des Geheimnisses. „Nein, den kann ich nicht annehmen," wehrte er mit ungekünstelter Bescheidenheit ab. „Er ist der letzte seiner Familie, den darfst du nicht hergeben!"

Tala-wi blickte ihn aus glänzenden Schenkeraugen an: „Ich habe bei Pa telegraphisch angefragt und Pa hat es erlaubt. Mach jetzt nur deine Doktorarbeit über das Vieh!"

„Solche Käfer," beteuerte Tante Karoline, „genau solche Käfer habe ich als Kind massenhaft gefangen." Doch wußte sie nicht anzugeben, wo und wann, und wurde böse, als Klemens vermutete, es liege eine Verwechslung vor und sie meine gewiß ordinäre Mistkäfer; diese gebe es allerdings auch heute noch, und zwar in jeder gewünschten Menge.

Von diesen unbedeutenden Vorpostengefechten abgesehen, verlief der heilige Abend weihevoll und ohne weitere Zänkerei. Nur die Markgräfin seufzte einmal schwer: „Maria, das Hochamt in der Domkirche beginnt morgen um elf Uhr."

Worauf Klemens antwortete: „Wie gern wollte Maria! Aber leider hat es ihr der Herr Dozent streng untersagt." Um eine Fortsetzung von Unerbaulichkeiten zu vermeiden, erklärte die Faust von Eysn, der selbst vor der endlosen Festtagspredigt graute, bei der er wegen der schneidenden Stimme Pater Habakuks nicht einmal geruhsam schlafen konnte: „Gott ist allgegenwärtig und unsere liebe Tochter wird daheim zu ihm beten."

Regungslos und versonnen lag Tala-wi noch stundenlang wach in ihrem Bett und atmete still, um Karlfranzens Schlaf nicht zu stören. Sie malte sich rosig aus, wie noch alles gut und schön werden würde — war nur das Kindchen erst einmal da . . . Ein liebes, rotes Kindchen, das sie herzen und küssen wollte und das niemand außer ihr betreuen

„Keine Flausen, sehr Verehrter — wenn du unsere Schwelle nicht sauber hältst —“

„Aber diese Sauberkeit ist eure Sache.“

„— und wenn du fortfährst, unsere heiligsten Gefühle zu beschmutzen . . .“

Er redete lange. Am Ende schoß er eine Kugel durch das Manuskript. Er verstand das. Die für ihn peinlichen Stellen waren glatt herausgeschossen. Wieder ging ein großes Hautstück mit samt einem Teile von der Milz, wo bekanntlich das Gewissen seinen Sitz hat.

Dann kam noch seine Base und heulte: „So greulich bin ich noch lange nicht, wie du mich im letzten Kapitel hinstellst, hu, huhu . . .“ Und sie schwemmte mit ihren Tränen alles fort, was sie nicht drin haben wollte, und noch einiges dazu. Und das war schade; denn es ging diesmal auch ein Stück vom Herzen der Novelle mit.

Aber dann war Ruhe. Sieben Jahre lang. Und die Novelle hatte es gut im verschlossenen Schreibtisch und konnte schlafen. So gut schlief sie, daß sie es nicht einmal merkte, wie über ihr der Dichter selber eines Tages einschlief und nicht mehr erwachte. Auf Veranlassung seiner Verwandten hatte ihm ein resoluter Arzt den Blinddarm wegoperiert. So lange redeten sie ihm zu, daß die Schlagader mit dran glauben mußte.

Ein Freund, dem er den geistigen Nachlaß überschrieben hatte, fand die Novelle im Schreibtisch und wollte sie wecken. Aber als er sie gelesen hatte, fand er, daß es nicht der Mühe wert war. „Hätt' ich doch nie gedacht“, murmelte er, „daß er so ausgemergelt und verblasen schriebe!“

Aber dann fand er ganz hinten in der Ecke noch die Urschrift der Novelle. Als er die gelesen hatte, brauste es in ihm. Blut drang zu Blut. Nicht einmal eine Bleistiftnachschrift vermochte ihn zu ernüchtern: „Meine Verwandten protestieren!“

Der Freund lächelte und veröffentlichte die Novelle unter einem Decknamen. Die sie lasen, horchten auf. Das war ein Meisterstück. Licht lohte ein später Ruhm aus Zeitungsspalten und aus Büchern.

Und die Verwandten wärmten sich daran und liefen umher und flüsterten und tuschelten:

„Ja, ja“, nickte Onkel Xaver vertraulich bis zu siebenundzwanzigmal im Tag, „es ist mein Neffe, der hinter dem berühmten Namen steckt, mein armer, toter Neffe.“

„Und was da auf Seite drei —?“

„Na, Ihnen will ich's unter uns vertrauen“, strahlte Onkel Xaver, „das bin natürlich ich — famos, nicht wahr? — ja, ja, ich hab' ihn nicht umsonst studieren lassen.“

Opferfeuern wittern, während der andere sich mit dem Rücken an den Schreibtisch stellt, die Beine übereinander schlägt und mißtrauisch seine kritischen Verwandtenlippen aufkraust:

„Höre mal, mein Lieber, hier sstinkt es in der Tat — es ist wohl die Novelle da — wir wollen sie mal lesen, ehe sie in Druck geht."

Sie lasen sie reihum und kamen verschieden weit. Schon von der dritten Seite rannte der Onkel Xaver weg und schrie den Dichter an:

„Wie kannst du dir erlauben, undankbarer Neffe, mich in deine Novelle einzusieden!"

„Ich sott alles Blut ein, das mir zugeströmt ist, und kann nicht einmal sagen, ob mir aus deinen Adern etwas zufloß."

„Larifari, mich machste aus dem Machwerk raus, verstehste?"

„Nein, das versteh' ich nicht, Onkel."

„Na, dann werden die Studiengelder, die ich dir geliehen habe, morgen auf einem Sitz fällig — das verstehste vielleicht besser?"

Er verstand und „machte" den Onkel Xaver aus der Novelle raus.

Die Tante Lotte kam bis Seite einunddreißig, ehe sie zum Schreibeneffen schoß und aufbegehrte:

„Pfui, wie bist du schlecht, mich und mein gutes Herz so schmählich zu verpinseln."

„Aber Tante, ich weiß wirklich nicht —"

„Schweig — meinst wohl, ich bin so dumm, es nicht zu merken, weil du mich auf Berta umgetauft hast!"

„Liebe Tante, mein Wort darauf, ich habe nichts getauft in meinem Buche — ich bin still gesessen, als es mich getauft hat."

„Schnickschnack — sag mir lieber, ob du mit deinem Geschreibsel schon je soviel verdient hast, daß du dir 'n ordentlichen Anzug hättest kaufen können?"

„Aber Tante —"

„— oder ob ich dir nicht seit Jahren aus dem Kleiderschranke meines Seligen — kurz und gut, wenn du mich nicht von Seite einunddreißig ab rausmachst, Neffe . . ."

Und er ging hin und machte auch die Tante Lotte raus. Aber es ging nicht, ohne daß Hautfetzen links und rechts mit herausgerissen wurden, sogar ein Stück der Niere.

Darauf kam der Vetter Leonhard angerannt. Die Pistole hatte er gleich mitgenommen, um den Sekundanten zu ersparen.

„Alter Junge", sagte Vetter Leonhard, der auf dem Wege war, es zu was zu bringen, „du zeichnest mich und meine Unternehmung von Seite fünfundfünfzig ab in einer Weise —"

„Tat ich das? Ich weiß es nicht — es hat in mir geschrieben."

Also warum soll ich nicht —? Weil ich keine allzu rühmliche Rolle dabei gespielt habe? Mein Gott, man liest jetzt so viel Ruhm, daß auch das Unrühmliche mal seinen Reiz hat. Und weil eigentlich nichts für die Ewigkeit dabei herauskam —? Ach, wenn der Zensor alles striche, was gewiß nicht an die Adresse der Nachwelt kommt, wie viel weißes Papier würde uns geliefert und wie wenig bedrucktes!

Also — das ist lange her. Noch länger. Ich war Student. Philosoph. Ich denke im dritten Semester.

Heidelberger Frühsommer, so herrlich und blütenreich, wie er nur im Neckartal lachen kann. Kuno Fischer las sein Scholastikkolleg. Sehr früh, denn er war — leider — Frühaufsteher und schritt mit seinen kurzen Beinen, den weichen Filz tief auf die vom Schlägerhieb leicht gespaltene Nase gedrückt, in kurzen, kräftigen Exzellenzschritten morgens schon um dreiviertel sieben Uhr die Anlage entlang, am Café Häberlein vorbei, wo Wilhelm, der (damals) jugendliche Kellner gerade auf der Treppe seine doppelte Früharbeit verrichtete: das Wetter des Tages zu begutachten und seine Nägel umständlich mit einem Zahnstocher zu reinigen.

Es war noch zu Anfang des Semesters, und wir hielten bei der Neupythagoreischen Lehre, dem Versuch, die pythagoreische Lehre zur Weltreligion zu machen und einen mythischen Pythagoras in der Glorie des Weltheilands erscheinen zu lassen. In der wundervoll klaren, eindringlichen Rede Kuno Fischers (ein Lehrer... ich werde nimmer seinesgleichen sehn!) hatte immer der recht, von dem er gerade handelte. So diesmal Apollonius, der Neupythagoreer, von dem die Kaiserin Julia Domna, die Gattin des Septimius Severus, Denkwürdigkeiten besessen haben soll, die sie dem gelehrten Philostratos übergab, der dann in acht Büchern das Leben des Meisters schrieb, seine Lehre, seine Leiden unter Domitian und sein übernatürliches Verschwinden von dieser Erde... Und wieder hatte Apollonius recht — im Lehren, Leiden und Verschwinden.

Ich wohnte in der Anlage. Nicht übertrieben, aber sehr anständig; ein kleines Zimmer zum Schlafen, ein größeres zum Arbeiten und Wohnen. Ich habe immer gern nett gewohnt und lieber mal Ende des Monats etwas unerfreulicher gegessen. Es ist jetzt sicher eine Tafel an dem Haus. Darauf steht: „Hier sind möblierte Zimmer zu vermieten." Die war damals schon. Das Haus gehörte einer Persönlichkeit, die ebenso mythisch blieb wie Apollonius aus Tyana in Kappadozien. Man sah sie nie. Die sehr vielen hübsch möblierten Zimmer vermietete in ihrem Auftrag eine alte Dame, Fräulein Sch..., die immer erkältet war. Ich habe fünf Semester da gewohnt, aber nie konstatieren können, ob sie eigentlich eine Alt- oder eine Sopranstimme besaß; sie war immer

Tante Lotte aber ward zur selben Zeit umschwärmt von literaturfiebrigen Backfischen: „Frau Lotte, sind das wirklich Sie, die in dem berühmten Werke auf Seite einunddreißig —?“

Und die alte Dame lächelte abendsonnenüberstrahlt: „Ach ja, 's war ein Genie ...“

Dem Vetter Leonhard aber schlug aus seinen Aktiengesellschaften eine unbekannte Lohe entgegen. Und in den Generalversammlungen flüsterten sie an den Tischen der Aktionäre und drehten die Augen ehrfurchtsvoll zum Vorstandstisch: „Ja, das ist derselbe, der in dem berühmten Werke von Seite fünfundfünfzig ab ...“

Und die Base Elsa bekam infolge ihres späten Nachruhms im letzten Kapitel der Novelle gar noch einen Bräutigam. Das vergaß sie ihrem toten Vetter nie. Noch ihre Enkelkinder konnten sie erzählen hören:

„... und als mein Vetter damals vergeblich um mich anhielt, tröstete ich ihn und sagte: ‚Armer Kerl, zerschreib dein Leid, so will ich deine Muse sein in einem Werke und will dich berühmt machen ...“

Auch eine Erinnerung an den König von Griechenland.

Von **Rudolf Presber.***

Neulich sagte ein Bekannter zu mir: „Du hast doch auch Beziehungen zum König von Griechenland. Du solltest mal was darüber schreiben!“

Und dazu lächelte er ganz infam. Denn, wie gesagt, er ist mein Bekannter. Nicht nur so einer, zu dem man auf der Straße: „Ta-ta“ hinüberwinkt und sich nachher denkt: „Wer war denn jetzt das wieder?“ sondern einer, den ich lang, lang kenne, seit Universitätszeiten. Und er mich.

Und da er nun so lächelte — ganz infam — wie er meine Beziehungen zum König von Griechenland erwähnte, da dachte ich mir: Nun gerade!

Aus allen Winkeln der Erinnerung werden in diesen unruhigen Zeiten „Begegnungen“ und „Gespräche“ zusammengekehrt — mit Fürsten und Feldherren, mit großen Staatsmännern, lebenden und toten. Besonders gern mit Toten, denn die können nicht mehr dem widersprechen, was sie damals geäußert haben sollen; und der Lebende hat recht.

---

* Dem unterhaltsamen neuesten Büchlein Presbers: „Notizen am Rande des Weltkrieges“ (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart) entnommen.

Wenn mir die Helene gesagt hätte, der Schah von Persien wolle jetzt hier um meinen Nachttisch sofort ein Kamelwettrennen veranstalten oder die Fischerinnung von Spitzbergen habe mein Waschbecken angekauft, um junge Seehunde darin aufzupäppeln, so wäre mir das zunächst auch nicht abenteuerlicher erschienen. Und ich hatte ein Schädelweh — o Gott, ein Schädelweh —!!

„Der Kronprinz von — Griechenland — wieso?"

„Ei, also" — die Helene fing ihre Sätze stets mit „Ei, also" an; es gab aber auch einige verwickeltere Konstruktionen, die sie durch „Also, ei" einleitete . . . „Ei, also" — äußerte Helene, „der Kronprinz von Griechenland hat im Viktoriahotel gefrühstückt . . ."

„Gefrühstückt?! Daß er das kann!?" Mir erschien in Anbetracht meiner Magenzustände ein „Frühstück" eine Heldenarbeit, mit der verglichen alle Arbeiten des Herkules zu neckischen Tändeleien zusammenschrumpften.

Die Helene sprach weiter, sprach viel, äußerte mehrfach „also, ei" und auch „ei, also" — aber der tiefste Kern in ihren wortreichen Darlegungen blieb immer die Tatsache, daß der Kronprinz von Griechenland gefrühstückt habe und hierherkomme, und daß ich deshalb aufstehen müsse. Auch Fräulein Sch . . . meine dies, sagte Helene. Und der Briefträger habe sich gewundert, daß es noch nicht geschehen sei; denn der Kronprinz von Griechenland habe gefrühstückt und käme hierher.

Während sie so sprach, die gute Helene — Gott lohn's ihr heute noch, wenn's nicht schon geschehen ist — begann sie, von ihrem Ordnungssinn getrieben, heftig bei mir aufzuräumen. Was einesteils deshalb nicht leicht war, weil ich zur Nachtzeit seltsame und nicht ohne weiteres einleuchtende Arrangements getroffen hatte, anderenteils, weil ich einiges, das sie suchen zu müssen glaubte, leider mit ins Bett genommen hatte, zum Beispiel meinen linken Strumpf.

In meinem Hirn aber, das auf die neue und unsympathische Gedankenarbeit durch gräßliches Hämmern und Klopfen reagierte, klärte sich langsam einiges. Konstantin, Herzog von Sparta, Kronprinz von Griechenland, ein paar Jahr älter als ich, hatte hier in Heidelberg, das wußt' ich, studiert; hatte als schlanker, hübscher Bursch den weißen Stürmer der Saxoborussen auf dem Riesenstein und in der Hirschgasse getragen und — in meiner Wohnung gewohnt.

Das klingt sehr vornehm, was? Aber die Sache vereinfacht sich für mich. Seine königliche Hoheit hatte nämlich die ganze Etage (oder doch einen großen Teil davon) innegehabt, von der i c h nur zwei freundliche, aber nicht üppige Räume jetzt zu Zeugen meiner Katerschmach gemacht hatte. Er hatte mit seiner jungen Gemahlin, des Kaisers Schwester, Deutschland besuchend und Altheidelberg, die feine, die Stadt

heiser. Ihr zur Seite stand ein untersetztes, resolutes Hausmädchen, die Helene, die gut, fleißig und freundlich für ihre Studenten sorgte. Auch zwei Dozenten wohnten im Haus, deren einem ich mal einen Aluminiumschlüssel zu unserem Gartentor — so was war damals das Neueste — aus Frankfurt mitbrachte, was zur Folge hatte, daß der im Turnen wenig geübte Gelehrte in der nächsten Nacht über den spitzigen eisernen Zaun klettern mußte, da die herrliche Erfindung im Schloß glatt abgebrochen war.

Eines Morgens befand sich an meiner Wohnzimmertür ein Zettel angeheftet, auf dem in meiner, nie sehr schönen Handschrift zu lesen war: „Liebe Helene — nicht wecken, bitte!" ... Mir war offenbar bei der Heimkehr in der Nacht flüchtig zum Bewußtsein gekommen, daß mir nicht gut sein werde am anderen Morgen, und daß der mythische Apollonius aus Tyana in Kappadozien seine Anziehungskraft umsonst auf meine zu schwachen Lebensgeister ausüben werde.

Meine Ahnung trog nicht. Ich hatte — um es kurz zu sagen — einen der riesenhaftesten Kater meines in seinen früheren Stadien an solchen Peinlichkeiten nicht armen Lebens. Auch war ich nicht ganz ordnungsmäßig zu Bett gegangen, hatte das Haupt irrtümlich zum Schlummer auf einen harten Gegenstand gelegt und die Beine, ohne Rücksicht auf die erfrischende Morgenkühle, schlecht zugedeckt — mit einem Wort: mir war sehr übel zumute, als ich ... ja, als ich doch geweckt wurde. Von Helene.

„Herr Doktor", sagte die Helene — man wurde damals allgemein „Herr Doktor" genannt; lange, eh' man's war. Als der Kutscher, der mich oft ins Neckartal hineingefahren, mich später zum Examen fuhr und mir, da ich „bestanden" herauskam, als erster mit Peitschenknall den Glückwunsch stammelte, da hielt er plötzlich in seiner Gratulation inne, von einem quälenden Gedanken sichtlich gehemmt, und meinte: „Ei ja, Herr Doktor, muß i dann jetzt Herr Professor zu Ihne saage?" ... Ich bin schon wieder wo anders. Und will doch zum König von Griechenland.

Also: „Herr Doktor", sagte die Helene — „also Sie müsse ganz g'schwind aufstähe!"

„Wieso?" Ich glaube, ich habe damals bloß „wieso" gesagt. Aber in diesem „wieso" lag sicher mein ganzer, tiefer Abscheu vor der bodenlosen Niedertracht dieses Vorschlages.

„Ei, also", sagte die Helene, und ihr freundliches Gesicht nahm die Miene gelinder Verzweiflung an, „ei, also — der Kronprinz von Griechenland — ei, Sie wisse doch, der will seiner jungen Frau sei alt Wohnung zeige."

Den Frack hab' ich nicht angezogen. Der Frack sah nicht gut aus; ich sah nicht gut aus, und wir beide zusammen hätten an jenem Tage auch keinen imponierenden Eindruck erzielt.

Auch kam mir plötzlich der erschreckende Gedanke, der Herzog von Sparta könne mich griechisch anreden — und gar das Gespräch auf die griechischen Weine bringen, die der Konsul Menzer in Neckargemünd sonst sehr zu meiner Freude verzapfte — was aber bei solcher Gesprächswendung bestimmt erfolgt wäre, das ist weder in der spanischen, noch in der griechischen Hofetikette vorgesehen!

So ging ich — in dem Tempo älterer orientalischer Lokalbahnen — hinter dem Hause den sanft ansteigenden Weg des Gartens hinauf. Ohne Frühstück, ohne Hut, ohne wesentliche Hochschätzung vor meiner eigenen Person. Und ohne die Möglichkeit, den Herzog von Sparta zu fragen, warum er nicht einen Tag früher oder später der Herzogin meine Zimmer zeigen konnte ...

Der Herzog von Sparta ist König der Hellenen geworden; und wir Deutsche haben allen Grund, seine vornehme Festigkeit in der schwierigen Lage seines Landes und seines Hauses dankbar zu bewundern. An die Heidelberger Zeit, so schön sie war, wird er jetzt im Schatten der Akropolis selten zurückdenken. Ich aber kann auch in diesen ernsten Zeiten nie seinen Namen lesen, sein Bild sehen, ohne lächelnd an jenen furchtbaren Vormittag zu denken, an dem für ihn Saloniki und für mich Berlin weit, so weit lagen.

Und an dem ich — ei, also — „beinahe" seine Bekanntschaft gemacht hätte.

Aspern.*

Von **Walter von Molo.**

Pfingstmontag, 22. Mai 1809.

Unaufhörlich brüllt der Geschützdonner in dröhnenden Wellen, die nie schwächer werden; seit Mittag sind wir ohne jede Nachricht! — Den gestrigen Sonntag sollen die Österreicher Aspern erobert und die Nacht über gehalten haben, wie mag es heute sein? — Mein Bruder Christoph, im Regiment Klebeck, mag froh sein, nicht Frau und Kind zu haben; es ist ein leichteres Sterben! Ob man auf dem Kampfplatz bleibt oder ob man hier verhungert, daß ist gleich für Menschen wie wir, denen alles zerbrochen ist. — Sie sollen gestern enorme Verluste gehabt haben; die wenigen Franzosen die man sieht, haben starre Augen.

* Aus Walter v. Molos neuem Novellenband „Im Schritt der Jahrhunderte" (Schuster und Loeffler, Berlin).

an Ehren reich, in treuer Anhänglichkeit nicht vergessend, den liebenswürdigen Einfall, der Gattin auch die Räume zu zeigen, in denen er als Student gehaust. Und das mußte, so wollte es mein persönliches Pech — ausgerechnet an dem Tage stattfinden, wo mich ein Katzenjammer von einem Schweiß in den anderen trieb und aus meiner Stirnhöhle eine Zirkusgarderobe machte.

„Ei, also — das Fräulein Sch... meint, wann Se rasch Ihrn Frack anziehe täte, könnte Se ihm vorg'schtellt wärde."

Ich glaube, der Kronprinz Konstantin hätte an jenem Mittag in Heidelberg keine reine Freude an meiner Bekanntschaft gehabt. Auch nicht an der meines Fracks, der die letzte Nacht mitgemacht und sich heimtückisch, wie so Fräcke sind, irgendwo an eine Kalkwand gelehnt hatte.

Einem schwachen Versuch, mich zu erheben, entnahm ich den Entschluß, liegen zu bleiben. Ich verständigte die Helene von diesem Vorsatz.

Sie war voll Entsetzen der Ansicht, daß mich dann die Polizei herausholen würde, was ich nicht glaubte. Auch daß der Himmel einstürzen könne, zog sie in den Kreis ihrer Betrachtung und ich erwog diese Möglichkeit schon hoffnungsvoller. Denn mir war sehr schlecht.

Schließlich holte sie Fräulein Sch..., die durch die halbgeöffnete Tür, mit züchtig geschlossenen Augen und ihre Stimmbänder bis zur letzten Kraft anstrengend, mit mir parlamentierte, ob ich das neutrale Gebiet gutwillig verlassen wolle oder nicht.

Es waren nicht etwa demokratische Instinkte, die mir zunächst das Herz verhärteten. Ich fühlte mich einfach physisch der Riesenaufgabe des Aufstehens, Waschens und Ankleidens noch nicht gewachsen.

Schließlich siegte mein Edelmut. Denn ich sagte mir, daß der Herzog von Sparta unmöglich die Herzogin von Sparta in ein Zimmer führen könne, in dem ausgerechnet ich, unrasiert und verkatert, als wesentlichster Zimmerschmuck unter dem Porträt Napoleons im Bett läge...

Venizelos hätte vielleicht eine Freude an den Gedanken, die ich damals beim Aufstehem über den Besuch des Herzogs von Sparta hatte... Denn einen nicht ausgeschlafenen Kater schwerster Rasse im Eiltempo durch alle Stadien des Ankleidens hetzen, das ist eines der erlesensten Martyrien, auf das nicht einmal Nero oder Domitian gekommen ist. Und meine Beschäftigung mit den Neupythagoreern und der Hinblick auf das edle Vorbild des Apollonius aus Tyana in Kappadozien hat mir nicht das mindeste dabei genützt. So daß eine der Wurzeln meines tiefsten Mißtrauens gegen die Heilkraft der Philosophie in jener Stunde zu suchen ist, da ich, blaß, grollend und mit schweißbetropfter Stirn, dem Herzog von Sparta das Feld räumte.

der Herstellung der zerrissenen Brücke in die Lobau, die Donau ist hoch angeschwollen, warum nützen die Österreicher nicht den Sieg? Alles, was zum Schanzen helfen kann, Klampfen, Bauholz, Ketten und Zillen, wird in Requisition genommen und abgeführt. — Von meinem Bruder habe ich keine Nachricht, kann sie nicht haben, und doch sagt mir eine Ahnung, daß er geblieben ist, daß er das Schicksal meines Bruders Franz und meines Onkels Walter geteilt hat, die bei Günzburg fielen. Der Herr geb' ihm die ewige Ruh, er hat genug getan, wenn er Ihm Schaden zufügte, wenn er Ihm Helfer erschlug. Man wird kurz im Sprechen über Leben und Tod, wenn man in solchen Zeitläufen lebt, und haßt wie ich! — Ich muß sehen, daß ich Arbeit finde, sonst verhungern wir, trotz allem Siegen. Des Nachts um Zweie stelle ich mich vor dem Bäckerladen auf, um ein wenig Brot zu erkämpfen. Was wir nicht unbedingt zum Leben brauchen, wird schnell, unter der Hand, wieder weiter verkauft, denn es ist ein großer Mangel, weil keine Zufuhr ist. Von dem Erlöse leben wir, so bin ich vom Seidenfabrikanten und Großhändler zum Brottäuscher geworden. Wer kann heute wissen, was morgen mit ihm ist? — Ich habe von 8 Uhr früh bis in den späten Abend gearbeitet — für die Franzosen, damit ich nicht Hungers sterbe und nicht muß betteln gehen; ich habe geholfen, ihre Toten begraben, man dingt allenthalben dazu die Leute, sie zahlen nicht schlecht, und es ist die einzige Arbeit, die ich gern für die Fremden tue. Der Tod ist fleißig gewesen. — Wenn man die langen stillen Züge der Leichen kommen sieht, begreift man, warum die Franzosen nun mit den Wienern völlig verändert sind. Früher ein gewisses geistesverwandtes Entgegenkommen der Sieger, nun feindseliges, gereiztes und im Stolz empfindlich getroffenes Hassen! Auch in Privathäusern bringen sie ihre Verwundeten unter, denn die Spitäler reichen nimmer. Bei den Minoriten in der Alsergasse liegen die gefangenen Österreicher, es sind nicht allzuviele. — Rastlos wird in der Lobau gearbeitet.

Donnerstag, 25. Mai 1809.

Ich hab' Ihn gesehen! — Mitten unter seinen Garden ist Er durch die Roßau galoppiert! Er sitzt nicht gut zu Pferd und hat ein bleiches Sünderantlitz. — Wenn Er aufsieht, ist Sein Blick stechend. Er hat mich zufällig getroffen. Mein Herz hat wild zu schlagen angefangen und ich bin mit geballten Fäusten getaumelt. Was wissen die ehrsamen Bürger, die Ihn als Feind des Vaterlandes hassen, von meinem Groll! — Sie sind Gegner auf Grund politischer Überzeugungen, ich aber bin Sein Feind als Mensch! Vom Millionär in kurzen Jahren zum Bettelmann werden, trägt niemand leicht; am wenigsten altes Blut, das in Italien reifte, durch lange Jahrhunderte. Was ist Er gewesen? Ein armer kleiner Offizier, der nichts hatte und nichts verlangen durfte! Und

Noch zeigen die Mauern die Spuren des Bombardements; auf der Laimgrube, in Mariahilf und am Spitalberge haben die Haubitzen großen Schaden getan. Nicht weit von uns ist ein Mann im Bett neben seiner Frau getötet worden. — Es war kein guter Gedanke, Wien zu verteidigen; es ist nicht mehr das Wien zur Zeit der Türken. Wir sind anders geworden! — Meine Frau will gehört haben, daß die Franzosen geschlagen seien, auf den gegenüberliegenden Häusern ist alt und jung auf den Dächern versammelt und können doch nur Rauch und Qualm sehen. Wer wagt es, an eine Niederlage Napoleons zu denken?

Er hat uns klein gemacht, uns unsere Schuld mit dem ehernen Mund der Kanonen zugedonnert! Er hat Reiche zertrümmert, Unmögliches wahr gemacht! Was gilt da der einzelne und sein Schicksal? — Millionen hassen Ihn wie ich, und Millionen jammern wie ich. Er aber schlägt Schlacht auf Schlacht und wird stets größer! — Und doch! Und doch! — — Wenn ich mein Kind sehe, dort in seiner ärmlichen Wiege, wie es mit geballten Fäusten schläft, ruhig, und kennt noch nicht die Not und den Hunger, die sein Los sein werden, das Leben lang, durch Seine Schuld, denn wir sind arm geworden, bettelarm durch Ihn, so möchte ich auch jetzt draußen sein, bei Aspern und Eßlingen, wo die Würfel fallen. Warum rief man mich nicht auf? In den Straßen zieht die Bürgermiliz, sie steht in großem Ansehen bei den Franzosen, denn die sind schlau und müssen jemanden haben, der das arme Volk niederhält, jetzt, wo es endlich zu schäumen anfängt, jetzt, wo sein Herrscher vertrieben ist und Fremdlinge an seinem Herd sitzen, die es mit harten Worten und unerschwinglichen Abgaben drücken; — ad 10 verlangt die Kontribution, daß der übrige Adel, dann höhere Staatsbeamte, Großhändler, Wechsler und Fabriksbesitzer 15 fl. als Abgabe entrichten. 15 fl.! Im ganzen Haus ist nicht die Hälfte, und anno 1792 haben wir, das heißt mein seliger Vater, Herrn Leopold II. 3 Millionen — Goldgulden geschenkt, für die Münze, die kein Gold hatte! Dieser kleine Leutnant mit der Plebejerstirn hat die Zeiten geändert! — Noch immer geht das Kämpfen weiter und das Schießen, meine Frau sitzt im Winkel und weint, und das Kind schreit. Ich muß sehen, ob ich Brot bekommen kann.

Dienstag, 23. Mai 1809.

Dem Herrn sei Dank! — Er ist geschlagen, in langen Zügen kommen Blessierte. Die ganze Alservorstadt ist ein Spital. Der Herzog von Montebello ist tot, gefallen, mit mehr als 40.000 Franzosen. Napoleon soll geweint haben! Recht so, auch Er soll wissen, wie Tränen sind, wie sie schmerzen und drücken! Auch Er soll merken, daß Er trotz allem nur ein Mensch ist! Nun trägt sich der Hunger leichter; ich hab' mein armes Weib umschlungen und geküßt, viele Male, wie seit langem nimmer, und dann haben wir mitsammen geweint. — Fieberhaft arbeiten sie an

Verteidigungslinie. Es ist auch ganz gleich, wenn wir nur des Abends unser Geld bekommen, um Brot zu kaufen! — Des Mittags war eine halbe Stunde Pause, da teilte der Schneider mit mir sein Brot, wir sprachen von früheren Zeiten. — Als ich meinen Namen nannte, wurde er wortkarg, allzutief saß in ihm die ererbte Hochachtung von dem Geld, das ich nimmer besitze. — Als wir wieder arbeiteten, rückte er weg von mir — er hielt mich für einen Lügner und Betrüger! So bleibt uns, wenn wir fallen, nicht einmal der Trost menschlichen Mitleids. — — — — Es mag 4 Uhr nachmittags gewesen sein, wir standen schon tief in dem Graben, so daß nur mehr unsere Köpfe hervorragten, da hörte ich Stimmengewirr näherkommen. Ich beugte mich tief zur Arbeit, denn ich wollte niemanden von Fremden sehen, und es mußte eine höherer Offizier sein, der nun zur Besichtigung kam. Der Soldat, der bei unserer Gruppe stand, riß sich zusammen. — Ich sah nicht rechts und nicht links und hieb mit der Hacke, daß die Funken aus den Steinen flogen. — Nun standen sie über mir. — Auf einmal spüre ich einen leichten Schlag auf der Schulter und ich sah gerade noch das Ende der Reitgerte über meinem Kopf verschwinden. — Oben steht Er! Mit verschränkten Armen, wie man Ihn oft darstellt, und lächelt ein zynisches Lachen: „Un patriot?“

„C'est le sang, Buonaparte,“ kommt es von meinen Lippen und ich steh' vor Ihm, am Rande der Grube. — Ich weiß nicht mehr, wie alles gekommen ist, ich sah Seinen Blick, der so hart und unbarmherzig über meine elende Gestalt ging, der so viel Geringschätzung in sich birgt und so viel Unglück bedeutet. — „Allons, zur Arbeit!“ — Ich mag mich wohl gewehrt haben und der unleidige Stolz unserer Familie mag mitgeholfen haben; ich hab' Ihm fest in die Augen gesehen und an den ungläubigen Schneider gedacht, drunten in der Grube; ich hab' gesagt: „Buonaparte, ich war mehr als Ihr; ich bin nur so, weil Ihr mich bestohlen habt!“ — Da sind sie um mich herum, und ich krieg, eine Schaufel zu fassen; damit soll ich nach Ihm geschlagen haben, — so sagt mir der Posten, der vor der Tür steht. Denn ich bin gefangen in einem kleinen, schmutzigen Holzschuppen, wo die Werkzeuge lagern. — Wer weiß, ob ich Frau und Kind wiedersehe? Es ist schrecklich, zu denken, daß nun wieder ein Sommer kommt und lange, heiße Nächte, in denen sie um mich weinen werden. — Warum ich nicht überlegter war, nicht an meine Familie dachte? — Der Mensch kann nie sein eigener Richter sein, denn er ahnt nur dunkel, was in ihm vorgeht, ohne es zu wissen! In anderen Verhältnissen könnten wir vielleicht Freunde sein; Er, der Länderkaufmann und ich! So wie Er müssen meine Vorfahren gewesen sein, die unser Vermögen schufen — so hart und energisch! Ich kann nicht still halten, weil ich arm bin als Reichgeborener, und weil mir selbst ein groß' Teil dessen fehlt, was meine Ahnen hatten. — Verzeih' mir, Marie, und lass' unserem

ich? — Der größte Kaufmann, den Österreich und Italien kannte, der in glänzendem Schlosse saß am blauen Comersee, als Er, ein angeklagter Verräter, aus der Armee gestoßen wurde. Dazwischen liegen vierzehn Jahre! — Des Lebens Mühlen mahlen rasch! — Es ist schon mancher im Triumph gefallen, Napoleon! —

Samstag, 27. Mai 1809.

Die Brotnot nimmt zu, die Bäckereien arbeiten von unserm Korn für die französische Armee Kommißbrot, uns bleibt der Hunger! Gestern ist eine strenge Verwarnung erschienen gegen jeden, der mit dem Brot Wucher treibt. — Die „Wiener Zeitung“ ist französisch geworden und nimmt die Partei der Fremden. — Ich muß Arbeit finden. — — Die Franzosen nehmen den Bauern das Fuhrwerk fort und werfen im Augarten und in der Spittelau Schanzen auf, da arbeiten viele Hunderte.

Sonntag nach Pfingsten 1809.

Zwei Mann der Bürgermiliz wurden heute erschossen. — Das Volk ist schwach und ohne Führung. — Wo bleibt Erzherzog Karl? —

Fronleichnam.

Keine Prozession! Man redet von Hungersnot, mein Weib ist krank und das Kind ohne Pflege. Und doch, ich kann es nicht, ich kann nicht für die Fremden Dienste tun! — Was aber sonst? — Warum fällt nicht die Welt zusammen über soviel Kummer? — Es ist kein Brot zu bekommen und kein Arzt, sie sind alle in den Spitälern. Man sammelt für die Verwundeten und läßt die Gesunden Hungers sterben. — Gestern ist der Tonsetzer Joseph Haydn in der Gumpendorfer Vorstadt gestorben, durch seine Werke den Franzosen gut bekannt. — Ich muß es dennoch tun, um zu leben! Ich will zu den Erdarbeitern! Meine Familie steht höher als mein Adelsstolz und meines Namens Tradition. Die Familie ist das Höchste! Ich will sehen, ob sie mich nehmen zum Schanzen bauen, gegen unsere Landsleute. Doch es muß sein; schweig still, Herz!

12. Juni 1809.

Nun hab' ich Zeit zum Schreiben. — Ich muß mich sammeln, wer weiß, wie lange noch dies Leben währt. — — Ich will in der Ordnung beginnen: Ich war schnell eingestellt, mit Hacke und Spaten, zur Rechten einen zu Grunde gegangenen Schneider, zur Linken einen zusammengefangenen Bettler. Ich dachte an Weib und Kind und begann zu arbeiten. Glühend stand auf dem Himmel die Sonne und sengte unseren Nacken. Französische Soldaten hielten die Wache. Wir gruben an einem Erdauswurf, von dem wir nicht wußten, ob er ein Grab werden sollte oder eine

Dann ruft Er ein unverständliches Wort und sagt zu dem eintretenden Offizier: „Ich will, daß niemand von diesem Mann erfährt, daß nichts darüber öffentlich wird!“ Er steht auf und fragt im Gehen: „Ihr habt eine Frau?“ — „Ja. Und einen Knaben . . .“ — „Da wird Euer Geschlecht ohnehin dauern . . .“ — — — Mir ist alles wie ein Traum, und ich glaub', es ist der Wahnsinn, der mich treibt, dies niederzuschreiben. — Es kann ja nicht aus sein, das Leben? Immer und immer wieder sehe ich Seine Augen; warum habe ich keinen Kniefall getan? — Warum habe ich die Hand zurückgestoßen, die Er mir bot? — Mein Kind soll sich durchschlagen und durch die Not beißen, mein Name soll länger dauern als der Seine! — Mein armes Weib! Ich hätte dir noch so viel zu sagen . . .

Weltbaukunst.

In alten Heimgartenpapieren findet sich ein Zweigespräch zwischen einem Frohseher und einem Trübseher. Es deucht uns fast zeitgemäß, diese Meinungen zwei ungleicher Menschenbrüder zu betrachten, um darüber die unsere zu bilden.

Paul: Ich sage dir nochmals, Freund, laß das Klagen und mache dir die Welt, wie du sie haben willst.

Hiesel: Wie ist das gemeint?

Paul: Genau so, wie es gesagt ist.

Hiesel: Man kann nicht einmal seine engste, häusliche Umgebung machen, wie man sie haben will, und erst —

Paul: Die enge, spießige Umgebung einstweilen freilich nicht, aber die Welt. Die Welt ist nämlich so, wie du sie siehst; sie gibt sich genau so, wie du sie nimmst. Nimmst du sie ernst, so ist sie's für dich, nimmst du sie heiter, so ist sie's. Was du so um dich siehst und die Welt nennst, das ist nur ein Durcheinander von Dingen, das sind nur Bausteine; und daraus sollst du dir eine einheitliche Welt bauen, wie sie dir paßt, eine Welt, in der du dich nach deiner Art glücklich fühlst.

Hiesel: Das möchte ich recht gerne. Ich weiß auch, wie ich es haben möchte.

Paul: Das ist schon viel. Ich kenne Leute, die nicht wissen, was sie wollen.

Hiesel: Ja, Freund, bauen möchte ich, doch die Bausteine, die mir zur Verfügung stehen, sind nicht zu gebrauchen. Hier habe ich eine Wohnung, aber ich bin den Zins schuldig. Da besitze ich eine Frau, aber sie hat ihre Mama bei sich. Ich habe einen vortrefflichen Schneider, aber er borgt nicht. Ich habe ein Geschäft, aber keine Kunden. Ich

Kind den Zorn der Schwäche fremd bleiben, erziehe es zu einem Menschen, der zufrieden ist und das ist genug, vollauf genug! — Es ist noch hell draußen, wenn auch schon der Abend kommt. — — Verzeih' mir und trag' dies Leben mutig zu Ende.

8 Uhr abends.

Er ist weg, und ich weiß, daß ich den Tod gezogen habe. Ich habe Hufschlag gehört und atemlos gelauscht, als er vor der Hütte hielt. Dann ist Er auf einmal in der Tür gestanden, ich hab' durch den schmalen Spalt eine Menge Soldaten gesehen. — Er setzt sich mit gekreuzten Beinen auf eine Werkzeugtruhe und sieht mich lange an. Dann fragte Er nach meinem Namen. Als ich ihn nenne, lachte Er: „Un nom d'autriche! — Was seid Ihr eigentlich? Italiener, Österreicher oder ein Deutscher? Ihr haßt wie ein Preuße!" — Dann haben unsere Blicke lange ineinander gehangen. — Dann wieder Er, ganz unvermittelt: „Warum haßt Ihr mich eigentlich?" — Da erzählte ich Ihm alles, von unserer Familie, von dem Ersten des Namens, der ein berühmter Redner gewesen, auf der Insel Rhodos, bei dem Cäsar sich zum Redner bildete. — Da lacht Er ein tückisches Lachen, daß ich schweige, doch Er winkt, fortzufahren. Es scheint Ihm des Zuhörens wert, wie ich Ihm den Werdegang durch Jahrtausende zeige, wie Händler, Söldner und Künstler unablässig wechseln, bis Ritter entstehen und wieder zu Kaufherren werden. Am Ende übermannt mich die Verzweiflung meiner hilflosen Lage und ich muß weinen. — Da sagt Er in seiner kurzen, herrischen Art: „Wenn ich Euch wieder zu Ehren bringe, wollt Ihr mir anhängen?" — „Nein," sage ich. — „Warum nicht?" Da weiß ich keine Antwort. — Er trommelt auf den Tisch und kneift die scharfen Lippen ein: „Alles haßt und weiß nicht, warum?" — „Ich weiß," sage ich, „daß ich mein Leben verwirkt habe, aber ich will nicht sterben wie ein Lump, der Euch meuchlings ans Leben wollte; ich konnte nicht anders handeln, selbst wenn ich gewollt hätte . . ." — „Ich weiß," sagt Er spöttisch: „es war Euer zu altes Blut, das sich gegen das meine kehrte, Ihr könnt nichts dafür; aber man muß sorgen, daß es dünner wird." Dann fragte Er mich um die näheren Angaben, wie ich mein Vermögen verloren, wie die Zertrümmerung Venedigs so unheilvolle Folgen gezeitigt. — Doch als ich merke, wie sein Blick wieder stechend wird, und wie eine Art grausame Zufriedenheit in Seine Mienen tritt, schweige ich. — Da zieht Er ein Blatt Papier aus der Tasche und legt es vor sich auf den Tisch: „Eh bien, wollt Ihr mir dienen? — „Nein." — „Wollt Ihr die Mordgedanken lassen?" — „Majestät," sage ich: „es ist kein Mord, den ich . . ." — Da schwillt auf Seiner Stirn eine blutrote Ader und färbt das bleiche, fettige Antlitz. „Wollt Ihr oder nicht?" — Als ich schweige, zuckt Er die Achseln und setzt mit raschem Zug seinen Namen unter das Schriftstück.

Hiesel: Vertrackte Welt, die kein besseres hat! Ich würde klagen, auch wenn ich so reich wäre wie Rothschild, so mächtig wie der Zar, so berühmt wie Bismarck, so gesund wie ein Pfarrer Kneippscher Naturmensch, der im Buche steht, ich würde doch klagen, denn ich wäre auch dann unglücklich. Es gibt kein Glück, es kann keines geben, der Mensch, die ganze Welt ist so angelegt, daß es unmöglich ist, glücklich zu sein.

Paul: Da haben wir's. Du hast dir aus Schneiderrechnungen und Zahnschmerz und Hühneraugen und Steuerboten und wütenden Hunden und Schwiegermüttern eine Welt konstruiert. Sie ist danach geworden. Warum benützest du nicht ein besseres Baumaterial? Es ist ja vorhanden. Der Maiensonnenschein, das Behagen der Gesundheit, der Kuß deiner Frau, der Blick deines Kindes, das Feuer des Weines, die Labnis des Schlafes, die Beseligung der Künste; ja sogar der neue Rock des Schneiders, das Steigen der Wertpapiere, lauter Ziegel, mit denen man sich bei einigem guten Willen eine ganz annehmbare, wenn nicht sogar ergötzliche Welt aufrichten kann. — Lieber Freund! Der Mensch hat, wie dir bekannt sein dürfte, zwei Achseln, eine leichte und eine schwierige. Der eine nimmt sein Geschick auf die leichte Achsel, der andere auf die — andere. Der Mensch hat zwei Augen, ein hellseherisches und ein schwarzseherisches; das helle soll man aufmachen, das andere zudrücken.

Hiesel: Ein stümperhaftes Werk, bei dem man ein Auge zudrücken muß.

Paul: Du drückst ja auch eines zu, nur das unrechte, du schauest mit dem schwarzseherischen aus. Wundere dich nicht, daß du klagen mußt, und wundere dich nicht, daß ich nicht zu klagen habe. Ich baue mir die Welt, wie sie mir gefällt. Mein Baumeister ist die Phantasie.

Hiesel: O Idealist!

Paul: Und ein glücklicher.

Hiesel: Glücklich? Du bist es nicht, du täuschest dich nur.

Paul: Täusche dich auch und du bist es. — Glaube mir, Freund, die Welt ist für dich nicht, wie sie tatsächlich ist, sondern wie du sie siehst und fassest. Es ist gesagt worden, Gott habe den Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen; es ist auch gesagt worden, der Mensch mache sich Gott nach dem seinen, und endlich kann gesagt werden, der Mensch mache sich die Welt, wie er selber ist. Der heitere Mensch sieht eine heitere Welt; der kranke sieht eine leidende; der mißtrauische sieht eine falsche, der gerechte sieht eine folgerichtige, in welcher trotz mancherlei endlich das Gediegene siegt und das Unlautere untergeht.

Hiesel: Ich danke schön. Weil ich eine böse Welt sehe, so muß ich ein böser Mensch sein.

habe eine Tochter mit zwei Anbetern; dem Wohlhabenden davon gibt sie einen Korb und den Habenichts liebt sie. Ich habe Ehrgeiz, meine Gegner beschimpfen mich öffentlich. Soll ich arbeiten, so habe ich einen dumpfen Kopf, will ich schlafen, so habe ich Zahnschmerz. Will ich eislaufen, so taut es, will ich einen Berg besteigen, so regnet es. Erspare ich etwas Geld für ein Vergnügen, so kommt der Steuerbote. Schaffe ich mir zur Ergötzung ein Hündchen an, so bricht die Hundswut aus. Schäkere ich mit der Magd, flugs steht die Frau da. Kaufe ich mir heute ein Fetzchen Wertpapier, so fällt morgen der Kurs. Werfe ich den Stiefel nach der Katz', so treffe ich den Spiegel. Will ich dem Vorgesetzten eine Artigkeit sagen, so nimmt er's für eine Kriecherei, will ich ihm die Wahrheit sagen, so nennt er mich einen Flegel. Will —

Paul: Ich bitte dich, zwick' ab. Es ist die altbekannte Litanei vom Pech.

Hiesel: Aber das eben ist jenes Durcheinander, sind jene Bausteine, von denen du sprichst, daß ich mir daraus eine schöne Welt bauen soll. Nimm Geierkrallen und Rostnägel und Stiefelknecht und Medizinflaschenscherben und Schneeballen und Ofenruß und Straßenkot und Weiberzöpfe und Schusterpech und Stallgabeln und Knochen und Papierwische und Kehricht und baue damit ein Haus. Baue es, wenn du kannst.

Paul: Mache es doch wie ein tüchtiger Maurer. Der sucht die Steine aus. Die tauglichen verwendet er, die ungefügen wirft er weg oder behaut sie — gleichnisweise gesprochen.

Hiesel: Ich verstehe dich. Aber deine Theorie ist im praktischen Leben nicht zu brauchen. Wo sind denn die Bausteine? Wie kannst du denn das Übel beiseite lassen, wenn es sich in dein Fleisch krallt, wenn es in dir selber sitzt? Ich weiß gleichwohl, daß alles vergeht, das Schlimme wie das Gute. Doch bei mir handelt es sich um die Wirklichkeit von heute. Daß es einmal anders sein wird, kümmert mich nicht. Wenn ich heute ein prachtvolles Schloß gewinne, so weiß ich, daß sie morgen einen armseligen Leib aus demselben hinwegtragen. Und doch will ich das Schloß. Meine Natur ist geschaffen zur Betätigung all ihrer Anlagen, meine Sinne sind vorhanden, um zu genießen. Ich will leben. Ich will erwerben und weiß, daß der Besitz mich nicht glücklich machen wird. Ich will Ehren erringen und weiß, daß sie mich nicht befriedigen werden. Das Ende von allem Haschen und Erfassen ist Sterben, ich weiß es. Und ich kann doch nicht lassen von den Dingen und ich will von ihnen nicht lassen.

Paul: Warum also klagst du?

Hiesel: Weil Klagen das Vergnügen der Unglücklichen ist.

Paul: Und ich habe dich in deinem Vergnügen stören wollen!

Ichschmerz ist es, der dir so weh tut. Du selbst schmerzest dich. — Wenn jeder an der Welt den kleinen Teil ausbessert, der er selber ist, dann wird's eine ganz annehmbare Welt sein.

Hiesel: An sich selbst ausbessern. Und wenn ich das auf meine Weise versuchte —?

Paul: Weg mit dem Revolver! R.

„U“-Boots- und Seeflugzeug-Helden.

Von einem ehemaligen Kameraden.

Die Namen unserer „U“-Boots- und Flugzeugführer werden in der Öffentlichkeit entweder gar nicht oder nur bei ganz besonderen Gelegenheiten genannt.

Nur wenige sind uns geläufig: Georg Ritter von Trapp, der den mächtigen französischen Panzerkreuzer „Leon Gambetta“ in den Grund bohrte, Egon Lerch, der den „Courbet“ außer Gefecht setzte, Rudolf Singule, auf dessen Konto u. a. der italienische Kreuzer „Garibaldi“ steht u. s. f. Von den Fliegern haben wir auch nur einige Namen im Gedächtnis. Vor allem den berühmten Kampfflieger und Maria Theresien-Ritter Gottfried Banfield, Wenzel Wosecek, Franz Mikuleczky, Demeter Konjovic &c. Die meisten Namen aber bleiben der Öffentlichkeit, so lange der Krieg dauert, unbekannt.

Den ehemaligen Kameraden interessieren aber gerade solche Männer, die sich besonders hervorgetan haben. Er erinnert sich beim Lesen bekannter Namen an vergangene Zeiten, an diesen und jenen, mit dem er die Schulbank gedrückt oder mit dem er eine Einschiffung, einen Spezialkurs oder dergleichen absolviert hat.

Und manche Erinnerungen gehen bis in die Knabenzeit zurück, in die Zeit der berühmten Polaer Marinejungen (muleria). Meist waren dies Kinder von Marineangehörigen, die in Pola ihr Unwesen — ihre tollen Streiche verübten. — Aber hinter diesen Streichen lagen schon Kaltblütigkeit und Tapferkeit verborgen.

Wie viele ehemalige Marineure werden sich z. B. an die übermütigen Taten der Gebrüder Trapp und der sogenannten Lerchen und viele andere mehr erinnern.

Und Pola war für die Jugend ein ideales Feld der Tätigkeit. Schwimmschule, Kaiserwald, Saccorgiana, Monte Zaro, das ganze Policarpo — überall konnte man die edlen Sprößlinge unserer Väter antreffen.

Und dann finden sich diese jungen Teufel alle wieder in der Marine-Akademie zu Fiume. Was für Erinnerungen knüpfen sich an die Jahre hinter den Mauern dieser Anstalt.

Paul: Ich spreche natürlich allgemein. Wer strenge ist in der Erfüllung seiner Berufspflichten, treu gegen seine Mitmenschen, den wird man nicht allzuviel klagen hören über die unselige Welt. Er wird auch leiden, es wird auch ihm manchmal Unrecht geschehen, doch er wird's ertragen; das Wissen seines eigenen Wertes wird ihm das Gleichgewicht bewahren. Er wird gleichsam den Honig der Blumen zusammentragen in die Zelle seines Herzens. Man wird von ihm glauben, daß er verzichte, entsage, sich Abbruch tue, aus Verachtung die Welt ablehne. Man wird nicht ahnen, daß er in Lebensfreude, Weltliebe, Weltgenuß schwelgt und glücklich ist, denn die Welt, sie ist *seine* Welt.

Hiesel: Ich kann mir einen so verinnerlichten Menschen wohl denken, allein er steht als Fremdling auf Erden. Ihm mangelt das Praktische, die Klugheit; er wird nie eine äußere Macht gewinnen, nie eine Rolle spielen; er wird verzichten auf die technischen Errungenschaften der Zeit, auf die tausend begehrenswerten Dinge, die für den Strebenden auf dem Markte zu haben sind.

Paul: O, Freund, er wird nicht verzichten. Er wird nur alles zehnmal besser, schöner, vollkommener haben, als es die Alltäglichkeit zu geben vermag. Vermöge seiner Seelenruhe und Herzensheiterkeit wird er über allem stehen, die Lichtseite von allem genießen, ohne sich an der Schattenseite zu ärgern. Er wird die ewigen Güter gewonnen haben und die irdischen nicht verlieren; manches, was anderen eine ernste Lebens- und Glücksbedingung ist, wird ihm ein niedliches Spielzeug sein, dessen Besitz oder Nichtbesitz an seinem Wesen nichts ändert. Er ist souverän.

Hiesel: Und wird er auch von jenen inneren Konflikten frei sein, die das Schicksal, die Tragödie des Menschen ausmachen?

Paul: Er wird nicht von ihnen frei sein. Im Gegenteil; er wird schwerer darunter leiden, als der Werktagsmensch; er wird seine Schuld, wenn er sie hat, tiefer empfinden; doch er wird heldenmütig die Sühne tragen, also den Zwiespalt ausgleichen und das Schicksal versöhnen. Euch jagt die Schuld zur Verzweiflung — denn es ist eine schlechte Welt; ihn treibt die Schuld zur Sühnung — denn es ist eine gerechte Welt. In eurer Verzweiflung liegt euer Untergang, in seiner Sühne liegt seine Wiedergeburt.

Hiesel: Nun, das wäre vielleicht für deine Person. Doch wie hältst du's mit der übrigen Kreatur, die da leidet und unselig ist?

Paul: Ich füge ihr kein Leid zu und suche das ihre zu lindern nach meinen Kräften. Weiter mache ich mir darüber kein schweres Herz.

Hiesel: Wie bist du um deinen Standpunkt zu beneiden! Doch, was kann ich dafür, daß ich an Weltschmerz leide?

Paul: Du sprichst von Weltschmerz, etwa wie man von Kopfschmerz oder Leibschmerz spricht. Freilich, nicht der Weltschmerz, der

Minen legten und fischten oder mit dem Minenlegdampfer tagelang herummanöverierten und zu Lande Telegraphenlinien bauten: seine rasche Auffassung und rasche Durchführung glänzten immer hervor. Immer waren seine Arbeiten gut und beim Arbeiten mit der Mikrophonkassette gab und nahm gerade er immer am raschesten die Morsezeichen. Und galt es, ein besonderes Kunststück auszuführen, wurde die Durchführung in seine Hände gelegt.

Aber auch zu jedem Spaß und Schabernack war er zu haben. Ja, der Übermut des jungen Polaer Spitzbuben steckte noch in dem Linienschiffsfähnrich. Sein goldener Humor wirkte ansteckend auch auf so manchen anderen von weniger sprühendem Naturell. Ein harmloses Gewürz jemanden in den heißersehnten Tee schütten — nun dazu gehörte nicht viel Phantasie. Aber wie verstand er zu anderen Malen seine Opfer zu narren! So als wir im Minen- und Telegraphenkurs eine neue Mikrophonkassette studierten, die damals von Siemens und Halske in das Telegraphenwesen eingeführt worden war. Die Schaltung derselben wurde uns an der Hand einer schönen Skizze auf der Wandtafel erklärt und zur Unterscheidung der verschiedenen Stückchen, welche die Kassette spielte, waren die einzelnen Stromwege mit verschiedenfarbiger Kreide bezeichnet. Wir in der ersten Gruppe hatten uns leicht orientiert. Aber als die zweite Gruppe an die Reihe kam, fand sich das anfangs so harmlose und ganz übersichtliche System der buntfarbigen Kreidelinien zwischen den beweglichen und fixen Teilen der Kassette in ein wahres Chaos umgewandelt, von jedem Hebel und jeder Schraube führten geradezu unentwirrbare rot, blau und gelb gezeichnete Drähte durcheinander nach den Kontakten und Magnetspulen, und während alle sofort den Urheber der heillosen Zeichnung und seine Absicht erkannten, wurde es gerade demjenigen Mitglied der zweiten Gruppe, auf das er es abgesehen hatte, angst und bange, und ganz entsetzt erkundigte es sich bei dem auf den Spaß vorbereiteten Lehrer nach dem Vorteil dieses Instrumentes, dessen Schaltung sich einzuprägen ja einfach unmöglich sei.

Viel haben wir über Trapps Einfälle gelacht. In einem großen Magazin waren „mäusesicher“ die im Minenwesen eine große Rolle spielenden Luftsäcke aufgehängt, und die Vorrichtung zu dieser Aufbewahrung war für uns tolle Gesellen so einladend, alles mögliche vom Erdboden weg nach der „mäusesicheren“ Höhe zu befördern — natürlich während des Unterrichtes. Während mancher ahnungslos dem Vortrag lauschte, erhob sich seine Kappe, sein Mantel und Rock oder auch ein Fahrrad in die Lüfte und wurde erst bemerkt, wenn es als störendes Ding in den Reihen der Luftsäcke baumelte.

Stets fanden zwischen den Teilnehmern des Minen- und jenen des benachbarten Torpedokurses, wenn man es so nennen will, rivali-

Unsere Helden, deren Namen wir durch die offiziellen Berichte erfahren, gehören fast sämtlich in die ehemalige Gilde der **muleria polesana**.

Die Erinnerungen an die Zeit der Akademie sind für viele eine Zeit schweren Lernens und steten Hoffens auf Beendigung der Schulzeit. Bei einigen aber war und ist es eine Zeit leichten Lernens, wo man sich nicht mehr als gerade unbedingt notwendig geplagt hat, um nur eben die strengen Prüfungen in den allgemeinen Bildungsgegenständen zu bestehen — und daneben Jahre frohen Dahintreibens und fröhlicher Ausnützung jeder freien Minute zu sportlicher und maritimer Ausbildung und zur Abhärtung des Körpers gegen Anstrengungen und Strapazen. Ja, schon in Schuljahren zeigt sich der Unterschied in der Auffassung und in dem maritimen Verständnis, der alles in allem den Unterschied in den Charakteren macht. Während einige sich bei den maritimen Gegenständen, wie Takelung, Rudern, Segeln, Taktik, Signalkunde, Schiffsmanöver, sozusagen beschwert und bedrückt fühlen, geht es anderen gerade in diesen Gegenständen am flottesten. Durch die leichte Auffassung und die angeborene Vorliebe für das Praktische gewinnt dieser Teil der Jugend aber auch leichter die Anpassung an jene theoretischen Gegenstände, deren Verständnis sich leicht in die Praxis umsetzen läßt. Ich kenne eine Anzahl tüchtiger Seeoffiziere, die den Professoren der darstellenden Geometrie, der Naturlehre, Chemie, deutschen Literatur ꝛc. manches Ärgernis bereitet haben, dabei aber die Lieblinge der Professoren für Nautik, Meteorologie, praktische Geometrie ꝛc. geworden sind.

Unsere „U“-Boots- und Seeflugzeug-Helden gehören alle in diese Kategorie.

So ist Trapps Geschmeidigkeit und Schnelligkeit in der Erfassung und Ausführung maritimer Aufgaben heute allbekannt. Er erwarb sich schon als junger Seekadett gelegentlich der Einnahme der Peitangforts während des Boxeraufstandes in China die silberne Tapferkeitsmedaille. So wie allen Zweigen der kriegsmaritimen Wissenschaft, so huldigte er auch fast allen Zweigen des Sports. Ich sah ihn bei Tennisturnieren, bei Schwimmveranstaltungen, bei Fußballwettspielen, zu Pferd, zu Rad, im Motorboot, bei Segelregatten — kurz bei unzähligen Gelegenheiten, wo sich zeigte, daß er nebst dem Geist auch seinen Körper auszubilden beflissen gewesen war.

Drückten wir in der Akademie auch nicht dieselbe Schulbank — er gehörte einem älteren Jahrgang an — so trafen wir uns doch als Hörer des Seeminen- und Telegraphenkurses, dessen belebendstes Element er war. Mit ganzem Ernst war er beim Studium, mit ganzem Sportsgeist bei den praktischen Übungen. Ob wir im schmutzigen Leinenkittel

Nur waren die Streiche und Kunststücke der jungen „Lerchen", wie man sie allgemein nannte, noch viel verwegener. Egon und Alfred waren stets der Schrecken ihrer Lehrer. Doch steckte ein so gesunder Kern in diesen jungen Leuten, daß ihnen sogar die strengsten Professoren nie ernstlich böse sein konnten. Egon Lerchs herrliche Tat als Kommandant des Unterseebootes „U 12" ist allgemein bekannt. Vielleicht darf ich hier von seinem jüngeren Bruder Alfred erzählen, der von Bord eines minen-suchenden Torpedobootes einmal in das bewegte Meer sprang, um durch einen geschickten Handgriff eine aufgetriebene Mine unschädlich zu machen und so das Torpedoboot und seine Bemannung vor sicherem Untergange zu retten.

Auch die zweiten Offiziere der beiden Unterseeboote „U 5" und „U 12" sind Kinder hoher Militärs. Linienschiffsleutnant Hugo Freiherr von Seyffertitz ist der Sohn des Generals Theobald Freiherrn v. Seyffertitz, Kammervorstehers des Erzherzogs Josef Ferdinand. Ein ruhiger kalt-blütiger Offizier, dessen Teilnahme an der Heldentat des „U 5" den Schreiber dieser Zeilen mit um so größerer kameradschaftlicher Freude erfüllt, als er einst in der Jugend mit dem ihm damals so innig befreundeten Seekadetten, der Freiherr von Seyffertitz damals noch war, durch viele Monate die vielen Tag- und Nachtwachen an Bord des Kreuzers „St. Georg" geteilt hat.

Der zweite Offizier des Unterseebootes „U 12", welches unter Egon Lerchs heldenmütigem Kommando den „Courbet" außer Gefecht gesetzt, ist der Fregattenleutnant Ernst Zaccaria, ein Sohn des noch aktiv dienenden Konteradmirals Hugo Zaccaria. Auch dieser brave Seeoffizier gehört in die hier genügend besprochene Kategorie junger Leute.

Egon Lerch und Ernst Zaccaria sind den Heldentod fürs Vaterland gestorben. Sie sind mit ihrem Fahrzeug untergegangen.

Was hier von diesen einzelnen gesagt wurde, gilt so ziemlich auch von allen anderen, wie immer sie heißen mögen. So sind auch die Banfields aus der Klasse der Polesaner Jungens — eine jüngere, aber keineswegs schlechtere Auflage.

Wüßte ich aller anderen Helden Namen, so könnte ich über sie, ihre Taten und Vorbereitungen dazu Bände schreiben.

So bleibt es stilles Heldentum, aber unsere Marine und mit ihr das ganze Vaterland kann stolz sein auf die wackeren Söhne, denen es noch recht oft beschieden sein möge, sich zur Ehre der rot-weiß-roten Flagge Lorbeeren zu holen und durch ihre heldenmütigen Taten den Kindern und Kindeskindern zum Vorbild zu dienen. A. H.

sierende Kundgebungen — natürlich immer nur innerhalb des Schulschiffgebietes — statt. Einmal schlossen wir uns aber alle mit dem Minentender „Basilisk“ einer im Kanal von Fasana manövrierenden Torpedobootflottille an, um einen regelrechten Angriff auf das Führerschiff – es war die jetzt so heldenmütig untergegangene „Zenta“ – auszuführen. Und das Gaudium der Torpedisten war groß, als der unförmige „Basilisk“, in den Reihen der schlanken Torpedoboote, zum Angriff auf „Zenta“ übergehend, ebenso wie die Boote zum Zeichen des Lancierens des Torpedos einen schrillen Pfiff mit der Dampfsirene abgab.

Trapp, der ein tüchtiger Minen- und Telegraphenoffizier war, wandte sich dann dem Studium des Torpedowesens zu und leistete auch auf diesem Gebiete sowohl in der Erfassung des Theoretischen, wie in der Umsetzung des Gelernten in die Tat ganz Tüchtiges. Mit dem Entstehen der Unterseeboote bildete sich eine neue Spezialgruppe von Offizieren. Trapp warf sich auch auf dieses Gebiet und leistete in der Ausgestaltung des Unterseebootwesens so hervorragendes, daß er schon als junger Linienschiffsleutnant mit dem Militärverdienstkreuz ausgezeichnet wurde. Eine besondere Ausbildung genoß er in diesem Zweige der kriegsmaritimen Technik in der Torpedofabrik Whitehead bei Fiume, woselbst er mehrere Jahre intensiv an der Entwicklung dieser neuen Waffe Anteil nahm. Die jugendliche Freude an jeder Art Schabernack hatte der gereifte Mann längst abgestreift. Der Ernst des Lebens trat an ihn heran. Er heiratete dann, wie man weiß, eine Tochter des Gründers und Besitzers der großen Torpedofabrik. Welch ein Gefühl muß es für das Kind dieses Mannes sein, der sein ganzes Leben der Erzeugung dieser ungemein präzisen, maschinellen und todbringenden Waffe geweiht hatte, an der Seite des Mannes zu stehen, dessen Tatkraft und Todesverachtung der Torpedowaffe nun solch glänzenden Ruhm verleiht.

Nun noch ein Wort von einem anderen alten, heute so viel mit Ruhm genannten Kameraden. Der jüngere Unterseebootsheld Egon Lerch entstammte einer mit sieben Kindern gesegneten Offiziersfamilie; sein Vater, Konteradmiral Richard Lerch, ist erst vor 6 Jahren in Pola gestorben. Ein Hüne von Gestalt, war Konteradmiral von Lerch ein wahrhaft schneidiger Vertreter der alten Schule. Wir verehrten den großen starken Mann mit dem wallenden blonden Bart, dessen Strammheit und Zähigkeit uns, der Jugend, als Beispiel gelten konnte; und jung fühlte er sich und blieb es auch bis an seinen Tod. Er, der Alte, wieviel mehr hielt er aus als wir Jungen! Die Freude aber, seine eigenen Söhne so ruhmvoll bedeckt zu sehen, die zu den tapfersten Blaujacken zählen, die hat Admiral Lerch nicht mehr erlebt. Alle jungen Lerchs, Buben und Mädel, zählten zu jener Kategorie der Polaer Jugend, der einige Jahre früher eben auch Georg Ritter von Trapp angehört hatte.

Aber unter den Freunden eines Verständigungsfriedens gibt es auch Leute, die von unlauteren Beweggründen geleitet werden, so jene, die, obschon sie deutsch als Muttersprache sprechen, gleichwohl dem deutschen Volk ungünstig gesinnt sind, sei es, weil sie für die „Kültür" unserer Feinde schwärmen, sei es, daß sie aus parteipolitischen Gründen einen Mißerfolg unserer bürgerlichen Regierungen wünschen, um auf den Trümmern unserer heutigen Staatsordnung und auf unsäglichem Elend einen nebelhaften Zukunftsstaat aufzubauen.

Die Anhänger eines Siegfriedens wollen unserem Volk jene Stellung in der Welt verschaffen, die ihm nach Zahl und Tüchtigkeit gebührt. „Dem Tüchtigen auch hier freie Bahn!" Sie glauben nicht, daß ein Verzichtfrieden gegenwärtig überhaupt möglich und daß sein fortwährendes Anbieten dem Feind nur den Nacken steift. Den „ewigen Frieden" der Philosophen halten sie für ein Ideal, das mit vielen anderen Idealen die Unerreichbarkeit teilt. Die Siegfriedler fürchten nach einem Kriegsschluß ohne Annexionen eine neuerliche Einkreisung des Deutschen Reiches durch seine wirtschaftlichen Wettbewerber und betonen, daß die ungünstigen wirtschaftlichen, politischen und militärischen Grenzen des Reiches nur eine Folge unserer Zerklüftung in früheren Jahrhunderten sind. Jetzt sei der Augenblick, um viele Sünden unserer Väter wieder gut zu machen. Zugleich erwarten sie, vor allem durch den U-Bootkrieg, ein Gefügigwerden unseres Hauptfeindes, der nach wie vor daran festhält, die Deutschen müßten zu Boden geworfen werden. Die Siegfriedler erhoffen von einem siegreichen Frieden die Mittel, um die Wunden, die das Schwert schlug, rascher zu heilen; ihnen steht das eigene Volk näher als fremde Völker, wollen sie diese auch nicht knechten. Dagegen kann man einwenden, daß solche Grundsätze den Krieg möglicherweise verlängern . . .

Zweifellos finden sich auch unter den Siegfriedlern, doch gewiß nicht in erheblicher Zahl, Existenzen, die aus der Fortdauer des Krieges persönlichen Nutzen ziehen.

Würde man allgemein bedenken, daß vorwiegend nicht böser Wille, Eigennutz oder mangelnde Vaterslandliebe, sondern verschiedene Welt- und Lebensauffassungen sowie eine abweichende Beurteilung der Kriegslage die Meinungen über die zwei Friedensarten bestimmen, dann hätte der innere Kampf im deutschen Volk niemals jene häßlichen, geradezu verderblichen Formen annehmen können, wie es leider geschah. Die abweichenden Ansichten hätten sich sachlich miteinander auseinandergesetzt, statt persönlich und gehässig zu werden. Wer sich eines gerechten Urteils über die Friedensfrage bemüht, der bedauert tief, daß man von gewisser Seite die Verständigungsfriedler ausnahmslos als „bewußte Feinde unseres Volkes" hinstellt und ihnen wahllos „Bestechlichkeit" vorwirft. Freilich befremdete manche politische Erscheinung bei den Freunden eines Verständigungsfriedens die Siegfriedler:

Die Friedensfrage.

Unser Außenminister hat die Frage für Österreich-Ungarn dahin beantwortet, daß es Annexionen und Entschädigungen ablehnt, daher wohl nicht einmal einen besseren Grenzschutz, wie bei Cattaro den Lovcen, anstrebt. Bulgarien ist bedeutend weniger enthaltsam. Von der Türkei wissen wir in dieser Beziehung noch nichts, doch dürfte sie sich mit der Erhaltung ihres alten Besitzstandes mehr als zufrieden geben.

Anders und ungleich schwieriger liegen die Verhältnisse im Deutschen Reich. Der eine Teil des deutschen Volkes wünscht einen „Verständigungsfrieden", der andere einen „Siegfrieden". Die „Verständigungsfriedler" werfen den „Siegfriedlern" vor, sie hetzten weiter in den Krieg hinein, da sie den „Gewaltfrieden" predigen, und umgekehrt wird der Verständigungsfriede von seinen Gegnern als „Hungerfriede" bezeichnet. Dieser innere Zwiespalt ist leider von höchster politischer Bedeutung, denn erstens handelt es sich beim künftigen Frieden um die Stellung des Gesamtdeutschtums in der Welt und zweitens schöpfen unsere Feinde aus dem Widerstreit bei uns immer neuen Mut, den Kampf fortzusetzen.

Sucht man die uns zu tiefst bewegende Frage möglichst unparteiisch zu beurteilen, so gelangt man zum bestimmten Ergebnis, daß sowohl unter den Vertretern eines Verständigungsfriedens als auch unter denen eines Siegfriedens vorwiegend Patrioten zu finden sind, die das Beste ihres Vaterlandes wünschen — doch gibt es auf beiden Seiten unlautere Elemente, die aus höchst eigennützigen Gründen in dieser oder jener Richtung tätig sind.

Den Verständigungsfrieden fordern vor allem jene, welche die Furchtbarkeit des Krieges nicht mehr länger tragen zu können meinen; ihnen scheint der schlechteste Friede einer Fortdauer des blutigen Ringens unbedingt vorzuziehen, mögen neuerliche Opfer auch die künftigen Lebensbedingungen des deutschen Volkes bedeutend verbessern. Manche Verständigungsfriedler fassen die Menschheit auch als eine große Einheit auf und verwerfen es grundsätzlich, daß einzelne Staaten und Völker von anderen niedergerungen werden; diesen stehen die eigenen Volksgenossen nicht näher als fremde Nationen. Ferner setzt sich den Verständigungsfrieden zum Ziel, wer nicht mehr an einen endgültig entscheidenden Sieg unserer Waffen glaubt. Manche erhoffen sich von einem friedlich-schiedlichen Abschluß des Weltkampfes die Epoche des „ewigen Friedens", von der zu allen Zeiten große Idealisten träumten. Die bisher angeführten Beweggründe sind durchaus verständlich, menschlich und zum Teil hoch ethisch. Man wendet aber dagegen unter anderem ein, daß die Verständigungsfriedler auf die Härte der Tatsachen zu wenig Rücksicht nehmen, wie denn auch die friedlich-schiedlichen Bestrebungen des deutschen Volkes bei seinen maßgebenden Gegnern bisher keinerlei Entgegenkommen fanden.

mit seiner Kraft zu Ende ist. Auch darf man nicht übersehen, daß im eigenen Volk die höhnische Zurückweisung unserer Friedensbereitschaft durch Frankreich, England und Amerika entmutigt, weil Kleingläubige der falschen Meinung sind, wer das größere Maul habe, habe auch die größere Stärke!

Und dann darf noch eins nicht vergessen werden: Wäre es möglich — was jedoch nach den bisherigen Erfahrungen ausgeschlossen — durch unseren hochformellen Verzicht auf jegliche Grenzverschiebungen den Frieden sofort zu erreichen, dann gäbe es wohl wenige Siegfriedler, die nicht zu den Freunden eines Verständigungsfriedens überträten. Aber sollen wir uns bei der Vernichtungswut unserer Gegner auf ein Verzichten um jeden Preis festlegen, während sie auch fernerhin versuchen, ihre Stellung durch Granaten zu verbessern?

In Österreich sind die Verständigungsfriedler in der Überzahl und sie wollen auch allen Deutschen im Reich ihre Ansicht aufdrängen; deshalb wurde hier, um der Gerechtigkeit willen, der Standpunkt der Siegfriedensfreunde schärfer betont.

Es heißt, nirgends würde mehr gelogen als vor Wahlen, im Kriege und nach Jagden. Daß aber während eines Krieges auch über andersgesinnte eigene Volksgenossen gehässig geschimpft werden muß, das ist ein Satz, den sich niemand, der sein Volk und sein Vaterland liebt, zu eigen machen sollte.

H. L. R.

Volkslieder und Volksspiele der Russen.

Von **Felix Petyrek.**

Es ist eine alte Wahrheit, daß man die Menschen an ihren Liedern erkennt. Was ein Volk singt und wie es das Volk singt, das gibt oft tieferen Einblick in sein Seelenleben als emsiges Beobachten und mühevolles Forschen. Die Wichtigkeit des Sammelns von Volksliedern und dessen Bedeutung für die kulturgeschichtliche Forschung ist gerade in jüngster Zeit immer mehr anerkannt worden. So ist auch beim Kriegsministerium dem wissenschaftlichen Komitee eine musikhistorische Zentrale angegliedert, die das Volkslied aller Nationen der Monarchie sammelt, speziell das Soldatenvolkslied, und feststellen soll, wie sich das gegenwärtige weltgeschichtliche Geschehen in der Volksseele abspiegelt und im Volkslied äußert. Dabei ist es auch von Interesse, die Lieder außerösterreichischer Völker heranzuziehen. Der Krieg, der die Völkermassen so untereinanderbringt, bietet hiezu eine Gelegenheit, wie sie sich kaum je wieder ergeben wird. Es ist daher natürlich, daß die kaiserliche Akademie der Wissenschaften Forschungen an sonst schwer zugänglichen Völkerschaften

Das deutsche Zentrum zum Beispiel änderte fast über Nacht seine Stellung den Kriegszielen gegenüber, als der Papst mit seinen Vorschlägen hervortrat. Man schwenkte ein, als Rom sprach, beziehungsweise als Rom zu erkennen gab, daß es gewisse Vorschläge zu machen beabsichtige. Da gewann es den Anschein, als ob dem Zentrum die Intervention des Heiligen Vaters wichtiger wurde als das Wohl des deutschen Volkes, denn früher äußerten sich Erzberger und Genossen erheblich anders. Wie gesagt: es gewann wenigstens den Anschein, daß dem so sei... Und die plötzliche Radikalisierung der sozialdemokratischen Partei, deren linkester Flügel nicht davor zurückscheut, die Wehrhaftigkeit des Reiches zu untergraben, hat gleichfalls Ursachen, die für deutschfühlende Menschen niemals maßgebend sein dürfen: Die Wiener „Arbeiterzeitung" schrieb einmal, die Sozialisten aller Länder müßten auf den baldigen Frieden dringen, sonst würde der demokratische Sieg in Rußland ernstlich in Frage gestellt! Solche Auffassungen erbittern selbstverständlich jene, die Opfer auf Opfer brachten — nicht um Herrn Lenin zur Diktatur zu verhelfen, sondern um uns zu verteidigen.

Dennoch muß abermals betont werden, daß die Motive der Anhänger eines Verständigungsfriedens wie der eines Siegfriedens überwiegend lauter und edel sind, mögen die Beweggründe einzelner Mitläufer auch verächtlich sein. Daher wäre es so innig zu wünschen, daß der Kampf um die Friedensziele vornehmer und gehaltvoller geführt würde, doch benützten beide Teile hie und da vergiftete Waffen. Der leider verallgemeinernden Vorwürfe der Siegfriedler gegen die Verständigungsfriedler wurde bereits gedacht — der Verläumdungsfeldzug gegen die Kämpfer für ein größeres Deutschland nahm hie und da noch bedeutend verwerflichere Formen an, entblödete man sich doch nicht, sie — Hindenburg eingeschlossen — als von der „Schwerindustrie gekauft" zu brandmarken! Es wäre unsinnig, über derlei viel Worte zu verlieren. Die übergroße Mehrheit der Verständigungsfriedler empört sich darüber nicht weniger als die Verleumdeten.

Darf man hoffen, der Streit um die Kriegsziele im deutschen Volk werde künftig würdiger geführt werden? Wir wollen es hoffen. Die Frage ist ungeheuer wichtig, von ihrer endlichen Beantwortung hängt das Wohl und Wehe der Zukunft Deutschlands ab, so daß eine leidenschaftliche Auseinandersetzung im Volke und zwischen den erwählten Politikern sehr verständlich ist, aber Leidenschaftlichkeit schließt doch ritterliche Waffen keineswegs aus.

Gibt es denn wirklich keine Formel, um die Heißsporne da und dort zur Vernunft zu bringen? Etwa die Erkenntnis, daß die allzu häufigen überbescheidenen Friedensangebote die Kriegsstimmung im feindlichen Ausland nur steigern, denn es glaubt irrtümlich daraus zu ersehen, daß das Deutsche Reich, unbeschadet seiner fortdauernden Erfolge an den Fronten,

Berufsschauspieler, falls ein solcher ausnahmsweise in der kleinen Zahl vorhanden wäre, nicht zur Geltung kommt. Ist der Stand der Schauspieler, die diese Volkskunst ausüben, schon ein Beweis für die echte Volksmäßigkeit dieser dramatischen Gattung, so sind es noch mehr die Stücke selbst und die Art zu spielen. Es gibt gewisse feststehende, stets wiederkehrende Typen. So zum Beispiel das historische Stück. Dieses behandelt keine bestimmten, geschichtlich beglaubigten Vorgänge, sondern nur allgemeine Vorkommnisse und Begebenheiten, die eben gerade in einer unbestimmten alten Zeit und unter Königen und Fürsten spielen und entweder mit märchenhaften Zügen verbrämt sind oder allerhand kriegerischen Spektakel auf die Bühne bringen. Bemerkenswert ist, daß die Behandlung des Vorwurfs, selbst wenn dieser an sich tragisch ist, doch zumeist und im allgemeinen in heiterer Form erfolgt. Beliebt ist: der König, den sein Sohn zu stürzen sucht. Die Sache geht dann je nach allgemeiner Stimmung aus. Die ganze Arbeit geht in folgender Art vor sich: Eines der feststehenden Probleme wird aufgegriffen und einem aus der Gesellschaft zur Bearbeitung gegeben, der das natürlich ohne viele Umstände und ohne Schreiberei im Kopfe besorgt. Denn ein Dichter, oft gar nicht unbegabt — warum sollte es denn dort weniger Talente geben als im zivilisierteren Europa? — ein solcher Lyriker und Dramatiker, sag' ich also, ist wohl häufig ein glänzender Regisseur, Tänzer, Lautenspieler, der edlen Schreibkunst aber nicht im geringsten mächtig. Er entwirft das Stück in großen Zügen, bestimmt die Lieder und Tänze und den genauen Inhalt der Reden, überläßt jedoch die Details den Ausführenden. Über den Ausgang, ob glücklich oder unglücklich, entscheidet die Stimmung oder Zustimmung aller und es hindert nichts, daß bei der heutigen Aufführung der rebellische Kronprinz seinen Vater umbringt, während bei der morgigen Wiederholung des Stückes auf allgemeinen Wunsch der König Sieger bleibt, wie ich dies tatsächlich gesehen habe.

Ebenso geht dies natürlich bei den anderen Stücken vor sich, zum Beispiel bei den Ehebruchsdramen, deren vielleicht beliebtester Schößling der mit dem Popen ist, indem alles Unheil (Verführung der Frau, allerhand Schwindel und Betrug) dem „Väterchen" (Batjuschka) zugeschoben wird, der zuweilen als ein wahrer Fuchs an Listen, jedenfalls aber als ärgster Bösewicht im Tugendgewande erscheint. Es wirft ein merkwürdiges Licht auf das Ansehen des orthodoxen Geistlichen beim Volke, um so mehr als die katholischen Priester von seiten der Polen tiefste Verehrung erfahren. Einen katholischen Priester in einer solchen Rolle auf den Brettern zu sehen, wäre ganz ungeheuerlich. Bei der Entdeckung durch den Ehemann spielen primitive Hilfsmittel (Sack, Kiste ꝛc. als unauffälliges Versteck) eine große Rolle.

angestellt hat, wie zum Beispiel Dr. Pöch auf anthropologischem und Dr. Lach auf dem Gebiete der primitiven Volksmusik.

Wer Russen singen gehört hat, weiß, daß dieses Volk keineswegs so barbarisch und roh ist, wie man es namentlich zu Anfang des Krieges gemeiniglich ausgeschrien hat. Wer erst eine größere Zahl aus dieser unübersehbaren unerschöpflichen Liedermenge kennen lernt, wer sich mit ihnen beschäftigt, der findet immer Neues und Schönes an ihnen. Wohl liegt auf vielen eine dumpfe, monotone Schwermut: Aber gerade dieses Farbenspiel der Stimmungen, die Weichheit, die stellenweise selbst auf den herbsten, kräftigsten Weisen ruht, die zarte Schwermut, mit der fröhliche, glückliche oft gesättigt sind, das macht den eigenen Reiz des Slawenliedes aus. Wie reich an Stimmungen und Farben sind diese Lieder! Noch mehr aber: Wie werden sie gesungen! Wie durchdringt das Lied auch den schlichten, einfachen Mann aus dem Volke, wie lebt er ganz darin, wenn er es singt! Diese Intensität des Vortrages ist uns beim Volke etwas Ungewohntes. Wie überschwenglich fromm und innig klingen ihre geistlichen Lieder, wie schmachtend besingen sie die Liebe, wie tief schmerzlich ihre Traurigkeit, wie übermütig singen, pfeifen, johlen, jauchzen sie ihre heiteren und Spottlieder, alles getragen von einem straffen Rhythmus, zuweilen unterbrochen von einer uns fremden Art, jäh abzureißen. Die reichste Farbenskala der Empfindungen ist dem Polen zu eigen. Alle Töne von zartester Innigkeit bis zur Lasziviät, von Naivität bis zu beißender Ironie finden wir in den Liedern, alle diese Töne beherrscht auch wer es singt.

Zu all dem mag beitragen, daß die Pflege des Liedes sowie im allgemeinen urwüchsige Kunstübung dort im Volke mehr verbreitet zu sein scheint als bei uns. Russische Kriegsgefangene wissen fast alle Lieder auswendig, manche Völkslieder von hoher Schönheit und in einer Menge, die uns staunen macht.

In innigem Zusammenhang mit dem Volksliede der Russen stehen ihre Volksspiele, die sich in den zahlreichen entlegenen Gegenden in einem sehr ursprünglichen Zustand erhalten haben, gänzlich unberührt von der Entwicklung der internationalen dramatischen Literatur. Hier spielt wirklich noch die Volksseele mit dem Geschehen des täglichen Lebens. Das gilt nicht von den Schmieren und kleinen Wandertruppen, die es in Rußland so gut gibt wie irgendwo und die sich ja im Wesen überall gleichen. Ich meine vielmehr die Spiele, welche die Bevölkerung im kleinen Dorf unter sich zur Unterhaltung an Sonn- und Festtagen gibt. Dies läßt sich sehr schön an den Kriegsgefangenen beobachten, und zwar noch mehr als in den Lagern zeigt es sich in den kleinen, jetzt auf dem Lande verstreuten Arbeiterpartien, weil sich diese vorwiegend aus Angehörigen der bäuerlichen Bevölkerung zusammensetzen und auch der

überaus interessantes Gebiet einer fast entschwundenen menschlichen Kultur. Wir Modernen können uns von der Macht dieser Praktiken, von dem tiefen Glauben jener Jahrhunderte an die Wechselbeziehungen zwischen Gestirnen und dem Menschen gar nicht mehr den rechten Begriff machen. Jene Anschauungen waren geradezu Volksgut, unter ihrem Einflusse lebten alle Stände; die Praktiken waren ihnen wichtiger als die astronomische Genauigkeit des Kalenders. Da gab es Zeichen für den „unglückseligen Monschein", für die „ägyptischen" Tage (Unglückstage), für „außerwelt, gut und mittel Aderlassen", für „gut Baden", „gut Kinder Entwehnen", „gut Arzneyen", „gut Säen und Pflanzen" usw. Alles in allem standen so in den alten Bauernkalendern an die 30 verschiedenen Zeichen und Symbole, so daß diese mit den übrigen Illustrationen zusammen (Monatsbildern, Heiligenfiguren, Planeten, Tageszeichen usw.) eine stattliche Fülle bildlicher Darstellungen im Kalender ausmachten. Von diesen vielen Praktikenzeichen haben sich nur wenige bis auf den heutigen Tag erhalten und diese wenigen — es sind ihrer acht — stehen noch jetzt im steirischen Mandlkalender. Sie beziehen sich auf die Witterung. Diese wenigen Reste sind aber kein Beweis dafür, daß die Grundlage dieser Dinge, der Glaube oder Aberglaube an den Sterneneinfluß auf Mensch, Tier und Pflanzen geschwunden sei, im Gegenteil, im Volke ist noch vieles davon lebendig und gar manches, was es tut, hat seine Quelle heute noch in dieser geheimnisvollen Tiefe des Aberglaubens.

Im steirischen Mandlkalender finden wir, wie schon gesagt, nur mehr einen spärlichen Rest der alten Praktiken. Die medizinischen, astronomischen und landwirtschaftlichen (die sich auf Anbau 2c. beziehen) sind schon seit einem Jahrhundert daraus entschwunden. Schon die ersten von Andreas Leykam gedruckten Mandlkalender weisen keine mehr auf, dagegen sind noch zehn Zeichen (Symbole) für die Witterung vorhanden, und zwar:

☉ für Sonnenschein,
♉ für warme, schöne, angenehme Tage,
⊕ für helle, temperierte Tage,
für Gewitter,
für Schnee und Schneewetter,
für kalte und kühle Temperatur,
für nebliges und veränderliches Wetter,
für Regen und regnerisches Wetter,
für Wind,
✳ für anhaltende Witterung.

Die Stücke sind gewöhnlich kurz, mehrere von verschiedener Art folgen aufeinander, den Abschluß bildet meist eine Posse. Ein unerschöpfliches Thema ist der dumme Dienstbote. Hier bietet sich Gelegenheit, endlos Späße und witzige Einfälle zu improvisieren. Wie schon erwähnt, entbehrt diese Art Volksspiel jedes Zusammenhanges mit der Kunstliteratur. Die Leute erklären auch, daß sie aus gedruckten Büchern nichts spielen, sondern ihre Stücke selber erfinden. Der Drang, sich künstlerisch zu betätigen, wurzelt dort noch tief im Volk und gehört zu dessen tiefinnersten Lebensbedürfnissen. Den Drang hat ja schließlich jedes Volk, aber auf den russischen Dörfern ist noch nicht so bequem für seine Befriedigung gesorgt. Die russischen Dörfer haben eben noch kein Kino, keine Tanzoperette wie die kultivierten Europäer.

Eine eingehende Erforschung dieser Volksspiele würde sicher viele Parallelen mit unseren alten primitiven Volksschauspielen ergeben, andererseits aber viel Neues zutage fördern.

Der Steirische Mandlkalender.

Von **Dr. Leopold Bein.**

(Fortsetzung.)*

Das Aufkommen der Buchdruckerkunst in der ehrwürdigen Bischofstadt Mainz zwischen 1440 und 1450 machte dem Holzkalender ein Ende und zu den frühesten und Haupterzeugnissen der neuen Kunst gehörten in jener Zeit gerade die Kalender, insbesonders die große Masse der Bauernkalender, die in Deutschland in kurzer Zeit die weiteste Verbreitung fanden.

In diesen Bauernkalendern die damals zumeist in Blattform (Groß- und Kleinfolio) hergestellt wurden, kam zu all den Zeichen und Illustrationen, die wir bisher besprochen haben, jetzt noch ein weiteres Element hinzu, welches als das weitaus volkstümlichste vom Beginne des Buchdruckes an durch lange Zeit die Kalender erfüllte. Es waren das die Prognostiken und Praktiken, das sind Voraussagungen und Bestimmungen, die auf wirklichen oder vermeintlichen Wechselbeziehungen zwischen den Gestirnen (vor allem den sieben Planeten) und dem Leben der Menschen, der Gesundheit und Krankheit seines Körpers, ferner auf den Einflüssen der Gestirne auf Pflanzenwuchs und Witterung beruhten. Für alle diese Seltsamkeiten hatte man Zeichen, unter denen vier Gruppen zu unterscheiden sind:

1. Die astrologischen, 2. die medizinischen, 3. die landwirtschaftlichen und endlich 4. die Witterungszeichen. All diese Dinge bilden ein

* Siehe Jahrgang 41, Heft 10 und 11.

Nach der Entstehung des Buchdruckes sehen wir noch am Ende des 15., besonders aber im nächsten Jahrhundert durch ganz Deutschland, Frankreich, England, Österreich, kurz im ganzen Abendlande Druckereien (Offizinen) entstehen. Der Geburtsstadt des Buchdruckes, der Stadt Mainz, folgten in Deutschland bald Straßburg, Augsburg, Ulm, Nürnberg und viele andere. Besonders die süddeutschen Städte wetteiferten in dieser neuen Kunst und ganz besonders blühte sie in Augsburg empor. Hier erlebte die Buchillustration in den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts schon einen bedeutsamen Aufschwung und in der Zeit lebten in der genannten Stadt eine so große Anzahl von „Kartenmalern und Kalender-illustratoren" wie in keiner anderen. Eben da hatte in den Jahren 1475 bis 1493 auch ein gewisser Buchdrucker Anton Sorg seine Druckerei aufgetan, in der zwischen 1475—1485 ohne Angabe des Ortes und des Druckes jener deutsche Blattkalender erschien, in dem die Monatsbilder, die unser Mandlkalender heute noch unverändert hat, zum ersten Male erschienen. Es ist kein Zweifel, unter den vielen ältesten deutschen Buchdruckereien hat von jener des A. Sorg unser Mandlkalender seinen Ausgang genommen. Der ausgezeichnete Gelehrte Muther meint, daß jener Augsburger Kalender überhaupt für alle im 15. Jahrhundert folgenden Blattkalender das Vorbild abgegeben habe. Es ist sicher, daß Bauernkalender mit all dem Inhalt, den wir in der Hauptsache besprochen, um 1500 bereits aus süddeutschen Städten, speziell aber aus Augsburg in Steiermark Eingang fanden und hier beim Krämer, auf Kirchmärkten oder durch Händler feilgeboten wurden. 1559 taucht der erste selbständige Drucker in Steiermark auf. Bis dahin und noch nachher versorgten die Augsburger (zum Teil auch die Regensburger und Nürnberger) Drucker und Verleger überhaupt ganz Innerösterreich mit Drucksachen aller Art. Bis zum Jahre 1600 wurde in Graz (also Steiermark) noch kein Mandlkalender gedruckt. Nach 1600 tauchen die ersten in Graz gedruckten Bauernkalender (Mandlkalender) auf, die alle auf das Augsburger Vorbild zurückgehen. Diese ersten in Steiermark gedruckten Mandlkalender gingen aus der Druckerei- und Verlagsfirma Beck-Widmanstetter hervor, welche weit über zwei Jahrhunderte die bedeutendste Druckerei in Graz war. Noch vor 1780 ging ein großer Teil der Beck-Widmanstetterschen Druckerei durch Kauf in den Besitz eines in den siebziger Jahren nach Graz zugewanderten Buchdruckers, des Andreas Leykam über, der gleichzeitig damit auch das Privileg zum alleinigen Druck des Mandlkalenders erworben hatte und mit dessen Druck und Herausgabe allsogleich begann. Dieses Privileg wurde zuerst den Enkeln des genannten Beck-Widmanstetter, dem Ferdinand und Franz Widmanstetter, im Jahre 1650 von Kaiser Ferdinand III. erblich verliehen; das steiermärkische Landesarchiv bewahrt noch diese Urkunde auf, in der es (so weit die Stelle für uns wichtig ist) heißt: „Wir Ferdinand

Einige hievon sind ohneweiters verständlich, wie das Zeichen für Sonnenschein (in alten Kalendern ein Antlitz mit kreisrundem Strahlenkranz), der Pfeil für Blitz (also Gewitter und Donner). Für Schneewetter war es ein Quadrat, in dem neun kleine, runde Pünktchen weiß gelassen wurden, die die Schneeflocken vorstellten. Sofort verständlich ist auch der Handschuh als Zeichen für kalte Witterung, auch die Zeichen für „hell, temperiert" und „anhaltend" sind noch zu verstehen. Ersteres ist das Sonnenzeichen, aber gegenüber dem reinen Sonnenschein geteilt, also nicht rein, sondern nur hell; dagegen ist der Stern für „anhaltendes Wetter" rein konventionell. Übrigens wurden manche Zeichen später gewechselt, d. h. sie wurden anfangs für eine andere Witterung als später verwendet. Während die bis jetzt erwähnten sechs Zeichen keine Schwierigkeit bieten, sehen uns die restlichen vier Zeichen (, , , für Warm, Nebel, Regen und Wind) ganz fremd an. Der Einblick in die frühesten Bauernkalender ließ mich die Lösung dieser Zeichen finden. für warme Tage war ursprünglich, um in der Mundart zu sprechen, der „Schabhuat", das ist der Strohhut, den man eben in der schönen, warmen Zeit trägt und der ursprünglich auch so gedruckt wurde . Allmählich wurde der untere und obere Teil immer runder und so wurde daraus das ganz schematische Zeichen , wie es heute im Mandlkalender steht. für Wind war ursprünglich der blasende Windgott der alten Völker und sah so aus . Daraus wurde das jetzige (Latern-)Zeichen. Interessant ist die Entstehung des Zeichens für Nebel und Veränderlich. Die frühesten Bauernkalender hatten dafür die Sonne mit einem nach links gewendeten Gesicht. Um den Nebel oder den halbbewölkten Himmel anzuzeigen, war diese Sonne auf der einen Seite getrübt: . Die Setzer der späteren Zeit drehten öfter die trübe Seite abwärts . Und als dies geschehen war und auch das eine Auge weggelassen wurde, verstand man das ursprüngliche, noch realistische Zeichen nicht mehr, und so entstand das heute für Beschauer unverständliche Zeichen , wie es unser Mandlkalender hat. Das vierte Zeichen , für Regen, das war ursprünglich ein Wasser ausgießender Krug . Dieser Drucktype war das Mißgeschick beschieden, daß sie selten rein herauskam, sondern meist nur einen länglichen, gefransten Batzen im Druck zurückließ. Das trat übrigens wohl auch bei anderen Zeichen oft auf. Jedenfalls haben auch die Drucker das Bedürfnis empfunden, an Stelle des weniger schnell und schwerer herzustellenden Kruges eine einfache, schematische Figur zu setzen, wie es beispielsweise das Regenzeichen im Mandlkalender ist. Auch der Bauer, der in diesem Kalender daheim ist wie in seinem eigenen Sack, kennt wohl die Bedeutung dieser zuletzt besprochenen merkwürdigen Zeichen, aber nicht ihre Herkunft.

Ausführung erscheint er etwa seit den Vierzigerjahren des vorigen Jahrhundert. In Inhalt, Text und Figuren sind beide Ausgaben vollkommen gleich. Es ist also zwischen der bemalten und schwarz-roten Ausgabe nur ein technischer, kein Sachunterschied. Wie vor vielen Jahren wandert das rare Büchlein alljährlich nach seinem Erscheinen in die fernsten Täler und Höhen des Landes hinaus, aber auch weit über dessen Grenzen, selbst über das Meer (so war es wenigstens vor dem Kriege). Selbst einzelne Bürger der Hauptstadt Graz kaufen ihn jedes Jahr aus alter Anhänglichkeit von ihrer Jugendzeit her. (Fortsetzung folgt.)

Heimgärtners Tagebuch.

Der Bauer Kulmschachner im Murtal hatte einen Knecht. Er hat ihn nicht mehr. Und wie es gekommen ist, daß er ihn nicht mehr hat, das erzähle ich.

Der Knecht Zenzl kam auf Urlaub heim, geradeswegs von Rumänien. Bei Tische erzählte er von seinen Abenteuern und was er als Feind stramm getrieben hatte in den rumänischen Hütten. Er wollte seinen Dienstgenossen und vor allem dem Kulmschachner just einmal zeigen, was für ein ganzer Kerl in ihm steckt.

„Und bei einer andern Hütten", so fuhr er fort, „haben wir die Stuben leer gefunden. Keine Leut'. Aber wir nit faul, haben alles krumm und klein geschlagen. Im Kasten, den wir durchgebrochen, haben wir gedacht, wird Geld sein oder sonst was von Wert. Nichts. Mehl und Fett, davon haben wir uns einmal was zugelegt. Was übrig geblieben, in die Mistgruben damit! Den Tisch zertrümmert und den Ofen eingehaut. Die Kameraden wollen schon weiter, da sagt einer: Ich bleib da, ich schmeck Weibsbilder! Weil Weibergewand herumgelegen ist. Und wie wir überall suchen, in einer finsteren Dachkammer find' ich zwei junge Frauenzimmer. Das Jammergeschrei. Hat ihnen aber nix g'nutzt."

Jetzt sprang der Kulmschachner vom Tisch auf und rief: „Wenn das wahr ist, Zenzl! Du kommst mir nimmer in mein Haus!" Und zu den übrigen Knechten: „Schmeißts ihm seine Sachen aussi!"

Der Zenzl begehrte auf: „Vergiß dich nit, Bauer! Ich bin Soldat!"

„Ein Schandkerl bist!" schrie der Bauer, da lag der Knecht schon draußen und hinter ihm schlug die Tür zu, daß das ganze Haus schütterte.

der Dritte . . . geruheten ihnen unser Kaiserlich und Landesfürstlich Privilegium auf Sie und ihre Männlicht Deszendenz allergnädigst dahin zu ertheilen, damit Sie . . . nicht allein bey solcher Buchtruckerey geschutzt, sondern auch keinen einandern alda zu Graz oder anderwerts in Steyer aufzurichten erlaubt noch zugelassen werden solle . . ."

Weiters besagt die Urkunde, „es soll sich jeder darnach halten, damit er sich nicht zuziehe Ungnad und Straf, und darzu ein Pön* nemlichen 20: March Lötigen Golds . . ."

Nimmt man die mit gesperrtem Druck hervorgehobenen Stellen zusammen, so ergeben sie jenen interessanten Vermerk, den der Leser auf jedem Mandlkalender auf der Titelseite vorfindet und der dort lautet: „Mit k. k. Privilegium, bei Strafe 10 Mark lötigen Goldes keinen** in Steiermark einzuführen."

Dieses Privileg also hat Andreas Leykam mit dem Ankauf des größten Teiles der Widmanstetterschen Druckerei übernommen und er hat auch gleich mit Druck und Herausgabe des Mandlkalenders im Jahre 1785 in seiner eigenen Druckerei begonnen, die er einige Jahre vorher, 1781, in der Stempfergasse errichtet hatte, im selben Hause, wo sich noch heute die Firma Leykam befindet (die Häuser 3 und 5 der Stempfergasse sind mittlerweile hinzugekommen). Über Andreas Leykam kann sich der Verfasser dieser Zeilen näherer Mitteilungen enthalten, da im nächsten Jahre eine kurze biographische Skizze über diesen Buchdrucker im Heimgarten oder im Grazer Schreibkalender erscheinen wird.

Nach dem Tode Andreas Leykam's setzten die Erben Leykam's und nach diesen die nachmals gegründete Druckerei- und Verlags-Aktiengesellschaft „Leykam" den Druck und die Herausgabe dieses Kalenders bis zum heutigen Tage fort, und zwar, man muß es zur Ehre der späteren Verleger erwähnen, in richtiger historischer Würdigung dieses seltsamen, hochinteressanten Überrestes der alten Bauernkalender, in völlig unveränderter Wiedergabe. Nur das Format (Sedez) hat sich von der alten Zeit her, in der er in Blattform erschien, geändert und teilweise der Text, der vor und nach dem eigentlichen Kalendarium steht. Der Text war immer etwas Variables, und in früherer Zeit sogar noch umfangreicher. Das hat also nichts zu sagen, die Hauptsache, das Kalendarium selbst hat sich seit 1785 nahezu unverändert erhalten.

Der Mandlkalender wird heute im Verlage „Leykam" jährlich in bedeutender Auflage gedruckt und verlagsrechtlich hergestellt, und zwar in zweifacher Ausführung: in Schwarz-weiß, der dann mit vier Farben (rot-gelb, grün, blau) roh übermalt wird, und in Schwarz-rot. In letzter

* Lat. poena die (Geld)strafe.
** Nämlich: Bauernkalender (oder „Mandlkalender" nach steirischem Volksmund).

darüber, die Zeitungen, die Kriegsbücher und Schriften, er sammelte sie alle, ebenso die behördlichen Verordnungen, für unsere Nachkommen, als Originalurkunden aus großer Zeit. Er sammelte die Feldpostkarten und womöglich die ausgebrannten Zigarettenhülsen der Soldaten. Er sammelte Kriegsbecher, Kriegsmedaillen, gebrauchte Waffen u. s. w., so daß sein Salon ein wahres Kriegsmuseum wurde. Das hatte auch eine Feldherrnecke mit den Bildern der Generale und an den Nägeln hingen Schlachten- und Heldenbilder. Aber noch größere Merkwürdigkeiten; die letzte Semmel behielt er sich auf, auch etwas vom Ersatzkaffee und anderen Ersatzlebensmitteln. Man sollte nur wissen einst, wie opferwillig man gelebt hatte.

Im zweiten Jahre wurde der Mann kühler und lässiger, und als er merkte, wie durch den „endlosen Krieg" seine Geschäfte Einbuße litten, da ließ er das Beflaggen, Jubeln und Sammeln allmählich sein. Er räumte sein Museum zuerst in den Dachboden hinauf, später verschenkte er die Sachen an Liebhaber, noch später tat er den Rest ganz fort, ohne zu fragen, wohin. Diese Andenken aus schwerer Zeit! Warum? Man soll froh sein, sie vergessen zu können. Er wollte auch nichts mehr hören vom Kriege, die Ohren hielt er zu, so oft Leute ihm nahten. Der Salon wurde wieder mit den alten, gewöhnlichen Friedenseinrichtungen gefüllt, die dichten Fenstervorhänge ließ er kaum mehr aufmachen, weil er von der Gasse die marschierenden Soldaten nicht sehen und nicht hören konnte. Endlich nahm er auch die Not und das allgemeine Leid des Volkes wahr; da wollte er davongehen und einen stillen Landwinkel suchen, wo von dem unseligen Krieg nichts wahrzunehmen wäre. Aber einen solchen Winkel gab es nicht. Überall alles durchdrungen von der Flut des Elendes und des Jammers. Trotzdem in den Zeitungen immer noch unsere Siege standen. „Und wenn wir die Welt besiegen!" rief er einmal aus, „mich freut der ganze Krieg nicht mehr." Dann vergrub er sich in seine Wohnung, daß man ihn nur selten mehr sah. Und von seinem sonderbaren Kriegsmuseum war nichts mehr geblieben, als — er selbst.

Am 11. November.

Der Kaiser fährt über den Isonzo. In Schlamm und Wasser eines breiten Bachbettes bleibt das Auto stecken, kann nicht vor-, nicht rückwärts. Da ist bald geholfen, denkt der begleitende Leibjäger und der Gardewachtmeister; ohne viel Zeremonie nehmen sie den Kaiser, um ihn ans Land zu tragen. Das nahe Wehr bietet so eine Art Steg. Da bricht unter den Füßen des Leibjägers die Steinmauer und er stürzt ins flutende Wasser. Daß es ihn nicht davonreiße, hält ihn der Kaiser, seiner eigenen Gefahr nicht achtend, fest, aber da reißt es auch ihn mit hinab, unseren hohen Herrn, und den Wachtmeister, der wieder

Aus der Spreu politischer Gespräche, die jetzt an jedem Tisch und an jeder Ecke geführt werden, fällt mitunter ein Körnlein ab, das man aufhebt und anschaut.

„Ja!“ rief da einer, „wenn wir uns begnügen wollten mit einem deutschen Kaisertum Österreich, so könnten wir den Frieden augenblicklich haben.“

„Ich bitte“, sagte ein anderer, der lange in Britannien gelebt hatte, „das weiß ich besser. Die Engländer wünschen nicht, daß zum Beispiel Tschechien sich von Österreich lossagen und ein eigenes Königreich werden solle. Diese Sache würde die Tschechen schwächen und die befreiten Deutschen stärken. Just das Gegenteil. England will, daß Österreich von den Tschechen durchsetzt und slawisiert werde, damit die Deutschen im Südosten eine Mauer finden.“

Eine Weile dachte ich nach über dieses Körnlein, dann warf ich's weg.

Der Schlossermeister zu . . . (den Ort sage ich nicht) ging zum Obersten, um seinen Sohn von der Musterung loszukriegen.

„Herr Hauptmann“, sagte er, denn er nennt jeden Offizier, der es mit Rekruten zu tun hat, Hauptmann, „ich bitt gar schön, mein' Bubn zuruckstellen. Er is ah noh z jung.“

„Nun, wie alt ist er denn?“

„Nit ganz zwanzg, mein Bub. Noh nit ganz zwanzg.“

„Was wolln S denn?“ rief der Oberst, „schon mit achtzehn nehmen wir sie.“

„Ah, wird doh nit sein. Se sagn ja, daß vor zwanzg keiner an die Front kommt.“

„Wer sagt das?!“

„Weil keiner, sagns, vor zwanzg Jahren derschossen werden darf.“

„Reden Sie keine Dummheiten.“

„Ih bitt schön. Der Mörder von Sarajewo. Den hams doh hinrichtn wölln. Und hats gheißn, es geht nit, weil er noh z' jung is —.“

Der Oberst hat den Mann flink abtreten lassen.

Der Mann, von dem mir erzählt wurde, war körperlich so geraten, daß man ihn nicht mittun ließ, als der Krieg ausbrach. Er konnte ihn also von außen bequem anschauen, gleichsam wie man von der Loge aus der Tragödie zuschaut. Er war entzückt über die herrliche Heldenzeit. Freudenfeste gab er. Jeden Vorstoß unsererseits ließ er mit drei bunten Riesenfahnen als Sieg in die Welt hinausfächeln. Die Depeschen

nicht so sehr aus Sorge vor Angriffen geschieht, sondern daß ihr selbst kriegslustig seid. Daß ihr an den Krieg glaubt, weil er euch ein großartiger Sport ist. Und der Friede kommt nimmer und nimmer, weil nicht an ihn geglaubt wird.

Die Friedensgegner rufen: „Feiglinge, die ihr Angst vor dem Kriege habt! Andere fragen, ob Leute, die Angst vor dem Frieden haben, nicht noch größere Feiglinge seien? Die Friedensgegner behaupten, daß ein beständiger fauler Friede die Menschheit erst recht zugrunde richten würde. Das behaupte auch ich. Aber ein beständiger fauler Friede, wo sich niemand rührt, wo alles ins Lotter- und Luderleben versinkt, ein solcher Friede kommt nie, dafür ist gesorgt. Kampf zwischen den Menschen, Kampf mit der Natur wird es immer geben, das ist ja die Triebfeder aller gesunden Entwicklung. Aber ich frage, gehört das auch zur Entwicklung, wenn die frische, lebensfreudige Jungmannschaft zu Millionen totgeschossen wird, wenn im Hinterlande Millionen sonst Fleißiger verhungern oder zu Verbrechern werden? Wenn Kulturgüter zugrunde gehen, an denen die Menschen mit Eifer und Liebe jahrhundertelang gearbeitet haben? Lasset dem Kriege, wie er jetzt wütet, nur noch wenige Jahre freien Lauf, so wird er sich wie eine steigende Flut ausbreiten über alle Gefilde, alle Gesittung der Menschen und alle Kulturdenkmale zerstören. — Seht ihr nicht, daß wir jetzt in größter Gefahr zu einer solchen Entscheidung sind?

Und wird die Geschichte dann nicht sagen, diese heillose Zeit sei für das Weltgericht reif gewesen?

— —

Nach raschem Klopfen fliegt die Tür auf. Ein junger Mann, fast noch Knabe, tritt herein, rasch auf mich zu.

„Was wünschen?"

Er: „Ich bin aus W. von der preußischen Grenze. Ich bin durchgebrannt. Ich komme zu Ihnen, um Dichter zu werden. Ich will gleich in die Lehre treten."

„Wer sind Sie?"

„Ich heiße E. H., soll Kaufmann werden, mag aber nicht. Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Gedichte vorlese!"

Leise und rasch sprach er's so heraus und langte schon in die innere Rocktasche.

„Was fällt Ihnen ein! Ich lasse mir nie Gedichte vorlesen, am wenigsten, wenn ich abgespannt bin und den Kopf mit anderen Sachen voll habe. — Vor allem muß ich sagen, daß Sie eine große Dummheit gemacht haben. Von seinem Posten durchbrennen, ins Ungewisse —"

Er: „Aber ich kann dichten — bitte!"

„Lassen Sie's. Sie glauben, weil Sie vielleicht Verse machen können, was jeder heute schon in der Schule lernt, daß Sie Dichter wären, der

den Kaiser halten will, und die drei Männer werden in den Wirbeln der Fluten davongetragen, hinaus gegen die große Strömung. Die übrige Begleitung des Kaisers, in wildem Entsetzen, eilt dem Ufer entlang. Aber die Stangen und Balken, die retten sollen, sind zu kurz, die Schwimmenden suchen, sich an Ufergebüsch zu halten, das reißt sich mit bröckelndem Boden von der Erde los, die Männer verschwinden zeitweilig in den hohen Fluten. In diesem gräßlichen Augenblick stürzt sich ein tapferer Ritter, Prinz Felix von Parma, der Schwager des Kaisers, ins Wasser. Schwer und wild ist der Kampf — die Rettung gelingt...

Der Kaiser war gefaßt geblieben und nun sagte er: „Auch von uns fordert der Krieg den Einsatz des Lebens!"

Jetzt möchte ich ein großer Dichter sein, um das Ereignis würdig zu besingen, besonders, wie der Kaiser, in eigener Lebensgefahr, seine Diener retten will. Diese historische Stunde ist von tiefer Symbolik.

Die Leute glauben ja gern, aber sehr oft das Falsche. Zum Beispiel, daß Macht und Gewalt einen haltbaren Frieden erzielen könne. Nein. Macht entzweit die Menschen, Güte einigt sie. Nichts ist sicherer als das. Darum ist es so unfaßbar, daß es noch immer Leute gibt, die den Frieden mit der Gewalt erzwingen wollen. Das geht nur in dem einen Fall, als man den Feind bis auf den letzten Mann vernichtet. Dann wird von dieser Seite ewiger Friede sein.

Daß die guten Beziehungen der Völker untereinander niemals unterbrochen werden, ist wohl kaum zu denken. Aber davon bin ich eisenfest überzeugt, daß Kriege wie die bisherigen, wie der jetzige, völlig unmöglich gemacht werden, daß die Entwicklung andere Mittel schaffen wird, Uneinigkeiten und Ungerechtigkeiten im Sinne des Ganzen zu schlichten. Und just der jetzige Krieg, der die ganze Welt angeht, müßte dazu berufen sein, den ernstlichsten Versuch zu wagen, um so ungeheuerliche Katastrophen unmöglich zu machen.

Versucht es mit der allgemeinen, gegenseitigen Abrüstung, mit dem Weltschiedsgericht, mit der Völkerkontrolle. Versucht es mit Vorsicht, Wohlwollen und einigem Vertrauen. Vor allem, setzet zuerst bei den Schulen an. In der Erziehung. Richtet nicht alle Lebensführung auf Genuß, Reichtum und Herrschsucht. Werdet doch endlich um Gotteswillen gewahr, daß das Lebensglück ganz wo anders liegt. Verpflichtet euch einmal auf hundert Jahre zu einem neuen Leben. — Mißlingt's, dann ist es immer noch nicht schlechter, als so, weil es nicht schlechter sein kann. Aber es gelingt, weil es gelingen muß.

Wollt ihr es nicht versuchen, wollt ihr von dem Glauben an die Unausrottbarkeit der Kriege nicht ablassen, dann vermute ich, daß es

technischen Fehler und den unmittelbarsten Ausdruck des Seelenlebens. Sie sind zwanglos. Dessen wurde ich mir nicht bewußt, aber ich empfand es. In meiner ersten Zeit suchte ich vor der Niederschrift den Stoff genau in Regeln, Kapiteln, Gleichgewicht, Steigerung, Schürzung, Lösung usw. zu bringen. Die Durchführung nachher fiel auch entsprechend schablonenmäßig aus. Unwillkürlich habe ich mir dann angewöhnt, vor einer Arbeit nie einen strengen Plan zu entwerfen, sondern irgend einen mir beliebigen Stoff ohneweiteres herzunehnen und im Laufe der Niederschrift immer nur der unmittelbaren Eingebung zu folgen. Die einzelnen Charaktere natürlich, die müssen in einem Roman folgerichtig entwickelt werden; das Ineinandergreifen der Schicksale aber und die Nebenumstände, sind wie der Zufall unberechenbar und bedürfen während des Ausführens der Freiheit.

Den Satz: „Es gelingt kein Werk, wenn es gewollt ist, möchte ich vielleicht so abändern: Es gelingt kein Werk, wie es gewollt ist."

Ein Freund und ich, wir lagen im Grase und richteten unsere Augen dem blauen Himmel zu. Zwei Flieger standen hoch oben. Sie „standen", aber sobald man sie auch nur für einen Augenblick außer acht ließ, waren sie schon nicht dort, sondern weiter hin. Einer sah aus wie ein Geier, der andere wie eine Libelle. Nach ein paar Minuten, waren es nur mehr Mücken, die aus dem Gesichtskreis strebten.

Nachdem wir schweigend so hinauf geschaut hatten, sagte mein Freund: „Weißt Du, was mich an der ganzen Geschichte am meisten wundert?"

„Nun!"

„Daß man sich nicht mehr darüber wundert. Etwas, was man noch vor Kurzem als Märchen gesehen und nicht genug im Märchen bewundern konnte, steht jetzt in aller Wirklichkeit vor uns und wir ertragen es ruhig.

Wir wissen, daß wir morgen ebenso auch dort körperlich in den hohen Lüften fliegen können, wenn wir wollen, und bleiben ruhig. Ein unerhört Neues ist da, und die Weltanschauung verschiebt sich nicht. Unser Geist war also schon vorbereitet, wie er noch für vieles bereit sein wird, was unerhört ist und was noch kommen kann. Die Phantasie erdichtet unbegreifliche Wunder, aber die Wirklichkeit überbietet sie in der Ausführung. Die Schöpfer des Luftschiffes haben sich Jahrhunderte lang bespötteln lassen, aber sie glaubten an ihre Sache — und da ist sie nun."

So lange die Menschen eine Geschichte haben, sind sie nicht geflogen. Und jetzt fliegen sie. Weil sie sich es selbst einredeten, weil sie danach strebten, weil sie daran glaubten.

auch davon leben kann. Und selbst, wenn Sie ganz ähnliche Gedichte wie Schiller machten, so wären Sie deshalb noch immer kein Dichter. Sie müßten es anders machen und ebenso echt. Sie sind wohl eben mit dem Zug gekommen, so werden Sie Hunger haben."

Da wendete er sich weg. Er hätte gedacht, er könne gleich dableiben und anfangen.

„Was wollen Sie jetzt machen?"

„So fahre ich wieder nach Hause. Adieu!" Und aufrecht davongestapft.

Das alles in fünf Minuten. Mir wurde ein wenig ungleich. Der erste Ärger war verflogen. Der Junge schien dreist und unternehmend zu sein. Kaufmännische Eigenschaften. In früheren Zeiten habe ich's mit derlei jungen Leuten oft versucht, zumeist ohne Glück und Erfolg. Nun, als der Junge fort war, tat es mir leid, ihn so barsch abgefertigt zu haben. Aber für sein leichtsinniges „Durchbrennen" verdient er nichts anderes. Sollte er wirklich ein Auserwählter sein, dann setzt er sich doch durch. Einstweilen soll er wissen, daß man das Dichten nicht wie ein Handwerk lernt.

Der Dichter solle, ist schon oft gesagt worden, die Welt nicht so wiedergestalten, wie sie in ihrer Alltäglichkeit ist, sondern wie sie zu unserem Wohlgefallen sein könnte. — Dann: Der Schriftsteller als Sprecher, als Leiter, will er nicht überflüssig sein, hat nicht das zu sagen, was die Leute gerne hören, denn das, was sie gerne hören sagen sie sich selber. Ein Schriftsteller, der bei seinem Auftreten am wenigsten verstanden wird, ist gerade der notwendigste. Denn er muß die Menschen vieles noch nicht Gelebte oder falsch Gedachte verstehen lehren.

„Es gelingt kein (geistiges) Werk, wenn es gewollt ist." Diese Sache habe ich im Leben oft empfunden und nie bedacht. Heute las ich sie in einem Buche. — Ein Dichterwerk zum Beispiel, das vorher genau in ein Programm gebracht und nachher genau nach demselben ausgeführt wird, mag eine größere technische Einheitlichkeit haben, wird aber selten so durchgeistigt und in allen seinen Teilen wahr und lebendig sein, als eines, das nach einem bloß beiläufigen, losen Plan im Laufe der Zeit frei entstand, wie es augenblickliche Vorstellung und Stimmung verlangte. *Nicht der Wille ist schöpferisch, sondern das Verlangen der Stunde*, die seelische Geladenheit.

Mein „Waldschulmeister", „Erdsegen", „die Försterbuben" sind fast planlos entstanden, wild gewachsen, möchte ich sagen. Sie haben die größten

„Was hilft das?“ entgegnete sie. „Wenn ich das Geld vorher gebe, so bleibt das Pferd verschont; wenn er's strafweise gibt, hat es die Schläge schon!“

Die Gute hat aber doch schlecht gerechnet. Mancher Fuhrknecht, der sonst seine Tiere ganz gut behandelte, fing an zu fluchen und zu knattern, wenn er mit dem Fuhrwerk an der steilen Stelle bei Frau Nataliens Garten vorbeikam; da bekam und nahm er die Münzen und tat nicht, was er — auch sonst nicht getan hätte.

Im Schulgarten steht ein großer Kirschbaum. Eines Tages bekamen die Knaben als Aufgabe, diesen Kirschbaum zu beschreiben. Das geschah recht fleißig. Sie schilderten den Stamm, die Äste, die Blätter, die Blüten und die Früchte. Die einen schrieben sinnig, die anderen unsinnig, aber auch der Schwächste bekam ein „genügend“.

Nur einer bekam ein „ungenügend“, denn er hatte gar keine Schilderung gemacht. Während die anderen den Kirschbaum gar schön und erbaulich beschrieben hatten, saß dieser eine oben in der Krone und — aß Kirschen. Diese waren nicht bloß genügend, sie waren sogar gut.

Die Nutzanwendung, die aus der Geschichte zu machen ist, behalte ich für mich selber.

Können und schaffen.

Wähnen ist nichtig,
Wünschen ist wenig,
Wollen ist wichtig,
Können ist König!

Sei nicht bloß Parlamentarier,
Sei schaffender Autokrat.
Worte sind Proletarier,
Und Fürstin ist die Tat! R.

In jenen Zeiten, als ich noch auf das Wünschen viel Gewicht legte, hatte ich ein Buch gestiftet, in welches jeder, der mir nahe kam, seinen größten Wunsch hineinschreiben sollte. Aber nur einen. Auf vielen Blättern liegt heute noch vor mir, was sie wünschten; was davon in Erfüllung ging, weiß ich nicht. Gleich der erste, ein Welthungeriger, schrieb: „Mein größter Wunsch wäre, daß alle meine Wünsche in Erfüllung gehen sollten!“ Sehr schlau, aber er fiel sicher durch.

Dann kamen andere: Ich wünsche mir ein stattliches Landhaus, ein schönes Weib und viele gesunde Kinder. — Ich wünsche, um den Erdball zu reisen. — Ich wünsche, alles zu haben, nur kein Gewissen. — Ich wünsche, daß ich so gescheit wäre, als der größte Tor sich dünkt. — Ich wünsche, alles, was ich brauche, persönlich verdienen zu können. — Ich wünsche, alle Freuden der Welt zu genießen. — Ich wünsche dasselbe, mit Ausnahme gerade der größten Freude, damit mir immer noch was zum Wünschen übrig bleibt. — Ich wünsche mir ein Paar Stiefel mit Schweinslederbesatz, so daß es beim Gehen scharkazt. — Ich wünsche, daß man mit solch faden Einschreibbüchern verschont bleiben möge. — Ich wünsche, alt zu werden. — Ich wünsche, jung zu bleiben. — Ich wünsche eine Zigarette. (Der Wunsch wurde, wie Randbemerkung dartut, sofort erfüllt.) — Ich wünsche tausend Gulden. — Ich wünsche nichts als in heiterer Stunde einen raschen, unvorhergesehenen Tod. — Ich wünsche, bevor ich meine Bergtour antrete, einen Hühneraugenoperateur. — Ich wünsche alle Weisheiten der alten und alle Reichtümer der neuen Welt. — Ich wünsche, wohl zu speisen.

In dieser Art geht es fort und das ist der Wunschzettel der Menschen. Aber glückselig der Mann, dem von allem Erdenglücke nichts anderes zu wünschen übrig bleibt, als ein Paar Stiefel mit Schweinslederbesatz, damit es beim Gehen scharkazt.

Eines Tages aber meldete sich jener Mann, der tausend Gulden gewünscht hatte, um sie bei mir abzuholen. Na, und ich bin dann mit meinem Wunschbuche abgefahren.

Hinter dem Gemüsegarten der Frau Natalie ging die Straße den Hügel hinan. Wenn nun die Frau ihre Kohl- und Spinatbeete pflegte, geschah es, daß sie sehen mußte, wie an der Straße Schwerfuhrleute ihre Pferde schlugen. Weil sie eine große Tierfreundin war, so trat sie denn manchmal auf die Straße hinaus, drückte dem fluchenden und prügelnden Fuhrmann Geld in die Hand: „Se, da hams! Aber schindens die armen Rösser nit so!“

Das sah einmal der Schullehrer und der sagte: „Aber Frau Natalie! Bei dieser Sache werden nicht Sie Geld hergeben. Der Fuhrknecht wird es hergeben. Zeigen Sie ihn bloß an!“



Zur Erinnerung.

„Wie unsere Existenz sich gestalten sollte, wenn heute ein neues Königreich Polen sich bildete, das hat noch niemand auszudenken gewagt. Früher war es eine passive Macht, heute aber würde es, unterstützt von anderen europäischen Mächten, ein aktiver Feind sein, und so lange es nicht Danzig, Thorn und Westpreußen in seinen Besitz gebracht hätte, und ich weiß nicht, was der leicht erregbare polnische Geist sonst noch erstreben möchte — würde es stets der Bundesgenosse unserer Feinde sein. Darum ist es ein Mangel an politischem Geschick oder politische Unwissenheit, wenn man sich irgendwie für die Sicherheit an der deutschen Ostgrenze auf den polnischen Adel verlassen wollte und glaubte, den irgendwie oder irgendwo dafür gewinnen zu können, daß er mit dem Säbel in der Faust für deutschen Besitz eintreten und kämpfen werde. Das ist eine Utopie."

Bismarck am 16. 9. 94.

Aus unserer Zeit.

Ein Dokument.

Im österreichischen Reichsrat interpellierten die polnischen, ruthenischen und italienischen Abgeordneten den Landesverteidigungsminister wegen der angeblichen Schonung der deutschösterreichischen Truppen an der Isonzofront. Ausgerechnet die Polen, Ruthenen und Italiener interpellierten! Der Landesverteidigungsminister antwortete mit samtenen Worten, erklärte, widerlegte. Man wunderte sich anfangs, daß unsere deutschen Abgeordneten nicht entsprechend erwiderten; sie blieben stumm; aber es war doch besser so. Wir brauchen nicht zu reden, wir brauchen nicht zurückzuweisen, wir brauchen uns nicht gegen einen derartigen Angriff zu verteidigen. Wir haben ein unwiderlegliches Dokument, auf das wir stumm verweisen dürfen: Die Verlustlisten unserer deutschen Regimenter.

H. L. R.

*

Ein Schubiak!

Zug auf Zug mit italienischen Gefangenen rollte durchs Land. Die armen Teufel mögen in den offenen und halboffenen Wagen wohl tüchtig gefroren haben, aber das ließ sich nun einmal nicht ändern, sie mußten weg von der Front und es fehlte für die Massen oft an geeigneten Beförderungsmitteln. „Das ist eben der Krieg!" Natürlich war auch die improvisierte Verköstigung mangelhaft, half auch die Bevölkerung, die so unendlich gutmütig ist, hie und da bescheiden nach. Aber leider beobachtete man auch unrühmliche Ausnahmen! So gab mancher Italiener einen Stahlhelm, ein Hemd, eine Hose für ein paar Äpfel. Nun, wer etliche Äpfel so vertauschen kann, der könnte sie auch „um Gottes Lohn" verschenken und brauchte sich nicht übermäßig bereichern. Oder ist das Schenken an Feinde verboten? Dann

Zeichneten Sie schon

Siebente

Kriegs-

Anleihe



Vater unser!

Von K. v. Kepler.

Du, der über den Welten in goldener Wolkenburg thronet!
Du, der voll Güte und Kraft in der Herzen Innerstem wohnet!
Sei mir ein Helfer, mächtiger Berater,
Unser Vater!

Der du das Schicksal der Welten in Weisheit und Herrlichkeit leitest
Und über flehendem Wurm die schützende Vaterhand breitest!
Beschütze der Wesen verworren Gewimmel,
Der du im Himmel!

Wundervoll dehnt sich ohn' Ende die duftende blauende Weite.
Abendlich ruhet die Erde vom vielfachen täglichen Streite.
Du bist der Schöpfer, du bist Geist allein!
Heilig der Name dein!

Schufft ja so überaus schön die feierlich kreisende Erde,
Daß sie im Heerzug der Zeiten ein leuchtendes Wahrzeichen werde!
Nichts kommet der Künstler Gewaltigstem gleich!
Uns komme dein Reich!

Herrlich in gleißender Ferne die trotzigen schneeigen Berge,
Die doch beherrscht von dem Menschen, dem geisteserleuchteten Zwerge!
Dein Werk, was immer bewundernd ich sehe!
Dein Wille geschehe!

Demantgleich glänzet der Himmel; der Wolken vielfarbige Heere
Blicken aus leuchtender Höhe herab auf die Länder und Meere.
Könnt' es doch einmal so schön in friedlicher Freude uns werden,
Wie im Himmel, also auf Erden!

Erdduft entsteiget den Feldern voll kräftig keimendem Leben,
Die ja erhaltende Frucht, dir Schöpfer gehorchend, uns geben.
O Herr, schütz' uns gnädig vor Hunger und Not!
Gib uns heut' unser Brot!

Lasterhaft fröhnet der Mensch der lüsternen, lockenden Sünde,
Als ob dein strenges Gericht in weitester Ferne noch stünde.
Dennoch vergib uns, o Herr der Güte, in göttlichen Hulden
Unsere Schulden!

Du hast, unendlicher Geist, das Leben verschönt durch die Liebe,
Daß sie in Kummer und Schmerz zum Trost und zur Freude uns bliebe.
O, richt' einst uns Sünder so gnädig, wir bitten dich, mächtigen Herrn,
Wie auch wir vergeben den Schuldigern!

Zauberhaft strahlet der Mond im Kreise der blitzenden Sterne,
Betend erhebt sich mein Geist zu dir in unendliche Ferne.
Hilf uns, daß menschliches Leid, allmächtiger Herrscher, dich rühre
Und nicht in Versuchung uns führe!

Samtene, träumende Nacht, den Menschen zum Guten erlesen,
Um von den täglichen Müh'n in traulicher Ruh' zu genesen.
O, Herr, vor dem Übel, dumpf drohend und böse,
Uns erlöse!

Herr, der die Kunst einst erschuf durch seinen gestaltenden Willen,
Gönne mir Kraft, die Sehnsucht nach ihr, der ich lebe, zu stillen,
Zu preisen die Wunder, die von dir kamen,
Amen!

wohl erst recht ein Tauschgeschäft. Doch ein besonders übler Fall wird aus M. berichtet, wo ein eingeborener Schubiak einem Bersaglieri ein Stück Brot für .... eine goldene Uhr gab! Das ist schlimmer als der Wucher unserer Preistreiber, deshalb schlimmer, weil sich für einen solchen habsüchtigen Kerl das ganze Volk schämen muß! Hoffentlich bleibt eine solche Niedertracht vereinzelt und jedenfalls und leider bleibt sie auch ungesühnt, da der „Uhrentäuscher" nach dem „Handel" rasch verduftete.

*

Zwei Zitate.

„Unbeirrbar in allen Gefahren und eisern zusammengeschmiedet in gemeinsamen Schlachten und Siegen der Vergangenheit, empfängt nun unsere unvergleichliche Waffenbrüderschaft mit Deutschland als weithin ragendes Symbol von Einigkeit und Treue gleichsam die höchste Weihe im Kampfe gegen den welschen Erbfeind." Mit diesem Satze beginnt ein Bericht aus unserem Kriegspressequartier vom 26. Oktober. Und merkwürdig! Für diesen Satz haben gewisse Wiener Blätter, die sonst nicht über Raummangel zu klagen haben und ganze Spalten für alle möglichen Gerüchte, die sich mit der Kanzlerkrise im Deutschen Reiche, mit angeblichen Zwistigkeiten unter den Parteien und ähnlichen Dingen, an denen zunächst unsere Feinde ihre Freude haben sollen, zur Verfügung haben, keinen Platz. Die von unserem Kriegspressequartier in so schönen Worten festgestellte unvergleichliche Waffenbrüderschaft findet weder das Gefallen der „Arbeiterzeitung" noch der „Zeit". Ist das nicht merkwürdig? Wie schön sie sich doch wiederum alle zusammenfinden, von denen man alles behaupten kann, nur nicht daß sie ehrliche Freude über einen Sieg der Mittelmächte empfinden. Und gar wenn von der Bundestreue des Deutschen Reiches gesprochen wird! Da kann diese Sorte von Zeitungen, die bei uns in Österreich (!!) erscheinen, den Ärger kaum verhehlen. Es tat not und war gut, daß auch von unserem Kriegspressequartier aus wieder einmal an die Waffenbrüderschaft erinnert wurde. Der Anlaß hiezu ist denn auch der denkbar beste. Diesmal gilt der Stoß, der Sieg und mit dem Siege Frieden bringen soll, den wir nicht sehnlicher, aber gewiß ehrlicher herbeiwünschen als all die Blätter, die da vorgeben, die Friedenssache gepachtet zu haben, uns glauben machen wollen."

—k in der „Ostdeutschen Rundschau".

*

Eine recht nette Szene schildert Daudet in seinem Roman „Der Nabob": Der nicht gerade geistreiche, aber seelengute Abgeordnete Bernard Jansoulet wird vom Journalisten Moëssard, dessen Erpressungen er endlich satt hat, im Blatte „Massager" unflätigst angegriffen, doch so geschickt verblümt, daß er ihn nicht gerichtlich belangen kann. Aber da trifft er ihn im Bois und — doch Daudet soll das nun folgende selbst schildern: „Kaum hatte Moëssard einen Fuß auf die Erde gesetzt ...., da warf Jansoulet sich auf ihn, hob ihn wie ein Kaninchen am Genick empor und sagte, ohne im mindesten auf seine mit lallender Stimme vorgebrachten Verwahrungen zu achten: „Ja, ja, Elender, ich werde dir Rechenschaft geben .... Aber vor allem werde ich dir das tun, was man unsauberen Tieren tut, um ihnen die Unreinlichkeit abzugewöhnen ...." Und nun begann er ihm mit der zusammengeballten Zeitung das Gesicht abzureiben, bis er ihn fast erstickt und mit der an den Aufschürfungen herablaufenden Schminke geblendet hatte ...."

O, dieser Rohling Jansoulet — und dieser Rohling Daudet, der die grausame Bestrafung des armen Journalisten scheinbar nicht einmal mißbilligt!!!

gung und überraschend vielseitige Beispiele lebendiger Wohlfahrtseinrichtungen; und zur sinnigen Pflege des deutschen Volkstums und zum Wiederaufleben schöner Volksgebräuche weist es neue Wege, ohne dabei die Augen zu schließen vor Schwächen und Fehlern unseres Bauernstandes. Kein Kulturvolk hat dieser eigenartigen und wertvollen literarischen Erscheinung Ähnliches an die Seite zu stellen. Wer an den Heroldsruf Geibels glaubt „Und es mag am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen", und das Heil nicht in einem Völkermischmasch sucht, der wird gewiß nicht den Born deutscher Kraft verschütten lassen. Möchte die Notwendigkeit der Erhaltung deutscher Dörfer klar in allen Kreisen unseres Volkes erkannt werden.

Berlin. —ch.

Triest.

Triest ist der Lungenflügel, mit dem Österreich Seeluft atmet. Und kein Staatskörper, der stark und gesund bleiben will, kann Seeluft entbehren. Deshalb griffen die Forderungen Italiens an unseren Lebensnerv; das machte den Krieg mit dem abtrünnig gewordenen Bundesgenossen schon aus rein sachlichen Gründen so erbittert. Tagelang, wochenlang, ja monatelang, wenn die Geschütze Cadornas am Isonzo donnerten, hielten wir den Atem an: „Werden wir mit einem Teil unserer Armee dem Ansturm des ganzen italienischen Heeres standhalten können? Wird Triest unser bleiben?" Wir hielten stand, Triest bleibt unser und im Verein mit dem Treuesten der Bundesgenossen warfen wir den Feind, der uns bedrohte, auch im Südwesten weit zurück. Da gewinnt gerade jetzt ein Buch an Wert, gerade jetzt, da Triest fester denn je an Österreich geschmiedet ist: „Triest. Der Irredentismus und die Zukunft Triests". Von Alberto Mitocchi. („Leykam", Graz.) Mitocchi entwickelt sehr übersichtlich die historische Vergangenheit unseres unentbehrlichen Seehafens und damit schrieb er zugleich die Geschichte des Irredentismus, jener politischen Strömung, die den Anschluß der Stadt an Italien mit allen Mitteln anstrebte. Und dennoch: Triest ist nicht nur eine Schöpfung Österreichs, es ist auch nur innerhalb Österreichs denkbar. Politisch getrennt von ihrem Hinterland wäre die Hafenstadt zu Bedeutungslosigkeit, ja zur Verarmung verurteilt. Italien könnte ihr wirtschaftlich so gut wie nichts bieten und Österreich stünde ihr kühl, ja feindselig gegenüber. Da nimmt es eigentlich Wunder, daß auch weite italienische Volkskreise an der Adria für eine Lostrennung schwärmten, daß sie den Nationalismus höher stellten als den Brotkorb. Daraus könnte man auf viel Idealismus schließen; mit Unrecht. Menschen, die sich über die Tragweite ihrer Pläne nicht klar waren, Leute, die sich von Schlagworten einfangen ließen, und endlich Reichsitaliener, die fast ein Viertel der Triestiner Bevölkerung ausmachten, vertraten eine Idee, die so oder so letzten Endes zum Unglück der österreichischen Italiener ausschlagen mußte. Was Mitocchi über den Irredentismus in Triest zu berichten weiß, ist oft kaum glaublich und doch bis in jede Einzelheit beweisbar. Man wundert sich nur, wie lange die österreichischen Behörden mit Rücksicht auf den Bundesgenossen Italien, die Hände im Schoß, dem allerwärts lauernden Hochverrat zusahen! Aber wir wollen die Vergangenheit begraben: Die Reichsitaliener, die größten Hetzer in Triest, werden kaum jemals wiederkehren, und auch jene kommen nicht mehr zurück, die knapp vor dem Kriege mit Italien Österreich verließen, in der Absicht, bald, sehr bald hinter den zweifellos siegreichen italischen Regimentern als Herren wieder in die Stadt einzuziehen .... Aber wie werden sich künftig die Verhältnisse in unserer Hafenstadt gestalten? Wird das romanische Element auch fernerhin die Kraft haben,

Die Gefahr der Entvölkerung und der Slawisierung unseres Landes.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß uns der Krieg gezeigt hat, wie dringend notwendig die Erhaltung einer gesunden, zufriedenen und heimattreuen Landbevölkerung für unser Vaterland ist. Deutschland läge schon lange am Boden, wenn unser Bauernstand trotz aller Hindernisse und behördlichen Eingriffe, trotzdem auch die Mehrzahl seiner Jünglinge und Männer unter den Waffen steht, nicht die nötige Nahrung beschafft hätte. Die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer blühenden Landwirtschaft ist sicherlich in die weitesten Kreise gedrungen; nicht genug ist aber die Erkenntnis verbreitet, wie wir uns eine arbeitsrührige Bauernbevölkerung erhalten können. Jahrzehntelang mußten wir eine mehr und mehr wachsende Abkehr der Landbevölkerung, namentlich der Jugend, von der ländlichen Scholle beobachten. Die Landflucht war schon vor dem Kriege eines der wichtigsten und umstrittensten Probleme; und der Krieg hat die Gefahr der Landentvölkerung verschärft. Unsere vom Lande stammenden Soldaten, in halb Europa herumgeworfen, mit mancher fremder Länder Art und Sitten bekannt geworden, haben einen weiten Blick bekommen. Wird ihnen die dörfliche Heimat nicht zu eng geworden sein? Durch den Aufenthalt in den städtischen Lazaretten hatten sie Gelegenheit, mehr noch das anscheinend glänzendere Leben der Stadt kennen zu lernen; sie standen Schulter an Schulter mit städtischen Kameraden, die sich vielfach gewandter zu benehmen wußten, ihnen als Vorbild erschienen. Ist nicht die Gefahr gewachsen, daß unsere heimgekehrten Krieger vom Lande das Glück in der Stadt und bei der höchste Verdienste gewährenden Industrie suchen werden? Werden unsere Dörfer nicht noch mehr veröden? Und wie wird nach der von unseren Gegnern erstrebten und vorbereiteten wirtschaftlichen Absperrung vom Weltmarkte die noch dringender notwendig gewordene einheimische Arbeit auf der Ackerscholle geleistet werden können? Wird vielleicht der Strom fremd-nationaler Landarbeiter nicht noch mehr als vor dem Kriege über unsere deutschen Dörfer fluten? Jene slawischen Elemente kamen zumeist aus den westlichen Provinzen Rußlands, aus polnischen Bezirken oder aus den slawischen Gebieten des mit uns eng verbündeten Österreich-Ungarn. Nun, Polen ist jetzt noch enger an das Reich geknüpft, und es wird darum auch nach dem Kriege nicht an polnischen oder galizischen Landarbeitern bei uns mangeln. Die durch die Abwanderung deutscher Arbeitskräfte in unseren Dörfern entstehenden Lücken werden ausgefüllt werden durch jene fremden Volksmassen; unserem platten Lande droht eine ernste Gefahr der Slawisierung. Wird aber nicht dadurch die im deutschen Volkstum, insbesondere dem ländlichen, fließende Urquelle unserer deutschen Kraft abgegraben? Möchten doch auch unsere gebildeten städtischen Kreise dieser unserer nationalen Entwicklung drohenden schweren Gefahr ihre Aufmerksamkeit zuwenden! Möchten sie mithelfen, unserem Vaterlande eine zahlreiche, heimattreue, arbeitsgewohnte und arbeitsfreudige Landbevölkerung zu erhalten! Dazu genügt nicht allein, so wertvoll das auch sein mag, eine ausgedehnte innere Kolonisation zu treiben, unsere Moore zu besiedeln, neue Bauernstellen zu schaffen, die Kriegsbeschädigten auf dem Lande anzusetzen, sondern dazu ist eine umfassende, systematisch geordnete ländliche Wohlfahrtspflege und die Pflege eines gesunden reichen Volkslebens auf dem Lande im Sinne des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege notwendig. Wenn wir sein Organ „Das Land" durchblättern, so gewinnen wir den starken Eindruck, daß die ländliche Wohlfahrtspflege außerordentliche Bedeutung besitzt. In dem „Land" (Trowitzsch und Sohn, Berlin SW 48, jährlich Mk. 6.—), auf das wir bei diesem Anlaß nachdrücklich aufmerksam machen wollen, hat sie ihren Bahnbrecher und bedeutendsten Vertreter. Es bringt jahraus, jahrein eine Fülle von Anregungen zur praktischen Betäti-

Das serbische Volkslied.

Eine ungleich höhere Stellung als die serbische Kunstpoesie nimmt das Volkslied in der Literatur der Serben ein. Seine Entstehung ist wie bei jedem aus dem Volke stammenden Liede durchaus nicht geklärt. Das Volk sang die Weisen, hatte sie von den Vorfahren gelernt, die auch wiederum nur ihre Lehrer, nicht aber den Dichter zu nennen vermochten. Für die Verbreitung der Lieder durch das ganze Volk sorgten die Guslasänger, die mit ihrem Instrumente von Ort zu Ort zogen und für ihren Gesang Gastfreundschaft und Wegzehrung als Dank und Lohn erhielten. Sie waren ein lebendes, ungeschriebenes Buch der serbischen Volkspoesie, die sich von Mund zu Mund fortpflanzte, Textschwankungen, dialektischen Ungenauigkeiten und topographischen Änderungen unterworfen war und nur auf diese mündliche Weise überliefert wurde.

Wenn man aber einen Schöpfer der serbischen Poesie nennen will, so ist dies Vuk Stefanonvić Karadžić, dem es zu danken ist, daß diese Volkslieder uns bis auf den heutigen Tag erhalten blieben. Was Vuk Karadžić für die serbische Volkssprache und deren Rechtschreibung geleistet hat, wird einmal in einem besonderen Kapitel zu besprechen sein. Hier sei nur von ihm als dem Sammler der serbischen Volkslieder die Rede. Er hatte mit großem Fleiße und willensstarkem Arbeitseifer in den Jahren 1814 und 1815 diese Lieder zusammengetragen, deren Texte er auf seinen Fahrten durch die südslawischen Länder gesammelt, mit feinem Verständnis für die sprachliche Richtigkeit, aber gleichzeitig auch mit dichterischem Fühlen korrigiert und diese so erst authentisch und einheitlich gestaltet hatte, und gab sie im Jahre 1815 gesammelt in Wien heraus. Jakob Grimm, der deutsche Sprachmeister, begrüßte mit Begeisterung die literar-historisch so wertvolle Arbeit, namhafte deutsche Dichter und Schriftsteller wurden durch sie zum Studium der serbischen Sprache angeregt, um die Schönheit dieser Gedichte durch die Lektüre in ihrer Ursprache vollständig zu erkennen, und jeder neue Band der gesammelten Volkslieder, den Vuk Karadžić in der Folgezeit herausgab, befestigte den Ruhm der serbischen Volkspoesie.

Das bekannteste der serbischen Volkslieder ist der „Klagegesang von den edlen Frauen des Asan-Aga", das ein serbischer Priester, Kačić-Miošić künstlerisch bearbeitet und der Abt Fortis ins Italienische übertragen hatte. Auf diesem Wege, im Italienischen also, lernte es Goethe kennen und übersetzte es ins Deutsche, in welcher Form es später in die Herdersche Sammlung „Stimmen der Völker in Liedern" Aufnahme fand.

Den Stoff für die serbische Volkspoesie bilden weniger lyrische Motive; den meisten haftet ein epischer Charakter an, der in den fortwährenden Kämpfen mit den Türken einen Hintergrund gefunden hatte. Das folgende Gedicht gibt ein Beispiel dafür. Es ist die Klage eines verlassenen Mädchens an ihren Bruder und trotz aller Lyrismen und an das Gefühl appellierender Wendungen und Stimmungen ist der epische Charakterzug deutlich zu erkennen.

Der treulose Bruder.

Was hört man drüben
Auf jener Seite?
Sind es die Glocken?
Krähen die Hähne? —
Sind weder Glocken,
Noch sind es Hähne,
Sondern die Schwester
Bittet den Bruder:
„Ich bin, o Bruder,
Türkische Sklavin,
O löse mich aus,
Teuerster Bruder!

Nicht viel die Türken
Für mich begehren:
Drei Liter Goldes,
Zwei Liter Perlen."
Da sprach der falsche,
Treulose Bruder:
„Muß mit dem Golde
Schmücken die Rosse,
Daß sie mir glänzen,
Wenn ich sie reite;
Und mit den Perlen
Schmücken mein Liebchen,

die Stadt national im Rahmen der Monarchie zu halten, oder werden die vordringenden Slawen das Recht der größeren Zahl geltend zu machen verstehen? Wir Deutschen, die wir auch dem politischen Gegner Gerechtigkeit widerfahren lassen, würden es bedauern, zögen die Wenden als Machthaber in das altrömische Tergeste ein. Anderseits könnten wir es nie mehr dulden, daß sich abermals eine reichsfeindliche Irredenta an der Adria festsetzt. Mitocchi meint, die Deutschen des Donaustaates, allenfalls die Deutschen Mitteleuropas müßten Triest wirtschaftlich in die Hand nehmen. Das wäre möglich und das ist erstrebenswert, schon des Staates wegen, der für seinen einzigen Hafen Ruhe und Sicherheiten benötigt. Vielleicht wird das interessante Buch, das mit wenig Leidenschaftlichkeit und großer Sachkenntnis geschrieben ist, dazu beitragen, aus Triest, der italienischen Stadt von Gestern, eine österreichische Stadt von Morgen zu schaffen. Ansätze und guter Wille scheinen unter den Deutschen und bei unserer Regierung vorhanden. Doch die Ansätze müßten auch ausreifen und der gute Wille zur Tat werden.

Das Buch trägt folgendes Geleitwort: „Den Deutschen Mitteleuropas gewidmet von einem Nichtdeutschen". Mitocchi nennt sich der Verfasser, gleichwohl dürfte er kaum ein Italiener sein und ist gewiß kein Deutscher. Welcher Nation er auch angehört, seine Anregungen verdienen geprüft und beherzigt zu werden. V. E. S.

Lieber Heimgarten!

Ich marschierte mit meiner Kompagnie, lauter im Stellungskampf und im Bewegungskrieg bewährten Wienern, durch den russischen Lehm; ein paar Schritte hinter mir mein alter Feldwebel, auf den ich große Stücke hielt, der freiwillig einrückte und bereits mit der großen Silbernen und der Goldenen ausgezeichnet war. Da kam uns preußische Infanterie entgegen, der Oberst, gleichfalls zu Fuß, an der Spitze; ihm fielen die schönen Dekorationen meines Feldwebels auf und er fragte ihn freundlich: „Nu, Alter, wie geht's?" Der Gefragte nimmt die vorschriftsmäßige Haltung an: „Ja . . . wann er nur schon aus wär', der Krieg . . ." Der Oberst schritt wortlos mit undurchdringlicher Miene weiter — ich aber hätte meinem Feldwebel bei den Ohren nehmen können! Das war wieder „echt österreichisch"! Wir alle, Österreicher und Preußen, sehnten uns nach dem Frieden, aber ich glaube, der letzte märkische Pfeifendeckel wäre zu stolz gewesen, mir seine Friedenssehnsucht in geradezu weinerlicher Weise mitzuteilen. Und dieser ofterprobte, in jeder Lage der Vergangenheit bewährte und unbedingt verläßliche Feldwebel konnte sich nicht beherrschen und klagte sofort sein Begehren. Das ist es, was uns im Süden fehlt: Die Beherrschung, die Selbstdisziplin. Wir jammern gedankenlos unsere Wünsche heraus, wenn es auch keinen, aber auch gar keinen Zweck hat; nur um uns etwas von der Seele zu reden. Der Norddeutsche aber, mit seiner Selbstzucht, mißversteht uns. Das erklärte ich ungefähr meinem Feldwebel und er begriff, was ich meinte.

Aber auch allen anderen Österreichern möchte ich das Wort Hebbels ans Herz legen: „Selbst wenn du blutest, sag': ich schminke mich!"

Man muß nicht nur stark sein, man muß auch stark scheinen!

Ein Hauptmann.

Aber auch Vergnügen am Leben, Freude am wirklichen Sinn kommt in den Volksliedern zum Ausdruck. Ein lustiges Tanzlied, wie das folgende, oder ein fröhliches, kräftiges Lied, das dem Blühen der Natur zum Lobe singt oder die Schönheit des Lebens preist, beweisen die gesunde Kraft und potenzierte Lebensfreude, die in diesem Volke wohnt.

Kolo.

Kolo tanzt man, stürmisch, mächtig! — —
Hab' ein Mädchen an der Seite,
Fest umschlungen ich es leite,
Und die Herzen schlagen heftig.

Heil'ge sitzen rings im Kreise,
Mustern uns in eig'ner Weise:
Schelmisch lächelnd, lispelnd, deutend,
Mit den Augen uns begleitend.

Ach, ist das nicht eine Wonne,
Wenn sie da den lichten, klaren,
Hellumstrahlten Tag gewahren,
Wie er nachfolgt seiner Sonne?

Neben ihr ist mir so eigen,
Neben ihr ist mir so wonnig,
Ist mein Himmel klar und sonnig,
Den ich tanzend wollt' ersteigen.

Zum Schlusse noch ein lustiges Trinklied, obwohl gerade diese Art von Gedichten bei den den Serben sehr selten ist.[3]

Der fröhliche Zecher.

Warum sollt' ich weinen stets
Und nicht fröhlich lachen;
Warum soll die trübe Welt
Ich noch trüber machen?

Bin doch nicht auf diese Welt
Zu dem Zweck gekommen,
Daß das Herz mir schlagen soll
Ängstlich und beklommen.

Nur zur Freude hat der Mensch
Doch von Gott das Leben!
Weshalb hätte er denn sonst
Ihm den Wein gegeben?

Und die Stimme und das Lied?
Hat er doch zum Singen!
Ein Beweis, daß er die Zeit
Fröhlich soll verbringen.

Soll nur weinen, wer das will,
Sich zu Tode härmen!
Ich will singen und mit Wein
Mir das Herz erwärmen.

Mit den Nachbarn rechts und links
Stoß' ich an zu Zeiten,
Die mein Lied, wenn ich es sing',
Immer gern begleiten.

Die Sammlung der serbischen Lieder durch Vuk Karadžić hatte zur Folge, daß diese in die verschiedensten Sprachen übertragen wurden. Auch ins Deutsche wurden viele dieser Gedichte übersetzt. Der Weg, den Vuk Karadžić nicht nur den Serben, sondern überhaupt den Südslawen gezeigt hat, wurde in der Folgezeit eifrig fortgesetzt und die „Südslawische Akademie" gab mehrere solcher Sammelbände serbischer Volkslieder heraus.

Für den, der sich vom Standpunkte der Wissenschaft mit der serbischen Volkspoesie befaßt, werden diese grundlegenden Sammlungen immer auffindbar sein, für den laienhaften Leser bieten sich aber manche Schwierigkeiten. Denn es existiert meines Wissens nur eine einzige, ins Deutsche übersetzte Sammlung, die der Inselverlag in einem dünnen Bändchen herausgegeben hat und in dem neben den epischen Heldengesängen nur sehr wenige, wirkliche Volkslieder Platz gefunden haben.

E. K. in den „Belgrader Nachrichten".

Daß es mich freuet,
Wenn ich es küsse."
Da sprach die Schwester
Zum falschen Bruder:
„Bin nicht, mein Bruder,
Türkische Sklavin,
Sondern, o Bruder,
Türkische Zarin!

Die Türken mögen:
Die Rosse rauben,
Die Türken mögen:
Dein Liebchen küssen,
Ein Türkensäbel
Den Kopf dir spalten:
Dies sei dein Lohn, du —
Herzloser Bruder."

Es existieren aber auch Lieder, die nur lyrischen Inhaltes sind. Der Serbe zeigt sich da in einer Weichheit, die man dem kriegerischen (und daher in der Literatur verrohten) Volke nie zugetraut hätte. Man lese folgendes Gedicht:

Ach, wenn du ein Zweiglein wärest ...

Ach, wenn du ein Zweiglein wärest
Einer Blume auf dem Strand,
Wollt' ich dann ein Vöglein werden,
Das da kommt aus fernem Land.

Würde mich aufs Zweiglein setzen,
— — Bliebe dort, so lang' ich lebte! — —
Würde singen, bis dein kleines,
Süßes Herzchen froh erbebte.

Würde Tag und Nacht dir singen,
Bis die Stimme mir versagte;
Selbst auch dann noch, wenn die Blume
Dich als längst verwelkt beklagte.

Oder das folgende, das von schwermütigem Verlangen getragen wird und dessen anspruchslose Einfachheit und robuste, fast ungelenke Form die völkische Dichtungsweise illustriert.

Liebeswunsch.

Nelke, Nelke, süße Blüte!
Wenn ich nur dein Same wäre.
Ach! ich wüßte, wo ich keimte:
Meinem Liebsten unterm Fenster. — —
Ging der Liebste dort zu Bette,
Ach! dann würd' ich lieblich duften,
Und der Liebste müßte seufzen ...
Seufzen, daß man weit es hörte,
Bis zum Himmel, bis zum Gotte,
Der sich dann gewiß erbarmen
Und uns bald vereinen würde.

Oft klingt in den Liebesliedern, die sonst zart-poetisch in ihrem Ausdrucke bleiben, der Schalk mit. Das junge Mädchen macht sich über die böse Schwiegermutter, die sie ihrer patriarchalischen Erziehung nach zu fürchten hat, lustig. Oder es erzählt, wie es dem Liebsten schlau ein Schnippchen geschlagen, da er zu stürmisch war in seinem Liebeswerben. Der Jüngling aber bettelt in seinen Liedern oft schelmisch um des Mädchens Gunst oder verrät wie in dem folgenden eine neue, kaum ausführbare Idee, um die Liebe seiner Angebeteten zu prüfen.

Ein schlauer Wunsch.

Bat zu Gott ein liebestrunk'ner Bursche:
Ihn als Perlen längs des Strand's zu streuen,
Längs des Strand's, wo Mädchen Wasser schöpfen.
Daß die Mädchen ihn im Busen sammeln,
Ihn sodann auf Seidenfäden reihen,
Und als Zier am weißen Halse tragen;
Daß er dort ganz wonniglich kann lauschen:
Was die Mädchen von den Liebsten reden,
Insbesondere: was die „Seine" plaudert.

Lukas Rabesam. Von Rudolf Hans Bartsch. (Leipzig. L. Staackmann. 1917.)

Vor zehn Jahren erschien von demselben Verfasser ein Buch „Zwölf aus der Steiermark". Zwölf junge Leute scharen sich um eine schöne Frau und lernen Lebenslust und Liebesglück. In diesem neuen Buche begegnen wir fast denselben Zwölfen wieder, diesmal als Jünger eines alten, grundgütigen Mannes, der ihnen den Himmel und die Gottfreude verkündet. Es sind Seligkeitssucher, die nicht nach außenhin streben, sondern ihr höchstes Menschenziel in der Einsamkeit ihres eigenen Ichs finden wollen. Das hat viel Ähnlichkeit mit dem ersten Christentum; es äußert sich in Gesprächen und Reden. Die Sprache des Buches ist wieder jener entzückende Bartschismus, der so viel Zier und Schönheit und so viel neues Leben in unsere deutsche Sprache gebracht hat. Wenig Werktätiges ist zu verlangen, wo man nur die Einsamkeit und das Ich sucht. Die Aussprüche der Zwölfe sind wohl nicht immer ihren Charakteren entflossen, sie sind zumeist die Meinung des Verfassers. Und noch gut, wenn sie dessen Meinung und Überzeugung sind und nicht etwa bloß Äußerungen augenblicklicher Stimmung; sie werden manchmal so subjektiv, daß sie z. B. in Sachen des sozialen Lebens, der Politik, des Nationalismus u. s. w. wie absichtliche Polemik und persönliche Verärgerung wirken. Und in diesen Fällen wäre manchmal herbe mit dem Verfasser zu rechten. — Aber so ernst wollen wir den liebenswürdigen Dichter nicht nehmen, sondern sein Werk in der Hauptsache wie eine glänzende, oft tiefgründige Plauderei über die höchsten Dinge des Menschen genießen, eine Plauderei, die von den verschiedenartigen Personen gepflogen wird und teilweise wohl auch in ihre Lebensführung eingreift. Der ehrwürdige Lukas Rabesam wird dargestellt als Vorläufer eines Höchsten, ein paarmal sogar, als sei es der Höchste selbst. Der Gegensatz zwischen dem modernen, weltlustigen Dichter und seiner fast biblischen Patriarchen-Erzählung ist groß und fesselt den Leser von der ersten bis zur letzten Zeile. M.

Töchter der Hekuba. Roman von Clara Viebig. (Berlin. Egon Fleischel u. Co.)

„Dies ist wahrlich ein Roman aus unserer Zeit, vielleicht der Roman unserer Zeit", meint der Verlag zu dem Buch. Allerdings, es ist ein Kriegsroman, aber der Roman unserer Zeit ist er deshalb noch nicht. Das Buch unserer Frauen im Krieg könnte man den stattlichen Band nennen, und ein anderes wollte die berühmte Verfasserin, wie schon der Titel besagt, gar nicht schreiben. Frauen aus allen Schichten des deutschen Volkes, die verschiedenartigsten weiblichen Charaktere in wandelbaren Lebenslagen werden geschildert, ihre Leiden, ihre Prüfungen, ihr Standhalten und Versagen, je nachdem. Clara Viebig ist mitleidslos wie immer, beschönigt nicht, verzerrt nicht, sondern zeichnet nach der Natur. Freilich warnte Gerhart Hauptmann, der auch vom Bau ist, erst kürzlich vor „Kriegsromanen"; mit Recht. Um das ungeheure Geschehen künstlerisch zu gestalten, dazu gehörte eine ganz gewaltige Persönlichkeit, die wenigstens der deutschen Gegenwartsliteratur zu fehlen scheint. Außerdem müßte der Schriftsteller erst „Distanz zum Weltkrieg gewinnen" (wie es so unschön und doch so richtig heißt). Wer mitten in einem ungeheuerlichen Naturereignis steht, vermag es unmöglich zu erfassen und darzustellen. Bestenfalls wird daraus gutes Stückwerk. Die Viebig hat eine lange literarische Erfahrung hinter sich und aus der heraus schrieb sie die „Töchter der Hekuba"; kein Wunder, daß es ein interessantes und ernst zu nehmendes Buch wurde. Trotzdem besitzt es einen großen Fehler: Es hätte nach dem Krieg erscheinen sollen. Heute kann es leicht kleinmütig stimmen und verzagt machen. Die Dichter sollen beileibe nicht immer „Gloria! Gloria!" rufen, doch mit ihrer Kunst stärken und Kraft geben zum Durchhalten in des deutschen Volkes Schicksalsstunde.
H. L. R.

Die stillen Königreiche. Ein Roman von Josef Friedrich Perkonig. (Berlin. Egon Fleischel u. Co. 1917.)

Ich gestehe, das „Tagebuch des Lehrers Peter Blum" seinerzeit wegen des von einem Schulmanne geschriebenen Vorwortes mit argem künstlerischen Mißtrauen zur Hand genommen zu haben. Aber bald, schon nach wenigen Seiten war mein Vorurteil gebannt und war der lesende Saulus zum Paulus gewandelt worden. Und seither liebe ich diesen jungen, hochstrebenden Dichter aus Koschats engster Heimat um so ehrlicher und seither sind wir, die einander nie sahen, innerlich Freunde geworden.

Man ist dem Namen Perkonig nun bald in den gelesensten Zeitschriften begegnet und hat sich an seiner unendlich liebevoll gepflegten, blühenden, vollblühenden Sprache wie nicht minder an den tiefpoetisch erfaßten Stoffen und Gedanken duftig erfreut. Dieses mag auch Greinz veranlaßt haben, Perkonigs „Schwarm im Korn" in seine Novellenanthologie ehrend aufzunehmen.

Indessen ist der Dichter, unermüdlich an sich und aus sich schaffend, reicher und reifer geworden und schenkt uns nun in den „Stillen Königreichen" sein erstes großes Werk. Den St. Georgener Zehnerschwarm der freiwilligen Kärntner-Schützen geleiten wir an die Hochwacht der Grenzfelsen. Was dieses Menschenschöcklein dort in Gottnähe und Einsamkeit, fern zwar dem Welschen, aber nicht fern vieler Tücke, in und um sich erlebt, sei es nun Tod und Wunde, Sehnsucht und Herzglut, Rausch

Nachtlied.

Die Sterne stehn am Himmel,
So tief dem All vertraut;
Wohl dem, der wie die Sterne
In alle Schickung schaut.

Wohl dem, der wie die Sterne
Gelassen weiterzieht;
Dem singen Tod und Leben
Das gleiche Wiegenlied.

Die Sterne stehn am Himmel,
So tief dem All vertraut;
Wohl dem, der wie die Sterne
In seine Schickung schaut.

Ferdinand Maria Weinhandl.

Zeichnet doch Kriegsanleihe!



Bücher

„Ein gutes Buch ist immer ein wertvolles Geschenk", hieß es schon im Frieden, und das Wort hat im Krieg an Bedeutung noch gewonnen. Wo die Preise aller Dinge so ungeheuerlich gestiegen sind, greift man gern, sonderlich für Weihnachten, zu einem gehaltvollen Buch, um es zu geben, um damit Freude zu machen, um glückliche Stunden zu bereiten. Deshalb hat der „Heimgarten" seine Abteilung Bücherbesprechungen diesmal besonders reichhaltig gestaltet. Da findet man manchen Hinweis, aus dem man nach Belieben wählen kann. Zugleich sollen die Bücheranzeigen in früheren Heften und in den vergangenen Jahrgängen in Erinnerung gebracht werden. Dort fand vieles Erwähnung, was gerade heute brauchbar ist: Werke fern vom Krieg, von Kampf und Streit, zur inneren Sammlung und Festigung. Nicht immer sind die Jüngsten auch die Besten! Aber auch unter den Jungen gibt es Prachtkerle!

leidet nicht an den Hemmungen, die der Krieg den Verlagen bereitet. V. E. S.

Das steinerne Meer. Sozialer Roman von F. Nabor. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg i. E. Verlagsanstalt Benziger & Co.)

Eine Verherrlichung der Muttertreue und der Liebe zur Scholle, ein Stück Heimatkunst — das bietet ein reich veranlagter Dichter in diesem neuen Roman. In kraftvollen Konturen und leuchtendem Kolorit malt der Roman süddeutsches Großstadtleben. Im Mittelpunkte der stürmischen Handlung steht hoch und fest eine bei aller Schlichtheit seltsam anziehende Figur von antiker Größe, eine vereinsamt vor den Toren wohnende alternde Mutter. In ihren Schutz flüchten sich die im steinernen Meere, in München, am tollen Drange nach rasch zu erraffendem Reichtum gescheiterten Kinder, eines nach dem anderen, um zu sterben oder den stillen Pfad in eine bessere Zukunft zu finden. — Gute Charakteristik der auftretenden Personen, die rasch fortschreitende, bewegte Handlung, die lebendige, frische Darstellung machen dem Leser das Buch doppelt lieb und doppelt Wert bringend.

Der siebte Sohn. Roman von Gustav Kohne. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow.) Eine norddeutsche Dorfgeschichte, verbunden mit einer Auseinandersetzung mit dem üblichen Volksschulbetrieb. Ein breitangelegtes, gutes Buch, dessen Problem eine befriedigende Lösung findet. Auch etwas für uns Süddeutsche, trotz des Nordischen darin. Besonders die erste Hälfte, die Kindlichkeit im Leben Erich Kühnholds, wärmt. K. O.

Die Stimme der Heimat. Roman von Gustav Adolf Müller. (München. Hugo Schmidt.)

Die Handlung des Romans geht aus vom Schauplatz des „Trompeters von Säkkingen", schreitet fort durch den Breisgau, zieht hinüber ins Elsaß und ins Württembergerland, an den Fuß der „rauhen Alb"; sie findet ihren höchsten Ausdruck in ihrer Entwicklung in „Rom und Frascati" und klingt aus in der Heimkehr ins Neckartal und in die Rheinlande, in der süddeutschen Heimat, in der ein Heimatsucher sein hohes Glück in der Stunde findet, wo „die große Heimat", das deutsche Vaterland, seine Söhne zum gewaltigsten Kampf um sein Dasein, seine Ehre und seine Größe aufruft. Z.

Kinder der Sehnsucht. Novellen von Emil Hadina. Einbandzeichnung von Oswald Weise. (Leipzig. L. Staackmann.)

Es ist ein Buch der Glückes und der Lebensbejahung, die Sehnsucht als Befreierin innerster Glücksmöglichkeit, selbst da, wo sie zunächst durch schmerzlichen Verlust hindurch muß. Hier liegt die starke Eigenart des Buches, wo Hadina die Irrwege und Umwege der Sehnsucht zum spät erreichten Ziele zu durchleuchten weiß. Das leiht den Novellen ihren besonderen Zauber. Solche Bücher aufrichtiger, herzenswarmer Menschlichkeit sind es, die unserem Volke mehr als je nottun.

Aus Wunden und Wonnen. Von Heinrich Kipper. (München. Müller und Fröhlich.)

Das gefallsame Buch erzählt von den Leiden und Erlebnissen eines Schwerverwundeten, von Heldentum und Freundestreue, von weiblichem Opfermute und unverzagtem Durchhalten. Ein hochgemuter Sinn spricht aus den anschaulichen, oft erschütternden Schilderungen und über den Bildern herzzerreißenden Elends leuchtet die Sonne männlichen Trostes. Viele Gedichte sind eingestreut, namentlich die mundartlichen des tapferen Schwaben ergreifen das Herz, und was er im gleichen Dialekt erzählt, festigt den Dichterruf des Verfassers, der in seinem Buchenlande längst allbekannt und beliebt ist. Dem Bande ist umsomehr guter Erfolg zu wünschen, da das Erträgnis dem Vereine „Kriegsblinden-Heimstätten" gehört. H. Fr.

Von Heiligen und Sündern. Erzählung von Georg von der Gabelentz. (Leipzig. L. Staackmann.)

Kleine Geschichten, die nicht vom Kriege reden, anregend und anziehend erzählt. Sie bauen bald einstöckig auf dem Erdboden auf, bald heben sie sich höher empor und ziehen uns mit, daß wir den kriegerischen Alltag für Stunden vergessen. Ein freundliches Buch, das schier jedem Geschmack entsprechen kann.

Peter Storms Tramp-Fahrten. Seemanns-Erlebnisse von A. Schmidt-Brake. (Berlin. August Scherl, G. m. b. H.)

Kein Kriegsbuch, und doch ein Buch, das gerade heute zur Zeit des U-Boot-Krieges von besonderem Interesse ist. Nicht von U-Booten handelt es, sondern von den Opfern der U-Boote, jenen schwarzen, bis zum Rand gefüllten Frachtdampfern, die schmutzig und rauchig ihre Straße ziehen, die ohne feste Fahrt bald hier, bald da nach Ladung und Verdienst suchen. Der „Schauplatz" des Buches ist der Maschinen- und Heizraum eines solchen ausländischen Tramps, seine Figuren sind nicht die mehr oder weniger durchgebildeten Seeleute der großen Dampfergesellschaften, sondern die mehr oder weniger verkommenen Existenzen unter ihnen, die auf anderen Schiffen unmöglich sein würden. Man sieht: ein ganz neuer Stoff, dazu von einem Neuling in der Literatur geschrieben. Aber von einem Manne, der dies Dasein aus eigener langjähriger

und Hader oder aber Apostelerwähltheit, was an Ewigem und Fliehendem diese Bergbruderschaft von ihren stillen Königreichen zu Geschenk empfängt, all diese in jedes einzelnen Seele sich anders spiegelnde Freiheit und Einkehr, all dieses reiche, hundertfache Sichabfinden, Zaudern, Erglühen, Gestürztwerden, Wehren, Wünschen, Hoffen, all dieses Irren und Getreusein der Zehne vom Tal bildet Handlung und Inhalt des Buches. Und wie sind diese Menschen geschildert! Und wie treffend gezeichnet die windischen Bauern! Und wie fein die drei Burgmädels! Und wie prächtig gepinselt ist Gottes herrliche Weite! Wie namenlos zart, wie innig ist dieses Sicheinfühlen in alle „leblose“ Natur und wie herztief das Verwobensein dieses Poeten mit Stein und Stimmen und Stille der Bergwelt!

Es mangelt hier an Raum, auf die Schönheiten einzelner Szenen zärtlich einzugehen — eine Kritik soll ja auch kein Lektüreersatz werden! — Aber des Meisterstückes sei doch noch Erwähnung getan: Es ist die Herzensjagd der Stiftsherren von Tanzenberg nach ihrem heimwehgeplagten, zeitlich wiedergekehrten vagans clericus, Bruder Fidelis. Was hier in kurzen Zeilen an liebevollsten Reizen, an Güte und Menschentum, an Innigkeit und doch so wunderzart lächelnden Ironien zwischen Rosinen im Mehlschmarren und graziöser Musik aus Anno Mozartzeit köstlich gespeichert liegt, sucht seinesgleichen und macht allein schon das Buch lesens- und lobenswert.

Perkonig ist (gottlob!) noch keine Vollendung, gerade deshalb aber eine herrliche jungösterreichische Hoffnung. Jedenfalls aber schuf er schon heute ein Werk, verspendet für Seelen die einer Benedeiung dürsten.

K. D. Zwerger.

Jakob Siemering und Kompanie. Roman von Rudolf Heubner. (Leipzig. L. Staackmann.)

Manchen wird das Buch zu Vergleichen mit Gustav Freytags „Soll und Haben“ anregen. Auch hier schrieb ein Künstler einen Kaufmannsroman, in dem allerdings vom guten, behäbigen Kaufmannsstand nicht mehr recht viel vorhanden ist. Die neue Zeit durchsetzte jegliches mit dem Spekulationsgedanken und dem trug auch Heubner in seinem Romane reichlich Rechnung. Der „Held“ ist Jakob Siemering, der immer ins Große strebt und, um sein Ziel zu erreichen (das er schließlich aber doch nicht erreicht), über die ungeschriebenen Gesetze des guten Handelsstandes hinwegschreitet. Im Leben würde der Mann wohl als Bankfürst enden, Aufgabe des Künstlers ist es jedoch, poetische Gerechtigkeit walten zu lassen. Das Buch ist der erste in sich abgerundete Band eines umfangreicheren Werkes, dessen Abschluß wir im Frühling 1918 erwarten dürfen. Die Neugier ist geweckt, wie die handelnden Personen sich noch zueinander stellen werden. B. E. S.

Ich hatt' einen Kameraden . . . Roman von Christiane Ratzel (Carmen Teja). (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow.)

Ein deutscher Offiziersroman, noch im Frieden erschienen, dessen Charakteristiken der Krieg vollauf bestätigte. Außerdem ein Problemroman, der die Rassenfrage mutig mit zwei festen Händen anpackt. Mancher geistvolle Gedanke läßt einen zuweilen vergessen, daß hie und da die Belletristik zu übermütig überwuchert. Ein anregendes, nettes Buch, dessen Einband aber derartig kitschig aussieht, daß man den Verleger dafür vor ein Feldgericht stellen sollte! P. L. M.

Zwischen zwei Nationen. Ein Roman aus Österreichs Südland. Von Alfred Maderno. Einband und Buchschmuck von Th. v. Lindenau-Wien. (Leipzig. Theodor Gerstenberg.)

In großer Zeit ist dieses Buch entstanden. Erhaben ist das Ziel, um das in ihm gekämpft wird. Nichts Geringeres will es anbahnen, als die Versöhnung der Deutschen und Slawen im alten Österreich. Zwischen zwei Nationen stehen die beiden Heldengestalten des Romans, der junge deutsche Mann und das junge slawische Mädchen, die sich in Liebe zueinander finden, nachdem sie schwer mit ihrem Gewissen, mit der feindlichen Nation gerungen. Als Schilderer dieses schönsten Teiles der österreichischen Monarchie ist der Verfasser längst rühmlichst bekannt. Mit einem Liede, einer schwermütigen südslawischen Volksweise möchten wir sein Werk vergleichen. So tief und nachhaltend soll es aber auch in den Herzen seiner Leser nachwirken. V. V.

Die Sommerfrische. Eine Geschichte vom biederen Landvolk, von vornehmen Herrenleuten und allerlei Lumpen von Fr. Schrönghamer-Heimdal. (Augsburg Haas & Grabherr.)

Die friedsame „Sommerfrische“ beherbergt ein Schock seltsamer Patrone aus Stadt und Land. Es wird hier in harmlos-satyrischer Art das Streben eines Nestes, „Kurort“ zu werden, gegeißelt, so daß ein derblustiges und dabei sozial ernstes Bildchen entsteht, dessen Abklatsch man weitum immer wieder antrifft. Die Fülle menschlicher Typen, vom anmaßenden Referendar angefangen über den gutmütigen Naturfreund weg bis zu Hochstaplern macht die launige Geschichte kurzweilig und lesenswert. Besonders gelungen sind die Gestalten der „biederen“ Dörfler, die es faustdick hinter den Ohren haben und aus ihrer „Treuherzigkeit“ Kapital zu schlagen wissen. Die Ausstattung ist sehr hübsch und

röschenschlafe erweckte, möchte es zu einem neuen Deutschland der aufgehenden Sonne ausgebaut sehen. Seine vier Abteilungen sind überschrieben: 1. Ein halbverschollenes deutsches Herzogtum 2. Aus deutschen Häusern Kurlands. 3. Deutsches Land und fremdes Volk. 4. Der Bauernkreuzzug ins neue Deutschland.
B.

Die heulende Wölfin. Römische Xenien. Von Dr. Hans Barth. (Stuttgart. Julius Hoffmann.)

Die heulende Wölfin ist das seine Kriegsleidenschaft austobende Rom und Italien, und „Xenien" nennt der Verfasser die niedlichen Sachen, die er darbietet, im Anschluß an ein bekanntes klassisches Vorbild, dem sie an feiner Form und an beißender Schärfe des Witzes verwandt sind. Durch einen langjährigen Aufenthalt in Italien und durch innige Berührung mit allen Volkskreisen war der Verfasser mit diesem Lande eng verwachsen, und als der Kriegsausbruch ihn zur Abreise nötigte, war dies für ihn ein tief innerliches Erlebnis, das, in dichterischer Empfindung, wohl mit der schnöden Untreue einer Geliebten verglichen werden kann. So sind die Xenien eine Abrechnung mit unseren welschen „Freunden".

Erfüllung. Neue Gedichte von A. de Nora. (Leipzig. L. Staackmann. 1916.)

Aus der Übermenge stets erscheinender Gedichte die guten, die besten nicht zu übersehen — das ist schwer. Aber dieses Buch glaube ich unbedenklich zu den besten zählen zu dürfen. Auf mich wirken sie mächtig. Schon die zwanzig Sonette, mit denen die Sammlung beginnt, haben eine Feinheit, Eigenart und Tiefe, die gefangen nimmt. Dann kommen besondere Lieder der Heimat, Bilder aus der Fremde und Kriegslieder. Man kann mit wenigen Zeilen diese Poesie nicht kennzeichnen; ich will bloß darauf aufmerksam machen. Von den Kriegsgedichten eines hier zur Probe:

Nicht daran denken.

Nicht daran denken, daß dein Fleisch und Blut,
Der Erbe deines Namens hier auf Erden,
Dein Zukunftstraum von einem Erntewerden
All dessen, was in dir als Keim geruht, —
Daß der nun, preisgegeben aller Wut
Wild aufeinander los gelassener Herden,
Hinging, sein Leben blindlings zu verschenken...
Nicht daran denken!

Nicht daran denken, daß er jetzt vielleicht,
— Indessen du im Polster deiner Kissen
Dich wohlig dehnst, von Rührung sanft erweicht —
Daß er vielleicht zerschossen und zerrissen
In einem Ackerfelde jetzt erbleicht,
Hilflos verendend, in den Kot geschmissen,
Wie ein Insekt, das man vom Halse streicht,
Um seine Sohlen drüber weg zu lenken...
Nicht daran denken!

Nicht daran denken, daß in diesem Feld
Millionen stehn, einander hinzuschlachten,
Die nie sich sahn, die nie auf dieser Welt
An Blut und Mord und Menschenopfer dachten,
Die friedlich Acker und Geschäft bestellt, —
Und plötzlich nun ihr ganzes Tun und Trachten,
Das Eisen in des Andern Brust zu senken? ...
Nicht daran denken!

Nicht daran denken, daß du einst geglaubt
An Menschenwürde, an des Friedens Segen,
An die Vernunft, entsprungen Gottes Haupt,
An Völkerfortschritt, höchstem Ziel entgegen —!
„Kultur!" — Ja such' sie nur auf diesen Wegen!
Liegt sie nicht dort — des Augenlichts beraubt,
Verstümmelt, mit durchschnittenen Gelenken..?
Nicht daran denken!

Zum deutschen Kriegsziel betitelt sich ein Büchlein, das Heinrich Claß soeben im Verlage J. F. Lehmann in München hat erscheinen lassen.

Es zeigt, daß, wenn ein fester Siegeswille unser Volk auch fernerhin eint und wir noch die wenigen Monate zuwarten, bis unsere U-Boote England den vernichtenden Stoß beigebracht haben, unseres Volkes Zukunft für immer gesichert ist. Hindenburg hat uns den sicheren Sieg in Aussicht gestellt. Und was bringt dieser Sieg unserem Volke? Die Erweiterung der Grenzen und damit die Möglichkeit, für unsere Landwirtschaft die Nahrungsmittelerzeugung so zu steigern, daß wir beim nächsten Krieg in der Lage sind, das ganze Volk selbst ernähren zu können. Ferner bringt er uns Kohlen und Erz, durch die wir eine Monopolstellung erhalten, die uns wirtschaftlich so stellt, daß wir den Versuch Englands, unserer Industrie die Rohstoffe abzuschneiden, dadurch verhindern können, da wir sonst eben keine Kohlen und Erze liefern, auf die das Ausland dierekt angewiesen ist. Im Innern soll eine großzügige Wohnungsreform durchgeführt werden Die Kriegsentschädigung soll ausschließlich dafür verwendet werden, das körperliche, sittliche, geistige und wirtschaftliche Gedeihen unseres Volkes zu sichern und auf eine gesundere Grundlage zu stellen, daneben aber in erster Linie den Kriegsverletzten, den Witwen und Waisen eine vollwertige Entschädigung zu bieten. Ein Verzichtfrieden würde das alles unmöglich machen. Wir würden bei einem solchen Gefahr laufen, daß unsere Feinde nach wenigen Jahren erneut über uns herfielen; wir müßten gewärtig sein, daß unserer ganzen Industrie die Rohstoffe abgeschnitten würden und daß unsere Arbeiterschaft dem furchtbarsten Elend preisgegeben würde. Wir hätten fünfmal mehr Steuern zu zahlen

Anschauung kennt, der das Buch nur schrieb, um sich von den vielfältigen Eindrücken seines schweren Jugendlebens zu befreien, und der Seite auf Seite beweist, daß er ein Recht hatte unter die Schriftsteller zu gehen. Z.

Kasperls Kriegsdienst. Ein Spielheft von Oberleutnant a. D. Fritz Oberndorfer. Samt vier Stücken von Dr. Johannes Wurst und dreizehn Zeichnungen von Leutnant Fritz Silberbaur. Herausgegeben von Hauptmann Robert Michel. (Graz und Leipzig. Leuschner und Lubensky.)

Manche uns aus Kindheitstagen vertraute Gestalt hat der Krieg wieder erweckt und sie leistet in ihrer Art Militärdienst hinter der Front. Oberndorfer unternahm es, den lieben Kasperl zu mobilisieren. Freilich ist auch er heute nicht mehr der harmlose Spaßmacher, auch er lernte aus der ernsten Zeit. Doch nicht alles im Ernst Erlernte muß und soll mit gleich ernster Miene weitergelehrt werden. So ist auch Kasperl das humoristische Kerlchen geblieben, nur wurde sein Witz etwas beißend und bissig. Er wetzt seinen Schnabel an Mißständen und Unzulänglichkeiten und weiß sich vermutlich auch jenen Menschen verständlich zu machen, die so gut taub sein können, wenn die trockene Vernunft allein zu ihnen spricht. Ein bißchen satyrisch war zwar bereits der Kasperl des lieben Wurstelpraters, doch der Kriegskasperl bindet mit allen und allem an, was ihm nicht zusagt. — Die einzelnen Stücke des Buches lassen sich sehr wohl mit dem Zubehör des alten Kasperltheaters vorführen und werden gewiß wirken, werden auch jene Wirkung erzielen, die Fritz Oberndorfer anstrebt.

Die Heimat. Ein Buch für das deutsche Volk. Herausgegeben von Heinrich Mohr. Buchschmuck von Rolf Winkler. 1. Bd. (Freiburg. 1917. Herdersche Verlagshandlung.)

Dieses gediegene Werk möchte sich in der deutschen Familie einbürgern, möchte Jahr für Jahr mit neuen Schätzen beladen bei ihr einkehren und so dauernd und doch immer wieder neuartig den Geist ausstrahlen, den sein Titel umschließt. Ein Familienbuch, ein deutsches Hausbuch im weitesten Sinne möchte es sein; und dieser erste Band, den der verdienstvolle Förderer heimatlichen Sinnes und heimatlichen Schrifttums, Heinrich Mohr, vor uns stellt, soll von anderen gefolgt werden, bis eine Hausbibliothek von deutscher Art und Kunst langsam ersteht. Daß aber die Beiträge, die ebensowohl zum Vorlesen im Familienkreise wie zur Einzellektüre geschaffen sind, eine wahrhaft unterhaltende und gediegene Tafelrunde erzeugen werden, dafür bürgen die Mitarbeiter, zu denen Domunig, Federer, Heinrich Finke, Karl Frank, Josef Gangl, von Handel-Mazzetti, M. Herbert, Franz Herwig, Hermann Herz, Franz Hirtler, Heinrich Lersch, Peter Lippert, Mumbauer, Pöllmann, E. M. Roloff, Schrott-Fiechtl u. a. gehören. Aus diesen Namen spricht schon die Reichhaltigkeit des Inhalts; Erzählungen, Schilderungen, Berichte, Darstellungen, Anekdoten, Gedichte aus allen Gebieten der Unterhaltung, des Wissens und Strebens deutschen Geistes berühren sich in diesem neuen Hausbuch.

V.

Jeremias. Eine dramatische Dichtung in neun Bildern. Von Stefan Zweig. (Leipzig. Insel-Verlag. 1917.)

Das hat der alte Prophet wohl auch nicht gedacht, daß er in später Zeit, da alles wüst ineinanderbrodelt und die Welt in ihrer eigenen Fieberglut verkocht, daß er in dieser Zeit ein so großes, reines Heldenlied erfahren soll. Es kann nur dem Bibelfreunde das sein, was es an sich ist, aber der solle den Ruf nicht überhören: Betrachte dieses seltsame Gedicht „Jeremias". Aber es ist eine Frage, ob der moderne Mensch die Wucht der Gedanken und Ideen dieses Werkes erträgt. (Dazu erschweren dem Deutschen die mit großen Lateinbuchstaben gedruckten Eigennamen das Lesen.) Wer die Schwierigkeiten überwindet, der hat die Dichtung vom Strafprediger gegen die Laster der Juden und den Propheten ihrer Schicksale in herber Größe vor Augen.

Plaudereien in Grau und Blau. Von Horst Schöttler. (Leipzig. L. Staackmann.)

Der Verfasser der „Finessen" ist auch als Soldat und Matrose das geblieben, was er war: ein Lebenskünstler, der allen Ereignissen die köstlichsten Seiten abzugewinnen weiß. Ob er nun in der Kaserne auf Stroh schläft oder im Torpedoboot die Nordsee durchquert: er lacht dabei über sich selber und erzählt den anderen mit warmer Menschenliebe ergötzliche Geschichten. Wer sein Buch liest, wird froh; wer mit seinen Augen sehen lernt, wird glücklich. Mitten im Waffengeklirr weiß Schöttler noch von schönen Frauen, von Liebe und Trompetenblasen, von Othello, Heugeigen, Kognak und hunderterlei mehr zu plaudern. Und wie zu plaudern! In ein paar Zeilen gibt er einen ganzen Roman, der zu tiefem Nachdenken reizt; mit ein paar Strichen zeichnet er die merkwürdigsten Menschen.

W.

Kurländischer Frühling im Weltkrieg. Von P. Braeunlich. (Berlin. Verlag der „Täglichen Rundschau".)

Dieses durch und durch deutsche Buch hat es auf die Rettung des „deutschesten der deutschen Stämme" und mit ihm von Millionen Schwabenbauern in Rußland abgesehen. Es wirbt um Liebe für das stille Land der Wälder und Seen, das Hindenburgs Schwert aus vielhundertjährigem Dorn-

Volksmassen in die Lücken in unseren Dörfern einrücken und die Wurzeln unserer Kraft, unseres deutschen Volkstums allmählich abgraben.

Leopold Hörmann. Eine Festschrift zu seinem 60. Geburtstag. (Wien. R. Lechner. 1917.)

Ein gelungenes „Gedenke" für den oberösterreichischen Dialektdichter.

Von Speise und Trank. Die Ernährungsfragen nehmen in der Kriegszeit eine wesentlich größere Bedeutung an als in der Friedenszeit, und wir müssen uns damit befassen, ob wir wollen oder nicht. Der Gelehrte, der sich nur in abstrakte Wissenschaften versenkt hat, muß sich jetzt mit seinen Lebensmittelkarten ebensogut beschäftigen, wie die Hausfrau und das Dienstmädchen, denen die oft recht schwere Sorge der Zusammenstellung des täglichen Speisezettels obliegt. Welches Buch könnte deshalb zeitgemäßer sein als das neueste Kosmos-Bändchen, das von Dr. Alfred Hasterlik, einem bewährten Fachmann, herrührt und sich „Von Speise und Trank" betitelt (Stuttgart. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Mk. 1·–, geb. Mk. 1·80). In diesem Büchlein werden unsere wichtigsten Nahrungsmittel nach Zusammensetzung, Gewinnung und Mengen behandelt, nicht mit trockener Gelehrsamkeit, sondern in einem gefälligen Plauderton, den ein Fachmann gern anschlägt, wenn er aus der reichen Fülle seines Wissens schöpfen kann. Dieses Bändchen ist deshalb überaus zeitgemäß.

Büchereinlauf.

Ein Bruder und eine Schwester. Roman von Lotte Gubalke. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Rosi Zurflüh. Eine Geschichte aus den Alpen von Johannes Scherr. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Ausgewählte Erzählungen von Auguste Supper. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanst.)

Im Strom. Erzählung von Erwin Gruhn. (München. Parcus u. Co.)

Jörg der Reimer. Geschichten aus Südtirol von Karl Zangerle. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Im Verlag von Orell Füßli, Zürich, erschienen: **Brigitt Rößler** von Felix Moeschlin, **Geschichten und Gestalten** von Josef Reinhart, **Leonz Wangeler** von Robert Jakob Lang, **Söldner** von Emil Scherer, **Die Stadt** von Fritz Marti, **Bei den Kannibalen** von Felix Speiser, **Tiere der Alpen** von Friedrich von Tschudi.

Das lockende Blut und andere Novellen von A. De Nora. (Leipzig. Universalbibliothek Philipp Reclam jun.)

Walburga. Eine deutsche Legende von Hans Freiherrn v. Hammerstein. (Leipzig. C. F. Amelang.)

Sein Ruf ist noch nicht verhallt! Von Kanonier Tigges. (Langenberg. Rhld. Ruf-Verlag.)

Tantalos. Tragödie. Fünf Erscheinungen von Felix Braun. (Leipzig. Insel-Verlag.)

Der Segen des Irrtums. Drei Einakter von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Die letzten Dinge. Drei Komödien aus dem Volksleben mit einem Zwischenspiel von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Friede. Ein burleskes Spiel nach dem Aristophanes von Lion Feuchtwanger. (München. Georg Müller.)

Die Perser des Aischylos. Übertragen von Lion Feuchtwanger. (München. Georg Müller.)

Crimen carnis. Das sündige Fleisch. Schauspiel von K. Holy. (Wien. Andreas Pichl.)

Katharina von Bora. Dramatische Dichtung von Heinrich Büttner. (Stollberg i. E. Alban Schnabel.)

Unsere Glocken. Ein Abschiedsgruß von Geh. Konsistorialrat Prof. Dr. Ecke, Bonn. (Bonn. Albert Falkenroth.)

Glockenlieder. Den scheidenden Glocken gewidmet von F. Deubner. Der Reinertrag gehört den neuen Glocken der Gemeinden. (Znin. Druck und Verlag Ad. Zacharias.)

Zum neuen Deutschland! Zehn Vaterlandslieder in Wort und Weise. Von Friedrich Schön. (Leipzig. Xenien-Verlag.)

Nächte und Sterne. Gedichte. Von Emil Hadina. Einbandzeichnung von Oswald Weise. (Leipzig. L. Staackmann.)

Meine Erlebnisse in der Gefangenschaft am Olymp nebst Schilderung der Entwicklung des Klephtenwesens von Ingenieur Eduard Richter. (Leipzig. Oskar Born.)

Seegang. Gedanken und Stimmungen von Klothilde Graber-Gartner. (Selbstverlag. Gedruckt bei „Leykam", Graz.)

Mutter Erde. Gedichte von Ludwig Finckh. Mit 10 Holzschnitten von Wilh. Laage. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Aus der Zeit, für die Zeit. Ernste und heitere Gedichte von Bruno Stephan. (Berlin. Ludwig Wröbel.)

Jahrbuch einer Seele von W. Rithack-Stahn. (Halle a. d. Saale. J. Fricke's Verlag.)

Deutschchristentum auf rein evangelischer Grundlage. 95 Leitsätze zum Reformationsfest 1917 von Friedr. Andersen, Adolf Bartels, Ernst Katzer und Hans von Wolzogen. (Leipzig. Theodor Weicher.)

Lutherglocken. Predigten von Pastor Karl Röjener. (Erfurt. Karl Villaret.)

wie bisher und unsere ganze Arbeit wäre ein Fronen, um die Schuldenlast nur zu verzinsen.
V. B.

Was unsere Vorväter erduldet haben. Von Freiherrn von Freytag-Loringhoven, Generalleutnant und Chef des Stellvertretenden Generalstabs der Armee, Dr. h. c. der Universität. Berlin. 95. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Freiherr von Freytag-Loringhoven ist nicht allein durch die hohe militärische Stellung, die er einnimmt, sondern auch durch eine Reihe trefflicher Schriften und Aufsätze der weiteren Öffentlichkeit bekannt. Seine neueste Arbeit verdient die größte Verbreitung und aufmerksamste Beachtung. Sie ist, wie weniges aus der Fülle der Kriegsliteratur, geeignet, den Mut zum Durchhalten zu heben, das vaterländische Gewissen zu stärken. An knapp gefaßten, aber in reicher Zahl gesammelten und höchst beredten Beispielen zeigt der Verfasser, welch ungeheure Lasten das deutsche Volk, und speziell der preußische Staat, in der Zeit vom Siebenjährigen Krieg bis zum Ende der Befreiungskriege zu tragen hatte. Daß sie unter diesen Lasten, die im Verhältnis die bisher von uns im Weltkrieg geleisteten Opfer mindestens erreichen, nicht zusammenbrachen, zeigt die ungeheure Widerstandskraft der Deutschen und kann insofern unsere Zuversicht auf einen guten Ausgang auch dieses Ringens, der ja wesentlich von unseren „Nerven" abhängt, nur steigern. Wie unsere Vorväter jene Heimsuchungen überstanden, wie vor allem das völlig ausgesogene, verstümmelte Preußen sich doch zu der gewaltigen Tat der Befreiungskriege aufraffte, das blieb, sowenig es auch damals an „Allzumenschlichem" fehlte, ein erhebendes, gewaltiges Vorbild, zu dem wir mit Bewunderung und dem Gelöbnis der Nacheiferung aufblicken sollten. Neben dem Gedanken an das, was unsere Brüder im Felde ertragen und vollbringen, soll die Erinnerung an das, was unsere Vorväter erduldet haben, uns in der Heimat helfen, getrosten Mutes auszuharren, bis die feindliche Welt endlich zum Frieden bereit ist.
V.

Notizen am Rande des Weltkrieges. Von Rudolf Presber. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

In der Literatur über den Krieg nehmen diese „Notizen am Rande des Weltkrieges" einen eigenen Platz ein. Von einem unserer beliebtesten Autoren geschrieben, sind sie in der Tat auch vielen „aus dem Herzen" geschrieben, und so spiegeln sie nicht nur den Eindruck, den das ungeheure Geschehen der Zeit auf einen Einzelnen machte, wider, sondern ein gut Teil der Stimmung, der Hoffnungen und Wünsche, der Begeisterung und des Hasses, die im „Hinterland" die Seele des Volkes bewegten. In ihrem unmittelbaren Herauswachsen aus dem Erleben des Tages, in ihrem zwanglosen, anmutig freien Schweben zwischen tiefem Ernst, scharfer Ironie und lächelndem Humor liegt der literarische Reiz und die menschliche Anziehungskraft dieser kleinen Skizzen. Mit Recht hat der Verfasser im Vorwort es ein freundliches Geschenk des Schicksals genannt, „daß er lachen kann über manches, was er haßt, und lächeln über vieles, was er lobt und liebt." In diesem Heft bringen wir eine Probe aus dem gelungenen Skizzenbuch.
H.

Krieg. Ein Gedenkblatt von Leutnant Hans Polaczek. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei und Verlagsanstalt.)

Ein recht gutes Stimmungsbild aus den südlichen Alpen (1916), das wohl übertroffen wird von dem rührenden Gedicht am Schlusse „Gefallen".

„Das Land". Zeitschrift für die sozialen und volkstümlichen Angelegenheiten der Landbevölkerung. Organ des Deutschen Vereines für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege. Herausgegeben von Professor Heinrich Sohnrey. Verlag von Trowitzsch & Sohn, Berlin SW 48; vierteljährlich Mk. 1·50.

Der Krieg hat uns die außerordentliche Bedeutung unserer Landbevölkerung aufs klarste gezeigt; wir hätten trotz aller Sorge nicht in dieser schwersten Zeit unserer Geschichte gegenüber einer Welt von Feinden durchgehalten, wenn uns der Bauer im Stich gelassen hätte. Aber auch nach dem Kriege werden wir angesichts der Pläne unserer Gegner, uns noch weiter vom Weltmarkte abzusperren, darauf angewiesen sein, uns die Nahrung im Lande selbst zu schaffen, unsere Äcker bis ins letzte Eckchen auszunutzen. Dazu gehört aber eine arbeitsfreudige Landbevölkerung, der die Heimatsscholle lieb ist. Es wird eine der wichtigsten, wenn nicht die bedeutendste deutsche Aufgabe in den nächsten Jahrzehnten sein, durch tiefgreifende soziale Arbeit an der Landbevölkerung deren Arbeitsfreudigkeit und Heimatstreue zu erhalten und zu mehren. Und diese Arbeit muß bis ins kleinste gehen, die innere Kolonisation, die Schaffung neuer Bauernstellen, die Ansiedlung von Kriegsbeschädigten genügt nicht; eine systematisch geordnete Wohlfahrts- und Heimatpflege ist dazu erforderlich, wie sie „Das Land" vertritt. Wer nun den soeben abgeschlossenen 25. Jahrgang dieser Zeitschrift durchblättert, wird überrascht sein von der hier dargebotenen reichen Fülle von Anregungen und Beispielen einer praktischen sozialen Arbeit für das Land. Im allgemeinen vaterländischen Interesse wird sie geleistet, denn, sollte die Landflucht wie in den letzten Jahrzehnten andauern, so würden fremdnationale, slawische



4. Heft Jänner 1918 42. Jahrg.

Die tanzende Bärin.

Roman von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Selig, dreimal selig saß Frau Maria auf ihrem Balkon im Grand-Hotel Lovrana und schaute übers Meer, das sich blauer unter einem blauen Himmel dehnte. In der Ferne stiegen zarte Inseln sagenhaft und unwirklich in den dämmernden Dunst des Morgens. In Decken warm eingedreht und die Lider oft müde geschlossen, genoß sie den Gottesfrieden. Alles Land, das sie übersah — freilich nur ein ärmlicher Küstenstrich — und alles Wasser und alle die fernen Inseln gehörten ihr, ausschließlich ihr, denn in dieser frühen Jahreszeit mit dem Karneval der großen Städte waren noch nicht viele Gäste eingetroffen und die paar anwesenden Fremden, Erholungsbedürftige und Durchreisende, gingen ihre eigenen Wege und störten nicht.

Alle Hotelangestellten dienten dem Ehepaar Schärpfenberg, genannt die Faust von Eysn, wie regierenden Fürsten, murmelten scheu „Durchlaucht“, katzbuckelten, rissen beim Nahen die Türen geschäftig auf und neigten die Oberkörper bis zum Boden. Sie lebten hier wirklich wie jene Markgrafen, die der Professor der Columbia-University aus dem falschen Band hervorgeholt und dem Mr. Bear vorgestellt hatte.

In diese behagliche Vornehmheit sang die unzertrennliche Muko-fon gegen Abend, wenn die Sonne erlosch, schleppende Weisen von den Weidegründen ihres Stammes, und sie klangen ungeübten Ohren auch

Schweizer Weltbühne. Eine Forderung an die Schweiz und an die Welt von Carl Ernst Matthias. (Zürich. Orell Füßli.)

Syrien im Kriege von Dr Max Übelhör. 96. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Kriegerische Demokratien in Vergangenheit und Gegenwart. Von Justus Hashagen. 97. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.)

Kalender des deutschen Schulvereins für 1918. Geleitet von Hermann Hango. (Wien. A. Pichlers Witwe u. Sohn.)

Deutscher Volkskalender für 1918. Bearbeitet von Rudolf Fiedler. (Wien. Deutscher Schulverein.)

Die Anfertigung von feinen Kunstblumen aus allen Arten von Stoffen im Hause. Von A. Plason. In Farbendruckumschlag steif geheftet. Mit 274 Abbildungen. (A. Hartlebens Verlag. Wien und Leipzig.)

Das Kind und seine Pflege. Ein Hilfsbuch für Mütter von Hecker, Prof. Dr. R. und Schw. Bernh. Woerner. 2. Aufl. (4.—28. Tausend.) Mit 52 Abbildungen. (München 1917. Franz Hanfstaengl.)

Der große Krieg und die deutsche Seele. Bilder aus dem Innenleben unseres Volkes. Von Elsa Hasse. (Kempten und München. Jos. Köselsche Buchhandlung.)

Schwarzkünste eines Feldgrauen. Schattenrisse von Emil Lohse. Volkstümliche Kunstausgabe, herausgegeben vom Dresdner Zeichenlehrer-Verein. 16 Blätter in Mappe. (Dresden. Holze & Pahl.)

Wann kommt der Friede? Die Wirkungen des U-Bootkrieges in amtlicher Darstellung. (München. Militärische Verlagsanstalt.)

Der Kriegsausgang und die deutsche Industrie. Von P. Meesmann, Mainz. (Mainz. J. Diemer.)

Der Rechtsanspruch der Kriegsbeschädigten auf volle Genugtuung. Von Dr. Moriz Zalman. Wien u. Leipzig. Karl Harbauer.)

Erfolgreicher Gemüsebau im Hausgarten. Ein Ratgeber für jeden Gartenbesitzer in der Stadt und auf dem Lande. Einfache Kulturanleitungen für 60 verschiedene Gemüsearten. Bearbeitet von Otto Brüders. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. (Wien und Leipzig. A. Hartlebens Verlag.)

Postkarten des „Heimgarten"

Unkundiger. Was „Schwerindustrie" ist, wissen Sie, und möchten nun gern auskundschaften, was man unter „Leichtindustrie" versteht. Nun: Den Journalismus!

An einen „dummen deutschen Politiker", der sich in einer Zuschrift selbst respektlos so bezeichnete: Der polnisch-sozialdemokratische Abgeordnete Daszynski rechnete im österreichischen Reichsrat empört unseren reichsdeutschen Bundesgenossen die „Fünfkilo-Pakete" mit Lebensmitteln nach, welche die Soldaten aus Galizien nach Hause schicken, aber er rechnete nicht die Hektoliter deutschen Blutes, die für die Befreiung Galiziens vergossen wurden. Ja, als die zaristischen Armeen unser Dasein bedrohten, da wird wohl auch der Herr Daszynski mit dem deutschen Heer recht zufrieden gewesen sein.. Aber jetzt! Wie sagte doch ein gewisser Bismarck? Befreite Völker sind nie dankbar, sie sind nur anspruchsvoll! Und derselbe Bismarck warnte vor einer Wiederaufrichtung eines selbständigen polnischen Staates. Freilich tat er dies, da er bereits aus dem Amte geschieden war, und manche Leute glauben an den Satz: „Wem Gott ein Amt nimmt, dem nimmt er auch den Verstand!"

Lieber wohlwollender Anonymus in Wien! Ich war bisher der — wie es scheint irrigen — Ansicht, das Wort „In Österreich ist man stets..." (siehe Septemberheft S. 927) stamme von Bismarck, und bin für die Aufklärung, Napoleon habe es gesprochen, sehr verbunden. Anderseits lasen Sie den dritten und vierten Satz auf Seite 930 ungenau, denn dort steht nicht, daß Friedrich der Große und Bismarck Bajuwaren seien; das „Es" im vierten Satz bezieht sich doch auf „Das deutsche Volk"! Herzlichen Gruß! H. L. R.

J. K., München: Ja, der Heimgarten ist auch insofern ein Spiegel des Lebens, als seine einzelnen Teile so verschieden gestimmt sind, wie eine Gemeinde am Kirchweihfest: In der Kirche wird fromm gesungen und christlich gepredigt; im Wirtshaus wird heidnisch gerauft.

(Geschlossen am 20. November 1917.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Flecker.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

Strandwegen Abbazias begegnete, drückten nur Karlfranz flüchtig die Hand und sagten der „gnädigsten Frau Markgräfin“ einige saftige Schmeicheleien, um dann mit ihren weißen Gamaschen, der Scherbe im Auge und des eigenen Wertes voll bewußt davonzustapfen, weil unweit an der nächsten Wegkrümmung eine aufgedonnert elegante Dame wartete, von der Karlfranz mit Kennerblick erklärte, man mache von ihr besser nicht viel Aufhebens.

Jedenfalls war die Welt hier erheblich anders, als die schwiegermütterliche Markgräfin in ihrem strengen Palais, das gar nicht mehr wagte, eindeutig rokokofreudig zu sein, es wahrscheinlich wünschte. Auch Familienbriefe, mit entsprechenden Ratschlägen gespickt, langten sehr spärlich ein, und nur Klemens schickte ziemlich regelmäßig magere Karten, auf denen die Ansichten einen bei weitem größeren Raum einnahmen als sein krauses Geschreibsel. Soweit man die Krähenfüße entziffern konnte, enthielten sie Mitteilungen über sein Studium — daß er fleißig an seiner Doktorarbeit herumbastele und nun auch schon dem „Käfer des Geheimnisses“, der bisher wissenschaftlich noch nicht getauft war, einen Rufnamen gegeben habe: „Havalun-Tala-wi“. Damit beabsichtigte er, ihn allen Zoologen vermittelst seiner Abhandlung vorzustellen

Dazu rümpfte Karlfranz die Nase: „Klemens ist ein Kindskopf und es macht ihm nur Spaß, uns zu ärgern.“ Damit schloß er sich der allgemeinen Familienanschauung an.

„Koko-lo soll brav und artig sein“, begütigte die tanzende Bärin, „denn er weiß, daß sein Bruder und ich ein Herz und eine Seele sind.“

Der vorlaute Prospekt des Grand-Hotels Lovrana, unterstützt von den in Ergebenheit ersterbenden Vorschlägen des geschäftsführenden Direktors, riet allen Gästen dringend an, die vorzüglichen Dampferverbindungen nach allen Richtungen um Himmelswillen auszunützen und den hochlohnenden Besuch Lussins ja nicht zu versäumen — den Besuch jener herrlichen Insel Lussin, die so üppig geschildert wurde, daß jedermann meinen mußte, sie liege mit ihren Palmen und Orangenbäumen mitten in den Tropen nahe am Äquator.

Der geschäftsführende Direktor rechnete eben damit, daß sich die Herrschaften auf der zugigen Seefahrt erkälteten und den Aufenthalt in seinem Hotel verlängerten, um die Katarrhe wieder auszuheilen.

„Willst du?“ fragte Karlfranz zuvorkommend.

„Ja, ich will.“

So schifften sie sich eines Morgens auf dem kleinen Salondampfer „Volosca“ nach Lussin ein; am Quarnero wackelte es peinlich, aber nachher wurde es still und angenehm. Man dampfte an Cherso vorbei, wo nach einem flüchtigen Blick über die Öde zu schließen die Urheimat aller Steine war, und an etlichen Inseln entlang, die bestenfalls einen

dann verzagt und lebensmüde, wenn sie Liebesglück und Heldentaten verhimmelten. Das lag so im Ton, im Rhythmus, in der ganzen Art der Gesänge. Die übrige Zeit beschäftigte sich die säugende Hirschkuh auch in Lovrana ohne Unterlaß mit ihren Teppichen und knüpfte und knüpfte. Die Handreichungen beim Bad und der Toilette besorgte der jungen Markgräfin eine geschulte Kammerzofe, die sich gleich nobel wie ihre Herrschaft dünkte und deren Vertrauen der Zimmerkellner in uneingeschränktem Maße genoß. Dem teilte sie denn auch mit, ihre Gnädige sei die Tochter des Kaisers von Amerika. Die Entgegnung Jeans, dies sei schlechterdings unmöglich, da er bestimmt wüßte, es gebe seit der Thronentsagung Don Pedros keine Kaiser von Amerika, kränkte die Zofe, und auch das Zugeständnis, vielleicht sei ihre Markgräfin eine Königstochter, versöhnte sie nicht. Von da an konnte der Zimmerkellner nicht mehr auf ihr uneingeschränktes Vertrauen pochen, das mehr und mehr an den Portier überging, der gegen amerikanische Kaiser durchaus nichts einzuwenden hatte.

Wenn Karlfranz mit einem Motorboot in See stach und seine Frau halbe Tage auf dem Balkon allein zurückließ, wohl auch unter den Nachwirkungen von Muko-fons unmelodischen Liedern, übermannte Tala-wi das Heimweh nach den tosenden Städten der Union, nach den Bekannten in Neuyork und den geheimnisvoll tiefen Prärien des Westens, durch die sie einst ihr Reitpferd trieb, obwohl Pa solche gefährliche Ritte verboten hatte, um nach der tollen Jagd todmüde ins Schloß zurückzuschleichen und so süß und so traumlos zu schlafen wie sonst nirgend auf der Welt.

Bei schönem Wetter und nur leichtwelligem Meer segelte Karlfranz gemeinsam mit seiner Frau Maria ins Ziellose hinaus. Er war so lieb und zart wie nie zuvor und quälte die tanzende Bärin beinahe mit seiner übertriebenen Sorgfalt für sie und den versprochenen Stammhalter derer von Schärpfenberg. Auch die alte Amme hätte Tala-wi hie und da gern aufs Wasser mitgenommen, aber diese schüttelte über die Zumutung entsetzt den Kopf: „Der große Manitou hat den Menschen keine Flossen beschert; wollte er, daß sie im Wasser schwämmen, hätte er auch ihnen wie den Fischen Flossen wachsen lassen. Der Mensch ist kein Fisch wie er auch kein Vogel ist.“ Gegen diese vernünftige Weltanschauung konnte man füglich nichts Stichhältiges einwenden.

Auch das nahe Abbazia besuchte das markgräfliche Ehepaar in einem Mietauto, schlürfte im Kursalon Tee und lauschte dem wirbelnden Gefiedel einer nervösen Zigeunerkapelle.

Frau Maria wünschte, es möchte immer so bleiben, und nur Karlfranz gähnte zuweilen in die hohle Hand — so heimlich, daß seine Frau davon nichts gewahren sollte und auch wirklich nichts gewahrte.

Onkel, Tanten, Vettern und Basen gab es um und um keine und die paar flüchtigen Bekannten Koko-los, denen man auf den ebenen

selten und lange Zeit gar nicht zu Gesicht bekommt!“ Die Dame in Rosa, die mit Ladislaus ein Paar bildete, sah Karlfranz auch jetzt noch nicht.

Dafür äugte Frau Maria blinzelnd zu ihr hinüber und fand sie sehr schick — sie hatte alles das an sich, was der tanzenden Bärin in den Augen ihres Schwiegervaters fehlte: Unverschämt rotblondes Haar und eine schneeweiße Haut; und ihre kecke Stupsnase gehörte wohl auch zum Typus. Frau Ladislaus schielte gleichfalls herüber, doch unverkennbar mit der zagen Verschrecktheit eines Hündchens, das etwas ausgefressen hat und Schläge fürchtet. „Aha,“ dachte Tala-wi, bestrebt ihren Blick für europäische Eigenheiten zu schulen, „das ist auch keine standesgemäße Bekanntschaft für uns!“

Das Gespräch zwischen dem blonden Karlfranz und dem schwarzen Ladislaus stockte schon nach den Begrüßungsworten, allerdings nur für wenige abwägende Momente, denn der junge Markgraf pflegte seine Entschlüsse rasch zu fassen: „Liebe Mary, erlaube, daß ich dir Baron Zaworski-Wuschinski vorstelle.“

Mit nicht mehr zu überbietender Ergebenheit beugte sich Baron Zaworski-Wuschinski über die kleine, braune Hand der tanzenden Bärin und drückte einen unverhältnismäßig innigen Kuß darauf.

„Möchtest du uns nicht auch mit deiner Frau Gemahlin bekannt machen, Ladislaus?“

„Gern ... Selbstverständlich ...“ Doch vorerst betrachtete der Baron prüfend das Gesicht seines markgräflichen Freundes, und erst, als er daraus gar nichts las, seufzte er und sagte: „Lottl, komm' doch, bitte, herüber ...“

Frau Maria merkte, daß ihr Blick auf europäische Verhältnisse doch noch nicht fehlerlos eingestellt war, denn andernfalls wäre die Vorstellung unterblieben.

Zu viert nahmen sie dann an einem Tisch Platz und die Unterhaltung kam ungezwungen in Fluß, ungeachtet der seltsamen Sprache Frau Lottls, welche die tanzende Bärin einigermaßen spanisch anmutete.

Lottl von Zaworska äußerte sich: „Na, is das aber a Überraschung, daß ma auf dera faden Insel glei a paar Bekannte trifft. Is es nit zum Auswachsen auf dem Steinhaufen, Gräfin?“

Die Gräfin forderte flehentlich von ihrem Gatten Dolmetscherdienste und er sprang auch sogleich tapfer bei: „Uns gefällt es hier sehr gut, Baronin.“

Die Baronin legte um so ungenierter los: „Gehns weiter! Na ja, schön is es ja, aber keine Leut und keine Unterhaltung und nix nit. Wissens, wir kommen stantepeder von Monte Carlo und Venedig — uje, is das aber a Unterschied! Naturkneipen, wie i immer sag, is

kleinen Leuchtturm trugen und so viel Gras hervorbrachten, daß damit gerade eine bescheidene Ziege ihren Hunger beim Gabelfrühstück stillen konnte. Dann spreitete einladend die tiefe Bucht von Lussin ihre karstigen Arme und das Dampferchen ließ sich nicht bitten, schwenkte ein, und es zeigten sich rechts und links hübsche Gegenden: Steuerbord wuchsen auf Hügeln Ölbäume, die mit ihrem verstaubten Graugrün für gute Hausfrauenohren hörbar nach dem Wischtuch einer tüchtigen Scheuerfrau schrien, und Backbord — hoch oben, wo einst auf dem Eselsberg die malerischen Reste einer gesprengten Feste zackig in den Himmel ragten — streckte eine Station für drahtlose Telegraphie wissensdurstig und lüstern ihre dünnen Schwurfinger aus, behütet von kaum wahrnehmbaren Küstenforts, in denen sich Dutzende von Artilleristen zu Tode langweilten. Wie ein Bild an die Tapete, so schmiegte sich die Stadt Lussinpiccolo amphitheatralisch an den Bergrücken hinter der Bucht und von einem schlanken Campanile bimmelten eilfertig — um rasch fertig zu sein — die Mittagsglocken, als der winzige Salondampfer zur Ankündigung seines Erscheinens und zugleich zur Begrüßung durchdringend und aufgeregt dampfpfiff.

Darüber vergaß Frau Maria völlig, daß sie in Europa war, und dieses vergessende Glücksgefühl strömte selig durch ihren Körper.

Man stieg im Hotel „Vindobona“ ab, dessen bayrische Wirtin zwar nicht einknickend „Durchlaucht“ stammelte, aber den zwei Gästen den ganzen ersten Stock, der aus drei netten Zimmern bestand, einräumte.

Nach einem glückhaften Bummel inmitten von fetten Agaven, stacheligen Kakteen, minnigen Myrten und wundersam blühenden Mandelbäumen nach Cigale hinüber, wo die See endlos und unbegrenzt schien, ungeachtet der nicht allzu fernen italischen Küste, welche die bescheidene Adria abschnürt, kehrten Karlfranz und Frau Maria nach Piccolo zurück und Tala-wi baute in ihrer Begeisterung himmelhohe Luftschlösser: „Nicht wahr, guter Koko-lo, hier wollen wir eine Villa kaufen? Nicht wahr, hierher wollen wir jedes Frühjahr reisen und hier soll unser Bub schwimmen lernen?“

Koko-lo lächelte zerstreut, strich sich seinen blonden Schnurrbart und sagte dazu weder ja noch nein.

Abends im Speisesaal saßen am Nebentisch ein Herr und eine rosa Dame, der Herr erhob sich nach einigen wankelmütigen Bewegungen und fragte unschlüssig: „Bist du es, Karlfranz, oder bist du es nicht? Ich glaube aber, du bist es.“

Karlfranz stand nun gleichfalls auf und reichte dem recht brünett geratenen Fremden mit seinem schwarzen Hängebart die Hand, doch mit einer an königliche Huld gemahnenden Zurückhaltung, die eine unsichtbare, aber fühlbare spanische Wand errichtete: „Ach du, Ladislaus! Sieh mal an. Hätte dich beinahe nicht erkannt. Verzeih'! Ja, wenn man sich so

Unter vier Augen machte nachher Karlfranz Vorwürfe: „Daß du mich auch nie verstehst, Maria! Jetzt muß ich mit dem Menschen einen ganzen Tag lang auf dem Wasser liegen. Du hättest Einwendungen erheben, Bedenken äußern sollen. Hast du mein Augenzwinkern denn nicht bemerkt? Und du hast die fürchterliche Lottl auf dem Hals."

Als die tanzende Bärin, ohne Schuldbewußtsein und doch im Gefühl einer schweren Verantwortung fragte, was er denn gegen den Baron einzuwenden hätte, lachte er bittersüß: „Den Grundfehler machte selbstverständlich ich. Ich hätte dir die Dame eben nie präsentieren dürfen. Solche Leute bemächtigen sich immer gleich der ganzen Hand, reicht man ihnen den kleinen Finger. Ist einer einmal auf der schiefen Ebene, dann — huit! — saust er unrettbar in den Abgrund."

„Was hat der Baron angestellt?" forschte sie ängstlich und überzeugt, er habe silberne Löffel gestohlen.

„Angestellt — angestellt hat er natürlich nichts, sonst hätte ich ihn einfach glatt abfallen lassen, obschon er ein alter Regimentskamerad ist. Aber die Frau!"

„Die ist in ihrer Art auch eine ‚Schwarze', genau wie ich", zuckte es Frau Maria durch den Kopf. „Koko-lo, ist sie eine Spanierin?"

Darauf kriegte sie einen Kuß: „O du ahnungsloser Engel! Vom Varieté weg hat er sie geheiratet, deshalb mußte er quittieren und seine Familie sperrte ihm die Revenuen. Ich wette, er sucht schon jetzt oder spätestens in vier Wochen einen Posten als Stallmeister. Vorderhand wird er wohl mich anpumpen."

„Armer Koko-lo!"

„Es ist mir nicht wegen der paar Kröten, die er mir abknöpfen wird. Der Verkehr als *solcher* paßt mir nicht. Wie man ihn und sie nur abwimmeln könnte? Morgen biedert sich die Person selbstredend an dich an und du bist ihr auf Gnade und Ungnade ausgeliefert."

„Soll ich sie schneiden?"

„Das nicht. Noblesse oblige. Wer A sagt, muß auch B sagen und darf nur bestrebt sein, sich wenigstens den Rest des Alphabets zu ersparen. Das Beste ist zurückhaltende Höflichkeit, obwohl es dir das Frauenzimmer nicht leicht machen wird. Ich baue auf deinen Takt, liebes Kind, der das Dekorum wahrt und Distanz hält." Genau so hätte sich im gleichen Fall auch die Markgräfin Mathilde ausgedrückt: Noblesse oblige — Takt — Dekorum — Distanz ... Das ganze Leben der Schärpfenberger wickelte sich nach feststehenden Schlagworten ab ...

Die tanzende Bärin winkte morgens ihrem scheidenden Koko-lo, der selbander mit Baron Ladislaus hinaussegelte, aus ihrem Fenster mit einem Taschentuch nach, aber da der Wind den Herren günstig wehte, so durchquerte das Schifflein rasch die Bucht und wurde winzig

ganz gut, is hier und da was fürs Gemüt, aber alleweil nur in die Natur außischaun — da krieg i Krämpf im Hirn!"

Karlfranz erkundigte sich, ob die Herrschaften in Monte Carlo Glück gehabt hätten.

Ladislaus Zaworski drehte seine Taschen um; die waren leer.

„O mei, Herr Graf, der Laus hat ja a ganz fein's System g'habt, aber bei den Halsabschneidern im Kasino — Sie, i wett mein Kopf gegen an Viererpatzen, daß die Croupiers mogeln. Stellens Ihnen nur amal vor, viermal nacheinander Zero und dann a Serie von fünfzehn Rouge! A, da legst di nieder, das frißt die Lottl nit!"

Frau Maria war nun überzeugt, die Dame spreche gebrochen spanisch-deutsch.

Es wurde sehr unterhaltsam, die Baronin wußte eine Menge Anekdoten, die sie mit Talent auftischte, und der Baron erzählte lustige Geschichten — aber dabei kam er immer wieder auf einen Prinzen Elias Karamel zurück, einen Anwärter auf die verlorene Krone Portugals, mit dem sie gemeinsam nach Korsika hinüberfuhren. Es war, als klammerte sich der Herr von Zaworski-Wuschinski an diesen Prinzen, und so oft er den Namen „Karamel" aussprach, schien er Neigung zu haben, das Haupt ehrfürchtig zu entblößen; leider hätte er zu diesem loyalen Zweck erst die Strandmütze aufsetzen müssen. „Das ist ein Kavalier, der Prinz Elias! Wären wir noch vierundzwanzig Stunden beisammen geblieben, er hätte mir das Du angetragen, nicht war, Lottl? Leider mußte er plötzlich in hochpolitischen Angelegenheiten an die spanische Grenze reisen."

Karlfranz nickte, sagte nichts und drehte gegen seine sonstigen guten Sitten an seinem Bart herum

„Du, Karlfranz!" Der Baron hatte einen Einfall. „Ich hab' für morgen ein Segelboot nach Sansego gechartert. Sansego ist eine ganz famose Insel, wo die Menschen noch wie vor tausend Jahren leben. Ich wollte mit Lottl hinüber, aber bei der Bora gibt es morgen hohe See. Da hält sie nicht mit, was Lottl?"

„Nit um die Burg!"

„Also, Karlfranz, fahr' du mit! Machen wir die Fahrt zu zweit — vorausgesetzt, daß deine Gnädige nichts dagegen einzuwenden hat ... oder noch besser, sie schließt sich uns an."

Tala-wi deutete einen bezeichnenden Blick Koko-los nur zum Teil richtig, weshalb sie zwar die freundliche Einladung für sich mit Hinblick auf das Wetter dankend ablehnte, aber hartnäckig darauf bestand, daß er mittat. Es mußte ihm doch ein Vergnügen sein, mit einem Duzfreund zu segeln.

So einigten sich die beiden Herren auf sieben Uhr früh und versprachen, spätestens vor Einbruch der Dämmerung zurück zu sein.

quitschvergnügt aus der Loggia heraus: „A das is a Idee, das is lieb von Ihnen, daß Sie mich mitnehmen. Lustig, sich a bisl durchblasen z'lassen. I bin schon steif wie a alter Komfortabelgaul. Das lange Sitzen vertrag ich nit. Wissens was, Gräfin, bummeln ma nach Privlaka, zur Landenge von Privlaka, wo die Bora das Wasser so fesch über die Steiner schmeißt, und da kommen wir bei der Werft von Premuda vorbei — Sie, das is komisch, wie die guten Leuteln ihre Schifferln bauen!" Mit den Decken und Pelzen hatte sie auch ihr schönes Hochdeutsch abgestreift.

Die Damen schritten nebeneinander her und hielten die Hüte krampfhaft fest, damit sie der Wind nicht lausbübisch herunterriß und ins Meer warf.

„Mützen müßt ma aufhaben!"

Im übrigen schleppte sich anfangs das Gespräch, bis die tanzende Bärin mehr aus Höflichkeit denn aus Interesse fragte: „Bleiben Sie länger in Lussin? Und wohin werden Sie von hier reisen?"

„Das wissen wir alles noch nit." Und dann brach sich das gebändigte Mitteilungsbedürfnis gewaltsam Bahn: „Wissens, im Vertrauen Gräfin, der Laus und ich, wir stehen wie man sagt, vis à vis de rien. Geld haben wir gar kein's mehr — ja, i sag's wie's wahr is . . . Wenn ich's auch nit sagat, deshalb hätten wir doch um keinen Netsch mehr. Es is halt a Gfrett, a recht's Gfrett . . . In Monte Carlo haben wir unser letztes Gerschtel vertan und jetzt sitzen wir da und schreiben nach allen Seiten, ob uns denn niemand was borgen will, zum Anfangen — natürlich schreiben wir nur an die Verwandten von Laus, aber glaubens, die notige Bagage — Sie entschuldigen schon — rührat auch nur a Ohrwaschel? Ka Spur! Für die sind wir Luft — fiii! Is auch der Laus Luft, weil er mi gheiratet hat. Das war ja a Unsinn, i hab's ihm gleich g'sagt, aber der dumme Bub glaubt mir ja nit. Wart Lottl, hat er g'meint, jetzt schneidens halt no G'sichter, aber nachher, wenn das fait accompli fertig is und sie merken, daß es ihnen nix nutzt, werdens schon klein beigeben. An Schmarrn habens beigeben! Und wir suchen jetzt a Stell . . . I könnt' ja gleich wieder beim Varieté unterkriechen, die Direktoren schleckaten sich alle zehn Finger ab, aber der Laus erlaubt's nit — von wegen dem Dekorum. Er, sagt er, will für mich arbeiten — der dumme, liebe Aff. I bitt' Sie, Gräfin, was soll denn so a Armitschkerl anfangen, das was nix g'lernt hat als den Pflanz in der Kadettenschul?"

Das Klopfen eines Dutzends Schlosserhämmer auf der kindlichen Werft Premuda unterbrach das Gespräch. Eine ungeölte Feile ächzte jämmerlich.

Erst als sich der Lärm wieder im Rücken verlor, redete Lottl weiter: „Wissens Gräfin, mein Vatter war Schuldiener in Vöslau und

klein. Das prallgespannte Segel glich bald einem bescheidenen Fazinettlein. Darauf kroch Frau Maria noch für eine Stunde ins durchwärmte Bett und überlegte; überlegte, wie sie die zweifelhafte Baronin Zaworska-Woschinska behandeln würde. Kühl, furchtbar kühl . . . Mit eisiger Höflichkeit! Diesen Varietésstern von Gestern. In Tala-wi meldete sich das Blut des „Großen Bären", des obersten Häuptlings aller Stämme der tapferen Sioux; aber stärker noch als die väterliche Würde wirkte die Tradition der Familie Schärpfenberg genannt die Faust von Eysn. Aber dann brach wieder die natürliche Gutmütigkeit der tanzenden Bärin durch und nebst der Gutmütigkeit ein bißchen Neugier, ob denn eine solche verschriene Bänkelsängerin wirklich der Teufel war, den Karlfranz in ihr vermutete. Denn niedlich war die rotblonde Bestie — zu niedlich . . .

Beim Frisieren gewann wieder die eigene Herrlichkeit Oberhand. Nein, Koko-lo sollte mit ihr zufrieden sein. Am besten, sie begegnete der Dame gar nicht oder wenn schon, dann nickte man ihr gnädig zu und ließ sie stehen, wo sie stand. Maria übte vor dem Spiegel eine möglichst hochmütige Miene ein und übte so lange, bis sie über sich lachen mußte — mit den in Winkeln aufgestellten Augenbrauen war sie der violetten Tante Karoline wie aus dem Gesicht gerissen.

Als Tala-wi das Hotel verließ, pfiff eine scharfe Bora und verfing sich in ihrem Rock. Vorsichtig lugte sie aus, ob nicht die Lottl schon irgendwo auf sie lauerte. Lottl lauerte nicht, sondern hockte eingemummelt in Tücher und Pelze in einer windgeschützten Loggia und hielt die Zeitung vor sich hin, von der sie trotz der knirschenden Schritte der vorüberschreitenden Markgräfin nicht einmal aufschaute. Diese absichtliche Nichtbeachtung ärgerte Tala-wi, das brauchte, das konnte sie sich nicht gefallen lassen, deshalb trat sie zur Loggia hin und sagte: „Guten Morgen, Baronin, gut geschlafen?"

„Guten Morgen, Gräfin, danke," erwiderte Frau Lottl mit einem ernsten Gesicht, das gleichfalls frisch dressiert war.

„Die Herren haben Glück, wie? Feines Segelwetter!"

„Ja, feines Segelwetter haben sie, aber bei dör Rückfahrt wörden sie auftreuzen müssen." Die Baronin bediente sich ihres schönsten Hochdeutsch.

Nun hätte Tala-wi eigentlich weitergehen müssen, hätte weitergehen dürfen, ohne die andere damit zu beleidigen — und später wußte sie selbst nicht, wieso ihr die Einladung herausrutschte: „Würde es belieben, einen kleinen Spaziergang zu machen, Baronin, vorausgesetzt daß Sie nichts Besseres vorhaben?"

Wie ein Brummkreisel, der losschnurrt, drehte sich Lottl Zaworska-Wuschinska aus den Decken und Pelzen, aber sie stak immer noch in einer Persianerjacke, die tüchtig in die Taille geschnitten war, und sprang

— i bitt' Sie, Gräfin, woher soll i das Dekorum nehmen, wo mein Vatter doch nur a Schuldiener war? Noblesse oblige, sagt der Laus immer." Erwartungsvoll starrt sie Frau Maria an, als erhoffte sie sich eine wirklich nützliche Antwort auf die Frage.

Tala-wi lächelte nur ein bißchen leer und zweifelte, ob es im Sinne Koko-los war, daß sie sich solche Geschichten erzählen ließ.

Bei der Landenge von Privlaka tobte sich die Bora ungebändigt aus und warf die Wellen über das schmale Band von Klippen und Felsen, als wollte sie die hier so dünne Insel mitten auseinanderzerren. Frau Maria rettete sich vor dem Sturm hinter einen Lorbeerbusch, Frau Lottl hingegen kletterte unbekümmert um das freimütige Wehen ihres Rockes bis zum höchsten Punkt, quitschte vor Vergnügen und überbrüllte die See: „Das Pantschen hat mi immer schon als Kind so g'freut — Herrschaft, was hab' i dafür von meinem Vatter Schläg' kriegt!"

Die tanzende Bärin bewunderte von ihrem sicheren Hinterhalt aus die feinen schwarzen Seidenstrümpfe und die dunkelroten Strumpfbänder der rotblonden Bestie.

Auf dem Heimweg nach Lussinpiccolo entwickelte die Baronin Zaworska tapfere Zukunftspläne: „Wenn wir die paar Kraneln zur Überfahrt nach Amerika auftreiben, dann — hui! — übri in die neue Welt. Dort derf i wieder singen und tanzen und dort gibt's ka Dekorum, weil uns ka Katz nit kennt, und der Laus tritt bei die Soldaten ein oder geht a zum Varieté — als dummer August oder was . . ."

Nach so viel Offenherzigkeit von der anderen Seite wagte es Maria von Schärpfenberg: „Sagen Sie mir, liebe Baronin, mir kam morgens so vor, als wünschten Sie ein Zusammentreffen mit mir zu vermeiden, oder täuschte ich mich?"

Frau Lottls helle Augen suchten den Himmelsrand ab: „I werd' Ihnen was sagen, Gräfin, aber Sie dürfen es nit weitersagen — der Laus hat nämlich g'meint, i sollt mich lieber vor Ihnen drucken, i könnt unpassendes Zeug daherreden . . . Aber nit wahr, i hab' gar nix Unpassendes g'sagt?"

Die tanzende Bärin bestätigte: „Gar nichts Unpassendes."

Während des Mittagsmahles erkundigte sich die Rotblonde noch treuherzig: „Sie sind a Krawatin, nit wahr? I hab' schon mit dem Laus g'stritten, weil er meint, Sie sind a Finnin." —

Nachmittags quälten Frau Maria Kopfschmerzen, vielleicht von dem angestrengten Zuhören und dem Übersetzen einer fremden Sprache ins Deutsche, vielleicht auch vom Wind. So lag sie eingerollt auf dem schmalen Hotelsofa und war ziemlich betrübt. Die arme Lottl dauerte sie; am liebsten hätte sie ihr einen Scheck ausgefüllt — und ahnte doch, daß Baron

weil i Talent zum Singen und Tanzen g'habt hab', hat mich halt a alter Kavalier . . . hat mich der Vatter halt ausbilden lassen — für die Oper! Aber für die Oper hat die Stimm' doch nit g'reicht und so bin i aufs Brettl gangen. I hab' schön verdient, das muß i sagen, schön verdient, alles was wahr is, und mir wär's nit im Traum eing'fallen, einen zu heiraten, der selber nix zum Beißen hat, aber der Laus war so furchtbar eifersüchtig — mit die Füß' hätt' i auf amal nit schmeißen sollen und so . . . Aber i bitt' Sie, das muß ma doch, das g'hört ja zum Betrieb und die Leut wollen für ihr Geld was sehen, nit wahr? Da is dann das Unglück passiert . . ."

So ganz Wort für Wort konnte Frau Maria der Beichte nicht folgen, doch so viel war ihr klar, daß die rotblonde Lottl kaum den Ansprüchen genügte, die etwa die Markgräfin oder die schadhafte Tante an Damen ihrer Sphäre gemeiniglich zu stellen gewohnt war. Aber das beunruhigte sie augenblicklich nicht weiter, da sie ja die neue Bekanntschaft durch Karlfranz gemacht hatte, der ihr überdies verbot, die Baronin allzu schroff abzutun. Noblesse oblige! Deshalb sagte sie jetzt tröstend: „Da haben Sie es freilich nicht leicht, Frau von Zaworska," und dachte an sich selbst, die es gleichfalls nicht leicht hatte, wenn auch in anderer Beziehung. Das gemeinsame Nichtleichtsein des Daseins schlang ein engeres Band um die zwei Frauen und nach Verklingen der ersten Klagen wurde Frau Lottl denn auch wieder ganz munter und gab einige Erlebnisse preis, daß Tala-wi schamhaft wünschte, noch weniger zu verstehen, als es ohnehin der Fall war. Trotzdem hörte sie gespannt zu und unterhielt sich dabei, was sie eigentlich recht unschicklich fand.

„Ja, wissen Sie, die Leut' haben ja gar keine Idee, wie es auf so einem Brettl zugeht. Einen Dr . . ., einen Schmarrn wissens davon. Manchmal is es lustiger als sie glauben, manchmal trauriger — gewöhnlich is es trauriger, zum Beispiel, wenn man um keinen Preis ein Engagement kriegt. Herrschaft noch einmal . . . Freilich, so lang eine hübsch und jung is . . . Aber das darf man nit erzählen . . . Und schließlich hat man auch seine Prinzipien — und dem notigen Bankier in Stuhlweißenburg, der was mir die Villa und die Apanage antragen hat, dem hab' ich's zeigt, wo der Bartl den Most holt! Als ob mir vor gar nix grausat!"

Obgleich die tanzende Bärin den Inhalt der vertraulichen Mitteilungen mehr ahnte als verstand, war sie dennoch von Frau Lottls fast erwiesener Tugendhaftigkeit gerührt und nickte zustimmend.

„So a grauslicher alter Kampl wie der! Wenn er wenigstens keine falschen Zähn g'habt hätt'!" Plötzlich schlug sich Frau Zaworska-Wuschinska derb auf den Mund: „Herrschaft, wenn der Laus wüßt', was i Ihnen da erzähl', i glaub', da könnt's was setzen! Meiner Seel, daß wahr is, als Baronin soll i mir nix dir nix das Dekorum ang'wöhnen

Die tanzende Bärin versicherte wahrheitsgetreu, sie hätte vormittags mit Lottl von Zaworska einen kleinen Spaziergang zur Landenge von Privlaka gemacht und es sei ganz gemütlich gewesen; die Neuigkeiten, die sie Koko-lo hätte mitteilen können, verschwieg sie, glücklich und stolz, endlich einmal in einer europäischen Angelegenheit besser unterrichtet zu sein als er.

Abends vergnügte man sich ungeniert im Speisesaal und der Markgraf spendete eine für vier Personen unverhältnismäßig große Anzahl von Astiispumante-Flaschen; da Frau Maria kaum an ihrem Glase nippte, so kam auf die drei anderen ein vermehrtes Maß. Um Mitternacht herum umnebelte nicht nur der Qualm unzähliger Zigaretten die elektrischen Lampenlichter. Baron Ladislaus setzte sich ans Klavier und die Baronin Lottl sang Lieder und Gassenhauer, die — obzwar sie nicht opernhausfähig und wahrscheinlich nicht einmal zimmerrein waren — den Beifall des sehr, sehr angeregten Karlfranz von Schärpfenberg, genannt die Faust von Eysn, fanden.

Nur für eine knappe Viertelstunde wurde er verstimmt, als ihn der Baron mit nicht mehr recht gebrauchsfähiger Zunge fragte: „Du ... Ka-karlfranz ... hast du ... in der „Neu-neuen Freien Pres-se“ gelesen, daß der Fü-hürst ... was weiß ich, wie der Ma-mann heißt ... gestorben ist? In Bo-bozen ... Natürlich in Bo-bozen ... Hihi ... wie ko-komisch das ist ... in Bo-bozen ... Bleibt also eine ju-junge Witwe übrig ... die Laja La-lankowitz, deine al-alte Fla-amme ...“

Erst ein reichlicher Aufguß von Asti schwemmte die Verstimmung wieder weg. —

Tags drauf traf man sich nach einem ausgedehnten Schlaf um die Mittagsstunde und die Herren klagten über Migräne, die zweifellos der verdammte Schirokko auf dem Gewissen hatte, der die erfrischende Bora ablöste und das Meer schwarzblau färbte. Baron Zaworski-Wuschinski war auch noch aus anderen Gründen mißmutig: „Schade, wir müssen heute schon abdampfen; das nenne ich Pech, wenn es gerade einmal fidel wird, aber der amerikanische Botschafter in Wien hat mich eingeladen, du weißt — wegen des Kolonelpatentes!“

Frau Lottl hingegen schaffte sich Frau Maria beiseite: „Gräfin, ein Onkel vom Laus hat das Reisgeld nach Amerika g'schickt, aber wir müssen sofort verduften. Zweite Klasse — der Schundian! Weiß Gott, wie die G'schicht ausgeht! Und nit wahr, Sie sagens nit weiter, was i Ihnen anvertraut hab'. Wegen dem Dekorum, auf das i für meine Person pfeif. Kann man was aberbeißen davon? Na also ... Jegerl, jegerl, wenn i nur nit gar so Schädelweh hätt ...“

Im Angesicht des Dampfers verabschiedete man sich am Molo ungemein herzlich, die Herren drückten einander wiederholt die Hände und die Damen umarmten und küßten sich. Lottl weinte.

Ladislaus damit nichts Besseres anfangen würde, als schnurstracks nach Monte Carlo zu flitzen, oder anderswohin, wo man — hatte einer Glück — in einer Nacht so viel gewinnen kann, daß es für ein flottes Leben von Monaten reicht .... Der Gedanke, das „Dekorum“ könnte die Annahme des Geschenkes nicht dulden, kam ihr dabei nicht. Aber Koko-lo würde es nicht erlauben.

Die Herren trafen von der Segelpartie frühzeitig ein, denn der Wind schlug unversehens um und trieb sie geradwegs in den Hafen.

Sturzwellen hatten Karlfranz durch und durch mit Salzwasser getränkt, aber dabei war er munter und übermütig und hatte das Gesicht von der scharfen Luft aufgezogen, daß er scherzte, nun beinahe so rot zu sein wie Tala-wi; auch dieser Scherz wie alle seine Scherze verfing nicht. Vom Baron schwärmte er hemmungslos: „Ich habe ihn und seine Frau falsch beurteilt, aber das hat man davon, wenn man Äußerlichkeiten zu großes Gewicht beilegt. Mama hat recht, auf die Seele kommt's an. Er ist ein guter, unternehmender Mensch, der schon seinen Weg machen wird. Eine Liebesheirat ist doch etwas Grundanständiges, nicht? Er hat Aussicht, im Heer der Vereinigten Staaten gleich als Kolonel unterzukommen und dann ist er geborgen. Schade, daß solche im Kern tüchtige Leute dem alten Europa verloren gehen, und Ihr drüben nehmt sie mit offenen Armen auf, weil Ihr wißt, was Ihr daran gewinnt. Das allein macht schließlich Eure Stärke und unsere Schwäche aus. Und auch Frau Lotte ... Na ja, zur Gesellschaft gehörte sie früher allerdings nicht, doch gibt es vermutlich verschiedene Gesellschaften, die alle Daseinsberechtigung haben. Sie war eine gefeierte Opernsängerin und debütierte zeitweise beim Varieté, natürlich nur in den vornehmsten Etablissements — und das tun heute alle erstklassigen Künstlerinnen. Ihr Vater war Gymnasialdirektor in Baden, was schließlich ganz ehrenwert ist. Hat doch zum Beispiel eine Prinzessin von Schleswig-Holstein auch einen Lehrer geheiratet, den Professor Esmarch. Professor ist so viel wie Lehrer, mußt du wissen, und Direktor ist ein bißchen mehr sogar. Und zahllose Bühnenstars wurden schon von Hochadeligen aufgeheiratet. Ich begreife die Engherzigkeit der Familie Zaworski-Wuschinski einfach nicht. Daß sie sich so gegen Frau Lotte speilt. Da steckt gewiß schnöder Tratsch dahinter, der die Tatsachen unverantwortlich verdreht. Ihre Sprache allerdings ... Aber das wird sich machen ...“ Karlfranz erbte von seiner Mutter das Talent, gelegentlich den Dingen jene beste Seite abzugewinnen, die sie nicht haben, und vom Vater die unzuverlässige zur Bequemlichkeit neigende Gutmütigkeit. „Du hast die Baronin doch nicht schroff behandelt, Maria? Das wäre mir sehr peinlich, wo ich jetzt durch Ladislaus in die Verhältnisse eingeweiht bin und weiß, daß seine Frau eine bedeutende Künstlerin ist, mit guten Aussichten, an die große Oper in Neuyork engagiert zu werden.“

„Du glaubst? Wir sollen ... Aber Papa drahtete doch, es sei nicht notwendig."

„Nicht unbedingt vonnöten, heißt es, liebe Maria, nicht unbedingt, und man muß Telegramme nur richtig zu lesen verstehen. Es steht mit Onkel Pfredy sehr schlecht — und bei seiner Beisetzung darf ich nicht fehlen. Wie sähe das vor den Leuten aus! Tja, mir tut es deinetwegen leid, aber da kann man eben nichts machen. Selbstverständlich steht es dir frei, hier oder in Lovrana zu bleiben, schon mit Rücksicht auf deinen schonungheischenden Zustand, aber in deinem Interesse möchte ich dir zugleich raten, dich mir anzuschließen. Du lebtest dich in unsere Familie noch nicht vollkommen ein und solltest keine Gelegenheit versäumen, das Zusammengehörigkeitsgefühl öffentlich zu zeigen. Eine gleich günstige Gelegenheit ergibt sich so bald nicht wieder."

„Wie du glaubst, Karlfranz."

Noch zwei Depeschen wurden zur Post gebracht, die eine an den Markgrafen, welche die Rückkehr ankündigte, die zweite an die Zofe im Grand-Hotel Lovrana, sie möchte schleunigst alles packen und mit Muko-fon heimreisen. Danach war Karlfranz sehr vergnügt, trillerte einen Walzer aus der „Lustigen Witwe" vor sich hin und freute sich, von Lussin wegzukommen.

Die tanzende Bärin hingegen schlich gedrückt in den nüchternen Hotelzimmern umher und rüstete sich zur Abfahrt; dachte dabei, wie ihr doch jedes Vergnügen geschmälert wurde. Sie haßte beinahe Onkel Pfredy, der sich auch eine andere Zeit zum Sterben hätte aussuchen können. Es war in Lussin so nett gewesen ...

Der Eildampfer „Baron Beck" schaukelte beträchtlich und seine spärlichen Passagiere hielten sich verdächtig nahe an den Geländern des Promenadedecks, um ungenierter opfern zu können, wenn das Meer seinen Tribut einforderte.

Der wetterfeste Kapitän mit seiner Stummelpfeife im Mund belächelte das ängstliche Getue der Reisenden und versicherte ihnen gutgelaunt, es sei gar nicht so arg — auf dem Quarnero draußen werde es noch ganz anders wehen und wellen. Das war so sein üblicher Trost für Furchtsame.

Karlfranz stelzte mit gemachter Energie und unwahrscheinlicher Sicherheit das Deck ab, rauchte übermütig eine Zigarre und qualmte vor sich hin. Tala-wi bewunderte seine Widerstandsfähigkeit, die der wilden See spottete, streckte sich mit geschlossenen Lidern in einen Liegesessel und lauschte sterbensmatt und gottergeben dem Sausen des Sturmes und dem Branden der Wogen, die sich an den Bordwänden brachen. Die Maschinen zitterten in ihrem Körper nach.

So lange noch Inseln die Fahrbahn des „Baron Beck" deckten,

„Schick mir bald deine Photographie als Kolonel, Ladislaus, hörst du — bald! Und auf Wiedersehen!“

„Vielleicht drüben?“

„Möglich — auch drüben ...“ Karlfranz widmete dem scheidenden Kameraden einen wohlwollenden Nachruf: „Wirklich ein sehr netter Mensch. Ja, die Polen, man kann gegen sie Verschiedenes einwenden, aber Eleganz, Manieren und Lebenskunst sind ihnen angeboren. Nur Rechnen mangelhaft.“

Maria gab dazu nicht ihre Zustimmung, widersprach aber auch nicht und stellte nur für sich fest, daß Koko-lo diesmal einen anderen Maßstab anlegte als gewöhnlich; einen Maßstab mit kleineren Einheiten. Sie warf nur flüchtig hin: „Mir erbarmt die Frau, sie hat seinetwegen ihren einträglichen Beruf aufgegeben und jetzt sind sie doch ein bißchen übel dran.“

Die Schärpfenbergsche Familientradition antwortete: „Und daß sie dafür einen wahrhaften Adeligen eintauschte, zählt etwa nicht? Die Zaworskis stammen mütterlicherseits durch die Wuschinskis vom polnischen König Johann Sobieski, dem Befreier Wiens, ab!“

Der Schirokko machte sich auch weiter unangenehm bemerkbar, warm und lähmend flog er über die Adria, ließ den Menschen das Blut träger und dickflüssiger durch die Adern pulsieren und mischte ins Blau der See schmutzige Tinten. Bleischwer und bedachtsam rollten trotzige Wellen in die Bucht und die Kähne im Hafen kippten bald nach rechts, bald nach links. Die Bootsleute faulenzten und schliefen, wenn sie nicht nur aus Bequemlichkeit die Augen geschlossen hielten. Der alte Giacomo sang mit gebrochener Stimme „Santa Lucia“ und dann wurde auch er still, als hätte er für den Tag genug geleistet. Karlfranz lag melancholisch im Fenster, suchte den schweren Himmel nach einem lichten Fleckchen ab und langweilte sich. Frau Maria kramte in ihren Koffern und hoffte auf die Sonne.

„Sehnst du dich nicht nach Lovrana zurück?“ sondierte Koko-lo. „Dort hat man doch seine Bequemlichkeit und kann nach Abbazia ’nüberauteln, wo es immerhin unterhaltsamer ist als hier auf diesem Steinhaufen, wo sich ein intelligenter Mensch zu Tode ödet, wenn das Wetter danach ist.“

Tala-wi entgegnete nachgiebig: „Wie du glaubst.“ Sie war gern in Lussin, auch wenn das Wetter „danach“ war.

Karlfranz verschaffte sich die letzten Nummern der „Neuen Freien Presse“ und blätterte darin nach der Todesanzeige des Fürsten Klattenbach; als er sie endlich unter den Personalnachrichten gefunden hatte, seufzte er mehrmals, um sich darauf in einen Detektivroman zu versenken.

Gegen Abend brachte der Postbote eine Depesche: „Onkel Pfredy schwer erkrankt. Katastrophe nicht ausgeschlossen. Euer Kommen nicht unbedingt vonnöten. Papa.“ Karlfranz las das Telegramm erst leise, dann laut: „Hm, ja ...“ Und besah die Uhr. „Morgen früh fährt der Eildampfer nach Triest und übermorgen morgens können wir daheim sein.“

Ihre Zinnteller.

Frau Anna ist der Überzeugung, daß ihre Zinnteller nicht in die Schmelze gehören, denn sie besitzen historischen Wert. Die Kommission für Denkmalpflege dürfte es aber kaum gelten lassen, sie wird diesen Wert nicht finden, denn es fehlt den Tellern das Merkmal des Künstlerischen, des Einmaligen, das jedes Werk menschlicher Kunstfertigkeit an der Stirne trägt.

„Wie? Und die Jahreszahl 1740," so disputiert Frau Anna schon im vorhinein mit der Kommission, „und die eingravierten Zeichen nicht mehr existierender Gießereien und die Monogramme unserer Vorfahren, das wäre nichts?"

„Es ist nicht genug, die Teller zu retten. Auf private Gefühle kann man keine Rücksicht nehmen: auch Familienschätze, die man retten will, müssen einen Altertumswert, das heißt, eine künstlerische Form haben, durch die eine Kulturepoche gekennzeichnet wird. Solche Teller gab es durch mehr als zweihundert Jahre in allen Familien, einer glich dem andern, sie wurden zu Tausenden gegossen. Die Art ist in allen Museen erhalten. Wozu der viele private Ballast?"

So hört Frau Anna den Professor X. schnarren, dem sie ihre Zinnteller vorweist.

„Aber die dazugehörige Schüssel mit den schönen Henkeln hat doch alle Merkmale, die Sie suchen!" ruft die Hartnäckige.

„Die vielleicht!" erwiderte der Professor und setzte den Zwicker auf die Nase. „Die vielleicht . . . . Es sind echte Barockformen. Merkwürdig, daß sie zu den nüchternen Bauerntellern gehören soll. Die haben Sie wohl wo anders her, meine Gnädige?"

Unwillig wendet sich Frau Anna zu ihrem Manne. „Warum redest denn du nicht auch etwas?" sagte sie. „Es geht ja eigentlich dich an! Ist doch alles aus deiner Familie und nicht aus der meinen."

Er blickte verträumt auf die zwölf Zinnteller und die dazugehörige Schüssel, die man nur selten herabholte von dem Brett über der Kredenz, um sie vom Staub zu befreien. Seit vielen Jahren spiegeln und blitzen sie dort oben und bilden den Stolz des Eßzimmers. Ihm aber waren sie persönlich teuer. Und jetzt sollte er Abschied von ihnen nehmen . . . Was wußte so ein gelehrtes Kommissionsmitglied vom Werte solcher Dinge? Wer doch ihre Geschichte schreiben könnte!

Bauernteller? Jawohl. In Nürnberg und in Mömpelgard wurden sie schon am Ende des 16. Jahrhunderts gegossen, und sie bildeten einen erstaunlichen Fortschritt gegen die irdene Töpferware, die so armselig und so zerbrechlich war, daß es sich nicht einmal lohnte, sie einer störrischen Köchin nachzuwerfen, wenn einem ihr Gerstenmus nicht mundete. Für

war die Schiffsschwankung leidlich erträglich — da hatte der Kapitän recht —, aber als der Dampfer auf dem Quarnero der Gewalt des Schirokkos schutzlos ausgesetzt war, wurde die Lage kritischer. Die Wogenreiter mit ihren weißgekräuselten Helmbüschen ritten von weither heran und das Schiff klomm mutig einen Wellenberg hinauf, um dann anderseits in ein Wellental hinabzusinken. An und für sich ließ sich das Schaukelspiel ganz amüsant an, wenn nur der Magen gleichfalls sein Vergnügen daran gefunden hätte. Der aber rebellierte. Eine besonders kühne Welle zischte bis zum Schlot empor, rann daran herab und zurück blieb eine weißliche Salzkruste; die Schraube arbeitete nach bestem Können, doch sowie das Schiffsheck aus dem Wasser in die Freiluft stieg, surrte sie leerlaufend und eine entsetzte Dame schrie: „Edgar, wir ertrinken!" Edgar hing über dem Geländer und antwortete auf den Anruf ungalant mit einem bedeutsamen Würgen.

Karlfranz hatte schon längst sein Qualmen eingestellt, warf seine halbgerauchte Zigarre über Bord und blickte ihr mit glasigen Augen nach, wozu er sich, gleich Edgar, vornüber beugte. Er tat es mit Anstand, und wäre sein Gesicht nicht grünlich gewesen, man hätte glauben können, nur der Zigarrenstummel interessiere ihn ... Tala-wi stand der kalte Schweiß auf der Stirn, ihre Eingeweide bäumten sich und sie gedachte des weisen Ausspruches der säugenden Hirschkuh, der da lautete: „Der große Manitou hat den Menschen keine Flossen beschert; wollte er, daß sie im Wasser schwämmen, hätte er ihnen auch wie den Fischen Flossen wachsen lassen. Der Mensch ist kein Fisch ..." Jetzt strafte der große Manitou menschliche Überhebung und freute sich womöglich noch seiner Tücke. Als die tanzende Bärin einmal vorwitzig die Lider hob, um mit ihren samtweichen Augen Umschau zu halten, ob denn die istrianische Küste immer noch nicht in Sichtweite sei, erblickte sie einen grauen, wolkenverhangenen Himmel, dann den unruhigen Horizont, dann die nervöse See — wieder den Horizont und wieder den Himmel ... Dann den armen Karlfranz, dem ruckweise der Magen überfloß. War es Mitgefühl, war es Grausen, Frau Maria erhob sich, schwankte, lehnte sich an Koko-los Schulter und tat es ihm gleich ...

Das Ehepaar Schärpfenberg verließ schon in Pola das Schiff und ließ den Rest der Fahrkarten, die bis Triest reichten, verfallen. Man brauchte nicht jedes Vergnügen bis zur Neige genießen, falls das Vergnügen so zweifelhafter Art war. Man konnte auch von Pola aus die Bahn benützen. Karlfranz telegraphierte wieder einmal an seinen Vater und erbat sich umgehende Nachricht über das Befinden des Onkels. Zwei Stunden später langte die Antwort ein: „Soeben sanft verschieden."

„Na ja", sagte Karlfranz mit edler Fassung und band sich eine schwarze Krawatte um.

(Fortsetzung folgt.)

die Marke deutscher Gießereien des siebzehnten Jahrhunderts trägt, mitgebracht haben. Und länger als in anderen Ländern erhielt es sich dort im Gebrauch des Hauses. Kein Altertums-, aber ein Familienwert. — Alle seine Vorfahren haben diese zwölf Teller und die schöne Schüssel besessen, und es muß sich irgendwo noch eine zweite, kleinere Schüssel befinden, an der ein Henkel abgebrochen war. Sie wurde als fehlerhaft ausgemustert, als die Mode sie alle zu Paradestücken gemacht hatte. Die Mode! Zuerst drängte sie dieselben vom Tisch des Hauses in die Rumpelkammer, und dann erhob sie sie eines Tages zu einem Schaustück des Hauses.

Der Weg dieser Wandlung war recht weit. Die Schwaben, die in ihrer Mehrheit mit leichter Habe vor zweihundert Jahren ins Banat kamen und in das südliche Ungarn, schufen sich das selber, was sie brauchten. Auf einmal schwelten dort Kalk- und Ziegelöfen, und es erhoben sich neben den Lehmhütten der Ureinwohner gemauerte Häuser. Aus diesen Lehmhütten walachischer und zigeunerischer Bewohner aber wurde ihnen ein Geschenk dargebracht, das sie freudig annahmen. Da gab es Töpfer! Bei diesen Menschen unbestimmbarer Herkunft blühte das Urgewerbe, das die Geräte aus Erde formte, die sie in Haus und Küche benötigten. Und wie wunderlich waren diese Formen. Nur die mitgekommenen Pfarrer und Schulmeister hatten eine leise Ahnung von ihrer Herkunft. Ihre Verwunderung kannte keine Grenzen. War man hier nicht im alten Dacien des Trajan? Herrschte hier nicht einst Rom? Jeder Wasserkrug, der da im Gebrauch stand, wies darauf hin. Alles irdene Geschirr, das die Schwaben zu sehen bekamen und das jetzt für ihre Bedürfnisse neu erzeugt wurde, hatte antike Formen. Sie verstanden nichts davon, aber es gefiel ihnen, und es gab kein anderes. Das Unentbehrliche kam in die Mode. Aber auf dem Tisch der Erzbauern behielt das Zinn seinen Ehrenplatz und war noch hundert Jahre durch nichts zu verdrängen. Diese breiten Teller mit den glatten Rändern lassen auf einen gesegneten Appetit schließen. Zwei sind darunter mit gezackten Rändern, beinahe sonntäglich sehen sie aus, als wären sie einst Brautteller gewesen oder hätten bei Tisch die Ehre genossen, nur für besonders süße Speisen oder besondere Gäste verwendet zu werden. Und die gediegene, stattliche Schüssel mit den geschwungenen Henkeln — er erinnerte sich noch aus fernen Kindertagen, sie zur Kirchweihzeit auf dem Tisch bei den Großeltern gesehen zu haben.

Erst in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts brachten die fahrenden Hausierer weißes und geblumtes Porzellangeschirr ins Banat. Und was dem braunen, dem antiken Geschirr nicht gelungen war, das gelang dem neuen, es eroberte sich auch die Bäuerinnen, es verdrängte das Zinngeschirr endlich überall. Als Kind hatte er noch aus ihm gegessen, als Student, der in die Ferien kam, fand er es nicht mehr im Gebrauch.

die städtischen Patrizier und den hohen Adel goß man ja wahre Kunstwerke aus Zinn als Tafelgeräte; alles nach Modellen von Meistern. Aber an den Tellern, die für den Alltagsgebrauch und für das Volk hergestellt wurden, blieb wenig haften von der Kunstfertigkeit jener Tage. Einer glich dem anderen. Die Hauptsache war, daß diese Zinnteller ewig dauern sollten. Es durfte fortan keine Sorge mehr geben um das Küchen- und Eßgeschirr, denn das eine war aus Kupfer, das andere aus Zinn. Eine wohlhabende Braut, die damit ausgestattet wurde, die hatte für alle kommenden Geschlechter vorgesorgt. Für alle? Nun, anhaben konnte diesen Hausgeräten freilich niemand etwas, sie trotzten jedem Unfall, selbst der Zahn der Zeit, dieser zähe Feind alles Irdischen, benagte sie kaum, sie wanderten unbeschädigt durch die Jahrhunderte, bis sie ihren Meister fanden. Dieser Meister war aber eine Meisterin. Die Mode stürzte das plumpe Zinngeschirr, sie verwies es ganz und gar in die Bauernstube, sie setzte das zierliche Porzellan auf den Thron und das Glas, das zerbrechliche. Das Meißner und das Wiener Porzellan und die böhmischen Glashütten, die farbige Teller und Schüsseln und Trinkgläser erzeugten, schlugen das Zinn aus dem Felde

„Ja, wenn du gar kein Herz dafür hast, dann soll's die Resi halt zusammenpacken und forttragen," sagte neuerlich Frau Anna. „Es wird ja ganz gut bezahlt."

Er zuckte die Achseln und ging hinüber an seinen Schreibtisch, um auf andere Gedanken zu kommen. Aber die wollten sich nicht einstellen .... Das waren seine Teller. Auf ihnen hatte er als Kind, wenn er zu Gast bei der Großmutter war, noch gegessen. Die aber hatte sie von ihrer Großmutter geerbt und jene von ihrer Mutter. Die Anfangsbuchstaben all ihrer Namen sind tief eingegraben in dem Zinn, sie bezeichnen die Wanderung desselben von Geschlecht zu Geschlecht. Aber was sie nicht verzeichnen, das erst gibt ihnen den Hintergrund, das erst macht sie ihm teuer. Schon zur Zeit des Prinzen Eugen, bald nach der Wiedereroberung des Banats, waren seine Vorfahren als schwäbische Bauern dort eingewandert, und sie brachten ihren bescheidenen Hausrat mit aus dem Reich. Die Zinnteller aus Nürnberg waren ihr Stolz. Nicht jeder konnte dergleichen gewichtige Dinge mitnehmen auf die weite Fahrt, denn diese ging für die große Masse zu Schiff die Donau hinab, und dann gab es oft weite Strecken zu wandern, wobei jeder sein Bündel tragen mußte. Da zinnte sich nichts, da wäre man zusammengebrochen unter solcher Last. Aber es zogen auch viele im eigenen Planwagen in wochenlanger gemütlicher Fahrt nach Hungarn und hinab ins Banat. Sie hatten ihren Grundbesitz in der alten Heimat verkauft und waren dem Ruf des Kaisers gefolgt, der sein ödes Neuland besiedelt haben wollte. Und sie werden es wohl gewesen sein, die dieses viele schwere Hausgeschirr aus Zinn, das

„Ich habe Ihnen schon hundertmal gesagt, daß es nicht heißt: ‚Macht der Herr Professor', sondern: ‚Reist der Herr Professor'. Es ist scheußlich, wie Sie sich ausdrücken, Witwe Lehmann! Übrigens geht es Sie nichts an, wohin ich reise, und außerdem reise ich nicht ins Gebirge, sondern aufs Land, um mich dort an den dringend notwendigen Erntearbeiten zu beteiligen. Und nun dalli!"

Der Professor beugte sich wieder über die Arbeit, die Witwe Lehmann blieb wie angewurzelt in Zimmer stehen. Sie bewegte nur ein paarmal schnubbernd den Kopf nach beiden Seiten und war ganz blaß im Gesicht. Nach fünf Minuten sagte sie:

„Was will der Herr Professor auf dem Lande machen?"

Der Professor sah auf.

„Was — Sie ist noch da? — Zum Donnerwetter, an den dringend nötigen Erntearbeiten will ich mich beteiligen."

„Bei den Donnerwetter-Erntearbeiten will der Herr Professor mitmachen? Was — was will denn der Herr Professor dabei tun?"

Schneehuber wurde nervös.

„Mähen werd' ich, einernten, ausdreschen, mahlen, säen, düngen — was es eben so in der Ernte zu tun gibt, Sie dummes Weib."

Das „dumme Weib" fuhr der ehrsamen Wittib gewaltig in die Nase, aber sie blieb stehen, und nach einiger Zeit wurde ihre kolossale Gestalt von einem tiefinnerlichen Lachen durchschüttelt. Endlich platzte sie aus:

„Da — da fangen der Herr Professor nur mit dem Düngen an, das ist am leichtesten."

Nun hatte es Schneehuber aber satt.

„Scheren Sie sich endlich raus, Sie — Sie freche Person! Zum nächsten Ersten zieht Sie ab!"

Frau Lehmann verließ beleidigt das Zimmer. Aus der Kündigung zwar machte sie sich gar nichts; denn es wurde ihr jedes Vierteljahr mehrere Male gekündigt, und sie war schon acht Jahre in der guten, bequemen Stellung. Aber — „freche Person", das sollte er bei nächster Gelegenheit büßen.

Draußen im Flur drehte sie sich noch einmal nach der Tür des Arbeitszimmers um.

„Der will ins Dorf machen zu Erntearbeiten! Tüllüttüttü!"

*
* *

Schneehuber saß in seinem Tiroleranzug im Speisewagen des D-Zuges. Das Hütlein mit der kühnen Feder lag oben im Netz. Der Professor hatte aufs Geratewohl eine Fahrkarte nach einer entfernten Station Schlesiens gelöst und sah nun forschend zum Fenster hinaus; denn er

Es war auf den Dachboden verbannt. Wer fragte darnach? Aus vielen Häusern hatten die Händler alles Zinn gleich mitgenommen. Sie boten für einen alten Teller zwei neue aus Porzellan, und nur wenige Bäuerinnen ließen sich das gute Geschäft entgehen. Zwanzig Jahre später fragten während der Manöver die Einjährig-Freiwilligen und die Herren Offiziere auffällig nach Zinngeschirr. Sie wollten es kaufen. Und sie schleppten allmählich die Überbleibsel fort. Es war wieder in der Mode.

Aber in jener Zeit meldete sich auch unser Freund bei seiner uralten Großmutter, er hatte sich einen Hausstand in Wien gegründet, und seine junge Frau Anna hätte gar zu gern ein paar alte Zinnteller gehabt. Glücklich war die Großmutter, die sich nie von ihrem Familiengut getrennt hatte, daß der Enkel es verlangte. Alle zwölf Teller und die zwei Schüsseln schickte sie in einer Kiste nach Wien, die zwanzig Kilo wog. Er möge sie in Ehren halten, schrieb sie, es hängen viel liebe Erinnerungen daran.

Ja, die hingen daran . . . .

„Und die Schüssel?" fragte Frau Anna laut und dringlich zur Tür herein, „willst du nicht für die wenigstens ein Wort einlegen? Die wird man dir gewiß freigeben!"

„Gib alles fort, Anna," sagte er endlich. „Es soll beisammen bleiben. Ich wüßte keine bessere Verwendung dafür."

Sie seufzte und ging. Aus dem Lärm, aus dem Geklapper, das die zwölf Teller plötzlich im Nebenzimmer aufführten, hörte er den Unmut heraus über das Opfer, das ihr da zugemutet wurde.

Wunderlich, so ein Frauenherz. Ihre Söhne hat sie ruhig ziehen lassen, als das Vaterland rief, denn sie fühlte, daß es sein mußte. Ihre Zinnteller aber, die möchte sie gerne behalten.

Adam Müller-Guttenbrunn.

Professor Schneehubers Ausflug ins Landwirtschaftliche.

Von **Paul Keller.**

Professor Schneehuber saß in seinem Arbeitszimmer und läutete. Dann wartete er die üblichen zehn Minuten, und darauf erschien sein Hausfaktotum, Frau Lehmann.

„Bin schon da, Herr Professor. Was wünscht der Herr Professor?"

„Suchen Sie meinen Tiroleranzug herbei und packen Sie zwei Jägerhemden und ein Dutzend große bunte Schnupftücher in meinen Rucksack."

„Macht denn der Herr Professor ins Gebirge?"

Der Professor schlug mit der Hand auf den Tisch.

intelligentes Gesicht. Also, hören Sie mal, hier an der Bahnstrecke, ungefähr 'ne halbe Stunde weg, da liegt 'n hübsches Dorf. Wissen Sie: Bauernhäuser, Felder, Wiesen, eine Kirche — na, Sie müssen den Ort doch kennen!"

Radetzky schüttelte den Kopf.

Bauernhäuser, Felder und Wiesen gebe es so ziemlich in jedem Dorfe, sagte er; da könne er nicht wissen, welches gemeint sei.

„Das ist richtig," sagte Professor Schneehuber nachdenklich. „Man müßte ein besonderes Merkmal haben. Halt, ich hab's! Auf dem Dach der Kirche ist ein Storchnest. Na, Sie können doch nicht behaupten, daß auf jedem Kirchendach ein Storchnest ist!"

Der Kutscher sagte: im Umkreise von einer Stunde von hier gäbe es nicht ein einziges Storchnest.

„Aber ich hab's doch gesehen! 'ne halbe Stunde von hier."

„'ne halbe Stunde von hier gibt's nicht mal ein Dorf, geschweige eine Kirche mit einem Storchnest," widersprach Radetzky, denn er maß die halben Stunden mit Schimmelbeinen und nicht nach Schnellzugsrädern.

Jetzt mischte sich ein Geschäftsreisender ein, der mit seinem Koffer dagestanden und zugehört hatte.

„Kutscher, sind Sie noch frei? Ich möchte nach dem ‚Gelben Löwen'."

„Mein Herr —" brauste Schneehuber auf; „ich verhandle mit dem Kutscher, nicht Sie!"

Der Geschäftsreisende wandte sich ohne weiteres wieder an den Kutscher.

„Sie sind doch noch frei? Wollen Sie mich nach dem ‚Löwen' fahren?"

„Bitte, steigen Sie ein!" erwiderte Radetzky, „denn aus dem anderen Herrn werde ich nicht klug; ich kann doch nicht nach einem Storchnest fahren, überhaupt, wo's gar keines gibt."

„Unerhört!" schrie Schneehuber und sah, wie Radetzky, der Schimmel und der Geschäftsreisende sich behaglich davonbewegten.

*
* *

Im Wartesaal schmiedete Schneehuber einen vernüftigen Plan. Er wollte mit einem Bummelzug die Strecke zurückfahren, in möglichster Nähe von dem Dorf mit dem Storchnest, das ihm nun einmal so sympathisch war, aussteigen und einen Wagen vierter Klasse benützen, damit er mit Landleuten zusammenkäme. In seinem guten Herzen war einmal der feste Wille entstanden, seinem Vaterland in schwerer Zeit durch sein Angebot zur Erntehilfe dienstlich zu sein. Allen Segen des Himmels hätte dieser Entschluß verdient, wenn Schneehuber nicht unglücklicherweise ein Großstädter und noch dazu ein Professor gewesen wäre.

Als er in seinem Tiroleranzug in den Vierte-Klasse-Wagen trat, erhob sich ein Jubelgeschrei.

hatte beschlossen, beim ersten Dorf, das ihm besonders zusage, auszusteigen und da seine Erntearbeit zu beginnen.

Nach einstündiger Fahrt rief er den Oberkellner, wies hinaus, wo ein stattliches Bauerndorf sichtbar war, und fragte:

„Wie heißt diese Ortschaft?"

Der Oberkellner zuckte die Achseln und sagte, das wisse er nicht.

„Was — das wissen Sie nicht?" brauste Schneehuber auf. „Ja, was für ein interesseloser Mensch sind Sie eigentlich, wenn Sie alle Tage hier vorbeigondeln und nicht mal die Namen der Ortschaften kennen?"

Der „Ober" wandte ihm stolz und schweigend den Rücken, nahm seinen Block, schrieb einige Zeichen darauf, riß einen Zettel aus und legte ihn vor Schneehuber auf den Tisch.

„Eine Selter — fünfundzwanzig Pfennige."

„Ich habe ja noch gar nicht gesagt, daß ich zahlen will," sagte Schneehuber.

„Fünfundzwanzig Pfennig," wiederholte der Ober in stoischer Ruhe, aber mit Bestimmtheit.

„Das ist stark," knirschte Schneehuber, zog drei Zehnpfennigstücke aus dem Geldbeutel, warf sie auf den Tisch und sagte herrisch: „Fünf Pfennige raus!"

Der Ober legte ein eisernes Fünfpfennigstück vor ihn hin, machte eine spöttische Verneigung und schritt davon. Der Professor verließ empört das Lokal. „Er hat mich direkt rausgeschmissen," sagte er sich sehr richtig.

*
* *

Der Schnellzug fuhr noch eine halbe Stunde, ehe er hielt. Auf der Station standen nur wenige Droschken, und ehe Schneehuber sich mit seinem Rucksack an den Halteplatz gefunden hatte, war nur noch ein Wagen zu haben, vor dem ein schwermütiger Schimmel über den kargen Haferbestand unserer Zeit nachdachte.

„Eh, Kutscher," rief Schneehuber den Schimmellenker an. Alte Kutscher haben immer Gesichter wie alte Feldherren. Man sieht ihnen an, daß sie stets in leitender, verantwortlicher Stellung waren, und Wind und Regen haben die Mienen verrunzelt und verwittert. Den Blücher und den Radetzky könnte man ruhig auf einen Kutscherbock setzen — sie wären echt — und diesen Kutscher hier hätte man getrost auf ein Feldherrenpostament stellen dürfen, er wäre auch echt gewesen.

„Eh, Kutscher, fahren Sie mich mal nach Dingsda!"

„Wohin?" fragte der Bock-Radetzky.

„Nach — nach — ja, der impertinente Kerl von Ober hat ja nicht mal den Namen der Ortschaft gewußt. Aber, Sie, Kutscher, haben ja 'n

„Wir sein tumme Luder," schrie einer dazwischen.

Schneehuber sah überrascht auf.

„Sie haben wohl Latein gelernt?"

„Nee," sagte der Rufer, „aber ich ducht' mer's!" *

„Sie haben recht gedacht," rief Schneehuber begeistert, „oder wenigstens annähernd richtig empfunden —"

Nun aber ging's los. Der Käsemann warf dem Tiroler das Käsepapier an den Kopf, die fesche Jungfrau bombardierte ihn mit den Gurkenschalen, ein kleiner Junge blökte ihm die Zunge raus, was einen starken Beifallssturm erregte, und der fahrende Künstler fing mit brausender Harmonika an zu spielen: „Scheen ist die Juhugend, sie kommt nich mähr!"

Wozu alle begeistert mitsangen.

Schneehuber sank auf die Bank an der Wand zwischen eine dicke Eierfrau und einen strohblonden Mann.

„Hoppla!" sagte die Eierfrau gutmütig, obwohl ihr der Speck ihres rechten Oberschenkels gequetscht worden war. Der Strohblonde blies dem unglücklichen Professor den Rauch seiner Tabakspfeife ins Gesicht und fragte:

„Sie sein wull a Böhmake, weil Se su schlecht mit der deutschen Sprache fortkönn'n?"

Schneehuber schauderte es. Er, mit der Fakultas für Deutsch in Prima sollte schlecht mit der Sprache fortkönnen! So tief, so abergläubisch tief stand das Volk! Er wollte wieder jähzornig werden, aber er besann sich, daß er nicht auf dem Katheder saß, sondern in einem Wagen vierter Klasse. Also bezwang er sich und sagte milde:

„Lieber Mann, ich bin ein Professor aus Breslau. Ich habe mich entschlossen, infolge der Arbeiternot auf ein Dorf zu gehen und mich dort an der Bergung der Ernte zu beteiligen."

Der Strohblonde machte zu dieser Mitteilung ein noch viel blöderes und verständnisloseres Gesicht, als wenn Schneehuber eine neue lateinische Sentenz losgelassen hätte. Die Eierfrau, die mit zugehört hatte, machte Augen so groß wie ihre Hühnereier.

„Ja, miternten möchte ich!" wiederholte Schneehuber.

Da lachte die Eierfrau, denn endlich glaubte sie den kuriosen Nachbar verstanden zu haben.

„Ach," sagte sie, „gelt, Sie wull'n uff'm Dorfe Eeer und Speck einkoofen?"

Schneehuber starte ihr in das lachende rote Gesicht. Er war vernichtet. Eier- und Speck-Einkaufen — — so dachte es sich das Volk, wenn er aufs Land zum Ernten kam.

— —

* Dachte mir's.

„A Kammedich-Spieler! A Kammedich-Spieler!*

Schneehuber sah sich leutselig um. In einer Ecke des Wagens erhob sich ein Mann mit einer Ziehharmonika, lüftete einen malerisch verrunzelten „Kalabreser“ und sagte leise zu Schneehuber:

„Ah — ein Kollega! Bin auch fahrender Künstler. Die vierte Klasse ist immer noch 'n Paradies. Die nährt ihren Mann. Wahnsinnig gutmütige Leute hier in Schlesien. Wetten wir, bis Breslau haben Sie außer dem Fahrgeld zwei Mark fünfzig Pfennig Überschuß! Können Sie schuhplatteln? Dann mimen wir gleich zusammen los.“

Schneehuber maß den Mann vom Scheitel bis zur Sohle und sagte kühl sich vorstellend:

„Professor Dr. Schneehuber!“

Der Harmonikamann kicherte:

„Sehr gut — ausgezeichnet! — Professor nenne ich mich auch — Doktor, das trau' ich mich nich!“

Der Zug rückte an. Schneehuber stand in der Mitte des Wagens, ob seiner Tirolertracht von allen bestaunt und bewundert. Da streckte er einen Arm aus und sagte mit Gefühl und Würde:

„Liebe Volksgenossen! Unser Vaterland ist in Not. Das verruchte England will uns aushungern. Aber uns reift eine kräftige Ernte. Albions perfider Plan wird zuschanden! Die Intelligenz der Großstadt macht mobil, um der Arbeiternot in dieser schweren Zeit abzuhelfen und die Ernte unter Dach und Fach zu bringen. „Desipere in loco“ hat es früher geheißen, wenn der Städter aufs Land kam; „laborare in loco“ muß es heute heißen, oder — was Ihnen geläufiger sein wird — „viribus unitis“!“

„Was labert a eegentlich?“ fragte einer, der an einer Käseschnitte kaute. Die anderen lachten. Auch dem Volksredner war das kränkende Wort „labern“ ans Ohr gedrungen. Er wollte zunächst jähzornig werden, aber er überlegte es sich schnell anders und sagte milde zu dem Käsemann:

„Lieber Freund, ‚ultra posse nemo obligatur‘, aber immerhin, wenn Sie mich auch nicht ganz verstanden haben, brauchen Sie nicht gleich injuriös zu werden.“

„A quatscht schon wieder!“ sagte eine fesche Maid, die sich eine grüne Gurke schälte.

Schneehuber wischte sich den Schweiß und machte eine Pause der Niedergeschlagenheit. Dann ermannte er sich.

„Deutsche Volksgenossen! Ich bin ein sanftmütiger Mann, der sich niemals unnütz ereifert. Ein altes lateinisches Wort heißt: ‚quos Deus perdere vult, prius dementat‘, das heißt auf deutsch —“

* Ein Komödienspieler.

„Also, mein liebes Fräulein, Sie werden mich verstehen. Ich bin zwar ein Großstädter und mit ländlichen Verhältnissen nicht ganz genau vertraut, aber ich habe beschlossen, um der Not an Erntearbeitern abzuhelfen, für drei Wochen auf ein Dorf zu ziehen und dort bei der Einbringung der Ernte zu helfen.“

Das Mädel schob eine halbe Gurke in den Mund und fragte:

„Wa — wa — was?“

„Erntearbeiter will ich werden! Säen, einfahren, dreschen, jäten, düngen und was sonst noch dazu gehört.“

Das Mädel faltete die Hände und hielt ihr Schälmesser aufrecht wie einen Spieß. Sie verschluckte sich ein wenig und prustete Gurkenkerne von sich. Schneehuber fühlte sich dadurch zwar in seinem ästhetischen Empfinden beeinträchtigt, aber in dem Bestreben, populär zu werden, fuhr er fort:

„Ja, es ist eine schöne Sache, so in die Ernte zu ziehen. Und denken Sie nur — das Erntefest!

Bunt an Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz —
Und das muntre Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz!

Das muntere Volk der Schnitter werden dann wir sein, zum Beispiel ich und Sie. He, das wird fein werden, Kleine, nicht wahr?“

Schneehuber war überzeugt, daß er nunmehr den populären Ton getroffen habe, und er vermaß sich sogar, was er nie zuvor im Leben getan hatte, ein Mädel am Kinn zu krauen. Da sie nichts dagegen sagte, sondern ruhig an ihrer halben Gurke weiterkaute, wurde er noch mutiger.

„Ja, und ich habe mir bereits ein Feld meiner Wirksamkeit ausersehen. Es ist hier an der Bahnstrecke ein entzückendes idyllisches Dorf mit Bauernhäusern, Wiesen, Feldern, Gärten und einer Kirche, wo ein Storchnest drauf ist. Wenn es das Glück wollte, wären Sie, verehrtes Fräulein, vielleicht selbst aus diesem Dorfe.“

Das Mädel, das eben die zweite Hälfte der Gurke in den Mund geschoben hatte, konnte nicht antworten, aber sie nickte so heftig mit dem Kopfe, daß sie dabei puterrot wurde.

„Ach,“ seufzte Schneehuber entzückt, „das trifft sich ja herrlich. Nun wird meine geringe patriotische Tat tausendfach belohnt! Glückliches Dorf mit dem Storch —“

Weiter kam er nicht. Irgend jemand stand plötzlich vor ihm und hieb ihm eine gewaltige Ohrfeige herunter. Es war der Käsemann.

„Nein, meine liebe Frau,“ sagte er beklommen, „nein, nein, liebe Frau, Eier und Speck sind mir ganz egal.“

„Putter will er!“ schrie jemand im Hintergrund.

*
* *

Der Bummelzug trottete weiter. Da er zu der Strecke, die der D-Zug in einer halben Stunde zurückgelegt hatte, ungefähr einen halben Tag brauchte, hatte Professor Schneehuber reichlich Gelegenheit, sich weiter mit seiner Umgebung in der vierten Klasse zu beschäftigen. Zunächst versank er in trübes Sinnen. Bisher hatte er mit seiner wohlgemeinten Exkursion ins Landwirtschaftliche Pech gehabt. Erst die unerquicklichen Auseinandersetzungen mit seiner Wirtin, dann der Ärger mit dem impertinenten Oberkellner, darauf der Disput mit dem stupiden Schimmellenker und der Streit mit dem frechen Geschäftsreisenden, jetzt dieses Bukett von Käsefresser, Harmonikamann, Gurkenjungfrau, Eierweib und strohblondem Idioten. Das „Volk“ machte es ihm schwer; das Volk verstand ihn nicht.

„Wenn die Blümlein draußen zittern
Und die Abendlüfte weh'n,
Und du willst mir's Herz verbittern
Und du willst schon wieder geh'n?
Ach, bleib' bei mir und geh' nicht fort,
An meinem Herzen ist der schönste Ort!“

So spielte der Harmonikamann, und die Eierfrau sang mit so tiefem Schmelz und so verliebten Seitenblicken auf den Tiroler, daß Schneehuber das Federhütel schief auf dem Kopfe rutschte und er sich höchst unbehaglich fühlte. Denn die Eierfrau gefiel ihm nicht. Inzwischen bandelte, angesteckt durch die sanfte Weise, aber auch die Gurkenjungfrau, die gegenüber saß, mit ihm an, indem sie ihm eine Gurkenschale mit neckischem Augenblitzen an den Kopf warf. Da dachte Schneehuber:

„Die klassische Bildung allein macht es nicht. Um sich das Herz des Volkes zu erobern, muß man populär sein.“

Und er stand auf und setzte sich neben das immer noch gurkenschälende Mädchen. Die machte ihm hocherfreut Platz. Als der Gesang verstummte und der Harmonikamann sammeln ging (wobei er Schneehuber ausließ, weil er ihn immer noch für seinen Kollegen hielt), gedachte der Professor, es mit der Poesie zu versuchen und zunächst das Herz der Jugend, das er in der Gurkenjungfrau verkörpert erblickte, zu erobern.

„Mein liebes Kind,“ begann er zu seiner neuen Nachbarin, „oder, wenn Sie das lieber hören, mein schönes Fräulein —“

Das Mädel kicherte.

Erzbergnacht.

Eine Szene aus 1915 von **Fritz Oberndorfer.**

Geschrieben 4.—6. September 1915.
Gedruckt Dezember 1917
den Kämpfern der Südwestfront
als dankender Gruß.

Personen:

Leonhard Krumpner, 89 Jahre alt, gewesener Bergmann.
Peter Krumpner, 52 Jahre alt, Hutmann, sein Sohn.
Oswald Bruckner, 26 Jahre alt, Bergmann
Franz Kerngart, 26 Jahre alt, Bergmann, als Zugsführer zu einem Feldjägerbataillon eingerückt.

Zeit:

Vom 23. auf den 24. Mai 1915.

Ort:

Im Schichtturm, dem alten Glockenturm ober dem Markt Eisenerz in Obersteier, in dem in früheren Zeiten der Beginn der Schichten des Bergbaues eingeläutet wurde, ein Zimmer der Wohnung von Vater und Sohn Krumpner, bei denen auch Bruckner und Kerngart wohnen, gegenüber dem „Berg", wie dort in der gewöhnlichen Rede kurz der Erzberg genannt wird.

Links und rechts vom Zuschauer aus.

Ein schmaler Teil einer kleinen, niedrigen Stube.

Das mittlere Drittel der Rückwand öffnet sich zu einer tiefen Fensternische. Die ganze rechte Seiten- und rechte Rückwand, sowie die Wände der Nische entlang läuft eine Bank. Nur das Wandstück unterhalb des Fensters genau in dessen Breite ist frei.

Im rechten Stubeneck steht ein großer viereckiger Tisch. Im linken Zimmereck ist der große Kachelofen angebaut, zwischen ihm und der Nische steht ein Lehnstuhl. In der linken Wand vorne die Tür. Durch das sehr kleine, vergitterte Fenster, dessen Flügel offen zurückgelegt sind, sieht der Zuschauer Mondlicht, später Morgendämmerung, aber nichts von der Landschaft. Auf dem Tische brennt eine kleine Lampe.

Leonhard sitzt im Lehnstuhl, zeitweilig schlafend.

Peter sitzt auf der Bank an der rechten Seitenwand hinterm Tisch über Zeitungen, Landkarten und einem Buch, von denen er selten aufblickt. Er trägt einen dunklen bürgerlichen Anzug.

Oswald sitzt in der Nische auf dem Fensterende der linken Bank und schaut durchs Fenster. Er hat Lodenrock, Lederhose und graue Strümpfe an.

Oswald: Das Mondlicht ist heut stark, es legt sich wie ein See ins Tal.

Peter: Jetzt wirst am End auch noch einrücken müssen zu deine Vierzehner. Wenn's gegen die Walischen geht. Und es geht noch los.

Oswald: Morgen werden ma das wissen.

Leonhard: Oder heut no. Drum sitzts ös ja auf, weils ös glaubt's, es müßt' hinter die Berg no die Kundschaft übera kommen.

Oswald: Bereit san ma.

Peter: Dann werden s' kan Wehrpflichtigen mehr am Berg arbeiten lassen.

Leonhard: Dahier ist er notwendiger, dort sind auch andere.

„Wirste wull meine Braut ei Ruh' lossen!" brüllte der Wüterich. „Was haste mit ihr vum Sturche zu reden?"

Und ehe noch eine Notleine gezogen werden konnte, bekam Schneehuber so viel Prügel, wie selten auf der Welt ein harmloser Mensch unschuldigerweise Prügel gekriegt hat.

*
* *

Auf einer kleinen Station telegraphierte Schneehuber, nachdem er ein Kursbuch studiert hatte: „Witwe Lehmann Breslau Soundsostraße 17 Kehre 11 Uhr zurück. Schneehuber."

Als der arme Professor zu nächtlicher Stunde die Stiegen zu seiner Wohnung emporgeklommen war, fand er vor seiner Entreetür die Witwe Lehmann auf einem Reisekorb sitzend.

„Nanu?" sagte Schneehuber. „Was tun Sie hier?"

„Ich ziehe," antwortete Frau Lehmann spitz.

„Was machen Sie?"

„Ich ziehe! ‚Freche Person' geheißen zu werden, lasse ich mir nicht gefallen. Ich verändere mich!"

Schneehuber lehnte sich gegen die Wand. Alle Glieder taten ihm weh, ein Wange war geschwollen, die Feder auf dem Tiroler Hut bestand aus nichts mehr als einer halben Spule.

„Witfrau Lehmann," sagte er endlich in ganz ungewohnter Milde, „beruhigen Sie sich! Was Ihnen in meinem Dienst passiert ist, ist nichts gegen das, was mir im Erntedienst des Vaterlandes widerfuhr. Schließen Sie die Entreetür auf, tragen Sie Ihre Habseligkeiten wieder hinein und bleiben Sie bei mir!"

Da wischte sich Frau Lehmann ihre beiden salztrockenen Augen und schluchzte:

„Na, wenn Sie's nun durchaus wollen, Herr Professor —"

Und trug ihren Reisekorb in die Wohnung zurück, was ihr nicht schwer fiel, da er noch gar nicht gepackt war.

*
* *

Nachdem Frau Lehmann dem Herrn Professor, wie immer, wenn er aufgeregt war, seinen Baldriantee gekocht und vorgesetzt hatte, sagte dieser:

„Sehen Sie, Witwe Lehmann, es heißt zwar: ‚Bonum voluisse sat est,' aber ich bin doch heute durchaus nicht zufrieden. Wenn nicht die Unvernunft des Volkes mich gehindert hätte — was für einen nützlichen Erntearbeiter hätte ich für das deutsche Vaterland abgeben können!"

Oswald: Der Berg liegt wirklich rötlicher da als der Reichenstein und die Griesmauer. Man sieht's bei Tag, besonders bei Sonnenuntergang. In der Nacht merkt man's sonst net so, da ist er gleichfarbig wie die andern. Aber heut schaut er auch im Mondlicht rötlicher her.

Peter: Ja, das is leicht, weil er für'n Krieg jetzt liefert. —

Oswald: Ich wollt', es gäb' auch Nachtschichten, recht schwere. Ganz allein und still — ohne Minen — losstemmen, Bröckel für Bröckel Erz — und hinabtragen und -schleifen — im Sackzug selber, wie vor hundert Jahren. Da spüret ma, daß ma wie die Soldaten arbeit. Ganz wie sie.

Peter: Die schwarz-gelbe Armbinden habts ihr auch. Und den Landsturmeid haben alle g'schworen.

Leonhard: Du bist dahier Soldat, Oswald. —

Oswald (immer am Fenster): Gut ist's, daß es so frei am Tag liegt, das Erz, zum Hernehmen, grad für den Krieg herg'richt. Sonst hat's es überall tief in der Erden drin.

Peter: Daß es grad da so frei liegt.

Leonhard: Weil ihn die Götter erst spät da herg'schmissen haben, den Berg. —

Oswald: Und wie war denn das, Krumpner, — genau?

Franz (tritt ein, die Kappe in der Hand, hängt sie auf den Rechen neben der Tür. Er ist in hechtgrauer Felduniform mit Hosenspangen und lichtbraunem Lederleibriemen und Bajonett und trägt die goldene Schützenschnur und die kleine silberne Tapferkeitsmedaille): Glück auf!

Leonhard: Gott gib's!

Peter: Ist was bekannt?

Oswald: Gehst morgen fort?

Franz: Erzählt hab'n s' im Markt unten, die Kriegserklärung wär' g'schehen. Aber es hat keiner was Sicheres gewußt. Da war nur wieder wo so a Red aufg'flogen. Jetzt geht doch alles langsam auseinander und denkt auch ans Schlafen.

Oswald: Gehst morgen ab?

Franz: Wahrscheinlich morgen vormittag. (Er tritt zu Oswald in die Nische.) Ich wär' froh, wenn's wieder weiter gang. Grad so froh, wie ich gwen bin, daß i zu dem Transport kommandiert war und auf die paar Tag da z'Haus kommen bin. Noch einmal die Heimat g'sehn, wieder einmal unter der alten Schichtglocken da g'schlafen, mit dir g'redt, den Berg g'sehen in Arbeit wie sonst, und einmal lustig g'wesen im Wirtshaus und mit die Madeln im Ort; — aber z'Haus bin ich jetzt draußen. Und bald geht's ja auch wieder hinaus. In drei Wochen, denk' ich. Is man nur einmal bei der Marschkompagnie, da is man schon halb im Feld. Feiertäg vertragt ma jetzt nicht.

Peter: Und auch noch andere Feind. (Über seinen Karten.) Gegen die Serben und Montenegriner liegen ma vor. Gegen die Russen gengan ma an. Gegen die Franzosen stehn ma und fahrn ma mit unsere Mörser und U-Boot. Gegen die Japaner haben ma treu ausg'halten. England kommt uns net ran. — Gegen alle die Feind — und zehn Monat schon lang.

Leonhard: Der Oswald bleibt da. Dafür ist der Franz eing'ruckt.

Peter: Es sind aber schon noch wo Feind für uns in der Welt. Das sind dann deine, Oswald, die warten auf dich.

Oswald: Wie's kommt! Da — schieß ich's Erz auß'm Berg, dort — schieß ich die Kugel aus der Büchsen. Es ist vielleicht dasselbe Eisen. A paar Wochen später nur. —

Peter: Kann es noch einmal gut werden? — Frieden — mit Ehren und von Bestand, wie s' immer sagen?

Oswald: Es muß.

Peter: Und können ma's aushalten?

Leonhard: Sparen und schaffen. — Draußen steht's Korn in die Felder. — Da liegt das Erz, genug für drei solche Krieg.

Oswald: Es ist doch gut, daß damals die alten Vorfahren den Hut von Eisen g'wählt haben.

Leonhard: Ja, es ist wohl das Rechte g'wesen. —

Oswald: Mögts es net heut wieder einmal erzählen, Krumpner?

Leonhard: Draußen unterm See, wo das Tal grad die enge Windung macht, ham s' aus dem schwarzen Tumpf den Wassermann g'fangen. Z'erst hat er si g'schnellt wie a Fisch, aber er war z'stark festg'macht von ihnen. Da hat er si aufs Bitten g'legt. „Was gibst denn?" hab'n s' g'fragt. „An Fuß von Gold, oder a Herz von Silber, oder an Hut von Eisen," hat er g'sagt. Sie hab'n ihm versprochen, wann er ihnen eins wirkli gibt, lass'n s'n los. Da hat er ihnen no g'sagt: „Gold währt hundert Jahr, Silber tausend, Eisen währt immer." „Immer is's beste," hab'n s' g'sagt.

Oswald: Dö haben auf ihr Volk denkt.

Leonhard: „Und gib uns den Hut von Eisen." Der Wassermann sagt: „Dort steht er" und deut herhinter ins Tal. Da hab'n s' g'sehn, daß der spitze Berg da nicht so weißsteinig is, wie die andern Mäuern, sondern röter, und sie haben kennt, daß er Erz is. Da hab'n s' die Strick auflassen, und der Wassermann is fort, kopfunter in sein'n Tumpf. —

Peter: Und wann sie das Gold g'wählt hätten?

Leonhard: Sie haben das Eisen g'wählt. Und das ist gut.

Wesen ohne Menschen. Aber dann hab' ich's g'faßt. Und mir war dort so feierlich, wie in einer leeren Kirchen, wann nur die Orgel spielt.

Franz: So ist's auch draußen mit dem heutigen Krieg. Der ist auch net mehr so, wie er früher wohl war und in die Bücher steht und in die G'schichten. Der arbeit dir und pocht und stampft und treibt und trifft: und du siehst kan Menschen, siehst nichts, und wanns d' a überall aussiehst. Das schafft in der Luft und Erden wie a eisernes Wetter. Und selten hast was Aug in Aug, und no seltner kriegst was in deine Faust.

Oswald: Da haben die Götter einmal das Erz anders g'hoben und g'halten und tragen zum Treffen! Krumpner, das erzähl jetzt, was war mit die Götter?

Leonhard: Es gibt jetzt so viel neue G'schichten — aber die alten sind a gut.

Riesen haben da g'wohnt, wo jetzt unsere Berg stehn. A breites Tal is g'wesen, mit Hügeln herum. Drüben waren friedliche Menschen und die Götter haben gewaltet im ganzen Land. Da haben die Riesen von die weiteren Berg und aus der Erden Felssteine g'nommen und auf ihre Hügeln als Türm und Mäuern g'setzt, vom Kaiserschild und der Seemauer bis zum Pfaffenstein und Reichenstein ringsum. Da haben sie dann hinüberglotzt in die anderen Täler zu die Menschen und haben Steindln hinabg'schmissen, und dann aber große Blöck und haben sich g'freut, wie die g'wütet haben. Und gegen die Götter haben s' Felsen g'schleudert. Und ka Ordnung haben s' halten wollen mit den andern.

Da haben die Götter tief aus den Gebirgen einen groß-großen Block von Erz genommen, und auf die Mäuern und Türm, die die Riesen sich baut haben, sind sie von außen her treten und grad senkrecht auf sie nieder haben sie den Block fallen lassen.

Da ist er liegen blieben über ihnen. Und ist der Berg. Und das Erz liegt frei am Tag da.

Franz: So haben's die andern mit uns machen wollen.

Oswald: Sie sind eher die Riesen wohl, und sie wird's so treffen.

Franz: Wer waren denn die Götter?

Peter: Die Götter sind ja Teufeln.

Oswald: Die haben aber Ordnung g'schafft.

Leonhard: Ja, man sagt so. — Wer weiß, was wahr ist!

(Es schlägt elf)

(Helle Burschenstimmen klingen von unten herauf durchs Fenster: „Der Gott, der Eisen .....")

Oswald: Mir wär' a lieber, die Pfingsten wären Werktäg. Heut werd' ich schwer schlafen. Eigentlich hätten wir uns etwa zur Sonntagschicht im Hochofen melden können, mancher wär' gern frei davon g'wesen.

Franz: Man kann a eigene Unruh ohne Arbeit nicht aushalten, wenn man nicht krank ist. (Er macht ein paar Schritte ins Zimmer und sagt sehr laut:) Und seit gestern mittag treibt's mich überhaupt.

Peter (aufschauend): Was hast?

(Franz setzt sich auf die rechte Fensterbank. Oswald ist aufgestanden und schaut, an die linke Fensterseite gelehnt, auf ihn.)

Franz: Wie ich von Wismath aba bin, war Schußzeit auf'm Berg. Und so ist es in Galizien oben auf manche Berg g'wesen uns gegenüber. Net grad in so viel Reihen. Aber a so übereinand und auf einmal her von allen Stufen.

Leonhard: Siehst du, die Schuß dahier gelten aber den Russen. So fangt's an, und no einmal kommt's Pulver hinters Eisen, und no einmal springt das, und da trifft's.

Franz: Ja, so muß man denken. I bin auch gestern nachmittag durch'n Markt und den Prossenweg hinaus g'laufen auf Münichtal zu. Und dem Hochofen gegenüber hab' ich mich auf die Leiten g'setzt. Da hab' ich hinüberg'schaut und hab' g'sehn, wie dort alles seinen Gang geht, und bin ruhig worden. — Und wie dann vom Abstich alles rotwolkat worden is, da hab' ich g'sagt: „Es kommt schon dem G'wehr näher, dem fertigen G'wehr, und dem Kügerl, dem letzten Kügerl. Es geht schon weiter, wir san am Werk."

Oswald: Ich hab' so ähnlich denkt, wie ich dem Bachwasser einmal nachg'schaut hab', dem hupfaten, und den glatten Eisenschienen daneben. Das lauft bald alles draußen an Steyr vorbei, dort pocht's Tag und Nacht. So wie damals, als mein Vater dort g'arbeit hat. Und tausend G'wehr macht die Fabrik. Die Enns, wann s' denken kann, die muß denken, die Welt ist nur durch Eisen da und alles nur fürs Eisenwerk.

Peter: Sie wollen jetzt bald den zweiten Hochofen in Münichtal anblasen.

Franz: Man kann's brauchen.

Peter: Es ist nur gut, daß wir jetzt solche Hochöfen haben. Wo die Maschinen soviel machen. Braucht's weniger Leut. Wird viel g'schafft.

Leonhard: Ja, es hat sich g'ändert, gar seit meinen Zeiten. In einem großen Haus arbeit alles und stampft und schafft. Und du siehst keine Männer, Einer steht irgendwo. — Und die Bahnen laufen und der Kran dreht sich und hebt. Und wie weit auseinander stehen zwei, die da lenken! — Mir hat's oft gespensterig vorkemma mögen, wann ich durchgangen bin durch all das schaffate

Oswald: Woher weißt du das, Franz? Hast du ihn auch g'sehn? — Ich hab' ihn g'sehn. — Ja, jetzt weiß ich's wirklich, ich hab' ihn g'sehn und es war der andere (nach rechts deutend), der da hier, der talaufwärts.

Franz: Wann?

Oswald: Vor drei Wochen.

Franz: Und was hat er tan?

Oswald: Er ist da neben dem Turm (nach rechts deutend) g'standen, ganz wie der damals; den linken Arm hat er um den Turmspitz da oben g'legt g'habt und mit dem Hammer in der rechten Hand ist er langsam nieder und beim großen Fenster 'nein auf die Glocken g'fahren — dreimal. — Ich hab' immer g'meint, ich müßt's hören. — Aber es war, glaub' ich, still in der Luft.

Franz: Vor drei Wochen sind die Russen roglig worden. Seitdem müssen s' überall z'ruck, die Deutschländer und wir Österreicher gehn nach. — Grad vor drei Wochen. Damals bin ich aus dem Spital kommen, die Schulter war ganz zugeheilt. Ich hätt' g'wollt, ich wär' damals noch im Fieber g'legen, — grad damals net dabei sein können, wenn man schon wieder frisch auf die Füß ist. — Oswald, ich möcht' jetzt noch einmal hinaufkommen, noch einmal gegen die Russen vorwärts, ihnen nach über die galizischen Flüss', über die sie uns herkommen sind, — ich möcht' dort dabei sein, und wenns auch gegen Italien losgeht. Aber dann nachher, dann möcht' ich herunter. Vielleicht komm' ich noch einmal hier durch — das wär' schön — von der Enns her, herauf, aus Polen her und (er steht auf, tritt an die linke Fensterseite und schaut hinaus) da übern Prebichl hinter den Reichenstein nach Süden weiter über Berg und Berg, gegen die Walischen, wann s' wirklich losgehen. — Und sie sollen nur losgehen, — die Kerln haben schon zuviel begehrt, — sie müssen was kriegen, — sie müssen. Aber das haben sie sich net g'wunschen.

(Er geht heftig durchs Zimmer bis rechts vor dem Tisch und zurück und bleibt dann in der rechten Nischenecke stehen.)

Peter: Es wär' Schlafenszeit.

Franz: Gehst du schlafen?

Peter: Ich will heut einmal die Karten und Bericht durchstudieren, daß man doch was Recht's weiß. Mir eilt's nicht mit dem Schlaf. — Was wartets ihr noch? Für euch wird a ka Extrapost mehr kommen.

Franz: Ich hab' dem Grieshamer Hans g'sagt, wann s' was no erfahren im Markt, soll er aufakommen.

Oswald: Die sind jetzt auch schon g'mustert und werden bald einrücken.

(Es singt unten weiter:)

„......wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte.
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte."

(Das weitere Singen verhallt in fernen Gassen.)

Oswald: Aber es gibt Riesen.

Franz: Oswald, wir wissen's.

Peter (ohne daß Franz und Oswald auf ihn hören): Ihr solltet auch schon schlafen gehen.

Franz: Als Buben, als Vierzehnjährige — dort vom Vogelbichel drüben.

Oswald: Ja, damals. (Er setzt sich auf der Bank der linken Nischenwand nieder und lehnt an diese den Kopf zurück.)

Franz: Ich muß glauben, wir haben den damals wirklich leibhaftig g'sehen — daherüben am Schichtturm.

Oswald: Ja, groß ist er da draußen (nach der linken Bühnenseite deutend) neben dem Turm g'standen, größer als der, den rechten Arm ums Dach g'legt, nackt; mit einem Hammer in der Hand, wie's kleine Bergmandel in der Oswaldikirchen, das die Stunden schlagt.

Franz: Du hast'n z'erst g'sehen und hast mich hing'wiesen, — da hab' ich 'n auch g'sehn. Auf die großen Männer, die wilden, hab' ich denkt, die g'malten, die neben die Wappenschilder stehen. Aber da is nur Einer dag'standen, auf der Seiten talab Und ich hab' immer g'schaut, ob net talauf neben dem Turm da (nach der rechten Bühnenseite hinter sich deutend) auch einer steht. Aber in Schatten und Sternlicht hab' ich nichts sehen können.

Oswald: Ich hab' ihn neulich wieder g'sehn. — Schon im Winter, wenn ich beim Abstieg vom Berg her zum Schichtturm g'schaut hab und auf die Waldhäng dahinter und da denkt hab': „Was ist in den Karpathen oben? Halts ihr's? Werfts ihr sie naus?"....

Franz: Ja, da haben wir uns in so Berg einbart und uns g'stemmt. Das Ärgere war aber das Ruhig-halten-müssen.

Oswald: — und wenn da die Winternacht so starr und leer herg'legen is, da hab' ich glaubt, der Ries' müßt' wieder da stehen und er müßt' mit dem Hammer auf die Schichtglocken schlagen, und — es müßt' a neue Schicht angehen, es müßt was g'schehen.

Franz: Das hätt' aber dann der andere, der bergseitige, sein müssen, net der, den wir damals g'sehn haben. So was hat damals niemand sehen können.

Oswald: Er ist so groß, daß die Stufen des Bergs
ihm wären wie uns die Pfarrkirchenstiegen. —
Er steht auf dem Spitz, — er hebt seinen Stock:
Der ganze Berg gehört ihm.

Franz: Ja, g'wiß.

Oswald: Er stoßt mit dem Stock auf die Spitze des Bergs.

Franz: Durchs Mondlicht zittert es. Schußzeit macht er.

Oswald: Schußzeit geht los — auf allen Stufen —
von oben bis unten — in allen Bauen.

Franz: Überall flattern die weißen Wolken,
überall fliegen die Stein' in die Luft.
Seltsam genau ist die Ordnung im Schießen,
kunstvoll und feierlich, so wie beim Tanzen,
hebt sich's, lauft weiter. Und er steht oben
und schlagt ruhig.

Oswald: Er kommandiert's.

Franz: Es knallt aber nichts und nirgends kracht's.

Oswald: Dem Berg, dem tut das nicht weh.

— — —

Franz: Abg'schossen ist.

Oswald: Ein rosenlicht's Rieseln
geht über die Baue.

Franz: Der Bergmann reckt sich,
er hebt den Bergstock auf in die Stern'.

Oswald: Er wird noch größer, sein Stock wird ein Schwert.
Hochhinaus hält er's. Gegen den Nordpolstern steht es.

Franz: Aus den Sternen her nimmt er die Kraft.

Oswald: Die Stein' rieseln fort.

Franz: Die Hund' fahren los.

Oswald: Sie werden voll Erz. Sie rollen und laufen.
Das gebrochene Erz leuchtet rosenlicht —
der Schimmer ballt sich in Tropfen zusammen —
und fließt wie in Traufen.

Franz: Das Bergwerk geht.

Oswald: Aber alles geht in umg'kehrter Art.

Franz: In der anderen Richtung. Ihm geht es zu.

Oswald: Die Bremsberge fahren die schweren Hund'
hinauf, die leichten reißt es zurück.

Franz: Und bei den Schächten?

Peter: Na ja, dann weiß man's gleich. — Ich bleib eh noch auf!

Franz: Na, geht der Vater net ins Bett, Hutmann? Krumpner, gehst net schlafen?

Oswald: Der Krumpner schlaft manche Nacht in seinem Lehnstuhl. Er sagt, das sind seine bessern Nächt.

Leonhard: Ich träum' mich freier da. — Gehts ihr net schlafen?

Oswald: Das Mondlicht fließt so gegen einen her, wie ein See, in den man hinausfahren sollt'.

Leonhard: Da könnts die Lampen löschen, wenn ihr nur ins Mondlicht schauen wollt. Man muß mit dem Öl sparen.

Franz: Der Hutmann will heut noch alle seine Karten und Zeitungen ausstudieren. Vielleicht macht er uns einen neuen Schlachtplan. — Die Erdölgruben haben wir eh bald alle wieder.

Peter: Ich stell' das Buch vor die Lampen, daß 's den Vater net blendet. (Er stellt das auseinander geschlagene Buch vor das Licht. In der nun dunklen Nische wird das Licht des Mondes [und später des Morgens] durchs Fenster stärker). Ihr zwei brauchts kein Lampenlicht.

Franz: Schaun ma den Berg an und die helle Nacht.

Oswald: Komm, Franz.

(Sie sitzen beide an dem Fenster auf den Bankenden sich gegenüber, hinausschauend, Franz rechts, Oswald links, jeder einen Arm auf dem Fensterbrett und die Hand auf dem Arm des andern.)

Franz: Draußen begraben sie vielleicht die Kameraden. Oder sie stürmen. Wer weiß es? —

Oswald: Man könnte immer auf den Berg starren. Es ist, als müßte plötzlich was Riesiges aufwachsen. Und alles ist nur da, damit das kommt.

Peter: Eure Riesen werden wieder über die Berg kommen.

Franz: Wir stehen.

(Eine kleine Weile Stille.)

Oswald: Franz, siehst du?

Franz: Ich glaub'.

Oswald: Auf dem Berg — auf der Höh', —
Franz, siehst du?

Franz: Ich glaub'.

Oswald: Ein Bergmann steht dort. — Ein großmächtiger Mann —
in Kittel und Leder, — in Hutmannstracht. —
Vom Bergstock blinkt der silberne Griff, —
licht schimmert sein Haupt, sein Kopf ist bloß, —
weiß oder blond ist er.

Franz: Blond.

Franz: Dunkelblau liegt dort die Nacht.
Oswald: Der Mondschein habt ihr dort nichts an.
Franz: Hie und da steigt ein Streifen Gewölk.
Oswald: Der Bergmann steht auch ganz schwarz nur da.
Franz: Nur am Umriß sieht man die mächtige G'stalt,
auf der Reichensteinmauer steht er.
Oswald: Er wischt sich den Schweiß wohl.
Franz: Jetzt steht er und sinnt.

— — —

(Es schlägt eins.
Peter schaut auf seine Taschenuhr und, das Buch für einen Augenblick zur Seite rückend, auf Leonhard. Dieser schläft. Peter rückt sich neue Karten zurecht.
Ein Pfiff tönt durchs Tal und ein leises Echo hochher.)
Oswald: Er greift ins Blaue. Franz, siehst du's?
Franz: Ich seh'.
Oswald: Einen Spieß faßt er heraus.
Franz: Ein Mantel zieht sich ihm her aus dem Dunkel.
Oswald: Ein Hut, ein großer, sitzt auf dem Kopf.
Franz: Ein Windstoß geht über Mantel und Hut.
Oswald: Wie Wolkenzug weht's vor dem Himmel hin.
Franz: Er steht.
Oswald: Steht und wartet.
Franz: Wie der Schmelzmeister steht am Hochofen vor dem Abstich.
Oswald: Das ist's.
Franz: Der schmilzt das Erz für die Welt.
(Die zwei treten einen Schritt vom Fenster zurück. Sie lassen ihre Arme sinken. Sie schauen immer hinaus.
Peter nimmt das Buch von der Lampe weg. Der Alte ist langsam aufgewacht. Peter starrt über die Karten hinweg.)
Peter: Jetzt hab' ich die Zeitungen alle g'lesen und die Karten studiert. Aber was werden wird, weiß ich nicht.
Leonhard: Du solltest schlafen. Die Jungen können nachtwachen, wenn sie wollen. Sie halten's aus. Und so ein Alter wie ich wacht von selber seine Zeit. Du solltest schlafen, wann's Wachen nicht not ist.
Peter: Ich hätt' mir nie denkt, daß ich so einen Krieg bei uns erleben werd'. Es hat g'heißen, es sei ja unmöglich, daß es noch einen Krieg gäb', darüber sind wir hinaus.
Leonhard: Du warst nie Soldat. Du hast a net g'heirat. Warst immer net ganz im Leben. So hast zu denen g'hört, die auf den Krieg vergessen haben.
Peter: Es braucht kan Krieg.

Oswald: Dort — siehst du es, Franz? —
aus dem Schacht hinterm Waldspitz, da hebt sich's heraus —
ein silbernes G'rüst wie ein Turm, und die Hund'
fahren dran auf, auf die höheren Stufen.
Alles Erz kommt nach oben — von überall her.

Franz: Die alte Spitze wird wieder voll.

Oswald: Zu den Füßen des Bergmanns häuft sich das Erz.

Peter (ohne von seinen Papieren aufzuschauen): Der Oswald spinnt seine b'sonderen G'schichten.

Leonhard: Er soll weiter erzählen. Der Berg hat sein eigenes Leben. Der hat auch sein' eigene G'schicht.

Oswald: Franz, schau genau!

Franz: Oswald, was ist?

Oswald: Er senkt das Schwert heraus aus den Sternen.

Franz: Es gleitet aus der Hand, er versinkt in die Täler.

Oswald: Der Berg liegt ruhig, wie jede Nacht.

— — —

Oswald: Er steigt vom Berg weg, in den Sattel hinüber.

Franz: Vor dem Reichenstein steht er.

Oswald: Weithin über die Mauer
streckt er nach Süden die Hand.

Franz: Breit fahrt sein Arm durch die Luft.

Oswald: Hinterm Reichensteinfels glüht es herauf.

Franz: Roter Dampf steigt auf.

Oswald: Der Bergmann nimmt
alles Erz von der Spitze des Bergs.

Franz: Mit dem Griff
seiner zwei Hände hebt er es auf.

Oswald: Eine riesige Kugel ist es.

Franz: Es bebt alles drinnen und hält doch zusammen.

Oswald: Sanftrosiger Schimmer geht aus von dem Erz. —

Franz: Grausig-wolkig-rot dampft es hinter dem Berg. —

Oswald: Auf hebt er den kugelnden Ball von Erz.
(Beide stehen mit Ruhe auf. Ihre Hände liegen auf dem Fensterbrett nebeneinander.)
Wie ein Vollmond vorm Himmel so schwebt der dort.

Franz: Und er wirft ihn über den glühenden Schlund.

Oswald: Die Steine zerfallen. Ein schimmernder Regen
fällt in die Glut.

Franz: Und darunter wird's still.

— — —

Franz (müde auf- und hinausblickend):

Ich seh nur den weißen Nebel —.
Die Luft wird härter und kühl.
Jetzt werd' ich müd.

(Er hat den rechten Arm auf dem Fensterbrett liegen, sein Kopf legt sich darauf.)

Oswald (gespannt, sehr langsam):

Einen Erzstein nimmt er in seine Hand. —
Er schaut ihn an. — Er schaut alles voll an. —
Er schaut auch auf uns.
(Franz hebt den Kopf ein wenig, zu Oswald hin.)
Er schaut alles an.
Den Erzstein wiegt er in seiner Hand.

Franz (vor sich hinschauend, ein altes Lied im Gedächtnis suchend, langsam):

Wie ein Stück von Erz hält Gott die Welt,
Wie ein Stück von Erz ein Menschensein.
Ob es dumpf verrollt, zum Tauben fällt,
Ob es Eisen wird, — er weiß es allein.

(Er lehnt den Kopf mit geschlossenen Augen an die Wand zurück. Oswald hat, ihm zuhörend, die Augen langsam vom Fenster gewendet. Er setzt sich auf die Bank, sich ins linke Nischeneck lehnend.)

(Die Uhr oben Turm schlägt vier. Dann hört man die Uhr vom Tal herauf. Es ist draußen morgennebelicht hell. Oswald springt auf. Peter wacht auf.)

Peter: Es wird Morgen. Die Luft ist kalt und das Frühlicht ist da.

(Er steht auf und geht langsam znr Tür hinaus.)

(Franz ist aufgewacht, bleibt in seiner Stellung, blickt suchend nach Oswald. Der tritt zum Fenster.)

Franz: Was ist mit dem Bergmann?

Oswald (hinausblickend): Er steht auf dem Berg.

Franz: Licht ist der Himmel.

Oswald: Zuckt es nicht rot öfters hindurch?

Franz (hat sich im Sitzen ganz aufgerichtet und schaut hinaus):
Ja, übern Reichenstein dort.

Oswald: Er reckt sich hinüber wie um Mitternacht.

Franz: Hat es mir träumt, daß herunter ins Tal
er am End noch ist g'stiegen? Weg von der Höh'?

Leonhard: Braucht! Brauchts 's Wettern mit Donner und Blitz?
Und ist der Krieg was anders als Sturm und Wetter? Er ist.
Und wer net an ihn glaubt, der lebt net ganz.
Auch der Frieden ist wie Luft und Regen. Er ist. Wer net an ihn glaubt, kennt ka Welt net.
An den Krieg und Frieden glauben, an alle zwei z'sammen!
Gott ist Krieg und Frieden!
Alles Menschenfriedenswerk ist Krieg.
Alle Kriegsarbeit ist Friedenschaffen.

(Franz hat sich auf seinem Platz zum Alten hergedreht.)

Franz (langsam): Amen.

(Peter starrt noch eine Weile vor sich hin, blättert in dem Buch, stützt dann den Kopf in beide Hände. So schläft er später ein. Dann verlöscht auch die Lampe.)

Oswald (ist wieder ganz ans Fenster getreten):
Der Schmelzmeister sticht mit dem Spieß ins Gewänd.
Unten hinten sticht er hinein.

Franz (auch wieder an seinen alten Platz tretend):
Glühend-rot fließt's heraus. Nur ein Stück ist zu sehn.
Den glühenden Strom verdeckt uns der Berg.

Oswald: Aber mächtig breit muß er wohl sein.
Ein helles Rot steigt weithin herauf,
alle Luft ist glühender Schimmer.

Franz: Sein dunkler Mantel und Hut ist weg.

Oswald: Er hält keinen Spieß. Einen Stecken hält er.

Franz: Um ihn ist rosige Glut,
er selbst ist ein silberner Glanz.

Oswald: Blaue Augen hat er, tiefblau und groß,
einen lichten Bart: ist es Weiß oder Blond?

Franz (hat sich rechts am Fenster niedergesetzt, blickt nicht mehr durchs Fenster): Der ist nicht alt.

Oswald: Und ich glaube doch, Weiß. —
An den Gottvaterbart hab' ich gedacht. —
Jetzt schreitet er langsam den Berg herab, —
die Stufen wie Stiegen —.

Franz: Der geht sie leicht.
Seinem Schritt, dem sind sie grad recht.

Oswald: Er steht schon in der Mitte des Bergs.
Ist er nicht bis zu den Füßen hin weiß?
Fließt nicht ein roter Mantelsaum hinter ihm her?

Franz (holt seine Kappe und setzt sie auf, zu Oswald ans Fenster tretend und ihm die Hand gebend): Wie lange wird's dauern, bis ich wiederkomm'!

Oswald: Vielleicht sehen wir uns draußen.

Franz: Oder erst ganz draußen wo?

Oswald: Aber der Frieden kommt. Und der zweite Ries' wird wieder da (mit dem Kopf nach links deutend) an der Turmseiten stehn.

Franz: Aber dann schlagt er wirklich auf die Glocken.

Oswald: Unsere Leut', die dann da san, die werden vielleicht mit Trompeteln und Pauken da vor dem Turm stehn, wie die kleinen Spielleut' auf'n Rathausbild unten vor hundert Jahren.

Franz: Eine neue Schicht hebt dann an, a große. Dann wissen wir, was wir sein sollen in der Welt; und wohin wir g'hören; und wer zu uns g'hört zu der neuen Schicht.

Oswald: Fahren wir heut die unsere an, a jeder auf seinem Posten, damit die große balder kimmt.

Franz: Und wann ich von Rußland z'ruckkomm' gegen Italien, dann hol' ich dich mit. Dann hast Erz g'fördert für g'nug G'wehr und Bajonett. (Er gibt noch dem alten Krumpner die Hand.) Glück auf!

Leonhard: Gott gib's!

(Franz geht rasch hinaus.)

(Vom Tal unten klingen wieder die jungen Stimmen auf):
„Der Gott, der Eisen wachsen ließ, —

(Unten nahe setzt die kräftige Stimme des Franz mit ein):
„Der wollte keine Knechte."

(Am Fenster stehend und hinausschauend fällt auch Oswald ein):
„Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte."

(Während des Gesanges schließt sich der Vorhang.)

Oswald: Ganz anders geworden und anders gewandet —

Franz: Mir dämmert von so was. Ich weiß es nicht mehr.

Oswald: Jetzt ist er wie z'erst. Aber nicht mehr schwarz.
Blaugrau steht er dort wie die Stein' und der Himmel.

Franz: Er hat auch keinen Bergkittel mehr.
Er ist ja Soldat.

Oswald: Er äugt nach Süden.

Franz: Jetzt streckt er nach Norden wieder den Arm.
Hoch greift er hinaus über die Berge hinweg.
Ein Gewehr reißt er her. —
Er schwingt es über dem Kopf.

Oswald: Seine Augen blitzen.

Franz: Aus dem Süden steigt's auf.

Oswald: Wie lichte Wolken zieht's dort dahin,
nach allen Seiten.

Franz: Und Mörser fahren
darauf und Kanonen, und Gewehrläufe starren.
Luftschiffe und Flieger daneben her.
Und Säbel blitzen und Bajonette.

Oswald: Kugeln und Geschosse liegen zu Hauf.

Franz (aufgesprungen, selig):
Und der Bergmann steht und wirbelt sein G'wehr.
An dem Himmel strahlt es und blitzt es auf.
Es blinkt übern Berg.

Oswald: Die Sonn' kommt hervor.

Leonhard (ist aufgewacht, nickt zum Fenster hin): Der Tag ist da.

Franz: Wir schaffen's. Der Berg schafft's.

(Ruf von unten rasch näher:
Hoihoh — — hoihoh — — Franz!
Peter tritt rasch in die Stube. Er steht bei dem Alten. Franz winkt aus dem Fenster.
Ruf von unten: Italien hat Österreich den Krieg erklärt!)

Franz (dem Oswald beide Hände reichend): Wir schaffen's.

(Peter ist rasch zu seinem Tisch gegangen und schlägt in dem Buch eine neue Karte auf.)

Oswald (ruft zum Fenster hinaus): Hans?

Franz (hinabschauend): Der springt schon wieder hinab.

Leonhard: Das vierte Mal erleb' ich's. Immer san s' g'haut worden.

geplanten Aufenthaltes; aber beileibe nicht schmal berechnet! Davon konnte ich mich in der Folge überzeugen.

Das einzige, was in Deutschland wirklich sehr abgeht, ist die Milch: es gibt nur schwarzen Kaffee, russischen Tee (natürlich auch kein „russischer" mehr), dann den sogenannten „deutschen Blumentee" — ein Gemisch verschiedener Kräuter — oder Wasserschokolade. Dagegen brauchte ich nicht mit meinen Zuckerwürfeln herauszurücken; ich fand Sacharin, in einem Hotel sogar Streuzucker vor. Und Brotscheiben — ein gutes, dunkles, unserem echten Kornbrot ähnelndes Brot — erhielt ich auf die Abschnitte natürlich so viele, als es mir gerade behagte — und Marmelade dazu. „Nun, nur nicht zu optimistisch," sagte ich mir, „wollen sehen, was die Hauptmahlzeit bringt!" Und setzte mich mittags mit einer mir sonst ganz fremden Dosis Skepsis zu Tisch. Ich will nun in der Folge eine beiläufige Vorstellung von den Preisen und Gerichten geben, die zurzeit in Leipzig und Berlin geboten werden. Selbstverständlich nur eine kleine Auslese.

In erstgenannter Stadt kostet in einem erstklassigen Restaurant, dem „Stadttheaterrestaurant" am Augustusplatz:

Eine Portion Lämmleber (bestehend aus drei großen Schnitten) mit Kartoffelsalat		3 Mk.
Einmal Hamburger Kalbsbraten und Kartoffelsalat		3 Mk.
Drei Brote		15 Pf.
Einmal Kartoffeln		25 Pf.
Drei Münchner Tucher-Biere	1 Mk.	20 Pf.

Und im Berliner Lindenrestaurant „Unter den Linden":

Eine Kraftbrühe mit Einlage		60 Pf.
Eine Kraftbrühe mit Rindermark		70 Pf.
Rinderbrust mit Meerrettich	3 Mk.	25 Pf.
Deutsches Beefsteak mit Rotkohl und Kartoffelbrei	3 Mk.	50 Pf.
Pilz-Ragout		3 Mk.
Blumenkohl mit Räucherlachs	4 Mk.	50 Pf.

Dabei sind die Portionen genügend groß berechnet für eine Person. Und — im allgemeinen — recht gut zubereitet. An fleischlosen Tagen gibt's Klöße und ähnliches mit verschiedenen „Tunken", an die sich mancher Österreicher wohl erst gewöhnen muß, die aber auch stets ausgiebig sind, um hungerige Mägen zu befriedigen. Bier wird helles und dunkles, an manchen Plätzen bloß eine Gattung verabreicht. Aber es ist ganz gut, gar nicht das, was mir einmal als „elendes Gebräu" bezeichnet wurde. In den Konditoreien bekommt man auch noch Torten, die freilich „Kriegstorten" in des Wortes echter Bedeutung sind und alle viel Äpfel- und Birnenmarmelade in sich bergen; und auch Gefrorenes gibt es noch — meist ein verteufelt wässeriges, das aber schließlich doch den Zweck

Berliner Brief.

„... Lange werden Sie wohl nicht bleiben können ... so zwei bis drei Tage .. 's ist alles schrecklich knapp oben im Reiche! Und nur ja nicht vergessen, Brot, Zwieback und Zucker mitzunehmen; das kriegen Sie in Deutschland nicht!" — so sagten Bekannte in wohlmeinender Absicht, als ich vor der Deutschlandsreise stand, die mich nach Leipzig und Berlin führen sollte. Also befolgte ich den Ratschlag und segelte, mit kleinen, durch vorsorgliche Sparerei ermöglichten Vorräten versehen, wohlgemut ab. „Verhungern werd' ich denn doch nicht!" sagte ich mir zufrieden, mit dem Gefühle eines Menschen, der allen Widerwärtigkeiten Trotz zu bieten imstande ist. Neugierig war ich natürlich nicht wenig, wie weit man denn drüben im Reiche „am Verhungern" sei. Denn die Mehrzahl hier erzählte sich gar schauderhafte Dinge von dem „Durchhalten" der Deutschen, wohl zum Troste dafür, wenn es bei uns einmal irgendwo nicht klappte; und andere wieder, die behaupteten, im Deutschen Reiche stünde es glänzend in puncto Versorgung, beeilten sich, sofort erläuternd hinzuzufügen: „Natürlich — wie sollte es unseren Bundesgenossen auch schlecht gehen, wo wir sie doch so ausgiebig versorgen! Wir liefern ihnen ja alles, was sie benötigen!" Und dann werden in grellen Übertreibungen auch noch die Märchen von dem „weißen Gebäck" verbreitet und — geglaubt. —

Nun, ich fuhr also, unbeschadet einer einstündigen Verspätung des Balkanzuges, in vergnügter Stimmung von zu Hause fort, fest entschlossen, alles „jenseits der Grenze" ganz unbefangen und unbeeinflußt durch mein völkisches Empfinden und meiner Freude an Deutschlands Ruhm und Größe auf mich einwirken zu lassen. Die Tetschener Revision und strenge Kontrolle befreite mich zunächst von einigen — für mich wertlosen — Nummern österreichischer Zeitungsblätter; ich hatte sie ja nur in der löblichen Absicht zu mir gesteckt, um zu konstatieren, ob der Zollbeamte das seitliche Versteck in meiner Koffertasche wirklich entdecken und mir die Blätter konfiszieren würde! Er fand sein Suchen in meinen Sachen doch wenigstens einigermaßen belohnt — hätte er ganz umsonst in den Gegenständen gewühlt, würde es mir fast ein Bedauern um die vergeudete Zeit verursacht haben, die er bei einem andern Objekt vielleicht zehnmal ergebnisreicher auszunützen imstande gewesen wäre. Nun — Ordnung muß sein! Und strenge Kontrolle gab es auch bei der Revidierung des Passes. Dann wurde die Weiterfahrt huldvollst gestattet. —

In Leipzig, wie später in Berlin, war die erste Sorge: zur Polizei! Behördliche Anmeldung. Der Hotelbesitzer verschaffte mir auf Grund einer diesbezüglichen Eintragung in den Paß die erforderlichen Speisekarten: Fleisch-, Brot- und Kartoffelkarten. Gerade berechnet für die Zeit meines

mangels kann keine genügende Kartenkontrolle geübt werden, und viele Leute steigen einfach dort ein, wo es gerade noch Platz gibt, während dann andere mit ihren für höhere Klassen gelösten Karten die Fahrten stehend mitmachen oder in einzelnen Fällen sogar zurückbleiben müssen. Bloß die D-Züge sind in dieser Hinsicht besser. Aber das liegt eben alles nur an dem Mangel an Kontrollpersonal, was vielfach ausgenützt wird. Im Frieden sieht es damit ganz anders aus. —

Wäre nicht jetzt im Kriege die Mark mit zirka K 1·58 bewertet, könnte man von einem wirklich billigen deutschen Aufenthalt anno 1917 reden. Denn ansonsten sind die Preise durchaus nicht unverschämt in die Höhe geschraubt, auch die Gasthofpreise ganz annehmbar.

Bei den jetzigen Zeiten kann man also, wenn man sich im glücklichen Besitze eines Passes befindet, immer noch ganz gut im Reiche draußen leben — ohne Besorgnis, zu verhungern! Deutschland bietet ein typisches Beispiel, wie es sich bei geringen Mitteln, großen Gefangenenlagern und anderen Unzulänglichkeiten prächtig „durchhalten“ läßt. Elfr. Bgr.

Die bedeutendste Persönlichkeit des siebenbürgisch-deutschen Volkstumes im 19. Jahrhundert.

Von **Karl Reissenberger.**

Am 25. September dieses Jahres besuchte Kaiser Wilhelm II. Hermannstadt, umjubelt von der dankbaren Bevölkerung, die gerade ein Jahr vorher durch den glänzenden Sieg der neunten Armee unter Falkenhayns umsichtiger, kraftvoller Führung aus der Gewalt des Feindes befreit worden war. Vor der großen evangelischen Hauptkirche, dem vornehmsten gotischen Bauwerk Siebenbürgens, an dem Denkmal seines Vaters, des Sachsenbischofs Dr. Georg Daniel Teutsch, begrüßte der gegenwärtige Bischof der evangelischen Landeskirche A. B., Dr. Friedrich Teutsch, den Kaiser, umgeben von den Würdenträgern der Stadt, den Vertretern der Bürgerschaft und der Bauernschaft der umliegenden Dörfer in ihren alten, malerischen Trachten, welche den Kaiser in dem Maße fesselten, daß er sich eine Lichtbildaufnahme der Gruppen erbat. Als er dann, geführt von dem Bischof, zur Besichtigung der altehrwürdigen Kirche schritt, stellte er an seinen Begleiter zunächst die Frage, ob er der Sohn jenes Bischofs Teutsch sei, den er vor Jahren in Wittenberg kennen gelernt habe. Diese Erinnerung des Kaisers, wie die Tatsache, daß Bischof G. D. Teutsch zu seinen auserlesenen Gästen bei der Einweihung der erneuerten Schloß-

der Erfrischung bietet. Bei „Kranzler“ in Berlin kann man sich sogar an einem Pfirsichgefrorenen feinster Gattung gütlich tun! In den meisten Kaffeehäusern und Konditoreien wird übrigens auch Bier ausgeschenkt.

Die Speise-, besonders aber die Kaffeehäuser sind in den Nachmittags- und Abendstunden ungemein stark besucht, so daß man zu gewissen Zeiten nicht einmal einen Platz finden kann. (Von den Vergnügungslokalen gar nicht zu reden!) Die Herren, Feldgrau und Zivil, entfalten die führenden Zeitungsblätter und politische Gespräche gehen hin und her: „Bleibt Michaelis? Wer wird Sieger sein: die Vaterlandspartei oder die Politik Kühlmann-Czernin —?“ und dergleichen mehr. Die Damen zeigen ihre neuesten Spätherbst- und Wintertoiletten, glänzen in ihrem Schmuck und kostbarem Pelzwerk — in Leipzig und Berlin trägt jede zweite Frau von Welt ihren Kreuzfuchs, Alaskafuchs, Edelmarder usw.; auch reiche Verbrämungen sind jetzt große Mode. — Großartiges bieten die Schaufenster der ersten Firmen! Eine Fülle von Seidenstoffen aller Arten, Spitzengeweben, Plüsch- und Pelzmänteln, wie man sich sie prunkvoller kaum denken kann; und überall wird flott eingekauft, gerade so, als ob man im tiefsten Frieden säße. Der Krieg hat eben die einen zu Bettlern und die anderen zu Königen gemacht; das zeigt sich auch in diesen Weltverkehrsorten deutlich wieder.

Bewunderungswürdig fand ich die Art, in welcher die Leute im Reiche im allgemeinen vom Kriege sprechen. „Man muß eben durchhalten!“ so heißt es einfach und klar, und: „Ja, wenn wir nicht unsere gute Organisation hätten, wo wären wir da!“ Das sind so die gewöhnlichen Redensarten in Geschäften usw., wenn man auf den Krieg zu sprechen kommt. Jammern und Verzweifeln trifft man kaum an. Alles hofft fest, daß es gelingen werde, England, den Hauptfeind, zur Kapitulation zu bringen — und das ist ja auch die Hauptsache. Man weiß in Deutschland, daß man eigentlich nur *einen* Gegner hat und nicht eher Ruhe und glückliches Gedeihen fürs Reich kommen kann, solange nicht England besiegt dasteht. Man weiß auch, daß es, wenn der Kampf jetzt nicht ordentlich ausgetragen wird, kurz oder lang wieder zu einem neuerlichen Zusammenprall dieser beiden hauptbeteiligten Staaten kommen wird, kommen muß. —

Eine Lücke in dem großzügigen Gefüge draußen zeigt sich bloß dort, wo es tatsächlich an den erforderlichen Hilfskräften mangelt: das ist im Eisenbahnverkehr. Die Schaffnerinnen sind allerorten nach besten Kräften bemüht, Ordnung zu erzielen — leider aber oft mit negativem Erfolg. Durch den seit kurzem 100prozentigen Aufschlag der Fahrpreise hoffte man auf eine Herabsetzung des immensen Verkehres; die ersten Tage der neuen Verordnung brachten wohl den gewünschten Erfolg, der sich aber auf die Dauer doch auch nicht halten wird. Denn gereist wird draußen, wie ja auch bei uns, sehr viel. Alle Züge sind überfüllt; infolge Personal-

nachher und im Jahre 1885 wurde er in das ungarische Magnatenhaus einberufen. Besonders aber beschäftigten ihn bis zu seinem Lebensende neben seinen Berufsgegenständen umfassende und tiefgehende geschichtliche Forschungen auf dem Boden seiner Heimat. So ist er der Geschichtsschreiber seines Volkes geworden. Sein Hauptwerk, die „Geschichte der Siebenbürger Sachsen", zuerst in sechs Lieferungen herausgegeben, war im Jahre 1858 vollendet. Auf gründlicher, gewissenhafter Quellenuntersuchung fußend, ist es ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes. Sollte es doch nicht bloß in wissenschaftlich zuverlässiger Weise die Kenntnis der sächsischen Vergangenheit vermitteln, sondern auch zu ethischer und nationaler Geschichtsauffassung erziehen, die Zeitgenossen und Nachkommen in ihrer bedrohten Stellung durch das Vorbild der sturmerprobten Vorfahren zum weiteren Kampf ums Dasein stählen. Und das ist ihm vorzüglich gelungen. Die zweite Auflage des Buches, die 1874 bei Hirzel in Leipzig erschien, wurde durch anziehende Kulturbilder vermehrt, die auf den unterdes erfolgten kunstgeschichtlichen und volkskundlichen Studien beruhten. Aber nicht allein durch die große Zahl gediegener eigener Veröffentlichungen wußte er der Geschichte seines Heimatlandes zu dienen, sondern auch durch die Arbeiten anderer, wozu er als langjähriger Vorstand des Vereines für siebenbürgische Landeskunde vielfache Anregung und Gelegenheit bot.

Seine geschichtlichen und kirchenrechtlichen Forschungen hatten ihn schon im Jahre 1850 dazu befähigt und empfohlen, in Wien an der Seite des Bischofs Binder die Ablösung des Zehntens zu betreiben, der den sächsischen Pfarrern seit dem Jahre 1224 rechtmäßig zukam, zehn Jahre später hatte er an der Neugestaltung der Kirchenverfassung besonderen Anteil, wodurch die Regierung und Gesetzgebung der evangelischen Kirche Siebenbürgens ausschließlich in die Hände des Volkes, beziehungsweise seiner freigewählten Vertreter (in gleicher Zahl des geistlichen und weltlichen Standes), gelegt wurde, und im August des Jahres 1861 erhielt er die Sendung, die Aufnahme des eben gegründeten siebenbürgischen Hauptvereines der Gustav Adolf-Stiftung in die Gesamtheit dieses evangelischen Hilfsvereines zu erbitten. Uns interessiert hier namentlich der nationale Ton, den er hierbei anschlug. Wie wenn ein Sohn, sagte er, nach langer, langer Abwesenheit ins Vaterhaus zurückkehre, so sei es dem sächsischen Volke, das seit siebenhundert Jahren an der Grenze der abendländischen Bildung für diese zu wirken und zu leiden die Bestimmung habe, so seiner evangelischen Kirche bei jedem neuen Bande, das sich zum Mutterland, zur Mutterkirche hinüberschlinge.

Diese Bänder vermehrt und recht gekräftigt zu haben, ist besonders sein Verdienst, das er sich in noch höherem Grade erwarb, nachdem er, der seit 1863 Pfarrer und Dechant in Agnetheln war, am 19. September 1867 auf den höchsten Posten, den ihm sein Volk geben konnte, auf

kirche zu Wittenberg am 31. Oktober 1892 gehörte, und die Auszeichnung, die er bei der nachfolgenden Hoftafel durch Kaiser Wilhelm erfuhr, deuten schon auf die hohe Stellung und das Ansehen dieses Sachsenbischofs hin. Und in der Tat war G. D. Teutsch nicht bloß bei seinem sächsischen Volke als dessen geistliches und geistiges Haupt, als dessen oberster Führer und Vertrauensmann in jeder wichtigen Angelegenheit allgemein verehrt, sondern auch infolge seiner Leistungen und seines Verkehrs eine in Deutschland weithin bekannte und geschätzte Persönlichkeit. Schon seine äußere Erscheinung, die hohe Gestalt mit den feinen, durchgeistigten Zügen in dem glatten Gesicht machte Eindruck, die seltene Gabe der Rede und die gefälligen Umgangsformen vertieften denselben. Es sind die Worte eines Heidelberger Universitätsprofessors, die ihm bei seinem Tode nachgerufen wurden: „Wohin er den Fuß setzte, gewann er die Herzen, wenn er den Mund öffnete, erhob er die Geister, woran er die Hand legte, dem drückte er den Stempel der Weihe auf.“ So wird sein hundertster Geburtstag, der auf den 12. Dezember l. J. fiel und in den sächsischen Gemeinden und Schulen Siebenbürgens feierlich begangen wurde, auch darüber hinaus zum Anlaß werden, des hervorragenden Mannes aus siebenbürgisch-deutschem Stamm zu gedenken, wie es nun an dieser Stelle geschieht.

G. D. Teutsch wurde als der Sohn eines ehrsamen Bürgerhauses in dem durch Lage und Altertümlichkeit merkwürdigen Schäßburg geboren. Hier vollendete er seine Gymnasialstudien. Darnach begab er sich zuerst nach Wien, sodann nach Berlin, um sich der Theologie, Philologie und der Geschichtswissenschaft zuzuwenden. Namentlich Berlin mit seinem reichen geistigen Leben übte eine starke Wirkung auf den begabten, hochstrebenden Jüngling aus und der Historiker Leopold von Ranke ist ihm für sein ganzes Leben richtunggebend geworden. Heimgekehrt wurde er Lehrer am Schäßburger Gymnasium und bereits 1850 dessen Direktor. Er galt alsbald für den ersten Schulmann des Landes und seine Schule für eine Musteranstalt. Dem entsprach auch sein Hervortreten auf der 18. Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner zu Wien im September 1858. Ein Jahr später trug seine von Geist, freiem Sinn und nationalem Empfinden durchdrungene formschöne Festrede zu Schillers hundertstem Geburtstag, durch den Druck veröffentlicht, den Ruf des Direktors und seines Gymnasiums weit hinaus in die deutschen Lande und brachte Teutsch die Ehrenmitgliedschaft des Leipziger Schillervereins ein.

Aber auch außerhalb seines Berufskreises entwickelte er im Dienst und zum Wohl seines Volkes eine eifrige und fruchtbare Wirksamkeit. Bis 1867 war er immer wieder als Abgeordneter politisch tätig, in der Sächsischen Nationsuniversität, auf den Siebenbürgischen Landtagen, im Wiener Reichsrat und zuletzt auf dem ungarischen Krönungreichstag. Einen maßgebenden Einfluß auf die sächsische Politik behielt er auch

Als Abgesandter des Zentralvorstandes des Gustav Adolf-Vereines in Leipzig war bei dieser denkwürdigen Feier Hofprediger Dr. Leonhard Rogge zugegen, derselbe, der am 18. Jänner 1871 im Schlosse zu Versailles dem neuen deutschen Kaisertum die kirchliche Weihe gab. Eben hatte er im zweiten Bande seiner Lebenserinnerungen aus jahrelanger herzlicher Freundschaft mit Teutsch heraus diesem ein schönes literarisches Denkmal gesetzt. Die ehrenvolle Zeichnung schließt er dort mit den zusammenfassenden Worten: „Teutsch war die edelste Verkörperung der besten Eigenschaften und Anlagen der sächsischen Volksseele."

Das habe auch ich erkannt, nicht bloß in seinen Schriften und Reden, sondern auch im persönlichen Verkehr mit ihm, dessen ich mich stets dankbar und pietätvoll erinnere.

Graf Ährenthal.

„Ach," sagte mir im Jahre 1909 in Mentone ein junger russischer Diplomat, „Ihr Kanzler, der dem Kaiser von Österreich Bosnien eroberte, ein Land, das dieser bereits seit dreißig Jahren besaß!" Ich antwortete damals: „Gewiß, Graf, auch ich dachte während des russisch-japanischen Krieges, als Ihnen die Hände gebunden waren, jetzt sei der Augenblick, um am Balkan reinen Tisch zu machen." Worauf der fremde Diplomat einschnappte: „Rußland hätte es der Monarchie nie verziehen, wären von ihr seine Schwierigkeiten in Ostasien ausgebeutet worden!"

O, Rußland hätte es der Monarchie nie verziehen! Ein paar Tage vor Ausbruch des Weltkrieges, da wir ihn schon als unvermeidlich erkannten, traf ich denselben Diplomaten auf der Heimreise zufällig in Zürich und spielte ironisch auf „russische Dankbarkeit" an. Da erwiderte er: „O lala, gehören auch Sie etwa zu den Naiven, welche an die Dankbarkeit von Regierungen und Völkern glauben? Lesen Sie Bismarck!"

Nein, auch Graf Ährenthal gehörte nicht zu jenen Naiven, von denen es freilich je ein Dutzend in jedem mitteleuropäischen Ministerium gibt; er war ein nüchterner Praktiker und war der erste seit Andrassy, der wieder aktive österreichische Politik trieb. Ährenthal bestimmte den äußeren Kurs der Monarchie in einem Abschnitt, der dem großen Krieg voranging, und es wäre verfrüht, heute schon ein Endurteil über die Erfolge seines Wirkens abzugeben. Das Urteil wird vom Frieden, den wir erringen werden, abhängig sein. Aus dem gleichen Grund scheint das Buch Berthold Moldens: „Graf Ährenthal, sechs Jahre äußerer Politik Österreich-Ungarns" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) verfrüht. Außerdem standen dem Verfasser für seine Arbeit keine Geheimdokumente zur Verfügung, ohne welche tiefe Einblicke und neue Erkenntnisse unmöglich sind;

den des Bischofs der evangelischen Landeskirche A. B. (mit dem Amtssitz in Hermannstadt) erhoben worden war. Als er vor den Kaiser, Ungarns König, trat, ihm für die Bestätigung zu danken, da sagte dieser huldvoll: „Ich freue mich, daß die Wahl der Landeskirche Sie auf diese Stelle berufen hat, sie hätte keinen Würdigeren treffen können.“ In unverbrüchlicher Treue war Teutsch dem Herrscherhause und dem Vaterlande ergeben. Er war sich aber auch stets dessen bewußt, was das deutsche Mutterland der fernen siebenbürgischen Kolonie in der langen Zeit ihres Bestandes gewesen ist und gegeben hat. So widmete er auch im Jahre 1883 seine Festschrift zur Lutherfeier „den seit Jahrhunderten aus Siebenbürgen besuchten deutschen Universitäten zu einem Zeichen tiefherzlichen Dankes für reiche Segensfülle in Wissenschaft, Glauben und Gesittung.“ Dafür fehlte es ihm auch nicht an Ehrungen und Auszeichnungen aus fürstlichen, kirchlichen und gelehrten Kreisen Deutschlands. Ein dreifaches Ehrendoktorat schmückte ihn, von Jena das der Theologie und der Philosophie, von Berlin das der Rechte; die Münchner Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu einem ihrer auswärtigen Mitglieder, der Gustav Adolf-Verein wählte ihn in seinen Zentralvorstand. Durch diese Berufung hatte er die Gelegenheit und die Pflicht, in jedem Jahre nach Dentschland zu reisen. Dabei wurden alte Beziehungen zu geistig und gesellschaftlich hochstehenden Männern des Deutschen Reiches gefestigt und neu angeknüpft, was auch dem sächsischen Volke zu gute kam. Wie viel und wie Großes er für dieses daheim getan, das kann hier im einzelnen nicht dargelegt werden. Aber die Bedeutung seiner Stellung und den Umfang seiner Wirksamkeit mag man daraus ermessen, daß nach der Zertrümmerung des Sachsenlandes die evangelische Landeskirche A. B. das einzige Band blieb, das alle Sachsen umfaßte, und daß nur in ihrem Schutz und Schirm die sächsischen Volks-, Bürger- und Mittelschulen als deutsche erhalten werden konnten. Freilich haben die schriftlich und mündlich mit Nachdruck unternommenen Bemühungen des Bischofs Teutsch nicht alle Stürme von der sächsischen Kirche und Schule abzuwehren vermocht.

Als am 2. Juli 1893 der Tod den nimmermüden Mann aus gesegneter Arbeit abberief, da war die Bestürzung unter seinen Sachsen groß. Hingen sie doch an ihm wie an einem Vater. Aber auch in Deutschland trauerten viele um den führenden deutschen Volksmann Siebenbürgens. Im großen Festsaale des Rathauses zu Berlin veranstalteten seine dortigen Freunde am 12. Dezember 1893 eine Gedächtnisfeier für ihn, und als am 19. August 1899 sein dankbares sächsisches Volk ihm in Hermannstadt ein von Donndorf in Stuttgart meisterhaft geschaffenes, lebensgroßes Standbild aus Erz enthüllte, da befanden sich in der großen Festgemeinde. die sich aus allen Schichten des Sachsenvolkes zusammensetzte, auch Vertreter von fünf deutschen Universitäten, aus Berlin kein Geringerer als Harnack.

Russen und Franzosen in Berlin einzögen, während die Österreicher etwa Warschau besetzten, kann niemand ersprießliche auswärtige Politik machen. Mit ihnen gewiß nicht, aber vielleicht ohne und gegen sie ... Nur gehörte dazu eine stärkere Hand, als auch der „aktive Diplomat“ Ährenthal besaß. Bedenkt man, daß seit Jahren jeder patriotische Akt der österreichischen Regierung durch Parlament und Delegationen wirksam gehindert wurde, weil sich jedesmal dem Feinde zublinzelnde Abgeordnete fanden, die sagten: „Fürchtet Euch nicht, man darf Euch nicht beißen, wir erlauben es nicht!“ — bedenkt man dies, dann müssen die Ansprüche, die man gemeiniglich an Diplomaten stellt, herabgeschraubt werden, und wir werden Ährenthal für sein immerhin erfolgreiches Wirken Anerkennung nicht versagen können.

Ein besonderes Kapitel für sich stellt die Annexion Bosniens und der Herzegowina dar, die Europas scheinbare Ruhe in Herbst 1908 und im Frühling 1909 erschütterte.

Der Berliner Kongreß hatte Österreich-Ungarn die Vollmacht erteilt, die beiden türkischen Provinzen Bosnien und die Herzegowina zu okkupieren, ferner den sogenannten Sandschak gemeinsam mit der Türkei besetzt zu halten. Bei Wahrung der Souveränität des Sultans erlangte damit die Monarchie ein gesichertes Hinterland für Dalmatien, das nun nicht mehr gewissermaßen in der Luft hing. Verschiedene Großmächte hatten von Anfang an erklärt, nichts gegen eine völlige und dauernde Festsetzung des Donaureiches im „Okkupationsgebiet“ einwenden zu wollen, und zu diesen Mächten gehörte auch Rußland. Aber drei Jahrzehnte trotz aller Verschiebungen auf der Balkanhalbinsel blieb es in Bosnien und der Herzegowina beim „Provisorium“. Da erfolgte ziemlich plötzlich und unvermittelt, wenigstens für Außenstehende unvermittelt, im Jahre 1908 die Annexion der beiden auf dem Papier immer noch zur Türkei zählenden Provinzen. Obschon damit eigentlich nur ein längst bestehender tatsächlicher Zustand in einen Rechtszustand umgewandelt wurde, erregte die Maßregel doch vielseitig Widerspruch. Die Türkei, wo kürzlich das Jungtürkentum den Sieg davon getragen hatte, um das alte Reich Mohammeds neu zu beleben, protestierte, weil sie in der Annexion nicht nur eine Schwächung des türkischen Staates sah, sondern auch weil sie sich durch das formell einseitige und herrische Vorgehen der Monarchie gedemütigt fühlte. Serbien, seit dem Auftreten der Karageorgewitsch und wegen einer nicht stets glücklichen Handelspolitik Österreich-Ungarns diesem besonders übel gesinnt, schrie vor Empörung auf, denn es hoffte heimlich, bei passender Gelegenheit Bosnien und die Herzegowina selbst zu erringen, und Rußland, die Schutzmacht aller Slawen, unterstützte den Widerstand Belgrads gegen Wien. Endlich war Italien unzufrieden, daß am Balkan eine Großmacht zugriff, von der es eine verstärkte Konkurrenz in der

Molden sammelte nur fleißig Pressestimmen und Kritiken über Ährenthal, aber gleichwohl ist seine umfangreiche Abhandlung interessant, sagt sie auch dem Geschichtsfreund, geschweige dem Geschichtsforscher, kaum irgendwie bisher Unbekanntes. Man freut sich fesselnder Zusammenstellungen, geistreicher Vermutungen und einer strengen Unparteilichkeit.

In Ährenthals politischem Leben sind drei Abschnitte streng zu trennen: Seine dankenswerte Tätigkeit als Diplomat in Rumänien und Rußland; seine Mitwirkung an der Annexion Bosniens und der Herzegowina und endlich sein Verhalten während des Tripoliskrieges, der Marokkokrise und in den schwülen Monaten, welche den Krieg der Balkanvölker gegen die Türkei am grünen Tisch vorbereiteten.

Tripolis, Marokko, Balkan, an jedem der drei Worte hing der Weltfriede eine Weile wie an einem zerfaserten Bindfaden. Der Faden hielt. „Gott sei Dank," meinen die einen; „Leider!" klagen andere, die der Ansicht sind, ein Losbrechen anno 1909/12 wäre für uns günstiger gewesen, als das Aufbrennen im Jahre 1914, das heute noch nicht gelöscht ist. Wie dem auch sei, manchmal ist es sogar schwer, nach rückwärts zu prophezeien. Ährenthal war in jeder Beziehung für die Erhaltung des Friedens tätig und ging dabei oft an jene äußerste Grenze, welche die Pflicht zur Selbsterhaltung zieht. Daß er dabei Überragendes leistete, kann und will niemand behaupten — ja, es gibt Kenner, die da meinen, ein österreichisch-ungarischer Kanzler sei überhaupt nicht imstande, „Überragendes" zu leisten, denn das Räderwerk seiner Maschine sei so rostig, daß auch der beste Maschinist damit nichts Rechtes zu schaffen vermag. Bei uns wächst — abgesehen von den dualistischen Hemmungen — Unwesentliches, was andernorts ein Zwischenfall bleibt, leicht zum Ereignis aus. Etwa die Wahrmund-Angelegenheit (wer erinnert sich ihrer noch?!), die mit ihren fast unverständlichen Weiterungen eine Besserung unseres Verhältnisses zu Italien dauernd hinderte, da sich auch der päpstliche Nuntius in Wien einmischte und durch seine Ungenauigkeiten Ährenthal dermaßen erbitterte, daß manche verheißungsvolle Fäden, die nach Rom angesponnen wurden, zerrissen! In Österreich ist ein Artikel in der „Reichspost" imstande, weltbewegende Fragen in ein schiefes Licht zu rücken und Mißtrauen zu säen; desgleichen eine Rede von Kramarsch, der abwechselnd Vertrauensmann der Regierung, ein zum Tode verurteilter Hochverräter und ein ungekrönter König des „dreieinigen Königreichs Böhmen, Mähren und Schlesien" zu sein pflegt. Nur um die Schwierigkeiten österreichischer Politik flüchtig zu charakterisieren, sei erwähnt, was Molden nebenbei anführt: Daß während des gegenwärtigen Krieges ein tschechischer Politiker als „Patriot" äußerte, die Tschechen wünschten keine Niederlage Österreichs, nur eine solche des Deutschen Reiches! Mit derartigen Elementen, die zu glauben vorgeben, es sei möglich, daß die

von strenger Rechtlichgkeit, hohem vaterländischen Wollen und großem Wissen. Mag sein, worauf auch manches in Moldens Biographie hindeutet, daß Ährenthal hie und da von allzu idealen Voraussetzungen geleitet wurde, die nachher in der eckigen Tatsachenwelt keine Bestätigung fanden. So scheint es nicht ausgeschlossen, daß auch er nach den Feststellungen in der österreichischen Delegation, daß Österreich-Ungarn durch die Annexion Bosniens und der Herzegowina „territorial saturiert" sei und eine strenge Friedenspolitik treiben wolle, überzeugt war, damit alle Unzufriedenen und Argwöhnischen zu versöhnen, schreibt doch Berthold Molden: „Wie richtig war dies alles", um nach den üblen Erfahrungen, die später gemacht wurden, hinzuzufügen: „Und wie wenig machte es Eindruck auf Österreich-Ungarns Feinde!"

Weil im zwischenstaatlichen Verkehr der Völker eben niemals klingende Worte entscheiden, sondern praktische Pläne und Absichten und Taten. Nationale und wirtschaftliche Belange erwiesen sich bisher stets stärker, als Theorien, diplomatische Noten und Ideologien.

Schwertfeger.

Der Steirische Mandlkalender.

Von **Dr. Leopold Bein.**

(Fortsetzung.)

In Privatbesitz und Museen gibt es etliche Mandlkalender aus älterer Zeit, von denen uns besonders jene interessieren, die zuerst in Steiermark gedruckt worden sind. Vor Andreas Leykams Auftreten in Graz sind solche aus der Druckerei Widmanstetter ebendort hervorgegangen. So bewahrt die Steiermärkische Landesbibliothek am Joanneum einen Mandlkalender aus der Widmanstetterschen Druckerei aus dem Jahre 1757 auf. Jeder kann ihn in der Bibliothek besichtigen. Das Exemplar hat schon ein sehr mürbes Papier, ist „schwärzlich angeraucht" und vielleicht in der Rachkuchl eines Bauern- oder Grazer Bürgerhauses gelegen.

Auf dem Titelblatt dieses Kalenders steht:

Newer Bawern-Calenber*
auf das Jahr JESU Christi
M.DCC.LVII.
welches ein Gemeinjahr ist.
Mit Kais. kön. Privilegio kein in Steyr und Kärnten
einzuführen bey Straf 10. March löth. Gold; zu finden
bey Martin Christian Ludwig / Buchbinderey bey aller
Heiligen** in Grätz.

* b für d verdruckt. ** Dieser Laden befand sich zwischen dem äußeren und dem inneren Murtore in der Murgasse, wo wahrscheinlich seinerzeit Andreas Baumkircher gefangen wurde (nicht, wie man annimmt, auf der Murbrücke).

Adria fürchtete. Nach langwierigen Verhandlungen einigte man sich endlich auf eine Formel, welche die Streitfrage zu Gunsten Österreich-Ungarns entschied.

Mit einigem Recht fragte man sich damals und fragen sich manche heute noch, warum in einem Kreis, wo hundert Kriegsursachen lauerten, Änderungen vorgenommen wurden, die der Monarchie an sich keine außerordentlichen Vorteile brachten, aber anderseits furchtbare Wirrungen entfesseln konnten. Darauf antwortete Ährenthal, der Parlamentarismus in der jungtürkischen Türkei und serbische Wühlereien in den Reichslanden hätten es erfordert, dort klare und eindeutige staatsrechtliche Verhältnisse zu schaffen. Dem konnte entgegengehalten werden, daß zum Beispiel Großbritannien in Indien weit schwierigeren staatsrechtlichen Zuständen gegenübersteht, die es jedoch ohne auffällige Maßregeln meistert. Wie dem auch war, die Politik Ährenthals brachte die Welt des Ostens, Südens und Südwestens in Erregung und einige darauffolgende recht unerwünschte Vorgänge ließen sich darauf zurückführen. Seit der Annexionskrise kam der Balkan nicht mehr zur Ruhe und das Jahr 1908 kann in gewisser Beziehung als Stichjahr für eine Reihe von Kriegen gelten, die endlich zum Weltkrieg ausarteten.

Je nachdem man nun die Annexion als unbedingt notwendig oder politisch vermeidlich betrachtet, gelangt man zu einem günstigen oder verwerfenden Urteil über die Politik des Grafen Ährenthal. Sicherlich verschlechterte er dadurch die Beziehungen der Donaumonarchie zu Rußland. Aber ob es überhaupt möglich gewesen wäre, sie dauernd günstig zu erhalten, ist eine weitere Frage, die wahrscheinlich verneint werden muß, denn der Panslawismus strebte Ziele an, die mit dem Bestande Österreich-Ungarns schlechterdings unvereinbar waren.

Unter allen Umständen aber unternahm Graf Ährenthal außerdem etwas, was Erstaunen hervorrief: Er räumte unaufgefordert zugleich mit der Verkündigung der Annexion den Sandschak, statt ihn mindestens als Tauschobjekt bei der erzürnten Türkei zu benützen. Er erhoffte sich von seiner freiwilligen Nachgiebigkeit eine Besänftigung der Jungtürken und Italiens, und erreicht es nicht. Nur verlegte er sich und seinen Nachfolgern künftig den Weg nach Albanien, dessen Besitz höchst wichtig für die Herrschaft in der südlichen Adria ist.

Aus diesen verschiedentlichen Gründen ist man heute eher geneigt, die bosnische Politik Ährenthals als verfehlt zu betrachten und in ihr eine Ursache für nicht wenige der nachkommenden Verwicklungen am Balkan zu erblicken. Vielleicht, daß die Zukunft zu einem anderen Urteil gelangt. Derweilen schwankt noch Ährenthals politische Gestalt sebst in der österreichisch-ungarischen Geschichte.

Der ohne Zweifel begabte Premier war persönlich ein Charakter

Merzen: Den ersten halben Monat um halber 6 und den andern halben Theil um 6 Uhr.

April wurden die Tore um ½7 Uhr, bzw. ¾7 gesperrt.

Mai um 7 Uhr, bzw. ½8.

Juni um ¾8 Uhr, bzw. 8.

Heumonat um 8 Uhr, bzw. ¾8.

Augustmonat um 7¼ Uhr, bzw. 7.

Herbstmonat um ½7 Uhr, bzw. 6.

Weinmonat wurden die Tore um ½6 Uhr, bzw. ½5, vom 20. bis Ende um 4¼.

Wintermonat bis den 10. um 4¼ Uhr, vom 10. bis Ende des Monates um 4 Uhr gesperrt.

Man mußte also, wie ersichtlich, zur Winterszeit, wenn man Geschäfte außerhalb des festen Stadtgebietes zu besorgen hatte, auch recht „gschleunen“, wenn man noch rechtzeitig bei den Toren hineinkommen wollte. Waren einmal diese zu, so mochte sich, namentlich im Winter nach Eintritt des langen Abends bei frühzeitig geschlossenen Haustoren ein recht altbürgerliches, behagliches Leben abgewickelt haben. Zwar nähern wir uns jetzt zusehends wieder diesen primitiven Zuständen, denn wir müssen wieder zum Spanlicht greifen, der Bauer fängt wieder zum Spinnen an, die Leute tragen, wenn sie aus dem finsteren Hause auf die noch finstern Gasse treten, eine Laterne vorn aufgesteckt, wie alte Völker kehren wir zum Tauschhandel zurück u. a. m. Aber was nützte es, wenn diese alten Dinge wiederkehren, der alte Geist kommt nicht mehr. Er mag von der modernen Zeit auch mißachtet und verlästert sein, die Welt war doch nicht so vergiftet. An diese Sperrordnung der Grazer Tore schloß sich im Text das Beispiel des Dienstbotenzeugnisses oder, wie man es damals nannte, Kundschaft. Darnach gab es drei Kundschaften.

Eine gute Kundschaft lautete:

> JCH N. N. bekenne, daß mir N. N. durch ein (oder mehrere) Jahr, als ein Knecht, oder Magd getreulich und wohl gedienet, auch sich ehrbar, und fleißig erzeiget habe; dieses bekräftiget meine Unterschrift. So geschehen den . . . Monatstag und Jahr. N. N.

Eine mittelmäßige Kundschaft lautete:

> Vorzeiger dieses, N. N. ist mit meinem Willen seines bey mir als Knecht, oder Magd, durch . . . Jahr gehabten Dienstes entlassen worden. Dieses bekräftiget meine Unterschrift. So geschehen den . . .
> N. N.

Man sieht, daß der Drucker damals das Privilegium auch auf Kärnten ausgedehnt hat, wahrscheinlich hatte er sich eine besondere Befugnis zu dieser Erweiterung erworben, die später von Wien wieder zurückgezogen wurde. Denn nach den Widmannstettern ist das Privileg wieder und dauernd nur auf Steiermark beschränkt. Der Vermerk „zu finden bey . . .“ ist heute noch auf den Leykamschen Mandlkalendern, aber nur in erster Zeit an der gleichen Stelle, später ist er an den Fuß des Titelblattes gekommen. Die einzelnen Papier- oder Kaufmannsläden, die auf dem Lande den Kalender verschleißen, lassen nämlich noch heute ihren Namen und ihren Laden auf dem Kalender aufdrucken. Wenn man die Namen all der Papierhändler und Buchbinder von Graz zusammenstellt, deren Namen so auf den verschiedenen Jahrgängen der Mandlkalender stehen, seit sie in Graz gedruckt wurden, so tauchen gar viele Gäßchen und gute Bürger von Alt-Graz wieder auf, die noch keine Gasnot und papierene Kleider kannten.

Hierauf folgt auf dem Titelblatt das Bild mit den drei Bauern („Sterngucker“), der Sonne, dem Mond und den Sternen. Dieses Bild deckt sich vollkommen mit dem auf dem heutigen Mandlkalender. Endlich folgt unter dem Titelbild der Vermerk: „Erstlich gedruckt zu Augspurg / jetzo zu Grätz.“ Dieses „Erstlich ... zu Augspurg“ besagt nichts anderes, als daß eben der Kalender ursprünglich in Augsburg gedruckt und von da nach Steiermark eingeführt wurde. Unter den Zeichen (Praktiken) sehen wir schon etliche mehr vertreten als die späteren Mandlkalender aufweisen. Z. B. kommt unter den Wetterprognostiken außer den heutigen auch ein Zeichen für „feucht“ vor. Ferner enthält er noch eine Reihe jagd- und landwirtschaftlicher Zeichen, so für: Bauholz fällen, Gut düngen, Gut fischen, Gut jagen, Vögel fangen, Pflanzen säen und Kohl pflanzen. Also noch eine stattliche Zahl gegen die zehn im heutigen Bauernkalender übriggebliebenen Zeichen.

Bemerkenswert ist der Text auf der vorletzten und letzten Seite des Kalenders aus 1757. Er bezieht sich auf die Finsternisse, dann aber — und das beansprucht besonders unser Interesse — auf die Sperrzeit der Grazer Tore, ferner auf das Zeugnis (Kundschaft), das zu jener Zeit den Grazer Dienstboten nach Verlassen ihres Dienstortes ausgefolgt wurde.

Wir erfahren daraus, daß die Tore von Graz in nachstehender Ordnung in den einzelnen Monaten gesperrt wurden:

Im Jenner: Den ersten halben Monat um 4 Uhr/ den andern halben Theil ein Viertel nach 4 Uhr.

Hornung: Vom ersten bis den 6. dieses Monates um halber 5/ vom 7. bis 15. um drei Viertel auf 5/ und folgends bis zum End um 5 Uhr.

Zu erwähnen wäre noch, daß im heutigen Mandlkalender im Texte überall die neue Rechtschreibung angewendet ist, wodurch er etwas modernisiert erscheint. Innerhalb des Kalendariums stehen unterhalb der Tageszacken 1785 keine Ziffern wie im heutigen Kalender. Ferner fehlt im alten Kalender die besondere Anführung der Fasttage unter der Nennung des Monates.

Das sind im großen die Veränderungen, die vom ersten Leykam-Mandlkalender bis auf den heutigen eingetreten sind. Auch wurde der Kalender damals nur in einer, der bemalten Ausgabe gedruckt, während er, wie erwähnt, seit den Vierzigerjahren in der bemalten und schwarz-roten Art zur Ausgabe gelangt.

(Schluß folgt.)

Heimgärtners Tagebuch.

Zu dem Schlechtesten, was dieser Krieg bisher gebracht hat, gehört die Verluderung des Geschäftslebens im Hinterlande. Zu dem Besten aber der Gottesfrieden zwischen unseren Kirchen. Über das erstere haben andere ein wildes Wort zu sagen; ich spreche jetzt von dem Besten. Es ist mehr als Freude, es ist Glücksempfindung, zu beobachten, wie rücksichtsvoll die Konfessionen jetzt einander begegnen, wie einig und treu sie zusammenhalten. Der katholische Priester und der evangelische Pastor halten im Felde freundnachbarlich Gottesdienst, einer hält gelegentlich für den anderen die Predigt; Luther, wenn er dabei wäre, würde mit dem katholischen Feldpater gute Kameradschaft haben. Die wenigen Fälle von Angriffen oder Anrempelung, die hüben wie drüben vorkommen, zeigen erst recht, wie häßlich das ist, und wie schön, daß es eben nur verschwindende Ausnahmen sind, die das freundliche Verhältnis im großen erst recht herrlich zeigen.

Aber freilich: gerade religiöse Naturen sind empfindlich gegen sinnwidrige, abergläubische Auswüchse, wie sie im ungebildeten Volke leicht vorkommen; sie schleudern was Zorniges oder Spöttisches hin, die zuständige Kirche fühlt sich getroffen, und der Zank ist fertig. Oder es gibt was Kirchenpolitisches anzugreifen, um so die Dinge mit Weltlichem zu vermengen — man sollte es lassen. Es schadet mehr als es nützt.

Im Religiösen nur möglichst vom Weltlichen los! Das Weltliche macht enge und eigennützig. Das Reich Gottes ist groß, das hat viele Provinzen, in jeder herrschen je nach Volksart andere Einrichtungen, deren keine von der Nachbarsprovinz angefochten werden soll.

Nicht wahr, das wird so bleiben auch im künftigen Frieden? Für kritische Geister wird das eigene Haus immerhin genug Stoff bieten, so daß man den Nachbar anständigerweise in Ruhe lassen kann. Und wenn das Kritisieren religösen Gemütslebens ganz aufhört, um so besser.

Endlich eine schlechte Kundschaft besagte:

Vorzeiger dieses, N. N. ist mit meinem Vorwissen aus dem durch . . . Jahr als Knecht, oder Magd gehabten Dienst, worinnen sich selber nicht allzuwohl verhalten, entlassen worden. Dieses bekräftiget meine Unterschrift. So geschehen den . . . N. N.

So der Wortlaut dieser drei Kundschaften. „Fräulein" oder „Herr" gab es dazumalen im Dienste noch nicht.

Der erste von Andreas Leykam gedruckte Mandlkalender hat derlei nicht mehr im Texte. Die Praktiken-Zeichen sind gleichfalls bis auf die heutigen zehn reduziert.

Ich habe an anderer Stelle gesagt, daß der Mandlkalender von Andreas Leykam an bis auf heute fast unverändert gedruckt wird. Die auffallenderen Veränderungen eines Kalenders von 1917 oder 1918 z. B. gegenüber den ersten von Andreas Leykam gedruckten, möchte ich hier herausheben. Mir liegt einer der frühesten von Andreas Leykam gedruckten Mandlkalender vor, der von 1785. Der hat auch noch den Vermerk oben: Zu finden bey Franz Xaver Miller, im Büchergewölb bey Allerheiligen in Grätz. Aus der „Buchbinderey" von 1757 ist also inzwischen schon ein „Büchergewölb"* geworden. Es hieß früher durchaus „Neuer Bauernkalender auf das Jahr . . .", heute „für das Jahr . . ." Die Finsternisse sind heute bis ins einzelne angegeben, der Beginn, die Mitte, die größte Verfinsterung, ferner in welchen Gegenden sie sichtbar sind oder nicht. Wie originell ist dagegen die Fassung in 1785. Sie lautet:

Von den Finsternissen.

Die Sonne gerathet dieses Jahr in zwo unsichtbare Verfinsterungen, erstens den 9. Hornung, zweytens den 5. August. (So im Kalender von 1785.)

Für die Witterung kalt, kühl, hat Andreas Leykam ein Zeichen, welches ähnlich wie das für Regen oder Nebel mehr schematisch ist; es gleicht einer fünfzackigen Mistgabel, soll aber der Handschuh sein. Das Zeichen für Sonnenschein hat noch deutlich zwei Augen. Die Monatsnamen sind heute mit Ausnahme des „Christmonat" (Dezember) durchaus die üblichen lateinischen, während 1785 noch über die Hälfte deutsche Bezeichnungen hat: Hornung (= Februar), Brachmonat (= Juni), Heumonat (= Juli), Herbstmonat (= September), Weinmonat (= Oktober), Wintermonat (= November), Christmonat (= Dezember). Weiters ist als neu zu bemerken, daß die Hof-Normatage und die Sonnen-Auf- und -Untergänge rückwärts hinzugekommen sind.

* Bemerke übrigens, daß „Gewölb" im Sinne von Kaufladen schon stark aus der Schriftsprache verdrängt wird. Heute ist alles „Geschäft" oder noch höher „Warenhalle".

Und schießt mich eine Kugel tot,
Kann ich nicht heimwärts wandern,
So wein' dir nicht die Äuglein rot,
Such' dir bald einen andern.
Nimm dir 'nen Burschen schlank und fein,
Anne=Marie!
Es braucht ja grad nicht einer sein
Von meiner Kompagnie."

So hatten sie's gelesen. War das alles? War nicht noch eine Schlußstrophe vorher gesungen worden, die hier fehlte? Alsogleich eine Abordnung der Frauen nach dem Bahnhof, wo der Soldatenzug immer noch stand, sie ließen auch um die letzte Strophe bitten.

Und nach fünf Minuten hatten sie auch die letzte Strophe:

„Und ist dann einst der Friede da,
Werden wir Hochzeit machen,
Dann schalle durch das ganze Haus
Ein fröhlich Kinderlachen.
Doch lauter Jungens müssen's sein,
Anne=Marie!
Wir beide stellen ganz allein
'ne ganze Kompagnie!"

Ob eine oder die andere der Frauen bei diesem G'sätzel nicht ein wenig errötete? Ob ihr nicht einfiel: Ach, um so viel sind reichsdeutsche Soldaten zartsinniger als österreichische Frauen, deren magdlichen Züchten sie das geschriebene Versprechen „einer ganzen Kompagnie Jungens" nicht zutrauen mochten.

Im Oktoberheft veröffentlichte ich den Aufsatz: „Goldene Brücken". Völkerversöhnung, besonders in unserem kleinen Lande. Ich erwartete darüber teils Zustimmung, teils scharfen Widerspruch. Aber soviel ich weiß, blieb es still. Völkerversöhnung scheint doch nicht zeitgemäß zu sein, es mangelt dafür das Interesse. Aber dann wurden gegnerische Stimmen laut — wild leidenschaftliche. Man wünscht sie gar nicht, die Versöhnung, man schürt leidenschaftlich den Völkerhaß. Dann aber verstehe ich nicht, wie die Leute noch von einem Frieden träumen können. Ein diplomatischer Friede der Regierungen würde nicht viel bedeuten, wenn die Feindschaft der Völker gegeneinander stehen bleibt. So lange wir Haß züchten, ist Friedenshoffnung einfach eine Verhöhnung der Vernunft.

Sonst war es vor allem der Deutsche, der sich in erster Linie als Mensch fühlte, in zweiter erst als Deutscher. Und diese humane Eigenschaft sichert ihm den besonderen Wert, den er sich mit Recht als Deutscher beilegt. So habe auch ich jenen Versöhnungsaufsatz zuerst als Mensch, dann erst als Deutscher geschrieben.

Das persönliche Verhältnis zu Gott ist Ureigentum des einzelnen, sei es nun im Geiste oder in Symbolen, oder in tieferen Geheimnissen, in denen der Mensch sein Himmelreich findet.

Ich bin im Laufe eines langen Lebens selbst erst allmählich zu der Überzeugung gekommen, daß es das wichtigste Zeichen von Gesittung ist, das Heiligtum des Mitmenschen zu schonen, ja mit zu verehren, insoferne es nicht in irgendeiner Weise auffallend gemeinschädlich wird. Jeder hat seine Treppe in den Himmel, und auf der höchsten Stufe sind wir doch alle einig: Vertrauen und Seligkeit in Gott.

Mancher Bauer fühlt sich in einem ganz eigentümlichen Verhältnis zu seinem Staat.

Da war ich dabei, als ein Erntekontrollbeamter dem recht einfältig sich gebenden Landmann — Verschmitztheit vorhielt. „Na na, Vetter," rief er, ihm auf die Achsel klopfend, „tuns nicht so, als ob Sie nicht fünfe zählen könnten! Sie haben es faustdick hinter den Ohren!"

„Selbig wird so arg nit sein," antwortete der Bauer. „Bissel was schon, mag schon sein, bissel was. — Glernt hat man eh nix. Wenn man ah nit a bissel was hintern Ohren hätt'! Wia wullt sih der Mensch denn halbwegs vorm Stoot derwihrn!"

An einem Bahnhofe Obersteiermarks hielt ein Zug reichsdeutscher Truppen. Die Mannschaft, anscheinend meist aus bäuerlichem und gewerblichem Mittelstande, war voller Leben und Lust und die Soldaten sangen einigen jungen Frauen, die zufällig auf dem Bahnhofe waren, Lieder vor.

Eines dieser Lieder war so reizend, daß eine der Frauen den Wunsch aussprach, sie möchte es haben. Sofort riß ein fixer Thüringer Knab' das Tagebuch aus dem Sack, und den Frauen, die mittlerweile fortgegangen waren, eilte er nach mit dem beschriebenen Blatte.

„Im Feldquartier auf hartem Stein
Streck' ich die müden Füße,
Und sende in die Nacht hinein
Der Liebsten heiße Grüße.
Nicht ich allein hab's so gemacht,
Anne-Marie!
Von ihrer Liebsten träumt bei Nacht
Die ganze Kompagnie.

Wir müssen in dem Feindesland
Gar wilde Schlachten schlagen,
Von einem Wiedersehenstag
Kann, Liebchen, ich nichts sagen.
Vielleicht werd' ich bald bei dir sein,
Anne-Marie!
Vielleicht auch scharrt man morgen ein
Die ganze Kompagnie.

Daran erinnerte mich jetzt ein Vetter aus Weiz, der mich manchmal besucht und sonst immer ein lustiger Kampel gewesen ist. Diesmal war es anders, diesmal war er mürrisch und zuwider. Der Krieg! Natürlich der Krieg.

Und einmal fragte er mich ganz ruhig und lind, ob er denn nicht im ganzen so weit immer ein gutmütiger Mensch gewesen sei?

„Ich wüßte mir keinen besseren!“

„Gelt ja? Und jetzt“, setzte er bei, „ist der Lump fertig.“ Dann gestand er mir's. Beim Beginn des Krieges sei er noch voll Mut und Frohheit gewesen und gleich alles habe er hingeben wollen, was die Soldaten nur immer brauchen konnten. Mit den ins Feld ziehenden Söhnen habe er gejauchzt, mit den daheimbleibenden Müttern geweint. „Das war noch ein Mensch. Und jetzt ist das Luder fertig!“ rief er aus und stieß sich die Faust an die Stirn.

„Aber Vetter, was hat's denn?“

Ja, da hat er mir's gesagt, das Mitleid habe er verloren. Nach all dem, was man in den letzten Jahren erleben mußte, sei ihm die Gutherzigkeit abhanden gekommen. Er verspüre auch keine Freude mehr und das größte Elend der Menschen sei ihm gleichgültig geworden. Eine brennende Stadt sei ihm wie ein Feldfeuer im Herbst und die Toten der Schlachten, — dafür habe er nichts mehr übrig als den Gedanken: Sind gut weg. „Mein himmlischer Vater!“ so rief er mit aufgehobenen Händen aus, „gib mir einen Schmerz! Gib mir einen Schmerz damit ich weiß, daß ich noch ein bissel Mensch bin!“

„Habsucht ist ein Zeichen persönlicher Nichtigkeit. Je unfertiger einer an sich ist, je mehr bedarf er der äußeren Behelfe, um halbwegs was zu sein.“

Das schrieb ich einem Mann in das Stammbuch, der des Sonntags glatt herausgeputzt sich auf einen Schöngeist spielt und die Woche über reichlich in Kriegswucherei macht.

Auf meine Inschrift soll er gesagt haben: „Hat mir dieser Alte das ganze Büchel versaut.“

Eine wohlhabende Bürgersfrau nahm sechs Soldaten-Waisenkinder zu sich, um sie ein Jahr lang zu verpflegen. Heimlich nahm sie sich vor, wenn es geht, die Kinder ganz zu erziehen zu braven, tüchtigen Menschen, „damit sie auch für was auf der Welt sei“.

Die Kinder hatten sie gern und nannten sie, wie ihnen von anderer Seite anfgetragen wurde, „gnädige Frau“.

Daß man die feindlichen Regierungen haßt, die uns vernichten wollen, das ist natürlich. Aber die Völker, die belogen, verblendet, gegen uns in den Krieg gehetzt und gezwungen wurden — daß man auch sie hassen müßte, denen eben so unrecht geschieht als uns — das ist schwer zu verstehen.

Ich glaube, wir tun ein bißchen zu oft „deutsch" sagen. Was man ist, ganz unbestritten ist, das braucht man nicht immer zu sagen. Deutsch sein ist genug. — Von Goethe wird behauptet, daß in seinen Schriften die Worte „deutsch", „Deutschtum", „Nationalismus" im heutigen Sinne nicht ein einzigesmal vorkommen, und doch ist Goethe der deutscheste Dichter.

Auf Kunstreisen gibt es Lorbeerkränze. Auch mir sind ihrer begegnet, einst, als ich in steirischer Mundart reiste. Sie sind sehr schmeichelhaft und sehr unbequem. Unbequem auf der Reise. Im Kupee-Oberteil hat nicht jeder Platz und mancher schön gespannte Bogen fühlt sich gedrückt dort oben, wenn mitunter ein wuchtiger Koffer hingestoßen wird. Einmal kaufte ich für so ein Grünzeugrad, das besonders groß und schön war, eine Fahrkarte, damit auch der Schaffner vor ihm Respekt haben sollte.

Zumeist aber geschah es so, daß ich nach der feierlichen Übernahme des Kranzes sehr gerührt dankte, zugleich aber die Bitte aussprach, mir ihn durch die Post nachzuschicken, da ich ihn auf meiner weiteren Reise nicht gut mitnehmen könne. Da sagte einmal ein Herr des Komitees, der schon vorwegs ein wenig gezweifelt haben mochte, ob für so einen hölzernen Volkspoeten die klassische Auszeichnung wohl genau am Platze sei: „Na, wenn's Ihnen nicht der Mühe wert ist, den Kranz mitzunehmen —"

„Aber selbstverständlich!" rief ein anderes Festkomitee-Mitglied dazwischen, „schicken wir Ihnen den Kranz nach. Selbstverständlich."

In einer bayerischen Bergstadt war es, daß ich ungeschickter Weise auf das Anzeigeblatt zu meiner Vorlesung drucken ließ: „Kranzspenden verbeten!" Schon am nächsten Tage antwortete eine gegnerische Zeitung: „Herr Rosegger besorgt bei seinem Begräbnisse Kranzspenden. Er mag ganz beruhigt sein."

Dieser gute Witz macht mir heute noch Spaß, während ein Kranz längst vermodert wäre.

Mein Vater erzählte öfter von einem alten Mann, der einst in der Gegend von Fischbach herumgegangen sei, sich vor Wegkreuzen niedergekniet habe und den Herrgott gebeten um den großen Schmerz.

schaut es an. Schaut es still und sinnend an, hebt dann sein Händchen und sagt: „Gute Nacht, Urgroßvater!"

Und wie das nun wieder geschieht, vor einer Abreise am letzten Abend, da höre ich durch die zugelehnte Tür, daß der Kleine spricht. Mit sich selber, das ist er doch nicht gewohnt. — Mit dem Urgroßvater spricht er. — Was hätte ich in diesem Augenblick gegeben für zwei scharfe Ohren? Es ist gewesen, als ob das Kind nach seinen Worten immer Pause gemacht hätte, um die Gegenrede des Urgroßvaters zu vernehmen. Ein Zweigespräch zwischen zwei Jahrhunderten? — —

Nach einiger Zeit, als der Kleine wieder herauskam, ganz schweigsam und ernsthaft, fragte ich ihn, was er drinnen gemacht habe. „Dem Urgroßvater habe ich gute Nacht gesagt", antwortete er leise und ruhig.

„Aber ich habe dich sprechen gehört."

„Ja, Großvater, wir haben miteinander gesprochen."

„Du? Mit wem?"

„Mit dem Urgroßvater."

Das war alles. Und nichts weiß ich sonst.

Es mag schon sein, daß über unsere Köpfe hinweg Vergangenheit und Zukunft sich manchmal verständigen über Dinge, die unser verhülltes Schicksal sind.

In Heimgärtners Tagebuch, 41. Jahrgang, Seite 293, werden gelegentlich eines Ausspruches, „daß die moderne Schulbildung Fabrikswaare" sei, einige zweifelnde Fragen gestellt, die uns nun ein hervorragender Schulmann, Schulinspektor E. Stegert in der „Pädagogischen Reform" (Wien) recht erfreulich beantwortet hat. Vom Ideal der Volksschule ausgehend, verweist er auf ihre Vorzüge, wodurch tatsächliche Mängel der Durchschnittsschule wohl nicht bestritten werden, wodurch aber erinnert wird, daß manches, was wir von ihr verlangen, nicht in ihrer Aufgabe liegt. Auch ein paar Unrichtigkeiten oder Mißverständnisse wurden klargestellt und somit hat jene Tagebuchnotiz ihren Zweck erreicht.

Wie schon einmal alles schief geht in der Welt, so ist halt die Frage verzeihlich, ob nicht doch etwa auch in unserer allgemeinen Schule ein Fehler steckt.

Da sagte sie einmal: „Kinder, diese Anrede mag ich nicht. Fällt euch kein gescheiteres Wort ein? Denkt einmal nach."

„Frau Direktorin!" rief ein Mädel.

„Ist auch nix nutz", sagte sie.

„Frau Professorin!"

„Ist noch närrischer."

„Euer Gnaden!" rief ein Knabe.

„Wirst still sein, du Schnabel!" schrie sie ihn an und dabei mußte sie lachen.

„Frau Hausfrau!"

„Hört mir auf. Fällt's euch denn nicht ein?"

„Frau Mutter!" rief ein Mädel.

„Das ist das Richtige", sagte die Frau wohlgemut.

Legte der kleinste Knabe das Köpfel an ihren Busen und sprach leise: „Mutter!"

„Jetzt haben wir's!" jubelte die Frau auf. „Das ist das Beste. Mutter! Mutter ganz allein."

Meine Eltern warnten uns Kinder vor manchem Laster, so vorm Schimpfen, Lügen, Ehrabschneiden, vor Unversöhnlichkeit, Rachgier u. s. w. — daß man nicht stehlen und nicht betrügen dürfe, davon sagten sie — soweit ich mich erinnere — nie auch nur ein Wort. Wir hatten in der Gegend außer ein paar in halben Ehren stehenden Viehhändlern einen Dieb und auch einen alten Leutebetrüger, wir wußten, wie oft die im Arrest saßen, was die Leute über sie redeten und welch ein Leben sie führten. Das war genug, da bedurfte es keiner Mahnung, keiner Warnung mehr. Diese Verbrechen erschienen uns einfach als etwas Unnatürliches, mit dem man sich selbst zu Grunde richtet. Hätten wir gewußt, daß es in der Welt auch Diebe gibt, die, anstatt im Arrest zu sitzen, sich aus den Diebstählen und Betrügereien Häuser bauen und Millionäre werden, wir hätten doch nicht anders über sie gedacht: Leute, die sich selbst zu Grunde richten.

Siehst du, so einfältig sind die Leute da drüben hinten in den Bergen!

Mein zweijähriger Enkel hat ein frischrotes Gesicht und weißes Haar, ganz wie sein Urgroßvater, der in meinem Schlafzimmer an der Wand steht. Und da kommt das kleine weiße Gestaltlein vor seinem Schlafengehen allemal auf Besuch zuerst zu mir ins Arbeitszimmer und dann ins stille Nebenstübchen zum Urgroßvater. Am liebsten macht er diesen Besuch allein. Und da steht er dann vor dem alten Ölbildnis und

Da spricht der Herr sein sanftes Wort:
„Siehst du an jener Mauer dort
Den Bruder steh'n? Ein armer Mann!
Man hat ihm schweres Leid getan.
Der Feind schlug ihm das Auge blind,
Er hat nicht Weib, er hat nicht Kind,
Er hat nicht Hürde, hat nicht Heim,
Die Wange netzt der Sorge Seim."

Der Petrus schweigt, der Herre spricht:
„Sind wir denn wohlgeborgen nicht?
Wir schreiten aus in Gottes Welt,
Wir bauen rüstig unser Feld
Und werben das Eigen und wehren der Not, —
Wer gibt dem Blinden Brot?
Mein Petrus, sieh! All' was dir frommt,
Dir gern auf off'nem Wege kommt.
Lab' Leib und Seel' an besserem Sold,
Nimm meine Früchte, gib dein Gold!"

So machte denn das zerbrochene Eisen
Die Werte des Marktes im Kurse kreisen.
Es wurde getauscht für einen Dreier.
Die Sonne glühte ohne Schleier,
Da letzen saftige Kirschen gut,
Die der Herr für drei Pfennig erhandeln tut!
Und weil's dem Durst'gen nach mehr gebricht,
Ist ihm ein Goldstück leicht an Gewicht.
Sankt Peter legt's auf die Kirschenwage . . .
Jenun! Doch hat wohl ohne Frage
In diesem Handel, gut gewogen,
Das Herz die Schale hinabgezogen.
Ein blinder Mann dankt Jesu Christ . . .
Der Peter mit sich zufrieden ist.

Aus unserer Zeit.

Tschechische Offiziere als Überläufer.

Wer anderen eine Grube gräbt...

Aus Wien wird der „Frankfurter Zeitung" geschrieben: Zu den Interpellationen über den tschechischen Verrat an der Front und in der Marine, mit denen im österreichischen Reichsrat und im ungarischen Reichstag die politischen Vorstöße der Tschechen beantwortet werden, ist zu bemerken, daß doch manchmal auch Untreue den eigenen Herrn schlägt. So haben tschechische Offiziere als Überläufer den Italienern verraten, daß in Südtirol das bayrische Alpenkorps angekommen sei, was die Italiener zu der Annahme verleitete, daß von dort aus der erste Stoß der Offensive kommen werde. Cadorna hat dort soviel Truppen als möglich angehäuft. Andere tschechische Offiziere haben italienische Truppen zu einer schwachen Stellung der Österreicher an der Südtiroler Front geführt, die aber unterdessen, ohne daß die Überläufer davon gewußt hatten, gut verstärkt worden war. Wie man in auch sonst gut unterrichteten hohen militärischen Kreisen zu wissen glaubt, sind in beiden Fällen die tschechischen Verräter von den Italienern, welche sich für absichtlich irre geführt hielten, erschossen worden. Ähnliche Früchte hat der Verrat an der Isonzofront gezeitigt. Dort haben tschechische Überläufer mitgeteilt, daß die Offensive, wie auch ursprünglich beabsichtigt war, für den

Kleine Laube

Das Ende der Legende.

Von Hermann Kienzl.

Als noch, verkannt und sehr gering,
Unser Herr auf der Erde ging,
Sah er was blinken auf der Straß',
Das ein zerbrochen Hufeisen was.
Der Petrus — dürft mir nicht ungläubig schmälen,
Herr Goethe tat es uns erzählen! —
Der Petrus wollt' es aufheben nicht,
Das Eisen hatt' ihm zu schmal Gewicht,
Mochte den Zuruf des Herrn überhören
Und sich — o du! — zur Seite kehren.
Nahm sich der Herre selbst das Ding —
Ihm war nicht Arm und Klein gering!
Löst' sich beim Schmied fürs Klümperlein
Einen Drei-Pfennig-Dreier ein
Und kaufte sich bei der Hökerin
Ein Fuder Kirschen für den Gewinn.
Ach was für gute Zeit das war:
Ein Fuder Kirschen — drei Pfennig bar!

Was alsdann weiter noch geschah
Ihr lieben Christen wißt es ja.
Die Mittagshitze brannt' unwirsch,
Der Herr ließ fallen Kirsch auf Kirsch,
Der faule Peter — ei der Taus! —
Bückte sich fünfzigmal zum Schmaus.
Hätt' er das G'ringe gerecht geacht't,
Es hätt' ihm weniger Schweiß gebracht . . .

Das wissen wir aus Goethes Gedicht.
Doch nicht das Ende der Geschicht'!
Noch tut die trockene Lippe lecken
Der Petrus — noch hat im Ärmel stecken
Der Herre manche saftige Frucht,
So daß der Petrus heimlich flucht;
Und wandert spähend hinten her
Und sieht kein einzig Kirschlein mehr.
Wohl aber sieht er — blank und blitz —
Mit einemmal im Sonnenglitz
Ein Goldstück liegen im Straßenstaub . . .
Was einer findet, ist nicht Raub;
Der Petrus — hätt' er nicht gesollt? —
Bückt sich und packt sich das güld'ne Gold.

Der Herr bleibt steh'n und blickt ihn an:
„Mein Petrus, willst du die Kirschen han?"
Dem Petrus wird recht blümerant,
Er stammelt „Dank" und streckt die Hand.

Doktor ein Hornochs ist; aber als Regel darf das keineswegs gelten. Vermutlich wird der konstituierende polnische Reichstag eine Reihe allerwichtigster Fragen zu lösen haben, Fragen, die nicht nur rein innere Angelegenheiten berühren, sondern auch Gebiete streifen und regeln, welche für das gesamte politische und wirtschaftliche Leben Europas bedeutungsvoll sind. Das Machtwort bei den entscheidenden Wahlen sprechen die Millionen Analphabeten, die bisher am liebsten mit ihren Schweinen und Rindern verkehrten.

Ein dummer Mitteleuropäer könnte glauben, man müßte zuerst Volksschulen und hernach erst ein Parlament bauen. Dergleichen kann allerdings auch nur ein dummer Mitteleuropäer meinen, der die Demokratie um jeden Preis und unter allen Umständen nicht für das Allheilmittel hält!

*

Unser Außenminister Graf Czernin schrieb an den Abgeordneten Dr. Heilinger, der sich warm für den in russischer Kriegsgefangenschaft befindlichen Kollegen Malik einsetzte, Malik wäre gewiß schon in die Heimat zurückgekehrt, hätten nicht die Wirren in St. Petersburg den vereinbarten Austausch aller über sechzig Jahre alten Gefangenen bisher gehindert. Dies ist nun sehr schön und befriedigend, nur enthält das Schreiben des Grafen Czernin eine schier unbegreifliche Seltsamkeit: Darin ist nämlich nicht von „St. Petersburg", sondern von.... Petrograd die Rede! Peter der Große gründete Petersburg als „Fenster nach dem Westen", Zar Nikolaus gab sich Mühe, das Fenster zu Kriegsbeginn zu vermauern, und taufte daher die Schöpfung seines größeren Ahnen in slawisch „Petrograd" um. Das ist nun eine russische Angelegenheit und niemand wird es den Moskalis verargen, wenn sie ihre Hauptstadt in ihrer eigenen Sprache anreden wollen, doch, daß ausgerechnet der Außenminister Österreich-Ungarns die Neubezeichnung offiziell verwendet, ist eine Sache, die irgendeine Schwäche verrät. Wenn nichts anderes! P. L. M.

*

„Schonungslos kämpfen, erbarmungslos schießen, alle niederwerfen!"

Trotzki, der Führer des Petersburger Arbeiter- und Soldatenrates, predigte es: „Schonungslos kämpfen, erbarmungslos schießen, alle niederwerfen!" Trotzki, alias Brunstein, ist der Abgott unserer Roten, ein Welt- und Menschheitsbeglücker, eine „Garantie" des ewigen Friedens. Gleich Lenin und Kerenski gehört er zu jenen „unserer Leute", die nicht zu uns gehören. Und alle Schonungslosigkeit und Erbarmungslosigkeit des Kämpfens und Schießens und Niederwerfens fordert er nicht etwa gegen die „Preußen", die im Lande stehen, sondern gegen jene sozialistische Gruppe, die nicht wortwörtlich auf sein Programm eingeschworen ist. „Freiheit, die ich meine...."

Kerenski, Lenin und Trotzki raufen sich untereinander um den Besitz Petersburgs. Aber der „Sieger" in diesem Streit sollte eigentlich Hindenburg danken, denn Hindenburgs Siege über die russischen Heere ermöglichten es erst den Herren, sich gegenseits zu verprügeln: Ein siegreiches Rußland hätte seine „Revolutionäre" an den nächstbesten Laternenpfahl gehängt! Eine Preisfrage: Wer wird im kommenden Frühling in St. Petersburg befehlen?

Wahrscheinlich weder Kerenski, noch Lenin, noch Trotzki, sondern....

*

Der Mehrheitskanzler.

Da die bisher geübte Art der Reichskanzlerwahl von der allmächtigen „Mehrheit" nicht gebilligt wurde, so traten jüngst ein Anzahl Politiker zusammen, um die Wahl eines neuen Reichskanzlers in Zukunft nach einem Modus zu gestalten, der in jeder

19. Oktober festgesetzt sei. Unvorhergesehene Hindernisse zwangen dann zu dem Aufschub, den die alarmierten italienischen Truppen vor Tolmein in steter Bereitschaft, zu Tode ermüdet und schließlich in Halbschlaf verbringen mußten. Diesmal sind die Verräter ihrem Schicksal entgangen und sollen mit der italienischen Armee geflohen sein. Das Verhalten der Tschechen an der Front und im Hinterland beruht übrigens keineswegs bloß auf Gefühlen. Es verbinden sich damit auch gewisse aus den Vorgängen des letzten Sommers und der Haltung der östereichischen Regierung abgeleitete Berechnungen. Sie sagen sich: Siegt die Entente, so werden die tschechischen Wünsche ohnehin erfüllt, weil die Entente sich unterdessen überzeugen konnte, daß das tschechische Volk mit seinen Sympathien und Bestrebungen auf ihrer Seite steht. Siegen die Mittelmächte, so wird die österreichische Regierung aus dem ganzen Verhalten der Tschechen im Kriege nur darauf schließen, daß diese unzufrieden seien und wieder für den Staat gewonnen werden müssen, wird also erst recht die tschechischen Wünsche erfüllen. Diese Rechnung hat ein Loch, weil die tschechischen Wünsche nur unter Vergewaltigung der Deutschen erfüllt werden können — die Deutschen aber nach dem Krieg, in dem sie die größten Opfer gebracht haben, sich weniger als je vergewaltigen lassen. Das sehen die Tschechen in ihrem jetzigen Erregungszustand noch nicht ein. Um so schlimmer wird der Katzenjammer sein, der sich schließlich einstellen muß.

An diese Auffassung der innerpolitischen Lage Österreichs möchten wir die Frage knüpfen: Hat die „tschechische Rechnung" wirklich ein Loch? Es scheint nicht. Nach den üblen Erfahrungen, die wir wenigstens mit einem Teil der Tschechen an der Front und im Hinterland machten, dachten dessen Parlamentarier: „Frechheit, steh' uns bei!" Und die Wiener Regierung ließ sich tätsächlich verblüffen. Hoffen wir, daß der prophezeite Katzenjammer zu guterletzt nicht die Schädel unserer Minister und gewisser waschlappiger deutscher Abgeordneter beschweren wird!

*

Ja, die Zeit!

Gothein, Mitglied des deutschen Reichstages und auch als „Anti-Anti" sehr rührig, schrieb anläßlich der Ernennung seines Kollegen Friedberg zum Vizepräsidenten des preußischen Staatsministeriums in der „Neuen Freien Presse": „Der Abgeordnete Friedberg hatte sich im Laufe der Jahre stark nach rechts entwickelt, er ist aber viel zu klug, um nicht einzusehen, daß die Zeit den Ruck nach links verlangt." Ob Abgeordneter Friedberg dem Kollegen Gothein für das Lob seiner „Klugheit" sehr dankbar sein wird, scheint doch recht fraglich, da Gothein es sichtbarlich für ausgeschlossen hält, daß sich Friedberg aus *innerer Überzeugung* „stark nach rechts entwickelte"! Gothein, der „große Demokrat", horcht nur genau darauf hin, was „die Zeit verlangt"; *Gesinnung* ist ihm Wurst!

Er ist doch etwas Schönes und Erhabenes um den Charakter vieler unserer Volksvertreter — sie rucken nach rechts, sie rucken nach links, „wie sich's trefft"!

*

Schwachheiten.

Zum Reichstag des eben neu zu backenden Königreichs Polen werden auch die Analphabeten wahlberechtigt sein. Das ist weiter nicht verwunderlich, denn auch anderswo, wo die Demokratie Orgien feiert, gehen Analphabeten flott zur Wahl. Verwunderlich ist in diesem Fall nur die Tatsache, daß *gesetzlich* festgelegt werden soll, man besitze das Wahlrecht auch dann, wenn man des Lesens und Schreibens unkundig sei. Und es ist anzunehmen, daß im künftigen Polen die *Mehrzahl* der Bürger nicht einmal ihren Namen entziffern, geschweige denn niederschreiben kann. Gewiß, man kann als Analphabet ein kluger Kopf sein, wie auch mancher graduierte

Deutschland gerichtet wird? Gegen diese offiziös geförderte Miesmacherei haben sich vor einiger Zeit ungarische Zeitungen gewendet und mit Nachdruck hervorgehoben, daß kein Ungar die „Felonie" begehen werde, den Bundesgenossen, der ihnen Siebenbürgen gerettet, im Stiche zu lassen.

Es ist notwendig, auch den Deutschösterreichern vorzuhalten, daß nur Schufte rasch zu vergessen pflegen! Wir führen darum an, was kein Österreicher, ob Aristokrat oder Proletarier, ob Konservativer oder Liberaler, vergessen sollte:

1. Die unmittelbare Kriegsursache war die Ermordung unseres Thronfolgers. Deutschland hat auf Österreich-Ungarn den stärksten Druck ausgeübt, nicht auf der buchstäblichen Erfüllung des Ultimatums an Serbien zu bestehen, um den Krieg zu vermeiden.

2. Der Eintritt Italiens und Rumäniens in den Krieg erfolgte nicht aus Haß gegen Deutschland, sondern aus Haß gegen unsere Monarchie.

3. Deutschland kämpft um Elsaß-Lothringen, Posen und Westpreußen sowie um seine Reichseinheit und wirtschaftliche Stellung; Österreich-Ungarn aber kämpft um Sein oder Nichtsein.

4. Die Zertrümmerung unserer Monarchie erniedrigt unsern Kaiser nicht nur zu einem Zwergfürsten, sondern vernichtet auch Millionen Deutsche und Madjaren national, politisch und wirtschaftlich.

Während Deutschland viel zu verlieren hat, haben wir alles zu verlieren. Leider sind bei uns die Leute sehr zahlreich, die nur die augenblickliche Not loswerden wollen, ohne daran zu denken, daß sie diese augenblickliche Linderung mit einem bedrückten Dasein erkaufen.

5. Wenn Graf Czernin sagt, daß die Revolution die russische Gefahr für Österreich beseitigt habe und für die Monarchie darum der Zweck des Krieges erreicht sei, so müssen wir ihm entgegenhalten, daß unsere Bundesgenossen nicht für Österreich-Ungarn allein das Schwert gezogen haben, sondern auch für ihre bedrohten Interessen. Was ist das für eine Bundesgenossenschaft, wenn ein Teil dann aufhören will, wenn er seinen Zweck erreicht hat, und es ablehnt, für die Zwecke der anderen Verbündeten Opfer zu bringen? Soll vielleicht Bulgarien auf die Dobrudscha und Mazedonien verzichten, weil wir jetzt, nach der mit Hilfe Bulgariens und Deutschlands gelungenen Vernichtung Serbiens, von einem wiederhergestellten Serbien nichts zu fürchten haben?

Wenn heute die Existenz der Monarchie gesichert ist und in den verführerischen Anträgen der Entente unser Staat umschmeichelt wird, so verdanken wir diese Hochachtung nicht unserer eigenen Kraft allein, sondern auch dem Blute unserer Verbündeten.

Wir müssen uns schon an die Tatsache gewöhnen, daß sich die Welt nicht um Österreich-Ungarn als Mittelpunkt dreht, und daß die anderen Teile ebenso viele Druckmittel gegen uns in der Hand haben, wie wir gegen sie.

6. Der Gegensatz zwischen Rußland und Deutschland wäre zum Beispiel dauernd zu überbrücken, wenn Deutschland an uns so handeln würde, wie es uns jetzt gewisse Zeitungen und Personen zumuten.

Und was schadet es Deutschland, wenn es im Falle der Not seine Hilfe gegen einen italienischen Vorstoß in Südtirol versagen würde, um Italiens Unterstützung in der elsässischen Frage zu erhalten?

7. Unsere brave Armee hat durch die opferreiche Offensive gegen Rußland in den ersten Wochen des Krieges den Erfolg Deutschlands in Belgien und Frankreich ermöglicht. Darauf gründen wir vor allem unsere Forderung, daß man unsere Bundesgenossenschaft nicht gering schätze, wie wir auch immer wieder den Deutschen im Reiche

Beziehung einwandfrei wäre. Nach kurzer Beratschlagung einigte man sich dahin, die Stelle des höchsten Reichsbeamten mit Hilfe eines Zeitungsangebotes zu besetzen.

Zuerst wurde folgende Fassung des Gesuches vorgeschlagen: „Für den demnächst frei werdenden Reichskanzlerposten wird ein durchaus energischer, möglichst akademisch gebildeter, repräsentabler Herr gesucht, der, wenn möglich einige Vorkenntnisse in dem Fach haben müßte. Photographie und Lebenslauf erbeten unter — usw."

Da diese Form des Angebotes nicht allgemeinen Beifall fand, und zwar aus dem Grunde, daß auf die akademische Bildung zu viel Wert gelegt wurde, so wurde folgendes Gesuch zur Debatte gestellt: „Für einen tüchtigen Mann mit gutem Charakter (Einjährigen-Zeugnis erwünscht, aber nicht Bedingung), der fähig ist, ein größeres Staatswesen zu leiten, und selbständig disponieren kann, bietet sich Gelegenheit zu einer hochangesehenen und sicheren Lebensstellung; Religion gleichgültig, Dissidenten aber ausgeschlossen. Gesuche unter usw."

Auch diese Fassung fand nicht den Beifall aller Anwesenden, und es wurde dieses Angebot vorgeschlagen: „Ein sehr gewandter Herr mit erstklassigen Referenzen, der mit allen möglichen Leuten umzugehen versteht, wird schleunigst zur Besetzung eines Vertrauenspostens gesucht. Derselbe muß einige Kenntnisse von den Grundlagen der Verfassung des Deutschen Reiches besitzen, über angenehme Umgangsformen verfügen und ein allgemein zufriedenstellendes Äußeres besitzen. Personen, die diese Eigenschaften besitzen (aber nur solche), mögen ihren selbstgeschriebenen Lebenslauf einsenden unter usw."

Auch diese Form wurde verworfen; schließlich einigte man sich zu der Auffassung, daß es am besten wäre, das Gesuch möglichst einfach, klar und volkstümlich zu gestalten; also wurde folgende Form angenommen: „Ein kräftiger Mann für alles, der sich vor keiner Arbeit scheut, wird für tagsüber sofort gesucht. Persönliche Vorstellung erwünscht. Meldungen unter usw." „Kladderadatsch."

„Was wir nie vergessen sollen!"

Weitere Kreise des deutsch-österreichischen Bürgertums nehmen allmählich eine sonderbare Stellung gegen den treuesten unserer Bundesgenossen ein. Auch der „Heimgarten" wies schon mehrmals auf die traurige Erscheinung hin, doch wird eine endgültige Auseinandersetzung erst im Frieden erfolgen, da der „Burgfriede" eine allzu wichtige Sache ist. Dennoch möchten wir jetzt schon die ernste Mahnung aus den „Bozener Nachrichten" nachdrucken, die unter der Überschrift: „Was wir nie vergessen sollen!" schreiben:

Geschäftige Federn und leider auch Abgeordnete des deutschen Nationalverbandes sind am Werke, Österreich-Ungarn als ein Opfer deutscher Habgier hinzustellen, Deutschland als die Macht zu bezeichnen, die uns in den Krieg gejagt und die uns jetzt hindert, den ersehnten Frieden zu schließen.

Die jüngste Rede des Grafen Czernin wird von vielen Zeitungen als ein Wink aufgefaßt, nunmehr jede Rücksicht auf den Verbündeten fallen zu lassen. Man wühlt mit Absicht, besonders im deutschen Volke Österreichs, um gewissen Leuten die Möglichkeit zu geben, den reichsdeutschen Staatsmännern mit dem Abfall des einzigen verläßlichen Anhängers des Bündnisses drohen zu können.

Die Unzufriedenheit infolge der miserablen Lebensmittelversorgung wird ebenfalls gegen Deutschland gerichtet; die Regierung tritt diesen Lügen nicht energisch genug entgegen und tut gar nichts, den passiven Widerstand der tschechischen Landwirte zu brechen. Treibt auch sie passiven Widerstand? Ist es ihr nicht vielleicht sogar sehr willkommen, wenn die Stimmung in Deutschösterreich möglichst verschlechtert und gegen

von höchst vereinzelten Fällen abgesehen, ganz und gar nicht hygienischen Zwecken! Es ist doch ein sonderbares Ding um unsere „große Presse", ob sie nun sozialdemokratische „Arbeiterzeitung" oder anders heißt — vorn hat sie „Gesinnung" und hinten hat sie das Geschäft!

P. L. M.

Lieber Heimgarten!

Es war bei einer der Kriegszentralen. Um der Gerechtigkeit willen, um niemanden zu bevorzugen, wurden den Wartenden, der Reihe nach wie sie kamen, Nummern ausgefolgt. Ich erhielt Nummer 12. Nach einer Weile ruft ein Amtsdiener: „Neune, zehne, elfe, zwölfe..." Zu viert rücken wir ins Allerheiligste ein, wo ein recht gemächlicher Beamter, der seinen schweren Beruf reichlich mit Privatgesprächen mischt, was den Gang der Ereignisse nicht gerade beschleunigt, die Parteien abfertigt. Nach neun, zehn und elf komme endlich ich an die Reihe. In diesem Augenblick stürzt bei der Tür ein Junge herein und streckt seine Nummer hin: Acht.

Der gemächliche Beamte wirft mir einen mißbilligenden Blick zu: „Sie wollen Ihnen vordrängen, Frau! Wissen's denn net, daß achte vor zwölfe kommt?"

Ich: „Gewiß, aber der Bub hat sich scheinbar irgendwo verspätet und trat eben erst ein."

Der Beamte belehrend: „Das is ganz gleich, achte kommt vor zwölfe."

Ich: „Vor mir waren schon neun, zehn und elf dran."

Der Beamte charakterfest: „Das is ganz gleich, achte kommt vor zwölfe." Er fertigt den Jungen ab und ich reiche dann abermals meine Nummer ein. Der Beamte anscheinend ungeheuerlich erstaunt: „Ja, Frau, wissen's denn net, daß nach achte neune kommt und net zwölfe?"

Ich: „Entschuldigen Sie gütigst, neun, zehn und elf waren bereits an der Reihe!"

Der Beamte mit vor innerer Kränkung bebender Stimme zu seinem Kollegen am Nebentisch: „Jetzt frag' ich, warum wir Nummern ausgeben, wenn die Leut' kane Ordnung halten wollen. Da schaun's, Woprtschek, grad bin i mit Achte fertig worden und die Frau mit ihrem Zwölfer drängt sich vor!" Mich anschreiend: „Ja, begreifen's denn no immer net, daß nach achte neun kommt...?"

Frau Irma.

Verwechselt!

Kurz vor Schluß der Anzeigenannahme kam noch einer auf die Expedition des „Tagblattes" gerannt und gab ein Inserat auf:

Prima Bimstein
Sally Cohn
Berlin SW. 18.

Das sollte noch unbedingt ins erste Morgenblatt. Kam es auch. Aber nicht, wie vom Auftraggeber erwartet wurde, unter „An und Verkauf", sondern unter Familienanzeigen. Der Einrichter hatte in der Eile das Inserat für eine Verlobungsanzeige gehalten.

„Simplizissimus."

vor Augen halten müssen, daß es vor dem Kriege ohne uns der Einkreisungspolitik Englands erlegen wäre. Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß nach dem Deutschen Reiche an uns die Reihe gekommen wäre, an unsere Nachbarn ausgeschlachtet zu werden wie ein Stück Vieh.

8. Als die Russen vor Krakau standen, als man die Donaulinie zwischen Preßburg und Krems befestigte, da kam die Lebensgemeinschaft beider Staaten in der gemeinsamen Lebensgefahr zum Ausdrucke; denn mit Krakau war auch Breslau in Gefahr. Die Wiedereroberung Galiziens lag daher ebenso im Interesse Deutschlands wie Österreich-Ungarns.

9. War es aber notwendig, das Deutschland einspringen mußte, als wir im Jahre 1914 so unglücklich in Serbien operierten und im Jahre 1916 die überflüssige Schlappe bei Luck erlitten? War es nicht zu einem großen Teile unser Verschulden, daß die bösen Folgen dieser unglücklichen Operationen mit neuen Opfern — nicht zuletzt mit Opfern Deutschlands beseitigt werden mußten?

10. Im ungarischen Parlamente sind schwere Vorwürfe gegen unsere Heeresleitung erhoben worden, daß sie nicht jene tatsächlich möglichen strategischen Maßnahmen getroffen habe, die den Einbruch rumänischer Truppen nach Siebenbürgen hätten verhindern oder doch verzögern können. Ganz Ungarn anerkennt dankbar die deutschen Truppen als Retter Siebenbürgens.

Und alle jene Österreicher, die heute ihr Leben mit rumänischem Mehle fristen, sollten sich bei jedem Bissen erinnern, daß unsere Truppen Schulter an Schulter mit deutschen und bulgarischen Truppen die gesegneten Fluren Rumäniens erobert haben.

11. Wie hätten wir durchhalten können, wenn uns Deutschland nicht Hunderte Waggons Getreide aus seiner Ernte vorgestreckt hätte, die wir ihm heute noch schuldig sind, und auf einen Teil seines rumänischen Anteils verzichtet hätte?

12. Wo ist der Narr, der da glaubt, daß wir nach dem Kriege unsere Volkswirtschaft und unsere Finanzen wieder aufrichten können ohne Anlehnung an Deutschland — es sei denn, daß wir uns an Amerika und England verkaufen und uns als Mietsoldaten gegen Deutschland gebrauchen lassen!

All das soll kein Deutschösterreicher vergessen, damit nicht die Nachwelt gezwungen sei, das Wort von der punischen Treue ersetzen zu müssen durch das Wort von der österreichischen Treue.

Vorn und hinten.

Der bekannte Theologieprofessor Ude, Vorkämpfer einer sittlichen Neuordnung, hielt in Wien einen öffentlichen Vortrag über die Prostitution. Er konnte sich bei dem heiklen Thema und seiner Behandlung vor einem großen Publikum auf das Wort unserer Kaiserin berufen, es sei eine falsche und wohl auch verderbliche Prüderie, derartigen wichtigen Fragen auszuweichen. Ude stellte zum Schluß drei praktische Forderungen auf, von denen die zweite lautet: „Verbot der Herstellung und des Vertriebes und der Ankündigung der empfängnisverhütenden sogenannten ‚Schutzmittel' und die strengste Strafe für Zuwiderhandelnde." Die Wiener „Arbeiterzeitung" vom 11. Oktober brachte einen ausführlichen Auszug aus der Rede und stimmte ihr vollkommen bei. Das tat sie vorn im redaktionellen Teil, aber siehe da, hinten, ein paar Seiten später unter den Anzeigen ließ sie einen Geschäftsmann „Gummiartikel" und „Schutzmittel für Damen" anpreisen. Anzeigen tragen ja Geld!!! Besonders auffällig ist die Ankündigung eben der „Schutzmittel für Damen", denn diese dienen

Wohl dem, der dieses zweite Jungsein, diese Mannesjugend festhält und dem sie nie und nie entschwindet, ob auch seine Haare schon ein Schneelein bleicht! Wohl dem, der über allen Gloriolen um ein Ernst nicht versäumt, die Zukunft würdig zu kränzen und mit Inbrunst zum Morgen zu beten!

Solch ein ewig Junger ist unser Hesse. Und von diesem Geiste, von dieser Innigkeit sind seine beiden Novellen liebevollst überweht. Die Sprache ist unendlich schmiegsam und köstlich und die Handlung ist von der Schlichtheit des Märchens. Und Märchen leben und lieben wir doch alle. K. D. Zwerger.

Jugendliebe. Roman aus Alt-Berlin. Von Felix Philippi. (Berlin. August Scherl G. m. b. H.)

Die alte und doch ewig neue Geschichte von junger Herzen Glück und Leid stellt Felix Philippi in die Zeit des langsam zur Weltbedeutung heranreifenden Berlins, eine Zeit, die wohl auch des Verfassers heimliche Jugendliebe bedeutet. Wie ein gereifter Mann von der Höhe des Lebens die Torheiten und Freuden seiner Jugend überschaut, sie mit der humorvollen Überlegenheit des Alters leise belächelnd und doch mit dem Goldglanz der Erinnerung verklärend, so schaut Felix Philippi im Hasten und Jagen der modernen Weltstadt zurück auf das stille, alte Berlin der fünfziger und sechziger Jahre, das halb noch schlafbefangen, halb erwachend der neuen Zeit entgegenlauscht. In diesem Berlin wachsen die Spielgefährten auf: im stolzen Vorderhause der verwöhnte, einzige Sohn des reichen Tuchhändlers, im niederen Seitenflügel das liebreizende Töchterchen des Buchhalters. Der enge Hof mit seinem alten Brunnen und der anschließende prinzliche Park mit seinen dichten Laubgängen sind ihre Kinderwelt, und wie der Dichter die beiden jungen feurigen Menschenkinder mit lebendiger Kraft zeichnet, so schildert er mit zarten, duftigen Farben alle die verträumten stillen Winkel der guten alten Zeit. In köstlicher Kleinmalerei erweckt er Menschen und Dinge jener Tage zu vollsaftigem Leben, und selbst die unerbittliche Gewalt des Geschehens verliert in dem milden Lichte seines gütigen, alles verstehenden Humors ihre Härte. B.

Geheime Mächte. Ein Novellenbuch von Otto Rung (Weimar. Gustav Kiepenheuer.)

Otto Rung ist ein Künstler des Absonderlichen. Nicht etwa im Sinne E. T. A. Hoffmanns und seiner Nachtreter, die das rein Abenteuerliche anzog, sondern der hochbegabte Däne, der uns Deutschen schon lange kein Fremder mehr ist, bevorzugt die Grenzgebiete der normalen Psychologie und der Psychopathie. Hier weiß er zu schildern und darzustellen, mit feinstem Verständnis für letzte Beweggründe und sensible Seelenschwingungen, mit denen er die Leser packt und mitreißt. Dieser ganz eigenartige Schriftsteller erwarb sich im deutschen Kulturkreis bereits Heimatsberechtigung, wozu die ausgezeichneten Übersetzungen seiner Werke viel beitrugen. Seine Erzählungen sind oft symbolisch und sinken niemals zu leerer Belletristik herab. So ist auch jede der zehn Novellen des vorliegenden stattlichen Bandes ein kleines Meisterwerk, doch möchte ich dem „Chirurgen“ vor allem den Vorzug geben. Darin ist alles so „natürlich“ und „selbstverständlich“ bis zu jenem beinahe grausigen Schlußsatz, der unsere Nervenenden erschauern macht. Aber auch die neun anderen Stücke der Sammlung gehören zum Besten vom literarisch Guten. Mit dem Buch eröffnet der rührige Verlag Kiepenheuer in Weimar sein groß angelegtes Werk: „Erzähler des Auslandes“ und verspricht eine gediegene Auswahl. B. E. S.

Der Klavierlehrer. Novelle von Ernst Groag. (Wien Carl Konegen.)

Ich könnte nicht sagen, daß mich das Buch kühl gelassen hat, aber ich hatte stellenweise den Wunsch, die und die Szene von mehr Wärme und Zärtlichkeit überhaucht zu sehen. Es mangelt hier wohl noch etwas an der Technik. Denn auch der amerikanische Bruder platzt am Ende etwas gar zu sehr als deus ex machina herein. Ich hätte eine nochmalige Begegnung Lilis und Rudolfs stark vorgezogen, denn sie hätte Gelegenheit geboten, zwei Seelen in scharfen, festen Strichen zu zeichnen. Das soll jedoch niemand hindern, das Buch zur Hand zu nehmen. Es hat manch Reizendes und Liebes. K. D. Zwerger.

Meyers Klassiker-Ausgaben. Körners Werke hgg. v. H. Zimmer. 2. Auflage, 2 Bde. — Luthers Werke, hgg. v. Arn. E. Berger. 3 Bde. (Leipzig. Bibliograph. Institut 1917.)

Von dieser vortrefflichen und auch typographisch besonders schönen Ausgabe legt der rührige, trotz der Kriegszeit unermüdlich tätige Verlag Körners Werke in 2. Auflage vor, die aber gegen die erste, 1893 erschienene ganz besondere Umarbeitung erfahren hat. Namentlich ist diese Neuarbeit auch der umfangreichen Einleitung über Körners Leben zu statten gekommen, in der die Literatur bis auf die jüngste Zeit benützt wurde. Auch jedem der einzelnen Werke des Dichters sind wertvolle literargeschichtliche Einleitungen vorangestellt und die Texte auf das gewissenhafteste durchgesehen und verbessert. — Das Jubiläum des großen Reformators im heurigen Jahre bot die äußere Veranlassung, auch dessen Werke dieser Klassiker-Ausgabe

Zwiegespräch.

Aus dem Munde Einheimischer in Radmer bei Hieflau, im Sommer 1916 aufgeschrieben von Hans Fraungruber.

Bauer und Knecht.

Du, Steffel, hast du'n Rossen heunt schon a Heu fürgebn?
Ja, Herr, i han'n Rossen heunt schon a Heu fürgebn.
Häst eahn schon därfn a weng mehr Heu fürgebn!
Ja, Herr, i han eahna eh a weng mehr Heu fürgebn.
Häst eahn aber därfn hisch a weng mehr Heu fürgebn!
Ja, Herr, i han eahna eh hisch a weng mehr Heu fürgebn.
Häst eahn solln viel mehr Heu fürgebn!
Ja, Herr, i han eahna e viel mehr Heu fürgebn.
Häst eahn aber solln recht viel Heu fürgebn!
Ja, Herr, i han eahna eh recht viel Heu fürgebn.
No ja, go z'viel Heu häst eahn a (auch) wieda net fürgebn solln!
A, Herr, i han eahna eh nit go z'viel Heu fürgebn.
Häst eahn schon kina a weng weniga Heu fürgebn!
A, Herr, i han eahna eh a weng weniga Heu fürgebn.
Häst eahn solln grad nur a bißl a Heu fürgebn!
A, Herr, i han eahna eh netta a bißl a Heu fürgebn.
Häst eahn heunt braucha go koan Heu fürgebn!
A, Herr, i han eahna eh go koan Heu fürgebn. „Heimatgrüße."

Bücher

Verlorene Wege. Roman von Otto Blau. (Leipzig. Xenienverlag 1917.)

Der Verfasser dieses Buches ist kein „Schriftsteller", sein höherer Beruf ist Arzt in einem obersteirischen Dorf. Aber in den wenigen freien Stunden, die es vor dem Kriege noch gab, ging er mit Frau Muse spazieren. Nun erzählt er uns einen Roman aus dem alten Wien.

Ob dieser den ästhetischen Gesetzen des Romanes stets genau treu bleibt, weiß ich nicht, kümmert uns Leser wenig. Ich fühlte nur hie und da einen unnötigen Einschub, hie und da eine Lücke, die meisten Leser werden auch das kaum merken. Die Sache an sich ist anziehend. Wir haben in dem Roman die Entwicklung der Schicksale mehrerer Familien vor uns, klar und folgerichtig. Allmählicher Übergang des alten Wiener Bürgerhauses in die Zustände der neuen Zeit. Wir sehen die Gefahren und Verirrungen solcher „Fortschritte" und das Wiedereinlenken auf den gefundenen, neuen Weg. Die Charakterzeichnungen der unterschiedlichsten Personen und Gesellschaftskreise sind überraschend gelungen. Wir kommen zu Fiakern, Wurstfabrikanten, Sportsleuten, Schauspielern, Dichtern usw. Liebe, Leid, Geschäft, Müßiggang, Verschwendung wirbeln durcheinander in den Formen des Wienertums jener Zeit. Nebst den gut realistischen Gestalten begegnen wir tiefen Gedanken und frischem Humor, beides unaufdringlich stets den Umständen anpassend. Ein paar eingeflochtene gehaltvolle Gedichte zeigen auch den Lyriker auf. Man muß sagen, dieser schlichte Landarzt schlägt als Poet und Erzähler manchen Berufsliteraten.

Schön ist die Jugend. Von Hermann Hesse. (Berlin. S. Fischer. Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane.)

Wird denn der Hesse schon alt? Beileibe nein! Man braucht auch gar nicht alt zu sein, um in das süßselige Lied schon mit kleiner Wehmut einzustimmen. Die krausjungen Jahre, die haben immer nur sechs, acht Monde und sind darum rasch gestrählt. Dann kommt die zweite Jugend, die immerhin schon ein wenig januskölpfig ist, vorblickend und — rückschauend. Vorblickend in Sonne und Tag, rückschauend in lichte Lande voll Dämmerblüten und Sehnsucht oder voll Sturm und Rausch und Knospenschießen.

mutlich wirkt es auf der Bühne stärker, zumal der Dialog flüssig und gewandt ist.
B. E. S.

Aus heißem Herzen. Vaterländische Gedichte von Gustav Ritter. **Das Vermächtnis des Großen Kurfürsten.** Ein geschichtlicher Rückblick und eine Mahnung für die Zukunft von Gustav Ritter. (Grabow, Mecklenburg.)

Die gemeinnützigen Zwecke, denen diese Hefte gewidmet sind, waren es zuerst, die unser Auge darauf gelenkt haben. Gemach! Es ist nicht das gute Herz allein, das diese Dichtungen schuf, es ist auch ein erleuchteter Kopf, ein tapferer patriotischer Sinn, dem wir die Poesien verdanken. Wir weisen hier nur darauf hin. Die Freude damit mag jeder Leser für sich selber haben.

Hierher das Gedicht:

Etwas zum Nachdenken!

Du sagst, du hättest viel getan
Und hättest Opfer viel gebracht,
Knapp sei das Geld, die Zeiten teuer
Und Sorge drücke dich mit Macht!
Und dennoch! — sieh', du trinkst noch Bier
Und rauchst auch noch, spielst Karten gar!
So hast du also hierfür Geld,
Das ist doch wirklich sonderbar!
So lange du noch hierfür Geld
Und auch noch für manch and'res hast,
Was du entbehren kannst, so lange
Trägst du noch leicht an deiner Last.
Sieh', es ist Krieg, nein, nicht ein Krieg,
Die ganze Welt steht jetzt in Brand,
In Riesengluten, zu vernichten
Dich selber und dein Vaterland!

Das merke dir und das bedenke,
Wenn du einmal von „opfern" sprichst.
Und hast du ganz dich ausgegeben,
Fürwahr, du gabst noch immer nichts.
Wenn du es abwägst gegen alles,
Was vor dem Feinde jeder Mann
Fürs Vaterland und auch für dich,
Der du zu Haus noch bist, getan! —
Lies mit Bedacht, was ich dir sage,
Denk' es mal durch! Hab' ich nicht recht!
Nun denn, die Hände auf, die Taschen,
Die Zeit verlangt ein Hoch-Geschlecht!
Gustav Ritter.

Kinder und Käuze. Von Hendschel. 80 Skizzen. (Jul. Hoffmann, Stuttgart.)

Als der Frankfurter Maler Albert Hendschel zu Weihnachten 1872 seine erste Skizzenmappe veröffentlichte, hatte diese einen so außergewöhnlichen Erfolg, daß die eingehenden Bestellungen lange Zeit nicht befriedigt werden konnten. Eng gedrängt stand das Publikum an den Schaufenstern der Buchläden und Kunsthandlungen, in denen seine Skizzen ausgestellt waren. Im Nu hatte sich der liebenswürdige Schalk mit seiner Zeichenkunst die Bewunderung von jung und alt erobert und wurde zu einer Weltberühmtheit. Was sein Stift erzählte, konnte überall verstanden werden, wo der Sinn für poetisch verklärten Humor in Kunst und Leben vorhanden war. Voll anmutigster Grazie und kapriziöser Leichtigkeit im Strich sind die kleinen Szenen lustiger Kinderspiele, munterer Lausbubenstreiche und drolligen Ungeschicks erwachsener Leute. Mit fabelhafter Sicherheit, ohne aber je allzu scharf zu werden, wußte der Künstler die ihm begegnenden Originale aufs Papier zu bannen und ihnen so zu einer von ihnen gewiß nicht erwarteten Unsterblichkeit zu verhelfen. Um die bei unseren Zeitgenossen unverdientermaßen etwas in Vergessenheit geratenen Arbeiten des einzigartigen Künstlers mehr als bisher zum Gemeingut des deutschen Volkes zu machen, bietet dieses schmucke Bändchen eine Auswahl von 80 der besten Skizzen des Frankfurter Meisters nebst seinem Bildnis, begleitet von einem kurzen Abriß über sein Leben. — Sicher wird vielen eine herzliche Freude mit diesem lustigen Büchlein bereitet werden, und wem täte eine solche nicht not in der jetzigen Zeit, die soviel bange Sorge und schweres Leid zu tragen gibt!

Meyers Histor.-Geographischer Kalender für 1918. (Leipzig. Bibliograph. Institut.)

Wie alljährlich so ist auch diesmal Meyer's hübscher und so überaus praktischer Abreißkalender nunmehr zum 22. Male erschienen. Jedes Blatt bietet das Bild einer merkwürdigen Gegend, eines naturwissenschaftlich, technisch oder künstlerisch bedeutenden Gegenstandes oder das Porträt eines berühmten Mannes, wobei der Kriegszeit entsprechend zumal die Bildnisse unserer Helden und Heerführer in den Vordergrund treten. Aber auch ein Zug der die Welt durchdringenden Friedenssehnsucht tritt selbst in der Wahl der Bilder immer mehr hervor. Überaus brauchbar für jeden, zumal für den literarisch Tätigen, zeigen sich die sorgfältig verzeichneten Gedenktage auf jeden Tag, aus allen Gebieten des Wissens. Sinnsprüche und Kernworte aus dem deutschen Dichtungs- und Geistesschatze schließen sich an und selbstverständlich fehlen nicht die genauesten astronomischen und kalendarischen Angaben. So wird Meyers Kalender ein brauchbarer und nützlicher, die Wand schmückender Hausfreund für 1918 sein. Möge dieses Jahr allen Völkern wieder den Frieden bringen. Das walte Gott.
Dr. A. S.

Jahrbuch des deutschösterreichischen Preßvereins für 1918. Ein Volkskalender für Stadt und Land. Geleitet von Adolf Frankl. (Graz. Deutschösterreichischer Preßverein.)

einzureihen. Gilt doch Luther, der Schriftsteller, auch als ausschlaggebender Wiederhersteller unserer deutschen Sprache und seine geistlichen Lieder stellen ihn in die Reihe der ersten zeitgenössischen Poeten. Selbstverständlich sind in der vorliegenden, für weitere Kreise berechneten Auswahl zumal von den theologischen Schriften nur die für das allgemeine Verständnis berechneten au genommen, immerhin aber die bemerkenswertesten und wichtigsten derselben. Die von Luther 1530 herausgegebenen Äsopischen Fabeln fehlen nicht und die geistlichen Gedichte erweisen auch dem heutigen Leser des Dichters poetische Gewalt und überzeugende Frömmigkeit. Des Herausgebers umfassende Lebensbeschreibung des Reformators und die jedem Abschnitte vorausgesetzten Einleitungen machen die vorliegende Ausgabe noch besonders wertvoll. Auch ist für die heute oft veralteten Ausdrücke ein zweckmäßiges Wörterverzeichnis beigegeben. — Vortreffliche Porträts und Handschriftenfaksimiles sowohl Körners als Luthers gereichen den Ausgaben zur besonderen Zierde.

Dr. A. Schl.

Bücherei der Münchner „Jugend". Erster Band: **Ernste und heitere Erzählungen.** (München. G. Hirths Verlag.)

Die Bücherei wird eine wertvolle Auslese aus den 22 Jahrgängen der „Jugend" bringen, und der erste Band mit Beiträgen von Hermann Hesse, Ostini, Ettlinger, Clara Viebig u. a. leitet das Unternehmen aufs vortrefflichste ein.

Zum 100. Geburtstage Theodor Storms (14. September) erscheint soeben der „Briefwechsel Heyse-Storm", Band 1. Herausgegeben von Georg J. Plotke. (München. Verlag J. F. Lehmann.)

Dem Briefwechsel Burckhardt/Heyse folgt diese ungleich reichere Veröffentlichung, die, von der Potsdamer Exilzeit Storms und den glücklichen Münchener Anfängen Heyses an, das geistige und familiäre Leben der beiden vorbildlichen Persönlichkeiten bis zum September 1888 begleitet, vierunddreißig Jahre also, in denen Storms Alterseernten und Heyses hauptsächliche Dichtungen reiften. Und in demselben Maße, wie sich die Schöpferkraft beider entfaltet, verinnerlichen sich die gegenseitigen Beziehungen, bis die Dichter jede künstlerische und persönliche Frage miteinander besprechen und bei aller Wesensverschiedenheit um das letzte brüderliche Verständnis für einander ringen. Noch einmal ersteht vor uns das volle unvergeßlich liebenswürdige Bild des holsteinischen Heimatdichters besten Bürgertums mit dem ganzen intimen Reize seines häuslichen Lebens, verankert in die Scholle und doch sehnlich allgemeinen Problemen zustrebend. Wenn sich schon in einer bisherigen Briefveröffentlichung dies Familiäre Storms so farbenreich mit allen bescheidenen Freuden- und den tiefen Schicksalen des Enttäuschten offenbarte, neu ist uns das Antlitz des umfassenden Kritikers und Literaturkenners Storm, in dessen Züge wir hier bei dem ununterbrochenen Austausch geistigen Besitzes, bei gemeinsamer Arbeit und Beurteilung fremder Leistung, blicken dürfen.

Heyses Charakter- und Lebensbild tritt uns hier zum ersten Male unverfälscht und ungleich bedeutsamer, als es uns die zünftige Kritik malte, entgegen. Der in deutschem Wesen wurzelnde Europäer, der voll durchtränkt ist von dem weitergeführten Humanitäts- und Bildungsideal Goethes, der immer um das Wesentliche, die Persönlichkeits- und Menschheitsentwicklung rang, hier, angesichts seiner Freundschaftsbriefe, erkennen wir bewegt, daß er der Schmerzen unendliche zu tragen hatte. Und wir neigen uns vor der Hoheit seiner Persönlichkeit, die doch immer erneut zur menschlichen wie künstlerischen Ausgeglichenheit vordrang. Ein erstes Mal auch sehen wir sein Lebenswerk in seiner innerlichsten Verbundenheit, als ein exercitus männlich entschlossener Kampfgenossen, dem bei aller Anmutstiefe jede ästhetische Formenspielerei zuwider war, das nur um den Sieg unseres besten Besitzes, unserer Ideen, unermüdlich stritt.

Darüber hinaus aber weitet sich der Briefwechsel, in dem Keller, Brandes, Kuh, Mörike, Erich Schmidt, Mommsen, Menzel, C. F. Meyer und andere unsrer Besten immerwährend auftauchen, zu einem reichen Kulturbild jener achtziger Jahre mit ihrem vollen geistigen Dasein.

Der erste zu Storms 100. Geburtstag erscheinende Band umfaßt die Jahre 1854 bis 1881, in dem Storm seine Hademarschener Altersvilla bezog, der zweite — die Briefe folgen in immer kürzerem Abstand — reicht bis zu seinem Tode.

V.

Heimkehr. Notturno in einem Akt von Bruno Ertler. (Graz. „Leykam".)

Ehrgeiz, Liebe, Eifersucht — drei seelische Sprengmittel preßt Ertler in seinem Einakter zusammen und dennoch kommt es zu keiner Explosion. Daß es nicht dazu kommt, begreift der Leser nicht leicht, weil der Dichter innere Entwicklungen nur skizzenhaft andeutet, was bei der Knappheit des äußeren Geschehens, das er sich zum Vorwurf wählte, begreiflich, doch auch eine Schwäche des „Notturno" ist. Der leidenschaftliche Ehrgeiz des französischen Generals, der ihn geradezu zum Landesverrat treibt, könnte wahrscheinlich nur in einem Roman psychologisch verständlich gemacht werden. In der dramatischen Szene fehlt der Endkonflikt zwischen Ruhmsucht und Eifersucht — wie gesagt, es kommt nicht zur Explosion. — Das kleine Stück wird in Graz seine Uraufführung erleben und ver-

11. Verzeichnis der Bausteine für das Lehrer-Erholungsheim.

656	Bausteine bereits ausgewiesen	K	131.200
657.	Lehrk. d. Knabenvolksschule Wien, 5. Bezirk, Stolberggasse 53	„	200
658.—659.	Als Anerkennung für eifrige Werbung von Mitgliedern und Sammlung von Spenden seitens der Lehrerschaft des Gerichtsbezirkes Laa a. d. Thaya vom Zweigvereine Laa des patriotischen Hilfsvereines vom „Roten Kreuz" (auf Anregung des Fachlehrers Aug. Schauer) zwei Bausteine	„	400
660.	Lehrk. d. Franz Josef-Bürgerschule Wien, 2. Bezirk, Weintraubengasse 13	„	200
661.	Lehrk. d. Knabenvolksschule Wien, 16. Bezirk, Panikengasse 31	„	200
662.	Lehrk. d. Mädchenbürgerschule Wien, 16. Bezirk, Märzstraße 72	„	200
663.—667.	Unter „X. Y. Z." Wien	„	1.000
668.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule Wien, 16. Bezirk, Liebhardtgasse 19	„	200
669.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule Wien, 11. Bezirk, Brehmstraße 9	„	200
670.	Lehrk. d. Knabenvolksschule Wien, 8. Bezirk, Piaristengasse 43	„	200
671.	Lehrk. d. Knabenvolksschule Wien, 8. Bezirk, Laudongasse 5	„	200
672.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule Wien, 18. Bezirk, Antonigasse 4	„	200
673.	Lehrk. d. Knabenvolks- und Bürgerschule Wien, 3. Bezirk, Hegergasse 20	„	200
674.	Anton Hengl, Großkaufmann, Fürstenfeld (geworben von Direktor A. Flecker)	„	200
675.	Lehrk. d. Mädchenbürgerschule Wien, 14. Bezirk, Heinickegasse 5	„	200
676.	Lehrk. d. Knaben- und Mädchenvolksschule Eberpassing, Niederösterreich	„	200
677.	Lehrk. d. Knaben- u. Mädchenvolks- u. Bürgerschule Deutsch-Wagram	„	200
678.	Landtagsabgeordneter und Bürgermeister Karl Pferschy in Fürstenfeld (geworben von Direktor A. Flecker)	„	200
679.	Lehrk. d. Knaben- und Mädchenvolksschule Wien, 12. Bezirk, Bischoffgasse 10	„	200
680.	Lehrk. d. Knaben- und Mädchenvolksschule Wien, 19. Bezirk, Heiligenstädter Straße 129	„	200
681.	Lehrk. d. Knaben- und Mädchenvolksschule Wien, 12. Bezirk, Hetzendorfer Straße 138	„	200
682.	Lehrer i. R. Josef Janeschek, Wien, 5. Bezirk, Kriehubergasse 11	„	200
683.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule Wien, 3. Bezirk, Paulusplatz 4	„	200
684.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule Wien, 9. Bezirk, Viriotgasse 8	„	200
685.	Therese Edle v. Reininghaus, Graz, Mettahof	„	200
686.	Lehrk. d. Knabenvolksschule Wien, 15. Bezirk, Talgasse 2	„	200
686	Bausteine — Fürtrag	K	137·200

Man darf es sagen, ein guter Volkskalender. Das Nachschlagebuch über Wichtigstes vom Jahre, über die Zeitereignisse des Vorjahres selbstverständlich. Im belehrenden und unterhaltenden Teil gute Namen. Weniger geht's ums Neueste, als ums Beste. Dazu reich mit Bildern versehen, so daß es eine Freude ist, im Büchel zu blättern. Und eine Freude das Lesen erst recht.

„Leykam"-Kalender. Auch die für das Jahr 1918 von der Firma „Leykam" in Graz herausgegebenen Kalender zeichnen sich durch gediegene Ausstattung und wohlfeile Preise aus. Da wären zu nennen der vielbegehrte, reichhaltige Schreibkalender, die Blatt-, Brieftaschen-, Taschen-, Portemonnaie-, Tagesblock-, Wand- und Wochenkalender, teils in einfacher, teils in luxuriöser Ausführung. Besondere Erwähnung verdient noch der Bildwandkalender mit einer farbigen Lithographie Prof. Bergmeisters, eine Idylle aus Andritz-Ursprung darstellend. Einen Platz für sich beanspruchen die zwei Arten „Mandlkalender" (Bauernkalender) mit ihrer absonderlichen, aber nur scheinbar abgelebten Aufmachung, über die Dr. Bein im „Heimgarten" so interessant berichtet. Wer Kalender ins Feld senden will, wo sie wohl besonders geschätzt werden, der vergesse nicht auf die Erzeugnisse der Firma „Leykam", die eine so reichhaltige Auswahl bieten!

Büchereinlauf.

Michael Meyerburg. Ein Lebensroman aus der Reformationszeit von Paul Schreckenbach. (Leipzig. L. Staackmann.)

Das Vorstadthaus. Ein Wiener Roman von Marie Köck. Mit 10 Bildern von M. Grengg. (Köln. J. P. Bachem.)

Bagdad, Babylon, Ninive. Von Sven Hedin. (Leipzig. F. A. Brockhaus.)

Theresli. Eine Geschichte für Kinder und alle, welche sich mit ihnen freuen können, von Elisabeth Müller. Mit Bildern von Paul Wyß. (Bern. A. Francke.)

Die Gaben der Schönen. Siebenbürgisches Volksmärchen, nacherzählt von August Eigner. (Wien, Karl Berger.)

Vom Leben, Lieben und Leiden unserer Tierwelt. Nach eigenen Beobachtungen für die reifere Jugend erzählt von Joh. Ulr. Ramseyer. Mit 42 Abbildungen von Rudolf Münger. (Bern. A. Francke.)

Der Kaiser im Volksstaat. Von Fr. Naumann, M. d. R. (Berlin-Schöneberg. Fortschritt-Buchverlag der „Hilfe".)

Vom Isonzo bis in die Seisera. Von einem Mitkämpfer Leutnant d. R. Dr. A. Dörrer. (Saarlouis. Hausen Verlagsgesellschaft m. b. H.)

Geschichten von den Einundzwanzigern. (Brünn. 1917. Verlag der Ehrenhalle des k. k. Schützenregimentes Nr. 21. Vom Kriegspressequartier genehmigt.)

Rosen und Astern. Gedichte von Willi Hochegger. (Graz. Kommissions-Verlag „Leykam".)

Zieht mit! Ein Marschliederbuch für sangesfrohe Mittelschüler und Wandervögel von Fritz Lange. (Wien. F. Tempsky.)

Wer hat den Weltkrieg gemacht? Von Edmund Freiherrn von Wucherer. (Graz. Kommissions-Verlag „Styria".)

Jesus in unserem Schülerleben. Bilder aus einer Jugendbewegung von Udo Degenfeld. (Berlin. Furche-Verlag.)

Erzählen und Vorlesen. Vorschläge zu gemeinsamer Lektüre im häuslichen und geselligen Kreise von Gottlob Zündel. (K. F. Koehlers Kleine Literatur-Führer Band 2.) (Leipzig. K. F. Koehler.)

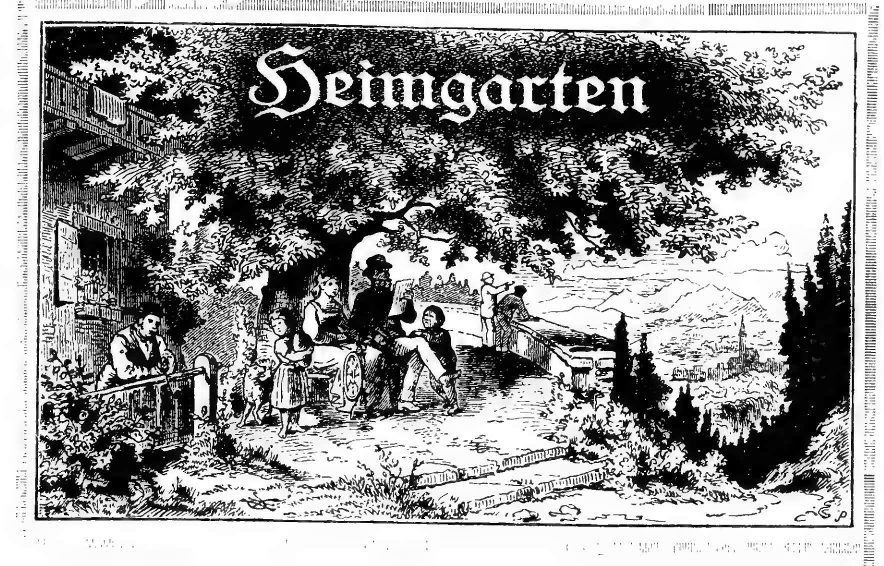
Kunst und Leben. Abreißkalender für 1918. (Berlin-Zehlendorf. Fritz Heyder.)

Postkarten des „Heimgarten"

„Ostdeutsche Rundschau", Wien. Sie stoßen sich an der Behauptung des Grafen Czernin, „jeder Tag bringe uns dem Frieden näher"! Aber ich bitte, warum denn. Hat Graf Czernin denn nicht und dinst recht? Na also!

Einem der großen Politik Beflissenen. Im letzten halben Jahr wechselten die Machthaber des heiligen russischen Reiches erstaunlich rasch. Dem Selbstherrscher Nikolaus folgte der „Liberale" Miljukow, diesem der „Sozialist" Kerenski und während diese Zeilen niedergeschrieben werden, ist noch der „Kommunist" Lenin am Ruder. Konservativ—radikal—radikaler am radikalsten. Was dann? Glauben Sie denn, Lenin werde den wankenden Staat wieder ins Gleichgewicht bringen? Am russischen Horizont taucht schon ein mächtiger Schatten auf, dessen Namen wir nur noch nicht kennen: Der Diktator! In Rom hieß er ehedem Cäsar, in England Cromwell und in Frankreich Napoleon. „Alles schon dagewesen," sagte der unverwüstliche Ben Akiba.

An die Einsender von Beiträgen. Bitte unverlangt keine Beiträge für den „Heimgarten" einzusenden, da wir mit Stoff dzt. reichlich versehen sind.



5. Heft Februar 1918 42. Jahrg.

Die tanzende Bärin.

Roman von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Feldzeugmeister a. D., Graf Alfred Franz Schärpfenberg-Tolm-Polansky, der in seinem dreiundachtzigsten Lebensjahr einem Schlaganfall erlag, wurde in seiner Junggesellenwohnung am Herzogsplatz feierlich aufgebahrt. Er ruhte inmitten eines Blumengartens, inmitten von Draperien und Lichtern in einem glänzenden Metallsarg, dem zu Füßen auf einem dunkelroten Polster alle Orden des Verblichenen prangten. Tante Karoline, jetzt ausnahmsweise nicht violett, aber immerhin mit einem schmalen lila Säumchen am mattschwarzen Kleid, machte die Honneurs, vertrat die Familie an der Bahre des Feldzeugmeisters a. D. und war äußerst angeregt. Sie schlang ihren Arm um den Nacken Frau Marias und sprach flüssig wie ein gelernter Fremdenführer, der sein alltägliches Sprüchlein herableiert: „Er war ein ganz, ganz hervorragender Mensch und ein Soldat, wie es nur wenige gibt. Mit ihm erlischt die Linie Schärpfenberg-Tolm-Polansky. Ich bin sehr betrübt, aber er schied mit seinem Gott versöhnt. Ich war natürlich bei ihm, als er seinen letzten Atemzug tat — und denk dir, seine Abschiedsworte lauteten: ‚Saupreußen und Zündnadelgewehr' . . . Ja, er war ein Charakter durch und durch . . . Und wie oft blutete er für seinen Kaiser und sein Vaterland!"

Tala-wi, um Teilnahme zu bezeugen, meinte, niemals eine Narbe an ihm wahrgenommen zu haben.

686	Bausteine	Übertrag .	K 137.200
687.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule Wien, 4. Bezirk, Phorusgasse 10	„	200
688.	Lehrk. d. Knabenvolksschule Wien, 15. Bezirk, Sperrgasse 8/10	„	200
689.	Lehrk. d. Knaben- und Mädchenvolksschule Wien, 13. Bezirk, Hackinger Kai 15	„	200
690.	Vater † und Gebrüder Musger (Lehrer), Bruck a. d. M.	„	200
691.	Lehrk. d. Mädchenbürgerschule Wien, 12. Bezirk, Steinbauergasse 27	„	200
692.	Lehrk. d. Mädchenvolks- und Bürgerschule Wien, 17. Bezirk, Geblergasse 29	„	200
693.—694.	Lehrerverein „Hasner" für den Schulbezirk Hietzing und Umgebung	„	400
695.	Lehrk. d. Knaben- und Mädchenvolksschule Wien, 3. Bezirk, Hörnesgasse 12	„	200
696.	Gemeinde-Ausschuß Fürstenfeld (geworben durch Direktor A. Flecker)	„	200
697.	Die Lehrkörper der Knaben- und Mädchenvolksschulen in Deutsch-Landsberg	„	200
698.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule Wien, 5. Bezirk, Nikolsdorfer Gasse 18	„	200
699.	Unter „L. St. R."	„	200
700.	Lehrk. d. Mädchenbürgerschule Wien, 17. Bezirk, Kindermanngasse 1	„	200
700	Bausteine	Summe	K 140.000

Als Bausteine gezeichnet . . . . K 140.000·— = 700 Bausteine
für Sammelbausteine „ . . . . „ 11.084·— = 55 „

Summe . K 151.084·— = 755 Bausteine

Für den Alpenheim-Ausschuß des Deutsch-österr. Lehrerbundes:

Emil Bayer, Zahlmeister.

Wien, XIX., Heiligenstädter Straße 3, Postscheckkonto Nr. 80.089.

Allgemeine Wäschesammlung.

Die Allgemeine Wäschesammlung ist mit den Sammeltagen nicht abgeschlossen. Nach wie vor werden Spenden von Textilerzeugnissen aller Art entgegengenommen. An alle Kreise der Bevölkerung ergeht die dringende Bitte, das gemeinnützige Werk durch Spenden zu fördern und dieselben entweder an die lokalen Sammelstellen oder direkt an das Kriegsfürsorgeamt in Wien abgehen zu lassen. Postsendungen bis 20 Kilogramm an das Kriegsfürsorgeamt, Wien, IX., Währinger Straße Nr. 32, sind portofrei, wenn auf dem Paket und auf der Begleitadresse der Vermerk „Altmaterialienspende" angesetzt wird. Bahnsendungen sind unfrankiert an das Kriegsfürsorgeamt in Guntramsdorf-Kaiserau, Station der E. W.-A., mit der Inhaltsangabe und der Bezeichnung „Altmaterialienspende für das Kriegsfürsorgeamt" zu senden. K. u. k. Kriegsministerium.

Kriegsfürsorgeamt.

(Geschlossen am 20. Dezember 1917.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Flecker.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

war in den letzten Jahren sehr schwierig geworden; das machte das Alter; er vertrug keinen Widerspruch und die unbeliebte Schwiegertochter stellte er neuerdings unter seinen besonderen Schutz.

Die Beisetzung in der Familiengruft auf dem St. Pauls-Friedhofe vollzog sich unter großem Pomp, wie er eben einem hochverdienten gräflichen Feldzeugmeister gebührte. Einschließlich des ewig verhinderten Bismarck, des Grafen Louis Walz-Turnsasina und seiner albanerfreundlichen Gemahlin Klara, auf deren umfangreichen Busen ein goldenes Kreuz ruhte, war die Sippe vollzählig vertreten — die Schwert- und Kunkelwagen neben den weitläufig verwandten und verschwägerten Aristokraten des Landes, die um den Dahingeschiedenen in schöner Eintracht trauerten. Überdies hatten sich die hervorragendsten öffentlichen Funktionäre eingefunden: Der Statthalter, der Korpskommandant, der Landmarschall, der Bürgermeister und wer sonst noch zu den besseren Spitzen zählte. Der Erzbischof selbst nahm die Einsegnung im Dom vor und den geistlichen Kondukt führte der unvermeidliche Pater Habakuk mit der ihm eigentümlichen Salbung.

Das ausgerückte Militär kommandierte ein Feldmarschalleutnant und sogar die Rappen, die den rittergekrönten Leichenwagen im Schritt durch die Straßen schleppten, waren sich ihrer Würde bewußt und paßten ihre Gangart den getragenen Klängen der Militärmusik an.

Nur Klemens vermochte nicht die gehobene Stimmung der anderen zu teilen und unterlegte dem Jammergetudel des Chopinschen Trauermarsches einen volkstümlichen Text:

O Gott — o Gott — o Gott . . .
Jetzt — ist schon — wieder — einer — tot . . ."

Über die geöffnete Gruft knallte die Ehrensalve der Ehrenkompagnie, und Erzherzog Imanuel legte als erster einen Kranz am Grab nieder. Darob erschauerte Tante Karoline und vergoß Tränen echter Rührung, wozu sie der Markgräfin zuflüsterte: „Warum durfte das der gute Pfredy nicht miterleben . . . ."

*
* *

Nach der Beisetzungsfeierlichkeit versammelte sich alles, was Schärpfenberg oder ähnlich hieß, im Palais der Schackstraße, doch beurlaubte der gutmütige Markgraf seine Schwiegertochter davon: „Da brauchst du wirklich nicht dabei sein — falls es dir nicht selbst Spaß macht." Es machte ihr nicht Spaß. Klemens erteilte sich nun eigenmächtig Urlaub und geleitete Frau Maria nach Hause, mit der er zum erstenmal nach ihrer Heimkehr wieder im „Mausoleum" Tee trank; da erzählte er ihr

Die schadhafte Tante nagte verlegen an ihrer Lippe: „Er hatte sie . . . gewiß hatte er sie an der . . . Hüfte, wie man so sagt . . . Damit kann man freilich nicht viel Aufhebens machen, doch Wunde bleibt Wunde . . . Er fiel bei Königgrätz vom Pferd und schlug sich an einem Meilenstein auf . . . Willst du für ihn nicht beten?"

Der Markgraf Ezechiel trug den Hingang seines Vetters dritten Grades mit philosophischem Gleichmut, lobte indes, daß die Kinder ihren Aufenthalt an der See der Familientrauer wegen unterbrochen hatten. Die Markgräfin teilte jedem Kondolenten mit, sie hätte bestimmt erwartet, Onkel Pfredy würde hundert Jahre alt werden.

Klemens betrug sich seiner angeborenen Pietätlosigkeit entsprechend auch bei diesem traurigen Ereignis recht lieblos und äußerte zu Tala-wi: „Mir wird es ja auch abgehen, wenn mir der alte Grasl nicht jeden zweiten Tag die originelle Mitteilung macht, daß Anno 66 nur die verfluchten Zündnadelgewehre den Sieg der Saupreußen ermöglichten, denn im Grunde seien die deutschen Brüder im Norden ganz miserable Soldaten, aber ich werde mich darüber zu trösten wissen. Mit dreiundachtzig Jahren hat man schließlich sein Leben hinter sich. Schau, wie Tante Karoline strahlt, weil vom Kaiser eine Kranzspende kam, und überdies betraute Se. Majestät den Erzherzog Imanuel mit der Vertretung bei der Beisetzung."

Aber nicht nur Tante Karoline, auch die Markgräfin strahlte und sie sangen zweistimmig ein Loblied auf Erzherzog Imanuel. Die Ehre, daß eine echt kaiserliche Hoheit an die Gruft eines hochedlen Mitgliedes des hochadeligen Hauses Schärpfenberg treten würde!

Die Faust von Eyzn, die es mit der Genealogie nicht genau nahm, wenn es darauf ankam, seine Ahnen bengalisch zu beleuchten, fühlte sich zur großartigen Einwendung bemüßigt: „Erzherzog Imanuel ist Seiner Majestät nicht näher verwandt als unsere Familie."

„Und daß es gerade Erzherzog Imanuel ist", schwelgte Tante Karoline unbekümmert um verwandtschaftliche Feststellungen weiter, „ehrt uns doppelt, denn er interessierte sich doch so warm für unseren Karlfranz, nnd hätte dieser nicht die seltsame Frau geheiratet . . ." Da brach sie kurz ab, weil der Markgraf Ezechiel seine Augenbrauen hoch in die Stirn rückte, was Sturm andeutete.

„Liebe Schwester Karoline, über die Ehe meines ältesten Sohnes und Majoratsherrn zu urteilen steht dir nicht zu. Das fällt ausschließlich in meinen Wirkungskreis, in den Wirkungskreis des Familienoberhauptes. Basta."

Die Markgräfin Mathilde hob mit gewohnter Milde ihre Schultern als Zeichen sanftesten Widerspruches und schüttelte dazu leicht den Kopf, daß die angespendelten grauen Wuckerln schlingerten. Der gute Ezechiel

Pfunde selbstverständlich und nicht Kilo! — schleppe ich an mir vom frühen Morgen bis zum späten Abend herum!"

Frau Maria stammelte: „Sie sind zu gütig, kaiserliche Hoheit . . ."

Klemens gab ihr einen fühlbaren Wink, sie möchte gleichfalls Platz nehmen.

Die kaiserliche Hoheit hob umständlich einen Kneifer ganz vorne auf die Nase und begutachtete das Mauscholeum: „Da bauten Sie sich aber ein entzückendes Nest!" und bat, sie möchte die große Güte haben und ihm ihre seltenen Schätze zeigen. Von Kasten zu Kasten schritt er, vergaß seine Abgespanntheit und bewies eine so hervorragende Sachkenntnis, daß Tala-wi ihm nichts Neues zu sagen wußte. Mehrfach empfing sie von ihm Belehrungen.

„Kaiserliche Hoheit, darf ich mir gestatten, Ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gürtel zu lenken," warf Klemens ein.

„Ein Prachtstück! Darf ich ihn angreifen?"

„Oh . . . bitte . . . natürlich . . ." Frau Maria gab ihm den Gürtel in die Hand. „Das Geschenk der Frauen meines Stammes, der Siouxfrauen, zu meiner Vermählung."

„In der Tat? Höchst interessant. Darum beneide ich Sie wirklich. Ich sammle nämlich derlei, aber ein so feines, seltenes, unvergleichliches Stück besitze ich leider nicht." Sachgemäß äußerte er sich über die Stoffbehandlung, die Arbeit, die Form, über den Schliff der Steine und die Farbenzusammenstellung, die im Geschmack an die alten Ägypter erinnere. „Ein neuer Beweis, für die auch von mir übernommene Hypothese einer ursprünglichen Kulturgemeinschaft der asiatischen und amerikanischen Völker, ermöglicht durch den verschwundenen Erdteil Atlantis. — Mit dem prächtigen Gürtel machen Sie wohl auf allen Festen Furore?"

Treuherzig gestand sie, ihr Mann wünsche nicht, daß sie sich mit exotischem Schmuck behänge.

„Das ist Karlfranz, wie er leibt und lebt! Nur nicht auffallen! Nur nicht von anderen abstechen — weder im Guten, noch weniger im Bösen. So war er schon immer, auch beim Regiment. Ich glaube, er hat auch mich bei aller Loyalität stets ein bißchen verachtet, weil mir das Urteil der Menschen, die ich nicht besonders schätze, ganz gleichgültig ist. Ich hoffe, Sie beehren mich gelegentlich auf meinem Schlößl „Lekmio" bei Ragusa, verehrte gnädige Gräfin, dann wollen wir Ihrem Gatten gemeinsam die Augen für ihre herrliche Kultur öffnen. Und dann rechne ich auch bestimmt darauf, daß Sie diesen einzigartigen Gürtel anlegen; ich zeige Ihnen dafür die auch nicht alltäglichen Geschenke, die mir König Kalakaua von Hawaii anläßlich seines Aufenthaltes in Honolulu überreichte." Und angeregt erzählte er, wie die Ansage seines Besuches Kalakaua in arge Verlegenheit brachte, weil seine Leibgarde in der Regel halbnackt

ausführlich von seiner Doktorarbeit über „Havalun-Tala-wi", den Käfer des Geheimnisses.

Die tanzende Bärin hatte abermals eine Enttäuschung erlebt. Wenigstens von einem Erzherzog hatte sie sich mehr erwartet — statt eines glänzenden Helden mit einer Krone auf dem Haupt erschien ein überaus korpulenter Herr in einer nur mäßig strahlenden Uniform, mit einem feisten, biederen Gesicht, um sich von der übrigen Menschheit nur sehr wenig und von anderen Soldaten gar nicht zu unterscheiden. Komisch, wie sich alle nur auf drei Schritte an ihn heranwagten!

Diesmal aber pflichtete Klemens ihr nicht bei: „Meine rote Schwester sieht nicht mehr mit den Augen Amerikas und noch nicht mit den Blicken Europas. Erzherzog Imanuel ist ein ganz famoser Mensch und ein geschätzter Ethnolog, der auch als gewöhnlicher Sterblicher wissenschaftliche Lorbeeren ernten würde. Er hat ein Werk über Neuseeland und eins über den verschollenen Erdteil ‚Atlantis' geschrieben."

Eben wollte Tala-wi im Stil der Schärpfenbergs genannt die Faust von Eysn die Erklärung abgeben, daß es ein Erzherzog nicht nötig habe, sich mit derlei die Zeit zu vertreiben, als der Bediente ohne Anklopfen hereinstürmte und herausbrüllte: „Seine kaiserliche Hoheit bitten, der gnädigen Markgräfin seine Aufwartung machen zu dürfen . . ."

Und schon erschien in der Tür, ihre volle Breite mit seiner massigen Gestalt ausfüllend, der Erzherzog selbst im „Mauscholeum" und entschuldigte sich wegen des Überfalles. Nun sah er noch bedeutend weniger fürstlich aus als beim Begräbnis, trug einen grauen, schwerlich frisch gebügelten Zivilanzug, küßte der tanzenden Bärin, die kein Wort herausbrachte, die Hand und begrüßte Klemens.

„Liebe Gräfin, verzeihen Sie den ungesellschaftlichen Anzug, aber in plein-Parade wollte ich nicht durch die Straßen laufen . . . Auch wäre mir sonst ein Adjutant an den Fersen geblieben. Brrr, ich bin es ganz und gar nicht mehr gewohnt, unter Aufsicht spazieren zu gehen. Leider ist die Mission, die mich hieher führte, für Ihre Familie recht traurig . . . Doch wollte ich nicht wieder abreisen, ohne vorher der Gattin meines alten Freundes Karlfranz meine Verehrung zu bezeugen. Sie wissen vielleicht, daß ich seinerzeit das Dragonerregiment kommandierte, bei dem er stand, ehe er übers Meer fuhr, um sich eine Frau herüber zu holen. Ja, ja, wir waren alle anfangs nicht schlecht erstaunt, daß er nicht einer der unzähligen Töchter des Landes seine Hand zum Bunde reichte — aber da ich, verehrte Gräfin, Sie nun sehe, begreife ich es sehr wohl." Unendlich liebenswürdig und natürlich lächelte der dicke Erzherzog und setzte sich eigenmächtig, da keine Einladung dazu erfolgte, in den breitesten der Fauteuils: „Ah, Sie gestatten schon, sonst falle ich einfach um. Bin ich abgespannt! Zwei und einen halben Zentner —

Klemens verbeugte sich tief und Tala-wi errötete.

„Eigentlich kam ich mit einem Dolch im Gewande, verehrte Gräfin, das heißt mit einer Bitte — ich beabsichtigte, Ihnen Ihren Herrn Gemahl in diesem Sommer für acht Wochen zu entführen — länger kriege ich nämlich keinen Urlaub —, damit er mich auf meiner Jacht nach den Azoren begleite, wo ich große Nachgrabungen anstelle. Nun teilte mir Karlfranz mit, er sehe Vaterfreuden entgegen und unter diesen Umständen kann ich ihn unmöglich verschleppen. Tut mir leid. Aber etwas anderes: Merken Sie mich bitte als Paten vor und depeschieren Sie mir sofort, wenn es einmal so weit ist. Falls ich dann noch nicht schwimme und mich ohne Desertion schrauben kann, hebe ich den Jungen persönlich aus der Taufe. Aber Sie dürfen ihn beileibe nicht mit dem Namen Imanuel belasten; der klingt abscheulich; mein Großvater hieß so und er hat ihn mir verbrecherischerweise vererbt."

Als der Erzherzog, der im Flur auch noch der säugenden Hirschkuh die Hand drückte, gegangen war, kauerte sich die tanzende Bärin auf ihrem Sopha zusammen und stützte den Kopf in beide Hände; eine Weile ließ Klemens sie nachdenken, ehe er fragte, ob die kaiserliche Hoheit nicht tatsächlich entzückend sei.

„Mein roter Bruder, wenn Eure Grafen und Barone nur halb so liebenswürdig wären wie ER!"

Karlfranz aber war empört: „H i e r in d i e s e m Zimmer habt Ihr Seine kaiserliche Hoheit empfangen? Unglaublich! In dieser Jahrmarktsbude! Inmitten dieses Krams! Das ist ein faux pas, nicht wieder gut zu machen. Wozu ist denn der Salon, he?" In seinem Zorn sprach er lauter, als es sonst seine wohltemperierte Gewohnheit war.

Frau Maria verteidigte sich nur schwach: „Ich kann nichts dafür, Karlfranz, der Erzherzog lief gleich hinter dem Bedienten her . . ."

„Erzherzöge — kaiserliche Hoheiten laufen nicht hinter Bedienten her, merk' dir das!" rügte er heftig.

„Aber ich glaube, es hat ihm hier ganz gut gefallen — wenigstens war er sehr freundlich — und lobte meinen schönen Gürtel . . ."

Karlfranz lachte kurz und nervös: „Er wird sich schon seinen Teil gedacht haben und du hast seinen Spott aus den „freundlichen" Worten nur nicht herausgehört. Es ist wirklich gräßlich mit dir! Dir mangeln die Grundbegriffe der Kultur."

Da mischte sich Klemens ein: „Erlaube Karlfranz, in den freundlichen Worten steckte g a r kein Spott, denn der Erzherzog ist ein kluger, gebildeter und kenntnisreicher Mann, an dem Ihr Euch insgesamt ein Beispiel nehmen könnt. Verlaß dich drauf, es ist so wie ich sage . . . Ihr seid päpstlicher als der Papst!"

herumlief, in welchem Zustand sie schicklicherweise doch nicht antreten konnte. In Eile ließ der König seiner zur Ehrenwache bestimmten Kompagnie bei einem englischen Schneider grellrote Uniformen anmessen, aber dann fehlten noch immer glänzende Abzeichen an den Mützen, die seiner Meinung nach unbedingt dazugehörten. Der listenreiche Minister Kokuanaoa schaffte Rat und am Tage des feierlichen Einzuges prangten an den grünen Schilfhüten der tapferen Soldaten messinggelbe Schildchen. Der Garde war in der fremden Kostümierung denkbar unbehaglich und die braunen Kerle schnitten verzweifelte Gesichter. Auf den messingenen Schildchen aber stand zu lesen: „Prima französische Sardinen", weil Kokuanaoa sie aus den Deckeln von Sardinenbüchsen hatte schneiden lassen . . . Erzherzog Imanuel lachte höchst unhofmäßig zu der Anekdote, für deren Wahrhaftigkeit er bürgte. „Ich bat den guten Kalakaua, mir seine Armee doch in der landesüblichen Tracht zu präsentieren, und freute mich an den schönen braunen Gestalten ohne Sardinen . . ." Dann zog er Klemens ins Gespräch: „Sie sind ja ein Kollege von mir, Graf? Wann werden Sie Ihren Doktor machen? Ich beneide Sie darum! Soweit werde ich es leider nie bringen — unsereiner muß sich bestenfalls mit einem geschenkten doctor honoris causa begnügen."

„Ich möchte kommenden Herbst zu Beginn des Wintersemesters promovieren, kaiserliche Hoheit."

„Und für später haben Sie natürlich schon alle Pläne fix und fertig — reisen, forschen, die Welt anschauen." Ganz träumerisch blickten die Augen des Erzherzogs, und die tanzende Bärin freute sich, daß sie nicht blau, sondern höchstens graugrün waren. „Ein rechter Zoologe muß in fremden Ländern daheim sein wie in der eigenen Hosentasche."

„Ich habe noch nichts Bestimmtes vor, kaiserliche Hoheit." Klemens schämte sich, weil er vor Aufregung schwitzte.

„Bitte, sagen Sie nicht immer ‚kaiserliche Hoheit' — die ewige kaiserliche Hoheit geht mir nachgerade auf die Nerven. Wenn einem so ein Titel aus jeder Ecke entgegengeschrien wird . . ."

„Jawohl . . . kaiserliche Hoheit . . ."

Der Erzherzog klopfte ihm die Schulter und lachte: „Herrgott, sind Sie gut gezogen — gnädiger Herr Markgraf! Ja, wenn ich könnte wie Sie! Aber unsereiner kann nie so wie er möchte. — Ich wollte schon lange einmal die Weststaaten der Union abgrasen — Ihre Heimat, liebe Gräfin — um die Sitten und Gebräuche der amerikanischen Urbevölkerung gründlich zu studieren. Und ich werde schon noch dazu kommen, meinen Herzenswunsch zu erfüllen, und dann müssen Sie sich mir anschließen, Graf, ich bummle von Wigwam zu Wigwam, Sie jagen Schmetterlinge oder Kröten und Ihre Frau Schwägerin ist hoffentlich so freundlich, für unseren Schutz zu sorgen."

fester glaube ich, daß der Herr Erzherzog vor allem Maria auszeichnen wollte ... Liebe Tante — ich möchte es nicht auf den Versuch ankommen lassen, ob er auch bei einem Baby von dir so gnädig wäre ..."

Da gebrauchte die milde Markgräfin ausnahmsweise sehr unmilde Worte: „Du sollst dich derartiger unzarter Anspielungen schämen, Klemens! Ich fürchte beinahe, du hast es absichtlich so eingerichtet, daß Seine kaiserliche Hoheit Euch in der Rumpelkammer überraschte!"

„Das merkt Ihr erst jetzt? Natürlich richtete ich es absichtlich so ein — als verkappter Anarchist, der ich bin, mit der verruchten Absicht, ihn in dem schändlichen Mausoleum zu erdrosseln und die Leiche hinterher im Gemüsegarten zu verscharren. Leider mißlang der Plan und so werde ich mit dem Erzherzog nach Amerika reisen, wozu er mich selbst ahnungslos einlud, und dann irgendwo in der Einsamkeit die Tat ausführen. Wenn er mir in einem Indianerwigwam den Rücken kehrt, ziehe ich flugs eine Bombe aus der Hosentasche und zerklesche sie auf seinem Kopf." Verärgert schloß er die Tür nicht geräuschlos hinter sich.

Der Markgräfin entglitt vor Schreck der Stickrahmen: „Was für Ausdrücke er gebraucht — Hosentasche ..."

Die schadhafte Tante aber sprach das Endurteil: „Warum erlaubtet Ihr ihm, Zoologie zu studieren? Das habt Ihr nun davon. Studenten sind immer roh."

„Doch nicht alle", schränkte Frau Mathilde ein und dachte dabei an Doktor Poppel, der sogar Medizin studierte und gleichwohl zweiter Vorsitzender des Vereines katholischer Junggesellen war.

Über die Ungezogenheit, den Erzherzog in einen Raum zu führen, von dessen Decke ein ausgestopftes Indianermädl herabbaumelte, das — nach der Aussage Tante Karolinens — die ganze Villa verstänkerte, über diese Ungehörigkeit hätten sich die beiden heiligen Damen schließlich noch getröstet, da der hohe Besuch, dem man ja zuweilen originelle Einfälle nachsagte, vielleicht wirklich nichts Schlimmes darin fand — aber der gnädige Erzherzog selbst verursachte ein gesteigertes Mißfallen in der Schackstraße: Er kondolierte zwar dem Markgrafen Ezechiel vor der Einsegnung im Dom zum Hingang Onkel Pfredys, aber Besuch, einen regelrechten Besuch machte er nur bei der farbigen Schwiegertochter in der Kaiserstraße ... Tante Karoline war ohneweiters geneigt, dies einer Intrigue Karlfranzens zuzuschreiben, doch ihre Schwägerin winkte ab: „Wie denn, meine Liebe, wie denn! Ausgeschlossen. So etwas tut uns Karlfranz nicht an." Aber auch die Vermutung, Klemens hätte dabei die Hand im Spiel gehabt, ließ sich nicht beweisen. Wie sollte er denn auch? Er, der nur mit Professoren und Studenten verkehrte und nicht einmal zur guten Gesellschaft der Stadt Beziehungen unterhielt.

So blieb nur übrig, das Mißvergnügen auf Frau Maria abzuladen.

„Du natürlich unterstützest Maria wie gewöhnlich. Ich werde ja bald genug von dritter Seite hören, wie Seine kaiserliche Hoheit in Wahrheit über dieses lächerliche Raritätenkabinett urteilte!“

Feindselig standen die Brüder einander gegenüber.

„Ich meine, gar so Ungnädiges wirst du auch von dritter Seite nicht hören, denn zum Schluß ließ er sich als Paten für deinen Erstgeborenen vormerken. In der Regel ist das nicht die Form, seine Ungnade zu äußern!“

Karlfranz lächelte geschmeichelt: „Na — da geruhten Seine kaiserliche Hoheit eben, die Freundschaft, mit der er mich beehrt, auf meine Frau zu übertragen.“

„Ich gewann den Eindruck, lieber Karlfranz, daß die Auszeichnung in erster Linie Maria persönlich galt.“

Aber die tanzende Bärin freute sich nicht mehr so recht über die Liebenswürdigkeit des Erzherzogs Imanuel — wenn auch sie nur ein Abglanz der Herrlichkeit war, welche die Markgrafen von Schärpfenberg genannt die Faust von Eysn für sich in Anspruch zu nehmen hatten . . . .

*
* *

Der über die Fruchtbarkeit des Menschengeschlechtes täglich aus nicht ganz uneigennützigen Gründen stets neu entzückte Dozent Doktor Schaudenwein war mit dem Befinden Frau Marias nach wie vor sehr zufrieden.

„Alles in Ordnung, alles in schönster Ordnung, ich rechne auf eine leichte Entbindung.“ Dazu lächelte er vergnügt.

Weniger zufrieden waren die Schärpfenbergischen Damen mit der Schwiegertochter und Nichte.

Dieser Verstoß gegen jegliche Etikette, den hohen Vertreter Seiner kaiserlichen Majestät in der Rumpelkammer zu empfangen! Welchen Eindruck mußte die kaiserliche Hoheit mit sich nehmen! In welchem Lichte mußte der kaiserlichen Hoheit die Ehe Karlfranzens mit der Schwarzen erscheinen! Und das schlechte Licht verdunkelte natürlich die gesamte Familie, die daran wahrhaft unschuldig war. Und wenn es schon die geborene Bear nicht besser verstand, Klemens hätte es wissen können, hätte es wissen müssen, was sich schickt! Er war doch schließlich kein Wilder, wenn er auch schon von seiner Schwägerin angezogen hatte! Seit je war er in bezug auf Unarten nur zu gelehrig! Und wie hoch mußte die markgräfliche Sippe in der Gnade Seiner kaiserlichen Hoheit stehen, wenn der Herr Erzherzog sich dennoch herabließ, seine Patenschaft anzutragen . . .

„Ich äußerte schon Karlfranz gegenüber meine Zweifel“, sagte Klemens mit heuchlerischem Gleichmut, „ob diese Gnade eigentlich uns Schärpfenbergern galt, und je länger ich mir die Sache überlege, desto

Die Frage blieb unbeantwortet, die Sticknadel stach hurtiger und Pater Habakuk wackelte mit dem Kopf wie ein Kindlein, das man zu früh aufsetzt, so daß den kleinen Muskeln noch die Kraft zur rechten Beharrlichkeilt fehlt: „Wir wollen die schwache Seele in unsere Gebete einschließen ... Hörten die gräflichen Damen schon, daß die Fürstin-Witwe Klattenbach demnächst zu Besuch bei ihren hiesigen Verwandten eintrifft?"

„Wirklich, die Laja?" Die schadhafte Tante bekam kugelrunde Fischaugen.

„Ein bißchen spät, ein bißchen sehr spät", murmelte die milde Markgräfin. „Ja, das Leben bettet uns nicht auf Rosen."

* * *

Klemens stand mit seinen Angehörigen nicht gut und nicht schlecht, er stand gar nicht mit ihnen. Früher hatte es oft erbitterte Fehden zwischen ihm und seinem Vater gegeben, aber die alte Faust von Eysn war auch nicht mehr von jener stählernen Härte, die es Anno 1529 wagte, sich vor einem erobernden türkischen Sultan zu ballen, als dieser als Lohn für eine untertänige Huldigung die Vermählung mit der siebenten Tochter seiner vierzehnten Nebenfrau anbot. Markgraf Ezechiel beschränkte sich bei Meinungsverschiedenheiten mit seinem jüngeren Sohne lieber auf eine größere Inanspruchnahme seiner Stimmittel, um ihn damit einen Abtrünnigen zu schelten — und zuguterletzt des lieben Friedens wegen klein beizugeben: „Mach', was du willst, aber geht's schief, rechne nicht auf mich. Wer sich eine Suppe einbrockt, muß sie auch auslöffeln." Eine derartig derbe Ausdrucksweise verletzte den feineren Sinn der Markgräfin Mathilde, die dem lärmenden Geschrei ein bestimmtes Gebot oder Verbot vorgezogen hätte. Sie war es auch, die es einst durchsetzte, daß Klemens ins Jesuitenkonvikt nach Kalksburg gesteckt wurde, konnte es aber dann nicht hindern, daß die strengen Patres den Jungen schon nach einem halben Jahre heimschickten, weil er durch „seine Zügellosigkeit die besser veranlagten Kameraden verdarb" ... So kam er ins allzuweltliche Staatsgymnasium der Stadt, wo er jede Pestprozession schwänzte, um, statt in Reih und Glied mitzumarschieren, in den Wald zu laufen, wo er Käfern und Schmetterlingen nachgaulte. Auch an ernstlicheren Lausbübereien leistete er das Seine und die Schärpfenbergs wunderten sich nicht übel, als er trotzdem die Reifeprüfung mit sehr befriedigendem Erfolg bestand.

Danach wurde die Entscheidungsschlacht zwischen Vater und Sohn geschlagen; die Familie wünschte, Klemens sollte Diplomat, Offizier oder wenigstens Landwirt werden, wohingegen er darauf beharrte,

Und die tanzende Bärin gab auch weiter Anlaß zu Kritik. Der Statthalter leitete zu Gunsten eines durch Hochwasser verwüsteten Ortes im Unterland eine Sammlung ein, zeichnete selbst fünfhundert Kronen, ebensoviel spendeten der Landmarschall und daran anschließend andere hervorragende Mitglieder des Landes, Industrielle, Großgrundbesitzer, Rentiers, Vereine, Sparkassen und ähnliche öffentliche, wohltätige Korporationen; der Nachfolgende immer etwas weniger als der Vorangehende, streng dem Range nach. Die Faust von Eysn beteiligte sich mit hundert Kronen — und dann kam plötzlich die auffällige Post: „Maria Markgräfin von Schärpfenberg — 10.000 Kronen.“ Das war Überhebung, Ungebühr, Protzerei, ein sichtbares und daher verwerfliches Streben, mit seinem Reichtum groß zu tun.

Wie konnte, wie würde, wie mußte man höheren Orts eine solche Taktlosigkeit auslegen!

„Ach ja“, seufzte die Markgräfin. Über all den Aufregungen kam sie mit der prunkvollen Altardecke, auf die der liebe Gott schon so hart wartete, nicht vom Fleck.

„Die gnädige Frau Schwiegertochter kennt eben die Gebräuche ihrer neuen Heimat noch nicht hinlänglich“, vermittelte Pater Habakuk und beugte demütig das Haupt mit der nach rückwärts unbegrenzten Glatze, „man muß Nachsicht mit ihr haben.“

„Wie lange noch Nachsicht?“ So die Markgräfin. „Sie könnte endlich doch begreifen, denn dumm ist sie eigentlich nicht und gute Vorbilder hat sie in Menge.“

Eine unnachahmliche Handbewegung des Paters bedeutete Verschiedentliches.

Die schadhafte Tante stieß habichtsböse wie ein Inquisitor, der für ein Opfer die Feuerprobe beantragt, vor: „Ihre Aufgabe, Habakuk, ist es, meine Nichte zu instruieren. Monsignore Fioretti in Rom hätte an Ihrer Stelle schon längst gehandelt. Oder trauen Sie es sich nicht zu, mit der Widerspenstigen fertig zu werden? Ach ja, die Kirche und ihre Diener büßten bedenklich an Gewandtheit ein.“ Es war dies einer der verpönten freigeistigen Aussprüche der ältlichen Dame.

„Ich bin bei der gnädigen Frau Nichte bisher leider ohne jeglichen Einfluß und meine Visiten pflegen niemals angenommen zu werden. In der Regel fühlt sie sich unpäßlich, so daß ihr Gesundheitszustand höchstens ein Plauderstündchen mit dem Grafen Klemens gestattet.“

„Ach ja“, seufzte die Markgräfin abermals.

„Ostern ist nahe“, erwähnte anzüglich Tante Karoline und wölbte die im Vergleiche mit ihrem kräftigen Schnurrbart nur dürftigen Augenbrauen. „Wann wird meine Nichte zur Beichte gehen?“

Vetter Oskar triumphierte und wagte einen Gegenstoß: „Und ich hab' auch die negative Tugend, nicht mit ungewaschenen Professoren zu verkehren."

Die Antwort, die er darauf bekam, führte beinahe zu einem Duell; sie lautete dreisilbig: „Idiot." Der Zweikampf unterblieb nur deshalb, weil Klemens revozierte, wie Vetter Oskar stolz herumberichtete. Der Geforderte gab nämlich die feierliche Erklärung zu Papier, die Absicht einer Ehrenkränkung habe ihm himmelfern gelegen und unter Cousins müßte hie und da ein ehrliches Wort schon erlaubt sein.

Über seine Zukunft machte er sich häufig Gedanken; mit dem Doktordiplom in der Tasche wollte er reisen — reisen — reisen und forschen ... Aber bald beugte er sich über die Landkarte Afrikas, bald über die Australiens oder Asiens, und erst als er eine rote Schwägerin bekam, studierte er auch an Amerika herum.

Über seine inneren Beziehungen zu Tala-wi war er sich nicht recht im Klaren; anfangs erbarmte ihm ihre Fremdheit, mit der sie auf Widerstand stieß, hernach interessierte sie ihn als Mensch und schließlich grollte er Karlfranz, der ein exotisches Geschöpf in den heimischen Lehmboden verpflanzte, um von einer Palme Tannenzapfen zu fordern. Da hätte er doch besser getan, eine hausbackene Tanne neben sich zu setzen. Klemens glaubte an die Unveränderlichkeit der Arten. Oft schon nahm er sich vor, mit dem Bruder ein gewichtiges Wort zu sprechen, aber als er damit anfing, führte es zu nichts Gutem. Die anfangs ruhig und unparteiisch geführte Unterhaltung artete in einen Streit aus.

„Du wirst alles verderben!" sagte Klemens heftig. „Du willst mit dem Kopfe durch die Wand."

„Und wenn ich mit dem Kopf durch die Wand wollte?"

„Dann wird dein Kopf und nicht die Wand Schaden nehmen."

„Es ist mein Kopf, lieber Klemens!"

„Gott sei Dank, lieber Karlfranz, mit dem meinen würde ich mir derartige Experimente auch ergebenst verbeten haben."

* * *

Als Frau Maria einmal in der Schackstraße weilte, wußte es die markgräfliche Schwiegermutter durch Vorspiegelung notwendiger Hausbesorgung so einrichten, daß sie eine ganze Weile unter vier Augen allein mit Pater Habakuk blieb; die Markgräfin aber, um keine Lüge gesagt zu haben, stieg in die Küche hinab, wo sie „Nachschau" hielt, welch' ungewöhnlicher Vorgang die erprobte Wirtschafterin dermaßen kränkte, daß das alte Fräulein in Tränen ausbrach. Zu ihrer Besänftigung und zum

Zoologie zu studieren. Und die jüngere Faust von Eysn war schließlich von zäherem Metall als die ihres Erzeugers, der damit nur fuchtelte, nie einhämmerte.

Tante Karoline hatte damals in den Familienrat hineingefragt: „Warum wirst du nicht gleich Mediziner?"

„Wenn Euch das angenehmer ist ...", entgegnete der Gefragte schlicht.

Man konnte nichts dagegen tun; aber als Klemens sein Einjährig-Freiwilligen-Jahr bei den Ulanen abdiente, trug Onkel Pfredy dafür Sorge, daß er dem stichelhaarigsten Eskadronschef des Regiments unterstellt wurde, und die Neunmalweisen der Sippe prophezeiten: „Der wird ihn schon striegeln!" Die Tante sah den Neffen bereits wegen schwerster Insubordination lebenslänglich auf eine Festung verbannt und war mitleidslos genug, sich der Vorstellung zu freuen. Doch der stichelhaarige Eskadronschef fand sonderbarerweise gar keinen Grund, seinen Einjährig-Freiwilligen zu „striegeln", denn der tat seinen Dienst mit peinlichster Gewissenhaftigkeit, so daß der Rittmeister sogar den Verführer spielte und gelegentlich kameradschaftlich fragte, warum sich der Einjährig-Freiwillige Wachtmeister Klemens Graf von Schärpfenberg, genannt die Faust von Eysn, sein Soldatensein gar so schwer mache. Da grinste Klemens und schlug die Haken aneinander, daß es klapperte: „Melde gehorsamst, Herr Rittmeister — Dienst ist Dienst." Onkel Pfredy nannte die Antwort maßlos frech, aber der Eskadronschef sagte nach der Offiziersprüfung anerkennend: „Bedaure, Graf, daß Sie uns untreu werden, gäben einen tadellosen Kavalleristen ab."

So ließ man das schwarze Schaf gewähren und kümmerte sich möglichst wenig darum. Es war eben ein Schößling jener fürchterlichen Faustina, deren heimtückische Art in ihm spukte.

Und das schwarze Schaf vergalt die scharfe Kritik mit einer um so schärferen Gegenkritik und scheute sich nicht, mit seinen haarsträubenden Ansichten auch besser geartete Standesgenossen zu belästigen. Er war imstande, ihnen zu sagen: „Ich begreife Euch nicht, Ihr seid doch eigentlich keine Trotteln und dennoch damit zufrieden, den lieben langen Tag zu faulenzen, nichts zu arbeiten, nichts anzustreben, nicht einmal etwas Vernünftiges zu lesen. Für Euch lebte Goethe nicht und Eure magere Bildung ist eine Kultur ohne Kant, von anderen Geistesgrößen, die Ihr nicht einmal dem Namen nach kennt, ganz zu schweigen."

„Erlaub' mal", begehrte Vetter Oskar auf. „Ich hab' beim Tennisturnier in Rohitsch den zweiten Preis gemacht, ist das vielleicht nichts?"

„Gewiß", sagte Klemens.

ausgesetzt, werde ich dich begleiten — gleich morgen nicht wahr? Man soll im Leben nichts aufschieben. Wer schaut in die Zukunft? Übermorgen bist du vielleicht krank — daß du gerade so gut auch schon tot sein kannst, das will ich gar nicht in den Kreis meiner Berechnungen ziehen, weil ich dich nicht aufregen soll, obschon wir niemals auch nur einen Moment sicher sein können, vor den Richterstuhl des Ewigen gerufen zu werden."

Trotz, Zorn und Wut würgte in Tala-wis Kehle: „Dozent Schaudenwein hat mir den Aufenthalt in ungeheizten Kirchen ein für allemal verboten."

„Nun ja ... ich weiß ... Ihr in Amerika seid scheinbar an Gotteshäuser mit Zentralheizung gewöhnt; bei uns ist das nicht üblich. Du wirst dich also bequemen müssen ..."

„Ich werde mich nicht bequemen müssen!" Gegen die eiserne Tantenfaust stemmte sich die tanzende Bärin mit eisernem Kopf.

Pater Habakuk rettete die Situation: „Ich bitte um die Gnade, Frau Gräfin, Sie in Ihrem Heim aufsuchen zu dürfen, und dann können Sie die Beichte im geheizten Zimmer ablegen ..." Und da die Tante ob solcher unverzeihlicher Schwäche aufbegehren wollte, gebot ihr eine unnachahmlich weiche Gebärde der mageren Hände Stillschweigen. „Es muß uns ferne liegen und liegt uns natürlich ferne, gegen die Verordnungen des Herrn Dozenten Schaudenwein zu handeln oder die gnädige Gräfin bewegen zu wollen, ihrem Arzt ungehorsam zu werden."

Die gnädige Gräfin schnappte ein: „Ich will mich von Mama verabschieden, ich habe keine Zeit mehr, Klemens erwartet mich zum Tee." —

Klemens streute die Asche auf den Teppich und als er den Schaden gutzumachen trachtete, fiel ihm die ganze Zigarre aus der Hand und brannte ein Löchlein in den Perser, so heftig erschreckte ihn das wilde Inszimmerstürmen der Schwägerin, welche ihre Pelzmütze in die eine, den Muff in die andere Ecke und sich selbst ungestüm zu Boden warf — gerade, daß sie nicht auch noch mit den Beinen strampelte, denn ansonsten unterließ sie nichts, um ihren Unwillen unzweideutig auszudrücken. Ihre Augen, dunkel und fremd, funkelten wie die Äuglein einer erbosten Katze, die Pfoten und Krallen krümmt; Tala-wis Fingernägel wühlten so erregt im Teppich, daß er nun zum zweitenmal malträtiert Wolle ließ. Die hastigen Bewegungen lösten das hochgesteckte Haar, das blauschwarz über die Schultern rieselte. Dazu sprach sie nicht ein einziges Wort.

Muko-fon stand dabei, streckte den Kopf vor, daß sich ihr brauner faltiger Hals bedenklich in die Länge zog, und murmelte abgerissene Worte: „Mu lobi kakalai menu tell muni", so daß Klemens nicht wußte, ob sie beschwörende Zaubersprüche flüsterte oder altindische Gebete; vermutlich beides.

Zeichen ungeschmälerten Wohlwollens wurde sie außer der Zeit mit einer Wollbluse bedacht.

Tante Karoline war jedoch nicht so zartfühlend wie ihre Schwägerin und stellte eine örtliche Verbindung zwischen dem Schlüsselloch der Salontür und ihrem linken Ohr her, wodurch sie kein Wort der wichtigen Unterredung verlor.

Habakuk handelte ganz im Einverständnis mit den heiligen Damen Schärpfenberg und richtete an die tanzende Bärin nach wenigen einleitenden Worten über das ungewöhnlich warme Frühlingswetter die unverblümte Frage, wann sie beabsichtige, die österliche Beichte abzulegen.

„Gar nicht", lautete die Antwort.

Hierauf tröpfelten geölte Worte von den schwulstigen Lippen des Paters und knüpften an die Aussprüche so und so vieler Kirchenväter den Wunsch der Markgräfin Mathilde an; er stellte die Beichte als Notwendigkeit hin, der sich jedermann unterwerfen müßte.

Tala-wi rollte mehrmals ungeduldig die Achseln und unterbrach ihn endlich: „Ich werde es mir überlegen."

In diesem Augenblick und nicht zufällig platzte die schadhafte Tante in den Salon und griff sofort ins Gespräch ein: „Wie ich hörte, seid Ihr einig, nicht wahr? Es ist dir doch ein Herzensbedürfnis, liebes Kind, dich gleich uns allen mit dem lieben Gott, den du ohne Zweifel auch hin und wieder beleidigtest, auszusöhnen. Wir sind ja allzumal Sünder und bedürfen der himmlischen Gnade ... Und weißt du — ich will dich gewiß nicht ängstigen, aber man muß mit allen Möglichkeiten rechnen — wenn dir im Wochenbett etwas passierte ... es wäre doch zu schrecklich, sündenbeladen zu sterben ..."

„Ich habe Gott nicht beleidigt!"

Wie Spießgesellen wechselten Tante Karoline und Habakuk Blicke; der Pater wünschte nicht, die Sache übers Knie zu brechen und war mehr für Wege hintenherum, hatte er auf krummen Linien doch stets eher seine Ziele erreicht als auf geraden, die nur nach mathematischen Irrlehren die kürzesten sind.

Die lila Tante reckte und streckte sich zu unnatürlicher Höhe: „Wenn ich mich in dir nicht täusche, so wird es dir am angenehmsten sein, liebe Nichte, dich unserem hochwürdigen Pater Habakuk anzuvertrauen, den du persönlich kennst und der nach Monsignore Fioretti in Rom am geeignetsten ist, dir jenen wohlmeinenden geistlichen Rat zu erteilen, dessen du, dessen wir alle von Zeit zu Zeit dringend bedürfen. Du triffst ihn jeden Tag zwischen sieben und acht Uhr morgens im ersten Beichtstuhl der Domkirche gleich rechts vom Haupteingang. Den schöngeschnitzten Beichtstuhl stiftete übrigens unser hochseliger Großvater Karl Maria Pius Leopold, so daß du dich darin sehr heimisch fühlen wirst. Deine Zustimmung voraus-

durch den weißen Bruder besänftigte etwas ihren Groll, und ruhiger geworden, dachte sie auch daran, ihren arg verschobenen Rock in Ordnung zu bringen: „Ich will es nicht und ich tue es nicht und eher gehe ich nach Amerika zu Pa zurück."

„Aber . . .", setzte er da mit einem besonnenen Rat ein, „aber ich an deiner Stelle täte ihnen den Gefallen, dann hast du bei den heiligen Damen einen Stein im Brett und kannst dir anderwärts Freiheiten erlauben, die mehr wert sind, als der Widerstand gegen eine Sitte, die bei uns nun einmal landesüblich ist."

Wild zischte ihn die tanzende Bärin an: „So, du bist auch so einer! Auch du rätst mir dazu? Auch du bist mitverschworen? Geh' fort, ich brauch' dich nicht, ich mag dich nicht mehr!" Sie kehrte ihm den Rücken, fiel in ihr erzürntes Schweigen zurück und wartete, daß der ungebetene Ratgeber sich entfernen würde.

Der entfernte sich aber nicht. „Sei gescheit, Tala-wi!"

„Ich will nicht gescheit sein!"

„Ist schließlich auch ein Standpunkt, der Beachtung verdient; aber wozu sind Standpunkte da, wenn nicht, um aufgegeben zu werden, wenn sie anfangen, unpraktisch zu werden?"

„Sag', Klemens, gehst du zur Beichte? Würdest du einem fremden Manne ins Ohr flüstern, was du angestellt hast?"

„Ich tat's schon oft, meine rote Schwester, und habe keinen Schaden davongetragen."

„Das kannst du halten wie du willst, aber ich habe es noch nie getan und werde es auch nie tun."

„Hug, hug, murmeln Indsmen am Schlusse besonders unwiderruflicher Darlegungen, wie in den schönen Geschichtenbüchern zu lesen steht."

„Warum sollte ich auch?"

„Weil es keinen Sinn hat, sich deshalb mit seiner ganzen Familie oder der Familie seines Mannes zu überwerfen."

„Das ist mir sehr gleichgültig!"

„Das kann ich dir nachfühlen."

„Na also!"

„Und dennoch."

„Was heißt das wieder? Du solltest übrigens schon lange fort sein, Klemens, ich will dich wirklich nicht mehr sehen und hören!"

„Tala-wi, mach' keine Dummheiten!"

„Wenn du mich überdies dumm schiltst, dann sind wir für ewig geschieden."

„Wie gewandt du dich schon der deutschen Sprache bedienst! Mein Kompliment deinem Sprachentalent und deiner deutschen Erzieherin, liebe tanzende Bärin."

Er dachte: „Es sind wahrhaft Wilde und nur halb gezähmt, um bei irgend einer passenden Gelegenheit in den Urzustand zurückzufallen“, doch gab er sich keine Mühe, durch logische Erwägungen ergründen zu wollen, was es eigentlich gab. Wenn Tala-wi nicht reden wollte, dann brachte niemand eine Silbe aus ihr heraus.

Die säugende Hirschkuh schlapfte davon und brachte ein Fläschchen mit einer trübroten Flüssigkeit, von der sie unter fremdartigem Gemurmel der Häuptlingstochter einen Schluck aufdrängte, um dann endgültig aus dem Zimmer zu hinken.

Derweilen vertrieb sich Klemens die Zeit mit Zigarettenrauchen und wartete geduldig, bis es Maria gefallen würde, ihm die Ursache ihres Mißvergnügens mitzuteilen.

Die tanzende Bärin stellte endlich ihr im Zerzupfen des Persers bestehendes Zerstörungswerk ein, richtete sich sitzend auf, wobei sie ihre gekreuzten Beine als Unterlage benützte, und funkelte Klemens haßerfüllt an; als sie zu sprechen sich entschloß, mischte sie englische und sogar indianische Brocken hinein, was das Verständnis ihrer Rede erheblich erschwerte: „Sie ist eine Hexe, eine häßliche, boshafte, alte Hexe! Und er ist ein Teufel, ein widerlicher, greulicher, ekelhafter Teufel! Meli kolan noti bessarah . . . Goddam!“

Klemens bezog zwar mit Recht die häßliche, boshafte, alte Hexe auf die schadhafte Tante, aber den widerlichen, greulichen, ekelhaften Teufel irrtümlich auf seinen Bruder. Deshalb mahnte er: „Deinen Mann solltest du eigentlich doch nicht so grob beschimpfen!“

„Ich beschimpfe nicht Koko-lo, ich beschimpfe Euren Pater. Wie kommt er dazu? Was geht es ihn an? Was hat er für ein Recht? Ich lasse ihn durch Josef hinauswerfen, wenn er sich wirklich untersteht, hierher zu kommen.“

„Schade, daß der Schleicher nicht anwesend ist“, bedauerte Klemens ehrlich, „denn dann könntest du ihm statt dem unschuldigen Teppich die Haare ausraufen — aber er hat ja für diesen löblichen Zweck keine Haare mehr übrig. Macht nichts, dann nimmst du ihn eben bei den Ohren!“

Die tanzende Bärin lachte nicht zu dem Scherz, sondern erzählte ernsthaft: „Beichten soll ich bei ihm, beim schrecklichen Pater soll ich beichten und soll ihm meine Fehler sagen! Was gehen sie ihn an? Niemals — niemals — niemals!“

„Reg' dich ab, meine rote Schwester, es steht nicht dafür und schädigt höchstens dich und das Kleine. Zur Liebe und zum Beichten kann man niemanden zwingen, der nicht mag, kalkuliere ich.“

„Nicht wahr, nicht wahr? Das sage ich auch, aber man will es mir nicht glauben. Alle sind gegen mich verbündet.“ Die Unterstützung

Fern vom Kriege.

Backfischbriefe aus Siebenbürgen. Von **H. Südburg.**

Békefalva, am 2. September 1916.

Teuerste, beste Helene!

Womit und wie in aller Welt soll ich beginnen, um Dir „schön ordnungsgemäß" (wie mein guter Papa zu sagen pflegt) all das zu erzählen, was wir in den letzten Tagen erlebt haben?! Es herrscht ja ein fürchterlicher, unsagbarer Wirrwarr in meinem armen Kopfe! Und unsere Erlebnisse bilden gerade das entschiedenste Gegenteil „schöner Ordnung"! — Indes, ich will mich sammeln und Dir einen möglichst ordentlichen Bericht erstatten. Vollständig wird er vielleicht nicht sein, aber lange gewiß. Na, Du hast, liebste Helene, in Deinem letzten Schreiben (das übrigens schnöderweise aus bloß drei Bogen bestand) mich flehentlichst gebeten, ich möge Dir recht lange, lange Briefe schreiben. Also gut! Für mich können sie so gleichsam ein Tagebuch bilden. Allein, Du sehnst Dich, wie Du weiter schreibst, womöglich auch ein bißchen nach „Aufheiterung", da Dein Papa sich wegen der abscheulichen Schrapnell-splitter in seinem Fuß noch immer im Krankenhause befindet, während Deine Mama an ihrem Magenleiden kränkelt und es bei Euch jetzt so still und einsam ist. — Ach, weißt Du, gute, liebe Helene, „Aufheiterung" dürfte ich Dir von rechtswegen eigentlich kaum bieten können, denn unsere letzten Erlebnisse hier im fernen Karpathenlande sind wenig darnach gewesen! — Du freilich hast das nicht voraussehen können, als Du Deinen Brief schriebst, obzwar ja leider schon längst des Krieges Geist „geharnischt durch die Lande schreitet". — Aber schließlich — ich bin ja erst siebzehn Jahre, fünf Monate und neun Tage alt. Da ist es mir doch vielleicht trotz des bösen, langen Weltkrieges erlaubt, mitunter, so hie und da, durch eine etwas rosenfarbene Brille zu blicken. Oder muß denn auch ich, wie Tante Klara (Du weißt ja: Klara Heckner, meines Papas Halbschwester) es fordert, unausgesetzt und alles, rein alles „mit zeitgemäßem Ernst" betrachten und fortwährend die „schwarzen Wolken der düstern Gegenwart" über unseren bangen Häuptern schweben sehen? — Nein, nein! Wenigstens zuweilen darf ich als „Backfisch" doch gewiß auch während des Krieges die rosenfarbene Brille aufsetzen. Die Backfischzeit verrinnt ja ohnehin so entsetzlich schnell! Behauptet doch Tante Klara sogar, ich wäre schon über die Backfischjahre hinaus! Und das Schweben der schwarzen Wolken habe ich in diesem Kriege ja doch auch reichlich wahrnehmen müssen. Habe nicht auch ich schon eine Menge Schneehauben und Kniewärmer angefertigt, ja sogar Leibbinden und Fußlappen? Sind nicht auch mir schon Tränen

„Sekkier' mich nicht!" Sie lächelte matt, doch die geschweiften Absätze ihrer feinen Stiefelchen bohrte sie dabei in den armen Teppich.

Klemens, der diesen Konflikt geahnt hatte, war dagegen auch gewappnet und brachte seinen reiflich durchdachten Vorschlag vor, der anfangs entschieden und mit geharnischter Entrüstung abgelehnt wurde. Er sagte süß, der alte Pfarrer von Sankt Bernhard, der siedesackgrobe und gutmütige Knocherl würde helfen; der war kein Schlimmer und überdies halbtaub.

Der große Zeiger der Empireuhr mit den goldigen Engelein, die viertelstündig einen Amboß hämmerten, kreiste eine und eine halbe Runde ab, ehe Frau Marias allergrößter Widerstand überwunden war und sie zögernd zugestand, sie werde sich „die Sache reiflich überlegen . . ." Nach diesem diplomatischen Teilerfolge empfahl sich Klemens eilig, bevor sie es sich noch anders überlegte, und fuhr schnurstraks zu Seiner Hochwürden Herrn Sebastian Knocherl, Pfarrer von Sankt Bernhard.

Er überfiel den vierschrötigen Alten in seinem durch unzählige Pfeifen verstänkerten, selten gelüfteten Schlafzimmer, das zugleich seine Kanzlei war. Pfarrer Knocherl bot dem Gaste nicht nur einen Ehrenplatz auf dem eingesessenen Ledersopha, sondern auch eine seiner drei verräucherten Pfeifen an, die Klemens eingedenk, daß der Zweck die Mittel heilige, nicht ablehnte. So sog er denn mit bitterer Miene daran, hustete häufig, da ihm der stickige Knaster die Kehle verbrannte, und dachte: „Was tut man nicht alles für seine Familie!" Dazu berichtete er genau und mit Rücksicht auf Knocherls Schwerhörigkeit mit gesteigertem Stimmaufwand, worum es sich handelte.

Da grub sich ein halb sonniges, halb boshaftes Grinsen in die verwitterten Züge des Pfarrers und er stellte noch einige besondere Fragen: „Alsdann, der Habakuk steckt sei' Nasen 'rein? Der Malefizkerl kümmert si' a um an jeden Klenkaas. Mei' liaber Herr Graf, dem wollen ma's aber versalzen, daß er's sei' Lebtag nit vergißt!" Sebastian Knocherl genoß die Vorfreude des Streiches, den er dem Pater zu spielen gedachte. „Halt ja, dös werden ma schon dermachen. I bin nit so dumm, wia i ausschau — mit dem notigen Habakuk nimm i's a no auf."

Dann steckten die beiden die Köpfe zusammen und flüsterten einander in die Ohren und entwarfen einen Kriegsplan, der sie sichtbarlich entzückte.

Bei der Verabschiedung preßte der Knocherl seine breite Pratze wie eine schmiedeiserne Klammer um die schmale Rechte des Grafen Klemens, daß dieser schmerzgepeinigt den Mund verzog. „Sagen's Ihrer Frau Schwägerin, sie derfat sich nit fürchten. Beicht is Beicht — und warum soll a solchene Beicht a Ohrenbeicht sein, frag' i?"

(Fortsetzung folgt.)

Gab das nun eine Aufregung, bei uns und bei der ganzen Bevölkerung! Doch die wenigsten wußten, was sie eigentlich jetzt beginnen sollten. Neben uns aber fing eine Familie an zu packen, um für etwaige Flucht gerüstet zu sein. Papa konnte an den Ernst der Gefahr nicht glauben. Mama weinte ein wenig. Tante Klara sah wieder die furchtbarsten, dunkelsten Wolken über unseren Häuptern. Nun wurde Papa nervös. Dann hielten alle drei einige hastige Beratungen ab, denen auch Fritz und ich beiwohnten. Sollte man bleiben oder flüchten und, wenn letzteres, wohin und wie? — Man blieb vorläufig unentschieden, obwohl Tante Klara sehr energisch die schleunigste Flucht beantragte. Fritz war entschieden für den Antrag der Tante. Und zwar war er als abenteuersüchtiger Untergymnasiast außer sich vor Wonne. Denn er stellte sich die Flucht höchst romantisch vor. Und er begann sofort, sich eine Art „Rinaldo Rinaldini"-Kostüm zusammenzusuchen, das er als Flüchtling anzulegen gedachte. Namentlich hatte er sich ein grellrotes Tuch als Gürtel um den Leib geschlungen und daran sein Federmesser und seinen Botanisierspaten befestigt. Papa war aber sehr ungehalten darüber und erklärte, die Zeit sei viel zu ernst für solche Maskerade. So mußte Fritz sich wieder „zivilisieren".

Ich meinerseits streichelte wehmütig mein Klavier, begoß traurig meine Blumen und kramte trübselig in meinen Noten und Kleidern, Briefen und Ansichtskarten umher. Da hörte ich in der Küche ein herzbrechendes Schluchzen und lautes Geplätscher. Ich trat hinaus. Du gütiger Himmel! Heute war ja großer Wäschetag! Und Lisi, unser Dienstmädchen, stand mit blassem, verstörtem Gesichte an dem Waschtrog und seifte die Wäsche ein und schluchzte und die Tränen flossen in den Seifenschaum. Lisi fürchtete, daß ihr Heimatsdorf sich schon in den Händen der Feinde befinde. Ich bedauerte das arme Mädchen und wurde noch betrübter. Da fiel mir ein, was denn aus der guten Weißwäsche werden solle, wenn wir flüchten müßten? Konnten wir das nasse Zeug mitnehmen? Jedenfalls schien der Versuch zweckmäßig, alles möglichst rasch fertig zu machen. Ich streifte mir also die Ärmel auf, stellte mich zu Lisi und begann, ihr zu helfen. Hierüber war sie so gerührt, daß sie zunächst noch ärger schluchzte. Endlich aber versiegten ihre Tränen und nun wuschen wir fleißig drauf los, was Mama mit großer Zuversicht erfüllte.

So brach der Morgen an. Nach dem hastig eingenommenen Frühstück eilte Papa gleich in sein Amt. Mama aber begann, von der Tante gedrängt, Silberzeug, Schmuck und sonstige Wertgegenstände zusammenzulegen. Tante Klara kroch mit Fritz hinauf in die Dachkammer, woher beide keuchend einige Handkoffer und Taschen herabholten. Fritz war dabei freilich sehr enttäuscht: eine Flucht mit der Eisenbahn, mit Koffern und Taschen war ihm lange nicht romantisch genug. Leider stellte sich

in die Augen getreten bei dem Anblicke der Verwundetenzüge? Und wenn Mama nicht erklärt hätte, ich sei noch zu jung dafür, so wäre ich längst Krankenpflegerin geworden. Und habe denn natürlich nicht auch ich auf Tanzunterhaltungen und dergleichen verzichten müssen? Na, und Du wirst, liebste Helene, ja auch in meiner Berichterstattung die fatalen Wolken wahrnehmen. Dennoch wirst Du aber zu Deiner Aufheiterung vielleicht auch frohe Lichtstrahlen bemerken, die durch die Wolken blitzen. Denn — ich kann mir nicht helfen — trotz allem und allem kommt mir doch zuweilen die Lust, zu singen: „Noch ist die blühende, goldene Zeit — noch sind die Tage der Rosen!"

Allein jetzt beende ich meine Einleitung. Sie ist Dir gewiß schon allzu umständlich und langweilig! — —

Natürlich traf bereits auch in Eurem friedlichen Ort die Nachricht darüber ein, was in unserem schönen Siebenbürgen vorgefallen ist. Sicher habt auch Ihr schon erfahren, daß aus dem benachbarten Reiche plötzlich über Nacht eine feindliche Armee hereingebrochen ist. Und gewiß habt Ihr, Du, meine getreue Helene, und Deine hochverehrte, gute Mama, Euch schon große Sorgen darüber gemacht, was aus uns geworden ist. Vor allem also zur Beruhigung: Sekretär Franz Wilkmann samt Gattin Marie, Schwester Klara, Tochter Jutta und Sohn Fritz sind insgesamt heil und unversehrt — außerhalb des Feuers der feindlichen Geschütze und fern vom Kriegsgetümmel.

Wie aber kamen wir, die Genannten, in Sicherheit? Nun, das will ich Dir, teure Helene, jetzt eben ausführlich schildern. Also:

Der 27. August war ein schöner, warmer Sommersonntag. Wir hatten einen Familienausflug in den Wald am Fuße der Grenzgebirge gemacht. Und wir hatten dabei gar keine Ahnung gehabt, daß wenige Kilometer von uns feindliche Truppen umherstreiften, vielleicht schon auf Schußweite! Selbst Tante Klara hatte an dem schönen Tage die düstere Gegenwart und die dräuenden schwarzen Wolken ein wenig vergessen. Sie war ziemlich guter Dinge und sammelte mit Fritz und mir Brombeeren zum Einsieden, Pilze zum Dörren und „Tausengüldenkraut" für ihre Hausapotheke. — Am Abend müde daheim angelangt, begaben wir uns bald zur Ruhe und ich schlief gewohntermaßen wie eine Ratte. Da wurden wir bei frühestem Morgengrauen plötzlich alle durch Alarmzeichen aus dem Schlafe geschreckt: Das Militär wurde alarmiert! — Rasch waren wir auf den Beinen und an den Fenstern. Und bei uns und nebenan und drüben und überall guckten erschreckte Gesichter hinaus, und auf den Straßen war ein unheimliches Gerenne. Und wie ein Lauffeuer ging es durch die Stadt: „Jetzt hat auch unser Nachbarreich den Krieg erklärt und feindliche Truppen sind über die Grenzpässe bereits eingebrochen!"

All diese Schätze und noch unzählige andere mußten daheim gelassen werden. Selbstverständlich auch mein schönes, neues Klavier und meine lieben, prachtvollen Blumen! Dies war wirklich zum Verzweifeln! Und dann Perkeo, unser kluger, braver Kater! Diesen versuchte Fritz zwar in einen riesigen alten „Pompadour“-Beutel der Tante einzuquartieren, um ihn so auf die Bahn zu schmuggeln. Perkeo jedoch nahm dies schrecklich übel. Er fauchte und kratzte gräßlich, so daß Fritz schimpfend und empört über Perkeos Undankbarkeit von seinem Versuche abstand. Zum Glück berichtete Lisi, daß Frau Rübenquer, eine bejahrte Nähterin, die bei uns ein Zimmerchen bewohnt, erklärt habe, sie bleibe unter allen Umständen zu Hause, — komme, was da wolle. Daher übergab ich mit tränenden Augen meine armen Blumen der guten Frau Rübenquer und Fritz band ihr feierlichst den Kater Perkeo auf die Seele.

Inzwischen erdröhnte fortwährend der unheimliche Kanonendonner und auf der Straße steigerte sich das Durcheinander. Aber im Handumdrehen war der Abend gekommen, und wir mußten zur Bahn. Und da wirklich, wie Papa vorausgesagt hatte, durchaus keinerlei Fuhrwerk oder Packträger aufzutreiben war, so wurde das Gepäck unter uns aufgeteilt. Dann brachen wir auf. — Niemals, und wenn ich hundert Jahre alt werden sollte, wird mir aus dem Gedächtnis schwinden, wie mir zu Mute war, als wir, alle schwer bepackt und doch so armselig, aus dem guten, friedlichen Hause hinauszogen, indes jenseits des Waldes her, in dem wir gestern so froh umhergestreift waren, die Kanonenschüsse donnerten. Du kannst Dir vorstellen, liebste Helene, daß auch die übrigen — — indes, Du wünschest ja womöglich „Aufheiterung“, teure Helene, — — ich ziehe also einen dichten Schleier über die Gemütsstimmung, in der wir uns befanden. War doch selbst Fritz auf einmal ganz blaß, verstört und kleinlaut.

Jetzt aber die Qualen bis zum Bahnhof, der ja sehr weit von unserer Wohnung entfernt ist! Weißt Du, beste Helene, ich glaube, Herkules hat bei keiner seiner berühmten Arbeiten und Heldentaten so fürchterlich geschwitzt, als ich bei diesem Marsche. Denn, obwohl ein recht warmer Sommerabend war, hatte ich mir, der bequemen Beförderung wegen, über meine neue Jacke auch meinen prächtigen, pelzbesetzten Wintermantel angezogen und darauf noch meinen Regenmantel umgehängt. Dabei schleppte ich mit der rechten Hand einen Koffer und mit der linken eine tüchtige Tasche. Überdies hielt Fritz es für notwendig, mir unaufhörlich in die Ohren zu brummen, ich würde von Papa bevorzugt. Denn ich dürfe maskiert einhergehen, obwohl ich geradezu abscheulich aussähe mit meinen vielen Mänteln, genau so, wie das alte, dicke Wurstweib auf dem Marktplatz neben der Brücke. Ich sei eine vollkommene Vogelscheuche. — Mein Ungemach steigerte sich aber noch sehr bedeutend, als wir uns

aber schon hier einige recht bedenkliche Romantik ein. Denn plötzlich tönte von den Grenzgebirgen her ein dumpfer Knall — dann noch einer und noch einer — dann einige fast gleichzeitig — und so weiter . . . Es waren Kanonenschüsse! Und hoch oben über der Stadt, am klaren, friedlichen, blauen Himmel wurde ein Flieger sichtbar — ob ein feindlicher oder einer der unserigen — niemand wußte es zu sagen.

Bald kam Papa heim, mit raschem Schritt und erhitzt. Er war sehr ernst und erklärte mit etwas gepreßter Stimme: „Unser Amt geht noch heute fort von hier. Denn morgen schon können die feindlichen Truppen vor der Stadt stehen. Auch wir müssen fort! Haltet Euch für den Abendzug bereit. Ich habe mir es überlegt, wir fahren zunächst zu Alfred. Dort sind wir vorläufig und hoffentlich auch später in Sicherheit. Und dort warte ich die weiteren Weisungen meines Vorstandes ab."

Also noch heute fort, zu Alfred, zu Vetter Alfred nach Békefalva.* Du erinnerst Dich vielleicht noch, liebste Helene, an Papas Neffen Alfred Wilkmann. Er ist Kreisarzt und dabei Militärarzt der Reserve. Er war seit Beginn des Weltkrieges an der Front, ist auch verwundet gewesen, hat eine Auszeichnung erhalten und befindet sich derzeit auf Urlaub zu Hause bei seiner Frau. Dorthin also sollten auch wir! Jetzt galt es aber, schnell die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Mama lamentierte zunächst um das viele nasse Weißzeug. Dieses konnte unmöglich mitgenommen werden. Also rasch damit auf den Dachboden! Dort hingen wir alles auf, es einem ungewissen Schicksal preisgebend. Vielleicht sind ja die feindlichen Geschosse so klug und verschonen wenigstens die schönen Stickereien, mit denen ich mich so viel gequält habe! — Dann ging es voll Hast an das Einpacken. „Nur das Wertvollste und Notwendigste", mahnte Papa. „Und nur so viel, als wir und das Dienstmädchen bis zum Bahnhof tragen können, denn die Stadtbahn stellt den Betrieb ein und Fuhrwerke oder Gepäckträger sind keinesfalls zu haben."

Ach, meine gute Helene, Du kannst Dir gar nicht denken, was für aufgeregte Stunden jetzt für uns folgten! Es war ja so unendlich schwierig, das Notwendigste auszuwählen. Und wie furchtbar wenig Raum war in den Koffern und Taschen! Und das Entsetzliche: Den weitaus größten Teil meiner Briefe, Ansichtskarten und Photographien mußte ich zu Hause lassen. Und Fritz! Er hatte sich einen großen Rucksack mit seiner Mineraliensammlung angepfropft, dazu auch ein ausgestopftes Eichhörnchen und eine künstlich präparierte, tote Ringelnatter gepackt. Aber auf Papas Befehl mußte er den Rucksack wieder leeren und ausschließlich mit Kleidungsstücken anfüllen. — Tante Klara jammerte um ihre zahllosen gefüllten und leeren Medizinflaschen und Mama um das viele herrliche Dunstobst, das wir in den letzten Wochen angefertigt hatten.

* Ein vorgeschobener Ortsname.

prächtiges, allerliebstes Wesen. Doch ich will nicht vorgreifen. Denn, wie ich eben sehe, bin ich gestern erst gerade nur bis an den Pferdewagen gelangt. Ich werde also an diesen anknüpfen und „ordnungsgemäß" fortfahren. Sollte die löbliche Zensurbehörde aber meine ausführlichen Berichterstattungen an Dich, liebe Helene, mißbilligen, so wird wohl dieselbe hoffentlich so liebenswürdig sein und meine Episteln nicht vernichten, sondern an mich zurücksenden. Und dann werde ich Dir sie später einmal, meinetwegen auch erst nach Friedensschluß, doch irgendwie zukommen lassen können. Eine sehr kurze Postkarte habe ich übrigens heute an Dich abgesendet.

Aber jetzt zum Pferdewagen! Als wir, geleitet von den Strahlen der elektrischen Taschenlampe Papas und der Laterne eines Schaffners, schon ganz erschöpft bei dem mehrerwähnten Pferdewagen anlangten und voll Sehnsucht zu dessen gastlich weiter Türöffnung emporblickten, zeigten sich dort die Umrisse eines feldgrauen Offiziers. Und gleichzeitig tönte eine freundliche, kräftige Stimme von oben herab, die uns ermutigend zurief: „Nur herauf, meine Herrschaften! Hier ist noch genügend Raum. Wir wollen sofort behilflich sein. Bitte vor allem das Gepäck!" — Dabei winkte der liebenswürdige Offizier einer aus der Finsternis des Wagens auftauchenden Gestalt. Ich glaube, es war ein Infanterist. Und rasch war unser Gepäck oben. Dann kamen wir an die Reihe. Hiebei stellten sich freilich einige Schwierigkeiten ein. Denn der Aufstieg mußte über ein ziemlich steil angelegtes, mit etlichen Querlatten benageltes Brett vollzogen werden, was für Mama und Tante Klara eine bedenkliche Aufgabe war. Insbesondere für Tante Klara. Die Arme ist ja so schrecklich kurzsichtig, und ihren Kneifer hatte sie verloren, und es herrschte große Finsternis. Endlich waren wir alle oben angelangt. Und nachdem wir dem freundlichen Herrn Offizier und seinem Begleiter gedankt hatten, ließen wir uns auf Holzbänken, die im Wagen standen, und bei dem Scheine von Papas Taschenlampe häuslich nieder. Dann saßen wir einige Minuten aufatmend und müde still da.

Plötzlich fiel ein rötlicher Schimmer in unseren Wagen. Was war das? Ach, da sahen wir am südlichen Himmel ein wachsendes Rot emporschlagen. Dort brannte ein Dorf! Und soeben setzte sich unser endlos langer Zug in Bewegung. Nun ging es fort von unserer lieben, guten Vaterstadt. Traurig lag sie da und dunkel, und nur zwei, drei vereinsamte Lichter blickten aus der Häusermenge wehmütig zu uns herüber. Und düster hoben sich die altehrwürdigen Türme ab von dem bangen Feuerschein des brennenden Dorfes. — Jetzt kam unser Zug an eine Biegung des Bahngeleises. Ein Hügel lagerte sich vor, wir sahen nichts mehr. Die teure Heimat war verschwunden. Und wir fuhren hinaus in schwarze Nacht. Schwarz und unheimlich. Papa hatte seine Lampe

auf dem Bahnhofplatze durch Tausende aufgeregter, aneinandergepferchter, bepackter Menschen durchwinden mußten. Und dann kam die Backofenhitze im vollgestopften Wartesaal und auf dem Bahnsteig! Und endlich der Kampf um Fahrplätze! Denn ein Kampf war dies wirklich. Und hiebei ist es mir erst ein wenig klar geworden, was der böse, alte englische Naturforscher und Menschenfeind Darwin sich eigentlich unter seinem abscheulichen Ausdruck „Kampf ums Dasein" gedacht haben mag. — Aber, Glück hatten wir doch bei unserem Kampfe! Zwar wurde Papa arg auf ein Hühnerauge getreten; Mama verlor eine Reiherfeder ihres schönen Hutes; Tante Klara hatte den Verlust ihres goldgefaßten Kneifers zu beklagen; Lisi büßte ihr neues blaues Zopfband ein; Fritz erhielt mir nichts, dir nichts von einem ganz unbekannten Jungen einen Boxerstoß in die Rippen, den er übrigens sofort mit einer schallenden Ohrfeige erwiderte; und ich meinerseits mußte, zu Fritzens größter Schadenfreude, von stockfremden Leuten allerlei laute Anzüglichkeiten über meine „ausgiebige Bemäntelung" hören. Und diese Anzüglichkeiten empörten mich in höchstem Maße. Hatten denn diese Leute jetzt, wo wirklich und wahrhaftig eine schrecklich dräuende schwarze Schicksalswolke über unserer Stadt und ihren Bewohnern hing, nichts Gescheiteres zu tun, als sich mit dem vorsichtsgemäßen Kleidervorrat anderer Leute zu beschäftigen? Und dann der dumme Ausdruck „Bemäntelung"! — Aber abgesehen von diesen kleinen Widerwärtigkeiten hatten wir, wie gesagt, Glück, und zwar großes Glück! Denn obwohl der Bahnhof, mit Rücksicht auf die Gefahr feindlicher Fliegerangriffe, äußerst schwach beleuchtet war, so gerieten wir doch schließlich ganz weit am Ende des furchtbar langen Zuges zu einem famosen, ziemlich leeren Viehwagen, genauer gesagt: Pferdewagen.

Fortgesetzt am 3. September.

Liebste, beste Helene! Gestern mußte ich meinen, schon sehr umfangreichen Bericht unterbrechen, und zwar aus nachstehenden Gründen: Erstens hatte ich infolge des vielen Schreibens eine Anwandlung von Schreibkrampf. Zweitens behauptete Tante Klara, es sei angesichts der über unseren Häuptern schwebenden Schicksalswolken geradezu sündhaft, so lange Briefe zu schreiben. Drittens erklärte Papa, es müßten wahrscheinlich auch die von hieraus abgehenden Briefe an die Zensurbehörde gelangen und dort würden derartig „endlose Episteln" beanstandet werden. Die ganze langmächtige Schreiberei erscheine also zwecklos, es sei denn, daß ich sie als „Stilübung" betrachte, in welchem Falle er durchaus nichts dagegen einwenden wolle. (Ein Zusatz, den ich eigentlich für recht kränkend erachte. Ist denn mein „Stil" so übungsbedürftig?) Viertens endlich rief mich Mama in die Küche, da sie wünschte, ich möge Ilka bei dem Einsieden von Winterobst helfen. Ilka ist ja nämlich Vetter Alfreds Frau, ein

nissen. Er war lange an der russischen und italienischen Front, war auch schwer verwundet. Daß er auch schon zweimal ausgezeichnet worden ist, verschwieg er, aber Papa hat es uns dann gesagt. — Ach, wie jämmerlich kam ich mir vor! Was ertragen und leisten doch unsere Truppen! Und was bedeuten dagegen unsere Kriegs-Erlebnisse und -Leiden?! Nichts, rein gar nichts! Ach, und unsere Leistungen?! Wenn ich doch wenigstens Krankenpflegerin geworden wäre! — — Jetzt aber, denke Dir, beste, goldene Helene: Im Laufe des Gespräches stellte es sich heraus, daß Malthen in dienstlichen Angelegenheiten gerade auch nach Békefalva reise. Ein merkwürdiger Zufall, nicht wahr?! Na, ich freute mich sehr darüber, denn so mitten im Kriege ist es doch ungeheuer beruhigend, unter militärischem Schutz zu stehen.

Da der Bahnverkehr mit Militärtransporten, Verwundetenzügen, Flüchtlingszügen usw. überhäuft war, so kamen wir natürlich nur langsam vorwärts. Bei der Haltestelle eines schönen deutschen oder „sächsischen" Dorfes gab es einen langen Aufenthalt. Da stiegen Papa, Fritz und ich aus unserem Wagen ab und Malthen kam auch mit uns und wir gingen in das ganz nahe gelegene Dorf. Dort waren schon viele ungarische („Székler") Flüchtlinge eingetroffen und sie lagerten jetzt vor den Mauern der alten sächsischen „Kirchenburg". Und die wackeren Dorfbewohner, obwohl schon selbst in Aufregung über das vielleicht auch ihnen drohende Unheil, trugen Eßwaren herbei und labten die Unglücklichen, die so plötzlich ihre Heimat hatten verlassen müssen. Auch wir traten hin zu diesen Armen und Papa und Malthen verteilten einiges Geld und spendeten Trostworte. Da sah ich, welch guter Mensch Malthen ist. Wie schön und lieb sprach er mit den Leuten! Ich jedoch konnte kein Wort hervorbringen, so würgte es mich wieder in der Kehle. Ach, es gab dort aber auch verzweifelte Dinge zu sehen und zu hören. Eltern wußten nicht, wohin ihre Kinder geraten waren, und wehklagten um sie, und kleine Kinder weinten und jammerten um ihre Eltern. Und ein Bauernweib war mitten aus tiefem Schlafe durch den Kanonendonner geweckt worden und hatte in dem Schreck von ihrer gesamten Habe nichts anderes gerettet als einen alten Sack mit vier oder fünf Krautköpfen darin! Und an dem einen Fuße hatte sie einen großmächtigen, alten, zerrissenen Männerstiefel und der andere Fuß war splitternackt! — —

Am späten Mittag trafen wir in Békefalva ein. Auf dem Bahnhofe verabschiedete sich Malthen von uns, wobei er um die Erlaubnis bat, sich in den nächsten Tagen nach unserem Befinden erkundigen zu dürfen. Natürlich erhielt er diese Erlaubnis. — Wie gut, daß er hier bleibt und uns aufsuchen will. Es wäre mir wirklich leid gewesen, ihn nicht mehr zu sehen. Er war ja so höflich und liebenswürdig gegen uns.

ausgelöscht und es war nunmehr tatsächlich, als befänden wir uns mitten drin in Tante Klaras finsterster Schicksalswolke. Und jetzt seufzte Tante Klara tief auf und begann zu wehklagen. Mama weinte leise und Lisi, die etwas abseits saß, brach wieder in schreckliches Schluchzen aus. Und auch aus dem Hintergrunde des Wagens, wo einige fremde Frauen saßen, wurde Seufzen, Weinen und Klagen hörbar. Auch mir wurde jetzt wieder schwer ums Herz und meine Augen brannten und es würgte etwas in meiner Kehle. Ach, wie schmerzlich ist es doch, wenn man um seine Heimat zittern muß!

Erfreulicherweise holte Papa aus seiner Handtasche eine Kerze hervor, zündete sie an und befestigte sie mitten in dem Wagen. Da wurde es ziemlich hell und es war weniger traurig. Und nun fiel mein Blick zufällig auf unseren hilfsbereiten, zuvorkommenden Offizier. Es war ein noch recht junger Oberleutnant. Aber ich sah, daß sein Antlitz nicht nur ein jugendliches und freundliches war, sondern dabei doch auch ein männlich kühnes. Und so vertrauenerweckend, ermutigend und heldenhaft! Und wie stark und kräftig war der Oberleutnant! Na, ich hatte das ja eigentlich schon empfunden, als er mir bei dem Aufsteigen half. Ich war ja auf dem fatalen Steigebrett eigentlich nur so „Schwupp!" — oben gewesen, trotz meiner vielen Kleidungsstücke. Die vielen Kleidungsstücke! Da wurde mir plötzlich wieder furchtbar heiß, als säß ich in einem feurigen Ofen. Und es fiel mir ein, daß Fritz und die fremden Leute doch recht gehabt hatten, als sie über mich witzelten. Ich war ja wirklich eingehüllt wie ein Hökerweib zur Winterszeit! Nur das Kohlenbecken fehlte. Rasch legte ich jetzt Regenmantel und Wintermantel ab.

Papa aber wandte sich tröstend und aufmunternd zu Mama und Tante Klara und sagte: „Wie könnt Ihr nur so kleinmütig und mutlos sein?! Haben wir denn nicht unsere tapferen Armeen und unsere tapferen Verbündeten? Die lassen unsere Heimat gewiß nicht in Feindes Händen!" — Und dann begann er ein Gespräch mit dem Oberleutnant. Dabei kam heraus, daß die beiden Herren sich schon aus dem Kaffeehause ein klein wenig kannten und daß der Oberleutnant mit Vetter Alfred sogar befreundet ist. Und jetzt stellte sich der Oberleutnant auch uns vor: „Karl Malthen". Und zwar machte er dabei nicht bloß gegen Mama und Tante eine sehr höfliche Verbeugung, sondern auch gegen mich. Du kannst Dir denken, liebste, beste Helene, wie ich mich da freute, daß ich nicht mehr wie ein altes Hökerweib eingehüllt war. Und weißt Du, als ich ihn, Malthen, so in der Helligkeit stattlich da vor mir stehen sah, mußte ich unwillkürlich an Roseggers prächtigen Roman denken: „Martin der Mann"!

Nun beteiligten auch wir uns am Gespräch und dies wurde immer lebhafter. Und dann erzählte Malthen einiges aus seinen Kriegserleb-

Alfreds Einberufung nahm er jedoch seine alte Tätigkeit wieder auf. Es ist ein überaus lieber und guter alter Herr und Junggeselle. — Ja, und was die erwähnten Zwillingsgeschwister, nämlich Kata und Miklosch, anbelangt, so sind auch dies sehr gute und brave Leute, aber dabei ganz außergewöhnliche, merkwürdige Menschen! Ilka hat mir sehr verwunderliche Dinge über die beiden anvertraut. Allein ich muß mir die Sache noch näher erklären lassen, denn sie ist gar zu wunderbar. Dann berichte ich Dir auch darüber. Aber jetzt laufe ich unbedingt sofort in den Garten zu den Pfirsichen, sonst ißt Fritz wieder die allerschönsten weg. — Schreibe bald, liebste, beste, einzige Helene!

Es küßt Dich tausendmal

Deine ewig getreue Freundin

Jutta.

Nachschrift. Obwohl schon später Abend ist, wenigstens für Békefalva, so schreibe ich doch noch einiges. Denn Alfred will diesen Brief oder Bericht morgen früh zur Post befördern. Er hat ihn zwar natürlich nicht gelesen, glaubt aber, die Zensurbehörde würde ihm keine große Bedeutung beilegen. Dies ist eigentlich sozusagen eine Beleidigung für mich. Aber ich bin ein großer Geist und setze mich über dergleichen hinüber. Die Hauptsache ist, daß Du den Brief erhältst, teure Helene, und mir dann ehebaldigst gleichfalls einen sehr langen Brief sendest. — Doch jetzt das Allerwichtigste: Malthen machte heute seinen Besuch. Wenn Du gesehen hättest, welch schöne Verbeugung er mir wieder machte! Leider blieb er aber nur sehr kurze Zeit. Er scheint wirklich furchtbar beschäftigt zu sein. Doch auf morgen hat Alfred ihn und Doktor Müller zum Nachtessen geladen. Ich freue mich sehr darüber. Und ich bin schrecklich froh, daß Alfred und Malthen gerade jetzt nicht auf dem Kriegsschauplatz an der Grenze sind. Es sollen dort große Kämpfe in Aussicht sein. Es ist entsetzlich, nur daran zu denken! Aber Alfred und Malthen und auch Papa sind trotz allem ganz zuversichtlich. Und als ich sie so sprechen hörte, wurde ich gleich beinahe übermütig, besonders da Tante Klara zufälligerweise nicht dabei war. — Und jetzt bin ich allein in dem mir zugewiesenen winzigkleinen, herzigen Gaststübchen. Und draußen tutet sehr pflichteifrig der biedere Nachtwächter. Von dem Garten her weht ein warmer Abendwind den Duft der Reseden und Levkojen durch das offene Fensterchen herein, ja ein noch blühender Rosenstock sendet sogar auch Rosenduft zu mir. Und unwillkürlich klingt es mir wieder im Ohr: „Noch ist die blühende, goldene Zeit — noch sind die Tage der Rosen!"

Für immer

Deine Jutta.

(Fortsetzung folgt.)

Ob er aber kommen wird? Er soll, wie Alfred später sagte, fürchterlich viel zu tun haben. Was, das ist Dienstgeheimnis. — Es ist doch beschämend für uns Frauenzimmer, daß die bewaffnete Macht uns für so schwatzhaft hält und uns gar keine Geheimnisse mitteilen will. — Doch ich berichte weiter:

Wir unserseits begaben uns dann zu Vetter Alfred. Hier wurden wir mit größter Herzlichkeit, Teilnahme und Gastfreundschaft empfangen. Mama und Tante Klara waren darob sehr gerührt. Alfred ist noch immer der gute, treue Verwandte und in Ilka lernten wir eine allerliebste, herzige, junge Frau kennen. Sie ist nur drei Jahre älter als ich und wir beide haben einander schon in der ersten Minute sehr lieb gewonnen. Wie schade, daß Du nicht auch hier bist, teuere Helene! Wir drei wären ein herrliches Kleeblatt! Und es ist hier auch so angenehm. Und so friedlich, wenigstens vorläufig und hoffentlich auch weiterhin! Und so idyllisch! Still liegt das freundliche Dorf in dem von niederen und waldigen Ausläufern der Karpathen umgebenen Tale — beschattet von hohen Maulbeerbäumen, Nußbäumen, Akazien. Gemütlich knarren die riesigen Ziehbrunnen. Vergnügt und mit lautem Rufen fliegen ganze Scharen schneeweißer Gänse über die Schindel- und Strohdächer der reinlichen Häuser und Hütten. Geschäftig lärmend, mit vorgestrecktem Kopfe rennen die Perlhühner in den Höfen umher. Behaglich wälzen sich die feisten schwarzen Büffel im Flusse, während weiß und braun gefleckte Rinder auf der üppiggrünen Weide lagern.

Doch jetzt muß ich schließen, teure Helene! Denn ich höre Ilka ihr ungarisches Lieblingslied summen: „Vándorol a darumadár" — „Es wandert der Kranich". Das bedeutet aber, daß sie in den Garten geht, um Pfirsiche zu sammeln. Und dabei muß ich auch sein! Und dann müssen wir auch noch Butter machen! Ilka besitzt eine herrliche Buttermaschine. Und schließlich soll Brot gebacken werden, und zwar „Hopfenbrot". Es gibt hier in dieser großen Wirtschaft überhaupt alle möglichen Arbeiten. Und es ist gut, daß wir unser Dienstmädchen Lisi mitgebracht haben. Denn denke Dir: Ilka hat gegenwärtig infolge der Kriegsereignisse bloß eine einzige Magd. Diese heißt Kata und ist ein lediges, ungarisches Mädchen, aber schon in den Vierzigen. Und sie hat einen Zwillingsbruder namens Miklosch. Ich habe nie daran gedacht, daß es so alte Zwillinge geben könne, und jetzt kommt mir das recht possierlich vor. Miklosch ist übrigens schon seit einigen Jahren Alfreds Kutscher, wurde dann bei Kriegsausbruch einberufen, hält sich aber derzeit auf Urlaub hier auf und widmet sich seinem alten Berufe als edler Rosselenker. Seit Kriegsausbruch wird Alfreds Fuhrwerk meist vom alten Herrn Doktor Müller benützt. Dieser war Alfreds Amtsvorgänger. Er hatte sich schon längst in einem Nachbarort zur Ruhe gesetzt. Nach

Polizei..." Die Frida heulte nicht mehr. Der Hunderter war für sie erledigt. Nur ihre Arme schwangen: ‚Und was jetzt?' „Für jetzt will ich's nochmal gut sein lassen, Frida. In acht Tagen ist die Osterbeichte. Was Sie mir nicht beichten, können Sie dem Pfarrer sagen."

Im Beichtstuhl war die Frida fertig. „Und sonst?" fragte der Pfarrer. Die Frida schwieg. „Und der Hunderter, Frida?" redete ihr der Pfarrer gütlich zu. — „Sehen Sie, Frida, ich mein's gut mit Ihnen, es kommt sonst kein Friede mehr ins Haus, wenn Sie Ihr Gewissen nicht entlasten." — „Jawohl, Hochwürden." — „Nicht drängen darf ich Sie, Sie müssen selber..."

Die Frida war zum zweitenmal im Beichtstuhl fertig und wollte sich erheben. „Wie ist es, Frida, wollen Sie mir nicht den Auftrag geben, daß es Ihnen Ihre Frau nach und nach am Lohn abzieht?" Durch das Gitter glaubte er ein Nicken zu erkennen. Aber es waren nur Fridas Arme: ‚Und was jetzt?' — „Und jetzt gehen Sie ruhig nach Haus. Ich will mich auch persönlich noch für Sie verwenden, daß Sie nicht entlassen werden."

Sie wurde nicht entlassen. Jeden Monat zog ihr die Tante zwei Mark vom Lohn ab. Und fünfzig Monde sind in vier Jahren glatt vorüber. Vier Jahre aber sind nicht allzulang, wenn man mit schlenkernden Armen dient: ‚Und was jetzt?'

Dann starb die Tante. Ich war ihr Erbe. Kurz vor ihrem Ende hat sie mir die Geschichte mit Fridas Hunderter vertraut. Wenn sie's nicht getan hätte, ich glaube, wir hätten Frida gebeten, bei uns in Dienst zu treten, sie war gar so tüchtig. Aber so... So war's schon besser, daß sie die Arme wo anders schlenkerte, wo sie es nicht wußten.

Jahre kamen, Jahre gingen. Arme schlenkerten, wurden müd, und neue Arme traten an die Stelle, junge Arme, junge Hände. Solche Hände meines jüngsten Söhnchens spielten einmal an einer Schreibtischschublade. Es ging schwer, er zog und zog... „Jetzt hab' ich's endlich, Vater," kam er angerannt, „schau, das da war dazwischen." Er hielt einen zerknitterten Hunderter in der Hand.

Was bin ich gelaufen, was hab' ich geschrieben — ich habe sie nicht mehr aufgefunden, die Frida. Vielleicht ist sie tot. Vielleicht schlenkert sie in einem fernen Dienst die langen Arme: ‚Und was jetzt?'

Jetzt? ja jetzt liegt der Hunderter in meiner Kasse. Es ist ein sonderbarer Hunderter. Er will nicht hinaus. So oft ich mich bemühe, ihn zu einem Extrazweck hinauszugeben, und wäre es der beste — mein Hunderter knistert Nein. Vielleicht kann ihm jemand helfen?

Der Hunderter.

Von **Fritz Müller.**

Ich habe einen sonderbaren Hunderter. Der will nicht aus meiner Kasse. So oft ich mich bemühe, ihn zu einem Extrazweck auszugeben, er knistert Nein. Vielleicht kann ihm jemand helfen? Aber dazu muß ich seine Geschichte erzählen.

Der Hunderter gehörte früher meiner Tante. Und noch früher der Frida. Und noch früher, das weiß ich nicht. Niemand weiß, woher ein Hunderter kommt, niemand weiß, wohin er geht. Hunderter sind wie Schienenstrangstücke in Untergrundbahnhöfen: Dunkel, kurzes Blitzen, wieder Dunkel. Das Blitzen meines Hunderters trug sich so zu: Die Frida diente bei meiner Tante. Grundehrlich, stand in ihrem Dienstbuch. Aber das steht in vielen. Was in Dienstbüchern steht, ist nicht so wichtig. Wichtiger ist, was nicht darin steht. Nicht darin stand, daß sie von der stillen Art war. Kein Klappern, kein Geschrei, kaum ein Fragen. Und wenn man selber eben fragen wollte: „Frida, haben Sie..." oder „Frida, ist schon...", so war schon immer alles fertig. Leise schwangen ihre langen Arme an den breiten Hüften: „Und was jetzt?" Mit diesem „Und was jetzt?" ging sie durch das Leben.

Meine Tante wußte, was sie an ihr hatte. Aber einmal fehlte ein Hunderter. Die Tante hatte ihn in die Schreibtischlade geschoben, als es klingelte. Dabei vergaß sie, den Schlüssel umzudrehen. Dann unterschrieb sie auf dem Gang den Einschreibbrief, während die Frida den Schreibtisch abstaubte. Erst am Abend erinnerte sich meine Tante an den nicht umgedrehten Schlüssel. Der Hunderter war verschwunden.

Drei Tage trug sie's mit sich 'rum. Das ist länger, als es eine Durchschnittshausfrau trägt. Dann ging's nicht mehr: „Frida, war sonst jemand in dem Zimmer, als sie staubten?" — „Nein, gnä' Frau." — „Frida, aus diesem Kästchen ist ein Hunderter fortgekommen." — „Jawohl, gnä' Frau", Fridas Mund. ‚Und was jetzt?' Fridas Arme. — „Frida, haben Sie den Hunderter genommen?" — „Nein, gnä' Frau." Fridas Mund. ‚Und was jetzt?' Fridas Arme. — „Frida, den Hunderter kann niemand anders genommen haben." — „Jawohl, gnä' Frau," Fridas Mund. ‚Und was jetzt?" Fridas Arme. — „Nur gut, daß Sie's gestehen, Frida, geben Sie ihn her." — Ich hab' ihn nicht, gnä' Frau." — „Also ist er schon bei einem Helfershelfer."

Fridas Arme hörten auf zu schwingen. Jetzt erst hatten sie begriffen. Sie weinte. „Gut, ich gebe Ihnen vierundzwanzig Stunden Zeit", sagte Tante.

Dann am nächsten Tage: „Nun, Frida?" — „Ich hab' ihn nicht, ich versteh's nicht." — „Wär' mir leid, Frida, wenn ich nach der

Allsogleich nach Abschluß des Geschäftes erhob sich der Greis, erhob sich flink und hinkte hastig davon, um seine Anstalten zu treffen.

Und als der 6. Januar gekommen war, da fingen die Leute an, sich wie toll zu gebärden: zu hüpfen und zu tanzen, zu prassen und zu schlemmen. Jegliches Ideal war umnebelt, die Leidenschaften, die sonst hoch hinaus wollten, wurden zum Tierischen niedergedrückt. Nicht, was man liebte, wollte man besitzen, sondern was pikant war; nicht was bekömmlich war, wollte man essen und trinken, sondern was Geld kostete. Kein Mensch dachte an Gesundheit mehr, jeder an tolle Ergötzung; die Freunde foppten sich und das Restchen Wahrheit wurde noch maskiert, verstellt — alles war da, um zu täuschen und getäuscht zu werden. Gescheite wurden närrisch, Narren lächerlich vernünftig, und manchen, der das Jahr über an hochgradiger Ordenssucht schwer laboriert, sahen wir mit einer Brust voll Kotillonorden getröstet und selig sein.

Der Teufel als Festgeber trieb sich mitten drin als Harlekin, Debardeur oder sonst wer umher, dann wieder im schwarzen Frack als feiner Weltmann und machte die Honneurs.

So auch sagte er einmal einem schwarzen Domino seiner hübschen Augen wegen ein, wenn auch nicht überwiegend geistreiches, so im ganzen doch recht artiges Kompliment. Die Maske zog ihn in einen Winkel und lispelte: „Kennst du mich nicht? Deine Großmutter!"

Der Teufel schrak zurück.

„Du bist sehr harmlos geworden, mein Sohn", sagte die Dame, „wenn dir das genügt, die Leute in gedankenloser Tollheit umherzujagen, sich einander in kindischem Spiele zu täuschen, ihnen die Sinne zu kitzeln nach kleinlichen Sünden, wie man sie in jedem Bazar nach dem Dutzend kauft! Wie fruktifizierst du die sieben Todsünden, mein Sohn? Die Hoffart befriedigst du mit Rauschgoldkronen und bunten Papiersternen, den Neid steigerst du nur bis zu den weißen Lärvchen fader Tänzerinnen, die Unzucht ..."

„Großmama", unterbrach sie der Teufel, „ich bitte, nicht zu vergessen, daß wir uns im Salon befinden!"

„In der Tat, da sind die Worte nicht schicklich. Doch frage ich dich, wie förderst du den Betrug?"

„Der Restaurateur verkauft das kleine Glas Bier um zwölf Kreuzer, die Trüffelpastete ist gefüllt mit . . ."

„Lappalien! Keinen Raub, keinen Totschlag!"

„Keinen Totschlag?" begehrte der Teufel auf und wies mit den schneeweiß behandschuhten Klauen auf die im Tanze hinrasenden Gruppen: „Siehst du sie glühen, schäumen das junge Blut, brennen die Wangen, toben im Fieber die Adern? Da gießen wir jetzt Eiswasser drauf, Gefrornes, Schaumwein, auch frisches Bier, locken sie in die kalte Nachtluft hinaus . . ."

Verpachtet an den +++

Von **Peter Rosegger.***

Es war zu Neujahr 1883.

Da saß am Tische seines Hauses ein hoffnungsvoller Jüngling, welcher mit frischen Blumensträußen spielte. Neben ihm hockte ein Kerlchen, das sich auf den Greis hinausspielte, eher aber ein Mann in den besten Jahren war.

„Nun", sagte dieser, „Bursche, wie steht's? Wollen dies Jahr doch auch wir zwei ein Geschäft miteinander machen!"

„Bleib' mir vom Leibe!" rief der junge Mann unwirsch und schlug mit dem Strauß in die Luft hinein.

„Gut, gut!" sagte Jener und tat, als ob er sich erheben wollte. Weil er dabei mühselig tat, so suchte ihm der Jüngling behilflich zu sein; aber die Hand, die dieser ihm zur Stütze reichte, hielt der andere fest und ließ sie nicht mehr los.

„Sei vernünftig, Jüngelchen!" sprach er. „Bedenke, wenn Du mich fortschickst, was das für ein ödes Jahr werden würde!

Der Karneval! Junger Freund, denke an Deine Vorfahren, die mit mir auf gutem Fuße gestanden sind, und vermiete auch du mir das Gehirn der Menschen!"

„Du hast ja ohnehin dein Ausgeding, was willst du mehr?"

„Der Leute Kopf will ich, wenigstens auf ein paar Monate. Dein Vater hat ihn mir im vorigen Jahre auf sechs, dein Großvater auf mehr als acht Wochen vermietet."

„Was bietest du?" fragte der Jüngling als Sohn seiner Zeit, der schließlich alles feil ist.

„Leichtsinn während der Pachtzeit."

Das klang dem jungen Hausbesitzer freilich süß.

„Wohlan", sagte er, „du sollst das Hirn der Leute haben, aber nur auf einen Monat. Nicht um eine Stunde länger. Ich habe für dieses Jahr Verschiedenes vor, wozu ich es benötige."

„Du bist ein schrecklich hölzerner Patron", sagte der Greis und grinste dabei sauer vor sich hin. „Was soll ich denn mit einem Monat anfangen?"

„Das ist deine Sache."

„Wohlan! Abgemacht!"

Der Kontrakt mit gegenseitiger Unterschrift lautete:

„Das Jahr 1883 vermietet mir gegen Tollsinn auf gleiche Zeit vom 6. Januar bis inklusive 6. Februar das Gehirn der Leute.

1. Januar 1883. Der Teufel."

* Vorstehende Historie wird ans Licht gebracht zum Trost aller derer, die in jetziger Kriegszeit den Karneval so schwer vermissen. Die Red.

Solltest du denn nicht auf die Vermutung kommen, daß solches ein wenig *mein* Verdienst sein könnte?"

„Laß hören, Enkel!"

„Das Göttliche war uns als Erbfeind immer gefährlich, darum hast es du zu deiner Zeit recht geschickt mit Menschenblut besudelt, zur Fratze entstellt, zu einem Schreckbilde gemacht. Ich bin von derlei Rohheiten kein Freund; ich habe nichts getan, als das Göttliche den Menschen *gestohlen*, seine letzte Spur aus den Köpfen weggespült, seinen Keim aus den Herzen vertilgt, seine Wärme aus dem Leben geblasen. Das, was du hier als Menschengeschlecht umhertanzen und -taumeln siehst, das ist nur ein chemisches, elektrisches, magisches Spielwerk der Natur, kaum der Ehre wert, daß sich der Teufel noch damit befaßt."

„So komme mit mir zu den Wilden Afrikas und Südamerikas. Wenn es mit diesem blassen Geschlechte so weit ist, wie du sagst, dann muß es ja auch ohne uns bald wie ausgedörrter Lehm in Staub zerfallen."

„O, glaube das nicht!" sagte der Teufel. „Tief, tief im Grunde des Herzens glüht ihnen noch ein Funke, den ganz zu verlöschen mir bisher nicht möglich war. Ich habe ihn in sogenannten guten Zeiten durch Verweichlichung zu ersticken gesucht; aber in der friedlichen Entwicklung der Gesellschaft glimmt er still weiter. Ich habe wilde Stürme heraufbeschworen, aber Not und Drangsal fachen diesen Funken immer wieder von neuem an und gehört allemal sehr viel kritisch philosophischer Sand und tierisches Exkrement dazu, um das Feuer einzudämmen. Verlasse ich sie, so währt's nicht ein Menschenalter und alles brennt lichterloh wieder."

„Was ist also dein Plan?" fragte des Teufels Großmutter.

„Du siehst es ja," antwortete er und wies auf die Ballnacht hin, auf die Kostüm- und Volksfeste, auf die üppigen Tafeln, rauschenden, sinnlos tollen Schaustellungen aller Art, „*ich betäube sie*. Das ganze Jahr ist mir dazu günstig, weil mir der Materialismus und Skeptizismus gut vorarbeitet; der Karneval aber ist mir in meiner Ausführung am günstigsten. Im Jahre nur *einen* Monat gebt mir den Menschen, für die übrigen elf gibt er sich selbst. Mir dient der Karneval mehrfach: er betäubt den idealistischen Zug der Geister, er regt das Tierische in den Sinnen an, fördert den gemeinen Geschmack auf die erfreulichste Weise und betrügt die Menschen um ein wertvolles Stück ihrer kurzen Zeit, in der sie sonst Großes schaffen könnten. Ihr Leben ist gar vernünftig eingeteilt, ihr Plan zur materiellen und geistigen Entwicklung verdammt klug. Dann und wann eine Bresche hinein durch allgemeine Anerkennung der Narrheit, Unvernunft und Gemeinheit — und sie werden ihr Ziel niemals erreichen. Daß sie hier in bunten Lappen lustig sind, ist noch das wenigste. Geh in die Häuser; in den Familien wird

„Ach, schade um die Reklame“, klagte sie, „um die lärmenden Anstalten für deinen Karneval! Das Resultat bleibt doch ein sehr armseliges.“

Jetzt zog der Teufel seine Großmutter noch tiefer in den dunklen Winkel hinein. „Ehrwürdigste!“ sagte er, „Du tust mir in der Tat Unrecht und weißt nicht, was du sagst. Es ist nicht mehr so, wie einstmals, als du noch das Geschäft geleitet. Es ist eine andere Zeit, für die du kein Verständnis hast. Deine drastischen Mittel, als Hexenwesen, Inquisition, Rassenmord, wie sie in deinem tausendjährigen Kalender als Hausmittel stehen, wirken nicht mehr. Die Leute nennen derlei bereits allgemein Irrtümer, und Irrtümer wollen sie nicht begehen. Sie sind schrecklich aufgeklärt geworden und haben vor jeglicher Askese einen solchen Abscheu, daß sie nur mit dem geraden Gegenteil zu fangen sind. Man muß das Gift fein zerreiben, mehr Zucker dazu geben, es in niedliche Büchschen tun und bunte Etikettchen mit renommierter Firma drankleben. Drauf gehen sie wie die Ratten auf den Speck, meine liebe Großmutter!“

„Als ob ich für den Alltagsgebrauch nicht auch meine Finessen gehabt hätte!“ bemerkte die Dame im Domino. „Wie du die unerfahrene Jungfrau auf den Ball schickest, damit sie mit dem Buhlen Bekanntschaft macht, so sandte ich sie zu meiner Zeit für diesen Zweck mit dem Gebetbuch in die Kirche. Du hast die kleinen und großen Sünden nur ein wenig verweltlicht und glaubst, was Wunder damit vollbracht zu haben.“

„Großmama, ich habe die Wissenschaft entgöttert . . .“

„Und die Kunst profaniert! willst du beisetzen. Ich aber sage dir, mein Sohn, das hast du nicht getan. Und wenn du es getan hast, dann bist du mein Kind nicht mehr! Denn einen besseren Dienst hätte selbst Go — Go — Gott den Menschen nicht erweisen können, als das Weltliche vom Göttlichen zu sondern. Dein Verdienst dabei ist nur die kleine Begriffsverwirrung, daß die neuen Weltweisen bei dem Menschen Leib und Seele unzertrennlich miteinander verschmelzen, während sie sonst das Göttliche und Weltliche für alle Ewigkeit voneinander trennen wollen. Du siehst, ich verstehe auch etwelches von eurer modernen Philosophie!“

„Um Vergunst, Großmama“, sagte jetzt der Teufel, „deiner eben gemachten werten Äußerung nach zu schließen, verstehst du von dieser Philosophie eben sozusagen gar nichts. Du solltest doch wenigstens Büchners ‚Kraft und Stoff‘ lesen oder Eduard v. Hartmanns ‚Philosophie des Unbewußten!‘ Das ist leicht faßlich und kannst dir damit den Anschein geben, als hättest du etwas gelernt . . . Vom Göttlichen sprachst du da, liebe Mama! Unsere Weltweisen kennen nichts Göttliches; sie haben nur die Materie und was da aus- und eingeht, das ist ihr Eins und Alles.

„Ei, laß den Unsinn!“ sagte der Jüngling. „Ich bin das junge Jahr. Da sieh, dein Kontrakt ist abgelaufen!“

Während es Mitternacht schlug, warf er die Fetzen der Schrift dem Wichte vor den Pferdefuß.

„Sei's!“ knurrte der Teufel und streute eine Handvoll Asche über die Menge. Da verdüsterte sich der Saal, nach ausgetobten Orgien taumelten die Geschöpfe Gottes betäubt in den Staub.

Der schwarze Domino stand aufrecht und sagte: „Mein Sohn, ich bin mit dir zufrieden!“

Unsere Kriegsgefangenen.

Dereinst wird man unseren Kindern und Kindeskindern manche Anekdote über die Millionen sonderbarer Kriegsgefangener erzählen, die während der großen Zeit unter uns lebten; Wahrheit und Dichtung wird sich mengen, wie schließlich alles, was mit „Weltgeschichte“ auch nur entfernt zusammenhängt, mehr Dichtung als Wahrheit enthält.

Es ist doch recht absonderlich, daß heute Menschen zu Hunderten und Tausenden bei uns hausen, mit und für uns arbeiten, deren Sprache wir nicht verstehen, deren Sitten wir nicht kennen und deren Wiegen — vorausgesetzt, daß es in ihrer Heimat überhaupt Wiegenähnliches gibt! — in durchaus fernen Weltteilen standen. Zahllose Asiaten wohnen gegenwärtig unter uns, und unsere deutschen Verbündeten besitzen noch ganz anders geartete, ungebetene und dennoch festgehaltene Gäste: schwarze Engländer und Franzosen aus Afrika und „Menschenfresser“ aus Australien, die gegen uns für die „wahre Kultur“ stritten . . . . Merkwürdig, wie wenig wir uns eigentlich um alle diese Exoten kümmern! Nach der ersten gestillten Neugier gehen wir recht gleichgültig an ihnen vorbei und sagen einfach: „Russen“, wenn die braunen Kerle anmarschieren. In Wirklichkeit sind es oft gar keine „Russen“, sondern Tungusen, Kalmücken, Finnen und wie die Kreaturen Halb- und Ganzasiens heißen, die der Zar mit einem unglücklichen Federstrich, der ihn den Thron kostete, mobil machte. Wir erblicken in diesen zur Arbeit in unserem Hinterland gezwungenen eigenartigen Menschen eine Art moderner Sklaven, deren Herren wir zeitweise wurden. Über ihr allgemein Menschliches sehen wir kühl hinweg, was zum Teil daher kommen mag, daß wir an unserer eigenen Menschlichkeit in dieser furchtbaren Zeit allzuschwer zu tragen haben. Die Aufnahmsfähigkeit der menschlichen Natur ist nur beschränkt. Außerdem können wir uns mit den Leuten auch nur selten unmittelbar verständigen — wie wollen wir sie da verstehen?

der heitere Ernst, die trauliche Ruhe unterbrochen: Verkleidungen, geschwärzte Gesichter, unsinnige Gesellschaftspossen — es ist ja Karneval! Die schlichte Hausfrau wird Weltdame, das Kind in der Wiege ist nicht mehr sicher, kein Platz für ihn da, wenn wir Gäste haben! Prunkende Hausfeste gibt man, um die innere Zerfressenheit zu maskieren, Mahlzeiten, die den Haushalt oft auf ein Vierteljahr lang alterieren — es ist ja Karneval! Anstand und Gesundheit auf die Schanze geschlagen, mein Gott, im Karneval! Der reelle Geschäftsmann ist mißmutig, der Wucherjude lacht sich ins Fäustchen. Der Zeitungsschreiber ist superwitzig, der Student superfaul und strengt sich doch am meisten an — es ist ja Karneval! Betteln geht er, der Herr Student, der sonst jede vermeintliche Ehrverletzung auf der Mensur zu sühnen pflegt und die Zukunft der Welt aus den Stiefeln trinkt — betteln um Geldpatronessen für seine Karnevalfeste! Die Künstlerwelt zerstreut und gefällt sich in Kostümfesten, deren Witz und Laune dem Galgenhumor aufs Haar ähnlich sehen. Das Tollste und Blödeste von allen kommt aufs Theater und die Possen- und Operettenschreiber laufen bereits Gefahr, den höchsten Grad der Dummheit erschöpft zu haben. Denn dumm und trivial und zotisch müssen wir sein um jeden Preis — es ist ja Karneval! ... Es würde sich in normalen Zeiten vielleicht hie und da ein Sümmchen Geld ansammeln oder ergeben, das möglicherweise der wirklichen Kunst zugewendet werden könnte; liebäugelt man doch mit den alten Kunstvölkern und möchte gern vollendete Gemälde in den Galerien, hehre Statuen auf den öffentlichen Plätzen, die echten Kunstsinn wieder erwecken könnten. Auch das Verlangen nach einem guten Schauspiel ist noch nicht ganz erstickt; nach reiner Musik sehnen sich immer noch etliche. Da ist's allemal hohe Zeit, daß solche Vermögens- und Willensanläufe durch den Karneval zerstreut und vergeudet werden. Ich wünsche nur, daß es keinem Statistiker einfallen möchte, zu berechnen, wie viele Millionen jährlich in einem Lande dem Karneval zu Ehren verpufft werden für Flitter, für Torheit und Niedrigkeit, für katzenjämmerliche Unlust zum Schlusse. — Pfui Teufel!"

„Am Ende bist du unwirsch darüber!" bemerkte die Großmutter.

Er lächelte fein und sagte: „Eine gewisse Entrüstung muß der Teufel stets zur Schau tragen, wenn etwas Böses geschieht. Sonst kommt man ihm dahinter. Ich habe schon meine Gesellen, Ausrufer, Schreiber und Sänger, die dem Karneval Hymnen singen, die ihm eine historische, gesellschaftliche, ökonomische und wohl gar — ethische Berechtigung zuerkennen. 's ist eben auch ein Fastnachts-Mummenschanz!"

Noch sprach er, als plötzlich der junge Mann vor ihm stand und die beiden Gestalten scharf fixierte.

„Was geht dich mein hübscher Domino an?" versetzte der Teufel übernächtig heiser. „Hier meine Karte!"

burg erobern, sondern sie — die Terroristen! Der Mann, der später wegen Ungebärdigkeit ins Gefangenenlager zurückgeschickt werden mußte, bildet sich heute gewiß ein, ein Prophet zu sein. Und ist ebenso gewiß kein Prophet, denn die Hindenburg-Schläge waren es, welche die Zarenmacht zerhämmerten, so daß der zermürbte Staatsbau schließlich der Straße zum Opfer fiel. Ein obsiegendes Rußland hätte die Selbstherrschaft des Zaren für lange hinaus gestärkt, so daß Kerenski, Lenin und Trotzki heute in Sibirien säßen oder auf Galgen verfaulten . . .

In einer abgelegenen steirischen Bauerngemeinde sprach mich ein „russischer" Landarbeiter rein Deutsch an. Es war ein Balte, und als ihn ein Taktloser fragte, ob er freiwillig zu uns übergegangen wäre, wurde er rot: „Ich habe doch dem Zaren den Treueid geleistet!" Für die Antwort erhielt er eine Doppelration Zigaretten. Tabak scheinen die Gefangenen am schwersten zu entbehren, um Tabak und Brot betteln sie und danken dafür slawisch unterwürfig.

Den Russen, sonderlich den mohammedanischen Russen, wird große Reinlichkeit nachgerühmt; allabendlich waschen und rasieren sie sich sorgfältig. Ihr Fleiß dagegen ist geringer und sie versichern, zu Hause in einem Jahr weniger zu arbeiten, als bei uns in einer Woche . . . . . Sie sind überwiegend fügsam und dienstbereit, brauchen jedoch von Zeit zu Zeit eine starke Hand In Bauernhöfen, wo alle Männer eingerückt sind, mucken sie nicht selten auf, denn Weibsleute können ihnen nicht imponieren, hat doch der eine oder andere von ihnen zwei oder gar drei daheim, die für ihn schuften müssen!

Durchschnittlich scheint die Intelligenz unserer Russen gering, und auch die politischen „Pläne" der organisierten Revolutionäre enden mit ihren engeren Interessen. Dies gilt wenigstens für die Mannschaft. Die politische und wirtschaftliche Befreiung der regsamen russischen Juden wird diesen bald das ganze Volk tributpflichtig machen — bis die Masse, auch dieser ungerechtfertigten Ausbeutung müde, aufstehen wird, um die Fremdrassen, die überall unter dem Deckmantel „humaner Bestrebungen" ihr Süpplein an fremden Herden kochen wollen, zum Teufel zu jagen. Die Vormacht der Juden oder Judenstämmlinge Kerenski, Lenin, Trotzki usw. mag dann so rasch und so blutig enden, wie sie sich durchsetzte. Das ist eine Angelegenheit der nächsten Friedensjahre.

Zwischen den russischen Kriegsgefangenen und unseren Bauern besteht zumeist ein gutes Verhältnis, über das sich beide Teile nicht zu beklagen haben. Ausnahmen davon gehören aber auch nicht zu den Seltenheiten. Da und dort scheint es, als habe sich der „Ruß" auch schon die Mundart und den schwerfälligen Gang unserer Älpler angewöhnt . . . .

Aber unsere Gleichgültigkeit läßt auch nie wiederkehrende Gelegenheiten ungenützt verstreichen. Wann kommen wir wieder mit solchen Exoten, die uns nur deshalb nicht ganz fremd anmuten, weil sie geschoren und gewaschen in ausgleichenden Uniformen stecken, in gleich nahe Berührung! Es werden ungeahnte Studiermöglichkeiten ein für allemal versäumt. Wissenschaftliche Stellen, zumal in Deutschland, beschäftigen sich vermutlich eingehend mit den seltsamen Rassen, doch die Bevölkerung fragt nicht viel nach Herkunft und Abkunft.

Der erste gefangene Russe, den ich sah, saß unansehnlich und schäbig mit einem Augenkatarrh auf einer Bank eines Militärspitals und wartete darauf, daß ihm ein eiliger Oberarzt seine Rinnaugen ausspritze! Daheim hätte er wohl nie einen „Doktor" für sein „Leiden" geholt. Bald hernach, noch im ersten Kriegsjahr, begegnete ich einem Schock Russen, die stoisch eine Riesenschüssel mit Erdäpfeln auslöffelten. Ihr Brotgeber, ein Bauer, erklärte gleich dem Tierbändiger einer Menagerie: „Was sie futtern, ist ihnen gleich, es muß nur viel sein!" So sahen sie auch aus: Leute mit kräftigen Gebissen, niedrigen Stirnen, leicht geschlitzten Augen und derben Gliedern, deren Hirn im Magen lag Sie waren irgendwo aus Sibirien hergekommen. Dann wieder begegnete man in den Fabriken und auf den Feldern hübschen und hohen Gestalten, blond und blauäugig an deutsche Ostpreußen gemahnend, ihnen wahrscheinlich auch blutsverwandt. Echte Slawen, ohne mongolischen Einschlag, uns äußerlich und vermutlich auch innerlich näher verwandt als ihren eigenen Staatsgenossen. Unterhalten kann man sich nur mit den Dolmetschern, die in der Regel Juden oder Einjährig-Freiwillige sind. Die wissen dann mancherlei zu erzählen. Die österreichischen Wachmannschaften, zumeist Ruthenen oder Polen, sind des Deutschen fast nie mächtig. Die Dolmetscher berichten einiges: Daß sich der Spitzkopf dort freiwillig gefangen gab, daß der Turmschädel da daheim Millionen zurückgelassen habe, daß dieser ein bißchen schwachsinnig und jener ein Künstler sei, der vor dem Kriege in München lebte .... Die meisten sind des Lesens und Schreibens unkundig und haben erstaunlich falsche Vorstellungen in Geschichte und Geographie. „Gebildet" sind die „Sozialdemokraten" unter ihnen, die im ersten Kriegsjahr versicherten, Rußland sei unüberwindlich und werde bestimmt siegen ... Später gaben sie es billiger. Teilte man ihnen unsere Siege mit, dann schüttelten sie ungläubig den Kopf: Das sei alles erlogen! Gab es an irgend einer Front einen Rückschlag für uns, so wußten sie sofort davon. Ob durch die österreichisch-slawische Wachmannschaft?!

Nach der Einnahme von Warschau erklärte ein Einjährig-Freiwilliger, ein sozialistischer Lehrer aus Kiew, nicht die Deutschen würden Peters-

Und in hundert und mehr Jahren wird noch in den Völkern die dumpfe Erinnerung an jene Zeit fortleben, da Hunderttausende jahrelang in der Fremde in „Sklaverei" schmachteten . . . Hoffen wir, daß die „Sklaverei" unserer Soldaten in russischer, serbischer, rumänischer und italienischer Kriegsgefangenschaft nicht härter war und ist, als die unserer Feinde bei uns!

V. E. S.

Eine Auseinandersetzung mit den Marktfrauen von Semlin.

Von **Hermann Kienzl**, Berlin.*

Noch immer kommt es vor. Man sitzt, Deutscher unter Deutschen, in guter Runde und plaudert, wie einem der Schnabel gewachsen ist. Deutsch ist er jedem gewachsen, aber Schwäbisch und Ostpreußisch, Fritz Reutersch und Anzengruberisch, Hamburgisch und Sächsisch mischen sich die Worte. Am seltensten hört man, wenn der Stammtisch in Berlin steht, einen Berliner. Da sagt ein Mann aus Österreich etwa zufällig und arglos: „Wir Deutsche wollen" — oder: „Wir Deutsche können". Gleichviel, was er gerade zu wollen oder zu können meint. Fällt ihm ein Bruder aus dem Reich ins Wort: „Erlauben Sie gütigst, Sie sagten: Wir Deutsche. Ich dachte, Sie seien Österreicher?" Noch immer kommt es vor.

Oft wiederholtes Erlebnis frischte sich auf, als ich vor einigen Tagen im Berliner Tageblatt las, was Erich Köhrer von den Störchen und den Marktfrauen in Semlin zu erzählen wußte. Ja, von den Bauern und ihren Frauen dort unten, den Ur-Ur-Urenkeln wackerer Schwaben, die heute noch, still und treu, das Erbe der Heimatsprache im slawisch-magyarischen Lande hüten. Aber da hieß es: „Mit Stolz erzählen sie denn auch, daß sie Deutsche sind, richtige Deutsche, nicht bloß solche aus Oberösterreich oder Steiermark. Ihr Dialekt ist schwäbisch und sie leiten ihre Abstammung von Einwanderern aus Südwestdeutschland her."

„Richtige Deutsche, nicht bloß solche aus Oberösterreich oder Steiermark" . . . . . Fixlaudon! . . . . . . „Nicht bloß solche aus Oberösterreich oder Steiermark: richtige Deutsche!" — Himmelherrgottsakrament!

Nun ja, ich verstehe schon. Der Erich Köhrer war es nicht, der zwischen ganz richtigen und minder richtigen Deutschen unterschied. Er

* Dieser Aufsatz, der in Deutschland eine dem Deutschtum in Österreich nützliche Wirkung hervorrief, ist im „Berliner Tageblatt" vom 21. August 1917 erschienen.

Mit den Rumänen stehen wir nicht gleich freundlich; wir halten sie für häßlich, schwächlich, verkommen und tückisch. Wo sie an Stelle russischer Arbeitskräfte traten, wurden sie nicht sonderlich geschätzt. Und wo sie neben ihren Verbündeten, neben Russen, zu arbeiten hatten, erging es ihnen erst recht schlecht: Sie wurden von ihren Leidensgenossen nicht als voll angesehen, über die Achsel angeschaut und mit eisigem Schweigen behandelt. Einzelne Russen sagten, sie wollten mit den „Verrätern" nichts gemein haben . . .

Ebenso gering ist die Freundschaft der Russen für die Italiener, die auch kriegsgefangen bei Bauten über und unter der Erde ihren Mann stellen. Auch der „Walische" trägt den Stempel des Verräters auf der Stirne und nach der zwölften Isonzoschlacht, die tief in Italien endete, wurden gefangene Bersaglieri im Vorbeifahren von russischen Gefangenen verhöhnt: „Geschieht euch schon recht . . .!" Fäuste drohten einander an. Ja, die Herren Russen sind bei uns eingesessen und empfinden unsere Siege beinahe schon als eigene.

Mit einiger Beklemmung erwarteten die Arbeitgeber die Zuweisung serbischer Kriegsgefangener. Den Serben ging der Ruf von Tapferkeit und Streitbarkeit, aber auch von Hinterlist und Verschlagenheit voraus. Allgemein befürchtete man Mißhelligkeiten und unerwünschte Reibungen. Die folgende Enttäuschung war angenehm und für beide Teile günstig: Der Serbe erwies sich als tüchtiger und umsichtiger Arbeiter, und sein Benehmen läßt uns hoffen, daß er, von verläßlicheren Politikern als bisher geleitet, auch ein angängiger Nachbar werden kann, haben wir erst einmal Frieden . . .

* *
*

Im großen und ganzen haben wir uns über unsere Kriegsgefangenen nicht zu beklagen, und auch sie werden, wollen sie gerecht sein, keine schlechte Erinnerung heimwärts tragen. Die schweren Lasten, die sie tragen müssen, sind einerseits durch ihre völkerrechtliche Lage, anderseits durch den allgemein herrschenden Lebensmittelmangel mehr als begründet. Die Bevölkerung Österreich-Ungarns kam ihnen wohl nirgends feindlich oder gar gehässig entgegen. Es mag sogar sein, daß des Guten hie und da zu viel getan wurde. Die herrschende Ansicht geht dahin, daß der „Haß" gegen die Feinde im Hinterland größer sei, als an der Front. Dies dürfte nur sehr bedingt stimmen. Ich sprach mit Offizieren, die gegen Rußland kämpften und eine persönlich tiefe Abneigung gegen die Russen mitbrachten, die sie mit den Worten erklärten: „Ihr hättet die Teufel nur draußen sehen sollen! Ihre Grausamkeit und ihren Zerstörungstrieb!"

Den braven Marktfrauen von Semlin nehme ich's nicht krumm, daß sie das nicht wissen. Sie haben wahrscheinlich auch nie vom Nibelungenlied gehört, das an der südlichen Donau gewachsen ist, und von Herrn Walther von der Vogelweide, der auch bloß ein „solcher" war. Wenn aber einen Staats- und Norddeutschen die Lust anwandeln sollte, zwischen Deutschen erster und zweiter Güte zu unterscheiden, so müßte man ihn bescheiden fragen, ob er denn wirklich Mozart, Schubert und Bruckner, Grillparzer und das Burgtheater und die deutschösterreichischen Bauherren der Wissenschaften in die zweite Stellung zu verweisen gedenkt? . . . Bei welcher Bemühung er, der Konsequenz halber, auch genötigt wäre, für das erstklassige Deutschtum auf manche Zierden zu verzichten, die heute die Lehrstühle und die Kunsttempel Reichsdeutschlands schmücken und ihrer Herkunft nach „bloß solche" Deutsche sind.

Der Henker hole die Eifersüchteleien zwischen den deutschen Stämmen! Die Kinderkrankheit soll uns überwunden sein. Breitegrad und Meridian und die Farbenstriche der Landkarte bestehen für das geistige Deutschland nicht. Ein Deutscher kann nicht ein Mehr- oder Minderdeutscher sein. Das versichert einer, der als Steirer geboren war und ein Preuße wurde, aber geblieben ist, der er war.

Ein altösterreichischer Reisender.

Je länger die Leiden dieses gewaltigsten aller Kriege die Gemüter der Menschen bedrücken, desto tiefer hat die Sehnsucht nach der Wiederkehr friedlicher Zustände in allen fühlenden Herzen Wurzel gefaßt. Es ist nur natürlich, daß diese Sehnsucht, der die unerbittliche Notwendigkeit keine praktische Betätigung gestattet, den Geist wenigstens zeitweise dorthin flüchten läßt, wo er nichts von dem heißen Atem dieser Schicksale schmiedenden Zeit verspürt. Die steigende Beliebtheit jener Literatur, in der der ruhige Puls friedlicher Zeiten schlägt, beweist, wie notwendig dieser Geistesflug in eine vergangene Welt empfunden wird, die in dem chaotischen Übergang der Gegenwart als eine Insel der Glückseligkeit geschaut wird. Nicht weit genug zurück kann die Befreiung suchende Seele verlangen, und es ist vor allem die Epoche des Biedermeiertums, die gerade, weil sie ein Abgrund vom Heute trennt, als ein wahrer Ruhepunkt erscheint. Es ist bezeichnend, daß eine vor kurzem erschienene Neuausgabe einer Biedermeierreise weit mehr Beachtung fand, als dies in normalen Tagen der Fall gewesen wäre, und eine geradezu rührende Hingabe an den Gegenstand erzielte. Ein Zufall hat mir ungefähr um dieselbe Zeit ein wunderliches Buch in die Hände gespielt, das seiner verstaubten Vergessenheit entrissen zu werden verdient. Ein altösterreichischer

wollte aus dem Gesichtsfeld der braven Marktfrauen von Semlin heraus sprechen, die stolz sein dürfen auf ihr unter notigem Druck unversehrt erhaltenes Deutschtum. Ihnen dünkt das Verdienst umso stärker, je weiter der Weg zu ihrem Stammland. Das mag man begreifen. Aber — Hand aufs Herz! Gibt es nicht hier im Deutschen Reiche Tausende und Tausende sehr gebildeter Herren und Damen, die in dem Punkte geradeso denken wie die Marktfrauen von Semlin? Der Deutsche im eigenen Hause hat sich, so viel er auch an seinen vaterländischen Verhältnissen bessern möchte, so eingeschmiegt in das staatspolitische Deutschtum, daß er für das andere beinahe das Gedächtnis verlor. Auch ist es keinem unangenehm, einen Titel zu führen, der ihm eine Art Vorrecht — wenn nicht gar Alleinrecht leiht. Aber ein Rechtstitel ist das nicht!

Weil der Reichsdeutsche befugt und gewohnt ist, den Bürger des Deutschen Reiches einen Deutschen zu nennen, glaubt er genug getan zu haben, wenn er jeden österreichischen Menschen schlechtweg einen Österreicher nennt, ohne sich mit der Unterscheidung zu plagen, ob er einen Deutschen, einen Slawen oder Romanen vor sich hat. Das aber heißt Staat und Volk, Zeitliches und Ewiges, Menschenwerk und Natur verwechseln. Hinwiederum mancher, der die zehn Millionen Deutschösterreicher immerhin leben läßt, gönnt sich die Genugtuung, auf gewisse kulturpolitische Vorzüge zu weisen, die doch der Norddeutsche vielleicht nur deshalb voraus hat, weil er es in fast ungemischt deutschen Ländern so viel bequemer hatte, sie zu erreichen . . . . Bei einiger Sachkenntnis müßte der Stolz aller Deutschen sich anders gebärden. Gerade darauf müßte er pochen, daß Blut von seinem Blute sich jenseits des gesicherten Nationalbesitzes so tapfer und zäh in den Jahrhunderten bewährte — staatenbildend, staatenerhaltend, der Kultur tief in den Süden und Osten hinein die Bahnen bauend. Wie die braven Marktfrauen im ungarischen Städtchen Semlin, aber doch wohl in noch ernsthafteren Bedrängnissen hatten sich die Deutschen in Österreich ihrer Marktplätze, ihrer Art und Sprache zu erwehren. Sie, die „bloß solche" aus Oberösterreich oder Steiermark sind — oder aus Tirol, Salzburg, Kärnten. Nicht ganz schlecht haben sie ihre Arbeit verrichtet, das zeigte der Weltkrieg.

Blutproben würden an den vielen Sprachgrenzen des buntzüngigen Österreich die Aufnahme fremden Stoffes in das deutsche Element erweisen. Das schlägt dem deutschen Blut nicht übel an, wie die Geschichte Preußens lehrt. Was aber gerade die Oberösterreicher und die Steirer angeht (die Steirer von der Nordwestecke des Landes bis zur Drau, der Sprachgrenze —), so kann kühnlich behauptet werden: es gibt auf Erden keinen deutschen Stamm, der sich reiner erhalten hätte, als diese unverfälschten Bajuvaren, die — „bloß solche" Deutsche sind.

Kyselak trat seine Wanderung durch das südliche Österreich am 12. August 1825 an und kehrte im Herbst nach Wien zurück. Ein genaues Datum gibt er nicht an. Immerhin muß er gut zu Fuß gewesen sein. Nur von einem treuen Wolfshund begleitet, macht er sich auf den Weg. Im Vorwort zählt er die Ausrüstungsgegenstände auf, die er sich vornahm selbst zu tragen und die 15 Pfund wogen. Unter seiner Ausrüstung befand sich ein Fernrohr, eine Feldflasche, Steigeisen, Windlichter, Karten und ein Gewehr Er hat die Absicht, täglich wenigstens sechs Meilen zurückzulegen und nur in den Provinzhauptstädten länger zu verweilen. Von Wien fährt er nach Kapfenberg, wo er den Reisewagen verläßt, um die dortige Schloßruine einer eingehenden Besichtigung zu unterziehen. Hierauf vertraut er sich in Bruck der nicht ganz ungefährlichen Floßfahrt auf der Mur an und landet nach einigen Stunden glücklich in Graz. Von der Stadt gibt er nur eine kurze Beschreibung und entschuldigt sich damit: „Grätz zu beschreiben wäre von mir Übermut, da ich in sechs Tagen gewiß nicht dasjenige auffassen, noch weniger aber überbieten kann, was vor mir würdigere Schilderer durch mehrjährigen Aufenthalt dahier entdeckt und dargestellt haben.“ Glückliche Zeit, die gemächlich alles Schöne auskostete, an dem wir im Eilzugstempo vorüberrasen! Kyselak nennt Graz eine von den Damen, die sich im Alter zu schmücken anfangen, um neue Anbeter anzulocken. Mit Freude begrüßt er es, daß dort die Trachten, die, wie er sagt, in den Hauptstädten schon ganz vernachlässigt werden, gepflegt werden. Im übrigen ist er von den Grazer Eindrücken sehr befriedigt. Den Schloßberg rechnet er nach dem Salzburger Kapuzinerberg zu „Österreichs preiswürdigsten Hügeln“. Als Kuriosum führt er eine Tafel in der ständischen Allee an, die die Aufforderung trägt, „alles Hutabnehmen daselbst zu unterlassen“. Nach dem Süden weiterwandernd, unterläßt er es nirgends, über die Ortschaften, durch die er kommt, Aufzeichnungen zu machen. Bei Klagenfurt bemerkt er: „Da man keine guten Steine zur Pflasterung herbeischaffen konnte, so war man klug genug, dieselbe großenteils ganz zu entbehren.“ Auch in den Kärntner Burgen sieht er sich eifrig um. Über Villach zieht er ins Mölltal. Im Dorfe Malnitz stellt er Betrachtungen darüber an, wie die Menschen dazukamen, sich in den unwirtlichen Alpen anzusiedeln. Der Segenswunsch seiner Wirtsleute: „Glück zu übern Tauern!“ begleitet ihn, als er die Wanderung über das Gebirge antritt. Nun wird seine Erzählung touristisch interessant. Auf einem Schneefeld gerät er in Nebel und, zum Ausharren gezwungen, gibt er sich ernsten Gedanken hin. Aber ohne Unfall gelingt der Abstieg in das Tal der Gasteiner Ache, wo er eine Fülle großer Natureindrücke empfängt. Durch den Pongau marschiert er nach Werfen, dessen Schloß er besucht, und weiter nach Hallein. Das dortige Bergwerk wird befahren und genau beschrieben. Interessant ist der Bericht

Reisender hat hier seine interessanten Aufzeichnungen der Nachwelt vermittelt und es lohnt sich, unter seiner Führung das Österreich von 1825 zu durchwandern.

„Skizzen einer Fußreise durch Österreich" beginnt der langatmige Titel des mit Kupfern geschmückten und 1829 bei Anton Pichler in Wien gedruckten Buches, dessen Verfasser Joseph Kyselak ist. Es stammt aus einer Zeit, wo das Reisen keine so einfache Sache war und die wenigsten eine Kenntnis selbst nur der österreichischen Kronländer aus eigener Anschauung besaßen. Ja, es gab nicht einmal eine zuverlässige Literatur für den, der sich etwa zu Hause näher über sein Vaterland unterrichten wollte. Daher ist denn Kyselak auch bestrebt, durch eingehende geographische und topographische Ausführungen, die für die damalige Zeit höchst verdienstvoll waren, seine Leser zu unterrichten. Er will auch nicht als Erzähler gewertet werden, wenn er auch „auf schätzbare Unterhaltung" großes Gewicht legt, sondern vor allem als getreuer Schilderer der von ihm gesehenen Landschaften. Ihn beseelt eine romantische Naturauffassung und er besitzt ein empfindsames, für alle Naturschönheiten empfängliches Herz. Unwillkürlich steigert sich seine Sprache zu poetischer Diktion, wenn er sich ganz dem Eindruck einer Landschaft überläßt. In seinem Interesse für Ritterburgen und Ruinen (er unterläßt es nie, in altem Gemäuer oft unter Lebensgefahr Nachforschungen anzustellen) ist er ein echter Sohn seiner Zeit. Aber nicht nur seine für die Natur offene Seele und sein Sinn für das Geschichtliche, auch sein Sinn für Volkssagen, für Sitten und Gebräuche der Bevölkerung erinnert an die Romantik. Zur Volkskunde liefert er hübsche Beiträge und er zeichnet mit sorgsamem Stift die Menschen, mit denen er zusammenkommt.

„Wo Natur und Kunst sich binden,
Um ein Meisterwerk zu gründen,
Müssen Wand'rer stille steh'n,
Solcher Wunder Pracht zu seh'n."

Mit diesem Motto reist Kyselak, und er ist ein Mensch, der das Reisen wirklich versteht, der im Reisen sozusagen einen Beruf sieht. Nach seinen Mitteilungen hat er außer Österreich auch Ungarn, Italien, die Schweiz, Württemberg, Preußen, Sachsen, Böhmen und Mähren zu Fuß bereist. Er hat auch den Dachstein bestiegen und, wie er sagt, hiebei nur drei „schlichte Gebirgsbewohner" als Vorgänger gehabt. Auch auf der Reise, von der hier die Rede ist, hat er Gelegenheit, sich touristisch auszuzeichnen. So verdient denn dieser altösterreichische Wanderer, der einen andern Typus jener Zeit vorstellt, die wir sonst nur in rumpelnden Postchaisen oder in gemütlichen Landauern reisen zu sehen gewohnt sind, unsere volle Aufmerksamkeit.

daß jemand um so geringen Lohn Leben oder Freiheit auf das Spiel setzt. Nach langer Wanderung erreicht Kyselak Sterzing, von wo es am nächsten Tag in acht heißen Stunden über den Jaufenpaß ins Passeiertal geht. Er besucht das Wirtshaus am Sand und steigt dann über das Timbljoch mit einem anderen Führer ins Ötztal ab. Nach elf Stunden gelangt er nach Oberlengenfeld. Von hier bricht er um Mitternacht auf, um den Stubeiferner zu überqueren. Diese Hochtour nennt er die zweite gefährlichste seines Lebens nach der Dachsteinbesteigung. Er ist unzufrieden mit seinem Führer, dessen Kropf häufiges Rasten erfordert. In diesem Zusammenhange spricht Kyselak ausführlich über Gletscher und Lawinen. Er steigt ins Stubaital ab und übernachtet nach 14stündigem Marsche in einer obskuren Herberge. Gegen die Fußblasen, die er sich zugezogen hat, verfährt er folgendermaßen: Die Füße werden mit starkem Branntwein, dem etwas Seife beigemischt ist, eingerieben, nach einer Stunde werden die Blasen geöffnet und zwischen die Fußhaut und frische Socken welke Birkenblätter gelegt.

Von nun an wird die Reise wieder gemütlicher. Es wird Innsbruck besucht, das eine eingehende Schilderung erfährt, die Frau Hütt-Alpe bestiegen, über die auch eine Sage mitgeteilt wird — wie nirgends bei solchen Gelegenheiten unterläßt es Kyselak auch hier nicht, einen Vers zu verewigen — auf der Martinswand verfaßt er einen Dialog zwischen Kaiser Max und seinem Retter. Nach der Besichtigung von Schloß Ambras kauft er einen Kahn, auf dem er seine Reise den Inn abwärts fortsetzt. Während er in Kufstein die Festung besucht, wird ihm das unbewacht zurückgelassene Fahrzeug gestohlen. Nun muß er wieder zu Fuß weiterwandern. Jenseits der österreichisch-bayrischen Grenze entdeckt er seinen Kahn, der von dem Diebe schon zum Verkaufe angeboten worden war. Als er sich erbötig macht, ihn zu bezahlen, erhält er ihn von dem Dorfrichter mit den Worten ausgefolgt: „Reisen Sie ungehindert glücklich und glauben Sie nicht, daß man in Bayern sein Eigentum noch einmal kaufen müsse.“ Die Wasserfahrt bis ins Innviertel verläuft ohne Störung. Zu Fuß macht sich Kyselak dann auf den Weg nach Salzburg. Romantischer Stimmungszauber liegt über seiner Schilderung, wie er in einem nachtschlafenden Dorfe eine Frau herausläutet, sie nach dem Wirtshaus fragt und wie er dort aufgenommen wird. Am folgenden Tage kommt er in die Stadt Salzburg, von der er viel Schönes sagt. Er meint: „Salzburg will nicht für Stunden sich verhandeln, Wochen, Monate können ihm nur etwas ablocken.“ Von Salzburg fährt er auf einer Plätte zunächst auf der Salzach, dann auf dem Inn und erreicht nach einem gut ausgegangenen Zwischenfall Passau. Von dort reist er zu Schiffe nach Wien zurück. Die Donaufahrt gibt ihm noch Gelegenheit, einen Schiffszug zu beschreiben und von den Wachauer Burgen zu erzählen.

über ein Wettreiten bei Hallein. Die nächste größere Station ist Berchtesgaden. Er wohnt hier einer Bauernhochzeit bei und ist für den stimmungsvollen Friedhof eingenommen. Natürlich besucht er auch den Königssee, dessen Schönheiten er ausführlich beschreibt. Eine Exkursion in die Windhöhle beim Obersee verläuft etwas abenteuerlich und aufregend. Kyselak steigt nun zum Funtensee auf, entwirft das idyllische Bild einer Alpenwirtschaft und findet im Gebiet des Steinernen Meeres in einem Schafhirten einen gesprächigen Gastfreund, bei dem er übernachtet. Hier hat er auch Gelegenheit, ein richtiges Alpengewitter zu erleben. Am Morgen zieht er weiter, allein mit sich in dem majestätischen Schweigen der gewaltigen Natur. Seine Wanderung über Schnee und Eis, auf der er sich als unerschrockener Tourist bewährt, ist sehr anziehend geschildert. Der Abstieg nach Saalfelden, das den seltsamen Wanderer freundlicher grüßt als aufnimmt, und der Weitermarsch die Salzach aufwärts bis zur tirolischen Grenze beschließen den ersten Teil des Buches.

Der zweite Teil, der, besonders vom alpinistischen Standpunkte, weit interessanter ist und in dem der Verfasser wiederholt Unterhaltungen mit Gebirgsbewohnern wiedergibt, gilt in der Hauptsache Tirol. Mit dem Brot, das ihm in einer Sennhütte der Älpler mit dem Beile abschlägt, ist unser Wanderer nicht zufrieden: „Ich glaube, die meisten Gebirgsgegenden des Erbkaisertums besucht zu haben und fand wohl in den Karpathen Erdäpfelbrote, aber Kleien- und Häckerlinggebäck für Menschen war mir das Neueste.“ Durch das Gerlostal gelangt er nach Zell. Einer Kirchtagsfeier daselbst ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Für einen ständigen Aufenthalt findet er diese Gegend unwirtlich. „Wäre Ovids Exil hierher angewiesen worden, er hätte sicher auch den Mut zum Schreiben verloren!“ Den Argwohn der wackeren Zillertaler, denen er verdächtig vorkommt, weiß er durch seinen Reisepaß zu entkräften. Sie studieren ihn eifrig, wenngleich sie nicht lesen können, aber die „sakrisch vielen Zoachen“ beweisen ihnen, daß dieser Fremde überall herumreisen könne! Kyselak schildert das Kegeln und Bestschießen, er unterhält sich mit zwei Kämpfern von 1809. In Mayrhofen übernachtet er in einem Wirtshaus; die Beschreibung dieses Quartiers erinnert lebhaft an die berüchtigte Spessartschenke. Das gruselige Erlebnis endet aber harmlos. Die Wanderung im Duxer Tale beginnt mit einer stimmungsvollen Schilderung des Herbstmorgens. Kyselak lobt an dieser Stelle Sitten und Lebensart der Tiroler und stellt sie den Städtern als Muster hin. Vom Zenntale tritt er mit einem Führer den schwierigen Übergang ins Eisacktal an, bei dem auch der sonst sehr tüchtige Hund kaum mitkommt. Als der Führer sich als Wilderer entpuppt und einen Gemsbock schießt, muß sich sein Begleiter wohl oder übel bequemen, ihm bei der Bergung des Tieres zu helfen. Er kann es aber nicht begreifen,

jeher die Alpen. Während um 1850 der Mandl- oder Zeichenkalender in der Tat fast überall schon aus dem Gebrauch gekommen war, hier war um dieselbe Zeit der Mandlkalender noch in jedem Bauern- und Bürgershause heimisch; für den Bauersmann war er ein Hausbüchlein, wie es nur noch das „Betbiachl" (Gebetbuch) oder die biblische Geschichte war. So blieb es auch noch die folgende Zeit. Um die Wende der siebziger und achtziger Jahre drangen aber auch in die Alpentäler überall die modernen Kalender ein durch Agenten, durch die Schule, durch den Militärdienst, durch den Fremdenverkehr, durch bäuerliche Töchter und Söhne, die landflüchtig geworden waren und den modernen Kalender nach Hause schickten oder bei gelegentlicher Rückkehr mitbrachten. Das Alpenland öffnete sich durch die rapid fortschreitenden Verkehrsmittel der neuen Zeit. Allmählich ward er dadurch auch hier verdrängt und behauptete sich weiterhin nur noch in Steiermark und in den angrenzenden Gebieten von Nachbarprovinzen (z. B. Kärnten, Salzburg, Oberösterreich).

Wenn ein Reichsdeutscher heute nach Steiermark kommt und diesen Kalender sieht, kommt er ihm wie ein chinesisches Büchl vor, er ist ihm ganz fremd und rar. Er hat eben ganz vergessen, das heißt er weiß nicht, daß alle seine Vorfahren bis zu den Urgroß-, ja vielleicht bis zu den Großeltern herab ebendenselben Kalender noch daheim hatten. Und wenn er sich wundert, daß es in Steiermark noch eine Stadt gibt, die diesen Kalender druckt und er daraus schließen möchte, daß also dieses Land noch stark „zurück" sein müsse, so lasse man ihm ruhig seine Meinung. Denn wer ältere Kultur und Kulturwerte überhaupt für weniger wertvoll hält, dem ist nicht zu helfen; da ist es auch überflüssig, ihn aufzuklären, warum eine Druckerei es für wert findet, diese „Rarität" zu erhalten. Man nehme sich nur einmal die Mühe, einen Mandlkalender und einen modernen Kalender nebeneinander zu stellen, natürlich nur den „Kalender"; denn das Literarische und anderes, was ein moderner Kalender alles enthält, hat mit dem eigentlichen Kalendarium nichts zu tun. Wie blaß, wie nüchtern und trocken ist so ein Neuzeitkalender mit seinen wohlgesetzten Ziffern, Tagesnamen. Alles Feierliche, Andächtige, Bedeutungsvolle ist aus ihm entschwunden, höchstens daß die großen Festtage noch rot gedruckt sind, eine Auszeichnung, die sie aber auch nicht etwa allein tragen, da sie diese mit den Sonn- und Feiertagen teilen. Erst gar ein billiger Dutzend-Wandkalender für den Geschäftsgebrauch — der ist nur mehr seelenloses Papier. Wie treffend versinnbildlichen die Monatsbilder im Bauernkalender jeden einzelnen Monat, alles gewinnt Bedeutung. Je länger man in ein solches Monatsbild blickt, je deutlicher, lebendiger spüren wir das Leben einer vergangenen Zeit aus ihm uns anwehen, sei es aus dem Bürgershause oder aus dem Landleben. Und trotzdem wirken die Bilder durch die Wahl

Mit einem Preis der Heimat — Kyselak nennt Österreich ein schönes Paradies von zauberischer Pracht — klingt das Buch aus. Seine Lektüre weckt ordentlich Sehnsucht nach der Zeit, wo man ohne Hast und in einer gewissen abenteuerlichen Stimmung durch Österreich reiste, das ein von keinem Fremdenstrom entweihtes Neuland war. Kyselak schließt sein Buch nicht, ohne ein Wort über den Nutzen des Reisens, über den Wert eines zeitweiligen Ortswechsels zu sagen: „Aber auch nicht allzuweit braucht der Naturfreund zu wallfahrten, . . . nächst Wien, in der gesegneten Runde, gibt es der Zauberplätzchen so viele! — Nur wenn diese zu oft gesehen oder Mißmut die Seele rüttelt, Melancholie ihren Giftbecher reicht, ein bitterer Verlust oder Krankheit den gewohnten Ort zu wechseln rät, dann suche man entweder in Gesellschaft oder allein die entfernteren Inselchen der Ruhe, wiege sich in Gedanken einer schöneren Welt und lerne die stillen Freuden ärmerer Klassen und deren Entsagungen kennen! Gestärkt wird man sich fühlen beim Bewußtsein glücklicherer Verhältnisse, schätzen den Menschen, wenn auch grobe Kleidung ihn bedeckt, gegen eigene Fehler strenger sein, weil sie an Fremden so aufstoßen, und endlich die Heimat, welche schon anfing zu langweilen, so wunderbar verschönert glauben! Rastlos sich dem Berufe unterziehend, wirkt dann sichtbar die jüngstens gesammelte Kraft."

J. K. Ratislav.

Der Steirische Mandlkalender.*

Von **Dr. Leopold Bein.**

(Schluß.)

Im Laufe der Zeiten sind mit dem Fortschreiten der (sogenannten) „Kultur" alle diese primitiven Kalender, die für Laien, d. s. des Lesens unkundige Leute, bestimmt waren, durch den gelehrteren, gebildeten oder sagen wir einfach durch den offiziellen Kalender verdrängt worden, und so kam es, daß dieser Bildl- oder Zeichenkalender, wie unser Mandlkalender einer ist, sich immer mehr und mehr aus den Kulturgebieten des Westens (Frankreich, England, Deutschland usw.) sich in Gegenden zurückzog, deren Bevölkerung noch abgeschlossen und einfach lebte und die Kunst des Lesens oder Schreibens noch nicht kennen gelernt hatte, wie in den Gebirgen, im Nordosten Deutschlands, in den Bergen Skandinaviens. Freilich Kultur und Zivilisation durchbrachen schließlich auch diese Wälle und überfluteten mit ihren modernen mechanischen und geistigen Produkten diese letzten Zufluchtsstätten alter Sitten und Traditionen. Eine der festesten dieser Stätten waren von

* Siehe Jahrgang 41, Heft 10 und 11; Jahrgang 42, Heft 3 und 4.

das gleich heraußen auf freiem Felde, nicht im Hause, welches dahinter steht). Rechts schreitet der säende Bauer über das Ackerfeld. Lustig geht's im Mai her. Auf einem Fluß fährt ein Kahn mit drei Insassen, wovon einer auf einer Gitarre spielt und das Lied, das sie singen, damit begleitet. Das rechte Teilbild zeigt denselben Fluß, darinnen zwei junge Leute baden. Die strahlende Sonne über ihnen erhöht noch die Maienlust. Junibild: Der Bauer kehrt aus dem Dorfe, wohin er Butter oder Eier im Rückenkorb (Kraxen) getragen hat, heim. In diesem Bilde ist gegenüber den früheren Mandlkalendern eine Änderung eingetreten. Das Dorf war rechts, der heimkehrende Bauer links. Heute ist die Ordnung umgekehrt. Der Juli führt uns wieder aufs Feld hinaus. Es ist Heumahd, rechts der Mähder, links tut die Bauernmagd zusammenrechen. August ist Erntezeit. Rechts schneidet der Knecht das Korn, links hält er im Schatten eines Baumes die Jause. September weist zwei charakteristische Motive auf: links das Kartoffeleinsammeln, rechts die Jagd. Oktober ist der Weinmonat. Links wird gekeltert, von rechts her trägt der Winzer Trauben zu. Wintermonat oder November führt uns zwei ländliche Arbeiten, das Riffeln und Brecheln vor, die heute nur mehr selten anzutreffen sind. Früher, da der Bauer überall seine Leinen- und Webstoffe selbst erzeugte, gab es überall noch die Brechelhütten. Heute kauft der Bauer fast schon alles beim Kaufmann; die Brechelhütten zerfallen, die Spindeln wandern zum Bodenkram oder stehen einsam in der Stubenecke. Und die Webstühle sind aus dem Bauern- und Bürgershause, aus Dorf und Markt bis auf wenige Fälle verschwunden. Endlich sind wir beim Christmonat angelangt. Alle Feldarbeit ruht, Bürger und Bauer rüsten zum kommenden Weihnachtsfest und -schmaus. Diese Festesfreuden kommen da im Schweineschlachten zum Ausdruck im Bilde links, während rechts in einem Überhangkessel schon das nötige Wasser über einem mächtigen Feuer gekocht wird.

So zieht an uns in diesen zwölf Monatsbildern Arbeit und Freude des ganzen Jahres in geordneter Folge vorüber. Es ist vorwiegend der Lebenskreis des Landmannes. Die Grundlage dieses Jahres aber ist der kirchliche Festkreis, der uns in diesem Kalender in den „Mandln", das sind die heiligen Personen, entgegentritt. Überblicken wir diesen Aufmarsch der Mandln des ganzen Jahres, so kommen wir bald darauf, daß es durchaus nicht lauter Mandln sind, sondern daß eine reiche Zahl verschiedener anderer Gestalten und Figuren sich in dieser Gesellschaft befindet. Die ganze bunte Reihe löst sich bei genauerer Sichtung in folgende Gruppen auf:

1. Die göttlichen Personen: Gottvater, Gottsohn (als Jesukindlein, als Gekreuzigter und als Auferstandener), der Heilige Geist (als Taube).

2. Engel: Der Engel, der Maria die Botschaft bringt; Erzengel Michael; der Schutzengel.

der Motive so, daß man das Typische, Allgemeingültige für die zwölf Monate des Jahres in unseren Zonen herausfühlt.

Der Reihe nach stellen die zwölf Monatsbilder (nur die im bemalten Mandlkalender stehenden Monatsbilder kommen in Betracht; die im schwarz-roten sind nicht die echten alten) folgendes vor. Jede Bildleiste wird, wie man sieht, durch das Tierkreisbild für den betreffenden Monat in zwei Hälften geteilt. Aber es ist keine wirkliche Trennung, denn die beiden Hälften gehören zusammen zu einem Bild.

Jänner. Links in behäbiger Stube mit großem Kachelofen und Butzenscheibenfenster sitzt am großen Tisch der Herr. Er hält Schmaus. Der Knecht rechts trägt ihm in einer Schüssel Speise zu.

Diese Darstellung gehörte ursprünglich schon dem Dezember an, sie kennzeichnete das Weihnachtsfest, ist aber dann in den Jänner übergegangen, da in karolingischer Zeit dieser Monat eigentlich schon um Weihnachten einsetzte, während das Schweineschlachten, das nach mittelalterlicher Auffassung eine ständige Repräsentanz des Dezember ist, als charakteristisches Bild für eben diesen Monat sich festsetzte.

Februar. Vor einem mächtigen Kaminfeuer wärmt sich der Herr des Hauses. Er hat eine hohe Pelzmütze auf und ist in einen weiten, faltigen Mantel gekleidet. Von rechts kommt der Knecht (einfacher gekleidet) mit einem Bündel Holz zum Zulegen.

Dieses Bild war in alter (römischer) Zeit ursprünglich dem Jänner eigen. Der Mann, der sich am Feuer wärmt, ist niemand anders als der den Laren (Hausgöttern) opfernde Mann. Er personifiziert den Jänner. Antik an diesem Bilde ist der Mann, denn das ist in ältester Zeit der Gott Janus; dann das Feuer, denn dies ist das Opferfeuer, und die Gebärde des Mannes daran war ursprünglich die, daß er mit den Händen dem Feuer die Opfergabe übergab. Das deutete man später dahin um, daß das Feuer zum Wärmen da war, und die Opfergebärde wandelte sich in ein Wärmen der Hände um.

Das ursprüngliche Februarbild ist ein Mann mit zottigem Kittel und einer Pelzmütze. Er ist barfuß und schneidet mit einem krummen Messer eine kahle Staude. Dieses Bild wurde nachher typisch für den März, als das Jännerbild auf den Februar vorrückte. Heute sehen wir noch im Märzbild rechts den Mann Zweige vom Baume schneiden. Das Bild hat gar nichts Antikes mehr, sondern ist ganz in die reale Tätigkeit des mittelalterlichen Bauern gestellt. Im Hintergrund erblicken wir das Bauernhaus. Links steht der Bauer mit der Stichschaufel am Feld; er gräbt den Boden um, weiter rückwärts steht das Bauernhaus. Auch die folgenden Monate gehören ganz dem Landleben an. Im April rührt die Bäuerin die Milch zu Butter (allerdings tut sie

die zwei einzigen noch lebenden Repräsentanten dieser alten, einst so zahlreichen Familie der Bauernkalender. Über diesen anderen Mandlkalender in der Champagne hat Auguste Marguillier, korrespondierendes Mitglied der Société Académique in Aube, eine hochinteressante Abhandlung geschrieben, die 1896 in Troyes erschienen ist. Marguillier nennt den französischen Schäfer(Bauern)kalender ausdrücklich einen „Bruder" unseres steirischen. Marguillier hat sich vorübergehend zu Studienzwecken selbst in Steiermark aufgehalten und unseren Mandlkalender kennen gelernt. Leider nahm er hiebei nicht den bemalten Mandlkalender zum Vergleich mit dem aus seiner französischen Heimat, sondern den schwarz-roten, der ganz andere Monatsbilder aus viel jüngerer Zeit enthält. Denn wenn auch der letztere Kalender sonst mit dem bemalten ganz gleich ist, so ist doch dieser infolge der bis in die Antike zurückgehenden und kulturhistorisch so interessanten Monatsbilder der echte, weitaus wertvollere Bauernkalender.

In unserer steirischen Heimat hat der Mandlkalender wegen seiner Seltsamkeit früher schon manchen Kopf gereizt, seiner Herkunft nachzugehen. Weil er gerade in Steiermark so heimisch und verbreitet war, meinte man, er müsse auch da aufgekommen oder „erfunden" worden sein. Und so entstanden allerlei Meinungen, ja es bildete sich eine ganze Sage über die Herkunft. Pfarrer Anton Meixner, der seine Mußestunden mit Vorliebe der Volkskunde widmete und manches Wertvolle aufgezeichnet hat, hat auch diese Sage nach einer mündlichen Erzählung des Fräuleins Maria Klaus und ihres Schwagers zu Langenwang im Jahre 1850 niedergeschrieben.* Sie lautet:**

„Loanhölzel, Bauer bei Langenwang, Erfinder
des steierischen Bauernkalenders c. 1600.

Ein Gebirgsbauer außer Langenwang hat den steirischen Bauernkalender erfunden; er hieß allgemein nur der ‚Loanhölzl'. Die Sage hierüber ist in dortiger Gegend ganz allgemein und nach vielen erhobenen Nachforschungen auch ganz begründet. Wie sein Tauf- und Schreibname war, ist nicht mehr erinnerlich, könnte aber doch noch ermittelt werden; den Namen ‚Loanhölzl' führte er von dem Vulgarnamen seines Hauses, das zwischen Langenwang und Mürzzuschlag am rechten Mürzufer gegen die Alm hin steht und noch immer als des Erfinders des steirischen Bauernkalenders Eigentum gezeigt wird. Er soll des jetzigen (1850) Besitzers Urgroßvater gewesen sein; von ihm stammen folgende Nachrichten.

Die Erfindung muß schon alt sein, denn es erinnert sich (1850) niemand mehr an Leute, die den Erfinder gesehen hätten; der älteste

* Meixner veröffentlichte sie im Grazer Volksblatt Nr. 229 des Jahres 1868.
** Es genügt, hier nur die erste Hälfte der Meixnerschen Aufzeichnung folgen zu lassen, der sich mit der Sage befaßt.

3. Heilige Personen (darunter die heiligen Eltern, Marias Verwandte) und die zahlreichen Märtyrer und Blutzeugen.

4. Die armen Seelen im Fegefeuer.

5. Attribute der Heiligen, die an Stelle der letzteren allein gesetzt sind. Zum Beispiel Bischofstab und Beil für den heiligen Erhard, die Bischofsmütze für den heiligen Roman, die drei Kronen für die heiligen drei Könige usw.

6. Symbole und Allegorien: Hierher gehören die Initialen des Namens Jesus (2. Jänner), das Kreuz (am Karfreitag), die Fahne für Ostersonntag, das Kreuz mit Lanze und Schwamm, die Taube für das Pfingstfest usw. Dann Symbole niederer Art: Der Fisch für Fasttag, der Schellenmann für die Fastnacht, die Blume für Mittfastentag, der Hund für Hundstageanfang und -ende usw.

7. Das Unschuldige Kindlein für den „Unschuldigen Kindertag“ (28. Dezember).

Nun erübrigt uns noch, von einigen anderen Figuren und Zeichen zu sprechen, die unter den Mandln regelmäßig in jedem Monat auftreten. Es sind: Die Finsternisfiguren, eine halbverfinsterte Sonnenscheibe für Sonnen-, eine halbverfinsterte Mondscheibe für Mondesfinsternis. Ferner die Phasen des Mondes: Neumond, erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel. Die römische Zahl, die stets neben diesen Phasen steht, bedeutet den Eintritt der betreffenden Phase vor Mittag, wenn die Zahl links, nach Mittag, wenn die Zahl rechts steht. Dann begegnet uns in jedem Monat ein- oder zweimal die Sanduhr als Zeichen der Zeit mit der römischen Zahl über ihr. Letztere gibt an, wie lang die Tageszeit (Tageslänge) von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang beträgt. Ein astronomisches Zeichen finden wir endlich regelmäßig einmal in jedem Monat zwischen den Praktikenzeichen, nämlich wann die Sonne in ein anderes Sternbild (Tierkreis) übertritt.

Von den Praktikenzeichen haben wir schon an anderer Stelle gesprochen. Es bleibt uns noch, die Tageszeichen zu erwähnen. Sie sind in jedem Monat in drei Reihen angeordnet. Alle Wochentage sind durch vollschwarze Dreiecke, die Feiertage durch ein weißes Dreieck, die Sonntage durch eine Art niedere Kuppel mit einem Kreuz darauf gekennzeichnet.

Wir sagten im Eingang dieser Zeilen, daß das Vorkommen des Mandlkalenders heute nur mehr auf Steiermark und einige Gebiete der angrenzenden Nachbarprovinzen sich beschränkt. Soweit Deutschland und Österreich in Frage kommen, ist das richtig. Im übrigen Europa aber hat er doch noch eine zweite Zufluchtsstätte gefunden, wo er sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, das ist in der Champagne in Frankreich. Der steirische und dieser französische Mandlkalender sind also tatsächlich

betrugen 10 Mark lötigen Goldes 5500 Kronen, also eine ganz bedeutende Strafe für einen, der sich etwa herausnahm, ohne Befugnis einen solchen Mandlkalender in Steiermark nachzudrucken.

Nun lassen wir als Abschluß eine kleine Leseprobe folgen. Hierzu diene uns ein Stück aus dem Mandlkalender, zum Beispiel der 10. bis 19. Februar:

10. Februar. Sonntag. Tag der hl. Scholastika.

11. Februar. Montag. An diesem Tag tritt Neumond ein um 11 Uhr vormittags.

12. Februar. Dienstag. Fastnacht. Es ist trüb geworden, es fällt Schnee.

13. Februar. Mittwoch. Das Schneewetter wird vielleicht anhalten. Dieser Tag ist auch Fasttag (schwarzes Kreuz).

14. Februar. Donnerstag. Tag des hl. Valentin. Der Schnee hat Kälte gebracht.

15. Februar. Freitag. Fasttag.

16. Februar. Samstag. Tag der hl. Juliana. Die kalte Witterung hält weiter an.

17. Februar. Sonntag. Wetter wahrscheinlich wie am Vortag.

18. Februar. Montag. Erstes Viertel geht ein um 2 Uhr nach Mitternacht.

19. Februar. Dienstag. Tag des hl. Konrad. Die Sonne tritt an diesem Tage in das Sternbild des Krebses ein (im Kalender steht dort ein kleines i, das heißt „in"). Die römische Zahl X über der Sanduhr zeigt an, daß die Tageslänge um diese Zeit 10 Stunden beträgt.

Da nicht jede Witterungs- oder Temperaturphase durch entsprechende Zeichen (deren verhältnismäßig ja nur sehr wenige sind) angegeben werden kann, so stellt man sich den Übergang oder die Änderung von einer in die andere selbst her. Will man noch den Sonnen-Auf- oder Untergang eines der Tage wissen, so sieht man rückwärts in der Auf- und Untergangstabelle nach.

Der Bauer ist in diesem Büchel ganz daheim. Mancher kann überhaupt keinen anderen Kalender lesen, beziehungsweise verstehen. Dem jüngeren Geschlecht allerdings wird er schon merkbar fremder. Aber bis der letzte Mandlkalender aus dem Bauernhaus verschwindet, mit ihm eines der merkwürdigsten Stücke aus dem alten Bauerngut, wird noch manches Jahr dahingehen. Der Weltkrieg hat freilich, das ist sicher, auch diese Frist verkürzt, wie er überhaupt dem alten ehrwürdigen Geschlechte der Scholle und des Pfluges eine schwere Erschütterung versetzt hat und damit auch dem Boden für Volkskunde, der einst so reich an Schätzen war.

dem Schreiber (Anton Meixner) bekannte steirische Bauernkalender war von 1698. Nach Aussage des alten Bauern hat Loanhölzl sehr auf die Witterung aufgemerkt und hat sich so nach und nach die Nebel, Winde, Naturerscheinungen beim Mondwechsel, Sterne usw. mittelst verschiedener Zeichen, die mit den angedeuteten Dingen irgendwelche Ähnlichkeit hatten, vorgemerkt; desgleichen hatte er die Tage, zum Beispiel Sonn- und Festtage, Aposteltage und die Tage von den bekanntesten und verehrtesten Heiligen durch deren dem Volke wohlbekannte Abzeichen und Bilder zusammengestellt und so entstand daraus ein ordentlicher Kalender für das ganze Jahr, der mit seinen sinnbildlichen Zeichen und Figuren auch dem Bauer, der nicht lesen konnte, leicht verständlich war . . ." (Hieran schließt sich noch ein weiterer Teil, der die nähere Beschreibung des Kalenders und anderer von Loanhölzl noch weiter zusammengestellter „verbesserter" Bauernkalender, dann verschiedene witzige Anekdoten, die über Loanhölzl im Umlauf waren, enthält.)

Wir sind nun am Ende unserer Darstellung über den Steirischen Mandlkalender angelangt. Sie ist nur eine gedrängte Zusammenfassung des ganzen Stoffes über ihn, der der Veröffentlichung in günstigerer Zeit harrt. Es wäre zu wünschen, daß die noch dort und da verstreuten Exemplare älterer Ausgaben gesammelt würden, ehe sie der Volkskunde gänzlich verloren gehen. Wir wollen diese Skizze mit einer Leseprobe einer Seite aus dem Mandlkalender 1918 beschließen, doch sei es mir gestattet, den Leser vorher noch einmal auf einen Augenblick auf die Titelseite zurückzuführen.

Man wird auf den Mandlkalendern unserer Zeit zuweilen auch als Haupttitel die Überschrift „Alter Bauernkalender" finden. Es gibt also zwei Ausgaben, „Alter Bauernkalender", „Neuer Bauernkalender". Welcher ist der richtige? Beide sind richtig. Die Sache verhält sich so. Weil manche Landleute meinten, es sei wirklich ein „neuer", nämlich anderer, nicht mehr der alte Mandlkalender, so ließ man stets eine Anzahl mit der Überschrift „Alter Bauernkalender" drucken, um jeden Zweifel des Käufers zu beheben. Der richtige, ursprüngliche Titel ist stets „Neuer Bauernkalender" (nämlich für das neue Jahr).

Das Wappen über der mittleren Bauerngestalt auf der Titelseite ist nicht, wie öfters gemeint wird, das von Niederösterreich oder gar Steiermark, sondern das des Hauses Österreich.

Was nun den Ausdruck „10 Mark lötigen Goldes" in dem unter der Überschrift stehenden Privilegium anlangt, so bedeutet er folgendes: Mark ist hier nicht Münze, sondern Gewicht; es ist die Gewichtseinheit (bis 1857), die dem deutschen Münzwesen zu Grunde lag. Ein solches Gewicht, bezogen auf die Wiener Mark, betrug 280 Gramm feines (lötiges) Gold = 550 Kronen nach heutigem Gelde. Somit

ein lückenloses System der österreichischen Sprache aufzustellen, und so mußte sich auch Verfasser dieses einstweilen darauf beschränken, einzelne Schulbeispiele zu sammeln, die Fernerstehenden und dennoch Lernbegierigen Einblicke in das Wesen dieser seltsamen und geradezu einzigartigen Sprache gewähren. Wenn ich sage „seltsam“ und „einzigartig“, so geschieht dies mit Rücksicht auf folgende Erscheinungen: Der Norddeutsche zum Beispiel, der die österreichische Sprache sprechen hört und auch schon in die Eigenheiten einiger deutscher Mundarten eingeweiht ist, vermeint anfangs, sie zu verstehen. O, welch gefährliche Überhebung! Vom Geist der Sprache pflegt er so gut wie nichts zu begreifen. Um dafür einen Beweis zu erbringen, um die Schwierigkeiten aufzuzeigen, die sich einem wahren Verständnis entgegenstellen, und als Schulbeispiel der kasuistischen „Methode Münzer“ sei ein kurzes Gespräch zwischen zwei Österreichern in der Eisenbahn mitsamt seinen typischen Begleiterscheinungen wiedergegeben, wobei die in den Klammern beigesetzten Erklärungen das noch nicht geschriebene systematische Handbuch derweilen zu ersetzen bestimmt sind.

Man stelle sich also zwei in der Eisenbahn fahrende Österreicher vor, von denen einer die neueste Zeitung besitzt, während der andere darauf brennt, in dieselbe gleichfalls Einsicht nehmen zu können. Letzterer wartet, unruhig auf seinem Sitz wetzend, bis der glückliche Zeitungseigentümer das Blatt gelangweilt und gähnend neben sich legt und zur Hälfte mit seiner breiteren Rückseite überdeckt. In diesem vorzüglich geeigneten Moment beugt sich der Zeitungslüsterne verbindlich lächelnd vor, hält seine Hand griffbereit und sagt möglichst weich und untertänig: „Pardon, Sie entschuldigen schon, dürfte ich Sie bitten, mir Ihre Zeitung ein bißl zu leihen? Ich geb’ sie gleich wieder her.“

(Erklärung: Das „Pardon“ beinhaltet eine ergebene Bitte um Verzeihung, daß der Gesuchsteller überhaupt auf der Welt ist und es überdies wagt, die Langeweile dessen, der soeben gähnte, zu stören. Das bald hierauf folgende Wort „Entschuldigen“ ergänzt das vorangegangene „Pardon“ und leitet zugleich das eigentliche Ersuchen ein. Die Wendung „Dürfte ich Sie bitten“ ersetzt das trockene neuhochdeutsche „Ich bitte Sie“; nur mangelhaft Gebildete bedienen sich der abgekürzten Phrase „Darf ich bitten“, die nicht mehr als vollkommen höflich gilt. Man merke sich dies für Reisen nach und durch Österreich, um sich zahllose Unannehmlichkeiten zu ersparen, sonderlich die, für einen groben „Preuß“ gehalten zu werden! Die Einschiebung „Ein bißl“ ist dazu bestimmt, im Zeitungsinhaber die allfällige Furcht, als handle es sich um einen verkappten Raubanfall, zu zerstreuen, und um jeglichen Zweifel auszuschalten, ist der Zusatz „Ich geb’ sie gleich wieder her“ unbedingt notwendig. — Über einige Sonderbarkeiten der Aussprache und des Satzbaues wird mein großes Lexikon erschöpfend Auskunft erteilen.)

Etwas von der österreichischen Sprache.

Ein tiefgründiger linguistischer und völkerpsychologischer Originalbericht vom Privatgelehrten
Dr. P. L. Münzer.

Talleyrand, oder ein anderer mißtrauischer Mann, erklärte, Worte dienten nur dazu, um Gedanken zu verbergen. Dieser Behauptung kommt keine Allgemeingültigkeit zu, denn im allgemeinen bedient sich die Menschheit seit altersher der Sprache, welche sich bekanntlich aus einzelnen Worten zusammensetzt, um ihre Gedanken — allerdings mehr oder weniger, beziehungsweise ganz verblümt — zum Ausdruck zu bringen. Darin sind sich die gewiegtesten Linguisten, was selten der Fall ist, im großen und ganzen ziemlich einig. Um jedoch den Sinn einer Sprache bis ins Innerste zu ergründen, genügt es keineswegs, ihre Vokabeln und ihre Grammatik zu studieren, es ist dazu noch bedeutend mehr notwendig, ja unerläßlich. Wer die Psyche eines Volkes und die bei ihm übliche Ausdrucksweise, die sich aus Büchern allein nur sehr schwer lernen läßt, nicht kennt, der wird nie imstande sein, sich mit einem solchen Volk wirklich zu verständigen, er wird auf Schritt und Tritt Mißverständnisse finden und solche erzeugen, die nicht nur persönliche Unannehmlichkeiten nach sich ziehen, sondern sogar diplomatische Verwicklungen und Kriege herbeizuführen vermögen. Deshalb lernt fremde Sprachen, aber lernet sie nicht nach den unzulänglichen Methoden Toussaint-Langenscheidt und Berlitz, sondern nach dem „System Münzer“! Zwar liegt dieses noch nicht bis in alle Einzelheiten ausgebaut und sozusagen gebrauchsfertig vor, doch eingehende Vorstudien, die das unbedingte Lob vorurteilsloser Gelehrter fanden, sind bereits geeignet, einen Begriff von der neuartigen Lehre zu geben.

Über Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Russisch, Botokudisch und Feuerländisch wurden schon zahlreiche lichtvolle Abhandlungen — selten unter je zehn Bänden — verfaßt, doch die österreichische Sprache, sieht man von de nhervorragenden Arbeiten Pötzls, Chiavaccis, Stüber-Gunthers, Rudolf Stürzers u. a. m. ab, entbehrt bislang noch einer gründlichen wissenschaftlichen Untersuchung. Dieser dankenswerten Aufgabe unterzieht sich jetzt Schreiber dieser Studie.

Die österreichische Sprache, präziser ausgedrückt: die deutsch-österreichische Sprache wird am Mittellauf der Donau, am fehlerlosesten in Wien und Umgebung gesprochen, gehört vermutlich — übergeht man die geläufigen Lehnworte aus dem Jiddischen und Madjarischen — dem indogermanischen Sprachstamm an und ähnelt immerhin noch am meisten dem Neuhochdeutschen, ohne sich damit zu decken. Mag auch der neuhochdeutschen und der österreichischen Sprache ein gewisser Wortschatz gemeinsam sein, seine Aussprache und Anwendung weicht da und dort erheblich ab. Auch den tiefgründigsten Forschungen und gewissenhaftesten Untersuchungen gelang es leider bis auf den heutigen Tag noch nicht,

schreckt aus dem Schnarchen auf — weshalb der Entlehner hier ein neuerliches „Pardon" einzuschalten pflegt, was aber auch ohne böse Folgen unterdrückt werden darf — und entgegnet zugreifend: „Machen S' wegen dem Klenkaas ka solches Geserres, auf das Dreckblattl hab i ja scho ganz vergessen. I brauch 's ja eh net mehr."

(Erklärung: Das Wort „Klenkaas" stammt vermutlich aus dem Niederdeutschen und heißt „Kleiner Käse", so viel wie „Kleinigkeit" schlechtweg; „Geserres" ist das jiddische „Geseires" — Geschrei, im übertragenen Sinn: „Umstände". Demnach wäre die hochdeutsche Übersetzung des ersten Satzteiles etwa so zu formulieren: „Machen Sie wegen einer derartigen Kleinigkeit keine Umstände!" Die Bezeichnung „Dreckblattl" in Verbindung, es sei schon „ganz vergessen" worden, schließt in sich die Beurkundung, daß der Eigentümer die Zeitung nicht sonderlich schätzt und ihre Entlehnung ihm kein Opfer auferlegte. — Ein einfaches „Danke" von seiten des Besitzers verriete Hochmut und ist deshalb streng zu vermeiden.)

Mit diesen Reden und Gegenreden ist das Gespräch abgeschlossen. Reisen beide Parteien mit bedeckten Häuptern, so sind die jeweiligen Kopfbedeckungen bei jedem Satzanfang leicht zu lüften. Muß aber nicht sein, wäre nur ein Zeichen tadellosester Manieren.

Aus dem Angeführten ist zu ersehen, wie schwierig die Handhabung der österreichischen Sprache mit allen ihren Feinheiten ist, und Nichteingeweihte werden Reisen durch Österreich besser unterlassen, um nicht in Konflikt mit der sprichwörtlichen Höflichkeit des Südens zu geraten. Eine Verletzung der höflichen Sitten kann nämlich leicht zu Grobheiten Anregung geben. Darüber eingehend in meinem künftigen Lexikon. Hier nur ein paar Worte über dieses: Vor seiner Drucklegung wird das Lexikon einem Kongreß ur- und zuständiger Fachleute vorgelegt werden, um allfällige linguistische Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten zu beheben. Als besondere Fachmänner haben zu gelten: Hausmeister, Kutscher, Fleischer- und Bäckermeister, Handlungsreisende, Doktoren, Hof- und Geheimräte sowie Angehörige des landständischen Adels.

Subskriptionen auf das auf zwölf Großoktavbände veranschlagte Werk nimmt der Verfasser heute schon entgegen. Preis per Band 10 Kronen oder 8 Mark oder 12 Franken.

Noch einen kurzen Satz aus dem österreichischen Sprachschatz, der verwendet werden muß, wenn aus heiterer Gesellschaft ein Gast bereits um 4 Uhr früh aufzubrechen gedenkt: „Sö fader Pimpf Sö, gengan S' weiter und bleiben S' da, machen S' kane Gschichten und verzählen S' was." Man versuche, diese geradezu klassische Wendung ohne fremde Hilfe sprachlich und psychologisch zu zergliedern und zu ergründen.

Auf die angeführte Bitte hin gibt der Zeitungsbesitzer durch eine kleine Wendung seines Hinterteils das fragliche Blatt frei und darf nicht etwa warten, bis der Bittende selbst danach langt, sondern er muß es ihm eigenhändig überreichen. Dazu hat er zu erklären: „Aber natürli, gern, i hab' s' ja eh scho glesen und mei Maschikseiten braucht s' ja net. I bitt' schön, nehmen S' es nur, da haben S' es."

(Erklärung: Daß die Zeitung „natürli gern" geliehen wird, muß ausdrücklich betont werden; das Gegenteil wäre sehr unhöflich. Die ganze Wendung soll andeuten, daß der Zeitungseigentümer das Blatt eigentlich nur erwarb, um es auszuleihen. Die Feststellung, daß die Zeitung bereits gelesen wurde und augenblicklich nicht entsprechend verwendet wird, scheint überflüssig, ist es jedoch keineswegs! Die Wahrnehmung, daß jemand, der auf Gedrucktem sitzt, dieses augenblicklich nicht rein geistig zu verwenden vermag, könnte täuschen; es muß ausdrücklich hervorgehoben werden, und eine Unterlassung verriete mangelhafte gesellschaftliche Formen. Eine eingehende Erläuterung bedarf der Satz: „Mei Maschikseiten braucht s' ja net." Das Wort „Maschik" stammt aus dem Madjarischen, wo es das „andere" bedeutet; demnach ist hier unter „Maschikseite" die Rückseite zu verstehen... Die Wendung ist humoristisch gemeint und daher durch den Entlehner mit lautem Lachen zu bestätigen. — Das knappe: „Nehmen S' es nur" wird durch den Abschluß: „Da haben S' es" vervollständigt. Es ist nämlich dem Besitzer gelungen, den Bemühungen des Entlehners zuvorzukommen und ihm das Blatt liebenswürdig zu überreichen.)

Hierauf sagt der Entlehner: „Oh, ich dank' schön."

(Erklärung: Das „Oh" zeugt von dem Erstaunen, daß seine Bitte erfüllt wurde.)

„Oh, i bitt' schön, is gern gschehen," entgegnet der Eigentümer.

(Erklärung: Hier paßt sich das „Oh" der Sprechweise des Entlehners an, was als *sehr* entgegenkommend bezeichnet werden muß.)

Der Entlehner liest die Zeitung mit großer Hast, um sie möglichst schnell wieder zurückgeben zu können. Derweilen scheint der Zeitungseigentümer einzuschlummern; er beginnt hörbar zu schnarchen. Sowie der Entlehner die Lektüre beendet hat, ist das Blatt *sofort* zurückzuerstatten, auch auf die Gefahr hin, den rechtmäßigen Besitzer aus sanften Träumen zu wecken. Dazu spricht man die Worte: „Pardon, herzlichsten Dank, Sie entschuldigen schon, dürfte ich das Blatt neben Sie hinlegen?"

(Erklärung: Über die wahre Bedeutung des „Pardon" und des „Dürfte" siehe obige Darlegung. Die Erkundigung, ob es gestattet sei, die Zeitung neben den Eigentümer hinzulegen, drückt die Bereitwilligkeit aus, dem anderen eine bedeutende Mühe zu ersparen. Sehr wichtig!)

Der Zeitungseigentümer, der eigentlich gar nicht schlief, sondern mit geschlossenen Augen auf die Rückgabe lauerte, fährt scheinbar ge-

„Na, derfang' dich, derfang' dich, Dichter!" so rief dem Grollenden heute jemand zu. „Wann hat's denn je einmal eine so schöne Zeit gegeben, als es die jetzige ist? Vierzehn Stunden täglich im Bette liegen können!"

Es gibt Leute, und ihrer nicht wenige, die immer genießen wollen und gar nicht genießen können. Es fehlt ihnen nicht die Lust, es fehlt ihnen das Talent dazu. Vor allem möchten sie, daß alles, was sie genießen wollen, auch ihnen als Eigentum gehörte. Und gehört es ihnen — allsogleich überwuchern die Sorgen den Genuß. Solche Leute sind nicht imstande, ein schönes, stattliches Haus mit Behagen anzusehen, das nicht ihnen gehört, und gehört es ihnen, dann sehen sie alle möglichen Dinge dran, die zu ändern wären. Sie sind nicht imstande, auch nur zehn Minuten lang ruhig auf dem Sofa zu liegen und die Wandbilder ihres Zimmers zu betrachten, künstlerisch zu genießen; sie denken schon immer an das Abstauben und ob diese Bilder wohl auch richtig hängen und genug geschützt sind. Wäre solchen Leuten die Sonne ihr persönliches Eigentum, sie hätten nicht Zeit, wohlig in der Sonne zu liegen und sich schön durchwärmen zu lassen, bewahre! Sie würden sinnen und grübeln, wie man ein Gerüst bauen könnte hinauf, um die widerwärtigen Sonnenflecken auszubessern. Ferner würden sie sich nicht schlecht darüber ärgern, daß auch andere Leute Mitschmarotzer an dieser Sonne sind, denen sie gar nicht gehört, und sie möchten sicher gern das Eigentumsrecht an der Sonne sich und ihren Nachkommen für alle Zeiten juridisch festlegen lassen.

So hindert die menschliche Gier nach Besitz, so hindert sie an der Freude; und der Besitz selbst hindert oft noch mehr. Solch Belastete können die uns allen gemeinsame Natur nie recht genießen, weil sie nicht darüber herrschen, und sie können ihr besonderes Eigentum nicht harmlos froh genießen, weil es ja geschädigt, gestohlen oder vernichtet werden kann. Die Sorgen trüben ihnen alle kindliche Freude. Und gerade diese Sorgen und die daraus folgende Rastlosigkeit sind der Inhalt ihres gehetzten Lebens, während der Auserwählte, der die Welt und ihre Schönheit ganz gratis und skrupellos mitgenießt, seligen Frieden hat. — Aber das Schlimmste daran ist noch, daß die Gier nach Besitz aus dem „Ebenbilde Gottes" wilde Raubtiere, teuflische Bestien macht.

Wenn doch die Menschheit dazu erzogen werden könnte, einzusehen, daß alles oder möglichst viel haben wollen, ein Unsinn ist und ein Unglück. Ja, der Kern alles Unglücks.

Über den jungen Mann, den ich meine, war nichts Schlimmes zu sagen.

Heimgärtners Tagebuch.

Seit der Zeit, da die Menschheit das Licht sucht, wird kaum je eine so finstere Zeit gewesen sein als die jetzigen Tage. Finster im wirklichen und im bildlichen Sinn.

Eine sonnenfrohe, lichtfreundliche Stadt. Aber als vor Jahren das elektrische Licht an die Stadttore klopfte, hat man nicht aufgemacht. Es hätte der Gasgesellschaft das Geschäft stören können, und dazu war die Gemeinde nicht befugt. Und nun, in diesen Dezembertagen, da die längsten Nächte sind, da sich der Mond schon wieder hinter den Erdball duckt und der Nebel die Sterne verhüllt, löscht die Gasanstalt ihr Licht aus. Auf den Gassen und Straßen, in den Zimmern und auf den Kochherden. Weil sie keine Kohlen hat. Es mangelt das Petroleum, weil Quellen verschüttet sind und die Eisenbahnen nicht genügen. Es ist kein Lampenöl, weil die Bauern keines bauen und ernten konnten. Es ist keine Kerze, weil das Tierfett in der Armee gebraucht wird. Es ist nicht einmal ein Leuchtspan, weil die Holzhauer an den Fronten stehen. Und wer in der langen, langen Nacht einmal auf die Uhr sehen wollte, ob endlich das Tagen nahe sei, der hat kein Streichhölzchen. Sogar diese mangeln! Alles, was Licht schafft und Licht bedeutet, hat uns verlassen, hat dort zu tun, wo das Morden und das Zerstören waltet.

Am längsten hat das Licht noch bei der Kunst ausgehalten, aber nicht als Heimbürger, nur als Gast. Doch als im Theater die Vorstellung zu Ende war, verlosch auch dort das elektrische Licht. Und die Stadt lag da, schwarz und tot, wie der versteinerte Wald im verwunschenen Land. Ein Wanderer schritt durch die hallenden Straßen und fand seine Herberge nicht. Nach langen Irrgängen in dieser Wildnis sah er vor sich aus dunkel aufragender Masse roten Fensterschein. Er fand hin, trat ein und war in der vom elektrischen Feuerstrom hellerleuchteten Kirche bei der Adventrorate. Er erinnerte sich an eine Predigt, worin gesagt wurde, daß das wahre Licht der Welt nur von der Kirche komme. Da hatte er's nun, aber als moderner Mensch durfte er nicht daran glauben.

Mit der Lichtlosigkeit ist auch die Kälte in den Wohnungen; ebenso mangelt dem Menschen die Aufrechthaltung der inneren Wärme, weil die Nahrung nicht genügt.

Daß man bei solchen Zuständen für den Krieg sich nicht erwärmen und seine Notwendigkeit nicht einsehen kann, ist wohl kein Wunder.

Der Poet vermißt vor allem das Licht, besonders, wenn er erleuchtet sein soll. — Sogar dem Toten wünscht man das ewige Licht, so möchte mir, einem noch nicht ganz Toten, wenigstens das zeitliche nicht versagt sein.

„Weil sie geglaubt hatten, das Deutsche Reich wolle die Welt erobern und zu Grunde richten.“

„Und — ?“

„Und dann hat es sich herausgestellt, daß das Deutsche Reich sich nur seinen Bestand hat sichern wollen.“

„Also ein Mißverständnis.“

„Ein kleines Mißverständnis, nichts weiter.“

„Na, segn's. Und ich wär bald erschrocken.“

Wenn man das erstemal die Augen auftut ins Weltleben, da sieht man unbegreifliche Dinge. Eines von solchen war, als ich erfuhr, daß bei den verschiedenen Landesparteien es nicht anständig ist, Regierungspartei zu sein. Und ich hätte doch immer gedacht, mit der Regierungssache müsse es eine patriotische Partei doch stets möglichst halten. Die Regierung sei doch das erste und wichtigste, sie sei die Hauswirtin, sie will doch immer das fürs Allgemeine Zweckdienliche durchführen, und ihr dabei zu helfen sei des Staatsbürgers Pflicht. — Aber man scheint lieber der Regierung Opposition zu machen, ihr das Regieren zu erschweren, als mit ihr und für sie zu arbeiten.

Denn, man will wohl immer Regierungspartei werden, aber man will es nicht sein. — Der rückschrittlichste Staat, sagte einmal jemand, sei der, der die größte Regierungspartei habe. Je geringer die Opposition, je ruhiger schläft der Staat ein.

Auf diese Weise könnte man ja wirklich sagen, daß die absolutistischste Regierung die beste sei, denn sie hat — keine Opposition.

Aus einem Behördebüro kam die Botschaft vom Meliorationswesen. Lange Aufsätze wurden in den Zeitungen veröffentlicht, in welchen das Wort Melioration dutzendweise vorkam, in welchen man nahezu Orgien trieb mit dem Worte Melioration, ohne auch nur einmal zu sagen, was es bedeutet. Und handelte es sich doch um eine ganz allgemeine, volkstümliche Angelegenheit. Melioration heißt Bodenverbesserung, größere Fruchtbarmachung von Grundstücken. Man wollte in den betreffenden Zeitungsaufsätzen die neue Bewegung volkstümlich machen und so redete man mit unseren Bauern — lateinisch.

Meine geistigen Talente sind halt doch wohl recht bescheiden. Bei der großen Zahl der jetzt täglich erscheinenden Verordnungen, die von gewöhnlichen Leuten oft so schwer nachdenkbar sind, hatte ich mir wiederholt vorgenommen, solche behördliche Verordnungen in unser

Sein Vormund bezeugte: „Sonst wüßte ich nichts. Karten spielen tut er gern."

„Kartenspielen?" sprach der Ingenieur, „dann nehme ich ihn nicht in mein Büro. Ich meine so: Wer gerne spielt, der hat Vergnügen daran, andere zu übervorteilen. Daraus bestehen eben die Spiele. Weniger der Gewinn lockt, als die Lust, den Gegner schlau zu übervorteilen. Und so Einen mag ich nicht in meinem Hause."

„Das erinnert mich an einen andern Ausspruch: Spiel ist erlaubtes Über-den-Löffel-balbieren. Auch wenn dabei nicht gefälschelt wird. Das Nicht-in-die-Karten-schauen-lassen an sich ist ja schon Falschheit. Im Leben wäre sehr vieles verboten, was im Spiel erlaubt ist. Und weil es im Leben verboten ist, das Übervorteilen mit verdeckten Karten, so hat das Spiel seinen besonderen Reiz, weil für viele das Hineinlegen des lieben Kameraden schon allemal ein zu großes Vergnügen ist. Ich traue den Spielern auch im Ernste nicht." So meinte jener Ingenieur.

Da schlug ich einmal nach, bei welchen Völkern die meiste Spielwut vorkommt. Richtig, bei den Handelsvölkern, den Schlaumeiern, denen für Bestimmung von Mein und Dein die offene Wage nicht genügt, die mit geheimen Mitteln und Schlichen arbeiten, um den Partner unterzukriegen. — Und schließlich ist der Handel wirklich oft nichts anderes, als ein kluges Berechnen von Konjunktur und Risiko, wobei immer an sich selber, nie an den Geschäftsfreund gedacht wird. Oder nur insofern an den Geschäftsfreund gedacht, daß er — zu grob übervorteilt — nicht etwa abspringe. Der Händler hat von seiner Arbeit sonst eben nichts als den Gewinn, während der Produzent an seinem Werke an sich eine Freude haben kann, auch wenn es nicht mehr ihm gehört.

Ich will den Kaufmannsstand nicht verunglimpfen, derselbe genoß einst hohe Ehren; gerade beim Kaufmannsstand suchte man das Recht, weil er die Wage in der Hand hielt und nicht einmal die Augen verbunden hat. Und einst in der Handelsakademie habe ich vom Kaufmann einen schönen, großen Begriff erhalten, der aber unter dem modernen Handel langsam erblaßt. Dieser Handel ist weniger Arbeit im sozialen Geschäftsleben, als vielmehr Spiel um Verlust und Gewinn.

Erlauschtes Zweigespräch.

„Was war denn das für ein Lärm, jetzt?"

„Ah, nix weiter. Die großen Völker der Erde sind über das Deutsche Reich hergefallen."

„Ja, warum denn?"

Geworden ist es kein solches, aber nachdenken habe ich nun doch einmal müssen, ob nicht etwa ein fruchtbares Korn darin enthalten sei.

Denn das habe ich mir schon oft gedacht: Um die Klöster des Mittelalters ist es schade. Durch unsere Pensionen, Sanatorien, Erholungsanstalten und Versorgungshäuser werden sie nicht ersetzt. Es fehlt uns das Symbolische, das Mystische, die Seele, möchte ich sagen, die der weltmüde Mensch in seiner Verlassenheit oder in seinem Alter anfängt zu suchen. Ich ginge aus meinem Familienhause wohl kaum ins Kloster; weiß aber manchen, der's täte. Sogar einen Atheisten kenne ich, der sich nach Klosterfrieden sehnt. So einer wäre auch keine schlechte Figur für den Roman, falls ihn einer meiner Berufsgenossen schreiben wollte.

Da liest man, daß das Wirtshaus an der Mahr bei Brixen versteigert werden soll. Daß der jetzige Eigentümer, Domenico Rigo, keine rechte Freude an dem dereinstigen Besitz des Tiroler Helden findet, ist verständlich; weniger verständlich wäre es, wenn die treuen Tiroler ihren Peter Mayr so weit hintansetzen könnten, daß bei dieser Gelegenheit versäumt würde, ein humanitäres Werk zu schaffen. Wäre das Mahrwirtshaus bei Brixen nicht wunderschön für eine Kriegerheimstätte zu eignen?

Der Signore Domenico Rigo scheint auf so was sogar zu rechnen, weshalb er die Versteigerungsform der gewöhnlichen Verkaufsform vorzieht. Nun, an geschäftlicher Schlauheit ist ja auch der Tiroler kein heuriger Haas.

Der Papst hat einen Dankgottesdienst angeordnet für die Eroberung Jerusalems von einem christlichen Staat. Das dürfte wohl eine Firmaschild-Verwechslung sein. Darüber scheint doch kein Streit möglich zu sein, wer im Leben und Wirken der christlichen Gesinnung näher steht, der Türke oder der Engländer.

Das ist die Gefahr, wenn man seinen Glauben an den Buchstaben bindet. Kommt ein Forscher, stößt den Buchstaben um, purzelt der Glaube mit. — Der Glaube muß in der Seele sein, bei dem Leid und bei der Sehnsucht. Dort bleibt er lebendig stehen, auch wenn der Buchstabe umfällt.

Der alte Pfeifenschneider Anselmus hatte noch in der Silvesternacht einen Kontrollgang durch seine Wohnung zu machen. Da schlug es zwölf Uhr. Mitternacht! Neujahr! Während dem Alten die Weihestunde durch alle Glieder zuckte, bemerkte er noch den Schatten des

lebendiges Deutsch zu übersetzen, damit sie gerade für jene Volksschichten verständlich würden, an die sie sich wenden. Doch siehe, als ich mich an die Arbeit machte, blieb ich gewöhnlich drin stecken. Was ich da übersetzen wollte, ich verstand es selbst nicht. Die würdigen Schriftstücke sind oft Rattenkönige von Sätzen, die man nicht auseinanderzulösen vermag, um jeden Gedanken und Satz für sich einfach aufzunehmen und zu verstehen. Und im Volke mißverstanden, richten solche Verordnungen allerlei Verwirrung an. Warum gibt es bei uns so wenig Ordnung? Weil es zu viele Verordnung gibt. Diesen Kalauer müssen wir uns gefallen lassen. Die Verordnung an sich schon ist ein Unterbrechen des Gewöhnlichen; wenn sie sich nun auch noch fremdartig, stilistisch schwer verständlich gibt?

Etliche Männer, teilweise üppig reich, teilweise hochgelehrt, teilweise sogar von fürstlichem Rang, stehen zusammen, um ein Kloster zu gründen. Von der Welt sind sie enttäuscht. So ein Kloster soll es sein, wie die freiesten im Mittelalter waren, vielleicht noch um ein paar Spannweiten freier, damit jegliche der unterschiedlichen Neigungen und Ideale der Gründer darin Platz hätte. Als das in eine schöne Landschaft hineingestellte Kloster fertig ist, ziehen sie ein in die feierlichen Räume, um im großen Kreise einer gemeinsamen Brüderlichkeit, oder jeder nach Neigung abgeschlossen und einsam für sich, leben zu können. Und nun pflegen sie ihre Lebensrichtungen, mit denen sie draußen in der Welt überall angestoßen waren, nirgends Verständnis gefunden hatten. Auch Absonderliches treiben sie. Der Reiche versucht es mit der Armut, der Gelehrte mit der einfältigen Phantasie, der Fürst mit der Untertänigkeit. Aber es wird nichts Rechtes. Sie bleiben unstet und unbefriedigt. Da erheben sie sich in die Bereiche der Wissenschaften, der Kunst, träumen sich in geschichtliche Größen hinein und lassen ihren Naturen freien Lauf bis in die seltsamsten Seelen- und Geisteswelten. Jahrelang versuchen sie unangefochten, weil abgeschlossen von den Gewohnheiten der menschlichen Gesellschaft, die unerhörtesten Dinge. Aber es kommt nichts Rechtes dabei heraus, sie kommen zu keiner Zufriedenheit, es wird höchst langweilig. Da ist des Klosters Gärtnerbursche, ein gesunder, einfältiger, unschuldiger Junge, der bei der ländlichen Arbeit seiner Freudigkeit kein Ende weiß. So daß die weisen, überreifen Herren sich halb zu Tode ärgern über den lustigen Gärtner — der das von Natur aus ist und hat, was sie mit allen außerordentlichen Mitteln erzwingen wollen und nicht erreichen können.

Das, was hier dargelegt ist, steht mit Bleistift geschrieben auf einem rauhen Blatt Papier aus meinem zweiten Jahrzehnt. Und darunter steht: „Das soll ein Romanbuch werden."

Kleine Laube

Vorbei.

Manchmal kommt es hauchzart, bang
Durch der Dämmerung Weben,
Eine kleine Geige sang
Einst in meinem Leben.

War ein seltsam wehes Lied,
Kam aus fremden Landen,
Wie ein Wunder, und es schied,
Eh ich es verstanden.

Erst als Sait' um Saite sprang,
Fühlt' ich's: diese Lieder,
Dieser Geige Wundersang
Hör' ich niemals wieder.

Ella Triebnigg.

Aus unserer Zeit.

Die Börse.

Die Börse, in ihrer gegenwärtigen Ausgestaltung, hat ihre heißen Verteidiger und ihre bittersten Bekämpfer; jedenfalls aber war es notwendig, sie zu Kriegsbeginn zu sperren und auch später nur unter Beschränkungen wirken zu lassen. Das stellt ihrer Wesenheit kein hervorragend gutes Zeugnis aus! Die Freunde der Börse führten u. a. zu ihrem Lobe auch an, sie sei ein empfindliches, geradezu untrügliches Barometer für die Weltlage — schon das bescheidenste Wölkchen am internationalen Horizont mache sich durch einen Druck auf die Kurse bemerkbar. Mag sein, daß dies einmal so war, heute ist es gewiß nicht der Fall. Als der deutsch-österreichisch-ungarische Durchbruch am Isonzo unsere Hafenstadt Triest, diesen gewaltigen Wert für die Monarchie, ein für allemal sicherte und Italien aus der Reihe der uns gefährlichsten Feinde getrieben wurde, da blieben die Börsen Mitteleuropas „matt". Als der Waffenstillstand mit Rußland, ein Vorzeichen künftigen Friedens, abgeschlossen wurde, blieben dieselben Börsen „unlustig", und als sogar an der Ostfront Friedensverhandlungen eingeleitet wurden, waren unsere Börsen „flau" . Wieso das? Weil die Börsen der ganzen Welt nur dann betriebsam sind, wenn die internationale Lage ihnen Vorteile verspricht! Und wann können Skrupellose und „Eingeweihte" mit Aussicht auf größere Erfolge spekulieren als in Kriegszeiten? Die Börseaner fischen im Trüben und der Krieg trübt alles. Nach dem ersten Friedensangebot der Mittelmächte stürzten die Kurse an der Neuyorker Börse! Das läßt tief blicken. Und ein schlimmer Tag für die Wiener Börse war es, als man sich zuraunte, die Regierung plane eine ausgiebige Besteuerung der Kriegsgewinne! Hei, wie da die Kurse purzelten und sich erst wieder erholten, als man aus guten Gründen zu glauben anfing, es werde aus der „ausgiebigen Besteuerung" tatsächlich nicht allzu viel herausschauen... Die Börse ist heute nur ein Barometer für die Aussichten ihrer Spekulanten! Wäre es nicht besser gewesen, sie während des ganzen Krieges gesperrt zu lassen? Gerade während der Friedensverhandlungen wird sie Gelegenheit haben, durch falsche Gerüchte unnennbaren Schaden zu stiften.

K. L.

Hausknechts, der erst vor kurzem zum Krüppel geschossen aus dem Felde heimgekehrt war. Er war nun, schien es, just dran, das Haustor zu schließen. Den guten Anselm ergriff in diesem Augenblick der ganze Begriff Menschentum. Er eilte zum Hausknecht und rief: „Also wir zwei beide, wir, die letzten und die ersten! Glückseliges neues Jahr!" — Dann wohl jeder in sein Bett.

Am nächsten Morgen fehlten im Vorhause des Herrn Anselmus die neuen Juchtenstiefel, das Paar zu 120 Kronen. — Der Hausknecht wußte nichts davon, er war die Nacht nicht aus seinem Neste gekommen. Und war es also geschehen, daß der überhöfliche Herr Anselmus in aller Stimmungsglückseligkeit einem fremden Diebe den Neujahrswunsch zurief, während dieser ihm die Stiefel stahl.

Das Kind in seiner jungen Zeit.

Von Peter Rosegger.

Das Grünen ist ein Aufersteh'n,
Das Reifen schon ein Sinken,
So laß das Kind zu seiner Zeit
Die reinen Freuden trinken.

Das Kind in seiner jungen Zeit
Ist Brennpunkt aller Sonnen,
Des Daseins holdbegrenztes Ziel,
Des heiligen Glückes Bronnen.

Wächst es heran, ist nichts mehr sein,
Muß um die Wette laufen,
Mit jedem Tag mit jeder Plag
Sein Leben neu erkaufen.

Der erste Drang der Lieb' ist schon
Des Todes erstes Fodern,
Ein Korn, das junge Keime treibt,
Fängt selbst schon an zu modern.

Das Grünen ist ein Aufersteh'n,
Das Reifen schon ein Sinken,
Drum laß das Kind zu seiner Zeit
Die reinen Freuden trinken.

darauf angewiesen bleiben sollten, sich gegen die Übermacht dreier und mehr feindlicher Großmächte zu verteidigen. Den drei „A“ könnte wohl kein größeres Unglück widerfahren, als ein entschiedener Sieg über England und Frankreich. An dem Tage, wo etwa Paris fiele, würden sie schwarz beflaggen ... Denn die drei „A“ lieben alle feindlichen „Demokratien“, doch noch viel tiefer hassen sie, was deutsch ist. Wenn sie von „Menschlichkeit“ schwärmen, meinen sie ihr enges Parteiinteresse.

Dies mögen sich die Arbeiter Deutschlands und Österreichs merken, wenn die drei „A“ um ihre Stimmen buhlen! P. L. M.

*

„Prosim pane ...“

Abgeordneter Wolf berichtete in einer Reichsratsrede: Auch im Hinterland haben die Deutschen unzählige Opfer bringen müssen. Einige Dörfer in Deutschböhmen sind ausgestorben an Männern zwischen 20 und 30 Jahren, auf denen ihre wirtschaftliche Zukunft beruht. Die Tschechen saßen im Hinterland. Auf die Frage, warum sie zu Hause sind, antworteten sie: „Prosim pane, mi sind unverläßlich ...“

Nimmt man auch an, daß es sich hier um eine Anekdote handelt, so trifft sie tatsächlich an der Wahrheit nicht weit vorbei. Wir wissen ja bestimmt, daß man unverläßliche Truppenkörper nicht an der Front verwendet, sie dort nicht verwenden **kann**! Und so wächst die tschechische Wählerzahl in Böhmen immerfort zu Ungunsten der Deutschen, die sich für das Reich verbluten. Und wir merken ja schon die praktischen Folgen dieser Tatsache: Die Tschechen wollen in ihrem erträumten Zukunftsreich, gestützt auf die Formel: „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ und sie mißbrauchend, die Deutschen der Sudetenländer vergewaltigen. Wann endlich wird man an einflußreicher Stelle die Entschlußkraft aufbringen, um da gründlich Ordnung zu machen? Wann?? Wenn die Deutschen im Parlament deutsch reden und handeln!

*

Wahres Geschichtchen.

Ein Schneidermeister in C. beschäftigt zwei kriegsgefangene Russen. Am Vorabend zu Hindenburgs Geburtstag nach Beendigung der Arbeit frug der eine den Meister, ob morgen gearbeitet werde?

„Selbstverständlich,“ erklärte der Meister, „ich sehe keinen Grund zum Feiern.“

„Ja,“ erwidert der Russe, „Hindenburg hat doch Geburtstag!“

„Jugend“.

*

Die Deutschen in der Dobrudscha.

Es gibt nicht viele Länder der Erde, wo nicht deutsche Kolonisten wohnen — und wir sind seltsamerweise noch stolz auf diese Tatsache! Wie viel starke Volkskräfte gehen uns dadurch verloren, wie nützt unser Blut anderen Rassen! Vielleicht hilft dieser Krieg mit, manche deutsche Familie aus dem Süden Rußlands, aus dem Norden Italiens, aus Süd- und Nordamerika wieder der — hoffentlich erweiterten, landreicheren — Heimat zuzuführen.

Über die verwaisten Deutschen in der rumänischen Dobrudscha berichten die „Belgrader Nachrichten“:

Bei ihrem Vormarsche in der Dobrudscha stießen die deutschen Truppen auf Ortschaften, in denen sie mit deutschen Lauten begrüßt wurden; hier herrschte deutsche Ordnung und Sauberkeit, deutsche Gesinnung und Gesittung. Vor dem Kriege wußten nur wenige, daß es in der Dobrudscha eine große Anzahl deutscher Kolonien gibt;

Die drei „A“.

Es sind drei „A“ oder zwei, je nachdem man es auffaßt, denn die zwei ersten bedingen das dritte. Adler—Austerlitz—„Arbeiterzeitung“. Der Reichsratsabgeordnete Adler und der Redaktör Austerlitz füllen nämlich ihren Geist in die „Arbeiterzeitung“. Da sind nun einige Ein- und Rückblicke beinahe pikant. Wenige Wochen, nachdem Wilson uns mit seiner falschen Friedensbotschaft irreleiten wollte — damals, als die roten Wiener Häuptlinge ihn den „einzigen Europäer“ nannten! — brach in Rußland die Revolution aus und unter den Mittelmächten wurde die Möglichkeit eines Sonderfriedens mit dem russischen Reich erwogen. Und was tat da die „Arbeiterzeitung“? Sie erklärte steif und fest, ein solcher Sonderfriede sei durchaus ausgeschlossen. Miljukow wirtschaftet in Petersburg ab, Kerenski kam und das „A“ schien recht zu behalten — es kam keinerlei Frieden zustande, im Gegenteil, es erfolgte im Osten eine Offensive, die aber für den Angreifer übel genug endete. Da las man plötzlich in der roten Presse eine seltsame Darstellung: Im Frühling, erklärte sie, wäre ein Sonderfriede mit Rußland möglich gewesen, er sei jedoch an den Ansprüchen der „unersättlichen Alldeutschen“ gescheitert ... „Vor Tische las man's anders“, heißt es bei Schiller! Kerenski verschwand in der Versenkung und Trotzki tauchte neben Lenin auf. Und siehe da, es stellte sich heraus, daß Millionen und Millionen Russen nichts mehr davon wissen wollten, ihre Haut für die raublustigen Bundesgenossen, zu denen sich inzwischen noch Wilson gesellt hatte, zu Markte zu tragen. Da posaunte die „Arbeiterzeitung“, die Mittelmächte sollten doch möglichst rasch Frieden machen, um — die russische Demokratie zu retten, die sonst Gefahr laufe, überwunden zu werden! Das war schon ein mehr als sonderbares Verhalten, dem die Demokratie eines uns noch immer feindlichen Staates mehr galt als unser eigenes Wohl und Wehe. Aber es kam noch besser. Die Russen erklärten, sie wollten jetzt endlich und ernstlich den Krieg beenden. Was schrieb da die „Arbeiterzeitung“? Rußland sei nicht militärisch niedergezwungen worden, sondern habe sich aus eigenem dazu entschlossen, das Blutvergießen zu beenden. Da schwatzte denn doch der Berliner „Vorwärts“ aus der Schule und warnte die deutsche Regierung, die Notlage Rußlands bei den Friedensverhandlungen auszunützen, denn Rußland könne einfach nicht mehr ... Das alles hinderte die „Arbeiterzeitung“ nicht, gegen einen einseitigen Frieden im Osten zu agitieren, und sie beschwor nach allen Himmelsrichtungen, man möge um Gotteswillen doch nur einen allgemeinen Frieden schließen! Warum das? Wir einfachen Menschen meinten, es sei für den Anfang ganz gut, wenigstens einen unser zahlenmäßig stärksten Gegner auszuschalten; anders die „A“ — ihr wäre scheinbar eine Fortdauer des furchtbaren Krieges lieber gewesen als eine vorläufige Verständigung ausschließlich mit Rußland. Unsere Soldaten an den Fronten dachten freilich nicht so. Doch die „Arbeiterzeitung“ fürchtete, unsere im Osten freiwerdenden Truppen würden an den Westfronten erscheinen und dort reinen Tisch machen. Das widersprach ihrer Herzensneigung für die „Demokratien“ in Frankreich und England. Um dieser Herzensneigung willen hätte sie kaltblütig Deutsche und Österreicher-Ungarn im Osten weiterbluten lassen. Das mögen sich alle Leute merken, die da glauben, die „A“ vertrete wirklich die Belange *unserer* Arbeiter. Sie arbeitet doch für fremde Interessen. Am deutlichsten zeigte dies das Verhalten Dr. Viktor Adlers im Reichsrat: Dort forderte er Garantien dafür, daß die in Rußland allenfalls frei werdenden Truppen nicht gegen Frankreich und England verwendet würden! Das bedeutete nichts anderes, als ein Imstichlassen des treuesten unserer Verbündeten, der uns nie und nirgend im Stiche ließ! Und bedeutete zugleich ein Imstichlassen auch der deutschen Arbeiter, der sozialdemokratischen Arbeiter Deutschlands, die nach wie vor

Friedliche Reise.

Zwei Idyllen von A. Ceconi.

(Herrn und Frau Dr. Karl Povinelli zugeeignet.)

Triest.

Gern, wenn gegen Ende November garstige Nebel
Unsere Täler durchziehen und alle Elfen verscheuchen,
Fliege ich auf und davon, — selbstredend nur im Gedanken, —
Über die Hügel der Wenden hinweg, die weinlaubumrankten,
Bis zur heißumstrittenen Stadt am Fuße des Karstes,
Dort, wo die blauende Flut lächelnd den Felsen umschlingt.
Blick' nur hinab von felsiger Höh' auf die Stadt und auf das
Ewige Meer: du kannst des Bildes nimmer vergessen!
Trunken schweifet das Auge dahin auf dem blauenden Spiegel
Bis zu dem dämmernden Kreis, wo Erde und Himmel sich einen.
Schiffe ziehen einher mit rötlich leuchtendem Segel,
Vornhin das hölzerne Aug',* das jegliches Unheil behütet:
Weithin spannt sich das Netz, die wimmelnden Fische bedrohend
Und wie ein silberner Streif erscheint der befahrene Kurs.

Hochaufgebaut sind die Häuser, umtost von friedlichem Lärmen,
Singen, Schelten und Schreien, Leben bis spät in die Nacht. —
Schlankgewachsene Frauen erregen bald dein Gefallen;
Vornehm und schön ist ihr Schritt, mögen sie ärmlich auch sein.
Hör' nur, wie munter sie plaudern, wie schnell die Worte sich folgen,
Wenn du nicht alles erfaßt — ihr Lächeln verstehst du gewiß! —

Horch! nun hebt sich vom Ufer ein Dröhnen wie hundert Posaunen:
Der Dampfer rüstet zur Fahrt, ruft seine Gäste an Bord.
Langsam beginnt dann die Schraube Kreis' um Kreise zu schlagen,
Wehende Tücher grüßen und winken eifrig vom Ufer,
Bis das Stadtbild versinkt wie ein entschwindender Traum. —

Grado.

Nun gewahrst du die niedrige Insel, nahe dem Ufer,
Enge zusammengedrängt bietet dem Städtchen sie Raum.
Wohlig zu ruhen ist dort am reinlichen Sande des Strandes,
Wo sich in vielfacher Reih' die bunten Gezelte erheben.
So wie die griechischen Götter sind hier die Leute gekleidet,
Niemand geniert sich deshalb oder nimmt Anstoß daran.

Freundlich ruhet der Blick auf der blauenden Weite des Meeres
Und der kosende Wind umfächelt dir leise die Wange,
Kühlend die heftige Glut der hellerstrahlenden Sonne.
Ruhig atmet das Meer im rhythmischen Rauschen der Wogen,
Langsam mit schäumenden Kämmen rollen die Wellen ans Ufer
Und der melodische Klang wieget dich fein in den Schlaf.

Leichtlich vergissest du dorten jeglicher Sorge und Trübsal,
Denn das lachende Blau umschmeichelt den düsteren Sinn.
Hast du ein frostiges Herz, so lege dich dort in die Sonne:
Wär' es zu Eis auch erstarrt, müßt' es in Bälde zergeh'n.

---

* Ein Talisman der Adriafischer.

ja die Verbreitung des Deutschtums in jenem Lande ist, wie sich jetzt herausgestellt hat, noch weit größer, als selbst die Fachleute bislang annahmen.

Das neue Museum und Institut zur Kunde des Auslandsdeutschtums in Stuttgart hat nun jüngst eine Forschungsreise in die Dobrudscha ausgesandt, deren Leiter Dr. Paul Traeger den unter deutscher Verwaltung stehenden Teil der Dobrudscha wie auch das Operationsgebiet der dritten bulgarischen Armee nach allen Richtungen durchstreift hat, wobei er Geschichte, Zahl und kulturelle, wie auch wirtschaftliche Lage der deutschen Bevölkerung feststellte. Die „Deutsche Balkanzeitung" bringt nun folgenden Bericht darüber: Die Zahl der Ortschaften in der Dobrudscha mit deutscher Bevölkerung ist wesentlich größer, als bisher angenommen wurde; 22 Dörfer haben entweder ausschließlich deutsche Bewohner oder doch überwiegend deutschen Charakter; die meisten darunter besitzen eigene, zum Teil sehr stattliche deutsche Kirchen; in sechs Dörfern lebt eine kleine Anzahl deutscher Familien zerstreut zwischen der fremden Bevölkerung; in mehr als 20 gibt es nur eine oder zwei deutsche Familien, und dazu kommen noch größere Bestandteile mehr städtischen Charakters in Konstanza, Cernavoda, Mangalia und Tulcea und etwa 12 Ortschaften im südlichsten Teile der Dobrudscha. Alles in allem handelt es sich um etwa 1650 Familien mit rund 8300 Köpfen; die meisten dieser Deutschen, über 7800, gehören der ländlichen, ackerbautreibenden Bevölkerung an.

Die Dobrudschadeutschen wissen eigentümlicherweise nicht sicher, wo in Deutschland ihre Heimat ist; sie nennen sich selbst Schwaben, was jedoch der bekannte Sammelname für die Deutschen und keine Herkunftsbezeichnung ist; außerdem unterscheiden sie unter sich „Kaschuben" und „Platte", das heißt Plattdeutschsprechende. Die schriftlichen Zeugnisse sind größtenteils verloren gegangen, besonders im gegenwärtigen Kriege, doch ist es Dr. Traeger gelungen, einige ältere Urkunden aufzufinden, die über die Stammheimat einer größeren Anzahl von Familien Aufschluß geben. Danach stammt die Mehrzahl der alten Auswanderer aus Württemberg und Ost- und Westpreußen, ein weiterer beträchtlicher Teil aus Elsaß-Lothringen. In größerer Anzahl waren bei der Bildung des Dobrudschadeutschtums noch Hessen, Badner, Mecklenburger, Pommern und Rheinländer beteiligt, und ganz fehlt wohl keiner der deutschen Stämme. Die meisten Dobrudschadeutschen sind aus Rußland eingewandert; viele davon verließen ihre Heimat zur Zeit Katharinas II., die Mehrzahl jedoch zur Zeit der Napoleonschen Kriege. Rußland verließen sie in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts: 1843 erfolgten die ersten Niederlassungen in der Dobrudscha, doch wurden die damals gegründeten Siedlungen bald darauf wieder verlassen. Eine zweite größere Abwanderung aus Rußland nach der Dobrudscha fällt in das achte und neunte Jahrzehnt; damals entstanden die meisten Dörfer im Süden des Landes. Viele der deutschen Einwanderer haben jedoch in der Dobrudscha keine feste Scholle gefunden; in den letzten Jahrzehnten sind viele in die Neue Welt ausgewandert, andere sind in die alte deutsche Heimat zurückgekehrt, und wieder andere haben in der Dobrudscha selbst Wanderungen angetreten. So hat Dr. Traeger eine deutsche Siedlung in der Dobrudscha gefunden, die erst im Frühjahr 1917 entstanden ist.

kaum in 30.000 oder Archenholtz' „Geschichte des siebenjährigen Krieges" in knapp 90.000 Exemplaren abgesetzt, während zum Beispiel Demosthenes' Philippische Reden in 120.000 und Sallusts Jurguthinischer Krieg in 109.000 Exemplaren gelesen wurden. Bei Betrachtung dieser Zahlen wird man sich der Einsicht nicht verschließen können, daß die Forderung einsichtiger Männer, die Deutschen durch die Kenntnis der Geschichte des eigenen Volkes stärker zu politischem Denken zu erziehen, nur zu berechtigt ist, und man kann überzeugt sein, daß im Volke mehr Verständnis für die großen Aufgaben, die der deutschen Nation in der Weltgeschichte zufallen, vorhanden sein würde, wenn von Jugend auf die Beschäftigung mit der deutschen Geschichte in den Vordergrund gerückt würde.

Daß durch die Pflege der bewußt deutschen Eigenart bei uns die Anerkennung für das Edle und Schöne, das uns andere Völker zu bieten haben, je verloren gehen würde, ist nie zu befürchten. Das zeigen die Absatzzahlen der Werke ausländischer Klassiker: allein Shakespeares Dramen sind durch die Ausgaben der Universal-Bibliothek in fast 4 Millionen Bänden im deutschen Volke verbreitet worden und Byron mit fast 300.000, Dickens mit fast 1½ Million oder die französischen Klassiker Corneile mit 200.000, Molière mit über 750.000, Racine mit 260.000 und Italiens großer Dante mit über 150.000 Bänden haben bei uns wohl ebenso warme Aufnahme gefunden wie in ihren Heimatländern. Auch die Russen können sich nicht über Zurücksetzung beklagen, denn Dostojewskis drei in der Universal-Bibliothek erschienene Werke sind in 259.000, die sechs von Gorjkij aufgenommenen Nummern in 420.000, Tschechow in 333.000 und Turgenjew sowie Tolstoi gar in je über 1 Million Exemplaren in Deutschland verbreitet. Die höchsten Absatzziffern von allen Ausländern hat aber wohl Ibsen erreicht, der seinerzeit in einem begeisterten Brief an den Verlag schrieb, daß er seine Volkstümlichkeit vor allem der Universal-Bibliothek verdanke, und dessen Werke bis heute in über $4^1/_2$ Millionen Nummern verbreitet sind. Zwar haben seine Landsleute Björnson „nur" die Auflagen 1,200.000, Kielland 199.000 und Jonas Lie 239.000, die Schweden Geijerstam, Lagerlöf und Strindberg zusammen 611.000 und die Dänen Andersen und Jens Peter Jacobsen 889.000 erreicht, aber auch diese Zahlen zeigen so recht die Begeisterung, mit der Deutschland den Nordländern entgegengekommen ist, während ihre Ententefreunde ihrem dichterischen Schaffen wohl auch heute noch ziemlich kühl gegenüberstehen. Daß auch die Polen schon vor dem Kriege bei uns eine gute Aufnahme gefunden haben, beweist die eine Zahl 540.000, die den Absatz für die in der Universal-Bibliothek aufgenommenen Werke von Henryk Sienkiewicz angibt. Daß wir unseren treuen Bundesbrüdern, den Ungarn, noch freundlicher gegenüberstehen, ist selbstverständlich. Die verhältnismäßig junge ungarische Literatur ist durch 45 Werke mit einem Gesamtabsatz von 3,700.000 Nummern in der Universal-Bibliothek vertreten.

Der uns Deutschen leider eigenen Bescheidenheit entsprechend will ich schließlich von unseren deutschen zeitgenössischen Erzählern nur ein paar besonders bezeichnende Zahlen nennen: Die fünf Jubiläumsnummern 1000, 2000, 3000, 4000 und 5000 von Heyse, Raabe, Jensen, Rosegger und Otto Ernst sind zusammen in 1,250.000 Exemplaren verbreitet, am meisten von ihnen Rosegger mit über 300.000. Daß die deutschen Erzähler von den Freunden der Universal-Bibliothek besonders gern gelesen werden, ist selbstverständlich, aber daß selbst solche stille und beschauliche Bücher, wie sie uns Enking, Holzamer, Saar, Timm, Kröger, Schlaf, Salus, Geiger, Schönaich-Carolath u. a. geschenkt haben, in wenigen Jahren Auflagen von 30.000 bis

Wertvolle Zahlen.

Philipp Reclams jun. Universal-Bibliothek in Leipzig feierte jüngst ihr fünfzigjähriges Bestehen (15. November 1867 bis 15. November 1917) und ein schmales Festheftchen des Verlages gibt ungefähr einen Begriff von seiner hohen Bedeutung für das deutsche Geistesleben. Wir entnehmen daraus eine knappe Zusammenstellung, die Beachtung verdient:

„Die deutschen Klassiker, die den Grundstein der stolzen Pyramide der Universal-Bibliothek bilden, haben natürlich die größten Absatzzahlen — vor allem die Goethe- und Schiller-Literatur, die durch die Universal-Bibliothek in mehr als 15 Millionen Bänden über die Erde verbreitet ist, und zwar Schillers Tell mit der Höchstzahl von 2,300.000 Exemplaren. Das sind selbst in unserer an Riesenziffern gewöhnten Zeit Zahlen, denen sich zumindest im stillen Bereich des Buches kaum etwas zur Seite stellen lassen wird. Auch daß die älteren Klassiker Herder, Lessing, Wieland in mehr als 3 Millionen Bänden und selbst Mörike und Eichendorff, die früher nur eine kleine Gemeinde hatten, in fast 700.000, Friedrich Hebbel aber, der keinen höheren Wunsch kannte, als daß seine Werke in billigen Ausgaben ins Volk getragen würden, seit der Aufnahme in die Universal-Bibliothek in fast 5/4 Millionen Bänden allein durch Reclam verbreitet sind, das sind stolze Beweise für das deutsche Geistesleben. Daß weiter die Neudrucke der urdeutschen altgermanischen und mittelalterlichen Heldengedichte, der Edda, des Nibelungenliedes und der Gudrun, mit 124.000, 313.000 und 183.000 und der Werke aus der altnordischen und älteren deutschen Literatur überhaupt mit weit über 3 Millionen Gesamtabsatz in immer steigenden Auflagen gedruckt werden müssen, mag als Zeugnis dafür gelten, daß das deutsche Volk endlich lernt, mehr deutsch zu fühlen, als es noch im vorigen Jahrhundert der Fall war. Auch das mag an dieser Stelle erwähnt werden, daß von Luthers Schriften bis zum 400jährigen Reformationstag fast 400.000 Bände in der Universal-Bibliothek erschienen sind, und daß unter ihnen die Schriften „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ und „An den christlichen Adel deutscher Nation“ die höchsten Auflagen erreicht haben.

Daß wir darum doch nicht das Verständnis für die altgriechischen und römischen Klassiker verloren haben und wohl auch nie verlieren werden, beweist die ungeheure Absatzziffer von fast 8 1/2 Millionen Bänden dieser Verlagsgruppe. Es wäre höchst interessant, festzustellen, ob in einem der romanischen Länder, die sich jetzt in Haß gegen uns verschworen haben, die alten Klassiker je solche Volkstümlichkeit erreicht haben, wie im Lande der „Barbaren“.

Die philosophische Literatur, die mit über hundert ihrer bedeutendsten Werke von Platon bis Wundt in der Universal-Bibliothek vertreten ist, hat einen Gesamtabsatz von weit über 5 Millionen Bänden erreicht, wobei Kant mit 790.000, Schopenhauer mit 630.000 und Platon mit 50.000 Bänden die höchsten Absatzziffern erstiegen haben, — wohl ein Zeichen dafür, daß das Wort vom „Volk der Denker“ noch nicht seine Gültigkeit verloren hat. Auch daß die geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Werke in der Universal-Bibliothek in über 6 Millionen Bänden verbreitet sind, legt Zeugnis dafür ab, wieviel ernster Bildungstrieb doch in der breiten Masse des deutschen Volkes steckt. Freilich stimmt die Durchsicht der Absatzziffern aus dieser Literaturgruppe auch zur Nachdenklichkeit. Um nur einige besonders bezeichnende Beispiele herauszugreifen: Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ wurden in über 40 Jahren kaum in 100.000 und die vorzügliche Ausgabe von Bismarcks Reden in 20 Jahren

noch Minister geworden. Nun, Minister ist er noch nicht, aber was nicht ist, kann vielleicht noch werden. Die Engländer richteten Casement, der der britischen Regierung gegenüber niemals Loyalität geheuchelt hatte, kaltblütig hin, der heuchlerische Landesverräter Kramarsch genoß unsägliche Gnade. Und sein Geist wirkt unverändert in den tschechischen Abgeordneten und im tschechischen Volk nach. Aber schließlich ist es Sache der Regierung, wenn sie ein Individuum, das seit Jahren auf den Zerfall des Staates hinarbeitete, freiläßt, um dadurch gewissermaßen alle zersetzenden Elemente zu ermutigen! Wie sollen wir österreichischer sein, als die leitenden österreichischen Staatsmänner? Wir sind nicht einmal rachedurstig, rein menschlich wäre es uns mindestens gleichgültig, ob Karl Kramarsch und Genossen gehängt würden oder nicht, aber wir fühlen mit den Tausenden von Hinterbliebenen jener gefallenen deutschen, madjarischen und kroatischen Soldaten, welche den Verrat der Tschechen — eine erwünschte und angestrebte Folge der Kramarsch-Politik! — mit ihrem Leben bezahlten, weil sie die durch tschechischen Überlauf zerstörte österreichisch-ungarische Front mit ihrem Herzblut wieder zusammenkitten mußten . . .

Kramarsch muß froh sein, daß er einem so eingehend arbeitenden Gerichtshof in die Hände fiel und nicht einem Feldgericht, das ihn binnen vierundzwanzig Stunden an die Wand gestellt hätte. Und wären gar erst unsere tapferen Frontsoldaten über ihn zu Gericht gesessen — im Handumdrehen hätte sich ein fester Leibriemen und ein starker Ast gefunden. Wie gesagt: Kramarsch soll seinem Gott und einer gütigen Majestät täglich auf den Knien danken! Ob er es tut . . . .

Dr. Wichtl sieht in Karl Kramarsch den wahren Anstifter des Weltkrieges; ohne die „Verdienste“, die sich der tschechische Parteimann darum erwarb, irgendwie schmälern zu wollen, hieße es ihn meiner Meinung nach doch etwas überschätzen, wollte man ihm die ganz große Rolle dabei zuteilen. Er tat sein Möglichstes und brachte ungeheures Unheil über uns, aber darüber wollen wir doch auch der kriegshetzerischen Politiker und Militärs im Osten und Westen nicht vergessen, und vor allem wollen wir jener kapitalistischen und demagogischen Kreise gedenken, die — der Rasse und Gesinnung nach uns allen fremd — den Weltkrieg herbeiwünschten und mitherbeiführten, um am Riesenbrand ihr Süpplein zu kochen. Jetzt, da es gar gekocht, möchten sie den „Frieden um jeden Preis“, haben sie doch ihr Schäflein im Trocknen. Die Abrechnung mit diesem Gesindel steht gleichfalls noch aus, aber sie muß kommen, wollen wir uns aus den Polypenarmen befreien, die im Krieg und Frieden unser geistiges und wirtschaftliches Leben umkrampfen. Bis dahin aber mögen sich unsere Staatsmänner, Parlamentarier und wer sonst noch klar sehen will, Wichtls grundlegendes Buch ernstlich und gewissenhaft zu Gemüte führen. Es ist oft sehr spät, aber nie zu spät, die Wahrheit zu erfahren!

H. L. R.

Duell-Ersatz.

Unser Kaiser hat in der österreichisch-ungarischen Armee das Duell abgeschafft. Das heißt, er verbot seinen Offizieren den Zweikampf. Das ist vielleicht etwas anderes. Und es war wirklich hoch an der Zeit, daß man den Unfug abstellte, daß man die barbarische Unsitte beseitigte, daß man eine abgelebte Überkommenheit ausrottete. Wie viele junge und unbedachte Menschen ließen im Lauf der Zeit für ein Vorurteil ihr Leben! Wie viele Zweikämpfe endeten so unglücklich, daß derjenige, der Grund hatte, Sühne zu fordern, von seinem nicht gleicherweise gerechten Gegner über den Haufen geschossen wurde! Wie gesagt, es war angebracht, hierin Wandel zu schaffen, darf man doch nicht zweifeln, daß die Neuerung in der Armee auch für die Bürgerlichkeit weittragende Folgen haben muß oder kann.

weit über 100.000 erreichen, ist ein Zeichen dafür, daß die Universal-Bibliothek selbst solchen Dichtern, deren künstlerische Besonderheit sonst nur in einer kleinen Gemeinde Verständnis findet, zu großer Volkstümlichkeit verhilft

Man muß sich bei dem hier mitgeteilten Zahlenmaterial, bei dem ich mir begreiflicherweise die größte Beschränkung auferlegt habe, klarmachen, daß alle solche Zahlen, Tausende zu Tausenden und Millionen zu Millionen, bedeuten: millionenmal das edelste Geistesgut ins Volk getragen, und jedes dieser Millionen Bücher findet nicht nur einen, sondern oft Dutzende von Lesern. Und wenn freilich auch hier das Gleichnis von dem Sämann gilt, der edlen Samen ausstreute auch auf steinigen und dornigen Boden, so gelten umsomehr auch seine schönen Schlußworte: Etliches aber fiel auf gutes Land und brachte tausendfältige Frucht."

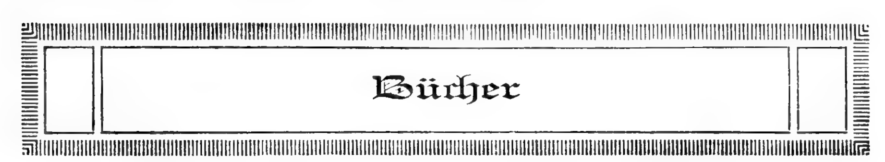
Karl Kramarsch.

Kramarsch war im Frieden der erfolgreichste und gewiß auch der begabteste österreichische Politiker; das wußten wir; wir wußten aber nicht, welch gewaltige Macht dieser vermögende und außerdem mit einer millionenschweren Russin verheiratete Mann verkörperte. Er unterhielt die besten Beziehungen mit den einflußreichsten Persönlichkeiten Rußlands, Frankreichs und Englands, denen er durch eine geschickte Propaganda klar zu machen suchte und klar zu machen wußte, daß die Tschechen in der Donaumonarchie geknechtet würden . . . wie etwa die Finnen in Rußland, die Marokkaner von den Franzosen und die Iren von den Briten; doch dürfte er vermutlich nicht gerade diese Beispiele gewählt haben, um seine Helfer im Ausland von der „Gerechtigkeit" der tschechischen Bestrebungen zu überzeugen. All dies wäre an sich nicht so seltsam, hätte Kramarsch nicht gleichzeitig als eine Art „Vertrauensmann" mancher österreichischer Minister und Statthalter fungiert. Die Tätigkeit des hochbegabten Parteimannes zielte schon im Frieden darauf hin, Österreich-Ungarn zu zertrümmern und das Deutsche Reich zu zerschmettern. Diesen Riesenplan einem einzigen Menschen zuzutrauen, scheint uns beinahe unmöglich, doch der Prozeß gegen Kramarsch förderte Tatsachen zu Tage, die seine Schuld eindeutig beweisen. Er sah mit Kriegsausbruch den Moment gekommen, wo seine Absichten durchzusetzen waren und spielte immer kühner und kühner sein hohes Spiel, bis die Armeeleitung einschritt und seine hochverräterischen Umtriebe aufdeckte. Die breite Öffentlichkeit ist über den siebzehn Monate währenden Prozeß gegen ihn nicht genau unterrichtet, so daß ein kürzlich erschienenes Buch über den „Wahren Anstifter des Weltkrieges" von Abg. Dr. Friedrich Wichtl (Wien, Selbstverlag des Verfassers) viel Neues und höchst Interessantes bringt. Die Verhandlung gegen Kramarsch endete bekanntlich mit seiner Verurteilung zum Tode durch den Strang, und die gewissenhaftest ausgearbeitete Urteilsbegründung umfaßt ein mehrbändiges Buch! Danach ist es aktenmäßig bewiesen, daß Karl Kramarsch nicht nur der gefährlichste Hochverräter im Sinn des Strafgesetzes war, sondern auch einer der hervorragendsten Urheber des Weltkrieges, über dessen Nahen keiner so gut unterrichtet war wie er. Man lese darüber in dem erwähnten Buch Dr. Wichtls nach. Karl Kramarsch, dieser Drahtzieher von so und so vielen österreichischen Ministern und Statthaltern, der Vertraute von ein paar Dutzend der ärgsten Feinde der Monarchie, der Verführer von Hunderttausenden seiner Volksgenossen, wurde bekanntlich von unserem Kaiser mit einer großen Menge anderer „Irregeleiteter" vollständig begnadigt, und es steht uns nicht zu, an diesem Gnadenakt Kritik zu üben. Auch ihn ahnte der Tschechenführer, denn er erklärte nach der Fällung des Urteils, schon mancher zum Tode Verurteilter sei später

falls, meint eine hohe Regierung, könnte die Abschaffung des Zweikampfes, an der ihr sehr viel gelegen scheint, auf zu harte Widerstände stoßen. Für den Ehrenschutz ohne Waffen ergeben sich dadurch künftig ungeahnte Möglichkeiten, die man sich nach Belieben ausmalen darf. Demnach schickt man auch in den wehrhaftesten Kreisen dem Beleidiger nicht mehr seine Zeugen, sondern bedient sich an Ort und Stelle angeborener Hilfsmittel . . .

Wer weiß, ob dieser Usus allgemeine Anerkennung finden wird; ob es zweckmäßig, ist, an Stelle fließenden Herzblutes die Wangen zu röten; ob nicht eine große Verrohung eine immerhin ritterliche Sitte ablösen wird? Vederemo.

Die Regierung aber mag ihren Gesetzesvorschlag folgendermaßen begründen: „Nimmt man dem Beleidigten den Degen aus der Faust, so muß man ihm zum Ersatz wenigstens die Ohrfeige in der Hand lassen!“



Der Antlaßstein. Roman von Emil Ertl. (Leipzig. L. Staackmann. 1917.)

Eine an sich schlichte Familiengeschichte, die aber niedergreift in die tiefsten Probleme des Lebens. Ein Eheroman. Ehen werden geschildert, die außerhalb des Alltäglichen stehen. Des Mannes Höchstes im Eheleben ist nicht die Ehe, seinen Lebensberuf hat er höher zu stellen. Des Weibes Höchstes in der Ehe ist nicht die Liebe, sondern das Kind. Die Natur, ob sie nun Ehepaare glücklich oder unglücklich sein läßt, will nichts als das Kind. So verstehen wir den einen Teil des Romanes. Außerdem schildert er ganz verschiedenartige Ehen, beleuchtet die Sache von allen Seiten. Das Werk spielt in diesen Kriegsjahren, also unter Einfluß der neuen Verhältnisse, von denen gesagt wird, daß sie eine neue Zeit bedeuten. So liegt eine schwere, düstere Stimmung über allem, und nur die zahllosen philosophischen Lichter, die im Buche glühen, zeigen uns ungefähr die Richtung an, nach der wir uns zu wenden hätten, wollten wir schon jetzt einen gangbaren Kurs in die Zukunft erspähen. Diese eingestreuten Gedanken eines tiefen, klaren Geistes stehen manchmal dem Künstler sogar ein wenig im Wege, insoferne die Spannung des Geschehens uns ganz erfüllt. Dafür erfährt dieses durch die Lichter Aufhellungen, die uns manches begreiflich machen, was sonst vielleicht befremden oder mißverstanden werden könnte. Denn — und das muß besonders gesagt werden — es gibt neue, überraschende Perspektiven in diesem merkwürdigen Buche. Den Zusammenhang des Werkes mit dem Titel „Der Antlaßstein“ (Sühnstein) mag der Leser ohne weiteres leicht empfinden. Das in tief Sagenhaftes getauchte Zeitbild wird eine Wirkung in ihm hervorbringen, der er sich bei einem zeitgemäßen Kriegsroman kaum versehen hätte. Und kaum je vergessen wird er die herrlichen Gestalten des Rittmeisters Eckar und des Musikers Lorinser.

Die Gartensonate. Ein Roman von Marx Möller. (Leipzig. L. Staackmann.)

Die Wege des jungen Musikers führen aus seiner kleinen norddeutschen Heimatsstadt an die Front, nach dem eroberten Warschau, wieder ins Feld, und als Kriegsblinder kehrt er in die Heimat zurück. Und was dem Sehenden nicht gelang, dem Erblindeten gelingt es: Seine Sonate, die Gartensonate! Durch unendliches, freilich tapfer getragenes Leid zur Künstlerschaft! — Der Roman ist kein Kriegsroman, obschon er in der Kriegszeit spielt, es klirren keine Waffen, es pochen keine Maschinengewehre, nur das allgemein Menschliche klingt daraus. Der Zauber der kleinen Stadt wechselt jäh mit dem Treiben Warschaus, das uns so sonderbar anmutet, und doch malte der Verfasser es nach der Natur. Beim Lesen ergreift uns eine Sehnsucht nach dem Frieden, nach jenem stillen, sonnigen Frieden, den wir gar nicht so schätzten, als er noch Gegenwart war. . . Und ob er überhaupt jemals wieder kommt, dieser Friede von Einst? Ob es nicht ein ganz anderer wird, den wir erleben werden? Dann müßten wir in die Dichtung flüchten, um Verlorenes wieder zu gewinnen. Marx Möller, dessen Bedeutung für unser Schrifttum mit jedem neuen Werk wächst, zeigte uns eine Insel, wo gut ruhen wäre. . . ——— V. E. S.

Das Glück in der Sackgasse. Roman von Hermann Kurz. (Leipzig. Quelle u. Meyer.)

Im gleichen Verlag erschien im Vorjahr das fröhlich-ernste Buch „Winkelglück“, dessen Verfasser sich nicht nannte. Ob sein Name

Und doch . . .

Man kann ein Gegner des Duells sein und gleichwohl einige Bedenken hegen, daß es urplötzlich aus unserer Welt geschafft wird — vorausgesetzt, das kaiserliche Edikt setzt sich restlos durch. Doch das ist eine Frage, welche nur die Zukunft in eigener Person zu beantworten vermag.

Das Duell war und ist Selbsthilfe, Selbstschutz, wo die Gesetze nach Ansicht mancher nicht ausreichen, um ein gestörtes gesellschaftliches Gleichgewicht wieder herzustellen. Man trieb Mißbrauch damit, man überspannte das Prinzip, man nahm in eine neue Zeit zuweilen Ansichten und Gebräuche mit herüber, die ins Mittelalter gehörten — das alles zugegeben, doch auch betont, daß die gesetzlichen Hilfsmittel unserer Anschauung nach nicht stets hinreichten, Unrecht entsprechend zu sühnen. Dabei sei sehr gern zugegeben, daß unser „Ehrbegriff“ vielfach verstaubt und verdreht ist und daß die Gesellschaft hie und da auf einem Standpunkt steht, der weder vom gesunden Menschenverstand noch von der Rechtsordnung gebilligt werden kann. Gleichwohl sind auch einzelne grundsätzliche Gegner des Zweikampfes überzeugt, sein völliges Verschwinden werde ein Lücke hinterlassen, die man fühlt. In England und Amerika z. B. ersetzt persönliche Roheit das fehlende Duell. Der „Holzkomment“ ist kaum wünschenswerter als ein Ehrenkodex, der sich der Hieb-, Stich- und Feuerwaffen bedient. Jedermann kann sich mühelos Fälle vorstellen, wo es unter Umständen besser ist, wenn sich zwei Menschen gegenseitig über den Lauf einer Pistole betrachten, statt zum Kadi zu laufen und einen Prozeß zu führen, der in alle Zeitungen kommt. Doch soll betont werden, daß es ein Idealzustand wäre, des Zweikampfes völlig entbehren zu können, ohne subjektiv berechtigten menschlichen Gefühlen Abbruch zu tun. Vielleicht ist die Gesittung mancher Kreise noch nicht so weit. Oder doch? Ein anstrebenswerter Übergangszustand könnte es sein, wenn es üblich würde, sich nach Gefallen duellieren zu dürfen, ohne einem inneren oder äußeren Zwang dabei zu unterliegen. Wer es will, der soll es tun, und wer es nicht will, dem soll es auch weiter keine Nachteile bringen. Eine derartige (wahrscheinlich unerreichbare) Einrichtung entspräche am besten dem Prinzip der persönlichen Freiheit . . . Aber keineswegs rein ethischen Forderungen.

Jedenfalls sah sich die Regierung veranlaßt, für das abzuschaffende Duell einen Ersatz zu stellen, also einen Duell-Ersatz! Dies konnte nur durch eine Verbessernng des Ehrenschutzes geschehen, und so entstand ein Gesetzentwurf, der dem Abgeordnetenhaus vorgelegt wurde. Bisher kostete es rund fünf Gulden, wenigstens nach der herrschenden Volksmeinung, gab man jemandem eine Ohrfeige . . . Das soll künftig anders werden, weshalb für den § 496 des Strafgesetzes eine Ergänzung in Aussicht genommen wird, die da klipp und klar lautet:

„Wer sich durch gerechtfertigte Entrüstung über das unmittelbar vorausgegangene Benehmen eines anderen dazu hinreißen läßt, ihn in einer den Umständen nach entschuldbaren Weise zu beschimpfen, zu mißhandeln oder mit Mißhandlungen zu bedrohen, ist nicht strafbar.“

Demnach ist es nicht strafbar, haut man voll Entrüstung einem Mitmenschen, der einen beleidigte oder sonstwie ungerechtfertigt reizte, sofort eine herunter — und das Gesetz fordert ausdrücklich die zeitliche „Unmittelbarkeit“ . . . Eine derartige Bestimmung ist eigenartig. Sie verdeutlicht einige bisher schon bestehende rechtliche Gepflogenheiten, die im Volke unter der Bezeichnung „unwiderstehlicher Zwang“ bekannt und gern benützt sind. Daß man sich außerdem noch bemüßigt sieht, die bedingte Straflosigkeit einer ausgeteilten Ohrfeige ganz besonders zu betonen, hat seinen Grund nur darin, daß es nötig scheint, einen — Duell-Ersatz in den Handel, Verzeihung, in unser gesellschaftliches und ungesellschaftliches Leben einzuführen. Andern-

Klingen im Alltag. Verse von Friedl Schreyvogel. (Wien. Wallishausser'sche Verlagsbuchhandlung. 1918.)

Es ist merkwürdig. So viel gesungen wird, so widerwärtig viel und banal, es gibt doch noch Dichter, die nicht alltägig sind (ob sie sich auch bescheiden so nennen), und es gibt immer noch Lieder, die nicht gesungen sind, die neu und ursprünglich aufsteigen aus einer naturfrischen Menschenseele und uns, selbst die Abgestumpften unter uns, noch ergreifen. So ein Lied legt uns ein junger Sänger vor in diesem Büchlein.

— —

Germanische Völkerwellen und ihre Bedeutung in der Bevölkerungsgeschichte von Europa. Von Prof. Dr. Th. Arldt. Mit Umschlagzeichnung von Erich Hoffmeister in Handkolorit. (Leipzig. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.)

Seinen von der gesamten Kritik und dem gebildeten Publikum so warm aufgenommenen „Völkern Mitteleuropas" läßt der Verfasser in dem vorliegenden Buche eine Arbeit nachfolgen, die auf der einen Seite dort nur kurz gestreifte Fragen erheblich umfassender und vertiefend behandelt, auf der andern weit über den dort gezogenen Rahmen hinausgreift, indem sie die Ausbreitung des Hauptvolkes von Mitteleuropa, das der Germanen, bis zu deren fernsten Wohnsitzen verfolgt. Wir sehen, wie in immer erneuten Wellen die kräftigen, blonden und hochgewachsenen Scharen aus den baltischen Gebieten hervorbrechen und weit nach Süden fluten, Staaten stürzend und alle Kulturen zertrümmernd, aber nur, um neue, kräftigere Staaten, leistungsfähigere Völker, blühendere Kulturen entstehen zu lassen. Wie später die deutschen Stämme und die Normannen, so brachen Jahrhunderte und Jahrtausende vor ihnen die Kelten, die Hellenen und Italiker, die Iranier, die Hethiter, die Arier und andere Völker germanischen Wesens in die am Südrande Europas und Asiens ansässigen Rassen und waren hier die eigentlichen Träger der Geschichte dieser alten Kulturländer. Zunahme und Abnahme ihrer politischen Bedeutung weisen enge Beziehungen zu dem größeren oder geringeren Anteile auf, den die nordischen Elemente an dem Gesamtvolkstum dieser Völker nehmen. Auf Zeiten der Blüte folgen solche des Verfalls, bis frische Zufuhr nordischen Blutes einen neuen Aufschwung einleitet. So zeigt der Verfasser in diesen germanischen Völkerwellen einen Grundgedanken der geschichtlichen Entwicklung der gesamten Kulturmenschheit, und er schöpft daraus die Zuversicht, daß dem Germanentum auch in Zukunft noch eine gewaltige Bedeutung zukommen wird.

———

Büchereinlauf.

Adalbert Stifters Sämtliche Werke. Siebzehnter Band: Briefwechsel (erster Band). Mit Benützung von Vorarbeiten von Adalbert Horritcka, herausgegeben von Gustav Wilhelm. (Prag. J. G. Calve, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung.)

Sonnseitige Menschen. Roman aus dem heutigen Tirol. Von Hans Schrott-Fiechtl. (Freiburg. Herder'sche Verlagshandlung.)

Anna vor der Hochzeit. Novellen von Hermann Horn. (Berlin. Egon Fleischel & Co.)

Das Bilderbuch Gottes für Groß und Klein. Von Hermann Kutter, Pfarrer. Umschlagzeichnung von E. Würtenberger. (Basel. Kober C. F. Spittlers Nachfolger.)

Meine Kriegsgedichte. Von Hans Menzinger. Mit Buchschmuck von Hugo Reny. (Graz. Kommissionsverlag „Styria".)

Gedichte von Gertrud Kolmar. (Berlin. Egon Fleischel & Co.)

Bulgarien, Land und Leute, Volkswirtschaft, Bildungswesen, Landschafts- und Städtebilder, Bulgariens Werdegang, König Ferdinand I. Von Hermann Schindler. (Dresden-A. Friedrich Schindler.)

„Hie Bulgarien, hie Serbien!" Unter diesem Titel ist soeben Band 16 der Jugendbücherei „Heim und Herd" im Verlag M. Schauenburg in Lahr (Baden) erschienen.

Blätter vom frischen Leben, Heft 3: **Die neudeutsche Siedelung.** Von Alfred Riebau. Heft 4/5: **Die Eroberung unseres Vaterlandes.** Herausgegeben von der Deutschen Siedelungs-Gemeinschaft. (Leipzig. Erich Matthes.)

Wege und Irrwege der Erziehung. Grundlage einer allgemeinen Erziehungslehre von Paul Häberlein, Professor an der Universität Bern. Geh. Mk. 7·50, geb. Mk. 9·—. (Basel. Kober C. F. Spittlers Nachfolger.)

Ehrenkranz für Kaiser Franz Josef I. Von Alfred Scholz. Schwarz-gelbes Bändchen Nr. 7. (Prag-Wien-Leipzig. Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase.)

Almanach, das ist: Kalender der k. u. k. 10. Armee auf das Kriegsjahr 1918. (Verlag der Kriegszeitung der k. u. k. 10. Armee.)

Wie dem Protestantismus Aufklärung über den Katholizismus nottut und gegeben werden soll. Aus dem literarischen Nachlasse von Dr. Carl Jentsch, herausgegeben von Dr. Anton Heinrich Rose. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow.)

Die Arbeit des Alldeutschen Verbandes im Kriege. Rede, gehalten auf der Tagung des Alldeutschen Verbandes zu Kassel am 7. Oktober 1917. Von Professor Dr.-Ing. M. Kloß. Herausgegeben von der Hauptleitung des Alldeutschen Verbandes. (München. Kommissionsverlag J. F. Lehmann.)

nicht Hermann Kurz lautet? Denn der vorliegende Roman ist auf denselben guten Ton gestimmt: Friedsam, beschaulich, behaglich, schmunzelnd und zugleich ernsthaft nachdenklich. Eine liebe Geschichte von freundlichen Leuten, eine breitangelegte Erzählung ohne Breiten; darin wird wacker aufgebaut, nicht jämmerlich eingerissen, wie es so häufig Mode. Daß während des großen Krieges solche Bücher erscheinen können, ist eine Freude! Und schade ist es, daß uns der Roman so spät zukam, so daß wir ihn nicht mehr für den Weihnachtstisch empfehlen konnten. Aber Bücherkäufer haben ja das ganze Jahr Schonzeit!

B. E. S.

Memoiren eines Pechvogels. Von Ernst Decsey. (Berlin. Schuster und Löffler.)

In Krieg und Frieden ist Ernst Decsey der geistvolle Plauderer, der Dinge und Menschen durch eine scharfe Brille betrachtet und eine beißend-witzige Form findet, um Schwächen zu geißeln und Kultur- (und erst recht Unkultur-)Dummheiten aufzudecken. Was ihm der Tag davon bietet — und der Tag bietet Stoff dafür in Hülle und Fülle — das greift er auf und stellt es an den Pranger. Kaum jemals verletzend, sondern immer mit einem vielsagenden Augenzwinkern, das die Spitzen entgiftet. So werden auch die siebzehn Skizzen dieser Pechvogel-Memoiren zu den vielen alten Freunden des Verfassers manche neue hinzuerwerben, die lachen wollen — — und auch über sich selbst lachen können. P. L. M.

Flatternde Fahnen, Tagebuchblätter aus der Zeit des größten Krieges von Otto Hödel. (Graz. Verlag von Hippolyt Böhm.)

Wie schnell man von der Zeit weitergerissen wird und mit ihr allerhand Änderungen durchmacht, das merken wir erst, wenn uns ein gutes Buch an der Hand nimmt und uns sanft ein wenig zurückführt. Erinnerst du dich noch? Otto Hödel versteht es, durch die gegenwartplastische Unmittelbarkeit seiner Darstellung alles wiederaufleben zu lassen, was kaum geschehen, doch schon hinter dem ersten Schleier der Vergangenheit liegt: Die unvergeßliche Eigenart der ersten Tage nach der Kriegserklärung mit ihrer zuckenden Spannung, mit der ungeheuren Woge von Kraft und Begeisterung, und dann, einige Wochen später, das tastende Sich-zurecht-finden in dem neuen Weltzustand, die merkwürdige Unsicherheit, die schließlich dem Sieg des Selbstverständlichen weichen muß — was im Zurückschauen einfacher scheint, als es sich damals machte. Wie Marksteine sind einzelne Erscheinungen herausgehoben. Zuerst die Weihetage von Bayreuth, ein Abschiednehmen auf ungewisse Zeit von den Höhen deutscher Kunst. Und dann die Bilder zu Hause: Das Durcheinanderströmen der hereingejagten Randvölker unseres Vaterlandes, das Hin und Her im Theaterbetrieb, der sich als solcher vortrefflich gehalten hat, ohne jedoch die vom Verfasser — und manchem anderen Gläubigen — in der ersten Zeit erhoffte Läuterung des Spielplanes zu bringen. Eine bemerkenswerte soziale Skizze „Wohltaten ohne Opfer" und eine kleine Episode vom spionierenden König der Belgier schließen die Bilderreihe, die in ihrem klaren Stil und durch den Wert des Inhaltes eine gleich willkommene Gabe darstellt. —er—

Taschenbuch für Bücherfreunde. Herausgegeben von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann, 1917.)

Bei der Unmenge der Büchererscheinungen wird viel über den eigentlichen Wert der Bücher hinaufgelobt. Aber besser als loben sind Proben. Deshalb gibt der Verlag Staackmann ein von Rudolf Greinz geleitetes Jahrbuch heraus mit charakteristischen Auszügen aus neuen, in demselben Verlage erschienenen Werken. Zumeist Proben, die, möglichst für sich abgeschlossen, künstlerischen Genuß gewähren und die Werke, denen sie entnommen, kennzeichnen. Dieses Taschenbuch stellt sich in jeder Buchhandlung ganz uneigennützig zum Abholen bereit.

Mittag. Neue Gedichte von Anton Wildgans. (Leipzig. L. Staackmann. 1917.)

Als ich diese Gedichte durchgelesen, es war nicht einmal eine stimmungsvolle Stunde, fühlte ich mich umgewandelt. Wie, fragte ich mich, ist das nicht ein neuer Weg der Lyrik? Ist das nicht ein neuer Blick in die Menschenseele und aus dieser zurück in die Natur, in die Welt? Treten Dinge, von denen man sich nie Rechenschaft gegeben, nicht vor den Leser, heischend: Nimm Stellung zu mir! Da erweitert sich das Sein, die Welt wird anders, das Leben wird tiefer, höher. Gibt es in den Literaturen ein Gedicht, wie hier von Wildgans: „Im Anschau'n meines Kindes"?

Dem von unserer banalen Singesangkunst lyrikflüchtig gewordenen Menschen wird geraten, dieses Büchlein des Sängers am Mittag sich einmal anzuschauen.

Befreite Stunde. Neue Gedichte von Franz Karl Ginzkey. (Leipzig. L. Staackmann. 1917.)

„Nichts Gemachtes, nichts Gequältes. Alles wächst aus lebendiger Erde hervor. Reich wie das Leben selbst ist des Dichters Lyrik." Mit diesen Worten bezeichnet ein Leser diese Sammlung. Man findet in derselben weniger den sonnigen Humor, mit dem uns dieser Sänger oft ergötzt hat, als den tiefen Ernst der Zeit, als die ruhige Ebenmäßigkeit des Philosophen, der uns mit erhebenden Gedanken beschenkt, die in ihrer reinen Kunstform reinigend und befreiend auf uns wirken.



6. Heft März 1918 42. Jahrg.

Die tanzende Bärin.

Roman von **Hans Ludwig Rosegger**.

(Fortsetzung.)

Als Pater Habakuk sein unerwünschtes Versprechen, in der Kaiserstraßenvilla vorzusprechen, einlöste, erwartete er bestimmt eine Abweisung und gedachte, sich den Eintritt durch einen moralischen Druck zu erzwingen — die markgräfliche Schwiegermama hätte ihn mit einer Botschaft geschickt; und den Boten der markgräflichen Schwiegermama konnte schließlich die markgräfliche Schwiegertochter nicht an die Luft setzen lassen. Ausgeschlossen. Aber wider alles Erwarten führte ihn die häßliche, alte Indianerin sofort in den Salon, wo er von Frau Maria hoheitsvoll, aber ganz und gar nicht trotzig empfangen und zum Platznehmen eingeladen wurde. Die erstaunliche Leichtigkeit, mit der des Paters gottseliges Werk begann, setzte ihn ein bißchen in Verlegenheit — wie einen, der sich mit der Schulter gegen eine geschlossene Tür stemmt, die aber nur angelehnt ist, so daß er mit aller Wucht ins Leere torkelt. Daher benötigte er Zeit zu innerer Sammlung und redete derweilen über das Wetter, das nach wie vor unbeständig sei, über den Schnee, der im Gebirge falle, und über die Osterzeit im allgemeinen wie im besonderen. Und die Osterzeit baute mühelos einen Steg zum Zweck seines Kommens.

Habakuk rippelte sich unermüdlich seine mageren Hände, soweit er sie nicht dazu benützte, um damit die Platte zu streicheln, und ebenso

Postkarten des „Heimgarten“

Shavel in Bischofsstadt. „O glücklich, wer noch hoffen kann, aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen . . .“ Du denkst zu viel, lieber Freund und irrst daher auch häufig! Kramarsch und Lammasch sind nicht miteinander verwandt, nur ihre Namen sehen sich hinten ein bißchen ähnlich. Das soll aber Lammasch nicht gehindert haben, eine gewisse Amnestie vorzuschlagen. – Laß doch wieder einmal etwas von Dir hören. Fast die Hälfte der Briefe, die man schreibt, kommen auch heutzutage noch an.

Karl und Fritz an der Front. Ihr habt also gewettet! Karli behauptet, Wilson sei ein Heuchler, während Fritzl der Meinung ist, er sei ein Dummkopf. Aber, meine Lieben, wißt Ihr denn nicht, daß man auch seinen gehässigsten Feind keinen heuchlerischen Dummkopf nennen soll? Wir lehnen es ab, bei dieser Wette den Preisrichter abzugeben. Zu anderen Gefälligkeiten gern bereit — nur schickt, bitte, keine lyrischen Gedichte. Die Einsendung solcher fassen manche empfindsame Schriftleiter, zu denen auch wir zählen, als Herausforderung auf und antworten mit Abbruch der diplomatischen Beziehungen.

„Dichter.“ Wie man hört, plant die Postverwaltung, das Porto für Frühlingsgedichte zu verdreifachen. Dagegen besteht eine Absicht, sie überhaupt von der Beförderung auszuschließen, derzeit noch nicht.

Seekadett —. Ich bestätige Ihnen gern, daß auch Ihre Gedichte die Reime achtern haben, doch kann sich die Schriftleitung trotzdem nicht entschließen, sie abzudrucken. Dagegen verspreche ich Ihnen an Eides statt, die Gedichte Ihren Vorgesetzten nicht vorzulegen. Mit Rücksicht auf Ihr persönliches Ansehen. Übrigens kennen wir keinen Admiral, der unsterbliche Verse machte — und keinen Lyriker, der eine Seeschlacht gewann!

Dr. P. L. M.

An den „mißtrauischen Deutschösterreicher“ in Wien. Nein, auch in jenen Zeitungen, die wir lasen, fanden wir keine Depeschen, die zum Jahreswechsel zwischen Wien und Berlin gewechselt wurden. Na, vielleicht blieben sie in Prag im Draht hängen.

Kriegsalbum des Hausregiments Nr. 27.

Um die Heldentaten der „Siebenundzwanziger“ während des Weltkrieges für alle Zeiten in Wort und Bild festhalten zu können, wird die Ausgabe eines Kriegsalbums angestrebt.

Damit möglichst alle Siegfriedstaten und die Bilder der lebenden und gefallenen Helden, dann denkwürdiger Stellungen, von Augenblicken, Landschaften, Unterkünften, ernsten und heiteren Szenen, Lieder und Gesänge usw. gesammelt und verwertet werden können, ergeht an alle lebenden Mitkämpfer und deren Angehörige wie auch an die Hinterbliebenen unserer Recken die Bitte, alle auf das Leben und Streiten der „Siebenundzwanziger“ bezughabenden Daten, Geschehnisse, Lichtbilder, Ansichtskarten, Skizzen, Tagebücher, Briefe, Ausdrücke von Humor und Scherz oder der Mannhaftigkeit, über religiöses und heimatliches wie vaterländisches Empfinden bekanntgeben, bezw. leihweise zur Verfügung stellen zu wollen.

Eventuelle Schenkungen von Kriegsandenken werden unter Bezeichnung der Spender dem Regimentsmuseum dauernd einverleibt werden.

Zuschriften und Sendungen erbeten unter der Anschrift: Kriegsalbum des k. u. k. JR. 27, Graz, Dominikanerkaserne.

(Geschlossen am 20. Jänner 1918.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Fleckner.** — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz.

Pfarrer Knocherl hatte mit viel Anstand seines Amtes gewaltet und sich dafür gewissenhafter vorbereitet, als für so manche Fastenpredigt. Er wurde ins Mausoleum geleitet, wo bereits das Beichtkind in einem Klubsessel harrte und an dem Zipfel eines Taschentuches kaute. Daß die Gesichtsfarbe Frau Marias sich kaum vom Lederbraun des Fauteuils abhob, machte ihn einigermaßen verlegen, aber bald faßte er sich und redete wie er es sich zurechtlegte: „Kinderl, nur koa Angst nit haben, i hab no koan Menschen die Nasen abbissen. Glei werden mas haben. Was hat denn a so liabs Kinderl viel Sünden? Du liaber Gott — halt nit alleweil in die Meß' gangen, halt nit immer vorm Schlafengehen bet und halt manigsmal a wengerl die Wahrheit nit gesagt . . . Wie's halt so kommt . . . I waß schon. Nit wahr, Kinderl, das wollen ma nit mehr tuan? No ja, unser Herr Jesus Christus — gebenedeit sei sein heiliger Nam — is a guater Herr und schaut schon a wengerl durch die Finger, wenn ma sonst brav is . . . Drei Vaterunser beten und drei Avemaria — und da is der Beichtzödl — i empfehl mi Euer Gnaden."

* * *

Der Diener brachte eine breit schwarzumränderte Karte, auf der in Steindruck zu lesen stand: „Fürstin Laja Klattenbach née Princesse de Lankowitz" und die Fürstin Klattenbach geborene Prinzessin Lankowitz wünschte die Frau Markgräfin zu sprechen.

Er sollte sie hereinführen.

Und er tat das mit tiefer Verbeugung, mit der guten Dressur eines tadellosen Lakaien. Es trat eine Dame ein, schwarzgekleidet und mit einem schleierumwehten englischen Witwenhut auf dem blonden Haar. Sie war um einen guten Kopf größer als Frau Maria und sehr sicher in ihrem Benehmen und sehr steif und überhaupt sehr vornehm.

Tala-wi erinnerte sich ungefähr, daß Baron Ladislaus in Lussin von einer jungverwitweten Fürstin Klattenbach gesprochen, aber sonst wußte sie nichts von dieser schwarzen, blonden, strengen Frau.

Und prüfte Maria Laja Lankowitz eingehend, so prüfte anderseits Laja Lankowitz Maria noch eingehender, jedes dachte dabei seine eigenen Gedanken und keines sprach die eigenen Gedanken aus; was die Fürstin aussprach, das hörte sich ungemein angenehm an: „Sie wissen ja, liebe Gräfin, daß ich eine Jugendfreundin Ihres Mannes bin, wir sind gewissermaßen von Ahne und Urahne her miteinander verwandt und da wollte ich auch die Bekanntschaft seiner Frau machen, von der man mir so viel Gutes und Schönes erzählte. Ich bin für einige Tage bei meiner Tante in der Stadt, bei der Baronin Zwirzina; nur für einige Tage, dann reise ich wieder ab." Sie seufzte tief und nicht über-

oft verdrehte er seine lauernden Schweinsäuglein. Ein tiefer und etwas grunzender Atemzug kündete die Entscheidungsschlacht an, die er siegreich zu bestehen hoffte. „Und nun, gnädige Frau Markgräfin, da wir uns so gut verstehen . . . Gnädige Frau Markgräfin werden sich erinnern, daß wir mit der gnädigen Frau Tante verabredeten, ich sollte der gnädigen Frau Markgräfin die Beichte abnehmen . . .“ Ganz wohl fühlte er sich bei dem Vorschlag nicht und richtete seine Aufmerksamkeit auf ein tolles Tapetenmuster, auf dem ein Pelikan seinen Schnabel am Brustgefieder wetzte; es konnte aber auch ein Schwan sein, der das tat, oder eine große Gans; bei Tapeten weiß man das nie so genau.

„Besten Dank für Ihre Bemühungen,“ sagte die tanzende Bärin mit ungewöhnlichem Liebreiz, „aber ich brauche Sie nicht weiter zu bemühen — ich habe schon gebeichtet.“

„Sie . . . Sie . . . ha—ben schon gebeichtet . . .“ dehnte der Pater und dabei zuckte es durch seinen Kopf: „Schau — jetzt lügt sie dich auch noch an!“ Wieder streichelte er seine Riesenglatze: „Ja, aber wie denn . . . und überhaupt . . .“

Tala-wi holte aus dem Schreibtisch ein vermudeltes Zettelchen, das nach Pfeifentabak roch und auf das der Pfarrer Knocherl mit altmodischer und gleichsam steilhöhnischer Handschrift bestätigt hatte, daß die Markgräfin Maria von Schärpfenberg genannt die Faust von Eysn bei ihm die österliche Beichte ablegte und die Absolution erhielt.

Um und um drehte der Pater den Wisch und spähte nach einem Zeichen, daß hier ein schändlicher Betrug verübt wurde, aber er entdeckte trotz besten Willens das sehnsüchtig gesuchte Zeichen nicht. Alles war in Ordnung, nicht einmal der violette Pfarrstempel von Sankt Bernhard fehlte. Enttäuscht gab er das Papier zurück und fügte süßlich lächelnd hinzu: „Das ist ja sehr . . . das ist wirklich sehr . . .,“ aber er brachte nicht heraus, was so sehr war.

Überstürzt eilig empfahl er sich, wobei er derart verwirrt umherschoß, daß er statt der Ausgangstür des Vorzimmers ein kleines Türchen in ein heimliches Nebengemach aufklinkte und „Pardon“ stammelte, obschon sich niemand in dem heimlichen Nebengemach befand. Die kecke Zofe, die Habakuk auf den rechten Weg zurückführte, grinste: „Ich bitte, Sie können da schon hineingehen, wenn es auch für die Herrschaften reserviert ist!“

Habakuk dankte und flüchtete auf die Straße und weiter in den Volksgarten, wo er sich ungeachtet der niederen Lufttemperatur auf eine Bank niederfallen ließ. Das Thermometer des Wetterhäuschens zeigte einen Grad unter Null.

Also: Frau Maria hatte gebeichtet, aber der Sieg war nicht sein Sieg und er konnte mit ihm nicht Staat machen.

* * *

„Jawohl." — Aber eigentlich geht es die Person nichts an, dachte Tala-wi.

Pause.

„Sie sind gewiß eine vorzügliche Reiterin und reiten gewiß auch passioniert. In dieser Beziehung wenigstens begegnen sich Ihre Interessen mit denen Ihres Gatten."

„Karlfranz reitet jetzt nicht — vielleicht, weil auch ich jetzt nicht reiten darf."

„Ach so."

Pause.

Laja Lankowitz fischte mit spitzen Fingern ein spinnefeines Batisttaschentüchlein aus ihrem Ridikül und führte es graziös an die Lippen: „Ist Ihr Herr Gemahl daheim, Gräfin? Ich möchte ihm gern grüß Gott sagen."

Frau Maria klingelte: „Josef, ich lasse den Herrn Grafen zu mir bitten."

Pause.

Karlfranz blieb einen Moment unter der Tür stehen, als er Laja Lankowitz erblickte, und konnte sein Erstaunen nicht verbergen, aber nur zwei Augenaufschläge lang, dann kam er rasch auf die Fürstin zu, ergriff ihre Hand und küßte den Handschuh: „Du bist es, Laja? Das ist aber nett von dir! Ich hörte schon von deiner Anwesenheit in der Stadt."

Wie sie so beieinander standen, Karlfranz und Laja, keimte eine Ahnung in der tanzenden Bärin, eine flüchtige, durch nichts erwiesene Ahnung, daß die zwei Menschen eine gemeinsame Vergangenheit verband, die man vor ihr geheimhielt; und sie gestand sich ein, daß sie wohl zu einander paßten — in der Größe, im Typus, im Temperament wie ihr schien, und sicherlich auch in der Lebensauffassung. Die Fürstin reichte dem Markgrafen bis zur Stirn, beider Haar besaß denselben goldigen Glanz, sogar ihre Stimmen klangen ähnlich — es war ein Paar nach dem Sinn der Faust von Eysn. Tala-wi grübelte und grübelte, daß sie überhörte, was Karlfranz und Laja einander mitzuteilen hatten. Sie hatten sich sportliche Wichtigkeiten mitzuteilen und dabei verlief sich das Gespräch auf das Tennisturnier, das der Gentryklub vor genau zwei Jahren im Wiener Prater veranstaltete — damals spielten sie zusammen im gemischten Doppelspiel und errangen zusammen den zweiten Preis.

Die Fürstin-Witwe meinte nachgiebig: „Wir hätten den ersten Preis gemacht, aber ich patzte an dem Tag so furchtbar!"

Karlfranz widersprach: „Ich patzte, liebe Laja!"

Und sie redeten Gleichgültiges und wieder Gleichgültiges und ließen sich nicht aus den Augen, und jedes mühte sich, aus den beherrschten Zügen des anderen Gedanken zu lesen.

zeugend: „Wenn man so allein steht wie ich und so einsam ist wie ich, dann muß man sich eben von seinen düsteren Gedanken ablenken — und was lenkte besser ab, denn Kunst und Natur?“

Pause.

Die tanzende Bärin mutmaßte, die Fürstin sei nur deshalb gekommen, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß die geborene Bear in der Tat so dunkelhäutig war, wie man ihr berichtete. Die junge Witwe strahlte Frost aus, und wenn sie so gerade und aufrecht da saß, erinnerte sie an ein Pferd; an ein Pferd mit langem, ebenmäßigem, unbeweglichem Gesicht. Nicht schön, aber eigenartig. Die hellblauen, vorgewölbten Augen ruhten fast ohne Blinzeln auf Frau Maria, der zumute war, als würde sie von den starren Blicken gebannt. Die Fremde gefiel ihr nicht und sie fühlte, daß sie auch der Fremden nicht gefiel. „Reisen Sie denn ganz allein?“

„Ganz, ganz allein. Nur in Begleitung einer Gesellschaftsdame, einer Friseuse, einer Zofe und eines Kammerdieners. Man muß schon sehr vertraut mit jemandem sein, um ihn tagtäglich und stündlich in seiner Nähe zu ertragen, besonders auf Reisen, wo es so mancherlei zu sehen gibt, unter dem man zu wählen hat. Der eine hat Interesse für das, der andere für jenes, und will man gemeinsam genießen, ohne daß die Geschmacksrichtungen und Anschauungen völlig harmonieren, so hat sich der eine dem andern unterzuordnen. Unterordnung aber ist für freiheitsliebende Menschen geradezu unerträglich.“

„Und wofür interessieren Sie sich, Fürstin?“

„Wie gesagt, für Kunst und Natur — für klassische Kunst und heroische Natur, doch gibt es schließlich nichts, was nicht so oder so zu mir spräche und mir nicht irgend etwas zu sagen hätte.“

Pause.

Die tanzende Bärin überlegte: Eigentlich könnte sie mir jetzt schon wieder guten Tag sagen. Gesehen hat sie mich ja und zwar gründlich . . . „Da sind Sie besser daran als ich — ich verstehe das meiste nicht.“

Laja Lankowitz lächelte nachsichtig, was ihre eisige Würde um so besser zur Geltung brachte: „Mein Vater sorgte für eine lückenlose Bildung seiner Kinder und wir dankten es ihm.“

„Das war sehr klug von Ihrem Vater. Mein Papa hatte dafür keine Zeit.“

Die hellen, blauen, vorgewölbten Augen konnten sich nicht genug im Schauen tun und schauten, schauten immerzu. „Und gerade für Sie wäre es besonders wichtig, Gräfin, denn Sie stammen aus einem dem unseren vollkommen verschiedenen Kulturkreis, in dem Sie sich erst einleben müssen.“

„Woher weißt du denn plötzlich, lieber Ezechiel, daß sie sich wegen einer Dummheit, wie du dich auszudrücken beliebst, überwarfen?“ forschte die Markgräfin mild, ohne ihre Stickarbeit zu unterbrechen.

„Beim Tennis stritten sie sich, jedes gab dem anderen die Schuld, daß der andere das Entscheidungsspiel verpatzte und sie daher statt des ersten nur einen zweiten Preis heimtrugen.“

„Woher weißt du denn das, lieber Ezechiel?“

„Baron Buller war damals Preisrichter. — Und dann ging sie hin und verlobte sich mit dem alten Jammerlappen, den jetzt der Teufel holte.“

Die schadhafte Tante sperrte Mund, Augen und Ohren auf: „Das ist aber hochinteressant.“

„Das ist gar nicht hochinteressant, das ist launenhaft und blödsinnig. Sie benahmen sich wie ungezogene Kinder. Deshalb brauchte sie nicht einen xbeliebigen anderen und er brauchte nicht eine xbeliebige andere zu heiraten.“

„Das Menschenherz ist unergründlich“, säuselte sentimental Tante Karoline.

„Da Laja durch einen unergründlichen Ratschluß des Himmels jetzt wieder frei ist . . .“ Die Markgräfin begnügte sich mit diesem Vordersatz. Damit sagte sie alles und sagte sie nichts; je nach dem.

Die Faust von Eysn nahm an, daß sie alles sagte: „Entschuldige, liebe Thilde, ob frei oder nicht frei, ist egal — verstehst du: Egal! Ich will solche Anspielungen nicht mehr hören, nie mehr! Eure Laja soll meinetwegen den König von Schnackerlsfraß heiraten, aber sie soll Karlfranz und Maria ungeschoren lassen.“

„Ezechiel, die Ausdrucksweise! Du verwilderst!“ Und mit gewohnter Zähigkeit führte die Markgräfin den Disput auf seinen Ausgangspunkt zurück: „Ich begreife wirklich nicht, was du gegen den Anstandsbesuch der Fürstin-Witwe bei deiner Schwiegertochter einzuwenden hast. Maria hat es ja sonst nicht verstanden, sich in ihrer neuen Heimat Freunde und Freundinnen zu erwerben und muß daher doppelt dankbar sein . . .“

„Du begreifst es wirklich nicht?“ Der Markgraf scheuerte mit dem Handrücken sein vom altösterreichischen Kaiserbart nicht bestocktes Kinn. „Da kann ich dir aus dem Traum helfen, meine Liebe — ich nenn' so was eine gewissenlose Ehestörung!“

„Aber, Ezechiel!“

„Aber, Ezechiel, du vergissest dich!“

„Einen Schmarren vergess' ich mich.“

Da legte seine Schwester mit unschwesterlicher Schärfe los: „Du verbauerst, mein lieber Bruder, du weißt nicht mehr, was sich in guter Ge-

Und Tala-wi grübelte. Sie fühlte sich nicht wohl und es wirbelte ihr im Kopf.

„Mary—Laja verläßt uns leider schon wieder.“

Die tanzende Bärin schreckte wie auf einer Untat ertappt in sich zusammen. „Schon . . . nein . . . wirklich . . . es war so gemütlich . . . Wollen Sie uns nicht einmal abends das Vergnügen machen, Fürstin?“

„Sie sind sehr liebenswürdig, Gräfin, aber leider, leider! Ich verreise mit dem Nachterpreß.“

„Schade . . .“

„Wohin, Laja?“

„Das weiß ich selbst noch nicht, Karlfranz. Jedenfalls weit weg von allem, was Erinnerungen in sich birgt . . .“ Weit geöffnet und flach bot sie Tala-wi ihre Rechte dar: „Viel Glück, Gräfin, recht, recht viel Glück . . .“ Und nach einigem Besinnen und Zögern und Schwanken umarmte sie Karlfranzens Frau und hauchte ihr einen Kuß auf die Stirn.

Karlfranz bohrte die Hände in die Rocktaschen, ging im Zimmer auf und ab, erwähnte den Besuch mit keiner Silbe und berichtete bloß, der Förster der Eisenburg hätte drei oder gar vier Hahnen gemeldet.

„Schieß' sie doch ab, Koko-lo!“

Er antwortete nicht; statt zu antworten starrte er durchs Fenster auf die Straße.

Laja Lankowitz stieg eben ins Auto.

*
* *

Im Palais der Schackstraße stand das Hausbarometer auf Sturm: Die Faust von Eysn stürmte.

Tante Karoline begeisterte sich an der Höflichkeit der Fürstin-Witwe Klattenbach, die „nach allem, was vorfiel“, dennoch in der Kaiserstraßenvilla vorfuhr.

Die Markgräfin Mathilde wackelte dazu einigemal mit dem Kopf, aber den größten Teil ihres Verstandes nahm die prunkvolle Altardecke in Anspruch, deren Vollendung sie unbedingt und unwiderruflich dem lieben Gott für den Pfingstsonntag in Aussicht gestellt hatte.

Die Faust von Eysn war nicht so geruhigen Gemütes, sondern fuhr die Schwester derb an: „Ich finde es zudringlich und unverschämt — eben nach dem, was zwischen ihr und Karlfranz vorfiel. So etwas tut man nicht, so etwas ist geschmacklos und taktlos. Jawohl. Hätte sie sich's früher überlegt! Sich wegen einer Dummheit zu überwerfen und dann hinterher wieder anzubandeln — nee, dafür hab' ich nichts übrig.“

Die Markgräfin zählte unentwegt Fäden: „Eins — zwei — drei — nichts sagte er . . . vier — fünf — gelacht hat er . . . sechs — sieben — acht — recht geschähe uns . . . neun — zehn — wir sollten die Schwarze nicht quälen . . . elf — zwölf — und Klemens sei gar kein so übler Mensch, wenigstens die Schärpfenbergische Ritterlichkeit stecke in ihm . . . dreizehn — vierzehn — fünfzehn . . ."

Die schadhafte Tante vermochte so viel Ketzerei nicht zu fassen: „Das sagte mein Bruder Ezechiel? Verhörtest du dich denn nicht?"

Es hatte sich niemand verhört.

„Ezechiel ist intolerant, er läßt uns nicht so handeln, wie es unser Gewissen befiehlt."

„Sechzehn — siebzehn — achtzehn . . ."

* * *

Der April und der Mai waren abwechselnd regnerisch oder drückend heiß, abwechselnd stürmisch und windfaul — das eine immer, wenn man sich gerade das andere wünschte. Jubilierend und triumphierend, weinerlich und entmutigend zog der Frühling ins Land, die Fenster der Palais und der feinen Villen schlossen sich nach und nach, weil die verschiedentlichen Herrschaften auf ihre Höfe, Landgüter und Schlösser übersiedelten; die keine Höfe, Landgüter und Schlösser mehr zu eigen hatten, entschieden sich für Tiroler Kurorte oder Bäder an der See.

Markgraf Ezechiel und Markgräfin Mathilde erwogen, ob sie dieses Jahr nach Gastein gehen sollten — wie schon oft — oder nach Toblach — wie auch schon oft —, weil Gastein der markgräflichen Gicht und Toblach den markgräflichen Nerven empfohlen war. So überlegend, blieben sie derweilen noch in der Stadt und schluckten Staub.

Klemens büffelte und vergrub sich in zoologische Bücher, um im Herbst sein Examen abzulegen, und Karlfranz fuhr zu Bekannten in die Umgegend, um sich ein wenig Zerstreuung zu verschaffen. Über diesen Sommer konnte er leider nicht verfügen, des erwarteten Stammhalters wegen.

Dozent Doktor Schaudenwein war mit dem Befinden Marias außerordentlich zufrieden, doch wünschte er, sie möchte alles in einem Sanatorium abmachen. Dort sei für alle Fälle vorgesorgt und vorsichtigerweise müsse man auch alle Fälle in Betracht ziehen.

Tante Karoline wollte auch diesmal wieder nicht so, wie er wollte und gab ihre Kritik dahin ab, daß es in ihren Kreisen nicht üblich sei, „zu diesem Zweck ins Spital zu gehen"; das täten ausschließlich Leute, die nur zwei Zimmer und eine Küche hätten. Dem stimmte der Dozent, ohne dabei sein freundliches Gesicht unfreundlich zu

sellschaft schickt — merk' dir, in gute Gesellschaft gehört eine gute Form — und ich wüßte keine bessere Form, als Laja durch ihr Verhalten bewies. Man bietet den Leuten kein Schauspiel, man hat schon genug über Karlfranzens sonderbare Wahl bei seiner Verheiratung geredet und vermutet und getuschelt. Das muß nun verstummen, da die Fürstin die Bekanntschaft deiner Schwiegertochter suchte."

„Du hast eine Vorstellung, Karoline! Jetzt wird man erst recht tratschen — aber mir ist es übrigens Wurscht, was dumme Leute reden, vermuten und tuscheln. Die Person soll Maria und Karlfranz in Frieden lassen!"

„Die Person!"

„Die Person!!"

Die Markgräfin hob auch auf die Gefahr hin, durch diese Unterbrechung dem lieben Gott seine neue Altardecke nicht schon am Pfingstsonntag zur Verfügung stellen zu können, den Kopf von der Arbeit und legte eines der angesteckten Wuckerln, das ihr immer vor den Augen schlenkerte, behutsam hinters Ohr: „Ich war es nicht, lieber Ezechiel, der noch vor wenigen Monaten die Möglichkeit erwog, daß bei der Eheschließung deines ältesten Sohnes mit der — Schwarzen ein Formfehler mitunterlief . . . Du wirst dich erinnern — ich war es nicht!"

„Ich war es — ich — ich — ich! In Dreiteufelsnamen noch einmal! Jeder in diesem Haus glaubt, das Recht zu haben und nimmt es reichlich für sich in Anspruch, nach Belieben Unsinn zu schwatzen, und nur ich allein, dem ihr alle widersprecht, soll der Born der Weisheit sein. Ich bin aber kein Born und will kein Born sein. Punktum. Die Schwarze ist ein lieber Kerl, sie ist ein armes Hascherl, auf das ihr tagein, tagaus einpeckt, und sie ist die Frau des künftigen Majoratsherrn. Schluß! Und wenn ich der Laja einmal unter vier Augen begegne, dann wiederhole ich ihr Wort für Wort, was ich eben zu euch sagte . . . Aber ich kann es ihr auch schreiben, wenn das in euren Augen besser der Form entspricht." Auf dem kurzen Weg zur Tür stieß die Faust von Eysn an einen Tisch, verrückte zwei Sessel und gab auch noch der Kommode einen Tritt. Dadurch wurde beträchtlicher Lärm verursacht und die Erregung der heiligen Damen noch gesteigert.

„Er hatte eine schlechte Kinderstube", urteilte die Markgräfin entschieden.

„Er hat sich stark verändert, liebe Mathilde, denn unsere Kinderstube war einwandfrei! Wenn daran nur nicht die Arterien schuld sind. Durch kranke Arterien werden die Männer immer so . . . so . . . roh . . . Wie stellte er sich denn zu dem unerhörten Echeque, den uns Maria durch ihre Beichte bei diesem unmöglichen Knocherl zufügte? Pater Habakuk kann sich heute noch nicht fassen."

Anfangs Juni wurde es ernst. Dozent Schaudenwein fuhr täglich zweimal in einem Zweispänner an — was Tante Karoline eine Gschaftelhuberei nannte —, eine dicke appetitliche Frau mittleren Alters machte sich überall zu schaffen und eine gleichfalls appetitliche und dicke, aber junge Frau eilte türein, türaus. Die Markgräfin bedachte die appetitliche dicke Junge mit ihrem Mißtrauen: „Ich habe meine Kinder stets selbst genährt."

Auch Doktor Feldner, als Sanatoriumsinhaber, war sehr geschäftig.

Im Wintergarten der Anstalt, unter dem Dach, rauchte Karlfranz Zigaretten, viele, viele, unzählige Zigaretten, und stierte ins Leere. Auf einem Streckessel nebenan knotzte ein übellauniger Major, dem Doktor Weichle den Wurmfortsatz herausschnitt und der schon am dritten Tag verlangte, man möchte ihn gefälligst heimschaffen, es sei barer Unsinn, jetzt, da alles vorüber sei, in dem teuren Sanatorium zu bleiben. Er schimpfte wacker auf diese Räuberhöhle, wo man ihm seine gewohnten zwei Liter Ungarwein und die drei oder höchstens vier oder fünf Gläschen Benediktiner geflissentlich vorenthielt. Ohne Benediktiner könne er einfach nicht schlafen. Kein Wunder, daß er unter solchen Umständen nicht zu Kräften kam. Aber er würde das saubere Sanatorium schon unter seinen Bekannten gebührend schlecht machen — so wahr er Milan Krk hieß und in Zagreb geboren wurde!

Zur Linken des übellaunigen Majors Milan Krk aus Zagreb, gleichfalls auf einem Streckessel, stöhnte eine junge Dame unbestimmten Alters, deren Haar von Tag zu Tag grauer wurde, weil sie es nicht nachfärben konnte; nur die Lippen belegte sie verschwenderisch mit Rouge. Es war die Altistin des mit einem Kino vereinigten städtischen Opernhauses, die eine diskrete Operation hinter sich hatte, über die sie nur andeutungsweise sprach. Außerdem jammerte sie über die unerträgliche Hitze und bekam zwischen zwei und sechs Uhr nachmittags häufig Besuch von Kollegen und Kolleginnen, besonders von Kollegen.

Vom Geschimpf des Majors und dem Gestöhn der Altistin nahm Karlfranz nicht viel wahr, denn er war innerlich zu stark beschäftigt und blickte nur auf, so oft sich die Tür des Wintergartens bewegte. Es kam aber niemals der Arzt, es kam immer jemand anderer. Schließlich kam Tante Karoline, die sich vom Lift hinaufschleppen ließ und gleichwohl schnaufte, als sei sie die drei Treppen eigenfüßig emporgeklettert. Sie schnaufte aus Empörung, von der sie ein gestrichenes Maß voll mitbrachte. „Die Leute da unten" — worunter sie den Dozenten Schaudenwein, Doktor Feldner, die dicke appetitliche Frau mittleren Alters und die ebenfalls dicke appetitliche, aber junge Frau verstanden wissen wollte — „sind eine Bande!" Die Leute da unten verteidigten nämlich den Eingang von Marias Zimmer heldenhaft:

gestalten, ganz und gar nicht zu, sondern blieb fest bei seinem entschiedenen Rat, den er auch gegen Karlfranzens höfliche Einwendungen tapfer verfocht. „Natürlich haben Sie geeignete Räumlichkeiten genug, Graf, und selbstverständlich ginge es auch in der Villa, aber es kann sein, daß die Geschichte nicht ganz glatt verläuft. Mir fehlt die Erfahrung bei Wöchnerinnen anderer Rassen, besonders dann, wenn sie fern ihrer Heimat und unter geänderten Verhältnissen entbinden. Die Literatur enthält darüber auch nichts Vernünftiges. Ich hoffe ja das Beste, rechne aber auch mit Komplikationen und will nichts versäumen."

So sagte Karlfranz Ja und Amen, doch die Markgräfin Mathilde, die sich mit der Schwägerin darüber besprach, erklärte ölig: „Die Erfahrung fehlt ihm? Das dachte ich gleich. Hätte man doch meinen Rat befolgt und Doktor Poppel konsultiert — der hat Erfahrung!"

„Und was er nur mit der Literatur will!" stichelte die Tante. „Bei Goethe und der Wildermuth findet er natürlich nichts über Geburten. Die modernen Ärzte sind schrecklich ungebildet! Er könnte wenigstens im Konversationslexikon nachschlagen, darin steht alles."

Ein bißchen früher als berechnet, machten sich bei der tanzenden Bärin Anzeichen bemerkbar, die ihre Einquartierung im Sanatorium des Doktor Feldner wünschenswert erscheinen ließen. Sie bezog dort ein schönes, großes, weißes, sonniges Zimmer, an das sich ein Kabinett schloß, und schon früh morgens huschten Finken und freche Meisen durchs offene Fenster, um sich Brotkrumen zu erbetteln. Sie piepsten und wurden zudringlich, worüber Maria sich freute. Die säugende Hirschkuh mußte in der Kaiserstraßenvilla bleiben und fühlte sich in dieser Verbannung todunglücklich; zum Selbsttrost sang sie sich die Trübsal vom Herzen und summte eintönige, unmelodische Heimatslieder, die den empfindsamen Bedienten Josef nervös machten, wie er der Köchin und dem Küchenmädchen klagte. Er war doch musikalisch, liebte seinen Wagner — „Winterstürme wichen dem Wonnenmond . . ." — und verachtete dieses Gebrumm. Trotzdem sang Muko-son unentwegt in die Abenddämmerung hinaus.

Tala-wi verbrachte die zuwartenden Tage auf ihrem Balkon, dachte nach, weigerte sich, Besuche anzunehmen, und empfing nicht einmal die Schwiegereltern, die Onkeln und Tanten und Vettern und Basen Schärpfenberg, ob sie nun von Eysn zubenannt waren oder nicht. Wer sich zu den Freunden des markgräflichen Hauses zählte, der trug sich in der Halle in einen Bogen ein oder fragte telephonisch an, wie sich die gnädige Gräfin befinde. Der Portier hatte ein für allemal den Auftrag, selbständig Auskunft zu erteilen: „Es geht ausgezeichnet."

Allen Patienten des Sanatoriums ging es ausnahmslos ausgezeichnet.

Schon lange waren der Major und die Sängerin mit dem Lift wieder in ihre Verließe hinabgesurrt, schon lange glühte das elektrische Licht in die Dunkelheit der Nacht, schon lange saßen der Markgraf und die Markgräfin genannt von Eysn nebst Klemens im Wintergarten zwischen Karlfranz und Karoline. Die Herren rauchten und die Damen nickten ob der vorgerückten Stunde ein bißchen ein, wobei Markgräfin Mathilde träumte, sie hätte dem lieben Gott die prunkvolle Altardecke noch immer nicht abgeliefert, und in Wahrheit besaß er sie doch schon seit vergangenem Pfingstsonntag, um sich daran zu ergötzen.

Gesprochen wurde auch von den wachenden Herren nicht, man war schweigsam und taktvoll wie in einem Sterbehaus.

Dozent Doktor Schaudenwein hatte die Ankunft des Baby noch für die Nacht in bestimmte Aussicht gestellt und die zwei heiligen Frauen hofften einträchtig, ohne sich darüber mit Worten verständigt zu haben, er werde sich irren — zur Strafe, weil man weder den verläßlichen Doktor Poppel noch Professor Piu noch die berühmte Hebamme aus Budapest, die schon Erzherzoginnen unvergleichliche Dienste leistete, beigezogen hatte. . .

Ohne den Lift zu benützen, — er stürmte lieber die Treppen, drei Stufen auf einmal nehmend, zu Fuß herauf — meldete knapp nach Mitternacht Doktor Feldner vergnügt, der Stammhalter sei da, worauf sich Tante Karoline zur Frage bemüßigt fühlte, ob es ein Graf oder eine Gräfin sei.

Vom Sanatoriumsbesitzer geführt, pilgerte man zu sechst in den ersten Stock hinab, um den kleinen Markgrafen, der auch die Faust von Eysn zubenannt werden würde, zu begutachten. Zu diesem Zweck schaffte ihn die appetitliche, dicke, aber junge Frau auf den Zehenspitzen ins Kabinett neben dem Zimmer der tanzenden Bärin, die erschöpft und unbekümmert um die Wirklichkeit dahinlag und schlief. Nacheinander beugten sich Karlfranz, die schadhafte Tante, die Markgräfin, der Markgraf und Klemens über das Würmchen im batistenen Spitzenbündel.

Alle schauten sie lange und angestrengt und sagten nichts.

Frühmorgens nach Erwachen fragte auch Tala-wi nach dem Kindchen, und abermals brachte die junge, dicke, appetitliche Frau das Bündel von Batist und Spitzen ans Bett.

Frau Maria hob mühsam den Kopf, um besser zu sehen — ihre Augen weiteten sich schreckhaft und mit einer für ihre Schonungsbedürftigkeit zu heftigen Gebärde schob sie die Frau mitsamt dem Buben entsetzt von sich: „Pfui. . ."

Es war ein zartes, am ganzen Körper braunes und straff schwarzhaariges Bübl gewesen, mit veilchenblauen, verwunderten Augen in dem runzeligen Gesicht. Die Farbenzusammenstellung konnte niemanden erfreuen

Fremden sei der Eintritt strengstens untersagt! — Ob sie denn als Schwester des Schwiegervaters, als Tante des Gatten und daher auch Tante der Kranken eine Fremde sei? Dozent Schaudenwein zauberte sein gewinnendstes Lächeln in sein rundes Gesicht: „Im Himmel und im Sanatorium gelten Verwandtschaften und Verschwägerungen nur sehr bedingt.“

Karlfranz nickte zu dem Bericht sehr zerstreut: „So, vom Himmel hat er dir erzählt? Ich glaubte bisher, er sei ein Liberaler. . .“

Nachdem ein tiefforschender Blick Tante Karoline belehrt hatte, daß der Neffe sie nicht absichtlich beleidigte, doch an dem Vorfall wenig Anteil nahm, unterschlug sie den Rest der Auseinandersetzung mit dem Dozenten. Sie hatte den Herrn gebührend abgefertigt — er verstehe nichts von der Frauenpsyche, und die arme Kranke sehne sich nach einem bekannten Gesicht. Unverheiratete Männer sollten Frauen überhaupt nicht behandeln dürfen! Und was entgegnete der Wüstling darauf? „Ein Wochenbett ist keine Krankheit und Frauenärzte sind keine Manderln und sind keine Weiberln, sie sind neutral wie die Engerln.“ Statt diese mißliche Episode vor Karlfranz zu erwähnen, fing Tante Karoline an, statistisch zu werden und zählte an den Fingern alle ihr bekannten jungen Frauen seit dreißig Jahren her, die im Kindbett starben — und immer ohne Ausnahme war der Arzt daran schuld gewesen! „Mir ist jedes alte Weib lieber als ein junger Arzt“, gab sie von sich.

„Unter Umständen“, pflichtete Karlfranz verträglich bei. „Aber zum Beispiel eine Schädeltrepanation ließe ich mir doch lieber von einem jungen Arzt, und sei es der jüngste, machen, als von dem gewiegtesten alten Weib. Du nicht auch, liebe Tante?“

„Nein, ich nicht, lieber Karlfranz, zumal ich mich überhaupt nicht schädeltrepanationieren lasse.“

Der übellaunige Major Milan Krk aus Zagreb ohne Wurmfortsatz und die junge, rasch ergrauende Sängerin mit der diskreten Operation schlossen inzwischen in gemeinsamer Not Freundschaft. Milan Krk trug seine Beschwerden vor und die Altistin die ihrigen, und da sie mit Vorliebe zu gleicher Zeit redeten, so kam jeder Teil auf seine Rechnung. Nur bezüglich Professor Weichles, der auch die Sängerin operierte, konnten die beiden miteinander nicht einig werden, denn die Dame schwärmte für ihn in den goldigsten Ausdrücken.

Die schadhafte Tante flüsterte genügend energisch, um ringsum verstanden zu werden: „Siehst du, Karlfranz, auch andere Leute hat man hier gekränkt!“ Und in ihrem Kopf formte sich der Plan, mit Hilfe Pater Habakuks eine Anstalt zu gründen, wo nur Damen der Gesellschaft Aufnahme fanden und wo man hilfsbereite Tanten nicht von den Kindbetten angeheirateter Nichten scheuchte.

denn! Hoffentlich wirst Du mein „Gekritzel“ lesen können. Und hoffentlich bekomme ich nicht wieder Schreibkrampf!

Vor allem berichte ich Dir, daß Malthen und Doktor Müller neulich, wie ich Dir schon angekündigt hatte, zum Nachtessen da waren. Und da die Herren sich wieder sehr zuversichtlich über die Kriegsangelegenheiten aussprachen, so wurden auch wir Frauenzimmer ganz mutig und selbst Tante Klara sah alles ziemlich unbewölkt und beinahe rosenfarben. Der ganze Abend verlief prächtig. Wir aßen auf der Galerie und die Blumen unten im Garten dufteten und die Zikaden und Grillen zirpten. Und wir unterhielten uns herrlich! Ach, wenn Du doch auch da gewesen wärst, meine goldene Helene! — Ich saß zwischen Doktor Müller und Malthen. Mit Doktor Müller konnte ich freilich nicht besonders viel sprechen, da an seiner anderen Seite Tante Klara saß, die ihm einige unendlich lange Krankengeschichten erzählte. Dafür unterhielt ich mich geradezu köstlich mit Malthen! Freilich behauptete dann Ilka, ich hätte sozusagen gar nichts gegessen. Nun, das weiß ich nicht genau, aber es ist ja schließlich auch Nebensache, obwohl auch Perlhuhnbraten auf den Tisch kam (jetzt in so teuren Zeiten!) und Doktor Müller behauptete, er ziehe diesen sogar dem Fasanenbraten vor.

Doch ich lasse den Braten und komme auf Malthen zurück. Wir beide sprachen über alles Mögliche. Vor allem natürlich auch über Dich, meine beste Schulfreundin. Und dann wieder über den Krieg, und er erklärte mir, warum dieser notwendig gewesen sei. Überhaupt führten wir zum Teil ein sehr ernstes und „hohes“ Gespräch, wobei ich mir freilich manchmal ganz dumm vorkam. Natürlich: ich mit meinem bißchen Wissen aus der Bürgerschule und der Fortbildungsschule! Und er ein Akademiker, der mit der Zeit Stabsoffizier werden will! Und was er alles gelesen hat, das ist fabelhaft! Übrigens sagte er mir, ich habe ein sehr gesundes natürliches Urteil, was immer die Hauptsache sei. Dies hat mich überaus gefreut. Es war dies freilich das einzige „Kompliment“, das er mir machte, und auch dies klang ja eigentlich etwas „väterlich“ oder „onkelhaft“. Aber abgesehen hievon behandelte mich Malthen gar nicht wie einen Backfisch, sondern durchaus wie eine fertige junge Dame. Und dies tat mir schrecklich wohl. Es ist ja so angenehm, noch ein wenig die Rechte eines Backfisches zu genießen und dabei doch schon so ziemlich als vollendete Dame zu gelten. Allerdings hat Ilka mir später versichert, ich hätte mich tatsächlich vollkommen „damenhaft“ benommen. Aber ich weiß nicht, ob sie mich gar so genau beobachtet hat. Denn sie sprach fast immerfort mit Papa und Mama von den Zwillingen. Und weil jetzt auch ich diese schon wieder erwähnt habe, so will ich Dir, liebste Helene, doch endlich auch ausführlich verraten, was für eine Bewandtnis es mit Miklosch und Kata eigentlich hat. Du wirst jeden=

— die einen störte der rote Teint und die schwarzen Haare, die andere — die „pfui" gerufen hatte — die veilchenblauen Augen. . .

Aber auch der Eindruck, den die Verwandten auf das absonderliche Kindchen gemacht hatten, mußte dieses nicht befriedigt haben, denn noch am gleichen Vormittag nahm es von dieser verückten, farbenempfindlichen Welt still und bescheiden Abschied. . .

* * *

Die Faust von Eysn kraute sich in den nächstfolgenden Tagen überoft die kümmerlichen Reste ihres einst blonden Haupthaares, rieb ebenso oft den Handrücken am glatten Kinn und schaute recht unglücklich und betroffen drein: „Es war ja soweit ein liebes Kinderl . . . soweit war es gewiß ein liebes Kinderl . . . aber das schreckliche Fell. . ."

Tante Karoline zog gewohnheitsmäßig die Moral aus der Geschichte, überzeugt, Geschichten seien überhaupt nur dazu da, daß man daraus eine Moral ableite: „Das kommt davon, wenn man eine Schwarze heiratet, die sich weigert, dem Habakuk zu beichten." Sie hatte eigentlich die löbliche Absicht, den Gedanken noch weiter auszuspinnen und auszuschmücken wie ein philosophisches System, um noch viel Gescheites über die langsam, jedoch sicher mahlenden Mühlen Gottes einfließen zu lassen, aber Markgraf Ezechiel hatte wieder einmal seine Launen. Er brüllte wie schon seit Jahrzehnten im Palais, das halb Rokoko, halb Renaissance, also auch ein Mischling war, nicht gebrüllt wurde: „Himmelherrgottdonnerundgranaten, red' nicht so saudumm!"

(Fortsetzung folgt.)

Fern vom Kriege.

Backfischbriefe aus Siebenbürgen. Von **H. Südburg.**

(Fortsetzung.)

Békefalva, am 7. September 1916.

Meine beste Helene!

Ganz Békefalva ist in Aufregung darüber, daß ich schon wieder an Dich schreibe. Und Fritz bemüht sich eben jetzt, sogar eine Art Spottgedicht auf mich zu verfassen, so im Stile von Wilhelm Busch, mit dem schönen Wiederholungsreim: „Rasch viel schreiben, wie mit Dampf — das verursacht Schreibekrampf." Dessenungeachtet drängt es mich doch, abermals eine Epistel an Dich vom Stapel zu lassen. Und dies entspricht ja auch Deinen Wünschen. Und wenn ich es bedenke, so habe ich Dir ja in der Tat wieder allerlei mitzuteilen. So schreibe ich

oder „telepathische Gedankenübertragung“ oder auch „magische Gedankenübertragung“.* Und sie sollen wirklich auch auf sehr große Entfernungen möglich sein, aber meist nur zwischen ganz besonders beanlagten Menschen und auch zwischen diesen nicht jederzeit vorkommen. Doch können solche Menschen diese Fähigkeiten durch entsprechende Übung steigern. Von Miklosch und Kata sagte übrigens Malthen, er glaube, auf sie hätten die Worte des Dichters Schiller zu gelten: „Und was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“ — Aber hast denn Du, liebste Helene, von solch wundersamer „Fernwirkung“ oder „Fernempfindung“ oder wie man solche Vorgänge in deutscher Sprache eigentlich am besten nennen soll, schon gehört? Ich habe bisher ziemlich wenig von dergleichen vernommen. Und ich dachte eigentlich immer, so etwas könne ja doch in Wirklichkeit nicht vorkommen. Und auch Vetter Alfred will nicht viel davon wissen und er sagte, er halte es wie Doktor Herdal in dem Ibsenschen Drama „Baumeister Solneß“ und lasse sich auf diese Dinge lieber nicht ein. Aber Papa, Mama, Tante Klara, Doktor Müller, Malthen und ja eben auch Ilka besprachen die Telepathie als ganz zweifellose Tatsache. Und jedes von ihnen hat schon allerlei von dergleichen gehört und gelesen. Besonders aber Doktor Müller. Dieser führte eine lange Reihe angesehener Ärzte, Naturforscher und anderer Gelehrter des Mittelalters, der neueren Zeit und der Gegenwart an, von denen manche oder viele sogar selbst „telepathische“ Versuche gemacht haben. Und er sprach zur Erklärung solcher Vorgänge allerlei vom sogenannten „Weltäther“, der, wie manche Gelehrte behaupten, alles im Weltall umgibt und durchdringt; ferner von elektrischen Wellen und Funken und von drahtloser Telegraphie oder Telephonie; von „Röntgenstrahlen“, „Radioaktivität“ usw. — Malthen aber sagte, man dürfe die telepathischen Vorgänge durchaus nicht als etwas bloß „Physikalisches“ oder „Körperliches“ ansehen, denn es handle sich dabei sehr wesentlich auch um „geistig-seelisches“ Geschehen! — Doch jetzt fürchte ich wirklich, daß ich Dich mit diesen Dingen, die wir ungelehrten Backfische ja doch nicht recht verstehen, schon schrecklich langweile. Also „Schluß!“ Allein, falls es sich ereignen sollte, daß auch ich gelegentlich Zeuge eines solchen merkwürdigen Vorganges zwischen Miklosch und Kata wäre, so würde ich Dir darüber doch wieder ausführlich berichten. Etwas will

* Wer sich in bequemer Weise über die gesamte Frage der „Telepathie“ und besonders auch über die physikalische Seite der Frage unterrichten will, dem kann folgende Schrift empfohlen werden: Die Telepathie. Gemeinverständliche Studie über Geschichte, Wesen, Auftreten, Erklärung und Wichtigkeit der telepathischen Vorgänge. Von Robert Sigerus. (Leipzig, Verlag von Max Altmann.) — Bezüglich der Möglichkeit telepathischen Verkehrs auf große Entfernungen ist von naturwissenschaftlicher Seite auf die sogenannte „Radioaktivität“ hingewiesen worden. Man denke übrigens auch schon nur daran, welch weithinreichende Leistung ein Mensch sichtbar machen würde, wenn er, im Verhältnis zu seinem Körpergewicht, zur Erzeugung ähnlicher Leuchterscheinungen befähigt wäre, wie der kleine Leuchtwurm.

falls ungeheuer verwundert darüber sein, denn die Sache ist ja wirklich kaum zu glauben. Aber da auch Malthen erklärt, daß derartige Dinge möglich seien, so sollst jetzt auch Du davon Kenntnis erhalten. Und ich will mich eifrig bemühen, Dir die Sache möglichst genau und gleichsam „wissenschaftlich“ zu schildern.

Also denke Dir, liebste, beste Helene, welch eigentümliche Behauptung und Mitteilungen Ilka über diese Zwillingsgeschwister macht! Sie behauptet nämlich, es komme zuweilen vor, daß das, was eines dieser beiden sieht, hört und fühlt, also empfindet und wahrnimmt, oder was es sich vorstellt und was es denkt, sofort und in demselben Augenblick auch das andere irgendwie empfindet oder wahrnimmt oder weiß. Doch ohne Hilfe der altbekannten Sinnesorgane, Augen, Ohren usw. Und zwar können sich dabei Miklosch und Kata auch sehr weit voneinander befinden, zum Beispiel das eine hier irgendwo in Siebenbürgen, das andere aber etwa in Budapest! — Aber ich meinerseits bin mir jetzt wirklich nicht sicher, ob ich mich klar genug ausgedrückt habe und ob Du begreifst, um was es sich eigentlich handelt. Ich will Dir daher wenigstens zwei derartige Vorkommnisse mitteilen, so wie Ilka sie uns erzählt hat. Also: Als Miklosch sich einmal in Budapest aufhielt, ereignete es sich, daß er auf der Straße von einem Automobil zu Boden geschleudert und am Arm sehr schwer verletzt wurde, so daß er stark blutend in ein Spital befördert werden mußte. Und zu derselben Zeit wußte Kata sofort ganz genau den ganzen Vorgang, obwohl sie hier in der Küche, unter Ilkas Augen, mit einer Arbeit beschäftigt war! Aber sie hatte plötzlich die Arbeit unterbrochen, war auf einen Stuhl gesunken, hatte einige Zeit wie geistesabwesend vor sich hingestarrt und hatte dann, sehr erschreckt, Ilka vollständig den Unfall des Bruders geschildert. — Und ein andermal ereignete es sich, daß Kata mit mehreren Bauersfrauen in dem eine Stunde von hier entfernten Walde Erdbeeren sammelte. Aus Unachtsamkeit stürzte sie dabei von einer felsigen Anhöhe herab und brach ein Bein. Und dies wußte jetzt Miklosch in demselben Augenblick. Er befand sich aber damals hier im Hofe und striegelte gerade die Pferde. Auch er war, was Ilka genau beobachtete, einige Zeit wie geistesabwesend, dabei ganz starr und er ließ den Striegel zur Erde fallen. Dann war er erschreckt aufgefahren und hatte Ilka, die mit einer Handarbeit am offenen Fenster des Speisezimmers saß, alles berichtet und sie gebeten, sie möge erlauben, daß er allsogleich mit dem Wagen in den Wald fahre, um seine verunglückte Schwester zu holen. Natürlich gestattete Ilka dies, ja sie fuhr gleich mit in den Wald und fand dort alles gerade so, wie Miklosch es ausführlich beschrieben hatte!

Sind das nicht wunderbare Geschichten?! Und nun gib acht: Man nennt derartige Vorgänge neuerer Zeit gewöhnlich „Telepathie“

wir hierauf weiter marschiert und zur Eishöhle gelangt sein werden und diese besichtigt haben, werden wir, nämlich Ilka und ich, mit Miklosch' Hilfe die Forellen backen! Dann wird geschmaust, gerastet, wieder ins Waldhaus gewandert und von dort hieher nach Békefalva zurückgefahren, beziehungsweise geritten, und zwar zum Schluß im schönsten Mondenscheine! Ist das nicht ein herrliches Programm?! Ach, süße, goldene Helene! Wie wundervoll wäre es, wenn auch Du Dich hier befändest und den Ausflug mitmachen würdest! Oder, wenn Du wenigstens „telepathisch" daran teilnehmen könntest! —

Du kannst Dir denken, beste Helene, wie Fritz und ich jubelten, als das prachtvolle Programm endlich festgestellt worden war. Ich freute mich wirklich sehr darüber und Fritz begann aus Glück und Wonne zum allgemeinen Entsetzen einen fürchterlichen indianischen Kriegstanz, den er mit so schauerlichem Gebrülle begleitete, daß Papa ganz ernstlich böse wurde.

Und nun schließe ich, denn ich glaube, ich habe doch wieder ein wenig Schreibkrampf — und mein Papiervorrat nimmt so entsetzlich ab, daß mir schon bang um meine literarische Zukunft wird. Aber über unseren Ausflug werde ich Dir, liebste Helene, seinerzeit dennoch wieder ausführlichen Bericht erstatten. Hoffentlich erhalte ich endlich auch von Dir wieder einmal ein Lebenszeichen!

Mit unzähligen „telepathischen" Küssen

Deine Dir ewig treue Freundin
Jutta.

NS. Ich muß Dir noch gestehen, teure Helene, daß ich schrecklich neugierig bin, wie Malthen sich zu Pferde ausnimmt! Ich glaube, vorzüglich!
Deine Obige.

Békefalva, am 8. September 1916.

Meine gute Helene!

In größter Eile nur einige Zeilen! Nachdem nun auch mein gestriger langer Brief samt Nachschrift an Dich abgegangen ist — diesmal wurde er durch Miklosch zur Post getragen — fällt mir plötzlich etwas ganz furchtbar Entsetzliches ein! Ich habe nämlich, trotzdem ich ja wußte, daß meine Briefe vielleicht zur löblichen Zensurbehörde gelangen würden, doch in schauderhaft dummer und blöder Weise und ohne es zu bedenken, auch Bemerkungen gemacht (über Herrn M......!), die ich lieber nur „telepathisch" hätte machen sollen, oder die ich eigentlich, da Du und ich keine „telepathische" Befähigung zu besitzen scheinen, ganz hübsch für mich hätte behalten müssen! Es handelt sich ja dabei weder um Staatsgeheimnisse — nein, gewiß nicht! — noch um — — na aber, kurz und gut, wenn mich die löbliche Zensur-

ich übrigens schon jetzt noch bemerken. Wir alle haben nämlich Ilka versprechen müssen, von der staunenswerten „telepathischen" Beanlagung und Befähigung dieser Zwillinge gegen andere Leute hier im Ort nicht zu sprechen, damit die beiden braven Geschwister nicht sozusagen als „Wundertiere" angegafft oder verspottet werden oder gar bei abergläubischen Leuten in den Verdacht der Zauberei und Hexerei geraten usw. Na, Du, teure Helene, bist ja so zartfühlend und gut, daß Du den Miklosch und die Kata gewiß nicht behelligen würdest, selbst wenn Du hier wärest. Ich durfte Dir also ihr Geheimnis verraten.

Und jetzt etwas ganz, ganz anderes! — Alfred, dem die langen Erörterungen über das wunderbare Zwillingspaar nicht behagten, brachte die Rede auf eine andere Merkwürdigkeit der hiesigen Gegend, nämlich auf die von Békefalva bloß etwa eine halbe Tagereise entfernte Eishöhle von Skerischora.* Das soll eine interessante Sehenswürdigkeit sein. Sofort geriet Fritz ganz außer sich und bat Papa und Mama inständigst, wir möchten doch alle dorthin einen Ausflug machen. Papa und Mama wollten jedoch nichts davon wissen. Und Tante Klara erklärte beinahe empört, jetzt sei doch wirklich keine Zeit für Vergnügungsausflüge. Da mir jedoch Fritz ganz verzweifelt flehentliche Blicke zuwarf und mich dann auch leise beschwor, ich möge um alles in der Welt seine Bitte doch unterstützen, so begann jetzt auch ich, mich aufs Bitten zu verlegen. Und ich gab Ilka heimlich einen Wink und nun erklärte auch sie und dann auch Alfred, es wäre doch wirklich schön, den Ausflug zu unternehmen. Und darauf äußerte Malthen, daß er unter Umständen für anderthalb Tage von seinem Dienst abkommen könne und dann wohl auch teilnehmen würde. Schließlich ließen sich Papa und Mama erweichen und auch die gute Tante Klara — die übrigens, unter uns gesagt, für Malthen geradezu schwärmt — gab nach. So ward denn nach furchtbar vielem Hin und Her beschlossen, wie folgt: Samstag mittag fahren wir, nämlich Tante Klara, Ilka, Fritz und ich sowie Miklosch und Kata mit Alfreds Wagen von hier ab. Alfred und Malthen begleiten uns zu Pferde. In einem schon im Gebirge befindlichen Waldhause übernachten wir. Dort wohnt nämlich ein Vetter der Zwillinge, der als Forstwächter bedienstet ist. In dem Waldhause bleibt dann Tante Klara mit Kata auch Sonntags über bei dem Forstwächterpaar. Wir anderen aber gehen früh morgens zu Fuß weiter bis hinauf zu dem auf einem Berge befindlichen Eingange der Eishöhle. Auf dem Wege dorthin wird am Aranyoschflusse** gerastet und dort wird auch eine möglichst große Menge von Forellen gefangen. Nachdem

* Die obenerwähnte Eishöhle liegt auf dem Gebiete des Dorfes Skerischora, Bezirk Topánfalva, Komitat Torda-Aranyosch.

** Aranyosch, ungarisch „Aranyos", soviel wie „golden", da dieser Fluß Gold führt.

Und da auch er, so wie ich, die Natur sehr liebt, machte er mich wiederholt auf die Schönheiten der Gegend aufmerksam, durch die wir fuhren. So war es eine herrliche Fahrt und sie dauerte zu meiner großen Freude mehrere Stunden. Und die Gegend war wirklich reizend und wurde schöner und schöner, als wir in die Bergwelt des Erzgebirges und des Bihargebirges hineinfuhren. Zunächst ging es zwischen freundlichen Wiesen und Feldern dahin, auch durch einige Dörfer und später zwischen Bergen und Wäldern, — vorüber an schroffen Felsen, prachtvollen Buchen und riesigen Tannen, dabei oft fest neben dem kristallklaren Aranyoschflusse, aus dessen Wellen ab und zu Forellen emporschnellten. Und in das Rauschen des Flusses mischte sich hie und da aus einzelnen der auf Höhen und in Tälern zerstreut liegenden Gehöfte der melodische Klang der Tulnika.* An einigen Stellen mußten wir absteigen und zu Fuß wandern, weil der Wagen nur mühsam vorwärts kam. Da stiegen auch unsere beiden Herren ab und führten ihre Pferde am Zügel, während dann Fritz ganz stolz auf einem der beiden Pferde thronte. Schließlich hielten wir vor einem malerisch gelegenen Holzhause. Wir waren am Ziel! Gerade erglühten die höheren Berggipfel im herrlichsten Rot der Abendsonne. Zu unseren Füßen rauschte geheimnisvoll der Fluß. Und rings um uns zirpten die Zikaden und Grillen ihr Abendlied. Dazu ertönte harmonisches Glockengeläute und gemütliches Gebrülle heimkehrender Kühe. Weit drüben aber, jenseits des Flusses, wo eine Schafherde lagerte, blies der Hirt auf der Flöte seine einfachen Weisen und gedämpft klangen auch diese zuweilen herüber. Und die vom Duft der Tannen und würzigen Gebirgskräuter erfüllte Luft wehte leise und umfächelte uns schmeichelnd. Und alles war so schön und so friedlich. Sogar Fritz geriet, was viel sagen will, in eine friedlich-feierliche Stimmung. Und beim Anblick des Schafhirten deklamierte er aus einem alten Liede, das er irgendwo gehört oder gelesen:

„. . . Seine Herde habe
So viel feiste Schafe,
Als auf Bergeshöh'n
Bunte Blumen steh'n."

Worüber sich der Hirt gewiß sehr gefreut haben würde. Malthen aber atmete tief auf und sagte mit frohem, leuchtendem Blick: „Wie schön ist es hier!" Und ich stimmte ihm freudig zu. Tante Klara jedoch seufzte und murmelte dann leise vor sich hin: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual." — Aber ich meinerseits frage: Muß denn der Mensch überallhin Qual bringen? Ich glaube, dies ist nicht notwendig! — —

* Das rumänische Wort „Tulnica" bedeutet ein aus langen, dünnen, schmalen Tannenbrettchen angefertigtes, mit feinen Holzreifen zusammengehaltenes Blasinstrument.

behörde ausgelacht hat oder noch auslachen wird, so habe ich es redlich verdient! Und dies will ich hiemit ganz frei und offen bekennen, Dir, liebe Helene, und jedermann gegenüber, dem meine Briefe zu Gesicht gekommen sind oder noch kommen werden.

Deine sich sehr schämende Jutta.

Békesalva, den 14. September 1916.

Meine liebe, gute Helene!

Infolge aller möglichen Erlebnisse war mir einige Tage hindurch abermals ganz wirr zu Mute, so etwa, als ob mir ein riesengroßes Mühlrad im Kopf herumwirbele! Jetzt bin ich ein wenig gefaßt und so will ich versuchen, Dir wieder einen ausführlichen und „ordnungsgemäßen" Bericht zu erstatten. Freilich schwankt es in mir noch immer ziemlich hin und her. Und es ist mir bei mancher Erinnerung ganz warm und übermütig froh zu Mut und ich habe aufs neue Lust zu singen: „Noch ist die blühende, goldene Zeit, noch sind die Tage der Rosen!" — Dann aber, bei anderen Erinnerungen, überläuft mich plötzlich schrecklicher, kalter Schauder. — Und dann — — und dann wieder fällt mir plötzlich auch der Krieg ein — — und ich begreife es immer mehr, daß die gute Tante Klara so oft von den schwarzen Wolken der düsteren Gegenwart spricht. — Doch ich will nicht vorgreifen! — Aber ich will Dir ja berichten, beste Helene! Ja, ich will Dir berichten, ganz umständlich, genau und aufrichtig — und zwar alles, alles — ohne Scheu und Bedenken — gerade so, wie ich es erlebt habe. — — Eigentlich brauche ich Dir übrigens nur unseren Ausflug zur Eishöhle zu schildern, dann weißt Du genug! Und Du wirst staunen und Du wirst außer Dir sein vor Verwunderung! Denn, wenn ich zwar auch keine romanhaften Verwicklungen zu überstehen hatte, so brachte mir dieser Ausflug doch — neben prachtvollen Stunden in Gottes freier, herrlicher Natur — ganz merkwürdige, wundersame Erlebnisse! Ich werde Dir also vor allem diesen Ausflug beschreiben, und zwar, wie man sich ausdrückt, von A bis Z. — „Eine gute Stilübung", würde Papa sagen.

Also: Der Ausflug begann Samstag gegen 2 Uhr nachmittags in programmäßiger Weise. Tante Klara und Ilka, Fritz und ich fuhren in Alfreds Kalesche. Und zwischen uns war jedes Plätzchen angefüllt mit Decken, Mänteln und Eßwaren. Auf dem Kutschersitze saß der brave Mikloſch und lenkte die Rosse und neben ihm hatte seine wackere Zwillingsschwester Kata Platz genommen. Zu beiden Seiten des Wagens aber trabten Alfred und Malthen hoch zu Pferde — beide in ihren feldgrauen Uniformen — stattlich und kühn! Malthen ritt übrigens meist an der Seite des Wagens, auf der ich saß. Und wir sprachen viel miteinander.

große Schafherde. Miklosch ließ sich mit einem der Hirten in ein Gespräch ein und erfuhr, daß sich hier in der Gegend vier entlaufene russische Kriegsgefangene umhertreiben sollten. Wir achteten wenig auf diese Neuigkeit. Ahnten wir doch nicht, wie verhängnisvoll und von Bedeutung uns diese Russen werden würden. — Wir wanderten weiter.

Am späten Morgen langten wir bei dem Eingang zur Eishöhle an. Alfred erklärte nun, wir müßten uns, um Erkältungen vorzubeugen, vor dem Abstieg in die Tiefe hier oben gründlich abkühlen. Hiemit waren wir natürlich alle einverstanden. Fritz jedoch, der ewig Hunger hat, bat, es möge die Zeit benützt werden und es mögen sofort die Forellen gebacken und gegessen werden. Alfred war hiemit jedoch nicht einverstanden. Er hielt es für richtiger, sich den Genüssen eines neuerlichen Mahles erst nach der Besichtigung der Höhle zu widmen, und zwar dann in aller Ruhe. Damit dies aber nach unserer Rückkehr aus der Höhle sofort geschehen könne, beantragte er, es seien die Forellen durch Miklosch tatsächlich sofort zu backen, dann aber bis zum Mahle schön aufzubewahren. Nach längerer Verhandlung wurde Alfreds Antrag angenommen. So machte sich denn Miklosch unter Ilkas und meiner Aufsicht und Hilfe sofort an die Arbeit. Und bald waren die Forellen knusperig braun. Fritz wurde ganz melancholisch bei dem Anblick der appetitlich duftenden Leckerbissen, die jetzt nur mit wässerndem Mund und sehnsüchtigen Blicken betrachtet werden durften. Dem gefaßten Beschlusse gemäß wurden sie nun mit den übrigen Eßwaren in dem dichten Dickicht eines üppigen Wacholderstrauches verborgen.

Inzwischen hatten Alfred und Malthen einige Kienfackeln hergerichtet. Und nunmehr ging es allen Ernstes an den Abstieg in die Höhle.* Aus dem warmen Sonnenschein hinunter zu dem ewigen Eis! Wir begannen die oben zwischen üppig blühenden Maßliebchen, Kampanulen sowie duftendem Steinklee und Thymian eingebettete und befestigte, aber ziemlich stark schwankende Leiter, die zum Boden des Eingangsschachtes führte, vorsichtig hinabzusteigen. Endlich hatten wir alle die neunzig oder hundert Sprossen der ungeheuren Leiter glücklich überwunden und standen auf dem mit Schnee und kümmerlichem Moos bedeckten Boden des Schachtes — der hohen Eingangswölbung der Höhle gegenüber. Über uns erblickten wir den tiefblauen, warmen Sommerhimmel. Vor uns glänzte der aus glattem Spiegeleis gebildete Boden einer Art Vorhalle.

* Der Eingang zur Eishöhle von Sterischora liegt in einer Höhe von 1127 m. Der am oberen Rande etwa 60 m weite, von senkrechten Felswänden umschlossene Eingangsschacht besitzt eine Tiefe von etwa 40 m. Die aus diesem Schachte in die sogenannte „Vorhalle“ führende torähnliche Eingangswölbung hat eine Höhe von 10 m. Ein am Rande des mit Spiegeleis bedeckten Bodens dieser Vorhalle sich öffnender Abgrund ist über 200 m tief. Ein ähnlicher, sich in der sogenannten dritten Höhle öffnender Abgrund ist gleichfalls über 200 m tief. — Die in der obigen Erzählung gebotene Schilderung der Höhle und ihrer Umgebung weicht von den tatsächlichen Verhältnissen etwas ab.

Bald erschien der alte gemütliche Jánosch-Bátschi*, der Vetter unserer Zwillinge und wohlbestallter Forstwächter, mit seinem riesigen Schnauzbarte und seinem behäbigen Weibe und begrüßte uns. Nun begannen Besprechungen über unsern beabsichtigten Besuch der Eishöhle. Darauf folgten Vorbereitungen für das Nachtessen, das hauptsächlich aus „Palukes mit Milch"** bestehen sollte. Dann wurde gegessen, und zwar unter einem ungeheuren, alten und bemoosten Tannenbaum, zu dem ein Tisch getragen worden war. Und nach dem Essen gingen wir bald zur Nachtruhe, — und zwar sehr früh, da wir schon bei Morgengrauen unsere Fußwanderung antreten wollten. Die beiden Herren schliefen auf dem Heuboden und Fritz war riesig froh und stolz, daß er als Dritter dabei sein durfte.

Mit dem ersten Sonnenstrahl waren wir schon auf dem Wege. Es war ein wunderschöner Morgen! Und wie wonnevoll ließ sich's gehen in der angenehmen Frische. Und bald ging es durch dunkeln, geheimnisvollen Tannenwald, wo unsere Schritte auf den weichen Nadeln, die den Boden bedeckten, ganz unhörbar waren. Nichts regte sich, nur zuweilen huschten mit leisem Rascheln flinke Eichhörnchen an den Bäumen empor. Jetzt waren wir in herrlichem Buchenwald. Da war es feierlich wie in einem ungeheuren Dome. Als starke Pfeiler stiegen die glatten, grauweißen Stämme empor, himmelwärts, und oben bildete das Laub herrliche Gewölbe. Und dann ging es nochmals durch uralten, bemoosten Tannenwald und später bergauf und bergab über duftende Matten, die hie und da eine herrliche Aussicht boten: auf die höchsten Spitzen des Bihargebirges und weit hinüber auf die Berge des siebenbürgischen Erzgebirges, wo einst schon die Römer Bergbau getrieben und Gold gewonnen haben. — Und hierauf führte unser Weg zwischen hohen, weißen Kalkfelsen dahin, durch romantische Schluchten und immer wieder an den Wassern des schäumenden und brausenden Aranyoschflusses.

In einer kühlschattigen Schlucht machten wir Rast. Und nachdem wir einen kleinen Imbiß eingenommen hatten, beschäftigten sich Alfred und Miklosch mit dem Forellenfange, während wir übrigen umherkletterten und Erdbeeren sammelten. Da überraschte mich Malthen mit einem zierlichen Sträußchen Edelweiß, das er mit Mühe von einer kantigen, felsigen Höhe herabgeholt hatte. Das war wirklich recht liebenswürdig von ihm! Ilka aber sah mich mit einem schelmischen Blicke an und als ich sie dann leise um den Grund fragte, lachte sie und versetzte mir einen Klaps! — Nun wanderten wir wieder weiter. Auf einer Matte trafen wir eine

* Das ungarische Wort „Bácsi", spr. „Batschi", wird zur vertraulichen und freundschaftlichen Bezeichnung älterer männlicher Personen gebraucht.

** „Palukes", in ungarischer Sprache „Puliczka" oder „Puliszka", rumänisch „Mamaliga", bedeutet Maisbrei. Der aus Wasser und Maismehl mit etwas Salz gekochte warme Brei wird in Siebenbürgen sehr gern mit kalter, dicker Milch gegessen.

Gewalt zu erzwingen, wie besinnungslos auf die vor ihnen stehenden drei Männer. Zwei von ihnen begannen mit Malthen zu ringen, je einer mit Alfred und Miklosch. Vergebens versuchten diese, so unerwartet und wild angegriffen, den sich wie toll gebärdenden Russen in gebrochenem Russisch sowie in rumänischer und deutscher Sprache das Unsinnige des Angriffes klar zu machen. Die Russen verstanden nichts oder hörten nichts. — —

Ach, liebste Helene! Wie furchtbar schäme ich mich, wenn ich daran zurückdenke, welch jammerhafte, schmähliche Rolle ich und auch Ilka in jenen entsetzlichen Augenblicken gespielt haben. Wie gelähmt standen wir da, neben dem zitternden Fritz. Keines Schrittes, keines Wortes, ja kaum eines Gedankens mächtig! Und plötzlich geschah das Gräßliche! — Während des Ringens war Malthen mit seinen beiden Gegnern immer mehr gegen den Eingangsschacht, aber auch immer näher gegen den entsetzlichen Abgrundspalt gelangt. Hier erkannte er jetzt das Gefährliche seiner Lage. Und mit einem furchtbaren Stoß schleuderte er den einen der Russen zu Boden. In demselben Augenblick glitt der zweite auf der Eisfläche aus, fiel gleichfalls zu Boden — und während er mit den Beinen und dem halben Leib schon in den Abgrundspalt gesunken war, griff er mit der Schnelligkeit des Blitzes nach Malthens Füßen — und — was sich nunmehr begab, habe ich eigentlich gar nicht gesehen. Aber der Russe und Malthen waren verschwunden. — Entsetzensschreie ertönten, aus dem Dunkel des Abgrundes erklang ein knirschendes, krachendes Geräusch — dann ein schwacher, dumpfer Wehruf — und jetzt war plötzlich alles grabesstill.

Einige Augenblicke habe ich damals wohl das Bewußtsein ganz verloren. Ich weiß nur, daß dann auch ich mit Ilka und Fritz in der Vorhalle stand und daß wir alle drei schluchzten. Alfred und Miklosch knieten an dem Abgrunde und riefen nach Malthen, dann horchten sie hinab, dann riefen sie wieder. Die drei Russen aber waren ganz starr und bleich. Die Furchtbarkeit des soeben Geschehenen dämmerte ihnen auf. — Vom Eingangsschachte her wurden rasche Schritte hörbar und das Geklirre von Waffen. Und schon standen zwei Gendarmen in der Vorhalle. Wie betäubt und ganz willenlos ließen die drei Russen sich jetzt verhaften. Alfred war aufgestanden, nun sprach er mit den Gendarmen. Auch der brave Miklosch trat hinzu. Alle vier beratschlagten hastig, was zu tun sei. Fiebernd vor Angst und Aufregung horchte ich auf das Gespräch und vernahm folgendes:

Wenn die beiden Verunglückten, wie befürchtet werden konnte, auf den Grund der schauerlichen Tiefe gestürzt waren, so war von einem Rettungsversuche gar keine Rede, denn dann lagen jedenfalls zwei zerschmetterte Leichen dort unten. Und es blieb höchstens der aussichtslose

Und im Hintergrunde der letzteren gähnte die schwarze, eisige Nacht des Höhlenschlundes. Nachdem wir uns in unsere Mäntel gehüllt hatten (ich diesmal bloß in meinen Regenmantel!), betraten wir die Vorhalle. Da wies Alfred auf den linken Rand des spiegelglatten Eisbodens, wo der lange, schmale Spalt eines Abgrundes sichtbar war.

„Wer hier in der Mitte des Spaltes hinabstürzt, ist verloren", sagte Alfred, „denn keinen Turm gibt es auf Erden, der in dieser Tiefe nicht ungehindert aufrecht stehen könnte."

Nun zündeten Alfred, Malthen und Miklosch je eine der vorbereiteten Kienfackeln an und dann begaben wir uns in das Innere der Höhle. Wie märchenhaft und phantastisch war es dort! Hohe, wunderbare Eispyramiden türmten sich da auf. Merkwürdige Tropfsteingebilde glitzerten in ihrer aus unzähligen Eiskristallen bestehenden Umkleidung. Aber auch hier bedrohten eisige Tiefen jeden Fehltritt mit dem Tode. — Lange standen wir in Staunen versunken und blickten um uns. Endlich mahnte Alfred zur Rückkehr. — Am Eingange zu der Vorhalle wurden die noch brennenden Kienfackeln in die grause Finsternis eines Abgrundspaltes hinabgeschleudert. In raschem Falle zu immer kleineren Flammen zusammenschrumpfend, verglommen sie dort schließlich als winzige Sternchen. Eben war das letzte dieser Sternchen unseren Augen entschwunden, als vom Eingangsschachte her dumpfer, verworrener Lärm vernehmbar ward. Verwundert drängten wir uns gegen die Vorhalle. Da erklangen von der Höhe des Schachtes Rufe herab und in demselben Augenblicke rannten in wilder Flucht vier Gestalten aus dem Schachte herwärts. „Die entsprungenen russischen Gefangenen!" flüsterte Alfred. Tatsächlich waren sie es. Von Gendarmen verfolgt, erhofften sie hier unten in der Tiefe ein Versteck oder einen Weg zu weiterer Flucht. Einen Augenblick schienen sie von der sich ihnen plötzlich eröffnenden Eiswelt befremdet. Dann aber erblickten sie offenbar in dem Dunkel der Höhle, an deren Eingang wir standen, ihr Heil. Denn sie stürmten, freilich schwankend auf der glatten Eisfläche, gegen uns heran, ohne uns zu bemerken und ohne die ringsum drohenden Abgründe zu beachten.

„Die Unglücklichen!" stieß jetzt Malthen hervor, „sie rennen ja hier, in der dunklen Höhle, in ihr sicheres Verderben!" Und rasch vortretend, rief er ihnen mit abwehrend erhobenen Armen ein lautes „Stoj!"* zu. Nun erst gewahrten sie Malthen sowie Alfred und Miklosch, die ihnen gleichfalls entgegentraten. Beim Anblick der Uniformen Alfreds und Malthens fuhren sie erschrocken zurück. Doch von der Höhe des Eingangsschachtes her ertönten neuerlich die Rufe der Gendarmen. Und plötzlich stürzten die Russen, wohl um sich den Eingang zur Höhle mit

* „Stoj!" in russischer Sprache soviel wie „Halt!"

Endlich aber schien es geglückt zu sein, die Leiter schien an der erwähnten Eismauer einen völlig sicheren Halt zu haben. Da erscholl plötzlich ein furchtbares Knirschen und Krachen — ein grauenvolles Getöse: ein Teil der Eismauer war in die schreckliche Tiefe gestürzt, gleichzeitig aber zu unserem Entsetzen auch die Leiter! — —

(Schluß folgt.)

Auf da Welserhoad.

Von Hans Mittendorfer.

Da Wachtlkini ruaft im Troad
Auf da Hoad, auf da Hoad, auf da Welserhoad:
Mei Wachtlprinzeß, magst nöt Kinigin wern?
Schau, i han di, i han di, i han di so gern!

Und d' Wachtlprinzeß hat 's Köpferl gnoagt
Und ön Wachtlkinign auf dö Weis zoagt,
Daß 'n mag, daß 'n mag, daß 'n freili mag
Und wia gern daß 'n hert, sein Wachtlschlag.

Und a so und a so is a Kinigin worn
Auf da Welserhoad unta Woaz und Korn. —
Und iazt noagt si an iade Wachtl im Troad,
Wann a Gimpl wo pfeift — auf da Welserhoad.

Benedikt.

Ich meine nicht den Papst, ich meine meinen gleichnamigen Freund, den ja auch die „Heimgarten"-Leser ungefähr kennen lernten. Aber sie werden sich ebenso wenig wie seine engeren Kameraden ein klares Urteil über ihn gebildet haben: Bald schien er ein wenig einfältig, bald beinahe geistreich, dann verschlagen und plötzlich wieder vertrauenerweckend; witzig und humorvoll, schwerfällig im Erfassen und auf einmal schier philosophisch — ein merkwürdiges Menschengebilde, aus dem man nicht klug werden konnte.

Nun ist Freund Benedikt gestorben.

Noch im Novemberheft hörten wir, daß er wieder leidend wurde; wie so oft! Hatte er doch unaufhörlich mit seinen empfindsamen Atmungsorganen zu tun, obschon ihm die Ärzte versicherten, „mit seinen Lungen würde man mühelos hundert und mehr Jahre alt". Doch Benedikt wurde es zuweilen überdrüssig, stets auf seinen „heiligen Leib", wie er sich ausdrückte, bedacht zu sein. Nie konnte er ungestört arbeiten, immer mußte er sich schonen. „Warum schonen?" pflegte er zu fragen. „Das Leben

Versuch übrig, die beiden Leichname emporzuheben, wozu jedoch vor allem schon die nötigen Seile mangelten. Es war aber immerhin noch denkbar, daß die Abgestürzten nicht auf dem Boden des Abgrundes lagen, denn der Absturz hatte sich ziemlich nahe am Beginn des Spaltes, gegen den Schacht zu, ereignet. Und Alfred, der die Höhle schon früher besucht und nach Möglichkeit erforscht hat, erklärte, daß das Eis dort nicht so furchtbar steil abfalle, als in der Mitte. Auch sollten sich daselbst Aushöhlungen von verhältnismäßig geringer Tiefe befinden. Allerdings war es nicht ausgeschlossen, daß durch Eisschmelze oder Bildung neuer Eismassen Veränderungen eingetreten waren. Jedenfalls galt es, an diesen, vielleicht doch auch jetzt noch irgendwie zugänglichen Stellen möglichst rasch Nachforschungen vorzunehmen. Allein es mangelte ja unglücklicherweise auch hiezu an allem Erforderlichen! — —

Während Alfred und Miklosch all dies in hastiger Aufregung mit den Gendarmen besprachen, erschollen plötzlich Rufe von unten. Malthen rief Alfreds Namen und der Russe ließ ein klägliches „Karanl!"* ertönen. Rasch knieten Alfred, Ilka und ich an den Abgrundspalt nieder und wir begannen, so gut es ging, ein Gespräch mit Malthen. So erfuhren wir, daß der Absturz für beide überaus glücklich abgelaufen war. Sie waren wohl einige Minuten stark betäubt gewesen und bewußtlos, hatten jedoch, abgesehen von Quetschungen und Hautabschürfungen, keinen ernsten Schaden genommen. Wie Malthen jetzt mit Hilfe einiger angezündeter Zeitungsblätter feststellte, befanden sie sich in einer sackartigen, beiläufig zwölf Meter tiefen Aushöhlung, deren Boden eine Mulde bildete und mit einer Lage weicher, reifähnlicher Eiskristalle bedeckt war. Gegen den furchtbaren, tiefen Abgrund war die Mulde teilweise offen, teilweise aber durch eine niedere, scheinbar sehr feste Eismauer geschieden. Weiter stellte Malthen aber auch die verzweifelte Tatsache fest, daß ein Entkommen aus dem eisigen Kerker ohne Hilfe von außen ganz unmöglich sei. Vor allem war eine Leiter oder ein Seil notwendig.

Nun begann Alfred mit Miklosch und den Gendarmen neuerlich zu beratschlagen. Sie einigten sich dahin, es solle versucht werden, den unteren Teil der aus mehreren Stücken zusammengesetzten riesigen Leiter des Eingangsschachtes wegzuheben und zur Befreiung der Abgestürzten zu benützen und hierauf natürlich wieder an den gehörigen Platz aufzustellen. So wurde denn alsbald ans Werk gegangen und mit vieler Mühe gelang es auch, diesen unteren Teil der ungeheuren Leiter loszumachen. Mit Hilfe auch der drei Russen wurde dann das schwere Leiterstück in die Vorhalle getragen und hierauf der Versuch gemacht, es in den Abgrundspalt hinabzulassen. Dies kostete aber wieder größte Mühe und Anstrengung.

* „Karanl!" russisch soviel wie: „Zu Hilfe!"

nur für mich allein aus.“ Dabei spielte er nachdenklich mit vertrockneten Herbstblumen, mit späten Rosen und Astern und seine Finger zerbröselten braunen Mohnsamen.

Ich drang noch weiter in ihn, erreichte aber nichts als die lockende Beschreibung einer Donaufahrt, die er vergangene Nacht unternahm. Daß dabei der Rhein und die Wolga in die Donau mündeten, störte ihn nicht. Er sagte: „Gar zu große Ansprüche darf man auch an Träume nicht stellen und schließlich ist gerade das Unerwartete an ihnen das Fesselnde ... Kürzlich besuchte ich Paris und stellte vergnügt fest, daß am Place de la Concorde der Stephansturm steht.“

Später überlegte ich das Gespräch und gelangte zu dem Schlusse, daß Benedikt fabelhaft fabuliert hatte und ein unheilbarer Hypochonder war.

Als Nächstes erfuhr ich dann von Doktor Münzer, daß unser gemeinsamer Freund eines Morgens nicht mehr aus seinem süßen Traumschlaf erwachte. „Vermutlich ein Herzschlag“, drückte sich der Arzt vorsichtig aus. „Oder auch nicht.“

„Wie also?“

„Tja, das ist eine verwickelte Geschichte.“

„Leg’ nur los!“

„Na also — unser lieber Benedikt starb an einer Mohnvergiftung. Er stellte sich selbst einen Mohnabsud her, den er allabendlich trank, wie mir seine Wirtschafterin nachträglich gestand.“

„Und du meinst ...?“

„Nein, ich meine nichts. Er wird es nicht beabsichtigt haben, eine so starke Mischung zu brauen, und vergriff sich unwillkürlich in der Dosis.“

Da erinnerte ich mich meiner letzten Unterredung mit Benedikt und erzählte sie: „... Ob nicht der Mohn das Mittel war, mit dessen Hilfe er Nacht für Nacht seine schönen Reisen machte?“

Doktor Münzer drehte sich bedachtsam eine Zigarette: „Möglich, sehr leicht möglich, sogar recht wahrscheinlich ... Mohn scheint dazu ganz geeignet.“

„Das wäre ja schrecklich!“

„Warum, Philister? Kennst du nicht die Frage des Inders: Wenn ich um einen Penny selig werden kann, warum neidet ihr es mir? ... Ich fasse die Sache ebenso natürlich auf. Wenn es keine Freude mehr macht, mitzuspielen! Der Abschluß entsprach seiner Lebensauffassung. Weiß Gott, wie wir beide einmal enden werden! Er machte es sich schön und behaglich, da es ihm nicht vergönnt war, seinem wirklichen Leben einen Wertinhalt zu geben. Und ...“

Ich fuhr dazwischen: „Du nimmst also doch Absicht an?“

„Meinetwegen. Die letzte Dosis war vielleicht nicht ganz unabsichtlich so stark bemessen. Dafür spricht vielleicht auch sein Testament.“

an sich hat keinen Wert. Das beweist gerade unsere Zeit. Nur der Inhalt, den einer ihm gibt, macht es zum Wertgegenstand, der all die Kämpfe und Mühsale lohnt.“ Und er kam niemals dazu, aus seinem Leben einen Wertgegenstand zu machen.

Seltsam kraus war auch sein Ende. Doktor Münzer behandelte ihn und gab sich redlich Mühe, die gesunkene Daseinsfreude des Kranken zu heben. Mit wenig Erfolg. Der Leidende hörte die tröstenden Ratschläge mit mehr oder weniger, zumeist mit weniger Geduld an, antwortete darauf entweder gar nicht oder murmelte lächelnd ein zwiespältiges Scherzwort. Noch kürzlich besuchte ich ihn, da er in Decken eingedreht in einem Ruhesessel lag und so frisch und gesund aussah, daß ich heiter meinte, eigentlich gehöre er an die Front. Solche „Witze“ sollte man besser unterlassen. Im übrigen unterhielten wir uns ganz passabel fröhlich miteinander über den kommenden Frieden, von ungestörter Arbeit, innerer Sammlung und vom Reisen. Da sagte er: „Ich bin wieder mal lungenspitzig geworden und weil mich meine Ärzte in den Liegestuhl verbannen, so werde ich wohl nicht mehr viel in der Welt herumkommen, auch dann nicht, wenn die Eisenbahnen wieder mehr dem Leben als dem Sterbenmachen dienen.“

Ich begehrte auf: „Wir verabredeten doch eine gemeinsame Fahrt an den Gardasee, bis dieser ganz österreichisch wurde! Willst du dein Wort brechen?“

Auf den flotten Ton ging er nicht ein: „Wozu auch reisen? Mit einem Gramm Phantasie kann sich jedermann fremde Länder schöner, angenehmer und billiger vorstellen, als sie in Wirklichkeit sind.“ Geheimnisvoll beugte er sich zu mir: „Ich hab' es überhaupt nicht nötig, mich der Bahn anzuvertrauen — Nacht für Nacht reise ich durch seltsame Länder, unbekümmert um die Schützengräben, die sie dazwischen aushoben. So genieße ich alle Fernen und ihre Reize und bin dabei glücklich.“

„Wie das?“ forschte ich.

„Ich träume. Ich träume nach Belieben, schweife umher, atme in der Sommerhitze die Kühle des Nordens und tummle mich in fröhlicher Frühlingsluft, wenn euch der Herbst braune Blätter um die Ohren weht.“

„Aha, in schlaflosen Nächten läßt du die Gedanken wandern!“

„Im Gegenteil, in *schlafenden* Nächten. Ich erklärte dir doch, daß ich träume, und anständige Menschen träumen doch mit geschlossenen Augen.“

„Kannst du das so ohneweiters?“

Benedikt nickte ernsthaft: „Natürlich.“

„Diese besondere Kunst solltest du dir patentieren lassen.“

„Auf *meine* Kunst gibt kein Staat ein Patent — und ich brauche auch keins, ich nütze meine Erfindung, die übrigens nicht meine ureigene ist,

Die Flamen in Belgien.

Von **Dr. Ferdinand Khull-Kholwald.**

Durch Kenntnis und Einsicht in die geschichtlichen Tatsachen nicht beschwert und behindert, fordern die zahlreichen Prediger des „Friedens um jeden Preis“, ob sie nun rote Jakobinermützen oder geistliche Talare tragen, daß der Musterstaat Belgien in alter Schönheit wieder herzustellen sei. Das regt an, weiteren Kreisen Bericht zu geben über jene Dinge aus Belgiens Leben, die von den Friedensaposteln niemals berührt werden!* — Geschaffen wurde der Zwergstaat südlich der Schelde gewaltsam von den Engländern vor wenig mehr als achtzig Jahren, damit er ihnen gegebenen Falles als Sprungbrett auf das Festland diene. Zugewiesen wurden diesem unnatürlichen Gebilde Teile zweier Völker: der französisch redenden Wallonen und der eine plattdeutsche Mundart redenden Niederfranken, der Flamen; die ersteren zählen jetzt 3, die letzteren 4½ Millionen Menschen. Trotz ihrer Minderzahl haben die zahlenmäßig viel schwächeren Wallonen seit Gründung des belgischen Staates die politische Führung gehabt, weil sie sich von vornherein auf ihre Brotgeber, die Reichsfranzosen und Engländer, stützten, die beide ihnen jederzeit ihre Hilfe gerne und in reichstem Ausmaße gewährten. Dadurch erzielten sie ungeahnte Erfolge und brachten Flamland bis zum Rande des Abgrundes, an welchem es im Jahre 1914 zum Todessturze bereit stand. Zunächst galt es für die grande nation und die völkerbefreienden Briten, das flämische Volk, das seine nahe Verwandtschaft mit den freien Holländern fühlte, geldlich zu entwurzeln, dann seelisch zu vernichten und seinen Kindern den Weg in die höheren Staatsämter zu verrammeln. Dies menschenfreundliche Werk ist der französischen Kulturnation prächtig gelungen. Die Auspowerung der Flamen durch die Wallonen ist ersichtlich aus der Tatsache, daß im Jahre 1910 auf den Kopf der Bevölkerung in Wallonien 6500, in Flandern 2800 Franken an Besitz entfielen. An Einlagen in den Sparkassen wies zum Beispiel das flämische Mecheln mit 59.000 Einwohnern eine Summe von 200.000, das wallonische Nivelles mit 12.000 Einwohnern eine Summe von 4½ Millionen Franken auf, im Durchschnitt entfielen auf jedes flämische Sparbuch 50, auf jedes wallonische 500 Franken. In der Sorge für die Volksgesundheit ging die welsche Regierung in Brüssel in flämischen Gegenden bis zu äußerster Sparsamkeit, bis zur Verschleuderung von Staatsgeldern aber für Lüttich, Namen, Hennegau und Brabant, wo überall fast ausschließlich Wallonen wohnen. So kommt es, daß die Kindersterblichkeit in Flandern in den letzten zwanzig Jahren zwischen 16 und

* Sieh „Vlaandrens Weezang“ von Claudius Severus (Brüssel, Stilke).

„Ich kenne es nicht."

„Es enthält nicht viel. Sein Vermögen war nicht bedeutend. Erben sind vier Tierspitäler und ein Landarmenhaus. Ein Legat für zehn männliche und zehn weibliche Armenhäusler, daß sie sich Schnaps und Kaffee kaufen können. Er erläuterte die Bestimmung: ‚Für des Lebens Notdurft der armen Leute kommt die Gemeinde auf, das bißchen Luxus, der sie träumen läßt, will ich beistellen ...' Ich kann dir sagen, lieber Hans Ludwig, die Behörde war über das Schnapslegat, wie sie es nannte, nicht entzückt, aber ich redete gut zu und endlich gab man nach. Die weiteren Bestimmungen, daß der Pastor, falls er keine Rede am Grabe halte, die doppelte Taxe bekomme, daß die Sänger, wenn sie beim Begräbnis nicht sängen, zwei Faß Bier verlangen dürften und daß auf seinem Hügel eine Urne, die im Winter stets mit Vogelfutter gefüllt sein müßte, aufgestellt werden sollte, diese Bestimmungen verstimmten erst recht. Und den Spruch, der für die Urne festgesetzt war, strich die Friedhofsverwaltung, weil er angeblich blasphemisch ist. Die Friedhöfler vermochte ich leider nicht eines Besseren zu belehren."

„Wie lautet der Spruch?"

„Er hat ausgehustet."

„Wie???"

„Er — hat — aus — ge — hu — stet!"

„Er hat aus ..."

„... gehustet."

„Wie denn das?"

„Das fragte ich mich zuerst ebenfalls, dann entdeckte ich, daß es eine höhnische Absage an seine ewigen Katarrhe ist, die er nun glücklich los."

„Verrückt!"

„Durchaus nicht. Schrieb nicht der unvergleichliche Vischer einen nun im achtzigsten Tausend aufliegenden Roman, der sich fast ausschließlich um eine ähnliche Gottesgeißel, ich meine den Schnupfen, dreht?"

„Ich glaube," sagte ich unsicher, „wir würdigten unseren armen Freund bei Lebzeiten nicht genügend."

„Mag schon sein", entgegnete Münzer und fügte in seiner unbekümmerten Art langsam und betont hinzu: „Du machtest dich immer ein wenig arg über ihn lustig!"

„Oh nein, oh im Gegenteil," verteidigte ich mich schwächlich, „ich schätzte Benedikt außerordentlich, ganz außerordentlich ..."

Doktor Münzer schnitt ein Gesicht, das für mich nicht sehr schmeichelhaft war, aber dann sagte er anständigerweise: „Na ja ... er verzieh es dir übrigens, glaub' ich, denn er vermachte dir ein wertvolles Buch, einen Erstdruck der Lutherbibel."

H. L. R.

war es, daß Tausende junger Flamländer, in den letzten 10 Jahren jährlich 70.000, als Arbeiter niederster Art, Teichgräber, Ziegelschläger, Hadernsammler nach Frankreich wanderten, wo sie besser gezahlt wurden als in Wallonien und gleichzeitig gründlich verwelscht. Pfarrer Creten schildert das Leben der niedergetretenen Flamen also: „Alle Tage des Lebens stehen sie sozusagen gekrümmt auf den Spaten in der Arbeiterrotte, neben den stummen und schuftenden Tieren ihres Stalles; und das alles für eine Schüssel Erdäpfel, für ein Stück trockenes Brot, für einen Lappen Kleider." Ähnlich sagt Lodewik de Raet: „Ein Großteil unserer flämischen Bevölkerung ist durch Mangel an Erwerbsmitteln im eigenen Lande auf dem besten Wege, eine Art Viehstand zu werden, woraus Herden europäischer Kulis angeworben werden." Eine andere Folge der kunstvoll von der — geradezu verbrecherischen — ehemaligen belgischen Regierung durchgeführten Mordarbeit an Flandern war die Unmöglichkeit, die Beamtenstellen in Flandern mit Flamen zu besetzen: neun Zehntel der viel zu zahlreichen Beamtenschaft Belgiens, deren höhere Stellen glänzend bezahlt wurden, bestand aus flamenfeindlichen Wallonen, die nur französisch sprachen, das letzte Zehntel waren doppelsprachige Flamen, die nur die untersten Beamtenstellen inne hatten. So kam es, daß Flamen zu Hunderten von den Gerichten verurteilt wurden (sogar zu Todesstrafen!), ohne sich auch nur mit einem Worte verteidigen zu können, weil sie gar nicht erfuhren, um was es sich handelte. Das welsche Pack herrschte unter den Flamen wie in einem eroberten Lande, rücksichtslos und brutal. Die Statistik in Belgien, dem Lande der höchsten Ungerechtigkeit, das unsere äußeren und inneren Feinde so gerne im vollen „Glanze" wieder hergestellt sähen, zeigt, daß bei den Flamen in den letzten zehn Jahren vor dem Kriege 75, bei den Wallonen 25 vom Hundert mit Gefängnisstrafen belegt worden waren. Mit vollem Rechte sagte deshalb der Flame Vermeylen einmal im belgischen Parlamente: „Der Himmel voll Sterne ist weniger unendlich als die bösartige Dummheit dieser Menschen" — er meinte die belgischen Regierungsleute — „wenn es darauf ankommt, die Flamen und alles Flämische zu bekämpfen." Und der von heißer Liebe zu seinem niedergetretenen, durch welsche Tücke planmäßig langsamem, aber sicherem Tode zugeführten Volke erfüllte Verfasser des aus tiefstem Herzen heraus geschriebenen „Vlaandrens Weezangs" ruft schmerzbewegt aus: „Nach völkerkundigem Standpunkte eine Lüge, auf sozialem Gebiete ein Trümmerhaufen, auf ökonomischem ein trauerndes Schlachtfeld, auf sittlichem versagend, auf geistigem unbedeutend, so stehen wir da nach 85jähriger einseitiger Verwaltung. Wir, einstmals das schönste und arbeitsamste Volk, jetzt die unmündigste Volksmasse Europas, die Enkel der tapfersten und kühnsten der meeranwohnenden Germanen, arbeiten können und dürfen wir: Sklavenarbeit verrichten. Den Rekord

20, in Wallonien aber nur 7 bis 8 vom Hundert betrug. Dieselbe Gattung von Fürsorge herrschte beim Unterricht. In der wallonischen Provinz Namen fand sich im Jahre 1914 je eine Volksschule für 54, in der flämischen Provinz Antwerpen je eine für 194 Kinder; staatliche Mittelschulen hatten die 3 Millionen Wallonen 49, die 4½ Millionen Flamen 29, die 4 Landesuniversitäten waren sämtlich wallonisch. Die Folge davon ist die Tatsache, daß es flämische Gegenden gibt, in denen 30 vom Hundert der Einwohner weder lesen noch schreiben können, während in keiner wallonischen Provinz die Zahl der Analphabeten 5 vom Hundert übersteigt. Ähnlich sorgte der Staat für Handel und Gewerbe. Die wallonischen Provinzen Luxemburg (Einwohnerzahl 230.000) und Namen (mit 360.000 Bewohnern) besitzen je 1200 Kilometer vom Staate erbaute Straßen, die flämische Provinz Antwerpen (mit einer Million Bewohnern!) 600 Kilometer. In letzterer gab es 46 Postämter, in dem dreimal kleineren Namen 62. Auch auf Steuern und Staatsunterstützungen erstreckte sich die welsche Untreue. So bezahlte die Brüsseler Regierung in den wallonischen Provinzen bei allen Überschwemmungsschäden, die in Belgien häufig sind, Millionen als Entschädigungen, dem überschwemmten Flamland gab sie beinahe nichts. Wie ungleich die Steuern verteilt waren, zeigt der schon im Jahre 1867 durch Julius Vuylsteke erbrachte Nachweis, daß bis dahin infolge falscher Besteuerung und geduldeter Hinterziehungen die wallonischen Provinzen jährlich eine Million Franken zu wenig, die flämischen aber 960.000 Franken jährlich zu viel gezahlt hatten. Also genau dasselbe Bild, das wir jetzt bei der Lebensmittelablieferung in Böhmen vor uns haben! Staatliche Wasserleitungen erhielten bis 1910 die Wallonen 580, die Flamen 20, für Kanalisierung überwies die Regierung jenen im Jahre 1900 über 860.000, den Flamen 81.000 Franken. Um diese körperlich und seelisch zugleich zu schädigen, überließ man statt Gelder für Volksschulen den Flamen die Freiheit, so viele Branntweinschenken zu errichten, wie sie wollten; infolgedessen überzogen wallonische Branntweinschenker, die man in französischen Gegenden nach Kräften abschob, das flämische Land, und darum gab es in diesem im Jahre 1914 ganze Dörfer, in denen jedes Haus eine Schnapsbude beherbergte; in anderen waren zwei Drittel der Einwohner Branntweinwirte. Durch solche Regierungskunst, wie sie auch die Engländer bei den Wilden Afrikas anwandten, erklärt sich voll die Klage, die der flämische Volksfreund und Schriftsteller, Stijn Streuvels, erhob: „Der Stempel der Hungersnot steht den Flamen aufgedrückt. Die Kinder leiden durch die Entbehrungen der Eltern und tragen schon frühzeitig die Zeichen der Entartung in ihren blutlosen Körpern. Hundert Jahre Elendes verstärken das Elend, das jetzt über sie gekommen ist!" Eine der von den hinterlistigen Wallonen gewollten Folgen solchen Jammers

Welten nicht! — aber weil der im Zustand der Wehrlosigkeit überfallene Bulgare seinem räuberischen Nachbarn an Kraft und Tüchtigkeit weit überlegen ist, der Augenblick der Vergeltung also früher oder später kommen mußte. Sollte Majorescu, den der Phrasennebel rumänischen Größenwahnsinnes niemals täuschte, nicht ermessen haben, wie die Ernte der Saat von 1913 sein werde? Aus dem Gehege des Friedens ohne Grund, Scheingrund oder Vorwand ausbrechend, hatte der Erpresser dem in zwei Balkankriegen erschöpften Bulgarien die Faust an die Kehle gelegt und ihm ein Pfund Fleisch aus dem Leibe gerissen. Glaubte Majorescu, daß der bulgarische Rivale dauernd zur Ohnmacht verdammt und sein brennendes Gedächtnis nicht mehr zu fürchten sei? Ein so nüchterner Rechner wie Titus Majorescu konnte das keinen Augenblick annehmen! Er kannte die Welt — und vor allem: er kannte seine Rumänen, die Helden mit der falschen Römertoga, die sich vor dem in die Knie gebrochenen Opfer mit heroischen Redensarten berauschten. Hatte er doch selbst in mutigeren Jugendtagen den Landsleuten die Maske vom Gesicht gezerrt! Und trotzdem stürzte er — er selbst! — mit dem unblutigen Siege von 1913 sein Vaterland in die künftige Niederlage. Warum? . . .

Die Antwort ergibt sich aus dem Charakter Majorescus. Die öffentliche Meinung Rumäniens brüllte 1913 nach dem Meuchelsieg über Bulgarien, wie sie drei Jahre später brüllend den Vertrags- und Treubruch und den kriegerischen Anschluß an die Feinde von Rumäniens alten Freunden und Wohltätern forderte. Die „öffentliche Meinung Rumäniens", das ist die Straße von Bukarest, besetzt von einem Häuflein bestochener Demagogen und Agenten. Keiner kannte sie genauer als Majorescu, der sie und die Zustände des Landes dereinst mit rücksichtslosem Hohn bloßgestellt hatte. Damals freilich, als er seine Schrift „Gegen die Richtung der rumänischen Kultur" in den „Critice" veröffentlichte, meinte er noch, mit Hilfe der harten Wahrheit hochzukommen. Er hat später seine Taktik wesentlich geändert und mit der opinio vulgivaga sein Abkommen getroffen. Der Raubzug gegen das so gut wie entwaffnete Bulgarien widersprach, zumal er das bundesfreundliche Einvernehmen mit Deutschland und besonders mit Österreich-Ungarn lockern mußte, der politischen Vergangenheit Majorescus. Aber König und Ministerpräsident ernteten als „Mehrer des Reiches" die Huldigungen der Straße. Und obwohl Majorescu, Denker, der er war, Volkstümlichkeit nach Gebühr — und rumänische Volkstümlichkeit nach Erfahrung einschätzte, ließ er sich's gerne gefallen, daß ihn die Schreier auf ihre Schultern hoben. Es paßte ihm, daß man davon sprach, dem „Bismarck Rumäniens" (billiger geben es dort unten die Metapher nicht!) müsse ein steinernes Denkmal errichtet werden. Bevor freilich der erste Stein zum Sockel herbeigeschleppt war, brach die Herrlichkeit dieses Ruhmes zusammen.

schlagen wir in Unwissenheit und Unbildung, in Trankmißbrauch, in Verbrechertum, Sittenlosigkeit, Kinder- und Frauenarbeit, in den niedrigsten Löhnen. Wir wandeln durch das Leben und sehen nicht die Trümmer, die uns umgeben, wir wandeln an ihnen vorüber und hören nicht die Seufzer, die aus unserer großen Vergangenheit aufsteigen wollen, aber unerbittlich im Gewühl des Lebens ersterben."

Mitten in dieses flandrische Elend hinein fuhr der Krieg wie ein reinigendes Gewitter. Er schied die Spreu von den Kernen und entlarvte eine Menge von Verrätern. Traurig ist es zu sehen und zu sagen, daß sich die flämische Sozialdemokratie mit Vandervelde an der Spitze der Spreu zugesellte, in der sich der bei uns wunderlich überschätzte, charakterlose Maeterlingk wälzt, und an Frankreich, den Todfeind der Flamen anschloß. Die Volkstreuen aber in Flamland schufen aus ihren Reihen heraus den „Rat von Flandern" und verlangen mit Macht die unbeschränkte Herrschaft über ihr eigenes Schicksal. Ihr Wortführer ruft den Volksfreunden aller Völker, die Wahrheit und Lüge zu unterscheiden verstehen, und jenen Feinden, die sich unter den verschiedensten Parteinamen allüberall finden und von dem „Selbstbestimmungsrechte" der Völker in den rührendsten Tönen singen und sagen, die Worte zu: „Alle Erleuchteten unseres Volkes schauen mit großen Augen und hoffnungsvollen Blicken der Zukunft entgegen. Die zahlenmäßige Mehrheit steht auf der anderen Seite, schreit Rache und Haß, unbewußt und unbekannt mit eigenem Weh und eigener Not, eine dunkle Masse, die noch dieselbe ist wie vor 19 Jahrhunderten, als sie mit ihren Schriftgelehrten und Pharisäern an der Spitze Barabas für Christus wählte und die morgen einen zweiten Messias von Liebe und Gerechtigkeit ein zweitesmal nach Golgatha senden wird." Wird die deutsche Macht, die jetzt dem armen Flamland Schutz und Ordnung gebracht hat, stark genug sein, ihr Werk zu vollenden? Oder wird das Geschrei unserer Friedenswinsler ein zweitesmal den dort wohnenden germanischen Stamm den welschen Hyänen überantworten?

Persönliches von Titus Majorescu.

Von **Hermann Kienzl**, Berlin.

Vor einigen Monaten ist in Bukarest der siebenundsiebzigjährige Titus Majorescu gestorben, der Ministerpräsident von 1913, einst überlaut gepriesen als Meister des „Bukarester Friedens". Sein Kopf war der klügste, der je auf rumänischen Schultern gesessen. Das kann mancher deutsche Diplomat bezeugen. Und war doch nicht klug genug, vorauszusehen, daß das unrechte Gut nicht gedeihen werde. Nicht deshalb, weil es unrecht Gut gewesen — so gerecht ist unsere beste aller

Leben" — und er zergliedert wissenschaftlich die Leistungen der rumänischen Kultur. Ich gebe hier die Schlußsätze der einzelnen Abschnitte:

„. . . und so beginnt die geschichtliche Begründung unserer Romanität mit einer Verfälschung der Geschichte."

„. . . und so beginnt unsere Grammatik mit einer für jene Zeit unerhörten Verfälschung der Sprachwissenschaft."

„. . . und mit derselben Unwahrheit und derselben Anmaßung wurden alle Formen der modernen Kultur nachgemacht oder verfälscht. Bevor wir eine politische Partei hatten, die das Bedürfnis eines öffentlichen Organs gefühlt, und ein wißbegieriges Publikum, das überhaupt eine Lektüre gewünscht hätte, haben wir Zeitungen und literarische Zeitschriften gegründet und haben so die Presse gefälscht und entwertet. Bevor wir Dorfschullehrer besaßen, haben wir Dorfschulen errichtet, bevor auch nur eine Spur von fähigen Professoren sich gezeigt, haben wir Gymnasien und Universitäten eröffnet und haben so den öffentlichen Unterricht gefälscht. Bevor wir eine Bildung hatten, die nur irgend über die Schranken der Schule hinausragte, haben wir rumänische Athenäen und wissenschaftliche Vereine gegründet und haben den Geist des Vereinswesens getötet. Bevor sich auch nur der geringste Lichtstrahl einer selbständigen wissenschaftlichen Tätigkeit bei uns gezeigt, haben wir die rumänische Akademie der Wissenschaften gegründet . . . und wir haben so die Idee einer Akademie gefälscht. Bevor wir die nötigen Künstler hatten, haben wir zwei Musikkonservatorien dekretiert. Bevor wir einen einzigen wirklichen Maler hatten, haben wir die Kunstschule eröffnet. Bevor wir ein einziges Drama von irgendwelchem Verdienst hatten, haben wir das Nationaltheater gegründet und haben alle diese Kulturformen herabgewürdigt und gefälscht. — Dem Anscheine nach und nach den statistischen Rubriken besitzt Rumänien heute fast den gesamten Apparat westländischer Zivilisation. . . . Aber in Wahrheit sind das alles entseelte Produkte, Ansprüche ohne Berechtigung, Gespenster ohne Körper, Trugbilder ohne Wirklichkeit, und so ist die Kultur der höheren Schichten der rumänischen Gesellschaft null und nichtig, ja schlimmer als null und schlimmer als nichtig, und der Abgrund, der sie vom niederen Volk scheidet, wächst von Tag zu Tag in seiner Breite und Tiefe. Die einzige reale Klasse unserer Gesellschaft ist der rumänische Bauer und seine Realität besteht in dem Leiden, das ihn erdrückt, ihm auferlegt von den eitlen Hirngespinsten der höheren Schichten. Denn mit dem Schweiße seines Angesichtes muß er die materiellen Mittel hergeben für die Aufrechterhaltung jenes Schwindelgebäudes, das wir rumänische Kultur nennen, und die letzte Kupfermünze pressen wir ihm ab . . ."

Solche Leichtfüßigkeit der Dame Nemesis hatte der kluge Majorescu nicht vorausgesehen.

Denn noch im Herbst des ersten Weltkriegsjahres, im Oktober 1914, gab Titus Majorescu, zum letztenmal in Deutschland weilend, einer Persönlichkeit, vor der er kein Hehl zu machen gewohnt war, Aufklärung über seine persönlichen Beweggründe. Ein mir vorliegendes Tagebuchblatt enthält folgende Mitteilung: „Majorescu, von Heidelberg kommend, wo er seine Frau begraben hatte, war aufgeräumt. Als ich ihm vorhielt, wie skandalös der Einbruch in Bulgarien und der Bukarester Frieden gewesen, sagte er lächelnd: ‚Noch immer Moral? Das mußt Du Dir abgewöhnen! Schau' mich an: Ich bin hochgekommen, bin wohlhabend und gefeiert. Weil ich klug gewesen bin.' Mit einem Achselzucken bekannte Majorescu, daß das Geschehene nicht sehr hübsch sei, aber — ‚was willst Du? Die Rumänen sind betrunken vor Vergnügen und ich bin ihr Herrgott. Bis einmal der Rückschlag kommt, lebe ich nicht mehr, dann ist es mir gleichgültig."

Das also war es. Nach uns die Sintflut! Wenn wir nur, so lange wir leben, den Nutzen haben von unseren Scheinverdiensten; was nach unserem Tode geschieht, wie man, wenn wir es nicht mehr hören, über uns urteilt, das kümmert uns nicht. Majorescu, der ja als Professor der Philosophie seinen Schopenhauer so gut kannte, legte sich des Meisters lächelndes Verzichten auf Nachruf und Nachruhm für den eigenen Hausgebrauch zurecht — sehr gegen Schopenhauers Ethik, die er vollkommen im Stiche ließ, als er seine bulgarische Politik und in der Folge bis zu einem gewissen Grade auch seine Haltung gegenüber Deutschland und Österreich-Ungarn der — Popularität anbequemte. Unerbittlicher als Schopenhauer urteilte keiner über die Nichtigkeit der öffentlichen Meinung, aber auch Majorescus bleibendes Verdienst war der Kampf gewesen, den er, bevor er „arriviert" war, als Gründer und Führer der „Junimea", dieser Gruppe unabhängiger, deutschfreundlicher und korruptionsfeindlicher Politiker und Literaten, gegen die Lug- und Trugherrschaft im Lande geführt hatte.

Ja, damals war der hier schon erwähnte Kampfruf Majorescus in den „Critice" zum Programm der jungen Geister geworden. Das jüngst von mir aus dem Nachlaß von Mite Kremnitz herausgegebene Buch: „Die Fäulnis Rumäniens im Lichte rumänischer Dichter und Schriftsteller" enthält — als geschichtliches Aktenstück — jenen Aufsatz Majorescus. Der spätere Ministerpräsident wirft der sein Vaterland beherrschenden Oligarchie vor, daß ihre Nachahmung westländischer Zivilisation nur hohle Formen ohne ehrlichen Inhalt hervorgebracht habe, die aber einer verkommenen öffentlichen Meinung genügten, sich den Kulturvölkern ebenbürtig oder überlegen zu dünken. „Die gänzliche Verfinsterung des Urteiles", sagt er, „ist die wichtigste Erscheinung in unserem geistigen

deutschfreundlicher Gesinnung. Bis zu einer gewissen Grenze hat es damit seine Richtigkeit. Seiner privaten Neigung, seiner Erziehung und Vergangenheit nach war Titus Majorescu ein „halber“ Deutscher und mit seiner Familie, die aus dem österreichisch-ungarischen Rumänien stammte, wurzelte er geistig im Wiener Boden. Obwohl in Bukarest (1840) geboren, fühlte er sich in Österreich, wo er als Gymnasiast das Theresianum besucht hatte, und in Deutschland zu Hause wie in Rumänien. Aber auch Paris war ihm vertraut. Er besaß zwei Doktorhüte: einen von der Berliner Universität und einen von der Pariser Sorbonne. Ein Weltbürger war er, mit starkem deutschen Einschlag. Ein rumänischer Nationalist freilich auch. Von seinem Rumänentum machte er klüglich vor der Welt den ausgiebigsten Gebrauch. Reizte ihn doch schon frühzeitig der Ehrgeiz, Cäsar im Dorfe zu werden. Seine erste Ehe mit einer Deutschen (einer Schwester des preußischen Oberstabsarztes Dr. Wilhelm Kremnitz, Schwägerin der Dichterin Mite Kremnitz) erregte das Mißtrauen der deutschfeindlichen Rumänen. Nachdem er sich hatte scheiden lassen, nahm er eine Rumänin zur Frau. In seinem Hindernisrennen war ihm ein anderer Hürdengraben beschwerlicher: seine Abstammung von transsylvanischen Vorfahren. In Rumänien wiederholt sich nämlich mit den österreichischen und ungarischen Rumänen das Doppelspiel, das die Franzosen mit den Elsässern und Lothringern treiben. Für das Revanchegeschrei ist ihm der Elsässer das teuerste Blut, aber in der Vertraulichkeit gilt er dem Pariser noch immer, wie vor Jahrhunderten, als Landsmann zweiter Güte und dient ihm zuweilen als Gegenstand des nichtsnutzigen Gaminwitzes. So auch nimmt der maßlos hochmütige Bukarester den Rumänen von jenseits der Karpathen („Transsylvanien“) nicht für voll, und die aus der Bukowina und aus Siebenbürgen in das Königreich eingewanderten Familien haben, obwohl sie aus weit höher kultiviertem Lande stammen, mit Geringschätzung und zähem Mißtrauen zu kämpfen.

Majorescu litt in der ersten Zeit seiner politischen Laufbahn unter diesem „Odium“. Es steigerte den zweckbewußten Ausdruck seines Nationalismus. Indessen legte er den eigenen Augen nie eine Binde an. Es gab eine Zeit, in der Titus Majorescu, der rumänische Patriot, für sein im Innersten verwahrlostes und auch unter der Sigmaringer Fürstenkrone nur äußerlich aufgeblustetes Land keine andere Rettung sah, keine andere Hoffnung hegte, als daß es in den Länderverband Österreich-Ungarns aufgenommen und auf diese Weise vom Orient getrennt und Europa angegliedert werden würde ... Dieselbe Utopie, die nun vor wenigen Wochen ein dem Kaiser Karl huldigender rumänischer Abgeordneter aussprach, war einst der stille Traum des Titus Majorescu. Als er zum erstenmal Minister wurde, verflüchtete sich jenes Idol.

Majorescu erklärt: Das Klägliche des unteren Volkes und das Lächerliche der oberen Plebs seien auf die höchste Spitze getrieben, und er ruft auf zur Rettung. Das sei die Wahrheit, von der sich alle durchdringen lassen sollten: „Die Form ohne Gehalt, der Schein ohne das Wesen bringen nicht nur nie Nutzen, sondern sind geradezu schädlich. . . . Ohne Kultur kann ein Volk noch weiterleben, denn ihm bleibt die Hoffnung, daß sich in einer späteren Phase seiner natürlichen Entwicklung die höhere Form menschlichen Zusammenlebens entwickeln wird. Mit einer falschen Kultur kann kein Volk leben und wenn es dennoch in ihr beharrt, dann wird es nur ein Beispiel mehr liefern zu dem unerbittlichen Gesetz der Weltgeschichte, daß im Kampf zwischen der wahren Zivilisation und einem widerstrebenden Volk das Volk vernichtet wird und nie die Wahrheit."

So sprach Titus Majorescu. Was aber hat er selbst getan, seiner klaren Erkenntnis Erfolg zu verschaffen? Er, der so oft im Besitz der Macht, seit seinen Frühmannstagen immer wieder im Besitz eines Ministerportefeuilles gewesen ist? Seine Verdienste im kleinen sollen nicht verkannt werden. Trotzdem kann keiner seiner Freunde aufstehen und widersprechen, wenn mit Rücksicht auf die Einsichten und Ziele, die der Stürmer und Dränger verkündigt hatte, gesagt wird: Der Mann der Tat versagte völlig. Der regierende Mann versagte, weil er ein Mann der Tat überhaupt nicht war, nicht mehr sein wollte. Auf Titus Majorescu ganz besonders beziehen sich die Worte des Dichters Caragiale (siehe dessen 1907 geschriebenen Aufsatz „Rumänien wie es ist" in dem Buche „Die Fäulnis Rumäniens im Lichte rumänischer Dichter und Schriftsteller"): „Selbstverständlich gibt es unter den rumänischen Politikern . . . auch Männer . . ., die das Unglück des Landes erkennen. Aber, verloren inmitten so vieler Ausbeuter, haben sie nicht die Macht, das System zu ändern, an das auch sie gefesselt sind durch ihre wichtigsten Lebensinteressen."

Der Skizzenstift sammle noch einige flüchtige Züge zu dem Bilde des Mannes, der ein gültiger Typus des Rumänentums gewesen ist, das er mit glänzender persönlicher Begabung überragte.

Die Welt ist heute in Freund und Feind, in Weiß und Schwarz geteilt. Eine Neutralität der Anschauungen gibt es kaum mehr — auch nicht bei den Neutralen. Wir Deutsche sind aber so geartet, daß unser Trachten nach Wahrheit nicht völlig zu unterdrücken ist. Vor dem deutschen Gewissen würden Versuche, Tatsachen und Charaktere aus politisch-taktischen Gründen zu verschleiern oder zu färben, keine Rechtfertigung finden. Wir haben es auch nicht nötig, einen toten Cid aufs Pferd zu binden.

Der rumänische Staatsmann Titus Majorescu stand im Ruf

Bund der jungen Geister, und deren Organ, die „Convorbiri literare", leitete. Wenn es sich in der Zukunft erweisen sollte, daß jener kurze Geistesfrühling Rumäniens, der so voll kühner Triebe war, nicht spurlos unterging, dann wird auch der Name des Titus Majorescu wieder mit Ehren genannt werden. Denn er war es, der in den „Critice" (1874) den Speer vorauswarf. Er, der den unglücklichen Dichter Eminescu, das stärkste poetische Talent der Rumänen, entdeckte und förderte. Er, der wesentlich dazu beitrug, den einzigen Dramatiker Rumäniens (bis heute der einzige!), Caragiale, zur Geltung zu bringen. Im Hause seiner Schwägerin, der deutschen Dichterin Mite Kremnitz, hatten die Führer der „Juminea" ihr Hauptquartier, hier war, unter dem Segen einer hochgeistigen, enthusiastischen und anmutsvollen Frau, der Sammelpunkt auch für die Diplomaten und die Künstler und Gelehrten, die sich aus fremden Landen in Rumäniens Hauptstadt einfanden. Der persönliche Anteil der deutschen Dichterin an dem junimistischen Kampf der Geister war bedeutend. Sie förderte die junge rumänische Literatur durch Übersetzungen ins Deutsche, sie stellte mit ihren Berichten an große deutsche Zeitungen die Verbindung her zwischen Deutschland und dem geistigen Rumänien, sie führte in ihren eigenen erzählenden Dichtungen Land und Leute des Halborients in die deutsche Literatur ein. Wesentlich war ihr Einfluß auf die schöpferischen Kräfte, dank ihrer in aller Bescheidenheit so reizvollen Art, das Beste in jedem Menschen zu erkennen und großzuziehen. Bukarest besaß im Hause Kremnitz einen jener Salons, wie sie in früheren Jahrzehnten auch im deutschen Norden geblüht hatten. Neben Mite Kremnitz stand durch einige Jahre Titus Majorescu im Mittelpunkt dieser politisch-literarischen Geselligkeit. Die intimen persönlichen Beziehungen des Dr. Kremnitz und seiner Gattin zum rumänischen Königspaare vermittelten auch eine nähere Verbindung Majorescus mit dem Hofe. Der Junimistenführer wurde der Literaturlehrer der Königin Carmen Sylva.

Allmählich trat eine Weiterung zwischen den alten, treuen Junimisten und Titus Majorescu ein, der seine eigenen Wege ging. Die Abgeordneten und Minister, die aus der „Junimea" hervorgegangen waren, nannten sich die jungrumänische Partei. Von den Konservativen, denen sie nahestanden, unterschied sie u. a. auch eine Sonderstellung in der Judenfrage. Die Junimisten waren nicht etwa philosemitisch, doch widersetzten sie sich der vollkommenen Rechtlosigkeit der rumänischen Juden. Der Berliner Kongreß hatte Rumänien selbständig gemacht, ihm aber eine Änderung seiner Judenpolitik auferlegt. Als das Drängen der Großmächte, besonders Englands, die Rumänen zwang, in der Frage Farbe zu bekennen, leistete Titus Majorescu

Ohne Zweifel besaß Majorescu deutsche Geistesbildung. Sie war nicht gerade gründlich und tief, aber sie ging in die Breite und war, im Sinne des Konversationslexikons, universell. Er hat auf seinem besonderen wissenschaftlichen Gebiet, dem philosophischen, nichts Erkleckliches geleistet und nur ein Bändchen „Logica" herausgegeben; doch war er schon mit 22 Jahren Professor der Philosophie an der Universität in Jassy — was sich in Rumänien ganz leicht machen läßt — und nicht viel später im Nebenamte Rechtsanwalt . . . Im Hauptamte war er Literat und Politiker und im Lebensalter unserer deutschen Referendare wurde er zum ersten Male Minister. In zwei Fakultäten, gerecht wie er war, übernahm Majorescu im Wechsel der Jahre und Jahrzehnte einmal die Leitung des Unterrichts, dann wieder die des Justizministeriums. Er wurde immer wieder Minister, wenn die Uhr der einen politischen Partei abgelaufen und die andere zur Krippe drängte — nach der herkömmlichen, bei König Karol nie den Erfolg verfehlenden kleinen Straßendemonstration.

Was sind Pläne, was sind Entwürfe? Der mutige Ankläger der „Critice", der Führer der Junimisten rührte als Minister keinen Finger, die fürchterlichsten Übelstände der Verwaltung zu beseitigen und die wohlerkannten Reformen einzuführen. Auch dieser Justizminister tastete das System der Korruption nicht an, das in der Absetzbarkeit der Richter und aller Beamten — vom Präfekten bis zur Hebamme — gipfelte. Auch er fegte, wie es vor und nach ihm seine Kollegen getan, bei Antritt des Amtes die Beamten der anderen Partei (auch die Justizbeamten!) hinweg und ernannte seine Freunde, die dann wiederum, wie ihre Vorgänger, sich sputeten, ihr Schäflein ins Trockene zu bringen, bevor ein neuer Regierungswechsel sie ohne Pension absetzte. Einmal allerdings griff Majorescu ins Wespennest: in der Kammersitzung vom 17. Februar 1876, in der er ein neues Unterrichtsgesetz und die Einführung staatlicher Realgymnasien vertrat und den unerhörten Agitationsschwindel bloßlegte, zu dem man die Professoren und Lehrer des Landes gedungen hatte. Es scheint, daß der kleine Pyrrhussieg seinen letzten Georgswillen zähmte. Majorescu stürzte über seinem Gesetz, und sehr niedrige Ränke hatten dazugeführt, daß gegen ihn, dessen Hände in der Tat immer rein gewesen, eine Ministeranklage erhoben wurde. Bald aber war er wieder oben. Und je vorsichtiger und rumänischer er wurde, desto mächtiger wuchs sein Ansehen im Lande. Er, der sich aus bescheidensten, ja sorgenvollen Verhältnissen emporgeschwungen, konnte im zweiten Teile seines Lebens seiner Genußsucht im großen Stil Befriedigung gewähren.

Die geistige Blütezeit Majorescus liegt zurück in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als er mit P. P. Carp, Theodor Rosetti, J. Negruzzi und anderen die „Junimea", den

im Schutze der deutschen Reiche am liebsten geborgen zu wissen. Doch in der Zeit, in der es darauf ankam, das eigene Sein für eine Überzeugung einzusetzen, versagte er. Von dem Herzschlag, der in wahrhaft großen Taten pocht, wußte er nichts. Er war auch insofern ein Freund der Deutschen, als sein heller Kopf Respekt hatte vor der deutschen Geisteswelt: Aber kein Hohnlachen war ihm bitter, keine Verachtung scharf genug für den deutschen Idealismus und das deutsche Gemüt, die er schlankweg als Sentimentalität verspottete. Eine gewisse Ruchlosigkeit haftete seinen vom Gewissen nie gehemmten, nur von der selbsterhaltenden Überlegung gezügelten Handlungen an und ein schrankenloser Zynismus sprach sich in seinen antimoralischen Theorien und in seiner erotischen Freibeuterei aus, von der man noch bis in seine letzten Lebenstage Schaudergeschichten in Bukarest erzählte.

Eine höchst merkwürdige Mischung von deutscher Geistesbildung und orientalischer Gewissenlosigkeit und Verschmitztheit: Das war er. Typus und zugleich Original. Eine leibhaftige Romanfigur, wie man sie in den nördlichen Ländern kaum erlebt.

Was Wunder, daß die Dichterin, die ihn jahrelang in der Nähe sah und der eine seltsame Beobachtungsgabe verliehen war, diesen Titus Majorescu in der Tat zum Romanhelden machte . . . (wofern sich das heldische Wort eignet für einen problematischen modernen Mephisto). Titus Majorescu ist, wie heute gesagt werden darf, der Radu in dem großen rumänischen Kulturroman „Ausgewanderte“ von Mite Kremnitz. Selbstverständlich tritt er dort nicht mit der äußeren Ähnlichkeit des Porträts auf, selbstverständlich hat ihm die freie Phantasie ein anderes Schicksal ersonnen. Aber im Innersten ist das Urbild erfaßt und erschlossen. Aus Goethes Gesprächen hat die Verfasserin dem Buch das Motto gegeben: „Goethe sagte (im Gespräch mit Karoline Herder, 8. Februar 1789), der Dichter nehme nur soviel von einem Individuum als notwendig sei, seinem Gegenstand Leben und Wahrheit zu geben; das Übrige hole er ja aus sich selbst.“ So auch ist es hier. Einem Schlüsselroman gleichen die „Ausgewanderten“ so wenig, daß nach ihrem Erscheinen nacheinander drei andere Persönlichkeiten sich als „Getroffene“ an die Verfasserin wandten. Die Briefe liegen mir vor . . . Das erklärt sich daraus, daß die Blicke der meisten Leser an den zufälligen Außendingen hängen bleiben, den Außendingen, die dem Wesentlichen doch nur ein Mantel sind. Das, was einem einzelnen Menschen symbolistische Bedeutung gibt für eine bestimmte Form des Menschentums, ist in der Tiefe zu suchen. Dort lebt nun in dem nicht vergänglichen Roman die „Seele“ Radus, des scharfsinnigen Rumänen Titus Majorescu.

in einer großen Kammerrede ein Meisterstück von Geriebenheit. Seine Rede, seine Vorschläge hatten sozusagen einen doppelten Boden. Er bewirkte, daß in der Tat alles beim Alten blieb und er trotzdem keineswegs die Gunst seiner jüdischen Klientel verlor. — Die Parteifreunde aber fühlten sich in ihrem Vertrauen erschüttert. Zwischen Majorescu und P. P. Carp, dem heute fast achtzigjährigen Fels der Junimea, stellte sich ein vollkommenes Einvernehmen nie wieder her.

Erst als Zweiundsiebzigjähriger gelangte Titus Majorescu auf den Gipfel der Macht, wurde er Ministerpräsident. In die Zeit der Regierung dieses Freundes von Deutschland und Österreich-Ungarn fällt mit dem Raubzug gegen Bulgarien der Beginn des politischen Umschwunges, der Abkehr von den alten Bündnissen mit den Mittelmächten ... Auch bei der Begegnung des Königs Karol mit dem Zaren in Konstanza und bei dem rumänisch-russischen Heiratsprojekt hatte Majorescu Pate gestanden. In der Öffentlichkeit nicht bekannt, aber dokumentarisch sichergestellt ist, daß Titus Majorescu dem widerstrebenden König Karol den Rat erteilte, den damals schon sattsam berüchtigten Take Jonescu in das Kabinett aufzunehmen ... Als der Weltkrieg ausbrach und an Rumänien die Pflicht herantrat, sein verbrieftes Wort einzulösen und nach dem Vertrage als Kriegsteilnehmer an Deutschlands und Österreichs Seite zu treten, da war es der alte P. P. Carp ganz allein, der im Kronrat vom 6. August 1914 diese Forderung im Namen der nationalen Ehre stellte ...

Titus Majorescu hatte gewiß niemals im Sinn, Rumänien der Entente anzugliedern und auszuliefern. Dazu war er wahrhaftig zu klug! Doch merkwürdig kurzsichtig, sah er nicht, in welcher Richtung die Kugel nach dem 6. August 1914 laufen mußte. Noch im Oktober desselben Jahres, als er in Berlin weilte, versicherte er, an eine Kampfesgemeinschaft zwischen Rumänien und Rußland sei nicht zu denken! So kam es, daß Majorescu von den katastrophalen Beschlüssen — nein, Enthüllungen des Kronrates vom 27. August 1916 vollkommen überrascht und überrannt wurde. Als dann König Ferdinand, dieser Generalissimus fern vom Schuß, vor den anrückenden Deutschen aus Bukarest davonlief und ihm die „Wohlgesinnten" eiligst folgten, blieb der greise Titus Majorescu in der verlorenen Hauptstadt zurück. Er wußte, daß ihn niemand für den Krieg verantwortlich machen würde, und die Hetzammenmärchen von der deutschen Verfolgungswut waren einem Majorescu viel zu dumm.

Man hat in früheren Jahren Majorescu den „deutschen Rumänen" genannt. Doch vom deutschen Wesen trennte ihn tief und unüberbrückbar das Wort Richard Wagners: „Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun." Er war als Politiker geneigt, das Wohl Rumäniens

Man trauert ihm wehmutsvoll nach, und doch schleicht sich in Trauer und Wehmut ein sonderbarer fragender Gedanke ein. Ist es nicht, als ob wir heute, da wir nicht reisen dürfen, Länder und Leute, die uns unerreichbar sind, besser kennen lernen, als zur Zeit des schönen Reisens von einst? Hat nicht der Krieg, indem er die Grenzen verschloß, unsere Augen geöffnet? Und fällt es nicht bei diesem Nachdenken und Beobachten besonders auf, daß unsere erbittertsten, den Namen Feinde vollauf verdienenden Gegner gerade in jenen Ländern wohnen, die das Haupt- und Lieblingsziel aller Reisenden der Mittelmächte waren? Wie konnte man sich trotz der vielen Besuche, die ihnen in ihren Ländern abgestattet wurden, so unsagbar fremd und allzu rasch so vollständig feindselig werden? Alle diese Beobachtungen legen sich heute wie ein Schleier über die lichten Erinnerungen, in denen wir schwelgen.

Und doch, es war nicht nur eine so schöne Sache, dieses Reisen von einst, es war auch so lächerlich einfach. Nicht nur Kofferträger, Fahrbillette und Plätze fand man, wann und wo man sie wollte, alles andere machte sich so wunderbar bequem wie von selbst. Ob Geld und Urlaub für Wochen oder Monate reichten, die Auslese all dessen, was man gesehen haben muß, drängte oder dehnte sich in Büchern mit führenden Sternen oder gar Dreigestirnen. Die Reiseroute wurde zur breiten Heerstraße, und was ein Land und ein Volk an Eigenart zu bieten hatte, das bot sich auf der Präsentiertasse programmgemäß dem bewundernden, dankbar genießenden und, wie er glaubte, sich daran bildenden Reisenden. Und wie die Reiseroute im ausgefahrenen Geleise der Rundreisebillette sich abwickelte, so konnte man auch die Urteile, Wohlgefallen oder Mißfallen (letzteres gab es selten), vorhersagen. Denn auch die Ansichten und Meinungen des größten Teiles des Reisepublikums bewegten sich in der ausgetretenen Bahn des Landläufigen, Althergebrachten, selbst wenn dieses, von der Mode beeinflußt, immer neue, wechselnde Formen annahm. Denn auch auf diesem Gebiete übte diese Tyrannin ihre Herrschermacht. Ziel und Art der Reisen beugten sich vor ihrem Einfluß. Sie war es auch, die das Vernachlässigen der Heimat lehrte und das Geld mit den Menschen zusammen ins Ausland rollen ließ. Freilich brachten letztere, dann heimkehrend, das Bewußtsein und die Überzeugung mit, dafür Länder- und Völkerkenntnis eingetauscht zu haben.

Es hätte diese nun einmal eingebürgerte Art zu reisen, gewiß in gleicher Weise ihren Fortgang genommen, wenn nicht der große Umstürzler Krieg gekommen wäre. Wie ein Sturmwind durchrüttelte er die alten Ansichten, Gewohnheiten und Überzeugungen; er schreitet grausam über das Übernommene hinweg und gibt so vielem, woran wir mit Fäden des Geistes und Herzens gehangen sind, den Todesstoß.

Das Reisen vor und nach dem Krieg.

Von **Olga Rudel-Zeynek.**

„Wer jetzt nicht reisen muß, tut gut daran, zu Hause zu bleiben.“ Unzähligemal hat man diesen Ausspruch der Kriegsweisheit gehört und ihn als Wahrheit empfunden. Beim Eingekeiltsein am Schalter einer Bahnhofskasse, beim Tragen des eigenen Gepäckes oder beim Suchen der Koffer, die fast nie zur rechten Zeit zur Stelle sind. Am meisten Gelegenheit, die Mühsal des jetzigen Reisens durchzudenken, bieten kummervolle Nächte, verbracht auf dem Gange eines Eisenbahnzuges, im besten Falle sitzend auf dem eigenen Koffer, was auch ihn vor Entführung bewahrt. Freilich mögen gerechtigkeitsliebende Menschen einen Trost finden in der ausgleichenden Behandlung der Reisenden, die zwischen der ersten und dritten Waggonklasse nicht viel Unterschied kennt. Nur vor den Anwärtern auf Salonwägen und Extrazüge neigt auch der Tyrann Krieg sein Despotenhaupt. Die, welche nicht zu diesen bevorzugten Reisenden gehören, müssen sich ihrer Bahnbeförderung freuen und dürfen nach dem *wie* nicht fragen. Das Wort „c'est le ton qui fait la musique“ gilt nicht bei den Konzerten, die der Krieg dirigiert und die so reich sind an Mißtönen und Disharmonien.

Nur die Gedanken der bei Bahnschaltern eingekeilten und auf Koffern reisenden Menschen sind zollfrei geblieben und machen ihre eigenen Reisen in das nebelverhangene Reich der Zukunft, aus dem sie Zweifel und Rätsel mitbringen. Dann aber schweifen sie, wie zur Sommerfrischenerholung, in das lichte Land „Vergangenheit“ zurück. Das „Es war einmal“ der Märchen paßt nun auf alles, auch auf das Reisen. Es war einmal ein Vergnügen und heute ist es keines mehr. Ich glaube, es wird nicht einen Menschen geben, wenigstens nicht im großen Kreise, Mittelstand geheißen (für welchen meine Ausführungen hauptsächlich gelten), der diese Behauptung bezweifeln könnte. Einst sah man im Reisen nicht nur eine Unterhaltung voll abwechselnder Bilder, sondern auch eine angenehm zerstreuende Art, die eigene Bildung zu erweitern, die eigene Erfahrung zu bereichern durch das Kennenlernen von anderen Ländern und Menschen. Diese *Reisen von einst* sind eine Quelle lichter Erinnerungen geblieben, in denen wir schwelgen, denn sie stellen eines der glanzvollsten Kapitel dar in dem großen Buch der guten alten Zeit, die erst vor etwas mehr wie drei Jahren für uns abgeschlossen hat. Wiederkommen wird sie nicht, gewiß nicht für die Menschen, die jetzt den Jahren nach auf der Höhe des Lebens stehen, und das vergnügungsvolle sorglose Reisen gehört mit der Vorkriegszeit auf ewig der Vergangenheit an.

fassen und ahnte kaum etwas von der Vielgestaltigkeit des Wesens der Menschen eines Volkes von so bunter Rassenmischung in einem Staate von so komplizierter Struktur. — So haben sich wenigstens die einzelnen Völker untereinander bei ihrem Sich-nicht- oder, was noch ärger ist, bei ihrem Sich-falsch-Kennenlernen gegenseitig nicht viel vorzuwerfen gehabt.

Denkt man jetzt mit der überprüfenden Art zu denken nach, die der Krieg gelehrt hat und die man wohl als Kriegsgewinn buchen kann, so ist gar nichts Verwunderliches bei diesem Sichfremdbleiben trotz des vielen Reisens. Als Schulbeispiel möchte ich wieder Italien und im besonderen Venedig anführen, die Märchenstadt, die wohl ein jeder besuchte, den es hinauszog aus der eigenen Heimat, um Schönes, Neues zu sehen. Und doch, wie märchenhaft einfältig war gerade dort der Eindruck, den die Fremden auf die Einheimischen machten, die, offenkundig die stupidi Tedeschi verlachend, ganz herrlich von dem Gelde lebten, das diese in ihre zauberhafte Stadt hereinbrachten. Ohne des ausbeutenden Raffinements gewahr zu werden, dessen Opfer die Zugereisten wurden, ließen sich diese durch den Reiz der Romantik, die sie hier umgab, umstricken und waren „wie ausgewechselt". Menschen, die zu Hause vernünftig mit rechnendem Sparsinn ihr bürgerlich regelmäßiges Dasein lebten, wurden hier zu Verschwendern, zu kritiklosen Bewunderern von allem, was sie sahen und hörten. In hellen Scharen konnte man sie vor den alten Bau- und Kunstdenkmälern finden oder von einer Kirche zur anderen pilgern sehen. Solche, die daheim das ganze Jahr kaum in eine Kirche gingen, mochte sie noch so schön, berühmt und altehrwürdig sein, holten hier in ein paar Tagen das Versäumte nach. Bei der Fülle des zu bewältigenden Stoffes, den sie, ihrem Reisehandbuch folgend, zu erledigen hatten, konnte es wohl geschehen, daß sie die eine oder andere Kirche miteinander verwechselten, ohne es zu bemerken, immer einen Blick ins Buch und einen auf das darin Gepriesene werfend. Italienfahrer, die kaum etwas vom Baustil der eigenen Heimatstadt wußten, für welche die Museen und Galerien daheim das Überflüssigste schienen, was es auf der Welt gibt, pilgerten hier von einer Kunststätte zur anderen, mit rührender, bewundernswerter Ausdauer erfassen wollend in der kürzesten Zeitspanne, was Jahrhunderte an Kunstschätzen erzeugt und aufgespeichert hatten. Mitunter fand sich so eine Herde Wissensdurstiger und Kunsthungriger zusammen, die unter der Leitung eines in „sogenanntem" Deutsch sprechenden Führers einen Schwall von historischen und kunsthistorischen, in fremdem Tonfall herabrauschenden Daten über sich ergehen ließ, wobei die Kunstschätze ganzer Zeitalter im Tempo einer Kinodarbietung an den begehrlichen Augen der Fremden vorüberglitten.

Die Abende nach diesen kunst- und eindrucksreichen Tagen, nachdem man besichtigt hatte, was man gesehen haben muß, waren „echt" volks-

Und was sich von ihm nicht tottreten läßt, muß mühevoll, oft auch leidvoll zu neuem Leben erstehen. Gerade in der Zeit zwischen Krieg und Frieden, die wie ein langsames Abschiednehmen vom Gewohnten, wie ein zaghaftes Begrüßen des Neuerstehenden ist, kommen die Gedanken in ihrer bunten Fülle, alle Gebiete unseres sozialen Lebens streifend, um sich zu Plänen für die zu gestaltende Zukunft zu verdichten. Der Krieg hat richtig sehen gelehrt, mit rücksichtsloser, alles durchschauender Klarheit; alles faßte er ins Auge, alles, auch das Reisen.

Da zeigt es sich, daß es früher weit mehr Vergnügungs- und Unterhaltungs- als Bildungsquelle war. Das Sichkennenlernen ist bei Menschen keine leichte Sache, bei Völkern eine unendlich schwere. Der große Irrtum bestand wohl vor allem in dem falschen Glauben, das Wesen eines Landes, die Eigenart eines Volkes biete sich nach Führung der Reisebücher als etwas jederzeit sich dem Fremden Erschließendes, leicht zu Verstehendes. Das Verständnis brachte man eben als etwas „Vorgezeichnetes" mit sich. Und da zeigt nun der Krieg, wie falsch dieses sogenannte Verständnis war. Die bitterste Enttäuschung brachte wohl das Verhalten Italiens allen Schwärmern und Idealisten, die in dem herrlichen Lande den Traum ihrer Sehnsucht geliebt hatten. Andererseits zerschmolz der weitverbreitete Glaube an die französische Oberflächlichkeit im Kriegsfeuer wie Märzenschnee im Sonnenschein; kein Wunder, denn die Charakterbeurteilung dieses Volkes war die Frucht der Reisen nach Paris, gepflückt an den Vergnügungsstätten der Großstadt bei Tag und Nacht oder geholt in einem französischen Modebad.*

Übrigens ist man auch uns in Österreich nicht gerecht geworden. Der Prater, die guten Mehlspeisen, die Wiener Lieder, vielleicht noch ein Aufenthalt in Karlsbad, ein flüchtiger Blick in die Dolomiten, das war das Österreich im Lichte der Auslandsbeurteilung. Die berühmte Wiener Operette durchreiste als leichtgeschürzte Vertreterin des österreichischen Wesens fast die ganze Welt, und durch sie und einige mitunter dekadente Literaturerscheinungen Jung-Österreichs glaubte man weit außerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle das Österreichertum als das Einfachste und, sagen wir es ganz offen, als etwas liebenswürdig Oberflächliches zu er-

* Anmerkung der Schriftleitung: Vielleicht gelangten tieferblickende und vorurteilslose Reisende bei einem Besuch von Paris doch zu einem richtigeren Urteil über die Franzosen. Ein Volk, das bei all seiner romanischen Leichtigkeit und seiner Vorliebe für Klingklang in der Gegenwart solche Kulturwerte schuf wie das französische, konnte unmöglich so „dekrepit" sein, wie Unkundige, die ihre Weisheit aus schlechter französischer Belletristik schöpften, anderen glauben machen wollten. — Der deutsche Offiziersstand gab sich nie ähnlichen falschen Ansichten hin! Andererseits darf die Kraft Frankreichs auch nicht überschätzt werden: Ungeteilt und unterstützt durch Großbritanniens reichste Hilfsmittel vermochte sie einem Teil des deutschen Heeres gerade noch standzuhalten! Vergessen wir eines nicht: Wie das deutsche Heer Österreich in den schwersten Stunden den Nacken steifte, ebenso war England das Rückgrat Frankreichs, als dieses mehr als einmal in diesem Krieg zu zerbrechen drohte. H. L. R.

für sein Geld und seine Zeit weit weniger Gesehenes und Genossenes aufzuweisen hat, so mag ihn die eigene Befriedigung entschädigen, daß das Gesehene Natur, das Genossene Unverfälschtheit war. Dabei möchte ich nicht die Planlosigkeit verfechten, sondern ein Vorstudium wertvoller Bücher und Behelfe, ein Durchsprechen einer Reise mit wohlorientierten Persönlichkeiten kann das Vergnügen im vor- und nachhinein ausdehnen und wirkliche Werte schaffen.

Das Reisen abseits vom Weg, wie es gang und gäbe ist, wird auch ein besseres Sichanpassen an Volkssitten und -bräuche mit sich bringen und es wird jede Stillosigkeit vermeiden lehren. Ebenso wenig wie man den Luxus in die Ländlichkeit hineintragen soll, ist es von geschmackvoller Art zeugend, im Reisegewande alle Stätten zu besuchen, an denen die elegante Welt sich trifft, ein Fehler, den gerade die Deutschen im Auslande gerne begehen; das Bewußtsein, als Reisender aufzutreten, gibt nicht das Recht, in störender Weise aufzufallen. Ein Anpassen würde das Sich-gegenseitige-Kennenlernen erleichtern. Ein jeder müßte das Gefühl mit sich tragen, daß er als Vertreter seines Volkes reist und die Meinung der anderen beeinflussen hilft. Auch ist dem Leben Rücksicht zu tragen, das sich in den Städten abspielt und dem sich der Fremde unterordnen muß. Es sei hier als entgegengesetztes Beispiel das taktlos aufdringliche Besichtigen der Gotteshäuser anderer Konfessionen angeführt, ohne Rücksicht und Verständnis auf die dort ihre Andacht Pflegenden.

Man hat uns in Österreich den Mangel der Förderung des Fremdenverkehres zum Vorwurf gemacht, gewiß mit Recht; aber selbst wenn man ihn heben will, muß man erst erwägen, auf welche Weise. Denn es ist die große Frage, ob das Hereinströmen der Fremden in ein Land nach jeder Hinsicht einen Vorzug bedeutet. Hoffentlich wird man nach dem Krieg nicht als höchsten Triumph des Fremdenverkehres in einem Ort die Zahl der Engländer anführen, die ihn mit ihrer Anwesenheit beglücken und mitunter, einer recht niederen Gesellschaftssphäre angehörend, ihre Ansprüche und ihre Rücksichtslosigkeit unserer alles Fremde bewundernden Bereitwilligkeit entgegensetzen. — Hoffentlich werden nicht die Autoreisenden so schöne Gegenden wie die Dolomiten durchsausen, selbst Kinoeindrücke mitnehmend und den Fußwanderern den Staub zurücklassend. Vielleicht wird aus den reichen und bitteren Kriegserfahrungen heraus eine Stärkung des Heimatsgefühls, eine größere Liebe für das eigene Land entstehen. Was die Heimat wert ist, das wissen alle, denen der Krieg sie geraubt hat; sie können den anderen sagen: „Ihr wißt nicht, wie reich Ihr seid, da Euch die Eure erhalten blieb!"

Aus solchen Gefühlen heraus wird sich hoffentlich für die Zukunft als Leitlinie des Reisens der Grundsatz ergeben, zuerst Umschau zu

tümlichen Vergnügungen, z. B. Konzerten zu Wasser und zu Lande, gewidmet. Die idealisierende Begeisterung, welche die nüchternen Deutschen im Lande Italien erfaßte, nahm alles Falsche für echt: Volkstum, Kunst, Antiquitäten, Geld. Sogar der Schmutz, den man zu Hause empörend gefunden haben würde, schien hier großartig malerisch, sich harmonisch in das reizende Bild zu fügen. Alles glaubte man zu kennen und denen daheim vom echt italienischen Wesen zu erzählen, und vielleicht erzählte ihnen am meisten davon die Schwindelhaftigkeit der Andenken, die man mitbrachte (in manchen Fällen erfreut, wenn man sie zollfrei über die Grenze schmuggelte). Mitunter hätten diese Schätze auch allein nach Österreich finden können, denn manche stammten von dort, z. B. aus den Glasfabriken Nordböhmens. Das eine kann man getrost behaupten: Es hat wohl so ziemlich ein jeder von uns etwas Falsches von diesen italienischen Reisen mitgebracht. Echt war nur die Begeisterung, die Zufriedenheit und der Glaube an den erfüllten Zweck des Reisens.

Freilich, wer an den Grenzen unseres Vaterlandes zu leben gezwungen war (und freiwillig lebte wohl niemand dort, den das Heimatsgefühl nicht band), der hatte eine Ahnung, wieviel „Fremdes" es da schon gab; der sah das Aneinanderprallen oder das Verschwimmen der Gegensätze bei den verschiedenen Volksstämmen, und es mochte ihm etwas aufdämmern von den großen Fragen im Völkerringen, die sich auf stille und doch stets kampfbereite Weise zu knüpfen oder zu lösen begannen. Ein Beobachter an diesen interessanten Landesgrenzen wußte auch, daß nur ein Leben in einem Lande oder ein Reisen, das einem Leben dort gleichkommt, ein Kennenlernen bedeuten kann. Vielleicht mögen Kriegserfahrungen vermuten lassen, daß es Diplomaten geben mag, welche diese Behauptung Lügen strafen, doch Ausnahmen bestätigen die Regel. Aber alle jene, welche nicht den Blick verschließen für ihre fremdländische Umgebung, werden wissen, daß man ein Volk nicht bei seinen Vergnügen kennen lernt, wenigstens nicht bei denjenigen, welche jederzeit dem Fremden offen stehen, sondern bei seiner Arbeit, daß man Einblick in die Häuslichkeit und ins Familienleben der Menschen gewinnen muß, um sie richtig zu werten. Und alles das, was das richtige Urteil zu formen vermag, ist nicht auf der großen, von allen Reisenden begangenen Heerstraße zu finden. Eine Handbreit vom Weg entfernt, den die führenden Bücher weisen, zeigt sich ein Land, wie es ist, ein Volk, wie es zu leben pflegt. Dafür hören sehr bald die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Reisens auf. Ebenso schwindet die Möglichkeit, in gedrängtem Zeitausmaß eine Fülle vorbereiteter Eindrücke zu genießen. Zur Unbequemlichkeit und Komfortlosigkeit kommt meist auch die Mühe, sich den eigenen Weg zu bahnen, doch wer sich einmal an eigene Wege gewöhnt, wird, ihren Reiz und Wert erkennend, sie nie mehr verlassen. Selbst wenn er

wirtschaft eines Landes werden eine ganz andere Förderung erfahren, wenn die Gebildeten aller Stände in diese an den Lebensnerv eines Staates gehenden Fragen auch reisend einzudringen trachten. Es ist geradezu beschämend und die meisten Menschen müssen sich an die Brust schlagen, welche Unkenntnis bei uns über unsere landwirtschaftlichen oder industriellen Verhältnisse herrscht. Der Krieg hielt einen praktischen Unterricht; er zeigte, wie vieles von außen kam, was wir jetzt entbehren, er zeigte, wie vieles wir im Lande besaßen, was wir nun den anderen hergeben müssen, und da sah man ganz besonders deutlich, daß manche österreichische Ware erst ihre Auslandsreise machen mußte, um, mit der fremden Etikette heimkehrend, bei uns anerkannt und willkommen geheißen zu werden.

Die böhmischen Gläser erwähnte ich bereits früher; es dürfte ziemlich bekannt sein, daß Brünner Tuche nach England reisten, um entsprechend verteuert zu uns als „englische" zurückzukehren. Auch eine Grazer Fabrik hat solches „englische" Tuch geliefert. Aber das eklatanteste Beispiel, das wenig bekannt sein dürfte, stellt das Zigarettenpapier dar, das, in Sassow bei Zloczow in Ostgalizien erzeugt, sich in Ägypten die Etikette „ägyptisches Zigarettenpapier" holte. —

Bei dem Umlernen wird auch das Abstreifen unserer Auslandsbewunderung sein, die sich hoffentlich nicht als eingewurzelt ins österreichische Wesen erweisen wird. Sie zu bekämpfen wird zur patriotischen Pflicht werden, aus dem Bewußtsein heraus, daß dem großen blutigen Ringen der Völker dann ein anderes folgen wird, das Politiker und Diplomaten vorbereiten, die Völker selbst aber entscheiden werden. Die Waffen zu diesem Kampfe werden mancherlei sein. Das gestärkte, neubelebte Heimatsgefühl wird sich machtvoll zur Geltung bringen müssen. Und nichts wird ihm förderlicher sein, als, man kann es nicht genug oft betonen, die gründliche Kenntnis des eigenen Vaterlandes.

Jetzt, wo wir soviel Unbill und Unbequemlichkeiten zu tragen gewohnt sind, wo das Einschränken und Entbehren das Alltägliche für uns geworden ist, werden wir nicht wie einst nach Komfort und Behagen fragen, nicht wählerisch sein, nur um diese auf unseren Routen zu finden. Und wo wir andererseits soviel richtiger zu sehen, ernster zu denken gelernt haben, werden wir für die Eigenart alles Fremden, Ausländischen leichter das Verständnis finden, dem das gerechte, maßvolle Urteil entspringt. Auf diese Weise geübt, könnte das Reisen die Völker einander näher bringen als Bündnisse, die trügen und versagen können.

Das Reisen von einst mag uns erhalten bleiben als Erinnerung an eine Zeit, die nie wiederkehrt und an die man doch so gerne zurück-

halten im eigenen Lande. Das ist kein opfervolles Beginnen, wenn es so schön, abwechslungsreich und vielgestaltig ist wie unser Österreich, das die Reize des sonnigen Südens, den Zauber des Meeres, die Pracht der Gletscherwelt umschließt und dazwischen die anmutigen Landschaften des Mittelgebirges und Flachlandes bietet. Es ist wohl wie kein zweites Land voll wundersamer Buntheit, und wer Völker und Volkscharaktere kennen lernen will, der braucht nicht viel auswärts zu schauen, er kann großartige Studien machen im eigenen Lande. Und wenn er es tut, so holt er Versäumtes nach; leider war auch in dieser Hinsicht der Krieg der große Lehrmeister, der bewies, wie erstaunlich wenig Menschen bei uns die Länder und Gebiete kannten, in denen er seine Tätigkeit mit unheimlicher Macht entfaltete. Wen nicht die Pflicht nach Galizien führte, für den war das interessante Land zumeist ebenso unbekannt wie seine politischen Verhältnisse. Es gibt viele gebildete Menschen, die alle Galizianer als Polen bezeichnen und keine Ahnung haben vom schweren Kampf, den dort Polen und Ruthenen führen, von den großen Gegensätzen zwischen diesen beiden Nationen. Und doch hätte eine größere Kenntnis der politischen Verhältnisse Galiziens zu Beginn des Krieges vielleicht manchen Irrtum vermeiden, manches Unheil verhüten können. Jeder, der sich kunstsinnig nennt, hätte eine Reise nach Krakau mit demselben Interesse machen müssen, wie eine nach Nürnberg oder Venedig. Nach dem Kriege wird gewiß vom Reisestandpunkt Galizien erhöhtes Interesse zugewendet werden, hoffentlich nicht in der Weise, daß die Züge (Vergnügungszüge wird man sie keinesfalls nennen können) das Land mit dem blutgedüngten Boden durchsausen und ihm Scharen von Reisenden (nach der früheren schablonengemäßen Art) zuführen werden. Das wäre nach allen Erfahrungen dieses Krieges die bitterste, der Beweis, daß wir nichts gelernt haben.

Im Gegenteil, man kann erwarten, daß alles Schablonenmäßige aus dem Leben, also auch aus dem Reisen, schwindet und daß in der Kunst zu reisen sich das Umlernen vollzieht, das sich auf allen Gebieten als notwendig erweist. In Österreich ganz besonders gibt es noch für jeden einzelnen neu zu entdeckende Gebiete. Die Schönheit Siebenbürgens wird viel gerühmt, und doch kennen die wenigsten das herrliche Land, das noch obendrein den Vorteil hat, von Deutschen bewohnt zu sein. Dalmatien in Schwung und Mode zu bringen, hat die größte Mühe gekostet, und erst allmählich eroberte die romantische Schönheit dieses Landes ihm ein Reisepublikum. Mit Bosnien läßt sich eine ganze Welt erschließen, die des Orients; es ist wirklich nicht notwendig, in die Ferne zu schweifen, wenn so viel Schönes, Interessantes so nahe liegt. Nicht nur Naturschönheit und Kunst mögen in der Zukunft die maßgebenden Gesichtspunkte bei der Reisewahl sein, der Handel, die Industrie, die Land-

in der Volkssprache Krumpau, aus krump und ouwe, an den ein- und ausspringenden Winkeln des Gebirges vom „Paradies“ gegen das Gesäuse, und Aigen = Eigentum (Allod) im Gegensatz zum Lehen (bayr. Wörterbuch von Schmeller).

Die Namen Weng und Hall sind Glieder einer zahlreichen Sippe. Kall-, Langen-, Tregel-, Thürhof-, Götz-, Heiterwang, Wängle werden wohl von Wang, einer abhängenden, zumal mit Gras bewachsenen Seitenfläche des Gebirges herzuleiten sein. Hall ist mit Hällein, Hallstadt, Reichenhall für Salzquellen oder als Salzfundort bekannt. Das Hall bei Admont wird schon im 11. Jahrhundert als saline in valle Admuntensi oder als locus in valle Admund, ubi sal coquitur bezeichnet und die Haus- und Personennamen Pfanner (Ober-, Unterpfanner) weisen noch besonders darauf hin. Die früher unter mehrere Besitzer geteilten Salzborne brachte das 1074 gegründete Kloster Admont nach und nach in seinen ausschließlichen Besitz. Daß die Quellen heute nicht ausgebeutet werden und unbekannt sind, hat den Grund, daß bei der Monopolisierung der Aussee-Ischler Salzquellen für die erzherzogliche Kammer unter Ferdinand I. alle anderen Salzwerke in seinen Erblanden gegen Entschädigung aufgelassen wurden und das Stift die Bergung und Verwahrung seiner ehemaligen Salzborne übernehmen mußte (seit 1543).

Dieser Haller oder Mühlauer Bergwinkel ist auch noch durch das Vorkommen von keltischen und slawischen Namen neben deutschen interessant. Pyrn, Pyrgas gelten mit Hall als keltisch, Zirmitz, Bosruck, Plösch haben ausgesprochen slawische Physiognomie.

Slawische Namen in dieser durchaus von Deutschen bewohnten Gegend? Nun, wir brauchen von hier nur über den Bergsattel des Pyrgas-Gatterls zu wandern, so finden wir in Windisch-Garsten, Stoder, Kremsmünster und weiterhin in Vöckla-bruck und -markt, in Wels oder nahebei, am Südfuße des Pyhrn, in Liezen Namen von unzweifelhaft slawischer Herkunft, die sprachlichen Überreste einer einst weitverzweigten, wenn auch nur dünn zu denkenden Ansiedlung von Slowenen, die, weil sie später ohne Nachschub blieb, von den aus dem Westen hereinrückenden Bayern verdrängt oder gleichsam aufgesaugt wurde. Ist doch im 11. Jahrhundert auch für Rottenmann Cirminach urkundlich belegt, was nichts anderes ist als die slawische Übersetzung des Namens. Slawisches und germanisches Blut mischte sich auch in dem hier begüterten Geschlechte der Grafen von Soune. Graf Wilhelm von Friesach und Zeltschach gehörte diesem Geschlechte des slowenischen Adels an, seine Gemahlin, die selige Hemma, aus dem Hause der Grafen von Peilstein, war dem sächsischen Kaiserhause (Heinrich II.) blutsverwandt. Nach dem gewaltsamen Ende der Männer dieses Geschlechtes widmete die Witwe ihren Besitz

denkt, wie an etwas Liebes, Sorgloses, was man festhält, während das Leben mit seinen Fragen und Forderungen auf uns einstürmt, dem Vergangenen nichts wie den Glanz der Erinnerungen lassend.

Und wenn wir wieder einmal so weit sind, daß es überschreitbare Landesgrenzen gibt für Menschen, die zum eigenen Vergnügen in die Fremde wollen, wenn Reiselust und Reisedrang wieder auferstehen, dann mögen sie sich nicht Bücher mit sternbezeichneten Sehenswürdigkeiten zum Führer nehmen, sondern den offenen Blick ins wirkliche, echte Leben!

Über einige Berg- und Flurnamen im Admont-Tale.

Von **Anton Mayr.**

Nomen est omen, das heißt: der Name hat was zu bedeuten. Das Sinnieren über Berg- und Ortsnamen, das Blättern in Eglis geographischem Lexikon oder in derartigen Arbeiten der Namenbändiger H. Kiepert, Müllenhoff, Steub u. a. bereitete mir immer ein besonderes Vergnügen. Es treten uns in vielen über ihren Inhalt kaum beachteten Wörtern alte Kultur, Geschichte und sinnkräftige Sprache entgegen, Zeugnisse lebendigen Menschengeistes. Aber alle die tausend und abertausend Schriften und Aufsätze, die sich mit der Namenforschung befassen, sie umschließen einen gar weiten Kreis, entweder die ganze Erde oder Staaten und Länder oder ein großes Sprachgebiet, und für einzelne Landschaften fällt kaum oft ein Tröpfchen ab, das auch nicht immer hell und klar ist. Leider sind die Landkarten unserer Gegend in der Höhenbenennung nicht fehlerfrei und trugen, da sie als sicherste Orientierungsmittel dem Einheimischen, Wanderer wie dem Sommergast dienen, bei, daß manch mißverstandener oder mißhörter Name bei der Terrainaufnahme sich in engeren und weiteren Kreisen festgewurzelt und fortgepflanzt hat. Auf einige komme ich im folgenden noch zu sprechen.

Zunächst aber soll von den Ortsnamen die Rede sein, nur der Name Admont selbst bleibe aus dem Spiel, denn so viele Forscher sich auch schon mit seiner Aufhellung befaßten, keinem gelang es, eine widerspruchslose Erklärung durchzusetzen; alles war eine verlorene Liebesmühe. Man findet die urkundlichen Formen dieses Namens in chronologischer Folge in Zahns „Ortsnamenbuch der Steiermark im Mittelalter“ (Wien 1893) zusammengestellt.

Dagegen dürften die Namen der kleinen Nachbargemeinden Krumau, Aigen, Weng, Hall eine einwandfreie Deutung gefunden haben: Krumau,

gestatten, den Namen Sparafeld mit dem Speik, dem Alpenlavendel, in Verbindung zu bringen, denn das Sparafeld bietet auf seinem „Speikboden" unter einer Schar von reizenden Alpenblumen, die dem Felsboden auf einige Monate einen eigentümlichen Schmuck verleihen, auch eine reichliche Ausbeute von Speik, und man pflegt, was schon Plinius in seiner Naturgeschichte erwähnt, diese Pflanze wegen ihres Geruches als Schutzmittel gegen die Motten zwischen die Kleider zu legen. Daß aber von dieser Höhe niemals ein Spargel in eine Küche gewandert ist, glaube ich trotz der Benennung „Spargelfeld" auf einer schönen Karte (1:25.000) versichern zu können. Wie hier, so gehen noch manch andere Benennungen auf Karten offenbar auf Hörfehler, Mißverständnisse oder Unkenntnis der Umgangssprache zurück, wie die des Laarganges, Lammriedls (wohl Lehm-) und Dürrenschöberls. Lahngang, nicht Laargang, erklären die Wald-Tomi als „eine durch Schnee (Lawine), Platzregen oder Aufstieg verborgenen Wassers abgerissene Gähe des Gebirges". Girnalpe, Girnschöberl — so spricht der Bauer den Namen — hängt mit mittelhochdeutsch gêre = Speer, auch keilförmiges Stück, Zwickel, abgeschnittene Ecke, auch für ein spitz zulaufendes Ackerstück belegt (Grimm, deutsches Wörterbuch), zusammen, heißt also der Rücken, der sich zwischen Palten und Enns vorschiebt. Kloster-Rotkogel und Rötelstein erklären sich von selbst. Recht verwirrt aber ist die Überlieferung der Namengebung der sogenannten Hahnsteingruppe. Sicher ist, daß sich der Name Steinwirtmauer im Munde der Leute erhalten hat. Der „steinerne Wirt" heißt eine am Fuß des Felsens auf dem Steig von der niederen zur hohen Scheiblegger Alpe hervorspringende Quelle. Der Name Hahnstein, jetzt durch die Ähnlichkeit der Felsform mit einem Hahnenkamm mühselig genug erklärt, soll früher der kleineren Gruppe der „betenden Mönche" zugekommen sein, aber von Hand abgeleitet, also Handstein. Die Bezeichnungen der Felsen als „betende Mönche" und „Hahnstein" wären demnach jüngere Benennungen und mit dem Hahnenstein, wie es doch heißen müßte, wurde dann auch die Sage vom Bau des Blasiusmünsters (bei Krainz, Mythen und Sagen aus dem steirischen Hochlande, P. Thassilo Weimair nacherzählt) verknüpft. Der Name Kaiserau für den Almhof des Klosters Admont hängt nach meiner Überzeugung ursprünglich mit der Milchwirtschaft zusammen und das i in der ältesten Bezeichnung Chaiserowe (1160) fasse ich als Umlautzeichen auf, wie denn auch der Name im Anfange des 13. Jahrhunderts Chaserowe lautet. Heute faßt man den Namen nur in höchst auszeichnender Bedeutung, besonders seit Josef Freiherr von Hammer-Purgstall den Wirtschaftshof in einem launigen Gedichte als würdige Braut des Bräutigams Kaiserbrunn am Schneeberg verherrlichte.

bekanntlich der Kirche und der Salzburger Erzbischof Gebhard von Helfenstein setzte den Willen der frommen Gräfin, auf ihren ehemaligen Gütern im Ennstale ein Kloster zu gründen, ins Werk. Dadurch mag dem weiteren Zuströmen von Slowenen in diese Gegend ein Ende bereitet worden sein.

In dem bezeichneten Bergwinkel, im Klamm- oder Burgstallgraben, vermutet man auch die ehemalige spurlos verschwundene Burg des Sanntaler Grafen Wilhelm und seiner Gemahlin Hemma. Vielleicht war sie nur ein Holzbau, wie die Traungauer Burg in Pürgg.

Wohl legten sich die deutschen Ansiedler den Namen Plösch als „Blöße“, den Bosruck als „bösen Rücken“ zurecht, allein diese Namen kommen noch heute in anderen, durchaus von Slowenen bewohnten Gegenden Steiermarks vor, schließlich kommt der Ausdruck ples = kahl mit Blöße auf eins hinaus und an die Kahlheit knüpfen sich dann die Sagen von einstiger, durch den Übermut der Hirten und Senner verscherzter Fruchtbarkeit an. Vielleicht gehört auch der Name Folkernotgraben in die Gruppe der mit fella zusammengesetzten Namen Vöckla-bruck, -markt, Völkermarkt, Pontafel.

Der hier angrenzende „Leichenberg“ scheint mir durch Herrn Inspektor Comai eine glückliche Deutung gefunden zu haben als Lehenberg für die Gehöfte Nagl, Gabersberger, Pichlmayer, Schullersberger, Gstattmayer u. a. Die Dörfer Hall und Weng trennt der Dörfelstein. Gehen wir längs des Dörfelsteins der für Hall über dem Sonnberg aufsteigenden Sonne entgegen und dann über die Laferbauernbrücke beim gleichnamigen Bauerngute, dort, wo das stärkere Gefälle der Enns, der Fluß zu laufen beginnt (solche „Laufen“ begegnen uns bei Stromschnellen oder Wasserfällen öfters, an der Traun, am Rhein und anderswo), so sehen wir auf dieser Wanderung den Ausgang des Tales gegen Osten oder besser Südosten durch die Hochtor-Felsenkette tatsächlich wie durch ein hohes Tor verschlossen. Sonst heißen die einzelnen Felsklötze Stein, breitere werden Mauer benannt: Buch-, Bruck-, Gstatter-, Himbeer-, Reichenstein, dagegen die Pfarr-, Schild-, Reiterbach- und breite Mauer. Namentlich der Reichenstein hat seinen Namen nicht umsonst, drängt doch das von ihm zu Tal geführte Gerölle die Johnsbacher Straße fast alljährlich, beispielsweise beim Langgries (Geröll) auf eine andere Stelle. Die Reiterbachmauer am linken Ennsufer, an deren Fuß wir zur Brücke wanderten, zeichnet sich dadurch aus, daß nur kleinere Stücke, nicht faustgroß, herabrollen, eine Eigentümlichkeit des Dachsteinkalkes, das Geröll also nach der Beobachtung der Bauern wie gereitert (= gesiebt) aussieht.

Die 1 km breite und 300 m tiefe Wildscharte trennt die Gipfel des Reichensteins vom Sparafeld. Schade, daß die Sprachgesetze nicht

Vom österreichischen Frieden.

Schon als Gesandter in Bukarest hatte Graf Czernin bedeutende theoretische Erfolge, die nur deshalb nicht auszuwerten waren, weil man in Wien nicht auf seine ausgezeichneten Berichte zu hören schien. Vielleicht spielte auch noch anderes herein. Als Außenminister der Monarchie baute er die Friedensformel „Ohne Entschädigungen und ohne Landerwerb" entschiedenst aus und beharrte darauf, obschon er ihretwegen vielfach angefeindet und bekämpft wurde. Wie immer man sich jedoch zur Frage: „Gewalt-" oder „Verständigungsfrieden" stellen mag, eine unparteiische Beurteilung der gegensätzlichen Meinungen muß für die österreichischen Verhältnisse Czernin recht geben. Seine Formel ist die beste, wahrscheinlich überhaupt allein richtige für uns und die Türkei. Wir wollen dies an der Türkei, die wir kühler und unvoreingenommener zu beurteilen vermögen, darlegen.

Abgesehen davon, daß ein Teil des türkischen Staatsgebietes in feindlicher Hand ist, ist die Kriegs- und Friedenslage der unserigen recht ähnlich: Die Türkei setzt sich aus verschiedenen Stämmen und Nationen zusammen, die hin und wieder, im Westen, im Süden und im Osten auseinanderstreben. Merkbare, bald stärkere, bald schwächere Kräfte sind an der Arbeit, das alte Staatsgefüge zu lockern, wenn nicht gar zu zerstören. Eine neuerliche Angliederung von Fremdvölkern würde das schier unlösbare Nationalitätenproblem geradezu einer Katastrophe entgegentreiben. Jede Vergrößerung der Türkei wäre gleichbedeutend mit ihrer Schwächung, weil sie damit Elemente aufnähme, welche dem Ganzen wenig förderlich sein würden. Die ehemals einigende Idee des Islams und der von Mohammed abstammenden Dynastie hat ihre Zugkraft teilweise eingebüßt, während sprachliche und wirtschaftliche Umstände dem Zersetzungsprozeß Vorschub leisten. Wie erwähnt — das hier über die Türkei Gesagte gilt mit einigen Einschränkungen da und Weiterungen dort auch für Österreich-Ungarn. Deshalb traf Czernin das Richtige, wenn er für die Monarchie grundsätzlich Annexionen ablehnte. Daß er auch auf Entschädigungen verzichtete, hat praktisch insofern kaum Bedeutung, da nach dem Kriege keiner der kriegführenden Staaten so oder so befähigt sein wird, Entschädigungen zu zahlen. „Wo nichts ist . . ." dort hat auch der Sieger das Recht verloren.

Keineswegs aber hat die Czerninsche Formel für das Deutsche Reich und für Bulgarien Geltung. In Deutschland und in Bulgarien wirken stattliche Kräfte, die auf eine Gebietsausdehnung im Interesse der Gesamtheit hinarbeiten. Der Besitz von Livland und Kurland, sowie von Flandrisch-Belgien — ohne daß dieses „annektiert" zu werden brauchte — müßte unserem Verbündeten wertvollste Bereicherungen bringen, die wirt-

Handelte es sich im Vorhergehenden hauptsächlich um Höhennamen, so mögen zum Schlusse noch einige Haus- und Feldnamen Erwähnung finden, wie sie mir bei dieser Gelegenheit eben in den Sinn kommen. Für die Lage des Hauses oder Gehöftes finde ich bezeichnend die Namen Schüttmayer, das ist an der Schütt, angeschwemmtes Erdreich (in der Krumau), Reitmayr, ebenfalls in der Krumau, an der großen Reitbiegung, nämlich der alten Straße, die längs des Berges ins Gesäuse führte, das Taler Gut, Gut im Tal, das zu unterst am Kulmberg in Frauenberg gelegene Haus, ferner Ober- und Unter-Pichlmayer beim gleichnamigen Teich, wenn dieses Überbleibsel eines vom Abt Adalbert 1676 angelegten Teiches diesen Namen verdient — er hieß früher nach seinem Schöpfer Adalbert-Teich —, das gleichfalls an einen Teich sich anlehnende Teichleanl, jetzt Wölger, und etwa auch das Hoffeld, wohl Hochfeld, im Gegensatz zum anschließenden tief an der Enns liegenden Felde.

Die Namen Kersch-, Weichselbaumer, Farchner (Föhre) scheinen sich wie Buchau, Lärcheck an das häufige Vorkommen gewisser Bäume zu knüpfen, während Torwartl, Abrichter (der Jagdhunde?), Teichmeister, Kastenknecht, Blahberger auf eine bestimmte Beschäftigung in Stiftsdiensten oder sonst schließen läßt. Der Name Blahberger, Blahauswirt, Blahberg deutet auf Schmelzöfen, von blaewen, blaejen — aufblähen, schmelzen, und die Sage von der Feuerprobe des Abtes Wolfold von Admont (erste Hälfte des 12. Jahrhunderts) weist auf das frühe Vorhandensein eines Schmelzofens hin. Auf der ganzen nördlichen Seite des Schiefergesteins von Selztal bis zum Sattel des Lichtmeßberges finden sich, von Moos und Gestrüpp überdeckt, Überbleibsel von Schmelzarbeiten. Solche Hausnamen treten dann gegen die Eigennamen zurück, sobald die lebendige Beziehung zwischen Haus und Beschäftigung aufhört. Eine geschichtliche Erinnerung an das ehemalige Nonnenkloster in Admont, jetzt der stiftische Geflügelhof, ist der Name Frauenfeld, das ihm zugehörte.

Vielleicht findet manche meiner Auslegungen Widerspruch; es erschiene mir schon ein Gewinn, wenn ich durch diese Namen-Improvisation Berufene, ich meine Sprachforscher oder Kenner der Urbarbücher und Flurnamen, anregen könnte, im Wortgarten meiner Heimat das üppig aufgeschossene Unkraut auszujäten und verkrüppelten oder verdrängten bodenständigen Gewächsen wieder zum Gedeihen zu verhelfen.

Andrassy bezeichnen. Doch mag es immerhin sein, daß er auf einem verlorenen Posten steht. Sein Platz wäre in den Beratungszimmern mit Diplomaten der Entente, die wahrscheinlich eben so klug und geistreich zu verhandeln verstehen. Einem Gewaltmenschen wie Trotzki gegenüber könnte sehr leicht die stärkere Faust eines General Hoffmann Erfolge erringen. Und auch mit einem Stransky, einem Stanek, einem Ellenbogen und einem Koresek spricht man besser gut deutsch und zieht die fest zugreifende Hand dem ziselierten Wort vor, klingt dieses auch noch so stählern. Auch stählerne Worte verhallen; nur Taten wirken über den Augenblick hinaus.

Czernins „österreichischer Frieden", sofern er ihn durchzusetzen vermag, wird eine große Leistung sein, aus der mit uns die Türkei Nutzen zieht, aber derselbe „österreichische Friede" ist für Deutschland und Bulgarien unannehmbar. Aber da Graf Czernin österreichisch-ungarischer Außenminister ist und überdies die Interessen der anderen Bundesgenossen treu unterstützt, so müssen wir ihn loben — und überlassen es dem Deutschen Reich und Bulgarien, deren Kriegslage glänzend ist und denen wir militärisch bis zum guten Ende beistehen werden, ihre weitergesteckten tapferen Ziele zu erreichen.

Geschrieben im Jänner. von Schwertfeger.

Heimgärtners Tagebuch.

Manchmal werde ich brieflich befragt, wie ich mich zu der Arbeiterpartei stelle. Es ist das ja schon gesagt worden, aber man kann's wiederholen. — Ich stamme aus einer Arbeiterwelt, die sehr hart war. Ich bin selbst Zeit meines Lebens Arbeiter und hole aus der Arbeit Befriedigung und Segen. Ich achte den Menschen, der mit Gewissenhaftigkeit arbeitet. Ich achte das gemeinsame Bestreben der Arbeiter, ihre Lebensstellung zu verbessern, und wenn sie gern mehr verlangen als ihnen gebührt, so denke ich mir, sie kriegen davon ja so kaum die Hälfte. Uns Bürgerlichen, oder was oder wer wir sind, fällt es manchmal bei, als ob die Sozialdemokraten eine andere Gattung Menschen seien als wir; und sind es doch unsere Brüder und Verwandten, mit denen wir Tag für Tag zu tun haben, die wirtschaftlich und gesellschaftlich mit uns gleichberechtigt sind, die mit uns die gleichen Tugenden und Fehler haben und — tiefer geschaut — die gleichen Interessen. Aber wenn der Arbeiter sein rotes Mark ansteckt, da überkommt ihn etwas wie der Instinkt der Menge, der den Menschen als solchen aufhebt, ihn in einen gegnerischen Begriff umwandelt und der deshalb vielen so unverständlich, ja widerwärtig ist. Und doch liegt gerade in

schaftlich dem deutschen Volke zugute kämen. Ein starker Staatsorganismus strebt stets ins Weite; ein schwächlicher sieht das Ideal in der Erhaltung seines Besitzstandes. Wie Deutschland, so gewänne auch Bulgarien durch die Angliederung von Gebieten, die ehemals serbisch und rumänisch waren.

Eine Grenzregulierung bei Cattaro, gegen Rumänien und Italien gegenüber, um künftig Triest besser zu schützen, wäre auch Österreich-Ungarn eindeutig günstig, doch ist sie vielleicht nicht wichtig genug, um dafür noch weiter zu kämpfen . . .

Czernin, der Mann der Tatsachen, strebte nur ein einzigesmal über die Wirklichkeit hinaus, als er in seiner bekannten Rede von der zeitlich nahen Möglichkeit großer Abrüstungen und eines „ewigen Friedens" sprach. Im übrigen verließ er so gut wie nie den Boden der Realpolitik. Gefährlich hingegen war sein offenes Bekenntnis zum „Selbstbestimmungsrecht" der Völker. Mit dieser Erklärung nährte er die staatszerstörenden Bestrebungen unserer Süd- und Nordslawen, deren Ziel immer die Zertrümmerung des alten Reiches ist! Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß Czernin mit der „Selbstbestimmung" mehr an die russischen Grenzländer dachte, weniger an Galizien, Böhmen, Mähren, Schlesien und unsere Südslawenstämme. Diese aber legten die Czerninsche Formel im weitesten Sinne aus. Fast scheint es, daß man die Geister, die man rief, nun nicht mehr bannen kann . . . Da in der Politik schließlich nur der Erfolg von Belang ist, wird die Zukunft zu entscheiden haben, ob es Czernin gelingen wird, den Kurs an der Szylla und der Charybdis vorbei zu steuern.

Graf Czernin bewährte sich bisher als geschickter Diplomat bei den Verhandlungen mit Rußland, wenn er auch noch keine brauchbaren Errungenschaften heimbrachte. Hoffentlich wird er dies noch tun. Jedenfalls hielt er sich wacker in den heißen Debatten mit unseren Volksvertretern tschechischer, polnischer und slowenischer Zunge. Da stritt er mit eisiger Höflichkeit gegen grobe Anwürfe, da zeigte er sich schlagfertig, logisch, sarkastisch, kenntnisreich und scharfsinnig; er parierte derbe Keulenschläge und verabreichte geschliffene Degenstiche, deren Empfänger sehr verwundert waren, als ihnen die Damaszenerklinge eines feingeschulten Geistes zwischen die Rippen zischte . . . Auch gegen den Grafen Toggenburg*, einen Ministerkollegen, legte Czernin zur Parade aus, wie er darauf zu reden kam, daß dieser ihn eine dem Trotzki kongeniale Natur genannt hatte . . .

Bei aller Kritik, die wir an der Politik Czernins hie und da zu üben gezwungen sind, zumal er allzuoft Kriegstollen die Friedenshand hinstreckte, was den Anschein von Schwäche erweckte, müssen wir ihn gleichwohl als den bedeutendsten österreichisch-ungarischen Staatsmann seit

* Nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Ritter in der bekannten Ballade!

kratie nicht nur das politische Verantwortungsgefühl, sondern dieses ganz allgemein schwer geschädigt hat. Das Verhalten eines Teiles der sozialistischen Jugend und die Art, wie jetzt die Gegensätze innerhalb der Sozialdemokratie ausgefochten werden, muß zu denken geben. Item, es handelt sich hier um ein sehr ernstes, von der Sozialdemokratie nicht auf die leichte Achsel zu nehmendes Problem."

Es wäre wahrlich Zeit, daß die Religion, die uns für Friede, Güte und Trost gegeben ist, aus den weltlichen Zank- und Streitsachen ausgeschaltet würde. Die wirkliche, innerliche Religion im Menschen verhält sich ruhig und stets segnend, nur die veräußerlichte lärmt und stößt überall an.

Das jetzige Geschehen hat uns also wieder stark erinnert an die Bauern. Die hatte man in unserer Zeit mehr hinten liegen lassen und jetzt auf einmal sehen wir, daß sie in erster Linie zu stehen haben. Man hatte sie zurückgeschoben und sie wichen gerne, allzugerne zurück und seitab. Besonders auch unsere Deutschen, weil die sich immer einbilden, sie seien zu was Besserem geboren, als immer nur dem Herrgott welterschaffen zu helfen. Denn seine wichtigsten Handlanger hatte Gott seit jeher bei Bauern genommen.

Vor einiger Zeit erhielt ich von einem südsteirischen Deutschen eine kläglichen Brief: In Untersteier geschähe es immer häufiger, daß die Slowenen den Deutschen die Bauernhöfe abkauften, wodurch das Land entdeutscht werde. Ich solle dagegen wirken. — Freund, da wüßte ich keinen besseren Rat, als die Deutschen sollten eben ihre Höfe nicht hergeben. So einfach wäre die nationale Frage oft zu lösen, man müßte eben als das, was man ist und bleiben will, fest stehen bleiben. — Mit dem Bauernstand ist es ja ein Elend. Da werden jetzt immer allerhand Mittel und Mittelchen hergezählt, um dem Bauernstand aufzuhelfen. An den wichtigsten geht man vorüber.

Es ist nicht genug, daß der Bauer vom Bauern geboren wird, er muß auch zum Bauern erzogen werden. Vor allem natürlich in der Familie, dann aber auch in der Schule. Wir haben eine Volksschule, die überall das gleiche lehrt, auf dem Lande wie in der Stadt. Und das ist recht, denn lesen, schreiben und rechnen muß jeder können. Aber es kommt auch darauf an, was lesen, was schreiben und was rechnen! Daß in den Schullesebüchern Bestes aus der deutschen Literatur geboten wird, wie selbstverständlich! Wo und wie anders sollte der Bauer sonst je davon hören? Aber müßten in den Lesebüchern für Landschulen nicht auch Aufsätze über das ländliche Leben, über sein Wesen, seine Naturwunder und seine Freuden stehen? Sollte den Kindern nicht die Wichtigkeit, Würde und Mannigfaltigkeit des Bauernberufes dargelegt werden? Sollte man in der Dorfschule nicht ein bißchen Bauernstolz wecken! — Wie viel Schönes und Anregendes wäre da zu sagen, was den Kindern in

diesem Begriff, in der Menge die Macht. — Wenn die Arbeiter jetzt nach dem Frieden schreien, so erweisen sie dem Vaterlande einen größeren Dienst als jene, die nach Verlängerung des Krieges rufen, der uns vielleicht ein paar Landstriche gewinnen, hingegen wieder Millionen von Menschenleben kosten würde und in dem der Keim neuer Kriege liegen müßte.

Aber die Sozialdemokraten haben einige Grundsätze, die mir gründlich mißfallen, mit denen ich mich nie versöhnen könnte. Vor allem, sie zerstören jede Absicht auf Festsässigkeit und Heimatlichkeit und auf patriarchalisches Familienleben. Indes, es gibt andere Gesellschaftskreise, die auch nicht zimmerrein sind.

Kommen die Sozialdemokraten nur erst einmal höher, dann werden es wieder dieselben Menschen wie wir anderen, mit den gleichen Absichten und Begierden, bauen sich Häuser, gründen Familien und stehen ihrerseits wieder im Gegensatz zu den kämpfenden Sozialdemokraten. Das ist der Lauf der Welt, man soll sich nicht aufregen.

In den „Süddeutschen Monatsheften" veröffentlicht der Führer der badischen Sozialdemokratie, Kolb, einen Aufsatz über die künftige Stellung der Sozialdemokratie zur Religion, die mir einleuchtet und deren Verbreitung mir notwendig erscheint:

„Auf dem wichtigen, weitverzweigten Gebiete der Kulturpolitik wird die Sozialdemokratie nicht mehr allerwegs die bisherigen Bahnen wandeln dürfen. Ihr kulturpolitisches Programm bedarf zwar meines Erachtens keiner Revision, wohl aber müssen bei der Propaganda derselben die Fehler vermieden werden, die ihr bisher großen Schaden zugefügt haben. Es muß unter allen Umständen vermieden werden, daß der religionsphilosophische Aufkläricht des Freidenkertums quasi als integrierender Bestandteil der sozialistischen Weltanschauung mit der politischen Propaganda der Sozialdemokratie vermengt und damit den klerikalen und muckerischen Heißspornen das Wasser in Strömen auf die Mühlen geleitet wird. Die sozialdemokratische Programmforderung: „Erklärung der Religion zur Privatsache" bedeutet nicht das, was die Apostel des Freidenkertums in der Sozialdemokratie aus ihr gemacht haben. Dem Bekenntnis zu den demokratisch-sozialistischen Zielen steht der positive Gottesglaube ebensowenig im Wege wie das Freidenkertum. Es müssen deshalb in Zukunft die mehr oder weniger geistreich geschriebenen Artikel aus Anlaß der hohen christlichen Feiertage aus der sozialdemokratischen Presse verschwinden. Die Religion ist eine kulturhistorisch viel zu bedeutende und komplizierte Sache, als daß sie zum Gegenstand von Stilübungen freidenkerischer, in den dafür in Betracht kommenden wissenschaftlichen Disziplinen aber ganz und gar unerfahrener Redakteure oder Schriftsteller gemacht werden darf. Es ist nicht Sache der Sozialdemokratie, in dem religionsphilosophischen Streite Partei zu ergreifen. Dieses Gebiet liegt ganz außerhalb der sozialwirtschaftlichen und politischen Bestrebungen der Sozialdemokratie. Damit soll selbstverständlich nicht gesagt sein, daß die Sozialdemokratie dem Mißbrauch, der von gewisser Seite mit der Religion zu politischen Zwecken getrieben wird, nicht energisch entgegentreten darf. Diese Abwehr des politischen Mißbrauchs der Religion wird von umso größerem Erfolge sein, je mehr sich die sozialdemokratische Presse und die Wortführer der Partei davon fernhalten, die Religion als solche als Gegenstand von Angriffen zu machen. Die Religion wird auch im weiteren Verlaufe der sozialen und geschichtlichen Entwicklung noch eine große, bedeutsame Rolle spielen, und wenn wir auch heute noch nicht wissen können, welche religionsphilosophischen Systeme in der Zukunft das ethische Verhalten der Menschen bestimmend beeinflussen werden, so steht doch soviel fest, daß auch die sozialistische Gesellschaft keine gänzlich religionslose sein wird. Überdies ist es meine und vieler anderer Sozialdemokraten feste, auf langjähriger Erfahrung beruhender Tatsache sich stützende Überzeugung, daß die Propaganda des seichten philosophischen Materialismus in den Kreisen der Sozialdemo-

Bei dem Umstande, wie wir jetzt mit den Nahrungsmitteln dran sind, und bei dem Studium der Stoffe, die uns als Nährstoffe dargereicht werden, wundert es mich manchmal, daß jetzt nicht auch unsere Volksnahrung, wie sie draußen auf dem Lande ist, der wissenschaftlichen Untersuchung unterzogen wird, wie es mit ihrem Nährwerte steht. Die Volksnahrung pflegt sich in ihrer Art zu vererben von Geschlecht zu Geschlecht, ohne daß sich jemand darum kümmert. Und es ist gewiß nicht immer alles in Ordnung mit ihr; es wird manches gegessen, was besser ungegessen bliebe; anderseits fällt vieles ab, was Nahrungswert hätte.

Von meiner Waldheimat her weiß ich, daß Milch und Mehl die Hauptnahrung der dortigen Bauernschaft war. Dann das Gemüse: Erdäpfel, Rüben, Kohl, Salat. Obst gab es außer etwas Wildobst nicht. Beeren und Pilze wurden nicht geachtet. Fleisch kochte man in wohlhabenderen Wirtschaften wöchentlich mehrmals, hauptsächlich der Rindsuppe wegen, und es wurde bei Tisch in kleinen Stückchen verteilt. Eier gab es kaum. Von den paar Hühnern, die die Hausmutter fütterte, wurden die Eier wöchentlich in der nächsten größeren Ortschaft verkauft; das war der Hausmutter Nadelgeld. Zu Hause wurde fast nie ein Ei verwendet, außer, wenn seltener Besuch kam, wo es Eierkuchen gab oder „Eier in Schmalz". Der Rahm, die Butter wurden nicht als solche genossen, sondern als „ausgelassenes Schmalz" zu Mehlspeisen verwendet. Und wie unterschiedlich gekocht wurde, das hat einst mein kleiner Schneidermagen erfahren. Die köstlichsten Naturstoffe und keine gelernte Köchin dazu. Man kann sich's denken. Zu Fälschungen dieser einfachen Nahrungsmittel war kaum Gelegenheit. Jeder Bauer hatte seine Milchwirtschaft, seine Getreidemühle, seinen Backofen, seine Fleischbank, seine Scheunen und Keller; aber ob da immer richtig und zweckmäßig gearbeitet wurde, ist eine andere Frage. Ich vermute, daß da vieles zu verbessern wäre, um aus den Landfrüchten die entsprechende und gesunde Nahrung zu gewinnen. Als ich nun einmal den Vorschlag machte, die Bauernschaft an der Hand der Chemie möglichst zu belehren über die Auswahl und Behandlung der Nahrungsstoffe, rief jemand drein: „Tun Sie's nicht! Wenn Sie die chemische Retorte ins Bauernhaus tragen, dann ade mit den Naturprodukten!"

Es ist wahr. Mir scheint, wir erfahren es heute, daß es besser bekommt, wenn echte Naturprodukte schlecht gekocht werden, als wenn gefälschte Nahrungsmittel mit raffinierter Kunst bereitet auf den Tisch kommen.

Es gibt Leute, die sagen immer, das deutsche Volk könne sich nur mit der Waffe behaupten. Nicht etwa Feinde Deutschlands, die so reden, sondern seine leidenschaftlichsten Freunde. Und glauben, damit das deutsche Volk besonders hoch zu heben, während sie es erniedrigen.

Fleisch und Blut übergehen könnte! Geschieht das? — Und dann landwirtschaftliche Schulen! Jedes Gewerbe hat seine Schule, nur der bedeutsamste und mannigfaltigste Beruf hat daran Mangel. Es dürfte freilich nicht über jeden Zweig der Landwirtschaft überall das gleiche gelehrt werden, der Gebirgsbauer braucht andere Vorschriften und Winke als der von der Ebene. Es sollte keiner einen Bauernhof übernehmen dürfen, der nicht die landwirtschaftliche Schulung seines Bereiches hinter sich hat. — Dann im Berufe selbst, die Genossenschaften! Besonders die Gemeinsamkeit in der Bereitung, in dem Vertriebe der zu verkaufenden Nahrungsmittel. Daran fehlt es in unseren Ländern grob. Der Bauer macht so ungern gemeinsame Sache mit dem Berufsgenossen. Er traut jedem fremden Handelsagenten lieber als dem Nachbar. Ein Zeichen, wie schwankend leider seine sittlichen Vorstellungen geworden sind.

Etwas Neues, aber Gutes nach meiner Meinung in der Bauernschaft wären die Vorbildhöfe. Hat man schon davon gehört, daß in irgend einer Gegend von klugen, geschulten Bauern Vorbildhöfe bewirtschaftet werden? Das sind Höfe, die nach den bewährten wissenschaftlichen und praktischen Grundsätzen der Landwirtschaft betrieben werden und an denen sich die übrigen Bauern der Gegend Vorbild und Beispiel nehmen könnten. Jede Gegend müßte je nach Beschaffenheit des Bodens und des Klimas ihre besondere Vorwirtschaft haben, die von tüchtigen geschulten Landwirten geleitet wird, um allmählich auch die gelehrigen Nachbarhöfe in den Kreis zu ziehen. — Endlich die Altersversorgung, die im argen liegt, so viel darüber auch gesprochen und geschrieben wurde. Ich glaube in dieser hochwichtigen Sache ist in den meisten Ortschaften noch gar nichts getan. Ist es ein Wunder, wenn die Leute von solchen Sorgenhütten abspringen und in die Fabriken laufen?

In früheren Zeiten hat man den Bauern für so wichtig gehalten, daß man ihn sogar vom Militärdienst befreite. Und wir verschleudern Mann und Scholle, als wäre es nichts. Bald zu Beginn des Krieges hat man eine Verordnung gelesen, daß während des Krieges ohne Wissen und Beistimmung der Gemeinde kein Bauerngut verkauft werden dürfe. Und jetzt hört man immer wieder, daß die kriegswuchernden Millionäre sich Bauernhof um Bauernhof ankaufen, weil Grund und Boden bis auf weitere Spekulation fester liegt als das Papiergeld.

Zum Schluß dieser flüchtigen Bemerkungen also ein Fragezeichen, und zwar ein großes.

Ist es der Regierung, den Reichsratsabgeordneten, den verschiedenen Volksbeglückern Ernst, das Bauerntum zu stärken? Dann hätten sie nach meiner Meinung große und gründliche Änderungen durchzuführen, anstatt ihre kleinen, wohlgemeinten Mittelchen — zu unterlassen.

Mich dünkt, daß es noch recht viel unbesetzten Rasen gibt. Wie vollzieht sich die Verbreitung der Leute im kleinen? Wenn die Familie eines Bauernhofes so viele Kinder hat, daß der Hof nicht mehr Nahrung genug gibt, so wandern die Kinder eben aus, auf Plätze, wo sie Arbeit und Nahrung finden. Dort kauft man sich an oder, wenn das nicht geht, tritt in einen Dienst. Mit Gewalt sich irgendwo einrauben und einmorden, das tut man doch nicht. Der in die Fremde muß, wird sich dort zuerst mit dienender Stellung zufrieden zu geben haben, bis er es durch persönliche Tüchtigkeit selbst zu was bringt. Müßte es im großen bei Völkerausbreitung nicht auch ähnlich vorgehen? Das, was im kleinen und bei Halbwilden vorgeht, sollte bei Kulturvölkern nicht möglich sein?

Nur im gegenseitigen Interesse ein bißchen Platz machen. Bis für uns die Erde zu klein wird, dahin hat's noch lange.

Die Hauptursache der Kriege besteht darin, daß es so viele Leute gibt und deren immer noch mehr werden, die mehr haben wollen, als ihnen zukommt, als sie brauchen, die immer *noch* mehr haben wollen und endlich alles haben möchten. Wer dieser Gier nach Geld und Macht im Wege ist, der wird erschlagen.

—

Vor vielen Jahren in Berlin, als ich einen bekannten Buchhändler besuchen wollte, brachte der Diener mir den Bescheid vor die Tür: „*Der Herr Kommerzienrat sind ausgefahren!*“ Damals klang mir das großartig. Aber als ich später auch in Österreich die Redensart hörte: „Der Herr Hofrat sind verreist!“ oder „Haben Herr Leutnant schon gespeist?“ wurde mir die Sache etwas komisch. Man findet das Wörtlein „Sie“ nicht höflich genug, so wird es ausgelassen. Bei einer Exzellenz oder Majestät leuchtet mir eher ein, daß das volkstümliche „Sie“ nichts zu tun hat, obschon große Dichter, wie Schiller und Goethe in ihren Dramen den Anreden an die Majestäten auch manchmal ein einfaches „Sie“ zufügen („Geben Sie Gedankenfreiheit!“ usw.), weil sonst die häufige Wiederholung des Wortes „Majestät“ zu geschwollen klänge. Und nun höre ich, daß es bei unseren Armeen verboten sei, wenn der Untergebene den Offizier mit Sie anredet. „Dürfte ich Herrn Hauptmann um meinen Urlaubschein bitten?“ Gut, das geht. Weh aber, wenn man „*Sie, Herr Hauptmann*“ um den Urlaubschein bittet! Man sagt, die Subordination! Das „Sie“ sei zu kollegial. In Vermeidung desselben läge eine große Tracht Ehrerbietung.

Nun, wie halt meinen!

Ich hatte immer das Gefühl, als sei den Vorgesetzten gegenüber die zu häufige Anwendung von Höflichkeitsausdrücken nicht taktvoll. Man zeige damit, daß man den Angesprochenen für eitel und eingebildet hält. Und das Durchglitzern dieser Meinung in den Ansprachen könnte schließlich

Ich kann ein solches Lob nicht verstehen. Ein Nachbar, der bei jeder Unglattheit und Meinungsverschiedenheit gleich mit dem Zuschlagen da ist, wird uns doch viel zuwiderer wie einer, der mit sich reden läßt und freundlich entgegenkommend ist. — Nein, wer die Deutschen genau kennt, wer nicht bloß politisch und militärisch mit ihnen lebt, wer in ihrer Arbeit, Schaffenslust, Seeleninnigkeit und Sehnsucht mit ihnen waltet, leidet und glücklich ist, der weiß es anders. Der weiß, daß der Deutsche Eigenschaften hat, die ihn unter den Völkern weit sieghafter machen als die Waffe. Oder sollte es hie und da doch an der Ausübung unserer natürlichen Eigenschaften fehlen? —

Dadurch, daß man sagt, der Deutsche färbe unter fremden Völkern so leicht ab und verliere sich, wird zugestanden, daß seine Natur nach Weltbürgerlichkeit geht. Doch schließlich das höchste Ziel der Menschheit. Aber reif muß man dazu sein. Wer zu früh oder an unrechter Stelle anfängt, weltbürgerlich zu sein, der wird leicht charakterlos, löst sich auf. So meine ich es also nicht, daß der Deutsche werden soll. Hingegen hat gerade der Deutsche Eigenschaften, die ihn, wenn er sie in seinem schlichten Wohlwollen hervorkehrt, in der Welt hochgeachtet und beliebt machen. Man denke an die unermeßlichen Kulturwerte, die das deutsche Volk in Wissenschaft, Kunst und Gesittung der Welt geschenkt hat. Sind das nicht bessere, würdigere Mittel zum Sieg als die Mordwaffe?

Die Mordwaffe ist für den, der immer mit ihr droht, sogar höchst gefährlich, weil sie stets Vorwand gibt, den Drohenden anzugreifen, unschädlich zu machen. Keinesfalls darf sie das Erste, nein, sie muß das Letzte sein im Zwist; nur wenn alles sonst vergeblich ist, dann das Schwert! —

Auch der Reichtum, abgesehen davon, daß er die Leute verschlechtert, ist kein Mittel zu Macht und Sieg; im Gegenteil, eine Ursache zum Überfallenwerden. In einen reichen Hof brechen die Räuber lieber ein als in die schlichte Hütte.

Deutscher, du hast deine hohen sittlichen Ideale in deinen Schulen gelehrt, von deinen Kanzeln verkündet, von deinen Dichtern verherrlicht. Weißt du, daß diese deine Tugenden von Tag zu Tag mehr verschwinden? Sie zu verlieren, d a s wäre dein Untergang. Den Idealen deiner Propheten, mein Volk, denen lebe nach und man wird nicht mehr sagen können, daß du dich n u r mit der Mordwaffe behaupten könnest.

Es wird oft gesagt, Hauptursache dieses Krieges aller Kriege sei die Übervölkerung der Kulturländer. — So? Da möchte ich aber doch einmal fragen, weshalb just England es ist, das diesen Krieg macht und leitet? Englands Volk, welches an sich so klein, die größten Länder der Erde besitzt? Wenn nicht einmal die Engländer mehr Platz haben auf der Erde, dann sollen sich andere Völker gar nicht weiter bemühen.

war ich so andächtig gewesen als dort. — Es gab aber Zeiten, da Adalbert Stifter mir zur Gefahr wurde, weil in meine Feder der Stifterstil gekommen war. Als ich es merkte, war natürlich die Gefahr vorbei, ich konnte mich hüten.

Etwas, das einzig ist, schickt sich nicht für alle.*

Pfarrer Wieser in Torwald führte eines Tages in der Religionsstunde mit seinen Schülern ein Gespräch über den Himmel. Und weil er von den Kindern erst mal lernen wollte, was er ihnen zu lehren habe, so fragte er sie der Reihe nach, wie sie sich den Himmel vorstellten. Zuerst, bei der Hölle, hatten sie sich nicht lange aufgehalten, das ist halt der Feuerofen, wo die Teuxelein sind mit den Hörnern! Das war genug, für Kinder ist die Hölle kein gesunder Aufenthalt. Also vom Himmel.

Die Mädchen sind mit der Antwort fixer bei der Hand, als die Buben. So sagte die Rosalia Hüter: „Im Himmel, da ist's halt lustig, da tun die Engelein musizieren und tanzen." — Die Agathe Brennscheit sagte: „Im Himmel gibt's alle Tag Lebzelten und Met, so viel man mag." — Der Johann Almbauer: „Im Himmel hat's Vögel mit brennroten Federn und guldene Vogelhäuseln, wo man sie hineintun kann." — Die Juliana Schiedlacher: „Im Himmel tut mein Mutterl auf mich warten." — Der Alois Stangel verhielt sich fragend: „Herr Pfarrer, tun sie im Himmel auch kegelscheiben?" — Und der Michel Ramsauer: „Wenn ich in den Himmel komm, so leg ich mich aufs Stroh und schlaf." — Dagegen rief die kleine Kunigunde Reitbauer: „Je, der will auf dem Stroh liegen. Im Himmel gibts gar kein Stroh, gelt, Herr Pfarrer?" — Hierauf fragte er den kleinen Karl Steiner, der etwas seitwärts sitzt und träumerisch in die Zaunhecke schaut: „Na, Karl, und was meinst denn du?" Der Knabe schrak auf und stammelte: „Meinst denn du?" — „Hast du auch schon darüber nachgedacht, wie es im Himmel sein wird?" — „Im Himmel sein wird?" stottert der Junge hilflos nach. — „Je", ruft die Kunigunde, „der weiß nicht einmal, wie es im Himmel ist!" — „Weißt es du?" fragte der Pfarrer. — Und die Kleine: „Im Himmel ist es halt ganz blau und die Leut gehen in weißen Leintüchern herum und haben Lichter in der Hand." — „Und vom lieben Gott saget ihr garnichts?" — „Der ist ja gar nicht oben im Himmel", entschied der Anton Achenberger, „der Gott ist ja in unserer Kirchen drinnen!" — Und der Stephan Schnabelegger

* Zum Gedächtnis von Stifters halbhundertjährigem Sterbetag sei hingewiesen auf das große Werk „Adalbert Stifter, sein Leben und seine Werke" von Alois Raimund Hein. Prag, Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 1904.

unbehaglicher anmuten, als das schlichte, aber respektvolle Wörtlein „Sie". Ich wage es kaum, an den Minister zweimal nahe nacheinander „Exzellenz" zu schreiben; das zweitemal kommt mir das „Sie" schon würdiger vor. Das Wörtchen hat eine Menschengestalt, während Exzellenz etwas Unpersönliches, Wesenloses ist.

Unter den fünf strahlenden Dichtersternen des deutschen Österreich im vorigen Jahrhundert (Grillparzer, Stifter, Raimund, Hamerling, Anzengruber) leuchtet einer besonders hell, ruhig und freundlich: Adalbert Stifter. An diesem 28. Jänner waren es 50 Jahre, seit er gestorben. Die Schriften Stifters sind ein Kleinod, wie es in der ganzen literarischen Welt kaum mehr zu finden. Warum? Man weiß es nicht genau, und doch bleibt es unbestritten. Denen er nicht anklingt, die lassen ihn ganz links liegen; die ihn einmal in sich bekommen haben, denen ist er fast ein Heiligtum. Warum? frage ich noch einmal. Die Stoffe seiner Erzählungen, das Packende seiner Probleme sind es gewiß nicht. Der Frieden ist es, der heilige Frieden, der durch seine Schriften geht und sowohl die Tragik als auch die Idylle weiht. So ruhig und gelassen wie das Schicksal selbst vollzieht sich bei ihm das Leben der Menschen. Der Leser glaubt, ein freundliches Idyll gelesen zu haben, und tiefer geschaut ist es oft die schwerste Tragik. — Und dann die Sprache! O wunderbare deutsche Sprache, die so oft zu den widerlichsten Bocksprüngen mißbraucht wird — aus dir kann man eine so beseligende Schönheit formen, wie es Adalbert Stifter getan hat.

Wenige Monate vor seinem Tode hatte ich ihn gesehen, das erste- und das letztemal. Zu Linz in seiner Wohnung. Er war schon krank. Ich hatte gerade vorher seine „Feldblumen" gelesen und war begierig, die entzückende Lieblichkeit der Stiftersprache von ihm selbst zu hören. Und er besprach in Volksmundart mit mir ein paar ganz gewöhnliche Dinge. Weiter nichts. Eine Photographie, die ich von ihm erbat, legte er mir freundlich in die Hand. Das war alles. Bei diesem Besuche hatte ich wohl nicht geahnt, daß dieser Dichter mein treuester Lebenskamerad werden sollte, den ich, einmal in seinen Werken kennen gelernt, nicht mehr entbehren konnte. Kein Winteraufenthalt und keine Sommerfrische, wo ich nicht ein Buch von Stifter bei mir hatte. Kein Jahr, wo ich nicht immer wieder seine Erzählungen und Betrachtungen las, und kein Lesen, das mich nicht allemal von neuem entzückt hätte. Andere Dichter liest man, weil man sie noch nicht kennt, diesen, den Adalbert Stifter, weil man ihn schon kennt. — Viele Jahre nach seinem Tode bin ich in den Böhmerwald gereist, nach dem Flecken Oberplan, wo er geboren war, und habe mit Wallfahrerandacht die Gegenden besucht, wo er wandelte und wo viele seiner Erzählungen spielen. Nur in Weimar



Kleine Laube

Wunsch.

Ich möchte oft, daß eine Flöte klänge
Durch meiner Stunden starrverbund'nen Gang,
Ich wünscht' es oft im schwersten Kampfgedränge,
In stumpfer Rast ersehnt' ich oft den Klang.
Des Krieges Stille und des Kriegs Gebrülle
Erfüllt den Raum mit schwerer Wirklichkeit,
Leuchtkugelgleich dann glitte durch die Fülle
Der Klang von körperloser Helligkeit.

Doch ist dies Sehnen in den harten Zeiten
Ein Frevel nicht und Traumesnichtigkeit? —
Ich seh' mit Flöte, Buch und Degen schreiten
Den Großen Friedrich an dem Saum der Zeit.
Er strahlt wie Sonnen. Und es brechen Flammen
Als dieses Lichtes eig'ner Blütenflor
Dreifarbig und im Glanz geeint zusammen
Aus Degen, Buch und Flöte ihm hervor.

1915. Fritz Oberndorfer.

Aus unserer Zeit.

Gewaltfriede.

Der Zuschrift eines „alten Geschichtsforschers" entnehmen wir folgende Erkenntnisse:

„. . . Man liest ziemlich allgemein in unserer Presse, ein sogenannter Verständigungsfriede brächte allen Völkern einen dauernden Frieden, da er auf keiner Seite Mißstimmung zurücklasse, während ein Gewaltfriede unendliche Keime für zukünftige Verwicklungen in sich berge. Ob der Versöhnungsfriede wirklich ein solches Allheilmittel wäre, kann niemand bestimmt sagen, denn seit die Welt steht, gab es keinen derartigen. Immer und überall zwang der Obsiegende dem Unterlegenen seinen Willen auf. Anderseits sind „Gewaltfrieden" keineswegs stete Quellen neuer Kriege. Von allen Feinden Deutschlands kann nur Frankreich darauf hinweisen, daß es vor beinahe fünfzig Jahren zwei Provinzen einbüßte, die es selbst einmal geraubt hatte. England, Rußland usw. hatten früher niemals mit dem Deutschen Reich Krieg geführt! Im Gegenteil: England benützte während des Burenkrieges und Rußland während seiner Händel mit Japan Deutschlands freundliche Neutralität und hätten allen Grund gehabt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ebenso hat die Donaumonarchie niemals in der Vergangenheit mit Rußland, Serbien und Rumänien, ganz zu schweigen von der amerikanischen Union, Krieg geführt, der etwa zur „Revanche" herausfordern hätte können. Ja, Serbien und Rumänien errangen ihre staatliche Selbständigkeit unter dem Wohlwollen des großen Nachbarn an der Donau! Und Italien? Es hatte Österreich nach zwei Feldzügen beraubt und fiel jetzt zum drittenmal über uns her,

halblaut zu seinem Nachbar: „Wenn der Gott oben im Himmel wär, da tät's eh nicht lustig sein, da müßt man alleweil beten."

Der Pfarrer, der nachher die Sache erzählt hat, schloß: „Ich glaube, diese Religionsstunde war für mich lehrreicher als für die Kinder. Durch nichts lernt man die Leute besser kennen, als durch das, wie sie sich den Himmel vorstellen."

„Und wie denken Sie sich den Himmel, Herr Pfarrer?" fragte ein Vorwitziger.

„Offen gesagt, mein Lieber, ich weiß davon nicht viel mehr als der Karl Steiner."

Zwei Jugendlieder.

Von Peter Rosegger.

Ich bin ein freier Hirtenbub
Im freien Alpenland;
Ich möchte sein kein Königssohn,
Der schleppt ein goldenes Band.

Meine Wiege ist der moosige Stein,
Mein Bett die Felsenwart',
Ich möcht' kein seiden Kissen han,
Es wär' mir viel zu hart.

Mir küßt der Sturm die Wangen rot
Und singt und wiegt mich ein,
Ich möcht' keinen Saal im Fürstenschloß,
Er wär' mir viel zu klein.

Mein' Amme hat vier Füße gar
Und einen Bart am Kinn;
Und wenn mich dürstet, leg' ich mich
An ihre Zitzen hin.

Und trink' mir Lebenskraft und Lust
Ins frohe Herz hinein.
Ich bin ein freier Hirtenbub
Und möcht' kein König sein.

* * *

Halbverklungene Heldenkunde
Weiß zu sagen von dem Paare,
Das nach wilden, blutigen Schlachten
Allverlassen, allverloren
Vor dem grimmen Türken fliehet.

Auf dem Pferde rast der Flüchtling
Ob des Vaterlandes Jammer,
Angstvoll hütet er sein Weib noch
Vor der heißen Gier der Feinde —
Sieh, da stürzt das treue Rößlein.

„O, verdammt!" so ruft der Reiter,
„Ha, nun werden sie uns fassen,
Höhnend morden mich, den Krieger,
Und dich, Gattin, dich entführen
Von dem Grab auf dieser Heide!"

„Nimmer werden sie entführen
Lebend mich von dir, mein Liebster!"
Ruft das Weib, die Brust entblößend,
Reißt den Dolch aus seiner Scheide,
Rettet sich vor den Barbaren.

Mächtige Brände fester Burgen
Glüh'n am schwerbewölkten Himmel.
Schnaubend nah'n die wüsten Horden,
— Seh'n zwei purpurrote Brünnlein
Springen auf der dürren Heide.

---

verabreichte, geradezu feindselig gegen die Mittelmächte, sonderlich gegen das Deutsche Reich. Nach den Niederlagen der russischen Armeen blieb das Polenland in elender Verfassung zurück, es war verheert, gebrandschatzt und verhungert. Da kamen vor allen die Deutschen und schafften Ordnung in diesem hundert- und mehrjährigen Schweinestall Europas. Natürlich konnte man da nicht immer mit Samthandschuhen — welches Kleidungsstück den Preußen überhaupt nicht steht — zugreifen. Der Krieg geht weiter, Polen war nicht vertrauenswürdig und Umtriebe hinter unseren kämpfenden Heeren mußten unter allen Umständen verhindert werden. Da schrie man an der Weichsel und klagte über die „Härten", denen man unterworfen war. Wo preußische Zucht herrschte, dort durfte man allerdings nicht überlaut schreien, aber in Österreich hinderte niemand unsere Polen am Jammern und Anklagen. Man schlage doch nur in den Sitzungsberichten unseres Reichsrates, dieser Quelle echter Vaterlandsliebe und wahrer Bundestreue, nach! Kürzlich gab es an dieser Stelle abermals eine Debatte, die für alle Deutschen lesens- und beherzigenswert ist!

Abgeordneter Daszynski legte temperamentvoll seine Unzufriedenheit mit dem Deutschen Reiche dar, dessen grober General Hoffmann soeben Trotzki die Wahrheit gesagt hatte, und der polnische Sozialist verlangte, wir sollten auf Deutschland, das immer noch nicht so will, wie die Bolschewiki wollen, einen Druck ausüben, auf jene Macht, „für die wir uns in kürzester Zeit auf dem französischen Boden verbluten sollen!" Unter Zwischenrufen patriotischer Tschechen warf Abgeordneter Michl ein: „Das ist die Macht, die euch gerettet hat, verehrter Herr Kollege!" Da sprach der „verehrte Herr Kollege" folgende große Worte: „Ich fürchte, daß ganz Österreich genau so gerettet werde! Wir dürfen uns nicht auf den bornierten Standpunkt stellen, daß nur Deutschland unser Retter war. Es ist mit Österreich verbündet und Österreich blutet genau so für Deutschland, wie Deutschland für Österreich . . ." Daraus scheint also hervorzugehen, daß Daszynski die Rettung Polens aus der einst vielbeklagten russischen Knechtschaft nicht hoch veranschlagt. Interessant wäre es ferner noch, von dem dankbaren Polen zu erfahren, wo Österreich bisher *erheblich* für das Deutsche Reich blutete . . . Nach ihm sprach der unvermeidliche Adler, der überall dabei sein muß, wo Krawall gemacht wird, und erklärte, mit der Besetzung Polens seien Vorgänge verknüpft gewesen, mit denen er durchaus nicht einverstanden . . . (Vielleicht spielte er auf die Tatsache an, daß in einem verlausten jüdischen Nest des Ostens beinahe eine Revolution ausbrach, als die Preußen befahlen, jeder Einwohner müßte sich baden!) Aber gnädig fügte Adler bei, trotzdem sehr zufrieden zu sein, daß Polen nicht mehr der Schauplatz russischer Greuel wäre! Natürlich meldete sich da sofort ein anderer Sozi, namens Habermann, und schwätzte von „*preußischen* Greueltaten", von denen dann Adler feststellte, sie seien vergänglich . . .

O, ihr trefflichen Polen, sehnt ihr euch wirklich nach der Herrschaft des Zaren zurück? Nach Pogroms und ähnlichen Annehmlichkeiten? Oder gelüstet euch nach der Freiheit der Maximalisten, die ihre *sozialistischen* Gegner sogar in den Krankenhäusern abwürgen lassen, wie es eben erst nach der Zertrümmerung der unangenehmen Konstituante geschah?

Und von der Regierung fand sich niemand, der nüchtern sagte, wir hätten nicht auf hundert und hundert Schlachtfeldern geblutet, nur um eine undankbare und unverläßliche Nation zu befreien!

Ehemals war es im russischen Polen Sitte, *jeden* Verhafteten sogleich nach seiner Einlieferung ein wenig durchzuprügeln. Wir wünschen den polnischen Schwärmern gleich Daszinsky nichts anderes, als ein paar Tage echt russischer Herrschaft, dann würden ihre „erhabenen Rückseiten", um mich in der blumigen Sprache des Orients auszudrücken, schmerzlich erröten . . . *von Erbach-Sassenhoven.*

*

nicht umgekehrt . . . Anderseits versöhnen sich Völker auch nach Gewaltfrieden oft und oft in erstaunlich kurzer Zeit miteinander. So Preußen nach 1866 mit den süddeutschen Staaten und mit Österreich, Rußland mit Japan und England mit seinem „Erbfeind“ Frankreich . . .

Völker und Staaten vergessen ungeheuer rasch Wohltaten und Kümmernisse, und immer sind es tiefgehende Interessengegensätze, welche Kriege herbeiführen, ungeachtet älterer Verträge und beschworener Freundschaften. Über diese leidige Tatsache helfen auch die logischesten Erwägungen und friedlichsten Absichten nicht hinweg.

Man muß die Menschen und die in ihnen wirkenden Kräfte kennen und in Rechnung stellen, weil nur sie und nicht Worte die großen Schicksale der Welt bestimmen.“

*

Ein seltsamer Verständigungsfriede.

Unter einem Verständigungsfrieden stellten wir uns immer einen solchen vor, bei dem alle daran beteiligten Parteien freiwillig und ungezwungen übereinkommen, sich wieder zu vertragen, damit gewissermaßen jede Feindschaft und Gehässigkeit zwischen sich zu begraben und künftig — wenigstens bis auf weiteres — einträchtig mit- und nebeneinander zu leben . . . Wenn nun ein sehr beträchtlicher Teil des deutschen Volkes dagegen Einspruch erhob, so geschah es in der Regel nicht deshalb, weil er für Gewalt um jeden Preis und uferlose Eroberungen schwärmte, sondern weil er vor allem merkte, daß England und Konsorten nicht dazu bereit waren und noch nicht dazu bereit sind. Unsere hingestreckte Friedenshand deuteten die Gegner nur als Zeichen der Schwäche, mit der sie ihre eigenen müden Völker immer neu zur kriegerischen Begeisterung gegen uns zu entflammen suchten. Daß unsere Feinde keinen echten Verständigungsfrieden anstreben, wurde schließlich auch den wärmsten Freunden eines solchen klar, und so fand die pazifistische „Frankfurter Zeitung“ nach der letzten gehässigen Rede Lloyd Georges eine neue Formel für einen Verständigungsfrieden, von dem sie sich viel zu versprechen scheint. Sie schreibt: „Wenn England noch einige kräftige Nackenschläge erhält, wird es mit der Zeit doch zu einem ehrlichen Verständigungsfrieden geneigt sein“ . . . Wahrhaftig, das ist ein seltsamer Verständigungsfriede, der den Engländern erst eingebläut werden muß! Er sieht doch verteufelt dem „verruchten Gewaltfrieden der entsetzlichen Alldeutschen“ ähnlich! Und zum Verwechseln ähnlich sieht er ferner dem Frankfurter Frieden von 1871, dem die französische Nationalversammlung mit einer Vierfünftelmehrheit zustimmte — nachdem Frankreich einige kräftige Nackenschläge bei Sedan und Paris erhalten hatte.

Die „Frankfurter Zeitung“ wäre aber bedeutend ehrlicher gewesen, hätte sie einfach geschrieben: „Die Engländer werden nicht früher Frieden machen, ehe sie nicht durch die Waffen und die U-Boote dazu gezwungen werden.“ Das klänge traurig, hätte jedoch den Vorzug, klar, wahr und deutlich zu sein. P. L. M.

*

Polnisches.

Vor dem Kriege wußten wir, daß es den Polen in Österreich ausgezeichnet gehe, wir hörten, daß sie in Preußen schon weniger zufrieden seien, und wir lasen, im heiligen Rußland befänden sie sich ganz und gar miserabel. Wie nun die guten Berliner Anno 48 nichts besseres wußten, als bei der „großen Revolution“ zuerst etliche eingesperrte Polen zu befreien, so standen auch gleich im Jahre 1914 Deutsche auf, die verlangten, wir müßten die edle Polakei aus den „Fängen des unersättlichen Zaren“ retten . . . Nun, nach unserer schwächlichen Politik, die ihren Stolz darein setzt, den richtigen Augenblick stets zu versäumen, stellen sich die guten Polen, denen noch das Fell von den Schlägen jucken muß, die ihnen das alte Rußland

Zur Kriegsmode

äußerte sich eine Dame in einem Brief u. a.:

„... Seit altersher ist die Frauenmode von erotischen Gedanken durchsetzt, und es wäre ebenso erfolglos wie vielleicht auch unpraktisch, dagegen mit Feuer und Schwert (mit Feder und Nadel) aufzutreten, handelt es sich nicht gerade um einen besonders üblen oder verrückten Auswuchs. Schließlich soll man jedem Tierchen sein Pläsierchen lassen, falls dadurch nicht andere schwerer geschädigt werden .... Die Frauenwelt ist — manche sagen „leider" — darauf angewiesen, Männer so stark zu fesseln, daß sich diese bereit erklären — zu heiraten, das heißt, ganz und gar die Versorgung einer Frau zu übernehmen. Das ist, man muß es offen gestehen, keine kleine Aufgabe für einen Mann und gar mancher sucht sich ihrer so oder so zu entziehen ... Die Natur stattete das weibliche Geschlecht mit einer größeren oder kleineren Menge von Gaben aus, die hinreichen sollen, einen Mann dauernd zu fesseln. Und wenn sie nicht hinreichen — nun, dann muß eben nachgeholfen werden! Sonderlich durch die Kleidung, welche sehr gut geeignet ist, körperliche Vorzüge hervorzuheben, beziehungsweise — vorzutäuschen ... Die Hervorhebung geschieht durch eine auffällige Betonung von Schönheiten oder durch ihre gesuchte Verhüllung. Ja, auch durch ihre Verhüllung, um dadurch Neugierde zu erwecken. Das ist so, und es wäre unsinnig, dagegen die Augen zu verschließen. Nur wenige Frauen kennen den Zweck einer Mode, die meisten wählen sie eben, weil es — Mode ist; und auch der Mann durchschaut den Zweck häufig nicht, er ahnt ihn bloß. Das mag „unsittlich" scheinen, ist es aber vielleicht nicht einmal. Weist z. B. ein Kostüm deutlich auf körperliche Vorzüge hin, so bedeutet dies schließlich nichts anderes, als: „Sieh mich an und prüfe, ob ich nicht alles das besitze, was zu einer Hausfrau und gesunden Mutter gehört?" Darf man eigentlich gegen derartige Feststellungen eifern? Kaum. Damit soll aber keineswegs jede blödsinnige Modenarrheit verteidigt werden. Ein tiefer Sinn kann schließlich zum Unsinn führen ... Die Nachsicht muß für den Frieden gelten, nicht jedoch für den Krieg. Da ist es, einfach gesagt, strafbar, Moden zu erzeugen und ihnen nachzuleben, die der Gesamtheit schaden. Man denke etwa an die hohen Luxusschuhe in einer Zeit äußerster Lederknappheit! Oder an die kurzen doch viel zu weiten Röcke; die Kürze trüge ja an sich dem Stoffmangel Rechnung, stellt aber unsinnige Ansprüche an Strümpfe, und die Weite richtet sich von selbst, zumal vor gar nicht langer Zeit so enge Röcke üblich waren, daß die Bewegungsfreiheit tatsächlich unterbunden wurde. Aber das Törichteste und auf den ersten Blick Unverständlichste sind gewisse moderne Damenpaletots, die dermaßen zugeschnitten sind, daß die weiblichen Schultern darunter überschmal und verkümmert scheinen; und auch die Hüften verschwinden schier unter der geschmacklosen Gewandung. Wie gelangte man zu einer solchen Mode? Die Wenigsten werden darauf eine Antwort finden. Alle körperlichen Eigenschaften, welche die Frauen für den Mutterberuf geeignet erscheinen lassen, werden durch die erwähnten Paletots systematisch ausradiert. In einer Zeit, wo wir Frauen benötigten, die dafür sorgen, daß die ungeheuren Menschenverluste des Krieges durch einen reichen und gesunden Nachwuchs nach Möglichkeit ausgeglichen werden! Doch spielen hier andere Gedanken herein! Der schmalbrüstige Hängepaletot täuscht zarte, gebrechliche und hilfsbedürftige Gestalten vor und vermutlich rechnet der Zuschnitt darauf, daß die Männerwelt übersättigt von dem Gewaltigen des Krieges, von der Kraft, die auf allen Gebieten aufs Äußerste angespannt wird, und müde der mächtigen Formen, die unser Leben heute bestimmen, Sehnsucht empfindet nach Zartheit, Schützenswertem und Anschmiegendem; denn die Mode, das muß uns endlich klar werden, ist nur der Männer wegen da ... Mit diesen Zeilen möchte ich keineswegs die tollen Kostümierungen, denen man heute auf Schritt und Tritt begegnet, verteidigen, ich möchte nur in tiefere Ursachen hineinleuchten ..."

Was versteht man unter ...

In den Zeitungen und in Gesprächen kehren gerade heute gewisse Wendungen immer wieder, ohne daß wir uns eigentlich stets darüber klar sind, was sie bedeuten. Es mögen nun zwei solche Wendungen, mit denen am meisten Mißbrauch getrieben wird, auf Grund der Erfahrung genauer bestimmt werden.

Also: Was versteht man unter einem „einigen Proletariat", wie es heute in Rußland die Macht hat? Man versteht darunter: Maximalisten, Minimalisten, Bolschewiken, Menschewiken, Kommunisten, Arbeiter- und Soldatenräte, Zimmerwalder, Sozialrevolutionäre, internationale Sozialdemokraten, Autonomisten, Sozialisten, radikale Sozialisten, revolutionäre Sozialisten, rechtsstehende — linksstehende Sozialisten, nationale Sozialisten, Anarchosozialisten usw. usw. Und dieses „einige Proletariat" ist dermaßen einig, daß in der nach dem allgemeinen, geheimen und gleichen Wahlrecht gewählten Konstituante kein Platz für alle ist und die gesetzgebende Versammlung in Petersburg durch Marinesoldaten auseinandergejagt werden mußte! („Mußte", sagte Trotzki, der ansonsten für den maßgebenden Willen der Mehrheit schwärmt — wenn die Mehrheit nämlich für ihn ist!) Und das obgenannte einige russische Proletariat, das unsere Demokratenpresse als Vorbild für Alle hinstellt, knallt außerdem auf den Straßen mit Maschinengewehren und anderen Schießwerkzeugen auf einander los ...

*

Und was versteht man unter dem „Selbstbestimmungsrecht der Völker"? Daß England, Frankreich und Italien alles einsacken wollen, was nur einzusacken ist. Bei uns in Österreich legen einzelne Stämme das „Selbstbestimmungsrecht" noch besonders schlau aus: Die Tschechen wollen die Deutschen der Sudetenländer verschlingen, die Polen wollen die Ruthenen knechten, die Ukrainer die Polen, die Südslawen die Italiener an der Küste und die Italiener die Slowenen und Kroaten, die am Meere wohnen usw. Alle diese Herren soll man nun etwa abstimmen lassen! Da käme ein hübsches Durcheinander und eine nette Keilerei heraus. Der Gedanke des „Selbstbestimmungsrechtes" klingt so vernünftig, aber man muß leider, Schiller ein bißchen ändernd, sagen: „Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Ellenbögen ..."

*

Unblutiges aus dem Kriege.

Im Wald begegnen mir unlängst zwei Ochsen-Fuhrwerke. Ich frage den Lenker des ersten Wagens nach dem Wege. Verständnisloses Anglotzen.

Sein Gefährte, ein etwa 14jähriger Junge, gibt mir rasch Aufschluß und setzt hinzu: „Das ist unser russischer Gefangener. In den zwei Jahren, die er bei uns ist, hat er noch kein Wort deutsch sprechen gelernt, aber unsere Ochsen verstehen jetzt schon russisch."

*

Die bessere Politik.

In einem Bureau wird der Schnauzl des Herrn Vorstandes von den Angestellten nach Möglichkeit gefüttert. Buchhalter Knax, ein Mann mit ländlichen Beziehungen, beteiligt sich auffälligerweise nicht an diesen Aufmerksamkeiten. Eines Tages frägt ihn sein bester Freund: „Warum fütterst du nie das Hunderl und tust so etwas für deinen Aufstieg?"

„Oh," antwortet Knax mit geheimnisvollem Augenzwinkern, „sei ohne Sorge: ich füttere direkt den Herrn Vorstand." Aus der Münchener „Jugend".

*

Friedensworte.

Von Wilhelm Rullmann.

O Gott, vom Himmel sieh darein
Und lass' uns wieder fröhlich sein,
Wie wir's vorzeiten waren.
Nimm von uns dieses Krieges Fluch.
Wir dulden schwer. Es sei genug
An dem, was wir erfahren.

Gib uns, was wir entbehrt so lang,
Gib Lust am Spiel und Freud' am Sang,
Lass' klingen heit're Lieder!
Gib rechten Drang zur Tätigkeit,
Gib echte Lebensfreudigkeit,
Dies alles gib uns wieder!

Die guten Geister führ' zurück,
Die mit sich nahmen unser Glück,
Als sie vor Jahren schieden.
Aus tiefer Not — so schreien wir,
Allmächtiger, schrei'n wir zu dir:
O Herr, gib uns den Frieden.

Dummheiten.

„Man darf Giftschlangen nicht töten", sagt der Albaner, „dann versöhnt man sie und sie schonen einen. Hingegen erschlägt der Türke jede giftige Natter, die er nur erreichen kann, „denn — meint er — tote Schlangen beißen nicht!"

„Aha, der Albaner ist also Anhänger eines Verständigungsfriedens, der Türke Verfechter des Gewaltfriedens!"

*

Sie: „Sag' mal, wie heißt doch der Ort, wo der Zar ehemals residierte?"

Er: „Zarskojezelo."

Sie: „Geh, warum mußt du immer gleich schimpfen, wenn ich dich höflich um etwas frage!"

*

Lloyd Georges sagte in einer seiner gehässigen Dezemberreden: „Und wenn Rußland ausscheidet, so tritt Amerika mit beiden Händen ein!" Als Wilson die Worte las, schrie er empört: „Hält mich denn dieser Esel in London für einen Affen, der auf allen Vieren herumkriecht?!"

Der „arme Teufel".

Der Sozialistenführer August Bebel erzählt von ihm in seinen Lebenserinnerungen. Der „arme Teufel" lebte im Exil, mitten unter Sozialisten, in Zürich, und suchte als leichtsinniger Schuldenmacher seinen Wechsel durch falsche Schneiderrechnungen zu erhöhen. Jung gewohnt, alt getan, denn der „arme Teufel" Bebels ist niemand anderer als der spätere — König Peter von Serbien. Leichtsinniges Schuldenmachen — bei der Entente, und schließlich die falsche Rechnung: Nach dieser Rechnung sollte Kral Petar gegenwärtig als Sieger und Herr in Agram oder gar in Triest thronen. Und wo sitzt der „arme Teufel" in Wirklichkeit? Irgendwo mitten unter Veniselisten in einem griechischen Nest; vermutlich. O diese falschen Rechnungen...

Unser Wohnhaus.

Wer offenen Auges durch unsere Dörfer und Villenvorstädte streicht — ich sehe von dem mit gräßlichen Mietshäusern verbauten Stadtinnern ganz ab —, dem gehen die Augen über; aber nicht vor Wonne! Eine solche Menge verkrüppelter Bauten, die äußerlich häßlich und im Innern unpraktisch, nicht einmal hygienisch sind.

So die Zuschrift, der man freilich nur bedingt zustimmen kann, die aber anderseits Gedanken enthält, die manches erklären können, was sonst unerklärlich und jedenfalls unentschuldbar bleibt!

*

Schlachtengewinner und Kriegsgewinner oder Verdienste und Verdienst.

Der preußische Kriegsminister erwähnte im deutschen Reichstag ein Frauenflugblatt, das von feindlicher Seite ausgehen und den Zweck verfolgen soll, die Frauen gegen die deutsche Landesverteidigung aufzureizen.

Dazu bemerkt der „Vorwärts“: „Wir kennen dieses Flugblatt nicht, nach den Angaben der ‚Norddeutschen Allgemeinen Zeitung‘ scheint es sich aber um ein ungewöhnlich dummes Machwerk zu handeln, denn es soll darin unter anderem heißen, Hindenburg und Ludendorff seien jetzt ‚die Hauptkriegsinteressenten‘. Die Hauptkriegsinteressenten sind in Wirklichkeit ganz andere Leute. Hindenburg und Ludendorff beziehen ihre Gehalte, die sicherlich ganz auskömmlich sind, sich aber mit den Verdiensten glücklicher Kriegsspekulanten nicht im entferntesten vergleichen lassen. Ein günstiger Abschluß an Hosenknöpfen ist ein viel besseres Geschäft als eine Schlacht von Tannenberg. Und an einigen Waggons Stiefelschmiere läßt sich entschieden mehr verdienen als an einem Durchbruch von Gorlice. Nie tritt der Unterschied zwischen Leuten, die sich am Vaterland verdient machen, und den Leuten, die am Vaterland verdienen, krasser zutage als im Kriege.“

*

Der Kriegsgewinner.

Osias Salo Sonnenschein
Macht jetzt in Weizen, Zwirn und Wein,
In Gold und Schnaps und Kohlen,
Kartoffeln, Socken und Fisolen,
Handelt mit Reis und Öl und Spargel,
Mit Autos, Gummi, Spagat, Quargel,
Kaffee und Tee, Porz'llan und Feigen —
Gibt's einen Sieg: mit Lorbeerzweigen!
Er handelt früh, er handelt spat
Mit Hosen — alt und neu — und Draht,
Und sagt dazu, es seien
Millionen zu machen mit Innereien.
Osias Salo Sonnenschein
Erwarb ein Schloß aus Marmelstein,
Ein Haus in Pest, ein Haus in Wien,
Ein Haus in Prag, ein Haus in Brünn,
Ein Gut bei Linz und eins am See,
Eins tief im Tal, eins auf der Höh'.
— — — — — — — —
Wieso das alles er erstand?
Nu, ist er nicht Heereslieferant?!

*

Doch sieht Herr Salo Sonnenschein
Einen Bauern mit einem fetten Schwein,
Da schreit er: „Wai-ai-wai, o Graus,
So schaut ä Kriegsgewinner aus!“

H. L. R.



Bücher

Die zu Kittelsrode. Roman von Alice Berend. (München. Albert Langen.)

Alice Berend spottet schier alle Menschen, die sie sich in ihren Büchern gestaltet, aber mit einem so zarten Spott, der wohltut, nicht verletzt Das gibt ihren Büchern einen eigenartigen Reiz lächelnder Weltüberlegenheit. Es klingt daraus: „Ach, nehmt das Leben doch nicht allzu schwer, auch an seinen schwarzen Seiten flimmert es noch ein bißchen rosig, sieht einer nur genau und mit gutem Willen zu!“ Die Verfasserin ist eine Idealistin, eine Optimistin, und so durfte sie es auch wagen, das Erblühen des Nestes Kittelsrode zu einem „Kurort“ in den furchtbaren Weltkrieg überzuleiten, ohne sich in der Schilderung von Schlachtendonner zu verlieren und ohne Tiefernstes ungehörig heiter zu behandeln. Aus den letzten Abschnitten weht ein Hauch der wahrhaft großen Zeit, die größere Opfer fordert um des größten Zieles willen: Für das Vaterland. — Die früheren Romane der Verfasserin rollten sich in Berlin und unter Berlinern ab, ihr jüngstes Kind flüchtet aufs Land, wo es sich sehr wohl fühlt und auch anderen Wohlbehagen bereitet. Alles Geschehen rankt sich um den trefflichen Müller Michael Hornschuh und seine vielgestaltige Familie. Darunter gibt es gar köstliche Leute und nicht minder köstliche unter den anderen Menschen, mit denen der Leser bald vertraut wird. Den echten Reiz der Bücher von Alice Berend macht nicht so sehr die Handlung aus, sondern die feine Darstellung, die Form, welche eine leichtbeschwingte und doch nicht seichte Philosophie um das Ganze webt. „Die zu Kittelsrode“ fanden bereits ihren weiten Leserkreis und verdienen einen noch weiteren, denn wahre Humoristen sind in der Literatur selten — und gar erst schriftstellernde Frauen, die es verstehen, mit einem Auge zu lächeln, während im anderen eine warme Träne glänzt: Dies aber soll das unleugbare Wappen aller guten Humoristen sein. H. L. R.

Herrn Filip Collins Abenteuer, Roman von Frank Heller. Aus dem Schwedischen von Marie Franzos. (München. Georg Müller.)

Diese Detektivgeschichte, nicht vom Standpunkt des schlauen Detektivs, sondern von seiten des überschlauen Verbrechers erzählt, ist wahrhaft unterhaltsam. Der Verfasser hat eine abenteuerliche Phantasie, eine seltsame Gestaltungsgabe und einen grotesken Humor, Eigenschaften, die ihn — den Schweden — bald auch im deutschen Sprachgebiet bekannt und beliebt machen werden. Man kann es leider nicht leugnen, der Meistergauner Filip Collin genießt unsere Sympathie und wir freuen uns ehrlich, wenn er dem englischen Späher Kenyon, der hinter ihm her ist, eine Nase nach der anderen dreht — bis... Doch was dem „Bis“ folgt, soll nicht verraten werden. Endlich ist nämlich auch das ewig Weibliche hinter Collin her. Das „ewig Weibliche“ wird hier „Die blauäugige Lüge“ genannt. Gelingt ihr, was Mr. Kenyon immer mißlang? Den Verfolgten zu stellen. Man lese das fesselnde Buch, um es zu erfahren. Ich fühle mich nicht bemüßigt, aus der Schule zu schwatzen. P. L. M.

Stunden. Neue Novellen. Von A. De Nora. (Leipzig. L. Staackmann.) Seinen ersten Erzählungsbänden „Totentanz“ und „Sensitive Novellen“ läßt A. De Nora einen neuen Band folgen, der aus der Tiefe des Lebens und in unmittelbarster Anschaulichkeit aus der furchtbaren Tragik der Gegenwart seine Stoffe nimmt. Dennoch ist der Dichter der „Madonnen“ kein Schlachtenschilderer geworden, sondern er verkörpert uns in diesem innigen Buche die stille Tragik des ruhmlosen Heldentums; ergreifendes Leid aus der Obhut der Lazarette, schlichte Schicksale von Menschen, die spurlos dahinsinken unter der zermalmenden Gewalt einer eisernen Zeit. Und wieder sind es Idylle und Bilder, in die der Krieg nicht hereinspielt, die aber doch die Wehmut des Lebens in sich tragen und gleichzeitig einen Unterton lyrischer balladenartiger Stimmung. B.

Der Völkerkrieg. Eine reich illustrierte Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914. Herausgegeben von Dr. C. H. Baer. (Stuttgart. Julius Hoffmann. Band 14, Preis 6 Mark.)

Das große Werk, das der „Völkerkrieg“ als eine umfassende Chronik des Weltkriegs unternommen hat, tritt nun mit dem 14. abgeschlossenen Band vor den Leser. Sein Gegenstand ist „Der westliche Kriegsschauplatz im vierten Kriegshalbjahr“, d. h. von Februar bis August 1916. Hieher gehören zwei der gewaltigsten Unternehmungen des Kriegs: die Schlacht vor Verdun und die Sommeschlacht. Deren Bedeutung liegt nicht nur in dem riesenhaften Aufgebot an Kriegsmitteln, sondern vor allem darin, daß es Versuche von beiden Seiten sind, zu einer Zeit, wo die Entwicklung der Kriegs-

Die Bautechnik („Baukunst“ kann man wirklich auch bei aller Nachsicht nicht sagen) der letzten dreißig und vierzig Jahre findet in der Vergangenheit kaum ihresgleichen. Man errichtete Wohnstätten tschandschig, gemein, großtuerisch aus falschem Material, das immer mehr vorstellen will, „originell“ und ohne jegliches Stilgefühl, das ehemals der geringste Zimmermann besessen haben muß, schaut man seine Leistungen an, die hie und da auch noch auf uns überkommen sind. Der „Laie“, der sich an den verbauten Wohnhäusern sanftes Grauen holt, ist oft nicht imstande, zu sagen, was ihn daran so anwidert, er hat die Ablehnung mehr im Gefühl; und das „Gefühl“ täuscht ihn hier nicht. Nur der „Kenner“ vermag klar darzulegen, woran unsere Bautechnik krankt. Damit aber das gesunde und schier unentbehrliche Stilgefühl in jedermann gebildet werde, hat der rühmlich bekannte Paul Schultze-Naumburg jetzt ein neues Werk veröffentlicht,* dessen erster Band vorliegt und das allgemeine Aufmerksamkeit verdient. Hier wird man klar und leicht verständlich in die Gesetze und Forderungen einer gesunden Baukunst eingeweiht und hat beim Unterricht wahrhaftige Genüsse. Vom Abc angefangen — dem „Ziegel“ — legt Schultze-Naumburg das Wesentlichste für den Bau von Wohnhäusern dar: Materialien und Methoden, den Auf- und Ausbau, die Installation, Organisation, Situierung, Gruppierung, Grundrißlösung und Formengebung, die innere Einrichtung, den Garten und Geschäftliches. Da gehen einem erst die Augen für so mancherlei auf, das man bisher geduldig wie eine böse Schickung hinnahm. Gutgewählte Bilder erleichtern das Verständnis. Das Buch ist eine Kulturleistung von Rang. Es ist zu empfehlen: Der Allgemeinheit schlechtweg, unseren behördlichen Bauorganen, die „Baugesetze“ geben, und insbesondere jenen, die daran gehen, sich eine Heimstätte zu schaffen, gleichgültig, ob sie sich ein Schloß oder ein bescheidenes Arbeitshäuschen zulegen wollen. Und auch unsere gelernten Baumeister werden das Werk, auf dessen zweiten Band man gespannt sein darf, mit Gewinn und zu aller Nutzen in die Hand nehmen! H. L. R.

Lieber Heimgarten!

Vergangenen Mai — der Zar war bereits entthront, Miljukow verjagt, Kerenski wackelte und die russischen Generäle wechselten alle Tage — lag ich mit meinem Zug in einem kleinen polnischen Nest im Quartier, unter dessen 237 Einwohnern sich 236 Israeliten befanden. Der 237. Bewohner war vor zwei Wochen zur Taufe gegangen, weil ihm ein etwas mystisch angehauchter Major für diesen Fall ein Patengeschenk von zehn Kronen versprochen hatte. Eines Morgens meldete mir nun mein Feldwebel, über Nacht sei ein 238. erwachsener Eingeborener aufgetaucht, der, abgesehen von seiner ein wenig strammeren Haltung und den kurzgeschorenen Haaren, den übrigen sehr ähnlich sehe. Ich ließ mir den Zuwachs holen und fragte ihn: „Woher kommst du plötzlich?“

„Von da drüben, Herr Oberst-Exzellenz,“ sagte er und wies gegen die russische Front.

„Du bist also ein russischer Soldat?“

„Ich war, Herr General, ich war!“

„Wieso warst du? Bist du desertiert?“

„Ich bin aus der Firma ausgetreten“, antwortete der Mann mit reichlichen Armbewegungen. „Ich sag' Ihnen, Herr Marschall, eine unsolide Firma, die alle paar Wochen den Chef und die Prokuristen wechselt. Gott soll mich strafen, wenn sie nicht bald Bankerott macht!“ Fähnrich B.

* Der Bau des Wohnhauses. (München, Verlag Georg D. W. Callwey.)

können uns des wackeren Herausgebers doppelt freuen, da er unser Landsmann ist, und wer in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre die Grazer evangelische Schule besuchte, wird sich noch des lustigen Blondkopfes erinnern, der ein so guter Kamerad war. — Die treffliche „Einarmfibel“ ist jedem Einarmer, der Rat und Hilfe sucht, wärmstens zu empfehlen; sie ist ihm geradezu unentbehrlich! H. L. R.

In der Bücherei „Aus Natur und Geisteswelt“ (Leipzig und Berlin, K. G. Teubner) erschienen wieder einige wohlfeile Bändchen, die ihrer besonderen Gediegenheit wegen warme Empfehlungen verdienen. Es sind dies: **Wie ein Buch entsteht.** Von Artur W. Unger. Mit 7 Tafeln und 26 Abbildungen im Text; **Sternglaube und Sterndeutung.** Die Geschichte und das Wesen der Astrologie. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Karl Bezold, dargestellt von Prof. Dr. Franz Boll. Mit einer Sternkarte und 20 Abbildungen; zwei Bücher von Alfred Ernstein: **Geschichte der Musik** und **Beispielsammlung zur älteren Musikgeschichte.**

Ostara, Bücherei der Blonden: Nr. 26, **Einführung in die Rassenkunde.** Von J. Lanz-Liebenfels. (Mödling—Wien. „Ostara“-Verlag. Auslieferung für den Buchhandel durch Friedrich Schalk. Wien.)

Ein schmales Heftchen für 40 Heller und doch recht inhaltsreich, ganz geeignet, in die moderne Rassenkunde einzuführen. Der Verfasser verfügt über ein reiches Wissen, das er gut zur Geltung zu bringen versteht. Die Rassenkunde entwickelt sich immer mehr zur Wissenschaft, zu einem Zweig der Naturwissenschaft, wird sie heute auch noch von Manchen abgelehnt. Aber sie muß und wird sich durchsetzen. Dazu kann das vorliegende Bändchen beitragen; dessen kühne Spekulationen da und dort, die erst der Beweise bedürfen, verringern nicht den Wert, regen zum Nachdenken an und veranlassen vielleicht zu eigenen Betrachtungen, was sehr wünschenswert ist.

B. E. S.

Schutz- und Trutzbündnisse in der Natur behandelt Wilhelm Bölsche in dem neuesten illustrierten Kosmos-Bändchen (Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung, Mk. 1.25, geb. Mk. 2.—). Man hat sie bisher meist mit dem Fremdwort Symbiose (d. h. Zusammenleben) bezeichnet. Es handelt sich aber dabei nicht bloß um das genossenschaftliche Zusammenleben verschiedener pflanzlicher Organismen — erinnert sei nur an die Flechten und verschiedenen Parasiten —, sondern auch um das merkwürdige Zusammenleben von Tieren und Pflanzen, wie es bei den sogenannten Ameisenpflanzen vorkommt. Bölsche faßt den Begriff so weit, daß er uns einen außerordentlich fesselnden Einblick in das Leben und Weben der Natur gewährt. Er bietet keine trockene Aufzählung von Symbiosefällen, sondern er plaudert in anregender Form über all die Erscheinungen, die zu diesem Gebiet gehören.

Alt-Wiener Kalender für das Jahr 1918. Herausgegeben von A. Trost. (Wien. Anton Schroll & Co.)

Auf dieses für den Freund des Alt-Wiener Lebens so fesselnde Jahrbuch wurde hier schon im Vorjahre aufmerksam gemacht und dessen Bedeutung hervorgehoben. Der Kalender ist nun auch für 1918 erschienen in gediegener altertümlicher Ausstattung und noch reicher im Text und Illustrationen als sein Vorgänger. Der in den Wiener Verhältnissen so bewanderte Herausgeber hat zunächst einige Aufsätze einverleibt, die früher an anderen Orten abgedruckt erschienen, wo sie weniger zugänglich waren, wie etwa „Wiener Namen für Brotformen“ von J. W. Nagl, „Kolschitzky“ (der angeblich erste Kaffeehausinhaber Wiens) von C. v. Penz, „Das Savoysche Damenstift“ von Enrica v. Handel-Mazzetti u. a. m. Aber auch einige treffliche Originalarbeiten belehren uns über die alte berühmte Wiener Porzellanmanufaktur von V. Bauer, über Beethoven und Wölfl von Th. v. Frimmel, über „Peter Fendi als Maler und Freund“ von L. Grünstein. Überaus ansprechend ist des Herausgebers Untersuchung „Wo Adalbert Stifter in Wien gewohnt hat“, der sogar ein Bild unseres berühmten Malerpoeten Stifter vom Jahre 1839 beigegeben erscheint. Überhaupt bieten auch die zahlreichen Illustrationen wieder viel Fesselndes in seltenen Blättern, so zwischen dem Kalendarium die berühmten Wiener Straßenfiguren aus Brands „Wiener Kaufruf“ von 1775, das schöne farbige Titelbild von Wiener Porzellanfiguren, interessante alte, längst verschwundene Bauten Wiens, Porträts von Vesque v. Püttlingen, Fendi und Wölfl, ein bisher wenig bekanntes Gemälde Waldmüllers und vieles andere. Die Neubelebung des Alt-Wienertums in diesem vom Verlage auch in einem eigenartigen Einbande vorgelegten Kalender in so geschmackvoller Weise ist überaus zu begrüßen und es sind diesem Jahrbuche noch recht viele ähnliche Nachfolger zu wünschen. Dr. A. Schl.

Deutschösterreichisches Jahrbuch für 1918. Herausgegeben vom „Deutschnationalen Verein für Österreich“. Zusammengestellt von Ernst Sturm. 8. Jahrgang. (Verlag des „Deutschnationalen Vereines für Österreich“. Wien, VIII., Lerchenfelderstraße 8.)

Leider kam dieses vorzügliche Jahrbuch verspätet in unsere Hände, so daß auch unser

macht hier und dort auf den Höhepunkt gelangt war, eine Entscheidung auf dem Hauptkriegsschauplatz herbeizuführen. Neben seiner so schätzenswerten rein sachlichen Berichterstattung in Generalstabsmeldungen, zusammenhängenden Darstellungen und Übersichten hat der „Völkerkrieg" gerade die Bedeutung dieser Schlachten herausgearbeitet. Und da er es versteht, in seinen Schilderungen und Episoden der kämpfenden Seele der Gegner Ausdruck zu verleihen, braust es durch seine Darstellung wie der tragische Grundstrom alter Heldenepen, wo in großartiger, erschütternder Weise das zermalmende Zusammenprallen von Völkern besungen wird, wo jahrhundertelang vorbereitete Schicksale einen furchtbar verhallenden Ausklang finden. Und dieser Grundzug des schönen Werkes, den man etwa schlichten, beseelten Tatsachensinn nennen könnte, zeigen auch die reichen Bilder, die in Gegenstand und Ausführung Unübertreffliches leisten. B.

Im Verlage der „Liller Kriegszeitung" erschienen:

Drei Jahre Liller Kriegszeitung. Eine Denkschrift zum 2. Dezember 1917. Mit den Bildnissen der Mitarbeiter. Von Hauptmann v. L. Hoecker. — Preis Mk. 1.—.

Soldatenworte aus der Liller Kriegszeitung. Mit einem Kalender auf das Jahr 1918. Herausgegeben von der Schriftleitung der Liller Kriegszeitung: Hauptmann v. L. Hoecker, Unt.-Offz. Weiglin, Friedel Merzenich. — 150 Seiten. Preis gebunden Mk. 1.—.

Das vierte lustige Büchel der Liller Kriegszeitung. Allerlei Schnurren, Reime und Bilder aus dem Feldleben. — 128 Seiten. Preis Mk. 1.—, gebunden Mk. 1.75.

In seiner Denkschrift „Drei Jahre Liller Kriegszeitung" gibt Hauptmann Paul Oskar Hoecker ein lebendiges Bild des Werdens und Wachsens dieser bekanntesten und verbreitetsten Feldzeitung; er plaudert aus der „Kinderzeit" der „Liller", führt die technischen Einrichtungen vor und berichtet von dem wirtschaftlichen Betrieb des Kriegsverlags, der mit der Zeitung eng verknüpft ist und dessen Einnahmen die unentgeltliche Verteilung des Blattes an die Truppen der 6. Armee ermöglichen. Besonders ansprechend ist all das, was er von der bunt gemischten Schar seiner Mitarbeiter auf literarischem und künstlerischem Boden erzählt, unter denen vom Koch bis zum Universitätsprofessor, vom General bis zum Schipper jeder Stand, jedes Dienst- und Lebensalter vertreten ist. — Der Kalender „Soldatenworte" ist ein reizendes kleines Weihnachtsgeschenk, und das „Vierte lustige Büchel" führt in dem Musketier Walter Scholz eine an Wilhelm Busch erinnernde neue humoristische Kraft ein.

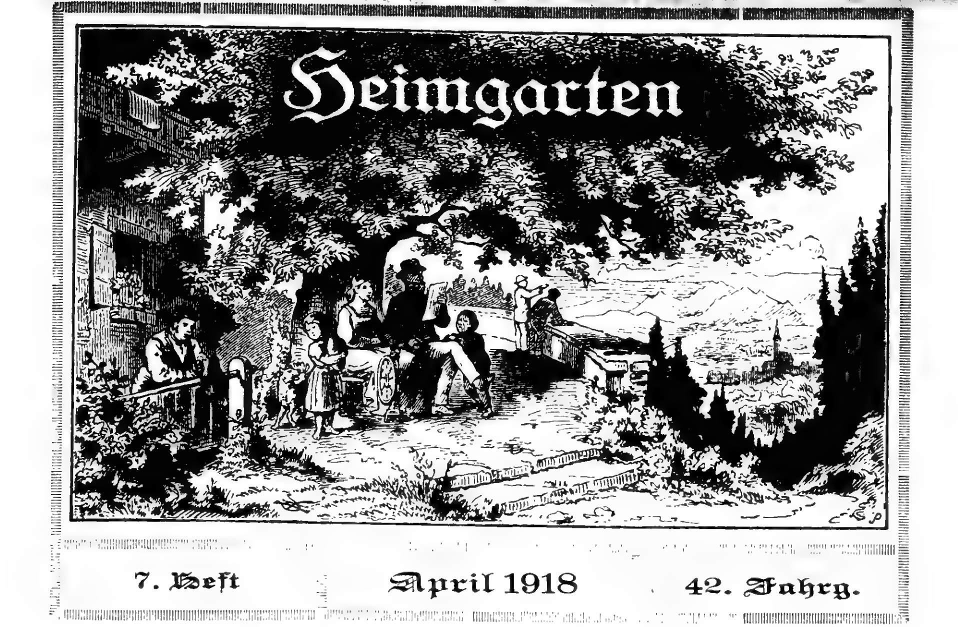
Im Felde zwischen Nacht und Tag. Gedichte von Walter Flex. (München. C. H. Beck.)

Ein junger Dichter, der schon einen guten Namen hat, kommt mit einem neuen Band schöner Kriegsgedichte zu uns: da kann er wohl einer freundlichen Teilnahme im voraus sicher sein! Nun aber gleichzeitig die tragische Meldung, daß der erst Dreißigjährige auf der Insel Oesel gefallen ist und, was selbst den Dilettanten in diesem Falle der Kunstwelt näher bringen kann, weil das menschliche Los dort immer Teilnahme findet, das ergreift doppelt, wenn es sich um einen Walter Flex handelt. Sein Wesen war durchaus deutsch im besten Sinne des Wortes, seine Bismarckdichtungen hatten ihm eine Gemeinde gewonnen, die nicht nur der Vorwurf allein anzog. Als Lyriker war er auch kraftvoll, klar. Gedichte wie „Gebetspruch", „Gebet um Kraft" verdienten, in jedem Buch für die reifere Jugend Aufnahme zu finden; sein dem gefallenen Dichter Löns gewidmetes Lied, dann „Lieb Vaterland", „Ernte vorm Feind" und „Kriegsweihnacht" sind Vortragsstücke von sicherster Wirkung, weil erlebt und wahr. Die deutsche Literatur hat an dem jungen Dichter einen wirklichen Verlust erlitten.

Ella Triebnigg.

Einarm-Fibel. Ein Lehr-, Lese- und Bilderbuch für Einarmer, herausgegeben von Prof. Dr. Eberhard Freih. v. Künßberg, Leiter der Einarmschule am Reservelazarett Ettlingen bei Karlsruhe (der früheren Heidelberger Einarmschule). Dritte, bedeutend vermehrte Auflage. (Karlsruhe. G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag.)

Die in diesem großen Kriege auf dem Felde der Ehre blieben, bedürfen unser nicht mehr; aber jene, die beschädigt heimkehren, haben ein Recht auf unsere Sorge und wir haben die Pflicht, ihnen nach besten Kräften zu helfen. Was und wie es geschieht, beweist die „Einarmfibel", die allen jenen gewidmet ist, die bei der Verteidigung des Vaterlandes einen Arm oder eine Hand verloren. Und man muß sagen: Es ist ein ganz vorzügliches Buch, reich an Heilmitteln für den Körper und den durch eine schwere Verletzung gebeugten Geist eines Beschädigten. Trotz des tiefen Ernstes, der aus dem umfangreichen und doch wohlfeilen Werke spricht, freut man sich der werktätigen Nächstenliebe und der Sorgfalt, die hier Staat, Gesellschaft und Fachleute aufwenden, um zu retten, zu heilen und zu helfen. — Besondere Anerkennung gebührt dafür dem Herausgeber Freiherrn von Künßberg. Professor der Rechtsgeschichte an der Universität Heidelberg, widmete er sich während des Krieges der Einarmfürsorge und zeigt Leistungen auf, die ihm viel heißen, heißen Dank einbringen werden. Wir Österreicher



7. Heft April 1918 42. Jahrg.

Die tanzende Bärin.

Roman von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Die früheste Urkunde über die Eisenburg trug die Jahreszahl 1137 und damals schon hausten dort die Herren von Eysn als des römisch-deutschen Kaisers ehrfurchtgebietende Burggrafen. Das Geschlecht derer von Eysn pflanzte sich mit Erfolg bis zu jener Faustina fort, die als letzte ihres Stammes Jörg IV. von Schärpfenberg heiratete, womit die Feste in den Besitz der Schärpfenberger gelangte.

Ehemals war die Eisenburg mit ihrem kantigen Bergfried, den Mauern und Türmen ein Bollwerk gegen die heidnischen Hungern, die immer wieder über die Grenze lökten. Dann wehrte sie den Türken und schließlich wurde sie invalid — die neuen Feuergeschütze, die neue Zeit machten aus ihrer Wehrhaftigkeit ein romantisches, altes Schloß, in dem es sich bei einiger Bescheidenheit in den Sommermonaten recht gut wohnte.

Nach und nach, allmählich war die Burg entstanden, alle paar Jahre fügte irgend ein Herr von Eysn dem Alten Neues hinzu: Ernsthafte Romantik glotzte aus den Schießaugen des feisten Bergfrieds, eine frühe Gotik errichtete die festen Schildmauern, während deren jüngere Schwester den Pallas, den großen Saal, mit seinem Drum und Dran schuf; die Renaissance, gegen ihre sonstige Gewohnheit auch einmal frömmelnd, baute eine Doppelkapelle an. Damit war der eigentliche Bau

Hinweis darauf recht nachhinkt. Das Büchlein ist sehr empfehlenswert, es enthält nicht nur den regelrechten Zeitweiser, sondern auch viel Belangreiches für das gesamte öffentliche und völkische Leben. Am meisten mag interessieren, was über die Parteiverhältnisse bei uns, in Ungarn, Kroatien und im Reich gesagt wird. Da kann man gute Aufklärungen erhalten! Niemanden wird es reuen, sich den Kalender angeschafft zu haben. B. E. S.

Jahrbuch 1918 des k. k. österreichischen Militär-Witwen- und Waisenfonds. (Druck und Verlag der „Norbertus"-Druckerei vorm. Roller & Co., Wien, III., Seidlgasse 8.)

Ein inhaltsreicher Kalender, wertvoll durch Beiträge von Mitgliedern des kaiserlichen Hauses sowie unserer Heerführer und durch Erzählungen erster Schriftsteller und Künstler — doppelt wertvoll durch den edlen Zweck, dem der Reingewinn aus dem Jahrbuch zufließt.

Büchereinlauf.

Die Fremden. Drama in drei Akten von Hans Gerok. (Warnsdorf — Wien. Ed. Strache.)

Die Frau und der Krieg im Lichte der Völkerkunde. Vortrag von Dr. M. Winternitz, ord. Professor an der deutschen Universität in Prag. (Herausgegeben in der Sammlung gemeinnütziger Vorträge [Nr. 467—469] als 23. Kriegsheft vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag, II. Torgasse 11.)

Gedichte von Viktor Aufricht. (Wien. Julius Feith.)

Bergsteig'n und Almalöbn. Gedichte in oberösterreichischer Mundart von Gregor Goldbacher. (Verlag der Lintl'schen Buchhandlung in Steyr.)

Feldeinsamkeit. Gedichte aus Niedersachsen von Ludwig Bäte. (Weimar. Weckrufverlag, Wolf von Kornatzki.)

Postkarten des „Heimgarten"

„Nichts gewisses weiß man nicht". In der Armee gilt folgender Satz: Ist er ein Jude, dann ists ein Auditor; ist sie eine Jüdin, dann ist er Generalstäbler; sind beide Juden, dann ist er Regimentsarzt. Nichts für ungut, auch wenn ein Scherz mal auf eigene Kosten geht!

An die **„Empfindsame Freundin"** in H. Ihre warmherzigen Zeilen erpreßten mir bei all meiner Rauhbeinigkeit etliche Tränen. Besonders rührte mich folgende Stelle Ihres lieben Briefes: „Wo sind die unvergeßlichen Stunden, die ich in Ihrem wundervollen Heim bei Eichelkaffee und Schwarzbrot verleben durfte? Wann werden sie wiederkehren? Die blühende Linde duftete und die Äpfel hingen überreif an ihren Zweigen! Werden so köstliche Tage nie wiederkommen? Und Sie, Verehrtester, würzten das Gespräch durch geistvolle Bemerkungen, die ich leider vergaß... O, das menschliche Gedächtnis! Können Sie mir nicht aufschreiben, was Sie damals alles sagten und andeuteten? Ich glaube, es handelte sich um eine neue Waschmethode ohne Seife und Wasser. Und wo ist Ihr werter Freund, der mir zum Scherz immer die Rauchwolken seiner guten Pfeife ins Gesicht blies? Und das süße weiße Täubchen mit dem niedlichen Flügelschlag, das sich auf den reichen, köstlichen Jausentisch setzte und Krumen aufpickte — wo ist es jetzt, in diesem harten Winter? Was ist mit ihm? Ich bin überzeugt, Ihre übergroße Güte hegt und pflegt das süße weiße Täubchen, nach dem sich meine wunde Seele sehnt..." Verehrte Freundin, von Ihren mannigfaltigen Fragen vermag ich nur die eine nach dem süßen weißen Täubchen zu beantworten: Wir haben das unersättliche Biest zu Weihnachten aufgefressen; es war ein zäher, alter Tauber. Ja, meine Beste, wie sagt der rauhe Soldat? „Kann ma nix machen, das ist der Krieg!"

Heereslieferant S. S. in Wien. Von einem Ausschuß „Zur Unterstützung notleidender Heereslieferanten" ist uns nichts bekannt.

Dir. G. H. in Ab. Deine frdl. Mitteilung, daß unser gemeinsamer Freund Prof. K. mit dem Titel „Schulrat am Bande der Tapferkeitsmedaille" ausgezeichnet wurde, erfreute mich sehr, aber leider soll sie sich nicht bewahrheiten. Herzl. Gruß!

(Geschlossen am 20. Februar 1918.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Fleder.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

Frau Maria aber zog auf die Eisenburg, die ruhig und unberührt vom Getriebe, das sie nicht mehr leiden mochte, schlummerte.

Die schadhafte Tante konnte und wollte ihre unverminderte Hilfsbereitschaft nicht unterdrücken und trug der Nichte ihre Gesellschaft an — ganz allein würde es ihr dort doch zu einsam werden. Sie war auf eine Ablehnung gefaßt, die jedoch ausblieb. „Komm' nur mit, Tante, warum sollst du nicht mitkommen? Nur muß ich dich bitten, an mich möglichst wenig Ansprüche zu stellen. Du tust, was dir zusagt, und ich tue, was mir zusagt." Die Entscheidung verblüffte, aber sie stieß nicht zurück. So saßen sie außer dem Gesinde, das ja nicht mitzählte, zu zweit auf der Burg — Frau Maria in dem Gemach zu höchst im Bergfried, das sie für sich erwählte, und die Tante durch Säle und die halbe Vorburg davon getrennt in den Kemenaten weiland Faustina von Eysns.

Tala-wi duldete in ihrer Nähe nur Muko-son, ihre säugende Hirschkuh, die nicht einsah, warum das braune Kindchen nicht auf Erden hatte bleiben wollen; doch war es der Alten streng verboten, daran zu rühren, und die Tochter des obersten Häuptlings der Sioux gestattete nicht, daß sich jemand über ihre Verfügungen hinwegsetzte.

Die fügsame Muko-son gehorchte, hielt den Mund und knüpfte unentwegt Teppiche, für die sie den allerschönsten Platz aussuchte: in der Galerie zwischen den Gemälden der schwarzen Faustina und Jörgs von Schärpfenberg, dem die Welt vermutlich sehr rosig erschienen war, da er sich angewöhnt hatte, sie durch mit Ungarwein gefüllte Pokale zu beäugen.

Stundenlang konnte die tanzende Bärin durch das Labyrinth aller Gemächer streifen und duldete dabei zuweilen sogar die Begleitung der lila Tante, die sich in der Geschichte des Baues und seiner ältesten Bewohner wohl bewandert zeigte. In Frau Maria keimte eine Ahnung auf, was die freien Herren von Eysn und die Markgrafen von Schärpfenberg einst bedeuteten als Schützer und Schirmer der Grenzen; die Schärpfenberger vorerst auf ihrer eigenen Feste an der Drau, die freilich allmählich zum Raubnest wurde, und nachher hier am Rande des ungarischen Flachlandes. Am liebsten hielt sie sich, sonderlich an Regentagen, vor den Ahnenbildern der Galerie auf, bei den leinwandenen Rittern in Rüstung und Koller, bei den Hofherren in seidenen Eskarpins mit Allongeperücken und endlich beim General in der blauroten Uniform Altösterreichs. Der Blaurote, ein Dismas von Schärpfenberg, zog mit dem erfolgreichen Sohn des korsikanischen Advokaten nach Rußland hinein, tief, tief in den russischen Winter, aus dem er nicht wiederkehrte. Er blieb in der angeschwollenen Beresina, in der auch Napoleons Ruhm ertrank. Aber nur zwei Bilder liebte Maria wahrhaft

abgeschlossen, aber die Schärpfenberger, die das Geschlecht der Eysn beerbten und fortsetzten und die kein eigenes Schloß mehr besaßen, weil ihnen schon vor Zeiten ein gestrenger Landesherr ihr angestammtes Raubnest an der Drau zerbrach, freuten sich des neugewonnenen Besitzes und statteten ihn im froheren Sinn ihrer Gegenwart aus. Seitdem frohlockten im Innern der dicken Mauern Barock und Rokoko. Und damit auch die frischeste Neuzeit nicht fehle, hängte Tante Karoline mitten in die Ahnengalerie ein Marienbild, das ein neuer und doch schon unbekannter Meister gestrichelt hatte; sie gewann es in der von der Gräfin Klara Walz-Turnsassina veranstalteten Wohltätigkeitsakademie zugunsten der katholischen Albaner. Die Markgräfin Mathilde, da sie selbst noch jung und weniger weltverächterisch gewesen, stellte ein Klavier — einen Bösendorfer — in den Pallas, ein vorzügliches Instrument, das aber leider das rauhe Klima der Gegend nicht vertrug und heiser wurde.

Dieses Gemengsel innen und außen, von der Notwendigkeit und den wechselnden Geschmäckern eines Jahrtausends erzeugt, erhob sich grau über das Grün von Buchen und Eichen und Fichten eines sanften Burghügels, an dem ein unternehmender Gärtner einen Park anlegte, der sachte in die Ebene der Wiesen und Felder hinübergrünte, die sich gegen die ungarische Grenze dehnte.

Vom glotzäugigen Bergfried über Zinnen hinweg sah man weit, weit ins flache Land bis dahin, wo die Landschaft auch an den hellsten Tagen im Blau verschwamm.

Auf die Eisenburg zog anfangs Juli Frau Maria.

So lange verblieb sie im Sanatorium Feldner und wollte nicht mehr zurück in die Kaiserstraßenvilla, als graute ihr davor und als wünschte sie durch nichts an jene Hoffnungen erinnert zu werden, die jetzt auf dem Sankt Pauls-Friedhof neben Onkel Pfredy begraben lagen. Fremder denn je war sie den Schärpfenbergern geworden, ohne daß der Entfremdung neuerlich eine Auseinandersetzung vorausgegangen wäre. Gerade das Nichtauseinandersetzen und Nichtaussprechen und Nichtaufklären bewies die schier unüberbrückbare Tiefe und Weite der Kluft. Karlfranz hatte sich erboten, ihr auf der Eisenburg Gesellschaft zu leisten, aber sie dankte dafür warm und doch entschieden: „Koko-lo sei nicht bös, aber ich bin wirklich lieber allein, auch ist mit mir jetzt schwer auszukommen. Willst du nicht noch nachträglich die Einladung des Erzherzogs Immanuel zur Fahrt nach den Azoren annehmen?" Da der Erzherzog ein herzliches Beileidschreiben geschickt hatte, so fragte Karlfranz ergebenst bei ihm an, ob seine Begleitung noch erwünscht wäre.

Seine Begleitung war nach wie vor erwünscht und so fuhr er schleunigst nach Genua, wo die erzherzogliche Jacht vor Anker lag.

„Weiß Gott, warum . . . Vielleicht verwendete der Pierotti gewissenlos schlecht haltbare Farben . . .“ Sie führte Makart an, dessen Werke auch nicht standhielten und ihren Glanz einbüßten. „Und Makart ist erst seit ein paar Jahren tot!“

An sonnenschönen Tagen aber hielt es Maria nicht in den düsteren Räumen der verschlafenen Burg, dann flog sie frühmorgens fort in den verwilderten Park, dessen Bäume und Büsche ungezügelt trieben; und sie wehrte sich dagegen, daß einer der Knechte, der mit geringem Geschick die Rolle des Gärtners spielte, die Wege jätete und die Zweige stutzte: „Nur so ist es schön — nur so! Bei uns daheim darf alles wachsen, wie es will und kann. Das ist das Richtige.“

„Wo daheim?“ forschte spießig die Tante.

„Wo ich geboren wurde, wo Pa's Schloß steht, in der Prärie.“ So begegneten einander das Hüben der Eisenburg und das Drüben der Heimat.

Eine Büchsenschußweite von der Burg, am Fuß ihres Hügels, erstreckten sich die Wirtschaftsgebäude, wo in den Ställen Ochsen, Kühe und Kälber wiederkäuten; in einem Abteil gesondert ein einäugiges Pferd, mit dem der Knecht Joggl Mist auf die Felder karrte. Der einäugige Gaul hieß „Siegfried“ und hatte in seiner weit zurückliegenden Jugend angeblich als Chargenpferd bei den Kürassieren gedient. Den alten Klepper ließ sich Frau Maria aufzäumen und stolperte auf seinem Rücken in die Ebene hinaus. Vergeblich rang Tante Karoline ihre spindürren Arme und warnte vor den „Tücken des wilden Tieres“, Gott zum Zeugen anrufend, daß sie rechtzeitig vor der „gefährlichen Jagerei“ abriet. Das „wilde Tier“ hatte keine „Tücken“, nicht einmal eine Erinnerung an Temperament und mußte schon tüchtig unter der Peitsche leiden, um die vier steifen, ungleichlangen Beine etwas schleuniger zu bewegen als vor seinem elenden Mistwagen, den der Joggl steuerte. Außer mit „Siegfried“, dessen Heldenname unbekannter Herkunft war, schloß die tanzende Bärin noch mit dem Schäfer Janos, dem stichelhaarigen Stallpintscher „Schnock“ und einer gemeinen Hauskatze Freundschaft. Der Janos verstand kein Wort deutsch und dienerte vor der neuen Burgfrau bis zur Erde; die schenkte ihm Tabak. Als sie dem „Schnock“ zum erstenmal begegnete, ihn anlockte und zu tätscheln versuchte, schnappte der Köter frech nach ihrer Hand. „Rühr' das wütende Tier nicht an“, kreischte die schadhafte Tante. „Es frißt dich auf!“ und flüchtete selbst mit hochgerafften Röcken in den Kuhstall. Aber Tala-wi packte mit festen Griffen den unartigen „Schnock“ beim Fell unter der Gurgel: „Wart', du Biest, ich werd' dich mir schon zähmen!“ Herzlos schüttelte sie den Hund, und als der Joggl mit einem Dreschflegel gelaufen kam, um die junge gnädige Frau aus dem Rachen der Bestie

und vom Herzen: Eins, das einen Erchengar von Schärpfenberg in blauschwarz angelaufener Rüstung darstellte, und das der Faustina von Eysn. Von jenem Erchengar wußte Tante Karoline einiges — daß er ein Taugenichts gewesen und sich mit Türken und anderen Heiden gegen Kaiser und Reich verschwor; der Kaiser tat ihn in Acht und Bann, daß er elend über die Grenze flüchten mußte, über Flüsse und Seen ins Bosnische oder Bulgarische. Dort verscholl er. Aber die ruhmredige Familienüberlieferung, die keinen der Ihrigen vergaß, hielt daran fest, er habe es in der Fremde zu Großem gebracht und habe unfern von Konstantinopolis als König über wilde Völkerschaften geherrscht . . . Dieser Erchengar sah in der Nähe betrachtet, soweit es sein rissig gewordenes Konterfei noch erraten ließ, einem rechten Abenteurer gleich — breitbrüstig und großköpfig, herausfordernd und mit eckig-willensstarkem Kinn, kühn und verwegen, daß man es ihm schon zutrauen konnte, das Königtum unter den wilden Völkern des Balkans. Er war gewiß kein Guter. Eine Gute war gewiß auch Faustina nicht, deren nachgemaltes Abbild im Palais der Schackstraße den Markgrafen Ezechiel bei Fieberwallungen ängstigte. Die Kopie gewährte nur eine schwache Vorstellung vom Original; das Original nur zeigte, daß der Mailänder Künstler Pierotti, dem die Faustina Modell gesessen, sie ganz verstanden hatte. Aus dem Gemälde der sonderbaren Frau sprach ihre ganze Seltsamkeit: ein unerfülltes, unerfüllbares Sehnen, ein Herrschenwollen und nicht Herrschendürfen, ein Indieweltverlangen und ein Angeschmiedetsein . . . Die tanzende Bärin glaubte sogleich an den „walachischen Prinzen", von dem ihr Klemens erzählt hatte, der es wieder von Tante Karoline wußte. Aber der schwarzen Nichte gegenüber, der an sich schon der rechte Respekt vor der markgräflichen Familie mangelte, flüsterte die schadhafte Tante nur von der üblen Nachrede, als schände die bloße Nennung des Prinzen den Ehrenschild der Schärpfenberger, genannt die Faust von Eysn. „Nein, nein", protestierte sie gegen die Behauptung, die Tala-wi gar nicht wiederholt hatte, „der alte Jörg ist der Vater des jungen Jörg, das steht fest und daran darf man nicht mäkeln".

„Sie ist nicht weniger braun als ich", stellte die tanzende Bärin befriedigt fest und verglich vor dem Spiegel den roten Bronzeton ihres Teints mit dem lichten Braun der vom Mailänder Maler freigebig enthüllten Schultern Faustinas.

Tante Karoline nahm die Feststellung nicht so ohneweiteres hin: „Alte Bilder geben keine richtige Vorstellung von den ursprünglichen Farben; sie dunkeln nach."

„Aber die Felle und die Haare auf den Gemälden der Schärpfenberger blieben hell", beharrte Tala-wi bei ihrer Ansicht. „Warum soll die Zeit nur die Faustina angeschwärzt haben?"

mit Glanz durchs Examen — eine Schande, die ich den Schwert- und Kunkelmagen derer von Schärpfenberg, genannt die Faust von Eysn, lieber ersparte. Hier in eurer anregenden Gesellschaft dagegen, in der Stille der ländlichen Flur, am Busen der keuschen Natur, hoffe ich, jene zuträglichen Temperaturen zu finden, unter denen man arbeiten kann, ohne zu zerfließen — und vielleicht bin ich der erste Mensch, der sich innerhalb der Schildmauern der Eisenburg seit ihrer Gründung geistig beschäftigt, denn unsere Altvorderen — Gott hab' sie selig! — konnten bestenfalls ihren Namen lesen und schreiben, in der Regel aber nicht einmal das, wie die Kreuze auf alten Urkunden beweisen."

„Du übertreibst wie immer", dämmte Tante Karoline den Schwall ein. „Hat hier nicht dein lieber Großvater seine lichtvolle Abhandlung über die Rinderrassen Ostungarns verfaßt?"

„Hinc illae lacrimae!" Klemens tippte sich wie erleuchtet auf die Stirn: „D a h e r habe ich den plebejischen Hang zur Zoologie, vom lieben Großvater und seinen Rindviechern!"

Aber er durfte bleiben, trotz der Bedenken seiner Tante, die es nicht passend fand, daß ein junger Mann und eine junge Frau, die nicht seine Frau war, unter demselben Dach schliefen.

Dagegen berichtete Klemens anzüglich von einer Familienlegende, wonach ein einziger Drache vor tausend und mehr Jahren die Tugend eines Mägdleins Eysnschen Geblütes gegen die Verliebtheit eines Schocks zudringlicher Freier behütete.

Ahnungslos fügte die schadhafte Tante hinzu: „Ein Ritter Wolfther von Chaffen aber tötete den Drachen und raubte das edle Fräulein."

„Aber geh!" heuchelte er, „das ist mir neu, das unterschlug man mir bisher. Er tötete den Drachen, sagst du? Nein, so was! So roh sind moderne Menschen nicht mehr und ein Wolfther von heute würde sich begnügen, dem Mistvieh in sein abendliches Grießkoch einen kräftigen Mohnabsud zu mischen, daß es in Schlaf versinkt, und machte sich dann mit dem Mägdlein auf und davon. Der am späten Vormittag mit benommenem Schädel erwachte Drache hätte das Nachschauen und könnte höchstens die Gendarmerie antelephonieren."

Da Klemens angeblich in der Nacht studierte, so hatte er den ganzen Tag für die Schwägerin frei und zeigte sich als wohlunterrichteter Führer durch die Geheimnisse der alten Eisenburg.

Er führte Tala-wi unter die Erde in gewölbte Räume, Verließe und unterirdische Gänge und wußte viel grausige Geschichten, die sich hier zutrugen — von aufständischen Bäuerlein, die zur Strafe in den Katakomben verhungern mußten, von dem gefangenen Türken Hassan Öri, den hier ein Ahne Eysn zum Zweikampf zwang und jämmerlich mitten auseinander hieb, von einer ungetreuen Schärpfenbergerin —

zu retten, hatte sich die Bestie schon ergeben, kauerte flach am Boden, wackelte mit dem Schweifstummel und leckte wimmernd den blonden Stiefel seiner Besiegerin.

Zum erstenmal bewunderte die Tante im Kuhstall ihre Nichte aufrichtig: „Du hast Mut — nein, Muuut hast du . . .“

Und die namenlose gestreifte Hauskatze, schmeichlerisch und anschmiegend, wenn sie Milch zu schlecken kriegte, gehörte ebenfalls zur Menagerie der tanzenden Bärin. Morgens schon wurde sie von der miauenden und bettelnden Katze vor dem Burgtor abgepaßt, während „Schnock“ die in seinen Augen heuchlerisch buhlende Todfeindin gehässig anbellte, bereit, ihr bei passender Gelegenheit das Genick abzuknacken. Als passende Gelegenheit wartete er wohl auf eine längere Abwesenheit der dunklen Frau, die ihn immer so unbarmherzig durchschüttelte, wenn er etwas nicht nach ihrem Willen tat.

Auch mit der schadhaften Tante ließ sich ganz gut zusammenleben, seit diese einsah, daß sich die Nichte gegen früher wesentlich veränderte und ihren Kopf jederzeit gegen andere Köpfe durchsetzte. Weil die Tante in mehrfachen Händeln den kürzeren zog, gab sie es auf, die stets mütterlich mahnende, alles besserwissende Freundin herauszukehren. Anlaß zum letzten Strauß gab der Vikar Jenö Angelus, der die Filialkirche des ungarischen Dorfes Dasenfeld, über die den jeweiligen Herren der Eisenburg das Patronatsrecht zustand, betreute. Jenö Angelus war schlank, hochgewachsen und jung, weshalb die lila Tante begeistert versicherte, es bestehe eine „frappante Ähnlichkeit“ zwischen ihm und dem göttlichen Monsignore Fioretti von der Chiesa Santa Maria in Rom; dessenungeachtet war der Monsignore klein, beleibt und alt, aber frappante Ähnlichkeiten zu entdecken, gehörte nun einmal zu den Lieblingsbeschäftigungen der Schärpfenbergischen Damen. Der Vikar predigte jeden zweiten Sonntag in deutscher Sprache, Grund genug, um Frau Maria aufzufordern, sie sollte in die Kirche gehen.

Die tanzende Bärin hob den Kopf: „Ich hindere *dich* nicht, zu gehen, bitte, hindere *du mich* gleichfalls nicht, *nicht* zu gehen!“ Und jeden Sonntag holte sie sich den „Siegfried“ aus seinem Verschlag, legte ihm eigenhändig den Sattel auf und „galoppierte“, wie die Tante hochtönend dartat, „zum Entsetzen der frommen Landbevölkerung dahin . . .“

Eines Tages tauchte Klemens auf: „Gott zum Gruß, schöne rote Schwester. Falls du dagegen nichts Erhebliches einzuwenden hast, so werde ich mir die Freiheit nehmen, in diesem schloßähnlichen Rattennest mein Sommerlager aufzuschlagen.

In der Stadt bin ich nämlich erstickt und schwamm vom Morgen bis in die späte Nacht in meiner Badewanne, statt in den teuren Lehrbüchern zu kümmeln, und triebe ich es noch weiter so, dann sauste ich

abkaufen, obschon du sie insgesamt gestohlen hast. Falls du uns bemogelst, schlag' ich dich mausetot!"

Horvath Lajos verneigte sich ehrfürchtig und schwor, in seinem Leben noch niemanden bemogelt, geschweige denn bestohlen zu haben; er sei der ehrlichste Kesselflicker der Welt.

Von Männer- und Weiberhorden umgeben, von Zigeunerjungen und Zigeunermädeln umzingelt, so daß verdächtig gekrümmte Finger den Taschen gefährlich nahekamen, pilgerten Klemens und Tala-wi mehr geschoben denn freiwillig zu einem Auslauf, wo Pferde weideten und gaulten; Pferde in allen Farben und Pferde jeglichen Alters, je nachdem feurig und hitzig oder faul und behäbig, von mannigfacher Rasse und Herkunft — ein Schimmel, braun übermalt, um den wahren Besitzer, sollte er sich auf die Suche nach seinem verschwundenen Liebling machen, irrezuführen, ein Hengst, der wagemutig wieherte, ein Huzulenwallach, der nahe an die Hürde trabte, über die vielen lärmenden Menschen die Mähne schüttelnd, eine gelbe Stute und ein paar Dutzend andere Klepper.

Horvath Lajos lockte den Hengst und den verkleideten Schimmel mit unverständlichen Koseworten herbei: „Gnädigster Herr Graf, was sagen Sie dazu? Für Sie und die gnädigste Frau Gemahlin? Unser König reitet keine edleren Pferde."

Derb klatschte eine Hand auf die Schulter des Zigeuners: „Hör' mal, wenn du mir so kommst, abgefeimter Gauner, so lass' ich dich augenblicklich einsperren. Der Hengst wird im Herbst hundertzwei Jahre alt und der braune Schimmel lahmt auf allen vier Beinen. Merk dir, ich bin kein Grünling, ich bin Oberst bei den Ulanen oder gar General. Hol' lieber den Huzulenwallachen her und die gelbe Stute!"

Ungekränkt und anerkennend lobte Horvath Lajos: „Der gnädige Herr Graf hat einen guten Blick!"

Der Wallach und die Stute mußten Trab und Galopp gehen, dann nickte Klemens herablassend: „Erstklassig sind auch diese Krampen nicht, aber sie mögen hingehen. Was verlangst du, Halunke?"

„Was wollen der gnädige Herr Graf geben?"

„Fünfhundert Kronen."

„Für das Stück..."

„Für das Paar, du Esel!"

„Jesus, Maria und Josef!" stöhnte der Zigeuner und schlug ein Riesenkreuz über Stirn, Brust und Magen. „Will der Herr Graf einen armen ehrlichen Menschen an den Bettelstab bringen?" Dazu heulte die ganze Bande jämmerlich, die Frauen rauften sich das Haar und die Kinder wehklagten.

Tala-wi lispelte: „Give him!"

man sollte gar nicht denken, daß es auch solche gab! — die auf nassem Stroh verfaulte, weil ihr Gatte geschworen hatte, sie würde das Tageslicht nicht eher wieder sehen, als bis sie den Namen ihres Buhlen verraten hätte, aber die Dame blieb standhaft und ging lieber nach Jahr und Tag in der Dunkelheit zugrunde. Und nachdem Klemens die Fürchterlichkeiten der grausigen Gewölbe geschildert hatte, sagte er, wahrscheinlich seien das alles Märchen, denn Nachgrabungen an der Stelle des Schreckens hätten unwiderleglich bewiesen, daß sich hier niemals ein Kerker, wohl aber der reichassortierte Weinkeller der Burg befand, dem Jörg der Vierte seine rote Nase verdankte, mit der ihn auch der italienische Künstler auf dem Ahnenbilde zierte. In der Rüstkammer nannte Klemens den Besitzer jeder einzelnen Waffe und erklärte daran anschließend die wechselnde Mode der ritterlichen Herren, die bald einen zylindrischen, bald einen runden Helm tragen mußten, wollten sie nicht als unzeitgemäß und unangenehm auffallen und von den Frau Ritterinnen bewundert und geschätzt werden.

„Die Menschen waren ehemals genau so dumm wie heutzutage."

Gegen Frau Marias Freunde erhob der Schwager teilweise Einspruch. Der Schäfer Janos, „Schnock" und die Hauskatze, letztere aber auch nur bedingt, ließ er gelten, aber gegen „Siegfried" erhob er Einspruch: „Erstens ist das arme Luder zu gebrechlich, um von einer jungen Frau gehetzt zu werden, und zweitens kann es dir unmöglich Vergnügen machen, mit diesem einäugigen Ziegenbock zu hopsen. Ein Chargenpferd war er in seiner Jugend, meint der Joggl? Ich wette, „Siegfried" plagte sich bei der Musik mit der großen Trommel." Und er wußte auch Rat für Ersatz: Bei Dasenfeld im Ungarischen kampierten Zigeuner und waren dort auch stets anzutreffen, wenn sie nicht gerade Raubzüge abhielten oder wegen dieser Raubzüge im Kotter brummten. „Zigeuner haben immer Pferde zu verkaufen, entweder selbst gezüchtete oder selbst gestohlene; die gestohlenen sind ihrer Güte wegen vorzuziehen."

„Siegfried" mußte sich bequemen, im leichten Wägelchen zu gehen, das Klemens kutschierte, und so fuhren sie zu den Zigeunern. Die waren zufällig weder auf Raub aus, noch brummten sie im Kotter, sondern umringten Frau Maria und bettelten und wollten wahrsagen. Die jungen Zigeunerinnen waren hübsch und schmierig und zerlumpt, die alten häßlich, schmierig und zerlumpt, die jungen Männer waren beweglich und schmutzig und abgerissen, die alten gesetzt, schmutzig und abgerissen, demnach in der Hauptsache alle einander recht ähnlich. In dem Gedränge schaffte Klemens mit der Reitgerte Raum und würdigte nur den Häuptling der Bande, Horvath Lajos einer Ansprache: „Zeig' uns deine Gäule, Gauner aller Gauner, wir wollen so gnädig sein und dir zwei Stück

an einen echten Kavalier, als an den Pronotar in Dasenfeld, hat er mir auch neunhundertfünfzig angeboten. . ."

„Da hättest du aber mit beiden Händen zulangen sollen, mein lieber Freund. Die Katzen sind die Halbscheit von dem, was ich gebe, kaum wert und ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich es einmal vor Gott werde verantworten können, daß ich mich von dir so übers Ohr hauen ließ!"

„Ich werde sogleich bezahlen," sagte Frau Maria und zog ihre Brieftasche, worauf sich der Zigeunerkreis bedenklich eng um sie schloß und fünfhundert ungewaschene Finger hingestreckt bettelten: „Wir sind so arm, Durchlaucht, wir haben nichts zu essen!"

„Kraizar . . . Kraizar . . ."

Die flitzende Reitgerte machte Ordnung und erzeugte Geheul: „Macht, daß ihr weiterkommt!" Und zu Tala-wi sagte Klemens: „Man bezahlt erst, wenn die Gäule im Stall stehen."

Sie schüttelte gutmütig den Kopf: „Er wird uns schon nicht betrügen."

„Weil er uns schon betrogen h a t," knurrte er und geriet neuerlich in Wut, als sie statt des mühsam herabgehandelten Preises tausend Kronen in zehn Scheinen hingab. „Aber zum Kuckuck, was treibst du denn!" Doch tappte er zu spät dazwischen, Horvath Lajos faßte schleuniger zu und sprang mit den blauen Papieren davon, aus Furcht, der gnädige Herr würde sich mit ihm darum balgen. Die Weiber stimmten ein Freudengeheul an und die Kinder, Buben und Mädeln schlugen Rad.

„Einen Kraizar, Durchlaucht," flehte unentwegt der Junge von früher.

Nun mußte auch Klemens lachen: „Das hast du davon!"

Frau Maria teilte den Inhalt ihrer Börse auf und das kleine Gesindel prügelte sich darum.

Klemens überschrie das Gekreische: „Binnen zwei Stunden stehen die Ziegenböcke in meinem Stall oder ihr wandert morgen ohne Ausnahme in den Kotter — und den Lajos werfe ich ins Burgverließ, wo es am dreckigsten ist!"

Die Häßlichste, Schmierigste und Älteste der Zigeunerinnen schmiegte sich vertraulich an Tala-wi: „Leg' mir ein Silberstück, ein großes Silberstück leg' mir auf die Hand, Durchlaucht, und ich will dir wahrsagen."

„Was will sie, Klemens?"

„Sie will dir die Zukunft verkünden, will dir aus den Linien deiner Hand künftige Geheimnisse aufdecken — kurz, sie will dich beschwindeln."

Schnell barg sie ihre Hände am Rücken: „Nein, das nicht, jag' sie fort . .," aber die Alte bekam trotzdem ohne Gegenleistung ihr großes Silberstück.

„Ob du nicht sofort still bist, Bärin!“ Klemens hatte plötzlich die eigensinnige Art der alten Faust von Eysn, wenn sie gestört wurde. „Fünfhundert Kronen für beide, mein lieber Lajos, und keinen luckigen Heller mehr. Du hast sie bestimmt gestohlen und ich hab' dann die Scherereien mit den Gerichten, während deine Wenigkeit den Kaufpreis als Reingewinn einstreicht. Dank' deinem Herrgott, daß ich dir nicht die Landjäger auf den Hals hetze und dir die Rösser nicht einfach wegtreibe! Ich bin viel zu gut mit euch!“ Also sprach ein alter Markgraf aus dem jungen Schärpfenberger.

Horvath Lajos lächelte sauer: „Der gnädigste Herr Graf geruhen mit einem armen Zigeuner zu spaßen — ich und Pferde stehlen! Weiß ich doch gar nicht, was stehlen ist. Neunhundert Kronen für das Paar und der gnädige Herr bekommt es halb geschenkt, so wahr ich Horvath Lajos heiße!“

„Der Teufel weiß, ob du Horvath Lajos heißt, ich hab' deine Papiere nicht geprüft.“

„Achthundertfünfzig Kronen.“

„Fünfhundert.“

„Siebenhundertfünfzig, Herr Graf, und man soll mich hängen, wenn ich bei dem Handel nicht zweihundert verliere — Ihnen zu Liebe tue ich es, Herr Graf!“

„Allerdings, man sollte dich hängen, dann gäbe es einen Gauner weniger.“

Klemens verabreichte einem barfüßigen Jungen, der sich in der Nähe seiner Rocktaschen zu schaffen machte, ein Kopfstück: „Pack' dich, Lausbub! Fünfhundert, mein erstes und letztes Anbot.“

„Siebenhundert, und zehn Liter Wein.“ Der Zigeuner wand und krümmte sich und seine Meute heulte wieder kläglich los.

Ein Weib schrie grell: „Lajos, du verschenkst die Pferde!“

Klemens grüßte in die Richtung der Stimme: „Bon jour, Madame. Bitte, mischen Sie sich nicht drein, ich mische mich auch nicht in Ihre Familienangelegenheiten.“

Der Junge mit dem Kopfstück hielt Maria seine verkrustete Hand unter die Nase: „Kraizar, Durchlaucht, Kraizar. . . .“

Die tanzende Bärin flüsterte abermals: „Give him!“ und wollte den Huzulenwallachen streicheln, der aber schnappte nach ihren Fingern.

„Fünfhundert.“

Eine ganze Weile feilschten sie noch hin und her, bis Horvath Lajos verzweifelt über so große Hartnäckigkeit seine Mütze zu Boden warf und mit den Füßen darauf herumtrampelte: „Sie sollen die Pferde um fünfhundert Kronen haben, gnädiger Herr Graf, Sie sind ein mächtiger Herr und wir hungern — ich muß verkaufen. . . und lieber noch

Der Huzulenwallach hieß „Zigan“ und die gelbe Stute „Schakia“ und beide waren ihr Geld nicht wert. Die „Schakia“ fraß für drei und lief für ein halbes Pferd und der „Zigan“ keilte und biß, daß selbst der gemütsruhige Joggl verzweifelt riet, man schösse dem Biest am besten eine Kugel ins Ohr; auch war er gekränkt, weil sein lieber „Siegfried“ so wenig Anklang beim jungen Herrn Grafen gefunden hatte.

Auch der ungarische Schäfer Janos hielt mit seinem Urteil über die Gäule nicht zurück, aber die Herrschaften verstanden es wegen der fremden Sprache nicht; es lautete auch keineswegs günstig.

Klemens log gewaltig herum, ohne den Preis zu nennen: „Sie waren spottbillig!“

„Ich werde den Wallachen schon kleinkriegen“, rühmte sich Tala-wi. „Morgen in aller Früh sattle ich ihn selbst und dann werdet ihr schon sehen.“

„Und ich werde den Wundarzt verständigen oder den wackeren Schäfer, der ein gerissener Kurpfuscher sein soll, die können dich zusammenflicken, wenn dich das Luder in zwei Teile zerlegt. Außerdem bitte ich um freundliche Bestätigung, von glaubwürdigen Zeugen unterfertigt, daß ich dich auf den Knien anflehte, den Teufel in Ruhe zu lassen. Gib mir den Wallachen und nimm du die gemütliche Stute!“

„Behalt nur deine Schnecke!“

Am nächsten Frühmorgen schritt Klemens in der Morgenfrische fröstelnd den Burgberg hinab und über den Wirtschaftshof, wo inmitten körnerpickenden Hühnervolkes die gestreifte, unersättliche Hauskatze auf ihrem Schweif saß und mit spitzer Zunge ihre rote Nase schleckte. Der Hund „Schnock“ gähnte. Die Tür des Pferdestalles stand offen, Klemens trat ein — und schrak zurück: Hier hantierte bereits die tanzende Bärin als niedlicher Indianerjunge; in knallroten Mokassins, in weiten, grauledernen Beinkleidern, deren Nähte mit Haaren ausgelegt waren, in einem dunkelgelben gebauschten Hemd, um die Mitte den schönen Gürtel der Siouxfrauen und die Haare am Hinterhaupte in einem vollen Knoten aufgesteckt. Sie bekämpfte das Mißtrauen des widerwilligen „Zigan“ durch Zucker und in Wein getauchtes Brot. Daneben lehnte mit blöden Augen der Joggl und nicht weit davon der Schäfer, und alle zwei konnten sie sich die Maskerade der gnädigen Gräfin nicht deuten.

„Good morning, mein roter Bruder“, grüßte Klemens schnell gefaßt und indianisch zeremoniell. „Hat mein roter Bruder das Kriegsbeil gegen die räudigen Bleichgesichter ausgegraben, die ihm seine Squaw raubten? Nein, nein, ich sehe schon, mein roter Bruder unternimmt einen friedlichen Ritt zum Weißen Vater in Washington, denn er hat nicht die Kriegsfarben auf die Wangen gemalt.“ Bei sich dachte er:

Während der Heimfahrt im Wagen stellte sich Klemens verzweifelt: „Was hat meine rote Schwester angerichtet! Sie macht mich bankerott. Jetzt kostet mich mein Gaul bare fünfhundert Kronen; hättest du mich nicht hintergangen, er wäre um die Hälfte mein geworden."

„Ich kaufte sie beide für mich, den Wallachen reite ich und die Stute reitest du — und fahre ich nach Amerika zurück, nehme ich das Paar mit — zur Erinnerung."

„Um fünfhundert Kronen hättest du ganz dieselbe Erinnerung gehabt. Jetzt lacht uns die Bagage auch noch weidlich aus." Er grollte, weil sein hervorragendes Handelstalent nicht gewürdigt wurde.

„Ich werde dir etwas gestehen, lieber Klemens: Die Leute sahen meinen lieben Sioux so ähnlich . . . Da mußte ich doch . . ."

„Jaasooo!" dehnte er. „Das hättest du mir auch früher sagen können, daß du mußt, dann hätte ich mich nicht so strapaziert. Aber selbstverständlich machen wir Halbpart, du kannst mir die Stute später ja wieder abschachern, wenn du sie à tout prix mitnehmen willst; und unter achthundert kriegst du dann das Prachttier nicht, so viel ist es unter Brüdern wert." Doch sogleich klagte er wieder: „Fünfhundert Kronen für die Mähre — es ist zum Jungekriegen! Verzeih, ich werd's nicht tun. Jetzt muß ich mich den ganzen Winter über von trockenen Heringen und sauren Erdäpfeln nähren und dein Freund Horvath Lajos schwelgt mit der ganzen Horvathischen Sippe. Ich werde Sozialdemokrat und agitiere für Teilung. Daran bist du schuld. Blutet dir nicht das Herz? Und wenn mich mein alter Herr überdies unter Kuratel stellt, so darf ich nicht einmal mucksen. Er hätte nur zu recht, mein alter Herr."

Genau nach zwei Stunden standen die Pferde im herrschaftlichen Stall und Horvath Lajos sagte weich: „Die lieben, guten Tiere. Die Frau weint sich die Augen darum aus . . . Fünf Kronen, gnädigster Herr Graf, für die weinende Frau — und einen Liter Wein für mich — der Weg war weit, heiß und lang!"

Klemens ließ den Arm mit der schon erhobenen Gerte wieder sinken und lachte: „Unverschämt bist du gar nicht, Lump, verdächtiger!" und gab ihm fünf Kronen für die weinende Frau und eine Flasche Wein für den großen Durst. Vor der Schwägerin entschuldigte er sich dafür: „Weil er deinem Großonkel zum Verwechseln ähnlich sieht."

Als Horvath Lajos verschwunden war, waren auch sechs Perlhühner und ein Hahn verschwunden.

* * *

Sie bedurfte des guten Rates nicht, wie angewachsen saß sie auf dem Pferd, das sich gleich einer erbosten Katze krümmte und versuchte, die Last an der Stallmauer abzustreifen. Es gelang nicht. So wenig, wie es einem Bronzegaul gelänge, sich seines angegossenen Bronzereiters zu entledigen. Leicht vorgebeugt saß die tanzende Bärin im Sattel und spähte auf jede Bewegung des aufgeregten Tieres, das sichtbarlich und angestrengt überlegte, wie es sich am besten befreien könnte. Plötzlich schleuderte „Zigan“ wieder alle Viere und sprengte dann wie ein von einem Köter verfolgter Kater durch das offene Hoftor hinaus über die Felder. Und hinterher „Schnock“, dessen Beifall das Abenteuer fand, und wieder hinterher Klemens auf der Schakia.

Aber der erzürnte Walach war schneller als die phlegmatische Stute, sogar schneller als Schnock, und fegte durch die Frühnebel, die aus der Erde quollen. Pferd und Reiterin wurden klein und kleiner und Klemens kriegte es mit der Angst: Wenn etwas passierte, wenn sie stürzte, sich überschlug, wenn . . . Er hätte es nicht erlauben, hätte es nicht dulden dürfen — ihn traf alle Verantwortung! Seine Peitsche klatschte über die Stute, die aufwieherte, mehr und mehr aus sich herausgab und sich in einen freilich nicht sehr erstaunlichen Galopp setzte. Mit ängstlichen Blicken verfolgte Klemens die wilde Jagd vor sich, den tollen „Zigan“ und die kaum weniger tolle Tala-wi, und fluchte mit den saftigsten Schimpfworten dreier Sprachen. Zugleich aber mußte er sich gestehen, daß die Schwägerin das Tier fest in der Hand hatte, daß sie es zügelte und lenkte. Mit einemmal perlte ihm der Schweiß auf der Stirn: Herrgott, sie kannte das Gelände nicht und galoppierte geradwegs auf den breiten Wassergraben zu, der sich querüber zog . . . Die Sporen stachen in „Schakias“ Weichen, die sich zu noch größerer Eile streckte, und Klemens stieß einen grellen Warnungsruf aus, der aber ungehört verhallte. Die Entfernung war zu groß. Tala-wis Haarknoten löste sich und schwarzblaue Strähne wehten wie eine finstere Fahne hinter ihr her.

Da erreichte sie den Wassergraben, bog sich weit im Sattel zurück und hui! — drüben war Roß und Reiterin . . .

„Die versteht ihr Handwerk!“ Klemens nagte mißmutig über die Gemächlichkeit der „Schakia“, die schon wieder in ihren Zotteltrab fiel, die Oberlippe.

Erst bei den Weiden am Tümpel holte er die Schwägerin ein; die war dort abgesessen und erwartete ihn; den „Zigan“ hatte sie an einen Strunk gebunden; weiße Flocken troffen ihm vom Maul.

„Meine Reverenz, roter Bruder, das mache ich dir nicht nach, wenigstens nicht auf meiner Schindmähre, und unsere geschniegelten Komtessen erst recht nicht.“

„Teufel, sie sieht genau so aus wie ich sie den Eltern vor der Ankunft schilderte . . .“

Als gäbe es nichts Natürlicheres als diesen sonderbaren Aufzug, antwortete Frau Maria: „Der ‚Zigan‘ ist heute lange nicht mehr so böse wie gestern. Ich bändige ihn mühelos.“

„Aber was soll das Kostüm, ums Himmels willen?“

Ohne sich bei ihrer Anfreundung an den Wallachen stören zu lassen, sagte sie: „Ja, glaubtest du, ich würde in unbequemen Röcken in einem dummen Damensattel reiten? Zu Hause trug ich immer Hosen.“

„In Neuyork?“

„In der Prärie selbstverständlich.“

„Uff, mir kann's recht sein . . . Aber komm' doch mal ins anständige Tageslicht heraus, daß ich dich betrachte.“

Wie ein Kreisel drehte sich Tala-wi auf ihren knallroten Mokassins: „Please!“

„All right — aber wie wird sich die schadhafte Tante dazu stellen?“

„Das ist mir ungeheuer gleichgültig.“

„Sie wird sagen: Shocking, unweiblich.“

„Ist es etwa weiblicher, wenn eure Komtessen über den Tennisplatz springen, daß ihre Röcke über die Strumpfbänder hinauf fliegen?“

„Well — oder wenn sie sich bis zur Magengrube ausschneiden und Prospekte zur Schau stellen.“

„Dann sind wir ja einig.“

„Darf ich dir satteln helfen?“

„Danke, nein, der „Zigan“ soll sich erst an mich gewöhnen, er nahm schon manierlich Zucker und Brot, ohne zu schnappen.“ Kunstgerecht legte sie dem Pferd den Sattel auf und schnallte den Gurt fest, einen Herrensattel. Der Wallach schnaubte und warf die Beine.

Der Schäfer Janos grunzte.

„Paß auf, Tala-wi!“

„Ich ritt mir schon andere Gäule zu!“

Der Joggl mußte die „Schakia“ satteln und Klemens hielt sich nahe der Schwägerin, um für alle Fälle bei der Hand zu sein.

Der „Zigan“ kaute unwillig am Gebiß, daß seine großen Zähne knirschten.

„Jetzt kommt die Hauptsache — ich glaub' nicht, daß er dich gutwillig aufsitzen läßt.“

Aber mit einem gelenkigen Sprung war die tanzende Bärin auch schon oben und der Gaul glotzte betroffen, doch nur einen Augenblick, dann ging er mit allen Vieren in die Luft.

„Herrschaft, drück' die Schenkel an!“

Im Hof wartete auf einem Melkstockerl kauernd Tante Karoline schon eine geschlagene Stunde auf Neffen und Nichte und schob zur Erhöhung ihrer Würde ein Lorgnon vor die Augen, ohne es jedoch zu wagen, Maria eingehend zu mustern. Der Joggl hatte ihr stotternd gemeldet, die gnädige Frau Gräfin sei in Lederhosen mit dem gnädigen Herrn Grafen auf und davon gerast. Tante Karoline fand auf ihrem harten Melkstockerl hinlänglich Zeit, sich eine gesalzene Strafpredigt auszudenken, und während sich Tala-wi noch beim „Zigan" zu schaffen machte, legte sie entrüstet los. Aber sie kam mit der Entrüstung nicht weit.

Denn die tanzende Bärin unterbrach schon die Einleitung, die im Namen der gekränkten Frauenwürde im allgemeinen und der verletzten Familienehre im besonderen den Aufzug ganz und gar verwarf. Sogar die Bezeichnung „heidnisch" kam in der Einleitung vor und gestattete Schlußfolgerungen auf die geplante Fortsetzung. „Bitte, liebe Tante, nicht! Ich bin immer so geritten und werde immer so reiten."

„Was du getan hast, darf mich leider nicht kümmern, aber was du tun wirst . . ."

„Darf dich auch nicht kümmern, mit Verlaub!"

Beleidigt drehte sich die Behüterin der guten Sitte um und entschuldigte ihre Schwäche vor sich mit der Anwesenheit Joggls, für dessen lümmelhafte Ohren der Sermon nicht bestimmt war. Sie würde schon noch anbringen, was sie auf dem Herzen hatte — doch auch darin irrte sie, denn als sie am Frühstückstisch der schon wieder damenhaften Nichte von neuem mit der Einleitung kam, blieb sie das zweitemal stecken.

„Auch bei euch reiten Damen im Herrensattel!"

„Damen???"

„Karlfranz erzählte mir, im Wiener Prater sähe man genug Aristokratinnen im Herrenreitsitz."

„Mit geteiltem Rock!"

„Wie unbequem!"

„Ob bequem oder unbequem, darum handelt es sich nicht, sondern ob schicklich oder unschicklich!"

„Ist es etwa schicklich, wenn Damen in anliegenden Trikots mit Herren, gleichfalls in anliegenden Trikots, gemeinsam baden wie in Seebädern?"

„Ich habe nie . . .", sagte Tante Karoline und schneuzte sich. Maria war seit dem frühen Tode des Kindchens wie ausgewechselt, herrisch und rechthaberisch, frech und ohne jeglichen Respekt vor Respektspersonen. Sie wollte deswegen an den Bruder schreiben und an die Schwägerin oder gleich an Karlfranz, dem es doch nicht einerlei sein konnte, wenn ihn seine Frau bloßstellte. Aber wo befand sich Karlfranz?

Sie streckte sich ins tauige Gras und lachte ihn an: „Du hast doch nicht geglaubt, ich würde herunterfallen? Hab' ich doch schon Mustangs, die mir Pa auf der Savanne mit dem Lasso fing, zugeritten!“ Die Arme im Nacken gekreuzt, starrte sie in den hellblauen, bereits herbstlich blassen Himmel. „Ob so etwas nicht herrlich ist . . . beinahe so herrlich wie daheim . . . Man braucht sich nur vorzustellen, es gehe noch tagelang so ins Weite . . . Fühlst du nicht auch, daß man Heimweh haben kann nach diesen unermeßlichen Weiten?“

„Ja, das fühle ich.“

Tala-wi schloß ihre fremdartig schwarzen Augen und Klemens erriet, was ihr die Phantasie vorzauberte: Die Savanne, die Prärie, Urwälder, das väterliche Schloß, die Hütten der Sioux . . . Aber nicht lang verharrte sie so träumerisch.

„Wir wollen doch noch ein bisserl nebeneinander traben?“

„Traben — ja, aber deinen rüden Galopp macht mein Ziegenbock nicht mit. Der Walach mag sein Geld wert sein, mit der Stute legte mich der Lajos tüchtig 'rein; die taugt nicht einmal für die große Trommel. Ich bitte dem ‚Siegfried' alles ab.“

„Das hätte ich dir gleich sagen können“, versetzte die tanzende Bärin listig.

„Und warum hat es mir die gnädige Frau Gräfin nicht gleich gesagt, wenn ich fragen darf?“

„Ich wollte den Herrn Ulanenleutnant der Reserve nicht beschämen — und da ihm die kurze Schulter der „Schatia“ g a r so gut gefiel . .“

„Tückische Rothaut!“ Die schwere Beleidigung enthielt die größte Anerkennung für ihren Pferdeverstand.

Bevor sie aufbrachen, um in flachem Bogen zur Burg zurückzukehren, führte Tala-wi dem Schwager einige Kunststücke vor und der „Zigan“ benahm sich in richtiger Erkenntnis, daß ihm Widerstand doch nur Schläge eintrug, sittsam und lammfromm und gehorchte Zügelführung und Schenkeldruck. Als hätte er indianische Dressur genossen, so schickte er sich in die Launen seiner Herrin und wunderte sich gar nicht über die Seltsamkeiten, bei denen er mittun mußte. Die tanzende Bärin stellte sich im Sattel aufrecht, glitt wieder in den Sitz zurück und sank am Rumpf des Pferdes herab, sich an seine Mähne klammernd. Klemens bewunderte uneingeschränkt — alte Indianergeschichten wurden in ihm lebendig und er gestand neidlos, daß Tala-wi es besser als ein ausgewachsener Kavallerist verstand, mit Pferden umzugehen. Gleich ihm, aber bedeutend weniger erstaunt, betrachtete „Schnock“ das Treiben und sprang nicht einmal zur Seite, als der „Zigan“ über ihn wegsetzte.

Zeitlos, plaudernd trabten sie nebeneinander nachhause, nur hungrig nach dem verspäteten Frühstück.

stämme, das Lasso sauste und umfaßte den dicken Hals eines bestürzten Schafes, das hinkollerte, die Augen verdrehte und nach Atem rang. Der Schäfer Janos grinste dazu und wunderte sich, was die Stadtleute alles erfanden. Klemens begnügte sich auch bald nicht mehr damit, mit dem Armbrustbolzen eine tellergroße Scheibe auf fünfzig Schritte zu durchbohren und mit der Faustbirne Kinder zu erschrecken, sondern mühte sich schwitzend, mit dem Lasso und dem Tomahawk Triumphe zu feiern — mühte sich ehrlicher und ausdauernder als bei seinen zoologischen Studien. Der Anzug, den er sich zusammenstellte, machte ihn zumindest äußerlich zu einem Strotter. Schon strangulierte auch er unschuldige Schafe und ruinierte auch er mit dem fliegenden Beil die schönsten Eichbäume. Als dritter zum Bunde gesellte sich „Schnock“, dem das Abenteuern behagte und der während des Mittagessens unter dem Speisetisch lag und die besten Bissen vom Tisch abbekam.

Gottlos ging es auf der Eisenburg zu, gottlos — und Tante Karoline hoffte nur, der Himmel würde wenigstens den Neffen für seine Freveltaten strafen und durchs Examen fallen lassen.

Die Klagebriefe der schadhaften Tante hatten nicht eingeschlagen; der Bruder antwortete darauf überhaupt nicht, ebensowenig Karlfranz, nur die Markgräfin orakelte sehr zurückhaltend und erwähnte nebenbei, ihr lieber Ezechiel habe es sich ein für allemal verbeten, mit derartigen Nichtigkeiten belästigt zu werden; Maria, dessen sei er sicher, tue nichts Schlechtes — und wenn auch, wie sollte er sie daran hindern?

Schwere, schwere, schwere Zeiten . . .

*
* *

Klemens kannte sich bei Tala-wi nicht aus. Auch er bemerkte an ihr manche Veränderungen — daß sie entschiedener wurde, sich um andere nicht kümmerte und eigenmächtiger schaltete und waltete. Daran knüpfte er so seine Vermutungen und gelangte doch zu keinem befriedigenden Ergebnis. Mehr denn je sah er ein, wie fremd und im Grunde ihrer Seele spinnefeind sie der Gesellschaft und ihren Regeln war, denen sie sich als Frau Karlfranzens hätte unterwerfen sollen. Und begann er auch noch so vorsichtig von seinem Bruder zu reden, sie ging nicht darauf ein und lenkte das Gespräch ab, ehe es noch eigentlich begonnen hatte. Gleichwohl wußte er, daß das junge Ehepaar regelmäßig Briefe wechselte; Frau Maria schrieb täglich und Karlfranz schrieb vermutlich auch täglich, aber seine Post traf nur unregelmäßig ein. Oft brachte der Bote eine Woche lang nichts und dann ein halbes Dutzend Briefschaften auf einmal. Kaum weniger rege war die Korrespondenz mit Amerika und auf den Briefumschlägen überwog die

Auf dem Meer oder auf den Azoren oder gar in Afrika bei den Mohren; man hatte dem Erzherzog Immanuel den Urlaub verlängert und so strolchten sie ziellos umher.

Klemens, der die Stimmung verbessern wollte, verschwand lautlos und erschien dann in der schwarzen Rüstung jenes Erchengar von Schärpfenberg, der angeblich in der Türkei König gewesen. Sie stand ihm vortrefflich und er glich im Panzer dem prächtigsten Ritter; bei jedem seiner Schritte klirrte Stahl.

Die tanzende Bärin klatschte entzückt in die Hände: „So mußt du das nächstemal mit mir ausreiten!"

„Daß mir die ‚Schakia' unter dem rostigen Eisen einbricht!"

Die schadhafte Tante rührte der strahlende Neffe nicht: „Das sind Kindereien, du hättest es verhindern müssen!"

„Was hätte ich verhindern müssen?" In seiner grundlosen Hinterlist stellte er sich dumm.

„Die schamlose Komödie in den Hosen . . . Permission wegen des scheußlichen Ausdruckes. . . Der Joggl konnte kaum das Lachen verbeißen, als er mir Bericht erstattete."

„Den lachenden Joggl werd' ich mir ausborgen."

„Hättest du dir lieber — jemanden anderen ausgeborgt. . . Die Quelle des Übels liegt. . ."

„Sie liegt beim Weib und beim Pferd, was schon Mohammed offenbarte, aber was hätte ich deiner Meinung nach tun müssen? Marias Kammerjungfer spielen, um ihr einen richtiggehenden Rock anzuziehen?"

Schmerzlich bewegt ob ihrer Machtlosigkeit gegen das sündhafte Gebaren rauschte die Tante nicht ohne Grandezza hinaus. Jetzt wußte sie es bestimmt: Klemens hetzte die Schwarze auf. Was ihr nicht von selbst einfiel, das lehrte er sie. O, er war ein Abtrünniger und Verlorener! Vor seinem Kommen — glaubte die schadhafte Tante nachträglich feststellen zu können — hatte sich die Nichte einsichtig und nachgiebig ihren weisen Anordnungen gefügt; seitdem erst trieb sie Unfug . . .

Aber es kam noch schlimmer. Tala-wi hängte sich einen Jagdstutzen über, schlang sich einen Strick, den sie „Lasso" nannte, um den Leib und steckte ein Beil — „Tomahawk" sagte sie — in den Gürtel. So unfraulich wie nur möglich und ausgerüstet, als ging's an die Plünderung Ungarns, sprengte sie mit Klemens hinaus in die Landschaft; sie rasten und räuberten, wenigstens in den Augen der Tante. Er hatte sich aus der Rüstkammer eine Armbrust mit Bolzen und eine Faustbirne zugelegt, und so machten sie auf Krähen und Habichte Jagd. Sogar ein Fuchs mußte dran glauben. Der Tomahawk, von Tala-wi um den Kopf gewirbelt, kreiste durch die Luft und zerspellte Baum-

pünktlich und begrüßte den Vikar, der ihr bäurisch galant die Hand küßte und „submissest“ zum „hohen Namensfest“ gratulierte. Bis zur Torte ging alles glatt, nur verhielt sich Frau Maria schweigsam und Klemens bemühte sich, das Gespräch mit dem Vikar im Fluß zu erhalten. Man erwog die Neubesetzung eines bischöflichen Stuhles, die auch Tante Karoline interessierte.

„Graf Stephan Huniady gilt als aussichtsreicher Bewerber.“

Bei der Torte mischte sich die tanzende Bärin unerwartet drein und ihre Lippen zuckten nervös zu einem erzwungenen Lächeln: „Lieber Herr Vikar, ich wollte mich schon lang einmal erkundigen und vielleicht können sie mir Auskunft geben — warum essen denn die Geistlichen immer während der Messe und trinken dazu Wein? Was macht sie denn so hungrig und durstig?“

Die Tante fuhr auf, Klemens legte in seinem Erstaunen über die unerhörte Frage die Gabel mitsamt einem Bissen Torte daran neben den Teller aufs Tischtuch und der Vikar fragte unter Kauen verständnislos: „Wie ma-int die gnädige Frau Gräfin? Hab ich nicht recht verstanden, entschuldigen schon.“

Tala-wi wiederholte die Frage langsam und deutlich und wiederholte sie ein drittesmal und ruhte nicht eher, bis Jenö Angelus endlich begriff und puterrot wurde.

„Mahlzeit!“ schrie die schadhafte Tante und schleuderte die Serviette hin. „Kommen sie, Hochwürden!“ (Schluß folgt.)

Fern vom Kriege.

Backfischbriefe aus Siebenbürgen. Von **H. Südburg.**

(Schluß.)

Fortgesetzt am 15. September.

Teuerste Helene! Da ich gestern meinen Bericht nicht beenden konnte, setze ich ihn heute fort.

Du kannst Dir denken, wie sich unser Entsetzen steigerte, als wir uns immer klarer darüber wurden, was der Verlust der hinabgestürzten Leiter für uns eigentlich zu bedeuten hatte! Malthen und der Russe konnten jetzt nicht gerettet werden! Und auch wir übrigen waren gefangen, von der Welt gänzlich abgeschnitten! Ein Emporklimmen aus dem Schachte war jetzt auch uns vollkommen unmöglich. Zwar stellten Alfred, Mikloſch und die Gendarmen sofort allerlei verzweifelte Versuche an. Mit Hilfe der Bajonette der Gendarmen wollten sie irgendwie Stufen in die Schachtwand hauen. Auch sollten Malthen und der Russe ein Bajonett als Eispickel benützen. Allein dies alles erwies sich teils als unmöglich, teils als

geschlungene, selbstbewußte Handschrift des Mr. Bear. Sogar Depeschen wurden gewechselt und dann war Maria häufig recht nachdenklich, war ernst und zerstreut. Fragte Klemens sie, wie es Pa gehe, so antwortete sie gleichmäßig: „Danke, Pa geht es gut und er läßt dich grüßen."

Die ungezügelte Wildheit Tala-wis bei den Ritten und Schießübungen steigerte sich und versetzte schließlich Klemens in Unruhe. Unablässig und unbarmherzig peitschend hetzte sie den „Zigan" über Stock und Stein und manchmal mußte man glauben, ihr liege am Leben nichts und sie setze es absichtlich wie etwas wertlos Gewordenes aufs Spiel.

Das brachte den Schwager zur Überzeugung, daß die Ehe mit Karlfranz brüchig geworden war.

*
* *

Am großen Frauentag, den Tante Karoline eigenmächtig als Namenstag der Nichte erklärte, bestand sie darauf, daß Frau Maria den Gottesdienst in der Dasenfelder Kirche besuchte.

„Ich reite viel lieber," trotzte die.

Die dürftigen Augenbrauen der schadhaften Tante spitzten sich wie gotische Fensterbogen: „Ich muß dich dringend ersuchen, diesmal auf deine Reiterei zu verzichten."

Erst als Klemens, der einen offenen Bruch fürchtete, vermittelte, gab das Namenstagskind nach und man fuhr zu dritt in die Kirche, wo der Vikar Jenö Angelus in seinem gequälten Deutsch predigte und mit Ehrfurcht des verehrten Patrons Ezechiel Markgrafen von Schärpfenberg genannt die Faust von Eysn gedachte.

Dafür wurde er auch mittags zur herrschaftlichen Tafel geladen.

Nach dem Gottesdienst warf sich die tanzende Bärin in ihre Indianertracht, löste das Haar, damit es nach Belieben flattere, und lehnte die Begleitung des Schwagers kurz ab. Als sie schon im Sattel saß und das Gesinde aus Türspalten grinsend auf die „Lederhose" lugte, bockte plötzlich der schon ziemlich gebändigte „Zigan". Zornig sprang Frau Maria ab, befahl dem Joggl, die Zügel zu halten und hieb mit der Reitpeitsche so lange auf das störrische, angstvoll schnaubende Tier ein, bis ihr die Arme ermattet niedersanken. Dann warf sie die Peitsche fort, verzichtete mürrisch auf den geplanten Ritt und stieg zur Burg hinauf. Der ihr zuwedelnde „Schnock" bekam einen Tritt und fiel dafür rächend über die Katze her, die auf einen Baum flüchtete und herabpfauchte.

Klemens ärgerte sich über die Launenhaftigkeit Tala-wis und glaubte, sie würde dem Mittagstisch fernbleiben, aber sie erschien sogar

zu versinken. — Die wackeren Gendarmen gingen ruhelos im Schachte hin und her und zermarterten sich das Gehirn, um doch irgendwie einen Plan zu unserer Rettung zu erdenken. Alfred und Ilka gesellten sich zu ihnen. Die Viere sprachen jetzt leise, um Fritz nicht zu wecken. Und die Russen hockten stumm und mit trübseligen Mienen in einem Winkel.

Mir aber fiel es plötzlich zentnerschwer aufs Herz. Mich traf ja so ziemlich die Hauptschuld daran, daß wir diesen Ausflug unternommen hatten, der jetzt ein so trauriges Ende nehmen sollte. — Und nun steckte Malthen da unten in der kalten, dunklen Tiefe und er — der tapfere, heldenhafte Krieger sollte dort zwecklos und ruhmlos und elend verschmachten, — und auch das hatte ja dann eigentlich ich veranlaßt! Dieser Gedanke quälte mich ganz entsetzlich! Ich trat wieder in die Vorhalle, kauerte auf den Eisboden nieder, zu dem Abgrundspalt, und begann mit Malthen zu sprechen. Und jetzt bemühte er sich, mit lieben, guten, freundlichen Worten mich zu trösten und mir Mut zu machen. Er wollte es gar nicht zugeben, daß mich irgend ein Verschulden treffe, und er meinte, dann müsse viel eher er als Schuldiger gelten. Tatsächlich könne aber nur von einer Schuld der Russen die Rede sein. So sprachen wir längere Zeit miteinander, doch konnte ich mich nicht beruhigen. Aber unser Gespräch war anstrengend, denn ich mußte, auf dem Eisboden kauernd, sehr laut sprechen, um von Malthen in seinem abscheulichen, unterirdischen Verließe verstanden zu werden. Und nach dem langen Marsche, den wir vom Waldhause bis zur Höhle gemacht, und nach der Aufregung, die wir hier überstanden hatten, und in der eiskalten Luft, die hier herrschte, stellte sich jetzt bei mir plötzlich große Müdigkeit und Ermattung ein, der ich nicht zu widerstehen vermochte. Das Gespräch begann also allmählich zu stocken und schließlich herrschte tiefe Stille um mich. Nur aus dem Schachte erklang leise das Geflüster Alfreds, Ilkas und der Gendarmen. Und irgendwoher aus der Tiefe der Höhle drang das gedämpfte Brausen eines der unterirdischen Wasserläufe empor, die dort das Kalkgebirge durchfließen. Und anderswoher ertönte ununterbrochen, gleichmäßig und einförmig in weichklingender Weise das Geräusch einzelner niederfallender Wassertropfen. Dazu hörte ich das Pochen meines Herzens. All dies verschwamm mir zu einem merkwürdigen einschläfernden Gleichklang. Und mit dem innigen Gedanken, der liebe Gott möge sich doch meiner erbarmen und uns aus der unglücklichen Lage befreien, in die wir, meiner Überzeugung nach vornehmlich durch meine Schuld, geraten waren, — schlief ich ein. — —

Ich hatte aber wohl nur sehr kurze Zeit geschlafen, da wurde ich plötzlich geweckt. Alfred und Ilka standen vor mir. Sie befürchteten, ich würde mir auf dem Eisboden eine Erkältung zuziehen, auch könne ich vielleicht in schlaftrunkenem Zustand in den Abgrund stürzen. Und

vergeblich. — — Dann begannen wir auf Ilkas Vorschlag gleichzeitig alle um Hilfe zu schreien. Auch schossen die Gendarmen ihre Revolver los. Immer wieder und wieder. Aber nichts regte sich oben und kein hilfsbereites Wesen zeigte sich. Bloß ein einsamer Adler zog hoch über unseren Häuptern mehreremal seinen majestätischen Kreis, vielleicht um argwöhnisch zu erspähen, wer hier unten in der Tiefe die Ruhe seines Revieres störe.

Allmählich begann tiefe Niedergeschlagenheit sich auf uns zu senken. Denn was würde jetzt geschehen? Die Bewohner der in der Umgebung zerstreuten wenigen Gehöfte hatten keine Ahnung von unserer Lage, ja von unserer Anwesenheit in der Höhle überhaupt. Und es konnten viele Tage, selbst Wochen vergehen, bis vielleicht irgendjemand zufälligerweise in die Nähe des Schachtes kam, — umsomehr, als ja die kräftige männliche Bevölkerung im Kriegsdienst abwesend ist. — Wenn wir nun bis zum Abend nicht, wie geplant war, im Waldhause einträfen, würde Tante Klara freilich in Sorge um uns geraten. Aber am späten Abend oder gar zur Nachtzeit wäre sie kaum in der Lage, sich um unser Schicksal zu bekümmern. Letzteres würde also erst morgen der Fall sein. Vielleicht aber auch morgen nicht. Denn, wie Miklosch sagte, war Jánosch-Bátschi infolge seines Dienstes als Forstwächter oft tagelang vom Waldhause abwesend. Und ob Tante Klara ohne ihn etwas für uns tun konnte, war umso fraglicher, als das Waldhaus sehr einsam liegt. So mußten wir also vielleicht zwei, drei Tage hindurch hier unten verweilen, ohne Speise und nichts um uns als Eis und Kalkstein und am Boden des Schachtes kalter Schnee und ein wenig kümmerliches Moos. Wenn uns aber Tante Klara infolge irgendwelcher Verhältnisse überhaupt keine Hilfe bringen konnte?! Gerade in der jetzigen kriegerischen Zeit war auch dies immerhin möglich. Und auf irgendwelche sonstige zufällige Hilfe war ja erst recht nicht zu hoffen!

Jetzt begann Fritz zu jammern und zu weinen. Er sei schon fürchterlich hungrig, klagte er. Wie schrecklich würde das erst werden, wenn wir hier wirklich vollständig verhungern müßten! Warum hätten wir doch seinen Rat nicht befolgt und wenigstens die schönen gebackenen Fische vor dem Abstieg in diese „schändliche Eisgrube“ gegessen! — Glücklicherweise fand ich in der Tasche meines Regenmantels ein kleines, vertrocknetes Stückchen Brot und zwei Pfirsiche. Die einzigen Lebensmittel, über die wir hier in der Unterwelt verfügten! Ich gab sie Fritz und er verschlang sie mit großer Gier. Dann richtete er sich an einer schneefreien und kärglich bemoosten Stelle des Schachtbodens ein Lager zurecht, hüllte sich in seinen Mantel und sank dort bald in tiefen Schlaf. Miklosch setzte sich neben Fritz hin, den Kopf nach rückwärts gebeugt, die Augen halb geschlossen und schien in einen Halbschlummer

sind. Und es waren auch Leitern, Äxte, Seile, Eisenhaken usw. mitgebracht worden. Im Grunde genommen verdankten wir aber dies alles, wie Tante Klara uns später anvertraute, tatsächlich dem guten, merkwürdigen Zwillingspaar, da Kata der Tante unsere Lage ganz genau geschildert hatte! Alfred machte zu den Mitteilungen der Tante, was ich schon jetzt erwähne, ein äußerst nachdenkliches Gesicht. Und dann sagte er, wir alle müßten uns den wackeren Zwillingen gegenüber jedenfalls sehr dankbar beweisen. Doch ich will nicht vorgreifen.

Es kostete übrigens noch viel Mühe, bis die Verbindung der Oberwelt mit unserer kalten Unterwelt hergestellt war. Dann aber — ich traute meinen Augen kaum — unternahm selbst Tante Klara den Abstieg herab zu uns! Freilich in höchst merkwürdiger und umständlicher Weise. Na, das gehört jedoch nicht hieher! Es wäre aber auch eine große Undankbarkeit meinerseits, wenn ich das schöne Bild von Liebe und Güte, in dem ich Tante Klara gerade in den letzten Tagen erblickt habe und worauf ich in meinem Bericht noch zurückkomme, durch komische Nebensächlichkeiten verderben wollte. Und jedenfalls wirst du es für recht und billig ansehen, teure Helene, daß Ilka und ich der Guten, als sie endlich mit uns auf dem schneeigen Boden des Schachtes stand, tiefgerührt um den Hals fielen.

Und nun wurden unter Alfreds Leitung möglichst rasche Anstalten gemacht, um Malthen und den Russen aus ihrem dunklen Eiskeller zu befreien; vor allem Malthen. Mit Angst und klopfendem Herzen stand ich dabei. Und endlich hatte ich die unsägliche Freude, daß Malthen heil und aufrecht in der Halle stand. Freilich sein Gesicht war schrecklich bleich und, ebenso wie die Hände, stark zerkratzt und zerschunden. Und die hübsche feldgraue Uniform, in welch einem Zustand befand diese sich! Aber als er mich mit seinen schönen, guten Augen freudestrahlend anblickte, da — sah ich nichts mehr und — —, liebe, teure Helene, da hatte ich dann das wundersamste Erlebnis meines bisherigen Erdendaseins! Und eingedenk des Gelöbnisses, das Du und ich uns bei unserem Trennungsabschied gaben, bin ich bemüßigt, Dir jetzt auch dies Erlebnis offen einzubekennen. Wie es kam, dies Erlebnis — ich weiß es selbst nicht! Aber das weiß ich, daß ich plötzlich „Karl!" rief, und Malthen rief: „Jutta!" und wir hatten uns umarmt und — küßten uns! Und dann hörte ich, daß auch Tante Klara meinen Namen ausrief, aber das klang sehr erschreckt, ängstlich und mißbilligend. Da ließ ich Karl (jetzt nenne ich „ihn" so!) los und er sagte leise etwas zu Tante und küßte ihr die Hand und sie war sehr gerührt und sprach etwas von schwarzen Wolken und einem überraschenden Sonnenstrahl. Und hierauf umarmte sie mich und vergoß einige Tränen. Auch mir kamen Tränen in die Augen und dann lachte ich, denn Ilka kam und

nun teilte mir Ilka in eiligen, aber ganz zuversichtlichen Worten mit, wir hätten baldige Aussicht auf Hilfe. Denn soeben habe ihr Miklosch im Vertrauen versichert, daß seine Schwester Kata bereits Kenntnis von unserem Unfall habe und daß im Waldhause schon Vorbereitungen und Vorkehrungen zu unserer Rettung getroffen würden. Er wisse das ganz bestimmt. Und wenn alles gut gehe, würden unsere Retter wohl noch vor Abend hier sein.

„Ja, woher weiß denn Miklosch das alles?“ fragte ich ganz verwundert. „Und wie konnte Kata von unserm Unfall Kenntnis erhalten?“

„Aber, liebe Jutta,“ antwortete Ilka, „hast Du denn auf die außergewöhnlichen Fähigkeiten unseres alten Zwillingspaares vergessen? Es handelt sich natürlich wieder um telepathische Gedankenübertragung zwischen den beiden. Und weißt Du, wir, die wir niemals selbst derartige Erlebnisse gehabt haben, können uns natürlich schwer vorstellen, in welcher Weise die telepathischen Wahrnehmungen eigentlich vor sich gehen.“

Und nun fügte Ilka auch noch eine erklärende Bemerkung bei, die wir dann später noch sehr ausführlich besprachen. Auf Grund dieser Besprechungen kann ich Dir, liebste Helene, Ilkas Erklärung nachstehend anführen. Nämlich:

„Nach dem, was Miklosch und Kata, freilich in ihrer etwas schwerfälligen und unklaren Ausdrucksweise, schon bei früheren Gelegenheiten darüber ausgesagt haben, sieht bei derartigen Vorkommnissen manchmal das eine in genauen Bildern gerade dasselbe vor sich, was das andere sieht oder sich bildlich vorstellt. Und dann wieder hört zuweilen das eine, gleichsam in gedämpfter Weise, aber gewöhnlich ganz deutlich, dasjenige, was das andere hört, spricht oder sich in Worten vorstellt.“

Alfred, der Ilkas Auseinandersetzung kopfschüttelnd mit angehört hatte, erklärte jetzt, er wolle jedenfalls ein eifriger Verteidiger der „Telepathie“ werden, wenn wir wirklich vermittelst derartiger geheimnisvoller Vorgänge gerettet würden. —

Doch ich kürze meinen, schon wieder allzu umfangreichen Bericht. Es war gegen fünf Uhr nachmittags, als wir vom oberen Schachtrande her Rufe vernahmen. Unsere Retter waren da! Und, denke Dir, teure Helene, die liebe, gute, edle Tante hatte selbst sich an die Spitze des Rettungsunternehmens gestellt! Sie war also auch da — oben, am Rande des Schachtes — mit Kata, Jánosch-Bátschi und einigen alten, verwitterten, doch gutmütigen und noch ziemlich kräftigen Holzfällern, die wir aber erst nach ihrem Abstieg zu uns in den Schacht kennen lernten. Sogar auch Pferde hatten sie mitgebracht, obwohl ja natürlich auch aus diesen Gegenden die meisten Pferde an die Armee abgegeben worden

sehr beliebten „Balmosch“* anfertigte, was Fritz mit großer Begeisterung erfüllte. — Bei dem Mahle, das nun eingenommen wurde, machte Alfred allerlei Anspielungen und Witze, die auf Karl und mich abzielten. Unter anderem pries er das Glück Karls, der seinen Backfisch in Sicherheit habe, während die übrigen Backfische von den Russen annektiert worden seien. Na, Karl und ich lächelten bloß dazu.

Und dann kam der herrliche Marsch zu dem Waldhause. Die strahlende Sonne war mit prachtvollem Purpurglanz untergegangen. Jetzt traten wir unsere Wanderung unter dem Schutze des Mondes an, der als große mildleuchtende Scheibe am Himmel aufstieg. — Die Gendarmen waren mit ihren Gefangenen schon fortgezogen, dennoch bildeten wir einen langen Zug: an der Spitze der wegkundige Jánosch-Bátschi nebst einem der alten Holzfäller, dann wir mit einem Pferde, auf dem meist Fritz saß, und zum Schluß Miklosch, Kata und zwei andere Holzfäller mit den Lastpferden. So zogen wir dahin. — O, wie wunderschön war die Gebirgslandschaft auch jetzt im Mondenschein — und wie märchenhaft! Und wie wunderschön und märchenhaft war unsere ganze Wanderung! Und wiederholt war mir's, als ob überhaupt all das, was ich an diesem langen Tage erlebte, ein wunderbares, traumhaftes Märchen sei. —

Im Waldhause angelangt, suchten wir bald unsere Lagerstätten auf. Alle waren sehr, sehr müde und jetzt fühlten auch Karl und ich die Müdigkeit. Karl und Alfred verabschiedeten sich schon jetzt von uns. Sie traten schon bei Sonnenaufgang den Ritt nach Békefalva an. Am späten Morgen fuhren wir übrigen ihnen dann nach. Und hiemit, beste Helene, ist die Schilderung unseres denkwürdigen Ausfluges zu Ende. Nun folgt aber erst recht noch eine Fortsetzung. — — Papa und Mama gerieten natürlich in große Aufregung, als sie nach unserer Ankunft in Békefalva von uns die ausführliche Geschichte vom Kampf mit den Russen, von Karls und des einen Russen Absturz und von unserer merkwürdigen Rettung vernahmen. Tiefbewegt dankten sie der guten Tante und den braven Zwillingen. Selbstverständlich wurden die letzteren von uns allen mit größeren und kleineren Geschenken erfreut. Alfred zeichnete sich dabei durch ganz besonders reiche Geschenke aus.

Mir war es übrigens sehr lieb, daß unsere Rettung so viel Anlaß zu Gesprächen und Erörterungen gab. Denn ich empfand vor Papa und Mama große Verlegenheit und ich wußte nicht, wie ich diese verbergen sollte. Dabei war ich der guten Tante äußerst dankbar, daß sie über mein Erlebnis mit Karl vorläufig sich in tiefstes Schweigen hüllte. Aber aus der Verlegenheit kam ich nicht heraus; dabei wurde mir manchmal siedend heiß, dann wieder, ganz mir nichts, dir nichts, kam

* Ein üppiger, versüßter Maisbrei, der warm genossen wird.

umarmte mich auch und war sehr vergnügt. Und dann flüsterte sie mir zu, sie habe so etwas vorausgesehen. Alfred jedoch war sehr verwundert, schüttelte dann aber mir und Karl kräftig die Hände. Ganz außerordentlich verwundert war jedoch Fritz. Mit offenem Mund und einem vollkommenen Schafsgesicht starrte er mich eine Weile an, endlich fragte er mich leise, aber höchst erstaunt: „Bist Du denn verlobt mit dem Oberleutnant?" — Und es war jetzt merkwürdig: diese Frage stellte nun auch ich mir! War ich denn wirklich verlobt?! Und auf einmal fühlte ich meine Wangen brennen, trotz der großen Kühle, die hier unten herrschte. War ich verlobt? Und was würden Papa und Mama zu dieser Sache sagen? Diese letztere Frage jagte mir einen solchen Schreck ein, daß ich nicht beobachtete, welch einen Eindruck mein außerordentliches Erlebnis auf das übrige Publikum gemacht hatte. Später bemerkte ich indessen, daß wenigstens Miklosch und Kata mich gelegentlich mit recht befriedigten und freundlichen Mienen betrachteten.

Zunächst waren übrigens alle Männer einschließlich Karls mit der Rettung des unglückseligen Russen beschäftigt. Schließlich gelang auch dies Rettungswerk. Dann begann der Aufstieg zur Oberwelt. Und wir, die wir soviele Stunden unten im dunklen, kalten Eis zugebracht hatten, wie freuten wir uns über die freundlichen Strahlen, die uns oben die liebe Sonne noch spendete. Und wie glücklich war ich, als Karl neben mir stand, im hellen, warmen Lichte! Ach, goldene Helene, wie wunderschön und wundervoll kann diese Welt doch sein!

Auch Tante Klara, Ilka, Alfred und Fritz waren in gehobener Stimmung, die ihnen aber dann durch einen bitteren Wermutstropfen gedämpft wurde. Denn plötzlich erschien Miklosch ganz erschreckt und meldete, daß während unseres Aufenthaltes in der Eishöhle unter den im Wacholdergebüsch verborgenen Lebensmitteln unbekannte Täter eine furchtbare Verwüstung angerichtet hätten. Namentlich seien die gebackenen Forellen gänzlich verschwunden und nur deren Gräten noch vorhanden. Diese Schreckensnachricht erregte einen großen Aufruhr. Alfred besonders war äußerst empört und Fritz begann wieder zu jammern. Nach allerlei Hin und Her stellte sich heraus, daß unsere vier russischen Gefangenen sich vor ihrer Flucht in die Höhle zuerst im Wacholdergebüsch ein Versteck gesucht und bei dieser Gelegenheit unseren Eßwarenvorrat entdeckt hatten. Da sie bereits drei Tage ohne ordentliche Nahrung im Gebirge umhergeirrt waren, so hatten sie ihren Hunger bei diesem unverhofften „Tischlein deck dich!" mit anerkennenswerter Gründlichkeit zu stillen unternommen. — Glücklicherweise war Tante Klara so fürsorglich gewesen und hatte von dem Waldhause allerlei Lebensmittel mitbringen lassen. Darunter z. B. auch fetten Schafmilchrahm, Maismehl und Zucker, woraus die sachverständige Kata den in hiesigen Gegenden

(ich weiß gar nicht, wo er die herrlichen Rosen auftreiben konnte!) und summe erst recht den Vers von den „Tagen der Rosen" vor mich hin. Aber von morgen an werde ich ihn nicht mehr summen, denn morgen geht mein Karl zur Front ab! Dann werden fürchterliche Tage für mich anbrechen. Karl, Papa und Alfred sind freilich immer sehr zuversichtlich und hoffen das Allerbeste. Und als Soldatenbraut muß ich das ja eigentlich auch!

Und nun schließe ich diesen, wieder so ungeheuer langen Brief, liebste Helene. Hinfort werde ich Dir weniger schreiben, denn ich muß ganz ernstlich beginnen, mit allem zu sparen, also auch mit dem Briefpapier. Du glaubst gar nicht, was man alles braucht, wenn man heiraten will!

Jetzt aber ade, beste Helene! Schreibe mir doch endlich auch einmal und sei vieltausendmal gegrüßt von

Deiner treuen Freundin
Jutta.

Békefalva, am 29. September 1916.

Meine liebe, gute Helene!

Ein düsterer, kalter, nebelfeuchter Morgen! Die ganze Nacht floß der Regen in Strömen. Jetzt kriechen weiße, verzerrte Nebelgestalten langsam über die Berge. Von den höheren Gipfeln ist gar nichts zu sehen. Und selbst an dem einsamen hohen Pappelbaum drüben bei der Mühle hängt es wie ein gespensterhafter, grauer Schleier. Langsam und mißmutig schleichen die schwarzen Büffel und die braunweißen Rinder zur Weide, bis über die Hufe in den aufgeweichten Boden versinkend. Und der Hirt hüllt sich melancholisch in seinen Kotzen, entlockt dem Horn ganz verzweifelte Töne und hat große Mühe, mit den lehmbedeckten, nassen Bundschuhen vorwärts zu kommen. Ein trübseliges Bild! Und trübselig, ach, ist auch mein Inneres! Seit nahezu zwei Wochen ist Karl zur Front eingerückt und ich habe noch kein Lebenszeichen von ihm erhalten! Alfred und Miklosch sind gleichfalls schon seit mehreren Tagen fort. Und auch von ihnen sind noch keine Nachrichten eingetroffen. Die Zeitung aber bringt fortwährend Berichte über schwere, blutige Kämpfe! — Wir gehen jetzt täglich einigemal zum Bahnhofe, in Angst und Hoffnung, vielleicht dort etwas zu erfahren.

Fortgesetzt am 3. Oktober.

Beste Helene!

Nach einigen sehr traurigen Tagen setze ich diesen Brief fort. Denke Dir: die brave, gute Kata ist dahingeschieden, durch einen Schlagfluß fortgerafft worden! Und zwar auch das wieder unter ganz außerordentlichen Umständen. Sie sah nämlich plötzlich ein furchtbares Schlachten-

mir der Drang, schrecklich zu lachen und dann wieder summte ich vor mich hin: „Noch ist die blühende, goldene Zeit — noch sind die Tage der Rosen!“ — Als aber Papa gegen Mittag erzählte, er habe soeben auf dem Postamt erfahren, daß für Oberleutnant Malthen eine dienstliche Depesche eingelangt sei, und als Papa hinzusetzte, er glaube, es handle sich leider wahrscheinlich um Malthens Abberufung von hier, da glaubte ich, vor Entsetzen umzufallen. Nun war es aus mit Lachlust und mit Singen! Ich war ganz niedergeschmettert. — Plötzlich erschien Karl, überaus sorgfältig gekleidet, dabei mit sehr ernster, feierlicher Miene und ziemlich blaß. Ich wußte sofort, um was es sich handle. —

Papa und Mama waren wie aus den Wolken gefallen, als Karl um meine Hand anhielt. Sie hatten nicht die geringste Ahnung gehabt von den geheimnisvollen Fäden, die sich zwischen ihm und mir so rasch gesponnen. Na, mich wunderte dies nicht, denn auch uns beiden war ja eigentlich erst rechte Klarheit geworden, als Karl aus dem eisigen Abgrund zutage gefördert worden war und wir uns wieder erblickten. Ilka ist die einzige gewesen, die wußte, „wie viel die Glocke geschlagen“ und wie es um uns stand. — Aber nun! Nachdem Papa sich gesammelt hatte, äußerte er sich gegen Karl, daß er ihn überaus hochschätze und daß er sich keinen lieberen, besseren Schwiegersohn wünschen könne, als ihn — jedoch — —. Und jetzt kam die häßliche Prosa der schnöden Alltagswelt. Ein nüchternes, trockenes, für meinen armen Karl und mich schrecklich qualvolles Gespräch über Einkommen und Vermögen. Ach, wie gräßlich war das! Und wie entsetzlich ist es überhaupt, daß man ohne das abscheuliche Geld so schwer leben kann! Aber dann erschien wieder die edle, gute Tante Klara als ein rettender Engel. Denke Dir, teuerste Helene, sie will uns eine Menge Geld geben, mehrere tausend Kronen, damit wir uns beruhigt heiraten können! Dennoch aber werden wir mit dem Heiraten noch mindestens ein Jahr warten. Papa und Mama sagen, ich müsse noch ein wenig älter werden, und Karl hofft, in einem Jahre Hauptmann zu sein. Ist es aber nicht furchtbar lustig: vor einigen Tagen noch hielt ich mich für einen Backfisch und jetzt soll ich in kurzer Zeit „Frau Hauptmann“ werden?!

Allzu kurz wird diese Zeit freilich doch nicht sein. Denn in dieser häßlichen Gegenwart ist ein Jahr doch eigentlich schauderhaft lang. Was kann darin alles geschehen! Und wenn ich hieran denke, so vergesse ich vollständig auf „die blühende, goldene Zeit“ und auf die „Tage der Rosen“! Und ich werde ganz kleinmütig und verzweifelt und sehe selbst am schönsten blauen Himmel die dunkelsten Schicksalswolken, gerade so wie die gute Tante Klara. Dann freilich wieder bewundere ich den prachtvollen Rosenstrauß, den Karl mir gebracht hat

schreibt, daß das „Bompartemant“ unserem Hause gar nichts geschadet habe. Alles sei in schönster Ordnung. Auch die Weißwäsche und mein Klavier und die Blumen befänden sich wohl, desgleichen der Kater Perkeo. — Und jetzt, teuere Helene, sind wir schon wieder mit dem Packen von Koffern und Reisetaschen beschäftigt. Papa und Mama sind vergnügt und auch Tante Klara blickt ziemlich hoffnungskühn in die Zukunft. Und Fritz ist eitel Wonne. Denn jetzt darf er von hier allerlei Steine mitnehmen, die Doktor Müller ihm geschenkt hat: schöne Tropfsteine und Amethyste und Schwefelkies, ja sogar auch eine Goldstufe. Auch Lisi ist guter Dinge, umsomehr, da sie erfahren hat, daß ihr Heimatsdorf vom Feinde verschont worden ist. — Ich aber bin ganz unendlich glücklich! Wie freue ich mich, daß ich jetzt sobald wieder meinen Karl sehen werde! Und morgen schon fahren wir! Ilka begleitet uns und wird mehrere Wochen bei uns bleiben. — Ach, und endlich wird ja doch einmal auch Friede werden! Und dann wird alles, alles gut und schön sein und hoffentlich auch bleiben! Und sobald ich „Frau Hauptmann“ sein werde, wirst Du uns unbedingt besuchen, liebste Helene, nicht wahr?

Mit tausend Grüßen

Deine treue Freundin
Jutta.

Die Verfolgung.

Von **Ludwig Huna.**

Herr Ephraim Häring wurde bald entdeckt. In seiner Kehle schlummerte nämlich tagsüber, da er als Kontorist für Brauner und Comp. tätig war, ein phänomenaler Tenor, der am Abend geweckt und über die entzückten Zuhörer des vierten Hofes losgelassen wurde, die aus Wäschermädeln, Kommis, Kutschern und sonstigen dankbaren Hintertrepplern zusammengesetzt waren. Aber das Herrn Ephraim Häring bisher immer gesangsfeindliche Geschick wurde eines Abends doch durch eine gütige Fee gebrochen, welche in Gestalt einer Nähmamsell in demselben vierten Hof wohnte. Denn diese verleitete einen berühmten Gesangsprofessor einmal, daß er errötend ihren Spuren folgte und dabei hörte er nun aus dem dritten Stock den wunderbaren Tenor des Herrn Häring seine brünstigen Orgien feiern. Am anderen Morgen war der Mann mit dem Gold im Halse entdeckt und kostenlos in die Erzieherhände des Herrn Professors übergegangen. Sein Tenor entwickelte sich zu einem pyramidalen Umfang, der einer Schallweite von einem Kilometer entsprach, und zu einer Reinheit, auf welche — ins Ethische übertragen — eifersüchtig zu sein die Gemüter sämtlicher Vestalinnen

getümmel vor sich und dann stürzte sie mit dem entsetzt ausgestoßenen Rufe „Miklosch!" wie vom Blitz getroffen zu Boden — tot! — Jetzt liegt ihr Leichnam schon auf dem stillen Friedhof unter einem schönen Eschenbaum gebettet. Wir haben ihr Kränze von Levkojen und Astern gewunden und von den letzten Rosen aus Ilkas Garten, und auf das Grab gelegt. — —

Gestern nun hielt hier auf dem Bahnhof ein Verwundetenzug und da erfuhr Ilka zufälligerweise von einem bekannten Offizier, daß Miklosch in einem schrecklichen Handgemenge durch einen feindlichen Säbelhieb getötet worden sei. Und zwar war dies, wie wir feststellten, gerade zu derselben Zeit, als Kata hier in ihrer Heimat tot niederstürzte! Ilka hat sofort Schritte eingeleitet, damit der Leichnam des wackeren Miklosch hieher befördert werde und es ist Aussicht vorhanden, daß dies wird geschehen können. Dann werden die irdischen Überreste der Zwillinge nebeneinander ruhen. Die Seelen aber des merkwürdigen Geschwisterpaares, die während des irdischen Daseins so innig zueinanderhielten, werden einander sicher auch im Jenseits ihre innige geschwisterliche Treue bewahren. Und wir werden des guten Geschwisterpaares immer freundlich und dankbar gedenken! — —

Von Alfred ist ein Brief eingelangt, voll Zuversicht. Von Karl aber noch immer nichts! Ich bin in verzweifelter Stimmung und in großer Angst! Und ich kann kaum an etwas anderes denken, als an meinen Karl! —

Verzeih', liebe, gute Helene, diesen traurigen Brief! Aber ich konnte nicht anders, es drängte mich, Dir auch über diese leidvollen Erlebnisse zu berichten. Mit vielen Grüßen

Deine bekümmerte Jutta.

PS. Liebe Helene! Soeben erhalte ich Deine Postkarte, worauf Du den Empfang meiner Berichte vom 2., 3. und 7. September bestätigst. Nun gelangen wohl auch meine seitherigen Berichte an Dich.

Deine Jutta.

Békefalva, am 12. Oktober 1916.

Meine goldene Helene!

In allergrößter Eile bloß einige Zeilen! Gestern erhielt ich endlich, endlich eine Feldpostkarte von meinem Karl! Er lebt, er lebt, gottlob, und schreibt frisch, fröhlich und mutig — und so lieb und schön! Aber — er hat einen Schuß in den linken Arm erhalten! Doch es ist nichts von Bedeutung. Und er ist jetzt mit einem Verwundetentransport auf dem Wege nach unserer lieben, teuren Heimatstadt! Daß diese befreit und der Feind geschlagen worden ist, habt Ihr natürlich schon erfahren. — Wir unserseits haben von der guten Frau Rübenauer einen Brief erhalten, worin sie mit großmächtigen Buchstaben und zitternder Hand

das Gruseln. Das beste ist, ich mache mich aus dem Staube, meditierte er, und setzte mit beschleunigten Schritten seine Wanderung gegen den kleinen Wald fort. Nach einiger Zeit sah er sich vorsichtig um, — richtig, der Mann mit dem derben Stock, schwarz und hager, folgte ihm. Nun schlug in des Sängers Brust das Herz in ungleichem Takt, was den sonst so taktfesten Mann gänzlich aus der Fassung brachte. Zum Überfluß aber bemerkte er, wie plötzlich auf einem Karrenweg rechts von ihm eine neue Gestalt auftauchte, ein Mann in tiefschwarzem Gewande, dem andern ganz ähnlich, selbst der derbe Knüttel wollte nicht fehlen. Da überrieselte Herrn Häring ein gelindes Grauen und er fühlte, wie sich auf seiner Stirn heiße Perlen bildeten. Kreuzdividomini! Das fehlte ihm noch, jetzt am Anfang seiner großen Karriere ins Jenseits befördert zu werden! Und er bat in einem holprigen Stoßgebet die Götter, ihre Liebe einem andern zuwenden zu wollen.

Und mit dem Aufgebot seiner ganzen Elastizität schleuderte er seinen armseligen Menschen dem nahen Wald entgegen, dessen dunkle Wand knapp vor ihm im Mondlicht schattete. Ach! dort mußte er aufatmen können. Wieder sah er sich um, — richtig, die beiden unheimlichen Gestalten flogen von verschiedenen Seiten gerade auf seine Fluchtlinie los, als operierten sie nach einem genau festgelegten taktischen Plan. Und von ihren dunklen Konturen leuchteten ab und zu die Knüttel zu ihm herüber wie phosphoreszierendes Holz, drohend, verderbenbringend. Er zweifelte nicht mehr, daß er es mit wahrhaftigen Strolchen zu tun hatte, die ihm gleich das erste Künstlerhonorar etwas unzart aus der Tasche ziehen wollten. Oho! Wenn sie doch warten wollten, bis sich das Geschäft mehr rentiert! jammerte Herr Ephraim Häring in heller Verzweiflung. In ein paar Jahren vielleicht, meine Herren, könnten wir ja darüber reden, und sie machen dann entschieden ein besseres Geschäft. Ich lege mein Kapital in allen erdenklichen Kriegs- und Friedensanleihen an, — gedulden Sie sich nur!

Herr Häring wußte gar nicht, wie er bei dieser bizarren Selbstberuhigung ins Laufen gekommen war. Der Schweiß stand ihm schon wasserfallartig auf der Stirn und verwandelte seine Hutkrempe in eine Dachrinne. Jetzt war er im Walde. Mit Gazellensprüngen hetzte er über alles Wurzel- und Buschwerk dahin, daß der neue Herbstüberzieher in Fetzen ging. Vor ihm glänzte es hell — der Wald war zu Ende — Herr Häring jagte wieder ins Freie hinaus! Ach, vielleicht hatten die Mordgesellen im Dickicht seine Spur verloren!

Da spürte er weichen Boden unter sich. Nässe — Sumpf! Das Schreckbild der masurischen Seen krampfte sich in seinem zermarterten Hirn fest. Er sah sich um — Engel des Herrn! Aus dem Wald hetzten die zwei dämonischen Schatten hinaus, ins Mondlicht hinein, ihm nach!

Roms allen Grund gehabt hätten. Das Gurgelphänomen des Herrn Ephraim Häring steigerte sich derart, daß er allen Ausbildungstraditionen zum Trotz schon nach einem Jahr das erste Konzert versuchsweise in der kunstbeflissenen Provinzstadt Viehausen geben konnte.

O dieses Konzert! Herr Häring schwelgte in Trema und Wonne. Aber es lief alles geradezu aufreizend glatt ab. Als Herr Häring zum Schluß den Hildachschen „Lenz" mit brausender Orkankraft in die verzückten Viehauser Gemüter schleuderte, schien für den Sängerepheben des Lebens höchste Wollust entdeckt zu sein. Der Beifall artete in ein Toben aus. Von diesem Abend an war Herr Ephraim Häring ein gemachter Mann. Das mußte er sich sagen, und es kam nun nur darauf an, ob die Konzertagenturen derselben Meinung waren.

Als der kühne Sänger aus dem Künstlerzimmer trat, überschütteten ihn die Spalier bildenden kunsthungrigen Backfischchen von Viehausen mit ihren Huldigungen und es flogen sogar rote Rosen vor seine Füße. Herr Häring kostete Paradieseswonnen aus und seine natürliche Eitelkeit schwelgte in dem Anblick der Vergötterung seines Daseins. Aber dann, als er aus dem Musiktempel hinaus in die herrliche Herbstnacht trat, fühlte er die Lust, die heiße Erregung seiner Sinne und Nerven in der Kühle zu besänftigen. Ein Spaziergang in die Anmut der Landschaft wird dir gut tun, Ephraim! monologisierte er sich hinein. In meinem Körper siedet alles vor Ruhmestrunkenheit und Glück!

So wanderte der von Apollon gesegnete Mann in die Fluren hinaus, die an der Stadtperipherie den Übergang zur waldigen Landschaft bildeten. Der Mond begnadete den Sänger mit seinem sanftesten Silberlächeln und Ephraim Häring dankte es ihm, indem er leise und zärtlich die Schumannsche „Mondnacht" zu dem holden Lächler hinaufsang. Auf einer kleinen Anhöhe blieb Herr Häring stehen und wandte seine Blicke nach dem verträumt daliegenden Viehausen zurück. Einsamkeit schlummerte ringsum, nur die Naturgeister wispelten geheimnisvoll durch die Nacht

Da gewahrte Herr Häring, wie auf der Straße von der Stadt her ein menschlicher Schatten eilig näher kam. Hm — kalkulierte der Sänger, wohl auch ein Viehauser Nachtwandler, den sein zartbesaitetes Gemüt in die Ferne drängt. Aber dann sah er, wie der Schatten plötzlich stehen blieb und sich duckte. Dann spähte sogar sein Kopf hin und her. Zum Überfluß gewahrte Herr Häring jetzt noch einen tüchtigen Stock in der Hand des unheimlichen Schattenmenschen. Da fühlte der Liebling Apollos eine leichte Gänsehaut an seinem Leibe, die er bei den teuren Preisen derartiger Artikel gerne wo abgesetzt hätte. Er war ja nicht gerade furchtsam, aber am Ende war Kriegszeit, die Leute hungerten, die Gegenden waren unsicher, und so lernte Herr Häring nolens volens

Deutsch sein heißt volkstümlich sein!

Eine Laienpredigt von **Dr. Viktor R. v. Geramb.***

Was deutsch sein heißt, ist verschieden beantwortet worden: „Treu sein“ sagt die landläufige Meinung. „Eine Sache um ihrer selbst willen tun“, sagte Richard Wagner. Den Sehnsuchtskampf des Geistes nach der Welt außer dem Diesseits, nach dem „Metaphysischen“ bestehen, sagt mancher neuzeitliche Weltweise.

Deutsch sein heißt aber auch volkstümlich sein und das heißt es buchstäblich. Und diese Erklärung gibt uns unsere Muttersprache selbst.

Das Wort „deutsch“ kommt vom althochdeutschen diutisk, besteht also aus der Stammsilbe diut- und der Anhängesilbe -isk. Letztere ist unser isch z. B. in höfisch, närrisch, kindisch. Die Stammsilbe diut- ist von diot abzuleiten und heißt „Volk“. Sie findet sich auch in unseren germanischen Personennamen, z. B.: Diet-rich, d. h. der „Volkreiche“. Sowie nun höfisch = hofmäßig, der Art des Hofes entsprechend, närrisch = narrenmäßig, der Art des Narren entsprechend und kindisch = kindermäßig, der Art des Kindes entsprechend bedeutet, so bedeutet also diutisk ganz buchstäblich: völk-isch = volksmäßig, der Ar- des Volkes entsprechend, also volkstümlich.

Das Wort findet sich zuerst im Jahre 787 (also unter Karl d. Gr.), und zwar in der lateinischen Form teodiscus. Es wird dort mit einem leicht barbarischen Beigeschmack für die Sprache der östlichen, deutsch redenden Untertanen des großen Karl verwendet im Gegensatz zur vornehmen lateinischen Hof-, Kirchen- und Gelehrtensprache, aber auch im Gegensatz zur Sprache der westlichen Untertanen des Kaisers, die sich von ihrer alten Muttersprache losgesagt und die romanische Sprache, aus der bekanntlich das heutige französisch entstanden ist, angenommen hatten. — Das klingt nun zunächst recht trocken und gelehrt. — Und doch! Was liegt nicht schon alles in diesem schlichten, alten Wort diutisk! Nicht mehr und nicht weniger als das Um und Auf vom Wesen unseres Volkes und nicht mehr und weniger als der Weg zur Rettung oder zum Untergang unseres Volkstumes!

Keiner hat das so tief erfaßt und keiner hat daraus mit so wahrhaft heiliger Begeisterung die gewaltigsten, tiefsten und wohl auch kühnsten — vielleicht allzukühnsten Schlüsse gezogen als wie unser großer Johann Gottlieb Fichte. Fichte, der auf der Tatsache, daß die östlichen

---

* Diese Abhandlung ist ein wenig veränderter Auszug aus einem Teil eines Vortrages „Vom deutschen Wesen“, den ich im Jänner d. J. im Verein für Heimatschutz gehalten habe. Die Veranlassung zu diesem Vortrage hatte u. a. ein Aufruf des hochverdienten Herausgebers der nicht genug zu empfehlenden bayrischen Heimatzeitschrift „Deutsche Gaue“ (Kaufbeuern), Herr Kurat Chr. Frank gegeben, aus dessen prächtigen „Weistümern der Heimat“ (Sonderheft der „Deutschen Gaue“ 1917) viele Anregungen und Gedanken geschöpft wurden.

Der eine kam von links, der andere von rechts dahergesaust, als wären sie gleichzeitig von zwei verschiedenen Kanonen abgeschossen worden.

Luft! Luft! ächzte der hartbedrängte Sänger. Die Unholde holen mich ein! O hätt' ich Odins Roß, dann wäre ihre Adlerschnelligkeit vergebens! Weh! mein junges Leben, mein Gold im Halse! Die Kerle verstehen sich auf deu Kehlschnitt sicherlich besser als der beste Halsspezialist.

Plumps — da lag er im Sumpf. Kalt klatschte es an seinen Leib hinauf, das Schilf kitzelte ihm um die Ohren, er fühlte, wie sein Kopf dampfte, und sah Irrlichter über das Wasser huschen. Aber er hatte doch noch soviel Bewußtsein, um nach seinen Verfolgern zu spähen.

Richtig — da huschten sie heran: eins — zwei! Er hörte, wie sie durch das Schilf rauschten, hörte das Klatschen des Wassers und sah die Knüppel im Mondlicht gleißen. Mit der letzten Kraft wilder Verzweiflung krabbelte Herr Häring aus dem Tümpel heraus und rettete sich auf trockenen Boden. Rasend wie ein angeschossener Eber hetzte er wieder in den Wald, stolperte fünfmal über heimtückisches Wurzelwerk, schlug sich durch die Büsche, kam ins Freie, sah den Lichterglanz von Viehausen, jagte darauf los, übersprang sieben Hecken und zwölf Gräben, um endlich vor dem dreizehnten — ausgerechnet liegen zu bleiben.

Vor seinen Augen flimmerte es. Noch einmal wollte er sich erheben — da sah er die abgehetzten Gesichter der beiden Verfolger über sich. Gebetworte fand er nicht mehr, er gurgelte nur unartikulierte Laute in sich hinein. Sein himmelreiner Tenor hatte sich zu einer topfscherbenhaften Heiserkeit entwürdigt.

Flehenden Auges sah er zu den glühenden Gesichtern empor, die sich jetzt über ihn beugten. Im nächsten Augenblick glaubte er das göttliche Signal zum Abflug seiner schönen Sängerseele ins Jenseits zu vernehmen.

Da hörte er plötzlich den einen der unheimlichen Mordgesellen atemlos sagen: „Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle, Konzertagentur Isidor Wolf."

Und im nu schnaubte der andere wild in sein Ohr hinein: „Konzertagentur Siegfried Goldstein! Ich möcht' für Sie abschließen mit fünfzehn Konzerte."

„Ich für zwanzig!" fauchte geschäftshungrig der Wolf.

Dann besahen sich beide Verfolger wehmütig ihre zerfetzten Hosen.

Herr Goldstein aber warf einen melancholischen Blick auf den völlig erschöpften, jetzt aber glückselig lächelnden Tenor und quälte dann schüchtern die Frage heraus: „Entschuldigen schon, Herr von Häring — aber — sagen Sie mir nur — gehen Sie denn immer nach einem Konzert so umständlich nach Haus?"

bläser", Rosegger „Waldheimat") und bei unseren Kleinsten (Volkslied, Kinderlied und Kindermärchen). Und gerade auf diese letzteren kommt es uns an. „Ich laß es mir nicht nehmen", sage ich wieder mit Goltz, „nur ein Menschendasein, das so gelebt wird, wie es im deutschen Märchen geschieht; nur eine Welt, in welcher die Menschen so arbeiten und sorgen, so fromm, so herzenseinfältig und zugleich so mutterwitzig, so munter und schwermütig, so närrisch und gescheut, so lebensneugierig und doch ihren Lebensgewohnheiten so getreu; — nur eine Welt, in welcher die Menschen das Kleinste und das Größeste so grüblerisch und doch so gläubig überdichten und überdenken: das ist die Welt nach dem Willen Gottes und der Natur. Diese Märchenmenschen verwirklichen das segensreichste Leben, die wahrhaftigste Menschlichkeit!" —

In der schönen landschaftshistorischen Monographie „Villa" von Rudolf Borchardt, einem ganz modernen Dichter, zeigte mir kürzlich ein Freund die Stelle, in der es heißt: „Die deutsche Empfindung ist die eines Individuums für sich, ganz auf Freiheit und Sehnsucht gestellt, Gemeingut der Hohen und der Niederen, dem Müllerburschen so eigen wie dem Herrn des Lusthauses und des Luftschiffes, ins Volksmärchen und Volkslied so lauter und mächtig einströmend wie in die gedrängte Herzenspracht einer goethischen Strophe." — Mit anderen, alltäglicheren Worten: ganz oben und ganz unten, bei den höchstgebildeten und bei den ganz unverbildeten Schichten unseres Volkes bricht sich das deutsche Wesen immer wieder seinen Weg. „Der Volksgeist", sagt W. H. Riehl, „ist nicht etwa ein nebliges Gespenst, über das man gut Worte machen kann, weil es doch niemand gesehen; er läßt sich vielmehr immer noch leibhaftig zitieren, wenn einer nur die rechte Beschwörungsformel weiß." Diese Beschwörungsformel aber besteht in einem einzigen Wörtlein und das heißt „deutsch!" — — Deutsch — diutisk — volkstümlich — der Art des Volkes entsprechend. Steigen wir nun hinab zum Volksmärchen und Volkslied, werden wir wieder volkstümlich, suchen wir Gebildete wieder den Weg ins Volk, dann werden wir schon die Gründe finden, auf denen sich das deutsche Wesen noch auslebt und ausleben darf. Könnte ich nur erzählen, und wahrlich — wenn es der Raum gestatten würde — ich könnte es stundenlang — könnte ich nur erzählen und schildern, in wieviel tausend Anregungen und prachtvollen Bildern sich mir der wahre Volksgeist mit überzeugendster Innigkeit äußert, wenn ich auf meinen Studienfahrten oft stundenlang mit richtigen, stadtfernen alten steirischen Bauern beisammen sitzen und ihren Reden lauschen darf. Ihren Reden, die eine ganz andere Welt auftun als die, in der wir leben, ihren Reden, die einen Reichtum des Wortschatzes und eine in jahrhundertlanger Entwicklung erwachsene Kultur auftun, von der die meisten, ja

Deutschen im Gegensatz zu den Franken und Angelsachsen ihre alte ursprüngliche Muttersprache treu festgehalten und fortentwickelt haben und also in ihrem ganzen Denken volkstümlich geblieben sind, sein ganzes, riesenhaft gewaltiges Gedankengebäude seiner „Reden an die deutsche Nation" aufgebaut hat. Fichte, der in der Entfremdung der gebildeten Schichten einer Nation von der Unterschicht, vom eigentlichen „Volk" (vulgus), die größte Gefahr für den Bestand eines Volkstums erkannt hat. Man mag über den Fichteschen Gedankenbau — der mir in seiner ragenden Höhe wie ein kühner gotischer Dom erscheint — denken, wie man will. Der Größe dieser Reden, die den alten Goethe zu höchster Begeisterung hingerissen haben, wird sich doch niemand verschließen können, der sie mit Verständnis gelesen hat. Sie sind und bleiben das Hohelied aufs deutsche Volkstum, das größte und stolzeste, was je über uns Deutsche gesagt worden ist.

Das, was für unsere Betrachtung das Wichtigste aus Fichtes Reden ist, das ist die Betonung der Vorherrschaft des „Gemütes" bei den Deutschen, für das die andern Völker nicht einmal ein eigenes Wort haben. Auch die modernste Völkerpsychologie sieht gerade im Gemüt eine der betontesten Eigenarten des deutschen Wesens. „Die mit ‚Mut' zusammengereimten Worte", sagt der alte Schriftsteller Bogumil Goltz, „könnten diejenigen, die nicht recht wissen, was sie mit dem Begriff ‚Gemüt' anfangen sollen, überzeugen, daß der deutsche Mensch in seiner Wortbildung die Geschichten seiner Seele und seines Geistes niedergelegt hat. Nur ein abstrakter Verstandesmensch kann meinen, daß in Worten wie Anmut, Unmut, Wehmut, Wankelmut, Demut, Mißmut, Gleichmut, Übermut, Schwermut, Großmut, Hochmut, Langmut, Kleinmut, zumuten, anmuten, vermuten, sein Mütchen kühlen und endlich im alles dies umfassenden Gemüt und der davon abgeleiteten Gemütlichkeit, daß in all diesen Worten nichts weiter als ein Wortspiel enthalten sei!" — Vielmehr zeigen sie alle klar und deutlich, wieviel dem Deutschen eben an seinem „muote", an seinem Gemüte, an seiner Seelen- und Herzensbildung gelegen war und mit wieviel Nachdrücklichkeit er jene Begriffe entwickelt hat. Und welch ein helles Licht leuchtet uns aus der Tatsache daß er den Begriff der Seligkeit „nicht etwa aus dem schulgelahrten Geiste, sondern eben aus der Seele gebildet hat!" — Fürwahr, vom deutschen Wesen reden, heißt nichts anderes, als vom deutschen Gemüte reden. Allein — wo finden wir das heute noch? — Wo hat jene „stille Kammer" des deutschen Gemütes noch Platz in all der Unrast und all dem undeutsch gewordenen Getriebe unseres mechanisierten Lebens? So ganz rein finden wir es eigentlich nirgends als nur bei unseren Größten (Goethe „Hermann und Dorothea", Schiller „Lied von der Glocke", Claudius, Ludwig Richter, Mörike, Detlev v. Liliencron „Turm-

unsere nationale Schutzarbeit, aller Grenzschutz, alle Südmark- und alle Schulvereinsarbeit sind vollständig nutzlos, wenn wir so weiter unvolkstümlich werden und bleiben, wie wir es bereits geworden sind. Ich finde kein anderes Wort und kann nur sagen: Es ist zum Verzweifeln wie in dieser Richtung von den gebildeten Schichten unseres Volkes und gerade auch von denen, die sich für besonders national halten, gesündigt wird. Ich gebe gerne zu — unbewußt; aber das mildert die Wirkung leider nicht.

In diesem Abstandnehmen vom gemeinen Volk, in diesem Sichunverständlichmachen, wie es so viele unserer Professoren und noch mehr unsere Journalisten, wie es unsere preziösen Dichter und Schriftsteller so gern tun, in diesem Sichschämen für volksgleich gehalten zu werden, in diesem Zirkelbilden, in diesem naserümpfenden Sichabschließen vom Bauern- und Arbeiterstand, wie es vielfach unser Adel tat, aber ganz ebenso und sehr oft noch mehr unser Bürgerstand tut, wie es fast berufsmäßig unser gesamter Offiziersstand und wie es nicht zuletzt unsere deutschnationale Studentenschaft — ich bitte, ich darf dies sagen, denn ich gehöre ihr selbst an — wie es mit einem Worte alle unsere Gebildeten tun, darin liegt eine hundertmal größere Gefahr für unser Volkstum, als in allen unseren windischen Grenzsiedlern zusammengenommen. Denn die feindliche Arbeit dieser sieht man, das Zersetzen und Zusammenbrechen des Volkstums in uns selbst sehen wir nicht! Wir sehen es nicht nur nicht, sondern wir vergrößern es noch unbewußt selbst dadurch, daß wir sehr, sehr häufig als Verteidiger des deutschen Volkstums Männer walten lassen, die es gar nicht wagen, volkstümlich zu sein oder es auf eine Weise tun, daß jeder lachen oder eigentlich weinen muß, der das Volk wirklich kennt. Männer, welche sich schämen würden, wenn das Volk sie für seinesgleichen nähme, aber trotzdem nicht ermüden, im „Namen des Volkes“ zu reden, Männer, welche stets „Deutsch“ im Munde führen, aber jede Warnung für das Deutschtum als Hochverrat verschreien. Wir sind hier in ähnlicher Lage wie 1808. Johann Gottlieb Fichte wandte sich auch damals in schärfster Form gegen das Sichüberheben und Vornehmtun: „Das Vornehmtun,“ sagt er, „gleich als ob es eine Grundseuche des germanischen Stammes wäre, fällt auch im Mutterlande den Deutschen an, falls er nicht durch hohen Ernst dagegen gerüstet ist. Auch unseren Ohren tönt gar leicht römischer Laut vornehm, auch unseren Augen erscheint römische Sitte edler, dagegen das Deutsche gemein. Und da wir es nicht wie die Franken und Angelsachsen aus der ersten Hand empfangen können, so lassen wir es uns auch durch den Zwischenhandel der neuen Römer recht wohl gefallen. Solange wir deutsch sind, erscheinen wir als Leute, wie andere auch; wenn wir aber halb oder auch über die Hälfte un-

die allermeisten keine Ahnung haben. Da, und nicht in den Theater-Wodansgestalten und nicht in den Bier-Germanenhallen, da bei diesen Bergbauern öffnet sich einem ein Blick in die Urwaldtiefen Germaniens und in die Tiefen der Volksseele, von denen die allermeisten, auch unserer Allernationalsten, keinen Begriff haben. „Der Baum wächst von unten hinauf; veredelte Stämme pflanzen sich nicht wieder veredelt fort; man muß bei ihren Abkömmlingen ebensogut wieder in der Baumschule anfangen. Im Volk oder gemeinen Mann artet die Urkraft des Volkes nach," sagt Vater Jahn. „Sie dünken sich, zu den Besseren zu gehören, indes der wahrhaft Gebildete gar niemals einen Besseren sich nennt, sonst wäre er nicht wahrhaft gebildet." „Er will" — spricht Fichte — „er will eins sein mit seinem Volke, verschmolzen mit ihm zum gemeinsamen Leben oder Tod, Sieg oder Untergang. Dies ist seine Liebe zu seinem Volke, zuvörderst achtend, vertrauend, desselben sich freuend, mit der Abstammung daraus sich ehrend. Sodann tätig, wirksam, sich aufopfernd für das Volk." „In deutschen Landen ist die Bildung und Kultur vom Volk ausgegangen und jede Lebenssache müßte wieder ans Volk gebracht werden. Nicht sollen also die Gebildeten eine besondere Menschenart darstellen wollen; das ist Verwelschung! Sich unverständlich machen und sich schämen, vom Volk für volksgleich gehalten zu werden, das ist Verwelschung! Deutsch sein heißt volkstümlich sein." „Wollt ihr deutsch sein, so müßt ihr volksmäßig denken, im wahren deutschen Volksgeist die Gegenstände auffassen!" — Mit all diesen prächtigen Worten, die sich jeder Deutsche tief ins Herz schreiben müßte, stehen wir wieder bei Fichte und gleichzeitig auch bei einer der von ihm gewonnenen Hauptthesen, bei jener These, die die furchtbare Gefahr der Entfremdung zwischen den Schichten eines und desselben Volkes beleuchtet. Es ist mir tatsächlich vollständig unverständlich, wieso man gerade diese Gefahr in der ganzen Zeit der nationalen Bewegung fast ganz übersehen konnte. Als ob ein so gewaltiger Geist wie Fichte gar nie gelebt hätte. Und als ob seit ihm Männer wie Jahn und Wilhelm Heinrich Riehl und Rosegger nicht gelebt und rastlos gewirkt hätten. Darin, einzig und allein darin liegt der Schlüssel zum Verderben, aber auch zur Rettung unseres gesamten Volkstums. Dieses Volksfremd-, dieses Unvolkstümlich-, dieses Un-diutisk-, also im buchstäblichen Sinne Undeutsch-Sein, an dem wir Gebildeten alle mitsammen bis in die Seele hinein kranken, das ist die allergrößte, die allerbedeutendste Gefahr für unser Volkstum! Ich bitte — und da richte ich mich ganz besonders an die nationalen Politiker — ich bitte, glauben Sie es mir und vertrauen Sie nur soviel unserer ehrlichen volkskundlichen Arbeit — glauben Sie es mir, daß es mir vollster Ernst ist, wenn ich behaupte: Alle

wir uns unter anderen Völkern verlieren durch Selbstmord des eigenen Volkstums. Wir würden verstäuben oder verfließen in der Welt, wenn wir unser Wesen verdünnen lassen.

Es läßt sich in wenigen Sätzen aussprechen, was aus dem Gesagten für uns deutsche Steirer als nationale Pflicht erwächst:

Bleiben wir deutsche Steirer in allen unseren Sitten und Bräuchen, in all unserer Gemütlichkeit und Kraft und in all unserem Tun und Handeln.

Pflegen wir mit aller Liebe unser heimisches Volkstum in all seinen Kulturäußerungen und hüten wir es vor schädlichen fremden Einflüssen.

Durchwandern wir immer und immer wieder mit aller Liebe und offenem Auge unsere heimatlichen Berge und Gräben und suchen wir in Schloß und Hütte, in Palast und Arbeiterwohnung, im Kloster, Pfarrhaus und Bauernhaus unser Volk wirklich kennen zu lernen. Setzen wir uns hinweg über alle Standes- und Augenblicksinteressen und sagen wir uns täglich dreimal vor: „Deutsch sein heißt volkstümlich sein!“

Das Recht zu streiken.

(Geschrieben nach dem Streik in Österreich, zu Beginn des Streiks im Deutschen Reich.)

Im Frieden zwang der Staat jemanden nur ausnahmsweise zur Arbeit; er erkannte ein heiliges Menschenrecht auf Nichtstun an, von dem gleicherweise Millionäre wie Landstreicher Gebrauch machten. Die Staatsgewalt schritt bloß dann ein, wenn durch Müßiggang ein Paragraph des Strafgesetzes ins Wanken kam.

Eine Arbeitsniederlegung im großen, die einen Betrieb zum Stillstand zu bringen bezweckte, erhielt den sachlichen Namen „Streik“. Als unsere Fabrikler noch nicht so gelehrt waren wie heute, sprachen sie vom „Stricken“, und mir erklärte seinerzeit ein Eisendreher, man sage „stricken“, weil man seiner gewohnten Beschäftigung fernbleibe und dafür daheim Hausarbeiten, sonderlich Strickereien mache . . . Derartige laienhafte politische Sprachstudien gehören aber einer längstvergangenen Epoche an. Gegenwärtig ist das Streikrecht ausgebaut und ausgedehnt wie nur irgendeines. In Gesetzbüchern steht darüber nicht allzuviel, umsomehr in den Köpfen des Proletariats. Dieses behauptet sogar, Streikende seien befugt, Arbeitswillige — sogenannte „Streikbrecher“ — auch mit Gewalt zum Feiern zu zwingen. Der Staat ist allerdings anderer Ansicht, aber als Kaiser Wilhelm eine Zuchthausvorlage gegen den Terror von Streikenden in Aussicht stellte, brauste ein Entrüstungssturm durch

deutsch reden und abstechende Sitten und Kleidung an uns tragen, die gar weit herzukommen scheinen, so dünken wir uns vornehm; der Gipfel unseres Triumphes aber ist es, wenn man uns gar nicht mehr für Deutsche, sondern etwa für Franzosen, Engländer oder Amerikaner hält, je nachdem nun einer von diesen gerade Mode ist!" — Dieses Sich-überheben und Vornehmtun hat es allein auf dem Gewissen, daß geistige Bildung und Volk heute jedes seinen besonderen Gang geht, daß die Bildung dem Volk unverständlich wurde und das Volk für die Gebildeten verloren ging; es hilft sich nun selbst in seinen sozialdemokratischen Organisationen, und jene, die sich als geistig Führende ausgeben, sind nicht mehr des Volkes führende Geister; sie haben die Verbindung mit der im Volke lebenden Kraft größtenteils verloren. — Das sind die großen Gefahren für unser Volkstum, die akuten und die bedenklich chronischen, zu denen man nicht einfach schweigen kann; und jene, welche sie verschweigen, vertuschen oder mit schönen Worten darum herumgehen, sind unsere Freunde nicht. — Lesen Sie, ich bitte Sie, einmal 20 bis 30 Briefe hintereinander aus dem Mittel- und Arbeiterstand. Bei jedem immer und immer wieder das quälende Bemühen, nur um Gottes-willen ja nicht so zu schreiben wie das Volk redet. Vollständig un-verständliche Zeitungs- und Amts- und Kaufmannsstil-Phrasen werden da in heißestem Bemühen nachgedrechselt, nur daß man um Gotteswillen ja nicht volkstümlich erscheine. Das wäre das größte Unglück! Erkennen Sie da, wie recht Fichte hat, wie deutlich es sich da zeigt, daß der Lebensquell, die lebendige Kraft der Sprache, abgebunden wird, weil man in Bildern zu reden sich bemüht, die man nicht versteht, wie da mühsam sich ein totes, wertloses Scheinleben gebiert, und wie diese Mißgeburt zersetzend und zerstörend auf die ganze Wesenheit und Eigen-art des Volkstums wirkt als ein fressendes Gift! Erkennen Sie nur an diesem einen Beispiel, was alles in dem Satze liegt: Deutsch sein heißt volkstümlich sein und wie sehr wir alle diesem Satze entgegen-handeln!

*
* *

Es ist unendlich viel Blut geflossen, Blut unserer Besten, ja, ge-rade *unserer* Besten! Lassen wir all dies Blut nicht *umsonst* ge-flossen sein. Lassen wir nach diesem herrlichen Bestehen gegen äußere Feinde uns von den inneren nicht unterkriegen und reißen wir uns *endlich* empor, all diesen Wust von fremden Dunst und fremden Tand abzuschütteln. Wir brauchen keine fremden Hofmeister, und der Deutsche, der einer Welt von Feinden siegreich standgehalten, soll kein Affe sein und kein Papagei!

Wir würden versinken und die deutsche Weltzeit mit uns, wenn

gehenden Arbeitszwang, doch ihn überall gegen Arbeitsunlustige geltend zu machen, dazu .... Es fällt auf, daß die größten Streike gerade mit aller Wucht einsetzen, da Rußland Frieden schließen muß. Und diese Streiks erreichten bisher nichts anderes als die Neubelebung des kriegerischen Geistes in Petersburg und eine moralische Stärkung aller unserer anderen Gegner. Strebten daher die Streiks wirklich einen beschleunigten Friedensschluß an, so erreichten sie tatsächlich das Gegenteil. Der einfache Arbeiter vermag dies nicht zu durchschauen, er sieht nicht einmal ein, daß die Minderversorgung der Heere mit dem notwendigen Bedarf so und so vielen tausenden Genossen an der Front Leben oder Gesundheit kostet. Die Arbeiterführer wissen dies sehr wohl, doch hüten sie sich aus verschiedentlichen Gründen, es den breiten Massen klar zu machen. Und die parlamentarischen Arbeiterführer waren es vielleicht wirklich nicht, welche die Streiks anordneten und leiteten — die arischen Führer der Sozialdemokraten waren es fast bestimmt nicht, die gegen die eigenen Volksgenossen im Felde wirkten, aber vermutlich waren es die jüdischen Häuptlinge, welche mit den russischen Machthabern stammes- und blutsverwandt sind. Ihnen sollen unsere gutgläubigen Proletarier die Kastanien aus dem Feuer holen! Wer kennt denn den bedeutungsvollen Satz des jüdischen Geschichtsschreibers Grätz: „Die Revolution ist der Stern Judas“?

Unsere Regierung verabsäumte es, die staatsgefährliche Bewegung im Keim zu ersticken und das Sprichwort zu verwirklichen: „Wer nicht arbeitet, der braucht auch nicht essen“.

Der Fabrikler ist heute einflußreich wie nie zuvor. In seinen Reihen findet sich infolge der vielen Enthebungen zugunsten der Industrie noch eine Übermenge von gesunden und kräftigen Elementen, wohingegen das arische Bürgertum und die Landwirtschaft im erhöhten Maße unmittelbar Kriegsdienste leisten. Diese Kräfteverschiebung im Hinterland beuten die Proletarier rücksichtslos für ihre Sonderzwecke aus. Der angekündigte Generalstreik in Deutschland ist noch nicht abgeschlossen, nach wie vor bedroht er unsere Fronten im Rücken und niemand kann sagen, wie die gefährliche Bewegung enden wird. Wir können nur hoffen, daß unsere irregeleiteten Arbeiter noch rechtzeitig zur Vernunft kommen — zur Vernunft gebracht werden, um wenigstens das allergrößte Unheil zu verhüten.

Endlich wird auch der Friede wieder kommen, so oder so, ein guter, der das Leben lohnt, falls wir aushalten, ein schlimmer voll Elend und Erniedrigung, wenn unsere Streiks die Wirbelsäule der Mittelmächte brechen. Man braucht sich nicht gerade einzubilden, ein Neunmalweiser zu sein, um prophezeien zu dürfen, daß das Fabriksproletariat auch im Frieden mit seiner Streikwaffe rücksichtslos hantieren wird, um der

die Reihen der Fabrikler. Eigentlich focht der Kaiser ja nur für die persönliche Freiheit des einzelnen, und diese persönliche Freiheit ist angeblich den Sozialdemokraten am teuersten; freilich nur dann, wenn sie dabei selbst gewinnen, nicht etwa ihre Gegner.

Tatsächlich ist die organisierte Arbeitseinstellung ein wirksames und auch anerkanntes Mittel im wirtschaftlichen Kampf, um den empfindlichsten Druck auf Unternehmer auszuüben. Selbstverständlich streikt man nur, wenn ein Betrieb reichlich mit Aufträgen versehen ist. Da zwingt man den Arbeitsgeber am leichtesten, in Lohnfragen und dergleichen nachzugeben. Herrscht Arbeitsmangel, so nützt das Kapital seinerseits die Gelegenheit, die Ansprüche seiner Angestellten zu beschneiden. Wer sich dagegen auflehnt, der wird ausgesperrt. So ist der Streik eine Waffe der Arbeiter während eines wirtschaftlichen Aufschwunges, die Aussperrung ein Kampfmittel in der Hand der Unternehmer bei Arbeitsmangel. Dagegen läßt sich weiter nichts einwenden, und bei Streiken stand die bürgerliche Gesellschaft in der Regel, soweit sie dabei nicht selbst materiell interessiert war, auf seiten der Feiernden. Mancher Streik kam freilich letzten Endes dem Großkapital zugute, das länger aushielt als mit ihm konkurrierende Kleinbetriebe, die zusammenbrachen.

Anders liegen die Verhältnisse, wenn die Arbeiter durch Arbeitseinstellungen nicht mehr wirtschaftliche, sondern p o l i t i s c h e Vorteile herauszupressen sich anschicken. Die Fabrikler machen noch bei weitem nicht die Mehrheit der Bevölkerung aus und wenn sie durch Streiks Vorstöße machen, um etwas politisch durchzusetzen, was sie auf verfassungsmäßigem Wege nicht zu erreichen vermögen, dann übt eben eine Minorität eine Erpressung an der Majorität aus; der Terror ist da. Und gegen einen solchen Terrorismus sollten alle nichtsozialdemokratischen Parteien, welcher Richtung immer sie angehören, einheitlich und tatkräftig Stellung nehmen. Wenn dies nicht geschieht, so hat das seine Ursache in der Zerfahrenheit der bürgerlichen Parteien, in ihrem Mangel an einer guten und verständigen Organisation. Deshalb konnte man schon oft im Frieden beobachten, daß eine proletarische Minderheit im Staate der bürgerlichen und ländlichen Mehrheit einseitig ihren Willen aufdrängte.

Wieder anders liegen die Verhältnisse im K r i e g e. Der große Krieg stellte an uns die uralte Frage: „Sein oder Nichtsein". Bebel erkannte zwar, daß bei allen verlorenen Kriegen das Proletariat der Hauptleidtragende sei, doch diese Erkenntnis drang nicht in die breite Masse, und deren Führer verschließen sich ihr aus parteipolitischen Gründen. Nur so ist es möglich, daß in den Mittelmächten während des Krieges Streiks die Schlagfertigkeit der Armeen in Frage stellen, am liebsten in Momenten, wo wir wenigstens einem Sonderfrieden näher scheinen als jemals. Zwar gibt es in Kriegszeiten auch bei uns einen recht weit-

die man ihm übel genug vergilt. Sollte sich das frivole Spiel auch im Frieden fortsetzen, ihn zu bedrücken, politisch und wirtschaftlich zu entrechten, dann heraus mit dem Streik der Ackerbauern und Viehzüchter!

Im Kriege gab die Landwirtschaft allen Anfeindungen zum Trotz ihr Bestes und wird es weiter bis zu einem guten Ende geben, aber auch im Frieden wird sie sich ihrer Bedeutung für Staat und Volk bewußter sein müssen.

Wie sagte Bismarck? „Wählen wir Männer von unserem Fleisch und Blut und setzen wir der Gesetzmacherei ohne Halm und Ar den Kriegsruf entgegen: Für Halm und Ar!"

Landwirte, vereinigt und ermannt Euch, vergeßt nicht des Rechtes zu streiken! B. E. S.

Großstadtkinder auf dem Lande.

Seinerzeit hat auch der Heimgarten davon gesprochen, wie wünschenswert es sei, wenn besonders jetzt im Kriege arme Stadtkinder auf dem Lande bei Bauern und Gewerbsleuten Aufnahme finden könnten. Es ist das bei uns vielfach geschehen. Aber noch energischer hat man im Deutschen Reiche diese wichtige Sache betrieben, und zwar größtenteils mit bestem Erfolg. Teils freilich hat die Geschichte nicht klappen wollen.

Wie die Sache dort gemacht wurde, das haben mehrere Pädagogen der Zeitschrift „Das Land" geschrieben. Wir drucken die Berichte, die wohl auch für unsere Verhältnisse stimmen, hier ab, um es nächstens nachzumachen, unter Umständen besser zu machen. Denn es ist nicht so einfach, Stadtkinder so herzurichten, daß sie für die Bauernschaft passen, anderseits die Landleute so zu belehren, daß sie die kleinen armen Stadtfrüchteln nicht völlig mißverstehen.

Eines der Schreiben lautet so:

„Es ist eine schwierige Sache, Großstadtkinder in ländliche Verhältnisse zu stellen und umgekehrt, die Landbewohner auf einen guten Fuß mit den Großstadtkindern zu bringen. Beide Teile, Großstadt und Land, sind sich in den letzten Jahrzehnten fremder und fremder geworden. Der Großstädter rümpft gern die Nase über den dummen Bauern und fühlt sich in jeder Weise über ihn erhaben. Der Bauer weiß das und kennt auch seinerseits nicht immer den Städter von der rechten Seite. Es gibt aber auch in der Stadt Ungezählte, die ihre Hochachtung vor dem Bauern und seiner Arbeit nicht verloren haben, doch wie es so geht im Leben, richtet sich das Urteil nach wenigen Einzelheiten oder einigen Beispielen, die kraß hervortreten, und da ist es in

Volksmehrheit den Willen einer industriellen Minderheit aufzudrängen. Und es wird ihm gelingen, falls nicht die Bürger und die Bauern Gegenmaßregeln ergreifen. Vom Bürgertum, das sich schon zu oft als politisch impotent erwies, ist da nicht besonders viel zu erwarten, doch ein rechtzeitiger Streik von Beamten, Ärzten, Kaufleuten und Handwerkern als Gegenstoß gegen die Sozialdemokratie könnte schon gute Wirkungen tun. Bessere Wirkungen noch ein Streik der Landwirte! Um den Roten zu beweisen, daß sie sich überheben und ihre Bedeutung überschätzen. Der Bauer hat vom roten Zukunftsstaat nichts zu erhoffen, alles zu befürchten. Er würde ihm seinen Besitz rauben und seine Lebensfähigkeit untergraben. Das lehrt heute schon Rußland. Daher müssen sich unsere Landwirte straff organisieren und kleinliche Parteiunterschiede zurückstellen. Dann wird die „Übermacht" der proletarischen Demagogen sehr, sehr rasch verschwinden. Will das Proletariat seine politischen Erpressungen im Frieden fortsetzen — gut, dann liefern unsere Bauern keinen Liter Milch, kein Kilogramm Fleisch und kein Pfund Fett in die Industrieorte. Die Bauern werden streiken! Warum denn auch nicht? Was dem einen recht, ist dem andern billig. Auf einen groben Klotz, gehört ein grober Keil. Unter diesen Umständen würden auch in Friedenszeiten die Lebensmittelvorräte in den Städten nur zu bald aufgezehrt werden, und dann müssen sich die roten Fahnen senken, die so gern über Massenumzügen flattern, den Schein — aber auch nur den Schein — erweckend, daß die Sozialdemokratie die Macht in Staat und Gesellschaft hat!

„Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!" rollt der Schlachtruf seit einem Menschenalter durch die industrialisierte Welt. Kämpfen wir ihn durch einen bedeutend wirksameren Gegenspruch nieder: „Landwirte, vereinigt Euch!" Laßt Euch nicht einschüchtern und terrorisieren, laßt Euch nicht durch das Getue der Roten schrecken! Macht Euer Recht zu streiken geltend! Schließt Euch eng zusammen und zeigt wieder einmal, daß Pflug und Sense stärker sind, als Rotationsmaschinen und Dynamos!

Das Proletariat singt triumphierend:

„Alle Räder stehen still,
Wenn unser starker Arm es will!"

Stimmt dagegen Euer Siegeslied an, Bauern:

„Alle Mägen bleiben leer,
Geben wir kein Körndl her!"

Räder können, ohne die Allgemeinheit an der Schlagader zu treffen, länger still stehen, als Mägen leer bleiben!

Mehr und Besseres als die anderen Bevölkerungsschichten leistete der Bauernstand im Kriege, mehr als alle anderen brachte er Blutopfer,

Nicht unwichtig ist es auch zu erwähnen, daß die Gruppe eines Dorfes möglichst einheitlich sein soll. Sie soll also, wenn irgend möglich, nicht verschiedenen Schulgattungen, ja vielleicht nicht einmal verschiedenen Schulen angehören, es ist sonst schwer für den Führer, die Einheitlichkeit zu wahren.

Nachdem wir festgestellt hatten, wieviele Kinder untergebracht werden konnten, suchten wir sie unter unseren Schülern aus. Wir richteten uns genau nach den Wünschen der künftigen Pflegeeltern, sowohl was Geschlecht wie Alter der Kinder anbetraf. Nicht vergessen haben wir auch das Bekenntnis. Wir haben von unserer Simultanschule evangelische Kinder nur zu evangelischen Leuten, katholische nur zu Katholiken gebracht.

Wichtig erschien uns auch die Person des Führers; denn von der Stadt aus wurde jeder Gruppe ein besonderer Führer mitgegeben, ein Lehrer oder eine Lehrerin. Wir hatten das Glück, an unserer Schule einen Lehrer zu haben, einen Kriegsbeschädigten, der vom Lande stammt, ländliche Verhältnisse genau kennt und sich mit Liebe in bäuerliche Art und Weise, in die Bedürfnisse und Notwendigkeiten des Landes versenken kann.

Als wir unsererseits die Kinder ausgewählt hatten — die Zustimmung der Eltern hatten wir uns vorläufig schon durch die Kinder bestätigen lassen — luden wir eines Abends alle Mütter zu einem Elternabend ein; es kamen nur Mütter in Betracht, da wir in erster Linie nur Kinder von Kriegsteilnehmern gewählt hatten. An dem Abend sagten wir den Eltern genau, um was es sich handele. Wir erzählten ihnen, daß sie nicht meinen müßten, die Bauern begrüßten nun die Hilfe, die ihnen die Kinder bringen sollten, sehr. Wir verhehlten ihnen nicht, daß die Bauern im allgemeinen nicht besonders vorteilhaft von der Stadt und ihren Bewohnern und auch nicht von den Kindern sprächen, daß die Kinder also große Anstrengungen machen müßten, um sich die Zuneigung und Liebe der Dorfbewohner zu erwerben. Außerdem handele es sich nicht um eine Spielerei und um eine bloße Erholung, um einen Ferienaufenthalt. Die Kinder sollten dem Bauern helfen und ihn in seiner schweren Arbeit unterstützen, natürlich nur nach Möglichkeit ihrer schwachen Kräfte und ihres geringen Könnens, da die Kinder sich erst in ländliche Arbeiten einleben müßten.

Ganz besonders betonten wir, daß die Kinder sich gut betragen müßten, daß sie vor allen Dingen in gewisser Beziehung gut vorbereitet sein müßten, um Aufnahme finden zu können. Da wir über einige besondere Verhältnisse der Kinder nicht genau Bescheid wissen konnten, so sagten wir ganz offen, daß auch nur saubere Kinder in Betracht kommen könnten, daß zum Beispiel Bettnässer vollständig ausgeschieden werden müßten, daß die Kinder sich selbständig an- und ausziehen, waschen und

diesem Falle der Sonntagsausflügler oder der Autofahrer oder der städtische Radler, der das Urteil des Bauern beeinflußt hat, dazu der städtische Protz, der Sonntags auf die Dörfer zieht und die Stadt in den Augen der Landleute herabwürdigt. Wenn also Stadt und Land miteinander in Verbindung gebracht werden sollen, so ist es in erster Linie notwendig, die Vorurteile gegenseitig zu zerstreuen und zu begraben, sie wenigstens in den Hintergrund stellen zu helfen, um einen Versuch zu wagen.

Dieser Schwierigkeiten waren wir uns wohl bewußt, als wir darangingen, von unserer Stadtschule in Frankfurt a. M. eine Gruppe Kinder auszusondern und sie aufs Land zu bringen. Wir haben es absichtlich nicht so gemacht, wie es an vielen Stellen geschah, und rein amtliche, aktenmäßige Verhandlungen führten. Wer selber vom Lande ist und ländliche Verhältnisse genau kennt, der weiß, daß man den Bauern auf andere Weise auf seine Seite ziehen muß.

Nun ist an unserer Schule ein Lehrer, der aus einem Dorfe stammt, das für die Unterbringung von Kindern in Betracht kam. Er setzte sich mit seinen Verwandten und Bekannten, wozu auch der Bürgermeister gehörte, mit den angesehendsten Bewohnern des Ortes, unter ihnen vor allen Dingen auch Pfarrer und Lehrer, in Verbindung, schriftlich und mündlich. Er sagte den Leuten, sie täten ein gutes Werk, es sei eine Tat christlicher Liebe, wenn sie die Kinder aufnähmen; es seien doch auch kleine Menschenkinder, die in dieser schweren Zeit durchgebracht werden müßten, um nicht Schaden an Leib und Seele zu nehmen. Gewiß seien die städtischen Kinder eigenartig, sie seien vorwitzig, etwas neugierig, eilfertig mit dem Munde, vorlaut nach dem Begriffe des Bauern, sie putzten sich gern, wie das in der Stadt üblich sei, aber, so sagte er ihnen, im Grunde genommen seien sie nicht schlecht. Es liege alles in der Eigenart der städtischen Verhältnisse begründet, und, meinte er, da er selber lange Jahre diese Kinder unterrichtet habe, so kenne er sie gut, würde auch dafür sorgen, daß nur gute und brave Kinder gebracht würden.

Daraufhin erklärte sich eine ganze Reihe von Familien bereit, Mädchen oder Knaben zu nehmen.

Sehr wichtig ist auch die Auswahl der Kinder. Wir haben schon erwähnt, daß die Wünsche der Pflegeeltern durchaus berücksichtigt werden müssen, aber auch die Schule soll vorsichtig sein in der Auswahl. Die Kinder haben auf dem Lande viel größere Freiheit, sie müssen deshalb von starkem Willen und, soweit man das von einem Kinde verlangen kann, innerlich gefestigt sein. Sie müssen willig und entgegenkommend, stets dienstbereit und höflich sein. Nur solche Kinder, die in ihrem Betragen durchaus einwandfrei sind, dürfen von der Schule fortgeschickt werden. Vor allen Dingen muß die Schule auch beurteilen, ob das Kind nicht vielleicht zu große Ansprüche macht.

Durch diese vielleicht zu streng erscheinenden Vorschriften wollten wir die Wurzel von Unannehmlichkeiten verhüten und zugleich erreichen, daß die Entscheidung auch dieser Sache der Schule oder dem Gruppenführer bleibt. Es hat sich gezeigt, daß unsere Bedingungen nicht zu streng waren. Erst allmählich kann sich bei den gespannten Verhältnissen zwischen Stadt und Land das Mißtrauen des Landbewohners, der ja an und für sich leichter zum Mißtrauen neigt, legen. Es hat bei einigen Familien länger gedauert als bei anderen, aber jetzt ist das Mißtrauen gegen die Kinder und ihre Eltern bei unserer Gruppe verschwunden. Es hat sich bei allen ein schönes Verhältnis zwischen der städtischen und der ländlichen Familie herausgebildet. Als ich kürzlich einen mehrtägigen Besuch auf dem Dorfe machte, und alle Pflegeeltern und Kinder besuchte und mich genau erkundigte, da konnte ich manch schönes Wort hören. Eine Frau sagte mir: „Wir wollen schon dafür sorgen, daß unsere Elli (das Kind aus der Stadt) nächsten Winter keine Not leiden soll.“ Eine andere Frau meinte: „Ich mag gar nicht daran denken, wenn uns unsere Elfriede im nächsten Herbst wieder verlassen soll; so haben wir uns an das Kind gewöhnt.“ Eine dritte äußerte: „Aber wenn ich etwas wünsche, so ist es, daß wir unsere Marie im nächsten Jahre wiederbekommen.“ Und so konnte ich überall feststellen, daß das gegenseitige Gewöhnen durchaus vollkommen war.

Ähnlich erging es übrigens den Knaben. Ein Junge von 12 Jahren, der in ganz kurzer Zeit gelernt hatte, mit den Ochsen zu kutschieren und schon fuhr „wie ein Alter“, erklärte mir, er möge überhaupt nicht eher fortgehen, als bis man ihn vor die Tür setze.

Unsere Kinder haben den Landbewohnern in mancherlei Weise geholfen. Wir haben unseren städtischen Eltern von vornherein gesagt, sie möchten von der Hilfe ihrer Kinder auf dem Lande nicht zuviel denken, denn alles solle und müsse gelernt sein. Das taten wir, um zu hohe Ansprüche auszuschalten oder die Meinung der Eltern von der Arbeit ihrer Kinder auf dem Lande zu hoch kommen zu lassen. Aber trotzdem wir anfangs selbst nicht zu große Hoffnungen in dieser Beziehung hegten, sind unsere Erwartungen weit übertroffen worden. Die Kinder haben sich gut eingearbeitet, die Mädchen gehen den Frauen zur Hand in den mannigfachen kleineren Arbeiten in Haus und Hof, in Garten und Feld. Sie waschen das Geschirr, achten auf den Kochtopf, auf die Milch, holen der Frau dieses und jenes herbei, spielen das Kindermädchen, besorgen Gänge usw. usw.

Ähnlich ist es mit den Knaben, die auch gelernt haben, kräftig zuzugreifen. Aber noch in anderer Beziehung läßt sich manches erreichen, um den Landbewohnern die Arbeit zu erleichtern. Eine große Sorge für die Landfrau ist immer, die Strümpfe zu

kämmen müßten usw. Wir sagten ferner, daß die Kinder sich mit den Küchen- und Abortverhältnissen auf dem Lande abzufinden hätten, die ganz andere seien wie in der Stadt, daß man also keine Wasserspülung kenne, keinen Abort in der Wohnung oder in dem Stock usw. Wir machten auch darauf aufmerksam, daß ländliche Sitte und Art grundverschieden von städtischen Verhältnissen sei, daß zum Beispiel bei Tisch größte Ruhe herrsche, wenn der Bauer esse, so spräche er nicht. Das Stadtkind sei viel mitteilsamer und geschwätziger, es müsse sich der ländlichen Sitte anpassen, dürfe vor allen Dingen auch nicht über das Tischgebet, das auf dem Lande in allen Familien noch üblich sei, spötteln, überhaupt müsse es sich in jeder Beziehung den ländlichen Verhältnissen fügen und anpassen.

Dazu kämen noch einige ganz besondere Bedingungen, die wir den Eltern stellten, unter anderem das Verbot, den Kindern Geld mitzugeben. Das Geld verwahre der Lehrer, den die Kinder, wenn sie etwas davon für Briefmarken oder dergleichen notwendig hätten, darum angehen müßten. Der führende Lehrer führe Buch darüber.

Ferner stellten wir das Verlangen, daß der führende Lehrer den Briefwechsel überwacht. Wir wußten aus Erfahrung anderer Kreise, daß gerade durch die Briefe der Kinder an ihre Eltern, in denen sie leicht über ländliche Verhältnisse spotten oder diese doch schief beurteilen, Unzufriedenheit und Mißtrauen hervorgerufen worden sind.

Ganz besonders machten wir auf die Bedingung aufmerksam, daß die Eltern ihre Kinder nicht besuchen dürften, wie umgekehrt nicht die Kinder ihre Eltern in der Stadt. Das erscheint im ersten Augenblick hart. Wir sagten deshalb den Eltern gleich dazu, Ausnahmen würden gestattet in dringenden Fällen, zum Beispiel bei Krankheiten oder beim Besuche des Vaters, der von der Front nur wenige Tage daheim sei. Diese Bedingung haben wir uns gleich von Anfang an nicht so gedacht, daß sie nun ganz streng durchgeführt werden sollte. Unsere Kinder sind nunmehr schon über ein Vierteljahr draußen, und in dieser Zeit haben sie alle schon einmal Urlaub erhalten, um ihre Eltern zu besuchen. Die Erlaubnis dazu erteilt der führende Lehrer. Was wir mit unserem Verbote bezweckten, war in erster Linie, Hamsterbesuche auf dem Lande zu verhüten.

Aber auch mit dem Verbote des Besuches der Eltern auf dem Lande sind wir nicht strenge gewesen, doch haben wir alles dieses sich aus den Verhältnissen entwickeln lassen. Schon nach wenigen Wochen hatten die Kinder sich so gut eingearbeitet, daß verschiedene Pflegeeltern den Wunsch aussprachen, die Eltern kennen zu lernen und diese selber einluden zu einem Sonntagsbesuche. Ein längerer Besuch wurde nicht gestattet. Wollten die Eltern sonst einmal mit ihren Kindern zusammenkommen, so geschah das in einigen Fällen auf einem benachbarten Bahnhofe.

außerordentlich durch Besuche der Eltern, die möglichst hamstern wollten, belästigt usw.

In dasselbe Dorf kam noch eine zweite Gruppe von Pfleglingen. Es waren wieder Mädchen zwischen 11 und 14 Jahren gewünscht. Die zweite Gruppe enthielt aber nur zwei Knaben von 14 Jahren und 13 Mädchen, die sämtlich schon aus der Schule entlassen waren, darunter eines im Alter von 23 Jahren. Es ist noch anzuführen, daß sich unter diesen beiden Gruppen Kinder aller Schulgattungen befanden, daß die Kinder ohne Lehrer und Führer kamen, so daß eine Mittelsperson zwischen Kindern und Pflegeeltern fehlte, daß die Kinder ferner mit Schulüberweisungsschein geschickt wurden, also der Dorfschule ohne weiteres zur Last fielen. Unsere Gruppe wird von dem führenden Lehrer unterrichtet, der wochenlang sogar den kranken Lehrer des Dorfes vertreten hat, was auch wieder dazu beitrug, das gegenseitige Verhältnis zwischen unserer Gruppe und dem Dorfe angenehm zu gestalten.

Wenn die Unterbringung der städtischen Kinder auf dem Lande in richtiger Weise geschieht, dann werden alle Teile ihren schönen Nutzen davon haben. Der Bauer wird entlastet; wenn diese Entlastung auch immer nicht sehr groß sein kann, so ist sie doch fühlbar genug. Er bekommt einen Einblick in die städtische Not und dadurch den Antrieb, von dem, was ihm zuwächst, herzugeben, damit auch der Städter vor bitterer Nahrungsnot bewahrt bleibt. Er lernt das städtische Kind kennen und gewinnt die Überzeugung, daß es doch nicht viel anders in Art und Weise ist, wie auch das Landkind, und so wird er manche Vorurteile beseiteschieben.

Auch das Kind hat natürlich seinen großen Nutzen, abgesehen von dem eigentlichen Zweck, dem sein Aufenthalt auf dem Lande dienen soll, der besseren Ernährung und dem Durchbringen in der schweren Zeit. Die Augen des Kindes werden geöffnet für die Schönheiten der Natur. Es lernt Feld und Wald, Berg und Tal, Land und Leute kennen, viel besser als es sonst je Gelegenheit haben würde. Das ländliche Leben, die bäuerlichen Verhältnisse kommen ihm zum Bewußtsein. Es wird ein Stück staatsbürgerlicher Erziehung in praktischer Weise mit dem Kinde ausgeführt, und wie wertvoll ist es, wenn das städtische Kind nun einmal mit eigenen Augen gesehen und aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat, wie schwer ländliche Arbeit ist, wieviele Schweißtropfen der Bauer verlieren muß, das Korn zu bauen, die wohlschmeckende Kartoffel zu ziehen. Wieviele Kenntnisse eignet sich das Kind nicht auch an, gibt es doch Kinder in der Stadt, die nicht einmal wissen, wie die Milch gewonnen wird, wenigstens sich keine klare Vorstellung davon machen können.

Auch die Schule hat ihre Vorteile von der neuen Einrichtung. Der Führer der Gruppe, der ein Lehrer der Schule ist, kann tiefe Blicke

stopfen, die Wäsche und Kleider zu flicken und ähnliches. Da hat nun ein Lehrer einer Nachbargruppe, also nicht der Führer unserer Schule, eine sehr schöne Einrichtung getroffen, die ich hier nicht unerwähnt lassen möchte. Er läßt wöchentlich zweimal des Abends die größeren Mädchen zusammenkommen und die eigenen Strümpfe, die eigene Wäsche sowohl wie die Strümpfe und Wäsche der anderen städtischen Kinder, vor allen Dingen der Knaben, ausbessern. Außerdem dürfen die Mädchen Strümpfe und Wäsche der Pflegeeltern mitbringen und an diesen Abenden fertigstellen. Das hat großen Anklang auf dem Dorfe gefunden, wird dadurch doch gerade die Hausfrau, auf der diese Last schon im Frieden ruhte, wieviel mehr noch im Kriege, bedeutend entlastet. Gewöhnlich muß sich die Frau am Sonntagnachmittag damit plagen, Strümpfe und Wäsche in Ordnung zu bringen, und findet dann selbst an diesem Tage kaum Zeit, sich ein wenig auszuruhen. Durch die Hilfe der städtischen Kinder fühlt sie sich sehr erleichtert und kann dann doch auch den Sonntagnachmittag dazu verwenden, einen Kirchgang zu machen oder sich auszuruhen wie auch die Nachbarin zu besuchen.

Wie es nicht gemacht werden soll, dafür ganz in Kürze noch ein kleines Beispiel von einer Gruppe, die nebenbei gesagt nicht aus Frankfurt stammt. Die Verhandlungen mit dem Dorfe wurden rein amtlich durch den Landrat und den Pfarrer geführt. Der Pfarrer ging mit dem Lehrer von Haus zu Haus und überredete die Leute, Kinder aufzunehmen. Manche von ihnen taten es selbstverständlich mehr gezwungen als aus eigenem Triebe. Die Leute durften ihre Wünsche äußern, sie wünschten meistens Mädchen zwischen 11 und 14 Jahren.

Bis dahin ging alles gut. Nun aber kam die Ausführung. Eines Tages erhielt der Pfarrer, als der Leiter der Angelegenheit in dem Dorfe, eine Drahtnachricht, mit dem und dem Zuge kämen die gewünschten Kinder an. Als er sich auf dem Bahnhofe einfand und der Zug einlief, entstiegen ihm die Kinder in Begleitung einer Dame, die erklärte, sie habe nicht viel Zeit, denn sie müsse mit demselben Zuge weiterfahren, man habe nicht die Kinder schicken können, die man gewünscht habe, es seien nämlich nur Mädchen unter 11 Jahren vorhanden und in der Mehrzahl Knaben von 11 bis 14 Jahren, die nicht gewünscht seien. Ehe der Pfarrer darauf eingehen konnte, fuhr der Zug mit der Dame weiter, und er stand nun mit seiner hilfsbedürftigen Kinderschar allein auf dem Bahnhofe. Als er mit ihnen ins Dorf zog, gab es überall enttäuschte Gesichter, und infolge des unangenehmen Anfangs war es nicht zu verwundern, daß nach wenigen Wochen schon die Hälfte der Kinder nicht mehr in dem Dorfe war. Die Kinder waren zum Teil nicht reinlich, hatten Heimweh, die Pflegeeltern wurden

nach vieler Mühe die Angelegenheit auch zur Zufriedenheit der Kinder geregelt. Selbstverständlich hatte der vorher aufgestellte Plan der Verteilung dadurch eine vollständige Verschiebung erfahren. Obwohl bei der Unterbringung möglichst die häuslichen Verhältnisse der Kinder berücksichtigt worden waren, mußten im Laufe des Nachmittags noch weitere Verschiebungen vorgenommen werden. Mehrfach wurden Forderungen gestellt, die einfach unerfüllbar waren. So weigerte sich ein Mädchen, mit einer gleichalterigen Tochter ihrer Pflegemutter in einem Zimmer zu schlafen, andere Mädchen verlangten ohne Angabe von Gründen ein eigenes Zimmer. Weil derartige Forderungen unbeachtet bleiben mußten, suchten sich mehrere Mädchen noch an demselben Tage eigenmächtig anderweitig Unterkunft, fanden sie auch.

Tagelang gingen nun die Mädchen untergefaßt in den Straßen des Ortes spazieren oder besuchten sich gegenseitig. Bei dieser Gelegenheit wurden denn auch die Gärten der Pflegeeltern aufgesucht, unreifes Obst abgepflückt und die Beerensträucher, deren Früchte gerade zur Bereitung von Fruchtsäften bestimmt waren, geplündert. Da weder Bitte noch Mahnung eine Änderung herbeiführten, mußten vielfach die Gärten verschlossen werden.

Nun begannen hier die Ferien. Unsere Kinder, die in Ermangelung anderer Arbeitskräfte schwer auf den Feldern oder in der Häuslichkeit arbeiteten, sahen mit Neid, wie die so kräftigen Ferienkinder in Scharen in den Straßen, auf den Feldern und am See herumstreiften und sich nur zu den Mahlzeiten — und dann auch nicht einmal pünktlich — einfanden. Dem Übelstande mußte etwas gesteuert werden. In aller Freundlichkeit wurde darum den Kindern geraten, den Pflegemüttern bei der häuslichen Arbeit etwas beizustehen. Was antwortete darauf ein recht kräftiges Mädchen? ‚Ne, was 'n echter Berliner ist, der arbeitet nicht!' und handelte danach. Andere, die der Mahnung nachkamen, bewiesen dabei einen derartigen passiven Widerstand, daß allgemein von jeder Hilfe Abstand genommen wurde.

Genau acht Tage nach der Ankunft der Kinder fand die erste ‚Revision' seitens einer Mutter statt. Da sie offenbar mit der Unterbringung und Verpflegung ihrer Kinder nicht zufrieden war, versuchte sie es, diese anderweitig unterzubringen. Weil ihr dies nicht gelang, war sie schließlich gezwungen, ihre beiden Kinder mitzunehmen. Auch in einem anderen Quartier ist sie gewesen. Mit den Worten: ‚Ich komme im Auftrage und mit Vollmacht der Eltern' hatte sie sich eingeführt. Auch schriftlich sind von manchen Müttern — es muß anerkannt werden, daß sich die Väter um derartige Sachen nicht kümmerten — ganz unerfüllbare Forderungen bezüglich der Verpflegung gestellt

in die Herzen der Kinder tun; denn hier öffnen sich ihre Herzen viel freier, viel unbefangener, als unter dem Zwange der Schulverhältnisse.

Schließlich wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß ein Band freundschaftlicher Zuneigung und Liebe zwischen den einzelnen Familien in Land und Stadt hergestellt wird. Daß diese Zuneigung auch für spätere Zeit ihre Früchte tragen wird, ist klar, und vielleicht ist hier ein Weg gezeigt, wie wir Großstadt und Land allmählich wieder einander nähern können. Wir müssen nur einmal anfangen, den Städter wieder auf das Land zurückzubringen, denn von hier muß die Besserung erfolgen, nicht umgekehrt. Der Städter muß einmal sehen, daß auf dem Lande auch gut zu leben ist, ja, noch viel besser und viel freier als in der Stadt, wenn er sich nur einmal von dieser verkehrten Anschauung, daß alles auf das bare Geld ankomme, auf die Höhe des täglichen Verdienstes, losgemacht hat. Die Kinder, die monatelang auf dem Lande gewesen sind, werden diesen Aufenthalt nie vergessen, und sollte es ihnen einmal in der Stadt nicht mehr gefallen, so werden sie viel leichter den Entschluß fassen, ihr Leben auf dem Lande weiterzuführen, und bei vielen wird es eines solchen Anlasses nicht einmal bedürfen. Sie werden aus eigenem Antriebe, wenn sie größer geworden sind, zu ermöglichen suchen, einen ländlichen Beruf zu ergreifen oder doch auf das Land zurückzukehren. Und wenn das eine Folge der jetzigen Unterbringung unserer Kinder auf dem Lande sein sollte, dann würde daraus ein großer Segen für unser Volk erblühen.

Rektor K. Wehrhan, Frankfurt a. M."

*
* *

Nicht so günstig lautet ein zweiter, ein westpreußischer Bericht, den wir auch zu bedenken haben:

„Eine größere Zahl von Bürgern des westpreußischen Städtchens L. hatte sich in diesem Frühjahre verpflichtet, den Sommer über Ferienkinder aufzunehmen. Im Juli trafen die Kinder denn auch ein, die sämtlich aus Berlin waren. Die weitaus größte Zahl dieser Kinder waren Mädchen, Backfische, von denen die meisten im nächsten Monat das 14. Lebensjahr vollendeten.

Die meisten Pflegemütter hatten sich auf dem Bahnhofe eingefunden, um dort die Kinder in Empfang zu nehmen. Der Zuteilung stellten sich aber erhebliche Schwierigkeiten in den Weg, weil kein Kind zu einem Abbaubesitzer gehen wollte, sich aber auch die Kinder, die von Hause aus befreundet waren oder sich während der Reise angefreundet hatten, nicht trennen wollten. Das ging aber nicht an, weil sich die Leute nur verpflichtet hatten, je ein Kind aufzunehmen. Endlich war

Bronzemenschen und Eisenleute.

Von **Hans Ludwig Rosegger**.

(Siehe den Aufsatz „Die Steinleute“, Jahrgang 41, Heft 10 und 11.)

Zwischen der älteren und der jüngeren Steinzeit klafft für den Rückblickenden eine Lücke, hingegen vollzog sich der Übergang vom Stein zum Kupfer, vom Kupfer zur Bronze und von der Bronze zum Eisen wenigstens in Europa nach und nach, so daß wir das Kommen und Vergehen zwar genau übersehen können, aber die einzelnen Stufen lassen sich nicht streng auseinanderhalten. Hier heißt es: Alles fließt! Den Weg vom polierten Stein zum Eisen vermögen wir noch in den alten Pfahlbauerndörfern selbst zu verfolgen, aber die überragende Kulturbedeutung des Eisens erschloß sich nicht mehr jenen Menschen, die über den Seen wohnten.

Nicht als ersehnter Fortschritt begrüßt und zuerst wahrscheinlich importiert, hielt das Metall mit der Bronze seinen Einzug unter die Völker, im Gegenteil: Der schmiegsame, gefällige Stoff, der ungeahnte Möglichkeiten in sich barg, aber auch Gewalt, Kampf und Trug in unerhörter Größe gebar, setzte sich nur allmählich gegen den Widerstand der steinfreundlichen „Rückschrittler“ durch und die heiligen Handlungen mußten noch lange mit ehrwürdigen Steingeräten ausgeführt werden. Zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Formen blühte die Bronzezeit Europas.

Vor der Bronze, deren Herrschaft im binnenländischen Europa ungefähr von 2000 bis 900 v. Chr. währte, verarbeitete man bereits das seltene, trügerische Gold und schönes, reines, rotes Kupfer, also zwei Metalle, die sich mit ihrer Weichheit besser zu Zieraten denn zu Gebrauchsgegenständen eigneten. Erst die glückliche zufällige oder ausgeklügelte Vermischung von (neun Teilen) Kupfer mit (einem Teil) Zinn ermöglichte reichere, feinere und zweckmäßigere Waffen und Werkzeuge und es entstanden mehrere von einander abweichende, kulturelle Individualitäten.

Mit der Metallverarbeitung kamen Hand in Hand andere technische, kulturelle und soziale Errungenschaften. Ackerbau und Viehzucht hoben sich auf immer höhere Stufen, die Drehscheibe förderte die Töpferei und das „Fabrikswesen“ nahm zu. Die Gerätschaften und Schmuckstücke aus Bronze zeigten Schönheit und Zweckmäßigkeit und an manchen begnadeten Orten hielten die mitteleuropäischen Schöpfungen der Zeit gar wohl einen Vergleich mit der Homerischen Kultur aus. Wir kennen Schmelztiegel aus Ton, tönerne Trichter, eine Art von praktischen Retorten und Gußformen aus Sandstein, Ton und Bronze, die uns die hohe technische Vollendung der Erzeugnisse erklärlich machen. Die Edelwaffe der Bronzekultur war nicht mehr der Dolch, es war das „männermordende Schwert“, dieser ver-

worden. Sie alle schienen der Ansicht zu sein, daß wir hier alles in Hülle und Fülle haben und die Marken nur für Berlin gelten.

Als nach den Ferien der Unterricht in der Schule aufgenommen wurde, konnten sich die großen Mädchen nur schwer an die Schulordnung gewöhnen, leisteten auch hier passiven Widerstand und erschwerten dadurch den ohnehin schon schwierigen Schulbetrieb. Da dies schon wegen der einheimischen Kinder nicht geduldet werden konnte, begannen sie einfach, wie sie es schon beim Konfirmandenunterricht gemacht hatten, zu streiken, so daß sie polizeilich zugeführt werden mußten.

Weil die ‚Kinder' schließlich immer unpünktlicher zu den Mahlzeiten erschienen, die Pflegeeltern auch nicht mehr recht erfuhren, wo sie sich eigentlich den Tag über bis zum späten Abend aufhielten, mehrere Mädchen Verkehr mit halbwüchsigen Burschen anknüpften, von denen sie sich Geschenke machen ließen, verlangten die Pflegeeltern, die die Verantwortung für ein derartiges Treiben nicht übernehmen konnten und auch nicht wollten, daß die Kinder zurückgeschickt werden. Das geschah denn auch bald. Ein Teil von ihnen war schon vorher, sogar auf Kosten der Pflegeeltern, zurückgeschickt worden.

Ich bin fest davon überzeugt, daß ein weiterer Versuch, Ferienkinder unterzubringen, fruchtlos ausfällt. Allgemein geht die Ansicht dahin, daß die Ferienkinder unsern Kindern kein gutes Beispiel gewährt haben.

Nun hat aber die Maßregel der Unterbringung hier noch einen weiteren Nachteil gezeitigt. ‚Ist auch ein Kino hier?' war die erste Frage, die einige Kinder stellten, als sie auf dem Bahnhof ausgestiegen waren. Vom Kino und von den Vergnügungen der Großstädte handelten ihre Gespräche im Verkehr mit unserer halbwüchsigen Jugend. ‚In Berlin wird bei wenig Arbeit viel Geld verdient. Kein Mensch hat da einem etwas zu sagen, und alle Abend gehen wir ins Kino', erzählen sich die Burschen jetzt, die früher ganz zufrieden waren und an keine Abwanderung dachten.

Sollte, was wohl zu erwarten ist, nach dem Kriege von hier eine stärkere Abwanderung erfolgen, ist sie zum Teil auf das Konto der Ferienkinder zu setzen.

Th. Preuß."

Nun, das soll für diesmal genug sein.

Dazu Schmuck in üppigster Fülle: „Auf dem Kopfe sitzt ein diademartiger Bronzereif und in den Flechten des Haares stecken Schmucknadeln. Ohrringe aus Gold oder Bronze tragen Bernstein-, Glas-, Bronzeperlen oder Gehänge. Den Hals schmücken Ketten oder Halsringe aus Bronzedraht oder aber Spiralröhrchen. Vielleicht sind auch Bernstein- oder Glasperlen zu einem Halsschmuck aneinandergereiht. Über der Brust hängen Amulette zum Schutz gegen die bösen Mächte. Auf dem Kleide sind Zierscheiben oder Zierrädchen festgenäht, die Jacke wird durch glänzende Knöpfe oder eine Fibula zusammengehalten. An den Armen blähen sich prachtvolle Armspangen und die Finger wie die Knöchel der Füße sind mit Ringen geschmückt. Der Woll- oder Ledergürtel trägt als Verzierung Bronzebeschläge, vielleicht ist er gar mit einem dünnen Goldblech überzogen."

Und wie die Bronze auf Katzenpfoten heranschleichend den Stein überwand, so wurde sie selbst vom Eisen überwunden. Im Orient und in Griechenland fällt die Bronzezeit teilweise schon ins Bereich jener „Weltgeschichte", die wir nicht bloß mehr aus Gräbern, Stadtruinen und ähnlichen zufälligen Überbleibseln herausbuchstabieren; was wir tönend und übertrieben „Weltgeschichte" heißen, spricht zu uns bereits in Heldengesängen und durch Inschriften. In Mittel- oder Nordeuropa zählt die Bronzekultur noch zur Vorgeschichte unserer Völker, die nicht einmal in der tastenden Eisenkultur von Hallstadt, die erst in der Volleisenkultur von La Teine (400 bis 50 v. Chr., benannt nach La Teine am Neuenburgersee in der Schweiz) die Schwelle der geschriebenen Historie überschreitet.

Die „Vorhelvetier" als Träger der jüngeren Steintechnik und die langschädeligen Bronzeleute in der Schweiz verschwinden plötzlich wie spurlos aus unserem Gesichtskreis, um neuen Rassen Platz zu machen und wir ahnen im Dunkeln einen tragischen, unerforschlichen Abschluß. Im eigentlichen Mitteleuropa waren die Menschen der Bronzezeit die Illyrer, die — soweit sie in den Ostalpen beheimatet waren — eine reine Bronzekultur nicht kannten. Zu ihren teils steinernen, teils bronzenen Geräten kamen später eiserne und niemals herrschte bei ihnen die Bronze ausschließlich. Es waren wohl ärmliche Stämme, die mit dem Urväterhausrat sparsam umgingen und ihm nur Stück für Stück in neueren Zeiten hinzufügten. Den Illyrern noch erschlossen sich die ersten seltsamen Geheimnisse der Eisenverarbeitung, Geheimnisse, die bis zu einem gewissen Grade den Kelten zu lösen bestimmt waren, welche in kraftvollen Stößen nicht nur das Illyrische Reich, das älteste Kulturreich in unseren Breiten, eroberten, sondern auch die Römer bedrängten, um diesen schließlich zu unterliegen.

Die Illyrer — vielleicht Nachkommen oder engere Verwandte der

vollkommte Dolch, für Vornehme mit Gold, Zinn, Glas, Bernstein und endlich mit Eisen geschmückt. Das Schwert schweißte aus den Horden der Urzeit Völker und Staaten. Ein Handel griff über Alpenpässe und Meere, denn für die Schweiz zum Beispiel reichte der heimische Kupfer- und Zinnvorrat keineswegs aus — man mußte „importieren"! Dazu und auch für den inländischen Verkehr wurden Münzen geprägt. Allen diesen Fortschritten entsprechend vergrößerten sich auch die Häuser, und die Dörfer gewannen ein „stadtähnliches Aussehen", in ihnen wohnte ein anspruchsvolles Bürgervolk.

Jene Menschen, die damals an der Spitze der Kultur marschierten, waren von guter, gelehriger Rasse, die mit ihren langen Schädeln und ihrer vorgeschrittenen harmonischen Körperbildung Fleisch von unserem Fleische und Bein von unserem Beine waren — sagt Virchow. Aber mit dieser Beschreibung hatte der berühmte Forscher wohl nur eine der vielen Rassen charakterisiert, die in der Bronzezeit lebten und wirkten. Da das Verbrennen der Toten üblich wurde, ist das Studienmaterial für Rassenforschungen ungleich und verhältnismäßig gering.

Wir fragen uns mit Bölsche, wie der Sittenstand im ethischen Sinne, wie die soziale Ordnung, der Glaube und das Wissen jener Menschen gewesen. „Wir erinnern uns mit Ergebung, daß wir ja nicht einmal die Sprachen jener Zeiten kennen! Von jenen Menschen, deren Brot noch in unseren Museen liegt, wissen wir nicht, wie sie dieses Brot nannten, und von einer Schrift fehlt jegliche Spur ... Wer solche Augen für ornamentale Kunst hatte, der wird gewiß auch schon eine Poesie gehabt haben. Wohin verwehten die Spuren? Dürfen wir sie in den Sagenkreisen anderer Völker suchen? Verschollen sie im All der Vergänglichkeit? ... Zuweilen nur gibt uns ein verstreutes Überbleibsel Aufschluß über eine Innerlichkeit in jenen fernen, fernen Zeiten — und sind es auch nur tönerne Spielkugeln, Tiergestalten und ein Vögelchen mit einem rasselnden Steinchen in sich, das ein sinniger Pfahlbauer ersann, um seinem Buben, seinem Mädel eine Überraschung zu bereiten. Kinderspielzeug! Und wir meinen, daraus eine „Freude am Kind" lesen zu dürfen! Fänden wir nur recht viele derartige Kleinigkeiten, das Leben jener für uns stummen Menschen gewänne dadurch an Lebhaftigkeit und Farbe."

Heierli hat das Gemälde einer Pfahlbäuerin in vollem Festornat entworfen, wobei sich alle Einzelteile aus Sammlungen belegen lassen. Da hören wir, daß zunächst über das schneeweiße, selbstgewebte Flachshemd ein in Rot, Blau und Gelb prangender wollener Rock gezogen war, den ein Hüftgürtel festhielt, während den Oberkörper eine geärmelte Wolljacke umschloß. Über die Haare schmiegte sich ein Leinenhäubchen, die Füße mochten in feinen Lederschuhen oder hölzernen Sandalen stecken.

Gesamtnamen Taurisker, hernach Noriker. Ihr Königreich Norikum erstreckte sich von der Donau bis zu den Karawanken, vom Inn und den Drauquellen zur Leitha. Die Hauptstadt Noreja vermutet man in der Nähe Neumarkts in Obersteiermark.

Die ursprüngliche Keltenkultur trug alle Merkzeichen der La Teine-Kultur in sich.

Die Noriker betrieben Ackerbau, Viehzucht, Gewerbe, Gold- und Eisenbergbau, letzteren aller Wahrscheinlichkeit nach schon am Erzberg. Ihre Werkzeuge und Waffen erreichten eine rühmliche Vollkommenheit, man wußte die Töpferscheibe ebenso geschickt zu handhaben wie den Brennofen für Ton zu bedienen; rotierende Mühlen mahlten das Getreide aus, Schafwolle wurde zu Stoffen verwebt und Häute zu Leder gegerbt. Die Noriker waren mit einem ausgebildeten Gefolgschaftswesen ständisch in Edle, Freie, Freigelassene und Leibeigene gegliedert und erbauten ansehnliche Städte. Münzen prägten sie nach römischen Vorbildern aus Gold, Silber und Bronze, schmückten sie mit Abbildung von Herrscherköpfen, Sinnbildern und Tieren. Reiche Funde unterrichten uns über die keltisch-illyrisch-etruskische Mischkultur in Norikum, so bei Maria-Rast, Negau, Klein-Glein, Wies, Strettweg — der „Judenburgerwagen“, im „Joanneum“ aufbewahrt und zu sehen — und vielanderorts. Daß damals nicht nur die Ebenen und die breiten Täler besiedelt waren, sondern auch schon die engen Flußläufe, bezeugen Funde, die Pichler im „Text zur archäologischen Karte von Steiermark“ aufzählte: Man fand in Hafendorf bei Kapfenberg ein Erdhügelgrab, in Mürzhofen einen Inschriftenstein, in Kindberg eine bronzene Kugel, Morgenstern, Palstab und Sichel und in Mürzzuschlag ein Bronzeschwert. Seit diese Übersicht von Pichler gegeben wurde, machte man u. a. eine interessante Entdeckung: Zwei schöne Bronzebeile wurden flußabwärts von Wartberg ausgegraben.

Auch zur Zeit der Noriker war der Handel mit etruskischen und später römischen Kaufleuten rege, welche die Erzeugnisse ihres Gewerbfleißes herbeischleppten, um dafür Naturprodukte einzutauschen. Ob sich im Zusammenhang mit diesen Beziehungen Etrusker im Lande niederließen, wissen wir nicht, wie es oft schon nicht leicht zu enscheiden ist, ob Funde aus jener Epoche eingeführte oder inländische Produkte sind. Auffällig ist der gewaltige Kopfumfang einiger Helme, die auf recht große Schädelmaße ihrer Träger schließen lassen, zieht man auch in Betracht, daß die Helme dick gefüttert waren.

Die Römer unterhielten langandauernde, freundschaftliche Beziehungen zu den anpassungsfähigen, schmuckfrohen, lebenslustigen, gauklerischen, nachahmungssüchtigen, wißbegierigen, im Sieg hochmütigen und nach Niederlagen verzagten Norikern und leisteten ihnen auch Waffenhilfe, als zu Beginn des zweiten Jahrhunderts v. Chr. die germanischen Kimbern und

„Zwergrasse von Peggau“ oder Mischlinge aus dieser mit anderen „Barbarenstämmen“ — werden als klein, kurzköpfig, treulos, hinterlistig, räuberisch, ausschweifend, trunksüchtig, träge, tapfer und freiheitsliebend geschildert — werden von Griechen und Römern so geschildert, die gewiß keine unvoreingenommenen oder gar wohlwollenden Beurteiler waren. Sie erreichten mancherorts, doch nicht gerade in der Steiermark, wo eine rauhere Natur eine schönere Entfaltung hemmte, nach ihrer Lebensweise, nach Bewaffnung und Tracht zu schließen, eine recht hohe Kultur, die nach einem ihrer Sammelpunkte „Hallstadtkultur“ benannt wird. Diese Übergangsstufe von der Bronze zum Eisen fügt sich in die Zeit zwischen 900 und 400 v. Chr.

Die Illyrer im Gebiet der heutigen Steiermark lebten von Viehzucht, Ackerbau und Fischfang und gelangten durch Handel in den Besitz von fertigen Bronzegegenständen, von Kupfer und Bronze. Daraus, und sicherlich auch aus heimischen Kupferschätzen, erzeugten und verarbeiteten sie dann selbst Bronze. Waren tauschten sie sonderlich mit den Etruskern, einem vorarischen, wahrscheinlich mongoloiden Alpenstamm, der sich auch über Ober- und Mittelitalien ausbreitete. Die Etrusker (Italiker) drangen auf der sogenannten „Bernsteinstraße“ von der Adria nach Nordosten in die Steiermark und weiter zur Donau, hernach die March hinauf, vor.

Um die Mitte des ersten Jahrtausends vor Christi Geburt kamen die Kelten von Westen her, wo sie in der Schweiz — La Teine — eine hohe Kultur erreicht hatten, in die Ostalpengebiete. Es mögen damals blutige Kämpfe stattgefunden haben, welche die hochrassigen Eroberer durch die wirksame Bewaffnung ihrer Volleisentechnik zu ihren Gunsten entschieden. Im Norikerreich, das sie begründeten, bildeten dann die obsiegenden Kelten die Herrenklasse und zwangen die unterjochten Illyrer zu Knechtsdiensten.

Kelten und Germanen waren vermutlich nahe verwandt, doch in der Eisenzeit infolge der Durchsetzung der Kelten mit kurzköpfigen, dunklen Barbarenstämmen — Illyrern und dergleichen — einander körperlich und geistig bereits entfremdet. Von den antiken Autoren hat erst Caesar eine genaue ethnographische Unterscheidung beider Völker gegeben, aber noch Strabo nennt die Germanen von den Kelten wenig verschieden, jene seien wilder, größer und blonder, „sonst an Gestalt, an Sitte, an Lebensart ihnen ähnlich“. (Nach G. Steinhausen zitiert.) Die Kelten werden hochgewachsen, langschädelig, blond, weißhäutig und muskelstark, doch nicht ausdauernd und wenig widerstandsfähig beschrieben; eine ritterliche Nation von abenteuerndem Ungestüm, prahlerischer, zungengewandter Prunksucht, kühn als Eroberer und tapfer als Söldner fremder Herren, willkürliche Landnehmer und stolze Gebieter ihrer ackerbautreibenden Sklaven. In Stämme gegliedert führten sie in den Ostalpen zuerst den

macht, mit der Rom seine Provinzen niederhielt und verteidigte, stammte aus „aller Welt". Zusammengewürfelte kaiserliche Legionen lagen an der Sau, der Drau, der Mur und der Raab, Völkersplitter aus Syrien, Mazedonien, Ägypten, Persien und dem übrigen Orient, die ihren angestammten Göttern in der Fremde Altäre errichteten. Und nicht ausnahmslos kehrten diese Söldner als „veterani" nach Ablauf ihrer Dienstpflicht in ihre Heimat zurück, sondern verblieben in den norischen Städten, arbeitnehmend oder auf dem flachen Lande bodenbebauend und verheirateten sich da. Bedenkt man dies, so kann man sich eine beiläufige Vorstellung von dem Völker- und Rassenmischmasch machen, der damals zusammengebraut wurde . . .

Anderseits mußten die in Noritum ausgehobenen Legionen in England und selbst in Afrika Kriegsdienste leisten.

Die Römer ließen sich nicht nur in den glücklicheren Gefilden des ehemals norischen Reiches nieder, sondern stiegen kolonisierend auch bis zu Höhen von 4000 Fuß empor. Rund 500 Fundstellen römischer Inschriften, Reliefs und besonders Münzen gewähren einen immer noch nicht lückenlosen Einblick in den Umfang der dazumal schon besiedelten Gebiete. Daß man zwischen dem oberen Murtal und dem Enns-Salzatal sowie knapp östlich der mittleren Mürz keine römischen Spuren nachweisen kann, spricht nicht unbedingt gegen ihr Vorhandensein. Funde aller Art, sonderlich Münzfunde, die Verluste voraussetzen, sind stets etwas Zufälliges. Theorien ausschließlich nur auf sie zu gründen, hieße auf Willkür aufbauen.

Seßhaft dürften aber auch im Mürztal die Römer kaum gewesen sein — trotz der über hundert Münzen, die 1843 in Mürzzuschlag ausgegraben wurden und trotz spärlicher Nachweise aus Neuberg. Sie bezeugen nur ein wahrscheinlich zeitweiliges Dasein von Römern bis ins vierte Jahrhundert.

Der Friede im Osten.

Der Friede im Osten ist geschlossen, aber er ist noch nicht gesichert. Gemacht haben ihn unsere Soldaten, unsere Diplomaten unterschrieben ihn. So wie Amerika nicht nach seinem Entdecker, sondern nach einem recht gleichgültigen Mann, der die erste, übrigens unrichtige Karte des neuen Weltteils entwarf, getauft wurde, ebenso ist es möglich, daß auch die Friedensschlüsse im Osten nach ihren Schreibern und nicht nach ihren Machern benannt werden. Aber wie immer sich die Geschichte dazu verhalten wird, das steht fest, daß die deutschen, die österreichisch-ungarischen, die bulgarischen und die türkischen Armeen unter genialen

Teutonen ins Land brachen. Dieses Hilfsheer erlitt zwar bei Noreja eine Niederlage, aber die Germanen verließen trotzdem das Gebiet. Dafür kamen die Römer selbst nach Norikum und verleibten es in der Folgezeit ihrem Reiche ein. Die Kelten hatten als selbständiges Volk ihre „historische Mission“ erfüllt, hatten zwischen den nördlichen und südlichen, den westlichen und östlichen Kulturkreisen vermittelt. Kriegsuntüchtig geworden, möglicherweise auch durch eine zu starke Kreuzung mit Illyrern, wurden sie eine leichte Beute Roms.

Die Stiefsöhne des Kaisers Octavianus Augustus, Drusus und Tiberius, schoben um 15 v. Chr. die Grenzen des Römerreiches bis an die Donau vor und zerlegten das eroberte Gebiet in mehrere Provinzen. Davon umschloß die Provinz Norikum das heutige Ober- und Niederösterreich südwärts der Donau, Salzburg, Kärnten und den größten Teil der Steiermark; die nordische Grenze gegen Pannonien hin schwankte im Wechsel der Verwaltungsgrundsätze und der militärischen und politischen Bedürfnisse. Aus keltischen Ansiedelungen erwuchsen drei wichtige Städte: Poetovio (Pettau), Celeja (Cilli) und Flavia Solva (an der Stelle Wagnas bei Leibnitz). Die alten Straßen wurden verbessert und geschützt, einerseits mit Rom, anderseits mit dem Norden verbunden. Eine dieser Straßen führte von Cilli gegen Marburg nach Flavia Solva, Wildon, Straßgang, Judendorf, Deutschfeistritz bis in die Gegend von Bruck. Von einer Römerstraße durchs Mürztal, an der die Volksüberlieferung festhält, hat man keine Kenntnis.

Der Statthalter Norikums saß lange Zeit in Celeja. Diocletian teilte die Provinz in „Ufernorikum“ mit der Donau als Nordgrenze und in „Binnennorikum“, dem die jetzige Steiermark zugeschlagen wurde. Kreiseinteilungen erleichterten die Verwaltung und der Kreis Flavia Solva erstreckte sich möglicherweise auch über das Mürztal.

Das Wirtschaftsleben, Kunst und Wohlstand gediehen, fremde Sitten, Anschauungen, Meinungen und Religionen fanden Eingang und es entstand eine römisch-keltisch-illyrisch-etruskische, eine „internationale“ Mischkultur. Die Bevölkerung wurde romanisiert und nur in abgelegenen Tälern erhielten sich die keltische Sprache, keltische Sitten und Gebräuche. Da „Religionsfreiheit“ herrschte, verehrte man nach Belieben römische und keltische, aber auch orientalische, syrische und indische Gottheiten. Frühzeitig drang das Christentum ein und im Jahre 303 gab es unter Diocletian trotz der gerühmten Religionsfreiheit eine Christenverfolgung, doch scheint im fünften Jahrhundert Norikum eine ausgebildete kirchliche Organisation besessen zu haben; altheidnische Gebräuche kümmerten nur im Verborgenen.

Wenn wir in diesem Zusammenhang von „Römern“ sprechen, so dürfen wir nur sehr bedingt an Rassenrömer denken, denn die Militär-

Eine feste Hand könnte hier allerdings schnell Ordnung schaffen. Verglichen mit den heutigen Leitern unserer inneren Politik war Graf Stürgkh, der von der Einberufung des Parlaments mit Recht nichts wissen wollte, ein wahrer staatsmännischer Riese.

Doch diese Unerquicklichkeiten müssen in der heißen Friedenssonne zergehen, die sich im Osten aus den Nebeln ringt.

Der Friede mit den neurussischen Staaten ist geschlossen, aber er ist nicht gesichert. Nicht gesichert deshalb, weil die Feinde im Westen immer noch keinen Frieden wollen. Das Deutsche Reich wird auch hier bis zu einem glücklichen Ende durchhalten. Von Österreich-Ungarn wollen wir wünschen, daß Regierung, Parlament und Presse das Möglichste tun, um im Volke die Zuversicht zu stärken, daß alles gewonnen ist, wenn das Volk auch die letzten Opfer noch geduldig trägt. H. L. R.

Heimgärtners Tagebuch.

„Im Jahre 1862 an einem Frühsommertag. Von Krieglach-Alpel bis Graz rechnet man siebzehn strammgemessene Fußstunden. Ich hatte von meinem Lehrmeister ein paar Tage frei bekommen. Also nach Graz. Um 4 Uhr früh fort vom Vaterhaus, über die Fischbacher Alpe zwei Stunden nach Fischbach, dann bis Birkfeld drei Stunden, dann bis Anger zwei Stunden. In Anger Mittagmahl, einen Teller Speck-salat (meine Lieblingsspeise) und ein Seidel Obstmost. Dann bis Weiz drei Stunden, zur Jause ein Seidel Most mit Semmel, dann noch drei Stunden bis Albersdorf. Dort in der Nacht angekommen, im Wirts-haus gleich zu Bette. Am nächsten Morgen, ein Sonntag, früh auf, ohne Frühstück fort, in zwei Stunden bis Mariatrost. Dort Gottesdienst besucht, in der Kirche ohnmächtig geworden, von Ordenspriestern in die Sakristei getragen und gelabt. Und dann zu Fuß weiter, eine Stunde bis Graz."

So steht's in meinem Tagebüchel.

„In Graz einiges Hin und Her, ein Gang zum Augenarzt, dann am Franzensplatz gesessen und nachgedacht: Was mach' ich jetzt? Natürlich auf den Schloßberg. In die Stadt, um das Land anzuschauen. Eine Nacht im Hotel ‚Kaiserkrone', und dann wieder heim."

Das war so eine meiner Jugendreisen als Schneiderlehrling. Vier Gulden hatte sie mir gekostet. Heimgekommen, fragte ich mich: Warum bist du eigentlich nach Graz gegangen? Ich wußte es nicht. Wohl, um die Stadt zu sehen. Und was hast du dort gemacht? Ich habe mir die Augen helle machen lassen und bin auf den Schloßberg gegangen,

und zähen Führern ein Riesenwerk vollendeten und Mitteleuropa vor dem Zermalmtwerden durch asiatisch-byzantinische Übermacht retteten.

Mit Unrecht behaupten viele Zeitungsschreiber und gedankenlose Zeitungsleser, Rußland sei nicht durch die Waffen, sondern durch die Revolution friedenswillig gemacht worden. Nun ist aber der Sieg der Revolution selbst nur eine Folge der unerhörten Niederlagen des Zarismus, und bis zum Ende — nachdem Czernin und Kühlmann schon wochenlang mit Herrn Trotzki geredet hatten — mußten Hindenburg und Ludendorff fühlbar nachhelfen, um den Bolschewiken zu beweisen, daß sich zwar Mitteleuropas Diplomaten vielleicht an der Nase herumführen lassen, die deutsche Heeresleitung aber nicht gewillt ist, den Besiegten als Sieger anzuerkennen.

Ob die gegenwärtige politische Gestaltung im Osten in allem und jedem von Dauer sein kann, ist sehr fraglich. Sicher ist, daß das Deutsche Reich durch einen festen Zusammenschluß mit Litauen und Kurland seine Grenzen im Osten festigen wird. Auch die Ukraine hat alle Kräfte zu einem starken selbständigen Staatenbau in sich. Hingegen sind die wirtschaftlichen Verhältnisse Finnlands derartig, daß es künftig möglicherweise einen neuerlichen, wenn auch lockeren Anschluß an Großrußland wird suchen müssen. Ebenso hängen Estland und Livland ohne entsprechendes Hinterland in der Luft; die beiden Länder werden sich entweder an Deutschland oder an Rußland anlehnen — an jenes Rußland, das schon vor Ausbruch des Krieges einer wirtschaftlich befriedigenden Meeresgrenze entbehrte und heute fast gänzlich von der See abgedrängt ist.

Polen war, ist und wird das Schmerzenskind der Mittelmächte bleiben. Abgesehen von einigen Niggervölkern ist nur die jüdische Rasse bei der Staatenbildung und Staatserhaltung noch unfähiger als die polnische Nation. Diese ist ebenso anspruchsvoll wie staatlich unbegabt.

Auch die rumänische Frage muß erst durch den endgültigen Friedensschluß eindeutig beantwortet werden. Durch die Abtretung der gesamten Dobrudscha an Bulgarien wurde der Staat vom Schwarzen Meere abgeschlossen. Nur ein Ersatz in Bessarabien könnte ihm jene ökonomische Selbständigkeit gewähren, an der auch allen Anrainern mit Rücksicht auf eine friedliche Zukunft gelegen sein muß.

Der Friede im Osten stellt für uns politische Glücksmöglichkeiten, eine wirtschaftliche Entwicklung und lange, lange Friedenszeiten in Aussicht. Einen so günstigen Abschluß durften wir im Sommer 1914, als eine erdrückende Übermacht über uns herfiel, nicht erwarten. Umso verwunderlicher ist es, daß die bisherigen verschiedentlichen Friedensschlüsse im österreichischen Abgeordnetenhause Wutgeheul auslösten und die Bewilligung der Staatsnotwendigkeiten in Frage stellten.

meiner Heimatsgemeinde hatte ich einen Reisepaß bei mir. Auf der ganzen Reise durch vieler Herren Länder wurde ich nicht ein einzigmal danach gefragt, aber in Marburg an der Drau, wo ich mich endlich zur Eisenbahn flüchtete, also mitten im Heimatland, verlangte man mir das Dokument ab. Ich werde eben schon danach ausgesehen haben. Um ein kleines und man hätte mich heimtransportiert als Vagabunden von einer Reise, die mir so bedeutungsvoll, so fruchtbar, so heilig geworden ist.

Diese Wander um Deutschland war eigentlich die einzige Reise meines Lebens gewesen. Die späteren Ausflüge waren flüchtige und bequeme Fahrten, deren fernste Ziele Breslau, Budapest, Ragusa, Neapel, Monte Cenis gewesen sind. Meine ganze Welt sind die deutschen Alpen geblieben.

Kaiser Karls Friedensmanifest.

1. Ich bleibe Kaiser von Deutschösterreich unter treuer Brüderlichkeit mit dem Deutschen Reiche.

2. Jenen meiner bisherigen Völker, die noch bei mir bleiben wollen, sichere ich in ihrem Kreise die freie nationale Entfaltung und im Reiche die Möglichkeiten zu ihrer kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung zu.

3. Jenen meiner bisherigen Völker, die nicht bei mir bleiben wollen, will ich zu ihrer friedlichen Selbstbestimmung mein Wohlwollen nicht versagen.

4. Für mein Reich verlange ich meine von den Völkern der Erde garantierte Handelsstraße nach dem freien Meere. —

Diesen Traum, der mir in einer Frühlingsnacht des Jahres 1918 vor der friedenssehnsüchtigen Seele stand, lege ich in mein Tagebuch. Auch der Traum hat sein Recht.

Das größte Glück eines Reiches ist es, einen edlen Fürsten zu haben. Die Treue des Fürsten pflanzt sich fort durch alle Schichten des Volkes und wird zur Tugend der Nation.

Was schadet einem Reiche mehr, eine Grenzverschiebung oder die moralische und physische Vernichtung seines Volkes?

Am Grabe eines Helden der südlichen Front.

Ruhe in Gott, mein Sohn, am Rande des südlichen Meeres,
Wo Blumen der Alpen dir nah', noch näher die Palme dir steht. —
Palmen beschatten das Grab des friedlich schlummernden Helden,
Heimisches Edelweiß flicht dir die Liebe ums Haupt.

---

um in der Stadt das Land zu sehen. — Und war nun vollständig befriedigt.

Warum es der Mensch so treibt? Wenn man's nur selber wüßte!

Nach jenen späteren fünf Grazer Betteljahren waren fünfzig ersparte Gulden da. Sie entstammten kleinen Geschenken, die ein fürsorglicher Freund mir aufbewahrt und auf sechs Prozent Zinsen gelegt hatte. Nun also konnte der Generallebenswunsch erfüllt werden: Eine Fußreise durch Deutschland. Sie wurde gemacht im Mai und Juni 1870, also in den letzten Tagen des alten Deutschland. Sie ging von Graz über Prag und Dresden direkt nach Weimar, von dort über Berlin nach der Insel Rügen, von dort über Rostock und Hamburg nach Holland und dann rheinaufwärts nach Schwaben, in die Schweiz und durch die Alpen heim zu. Gerne benützte ich die nächtliche Postkutsche, weil sie mir den Gasthof ersparte. Mein Freund hatte mir auf dem Postamt Köln Reservegeld hinterlegt, das ich auf der Rückreise abholen sollte. Aber ich holte es nicht. Mein ursprüngliches Reisegeld reichte nicht bloß aus, ich brachte sogar mehr davon heim als ich mit fortgenommen. In Leipzig hatte Ernst Keil mir für die „Gartenlaube" eine kleine Erzählung abgekauft für 80 Taler. Um dieselbe hätte ich in Wien (wenn ich mich noch recht erinnere) vorher drei Gulden bekommen; das Geschäft in Wien zerschlug sich aber, weil die Zensur in der Handschrift zwei Seiten gestrichen hatte. Mir scheint, es war ein „lediges Kind", das damals in Österreich nicht gedruckt werden durfte. Aber die 80 Taler, die ich in Leipzig bekommen hatte, verliefen auch nicht ganz glatt. In Rostock wurden sie mir behördlich beanständet, weil sie als sächsisches Geld in Preußen — ungültig waren. Die letzten Tage des alten Deutschland. Vielleicht war es das letztemal, daß in Preußen sächsisches Geld nicht angenommen wurde.

Später, an der Nordsee und in Holland, war ich schon stumpfsinniger als ich hätte sein sollen. Es meldete sich der Schmerz wegen der Entfernung der Heimat. Auf der Rückreise wurde das bald besser, aber in Köln sah ich den Dom nicht, denn er war von einem ungeheuren Gerüste verdeckt, er machte Toilette für nahe Festtage . . . Zu Straßburg stand ich auf dem Münster. Und als ich zum katholischen Landpfarrer aus Urloffen, der mich hinaufbegleitet hatte, den Seufzer tat: „Ach, daß Straßburg in fremder Gewalt ist!" wies er gegen den Rhein hin und sagte: „Hören Sie es?" Das Rollen und Geknatter eines deutschen Militärmanövers. Vielleicht war ich der letzte Österreicher, der auf dem französischen Münster stand!

Vom Schwabenland ging's rasch in die Schweiz, die ich nur vom Rigi aus kurz grüßte, um in meine Steiermark zurückzukehren. Von

lich keinen Frack, sondern eine rote Bauchbinde, die ich ihr doch sofort vom Leibe reiße. Trügerisches Blümel-Blamel. Aber mit der Bauchbinde geht auch gerne ein Stückchen Deckblatt mit, das Köstlichste, was an der ganzen Zigarre ist. Mit den ersten Zügen, wenn man anbeißt, saugt man manchmal noch einen flüchtigen Hauch von Tabakduft, dann kommen allerlei andere Gerüche und Gestänke bis zu dem eines ganz gemeinen Waldlaubrauches. Wenn eine solche Zigarre vollständig wäre, so müßte am Schlußende ein Gefäß hängen, um sich darin der Gefühle zu entledigen, die sich während des Rauchens im Magen angesammelt haben.

Die Kriegszigarre. Sie ist eine aufgelegte Lumperei, aber im Grunde — sie hat recht. Wer solche Zeiten nicht benützt, um den Leuten das dumme Laster des Rauchens abzugewöhnen, der verdient nicht den Titel einer k. k. Regiezigarre.

Wo wird es sein?

Von Peter Rosegger.

Was hab' ich dich gesucht, du Unbekanntes,
Auf Erden dich gesucht und nicht gefunden,
Du mir Unfaßbares und doch Verwandtes.
Ich habe dich gesucht.

Im Gartenzelt und in der Felsenkrone,
Im engen Wald und auf den Meeresrunden,
In dunklen Nächten, in des Himmels Sonne,
Wie hab' ich dich gesucht!

In Einsamkeit, in prunkendem Gemenge.
Bei Freunden und bei Frauen tat ich fragen;
In stiller Lust, in rauschendem Gedränge,
Wie hab' ich dich gesucht!

Wie grünte, blühte es in vielen Zweigen,
Doch keiner hat die heilige Frucht getragen.
Hier mußt' ich sinken, dort zur Höhe steigen —
Ich hab' es nicht erreicht.

Was war's, das ich gesucht, ich kann's nicht sagen.
Für ewige Sehnsucht ist das Wort zu klein,
Das Allergrößte kann die Welt nicht tragen —
Wo wird es sein?

Ich find' es doch, denn nichts ist halb gegeben.
Wenn Sehnsucht ist, ist auch der Sehnsucht Stillung.
Der demutsvollen Ahnung wird Erfüllung.
Und lebe ich, so muß auch Jenes leben.
— Ich find' es doch.

„Nur kein banales Eheweib!“ hatte jener Schöngeist immer ausgerufen. Er heiratete eine extravagante Frau und bekam lauter halbdepperte Kinder! — An den erinnerten wir uns jenes Abends, als Adolf Pichler im Freundeskreise erklärte: „Zur Geliebten meinethalben eine geistvolle Frau, aber heiraten nur ein kluges Weib.“ — Ich glaube, wir beriefen uns dabei auch auf Goethe. Schlichte Ehefrauen, mit selbsterhaltendem, klugem Hausverstand menschliche Güte paarend, sind die besten Fortpflanzer der Menschheit. Hausbacken! Hausbackenes Brot gilt als das nahrhafteste, als das für die Länge bekömmlichste. Bei Tische, sei es für Leib oder Geist, immer nur Marzipan und Pfefferminzen — geht mir weg damit!

„Die Romanschreiber der Zukunft werden um einen Stoff ärmer sein“, sagte mir heute ein Künstler, der die Augen aufmachte. „Und zwar um einen großen, wichtigen Stoff, ja um den interessantesten, den sie bisher so lange behandelt haben.“

Nun?

„Das Dreieck wird verschwinden, das berühmte Dreieck in der Ehe, das bisher Buch und Bühne beherrscht hat.“

Der Ehebruch?

„Wird aus Kunst und Literatur verschwinden. Der alte Zopf! Lasset mich aus damit! Wer interessiert sich denn noch für solche Hausgebäcke. Ob der Ehemann noch eine andere und die Ehefrau noch einen anderen hat, was geht uns denn das an? Das sind olle Kamellen.“

So weit wären wir also? Wer einen originellen Stoff sucht: Titel: „Er liebt seine Frau.“ Bitte, hereinspaziert!

„Nichts leichter heutzutage, als ein Geschäft zu machen“, sagte mir im schönen Vertrauen ein junger Mann.

„Da stellt man sich so Ende Februar, Anfang März in der Herrengasse auf, treibt sich in der Nähe der Eskomptebank herum, beobachtet die Frauen, die mit ihren Handtascheln hineintreten. Kommen sie wieder heraus, dann haben sie das Geld der fälligen Coupons im Taschel. Man folgt nun unauffällig einer oder der anderen, bis in irgendeiner Gasse die richtige Stelle kommt. Und morgen liest man sein Werk in der Zeitung. Das Werk ohne Namen. Als Gegensatz zu jenen Leuten, die ihren Namen so gerne in der Zeitung lesen, ohne daß ein Werk dabei steht.

Manchmal macht jetzt in der Kriegszeit die Zigarre aus dem 24-Kronen-Kistel mir einen Etikettsbesuch. Als „Türkin“ trägt sie natür-

und Verwundeten werden. Da dient er besser. Nimm Szepter und Reichsapfel in die Hand und sei ein wahrer Kaiser, der nicht rechts blickt und nicht links, sondern gradaus: Zum Heil aller, nicht zum Vorteil weniger, die in dem Weltenringen für sich Wahlrechte oder Silberlinge erhandeln wollen. Herr Kaiser! Fürcht' dich nicht! Horch' nicht auf schwachherzige Berater, die alles besser und nichts Rechtes wissen. Das Volk wird es dir nur danken. Dem Volk ist es ja so gleichgültig, wer ihm Frieden und Brot gibt — es will nur Frieden und Brot! Gib, Kaiser, gib! Nimm, wo etwas ist, verteile dort, wo nichts ist. Herr Kaiser! Sei überzeugt, niemand wird dagegen Revolution machen, jedermann, abgesehen von einigen Lärmschlägern, denen man die Faust zeigen muß, steht zu dir. So und nur so schaffst du uns eine glückliche Zukunft, über die Köpfe derer hinweg, die heute im Trüben fischen . . ."

Also schrieb der alte Querkopf irgendwo in seiner Einöd, wo die Felsen wachsen.

H. L. R.

—

Aus unserer Zeit.

Ein Schweizer über uns.

In den „Baseler Nachrichten" verteidigt sich der bekannte Militärkritiker Oberst Egli gegen eine Kritik seiner Berichte, die in der hetzerisch deutschfeindlichen „Gazette de Lausanne" unter der Chiffre Ph. S. erschien; in dieser wurde gesagt, daß die Auffassung Eglis von den politischen und militärischen Aufgaben der Schweiz von der der Welschen abwiche, und daß seine Auseinandersetzungen auf einen Teil der Leser niederdrückend wirkten. Oberst Egli schreibt:

„Es ist mir von anderer Seite die Bemerkung gemacht worden, daß ich seit meiner Reise nach Belgien noch viel zuversichtlicher für die Mittelmächte schreibe, als ich das schon früher getan habe. Das ist richtig, denn dort bei den deutschen Truppen in Flandern, die seit Monaten in ungleichem Kampfe standen, habe ich die ganze Änderung der Gesamtlage, wie sie durch die Ereignisse in Rußland und Italien entstanden ist, in ihrem vollen Umfange erfassen können. Wenn die Verbandsmächte bisher mit ihrer gewaltigen Überlegenheit im Westen nicht mehr erreicht haben, wie muß sich da ihre Lage gestalten, wenn nun gewaltige Kräfte der Mittelmächte frei werden und in Frankreich und Flandern eingreifen können? Ich wäre ein schlechter militärischer Berichterstatter, wenn ich diese Verschiebung der Verhältnisse den Lesern der „Baseler Nachrichten" nicht klar zur Kenntnis gebracht hätte. Übrigens habe ich nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich die Ansicht habe, daß trotz der Übermacht der Verbandsmächte die Mittelmächte und ihre Verbündeten siegen werden. Mit dieser Anschauung bin ich in den Krieg getreten, denn ich habe seit langen Jahren die Entwicklung der Armeen genau verfolgt und viel von ihnen gesehen. Meine Meinung hat sich in den Kriegsjahren trotz aller Verschiebungen in der Lage und in den Verhältnissen nicht geändert; bei jedem Besuch an einer Front hat sie sich nur bestärkt. Selbst wenn ich die Deutschen hassen würde, so könnte ich daran gar nichts ändern.

Frankreichs Not stehe ich nicht teilnahmslos gegenüber. Daß ich Mitleid habe mit diesen romanischen Völkern und für sie fürchte, daß der Kelch ihrer Leiden noch lange nicht geleert ist, schließt nicht aus, daß ich Hochachtung empfinde für die gewaltigen Leistungen Deutschlands. Ist nicht auch das unvergleichlich, was das deutsche Volk und das aus ihm hervorgegangene deutsche Heer von oben bis unten

Kleine Laube

„Herr Kaiser!"

Irgendwo in der Einöd, wo die Felsen wachsen, wohnt ein alter Querkopf, der vor Zeiten weit in der Welt herumgekommen, bis er die magere Weisheit mit heimbrachte, es sei überall gleich. Dieser Einödmann schrieb in den vielen Jahren zwischen den Felsen ein Buch über Welt und Menschen. Er will es nicht drucken lassen — „wozu denn?" fragt er, „die Leute wollen doch gar nicht gescheiter werden!" — aber geliehen hat er es mir. Manchmal dehnt es sich ein bißchen ins Weite, wenn der Einödmann dem lieben Herrgott eine unendlich lange und ausführliche Predigt hält, wie er es beim Welterschaffen besser hätte anfangen sollen, aber dann sammelt er sich doch auch wieder und spricht zu den Geschöpfen, die guter Einsicht nicht so ganz unzugänglich sein könnten. Es findet sich in dem seltsamen Buch ein Brief an den Papst, einer an Viktor Adler, einer an Trotzki — ja, der Einödmann ist gar nicht unmodern und hält mit unseren Tagen gleichen Schritt — und ein weitläufiges Schreiben ist betitelt: „Herr Kaiser!" Ich vermag nicht zu sagen, welchen Kaiser er meint, doch einige Sätze mehr allgemeiner Art möchte ich doch daraus abdrucken — man stimme ihnen nach Gefallen zu oder verwerfe sie, man beherzige sie oder lächle über den Einödmann, der den „demokratischen Zug der Gegenwart" scheinbar nicht versteht . . .

Nun, im folgenden der bescheidene Auszug, bei dem niemand vergesse, daß er die Überschrift „Herr Kaiser!" trägt.

„. . . So geht es nicht weiter. Der Feind bedrängt uns von außen und der Feind im Innern ist nicht weniger schlimm. Als die Parlamente zusammentraten, da glaubten wir, die Herren Abgeordneten würden im eigenen Hause Frieden halten, müßten sie doch an Kampf und Streit auf den vielen Schlachtfeldern genug haben. Gefehlt. Ärger denn je trieben sie es und zertrümmern und verneinen. Und die Völker, die angeblich so kriegsmüde sind, unterstützen das Treiben, das uns immer tiefer in den Weltenzank hineinschleift. Man schließt nicht gern mit Leuten Frieden, die unter einander Händel suchen. Dabei glaube ich es schon, daß das Volk eine *wahre* Sehnsucht nach Ruhe hat. Das Volk, doch nicht seine Vertreter. Die das Volk verhetzen. Und das Volk merkt nicht einmal, daß es verhetzt wird. Wenn unsere Waffen den Frieden schon beinahe erkämpft haben, flugs sind Herren bei der Hand, die das Friedenswerk stören. Ich meine nicht etwa diejenigen, die nach dem Krieg ein größeres, starkes Vaterland wünschen, mögen sie auch zuweilen übers Ziel schießen, ich meine jene anderen, die den Frieden immer und überall im Munde führen und dabei das Kriegsbeil schwingen — gegen alles, was nicht so will, wie sie wollen; die den Armeen im Felde die Waffen rauben, die daheim ihre Mitmenschen bedrängen, weil sie „streiken" müssen, die kettenhandeln und preistreiben, daß der Hunger aus den Augen des Volkes grinst. Die meine ich!

Herr Kaiser! Mach' damit ein Ende! Sprich zu deinen Völkern, sprich deutlich zu ihnen, sag' ihnen die Wahrheit! Steck' die Spekulanten ins Loch und jag' die Geschäftspolitiker aus dem Tempel; der soll wieder zum Hospital der Kranken

nicht für unseren Haase, der nicht in Wald und Flur lebt und kein schmackhaftes Fleisch und keinen annehmbaren Pelz besitzt. Unser Haase ist Mitglied des Deutschen Reichstages. In dieser Eigenschaft hielt er schon manche Rede, an der die Menschheit, in erster Linie das deutsche Volk, nichts verloren hätte, wäre sie ungehalten geblieben. Und der besagte wertlose Haase, der zu den Zernagetieren des Reiches gehört, sagte von Hindenburg, Hindenburg sei . . . ein Schwätzer! Diese Wertung des Retters Mitteleuropas soll den weitesten Kreisen unseres Volkes mitgeteilt werden. Jede schärfere Zurückweisung des — „mit Verlaub, mit Verlaub", würde Liselott, die wackere Pfälzerin, hier einschieben — idiotischen Haase hieße ihn überschätzen.

Nur an eine Anekdote mag in diesem Zusammenhang erinnert werden: Als man dem guten Serenissimus einst den Tod Bismarcks anzeigte, da sagte er: „Nja, er war ein guter Mann — aber dumm . . ." P. L. M.

*

Die Verarmung des Judentums.

In der „Korrespondenz des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens", Nr. 8 vom 3. August 1917, steht geschrieben: „Weitaus der größte Teil der Juden seufzt unter bitterer Armut und Not, aber auch die vermögendsten sind entfernt nicht so reich, wie die christlichen Großgrundbesitzer und Großindustriellen. Sie alle haben denn auch am Kriege unendlich mehr verdient, als die paar Dutzend Juden, die etwa auch an Kriegslieferungen beteiligt waren. Mit dem Lebensmittelhandel ist sicherlich kaum ein Prozent der deutschen Juden befaßt, dagegen sind mit ihm naturgemäß ausnahmslos alle Landwirte verbunden. Wir sind weit davon entfernt, zu verkennen, wie mancherlei Schwierigkeiten die Landwirtschaft in der Kriegszeit zu überwinden hat, weit davon entfernt, zu übersehen, wie große Verdienste sich die Landwirtschaft um die Allgemeinheit erworben hat. Auch den großen Verdienst, den die einzelnen dabei einstreichen, mißgönnen wir ihnen keineswegs. Aber es soll doch nicht übersehen werden, daß die Juden — bis auf wenige Ausnahmen — durch den Krieg schwerste Einbuße erlitten, vielfach verarmt sind, daß dagegen der Wohlstand der Landwirte sich ungewöhnlich gehoben hat . . ."

Gerührt von dieser schmerzlichen Feststellung, ist die Schriftleitung des „Heimgarten" gerne bereit, für das im Kriege notleidend gewordene Judentum milde Spenden entgegenzunehmen!

*

Aus großer Zeit!

Der Operettentenor B. in Salzburg hat zu seinem „Benefiz" erhalten: 7 Paar Schuhe, 3 Anzüge, 5 Kilo Kaffee, 2000 K, 1 Brillantring im Werte von 1200 K, Manschettenknöpfe mit Brillanten, 2000 Zigaretten, eine $1\frac{1}{2}$ Meter lange Wurst, 9 Flaschen Wein und 51 andere wertvolle Sachen. Zu dieser Vorstellung haben sich Salzburger Mädchen am Tage zuvor um 10 Uhr abends angestellt. —

Da sage noch einer, daß die Deutschen ihre Künstler nicht ehren! Und die Mädchen natürlich voran. Riet nicht Goethe, sich bei „edlen Frauen" zu erkundigen, was sich schickt?!

*

Einem mehr oder minder verehrten Staatsmann ins Stammbuch.

„Gut überredet ist ganz überzeugt."
Doch:
„Den muß man brechen, der sich nicht beugt!"
Zur freundlichen Erinnerung an P. L. M.

in diesen harten Kriegsjahren geleistet hat? Geht Herr Ph. S. an dem wirklich teilnahmslos vorüber? Sind die Tiroler nicht ebenso gut unsere Nächsten wie die Franzosen und dürfen wir nicht uns ehrfurchtsvoll neigen vor dem Beispiel, das dieses einfache Bergvolk auch uns Schweizern gegeben hat? Als die Blüte seiner Männer sich auf den galizischen Schlachtfeldern geopfert hatte und der Feind drohte, in die Täler einzubrechen, da ergriffen wie in alten Zeiten die Greise und die Buben die Büchse und eilten, den heimischen Herd zu verteidigen. Und die Kärntner, die Steirer, die Nieder- und Oberösterreicher, alle die Völker Österreich-Ungarns, die sich für ihren Kaiser und König und ihr Land hingaben und sich der russischen Dampfwalze entgegenwarfen, sind nicht auch sie unsere Nachbarn und gerade in dieser Festzeit unseres Gedenkens wert?"

*

Stimmung verpatzen.

Kürzlich wurde aus dem Kriegspressequartier gemeldet, daß aus Rußland täglich mehrere tausend gefangene Österreicher zurückkehren. Sie kommen zu Fuß, da auch die russischen Eisenbahnen vollständig versagen. Natürlich handelt es sich nur um Leute, die unsern unserer Grenzen interniert waren. Bei uns werden sie überprüft, in Quarantäne gesteckt und erhalten hernach vier Wochen Urlaub.

Diese nackte und an sich gewiß nicht unerfreuliche Tatsache wird von einer Zeitung zu folgenden sentimentalen Auslassungen benützt:

„Die aus Rußland ... Sie wälzen sich stromweise über die weiten, weiten russischen Landstraßen. Seit Wochen sind sie frei, die Gitter wurden geöffnet, die Österreicher können nach Haus' ... Aber keine Eisenbahn nimmt sie auf. Kein Transportführer geleitet sie, nicht blumengeschmückte Wagen erwarten sie an der Grenze. In losen Trupps zu vier- und fünftausend marschieren sie durch die endlose Steppe, einem fern am Horizont auftauchenden Hügel zu, einem Dorf, von dem sie nicht wissen, wie es heißt und ob sie dort Nahrung bekommen. Immer dem Westen zu, dem Westen, der Erlösung bedeutet. Wie viele ihn nicht mehr erreichen, obwohl ihre Augen darnach lechzen, ihre Sehnsucht sie vorwärts treibt, weiß man nicht. Ein dunkler Trieb macht sie ‚einrückend' und die unsichtbar winkende Hand der Heimat und ihrer Gesetze. Wie anders dachte man bei Kriegsbeginn das Bild heimkehrender Krieger."

Der Schreiber dieser Zeilen gibt sich erstens redlich Mühe, den Angehörigen von Gefangenen die Herzen möglichst schwer zu machen, und zweitens hat er eine ganz krause Vorstellung davon, wie Kriegsgefangene nach Hause kommen. An Legitimierung und Quarantäne denkt er natürlich nicht. Er hat eher die Vorstellung von einem rührseligen Bühnenbild. Oder glaubt der Mann wirklich, daß Gefangene in blumengeschmückten Salonwagen nach Hause befördert würden, daß die übergelaufenen Tschechen ohne Überprüfung ihres Verhaltens zu Dr. Kramarsch rollen, und daß jeder Bazillenträger mit tunlichster Raschheit ins Hinterland geschickt wird, um dort Seuchen zu verbreiten? Nein, der Verfasser der rührseligen Notiz denkt nichts weiter und glaubt nichts weiter, sondern genießt nur seinen Einfluß als Journalist, wobei er zu sich spricht: „Was bin ich doch für ein ganz bedeutender Kerl, da ich die glückliche Heimkehr unserer Kriegsgefangenen so ausdeuten kann, daß die Leute darüber betrübt werden!"

Na, mein Lieber, Stimmung verpatzen ist keine Kunst. P. L. M.

*

Der Haase.

Der Hase ist ein Geschöpf des Waldes und der Flur; er hat ein schmackhaftes Fleisch und einen nicht ganz wertlosen Pelz ... Aber diese Feststellung gilt

nämlich gerade an diesem Morgen, soweit es die damals noch strengere Zensur gestattete, Tränen darüber vergossen, daß man auf so barbarische Weise den Engländern an den Leib rücke ... Da ich anderer Ansicht war, so stand mir eine scharfe Auseinandersetzung mit meinem Trambahnschaffner bevor. Schon auf Entfernung sah ich, wie er mutig sein Kinn vorschob. Wir begrüßten uns und sofort begann er: „Na, was sagen Sie?“ Ich stellte mich unschuldig und unkundig: „Wozu denn?“ „Na, zum U-Bootkrieg!“ „Hum ...“, entgegnete ich, um nicht weiter zu reizen. Und da legte der Mann los: „Jetzten werdens der Bagasch schon zagen, wo der Bartel den Most holt! Nur abilahnen, was Platz hat! Schad, daß nit schon vor a paar Jahr damit angfangen haben!“ Ich war baß erstaunt über den Zwiespalt zwischen meinem lieben Sozi und seiner Zeitung, die erheblich anders schrieb, und mein Mut war inzwischen so weit gewachsen, daß ich ihn aufmerksam machte: „Aber Ihr Blatt schreibt doch ...“ „A was!“ fuhr er mich an, „das war n o schöner, daß uns die Kerln aushungern und wir zuschauen wie a Kalb, das sie zum Fleischhacker treiben!“ Die Kritik, die hernach an dem roten Leibblatt geübt wurde, behalte ich für mich und versichere nur, daß sie recht scharf ausfiel — und keineswegs von meiner Seite! Allerdings hatte mein Trambahnschaffner auch keinen mutigen Tier- oder einen duftigen Blumennamen, dafür jedoch einen Sohn an der Front, weshalb er nicht das mindeste Verständnis für die Schonung unserer mitleidlosen Feinde aufbrachte. . . .

Ferner besitze ich noch einen zweiten Bekannten, Schuster von Beruf und Vertrauensmann der sozialistischen Landespartei. Er stand über zwei Jahre im Feld und wir schüttelten uns beim Wiedersehen die Hände. Ich erkundigte mich, wo er gewesen. „O mei, überall, gegen die Russen und gegen die Serben und gegen die Rumäner und gegen die Katzelmacher.“ „Bei welchem Truppenkörper?“ „Halt amal da und amal dort — überall. Unter Tschechen und Polen und Ruthenen und Magyaren. — Sie, i sag Ihnen, was das für a ... Gesellschaft ist!“ Er gebrauchte einen bedeutend stärkeren und gar nicht sozialistisch-brüderlichen Ausdruck für die „Gesellschaft“, den ich um des nationalen Friedens willen hier mildere. Der Mann klagte, wie die fremden Nationen (auch „Genossen“ von ihm!) mit den ihnen zugeteilten Deutschösterreichern umgingen. „Am ärgsten war es in X.“ (Auch hier verschweige ich aus obgenannten Gründen den Ort!) „Nit rühren haben wir uns dürfen, gleich sinds über uns Deutsche hergfallen, und wir waren in der Minderheit. Was die Leut für a großes Maul haben! Aber wanns zum Sturm gangen is, da haben w i r voran müssen! ... Besser is erst worden, wie die Preußen und die Bayern kommen sind. Herrschaft, die haben Modi gmacht! Wann einer von der notigen ... Gesellschaft zum Maulmachen angfangen hat, das hättens sehen sollen, wie schnell der stad war ... Ja, die Preußen haben sich nix gfallen lassen und die Bayern erst recht nit. Da hab ich's gut ghabt. Aber die andern ...“ Und er zählte Nationen auf, die gleichfalls in der österreichisch-ungarischen Monarchie wohnen und so gar nicht brüderlich mit uns Deutschen umgehen, wenn sie wo in der Überzahl sind. Dann lobte der Schuster die Preußen besonders: „Wo sie hinkommen sind, dort haben sie Ordnung gmacht: Feste Preise, Reinlichkeit, Gerechtigkeit, und jeder hat das kriegt, was ihm gehört.“ Seltsam, seltsam, auch hier ein wunderlicher Widerspruch zwischen jenen, die „draußen“ waren, und jenen, die Leitartikel in rote Blätter schreiben! Der Schuster und ich redeten hernach vom russischen Friedensangebot, das die „Arbeiter-Zeitung“ als Ausfluß der höchsten Friedensliebe und Menschlichkeit der Maximalisten zu feiern pflegt. Sie leitartikelt: „Nicht die Waffen besiegten Rußland, das kriegerische Rußland wurde von der Demokratie überwunden — von uns!“ Der Schuster sprach wesentlich anders:

Großmutters Lieder.

Gerne lausch' ich diesen altgraziösen Liebesliedern,
Die mein Liebchen mir im Abenddämmern spielt:
Leise, halbverwehte Grüße längst entschwund'ner Zeiten,
Die noch zärtlicher als uns're Zeit gefühlt.

Ist es nicht, als hörtest du die Kreuzschuh' leise klappern?
Hörst du nicht die Seide über Krinolinen knistern?
Hörst du Damon nicht verstohlen mit der Schönen
In verschnitt'nen Buchengängen leise flüstern?

Meine Mutter liebte diese Weisen — und ich sehe sie am Flügel sitzen,
Höre unter ihren weißen Händen voll die Saiten rauschen,
Sehe, wieder Kind, mich in der Sofaecke träumend kauern
Und mit großen, stillen Augen diesen Klängen lauschen.

Vigga Konkel-Levenstjerne.

Rückschrittlich und fortschrittlich.

Ort: Eine abgelegene Landgemeinde. Es besteht die Absicht, eine Bahn durch das Tal zu bauen. Da treten die Angehörigen der kleinen Landgemeinde zusammen und beschließen, die Regierung zu bitten, die Bahnlinie nicht durch das Tal zu führen. Sie meinen, der Eisenbahnverkehr brächte ihnen Industrie und Handel in die Gegend, fremde Leute kämen, um sich zu bereichern, ihre Kinder und Dienstboten würden neue, überflüssige Bedürfnisse kennen lernen und in die Fabriken strömen. Dies bedeute aber nichts weniger, als den schließlichen Untergang der einheimischen und durch Jahrhunderte ansässigen Bewohnerschaft des Tales.

Dieser Beschluß der hinterwäldlerischen Landgemeinde ist natürlich rückschrittlich.

*

Ort: Der Gemeinderat Graz. Da die Südbahn den Verkehr zwischen Wien und unserem einzigen Seehafen Triest schon lange nicht mehr klaglos bewältigen kann, wird von zuständigen Stellen geplant, eine zweite, kürzere, daher wohlfeilere und das gesamte Wirtschaftsleben fördernde Bahnverbindung Wien—Triest durch die Oststeiermark herzustellen, die Graz nicht unmittelbar berührt. Da erhob sich im Grazer Gemeinderat, der aus den aufgeklärtesten Bürgern und Genossen der Stadt besteht, Herr Pichler und beantragte dringlich, der Gemeinderat möge gegen Bahnbaupläne Wien—Triest, die den Verkehr von Graz ablenken, Einspruch erheben. Dieser Antrag wurde einstimmig angenommen.

Sehen Sie, das ist fortschrittlich. B. E. S.

Die Sozi und ihre Zeitungen.

Ich habe einen guten Bekannten, der ist Trambahnschaffner und roter Sozialist. Wir treffen uns häufig auf der Plattform und fahren in der Regel eine ganze Strecke miteinander. Bei seinem schweren Dienst und der bescheidenen Entlohnung wäre es ein Wunder, gehörte er nicht jener Partei an, die ihm das Allerbeste wenigstens verspricht. Und wir verständigen uns sehr gut; wir respektieren die gegenseitigen politischen Eigenheiten und besprechen oft die Leitartikel seines roten Leibblattes. Aber einmal hatte ich eine gründliche Angst vor einer Begegnung: Als der hemmungslose U-Bootskrieg angesagt worden war. Das rote Leibblatt hatte

Landschaft.

(Seelenvoller Lobpreis eines Ausschnittes der erhabenen Natur.)

Auf der Straße fahren Wagen,
Die Kartoffelsäcke tragen,
Hinterher ein roter Reiter —
Noch ein Reiter — und so weiter.
Auf der Straße grauer Staub,
An den Bäumen grünes Laub,
Rechts und links die Wiesen prangen,
Die zum Blühen angefangen.
In den Wäldern wachsen Eichen,
Buchen, Erlen und dergleichen.
In dem Fluß staut eine Wehr da
Alles Wasser et cetéra.
Wolken segeln durch den Himmel,
Dazu Kirchenglockgebimmel.
Und ein fetter, schwarzer Schwan
Grinst mich boshaft lächelnd an.

Anselmus Pölly († 1847).

Antwort

auf die wiederholte Frage: „Warum nimmt der ‚Heimgarten‘ zu den Fragen der Zeit nicht regelmäßiger Stellung?“

Es ist überhaupt nicht Aufgabe von Monatsblättern, die laufenden Zeitfragen regelmäßig zu besprechen. Dafür sind Tageszeitungen, Zeitschriften, die wöchentlich erscheinen, und Flugblätter da. Die Eintagsrätsel lösen sich zumeist rasch von selbst oder — man schreitet, sie ungelöst lassend, über sie hinweg. Zwischen der Drucklegung einer Monatsschrift und dem Zeitpunkt, da sie in die Hände der Leser gelangt, liegen schon im Frieden Wochen, und so läuft sie Gefahr zu veralten, ehe sie noch erschien. Der „Heimgarten“ im besonderen hat nie seine Aufgabe darin erblickt, mit dem schwankenden Schritt der Stunde gleichen Takt zu halten. Seit seiner Gründung lenkte er die Aufmerksamkeit der Leser mehr auf „ewige“ und dem Wechsel mehr oder weniger entrückte Probleme. Anderseits muß aber darauf hingewiesen werden, daß im „Tagebuch“ und in besonderen größeren oder kleineren Aufsätzen auch laufende Fragen erörtert wurden und werden. Besonders der große Krieg mit seinen unerhörten Begleiterscheinungen hat den „Heimgarten“ auch insoweit beeinflußt, als er den „Tagesereignissen“, die sich oft zu Weltereignissen auswachsen, in erhöhtem Maße gerecht zu werden sucht. Als Monatsblatt ist ihm dies jedoch nur im beschränkten Maße möglich. Der Krieg mit seinem Drum und Dran überstürzt die Ereignisse und Tatsachen und bewirkt durch seinen schnellen Wechsel auf allen Gebieten, daß das gesprochene, das geschriebene und gar erst das gedruckte Wort rascher denn je veraltet und „uninteressant“ wird. Die Verhältnisse bringen es mit sich, daß die Herstellung von Druckschriften bedeutend mehr Zeit als früher beansprucht, was zur Folge hat, daß alle Monatsschriften mehr oder weniger den Tatsachen nachhinken müssen. Dies ist weder für den Herausgeber angenehm, noch für den Leser wünschenswert. Man tut deshalb besser, das Allzuzeitliche, wächst es vielleicht auch zum Weltgeschichtlichen aus, erst in zweite Linie zu stellen. Anderseits ist es wohl begreiflich, daß man gerade vom „Heimgarten“ eine regelmäßigere Stellungnahme fordert, denn er ist ein durchwegs selbständiges Blatt, das von der Regierung ebenso unabhängig ist wie von der Börse . . . Ihn leitet ausschließlich das Volks- und Staatsinteresse.

„Wissens, die täten ja nie Frieden machen, wenns noch Krieg führen könnten. Aber sie können nit mehr. Die Schläg, dies kriegt haben, habens ganz damisch gmacht. Keiner traut mehr dem andern, keiner gehorcht und wer heut was zum Anschaffen hat, der sitzt morgen im Kerker. Sie, ich sag Ihnen, wenn die Russen in Lemberg und in Posen wären, die möchten anders mit uns reden! Es is ja recht schön, auf Annexionen zu verzichten, wenn ma selber nix hat, als die paar Judenvierteln in Ostgalizien. Und die könnens meinetwegen behalten!“

Das sind zwei Beispiele für Unzählige, wie der einfache „Sozi“ denkt, der sich auf den festen Boden der mit seinem Blut geschaffenen Tatsachen stellt, und wie ganz anders die Blätter des Hinterlandes skribeln, welche blutleere Dogmen verkünden, Demonstrationen mit solchen veranstalten, die kein Pulver rochen, und von Leuten geleitet werden, die in der Regel mutige Tier- oder duftige Blumennamen führen!

Angewandte Spruchweisheit.

„Auch der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird“, begehrte der Kanzlist Wprschalek innerlich auf und krümmte den Rücken vor dem scheltenden Hofrat.

„Das gebrannte Kind scheut das Feuer“, so daß die dumme Gretl im Winter vom geheizten Ofen abrückte, um sich beim offenen Fenster die Finger zu erfrieren.

„Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist“; mit diesen Worten hielt Benjamin seine Stahluhr erst über die Kerzenflamme, ehe er sie mit dem Hammer zerhämmerte.

„Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand“, stellte der neugewählte Abgeordnete, Greißler Anton Pimpf, fest und hielt seine Jungfernrede im Parlament gegen den Schulzwang und für das allgemeine und gleiche Wahlrecht.

„Nur die allergrößten Kälber wählen ihren Metzger selber“, sagte der Bauer und stimmte für einen jüdischen Sozialdemokraten.

„Besser den Sperling in der Hand, als die Taube auf dem Dache“, überlegte der Hinterhuber Max, weshalb er die gefangene Taube freiließ und dem Spatzen mit dem Schmetterlingsfänger nachjagte.

„Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr“, hielt Johann Krause seinem Vater, der ihn wegen einer ungenügenden Leistung im Lateinischen tadelte, entgegen und fügte noch bei: „Lieber Papa, du hättest mir eben rechtzeitig eine lateinische Kinderfrau geben sollen!“

„Die dümmsten Bauern haben die größten Kartoffeln“, tröstete sich der Walkentoni über seine nur bohnengroßen Erdäpfel, als er den Acker zu düngen vergessen.

„Probieren geht über Studieren“, meinte der Landsturmkanonier und bastelte so lange an einer erbeuteten feindlichen Handgranate herum, bis sie explodierte und ihn in 1354 Stücke zerriß.

„Erst wägen, dann wagen“, beschloß Löw Schenkelbruch, wog 900 Gramm Mehl in ein Säckchen aus und schrieb darauf: „1 Kilogramm.“

„Mein Name ist Hase und ich weiß von nichts“, antwortete der Minister einem Interpellanten, der ihn fragte, ob das „Fremdenblatt“, welches das Ministerium heftig angriff, ein Regierungsorgan sei; doch fügte er erläuternd hinzu: „Wenn ich an den fraglichen Artikel denke, so glaube ich beinahe, daß es kein Regierungsblatt ist . . .“ P. L. M.

Meine Flucht durch das mongolische Sandmeer. Das neueste Ullstein-Kriegsbuch. Verfaßt vom k. u. k. Hauptmann Franz Wlad. (Wien, I., Rosenbursenstraße Nr. 8. Ullstein & Co. Preis K 2·—.)

In einem fesselnd geschriebenen Bericht schildert Wlad seine Kriegserlebnisse. Er geriet in Galizien im Herbst 1914 in russische Gefangenschaft, kam in die sibirischen Gefangenenlager, aus denen er mit mehreren Kameraden durch die mongolische Schnee- und Sandwüste nach China entfloh. Als „Russe" über Amerika weiterreisend, ist er in Gibraltar von den Engländern festgenommen und nach England überführt worden. Nach Monaten neuer Gefangenschaft gelang es ihm endlich, die Freiheit wieder zu erlangen.

Dieses Buch ist die erste derartige Veröffentlichung eines österreichisch-ungarischen Offiziers und reich an Abenteuern und Schilderungen der Völkerschaften, deren Gebiet Wlad auf seiner Flucht durchquert hat.

Benedikt Patzenberger. Aus der Komödie seines Lebens. Von Roland Betsch. (Breslau. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn.)

Es ist das Buch eines liebenswürdigen, flotten Erzählers, eines glücklich veranlagten Humoristen. Eben darum ist es auch ein zeitgemäßes Buch. Stolze Freude wie herbes Leid, das unsere Tage an sich tragen, erfordern für unsere Nerven Ablenkung. Man wird heute ganz besonders nach einer solchen Ablenkung suchen — auch für andere liebe Menschen als Geschenk: „Hier meldet sich ein neuer Meister der Erzählerkunst. So einer, der zu den Erben des großen und kostbarsten deutschen Humors gehört... Ein junger Dichter hat hier sein bedeutendes Können erprobt." Paul Barsch.

Von meiner Straße. Novellen von Alfons Petzold. (Warnsdorf—Wien. Ed. Strache.)

Es sind Novellen des Lyrikers: Ichnovellen und darum doppelt interessant, weil sie Dokumente aus einem Dichterleben in künstlerischer Form bieten. Von „seiner" Straße hat sie Petzold gepflückt. Der Wiener Arbeiterdichter schildert seine Vergangenheit, die Proletariertage, die er durchlebte, Proletarierfreunde, mit denen ihn sein Schicksal auf der Straße, in der Fabrik zusammenführte. Arbeiter voll Bildungshunger, Unzufriedene, Gleichgültige mit ihren Mädeln voll Glückverlangen, die immer wieder der harte Alltag fesselt und niederdrückt und nur dann und wann ein sonniger Feierabend befreit und fröhlich zusammenführt, und der krasse Gegensatz, das soziale Elend, wie es nur die Großstadt mit unerbittlicher Realistik malt; das sind die Bilder und Geschehnisse dieses Bandes. Sie sind gut gesehen und trefflich gemalt mit packender Naturtreue und der pulsenden Wärme, die das Selbsterlebte noch dem Erinnerungsbilde verleiht. Form und Sprache sind diesen Skizzen des Augenblickes angepaßt. B.

Die Legende von der Königin Wundersam und vom Dichter Medardus. Von Julius Franz Schütz. (Graz. Verlag „Leykam".)

Dieses symbolische Märchen — „Legende" nennt es der Verfasser — ist ein kleines Meisterwerk ziselierter Sprachkunst, ein schwüles Gedicht in Prosa, ein Sehnsuchtsspiel des Suchens nach der blauen Blume (die nie geblüht hat und nie blühen wird, weshalb ihr Besitz manchen nur um so wertvoller scheint...) und schließlich ein Hinübergleiten in eine auch recht annehmbare Wirklichkeit. Die Königin Wundersam, eine geborene Gänsehirtin, ist ein blutrotes Vampyrweibchen, an dem die Welt stürbe, wandelte es leibhaftig auf dem festen Boden der Erde — sofern man beim Erzittern des Erdbodens im Kanonendröhnen noch einigermaßen von etwas „Festem" sprechen kann... Aber die Legende schweift weit ab von der Gegenwart und vergräbt sich in die Tiefen des Schwarzschwanensees und endlich in die köstliche Ruhe eines Städtchens mit Türmen und Wetterhähnen, mit einem verwitterten Brücklein und einer Liebfrauensäule; und über die roten Dächer und mächtigen Pappeln schwirrt das Summen von Weinbergrädern... Aus dem harten Kampf und Streit des Jetzt kann man mit dem Büchlein in eine märchenhafte Ferne schweben, die durch ihre wunderlichen Formen berauscht... B. E. S.

Liller Kriegszeitung. „Die sechste Auslese". Herausgegeben von Hauptmann d. L. Paul Oskar Hoecker. Mit 16 mehrfarbigen Einschaltbildern und zahlreichen Zeichnungen. 286 Seiten. Gebunden 4 Mk. (Lille, Jänner 1918. Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung.)

Auch dieser Band faßt das Beste und Bezeichnendste zusammen, was die letzten sechs Monate der „Liller" gebracht haben: Erhebendes, Erschütterndes und viel Herzhaft-Lustiges. Der Leser steht in unmittelbarer Berührung mit den feldgrauen Kämpfern im Artois und in Flandern, die es selbst in den Großkampftagen des abgelaufenen Halbjahres drängte, ihrer „Liller" von Schlacht und Erholung, Land und Leuten, guten Kameraden und allerlei drolligen Erlebnissen zu erzählen. Das vornehm gebundene Werk ist sorgfältig gedruckt, auf die schöne Ausführung des Bildschmucks dürfte jeder Friedensverlag stolz sein.

wie er diese Interessen mit gutem Gewissen zu vertreten sich berufen fühlt. Für Geschäftspolitik haben wir keinen Platz, wohl aber für jene Politik, die dem Deutschtum frommt; sie deckt sich wohlverstanden mit den Belangen Österreichs.

Oft freilich bedauern wir es selbst, daß wir nicht imstande sind, zeitlich unmittelbarer auf unsere Leser einzuwirken, aber manches Wort, das uns auf der Zunge liegt und das vielleicht gewichtiger sein könnte als das Gerede der nicht immer unabhängigen Tagespresse, muß verschwiegen werden; es käme zu spät . . .

Deshalb — um die Grundfrage zu beantworten — kann der „Heimgarten" nicht regelmäßiger zu den Fragen der Zeit Stellung nehmen! H. L. R.

Lieber Heimgarten!

Auf Grund irgendeiner hohen Verordnung machte mir die politische Behörde erster Instanz Vorschriften für den Frühjahrsanbau, die vielleicht bei entsprechender Düngung den grünen Tisch zum Blühen bringen können, doch nicht meine Äcker, für die die Verhältnisse erheblich anders liegen. Daher begab ich mich zur politischen Behörde erster Instanz und hatte sogar das Glück, dort vom Herrn und Meister persönlich empfangen zu werden. Ich setzte ihm klar und deutlich auseinander, daß die Einhaltung der Vorschriften meine ganze Ernte in Frage stellen würde. Der Herr und Meister hörte mich denn auch geduldig an, um dann zu fragen: „Ja, mein Lieber, verstanden Sie den Auftrag auch?"

Worauf ich erwiderte: „Den Wortlaut schon, aber nicht den Sinn."

Die politische Behörde erster Instanz zeigte maßloses Erstaunen und meinte überlegen: „Ja aber, Verehrtester, was geht Sie denn der Sinn einer Verordnung an?"

„Da wandte sich der Gast mit Grausen . . ."

Ein dummer Bauer.



Steppke. Geschichte eines russischen Jungen in deutscher Kriegsgefangenschaft. Von Fedor v. Zobeltitz. **Allzeit bereit!** Erzählung aus Jung-Deutschlands Kriegszeit. Von Paul Grabein. (Zwei Bändchen zum Preise von je M. 1·25 im Verlage Rütten u. Loening. Frankfurt.)

Die wohlfeilen, hübsch ausgestatteten Bücher sind auch der Jugend Österreichs sehr zu empfehlen, denn sie gewähren wertvolle Einblicke in deutsches Schaffen und Wirken — das seltsamerweise gerade jetzt von manchen Kreisen unseres Volkes bemängelt und bekrittelt wird. Wir sollten lieber lernen, statt kritisieren und raunzen! P. L. M.

Büchereinlauf.

Wenn die Steine reden. Roman aus dem zweiten Jahrhundert nach Christi. Von Anna Freiin von Krane. (Köln. J. P. Bachem.)

Die Rache des Herrn Ulrich und andere Geschichtlein von Heinrich Mohr. (Freiburg. Herdersche Verlagshandlung.)

Deutsche Volksbücher. Herausgegeben von Heinrich Mohr. (Freiburg i. B. Herdersche Verlagshandlung): **Historie von der unschuldigen, bedrängten Pfalzgräfin Genoveva; Geschichte des ewigen Juden** und **Geschichte des Doktor Faustus; Der arme Heinrich** und **Historie von der wunderlichen Geduld der Gräfin Griseldis.**

Der Märchenvogel. Ein Buch neuer Märchen und Mären von Laurenz Kiesgen. Mit 20 Bildern von Rolf Winkler. (Freiburg. Herdersche Verlagshandlung.)

Johann Christoph am Ziel. Roman von Romain Rolland. (Frankfurt. Rütten und Loening.)

Jugenddank! Ein Spiel der Jugend aus unseren Tagen. In volkstümlichen deutschen Reimen. Von Dr. Fritz Tögel. (Leipzig. Arwed Strauch.)

Haus und Schule. Von Ed. Pfrogner. Ein Elternbuch, das Vätern und Müttern zeigen will, wie sie die Arbeit der Schule zum Wohle ihrer Kinder fördern können. (Leipzig. A. Haase.)

Der Weltfriede. Eine theosophische Betrachtung von Hermann Rudolf. (Leipzig. Theosophischer Kultur-Verlag.)

Wie soll der Landmann Stallmist und Jauche in Hof und Feld behandeln? Von Leopold Stocker. (Graz. Herausgegeben vom Landeskulturinspektorat der k. k. Statthalterei Graz. 1918)

Postkarten des „Heimgarten"

„Ein roter Gegner der Vaterlandspartei" schickte einen langen, langen Brief, in dem er alle Anhänger der deutschen Vaterlandspartei schlankweg „Kriegsverlängerer" schalt. Dem Schreibebrief möchte ich eine einzige Frage entgegenstellen: Wer sind die Kriegsverlängerer: Diejenigen, welche die Mittelmächte so stark erhalten möchten, daß unsere Feinde endlich die Nutzlosigkeit ihres Kämpfens gegen uns einsehen, oder jene, die durch politische Streiks die Schlagkraft unserer Armeen schwächen und zugleich alle unsere Feinde ermutigen? U. A. w. g.

Dr. E. H. Ihr rollendes, in den Streit der kleinen Geister geworfenes Wort: „Wir brauchen kein allgemeines Wahlrecht, wir wollen die allgemeine Schlamperei", ist völkerpsychologisch so tiefblickend, daß die wenigsten Zuhörer die blitzblanke Ironie heraushörten!

„Demokratischer Geschichtsfreund" — so nennen Sie sich selbst in Ihrem Brief und stellen außerdem eine Reihe von Fragen. Wann die große französische Revolution begann? Vielleicht am 5. Mai 1789, als die Stände in Versailles zusammentraten. Da setzten die Irrungen und Wirrungen ein; dazu eine schwache Regierung usw. Es ist eben immer und überall dasselbe. — Sie beklagen sich, daß Herr E. erklärte, alle „Freiheitsschwärmer seien ihm verdächtig" — uns auch, im Vertrauen gesagt. Aber die Feststellung stammt nicht von Herrn E.; der hat nur unseren alten Goethe plagiatiert. Goethe erlebte den „Freiheitsrausch" der Jakobiner zu Paris, wo es hieß: „Willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich dir den Schädel ein!" Und wie treiben es denn heute die „Freiheitsmänner" Rußlands? Dort gelten die Streikenden der Staatsbetriebe als „Hochverräter". Sind wir Wilde in Österreich nicht bessere Menschen? — Hermann Bahr ist gar nicht so ohne... Angesichts einer Regierung, die von den besten Absichten beseelt ist, seufzt er in seinem „Tagebuch", er zöge schon bald eine böse Begabung einem guten Willen vor. Ja, ja, so viel guter Wille und trotzdem kein Weg! — Mein lieber „demokratischer Geschichtsfreund", wollen nicht auch Sie ein bißl umlernen?

Dr. St. Zw., Wien. Ihr neues Blatt „Revue d'Autriche" kam mir noch nicht zu Gesicht, aber ich meine, daß Sie mit dieser französisch geschriebenen Zeitschrift gewiß ein längst und schwer empfundenes Bedürfnis befriedigen. Gestatten Sie nur die Frage: Ist Ihre Revue für uns Österreicher bestimmt oder für das neutrale und feindliche Ausland, um dort etwa über die „österreichischen Verhältnisse" aufzuklären? Letzterenfalls veröffentlichen Sie ja um Himmelswillen nicht wahrheitsgetreue Berichte über die Sitzungen unseres Abgeordnetenhauses! Es wäre um den Rest unserer Reputation geschehen... P. L. M.

An die Herren —inskis in Krakau und Umgebung. Ihre Staatstreue bis auf Widerruf ist beinahe noch ekelhafter als der „olle ehrliche Hochverrat" des Herrn —arsch! In London, Paris, Rom und Neuyork freut man

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. XXVI.: Trübner. Des Meisters Gemälde, herausgegeben von J. A. Beringer. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. 1917.)

Die Verlagsanstalt hat ihrer trefflichen Sammlung der Kunst nunmehr auch den vielseitigen Künstler Wilhelm Trübner noch bei dessen Lebzeiten einverleibt. Leider muß hier beigefügt werden, daß Trübner kurz nach dem Erscheinen dieses sein Schaffen vollständig darlegenden Werkes gestorben ist. Wie reich und bedeutend dieses Schaffen des vielseitigen Künstlers gewesen, erweisen die 450 Abbildungen des stattlichen Bandes und sie zeigen uns zugleich, wie berechtigt seine Einbeziehung in diese Klassikerausgabe erscheint. Denn der in allen seinen Schöpfungen echt deutsch wirkende Maler ist auf allen Gebieten seiner Kunst mit gleichem, großem Erfolge aufgetreten, das Bildnis und die Landschaft, das Genrebild, das Stilleben und das Tierbild, aber auch seine großartigen Kompositionen der Gigantenschlacht, seine gewaltigen Historienbilder (Tilly, Friedrich der Schöne, Ruprecht v. d. Pfalz u. a. m.) lassen ihn ebenso als Meister der Zeichnung erscheinen, wie er als gewaltiger Kolorist und Beherrscher der Farbe hervorgetreten. Trübner, 1851 in Heidelberg geboren, hat unter Canon, Diez und Leibl seine künstlerische Ausbildung und Vollendung erlangt, und die Einwirkung dieser berühmten Maler zeigt sich in allen seinen Schöpfungen. Man weiß nicht, ob man seine prächtigen Landschaften aus dem heimischen Gebiete (Heidelberg, Starnberger See, Chiemsee und ähnliche) oder seine überaus charakteristischen männlichen und weiblichen Porträts, seine prächtigen Mädchenbilder und Aktstudien höher stellen soll, wenn man dieses sein gewaltiges Lebenswerk überblickt. Eine vortreffliche Einleitung von biographisch-kunstgeschichtlichem Werte aus der Feder J. A. Beringers, die uns Trübners Persönlichkeit und historische Stellung deutlich zur Anschauung bringt, ist der Sammlung beigegeben, welche die übliche vornehme Aus-Ausstattung des Verlages aufweist.

Dr. A. Schl.

Josef Haydn. Bilder von Grete Brzezowsky. Text von Anton Herget. Künstlerbilderbuch. (Prag-Wien-Leipzig. Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase. 1917.

In der Reihe der Künstlerbilderbücher des patriotischen Jugend- und Volksbildungswerkes „Österreichs Ruhmeshalle" ist soeben ein neuer Band erschienen: Josef Haydn. Eine vorzügliche Leistung, die wieder zeigt, daß dies groß angelegte, viel versprechende Sammelwerk sich trotz der schwierigsten Zeitverhältnisse immer mehr vervollkommnet und zu einem mustergültigen heranwächst. Bilder und Text ergänzen sich in dem neuen Bande auf das vorteilhafteste und schildern das Leben und Schaffen Haydns so anregend, daß alt und jung mit dem gleichen Vergnügen zu dem Buche greifen werden. Wie der Verfasser des Textes ohne jede Aufdringlichkeit das Erzieherische in dem Lebensbild herausgearbeitet hat und auch auf das Musikalische der Werke in allgemein verständlicher Weise eingeht, ist vorbildlich.

Im Sturme. Hundert neue Gedichte von Rudolf Birbaumer. (Leipzig. Xenien-Verlag.)

Diese Gedichte haben keine neuartige Note, aber sie sind echt. Man merkt, daß sie aus dem Leide dieser Zeit in einem Menschenherzen entstanden sind. Manches der schlichten Lieder enthält erschütternde Trauerklänge.

Waffenhandwerk. Kriegslieder von Hans Steiger. (M.-Gladbach. Herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit.)

Kriegslieder und dennoch beachtenswert. Eigenartige Gedanken in eigenartiger, oft selbstherrlicher Form. Hans Steiger ist uns schon längst als hoffnungsvoller Künstler bekannt und seine Begabung verspricht Leistungen, die erfüllen, was seine bisherigen Arbeiten erwarten lassen.

Das deutsche Dorf. Eine Anregung zur siedelungsgeographischen Vertiefung der Vaterlandskunde. Von Dr. Franz Schnaß. 10. Beiheft zur Zeitschrift „Lehrerfortbildung". (Prag-Wien-Leipzig. Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase. 1917.)

In den meisten geographischen Lehrbüchern wird die Ortskunde der Landschaftsbetrachtung nicht organisch eingegliedert. Die wichtigsten Städte werden aneinandergereiht und von den Dörfern überhaupt nichts gesagt; obwohl gerade diese Siedelungsform von der Umgebung gestaltet wird, während sie selbst auch das Landschaftsbild entscheidend beeinflußt. Der Verfasser würdigt nun, gelegentlich wirtschaftliche und geschichtliche Seitenblicke nicht unterlassend, das Dorf vor allem als bodenständige Erscheinung. Als solche ist es ein Bildungsstoff, der zur Vaterlands- und Heimatskunde unbedingt gehört. Klar und fesselnd erläutert der Verfasser den geographischen Begriff und berücksichtigt bei seiner Schilderung der Dorftypen auch Fluraufteilung, Hausbau, Namengebung, landschaftliche Wirkungen. Die regionale Betrachtung der Gegensätze zwischen nord- und süddeutschen Dörfern ist reich an neuen Gesichtspunkten.

Kaufmann Arthur Schieß. Lebensbild eines appenzellischen Wohltäters. Von Oskar Alder. (Trogen. O. Kübler. 1917.)

Warmgeschriebenes Charakterbild eines guten Menschen, damit ist diese Schrift richtig bezeichnet.



8. Heft Mai 1918 42. Jahrg.

Die tanzende Bärin.

Roman von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Schluß.)

Noch an demselben Abend reiste die Tante ab; „Siegfried" brachte sie und ihr Gepäck zur Bahn.

Klemens suchte die Schwägerin, die ihr Zimmer nicht mehr verlassen hatte, nach langem Überlegen, das ihn nicht klüger machte, auf. Muko-fon hielt vor der Tür mit gespreiteten Armen Wache und gab den Eingang erst frei, als er ihr mit Gebärden bedeutete, er müsse hinein. Tala-wi lief im Zimmer unstet hin und her.

Unverbindlich platzte er los: „Kruzitürken noch einmal, was hat denn das heißen sollen? Das war eine überflüssige Herausforderung — ich hab' dir doch hundertmal erklärt, was die Handlungen am Altar bedeuten. Hast du denn das alles wieder vergessen?"

Weich und nachgiebig erwiderte sie: „Ich habe nichts vergessen, lieber Klemens — ja, es war eine Herausforderung und es war schändlich und gemein von mir . . . Und dennoch kann ich nichts dafür . . . Du kannst mich freilich nicht verstehen, kannst mich jetzt noch nicht verstehen . . . Aber ich werde es dir erklären — nicht heute und wahrscheinlich auch morgen noch nicht. Später — ganz gewiß später . . . Ich betrug mich unmöglich . . . Aber, was wißt denn ihr, wie es in mir aussieht!"

sich mit Recht über Österreichs parlamentarische Selbstversorger, die den ersten Friedensschluß mit Wutgeheul begrüßten. B. E. S.

Bezirksvorsteher Dr. Plasel, Wien. Über Ihren köstlichen Ausspruch lachten wir, daß uns die Tränen in die Augen traten. Wenn die Zeitungen nicht irrten, so sagten Sie: „Wir haben auch etwas vor Deutschland voraus, jetzt haben wir den Bismarck, nämlich unseren Grafen Czernin...“ Herr, Sie sind ja noch bedeutend komischer als ihr berühmter humoristischer Vater!

„Tiefsinniger Denker.“ Ob Bismarck wirklich so groß war, wie manche Leute behaupten? Überzeugen sie sich selbst: Nehmen Sie gefälligst sein Maß und vergleichen Sie es mit den Maßen der jetzt lebenden Staatsmänner.

Kostenlose Beschaffung von Nahrungsmitteln im Werte von Millionen.

Die Not macht erfinderisch. Das lehren uns am besten die mannigfaltigen Ersatzmittel für die nicht mehr ausreichende Nahrung.

Schon in den ersteren Kriegsjahren wurden bisher nicht ausgenützte Nahrungsmittel aus unserer heimischen Pflanzenwelt zum Genusse herangezogen, jedoch nicht in ausreichendem Maße. Erst jetzt geht man daran, unsere Naturschätze im großen systematisch auszubeuten.

Es werden im ersten Frühling unter Führung von Pflanzenkundigen Sammlergruppen in den größeren Orten gebildet, die zunächst alle bisher nicht ausgenützten stärkemehlhältigen Wurzeln, z. B. die Wurzeln des Schilfrohrs (Phragmites communis), des Rohrkolbens (Typha letifolia), des Sumpfzinstes (Stachis palustris), des Pfeilkrautes (Sagittaria sagittifolia), des Queckengrases (Triticum repens), des Aronsstabes (Arum maculatum), des Igelkolbens (Sparganium simplex) und vieler anderer häufiger Gewächse im großen gesammelt, gedörrt und zur Mehlstreckung vermahlen. Dieselben Gruppen sammeln dann in großen Massen die häufigsten Frühlingsgemüse, wie Winterkresse (Barbarakraut, Nasturtium officinale), Rapünzchen (Valerianella olitoria), Schaumkraut (Cardamine amara), Brennessel, Löwenzahn, Feigwurz, Gänseblümchen, Lungenkraut usw. Diese Frühlingsgemüse werden waggonweise auf die Märkte gebracht, teils frisch verkauft, teils gedörrt oder mit Mehl zu Gemüsekuchen verarbeitet. Nach den Frühlingsgemüsen folgen die Sommergemüse, Pilze und Beeren, die alle unter den gleichen Sammlungsleitern gesammelt und in den hiefür bestimmten Küchen, Fabriksbetrieben und Konservierungsanstalten aufgebraucht oder als Dörrware verwahrt werden.

An den Sammlungsgängen können sich außer den für ihre Leistung nach Maß und Gewicht bezahlten Sammlern auch andere Personen, die lernen oder für ihren persönlichen Bedarf sammeln wollen, beteiligen.

Vor Beginn der Exkursionen wird eine kurze Belehrung unter Vorweisung guter Bilder erfolgen.

Zur Teilnahme an der Belehrung und an den Sammelgängen kann sich jedermann melden. Durch diese großzügige Organisation werden die schon in den Vorjahren erreichten kleinen Erfolge in der Aufbringung von Wildgemüse, Pilzen und Beeren zu für den Massenkonsum ausreichenden Mengen gebracht werden und die hiedurch gewonnene, kostenlose, gesunde Nahrung wird uns über die Lebensmittelknappheit leicht und sicher hinweghelfen.

Dr. Josef Draxler, Wien, III/2, Hörnesgasse 15.

(Geschlossen am 20. März 1918.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: Hans Fleder. — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz.

Klemens wartete immer auf ein Schreiben seiner Mutter, das ihm das Unziemliche eines längeren Aufenthaltes auf der Eisenburg auseinandersetzte und ihm nahelegte, nach der Stadt zu übersiedeln, aber das Schreiben kam nicht. Es kamen nur unzählige Briefe und viele Depeschen aus Amerika und einige eingeschriebene Sendungen von Karlfranz, der mit dem Erzherzog die marokkanischen Küstenstriche abgraste. Als einmal an einem Tage der Postbote zweimal und der Depeschenjunge gar dreimal den Burghügel hinaufkeuchten, fragte er Tala-wi entschieden, was es eigentlich gebe. Sie wollte mit der Sprache nicht heraus und ließ sich drängen. Schließlich erfuhr er es: Frau Lottl hatte sich an sie gewendet. Klemens erinnerte sich ungefähr, aus Erzählungen von Lottl Zaworska-Wuschinska gehört zu haben. Baron Ladislaus hatte die dritte und endgültig letzte Geldsendung irgendeines polnischen Onkels, der besonders aufs Dekorum hielt, durchgebracht, besaß nun keinen Pfennig für die Überfahrt nach Amerika, hockte verzagt in Hamburg und drohte allemal mit einem Revolver in der Hand, sich zu erschießen und damit „allem ein Ende zu machen". Doch dieses Ende schob er immer wieder hinaus, auf das große Wunder hoffend, auf eine Rettung durch einen himmlischen Zufall. In ihrer Herzensnot hatte Lottl an Frau Maria geschrieben, sie wisse nicht mehr ein noch aus. Wie gern wollte sie selbst verdienen, aber der Ladislaus duldete es nicht — das Dekorum duldete es nicht, daß eine Baronin Zaworska-Wuschinska aufs Brettl stieg und den Menschen für Geld etwas vortanzte und vorsang. „Lieber sterben! Noblesse oblige." Tala-wi half gern und half überreich mit Geld und mit einem Empfehlungsbrief an Pa, den ersten Industriekapitän der Vereinigten Staaten. Der konnte wohl auch einem verkrachten Europäer unter die Arme greifen. Die letzte überschwängliche Dankdepesche Frau Lottls war schon vom Bord der „Königin Regentin" datiert und auch Baron Ladislaus vermeldete darin seine unvergängliche Ergebenheit mit dem Gelöbnis der Rückerstattung des Vorschusses, sobald er „drüben" verdiente, was ihm eine Kleinigkeit sein würde, hatte er nur einmal den Staub des philiströsen Europa von den Schuhsohlen geschüttelt. Das alles drahtete Frau Lottl auf seinen Wunsch und Tala-wi lächelte darüber: „Pa wird ihn schon frisieren, Pa kann alles, was er sich in den Kopf setzt. Und diesmal bat *ich* ihn ja!"

Eines Morgens hörte Klemens den scharfen Knall des Jagdstutzens der tanzenden Bärin, daß er erschreckt von seinen Büchern auffuhr und zum Stall lief, woher der Schuß geklungen. Da stand sie bewegungslos und starrte auf Schnock, den Hund, der im Sande lag, alle Viere von sich gestreckt. Tot. Ein dünnes Bächlein Blut rieselte aus seiner zottigen Brust und versickerte in der Erde.

„Maria, was ist das?"

Höhnisch, abweisend und feindlich funkelten ihn ihre, in diesem

Darauf konnte er nichts erwidern und fühlte nur Mitleid mit ihr, mit ihren großen, heimlichen Sorgen.

„Das Beste wird sein, ich reise gleichfalls ab, da es schließlich nicht angeht, daß wir zwei allein hier bleiben. Schon aus Rücksicht auf Karlfranz will ich es tun."

„Karlfranz, glaub' mir, ist es sehr gleichgültig, ob du bleibst oder gehst!"

* * *

Die Birken setzten goldene Kronen auf, auf jedes kleinste Zweiglein setzten sie hundert güldene Krönlein, die Buchen warfen sich Purpurmäntel um und die Eichen braune Lappen — lederbraune Lappen, ein ledernes Flickenwams gegen die kalten Herbstnächte.

Der kaiserliche Herbst regierte und bereitete sich und den Menschen ein Wohlgefallen.

Die tanzende Bärin hatte nach der unversöhnlichen Abreise Tante Karolinens das Reiten in ihrer fremdartigen Tracht, das Reiten überhaupt eingestellt und zog sich in die Einsamkeit zurück, schlenderte über die abgeernteten und umgeackerten Felder, die sich unter einer müde gewordenen Sonne dehnten, oder ließ sich im Wald trübsinnig und verdrossen auf einer Lichtung nieder. Als Schatten hinter ihr die säugende Hirschkuh, die so wissende Augen in ihrem alten verrunzelten Gesicht trug, daß Klemens vermutete, sie wisse alles und behüte die Geheimnisse ihrer Herrin. Auch von ihm hielt sich Tala-wi fern und manchen Tag sah er sie nur am verkleinerten Mittagstisch im Speisesaal. Dann plauderten sie wie früher und doch nicht wie früher. Wenn er die Schackia bestieg, so fegte er jetzt nicht ungestüm durch den Herbst, sondern trabte eillos auf schmalen Feldwegen in die bunte Landschaft hinein. Zumeist aber studierte er.

Das Gesinde steckte die Köpfe zusammen: Warum denn die gnädige Gräfin Karoline so hastig verschwand? Nur der Schafhirt Janos wußte warum: „Sie fürchtet sich vor der schwarzen Faustina, die wieder umgeht..."

Einmal beobachtete Klemens, wie Frau Maria aus dem Pfarrhof von Dasendorf trat. Nachher sprach er den Vikar, der noch einen großen freudigen Schreck in den Gliedern spürte — die junge Frau Markgräfin hatte ihn besucht und eine beträchtliche Summe Geldes zur Ausschmückung der Kirche hinterlegt. Endlich erfüllte sich sein Wunsch, er konnte die schlechten Wandmalereien, die schon drei- oder vierhundert Jahre alt waren, abkratzen lassen, und der Malermeister Novak gelobte ihm feierlich, schon in der kommenden Woche damit zu beginnen. Jenö Angelus hatte beschlossen, die Wände grün, gelb und rot zu färbeln; Jenö Angelus liebte grün, gelb und rot ganz besonders.

österreichischen Gesetzen! Bestenfalls schlug er in Büchern nach, aber die Praxis unserer Rechtsprechung ist ihm fremd und auf die kommt es an. Erinnere dich doch des Unsinns, den euch der Mann von der Columbia-University aufschwatzte!"

„War das wirklich Unsinn? Seit ich die liebe Eisenburg und das Leben hier kenne, meine ich, er hat ganz recht gehabt. Hier seid ihr die Markgrafen, von denen er redete, nur in der Stadt seid ihr gewöhnliche Menschen."

„Auffassungssache, liebe Maria. Ich bitte dich, ich bitte dich inständigst, noch heute an Doktor Rosenzweig nach Wien zu schreiben, ihm den Fall vorzulegen und seinen juristischen Rat einzufordern. Ich bin überzeugt, es verhält sich anders als Mr. Snowles glaubt."

Sie fügte sich, schrieb den Brief an Doktor Rosenzweig und Klemens gab ihn in Dasendorf expreß auf.

Tage voll Unruhe und Spannung folgten. Klemens und Maria wichen einem Gespräch über die Sache aus und erwarteten nervös die Antwort aus Wien. So oft der Briefträger den Berg heraufstelzte, stockte ihnen der Atem, aber er gab immer nur gleichgültiges Zeug ab, die Preisliste eines Kaufhauses, die Eröffnungsanzeige eines Damenmodengeschäftes, Ansichtskarten von Karlfranz. Aber endlich auch die Auskunft Doktor Rosenzweigs.

Der bestätigte unter Anführung so und so vieler Paragraphen und oberstgerichtlicher Entscheidungen die Richtigkeit des Gutachtens Mr. Snowles' und schloß daran seinen Rat.

„Siehst du, Tala-wi!" triumphierte Klemens. „Es läßt sich alles leicht einrenken!"

„O ja, es ließe sich alles leicht einrenken — falls man die Absicht hat, alles wieder einzurenken. Aber es mag bleiben, wie es geworden ist."

*
* *

Der kaiserliche Herbst hatte abgewirtschaftet. Nicht nur zu strenge, auch zu milde Monarchen regieren nicht lang. Schon raubte ihm der Winter alle güldenen Kronen, Purpurmäntel und wehrhaften Lederwämse. Der Winter ist ein Demokrat und macht alles gleich — gleich weiß. Vorderhand schickte er erst seine Regenreiter, die die Landschaft überfluteten, und seine Sturmtruppen, die ausfegten.

An einem letzten schönen Oktobertag, an dem der Herbst im Nachhutkampf noch einen kleinen Sieg erfocht, bummelten Klemens und Maria durch die laublosen Wälder und über die einschlummernden Wiesen. Auf den Äckern grünte es täuschend, die Wintersaat schoß saftig in die Halme und hoffte, dem schlimmen Winter ein Schnippchen zu schlagen.

Moment gar nicht samtweichen Augen unter den dunklen Brauen an: „Ich mag Tiere auch nicht mehr — sie sind um kein Haar besser als Menschen.“

„Hast du Schnock erschossen?“

„Freilich hab' ich Schnock erschossen.“

Tala-wi hatte der gestreiften, unersättlichen Hauskatze einen Napf Milch gebracht und da kochte Schnocks Eifersucht über, er packte das Kätzlein am Genick — ein Knax, und es rührte sich nicht mehr. Die tanzende Bärin schalt ihn nicht, sie schickte nur den Joggl zur Burg hinauf, daß er ihr den Stutzen hole, und damit schoß sie den Hund, dessen schlechtes Gewissen reumütig winselte und der Verzeihung heischend herankroch, unbarmherzig nieder.

„Du hast ein böses Herz, Maria, du hast ein ganz böses Herz, wie jeder, der Tiere quält. Wie kann man das arme Vieh dafür büßen lassen, daß es den Trieben seiner Natur gehorchte und einer Erbfeindin seines Geschlechtes den Garaus machte?“

„Ja, ich hab' ein böses Herz und ich will ein böses Herz haben.“ Mit einem trotzigen Ausdruck im Gesicht ging sie langsam fort.

Abends bat sie Klemens zu einer Unterredung in ihr Zimmer: „Der arme Schnock . . . der arme Schnock . . . Wie leid er mir tut . . .“ Tränen flossen ihr über die braunen Wangen. „Aber jetzt hat er es überstanden — und früher oder später hätte er doch einmal sterben müssen, nicht? Und gequält habe ich ihn bestimmt nicht, sag' daß ich ihn nicht gequält habe! Er war sofort tot . . . Es geschah schnell und schmerzlos. Ich möchte ihm ein schönes, schönes Denkmal aus Marmor errichten . . . Du verstehst mich nicht und ich verstehe mich selbst nicht, aber auf mich dringt so viel ein, was mich verwirrt. Da — lies!“

Er las einen Brief ihres Pa und mußte sie oft bitten, ihm dieses und jenes Wort zu entziffern, diese und jene Wendung zu verdeutschen. Zweimal las er den Brief.

„Es ist schrecklich, Tala-wi!“

„Schrecklich?“ Sie schüttelte den Kopf. „Du schaust mich an wie Schnock, als ich ihm den Lauf ans Herz setzte. Bitte, schau' mich nicht so an! Es ist ja gar nicht schrecklich, es ist sogar die allerbeste Lösung. Es handelt sich nur mehr darum, die Folgerungen daraus zu ziehen.“

„Weiß mein Bruder davon?“

„Ich schrieb ihm schon und werde ihm wieder schreiben.“

„Du begnügst dich doch nicht mit dem Gutachten dieses Mister . . . Wie heißt er doch gleich?“

„Mr. Snowles ist der erste Advokat Neuyorks.“

„Ist er auch der erste Advokat Neuyorks, du kannst es unmöglich bei seinem Gutachten bewenden lassen. Was weiß der Kerl von den

Klemens drückte jedem einzelnen die Hand und dankte für sein Erscheinen; er geberdete sich als Hausherr der Universität und dankte besonders herzlich Tala-wi, daß sich Tante Karoline vorwurfsvoll räusperte — ihre Nichte hatte es doch einfach genug mit ihrem Auto, das unten auf sie wartete, während andere schnurstraks vom Krankenbett zu Fuß herkamen; doch das galt hier scheinbar nichts.

Niemand verstand die lateinischen Formeln, die der Dekan verlas, aber alle horchten sie aufmerksam, als der Promotor Hofrat Professor Doktor Brezina das Wort zu einer feierlichen Ansprache ergriff. Dabei wandte er sich halb an Klemens, halb an die Faust von Eysn und betonte die Bedeutung des Anlasses, da ein Mitglied der ältesten Adelsfamilie des Landes den philosophischen Doktorhut erwarb — seines Wissens der erste Fall in den Annalen des ständischen Adels und ein neues Ruhmesblatt in der Geschichte des edlen Geschlechtes derer von Schärpfenberg. Eine Vermählung der Aristokratie des Blutes mit der Aristokratie des Geistes; schön gesagt. Der Promotor Hofrat Professor Doktor Brezina hob ferner hervor, daß der Promovent sein Examen mit Auszeichnung bestand und daß seine Abhandlung über den Käfer Havalun-Tala-wi die reife Arbeit eines wissenschaftlich vorzüglich geschulten, scharfdenkenden Geistes sei. Indem Promotor Professor Dr. Brezina der sicheren Erwartung Ausdruck verlieh, Markgraf Dr. Klemens von Schärpfenberg werde der Wissenschaft, der er aus freien Stücken zu dienen beschloß, ebenso zur dauernden Zierde gereichen, wie seine Ahnen dem Soldatenstande und der Diplomatie, überreichte er ihm mit würdiger Geberde das Doktordiplom auf Eselshaut. Er sowie seine Magnifizenz der Herr Rektor Heidenstamm und der Herr Dekan Professor Berger, denen schwergoldene Amtsketten über die Talare baumelten, beglückwünschten den jüngsten Doktor der alma mater Ruperta Ludoviga, hernach auch dessen Eltern und Tante Karoline, die sich mit Energie vorschob, und der Rektor außerdem noch Frau Maria, um aus größtmöglicher Nähe ihren interessanten Typus betrachten zu können.

Der durch die schöne Zeremonie gerührten Faust von Eysn flossen Tränen über die Wangen, was die schadhafte Tante um so verwunderlicher fand, als es im Grunde doch eigentlich keine Ehre für die Familie war, daß Klemens unter die Studenten ging, wahrscheinlich mit ihnen Bier trank und sicherlich auch noch anderen Unfug trieb. Die Faust von Eysn umarmte ihren jüngeren Sohn, zerdrückte dabei diesem und sich das Frackhemd und murmelte leise: „Ich hab' nicht gedacht, daß ich mich darüber so freuen könnte . . .“

In der Tante stand es fest: „Ezechiel wurde erschreckend alt — alt und inkonsequent und kindisch.“

Die tanzende Bärin ließ sich auf einen frischgefällten Baumstamm nieder, aus dessen Todeswunde das Harzblut träufelte. Den Kopf sinnend in die Hand gestützt, sprach sie leise vor sich hin: „Ich hab' die Gegend lieb gewonnen und werde sie nie vergessen. Sie hätte mir schon eine Heimat werden können — sie hätte schon . . . Und wer ist schuld, daß sie es nicht wurde? Ich — ihr — wir alle. Von allem Anfang an verstanden wir einander nicht. Ihr hieltet mich für anders, als ich bin, und ich hielt euch für anders, als ihr seid. Wir alle irrten vom Grund auf. Und haben jetzt das große Glück, daß sich der Irrtum von selbst löst, denn aus uns heraus hätten wir wohl nicht die Kraft gehabt, den entscheidenden Schritt ins Freie zu tun."

„Es ist also entschieden, Tala-wi?"

„So gut wie entschieden, Klemens."

Der Abend breitete seine Nebelarme, er hauchte einen blaugrauen Dunst um die schläfrige Sonne und hüllte sie ein, lange bevor sie noch in der Ebene versank.

* * *

Von der ganzen Sippe fehlte nur Karlfranz bei der Promotion zum doctor philosophiae seines Bruders des Markgrafen Karl Maria Dismas Ferdinand Erchengar Leopold Franz Ezechiel Klemens von Schärpfenberg, genannt die Faust von Eysn. Karlfranz hatte sich auf der Überfahrt von Tunis nach Marseille arg erkältet, so daß er in Mentone bleiben mußte, um seinen Bronchialkatarrh auszuheilen.

Die Fürstin-Witwe Klattenbach geborene Prinzessin Lankowitz aber wohnte wintersüber in San Martin.

So fehlte nur der Kronprinz von Schärpfenberg, ansonsten waren sie alle da, die Schwert- und Kunkelmagen, die Onkeln und Tanten und Vettern und Basen — in Uniform, im Frack oder in Pariser-, in Wiener-, in eingeborenen Toiletten, je nach Geschmack und Leistungsfähigkeit. Die Faust von Eysn führte die schwarzseiden rauschende Markgräfin Mathilde am Arm, und auch die tanzende Bärin rauschte schwarzseiden, aber nicht deshalb, sondern wegen ihrer dunklen Wunderlichkeit schielte Rektor Heidenstamm öfters vom grünen Tisch her auf sie; Rektor Heidenstamm war Ethnograph, und der Typus interessierte ihn; bisher sah er Indianer nur bei Bufallo Bill und die hielt er nicht für ganz echt. Tante Karoline paradierte in einer neuen lila Robe; anfangs hatte sie unpäßlich sein wollen, aber die Neugier machte sie gesund.

Die anwesenden Damen und Herren nahmen im Festsaal auf bereitgestellten Fauteuils und Sesseln Platz und Markgraf Ezechiel schnitt ein so unglückliches Gesicht, daß man glauben konnte, er nehme am Leichenbegängnis eines lieben Verwandten teil.

Monsignore Fioretti von der chiesa Santa Maria in Rom überbrachte dem Erzbischof von Wien ein Handschreiben des Heiligen Vaters und unterbrach die Rückreise auf Betreiben Tante Karolinens, die ihren Angehörigen endlich einen echtrömischen Priester vorstellen wollte. Sie legte ihrer Schwägerin nahe, den geistesgewaltigen Monsignore zu einem Diner ins Palais zu bitten, und die Schwägerin war damit einverstanden.

Mit Fioretti und dem Diner verband die schadhafte Tante ganz besondere Absichten, die sie vorderhand geheim hielt. Noch hatte sie die auf der Eisenburg erfahrenen Beleidigungen nicht überwunden — weder vergessen, geschweige denn verziehen: Die Lederhose und die Beschimpfung des hübschen Vikars Jenö Angelus. Sogleich nach ihrer Rückkunft, noch geladen wie eine Ekrasitgranate, führte sie bei der Markgräfin Klage, die jedoch mit vorgestreckten Händen abwehrte: „Nein, nein, ich will damit nichts zu tun haben, obwohl ich nicht weniger empört bin als du!“ Doktor Poppel hatte ihr äußerste Schonung angeraten, denn ihr Herz sei nicht das beste und Toblach habe auch die Nerven nicht so günstig beeinflußt wie man es füglich von einem kostspieligen Kurort beanspruchen durfte. Hierauf bearbeitete Karoline den Bruder: „Schreite du ein, lieber Ezechiel, wir treiben rettungslos einem Familienskandal zu — einem Familienskandal ohnegleichen.“

Und die Faust von Eysn erwiderte darauf: „Getretener Quark wird breit, nicht stark — und du trittst geflissentlich im Quark herum.“

Auf jedes Sprichwort gehört ein anderes: „Vorbeugen ist besser denn heilen!“

„Greif' niemals in ein Wespennest!“

„Doch wenn du greifst, dann greife fest, Ezechiel!“

„Ich mag aber nicht.“

„Dann ist der Skandal unvermeidlich. Der Vikar von Dasendorf ist nicht der Mann, einen solchen Affront ohneweiters hinzunehmen.“

Da machte die höhnische Antwort des Markgrafen eine Fortsetzung der Unterredung unmöglich: „Lassen wir's drauf ankommen, warten wir ruhig zu, daß dein Angelus oder wie der Kerl heißt, oder der Pferdeknecht oder der Schafhirt in Rom Beschwerde über das gotteslästerliche Treiben auf der Eisenburg führt. Warten wir ruhig zu, warten wir auf meine Verantwortung zu, geliebtestes Schwesterherz.“

Die Faust von Eysn sympathisierte ja keineswegs mit der Lederhose und der ungezogenen Bemerkung seiner Schwiegertochter, aber sie war mit anderem in der Familie auch nicht einverstanden, wie zum Beispiel mit dem katarrhalischen Karlfranz, der gar nicht gesund werden wollte und doch — wie Baron Roller berichtete — in Monte Carlo bis weit nach Mitternacht im Kasino hockte und hasardierte. Es wurde

Klemens lachte Maria an: „Dir verdanke ich es wahrscheinlich am meisten, daß alles so glatt ging. Dein Käfer Havalun-Tala-wi hat sie fasziniert. Ohne ihn hätte ich mir ein Thema mit der Laterne suchen müssen und hätte ein so eigenartiges doch nicht gefunden. Der Brezina will die Dissertation an die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften einschicken. Die Ehre, was?"

* * *

Neben den Ehren hatte Klemens auch Sorgen, die er ebenfalls der tanzenden Bärin verdankte.

Was würde nun geschehen? Was würde sie tun? Hielt sie an der Ansicht fest, es sei am besten wie es wurde, oder überlegte sie es sich doch noch anders? Es ließ sich bei beiderseitigem guten Willen ohne viel Aufsehen noch alles einrenken. Man fuhr nach Rom, zahlte irgendeiner Kongregation ein paar tausend Lire und niemand brauchte die Manklerei zu erfahren.

Wochen verstrichen und es ereignete sich nichts Auffälliges in der Kaiserstraßenvilla, und daß sich so garnichts ereignete, erfüllte Klemens mit neuen Hoffnungen. Vielleicht vollzog sich in aller Stille ein Ausgleich; nur der beharrliche Aufenthalt seines Bruders in Mentone befremdete ihn. An dessen Erkältung glaubte er nicht und über die Anwesenheit Laja Lankowitzens in San Martin war er wütend. Das intrigante Frauenzimmer hätte er abwürgen können. Und auch wieder nicht . . . Er überlegte hin und her. Sollte er an Karlfranz schreiben oder seinen Vater ins Vertrauen ziehen? Karlfranz liebte Einmischungen nicht und der Markgraf liefe mit der Neuigkeit sofort zu Mama. Da konnte man sie ebensogut in die nächstbeste Zeitung setzen.

So nahm er einen tapferen Anlauf und fragte die Schwägerin: „Wie steht es, meine rote Schwester?"

Die rote Schwester war wortkarg: „Ich habe noch einiges mit Karlfranz ins reine zu bringen. Wir wollen möglichst wenig Aufhebens machen." Dabei schaute sie an ihm vorbei und unterhielt sich mit Mukoson in einer unverständlichen Sprache.

Ins reine bringen — kein Aufhebens machen . . . Das ließ zwei Auslegungen zu, eine gute und eine schlechte; die schlechte hatte mehr für sich.

Verdacht mußten auch die Koffer und Kisten erregen, die überall in der Kaiserstraßenvilla herumstanden, als wollte jemand eine weite Reise tun.

* * *

Markgräfin Mathilde, die sich vornahm, ihn von Zeit zu Zeit liebenswürdig anzugrinsen. So hatte Fioretti wenigstens zu seiner Linken jemanden, dem er sein Herz ausschütten konnte, wenn auch Klemens selbst diese Verständigungsmöglichkeit anzweifelte, da er auf Grund eines erlauschten Zwiegespräches behauptete, die Tante habe von der Unfehlbarkeit des Papstes geschwärmt, während sich Monsignore über die harten Wiener Hotelbetten beschwerte, ohne daß sie die kleine Verschiedenheit der Themen wahrnahmen. Er fügte bei: „Das will ich meinen, daß unsere Schadhafte zu ihm gern beichten geht! Er versteht sie ja nicht."

„Klemens, ich bitte dich, benimm dich wenigstens heute cavalierement", mahnte die Markgräfin ihr schwarzes Schaf.

An dem Diner nahmen die üblichen Gäste des engeren Familienkreises teil: Frau Maria, Onkel Walz-Turnsassina, der rechtsseitig harthörige, ewig verhinderte Bismarck und unentwegte Sammler lombardischer Marken, seine Gattin Klara, die wärmste Fürsprecherin der von den Türken drangsalierten albanischen Christen, Generalstabsoberst Leopold von Schärpfenberg-Grz, die schweigsame Zukunftshoffnung der Sippe, die fabelhaft sportverständigen jungen Grafen Oskar und Benedikt sowie die teils jugendlichen, teils ältlichen Komtessen Annunziata, Peregrina und Barbara — die „Gurligurli" — für die Klemens seine unpassendsten Witze aufwärmte, weshalb sie ihn vergötterten. Ausnahmsweise war auch Pater Haberkuk eingeladen, der sich mit dem gemeinsten Platz an der unteren Schmalseite der Tafel begnügen mußte. Die heiligen Damen hätten ihn gern höher hinaufgerückt, aber die Faust von Eysn blieb stahlhart, berief sich auf unabänderliche Ranglisten und forderte für sich die Schwiegertochter als Tischdame.

Die Konversation war nicht einheitlich, eine Minderheit von zwei Köpfen suchte über den nächsten Eucharistischen Kongreß ins Reine zu kommen und die Mehrheit sprach ungezwungen vom Wetter, vom Avancement, von der Mode, vom Erzherzog Immanuel, der so ganz aus der Art schlage, vom nahenden Weihnachtsfest — ob man den Christbaum besser mit Wachskerzen oder elektrisch beleuchte — vom Neujahrsempfang beim Statthalter, der immer gemischter wurde, und vom Fasching, der immer mehr ausartete.

Tante Karoline lauerte und diesmal war sie es, die sich ihre Überraschung bis zur Torte aufsparte, bis zur wundervollen Schokoladetorte vom Zuckerbäcker. Als der Bediente das Prachtstück servierte, verständigte sie sich durch auffälliges Zwinkern mit Habakuk, der zurückfunkte.

„Maria!"

Maria nahm sich gerade von der Schokoladetorte, wozu ihr der Markgraf seine Unterstützung lieh: „Das Stück nimm dir, das ist das größte und es sind zwei Bonbons drauf!"

da gefehlt und es wurde dort gefehlt und es widersprach dem Gerechtigkeitsgefühl des Markgrafen Ezechiel, in einer Angelegenheit Partei zu ergreifen, die er nicht völlig übersah, von der er ahnte, daß ihre Wurzeln tiefer griffen und die durch tölpisches Hineintappen für immer verdorben werden konnte. Nun, am gescheitesten war es, er schrieb Karlfranz einen väterlich-ernsten Ermahnungsbrief; er sollte schleunig heimkommen. Mehr konnte und mehr wollte er nicht tun. Und auch das schob er von Tag zu Tag hinaus.

„Dann muß eben i ch handeln", beschloß Tante Karoline und ihre dürftigen Augenbrauen ähnelten wieder einmal gothischen Spitzbogen. Sie besprach und einigte sich mit Pater Habakuk.

Monsignore Fioretti, den die Schärpfenberger bisher nur aus den Schilderungen der romsüchtigen Tante kannten, enttäuschte allgemein. Man hatte einen Weltmann mit feinen Manieren, einen geweihten Kavalier mit italischem Anstand und Grazie erwartet und statt dessen erschien ein kleiner, dicker, watschelnder Welscher, trotz seiner verunglückten Figur lebhaft und fahrig, und niemand konnte sich mit ihm unterhalten, da er nur italienisch sprach.

Die Dolmetscherei seiner Gönnerin führte mehr lächerliche als der geistlichen Würde des Gastes zuträgliche Mißverständnisse herbei, und als Habakuk es wagte, sich mit dem römischen Amtsbruder auf Lateinisch zu verständigen, da zeigte bald die Miene des Monsignore, bald die des einheimischen Paters, daß die Folgen der babylonischen Sprachenverwirrung noch immer nicht behoben waren.

„Schade, daß Ihr so unkundig seid und die Sprache Dantes nicht beherrscht; das gereicht Euch nicht zur Ehre", rügte Tante Karoline.

Klemens, der versicherte, wenn schon nicht Dante, so doch Boccaccio im Original gelesen zu haben, ließ den Vorwurf nicht auf sich sitzen und plauderte mit dem Monsignore in dessen Muttersprache, um danach zu sagen, gegen den Welschen sei sogar der Habakuk noch ein Kirchenlicht. Der Monsignore hatte ihm sein Erstaunen ausgedrückt, daß ihn in Wien die Leute blöd beglotzten, als er sie im reinsten Toskanisch anredete. Ein Droschkenkutscher, der ihn zu Seiner Eminenz dem Herrn Erzbischof führen sollte, lieferte ihn in der italienischen Botschaft ab, was bei den gespannten Beziehungen zwischen Vatikan und Quirinal die bösesten diplomatischen Verwicklungen herbeiführen konnte. Unerhört! In einer Großstadt wie Wien müßten wenigstens die Kutscher, Kellner und Dienstmänner italienisch sprechen!

Durch das mangelnde Sprachtalent da und dort wurde die Tischordnung im Palais der Schackstraße zum Problem und nach länglichen Verhandlungen setzte man den illustren, leider zu Einsilbigkeit verurteilten Römer zwischen seine sprachgewaltige Gönnerin Tante Karoline und die

gründen als Sklaven dienen. — Es ist übrigens derselbe Tomahak, mit dem ich auf der Eisenburg nach den Bäumen warf."

Klemens wußte: Jetzt geht es endgültig schief! Und pfiff durch die Schneidezähne. Er konnte sich nicht helfen.

Der rechtsseitig harthörige Louis Walz-Turnsassina erkundigte sich laut: „Was hat sie von Sklaven gesagt? Ich verstehe nicht. Die Sklaverei ist doch längst abgeschafft, nicht? Will sie Sklaven haben?"

Tante Karoline schnappte, sie schnappte nach Luft und nach ihrem schlechtsitzenden künstlichen Gebiß: „Eine solche Brutalität, solch eine unglaubliche Brutalität . . . Jetzt begreife ich so manches . . . Und du, Maria, scheinst damit ganz einverstanden zu sein! Schäm' dich! Die guten, armen Männer, die euch aus der Finsternis des Heidentums zum Licht emporziehen wollten, so schändlich zu behandeln! Sag' ehrlich, verurteilst du das rüde Vorgehen deiner Landsleute und deines — hm . . . Großvaters oder nicht? Leider muß ich nach deiner gehässigen Darstellung fast annehmen . . ."

Die Stimme der tanzenden Bärin zitterte und ihre Hände zerballten eine Serviette: „Wir luden sie nicht zu uns und hätten ihnen dennoch nichts getan, hätten sie nicht die heilige Tonfigur zerschlagen . . . Denk' mal, Tante, an den umgekehrten Fall, ein Medizinmann von uns käme zu euch und versuchte euch zu bewegen, eurem lieben Gott abtrünnig zu werden und statt seiner den großen Manitou zu verehren!"

„Das ist aber denn doch etwas ganz anderes . . .", zeterte die Tante. „Du bist überhaupt . . ."

Die Faust von Eysn hämmerte auf den Tisch: „Ich bitte, das Thema zu wechseln, das ist kein zulässiges Tischgespräch!"

Aber Frau Maria sprang erregt auf: „Ja, ich bin überhaupt keine Angehörige eurer Kirche, da hast du vollkommen recht, denn dann müßte ich getauft sein und Pa hat mich nie taufen lassen. Das wußte ich nicht und erfuhr es erst, als ich nach dem Tod meines lieben Kindchens um meinen Taufschein schrieb, weil ihn der Pfarrer brauchte. Und weil ich nicht getauft bin, ist auch meine Ehe mit Kokolo . . . mit Karlfranz ungültig, hat mir Mr. Snowles geschrieben und Doktor Rosenzweig bestätigt . . . Ich einigte mich auch schon mit Karlfranz, daß wir still auseinandergehen und ihr hättet davon erst erfahren sollen, wenn ich schon fort war, damit ihr euch weniger entsetzt, aber weil du mich gereizt hast, wie du mich schon immer reiztest, so sage ich es dir schon jetzt." Tala-wi hielt sich mit beiden Händen an der Sessellehne ihres Schwiegervaters fest.

Am Tisch ringsum tiefste Stille.

Nur Louis Walz-Turnsassina fragte schwerhörig: „He! Sie wird doch Vetter Ezechiel kein Leid zufügen?"

„Maria!!"

„Bitte, Tante?"

„Verzeiht, wenn ich Euch störe, aber unser lieber, hochverehrter Gast versichert mir eben, schon im Jahre 1823 seien Jesuitenmissionäre zu den Sioux gekommen, während ich bisher auf Grund deiner allerdings ungenauen Angaben der Meinung war, erst um die Mitte des Jahrhunderts herum sei Euch die Heilslehre gepredigt worden. Kannst du den Widerspruch lösen?"

Jetzt zwinkerte der ahnungsvolle Klemens, und zwar zwinkerte er Tala-wi zu — sie sollte sich um Himmelswillen unwissend stellen!

Aber die tanzende Bärin sagte offen: „1851 oder 1852 setzte eine Mission ein, wenn ich nicht irre."

Damit gab sich die Tante nicht zufrieden: „Gewiß, liebes Kind, das bezweifelt niemand — 1851 waren es Prediger einer abtrünnigen Sekte, aber Monsignore Fioretti, das hervorragendste Mitglied der propaganda fidei, weiß bestimmt, daß als erste 1823 eine Jesuitenmission bei euch wirkte."

Klemens warf ein: „Schaut doch im Konversationslexikon nach!"

„Dich fragte ich nicht, lieber Neffe, ich fragte Maria, deren Pflicht es wäre, darüber unterrichtet zu sein."

Trotzig zuckte es um die Mundwinkel der tanzenden Bärin — Klemens kannte dieses Zucken und fürchtete es. „Ich bin auch unterrichtet."

„Und hast doch bisher nichts davon erwähnt — seltsam, obwohl du weißt, wie ich mich für die Bekehrung von euch Indianern interessiere."

Die Faust von Eysn räusperte sich und bekam Lust, ein Lied zu pfeifen.

„Ich wollte dir nur nicht etwas sagen, was dich wahrscheinlich kränken wird."

„Was sollte mich dabei kränken?"

Alle anderen Gespräche verstummten.

„Ein paar Patres oder wie Ihr sie nennt, kamen ungerufen zu uns und wollten uns überreden, von den alten heiligen Gebräuchen zu lassen, und weil wir uns weigerten, wurden sie zornig und zerschlugen eine Tonfigur, zu der wir beteten... Da band man die Ruhestörer an den Marterpfahl und schoß mit Pfeilen nach ihnen und schleuderte Speere auf sie. Aber sie waren keine tapferen Männer, denn tapfere Männer zucken auch am Marterpfahl mit keiner Wimper. Die Patres heulten und jammerten und wimmerten und bettelten um ihr Leben, so daß ihnen mein Großvater, empört über so viel Feigheit, mit seinem Tomahak die Köpfe spaltete. Jetzt müssen sie ihm in den ewigen Jagd-

gewesen, kam ihnen auch in mancher Beziehung ihr guter Glaube bei der Eheschließung zugute . . .

Bekümmert vernahm das der Markgraf Ezechiel und rieb bald die Handflächen aneinander, bald mit dem Handrücken das rosige Kinn zwischen den Flocken seines altösterreichischen Kaiserbartes. Ob er nicht so etwas von allem Anfang an geahnt hatte! Ob er nicht gleich vermutete, daß der Erzbischof von Cincinnati einen Formfehler machte, weil er sich nicht erkundigte, ob die Braut auch richtig getauft wäre! Ob er nicht sträflich leichtsinnig mit dem Gedanken gespielt hatte! Das war nun die gerechte Strafe dafür. Das zur Wirklichkeit Gewordene stimmte ihn traurig.

„Liebe Maria, der Rosenzweig meint doch, wenn du dich jetzt taufen ließest, jetzt nachträglich noch taufen ließest und na — die Ehe neu geschlossen würde, so wäre alles in schönster Ordnung . . .“

Und der liebegottähnliche gute Doktor Wunner war derselben Meinung. Nach seiner Ansicht war es überhaupt fraglich, ob in diesem besonderen Fall die Gesetze Österreichs und nicht vielmehr die der Union sinngemäß Anwendung finden müßten, denn eine Eheschließung sei ein Rechtsgeschäft wie irgend ein anderes und gemäß den Bestimmungen des internationalen Privatrechtes nach den geltenden Normen des Abschlußortes zu beurteilen. Auch sei, selbst wenn man dies nicht ohneweiters anerkenne, eine frische Trauung zu vermeiden, falls ein Gnadenakt des Kaisers . . .

Tala-wi hörte geduldig zu, schüttelte aber zu den freundlichen Ratschlägen den Kopf: „Ihr seid alle so lieb mit mir und meint es so gut — aber glaubst du eigentlich, lieber Papa, daß Karlfranz und ich zusammenpassen?“

„Oooojaaaa . . .“, sagte Vater Ezechiel und seine alten, hellblauen, nicht zu klugen Augen irrten von Zimmerecke zu Zimmerecke. „Warum denn nicht?“

„Karlfranz denkt anders und ich denke wie er.“

„Soooo, Karlfranz denkt anders . . .“

„Jawohl.“

Da konnte der Markgraf auch nichts mehr von Bedeutung sagen und fühlte sich nur sehr müde, sehr traurig und sehr unglücklich . . . „Red' doch du ihr zu, Klemens!“

„Ich glaube, Papa, in einer so wichtigen und höchstpersönlichen Angelegenheit darf ein Dritter weder zu- noch abreden.“

Maria faßte die schmalen Hände der Faust von Eysn: „Lieber, lieber Papa, ich bin dir so dankbar für deine Liebe und Güte und für alle Nachsicht, die du mir angedeihen ließest und die ich so notwendig

„Klemens, bitte, begleite mich . . .“

Aber die Faust von Eysn kam dem Sohn zuvor und reichte der Schwiegertochter seinen Arm: „Du bist nicht wohl, liebes Kind. Willst du dich nicht auf meinem Sopha niederlegen oder wünschest du nach Hause zu fahren?“ Er geleitete sie zu ihrem Auto, in das auch Klemens mit einstieg.

* * *

Die Markgräfin Mathilde litt neuerdings an Schwindelanfällen und Doktor Poppel verschrieb Brioni; er hätte lieber Lovrana verschrieben, aber dieses war durch die Verordnung des Dozenten Schaudenwein in Verruf gekommen. Auch dem Markgrafen Ezechiel, litt er auch nicht an Schwindelanfällen, sondern nur zeitweise an Anfällen unberechenbarer Launenhaftigkeit, empfahl Doktor Poppel nicht ganz ohne Zutun der Markgräfin Brioni, aber die Faust von Eysn ließ seine Frau zum erstenmal in ihrer fünfunddreißigjährigen Ehe allein reisen. Doch das Klima der Stadt war in diesem Herbst wohl überhaupt nicht gesund, denn auch Tante Karoline hatte es gepackt, so daß sie, wenn auch nicht gerade zu Hause bleiben mußte, immerhin das dumpfe Palais in der Schackstraße nicht besuchen konnte. Zuletzt hatte sie dort eine Aussprache mit ihrem Bruder, bei der ausschließlich dieser sprach und sie nicht zu Wort kam. Und die Faust von Eysn brachte es hin und wieder zuwege, sich furchtbar gewöhnlich auszudrücken, und tat es dann auch. So beschränkte die schadhafte Tante bis auf weiteres ihren Verkehr auf Pater Habakuk und trauerte um Monsignore Fioretti, der dem Barbarenland schon wieder den Rücken gekehrt hatte.

Markgraf Ezechiel steckte viel in der Kaiserstraßenvilla, gleich ihm Klemens und schließlich auch der gute Familienrechtsanwalt Doktor Wunner, der mit seinem schlohweißen Bart dem lieben Gott zum Verwechseln ähnlich sah, vorausgesetzt, daß die üblichen Bilder des lieben Gottes auch nur ungefähr naturgetreu sind.

Die tanzende Bärin erzählte den drei Herren gewissenhaft, wie alles kam. Ihr Pa, Bruder Charlie, sie selbst und der ganze Stamm der Sioux gehörten der Shaker-Sekte an und die Shakers verwarfen alle Sakramente, verwarfen auch die Taufzeremonie als überflüssig und begnügten sich mit der Eintragung ihrer Mitglieder in ein Geburtenregister. Das genügte auch den Gesetzen der Union, nicht aber denen des gewissenhafteren österreichischen Staates, die in einem ihrer zahllosen Paragraphe, den Mr. Snowles in Neuyork erspähte und Doktor Rosenzweig in Wien auslegte, bestimmten, daß Ehen zwischen Getauften und Ungetauften unzulässig und wenn trotzdem geschlossen, ungültig seien. Demnach waren Frau Maria und Karlfranz nie miteinander verheiratet

Wiederum stand der Markgraf Ezechiel, genannt die Faust von Eysn, in der Bahnhofshalle und klagte wieder: „Scheußlich!“ weil es abwechselnd regnete und schneite; und wieder bohrte er seine Stockspitze in eine der vielen Ritzen der schadhaften Steinfließen.

Diesmal hatte der Schnellzug keine Verspätung und polterte pünktlich über die Weichen, daß der Boden bebte. Charlie dirigierte die Berge Handgepäck wie ein erfahrener Feldherr seine Truppen oder ein Cook'scher Agent die anvertrauten Passagiere in den vorausbestellten Wagen erster Klasse. Man fuhr gemeinsam mit Muko-fon, die in einem Riesenkoffer drei angefangene und unvollendete Knüpfteppiche verstaute.

Die Augen der tanzenden Bärin waren rot und feucht wie in all den Tagen vorher, so daß ihr Taschentüchlein ununterbrochen etwas zum Trocknen hatte und oft gewechselt werden mußte; übermannte sie der Abschiedsschmerz, dann vergrub sie das Gesicht in dem Strauß roter Rosen, den ihr der Markgraf im eigenen und im Namen der Markgräfin überreichte.

Charlie Bear hoffte, sie würden für die Seefahrt ruhiges Wetter haben; ihm sei es gleichgültig, aber der Schwester wegen.

Knapp vor dem Einsteigen fragte die Faust von Eysn mit bittender Stimme: „Willst du nicht d o c h lieber bei uns bleiben, Maria?“

Da weinte sie los, fiel dem alten Herrn um den Hals und schluchzte zum Gotterbarmen.

„Was hat sie denn?“ Charlie biß die Spitze einer Zigarre ab und spie sie wieder aus. „Die Zigarren sind gut in Österreich.“ Er bekam einen Einfall: „Tut mir leid, hätte Karlfranz gern noch einmal gesehen. Ob wir nicht gescheiter über Mentone reisen, Mary? Wollte schon immer einmal in Monte Carlo die Bank sprengen. Ließe sich ausgezeichnet verbinden.“

„Einsteigen!“ schrie der Schaffner.

Noch einmal umschlang Tala-wi die Faust von Eysn: „Grüß' mir Koko-lo, Papa ...“ Von Klemens verabschiedete sie sich nicht, aber aus dem abrollenden Zug rief sie ihm zu: „Auf Wiedersehen ...“

Taschentücher flatterten lang.

Den Heimweg wünschte der Markgraf zu Fuß zu machen und neben ihm schritt Klemens. Dem drehte plötzlich der schon recht verbrauchte alte Herr den Kopf zu: „Du, sag' mal ... Maria sagte dir auf Wiedersehen — kommt sie vielleicht doch noch zurück, die Schwarze?“ Er wärmte sich an dieser flüchtigen Hoffnung. „War ein lieber Kerl ...“

„Meines Wissens kommt sie nicht mehr zurück, Papa“, antwortete Klemens, „aber im nächsten Frühjahr besuche ich sie drüben. Erzherzog

hatte . . . und ich gehe gar nicht leicht von euch . . . ich gehe sogar sehr schwer fort . . . aber es ist besser, als wenn ich bliebe . . .“

„Diese dumme Karoline, die ihre altjüngferliche Nase überall hineinsteckt!“ brauste der Markgraf auf, um seine Rührung halbwegs zu verbergen. „Ohne die . . . Und den Habakuk werd' ich mir auch ausborgen — und nicht zu knapp!“

„Nicht ungerecht sein, lieber Papa, Tante Karoline verschuldete eigentlich nichts, sie beschleunigte bloß . . . Daß ich nicht getauft wurde — und für anderes kann sie ja nichts . . . Mein Bruder hat in Hamburg zu tun und macht einen kleinen Abstecher hieher, um mich zu holen . . .“

*
* *

Charlie Bear war ein eleganter roter Gentleman mit überbreiten, von seinem Schneider noch besonders gepolsterten Schultern und sprach nur Englisch, weshalb sich die Unterhaltung zwischen ihm und dem Markgrafen Ezechiel recht schwierig gestaltete.

„How do you do?“

„How do you do?“

Den Rest der Verhandlungen führte Klemens.

Charlie Bear betrachtete die Angelegenheit ausschließlich von der geschäftlichen Seite, was für alle Beteiligten auch am angenehmsten war: innerlich wunderte er sich gewaltig, daß die Schärpfenberger keine Abfindungssumme, kein Reugeld forderten, denn eigentlich lag die Schuld am Mißlingen der Mariage bei den Bears. Er behielt aber diese Anschauung für sich, sagte aber immerhin zu Klemens: „Vor zwei Jahren kaufte ich ein großes Kupferbergwerk in Mexiko, aber dann reute die Verkäufer der Handel, weil ich sie dabei tüchtig 'reingelegt hatte, und die Kerle schnupperten solange im Vertrag herum, bis sie einen Haken darin fanden, an dem sie mich aufhängten. Well. Ich mußte das Bergwerk wieder 'rausgeben und verlor dabei hunderttausend Dollars, genau kalkuliert, den Gewinstentgang nicht mit einbezogen. Pa war sehr böse auf mich und nannte mich einen Waisenknaben. Jetzt passierte ihm dasselbe. Werd' es meinem alten Herrn gelegentlich unter die Nase reiben. Goddam.“ Glücklich über die Gelegenheit, seinem alten Herrn eins auswischen zu können, und voll heimlicher Verachtung für das mangelnde Geschäftstalent der Schärpfenberger grinste der braune Charlie mit allen seinen zweiunddreißig blanken Zähnen und war vergnügt. Bei Tante Karoline gab er seine Karte ab und wurde nicht angenommen. Sie hatte Kopfschmerzen, die lila Tante.

*
* *

Ums Schloß pfauchte der Frühlingssturm und gröhlte schaurig durch den Kamin, daß aus dem Feuerloch die Funken spritzten. Und in diesem Funkenregen funkelten seltsam belebt die graublauen Augen in dem nachgedunkelten bronzegoldgerahmten Frauenbildnis an der Stirnseite des Saales. Ein ehrfurchtgebietendes Frauenbildnis. Mit germanisch rotblondem Haar, einem starrentschlossenen Zug im weißen Gesicht, wo ein purpurner Strich die Lippen färbte. Ein wallendes grünspangrünes Kleid floß die hohe Gestalt herab. Der Regimentsarzt machte schon mehrmals einen Überschlag, wie viel an dem Gemälde bei einer Auktion in Wien zu verdienen wäre. . . Da er von den Anwesenden das größte Redetalent hatte, begann er jetzt nach einem unbefriedigten Zuklappen seines Notizbuches: „No ja, es is hier aber wirklich stumpfsinnig — Du entschuldigst schon, Herr Major! Fürchten könnt' man sich. Und so was heißt Schloß — mit Verließen und unterirdischen Gängen! Unterirdische Gänge, ich bitt' euch, in der heutigen Zeit! Da is mir a Villa in Ischl schon lieber. Wenn nit das Telephon seine Dräht reinstecken möcht, wär ma ganz im Mittelalter. Nix zu machen . . ."

Formanek sagte von der Roulette herüber: „Aber die schöne Aussicht vom Turm!"

„Eine Aussicht ohne Hotel davor tragt doch nix!"

Der Titular-Korporal lud frozzelnd ein: „Ich schlage gehorsamst vor, daß Herr Regimentsarzt mit uns mitspielen."

„Daß ich meine ganze Gage verlier'! Sie haben eine Ahnung!"

Hauptmann Tschurtschenthaler knurrte: „Ob einer eine vernünftige Zeile neben euch schreiben könnt'!"

Pap näselte: „Faîtes votre jeu, Messieurs!" Heller klimperten. Das Maschinchen surrte . . . „Zero", und der Kadett strich alle Einsätze ein. Der Leutnant und der Titular-Korporal schimpften. Draußen pfauchte der Sturm noch wilder. Wieder glitzerten die aufglosenden Funken über das Gesicht des Frauenbildnisses.

„Gibt es denn hier gar keine Geister?" fragte nebenbei Kinderl, der sonst immer behauptete, seit der Brigadier im Schloß gewesen, sei jeder Geist entflohen.

„Geh' weiter, Geister," höhnte Formanek, „Geister gibt's nicht. Setz' lieber."

„Wie, keine Geister soll es geben?" fragte empört Dr. Fränkel. „Ich werd' euch was erzählen . . ."

Heiligenkreutz winkte ab, denn das Feldtelephon schnurrte und er empfing die Meldung, daß die Italiener sich ruhig verhielten.

Dann fuhr der Regimentsarzt fort: „. . . erzählen, was ich in Heidelberg erlebt hab', auf Ehre erlebt hab' . . . Ich hab' damals unterm Czerny gearbeitet — o, der Czerny, der Krebsforscher, na, ich sag' euch,

Immanuel unternimmt eine Forschungsreise ins Indianerterritorium, an der auch ich auf seinen Wunsch teilnehme. Tala-wi lud uns ein, im Schloß ihres Pa zu wohnen. Dorthin nämlich zieht sie sich zurück."

Die Faust von Eysn faßte den Sohn vertraulich unter und wollte noch einiges fragen, aber getraute sich nicht, weil Klemens immer wegblickte, wenn er ihn fest ansah. So schob er nur seinen Zylinder in den Nacken und pfiff ein sehr gewöhnliches Lied durch die Schneidezähne.

Das wäre schließlich eine Lösung, gegen die er nichts einzuwenden hätte . . .

Die grüne Contessa im Schlosse Santa Croce.

Einer wirklichen Begebenheit nacherzählt von **Hans Ludwig Rosegger.**

Wo die Alpen ihre wilden Steinpranken ins grüne Vorgelände Venetiens krallen, liegt auf Felsenrippen das schwarze Schloß Santa Croce wie ein hochmütiges Renaissancejuwel auf knochiger Männerhand . . .

In dem weiten Saal, in dem zwei Lämpchen so ärmlich flackerten, daß Winkel und Ecken finster blieben, saßen Offiziere vom Bataillonsstab der „Edelweißer", der im Schlosse einquartiert war. Major Freiherr von Heiligenkreutz beugte seinen schmalstirnigen, blonden Rassenkopf über eine Generalstabskarte, Hauptmann Tschurtschenthaler schrieb unter Zigarrenqualm an eine Braut; er besaß deren drei: je eine in Graz, in Linz und in Innsbruck; außerdem gab es ein Fräulein in Salzburg, das da glaubte, er werde sie heiraten. Tschurtschenthaler gab sich in seinem Schreiben nach Linz so, als läge er in einem nassen Schützengraben. Regimentsarzt der Reserve Dr. Fränkel, der so aussah wie er hieß, äugte über einen Zwicker weg in sein Notizbuch und berechnete, was er im vergangenen Monat verdient hätte, dürfte er dem Ärar alle Marodenvisiten einzeln verrechnen. Auf dem zerfetzten Teppich, im Schein des aufflackernden Kaminfeuers, lümmelten Leutnant Formanek, Kadett Pap und Einjährig-Freiwilliger-Titular-Korporal Kinderl. Die Drei hasardierten mit Hilfe einer Taschenroulette; da aber der Herr Major nur einen Höchstsatz von einem Heller gestattete, so war der Umsatz nicht aufregend; Pap war im Gewinnen.

„Entschuldigen schon gehorsamst“, meldete sich der Titular-Korporal, „entschuldigen schon, aber das is nicht dasselbe, ob eine Frau im Ernst erschlagen oder eine Köchin von ihrem Liebhaber ein bißl geprügelt wird!“

„Das versteht ihr nicht“, kränkte sich Fränkel, „bei Träumen is das nit so wörtlich zu nehmen!“

„Das ist aber schon sehr unwörtlich“, mischte sich Tschurtschenthaler ein, „Weißt du, Fränkel, ich glaub' ja auch an Gespenster, aber in deiner Geschichte, so wahr sie ist, kommt kein ganz echtes vor.“

„Da muß ich schon bitten . . .“

„Ein Gespenst ist, was spukt und herumgeistert, was um Mitternacht heult und mit die Zähn' knirscht, was ein langes Gewand anhat und durch zug'sperrte Türen geht — das ist ein Gespenst!“ Tschurtschenthalers Augen heischten Zustimmung.

Pap erteilte sie: „Stimmt — zu Befehl . . .“

Fränkel beschloß, so viel Engherzigkeit gegenüber zu schweigen und sagte: „Wenn ihr mir's nit glaubt, ich kann's nit ändern — aber Gespenst bleibt Gespenst, so oder so!“

Leutnant Formanek vermittelte: „Im Schloß da hier könnt' es schon richtig spuken.“

„Und tut's auch“, sagte Major Heiligenkreutz. „Ich kann es aus eigener Erfahrung bestätigen, und wenn die Herren so freundlich wären, das Spiel zu unterbrechen, würde ich gern darüber berichten.“

Formanek, Pap und Kinderl verstauten ihre Heller in den Hosentaschen und setzten sich an den Tisch. „O, Herr Major . . .“

„Ein heißer Tee wär' gut.“

„Ordonnanz!“

„Ach was, Ordonnanz, das werden wir gleich haben.“

Kinderl holte den Teekessel, Pap goß Wasser ein und Formanek brannte die Flamme an.

Der Sturm kreiselte mit frischer Kraft ums Schloß. Das Feldtelephon meldete, es gebe noch immer nichts Neues.

„Ordentlich Rum hinein“, erinnerte Tschurtschenthaler. „Im Wasser ohne Alkohol wachsen Läus'.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, Rum à discretion.“

„Ah was, Diskretion!“

Major Heiligenkreutz bot Zigaretten an und lehnte sich bequem in seinen Armsessel zurück. „Wenn sich die Herren gesammelt haben . . .“

„Zu Befehl!“

„Sagt, habt ihr schon das Gemälde hier an der Wand betrachtet — Johanna Gräfin von Santa Croce, allgemein die grüne Contessa genannt, eine geborene Flämin, die Stammutter des ganzen Geschlechtes.“

mit dem Krebs is noch was zu verdienen . . . und er hat verdient, der Czerny . . . Spezialisieren muß ma sich auch in der Chirurgie und überhaupt! Also damals in Heidelberg — ich geh' einmal zu Fuß ins Neckartal, rechts die Ruine, die auch ein Schwindel is, ganz zerfallen, links der Heiligenberg. Mich interessiert so was nit — was macht ma mit Ruinen und Bergen?"

„Stürmen!" versicherte Pap.

„Hat sich was mit dem ewigen Stürmen!"

Tschurtschenthaler schleckte ein Kuvert ab und klebte es zu: „Man darf doch geschlossen abschicken?"

„Von mir aus", sagte der Titular-Korporal vorlaut und zog einen Gewinn von vier Hellern ein.

„Also in Heidelberg", der Regimentsarzt ließ nicht leicht locker, auch beim Zahnreißen nicht, „wie ich ins Neckartal geh', plötzlich steht vor meiner Nasen ein Rohziegelhaus mit einem weißen Rauchfang . . ." Er schob eine Kunstpause ein und erwartete gespannte Aufmerksamkeit. Aber der Heiligenkreuz studierte seine Karte, der Tschurtschenthaler gähnte und die Hasardierer stritten sich um einen Einsatz. Fränkel seufzte: „Daß die jungen Leut' so gar kein Bildungsbedürfnis haben!"

„Zu Befehl", murmelte Formanek gewohnheitsmäßig. „Hol's der Teufel, jetzt is zum sechstenmal rouge herauskommen!"

Fränkel erzählte entmutigt weiter: „Also das Rohziegelhaus mit dem weißen Rauchfang . . . Ich schreck' zusammen und frag' mich — Isidor, frag' ich mich, hast du das Rohziegelhaus nit schon einmal gesehen? Nein, sag' ich drauf, woher denn, war ich früher doch nie im Neckartal . . . Immerhin . . . Da fiel's mir ein: Im Traum hab' ich's gesehen. Natürlich im Traum, vor einem halben oder einem ganzen Jahr in Brünn, wo ich doch Primarius im Spital bin. Und da hab' ich auch gleich gewußt — ich hab' geträumt, in einem Rohziegelhaus mit einem weißen Rauchfang is eine alte Frau erschlagen worden!"

„Wirklich?" erkundigte sich Pap.

„Geträumt hab' ich's in Brünn," erwiderte Fränkel. „Und damals in Heidelberg geh' ich sofort ins Rohziegelhaus, weil ich sehr genau bin, und frag', ob ma da nicht kürzlich eine alte Frau erschlagen hat."

„Wen haben Sie gefragt, gestatten schon", fragte Kinderl.

„No, einen Buben oder was — und was sagt der?"

„Was sagt der?"

„Im Herbst is dort eine Köchin von ihrem Verehrer geprügelt worden, daß sie hat auf die Klinik müssen. Haben Sie Worte?" Triumphierend blickte er über seinen Zwicker weg.

„Überzeug' dich in der Verlustliste. — Unter diesen Umständen werdet ihr begreifen, mit welchem Interesse ich mich im Turmzimmer einquartierte, wo — wie mir berichtet wurde — die grüne Contessa am liebsten geistert."

Zu fünft rückten sie jetzt enger an den Major heran, und dem Dr. Fränkel lief es kalt über den Rücken. Er war nicht verwegen. Er war Regimentsarzt.

Die gespensterhafte Stimmung im alten, feuchten Gemäuer wuchs von Minute zu Minute; der Regen klatschte gegen die undichten Fenster und der Sturm heulte durch alle Fugen, daß die ärmlichen Lämpchen todesmatt flackerten und das Kaminfeuer knisterte. Holzscheiter zerprasselten mit sonderbaren Geräuschen und durch den Rauchfang kollerte Mörtel herab. Aus der Ferne rollte Geschützdonner, aber das Feldtelephon beruhigte darüber: Es hatte nichts zu bedeuten.

Pap suchte sich und die anderen zu ermutigen: „Coraggio!"

„Gestatten der Herr Major die gehorsame Frage . . ." setzte der Titular-Korporal an.

„Sofort, lieber Freund. Es wird sich alles ganz von selbst beantworten. — In der ersten Nacht also, die ich in meinem kleinen Zimmer verbrachte, rührte sich nichts, aber auch schon gar nichts. Ebenso wenig in den folgenden Nächten . . ."

Der Regimentsarzt wußte nicht, sollte er sich ärgern oder freuen, daß auch sein Vorgesetzter keine Erscheinung hatte und machte aus seinem zwiespältigen Gefühl heraus vieldeutig: „Hm . . ."

„Da schlug vorgestern abends das lichte Frühlingswetter um, auf den Bergen fiel Schnee, im Tal Regen, der Wind fegte Nebel vor sich her, und richtig . . ."

Die allgemeine Spannung benützte Hauptmann Tschurtschenthaler, um den großen Rest in der bauchigen Rumflasche in seine leere Tasse zu gießen, um ihn wie sanften Tee zu schlürfen. Kinderl prägte sich jedes Wort des Majors ein, entschlossen, beim nächsten Urlaub das fremde Abenteuer mit kleinen notwendigen Änderungen als eigenes zum Besten zu geben. Das war doch einmal etwas anderes als das ewige Schildern von Maschinengewehrpufferei!

„. . . und richtig . . . Gestern war ich den ganzen Tag über in den vordersten Schützengräben und kam erst in stockfinsterer Nacht hundsmüde hierher zurück. So gegen elf legte ich mich nieder, ohne einen einzigen Gedanken an die grüne Contessa legte ich mich nieder. Du lieber Himmel, abgearbeitet und abgespannt, sind einem Frauenzimmer, gleichgültig ob mit oder ohne Fleisch und Blut, furchtbar wurscht. Ihr wißt, das Turmzimmer liegt sehr einsam und hat nach allen Seiten Luft vor den Wänden. Und was für eine Luft diese Nacht! Sie pfnauchte

Alle schauten zum Bild auf, über das ein glosender Schein hinflackerte. Kinderl sah es überhaupt zum erstenmal; er hatte für Kunst nichts übrig. Jetzt lobte er: „Fein, ja . . .“ und blies Ringel durch die Nasenlöcher.

Fränkel schnalzte mit der Zunge: „Mit die Möbel is da nit viel los, aber das Ölgemälde! In Wien, bei einer Auktion könnt' ma damit schön verdienen!“

Der Major erzählte: „Nun, meine Herren, Johanna von Santa Croce ist auch meine Stammutter . . .“ Da spitzten denn doch alle die Ohren. „Santa Croce heißt auf gut deutsch „Heiligenkreuz.“ — Im sechzehnten Jahrhundert wanderten nämlich meine Vorfahren nach Nordtirol aus und seitdem gibt es einen italienischen und einen deutschen Zweig der Familie — hie Santa Croce, hie Heiligenkreuz. Ich wußte schon längst von dem gemeinsamen Stammbaum, und es hat einen eigenen Reiz für mich, hier im Quartier zu liegen — im Schloß meiner Ahnen.“

„Das ist ausgezeichnet“, murmelte Tschurtschenthaler, doch konnte sich die Auszeichnung sehr wohl auf seinen Tee beziehen, der zur Halbscheid aus Rum bestand.

„ . . . Ich bin in meiner Familiengeschichte ziemlich bewandert und wollte schon immer im Frieden einmal einen Abstecher zu meinen italienischen Vettern machen, aber als österreichischer Offizier — ihr versteht! Jetzt hat es sich ganz von selbst ergeben.“

„Entschuldige, Herr Major“, sagte Fränkel, „da gehört das Bild eigentlich so zu sagen auch dir, ich meine wegen der Verwandschaft. Wenn du es nach Wien zu einer Auktion schaffst, ich garantier' dir . . .“

„Das wird kaum möglich sein. — Diese blonde Flämin Johanna ist eine ganz interessante Person. Unglücklich verheiratet, wie es sich bei Stammüttern schon so trifft. Die Tradition weiß von einem Liebesabenteuer mit einem Deutschordensritter, der im Schloß ein Jahr krank darniederlag — na, und die Tragödie war fertig. Der Rittersmann kehrte heim und die Contessa . . . Ja, das ist nun nicht so haargenau überliefert. Jedenfalls starb sie bald hernach und vielleicht keines natürlichen Todes. Wir aber wollen annehmen, daß sie an gebrochenem Herzen starb, und nun geistert sie im Schloß herum, wenn sich eine Wichtigkeit vorbereitet . . . Zum Beispiel vor der Kriegserklärung Italiens an Österreich soll sie mitternächtig durch alle Gemächer gerasselt sein, um zu warnen, doch kümmerte sich niemand darum — und in der ersten Isonzoschlacht fiel der Kapitän der Bersaglieri Carlo Conte di Santa Croce . . .“

„Is wahr?“ forschte der Regimentsarzt.

gewahrte ich, wie das Licht sich verdichtete, ich glaube Fachmänner nennen das ‚materialisieren' — und Gestalt annahm — die Gestalt einer Frau in grünspangrünen wallenden Gewändern. Da wußte ich es nun ganz bestimmt: Die grüne Contessa, da gab es keinen Zweifel! Die Gewandung fiel in einem heroischen Faltenwurf und allmählich vermochte ich so etwas wie ein Gesicht auszunehmen. Ein Gesicht, das mir nicht fremd war, das bis in jede Einzelheit dem Porträt der Dame in diesem Saale glich."

„Avanti Savoja", hauchte Formanek und vier scheue Augenpaare lugten auf die Wand hin, wo aber in der Finsternis nichts zu erkennen war; ein fünftes mehr verschlafenes Augenpaar spreizte schwerfällig die Lider, denn Hauptmann Tschurtschenthaler hatte schon selig geschlafen. Ein bißchen ameisenähnliche Ängstlichkeit kribbelte durch das Rückenmark der fünf Soldaten, die schon ohne Zittern in mehr denn zehn Schlachten gestanden hatten . . .

Der Major dämpfte seine Kommandostimme zu scheuer Heimlichkeit, und was er so leise sagte, klang tiefernst, als erlebte er das Ereignis der letzten Nacht nochmals. Seine schmalen Finger trommelten unhörbar auf der Lehne des geschwungenen Armsessels. „. . . Es kann bloß kurze Sekunden, es kann auch endlose Minuten gewährt haben, bis ich die Contessa in vollendeter Größe vor mir sah. Starr und erhaben blickten ihre kühlen grauen Augen, ihr Antlitz war weißer als der weißeste Mondenschein, und das grüne Kostüm erinnerte an das wundervolle Grünspangrün uralter Kirchenkuppeln. Und ich konnte mein Auge kaum von der purpurnen Linie wenden, die den Mund einschnitt. Ehrlich bekenne ich zum zweiten Male, daß mich ein seltsames, nie gekanntes Grauen übermannte . . . Mein Herz drohte zu stocken — und stockte wahrscheinlich wirklich, als das Gespenst näher und näher an mein Bett heranschwebte. Vielleicht hob ich auch abwehrend meine Hände, ich weiß es nicht mehr . . . Irgendwie muß der Mensch sich doch zu schützen suchen! Meine Gedanken drängten allein der Frage zu: ‚Was nun . . .?' Schon fühlte ich den Atem der Contessa auf meiner schweißfeuchten Stirn — möglich aber, daß ich mich darin täuschte oder mir jetzt etwas einbilde . . . So stand sie aufrecht wie eine gebieterische Herrscherin vor mir. Was wird sie sagen? Was wird sie tun? Grollt sie mir? Will sie meinen Mut befeuern? Kündet sie mir den Schlachtentod an wie meinem Vetter, dem Conte di Santa Croce, der die warnende Offenbarung nicht achtete . . . Die Contessa streckte die Arme aus, aber ohne mich zu berühren, und einen Augenaufschlag lang bewunderte ich ihre wohlgebildeten Hände . . . Dann schob sie sachte ihr Kinn vor und öffnete die strichschmalen purpurroten Lippen. Aber sie sprach nur einen Satz, einen einzigen Satz nur . . ."

und wirbelte und pfiff und schrie förmlich wie ein gehetztes Wild oder eine gejagte Granate oder wie Hexen in der Walpurgisnacht. Meine Fenster hielten natürlich auch nicht mehr dicht, der Zug strich kalt herein und meiner Kerze ging das Lebenslicht aus. Ich entkleidete mich im Dunkeln und . . ." Heiligenkreutz schob eine schweigende Pause ein, die er mit einem Griff nach der Teetasse begründete.

Die Neugier aller war aufs höchste gestiegen, was aber Hauptmann Tschurtschenthaler nicht hinderte, gegen die Wirkungen seines rumvollen Getränkes mit immer geringerer Widerstandskraft anzukämpfen, und der Titular-Korporal erfaßte die Gelegenheit, die frisch angerauchte Zigarette des Leutnants Formanek zu requirieren, indem er sie einfach wie eine eigene vom zinnernen Aschenbecher wegnahm.

Nach einer Weile fuhr der Major in seinem Bericht fort: „Mir war es, wie gesagt, vollständig gleichgültig, ob in meinem Zimmer Licht brannte oder nicht, ich hatte nur den einzigen Wunsch — zu schlafen, zu schlafen, tief und traumlos zu schlafen und nicht durch einen italienischen Nachtangriff aufgestört zu werden. Tatsächlich muß ich denn auch sofort eingeschlummert sein, da ich mich nicht erinnere, nach dem Ausziehen der Stiefel irgendetwas Vernünftiges mehr gedacht zu haben. Und als Nächstes . . ."

„Als Nächstes . . ." wiederholte Pap mit einem ebenso neugierigen wie ängstlichen Blick auf das Gemälde der Contessa, das jetzt wie in Schwärze getaucht war, da die Flackerflammen des Kamins kaum mehr leuchteten.

„Und als Nächstes, wie aus langem Schlaf auffahrend, sah ich im Zimmer einen hellen Schein, der von irgend woher zu kommen schien, ohne daß ich mir Rechenschaft gab oder auch geben konnte, woher das Licht strahlte. Es ging sicherlich von der Mitte des Raumes aus und drang in alle Ecken und Winkel. Ich setzte mich im Bett auf und muß sagen, daß mir nicht recht wohl zumute war . . . Ein geharnischter Feind, mein Gott, gegen den kann man sich verteidigen, aber ein Gespenst! Ich muß erklärend hinzufügen, daß ich keinen Augenblick zweifelte, in Kürze die persönliche Bekanntschaft jener Dame zu machen, die auch meine Ahnin ist — und um Mitternacht ist das auch für einen beherzten Mann keine Kleinigkeit . . ."

Der Regimentsarzt schupfte mutig die Achseln: „Nu, wo sie doch eine Verwandte von dir ist!"

„Wenn auch", konnte sich Kinderl einzuwerfen nicht versagen, „Geist bleibt Geist, gleichgültig ob verwandt oder verschwägert oder unbekannt!"

„Der helle Schein in des Zimmers Mitte bekam einen grünlichen Glanz, bei dem ich nur mühsam die Augen offen halten konnte, aber ich überwand die Schwäche und beobachtete genau. Mit einem Mal

werden nicht verlechen und der Rauch wird nicht spotten, was das für ein luftiges Haus ist, wenn er nur mit Not durch den voll behängten Kamin dampfen kann. Alleweil wird auch was überbleiben auf einen Fetzen Gewand für die Sandi* und auf ein Paar Feiertagsstiefel für den Paul und vielleicht, daß sich darüber auch ein paar Gulden auf die Steuer bringen lassen." Der Schimmel und der Braun spitzen vor dem ungewohnten Bilde des vorderen Hauses mißtrauisch die Ohren und wenn sie Zuruf und Peitschenknall und das zuckende Leitseil durch den Torbogen in die Einfahrt nötigen und ihre Hufe auf den Fußbinden dröhnen, hören sie nicht auf, unruhvoll zu schnauben und zu krauken.

Jetzt liegen die Maiskolben friedsam an der Längsmauer der Einfahrt, erdrücken die alte Wäscherolle schier unter sich und warten auf den Abend, der die zugreifenden Hände herbeiführt.

Am Tage haben der kleine Lenz und das noch kleinere Lenerl ihr Treiben auf dem bereitliegenden Haufen. Sucht sich der Lenz die herrlichste Pracht des seidigen Kolbenbartes, um in ihm einher zu stolzieren wie der Padischah am Goldenen Horn unter der schaukelnden Troddel seines Fes, gräbt das Lenerl nach einem niedlichen Muhkälblein** im roten Kittelchen und den schwarzen Tupfen daran, damit sie es in ihre weiche, weiße Hand nehme und liebkose und dann, wenn es die feinen, siebdünnen Flügelchen unter den wehrhaften Panzerklappen fluggesinnt hervorschiebt, entflattern zu lassen auf einen Apfelbaum oder auf eine brennrote Georgine.

Am Tage noch schnitzt auch der größere Seppel den ausgeweideten Kürbis zu einem Totenkopfe. Er soll am Abend, von einem Kerzenstumpfe durchglüht, die Vorstellung eines flammenspeienden Gespenstes in die Versammlung pflanzen, Schreck und Graus erregend oder aber ein helles Lachen, je nachdem sich der kleine Schauspieler im weißen Lailache in seine Rolle zu schicken weiß.

Dann geht der Abendstern auf.

Das ist der Beginn des Häbelns.

Das Vorhaus füllt sich mit Leuten. Den ergebenen Kolben wird das graue Kleid abgerissen, weiß oder gelb am blanken Leibe wandern sie in die Verschläge oder werden an einigen belassenen Blättern von kundigen Flechtern in schöne, feste Zöpfe geflochten und zum letzten Trocknen auf den Boden, an eine Hausmauer oder in Bäume gehängt.

Bei diesem Geschäfte blühen Gesang und Erzählung und erfreuen das Gemüt. Während der freundlichen Stunden des Häbelns vergißt, wer ein Leid hat, sein Leid, duldet, wer der Rede abgeneigt ist, die Rede, ja wird mitunter selbst auch gesprächig und mitteilsam, wer aber den

---

* Susanna.
** Marienkäfer.

Regimentsarzt Dr. Fränkel verlor vor Aufregung den Zwicker von der Nase und ließ ihn unbekümmert zu Boden fallen: „Und was . . . was . . . hat sie gesagt . . .?

„Hohl und gleichwohl tönend, streng und doch nicht ohne Weichheit, eine Frage nur und dennoch ein Befehl — so wellten die Worte durch das gottverlassene Turmzimmer: ‚Hast du schon Kriegsanleihe gezeichnet . . .?‘“

Hast auch du schon Kriegsanleihe gezeichnet, aufmerksamer Leser und anmutige Leserin im Hinterland?

Ein Häbelabend.*

Eine Erzählung aus dem deutschen Westungarn von **Mathes Nitsch.**

Im Herbst, was ist das eine frohe Zeit auf dem Heideboden, wenn der Mais heimgeführt wird!

Die schweren Sorgen des Landmannes sind größtenteils überwunden: die Körnerfrüchte sind gedroschen und liegen, wenn sie noch nicht in die Mühle oder auf den Markt wanderten in den Schüttkästen und auf den Böden; das Heu steht in Kegeln, das Stroh in Tristen; der Frühaufmann und Spätniedermann, der ein Bauer ist, bringt den Atem wieder etwas an sich. Eine große Heimsung wartet aber noch sein; die des Maises, der Rüben und der Erdäpfel, von denen die meiste Sorge der Mais verlangt. In manchen Orten, wo ein guter Hauswein wächst, wie in Gols, verdrängt dte Wichtigkeit der Lese freilich jene des Maisbrechens; in anderen, wie in Ragendorf, das mitunter seine Sichatäpfel** auch wagenweise heimführt, gewinnt das Obstpflücken neben der genannten Dreizahl der Herbstarbeit eine kleine Bedeutung.

Bei uns ist der Mais die wichtigste Herbstpflanze, keine andere kommt ihm gleich.

Wenn die Wagen ächzend daherschwanken, alle mit Leitenläden vergrößert, ein paar leuchtende gelbe Kürbisse auf dem Gupfe, öffnet die Hausfrau bereitwillig das vordere Tor, durch das sie sonst nur ungern einen Wagen läßt, und sagt: „Gottlob, meine Pantschel*** brauchen nicht Hunger leiden, bis es wieder Herbst wird, die Schmalztesen

* Häbeln = die Maiskolben von ihrer Hülle befreien.

** Sichat, von dem ungarischen sziget = Insel.

*** Schweine.

Ein paar junge Mädchen schielen gegen das Tor und machen ihre Bemerkung. Im übrigen verklingt der schüchterne Sang ohne Teilnahme und weckt in keinem einzigen Häbler die Singfreude. „'s ist heut' nicht der rechte Tag fürs Lied", ist aller Bekenntnis für die Stunde.

„Ja", meint ein Mühljunge aus der Nachbarschaft, der ein guter Freund des jeweiligen Vorsängers ist, „ohne den Liedel-Klaus kein Liedel im Haus."

Die Leute lächeln und sehen sich suchend um. In der Tat, der Liedel Klaus fehlt. Wo er nur sein mag? Es ist schier so: Ohne den Liedel-Klaus kein Liedel im Haus. Der Ausspruch wird zur stehenden Rede werden.

„Wohl", sagt der Kürschnermeister, „wenn es draußen so nebelt und kalt ist, daß sich erfrorenere Leut' schon in die Winterkluft mausern, wär es besser, Zeppelpolka zu tanzen bis zur Mitternacht, als dieser mit fröstelnden Weisen entgegen zu warten."

„Na, na", wendet mein Vater ein, „und den Kukuruz sollen mir der Nikolo oder das Christkind häbeln oder gar die Heiligen drei König', wenn ihr alle die Händ' feiern lassen und auf den Füßen nebenausschleifen wollt?"

„Nicht so ist's gemeint," spricht der Kürschner, „nicht so; sondern ich mein' . . . ich glaub' . . . ich halt' . . . ich . . . ich . . ."

„Der Liedel ist kein besserer Singer als jeder andere ordentliche Bursch", durchschießt der Knecht die Unschlüssigkeit des Kürschners jetzt gäh mit einem eigenen Gedanken, gleichzeitig seinen Herzensunmut zwischen den großen Wechsel der Worte werfend.

Hoho! Für das Wagstück soll er aber Hieb auf Schlag die Entgeltung haben. Von zwei Mägdemäulchen, von zwei gekräuselten, auf einmal trifft es ihn: „Prahlmichel! Prahlmichel!"

„Siehst," mengt sich meine Mutter mit wohlmeinendem Tadel nun auch in die Rede, „hast das gebraucht?"

„Zwei Herr'n gedient, ist beiden geschadet", sagt mein Vater. „Sie haben sich nicht erklärt, Meister. Wie meinen Sie das mit dem Häbeln nach den Noten und dem Tanzen aufs Häbelgeräusch zum gleichen Mal?"

Der Kürschner, sonst der regsamste Geist, wer weiß, wo er eben die Reben veredelte oder wem das Maß zu einer neuen Lederhose nahm, ihn überrascht die Frage. „Wie? Was schaffen?" sagt er, um Aufschub zu gewinnen.

„So und so und das und das", mein Vater darauf und ist dabei, der Vergeßlichkeit des Meisters eine schelmische Ausdeutung folgen zu lassen.

Da sagt die Mutter: „Laß das, Vater! Es ist so ein schöner Abend. Wenn draußen der Wind auf und nieder geht und der Kältling

äußeren Menschengeschicken nie nachsinnt, sondern für sich lebt wie ein Hamster unter der Erde, wird besinnlich und fühlt das Gehörte noch in seinem Bette nach.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

In meinem Vaterhause, an einem nebelwehenden Herbsttage, saßen die Häbler beisammen. Hausleute, Schnitter, Gäste von auswärts, insgesamt waren es an die fünfundzwanzig Menschen. Gegen die feuchte Kälte sperrte die offene Hofseite eine Wagenplache, aufs doppelte Blatt gelegt, als ein schützender Vorhang. Es glich das Vorhaus einem geschlossenen Gemache, das selbst des Winters und seiner Tücken spotten mochte. Auf dem obersten Beschwerstein der Rolle stand und an dem unbeweglichen Flügel des Hauses hing je eine Lampe, den ganzen Raum mit einem helldüsteren Scheine durchleuchtend.

Es raschelte die dürre Häbel unter den Händen und die hingeworfenen Kolben dröhnten an den Läden der Verschläge. Die gemengten Stimmen verloren sich noch in einem unverständlichen Murmeln. Höchstens, daß da oder dort wer rief: „Hausdirn, einen Trunk Wasser!" oder: „Burschen, he, wer trägt mir die Häbel weg? Ich muß sonst ersticken." Der durfte aber schon recht ein Fleißiger sein, der, kaum daß man angefangen hatte, schon so viel vorweg schliß. Oder rief er nur zum Scherze ein schwaches Knechtlein an, als Gotterkeit*: „So viel ich just von den drei ersten Kolben gerissen hab', ist genug für dich; zieht dich ja fast der ledige Buckelkorb an die Erd'."

Wie gesagt, die erste Viertelstunde hielt noch an. Einer um den andern brachte in einer ungezwungenen Wechselrede mit den nächsten Nachbarn vor, was ihm der Tag gebracht, was genommen, was er in den nächsten Tagen zu tun, was zu lassen gedachte. Jeder redete von dem, was ihn zunächst berührte.

Jetzt hob es sich torwärts zag und leise wie ein Sang. Michel, der Knecht, hatte das Pfeiflein ausgetan und neben sich gestellt. Noch schob er den prächtigen Kukuruzzopf etwas vor und fügte einen neuen Kolben ins Geflecht. Jetzt konnte es anheben. Mit halbgeöffnetem Munde, ohne von der Arbeit aufzublicken, singt er vor sich hin. Und was er singt, ist eine schwermütige Weise, die getäuschte Liebe wählt.

Zwei schneeweiße Täubel
Haben aushin gemüßt.
Jetzt hab' ich mein Schätzel
Bei der Falschheit erwischt.

Zwei schneeweiße Täubel
Fliegen über den See.
Die Lieb' geht verunter,
Kommt nimmer in d' Höh'.

* Als wollte er sagen.

„He, Ploni,“ sagt er, „ich will dich nicht mahnen, aber besinnst du dich nicht, daß wir Nachbarsleut' sind wie beim Häbeln so auch beim Fabulieren?“

Der Ploni schießt alles Blut ins bleiche Gesicht.

„Ach ja,“ sagt sie, dieweil sie für einen Gedanken die Hände ruhen läßt und ihre Augen auf die Lampe heftet. „Ach ja, ich hab' mich erst etwas zurechtgedacht in meinem Märlein.“

Sie greift wieder nach einem Kolben. Schliß-schliß, zur rechten und linken Hälfte die Hüllblätter weggerissen und knacks, den Stengel abgebrochen. Polternd saust der Rebelfertige in den bereitstehenden Korb.

„Also: Da ist einmal ein Bauer gewesen . . .“

Rundum in der Einfahrt die Häbler horchen auf. „Die Ploni erzählt!“ Etliche hocken näher bei. Jeder behält die weitere Rede bei sich. Selbst das Dröhnen der hingeschleuderten Kolben wird milder, gleichsam der Erzählerin die Gelegenheit gewährend für den fröhlichen Beginn.

„Oh,“ ruft die aber verlegen, „das ist ein böser Anfang! Jetzt kann ich umkehren und frisch anheben. Hab' ich doch das Tor übersprungen und bin wie ein Dieb ohne Klinke ins Haus getreten. Oder hätt' ich gesagt, wie mein Märlein heißt? Na, dann noch einmal von vorne!“

Höher hält sie, wiewohl bei gesenkten Augen, schon den Kopf. Ihre Hände sind rege wie vordem, doch in gelassener Ruhe fließt ihr die Rede von den Lippen, ein sicherer Born, ins fertige Bett hinabsinkend . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Kreuz im Wald.

Da ist einmal ein Bauer gewesen im Schwarzwald bei Altenburg*.

Daß ich nicht wieder verkehrt fahr' und umkehren muß, will ich das eine gleich vorweg nehmen: Hans Heilig, sagen die Leut', war sein Name. Geschworen hätt' wohl keiner darauf, daß es derselbe Name gewesen ist, den der Pfarrer für ihn ins Kirchenbuch geschrieben hat. Kein Mensch kannte seine Eltern; niemand wußte von seiner Kindheit und Jugend; ein Fremder aus der Fremd' war er zugewandert.

Kaum daß dieser Bauer Hans Heilig vom Wagen gestiegen ist, geht er zum Jäger im Schwarzwald und sagt: „He, Mann“, sagte er, „wem gehört der Wald?“

„Der Wald?“ fragt der Jäger.

„Ja“, sagt der Bauer.

---

* Ungarisch-Altenburg.

schon mit seinem wüsten Knöchel ans Tor klopft wie heut', wie geschaffen ist der Abend für eine gute Geschichte. Wer hat das letzte Mal erzählt?"

„Erzählt! Ja, erzählt soll werden. Das ist es, von dem die Zeit angenehm und geschwind hingeht."

Alle fünfundzwanzig Menschen sind plötzlich einig. Auch mein Vater gibt der Mutter recht. Der Kürschner erst begnügt sich gar nicht mit dem bescheidenen Verlangen, fordernd schon ruft er nach einer guten Geschichte.

„Wer hat zuletzt erzählt?" wiederholt die Mutter die Frage.

Der Mitterknecht Juri* meldet sich.

„Könnt euch nimmer erinnern? Heut' vor einer halben Woche — in Pallersdorf sind tags vorher drei Strohtristen niedergebrannt — da hab' ich euch mit der Mär von den drei Springflammen und dem verbrannten Esel unterhalten."

„Ist wahr", sagt die Mutter.

„Vorgestern ist gesungen worden," fährt der Juri fort, „und gestern wurde nur — nichts für ungut! ich muß ihn nennen — nur ein Tratschtag gehalten."

Die Mutter blickt für einen Moment auf.

„Nach mir hat niemand mehr erzählt," ergänzt jener.

Wieder blickt die Mutter auf und gütig sagt sie: „Also an wem die Reih' ist, Leut', der tu' das Seine und laß sich nicht mahnen!"

Die Reihe ist an der Resch Ploni**, einer schämigen jungen Maid, die die Schiefertafel wohl schon hinter sich gelegt hat, aber als Wiederholungsschülerin der Schulbank noch nicht gar lange bevor entwachsen ist. Wenn es gilt zuzuhören, ist ihr zwischen den Schultern herabgezogener Kopf mit dem bleichen Gesichte im gelben Tüchel am rechten Platze. Bald es aber heißt zu reden und die Blicke einiger Menschen zu erdulden, will sich ihr Kinn schier in den Busen graben und das Herz fällt in die Schuhe. Auch jetzt ist ihr nicht ganz wohl bei der Aufforderung und von Herzen gern würde sie auf das Lob nach dem Schlusse verzichten, wenn man ihr nur ihr Stücklein schenken wollte. Aber das kann nicht sein. Der Reihe nach jeder muß sich hören lassen und wenn es mit der kleinsten Mär wäre.

Die Ploni sitzt trotz der angedrohten Mahnung noch eine Weile still, als wartete sie auf eine zufällige Rettung in der Not, und regt die Hände umso emsiger.

Jetzt drängt sich der Juri an ihre Schulter.

---

* Georg.
** Apollonia.

sich vor ihm voll Achtung und von unten herauf nennt der Graf den Preis.

„So viel", sagt er, „nicht um einen Heller weniger", und ziffert eine recht hohe Summe daher. Hätt' er doch noch mehr verlangt! Alle richten sich wieder kerzengerade aus und denken: „Aha, Bäuerlein, wirst gleich bescheidener werden!"

Indessen der Bauer greift nur in seinen Rock.

„Haltet auf eure Hand!" sagt er zu dem Grafen und zählt ihm die Summe ohne Rest zu.

Der Graf gibt sie weiter seinem Advokaten. „Nachzählen, Doktor, ob es stimmt!"

Der Advokat bescheidet seinen Schreiber: „Helft mir, Fuchs, daß uns der Rabe nicht überlistet!"

Der Rabe, so sagt er und meint den Bauer im schwarzen Gewand.

... Laßt nur gut sein und lost zu, wie es weiter geht! ...

Als der Advokat mit seinem Schreiber das Geld gezählt hat, händigt er es dem Grafen aus. „Herr Graf, es stimmt auf den Heller."

„Gut", sagt der Bauer, „wir sind quitt", und steckt das Geld ein.

Die Gräfin ist bisher beiseite gestanden und hat sich von einem Diener die Fliegen wehren lassen. Jetzt tritt sie näher und spricht: „Ihr habt den Handel nur halb geschlossen, Bauer. Nur die Bäume sind des Grafen, der Grund ist mein. Doppelt so viel kostet der."

... Die kennt sich schon aus, gelt? ...

Der Bauer schmunzelt und meint, sie scherzt nur.

„Ist das Euer Ernst?" fragt er darum.

„Ich scherze nicht mit Bauern", sagt sie.

Hü! Solltet ihr den Bauer gesehen haben! Seine Augen glühen auf einmal wie zwei brennende Kohlen, seine Finger zittern und biegen sich zu beißenden Fangzangen. Es ist nicht anders, als wenn er sich auf das Weibsbild stürzen wollt, daß er es aus der Haut reiße. Aber es fällt ihm anders ein. Er schaut dem Grafen in die Augen und fragt ihn: „Sagt die Eurige die Wahrheit?"

„Eine Gräfin lügt nicht", sagt der Graf.

Na gut. Da schweigt der Bauer. Er greift nur wieder in den Rock um die Brieftasche. Und währenddem er sie aufmacht, schaut er die Gräfin fest an und sagt: „Ei, freilich", sagt er, „für so ein Weib ist kein Geld zu viel! Da! Haltet auf die Hand!"

Und er spuckt sich in die Finger und raschelt mit den Banknoten.

Die Gräfin will gleich die Hand nicht hinhalten. Aber das Geld hat eine starke Gewalt: sie muß es tun.

„Hm“, sagt der Jäger, „das ist so eine Sach’ mit dem Wald. Das Holz, das gehört nämlich dem Herrn Grafen und der Grund, der gehört der Frau Gräfin.“

„Einerlei“, sagt der Bauer, „den Wald muß ich haben.“

„Den Wald?“ sagt der Jäger.

„Ja“, sagt der Bauer.

„Hm“, sagt der Jäger wieder und kratzt sich am Ohr.

Da greift der Bauer in den Rock und nimmt eine schwere Brieftasche heraus, die ist strotzelvoll mit lauter großen Banknoten. Es soll keiner fragen, von wo er die hat! Und er nimmt so eine große Banknote aus der Tasche und drückt sie dem Jäger in die Hand.

„Der Wald muß mir gehören“, sagt er.

Lacht ihm der Jäger ins Gesicht.

„Seid Ihr gescheit, Mann?“ ruft er. „Den großen Wald für das kleine Papier?“

„Nein“, drauf der Bauer. „Das ist ein Trinkgeld für Euch. Den Wald, den zahl’ ich separat.“

„Ja, Herr von Herr“, sagt der Jäger und ist gleich um drei volle Fäust kleiner, „ich kann Ihnen aber nicht zurückgeben.“

„Hat keine Not“, sagt der Bauer. „Das Ganze gehört Euch.“

„Oh“, jauchzt der Jäger voll Glück und Schreck. „Oh, Herr Baron, o gnädigster Herr Baron, entschuldigen Sie mir, daß ich Sie mir, daß ich Sie nicht gleich erkannt hab’. Ei, du mein! Wie viel belieben Euer Gnaden, den halben Wald oder den ganzen?“

„Na, wenn er halt zwölfmal so groß wär’, wär’s mir recht“, der Bauer.

„O, ich bitt’ ergebenst, mit dem vorlieb zu nehmen, was wir haben!“ sagt der Jäger. „Größer machen können wir ihn halt nicht. Ja mein! Gleich renn’ ich und geb’ dem Herrn Grafen Bericht und der Frau Gräfin.“

Und wie er anhebt zu rennen, ruft ihm der Bauer noch nach: „Bringt auch einen guten Baumeister mit, daß er mir ein Schloß baut!“

So rennt der Jäger hin. Gut.

Es dauert keine halbe Stunde, kehrt er zurück und mit ihm kommen der Graf und die Gräfin, der Baumeister, ein Fiskal samt seinem Schreiber und die Lakaien der gräflichen Herrschaft. Alle bestaunen den Bauer und denken: „Soll das wahr sein, daß so ein gewöhnlicher Mensch so einen großen Wald kaufen kann?“

Jawohl meine Herrschaften, seht euch den nur an! Der kann es.

Da fängt er schon an zu reden.

„Was soll das Baumgärtlein kosten?“ fragt er und tut, als wär’ ihm nie noch ein kleinerer Wald untergekommen. Die Leut’ krümmen

Was ist dem reichen Mann, der kein Baumrauschen hört und keinen Vogelsang, der kein Blümlein sieht und keinen Schmetterling, was ist ihm das Flehen eines armen Mannes? Stumm tritt er beiseite und läßt den Krüppel stehen. Der steht aber nicht, sondern geht hinter ihm her und bittet und fleht in einemfort: „Herr, erbarmt Euch! Ich hab' Weib und Kind und eine alte Mutter. Wir alle sind brotlos. O wäret ihr nicht so reich, ich wollt' nichts haben. Aber da Euch Gott mit so vielen Gütern gesegnet hat, laßt uns Arme nicht umkommen!"

Sie gehen nicht gar lang, so gelangen sie zu einem einsamen Kreuz.

Es ist ein niedriges Kreuz aus Lärchenholz. Die Witterung hat es schon ziemlich mitgenommen, das Kreuz. Seinem Schemel haben die Bohrwürmer das eine Bein abgenagt; wie ein hinkendes Tier hält sich der nur mit Not auf den übrigen dreien; gäbe ihm nicht eine eiserne Klammer den Halt, er tät gar umfallen. Oben die vier Buchstaben sind auch längst weggewischt von der Namenstafel. Überhaupt das ganze Kreuz ist schon alt und morsch; aus hundert kleinen Wunden rinnt das Mehl.

Ja, und was ich bald vergessen hätt': Ein hölzerner Heiland hängt auf dem Kreuz, ach, ein gar armes, trauriges, zerfallenes Heilandlein. Die Füße mit den unteren Schenkeln haben schon den übrigen Leib im Stich gelassen und sind auf eigene Faust hinweg und davon; denselben Weg sind sie gegangen, den das vierte Bein des Betschemels gegangen ist. Nase und Kinn sind abgefallen. Die linke Hand hat sich aus dem Nagel gerissen. Hätt' nicht wer dem welken Leichnam ein Stricklein gegönnt, ihn an den Kreuzstamm zu binden, er müßte über die rechte Hand zur Luft hinaushängen.

So sieht das Kreuz aus, bei dem der reiche Mann und der arme Lazarus angelangt sind.

Wie der reiche Mann das Kreuz sieht, bleibt er stehen.

Es gibt also doch noch was außer Gold und Geld, was er gern sieht.

Beileib!

Lang steht er und schaut nur und schaut nur.

Um das Kreuz herum ist tiefer Friede. Der Wald hat aufgehört zu rauschen, die Vögel singen nicht mehr und die Schmetterlinge fliegen nicht. Nur die Blümlein blühen weiter und die Schwämme halten unverzagt ihr Schirmchen auf der Achsel wie vorher. Von oben aber durch einen engen Paß im Laub fällt ein glänzender Sonnenstrahl, der fällt dem hölzernen Heiland in die linke Hand und fällt genau durch

Auch sie läßt sich die Summe vom Advokaten nachzählen, wickelt sie hernach in ihr Schnupftüchel und steckt sie inner das Hemd auf die bloße Brust.

Na, so wär' der Handel doch ganz geworden. Gleich setzt man auch die Schriften auf, mit denen der Bauer Herr wird über den Wald. Dann ade, gräfliche Herrschaften! Könnt heimgehen.

Das tun sie auch. Heim gehen sie samt dem Advokaten, dem Schreiber und den Bedienten, sperren das viele große Geld in ihren eisernen Geldschrank und setzen sich d'rauf. Wahrhaftig, drauf setzen sie sich. Da können hundert Diebe kommen, sie stehlen es nicht. Da können tausend Bettler kommen: „Gräfliche Gnaden haben einen guten Markt gehabt: bitt' inständigst um ein geringes Almosen!“, bei dem Grafenpaar ist einmal das Schloß verdorben und einmal sperrt der Schlüssel nicht, das dritte Mal ist der ganze Schrank in der Reparatur und das Geld beim Nachbar. Und so fort.

... Unterdessen baut der Bauer Hans Heilig im Wald ein schönes, fürstenmäßiges Schloß. Und als das Schloß fertig ist, fängt er eine Waldwirtschaft an, eine unerhörte. Tausend Arbeiter fällen ihn, zweitausend forsten frisch auf, und was das Wunderlichste ist, der Wald, der Wald, der wird nicht gar. Was gestern Wald war, heut' ist's niedergelegt und morgen ist's schon wieder Wald. Ein besamter Acker kann das Anwachsen nicht so gut. In eigenen Bahnen und auf Schiffen führen die Händler das Holz fort, und stromweis fließt das Geld herein. Gold und Silber wird mit Scheffeln gemessen. Es ist aufs Wort wahr: Sein Reichtum hat kein Ende.

Aber er ist ein Bauer, ein unsattiger, und es wär' ihm nicht genug, und wenn die ganze Welt sein Eigen wär'. Immer mehr wünscht er sich, nur mehr und mehr und mehr.

So geht er einmal in seinem Walde spazieren, in einem Stück Wald, dem er noch nicht in die Nähe gekommen war. Über seinem Kopfe rauschen die mächtigen Kronen. Er hört es nicht. Im Gesträuch singen die Vögel. Er nimmt ihrer nicht wahr. Auf dem Waldgrunde wachsen Blumen und Schwämme, und Schmetterlinge fliegen in der Luft. Er sieht sie nicht. Mit schweren Schritten zieht er waldeinwärts und bricht sich den Kopf dran, wie er noch mehr Geld und noch einen größeren Reichtum erwerben könnt'.

Auf einmal vertritt ihm ein armer Mühseliger mit dem abgenommenen Hut in der Hand den Weg. „Herr, erbarmt Euch meiner! Euch hab' ich gedient. In Euerem Dienst, in diesem Wald beim Baumfällen bin ich zum Krüppel geworden. Seht mein Unglück an und habt Erbarmen!“

reich er beschenkt worden ist. Sind ja die Tränen keine Tränen, sondern es sind Perlen, echte Perlen, lauter echte Perlen, wie sie die Fischer aus dem Meer ziehen. Sein Hut ist voll mit den schönsten, kostbarsten Perlen, die es gibt.

Mein! Das ist mehr, als wenn einer den Terno macht und ist das schon viel. Ja, der arme Lazarus ist reicher jetzt, als der andere gewesen ist mit all seinem blendenden Gut . . .

So.

Und jetzt frag' ich: Soll ich's noch weiter sagen? Merkt ja jeder schon den Schluß.

Nicht?

Na, dann will ich's kurz machen.

Seht, meine lieben Leut', der grausame Bauer im Schwarzwald, wie er erschienen ist, so ist er verschwunden und ist verschwunden geblieben. Nie wieder ist er zum Vorschein gekommen. Gott weiß, wer ihn geholt hat. Ich denk' mir's.

Was den Grafen und die Gräfin betrifft, die sind verarmt, denn das ganze große Geld in ihrem eisernen Schrank ist falsch gewesen. Wohl ist ihnen der Wald wieder zugefallen, aber eine Gluthitze im drauffolgenden Sommer hat ihn ausgebrannt und die Flamme von einem Reibhölzchen hat ihn hingenommen samt dem Schloß.

Wer allein gut gefahren ist, das ist der arme Lazarus gewesen. Er hat den öden Waldgrund gekauft — 's hat nicht viel gekostet — und hat wieder einen Wald daraus gemacht. Und in der bescheidenen Langsamkeit, in der der Wald gewachsen ist, ist auch sein Glück gewachsen, und so lang gewachsen, bis es vollkommen geworden ist. Derselbe Lazarus hat auch die früheren Herren in einen geringen Dienst genommen, wie sie mittellos geworden sind, ihn und sie. An der Stelle aber, wo das leche Waldkreuz gestanden ist, ließ er ein neues aufzimmern, ein schönes, gutes, mit dem geschnitzten Bild des Erlösers daran. Das Kreuz, das Kreuz, das steht noch heut'. Mancher fromme Pilger sucht es auf im Frühjahr, eh' die strenge Arbeit anhebt, oder im Herbst, wenn die meiste Leistung getan ist, und klagt unter ihm sein Leid zum Himmel hinauf. Ja, ja, ob auch unsere Kirche dagegen ist, viel fromme Pilger und Pilgerinnen sind schon mit schwerem Herzen zu ihm gekommen und sind mit leichtem Herzen heimgegangen. Es soll eine eigene Kraft in ihm wohnen und Wunder wirken . . .

Das ist die Geschichte vom Kreuz im Wald.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

So weit die Resch Ploni. Sie hat sich in einen förmlichen Eifer geredet. Ihre sonst glanzlosen Augen funkeln, ihre bleichen Wangen

das Loch und dem reichen Mann auf den Kopf. Soll das was bedeuten, so bedeutet es: „Schau, reicher Mann, mit allen Gütern hab' ich dich gesegnet. Ich kann es nicht leiden, daß du im kühlen Wald nicht auch deinen freundlich wärmenden Sonnenstrahl hättest. Ich biet ihn dir."

Und der Gesegnete, wie dankt er?

Hm, wie!

Mein Leid, daß ich es sagen muß! Der Hans Heilig! Die Zähne fletscht er und die Faust hebt er sündhaft gegen seinen Erlöser und ruft: „Weh! Jetzt hab' ich dich, Frevler. Was ich mich plag' und was ich mich müh', immer fehlt mir der letzte Gulden am Gewinn. Wer hat dich zu Kreuz fahren geheißen in meinem Wald? Dein dürrer Baum allein treibt mir keinen Nutzen. Er drängt mir nur einen ab, der mir nützte."

Und, o Jammer! O ewiger Jammer! Er dringt auf den Heiland ein und .... und .... dringt auf ihn ein ... und ... schlägt ... ihn ...

Ja.

Der arme Lazarus steht dabei und sieht alles mit an und kann es nicht hindern. Rascher ist der Gesunde im Vollbringen als der Kranke im Aufhalten der Tat. Zeuge muß er sein, untätiger Zeuge, wie seinem Herrn sein morsches Bildlein auch mit der zweiten Hand vom Nagel reißt und, so weit es das Stricklein zuläßt, vornüber fällt, als wollte es vor dem Übeltäter in die verstümmelten Knie' brechen und ihn bitten: „Verzeih, Bruder! Ich will ihn gut machen, den unbewußten Fehler."

Und wie er alles das mit ansieht, ist er es, der den Hut an die Erde wirft und niederstürzt auf den gebrochenen Schemel zu der Bitte: „Herr, mein süßer Herr Jesus, ich fleh' zu dir, wie du mir es gelehrt hast: Der Reiche ist verblendet von seinem Reichtum. Vergib ihm, denn er weiß nicht, was er tut!"

Noch weiter will er in seinen Herrn dringen, da hört er schwere Regentropfen fallen.

Wie er aufschaut, ist der reiche Mann verschwunden. Die Luft ist klar. Es regnet nicht. Wohl aber fallen dem niedergebeugten hölzernen Heilandlein über ihm dicke Tränen aus den Augen und sinken und fallen in seinen Hut. Das Bild seines Herrn und Meisters, das geschmähte, geschlagene, es weint. O, o! Es weint! Es weint!

Der arme, mühselige Mann ist verwirrt und voll weher Trauer. Sein Hut an der Erde ist schon bis zum Rand voll mit den Tränen des Heilands, bis er es wahrnimmt, — bis er es wahrnimmt, wie

Da lacht die Zollmuhm. „Hehe“, lacht sie, daß ihr der Keppelzahn aus dem Munde steht wie ein verstochener Zahnstierer. „Hat sich die Ploni mit der Reschin ihrem Kopf schon das erste Glasel geholt, ich weiß auch eine Geschichte, die noch niemand kennt. Auf das zweite Glasel bitt' ich um meine Vormerkung, Hauswirtin!“

„Ist schon geschehen“, sagt meine Mutter. Sie muß lächeln über den unschuldigen Eifer der Alten und bedeutet ihr, daß sie gleich beginnen könne.

Das läßt sich die Zollmuhm nicht zweimal sagen. Sie streift sich die Häbel aus dem Schoße, was immer den Anfang gilt.

Da lärmt der Kürschner gäh auf. „Hoho!“ ruft er. „Der Zollmuhm sitz' ich am nächsten. Nach ihr steht das Wort mir zu. Und ich weiß auch eine Geschichte, die kein Zweiter kennt. Auf das dritte Glas bitt' ich um meine Vormerkung, Hausfrau!“

„Ist das heut' ein Geriß ums Wort!“ läßt sich meine Mutter heiter aus. „Aber immer ist's so: kommt's schwer zum Anfang, kommt's schwer zum End'. Na, wir werden ja sehen, Meister. Wenn es die Zeit erlaubt, hören wir Sie gern. Gelt, Vater?“

„Wie denn nicht!“ drauf der Vater.

Das ist die bestimmte Zusage.

Wieder streift sich die Zollmuhm die Häbel vom Schoße.

Da gibt es aber einen alten Wildschütz unter den Häbelgästen, das ist der Stieglitz. Oft genug haben dem die Revierjäger heiß zugesetzt. Erwischt haben sie ihn nie. Was ist natürlicher, als daß dem das Schicksal des Schwarzwalder Jägers am nächsten ging und er wehmütig enttäuscht war, als die Ploni eben diese Gestalt ihrer Erzählung so kurz nebenausschickte. Er muß ihm doch nachfragen. Ein echter Wilderer muß immer wissen, wo der Jäger steckt.

„Haltet ein einen Augenblick, Zollmuhm!“ ruft er. „Die Ploni, das Kind, soll mir noch eine schuldige Auskunft geben. Als alter Waidgesell' möcht' ich gern' wissen, was mit dem Jäger geschehen ist, als der Graf und die Gräfin von ihrem Wald gekommen sind und von ihrem Vermögen.“

Auch der Mitterknecht Juri hat ernste Bedenken. Fast zur gleichen Zeit mit dem Stieglitz stoßt er seinen Hut in den Nacken und ruft: „Ein anderes hast auch im unklaren lassen, Ploni, nämlich, ob deinen Bauer eh der Teuxel geholt hat? Denn einen andern hätt' ich den nicht gegönnt und gönn' ihn jetzt noch nicht.“

Jedem scheint seine Frage wichtig genug, um die Zollmuhm aufzuhalten.

flackern in der schönsten Glut des Purpurs und ihre Mundwinkel zucken noch seltsam nach.

Die Häbler befleißigten sich gegen das Ende der Erzählung einer zunehmenden Aufmerksamkeit, die Hände rührten sich immer leiser und die Maiskolben fielen immer sanfter in die Verschläge. Jetzt mit einemmal rückt sich alles höher in den niedergesessenen Sitz, tut sich, das Versäumte einzubringen, flinker um und die gebannten Zungen lösen sich alle auf einmal.

„Ei, Mädchen“, sagt mein Vater allen voran, „das hast brav gemacht.“

„Ja“, erweitert die Mutter das Lob, „mehr als brav. Wie das Tischgebet weißt es.“

„'S ist aber auch eine schöne Geschichte“, gibt die eine Schnitterin vom unteren Zipfel der Reihe herauf.

Und die andere Schnitterin daneben gibt dazu, daß es sie bedünke, als ob es auch eine neue Geschichte wäre.

„Von wo sie nur die hat?“ sagt die Mutter wie für sich. „Sicher von ihrer Ahndel.“

Die Ploni ist wieder das schämige Mägdlein, sie hat den Kopf fast zwischen den Schultern und guckt wie aus einem Verstecke heraus. „O lobt mich nicht!“ sagt sie. „Ich hab' das Märlein von meiner Ahndel vom ersten bis zum letzten Satz. Freilich hab' ich lang genug gelernt daran.“

„Das muß ein tüchtiges Weib sein, das so gute Geschichten erfindet“, schätzt der Scherenschleifer, der auf der Durchreise ist, von ungefähr.

„Geht, die hat es ja auch wo aufgelesen“, beeifrigt sich die Zollmuhme aus der Zigeunergasse, der es um den eigenen Fabulierruf bang ist, den Wert der alten Reschin zu drücken.

Die findet aber in ihrer Enkelin den vollkommensten Verteidiger. „Was?“ ruft die Ploni mit aufflammendem Gesichte. „Meine Ahndel hätt' wo was aufgelesen? Nie, nie hat sie das. Mehr Geschichten hat sie gewußt, als ein anderer zählen kann, viel mehr, und keine einzige hat ihr wer vorerzählt. Geht hin einmal und fragt unseren Herrn!“

Mein Vater kommt ihr entgegen. „Wahr ist's“, sagt er mit Gewicht, dem entbrennenden Zanke einen Markstein setzend. „Aber“, fährt er fort, „deinen Fleiß, Ploni, den muß man loben und das Lob mußt du dulden! Merk' dir's, Sandi: Das erste Glas Apfelmost gebührt heut' der Ploni. Verstanden?“

„M-hm“, bejaht die angeredete Magd etwas neidig.

„Ganz meine Meinung“, äußert die Mutter im stillen.

Die Zehntausendste.

Von **Fritz Müller.**

Als der Kurat jung war, bekam er seine erste Hilfsstelle in der Nähe des großen Nordfriedhofes. Ein bißchen Kirchendienst, ein bißchen Schreiberei, nichts Weltbewegendes. Und hatte doch ein junges Herz, ein glühendes, das andere Herzen glühend machen wollte. Manchen freien Nachmittag saß er unruhvoll in seiner stillen Stube und seufzte mit Klein-Hänschen im Lesebuch: „Wenn doch etwas käme und mich mitnähme . . .“

Auf einmal klopfte es. Eilig kam sein Vorgesetzter und nahm ihn mit. Erst unterwegs erklärte er: der alte Kurat, der die Beerdigungen im Nordfriedhof besorgte, sei ganz rasch gestorben. Die auf halb drei fällige Beerdigung hänge in der Luft. Er müsse einspringen. Die Formalien seien ihm gewiß geläufig. Und was die Grabrede für den Verstorbenen betreffe — übrigens nur dritter Klasse —, so stünde alles auf diesem Zettel. Und jetzt möge er ihn entschuldigen. Am besten sei's, er nähme Linie 7, die dort käme. Die fahre direkt an den Nordfriedhof. Er käme so noch vor halb drei dorthin. Zeit genug, sich umzuziehen. Das Ornat sei natürlich im Leichenhaus, und alles übrige habe der Friedhofsmesner sicher schon bereit gerichtet. Und er wünsche ihm Glück zur ersten Beerdigung.

Ein wenig verdonnert saß der junge Geistliche im offenen Sommerwagen der Linie 7, den Notizzettel leicht zwischen Zeige- und Mittelfinger eingeklemmt: Da war es also gekommen und hatte ihn mitgenommen. Und es war gleich der Allerernsteste im Seelsorgeamt, der Tod. Das würde schwer sein. Lieber hätte er mit einer Taufe angefangen oder mit einer Hochzeit. Aber als junger Geistlicher in der Großstadt kann man sich's nicht heraussuchen. Man nimmt, was kommt. Es gibt mehr als einen Weg zu Herzen, die man glühend machen will. Der durch das Grab hindurch war vielleicht der schlechteste nicht.

Wenn er nur bestehen würde. Vor dem Ritus war ihm gar nicht bange. Aber vor der Leichenrede. Beklommen las er im Fahren seinen Zettel: Korbinian Schwegerl, Korbmacher, geboren da und da, dann und dann. Also Alter soviel Jahre. Sterbeursache: Lungenentzündung. Hinterläßt Frau, fünf Kinder, drei davon unmündig. Fleißiger Arbeiter, treubesorgter Familienvater. Zuletzt dreizehn Jahre bei Göggelmann und Sohn. Firmenvertreter wird anwesend sein. Auch Abordnung des Veteranenvereins mit Fahne. War allerdings vorübergehend Mitglied im sozialistischen Gewerkverein. Aber letzte Jahre wieder regelmäßiger Kirchenbesuch. Erhielt Sterbesakramente. Harter Todeskampf.

„Narren alle zwei!“ läßt die aber beide Fragesteller an, ehe das Mädchen in seiner Sache zu Worte kommen könnte. „Narren alle zwei! Vergeßt ihr, daß es nicht das Richtige ist, wenn man dem Zuhörer alle Begebenheiten bis ins verstaubteste Winkelchen fein auspußt und spiegelblank fürsetzt? Oder habt ihr das nie gewußt, Jäger und Stallknecht? Hei, spannt nur auch eueren Kopf ein bissel und ratet! Die Ploni hat dran wohl getan, daß sie nicht alles gesagt hat, und wenn ich alsbald dasselbe tu', rechnet es mir nicht als Fehler auf! Im Vertrauen: Zu dem Gedanken kann ich euch aber Mut machen, daß sich sowohl mit dem Bauer wie mit dem Jäger heut' sicher schon der Teuxel den Reisbrei umrührt . . .“

Damit wäre den zwei Fragestellern gedient. Mit einem Kopfnicken des Dankes quittieren sie die freundliche Auskunft.

Nun streift sich die Zollmuhm die Häbel zum drittenmal vom Schoße. „Ich hoff', jetzt gehört das Wort mir!“ spricht sie und schleudert nach allen Seiten stachlichte Blicke zu der Mahnung: „Weh' dem, der mir es nehmen wollt', das Wort, eh' ich es hergeb'!“

Da hat auch niemand mehr was zu sagen, niemand was zu fragen, sondern es sitzt jeder mit Geduld auf seinem Häuflein Maise und sieht sich auf die Hände.

Die Zollmuhm ist eine hohe, schmale Gestalt mit einem lattendünnen Gesichte und einer langen spitzigen Nase. Im Sitzen schaut sie über die Ploni mit dem ganzen Kopfe weg und gibt auch dem ebenfalls hochaufgeschossenen Kürschner nichts nach. Trüge sie nicht die zwei blitzenden Fensterlein vor den Augen, ein Ungeübter könnte ihr Gesicht, auf dem sich tausend Erhebungen und Senkungen, Wasserläufe, Wege und Straßen und andere Merkzeichen der Landschaften fahl hinziehen, ohne weiters mit einem Streifen Wandkarte verwechseln. Also aufgepaßt!

Trotz ihrem Drängen dauert es noch einen Rand, bis sie sich für die wichtigen Minuten auf ihrem Plätzchen frisch eingenistet hat und endlich, unter dem viertmaligen Abstreifen des Schurzes, ausholt. Sie spricht laut, jede Silbe betonend, feierlich, schier wie von der Kanzel eines Fastenpredigers . . .

(Fortsetzung folgt.)

aber wenn Sie so weitermachen, zehren Sie vom Kapital statt von den Zinsen." Gut denn, vom Kapital also, weil es ja sein Kapital war, und weil das echte Mitgefühl sich von den Lippen nicht wie ein Zinsschein schneiden läßt.

Jahre vergingen. Die Stadt wuchs. Der Nordfriedhof desgleichen. Ein zweiter Friedhofskurat war angestellt worden. Aber die Leute flehten beim Prälaten, der andere, der erste Kurat möge ihre Mutter in die Grube senken. — „Aber beruhigt Euch doch, Leute, auch der andere Herr Kurat —". — „Nein, nein, nur der erste, der habe auch den Vater schon vor einem Jahre begraben." Sie seien es der Mutter schuldig, daß sie die gleichen, tiefen Herzensworte auf den Weg hinaufbegleiten, daß derselbe Arm voll Güte ihr die Himmelstüre droben aufstieß, wie dem Vater damals . . .

Der zweite Friedhofskurat hatte nichts zu tun. Seine Stelle wurde wieder eingezogen. Alles nahm der erste auf sich und predigte und predigte. Den ganzen Nordfriedhof hat er bepredigt. Da war fast keine Scholle, auf die es nicht von seinem letzten Trost getroffen. Und noch immer schaute er den Schluchzenden bei seiner Predigt ins Gesicht, statt über die gefalteten Hände auf der Brust in das Käppchen, worin andere Kurate auf anderen Friedhöfen ihre Gedächtniszettel liegen hatten. Die Leute verehrten ihn. Die Kinder auf den Straßen liefen übern Fahrdamm, um dem „Grabkuraten", wie sie ihn nannten, eine Hand zu drücken. Und die Erwachsenen schauten ihm nach, mit leisem Gemurmel: „Wenn's einmal bei mir so weit ist, dann von dem und keinem anderen, lieber Gott."

Und das erzählten sie auch gelegentlich am Wirtstisch. Da mochte es dann sein, daß einer widersprach: „Wie, von dem? Der doch bekannt ist dafür, daß er in seinen Grabreden nur das sagt, wie es wirklich bei den Verstorbenen gewesen ist!"

Denn sie wußten nicht, daß es eben das war. Diese seltene Wahrhaftigkeit am Grab. Kein Eifern und kein Überschwang. Einfach das Leben selber reden lassen. Ganz schlicht und so getreu, daß es ihnen oftmals war, als müsse sich der Sargdeckel plötzlich heben und ein Kopf herübernicken: „Ja, so war es, Herr Kurat, genau so, mit allen Kräften und mit allen Schwächen — ich danke Ihnen, daß Sie mir zuletzt keine falschen Weihrauchschleier um die müden Hände legten, sondern ihre Schwielen, ihre Narben zeigten — so, genau so will ich weiterleben bei den Meinen."

„O bitte, lieber Toter, nicht mein Verdienst, sondern mein Bedürfnis. Wenn ich all die Hunderte von Beerdigungen hätte Phrasen dreschen, eine Leierorgel hätte drehen müssen, wäre ich längst verhärtet.

Das las der junge Geistliche dreimal. Denn er wollte seine Rede auswendig halten. Nicht mit dem Zettel im Käppchen vor der Brust, wie es die anderen machten. Der Weg zu Herzen, die glühen sollen, wird nicht abgelesen, sondern muß im Dunkel ertastet werden, auswendig. — — Hui, ein Windstoß war gekommen und hatte den Zettel mitgenommen. Er wollte nachspringen. Aber dann wäre er erst mit der nächsten oder übernächsten 7 am Nordfriedhof angekommen. Und die Leidtragenden hätten gewartet und gewartet. Nein, sitzen blieb er. Im Kopf noch alles wiederholt. Es saß. Das Grab mochte sich auftun, er würde des Korbinian Schwegerl wegen keine Antwort schuldig bleiben . . .

Und wieder klopfte es am nächsten Nachmittag an seine stille Stube. Abermals der Vorgesetzte. Diesmal ohne Eile. Gütig lächelnd saß er im Besuchstuhl, seine Hand lag auf der Schulter des Besuchten: Wie er vernommen habe, sei ihm die erste Beerdigung ja ganz prächtig von der Hand gegangen. Er müsse gratulieren. Die Leidtragenden seien heute morgen bei ihm selbst gewesen, weil sie die Wohnung des neuen Friedhofgeistlichen nicht erfragen konnten. Jawohl, des neuen Friedhofgeistlichen. Er werde es beim Bischof durchsetzen. Niemand sei geeigneter. Die Leute gestern hätten ja geweint. Echte Tränen.

„Auch ich“, schaltete der junge Geistliche leise ein.

„Wie, Sie auch? So hat Sie's mitgenommen? Dann freilich. Vielleicht weil es das erstemal war? Das wird sich bei der — na, bei der hundertsten Beerdigung gegeben haben, lieber Freund. Muß es auch. Das hielt' niemand aus. Gewiß, das Mitgefühl ist ein Schwungrad, gar mit einem Geistlichen. Aber wenn es dauernd so rotiert, wie bei Ihnen gestern, junger Freund, so fliegt es auseinander und zertrümmert das Gehäuse, so sich Mensch nennt. Ich mein' es Ihnen gut. Ein Schwungrad soll nicht treiben, soll nur regulieren.“

„Ich kann es nicht versprechen, Herr Prälat. Wenn ich wieder diesen Schmerz am offenen Grabe sehe, und wenn es mich wieder packen wird —“

„Schon gut, lieber Freund, wir werden uns verstehen. Was ich noch sagen wollte: Morgen sind es zwei Beerdigungen und am nächsten Montag drei . . .“

Der neue Friedhofskurat führte einen jahrelangen Kampf mit den Gesetzen der Ökonomik. Immer wieder ging das Schwungrad durch mit ihm, und er wehrte ihm nicht. Wie oft hat er geweint an Gräbern dritter, zweiter und sogar an solchen erster Klasse. Echte Tränen, unbezahlte. Wie oft sah er eine ganze Welt von Schmerz hinunterpoltern mit den Schaufeln Erde. Und dabei hätte er kalt bleiben, nur die äußere Dynamik spielen lassen sollen? „Lieber Bruder,“ hörte er es reden, „die Kirche hat Ihre Rednergabe an den Gräbern noch lange nötig,

Er hat es nicht vermißt. Still lag er in dem stillen Sarg und wanderte dem Herrn zu und dem Nordfriedhof. Das war eine Strecke, ganz genau 9999 Särge von seiner Wohnung bis zur Friedhofstür lang.

Er muß im Wandern eingeschlafen sein. Als er wieder wach wurde, kannte er sich nicht gleich aus. Aber da war eine Spalte in seinem Sarg. Durch die sah er. Da war eine Trauerversammlung. Ei, die Gesichter sollte er doch kennen? Waren das nicht Leidtragende von seinen früheren Grabpredigten? Und in den hinteren Reihen, schemenhaft, waren das nicht die Gesichter derer, die er bestatten half mit seiner Rede? An die zehntausend mochten das wohl sein. Er fing an zu zählen — Tote zählen schnell und sicher —, nein, nur 9999 waren es. Wo war der Zehntausendste, um den er Gott gebeten hatte? War ihm der nicht bewilligt worden? Hatte er ihn nicht verdient? Ganz nahe brachte er den Mund an die Sargspalte. „Wo ist der Zehntausendste?“ wollte er hindurchrufen. Aber da fiel ihm ein, daß dies ja selber das zehntausendste Leichenbegängnis war, dem er beiwohnte. Und daß er jetzt, gerade jetzt, seine zehntausendste Predigt zu halten hatte. Ja, ja, die Leute ringsum warteten schon darauf. Sie hatten ihre Hüte abgenommen. Eine tiefe, echte Trauer lag auf ihren geneigten Gesichtern. Solch eine allgemeine, wahrhaftige Bekümmernis hatte er in der letzten Zeit selten an seinen Gräbern gesehen. Wen sie da wohl begraben mochten? Aber das mußte er doch wissen, wenn er jetzt die Rede halten wollte? Wie er das nur vergessen hatte können? Ei, welche Schande, wenn er jetzt beim zehntausendsten Male den Mesner auf die Seite nehmen mußte. Ihn um den Gedächtniszettel bitten mußte, den er neuntausendneunhundertneunundneunzigmal verschmähte! Aber es half nun alles nichts, mit der Leichenrede mußte begonnen werden, Gott wird helfen. Wieder brachte er den erloschenen Mund an die Sargspalte: Liebe Brüder und Schwestern, wir begraben heute einen Menschen . . .“

Was war das nur? Er bewegte nur die Lippen drinnen, draußen aber sprach es. Draußen stand ein junger Geistlicher. Einer ohne Zettel in dem Käppchen auf der Brust. Einer, der dastand, wie er selber damals bei seiner ersten Grabpredigt, frei und schlank und glühend. Einer, der wieder die Herzen glühend machte, wie er selbst zu seiner besten Gräberzeit. Einer, der da sagte: „Wir haben ein Notizbuch in seinem Zimmer vorgefunden. Darin stand, daß der Verstorbene vor drei Tagen den Neuntausendneunhundertneunundneunzigsten ins Jenseits leitete. So ist er selbst der Zehntausendste geworden. Zehntausend weniger einen hat er als der Priester treuesten einer die letzte Ruh gegeben. Laßt uns ihn, den prächtigen Tröster, so bestatten, wie er's dem Zehntausendsten sicher zugedacht hat, schlicht und wahrhaftig, die Herzen hoch trotz alle-

Wenn ich's nur noch eine Weile mache. Weißt du, ich führe Buch. Über neuntausend hab' ich schon begraben. Mein Ehrgeiz ist, dem Zehntausendsten das letzte Wort zu sagen. Und mein größter Wunsch — komm', ich flüstere es dir durch eine Spalte in den Sarg: Mein größter Wunsch ist, daß die zehntausendste Grabpredigt werden möchte, wie die erste war."

Armer Kurat, Wunsch und Wille waren gut, nur ein Jammer, daß sich mit den Jahren Kalk ansetzt an den Adern. Daß sie brüchig werden mit der Zeit. Kein Wunsch und Wille kann es da verhüten, daß der Bruch auch in die Predigt einspringt. Gar, wenn man es so treibt wie du. Oder hattest du nicht neulich fünf Begängnisse am Tag? Und ist es dir bei der Verachtung der Gedächtnisstützen nicht passiert, daß du auf ein Haar einem alten General die Leichenrede für ein Kind gehalten hast, das nach ihm der Erde übergeben wurde? Und sind nicht im letzten Jahre Klagen beim Prälaten eingelaufen? Ruhig hat er die Beschwerden angehört und gesagt: „Geht nur wieder heim. Der Kurat wird alt. Der Kurat ist auch ein Mensch wie Ihr. So viel Gutes hat er über die todzerpflügte Friedhofserde hingestreut, so viel Tüchtiges von den Toten den Lebenden zur Richtschnur in die Herzen eingehämmert, daß ich's nicht fertigbringe, ihn zu grämen. Wenn Ihr's gar nicht lassen könnt, verspart's Euch, bis er selber in die Grube fährt, haltet ihm die Leichenrede und werfet ihm die harten Brocken auf den eingesenkten Sarg, — ich tu es nicht."

Das war aber um dieselbe Zeit, als der grau gewordene Kurat von einem Leichenbegängnis auf dem Nordfriedhof heimkam, etwas müde, und auf seinem stillen Zimmer in einem schmalen, zergriffenen Büchlein eine Nummer eintrug. Nummer 9999. Die Neuner waren zittrig. Ziffern werden schließlich wie die Menschen, die sie schreiben. Dann setzte er sich schnaufend in den Besuchsessel, mit demselben stummen Gebet, wie all die Zeit her: „Herr, laß die zehntausendste werden, wie die erste war."

Mitten in sein Gebet hinein sah der Herr durch eine Himmelsspalte, sah den Wunsch und sah die verkalkten Adern, die auch er nicht wieder so weich und glühend machen durfte wie damals, als der Kurat an seinem ersten Sarge stand: „Korbinian Schwegerl, Korbmacher, geboren da und da und dann und dann . . ." Das alles sah der Herr, überlegte einen Augenblick und rief herunter: „Kurat, mein lieber Grabkurat!"

„Herr, du wünschest?"

„'s ist Zeit, mach' dich auf den Weg!"

„Sogleich, Herr", sagte der Kurat und hatte es so eilig, daß er ganz vergaß, das schmale Notizbuch mit der Statistik mitzunehmen.

Trichter in den Kopf zu gießen, und also verschweige ich, obigen Satz beherzigend, die Namen der Helden, die in dieser Schulgeschichte so um 1890 herum eine Rolle gespielt haben. Es genügt zu wissen, daß es außer dem Volke, das heißt dem Chore leidvoller Maturanten oder „Reiflinge" ein Schüler, ein Professor und ein Landesschulinspektor waren, und so kann mein Freund, der Regierungsrat, der einmal dieser Schüler war, bei einem „Schwarzen" die halb komische, halb nachdenkliche Geschichte erzählen:

Es ist nicht wahr, daß die Gelehrten ohne Ausnahme auch gute Lehrer sind ... namentlich, wenn der Lehrer zugleich Erzieher sein soll. Unser Mathematikprofessor zum Beispiel am Gymnasium zu ... nomina sunt odiosa ... war ein grundgelehrtes Haus, aber ein schlechter Lehrer. Mit einer rührenden Bescheidenheit verband er nicht nur ein reiches Fachwissen, sondern besaß auch eine allseitige Bildung, die ihn befähigt hätte, in der Welt eine Rolle zu spielen, wäre er nicht gar so anspruchslos und gesellschaftlich unbeholfen gewesen. Er war ein stiller Bücherwurm, glücklich unter seinen literarischen Schätzen oder im physikalischen Kabinette, wenn er der Natur durch allerlei Versuche ihre Geheimnisse ablauschte, unglücklich am Lehrpulte vor einer Schar wilder Knaben, die zu bändigen seiner milden kindlichen Art versagt war, vor einer Schar von Rangen, die seine Schwäche grausam und herzlos mißbrauchten.

Wir waren eben unüberlegsame, dumme Jungen, hatten den Kopf voll Narrenpossen und Schalksstreichen, und demgemäß waren die Unterrichtsstunden des nur zu guten Herrn Stunden wildesten Tumultes und er selbst glich völlig dem Greise im Ulkliede von der großen Seestadt Leipzig, der da auf dem Dache sitzt und sich nicht zu helfen weiß. Disziplin zu halten, war nun einmal des ehrenwerten Mannes Sache nicht, und ... um ein tüchtiger Lehrer zu sein, dazu war er ... viel zu gescheit: was ihm selber in Fleisch und Blut übergegangen war, die Elemente mathematischen Wissens, setzte er, höheren Problemen nachjagend, voraus. Demnach baute er, statt auf festen Grund, auf Sand und begnügte sich, wenn wir, zur Prüfung vorgerufen, mit keinem oder wenigem Verständnisse gedächtnismäßig nachplapperten, was er, die Riesentafel beschreibend, vorgetragen hatte. Ja, in seiner Arglosigkeit und Ehrlichkeit des Kindergemütes ahnte er kaum, daß wir auf krummen Wegen gute Noten erschlichen, wo der gerade Weg zum Verderben geführt hätte, wie wir denn auch, hierin gewissenhaft, stets ausrechneten, wann jeder „drankam" und sich also etwas vorbereiten mußte.

Da konnte es denn nicht fehlen, daß unser an sich geringes Wissen gewaltige Lücken aufwies, die erst am Tage des Gerichtes, der gefürchteten Reifeprüfung, zum Vorschein kamen.

dem. Und nun will ich Euch ein wenig von seinem Leben so erzählen, daß wir keine Angst zu brauchen hätten, höbe sich plötzlich der Sargdeckel da drüben, daß ein Kopf herübernicken müßte, ein alter, lieber Kopf: Ja, so war es, Herr Kurat — so will ich weiterleben bei jenen, denen ich ein Liebes habe begraben müssen . . ."

Hinterm Sprung im Sarge schloß an dieser Stelle einer seine Augen dankbar und für immer: „Herr, ich danke dir, daß du mich meine zehntausendste Grabpredigt noch erleben ließest, und daß sie gewesen war wie meine erste."

Doch ich?

Es krönt der goldne Himmel Dorf und Land,
Durch Auen gleißt des Flusses Flimmerband,
Die Äcker reif, die Bäume fruchtebang:
Ein Übermaß von Glück, ein Segenüberschwang!
Ein Sommertag, wie ich noch keinen sah,
Die Erde scheint dem Paradiese nah,
Ein satter Mittag, der das Glück verschenkt:
„Nimm hin! Nimm hin, eh' sich die Sonne senkt!" —
Viel tausend Augen sich dran trunken sehn,
Doch ich bin müd und möchte schlafen gehn . . .

Benedikt †.

Ein Blutbad in der Schule.

Von **Josef Wichner.**

Nachdruck verboten.

Eines begreife ich und eines begreife ich nicht.

Ich begreife, daß fast alle Menschen des grausamen Krieges satt sind und Gott und dem Schriftsteller danken, wenn sie nicht alleweil Kriegsgeschichten lesen müssen.

Diesen Dank möchte ich mir hiemit verdienen.

Und ich begreife nicht, daß gar viele Studenten mit dem Lateinischen gar so ein großes Kreuz haben und die Eltern mit ihnen, als sei es die schwerste Sprache der Welt, und ist doch kinderleicht, wie ich durch ein Beispiel erhärten will, indem ich einen lateinischen Satz und darunter die Übersetzung niederschreibe:

Nomina sunt odiosa
Namen sind odios.

Na . . . also . . . also kommt dem Leser nach dieser Probe fast der Gusto, lateinisch „gustus", die so leichte Sprache mit dem Nürnberger

Das war eine schöne Bescherung. Wer nicht, von kaltem Schweiße übergossen, im Prüfungssaale saß, der rannte verzweifelt im Gange hin und her und nährte die schwärzesten Gedanken in der zagenden Seele. Und jeweils kam einer heraus und mehrte den Schrecken mit Trauerbotschaften schlimmster Art: Jetzt will er gar alleweil Definitionen haben . . . ja . . . und der dicke Mehlhuber hat nicht einmal sagen können, was ein Kreis und was eine Ellipse und was ein Wurzelfaktor ist. Kein gar nichts ist ihm recht . . . Blut fließt in Strömen . . . o . . es ist entsetzlich!

Auch ich rannte gangauf . . . gangab und erwog in meinem Herzen, das mir hörbar gegen die Rippen schlug: Soll ich mich prüfen lassen? Dann fall' ich mit Pauken und Trompeten durch . . . wie kann ich, der Vorzugsschüler, die Schande überleben? Oder soll ich mich irrsinnig stellen? Dann steckt er mich heilig ins Narrenhaus. Oder soll ich . . . mich . . . oder . . . ihn . . . . . . ?

Heute muß ich wehmütig lächeln, wenn ich mir den Eindruck der ersten größeren Prüfung auf den grünen Jungen vergegenwärtige. Der Eindruck ist um so stärker und fürs Leben anhaltend und mischt sich sogar in die Träume des reifen Mannes, weil sie die erste war. Das Leben aber hat für uns alle ganz andere Prüfungen . . . nunmehr die furchtbarste Prüfung des Weltkrieges, wo der Tod den Vorsitz führt und ganze Völker fallen wie dürre Blätter vom Baum im Herbststurm.

Nun . . . damals war's gut, daß mich der Pedell, der als Zerberus das Höllentor bewachte, zur Stätte des Gerichtes hineinschob, sonst hätte ich vielleicht wirklich eine Dummheit begangen, die sich nicht hätte reparieren lassen wie eine mißratene Prüfung.

So ging denn das Martyrium an . . . vorerst mit der lateinischen Sprache. Da aber war ich beschlagen wie ein gutes Rennpferd, und so schwand die Angst, es überkam mich ein Heldengefühl, wie das des Kriegers sein mag, der vor der Schlacht wohl bangt, in der Schlacht aber Stahl ist. Ich übersetzte eine Ode des alten Horaz, den wir in der Kneipe als den Lorbeerträger besangen, das lateinische „lauriger" jedoch in „lausiger" verdeutschten, fließend und richtig, beantwortete eingestreute Fragen des Gewaltigen verständig, und ebenso entsprach ich in den übrigen Gegenständen in dem Maße, daß der Vorsitzende sogar um einen Grad wärmer wurde und einigemal aufmunternde Worte hatte.

Nun aber . . . lieber Gott, ach, welche Sorgen . . . . nun wurde ich zur Tafel gerufen . . . nun mußte meine Schande offenbar werden.

Ich war damals an sich ein etwas kecker, vorlauter Bursche, und nun packte mich die Keckheit der Verzweiflung.

„Herr Landesschulinspektor," schrie ich, „bitte, erlassen Sie mir die Prüfung . . . . ich kann nichts. Und (jetzt sprach mein Vater aus

Gefürchtet war diese Prüfung, in der wir den geistigen Gewinn von acht Jahren am grünen Tische ausbreiten sollten, um so mehr, als dem eben ernannten neuen Schulinspektor, abgesehen davon, daß neue Besen bekanntlich immer gut kehren, der Ruf eiserner Strenge voranging. Er hatte, wenn man Gerüchten Glauben schenkte, was wir natürlich taten, ein Herz aus Nordpoleis, das kein Erbarmen kannte, einen Falkenblick, der jeden Schwindel, jede Schwäche durchschaute, war des Gesetzes nur allzugetreuer Hüter, so daß selbst die Lehrer vor dem schulgewaltigen Manne bangten und die besorgten Mütter sich nach Mariazell verlobten, wenn das drohende Gewitter ohne Entladung auf der Söhne teure Häupter vorüberziehen würde.

Wie immer, so hatte auch in unserem Falle das Gerücht übertrieben, doch des Wahren war noch genug, so daß sich jene Tage des Schreckens mir unauslöschlich ins Gedächtnis eingeprägt haben.

Ich sehe noch, als ob es gestern gewesen wäre, wie wir, der Lehrkörper und die Schüler der obersten Klasse, den Abgesandten der Landesschulbehörde am Bahnhofe erwarteten, wie der feine Herr mit dem blassen Antlitz ohne Mienenspiel den Gruß des Direktors und der Professoren mit einer kalten, fremden Verbeugung erwiderte, ohne einem einzigen die Hand zu reichen, wie der frostige Empfang uns erschauern machte, daß die Haut aufperlte, wie wir uns, in angemessener Entfernung nachschleichend, zuraunten: „O weh, der hat Lunte gerochen.“

Nun .... ich galt damals, ohne mich dessen rühmen zu wollen, als einer der besten Schüler der Anstalt, habe mir alle acht Jahre hindurch meist Vorzugszeugnisse erworben. Nur mit der Mathematik stand ich auf dem Kriegsfuße ..., sie war mir förmlich verhaßt. Ich konnte dem Unterrichtsbetriebe keinen Geschmack abgewinnen, habe mir gleich den Kameraden, die Vertrauensseligkeit des Lehrers mißbrauchend, die guten Noten erschwindelt, gelernt rein nichts.

Nun aber ...., was steht im Reue- und Gerichtshymnus der Kirche?

„Quidquid latet, apparebit,
Nil inultum remanebit“...
Lieber Gott, ach, welche Sorgen,
Vor dem Herrn bleibt nichts verborgen.

In der Tat: von den zwanzig Maturanten wurden sofort vier ohne mündliche Prüfung „gespritzt“, weil sie gar so unverschämt und dumm abgeschrieben hatten, und bei der mündlichen Prüfung nahm er, den Professor ausschaltend, die Fragestellung selbst in die Hand und bohrte und bohrte tief hinab auf den Grund und fragte alleweil: „Warum ... warum ... warum?“

guten und schlechten Leistungen einen Ausgleich treffen, also jeweils ein Auge zudrücken.

* * *

Ich war schon etliche Jahre Privatdozent für höhere Mathematik an der technischen Hochschule zu ...., da fiel mir einmal unter meinen Hörern ein feiner alter Herr auf, dessen Haar im reinsten Silber aufleuchtete und der meinem Vortrage regungslos folgte, als sei er eine Marmorstatue in moderner Männerkleidung.

Wo hatte ich den Mann nur gesehen? .... Und es leuchtete plötzlich auch in mir auf: Heiliger Gott ... das ist ja der eiserne Landesschulinspektor längstvergangener Zeit, der mich in Mathematik rücksichtslos g'spritzt hat ... will er mich gar noch einmal prüfen?

Nach Ablauf der Stunde erwartete mich der Herr auf dem Gange, stellte sich als Hofrat in Pension vor und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß es ihm, durch einige Veröffentlichungen auf mich aufmerksam gemacht, vergönnt sei, mit mir zusammenzutreffen und mich gewissermaßen als seinen Lehrer begrüßen zu dürfen.

Ich konnte es mir im Verlaufe des Gespräches nicht versagen, auf die bei Prüfungsvorgängen eingetretene Wandlung hinzudeuten und zu bemerken, der kecke Junge sei eigentlich eine Art Prophet gewesen, da er den späterhin vorgeschriebenen Ausgleich ... freilich allzu ungestüm und unziemlich gefordert habe.

Worauf der Herr Hofrat lächelnd erwiderte: „Und doch war meine mir durch das Gesetz vorgeschriebene Strenge Ihr Glück und Ihr Durchfall eine Auferstehung und ein Wegweiser zur höheren Warte des Ihren besonderen Anlagen entsprechenden Arbeitsgebietes."

Der Herr Hofrat ist mein väterlicher Freund geblieben ... noch oft habe ich sein Silberhaar im Hörsaale leuchten gesehen, bis der unnachsichtliche und eiskalte Tod, der keinen Ausgleich kennt, ihn zur schulbehördlichen Aufsicht der jüngeren Engel einberief.

Zur Prüfung aber hat er sich bei mir, trotzdem er noch meine Vorrückung zum ordentlichen Professor erlebte, nie gemeldet .... vielleicht traute er mir doch nicht ganz und fürchtete meine Rache.

mir) wegen einem Gegenstand dürfen Sie mich doch nicht durchfallen lassen, wo ich ... in allen andern sehr gut entsprochen habe. Und ... ich werde ja so Jurist .... da brauch' ich die Mathematik ja gar nicht."

Das ganze Professorenkollegium war starr, der alte Geschichtslehrer mit der großen Glatze schlug in der Fensternische hinter dem Vorsitzenden die Hände zusammen, der arme Mathematikus saß totenbleich an einem Schmalende der langen Tafel und wäre, wohl im Bewußtsein, daß hier auch über ihn Gericht gehalten werde, am liebsten in die Erde versunken, der Hüter des Gesetzes aber veränderte keine Miene, er winkte nur mit der beringten feinen Hand gegen die Türe:

„Entfernen Sie sich .... die Prüfung ist beendet."

Ich bekam in Mathematik mein „Nicht genügend" mit der Begünstigung, die Prüfung nach drei Monaten wiederholen zu dürfen, und vom Direktor obendrein einen „Putzer", der sich gewaschen hatte: das sei denn doch die höhere Frechheit, dem Herrn Landesschulinspektor Vorschriften machen zu wollen und vom Gesetze Freibriefe für .... geflissentliche und einbekannte Vernachlässigung eines Gegenstandes zu verlangen, und ich habe es nur der allgemeinen Erregung zu verdanken, daß mir die Sittennote nicht auch noch auf den untersten Grad herabgesetzt worden sei.

Der gute Gelehrte, der ohne seine Schuld kein Lehrer war, hat in jenem Sommer .... freiwillig um seine Versetzung in den dauernden Ruhestand angesucht und noch lange Jahre überglücklich, um mit Schiller zu reden, im stillen Gemach bedeutende Zirkel entworfen, auch sich durch Arbeiten für wissenschaftliche Zeitschriften ehrenvolle Anerkennung erworben.

Und ich? Ich habe mir, nachdem die anfängliche Verbitterung verraucht war, vorgenommen, dem eisernen Manne zu zeigen, daß ich kann, wenn ich will. Ich habe mich jene drei Monate hindurch mit solchem Eifer in die Hauptprobleme der mathematischen Wissenschaft versenkt, daß ich nicht nur die Prüfung mit Glanz bestand, sondern die exakteste aller Wissenschaften dermaßen lieb gewann, daß sie mein Lebensberuf geworden ist.

Nebenbei sei hier bemerkt, daß das Gesetz nach Jahren ... zwar nicht für geflissentliche und einbekannte Vernachlässigung, wohl aber für schwache, ja sogar sehr schwache Leistungen in einem Pflichtgegenstande Freibriefe ausstellte, von der richtigen Erwägung ausgehend, man dürfe den Schüler nicht in eine Anzahl streng geschiedener Teile zerlegen, sondern müsse ihn als ein seelisches Ganzes abwägen und demgemäß ... auch im Hinblicke darauf, daß allseitige Begabung sehr selten ist, zwischen

Umsomehr mußte es enttäuschen, als nach und nach die Wahrheit durchsickerte, daß die Tschechen im Feld und im Hinterland unsere Schlagfertigkeit in jedweder Weise untergruben. Nach Mißerfolgen an der Front spielten die Kriegsberichte auf slawische Verrätereien an, es kam in Böhmen zu bedenklichen Demonstrationen, die Flucht Masaryks ins Ausland, um dort gegen uns zu schüren, konnte auf die Dauer nicht geheim gehalten werden, und endlich öffnete die auf Befehl der obersten Heeresleitung erfolgte Verhaftung des Abgeordneten Kramarsch selbst den sehfaulsten deutschen und madjarischen Spießbürgern die Augen. Aber lange noch erfuhr man nichts Bestimmtes und bloße Gerüchte schwirrten umher, bis endlich die Einberufung des Reichsrates alle Vorhänge wegzog. Die Tschechen kamen mit ihrer brüsken Forderung nach einem souveränen böhmischen Staatswesen, das Böhmen, Mähren, Schlesien, Nordungarn und die Lausitz umfassen sollte. Die Regierung verhielt sich dagegen zaghaft und schwächlich. Die russische Revolution war den Ministern in die Glieder gefahren, und allein die Deutschen rafften sich allmählich auf, um gegen Bestrebungen aufzutreten, die nicht nur das Sudetendeutschtum gefährdeten, sondern die Monarchie selbst bedrohten. Aber seltsam, je ungünstiger die Lage Rußlands, des ehemaligen Schirmherrn auch der österreichischen Slawen-Chauvinisten, wurde, desto toller und anmaßender gebärdeten sich die Tschechen im Parlament, wozu wohl auch die Begnadigung von Kramarsch und Genossen beitrug, weil man sie als Zeichen für eine todesmüde Schwäche des Gesamtstaates ansah.

Um wenigstens die Massen der deutschen Bevölkerung über die wahre Stimmung des Großteils aller Tschechen aufzuklären, entschloß man sich in Abgeordnetenkreisen, die Regierung über die tschechische Frage im Weltkrieg zu interpellieren, und diese Interpellation erschien jetzt als umfangreiches Buch für die Öffentlichkeit*. Darin findet man sorgsam und möglichst unparteiisch zusammengetragen, was das Verhalten der Tschechen charakterisiert. Die Darstellung stützt sich auf Tschechenblätter und tschechische Manifeste im Ausland, auf österreichische und feindliche Kriegsberichte, auf gewissenhafte Urteilsbegründungen, Berichte der k. und k. Militärkommanden, auf Aufzeichnungen verhafteter Tschechenführer, Statistiken und ähnliche einwandfreie Beweisstücke. Diese reichsrätliche Rieseninterpellation füllt über 400 Druckseiten, leuchtet in bis dahin ängstlich verborgene politische Winkel und klärt auf — und entmutigt jeden, der noch

* Das Verhalten der Tschechen im Weltkrieg. Die Anfrage der Abgeordneten Dr. Schürff, Goll, Hartl, Knirsch, Dr. v. Langenhan und K. H. Wolf im österreichischen Abgeordnetenhause. Wörtliche Wiedergabe nach dem stenographischen Protokoll, Seite 4553 bis 4828 des Anhanges II der Beilagen zur 49. Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 5. Dezember 1917, Z. 1749/I. Herausgegeben von der deutschnationalen Geschäftsstelle, Wien, VIII., Fuhrmannsgasse 18 A. Preis 7 K. Im Selbstverlage des Reichsratsabgeordneten Dr. Hans Schürff.

Die tschechische Frage.

Von allen innerpolitischen Fragen, die seit Jahrzehnten in Österreich einer Lösung harren, ist die sogenannte „böhmische", richtig die tschechische, die wichtigste, und wie sie eine der Mitursachen des Krieges ist, da unsere Feinde auf einen Aufstand der Nordslawen rechneten, ebenso schwer schädigte sie während des Völkerringens die Monarchie und ihre Verbündeten. Die Tschechen gewöhnten sich an, an ihr historisches Recht auf einen böhmischen Staat zu glauben, der ursprünglich aus den Kronländern Böhmen, Mähren, Schlesien bestehen sollte, unter der Regierung eines in Prag gekrönten Herrschers. Es ist sonderbar, daß selbst fortgeschrittene Nationen und einzelne Denker überwundene historische Tatsachen immer wieder zu Rechtsgrundlagen für ihre Wünsche herbeiziehen. Die nüchterne Wirklichkeit jedoch stützt sich ausschließlich auf die jeweils wirksamen Kräfteverhältnisse. Im dreißigjährigen Krieg, der so manches wegfegte, wurden auch die Überreste des einstigen Staates der böhmischen Krone beseitigt. In der Entwicklung an die Schlacht auf dem Weißen Berge anknüpfen zu wollen, ist gleichbedeutend mit dem Versuch, die Weltgeschichte um rund dreihundert Jahre zurückzuschrauben. Derartige Versuche gelingen selten und nur dann, wenn unabhängig von der Historie die Verhältnisse wieder zufällig gleiche oder wenigstens ähnliche Bedingungen schaffen.

Daß die Tschechenfrage irgendwie beantwortet werden muß, sahen manche Staatsmänner schon längst ein, doch fand sich unter ihnen keine bedeutende Persönlichkeit, welche die deutschen und die tschechischen Wünsche halbwegs befriedigen konnte, ohne die Grundlagen des Gesamtstaates zu erschüttern. Mit dem Eindringen politischer Gedanken in breitere Schichten entstanden unter den Tschechen Strömungen, welche einen selbständigen „böhmischen Staat" höher werteten, als das Lebensinteresse Österreichs. Einzelne deutsche Politiker erkannten dies schon vor einem halben Lebensalter, aber die wechselnden Regierungen zogen es vor, dagegen die Augen zu schließen. Das war für den Augenblick bequem, aber für die Zukunft verhängnisvoll. Die Früchte des unseligen „Lei-lassens" mußten wir im Weltkriege ernten — die einzige Ernte, die alle Vorberechnungen weit übertraf! Gewiß ahnten wir, daß allslawische Ideen unter den Tschechen eine heiße Liebe für Rußland und die Balkanstaaten entzündeten, daß aber diese Liebe zum offenen Verrat an Österreich führen würde, das fürchteten nur die wenigsten. Als der Krieg ausbrach, arbeitete die Zensur dermaßen, daß wir nichts davon erfuhren, wie heftig die Tschechen von allem Anfang an gegen das eigene Vaterland und für dessen Feinde Partei ergriffen. Ja, man tischte uns sogar die Mär auf, in Prag hätte die Bevölkerung spontan und allgemein die „Wacht am Rhein" gesungen!

zu säubern. Gerade in letzterer Beziehung waren die Behörden nicht immer vom Heiligen Geist erleuchtet. So tilgten sie z. B. aus einem Übungsbuch den Satz: „Der Löwe ist der König der Tiere"; sie tilgten ihn vermutlich deswegen, weil der Löwe auch im böhmischen Wappen mit seinem zwiespältigen Schweif wedelt, und ersetzten den naturgeschichtlich politischen Satz durch die Kundmachung „Österreich ist mein Vaterland". Da wäre es vielleicht sinnreicher gewesen, die geistreiche Wendung einzufügen: „Der Löwe ist gelb, aber großmütig . . ."

Am 2. April nahm endlich auch das Auswärtige Amt gegen die tschechischen Umtriebe Stellung. Graf Czernin, von den Bukarester Verhandlungen kommend, äußerte sich den Mitgliedern der Obmännerkonferenz des Wiener Gemeinderates gegenüber mit lobenswerter Offenheit auch über die Kriegsverlängerer im tschechischen Lager, die den Widerstand unserer Feinde immer wieder dadurch versteifen, daß sie auf den angeblich unvermeidlichen baldigen Zusammenbruch unserer Monarchie hinweisen. Er sagte unter anderem wörtlich: „Der elende erbärmliche Masaryk ist nicht einzeln in seiner Art! Es gibt auch Masaryks innerhalb der Grenzpfähle der Monarchie." Das ist ein bedeutungsvolles Einbekenntnis, dem sich bisher oberste Stellen zum Nachteil der Gesamtheit leider verschlossen. Doch was fruchten Erkenntnisse, denen keine Taten folgen? Aber Czernin, dessen edles Selbstbewußtsein durch den mit kräftiger Unterstützung der deutschen Obersten Heeresleitung in Litauisch-Brest geschlossenen Frieden einen starken Rückhalt bekam, fügte noch hinzu: „Vielleicht, wenn ich mehr im Inlande leben könnte, daß ich mit Hilfe der staatstreuen Parteien . . . erfolgreicher gegen jene Bestrebungen ankämpfen könnte." Allerdings, augenblicklich ist unser gefeierter Außenminister von Rumänien unabkömmlich, aber man darf wohl die Frage stellen, warum er nicht während seiner Ministerschaft im Jahre 1917, wo er doch in Wien weilte und auch schon das Verhalten der Tschechen eindeutig klar war, mit Hilfe der von ihm gerühmten staatstreuen Parteien erfolgreicher gegen jene Bestrebungen ankämpfte. —

Durch die in der Interpellation angeführten Tatsachen wissen wir nun bestimmt, daß fast alle im tschechischen Volke wirksamen politischen Kräfte unentwegt auf die Zerstörung Österreich-Ungarns hinarbeiten. Die tschechischen Abgeordneten im Reichsrate leugnen dies auch gar nicht und verhindern die beabsichtigte Verfassungsreform, indem sie erklären, die „böhmische" Frage sei eine Weltfrage und werde auf dem internationalen Friedenskongreß gelöst werden. Natürlich stimmen dieselben Abgeordneten gegen die Kriegsanleihevorlagen und erkennen den Frieden mit Rußland und der Ukraine, weil er ihren nationalen Interessen schadet, nicht an.

an die nahe Möglichkeit glaubte, der verhängnisvolle Nationalitätenstreit könnte bei gutem Willen und beiderseitiger Nachgiebigkeit doch noch beigelegt werden.

Die Häuptlinge in Prag haben keinen guten Willen, wollen keinen guten Willen haben und nichts liegt ihnen ferner als Nachgiebigkeit. Ein Netz von Sokolvereinen überspreitet das ganze tschechische Land, und schon 1912 schrieb das Dumamitglied Professor Kuzmin Karabajew, die Sokols seien ein fertiges Heer, sie hätten bloß keine Kanonen und Flinten. Und als die Sokols im Kriege als österreichische Soldaten Kanonen und Flinten bekamen, gingen sie damit zum Teil zum Feinde über und kämpften zum Teil gegen uns. Überhaupt war die tschechische Jugenderziehung in Schule und Haus darauf angelegt, russenfreundliche Geschlechter heranzuziehen. Die Folgen zeigten sich kraß in der Gegenwart. Die Tschechen im Ausland organisierten sich sogleich zu Kriegsbeginn und ließen sich von der Entente ihr souveränes dreieiniges Königreich versprechen. Der Zar war sogar bereit, Wien in diesen wunderlichen Zukunftsstaat einzubeziehen. Das tschechische Hinterland spionierte zu unserem Nachteil, teilte allen Gegnern heimlich militärische und wirtschaftliche Tatsachen von Bedeutung mit, es verhielt sich passiv gegen alle vaterländischen Unternehmungen, arbeitete unter der Führung der Živnostenská banka gegen die Kriegsanleihe und war nach besten Kräften gewillt, uns durch Zurückhaltung von Lebensmitteln auszuhungern. Nicht genug an dem, meuterten tschechische Regimenter und liefen an den Fronten zum Feind über. Um die kritischen Lagen, die durch diese Verrätereien geschaffen wurden, auszugleichen, floß, nach Feststellungen der Heeresleitung, viel deutsches und madjarisches Blut! Alles was deutsch oder madjarisch oder dynastisch ist, wird von gewissen tschechischen Kreisen besudelt, beschimpft und wütend bekämpft. In Frankreich, in Rußland, in Serbien, neuerdings auch in Italien und in den Vereinigten Staaten bildeten sich tschechische Legionen und Brigaden und stritten gegen ihr Vaterland.

Das und noch so manches mehr wird in der Interpellation dargelegt und bewiesen.

Die wirklichen und moralischen Väter der Umsturzbewegung sind Masaryk, Dürich, Kramarsch, Dr. Scheiner, der kürzlich von den Deutschen bei Kiew festgenommene Deserteur Bogdan Pawlu, Dr. Preis, Dr. Sychrava und Benesch.

Und was tat die Regierung gegen die tschechischen Machenschaften? Nicht allzuviel. Sie begnügte sich damit, Symptome zu beseitigen, statt das Übel an der Wurzel zu fassen, sie erhob sogar Widerspruch, als Feldmarschall Erzherzog Friedrich die Verhaftung von Kramarsch anbefahl, ging aber daran, die tschechischen Lehrbücher von unpatriotischen Einschiebseln

Vorläufig werde ich Ihnen ein Musikstück aufführen lassen; Sie haben nichts zu tun als zuzuhören. Dabei hat jeder von Ihnen ein bißchen Acht zu geben auf die Wirkung, welche das Musikstück in ihm erzeugt, welche Empfindungen und Gedanken durch die Musik in ihm entstehen, und mir nach Beendigung des Musikstückes darüber Bericht zu erstatten. Aber um eins bitte ich Sie wohl dringend, meine Herrschaften, seien Sie bei dieser Selbstbeobachtung recht unmittelbar, denken Sie nicht etwa daran, daß Sie auf meinen Wunsch nachdenken sollen, denken Sie nicht an die Vorzüge oder Mängel der Produktion, sondern nur an die Empfindung, die Sie bei Anhörung der Musik als solcher haben. Daß das Stück möglichst vollendet zum Vortrage kommt, dafür habe ich gesorgt."

Darauf wurden die Gäste in den Saal geführt, und als sie Platz genommen und sich gesammelt hatten, begann ein wohlbesetztes Orchester die Musik. Die Anwesenden hörten mit größerer oder geringerer Spannung zu; in einiger Augen leuchtete Entzückung, andere schauten ruhig vor sich hin, ein paar gähnten verstohlen, obzwar das Stück kurz war.

Nach Beendigung desselben begann der Hausherr seine Gäste abzuhören, nachdem er sie nochmals um strenge Gewissenhaftigkeit in ihren Aussagen gebeten hatte. Und in der Tat, es ist schwer glaubhaft zu machen, daß die Leute allen Ernstes auf die Absicht des Gastgebers eingingen und sich wahrhafter Aufrichtigkeit beflissen.

Das Musikstück war fast keinem ganz fremd gewesen, man hatte es schon irgend einmal gehört, wußte es aber doch nicht eigentlich zu bezeichnen.

„Es war," sagte der A., — einer von denen, die gegähnt hatten — „es war so eine Kirchenmusik." Weiter wußte dieser garnichts vorzubringen.

Der B. erklärte: „Mir hat's sehr gut gefallen; ein lustiger Ländler und gleich zum Tanzen."

Der C. sagte: „Ich bin ganz ernsthaft dabei geworden, habe gedacht, wie es doch traurig ist auf der Welt, daß die Leute mit Musik sich aufheitern müssen."

Der D. berichtete: „Mir hat's warm gemacht. Es ist so ein Jubel in dieser Musik gewesen, als wollte jemand hinausjauchzen: Sing, sing! Deutlich hab' ich's gesehen, wie die Bösen flüchteten und die anderen — die Gotteskinder, möchte ich sagen — gegen Himmel schwebten."

„So ist's mir auch gewesen", gestand der E., „und ich selber schwebte mit. Es war mir so wohl, so glücklich ums Herz, weiß gar nicht warum, und hätte alle Menschen umarmen mögen."

Professor Masaryk sagte im Agramer Hochverratsprozeß im Jahre 1908, der Begriff Hochverrat habe mit Rücksicht auf die modernen staatsrechtlichen Anschauungen jede praktische Bedeutung verloren. Nun, wir Deutschen können uns ja gleichfalls auf diesen Standpunkt stellen und die Berechtigung einer politischen Moral leugnen, aber zugleich werden unsere deutschen Abgeordneten den Weg einschlagen müssen, der den Bestand des Deutschtums in den Sudetenländern sicherstellt, ohne die sagenhaften tschechischen Ansprüche auf ihr souveränes Königreich irgendwie zu berücksichtigen. Wenn die Tschechen keinen nationalen Frieden wollen, wenn sie die nationale Kreiseinteilung verhindern, dann müssen wir eben mit allen Mitteln darauf dringen, daß das tschechisch sprechende Gebiet in Österreich streng von dem deutschen geschieden werde. Und in ihrer rein tschechischen Enklave mögen die Herren in Prag und deren Untertanen tun und lassen, was sie wollen. Sie werden gar bald einsehen, daß sie mit ihrer eingesprengten Bevölkerung von sieben oder acht Millionen ein wirtschaftlich lebensunfähiges, wehr- und kraftloses Natiönchen sind, das allen Grund hat, seine ökonomischen und völkischen Interessen innerhalb eines großen Gemeinwesens zu verfolgen.

Dieses Gemeinwesen kann nur die österreichisch-ungarische Monarchie sein.

von Schwertfeger.

Wißt Ihr, wie viel die letzte Kriegsanleihe dem Deutschen Reich einbrachte? Deutsche Österreichs, laßt Euch vom Freund und Bruder nicht beschämen!

Heimgärtners Tagebuch.

Der Ästhetiker Hirt machte eines Tages ein merkwürdiges Experiment. Er hatte eine Anzahl Leute zu sich geladen, von jener Durchschnittsgattung in Anlage und Bildung, wie sie überall umhergehen, die Gesellschaft ausmachen, die Mode mitleben, recht klug zu plaudern wissen, im Grunde aber hübsch einfältige Menschen sind.

Als diese Leute bei Doktor Hirt versammelt waren, hielt er an sie folgende Ansprache: „Meine Herrschaften: Ich plane heute an Ihnen ein Attentat. Ich habe Sie zu mir gebeten, um Ihnen zuzumuten, daß Sie einmal aufrichtig sein sollen. Aufrichtig gegen sich selbst und aufrichtig gegen mich. Es handelt sich um eine ästhetisch-wissenschaftliche Probe, deren Bedeutung und Wert ich Ihnen später darlegen werde.

„Ich hätte nur gewünscht," gestand der V., „daß ich schon Mittag gespeist und auf dem Sofa mein Verdauungsschläfchen machen könnte. Bei so prächtigen Klängen ließe sich's wunderschön schlafen."

„Ich habe bei dem Musikstück garnichts anderes denken können", sagte der W., „als immer nur: Gott sei Dank, daß ich ein Mensch bin!"

„Ja," fügte der X. bei, „man vergißt alles Leid, man fühlt sich wie ein von aller Materie befreites Wesen, das selig im Äther schwebt."

„Hört mir auf," schrie Y., „das ist alles Schund. Da müßt ihr Richard Wagner hören!"

Der Z. war schweigend zur Seite getreten und als der Hausherr ihn um den Eindruck befragte, schüttelte er diesem die Hand — stumm — stumm und tief bewegt.

Also hatte sich jeder der Herren über das Stück geäußert, und der Ästhetiker Hirt schüttelte über den Erfolg seines Experiments den Kopf.

Händels „Halleluja" war's, das er hatte spielen lassen und von dem er nun sah, welche verschiedenen Eindrücke es auf die verschiedenen Personen gemacht hatte. — Also ist es doch wahr, dachte er, daß auch die Musik nichts Neues in den Zuhörer legen kann, daß sie nur das weckt, was in ihm schon vorhanden ist. Die Musik potenziert wohl den Menschen, aber jedoch nur in dem, was er ist; den Sanguiniker macht sie noch lustiger, den Melancholiker noch melancholischer, den rohen Sinnesmenschen macht sie noch genußgieriger. Die Musik macht den Menschen erst ganz zu dem, was er ist. Und einen, der hohl und schal ist, den läßt sie eben hohl und schal, und einen, der verbohrt ist, den verbohrt sie noch tiefer. — Und so kann man aus den Äußerungen mancher Leute über Musik recht wohl entnehmen, wer sie sind. Bemerkenswert ist aber auch, daß besonders hoch entwickelte Naturen für Musik oft gar keinen Sinn haben; solche leben nämlich auch ohne solche Potenziermittel ein Seelenleben, das kaum einer Steigerung mehr fähig ist.

Befriedigt im einzelnen, aber ein wenig verstimmt im ganzen, rief der Hausherr seine Gäste nun zum Souper, und siehe, hier war es wesentlich leichter, den Geschmack aller zu treffen. Die Empfindungen und Äußerungen über das Essen und Trinken waren harmonischer als jene über die Musik.

Ich weiß einen Freund, den man nicht genug verehren kann. Aber solche, die ihn nicht kennen oder kennen wollen, belächeln ihn als einen, der weniger für sich als für andere wirtschaftet. Die Toren und Schleicher und Selbstfreßlinge haben kein Verständnis dafür, daß er jetzt, in dieser Zeit furchtbarster Gegensätze, wie ein Engel des jüngsten Gerichtes dasteht, und zwar auf Seite jener, die elend und verlassen sind. Sie begreifen

Der F. berichtete: „Ich kann nur sagen, ich habe während dieser Musik Braten gerochen.“

„Wenn auch gerade nicht Braten,“ fügte der G. bei, „so doch etwas wie Weihrauch und darunter Dunst von feuchten Kleidern, wie in der Kirche.“

„Ich habe während der Musik eine Prozession in Abenddämmerung gesehen, mit Priestern im Ornat und vielen Lichtern, auch Böllerschüsse waren.“ Also berichtete der H.

Der J. sagte: „Mir ist bei dieser Musik eingefallen: Ach, was das für ein Glück wäre, wenn man viel Geld hätte!“

„An Geld habe ich nicht gedacht,“ meinte der K., „eher sind mir schöne Weiber in den Sinn gestiegen. Der türkische Sultan wird sich eine solche Musik machen lassen, wenn er durch den Harem geht und die schönste Sklavin wählt.“

Der L. erzählte: Er hätte grünende Felder und blühende Bäume gesehen und sich gedacht, wir bekommen heuer ein fruchtbares Jahr.

„Und mir,“ gestand der M., „mir ist es gerade gewesen, als ob ich einen goldenen Becher mit Wein an die Lippen hielte und das ströme so mild und feurig in die Gurgel.“

„Mich hat das Waldhorn, das dabei war, erinnert an die große Hirschjagd im vorigen Herbst,“ sagte der N.

„War denn ein Waldhorn dabei?“ fragte der O., „der Teufel auch, es muß so ein Marterinstrument gewesen sein. Noch jetzt gellen mir die Ohren vor dem Höllenlärm. Und das nennt ihr Kunstgenuß! Mir ist die Musik am liebsten, welche man nicht hört.“

„Ach, es war wunderschön, es war herrlich!“ rief der P. aus, „gerade als ob der Papst seinen Einzug hielte in Rom.“

„Diese Musik!“ gestand der Q., „da möchte man sich gleich hinlegen und sterben.“

„Im Gegenteil,“ rief der R., „ein wahrer Löwenmut kam in mich, wie mir das Blut von den Klängen erhitzt durch die Adern stürmte.“

„Und Sie, lieber S.“, fragte der Hausherr, dem Genannten die Hand auf die Achsel legend, „Sie haben ja nasse Augen bekommen?“

„Ich dachte bei der Musik an meinen Sohn, der im fernen Lande ist,“ entgegnete der S., „wie wird er leben? Wann werde ich ihn wiedersehen?“

Der T. versicherte: „Ich würde mich bei dem Stück köstlich unterhalten haben, wenn ich hätte mitsingen dürfen. Eine hübsche Musik und nicht mittun dürfen, das verdirbt einem den ganzen Genuß.“

„Mir war,“ sagte der U., „als hörte ich Wässer rauschen und Donner rollen und dazwischen Lüfte säuseln und Vögel singen.“

Auf Erden hat der Tod keinen Platz. Allerwärts sehen wir Absterbendes, aber sobald es zur Erde sinkt, sinkt es in die Wiege eines neuen Lebens. Kein Wunder, wenn der sterbend noch lebensdurstige Mensch seinen Leib lieber der Erde anheimgibt, als der gefräßigen Flamme ....

Dichters Wunsch.

Ach, wie gerne möcht' ich wissen
Oft, zu wem mein Sprüchlein spricht:
Hunderttausend Leser hab' ich,
Aber einen hab' ich nicht.

Hunderttausend Leser heißen
Publikum, und ihre Zahl
Wird willkommen der Verleger
Heißen hunderttausendmal.

Einen möcht' ich, einen haben,
Den ich kenn', von dem ich weiß,
Daß er jede meiner Zeilen
Liest mit Liebe und mit Fleiß.

Einen einzigen, ganzen Menschen,
Einen ruft der Dichter an,
Dem er all sein Denken, Dichten,
Frohes Schaffen weihen kann.

Einmal hatt' ich einen solchen,
Habe nur an ihn gedacht,
Habe nur für ihn gedichtet,
Und mein Herz ihm aufgemacht.

Also sprach der Mensch zum Menschen
Traut, mit leiser, warmer Stimm',
Und die hunderttausend Leser
Fanden sich in mir und ihm.

Als ich redete für einen,
Standen alle ringsherum.
Red' ich allen, hab' ich keinen
Menschen — lauter Publikum.

Seinen eigenen Willen hat jedes unserer Kinder. Und es ist gut so. Wenn sie nur nach unserem Willen leben wollten, welche Kalamität, wenn wir sterben? Dann wären sie willenlos — Hascherln! Wir haben unsere Kinder so erzogen, daß sie selbst stehen, für sich allein stehen können. Und wenn wir jetzt sehen, daß sie es können, soll uns das genug sein. Wenn sie es gerade nicht in allem so machen, wie wir Alten, manchmal machen sie es besser. Wir haben ja auch den Eltern nicht in allem nachgefolgt. In den Hauptsachen sind unsere

es nicht, daß er solchen, die für das Heimatland geblutet haben und doch keine Heimat besitzen, Heimgärten gründet.

Und eines seiner guten Sprüchlein hat er, das anderen als das unbegreiflichste erscheint von allen Sprüchen der Edlen und Weisen. Das lautet: „Wenig Gepäck dich beim Wandern beschwer', was du nicht tragen kannst, das schenke her."

Mir selber die Last erleichtern, um den Dürftigen das Notwendigste in die Hand zu legen — wie einfach, wie selbstverständlich, wie doppelt befreiend und beglückend!

Aber freilich hat's einen Haken. Wenn mich einer angeht um Beihilfe, so weiß ich es zumeist nicht, ob er deren würdig ist, ob er nicht selbst einer ist von solchen, die den Ärmeren ausziehen und schinden, so daß ich durch meine „Wohltat" eigentlich eine Übeltat begehe, wenn ich den Gauner und Lumpen stärke anstatt den würdigen Armen emporzuhelfen. — Aber mein Freund ist der Sache scharf hinterher, er versichert sich, ehe er die Nächstenliebe vollführt, aber dann tut er's ausgiebig, baut anderen glückliche Existenzen und sich selber ein großes Leben.

Wer Lust hat, sein Genosse zu werden, ich verrate ihn. Nahe dem herrlichen Punkt bei Graz, den man die Weinzettelbrücke nennt, ist traulich an den Waldhang geschmückt ein Schlößchen — darinnen wohnt er. Es könnte ihm, wenn er dazu getan hätte, ein großes Schloß sein, aber die kleinen Sorgen, meint er, wären ihm lieber.

Nicht oben im hohen Kuckucksheim, sondern auf Erden.

Auf Erden, mein Leser, auf dem Boden der Wirklichkeit stehen und weben wir, auf der Scholle, in welcher Fleisch und Blut der Vorwelt vermodert sind, auf der Scholle, aus deren frischem Erdgeruch uns der Vorfahren heiße Lust und Leidenschaft ins mitstimmende Herz weht und auf welcher das Leben und Ringen, das Irren und Büßen der ländlichen Menschen, der Leute des Dorfes und des Waldes, sich abspielt.

Es ist eine unvergängliche Grundfeste. Nichts ist so beständig auf Erden, nichts ist so tot und so lebendig zugleich, als die Erde. Sie verschlingt alles, sie gebiret alles. Vor unseren Augen vollzieht sie die wunderbare Wandlung jedes Jahr, und wir staunen nicht, beben nicht in Ehrfurcht vor dieser göttlichen Kraft! Tausend Forscher haben den Himmel durchsucht und keinen Gott gefunden; warum haben sie nicht auf die Erde geblickt? — Wohl, sie haben ja geschäftig die Erde zerlegt, aufgelöst in all ihre Teile. Aber die Erklärung der Grundursache, warum aus dem scheinbar leblosen, verwesenden Samenkorn ein junger Halm aufsproßt, ausgestattet mit aller Kraft zur Entwickelung der tausend Eigenschaften seiner Vorfahren — diese Erklärung sind sie uns schuldig geblieben.

Der Mann des Vorurteils macht die Augen zu und verschließt sich mit starrem Willen den Tatsachen. Daß er irregeht, ist nicht das Schlimmste, das kann auch dem Schauenden geschehen; aber daß er irregehen will, das ist seine Schuld. Nein — irregehen will ja kein Mensch! Aber es ist dasselbe, wenn einer mit starkem Willen der Weisung und Wahrheit ausweicht. Während der Wille des Vernünftigen doch immer darauf ausgeht, das Richtige zu wissen, zu finden, zu tun. Der Wille allein ist das Verdienst, der Wille ist die erste Kraft, die alles weitere zum Gelingen führt.

Solange wir nicht glauben, daß die Menschen besser und glücklicher werden können, solange werden wir auch keinen Willen dazu haben, und also kein Trachten und Ringen danach, denn es wäre doch vergebliche Mühe. „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen."

Da spricht man überall von Fortschritt, von kultureller Entwicklung. Meint man damit denn immer nur die weitere Ausbildung der Mordwaffen? Wäre es denn nicht auch möglich, die seelischen Eigenschaften des Menschen ethisch zu entwickeln? Nein, davon will man nichts hören, man will nicht.

Etwa, weil es nicht „möglich" wäre? Nein, weil man es nicht wünscht. Ein hartes Wort, aber ich habe kein anderes. Würde man das Besser- und Glücklicherwerden der Menschheit wünschen, so würde man es auch wollen. — Und seinen Willen durchzuführen hat man noch immer verstanden.

Da las ich gestern eine Aufforderung, bei nächster Gelegenheit mich in den Reichsrat zu schicken. — Na, ich dank' schön. Lasset andere in den hohen Rat, die guten Rat wissen. Ich habe mich mein Lebtag davor gewehrt, ein müssiges Stück des Ganzen zu sein, ich bin lieber selbst ein Ganzes, und wenn es auch noch so klein ist. Zudem habe ich in mir selbst mehr Parlament als mir lieb ist — eine Rechte, eine Linke, die sich oft bekämpfen, wobei dann das Zentrum den Ausschlag gibt — nicht allemal zum Richtigen.

Ich hol' mir vom Felde die Ehren!
Sagt der Wehrmann;
Da gibt es Tod und Brand.
Ich hol' mir vom Felde die Ähren!
Sagt der Nährmann;
Da gibt es Lust im Land.

Kinder doch eins mit uns: Sie sind voll Rechtsgefühl, sind treu, arbeitsam, sparsam und haben ein Herz für die Mitmenschen.

Die meisten Menschen hängen an ihrer Vergangenheit und fangen erst an, sich mit der Zukunft zu befreunden, wenn sie ihnen in ihren eigenen Kindern entgegentritt. Schon darum ist es klug von der alte Ideale hütenden katholischen Kirche, daß sie ihren Priestern verbietet — Kinder zu haben. So können sie mit ihrer Zeit weniger zerfallen.

Pastor Havelstreet war ein Mann der Wahrheit. Er hielt es damit: was gesagt wird, müsse wahr sein und — damit schritt er weit aus — alles was wahr sei, müsse man aussprechen. Es sei ja auch viel leichter zu sagen das, was ist, als was erst müsse dargestellt werden und man brauche sich nicht abzumühen mit Beweisen, weil die Wahrheit sich selber beweist. Und im Verkehr werde man sich bald lieber gewöhnen zur Wahrheit, die grob ist, wie zur Falschheit, die höflich ist. Dann käme in jeden das Vertrauen und der Sieg der Gesittung sei da! — So predigte er und tat darnach und stiftete damit manch Gutes und viel Ungutes. — „Es ist aber doch nicht so leicht, meinte er einmal, jede Wahrheit zu sagen. Der Mensch hat Geheimnisse, die nicht ans Licht wollen, aber man darf nicht früher nachlassen, als bis sie gehoben sind. Dieser Mann hatte eine Frau, die voll Güte und Hingebung war und die sich glücklich fühlte, ihr Leben dem aufopfern zu können, der so wahrhaftig und treu war. Da fiel sie in eine schwere Krankheit und in wütenden Schmerzen blickte sie dem Gatten ins Auge und schlang ihren Arm um des Geliebten Nacken. Der Pastor, als er sah, bei ihr nahe die letzte Stunde, tat sich Gewalt an, um das Geheimnis, das auch in ihm brütete, zu heben, also, daß er nicht etwa wie ein Trugmensch und Wicht von ihr scheiden müsse. Er gestand ihr also: „Weib, du hast mir alles gesagt, und nichts Böses war dabei. Ich habe noch was auf dem Herzen, das ich bisher immer noch nicht zu sagen vermochte, weil es allzu sündig ist. Liebes Weib, als ich dich nahm, habe ich versichert, du wärest die erste. Das ist unwahr gewesen ... Nun wäre auch das gesagt.“ — Als die Schwerkranke solche Worte hörte, tat sie einen stöhnenden Hauch — und dann war sie dahin.

Später, als der Pastor solches einem alten Amtsbruder erzählte, sagte dieser: „O armer Freund, um der Wahrheit Willen hast du — der Liebe vergessen!

Ein Mensch mit Vorurteilen kommt mir vor wie der Nachtwanderer, der sein Laternlein sich hinten auf den Rücken gebunden hat und seinem eigenen Schatten nachgeht.

die Lage der deutschen Balten und wurde geradezu verzweifelt, als Trotzkis revolutionäre Schwindelpolitik in Litauisch-Brest gescheitert war. Da hielten die Panslawisten und Bolschewiken den Augenblick für gekommen, um die Deutschen des Baltenlandes, die ja nicht nur Deutsche, sondern auch Besitzende sind, auszurotten. Die Ostseedeutschen aber riefen das Reich zu Hilfe gegen die Räuberbanden. Das Reich half. Und die Hilfe erregte unsere sozialistische und bürgerliche Demokratenpresse heftig. Sie stellte die Sache so dar, als handle es sich um den Schutz einiger herrschsüchtiger deutscher Aristokratenfamilien gegen das brave russische Volk, das in edlem Freiheitsdrang seinen Gegnern die Hälse abschneidet. Aber auch abgesehen davon, daß nur ein geringer Bruchteil der deutschen baltischen „Barone" adelig und die Mehrheit vielmehr bürgerlich ist — ganz abgesehen davon war es uns Rassendeutschen natürlich ein Herzensbedürfnis, den schwerbedrängten Volksgenossen an der Ostsee, gleichgültig ob bürgerlich oder adelig, Hilfe zu bringen.

Daß die deutschsprechenden Fremdrassigen unter uns anderer Meinung sind, kümmert uns nichts. Diese „interessieren" sich vielmehr für die Stellung der Juden in Rumänien, und Abgeordneter Reizes samt Genossen liegt dem Grafen Czernin schon wochenlang in den Ohren, er möchte die armen geknechteten Juden Rumäniens bei den Friedensverhandlungen ja nicht vergessen! Diese armen geknechteten Juden saugten zwar den rumänischen Bauern ärger aus als die bojarischen Grundbesitzer, und eine Stellungnahme für sie greift tief in die inneren Angelegenheiten Rumäniens ein (was zu tun unsere Demokraten, wenn es sich nicht gerade um jüdische Angelegenheiten handelt, streng verpönen), aber die Liebe zu den Volksgenossen unterdrückt in Herrn Reizes und seinen weitverbreiteten Konsorten alle anderen Bedenken.

Die Deutschen in den Ostseeprovinzen hätten wir, ginge es nach dem Willen einer gewissen Presse und ihrer Anhänger, Gewehr bei Fuß abwürgen lassen sollen, doch für Leute in Rumänien, die uns nichts angehen, müssen sich die Mittelmächte „diplomatisch engagieren"..... V. E. S.

*

Dummheiten!

Zum warnenden Beispiel gesammelt von V. E. S.

Ausspruch einer Greislerin: „Ja, mir haben die Italiener verjagt und hernach sein die Deutschländer kommen und haben uns die ganze Beute abgenommen!"

Äußerung eines politischen Beamten: „Sie klagen über Petroleumnot? Na, da beklagen Sie sich lieber bei den Deutschen, die uns alles Petroleum für ihre U-Boote wegnehmen! Lassen Sie uns Frieden schließen und wir haben alles in Hülle und Fülle!"

Ansicht eines „bürgerlich Intellektuellen": „Hätten wir in diesem Krieg nicht immer und immer wieder den Deutschen helfen müssen, der Krieg wäre schon lange aus!"

Diese drei Aussprüche sind nicht etwa erfunden, sondern wurden ganz im Ernst gemacht und erlauscht. Und dies zu einer Zeit, da Lloyd George förmlich erklärte, er wolle Österreich-Ungarn gar nicht vernichten, sondern ihm bloß die Meeresgrenzen rauben, einen Teil Ungarns wegnehmen, schwere Geldbußen auferlegen und den „geknechteten Völkern" der Monarchie unter Aufsicht der Entente zu Freiheit und Selbständigkeit verhelfen ....

Man sieht, eine gewisse Sorte von Menschen in allen Kreisen der Bevölkerung wird nicht alle, und unsere Presse verabsäumt es aus händlerischen Interessen, die oberen Zehntausend und die unteren Hunderttausend aufzuklären.



Unzertrennlich verbunden.

„... Die Schar, die einst auf blutgetränkten Schlachtgefilden Deutschlands Freiheit wieder begründete, schmilzt zwar immer mehr zusammen, aber die Tradition hat das Andenken an diese große Zeit frisch und lebhaft unter uns erhalten. Nimmer soll der Bund zerreißen, den wir dort geschlossen, wenn auch keiner mehr übrig sein wird von den Männern, die ihn mitgekämpft, den Kampf für Deutschlands Freiheit!... Möge das preußische, möge das österreichische Heer das Band sein, das Hohenzollerns und Habsburgs Throne unzertrennlich miteinander verbindet, dann werden die Wetterwolken verschwinden, die jetzt noch drohend den Horizont unseres deutschen Vaterlandes umhüllen. Auch in unserer Brust schlägt ein stolzes deutsches Herz, und niemand räumen wir das Vorrecht ein, deutscher zu empfinden als wir. Aber wir kennen die Geschichte unserer inneren Spaltung, wir wollen nicht, daß diese unglücklichen Zeiten sich wiederholen sollen, die nur denselben verderblichen Ausgang haben würden wie ehemals."

Feldmarschall Radetzky
in seiner Antwort auf eine Adresse der preußischen Garde im Jahre 1849.

An die Reichen im Hinterland.

Die Ihr reich seid und geborgen,
Ohne bitt're Alltagssorgen,
Gebt dem Gelde seine Weihe:
Zeichnet achte Kriegsanleihe!

P. L. M.

Aus unserer Zeit.

Die deutschen Barone.

Seit Jahrhunderten, seit dem Beginn der Kultivierung der Ostseelande lebt dort eine Oberschicht von Deutschen. Diese leisteten dem russischen Reich als Staatsmänner und Generale große Dienste. Allerdings, seitdem in Petersburg der Panslawismus eine treibende Kraft wurde, nahm die Zahl der baltischen Deutschen im Staatsdienste stetig ab, und von da ab wurden sie auch mehr und mehr aus nationalen Gründen drangsaliert. Als die Revolution im Anschluß an den unglücklichen Krieg gegen Japan das Zarenreich erschütterte, verstanden es die Slawophilen wenigstens in den Ostseeprovinzen, die Wut des Proletariats in erster Linie gegen die Deutschen zu schüren. Nicht aus nationalen Gründen erhob sich damals die Masse gegen die sogenannten deutschen Barone, sondern deshalb, weil diese Besitzende waren. Zu Beginn des gegenwärtigen Krieges verschlechterte sich abermals

verächtlich herabzuschauen, muß doch festgestellt werden, daß alles Große und Bedeutende auf allen Gebieten und zu allen Zeiten immer nur von einzelnen geschaffen wurde. Ebensowenig wie die massenhaften Juden des Frankfurter Ghettos den „Faust“ schrieben, ebensowenig erfand die Mehrheit im Wahlkreis Georg Gotheins das Pulver. Dergleichen müssen die Massen immer und überall höchst vereinzelten Genies überlassen, doch bleibt es ihnen in unserem demokratischen Zeitalter unbenommen, jenen Abgeordneten ins Parlament zu schicken, der eine Stimme über die Hälfte aller abgegebenen Stimmen auf sich vereinigt.

Und aus diesem Grunde darf Abgeordneter Gothein schließlich auch sagen: „In unserem demokratischen Zeitalter entscheidet die Masse. . . .“ P. L. M.

*

Der „deutsche“ Reichratsabgeordnete Dr. Cohn, Nordhausen.

(Ein Zwiegespräch im Jahre 1918.)

Sohn: „Wer hat diesen schrecklichen Krieg entfacht,
Der die Tage verwandelt in blutige Nacht,
Verdammt mag der Brite für ewig sein,
Der die Menschheit brachte in Qual und Pein!“
Vater: „Du irrst gewaltig, mein Sohn, mein Sohn!
Es war der Deutsche, sagt Doktor Cohn!“
Sohn: „Und hörst du den Notschrei aus Baltenland?
Mein Vater, siehst du den Mord und Brand?
Und wie des entfesselten Pöbels Wut
Die Fäuste badet in deutschem Blut?“
Vater: „Bestellte Arbeit, mein Sohn, mein Sohn,
Vom Grafen Hertling, sagt Doktor Cohn!“
Sohn: „Und sollten wir nicht bei dem Wetterglüh'n
Dem Schicksal danken auf unseren Knien,
Das einen Hindenburg uns geschenkt,
Der unsere Heere zum Siege lenkt?“
Vater: „Höchst überflüssig, mein Sohn, mein Sohn,
Ist dieser Brave, sagt Doktor Cohn!“
Sohn: „Mein Vater, dein Reden macht mir Pein!
Du scheinst mir — reichlich verrückt zu sein!“
Vater: „Das ist mir schnuppe, mein Sohn, mein Sohn!
Ich rede genau wie der Doktor Cohn!“

„Kladderadatsch.“

*

Der Enthobene.

Zum Felddienst bist du ungeeignet
(Obschon's der Regimentsarzt leugnet),
Doch gäb's in mancher Kanzelei
Zu tuen, ach! so vielerlei.
Allein, man hat dich ja enthoben
Und du bist schleunig heimgeschoben.
Doch jetzt ist sie an dir, die Reihe:
Mein Lieber, zeichne Kriegsanleihe!

V. C. S.

*

G'stanzeln.*

Zum Wachen dient der Wachmann,
Sein Fach versteht der Fachmann,
Doch nichts versteht der Laie —
Zeichnet Kriegsanleihe!

Im Winter gibt es Eis und Schnee,
Vor Kälte tun die Zehen weh,
Doch warm ist's schon im Maie —
Zeichnet Kriegsanleihe!

In Frankreich heißt die Schwester „soeur“,
Und unser Herz heißt dorten „coeur“,
„Medicine“ ist gleich „Arzneie“ —
Zeichnet Kriegsanleihe!

Der Pfarrer, der hat die Tonsur,
Der Kirchtum seine Kirchturmuhr,
Der Bischof hat die Weihe —
Zeichnet Kriegsanleihe!

Der Schornalist als nobler Herr
Nennt sich am liebsten „Redaktör“,
Sein Wahlspruch ist: „Ach wai!“ —
Zeichnet Kriegsanleih'!

O Liebster, schling' nicht wie ein Hai,
Pro Kopf gibt es ein einzig' Ei,
Nur Hindenburg kriegt zweie —
Zeichnet Kriegsanleihe!

Onkel Holofernes.

*

Die Masse.

Der in reichsdeutschen freisinnigen Kreisen bekannte Abgeordnete Georg Gothein schreibt auch regelmäßig für ein großes österreichisches Blatt politische Berichte aus Berlin. Man wird wohl lange suchen müssen, um wieder irgendwo so viele demokratische Flachheiten zu finden, wie in diesen Aufsätzen, die Gothein zum besten gibt. Als der Cholmer Bezirk beim Friedensschluß mit der Ukraine dieser und nicht dem erst werdenden Polenstaat zugeschlagen wurde, erklärte Gothein, daß die Oberschicht des Bezirkes zweifellos polnisch sei und auf der polnischen Seite überdies auch die höhere Kultur und die Mehrzahl der Intellektuellen zu finden seien. Abgesehen davon, daß es durchaus noch nicht feststeht, ob die Polen im Cholmerland nicht auch in den unteren Schichten die Mehrheit haben, fügt der Abgeordnete seiner oben erwähnten, nicht bewiesenen Ansicht den klassischen Satz bei: „Aber in unserem Zeitalter entscheidet die Masse.“ Dem Himmel sei's gesungen und gepfiffen, daß der demokratische Reichstagsmann damit eine große — milde ausgedrückt — Unrichtigkeit sagte. Wäre es *wirklich* richtig, daß heute die Masse entscheidet, dann wären die Mittelmächte in diesem Kriege von ihren massenhaften Feinden schon längst erdrückt worden. Statt dessen sehen wir aber, daß unter der Leitung einiger genialer Männer eine Minderheit allerdings vorzüglicher Truppen die zahlenmäßig weit überlegene russische Armee derartig entscheidend schlug, daß nicht nur der Zar, Kerenski und Trotzki fielen, sondern ein sozialdemokratisches Blatt beim Friedensschluß im Osten sogar weinerlich behauptete, Rußland sei „zertrampelt“ worden — übrigens dasselbe Blatt, das noch vor wenigen Monaten voll Mitgefühl für die russischen Anarchisten erklärte, bloß Narren glaubten noch an einen endgültigen Sieg; man müßte daher einen Verständigungsfrieden anstreben. O du liebe Einfalt, wie soll aus so viel Unverständnis ein Verständigungsfriede herauskommen!

Doch, um uns wieder mit der der Straße schmeichelnden Massentheorie Gotheins zu beschäftigen: Ohne auf die breiten Schichten des Volkes irgendwie

* Nur mit Rücksicht auf den vaterländischen Zweck und die bisherige Unbescholtenheit des Verfassers druckt die Schriftleitung beide Augen zu und die entsetzlichen Verse ab.

Seht nach dem Dorf, wie dort die Kleinen spielen
Am Bachesrand in mildem Sonnenschein.
Ein traurig Herz muß dabei Freude fühlen.
Hier kann man jung, gesund und glücklich sein.

Der Vater eignet Hütte und den Garten.
Viel hat er nicht, dem Kind dünkt's eine Welt.
Das Mägdlein darf den kleinen Bruder warten,
Schaut nur, wie stolz sie ihn im Arme hält.

Und kommt der Vater abends von dem Felde,
Dann eilen ihm die Kinder froh entgegen.
Die Mutter haschet nicht nach dem verdienten Gelde.
Hier weilt im kleinen Raume Gottes Segen.

Zur Kost das Beste muß die Kuh gewähren.
Die frische Luft gibt Lust zu kräft'gem Mahl.
Die Mutter braucht den Kindern nicht zu wehren,
Sie freut sich recht, ist groß auch ihre Zahl.

Und soll denn ganz aus unsrem Leben schwinden,
Ob Sonn' und Regen Segen bringt, ob nicht?
Soll denn der Mensch gedeckt den Tisch schon finden?
Nein — freudig schaffen, das ist seine Pflicht.

Und tobt der Sturm und decket Schnee die Fluren,
Er hat im Heumond schon den Torf beschafft.
Doch emsig späht er nach des Frühlings Spuren.
Die Winterruh verlieh ihm neue Kraft.

Schwingt sich die Lerche freudig auf gen oben,
Greift er nach Spaten, Sätuch oder Pflug.
Wird er im stillen nicht den Schöpfer loben,
Der ihn beschützt und ihn auf Händen trug?
— — — — — — — — — — — — —

Mühsam erklettert seine steilen Treppen
Der arme Mann, der schon vor Tages Graun
Hinausging, sich durchs Dasein hinzuschleppen,
Dem's schwer gelingt, ein Heim sich aufzubaun.

Kehrt müd er heim, erschrecken ihn die Wangen
Der bleichen Lieben, die daheim er ließ.
Wie muß es ihm vor kaltem Winter bangen.
Ist ihm auch Arbeit und Verdienst gewiß?

Der Mann wird gern sich mühen und sich plagen.
Er denkt, wenn's nur den Meinen gut ergeht.
Er wird ja schon des Lebens Bürde tragen.
Maschinengleich ihm Tag um Tag vergeht.

Dämmt ab den Strom, der nach den Städten flutet,
Wo sich die Zahl der Unzufried'nen mehrt.
Sie haben auch fürs Vaterland geblutet,
An denen heute Gram und Unlust zehrt.

Ein Eigenheim laßt allerorts erstehen,
Ein Haus mit Gartenland,
Und wär's auch noch so klein.
Wir würden schöner Zeit entgegengehen,
Wenn jeder sagen könnte:
Dies ist mein!

Schloß Gotthart ob Graz, Steiermark. Heinrich Dennig.

Wer gehört „eigentlich" ins Feld?

Ein deutscher Student, der zu Kriegsbeginn einrückte und drei Jahre lang an der Front — wirklich: an der Front! — stand, benützte den vom Kriegsministerium eigens für Studienzwecke erteilten Urlaub, um an der Wiener Universität eine Prüfung abzulegen. Als er sich bei einem Professor erkundigte, ob er sich nicht im Anschluß daran sogleich zu einem zweiten Examen melden könnte — wozu eine Dispens notwendig wäre —, wurde ihm kühl bedeutet, das gehe nicht an, zumal er .... eigentlich überhaupt ins Feld gehöre ....

So geschehen einem deutscharischen Studenten zu einer Zeit, da 90 Prozent der Studierenden an der Wiener Universität Juden sind! Warum gehören diese „eigentlich" nicht ins Feld?

Unsere deutsche Jugend verblutet sich in diesem Krieg und wird überdies noch schikaniert, während ....

P. L. M.

Ein eigen Heim!

Wer dran gewöhnt, in freier Luft zu leben,
Der kann es nicht begreifen, wie es kam,
Daß heute gar so vieler Sinn und Streben
Die unglückseligste Entwicklung nahm.

Heißt das gelebt, in eng'n Gassen wohnen,
Wo kaum der Sonne liebes Licht erscheint,
Heißt das dem gütigen Vater dafür lohnen,
Daß er's so treu und väterlich gemeint,

Daß er uns Raum auf freiem Land gegeben,
Wo nicht ein jeder an den andern rennt,
Wo in den Werken, die uns dort umgeben,
Man eines Allgewaltigen Hand erkennt?

Wie öde sind die schnurgeraden Straßen,
Die großen Häuser, den Kasernen gleich,
Und die drin wohnen, es ist nicht zu fassen,
Die sind an Freuden arm, wenn auch an Gelde reich.

Seht jene Menge auf die Stadtbahn lauern,
Wie sie zum Bierhaus, zum Theater drängt.
Ein jeder Schritt zu Fuß wär' zu bedauern,
Und glücklich ist, wer sich hat durchgedrängt.

Nur Bier und Wein und leichte, seichte Stücke,
Die wirken auf der Menge stumpfen Sinn.
Was einer braucht zu höherem Lebensglücke,
Vergebens streckt danach die Hand er hin.

Unzählbar ist die Schar, die Sonntags nach den Toren
Der Großstadt sich in dunkeln Massen schiebt.
Mit ihrem Heimatsdorf ist auch ihr Glück verloren,
Unwiderbringlich hin, was früher sie geliebt.

Doch in der Brust von manchem der Verbannten
Lebt noch Erinnerung an den Jugendtag,
Da sie kein höheres Vergnügen kannten,
Als froh durchstreifen Wiesen, Wald und Hag.

Urgeschichtliche Funde im Kriege.

An der deutschen Westfront wurden im berühmten Tale der Somme manche wertvolle Entdeckungen gemacht und nun wird Gleiches von der Ostfront gemeldet.

Die hier beim Ausheben von Schützengräben gemachten Funde konzentrieren sich in der Hauptsache, wie jetzt einer zusammenfassenden Übersicht von Dr. Hans Wolfgang Behm im „Prometheus“ entnommen werden kann, auf das Gebiet der Beresina, das der Urgeschichtsforschung ganz hervorragende Erfolge zu versprechen scheint. Das Außergewöhnliche an diesen Beresinafunden, wie sie vorläufig in Fachkreisen getauft wurden, besteht äußerlich darin, daß es sich gerade um eine Gegend handelt, die durch das Ringen von deutschen und russischen Kräften gekennzeichnet ist. Ihr innerer Wert scheint nach allem bisher Mitgeteilten so groß, daß man eine unerwartete Beleuchtung bisher dunkler Zeiten und Fragen erhoffen kann. Die ersten Entdeckungen, die an den Ufern der Beresina gemacht wurden, gehören der älteren Steinzeit an, man fand Steinmaterial in Gestalt von Bohrern, Faustkeilen, Schabern und Pfeilspitzen. Daneben entdeckte man auch Pfahlbauten und Werkzeuge, die augenscheinlich bis in die Anfänge der Metallzeit zurückreichen. Demnach wird die Vermutung bestärkt, daß mit Zwischenräumen von Jahrtausenden an den Beresinaufern wandernde Urmenschenhorden sich ansiedelten, um dort als Jäger und später als Pfahlbauer zu leben. Einer erdgeschichtlich noch älteren Schicht entstammt eine auf den Gelenkknochen eines Schulterblattes eingeritzte Mammutzeichnung, die durch ihren künstlerischen Wert und die Realistik der Einzelheiten verblüfft. Man hat hier wieder einen Beweis dafür, daß die plastische und darstellende Kunst bereits in der „Höhlenkunst“ des Urmenschen ihren Anfang nahmen. Die fragliche Zeichnung wird der vierten, also für uns letzten Eiszeit zugewiesen. Auch eine zwei Meter breite und tiefe, sowie vier bis fünf Meter lange Wildfanggrube dürfte jener Epoche entstammen. Die Beresinamenschen hetzten das gefährliche Wild in die Gruben und hungerten dann die in dem Trichter hilflos liegenden Tiere aus, bis es möglich war, ihnen mit Hilfe der primitiven Steinwaffe den Garaus zu machen. In offenem Kampf war man dem Mammut natürlich nicht gewachsen, daher mußte man List anwenden, so daß es sich hier auch um einwandfreie Spuren des sich allmählich bildenden logischen Denkens handelt. Das größte Interesse verdient aber ein wenige Zentimeter unter einer sandbedeckenden Humusschicht gefundenes Menschenskelett, dessen sorgfältig ausgestreckte Lage auf eine regelrechte Bestattung schließen läßt. Der in der einen Hand befindliche Faustkeil würde für ein Alter sprechen, das etwa dem des Neandertalmenschen gleichkäme, doch die höher entwickelte Rasse des Skeletts, vor allem das nicht mehr fliehende, sondern bereits ausgebildete Kinn deuten auf eine spätere Zeit hin. Es liegt die Annahme nahe, daß der Faustkeil bereits als ein Überrest noch älterer Zeiten gefunden worden war. Eine nähere Klärung dürften die Untersuchungen im prähistorischen Seminar in Berlin bringen. Allem Anschein nach handelt es sich entweder um einen Angehörigen der fossilen Mittelmeerrasse — Homo mediterranneus var. fossilis — den sogenannten Lößmenschen, oder aber um einen Vertreter der jüngsten fossilen Rasse, den Homo europaeus var. fossilis, den Renntierjägern. Auf jeden Fall wird durch diese Funde von neuem bestätigt, daß der Mensch bereits vor 20.000 und mehr Jahren ganz allgemein über Europa verbreitet war, und dies führt zu der Kenntnis, daß die so lange gesuchte Urheimat des Menschengeschlechtes nicht auf einem heute vom Meer bespülten Kontinent oder in Asien, Südamerika oder Australien, sondern im Norden unserer engeren Heimat selbst zu suchen ist. Der diluviale Boden an der Beresina wird in friedlicher Arbeit auf diese und ähnliche Fragen vielleicht endgültige Antwort geben.

Selbstbestimmungsrecht.

Forderungen eines Demokraten.

Es ist eine selbstverständliche Folge unseres Fortschrittes, daß das Selbstbestimmungsrecht der Völker endlich anerkannt wird. Klarerweise kann es nicht dabei sein Bewenden haben, daß ganze Völker durch Mehrheitsbeschluß ihre staatliche Form, ihre Staatsverfassung, ihr Staatsoberhaupt, ihre Vertreter und ihre Beamten bestimmen, nein, es müssen Mittel und Wege gefunden werden, daß auch die Minderheit, ja, daß jeder einzelne zu seinem Recht kommt! Selbstredend muß alle paar Monate über jede Wichtigkeit im Staatsleben abgestimmt werden, denn es ist für jeden wahrhaft freiheitlich Gesinnten ein unerträglicher Gedanke, etwas anerkennen zu sollen, was nicht mehr seiner Überzeugung entspricht. Nun aber ändert sich doch diese Überzeugung, bei manchen monatlich, bei anderen sogar wöchentlich und täglich, nach neuen Erfahrungen, nach der Lektüre von Zeitungen, nach Gesprächen mit hervorragenden Persönlichkeiten, wie Abgeordneten, Journalisten und dergleichen.

Es geht nun, wie erwähnt, ferner nicht an, die Minderheit dem Willen der Mehrheit aufzuopfern. Nein, wir müssen soweit kommen, daß jeder einzelne sein politisches System selbständig und unbeeinflußt festlegt. Jeder einzelne, gleichgültig ob Mann ob Frau, ob Greis ob Kind, muß die Möglichkeit haben, die ihm sympathischeste Staatsverfassung einzuführen. Wenn Heinrich IV. von Frankreich sagte, jeder Bürger müsse Sonntags sein Hühnchen im Topfe haben, so sagen wir modernen Demokraten: „Jeder Bürger und jede Bürgerin müssen sonntags und werktags ihren eigenen König, beziehungsweise ihren eigenen Präsidenten haben, der tagtäglich neugewählt wird, damit kein Mißverhältnis entstehe zwischen dem politischen Willen des Individuums und der Verfassung."

Ich erwähne dies nur nebenbei, da ja eine solche Forderung in jedem demokratischen Katechismus zu finden ist — oder wenigstens zu finden sein sollte. Aber ein allerwichtigstes Problem wurde bisher noch nicht in den Kreis der Betrachtungen gezogen. Die verschiedensten Wahlrechte hat man bereits theoretisch untersucht und praktisch erprobt, doch fand ich seltsamerweise noch nirgends eine Abhandlung über die Wahl der Eltern. Kein gerecht denkender Demokrat kann und darf leugnen, daß es eine unerhörte Ungerechtigkeit ist, den Kindern das Recht vorzuenthalten, sich ihre Eltern frei zu wählen. Wie kommt ein werdender Mensch dazu, sich irgend einen beliebigen Vater oder irgend eine beliebige Mutter aufoktroyieren zu lassen? Wie kommt, frage ich zum zweiten Male, ein Kind dazu, dumme oder rückschrittliche Eltern zu erhalten? Das darf nicht ohne seine eigene Zustimmung geschehen. Alle unsere demokratischen Verfassungen müssen dahin ergänzt werden, daß ihnen das Elternwahlrecht der Ungeborenen eingefügt werde.

(Anmerkung der Schriftleitung. Wir stellten an obgenannten Demokraten die bescheidene Frage, wie er sich dieses Wahlrecht in der Praxis vorstelle, worauf er mit edler Überzeugung erwiderte, er sei nur da, um Grundsätze auszusinnen, nicht aber, um ihre Ausführungsbestimmungen zu treffen. Denn in der Demokratie sind die Grundsätze das Allerwichtigste.)

Adel

verpflichtet. Geld verpflichtet nicht minder. Deshalb eile in die nächstbeste Bank und erfülle deine vaterländische Pflicht!

meint er dort, „zog ich nach Berlin, mit der Bibel, mit Andersen und Jacobsen, mit einem Tintenfaß, einem Strohhut, einem Heckenrosenstrauß und einer blondlockigen Kinderpuppe. Ich wurde Dachstubenpoet, schrieb an einer Zeitschrift „Die Raketen“, die schon längst gestorben ist, für 40 Mark Monatshonorar und studierte bei Erich Schmidt die Romantiker. Mein Leben wurde Hunger und Rosen und Tränen und Sehnsucht und Geigen und Hunger und Hunger; solcher Hunger . . . Nun bin ich Soldat geworden. Ich weiß nicht, ob ich einmal wiederkomme . . . Über diese Zeilen hier springen lustige Heupferdchen.“

Aber über die zwei Romane — der zweite nennt sich „Peter Himmelhoch“ — noch ein ganz kurzes Wort! Die beiden Bücher sind — und nach dem Gesagten wird dies nicht mehr überraschen — alles andere als Romane im gemeiniglichen und Literatursinne und sind dennoch Werke, deren menschliches und dichterisches Geschehen sich so tief in unsere Seele gräbt, daß wir seiner nie mehr völlig zu vergessen vermögen. Doch „gräbt“ ist hier ein viel zu rüdes Wort. „Hineinblüht“ mag es heißen! Hineinblüht in unsere Seele wie schier jede Zeile dieses Begnadeten, hineinblüht in unsere Seele, daß sie selber ganz Frühling und Sonne wird, daß sie — sagen wir's nur frei heraus! — zuinnerst beglückt ist ob solchen Erlebens und lange, lange, wochen- und mondelang beglückt bleibt im Erinnern dieser köstlichen Stunde. Bis einmal unsere Hand wieder unversehens, wie selbstverständlich, aus Alltag und Mühnis neu nach den Bändchen greift, die so schmal weiß und so schmal blau sind und doch so überreich viel Kindheit und Liebe, Ausruhen und Seligkeit zu spenden vermögen.

Wir danken dir, du junger Liebling des Herrgotts! Was könnten wir sonst?

K. D. Zwerger.

Guter Rat.

Wer da sagt, man solle dem Staat kein Geld geben, dann müsse er Frieden schließen, der ist entweder ein Verräter oder ein Trottel. In beiden Fällen empfiehlt es sich, den Kerl unschädlich zu machen.

Den Masaryks ins Stammbuch.

Den schuldigen Mann
Kommt 's Grausen an.
Der schuldige Tschech
Wird frech!

„Muskete.“

„Amerika, du hast es besser . . .“

beneidete einst Goethe. Er würde es heute nicht mehr tun, denn alle Fehler und Schwächen des alten Europa wuchsen sich inzwischen jenseits des Ozeans zu Riesenhaftigkeit aus: Die Tyrannei der Demagogie und des Geldsackes, die Heuchelei der Gesellschaft, der Goldhunger, die Bestechlichkeit und der pharisäerhafte Hochmut.

Und soeben ernannte der göttliche Wilson zum Direktor der gesamten Kriegsindustrie einen Herrn Baruch. Ganz wie bei uns!

Z.

Kinderlied.

Vater liegt im Schützengraben,
Will nur artige Kinder haben.
Ringelringelreihe,
Wir sind unser dreie.

Mutter hält das Haus zusamm',
Füttert Kinder, Kuh und Lamm.
Ringelringelreihe,
Wir sind unser dreie.

Peterhans und Rosmarie
Heißen wir und Liseli.
Ringelringelreihe,
Wir sind unser dreie.

Kommt der Vater endlich heim,
Wollen wir recht artig sein.
Ringelringelreihe —
Zeichnet Kriegsanleihe!

Max Jungnickel.

Ich weiß es, vielen sagt dieser Name noch nichts. Das ist betrüblich! Mir, nun mir sagt er, freilich auch noch nicht allzulange, etwan ein Gleiches wie Grimm, Brentano, Hauff, Hölty, Eichendorff oder aber Franz Schubert oder Schwind und Dieffenbach und, wenn ihr wollt, noch eine Reihe anderer — Märchen somit und Innigkeiten, aber eben beileibe nicht nur Märchen „für Kinder", sondern ganz richtig romantische, helldurchsonnte, zittersternige, lustige und wehe Himmelmärchen für alle, für Kinder im Herzen. Heines Wort von der „lachenden Träne" kommt mir da zu Sinn geflattert. Denn ob solchen Putzigkeiten eines lieben jungen Krauskopfs Jungnickel sind ja selbst Tränen so heiter und süß und lichtersonnig geworden wie Gottes schöngoldenste Schlüsselwiese im Märzen oder leuchtendstes Tulpenbeet in abendhauchzarter Osterstunde. Also selbst seine Tränen lachen und überströmen somaßen alle die farbigen Märchen seines bunten Lebens mit einem Blumenglänzen und Herzduft ohnegleichen. Denn Selbsterlebtes, Dorf Dinkelsbach- und Berliner Dachstuben-Heimat sind ja doch all diese trauten Mythen, ob er nun wie im „Lachenden Soldatenbuch" liederfreudig durch Stadt und Weiler marschiert und im Tornister einen ganzen Himmel voller Lerchen hat, ob er in den fröhlichen Blättern „Trotz Tod und Tränen" allerliebste kleine Sächelchen von seiner Wolkenmansarde, von einem Geigerfrühling, von einer Postkarte, vom Bleistift der Wanda Falckenberg, von der Hochzeit im Himmel, von seiner Mutter und vielem, vielem anderen erzählt, seiner Frau, dem Blondchen mit den weihnachtgroßen, blauen Schulmädelaugen, entzückende Bilderblicke aus spielwürfelhaften Dorfhäusern widmet oder uns darin ein reizendes, frommwunderliches, weheseliges Märchenspiel „Bettelchristel" vorführt, es Johann Christian Andersen, „der schon lange im Himmel ist", kindlich zueigengebend — selbsterlebt und damit eine völlig neue Art von Märchen ist ja doch alles, ob Gedanke, Träumerei, Erinnerung, Ausblick, Schalkspiel, Laune oder sonstige Lieblichkeit, lauter Dinge, zwischen die er dann oft ganz unvermittelt ein Dutzend Glockenverse seiner eigenen Klingeseele, ein paar Notenköpfe vom vergötterten Liederfranzl, zierlich keusche Scherenschnitte von Lotte Nicklaß oder, wie im Roman „Ins Blaue hinein", die ganz entzückend feinen Federgedichte unseres Ferdinand Staeger verständnisinnig einstreut. Letzteres, die Silhouetten und Federzeichnungen, dürften allerdings mehr seinem trefflichen, selbstlosen Verleger Hermann A. Wiechmann (München) gutzuzählen sein, der sich, gleichfalls so etwas wie 'n weißer Rabe, des noch Unbekannten in sehr vornehmer Weise angenommen zu haben scheint. Denn gar so märchenschön, wie manche nun meinen mögen, war das Lebensmärchen dieses Dichters nicht immer umblüht, mindestens mochte eben Herz und Auge eines Poeten von Gottes hinzugehören, um über „Märchen", wie sie im Anhang seine eigene Feder schildert, nicht aller Schönheit und Blüte zu vergessen. „Mit 17 Jahren",

uns Glück, Heimat und den Frieden des Herzens nehmen will, heißt es rechtzeitig vorgehen. Unsere mächtigen alpinen Vereine, andere maßgebende Stellen (Volkshaus!), wie nicht minder das gewaltige Heer begeisterter Naturfreunde, sie alle werden als Kämpfer ins Feld ziehen gegen jene, die, geleitet von kalter, berechnender Gewinnsucht, mit frevler Hand nach den uns heiligen Naturschätzen langen wollen.

Nur 13 Prozent!

Die Alpine Montan-Gesellschaft zahlt heuer ihren Aktionären „nur" 13 Prozent Dividende („kaum die Hälfte des vorjährigen Gewinnes!"), worüber sich in der Generalversammlung einige Herren bitter beklagten. Zu diesen Klagen äußerte sich der Präsident Kestranek: „In einem stimmen wir alle, auch der Verwaltungsrat, mit den Vorrednern überein — die Bilanz ist keine befriedigende. Wir verstehen, daß 13 Prozent Sie nicht befriedigen, sie befriedigen auch uns nicht!"

In einer Zeit, da die bestverzinslichen Kriegsanleihen nur 6 Prozent, die Sparkassen kaum 4 Prozent Zinsen zahlen und Hunderttausende arbeitsamer Menschen verarmen und verelenden, sind Präsident, Verwaltungsrat und Aktionäre der Alpinen Montan-Gesellschaft mit 13 Prozent unzufrieden!

Lieber Staat, wie wäre es, wenn du diese Hyänen einmal ordentlich scheren würdest? Aber der Staat hat anderes zu tun! Und das Parlament? O ja, das Parlament . . . P. L. M.

Lieber Heimgarten!

(Erlauschtes Gespräch zwischen Herausgeber und Leser.)

Herausgeber: „He! Hoiho! Halloh!"

Leser: „Brüllen Sie nicht so, ich bin ja nicht taub!"

Herausgeber: „Scheint doch so, denn schon das ganze Maiheft hindurch liege ich Ihnen in allen Tonarten in den Ohren, Sie sollen achte Kriegsanleihe zeichnen, aber Sie haben es noch immer nicht getan, Sie Waschlappen!" H. L. R.



Bücher

Das große Bauernsterben. Der Roman eines Volkes. Von Josef Aug. Lux. (Leipzig. Grethlein & Co.)

Mit viel Verständnis und Liebe für Art und Wesen des obderennsischen Menschen — von einst wie heute —, mit vornehmer, bei aller Unerbittlichkeit stets künstlerischer Zurückhaltung in allen subjektiv heiklen Fragen und mit packender, herber, klobiger Anschaulichkeit ist dieses Buch eines Glaubenskrieges geschrieben, der schon wiederholt auch episch und dramatisch zu schöpferischem Vorwurf gedient hat, doch wie wir meinen, noch nie mit so gutem Glück. Man spürt da allenthalben deutlich die Innigkeit, mit der sich der Dichter in seinen Stoff versenkt hat, und (was so wohltuend wirkt) verspürt, wie doch in diesen harten, oft grausam harten Gestalten das Herz nicht völlig

An Franz Herold.

Wie ragst du aus der Zeit versumpftem Grund,
Ein edler Eichbaum, in den Himmel hoch!
Rings aus der faulen Dichtkunst urgesund,
Fern von der Zünfte und von Zions Joch.

Ein stolzer Baum, fest in der Erde Reich,
Doch mit dem Wipfel hoch im Ätherlicht.
An Schönheit, Zartheit, Tiefe ohnegleich,
Ein echter, starker Dichter, groß wie schlicht.

Von schalem Treiben, Kunstmestizentum
So weit entfernt wie Erd' vom Firmament.
Der Selt'nen einer rings im Schwall herum,
In dem noch rein die heil'ge Flamme brennt:

Kein Knecht der Welt und ihrer Sklaverei,
Ein Dichter, der den Blick nach innen kehrt.
Wie in der Kunst, so auch im Leben frei
Und mit dem Schilde deutschen Sinns bewehrt.

Keiner von jenem langbemähnten Troß,
Der Heimat, Volk um einen Taler gibt.
Ein Dichter, einzig klar und groß,
Der wahre Kunst mehr als sich selber liebt!

Vor allem deutsch als Mensch wie als Poet
Bis in der Knochen tiefstes Mark hinein.
Der fest und treu zu unsrem Volke steht
Und unsrer Kunst — frei, deutsch und rein!

Michel Röbauer.

Die Gefährdung unserer Naturschätze.

Ein Streitruf von Franz Goldhann.

Eine Wiener Firma hat vor kurzem das am zweiten Wasserfall in Krimmel (Salzburg) gelegene Touristenheim samt Alpe erworben, von der Absicht ausgehend, durch Hinzukauf weiterer Gründe die Grundlage für die industrielle Ausnützung der Krimmler Fälle zu schaffen.

Also besteht die Gefahr, daß das berühmte Schaustück des oberen Pinzgaus Profitgeiern zum Opfer fällt. Diese Nachricht wird jeden, der unsere Alpenheimat liebt, mit Abscheu und Sorge erfüllen. Als ob ein Vernichtungswahn die Menschheit ergriffen hätte, der nicht mehr Halt zu machen versteht vor dem Edelsten und Höchsten!

Wohin Materialismus und Mammonismus führen, beweist am deutlichsten der weltzerstörende Wirtschaftskrieg. Beinahe will es scheinen, als ob das Blut von Millionen der Besten verspritzt worden wäre, um einer gewissen, im Hinterlande „arbeitenden" Rasse unendliche Reichtümer zuzuführen, einer Rasse, die leider heute beinahe die ganze Welt beherrscht. Diese vaterlandslosen Kriegshyänen sind eine drohende, stets wachsende Gefahr für die liebe Heimat. Die Millionenkriegsgewinner werden ihr ergaunertes Kapital dort festzulegen suchen, wo es ihnen den höchsten Gewinn verspricht; sie werden unsere Naturschätze rücksichtslos vernichten, wie auch die Bergbewohner zu enteignen trachten, so das ihren Zwecken entspricht. — Gegen einen Feind, der uns im eigenen Hause an der Kehle faßt,

Die Briefe an die Kinder setzen im August 1865 ein und enden mit dem Jahre 1888 — am 4. Juli 1888 starb der Dichter. Sie zeigen uns einen „passionierten Vater“ — wie er sich selbst zu nennen pflegte —, der nicht nur sein eigenes Leben lebte, er lebte zugleich das Leben aller seiner Kinder. Er war ihnen, da die Mutter nicht mehr lebte, Vater und Mutter und der beste, liebevollste Freund, zu dem sie sich immer und unter allen Umständen in jeder Not flüchten konnten. Die Briefe geben uns ein Bild von der innigen Gemeinschaft, in der Theodor Storm mit seinen Kindern lebte, mit jedem einzelnen, und jedem seiner Kinder wurde er in seiner Eigenart gerecht.

Die Heimat und Du. Von Kurt Engelbrecht. (Halle a.d. Saale. Richard Mühlmanns Verlag.)

Wie viele lieben ihre Heimat und wie wenige wissen es, wie sehr, wie sehr sie sie lieben. Sie kommen nie raus, sie kommen nie heim. Wer jetzt z. B. von den Fronten zurückkehrt und findet genanntes Büchlein, der wird geweckt werden. Dem wird eine Offenbarung werden darüber, was er an der Heimat hat. Der Mensch auf Erden kann Gott nicht genug danken für sein Heimatsbewußtsein. Wehe dem, der es leichtfertig vertut!

Der Völkerkrieg. Eine reich illustrierte Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914. Herausgegeben von Dr. C. H. Baer. Stuttgart. (Julius Hoffmann. Band 15, Preis 6 Mark.)

Der „Völkerkrieg“ faßt die Vorgänge auf dem Welttheater in Zeitabschnitten von je einem halben Jahr zusammen, innerhalb deren er seinen großen Rundgang über die Schlachtfelder, hinter den Fronten, durch die Parlamente und Kabinette vollendet, eine Einteilung, die ebensowohl gute Übersicht als auch zwanglose Bildung von natürlichen Darstellungsgruppen möglich macht. Der nun ausgegebene 15. Band bringt die inneren Vorgänge Frankreichs im 4. Kriegshalbjahr (Ende Februar bis Anfang August 1916) und die wirtschaftliche Entwicklung dieses Landes im angegebenen Zeitabschnitt, ferner die gesamten Italien betreffenden Ereignisse kriegerischer und politischer Natur, so besonders die große österreichische Frühjahrsoffensive von 1916 und den Sturz des Kabinetts Salandra, schließlich noch den See- und Luftkrieg dieser Zeit, worunter Deutschlands Seesieg vom Skagerrak, der Untergang Kitcheners auf der „Hampshire“ und eine Reihe erfolgreicher Luftangriffe auf England zu rechnen sind. Hat die eigene Art, wie der „Völkerkrieg“ die Geschehnisse vor den Leser bringt, schon bisher außerordentlich warme, bereitwillige Anerkennung gefunden, so läßt sich von dem neuen Bande wohl sagen, daß das Werk wie äußerlich umfangreicher so innerlich vollkommener wird: immer wieder neue Quellen bieten sich dar, immer sorgfältiger wird die Auswahl, sicherer die Verarbeitung, geschlossener der Aufbau, schöner und lebendiger das Ganze. Was auch wissenschaftliche Nachprüfung in späteren Werken über den Krieg noch klären, berichtigen oder besser überschauen wird: keines derselben wird mehr den heißen Atem und den lebendigen Pulsschlag der großen Zeit haben können, der aus dem „Völkerkrieg“ so ergreifend empfunden wird.

Historisch-politische Jahresübersicht für 1917. Von Gottlob Egelhaaf. Geheftet Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—. (Stuttgart. Carl Krabbe Verlag Erich Gußmann.)

Dieses kleine Jahrbuch, welches jetzt in seinem 10. Jahrgang vorliegt, hat sich als ein überaus brauchbares Hilfsmittel zur Orientierung in der allerneuesten Geschichte bewährt. In kurzer, aber doch klarer und erschöpfender Weise berichtet der Verfasser über alle bemerkenswerten Vorgänge des abgelaufenen Jahres und läßt uns noch einmal im Fluge eine drangvoll bewegte Zeit durchleben, in der das geschulte Auge des Historikers die bedeutsamen Einzelheiten festgehalten hat. Der vorliegende Jahrgang ist besonders auch dadurch wertvoll, daß er eine zusammenhängende Schilderung des Verlaufes des Weltkrieges im Jahr 1917 bietet. Den Schluß des Buches bildet wie immer eine Anzahl für die Zeitgeschichte wichtiger Dokumente. Jedem Zeitungsleser, dem die tägliche Zeitungslektüre mehr als nur Zerstreuung ist, leistet das kleine Jahrbuch nützliche Dienste.

Balladenbuch. Gesammelt von Ferdin. Avenarius. Gekürzte Taschenausgabe. 296 Seiten auf Dünndruckpapier. In biegsamem Pappband 2 Mk. (München. Georg D. W. Callwey.)

Ein tiefer Born des Edlen und Schönen wie des Dämonischen und Schaurigen, eine Fülle all der Kraft deutscher Dichtung öffnet sich in diesem dünnen, aber doch so inhaltreichen Bändchen. Es ist ein Spiegel des deutschen Lebens von der Wiege bis zum Grabe, der deutschen Seele auf Höhen und in Abgründen, des deutschen Gemüts in Jubel und Leid, der deutschen Phantasie in verträumter Holdseligkeit und in düsterer Unheimlichkeit. Ein urdeutsches Buch, über dessen Feldpostausgabe wir alle uns freuen dürfen. In seiner geschmackvollen Ausstattung stellt sich das Bändchen würdig den schon früher erschienenen Taschenausgaben des „Hausbuchs deutscher Lyrik“ und des „Fröhlichen Buchs“ von Avenarius zur Seite.

verhärtet ist, vielmehr selbst in ihnen, ob auch geheim und schüchtern, endlich ein großes, schönes Versöhnen aufkeimt als Symbol einer neuen und besseren Zeit. Und nicht zuletzt in solch vergleichendem Sinne wird uns dieser Roman einer schweren tragischen Schickung lieb und teuer, da wir ja doch allem unsere Seele zuwenden, was in uns die Inbrunst einer Hoffnung stärkt, daß der Mensch wie einst so auch heute wieder — zum Menschen werde.
K. D. Zwerger.

Michel Thoring. Eine deutsche Mär von Adalbert Seitzinger. (Leipzig. Theodor Weicher.)

Eine deutsche Mär nennt sich dieses Buch mit Recht. Kein Roman will es sein, nur eine Mär, in die Märchengestalten hineinspielen. — Michel Thoring ist im Walde, fern dem lauten Leben, aufgewachsen und zieht, von Tatendurst getrieben, in die Welt hinaus. Als schlichter deutscher Michel, der nichts auf den Weg nimmt als sein deutsches Bewußtsein. Trifft den treuen Ekkehardt am Wege, der ihm ein guter Berater bleibt. Und auf den unbefangenen, reinen Michel Thoring wirkt die Welt ein, die Welt von gestern und heute. Ahasver aber, der ewige Wanderer, die Verkörperung des Judentums, begegnet ihm immer wieder in den verschiedensten Gestalten. Wie Michel mit den Wandervögeln durch das schöne deutsche Land zieht, vornehmlich aber dann in der Großstadt, in der er schließlich landet. Das Buch ist eine Auseinandersetzung mit der Welt wie sie vor dem Kriege war, und scharf wird gegen alle Fremdländerei Stellung genommen. Von dem großen Krieg, mit dessen Ausbruch das Buch endet, erhofft der Verfasser sich schließlich alles Heil. — Vor allem erlebt Michel Thoring die Macht und Ausbreitung der Enkel Ahasvers. Staunend trifft er diese in allen Berufen, die Macht und Einfluß gewähren, sie schwimmen obenauf. Einen „Welttag“ veranstalten die Kinder Israels in der Großstadt, von aller Herren Ländern sind sie gekommen und der Tag wird zu einer imposanten Kundgebung ihrer die Welt umspannenden Macht.

Es ist eine ganz objektive Feststellung der Tatsache, die Ansehung des Judentums als Fremdkörper, kein antisemitischer Tendenzroman. Nur das unbestreitbare Erlebnis jedes von tieferem Volksgefühl Durchdrungenen. Dinge, wegen der man gewöhnt ist, die Achseln zu zucken. Bedauernd.

Das Buch krankt leider an einem Mangel realistischer Darstellungsart. Besonders in dem ersten Teile. Vom Leser wird zuviel des guten Willens gefordert, er wird erst in der zweiten Hälfte von dem Stoffe mitgerissen. Das Gefühl aber, dem diese schlichte deutsche Mär entquillt, ist rein und wahr. G. M. R.

Judith Finsterwalderin. Roman von Peter Dörfler. (Kempten-München. Jos. Köselsche Buchhandlung.)

Das tragische Geschick eines seltsamen Mädchens bildet den Kern des Stoffes: Die ganze Handlung ist getragen und durchweht von dem Zauber dieses schwarzhaarigen Mädchens, bis sie, eine wirkliche Judith, aus der Todesnot der ganzen Gemeinde die Wurzelkraft zur vollen Entfaltung ihrer einsamen Seele schöpft, bis sie, der höchsten Gefahr für Ehre und Unschuld, für Leib und Leben nicht achtend, sich allen opfert. Und das alles in dem reizvollen Rahmen einer kleinstädtisch ländlich engen Umgebung, die den geheimnisvollen Schliff dieses Menschenschicksals nur um so berückender aufleuchten läßt. Es ist ein Buch, das weit, weit über den Kleinkram der Alltags-Liebes- und Lebensgeschichten hinausragt. B. B.

Schubert im Freundeskreis. Herausgegeben von Felix Braun. (Leipzig. Inselverlag.)

Die „Österreichische Bibliothek“ des Inselverlages, begründet von Hugo von Hofmannsthal, hat zu billigstem Preise schon eine schöne Reihe wertvoller Bändchen auf den Markt gebracht. Das vorliegende Werkchen bietet, balladenhaft bündig, das Leben des heute so zu Ehren gekommenen, geliebten Liedmeisters. Namen wie Spaun, Körner, Mayrhofer, Hüttenbrenner, Vogl, Bauernfeld, Schober, Schwind, Grillparzer, Beethoven geleiten unsern Weg und rufen vielerlei Reizendes, Herzliches und Wehmütiges in unserer Seele wach. Und wenn wir, dadurch liebevollst angeregt, dann vielleicht den „Schwammerl“ oder Luxens Schubertroman neu zur Hand nehmen oder gar eine der großen Schubertbiographien von O. E. Deutsch oder W. Dahms, und wenn wir uns dazwischenhin mal an den Flügel setzen und „Am Meer“, „Erlkönig“ oder den „Lindenbaum“ süßselig aufklingen lassen, dann wird uns das Herze weit und rein und wir erleben beglückt die inbrünstigste abendlichste Schubertiade aus dem Altwien, Altlinz oder Altgrätz des Vormärz. K. D. Zwerger.

Theodor Storm, Briefe an seine Kinder. Herausgegeben von Gertrud Storm. (Braunschweig, Berlin und Hamburg. Georg Westermann.)

Mit den Briefen Theodor Storms an seine Kinder sind die Familienbriefe, die an die Braut, an Frau Constanze und an die Kinder abgeschlossen.

„Die Fähigkeit unseres Herzens für das Glück ist eine unermeßliche,“ schreibt der Dichter einmal einem seiner Kinder, „wem habe ich selbst nicht oft entsagen müssen, und wie oft hat desungeachtet mein bereites Herz nicht doch das Glück empfangen!“

Die Gesamtwissenschaft vom Deutschtum. Von Dr. Schmied-Kowarzik. (Hamburg und Leipzig. Deutschnationale Verlagsanstalt, A.-G.)

Siegreich gegen zehnfache Übermacht, von Antaeus. Frankfurt a. M. Rütten und Loening.)

Vom Isonzo zur Piave. Von Walter Oertel, Kriegsberichterstatter. (Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung.)

Der Bankerott-Friede. Von Dr. Paul Franz. Flugblatt aus „Deutschlands Erneuerung". Monatsschrift für das deutsche Volk. (München. J. F. Lehmanns Verlag.)

Die finnische Frage vor und nach der russischen Revolution. Von Dr. Rafael Erich. (Frankfurt am Main. Literarische Anstalt Rütten & Loening.)

Gedichte von Gotthold Friedrich. (Dresden und Leipzig. Heinrich Minden.)

Zu Hause. Zeitgedichte von Andrea Frahm. (Leipzig. Xenien-Verlag.)

In der Sonne. Gedichte von Marie Muthreich. (Dresden. Heinrich Minden.)

Römisches Recht an österreichischen Universitäten. Ein Beitrag und Vorschläge zur Studienreform. Von Hofrat Dr. Gustav Hanausek. (Wien und Leipzig. Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung Carl Fromme.)

Das Rechtsstudium der Frauen und die juristischen Fakultäten. Von Hofrat Dr. Gustav Hanausek. (Graz. Druck und Verlag „Leykam".)

Der Weltfriede von Hermann Rudolph. (Leipzig. Theosophischer Kulturverlag.)

Vom Ende der Zeiten. Das Wissen vom Weltuntergang nach Edda, Wissenschaft und Offenbarung. Von F. Schrönghamer-Heimdal. (Augsburg. Haas & Grabherr.)

Deutschösterreichischer Frauenkalender. Geleitet von Rudolf Krill. (Wr.-Neustadt. Verlag des Deutschösterreichischen Frauenkalenders.)

240 Rätsel von Heinz Minden. (Dresden. Heinrich Minden.)

Die theosophischen Prinzipien, die Lebensgesetze der theosophischen Verbrüderung. Von Hermann Rudolph. (Leipzig. Theosophischer Kulturverlag.)

Mir oder Mich? Lern- und Nachschlagebuch für den Selbstunterricht in der deutschen Sprache. Leitfaden zum Gebrauch der Fürwörter. Leichtfaßlich dargestellt von Carl Mann, Lehrer. (Berlin. L. Schwarz & Comp.)

Deutschlands Dichter. Neuzeitliche Lyrik, ausgewählt von Ernst Krauß. (Leipzig. Johannes Meulenhoff.)

Lebensfragen. Siebzehn Predigten von Hermann Heisler, Pfarrer. (Konstanz. Wölfing-Verlag.)

Postkarten des „Heimgarten"

Namenloser. Irgend ein bornierter Schwachkopf, irgendwo in Österreich heimatberechtigt, sendet uns von Zeit zu Zeit anonym Gedichte ein, die Preußen und den deutschen Kaiser unverschämt beschimpfen. Sie fanden bisher dort sinngemäße Verwendung, wo sich der Papiermangel des Krieges am peinlichsten fühlbar macht. In seinem jüngsten Brief regt sich Herr Namenlos in „gebundener Rede" über den Vormarsch der Deutschen in Rußland auf. Es ist aber auch wahrhaftig niederträchtig, Teile eines Staates zu besetzen, mit dem man Krieg führt!!! Doch lassen wir den namenlosen „Denker und Dichter" zur Erheiterung der Leser selbst sprechen. Der Sprachgewaltige reimt also:

Zum „deutschen" Frieden.

Es flammete auf im Osten, war freilich noch trüb der Schein,
doch Preußen das stand auf Posten, das rückt ins Rußland hinein.
Zu Schutz und Nutz von Baronen, gen Räuber- und Mörder-Scharn,
die zählend nach Millionen, halt Sozialisten warn.
Die Preußen befreiten Lande, die deutsch zu sieben Prozent,
sie schlugen neunzig in Bande, und dreie haben sie g'henkt.
Die Esthen die fühlen sich glücklich, und so die Ukrainer auch,
die Preußen tuen sich gütlich, wie schwillt er doch an ihr Bauch.
O Land der Denker und Dichter, so man dich einstens gekannt,
deine Nebel werden dichter, im Siegestaumel verrannt.
Du schreitest in dein Verderben, mit Schritten gewalt'gen los,
an Knechtsinne wirst du sterben, denn ein Knechte bist du bloß.
Hast dich dem Kaiser ergeben, achst Gott und Freiheit gering,
dem Mammon tust du leben, hast dich als Schlächter verdingt. —
Doch alles Ding währt seine Zeit, und dein Gericht — die Ewigkeit!

Menschenland. Ein Buch für den Frieden von Hilde Hagen. (Graz. „Leykam".)

Die dichterische Kraft Hilde Hagens ist ohne Zweifel den Gipfeln nahe. Die Gestaltung eines gewaltigen Stoffes aus der jüdisch-römischen Geschichte — die Umformung der Judassage — ist ihr in der „Maria Renata" wohl gelungen. Damit ist vielleicht das Vorurteil gegen die dramatische Gestaltungskraft weiblicher Dichtertalente widerlegt, denn was uns Hilde Hagen in der „Maria Renata" vermittelt, ist Vollblutdrama. Ebenso ist die Sprache in dieser Dichtung auf der Höhe und wert, gesprochen, das heißt aufgeführt zu werden. „Das Rosenopfer", ein Lied von der Sphinx, zaubert uns in prächtigen Bildern das Wesen versunkener Welten vor Augen — der Menschheit ewig gleiche Lust und Qual — so recht geschaffen, von „der unendlichen Melodie" eines Erwählten im Reiche der Töne umwoben zu werden. — Das Buch wird gewiß der Verfasserin gleichgestimmte Freunde finden.

Der Krieg 1914/17. Werden und Wesen des Weltkrieges, unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Dietr. Schäfer. II. Teil. (Leipzig. Bibliographisches Institut 1917.)

Von diesem die kriegerischen Ereignisse und deren Einwirkungen in jeder Hinsicht darstellenden Werke, dessen erster Teil seinerzeit hier schon empfohlen wurde, bietet auch dieser neu erschienene zweite Teil aus der Feder der besten Kenner und bewährter Fachmänner größere und kleinere Abhandlungen politisch-historischer, militärischer, geographischer und literarischer Natur (z. B. Kriegslieder und -Literatur von A. Bartels und Rich. Feste): Namen wie B. Bretholz, H. Übersberger, O. Freiherr von Dungern, H. Grothe, P. Dehn, A. Ruge, der Herausgeber D. Schäfer selbst und andere bürgen für den Wert der Darstellung, die sich zumal auf die Ereignisse der letzten zwei Kriegsjahre und die während derselben in den Vordergrund getretenen Gebiete und Vorkommnisse bezieht. Namentlich die Kämpfe in Rumänien und der Seekrieg von 1915—16 finden eingehende Besprechung. Daneben werden auch völkerrechtliche, sozialpolitische und wirtschaftliche Fragen in gediegenen Untersuchungen behandelt. Eine Zierde des Bandes und zugleich eine wichtige Beigabe zu demselben bilden außer den Illustrationen (Porträts, Uniformbilder, Waffen und dergleichen) die vorzüglichen geographischen und Kriegskarten, wie ja die Verlagshandlung auf kartographischem Gebiete überhaupt längst rühmlich bekannt ist. Mehrere in Reliefmanier ausgeführte Kartenblätter gewähren auf den ersten Blick besondere übersichtliche Anschaulichkeit. Ein genaues Register und systematische genaue Übersicht wird der dritte und — wie im Hinblick auf die Ungeheuerlichkeit dieses furchtbaren Krieges zu hoffen ist — wohl letzte Band des trefflichen Werkes enthalten.

Dr. A. Schl.

„Deutscher, sprich deutsch!" Von Süsser. Die Sprachsünden der Gegenwart, unter Gegenüberstellung des Falschen und Richtigen, dargestellt an leichtfaßlichen Beispielen der Alltagssprache. Nebst einem Anhang: „Die Rechtschreibsünden der Gegenwart." Preis K 1.—, Mk. —.85. (Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase. Prag, Wien, Leipzig.)

Es ist allgemein bekannt, daß die Sprachverderbnis in den letzten Jahren förmlich besorgniserregende Fortschritte gemacht hat, mit denen die Abwehrbestrebungen leider nicht gleichen Schritt gehalten haben. Es hat sich aber auch gezeigt, daß der Kampf gegen die zahlreichen Sprachunrichtigkeiten solange nicht den gewünschten Erfolg haben wird, solange er wie bisher auf die Schule beschränkt bleibt. Hier ist die Hilfe des Elternhauses nötig. Der Deutschlehrer an der Saazer Handelsschule J. Süsser hat es unternommen, ein Büchlein zusammenzustellen, das nach Inhalt und Anlage hervorragend geeignet sein dürfte, die Zusammenarbeit von Schule und Haus beim Kampfe gegen die herrschende Sprachverderbnis erfolgreicher zu gestalten. Ein Blick in das vorliegende Hilfsbuch genügt, um zu erkennen, daß der Verfasser aus dem sprudelnden Borne der Alltagssprache geschöpft hat. Die Methode der Gegenüberstellung von Falschem und Richtiggestelltem ermöglicht es jedem Erwachsenen, dem lernenden Kinde an der Hand des Büchleins die gröbsten Verstöße gegen die Muttersprache zum Bewußtsein zu bringen.

B.

Büchereinlauf.

Rosenrote und dämmergraue Geschichten. Ein Märchenbuch für die Großen von Gottfried Denemy. (Innsbruck. Tyrolia.)

Die Leut' vom Hochkogel. Erzählung aus dem österreichischen Volksleben zur Zeit des Weltkrieges von Richard Plattensteiner. (Leipzig. Hesse und Becker, Hesses Volksbücherei.)

Des Freiherrn von Münchhausen neueste Abenteuer. 1. und 2. Teil. Ihm nacherzählt von Michelangelo Baron Zois. (Feldbücherei und Verlag der Kriegszeitung der k. u. k. 10. Armee.)

Fräulein Großknecht. Erlebnisse eines Stadtkindes im Weltkriege. (Neue Folge von „Hinterm Pflug zur Kriegszeit".) Von E. P. Herausgegeben vom Vaterländischen Frauenverein Trier-Stadt und -Land. Mit Schattenrissen. (Karlsruhe. G. Braunsche Hofbuchdruckerei.)

Patrioten. Schauspiel in vier Akten von Rudolf Hawel. (Wien — Warnsdorf — Leipzig. Ed. Strache, Verlag.)



9. Heft Juni 1918 42. Jahrg.

Ein Häbelabend.

Eine Erzählung aus dem deutschen Westungarn von **Mathes Nitsch.**

Der Mann und das Weib mit der zinnernen Flasche.

In den Kleinen ihrem Spiel, sagt man, wiederholt sich den Großen ihr Werk.

Guckt zu! Wie die Mäderl Mutter und Kind spielen und die Buben aufs Feld fahren an Wochentagen und an Sonntagen auf den Kirchtag!

Aber nicht nur das. Auch ihre Erzählungen haben unsere Kleinen von uns Großen.

An Regentagen, wenn sie unter dem Dach bleiben müssen, sind alle angängigen Spiele bald abgespielt. Unlaunig und verdrossen hocken sich die Kinder ans Fenster, nach dem guten Wetter zu sehen, oder steigen auf den Backofen oder legen sich unters Bett, bis es einem einfällt: „Erzählen wir!“

Hudeldi! Alles ist dabei. Also wird erzählt.

Doch da geht's, wie es schon uns Ähndeln und Ahndeln als Kindern gegangen ist, wie es unsere Kinder gestern gemacht haben und es unsere Enkel noch heut' tun: ist immer auch ein Größeres dabei, dem ist nichts mehr neu und es hat seine Freud' dran, wenn es die anderen auf ihre Neugier hinhalten kann. Groß tut das, macht einen Lärm wie eine Jahrmarktstrommel und schreit: „Alsdann paßt auf und lost zu! Khm, khm! Einmal ist ein Mann und ein Weib gewesen, die haben eine zinnerne Flasche gehabt. Soll ich's erzählen?“

Was soll man zu solcher „Schöpfung“ sagen? 1. Daß dieser Demokratenknopf der Ansicht ist, daß Mehrheiten das Recht haben, Minderheiten einfach umzubringen. 2. Daß seine Verse so hundsmiserabel sind, daß der Mann erst Unterricht in deutscher Sprache nehmen sollte. 3. Daß man Herrn Namenlos portofrei nach Rußland spedieren sollte, damit er persönlich des Segens seiner geliebten Bolschewiken teilhaftig werde.

Zwei ärztliche Ratschläge. Heereslieferant in W.: Wenn Sie an Depressionszuständen und Schlaflosigkeit leiden, so suchen Sie frische Luft und vermeiden Sie den Aufenthalt in geschlossenen Räumen, wie Gerichtssälen und dergleichen. — Kranker Ministerialbeamter: Um Ihre Nervosität zu kurieren, befolgen Sie den Satz: „Haste nie und raste nie, dann haste nie Neurasthenie.“ Oder vielleicht paßt Ihnen folgende Erfahrung besser: „Die Liebe und der Suff, das reibt den Menschen uff, doch Mäßigkeit und Ruh, das reibt ihn wieder zu.“

Rote Nelke. Der Ausdruck „parlamentarischer Kretinismus“ stammt nicht — wie Sie fälschlich vermuten — von den preußischen Junkern, sondern vom Begründer der deutschen Sozialdemokratie, Karl Marx.

Minister S. Mit der unpraktischen Schleudermaschine, System „Mundwerk“, gewinnt man nicht einmal Redeschlachten. Wenn Ihnen schon das provenzalische Sprichwort imponiert: „Man muß die Menschen mit Worten und Stiere bei den Hörnern packen“, so beherzigen Sie wenigstens dessen zweiten Teil, da nur dieser auf Ihre Verhältnisse paßt.

Onkel Holofernes. Von Ihren 37 (!) eingesandten „Politischen G'stanzeln“ wollen wir — auf verschiedene Gefahren hin — zwei den Zeitgenossen nicht vorenthalten:

Jedem das Seine.

Die Laus hat ihren Rüss'l,
Der Tausendfuß die Füß'l,
Die Tschechen haben den Kramarsch,
Das Herrenhaus den Lammasch.
Holodrioh!

Verzichtfriede.

Die Preußen haben Kurland,
Die Russen a no gnua Land,
Die Welschen ihre Wichs,
Nur Österreich hat nix.
Holodrioh!

Amnestierte in P. (Böhmen). Es freut uns zu hören, daß Sie als Dank für Ihre Begnadigung zehn Millionen österreichische und fünf Millionen ungarische Kriegsanleihe zeichneten. So gehen Sie diesmal Ihren Partei- und Volksgenossen mit gutem Beispiel voran!

Plaketten des Kaisers und der Kaiserin.

Kaisertreue hat in diesem Kriege mannigfache Ausdrucksformen erfolgreich gesucht. Zu den populärsten Massensymbolen zählen die ausgezeichneten Plaketten des Kaisers Karl und der Kaiserin Zita, die namentlich in der Armee Eingang gefunden haben und die Kappen der Offiziere wie des einfachen Wehrmannes aus dem Volke zu Hunderttausenden zieren. Der wohltätige Zweck, dem die Veräußerung dieser Abzeichen gewidmet ist, sichert ihnen aber auch in den breitesten Schichten der Zivilbevölkerung stärkstes Interesse. Der Verkauf der Plaketten, Meisterwerke der Kleinplastik von der Künstlerhand des Professors Rudolf Marschall modelliert und vom Kaiser als offizielle Abzeichen erklärt, dient gleichfalls dazu, den „Kaiser und König Karl-Kriegsfürsorgefonds“ zu kräftigen, der sich bekanntlich die Fürsorge für die Soldaten im Felde, die Unterstützung von Witwen und Waisen Gefallener, die Verbesserung des Invalidenloses und insbesondere die Errichtung von Heilanstalten zur segensreichen Aufgabe gesetzt hat. Jeden einzelnen dieser Zweige und sie alle insgesamt fördert jeder durch sein Scherflein, der die Plaketten des Kaiserpaares erwirbt. Das Abzeichen kostet eine Krone. Kein Zweifel, daß der Verkauf der Plaketten, der sozusagen einen Kaiser-Kronenfonds darstellt, auf die werktätige und begeisterte Anteilnahme der großen Massen der kaisertreuen Bevölkerung zählen darf.

(Geschlossen am 20. April 1918.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: Hans Flecker. — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz.

Gesagt, getan.

Der Max kommt in die Stadt und soll auf den Tschismenmacher* studieren.

Sagt aber der Max: „Was? Mit meinem Namen sind andere schon römische Kaiser geworden, und ich soll den Leuten bei ihren Füßen dienen mein Leben lang? Nein schier bei den Köpfen wenn ich ihnen dienen könnt!"

Damit geht er seinem Meister durch und steht bei einem Mützenmacher ein. Hüte und Kappen tät er wohl lieber machen als Stiefel.

Der neue Meister braucht aber die Lehrjungen zu Haubenstöcken. Das gefällt ihm wieder nicht.

Sagt er: „Kleider machen Leut'. Kann ich schöne Kleider machen, wird mich das ganze Land loben. Will's beim Meister Meck-meck probieren."

Nicht schlecht.

Aber der Meister Zwirn hat ein niedliches Töchterlein seit drei Wochen und zwei Tagen, das muß der Lehrbub mit der Wiege stoßen. Stoßt er aber und es ist still, schopfbeutelt ihn der Meister, weil er meint, er läßt es in den Pölstern ersticken; stoßt er aber und es schreit, läßt der Meister die Elle auf ihm reiten, dafür, daß er es nicht stillen kann.

Sagt der Bub: „Das ist nicht gut!" und geht wieder weiter.

Bei fünfzehn Meistern probiert er es noch und es will ihm nirgends gefallen. Der Maurer ist ihm zu grob, der Greisler zu geizig, der Barbierer zu tratschhaft und der Rauchfangkehrer zu schwarz; beim Seifensieder ist ihm die Luft zu dick und beim Metzger spritzt ihm das Ochsenblut in die Suppe. Endlich tritt er einen an, einen Zinngießer, das ist erst der Rechte. Der versichert sich aufs erste seiner Ohren, daß er nicht ausreißt und bleiben muß. Seht, da hält der Max stand, wird selber auch ein Zinngießer und mit der Zeit ein tüchtiger Meister in seinem Fach.

Aber, aber . . . daß dir das nie fürkommt, Juri, mein Knecht! . . . im Wohlergehen vergißt er auf Vater und Mutter.

Der Mann und das Weib sind unterdessen alt und grau geworden, aber ihren Sohn, den haben sie darum nicht vergessen.

Einmal, jetzt nach so und so vielen Jahren am heiligen Weihnachtsabend kommt die Post ins Haus.

„Einen schönen guten Abend mit einer Empfehlung vom Christkind und da schickt es dem Mann und dem Weib das", sagt die Post und zieht was aus ihrem Sack.

„Geh weg!" sagt das Weib zu der Post. „Wer sollt uns denn was schicken, uns einsamen, vergessenen Leuten?" Aber sie zittert am ganzen Leib und denkt, wenn halt doch durch das liebe Christkindlein der gute Geist gefahren wär' in ihren Sohn, den Max.

* Schuster.

„Ja, ja", ruft die Zuhörerschaft.

Schmunzelt das Erzählende und fragt frisch wieder: „Einmal ist ein Mann und ein Weib gewesen, die haben eine zinnerne Flasche gehabt. Soll ich's erzählen?" Und so lang wiederholt es das nämliche, bis niemand mehr fordernd ja sagt. Danach hört es auch auf zu fragen und es ist, wie es früher gewesen ist, wenn nicht noch schlimmer: das ganze kleine Volk ist unlaunig und verdrossen. Weh euch, Holzkörb' und Aschenlöcher in solchen Stunden!

Jetzt sagt mir nur das: In was hat diese unsinnige Gewohnheit ihren Ursprung?

In keiner guten Absicht. Necken und verdrießlich machen will man mit ihr.

Und warum?

Ich weiß nicht, ob dem schon wer nachgedacht hat. Weil man selber verdrossen ist drüber, daß man die Geschichte nicht kennt.

Seit vielen Jahren weiß man, daß es eine solche Geschichte gibt, aber kein Mensch kennt sie. Das ist zum Verdruß.

. . . Juri, mein Knecht, schaff' mir die Häbel weg von den Füßen! Der Haufen wird schon so groß. Er verschlägt mir noch die Red' . . .

Ja, und gestern, wie ich mich bei uns daheim wieder ärger' über mein größtes Enkelkind, das den anderen mit dem Mann und dem Weib und der zinnernen Flasche kommt, simulier' ich auf und ab und bin mit eins der wahren Geschichte auf der Spur.

. . . Hoho, Juri, mein Knecht! Die Bambuschen gehören zu meinen Füßen, nicht zu deiner Häbel. Sag' deinem Rechen, daß er mir die aus dem Spiel läßt! . . .

So.

Jetzt lost her, meine Zuhörer, und bringt die Mär fleißig unter die Leut'! So werden die Kinder auch bald das Ihrige profitieren, denn man sagt mit Recht, daß die Kleinen nur die Großen wiederholen.

. . . Potz Segenst und Rechenzahn! Hörst denn nicht, Juri, daß du meine Bambuschen in Ruh' lassen sollst? . . .

Alsdann fang' ich's an.

. . . Einmal ist ein Mann und ein Weib gewesen, die haben — einen Sohn gehabt, der hat Max geheißen.

Ein aufgewecktes Bübel ist dieser Max gewesen. Die Eltern haben ihre helle Freud' gehabt an ihm. Denken sie: „Ist unser Max so ein wiser Kampel*, wird's wohl gut sein, wir geben ihn zu einem tüchtigen Meister in die Stadt, daß was wird aus ihm. Taglöhnern, das wissen wir nur zu gut, ist dem sicheren Sauerhaben verschrieben; aber das Handwerk hat einen goldenen Boden."

* Kerl, Bursch; eigentlich Kamm.

und der Holler wieder blüht, werden wir schon was anfangen mit der zinnernen Flasche."

Und wie die Sonne gekommen ist und den grämlichen Winter mit ihren goldenen Zähnen hinausgebissen hat aus der Welt, ist's wieder so schön und lieb worden überall im Wald und auf den Wiesen, in Feld und Au. Die Bäume schlagen aus, die Gräser schießen in die Höh', die Saat geht auf und die Blumen blühen. Kann man sich was Lieberes denken?

Das Weib faßt den ganzen Frühling in ihren Sinn. Es will die zinnerne Flasche füllen mit Blütenduft und junger Sonn'.

„Du, Mann," sagt es, „Gott der Herr hat die Erd' wieder geweckt aus dem Winterschlaf. Alles ist frisch und froh und gute Geruch' steigen stromweis zum Himmel. Mich erinnert der viele Duft, daß wir so eine groß' feine zinnerne Flasche haben, die uns leer auf dem Kasten steht. Ein Sträußel Veilchen oder spanischen Holler, wenn wir in die frischten?"

Auf einmal geht die Tür.

Der Mann hat nicht Zeit, sein Ja oder Nein vor den Bart zu brummen, steht der Nachbarin ihre Kleine in der Stube und spricht: „Meine Mutter laßt einen guten Tag sagen und da schickt sie einen Buschen* in eure zinnerne Flasche."

Hüpft dem Weib das Herz. Es greift nach dem Buschen.

Doch der Mann nimmt ihr ihn und drückt ihn dem Mädel zurück in die Hand.

„Trag' deinen Buschen nur sauber wieder heim", grollt er. „Was hat uns deine Mutter einen Buschen zu schicken? Wenn wir eine gute Luft haben wollen, machen wir das Fenster auf oder gehen in den Hof. Wir stehen nicht an auf euren Garten. Überhaupt, das merk' dir: Blumen sind den Menschen feindsinnig; ihre Farb' tut den Augen weh, dann machen sie mit ihrem Geruch die Gesunden krank und die Kranken töten sie. Magst du nimmer leben, so stell' dir nur so einen Buschen zum Bett! Eh' du's denkst, bist schon nimmer."

Auf diese Red' schiebt sich das Kind aus der Tür und rennt heim, wie aus einer Büchse gefeuert.

Das Weib zerdrückt zwei große Tränen mit der Faust, sagt aber nichts. . . .

So geht das Frühjahr hin und es kommt der Sommer.

Der Mann und das Weib müssen aufs Feld in den Schnitt und es ist sehr, sehr heiß.

Da stehen mitten im Feld drei große Akazienbäum' und im Schatten der Bäum' liegt ein tiefer, kühler Brunn. Alle Schnitter auf dem Feld holen sich aus dem den frischen Trunk.

* Strauß.

Und wie sie die Siegel aufbrechen und die Schnür' sprengen, schält sich eine zinnerne Flasche heraus. Fein ist die Flasche, großmächtig fein, wie aus getriebenem Silber ist sie und ein gelbseidenes Band hat sie um den Hals, darauf steht zu lesen: „Glückliche Christfesttage wünscht euer treuer Sohn Max!"

Ach, was gehen da dem Weib die Augen über und lacht ihr das Herz! Händ' und Füß' riegelt* es ihr im unverhofften Glück. Sterben möcht' sie, sterben vor übergroßer Seligkeit.

„Hab' ich es nicht immer gesagt, Mann," so jubelt sie, „hab' ich es nicht immer gesagt: Unser Bub ist das treueste Kind der Welt!"

Dabei geht sie gleich daran, räumt den Schubladkasten ab und wischt ihn sauber, daß das Geschenk auf ihm einen Ehrenplatz haben soll.

Hingegen der Vater nimmt die Flasche in die Hand und betrachtet sie genau. Es sind auf ihr eine Anzahl Bilder herausgetrieben, wie sie so einer feinen Flasche wohl stehen. Ganz vorn auf dem Brustschild, denkt der Red', erfreut ein ganzes großes Lesefest mit Weinbergen, Winzern und Winzerinnen, Pressen, Wägen und Mostfässern das Aug'. Sogar die Musikkapelle fehlt nicht. Und mitten im Kreis steht der alte Hüter mit seinem Hund und erhöht das Festgeräusch, indem er mit seiner Flinte in die Luft knallt, immer den ängstlichen Menschern an den Ohren vorbei. Linkerhand ist zu sehen, wie der Most der ruhigen Gärung verschrieben ist und in seinen engen Reifröcken im gewölbten Keller liegt. Rechterhand drängt sich schon ein Durcheinander von Leuten um den neuen Wein in der Schenkstube. Dichtes Weinlaub ziert den Rücken und Reben ranken sich am Hals aufwärts bis an den Schlund. Alles dem Max seine Arbeit.

Um und um wendet der Mann die Flasche, sogar den glatten Boden bringt er nach oben.

Der Mutter will das Herz nimmer schweigen vor heimlichem Lob, was der Max für eine Hand hat. Zum Vergolden, rein zum Vergolden.

Der Vater dawider stoßt schließlich die Flasche von sich und murrt: „Was hab' ich von dem Ding, wenn es leer ist?"

Da beeilt sich die Mutter und bringt die Flasche in Sicherheit. Ihr tut das Herz weh und bang wird es ihr zugleich. . . .

Den langen Winter über ist danach keine Rede mehr gefallen von der zinnernen Flasche im Haus. Der Mann und das Weib haben sorgen müssen, daß sie einen warmen Ofen gehabt haben. Sie haben Reisig und Bruchholz gesammelt und hübsch aufs Feuer gelegt und sind daneben gesessen von der Früh bis zum Abend, und jedes von ihnen hat wohl für seinen Teil gedacht: „Wenn das Eis bricht, der Schnee zergeht

* Bewegt.

ist als Ratzengift? Weib, ei, Weib, ich seh' schon, was das auf sich hat: dir ist's alles eins, ob ich leb' oder sterb'."

Das Weib läßt das nicht gelten. Mit Händen und Füßen wehrt es sich gegen sein arges Denken.

Aber er hält fest daran.

„Jetzt", sagt er zum Schluß, „muß ich mich stark machen gegen den Sichelmann. Und das tu' ich. Hm, gestern ist Weinles gewesen beim Wirt. Der Most ist gut geraten und nicht teuer. Und weil der eine gute Medizin ist für Leut', die das Sterben ängstigt, laß ich jetzt die Flasche mit Most füllen. Er soll mir nützen für mein Geld."

Sagt es, nimmt die zinnerne Flasche unter den Rock und geht davon.

Das Weib sieht ihm kummervoll nach. Mit der Stund' hebt ihr großes Leid an.

Denn mundet dem Mann der Most aufs erstemal gut, mundet er ihm aufs zweite noch besser und mundet ihm auch als Wein einsgleichen. Er trinkt und trinkt so fort und trinkt sich so recht eigentlich den ewigen Durst beihanden. Und das ist nicht gut.

Die Flasche, freilich, kommt dadurch zur gebührlichen Ehr'. Das läßt sich denken. Ganzen Tag wird sie gestellt und gehoben, getragen und gebracht. Das ist ein Ein und Aus mit ihr in dem Haus fortwährend. Leider Gottes!

. . . Was meint aber der Scherenschleifer: Trinken und schuldig bleiben ist bei uns Brauch? Denk' er das nicht! Was zum Maul eingeht ohne Not, muß zum Geldbeutel heraus. Das ist schon eine Not . . .

Noch für den Most hat der Mann bald das letzte Hellerlein hergegeben. Drauf geht's langsam um die übrige Hab, eins ums andere: die Zicklein, die Geiß, den kleinen Acker und das Dach über dem Kopf.

Und immer sagt der Mann: „In dem Trunk", sagt er, „steckt Kraft und ein langes Leben." Er glaubt vielleicht gar, daß es wahr ist.

Endlich reicht es aber auf nichts mehr, nur auf den liederlichen Gebrannten, den die Bettelleut' trinken.

Hei, dem Mann ist schon alles — alles eins!

Ja.

Wohl aber nicht der Flasche.

„Ich," denkt die und schüttelt sich dazu, „so eine feine Flasche, soll mir gefallen lassen, was ein irdener Krug nicht leidet? Alle Tag' heißer brennt es mein Inneres auf und ab, ein und aus, alle Tag' schärfer. Doch wart', mein guter Mann! Eh' ich mir die Lumpel* verbrennen laß, verbrenne ich deine. Dann wird Fried' werden und Ruh'."

* Lunge.

Denkt sich das Weib: „Ei, unsere zinnerne Flasche ist rein wie ein Stern. Hol' ich zweimal am Tag Wasser aus dem Brunn und stell' die Flasche unter die genetzten Strohbänder, wird das Wasser frisch bleiben alleweil einen ganzen halben Tag lang."

Sie holt den Rechen, tritt an den Kasten und will die Flasche an den Rechen binden.

Das sieht der Mann.

„Was tust denn, Weib?" fragte er sie.

„Siehst es ja", sagt sie. „Den Rechen richt' ich mir fürs Feld."

„Und die Flasche?" fragt der Mann.

„Die auch", sagt das Weib.

„Oho!" schreit der Mann. „Das wirst du lassen! Die zinnerne Flasche aufs Feld? Beileib! Das könnt' man brauchen. Eine zinnerne Flasche aufs Feld. Nein, Weib. Aufs Feld gehört das hölzerne Lägel. In dem bleibt das Wasser am längsten frisch und gesund, daß es uns nicht schadet. In der zinnernen Flasche wird es gar giftig warm; wir trinken uns aus der Flasche die Krankheit und sterben, eh' es uns lieb ist. Hat sie uns aber einmal ums Leben gebracht, die Flasche, vom Tod bringen kann sie uns nicht. Zu was das?"

Das Weib hört still zu und läßt die Flasche daheim. . . .

So geht der Sommer hin und es kommt der Herbst.

Der Herbst hat diesmal eine gute Tasche von Segen bei sich. Er streut aus nach rechts und links, da muß alles froh werden.

Auch bei dem Mann und dem Weib meldet sich ein gewisses Guthaben. Ihre Geiß hat vor kurzem gezickelt. Mit dem Herbst seinem Eintreffen im Land werden die Kitze abgespent. Es füllen sich alle Geschirre mit Milch und Rahm, und dicke Butterstritzel liegen auf dem Stellenbrett.

Sagt das Weib bei sich: „War schon lang kein so ein gesegnetes Jahr. Alle Häfen und Reindeln meiner Milchmeierin sind im Gebrauch. Jetzt laß ich's drauf ankommen und füll' auch die feine zinnerne Flasche mit Milch. Gewinn' ich aus ihr Rahm und Butter, mach' ich eine süße Mehlspeis. Mein Mann soll sich wundern, wenn er erfährt, daß die zinnerne Flasche meine Gehilfin gewesen ist. Bis dahin halt ich's geheim."

Das denkt sie nur, daß sie das kann.

Aufs erste, wie sie will Milch in die Flasche schütten, tritt sie der Mann an.

„He, was machst da, Weib, mit der zinnernen Flasche?"

Da muß sie es ihm sagen.

„Ach, was dir wieder einfällt!" sagt der Mann. „Weißt nicht, daß ich einen schlechten Magen hab', dem eine süße Mehlspeis giftiger

schwer, dir das zweite Glas zuzusprechen, so sehr ich bekennen muß, daß es dir gebührt."

Die Zollmuhm will meinen Vater kaum ausreden lassen.

„O, macht mir die Freud'", sagt sie, „und seid still! Ich möcht' nicht, daß es heißen soll, der Hausvater hätt' mich bewogen. Freiwillig will ich verzichten. Die Vormerkung ist nur gescherzt gewesen; ich hab' schon am Beginn auf den Verzicht gedacht."

Mein Vater, ein Freund äußerster Mäßigkeit, kann nicht umhin, seine Anerkennung nun bis zum Gipfel des Lobes hinanzutragen. Er sagt: „Mit der Tat hast du dein Märlein gekrönt, Zollin. Die Tat, die macht dem Erfinder Ehr'!"

Sie hat nicht Zeit zu entgegnen, so wirft schon der Scherenschleifer seine Karte aus.

„Sie haben mich aus dem Text ein paarmal angeredet, Frau", bemerkt er. „Soll das vielleicht heißen, daß Sie mir freundlich sind in Sinnen? Da tät' ich Sie schön bitten um das zurückgestellte Glas!"

Schreit die Zollmuhm auf und wird rot vor Ärger: „Seht! Seh' einer! Der alte Sünder! Der nimmt die Mahnung nicht zu Herzen. Ihm dürft' ein Sturz Wasser ins Genack fallen wie ein Wolkenbruch, er würd' ihm die Liederlichkeit nicht fortwaschen."

„Laß gut sein, Zollin!" beschwichtigt mein Vater. „Bekommt er es doch nicht, dein Glas, wenn er es auch möcht'. Jedem das Seine!"

Das beruhigt sie einigermaßen. Aber mit den Augen hört man nicht. Ihre Augen nehmen der Beschwichtigung nicht acht, und vor deren unentwegtem Zustechen muß der Schelm in den entlegensten Winkel weichen.

Im Wechseln seines Sitzes verhaspelt er sich aber an den langen Beinen des ersten Schnitters und fliegt ihm vor die Brust. Des Zwischenfalles bedient sich dieser, um vorerst die Beine aller Scherenschleifer mit tausend Donnerwettern und fünfzig Schock Teufeln zu multiplizieren und danach auch die Frage vorzubringen, die ihm schon auf der Zunge gelegen hatte, aber erst eines Wegweisers bedurfte.

„Zollmuhm," lautet die Frage, „sollten wir den Mann und das Weib mit der zinnernen Flasche nicht auch kennen?"

„Ja, ja," nicken zehn Häupter jetzt auf einmal, „sollten wir sie nicht, wenn die Geschichte wahr ist?"

Schüttelt die Zollmuhm ihr trockenes Haupt.

„Nein, die hat keiner von euch gekannt. Das Weib ist bald nach dem Tod des Mannes zu ihrem Sohn, dem Max, gezogen und beide miteinander haben das große Wasser unter sich gebracht und sind in die neue Welt hinübergeschwommen."

„Geschwommen?" staunt der Ochsenbub im gähen Schwange des Zweifels.

Sagen und tun sind der Flasche eins. Noch bestärkt es der Mann dem Weib, daß in dem Trunk Kraft liegt und ein langes Leben, da verbrennt es ihn inwendig wie ein Ölfaß, daß er sich legen muß und stirbt. Maustot ist er gewesen. Da läßt sich nichts machen.

Und seht!

. . . Den Scherenschleifer geht das auch an. Er soll nicht vorbeihören jetzt! . . .

Seht, wie sie halt den Mann dann hinaustragen zum Friedhof, hebt sich der noch auf den sechs Achseln der Männer in die Höh' und schaut nieder aus der Totenbahr. Da gehen die Nachbarn und Bekannten, die Zeit ihres Lebens nur Wasser und Milch in ihrer Flasche gehabt haben, frisch und gesund mit seiner Leich' und denken noch lang nicht ans Sterben. Der Nachbarin ihre Kleine aber, die fort Blumen gehabt hat in ihrer Flasche, auf dem Tisch und beim Bett, ist die Frischeste und Gesündeste unter ihnen.

Was kann der Mann mehr tun? Jetzt ist schon alles zu spät.

Er sagt nur: „Gute Nacht, Welt!" schließt die Augen wieder und läßt den Sargdeckel zufallen.

Das hat kein Mensch wahrgenommen. Bald steht der Zug an der Grube. Die Bahr wird eingesenkt, wie es üblich ist. Dann ist's aus, aus für immer und ewig . . .

Khm, ja, aus.

Und, daß ihr nicht mehr erwartet: aus ist auch meine Geschichte, und die Geschichte ist wahr. Wem sie nicht gefallen hat, der erzähl' uns eine bessere! . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Auch die Geschichte der Zollmuhm wurde mit Aufmerksamkeit verfolgt. Die ganze Zeit raschelte nur die dürre Häbel unter den Händen und dröhnten dumpf die Kolben an der Wand wie Pferdegetrampel im geschlossenen Stalle.

Sobald sie geendet hat, wird die Einfahrt wieder lebendig, alles rückt umher, hustet, niest, plaudert und lacht — gleich der Menge, hinter der am Sonntag um halb elf das Kirchentor zufällt.

„Wahrhaftig," ergreift diesmal meine Mutter als erste das Wort, „eine Erzählung übertrifft die andere. Ich hätt' mir's nicht gedacht, Zollin, daß ich dich werd' so loben müssen für die zinnerne Mär, als ich's muß. Es ist richtig eine schöne neue Mär."

„Und einen feinen Kern hat sie", erweitert dermal mit unbeabsichtigter Höflichkeit der Vater das Lob der Mutter. „Wenn der nur unserem Nachwuchs allerorten gezeigt werden möcht'! Das Laster des Durstes tritt allerweil fordernder hervor. Zollin, diesmal wird's mir

die Mutter nicht enthalten. Der Tag wird förmlich als ein Ehrentag der Zollmuhm schließen.

Dies merkt auch der Kürschner.

„Bei Gott, Ploni," sagt er, zu dem Mädchen gewendet, „wir haben uns heut' den unrichtigsten Tag erkoren für unsere Mären. Kann doch gegen der Frau Zoll ihre, in der sie selber so schön mitgewirkt hat, keine aufkommen. Ich weiß überhaupt nicht, ob ich's noch wagen soll."

Die Zollmuhm macht der Erfolg großmütig.

„Beileib, lassen Sie sich nicht abhalten, Meister!" eifert sie den zagenden Kürschner an. „Ist meine Mär gut gewesen, so versicher' ich, der Ploni ihre ist nicht schlechter gewesen, und bin überzeugt, Sie haben eine gleichwertige bei der Hand."

„Wahr ist's," ergreift mein Vater zu dieser Auswertung das Wort. „Wir haben heut' einen ganz ergiebigen Abend. Runden Sie auf ein schönes Drei ab, Meister! Eben wird die Zeit noch langen."

„Ja," mahnt die Kürschnerin auf so viel Zureden ihren Mann, „tu' das, Florian! Die Geschichte vom erfrorenen Kind, denk' ich, würd' am besten als dritte zu den zwei ersten passen."

„Ich gehorch' dem allgemeinen Wunsch," sagt der Kürschner und so fährt er fort: „Entschuldigen Sie aber, daß ich mich hier vor allen Leuten mit meiner Frau entzwei. Ich denk' nämlich, zweimal ein trauriger Ausgang ist genug, und will ein Stücklein wählen, das nicht so traurig ausgeht, sondern getrost zum Schlafen mit ins Bett genommen werden kann, ohne daß böse Träume erstehen in seiner Spur. Ist's dir auch recht, Ernestin?"

Die Kürschnerin grollt wohl ein klein wenig, sagt aber doch freundlich: „Ja, mir ist's schon recht."

Da darf er beginnen.

Er beginnt aber noch nicht.

„Hm," sagt er, „jetzt fällt mir ein, daß ich mich vornehmlich unter Protestanten befind', die im Wandel der Heiligen nicht recht beschlagen sind. Somit möcht' ich meiner Mär vorausschicken, daß sie buchstäblich wahr ist." Dabei bewegt seine Mundecken der Schelm. Wer von den Häbelgästen dies nicht wahrnahm, dem sei es nachträglich gemeldet. „Und", ergänzt er, „meine engeren Glaubensbrüder bitt' ich, an nichts Schlimmes zu denken. Ich bin ein guter Katholik und will es bleiben."

„Ja," sagt mein Vater, „wahren Sie, ich bitt', den Anstand und den Ruf meines Hauses!"

„Seien Sie unbesorgt, Hausherr!" beruhigt jener, hält eine Weile überlegend inne und beginnt.

„Geschwommen, ja,“ erklärt die Zollmuhm, „auf dem Rücken eines Schiffes. Und“, setzt sie hinzu, „gut ist's der noch gegangen drüben, hab' ich gehört, recht gut. Immer jünger soll sie geworden sein, statt zu altern, und wenn sie nicht gestorben ist, dünkt mir, so lebt sie noch heut'.“

„Geht,“ weist der Mitterknecht Juri diese Zusinnung von sich, „da müßt' sie wohl schon hundert und etliche Jahr' alt sein. Das ist schlecht möglich. Aber was ich fragen möcht', Zollmuhm . . .“

„Aha, hab' ich schon auch was vergessen?“ legt sie dazwischen.

„Das eine nur möcht' ich wissen,“ sagt der Juri, „was mit der zinnernen Flasche geworden ist?“

„Hab' ich's doch gedacht, daß ich es nicht verheimlichen kann“, murmelt die Zollmuhm. „So muß ich's schon sagen: die zinnerne Flasche ist bei mir daheim und wer sie sehen will, am Sonntag hol' ich sie aus der Truhe.“

Jetzt staunen die Leute. „A — ah!“ sagen sie.

Und die beiden Schnitter, wie aus einem Munde fragen sie: „Wie kommt Ihr zu der Flasche, Zollmuhm?“

„Wie?“ entgegnet die Zollmuhm. „Beschwichtigt euch! Ich hab' sie nicht gestohlen. Sie ist ein redliches Stück aus dem Erbschatze meiner Mutter.“

„Eurer Mutter?“

„Ja, meiner Mutter. Das Weib hat sie beim Fortziehen ihrer Nachbarin zum Andenken lassen.“

„Aha, versteh' schon,“ klügelt der erste Schnitter weiter, „und die Nachbarin hat sie Eurer Mutter geschenkt?“

„Nein,“ berichtigt die Zollmuhm, „die gedachte Nachbarin ist meine Mutter gewesen.“

Wieder ist das Erstaunen in voller Größe zugegen und ein gedehntes Ah! geht von Mund zu Mund.

Die Ploni aber leidet es nicht mehr auf ihrem Sitze. Auf springt sie und hastig, als wollte ihr wer zuvorkommen, ruft sie: „Errat' ich's: So seid Ihr der Nachbarin ihre Kleine gewesen mit dem Buschen?“

Schließt die Plache nicht gut, daß sich der Nebel herein zieht?

Die Zollmuhm muß die Brille wischen.

„Ja, ja, Kind,“ seufzt sie, „du hast es erraten.“ Und einem traumhaften Erinnern hingegeben, richten sich ihre Blicke auf die leere Wand.

Was mag sie tun? Jetzt muß sie es sich schon auch gefallen lassen, daß hinter dem Ruf des schlagfertigen Scherenschleifers ein dreiundzwanzigstimmiges Hoch auf sie erschallt, dessen sich auch der Vater und

„Spinne am Morgen — bedeutet Qual und Sorgen," schoß es ihm blitzartig durchs Hirn. Und rasch einen Pantoffel vom Fußboden aufraffend, schlug er nach dem boshaften Unglücksprophеten. Allein das Tierchen brachte sich behend hinterm Waschtisch in Sicherheit.

Nichts weniger als erfreut darüber, stellte unser Emmerich seinen kleinen Toilettespiegel auf den Tisch und begann vor ihm seinen Selbstbinder zu knüpfen.

Im Anfang, rekapitulierte er dabei im stillen, im Anfang war selbstverständlich der Urschleim, griechisch Protoplasma. Aus diesem entwickelte sich — zum Kuckuck, heute wollte sich wieder einmal kein schwungvoller Knoten schürzen lassen — entwickelte sich allmählich, aber unbeirrt und zielbewußt, die erste Zelle — — —

Klack! sagte der kleine Spiegel. Er war vom Tisch zu Boden gerutscht. Herrn Kappels Ellenbogen hatte ihn hinabgestoßen. Ein zackiger Sprung ging quer durch seine blanke Fläche, und als ihn Herr Kappel betrübt aufhob, da fielen seine beiden Hälften auseinander, zerfielen klirrend in Viertel, Achtel und Sechzehntel.

Im selben Augenblicke kam die Quartierfrau mit dem dampfenden Frühstückskaffee zur Tür herein.

„Marandanna!" schrie sie, als sie die Situation überblickte. „No, das is a schöne Bescherung! Das is aber scho damisch z'wider! Sieb'n Jahr' lang hab'n S' jetzten ka Glück mehr, Herr von Kappel!"

Emmerich Kappel warf ihr einen wütenden Blick zu. Und finster bedeutete er ihr, die Scherben zu sammeln und dann schleunigst die Tür von außen zuzumachen.

Sieb'n Jahr' kein Glück! murmelte er, als er wieder allein war. So ein Unsinn! So eine dumme Urschel! Das war doch so gut wie ausgeschlossen, das war doch förmlich undenkbar, daß sein Lebensglück von einem zerbrochenen Spiegel abhing... Aber eine Roheit, eine Rücksichtslosigkeit blieb die Äußerung jener bornierten Person. Wenn einer minder frei von Aberglauben, weniger aufgeklärt war als er, Emmerich Kappel, so konnte er schön erschrecken über so was...

Er frühstückte und kleidete sich völlig an und begab sich, ohne seine Quartierfrau noch eines Blickes zu würdigen, aus der Wohnung hinaus auf die Gasse. Und um sein Gleichgewicht völlig wiederherzustellen, hielt er sich im Geiste folgendes vor:

Es gibt keine übernatürlichen Erscheinungen, gibt und gab niemals Wunder. Voraussetzungslose Forschung und gesunde Vernunft sind imstande, jedes Ereignis auf das Zusammenwirken der Naturgesetze zurückzuführen. Nur unheilbare Verblendung oder bewußte Selbstbelügung...

„Schamer Diener, Herr von Kappel!" tönte es da plötzlich an sein Ohr. Und aufblickend, gewahrte er den Magistratskanzlisten Him-

Er hat eine hohe, etwas verschleierte Stimme, einem Nebelhorne, das auf den Tenor geschult ist, vergleichbar. Doch sie steht ihm gut und fällt mit dem Tone der Begebenheiten wohl überein . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

(Schluß folgt.)

Der Lichtfreund.

Von **Fritz Stüber-Gunther.**

„Himmel —!“ fluchte der Privatbeamte Emmerich Kappel, da ihn das mißtönige Gerassel des Patentweckers unbarmherzig aus dem süßesten Morgenschlummer riß. „Himmelherrgott —!“

Im nächsten Augenblick aber verstummte er und lächelte überlegen. Denn es war ihm soeben eingefallen, daß er mit seinem Fluchen etwas ganz Unsinniges redete und tat. Es war ihm eingefallen, daß es ja gar keinen Himmel, keinen Herrgott und mithin am allerwenigsten einen Himmelherrgott gab . . .

Ja. Wenn er, der geborene Freigeist, früher noch den leisesten Zweifel an dieser negativen Wissenschaft hegte — gestern war ihm der letzte Zweifel genommen worden: Im radikalen Diskutierklub „Die Lichtfreunde“, den er als Gast betreten und ein paar Stunden später als begeisterter Anhänger nicht nur, sondern auch als wirkliches, zahlendes Mitglied verlassen hatte.

Gehobenen Gemütes vergegenwärtigte sich Herr Emmerich Kappel, indem er den Schuh zuschnürte, nochmals, was er gestern als unumstößliche, köstliche Gewißheit im Kopfe mit heim genommen: Daß die Welt nicht in sechs Tagen erschaffen, nein, in Millionen Jahren auf äußerst langsamem, aber ganz natürlichem Wege von selbst entstanden war. —

Da gab es ihm einen Ruck. Er merkte, er hatte in Gedanken den linken Socken und Schuh zuerst angezogen, anstatt des rechten. Sonst achtete er stets darauf, daß es in umgekehrter Reihenfolge geschah. Warum? Darum! Es war halt so eine alte Gewohnheit von ihm, die ihn schon seine Großmutter gelehrt hatte... Und tatsächlich fühlte er sofort seine fröhliche Laune, seine gute Stimmung schwinden. Mit knapper Not und aller Selbstbeherrschung aber konnte er sie gerade noch bei einem Zipfel erhaschen und festhalten.

Aber zehn Minuten später erhielt sie einen neuen Stoß. Als sich nämlich Herr Kappel dem Fenster näherte, um das Thermometer abzulesen, da sah er zwischen Vorhang und Mauer eine fette graue Kreuzspinne kauern.

Begegnung mit einem Wagen voll Heu nach dem Volksglauben das allerbeste, günstigste Vorzeichen war — ein Zeichen, das wohl selbst die üble Vorbedeutung eines zerbrochenen Spiegelchens reichlich aufwiegen konnte! —

Der Privatbeamte Emmerich Kappel verbrachte einen äußerst angenehmen Bureautag. Sein Sinn war heiter, seine Arbeit ging ihm „wie geschmiert" von der Hand, sein Chef schien voll Zufriedenheit mit ihm.

Und siehe, als er am Abend vom Bureau nach Hause ging, da kam ihm gar der Obmannstellvertreter des radikalen Diskutierklubs „Die Lichtfreunde" entgegen der ihn sofort folgendermaßen anredete:

„Das is g'scheit, daß i Ihner triff, Herr von Kappel! Mir hab'n gestern no verschiedenes g'red't von Ihner, wia S' schon fort war'n, mir san stolz d'rauf, daß mir a so a wackeres neuches Mitglied g'wonnen hab'n für unsern Verein. Und i bin alsdann beauftragt, Ihner z'frag'n, ob alsdann bei unsern nächsten Diskutierabend net Sö den einleitenden wissenschäftlichen Vortrag halten möchten, Herr von Kappel: Über das Thema nämlich, daß die sogenannte menschliche Seele alsdann gar nix anders is als wia eine ganz gewöhnliche Funktion des menschlichen Körpers alsdann, und ergo dessen ah nia net unsterblich sein kann, klarer Weise! Liegt Ihnen das?"

„Vollkommen, ausgezeichnet, g'rad' mein Fall!" dienerte Herr Emmerich Kappel freudig überrascht, geehrt und geschmeichelt. „Wird mir ein großes Vergnügen sein. Wann is denn, bitte, der nächste Diskutierabend? I hab' mir's, scheint mir, gestern net g'merkt."

„Genau moring über acht Tag'. Schreib'n S' Ihner 's liaber glei auf, Herr von Kappel!" sagte der Vizepräsident der Lichtfreunde und empfahl sich höflich.

Emmerich Kappel aber zog sofort seinen Taschenkalender und blätterte ihn auf: Heute war Donnerstag der Fünfte, morgen Freitag der Sechste; folglich war morgen über eine Woche wiederum — Freitag und — — der Dreizehnte...

Herr Kappel hatte eine unangenehme Empfindung, als ob ihm ein kalter Wassertropfen über den Rücken gelaufen wäre.

Also an einem Freitag sollte er seinen ersten wissenschaftlichen Vortrag, seine Jungfernrede halten? Und noch dazu an einem Freitag, der auf den — Dreizehnten fiel?

Weiß der Kuckuck, das paßte ihm nicht recht. Das ging ihm wider den Strich. Freitag den Dreizehnten... Freitag den Dreizehnten... wollte — mochte — — konnte — — — konnte er noch nicht entsprechend vorbereitet sein!

Ja, so war's. So und nicht anders. Daß ihm das nicht sogleich eingefallen war!

berger, den er wegen seiner Rückständigkeit und geistigen Interesselosigkeit ziemlich gering schätzte.

„Schon lang net das Vergnügen g'habt!“ fuhr jener voll Eifer fort. „Wia geht's allerweil, ha? No, da bracht m'r eigentlich gar net z' frag'n — schau'n ja wunderbar guat aus, Herr von Kappel.“

„Wird net gar so arg sein,“ wehrte jedoch Kappel mit säuerlichem Lächeln ab. Dabei ballte er unwillkürlich die eine Hand auf dem Rücken, den dicksten und kürzesten ihrer Finger mit den vier schlankeren bedeckend.

„O ja, G'spaß ohne!“ beharrte der andere. „I hätt' Ihnen ja beinah' nimmer derkennt — so kugelrund und wuzerlfett sein S' word'n, meiner Seel'. Wia 's Leben selber schau'n S' aus, net anders, Herr von Kappel!“

Emmerich Kappel brummte etwas in den Bart und entfernte sich eilig. Und senkte die andere Hand in die Überziehertasche, um dort mit aller Kraft auch den zweiten Daumen „einzuhalten“. Denn wenn es überhaupt möglich gewesen wäre, die Gesundheit seines Nebenmenschen zu „verschreien“ — dieser Himberger, dieser blitzdumme Kerl, hätte es faktisch zustande gebracht!

Weiterschreitend und den peinlichen Zwischenfall zu vergessen trachtend, vertiefte sich Herr Kappel neuerlich und immer mehr in die Grundlehren monistischer Erkenntnistheorie und natürlicher Schöpfungsgeschichte — als er plötzlich einen Rauchfangkehrer in vollständiger kohlschwarzer Rüstung aus der nächsten Seitengasse auftauchen und mit schnellen Schritten herankommen sah. So, wie er ging, hätte er an Herrn Kappels rechter Seite vorbei müssen. Allein Herr Emmerich Kappel manövrierte so geistesgegenwärtig und geschickt, daß er den Kaminfeger im letzten Moment an seine linke Seite zwang. Und als das Manöver gelungen war, atmete er vergnügt und erleichtert auf. Weswegen? Weil er den polizeilichen Gehvorschriften ein Schnippchen geschlagen hatte? Jedenfalls nur deswegen. Daß sein Benehmen zugleich der unter seinen minder lichtfreundlichen Mitbürgern vielverbreiteten Meinung, ein Rauchfangkehrer zur Rechten bedeute Zank und Streit, ein Rauchfangkehrer zur Linken aber Freude und Frieden, aufs genaueste entsprach — das war selbstverständlich ein barer Zufall ... Ebenso wie es Zufall war, daß er in seinen wiederangesponnenen naturphilosophischen, atheistischen Betrachtungen durch einen knapp vor seinen Füßen um die Ecke biegenden hochbeladenen Heuwagen gestört wurde.

Der Kutscher des Wagens schimpfte mörderisch über den „blinden Hessen“, der ihm ums Haar „unter d' Radeln g'rennt“ wäre und drohte mit der Peitsche. Herr Emmerich Kappel aber war darob nicht zornig, nicht einmal ärgerlich. Herr Emmerich Kappel lächelte seelenvergnügt. Es kam ihm nämlich prompt zu Sinn, daß die unvermutete

ging Hans zu Magda. Stundenlang konnte er dann zu ihren Füßen sitzen und in ihre klaren Augensterne blicken, die ihm — und nur ihm — in solcher Liebesfülle leuchteten.

Wie oft Menschen, die sich gerade recht behaglich auf der lieben Gotteswelt fühlen, sprachen sie einst auch vom Tode. „Ich glaube", sagte Hans, „daß ich leicht sterben werde, denn ich sehe die Naturnotwendigkeit alles Vergehens ein. Am liebsten plötzlich, aus voller Schaffenskraft gerissen, ohne daß ich die traurig kläglichen Erscheinungen des Alters kennen lernte. Aber nur eines nicht! Nicht in den finsteren Sarg, nicht in dumpfe Modererde."

„Warum nicht in die Erde", fiel ihm seine Liebste in das Wort, „wo doch die Erde dir so viel Freude, Liebe und Köstliches geschenkt hat?"

„Das schon", gab Hans zu, „fällt mir auch nicht ein, ein Schollenflüchtling zu werden. Ich hasse nur die neuen Ansichten, so zum Beispiel wie einer seinen Leichnam verbrennen, seine Asche auf einen hohen Berg tragen und selbe dort in alle Winde zerstreuen ließ. Oder einer, der seine Asche in einen Turmknauf setzen ließ. Nein, ich möchte in Schönheit sterben. In meinen Bergen möchte ich bestattet werden und gleich dem Schneewittchen, der süßen Märchengestalt meiner Kindertage, in einem Kristallsarg liegen, von einer Flut roter Rosen bedeckt. Lächle nicht! Schon seit Jahren sammle ich, was mir doch als Bergmann leicht zustatten kommt, Bergkristalle, und da lasse ich mir, sobald ich die Zahl beisammen habe, aus den gesammelten Kristallen mit Blei einen Sarg fassen."

Hans stieg eines Tages in das Bergwerk und suchte, wie er schon ein Träumer war, außer seinem Beruf nach Bergkristall.

Und da kam es, daß er sich auf der Suche nach Bergkristall in einen toten, schon schlecht gestützten Stollen wagte, der aber hinter ihm zusammenbrach und ihn lebendig, umgeben von funkelnden Bergkristallen, die er reichlich vorfand, vergrub. Aber rasche Hilfe brachte ihn wieder ans Tageslicht und mit der Beute seiner köstlichen Bergkristalle fiel er in die Arme seines geliebten Weibes. Halb scherzend sprach die Frau zu ihm: „Nun hättest du wohl bald deinen Sarg aus Kristall bekommen."

„Ja doch", gab Hans wohl heiter zu und schüttete die glitzernden und regenfarbenspielenden Kristalle in den Schoß des Weibes. „Sieh' mal", sprach er scherzend, „jetzt werde ich bald die Zahl vollendet haben, daß ich mir einen Sarg aus diesen funkelnden Kristallen fassen lassen kann."

„Du bist ein Kind", sprach Magda lächelnd und fuhr ihm sachte über das weiche Seidenhaar. Dann aber schauerte sie leicht zusammen

Er eilte nach Hause und schrieb an das Präsidium des radikalen Diskutierklubs „Die Lichtfreunde“, er sei sehr gern bereit, den gewünschten Vortrag über das eigentliche Wesen der sogenannten Seele zu halten, müsse aber zwecks gründlicher Vorbereitung um eine Fristverlängerung bis zum übernächsten Vortragsabend ersuchen.

Als er diesen Brief geschlossen hatte, sah er wiederum die fette Kreuzspinne auf seinem Fenstervorhang sitzen. Schon wollte er nach seinem Regenschirm greifen, um sie totzustoßen, als ihm urplötzlich der schöne Vers durch den Kopf summte: „Spinne am Abend — im Glücke sich labend...“

Da ließ er sie leben. Er war ja nicht nur ein Lichtfreund, der Herr Emmerich Kappel, sondern auch ein Tierfreund. Und ganz besonders freundlich gesinnt solchen Tierchen, die ihm Glück brachten.

Von Särgen aus Kristall.

Von **Josef Stohl.**

Hans Hödl gehörte zu den „Besonderen“. Er war eine jener freien, in sich selbst abgeschlossenen Naturen, die sich ihre eigene Anschauung zu bilden vermögen ohne Beeinflussung von der kleinlichen, formellen und zeremoniellen Welt. Er tat, was gute Menschen für Recht halten, und genoß im übrigen das Leben in vernünftiger Weise.

Sein Schönheitssinn und seine Liebe zur Natur führten ihn an frostklaren Wintertagen oder an sonnenwarmen Sommertagen hinauf auf die Berge, die ihre Häupter so frei und leicht wie er zum Himmel hoben.

Sein Schönheitssinn ließ ihm auch jenes Weib finden, dessen Liebe ihm höchstes Erdenglück gewährte. Auch sie war ein „Edelmensch“, und so mußten sich diese beiden finden und in heißer Liebe zu einander entbrennen. Hans, groß und kraftvoll mit sonnengebräuntem Antlitz, aus dem zwei nachtschwarze Augen gebieterisch und doch wieder ein wenig träumerisch in die Welt blickten. Magda, eine süße, blonde Frau mit freiem, frankem Gang und vornehmen Bewegungen, stets harmonisch und einfach schön gekleidet. Sie liebte wie er alles Gute und Schöne und ihre Anschauungen verschmolzen in eins. Nur in seine Liebe zur kalten Gletscherwelt stimmte sie nicht ein. Eine nagende Eifersucht bemächtigte sich oft ihrer, eine Eifersucht auf jene Welt, in die sie ihm nicht zu folgen vermochte und die sie darum haßte.

Ihre Liebe war echt und innig. Wenn nach lautem Tage der Abend kam und die Sterne gleich stillen Wächtern am Himmel aufzogen,

Irgendwo irgend im Wienerwald...

Irgendwo irgend im Wienerwald,
Wo der Buchfink singt und ein Echo hallt,
Steht eine kümm'rige Buchen.
Alleweil wander' ich kreuz und quer,
Dahin und dorthin, dahin und daher,
Die kümm'rige Buchen zu suchen.

Irgendwo irgend muß sie doch steh'n,
Werde sie schon einmal wiederseh'n,
Meine kümm'rige Buchen.
Hab' ja dorten mein Glück vergrab'n
Und mein Glück will ich wieder hab'n . . .
Muß mir die Buchen halt suchen.

Irgendwo irgend im Wienerwald . . .

Benedikt.

Schanghai—New York.

Wenn unsere Kriegsgefangenen in Rußland den tapferen Entschluß faßten, zu fliehen und heimzukehren, so konnten sie nicht den kurzen Weg nach Westen nehmen, sondern mußten listig und verschlagen ostwärts wandern, durch Sibirien, China, über Japan, den Stillen Ozean, über Amerika, durch den Atlantischen Ozean, England und Skandinavien oder Holland. Denn der „kürzeste Weg" der Mathematik war für die Kühnen ungangbar, und sie mußten sich schon bequemen, einige tausend Kilometer durch das Land der Zöpfe zu stapfen. Wie viele mögen den Versuch gewagt haben und wie wenigen gelang er! Diese Flüchtlinge brachen aus sibirischen Gefangenenlagern aus oder sprangen aus einem durch die Steppe dahinrollenden Transportzug, um unter unsäglichen Mühsalen den Weg in die Heimat zu suchen. Verkleidet, sich je nach ihrer Sprachenkenntnis als Russen, Amerikaner, Italiener, Holländer oder sogar als Franzosen gebärdend. Dieser und jener, mit gefälschten Papieren ausgerüstet, stellte sich sogar taubstumm, weil er keiner Sprache mächtig war, die ihm gegen seine Verfolger einigermaßen Sicherheit gewährte. Wenn man „Die Abenteuer des Ostseefliegers", Leutnants zur See Erich Killingers, liest (Verlag Ullstein u. Co., Berlin), dann meint man, daß der rühmlich bekannte Odysseus und der Phantast Karl May gegen diesen deutschen Marineur die reinen Waisenknaben waren!

Kürzlich erschien, ebenfalls bei Ullstein, ein Büchlein des österreichischen k. u. k. Hauptmannes Franz Wlad, das sich „Meine Flucht durchs mongolische Sandmeer" nennt. Hauptmann Wlad wurde bald nach Beginn des Krieges in Galizien schwer verwundet und gefangen genommen. Recht und schlecht geheilt, trat er die Fahrt nach Sibirien an, floh nach mancherlei Erlebnissen mit einigen Gefährten, strolchte umher und kam endlich durch die Wüste nach Peking und Schanghai. Bis nach England glückte es ihm, dort aber wurde er durchschaut und festgenommen und gelangte erst als Austauschgefangener nach Österreich zurück.

und schmiegte sich fester an den geliebten Mann. Da lächelte er und sagte: „Noch aber leben wir“ und küßte heiß ihre treuen Augen.

Der Sommer war wieder gekommen und Magdas trübe Zeit begann, denn Hans weilte fern von ihr in seinen Bergen!

Ja, Hans weilte in den Bergen; ein freier Höhenmensch, stieg er leicht und sicher mit Pickel und Seil die Höhen hinan. Wonnetrunken schweifte sein Auge über die grünlich gleißenden Gletscher, deren Rauschen er bis herauf zu hören meinte. Seine Hand preßte einen Riesenstrauß glühroter Almrosen — die der Liebsten gehören sollten — gegen das heiße, junge Herz. Ein starker Duft von Harz erfüllte die Luft, in der hoch oben ein Adler mit weitgespannten Schwingen zum fernen Horste zog. Es war ein Augenblick reinsten Friedens, reinster Daseinsfreude.

Da — während die Augen noch den schwarzen Punkt in den Lüften verfolgten — ein Fehltritt und der kühne Bergsteiger sauste hinab in die tiefe, gähnende Spalte. Ein Aufklirren, noch einmal! Und dann Grabesstille. Hans Hödl gehörte den Lebenden nicht mehr an.

Die Sonne sank und kalt wehte die Abendluft über die nächtlichen Firnen. Da unten aber lag Hans im Schoße des bleichen Gletschers zum letzten Schlaf gebettet. In tausend Lichtern spielend schimmerten die Kristallwände seines Sarges. Auf roten Rosen lag er gebettet, es war sein warmes, rotes Blut, das den Boden färbte. Und eine Flut roter Rosen war über ihn gestreut, jener Rosen, die er der Liebsten vermeint. Die schönen schwarzen Augen waren geschlossen, aber ein glückseliges Lächeln lag auf den schönen Zügen. Und hoch oben zündete der Himmel ein stilles Totenlicht, den Abendstern, für den einsamen Schläfer an!

Tage waren vergangen, ehe man Hans Hödl vermißte. Erst als ein jäher Wettersturz die Berge mit glitzerndem Schnee überzog und die Gletscherspalten ausfüllte, daß ihr Vorhandensein eine unheimliche Sage schien — erst nach Tagen brachten die Zeitungen Bericht über ein neues „Opfer der Berge!“

Und fern, in der großen Stadt, lehnte Frau Magda am Fenster und schaute unter Tränen zum Abendstern empor, der auch ihm geleuchtet hatte, und flüsterte wehmütig: „Mein armer Hans, nun hast du doch deinen Kristallsarg bekommen!“

Mr. Wiekan wird aufgerufen, meine Wenigkeit tritt vor. Vergleiche in verschiedenen Schiffspapieren, formelle Fragen: Wie lange ich im Osten gelebt? Bei welcher Gesellschaft tätig gewesen? Ob bei Militär gedient? Dann war die Prozedur gut abgelaufen. Noch eine Aufforderung des Polizeioffiziers an die Feinde, den Dampfer nicht zu verlassen, und die Kommission verschwand. Jetzt wußte ich, wie es zuging. So ähnlich dürfte es ja auch in Kobe und Yokohama sein. Wenn nur nicht anders: das kann man noch überleben.

Um den Dampfer begann inzwischen die Arbeit. Kohlenboote lagen um den großen Rumpf. Auf Leitern und kleinen Brücken standen Japaner und deren Frauen; flink und geschickt warfen sie die kohlengefüllten Strohkörbe einander zu. Wie gewandt diese festen Weiblein arbeiteten! Dann kamen Wassertanks, große Boote mit Gemüse, Wein, Fleisch und Obst. Unersättlich schien unser Riese. Auf der anderen Seite arbeiteten die Krane. Tra-ta-ra-ta! Diese Musik hörten wir Tag und Nacht, in jedem Hafen. Kisten, Ballen, Berge von verschiedenen Waren verschwanden. Am Vorderdeck sammelten sich Händler. Den ganzen Schwindel moderner japanischer Schundindustrie trachteten sie an den Mann zu bringen. Seidensachen, Schildkrötenerzeugnisse, angeblich echt, Handstickereien, Holzschnitzereien. Gut sieht vieles fürs Auge aus. Landeskenner warnen vor dem Einkauf.

Was nicht zu dem in Furcht gehaßten Zentraleuropa gehörte, war längst an Land. Wie ein verlassenes Schiff, so tot und öde sah unser Siebenundzwanzigtausend-Tonnen-Kasten aus. Nur zwei japanische Wachen stolzierten am Oberdeck. Die ganze Nacht über arbeiteten noch Pumpen und Krane. Bei leichtem Wiegen erwachte ich. Wasser schlug gegen das Bullauge, schaumgekrönte Wellen zischten um das Schiff. Noch sah man einige Inseln, als ich an Deck trat, westwärts zog sich die große, bergige Kiuschiu, die südlichste der drei großen japanischen Inseln.

Wir fuhren zuerst Nordostkurs. Über geschichtlichen Stätten trieben die Wellen ihr tägliches Spiel. Denn östlich von uns lag Tsuschima!

Kurs stark nach West. Der Meerenge von Moji-Schimonoseki näherten wir uns. Zahllose Inseln, manche so klein, daß nur eine Konifere Raum für ihre Wurzeln hat, liegen zwischen winzigen Eilanden, die wie grüne Nester auf den blauen Fluten schwimmen. Wellen lecken an grauem Fels, umsäumen mit weichem Schaum den grastragenden Erdenfleck, das trotzige Riff. Rechts und links, in der Breite nur einiger Kilometer, hebt sich das hügelige, bewaldete Ufer. Auf grüner Höhe liegen kleine Tempel, weiße Häuschen lugen zwischen Bäumen und Blumen auf die schäumende See.

Ein Lotse kam an Bord. Wie Feuerballen zeichneten große Bojen beiderseits den Weg. Wohl eine Stunde lang ging es durch dieses

Von den seltsamen Irrfahrten, die Wlad schildert, sei im folgenden seine Reise von Schanghai nach New York mitgeteilt:

„Die ganze Nacht über war der Dampfer in Fahrt, und doch befanden wir uns am nächsten Morgen noch in den schmutzigen Wassern des Jang-tse. Er machte dem Meere seine Rechte streitig und dehnte sich, eine unendliche braune Lache, uferlos wie dieses aus. Mitreisende kamen an Deck. Breite Amerikaner mit der kurzen Pfeife, schweigende Engländer, ein spanisches Ehepaar, Missionärfamilien mit kaum festzustellender Kinderzahl. Chinesische Missionsschwestern, bald europäisch, bald landesüblich gekleidet, trugen Trost zu ihren Stammesverwandten übers Wasser. Eine Menge junger chinesischer Kavaliere war auch an Bord. Tadellos europäisch gekleidet waren diese Herren. Nur ihr Begleiter und Tugendwächter wiegte sich in der Tracht des Drachenlandes mit langem, blauem Mantel und schwarzen Schnabelpantoffeln. Es waren Marineoffiziere, die zu Studienzwecken nach Amerika fuhren. Auch einige langarmige Indier fuhren mit, Kaufleute aus Schanghai mit Frauen und Kindern, die in kostbare Seide gekleidet waren.

Ich hatte mir vorgenommen, wenigstens über Japan hinaus sämtlichen Reisebekanntschaften auszuweichen. Auch mit den Kameraden sprach ich wenig. Meinen englischen Sprachführer in der Hand, saß ich stundenlang am Oberdeck, lernte oder blickte den spielenden Wellen nach, die schaumgekrönt aus dunkelblauer Tiefe sich hoben.

Anfangs hatten wir schönes Wetter. Flutendem Golde gleich glitzerte die Wasserfläche. Bald dunkler, wenn sich die breitwogende Masse senkte, bald heller im Vollschein der Sonne. Blauer Himmel lachte über den Masten.

So vergingen mehr als drei sonnenhelle Tage. Am Morgen des 30. Juni verkündeten kleine Inseln und Riffe Festland. Wir näherten uns dem Hafen von Nagasaki. Am Fuße eines Berges liegt die Stadt, in vielen Terrassen, im Grün breitästiger Bäume stehen niedliche Holzhäuschen. Um unser majestätisches Schiff drehte sich allerlei Seefahrzeug, wie Küchlein um die Henne. Japanische Behörden erschienen an Bord.

Ich reiste als Österreicher. Wird's gehen oder nicht? Mit wichtiger, ernster Miene schreitet ein bebrillter japanischer Arzt mit Gefolge in den Dining-Room. Von diesem kleinen Wachswicht soll ich mich begutachten lassen? Der ganze Stolz des Weißrassigen bäumte sich in mir auf. Zum Glück nahm der Knabe seinen Dienst nicht sehr ernst. Er betrachtete nur einige Kinder der Missionärfamilien, guckte eines Parsen kleiner Tochter in die kohlschwarzen Augen und verschwand.

Jetzt kommt die Hauptbescherung. Im Musikraum amtierte die Polizei. Österreicher und Deutsche wurden hingewiesen. Zuerst die Frauen. Höflich sind die Japaner, das muß man ihnen lassen.

Wir hatten Nachrichten an Bord. Die Wireleß Preß Company funkte täglich zu uns herüber. Doch es waren nur Reutersche Generalstabsberichte. Wie eine ganz unbedeutende Selbstverständlichkeit wurde Lembergs Fall hingestellt. „Die Unsrigen werden kommen," so dachte ich am 28. August 1914, schwerverwundet in einem Keller östlich Lembergs liegend. Sie kamen in kaum zu hemmendem Siegeslauf.

Ein Tag des Nichtstuns lag vor mir. Im Hafen lungern, mit Händlern feilschen, den Schiffen und Barkassen zusehen. Da gab es viel Zeit und Muße, der lieben Heimat zu gedenken. Werde ich noch zurechtkommen?

Sonntag, den 4. Juli, verließen wir den befestigten Hafen. Bald lag Japans Inselland östlich von uns, mit ihm auch eine Gefahrzone, die glücklich durchfahren war. Warum sollte es nicht so weitergehen?

Mit den Deutschen an Bord hatte ich inzwischen Bekanntschaft geschlossen. Im Geplauder mit fröhlichen Damen verging die Zeit. Deutsch-Amerikaner gab es auch an Deck; leider waren sie mehr das letzte von beidem! Ein Württemberger segelte nach gutem Busineßabschluß zurück in die neue Heimat. Ganz Anglo-Amerikaner in Aussehen, Kleidung und Sprache. Doch Deutsch kannte er auch noch, wie ein „Wüschteberger". Mir erzählte er viel von seinen Bergwerken bei Kansas City, von Erwerbsmöglichkeiten, von seiner Familie. Ob ich nicht eine Zeitlang bei ihm Gast sein möchte? Er ahnte wohl, wer ich wäre, es ließ sich eben nicht ganz verheimlichen. Ich dankte für die große Freundlichkeit, sagte aber nichts Bestimmtes zu.

Eines Morgens tauchten viele Inseln auf, die „Mandschuria" hielt den Kurs gegen sie. Lauter Berge und Felsen, von Kratern umgebene Kegel, die Hawai-Gruppe. Vor Honolulu, auf der Insel Doho, sollten wir vor Anker gehen. Lachen mußte ich, als ich daran dachte, wie oft mein Geographieprofessor mich in wilder Verzweiflung hierher verflucht hatte. Da stand ich nun!

Vor terrassenförmig ansteigenden Bergen lag die weite Bucht. Viele deutsche Dampfer und das graue Kanonenboot „Geier" waren hier verankert. Direkt an der Mole legten wir an. Amerikanische Ärzte und Beamte kamen an Bord; Gott sei Dank, die Gelbhäuter waren wir nun los. Nach mehr als zwei Wochen konnte ich endlich an Land, mit der elektrischen Bahn auf Straßen fahren, die von Palmen oder Bananen umsäumt waren, und die ganze Blumenpracht dieser herrlichen Inseln genießen. Wie in einem großen Garten lagen die zierlichen Holzhäuschen, von Blüten umrankt. Eine Fülle an Farbe und Duft, wie nur die Tropen sie bieten. Und über dem Grün, Blau, Gelb und Rot der Blätter und Blüten lagen mastengleich hohe Palmenstämme, ganz oben von der Blätterkrone bekränzt.

Gewirr von Inseln, Eilanden und Riffen. Da weitete sich plötzlich das Meer; wie ein toter Platz lag eine grünblaue Fläche vor uns. Wir kamen in die japanische Binnensee. Schlote, Essen, Krane, Rauch und Feuer. Wie mit einem Zauberwort ist das herrliche Bild zu Ende. Neben uns, an den Ufern, der Lärm der Fabriken. Eine Reihe riesiger Werkstätten; Japan war fleißig an der Arbeit.

Dann kam ein Abend, einzig an Farben und Pracht. Vom Diner werden die Reisenden an Bord gerufen. Rabenschwarz liegt das Meer um Küste und Schiff; eine scheinbar dickflüssige, träge Masse. Doch zwischen beiden schimmert es in Rot und Gold, ein Flimmern und Glitzern, wie flüssiger Rubin. Kleine rote Wellen, wie Flammenzungen, geweckt von der Sonne scheidendem Strahl, lecken an der bleischweren Wassermasse. Ein Beben und Zittern geht durch die Wogen, ein Liebessehnen zwischen Sonne und Meer? Bis über Mitternacht saß ich auf Oberdeck. Tum, tum arbeiteten die Propeller, schach, tschach schlugen die Wellen gegen den Rumpf des Störenfrieds, der sie aus nachtdunklen Träumen riß.

Kobe! Schiffe, Segler, Barken, Molen und Docks. Das ganze Getriebe eines großen Hafens. Die Formalitäten werden rasch erledigt. „An Bord bleiben!" lautete der Auftrag. So guckte ich nach der Stadt, die an einem hier und da verkarsteten Hügelzuge liegt. Japanerinnen traten in der zweiten Klasse eine Reise mit uns an. Niedlich sind diese immer lächelnden Geschöpfe, besonders wenn man sie mit Chinesinnen oder gar Mongolinnen vergleicht. Die große, bauschige Frisur aus pechschwarzem Haar, das etwas breite Gesicht, wie Pfirsich die Haut, volle, runde Formen. In bunten Kimonos, auf niedrigen Brettchen trippelten diese Kleinen umher. Freundlich lächelten sie jeden Mann an, der ihnen zusah.

Vierundzwanzig Stunden lag die „Mandschuria" im Hafen. Dann ging es weiter, zuerst West-, dann Nordkurs. Die bergige Küste blieb stets in Sicht. Von weitem grüßte der heilige Berg, der Fujiyama, mit schneegekröntem Gipfel. An Festungsanlagen vorbei, durch eine weite Bucht, an Kriegsschiffen und Antennen vorüber dampften wir gegen den Hafen von Yokohama. Seicht mußte das Meer hier sein, wie ein Teich sah die Wasserlache aus.

Es war Abend. Wir mußten vor der Reede liegen bleiben. Nächsten Tages erst wurden die Untersuchungen und Überprüfungen erledigt.

Der Offizier der japanischen Kommission war überaus freundlich. „Wissen Sie," sagte er zu den Deutschen, Österreichern und Ungarn auf englisch, „daß Ihre Truppen vor kurzem Lemberg eingenommen haben? Es freut mich, Ihnen dies mitteilen zu können. Aber von Bord dürfen die Ladies und Gentlemen nicht. Meine Heimat kann ich Ihnen leider nicht zeigen!"

Durch weite Wüsten führt die Bahn. Sanddünen und Hügel, dorniges Buschwerk und Kakteen mit dickfleischigen Blättern — die Moave-Wüste und die Indianer-Reservationen. An dem Zuge galoppiert ein kleiner Trupp vorbei. Federngeschmückt die Häupter, gestreifte Tücher umgeworfen. Hopis oder Navajos auf Kriegspfaden? Der Lederstrumpf wird lebendig, Winnetous edle Gestalt taucht vor mir auf.

Kansas City, St. Louis, Chicago. Ich besah Wolkenkratzer, Getreidespeicher, stand an den Ufern des Vaters der Ströme, weidete mich am Leben auf Comer States und Maddison Streets oder suchte Erfrischung in den kühlen Wellen des Michigansees. Die üblen Düfte der großen Schlachtbänke von Armour und Swift blieben mir noch lange in der Nase haften.

Weiter nach Buffalo! Ein Brausen und Tosen wie von tausend Donnern, der Niagarafluß stürzt seine Wassermassen in gewaltigen Abgrund. Wie ein Strom, langsam, majestätisch wälzen sich seine Fluten über Gestein und Felstrümmer. Scheinbar ahnungslos betreten sie die Todesstelle, stürzen sich, weithin staubend, eine Wolke von Gischt und Schaum, wie zornbebend und wutschnaubend über den unerwarteten Verrat. Und unten gurgeln und brausen die Wassermassen; dann werfen sie sich mit Donnergetöse, noch immer zornbebend und geifernd, in einen weiten See. Sonnenstrahlen spielen auf dem schäumenden Naß, zaubern Regenbogenfarben auf schneeweißen Staub, vergolden den Gischt. Vom See beginnen sie die Flucht. Doch welch neues Hindernis? Beinahe zu gewöhnlicher Flußbreite verengt, zwischen gewaltigen Felsen quetschen sich die sturzgepeinigten Wogen. Hinweg, hinweg!

New York! Drei Grünhörner stiegen auf der Zentralstation aus und versuchten, unter den Wolkenkratzern sich vorwärts schiebend, sich zurechtzufinden. In der Augusthitze lag die gewaltige Stadt. Auf Gassen und Plätzen ein Hasten und Eilen der Menschen, „keine Zeit" schien hier die Losung zu sein. Nirgends starrte mir der kalte, gewinnsüchtige Amerikanismus so entgegen wie hier. Nur nicht lange dableiben, nahm ich mir schon am ersten Tage vor. Allerlei Märchen von gänzlicher Unmöglichkeit, an England vorbeizukommen, wurden mir erzählt. „Warum reisen Sie weiter?" hörte ich fragen.

Ein echter russischer Paß mit Bild des Inhabers und Rückreisebewilligung ruhte in meiner Tasche. In Eile erledigte ich alles, und am 11. August fuhr der dänische Dampfer „Friedrich VIII." von Hoboken aus, an der Freiheitsstatue vorbei, mit mir dem Osten zu.

Ein Ungar, den ich natürlich während der Fahrt nicht wiedererkennen durfte, reiste als bulgarischer Gärtner eine Klasse tiefer."

Waikiki mit seinen herrlichen Strandbädern erfrischte den Körper von des Tages Hitze. Kilometerweit vom Ufer brachen sich die Wellen, und mit rauschendem Getöse wandte sich die Brandung dem Ufer zu. Kanaken trieben, auf blattförmigem Brett stehend und auf den Wellenkämmen sich haltend, ihr einzigartiges Spiel. Dann ein Abend am Ufer des brausenden Meeres bei Musik und Wein. Sternklarer Himmel, erfrischende Seebrise, silberhelles Lachen schöner Frauen. Lebe wohl, du gesegnetes Eiland! Als wir westwärts fuhren, sah man noch lange den Gipfel des erloschenen Diamand Head.

Am 21. Juli lagen wir vor San Francisco. Es war in den Tagen der Weltausstellung. Von weitem zogen die roten Kuppeln und glänzenden Türme der großen weißen Baulichkeiten die Blicke auf sich.

Da konnte man endlich die Beine nach Herzenslust strecken im Lande der Unmöglichkeiten.

Einige Zeit blieb ich in der schönen Stadt. Es gab viel zu sehen: die Ausstellung, schöne Bauten, Gärten. Ein Strom von Menschen war nach Frisco gekommen, aus dem Süden dunkeläugige Grandezzas, schlanke Engländerinnen aus dem Osten. Da gab es ein Gedränge in der Ausstellung oder abends in den taghell beleuchteten Straßen. Wie viele Deutsche und Österreicher es hier gab! Ich staunte!

Unsere Fahrt durch Kalifornien hatte ich mit den Reisegenossen zurechtgelegt. Ein braver Landsmann besorgte die Karten, und eines Abends standen wir auf der Dampffähre, die uns über die Bai nach Oakland bringen sollte.

Im bequemen Zuge traten wir auf der Santa-Fé-Linie die Reise nach dem Süden an. Kühl war die Nacht, die Wagen rollten durch die Täler der Anden.

Nach zwei Tagen stiegen wir in Grand-Canyon aus. Ich brannte vor Verlangen, das Naturwunder des Coloradoflusses zu sehen. Ungestüm eilte ich die Stufen zum El-Tover-Hotel empor. An den Ufern des mächtigen Wasserdurchbruches ist es erbaut. Im Morgennebel lag noch die Landschaft. Geistergleich schwebten mächtige Schwaden um die burgähnlichen Formen der Felsen, die aus scheinbar bodenloser Tiefe Hunderte von Metern emporwuchsen. Erst lichteten sich die Spitzen. Wie unzählige kleine, viereckige Türme einer gewaltigen Feste sah es aus. Die massigen Formen zeigten sich immer deutlicher, pyramidengleich, breitbasig aufgebaut, zerfurcht, zerschnitten, zerrissen, wildromantisch. Auf dem grauen Schilfe des Grundes ruht ein rot, grünlich und braun schimmerndes, burgartiges Gebilde mit Mauern und Gräben. Um seinen Fuß winden sich noch die Nebel, die den schaurigen Abgrund verschließen. Wie der Geist des Manitou schwebten die Wolken über dem in der Tiefe zerstörenden und aufbauenden Wasser.

menen Gegner" überwanden sie, und dann kommt plötzlich der wirkliche Feind, dessen Geschütze nicht nur blind geladen und der nicht nachgiebig stehen bleibt, wenn eine Manöverleitung „das Ganze halt!" befiehlt. Da geschieht es dann zum Erstaunen aller Eingeweihten und Uneingeweihten, daß der im Frieden als Feldherrngenie ausposaunte General furchtbar enttäuscht. Sei es, daß seine herrlichen taktisch-strategischen Theorien die Prüfung durch die harte Wirklichkeit nicht aushielten, sei es, daß in der Stunde der ernstesten Entscheidung die Nerven rissen, sei es, daß Unterbefehlshaber patzten, für deren Tun und Lassen schließlich der Obere zur Verantwortung gezogen wird, sei es, daß er auf eigene Faust eine höchstpersönliche Dummheit machte, wie sie wohl jeder Mensch, auch der Begabteste, bei irgend einer Gelegenheit hie und da zu machen pflegt, sei es, daß der unglückliche Feldherr überhaupt nicht die Fähigkeiten besaß, die man ihm zuschrieb, sei es, daß er einfach Unglück hatte. Ja, Glück muß auch das größte Genie haben, sonst geht es schief. Schon Napoleon erklärte, er könne keine Generäle brauchen, die Unglück haben, denn mehr denn irgendwo entscheidet im Krieg der Erfolg, nur der Erfolg, ausschließlich nur der Erfolg. Aber auf die Dauer hat doch nur wieder der Tüchtige „Glück" . . . . .

Es ist selbstverständlich, daß Mitgefühl und seelisches Verstehen niemals entscheidend sein können, wo es sich, wie im Kriege, um das Leben von Hunderttausenden, um das Schicksal von Staaten und Völkern handelt. Wer sich da aus irgend einem, verschuldeten oder unverschuldeten, Grund auf einem entscheidenden Posten nicht oder nicht ganz bewährt, der muß dem Besseren, der muß dem Besten weichen. Dies betonte auch Kaiser Wilhelm bei der Ernennung Hindenburgs zum Befehlshaber des gesamten Feldheeres, und dieser Ernennungsbefehl ist auch insoferne vorbildlich, als er den Leistungen des Vorgängers im Amte volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Darauf kommt es nämlich an: Ein Mann, der von Jugend an dem Staate mit allen seinen Kräften diente, hat unbedingt Anspruch auf wohlwollende und gerechte Beurteilung auch dann, wenn er den erhofften Erfolg nicht errang. Wie tief verstimmend wirkt es in der ganzen Armee, wenn ein alter Offizier nach einer unglücklichen Kampagne sang- und klanglos fortgeschickt wird. So gibt es einen General, der nach einer kalten Entlassung tief verbittert sagte: „Davongejagt wie ein diebischer Hausmeister!" Woher soll Dienstfreudigkeit kommen, woher die Kraft zu selbständigem Handeln, zu gewichtigen Entschlüssen in krisenhaften Augenblicken, wenn man weiß, daß ein möglicher, aber unmöglich berechenbarer böser Ausgang der Aktion dem, der die Entscheidung zu treffen hat, Rang und militärische Ehre kostet? Gewiß, es ist nicht leicht, sofort festzustellen, ob ein unerwünschter Rückschlag die Folge von Unfähigkeit, Fahrlässigkeit oder von einem unvorhersehbaren Zufall ist. Wie dem auch

Abgesägt.

Wenn ein Minister demissioniert, wenn es auch nicht gerade der beste Minister ist, pflegt er mit Klingklang-Gloria aus dem Amt zu scheiden: Kaiserliches Dankschreiben, vielleicht sogar Rangerhöhung, jedenfalls Ordensauszeichnung, möglicherweise ein schöner Posten bei irgend einer ruhesamen obersten Zentralbehörde. Hat der Minister a. D. ein bißchen Glück, so taucht er nach ein paar Jahren auch wieder in einem Ministerium auf. Und geschieht dies nicht und lebt er weiter im gemütlichen pensionierten Ruhestand, so bleibt er doch bis an sein Lebensende die hochgeehrte „Küß d'Hand Exlenz" aller angestellten und freiwilligen Lakaien. Schließt die Größe von einst einmal die Augen, so ist ihr in den großen Blättern ein guter Nekrolog sicher, denn wenn der Mann als Persönlichkeit auch nicht viel bedeutete, daß er ein „Charakter" war, kann man ihm immerhin nachsagen.

Wenn ein Hofrat pensioniert wird, dann ist er die langweilige Büroarbeit los, übersiedelt nach Graz oder Linz, sammelt Marken, spielt Tarock, kritisiert seinen Nachfolger, geht spazieren und sitzt abends im Theater. Alles in allem ein glücklicher Mensch, dem die Welt den Buckel hinabrutschen kann.

Wenn ein Gefängnisaufseher seine Dienstjahre voll und seinen Dienst satt hat, tritt er in Ruhestand. Man muß ihm denselben gönnen. Er hat genug geleistet. Wird Präsident des Gesangvereines „Argusauge", den seine Amtskollegen gründeten.

Ganz anders liegt die Sache bei hohen Offizieren. Der General, der den Säbel abschnallt, den Zylinder aufsetzt, einen Schirm kauft und Gummischuhe anzieht, der ist nach allgemeiner Auffassung ein toter Mann. Er scheidet aus seinen uniformierten Kreisen, die vor ihm zitterten, er ist der Niemand geworden, und alle kommenden Offiziersgeschlechter lächeln mitleidig über den alten Schlachtenverlierer, der ehemals tausend Pläne im Kopfe hatte um alle Feinde ringsum zu besiegen, und nun als Generalmajor ad honores Vögerl füttert. Na, weiter ist das kein großes Unglück, es kann sich nicht jeder Kadettenschüler als Feldherr in die Geschichtsbücher hineinsiegen, und Lebensläufe, die vor dem selbstgesteckten Ziele enden, gehören auch sonst nicht zu den Seltenheiten. Schlimm, ganz schlimm jedoch steht es mit jenen führenden Generälen, die in einem Kriege an eine entscheidende Stelle gestellt sind, die jene bangen Hoffnungen erfüllen sollen, die ihr geängstigtes Vaterland auf sie setzt, und die versagen. Dreißig, vierzig Jahre voll Mühe und Arbeit, voll Drill und Subordination, voll Ehrgeiz und Erwartung, voll Theorie und Praxis liegen hinter den alten Herren, die unter ihren Anhängern als militärische Genies galten. In jedem Manöver triumphierten sie, jeden „angenom-

männischer Seite rechtzeitig gewarnt, und das Wort eines Kriegsministers: „Die Armee verdorrt“ ist eine schwere Anklage gegen alle jene, die es verabsäumten, den Staat zur Verteidigung wehrhaft zu machen. Zwar ist der liebe Gott, wie der alte Dessauer einst erklärte, nicht so unbedingt auf Seiten der größeren Bataillone — denn sonst wären die Mittelmächte schon längst von ihren Feinden erdrückt worden —, aber der Herrgott im Himmel hat immer noch starke Sympathien für viele und schwere Geschütze, für zahlreiche Maschinengewehre und Panzerautos, für Minenwerfer und Flugzeuge, für eine vorbauende Friedensorganisation der Truppen und klaglos arbeitende Verkehrsmittel. Das alles kann nicht erst am Abend vor der Entscheidungsschlacht bereitgestellt werden!

Und nimmt man selbst den unwahrscheinlichen Fall an, daß ein hoffnungsvoller Befehlshaber im Ernstfall aus eigenem gänzlich versagt, so ist er dennoch nicht der Alleinschuldige. Als nach Königgrätz eine sehr einflußreiche Persönlichkeit den Admiral Tegetthoff fragte, wen man für die Niederlage im Norden zur Verantwortung zu ziehen habe, antwortete er: „Denjenigen, der Benedek zum Oberkommandanten vorschlug.“ Das ist ein allgemein gültiges Urteil, das jederzeit beherzigt werden sollte.

Aus allen diesen und noch einigen anderen Ursachen, die hier nicht weiter berührt wurden, verdienen „Abgesägte Generäle“ so oder so nicht nur die stumme Achtung der Allgemeinheit, sondern auch die stützende Fürsorge der obersten Stellen im Staate.

Es ist schwer genug für einen Mann, der seine Lebensarbeit einem großen Ziele widmete, wenn er das Ziel nicht erreicht, wenn er seine Tätigkeit mit einem schweren Mißerfolg abschließt. H. L. R.

Von der Beseelung volkstümlicher Geräte.

Eine volkskundliche Studie von **Dr. Viktor v. Geramb** (Graz).

„Der Bauer und sein Gerät“ — das wäre ein Hauptstück aus unserem Volksleben, dessen Betrachtung wohl dafür stünde und des Schweißes der Edlen wert wäre. Unser Maschinenzeitalter geht freilich an so altmodischen Dingen gerne achtlos oder doch nur mit dem geringschätzigen Lächeln des höheren Kulturmenschen vorüber.

Seien wir übrigens nicht ungerecht gegen unsere Maschinen! Denn wahrlich, so manche von ihnen mutet einen an wie ein lebendes Wesen: selbsttätig, machterfüllt und doch geschmeidig. Und oft, wenn man so vor einer mächtigen Maschine steht, vor ihrem laut atmenden Räderwerk und vor ihren geschäftigen, blanken Gelenken, und zusieht, wie sie den Rohstoff

sei, auch das Opfer eines Zufalls wird häufig mit Recht nach einem Mißlingen von seinem alten Posten entfernt werden müssen, denn eine militärische Schlappe wird oft und oft auf einen Kommandanten entnervend einwirken, kann man ihm dafür auch keine Schuld zumessen. Deshalb ist es um so notwendiger, daß ein General, der Unglück hatte, mit aller Schonung behandelt werde. Man wird bei seiner Rückberufung betonen müssen, wie viel der Staat ihm trotz allem für seine langjährige Tätigkeit an Dank schuldet; man wird ihm Auszeichnungen nicht vorenthalten, die auch den breitesten Massen zeigen, daß der Mann weder ein Dummkopf noch ein Verbrecher ist. Die „breiten Massen" — mit einem Wort: das Volk ist allzugern und allzurasch bereit, den Stab über Persönlichkeiten zu brechen, deren Fähigkeiten und Leistungen es unmöglich richtig zu werten vermag. Dieses Volk, das einen besiegten Heerführer schmäht und verhöhnt, ist dasselbe Volk, das einst jene ersten Flieger auslachte, die bei ihrem todesmutigen Probeflug abstürzten .... Hatte, nebenbei bemerkt, ein solcher Flieger wenigstens das „Glück", sich dabei den Hals zu brechen, so konnte er noch einigermaßen auf Mitleid rechnen; die sensationslüsterne Meute erklärte dann: „Der arme Teufel — aber hat's ihm wer g'schafft?" Und mit Rücksicht auf diese „breiten Massen", auf das „Volk", muß ein in Ehren ergrauter aber von Mißgeschick heimgesuchter Offizier von oben mit besonders warmem Verständnis und gebührender Anteilnahme behandelt werden. Dies kann durch ein allerhöchstes Handschreiben geschehen, durch Rangerhöhung, durch Berufung ins Herrenhaus und am besten durch Verleihung eines neuen militärischen Amtes, wo er seinem Vaterlande noch dankenswerte Dienste leistet. Es ist nicht anzunehmen, daß sich in einer Zeit, wo beschäftigungslose Agenten an die Spitze wichtiger Zentralen gestellt werden, wo Schuhwarenhändler mit der Beschaffung des Viehfutters für ganze Länder betraut werden, kein passender Platz für einen arischen General finden sollte, der auf seiner Laufbahn tausend praktische Erfahrungen erwarb.

Für die allermeisten verlorenen Schlachten und Gefechte wird den jeweiligen Oberkommandanten kaum die ausschließliche oder auch nur eine Hauptschuld treffen. In jedem Kriege wirken Kräfte, Tatsachen und Verhältnisse zusammen, für die ein einzelner, und sei es der Machtbegabteste, nicht voll verantwortlich gemacht werden kann. Keine lange Abhandlung kann das sogenannte „Schlachtenglück" besser charakterisieren als die nüchterne Feststellung, daß jeder Sieg schon im Frieden errungen wurde, das heißt, daß die vorbereitende Organisation für ein künftiges kriegerisches Unternehmen von nicht zu überschätzender Bedeutung ist. Die Fehler jahrzehntelanger Vernachlässigung des Heeres zum Beispiel, können niemals in wenigen Tagen oder Wochen durch das Genie eines Feldherrn ausgeglichen werden. Sehr oft, und leider oft vergebens, wird von fach-

einem diese Bauerngeräte so anheimelig macht. Hier blödsinnigste Zweckwidrigkeit (Hindenburg als Zahnstocherhalter, Metallschwalbe mit einem dummstolzen „Souvenir" u. dgl.), dort bis in die letzte Krümmung hinein durchdachte Zweckmäßigkeit (Spinnrad, Pflug).

Doch über all das mag vielleicht ein andermal geredet werden. Hier soll einmal nur eine, meines Wissens bisher kaum beachtete Seite des Verhältnisses besprochen werden, in dem der Bauer und im weiteren Sinne das Volk überhaupt zu seinem Gerät steht. Es ist das die Benennung derartiger Geräte mit Namen von Lebewesen oder — wenn man sich gelehrt ausdrücken will — die „volkstümliche Animalisierung von Gegenständen", wie sie sich in deren Benennungen äußert. Und wenn sich's dabei auch zunächst kaum um mehr als um eine Andeutung handeln kann, so wird man — hoffe ich — doch schon aus dem Wenigen, das sich leicht mehren ließe, erkennen, wie gerade aus diesen Benennungen jenes eben berührte Verhältnis lebendig wird.

Den größten Platz nehmen dabei die Tiernamen ein. Da ist zunächst ein Gerät „von altem Adel" *, das sich einst fast auf jedem Herd fand und heute noch ab und zu in Bauernhäusern und Holzknechthütten, aber auch in den meisten romanischen Kaminen im Gebrauch steht. Es führt gleich drei verschiedene Tiernamen: *Feuerbock, Feuerross* und *Feuerhund.* Es besteht aus einer starken, etwa einen halben Meter langen und auf vier kurze Füße gestellten wagrechten Eisenleiste, die an beiden Enden ziemlich hoch senkrecht aufgebogen ist und oben sowie an den senkrechten Seitenkanten hörnchenförmige Eisenhäkchen trägt. Auf die wagrechte Querleiste werden die Holzscheite schräg aufgelegt, so daß die Luft von unten zum Feuer Zutritt finden kann. Stellte man zwei solche Feuerböcke paarweise gegenüber, so konnte man in die erwähnten Hörnchen den Bratspieß einlegen, auf dem das Fleisch, indem man ihn langsam drehte, gebraten wurde. Wie kommt nun dieses Ding zu seinen Namen Bock, Roß und Hund? — Zunächst steht fest, daß es einst dem Empfinden des Volkes wirklich als beseelt galt. Es war ein Kultgegenstand, ein Haus- und Herdheiligtum (lateinisch *lar*), was sich aus der noch heute üblichen italienischen Bezeichnung *„alare'* noch deutlich zu erkennen gibt. Als Kultgegenstand hat man es auch wiederholt in Ton und Bronze geformt und in geradezu verblüffender Gleichgestaltigkeit mit seinen heutigen Nachkommen unter den Totenweihegaben in prähistorischen Gräbern (z. B. in Hallstatt, am Bachern, in Rom und in Etrurien) gefunden. Sodann hat man das Gerät schon in jenen frühen Zeiten und auch

* Wie es der Grazer Universitätsprofessor Rudolf Meringer, ein Bahnbrecher auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Erforschung des volkstümlichen Hausrates, treffend genannt hat. (Vergl. sein Büchlein „Das deutsche Haus und sein Hausrat" im 116. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt", Leipzig, Teubner, 1906.)

mit Händen greift, knickt, schiebt, walzt, formt, fältelt und nietet und einem endlich fein säuberlich als fertiges Gebrauchsding vor die Nase setzt, dann überkommt einem wohl ein bewunderndes Staunen und man blickt mit schier verdutzter Miene zu dem rätselhaften Ungetüm hinauf, das sich da in rhythmischem Schwunge vor einem bewegt. Aber doch! — — man denkt dabei an ein Ungetüm. Allein, wenn's gar kein Ungetüm ist, sondern etwa ein kleines, feingestaltiges, emsig und still fortarbeitendes Maschinchen? — Auch dann, finde ich, will einem das schlangenkluge Ding, dem man vielleicht mit verhaltener Fröhlichkeit, aber doch auch mit einer gewissen Scheu zusieht, nicht so recht zum behaglichen Freund werden. Es steckt etwas vom gebändigten Dämon in jeder Maschine. Und daran ist wohl was Wahres. Wieviel gefesselter und in Menschendienst geknechteter Naturkraft bedarf's schon zum Bau und wieviel gar erst wieder zum Betrieb einer jeden Maschine!

Da ist so ein knüppelsteifer, grober Dreschflegel trotz seiner ungeschliffenen Manieren doch ein viel behaglicherer Geselle. Und als das erscheint er auch seinem bäuerlichen Herrn. Der Bauer steht mit seinem Gerät auf vertraulichstem Du und Du. Von geducktem, scheuem Hinüberschielen zum gefesselten Dämon vor allem ist da keine Rede. Der Bauer ist der Herr seines Gerätes. Freilich mitunter etwas grob; ein grober Keil auf einem groben Klotz. Aber im ganzen kein seelenloser Herr, kein kalter Tyrann. Vielmehr ein aufrichtiger Herr, der den Knecht auch zu schätzen weiß, fast mehr ein Freund, etwa wie ein Jäger zu seinem Hund. Wenn er störrisch ist, kriegt er einen Hieb übers Maul, oder — in unserem Fall — man haut ihn um die Erde. — Aber der Gesell ist nicht zimperlich, geht deswegen nicht gleich auseinander, wird auch nicht so schnell weich — und im übrigen ist man rasch wieder gut.

Als ich ein Schulbub war, übte ich mich mit mehreren Arbeiter- und Bauernkindern in Deutschlandsberg im Schleuderschießen. Es war zwar verboten, aber es hatte doch was für sich. Ich erinnere mich deutlich, wie ein Bauernbub zu mir sagte, als ich eines Tages mit einer neuen, selbstgemachten Schleuder auf den Plan trat: „Mei Liaba, du muaßt hiazn schau(n), daß d' ihr Herr wirst. Däi muaß da ganz in d' Hand einiwachs'n und muaß da aft dea(n)a(n), daß krat a so geaht, wia du 's wüllst." Mir sind die Worte, bei denen ich schon damals an etwas wie einen dressierten Hund, also an ein lebendes Wesen dachte, jedesmal wieder in Erinnerung gekommen, wenn ich einem Bauern zusah, wie er sein Gerät angriff. Das ist ihm wirklich „in die Hand einig'wachs'n", das „deant" ihm wirklich, wie er will. Und ein langes Kapitel wäre zu schreiben über die in jahrhundertelanger Entwicklung ausgereifte Zweckmäßigkeit der bäuerlichen Geräte. Es ist das gerade Gegenteil vom „Nippessachen"-Schund und vom „Hurrakitsch", was

Kienspäne, mit denen man einst die Bauernstube beleuchtete. In unserem volkskundlichen Museum steht eine solche dreibeinige Spangoaß, die einen mit ihren hörnerartigen Hobelgriffen aus ihrer dämmerigen Ecke heraus manchmal ganz sonderbar anlugt, als wollte sie jetzt und jetzt ein meckerndes Sprünglein tun. Sie fühlt sich zwar als eine originelle, aber doch als eine sehr feine Dame und sieht recht vornehm auf ihre etwas massiv geratene Schwägerin herab, die den höchst unfeinen Namen „*Schmeißgoaß*“ führt und sich einen, für eine Dame doch gar zu derben Beruf gewählt hat. Sie zeigt sich als ein gekrümmtes, katzbuckliges Balkengestell und läßt ihren kraftvoll geschwungenen Rücken benützen, daß man auf ihn die Getreidegarben „ausschmeiße“. Bei dieser kräftigen Prozedur machen die armen Garben freilich gesunde Bewegung, allein sie kriegen auch schon einen recht deutlichen Vorgeschmack von der darauffolgenden Drescherei und müssen schon jetzt, wenn nicht gerade Haare, so doch ganz beträchtlich Körner lassen. Um sich für jene etwas wenig standesgemäße Schwägerin zu entschädigen, verweist die Spangoaß gerne auf ihre uniformierten „Cousins“, die den Namen „*Bock*“ und „*Pferd*“ führen und in Turnsälen ein forsches Sportleben führen. — Freilich ist der Bürger- und Bauernstand in dieser Verwandtschaft unleugbar häufiger vertreten. Man munkelt sogar, daß auch das vielbesungene Schneiderlein und sein so übel beleumundetes Verhältnis zur „*Schneidergaß*“ auf irgend einen anrüchigen Zusammenhang mit dieser Verwandtschaft zurückzuführen sei. Und deshalb singen übermütige Bauernburschen gerne ein Spottlied, in dem es heißt: „Die Goaß dö hat halt an lankn Ruckn und dö braucht halt der Schneider za n ra Werkstattlbruckn.“ — Bei der imponierenden Fruchtbarkeit jener Sippe ist es leicht begreiflich, daß sie auch im Auslande Angehörige besitzt. Ein vierfüßiges Gestell zum Draufsetzen des Backtroges bezeichnen auch die Slowenen als *koza* — Ziege und bei den Letten heißen die Dachreiter *aschi* — Ziegenbock und *bouki* — Schafbock. Darin tun es die Letten den vornehmen Franzosen und den stolzen Spaniern gleich, denn bei den ersteren heißt der Dachsparren *chevron*, bei den letzteren *cabrio* (übrigens auch bei den Rumänen *caprior*), Worte, die alle im lateinischen *caper* — Ziegenbock ihren Großpapa verehren.

Den Steirern ist der Bock dafür zu minder; sie nennen den Dachsparrenvorsprung „*Roßgoschen*“ und treffen sich darin auch ihrerseits mit dem Spanier, der den Deckenbalken canterio (vom mittellateinischen *cantherius* — Pferd oder Esel), und mit dem Franzosen, der ihn *poutre* — Stute benamst. Auch sonst treibt sich der Hengst, das Roß und das Rößl gerne unter den Gerätenamen des Volkes herum. So heißt in allen bajuvarischen Mundarten der Querbalken des Ziehbrunnens, auf dem die Seilrolle hängt, der „*Brunnenhengst*“ (schwedisch *hink*), und ebenso wird die Hängevorrichtung des Herdkessels im Zillertal als „*Hengst*“ und im

noch später gerne mit Tierköpfen, und zwar mit Rinder-, Bock-, Vogel- und Hirschköpfen, geziert. Damit lag die Tierbezeichnung nahe. Wie alt sie ist, geht daraus hervor, daß dieses Ding französisch *landier*, d. h. *l'andier*, genannt wird, ein Wort, in dem noch ein alter keltischer Stamm *andero* (= junger Stier, junger Bock) steckt. Auch bei den Slawen ist der Feuerbock beseelt, er heißt z. B. slowenisch *Koza*, d. i. die Ziege. Beim Namen „Feuerroß" kann vielleicht eine Volksetymologie von „Rost" mitspielen, wie wir solcher später noch mehrfach begegnen werden.

Steigen wir aber nun von diesem hochadeligen alten Herrn zu einem richtigen Bauern herab. Da ist ein in der mittleren Steiermark gern gesehenes, neuerdings auch bei der Stadtbevölkerung zu Ansehen gekommenes altes und sehr urwüchsiges Gerät: Die „*Ölkuah*". So heißt die alte, volkstümliche Kernölpresse, in deren Innerem die gerösteten und in Leinensäckchen gewickelten Kürbiskerne ausgepreßt werden. Sie ist aus einem klotzigen Baumstamm roh gehauen und auf vier kurze, wuchtige Beine gestellt. Und wenn man sie recht zu betrachten versteht, so erscheint sie wirklich in ihrer klobigen Kraft dazustehen wie eine verdauende und philosophierende Kuh. Doch außer diesem vierschrötigen, weltweisen Habitus hat sie auch sonst noch etwas von der Kuh: Sie kann nämlich auch gemolken werden, was freilich nicht gerade in zartester und nicht in der sonst üblichen Form geschieht. Man haut ihr einen Holzkeil in den Rücken, so daß die erwähnten Leinensäckchen zwischen zwei Holzpolster niedergekeilt werden, und siehe da, unten auf der Bauchseite rinnt zwischen den beiden Hinterbeinen das herrlich duftende, goldgrün schimmernde Kernöl in das untergestellte Gefäß.

Von Böcken und Geißen gibt's gar eine ganze Auswahl unter dem Geräte des Volkes. Da ist — abgesehen vom Feuerbock — fast jedes auf Füßen gestellte Gerät ein „*Bock*". An der Spitze der Schar zottelt der vielbegehrte „*Hoanzlbock*" eine Bank, auf der man rittlings sitzt und in deren beweglichen, sinnreichen „*Kopf*" man Holzteile einspannt, wenn man sie schnitzen oder sonstwie bearbeiten will. In Tirol heißt dasselbe Gerät die „*Goaßbank*". Diese beiden Herrschaften sind nicht von Langeweile geplagt, sondern haben stets Verwandte auf Besuch: Ihre Vettern den „*Sagbock*" (die Holzsägevorrichtung) und den „*Radlbock*", wie die Scheibtruhe vielfach (z. B. um Berchtesgaden) genannt wird und im Winter den *Bockschlitten*, der sich mit seiner Gemahlin, dem *Goaß-* (oder *Goaßl-*)Schlitten auf dem Gebiete des Wintersportes erfolgreich betätigt. Eine recht ausgeprägte Persönlichkeit ist eine Base des *Hoanzlbock*, nämlich die *Spangoaß*. Das ist eine Bank, sehr schmal gebaut, wie es eben einer „*Goaß*" wohl ansteht, mit einem riesigen Hobel auf dem Rücken, der sich als ein kraftvoller Onkel unseres ein wenig degenerierten Zündholzschachterls fühlt. Er diente nämlich zum Hobeln der

einer Höhe aufzuhängen, wo sie die Katze und die Ratte und die Maus nicht erlangen mögen. Wohl möglich, daß man nach so glorreicher Erfindung mit der boshaften Miene des siegreichen Menschenverstandes das Ding der Katze zu Hohn und Trutz selbst *„Katz“* getauft hat. Doch ist das, wie gesagt, eine bloße Vermutung, die ich nicht beweisen kann. — Auch einzelne Gliedmaßen des Katzenkörpers sind zu derartigen Namengebungen verwendet worden. Allbekannt sind die den Schuhsohlen und Hühneraugen gleich feindlichen, wenn auch recht malerischen *„Katzenköpfe“* als Pflastersteine. Zur Entschädigung dafür freunden sich dem menschlichen Fuß und seiner Bekleidung hingegen die *„Katzenpfotln“* an, eine von Holzknechten so benannte, bestimmte Gattung der Steigeisen, die von einer etwas anders gestalteten und als *„Froschhaxln“* bezeichneten Form zu scheiden ist. Im Ausseerischen gib's auch einen Krapfenmodel, der den Namen *„Katzenbratzl“* führt und der uns den Weg weist zu den bäuerlichen Mehlspeisbezeichnungen *„Ofenkater“* und *„Ölkater“*. Mehlspeisen als Tiere zu bezeichnen ist ja überhaupt beliebt; man denke an den Lebkuchen (der früher *„Löb-“* Löwenkuchen hieß) oder an die *„bachnen Mäus“* und an die *„Wasserspatzen“* oder an die Ausseer *„Wasserhenn“*.

Denn auch das Reich der Vögel hat seine Vertreter entsendet. *„Schwalbenschwanz“* heißt in der Rede der Zimmerleute jene kunstvolle Verzinkung der Blockbalken-Enden an den Ecken eines gezimmerten Hauses. Als wir einmal ein solches festes Blockbalkengefüge auseinandernahmen, sagte einer der Zimmerleute, dem die zähe Festigkeit dieser Verbindung hart zu schaffen machte: „Haggra! Der Schwalbenschwanz hat eiserne Federn!“ — *„Schwalben“* heißen auch im Schwabenlande die sich kreuzenden Giebelbretter, die beim niedersächsischen Haus auch *„Krähenköpfe“* benannt werden, und *„Schwalmnester“* nennen die Oststeirer treffend die eigenartigen Feuerstätten (eine Verbindung von Herd mit Feuerhut und Backofen) in den alten Rauchstuben der Vorauer-Gegend. Bekannter ist allenthalben die *„Taube“*, das ist ein Holzklötzl, nach dem beim Eisschießen die Eisstöcke abgeschossen werden. Es hat ursprünglich freilich mit der sanften Taube nichts zu tun, sondern dürfte ein altgermanisches Wort überliefern, das auch im isländischen *„thufa“* und im mittelhochdeutschen *„duwen“* Erdklumpen, Kloß enthalten ist.

Einen Blick wollen wir noch werfen auf die Gerätebezeichnungen nach Menschen und menschlichen Körperteilen.

Im vornehmen Speisezimmer kennt man ein Tischchen, das der *„stumme Diener“* heißt. Einen solchen hat das Volk nicht. Dafür aber gehorcht ihm eine ganze Schar von „Knechten“ und leistet ihm treue Dienste. Der älteste unter ihnen ist wohl der *„Raitknecht“* oder *„Faulknecht“*, der schon im Mittelalter von den Schreibern als Rechen-

Salzburgischen als *Kesselhengst* bezeichnet. Möglicherweise handelt sichs bei diesen Worten nur um eine volksetymologische Beseelung des ähnlich klingenden Wortes „Häng“, wie etwa das Fliegengitter bei den Speisefenstern in München „*Storch*“ hieß, was auf eine Volksetymologie des Wortes *stor*, italienisch *stora, stoja*, vom lateinischen *storea* = Geflecht zurückzuführen ist. Und auf dieselbe volksetymologische Gestaltungskraft geht wohl auch das „*Keanleucht-Roß*“ der Heanzen zurück, das kein Roß, sondern ein eiserner Rost ist, auf welchem Späne zu Beleuchtungszwecken verbrannt werden. Wenn dem Städter solche Etymologien als Ungenauigkeiten erscheinen sollten, so sei ihm artig entgegengehalten, daß er selber um kein Haar besser ist; denn auch er bezeichnet den einst am Rost gebratenen Braten als Roßbraten, obgleich er sich für eine wirkliche Herkunft vom „Roß“ entschieden bedanken würde. — Weder mit dem Roß noch auch mit dem Rost, scheint aber der „*Krapfenhengst*“ etwas zu tun zu haben, der bei den Bayern das ist, was man in Steiermark das „*Sterzkreuz*“ nennt: eine Vorrichtung, auf welche die rußige Pfanne gestellt wird, damit man die Tischplatte nicht beschmutze. Vielleicht empfindet man die Pfanne als Reiter, ähnlich wie den Dachreiter. Sicherer scheint mir diese Vorstellung beim „*Woazrössel*“ mitgespielt zu haben. Das ist ein Reitbänklein, in dessen Oberfläche ein schräg gestelltes Reibbrett mit Eisenzähnchen eingelassen ist und auf dem man die Maiskolben, den „Türkischwoaz“ abrebelt. — Im Egerlande heißt die rechte Pflugsterze das „*Nebenrößl*“, wohl deshalb, weil sie neben dem Pfluggrindl einhergeht wie ein Rößl neben seiner Mutter.

Auch kleinere Tiere fehlen nicht in diesem Tierkreis. Fuchs und Wolf sind den Waldleuten und Holzarbeitern vertraute Kumpane. Die Flößer nennen ein verfangenes und daher im Flusse liegengebliebenes Schwemmholz einen „*Fuchs*“ und die Zimmerleute und Tischler haben eine „*Fuchssäg*“, das ist eine kleine, vorne spitz wie eine Fuchsschnauze zulaufende Lochsäge. Der „*Wolf*“ aber ist den Sagmeistern verhaßt als ein ungleich und fehlerhaft geschnittenes Brett. — Der Hase ist weniger bei uns als in Bayern ein Namengeber. „*Has*“ heißt dort der kleine Kinderzugschlitten und „*Stiefelhas*“, wohl wegen seiner langen Ohren, der Stiefelzieher. Dagegen ist uns die Katze viel geläufiger. Da ist zunächst die „*Geldkatz*“, die man um den Leib schnallt und die einstens wirklich aus einem Katzenbalg bestand. Nicht so leicht erfindlich ist's aber, warum man auch die lusterförmigen eisernen Hängevorrichtungen für Würste, Speck und Fleisch in den volkstümlichen Speisekammern als „*Fleischkatz*“ und „*Speckkatz*“ bezeichnet. Vielleicht hat sich hier ein Gedankenvorgang wie beim bekannten „lucus a non lucendo“ abgespielt. Die „*Fleisch-*“ und „*Speckkatz*“ ist nämlich dazu da, um die seit jeher geschätzten, geräucherten guten Sachen in

diesem Zusammenhang nur in der vergröberten Form der „*Tatzen*" bekannt. „*Sperrtatzen*" heißt nämlich die einer gekrallten Hand ähnliche, eiserne Sperr- und Bremsvorrichtung der Holzknechte.

Und obwohl es nicht ganz strenge hieher gehört, sei doch auch diese Betrachtung mit einem „*Vergeltsgott*" beschlossen, mit dem man die Fußleiste der Tische — wie bekannt — gerne auszuzeichnen beliebt.

Die hier zusammengestellte Namenreihe ließe sich noch sehr erweitern und wir würden uns aufrichtig freuen, wenn diese Ausführungen manche, die das Volk kennen, anregen würden, solche Namen weiter zu sammeln. Es steckt mehr als eine bloß anmutige Spielerei in ihnen. Was sie erdacht hat, das ist ein Teil jener intuitiven poetischen Schöpferkraft des Volkes, die alles, also auch jene leblosen Gegenstände, beseelt. Ein Teil derselben Kraft, die unsere Volkslieder und unsere wundervollen bäuerlichen Blumennamen geschaffen hat. Und um mit diesen und gleichzeitig mit der Heimat zu schließen, es ist dieselbe dichterische Volksseele, die in der Gegend von Steyr und Weyer bei den Waldleuten als Bezeichnung der obersten Wipfelteile des Baumes den klingenden Namen „*Voglgsang*" erdachte und die ein altes steirisches Hahnpfalzlied in die Verse ausklingen ließ:

Die Amsel und der Rotkropf singt,
Der ganze Wald klingt!

Die deutsche Schrift.

Von **Dr. Ferdinand Khull-Kholwald.**

I.

Im Dezember des vorigen Jahres brachten die Tageszeitungen die merkwürdige Nachricht, daß eines der großen Blätter in Köln vom deutschen Drucke zum lateinischen übergegangen sei. Gleichzeitig gab der „Schriftbund deutscher Hochschullehrer" eine Liste deutscher Zeitschriften heraus, die im Jahre 1916 und 1917 an Stelle der lateinischen die deutschen Lettern gesetzt hatten. Die Liste umfaßt gegen 140 Nummern. Diese merkwürdigen, einander widersprechenden Erscheinungen sind der Anlaß für die folgenden Erörterungen gewesen und mögen sie begründen.

Unsere heimische „deutsche" Schrift, in welcher seit Beginn unsere neuere gesamte schöne Literatur geschrieben und gedruckt worden ist, geht auf die sogenannte Minuskelschrift der Zeiten Karls des Großen und der Karolinger zurück. Diese hat ihren Namen deshalb erhalten, weil sie nur aus Kleinbuchstaben besteht, zum Unterschiede von der ihr vor-

tabelle gern benutzt wurde. Ihnen gesellen sich der „*Pfannknecht*“, der die Pfanne mit eisernem Griff über das offene Feuer des Bauernherdes hält, tapfer und ohne zu mucken und zu zucken, und der „*Bratknecht*“, der, gleichfalls allen äußeren und inneren Gluten trotzend, den Bratspieß trägt. Angenehmer ist das Amt des „*Schüsselknechts*“, obwohl er beim Essen die volle Schüssel zu halten hat und stumm zusehen muß. Ein Kerl mit einer Reihe großer, grinsender Holzzähne ist der „*Dachknecht*“, der dem Bauern beim Strohdachmachen die Garben striegeln und niederbiegen hilft. Da alle diese Knechte — und 's gibt deren noch mehr — ihre Arbeit stumm und geräuschlos verrichten, stehen sie — so undankbar sind nun einmal die Menschen — oft im Verdacht eines leichten Grades von Dummheit. Man beehrt daher zum Beispiel den „*Pfannknecht*“ einerseits und den „*Todl*“ anderseits auch mit dem gemeinsamen Namen „*Gåck*“. Diesen Ehrentitel hat man in Niederdeutschland schon im 16. Jahrhundert auch dem Galgen und dem Pranger beigelegt, während man in der Oberpfalz die Narrenpossen als „*Narrengågken*“ benannte. — Und selbst der Taufname „*Hansl*“ muß sich derlei despektierliche Begriffsverquickungen gefallen lassen, weshalb man sogar ein eigenes Zeitwort „*hänseln*“ erfunden hat. So spricht man vom „dummen Hans“ im Volksmärchen und vom „*Stiefelhansl*“ (Stiefelknecht, Stiefelzieher) und vom „*Heinzel*“, der sowohl einen dummen Kerl als auch den „*Hoanzlbock*“ bedeutet, so daß sich in diesem Wort zwei unserer Animalisierungen zusammenfinden. Nicht besser ergeht es dem „*Gogger*“, einem strohgeflochtenen großen Bottich, in der westlichen Mittelsteiermark zum Aufbewahren der Körnerfrüchte beliebt, der sich aber auch als Schimpfname gebrauchen lassen muß. In der mittleren Steiermark, besonders nördlich von Graz, ist auch der „*Heamperl*“ daheim. Er dürfte zum „*Hampelmann*“ entfernte verwandtschaftliche Beziehungen haben und wirkt im tätigen Leben einerseits als eiserner Träger für den Hängekessel am Herd (also ganz wie der „*Kesselhengst*“), anderseits um als beliebtes Schimpfwort den Minderbegabten auf den Kopf zu fliegen, wobei er sich gerne die besonders wohlklingende und zugkräftige Namensform „*Heamperlwochta*“ (= Narrenwächter) beilegt.

Von den nach menschlichen Körperteilen gebildeten Namen sind die verschiedenen Füße (Bettfuß, Tischfuß, Stuhlfuß usw.) genügend und allenthalben bekannt. Auch das „*Betthaupt*“ hat nichts Seltsames an sich. Als einen Teil des „*Hoanzlbockes*“ haben wir auch schon den „*Kopf*“ kennen gelernt. In Gratwein erwarb ich fürs Museum einen Hoanzlbock, dessen „*Kopf*“ als ein scheußlich grinsender Teufelskopf geschnitzt und bemalt ist. Ebenso heißt auch ein Teil des Pfluges zum Beispiel in der Oststeiermark der „*Pfluikopf*“. Die Hand ist mir in

Die germanisch-deutsche Eckschrift beherrschte vom 12. Jahrhunderte ab alle Schreibschulen, weltliche sowohl wie geistliche, ganz ausschließlich bis zur Erfindung des Buchdruckes durch Gutenberg. Erst das Gelehrtentum des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundertes schränkte ihre Herrschaft ein. Eine große Fülle prachtvoller Bruchschrift-Typen haben diese Zeiten hervorgebracht, besonders aber die Jahre des beginnenden Buchdruckes in Deutschland, der zunächst die Buchstabenformen der Handschriften des fünfzehnten Jahrhundertes übernommen hatte. Die Drucke der Reformationszeit weisen deshalb eine ebenso große Mannigfaltigkeit von Lettern auf wie die Handschriften, von denen sehr viele geradezu künstlerisch vollendete Formen zeigen. Mit der Ausbildung des Buchdruckes und der Herstellung von Prachtdrucken im sechzehnten Jahrhunderte begann dann eine besondere Entwicklung der zuerst nur die Sätze beginnenden großen Buchstaben, die eine willkommene Unterbrechung der gleichförmigen Reihen der kleinen waren, welche in den Handschriften (mit Ausnahme der sogenannten Initialen, der verzierten und mannigfach ausgeschmückten ersten Buchstaben neuer Abschnitte) allein angewendet worden waren. Ihre Herkunft geht meist auf die altlateinische sogenannte Kapitalschrift zurück, deren einfache Formen durch Biegungen, Striche und kleinere Verzierungen vollere und stärkere Formen und ein Leben erhielten, das in künstlerischem Sinne entwicklungsfähiger war als die quadratischen Kapitalbuchstaben, die die Römer vorzugsweise für Inschriften verwendet hatten. Einfachheit und besonders scharfe Umrisse waren für diese Großbuchstaben, die ja nur der Unterbrechung und Übersichtlichkeit des Textes dienten, nicht erforderlich. Ausschließlich in Großbuchstaben ist niemals gedruckt worden, und vernünftigen Menschen kommt ja auch heutzutage niemals der Gedanke, nur in Großbuchstaben schreiben oder etwas drucken lassen zu wollen. Für Zierschriften jedoch sind sie eine sehr wertvolle Bereicherung.

In die bis etwa 1500 geradläufig gegangene Entwicklung unserer Druck- und Schreibschrift wurde durch die Humanisten, von denen viele eine recht fadenscheinige Wissenschaftlichkeit und große geschichtliche Urteilslosigkeit ihr eigen nannten, ein plötzlicher und großer Rückschritt gebracht. Sie ließen neben ihren lieben Römern und römischen Dingen nichts gelten. So wie sie ihre ehrlichen deutschen Namen ins „Klassische“ übersetzten oder ihnen wenigstens lateinische Endungen anfügten, so daß aus einem Schwarzerd ein Melanchthon, aus einem Schmied ein Faber und aus einem Schuller ein Schullerus wurde, so strebten sie auch in Schrift und Druck Absonderung vom „gemeinen Volke“ an. Sie griffen auf die Buchstabenformen der ältesten ihnen erreichbaren lateinischen Handschriften zurück, die in der karolingischen Minuskel geschrieben waren. In ihrer Arglosigkeit hielten sie diese für die altrömische Schrift der Zeit des Kaisers Augustus, nannten sie, stolz auf ihre Entdeckung, Antiqua, das heißt die alte, und

ausgehenden Majuskelschrift der Römer, die nur Großbuchstaben kannte, aber schon in der Merovingerzeit (5. bis 8. Jahrhundert) zur Minuskelschrift, die in verschiedenen Teilen des altrömischen Reiches verschiedene Formen angenommen hatte, geworden war. Die karolingische Kleinschrift verdrängte infolge ihrer Klarheit alle übrigen Minuskelformen in den Klöstern, Klosterschulen und in der Reichskanzlei. Alle alten Sprachdenkmäler der Karolingerzeit im achten und neunten Jahrhunderte sind in ihr geschrieben worden, auch die deutschen, wie das Hildebrandslied, das Wessobrunner und andere Gebete, das Muspilli, der Heliand und des Mönches Otfried Evangelienharmonie. Aber bereits vor dem Beginne des 10. Jahrhunderts begannen die Schreiber in allen Ländern, wo Germanen wohnten (also in Nordfrankreich, Oberitalien, England, Deutschland und den Nordlanden) alle Rundungen der Buchstaben durch eckige Formen zu ersetzen und so an Stelle der alten Rundschrift die neue Eck- oder Bruchschrift einzuführen. Es hängt dieser Vorgang ganz zweifellos mit der uralten germanischen Geschmacksrichtung zusammen, die uns nicht nur in der Runenschrift der Heidenzeit, sondern bereits in jenen allerältesten Zeichnungen entgegentritt, die auf germanischem Boden entstanden und durch zahlreiche Funde bekannt geworden sind und bis ins zweite Jahrtausend vor Christus zurückgehen. Diese „Brechung" der alten Formen war um 1150 allenthalben abgeschlossen, und das gesamte mittelhochdeutsche Schrifttum ist uns in Bruchschrift überliefert worden. Diese ist also älter als die Gotik und war schon gleichzeitig mit dem romanischen Baustile im Gebrauche. Es gab unzählige Spielarten in ihr und die klösterlichen Schreiberschulen, die für diese Zeiten allein entscheidend waren, brachten eine Fülle größerer und kleinerer Buchstabenänderungen hervor, denen die unbedingte Brechung aller runden Formen gemeinsam ist. Der im 13. Jahrhundert einsetzende sogenannte „gotische" Baustil hat hie und da zwar auch Einfluß auf einzelne Formen genommen, aber es ist ein Irrtum und falsch, die Bruchschrift eine „gotische" Schrift zu nennen, da sie lange vor der Gotik schon da war. Diese geschichtlich unrichtige Benennung verführt viele zum Glauben, daß die Eckschrift mit dem Volke der Goten irgendeinen Zusammenhang hätte. Sie rührt von den Gelehrten des endenden 15. und des 16. Jahrhunderts her, die wir „Humanisten" nennen und die in ihrem Gelehrtenstolz „gotisch" absichtlich den Begriffen von „bäurisch", „roh", „ungebildet" gleichstellten. Ihre geschichtlichen Kenntnisse der früheren Zeiten waren leider verschwindend klein, denn sie kannten nur das, was ihnen die Schriften der alten Römer erzählten, und darum wußten sie von dem merovingischen und karolingischen Zeitalter so gut wie nichts. Alles Nichtrömische nannten sie, wie es einst die Römer getan hatten, barbarisch oder „gotisch", also auch die spätere Schrift und den nachromanischen Baustil.

16. Jahrhunderts stehen, die wie die Lateinschrift überhaupt nicht sehr entwicklungsfähig sind. Unsere deutsche Schreibschrift unterschied sich schon in ältester Zeit von der des Druckes durch ihre schräge Stellung und die innige Verbindung der einzelnen Buchstaben innerhalb des Wortes und kennzeichnet sich durch die spitzen Ecken und durch das Streben, mit der Feder einen schon berührten Punkt nicht nochmals zu berühren. Ihre großen Buchstaben entstanden entweder durch einfache Vergrößerung der kleinen oder Mitanwendung von Schleifen und geschwungenen An- und Schluß-strichen. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts hat sie eine lebhaftere Entwicklung durchgemacht, welche besonders rasche Schritte annahm, seitdem die alte, vierhundert Jahre lang verwendete Kielfeder in der Biedermeier-zeit durch die Stahlfeder verdrängt wurde. Darüber hat kürzlich Franz Leberecht ein prächtiges Buch geschrieben, das kräftig und klar das künst-lerische Streben in modernen Schriftfragen zeichnet, dem ähnlich, das einst in den Zeiten Dürers wirkte. Gegenwärtig aber haben wir eine künstlerisch hoch zu bewertende Schriftbewegung vor uns, die sowohl die Druck- wie die Kurrentschrift ergriffen hat und auch in der Schule wirksam zu werden beginnt. Über sie zu sprechen sei einem weiteren Aufsatze vorbehalten.

Das entgötterte Theater.

Von **Adam Müller-Guttenbrunn.**

Wien ist ein idealer Boden des deutschen Theaters. Hier lebte die Romantik am längsten, hier glaubte man noch an Geister und Feenkönige, als sich über die Bühnen des Deutschen Reiches längst die graue Nüchternheit ausgebreitet hatte. Das naive gläubige Gemüt des Wieners, dem die katholische Kirche eine Welt der Phantasie aufgebaut hatte, war immer ganz besonders empfänglich für die Werke der Künste. Ihre Blüte auf diesem Boden ist kein Zufall. Die Schöpfungen der großen Baukünstler, die Werke der Musik und Dichtkunst in dieser Stadt führen auf eine gemeinsame Wurzel zurück. Haydn, Mozart und Schubert, Lanner und Strauß konnten sich nur hier entfalten, Ferdinand Raimund, der phantasievollste deutsche Dramatiker, konnte nur ein Wiener sein. Die Zauberwelt, die er dem deutschen Volke in einem halben Dutzend klassischer Komödien schenkte, ist ein unvergängliches Denkmal wieneri-scher Schönheitsfreude. Wer dem Wiener Volke eine Wahrheit zu ver-künden hatte, der gab ihr die anmutigste Form, er kleidete sie in das Gewand der Schönheit, dann drang er am sichersten durch. Aber nicht nur was hier geschaffen wurde, trägt die Wiener Marke, auch was von auswärts kam und hier Erfolg hatte, ist kennzeichnend für Wien. Auch

wählten sie für ihre Ausgaben der altrömischen Schriftsteller und Dichter. In Oberitalien, wo die ersten Drucke dieser in der neuen „klassischen“ Schrift zu Tage traten, kam noch besonders die Abneigung der Welschen gegen deutsches Wesen, das sich auch in der Schrift so deutlich geäußert hatte, hinzu, um deren „barbarische“ Typen zu verdrängen. Weil die neuen Ausgaben massenhaft in die gelehrte Welt gingen, so kam es, daß die künstlerisch schon lange überwundene Rundschrift allenthalben mit der Anmaßung sich wieder einstellte, sie sei die Schrift der gewaltigen Roma, der weltbeherrschenden, gewesen und fordere ihr altes Recht zurück. In den welschen Ländern, deren Bewohner sich für die Abkömmlinge der alten Römer zu fühlen eifrig gelehrt wurden, fand die „Antiqua“ bei den führenden Ständen bald Verbreitung, in England begann etwa zweihundert Jahre später deren Einführung und war verbunden mit der Abnahme germanischer Anschauungen überhaupt. Die anderen germanischen Völker erwehrten sich ihrer mit Ausnahme ihrer „klassischen“ Gelehrten. Den größten Künstler und Meister fand unsere Bruchschrift, die man seit dem Aufkommen der welschen „Antiqua“ die „deutsche“ zu nennen begann, in Albrecht Dürer, der einen Kreis von jüngeren Künstlern um sich sah, die auch im Schriftfache ganz Hervorragendes leisteten. Dürer und der Augsburger Drucker Schönsberger schufen zum Beispiel jenes herrliche Gebetbuch Kaiser Maxens, dessen gleichen nirgends zu finden ist. Aus den Werkstätten von Augsburg, Wittenberg, Nürnberg und Schwabach gingen die prächtigen Druckschriftgattungen hervor, in denen das deutsche Schrifttum der drei nächsten Jahrhunderte bis zur Mitte des vorigen ans Licht trat.

Eine besondere Geschichte hat sowohl in älterer wie in neuer Zeit die Geschäfts- oder Kurrentschrift gehabt, die man auch Kursive nennt. Schon die Römer hatten eine solche (aus welcher auch ihre Eil- oder Kurzschrift hervorging), die seit dem 4. Jahrhunderte nach Christus zu einer Minuskelkursive wurde und in verschiedenen Teilen des Reiches verschiedene Formen annahm, bis sie in Westeuropa im 9. Jahrhundert durch die karolingische Minuskel ersetzt ward. Eine Art Vermittlung beider Kleinschriftarten ist die leichtflüssige Schrift der päpstlichen Kanzlei des Mittelalters, der größten Kanzlei ihrer Zeiten, mit ihren engen Buchstabenverbindungen und den Ober- und Unterlängen geworden. In Deutschland fiel die Geschäftsschrift bis ins 15. Jahrhundert mit der in den Handschriften und Urkunden gebrauchten ziemlich zusammen, aber seit der Verwendung von Druckbuchstaben wurde der Abstand zwischen Schreib- und Druckschrift allmählich größer. Erstere wurde immer freier, flotter, auch flüchtiger, letztere nahm immer wesenhaftere und kräftigere Formen an und hatte mit dem Ende des 16. Jahrhunderts im allgemeinen für mehr als zweihundert Jahre feststehende Typen erreicht. Die lateinische Schreibschrift der humanistischen Gelehrten blieb im wesentlichen bei den Formen des

Sendung. Wohin ist sie entschwunden? Bedenken wir nur, was unserer eigenen Jugend noch „Wilhelm Tell" gewesen ist. Was uns „Don Carlos" war mit seinem Wortführer Marquis Posa. Gar nicht zu reden von „Kabale und Liebe", einem Stück, das alle Herzen entflammte und für den Kampf gegen jegliche Willkür stählte. Die Welt ist eine andere geworden, das agitatorische Element in Schillers Dramen wurde durch die Entwicklung der Zeit vielfach überholt. Die Verschwörung auf dem Rütli wirkt nicht mehr wie in den Tagen des Vormärz, der beschwörende Ausruf Posas: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!" weckt kein Echo mehr im Zuschauerraum. Diese ganze Art von Heldentum ist etwas blaß geworden, denn wir meinen, errungen zu haben, was frühere Zeiten erstrebten. Aber wir sollten nie vergessen, daß wir es mit Hilfe Schillers errungen haben, daß er unser Fahnenträger gewesen ist.

Die liberale Ära, die Zeit des Kulturkampfes, fand in Ludwig Anzengruber einen Dramatiker, der ihre Ideale von der Bühne herab verkündete, und die beginnende Epoche der sozialen Erkenntnisse ist durch Gerhart Hauptmanns „Weber" gekennzeichnet, die vor mehr als zwanzig Jahren alle Geister bewegten. Einst sagte die Polizei, das seien Tendenzdichtungen, und verbot sie. Dann kam eine ästhetische Schule, der die Kunst Selbstzweck ist, sie verleidete uns den Geschmack an Bildern, die etwas erzählten, und an Stücken, die auch Ideen zum Ausdruck bringen wollten. Der unsterbliche Hymnus Schillers „An die Künstler", der eine Rechtfertigung seines eigenen Schaffens war, der die Tendenz in der Kunst forderte, er wurde in die Acht getan. Aber er klingt uns in seiner Erhabenheit noch heute wie fernes Glockengeläute im Ohr.

> Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!
> Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben!
> Der Dichtung heilige Magie
> Dient einem weisen Weltenplane,
> Still lenke sie zum Ozeane
> Der großen Harmonie!
> Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte
> Die ernste Wahrheit zum Gedichte
> Und finde Schutz in der Kamönen Chor.
> In ihres Glanzes höchster Fülle,
> Furchtbarer in des Reizes Hülle,
> Erstehe sie in dem Gesange
> Und räche sich mit Siegesklange
> An des Verfolgers feigem Ohr.

Friedrich Schiller zählte dreißig Jahre, als er dieses Programm der Dichtkunst verkündete und sein ganzes Schaffen ist eine Erfüllung desselben. Das junge Deutschland noch stand in seinem Bann. Und die letzten großen Nachläufer habe ich schon aufgezählt, die die Forderungen ihrer Zeit dichterisch verklärten.

der Norden gebar ja Romantiker, auch dort blühte die blaue Blume, aber nur in Wien kamen auch sie zur vollen Geltung. Wie ein Symbol wirkt das Schicksal des romantischen „Käthchens von Heilbronn“ auf uns ein. Heimatlos irrte diese reizvolle Dichtung Heinrich v. Kleists durch die deutschen Lande, selbst Goethe tat sie in den Bann und wies sie von den Pforten des weimarischen Theaters. Nur in Wien fand sie eine Stätte, hier trat sie ans Licht und hier lebt sie bis auf den heutigen Tag. Das Stück wurde in Altwien der dichterische Festbraten für den St. Katharinentag. In den Kultus der Heiligen des Tages wurde das mystische Schauspiel des protestantischen Dichters mitverwoben. Auch Schillers „Jungfrau von Orleans“ wurde nirgends öfter gespielt und höher gewertet wie in Wien. Und auch geringere Dichter, die dem phantasievollen Wien etwas zu bieten hatten, setzten sich fest in seiner Gunst. Wer denkt da nicht an Ernst Raupachs „Müller und sein Kind“? Das überall vergessene und schon längst nicht mehr gespielte Stück lebt in Wien beinahe seit hundert Jahren. Über nichts hat Wien mehr Tränen vergossen als über das schwindsüchtige Töchterlein des alten Geizhalses, das so früh sterben muß und dem das Glück der Liebe versagt sein soll. Aber wovon lebt das Stück? Etwa von diesem Gefühlsüberschwang? Nein, es lebt von dem kühnen Versuch, die festverschlossene Pforte der Zukunft für einen Augenblick aufzuriegeln. Der Dichter gönnt uns einen Blick in das dunkle Land, in das wir einst alle eingehen. Und das traf ins Zentrum der Volksseele. Es gehört nicht viel Witz dazu, über den „Müller und sein Kind“ zu spotten und den Aberglauben, auf dem seine bedeutsamste Szene fußt, lächerlich zu machen. Damit erklärt man aber das Rätsel nicht, das die Lebensdauer dieses Stückes uns aufgibt. Die Neigung der Wiener Volksseele für das Übersinnliche, die sich an hundert Beispielen höherer Art nachweisen läßt sie hat auch dieses Dichterwerk mit einer Glorie umgeben. Von dieser Neigung zum Übersinnlichen lebte die Geisterwelt Ferdinand Raimunds, lebten alle Theatergötter der deutschen Bühne. Unsere banalsten Volksstückschreiber arbeiteten bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit dem Altwiener Geisterapparat. Und der letzte große Erfolg eines Wiener Volksstückes, „Mutter Sorge“ von Hawel, beruhte auf dem Zauber übersinnlicher Mächte.

Diese Götter sind gestürzt worden. Man hat das deutsche Theater von Norden her in das helle Licht des Tages gerückt, es in die Alltäglichkeit hinabgestoßen. Denn mit den Göttern entschwanden ihm auch die Menschheitsideale, die vordem in seinen Hallen eine Heimat besaßen. Das Schillersche Theater hat noch für Freiheit gestritten, es hat mit starkem Pathos jedes höhere Menschenziel vertreten, den völkischen Sinn geweckt und die vaterländischen Gefühle geadelt. Das Theater hatte eine

private Kunstübung betrieben; Menschen, die uns gar nichts angehen und von denen wir schon am nächsten Tage nichts mehr wissen, suchen uns für ihre Misere zu interessieren. Selten, sehr selten kommt ein bunter Vogel mit dichterischen Schwingen. Und rasch verschwindet er wieder.

Die Neuen und Neuesten unter den Theaterdichtern lächeln über die idealen Forderungen des Schillerschen Theaters, und doch verdanken sie nur ihnen die Beachtung, die sie finden. Man nehme ihnen in unserem Vorstellungskreis diesen Hintergrund und sie versinken in das Nichts. Der überlieferte akademische Betrieb unserer vornehmen Theater sichert den Verfassern von Theaterstücken die große Mitgift an öffentlichem Interesse, die sie sich aus eigener Kraft niemals erobern würden. Mir will scheinen, als ob die heutige Blüte der deutschen Literatur auf dem Büchermarkt zu suchen wäre und nicht auf dem Theatermarkt; aber die ernsthafte deutsche Kritik beschäftigt sich nach dem Gesetze der Trägheit noch immer mit dem Theater und nicht mit dem Buch.

All die Götter und Genien, die einst hinter der Szene des Theaters hausten, sind entflohen oder vertrieben worden. Aber die ernsthaften Kritiker blieben vor dem Vorhang sitzen und merkten es nicht.

Die Schauspielerin als Frau.

Von **Hermann Kienzl,** Berlin.

Über die „Frau als Schauspielerin" sind Bücher geschrieben worden. Aber das Stichwort ist zweideutig. Man kann dabei an Weininger denken, den Schlagrododo der Weiber. Die Verfasser dagegen meinten Frauen, die regelmäßig zwischen sieben und elf Komödie spielen.

Die Frau als Schauspielerin! Schrieb je einer ein Buch über den „Mann als Erfinder" oder den „Mann als Gerichtsvollzieher"? Die Mannheit ist nicht gerade das Wesentliche des Gerichtsvollziehers — vielleicht gibt es heute auch schon weibliche Zwangsvollstrecker des Gesetzes! — doch ist d e r Gerichtsvollzieher so ohne Zweifel ein Mann, wie die Schauspielerin eine Frau. Mehr Sinn hat: „Die Frau als S c h a u s p i e l e r". Hier wird ein Gegensatz betont. Leise deutet ihn das Goethe-Wort an: „Denn das Naturell der Frauen ist so nah mit Kunst verwandt." Und kehren wir die Frau als Schauspielerin von Kopf zu Füßen um: „Die Schauspielerin als Frau" — dann gibt es den rechten Sinn!

Mann und Weib auf den Brettern, üben sie nicht das gleiche Handwerk mit gleichen Werkzeugen aus? Jawohl, ohne ein erkleckliches Können gedeiht weder er noch sie. Wäre immer die Kunst der Frauen

Die heutige, jüngste Generation von Dramatikern hat sich des Zusammenhanges mit der Geisterwelt völlig begeben. Das Altwiener Theater mit seinem Zauberapparat ist längst gestorben, es lebt nur noch eine geschichtliche Überlieferung in den unsterblichen Komödien Raimunds, als ein Denkmal jener Zeit, in der das Publikum seine Unschuld noch nicht eingebüßt hatte. Und auch von auswärts kommt, wenn man von einigen symbolistischen Versuchen absieht, schon lange nichts mehr, was in die Welt des Übersinnlichen greift. Das ist nicht verwunderlich, es entspricht durchaus unserer Zeit. Aber wer sich an „Hamlet", „König Richard III." und „Macbeth" je erbaute, wer Raimunds „Verschwender" liebt, der findet das Theater um vieles ärmer, das sich der erhabenen dichterischen Hilfsmittel dieser Poeten nicht mehr bedienen darf. Die Erweiterung unserer psychologischen Darstellungsmittel, die unleugbar ist, kann ihn dafür nicht entschädigen. Aber lassen wir Götter und Geister. Wie steht es um die Ideale des Theaters? Wer es einmal unternähme, sämtliche Theaterneuheiten eines Winters darauf hin anzusehen, in welchem Verhältnis sie zu den Idealen unserer Zeit stehen, der würde erschrecken über ihre Öde, über ihre Leere. Auch nach dieser Richtung versagt das heutige Theater vollständig. Und es ist sich dessen bewußt. L'art pour l'art, die Kunst um der Kunst willen, ist die Losung. Diese Grundsätze haben auf den ersten Blick viel Bestechendes, sie erscheinen einem wie eine höhere Stufe der ästhetischen Entwicklung, aber in der Geschichte des Theaters bedeuten sie nicht viel. Das Drama der Alten war etwas Heiliges, Hohes, es ging aus den religiösen Bräuchen hervor, wurde zur nationalen Angelegenheit, und der Staat stellte das Theater in die vorderste Reihe der Volkserziehungsmittel.

Von diesem Glanz hat es noch heute einen Schimmer, es sitzt noch immer an der Festtafel der Nation. Aber es will mir scheinen, als ob es zu wenig täte, sich diesen Ehrenplatz zu verdienen. Was will denn das heutige Theater, was geht denn vor auf unseren Bühnen? Man braucht sich auf Einzelheiten nicht einzulassen, es genügt, festzustellen, daß die Neuheiten, die wir seit Jahren aufgetischt erhalten, Bahnen wandeln, die nicht zu jenen Zielen führen, die das uns überlieferte Theater noch hatte. Dieses geizte nach der Ehre, eine höhere Schule der Bildung zu sein. Davon will die heutige Bühnenkunst nichts mehr wissen. Von einer Erhebung oder Erbauung im Theater ist heute nicht mehr die Rede. Diese Kunst hat nichts mehr zu schaffen mit den Gefühlen der Volksgesamtheit, sie weiß empfängliche Gemüter nicht mehr zu befruchten. Selbst in Zeiten des Tiefstandes hatte das alte Theater noch immer etwas an sich von einem geistigen Regulator, es pochte in ihm eine Ader des Volkskörpers, das öffentliche Gewissen spiegelte sich in ihm. Ich kann von dem allen heute nichts finden im Theater. Da wird eine ganz

Geschöpf — die Künstlerseele bringt es aus sich selbst hervor. Ein tiefverschleiertes Geheimnis ist die Mischung der Geschlechter im Geiste des Künstlers. Sie braucht dem reinen Guß der Mannheit, dem reinen Weibtum nicht Abbruch zu tun. Was im Besonderen die Schauspieler beiderlei Geschlechtes betrifft, so findet man unter ihnen vollkommene Männlichkeit weit seltener als vollkommene Weiblichkeit. Ja, Unweiblichkeit ist ein Ausnahmeübel unter den Schauspielerinnen, edle Männlichkeit fast ein Ausnahmevorzug unter den Schauspielern. Wonach sich von selbst versteht, daß viele interessante Schauspieler den „starken Mann" der Rolle einem gewissen Widerstand der Natur abringen müssen, während die echte Schauspielerin die Offenbarung der eigenen Natur in aller Mannigfaltigkeit der Weiblichkeit gibt. Fehlt es in der Welt an robusten Männern? Gewiß nicht! Sie sind nur eben nicht immer Künstler. Männer mit Stiernacken und Nerven wie Schiffstaue meistern selten das feinere Lautenspiel. —

Was wäre die Bühne ohne den Reiz der Frau? Altenglisches Theater mit bartlosen Jünglingen, päpstliche Komödie mit Kastraten in Frauenröcken! Viel mißbraucht wurde jener Reiz und wird es immer noch. Die Duodezhofbühne war einem fürstlichen Serail ähnlicher als einer Pflegestätte der Kunst. Zum Theater drängt, am Theater hängt auch heute jene Weiblichkeit, die dort nur eine Erhöhung ihres Marktpreises sucht. Indessen, gerade aus den längstvergangenen Zeiten des unbürgerlichen Theaters strahlt zu uns Späten das Gedächtnis herrlicher Meisterinnen, die aus der Not der Wanderschmieren wild emporgewachsen waren. Der unbezähmbare, der göttliche Trieb zwang die Berufenen, sich unter das „unehrliche Volk" zu mischen und den Kampf mit gesellschaftlicher Verfehmung nicht zu scheuen; während heute die theatersoziale Bewegung den Großteil gesellschaftlicher Hindernisse und Vorurteile schon so gründlich beseitigt hat, daß der Tochter aus guter Familie, dem Halb- und Vierteltalent, der Weg zur Kunstbeamtenschaft bequem gemacht ist . . . . Grundsätzlich bedeutend ist trotzdem ein Fortschritt: Es war einst der jugendlichen Schauspielerin als erstes Gesetz vorgeschrieben, schön zu sein. Jede Rolle wurde von ihr diesem Gesetz unterworfen. Auf der Bühne unserer Tage steht die Schönheit der Frau unter dem Gesetz der Rolle. Sie muß sich verhüllen und entstellen lassen, wenn die Charakteristik es gebietet. Wie ein Märchen klingt es, daß einmal die Aufführung des „Käthchen von Heilbronn" ernsten Schwierigkeiten begegnete, weil alle Schauspielerinnen sich weigerten, die Rolle der Kunigunde zu übernehmen — der Kunigunde, die zuerst statiös mit erborgten Reizen prunkt und dann in ihrem natürlichen Zustand, ohne Zähne und Watte, überrascht wird. Oh, wie freundlich von den Dichtern, daß sie selten auf den körperlichen Liebreiz der Frauen in ihren Schauspielen verzichten! Die Anmut der Schauspielerin ist für jedes Liebesdrama in Dichters

der Natur näher, so überragt doch auch unter den männlichen Schauspielern nicht der geschickteste, sondern der persönlichste das Mittelmaß. Aber es zeigt sich ein Unterschied, besonders am mittleren Baumwuchs. Tausende von tüchtigen Schauspielern haben in dem Tempel oder in der Mördergrube ihres Herzens keinen Prinzen von Homburg, keinen Jago sitzen und legen doch einen anständigen Homburger oder Teufelsbösewicht hin. (O, über das „Tüchtige" in der Kunst! . . . .) Neunundneunzig von hundert Zuschauern empfinden es kaum, daß hinter der intelligenten Kunstfertigkeit etwas klafft und gähnt. Anders bei der Schauspielerin. Gesetzt, sie habe alle kirrenden, gleißenden, reißenden Töne der Virtuosin, nur nicht einen einzigen Naturton: auch sie blendet, sie erst recht, den naiven Genießer und fordert den Respekt des Kenners ein. Doch, wiederholt genossen, macht sie den Gläubigsten ungläubig. Er sogar lernt vor ihr das kühle Staunen. Und vielleicht gibt er bald einer noch unentwickelten Schauspielerin den Vorzug, der immer Neues in der Seele keimt. Die reichsten technischen Mittel sind erschöpflich, unerschöpflich ist die Natur.

Ich darf jetzt den alten Wahrsatz nicht umgehen: Die Frau überhaupt steht der primitiven Natur näher als der Mann. Sie bleibt, mit aller Geistesbildung und auch in bürgerlicher Berufstätigkeit, den unbewußten mentalen Bedürfnissen weit mehr unterworfen. Das Spiel der Laune ist mancher Frau Bedürfnis und Wahrheit, und Bedürfnis und Wahrheit mancher Frau das ach! oft so liebliche Erlisten und Erheucheln. Wenn nicht der erste Schöpfungstag, so hat den Frauen ihr vielhundertjähriges Schicksal im Staate der Stärkeren die Waffen des Geschlechtes geschliffen. Nicht alle siegen mit diesen Waffen, doch die Siegerinnen sind keineswegs die minderwertigen und unbedeutenden Frauen. Die echte Frau verkünstelt nicht, ihre Schauspielkunst ist Natur. Ihre glänzendste Intelligenz hat Werte des ungebrochenen Triebes; Anmut, Phantasie, Temperament, Leidenschaft heben diese Werte zur Schauspielkunst empor, die von allen Künsten der Frau am nächsten verwandt ist.

Ist Manntum nicht die Eigenschaft eines jeden Menschen, der eben nicht als Mädchen geboren wurde? Der Physiologe weiß von Zwischenstufen. Die Freudsche Theorie, die sehr weit geht in der Verwertung fremd- und doppelgeschlechtlicher Anzeichen, findet gerade unter den Künstlern die auffallendsten Beispiele der Geschlechtermischung im Individuum. In der Minderzahl freilich sind die Individuen, deren körperliche Erscheinung und Beschaffenheit den Einschlag des anderen Geschlechtes deutlich verrät; aber eine Künstlerseele ganz ohne diesen Einschlag gibt es nicht. Wie hätte Shakespeare, wären nicht Urelemente des Weibtums in ihm gewesen, „jede kleinste Nerve" seiner Cordelien und Ophelien zum Klingen bringen können? Er, der auch den männlichsten Mann schuf: Coriolan. Was sonst in der animalischen Welt das Erzeugnis der Paarung ist: das

mütterliche Herz des Fräuleins von Scudery (Otto Ludwig). Ist die strahlende Herrschsucht der englischen Elisabeth, deren gepanzerte Brust so leicht zu verwunden war vom Pfeil der weiblichen Eitelkeit. Ist Strindbergs Kameradin, die dem Kameraden Hirn und Leben aussaugt — oder die Partnerin des Totentanzes im Bagno einer verfluchten Ehe. Ist Ifflands Förstersfrau, des Hauses brav sorgende Schaffnerin. Ist das sorglose Lachen der schalkhaften Franziska (Lessing) und Gretchens liebesfromme Hingebung und Verzweiflungsschrei. Ist das übergroße Profil der rasenden Medea und der tänzelnd verliebte Spott der Donna Diana (Moreto), deren Ränke von so schlanken Fingern gesponnen werden. Ist die kratzende und beißende Unbärdigkeit von Petrucchios noch ungezähmtem Käthchen; die trunkene Versonnenheit der Aglavaine; die todgekrönte, stolze Unschuld von Hebbels Marianne; der rätselreiche und elementare Liebeshaß Penthesileens. Ist der treffsichere weibliche Instinkt, der Blick, der durch Bretter dringt und des Mannes grübelnde Weisheit beschämt: Grillparzers Libussa. Ist des Prometheus Goethesche Tochter Pandora, die Knospe, in der der Menschheit Lieben, Leiden, Leben ahnungsvoll schlummert.

Das alles ist: das Weib. So weit — und weiter — ist das Reich der Weiblichkeit. Hat jede Frau auf Erden an ihm irgend ein Teil — ein größeres oder ein kleinstes. Die Schauspielerin aber, die nicht ihr Herz verschminkt, um fremde Seelenzüge zur Schau zu tragen, hat den reichsten Besitz am Weibtum voraus. Wäre dem nicht so, sie könnte nicht vieler Frauen Schicksal und Wesen leben, während von jenen anderen jede ein einzig Wesen und Schicksal lebt. Wäre dem nicht so, sie könnte nicht Schauspielerin sein. (Freilich: Ungezählte, die nicht berufen sind, üben diesen Beruf aus, wenige sind auserwählt.)

Derselbe naive Glaube, der des Dichters Privatschicksal für seine Phantasie verantwortlich macht, nimmt an, die Schauspielerin müsse erlebt haben, was sie, des inneren Lebens voll, aus sich heraus gibt. Erlebt? Nein. Aber durchlebt. Die Scheidung ist übrigens äußerlich. Denn in der Tat ist das Durchleben auch ein Erleben. Der Künstler hat ein Jenseits, ein zweites Leben. In dem wirkt sich aus, was im Diesseits die Hemmungen des Geschicks und der Umwelt unterdrücken. „Hätte ich nicht das Ventil meiner Dichtung," sagte mir ein bekannter Dramatiker in nachdenklicher Stunde, „ich müßte ein bitterer Verbrecher sein." Und er schien ein so gutmütiger Mensch — und war es auch, denn die wilden Leidenschaften hatte er abreagiert in seinen Büchern.

Gewiß kommt es vor, daß ein jungfräuliches Wesen die Gluten der Kleopatra brennend lebenswahr ausströmt. Aber im allgemeinen steht wohl fest, daß der Eingebung ein gewisses Maß verwandter — irgendwie und wenn auch nur weitläufig verwandter Erfahrungen

erstem Traume mitgeträumt. Es steht schlimm um Schauspiel und Schauspielerin, wenn die **Verkörperung** die Illusion zerstört. Denn unsinnliche Kunst ist ein Unding wie entsinnlichte Liebe. . . . Auch die Ästhetik des Häßlichen, die wir Neuen wahrhaftig nicht erst entdeckt, nur buchgerecht gemacht haben, beugt sich vor der Macht der Sinne. Doch Beseelung und Durchgeistigung, Grazie, die aus dem Innern strömt und unvollkommene Glieder verzaubert, Feuer, das lodernd verklärt, sie können eine Schönheit schaffen, vor der ein noch so angenehmes Bild ohne Gnade in Schatten sinkt.

Weiblichkeit! Mutterschoß der Kunst! Aus ihr geboren ist auch das Gedicht des Mannes — in Worten, Tönen, Farben, Stein oder mimisch bewegter Gestalt. Weiblichkeit! In ihrer vollen Macht geoffenbart von der Schauspielerin, die ganz Weib ist. Nicht Begrenzung — Allumfassung bedeutet das Wort. In den Dämmerungen der Weibnatur keimen maihelle Blumen und Nachtviolen, giftig wie Baudelaires fleurs du mal.

Was ist das Weibliche? Es ist die Schwesterseele der Antigone und der Iphigenie, dieser Priesterinnen ihrer eigenen blutvollen Heiligkeit. Ist das schuldlose Sinnenfeuer der Julia, die schweigende Kindesliebe der Cordelia, der eine Welt entzündende Feuerbrand der Kleopatra. Ist Egmonts Klärchen, halb Bettschatz, halb Göttin. Ist Molières spitzbübische Toinette mit dem Übermut ausgelassener Jungen. Ist Prinzessin Leonore, deren wohlgepflegte Hände in unbewußter Grausamkeit mit Tassos heißem Wahnsinn spielen. Ist das sterbende Kind Hannele, dessen Fieberträume erfüllt sind vom Himmelreich der Sonntagsschule und von den frühen Gärungen mannbaren Geblüts. Ist Perdita, der Tautropfen auf grüner Schäferwiese. Ist Lulu, der Erdgeist, der Vampyr des Geschlechtshungers, und Salome, die blutrünstige Gier der Wollust, die die Lippen des abgeschlagenen Johanneshauptes küßt. Ist Rose Bernd, die von der Männermeute bis zum Zusammenbruch gehetzte Kreatur. Ist jede von Ibsens tapferen Frauen: Lona Hessel, die für ihr Geschlecht das Recht der Ebenbürtigkeit in Pflicht und Arbeit einfordert; Nora, von der Puppe zum Menschen erwachsen, die Hörigkeit der Ehefrau durchbrechend; Ella Rentheim, die stille Güte. Ist Hedda Gabler, feig und kühn, eine Einheit aus problematischen Widersprüchen; Hilde Wangel, die stählerne, erbarmungslose Jugend; Rebekka West, das Chaos, durch den brennenden Strahl geklärt. Ist Solveig, die mit blondem und mit weißem Haar wartende Treue. Ist Hartlebens in sich gefestigte Hanna Jagert, die letztes Vorurteil unter die Füße tritt und nicht an erloschenes Gefühl die Lüge der Treue knüpft. Ist die verzückte heldische Schwärmerin von Orleans. Ist die opferwillige Sehnsucht der blassen Ottegebe. Ist die blühende Demut des Käthchens von Heilbronn. Ist die schmerzenreiche, heroische Mutterliebe der Frau Alving. Ist das all-

schwerlich, der die Reisläuferin entsagte, um der ehelichen Liebe zu folgen. Kein Vorwurf trifft sie; jedem armen Menschenkind ist sein bestes Glück zu gönnen . . . Nur — die Kunst, die von bürgerlichen Daseinsfragen unabhängige Kunst hat mit der Heiratsvermittlung, die das Rampenlicht fördert, nichts zu schaffen. So wenig, wie mit den sozialen Bestrebungen des Standes, die am Ende zur Staatsversorgung, zum Staatstheater führen . . . . Irgendwo war zu lesen, daß ein Statistiker mit hohem Eifer die verschiedenzackigen Kronen aufzählte, die sich Bühnenkünstlerinnen je erheiratet haben. In gewissem Sinne ist der Gothaische Kalender ein Friedhof.

Ein leidenschaftlicher Mensch: sagt das schon, daß dieser Mensch der großen Leidenschaft fähig sei? Die große Leidenschaft ist es, die den Künstler macht. Die alles fordernde, unduldsame Leidenschaft. Wahres Ingenium ist wahre Leidenschaft.

So wäre der von der großen Leidenschaft besessene Künstler zu leidenschaftlicher Erotik nicht geschaffen? Die Lebensgeschichte fast aller Künstler und Künstlerinnen widerspricht. — Auch wäre es albern, eine Entwürdigung darin zu sehen, daß einmal das Dionysische Feuer die Suppe der Hausfrau koche. Aber: wenn des Feuers letzter Daseinszweck gewesen sein sollte, immer nur Suppen zu kochen, dann hat es Dionysos nicht entzündet . . . .

Die große Leidenschaft mag Formen und Gestalten wechseln wie Proteus. Sie irrt von der Kunst zur Liebe, von der Liebe zur Kunst. Doch, wenn die Stunde der Wahl schlägt, dann wird sie helläugig, dann fordert sie das Leben für sich ein: das ungeteilte. Ist die Schauspielerei eine Kunst, so ist sie auch die Leidenschaft. Sie ist selten genug das eine — dann aber auch das andere.

Die künstlerische Schauspielerin steht außerhalb der Weltanschauung, die in der Ehe die oberste Bestimmung des Weibes erblickt. Doch steht sie ganz unter dem Gesetze des Eros. Mit freiem Sinne dient sie ihm, mit all ihrem Blut. Sie, die unter den Frauen vom Begehren des Mannes am meisten beglückt und verfolgt wird. Wie sollte sie nicht geliebt werden, sie, aus deren Spiel die Liebeskraft der Dichter strömt, sie, die den schönsten Träumen Gestalt gibt? Ihr körperlicher Reiz erhöht sich in Licht und Glut der Bühne. Wellen schlagen in ihr zusammen. Das schildert Goncourt in einem Augenblick der „Faustin“: „Von dem Beifallsjubel eines erschütterten Publikums hörte die Tragödin nichts, merkte nichts. Einem Menschen war sie hingegeben . . . . Es existierten für sie nur zwei weiß behandschuhte Hände, die auf einer Logenbrüstung ruhten.“

Der Kampf der Leidenschaften kann das Herz der Künstlerin zerreißen. Sie ist nicht weniger Weib, sie ist es mehr, als die vielen,

den letzten Stempel des Echten verleiht. Was der Dichter oder der Schauspieler in Gefühl und Phantasie **durchlebt**, das in der Wirklichkeit, wenn das Schicksal es wollte, zu **erleben**, muß er **befähigt** sein. . . . Daher gelingt es einer in den Leidenschaften erfahrenen Frau selten, im Spiegel ihrer Kunst die jungfräulich reine Stirn des Mädchens zu zeigen. Die Fähigkeit, den Zustand einer Unerweckten zu erleben, ist ihr verloren gegangen.

Das Innenleben ist bestimmend für die Persönlichkeit (die persönliche Veranlagung freilich wiederum für die Entwicklung des Innenlebens). Zwischen der Persönlichkeit und ihrem Schicksal, zwischen der Innen- und Außenwelt bestehen wechselseitige Beziehungen von Ursachen und Wirkungen. Die Vorurteile hat man zum Teile erschlagen, die die Schauspielerin von der bürgerlichen Gesellschaft trennten; was man nie wird beseitigen können, das ist der innere Gegensatz zwischen der Künstlerin und der bürgerlichen Frau. Und der bürgerliche Mann? Seht das Schicksal der Mischehen zwischen Künstlerin und Staatsbürger! Es kann auch im Staatsbürger eine Künstlerseele stecken. Dann gedeiht das Wagnis zuweilen. Auch dann noch selten genug, weil Freiheit die Luft ist, in der die Künstlerin atmet, und weil sie, um sich auf das stille, heimliche Glück zu beschränken, dem Sturmwind entflieht, den ihre Seele braucht, der ihr immer aufs neue die Schwingen löst. Nur allzu oft aber täuscht der süße Rausch der Liebe den Bürger und die Bürgerin **zweier Welten** über das, was sie trennen muß.

Die Schauspielerin als Frau . . . . Mit einer wohlbegreiflichen Genugtuung weisen die Sozialpolitiker des Theaters auf die große Zahl glücklicher Ehen, in die ehemalige Schauspielerinnen sich zurückgezogen haben . . . . Sich zurückgezogen haben . . . . Auch die Zahl der ihren Bühnenberuf ausübenden verheirateten Schauspielerinnen ist nicht klein. Was beweist es? Nichts zu Gunsten der Künstlerehe! Wieder sei vorausgeschickt: alles ist zuletzt individuell, alles ist möglich, auch das wenig Wahrscheinliche wird hie und da Ereignis. Und „tüchtige" verheiratete Schauspielerinnen gibt es in der Tat genug. Ich aber spreche von denen, die vom Dämon besessen sind, spreche von Künstlerinnen. Es wäre schwierig, eine Jury zusammenzustellen, die in allen Fällen einmütige Unterscheidungsurteile fällte. Außerdem müßten der Charakter und die — Dauer der Schauspielerinnenehen geprüft werden. Die große Sophie Schröder zum Beispiel hatte einen nicht zu löschenden Heiratstrieb. Sie wechselte ihre Gatten, von den Zwischenspielen ganz abgesehen, fast wie die Handschuhe. Leichter ist die Schlußfolgerung zu ziehen, wenn die Schauspielerin die Bühne mit dem Herd vertauschte. Sie kann eine sehr begabte, vielleicht eine berühmte Schauspielerin gewesen sein; aber — Ausnahmen alleweil hervorgehoben! — die rechte Liebe war es

aus Erde wurde und in Erde verströmt. So umarmt der junge Arlet, ein Kind noch, in jäher Überwältigung der Sinne die reife Frau, die ihn erzieht, seines eigenen Vaters Genossin. Die Darstellung solcher Dinge ist sehr gefährlich, und nur ein echter Dichter findet den Takt, den sie erfordert. Bezeichnend für Nabl nannte ich diese Stellungnahme zur Erotik. Hätte ein Dichter wie etwa Heinrich Mann die gleichen Vorgänge dargestellt, so wären sie als Verirrungen einer entarteten Psyche erschienen. Bei Nabl wirken sie als erhabenes Gleichnis einer Natursehnsucht. Die Geschichte der Familie Arlet füllt das große Romanwerk „Ödhof", dessen zwei Bände die erste völlig reife Dichtung Nabls darstellen. Ein Novellenband „Narrentanz" erschien zwischen den beiden Romanen und enthielt gute Arbeiten, aber Stücke, die den großen Zug der späteren Werke nicht trugen. Den spürt man am stärksten aus Nabls jüngster Dichtung, dem soeben erschienenen Buche „Das Grab des Lebendigen", das sechs Jahre nach „Ödhof" zur Veröffentlichung gelangt ist.

Dieser dickleibige Roman, vom Verfasser bescheiden „Studie" genannt, ist ein Kunstwerk von hoher Bedeutung. Er schildert meist kleine Begebenheiten, aber auch der schüchternste, untergeordnetste Vorgang ist hier dichterisch erfühlte Seelenbewegung. Die dumpfe Enge kleinbürgerlicher Beschränktheit, die, in schmale vier Wände gebannt, jeder Fortschrittsmöglichkeit feind, in Stillstand verharrt, wird zum Grab, in dem das „Lebendige" vermodert. Was draußen vor sich geht, wird hämisch bekeift. Nur die Wärme des Mittierchens darf sich der immer drückender dumpfenden Atmosphäre mitteilen. Josephine, der kleinen Familie Tyrannin, seit der Inspektor gestorben ist, sorgt dafür, daß kein Luftzug diese Schwüle mildert. Daß die hübschere, sinnenfreudige Schwester heiratet, hintertreibt sie. Und als ihr Bruder in bescheidenem Anlauf einen Weg ins Freie sucht, wendet sie die ganze Kraft ihres spitzen Erfindungsgeistes darauf, den geliebten Bruder zurückzuhalten. Ein paar Mal gelingt ihr das. In einem dritten Falle muß sie Gewaltmaßregeln gebrauchen: sie sperrt den Erwachsenen in den Keller. Als Hilfe von außen naht und die Gewalttätige zur Verantwortung gezogen werden soll, nimmt sie sich das Leben. Damit endet das Drama, das in freundlicherem Epilog das kleine Glück der resignierenden Geschwister zeigt.

Nabl ist ein großer Dichter. Die Sicherheit seiner Menschengestaltung ist die eines Meisters. Er weiß den Alltag und seine Menschen, vielleicht im Sinne Strindbergs, als schicksalbestimmende Mächte zu zeichnen, ohne sich dabei zu Zerrbilderei und Überbetonen dämonischer Unterströmungen hinreißen zu lassen. — Die deutsche Leserschaft sollte ihn besser kennen und würdigen.

die sich ganz einem geliebten Manne weihen; in ihren Adern brausen die Elemente der starken und liebenden Frauen, die je das Reich der Dichterphantasie belebten! Weil sie aber so vieler Frauen Wesen lebt, muß sie auf das umfriedete Glück eigenen Seins verzichten, muß sie in Jauchzen und Qual das Schicksal nicht eines Weibes — sondern des Weibtums tragen.

Zwei österreichische Künstler.

Der niederösterreichische Dichter Franzl Nabl.

Von **Richard Rieß** (München).

Bekanntsein ist kein Kriterium für dichterische Größe. Reinste Schönheit bleibt oft im Schatten. Daß Ullstein-Autoren große Auflagen erzielen, liegt im Wesen des Bahnhofsbuchhandels. Daß ein Dichter wie der Niederösterreicher Franz Nabl so gut wie unbekannt ist, mag darin begründet sein, daß seine Bücher nicht die Begleitmusik rollender D-Zugsräder vertragen. Sie haben nicht den rasenden Rhythmus der modernen Zeit. Nabl ist Seelenschürfer. Seine Menschen, aus deren Gefühls- und Gesinnungsmöglichkeiten sich die Fabel seiner Romane baut, vermögen freilich, in den Ekstasen der bis zur letzten Konsequenz gesteigerten Eigenheit, Außerordentliches zu tun. Sie werden alsdann auch für den stoffhungrigen Leser „interessant", aber er muß sich durch viele, viele stille Kapitel hindurchlesen, und das ist nicht Herrn Jedermanns Sache.

Schon zehn Jahre lang schreibt Nabl. Im Jahre 1908 ist sein erster Roman (wie alle seine erzählenden Bücher bei Egon Fleischel & Cie., Berlin W. 9) erschienen. „Hans Jäckels Liebesjahr" ist das Buch betitelt, das noch viele Schlacken eines Erstlingswerkes zeigt. Die Freude an der Kleinschilderung, die Nabls Arbeiten kennzeichnet, ist hier auf Dinge und Begebnisse verschwendet, die dem Bilde des Ganzen eher hinderlich sind als nutzbar. Auch erscheint die seelische Kurve nicht immer mit eigenwilliger Hand gezogen, sondern bisweilen mit dem Zirkel der Konvention. Sei's. Das Buch ist immerhin eine sehr beachtenswerte Talentprobe gewesen. Es schildert den Kampf um die Reinheit des Jünglings und die Konflikte des zur Liebe Gereiften. Bezeichnend für Nabl ist des Helden symbolisch zu wertendes Sichvergessen mit der Mutter seiner Braut, eine Tat, die ihn innerlich von der (nur scheinbar) Geliebten befreit. Bezeichnend für Nabl und seine Gestaltung der Sexualität. Die ist für ihn niemals eine Erscheinung frivolen Genusses, sondern meist das große, erhabene Bindeglied der Geschlechter. Hans Jäckel erkennt die Tochter in der Liebe der Mutter. Oder sie ist der naturgewachsene Trieb, der

Fridericus.

Auch ich versuchte mich ernsthaft an einem historischen Roman und glaube daher, ungefähr die Untiefen zu kennen, auf denen der Federkiel eines Dichterschiffleins aufkratzen kann. Kommt man glücklich über eine Streusandbank hinweg, so darf man fast sicher sein, an einer anderen zu stranden. Der geschichtliche Roman birgt nach meiner Meinung für jeden Verfasser drei große Gefahren (ganz abgesehen von jenen, die auf Hintertreppen wie Räuber lauern!): die heroisch-pathetische, die anekdotische und die lehrhafte; jede für sich schon geeignet, den Wert eines Werkes zu verringern. Die meisten Erzähler stempeln ihre geschichtlichen Gestalten zu Helden und lassen sie eine Sprache sprechen, deren sich niemals ein Mensch irgendwann und irgendwo bediente. Solche Kothurngeschichten vertragen wir kaum mehr; nur Backfische und Ladenjünglinge lieben sie noch heiß. Nicht weniger bedenklich sind anekdotische Neigungen. Dabei gefällt sich ein Schriftsteller darin, klingende Aussprüche und mitreißende Rede- oder Schreibwendungen historischer Persönlichkeiten in seinen Roman einzuflechten. Das kann, ja, das muß hin und wieder sogar geschehen, um einen überlieferten Charakter möglichst wahrhaftig nachzuzeichnen und künstlerisch zu beleben, aber dabei heißt es: Maßhalten! Maßhalten und wieder Maßhalten! Nur kein Zusammendrängen, kein Um-jeden-Preis-alles-unterbringen-wollen, was der Fleiß in der Memoirenliteratur aufstöberte. Und nun die Lehrhaftigkeit! Menschen, die Bücher schreiben und nach wie vor glauben, daß die Menschheit aus dem, was gemeiniglich „Weltgeschichte“ heißt, lernt, versuchen häufig, in historischen Romanen lehrhaft zu wirken. Sie spitzen alles zu, moralisieren und ziehen Schlüsse, die besser ungezogen blieben. Um ihren Zweck zu erreichen, um auch in den breitesten Kreisen verstanden zu werden, blasen sie altägyptischen Königen, Kreuzfahrern und bourbonischen Lebensgenießern — denen der Lebensgenuß schließlich das Leben selbst kostete — einen modernen Geist ein, so daß schließlich aus längstvermoderten Leuten Gegenwartsmenschen werden, die flott kostümiert und theatralisch-aufgeschminkt durch drei- oder gar vierhundert Buchseiten stelzen. Die Kostümierten möchten dann so unendlich gern *wirklich* das sein, was sie vorstellen *sollen* ...

Ich wage zu behaupten, daß wir Zeitgenossen, von ganz seltenen Ausnahmen abgesehen, überhaupt außerstande sind, die Menschen vor Anno, rund gezählt, 1700 geistig und seelisch vollkommen zu erfassen. „Die vor 1700“ wurden von inneren und äußeren Kräften getrieben und gelenkt, die wir nicht mehr oder kaum merkbar in uns verspüren, die wir bestenfalls gerade noch kennen und erkennen, aber nicht mit- und nachfühlen können. Es ist uns zweifellos leichter, das menschliche

Ernst Ritter von Dombrowski.*

Am 12. Dezember 1917 starb Ernst Ritter von Dombrowski nach langem Leiden. Ein vieltätiges und in mancher Hinsicht merkwürdiges Leben hat so seinen vorzeitigen Abschluß gefunden.

Als Sohn des bekannten Jagdschriftstellers Raoul Ritter von Dombrowski in Schloß Ullitz bei Mies am 7. September 1862 geboren, wuchs der Knabe in glänzenden Verhältnissen auf, die sich aber bald verschlechterten. Väterlicher und eigener Wunsch hatten ihn für die Diplomatenlaufbahn bestimmt gehabt. Dieser Plan mußte nun fallen gelassen werden. Zum Berufsoffizier wurde er nicht tauglich befunden. So trat denn der Sohn in die Fußstapfen des Vaters und wurde Jagdschriftsteller. Als solcher erwarb er sich bald europäischen Ruf, seine Reisen führten ihn in alle Welt, er erweiterte seinen Wirkungskreis auf die Vogel- und Insektenkunde, da erkrankte Dombrowski im Jahre 1903 an einem schweren Lungenleiden. Mit der Jagd, die ihm schließlich die Krankheit gebracht hatte, war es nun vorbei. Und jetzt erst, als wenn gebundene Kräfte frei geworden wären, erwachte der Dichter. In schneller Folge schuf der gereifte Vierziger Märchenbücher und hauptsächlich Dramen. Das hochfliegende Ideendrama „Narrenliebe", der bühnensichere Einakter „Unter klingendem Spiel", das wuchtige Volksstück „Waldbrand" gingen in den Jahren nach 1909 in Graz und teilweise auch an anderen Orten mit Erfolg über die Bretter, während das moderne Problemstück „Lena" sowie die bedeutendste Arbeit Dombrowskis, die Renaissance-Tragödie „Monna Lisa", nur ehrenvolle Besprechungen erfuhren und es bis jetzt nicht zur Aufführung brachten. Zweimal erhielt Dombrowski den niederösterreichischen Landesautorenpreis, einmal eine Ehrengabe der Weimarer Schillerstiftung. Seine Kriegslieder „Zur Wehr' und Ehr'" fanden ungewöhnliche Verbreitung. Sie haben bereits das 250. Tausend überschritten. Aber seinen Lebenswunsch, eine Aufführung in der Großstadt, sah der schwerkranke, seines Zustandes vollbewußte Mann trotz gelegentlicher Annahmen nicht verwirklicht.

Endlich schien's ihm zu glücken. Im Frühjahr 1917 schrieb er seine „Ehelegende", im Sommer nahm die Burg das Drama an und im Winter starb Dombrowski, ohne sein Stück gesehen zu haben.

Dichterschicksal . . . . h.

* Diese Zeilen wurden vor der Première der „Ehelegende" geschrieben. Die eigenartige Aufnahme, die dieses Stück in Wien fand, ist aus den Tageszeitungen bekannt. Statt objektiv gewertet zu werden, wurde die „Ehelegende" gewissermaßen ein Politikum und mußte nach dreimaliger Wiederholung vom Spielplane abgesetzt werden. Ob dies das endgültige Urteil über den Theatermann Dombrowski ist, wird die Zukunft lehren. Wer aber den Dichter Dombrowski kennen lernen will, der greife vor allem zur „Monna Lisa", die ja in diesen Tagen neu aufgelegt wird. Es wird ihn nicht reuen.

wie der Kritizismus eines Voltaire. Molo unternimmt das Wagnis, diese seltene und seltsame Eigenart in einen Roman zu zwängen, dessen Handlung sich in einem einzigen Tag erschöpft. Trotzdem zeigt sich hier Fridericus mit allen seinen oft widersprechenden Eigenschaften. Hat einer das Buch nicht gelesen, so kann er sich unmöglich vorstellen, daß diese Zusammendrängung nicht nur hoch künstlerisch, sondern auch seelisch verständlich wirkt. Walter v. Molo hat mit seinem neuesten Kunstwerk zugleich ein psychologisches und technisches Kunststück vollbracht. Es gelang ihm, über alle Untiefen und Sandbänke hinwegzugleiten, die der historische Roman seinen Verfassern auflauern läßt. Vielleicht, daß hie und da und ganz selten, dem rasch weiterhastenden Leser verborgen, der Federkiel auf einer allzu kecken Klippe auffratzt ... Es wäre auch verwunderlich, wäre es anders bei der Schwierigkeit des Vorwurfes, dem verflochtenen Charakter Friedrichs und der zeitlichen wie örtlichen Beschränktheit der Geschehnisse. Sicherlich stört nirgends die reiche Verwendung von Tatsächlichkeiten, die bekannt sind, und von Worten des Königs, die schon Gemeingut des deutschen Volkes wurden.

Der Roman stellt Friedrich in einen Tag der Entscheidung. Von Feinden umlauert, der halbe Staat verloren und geplündert, preußische Feldherren geschlagen und gefangen, das Heer zermürbt, die Minister verzweifelt und die königliche Familie entmutigt, so steht Friedrich der Große der überlegenen kaiserlichen Armee gegenüber. Alles um ihn wankt, nur er selbst wankt nicht. Das hat Preußen gerettet. Ganz wundervoll ist die Szene, in der Minister Finckenstein und Prinz Wilhelm ihn bestürmen, Frieden um jeden Preis zu schließen. Hätte Friedrich nachgegeben, Europa besäße heute ein anderes politisches Gesicht — es besäße kein Deutsches Reich, Slawen und Romanen würden es beherrschen.

Der weitunterschätzte, leider so früh verstorbene Johannes Richard zur Megede äußerte einst zu seiner Schwester, er „krieche beim Schaffen in seine Personen hinein"; das tut Molo gleichfalls; und nur so konnte er sich mit seinem berühmten Schillerroman in die Literatur bleibend hineinschreiben! Und nur so konnte er den in hundert erzenen Standbildern verewigten Fridericus wieder zum Menschen von Fleisch und Blut, mit Liebe und Haß machen. Dabei will ich als kühler Beurteiler nicht verschweigen, daß in Molos Friedrich dem Großen auch ein ureigenes Stück Molo selbst steckt. Der moderne Nervenmensch borgte dem zähen Preußenkönig etliche seiner überempfindsamen Nervenbündel ...

Keine andere Zeit als die gegenwärtige, in der alles rascher, zügelloser und unbestimmter dahinströmt, hat mehr Ursache, sich am Heros Friedrich II. aufzurichten, zu stärken und zu sammeln. Deshalb ist uns dieser historische Roman ein Kräftemittel, eine Erhebung, ein Geschenk.

H. L. R.

Wissen ins Groteske und Phantastische ausbauend, blutwarme Zukunftsbilder zu malen, als Vergangenes, in nicht mehr vorhandenen Engen Erstarrtes lebenswahr zu gestalten. Unsere Phantasie schweift mühelos in Endlosigkeiten, doch vermag sie nur schwer einer Eigenheit des Hirns Herr zu werden: der Erinnerung. Die klebt Vorstellungen und Umrisse mehr oder weniger getreu in die Schädel, und daran reiben sich die Gedanken, die nach rückwärts stromern. Ich meine das etwa so: Wer einen Alexander den Großen dichterisch gestalten will, der muß alles vergessen können, was die Geisteskultur nach Alexander schuf; sonst wird in einem Kunstwerk aus dem antiken Heldengenie ein moderner Stratege. Wer den großen Gregor nachzeichnet, darf nie an Luther denken (um nicht klare Bilder zu verwirren), und der Dichter Maria Theresias etwa hat Goethe, Kant und Darwin aus seinem Denkvermögen zeitweise auszuschalten ... Man wird wohl ziemlich begreifen, was ich mit diesen Beispielen sagen will.

An den angeführten, schier unüberwindlichen Schwierigkeiten stößt sich selbstverständlich nur der naturalistische historische Roman, nicht der klassische und nicht das klassische geschichtliche Drama, welche beide auf ganz anderen Grundlagen aufbauen und ganz anderen Zielen zustreben.

Jahrzehnte lang war der historische Roman, den eine Reihe von Schriftstellern, den köstlichen Fabulierer Dumas unköstlich nachahmend, auf den Hund gebracht hatte, in der Literatur verpönt. Erst seit kurzem getrauen sich wieder Künstler, geschichtliche Vergangenheiten mit den Trägern geschichtlichen Geschehens als Stoff zu wählen.

Nun liegt ein ganz eigenartiges Buch vor: „Fridericus“ von Walter v. Molo (Verlag Langen in München). Es ist kühn, sich an Friedrich den Großen heranzuwagen, dessen Charakter durch Geschichtsbücher, Geschichten für die heranwachsende Jugend, Anekdoten und gefärbelte Bilderbogen, durch Denkmäler und nicht zuletzt durch seine eigenen hinterlassenen Schriften so klar und fest umrissen ist, daß einem dichterischen Nachgestalter scheinbar fast nichts zu ergänzen übrig bleibt. Scheinbar! Denn der Mensch Friedrich aus der Familie der Hohenzollern ist uns trotz aller Schriftwerke und Monumente bisher recht fremd geblieben. Seine Persönlichkeit ist außerordentlich vielseitig und man muß fast glauben, daß in dem kleinen Körper des großen Genies nicht etwa nur zwei, sondern fünf und mehr Seelen wohnten. Ein überragender Herrscher, ein origineller Feldherr, der mit dem kleinen Preußen gegen ein Dutzend Feinde auf einmal focht, ein feiner Diplomat, ein tapferer Neuerer, ein Philosoph und Freund von Philosophen, ein Gedichtemacher und Schirmherr Verbannter, ein Tyrann und Menschenfreund, ein Menschenlebenverächter und Hundeliebhaber, ein Flötenspieler und ein Feuerkopf, den die Klassizität ebenso durchglühte

Da sind wir aber neuerdings bei der Unzulänglichkeit des Schöpfers und der Rundtanz geht von vorn wieder an

Knapp neben der Lehre von der unabänderlichen ewigen Vorherbestimmung steht das Christentum mit seiner Erlösung. Die beiden Lehren widersprechen sich wie Feuer und Wasser und man meint, eine müsse endlich die andere verzehren. Aber sie bleiben ruhig nebeneinander bestehen und das Widerstreitende tut, als wolle es sich gegenseitig ergänzen.

Was schließe ich daraus? Daß die beiden Lehren, jede für sich, notwendige Beruhigungsmittel sind für die zwiespältige Menschenseele, die — ohne dogmatisch zu sprechen — halt einmal ein unbegreifliches Ding ist. Unbegreiflich, wie alles miteinander.

Ein duldsamer Zensor von heute, der deshalb gemaßregelt wurde, hat ein Wort Josefs des Zweiten wieder in Erinnerung gebracht:

„Kritiken, die keine Schmähschriften sind, sie mögen den Landesfürsten oder den Untersten betreffen, sind nicht zu verbieten, da es jedem Wahrheitsliebenden eine Freude sein muß, wenn ihm solche auch auf diesem Wege zukommen." — „Wer mich und meine Handlungen tadelt, zeigt die gute Absicht, mich zu belehren und besser zu machen. Sollte er dabei den schuldigen Respekt aus den Augen setzen, so mag ihm dies der guten Absicht wegen verziehen werden."

„Na ja," sagte der Vorgesetzte, bei dem der nachsichtige Zensor sich so gerechtfertigt hatte, „Leute wie (er nannte eine Anzahl) brauchen freilich die Kritik nicht zu fürchten. Aber —" Nun mußte er sich räuspern (es war im März)

Lange neckte mich der ketzerische Gedanke, daß seit Erfindung der Photographie die Zeichenkunst und die Malerei größtenteils überflüssig geworden seien. Bilder, die in meiner Stube hängen, die ich geschenkt bekommen, haben mich ein wenig erzogen. An einer Photographie sieht man gleich auf den ersten Blick alles, was an ihr ist, was sie zu geben hat. Aber die von beseelter Menschenhand geschaffenen Bilder, die da vor mir sind, treten allmählich aus sich hervor, geben bei jedem neuen Anschauen Anderes, Tieferes, saugen gleichsam mein Wesen in sich, so daß ich aus ihnen mir selber entgegenblicke. Besonders auch in der Landschaft. Je nachdem zur Stunde mein Gemüt beschaffen ist, so schaut die Landschaft des Bildes auf mich her, heiter oder ernst. Das kann freilich die Photographie nicht, die nur den Augenblick verbucht, die sich vom Kunstbild unterscheidet, wie Wissenschaft von Poesie. Es ist etwas Geheimnisvolles um das Können des Herzens.

Einmal habe ich eine bäuerliche Wirtshausszene sorgfältig genau nach der Natur abgeschrieben, mit allen ihren kleinen Äußerlichkeiten an

Heimgärtners Tagebuch.

Wenn ein Unsinn gesprochen wird, so richtet das immer eine gewisse Erregung und Wirrsal an. Er wird widersprochen, wenn auch selten widerlegt. Ist er durchgepeitscht, dann läßt man ihn laufen nach Belieben. Das heißt, wenn er nicht gedruckt wurde. Wenn der Unsinn gedruckt wurde, dann kümmert sich kein Mensch drum, dann wird er bloß ignoriert. Noch schöner, wenn man allen Unsinn, der gedruckt wird, anrühren wollte! Er ist ja zumeist allgemein hingesagt und richtet sich selten nach einer Person; um so lieber läßt man ihn hingefladet, wie er liegt. So bleibt alles alte Papier mit Unsinn bedeckt, man kann das Ganze dann auch Geist, Kultur, Weisheit nennen, oder wie man will. Es ist gedruckt, damit basta!

Bei gelegentlichen Mohammedsstudien stieß ich wieder auf jene fatale Lehre von der Prädestination, der Vorherbestimmung aller Schicksale. Diese Lehre hielt ich, wie jeder denkende Mensch, immer für die größte Beleidigung Gottes und für den größten Feind der Gesittung. Wenn Gott das Menschengeschlecht geschaffen und im vorhinein verworfen hat, wie kann denn da eine Liebe zu Gott entstehen, was nützt dann all unser Ringen nach seliger Vollendung? — Sind wir aber mit diesem Einwand fertig? Ist es nicht am Ende doch möglich, das grauenhafte Rätsel von der Prädestination zu lösen? Mit ein wenig Kompromiß? Ich brauche dazu das ewige Leben der Christen und die Wiedergeburt der Seelenwanderung. Also: Gott bestimmte dem Menschen, als er ihn ins Leben rief, für dieses Leben das Schicksal voraus. Läßt dem Menschen aber den freien Willen. Der Mensch mag anstreben was er will, er entgeht seinem Schicksal nicht; das ist für das eine Leben vorausbestimmt, daran ist trotz allem menschlichen Wollen und Ringen keine Änderung möglich. Der Mensch mag noch so gut wollen, sein Schicksal bleibt schlecht. Ist das nicht unerhört grausam? Warum tut es Gott, der Gütige und Gerechte? Vielleicht weil er den Willen des Menschen prüfen will? Bewährt dieser Wille sich für das eine harte Leben zum Guten, dann gibt ihm Gott für ein nächstes Leben ein besseres Schicksal. Und hier ist es auch wieder so, der Mensch mag noch so böse wollen, sein Schicksal bleibt gut bis zum Lebensende. Dafür wird er im nächsten Leben wieder mit einer schlimmen Vorherbestimmung bestraft. Und warum dieses umständliche Verfahren? Um so allmählich die von Leib zu Leib wandernde Menschenseele zu prüfen, zu läutern, zur Vollkommenheit empor zu destillieren. Vorausgesetzt muß aber sein, daß der Mensch vom Ursprung aus ein elendes Wesen ist, das erst so durch Schuld und Leid gerettet werden kann.



„Kultur“ und „Culture“.*

Willst du Kultur,
Pfleg' Feld und Flur:
Durch die Natur
Hin zur Kultur!

Mit der Kültür,
Das sag' ich dir,
Gehst du nur irr,
Wirst krank und wirr.

V. E. S.

Aus unserer Zeit.

Das Hinterland!!

„Wozu brauchen mir also Kriegschiff, frag i? Wo mir kane Kolonien net haben und kane Schutzgebiet — eppa wegen dem bisl Adria — haha! — und überhapt!“ Also sprach vor dem Krieg der österreichische Spießer im Hinterland, und war er besonders witzig veranlagt, so fügte er hinzu: „Soll valleicht der Nordpol erobert werdn?!“ Dann kam der große Krieg und der gute Spießer riß Augen und Mund gleich weit auf. Er war unzufrieden (nicht nur mit dem deutschen Großadmiral Tirpitz, von dem er plötzlich „wußte“, daß der Mann den Bau von Unterseeboten vernachlässigt hatte!), sondern auch mit der österreichischen Marine. Früher war er zwar ganz damit einverstanden, daß man an ihr „sparte“ — jetzt sollte sie die vereinigten Mittelmeerflotten der Franzosen und Engländer, schließlich auch die der Italiener „vernichtend besiegen“. Daß unsere Marine mit ihren schwachen Kräften Höchstes leistete, daß sie unsere Küsten wirksam schützte und schützt, das war und ist Herrn Spießer viel, viel zu wenig! Dann geschah es vollends: In tiefdunkler Nacht fuhr ein italienisches Torpedoboot in den Hafen von Triest ein, der kein Kriegshafen ist, versenkte eines unserer ältesten Kampfschiffe, und ein welscher Offizier erstieg sogar den Molo . . . Dann ging er wieder fort. Und unser Spießer war empört, das österreichische Hinterland schimpfte, wie eben nur das österreichische Hinterland schimpfen kann, und es regnete Weisheiten: „Da haben s' in Triest natürli net aufpaßt — und net beleuchtet — und kane Netz vor den Hafen gspannt . . . Skandal!“

O, das Hinterland versteht es aus dem Effeff!

Einem Spießer etwas zu erklären, ist selbstverständlich ausgeschlossen, er ist auf unsere Marine nach wie vor schlecht zu sprechen: „Skandal!“

Vielleicht belehren ihn Tatsachen: Über die Vorzüglichkeit der reichsdeutschen Marine sind sich wohl Freund und Feind einig, und dennoch gelang es englischen Seestreitkräften, „unter dem Schutze eines dichten Schleiers künstlichen Nebels“ in den Hafen von Zeebrügge einzulaufen und 40 Matrosen an den Moli zu landen.

* Sprich: „Kültür“.

Gestalt, Bewegung, Wort und Stimme. Ich wollte einmal lediglich eine Darstellung der buchstäblichen Wahrheit geben und glaubte, weiß was damit zu leisten. Aber als das Ding gedruckt war, wirkte es nicht, war spröde und rissig — nur künstlich belebt. Der Vorgang war nur durch mein Auge gegangen, nicht durch meine Seele.

Seit undenklichen Zeiten fangen im Volke die Briefe so an: „Im Anfang meines Schreibens grüße ich Sie herzlich. Ich bin soweit, Gott sei Dank, gesund und wünsche, daß auch Sie mein Brief in bester Gesundheit antreffen möchte u. s. w."

Prächtig, prächtig! Vielleicht wäre es sogar noch ein bißchen besser, wenn es so lautete:

„Herzlichen Gruß zuvor. Ich bin gesund und hoffe das auch von Ihnen u. s. w."

Je weniger der Worte, je wirksamer sind sie. Das könnten wir uns übrigens alle für alle Fälle gesagt sein lassen.

Die „gefangenen Mittelmächte", sagen unsere Feinde höhnend. Nun — wir sind ungefähr so gefangen wie das Pulver im Stein. Wenn Feuer dazu kommt, sprengt's alles auseinander.

Lasset das. Die Leute bleiben, wie sie sind. Sie ändern sich nicht, und man möge mit hundert Stentorstimmen in sie hineinpredigen und lehren. Höchstens, daß sie dadurch ein bißchen dümmer werden, klüger gewiß nicht. Die Gescheiten könnten durch fremde Worte noch zehnmal gescheiter werden als sie sind, sie werden es nicht. Nur durch Erfahrung, aber auch da werden sie täglich rückfällig. Wenn der Lärchbaum durch den Wald spazieren geht, so wird er den Tannen und Fichten nicht erst predigen, im Winter ihre Nadeln wegzuwerfen, den Buchen, ihr Laub abzustreifen, sie werden schon auch so tun und lassen, was sie müssen.

Aber Peter! höre ich mich anrufen, warum unternimmst dann du es in jedem Heimgartenheft, die Leute zu belehren, zu leiten, zu bessern? — Versuche ich das? Versuche ich es wirklich? Dann tut's wohl kaum der Pädagoge, sondern der Lyriker, der sein Anliegen aussingt. Solche Leute gehen nicht darauf aus, die Menschen zu ändern, sie lassen die schon bestehenden, wie sie sind, und verschaffen sich neue, wiesie möchten, daß sie sein sollten. Das ist dann ihre Welt, die ihnen Freude macht. Die wirkliche kümmert sie nicht viel, weichen ihr aus oder machen sich über sie lustig. Wenn sie aber doch einmal durch ihre Künste zufällig einen ändern und zu sich bringen, so haben sie Lust und Dank, aber trotzdem bleiben sie auch selber, was sie sind — klug, wenn sie klug sind, töricht, wenn das ihre Natur ist. Da ändert sich nichts, hierin sind wir höchst verläßlich.

mag, wie das „Kleine Journal" treffend bemerkt, auch daraus hervorgehen, was der holländische Minister des Äußern am 18. März in der Kammer erklärte; er habe sich, so erklärte er, an Deutschland mit der Anfrage gewandt, ob Holland von Deutschland innerhalb zweier Monate 100.000 Tonnen Getreide erhalten könne. Deutschland habe erklärt, dazu nicht in der Lage zu sein, weil die Bedürfnisse von Deutschlands Bundesgenossen zuerst gedeckt werden müßten. Deshalb habe Holland der Forderung der Entente willfahren müssen. Also ein gutes Viertel von dem, was Österreich-Ungarn aus Rumänien allein zuviel zugeteilt bekommen hat, hätte genügt, um die Vergewaltigung Hollands zu verhindern!! Was dies in militärischer Hinsicht, aber auch in seiner moralischen Wirkung in Holland für Deutschland bedeutet hätte, braucht nicht weiter ausgesponnen zu werden.

Mit weniger duseligen Friedensangeboten und weniger verhängnisvollen Ministerstürzen, aber mit mehr Ordnung, mehr Beschränkung, mehr Gewissenhaftigkeit in unserem Ernährungswesen kämen wir bedeutend rascher zum allgemeinen Frieden!

*

Kriegsgewinners kaufen ein.

Szene: Eine Buchhandlung.

Personen: Er, der Herr Kriegsgewinner.
Sie, die Frau Kriegsgewinnersgattin.
Das Ladenfräulein.

Er: „Guten Tag, Fräulein! Ich möchte gern eine Bibliothek kaufen. Für unsern grünen Salon. Hätten Se da nichts Passendes?"

Das Fräulein (schaut verständnislos).

Sie: „Wissen Se, so Bücher halt! So zum Lesen, mein' ich."

Das Frl.: „Darf ich fragen, welche Richtung gnädige Frau bevorzugen?"

Sie: „Grüne! — Wissen Se, so vielleicht 200 Stück. Die ein bißchen zu einander passen."

Das Frl. (sich aufraffend): „Wir hätten da eine sehr schöne Goethe-Ausgabe auf Lager —"

Sie: „Goethe, — ist das vornehm?"

Er: „Aber Adelheid! Ich bitt' dich: ein Mann, nach dem das Goethe-Denkmal heißt! Und Müllers — weißt de, die Schweineschmalzersatz-Müllers — haben auch mal einen Goethe gehabt."

Sie: „Also schicken Se uns die 200 Bände Goethe."

Das Frl.: „Es sind nur 40 Bände. Aber wenn Sie vielleicht die übrigen Klassiker in derselben Ausgabe —"

Sie (nachsichtig, belehrend): „Wieso Klassiker? Klassiker sind doch die Menschen, die was die Musik machen! Der Beethoven und der Dante und diese Leut'!"

Das Frl. (ratlos): „Wenn ich Ihnen vielleicht einen Band zeigen darf? (Bringt Goethe, Band I.) Bitte!"

Sie (enttäuscht): „Gott, das sind ja Gedichter!"

Er: „No, und?? Was hast de gegen Gedichte? Krämers Alfredchen — weißt de, von den Holzpantoffelersatz-Krämers — macht auch Gedichte."

Sie (gekränkt): „Und gar keine Bilder sind drin!"

Das Frl.: „Wenn Sie Bilder lieben, darf ich Ihnen vielleicht das Richter-Album empfehlen?"

Er (schnell): „Nein, mit dem Gericht will ich nix zu tun haben!"

(Pause.)

Solche Handstreiche werden **immer** und **überall** möglich sein, denn gegen Nacht und Nebel gibt es keine unbedingt verläßlichen Vorsorgen. Aber wird sich der Spießer im geschützten Hinterland **wirklich** belehren lassen? Ich fürchte, nein. Auch ohne Nacht und Nebel wird er nicht einsehen, wie stumpfsinnig und voreilig und ungerecht die meisten seiner Urteile sind!

O, das Hinterland! H. L. R.

*

Unangenehme Wahrheiten.

(Die Betonung liegt auf „Wahrheiten".)

Das Deutsche Reich ist ein sogenannter Industriestaat und seine Ernährung ist dennoch in diesem Kriege ausreichend; Österreich ist ein „Agrarstaat", gleichwohl pocht der Hunger an die Haustüren und wir müssen bei den Bundesgenossen betteln gehen. Woher das kommt? „Ordnung, holde Himmelstochter ....", sagte schon Schiller. Wieder einmal hat unsere Verwaltung versagt, welche sich beim „Ernährungsproblem" so gern von den Sozialdemokraten raten läßt. Vielleicht wäre es nützlicher gewesen, die „Preußen" um Ratschläge anzugehen. O nein, die kritisiert und bemängelt man lieber bei jeder unpassenden Gelegenheit. Ja, tschechische Blätter hatten sogar die überlang nicht zurückgewiesene Frechheit, zu behaupten, **wir** lieferten Lebensmittel nach Deutschland, daher allein komme unsere Not!! Dann, als es galt, aus der Ukraine Zufuhren sicher zu stellen, unterließen wir dies drei bedeutungsvolle Wochen lang, weil Adler und Austerlitz einen Einmarsch nicht erlaubten! Mit derartigen Umtrieben mußte endlich einmal Schluß gemacht werden! Aber dazu hat niemand in unserem entwicklungsfähigen, aber, sagen wir es offen, schlechtregierten Staat den Mut.

Sehen wir einmal zu, wie tief in die wichtigsten Belange der Mittelmächte die österreichische Lässigkeit, Unentschlossenheit und Verworrenheit eingreift! Es soll der gutunterrichtete und weitblickende „Türmer" zu Worte kommen; er schreibt:

„Wie es mit den **Getreideanleihen** steht, die **Österreich-Ungarn bei Deutschland** im letzten Halbjahr gemacht hat, soll hier unerörtert bleiben; nicht unwesentlich aber ist es, daß Deutschland in Friedenszeiten erheblich auf die **Einfuhr** von Brotgetreide angewiesen war, während die verbündete Monarchie sich bekanntlich in diesen Erzeugnissen gerade **eine Ausfuhr leisten konnte**. Wenn es also die ‚Ernährungsverhältnisse in Österreich bedingen, daß Sendungen in erster Linie dorthin gehen', wenn also dort im besser gestellten Lande größeres Bedürfnis herrscht, wie in dem schlechter gestellten, so ist diese Tatsache eben nur dadurch zu erklären, **daß man sich in Österreich-Ungarn nicht annähernd so nach der Decke streckt wie in Deutschland** und es sich erfolgreich leisten zu können glaubt, besser zu leben als bei uns. Mit dieser Anschauung stimmt ja auch die Tatsache überein, daß man in Deutschland wegen Hafermangels den Beginn der Rennzeit von Mitte März auf Mai hinausschiebt, während man in Österreich prompt wie in Friedenszeiten die Pferderennen in Alag am 31. März und in Wien am 14. April beginnen läßt! Nach der moralischen Backpfeife, die uns die Offenherzigkeit des ‚Fremdenblattes' in Sachen Bülow-Kühlmann Mitte Jänner versetzte, wird jeder Verständige diese Deutschland zugedachte Rolle des Hungerkünstlers nur angemessen finden."

Aus den Mitteilungen des „Türmers" geht hervor, daß Österreich-Ungarn aus dem rumänischen Export 126.000 Tonnen mehr anstatt in Anbetracht und im Verhältnis der kleineren Bevölkerungszahl 231.000 Tonnen weniger erhalten hat, was also **ein Plus von 357.000 Tonnen zugunsten von Österreich-Ungarn** ergibt. Was diese 357.000 Tonnen **für Deutschland bedeuten**,

Zusammenbruches der Monarchie auf! Da werden alle unsere Gegner sich natürlich beeilen, Frieden zu schließen!!!

Österreich-Ungarn aber wird beim nächsten Friedensschluß in seinem ureigensten Interesse gut daran tun, etliche seiner famosen Diplomaten — einschließlich jener, die schon a. D. sind — ans Ausland abzutreten. Ohne Entschädigung!

v. Schw.

*

Perfid!

Das Blatt der Bolschewiken Steiermarks schreibt in einer Besprechung:

„Warmes Interesse dürfte der schöne Beitrag ‚Russische Frauen' gerade jetzt finden, da die Bewunderung für diese mutigen, opferwilligen Vorkämpferinnen, aber auch die tiefe Teilnahme mit ihrem tragischen Schicksal durch den perfiden Einmarsch der Deutschen nach Rußland und durch den Gewaltfrieden neu erweckt ist."

Also perfid finden es unsere Bolschewiken, daß die Deutschen im Osten mit geringen Menschenopfern endlich Frieden machten, während Trotzki-Brunstein die Feindseligkeiten tatsächlich ins Unendliche verlängern wollte! Perfid finden es diese sozialdemokratischen Kriegsverlängerer, daß wir durch den deutschen Einmarsch dem allgemeinen Frieden näher kamen, nachdem es ihnen nicht gelungen war, in ihrem geliebten Stockholm eine „Verständigung" herbeizuführen! Perfid nennen sie es schließlich, daß der deutsche Einmarsch unsere Ernährungsverhältnisse besserte! Woher diese seltsame Haltung des „Arbeiterwille"? Nun, die Herren, welche die Haltung des Blattes beeinflussen, sind eben rasse- und blutsverwandt mit den „russischen" Häuptlingen Zederstamm, Brunstein, Sobelsohn, Silberfisch, Salkind usw., Schacherleute da und dort!

Und unsere arischen Arbeiter, die doch einen so großen Vorteil von dem perfiden, den Frieden bringenden deutschen Einmarsch haben, jagen ihre jüdischen Hetzer immer noch nicht zum Teufel?

P. L. M.

An Hochdero Durchlaucht, den Fürsten Metternich!

(Festlicher Dankgruß des Verfassers anläßlich seiner Ernennung zum kaiserlichen provisorischen Hof- und Kammerakzessisten III. Klasse.)

Fürst Metternich, der edlen Staatskunst Meister,
Du Freund des Volks und Schirmherr freier Geister,
Du Hort der Kirche und der Wissenschaft,
Des Kaisers Diener und des Reiches Kraft,
Du Feind der Nacht und der Demagogie,
Du Größter aller — du, das Weltgenie,
Nimm heißen Dank von einem Deiner Knechte
Aus einfachem, doch biederem Geschlechte,
Den Deines Auges Adlerblick beglückte
Und bitt'rem Weltschmerz immerdar entrückte.
O höchster Gönner, Freund der edlen Geister,
Du aller hehren Tugend Herr und Meister,
Dir tönet alleweil mein Lobpreis hell: „Hie
Fürst Metternich!"

Anselmus Pölly
(gest. 1847).

Sie: „Fräulein, ich glaub', Sie haben nicht die richtige Bibliothek für uns!"

Das Frl. (glaubt es auch, darf es aber nicht sagen): „Aber, bitte, gnädige Frau, wir können Ihnen alles beschaffen, was gnädige Frau wünschen! Vielleicht etwas Modernes? Vielleicht ‚Das grüne Gesicht'? Oder haben gnädige Frau das schon?"

Sie (empört): „Was unterstehn Sie sich, Sie Person? Was geht Sie mein Teint an?"

Er: „Adelheid, reg' dich nicht auf! Du weißt doch, wie die Leut' sind! — Also Fräulein, das einfachste wird sein, Sie schicken uns so 200 grüne Bücher. Auf den Preis kommt's nicht an! So 200 gemischte Bücher. Ich geb' Ihnen auch zwei Pfund Butter."

(Das Fräulein dankt und notiert den Auftrag.)

Sie (als sie draußen sind): „Ich weiß nicht, Gustav, aber ich hab' kein rechtes Zutrauen zu den grünen Büchern. Merr hätten doch lieber gelbe nehmen sollen!"

Karlchen in der „Jugend".

*

Diplomaten.

In einem großen Wiener Blatt schreibt von Zeit zu Zeit auch ein k. u. k. Botschafter a. D., namens Heinrich Graf Lützow, in dessen Kreisen es anscheinend zum guten Ton gehört, unsere Kriegsfeinde unablässig anzukomplimentieren. Besagter Graf Lützow — auf den Körner sein berühmtes vaterländisches Lied gewiß nicht gedichtet hätte — äußerte sich kürzlich unter anderem: „Ich habe die publizistische Hetze gegen Wilson, die, von Berlin ausgehend, sich auch auf einen Teil unserer Presse erstreckt hat, nie recht begriffen (!). Ein Heuchler, ein Lügner, ein augenverdrehender Pharisäer soll er gewesen sein..."; denn in Wilsons „Enunziation" vom 4. Dezember vergangenen Jahres fand Graf Heinrich einen Passus, den er folgendermaßen charakterisiert: „Welcher von unseren anderen Gegnern hat jemals uns gegenüber eine so wohldurchdachte, staatsmännische und versöhnliche Sprache geführt?" Und was enthielt dieser „Passus" jener „Enunziation"? Die Erlaubnis des gnädigen Wilson, daß Österreich-Ungarn seinetwegen bestehen bleiben dürfe, es möge sich bloß vom bösen Deutschen Reich lossagen... Das also findet der Botschafter a. D. „wohldurchdacht, staatsmännisch und versöhnlich"! Charakter hat der Herr Diplomat scheinbar nicht viel, und auf ihn paßt ebenfalls der Kehrreim, den Karlchen in der „Jugend" für den Fürsten Lichnowsky prägte: „Schöne Diplomaten ham mer!" Das Wiener Blatt, in dem Lützow seine Weisheit verzapft, hatte nun die — absichtliche oder unabsichtliche — Bosheit, anschließend an das Lob Wilsons, dessen jüngste „Enunziation" abzudrucken, in der der große Pazifist von Washington proklamierte: „Gewalt, Gewalt bis zum Äußersten, Gewalt ohne Maß und Grenzen..." O, lieber Heinrich, hättest du deine höchstpersönliche Ansicht doch besser für dich behalten, es wäre dir eine Riesenblamage erspart geblieben!

Doch schließlich hat jedermann das angeborene, unveräußerliche Menschenrecht, sich nach Belieben zu blamieren!

Aber der Botschafter a. D. hat noch ein besonderes Pech, das er übrigens mit anderen Herren und Ministern unserer Diplomatie teilt: Fast gleichzeitig mit Wilson veröffentlichte das französische Ministerpräsidium ein Kommuniqué an die österreichischen Friedenswinsler gleich Lützow, wo es heißt, Österreich-Ungarn habe „mit seinen Bitten um einen vorgeblichen Separatfrieden Rom, Washington und London ermüdet..."

Es muß gewissen Staatsmännern an der Donau ein besonderes Vergnügen sein, von unseren Feinden moralisch abgeohrfeigt zu werden. In Rom, Washington und London faßt man unsere ewigen Anbiederungen doch nur als Zeichen eines nahen

Ständele.

Dein' Kammer, die heißt Vielzuhoch,
Dein Herz und das tut stolz,
Bin wandert über Kar und Joch
Durch lauter Schling und Holz.
Tu' auf, tu' auf dein Herze klein,
Wär' gar zu gern geborgen drein,
Du Blume süß, du Blume fein,
Jungliebste Annmarein!

Die Bergnacht liegt in Sternenschein,
Im Fernen schlägt der Hahn.
Ei, gibt's denn gar kein Leiterlein
Zudir, zu dir hinan?
Tu' auf, tu' auf dein Herze klein,
Wär' gar zu gern geborgen drein,
Du Blume süß, du Blume fein,
Jungliebste Annmarein!

Mein Herz ist dein — geh' nimm's doch, nimm's,
Du stolze Annmarein,
Und streift der Schnee dein Fenstersims,
Pfeif' ich aufs Leiterlein!
Tu' auf, tu' auf dein Herze klein,
Wär' gar zu gern geborgen drein,
Du Blume süß, du Blume fein,
Jungliebste Annmarein!

Karl Dankwart Zwerger.

Der böse Staatsanwalt.

Die Einrichtung der Geschwornengerichte erfreut sich allgemeiner Beliebtheit, und nur wenige eingefleischte Juristen sind grundsätzlich dagegen. Zwölf wahllos ausgeloste Männer aus dem Volke sprechen ihr „Schuldig" oder „Nichtschuldig" über einen Angeklagten. Das schließt für wichtige Fälle die einst so gefürchtete Kabinettsjustiz und ebenso eine rein theoretische, nüchterne und mitleidslose bureaukratische Justiz aus. Die Geschwornen hängen erfahrungsgemäß nicht ängstlich am Paragraphen, sondern lassen auch das Gefühl, rein menschliche Beweggründe walten. Diesen Vorzügen gegenüber fallen Nachteile der Einrichtung nicht so schwer ins Gewicht. Freilich, auch die zwölf wackeren Männer aus dem Volke können arg irren, und auch der Freispruch eines wirklichen Gauners vermag die Grundlagen der Rechtsprechung erschüttern. Immerhin lassen wir lieber einen Schuldigen laufen, als daß wir einen Unschuldigen verurteilen. Die Geschwornengerichte bringen ferner eine Art Rechtsungleichheit mit sich, wie denn z. B. bäuerliche Geschworne kleine Betrügereien nicht so bitter ernst nehmen, während Brandstiftungen von ihnen geradezu grausam geahndet zu werden pflegen; städtische Geschworne hingegen, welche die Wichtigkeit von Treu und Glauben im Geschäftsleben kennen, sind — wenigstens im Gerichtssaal! — gegen Betrug sehr streng, aber Brandstiftungen nehmen sie nicht allzu schwer, da sie an die schnelle Hilfe gut ausgebildeter Feuerwehren und an die Vorteile der Feuerversicherung gewöhnt sind.

Im Kriege sind Geschwornengerichte schon ein bißchen bedenklich, weshalb Graf Stürgkh sie mit Recht zeitweise einstellte. Da können die im Volk auflodernden Leidenschaften gefährlichste Fehlurteile erzeugen. Und selbst heute, wo sich die Leidenschaften doch schon bereits ein bißchen abkühlten, gibt es seltsame Urteile, gefällt von

Organisation.

Im Frühjahr 1917 hatten wir den Stein der Weisen gefunden. Das ganze Land Österreich, soweit es Äcker oder Wiesenfläche ist, wurde mit einem Netz von Kommissären überspannt. Diese Kommissäre waren zum größten Teile dem Lehrerstande entnommen und jedem wurde ein nicht allzu großer Tätigkeitsbezirk zugewiesen. Dort hatte er die Äcker und Felder aufzunehmen und zu klassifizieren (wobei sich schon ein ärgerliches Mißverhältnis zwischen den Flurkarten und den tatsächlichen Bodenverhältnissen ergab), hatte darauf zu achten, daß sie ordnungsgemäß bestellt wurden, wachte über ihre Wartung, beging sie bei schönem Wetter, freute sich an gutem Wachstum hier, schalt über Trockenheit dort und berichtete fleißig an die vorgesetzte Behörde. Das Berichten war vielleicht die Hauptsache. Dann kam die Mahd und die Erntezeit. Der Kommissär hatte das Ergebnis der Mahd abzuschätzen und berichtete darüber an die vorgesetzte Behörde. Wieder war das Berichten vielleicht die Hauptsache. Als die Ernte eingebracht wurde, veranstaltete man da und dort zur Stichprobe Probedrusche, berechnete danach den Ertrag der Brotfrucht und berichtete an die vorgesetzte Behörde. Abermals war der Bericht vielleicht die Hauptsache. Etwa Ende September, möglicherweise ein bißchen früher, möglicherweise ein bißchen später, besaßen die Zentralbehörden zwar noch wenig Heu und gar kein Körndl, aber eine Unmenge von Berichten der Kommissäre. Wie man sieht, waren die Berichte wirklich die Hauptsache. Denn sie wurden am grünen Tisch, auf dem trotz der Grünheit nichts blüht, überprüft, spezialisiert, zusammengefaßt, eingeteilt und in Druck gelegt. Daraufhin erklärte Se. Exzellenz der Ernährungsminister, die Nahrungsmittel für die Monarchie seien bis zur Ernte 1918 sichergestellt. Leider aber waren tatsächlich die Hauptnahrungsmittel schon im April 1918 zu Ende. Die Tätigkeit der Herren Kommissäre hatte dem Staate rund 20 Millionen gekostet, und die Kommissäre waren an dem Mißerfolg vollständig unschuldig. Die Vorschriften zwangen sie, viel zu viel zu schreiben, viel zu viel zu schätzen und zu berechnen. Nicht, was tatsächlich an Lebensmitteln vorhanden war, wurde aufgezeichnet, sondern das, was mehr oder minder sachverständige und mehr oder minder begabte Verlegenheitskommissäre mühsam herausaddierten.

Da es in Österreich gegenwärtig Sitte ist, die wichtigsten Stellen im Staate ausgerechnet mit jenen Personen zu besetzen, die vielleicht militärisch geeignet, aber für ihren Posten zweifellos ungeeignet sind, so sei es auch einem blutigen Laien im Agrarwesen gestattet, seine höchstpersönliche Ansicht über die Art der Nahrungsmittelaufnahme und -Aufbringung auszusprechen: Man ernenne praktische Landwirte zu Kommissären und statte sie mit den notwendigen Vollmachten aus. Diese fachkundigen Kommissäre müssen darauf achten, daß jedes fruchtbringende Stück Boden im Frühjahr entsprechend bestellt werde. Dann können sie meinetwegen an die vorgesetzte Behörde berichten, daß dies geschehen ist. Daraufhin lasse man den lieben Gott ein paar Monate einen guten Mann sein und hoffe inbrünstig, daß er brauchbares Wetter, mit der richtigen Verteilung von Sonne und Regen, schickt. Nach der Ernte hat jeder dieser fachkundigen Kommissäre das Erträgnis in seinem Kreis nicht durch Rechnen und Schätzen, sondern durch Abwägen und Messen zu ermitteln. Darüber berichte er knappest an die vorgesetzte Behörde. Auf diese Weise wird Se. Exzellenz der Herr Ernährungsminister zwar wenig beschriebenes Papier, aber genügend Heu und Körndl haben.

Und wo stak der Fehler der Organisation 1917?

Man verwechselte Organisation mit Vielschreiberei.

3 Paar Schuhe oder Stiefel, 1 Paar Hausschuhe oder Pantoffeln. Demgegenüber wies der Besitz Friedrich Schillers an Kleidungsstücken, urkundlicher Überlieferung zufolge, nachstehenden Bestand auf: 37 Hemden, 33 bunte Taschentücher, 22 Paar Strümpfe, 3 Mützen, 3 Hüte, 3 Paar Stiefel, 4 Paar Schuhe, 10 Röcke, 3 Oberröcke, 1 Pelz, 1 Mantel, 3 Paar schwarze seidene Hosen, 1 Paar schwarze Tuchhosen, 1 Paar grüne Hosen, 5 Paar Nankinghosen, 2 Paar schwarze Zeughosen, 1 Paar lederne Hosen und 4 gestickte Westen. An unseren jetzigen Verhältnissen gemessen — und zwar nicht nur an den augenblicklichen, außergewöhnlichen, sondern an den regelrechten der Friedenszeit — könnte sonach der Dichter des „Poet im Himmel" nachgerade als Verschwender erscheinen; dabei stammt diese inhaltsreiche „Kleiderbestandsaufnahme" nicht einmal aus seiner besten Zeit. Um die Steigerung im gleichen Schwunge fortzusetzen, möchte man ihm gleich einen Verschwender ersten Ranges — in jeder Beziehung — gegenüberstellen. Etwa den berühmten und berüchtigten Premierminister Augusts des Starken, Grafen Brühl, der, nach einem im Jahre 1765 an Gerichtsstelle hinterlegten Verzeichnis, allein an Kleidungsstücken folgendes hinterließ: 198 gestickte Kleider, 61 reiche, 40 seidene, 84 samtene, 24 Trauer-, 23 ordinäre Kleider, 43 Schlafröcke, 30 Hütte, 47 Pelze, 17 Zobelmüffe, dazu eine Menge kostbarer Stoffe, Tressen und Galalivreen; alles in allem im Wert von 62.007 Talern 5 Groschen 9 Pfennigen; dazu kamen noch für 21.445 Taler 10 Groschen Spitzen und Wäsche!

Abgesehen von solchen „Ausnahmen, die die Regel bestätigen", können wir uns die Lebensführung unserer Vorfahren kaum ursprünglich genug vorstellen. „In meines Großvaters Hause", schreibt Ulrich von Hutten, „wurde noch kein Pfeffer, Safran, Ingwer und kein Kleid von fremder Wolle gebraucht", und er fügt hinzu: „die zuerst das Übel nach Deutschland brachten! Das Vaterland bringt alles hervor, was man braucht, aber Kleider, Speisen, Arznei holen sie von den Säulen des Herkules, von Ceylon, vom Ganges, vom Nil; davon hat der zehnte Teil in Deutschland das Podagra, Gicht, Lähmung, Wassersucht, Scharbock, Franzosenkrankheit." Abends Licht zu brennen, alle Tage warme Speisen zu genießen und Leinwand zu tragen, galt noch im 13. Jahrhundert als ein großer Luxus; in der Frühzeit unseres Volkes war, wie Jakob Grimm in seinen Deutschen Rechtsaltertümern anführt: wenn ein Mann ein Hemd, eine Frau Hosen trug, Grund zur Ehescheidung! Die ersten leinenen Hemden trug die Gemahlin König Karls VII. von Frankreich; in England trug die Königin Elisabeth die ersten seidenen Strümpfe, in Frankreich König Heinrich II. bei der Hochzeit seiner Tochter; noch von dem „Geheimnisvollen im Schlosse zu Eishausen" (bei Hildburghausen, 1810—1845) erzählt Bülau in seinen „Denkwürdigen Geschichten und Menschen" halb tadelnd, halb rühmend: „Der Graf trug stets (!) Schuhe, weißseidene Strümpfe und ein und dasselbe Paar nie länger als vierzehn Tage (!). Alles deutete auf eine Gewohnheit zu fast übertriebener Reinlichkeit (!) und diese, wie manches andere, auf holländischen Ursprung." Das Taschentuch wurde erst 1580 in Deutschland bekannt, aber nur Könige, Fürsten und andere Personen von hohem Range durften es benutzen! Noch 15 Jahre später wurde sein allgemeiner Gebrauch Dresdens Bürgern ausdrücklich untersagt und sie auf die guten Dienste ihrer fünf Finger verwiesen. Auch die Redensart von der „fünfzinkigen Gabel" hat sich noch gar nicht lange überlebt. Noch Anna von Österreich, die „Königin mit den schönen Händen", griff, ohne Anstoß zu erregen, mit der Hand ins Ragout, um die Beute ihrem — Tischnachbar in den Mund zu führen. Den ersten Filzhut trug wohl Kaiser Karl V. im Jahre 1547, als er seine Truppen musterte; er war mit Samt überzogen und sehr klein, und als es regnete, nahm er ihn ab, damit er nicht naß wurde. Tische

zwölf unabhängigen Männern. Der Krieg mit allen seinen Begleiterscheinungen verwirrte und verwirrt viele Köpfe. Nicht etwa, daß Unschuldige zum Handkuß kommen, nein, im Gegenteil, ausgemachte Verbrecher gehen in Geschwornengerichten straffrei aus. Wir kennen Freisprüche von notorischen Dieben, Betrügern, Urkundenfälschern und Sittlichkeitsverbrechern, für die keine, aber auch schon gar keine Milderungsgründe geltend gemacht werden können. Mit einem verbissenen Scherz charakterisierte die „Muskete" den bedauerlichen Zustand: „Nicht jeder, der freigesprochen wird, ist deshalb ein Verbrecher . . . . ."

Da ergriff ein hervorragender Wiener Staatsanwalt im Gerichtssaal zu Beginn einer Schwurgerichtssession das Wort und legte den Geschwornen mit warmen Worten ans Herz, nicht allzusehr einem ungerechtfertigten Mitleid nachzugeben und dadurch Unwürdige ihrer wohlverdienten Strafe zu entziehen. Darob großes Entsetzen in sozialdemokratischen und bürgerlich demokratischen Blättern. Man bezeichnete die Rede des Staatsanwaltes als einen „Eingriff in die Rechtspflege" und eine „unstatthafte Beeinflussung der Geschwornen", ohne zu bedenken, daß man damit zwölf wackere Männer kränkte, denen man ohneweiters unterschob, es würden einige Worte genügen, um eine Wirkung auf ihren Wahrspruch auszuüben. Die Zeitungen schmeichelten eben den breiten Massen, die im Staatsanwalt und selbst in berufsmäßigen Richtern immer noch Büttel und Henkersknechte sehen. Begreiflicher war schon der Protest einer Reihe von Verteidigern, die sich selbstverständlich vergnügt die Hände reiben, wenn sie ihre abgefeimten Klienten „den Fängen der Justiz" entreißen . . . .

Der böse Staatsanwalt, der bald darauf hinwies, daß einige Wochen nach dem ungerechtfertigten Freispruch einer Diebin diese schon wieder im Landesgericht saß, weil sie abermals ohne Not gestohlen hatte, bekam üble Reden zu hören, und vielleicht sagte er zu sich: „Hätte ich im Vorjahre nicht Herrn Kranz so scharf angefaßt, dann wäre mir die große Geschäftspresse mit ihrem demokratischen Aushängeschild heute wohlwollender gesinnt; und hätte ich nicht nachgewiesen, daß unter den Beweggründen des Dr. Fritz Adler, der den Grafen Stürgkh meuchlings ermordete, wahrscheinlich auch persönliche Eitelkeit mitspielte, so würden mich sozialdemokratische Blätter heute nicht so heftig angreifen."

Nicht nur Geschworne, auch Zeitungen sind Einflüssen, die sachlich unberechtigt sind, nicht immer unzugänglich. Dr. W.

Sparsame Wirtschaft in der „guten alten Zeit".

Kulturgeschichtliche Studie von Johannes Kleinpaul.

Das tägliche Leben unserer Vorfahren spielte sich in viel schlichteren Formen ab als in unseren Tagen. Durch die Kriegsnot sind wir jetzt vielfach in ihren Zustand zurückversetzt; ihren einfachen Gewohnheiten entwachsen, fällt es uns aber schwer, uns wieder hineinzufinden. In den allerwichtigsten, unentbehrlichsten Dingen, die inzwischen neu hinzugekommen sind — von der Kartoffel angefangen —, werden uns Beschränkungen auferlegt, die wir als große Unannehmlichkeit empfinden.

Ein gewissermaßen klassisches Vergleichsstück zwischen einst und jetzt bilden die amtlichen Bestimmungen der deutschen Reichsbekleidungsstelle mit dem Kleiderbesitz Schillers. Jetzt sollen „Heimkrieger" mit folgendem auskommen: 1 Werktags- und 1 Feiertagsanzug, 1 Überzieher oder Umhang, 2 Arbeitskittel, 2 Westen, 2 Arbeitshosen, 2 Berufsschürzen, 1 Paar Winterhandschuhe und 6 Taschentücher, 3 Ober-, 3 Unter- und 2 Nachthemden, 3 Unterhosen, 4 Paar Strümpfe,

immer nur der, der den Vater auf einem Amtsgange begleitete, stolz zur Schau trug. Gleichwohl war auch das längst nicht das Äußerste. Jeder weiß, wie schwer es ist, eine ganze Stadt unter einen Hut zu bringen. Gar erst unter eine Haube! Auch das hat sich begeben. In dem oldenburgischen Städtchen Wildeshausen gab es noch vor hundert Jahren ein Hochzeitskrönchen, das jedes junge Mädchen an seinem Ehrentage als Braut aufsetzte. Von einem blonden Kopfe wanderte es zum anderen; die Erinnerung aller Geschlechter war mit diesem eigenartigen Schmuckstück, das dann leider abhanden gekommen ist, verknüpft.

Auch die Hofhaltung der Fürsten zeugte von erstaunlicher Bescheidenheit und Sparsamkeit. Als im Jahre 1598 Kurfürst Johann Georg von Brandenburg gestorben war, machte man den jungen sächsischen Prinzen Trauerkleider „von alten Mänteln". Daß man trotzdem behagliche Tage lebte, bekundet ein Briefchen, das Herzog Moritz nach der Belagerung von Magdeburg an seine blutjunge Eheliebste — er heiratete die erst Elfjährige ohne Wissen ihrer Eltern — nach Dresden schrieb: „Ich will diesen Winter bei Dir bleiben vnd wollen mit einander birn braten; wenn sie czussen (zischen), so wollen wir sie ausnemen vnd wollen mit Gottes Hülfe ein guts mutlin haben." Kann es unter solchen Umständen verwundern, daß gelegentlich auch einmal die reichen Städte der landesherrlichen Familie eine Gabe zudachten?! Von solchen traulichen Beziehungen erzählen die Meißener Stadtrechnungen aus dem Jahre 1468. Bald nachdem die Gemahlin Herzog Albrechts auf der Albrechtsburg eines Töchterchens genesen war, bewilligte man von Rats wegen „32 gr. vor Zcwene taffit (zwei Stücke Taffet) vnser gnedigen jungen frauwen, herczogen Albrechts weibe, als sie zcu der Kirchen ist gegangen". In besonderen Fällen scheute der Landesvater wohl auch nicht davor zurück, seine Landeskinder um irgend etwas zu bitten, das ihm am Herzen lag. So liegt bei den sächsischen Landtagsakten ein richtiger landesherrlicher Weihnachts-Wunschzettel, der folgenden Wortlaut hat:

An den Herrn Landeshauptmann Haunß Wolffen v. Gersdorff
Johann George, Chur-Fürst usw.

Vester lieber besonderer. Wir haben unlängst verstanden, daß der v. Zschirnhausz sechs apfelgraue schöne Rosse hätte, welche für uns einen Zug Leib-Pferde bedeuten könnten. Wenn wir denn dieselben gerne haben möchten zumahlen wir deren Höchst von nöthen hätten; Uns aber anjetzo die Mittel entstehen, käuflich dazu zu gelangen; Als haben wir erachtet, wenn ihr doch denen Löbl. Ständen des Markgrafentums Ober-Lausitz das vielleicht unter den Fuß geben könntet, das uns dieselbigen gefielen, Sie Uns dieselbigen präsentierten. Wir wollten euch solches in allen Gnaden gegen sie zuerkennen, eingedenk bleiben. Wenn ihr denn unzweifelhaftig das Ewre dabey thun werdet, vnd sie sich willig darzu erklärten, sahen Wir gerne, daß solche je eher je besser überbracht werden möchten. Solches haben Wir an Euch gesinnen und in Gnaden gewogen bleiben wollen.

Dresden, den 19. Winter-Monaths 1640.

Johann George H. zu Sachßen Signum.

Daß am brandenburgisch-preußischen Hofe sparsame Wirtschaft herrschte, braucht eigentlich kaum gesagt und bewiesen zu werden, denn sie war sprichwörtlich. Gleichwohl dürften einige weniger bekannte Beispiele dafür weitere Kreise interessieren. Am 24. August 1476 feierte der damalige Kurprinz Johann Cicero im Schlosse zu Köln seine Hochzeit, bei der es so bescheiden zuging, daß er selber darüber an seinen Vater — der also nicht einmal persönlich zugegen war — schrieb: „Item, wir sind in unserer Haushaltung gar geringe versehen mit Bettgewand, Laken,

und Stühle waren so wenig gebräuchlich wie Glasfenster; im Jahre 1458 rechnete es Äneas Silvius zur größten Pracht Wiens, daß dort fast alle Häuser Glasfenster hatten.

Nur verhältnismäßig selten erfährt man aus der Geschichtschreibung früherer Jahrhunderte etwas über die Lebensführung der bürgerlichen Welt; man muß da vielerlei einzelne Bemerkungen aus den alten Chroniken und Hausbüchern zusammensuchen, um sich ein ungefähres Bild zu machen. So wird von dem Vater des berühmten Samuel Pufendorf, einem kleinen Pfarrer zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, erzählt, daß er seinem Sohne, als er ihn auf die Fürstenschule nach Meißen schickte, „außer einem herzinbrünstigen, zu Gott abgelassenen Gebet weiter nichts mitgeben konnte". Das war viel und doch wenig genug; damit würde heutzutage der Tüchtigste nicht weit kommen. Kleidungsstücke, deren Besitz heute selbstverständliche Voraussetzung ist, um sich überhaupt öffentlich zeigen zu können, waren früher dem gemeinen Manne unerschwinglich. Deshalb wurden sie — und vielfach auch die Kost — anstatt des Lohnes oder neben dem Lohne verabreicht. Im Jahre 1551 wußten in Dresden alle Einwohner auf Herzog Moritzens Befehl wegen der Türkengefahr fünf Tage „gegen Brot und Gewand" bei der Befestigung der Stadt mithelfen. Um dieselbe Zeit, als das vormalige Zisterzienserkloster Grünhain im Erzgebirge aufgehoben und in ein kurfürstliches Amt verwandelt worden war, bekam der erste dortige Amtmann, ein Freiherr Georg v. Trützschler auf Falkenstein, jährlich 40 Mfl. nebst zwei Kleidern und einen Paar Stiefel. Was dem starken Geschlechte recht war, war dem zarten billig! Eine Hofdame der Kaiserin erhielt „jährlich zwei Röcklein und drei Schleier", und wenn sie mit ihrer Gebieterin auf Reisen war, „täglich ein Semmelein Eierbrot und" — Zeichen der Zeit! — „ein Maß Met, anderthalb Maß Wein und fünf Maß Bier"! Sie mußte spinnen, kochen, flicken und Märchen erzählen, auch einen Zelter besteigen können, und ehe es weiter ging, sollte sie immer drei Tage vorher benachrichtigt werden, um ihre Kleider zu waschen und auszubessern.

Die Landesherren, damals in dieser Hinsicht wahre Landesväter, schafften das nötige Tuch im ganzen an und verschnitten und verteilten es an ihre Umgebung. Bei allen freudigen und traurigen Anläßen stattete der Hof eine weitgehende Gefolgschaft auf solche Weise aus. Bei Volksfesten wurden Kleidungsstücke als Belohnungen und Preise ausgesetzt. So stiftete Kurfürst „Vater August" von Sachsen im 16. Jahrhundert wiederholt den Dresdener Armbrustschützen ein „Schützentuch". Noch im Jahre 1731 spendete der Rat zu Frankfurt am Main, als er einen neuen Galgen aufrichtete — auch das war ein allgemeines Volksfest! —, den Bürgern „ein Faß Wein zu vertrinken und der Schuljugend einen Hut und ein Paar Strümpfe zu vertanzen". Bei anderen Gelegenheiten wurden „Testamentstücher" ausgeteilt und (Dresden 1557 anläßlich einer Schulweihe) verschnitten.

Wer einen solchen glücklichen Griff machte, ließ dann manchmal auch andere seine „Kleiderpracht" mitgenießen. So meldet eine schwäbische Chronik vom Jahre 1401: „Graf Friedrich von Zollern und Herr Johannes von Zimmern sind sehr gut Freund miteinander gewesen, also, daß sie beide mit Graf Wolf von Montfort, obwohl sie an Land und Leuten drei mächtige Herren waren, nur ein einziges samtenes Wams gehabt haben. Das hat ihnen dreien gemeinsam gehöret." Was würde in unseren Tagen der allgemeinen Kleidernot der einfachste Bürger sagen, wenn ihm zugemutet würde, ausgerechnet seinen „Bratenrock" mit anderen zu teilen! Und doch! Vor fünfzig, sechzig Jahren noch geschah Ähnliches. Damals wuchsen mein Vater und seine Brüder in einer kleinen Landpfarre an der sächsisch-preußischen Grenze auf: dreiviertel Dutzend Buben, und sie hatten alle nur ein Mützchen, das

fragte, hieß Chiavacci — und ebenso schrieb sich jeder zweite Mann in der Stadt, wie der Wiener Chiavacci versicherte. Aber so ganz darf man den Aussagen dieses Groteskkünstlers vielleicht nicht trauen! Er fügte seiner Erzählung noch bei, daß er das Städtchen fluchtartig verließ, da er als Chiavacci unter hundert anderen Chiavaccis keinen besonderen Wert besaß . . .

Girardi hingegen, wenn man will, hätte in seinem Äußern noch etwas Italienisches: Sein dunkles Haar, seine Beweglichkeit und vor allem seine Augen. Doch war sein Blut zweifellos schon seit Geschlechtern mit deutschem gut vermischt. Und wahrscheinlich war er überhaupt letzten Endes echt germanischer Herkunft, worauf sein Name hinzudeuten scheint. Noch aus der Völkerwanderungszeit sitzen in Oberitalien zahlreiche deutsche Familien und gar manche Stammes- wie auch Städtenamen lassen eine deutsche, durch Zutaten allmählich verwelschte Wurzel erkennen. Man erinnere sich zum Beispiel an Arnoldo, Aldobrandini (Aldobrand), Bertolini (Bertold) und Garibaldi (Gerbald). Und welcher germanische Kern steckt nun vermutlich in „Girardi"? Der gute alte Gerhard schaut daraus hervor; vielleicht ein langobardischer, vielleicht ein ostgotischer oder ein fränkischer. Die Franzosen machten aus Gerhard ihren „Gérard", und so ist es auch leicht möglich, daß einer der echtesten unter unseren deutschen Bühnenkünstlern auch von bester germanischer Herkunft war: Nun ist unser lieber Alexander Gerhard, insgemein Girardi genannt, gestorben . . .

V. E. S.

Lieber Heimgarten!

Als ich mich mit meinem Landsturmlegitimationsblatt beim Spitalskommandanten meldete, entwickelte sich folgendes Gespräch:

Er: „Was sind Sie im Zivilleben?"

Ich: „Ohrenarzt, Dozent für Ohrenheilkunde."

Er: „So . . . Also . . . schön . . . Und womit beschäftigten Sie sich sonst noch?"

Ich (ein wenig erstaunt): „Ja . . . mit Touristik und . . ."

Er (ungeduldig): „Na also, ich meine natürlich, wie Sie sich ärztlich sonst noch beschäftigten."

Ich: „Mit Bakteriologie."

Er: „Und?"

Ich: „Mit Histologie, ein wenig."

Er: „Und?"

Ich: „Ja . . . Als junger Arzt beschäftigte ich mich auch mit Augenheilkunde."

Er: „Sonst mit nichts?"

Ich (ein bißchen gereizt): „Nein."

Er: „Etwa mit orthopädischer Chirurgie?"

Ich (entschieden): „Nein, mit orthopädischer Chirurgie gar nicht."

Er (nach einer nachdenklichen Pause): „Na also, dann will ich Sie zum Chefarzt der orthopädisch-chirurgischen Abteilung machen . . ." Felix.

Polstern und Tischtüchern und allem andern, das dazu dient, dazu auch etweniges Geld gehört. Auch wie schwach wir an Silbergeschirr, ist Euch wissentlich. Denn wir haben nicht mehr von Silbergeschirr als wie die Ew. Liebe zugeschickten Zettel innehalten, ausgenommen 12 silberne Löffel, die wir nach Eurem Abwesen haben machen lassen." Rund hundert Jahre später (1569) sagte Markgraf Johann von Brandenburg zu seinem Geheimen Rate B. v. Mandelsloh, der in seidenen Strümpfen vor ihm erschien: „Bertholde, ich habe auch seidene Strümpfe, aber ich trage sie nur Sonn- und Feiertags." Um Beispiele aus späterer Zeit zu nennen: Friedrich der Große war so sparsam, daß er für den ganzen Karneval 1751/52 ein „Droschkenabonnement" bei dem Fiakerbesitzer Peter Walther nahm, der infolgedessen seinem Landesherrn jedesmal den tarifmäßigen Fahrpreis von 16 auf 12 Groschen ermäßigte. Als der König starb, fand man kein heiles, sauberes Hemd in seinen Schubladen, und so gab ein Diener eins von den seinen her, womit man die Leiche bekleidete; sie war klein, wie ein Kinderleib. Von Friedrich Wilhelm III. wird berichtet, daß er dem Kronprinzen während der Befreiungskriege als einziges Geburtstagsgeschenk für 2 gute Groschen Obst kaufte, auch ist bekannt, daß er seine Uniform wenden ließ, als die rechte Seite zu schäbig geworden war. Diese Sparsamkeit, die sich nicht überbieten läßt, ist bekanntlich auch auf seinem Denkmal in Berliner Tiergarten verewigt, das den König mit einem — Flicken auf dem Stiefel zeigt. Sie erbte sich dann noch weiter fort auf seinen großen Sohn. Hier fand sie gleichfalls ihren geschichtlich denkwürdigen Ausdruck in den jetzt so kostbaren, zwischen Kaiser Wilhelm I. und Bismarck hin und her — und wieder zurück — geschickten „Sparkuverts". Weniger bekannt ist, daß der Kaiser, der stets nur auf einer sehr einfachen, eisernen Bettstelle schlief, zeitlebens keine eigene Badewanne besaß; wenn er zu baden wünschte, schickte man in ein nahes, vor einigen Jahren abgebrochenes Gasthaus und ließ dort eine holen. Das alles ist jetzt nun freilich auch schon lange her. Es war ein letzter, ferner, bei allem Wunderlichen doch liebenswürdiger Nachklang der „guten alten Zeit". Türmer.

Zopf.

Jetzt muß man sich schon „anstellen", will man fünf Postkarten kaufen! Papiermangel. Und zu gleicher Zeit werden die Postkarten mit dem Markenbilde Kaiser Franz Josephs für ungültig erklärt. Hunderttausende gut verwendbarer Karten werden so dem Verkehr entzogen, ohne vernünftigen Grund, bloß eines mehr als nur überflüssigen Prinzips wegen.

Ja, der Zopf, der hängt uns hinten . . .

Der Name Girardi.

Es ist merkwürdig, daß zwei künstlerische Vertreter des bodenständigen Wienertums italienische Namen trugen: Chiavacci und Girardi. Chiavacci, in seiner gemütlichen Rundlichkeit, seinem freundlichen Gesicht und seinen kleinen lustigen Augen sah nichts weniger als südländisch aus; gleichwohl kannte er das norditalienische Städtchen (dessen Namen ich leider vergaß), aus dem seine Familie stammte. Er pflegte in seiner humorvollen Art zu erzählen, daß er einmal zu Besuch in seinen ursprünglichen Heimatflecken fuhr. Schon der Junge am Bahnhof, den er um Auskunft

sie heute leider nur mehr selten geschrieben werden. Feine Seelenmalerei in einer sorgsam gefeilten Darstellung. Die Personen leben, die Handlung wird nicht mühsam weitergeschoben, sondern entwickelt sich ganz natürlich. Außer den beiden Novellen enthält der Band noch vierzehn Skizzen, die ohne Ausnahme gelungen und fesselnd sind. Auch in diesem Buch beweist Hermann Horn, daß er ein Schriftsteller von Rang ist. Ho.

Das Haus im süßen Winkel. Novellen von L. A. Green. (Berlin. Fleischel & Co.)

Von den zwei Erzählungen ist diejenige, welche dem Büchlein seinen Namen gibt, eine Idylle. „Eine Idylle?" wird man verwundert fragen, „gibt es denn heute noch dergleichen?" O ja; in der Literatur und vielleicht noch irgendwo in der vergessendsten Oststeiermark und in Thüringen ... Die vorliegende Idylle ist sogar ein bißchen leichtfertig und hochgeschürzt, trotz des geruhsamen Lächelns, das sie lächelt. Auch ein wenig ironisch dazu; eine liebenswürdige Mischung, die wir müde gewordenen Menschen am meisten ersehnen. — Die zweite Geschichte „Dämon Knörzer" ist gleichfalls heiter-boshaft geraten und verulkt mit überlegenem Spott Tradition, Pathos und den braven Durchschnitt, der so gern über die Alltäglichkeit emporragen möchte. — So kommen die beiden Novellen gerade rechtzeitig und leiten hoffentlich sachte zum Weltfrieden hinüber, in dem wir Friedsames und Lustiges und im Grunde ungeachtet aller „Probleme" Harmloses auch wieder erleben wollen. V. E. S.

Flint und Genossen. Roman von Wilhelm Poeck. (Stuttgart. Engelhorns Nachfolger.)

Ein ganz famoses Buch, das von der ersten bis zur letzten Zeile in Spannung hält und Vergnügen macht. Eine Seegeschichte aus der Zeit zwischen Frieden und Krieg, mit viel Erfindungsgabe ersonnen, mit Geschick wie Humor erzählt. Bis zu einem gewissen Grad abenteuerlich, ohne je unwahrscheinlich zu werden. — Im Zusammenhang damit sei überhaupt auf Engelhorns Roman-Bibliothek aufmerksam gemacht. Sie ist wohlfeil und bringt sonderlich in den letzten Jahrgängen ganz Vorzügliches. Hänsgen.

Shamba, Mpori und Bahari. Ostafrikanische Momentbilder von Gerhard von Byern. Mit Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers. (Leipzig. C. F. Amelang.)

Schade, daß der Titel mit seinen fremdartigen geographischen Bezeichnungen nur wenigen etwas sagen wird, so daß diese köstlichen Momentbilder vielleicht nicht jene Verbreitung finden, die sie verdienen. Byern erzählt von seiner Pflanzung, vom Steppenbusch und einem fernen, sagenumsponnenen Meer. Ein wundervoller Humor überstrahlt die seltsamen Tiere und Menschen, mit denen der Verfasser zu tun hatte. Es wimmelt von Hunden, Affen, Schlangen, Leoparden, Krokodilen, Haifischen und Löwen — und den Zoologen wie den einfachen Laien mag vielleicht jener merkwürdige Einhufer am meisten anziehen, dessen einzigartigen Spuren der Verfasser mit angehaltenem Atem folgte, um schließlich zu erkennen, daß er hinter den Stöckelabdrücken seiner eigenen Frau herlief ... Das wohlfeile Büchlein wird im Hinterland und im Feld viel Vergnügen machen. H. L. R.

Ein Jahr in Paris. Skizzen und Kulturbilder nach den Erinnerungen und Beobachtungen eines Deutschen. Von Karl Eberhardt, Direktor der Landesbürgerschule in Cilli. (Wien. A. Pichlers Witwe & Sohn.)

Wer Paris im Frieden unvoreingenommen durchstreifte, der wird sich in der Hauptsache ganz dieselben Urteile gebildet haben wie Karl Eberhardt, der mit offenen Augen um sich schaute und unbekümmert um oft weitverbreitete gegenteilige Ansichten seine Eindrücke nun wiedergibt. Er lief nicht nur den vom Baedeker gerühmten Sehenswürdigkeiten nach, sondern suchte auch das auf, was eiligeren Reisenden in der Regel zu entgehen pflegt. Dabei unterstützen ihn geschichtliche Kenntnisse, künstlerischer Geschmack und bald auch eine vollkommene Beherrschung der Sprache. Und gerade über das Studium der französischen Sprache finden sich in dem Buche höchst lesenswerte Erfahrungen und Betrachtungen. Besonders aber die Beschreibung des Schulwesens bringt so viel Wissenswertes, daß schon deshalb allein die Skizzen und Kulturbilder ernste Beachtung auch bei uns verdienen. Nur die Klagen über französische Schlamperei, französischen Schmutz und französische Oberflächlichkeit scheinen mir insofern nicht ganz am Platze, als der Verfasser aus Österreich kam ... Die mit feinem Humor durchsetzten Berichte werden nicht nur jenen manches zu sagen haben, die Paris aus eigener Anschauung kennen, sondern auch jenen, die sich gern erzählen und unterrichten lassen. P. L. M.

Vom Isonzo zur Piave. (Der Vormarsch in Oberitalien, I. Halbband.) Von Walter Oertel. Mit 10 Kartenskizzen. (Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung.)

Die offiziellen Kriegsberichte und die Berichte aus dem Kriegspressequartier bezw. des Wolffbüros geben immer nur knappe und abgerissene Übersichten über militärische Ereignisse. Da ist nun eine abgerundete Darstellung wie die vorliegende sehr willkommen. Der Leser macht gleichsam Schulter an

Bücher

Die Fahrt ins Bürgerliche. Zwei Novellen von Ferdinand Künzelmann. (Berlin. Egon Fleischel & Co.)

„Die Fahrt ins Bürgerliche“ heißt die eine, „Das Tor des Lebens“ die andere der zwei hübschen Geschichten, und alle beide handeln von der „Einsamkeit auf (und um) Königsthronen“. Dieser Stoff ist freilich nicht von seiner tieftragischen Seite gepackt, sondern von der mehr gefühlsmäßig weichen, aber Künzelmann versteht es, mit viel Liebenswürdigkeit zu unterhalten, ohne zum bloß unterhaltsamen Plauderer zu werden. Die Prinzessin Hermine in der ersten Geschichte erlebt, ehe sie dem ebenbürtigen Gatten in eine übrigens recht glückliche Ehe folgt, ein paar freudige Herzensstunden jenseits des Zaunes, der hohe Herrschaften vom wirklichen Leben zu trennen pflegt, mit einem jungen Hanseaten, und in der zweiten Novelle findet Prinz Ernst ein dauerndes Glück auf seiner Fahrt ins Bürgerliche. — Bücher wie dieses wärmen und machen Freude. P.

Anna vor der Hochzeit. Novellen von Hermann Horn. (Berlin. Egon Fleischel & Co.)

Der Dichter des bekannten Romans „Der arme Buchbinder“ hat auch in seinem neuen Buche Besonderes geboten. „Der verwundete Knabe“ und „Anna vor der Hochzeit“ sind zwei abgerundete, kunstvolle Novellen, wie

Postkarten des „Heimgarten“

Soziologe. Während diese Zeilen zur „Belehrung“ niedergeschrieben werden — ob auch dann noch, wenn sie im Druck erscheinen?! —, ist der Hetman Graf Skoropadski durch den Willen von Bauern Diktator der Ukraine. Die Entwicklung, wie sie der „Heimgarten“ mehrmals für Neu-Rußland voraussagte, wird immer mehr Tatsache. Dem selbstherrlichen Zaren folgten kommunistische Bolschewiken und Sozialrevolutionäre, und das Land fiel immer tiefer in Anarchie. Auf anarchistische Zwischenspiele kommt mit schier gesetzmäßiger Gewißheit eine Diktatur, um endlich wieder Ruhe und Ordnung zu machen. Freilich, ob Skoropadski schon der richtige Mann mit der eisernen Hand ist oder ob ein noch Stärkerer auftreten wird? Das weiß niemand. Klar war von allem Anfang bloß der Umstand, daß die Ukrainer Bauern nur so lange revolutionär sein würden, so lange es gilt, die Großgrundbesitzer zu enteignen. Selbst einmal Bodenbesitzer, wollen sie sich ihr Gut sichern und werden konservativ . . .

Österreichischer Bolschewik. Nicht wahr, eine Revolution ist etwas Fürchterliches, Verbrecherisches? Nämlich dann, wenn sie sich gegen eine selbst eben erst durch Revolution zur Herrschaft gelangte bolschewikische Scheinregierung richtet, wie z. B. in der Ukraine! Aber das geheiligte Mehrheitsprinzip hat zuweilen auch seine bösen Seiten. Die Kommunisten von Kiew stützten sich auf die Industriearbeiter (2 Prozent der Gesamtbevölkerung!) und auf Horden, die nichts zu verlieren hatten. Da erhoben sich dann die Bauern, die auf der ganzen Welt so oder so im Konservatismus landen, und jagten als große Mehrheit im Lande die herrschende kommunistische Minderheit fort. — Aber trösten Sie sich, lieber Freund, vielleicht machen die Bolschewiken in der Ukraine bald wieder Revolution — eine „gerechte“ selbstredend — und dann dürfen Sie sich wieder eine Weile freuen!

Literaturfreund. Unser verstorbener Mitarbeiter Benedikt hinterließ ein schmales Heftchen mit Gedichten, die er nie jemandem gezeigt hatte. Wir werden sie nach und nach im „Heimgarten“ veröffentlichen. Die Gedichte sind zum Teil ausgefeilt und rein geschrieben, zum Teil nur flüchtig hingeworfen, doch fast alle zeichnen sich durch eigenartige Gedankengänge, ungewöhnliche Einfälle oder krause Gefühlsausbrüche aus. Die oft eigenwillige Form hat einen merkwürdigen Reiz und die nicht selten schwerfällige Wort- und Reimfügung scheint beabsichtigt. Alles in allem: Keine lyrischen Meisterstücke, doch eindrucksvolle kleine Schöpfungen, die sich beträchtlich von der landläufigen „Reimkunst“ unterscheiden.

Paul Greibicht. Sie klagen: „Meine Tante ist eine geborene Französin, und ich kam im Frieden mit ihr gut aus, aber jetzt im Krieg verstehen wir uns nicht. Sie jammert zwar nicht über die Siege der Deutschen im Westen, doch teilt sie auch nicht unsere Begeisterung. Still zieht sie sich zurück und schweigt . . .“ Lieber Freund, Ihre Frau Tante muß ein wertvoller Charakter sein: Sie ist nun einmal Französin, und nur Lumpen streifen mir nichts dir nichts ihre Nationalität ab, wie Schlangen ihre Häute. — Ehren Sie die Tragik, statt gedankenlos zu kritteln!

Neugieriger. Die Nationalität des sozialistischen Publizisten Rappaport? Die ist nicht so ganz einfach festzustellen, und wir antworten Ihnen mit einem Passus aus der „Neuen Freien Presse“: Der bekannte französische Sozialist russischer Abkunft Dr. Rappaport . . .“ Genügt Ihnen das?

Alexander v. Weilen, Wien. Ihre Besprechung meines Romans „Urban und die Schlangen“ hat mich sehr interessiert, denn sie bewies mir, daß es noch immer talentvolle Rezensenten gibt, die Bücher kritisieren, die sie entweder gar nicht oder nur unvollständig gelesen haben! Manche Leute meinen, ein bisserl schlampert sei „schenial“ — aber man soll nicht gar zu „schenial“ sein! H. L. R.

Sixtus. Um nicht zu viel zu sagen, wollen wir lieber ganz schweigen.

Hauptmannsauditor. Auch uns ist die Staatsbürgerschaft des Betreffenden unbekannt. Vielleicht hat er gar keine!

Schulter mit unseren Armeen den großartigen Vorstoß nach Venetien mit, der Triest sicherte, Venedig dauernd bedroht und leicht eine Fortsetzung finden kann, die uns dem Frieden rasch näher bringt. Überhaupt sind die zeitgemäßen Veröffentlichungen des Franckhschen Verlages vorzüglich und empfehlenswert.

V. E. S.

Österreichische Gedichte 1914-1915. Von Anton Wildgans. Österreichische Bibliothek Nr. 12. (Leipzig. Inselverlag.)

Acht Gedichte, zuerst als Flugblätter bei H. Heller-Wien erschienen. Acht Gedichte nur, aber einen dickleibigen Band aufwiegend, so schwer, so wuchtig, so voll geprägt mit Wahrheit, Schönheit und Kraft, gewaltiger, herrlicher Wildgansscher Kraft! Warum ich dies eine Wort so hervorhebe —? Weil ich auch sein neuestes Werk „Mittag" (L. Staackmann) kenne, das neben, man muß schon sagen, gewohnt wundervollen Stücken auch zwei Gedichte („Ein Aas" und „Unter der Stadt") enthält, die den Beginn eines unheilvollen Einflusses (Baudelaire) ausweisen, eines Einflusses, der mich für einen, der wie er mit „Priesterstrenge in Liebes Inbrunst der Menschheit ganzes Kreuz umschlingt", zu fremd, zu undeutsch und — sagen wir's nur frank! — zu demütigend bedünkt und die Grenzen all dessen, was uns Poesie sein soll und sein kann, schon überschritten hat. Solche Einflüsse hat nun ein Eigenstarker, ein Genie wie Wildgans nicht not! Ihm versiegen auch die eigensten Ströme nicht! Und wenn er unserem Volke, wenn er der Menschheit das halten will, was er versprach, so möge er eines: er bleiben. Dies hat mich schon eine Weile bedrückt, dies hab' ich mir von der Seele reden müssen, selbst auf die Gefahr hin, von manchen — als Philister verschrien zu werden.

K. V. Zwerger.

Standarten weh'n und Fahnen. Lieder aus großen Tagen. Ausgewählt von R. Geheeb. Zeichnungen von Professor Walter Klemm. (München. Albert Langen.)

Sänge, die wir alle kennen, vom „Wunderhorn" über Arndt, Eichendorff, Kleist, Uhland, Mörike, Fontane bis auf Liliencron, Lieder, die wir alle lieben und gerade darum immer gerne aufs neue hören. Dazu die trefflichen Zeichnungen Professor Klemms und die tadellose Ausstattung — der altbewährte Verlag hat sich ein neues, schönes Verdienst erworben. K. V. Zwerger.

Fenster des Herzens. Gedichte von Karl Ingo Gutjahr. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei und Verlags-Gesellschaft.)

Gedichte in vollendeter, teilweise geradezu klassischer Form. Sie erinnern an beste lyrische Schöpfungen, ohne daß damit gesagt sein soll, daß sie nachgeahmt erscheinen. Ein feiner Beherrscher der Sprache kleidete Gedanken und Gefühle in schwebende und singende Worte. Aus den Reimen tönen Stimmungen, und auch ein liebenswürdiger Humor fehlt nicht; man lese nur das „Scherzliedchen". Am besten gefällt uns „Schon einen Monat". „Steirischer Herbst" könnte von Bartsch, dem Meister inniger Sprachkunst, sein. — Die äußere und innere Ausstattung des schönen Buches ist vornehm und friedlich gediegen.

V. E. S.

Der Kruppsche Kleinwohnungsbau. Rund 150 Bildertafeln mit Hausplänen und vielen Textabbildungen, herausgegeben von der Gesellschaft für Heimkultur e. V. in Wiesbaden. Mit begleitendem Text der Bauberatungsstelle Dr.-Ing. Herm. Hecker in Düsseldorf. Bei Vorausbestellung 10 Teile zu je 1 Mark, Porto 10 Pfg. Nach Erscheinen vollständig gebunden 12 Mark, Porto 50 Pfg. (Wiesbaden. Heimkulturverlag.)

Für die Wohnungsfürsorge der Neuzeit seitens Staat, Gemeinde, Industrieller, Bauvereine und Bauunternehmer sowie für Kriegerheimstätten ist dieses Werk mit seiner überlegenen Fülle vorbildlicher Hauspläne der ausgeführten Bauten unentbehrlich. Wo man künftig Kleinhaus- oder große Mehrfamilienhäuser bauen will, kann man mit Vorteil an den langjährigen Erfahrungen Krupps auch auf diesem Gebiete unendlich viel lernen. Der Preis dieses gemeinnützigen Werkes ist erstaunlich niedrig bemessen, es macht sich schon bei dem kleinsten Bauprojekt bezahlt. Mitglieder der Gesellschaft für Heimkultur erhalten es kostenlos. Man verlange Satzungen.

Büchereinlauf.

Die große Bestie. Geschichten von Menschen und Tieren von Egon Freiherrn v. Kapherr. (Berlin. Fleischel & Co.)

Tiroler Nagelen. Von Klara Pölt Nordheim. (Innsbruck, Wien, München. Tyrolia.)

Bühne und Gesellschaft. Von Emil Soffé. (Brünn. Friedrich Irrgang.)

Im ewigen Sommer. Eine Indienreise im Weltkriege. Von Professor Karl Klinger. (Innsbruck-München. Tyrolia.)

Österreichs Schule und Staat. Von Josef Langhammer, k. k. Professor in Prag (15. Beiheft zur Zeitschrift „Die Lehrerfortbildung"). (Prag - Wien - Leipzig. Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase.)

„Österreichs Lehrerbildungsfrage." Von Josef Langhammer, k. k. Professor der deutschen Lehrerbildungsanstalt in Prag. (16. Beiheft zur Zeitschrift „Lehrerfortbildung".) (Prag-Wien-Leipzig. Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase.)

723	Bausteine Übertrag . .	K 144.600
724.	Dr. Freiherr Auer v. Welsbach, Schloß Welsbach, Meiselding in Kärnten	„ 200
725.	Bezirksausschuß Fürstenfeld (gesammelt durch Direktor Flecker)	„ 200
726.	Lehrk. d. Mädchenbürgerschule Wien, 3. Bezirk, Hainburger Straße 40	„ 200
727.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule Wien, 20. Bezirk, Raffaelgasse 13 (2. Baustein)	„ 200
728.	Lehrk. d. Knabenvolksschule Wien, 20. Bezirk, Greiseneckergasse 29	„ 200
729.	Lehrk. d. Knabenvolks- und Bürgerschule Wien, 17. Bezirk, Geblergasse 31 (2. Baustein)	„ 200
730.	Lehrk. d. Knabenvolksschule Wien, 12. Bezirk, Ruckergasse 44 (2. Baustein)	„ 200
731.	Lehrk. d. Knabenvolksschule Wien, 12. Bezirk, Singrienergasse 21	„ 200
732.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule Wien, 12. Bezirk, Singrienergasse 23 (2. Baustein)	„ 200
733.	Lehrk. d. Knaben- und Mädchenvolksschule Wien, 18. Bezirk, Köhlergasse 9	„ 200
734.	Lehrk. d. Mädchenbürgerschule Wien, 17. Bezirk, Redtenbachergasse 79 (2. Baustein)	„ 200
735.	Lehrk. d. öffentlichen Volksschule in Riegersburg, Steierm.	„ 200
736.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule Wien, 7. Bezirk, Lerchenfelder Straße 61	„ 200
737.	Lehrk. d. Knaben- und Mädchenvolksschule Wien, 16. Bezirk, Roterdstraße 1 (2. Baustein)	„ 200
738.	Lehrk. d. Knabenvolksschule Wien, 10. Bezirk, Hebbelplatz 1	„ 200
739.	Deutscher Lehrerverein für den Bezirk Mähr.-Schönberg .	„ 200
740.	Dr. Adalbert Heinrich, Stadtarzt, Fürstenfeld (gesammelt durch Direktor Flecker)	„ 200
741.—745.	Sparkasse in Deutschlandsberg	„ 1.000
746.	Die Lehrk. d. Knaben- und Mädchenbürgerschule Wien, 21. Bezirk, Lorenz Kellner-Gasse 15	„ 200
747.	Lehrk. d. Knabenbürgerschule Wien, 20. Bezirk Jägerstraße 54	„ 200
748.	Lehrk. d. Knabenvolksschule Wien, 20. Bezirk, Wasnergasse 33	„ 200
749.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule Wien, 20. Bezirk, Karajangasse 14	„ 200
750.	Innsbrucker Lehrerverein	„ 200
751.	Lehrk. d. Knabenvolksschule Wien, 13. Bezirk, Spallartgasse 18	„ 200
752.	Lehrk. d. Mädchenbürgerschule Wien, 9. Bezirk, Glasergasse 8	„ 200
753.	Ida Mücke, Fachlehrerin i. R. (gestorben)	„ 200
753	Bausteine Fürtrag . .	K 150.600

12. Verzeichnis der Bausteine für das Lehrer-Erholungsheim.

700	Bausteine bereits ausgewiesen	K 140.000
701.	Lehrk. d. Knabenvolksschule Wien, 21. Bez., Leopold Ferstl-Gasse 9	„ 200
702.	Lehrk. d. Knabenvolksschule Wien, 21. Bezirk, Ostmarkgasse 20	„ 200
703.	Lehrk. d. Knabenvolksschule Wien, 12. Bezirk, Rothenburgstraße 1	„ 200
704.	Lehrk. d. Mädchenbürgerschule Wien, 18. Bezirk, Schulgasse 57	„ 200
705.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule Wien, 12. Bezirk, Johann Hoffmann-Platz 20	„ 200
706.	Justizrat Dr. Hermann Thomsen, Gries bei Bozen	„ 200
707.	Lehrk. d. allg. Volksschule in Pfaffstätten bei Baden	„ 200
708.	Lehrk. d. Knabenvolksschule Wien, 17. Bezirk, Arzbergergasse 2	„ 200
709.	Lehrk. d. Knabenvolks- und Bürgerschule Wien, 15. Bezirk, Goldschlagstraße 14—16	„ 200
710.	Lehrk. d. Knabenvolksschule Wien, 18. Bezirk, Schopenhauerstraße 66	„ 200
711.	Lehrk. d. Knabenbürgerschule Wien, 17. Bezirk, Lienfeldergasse 96	„ 200
712.	Lehrk. d. Mädchenbürgerschule Wien, 17. Bezirk, Parhamerplatz 18	„ 200
713.	Deutscher Bezirkslehrerverein Elbogen, Böhmen	„ 200
714.	Lehrk. d. Knabenvolksschule Wien, 3. Bezirk, Salmgasse 19	„ 200
715.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule Wien, 17. Bezirk, Hernalser Hauptstraße 100	„ 200
716.	Lehrk. d. Mädchenbürgerschule Wien, 2. Bezirk, Wolfgang Schmälzl-Gasse 13	„ 200
717.	Lehrk. d. Knaben- und Mädchenvolksschule Wien, 21. Bez., Schillgasse 31	„ 200
718.	Sparkasse Fürstenfeld (gesammelt durch Direktor Flecker)	„ 200
719.	Hans Reisch, Kaufmann, Bozen (gesammelt von der Südtiroler Ortsgruppe)	„ 200
720.	Lehrk. d. Knabenbürgerschule Wien, 7. Bezirk, Zieglergasse 49	„ 200
721.	Lehrk. d. Volksschule in St. Peter bei Graz	„ 200
722.	Lehrk. d. Mädchenvolksschule Wien, 6. Bezirk, Kopernikusgasse 15	„ 200
723.	Lehrk. d. Knabenvolks- und Bürgerschule, Wien, 2. Bezirk, Wittelsbachstraße	„ 200
723	Bausteine — Fürtrag	K 144.600



10. Heft Juli 1918 42. Jahrg.

Ein Häbelabend.

Eine Erzählung aus dem deutschen Westungarn von **Mathes Nitsch.**

(Schluß.)

Wie das Turmpeterl die Petrusschlüssel empfangen hat.

Es ist noch nicht lang her, hat es in Apetlon am See einen jungen Mann gegeben, den Paar Peter.

Sein Vater, der alte Paar, ist dort Mesner gewesen. Da ist er schon als Bub viel im Turm gesteckt und als Bursch noch mehr. Nach dem Tod des Vaters aber setzen ihn die Apetloner in das ledige Amt, daß er aus dem Turm fast gar nicht mehr heraus kommt. Die Apetloner sind eben fromme Christen und es wird bei ihnen viel geläutet. Also darf es einen nicht wundernehmen, wenn man das kleine Männchen von einem Mesner Turmpeterl nennt.

Das Turmpeterl hat kein übles Gesicht gehabt und ist allerweilen nett gewandet gegangen, daß ein ganzer Kranz junger Mädchen die Augen auf ihn warf und ihn gern zum Mann gehabt hätt'. Wär' nicht einmal übel gewesen, Mesnerin in Apetlon zu werden.

Unser Peterl aber tut fort nur, als ständ' sein ganzer Sinn bloß nach seinen Glocken und dem Klingelbeutel, es schaut nebenaus, wenn ihm so eine Heiratslustige begegnet, und rennt gar davon wie vor einem wilden Tier, wenn es eine in den Rücken bekommt.

Jedermann meint, der junge Mesner hätt' eine eigene Scheu vor dem weiblichen Geschlecht und wird nimmer zum Heiraten sein.

753 Bausteine Übertrag . . K 150.600
754. Lehrk. d. Knaben- und Mädchenvolksschule Wien, 20. Bezirk, Wintergasse 34 . . . . „ 200
755. Lehrk. d. Mädchenvolksschule Wien, 21. Bezirk, Kuenburggasse 1 (2. Baustein) . . . . „ 200
756. Lehrk. d. Knabenvolks- und Bürgerschule in Baden (2. Baustein) . . . . „ 200
756 Bausteine Summe . K 151.200

Als Bausteine gezeichnet . . . . . . K 151.200·— = 756 Bausteine
für Sammelbausteine gespendet . . . . „ 11.365·— = 56 „
Einnahme durch den Verkauf der vom Deutsch-österreichischen Lehrerbunde herausgegebenen Jugendschrift „Unser Kaiserpaar“ . . . „ 45.000·— = 225 „
Summe . K 207.565·— = 1037 Bausteine

Für den Alpenheim-Ausschuß des Deutsch-österr. Lehrerbundes:

Emil Bayer, Zahlmeister.

Wien, XIX., Heiligenstädter Straße 3, Postscheckkonto Nr. 80.089.

Kriegsalbum des k. u. k. Infanterie-Regiments Nr. 27.

Wie bereits mitgeteilt, gibt das k. u. k. Infanterie-Regiment Nr. 27 in Graz ein großzügiges Gedenkbuch an den Weltkrieg in Wort und Bild heraus, welches allen Angehörigen und Freunden des Regiments eine Erinnerung von bleibendem Werte sein wird. Mit weit über tausend Frontaufnahmen, Skizzen und Porträts ausgestattet, führt es den Leser durch die ernsten Tage des blutigen Ringens, an dem die Steirer so ruhmvollen Anteil genommen haben.

Aber auch der unbezwingliche Steirerhumor soll zu seinem vollen Rechte kommen.

Für den künstlerischen Wert bürgt die Mitarbeit der namhaftesten Künstler und Dichter der grünen Mark.

Der volle Reinertrag fällt dem Mannschafts-Witwen- und Waisenfonds des Regiments zu. Der Preis erscheint im Hinblick auf den reichen Inhalt sehr niedrig angesetzt.

Bestellungen wolle man, da die Auflage wegen der hohen Herstellungskosten eine beschränkte sein wird, tunlichst bald an die Schriftleitung des Kriegsalbums des k. u. k. Infanterie-Regiments Nr. 27 in Graz, kleine Dominikanerkaserne, richten, wohin auch Spenden für den wohltätigen Zweck erbeten werden.

Spenden im Betrage von 50 K aufwärts werden im Kriegsalbum veröffentlicht. Auch die kleinste Spende wird mit Dank angenommen.

Bezugsbedingungen: Illustrierte Ausgabe bei Vorausbezahlung 30 K, bei Nachnahmezahlung 45 K; Prachtausgabe bei Vorausbezahlung 50 K, bei Nachnahmezahlung 60 K. — Postsparkassenkonto Nr. 170.191.

(Geschlossen am 20. Mai 1918.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: Hans Fleder. — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz.

und die heilige Handlung hält sich allerwegen gut ans Trockene und vermeidet das Wasser."

Gesagt, getan.

Am Gründonnerstag faßt er den Entschluß, am Karfreitag führt er ihn aus.

Der große Leidenstag unseres Herrn ist sein liebster Tag im Jahr. Die Glocken sind fort und glücklich in Rom. Die Ratschenbuben machen sich eine Ehr' daraus, wenn sie die Turmratschen drehen dürfen und das ganze Dorf plädern[1] sie ab mit ihren kleineren Klapperwerken und dem Singsal: „Wir ratschen z'samm[2], wir ratschen z'samm im Himmel und auf Erden . . ." Nur einmal beim Altar zu dienen, erfordert seine Pflicht an dem Tag.

So bürstet er nach der kirchlichen Verrichtung noch eins rund um den schwarzglänzenden Hut und tritt zu dem wichtigen Gang vor die Hoftür. Die ganze Gemein liegt mollig warm in der Vormittagssonne und ist anzusehen, dünkt ihm, wie ein Kätzchen bei der Morgenwaschung, das irgendwo einem Haus den Gast verspricht.

Er hätt' noch gern ein Trum[3] Speck gegessen und darüber seinen geringen Magen mit drei bis vier großen gesottenen Erdäpfeln beschickt, damit seine Leiblichkeit mehr Schwere und wichtigen Ernst zeige. Doch als er sich in den spiegelnden Gläsern der Fenster einhergehen sieht, ist er auch so zufrieden mit sich und wirft dem Erfinder der Leibfassung nichts vor. Sein Gesicht ist ernst, doch seine Augen lachen; sein Gang ist würdig, aber die geschlenkerten Arme rufen es aus: „Da schaut euch an das pfiffige Turmpeterl! Das macht heut' den Bittmann für sich selbsten. Ja, das Turmpeterl, das!"

Und ohne Wänk tritt er ins Haus der Regina, in das kein Mann treten darf. Man soll nicht glauben, sie hält das Tor nur gegen die Bettler geschlossen; nein, gegen die Männer überhaupt verriegelt sie es. Denn es möcht' ihr einen großen Verdruß machen, wenn sie einer über einem weißen Höschen, das mit Spitzen besetzt ist, liegen fänd' und fragte: „Ei, so feine Sachen trägt die einfache Regina?" Müßt' sie drauf nicht erwidern: „Ach, wer das könnt'! Nein, das Höschen gehört der Frau Gutsverwalterin. Ich bin die ganz glatten gewohnt im Winter, im Sommer aber laß ich's bei dem Hemd bewenden, den Beinen spar' ich das Ihrige ab . . ." Hehe! Das sind ganz andere heimliche Sachen als jene fünfzehn Geheimnisse der Erlösung im Rosenkranz! Von ihnen ist nicht gut reden. Und so eine sündhafte Antwort hätt' ihr ein einziges Mannsbild ohne Absicht abnötigen können. Erst wenn deren viele frei hätten ins Haus sprechen und das Alleinsein zweier Weibsbilder nützen

[1] Laufen.
[2] Zusammenklappern.
[3] Tüchtiges Stück.

Und jedermännig rät falsch, denn der Peter ist ein Schlingel wie nur irgend einer. Schon längst hat er sein Herz an ein Dirnchen verloren, ohne es wem zu sagen, selbst vor dem betreffenden Dirnchen weiß er es mit großer Kunst geheim zu halten.

Hm, wer die Dirn gewesen ist?

Ich darf ihren Namen wohl nennen, wenn sie gleich noch lebt und ein rüstiges, schmuckes Frauenzimmer ist? Führt sie ja jetzt eh schon seinen Namen und ist alles eins, wenn ich den genannt hab'.

Regina Beck, so hat sie geheißen. Sie ist eine fleißige Weißnäherin gewesen, die Tochter einer Witfrau. Das Peterl hätt' viel Schönere, Frischere, Lustigere haben können, denn Schönsein und ein freudiges Wesen ist unserer Regina damals noch nicht nachgesagt worden.

Dagegen das Heiligsein, das ja. Heilig ist sie gewesen! Die Leut' haben oft gesagt, eine Meßkerze und sie, wenn nicht Geschwister, Geschwisterkinder müßten sie sein, nichts minder.

Ich eracht', dem Turmpeterl hat auch nicht so sehr ihr auswendiges Gesicht gefallen als ihr inwendiges. Einen Kirchgang hätt' euch die nie versäumt und schon gar eine Prozession oder eine Wallfahrt! Hat er sie oft genug sehen und betrachten können, wie sie mit niedergeschlagenen Augen gegangen und gestanden ist und sich auf den Knien mit gebogenem Rücken in der Andacht geübt hat.

Und so viel hat er sie angeschaut und betrachtet, bis es ihm den Sinn dahin dreht: Die oder keine.

Ein paar stattliche Jahr trägt er den Gedanken mit sich täglich vor das Allerheiligste und läßt ihn gehörig reif werden. Endlich, knapp vor den leidvollen Kündigungstagen des Osterfestes kommt es ihm: „Ei, mein Peterl, wie wärs, wenn du jetzt deinen Bittmann ausschicktest? Lang genug ist die Mesnerei ohne Mesnerin gewesen. Schau' dazu einmal und mach' ernst!“

Er reckt den Kopf emsig in die Höh', daß er einem mehreren gleichsehe, wenn er mit einer so wichtigen Betrauung hin vor den Bittmann tritt.

Allein wer soll der Mann sein?

In Heiratssachen ist jeder Schritt wichtig, den man tut. Ein Fehltritt des Bittmannes, und der ganze Handel, das heißt, die ganze heilige Handlung der Heirat fällt ins Wasser. Wer also soll der Bittmann sein? Die ganze Verwandtschaft muß herbei; aber es entspricht auch nicht ein Mann. Zum Schluß muß sich das Turmpeterl sagen: „Was Brauch und Gewohnheit! In der ganzen Gesellschaft bist du der netteste und verständigste Mann. Ob es jetzt Brauch ist oder nicht, mach' du deinen eigenen Bittmann! So kann es keinen Fehler geben

ich hab' ihn nicht gerufen. Gott sieht meine Seel'. Und wie er hereingekommen ist, weiß ich auch nicht."

Wie wenn sie nichts hörte, tut die Alte, und bei dem ersten Augenaufschlag sagt sie: „Leicht gar ein Freier?"

Da gewahrt sie das Turmpeterl. Hart zu ihrem Sessel heran ist das schon getreten und zweimal hintereinander ein schüchternes Kompliment hat es schon gemacht. Da erschaut sie ihn.

„Oho!" ruft sie und verhehlt die Freud' nicht. „Turmpeterl, du? Geh', komm' und nimm Platz und sag', was dich herbringt Gutes zu uns! Gib den Stuhl, Regina!"

„Beckmuhm," sagt der Mesner und setzt sich dreist, „meine Mutter schickt mich her, ich soll die Regina fragen, ob sie mein Weib werden möcht?"

Springt die alte Beckin in einem Atem auf. Aber nicht, daß sie den Mesner aus dem Haus leuchtet. Um den Hals fällt sie ihm und: „Gott willkommen! Gott willkommen!" ruft sie einmal über das andere. „Nein, die Überraschung! Nein die Freud'!" und zu dem Kachelofen rennt sie, ein verschnarftes Äpflein sitzt noch auf dem Sims, das brockt* sie und behändigt es ihm mit den Worten: „Nimm hin! Es ist der letzte. Dir sei er gegönnt. Laß ihn dir schmecken!"

„Dank' schön!" sagt der vom Turm, dreht den Apfel hin und her und denkt: „Mir scheint, es geht alles gut."

„Na, und", fährt die alte Beckin fort, „die Regina hat nicht nein gesagt, was?"

„Das nicht, aber ja auch nicht", antwortet der Bittmann.

„Reginalein?" wendet sich jetzt die Alte an die zag dastehende Jungfrau einladend und fordernd zugleich, „Reginalein?"

„Laßt sie!" fällt aber jener bittend ein. „Schaut, den Apfel brech' ich voneinand und biet' ihr die Hälfte. Nimmt sie die, eracht' ich's für ein Ja, braucht sie nichts zu sagen."

Und er bricht den Apfel und reicht beide Hälften hin.

Etwas zögert wohl die Nähterin, dann muß es ihr aber mit Gewalt beifallen: „Es kann mir nicht übel anschlagen und meiner Heiligkeit wird es nichts abtragen, wenn ich die Mesnerin von Apetlon bin." Und sie greift zu.

„So," sagt die alte Beckin, „so hab' ich's erwartet. Gebt einander die Händ' und betrachtet euch gegenseitig als versprochen."

Das tun sie auch und sind ganz verklärt im Gesicht eins wie das andere. Und wie sich das Turmpeterl mit der Apfelhälfte und dem Jawort im Säckel wieder aufmacht, gibt ihm die Alte einen Gruß auf

* Pflückt.

können, was hätt' sie zu leiden gehabt! Eh' sie sich dem Leid aussetzt, hält sie das Tor versperrt und macht nur auf, wenn eine Frauensperson davorsteht.

Längst kennt sich das Turmpeterl in der Haushaltung aus. Darum nimmt es sich einen Hakenstock mit, langt über die Planke und zieht den Riegel auf. Zuriegelt es auch wieder, wie sich's gehört, aber erst, als es schon innert dem Tor steht.

Ist das ein Schreck, als die Regina das Mannesgesicht und bald einen ganzen Mann im Türrahmen gewahrt, wenn der Mann gleich nicht gar groß ist. He, und der Zufall! Sie liegt wirklich über einem feinen Spitzenhöschen und brausend geht es ihr im Kopf um: „Mein Gott! Mein Gott! Wenn mich der Mensch fragt, ob das Höschen mir gehört! Lügen darf ich nicht. Muß ich es ihm freimütig bekennen, daß die meinen die laue Zeit über im Kasten rasten und ich dermal halt un . . ., wie sag' ich nur? so un . . ., das heißt unbehost bin . . ." Nicht hastig genug kann sie die Schürze vom Leib lösen und über den Tisch werfen.

Indessen das Turmpeterl hat nichts Arges im Sinn. Und ungeachtet dessen, daß es kecklich einen guten Tag herein wünscht, guckt es bloß der Regina verliebt in die Augen und sagt: „Regina," sagt es, „meine Mutter schickt mich her und läßt dich fragen, ob du mein Weib werden möchtest?"

Das ist zur neuen Überraschung und gar zu einer großen.

Hat es ihr eine Sekunde bevor alles Blut in die Wangen getrieben, jetzt entweicht jeder Tropfen in die äußerste Zehenspitze, sie wird mauerbleich und kann kein Wort hervorbringen. Aufs erste sucht sie bei dem Paternoster und einem Ave Maria Rat und Hilfe. Aber sie weiß diesmal völlig die Gebete nicht. Es bleibt nichts übrig, sie muß die Mutter wecken.

In einer Fensternische, hinter dem herabgelassenen Vorhang, sitzt die alte Beckin und schläft.

„Mutter, ermuntert!" ruft die Regina. „Ein Mann ist da."

Die Alte schaukelt ein Endchen mit dem Kopf, bis sie ihn in die Höh' bringt, auch die Augen reibt sie sich noch, derweil sie schreit: „Was? Ein Mann? Wie? Ein Mann?"

„Ja," sagt die Regina, „ein Mann."

„Schau, schau!" sagt die Alte. „Wie du das sicher weißt!"

„Seh' ich ihn doch!" sagt die Regina.

„Das tät' mich wundern," wieder die Alte, „wenn der ohne dein Wissen und Wollen da wär'. Ist doch das Tor verriegelt gewesen."

„Mutter", ruft die Regina in einer eigentlichen Trauer, so bei ihrer Mutter um das Ansehen der Heiligkeit gekommen zu sein, „Mutter,

helfen, sie hätt' sich bei der Heirat versehen und wär' jetzt mehr auf den Himmel bedacht als irgendwann.

Lang meldet sich keiner.

Sie will verzweifeln. Und das Turmpeterl denkt schon: „Hast das nötig gehabt, Kamerad? Hundert Lebendige hättest können haben mit roten Wangen und lachenden Augen, und hast nach der Toten gegriffen."

Auf einmal rührt sie einem das Herz, und der nämliche ist kein anderer und kein Geringerer als der heilige Petrus selbst.

... Laß mich gehen, Ernestin! Warum soll ich's nicht sagen, wenn es wahr ist? ...

Wie gesagt, dem heiligen Petrus, der den Himmel nach allen Seiten beschließt, rührt sie das Herz. Der nimmt eine enzgroße Leiter und steigt nieder auf die Erd'.

Da ist nichts dabei. Solches haben vor ihm schon andere Heilige getan, viel kleinere noch dazu. Warum hätt' es ihm nicht gelingen sollen?

Er steigt herunter, spricht bei der Regina ein, tröstet sie über ihr freudenloses Leben auf Erden und verspricht ihr den Himmel.

Mit will er sie noch nicht nehmen, sagt er, denn es wartet auch hier herunten noch ein schöneres Stück Dasein auf sie. Er will lieber öfter selber herunter kommen und ihr Trost und frischen Mut zusprechen.

Er hält auch sein Wort. Zuerst kommt er nur alle acht Tage einmal. Später schon zweimal in der Woche, am Montag und Donnerstag. Bald aber hat er sich so hergewöhnt, daß er keinen Tag vergehen läßt, ohne die Regina gesehen zu haben.

Und er kennt die Männer genau, wie die einem andern Mann nicht trauen. Alleweil dann kommt er, wenn der Mesner nicht daheim ist.

Aber ich sag' euch — wieder ein Aber! — nichts bleibt verborgen unter der Sonn'.

Die Regina getröstet sich bei so einem guten Zuspruch nur zu schnell ihres irdischen Elends, sie wird wieder froher im allgemeinen, schaut besser aus und ist kaum wieder zu erkennen.

Das fällt den Leuten auf. Sie gucken ihr schärfer auf die Finger, spionieren da und dorten und allerorten, bis der Nagel endlich aus dem Sack fährt. Mit zitternder Scheu berichten sie es einander, es hat ihn der und jener gesehen aus dem Mesnerhaus kommen und durch das Seitentürchen der Sakristei in die Kirche streichen, von wo er, schon allen Blicken unsichtbar, in den Himmel gestiegen ist.

Weiß es der Nachbar, weiß es die Gemein, und weiß es eine Gemein, wissen es sieben andere. Wohl in sieben Gemeinden trägt sich die Neuigkeit schon herum in aller Geschwinde, nur das Turmpeterl,

für seine Mutter und beteuert, daß sie die alte Mesnerin schon ihr Lebtag für klug gehalten hat, heut' aber melde sie ihr die höchste Achtung, denn sie hat sich nicht nur als ein kluges, sondern im rechten Wortlaut schon als ein weises Weib erwiesen, wie sie ihn geschickt hat.

Darüber lacht der Schelm von einem Turmvogel nicht wenig, weil ihm seine Frau Mutter nicht um das geringste was Ähnliches aufgetragen hat, und er ihre Post rein selbst erfand.

Wie lang er lachte, werden wir bald sehen!

Vorläufig genügt zu wissen, daß die Beckin jetzt den Einhandel in die Eh' schnell vorwärts getrieben hat, so daß alles mit Dampf hingeprasselt ist und drei Wochen nach Ostern das Turmpeterl schon seine Frau Mesnerin gehabt hat und die Regina ihren Herrn Mesner.

Die junge Frau hat einen schönen Schatz in die Eh' gebracht. Vor allem eine Wäsch' hat sie besessen, wie aus der Schaumschale einer Ehrentagsköchin. Unter der Wäsch' wieder sind die schönsten Dinger jene sommerüber Gesparten gewesen, die ich schon genug genannt hab' und nicht wieder nennen will, daß niemand eine Absicht dabei sieht.

Drauf hat sich die Regina an ihren Mann gewöhnt, ist in seiner Näh' nimmer rot geworden und nimmer blaß wie an jenem Karfreitag und hat nimmer hastig ihre Schürze über den Tisch geworfen, wenn drauf zufällig ein bewußtes heimliches Stück Kleid frei gelegen wär' . . .

. . . Was schmunzelt denn der Ochsenbub so dumm? Narr, der du bist! Lach' nur, lach'! Du wirst eine solche nicht kriegen wie das Turmpeterl. Eine bloßfüßige Maid wenn dir einmal ein einziges Schneuztüchel mitbringt voller Riß und Löcher, daß hundert Katzen keine Maus drin fangen, wirst zufrieden sein müssen. Denk' an mein Wort! . . .

Aber — damit ich das Ziel nicht vor Augen verlier' . . .

Ja, recht gesagt: Aber! Jetzt kommen wir zu dem großen Aber.

Also denn: Aber — die Eh' ist keine glückliche geworden.

Ich weiß nicht, was die Regina vom heiligen Eh'stand erwartet hat, daß sie bald so enttäuscht ist gewesen. Ich glaub' sie muß das Verhältnis falsch gedeutet und ganz und gar umgedreht gewünscht haben, daß das Beiwort zum Hauptwort geworden wär' und sich der heilige Eh'stand zu einem ehelichen Heiligenstand gewandelt hätt'.

Genug an dem, auf einmal vergräbt sie sich in ihre heiligen Bücher und Bilder, stoßt sich die Füß' ab im Kirchengehen und Wallfahrten, daß das Turmpeterl bekennen muß: „Sie ist wohl das beste Weib für die Mesnerei, für den Mesner aber . . ."

Seht, fort taucht das Aber auf!

Unterweilen klopft die Mesnerin fleißig am Himmel an, bittet und bettelt, es soll ihr doch in Gottes Namen einer aus ihrer Bedrängnis

„Wer ist draußen?“ ruft es nur heraus.

„Das Turmpeterl aus Apetlon!“ ruft der Mesner und knirscht mit den Zähnen und fuchtelt mit der Gabel. „Bist eh daheim, Sankt Peter?“

„Nein, Turmpeterl,“ ruft es wieder heraus, „tust mir leid wegen dem langen Marsch. Gerad jetzt bin ich nicht daheim. Wirst schon ein andersmal kommen müssen.“

„Was? Ich, ein andersmal? Das tu' ich mir nicht an um deinetwillen.“

„Um meinetwillen?“

„Ja. Kennst mich denn nicht?“

„Wie sollt' ich dich nicht kennen?“

„Das Turmpeterl aus Apetlon.“

„Ja.“

„Der Regina ihren Mann.“

„Ja.“

„Abzuzahlen hätt' ich was.“

„Wie meinen, bitte?“

„Ab-abzuzahlen hätt' ich was.“

„Wie bitt'? Noch einmal!“

„Deiner Lende bring' ich was zum Kosten.“

„Zum Kosten?“

„Eine eiserne Gabelzinke.“

Drin bleibt es still.

„Sankt Peter?“

Es rührt sich nichts.

„Heiliger Petrus?“

Es riegelt sich nichts.

„Alsdann bist richtig nicht daheim?“

„Nein, nein, nein!“

„Na, in drei Teuf . . .“

„Pst! Der Herrgott ist in der Näh'.“

„Alle guten Geister . . .“

„Amen!“

„Oho! Ein wengerl langsamer mit dem Schluß!“

„Ha?“

„Wart' noch einen Augenblick!“

„Wie lang soll ich warten?“

„Eine Frag' laß mich tun!“

„Eine Frag' steht dir frei.“

„Wo hältst du dich auf zur Stund'?“

„Auf der Erd'.“

das sieht und hört nichts und wird nichts gewahr. Das schleudert nach wie vor die Glocken im Turm, hilft die heimgegangenen Christen zur ewigen Ruh' bringen und mäht für seine Geiß Futter auf dem Acker.

Es muß es ihm einer geradeweg sagen. Und was hat der davon? Der gute Mesner glaubt es ihm nicht, freilich so lang, bis er sich nicht selber an der Nase nehmen kann. Richtig sieht eines Tags auch er das Ereignis, mit dem Unterschied, daß der Besuch nicht in die Sakristei schlüpft, sondern in die Studierstube des Kaplans, weil der just nicht daheim ist.

Könnt euch denken, was der Mesner jetzt zornig geworden ist. Kein Mann sieht gern einen andern bei sich ein und aus gehen während seiner Abwesenheit, den Frommsten nicht.

Zornig ist auch das Turmpeterl über das Maß, verliert trotz seinem kirchlichen Amt allen Respekt vor dem Himmel und voll Gift und Geifer brüllt es: „Wart', Namensvetter! Dir tränk' ich's ein."

Damit geht es hin, das Turmpeterl, und stirbt. Meiner Treu! Es stirbt und ist tot wie nur ein anderer Toter, denn im Sterben gibt es keinen Spaß.

Und wie es die Leut' vom Bett herunter heben und auf die Leichenladen strecken, fährt es stracks aus seiner Haut und tritt die Wanderschaft an gegen den Himmel. Einen Laib Brot nimmt es mit und ein geräuchertes Rippenstück für alle Fälle, denn es ist ein weiter Weg, und eine eiserne Heugabel, die will es oben gebrauchen.

Sieben Tag' und sieben Nächt' ist es auf der Wanderschaft in einemfort, denn der Weg zieht sich, man sollt' es nicht glauben; sieben Tag' in einemfort schnurgerad die Milchstraße hinauf wandert es. Endlich am achten in der Früh erreicht es sein Ziel. Es hätt' es leicht gar nicht erkannt, so ein dicker Nebel ist just gefallen, wenn nicht das viele Gold am Himmelstor so geglänzt hätt'.

Na, jetzt wär' es da. Aber was jetzt? Das Tor ist versperrt, der Klopfer so hoch in der Höh', daß ihn das kleine Mannderl nicht erreicht, und Kieselstein' zum Drüberschleudern gibt es nicht. Was jetzt?

Nur keine Sorgen! Das Turmpeterl weiß, wie man es macht. Es kehrt nur die Gabel um und wuscht* an das Tor. Türken und Heiden, wenn draußen wären, machten es nicht ärger.

Da wird es im Himmel drinnen lebendig, es hebt sich ein Gelauf und Geschrei, aber aufgemacht wird nicht.

So wendet der Mesner aufs neue sein Mittel an und schreit dazu wie der Teufel: „Sankt Peter, mach' auf!"

Natürlich wird auf ein so heidnisches Getös der Himmel nicht aufgemacht.

* Haut.

Es lauert eine Woche. Nichts. Es lauert eine zweite Woche. Auch nichts. Eine dritte Woche. Wieder nichts.

Da wird es ihm zuwider und läßt es sein.

Gut.

. . . Nach einer Weil' ist die Geschichte von seinem falschen Tod vergessen und auch an den Heiligen denkt es nimmer. Nur selten kratzt in der hintersten Kammer seines Kopfes so ein stader Gedanke herum wie eine kleine Maus: Wenn der Petrus von der Höh' doch wieder niederstiege . . .

Einmal nach dem Aveläuten, als es just auf dem Heimweg ist, kommt es ihm wieder in den Sinn: Was, wenn der Petrus . . .?

Kaum daß es ihm einfällt, beim Herumbiegen um die Kirche, sieht es einen großen Glanz vor sich hergehen.

„Hei!" ruft es. „Petrus, laß reden mit dir!"

Und den Grünfutterkorb an die Erd' wirft es, die scharfe Sichel aber aus dem Gurt reißt es und dem Glanz nach springt es.

Der Petrus wär' aber ein Narr, wenn er sich greifen ließ von einem mit der geschärften Sichel in der Hand. Er braucht seine längsten Beine und ist im Wurf in der Stube bei der Mesnerin. Daß er die Tür hinter sich und vor dem Mesner verriegelt, versteht sich von selbst.

Das Turmpeterl steht jetzt draußen vor seiner eigenen Stube und kann nicht hinein. Und drinnen das andere Peterl lacht, und wer ihm hilft dabei, das ist die Mesnerin.

Wartet aber nur! Wer zuerst lacht, ist zunächst am Weinen, aber wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Sitzt im Stirnpfosten der Haustür ein großer Nagel. Im Sommer hängt die Mesnerin den Fliegenvorhang an ihn, vor dem Winter lüftet dran der Mesner seinen Schafpelz, und um Weihnachten trocknen die Saublasen daran.

Im Eifer des Davonrennens hat der Vordere nicht acht auf das Unheil an der Tür und taucht mit dem Kopf zu wenig nieder. Sein Heiligenschein bleibt am Nagel hängen. Als er dessen gewahr wird, ist's zu spät. Das Turmpeterl steht schon draußen und rollt die Augen.

Der Heiligenschein ist wie ein rundes Brezel aus lauter Sonnstrahlen. Er kommt sich selbst so frei und froh vor am Türhaken, schaukelt auf und nieder und hin und her, als wenn er sagen wollt': „Da häng' ich und wer mich erwischt, dem gehör' ich!"

Dem Turmpeterl, wie es das sieht, muß es auch so vorgekommen sein. Es steckt gleich die wilden Augen in die Tasche, fängt an zu lachen, daß es nur so hallt, und sagt: „Hast dein Kopfreislein heraußen vergessen, Sankt Peter! 's tät mich wundern, wie mir das steht." Damit langt es den Reif mit der Sichel vom Nagel und setzt ihn auf.

„Die Erd' ist groß. Wo drauf?"
„Im Ungarland."
„Auch das ist groß. Wo drin?"
„Am Neusiedler See."
„Doch nicht am End' in Apetlon?"
„Eben dort."
„Doch nicht bei der Mesnerin?"
„Warum nicht?"
„Mordssakerlot! Dort gehör' ich hin."

Auf diese Zwiesprach dreht sich der Mesner in einem Hui auf seinem Absatzleder und will fort. Eine große weiße Hand streckt sich ihm aus dem Tor noch vor zum Kuß. Er küßt sie aber nicht, sondern beißt darein, daß das Blut danach rinnt und nimmt die Füß' unter die Arme und saust nieder wie der Blitz. Auf drei und einen halben Tag hat er die Heimfahrt berechnet und für so lang auch das Essen gespart. Er braucht es nicht. In drei und einer halben Sekunde ist er unten.

Die Regina und der Kaplan sitzen an der Bahr. Sie fallen vom Stuhl als er polternd in seine alte Haut fährt und aus der Bahr springt.

„Er lebt!" ruft die Regina mit klappernden Zähnen.

„Dominus vobiscum!" sagt der Kaplan und schlägt das Kreuz. Dabei fliegt ihm ein Blutstropfen von der Hand und dem Mesner auf den Schuh.

„Herr Kaplan," sagt der, indem er sich den Todesschweiß von der Stirn wischt, „Sie bluten am Finger."

„O, Ihr seid mir auch ein Toter, Mesner!" sagt der Kaplan. „Hätt' ich doch nicht auf den Doktor gehört und Euch nach der üblichen Frist bestattet! Jetzt wäret Ihr im Himmel und ich hätte keinen wunden Finger."

„Wie? Ich hätt' Sie gebissen?" fragt der Mesner verwundert.

„Ja, ja", sagt der Kaplan.

„Und der heilige Petrus?" fragt der Mesner.

„O, er ist verrückt!" ruft die Regina und läuft aus dem Haus. Sie meint ihren Mann.

Nein, verrückt ist das Turmpeterl deshalb nicht. Es sucht wohl vorerst alle Winkel aus nach dem Heiligen, da es ihn aber nicht findet, tut es als kluger Mann, als ob es sich zufrieden geben tät' und geht wieder seinen Geschäften nach. Es schleudert wieder die Glocken im Turm, es hilft die Toten zur Ruh' bringen und mäht für die Geiß Futter auf dem Acker.

Bei sich aber denkt es: „Wart! Kommst mir schon noch in meine Gasse!" und versteckt einen guten Knotenbengel beim Brunn. Daneben legt es sich zuzeiten auf die Lauer.

Wer das nicht glauben will, der soll hinfahren und nach der Wahrheit fragen. Vielleicht kann er auch erfahren, was der Arme dort tut und wie es ihm geht.

Wer aber vor meiner Wenigkeit in den Himmel kommt, den bitt' ich, er soll es dem Turmpeterl nicht verraten, daß ich heut' beim Häbeln seine Geschichte zum besten gegeben hab', sonst spielt es mir den Possen, das Donnersmannderl, und läßt mich nicht ein seinerzeit.

Wer endlich eine schöne Wittib heiraten will, dem schreib' ich die Adress' auf, denn die Regina lebt noch und gar nicht weit von uns. Sie ist jetzt ein schönes, stattliches Weib, nicht zu verachten, und ein paar Heller Vermögen hat sie auch.

Ist niemand da? Gar niemand? Das müßt' ich bedauern. So viel heiratliche Mannsnamen und keiner will die Apetloner Mesnerwittib haben? Na, ich geb' euch noch Zeit, Gesellen, einen Tag. Bedenk' sich jeder bis dahin! Morgen am Abend frag' ich wieder.

Indessen wünsch' ich für heut' dem Herrn und der Frau, dem schlechten Knecht und der braven Dirn und uns allen miteinand eine friedsame, freudsame, schöne, gute Nacht! . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

So wäre die dritte Geschichte denn auch glücklich zu Ende geführt.

Die Häbler lauschten alle der Rede des Kürschners, spitzten aber gegen das Ende zu insgesamt immer eifriger die Lippen zum Beifalle, zur Gegenrede, zu Lob und Tadel. Mancher wartete das Ende kaum aus. Zu groß war die Unruhe in ihm. Im ersten Anrühren und allen anderen voran möchte er seinen Senf dazugeben.

Allein sobald der Kürschner den Gutenachtgruß geboten, fliegt das Tor heftig auf und ein großer, starker Bursch' tritt ein, der lacht von weitem laut und ruft: „Bravo, Meister Kürschner! Daß Ihr nur auch einmal die Wahrheit aus der Tauf' hebt. Hat Euch eh schon niemand mehr was glauben wollen. Und ihr lacht nicht so, Leut'! Sie ist wirklich wahr, seine Geschichte, das kann euch das Weib da bestätigen. Sie ist auch dabei gewesen."

Damit stoßt er mit dem Fuß die Häbel weg und läßt ein Frauenzimmer eintreten, ein fremdes in dem Kreise.

Aller Augen ruhen in atemstiller Erwartung auf dem Paare. Der Knecht Michel fühlt sich gedrängt, seine Stimme in den Dienst der Gemeine zu stellen.

„Grüß dich Gott, Liedel Klaus!" sagt er. „Weißt das Neueste! Ohne dich kein Liedel im Haus. Wo treibst dich denn um dann den ganzen Abend?"

Aber schau!

In dem Augenblick weicht alle irdische Schwere von ihm, ein wohliges Feuer geht ihm durch alle Adern und er hört die Engel ober sich rufen: „Vater Petrus, schnell kommen Sie heim! Der russische Kaiser steht vor dem Tor und will herein.“ Und ein kleiner Knirps von einem Engel schnallt ihm den großen Bund Himmelschlüssel an den Hosenriemen.

Da wirft das Turmpeterl den Knotenbengel in die Brennesseln, schnalzt eine Wolke herbei, sitzt auf und fliegt, derweil der heilige Peter in der Mesnerstube ohne sein Reiflein hungert, daß er nach dem Brotlaib schreien muß, schnurgerad in den Himmel.

So ist's gewesen. So hat das Turmpeterl die Petrusschlüssel empfangen.

Ich sag' nur, was wahr ist. Das Verlogene in den Erzählungen mag ich nicht leiden.

Ja. Und im Himmel gehabt sich das Turmpeterl, als ob es schon dort auf die Welt gekommen wär', setzt sich dreist auf den Petrusthron, übt Gewalt über Kaiser und Könige, trinkt seinen Schwarzen und liest seine Zeitung bei einer brennenden Zigarre. Das alles tut es jetzt schon seit mehreren Jahren und tut es heut' noch.

Denn, daß ich es euch sag', der Heilige hinter der Himmelstür ist nicht der Apostel Petrus, der dem römischen Kriegsknecht das Ohr weggehauen hat, sondern, auf Ehr', das Turmpeterl von Apetlon.

Darum kann ich euch nur raten, mit jedem unscheinlichen Menschenkind, wie es zum Beispiel auch unser Ochsenbub da ist, euch gut zu vertragen, denn man kann nicht wissen, was aus ihm wird . . .

Ja.

Von dem Apostel Petrus soll ich noch das Weitere sagen?

Na, das ist schon zum Lachen.

Der Apostel Petrus hat fortan sein Leben lang die Apetloner Glocken geschleudert, hat die Toten zur letzten Ruh' bringen geholfen und Klee gemäht für die Geiß, und dazu noch die sauren Mienen der Regina genossen. Aber lang hat er das nicht ausgehalten, sondern hat vor der Zeit Feierabend gemacht.

Aber — schon wieder ein Aber, und das ist das letzte —, aber wie er jetzt hinauf zum Himmel wandert und bescheiden anklopft: „Bitt', macht mir auf!“ Da guckt ihm das Turmpeterl über seine Brille schmunzelnd ins Gesicht und sagt zu seinem ersten Knecht: „Geh, Lieber, eine arme, sündige Seel' hat sich in der Hausnummer geirrt. Bring' sie hinüber zum Nachbar Satanas, daß er sich freut!“

So hat es sich zugetragen, daß der Sankt Petrus in die Hölle gekommen ist.

Ich raffe das Deckbett, schlüpfe am gebotenen Orte unter und ziehe die Decke huschelnd bis ans Kinn, wie wenn nichts gewesen wäre. Jetzt mögen schon Vater und Mutter kommen.

Und sie kommen bald.

„Hm“, höre ich den Vater die Stiege herauf sagen, „aber der Kürschner ist mir wieder haarscharf an der Grenze vorbeigeflitzt. Ich seh' es schon: ein andermal werd' ich ihm müssen das Maul verbieten. Es könnt' einmal ein Kind von ungefähr zuhören . . .“

Mir sticht der Fixmalefitz von einem Übermut, der jetzt polternd durch die Stube geht, die Seite wie einen Habersack. Kaum, daß ich mich sein unter der niedergezogenen Decke erwehre. Vom unverhüllten Gesichte ist er nicht zu verscheuchen.

Wenn die Mutter nur jetzt nicht an mein Bett tritt!

Da steht sie aber auch schon da mit niedergebeugtem Haupte. Ich fühle ihren Atem, spüre ihre berichtigende Hand auf der Deckenkappe und höre sie gedämpft sagen: „Schau, Vater, den Kleinen! Wie das Kind unschuldig lächelt im Traume!“

Hernach wird das Licht ausgedreht. In der Stube bleibt es finster und still. Nur eine ermunterte Fliege stößt zuweilen mit ihrem Brummelkopfe an die Mauer.

Draußen zieht sich der Lärm auch nach und nach aus dem Hause, und die große Einfahrt wird eins mit einer friedvoll lauschenden Ruh'.

Der kleine Blondkopf im Federbette huschelt sich noch enger in die Decke und gräbt das Näschen noch dichter unter die Daunen. Ihm ist, wie wenn jetzt auf der Straße oben ein Akkord angeschlagen würde und drauf immer tiefer und tiefer gaßab der zitternden Mitternachtsglocke entgegen die Töne hinschwebten einer lieben, trauten Melodie:

Nebelzeit, Häbelzeit:
Goldene Stunden.
In euch hat Lust und Freud'
's Heimstättchen funden.

In euch folgt Lied auf Lied,
Märlein auf Mären,
Da wird auch 's Schwergemüt
Ring, darf's zuhören.

Da wird das Seligsein
Auch zum Gebot.
Singer, such' fürher dein
Sang! Lohn' dir's Gott!

„Ja, wo?“ gibt der große Bursch zurück. „Ich hab’ gar einen wichtigen Sang gesungen jetzt. Auf der Freit bin ich gewesen und bring’ euch meine Versprochene zum Kennenlernen.“

Da machen die Leute noch größere Augen als bisher und es ist, als ob sie von einer Sekunde zur andern die Sprache verlernt hätten.

Dem Kürschner gar wird schwarz und grau vor den Augen, und die Maiskolben tanzen vor ihm mit dem Häbelstroh.

„Mein Gott!“ jammert’ er. „Was fang’ ich an? Den Himmel hab’ ich mir unsicher gemacht und auf der Erd’ soll es einen dulden vor einem starken Paar Feind, wie die Regina und der Klaus sind?“

Er springt auf. Er will den Umtrunk nicht mehr abwarten. Es drängt ihn heim mit Macht.

„Bleibt doch, Meister! Wir verstehen einen Spaß und wollen gute Freundschaft halten deswegen“, sagt der Klaus.

Aber ihn leidet es um nichts.

„He, Frau!“ ruft er. „Mir dünkt, wir haben die Lampe brennen lassen daheim. Herrje! Schön schaueten wir aus, wenn ein Feuer auskäme. Laß uns eilen!“

Und schon ist er zum Tore hinaus und sein Weib mit ihm und fort und nimmer zu sehen sind beide.

... In der Einfahrt wird es jetzt auf einen Schlag reg’ und laut. Alles springt vom Sitze und umringt die Neuangekommenen. Das ist ein Fragen und Antworten, ein Staunen und Gaffen, ein Drängen und Lachen, währenddem die Mostgläser anheben zu klingen und der Umtrunk geschieht.

„Wie? Woher? Ist das wirklich die Regina? Wie kommt ihr zu einander? Was habt ihr vor?“

Die Weibsbilder ziehen schon die Schultertücher enger an und die Mannsbilder knöpfen den Rock zu zum Aufbrechen, aber fort und hastig dringt es noch in den Klaus. Er muß erzählen, stehenden Fußes, förmlich im Galopp, wie alles hergegangen ist, daß er zu der seltsamen Braut gekommen, und so schnell, daß es niemand vorher erfüchselte ...

... Leider vernehme ich die Umstände nicht mehr. Ich muß mich mit der Tatsache begnügen.

Mir war es untersagt, bei den Häbelabenden über eine gewisse Stunde aufzubleiben. Aber die Doppeltür, die aus der vorderen Stube seitlich in die Einfahrt führte, meinte es gut mit mir. Sie gewährte mir und meinem Überbette ein heimliches Obdach und lauschte gut hinauswärts für mich mit ihrem siebfeinen Fliegenfenster.

Beim ersten Aufeinanderprall der Gläser ist meine Zeit um.

sondern auch als seinen persönlichen Feind. Einmal hörte ich ihn sagen: „Nur deswegen möchte ich in die Hölle kommen, daß ich zuschauen könnte, wie die Teufel dieses Biest zwicken und stechen und braten und mit den Zähnen zerreißen werden." Die Sensen, die der Schmied machte, hatten für Sensen fast zu wenig Krümmung. „Sie sollen auch als Säbel zu brauchen sein," sagte Herr Sallinger.

Anfangs der siebziger Jahre machte ich die Bekanntschaft dieses Mannes. Ich war damals auf Ferien in die Gegend gekommen, hatte im Wirtshause absichtslos über den großen Taschenspieler an der Seine ein Wort fallen gelassen, worauf der behäbige Herr sich ins Gespräch mischte und mich schließlich einlud, in seinem Hause mich als Gast zu betrachten und mir wohlsein zu lassen, so lange es gefällig wäre.

Sehr gern machte ich, der damals heimatlose Bursche, davon Gebrauch, blieb mehrere Wochen im Orte, fuhr im Wagen des Hammerherrn durch das Tal, machte zu Fuß Ausflüge ins Hochgebirge, und die Abende verbrachte ich in Gesellschaft Sallingers, der allerhand Spaß wußte, ein Freund von Schabernack war, dazwischen auf das, was ihm nicht gefiel, in deutscher Derbheit losfluchte, manchen Gesellen, der ihm widersprach, zur Tür hinauswarf und andere, die er leiden konnte, mit Wohltaten überhäufte. Er lebte immer in einer Art Gefühlsrausch, dem er sich ganz hingab, sei es in Zuneigung oder in Haß. Ich hatte oft meine Not, Gespräche zu vermeiden oder unauffällig abzubrechen, in deren Gegenständen ich ihm nicht beistimmen konnte. Als der Herbst kam, fragte er mich, ob ich nicht den Winter bei ihm zubringen wolle, er lasse mir ein recht behagliches Zimmer einrichten mit der Aussicht auf den Fluß, den ich ja schon so hübsch beschrieben hätte, und auf die Waldberge, über denen ich meinen lieben Freund, den Winter, sattsam wüten sehen könne. Studieren und Dummheiten schreiben, meinte mein Gastherr, könne ich auch bei ihm auf dem Lande; die langen Abende würden wir bei einem guten Glase gemeinsam zubringen. Es war verlockend, allein dem kleinen Orte fehlte eine regelmäßige Postverbindung, die ich bei der Natur meiner damaligen Arbeiten nicht leicht entbehren konnte.

Wöchentlich ein- oder zweimal wurde ein Bote in das Murtal hinausgeschickt, um in einem Buckelkorbe Welt ins Gebirgsdorf zu tragen, Kleinigkeiten, die man beim Krämer daheim nicht bekam und deren man doch nicht ganz entraten konnte. Dieser Bote, der lachende Hausel genannt, brachte auch etwaige Briefe mit und die Zeitung, welche Herr Sallinger hielt. Der lachende Hausel war ein Mensch jener Gattung, die man im Gebirge „Halbpelzer" nennt. Er war der Sohn eines Blechschmieds und ging manchmal hausieren mit dem Vorrate alter Waren, die sein Vater ihm als Erbschaft hinterlassen. Immer hatte er eine Anzahl von Kerzenleuchtern, Lichtputzen, Drahthafteln usw. in seinem

Die Botschaft des lachenden Hausel.

Eine Erinnerung von **Peter Rosegger.**

Wer im Tale von Heiligenblut sitzt, der kann nicht die Alpen sehen. Und wer mitten in gewaltigen Weltereignissen steht, der kann nicht Weltgeschichte schreiben. Wie soll erst ich, dessen Leben im Frieden dahingeflossen, über den Krieg reden können? Ich stehe zwar mitten in dem größten Kriege jetzt, wie wir alle, aber wir können ihn nicht sehen, wir müssen seine wahrheitsgetreue Beschreibung denen überlassen, die nach uns kommen; wogegen wir den Vorteil haben, eine große Vergangenheit, die uns gestreift, selbst in einem Genrebildchen getreu wiederzugeben und so das ewige Gleichnis, das durch die Weltgeschichte schreitet, immer wieder von neuem inne zu werden.

Im Jahre 1870 richtete sich der deutsche Volkshaß gegen Napoleon III. Unser Volk wußte damals wenig von diesem Manne, aber es haßte ihn, es empfand in ihm den Feind. Der Germane und der Romane müssen sich hassen, weil sie sich nicht lieben dürfen. Denn zwischen zwei großen Nationen kriecht immer ein Teufel hin und her. Und manchmal macht er's doch auch gut. Das hat der lachende Hausel erfahren.

Lasset euch das kleine Erlebnis sagen.

Meinen braven Hammermeister Sallinger wollte ich wieder einmal sehen, den behäbigen, lebenslustigen Mann, der täglich glatt rasiert war wie der Pfarrer, bis auf den weißen Schnurrbartbusch — ein gutmütiger, stets frohgesinnter Herr, der freilich leicht munter sein konnte, weil das ganze Tal ihm gehörte — die pochenden Zeug- und Sensenschmieden, die klappernden Mühlen, die schnarrende Brettersäge, die Huben und Hütten und auch das Dorfwirtshaus, in welchem er zugleich Wirt und Gast war.

Verfinstert konnte sein rundes Gesicht nur werden, wenn von Napoleon III. die Rede war, der dazumal mit der Weltkugel Kegel schob, wie Herr Sallinger sagte. Der Hammerschmied war als grimmiger Franzosenfeind bekannt weitum, und wer schneidig gegen den Napoleon loszog, wenn auch nur mit der Zunge, dem war er ein opferwilliger Freund und traktierte ihn im Wirtshaus mit Wein und Tabak. Der Hammermeister las seine Zeitung, und dem geradsinnigen Bergsohn war die Falschheit, Politik genannt, mit der Napoleon damals Europa regierte, von jeher ein Greuel gewesen. Dann war noch ein besonderer Grund dazu gekommen. Im Jahre 1859 muße sein Sohn, trotzdem er „losgekauft" war, zu den Soldaten und ward bei Solferino im Welschland auch glücklich erschossen. Jenen Krieg hatte Napoleon gemacht; so betrachtete der gute Hammerschmied „diesen größten Schurken, der je eine Krone getragen", nicht bloß als das Unglück seines Vaterlandes,

an seinem Tische war aufgesprungen, hieb — das Zeitungsblatt in der Hand — mit den Armen in der Luft umher und rang nach Atem. Wir alle waren auf das höchste entsetzt und ich erwartete, daß er im nächsten Augenblick vom Schlage getroffen zusammenstürzen werde. Anstatt dessen fiel er mir um den Hals und schlug — im Auge helle Tränen — ein schallendes Gelächter an.

„Was ist Ihnen? Was ist Ihnen?“ fragte ich.

„Ah — ah! — da!“ gurgelte er und stieß mir das Zeitungsblatt an die Brust, „— ich kann — kann nicht — lesen Sie!“

Was war geschehen?

Mit hastiger Hand nahm ich das Blatt, und während er offenen Mundes und ächzend vor Aufregung auf das Papier starrte, suchte mein Auge nach der Ursache und — fand sie auch.

In der Zeitung stand das amtliche Telegramm von einem großen Siege der Deutschen gegen die Franzosen bei Sedan und von der Gefangennahme Napoleons.

Ich selbst hatte jetzt die Fassung verloren. Das ganze Haus war in Bestürzung zusammengelaufen und wußte nicht, was denn geschehen sein mochte, daß der Herr Sallinger und der Student sich in den Armen lagen und laut weinten und lachten.

Endlich war es doch so weit, daß Sallinger, die Zeitung wie eine weiße Fahne schwingend, laut ausrufen konnte: „Liebe Leute! Morgen ist Feiertag! Essen, trinken, was gut und teuer ist! Musikanten her! Pöller laden! Freudenfeuer! — Der Napoleon gefangen! Von den Preußen! Na, na, von den Deutschen! Die Franzosen besiegt! Von den Deutschen! Schmiedmichel, ein Bussel kriegst! Und du auch eins, Großknecht! Und du auch eins, Stalldirn! — Jesses, mein Weib! Die liegt auf dem Kirchhof! Aufwecken! Der Napoleon ist hin! Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit, Amen!“ — So schrie er und umarmte jeden und jede vor Glückseligkeit.

In solchem Freudentaumel war er auch an den Hausel gekommen, der bei seiner Suppe saß. Vor diesem wurde Sallinger ruhig und er sagte laut, daß es alle hören konnten: „Hausel! In Gold kann man dich nicht fassen, weil du darin ersticken müßtest. Du hast uns die Botschaft gebracht. Die allergrößte Freud' in meinem ganzen Leben hast du mir gebracht! Vom heutigen Tag an hast du bei mir das Gnadenbrot. Das Häusel unten bei der Brücken, das gehört dein, so lang' du lebst. Und jetzt, Hausel, lachender, himmlischer Kerl du, jetzt kriegst eins!“ Er packte ihn am Haupt und bedeckte es mit Küssen.

Der Hausel wischte sich den Mund ab und glotzte sehr verwundert drein. Als er es endlich faßte, die Franzosen wären danieder, machte er mit den Fäusten die Miene des Zustoßens, dann kam wieder sein Lächeln.

Korbe, die er in jedem Hause, wo er zu tun hatte, mit seinem breiten, lächelnden Bartstoppelgesichte ausbot, und die er nirgends mehr an den Mann brachte, seitdem die Kerzen vom Petroleum und die Drahthafteln von den Beinknöpfen verdrängt worden waren. Statt ihm etwas abzukaufen, schenkte man ihm kleine Gaben, denn er hatte außer sich selbst auch noch seine alte Mutter zu ernähren. Sein Sprechen war nur ein abgebrochenes Stammeln und alle Eigennamen sprach er wie ein Kind in verkleinernder Form aus. Weil er beständig lächelte, so hatte er den Spitznamen „der lachende Hausel“ bekommen. Ich habe selten so vergnügte Gesichter gesehen auf der Welt, als das dieses armen Burschen gewesen.

Eines Abends saßen wir, Herr Sallinger und ich, zusammen beim großen Tisch in der Wirtsstube, tranken Obstwein, rauchten etwas dazu und besprachen die Nachrichten vom Kriegsschauplatz, die Schlachten von Saarbrücken und Wörth und wie es sonst den „Preußen“ ergehen mochte in Frankreich. Draußen auf den Bergspitzen leuchtete noch die Septembersonne. Das Gesinde brachte seine Arbeitsgeräte in Gewahrsam und schickte sich an zum Nachtmahlessen. Da torkelte zur Türe der lachende Hausel herein, lachte uns an und stellte mit vieler Umständlichkeit den Korb auf eine Sitzbank. Hernach begann er die mitgebrachten Sachen auszupacken: Ein paar Faßpipen vom Drechsler, ein Stück Preßgerm vom Brauer, eine alte Sackuhr vom Uhrmacher, der ihr neue Spindeln eingesetzt hatte, ein paar zerknitterte Briefe, die draußen in der rußigen Postmeisterstube anscheinend schon ein Weilchen den Fliegen als Tummelplatz gedient hatten, und Zeitungen.

„Da halt noch was haben, Herrle kaufen,“ sagte der Hausel bescheidentlich, „schöne Kerzenleuchter, Lichtputzen —“

„Ist schon gut, Hausel! Brauchen keine!“ rief ihm Herr Sallinger ins Ohr, denn der Hausel war auch schwerhörig; dann befahl er, daß dem Boten eine Schüssel voll Fleischbrühe und ein Glas Obstwein gereicht werde, setzte sich abseits an einen Tisch und begann die Zeitung zu lesen.

Der Hausel kam nun an mich heran und feilte mir eine halbverrostete Lichtschere.

„Vielleicht braucht der Herr Pfarrer eine,“ redete jetzt ein alter Schmiedgeselle vom Nebentisch her drein.

„Wieso just der Herr Pfarrer?“ fragte ich.

„Weil er das neue Licht noch nicht hat und beim alten das Schneuzen schon gewohnt ist.“

Ich lugte den schwarzen Gesellen nicht ganz ohne Mißtrauen an. Es wurde damals gerade Kulturkampf gespielt und ich vermute fast, daß die Bemerkung vom Lichtschneuzen einen bösartigen Hintergedanken hatte.

Plötzlich in der Stube ein schreckbar greller Schrei. Herr Sallinger

„Er sagt, er kenne die ‚Times' nicht, 1492 habe man nicht für Zeitungen gekämpft. Er bitte um eine ehrliche Auskunft über unser Kriegsziel."

„Hem, ganz ehrlich?"

„Ja, ganz ehrlich."

„Hem, verdammt ehrlich?"

„Ja, verdammt ehrlich, sagt er."

„Na gut, die Germans, diese Schweinehunde, waren drauf und dran, uns den besten Teil unseres Welthandels abzugraben." —

„Ob mit friedlichen Mitteln, fragt er."

„Natürlich friedlich, und das konnten wir uns doch nicht gefallen lassen."

„Warum nicht, fragt er."

„Weil — weil sie uns unterboten, uns den Rang abliefen." —

„Ob sie also tüchtiger seien als wir, fragt er."

„Tüchtig oder nicht — jetzt sind wir es, die es ihnen tüchtig geben wollen."

„Also Krieg der Tüchtigkeit, sagt er, er danke."

„Ich auch — er hält es also mit den Germans?"

„Er sagt, er kenne weder uns noch kenne er die Germans. Aber Tüchtigkeit, Beharrlichkeit, die kenne er. Und mit dieser halte er's."

„Und ich halte dafür, daß time money ist."

„Kapitän, mir fällt da etwas ein. Wenn ich es entwickeln dürfte?"

„Entwickeln Sie."

Unterdessen schaute Kolumbus still um sich. Er sah die Riesenschlote rauchen, sah Riesenkolben kurbeln, Riesenkrane Riesenlasten heben, sah hundert Drähte laufen, tausend Menschen wimmeln, sah Kanonen spielend sich bewegen, von denen eine soviel wog wie seine ganze Galette aus dem Jahre 1492, sah hinab an dem turmhohen Stahlgebäude des Kreuzers, sah mit prüfendem Vergleich hinunter zu der armen Holzbrigg.

„Mächtig weit sind sie gekommen," murmelte er, „mächtig weit. Wenn ich mit meiner kleinen hölzernen Galette zwei Welten zueinanderbrachte, so müßten sie mit ihren Stahlkolossen — der Sarkasmus huschte über sein gefängnisgraues Antlitz — sie zumindest wieder auseinander bringen — Sie gestatten, daß ich gehe?"

„Halt, Herr Admiral," sagte der Offizier, „mein Kapitän macht Ihnen einen Vorschlag."

„Ich höre."

„Mein Kapitän ist zu der Einsicht gelangt, es könnte für unsere Sache von einigem Belang sein — moralischem Belang natürlich —

Da soll denn doch — unsere kleinste Heckkanone wird genügen, ihren frechen Mund —"

„Kapitän, seht dorthin, der fremde Kapitän ist in den Mastkorb aufgestiegen — er winkt — wie sonderbar er ausschaut — sein Gesicht verwirrt mich — das ist kein Hergelaufener — ich will ihn fragen, wie er heißt und welcher Reederei er angehört."

Wieder flogen Rede und Gegenrede hin und her. Der Offizier schien zu erschrecken. „Kapitän, er sagt, er sei — er sei Kolumbus."

„Dacht' ich mir, verfluchte Operettenwirtschaft! Schluß."

Er spielte auf den Tasten. „Halt, mein Kapitän, er sagt, er wolle selbst an Bord — mit Ihnen reden will er und —"

„Zu spät." Ein Feuerstrahl fuhr aus dem Riesenleib des Schiffes. Das Großmastsegel unterm fremden Kapitän riß in Stücke. —

„Hä, das wird den Operettenplunder rasch herunterstreifen und —"

Er brach ab. Er starrte auf das fremde Großmastsegel, dessen aufgerissene Fetzen rückwärtsschlugen und sich lautlos wieder zusammenfügten, als nähe sie eine geisterhafte Nähmaschine ohne Naht zusammen. Der Mann im Mastkorb rührte sich nicht. Nur seine goldene Kette auf dem faltigen Gewande glitzerte ein wenig im Morgengeleucht der Sonne.

„Der Teufel hole den Spuk — soll man höher zielen — wollen doch mal sehen, ob der Mastkorb selbst mit seinem Geisterinhalt —"

Er hatte im Reden wieder auf der Klaviatur getippt. Ein zweiter Knall und Feuerstrahl riß den Mastkorb weit auf. Reisig wirbelte in den Lüften, wirbelte zurück, flocht sich lautlos wieder in den Korb. So lautlos wie der Mann darin. Der winkte wieder.

„Kapitän, er fragt, ob Sie ihn jetzt — jetzt empfangen wollen."

„Den Teufel will ich — habe mit Gespenstern nichts zu schaffen."

Whst — rollte sich ein Teppichballen von der Galette bis herauf zu der Kommandobrücke, schritt mit unbegreiflicher Leichtigkeit der graue Mann darauf, stand mit einem leichten Neigen vor dem britischen Kapitän, wandte sich auf spanisch an den jungen Offizier, der ihn ehrerbietig ansah.

„Kapitän, Kolumbus sagt —."

„Zum Donner, sagt ihm, der sei längst gestorben!"

„Kapitän, Kolumbus sagt, die Toten seien am lebendigsten, man wird es nach dem Krieg erfahren."

„Ich bin Kapitän, kein Philosoph — was will Kolu — was will der Mann?"

„Er will wissen, warum unsere Flotte seit drei Jahren kämpfe."

„Freiheit der Welt — unterdrückte kleine Nationen — deutsche Hinterlist — 's steht alles in der ‚Times'."

Bürgerlicher Mut.

(Aus der eigenen Werkstatt.)

Der verantwortliche Schriftleiter des „Heimgartens“, Herr Direktor Flecker, hatte liebenswürdig sein schönes Arbeitszimmer für die Beratung zur Verfügung gestellt. Ein kleiner Kreis engerer Mitarbeiter war versammelt. Hans Ludwig thronte selbstherrlich hinter dem Schreibtisch, und alle übrigen behaupteten, er tyrannisiere sie. Dr. P. L. Münzer fand sich mit seinem Schleppsäbel nicht zurecht, da man ihn erst kürzlich militarisiert hatte; alle paar Augenblicke blies er ein Stäubchen von seiner schönen Regimentsarztuniform fort. Sehr häufig, nur zu häufig sagte er: „Wir Offiziere“ und ließ durchblicken, er werde demnächst an die Front abgehen, obschon jedermann wußte, daß er fest und gesichert in seinem Reservespital saß. V. E. S. bewies seine geistige Überlegenheit über alle anderen durch erzwungene Gähnbewegungen seiner Kinnbacken. Er wünschte sein Pseudonym zu wahren und freute sich, wenn man hinter den drei Buchstaben immer einen Falschen vermutete. So meinten etliche, dahinter stecke von Ehrbach-Sassenhoven, der gelegentlich Beiträge schickt, andere ganz Gescheite erklärten, V. E. S. bedeute: „Von eahm selber“, worunter sich der Herausgeber selbst verkrieche. Onkel Holofernes vertrat grundsätzlich das böse Prinzip und schimpfte unabläßig, weil man angeblich seine besten Arbeiten in den Papierkorb werfe. Von äußerst vornehmem Stil war der ehemalige Legationssekretär von Schwertfeger, der in der elften Isonzoschlacht als Kompagniekommandant einen Bauchschuß abbekommen hatte und nun felddienstuntauglich Zeitungen zensurierte. Korrekt wie immer benahm sich der Verantwortliche und griff nur von Zeit zu Zeit nach seiner schönen dunklen Perle am moosgrünen Schlips.

Hans Ludwig spielte mit einem wundervollen geschliffenen Steinhammer, einem Werkzeug aus der jungen Steinzeit, das Herrn Flecker gehörte, weshalb der boshafte Onkel Holofernes dem Verantwortlichen zumurmelte: „Passen Sie auf, daß er das Ding nicht einsteckt und forttragt!“ worauf Direktor Flecker entrüstet erwiderte: „Aber er stiehlt doch nicht!“

Die Herren hatten mancherlei besprochen, die Schwierigkeiten der Papierbeschaffung, den Mangel an Arbeitskräften in der Druckerei und im Verlag und die Gedankenlosigkeit der Abnehmer und Leser. Viele Leser und Abnehmer wissen noch nicht, daß es seit vier Jahren Krieg gibt und Verlag wie Schriftleitung mit harten Widerständen zu kämpfen haben. Man hält sich über die verspätete Fertigstellung und Zustellung von Heften auf, man klagt, daß sie statt mit noblen Fäden durch ordinäre Drahtklammern zusammengehalten werden, die einen schimpfen über die „pazifistische“ Haltung des „Heimgartens“, andere über seine „annexionistische“ Richtung.

wenn Sie, Herr Admiral, bereit wären, mit Ihrer Brigg in unseren Häfen anzulaufen, in unseren Städten in Versammlungen zu erscheinen — Sie hätten weiter nichts zu tun, als dabeizusitzen — natürlich nicht umsonst — how much, Herr Admiral?"

Kolumbus sah sie lange an. Er mußte daran denken, wie er Schiffsladungen voll Gold und Silber übers Meer fuhr, an den Thron verschenkte, schließlich dafür eingekerkert wurde. — „Ich will kein Gold," sagte er.

„Wenn schon — wir würden Sie mit Ehren überhäufen. Unser König —"

Kolumbus dachte an einen anderen König, der ihn auch mit Ehren überhäuft und dann verkümmern ließ bei Brot und Wasser. „Ich will auch keine Ehren," sagte er.

„Kein Geld und keine Ehren? Wofür sind Sie denn zu haben?"

Der Graue besann sich. — „Für — für eine neue Welt," sagte er langsam.

„Und wie müßte die beschaffen sein, Herr Admiral?" klang es sarkastisch.

„Anders als die Eure — erlaubt jetzt, daß ich Euch verlasse."

Kapitän und Offizier wechselten einen Blick. „Wir bedauern, Herr Admiral — wir sind verpflichtet — alles kann ihm nützen — Kolumbus, der Entdecker Amerikas, bei der Entente — Sie verstehen: Wir müssen Sie und Ihre ‚Isabella' mit Beschlag belegen — ich bitte, uns zu folgen."

Kolumbus rührte sich nicht. Der Offizier griff ihn am Ärmel. Er griff ins Leere. Kolumbus schritt wortlos den Teppich hinab, wie bedrückt und dennoch unbegreiflich aufrecht. Der Kapitän machte ein Zeichen. Ein Soldat sprang hinter dem Schreitenden her, erreichte ihn, brach im Laufe durch ihn durch und fiel ins Meer. Kolumbus stand auf seiner Galette und neigte sich leicht. Seine goldene Kette glänzte im Morgenscheine. Unhörbar schwebte seine „Isabella" übers Wasser.

Der Kreuzerkapitän war wütend. Seine Finger spielten einen Befehl hinunter in den Torpedoraum. Eine Furche schoß der Brigg nach, erreichte sie, schnitt sie, ging auf der andern Seite weiter — der Torpedo verlor sich in der Ferne.

Kräftiger blies die Morgenbrise in die alten Segel. Sie blähten sich und bauschten sich und züngelten. Vorn am Bug stand der Graue und hielt Ausschau nach dem Ziele einer Fahrt von 400 Jahren, nach dem Lande Nirgendwo.

handeln. Eine Überzeugung kann aber ebenso wahr wie unwahr, richtig wie falsch sein."

Der bösartige Onkel Holofernes spielte einen Trumpf aus: „An diesem Jonglieren mit Begriffen erkennt man den ehemaligen Diplomaten."

„Allerdings," gab Herr von Schwertfeger freundlich und geschmeichelt zu.

Nun suchte so ziemlich jeder von den Herren Beweise dafür zu erbringen, daß er reichlich über sogenannten bürgerlichen Mut verfüge. Man redete durcheinander:

„Ich habe erst gestern im Schuhwarenhaus am Bismarckplatz erklärt, lieber ginge ich bloßfüßig, als für ein Paar Schnürschuhe achtzig Kronen zu zahlen. Wie käme ich dazu, die Lederhändler zu Millionären zu machen!"

„Die Zentralen sind schuld!"

„Der freie Handel wäre noch schlechter!"

„Wie man nur so etwas behaupten kann."

„Wollen Sie nicht lieber bei der Stange bleiben, liebwerte Herren, wir reden nämlich eigentlich vom bürgerlichen Mut und nicht von der Kriegswirtschaft," griff Hans Ludwig in die Debatte ein.

„Recht hat er," sagte Onkel Holofernes, dem der Einwurf zum Wort verhalf, „ohne mich rühmen zu wollen, muß ich mich bürgerlich mutig nennen, denn erst heute sagte ich meinem Schneider, ich hätte kein Geld für einen neuen Überzieher. Und es ist doch sicherlich nicht angenehm, seine Geldnot einzugestehen."

„Gegenwärtig schwimmen nur Kriegsgewinner in Gold!"

„Dabei ist mir noch der ‚Heimgarten' das letzte Honorar schuldig."

„Verzeihen Sie," wehrte sich Herr Flecker, „ich hab' doch . . ."

V. E. S. begütigte: „Ja, ja, ich erinnere mich schon, ich hab's als Vorschuß gekriegt und es nur augenblicklich ein bißchen vergessen. Wer kann denn auch alles im Kopf behalten!"

Regimentsarzt Dr. Münzer erhob sich, wobei ihm sein ungewohnter Schleppsäbel zwischen die Beine lief, so daß er sich doch entschloß, das Zeichen seiner Wehrhaftigkeit abzuschnallen und an den Kleiderstock zu hängen. Mit frisch eingeübter Kommandostimme rief er: „Herstellt! Das geht ja zu, wie in einer Judenschule. Disziplin! Ordnung! Organisation! Einer nach dem andern, und zuerst rede ich. Euer Selbstlob ist schon wirklich unausstehlich, jeder will den bürgerlichen Mut gepachtet haben, als gehörte soviel Courage dazu, Schuster und Schneider anzuhauchen."

„Sie haben gut reden, Sie beziehen Ihr Kostüm aus der Uniformierung!"

„Ah, da hört sich schon verschiedenes auf. Ich bitte, Zwischenrufe zu unterlassen und mich nicht anzurempeln, ich bin ja kein Minister und wir befinden uns nicht im Abgeordnetenhaus."

Dazu meinte Onkel Holofernes: „Es ist unmöglich, es allen recht zu machen," und traf Anstalten, die schon länger bekannte Anekdote vom Bauern, seinem Sohn und dem Esel breitspurig zu erzählen.

Aber Hans Ludwig schnitt ihm despotisch das Wort ab und legte dar, daß die „Kleine Laube" in Friedenszeiten den polemischen kritischen Charakter, den sie im Kriege angenommen hatte, wieder ablegen müßte, denn dieser widerspräche den uralten Grundsätzen des „Heimgartens", die positiv und nicht negativ seien.

Das hatte eine Revolution zur Folge. Dr. Münzer schlug höhnisch vor, bewährte Kochrezepte, Aussprüche aus Kindermund und bereits erprobte Gedankensplitter abzudrucken. V. E. S. suchte seinen Kameraden zu überbieten und beantragte, die „Kleine Laube" in „Mistrücherl" umzutaufen und sie ausschließlich mit jenen Gedichten zu füllen, die tagtäglich eingesendet werden. Onkel Holofernes platzte los: „Das richtet sich gegen mich, man will mich mundtot machen, man will mich nicht zum Volke sprechen lassen!" Außerdem hagelte es Anzüglichkeiten.

Der Verantwortliche hob besänftigend die Hände: „Aber meine Herren, meine Herren, ich bitte Sie, der Lärm stört ja den Herrn Generaldirektor, der eben mit dem Herrn Präsidenten verhandelt." Doch erst von Schwertfegers geheiligte diplomatische Schulung machte dem Tohuwabohu ein Ende, da er durch eine allgemein interessierende Frage die Aufmerksamkeit der Anwesenden von dem Streitpunkte ablenkte: „Wie denken Sie über bürgerlichen Mut, Verehrteste?"

„Was ist denn das wieder für eine neuartige Erfindung?" knurrte Onkel Holofernes.

Regimentsarzt Dr. Münzer schepperte mit seinem Schleppsäbel: „Militärischer Mut ist Tapferkeit vor dem Feinde, der bürgerliche geht mich nichts an."

V. E. S. legte einen Beweis für seine höhere Bildung und seine Belesenheit ab: „Irgend jemand hat Napoleon den bürgerlichen Mut abgesprochen, ich glaube, es war Fritz Mautner oder Maximilian Harden oder ein anderer. Unter bürgerlichem Mut versteht man den Mut, unter allen Umständen die Wahrheit zu sagen." Dabei blickte er herausfordernd Herrn von Schwertfeger an, dem er vorzuwerfen pflegte, er sei glattrasiert wie ein Engländer, was er für unpatriotisch halte. V. E. S. liebte seinen eigenen fahlen Apostelbart über alles und rühmte sich, Hermann dem Cherusker ähnlich zu sehen. Der Legationssekretär a. D. entgegnete verbindlich: „Mit dem Begriffe Wahrheit möchte ich ein wenig vorsichtiger umgehen, lieber Freund. Schon der Ihnen gewiß vom Hörensagen bekannte Pilatus aus Jerusalem fragte skeptisch, was Wahrheit sei. Wir modernen Menschen sind schon zufrieden, wenn wir den Mut aufbringen, auch nur unserer Überzeugung entsprechend zu reden und zu

Das Ehepaar war kinderlos und stand im mittleren Lebensalter. Eines Tages las der Pastor in der Zeitung, daß in der Residenz ein Mann wegen mehrfachen Raubmordes hingerichtet wurde. Der Unglückliche hinterließ einen Knaben von zwei Wochen, der nun, da die Mutter bei seiner Geburt gestorben war, Vollwaise wurde. Der Zeitungsschreiber fügte seinem nüchternen Bericht ein wenig wärmer hinzu, vielleicht fänden sich gute Menschen, die sich des armen unschuldigen Wurmes annähmen, um aus ihm einen anständigen und glücklichen Menschen zu machen. Der Pastor war von dem Gelesenen und dem elenden Schicksal des verlassenen Jungen tief erschüttert und plötzlich fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, ob es nicht das Beste und Vernünftigste wäre, den Knaben zu adoptieren, zumal es schon immer seine und seiner Frau Absicht gewesen, ein einsames, bildsames Wesen an Kindes Statt anzunehmen. Doch ehe er noch zu einem Entschluß gekommen, meldeten sich dagegen schwere Bedenken und er erinnerte sich des Bibelwortes, die Sünden der Väter würden bis ins siebente Glied heimgesucht werden. Doch der feste Glaube an die unendliche Barmherzigkeit Gottes überwand schließlich die Scheu vor den Drohungen der Bibel. Der Pastor besprach sich mit seiner Frau, fragte sie, ob sie bereit wäre, ein fremdes Kind als eigenes aufzuziehen, da sich dazu eine gute Gelegenheit ergebe, wobei er ihr jedoch die Abkunft des Knaben verheimlichte. Er, der Pastor allein, sollte davon wissen, damit die furchtbare Vergangenheit das junge Wesen künftig nicht belaste. Die Frau Pastorin war mit dem Plane einverstanden, und so reiste ihr Mann in die Residenz, wo man ihm im Findelhause sehr gern den Knaben, der auf den Namen Gregor getauft war, auslieferte und zugleich das heilige Versprechen gab, über dessen entsetzliche Herkunft ewiges Schweigen zu bewahren. So wuchs der kleine Gregor — ich übergehe in dieser meiner flüchtigen Darstellung unwesentliche Einzelheiten — im Hause des Pastorenehepaares heran und besuchte die Volksschule. Ängstlich beklommen wachte der Ziehvater über die Charakterentwicklung des Burschen und stellte halb beruhigt fest, daß sie keine schlimmeren Merkmale aufwies als die Wesensart hundert anderer Kinder. Kleine Fehler, wie Ungehorsam, Genäschigkeit und verhältnismäßig bedeutungslose Lügen, konnten die guten Aussichten auf eine gedeihliche Zukunft nicht andauernd trüben. Die Konfirmation verlief stimmungsvoll, und Gregor, der das Gymnasium des kleinen Städtchens besuchte, machte hinlängliche Fortschritte. Nach wie vor hielt er seine Zieheltern für seine wirklichen Eltern, und die Frau Pastorin liebte ihn auch wie ein eigenes Kind. Ein Unglücksfall vernichtete das harmonische Zusammenleben der drei Leute, denn der Pastor erlag binnen einer Woche einer Lungenentzündung, und mit ihm starb der einzige, der von dem grausamen Ende des Vaters Gregors noch wußte. Die Witwe widmete sich nun gänzlich der Aufsicht und Erziehung ihres Ziehsohnes, der zu einem kräftigen jungen Mann

Auch diesmal rettete Herr von Schwertfeger die Situation: „Wenn Herr Direktor Flecker nichts dagegen hat, könnten wir uns Zigaretten anzünden, dann hört es sich leichter zu. Unser lieber Regimentsarzt weiß gewiß etwas Belehrendes."

Direktor Flecker hatte nichts gegen die Zigaretten einzuwenden und stellte die Zündhölzer bei, obwohl er selbst nicht rauchte.

Man paffte.

Nachdem Dr. Münzer einige Unliebenswürdigkeiten über die Preissteigerung und die Schlechtigkeit des Tabaks gesagt hatte, legte er mit seinen höchst persönlichen Wichtigkeiten los: „Ihr habt euch insgesamt gerühmt, gerühmt und immer wieder gerühmt, daß ihr ein Ausbund von Tapferkeit im Hinterland seid. Kein einziger hat das ehrliche Geständnis gewagt, daß er sich niemals getrauen würde, einer Wäscherin zu erklären, seine Kragen seien schlecht gestärkt, oder einem Marktweib ins Gesicht zu werfen, daß es die Höchstpreise um hundert Prozent überschreite. Ha, ist das wahr oder nicht?"

Allgemeine Stille, nur der Legationssekretär a. D. murmelte bescheiden: „Meine Frau . . ."

„Ja, Ihre Frau, die hat Courage, die hat ihr Mundwerk — pardon, ihr Herz auf dem rechten Fleck. Sie wurde aber auch schon dreimal wegen Ehrenbeleidigung geklagt!"

„Doch nur zweimal zu je fünfzig Kronen verurteilt und auch dagegen legte sie Berufung ein."

Hans Ludwig wurde ungeduldig: „Entweder, Münzer, du hörst zu polemisieren auf, oder ich erteile sofort dem Onkel Holofernes das Wort, der schon nervös auf seinem Sessel herumrutscht."

Der Regimentsarzt nahm eine tiefgekränkte Miene an: „Was man sich hier alles gefallen lassen muß! Mein Stabsarzt dürfte mich nicht so coujonieren. Aber ich werd' mich in Gottesnamen kürzer fassen. — Also, ich hab' den bürgerlichen Mut, euch klipp und klar zu gestehen, daß ich nicht immer bürgerlichen Mut hab'. Ich meine das nämlich so . . . Wie ihr wißt, schreibe ich in meinen Mußestunden, gleichsam zur Erholung und Ablenkung von den unangenehmen Eindrücken meines Berufes, kleine Erzählungen, Detektivgeschichten, Betrachtungen und . . ."

„Bösartigkeiten für die ‚Kleine Laube'", ergänzte V. E. S. eigenmächtig.

„. . . und Grotesken. Aber in mir steckt mehr, in mir steckt ein Romandichter, den ein großes Problem reizt, das tief eingreift ins menschliche Leben."

V. E. S. störte abermals: „Und wo ihr's packt, da ist es interessant."

„Außerordentlich interessant sogar. Ich werde euch von meinem Romanstoff erzählen, wobei ich mir selbstredend alle Urheberrechte vorbehalte. — In einem kleinen Städtchen wohnte ein gutmütiger Pastor mit seiner Frau.

Münzer machte eine etwas hilflose Gebärde: „Ich schreibe den Roman ja gar nicht, wie gesagt, mir fehlt der Mut, der bürgerliche Mut, wie ihr ihn nennt, dazu. Ich getrau mich einfach nicht, so viel Entsetzlichkeit klar und nüchtern darzustellen."

„Und du tust gut daran," stimmte Hans Ludwig, den einige Wohlwollende als „jungen Heimgärtner" bezeichnen, bei, „denn die Geschichte wäre in dieser Form innerlich unwahr, du müßtest noch eine zweite Gestalt einfügen, die den Fluch, der von den Vorfahren her auf ihr lastet, überwindet. Denn, gibt es eine Vererbung, so gibt es auch eine Enterbung, jede Belastung setzt auch eine Entlastungsmöglichkeit voraus, und das oft und oft beobachtete Gegenstück der Degeneration ist die Regeneration. Sonst wäre die ganze Menschheit schon längst im Sumpf erstickt, wie Georg Hirth klar erkannte."

„Na ja," murmelte der Verfasser des Romans, den er nie zu schreiben beabsichtigte, „das stimmt ja so weit und deshalb ... Aber, mein Lieber, du hast selbst vor Jahren in der ‚Muskete' die Skizze ‚Dr. Thanatos Mors' veröffentlicht, die in knappster Form und geradezu grotesk dasselbe Thema behandelte, worüber sich nicht wenige aufregten und sogar deinen Herrn Vater gegen dich zu Hilfe riefen."

„Jawohl, Verehrtester; übrigens war die Skizze nicht schlecht, nur einseitig."

„Und Zola ..."

„... hat eine große Romanserie über erbliche Belastung verfaßt, doch hernach seine vier, leider unvollendet gebliebenen Evangelien der Entlastung geschrieben. Alles, das Leben und die Kunst, muß nach Gleichgewicht streben."

„Mit Hans Ludwig ist nicht zu streiten, der hat so viel gelesen und außerdem hat er ein Mundwerk, gegen das man nicht aufkommt," grollte V. E. S., „man sollte ihn zum Abgeordneten machen. Unsere Abgeordneten tun auch nichts anderes als reden."

„Dazu sind sie da," meinte Herr von Schwertfeger, und der Verantwortliche nickte.

Jetzt ließ sich Onkel Holofernes nicht mehr bändigen: „Ganz richtig, ganz richtig, unser Regimentsarzt gestand ehrlich ein, daß ihm der bürgerliche Mut zu dieser üblen Geschichte fehlt, und mir geht es in anderer Beziehung ähnlich. Auch ich wage es nicht, den Roman eines verelendeten Stadtkindes zu schreiben, das aufs Land hinaus kommt und es durch unerhörte Glücksfälle zum wohlhabenden Gutsbesitzer bringt."

„Und warum wagst du es nicht, lieber Onkel?"

Holofernes brüllte wild: „Weil ich nicht unmodern und einfältig scheinen will! Mein Stoff ist auch wirklich zu banal — daneben allerdings auch freundlich und liebenswürdig."

heranwuchs. Leider hatte das Ausscheiden des strengeren väterlichen Einflusses für den Jüngling böse Folgen. Die fürsorgliche Milde der Frau vermochte nicht viel gegen wilder aufwuchernde Triebe in Gregor, der in der Schule nicht mehr entsprach, dessen heftiges Wesen die Lehrer erzürnte und dessen Studienfortgang wenig befriedigte. Diese leidigen Tatsachen zwangen die Frau Pastorin, den jungen Mann aus der Schule zu nehmen, und er trat bei einem Buchhändler als Lehrling ein. Kundige hätten nun gar wohl manches Symptom, das auf die bedenkliche Abstammung hinwies, erkennen können, doch die Uneingeweihten erblickten in der Verschwendungssucht, Unzuverlässigkeit und in der immer maßloser werdenden Heftigkeit Gregors im Grunde nichts weiter, als bedauernswerte Ausflüsse jugendlicher Schwächen, die sich mit der Zeit wohl geben würden. Doch mehrten sich die sehr unerwünschten Vorfälle. Der Jüngling unterschlug kleine Geldbeträge, die ihm sein Chef bei den Kunden einzuziehen befahl, und die Pastorin ersetzte die Abgänge aus ihrem ohnehin nicht ansehnlichen Vermögen. Doch all die Opfer waren nicht imstande, die Stellung Gregors in der Buchhandlung zu erhalten, und er wurde nach einem gewaltsamen Ausbruch seines Jähzorns entlassen. Es würde hier zu weit führen, das Hinabsinken des jungen Mannes, in dem sich das verdorbene väterliche Blut regte, von Stufe zu Stufe zu schildern. Das müßte der Romandarstellung vorbehalten bleiben. Kurz gesagt, Gregor geriet in schlechte Gesellschaft, führte ein lasterhaftes Leben, bedrängte die Pastorin unaufhörlich mit Geldforderungen, die sie kaum mehr erfüllen konnte, und allen ihren Ermahnungen und Bitten gegenüber blieb er taub. Eines Nachts ertappte ihn die Polizei in einer Spelunke beim Falschspiel und sperrte ihn für längere Zeit ein, aber wieder in Freiheit gesetzt, trieb er es ärger denn je. Alte Freunde und Bekannte rieten der Pastorin, sich von ihrem Ziehsohn loszusagen, um von ihm nicht gänzlich zugrunde gerichtet zu werden, doch die alte Frau brachte es nicht übers Herz. Gregor übte an ihr Erpressung auf Erpressung, hatte auch noch mehrmals mit dem Gericht zu tun, und als ihm der Boden unter den Füßen zu heiß wurde, beschloß er, nach Amerika auszuwandern. Erregt und betrunken kam er zu seiner Stiefmutter und verlangte brüsk eine große Summe Geldes, die sie nicht mehr besaß. Und da griff denn der verkommene Kerl nach dem Brotmesser, das auf dem Tisch lag und stach die arme Frau nieder ..."
Dr. Münzer schwieg.

„Ist die erbauliche Geschichte schon zu Ende?" erkundigte sich Herr von Schwertfeger.

„Ungefähr. — Es handelt sich um das ewige, unerbittliche Gesetz der Vererbung."

Onkel Holofernes knurrte: „Scheußlich", während V. E. S. fragte: „Wozu schreibt man so etwas?"

es eine Gefahr, wenn ein Land gar so verlockend zum Anschauen sei. „Höchstens, man bewacht es gut,“ so bemerkten die Klügsten unter den Vätern des grünen Landes. Schließlich wurden sie alle einig, man müsse ihm einen tüchtigen Wächter geben. Sie wählten lange und berieten hin und her, wie dies immer geschieht, wenn die Interessen eines Landes am Spiel stehen, sie sahen sich gut in der Tierwelt um und entschlossen sich endgültig für einen Panther, ein kühnes Tier, gut bewaffnet, denn es zeigte prächtig bekrallte Pranken und einen Blick hatte es, man sah sofort, mit der Bestie sei nicht zu spassen.

Als man dieses imponierende Wachetier auf den grünen Grund setzte, da kam eine Art interessante Farbigkeit heraus. Es machte sich der silbergraue Panther sehr gut; wie eine Fahne steckte er eine lange rote Zunge hervor, auf dem Kopf trug er als sonnenblitzendes Machtabzeichen ein Krönlein und sein Schweif strebte kühn geringelt in die Höhe. Aber die Pranken waren doch die Hauptsache am ganzen Panther; indem er sie vorzeigte, schien er zu bedeuten: „Sei ruhig, mein grünes Land, ich werde dich zu schützen wissen!“

Er bewachte es wirklich gut, da läßt sich gar nichts sagen, und die Geschichte sollte eigentlich aus sein, hätte nicht ein großer Krieg, der über Nacht gekommen war, alles auf den Kopf gestellt. Den Panther jedoch nicht, denn der blieb auf seinen Hinterfüßen stehen, kampf- und abwehrbereit. Kampfbereit, als er die Söhne des grünen Landes in endlosen Reihen in den Krieg ziehen sah, singend, jubelnd, blumengeschmückt, von tausend guten Wünschen begleitet. Da erhob der steirische Panther seine Pranken und segnete die schmucken Burschen, als wollte er ihnen von seiner Kraft mitgeben; doch sie lachten und sagten: „Da draußen im Kampf, da werden wir's schon machen, bewach' du uns das grüne Heimatland!“ Und er nickte zustimmend, als sie ihm zuriefen: „Auf gutes Wiedersehn!“

Doch mit dem Wiedersehn war es eine sonderbare Sache. Der Panther sah mit seinem scharfen Blick, daß es bald um ihn herum viel verweinte Augen gab, und ungezählte schwarze Kleider tauchten auf, die sich gar düster abhoben von dem schönen grünen Grund. In der Folge vernahm er, daß gar viele der jungen Helden nie mehr zurückkehren würden und alle anderen nicht so bald, denn der Krieg zog sich unheimlich in die Länge. Dafür kamen fremde Gäste über die Grenzen der grünen Mark gezogen, in hellen Scharen heimatlose Flüchtlinge. Der Panther hieß sie willkommen. Obwohl er ihre Sprache nicht verstand, tat er seine Pranken gastfreundlich auf, er wußte, im Krieg müsse man Opfer bringen, sogar die Heimat mit jenen teilen, denen er die ihre geraubt hatte. Was sind alle Opfer, wenn der Preis so hoch ist, der Bestand des Vaterlandes, das Wohl der grünen Heimat?!

Hans Ludwig erhob sich zum Zeichen, daß die Besprechung beendet sei, und sagte: „Komisch, die Leute wollen heutzutage lieber böswillig und schlecht scheinen, als einfältig und liebenswürdig. Seltsam, höchst seltsam, würde Rudolf Hans Bartsch sagen."

Lärmend verabschiedeten sich die fünf Herren vom Direktor Flecker. Dieser öffnete das Fenster seines verräucherten Arbeitszimmers und schaute sich um. Den steinernen Hammer hatte ihm niemand gestohlen. Aber der Regimentsarzt Dr. Münzer hatte seinen neuen Schleppsäbel am Kleiderstock hängen lassen. Den mußte ihm nun der Hausbursche nachtragen . . .

Das Märlein vom steirischen Panther.

Von **Olga Rudel-Zeynek.**

Nach der Erschaffung der Welt sah der liebe Gott vom Himmel auf die Erde herab und lächelte, denn sein Werk gefiel ihm gar nicht so übel. Er rief die Engel und auch die Engelein, um ihnen die Erdkugel zu zeigen, die so hübsch mit lieblicher Abwechslung überzogen war: Berge, Seen, Flüsse, Felder, aber auch Felsen und Sandboden, was man sich überhaupt auf einer Landkarte vereinigt denken kann, war da zu finden.

Die großen Engel besahen mit andachtsvollem Staunen das göttliche Meisterwerk und auch die kleinen bewunderten seine farbige Abwechslung, bis ein Englein sagte: „Das Bild ist mir zu bunt, ich kann es nicht lange ansehen, sonst wird mir schlecht", und gleich fand es seine Ansicht geteilt. Da bei den kleinen Engeln noch nicht viel eigenes Urteil vorhanden sein konnte, so glaubten die anderen auch, schwindlig zu werden beim Anblick der vielfarbigen irdischen Landkarte.

Der liebe Gott nahm die Kritik aus kleinem Engelmunde gar nicht übel, im Gegenteil, er lachte und sagte mit gütigem Scherz: „Der flimmernden Buntheit muß ich abhelfen, da werde ich für eure Augen einen Ruhepunkt schaffen, ein grünes Fleckchen, da bekanntlich Grün den Augen am wohlsten tut. Was der Schöpfer „Fleckchen" nannte, das wurde bei dem riesigen Maßstab seiner Arbeiten ein ganzes Land. Wer erriete wohl, wie es heißt? Der in Graz lebt, kommt bald darauf. Das Land, dessen Anblick den Augen so wohltut, ist: die grüne Steiermark.

Sie gedieh ganz gut bei des Schöpfers Farbenverteilung, reich war sie mit Wiesen und Wäldern bedacht, so sattfarbig und steirisch grün, eine wahre Augenweide wurde dieses Land. Die Bewohner betrachteten es mit Stolz und Befriedigung, nur fürchteten sie, es könnten sich auch andere Augen daran weiden, nicht nur die der kleinen Engel, die vom Himmel herabgucken, sondern begehrliche irdische Blicke. Und sie fanden

Kosten der Deutlichkeit und hatten daher nicht gerade günstige Folgen für diese. Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts bemühte sich besonders der eifrige Zeller um eine gute Federhaltung in seinen „Fundamenten der Schreibkunst“, auf denen dann August Zschille in seiner „Kalligraphie“ weiter baute. Letzterer erhob kräftig die Forderung nach einer geringen Rechtslegung der Schrift im Gegensatze zu seinem Amtsbruder Heinrich Stephani, dem ersten Vertreter der Steilschrift in Deutschland. Zu Ende der Kielfederzeit trat wiederum durch fremden, das heißt englischen und französischen Einfluß auf die nachahmungssüchtigen Deutschen, für die alles „weither“ sein mußte, um zu „gelten“, durch Schriftreformer, wie Castairs, Cäsar, Mädler, welche die alten Überlieferungen zu durchbrechen suchten, eine ziemlich große Schriftverwirrung ein. Es zeigte sich hier Ähnliches wie in der Kunst der neueren Zeit überhaupt: langsamer Zerfall aller Geschmacksüberlieferung seit dem Ende des Biedermeierstiles. Von den Schriftlehrern dieser Verfallszeit, die meistens kalligraphische Arbeiten anfertigten, sind am bekanntesten Heinrigs, Mettenleitner, August und Ernst Schütze geworden, die Musterblätter verschiedener Güte stechen ließen. Das Ende der Kielfeder, die im vierten und fünften Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts allmählich vor der Stahlfeder verschwand (wenn sie auch bis zu Ende der sechziger Jahre von unseren Großvätern noch benützt wurde), brachte neue Bewegungen in die Geschichte unserer Laufschrift. In dem Schulblatte der Provinz Brandenburg vom Jahre 1843 äußerte sich die königliche Regierung in Potsdam über Kiel- und Stahlfeder also: „Die Gänsefeder ist bis jetzt immer noch das geeignetste Werkzeug; noch keines ist gefunden, welches ihr an Leichtigkeit, Glätte, Elastizität, Billigkeit gleich käme. Die jetzt in Gebrauch tretende Stahlfeder entbehrt die meisten dieser Vorzüge: sie ist bei weitem nicht so elastisch und beschwert weit mehr die Hand.“ Ähnlich äußerte sich die badische Regierung, während fast zur selben Zeit der Schreiblehrer Emil Drescher in den Lobgesang ausbricht: „Keck, kühn, geschmackvoll wie mit der Stahlfeder läßt sich mit keinem Gänsekiel schreiben; nie stellt dieser den Haar- und Grundstrich so genau scharf, zierlich, ausdrucksvoll und gleichmäßig dar, ist mit ihm solche Harmonie, Präzision, Korrektheit, Sauberkeit zu erreichen wie mit der Stahlfeder.“ Zu Ende der sechziger Jahre war der Kampf ausgekämpft: die Stahlfeder hatte glatt gesiegt. — Im Anfange der Stahlfederzeit bis weit in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verfuhren die maßgebenden Schreiblehrer und Kalligraphen in ähnlicher Weise, wie es einst die ersten Buchdrucker getan hatten: sie kopierten mit der Stahlfeder genau die Schriften der unmittelbar voraufgegangenen Kielfederzeit, wie jene die alten Handschriften getreu nachgebildet hatten. Das war aber ein irriges Verfahren, beruhend auf der falschen Behauptung eines damaligen angesehenen Schriftlehrers: „Der Charakter der Schrift ist überhaupt nicht abhängig

Doch der Opfer war kein Ende. Der Panther mußte zusehen, wie man in die grünen Wälder hineingriff, als packte man einen Lockenschopf und risse ihm die schönsten Locken aus. Da fing das treue Wachetier leise zu knurren an. Auch die Wiesen wurden beraubt, man wollte alles nehmen, was an dem grünen Lande genieß- und brauchbar schien (und das war viel, denn es hatte einen fruchtbaren Boden). Aber trotz alledem fand man kaum genug Futter für den steirischen Panther selbst. Und da ging ihm die Geduld aus. „Glaubt ihr," so sagte er, „indem ihr mich schlecht nährt, mich matt zu machen, so daß mein Blick nicht andere Blicke sieht, die voll Begehr über mein grünes Land streifen?" Dabei schwoll seine Stimme so mächtig an, wie man sie noch nie gehört hatte: „Vergeßt es nicht, ich bin eine wilde Bestie, verdorren lasse ich die grüne Mark nicht, dafür bürgen meine Pranken!" Diesmal zeigte er sie so handgreiflich, wehe, wer ihm unbefugterweise nahekäme, der könnte ein zerkratztes Gesicht davontragen. Auf gut deutsch hat er seine Meinung gesagt, der brave steirische Panther. —

Der liebe Gott sah gerade vom Himmel herab und rief ihm ein „Bravo" zu: „Wenn jeder das Seine verteidigt, gibt es keinen Erdenwirrwarr", und freundlich fügte er bei: „Ich segne dich, du schönes, grünes, wohlbewachtes Land!"

„Ja," sagten die kleinen Engelein, „wir hätten ja gar keine Freude, auf die Erde herabzusehen, aus Angst vor Schwindel, schon darum muß der liebe grüne Fleck erhalten bleiben." Auch sie sagten es auf gut deutsch, wie man es im Himmel versteht, zum mindesten, wenn dort oben von der Steiermark die Rede ist.

Die deutsche Schrift.

Von **Dr. Ferdinand Khull-Kholwald.**

II.

Der bedeutendste Meister der Schreibschrift des achtzehnten Jahrhunderts, Hilmar Curas, betonte bereits den innigen Zusammenhang, welcher zwischen dem Stoffe, aus welchem die Feder hergestellt ist, der Form der Feder und der Schreibtechnik einerseits und den Gestalten der Buchstaben anderseits besteht. Die Regeln, die er in seiner Calligraphia regia (1714) für die Schreiblehrer aufgestellt hatte, blieben für die meisten Schulen Deutschlands bis zum Beginn der napoleonischen Zeit maßgebend, weil sie wohldurchdacht waren und der Eigenart der Schreiber genügenden Spielraum ließen. Die Einflüsse des Barock, die eine Zeitlang auch in unsere Schreibschrift sich eindrängten, taten dies auf

benötigt, in welcher diese Mitlauter kräftig im Schriftbilde hervortreten, weil dadurch die leichte Erfassung des Gesamtwortbildes außerordentlich erleichtert wird. Und dies nötige Hilfsamt erfüllt die Bruchschrift in viel höherem Maße als die lateinische Schrift; denn die Haupttugend einer Schrift ist ihre Leserlichkeit und die Fernhaltung von allem, was die rasche Erfassung des Wortbildes — und wir lesen ja in Wortbildern und nicht nach Buchstaben — verhindert. Darum verlangt Müller, daß (abgesehen von dem Unterricht in den fremden Sprachen) in den deutschen Schulen nur deutsche Schrift geschrieben werde. Die ausgezeichneten Erzeugnisse an Stahlfedern, welche die Fabrik von Heintze und Blanckertz schafft, ermöglichen es jetzt auch, dort anzuknüpfen, wo die Schriftentwicklung der Kielfederzeit durch die Einführung der englischen Rundschriftstahlfeder unterbrochen worden ist. Denn diese neuen Federn bieten dieselben technischen Bedingungen dar, welche die Kielfeder hatte, deren Vorzüge dadurch den Blanckertzschen Federn zu eigen geworden sind.

Wie schon früher gesagt, ist die Druckschrift, in welcher die Werke unserer großen Dichter und Denker bis in die Zeiten Jakob Grimms erschienen sind, im allgemeinen die schöne und deutliche Schwabacher Schrift, die nur geringe Abänderungen der von Dürer geschaffenen zeigt. Die Versuche einzelner Leute, welche schon zu Ende des 18. Jahrhunderts gemacht wurden, für die lateinische Schrift zu werben, sind im Sande verlaufen. Erst dem Altmeister der deutschen Philologie, dem großen Jakob Grimm, war es vorbehalten, den Irrtum zu verbreiten, die gebrochene Schrift sei eine Verunstaltung jener, in welcher die ältesten deutschen Sprachdenkmäler des neunten Jahrhunderts geschrieben sind. Er kannte den Werdegang unserer Schrift, den erst spätere Forschung klargelegt hat, zu wenig, er kannte natürlich auch nicht die Ergebnisse der augenärztlichen Untersuchungen, die gegen die Lateinschrift sprechen; er erkannte auch den Vorzug der Großbuchstaben für leichte Lesbarkeit nicht und schrieb daher alle Worte gleichmäßig mit kleinen Anfangsbuchstaben, wie es einst die Römer taten. Diese Irrtümer, die sein Bruder Wilhelm nicht teilte, eröffneten den bis heute noch nicht zur Ruhe gekommenen Streit um die Schrift. Denn von seinen zahlreichen Schülern wurden sie ruhig übernommen und so stellten sich die Germanisten, die man eigentlich auf der Seite des Heimischen stehend hätte vermuten sollen, in der Schriftfrage auf die Gegenseite. Sie hielten es wie einst die Humanisten als Gelehrte für ihrer unwürdig, so zu schreiben wie das „ungelehrte Volk". Von der Schriftgeschichte wußten sie leider ebenso wenig wie ihr großer Lehrer und verpflanzten den Irrtum dieses in alle Universitäten und viele Gymnasien. Und bald entwickelte sich der Irrwahn, daß lateinische Schrift auf höhere Bildung deute, ein Irrwahn, der auch heute noch bei zahlreichen Lehrern und in zahlreichen Schulen nicht

vom Material." Das Gegenteil dieses Ausspruches ist richtig: Die Schrift ist durchaus abhängig von dem „Material", und Leberecht betont mit gutem Grunde, daß die Abänderungen in den Schriftformen, welche die Stahlfeder erzwang, größer sind als jene, die die Schrift vom Reformationszeitalter bis 1850 durchlief. Darum konnten auch gute Schreibmeister der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wie Pernat, Strahlendorff, Reich, Lyon, Dietlein, Henze und andere den Schriftverfall ihrer Zeit nicht verhindern, weil die damalige Form der Stahlfedern für die deutsche Laufschrift ungeeignet war. Diese Form war eben jener der englischen Federn nachgebildet, die für die welsch-britische Rundschrift hergestellt waren. Das Verdienst, dies erkannt und nach Abhilfe gesucht zu haben, dürfen die Schriftverständigen Ohnestede, Gander und Franges für sich beanspruchen. Sie führten den Beginn einer gründlichen Federreform herbei, die nach mannigfachen Mühen schließlich durch die Berliner Stahlfedernfabrik von Heintze und Blanckertz glücklich gelöst worden ist. Diese Lösung machte den Weg für die neue Schriftreform frei, an welcher sich zahlreiche Künstler beteiligen. Und so finden wir in den letzten zehn Jahren eine überraschende Fülle prächtiger deutscher Schreibschriftformen und eine überaus rege Tätigkeit in der Schulschriftreform, die mit der Fibelreform der letzten Jahre in engster Verbindung steht. Ein Leitpunkt der ersteren ist die Forderung, daß die Schrift nicht die Eigenart der Persönlichkeit des Schreibers unterdrücken darf und daß Klarheit und Deutlichkeit der Handschrift wichtiger als deren gleichförmige Schönheit sind, was besonders Professor Dr. Schneidemühl in seinem Buche über „Handschrift und Charakter" ausgeführt hat. Damit wird auch die geschichtliche Verbindung mit der charaktervolleren älteren deutschen Schrift, die im neunzehnten Jahrhunderte durch fremde Muster und Einflüsse unterbrochen worden war, wieder hergestellt und die Ansichten des großen Philosophen Leibniz, der verlangt hatte, daß die Schrift das Wesen des Schreibenden ausdrücken solle, und Goethes, daß sie Bezug haben müsse auf der Menschen Sinnesweise, wie einst Luther gesagt hatte: „wer es lieset und jemals meine Feder gesehen, muß sagen ‚das ist der Luther'", gelangen wieder zur Geltung. Dies ersieht man am besten, wenn man einen Blick in die modernen Schulschriften tut. Schriftkünstler und pädagogisch gebildete Schreiblehrer sind in den letzten Jahren vor dem Kriege eifrig an der Arbeit gewesen, die in hervorragender Weise vom preußischen Unterrichtsministerium gefördert ward. So hielt zum Beispiel der Kunstmaler und Schriftkünstler Sutterlin in Berlin Kurse für Volksschullehrer ab, um die Schriftreformgedanken in ihrer Durchführung zu prüfen, die hauptsächlich darauf ausgehen, die „individuelle Handschrift" und nicht eine die Eigenart der Schüler ertötende zu lehren. Der Lehrer Josef Müller in Düsseldorf führte den Nachweis, daß unsere Sprache wegen ihres Reichtumes an Mitlautern eine Schrift

senden Massen beherrscht werden. Durch die Erfindung der Weltdemokratie sucht es, jede staatliche und völkische Besonderheit, die ihm hinderlich ist, auszutilgen, durch die Vorspiegelung von der Notwendigkeit einer Weltschrift hat es zunächst der Dürerschrift als der Trägerin des Schrifttums des ihm gefährlichst erscheinenden Volkes den Krieg erklärt. Auch in der Schriftfrage wäre es nicht ratsam, die Bedeutung der von Sombart gekennzeichneten Händlerpresse zu unterschätzen. Ihrer bedient sich in Deutschland vor allen der Bonner Kommerzienrat Soennecken, Inhaber einer Fabrik von Stahlfedern für Rundschrift. In den deutschen Zeitungen der Städte Berlin, Frankfurt, Wien, Köln, Düsseldorf, Stuttgart, München u. a. kauft er ganze Seiten, die er mit dem Preise der Rundschrift und mit maßlosen Angriffen auf unsere Schrift anfüllt, welche ihm „ein systemloses und abstraktes Gebilde, nur passend für Uralkosaken und Buschmänner“ zu sein scheint. Goethe hatte sie einst eine bewunderungswürdige Offenbarung deutschen Geistes genannt, Soennecken schätzt sie als „Verwilderung des deutschen Kunstgeschmackes“ ein! Und die großen Händlerblätter stehen auf Soenneckens Seite auch in ihrem „redaktionellen Teile“, denn wenn es gegen deutschvölkische Besonderheiten losgeht, gilt ihnen der größte Unsinn als Offenbarung abgeklärter Weisheit. Daher ist die Schriftfrage heute keine „akademische“ mehr wie früher. Nicht um Recht oder Unrecht in geschichtlicher, pädagogischer, ästhetischer, hygienischer Beziehung handelt es sich jetzt, sondern darum, daß wir den Kampf um die deutsche Schrift als einen Teil jenes größeren zu erkennen haben, den Werner Sombart als den Streit zwischen händlerischer und heldischer Weltanschauung dargestellt hat. Die schärfsten Feinde der Schrift unserer Altvordern stehen auf dem Standpunkte des Spruches „ein Hirt und eine Herde“, aber nicht im Sinne der Kirche — der Hirt ist für sie das zinsentragende, überall heimische Geld und sein Erwerb. Diesem Hirten unsere Gefolgschaft zu versagen, haben wir heute mehr Grund als jemals, und mehr Grund als jemals haben gerade wir Deutschösterreicher, alles zu bewahren und festzuhalten, was uns in dem uns umbrandenden Völkergewoge als Deutsche kennzeichnet. Dazu gehört nicht in letzter Reihe unsere traute, eckige, von den Welschen in hergebrachter Überhebung barbarisch genannte Schrift.

erstorben ist. Durch die Lehrerbildungsanstalten fraß er sich hindurch bis in die Volksschulen, wollte und will doch jeder, der „etwas" gelernt hat, auch nach außen hin als „gebildet" erscheinen. Später wurde durch die vielen Neuphilologen, d. h. die Lehrer der französischen und englischen Sprache an den Hoch- und Mittelschulen, die Zahl der „gebildeten" Lateinschriftler erheblich vergrößert, zumal an den Mädchenmittelschulen und Lyzeen aller Art.

So haben die deutschen Schulen mit und ohne Absicht der Lehrer zur Entdeutschung der deutschen Jugend in der Schriftanwendung wacker beigetragen. Erst in den letzten Jahren vor dem Weltkriege und während desselben ist hierin eine ersichtliche Besserung eingetreten. Erstlich durch die immer breitere Kreise erfassende Einsicht in die Geschichte unserer Schrift, durch Erkenntnis des hohen Kunstwertes dieser, durch die zahlreichen wissenschaftlichen Untersuchungen der Augenärzte, Physiologen und vieler Lehrer und nicht zuletzt durch den Zusammenschluß von Hoch-, Mittel- und Volksschullehrern in Vereinigungen zum Kampfe gegen die Irrtümer der Lateinschriftler. Der Weltkrieg hat dann die allerweitesten Kreise aufgerüttelt und sie bewogen, auch gegen die Fremdsucht im Schriftwesen tatkräftiger vorzugehen als bisher. Adolf Reineckes Buch „Die deutsche Buchstabenschrift" hat manchem Klarheit gebracht über Schriftfragen, und die Mitteilungen der deutschen Schriftvereine haben diese Klarheit erhöht. Das Buch lehrte auch, wie unsere bedeutendsten Männer über die Vorzüge der deutschen Schrift dachten und mit welcher Schärfe sich unsere Klassiker, Dichter und Denker für die „gotische" Schrift aussprachen. Hier sei nur der Hinweis auf Luther, Goethe, Herder, Kant, Rosegger, Bismarck gestattet. Die Folge dieser Gegenbewegung volksbewußter und gelehrter Männer war ein Zusammenschluß deutscher Buchverleger zum Schutze unserer Druckschrift, die von den gebildeten Ausländern selber verlangt wird, denen deutsche Sprache und Schrift als ebenso enge zusammengehörig erscheinen wie griechische oder chinesische oder türkische Sprache und Schrift.* Im Auslande gilt eben unsere Schrift geradezu als die sichtbare Trägerin deutschen Wesens und deutscher Kultur.

Soweit Vernunftgründe und wissenschaftliche Beweise es ermöglichen, hätte somit der Streit um unsere heimische Schrift ein für diese günstiges Ende erreicht. Aber gerade deshalb, weil sie sich als eines unserer völkischen Güter hohen Wertes herausgestellt hat, sind ihr bereits in den Jahren vor dem Weltkriege neue mächtige und gefährliche Feinde erwachsen: alle international Gesinnten, hinter denen in letzter Linie das Welt-Wucherkapital steht, durch welches mittelst der Presse die großen unwis-

* So muß zum Beispiel die „Deutsche Balkanzeitung" in Sofia seit dem Jahre 1917 auf Wunsch der bulgarischen Behörden in deutschen Schriftzeichen gedruckt werden!

räuchert der Speck, stählen sich die Lungen und, wie man sagt, sind die jungen Mädchen deswegen nicht weniger frisch und rosig, weil sie von dort aus Sonntags zur Messe gehen. — Andere Höfe sind größer und behaglicher, sie bilden ein großes Rechteck von Wirtschaftsgebäuden und zeugen von dem Wohlstande ihrer Besitzer.

Ein kleines Blockhaus von besonders sorgfältigem Baue steht in einiger Entfernung von dem Hauptgebäude, um der stets drohenden Feuersgefahr zu entgehen; eine Riesenfichte nimmt es gegen den zündenden Blitz in schützende Hut.

Sein unterer Teil dient als Schuppen für die Wagen und Ackergeräte und eine schmale Treppe führt nach dem oberen Gelaß, das eine schwere Ahorntür mit starken Eisenbeschlägen und stählernem Schlosse verschließt. Das ist die Vorratskammer, „der Feldkasten“, das Zentrum des Besitzes, sozusagen die Quelle des bäuerlichen Lebens. Umschließen doch seine Wände alle Dinge, deren der Mensch bedarf, nicht wie der Geldschrank des Städters es tut, der ihren Wert nur in gleißendem Golde umfaßt. Da liegt das Saatkorn der letzten Ernte und das sorgfältig geräucherte Fleisch, die Vorräte an Butter, Fett, Schweineschmalz; das Linnen, das an Ort und Stelle gebaut, gesponnen und gewebt wurde und das Bettzeug und die Wäsche des Hauses geben soll; dann wieder rauher Stoff aus Schafwolle, der zu Winterkleidern sich wandeln wird; die Häute der Tiere, aus denen der Schuster Stiefel und auch — Hosen machen wird, denn die Lederhose gehört zu der Nationaltracht des Steirers. Noch viele andere Schätze finden sich dort vereint, und für den, der offene Augen hat, ist der Feldkasten ein untrügliches Kennzeichen für die Tüchtigkeit des zugleich eigenartigen und am Althergebrachten hängenden Bauern. Seine Existenz ruht in sich selbst. Wenn eine jähe Sündflut plötzlich jede Verbindung zwischen dem Gebirgstale und der weiten Welt abschnitte, so würde trotzdem der tägliche Lebenslauf im Schutze des Feldkastens seinen ungestörten Fortgang nehmen. Mehr als etwas Salz und einige eiserne Werkzeuge lieferte der vaterländische Handel dem Bauernhofe noch bis vor kurzer Zeit nicht, und 30 fl. jährlich deckten damals alle Geldbedürfnisse einer Bauernfamilie.

Und dabei schildern wir jetzt noch die Reichen und Begüterten, die Existenzen, welche man in dieser kleinen, abgeschlossenen Welt bewundert und beneidet, denn noch höher hinauf in dem Dunkel der endlosen Wälder würde man die ärmlichen Hütten der Köhler finden, der Wurzelgraber und Ameisensucher, die für die gefangenen Singvögel der fernen Städte Nahrung suchen. Dann die Pechölbrenner, die das Universalmittel der bäuerlichen Heilkunde herstellen, endlich Wilderer, jene Vogelfreien, die in wilder Feindschaft mit den Forsthütern des Bezirkes leben und die, wie die Rothäute der neuen Welt, beständig auf dem Kriegs-

Die steirische Volksseele.

Eine Studie frei nach Roseggers Schriften von **Ernest Seillière** (Paris).
Deutsch von J. B. Semmig.

Am nordöstlichen Ende der Alpen, da, wo die mächtige Felsmauer gen Süden sich neigt, um in der Ferne dem slawischen Balkan sich zu vermählen, steigt ein steiler Gebirgsstock empor, an dessen Wänden einst die letzten Wogen der türkischen Sturmflut sich brachen. Dort breiten sich Steiermarks Gefilde aus, überragt vom schneeigen Gipfel des Dachsteins, dem Schutzgeist ihrer Gaue.

Dort oben in den steirischen Bergen lebt, durch die Armut des Bodens und das rauhe Klima lange Zeit vor der verderblichen Berührung mit der modernen Zivilisation geschützt, eine ganz eigenartige Bevölkerung, im wesentlichen der Tirols und der deutschen Schweiz ähnlich, ohne jedoch so sehr von dem reißenden Strudel der modernen Kultur erfaßt worden zu sein.

Betrachten wir diese Gebirgsgegend und ihre Bewohner, wie sie sich etwa zu Peter Roseggers Jugendzeit darstellten; denn auf diese und noch frühere Zeiten beziehen sich zumeist die Schilderungen in seinen Werken, die den folgenden Betrachtungen zu Grunde liegen.*

An den Mündungen der Gebirgsschluchten haben die Frühlingslawinen in Hunderten von Jahren ihren Schutt zu hügeligen Berghalden aufgehäuft. Dort erheben sich menschliche Behausungen, durch weite Flächen zwar voneinander getrennt, aber in so geschickt gewählter Lage, daß sie jeden warmen Strahl der Mittagssonne aufsaugen. Wenn sie in bescheidener Menge die Hänge eines Gebirgstales bedecken, so bilden sie schlecht und recht eine Alpengemeinde. Zumeist aus dem festen, unverwüstlichen Stammholz der Urwälder erbaut, die von Jahr zu Jahr an Ausdehnung verlieren, weisen diese Bauernhäuser in der Regel nur einen einzigen großen Hauptraum auf, der zugleich als Küche, Schlafraum, ja selbst als Stall dienen muß. Es ist die „Rauchstube", so genannt, weil ungenügende Luftzufuhr sie stets in den herben, harzigen Rauch hüllt, der auf dem Herdfeuer des Hauses sich entwickelt. In dieser von der modernen Wissenschaft ohne Zweifel als aseptisch konstatierten Luft

* Es sei an dieser Stelle auch auf das hingewiesen, was Peter Rosegger in seinen Schriften wiederholt nachdrücklich betont hat. Schon 1881 sagt er in der Vorrede zu dem Buche „Volksleben in Steiermark": „Die Ursprünglichkeit des Volkstums ist im Untergehen. Manche Zustände, die ich in diesem, stets der alten Sitte Rechnung tragenden Buche darstelle, sind schon heute verblaßt und gefälscht." Und weiter: „Selbstverständlich sind für die örtliche Beschränkung oder Ausdehnung des hier als ‚steirisch' bezeichneten Volkslebens nicht die politischen Grenzpfähle maßgebend." Im Vorwort zu den „Sonderleben aus dem Volke der Alpen" heißt es: „Ich habe in diesem Werke eine Reihe solcher Gestalten darzustellen versucht, Menschen, wie sie mitunter im Dorfe, im Walde und auf den Höhen vorkommen oder vorkommen können ... wie sie sich meiner Beobachtung oder vielleicht meiner Phantasie eben boten." D. Ü.

er das Mannesalter erreichte und die Stunde nahte, wo er das Erbe seiner Väter antreten sollte. Er gab ihm an jedem Marksteine einen leichten Backenstreich, damit die Erinnerung an diesen symbolischen Schimpf auf immer seinem Gedächtnis sich eingrabe.

Wie aber einerseits der Boden so heilig gehalten wird, so scheint anderseits das Geld in diesem merkwürdigen Lande keinen Wert besessen zu haben, nur wenig ist es im Umlauf gewesen, und Erben finden noch heute zuweilen längst verfallene Münzen und Geldscheine in den ledernen Beuteln, die in einem versteckten Winkel die Ersparnisse eines der Verwandten bergen. Ist es doch Tatsache, daß man noch vor nicht zu langer Zeit eigensinnige Kaufleute antraf, die imstande waren, ohne jeden Profit einen Teil ihrer Ware abzusetzen und sich mit einem elenden Gewinn für den Rest zu begnügen. Tatsache ist es, daß in jener Zeit gar mancher von diesen Bauern, der durch irgend eine zufällige Berührung mit der modernen Gesellschaft die Verheerungen kennen lernte, die Geiz und Habgier in den Sitten anrichten, dadurch ein erklärter Feind des verführerischen Geldes wurde und jede andere Bezahlung als die in Naturprodukten zurückwies. Ja, der ehrenwerte Melchior Ehrlich zerriß sogar die Banknoten, die ihm mit Gewalt in die Hand gedrückt wurden.* Im allgemeinen ist einem solchen unverdorbenen Gemüte der Begriff Zinsen etwas Fremdes. Es kam vor, daß die alten Mägde, denen man die in der Sparkasse anerwachsenen Ersparnisse zurückgab, den Zuwachs als verkappte und beleidigende Barmherzigkeit zurückwiesen. Denn mehr als alle Zinsen, zuweilen selbst mehr als die Zurückerstattung des Kapitals gilt das christliche „Vergelt's Gott", das im Himmel einen sicheren Lohn verheißt und schon auf dieser Welt nicht ohne Nutzen ist. Ein volkstümliches Sprichwort versichert es geradezu, „für das Gedeihen der Felder sei ein ‚Vergelt's Gott' aus dankbarem und aufrichtigem Herzen so viel wert wie ein Düngerwagen." Und in einer Dorfsage, wo St. Peter auf einmal an der Pforte des Paradieses einen Obolus fordert, wie einst der Fährmann Charon an dem Höllentore, nimmt er statt klingender Münze einen Metallknopf an. Hat doch der Bettler, der in gutem Glauben das Scherflein eines Spaßmachers annahm, beim Schließen der Hand „Vergelt's Gott" gesagt. Dies kindliche Vertrauen machte einen auf Erden wertlosen Gegenstand in den Augen des Himmels zu wirklichem Gelde. So groß ist die Macht der religiösen Empfindungen in diesem Kreise, daß alle derartigen Werke als Wechsel auf das Himmelreich angesehen werden und daß mehr als eine Abmachung auf dieser idealistischen Grundlage stattfindet. Darf man sich da noch wundern, wenn der moderne Sozialismus unserer Tage so lang in diesen unfruchtbaren Bergen ungünstigen Boden fand? Sein notwendiger Vorläufer, der

* Rosegger, Buch der Novellen I. Der Geldfeind.

pfade gehen. In diesen Höhlen, wo oft eine zahlreiche Familie sich drängt, beschränkte sich die Beleuchtung des Abends nicht selten auf den Schein einiger Glühwürmer. Das gestohlene Wildbret aber ward roh gegessen, wohl gar nur in einem Fetzen frischabgezogener Haut gekocht. Und noch tiefer in den Bergen lebte endlich früher in offenem Krieg mit dem Gesetze der Geächtete, der von der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßene, der, wenn ihm die Waffen, Pulver oder Blei ausgingen, wie Hyänen von Leichen lebte und von der Milch, die er abends auf der grünenden Alp aus den Eutern der nahen grasenden Kühe trank. So stieg man hier von einer Entbehrung zur anderen alle Stufen hinab, die den Menschen vom Tiere trennen.

Doch schließt der in diesem einfachen Gemüte durch so schwere Daseinsbedingungen entwickelte Individualismus durchaus nicht ein gewisses Gemeinschaftsgefühl aus, das, wenigstens im Falle der Not, sich bildet, angesichts einer grausamen Natur, deren gewaltige Kämpfe im Herzen des Menschen beständig das Bewußtsein seiner Ohnmacht wachhalten. So sieht man denn bei solchen Gelegenheiten gebieterisch eine Art Kommunismus walten, dem jeder ohne Widerrede sich unterwirft.

Der von seinesgleichen erwählte Richter hatte im kritischen Falle fast unumschränkte Gewalt, er hatte Gericht zu sprechen und mit eigener Hand körperliche Züchtigungen zu erteilen. Mitten in der Nacht ruft noch jetzt an manchen Orten der Wächter zuweilen alle tüchtigen, wehrhaften Männer zum Schutze der öffentlichen Sicherheit zusammen. Jeder muß reihum die gealterten Glieder der Gemeinde beherbergen und ernähren. Und wenn das hölzerne Haus durch das tückische Feuer eingeäschert worden ist, so hilft das ganze Dorf bei seinem Wiederaufbau. Also herrscht unter den Nachbarn eine solche gegenseitige Hilfsbereitschaft, daß auch heute noch viele keine Versicherungen bei Assekuranzgesellschaften aufnehmen wollen — ein schweigendes Schutz- und Trutzbündnis, über welches die christliche Liebe den Mantel der Barmherzigkeit und des guten Willens breitet, wie wir noch berichten werden. Doch ist dieser Kommunismus mehr moralischer als wirtschaftlicher Art und geht nicht so weit, in den Herzen das Eigentumsgefühl ganz aufzuheben. Im Gegenteil, der Boden, diese Grundlage des Lebens und des Reichtums, wird von der einen Seite so lebhaft begehrt, wie er von der anderen Seite heftig verteidigt wird. Die Marksteine, die die gesetzlichen Grenzen angeben, sind von alters her Gegenstand einer abergläubischen Verehrung gewesen. Wer sie zu seinem Vorteil unrechtmäßig verrückt, muß nach dem Tode in der Nacht umherirren und seine Nachkommen so lange quälen, bis einer von den Seinen, der rechtlicher denkt, die Schuld seines Vorfahren sühnt und so die verdammte Seele erlöst. In die geweihten Marken des Familienbesitzes führte darum der Vater seinen Sohn, wenn

Naturgewalten gestählt ist, dennoch eigentlich kriegerische Eigenschaften nicht besitzt. Zwar fehlt es ihm weder an Mut noch an Willenskraft auf dem heimatlichen Boden, aber seine Lebensgewohnheiten, seine eigenartige Gefühlsrichtung machen ihm den eintönigen Dienst in fernen Garnisonen oft recht schwer.

In früheren Zeiten richtete das Heimweh in den Reihen der Rekruten oft furchtbares Unglück an, es machte aus ihnen Fahnenflüchtige, welche die Gendarmen, sobald sie hinter ihnen her waren, rasch zu finden wußten, ohne sich und ihre Pferde zu ermüden. Es genügte tatsächlich, sich in das Vaterhaus des Schuldigen zu begeben, denn dort konnten sie ihn meist sofort ohne jeden Widerstand ergreifen und ihn aufs neue in die seelische Qual der Verbannung treiben, die oft durch einen freiwilligen tragischen Tod abgekürzt wurde.

Selbst mit einem religiösen Gewande umkleideten manche dieser Unglücklichen ihre unüberwindliche Schwäche, sie fanden sogar in den falschverstandenen Lehren des Christentums Aufforderungen zu Schwäche und Feigheit. Wie einst die Wiedertäufer verweigerten sie oft grundsätzlich den Kriegsdienst oder wagten noch tollkühnere Mittel, um dem Rocke des Kaisers zu entgehen, indem sie, wie es der Hinterschöpp tat, Knaben bei ihrer Geburt als Mädchen eintragen ließen oder ihre Söhne bei der Aushebung für tot erklärten.*

Ihr berufener Verteidiger versichert zu ihrer Rechtfertigung, daß — früher wenigstens — die Zukunftsaussichten der Tapferen, die bis zum Ende ihre Pflicht erfüllten, wenig Verlockendes boten, daß sie meist als Krüppel und Lahme in die Heimat zurückkehrten, daß dann ihr einziger Lohn die Erlaubnis gewesen sei, bis ans Ende ihrer Tage am Straßenrande betteln zu dürfen.

Das Heimweh ist übrigens nur eins der offenkundigen Merkmale für das empfindliche und auch sonst zutage tretende Feingefühl dieses Geschlechts. Ein Nietzsche würde wahrscheinlich sagen, daß es durch die hundertjährige Praxis der Religion erhalten und entwickelt wurde, die vor allen anderen die Religion des Gefühls ist, des Katholizismus; denn man findet bei diesen Bergbewohnern, neben häufigen Ausbrüchen von Egoismus und Roheit, dennoch eine eigene Zartheit des Empfindens, für welche der stete Gebrauch des Beiwortes lieb, das jedem Dinge beigefügt wird, besonders charakteristisch ist: Das liebe Haus, die lieben Berge, selbst das liebe Vieh. Das alles knüpft an die feinsten Schwingungen der Seele mit tausend geheimen Fäden an. Und nun gar die Gefühlswallungen, welche die gläubige Andacht, diese Erweckerin seelischen Lebens, erregt. Der Maler dieser einfachen Menschen schildert einmal,

* Rosegger, Buch der Novellen II. Der Hinterschöpp oder die Geschichte dreier zweifelhafter Personen.

Kapitalismus, war ihm hier noch nicht vorangegangen. Doch dürfen wir in diesem Bergidyll den Schatten nicht vergessen, um die angeborene Schwachheit der menschlichen Natur nicht zu verschweigen. Man sagt nämlich, daß bei dem Verkauf von Vieh und Feldfrüchten bei den Alpenbauern sich einige Züge des Roßtäuschers aus der Normandie wiederfinden, der in Geschäften zu wenig Gewissensbedenken kennt, wohingegen er sich oft nachlässig und unentschlossen im ungewohnten Handelsverkehr zeigt.

Die Grundbesitzer bilden indes nur die Minorität der ländlichen Bevölkerung; ihnen stehen ihre bezahlten Hilfskräfte zur Seite.

Knechte sind bei jedem Landwirtschaftsbetrieb von einiger Ausdehnung notwendig, und die Beziehungen zwischen Herren und Dienern trugen damals und tragen noch heute einen ziemlich patriarchalischen Charakter, aber abgesehen von den Schmeichelreden am Jahresanfang bei der Vermietung und den berechneten, schönen Redensarten, die beim Abgang den guten Ruf des Hauses erhalten sollen, ist das Leben solcher Gutsknechte kein leichtes. Müssen sie doch um drei Uhr morgens aufstehen, einfache Kost genießen, und früher kam es nicht selten vor, daß sie in den heugefüllten Futterraufen schlafen mußten, wo nur der feuchtwarme Atem der Tiere im Stalle ihre erstarrten Glieder wärmte. Aus dem Lohne, der kaum mehr als 30 Gulden jährlich betrug, kann man berechnen, daß das ganze arbeitsvolle Leben eines kräftigen Mannes ihm in barem Gelde nicht mehr als 1100 Gulden einbrachte, kaum der mittlere Jahreslohn eines Pariser Arbeiters. Doch ist das Leben dieser bescheidenen Hilfsarbeiter im allgemeinen nicht schlechter gestellt als das der Familienglieder, ja des Bauern selber. Sie essen an demselben Tische, tragen dieselben Gewänder, ja, man sieht sie oft von der Geburt bis zu ihrem Tode, mit ihrem irdischen Lose zufrieden, unter demselben Dache wohnen. Nur die Familienfreuden wurden ihnen früher manchmal versagt, denn Bürgermeister und Pfarrer haben das Recht, denen die Ehe zu verbieten, die zu arm wären, Kinder groß zu erziehen, deren Pflege dann der Gemeinde zur Last fiele. Dies mag bei dieser primitiven gesellschaftlichen Ordnung eine Notwendigkeit gewesen sein, doch ist sie eine unheilvolle Aufforderung zur Unsittlichkeit, denn es läßt sich leicht erkennen, daß man im gegebenen Falle auf das Sakrament verzichtet, das nur den Günstlingen des Schicksals gewährt wird. Wohl sind dies Flecken in unseren, d. h. der Gebildeten Augen! Dennoch läßt es sich leben im Banne dieses schroffen Sittenlebens, ja, der liebevolle Beobachter eines scheinbar so ernsten Lebens wird uns sogar zu beweisen suchen, daß man hier glücklicher lebt als anderswo.

Eine eigene Tatsache ist es, daß dieses an seinem eigenen Herde so wenig verwöhnte Geschlecht, das durch den Kampf gegen die feindlichen

noch die Hand der Kaiserin Maria Theresia liebkosend geglitten war. So enge hängen ferne, ferne Zeiten zusammen durch das Band eines oder zweier Menschenleben.

Rosegger könnte solche Seltsamkeiten und Absonderlichkeiten aus der Jugendzeit auch angeben wie Raabe und mindestens ebenso merkwürdige. Aber sie hätten nicht dieselbe Zeiten fixierende, Epochen messende Kraft: Das Bestimmende für ihn war zeitlebens weniger die Eigenart der Zeit, der er entstammt, als vielmehr die des Ortes.

75 Jahre! Unter den Dichtern Deutschösterreichs, die den führenden Geistern zuzuzählen sind, haben nur zwei diesen Geburtstag feiern können, Grillparzer und die Ebner-Eschenbach. Bei Grillparzer nun kann man sagen: Seine Bildung wurzelt im Josefinismus, sein Mannesschaffen blüht in der Ära Metternich, sein langes Greisenalter verdämmert in den ersten 24 Jahren der Regierung Franz Josefs I., in der Zeit also, in der der Umwandlungsprozeß des alten in ein neues Österreich eben in den ersten Stadien war. Und ähnlich könnte man die bestimmenden Eindrücke für die wachsende Ebner-Eschenbach im Vormärz, für die schaffende im Österreich Kaiser Franz Josefs I. finden.

Bei Rosegger ist es anders. Wohl ist er immer, seit er sein neues Leben begann, stark von Zeitdingen beeinflußt worden. Die Bildung des jungen Mannes wurzelt vielfach im alpenländischen Liberalismus, wie er um die Wende der sechziger und siebziger Jahre in der gut geleiteten Provinzpresse sich auslebte, seine poetische Anschauung und Darstellung wird von Stifter, das heißt von Stifters Erzählungen in die richtigen Bahnen gelenkt. Entscheidend aber in letzter Linie waren und blieben für Rosegger örtliche Verhältnisse.

Die Waldheimat! Was ist auf diesem klassischen Boden goldener Jugendträume nicht schon alles gesonnen, geträumt, gedacht worden, seit ihr Dichter den Schleier von ihren wundervollen Geheimnissen hinweggezogen hat! Wieviel Tausende pilgern nicht Jahr für Jahr hin und fragen; fragen die ruhigen, großen Linien der östlichen Bergzüge von der Pretuler Alm bis zum Wechsel, fragen die selige Stille, die noch immer wie vor fünfzig und siebzig und hundert Jahren zwischen dem Fichtengestämme des Teufelsteingebirges ihre Traumfäden spinnt, fragen das alte Haus dort droben auf dem Berge über der Feistritz, das dem einst Davongegangenen noch immer traurig nachsieht — fragen, wie es denn kam, daß auf einmal dieses so selbstverständliche Wunder sich begeben konnte, daß einer aufstand, in dessen Herzen alle die Nachklänge froher und trüber Zeiten, die je über diese Täler und Höhen dahingezittert, widerklangen, in dem alle die uralte Poesie dieses Waldlandes nach sprachlichem Ausdruck drängte. —

wie eine ganze Gemeinde sich gegen einen allzu gewissenhaften Künstler empörte, der bei der Ausführung einer Holzschnitzerei für einen neuen Kalvarienberg dem bösen Schächer die verzerrten Züge eines verhärteten Verbrechers gab. War das nicht angesichts Christi, des barmherzigen Gottes, eine offenkundige Lästerung? Und trotz der christlichen Überlieferung mußte der Bildschnitzer wieder zum Meißel greifen und der Stirn des reuelosen Sünders einen Strahl der Rührung und der Erbarmung verleihen. Häufig kommt es vor, daß selbst er, dieser unselige Schächer, andächtig von den Pilgern geküßt wird, die seinen beiden Nachbarn am Kreuze schon dieselbe Huldigung erwiesen haben. Diese Einfalt erregt allerdings bei den besser in den neutestamentlichen Berichten bewanderten Zuschauern eine leise Heiterkeit! Aber warum sollte auch schließlich ein Sünder, der in der so drastischen Darstellung noch wie lebend und darum eines Reuegefühls in letzter Stunde als fähig erscheint, warum sollte er von der Wohltat eines allumfassenden Erbarmens, einer unwillkürlichen Regung von Güte ausgeschlossen sein? (Schluß folgt.)

Zu Peter Roseggers 75. Geburtstag.

Von **Dr. Rudolf Latzke.**

Als Wilhelm Raabe den Kalendertag seines 75. Geburtstages nahe kommen sah, schrieb er für einen Kalender eine winzige Selbstbiographie. „Drei Dinge“, heißt es in ihr zum Schlusse, „sind mir persönlich aus meinem Aufenthalt auf der Erde heute, wenn auch nicht die bemerkenswertesten, so doch merkwürdig: Ich komme noch aus den Tagen, wo in meines Vaters Haus an der Weser mit Stein, Stahl und dem ‚Plünnenkasten‘* Licht angezündet und Feuer gemacht wurde. Ich habe einen Herrn gekannt, der noch einen Zopf trug. Ich habe noch einen Mann gesehen, der im Siebenjährigen Kriege mit dabeigewesen war.“ — Merkwürdig vor allem war Raabe an der Schwelle des 76. also der Rückblick auf die Zeit, aus der er kam. —

Als unser alte Kaiser heimging, da konnte nichts die Länge seiner Regierungszeit besser versinnlichen als die Aufzählung von Tatsachen und Dingen der Welt- und Hauskultur, in deren Umgebung das Ereignis des Thronwechsels von 1848 sich vollzog, als die Analyse sozusagen des Kulturbodens, aus dem die junge Menschenpflanze herausgewachsen war. — Im selben Monate, in dem Peter Rosegger geboren wurde, starb in Wien Karoline Pichler, die Dichterin der Wiener Empire- und Biedermeierzeit, die alte Karoline Pichler, über deren Kinderlocken

* Plünnen-Fetzen, die den Schwamm ersetzten.

zukam. Und hinzukam die Fähigkeit, tief und rein zu fühlen; die überquellende Innigkeit, das, was wir „Natur" bei einem Künstler nennen; die in der Eigenart seines Wesens und daher Vereinsamung seines Jugendlebens begründete Neigung zur Selbstschau; ein für alle Idyllensucher charakteristisches, starkes, sittlich-religiöses Empfinden, welches Sicherheit gibt und jenes Behagen schafft, das der Träumer notwendig braucht, zumal wenn gelegentlich andere Bedingungen irdischen Behagens fehlen; und endlich ein großer Mangel, der Mangel an der Fähigkeit, sich selbst und den Augenblick je rein genießen zu können, immer ganz und ungeteilt dort zu sein, wo er augenblicklich war — kurz, die Sehnsucht — die Sehnsucht aus der Natur in die Kultur, aus dieser wieder in die Natur zurück, die Sehnsucht höherer Art sodann aus dem Bedingten, Gebundenen ins Unbedingte, Ungebundene, in die von niemandem noch geahnten, geschweige denn betretenen tiefsten Tiefen des Waldes, in die unbestimmte blaue Ferne, in die ferne freie Weite, ins „lichte Land".

Diese Zutaten geben seiner epischen Kunst den lyrischen Duft, die didaktische Würze. Stoffe, uneindämmbar zuströmende Stoffe gab das Erinnern und das Erleben; jenes ward mit wachsender zeitlicher und innerer Entfernung von Jugend und Heimat immer farbiger, immer blumiger, dieses mit dem Wachstum des Persönlichkeitswertes immer stärker, innerlicher.

In Graz, im Kreise von literarisch interessierten Freunden heimisch geworden, zeigte er diesen seinen Freunden und dann auch den anderen Stadtleuten zuerst (in „Zither und Hackbrett" und „Tannenharz und Fichtennadeln") heimischen Sang und heimische Lebensanschauung in der Sprache der Obersteirer. Hier ist er ganz originell, ist er, von nur lokalgeschichtlich interessanten Ausnahmen abgesehen, wohl der erste Steirer, der die gewohnten Tonbilder in ungewohnten Wortbildern zu fixieren sucht und so mit Erfolg berühmten Vorbildern, den Hebel und Stelzhamer und Kaltenbrunner u. a. nachwandelt. — Schildert sodann Volksleben und Volksgestalten der Heimat und erzählt von ihnen Geschichten und Schwänke. Dann will er, weil die neue Zeit so unheimlich schnell aufräumt mit den Zurückbleibenden, was noch zu retten ist, durch die Verbreitung von Volksbildung retten helfen. Das Volkslehrermotiv tritt in den Vordergrund, heftig bewegt von Kampfgedanken: Kampf gegen die Feinde des Pfarrers von Kirchfeld, gegen die von der Regierungsgewalt, von den Feudalen, von manchen Anhängern der streitenden Kirche ausgehenden Hemmungen dieser Volksbildung. Naturgemäß schließt sich daran der Beginn einer noch in fernere Mannesjahre sich erstreckenden Entwicklungsphase: die innere Ordnung der religiösen Angelegenheiten.

Das könnten wir die aufsteigende Linie nennen, es sind etwa die ersten zwanzig Jahre seiner dichterischen und publizistischen Tätigkeit.

Auf daß es so komme, mußte ihr treuester Sohn sie verlassen. Der junge Rosegger wollte nicht zu Hause bleiben. — Er sehnte sich nach den Reichtümern der Bildung, nach den Grundlagen geistiger Freiheit, nach einem Betätigungsfeld; er sehnte sich nach der Welt, er ging nach Graz. — Von dort kehrte er wieder heim, ging wieder in die Stadt und so pendelte zwischen Krieglach-Alpl und Graz, zwischen Wald und Welt sein Erinnern und Sehnen hin und her, und das ist so geblieben bis auf den heutigen Tag.

Gefunden hat er die Waldheimat erst in Graz. Dazu kam noch etwas. Die materiellen Grundlagen seines Jugenddaseins, Elternhaus und -besitz, Nachbarschaft und Dorfschaft, sie lösten sich auf gerade in der Zeit seines Überganges zum bewußt empfindenden Bildungsmenschen. Für immer lösten sie sich auf. Was blieb, war nur die unvergängliche, unzerstörbare Waldnatur. Und dieser Gegensatz zwischen dem in sich ruhenden Großen, das kein Elementarereignis, geschweige denn bloß eine neue nationalökonomische Kräftegruppierung in seinem gelassenen Beharren hatte wesentlich stören können, und dem Vergänglichen, Kleinen, das kein Beten und kein Arbeiten, kein Wunsch und keine Träne hatte festhalten können, dieser Gegensatz, zutiefst empfunden in einer Zeit eigener Bildungskämpfe, die auch in seinem Gemüte Bleibendes von Vergänglichem schieden, ihn den Unterschied zwischen Ethos und Dogma, zwischen Kirche und Religion, zwischen Kirche und Klerus, zwischen System und einzelnen Vertretern desselben, allmählich erkennen ließen, dieser Gegensatz wurde bestimmend für das, was nun das Schicksal aus Rosegger machen wollte.

Es machte aus ihm einen epischen Dichter, einen der größten volkstümlichen Erzähler, die der an Erzählern gewiß nicht arme süddeutsche (bayrisch-österreichische) Sprachstamm in der neueren Zeit aufzuweisen hat. Erzähler ist Rosegger immer und überall. Ob er nun leibhaftige Dorfromane und Dorfgeschichten bringt oder mundartliche oder hochdeutsche Sprüche hersagt oder Lieder singt, ob er Sitten schildert, Gestalten vor uns aufführt, ob er schilt oder segnet, predigt oder beichtet, politisiert oder plaudert, immer ist er dort wahrhaft groß, wo er Gestalten in Handlung gegen einander führen, Situationen ausmalen, Lebenswahrheiten in einem besonderen, wirklichen Falle zur Anschauung bringen kann. Und augenblicklich sind wir dort, wo er uns haben will, unfehlbar ist die Wirkung dieser Illusion.

Nach dem Woher? dieser Gabe braucht sich der den Kopf nicht zu zerbrechen, der je Bauern erzählen gehört hat. Die Gabe brachte er aus der Heimat mit und er hätte sie gewiß auch zu Hause betätigt, wenn ihn sein Weg nicht nach Graz geführt hätte. — Ein wahres Gottesgeschenk wurde diese Gabe, dieses Mutterteil erst durch das, was hin-

in Österreich bedrohenden Gefahren und damit die dem Leben des Staates drohenden Gefahren erkannte, sich rückhaltslos zu nationaler Lebensführung bekannt, mit weithin hallendem Wort, mit weithin wirkender Tat. —

So wäre er also immer und überall in billiger Opposition gewesen? Nein! Er hat sich nur folgerichtig entwickelt, hat von jeder Entwicklungs-, von jeder Wegstation seinen Mitmenschen Kunde gegeben, sich um gelegentlich verwunderte große Augen nicht gekümmert und fest darauf gehofft und gebaut, daß man die große Einheit seiner Lehre und seines Lebens schon herausfinden werde. Und diese große Einheit ist: Dem Ideale der Humanität, wie es unseren Allergrößten, unserem Lessing und Herder, Kant und Schiller, Goethe und anderen Fürsten, vorgeschwebt hat, nachstreben, aber auf diesem Wege den fernen Zielen zu die Forderungen und Pflichten des Tages nicht vergessen: die Natur beseelen, die Kultur naturwahr machen, die Heimat begreifen, für seines Volkes Größe und Wohlfahrt leben, die Grundlagen moderner Sittlichkeit, wie sie in den Worten der Evangelien und den symbolisch zu wertenden Kulthandlungen liegen, nicht außer acht lassen.

Rosegger hat sich dabei nicht gescheut, hundertmal schon Gesagtes wieder zu sagen. Er konnte es tun, denn von ihm gesagt, enthielt es immer wieder Neues, Originelles. Er hat auch in Kleinem, Nebensächlichem oft und oft geirrt. Er hat ja nie ein System gegeben, sondern immer sich selbst, den immer wachsenden, sich verändernden und doch immer er selbst bleibenden Menschen. Und so hat er im großen auch Recht behalten. Dem, der's noch nicht wüßte, sagt es das unsäglich traurige Bild der Gegenwartsethik, der Gegenwartskultur. — Wo ständen wir, hätte die große Einheit von Roseggers Lebensanschauung allgemeines Naturgesetz werden können!

Übrigens, die Anschauungen des großen Volkslehrers wirkten weit genug, weiter gewiß, als andere Erziehungsschriften. Das macht, weil sie Begleiterscheinungen eines so ungemein interessanten dichterischen Schaffens gewesen sind. Zuerst und zuletzt war es eben der Erzähler, der Künstler, der dem Erzieher die Wege zum Herzen seiner Leser bahnte. —

Lasset uns von Liebe und nicht von Literaturgeschichte reden! Aber doch die Frage beantworten: Was bedeutet uns Rosegger als Dichter?

Die Gattung, die er vornehmlich pflegte, die alpenländische Dorfgeschichte, war schon vor ihm da. Aber sie stand im Vorhofe des Kunsttempels, nicht im Heiligtum. Sie diente der Unterhaltung, der Belehrung auch, und wendete sich vornehmlich an das Publikum der Kalender, der Taschenbücher, der mittleren Ansprüchen genügenden Zeitschriften. Hervorgegangen aus der in den Tagen der Entdeckung der Ostalpen und ihrer Bewohner, also um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, entstandenen Wanderererzählung, die die aus den alten

Dann kommt — scharf sind die Phasen natürlich nicht von einander geschieden — das Beharren, das Betonen des Positiven in wirtschaftlicher, politischer und sittlich-religiöser Hinsicht, das Betonen des absoluten Wertes des Grundbesitzes, mögen die Bauern schließlich sein, wie sie wollen, für die Sittlichkeit, für die innere Freiheit, für Nation und Vaterland; und das kühne Bekenntnis: Ich glaube, aber laßt mich nach meiner Fasson selig werden!

Und endlich: die Versöhnung der Gegensätze. An den alten, in Wesen und Wirkung geklärten göttlichen und weltlichen Glaubensartikeln wird festgehalten, aber es wird nicht mehr sosehr die Breite der von den Andersgesinnten trennenden Kluft gezeigt, als vielmehr die Möglichkeit einer Verständigung behauptet und gesucht: Lasset uns von Liebe reden!

Damit ist auch schon gesagt, was Rosegger als Lehrer und Erzieher seines Volkes bedeutet. Die eigentümliche Mischung von Konservativismus und Liberalismus kommt in dieser seiner — weit reichenden — Tätigkeit am schönsten zum Ausdruck. Rosegger sucht, wie Schiller das nannte, „die Natur des englischen Gartens, die mit Geist beseelte Natur, die den Naturmenschen zum Denken reizt, den Kulturmenschen aber zur Empfindung zurückführt." Dem stumpfsinnigen, licht- und arbeitsscheuen Beharrungsvermögen der ‚Duselbacher' gegenüber hat er leidenschaftlich den Wert der Bildung, der geistigen Freiheit, der notwendigen Anpassung an die Forderungen der Zeit betont. Als aber als Hauptfeind des in ruhiger Menschen- und Staatsentwicklung gelegenen Glückes der Fortschritt um jeden Preis, der brutale Industrialismus, die Heimatfremdheit des Kapitals und seiner willigen und unwilligen Diener erkannt worden war, da wies er hin auf die alte gesegnete Einfachheit und Bodenständigkeit, auf den durch nichts zu ersetzenden, durch keine Goldrente auszudrückenden Wert der Scholle. Manchem Vertreter der streitenden Kirche gegenüber hat Rosegger, der durchaus religiös veranlagt ist und allezeit im „Christentum des Lebens" sein Ziel, den Frieden des Herzens, fand, das unveräußerliche Recht des frei gewordenen Menschen auf selbständige Erfassung und Beantwortung religiöser Fragen, auf die selbständige Deutung symbolischer Ritusformen betont, starkgeistigen Philosophen — wir denken etwa an Dr. Svoboda oder Konrad Deubler — oder oberflächlichen Spöttern gegenüber ruhig auf seinem religiösen Gefühl beharrt. — Rosegger konnte, wenn ihm der Humanitätsgedanke gelegentlich den Blick für das volle, augenblickliche Verständnis für das eigentliche Wesen politischer Sturm- und Dranggeschehnisse trübte, gegen den Überschwang nationaler Kraftmeierei losziehen, hat aber, als er solchen Phrasendrusch, solche Kraftmeierei als notwendige, aber vergängliche Übergangserscheinung, als Entwicklungsphase nationaler Selbstbesinnung und als er die unzähligen, die Entfaltung des deutschnationalen Gedankens

Zu dem Was? kommt nun das Wie? — Das Geheimnis der unvergleichlichen Erzählungskunst Roseggers zu ergründen, soll hier nicht versucht werden. Gefühlt hat ihren Zauber jeder, der je mit einem Bande Roseggers swaere stunde senfter zu machen sich vornahm. Die Klangschönheit, Anpassungs- und Ausdrucksfähigkeit seiner immer wieder aus dem Urquell der Mundart bereicherten Sprache, die Kunst, jeden Naturlaut einzufangen und mit den Mitteln der artikulierten Sprache wiederzugeben, den spezifischen Duft sozusagen jeder Jahreswoche, wie sie durch ihre Stellung im Kirchenjahr und in der Jahreszeit fixiert ist, in Worten auszudrücken und im Leser lebendig werden zu lassen, die Absichtslosigkeit der Komposition, die schließlich doch, wenigstens in den besten Leistungen, mit der zwingenden Kraft der Naturnotwendigkeit wirkt, die Kunst endlich, jedem Wort, jeder Zeile ein Fünkchen vom Glanze eines in Liebe und Sehnsucht, in Begeisterung und Geduld, im Verstehen, Glauben und Hoffen so reichen Gemütes, mitzugeben und doch noch den Eindruck zu hinterlassen, daß das Beste noch zurückgehalten wurde, daß der Mann immer noch unendlich viel mehr bedeutet als sein Werk, — alles das soll hinfürder noch Gegenstand der Freude und nicht ästhetischer Kritik sein.

Den letzten Grund hat er ja selbst („Zum Eingang und Ausgang") geoffenbart: „Der Hauptgegenstand meiner schriftstellerischen Tätigkeit war mein eigenes Leben." — Roseggers Helden, Situationen, Begebenheiten sind nicht bloß Geburten einer dichterischen Phantasie, sie sind alle, von vergänglichen Gelegenheitsstücken kann in diesem Zusammenhange abgesehen werden, ein Stück seines Seins und seines Lebens. Unermüdlich ist dieser Dichter über sich zu Gerichte gesessen, unermüdlich hat er alle Möglichkeiten seines Wesens ausgedacht. Sind die Möglichkeiten Wirklichkeiten, dann um so besser. Unvergänglich leuchten die Waldheimatserzählungen durch unsere Literatur, sie reihen sich dem Schönsten an, was in der deutschen Sprache geschrieben worden. Sie sind denn auch der Maßstab für die Beurteilung seines Schaffens. Je näher ihnen, um so besser; die Schriften des Waldschulmeisters, Jakob der Letzte, das ewige Licht, Erdsegen, Teile aus Heidepeterls Gabriel und dem Jesubuche, die Bekenntnisse aus dem Weltleben, die Tagebücher, die Sittenbilder und Gestalten, die Geschichten aus den Vorstellungs- und Interessenkreisen der alten Heimatgenossen, das sind und bleiben die besten. Wird der Persönlichkeitsgehalt dünner, sucht der Dichter objektiv zu werden und hinter Gestalten und Begebenheiten zu verschwinden, so wirkt wohl noch die Sprache, die Lebens- und Naturanschauung, es können noch ansehnliche Bücher zustande kommen, wie der Gottsucher, Peter Mayer, die Försterbuben, die verschiedenen Dorfsünden usw. — der Freund vermißt die letzte, höchste Weihe.

Also: Rosegger hat der Dorfgeschichte nicht bloß einen bedeutsamen

„Schäfereien“ stammende Anschauung von ländlicher Unschuld und Idyllenglück neu lokalisiert, lebt sie von dem ewig wiederkehrenden Liebes- und Sonderlingsmotiv: die Liebe zwischen materiell und gesellschaftlich ungleich Gestellten scheitert an dem Widerstande herkömmlicher Heiratspolitik oder sie überwindet ihn — und bäuerliche Sinnierer zerbrechen sich den Kopf über den ursächlichen Zusammenhang ihrer seltsamen Erlebnisse oder über Rätselfragen ihres Autors. Die romantisch-unwahren Alpenlandschaften sollen dem Ganzen Duft und Farbe geben — — Spekulation des Autors auf die sehnsuchtsvolle Erinnerung der Leser an ihre eigenen, in den Alpen genossenen Wanderfreuden. Es fehlt die Wahrheit auch bei den Besten, bei Kaltenbrunner und Silberstein. Und hat sie einer, wie Franz Michael Felder, so gebricht es ihm an plastischer Kraft. Das große Beispiel des Oberhofes, der Heiteretei, der Gotthelfschen Romane ist von der deutschösterreichischen Alpennovelle bei weitem nicht erreicht.

Bis dieser Obersteirer kommt und mit der Veredelung des Vorgefundenen beginnt. Er rückt von vornherein jedes Problem, das er dichterisch zu gestalten unternimmt, in das strahlende Morgen- oder (später) in das milde Abendlicht seiner Erinnerungen an die Waldheimat; er legt in die bäuerliche Liebesgeschichte das Gold seines Gemütes, seines Humors, in die Charakternovelle mit der Sonderlingsgestalt im Mittelpunkte die überraschende Wahrheit seiner Beobachtung, die echte, tiefe Liebe zu den Älpleroriginalen, die auch in tiefster Verwahrlosung, in Elend und Verlassenheit noch ein gewisses Behagen aufkommen lassen, in den schlichten Bericht über ein in einfachen Verhältnissen seltsam sich verschlingendes Lebensschicksal die Frucht unausgesetzten Studiums des so unergründlich reichen Volkslebens, das tiefe, seelenbindende Verständnis für die eigenartige Vorstellungswelt, für das Fühlen und Wollen der Kleinhäusler, Waldleute und Großbauern des obersteirischen Waldlandes. Und er gibt, aus dem anfänglichen Zwiespalt seines Wesens heraus, der Dorfgeschichte einen großen Stoff: die Vereinigung des Rousseauschen Gedankens „Zurück zur Natur!“ mit der pädagogischen Forderung: „Werdet besser, damit ihr glücklicher werdet!“ So machte er, indem er seine Helden oft eigentlich bloß als Zeugen und Berichterstatter beschäftigt, den bedeutungsvollen Schritt von der Gestaltung des Einzelschicksals zu der des Massen- oder Umweltschicksals. Winkelsteg, Trawies, Sankt Maria im Torwald, der Adamshof werden uns bald ebenso wichtig wie Andreas Erdmann, Wahnfred, Wolfgang Wieser oder Hans Trautendorffer, um Altenmoos ängstigen wir uns fast mehr als um Jakob Steinreuter, des zugrunde gegangenen Dorfes letzten Bauern — — Held im eigentlichen Verstande ist nicht der einzelne, sondern die Dorfschaft.

Die Wanderer, die Awaren und die Slawen.

Von Hans Ludwig Rosegger.

(Siehe die Aufsätze „Die Steinleute", Jahrgang 41, Heft 10 und 11, und „Bronzemenschen und Eisenleute", Jahrgang 42, Heft 7.)

Die römische Provinzialkultur in Steiermark wurde in der Wanderzeit zertrampelt.

Seit Jahrtausenden, sicherlich seit Jahrhunderten, wohnten in Nordeuropa streitbare Stämme, die, miteinander verwandt und miteinander häufig in Fehde, von den Kelten und Römern „Germanen" genannt wurden. Mag sein, daß die Germanen Nachfahren der Neandertalrasse sind; mag sein, auch nicht. Nach der Niederzwingung der Kelten versuchten die Römer, auch diese Nordländer zu beugen, aber der Versuch mißlang. Die geschichtliche Entwicklung nahm ihren Weg nicht von Süd nach Nord und nicht von West nach Ost.

Eine ungeheure Stoßkraft, die nur der Hunger gewesen sein kann, setzte von Sonnenaufgang her Menschenhorden in Bewegung und trieb sie weiter, immer weiter. Auch die Hunnen in Ostasien waren wohl nicht die Schiebenden, sie selbst dürften geschoben worden sein und pflanzten den auf sie ausgeübten Druck auf die Germanen, Awaren und Slawen fort.

Der Vorstoß der Zimbern und Teutonen um 100 v. Chr. herum wurde von den Kelten und Römern aufgefangen, auch die Quaden, Markomannen und Langobarden, von Nordosten einbrechend, die in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. schon Aquilea bedrohten, konnte Rom noch abwehren — aber es waren letzte Siege eines sterbenden Riesen. Die einzelnen und einzeln schwachen Germanenstämme einigten sich zu größeren Verbänden und damit war das Schicksal der Römer besiegelt.

Chinesische Quellen berichten schon im dreizehnten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, daß das Volk der Hiung-nu staatlich geeinigt war, und dieser asiatische Hunnenstamm erschien 375 n. Chr. vom Ural her in Europa nnd zwang die Ostgermanen zu Wanderungen, wobei sie halb willig, halb widerwillig auf römische Provinzen stießen. Bald auf eigene Faust, bald unter hunnischer Oberherrschaft, kämpften und eroberten Ostgoten, Gepiden, Heruler, Rugen, Skiren, Turkilingen, Thüringer, Franken und Burgunder. Wie stark der Einfluß der germanischen Hilfsvölker auf das hunnische Reich war, dessen Macht sich 448 über Norikum vom Semmering südlich erstreckte, geht daraus hervor, daß seine drei Staatssprachen hunnisch, gotisch und lateinisch waren.

den agrarpolitischen Stoff und eine in seiner Persönlichkeit beruhende glückliche Form gegeben, er hat ihr als interessantesten Stoff sein eigenes Ich gegeben. Er hat sie zur Bekenntnisschrift gemacht; daher ihre ganze Poesie erst dann aufleuchtet, wenn man die ganze Persönlichkeit kennt, sein ganzes Werk und über dieses hinaus auch den Mann. —

So sind wir wieder zu ihm und seinem Leben zurückgekommen. Er hat dieses Leben, von der poetischen Verwertung abgesehen, oft und oft selbst mit historischer Treue zu schildern versucht. Der 25jährige Student zeigte schüchtern dem Dichter Hamerling seine Selbstbiographie. Als Rosegger die Hälfte seines heutigen Alters erreicht hatte, setzte er an den Schluß des damals letzten (12.) Bandes seiner bei Hartleben in Wien erscheinenden Ausgewählten Werke die autobiographische Skizze „Am Wanderstabe meines Lebens" — sie gehört mit zu dem Schönsten, was er je erzählt hat. Als Fünfzigjähriger ordnete er die Bekenntnisse aus seinem Weltleben, als Siebzigjahriger schloß er die Sammlung dieser Erinnerungen ab. Dazu kommen die Erinnerungen an seine guten Kameraden, vorab an Hamerling und Anzengruber. Künftige Roseggerbiographen haben für ihr Vorhaben eine ziemlich feste Grundlage. Man wird nicht müde, in diesen Büchern zu lesen. Sehet, ein Mensch! Ein Menschenleben liegt wie ein klarer Seespiegel vor uns und lädt uns ein, uns in ihm zu beschauen. Ein moderner Mensch, fest wurzelnd in der Eigenart seiner weltfernen Heimat, aber tief in das Bildungsleben, in die Kulturinteressen seiner Zeit hineingewachsen, zeigt sich auf; ein Mensch, der viel Gutes gewollt, viel geleistet und erreicht hat, hochgeehrt und innig geliebt worden ist und noch wird, so innig, wie nicht bald ein anderer vor ihm; ein Mensch, der ganz gut weiß, wie sehr auch sein Lebenswerk, das seinen Jüngern und Freunden als geschlossene Einheit, wie nach einem von vornherein festgelegten Plane zusammengefügt, erscheint, daß auch dieses Werk „eitel Müh' und Stückwerk" gewesen, ein solcher Mensch faltet, innerster Neigung gehorchend, sein Leben auseinander und läßt es uns Blatt um Blatt ansehen: „Da habt ihr mich, so bin ich und so war ich. Sehet, ein Mensch! Ein Mensch, wie im Grunde jeder von uns ist, nicht besser und nicht schlechter; nur daß nicht jeder Gelegenheit und Neigung hat, sich darzulegen. Ich habe sie, diese Neigung, ob sie ein Vorzug ist oder eine Schwäche, ich weiß es nicht. Mir ist immer gewesen, als sei ich ein Teilchen der großen Menscheneinheit, ein ausgeliehenes Teilchen, das ich wieder zurückgeben muß. So gebe ich mich zurück."

Habe Dank für diese Neigung, du Guter und Großer, und der Herr segne deinen Spätherbst, wie er deinen Frühling und Sommer so überreich gesegnet hat!

bevölkert war; noch unter der Karolingerherrschaft gab es romanische Zinsbauern.

Nach dem Zusammenbruch der Rugenmacht blieben die Heruler noch fast ein Jahrzehnt Herren dieser Gebiete.

Gegen Ende des fünften Jahrhunderts, nach Odoakers Untergang, fand vom Süden, dem Reiche Theodorichs her, eine starke ostgotische Durchsetzung Innernorikums statt; Theodorich siedelte ostgotische und ostgermanische Scharen an.

Zum Ausgang des sechsten Jahrhunderts wird von einem in den Ostalpen versprengten Herulerrest gemeldet.

Ältere Forscherschulen nehmen an, daß von all diesen einfallenden, durch Norikum wandernden und teilweise auch ansässig gewordenen Germanenstämmen Sippen in den Ostalpen zurückblieben, eine Annahme, die von einer jüngeren Schule ebenso bestimmt abgelehnt wurde, doch scheint die ältere Ansicht viel für sich zu haben. Für sie spricht auch der allgemeine von Müllenhoff geformte Erfahrungssatz: „Daß bei der Auswanderung eines Volkes sich nicht alle gleichmäßig von dem gewohnten Boden losreißen und manche zurückbleiben, versteht sich nicht nur von selbst, sondern wird (zum Beispiel) durch eine bei den Vandalen zur Zeit ihres Unterganges in Afrika auftauchende Sage ausdrücklich anerkannt.“ — Krones zeigte für Steiermark und Jaksch für Kärnten die Tatsache auf, daß bei den Zeugenreihen in Urkunden, in denen deutsche und slawische Personennamen bunt durcheinander genannt werden, auch ausgemacht slowenisch redende Personen mit deutschen Namen auftreten. Rhamm ist der Ansicht, daß es sich bei diesen weder um Bayern noch um echte Slowenen handeln könne, da dies bei der Zähigkeit, mit der man in jener Zeit Stammes- und Rechtszugehörigkeit festgehalten hat, so kurz nach der bayrischen Kolonisation wohl kaum zu verstehen wäre. Er meint daher, daß in diesen slowenisch redenden Personen mit deutschen Namen alte ostgermanische Sippenreste zu sehen seien, die unter der slowenischen Herrschaft zwar die slowenische Sprache angenommen, aber ihre alten Familiennamen fortgeerbt hätten.

Jüngst verdichtete v. Geramb* die Möglichkeit des Ansässigwerdens mindestens von Splittern ostgermanischer Stämme in Norikum durch eine geistvolle Untersuchung zu hoher Wahrscheinlichkeit. Er sucht den Beweis durch Vergleichung von Orts- und Personennamen und durch volkskundliche Tatsachen zu erbringen. Lebendig gebliebene Namen, Sagen, mundartliche Spuren, Haus-, Hof- und Werkzeugsformen in den Ostalpen tragen ostgotisch-stirisches Gepräge, ähnlich wie in den germani-

* Ostgermanische Spuren in Steiermark. Hauptsächlich auf die Zusammenstellungen dieser Abhandlung stützt sich mein Überblick über die Wanderzeit.

Die kriegerischen und politischen Schicksale der Germanenstämme im einzelnen zu verfolgen sind wir außerstande und müssen uns mit dem Erkennen abgehackter Tatsachen begnügen.

Schon am Ende des vierten Jahrhunderts überfluteten Teile der Ostgoten Pannonien und durchquerten 404 den steirischen Süden gen Italien. Um 400 zogen westgotische Scharen unter Ratiger längs der Drau aufwärts durch Norikum und Rätien, von wo aus auch sie in Italien eindrangen, 406 ließ sich Alarich mit seinen Westgoten in unseren Ländern nieder und zwang mit seinem Schwager Athaulf die Römer, ihm ganz Norikum zu überlassen; nach seinem Tode wanderte der Stamm nach Südfrankreich und Spanien. Um 401 erschienen pannonische Vandalenmassen in Rätien und Norikum und wurden, von Stilicho geschlagen, in unseren Alpen als Föderaten angesiedelt. Hernach mehrten sich die Einfälle noch: Von Westen drängten die Alemannen — Sueben und Juthungen — und im Osten, in Pannonien, wuchs die Hunnenmacht, verstärkt durch die erwähnten germanischen Hilfsvölker. Attilas Genie lastete schwer auf Norikum und machte die Germanen danach lüstern. Mit seinem Tode, 454, zerfiel das hunnische Reich und in Pannonien rings um den Plattensee entstand unter Thiudemir ein ostgotischer Teilstaat, der von Wien bis Belgrad reichte und gewiß auch auf die östliche und mittlere Steiermark einwirkte. Am jenseitigen Donauufer saßen die Skiren, westlich von diesen die Rugen und östlich die Gepiden. Sueben — im nordwestlichen Norikum —, Skiren, Rugen, Gepiden und Sarmaten gründeten einen von den Römern unterstützten Bund gegen die Ostgoten, die ihn 469 schlugen, aber die Sieger zogen trotzdem nach halbhundertjähriger Beherrschung Pannoniens fort und spalteten sich. Der eine Teil übersetzte die Donau und wandte sich südlich nach Mösien und später nach Italien, der andere rückte nach der Belagerung Teurnias 468 wahrscheinlich nach Gallien, wo er sich mit den Westgoten vereinigte. Nach dieser Räumung nahmen Heruler und Gepiden die verlassenen Wohnsitze ein, und die Rugen dehnten ihr Reich über die Donau nach Norikum herein aus.

Als 476 der Skire Odoaker nach Italien zog, befanden sich unter seinen Scharen Heruler, Rugen, Skiren und Turkilingen, von denen Teile an der Donau zurückblieben; Odoaker stieß den Kaiser Romulus Augustulus vom Thron und regierte in Italien. Das war das Ende des weströmischen Reiches. Er beherrschte auch Norikum, war jedoch 488 gezwungen, es zu räumen, und führte, wie es heißt, den größten Teil der dort ansässigen romanischen Bevölkerung fort — also nicht nur die eigentlichen Römer, sondern auch die romanisierten Illyro-Kelten, doch werden viele Bauern, Handwerker und Handelsleute das Land nicht verlassen haben, das ja infolge der vielen Kriege nur mehr dünn

gesehen von einzelnen Personen-, Fluß- und Bergnamen, wenig über sie. Kulturell bedeutete die slawische Besiedlung einen Rückschritt, ihre Technik und Kunst war nicht nennenswert und ihre Wirtschaft beschränkte sich auf Viehzucht und einen mit einem wenig tiefgreifenden Pflug betriebenen Ackerbau.

— — —

Heimgärtners Tagebuch.

Ein Mann, der meine Lebensgeschichte betrachtet hatte, rief plötzlich aus: „Freund, dein Leben ist nichts anderes als ein Gedicht von Peter Rosegger."

Anfangs wußte ich nicht, wie das gemeint war. Wohl so, als ob die Erzählungen aus meinem Leben bloß erdichtet wären. Er hatte aber sagen wollen, dieses Leben des „Waldbauernbuben" sei so romantisch, als ob es ein erdichteter Roman wäre. In Wirklichkeit ist es so einfach, daß es kaum einfacher sein könnte. Romantisch nur insofern, als es nicht von meinem Willen und nicht von meiner Kraft gebaut wurde, sondern von „Zufällen".

Als ich mich auf Erden fand, war von einem Wollen überhaupt keine Rede. Ich war Bauernkind und sollte Bauer werden — es war gar kein anderer Gedanke. Da mußte in einer Nachbarsgemeinde der Schullehrer verjagt werden, der kam in unsere Gegend und lehrte mich lesen und schreiben. Eine im Lande ganz unerhörte Sache mußte also geschehen, um mich zu den Buchstaben zu bringen. Aber das tat nichts, ich sollte auf dem Bauernhofe meines Vaters Nachfolger werden und die Reihe des jahrhundertelang dort ansässigen Geschlechtes fortführen.

Da mußte es sein, daß mein Körper klein und schwach war und dem Pfluge nicht gewachsen. Also einen leichteren Beruf ergreifen, ein Handwerk. Das geschah, um mich bei den Wanderarbeiten mit dem vielgestaltigen Volksleben und zahllosen Leuten aller Art bekannt zu machen, was sonst in keiner Weise möglich gewesen wäre. Jetzt konnte ich gleich die Schreibkunst brauchen, um die Erfahrungen anzumerken. Aber als sie angemerkt, sauber gemacht und geschrieben waren, wollte ich spaßeshalber Etliches davon gedruckt sehen in einer Zeitung, in der ja manch Ähnliches schon zu lesen stand. Ich schickte zu diesem Zwecke einiges nach Graz an einen Herrn Martini, aber die Sachen kamen durch Versehen an eine andere Adresse. Diese andere Adresse war Doktor Adalbert Svoboda, den ich gar nicht gemeint hatte, von dem ich nie etwas gehört hatte und der doch allein der Richtige gewesen ist — unter Millionen der einzige, der so beschaffen war, daß er nicht bloß ein Stücklein meiner Feder in die Zeitung setzte, sondern sich ganz meiner annahm, mich in die Stadt zog, mir eine Schule suchte.

schen Nordländern Dänemark und Skandinavien. Auf einzelne dieser Beweisführungen werden wir noch zurückkommen müssen.

Aus mannigfachen Gründen wäre es sehr lehrreich, könnten wir die Kopfzahl der einzelnen Wanderstämme auch nur ungefähr feststellen, aber gerade da tappen wir im Dunkeln, denn Angaben, daß etwa die Westgoten unter Fritiger 200.000 Köpfe, ohne die Frauen und Kinder, zählten, und daß der Gotenkönig Ratiger über 700.000 Mann gebot, sind fabelhaft.* Solche Massen hätten die müde gewordenen Römer mit einem Stoß ins Meer geworfen! Sicher jedoch waren die Zahlen nicht gering, da es sich bei den Wanderungen um geschlossene Massen handelte. —

Als 568 die Langobarden, die in Pannonien seßhaft geworden waren, abwanderten, rückten die tatarischen Awaren nach und mitkamen die von ihnen beherrschten slawischen Winden oder Slowenen. Mit der Annahme, daß die Awaren die Oberschicht, den Adel, bildeten und die Winden die dienenden Kräfte stellten, wird man kaum fehlgehen. Sie drangen im Sau-, Drau- und Murtal vor, nördlich nach und nach bis zur Donau und westlich bis Tirol. Die heutigen Länder Steiermark, Kärnten und Krain erhielten damals den Namen Karantanien. Die Slowenen waren kein einheitliches Volk, sondern bestanden aus verschiedenen Stämmen unter — ursprünglich wohl — awarischen Fürsten: An der Mur und in Oberkärnten ließen sich die Duljeben, in Obersteier Chorvaten und in Oberösterreich Stodoraner nieder. Gleich den Kelten waren ursprünglich vermutlich auch die Winden vor ihrer Verbindung mit den „hundsnäsigen Awaren" eine den Urgermanen ähnliche, weil verwandte Rasse, und erst Plinius sonderte sie kritisch von diesen, während die Alten die Germanen, Kelten und Slawen in den Begriff „Skythen" zusammenwarfen. In Karantanien kreuzten sie sich überdies mit den romanisierten Keltenresten. Sie waren friedliebende Heiden, die angeblich kein Privateigentum kannten. Im Süden erhielten sie sich bis zur Gegenwart als Nation, in Mittel- und Obersteiermark wurden sie durch die fränkisch-bayrische Kolonisation aufgesogen, ein Prozeß, der schon im elften Jahrhundert ziemlich vollendet war.

Die recht häufigen slawischen Ortsbezeichnungen an der Mürz deuten mit Sicherheit darauf hin, daß die Winden hier festsaßen, doch dürften sie nicht sehr zahlreich gewesen sein — im oberen Mürztal zum Beispiel fehlten sie gänzlich. Natürlich nahmen alle Einwanderer zuvörderst das fruchtbare Land im Süden und die Talbreiten in Besitz, um erst im Lauf der Jahrhunderte mit dem Knapperwerden des Bodens ins Unwegsame vorzudringen. Die geschriebenen Quellen enthalten, ab-

* Vergleichsweise sei angeführt, daß die Zahl der Kelten, die 280 v. Chr. in Mazedonien einbrachen, auf 212.000 geschätzt wurde.

Aber vielleicht nennt man das ein Verdienst, daß ich die jeweiligen Gelegenheiten wahrgenommen habe, daß ich gearbeitet habe, ununterbrochen gearbeitet, fünfzig Jahre lang, um das, was an meinem Wege lag, zu pflegen, was in mir war, hervorzuholen, brauchbar zu gestalten, immer in der Absicht, nicht umsonst zu leben, den Mitmenschen zu nützen. Wozu mir freilich sonst nichts gegeben war als das Wort, das ungefüge, aber treugemeinte Wort eines Poeten, Idealisten.

Hört, wie ich zum Titel „der Weise von Krieglach“ gekommen bin, mit dem schalkhafte Leute mich unterweilen aufputzen. Mein Lebtag war ich das, was der Bauer „a bissel großhörig“ nennt. Mein Lehrmeister einst behauptete zwar, ich hörte nur das nicht, was ich nicht hören wollte. Nein. Ich wollte alles hören und am liebsten noch das, was ich nicht hören sollte.

In meinen letzten Jahren jetzt hat meine Harthörigkeit gute Fortschritte gemacht. Von Gesprächen, die um mich geführt wurden, verstand ich sonst ungefähr die Hälfte; und wenn ich dann manchmal eine Bemerkung dazugab, so war sie ungereimt und traf nicht. Das ist jetzt besser, jetzt verstehe ich zum Beispiel von einem Tischgespräch in größerer Gesellschaft nicht die Hälfte, sondern gar nichts. Ich schweige also. Und erst seit ich schweige, bin ich in den Geruch eines Weisen gekommen.

Mit unseren technischen Fortschritten scheint unsere Vernunft nicht gleichen Schritt zu halten. Mit den ersteren haben wir fabelhafte Siege errungen; die letztere hat sich in allem getäuscht, was sie vorausgesagte.

Ja, stärke dich, deutsche Burschenschaft,
Und merke dir, deutsche Jugend:
Unser Heil, das liegt in unserer Kraft,
Unsere Kraft liegt in unserer Tugend.

Und dünket „Tugend“ dir zu banal,
So setze das Wörtlein: Reinheit!
Setz': Herzenslust, setz': Ideal,
Doch nimmer setze: Gemeinheit.

Da fand ich heute in einem alten Kalender dieses Wort: Wer die Menschen nimmt wie sie sind, der macht sie schlechter; wer sie so behandelt wie sie sein sollten, der gibt ihnen Lust und Kraft, sich zu erheben. — Ein Wort, das jene Dichter und Künstler rechtfertigt, die die Menschen „idealisieren“.

Und da mußten wieder alle Schulen, die in Betracht kommen konnten, so engherzig sein, den Bauernbuben abzulehnen, bis auf die Handelsschule. Das mußte geschehen, um mir das Latein und Griechisch zu ersparen und anderes Gelerne, mit dem ich nur die Jahre vertan hätte, ohne mit den gelehrten Dingen etwas anfangen zu können. Die Handelsschule hat in ein paar Jahren mir vom praktischen Wissen und Können das Wichtigste beigebracht, um zur Not irgendeine kleine Lebensstellung versehen zu können oder mir im Selbstlernen fortzuhelfen.

Aber schau, eine Stellung fand sich nicht. Ich war genötigt zu versuchen, etwa mit meinen aufgeschriebenen Sachen, deren sehr viele dalagen, etwas zu erwerben. Und das gelang.

Nun war ich Schriftsteller. Schriftsteller, nicht gerade ohne es zu wollen, aber sicher ohne es angestrebt zu haben.

So bin ich geschoben worden, ohne es wahrzunehmen, geleitet worden, ohne zu wissen wohin, so bin ich von Unzweckmäßigem ferngehalten, zu Gedeihlichem geführt worden. Alles völlig ohne ein zielbewußtes Wollen und Streben von meiner Seite. Und so ähnlich ging es durch das ganze Leben. Ich begann ja natürlich dann auch selbst zu wollen und zu trachten, aber an den wichtigsten Wendepunkten griff allemal was Unerwartetes ein und leitete mich anders als es gedacht wurde. Es war eine fast gerade gezogene Linie ohne viel Hin und Her des persönlichen Zutuns.

Zufall? Dafür war es viel zu systematisch, zwecksicher. Glück? Aber auch das Glück ist blind, kann viele Jahre hindurch so gleichmäßig zielbewußt nicht arbeiten. Wie nenne ich es also, was mich geführt hat, wem soll ich danken? Es ist nicht modern, den Namen auszusprechen.

Wenn sie nun meine Willensstärke, mein erfolgreiches Streben preisen, wie es besonders in letzterer Zeit wieder geschehen ist, so wird mir heiß in den Wangen. — Das ist ja richtig, der tiefste Hang meines Herzens seit Kindheit her war nach Freiheit, nach Dichten und Schreiben. Aber bestimmt zu wünschen hätte ich es mir nie getraut, in der Meinung, daß es so etwas gar nicht geben könne; in meiner ganzen Umgebung war ja keine Spur davon. Später mit manchem Gelingen und als ich sah, daß es für mich die rechte Straße sei, bin ich freilich mutiger geworden und habe mir den Faden, an dem ich mich vorwärts greifen sollte, strammer gespannt.

Weil ich mich nun arm an Verdiensten weiß, so mußten auch die großen und hohen Ehrungen, die mir geworden, mich bange machen. Als müßte ich erst abstatten, was ich erhalten, was ja ganz und gar unmöglich ist im kleinen wie im großen.

Dieses Mißverstehen kommt von der Unkenntnis der Ursachen, Verhältnisse und Wirkungen. Lernen wir uns erst kennen, dann wird man gegenseitig sehen, daß man gewisse Sondereigenschaften und Sitten, die anfangs unangenehm berührten, aneinander nicht bloß ertragen, sondern auch erhalten bleiben müssen. Der eine deutsche Volksstamm braucht die Sondereigenschaften des anderen ja nicht anzunehmen, ja er soll es gar nicht, aber er mag sich freuen der unterschiedlichen Formen, in denen die germanischen Tugenden erscheinen und wirken.

In der Hauptsache unseres Volksgeistes, daß wir auf das äußerste friedliebend, aber auch schutzbereit sind, haben wir der Welt ein gewaltiges Beispiel gegeben. Die deutsche Kultur, wenn sie sich ganz entfalten kann, wie sie im Leben unserer Besten wirkt, soll der ganzen Welt ein Vorbild werden, anstatt daß wir uns verurteilen, ihre Sitten und Unsitten anzunehmen. Diese Anerkennung und Vertiefung der deutschen Kultur nun sehe ich als Hauptziel, wenn man von dem Zusammenschluß spricht. Und sie ist ja längst angebahnt. In keinem Lebensfache sind wir deutschen Völker so einheitlich, so gerüstet, so erfolgreich und so neidlos, wie in der Geisteskultur. Nichts halten wir so hoch, als den Mut, die Treue, die Wahrhaftigkeit, die Innigkeit, diese Haupteigenschaften der deutschen Seele. Und aus dieser inneren Kultur muß die äußere sich entwickeln, in der Arbeit, im Geschäftsleben, in der Gesellschaft, in der Politik und nicht zuletzt in der Wehrhaftigkeit. Deshalb, meine ich, sollte bei der „Zusammenschließung" und Vertiefung auf die innere deutsche Kultur das Hauptgewicht gelegt werden. Dann ergibt sich im Äußeren das Richtige von selbst. Dann wird so viel Landwirtschaft, so viel Industrie, so viel Handel sein, als es der Notwendigkeit entspricht und nicht mehr; es wird nicht so viel Armut und nicht so viel Reichtum geben, wir werden vom Ausland weniger beneidet sein und trotzdem würdiger und zufriedener leben, als in dem Wahnwitz der Güterjagd und des Weltbeherrschenwollens, dem andere Völker und Staaten verfallen sind.

Man wird diese Nationalpolitik belächeln, aber sie bleibt doch die richtige. Vielleicht führt uns noch immer vielfach Verblendeten weniger die Absicht zu einer solchen Gesundung als das Geschick; arbeiten wir ihm nur nicht entgegen, schließen wir uns vor allem in der deutschen Seele zusammen und nehmen wir wahr, wie viel Großes und Herrliches in unserem Volke immer wieder aufkeimt.

Eine der Hemmungen des seelischen Zusammenschlusses könnten wohl die beiden Konfessionen sein. Aber eben die deutsche Seele hat gezeigt, daß sie in den Zeiten der Not der Unduldsamkeit vergessen kann, so daß die Menschen als solche sich vertrauend nahen und helfen und einander friedlich die äußeren Verschiedenheiten der Kirchen gönnen, im Bewußtsein

Der Leiter dieser Zeitschrift hat eine Frage auf den Tisch gestellt, die so wuchtig und inhaltsschwer ist, daß ihr viele gar nicht zu nahen getrauen. Sie meinen, die Lösung sei nicht möglich, sogar der Versuch dazu schon gefährlich.

Näherer Zusammenschluß Deutschlands und Österreichs. Die Sache ist doch so selbstverständlich und einfach, wenn jeder daran nicht alles bewältigen will. Leute meines Schlages haben es schon gar leicht: Die politische, militärische, volkswirtschaftliche Seite berührt sie gar nicht, die überlassen sie den Fachleuten. Wir halten uns nur an das eine: Deutsche Kultur. Wir meinen einen innigen, einheitlichen Zusammenschluß der Deutschen in Österreich mit den Reichsdeutschen. Von unseren Ungarn, Tschechen, Polen usw. kann man nicht verlangen, daß sie nach deutscher Kultur leben, sie haben ihre eigene, die wir ihnen gönnen, weil diese Duldsamkeit eben unsere Kultur uns gebietet.

Sollte dieser Krieg für die Zentralmächte politisch, militärisch oder wirtschaftlich auch nicht günstig abschneiden, so würde der deutsche Idealist das noch immer für keine Niederlage halten, wenn die völlige Freiheit unseres Geistes, unserer Seele, unserer Eigenarten und Sitten aufrecht bleibt. Das ist die Hauptsache, darin und nur darin allein besteht unsere Deutschheit, die wert ist, mit dem Blute der Besten erkauft zu werden. Seit Jahrzehnten war aber das eine wahrzunehmen, daß diese deutsche Kultur vernachlässigt, ja oft verachtet und mißhandelt wurde; und zwar nicht von äußeren Feinden, sondern — von uns selbst. Wir haben vielfach fremde Lebensweise an uns gezogen von Völkern, die wir jetzt bekämpfen müssen. Wir lehnen mit allen Mitteln ihre physische Gewalt ab, während wir vielfach längst in der Gewalt ihrer Neigungen und Sitten sind.

Ich mag nicht erst aufzählen, in wie vielen, vielen Dingen wir deutsches Leben um fremdes vertauscht haben. Wollten wir im Luxus, im Leichtsinn, in Phrasenhaftigkeit, in Familienvernachlässigung es nicht immer den Franzosen nachmachen? Hat nicht italienische Schlauheit und Unredlichkeit immer mehr Boden bei uns gewonnen? Haben wir nicht nach englischem und amerikanischem Vorbild uns von der Naturwirtschaft entfernt und der Industrie, dem Handel gehuldigt, mehr als gesund war? — Was wehren wir uns denn gegen diese Völker, wenn wir so schon die Ihren sind?

Nein, ich rede nicht so, aber man hat schon so reden gehört und ist's nicht immer leicht, es zu widerlegen. Ich will damit nur umgrenzen, was ich unter deutscher Kultur meine, in der wir uns auf das engste zusammenschließen müssen von Süd und Nord. — Wir haben natürlich auch unsere großen Unterschiedlichkeiten, ja es gibt Eigenschaften, die im Norden als Tugend, im Süden als Fehler gelten und umgekehrt



Der gute Wille allein ...

Der „gute Wille“ ist sehr viel bei biedern Dorfschulmeistern,
Er ist das Um und Auf sogar von manchen kleinen Geistern,
Doch klage — o, ich rate gut! — der echte, rechte Mann nicht:
„Ich möcht' schon, doch ich kann nicht ...“ P. L. M.

Aus unserer Zeit.

Wenn!

Wir hätten bald Frieden, wenn ...

Die Feinde des Deutschen Reiches stehen alle an der Westfront; im Osten ist bereits Ruhe; und auch Österreich hat eigentlich nur mehr eine einzige Front, die seit Herbst überdies stark verkürzte italienische. Was unseren Gegnern seit vier Jahren nicht gelang, die Überwindung der Mittelmächte, kann ihnen künftig um so weniger gelingen, da wir durch den Ostfrieden militärisch bedeutend gestärkt wurden und unsere „Aushungerung“ infolge der sicher zu erwartenden Zufuhr aus der Ukraine und aus Rumänien ins Gebiet der Unmöglichkeit gehört. Daran können auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika nichts ändern. Woher nimmt also die Entente den Mut, den Krieg weiter fortzusetzen? Wieso hofft sie immer noch auf ihren entscheidenden Sieg?

In London, Paris, Rom und Washington spekuliert man eben auf einen Aufstand der österreichischen Slawen, auf die gesamten österreichischen und die deutschen „unabhängigen“ Sozialdemokraten.

Wenn heute die tschechischen und südslawischen Machthaber bloß erklären würden: „Wir halten nach wie vor an unseren staatsrechtlichen Forderungen fest, aber verschieben den Kampf darum bis zum Frieden“, und wenn die Sozialistenführer einhellig beschlössen: „Während des schrecklichen Krieges, der täglich Tausende verschlingt, ist es nicht an der Zeit, innerpolitische Teilziele zu verfolgen, daher keine Streiks, keine Straßenunruhen, keine passive Resistenz!“ — dann hätten wir binnen drei Monaten den allgemeinen Frieden!

Ja — wenn ...

Das Volk von unten bis oben aber sollte sich darüber klar werden, wo die Kriegsverlängerer, die letzten Stützen unserer Feinde, sitzen!

*

Eine gefallene Größe.

Unter der Kanzlerschaft des Fürsten Bülow machte sich ein Mann aus Kiew durch seine Wühlereien unter der Berliner Arbeiterschaft unangenehm bemerkbar. Der Mann hörte auf den echt russischen Namen Silberfarb, und Bülow nannte ihn im

innerer Einigkeit. Möge dieser heilige Friede im Krieg, im Frieden nicht wieder zum Kriege werden.

Sowie ein Aristokrat stolz ist auf seine Ritterburg, und wäre es auch nur eine Ruine, so bin ich's auf mein Bauernhaus. Und ich fühle mich, der vom Berge in das Tal kommt, so wenig menschlich und gesellschaftlich herabgekommen als der Graf, der heute in einem bürgerlichen Hause wohnt. Es kommt nur darauf an, daß man dem Adel seiner Vorfahren treu bleibt.

Seelenwanderung.

Wir sahen uns zum erstenmal vor zwanzigtausend Jahren,
Da deine Brüder und dein Herr des Stammes Fürsten waren.
Du gerbtest dir zum Prachtgewand den Pelz des Höhlenbären,
Ich hämmerte mit Stein aus Stein mir Spitzen zu den Speeren.

Ich liebte dich, wir flüchteten, man hat uns bald ergriffen,
Sie schnellten mir ins Herze tief drei Pfeile, scharf geschliffen.

Wir sahen uns zum zweitenmal im Reich der Pharaonen,
Des Könige als Mumien jetzt in den Museen thronen.
Prinzessin — du! Ich liebte dich, ich armer Hilfsknabe,
Und brachte dir mein Herze dar, als meine beste Gabe.

Doch Ramses zürnte uns und schlug mir ab den Kopf vom Leibe.
So starb ich denn zum zweitenmal an dem ersehnten Weibe.

Wir sahen uns zum drittenmal am Hofe Louis des Neunten,
Du warst des Königs Kebse dort, ich zählte zu den Freunden.
Ich liebte dich, ich warb um dich, ich wollte dich erringen,
Doch Ludwig jagte mich vom Hof, da sucht' ich ihn zu zwingen!

Am Scheiterhaufen hat er mich gebüßet und verdorben,
So bin ich denn zum drittenmal an dir, mein Lieb, gestorben.

Wir sah'n uns jüngst zum viertenmal in deinem gold'nen Schlosse,
Ich liebte dich, du neigtest dich, ich ward dein Herzgenosse.

Schon rauscht das Schicksal über mir, auch dieses Glück wird enden,
Zum letztenmal verblutet so mein Herz in deinen Händen...

Benedikt.

80 Kronen im Monat, im Zeitalter der ungeheuerlichsten Teuerung, wo Lehrlinge das Drei- und Vierfache verdienen, für einen Lehrer!!! Schämen wir uns!

H. L. R.

*

Propheten?

Feststellungen zur Zeitgeschichte.

Es war in Heidelberg. Das Wintersemester 1913—1914 war im Begriff, zu Ende zu gehen, und in der Vorlesung über die neuere Geschichte lauschte die zahlreiche Zuhörerschaft den interessanten Ausführungen des Professors, von dem die Rede ging, daß heute etwas ganz Besonderes zu erwarten sei. Es wurde auseinandergesetzt, wie das letzte Jahrzehnt von dem deutsch-englischen Gegensatz beherrscht gewesen sei, wie aber die letzten Jahre zusehends die Entspannung gebracht hätten und daß wir in kurzem mit England zu einem freundschaftlichen Verhältnis kämen, das alle Gefahr beseitigen werde. Nur die Alldeutschen, diese Phantasten, die keine Ahnung von Politik hätten, behaupteten, daß England unser Feind sei. England sei gar nicht unser Feind; da seien nur Mißverständnisse, die zu beseitigen seien durch einen Vertrag. Er wolle kein Prophet sein, aber soviel könne er verraten, daß es das Jahr 1914 sei, wo ein Vertrag mit England abgeschlossen werde, der ewigen Frieden und Freundschaft gewährleisten werde, sogar den Monat könne er nennen — es werde der August oder September sein.

Also sprach Dr. Oncken, o. ö. Professor der Geschichte an der Universität Heidelberg. Allgemeiner Beifall. Ich war betroffen und ging sinnend nach Hause. Auch ich hatte zu den Menschen gehört, die von alldeutschen Ideen angesteckt waren, und hatte ihren eindringlichen Lehren zuviel mein Ohr geliehen, die jahraus jahrein seit zehn Jahren gepredigt hatten, daß England dauernd und bewußt unser Feind sei, und daß wir uns mit allen Mitteln für die Stunde rüsten müßten, wo dieser unausbleibliche Krieg über uns hereinbrechen werde. Gott sei Dank, das war ja gar nicht so. Hier hatte ein Mann gesprochen, der auf Grund von Aktenkenntnissen urteilte und nicht wie die phantastischen Alldeutschen nach politischem Instinkte. Ich wurde wieder ruhig und ließ die alldeutschen Blätter ihren Kram ohne Eindruck auf mich schreiben, die da fortgesetzt darauf hinwiesen, daß der Abschluß der Balkankriege keine Entspannung der politischen Weltlage gebracht habe, daß vielmehr die immer feindseligere Haltung des Dreiverbandes gegenüber dem Dreibund und namentlich Rußlands gegenüber Deutschland und Österreich eine immer näherrückende Kriegsgefahr bedeute. Solch eine Beunruhigung und Kriegshetze sollte polizeilich verboten sein!

Der Frühling 1914 kam in das Neckartal, schön und hoffnungsreich wie immer, und er schmeichelte mir die Sorgen von der Seele, als ich auf der Strahlenburg in Schriesheim stand und meinen Blick auf das Pfälzerland richtete, das in Segen verheißender Pracht zu meinen Füßen lag. Ich konnte mich von dem Eindruck nicht losmachen, den die neueste Entschließung des Gesamtvorstandes des Alldeutschen Verbandes auf mich gemacht hatte, die dieser in Stuttgart soeben gefaßt hatte. Sie stellte fest: „daß dem deutschen Volk ein Kampf nahe, der sein Schicksal für eine weite Zukunft, vielleicht für immer entscheiden werde. Der Vorstand ruft das deutsche Volk auf, sich auf diesen nicht mehr vermeidlichen Kampf mit allen Kräften vorzubereiten.“ Fast wäre ich dieser Unglück prophezeienden Stimme erlegen, wenn mich nicht die Überzeugung gehalten hätte, daß die phantastischen Alldeutschen rein laienhaft und ohne jede amtliche Sach- und Aktenkenntnis urteilten. Dafür hat man denn doch Vorlesungen gehört! Und nicht umsonst!

Reichstag gelegentlich einen „lästigen Ausländer“. Seit damals ging so manches in der Welt vor, schließlich entbrannte sogar der große Krieg, Rußland stürzte ein, der Zar ging, Bolschewiken kamen und die Sozialrevolutionäre errichteten unter anderem die kommunistische Republik Ukraine. Da tauchte plötzlich Herr Silberfarb wieder auf und wurde Minister für jüdische Angelegenheiten. (Hier sei folgende kleine Einschiebung gemacht: Durch die neue Würde des Herrn Silberfarb bestochen, sollen sich in einem europäischen Kulturstaat Vertreter des rassebewußten Judentums zum betreffenden Staatsoberhaupt mit dem Ersuchen begeben haben, gleichfalls einen Minister zur Wahrung jüdischer Interessen zu ernennen. Das Staatsoberhaupt lächelte fein über den Wunsch der Abordnung und erwiderte: „Aber meine Herren, was wollen Sie denn, alle meine Minister, ohne Ausnahme, sind doch unablässig im Interesse des Judentums tätig . . .“) Nun — Herr Silberfarb war ukrainischer Minister, und eine unserer linksgehenden Zeitungen benützte die Tatsache zu der hämisch sein sollenden Feststellung, wie hoch es der „lästige Ausländer“ von Einst gebracht habe, während sein ehemaliger Kritiker Bülow schon längst ein bedeutungsloser Mann a. D. wäre. Seitdem, obschon es erst wenige Wochen sind, ging abermals mancherlei in der Welt vor. Unter anderem wirtschafteten die Sozialrevolutionäre in der Ukraine ab, eine schier konservative Bauern- und Bürgerpartei ergriff das Staatssteuer, und ein adeliger Kosakenhauptmann — Gott schenk' ihm ein langes Leben und Gesundheit! — wurde Diktator. Herr Silberfarb sitzt dafür und derweilen im Arrest. Zu welch wundervollen Vergleichen kann jetzt diese neue Tatsache anregen: Mit Bismarck hat Silberfarb gemeinsam, daß auch er gestürzt wurde; und gleich Napoleon ist nun auch Silberfarb gefangen.

Aber Beiden gegenüber — Napoleon und Bismarck — hat Silberfarb (lang soll er leben und gesund bleiben!) eines voraus: Er ist noch nicht gestorben!

Ja, Herr Silberfarb, nehmt alles doch in allem, ist ein Prachtkerl!

P. L. M.

*

So etwas . . .

Folgende Notiz machte die Runde durch unsere Zeitungen:

Straßenkehrerin und Lehrerin. Zur Charakteristik der sozialen Zustände in Frankreich stellt „L'Ecole et la Vie“ folgendes fest: „Eine Frau aus dem Volke hat zwei Töchter. Die eine hat nichts gelernt und ist daher als Straßenkehrer beschäftigt. Die andere hat ihre Prüfung abgelegt und ist Lehrerin. Die erste hat im letzten Monat 200 Fr. verdient, die zweite 95 Fr.“

200 Franken der Straßenkehrerin und 95 Franken der Lehrerin — echt französisch! So etwas kommt natürlich, selbstverständlich, gottlob bei uns nicht vor.

Wir haben ja nicht die Frankenwährung.

*

Diese Zeilen lagen schon einige Wochen in der „Heimgarten“-Mappe, als ich in der Zeitung las, daß Otmar Modereggér gestorben war. Ein guter, tapferer, unendlich strebsamer junger Lehrer, der Holzknecht gewesen und sich mit unendlicher Mühe für die Lehrerbildungsanstalt vorbereitete, um 1917 die Schlußprüfung mit ausgezeichnetem Erfolg abzulegen. Jetzt raffte ihn eine tückische Krankheit hinweg. Zugleich erfuhren wir aber auch, daß er einen Monatsgehalt von 80 (achtzig) Kronen bezog. Sein vorgesetzter Inspektor nahm sich Modereggers an, so daß er wenigstens nicht verhungerte und erfror!

Während Kriegsgewinner, Zwischenhändler, Lieferanten aller Art . . . Jeder soll sich den Schlußsatz selbst ergänzen!

Anmerkung der Schriftleitung: Herr Haha tut mit seinem Spott doch vielleicht ein bißchen Unrecht. Wenn ein paar hysterische Frauenzimmer für einen Kuß des schönen Kehlkopfmimen dem Staate ihre Ersparnisse zur Verfügung stellen — warum nicht? Der brave Sänger wird daran nicht sterben, die Jungfrau kriegt ihr Bußl, der Finanzminister Geld und alles ist in Ordnung. Ein bißl mehr „Hamur" wäre auch Herrn Haha zu wünschen. Lasset den Zweck das Mittel heiligen! — Die Anregung, es sollten auch junge Damen Küsse als Preise für fleißige Anlehenzeichner aussetzen, werden wir an die Interessenten dafür weiterleiten!

*

1:3 und 1:4.

Zu Beginn des Krieges standen das Deutsche und das Öster-Reich sechs feindlichen Staaten gegenüber; eine Einwohnerzahl von 130 Millionen gegen rund 600 Millionen. Wir hielten nicht nur stand, wir rückten sogar vor. Wir bekamen zwei neue Verbündete und die Zahl unserer Gegner wuchs allmählich auf etwa zwanzig. Trotzdem mußten Serbien, Montenegro, Rumänien und Rußland daran glauben, Frankreich und Italien verloren wertvolle Gebiete und um England schwärmen die Tauchboote. So kommt es, daß heute etwa 200 Millionen mit uns gegen — 1000 fechten, die, einschließlich China, angeblich entschlossen sind, bis zum „Endsieg" durchzuhalten. Seit Winter 1916 haben unsere Feinde oft und oft Gelegenheit gehabt, Frieden ohne Eroberungen und ohne Entschädigungen zu schließen. Sie wiesen alle derartigen Anträge hochmütig ab. Rußland und Rumänien, um nur einige zu nennen, werden dies bereits bitter bereuen. Dagegen lassen England, die Union, Frankreich und Italien nicht locker. Eine Folge davon sind die mächtigen deutschen Angriffe im Westen, von denen heute niemand wissen kann, ob sie nicht in absehbarer Zeit den Kanal und die Festung Paris erreichen werden. Gegenwärtig stehen die Deutschen an der Marne, an jenem Fluß, der bei Paris in die Seine mündet. In *einem* Ruck wird es ganz gewiß nicht bis zur Entscheidung kommen, aber es spricht auch nichts dafür, daß sich das „Kriegsglück" wenden werde. (Bekanntlich hat nach Friedrich dem Großen auf die Dauer nur der Tüchtige Glück!)

Sowie Soissons gefallen war und der Barbarensturm immer noch nicht halt machen wollte, fing die französische Presse an, „nervös" zu werden. Es sei aber nur eines Satzes des „Figaro" gedacht. Dort schrieb Reinach — Reinach der „Franzose"! — : Die letzte Niederlage sei nur eine Folge der zahlenmäßigen deutschen Übermacht, denn einer *dreifachen* Überzahl hätte die französische Armee schon oft widerstanden, aber eine vierfache sei zu viel ...* Wir wollen nur nebenbei daran erinnern, daß die Mittelmächte jahrelang eine *vielfache* Übermacht nicht nur abwehrten, sondern auch schlugen; wir wollen aber die seltsame Feststellung erwägen, daß heute die Deutschen in Frankreich mit *vierfacher* Überlegenheit angreifen — ungeachtet dessen, daß ihnen dort die Riesenheere von drei Großmächten gegenüberstehen, Portugiesen und dergleichen gar nicht gerechnet. Ist das nicht Zauberei? Sind Hindenburg und Ludendorff etwa Zauberer? Fast scheint es so. Dann täten freilich unsere Feinde gut daran, schleunigst Frieden zu machen, denn mit Zauberern Kirschen zu essen oder Granaten zu wechseln, ist eine undankbare Aufgabe.

Doch mit ernsten Dingen soll man nicht Scherz treiben. Hoffen wir lieber, daß wenigstens das todwunde Frankreich endlich zur Besinnung kommt und sich frei nach Reinach-Figaro sagt: „Wenn der Feind im fünften Kriegssommer noch über eine vierfache Überlegenheit verfügt, so haben wir keinerlei Aussicht mehr auf ein gutes Ende. Daher besser heute, denn morgen Schluß. Elsaß-Lothringen war ein Traum ... und nicht einmal ein schöner ..."

* Inzwischen behauptete Clemenceau in der Kammer, Frankreich habe gegen eine *fünffache* Übermacht standzuhalten ...

Bald darauf geschah ein neues Attentat auf meine Stimmung. Und dieses war das tollste, was mir von meinen alldeutschen Freunden zugemutet wurde. Man höre: Im Mai hatte eine Vertrauensmännerversammlung in Mannheim stattgefunden, in welcher der Geschäftsführer des Verbandes, Freiherr v. Vietinghoff-Scheel, den unmittelbar bevorstehenden Weltkrieg ankündigte. Er sei beauftragt, den Herren mitzuteilen, daß der Vorstand des Alldeutschen Verbandes in höchster Sorge um das Schicksal Deutschlands sei, daß die Berichte, die er von Rußland erhalte, feststellten, daß dort bereits mobilisiert werde; daß in Frankreich eine Volksstimmung herrsche, wie sie nur kurz vor dem Ausbruch eines Krieges zu sein pflege; daß ihn auch die scheinbar freundliche Stellung Englands zu Deutschland nicht umstimmen könne; daß im Gegenteil gerade diese Zurückhaltung Englands, dieser Künstlerin in der Politik, ihm die größte Sorge sei und ihm die Überzeugung verstärkte, daß der Ring schon geschlossen sei, der zum Unheil unseres Volkes werden solle und England aller weiteren offenen Hetze enthebe; er sei auch nicht der Meinung, daß erst 1915 oder 1916 der allgemeine Krieg gegen uns beschlossen sei — der Krieg stehe unmittelbar bevor; wie der Krieg ausbreche, könne er natürlich auch nicht sagen, aber er denke sich, da unten in Serbien passiere etwas und führe zum Krieg zwischen Serbien und Österreich, zwischen Österreich und Rußland, zwischen Rußland und Deutschland, zwischen Deutschland und Frankreich, England werde sich Frankreich anschließen und Italien werde nicht auf unserer Seite sein!

Meine Stimmung hatte ihren Hieb weg, aber überzeugt war ich nicht. Es kam der 30. Juni. Ich hatte mich von einer festlichen Versammlung in Reichenhall nach den stillen Ufern des Königssee geflüchtet und mich auf einer Bootsfahrt den beruhigenden Eindrücken der Bergwelt hingegeben. Als ich um die sechste Stunde an Land stieg, zog mich eine unruhige Menschenmenge zur Post mit hin: Soeben war das Telegramm angeschlagen worden, daß der österreichische Thronfolger Ferdinand in Serajevo einer serbischen Bombe zum Opfer gefallen sei. Mein Begleiter, ein österreichischer Reserveoffizier, erklärte kurz: „Das ist der Krieg, ich gehe nach Hause und packe meinen Koffer, jetzt geht's los!"

Noch einmal kam mein seelisches Gleichgewicht ins Schwanken. Wer hat nun recht? Mein Freund oder der weissagende Professor? Der Laie oder der Aktenkenner? Wird in den nächsten Monaten der Krieg ausbrechen oder der ewige Friede mit England? — Noch einmal siegte, als ich nach München kam, die beruhigende Erklärung der deutschen Regierung. Erst der Ausbruch des Krieges gab eine eindeutige Antwort.

„Ostdeutsche Rundschau."

*

Hamur!

Man schreibt uns: „Einer der vielen beliebten Wiener Operettensänger erbot sich öffentlich, derjenigen Dame, die am meisten für die Kriegsanleihe getan habe, vor allen Leuten feierlich einen Kuß zu geben ... Der Mann will auf billige Weise in Patriotismus machen und läßt sein „goldenes Herz" sprechen! Und macht damit Reklame für sich. Der Krieg ist eine ernste Sache und auch Kriegsanleihen sind keine Volksbelustigungen, aber dem beliebten Operettensänger gelingt es, ihnen jene heitere Seite abzugewinnen, die sie nicht besitzen. Er hat halt Hamur! „Echten Wien'r Hamur!" — „Vater Radetzky, schau awa!" — „So a Hetz war no net da!" — Stumpfsinn, Stumpfsinn ... Vielleicht werden sich bei der nächsten Kriegsanleihe hübsche Wiener Soubretten in den Dienst der guten Sache stellen: Wer 10.000 K zeichnet, darf ihnen die Hand küssen, bei 20.000 halten sie die Stirn, bei 30.000 die Wange hin; ein 100.000 K-Zeichner darf ihre roten Goscherln abbusseln — usw. hätte ich bald geschrieben ... Hochachtungsvoll H. H."

Meine hellen Seheraugen tauch' ich ein im ew'gen Lichte,
Und vor meine Seele treten zukunftstrunkene Gesichte;
Durch das euch verhüllte Dunkel tatenschwang'rer ferner Zeiten
Seh' ich eine hohe Göttin nah' und immer näher schreiten.
Du, das zwanzigste seit Christi, waffenklirrend und bewundert,
Wird die Nachwelt einst dich nennen das germanische Jahrhundert.
Deutsches Volk, die weite Erde wird vor dir in Staub erzittern,
Denn Gericht wirst du bald halten mit den Feinden in Gewittern;
Englands unberührten Boden wird dein starker Fuß zerstampfen;
Überall wird hoch zum Himmel auf das Blut der Feinde dampfen;
Und den tönernen Giganten Rußland stürzest du zerborsten,
In der Ostsee reichen Landen wird der deutsche Adler horsten.
Österreich, du totgeglaubtes, eh' die zwanzig Jahr' vergehen,
Wirst du stolz und jugendkräftig vor den vielen Völkern stehen,
Und sie werden dich erzitternd, beugend sich vor deinem Ruhm,
Herrscherin des Ostens nennen, zweites deutsches Kaisertum;
Mit des neuen Polens Krone wird sich stolz ein Habsburg kränzen,
Unter ihm in junger Freiheit wird die Ukraine glänzen.
O geliebtes Volk, ich höre stimmen schon die Zymbeln, Geigen
Und die Pauken und Trommeten zu dem großen Siegesreigen,
Freue dich der Heldenzeiten: das Geschick ist dir verbündet,
Fürchte nichts von deinen Feinden: Wahrheit hab' ich dir verkündet.

Nun, nehmen wir als erwiesen an, daß Hamerling ganz bestimmt nicht der Verfasser ist — klingt es nicht wunderbar, daß ein Reimschmied Anno 1914, als die Russen tief in Galizien standen und Ostpreußen noch bedrohten, wahrhaft prophetisch die Zertrümmerung des Zarenreiches, die Eroberung der Ostseelande und die Wiederaufrichtung Polens und der Ukraine verkündete? Ob Hamerling oder nicht, der Mann hatte ein starkes Herz, einen klaren Blick — und eine schöne Begabung; denn seine Verse sind gut! Warum hüllte er seine Person in Dunkel und verschanzte sich hinter einem fremden Namen? (Das Gegenteil wäre leichter verständlich!) Man hat dem „Fälscher“, der ein ganz richtiggehender Prophet ist, unlautere Beweggründe unterschoben, was wohl kaum zutrifft. Er wollte eher eine unschuldige „Sensation“ erregen, gab aber zugleich 1910 als Entstehungsjahr an, um die Täuschung anzudeuten, oder er fürchtete, sein Gedicht würde ungedruckt und ungelesen bleiben, schriebe er seinen eigenen (unbekannten?) Namen darunter. Ich glaube ersteres.

Schade, daß sich der „falsche“ — echte Prophet auch bisher nicht verriet. Man würde ihn gewiß nicht steinigen! So wird das Volk in einigen Jahren felsenfest an Hamerling als Verfasser glauben.

Dies die Strafe für den „Fälscher“! H. L. R.

Die Mohammedanerin im Krieg.

Die Einberufung der Mehrzahl unserer Männer hat den Frauen im Wirtschaftsleben zeitweilig eine führende Stellung eingeräumt, was dauernd nachwirken wird. Noch auffälliger aber als im innereuropäischen Kulturkreis ist eine ähnliche Wandlung in muselmanischen Ländern. Über diese — soweit Algier in Betracht kommt — berichtet René Payot im „Journal de Genève“:

Seltsamerweise hat der Krieg, so schreibt er, in den althergebrachten Sitten der muselmanischen Bevölkerung Algeriens und anderer französischer Kolonien eine große Umwälzung hervorgerufen. Am beklagenswertesten war in Algerien stets das Los der Frauen. Gleichviel, ob reich oder arm, kam das Mädchen aus der Knechtschaft des Vaterhauses direkt unter die Bevormundung durch den Gatten. Die musel-

Prophezeien hätten sie nicht sollen!

Unter der Aufschrift „Kurzsichtigkeit der Hochfinanz" veröffentlicht der „Türmer" folgende Erinnerung, die zeigt, wie falsch die „großen Geldmänner" Deutschlands wirtschaftliche Kräfte beurteilten:

„Es war in der Sitzung des Herrenhauses vom 7. April 1911, als Herr Artur von Gwinner, Direktor der Deutschen Bank, bei der Beratung des Staatshaushaltes die Möglichkeit von Anleihen in Kriegszeiten erörterte. Wie er damals behauptete, werde man in Kriegszeiten wahrscheinlich gar nicht borgen können. Der nächste Krieg werde mit Papiergeld geführt werden und mit Zwangsanleihen bei den Steuerzahlern etwa durch gewaltige Erhöhung der Ergänzungssteuer. Herrn von Gwinner war es durchaus unklar, wie man die vielen Anleihen aufnehmen wolle, die für die Bedürfnisse eines neuzeitlichen Krieges erforderlich seien. Denn die Militärsachverständigen hätten, wie er hinzufügte, von vielen Milliarden gesprochen. Schließlich sagte Herr von Gwinner: ‚Ich bin mir sehr gewiß darüber, daß man diese Anleihen eben nicht aufnehmen kann.'

Inzwischen haben die deutschen Kriegsanleihen, die mit der letzten und achten insgesamt 87½ Milliarden Mark erbrachten, gezeigt, daß dieser Sachverständige in einem erstaunlichen Irrtum begriffen war. Da Herr von Gwinner als Vertreter der Berliner Hochfinanz ins Herrenhaus berufen worden war und bei seinen Berufsgenossen nicht den geringsten Widerspruch hervorrief, so ist anzunehmen, daß damals die ganze Berliner Hochfinanz den erstaunlichen Irrtum ihres Vertreters über die Kreditfähigkeit des Deutschen Reiches und über die geldliche Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes teilte.

Schon vordem hatte sich ein anderes Mitglied der Hochfinanz ähnliche bedenkliche Äußerungen erlaubt. Auf dem Deutschen Bankiertag von Anfang September 1907 klagte Herr Warburg aus Hamburg über die angebliche ‚Zerstörung der Börse durch das Börsengesetz'. Nach seiner Meinung habe das Börsengesetz die Gefahr heraufbeschworen, daß es im Kriegsfall dem Deutschen Reich an den erforderlichen flüssigen Mitteln fehlen werde.

Derartige Auslassungen mußten im feindlichen Auslande die Meinung erwecken, Deutschland sei aus finanziellen Gründen außerstande, einen großen Krieg zu führen. Ein Krieg gegen Deutschland werde nur kurze Wochen dauern und müsse mit einem Siege enden, da Deutschland finanziell bald zusammenbrechen werde. Zum Überfluß hatte damals der Abgeordnete Gothein in der ‚Frankfurter Zeitung' verkündet, daß Deutschland einen Landkrieg in absehbarer Zeit nicht zu befürchten hätte und deshalb zu Lande abrüsten könne.

Die Kurzsichtigkeit der Vertreter der Hochfinanz war geeignet, die Kriegslust der feindlichen Mächte zu ermutigen, und ist daher den Ursachen des großen Krieges einzureihen."

Ein „falscher Prophet"?!

Im Winter 1914 ging ein Gedicht, „Prophezeiung" überschrieben, durch die Blätter, als sein Verfasser wurde Robert Hamerling, als Entstehungsjahr 1910 genannt. Von verschiedenen Seiten wurden gegen die Urheberschaft Hamerlings (gest. 1889) Bedenken laut, und Aurelius Polzer bewies mit äußeren und auch inneren Gründen, daß dieses Gedicht nicht vom Dichter des „Königs von Sion" stamme. Irgendeiner hat es gemacht und den Namen des großen Poeten mißbraucht . . .

Der „Heimgarten" veröffentlichte die „Prophezeiung" schon vor drei Jahren, möchte sie aber seinen Lesern nochmals vorlegen:

Bank ein. Vier Frauen in Laghuat zeichneten für die letzte Kriegsanleihe und zahlten die Beträge in Gold ein.

Die gegenwärtige Befreiung von der Bevormundung des Mannes, dazu der ungewohnte Reichtum, ist für die armen Frauen ein nicht gekanntes Glück. Darum ist der Wunsch einer alten Kabylin verständlich, die einen Sohn an der Front hatte und die in ihrem Gebete weiblichen Egoismus mit Mutterliebe verschmelzte: „Mein Gott," so betete sie, „schütze meinen Sohn . . . und verlängere den Krieg!"

Antisemitengesindel!

Im „Neuen Wiener Journal" des Herrn Lippowitz schreibt ein Herr Sonnenfeld zum hundertsten Geburtstage des Begründers der deutschen sozialdemokratischen Partei Karl Marx unter anderem: „Er wird so glühend geliebt und so glühend gehaßt, als ob er noch im Tagesgezänk unter uns ginge und nicht schon längst ins Pantheon der Unsterblichkeit entrückt wäre. Seine Feinde nennen ihn ehrgeizig, skrupellos, fanatisch, herrschsüchtig, kleinlich, dogmatisch, rachsüchtig. Vielleicht haben sie recht. Seine Freunde verehren ihn wie einen Messias. Vielleicht haben auch sie recht . . . Auch wir, die keine Sozialdemokraten sind, neigen uns huldigend vor der Heldengestalt des Mannes, der wegen seiner Überzeugung wie ein Verbrecher von Land zu Land gehetzt, wegen seiner jüdischen Abstammung vom Antisemitengesindel mit gemeinen Verdächtigungen bespien, mit Selbstverleugnung für die Unterdrückten und Entrechteten eingetreten ist. Ecce homo! Ruhm und Ehre seinem Andenken!"

Kein Klarblickender, gleichgültig ob Arier oder Jude, kann nach den Erfahrungen von vier Kriegsjahren mehr leugnen, daß die gerade in der allerschwersten Zeit sich am allerkrassest äußernden Zersetzungsstoffe der semitischen Rasse in den breitesten Schichten des deutschen Volkes eine antisemitische Strömung wie nie zuvor erzeugten. Wenn es da ein Herr Sonnenfeld wagt, in einer Wiener Tageszeitung vom „Antisemitengesindel" zu schreiben, so spekuliert er derweilen noch mit Recht auf die schier unermeßliche Geduld und Gutmütigkeit eben dieses „Antisemitengesindels". Denn sonst —!

Vor Jahren schon sagte mir in der Schweiz ein alter Kaufmann, der das Leben dreier Weltteile kennen gelernt hatte: „Lieber Herr Doktor, ich erlebe es nicht mehr, wohl aber Sie, daß ein großer Pogrom in Europa die Juden dezimiert." Darauf entgegnete ich, kein Freund von Pogroms und Ähnlichem zu sein. Der alte Kaufmann nickte: „Ich auch nicht, ich bin nicht einmal ein regelrechter Antisemit, aber die Überhebung, die Frechheit, die Ausbeutung und Herrschsucht der Juden werden über kurz oder lang Pogrome heraufbeschwören. ‚Demokratie' sagen sie und meinen damit ‚Judäokratie'. Das muß ein Ende mit Schrecken nehmen!"

Sonnenfeld und Genossen werden vielleicht gut daran tun, das „Antisemitengesindel" nicht zu reizen. Denn sonst —!

Weibliches, allzu Weibliches.

Selbsterkenntnis ist nicht gerade eine weibliche Eigenschaft, aber ihre Schönheit kennt doch jede (schöne) Frau. Ist daher ein Mann im Zweifel, ob die Gesichtszüge eines weiblichen Wesens von vorne oder von der Seite betrachtet anmutiger sind, so achte er nur darauf, ob sich die Dame ihm gegenüber oder an seine Seite zu setzen pflegt.

*

manische Frau hat sich dieser durch die Dogmen von Jahrhunderten geregelten Knechtschaft gut angepaßt, so daß ihr Intellekt unfähig schien, sich an Selbständigkeit zu gewöhnen. Im Falle einer Scheidung beeilte sich die Muselmanin meistens, sich auf die Suche nach einem anderen Mann zu begeben, anstatt die schwer errungene Freiheit, wie nur die Ehelösung sie ihr geben konnte, zu genießen. Die Aussicht, ein zweitesmal unglücklich zu werden, war ihr weniger furchtbar als genötigt zu sein, den Kampf ums Leben allein zu führen. Gehörte sie einem reichen Manne an, so war ihre einzige Sorge, dem Gatten zu gefallen: sie ordnete sich seinen Launen unter, versuchte, ihm die Zeit zu vertreiben, obwohl sie stets der Gefahr ausgesetzt war, eines Tages von ihm verschmäht zu werden. Ihre Tage verstrichen in lässigem Müßiggang; Kleidung und Körperpflege bildeten ihre einzige Beschäftigung. Begegnete man der muselmanischen Frau auf ihren Reisen im Ausland, so gewann man den Eindruck eines gebrechlichen Gegenstandes, der irrtümlich in das Weltgetriebe geraten war. Mit ihrem linkischen Gang, gehemmt durch die bauschigen Hosen, den die Gestalt verdeckenden Schleier, erschien sie wie eine Büßernonne aus einer anderen Zeit. Sowie die Bürgerin von gewissem Rang ein Luxusgegenstand war, so war die Frau aus dem Volke ein Lasttier, das die schwersten Arbeiten verrichten mußte. In schmutzige Lumpen gehüllt, mahlte sie das Korn, knetete sie den Brotteig, spann sie die Wolle. Nichts deutete so sehr auf die ertragene Knechtschaft hin wie die Gesichter der Berberinnen, die des Abends, unter der Last schwerer Wassereimer gekrümmt, von den Brunnen heimkehrten, während die Männer auf dem Boden kauerten, rauchten, Domino spielten und Kaffee tranken.

Unter dem Drucke der Umstände hat sich die soziale Stellung der eingeborenen Frau in Algerien während des Krieges gehoben und eine Verbesserung ihrer moralischen und materiellen Lage herbeigeführt. Der Krieg mit seinen vielen Folgeerscheinungen hat naturgemäß auch den Horizont der muselmanischen Frau erweitert. Die Muselmanin kennt den Namen und das Vorhandensein der kriegführenden Mächte und der Kampfzonen, an denen die Mitglieder ihrer Familie oder ihres Stammes in den Kämpfen teilnehmen. Die Ereignisse, die sie durch mündliche Überlieferung erfährt, regen sie unausgesetzt zu Auslegungen an. Wir haben den algerischen Ort Oures, schreibt der Korrespondent des Schweizer Blattes, einen Monat nach dem Besuch eines Luftgeschwaders berührt, und in jedem Dorf unterhielt man sich noch über dieses wunderbare Ereignis. Die Neugierde war einmal wachgerufen. So wollte sich die Gattin eines Mobilisierten um jeden Preis mit ihm einschiffen, um einer Lyoner Messe beizuwohnen.

Die Abreise der vielen muselmanischen Soldaten hat der Frau eine Stimme in der Familie eingeräumt. Aus der Sklavin ist plötzlich die Herrin geworden. Zum erstenmal leitet sie das Haus, beschäftigt sich mit der Wirtschaft, überwacht die Einbringung der Ernte, verkauft die Produkte aus Feld und Garten. Dies erfordert die Kenntnis der Marktpreise und kommerzielle Berechnungen. Ihre Aufgabe wird allerdings durch die materielle Hilfe der Regierung erleichtert. Außer diesen Unterstützungen erhalten viele Frauen noch Geld von ihren Männern, die in den hauptstädtischen Fabriken arbeiten. 80.000 Muselmanen haben sich als Fabriksarbeiter anwerben lassen und beziehen Löhne, die die Deckung ihrer Bedürfnisse bei weitem übersteigen. Die Gemeinde von Fort-National, die 758 Familien zählt, erhielt aus dieser Quelle im Jahre 1914 mehr als drei Millionen Franken geschickt.

Die Frauen, die auch zum erstenmal in den Besitz großer Einkünfte kamen, haben von diesen Reichtümern nicht durchwegs vernünftigen Gebrauch gemacht. Im Verbrauch von Zucker, Tee, Kaffee herrschte die größte Schlemmerei. Niemals vorher nahmen die Händler so viel Geld für Putz und Tand ein.

Der unerwartete Wohlstand hat aus der muselmanischen Frau eine wichtige Persönlichkeit gemacht, besonders in Kabylien. Seit Kriegsbeginn legt sie Geld in die

nur soll man mit Superlativen überhaupt vorsichtig sein, sie sind allzu ausschließlich. Das „Donauland" bringt manche hübsche Geschichte, viele lesenswerte Aufsätze und zahlreiche schöne Bilder, deren Wiedergabe freilich nicht immer an „Velhagen" oder „Westermann" heranreicht, doch das sind reichsdeutsche Zeitschriften, mit denen die Reklamenotiz auch zu gar keinem Vergleich herausfordert; sie bleibt im Lande und bescheidet sich in dieser Beziehung — jedoch nicht in anderer! Denn sie besagt im Text: „‚Donauland' ist die Konzentration der geistigen Kräfte Österreichs." Der geistigen Kräfte, also aller geistigen Kräfte Österreichs? Wem fällt dabei nicht die ehrwürdige Kathederblüte ein: „Ich sehe viele, die nicht da sind!"? Zweifellos wäre es bei weitem weniger platzraubend, die am „Donauland" mitarbeitenden geistigen Kräfte aufzuzählen als jene, die dort fehlen. Ein „Konzentrationslager" ist jene Monatsschrift nur in gewisser Beziehung. Man hat an ihr einiges auszusetzen: Die stark östliche Orientierung, der Mangel an aufbauenden und vorwärtsstrebenden Kräften und das Fehlen einer zielsicheren, unabhängigen Persönlichkeit an der Spitze. „Donauland" begnügt sich — wie sich schließlich alles in Österreich begnügt — mit einer „Konzentration" etlicher mehr oder minder geistiger Kräfte..... —p—.

Abend am Ossiachersee.

K. k. Oberleutnant Emil Schweinzer gewidmet.

Gleich stillen Träumen einer friedensvollen Seele
Zieh'n letzte Kähne durch die dämmergraue Flut.
Die Wälder schlafen ein, nur eine Vogelkehle
Versingt noch eines Sonntags milde Lebensglut.

Und fern im Süden stehen sternumkränzte Zinnen
Wie Märchen vor der dunkelklaren Himmelsfee,
Und in geheimnisvollem Silberschimmer rinnen
Verlorne Ströme nieder von dem ewigen Schnee.

Dort braust und lärmt der Kampf, hier wandelt heiliger Friede:
Dort fließt das rote Blut, hier träufelt weiche Nacht
Aus blauem Himmelskruge Schlummer, und im Riede
Erblüht der Mondesrosen reiche Silberpracht.

Und Glocken beten leis' von alten Klostertürmen,
Daß sanfte Heilandshände über alles Weh
Sich legen möchten und die Welt befreit von Stürmen
Und schön und friedsam werde so wie dieser See.

Karl Bienenstein.

Lieber Heimgarten!

Ort: Ein Feldspital hinter der Front.

Ein verwundeter Pessimist schimpft: „Ich als Maler krieg' natürlich einen Stich in die rechte Hand und Sie, Mutzenpichler, weil Sie Bergführer sind, werden am Fuß verletzt. Zum Teufel noch einmal, jeden trifft's an dem Körperteil, den er in seinem Beruf am notwendigsten braucht!"

Da meldet sich einer vom Nebenbett, der bäuchlings auf der Matratze liegt: „Recht haben Sie, dreimal recht, ich bin Ministerialbeamter und hab' einen Granatsplitter im... Gesäß!"

Dem „Heimgarten" mit herzlichem Gruß mitgeteilt vom

Ministerialbeamten.

Ich habe eine Base, namens Kordula, die Philosophie — reine Philosophie — studiert und behauptet, es sei für die Frauen entwürdigend, wenn man ihnen das Wahlrecht vorenthalte; ich habe noch eine zweite Base, namens Margarete, die in der Hauswirtschaft aufgeht und sagt, die Frau würde entwürdigt, gäbe man ihr das Wahlrecht, denn es sei häßlich, in den politischen Streit hineingezogen zu werden. Margarete ist nämlich genau so beschränkt wie Kordula. „Würde" kann niemand geben und niemand nehmen; man hat sie oder man hat sie nicht.

*

Ich habe noch eine dritte Base, die Brigitte heißt. Brigitte ist blond, hübsch und kriegsgetraut und hat die allerunschuldigsten Augen. Als ihr Kriegs-Ehegatte jüngst vom Felde auf Urlaub heimkam, brachte er die ernsthafte Scherzfrage mit, ob eigentlich mehr Männer an der Front oder mehr Frauen im Hinterlande fielen. Brigitte antwortete altklug: „Darüber wird es nie eine verläßliche Statistik geben", und fügte mit den allerunschuldigsten Augen bei: „denn an der Front kann jeder nur ein einziges Mal, im Hinterland kann man aber immer wieder fallen."

*

Es ist eine allgemein menschliche Seltsamkeit, sich am liebsten jene Begabung zuzusprechen, die man nicht in hervorragendem Maß besitzt. So wollte Nero als Poet und Goethe als Wissenschaftler glänzen; Goethe stellte — wenigstens zuweilen — seine „Farbenlehre" höher als seinen „Faust". — Meine Base Kordula ist, nach dem einstimmigen Urteil etlicher Fachleute auf dem Gebiete, zum Kinderkriegen wie geschaffen: Urgesund, breit und stämmig gebaut. Aber sie erklärt entrüstet: „Das Wochenbett entwürdigt!" Dafür studiert sie Philosophie. Als Kordula bei einer Prüfung versagte, brach sie in Tränen aus und machte dem Examinator Vorwürfe: „Ich kann doch nicht so viel lernen, ich bin doch eine Dame . . ."

*

Überschwängliche nennen die Frau „die Krone der Schöpfung"; Schopenhauer und Genossen sind anderer Ansicht. Recht haben die Überschwänglichen: Auch Kronen sind Zierstücke ohne eigentlichen Gebrauchswert.

*

Jetzt will ich eine Todsünde begehen und meine Schwestern verraten! Ich spreche zum Mann: Du bist herrschsüchtig und die Frau soll sich dir fügen, soll tun, was du verlangst. Und sie **wird** das tun, fängst du es geschickt an. Nur nicht schreien oder drohen oder gar schmeicheln! Derlei verrät Schwäche und mißlingt. Hast du ein **dummes** Weib vor dir, so fordere von ihm das Gegenteil deiner Wünsche; die Dumme wird aus Widerspenstigkeit tun, was du eigentlich anstrebst. Bei einer **klugen** Frau mußt du anders handeln, mußt offen verlangen, was du **wirklich** wünschest. Denn eine Kluge überlegt also: „Er will mich übertölpeln, er rechnet auf meine Opposition, daß ich das Gegenteil dessen tue, was er begehrt. Er wird sich verrechnen — justament erfülle ich seine Wünsche wortwörtlich. Dann ist er geprellt." So erreicht der Mann auch hier sein Ziel!

Damit habe ich meine Schwestern verraten.

Nur noch eins: Verwechsle dumme Weiber nicht mit klugen Frauen!

Ursula.

„. . . die Konzentration der . . ."

Regelmäßig wie Hühneraugenweh vor schlechtem Wetter erscheint in den Blättern eine Reklamenotiz unter der Aufschrift „Österreichs beste Monatsschrift ist ‚Donauland'". „Is' wahr?" pflegt bei ähnlichen Gelegenheiten einer meiner ländlichen Freunde zu fragen. Nun, Österreichs umfangreichste Monatsschrift ist „Donauland" wahrscheinlich:

arbeits- wie kampfreiches Leben überblickte. Es ist ein Meisterbuch geworden, weil der ganze Hansjakob, wie er war und lange in seinem Volke fortleben wird, darin lebt! Seine Schriften sind ein unverlierbares geistiges Besitztum für die gesamte deutschsprachige Kultur. In seinem langen Leben hat Hansjakob vieles sich ändern sehen, und die Vergleiche zwischen seiner Kindheit und der späteren Zeit füllen denn auch manche Seiten dieser von einem 76jährigen, nie innerlich alternden Manne verfaßten Blätter aus. Alles, was ihm das Herz irgendwie bewegte, vorweg alle liebende Sorge um äußere und innere Wohlfahrt seines Volkes strömt in beinahe fieberischem Drange in diese Tagebuchblätter aus, die ein völlig unverfälschtes und echtes und gerade aus diesem Grunde mit so unmittelbar wirkender Beredtsamkeit zum Herzen sprechendes Bild seines Wesens, seines glühenden, reinen Strebens, seiner wahrhaft priesterlichen Persönlichkeit geben. B.

Im ewigen Sommer. Eine Indienreise im Weltkrieg von Prof. Karl Klinger. (Innsbruck. Verlagsanstalt „Tyrolia".)

Nicht mit jedermann geht man willig auf Reisen, doch Klinger folgt man gerne, auch im Weltkriege in Feindesland. Er ist katholischer Priester in Reichenberg, ein trefflicher Deutscher und gläubiger Sohn seiner Kirche — was ihn aber nicht hindert, die Natur Javas mit Häckels fein beobachtenden Augen zu betrachten. Die Tatsache, daß der Verfasser monatelang durch den großen Krieg von der Heimat gewaltsam ferngehalten wurde, gibt seinen Reiseschilderungen einen besonders fesselnden Rahmen. Klinger weiß auch deshalb Neues und Eigenartiges zu berichten, weil er sich im indischen Osten viel unter katholischen Missionen bewegte und deshalb manches erzählen kann, was anderen Weltenbummlern entgeht. Vielleicht ist dieses und jenes Urteil über Brahma, Wischnu, Laotse und Mohammed ein wenig zu konfessionell-abendländisch gehalten — aber was schadet das? Schließlich ist alles so, wie es einem scheint . . .

Lille. Ein Führer durch die Baudenkmäler der Altstadt. Von Leutnant d. L. Adolf Feulner. Mit hundert Abbildungen. Druck u. Verlag der Liller Kriegszeitung. 185 Seiten. Preis geb. Mk. 4.

Aus den Kämpfen vor Arras 1917. Herausgegeben von der Feldpressestelle beim Generalstab des Feldheeres. Mit Bildnissen und Kartenskizzen. Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung. 88 Seiten. — Preis 1 Mk., geb. Mk. 1·75.

Aus der Flandernschlacht 1917. Kriegsaufsätze. Herausgegeben von der Feldpressestelle beim Generalstab des Feldheeres. Mit Bildnissen und Kartenskizze. Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung. 210 Seiten. Preis 2 Mk., geb. Mk. 2·75.

Liller Guckkasten. Stimmungsbilder von Friedel Merzenich. Mit Zeichnungen von Landsturmmann Rud. Schiestl. Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung. 160 Seiten. Preis gebunden 2·50 Mark.

Vier neue Verlagswerke bietet die „Liller Kriegszeitung" ihren feldgrauen Kameraden und der Heimat. Eine Arbeit von wissenschaftlichem Wert ist der von Leutnant Feulner verfaßte kunstgeschichtliche Führer durch die Baudenkmäler des schicksalsreichen Lille, ein mit hundert Bildern geschmücktes, vornehm ausgestattetes Werk, dem das französische Schrifttum keine Darstellung von gleich umfassender Sachkenntnis und Gründlichkeit an die Seite zu stellen hat. In den Aufsätzen der Feldpressestelle über die Arrasschlacht und die Flandernschlacht 1917 dürfte eine der besten und wirkungsvollsten Darstellungen dieser schwersten aller Kriegsleistungen unseres Heeres niedergelegt sein. Eine besonders anmutende Erscheinung ist der „Liller Guckkasten", eine Sammlung von fein abgetönten und gut beobachteten Stimmungsbildern, die von der humorbegabten Schriftstellerin Friedel Merzenich aus der dreijährigen Zeit ihres Wirkens an der „Liller Kriegszeitung" stammen. Professor Rudolf Schiestl, zurzeit Landsturmmann und künstlerischer Beirat Paul Oskar Hoeckers an der „Liller", hat zu den spottlustigen Plaudereien, die doch immer ein gütiges Herz und ein kluges Auge verraten, eine Reihe allerliebster Zeichnungen beigesteuert. Das Buch wird allen, die Lille miterlebt haben — oder die es so kennen lernen wollen, wie es sich unseren Feldgrauen zeigte — eine willkommene Gabe sein.

Karl May-Jahrbuch 1918. Herausgegeben von Dr. Rudolf Beissel und Fritz Barthel. 1. Jahrgang. Mit Bildern. (Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender.)

Die Anhänger Mays — und ihre Zahl ist Legion — werden sich über das hübsche Jahrbuch mit Recht freuen. Es enthält zahlreiche fesselnde und aufklärende Beiträge, von denen besonders jene von Prof. Gurlitt, Max Geißler und Otto E. Artbauer Beachtung verdienen. Auch was Klara May von ihrem verstorbenen Gatten erzählt, trägt mit dazu bei, dem Toten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das Jahrbuch soll von nun an



Bücher

Der Erbe. Roman von Marie von Hutten. (Breslau. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn.)

Aus einer ungewöhnlichen Fülle von Talent, Erfahrung, Urteil, Menschen- und Seelenkenntnis wird mit schöpferischer Kraft und feinem psychologischen Takt ein Leben gezeichnet, das trotz äußerer glänzender Hilfsmittel und Vorzüge von Anfang in Schatten und Kälte liegt und das dennoch sich aufringt zu Gottes reinem, warmem Sonnenlicht. Der Schluß mit der wunderbar schönen „Befreiung" und der „Harmonisierung" des Ganzen ist ein Meisterstück, wie man es selten finden dürfte.

Und das alles dargestellt mit dem Reiz scharfer Beobachtung und ethisch-dichterischer Ergründung beim Eindringen in mannigfach differenzierte Lebensverhältnisse. E. M. H.

Die Masken des Todes. Sieben Geschichten in einer von Thea von Harbou. (Stuttgart. J. G. Cotta.)

Wenn sich hier auch sehr viel Treffliches findet und man die feine Naturbeobachtung oder den an rechter Stelle glänzend getroffenen reichen, burschikosen Ton rückhaltlos anerkennen muß und oft (ich denke besonders an die rührende Geschichte von August Stöpke und seinem Kameraden) ein wirklich warmes Herz kriegt, so glaube ich dennoch nicht verschweigen zu sollen, daß mir der Abstand von dem ganz einzig wundervollen früheren Buch „Der Krieg und die Frauen" ziemlich bedeutend erscheint. K. D. Zwerger.

Ja, ja, die Liebe. Novellen von Barbara Ring. Aus dem Norwegischen von Emilie Stein. (München. Albert Langen.)

Diese fünfzehn Erzählungen sind, finde ich, von recht ungleichem Werte. Wenn man sich an der einen gefreut hat und mit guten Hoffnungen an eine andere geht, so sieht man die frohe Erwartung plötzlich wieder gedämpft und ist ein bißchen enttäuscht, bis man wieder auf was Gutes stößt. Die Testamentsgeschichte von der „Sambtweste" ist sehr humorvoll und auch sonst lichtert da und dort ein wohltuend Flämmlein Witz. Auch „Dina Topp" ist sehr scharf und ansprechend herausgearbeitet und die Blumenschicksale in „Die Hand, die nahm" sind sehr fein mit den Menschenherzen verendelt. Das beste Stück aber ist wohl „Hinter grauen Mauern". All die irren Königsträume dieser Wahnsinnigen, der unerbittliche Schlüsselbund, der sie mit einem vernichtet, das ganze ein wenig schattenhafte und ein wenig geheimnisvolle Beiwerk und Szenenbild ist groß und hart und ernst wie ein Egger-Lienz. Es ließe sich vielleicht noch manch Schönes über das Buch berichten, aber ich kann mich aus dem eingangs erwähnten Grunde einer gewissen Verstimmung doch nicht erwehren. Die Übertragung ist tadellos.

K. D. Zwerger.

Herbstsegen. Lustige Geschichten von Josef Wichner. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Josef Wichners Schriften lassen sich mit denen des unvergeßlichen und lebendig fortwirkenden Heinrich Hansjakob vergleichen. Den „Hansjakob Österreichs" hat ihn Peter Rosegger genannt; wir wüßten in der Tat nicht, wie man Wichners Eigenart treffender bezeichnen sollte. Die in diesem Bande vereinigten Geschichten offenbaren das gleiche tiefe Gemüt, den gleichen tiefen Blick in das Leben und in die Volksseele und eine ähnliche Wärme und Kraft der Darstellung des Erlebten und Erlauschten; es sind vollreife, künstlerische Gaben, die der Dichter im Herbst seines Lebens vom Baume bricht, an dem er nur leis zu rütteln braucht, damit ihm die schönsten Früchte in den Schoß fallen. Der Band „Herbstsegen", in Scherz und Ernst eine bunte Fülle dessen bietend, was uns zu packen vermag, ganz besonders aber durch einen sonnigen Humor erfreuend, ist ein wahrer Quickborn für den Leser, der durch diese im Thema oft einfachen, aber gut erzählten Geschichten gebannt wird.

Feierabend. Tagebuchblätter von Heinrich Hansjakob. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Hansjakob nimmt nochmals das Wort in diesem Buche, das er auf der letzten Wegstation, in seinem Freihof, sich frisch von der Seele weggeschrieben, als er sein langes und

Mehr Sonne. Das Büchlein von der Liebe und der Ehe. Von Anton Fendrich. (Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung.)

Germanentum, Slawentum, Orientvölker und die Balkanereignisse. Kulturpolitische Erwägungen von Austriacus Observator. (Kempten. Josef Köselsche Buchhandlung.)

Die Pforte zum Orient. Unser Friedenswerk in Serbien von Dr. Friedrich Wallisch. (Innsbruck. Wien, München. Verlagsanstalt „Tyrolia".)

Im serbischen Feldzug 1914. Erlebnisse und Stimmungen eines Landsturmoffiziers. Von J. Neumair. (Innsbruck-München. Verlagsanstalt „Tyrolia".)

Aus meinem Leben. Eindrücke von Paz, Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern, Infantin von Spanien. Mit Bilderbeigaben. (München. Georg Müller.)

Postkarten des „Heimgarten"

Postkarten.

Hermann V. in Zürich. Die zwei Scherze, die Sie in einem Schweizer Interniertenlager erlauscht haben wollen, sollen auch unsere Leser hören: Ein Franzose und ein Portugiese stritten heftig miteinander über die Vorzüge ihres Vaterlandes und jeder reichte dem seinen die Palme. Endlich brach der Franzose die Auseinandersetzung mit einer großen Gebärde ab und erklärte: „Bei uns ist alles besser als bei euch, nur den besseren Bundesgenossen habt ihr!" — Als in demselben Interniertenlager bekannt wurde, Clemenceau beabsichtige, sich wieder einmal an die Front zu begeben, sagte ein antirepublikanischer Pariser verbissen: „Er soll noch ein paar Monate Geduld haben, dann kann er mit der Stadtbahn an die Front fahren . . ." — Herzlichen Gruß Ihnen und allen lieben Bekannten im schönen Zürich. Nicht mit Unrecht führt eure Schweiz das segensreiche rote Kreuz im Wappen!

Nußknacker. Sie fragen uns: Wer ist jener gemütliche, kleine, alte Herr (den jeder für einen Professor hält) mit dem weißen Spitzbart, den frohen Blauaugen und der scharfen Brille, der zu allen Bittstellern und Drangsalierern freundlich „ja" sagt, den sie alle gern mögen, weil er so umgänglich ist, der als guter Katholik den Papst ehrt und als guter Deutscher seinen Mann stellt — und der mit fester Hand, zäh und unnachgiebig, dem hohen Ziele unseres Volkes zusteuert? Kunststück, Ihre Frage zu beantworten: Es ist der prächtige Graf Hertling, des Deutschen Reiches Kanzler! (Der schon deshalb nicht wankt, weil hinter ihm der Kaiser steht, rechts und links Hindenburg und Ludendorff stützen.)

K. k. Tabakregie. Zahlreiche Anfragen aus Raucherkreisen. St. Ulrich. Wenn die Tabaknot in Österreich noch weiter so zunimmt, dann werden vom kommenden Herbst an die türkischen und mazedonischen Tabaksorten aus Buchenlauberſatz hergestellt.

Shavel, Salzburg. Anselmus Pölly, dessen kürzlich entdeckten lyrischen Nachlaß du gleich vielen anderen jetzt im „Heimgarten" bewunderst, wurde 1793 in Wien, Favoritenstraße, als Sohn des Hilfsschuldieners am „Theresianum", Pankraz Pölly, geboren, besuchte die Normalschule auf der Wieden und brachte es durch eisernen Fleiß, Strebsamkeit und hohe Protektion unter Metternich zum wirklichen kaiserlichen Hof- und Kameralakzessisten in der 14. Rangsklasse. Er heiratete, starb aber 1847 leider kinderlos, so daß sich seine dichterische Begabung nicht forterben konnte. Die von Pölly verfaßten Poeme füllen ein schmales Heftchen, das ich bei einem Antiquar um 12 Heller erwarb. Möge dem zu Lebzeiten allzu Bescheidenen der späte Nachruhm um so üppiger blühen. H. L. R.

S. O. J. S. T. E. S. Stephan Tißa, den unsere Zeitungen vor einem Jahre politisch totsagten, ist wieder ein sehr, sehr einflußreicher Herr. Seiner persönlichen Begabung entsprechend. Aber unsere große Presse ist ihm nach wie vor übel gesinnt. Sie meinen gewiß, wegen seiner Gegnerschaft gegen ein unbegrenztes Wahlrecht, das in Ungarn dieselben herrlichen Parlamentszustände wie in Österreich schaffen könnte? Oder weil er Österreich wirtschaftlich schlecht behandelte — was übrigens auch Wekerle tut —? Oder weil er der festeste Anhänger „oligarchischer" statt demokratischer Ideen ist? Mein Lieber, ich will Ihnen die wahre Ursache von Tißas Unbeliebtheit in gewissen Kreisen verraten: Er liebt die Juden nicht besonders.

regelmäßig erscheinen und führt sich mit seinem ersten Bande günstig ein. P. L. M.

Unterhaltende Rechenstunden. Eine Auswahl von belehrenden und unterhaltenden Rechnungen für jung und alt. Von Helene Wunsch, k. k. Übungsschullehrerin in Wien. (Wien-Leipzig. Carl Gerolds Sohn.)

Erfahrungsgemäß bereitet unter allen Unterrichtsgegenständen das Rechnen den Kindern die meisten Schwierigkeiten. Da lag der Gedanke nahe, dieser Abneigung, deren Grund meist schon in den ersten Schuljahren gelegt wird, entgegenzuarbeiten, und diesem Bestreben verdankt vorliegendes Büchlein sein Entstehen. Es ist aus der Praxis für die Praxis geschrieben und sucht sowohl den geist- und freudlosen Drill, in den das besonders in der Volksschule notwendige Einüben der vier Grundrechnungsarten so oft verfällt, durch kurzweilige, mathematische Aufgaben zu ersetzen, als auch durch rechnerische Scherze, Zahlenspiele, mathematische Aus- und Einblicke die Kinder zum denkenden Rechnen anzuleiten.

Der alte Orient stirbt ab. Bald wird sich, zerstörend und wieder aufbauend, neues, frisches Kulturleben in unzähligen Strömungen, vor allem auf den weitausgreifenden Wasserpfaden des gewaltigen Donaureiches, aus Mitteleuropa über den Balkan und weiterhin ergießen. Um so wertvoller ist sicher für viele das neueste Werk Kurt Floerickes, eines der Ersten unter den deutschen Kennern und Schilderern der gefiederten Welt: **Forscherfahrt in Feindesland** (Stuttgart, Kosmosverlag: Franckhsche Verlagshandlung, Preis geh. Mk. 1·25, geb. Mk. 2·—). Floericke, dem wir schon manche Arbeit über den nahen Orient verdanken, entwirft hier mit kräftigen, treffenden Strichen ein fesselndes Bild von Land und Leuten der zukunftsreichen Dobrudscha und schildert dann lebenssprühend und begeisterungsvoll die dortige Vogelwelt, die einen ungewöhnlichen Reichtum an großen Raubvögeln sowie einzigartige Massensiedlungen von seltenen Sumpf- und Wasservögeln aufzuweisen hat. Den Kernpunkt des Büchleins bildet das Vogelparadies der Donaudelta, der undurchdringlichen Rohrwildnis an der untersten Donau, wo Sumpf und Wasser und die ihnen eigene wuchernde Pflanzenwelt wie ein schützender Wall ein unvergleichlich reiches Vogelleben umhegen oder doch umhegt haben, in dessen geheimnisvolle Tiefe uns der Verfasser verständnisvoll und meisterhaft einen Blick werfen läßt. Um dem vom Krieg bedrohten einzigartigen Vogelbestande nach Kräften zu Hilfe zu kommen, hat der Verfasser die beschwerliche Forscherfahrt unternommen und Generalfeldmarschall v. Mackensen, dem das Büchlein gewidmet ist, hat, wie Floericke mitteilt, voll Verständnis und Entgegenkommen als Oberbefehlshaber des von ihm eroberten Rumänien alle erwünschten Maßregeln verfügt; so ist des deutschen Forschers Reise und Buch nach Ursprung, Ausführung und Folgen ein neuer schlagender Beweis deutscher „Barbarei".

Volkswirtschaftslehre und Wirtschaftsleben. Von Dr. Alfred Gürtler, Professor der Statistik an der k. k. Karl Franzens-Universität in Graz. (Graz, Ulr. Mosers Hofbuchhandlung.)

Jung-Österreich rührt sich. In allen Winkeln und Fugen des alten Kaiserstaates regt sich neues Leben und, um dem Neuen Platz zu schaffen, muß nun manches Alte fallen. Im Rahmen dieser Erscheinung ist Gürtlers Arbeit über das Verhältnis von Volkswirtschaftslehre und Wirtschaftsleben zu werten. Sie will Platz schaffen für eine den Anforderungen einer neuen Zeit genügende wirtschaftswissenschaftliche Ausbildung jener Berufe, die an hohen Schulen für ihre Stellung im Wirtschaftsleben vorbereitet werden. Und, soweit sich das Bestehende hiefür ungeeignet erweist, wird es von Gürtler rücksichtslos bekämpft. Dabei teilt er zur Unterstützung seiner Anschauungen eine große Zahl von Urteilen der verschiedensten Autoren mit. Doch sind Gürtlers eigene Ausführungen so treffend daß man es fast bedauern muß, daß er nicht weniger zitiert und mehr selbst gesagt hat. Dabei soll aber die durch die große Zahl der Zitate gebotene Möglichkeit bequemer Orientierung über den heutigen Stand des behandelten Problems nicht unterschätzt werden. Theoretiker und Praktiker des Wirtschaftslebens innerhalb und außerhalb Österreichs werden Gürtlers Arbeit vielleicht nicht immer ohne Widerspruch, aber sicher mit Vorteil lesen. M.

Büchereinlauf.

Österreichische Bücherei, herausgegeben von der Österreichischen Waffenbrüderlichen Vereinigung. Geleitet von Hofrat Professor Dr. R. v. Wettstein. 1. Band: **Österreichs geschichtliche Sendung.** Von Dr. Alfons Dopsch. 2. Band: **Die nationale Kultur der österreichischen Volksstämme.** Von Prof. Dr. M. Haberlandt. 3. Bändchen: **Österreich als Völkerstaat.** Von Richard Charmatz. (Wien und Leipzig. Carl Fromme.)



11. Heft August 1918 42. Jahrg.

Ein immergrüner Kranz aufs frische Grab.

Das tiefe Leid, in das uns der Heimgang Peter Roseggers versenkt hat, beginnt sich allmählich zu verklären. Die dankbar-innige Empfindung dessen, was wir und alle Späteren durch den Adel dieses im Schatten des Weltkrieges zur Rüste gegangenen Menschenlebens gewonnen haben, gibt einen starkemporrichtenden, ja geradezu stolzen Trost. Aus der beruhigenden Gleichmäßigkeit solchen Gefühles lodert die getreue, werkbereite Liebe für das aufbauende und versöhnende Werk des entschlafenen Dichters, der seine Sendung so willensmächtig erfaßt hat, daß er unserer edelsten Sehnsucht die richtigen Worte leihen und jedem aus der übergroßen Schar der Suchenden zum Besten hinhelfen konnte, was er selber wußte, zum Frieden des Herzens.

Freilich, in uns Steirern zittert der Schmerz am heftigsten nach, denn wir verlieren mit dem Waldschulmeister und Gottsucher mehr, vielmal mehr, als die übrige trauernde Welt. Grüßten wir doch in diesem großen liebenden Poetenherzen voll seelischer Ergriffenheit und mit begeistertem landsmännischen Selbstbewußtsein den beglückendsten Ausdruck heimatlich-deutschen Nationalgeistes, das schöne und hohe Zeugnis und Erzeugnis der steirischen Volksseele. Den weithin sichtbar aufragenden Hüter und Mehrer unseres Landesstolzes konnten wir förmlich als die Steiermark auf zwei Beinen bezeichnen und den Gauen des steirischen Panthers durften wir füglich den Namen Roseggerland geben. Als Almpeterl verstand

Aufruf des Kriegsfürsorgeamtes des k. u. k. Kriegsministeriums.

Vom Preßbüro des Kriegsministeriums genehmigt.

Unsere aus der Gefangenschaft heimkehrenden Krieger befinden sich zum größten Teile in einem Zustande arger Verwahrlosung.

Besonders hinsichtlich der Wäsche herrscht die allerärgste Not. Die Heimkehrenden haben entweder gar keine oder nur ganz zerlumpte Leibwäsche, welche als Trägerin von Ungeziefer und Infektionskeimen gelten kann.

Es besteht somit die Gefahr, daß durch die Heimkehrer Epidemien, insbesonders Fleckfieber, eingeschleppt werden.

Es ist daher ein Gebot der allgemeinen Volkswohlfahrt, daß jeder zurückgekehrte Krieger so rasch als möglich mit gebrauchsfähiger, hygienisch einwandfreier Wäsche versehen werde.

Abgesehen davon, verdienen es wohl die zurückgekehrten Krieger in erster Linie, daß sie baldigst wieder einem menschenwürdigen Dasein zugeführt werden.

Bei dem drückenden Mangel an Textilprodukten und dem ins Vielfache gesteigerten Bedarf für unsere Armee ist aber die Heeresverwaltung außerstande, nunmehr auch für die Heimkehrer Wäsche in ausreichender Weise aufzubringen.

Das Kriegsfürsorgeamt wendet sich daher an jene Teile der Bevölkerung, die in ihrem Haushalte noch über derartige Bestände an Wäsche verfügen und in der Lage sind, irgend ein entbehrliches Wäschestück der nachstehend bezeichneten Art abzugeben.

Die Sammlung wird ausschließlich auf Männerhemden und Männerunterhosen, und zwar in noch gebrauchsfähigem und gereinigtem Zustande beschränkt.

Da möglicherweise der Fall eintreten könnte, daß die steigende Not an Wäsche für Zwecke der Volksbekleidung und des Heeresbedarfes es späterhin erforderlich macht, eine teilweise Inanspruchnahme der Wäschebestände in den besser versorgten Privathaushaltungen in Erwägung zu ziehen, wird Vorsorge getroffen, daß diejenigen, die sich an der Wäschesammlung für Heimkehrer durch geschenkweise oder entgeltliche Überlassung von Wäschestücken beteiligen, späterhin von einer Heranziehung ihrer Vorräte an den betreffenden Wäschesorten befreit bleiben.

Dies erfolgt in der Weise, daß jeder, der von je einem Dutzend Männerhemden oder Männerunterhosen ein Stück kostenlos oder zwei Stück gegen Bezahlung abgibt, eine besondere Bestätigung hierüber ausgestellt erhält.

Im Falle der entgeltlichen Überlassung wird für jedes brauchbare Männerhemd ein Betrag von 12 K und für jede brauchbare Unterhose ein Betrag von 8 K bar vergütet.

Ein Teil des Ergebnisses dieser Wäschesammlung wird Volksbekleidungszwecken zugeführt werden.

Gaben von Wäsche werden jederzeit in Wien von der Sammelstelle, IX., Währinger-Straße 32 (Telephon 12.367), außerhalb Wiens von den Militärstationskommanden und den Gendarmeriepostenkommanden entgegengenommen; weiters von den Lokalkomitees, welche gewiß wieder mit patriotischem Eifer ihre Tätigkeit entfalten werden.

In Wien werden die Wäschestücke auch nach vorherigem Aufruf vom Kriegsfürsorgeamt des k. u. k. Kriegsministeriums, IX., Berggasse 20 (Telephon 14.171, 12.516, 14.575, 14.322), direkt bei den Besitzern abgeholt. Dorthin sind auch alle Anfragen und Mitteilungen zu richten.

Zur Erlassung dieses Aufrufes und zur Veranstaltung der Sammlung hat das Handelsministerium im Sinne des § 28 der Ministerialverordnung vom 21. September 1917, R.-G.-Bl. Nr. 383, die Bewilligung erteilt.

Wien, im Mai 1918. Seibt, Gen. d. Inf., m. p.

(Geschlossen am 20. Juni 1918.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: Hans Flecker. — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

Dafür hat er sich dann in dieser Monatsschrift ausgelebt und seiner Verheißung getreu ein Blatt geschaffen „zur Unterhaltung und Erhebung der Seele, zur Förderung der Vaterlandsliebe, des häuslichen Lebens, der Arbeitsfreude, der Einfachheit in Sitten und des Glaubens an die großen Ideale der Menschheit.“ Und die gute alte Art lebt jetzt als heiliges Vermächtnis im jungen Stamme, in des Dichters Sohne Dr. Hans Ludwig, weiter.

Dieweil man sich anschickt, die überreiche Lebensernte Peter Roseggers zu überschauen und seines Wesens und Wirkens bleibende glänzende Spur zu zeichnen, wird man gewahr, wie unerschöpflich der Labequell dieser phantasievollen Gestaltungskraft, dieser seltenen Darstellungskunst strömt — schier so unerschöpflich, wie das dem Meister so ganz erschlossene und engvertraute Volksleben selbst. Das steirische Bauerntum, wie es Rosegger erlebt hat und schildert, ist uraltes, teures Kulturgut. Vielfach sind diese köstlichen Werte mit ihrem Reichtume an Gemüts-, Willens- und Geisteskräften schon versunken oder gerade im Untergange begriffen. Diese Quellen speisten noch sein inneres Leben; wohl flossen ihm dann Bildungselemente in Fülle zu, aber der eigentliche Reichtum seines Schaffens stammt aus dem tiefsten Heimatboden und aus seinem treu an der Scholle hangenden Herzen. Als Künstler des erhöhten Heimatgefühls, als eingeborener Kenner der älplerischen Bergwelt hat Rosegger ja die Hand allweg am Pulse des warmen Lebens gehalten, so daß ihm das Erzählen in meisterlicher Volkstümlichkeit eine gesteigerte Form des Erlebens, das Dichten in heimischer Weise ein freudiges, singendes Opfer der Heimatliebe sein konnte. Er, der sich in rührigem und rührendem Aufstiege voll seltener Selbstzucht vom armen stillsinnigen Waldbauernbuben zum umworbenen Lieblinge des deutschen Gesamtvolkes heldisch aufzuringen vermochte, er hat Liebe, Licht und Leben zunächst aus der Waldheimat in seinem Innersten empfangen: der heimatliche Wald mit seiner Schönheitsfülle, seinem Wipfelrauschen und seiner Andachtsstille war sein erster Lehrmeister. „O tiefe Wildnis, ruhsamer Wald“, ruft er aus, „wie bist du in Ewigkeit jung und rein! Vom blutigen Kreuzweg der Menschen entweiht dich keine Spur. Wildnis, o Wiege verlassener Seelen!“ Und an anderer Stelle steht das klingende Dichterwort: „Die wildesten Konflikte des Herzens lösen sich nicht in Tränen und nicht in Blut, sondern nur im reinen Tau des Waldes.“

Und der Waldheimat wiederum, die nebst dem eingeborenen Drange nach dem Wahren in dem jungen Steirer den Dichter geweckt hat, wußte der vom Schicksale Gesegnete das mit reichem Glücke so zu vergelten, daß ihr aus Roseggers Dichtung der Glanz der Ehre vor aller Welt aufging. Viele Jahre hindurch hat der berühmte Steirer die heimatliche Weise als vielgefeierter Vorleser in weite deutsche Lande — bis hoch in den Norden

er es, dem wunderbaren Psalter unserer Muttersprache neuen Klang abzugewinnen, und da jede Mundart von ihrer eigenen Seele getragen wird, hat er unserem Sprach- und Kulturschatze neue Kleinodien hinzugefügt nnd einen saftigen Zweig des mächtigen deutschen Sprachbaumes zu prächtiger Blüte getrieben. Mit feiner Einsicht äußert er sich deshalb im November 1888 in einem Briefe an seinen Verlag „Leykam“: „Wenn in mir etwas Ursprüngliches und Eigenartiges ist, so liegt es vor allem in meinen mundartlichen Schriften.“ Die Weisen, die der Dichter in den Büchern: „Zither und Hackbrett“, „Tannenharz und Fichtennadeln“ und „Stoansteirisch“ aus der engsten Berührung mit der heiligen Heimaterde geboren hat, sind gewiß dem Tiefsten und Wertvollsten zuzuzählen, was wir dem geliebtesten Sohne unseres Alpenlandes verdanken. Aus dem fruchtbaren Erdreiche des steirischen Volkstums sprießen in diesen mundartlichen Schriften und in fernerer Folge auch in den urwüchsigen hochdeutschen Geschichten allenthalben gesunde Schößlinge, durch die Rosegger das deutsche Sprachgut mannigfach bereichert hat.

Und die Zeitschrift „Heimgarten“ war seine steirische Kanzel, von der aus er über vierzig Jahre gepredigt hat, wie sehr das angestammte Volkstum eine ernste Verantwortung auferlege, wie es nicht bloß ein reiches Besitztum sei, wie es vielmehr als sittliche Forderung zu gelten habe. Alle wichtigen Ereignisse des Landes hat er hier von seinem erziehlich-soziologischen Standpunkte aus behandelt, eine Menge von Anregungen künstlerischer, nationaler und sozialer Art gegeben, von denen viele sogar mit großem Erfolge durchgeführt worden sind. Und wie fleißig erhebt er auf den Tausenden von Heimgartenseiten den frohen Ton seiner meisterlichen Schildererstimme, um die Schönheiten und Vorzüge des Heimatlandes aufzuzeigen, wie fördert er immer wieder mit liebevoller Anhänglichkeit heimische Kunst, heimisches Schrifttum. Aus diesen Blättern reden seine persönlichsten Bekenntnisse, an sie hat er soviel Arbeit und Sorge gewandt und dadurch gewiß auch manche Einschränkung seines freien Schaffens erfahren müssen. Alles, was er schrieb, gab der alte Heimgärtner zunächst in diese Bände. Das meiste davon ist hernach freilich in Buchform erschienen, es gibt jedoch eine sehr stattliche Anzahl von Aufsätzen, darunter beispielsweise die mit R und M unterzeichneten, die nicht in Bücher übernommen worden und also lediglich Eigentum des Heimgartens geblieben sind. „Was mein Kalender ‚Das neue Jahr‘ im kleinen, soll der Heimgarten in größerem Stile werden“, schrieb Rosegger an „Leykam“ bei den Vorverhandlungen für den Heimgarten. Nur allzubald ist sein bei Heckenast in Preßburg herausgegebener Kalender nimmer erschienen; jammerschade, denn der begnadete Volksdichter, Mahner, Warner und Prediger ist ein Kalendermacher nach dem Herzen des Volkes gewesen wie nicht bald ein zweiter!

Als Agrarphilosoph hat Rosegger unermüdlich, ja sogar streitbar der Rückkehr zur Natur mannhaft das Wort geredet und sich neben der künstlerischen Absicht auch die kulturgeschichtliche, soziale Aufgabe gestellt, gegen den Niedergang und Notstand des Bauerntums als berufener Schutzgeist mit aller Eindringlichkeit Hilfe zu werben. Er kannte ja bis in die geheimsten, verborgensten Tiefen diese tapfere, schalkhafte, spottende, leidende, jauchzende und sündenheiße Bauernseele und ihr Leben, wie es sich im Schatten der Tannenwälder, in tauigen Tälern und auf stillen Hochmatten entwickelt. Das Heimweh des Waldbauernbuben wandelte sich darum aus allem Weltgift heraus immer wieder zum Verlangen des verfeinerten Kulturmenschen nach diesen Idyllen einer untergehenden Welt, nach dem Erdsegen, nach jenen glückseligen Träumen, die den Hirtenjungen und Schneidergesellen einst mit scheuem Ahnen und süßem Hoffen in die große, weite Welt gelockt haben.

Die ringende Kraft des Poeten wendet sich zeitweilig der Waldheimaterinnerung ab und all den kleineren und größeren Geschichten zu, aus denen wir bald wohltuende Heiterkeit, bald erhebende Erbauung schöpfen; sie tritt dann auch an ernste und große Zeitfragen heran und ergießt ihre geheimsten Errungenschaften in tieferziehliche Werke, die soziale, religiöse, nationale und sittliche Rätsel zu lösen suchen, ohne mit der Tendenz die Schönheit zu erdrücken. Tatenlustig entbrennt da sein Genius und immer lebt in ihm der Gemeingeist; er ist stets, wie Posa zu Karlos sagt, ein Abgeordneter der ganzen Menschheit. In diesem Geiste sind alle Bücher Roseggers Höhenfeuer einer tiefen sittlichen Überzeugungskraft, Offenbarungen einer hohen geistigen Könnerschaft, durch die der Gedanke von gesunder frischer Phantasie beleuchtet wird und zuletzt stark im Gefühle aufgeht.

Rosegger hat sich männlich durchgekämpft durch die Last und das Leid menschlicher Tage und ein beständiges körperliches Ungemach, das eine gewöhnliche Natur starrselbstisch, mürrisch und unzufrieden gemacht hätte, durch Seelengröße besiegt. Wahr und treu ist er geblieben auf all den vielfach verschlungenen und verwirrenden Pfaden seines Mühens und Ringens; mag man auch manchmal es nicht über sich gebracht haben, ihm beizustimmen, der Mut der eigenen Meinung, mit der er nach seiner Art der Menschheit Weg machen wollte nach glücklicheren Zielen, dieser Mut, diese Freiheit der Überzeugung mußte im Hinblicke auf die geistige und sittliche Lebenstat des weisen Denkers geachtet und gewürdigt werden. „Furchen ziehen durch die Äcker der Herzen, daß Erdgeruch aufsteige, dann aber Samen hineinlegen, daß es wieder grüne und fruchtbar werde — so wollt' ich's halten", — also war es seine innerste Absicht.

hinauf — getragen: das reife künstlerische und technische Vermögen, das seiner Natur hiefür zu Gebote stand, ließ eine Wiedergabe der feinsten Einzelheiten voll hohen schauspielerischen Geschickes zu.

Der feinsichtige Schilderer und gestaltungskräftige Volksschriftsteller hat sich aber nie äußerem Nutzen verdungen, hat nicht dem bloßen Scheine und schalen Schmucke und der flüchtigen Befriedigung gedient, er kommt stets unserem besten idealen Sinne zu Hilfe, er bringt in einer von jedem verstandenen Sprache die edlen Geständnisse eines vollwertigen Menschenherzens durch die verklärenden Mittel erlesener Kunst zum Ausdrucke und läßt uns immer wieder emporflüchten zu jenem feinen, vollkommenen Sein, das unserer reinen Vorstellung von menschlicher Bestimmung entspricht. „Ich habe", gesteht er, „mein schwaches Talent nicht vergraben, ich habe mich nicht betören lassen von jener Lehre, daß der Poet neben dem Schönheitsprinzip keine Absicht haben soll, und auch nicht von jener, die im Dichterwerk nur Zweck will, sei es nach dem Moralischen oder Materiellen hin. Ich habe die Gestalten genommen, wie sie das Leben gab, aber sie nach eigenem Ermessen beleuchtet. Ich habe die hellsten Lichtpunkte dahin fallen lassen, wo ich glaube, daß das Schöne und Gute steckt, damit entschwindende Güte wieder ins Auge und Herz des Menschen dringen mußte. Das Niedrige habe ich verspottet, das Verderbliche bekämpft, das Vornehme geehrt, das Heitere geliebt, mehr kann ich nicht tun." So hat er mit der Weisheit eines grundgütigen Herzens den sittlichen Willen zu reinigen und zu festigen getrachtet, die Sehnsucht der Menschen zu erweitern, zu erhöhen, von der Enge und Dürre des Eigenlebens zu läutern gesucht, dem Geiste seines Volkes Nahrung und Regsamkeit gespendet, dem deutschen Gemüte Wärme zugeführt und Tiefe verliehen, die arme, suchende Menschenseele durch die Erkenntnis ewiger Wahrheiten zu veredeln und durch die Hoheit des Heiligen zu reifen und zu erheben gewußt. Der echtdeutsche, mystisch grübelnde und doch so kindliche Waldschulmeister in Winkelsteg schrieb es in sein Tagebuch: „Es ist die Sehnsucht, die wir alle empfinden, ob seichter, ob tiefer, die Sehnsucht nach dem Ganzen, Allgemeinen, nach dem Wahren, aber Unsichtbaren, in dem unsere drängende, strebende, bangende Seele Ruhe und Erlösung zu finden hofft."

Und wie durchsonnt der Humor als Lebensmacht Großes und Kleines in Roseggers Werken; immer bricht er bei diesem Schelm aus den Alpen hervor als ein Mittel, die Materie zu überfliegen, die Widersprüche zu versöhnen. Nie platte Komik, fader Witz oder rein äußerliche Derbheit, immer lachende Sonne, die aus den Menschen seines Herzens und seiner Phantasie bezwingend strahlt. Er hielt es da mit dem biederen alten Sebastian Frank, dem der Grundsatz galt: Torheit zu gelegener Zeit ist die größte Weisheit.

setzt er mit treuem Wohlwollen um in eine Poesie des Wollens und Handelns und ward so zum Dichter des deutschen Gewissens. Dem, der eine willensstarke Erhebung und seelische Ausweitung seines inneren Menschen anstrebt, weiß Rosegger als Vorbild und Bundesgenosse aller Lebenskämpfe den Sinn unseres verwickelten Daseins zu deuten. Seine frohe Botschaft kann unendlich viel wider die dumpfe Schwere der Welt sein, wenn sie einer mit allem Ernste und aller Treue der Pflicht nachfühlend, nachdenkend, nachlebend in sich aufnimmt. Sie gibt in unserem alles nach Zins und Zinseszins berechnenden Zeitalter dem mitunter mutlos gewordenen, verschämten und erschöpften Herzen ein erneutes Recht, einen frischen Schwung, damit dieses trotz der Fährnisse der Nützlichkeitsraserei, des Philistertums, der Lebensgier und der Gemütserkaltung seine schöpferische Gewalt als heiligste Macht des Daseins zu bewähren vermöge, denn dem deutschen Herzen verdanken wir die Glanzzeiten und Hochtaten vaterländischer Geschichte.

Im Banne einer solchen frohen Dichterbotschaft scheiden wir vom schlichten Grabe in Krieglach: fahr' wohl, du heißgeliebter Toter, sei aufs neue jubelnd begrüßt, Du großer Lebendiger! In der einheitlichen Ausgabe der vierzig gehaltschweren Bände hochdeutscher Schriften, die uns der Leipziger Verlag Staackmann vorlegt, und in den drei kostbaren Büchern mundartlichen Singens und Sagens, die bei Leykam ausgegeben worden sind, verkündigt sich die lebendige und ewig fruchtbare Wirkung Deines gottgesegneten Wesens und Wirkens.

„Soll es nun heute sein oder in noch späteren Tagen, willig mag ich meinen morschen Wanderstab zur Erde legen, willig meinen Namen verhallen lassen, wie des heimkehrenden Älplers Juchschrei verhallt im Herbstwind, aber ich, ich selbst möcht' mich an dich, du liebe, arme, unsterbliche Menschheit, klammern und mit dir sein durch der Jahrhunderte Dämmerung hin und den Weg suchen helfen, den Weg zu jener Glückseligkeit, die das menschliche Geschlecht zu allen Zeiten geahnt und gehofft hat"; so schriebst Du einst, Unsterblicher. Und wir antworten Dir heute: Ja, Petrus, Du bist ein Fels, auf dem noch viele aus der mit Hoffnungen und Schmerzen ringenden Menschheit in bewegter, zweifelnder und zerfahrener Zeit eine Kirche bauen werden, die sie lehrt, daß Dich bekennen und Deinem Rate folgen eine Erhöhung der Menschenwürde und der deutschen Ehre ist weit über alle Zeitlichkeit hinaus.

Heinrich Wastian.

Weil jede Flamme reinen Strebens eine Opferflamme ist, die gen Himmel weist, ergab sich der erziehliche Bergprediger, der rastlos sinnierliche Priester des Gottesfriedens mit seinen Ergüssen für die unsichtbaren Güter des Lebens naturnotwendig und gefühlsgemäß jener idealen Macht im Volksleben, die wir zusammenfassen in der Bezeichnung: Religion; allerdings nicht in dem Sinne tötender Buchstaben oder des leidenschaftlichen Eiferertums, sondern in der Glorie seines Himmelreiches, im Schimmer seines ewigen Lichtes. Dabei legte er den Schwerpunkt nicht auf Kirchen und Dogmen, sondern auf das Christentum als solches. „Ja ich fühle und fühlte mich mein Lebtag als Priester", so schrieb er im Frühling 1907 an seinen Freund und Sangesbruder Ottokar Kernstock. Schon etliche Jahre vorher hatte er zu dem einsamen Waldpfarrer auf der Festenburg mit Rücksicht auf sein Buch „Mein Himmelreich" gemeint: „Nun sagen die Protestanten, es wäre katholisch, und die katholische Amtskanzlei will doch nichts von mir wissen — wie bin ich jetzt dran? Gut bin ich dran, denn es zeigt, daß ich doch mehr im Geiste als in der Form Christ zu sein strebe. Dabei sitzt man zwischen zwei Kirchen nicht auf der Erde, sondern — im Himmel." Rosegger genügte jedoch das Wort nicht, er sann auf Taten — und so erstand aus seinem Herzenswunsche die neugebaute evangelische Heilandskirche zu Mürzzuschlag und aus trostloser Brandstätte verjüngt die katholische Kirche seiner Kindheit zu St. Kathrein am Hauenstein. So oft er rief, zeigte es sich, was dem deutschen Volk aller Gemarkungen der steirische Herzensanwalt bedeutet.

Als es hieß: „Die Kinder von Roseggers Waldheimat haben keine Schule", da begann es sich allenthalben zu regen und bald stand in jenem stillen Alpl, von dem das beglückende Licht ausgegangen ist, das Waldschulhaus. Und als der tiefsinnige deutsche Mann im Jahre 1909 den eigenartigen Vorschlag machte, Bausteine für deutsche Festungsbauten zu sammeln, da flossen rasch die Tausender zu Millionen zusammen, so daß sich nun an den Sprachgrenzen die deutschen Roseggerschulen erheben können, die unserer Väter deutsche Erde verteidigen und den Nachfahren erhalten werden.

Gleich den priesterlichen Eigenschaften sind in unserem großen Heimatdichter auch die eines Lehrers stark entwickelt, er wußte es und verkündete es, daß dort, wo für den Jugendbildner eine Gerechtigkeit nicht zu finden ist, nimmer eine Ehrfurcht, eine verständige Liebe für das Kind vorhanden sein kann. So war sein letztes großes Liebeswerk die Anregung zum Erstehen eines Erholungsheimes für kriegsversehrte und erschöpfte deutsche Lehrer. Den deutschen Nationalismus hat er so zur Selbstläuterung gemahnt und immer wieder zur Tat geführt: Empfindung und Anschauung

grell bemalten Rachen. Und besonders furchtbar schaute es aus, wenn der Kajetan einen Rausch hatte.

Das pflegte bisweilen vorzukommen, namentlich wenn es recht kalt und zu Hause kein Feuer war. Viel brauchte es ja nicht dazu, drei, vier Gläschen Schnaps genügten. Das erste machte warm, das zweite heiß, beim dritten begannen sich des Kajetans Gedanken zu verwirren und nach dem vierten hatte er die Gegenwart vergessen und meinte, daß er wieder als Soldat gegen den Feind marschieren müßte.

Wo immer es dann war, im Hofraum eines Hauses oder mitten im dichtesten Straßengedräng: der Kajetan stellte sich in Positur, handhabte seinen Stock wie eine Flinte, rief: „Legt an! — Feuer!“ und „Bum, bum!“ und „Hurra!“ und durch die weite Öffnung zwischen den blutroten Lippen konnte man ihm bis in den leeren Magen hinabschauen.

Verhutzelt, zittrig und in ihrem großen Umschlagtuch wie eine Glocke anzusehen, stand die Philomene dabei, hielt den kämpfenden Gebieter am Arm und rührte sich nicht, noch sprach sie ein Wort im guten oder bösen.

Die Leute lächelten über die bekannten Straßenfiguren, ein Schutzmann tauchte auf. Beim Anblick seiner silberblinkenden Uniform schlug der Veteran die Haken zusammen und präsentierte den Stecken: „Herr General, melde gehorsamst, der Feind ist geschlagen!“

„Brav!“ sagte der Sicherheiter. „Und jetzt gehn wir schön nach Haus!“

„Kompagnie — marsch, marsch!“ kommandierte der Kajetan und hatschte auf seinen steifen Beinen davon, wobei er mit schwingenden Lippen das Geräusch einer Trommel nachahmte, indes die Gattin, ihn immerzu am Ärmel festhaltend, nebenhertrottete und mit eintönigem „gelt's Gott tausendmal!“ die Kreuzer der Zuschauer in Empfang nahm.

Reichlich flossen diese Gaben nicht. Aber da die Hunzlingers von der Gemeinde eine Pfründe monatlicher zwanzig Kronen bezogen, galten sie unter ihren Standesgenossen als begüterte Leute, die um ihr Sicheres vielfach beneidet wurden.

Es wäre auch recht schön gewesen, wenn dem Geldboten nicht jedesmal der bucklige Greisler mit seinem Büchel auf dem Fuß gefolgt wäre. Wie eine Spinne die Fliege erlauerte der an jedem Monatsersten das Erscheinen der Postamtskappe, fuhr wie eine losgeschossene Kanonenkugel aus seinem Kaufläddchen und folgte den Spuren des gewichtigen Geldträgers wie ein hungriger Haifisch dem Kurs eines Schiffes. Die Spinne hielt ihre Opfer fest umgarnt, die Kanonenkugel verursachte Schrecken in den Hunzlingerschen Reihen und der Haifisch schluckte die schöne Banknote, als ob das gar nichts wäre. Selten ließ er sich herbei, ein paar Nickelmünzen zurückzugeben. Einmal aber gab er sogar einen ganzen Gulden heraus, doch das war ein falscher. Der bucklige Kaufmann erklärte indes der Frau Phi-

Das Ehepaar Hunzlinger.

Von **Rudolf Haas.**

Den Eheleuten Kajetan und Philomene Hunzlinger ging es gar nicht gut. Hundertdreißig Jahre hatten sie selbander zu schleppen, und wenn auch die Last geteilt war, der Kajetan trug achtundsechzig, die Philomene zweiundsechzig, so war doch jeder Teil für sich allein schwer genug, das Rückgrat krumm und die Beine müd' zu machen. Überhaupt, die Beine. Die Philomene bekam bei jedem Wetterumschlag das Reißen darin, weshalb sie sich schon einmal bei der Sternwarte um einen Posten beworben hatte. Denn sie vermeinte nichts anderes, als daß in dem sonderbaren Dachausbau dieses wissenschaftlichen Institutes lauter so empfindliche Menschen, wie sie einer war, gleich Laubfröschen hocken und durch einen Schalltrichter in die Kanzlei des Direktors hinabrufen mußten: „Auweh, mich zwickt ein Regen!" oder „Mich juckt die große Zehe auf Sonnenschein!" oder sonst was.

Hatte solcherart die Philomene zu viel, besaß dafür der Kajetan zu wenig Gefühl in seinen Gehwerkzeugen, die steif und in den Gelenken nicht leichter beweglich waren, als Türen in verrosteten Angeln, nur daß sie nicht quietschten, sondern hörbar knackten. Und das war ein großer Jammer, weil die Hunzlingers gerade für ihren Erwerb gesunde Beine notwendig gebraucht hätten.

Den verschafften sie sich durch eine Spieldose, mit der sie in der Stadt herumwanderten, und es war natürlich, daß, je schlechter sie gingen, je schlechter dies auch die Geschäfte taten.

Die Spieldose war alt und kurzatmig und ihrer Walze fehlten viele Zähne. Aber sie gab trotzdem manchmal zirpende Laute von sich, wie ein im Mausern begriffener Starmatz, und der Kajetan, der sie mit einem breiten Ledergurt vor den Magen geschnallt trug, hob bei jedem solchen Ton den Zeigefinger, als wollte er den erwartungsvollen Zuhörern verkünden: „Aufgepaßt! Jetzt kommt wieder was!"

Er war ein Veteran von Königgrätz und hatte einen erdfarbenen Bratenrock mit langen Schößeln an, was sehr praktisch war, weil sich dahinter die heikligste Partie der zerrissenen Hose schamhaft verbergen konnte, ohne daß sie die Philomene zu flicken brauchte. Unterhalb des Rocksaums fingen schon die Röhrenstiefel an, die nicht weniger schäbig waren als ihr Kontrapunkt, der spitzige Filzhut, hinter dessen Schnur als besondere Zierat eine ruppige Hahnenfeder stak. Ihre Spitze hing geknickt vornüber und nickte dem Kajetan ins Gesicht. Eigentlich aber war das kein Gesicht, sondern ein starrender Urwald von weißgelben Haaren, darin zwei kleine Augen und ein winziges Nasenknötchen fast verschwanden, während die Lippen breit und dick und tiefrot herausleuchteten. Und wenn die sich auftaten, dann war es, als öffnete ein Nußknacker seinen

besessen hätte. So mußte sie sich mit lang gezogenen Seufzern begnügen, während ihr Magen dumpf dazu knurrte, so daß es eine sonderbar wehmütige Musik absetzte, die erst verstummte, wenn die schlurfenden Schritte des heimkehrenden Veteranen im Stiegenhause hörbar wurden.

Wurstzipfel brachte er mit, Käserinden, Zichorie oder Eichelkaffee, und wenn die Ausbeute reichlich oder der bucklige Greisler gut aufgelegt gewesen war, auch ein Viertelliterchen Milch in einer Medizinflasche. Die Medizinflasche trug er immer bei sich und ließ sie während der unbewachten Tage einigemale mit Kornschnaps füllen, zu welchem Behufe er einen Teil seiner Einnahme verheimlichte.

Das wußte die Philomene oder ahnte es wenigstens und grämte sich darüber, weil das Trinken seiner Gesundheit schadete und der Wert des flüssigen Heizmaterials, in Kohle umgesetzt, genügt hätte, nicht allein den Herrn und Gebieter, sondern überhaupt die ganze Stube mit allem, was darin war, schön warm zu halten.

Als daher der Kajetan eines Abends wiederum mit kriegerischem Trommelwirbel heimmarschiert kam, fand er die Gesponsin außer Bett. Das Gliederreißen hatte etwas nachgelassen, sehr entschlossen blickte sie ihm entgegen, und ihre Miene war düster wie die Stube, in der ein kleines Lämpchen unsicher flackerte. Die Elster kauerte auf der Schulter und zerrte mit dem starken Schnabel an den grauen Haarsträhnen ihrer Herrin, die reglos saß und eine strenge Falte zwischen den zusammengekniffenen Augen hatte. Der Gatte kannte diese Miene und wußte, daß sie die Philomene nur dann aufsetzte, wenn sie, was selten vorkam, einmal einen eigenen Wunsch durchsetzen wollte. Dann war mit ihr nicht gut Kirschen essen, und weil er das schon einigemale erfahren hatte, stellte er das Getrommel sogleich ein und erkundigte sich sehr kleinlaut nach ihrem Befinden. Ein Blick war die einzige Antwort. Da wurde er immer liebenswürdiger, und in seinem Bestreben, das drohende Donnerwetter zu beschwören, machte er sich sogar erbötig, den Kohlenhändler noch einmal um Kredit anzusprechen, obwohl er dies schon mehrfach vergeblich versucht hatte. Doch dünkte ihn immer noch angenehmer, mit dem rußigen Kumpan einen Strauß zu bestehen, denn mit seiner angetrauten Gemahlin.

Die erwies sich indessen jedem Bestechungsversuch unzugänglich. Ohne auf weitläufige Unterhandlungen sich einzulassen, erklärte sie kurz und bestimmt: „Wir geh'n in die Versorgung!"

Sie meinte damit das neue Versorgungshaus, das die Gemeinde für ihre bedürftigen Mitglieder am Rande der Stadt aufgebaut hatte, und von dessen Pracht schon seit langem unter den Pfründnern ein Raunen und Munkeln war.

Der Kajetan atmete auf. „Das Häusl ist ja noch nicht fertig!" meinte er, ganz glücklich über seinen Einfall, und hoffte hiedurch Zeit zu

lomene, sein Geld sei immer echt, und wenn jetzt ein falscher Gulden da sei, so könnten ihn nur die Hunzlingers eingeschmuggelt haben.

Was sollten die dagegen tun? Sie waren vollständig von ihm abhängig, denn er war nicht nur ihr Lebensmittellieferant, sondern auch ihr Hausherr und hatte ihnen unter der Bezeichnung „möbliertes Kabinett" einen Raum vermietet, der nur ein einziges Fensterchen in einen engen Lichtschacht aufwies und vom Baumeister eigentlich als Vorratskammer gedacht war. Auch an den hellsten Sommertagen herrschte dort ein düsteres Zwielicht, und das war gut so, weil es die Wurmstiche in der wackligen Bettstatt unsichtbar machte und nicht gleich dem ersten Blick erkennen ließ, daß als Kommode eine ausgediente Mehlkiste und ein zusammengenageltes Lattenwerk als Tisch sich darstellten.

Die Hunzlingers hätten sich aber trotzdem damit abgefunden, wenn nur die kühlen Regentage und der Winter nicht gewesen wären. Dann war es nicht nur finster, sondern auch kalt in der Wohnung, der Kredit beim Kohlenhändler war bald erschöpft, die Betten hatten zu wenig Federn und die Kleider waren zu dünn, um die Kälte abzuhalten. Zu dieser Zeit hatte der Kajetan die meisten Räusche, die Philomene aber quälte tagelang das Reißen, so daß sie im Bett bleiben und den Gatten allein seine Kriegspfade wandern lassen mußte. Das machte ihr arge Sorgen, weil sie fürchtete, daß ihm ein Unfall oder eine Arretierung zustoßen könnte, wenn ihn niemand am Ärmel festhielt. Und so oft seine Heimkehr sich über die gewöhnliche Stunde hinaus verzögerte, fielen schwere Angstzustände auf die geplagte Frau. Aber auch sonst war es keineswegs angenehm, den ganzen Tag einsam in dem elenden Loch zu liegen, wo man von der Welt nichts zu sehen und zu hören bekam, und die Leidende wäre sich wie in einer Totengruft vorgekommen, wenn nicht das junge Hähnchen manchmal gepiepst oder die bejahrte Elster heiser gekrächzt hätte. Es war eine leibhaftige Elster, die hier, Gott weiß wie, ihr Fortkommen fand und in der beständigen Dunkelheit schon blind geworden sein mußte, weil sie das Hähnchen, das gleich ihr frei in der Kammer herumtrippelte, jeden Augenblick über den Haufen rannte. Aber sie war sehr zahm, und die Kranke brauchte nur „Pepperl!" zu rufen, flatterte das Vieh auch schon kreischend auf die Bettdecke.

„Sprich: Kompagnie marsch, marsch!" befahl die Herrin und mit lebhaftem Flügelschlagen gab das Pepperl prompt allerlei Laute von sich, die mit der menschlichen Sprache gewiß keine geringere Ähnlichkeit besaßen als die Stimme der Philomene mit dem Gesang der Nachtigall. Doch auch diese Gleichstimmigkeit war nicht hinreichend, um über die Eintönigkeit eines ganzen langen Wintertages hinwegzuhelfen, und die Philomene hätte manchmal genau so trübselig wie die beiden anderen Insassen der düsteren Vogelkammer die Flügel hängen lassen, wenn sie welche

Und dann schrieb er stumm und fügsam mit stakigen Schülerbuchstaben alles nieder, was sie ihm in die kratzende Feder diktierte. „Hochgelobtes Versorgungshaus“ fing es an und „dero in untertänigsten Gnaden demütig fertigende Eheleute Hunzlinger“ endigte es, aber es gelangte dennoch in die richtige Magistratsabteilung, wo es trotz aller Fehler gegen die Rechtschreibung und Logik verstanden und günstig erledigt wurde.

In der tröstlichen Aussicht auf eine vergnügliche Änderung ihrer Lebenslage vergaß die Philomene ganz auf ihr Reißen und wurde ordentlich springlebendig, gleich einem ausgehungerten Komfortabelroß, das irgendwo Hafer wittert, während der Kajetan wie ein solches ohne diese belebende Witterung Kopf und Lippen trübselig hängen ließ. Der Gedanke an die Kasernierung, die seinem ungebundenen Dasein drohte, stimmte ihn recht traurig, und mehr wie einmal vergaß er seine Spieldose aufzuziehen oder bei ihrem verzagten Gezirp den Achtung gebietenden Zeigefinger zu heben.

Das alles half ihm jedoch nichts. Eines schönen Tages kam ein Schriftstück, das schon äußerlich durch seine gelblichgraue Färbung als amtlich sich darstellte, und darinnen, über einem feierlich schwarzen Stempeldruck, stand zu lesen, daß die Eheleute Kajetan und Philomene Hunzlinger unter diesen und diesen Voraussetzungen, Bedingungen und Verpflichtungen sowie unter gleichzeitiger Einziehung der monatlichen Pfründe in das Versorgungshaus abgehen könnten.

Da packte die Philomene ihre Habseligkeiten zusammen. Kleider und Wäsche tat sie in die Tischdecke, Kochgeschirr, Hausrat und Gerümpel in zwei Weidenkörbe und aus der gebrechlichen Lampe samt der Petroleumflasche machte sie noch ein Extrabündel. In einem verrosteten Käfig aber, der noch nach einem Gimpel seligen Angedenkens an der Wand hing, stellte sie durch ein Stück Pappendeckel zwei Gemächer her, eines für das Hähnchen, das andere für die Elster, die über diese Beengung ihrer Freiheit anfänglich nicht sehr erbaut war, sich aber schließlich doch in das unvermeidliche Geschick ergab. Sie sagte sogar in ihrer nur der Herrin verständlichen Sprache: „Kompagnie, marsch, marsch!“, und die Kompagnie setzte sich in Bewegung.

Der verzweifelte Kajetan mußte die Körbe und den Kleiderpack schleppen, die Gattin folgte mit der Lampe und dem Viehzeug. Aber kaum standen sie beim Haustor, da eilte auch schon der stämmige Kohlenhändler mit geschwungener Faust über die Straße, der bucklige Greisler sprang aus seinem Laden und beide verlangten ihr Geld und schrien und wollten ihre Schuldner nicht ziehen lassen. Es kam zu lebhaften Auseinandersetzungen, an denen sich fast sämtliche Nachbarn beteiligten. Das Durcheinander der streitenden Stimmen erfüllte die Straße, der Krämer als Mietherr wollte die Hunzlingerischen Fahrnisse zur Sicherstellung seiner Forderungen zurückbehalten, der Kohlenverschleißer drohte mit der Betrugs-

gewinnen, bis die Strenge der Philomene wieder verschwunden wäre. Die aber wußte es besser. „Vor zwei Monaten ist's eingeweiht worden!“ erklärte sie.

„Ist ja nicht möglich!“

„Red' nichts, Kajetan, schlaf' dich aus und morgen schreibst das Gesuch!“

Der Kajetan befolgte die ersten beiden Befehle, gegen den dritten erhob er andern Tags wieder Einwendungen. Ein k. und k. Soldat a. D. gehe niemals in eine Versorgung, meinte er griesgrämig. Wer des Kaisers Rock getragen, dürfe sich nicht füttern lassen, so lange er auf ehrliche Weise sein Brot finden könne.

„Kajetan! Gleich schreibst das Gesuch!“ erwiderte die Philomene mit ihrer entschlossenen Miene.

„Da muß ich halt erst Tinte und Feder herschaffen!“ seufzte der Widerspenstige. „Und ein Papier muß ich auch holen!“

Er griff nach Hut und Medizinflasche. Doch auch diesen Fluchtweg schnitt ihm die Gattin ab.

„Ist alles schon hier! Brauchst nur anfangen!“

Ihr energischer Finger deutete auf den Stuhl. Da mußte sich der alte Krieger gehorsam niedersetzen. Die Spitze der neuen Stahlfeder befeuchtete er mit den Lippen, umständlich strich er den Papierbogen glatt. Dann starrte er, den Kopf zurückgelehnt, in die Luft, als ob er großartige Gedanken von der Zimmerdecke lesen wollte. Die Philomene ging um ihn herum wie eine lahme Katze um ein Vogelbauer und ließ ihn nicht aus den Augen; die Elster hüpfte schwerfällig hinterdrein und krächzte mitunter, als wollte sie ihrer Mißbilligung über die lange Dauer der Vorbereitung Ausdruck geben.

„Bist fertig?“ erinnerte nach einer reichlichen Stunde die Philomene den versunkenen Denker an seine Obliegenheit.

„Ich hab' den Anfang noch nicht finden können!“ versetzte er leidvoll.

„Kajetan! Gleich find'st den Anfang!“ kommandierte sie resolut.

„Mir fallt nichts ein!“ bekannte er endlich kläglich, und mit geschäftiger Wichtigtuerei fuhr er fort: „Weißt was, ich werd' schnell zum Greisler springen, daß er mir einen Rat gibt in der verflixten Sach'!“

Wieder wollte er Hut und Medizinflasche zusammenpacken. Aber auch diesmal ließ ihn die Gattin nicht entschlüpfen. Da versuchte er das letzte Mittel und wurde wild.

„Fix Grammatanten!“ legte er los. „Ich geh' in keine Versorgung! So ein Schand' überleb' ich nicht! Eher ins Arrest oder lieber gleich ins Grab, daß eine Ruh' ist!“

Grimmig schnappte der rote Nußknackerrachen, als ob er die kaum gesprochenen Worte wieder einfangen und verschlucken wollte. Doch die Philomene fürchtete sich nicht.

Ein gebieterischer Wink scheuchte den Rebellen auf seinen Platz zurück.

hastigen Einsteigen auch noch der Pappendeckel im Käfig verschoben, so daß die Elster zu dem Hähnchen geraten war und das Verschüchterte mit ungnädigen Schnabelhieben bearbeitete. Die Philomene wollte die Streitenden trennen und öffnete das Türchen. Da fuhr der Zug gerade über eine Weiche, so daß sie einen Ruck bekam und sich unwillkürlich mit beiden Händen an der Bank festhielt. Dies benützte das schlaue Pepperl, um aus dem Bauer zu schlüpfen und einen Spaziergang durch den Wagen zu unternehmen. Freudig krächzte es und spreizte die gestutzten Flügel über das erhobene Bein, aber so oft die Herrin nach ihm haschte, lief es eilig unter eine Sitzbank.

Der Waggon war lang und schmal und viele Leute saßen darin, die alsbald auf den Ausreißer fröhlich Jagd machten. Darob geriet die Philomene in große Sorgen, denn sie fürchtete, über die Haltestelle hinauszufahren. Jedesmal, wenn der Zug hielt, griff sie nach ihren Bündeln mit der erschrockenen Frage: „Sind wir leicht schon bei der Versorgung?" und beruhigte sich nur halb, als ein dicker Herr ihr zusicherte, er werde sie schon rechtzeitig verständigen, wann sie aussteigen müsse. Nun lockte sie wieder mit schmeichelnden Worten das lustige Pepperl, während der Kajetan in tatloser Schadenfreude beim Fenster saß und die Beine ausstreckte.

Endlich gelang es einem behenden Lehrbuben, den Vogel zu erhaschen, worauf er unter vielen Vorwürfen von seiner Gebieterin wieder in den Käfig gesperrt wurde, nicht ohne daß sie ihm zuvor ein paar Klapse auf das stachliche Bürzel verabreicht hätte.

Noch ein paarmal blieb der Zug stehen, und trotz der beruhigenden Zusage des beleibten Fahrtgenossen fragte die Philomene noch ein paarmal, ob sie schon bei der Versorgung sei. Und endlich war sie wirklich dort.

Bald stand sie unter dem Eingangstor mit ihrem Kajetan und dem ganzen Hausrat. Da wäre ihr vor Staunen beinahe die Lampe und der Käfig aus der Hand gefallen. Das war ja kein Haus, das war eine ganze Stadt. Mehr als zwanzig zweistöckige Gebäude, alle ziegelrot mit weißen Zwischenrippen, standen da in einem weiten Park beisammen, eine schöne Kirche hob zwei schlanke Türme hoch über die uniforme Schar empor, eine Apotheke war da, eine Schenke, zwei Krankenhäuser, und durch verschneite Rasenplätze führten breite Wege, an denen allenthalben bequeme Sitzgelegenheiten standen. Viele alte Leute, Männer und Frauen, bewegten sich auf diesen Wegen, denn es war ein heller Tag mit wolkenlosem Himmel und Sonnenschein, klar und mild, und weil das freundliche Gestirn gerade im Mittag stand, wärmte es gar sänftiglich und verlockte die welken Glieder zu einer wohltuenden Bestrahlung.

Wunderschön war es hier draußen. Zwischen zwei Bergzügen breitete sich eine weite, ebene Talfläche, höher als die Stadt gelegen und nach zwei Seiten offen, so daß man eine prächtige Aussicht genoß. Häuser erblickte man

anzeige und der Kajetan schaute höhnisch auf seine Gattin und rief immerzu: „Laßt mich einsperren, laßt mich einsperren, ich sitz' ganz gern im Landesgericht! Dort bin ich auch versorgt!"

Gewillt, auch nicht den elendesten Blechlöffel gutwillig herauszugeben, stand die Philomene in rüstiger Fechterstellung vor ihrem Eigentum und schwang zu gutem Hieb und flinker Parade geschickt ihr blankes Zungenschwert.

„Zahlts erst die Schulden, Bagaschi!" schlug der Kohlenhändler los.

„Sie haben Ihner Geld scho' kriegt!" parierte die Philomene.

„Was hab' i? A so a Gaunerei! Zwaa Gulden krieg' i no, zwaa Gulden!"

„Möcht wissen, für was!"

„Jetzten da legst di nieder! Für meine Kuhln halt, Raubersg'sindel!"

„Wanns nur Kohlen gewesen wären! Leuteln, halbert waren Steiner drunter, halbert Dreck, halbes Gewicht hat er geben und doppelt hat er alles aufg'schrieben, der pamstige Aschanti!"

„Mit 'n Zins woll'n s' durchgehn!" ächzte der Greisler.

„Sperrt mich ein!" schrie der Kajetan.

Es war ein gewaltiges Kampfgetöse. Einige Meister vom Kleingewerbe und Hausbesorgerinnen griffen vermittelnd ein. Mit vieler Mühe gelang es diesen besonnenen Elementen, einen Waffenstillstand herbeizuführen, worauf die aufgeregten Gläubiger ihre Geneigtheit kundgaben, sich bei sofortiger Barzahlung mit fünfzig Prozent auszugleichen.

Da zog die Philomene ihren linken Schuh aus. Hierauf zog sie den Strumpf vom Fuß. Und dann sah der Kajetan mit Entrüstung, daß sie unter der nackten Sohle eine Zehnkronennote verwahrte, von deren Vorhandensein er keine Kenntnis hatte. Es war ein Notpfennig, den sie im Laufe der Jahre, Kreuzer zu Kreuzer, zusammengescharrt und erst kürzlich in diese fußgerechte Form umgewechselt hatte.

Als die biederen Kaufleute den bläulichen Lappen sahen, wollten sie ihre Forderungen sofort wieder auf die ursprüngliche Höhe bringen. Doch die besonnenen Elemente ließen das nicht zu, so daß der Philomene fast sechs Kronen übrig blieben, die sie in die Tasche steckte. Denn da der Kajetan jetzt um das Geheimnis wußte, war ein ferneres Verbergen zwecklos.

Der hatte für die Sparmeisterin nur einen wütenden Blick, worauf er vom Greisler zum Abschied etwas Rum ausfechten wollte. Dagegen erhob jedoch die Gattin Einspruch, denn sie wollte vermeiden, daß er seinen Einzug in das Versorgungshaus etwa mit kriegerischem Trommelklang hielt.

Zornrot griff der Kajetan wieder nach seinen Körben und die Philomene folgte dem beleidigt Davonschlurfenden, nachdem sie mit allen Bekannten freundliche Händedrücke gewechselt.

In der Stadtbahn hatte sie ihre liebe Not, die zahlreichen Gepäckstücke unterzubringen. Um das Unheil voll zu machen, hatte sich beim

Seine Begeisterung erreichte den Gipfel, als er die elektrische Glühlampe in der Mitte des Plafonds entdeckte. Er drehte den Kopf herum, da begann der Draht zu glühen, er drehte abermals, da erlosch das Licht wieder: das war nicht nur bürgerlich behaglich, das war herrschaftlich mit allem Komfort der Neuzeit, und der Veteran lieh sogar der Vermutung Ausdruck, daß lediglich seine Beteiligung an der Schlacht bei Königgrätz ihnen zu diesem Prunkgemach verholfen habe. Denn es schien ihm ausgeschlossen, daß auch die anderen Pfründner solchen Luxus aufzuweisen vermochten.

Aber sie vermochten es doch. Alle die dreitausend alten Leute, die hier beisammen wohnten, erfreuten sich der Glühlampen. Sogar die Insassinnen der Frauenpavillons. Und die waren sicherlich nicht bei Königgrätz dabei gewesen. Nicht einmal als Marketenderinnen. Denn es gab Exemplare unter ihnen, deren Wüstheit unmöglich dem Alter allein aufs Kerbholz gesetzt werden konnte.

Überhaupt machte der Kajetan, je länger er in der Versorgung war, je öfter die Erfahrung, daß ihm keine Extrawurst gebraten wurde. Niemand konnte sich einer Bevorzugung rühmen, alle wurden gleich behandelt. Und wenn die achthundert, für die noch Platz vorhanden war, hinzugekommen wären, hätten auch diese nicht mehr und nicht weniger erhalten als alle übrigen: ein Frühstück mit zwei Semmeln, ein unparteiisch zugemessenes Mittag- und Abendessen und neun Heller tägliches Handgeld.

Aber nicht nur die Küche war gemeinschaftlich, sondern auch die Wäscherei und Plätterei, die Bibliothek, der Musiksaal und die Schenke, und wer wollte, konnte sich gegen eine festgesetzte Taxe seine Hosen in der Schneiderei flicken, seine Wäsche in der Näherei ausbessern lassen. Eine Stadt für sich war das, sieben Ärzte und viele Pflegerinnen teilten sich in die Behandlung der Kranken, und nur ein eigenes Bezirksgericht fehlte zur Austragung der zahlreichen Ehrenbeleidigungen, die unter den grantigen alten Krautern täglich sich ereigneten. Namentlich in den Pavillonen der Einschichtigen, der Verwitweten beiderlei Geschlechtes, der Junggesellen und der alten Jungfern, von denen in der Regel je neun in einem größeren Zimmer untergebracht waren. Ihre Betten standen, durch die Schränke und Nachtkästchen getrennt, an den Längswänden, zwischen den Bettreihen war ein großer Tisch, und der war besonders in den Frauenpavillonen zur Jausenzeit immer dicht besetzt. Vornehmlich bei schlechtem Wetter, denn bei schönem tratschte es sich besser auf den Balkonen im Angesicht der Stadt und der bewaldeten Höhen. (Schluß folgt.)

und Dächer und Kirchtürme und bewaldete Höhen, und gleich hinter dem Park fing der große ummauerte Tiergarten an, der dem Kaiser gehörte, Baum neben Baum, ein unübersehbares, schneeig weißes Wipfelmeer.

Ängstlich folgten die Hunzlingers dem uniformierten Aufseher, der sie in die Verwaltungskanzlei geleitete, und wunderten sich, daß man dort bereits wußte, daß sie kommen würden. Wie hohe Herrschaften, die vorher angemeldet werden, dünkten sie sich.

Die Förmlichkeiten waren schnell erledigt, ihre Papiere in Ordnung befunden, und da solcherart gegen ihre Aufnahme kein Hindernis bestand, wurde ihnen im Pavillon der Eheleute ein Zimmer angewiesen. Als der Aufseher die Tür desselben öffnete, stellten Herr und Frau Hunzlinger, wie wenn sie es verabredet hätten, gleichzeitig ihre Päcke auf den Boden. Sie mußten es tun, sonst wären ihnen diese jetzt wirklich aus den Händen gefallen.

Das sollte ihnen gehören? Diese hohe, geräumige Stube mit dem breiten Fenster, durch das eine Fülle von Licht hereinflutete? Mit den Kopfseiten gegen die Wand gerückt, standen hier zwei Betten nebeneinander, zwei Nachtkästen waren da, zwei Schränke, zwei Stühle, ein Tisch und ein Waschtisch, alles mit hellgrüner Ölfarbe angestrichen, nett, blank, wie von Heinzelmännchen gearbeitet und gescheuert.

Die beiden alten Leute standen mit verklärten Gesichtern vor dieser Herrlichkeit, schauten einander an und schüttelten immer wieder die eisgrauen Köpfe. So schön hatten sie es noch niemals gehabt und die an das matte Zwielicht der Greislerbude gewöhnten Augen taten ihnen ordentlich weh vor so viel Helligkeit.

Der Aufseher trug ihnen das Gepäck ins Zimmer. Den Käfig hielt er lange in der Hand und betrachtete die beiden Vögel mit bedenklicher Miene. Endlich entschied er, daß das Hähnchen nicht mit hineindürfe, weil es verboten sei, Geflügel in den Stuben zu halten. Die Elster könne zwar bleiben, aber nur, wenn sie einen ordentlichen Käfig bekomme. Das versprach die Philomene und beschloß insgeheim, den ganzen Rest ihres Notpfennigs für den Ankauf eines der fürstlichen Wohnung würdigen Vogelbauers zu verwenden. Das Hähnchen schenkte sie in großmütiger Dankbarkeit dem freundlichen Führer. Sie hatte es eigentlich bis Weihnachten füttern und dem Kajetan als Festbraten vorsetzen wollen. Nun aber war das nicht mehr nötig, denn sie hatte schon erfahren, daß hier für alle gemeinsam gekocht würde.

Der Aufseher packte den Vogel zusammen und entfernte sich. Die Hunzlingers nahmen nunmehr die prächtige Stube gründlich in Augenschein, drehten an allen Schlüsseln, betasteten jede Kante, und der Kajetan war ganz Feuer und Flamme. Er dachte nicht mehr daran, wie unliebenswürdig er sich ursprünglich zu dem Plan der Philomene verhalten hatte, tat jetzt, als sei das alles von ihm erfunden und sein ureigenes Verdienst.

berger Sepp ist wieder dazwischen gekommen. Der hat sein früheres Mädel sitzen lassen und ist justament auf die Dirn vom Malchus verfallen. Der hat aber den Sepp nur von der Seite angeblickt und dann schwer geseufzt: „Bist allweil da in meinem Leben, wo ich dich nit brauchen kann. Laß ab von mei Dirndl, es is das einzige, was i hab.“

„I laß schon ab — aber sie soll selbst entscheiden, mein i.“

Und am nächsten Tag entschied sie: „Nix für ungut, Malchus, mußt nit harb sein.“

Das verstand er. Und ihm war, als säße plötzlich wieder sein Elend neben ihm und spräche: Da bin ich!

Eines Tages war der Malchus auf dem Schießstand bei der Scheibe und zeigte die Fehler und Treffer an beim Bauernschießen. Dann reinigte er die Gewehre und da ging richtig der verteufelte Schuß aus einem unentladenen Gewehr los und traf das rechte Auge des Malchus. Und drei Tage darauf sagte der Doktor: „Mußt schon Verzicht leisten.“ Und so verlor der Bursche eines von den treuherzigen Sternlein. Und er ertrug's mit einem wehmütigen Lächeln. Als er einmal die Marie wieder sah, erinnerte er sie daran, daß sie ihm einmal bei seinen zwei Augen geschworen, er sei ihr der liebste von allen Burschen. „Sixt, jetzt hab i meine Augen nimmer, hab nur mehr eins, jetzt gilt dei Schwur eh nix. Kannst dem Spitzberger Sepp ruhig dei Goscherl hinhalten.“ Und er ging nun vollends von ihr und nahm sein zerrissenes Herz mit. „Auch gut,“ dachte er, „wenn schon draußen alles zerflickt und schiach is, kann's inwendig auch nit viel besser ausschauen.“

Und er ging hinauf in die Alm und wollte nichts mehr wissen von den Menschen. In einer Sennhütte hamsterte er sich ein, bei einer alten Sennin. Tagsüber strich er im Wald umher und brockte Beeren und Pilze.

Eines Tages saß er am Waldrand und hielt Ausschau nach den Ameisen, die über den Weg krochen. Da hörte er's im Gesträuch winseln und rascheln. Und richtig kroch da etwas Weißes aus dem Grünen. Ein junger, hinkender Hund, kurzhaarig und blank wie Schnee. „Aha — du bist da?“ sprach der Malchus den weißen Gesellen an. „Hat dich der Ortgruber Franz nit mehr behalten wollen? Oder bist epper gar du wegglaufen? Weil er dich gar so ghaut hat, Bübel? So komm und verzähl mir dei Gschicht.“ Und er nahm den Hund auf seinen Stelzfuß und besah ihn von allen Seiten. Und da hatte er's auch bald weg: in der linken Pratze stak ein zwei Zoll langer Nagel. „O mei arms Hascherl, wo hast denn dös Eisen hergstohlen?“ Und nun begann er vorsichtig die Operation. Nach einer Minute lag das Eisen neben der Pfote. Mit einem frohlockenden Gebell umsprang das Tier den hinkenden Malchus, koste und leckte seinen Stelzfuß und kläffte in die Sonne hinein. „O Herrgottle, wer zieht mir denn meinen Span aus dem Herzen,

Der Malchus.

Von **Ludwig Huna.**

Als er noch ein ganz kleinwinziges Büblein war, da hatte ihm das Leben den ersten Klecks gegeben. Es hatte ihm nämlich den ehrlichen Namen vorenthalten. Man wußte nicht, wes Kind er eigentlich sei. Der Hopfnerbauer, darüber befragt, antwortete nur: „'s mir völlig fremd, wer mein Viehbua is. Die Karnerleut haben ihn halt einmal zurückgelassen, als er an die zwei Jahr alt war. Kreuzteufel, bei so an Schock Kinder is für derlei Leut a kleinwinzig Menschenseel auch nit mehr als a Schuhnagel." Also das war die Herkunft des Malchus. Den Namen suchte die Bäuerin aus dem Kalender heraus, indem sie eines Tages denselben aufschlug und bei geschlossenen Augen auf eine Stelle tupfte. Und da lag nun die verschrumpfte Fingerspitze auf dem Namen Malchus. So, nun hatte er wenigstens was, worauf er hören konnte. Der Malchus wuchs heran und machte den anderen viel Spaß und Freude — nur sich selbst nicht. Die anderen lachten über ihn, er selbst machte immer ein gar ernstes Gesicht, denn nun schien es, als hätte ihn der liebe Herrgott dazu ausersehen, den Mitmenschen zu zeigen, was ein Pechvogel sei. Mit fünf Jahren fuhr ihm der Bäckerwagen vom Pirnitzbauern über den rechten Fuß. Der hatte eine tellerförmige breite Gestalt bekommen. „Lebst auf an großen Fuß, Malchus," meinten die Bauern. Er nahm's ruhig hin. Ein Jahr darauf verbrühte er sich in der Küche mit heißem Wasser den linken Arm. „'s is halt der Gleichnis wegen," meinten die Bauern. Mit acht Jahren rutschte er auf dem Ringkogel aus und verstauchte sich das linke Bein. „Na, viel Füß hast nit mehr zu verlieren," meinte der Spitzberger Sepp, ein siebzehnjähriger Junge, der spottlustigste Draufgeher. Und der Malchus wird immer in sich gekehrter und erträgt alles mit Geduld. Und mit sechzehn Jahren scheint sich endlich alles gründlich auszuheilen, die Füße bekommen Gestalt und Form — da brennt richtig in der Nacht beim Kaufmann das Haus ab, der Malchus hilft beim Löschen, ein glühender Balken fällt herab, zertrümmert und verbrennt ihm den linken Fuß. Ein paar Tage darauf nehmen sie ihm das Bein ab und nun hütet er das Vieh mit dem Stelzfuß. Drei Jahre darauf verliebt er sich in die Kuhdirn vom Lacknerbauern, die ein bildsauberes Gesichtel und zwei starke rührige Arme hat. Und justament verliebt sich auch der spottlustige Spitzberger Sepp in das Mädel. Und nun sollen die zwei um das schöne Kind ringen. Da gibt's der Malchus auf, weil er zuerst auf seinen Stelzfuß blickt und dann auf das gesunde fleischige Bein des Spitzberger Sepp. Und zwei Jahre darauf verliebt er sich zum zweitenmal, nämlich in die Gürtler Marie. Aber es hat nicht lang gedauert — und der Spitz-

Man hat ihn dann nirgends gesehen und die Leute hielten ihn für tot.

Aber der Malchus lebte — aber freilich ein Leben, um das ihn nicht viele beneidet hätten. Er grub Wurzeln und aß Beeren. Er humpelte mit seiner selbstverfertigten Stockkrücke herum, wurde immer dünner und klappriger, bestieg aber gleichwohl die steilsten Grate und die verrufensten Stellen des Gebirges. Und eines Tages kam auch für ihn die große Stunde, die jeder vom Schicksal geschlagene Mensch wenigstens einmal erlebt. Der Malchus hatte sich sie nicht gewünscht, aber als sie da war, hat er still bei sich gedacht: „Herrgottle, du bist allweil gerecht."

Er hinkte nämlich an einem warmen Septemberabend über die Felsengrate der Jochwand, die in das Salzburgische hinüberleiteten. Ganz wundersam weit lag die Welt vor seinem Auge da, mit ihren Tiefen und Höhen und den schillernden Wasserstreifen und den fichtengrünen Hängen. Da war's ihm, als riefe es aus der Tiefe. Es klang, wie wenn ein Mensch in höchster Not wäre. Der Malchus hob die Hand über das Auge und blinzelte in die Tiefe. Da sah er's und wußte nicht, wie ihm geschah: sechs Fuß unter dem Steig auf einer Geröllrutschung, knapp über der bodenlosen Tiefe, hing der Spitzberger Sepp an den zersplitterten morschen Wurzeln einer Legföhre. Er hatte die Hände anklammernd in das rieselnde Gestein vergraben, die Füße hingen in der Luft, der zerrissene Janker hatte sich in dem Geäst verwickelt und bewahrte so den Körper vor dem Niederrutschen in die entsetzliche Tiefe. Der Malchus tappte sich vorsichtig heran.

„Is däs a dumme Gschicht!" Das war der Ausdruck seiner ersten Bestürzung.

Der Knecht hatte ihn erkannt und rief nun mit verzweifeltem Blick; „Malchus – i kann mi nit rühren – 's geht mit mir nunter in die Ewigkeit."

Der Malchus sah gelassen den Hilflosen an. „Rühren kannst di nit? So, so? Sixt, wie däs auf der Welt eingricht is. I hab mi auch mei Lebtag nit rühren können, und hab i 's do einmal versucht, nachher bin i gleich um a Reichtel tiefer grutscht, in mei Elend hinein. Jetzt is halt 's Rutschen an dir, lieber Sepp."

Der starrte mit aufgerissenen Augen seinen Spötter an. „Du heiliger Gott — reich mir dei Stock, Malchus — er langt bis daher, denk an unsern — unsern — Heiland."

„Aha — justament grad jetzt! Mir scheint gar, Sepp, 's wär just besser gwesen, wannst du an ihn denkt hättst. Sixt, Sepp, jetzt kunt i mi so recht gmüatlich da niederlegen und zuschauen, wie's immer mehr abbröckelt und di nunterreißt in die Hölln —"

„— hilf mir, Jessas, der Sand rutscht —"

„Und wann i jetzt so an Steintrumm nehmet und da nunterschmeißet, wie du 's tan hast auf mein armen Hund — i denk, 's kunnt ma kein Herrgott verübeln —"

und wer macht meinen Fuß und mein Aug gesund?" Das dachte der Malchus und humpelte weiter.

Der Hund ist dem Malchus gefolgt auf Schritt und Tritt, und der Bursche hat sein ganzes Herz an das Tier gehängt. Er hat mit ihm gelacht und gejammert, hat mit ihm sein Essen geteilt und ihn auf allen seinen Wegen mitgenommen.

Eines Tages lag die Sennin im Heu und rührte sich nicht. Der Malchus schüttelte den Kopf und sagte: „Nun ist die auch hin." Und er humpelte hinunter zum Bauer und meldete den Tod. Und am anderen Tag schon kam eine junge Dirn herauf mit einem Wangerl, das nur zum Anbeißen war. Der Malchus aber wußte, daß derlei Rosen nicht für ihn blühten, und hielt sich daher lieber an seinen Flocki. Er blieb zwar nach wie vor als Geduldeter in der Hütte, aber zu einer richtigen Freundschaft kam es nicht, konnte es nicht kommen, denn gleich in der ersten Samstagnacht kam wieder jemand den Berg herauf und hatte bockslederne Hosen an und einen feinen Janker und einen beschlagenen Gürtel. Und was da drinnen steckte, hieß justament wieder Spitzberger Sepp.

„Verdammtes Karnickel!" fluchte der Malchus in sich hinein. „Bist wieder da? Als ob in der ganzen Welt nur wir zwa Leut sein dürften!"

Und als der Sepp den Malchus erblickte, meinte er geringschätzig: „Da wirst di halt fein wegheben müssen, Malchus, denn bei dem Dirndl ist halt just mei Platz."

„Wohl, wohl, i rühr dir dei Dirndl nit an."

„Mag schon sein, aber i mein halt, du stehst mir überall im Weg mit deiner Einhaxigkeit."

Da fährt der Malchus auf: „Malefizhund! Du versündigst di an mein Elend! Bewahr dir Gott dein Leib!"

Und der Flocki sprang um den Spitzberger Sepp herum und fletschte die Zähne und sah sich den Mann genauer an, der mit seinem Herrn aufbegehren wollte. Und von da an durfte der Sepp nicht mehr in die Nähe der Hütte, denn der Hund wehrte ihm den Eingang. Das ging endlich dem Sepp gegen den Strich, denn er wollte seinen Besuch bei der Dirn nicht immer von der Gnade des weißen Wächters abhängig machen. Ja, als dieser ihm sogar einmal direkt in die Beine fuhr, da wurde der Sepp fuchsteufelswild: „Du, wann i das Vieh noch einmal in der Hütten sieh, bist geliefert samt dem Köter."

„Is eh recht," sagte der Malchus und schnürte seinen Rucksack. Und am nächsten Tag wollte er auswandern, und wie er aus der Hütte tritt, liegt zwei Schritte vor ihm im zertretenen Gras sein Flocki und hat eine großmächtige Blutwunde in der Schläfe und die Augen sind starr und gläsern. Da hat der Malchus zum erstenmal in seinem Leben ordentlich geweint. „Für dei Treu hast den Hieb kriegt, Hundl, na alsdann — jetzt geh ma halt alloan — — ganz alloan."

Papaver stand dem Reich der Ahnen
Nach hergebrachten Sitten vor.
Am Schlosse flatterten die Fahnen,
Der Köche gab's ein ganzes Chor,
Und wer da gern in Ruhe lebte,
Nach Schlafe mehr als Taten strebte,
Fand stets ein gastlich off'nes Tor.

Es gab in dieses Königs Reichen
Nur eine Mühsal und kein Kraut,
Derselben jemals zu entweichen:
Das war die Suche nach der Braut.
Man wollte ja doch schließlich Erben
Und war daher gedrängt zu werben,
Ein Ding, das sich nicht jeder traut.

Sogar der König war gezwungen,
Ein Weib zu nehmen, und fürwahr,
In keinem Lande geh'n die Jungen
Mit mehr Vergnügen zum Altar.
Denn ist dies große Werk geschehen,
Kann froh man in die Zukunft sehen
Und Mohn anbauen Jahr für Jahr.

Papaver war in jenem Alter,
Da jeder Mann begehrlich wird
Und wie ein dummer Frühlingsfalter
Genäschig um die Blüten schwirrt,
Und mancher, dem sonst Verse grauen,
Zum Lobpreis aller schönen Frauen
Den Pegasus ins Joch sich schirrt.

Bekanntlich haben Potentaten
Nicht oft das rechte Maß und Ziel,
Der eine läßt sich gar nicht raten,
Der andere wieder viel zu viel.
Der eine platzt vor lauter Würde,
Den anderen erdrückt die Bürde,
Dem dritten ist der Thron ein Spiel.

Papaver zählte zu den Fürsten,
Die gerne ihren Räten trau'n
Und wenig nach dem Ruhme dürsten,
Die Welt nach ihrem Kopf zu bau'n.
Und da die Räte selten rieten,
War in des Königs Machtgebieten
Ein wahrer Musterstaat zu schau'n.

Da plötzlich in der Zeit, wo eben
Der Mohn in schönster Blüte stand,
Schoß in den jungen Herrn ein Leben,
Das man als unerhört empfand.
Er fuhr tagtäglich aus den Träumen
Und schrie, er wolle ohne Säumen
Aus diesem gottverfluchten Land.

Er müsse sich ein Weib erringen,
Es sei schon allerhöchste Zeit,
Und mußte man die Väter zwingen,
Er sei von selbst dazu bereit;
Doch wolle er auch selber wählen
Und nicht mit etwas sich vermählen,
Das andere für ihn gefreit.

„'s war ja a Vieh, das mi bissen hat —"

„I mein halt, 's gebet auch Menschen, die ärger beißen als a Vieh — "

„Malchus — reiß mi raus — i lohn dir's mei Lebtag —"

„Wüßt nit, wie du mir's lohnen könntst! Aber i verlang mir's auch nit. Du wirst's nötig haben, dein Weis zu ändern — i bleib der Malchus, der nix mehr taugt, als höchstens der Welt ihre saubern Früchterln zu derhalten. So — und da hast jetzt mei Stock, und nachher vergiß, daß wir uns da troffen haben." Und er legte sich platt auf den Boden hin, streckte den Haselstock tief hinunter und zog mit Leibeskräften den erschlafften Körper des Verzweifelten herauf. Das Gerölle rieselte, Steine stürzten und polterten, und die ganze Scholle, auf der vor wenigen Augenblicken noch ein Menschenleben wie mit eisernen Fesseln angeschmiedet lag, verschwand in dem gähnenden Abgrund.

Oben lag bleich, von den Schauern der überstandenen Todesangst durchschüttelt, der Sepp auf dem Steig und hielt die Hände an die fiebernden Schläfen gepreßt.

„I dank dir halt viel tausendmal, Malchus — mei Lebtag dank i dir's."

Aber der war schon davon gehinkt. Seine Seele erfüllte nicht das Bewußtsein einer großen Tat und keine Eitelkeit fraß an seinem Herzen. Nur versinnt und verträumt lächelte er in sich hinein: „Schau, schau, hätt nit denkt, daß i doch noch zu was gut bin auf dera Welt."

Papaver.

Von **Oswald Menghin.**

I.

Papaver, der Papaveriden,
Des alten Hauses edler Sohn,
Saß, schwelgend in des Reiches Frieden,
Süß träumend auf dem schönen Thron.
Rings schlummerte ein Kranz von Räten:
Im Schloßhof aber schlief auf Beeten,
Selbst duftbetäubt, der rote Mohn.

Wer von den Hügeln ferner Gaue
Hineinsah in dies Wunderland,
Erblickte nichts als eine blaue
Luftkuppel und ein Purpurband,
In dessen Mitte, breit und mächtig
Mit einer Hochburg, märchenprächtig,
Der Schloßberg wie in Flammen stand.

In diesem Königreich des Schlummers
Gedieh nur eine Frucht: der Mohn.
Der Ruhe Segnung, Flucht des Kummers
War ihrer Pfleger süßer Lohn.
In Gärten, Feldern, Auen, Wiesen
Sah man die roten Blumenwiesen,
Ein Mohnzelt war sogar der Thron.

In diesen prächtigen Sitz eines berühmten Herrschers zog der junge König Papaver ein. Er war nun doch ganz angenehm überrascht, alles zu einem festlichen Empfang vorbereitet zu finden. Ein paar hundert trefflich gerüstete Krieger mit langen Schnauzbärten standen vom großen Brückentore an Spalier. Zwischen dieser Ehrenwache hindurch bewegte sich ein stattlicher Zug von edlen Herren und Frauen auf ihn zu. An der Spitze schritt ein würdiger Greis, der mit seltenem Anstand folgende Rede begann:

„Milder, mächtiger Kaiser und König! Gerüchte raunten vieltausendtönig, daß dich der Jugend Tatendrang und edelsten Mutes Überschwang nicht in der Heimat mehr ruhen ließ, sondern die Ferne suchen hieß. Damit, o Sproß aus edlem Geschlecht, tatest du wahrlich tausendmal recht. Die Welt erkennst du erst auf Reisen und reisend wird erst der Kluge zum Weisen.

Daß du in unser Land gekommen, haben wir, Herrlicher, bald vernommen, und von dieser Stunde an folgte dir stets ein treuer Mann, um dich zu beschützen, in Not dir zu nützen und Kunde zu geben von deinem Nahen, damit wir würdig dich empfahen.

So steht denn vor dir, o Weitgereister, dieses Schlosses Haushofmeister; sieh' gnädig an als Zeichen der Ehre: Fünfhundert Mann in blinkender Wehre, und hinter mir beliebe zu schauen, dreißig unserer schönsten Frauen. Mit Blumen sind alle Tor' geschmückt, mein König aber ist hochbeglückt und lechzt, bei des Hofes Jubelrauschen mit dir den Bruderkuß zu tauschen. Die Fahnen flattern auf allen Dächern, in schön gestielten goldenen Bechern harrt schon des Trunkes der edle Wein; so tritt denn, erlauchter Gast, hinein, und wann es dir recht, geh' wieder hinaus: fühle dich Herr in diesem Haus!"

Papaver staunte im Herzen über die sonderbare Sitte dieses Empfanges, folgte aber mit Freuden der Einladung und stand bald vor dem fremden König, der ihn umarmte, küßte, seinen Bruder nannte und zu oberst an die Tafel setzte. Als dies geschehen war, begann eine liebliche Musik zu spielen, eine große goldene Tür öffnete sich und drei Züge wunderschöner Frauen traten ein. Papaver erkannte sofort, daß es die drei Königstöchter an der Spitze ihrer Hofdamen waren, erhob und verneigte sich, ging dann auf die erste zu, bot ihr seinen Arm und geleitete sie an seinen Platz, um sich neben sie niederzulassen. Der König sah dies mit Vergnügen, denn er wußte gar wohl, warum er Papaver in so hohen Ehren empfangen.

Seine drei schönen Töchter waren sein Stolz, aber auch sein Kummer. Denn obschon sich Freier für sie genug gefunden hätten, so gedachte er doch, mit ihrer Schönheit auch Vorteile zu gewinnen, und wollte sie nur wiederum Königen oder Kronprinzen in die Ehe geben. Dafür hatte er die drei Prinzessinnen von Jugend auferzogen und sie selbst hielten es daher für unmöglich, einem anderen Manne die Hand

Die Räte schüttelten die Köpfe
Und schliefen jene Tage schlecht.
Doch waren sie auch alte Tröpfe,
Noch höher stand das alte Recht:
Nach ihm war Einwand zu verdammen,
Denn Einwand kann den Streit entflammen
Und Streit den Geist der Ruhe schwächt.

Und als ein Schlaf von vielen Stunden
Einst ihre müden Augen schloß,
Da war der junge Fürst verschwunden,
Er ganz allein mit seinem Roß.
Die Räte sahen es mit Staunen;
Doch nach dem ersten wirren Raunen
Schlief nun erst recht das ganze Schloß.

Der König aber, dessen Jugend
Sich aller Fesseln kühn entwand,
Sucht nun die Königin der Tugend,
Um sie zu frei'n, von Land zu Land.
Fein's Mädchen, so du dies vernommen,
Wer weiß, er kann zu dir auch kommen:
Sieh' zu, daß er dich würdig fand!

II.

Eben dies Lied von Papaver sang ein Spielmann auf offenem Markte zur Leier, als Papaver hoch zu Roß in die Hauptstadt eines Königreiches einritt, dessen Name in der Mohnburg gerade noch vom Hörensagen bekannt war. „Ei potztausend!" dachte sich der junge König, „das ist eine schöne Überraschung," hielt an und lauschte. Halb belustigte ihn die Sache, halb ärgerte er sich. Denn es kam ihm vor, daß der Bänkelsänger die Geschichte mit reichlich viel Spott versetzt habe; auch war es ihm gar nicht recht, daß die Welt von seinen Plänen wußte. Hatte er doch unerkannt in den Dienst des Königs dieser Stadt treten wollen, um eine seiner Töchter zu gewinnen. Schon dachte er daran, sein Pferd herumzuwerfen und davon zu reiten, um ein noch ferneres Land zu suchen, wohin noch keine Kunde von ihm gedrungen war. Da drängten sich ihm aber plötzlich alle vernommenen Erzählungen über die schönen drei Prinzessinnen, deren Vater dies Reich beherrschte, ins Gedächtnis. Er hielt nachdenklich inne, setzte sich dann langsam in Bewegung und hielt auf das königliche Schloß zu, das in der Mitte der großen Stadt auf einem Hügel stand und schon von ferne einen glänzenden Anblick bot.

Als Papaver am Fuße des Schloßberges angekommen war, ertönten vom hohen Wachturme drei kräftige Trompetenstöße und alsbald wurde die Zugbrücke herabgelassen. Der Hügel war ringsum von einem breiten Teiche umgeben. In diesem schwammen die herrlichsten Vögel hin und her; schöne Seerosen schaukelten auf der leicht beweglichen Oberfläche des Wassers und am anderen Ufer lag eine ganze Reihe bunter Kähne. Aus der schimmernden Flut stieg der Schloßhügel wie ein grünes Eiland empor und trug die königliche Burg, eine kleine Stadt, auf seinem breiten Rücken.

Ankunft dir wohl nicht entgangen sein wird, kam aus meinem Königreiche und brachte den Brief eines Getreuen mit einer bösen Meldung mit. Die Großen meines Landes haben mich abgesetzt und einen anderen König gewählt, weil ich von den Sitten meiner Väter abgewichen bin. Es ist mir untersagt, mein Königreich künftighin zu betreten, und mir bleibt nichts als der kleine Reichtum, den ich auf die Reise mitgenommen habe. Er ist freilich immer noch groß genug, um mir und meiner Gemahlin ein fürstliches Auskommen zu sichern. Ein Gutes hat aber auch dieses Unglück: es hält mich nun kein Bedenken mehr zurück, dir meine Liebe zu gestehen. Willst du meine Frau werden?"

Schon während der Erzählung des jungen Königs, der die erfundene Geschichte durch das Zittern der Stimme und die Trauer der Augen überaus glaubhaft zu machen verstand, war in dem Antlitz der Schönen eine merkwürdige Veränderung vor sich gegangen. Es lag so viel Hochmut und Abweisung in ihm, daß Papaver erschrak und plötzlich erkannte, wie ganz und gar die Liebenswürdigkeit der schönen Prinzessin nur dem reichen und mächtigen König gegolten hatte, nicht dem Manne, den er in sich geliebt wissen wollte. Ohne ihre Antwort abzuwarten, kehrte er sich um und ging auf die zweite Prinzessin zu, um seine Probe an einem edleren Herzen zu wiederholen.

Allein, kaum hatte er hier seinen Bericht beendigt, als ihn ein Blick voll Spott und Hohn traf, der ihm das Blut ins Gesicht trieb. Auch hier brauchte er keine Worte, um sich abgewiesen zu sehen, und vor Staunen fast starr wandte er sich der Dritten zu, die sich mit ihren Frauen unter einer kühlen Rosenlaube erging und dem König mit glänzenden Augen entgegenschritt. Papaver erzählte seine Geschichte und beobachtete dabei das Mienenspiel der Schönen. Sie war ihm, wie er jetzt fühlte, von allen am meisten ans Herz gewachsen. Da er nun vor ihr stand, um in ihren Zügen sein Urteil zu lesen, wünschte er aus ganzer Seele, daß doch diese sich bewähren möchte. Und er begann zu hoffen, denn ihr Gesicht nahm einen ernsten, fast bitteren Ausdruck an und ließ nichts von Hochmut oder Spott erkennen. Bis er aber geendet und seine Werbung vorgebracht hatte, war dieses wundervolle Antlitz hart wie Stein geworden; es schien entgeistert und drückte nur ein Gefühl mehr aus: den Haß, der aus einer betrogenen Hoffnung wuchs und in eine Seele voll Niedertracht und Roheit blicken ließ.

Entsetzt prallte Papaver zurück. Was tat sich da vor ihm auf! In welcher Gefahr hatte er geschwebt! Wie von Feinden gejagt, rannte er davon, raffte seine Sachen zusammen und sprang auf sein Roß, um diese Stätte zu verlassen.

Erst als er stundenweit geritten war und das Pferd von selbst mitten auf einer Heide hielt, löste sich die Qual in seiner Brust. Er sank vom Sattel, warf sich mitten in die roten Blumen und weinte, daß die Tränen wie Tautropfen von Blüten und Blättern perlten.

zu bieten. Nun stand aber die älteste schon in jenen Jahren, da man auch in königlichen Häusern die Töchter gerne unter der Haube sieht, und noch immer wollte der erwünschte Freier nicht erscheinen. Die Könige und Königssöhne in den Nachbarreichen suchten ihre Gemahlinnen stets an anderen Höfen, denn das Gerücht schalt die drei Prinzessinnen als hoffärtig und unedlen Herzens, den alten König aber als habgierig und verschlagen.

So kam es denn, daß Papaver ein äußerst gern gesehener Gast war. Man hielt es für ein leichtes, den jungen, unerfahrenen König zu umgarnen und an eine der Prinzessinnen, womöglich die älteste, zu fesseln. Und als nun Papaver gerade diese zur Tafel führte, hüpfte dem alten König vor Freude das Herz im Leibe.

Freilich ging es weiterhin nicht ganz nach den Wünschen des listigen Vaters. Papaver blieb zwar Woche um Woche an seinem Hofe und schien auch wirklich Feuer gefangen zu haben, allein es ließ sich nicht erkennen, welche von den drei Töchtern er eigentlich begehrte. Er war zu allen überaus liebenswürdig und bald konnte diese, bald die andere sich eines geheimen warmen Händedruckes von Seite des fremden Königs rühmen; manchmal bevorzugte er tagelang die älteste und man glaubte schon, nun müsse jede Stunde die Erklärung bringen, als er sich plötzlich wieder mehr der jüngsten oder der mittleren zuwandte und alle Hoffnungen auf den Kopf stellte.

Es war gewiß ein seltsames Benehmen und der ganze Hof fieberte schon vor Aufregung. Papaver selbst fühlte sich bei der Sache nicht wohl. Denn beim Lichte betrachtet, kam alles nur davon her, daß er nicht wußte, welcher von den drei Schönheiten er den Vorzug geben sollte. Alle drei machten sich gleich liebenswürdig vor ihm; denn wenn auch der Vater am meisten die Verehelichung der ältesten wünschte, so gönnte doch keine der anderen das Glück und nahm es für sich in Anspruch.

Papaver sah schließlich ein, daß er der Sache ein Ende bereiten müsse. Als er mit sich darüber zu Rate ging, kam ihm ein trefflicher Einfall. Er gedachte, die drei auf die Probe zu stellen; die sich am besten bewährte, sollte seine Gemahlin werden.

Eines schönen Tages kam in das Schloß ein staubbedeckter Eilbote und verlangte seinen Herrn, den König Papaver, zu sprechen. Er wurde ihm vorgeführt und überreichte dem jungen Herrscher einen Brief. Als Papaver ihn durchflogen hatte, schien er zu erbleichen, dankte den Boten ab und zog sich in seine Gemächer zurück, aus denen er erst nach drei Tagen wieder zum Vorschein kam. Alles war gespannt, was die Ursache so sonderbaren Verhaltens sein konnte. Gutes durfte man nicht erwarten.

Papaver ging, als er die Flucht seiner Zimmer zum erstenmal wieder verlassen hatte, in den Garten, wo die drei Prinzessinnen lustwandelten, schloß sich der ältesten an und sprach zu ihr: „Schöne Prinzessin! Ich habe dir eine traurige Nachricht mitzuteilen. Der Bote, dessen

Als er in der Hauptstadt einzog, kümmerte sich kein Mensch um ihn. Er war ein Fremder, wie viele andere. Da dünkte es ihn nun gut zu bleiben. Zunächst verkaufte er sein Pferd, zog dann ein schlichtes Bürgerkleid an und pilgerte langsam durch die Straßen. Er trug sich mit der Absicht, bei einem Handelsmanne ins Geschäft zu treten; das übrige zu tun, hielt er für Sache des Glückes.

Wie er so dahinschlenderte und eben vor einem großen, prächtig bemalten Hause stand, rollte ein Wagen heran, hielt und aus stieg ein wunderschönes Jüngferlein, das mit flinken Schritten, ohne nach rechts oder links zu schauen, dem Hause zustrebte und darin verschwand. Papaver war entzückt vom Liebreiz dieser Erscheinung und beeilte sich, an den Kutscher heranzutreten und ihn zu fragen, wer die Schöne sei. „Ei!“ sagte der, „Ihr seid wohl fremd in dieser Stadt? Jeder kennt hier die schöne Adelheid, des reichen Kaufmanns Küßdenpfenning einziges Töchterlein. Die möcht' Euch gefallen, was?“ dazu schnalzte er mit der Zunge wie einer, der sich eben zu einem Braten niedersetzt.

Papaver wandte sich von ihm ab und beriet mit sich. Wohl, hier galt es den Versuch! Das konnte die Rechte sein! Rasch entschlossen trat er ins Haus und verlangte den Herrn Küßdenpfenning zu sprechen. Der Herr Ratsbürger sei eben nicht zu Hause, hieß es. „Da darf ich wohl warten?“ fragte Papaver. Das könne er, meinte der Mann, der ihm Auskunft gab und offenbar ein Angestellter des Hauses war, er solle sich nur in die Wohnung bemühen.

Nun saß der junge König in einer Kammer des weitläufigen Hauses und hatte Zeit zum Nachdenken. Alles, was er bisher gesehen, gefiel ihm gar wohl, die Dienstleute benahmen sich höflich und gewandt, ohne viel Worte zu machen. Ordnung und Reinheit herrschte, wo nur das Auge hinfiel. Was man angriff, war echt, redliche Arbeit, wertvoll und doch nicht aufdringlich oder überladen. Kurz, Wohlstand und Geschmack schienen sich hier trefflich die Wage zu halten. „Ich bin am rechten Orte,“ dachte Papaver.

Der Herr Küßdenpfenning, ein beleibter, würdevoller Mann, trat ein. Papaver stand auf, grüßte und brachte sein Anliegen vor. Er wolle sich, aus fernem Lande stammend, in der Handlung fortbilden und bitte, in dem weitbekannten Geschäfte des Herrn Küßdenpfenning dienen zu dürfen. Auf Lohn komme es ihm nicht an: er möchte vor allem profitieren und den Geschäftsgang eines großen Hauses, der ihm noch fremd sei, kennen lernen. Wenn er bei dem Herrn Ratsbürger selbst Kost und Wohnung haben könnte, so wäre ihm das besonders angenehm.

Küßdenpfenning war Kaufmann mit Leib und Seele. Er lachte innerlich über den naiven Jüngling, der gleich von vornherein auf den Lohn halb verzichtete. Er brauchte just eine Hilfskraft, und wenn er sie

III.

Eben ging die Sonne blutrot unter, als sich Papaver wieder erhob. Das Pferd stand unfern von ihm und tat sich an den Gräsern gütlich. Papaver rief es und schwang sich hinauf. Er hatte einen starken Entschluß gefaßt. An Königshöfen wollte er seine Frau nicht mehr suchen. Was waren das für Menschen! Durfte man sie überhaupt noch Menschen nennen? Kannten sie noch Liebe, Treue, Ehre, all die hohen Empfindungen der Seele, derentwillen er ausgezogen war, weil ihm sein Herz sagte, daß sie in der Welt zu finden sein müßten? Die Antwort, die er sich auf diese Fragen gab, bewog ihn, sein Glück anderswo zu suchen. Er war nicht selten in die Stadt des fremden Königs hinabgestiegen, um das Leben des Volkes kennen zu lernen, dessen Handel und Wandel, Sitten und Bräuche und all die Dinge, von denen in seinem Lande nur die wenigen, die es von Staats wegen anging, etwas wußten. Da hatte er denn die behäbigen Bürgersleute gesehen, wie sie stattlich, ehrsam und selbstverständlich durch die Straßen schritten oder vor den Häusern saßen. Man hatte ihm gesagt, es sei für ihn nicht schicklich, mit diesen Leuten in Verkehr zu treten, und darum verzichtete er darauf, sie näher kennen zu lernen, so leid es ihm tat. Nun aber kam es mit Tageshelle über ihn: das waren die Menschen, von deren Tugenden und Edelsinn die Sage in der Mohnburg berichtete. Unter diesen mußte er finden, was er suchte: ein Weib, das ihn um seiner selbst willen liebte und um seinetwillen in das wunderbare Reich der Väter folgte. Je mehr er sah, wie anders seine Heimat war als die übrige Welt, desto deutlicher kam ihm zu Bewußtsein, daß die Frauen seiner Ahnen nur im Glanze das Glück gesucht hatten, und er verstand die dunklen Blätter der Geschichte seines Hauses.

Ganz leicht ward ihm ums Herz, als sich all dies in seinem Geiste aufhellte. Von frischer Zuversicht erfüllt, konnte er es kaum erwarten, das Glück aufs neue zu versuchen. Die Sonne war untergegangen und aus einem fernen Walde wanderte die Nacht langsam auf ihn zu, aber er ritt noch fröhlich dahin und erst, als ihm finstere Bäume den Weg versperrten, stieg er ab und legte sich auf dem weichen Tannengrunde zum Schlafe.

Die Vögel weckten ihn und gestärkt setzte er die Reise fort. So wohl war ihm in der herrlichen Morgenluft, daß er singend und jubelnd dahinzog, die Wolken zu seinen Häupten grüßte und immer wieder die Arme ausstreckte, als wollte er Wald, Feld, Au, Fluß und Berg an seine Brust schließen. Tagelang ging es so, denn weit, weit fort zog es ihn, so weit, daß er der Welt und die Welt ihm ein Märchen sein sollte.

Bis er endlich in ein Land kam, wo auf seine Frage nach der Mohnburg jedermann lächelte und niemand seine Erzählungen glaubte.

sie ausgesprochen hatte und ihr Bräutigam nichts entgegnete, sondern sich leise aus ihren Armen loszuringen versuchte, merkte sie die Kälte im Wesen des Geliebten. „Was hast du?“ frug sie erschrocken und ergriff seine Hände, um sie an ihre Brust zu ziehen. Papaver öffnete den Mund, aber die Worte würgten ihn. Erst nach geraumer Weile vermochte er zu sprechen: „Es war nicht gut von dir, Adelheid, daß du mir diese Sache verschwiegen hast. Ich weiß nicht, ob das nun alles so enden wird, wie wir geglaubt haben. Dein Vater sprach von meinem Vermögen. Woher weiß er davon? Nur aus meinem Vertrage mit ihm kann er geschlossen haben, daß ich reich bin. Soviel Kaufmann bin ich nun doch schon geworden, um zu wissen, wie wenig geschickt meine Abmachung war. Nur wer reich ist, kann sich auf so etwas einlassen. So dachte dein Vater. Aber er hat sich geirrt. Ich habe an diese Sache mein ganzes Vermögen gesetzt. Ich liebte dich von jenem ersten Augenblicke an, da ich dich gesehen habe, und um deinetwillen wollte ich um alles in der Welt bei deinem Vater dienen. Was ich damals besaß, ist heute fast aufgezehrt. Ich bin arm, habe weder Eltern noch Gönner. Dein Vater wird . . .“ Papaver konnte nicht aussprechen, denn mit einem zornigen Aufschrei war Adelheid zurückgetreten und streckte die Rechte abwehrend gegen ihn aus. „Spare deine Worte,“ rief sie, „ich sehe schon, daß du mich betrogen hast. In mein Herz hast du dich eingeschlichen, weil du glaubtest, mich dann sicher zu haben, auch wenn sich deine ganze Jämmerlichkeit entpuppt. O, ich Unglückliche! Ich, die Schönste, Reichste der ganzen Stadt muß mein Herz an einen hergelaufenen Buben wegwerfen! Geh' fort aus meinen Augen! Ich will dich nie wieder sehen. O, ich Ärmste, wie bin ich betrogen worden!“

Laut aufweinend lief sie hinweg und schloß sich in ihr Zimmer ein. Papaver stand einen Augenblick wie von Sinnen. Dann stürzte er aus dem Hause und rannte durch die Straßen, bis er vor die Stadt kam. Wohin er wollte, wußte er nicht. Als er aber über die hohe Brücke stürmte und das Abbild des Mondes ihm aus dem Strome höhnisch entgegenlachte, schwang er sich über das Geländer und verschwand in den schleichenden Fluten.

IV.

Als Papaver die Augen öffnete, warf er einen erstaunten Blick um sich und schloß sie gleich wieder. Ein schmerzlicher Zug spielte um seine Lippen. Wo er auch hingesehen hatte, zu seinen Häupten, bei den Füßen, am Rande des Bettes und an den Wänden des kleinen Gemaches, in dem er lag, prangte Mohn, dunkelroter Mohn. Und so konnte Papaver nur glauben, auf rätselhafte Weise wieder in seine Mohnburg gebracht worden zu sein.

umsonst haben konnte, um so besser. Zunächst stellte er sich freilich, als wäre ihm gar nicht darum zu tun, und als Papaver immer dringlicher wurde, suchte er nur noch mehr Ausflüchte. Als er aber den Ahnungslosen so weit hatte, daß er unter Verzicht auf Lohn auch noch für Quartier und Verpflegung ein gutes Stück Geld zu zahlen sich bereit erklärte, nahm er ihn endlich auf und verwies ihn an die Schreibstube, wo er Beschäftigung finden werde.

Papaver und Küßdenpfenning, beide waren über den Handel gleich glücklich und hielten den anderen für übervorteilt. Und das war auch jeder; wer gründlicher, das läßt sich schwer entscheiden, wie der Verlauf der Ereignisse lehren wird.

Der junge König dachte vor allem daran, mit der schönen Adelheid bekannt zu werden. Das hielt ja ganz leicht, denn als Hausgenossen konnten sie sich nicht lange fremd bleiben. Aber noch viel mehr erreichte der junge Mann ohne sonderliche Mühe. War ihm schon ganz heiß und bang ums Herz geworden, als er Adelheid zum erstenmal gesehen, so entbrannte er nun in stürmischer Liebe zu ihr und fand Erwiderung. Hier blieb es nicht bei Händedrücken; die dunklen Gänge und Winkel des alten Hauses boten nur zu gute Verstecke für ein küssendes Liebespaar.

Der Winter war schon durchs Land gegangen, der Frühling, der gewaltige Feldherr, hatte mit seinem ganzen Heerbann von ausschlagenden Bäumen, emporschießenden Gräsern und schmetternden Musikanten mit stürmender Hand die Stadt genommen und war nun eben daran, die Herrschaft wieder an den Sommer zu verlieren, als Papaver es an der Zeit fand, um die Hand der Geliebten zu werben. Am Abend vor der Entscheidung traf er mit Adelheid zusammen und sagte zu ihr unter heißen Küssen: „Geliebteste! Morgen will ich vor deinen Vater hintreten und ihn bitten, mich zum glücklichsten aller Menschen zu machen. Hältst du es nicht auch für richtig, das Geheimnis unserer Liebe nunmehr zu enthüllen?“ Adelheid nickte, schloß ihren Arm enger um Papaver und sagte: „Liebster, da hast du gewiß Recht. Aber ich muß dir nun eine Sache anvertrauen, die ich dir bisher verschwiegen habe, weil ich glaubte, daß zwischen uns zwei derlei am besten unbesprochen bleibt. Mein Vater weiß von unserer Liebe schon lange, ja, er hat sie nach Kräften gefördert, denn er sagte oft, er könne sich keinen besseren Gatten für mich wünschen. Ein Kaufmann würdest du zwar, sagt er immer lachend, dein Lebtag nie, aber mein und dein Vermögen reichten hin, uns auch ohne Arbeit zu ernähren. Daß meine Mutter stets nur die Meinung des Vaters hat, weißt du. So gibt es also kein Hindernis gegen unsere Verbindung, du mein Lieber, Lieber, Lieber!“

Adelheid konnte wegen des abendlichen Dunkels nicht sehen, wie Papaver während ihrer Rede immer bleicher geworden war. Erst als

zugleich auf die Saaten und Fluren achtgibt. Wir haben nur dies Kämmerlein und die Küche. Zwei Ziegen geben uns Milch, was wir sonst brauchen, fällt vom Reichtum unseres Gutsherrn ab. Ich versehe das Haus und die kleine Wirtschaft, meine Mutter arbeitet im Feld. Bald wird sie hier sein, denn es ist Mittag. Fühlst du dich stark genug, um aufzustehen?" Damit reichte sie dem jungen Manne die Hand und dieser erhob sich vom Lager. Das nasse Bad hatte ihm nicht geschadet. Frohen Mutes trat er aus dem Kämmerlein in die Küche, an deren Tür eben die Mutter erschien. „O, schon wieder frisch und munter," rief sie, warf ein Bündel Holz neben dem Herd nieder und bot dem Jüngling die Hand. „Nun, setzt Euch nur gleich zum Essen nieder. Es gibt nur Habermus; aber Hunger und gutes Gewissen tauschen nicht mit Königen." Damit schob sie Papaver einen gefüllten Holznapf hin, alle drei setzten sich und ließen sich's munden.

Papaver vermochte den Blick nicht von dem lieblichen Mädchen abzuwenden. Dieses saß mit niedergeschlagenen Augen und lugte nur hin und wieder verstohlen nach dem Fremdling. Aber es schwebte ein Geheimnis zwischen den Beiden hin und her, das ihnen das Blut zum Herzen trieb.

Nach dem einfachen Mahle ging die Mutter wieder zur Arbeit. Papaver war nun allein mit Margret. Schweigend sah er zu, wie sie im Hause Ordnung machte. Als sie damit fertig war, frug er: „Was geschieht nun?" — „Ich will hinaus ins Feld, der Mutter helfen. Kommst du mit?" — „Gewiß, schönes Kind", sagte Papaver. „Auch ich will mithelfen." Da schaute ihn Margret lieb an und sagte: „Das ist brav von dir. Meine gute Mutter, die sich abplagen muß, wird froh sein, wenn einmal zwei Paar junge Hände ihr die Arbeit abnehmen. So komm'!" Sie verließen das Häuschen und gelangten durch die Au bald zu den Äckern. „Sieh' doch," rief Margret, „wie wunderschön blüht der Mohn! Ganz rot sind die Kornfelder, so dicht wächst er. Am Heimwege wollen wir einen großen Strauß winden, nicht wahr?"

„Ja," sagte Papaver, „und ich will dir einen leuchtenden Kranz in die Haare setzen, dann bist du die Mohnkönigin!"

Margret klatschte in die Hände und rief: „Ja, die Mohnkönigin! Wie schön du das sagst! Der Mohn ist mein Königreich. Niemand will ihn, sie werfen ihn als Unkraut hinaus, schelten ihn Klatschmohn — und er ist doch so schön! Aber es ist gut so: Der ganze Mohn all dieser weiten Fluren ist mein, dient mir, und das stolze Fräulein Küßdenpfenning mit all ihren Perlen und Diamanten hat keinen so schönen Schmuck als ich, wenn ich mir die roten Blüten ins Haar schlinge. Ja, ich bin die Mohnkönigin!"

Während er so dalag und den geschehenen Dingen nachsann, spürte er plötzlich, wie eine weiche Hand über seine Finger glitt und seine Knöchel zart streichelte. Da spähte er durch die Wimpern und sah, wie sich ein schönes Mädchen niederbeugte und die schwellenden Lippen auf seine Hand drückte. Mit einem Ruck richtete sich Papaver empor. Das Mädchen aber fuhr leise aufschreiend zurück und blieb dann zaghaft stehen. Der junge König riß die Augen weit auf. Nichts Lieblicheres hatte er in seinem ganzen Leben gesehen als dieses schüchterne Kind, das da barfuß vor ihm stand und verlegen ein rotes Tuch über der Brust zusammenhielt. In den dunklen Haaren trug sie auf beiden Seiten ein paar große, rote Mohnblüten, aus den halbgeöffneten Lippen blitzten zwei Reihen der blanksten Zähnchen und wie zwei Vergißmeinnichtsterne strahlten die klaren Äuglein auf ihn hernieder.

„Wer bist du, schönstes aller Mädchen?“ rief Papaver ergriffen und streckte die Hände nach der reizenden Erscheinung aus.

„Ich heiße Margret und die Leute nennen mich die Mohngretel, weil ich den Mohn so liebe. Ich dachte mir, vielleicht hast auch du Freude daran, darum schmückte ich dies Kämmerlein heute morgen mit viel Hunderten der roten Blüten. Deinen ersten Augenaufschlag sollten sie mit ihrem Purpurscheine begrüßen. Sind sie nicht schön, meine roten Blumen?“

„Ja, sie sind wunderschön,“ flüsterte Papaver und sank auf sein Lager zurück. Was er in diesen Augenblicken empfand, war unaussprechlich. Ein Wirbel der süßesten und leidvollsten Gefühle durchschüttelte sein Gemüt. Nachwehen tiefsten Schmerzes, Heimweh nach dem schönen Mohnlande, dessen Abbild eine zarte Hand hier gezaubert, unbestimmte Sehnsucht nach einer Wonne, die sein ganzes Leben mit traumhaftem Glück beseligen sollte, wundersame Ahnungen naher Erfüllung: diese und ähnliche Empfindungen wogten in seiner Brust stürmisch auf und ab und überwältigten ihn endlich so, daß ihm die Tränen in die Augen traten. Als Margret dies sah, trat sie heran, ließ sich am Rande des Bettes nieder und sprach: „Was ist dir, fremder Mann? Bist du unglücklich?“ Papaver schüttelte den Kopf, lächelte und sprach: „Wer könnte unglücklich sein, der in den Himmel deiner Augen schauen darf? Aber sag' mir, wie kam ich hieher?“

Margret schlug die Augen nieder und erzählte, daß ihn zwei Männer aus dem Strome gezogen und für tot zu ihnen gebracht hätten. „Unser Häuschen steht nämlich hart am Flusse. Weit und breit wohnt sonst kein Mensch. Die Felder, Wiesen, Auen und Wälder ringsum gehören dem reichen Kaufmann Küßdenpfenning in der Stadt. Meine Mutter erhielt die Erlaubnis, hier zu wohnen, weil sie für ihn arbeitet und

Wie ehdem herrscht im Reich des Mohnes
Die altgewohnte Fröhlichkeit.
Im Schatten dieses hehren Thrones
Lebt man noch immer ohne Leid.
Ein Wandel nur hat sich begeben:
Im ganzen Schloß herrscht reges Leben,
Zum Schlafen hat man nicht mehr Zeit.

Ob auch die alten Räte murrten,
Jetzt braust, wo noch vor einem Jahr
Nur zwei verträumte Tauben gurrten
Und Hahnenruf Verbrechen war,
Festtag um Festtag durch die Hallen
Des Schlosses und das Schlummerlallen
Ist abgeschafft für immerdar.

Da wird geschmaust, getanzt, gesungen
Den ganzen lieben langen Tag
Und wenig Nächte sind gelungen,
Da man vor zwölf im Bette lag.
Oft hört man sie noch fröhlich tosen,
Da streut der Tag schon Purpurrosen
Und jauchzt ums Schloß der Lerchenschlag.

Um diese Stunde scheint das ganze
Gebiet des Mohnherrn übersprüht
Mit einem wunderbaren Glanze,
Dem Meere gleich, das nächtlich glüht.
Drauf schwimmen leuchtend tausend runder
Aus Purpurhauch gewob'ner Wunder:
Mohn, wie er rings am Schloßberg blüht.

Da führt der König seine holde
Gebieterin zur stillsten Bank
Und reicht ihr eine große Dolde
Der roten Pracht als Morgendank.
Dort trifft man sie dann, traut umschlungen,
So wie der Schlummer sie bezwungen,
Oft wenn schon lang die Sonne sank . . .

Blumen.

Von **Karl Bienenstein.**

„Meine liebe, gnädige Frau," sagte der Medizinalrat zu der weißhaarigen Frau, die mit halberloschenen Augen aus ihrem Lehnstuhl ängstlich zu ihm hinübersah, „das darf Sie nicht ängstigen. Das ist eine alte Erfahrung, daß unsere Einnerungskraft mit den Jahren zunimmt und wir uns in weißen Haaren an Dinge erinnern, die uns früher, da wir Jünglinge und Jungfrauen in lockigem Haare waren, ganz entschwunden waren. Seien Sie versichert, auch ich erinnere mich jetzt oft staunend an Dinge aus meiner frühesten Jugendzeit, die mir längst entfallen waren. Wie gesagt, das ist eine ganz natürliche Erscheinung, die Ihnen keine Sorge zu machen braucht."

Dem jungen Fürsten sprang das Herz im Leibe, als er diese Worte hörte. „Schönste Königin," sprach er, „auch mir ist der Mohn über alles teuer und ich darf mich so recht als den Mohnkönig ausgeben. Ei, was sind wir für ein schönes Königspaar!"

Bei diesen Worten wandten sie sich einander zu und sahen sich lächelnd ins Antlitz. Margret aber bückte sich, brach vom Ackerrande eine große, tiefdunkle Mohnblüte und reichte sie dem Jüngling. Dann sagte sie: „Wenn dir diese Blume über alles teuer ist, bist du ein guter Mensch und ich folge dir, wohin du willst." Da vermochte Papaver nicht mehr länger an sich zu halten. Er stieß einen hellen Jubelschrei aus, riß das Mädchen in seine Arme und rief: „Du willst wirklich die Meine werden?"

Die Antwort gaben tausend Küsse, deren jeder einzelne genügt hätte, den letzten Herzenswinkel des jungen Königs für den Einzug der Liebe aufzureißen. In ihrem süßen Taumel achteten sie nicht, wie sie mitten ins Ährenfeld gerieten, wo der Mohn tausendfältig brannte. Erst als sie sich ermüdet niederließen, sahen sie, daß eine purpurne Woge von Blüten über ihnen zusammenschlug.

V.

Ihr Christen, habt ihr schon vernommen?
Der jäh verschwand vor einem Jahr,
Papaver, ist zurückgekommen
Nach Abenteuern wunderbar.
Von unser's Königs Töchtern eine
Wollt' er gewinnen, aber keine
Nahm ihn, als er geächtet war.

Heut' freilich ächzen sie voll Reue,
Nun man sein listig Spiel erkannt.
Er suchte Ehre, Liebe, Treue
Und prüfte wohl, ob er sie fand.
Erst bis zur Armut vorgedrungen
Hat er den Siegespreis errungen:
Der minniglichsten Jungfrau Hand.

Das Mägdlein, das er sich erkoren,
Frug nicht nach Schätzen, Glanz und Macht.
Als sie ihr Herz an ihn verloren,
Hat sie an sein Herz nur gedacht.
Und sieh! Zu ihrer Liebe Lohne
Sitzt nun die arme Maid am Throne
Und sonnt sich in des Hofes Pracht.

In all der vielen Herren Länder
Kannst größer Glück du nirgends schau'n.
Im Glanze strahlender Gewänder
Ist sie die schönste aller Frau'n,
Und jeden Morgen, sie zu grüßen,
Wirft sich der König ihr zu Füßen,
Voll von der Liebe tiefstem Grau'n.

„Wie es einer einundneunzigjährigen Frau gehen kann, meine Gnädigste, so gut und so schlecht. Sie ist gesund bis auf ihr Alter."

„Und ihre Erscheinungen?"

„Sind Wachträume, Halluzinationen, welche die Altersschwäche mit sich bringt."

„Also keine Gefahr einer geistigen Erkrankung?"

„Keine Spur. Allerdings, aufpassen müssen Sie, Gnädigste. Es sind Vorboten der Auflösung und sie kann heute oder morgen eintreten."

Der jungen Frau wurden die Augen feucht. „Die arme Großmama!"

„Aber, meine Gnädigste," sagte der Medizinalrat tröstend und faßte die schlanke Hand der Enkelin, „sagen Sie doch das nicht. Die Frau Großmutter hat erlebt, was sie erleben konnte, und nun schickt ihr ein gütiges Schicksal statt schwerem Siechtum wie anderen ein süßes Ausklingen in Traum und Erinnerung. Das ist Gnade, meine liebe, gnädige Frau, Gnade, wie sie nicht jedem zuteil wird."

Nun waren vierzehn Tage verflossen und der Medizinalrat war noch zweimal hier gewesen, ohne aber in dem Befinden der alten Frau eine Änderung feststellen zu können. „Es wird ein sanftes, unmerkliches Entschlafen werden," war nach wie vor seine Ansicht und immer knüpfte er die Mahnung daran: „Aufpassen!"

„Großmama, willst du nicht doch einmal ein bißchen mitfahren? In einer Viertelstunde sind wir mit dem Auto draußen in Penzing und dort hast du den schönen Garten und kannst bis Abend dort in der freien Luft und in der Sonne sitzen. Es ist ja heute so schön draußen!"

Aber die Greisin schüttelte den Kopf. „Ich danke dir, Antschi, aber ich bleib' zu Hause. Es ist mir zu viel. Du weißt ja, wie müde ich das letzte Mal von dem bißchen Fahren geworden bin. Nein, nein, ich tauge nicht mehr dafür. Und ihr habt ja auch nichts, wenn ihr immer auf mich aufpassen und Rücksichten nehmen müßt. Fahrt nur allein; nur die Pepi laßt mir zu Hause, wenn ich vielleicht etwas brauchen sollte."

Die junge Frau wußte, daß da jedes weitere Wort vergeblich sei, und ging. Dann kam sie nochmal mit ihren beiden kleinen Buben, um sich zu verabschieden.

Liebevoll streichelte die Greisin über die blonden Scheitel der Kinder und küßte sie mit kühlen Lippen auf die Stirne. „Brav sein, Edi, und auch du, Rudi, unterhaltet euch gut. Ja, und nicht wahr, Antschi, der Pepi hast du es gesagt, daß sie zu Hause bleibt?"

„Ja, Großmama, sie ist im Vorzimmer bei der Wäsche. Wenn du was willst, brauchst du nur zu läuten. Die Glocke stelle ich dir da auf das Tischchen."

Die Greisin tastete darnach und als sie das kalte Metall spürte, nickte sie und war befriedigt.

Die alte Frau war jedoch nur halb getröstet: „Ja, ja, Herr Doktor, Sie mögen ja ganz recht haben. Aber wissen Sie, bei mir ist das keine bloße Erinnerung, sondern mehr, viel mehr! Ich möchte es ein zweites Erleben nennen. Mit den Blumen hat es angefangen. Wenn ich so saß, besonders im Sonnenlicht, mir ist ja immer so kalt, dann stieg es vor mir auf, Blumen, Blumen und wieder Blumen, wie wenn ich mitten in einem Garten säße. Dann kamen Landschaften, wo ich einmal gewesen bin, und jetzt sehe ich auch noch die Menschen und alles so, wie wenn's wirklich so wäre. Ich sage Ihnen, Herr Doktor, gestern das mit unserer Mödlinger Villa und mit unseren alten Dienstboten, die längst tot sind, und wie draußen am Garten vorbei die Leute gegangen und gefahren sind, nein, nein, das war mehr als eine Erinnerung, als so ein bloßes Darandenken."

Die alte Frau schüttelte den weißen Kopf und ein ganz leises Rot huschte über ihre elfenbeinernen, von unzähligen Falten und Fältchen durchzogenen Wangen, als ob ein inneres Glück seinen Widerschein darauf malte.

„Man kann eben auch sehr lebhaft denken, gnädige Frau," sagte der Medizinalrat, „für jeden Fall aber kein Gegenstand zur Sorge. Und gar so schöne Träume!"

„Ja, schöne Träume!" kaum hörbar kam es von ihren Lippen und die alten müden Augen sahen in gedankenvoller Versonnenheit vor sich hin.

Der Medizinalrat erhob sich. Eine Weile sah er mit herzlicher Anteilnahme auf die ganz in sich versunkene Greisin nieder, dann sprach er: „Also, liebe, gnädige Frau, nur keine Skrupel machen. Träumen Sie nur ruhig. Sie dürfen es. Wer so wie Sie ein ganzes Leben hindurch in Arbeit und Pflicht aufgegangen ist, der darf endlich wohl auch die Hände in den Schoß legen und träumen. Leben Sie wohl!"

Sie reichte ihm wortlos, nur mit einem stillen Lächeln auf den welken Lippen, die kühle, runzelige Hand, und er tat etwas, was er noch nie getan hatte, er beugte sich herab und drückte einen zarten Kuß darauf.

Sie schien es gar nicht zu merken, sondern nickte nur und nickte, bis er die Tür hinter sich schloß.

Im Vorzimmer erwartete den Medizinalrat schon das Mädchen: „Die gnädige Frau läßt für einen Augenblick bitten."

Der Arzt folgte der Voranschreitenden in die Wohnung, die unmittelbar an die der alten Frau anschloß.

Eine junge hübsche Frau kam ihm bis zur Tür entgegen. „Wie geht's der Großmama, Herr Medizinalrat?"

Und wie die Greisin daran dachte, da blühte es um sie empor in bunten Farben: Lilien und Levkojen, Nelken und Herzblumen, und dann hoben Fliedersträuche ihre nickenden Kronen in die blaue Sommerluft und dazwischen tat sich der Blick auf in das reifende Land, auf ein goldgelbes Ährenfeld, neben dem der Promenadeweg einherlief, geradeaus zur Villa heran und an deren Gartenzaun wieder weiter, hinauf zum Wald, der lichtfreudig von der Höhe herniederrauschte und ganze Wellen von Harzduft in die sonnenträumende Landschaft sandte.

Und auf dem Wege ging eine Menge von Leuten, Männer, Frauen und Kinder, alle in lichten Sommerkleidern. Sie aber sah nur nach einem aus, nach einer hohen, schlanken Mannesgestalt, dem Professor, der ihre Buben unterrichtete und seinen Sommer hier in Mödling zubrachte. Er war ihr Gefährte in der Einsamkeit geworden. Täglich kam er zu ihr, plauderte mit ihr, brachte ihr Bücher, und nach Jahren genoß sie wieder das stille Glück der Schönheit, die aus den Worten der Dichter lebend ins Leben tritt und die Herzen von den Alltagspfaden fortzieht auf die Wege zu schimmernden Paradiesen. Sie erfaßte nicht gleich alles, was sie las, denn sie war ja der Bücher und des Nachdenkens so entwöhnt, aber er verstand es, sie in den Geist einzuführen, und eine neue Welt ging ihr auf, in der sie mit der Seligkeit eines Kindes wandelte. Und wie nachsichtig er mit ihrer Schwäche umging. Vor ihm brauchte sie sich nicht zu schämen, wenn sie etwas nicht wußte, was sie doch wissen sollte.

„Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, woher hätten Sie auch Zeit nehmen sollen, sich mit solchen Dingen zu beschäftigen!“ sagte er wohl, und herzlich treu, fast ein wenig mitleidig, tauchte sein Blick in den ihren.

Und wie ihre Adern sich allmählich wieder mit frischem, gesundem Blute füllten und die Schlaffheit und Müdigkeit aus ihrem Körper wich, daß er wieder zu fraulicher Kraft reifte, so blühte auch ihr Herz auf und erfüllte sich mit einer Sehnsucht und Süße, die ihr bisher ganz fremd gewesen war, sie aber nun in die Schleier einer weichen, seligen Verträumtheit, eines herzpochenden Glückes einhüllte.

Sie konnte es nun kaum erwarten, bis daß er kam, und wenn er da war und sprach, hörte sie es wohl, aber doch wieder auch nicht, und es war ihr nur, als ging neben ihr eine wundersame, friedensholde Musik, die alle Unrast der Seele zum Schweigen und Schlafen zwingt. Ging er aber fort, dann sah sie ihm nach, und wenn er ihren Blicken entschwand, war es ihr, als sei die Sonne untergegangen und die Nacht kam und sang mit sehnsüchtiger Nachtigallenstimme bis zum nächsten Morgen.

Und dann glaubte sie, auch an ihm etwas Fremdes bemerken zu können. Aber es war schön und machte sie glücklich. Er brach jetzt oft

Und nun war sie allein. Eine Weile beschäftigten sich ihre Gedanken noch mit der Enkelin und deren Kindern. Gesunde Buben, nur ein bißchen wild. Aber so waren ja auch ihre eigenen Kinder gewesen, besonders der Karl, der als Oberleutnant in Bosnien gefallen war. Ein schrecklicher Hitzkopf! Das hatten sie alle von ihrem Schwiegervater, denn sie war nie hitzig gewesen, nein, gewiß nicht, das lag nicht in ihrer Natur, und auch ihr Mann war die Ruhe selbst gewesen. Deutlich sah sie ihn vor sich mit dem immer ernsten Gesicht und den stahlgrauen Augen, in denen der eiserne Wille stand, hochzukommen.

Und nun reichte eine Einnerung der anderen die Hand. Bei der Hochzeit begannen sie, da sie, dem Willen ihrer Eltern gehorsam, dem ihr nur flüchtig bekannten Manne die Hand reichte. Und er hatte sie sofort dorthin geführt, wo er sich selbst am wohlsten fühlte, mitten in die Arbeit hinein. Sie hatte die Hauswirtschaft zu führen und wenn sie damit fertig war, saß sie neben ihm im Kontor und schrieb und schrieb. Nie kam sie in ein Theater, das sie so liebte, nie in ein Konzert; ihre Bücher verstaubten im Kasten, und ob es neue Dichter gäbe, wußte sie bald überhaupt nicht mehr. Und dann kamen die Kinder und mit ihnen neue Arbeit, aber doch auch ein Stücklein Glück und Sonne, und die Arbeit ging nun leichter von statten, weil sie ja doch nun wußte, wofür sie arbeitete. Das Geschäft wuchs und immer stolzer hob ihr Mann den Kopf. Und eines Tages klappte er das große Hauptbuch zu und sagte: „So, jetzt sind wir mit der Greislerei fertig.“ Er hatte sein Ziel erreicht und aus dem einfachen Kolonialwarengeschäft eine Großhandlung gemacht. Aber die Arbeit hörte deswegen nicht auf, im Gegenteil, sie vermehrte sich; denn nun gab es eine Menge neuer Leute im Hause, Magazinsarbeiter, Fuhrleute, die alle im Hause verköstigt werden mußten, und nun kam sie eigentlich nicht mehr aus der Küche. Es war ja dazumal noch die alte patriarchalische Wirtschaft, die nun längst aufgehört hatte. Ja, jetzt hatten es die Frauen viel leichter. Die Dienstleute werden mit Geld abgelohnt, kommen in der Früh und gehen am Abend. Damals aber hatte man alle im Hause und sie war für jeden die „Frau Mutter“, um deren Wohlbefinden sie sich zu kümmern hatte. Arbeit, Arbeit und wieder Arbeit, das war ihr Lebenstag vom frühen Morgen bis zum späten Abend, bis sie dann endlich einmal zusammenbrach, zusammenbrechen mußte.

Jetzt lächelte einmal das Glück. Als sie genesen war, führte sie ihr Mann hinaus nach Mödling. Da stand in einem Garten ein schönes, freundliches Haus, das er ihr gekauft hatte. Und da war sie nun allein, ganz allein. Ihr Mann hatte auch jetzt keine Zeit für sie, sein Glück war die Arbeit.

Langsam genas sie da draußen, von Einsamkeit und Stille, Sonne und Sommerluft betreut.

Und mit einem Lächeln, das seine feuchtschimmernden Augen Lügen straften, hob er ihren Kopf mit zwei Fingern zärtlich empor, sah sie mit grenzenloser Liebe an und senkte dann seine Lippen auf die ihren.

Ach! Sie schloß die Augen; Liebe und Schmerz brausten in vereinten Wellen durch ihr Herz, die Welt versank in dem süßen Gefühl, an seiner Brust, an seinen Lippen ruhen zu können. Wie in einem Märchenlande kam sie sich vor, das um sie und ihr Glück schützende Wälle aus lauter leuchtenden Blumen errichtete. Schimmernd und duftend sproß es um sie empor, immer voller, immer höher, wölbte sich zu farbenglühenden Lauben, daß die Sonne dahinter verschwand und duftschwere Dämmerung sich herabsenkte, immer tiefer, immer tiefer und schwüler — schwüler — erstickender — —

Die Greisin schlug plötzlich groß die Augen auf, ihre Hand hob sich, als wollte sie nach dem Glöcklein greifen, sank aber sofort schlaff am Körper nieder. Ein Lächeln huschte um die welken Lippen und langsam fielen die Lider über die glanzlosen Augen, vor denen der Blumenflor in die Schatten der Nacht tauchte, der kein Morgen folgt.

Im Vorzimmer aber hantierte die Pepi mit der Wäsche und summte leise ihr Lieblingslied vor sich hin: „Und sie küßten sich beid' in der Sommerszeit."

Das Schicksal des Doktor Bogdan.

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

Er war ein kleiner Magistratsbeamter im goldenen Prag, aber kein gewöhnlicher, der nichts kennt als seinen Dienst, Familiensorgen und Drangsale, sondern einer von den seltenen, mit Idealen, die über den öden Alltag und die Gegenwart hinausfliegen. Ein begeisterter Slawe, ein Großslawe, ein Allslawe, der vom Weltreich träumte, vom russischen Weltreich, dessen Keim und Kern später die Bolschewiken zum Verdorren brachten. Doktor Bogdan las viele Bücher, Broschüren und tschechische Zeitungen, soweit sie seiner Gesinnung waren, auch französische Blätter und russische, obschon er das Russische zu seinem größten Leidwesen nicht vollständig beherrschte, doch der Beruf ließ ihm keine Zeit für ernsthafte Studien übrig und so oft er sich auch vornahm, die Urlaubswochen dafür auszunützen, immer kam etwas hindernd dazwischen, Krankheiten oder dergleichen. Zu einer ersehnten Reise ins Land der Sehnsucht, das vom Stillen Ozean bis tief nach Mitteleuropa reichte, brachte es Bogdan schon gar nicht. Es fehlte das leidige Geld. Ein bescheidener Beamter, der die Fälle von Hundswut in Karolinenthal registrierte, und eine Pilgerfahrt ins Reich des Zaren, den er wie einen leiblichen Vater verehrte,

ab und seine Augen blieben an ihr hängen, bis sie beide erröteten. Seine Worte wurden behutsamer, als fürchteten sie, etwas zu verraten, was Geheimnis bleiben sollte, und wenn er ihre Hand in die seine nahm und sie küßte, spürte sie das Zucken seiner Lippen.

So ging der Sommer und die ersten Georginen öffneten ihre tief-purpurnen großen Kelche.

Sie saß wieder im Garten und erwartete ihn.

Endlich kam er, später als sonst, und in der Hand trug er einen großen Strauß herrlicher Rosen.

„Für mich?“ fragte sie und ihre Augen sahen ihn in verträumtem Glücke an, als sie die Blumen entgegennahm.

„Ja, gnädige Frau, ich muß mich heute verabschieden.“ Seine Stimme bebte.

Wie ein Schlag traf sie das Wort und mit leeren Augen sank sie auf die Gartenbank. Ihr Herz pochte zum Zerspringen und in der Kehle ballte sich ein Knäuel zusammen, daß sie nicht sprechen konnte. So saßen sie eine Weile stumm nebeneinander. Dann wischte sie sich mit der Hand über die Stirne, als erwache sie aus einem Traume, und tonlos sprach sie: „Ich habe gar nicht daran gedacht, daß die Schulzeit schon wieder kommt. Mir ist dieser Sommer wie ein Traum.“

Und sie schüttelte den Kopf, als könnte sie es noch immer nicht glauben, daß nun wirklich die Tage ihres Glückes zu Ende seien.

„Ja, es war wie ein Traum,“ erwiderte er gepreßt und seine Blicke irrten über den Garten hin und in die Ferne, die sich so grausam weit dehnte.

„Nun werde ich also wieder allein sein“, sagte sie dann und mit starr werdenden Augen wiederholte sie: „Allein!“ Und als hätte dieses Wort ihr plötzlich einen furchtbaren Begriff enthüllt, hob sie den Rosen-strauß an ihr erblaßtes Gesicht und ein Schauer von Tränen ergoß sich in die duftenden Blüten.

„Nicht weinen, bitte, bitte, nicht weinen,“ hörte sie seine Stimme flüstern, zwei sanfte Hände faßten nach den ihren, der Rosenstrauß fiel zu Boden und als sie die nassen Augen aufschlug, sah sie die seinen in schmerzlicher Liebe auf sie gerichtet.

Aufs neue schossen ihr die Tränen in die Augen und da legte er den Arm um ihre Schultern, zog sie sanft an sich, daß ihr Haupt an seiner Schulter zu ruhen kam, und sprach leise, mit immer wieder stockender Stimme: „Nicht weinen, gnädige Frau, wir können's ja doch nicht ändern. Wir müssen stark sein, weil's ja doch nicht anders sein kann. Und sehen Sie, glücklich waren wir ja doch. Kein Mensch kann uns das Glück dieses Sommers nehmen. Ich werde die Erinnerung daran mein ganzes Leben wie etwas Heiliges mit mir tragen. Und Sie auch, nicht wahr?“

als seine Ideen: den Militärmächten der Zentralstaaten, die er verachtete. Nur einstweilen fügte er sich einem verhaßten Prinzip, das die Oberhand gewonnen hatte, als Rudolf von Habsburg den strahlenden Przemysl Ottokar meuchlings erschlug. Aber niemand würde ihn zwingen können, seine Waffen gegen die russischen Brüder zu kehren — niemand, niemand! Eher sterben — doch noch besser: zu ihnen übergehen, um sie zu stärken, um für das slawische Weltreich zu siegen oder zu fallen. Jedoch — vielleicht kam er überhaupt nicht an die Front. Die ersten Wochen saß er mit seinem Regiment in Theresienstadt und wartete. Wartete auf den unausbleiblichen Sieg des erhabenen Nikolaj Nikolajewitsch. Die Franzosen allerdings hielten sich schlecht, schlechter als Bogdan und seine Freunde je geglaubt hätten, aber was lag an Belgien und Frankreich, mochten Brüssel und Paris verloren gehen, die endliche Entscheidung fiel im Osten, gegen Sonnenaufgang hin! Ex oriente lux. Hindenburg — Hindenburg mit seinen maßlos aufgebauschten Siegen an den Masurischen Seen vermochte daran gewiß nichts zu ändern. Ein Zwischenspiel, ein unerwünschter Zwischenfall, schlimmstens eine ärgerliche Schlappe, nichts weiter. Rußland durfte sich dergleichen schon gestatten, das unermeßlich große, das unerschöpfliche russische Vaterland mit seinen hundertundsiebzig Millionen Menschen, das ein Sechstel der bewohnbaren Erde umfaßte. Hatte es nicht schon Lemberg gewonnen, bedrohten seine Heersäulen nicht bereits Przemysl und Krakau? Na also . . . So sprach Bogdan zu seinen Vertrauten in der Kompagnie. Gleich ihm sehnten sich diese nach der Befreiung vom teutonischen Sklavenjoch. Ohne viel gefährliche Worte zu wechseln, waren sie sich darüber einig: „Kein Schuß gegen die slawischen Brüder! Bei der ersten Gelegenheit werden wir . . .“ Sie hauchten sich das Gelöbnis ins Ohr, und der Hauch erstarb an den Lippen, ohne den Satz zu vollenden. Es drohten gar manche Galgen im Lande . . . Man verstand sich auch so.

Das Regiment fuhr in die Karpathen. Also schon in die Karpathen! Bogdans Herz jauchzte. „Eigentlich geht es überraschend schnell,“ sagte er zu sich, „Mütterchen Prag, rüste dich zum Freudenfest und entrolle die dreifarbigen Fahnen zum Empfang des Zar-Erlösers!“

Das Regiment schob sich in die Feuerlinie vor und hatte eine wichtige Bergkuppe zu schützen, die einen ungarischen Paß deckte. Schreckliche, grauenhafte Tage für Doktor Bogdan, der es nicht hindern konnte, daß etliche seiner Landsleute, dumme Bauernlümmel, die vom Zukunftsreich aller Slawen nichts wußten, auf den vermeintlichen „Feind“ feuerten. Jede Kugel ein unsühnbares Verbrechen an verwandtem Blut. Die bewußten „Falken“ handelten anders. Man kann leicht zu hoch schießen — viel, viel zu hoch . . .

Die Russen setzten zum Sturm an. Die Parole Österreichs lautete:

das reimte sich eben nicht. „Väterchen!“ Er sprach das heilige Wort nur mit Liebe und Inbrunst aus. Väterchens edelsteingeschmücktes Zepter würde einmal alles beherrschen, was vor Zeiten dem großen Slawenvolk hörig war und ihm später von den Teutonen entrissen wurde: ganz Österreich, Preußen mit Berlin, Schlesien und Sachsen.

Doktor Bogdan tat für seine Ideen, was er mit seinen bescheidenen Kräften tun konnte, er unterstützte den tschechischen Schulverein, er arbeitete für den Komenskiverein, der daranging, Wien den Böhmen wiederzugewinnen, und besonders widmete er sich den Sokoln. Sein heißes Herz, sein glühendes Denken, jeden ersparten Heller schenkte er den Sokoln. Er war ein treuer „Falke“ wie kein zweiter, er fehlte nie bei den Leibesübungen, welche aus der tschechischen Jugend ein slawisches Heer machten, und er drängte sich zu den geheimen Besprechungen, wo man alles überlegte und verabredete für den Tag, wo Deutschland und die Monarchie zusammenbrechen würden unter den wuchtigen Schlägen der heldischen Dreieinigkeit Rußland, Frankreich und England. Dieser vernichtende Angriff stand bevor — knapp bevor, das wußte jeder echte Sokol bestimmt, von Leuten, die es aus bester Petersburger Quelle hatten, wenn man es auch nicht laut ins Land hinausschrie, nicht hinausschreien durfte . . . Man raunte das hehre Geheimnis einander zu und blinzelte dabei vielsagend mit den Augen, wie nur Verschwörer blinzeln.

Dann brach der Krieg aus, der gewaltige, entsetzliche, von Bogdan ersehnte Krieg, der edles Slawenblut trinken würde wie das ersterbende Kamel das Wasser der Oase, aber noch weit mehr faules, träges, deutsches Blut, gleich der ausgebrannten Erde, die gierig die Milliarden Tropfen eines Wolkenbruches einsaugt. Denn das Ende der Deutschen war endlich nahe! Mehr als die halbe Welt verband sich gegen sie, sogar die Japaner, die Bogdan einstens so haßte, weil sie das erhabene Rußland besiegten. Besiegten sie es wirklich? Nein, denn es ist in Wahrheit unbesiegbar — trotzdem! So tröstete er sich damals nach der Schlacht von Mukden und erklärte den Kleinmütigen, die zu verzweifeln begannen, der unglückliche Kampf im fernen Osten sei ein bedeutungsloser Kolonialkrieg. In den Kolonien seien zeitweise schon alle Völker unterlegen — Engländer, Franzosen und Italiener, ganz zu schweigen von den großmäuligen Deutschen, die so überstolz sind auf ihr Heer. Zermalmt zu Brei sollte es werden, das Heer Wilhelms des Ohnmächtigen! Wie lange konnte es denn dauern, daß die Russen in Berlin und die Franzosen in München einmarschierten, und England Hamburg und Bremen besetzte? Wochen, höchstens Monate . . .

Doktor Bogdan war österreichischer Reserveoffizier, Leutnant, und rückte zu seinem Regiment ein, rückte achselzuckend ein. Er fügte sich der Gewalt, noch fügte er sich Mächten, die sich augenblicklich stärker fühlten

„Exzellenz, ich beherrsche Ihre wunderbare Sprache nicht ganz, aber ich werde sie lernen . . . Ich bin Böhme.“

„Dann sprich deutsch, aber kauderwelsch nicht!“ Der General sagte dies in einem harten, aber fehlerlosen Deutsch.

„Exzellenz . . . wie Exzellenz befehlen . . . Ich ging freiwillig über, ich und meine Freunde, wir sind . . . wir fühlen uns als Kinder des Zaren . . . Wir haben nichts gemein mit seinen Gegnern, die Ihr besiegt . . .“

„Kümmer' dich nicht um unsere Siege! Die gehen dich nichts an. — Du bist Österreicher?“

„Ja, aber . . .“

„Du bist österreichischer Offizier?“

„Ja, aber . . .“

„Du hast deinem Kaiser den Eid der Treue geschworen!“

„Exzellenz . . .“

„Und verrätst ihn!“

„Ich bin gezwungen worden, ich bin Böhme, ich . . .“

Da drehte sich General Tontschew auf dem Hacken um, daß der Sand knirschte, und warf über die Schulter nur verächtlich zurück: „Schuft!“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Doktor Bogdan antwortete seinen Genossen auf die Frage, was der Brigadier gesagt hätte, nicht und schlich sich schwer trottend zu einem Weidengebüsch, wie sie zu Hunderten das Ufer des Stryj umkränzen. Dort warf er sich ins Gras und drückte das Gesicht in die Hände und schluchzte . . .

Drei Tage später spülte der Fluß die Leiche eines Mannes in der Uniform eines österreichischen Offiziers auf eine Schotterbank. Ein ruthenischer Bauer begrub sie und betete ein Vaterunser darüber.

Das Mädel vom Land.

Von Peter Rosegger.

Und trotz allem! Trotz allem! — Dort vom Berge steigt eine Magd herab, sie hat ein Bündel am Arm. Im Bündel trägt sie ihre Habschaft, denn sie wandert aus.

Sie ist jetzt vierundzwanzig Jahre alt, da muß der Gerhaber (Vormund) still sein; sie tut, was sie will. Sie ist ausbündig (gescheit), flink und sauber, da findet sie ihr Glück überall, sagt ihre Freundin, die Hirschenwirtische. Die Hirschenwirtische ist in der Stadt zum Kochen- und Nähenlernen und hat der Johanna — so heißt unsere mutige Aus-

„Ausharren bis zur letzten Patrone, bis zum letzten Mann!" Da jubilierte Doktor Bogdans Herz nicht mehr, es pochte gegen die Rippen seine hundertfünfzig Schläge in der Minute. Nicht aus Angst, aus Spannung, in der Hoffnung, zu Größtem für sein eigentliches Vaterland berufen zu sein. Und seine Vertrauten dachten wie er, zielsicher, finster und entschlossen.

In tiefgegliederten Wellen wogten die Russen heran und ein seltsam unregelmäßiges Feuer empfing sie. Näher und näher kamen sie den österreichischen Stellungen, schon sah man nicht nur das Weiße in ihren Augen, man sah selbst die roten Äderchen in dem Weiß — da warfen Doktor Bogdan und seine Genossen die Waffen weg, Säbel, Gewehre, Revolver, ihre Hände gingen hoch und schwangen flatternde Taschentücher . . . Hätten die dummen Bauernlümmel nicht gefeuert, die Höhenkuppe in den Karpathen wäre ohne Verluste durch die Truppen des Zaren gewonnen worden. So lag freilich ein halbes Dutzend verwundeter Moskali vor den Gräben. Zwei österreichische Bataillone waren gefangen, eine Lücke in die schwarz-gelbe Front gebohrt.

„Nazdar! Slava!" Die „Falken" schleuderten jubelnd ihre Kappen in die Luft und rissen die anderen, die nicht begriffen, was da vorging, mit sich. Aber auch die Russen begriffen nicht, ihnen war ein Gefangener wie der andere. Nur notdürftig konnten sich die Sokoln mit ihnen verständigen, denn sie hatten es mit schlitzäugigen Sibiriaken zu tun, denen das Russische, gar erst das Tschechische fremd war. Man nahm die Gefangenen in die Mitte und führte sie ab. Bogdan verlangte enttäuscht über den unfeierlichen Empfang zum Obersten, lieber noch zum Generalissimus gebracht zu werden; er wollte erklären, über die österreichischen Stellungen, über Reserven und Pläne Auskunft zu geben. Endlich erreichte er einen Hauptmann und stürzte auf ihn zu: „Ich muß zum General, ich muß . . ." Der Hauptmann schüttelte den Kopf: „Unsinn, pack' dich!" Erst ein bärbeißiger Major ließ sich dazu bewegen, Doktor Bogdan mit einer Wache zum Brigadier zu schicken. „Von mir aus, aber du büßt es mit der Knute, mein Lieber, wenn du Unsinn schwatzest!"

General Tontschew war ein blonder Riese mit blauen Augen; ihm fehlte der linke Arm, den er bei Mukden verloren, als er mit einem Bataillon eine japanische Brigade drei Tage im Schach hielt. Dafür baumelte ihm ein Orden vom Hals. Aufrecht und ungeduldig stand er da, ungeduldig hörte er den Bericht der Wache: Ein gefangener österreichischer Offizier bestünde darauf, von ihm gehört zu werden.

„Was schert mich der Kerl! Also schnell — was willst du?"

„Exzellenz . . ." Bogdan fand keine Worte vor Erregung, „ich bin glücklich, o, wie bin ich glücklich . . ."

„Ich verstehe dich nicht, sprich russisch oder pack' dich!"

dürfen, hat sogar lachen dürfen. Hier hat sie keinen Tisch und keine Tischgesellschaft, keine Essensstunde und keine Ordnung im Essen. In einem finsteren Winkel kauert sie und bringt so rasch als möglich unter Dach, was ihr abfällt. Was der Mensch am liebsten ißt, davon bleibt in der Regel nichts übrig. Im Gebirge hat sie den Feierabend und die Sonn- und Feiertage zum großen Teile frei für sich gehabt. Es war weit in die Kirche, aber es war ein kurzweiliger Weg, denn es gab unterwegs mit Genossen viel zu plaudern und allerhand Unterhaltlichkeit. Hier hat sie — wenn's gut geht, wenn's sehr gut geht — alle zwei Wochen einmal ihren Ausgehnachmittag, und dieser Nachmittag dauert zwei Stunden — vom Kaffee bis zum Abend. Und am Abend, wenn sie daheim im Gebirge zu Bette gehen, fängt hier von neuem die Arbeit an und dauert bis spät in die Nacht hinein. Morgens fünf Uhr heißt's wieder wach sein.

Es wären hundert Vergleiche zwischen Land und Stadt zu ziehen, welche zeigen, daß es der Dienstmagd auf dem Lande besser geht, als in der Stadt. Aber die Johanna sagt: Nein, sie bleibt in der Stadt, denn in der Stadt ist's lustiger, da sieht man Leute. Wenn man einkaufen geht, wenn man zum Fenster hinabschaut, wenn man im Hofe die Teppiche ausklopft — überall sieht man Leut'! Und saubere Leut'! Sind auch alle so fein beisammen und höflich. Wenn die Gnädige brummt, das macht nichts, man läßt's bei einem Ohr hinein, beim andern hinaus; und wird's zu viel, so ist man mit ihr ja nicht verheiratet, man kriegt auch einen andern Dienst.

Ihr Dienstbotenbüchel ist eine rechte Ehrenschrift für die Magd; alle zwei oder drei Monate schreibt eine Frau Rätin, oder Frau Professorin, oder Frau Baronin, oder Frau Generalin hinein: „Treu und fleißig zur Zufriedenheit der Herrschaft gedient.“ Man will ja selber bisweilen wechseln, ist froh, wenn man die Eine wegbringt; sie hat zwar ihre großen Fehler gehabt, aber man will ihrem weiteren Fortkommen nicht im Wege stehen; eine andere Herrschaft mag selber sehen, wie sie mit ihr auskommt. Da denkt sich die Dienstmagd: Ist halt doch eine gute Herrschaft gewesen, meine alte; hätte sie es auch nur ein einzigesmal gesagt, daß sie mit mir zufrieden ist, ich wäre nicht weggegangen.

Wenn jetzt der Gerhaber einmal kommt und ihr sagt, es wäre vielleicht doch besser gewesen, sie wäre auf dem Lande geblieben, so lacht sie ihm ins Gesicht — das einzige laute Lachen, das sie in ihrem Dienste wagt — dann fragt sie, ob er nicht rechnen könne? Sie habe in der Stadt für zwei Monate mehr Lohn, als eine Dienstbotin auf dem Lande für ein ganzes Jahr.

Ist richtig; aber sie gibt in zwei Monaten hier auch mehr aus, als dort eine Dienstbotin im ganzen Jahr. Aufs Gewand geht's hin.

wanderin — geschrieben, wenn sie, die Johanna, in die Stadt kommen wolle, sie, die Freundin, wisse ihr einen guten Platz.

Einen guten Platz in der Stadt? Wie wird da der Magd zu Mut! Sie ist bei den Gebirgsbauern aufgewachsen, es hat sie dort nie gefreut, haben ihr auch die Leute nicht recht gefallen. So viel einfältig und patschig und roh und hochmütig dabei sind sie; die Johanna hat nie viel mit ihnen zu tun haben mögen. Sie war bisher Dienstmagd in verschiedenen Höfen. Jetzt pfeift sie ihnen was, geht in die Stadt und wird eine Frau.

Ein paar Monate nachher hat sie einmal ihren Sonntagsausgang. Wahrhaftig, sie ist eine Frau geworden. Die Schulmeisterin und die Pfarrersköchin daheim haben kein so schönes Gewand, als es die Johanna jetzt trägt. Ich kann ihr aber den Gefallen nicht tun, ihren Anzug — vom aufgefederten Seidenhütchen bis hinab zu den Samtschuhen — näher zu beschreiben, denn ich verstehe nichts vom Weibergewand. Ich sehe nur, daß ihr Kleid so vornehm und gar nach der Mode ist, daß sich's ein unerfahrener Unteroffizier sehr lange überlegt, ob er sie auf ihrem Spaziergange ansprechen soll oder nicht.

Weil sie ihm aber so fest auf den Leib schaut, denn sie hat einen Bekannten von daheim, der ist auch Soldat, so spricht er sie keck aber höflich an. Ihr Bekannter ist es nicht, aber das macht nichts, warum soll sie nicht ein wenig mit ihm spazieren gehen — 's ist ja ein sauberer Mensch und er läßt sie auch an seiner rechten Seite gehen, damit der Säbel ihr Gewand nicht zu sehr wetzt. Doch hat sie nur zwei Stunden Zeit; Punkt sieben Uhr muß sie wieder zu Hause sein, denn die Gnädige ist so viel streng.

Und jetzt können wir's erfahren, daß die Johanna doch keine „Frau" geworden ist, sondern eine Sklavin. Sie verkauft sich zwar nur von vier zu vier Wochen, aber sie verkauft sich an eine Gnädige, die falsche Haare, falsche Zähne, einen falschen Busen und, wie sie bisweilen leider glauben muß, auch einen falschen Mann hat. Eine solche Frau ist ein böser Herr und für den Dienstboten eine gar heilsame Gebieterin, denn sie lehrt ihn Gott erkennen.

Im Gebirge hat die Johanna hart arbeiten müssen, aber der Hausvater und die Hausmutter haben auch gearbeitet; hier liegt alle Arbeit des Hauses in ihren Händen allein, die Gnädige tut nichts, als Gnädige sein, und dazu muß ihr die Johanna alltäglich die Haare ausstauben, die Zähne auswaschen, die Schuhe binden und allerlei — ganz unglaublich allerlei — tun. Dabei wird gekeift, und die Magd muß still sein, auch wenn ihr Unrecht geschieht, ich mag nicht alles sagen, was die Gnädige ihr antut, wenn sie ungnädig ist. Im Gebirge ist sie mit den Hausvaterleuten an einem Tisch gesessen, hat zur Familie gehört, hat über alles mitreden

wohlhabende Wirtin wird, sowie schlechte Ausnahmen, wo z. B. das ein „Besseres“ anstrebende Landmädchen durch einen Sprung ins Wasser endet, seien hier weiter nicht berührt.

Und so wie die Dienstmagd in die Stadt geht, so gehen viele andere. Hat der Handwerker einige Fertigkeit erlangt, so ist's ihm auf dem Lande nicht mehr gut genug, in der Stadt, meint er, gehe es ihm besser. Mancher Gastwirt verkauft sein stattliches Haus im Dorfe und eröffnet eine Schenke in einem Winkelgäßchen der Stadt. Er stehe sich daselbst besser. Gewerbs- und Handwerksleute, sie mögen auf dem Lande reich geworden sein oder Bankerott gemacht haben, versuchen es noch einmal in der Stadt. Ausgediente Soldaten, die von der Welt was gesehen haben, halten es für ihrer unwürdig, wieder daheim mit den Bauersleuten Gemeinschaft zu machen, sie suchen eine Dienerstelle in der Stadt oder verdingen sich dort für öffentliche Arbeiten, und wären es selbst die unangenehmsten, die eine Stadt zu vergeben hat. Der vermögliche Landbürger, welcher von seinen ererbten oder erworbenen Gütern selbst nicht mehr fort kann oder mag, läßt wenigstens seinen Sohn studieren, damit doch der nicht an seine heimische Scholle gebunden sei, sondern es in der Welt weiter bringen, womöglich in einer großen Stadt ein großer Herr werden könne. Daß sich die Pensionisten und Rentiers aus allen Winkeln des Landes in die Stadt ziehen, ist selbstverständlich und ganz in Ordnung.

Wer aber noch nichts verdient hat, wer erst arbeiten muß und sparen und einen ganzen, tüchtigen Menschen aus sich machen, der hat nach Behaglichkeit und Genuß nicht auszuschauen; wenn er aus solchen Gründen in die Stadt zieht, dann ist er verloren.

So wie ein feingebildeter, ganzer Charakter nur in der Stadt, im großen menschlichen Verkehre zur vollen Bedeutung gelangen kann, so wird umgekehrt dem Ungebildeten, Haltlosen die Stadt sicherer und rascher zum Verderben als das Dorf oder der in sich abgeschlossene Bauernhof.

Aber jeder Dämon fordert seine Opfer. Das Zuströmen der Bevölkerung in die Stadt hat zum Teile seinen Grund im Niedergange des Bauernstandes, in der schlechten Versorgung der bäuerlichen Dienstboten, aber auch zum großen Teile in einer wunderlichen Geisteskrankheit unserer Zeit — im Größenwahn. Diese Krankheit packt den Bauer, wie sie den Städter packt. Früher war es der Stolz des Mannes, das, was er war, ganz zu sein; heute will er mehr sein — und wird weniger. Es ist wahr, man tut alles mögliche, dem Bauer das Leben sauer zu machen. Den Bauer drängt's vor allem, sich aufzuschwingen, daß er mitreden könne dort, wo man Gesetze macht. Dieses Streben ist ein durchaus berechtigtes und tüchtiges. Seinen Stand muß

Alle Jahreszeiten ist was anderes in der Mode, die alten Fetzen werden verschachert.

Was die städtischen Hausarbeiten anbelangt, so wäre die Johanna nun eingeschossen; sie kann Stubenmädchen sein, auch das Kochen hat sie ein bißchen gelernt und mit Kindern weiß sie umzugehen. Es würde sie nicht genieren, wenn jetzt auf einmal einer käme und sie fragte, ob sie eine Hausfrau abgeben wollte. So ein kleiner Geschäftsmann dürfte ja wohl fragen, etwa ein Handwerker, ein Greißler, ein Beamter. Auf die Soldaten — das hat sie schon gesehen — auf die Soldaten ist kein Verlaß. Die können ehrbare Mädchen nur ins Unglück bringen, sonst können sie nichts.

Jetzt wird der Johanna mitunter heiß und kalt! Sie hat nicht mehr weit auf die Dreißig. Sie ist gar sehr artig gegen die Schuster, Schneider, Tischler, die ins Haus kommen; gegen die Kommis beim Kaufmann, gegen die Oberkellner im Gasthaus, wo sie mitunter was zu holen hat. Umsonst ist's; keiner versteht sie, ledig bleibt sie. Auf eine wirkliche Köchin oder Wirtschafterin hat sie's nicht gebracht, als Küchenwaschel oder Zimmerfetzen dient sie in den Häusern herum, überall von oben herab angesehen oder gar roh behandelt. Denn das Dienstbotenbehandeln kann nicht jede Frau. Ist endlich die Magd krank, so trachtet man, sie loszuwerden. Das Spital nimmt sie auf, und jetzt kommt sie wieder in Berührung mit ihrer Heimat, denn ihre Heimat muß für sie zahlen.

Genesen vielleicht, aber schwach und gealtert wird sie wieder auf die Gasse gesetzt. Man rät ihr, aufs Land zurückzukehren, ihre Heimat müsse sie versorgen, die Stadt könne nichts für sie tun.

Nichts weniger als das! Nur nicht zurück in die Heimatsgemeinde. Dort gilt sie als Frau! Sie hat sich im Sonntagsstaat mehrmals photographieren lassen und die Photographien den Bekannten daheim geschickt und geschrieben, daß es ihr so gut gehe — ganz vornehme Briefe sind es gewesen. Und jetzt sollte sie heimkommen ins Armenhaus? Lieber in der Stadt betteln von Tür zu Tür.

Endlich macht die Polizei kurzen Prozeß und schiebt sie in die Heimat ab.

Ähnlich ist das Los so vieler Dienstmädchen vom Lande, die in die Stadt gehen, um was „Besseres“ zu werden. Es kann ausnahmsweise besser ausgehen, das Mädchen wird eine ehrsame Flickschustersfrau, oder Bedientengattin, oder das Weib eines Fabriksarbeiters — zumeist wahrhaftig keine beneidenswerte Existenz. Es kann aber noch viel schlechter sein; das Mädchen geht moralisch und körperlich zu Grunde, und in den Leichenkammern und Sezriersälen endet ihre Spur. Gute Ausnahmen, wo aus dem armen Dienstmädchen eine reiche Fleischhauermeisterin oder

Daß im Fabrikswesen bisweilen Überproduktion eintritt, ist nicht zu vermeiden. Jetzt sind auf einmal Hunderte und Tausende von Arbeitern brotlos; darunter begehrliche Gesellen, die wollen Revolution machen. Zur ländlichen Beschäftigung zurückzukehren, hat man weder Gelegenheit noch Lust; man hat die großen Kontraste tiefer Armut und prahlerischen Reichtums vor Augen; man bildet sich ein, die Reichen reich gemacht zu haben und will ihnen den Reichtum nun wieder wegnehmen. Der Bauer hält noch an seinem Rechtsbewußtsein, der Gebildete übt Billigkeit, aber der rohe Fabriksarbeiter kennt in der Regel keines von beiden. Eben in dem Kontraste zwischen arm und reich geht dem ungebildeten armen Mann das sittliche Gleichgewicht verloren.

Es wird allerdings auch auf eine geistige Ausbildung der Arbeiter hingewirkt, es gibt strebsame Leute darunter, aber das sind schöne Ausnahmen. In der Natur der Sache liegt es nicht, daß, wo große Massen beisammen sind, der einzelne seine Entwicklung und seine natürlichen Rechte findet.

Unsere Landstriche wären fruchtbar, aber sie liegen zum großen Teile brach. Der Grundbesitzer bringt die Arbeiter nicht auf. Unsere gelehrten Nationalökonomen haben gut Vorschläge machen, wie man das Land bebaue, ausnütze; sie sollen einmal die Burschen und Dirnen zurückjagen, die aus Eitelkeit, Genußsucht usw. in die Stadt gelaufen kommen.

Es ist nicht meine Sache, zu untersuchen, ob die so oft beklagte Verarmung des Bauers eine Ursache oder eine Folge dieser Auswanderungen ist, oder Ratschläge zu erteilen, wie das wirtschaftliche Gleichgewicht hier wieder hergestellt werden könne. Ich habe nur zu sagen, daß die Gründe, warum unser dienendes Landvolk heute so sehr nach der Stadt trachtet, in der Regel keine soliden und lauteren sind und deshalb auch die Folgen dieser Erscheinung keine guten sein können.

Der Mensch ist allerdings ein geselliges Wesen, darum bildet er Gemeinden, bildet den Staat. Man hat Städte gebaut, um sich in denselben gegen Feinde zu verschanzen, oder wo besonders günstige Punkte für Handel und Verkehr waren. Heute sind wir vor kriegerischen Invasionen auf dem Lande sicherer als in der Stadt, und jede Stadt, die eine Festung hat, ist zu Kriegszeiten zehnmal bedrohter als eine andere. Heute vermitteln die Eisenbahnen den Verkehr, die Geselligkeit und man sollte glauben, sie müßten durch ihre Leichtigkeit des Transportierens ausgleichend wirken, während gerade die Eisenbahnen zum Nachteile des Landes große Städte geschaffen. Aber ich behaupte, es ist ein unnatürlicher Zustand. Die Reichen mögen wohnen wo sie wollen, überall fließen ihnen die Hilfsquellen nach. Die Landleute haben aber dort zu bleiben, wo ihre naturgemäße Arbeit ist, und nur dort können sie festen

der Mann zu heben suchen, nicht aber aus demselben hinaustrachten. Es ist wahr, der Haus- und Erbgesessene hat heute nicht mehr die Bedeutung wie einst, und so steht der Jungbauer nicht an, sein Haus und Hof zu verkaufen und in die Welt hinauszuwandern, in die Fabriken, wo es Geld gibt, in die Städte, wo man „Herr" werden kann. Solche machen sich heimatlos, sie machen ihre Kinder heimatlos, sie berauben ihren Stamm um die Wurzel, sie zerstreuen sich in den Weiten, verkommen und vergehen.

Oh, die Welt ist falsch! Sie lockt und schmeichelt, sie bezahlt die Arbeit des kräftigen Mannes, sie belohnt die Findigkeit, erhebt die Intelligenz zu Ehren, für heute — morgen kommt die Enttäuschung. Der Starke hat Recht, der betagte Arbeiter wird beiseite geschoben, kommt im günstigen Fall in ein Versorgungshaus. Der Geistesmüde wird gehetzt, gehöhnt, vergessen. Selbst der Glücklichste hat kein Heimatshaus. Ihr wißt es doch, was das heißt, ein Heimatshaus auf dem Lande, ein abgeschlossenes, mit der Stätte organisch verwachsenes Familienleben! Unsere unstäte, atemlos hastende, wechselsüchtige Zeit kann derlei aber nicht brauchen, so zerstört sie es.

Ob dem Gemeinwesen damit gedient ist, ob der menschheitlichen Entwicklung damit ein Vorschub geleistet wird, das ist eine Frage.

Wenn man da frägt, was der Bauer denn zu verlieren habe? da sei daheim alles so borniert und roh und ungebildet, es sei ja doch ein Glück, wenn er einmal in die Lehre käme; so frage ich dagegen: Ob ein Stadthaus überhaupt so fest stehe als ein Bauernhof? Ob die Städter in der Mehrzahl in ihrem Dünkel nicht auch borniert, in ihrem Eigennutz nicht auch roh und ungebildet sein können?

Was man da sagen mag, die Ursache, daß heute alles höher hinaus und daß der Bauer in die Stadt will, ist nicht der Drang nach innerer Vervollkommnung, sondern die Gier nach äußerem Glanz, nach Macht und Geld.

Der Bauernbursche, der daheim unter freiem Himmel nichts als Trotz und Unlust zur Arbeit hatte, zur Arbeit, die seiner eigenen Sache gedient hätte, er ist in der Fabrik geschmeidig, läßt Roheit um Roheit über sich ergehen, arbeitet in dumpfen Räumen und ungesunder Luft den ganzen Tag wie ein Sklave, bloß damit er Sonntags im schwarzen Tuchkleide durch die Straßen der Stadt streifen, nachts unter sinnesrohen Gesellen in zweideutigen Schenken sitzen kann. Denn, daß sie's als Fabriksarbeiter in der Stadt auf einen grünen Zweig bringen könnten, diese Aussicht haben wohl die wenigsten. Und um ein rechtes Familienleben zu gründen und zu führen, verläßt keiner seinen Bauernhof und geht in die Stadt.

Wenn sich unsere jungen Männer bequemen wollten, nach ihren vollendeten Studien nötigenfalls wieder zur mechanischen Arbeit, zum Broterwerbe ihrer Eltern zurückzukehren, so würden wir die Studien unter allen Umständen für einen großen Gewinn halten, zumal sich dieselben ja überall im Leben verwerten lassen; aber diejenigen, die dem Gewerbestande oder der Landwirtschaft einmal aus Abneigung gegen die körperliche Arbeit entflohen sind, werden nach absolvierter Mittel- und Hochschule umso weniger zu ihrem ursprünglichen Stande zurückkehren. Und sie können es auch kaum mehr und gehen in vielen Fällen dem Untergange zu.

Eine Hauptursache, warum heutzutage alles zum Studieren drängt, ist wohl auch die Begünstigung des Studenten beim Militärdienst. Der sogenannte Einjährig-Freiwillige muß studiert haben; es wird ihm gewissermaßen als Prämie für sein Studium ein Teil der Dienstzeit nachgelassen. Nur schade, daß er mit dieser nachgelassenen Dienstzeit hernach oftmals nichts anzufangen weiß. Das Dienstjahr hat ihn aus seiner Bahn gerissen, es ist schwer, wieder hineinzukommen, und wer heraußen bleibt, der hat vielleicht den Weg verloren, er muß sich noch beglückwünschen, beim Militär bleiben zu können und einem Lose, dem er ursprünglich entfliehen wollte, ist er so recht in die Arme gelaufen.

Das Verschmähen der ehrlichen Händearbeit, der Bildungsdünkel hat oft die traurigsten Folgen. Wahrhaft elend ist selten die bäuerliche Armut im Arbeiterkleid, denn sie hilft sich allmählich wieder auf, aber wahrhaft elend ist die Armut im fadenscheinigen, durchlöcherten Tuchrocke. Aus letzterer rekrutiert sich das Gros unserer Selbstmörder.

Ottokar Kernstock.

(25. Juli 1848 bis 25. Juli 1918.)

Ein Siebziger soll er sein? Zählt man fleißig die Jahre, so stimmt's gradaus. Die Zeit hat sie alle gefressen, die unersättliche Zeit, seit das Büblein zu Marburg an der Drau in Steiermark zur Welt kam. Diese habsüchtige Zeit, schier über jedermann und über alles triumphiert sie — nur nicht über den Geist. Deshalb ist der Geist das Unsterbliche. Und unsterblich wird wohl auch der sein, der sich die Lieder aus der Seele seines Volkes holte. Wie unser Ottokar, ein deutscher Priester, ein deutscher Poet von Gottes Gnaden.

Kraft, Schönheit und Natürlichkeit, das sind die Tugenden, die aus seinen Gedichten klingen. Er ist kein Lyriker wie irgendeiner, keiner von den Reimschmieden, die mit unerhörten Kunstmitteln die gewerbs-

Boden gewinnen, behaupten und den materiellen und moralischen Zweck ihres Lebens erfüllen.

Wo sich gebildete Menschen zusammentun, dort wird das Leben schön, aber bald setzt sich daran auch die rohe, trübe Masse des Pöbels, und wo sich dieser zusammenrottet, dort gibt's kein Gedeihen. Die Fabriken sind nicht abzuschaffen, sie sind längst zur Naturnotwendigkeit der Gesellschaft geworden, aber sie sollen sich nicht an gewissen, ohnehin belebten Punkten konzentrieren, sie sollen sich zerstreuen, sollen vor allem auf die Hausgesessenheit ihrer Arbeiter hinwirken; sollen sich endlich aber nicht so breit und wichtig machen, daß sie die Landwirtschaft, diese älteste und solideste Grundlage der menschlichen Gesellschaft, gefährden.

Den vergangenen Jahrzehnten war es nicht so sehr um den wirklichen, sich organisch entwickelnden Fortschritt zu tun, sondern vielmehr um eine Veränderung aller Zustände. Und da ist denn nebst vielem Guten, das zustande kam, auch viel Unheil angerichtet oder vorbereitet worden, und wir müssen mancherlei wieder rückgängig machen, wenn wir unser Gemeinwesen nicht einem ganz unberechenbaren Schicksal preisgeben wollen. Heute wird über eine Mahnung, wie vorstehende, noch zur Tagesordnung übergegangen, aber bald werden zwingendere Faktoren kommen und verlangen, daß man das unnatürliche Zusammenströmen der Bevölkerung in die Städte hemme, dem Bauerntume wieder aufhelfe, die Ansässigkeit und den Familiensinn der Landbevölkerung fördere.

Zwar die Natur kennt in der Entwicklung ihrer Wesen keine falsche Wage, sie korrigiert sich immer wieder selbst, sobald der Schwerpunkt nach einer Seite hingefallen ist; aber diese Korrektur wirkt mitunter plötzlich und momentan zerstörend; wir beugen ihr vor, wenn unser eigenes Streben stets dahingeht, ohne Rücksicht auf die Vorteile einzelner Stände, in allem das rechte Maß und Gleichgewicht zu erhalten.

Dem einzelnen stadtlustigen Arbeiter aber sei nur noch das eine gesagt: Von zehn Seinesgleichen, die in die Stadt ziehen, gehen mehr als einer zu Grunde; die übrigen führen ein unstätes, unzufriedenes Leben. Wer eine behagliche Existenz gewinnen und den Frieden seines Gemütes bewahren will, der geht sicherer, wenn er auf dem Lande bleibt.

Es sollte auch einmal ein ernstes Wort gesprochen werden gegen die immer mehr einreißende Studierwut. Diese nimmt Dimensionen an, die nachgerade gefährlich werden. Die Studierwut, wie sie sich heute zeigt, entspringt nicht so sehr dem Wissensdurste, den Anlagen und der inneren Neigung, als vielmehr der Scheu vor körperlicher Arbeit, der Sucht nach einträglicher und einflußreicher Stellung. Letzterer Hang ist ja wohl zu entschuldigen, aber sein Ziel ist für die meisten Strebenden kaum erreichbar.

Kernstock war und ist den Lesern des „Heimgartens“ schon längst ein lieber Freund. Wer die Jahrgänge durchblättert, findet nicht nur manches schöne Gedicht des Poeten, sondern auch Aufsätze, die sein Schaffen würdigen. Darauf möchten wir heute besonders verweisen und dem jungen Siebziger aufs Neue unsere Liebe und Verehrung bezeugen. Ad multos annos! Der „Heimgarten“.

Die steirische Volksseele.

Eine Studie frei nach Roseggers Schriften von **Ernest Seillière** (Paris). Deutsch von J. B. Semmig.

(Schluß.)

Wir würden den Rahmen dieser Skizze überschreiten, wollten wir an die unzähligen Sitten und Volksüberlieferungen herantreten, die zum Teil noch heute das eigenartige Leben der den väterlichen Lehren getreuen Steirer schmücken. Man findet übrigens ähnliche Überreste bei den Teilen unserer Landbevölkerung, die am wenigsten von den übermächtigten Umwälzungen der Jetztzeit berührt worden sind, und überall haben im Laufe der letzten Jahre die Freunde des „folklore“ diese Reste ehrfürchtig gesammelt. Aber noch einen Gedanken erweckt die Betrachtung dieses Volksstammes und erklärt einige wesentliche Züge des ihrem Schoße entsprossenen Dichters. Das ist die Entwicklung einer wirklichen Aristokratie unter diesen bescheidenen Bauern. Diese Erscheinung wird kaum auffallen, wenn man erwägt, daß erblicher Grundbesitz stets eine solche gesellschaftliche Schichtenbildung erzeugte. Für gewöhnlich leben die vornehmen Großgrundbesitzer selten in diesen unfruchtbaren Gegenden; nur ab und zu zeigen sie sich bei großen Jagden. Dem armen Holzhauer und dem schlichten Ackerknechte, die keine Vergleiche ziehen können, aber auch dem Großbauern, der selbst Besitzer eines ansehnlichen Gutes, ausgedehnter Äcker und eines beträchtlichen Viehstandes ist, erscheint er darum auch mit allen Kennzeichen seines Herrentums geschmückt. Die Vorrechte und Pflichten einer gesellschaftlichen Ausnahmestellung sind so mit seiner Person verknüpft, daß er in seiner Eigenschaft als unentbehrlicher Leiter der Gutswirtschaft, als Oberhaupt einer einflußreichen Familie von dem Militärdienste frei war. Er befehligt ein Regiment von Knechten und Mägden, die in ihm die Macht einer von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Herrschaft verkörpert sehen. Durch das starre Festhalten an dem Rechte der Erstgeburt erhält er der Familie ihren jahrhundertelang bewährten Rang, und die jüngeren Söhne müssen sich oft damit begnügen, im Dienste ihres Bruders zu stehen. Beobachter haben genau dieselben Anlagen bei unseren bretonischen Bauern erkannt.

mäßigen Ästheten an- und aufregen, sondern einer von jenen Seltenen, deren Sang für jung und alt, für die einfachen und die „kultivierten" Leute gleich hold jubiliert. Lieder, die über ihre Gegenwart hinaus Bestand haben werden. Kernstock, der Kernige, wie schon sein Name andeutet, obschon dieser angeboren und nicht symbolisch angenommen ist, meistert die deutsche Sprache, bald in der Gestalt, die sie heute hat, bald in die Vergangenheit zurückgreifend, zu mittelalterlicher Formfreudigkeit.

Und noch eine Sonderbarkeit zeichnet den Jubilar aus: Er ist auch ein Gelegenheitsdichter. „Uh," werden manche schreien, „also einer von denen, die zuweilen einen harten Anstoß brauchen, daß ihre Leier tönt!" Ja und nein. Ottokar Kernstock hat viele Gedichte gemacht, zu denen ihn ein zeitgemäßer Anlaß anregte, oft ein scheinbar nur äußerlicher Anlaß, der ihn aber am Herzen packte — und siehe, die Saiten seines Künstlerherzens begannen zu schwingen und zu klingen und zu uns zu sprechen. Er ist ja gottlob keiner jener üblen Dichterlinge, die ihre Hymnen zu einem Fest mühsam wider besseres Können herauspressen, sondern ein Gelegenheitsdichter im höchsten Sinn, der zur rechten Zeit das Höchste schafft. Etwa wie Verdi, dessen „Aida" vielleicht den Suezkanal, zu dessen Eröffnung er sie komponierte, überdauern wird, oder wie Hamerling mit seinem „Teut".

Lange Jahre hauste Kernstock weltfern auf seiner Festenburg, und das leise Brausen der Zeitströmung gab ihm Gedanken, die er zu Reimen formte, die dann aus der stillen Oststeiermark ins weite deutsche Land hinausflogen, der engen Staatsgrenzen spottend. Und die müden Großstädter lauschten mit angehaltenem Atem der süßen Lieder, die aus dem Irgendwoher zu tönen schienen und sich so ganz anders anhörten als die herausgepeitschten „Schöpfungen" hinaufgelobter Kaffeehausliteraten. Selten noch hat sich ein Dichter Lorbeerreiser gepflückt, während er selbst beschaulich in seiner einsamen Feste saß und sann, ohne mit mehr oder weniger erlaubten Mittelchen um die Gunst von Kritik und Publikum zu buhlen. Das wahrhaft Gute und Echte setzt sich auch ohne erzwungenen Tamtam durch — zuweilen wenigstens. . . .

Durch die vornehme Gönnerschaft des Kaisers hat der Burggeist der Festenburg an der Schwelle zum Greisenalter im Wiener Belvedere ein stimmungsvolles Heim gefunden. Aus dem herrlichen Palast des Prinzen Eugen, an dessen Namen sich Altösterreichs stolzeste Erinnerungen knüpfen, blickt er über zierliche Parkanlagen ins Herz von Wien. Stephansturm und Karlskirche schneiden Muster der Gotik und des Barock aus dem Himmelsblau. Die deutsche Kaiserstadt an der Donau darf Ottokar Kernstock künftig zu den Ihren zählen. Die Fichten seiner Oststeiermark raunen ihm keine Gesänge mehr zu, hoffen wir, daß der Pulsschlag der Residenz in seiner Brust widerhallt und zu Liedern wird!

So urteilte man in den steirischen Bergen und noch heute nimmt der Priester fast überall eine Ausnahmestellung ein, noch ist seine Oberherrschaft unangetastet, noch küßt man ihm die Hand beim Kommen. Führer und Berater seiner Pfarrkinder in allen Tagen, ist er der Ruhm seines Heimatortes und der Stolz der Eltern, die ihn der Kirche weihten. Peter Roseggers Talent hat den Namen seines heimatlichen Dorfes über die ganze Welt getragen, aber er erzählt selbst,* daß seinen Landsleuten in ihrem heimischen Stolze doch noch viel mehr die Laufbahn eines seiner Jugendgenossen schmeichelte, der als einfacher Landpfarrer starb. Die Ausbildung dieses grundgescheiten Seminarzöglings hatte seinem Vater mindestens drei Paar Ochsen gekostet oder gar noch mehr. Dennoch sagte der Vater, als der feierliche Morgen der Primiz angebrochen war, zu jedem neuen Ankömmling: „Jetzt gebe ich ihn nicht für sechs Paar Ochsen her, meinen Sohn, den Herrn Vikar." Und den Alten wie den Jungen in Alpl wurden die Augen bei dem Gedanken feucht, daß einer der Ihren nun von der Kanzel herab die apostolischen Worte verkündete, als Vertreter Gottes im Beichtstuhle saß und als Vermittler zwischen den Menschen und der Gottheit zum Altar hinanstieg. Diese ehrenwerten Leute dachten auch, daß sie von nun an einen besonderen Fürsprecher bei dem himmlischen Gerichtshofe haben würden, und der neue Priester erschien ihnen als ein Heiliger, den man leichter erreichen konnte als die anderen, dem man unmittelbar alle geistlichen und weltlichen Wünsche anvertrauen und mit dem man gelegentlich — selbst ein Glas Wein trinken konnte. Spricht dort der Vater des jungen Geistlichen die überströmende Freude der Eltern aus, so kehrt doch ein anderer Typus noch häufiger in den Werken Roseggers wieder, die Mutter des Priesters.

Hören wir, wie die Mutter des Dorfvikars in kindlicher Weise das tiefe Gefühl kundgibt, das sie in der Nähe ihres Sohnes bewegt, ein Glücksgefühl, dauernder als alle vergänglichen Genüsse dieser Welt: „Geh', mein Kind," dachte sie, während er sich entfernte, „du bist nicht mehr der Weber Nandl Sohn, jetzt bist der Bote vom lieben Herrgott, er schickt dich zu einem Sterbenden und du bist heilig über die Heiligen, kannst Sünden verzeihen und die arme Seel' in den Himmel einführen, bist wie der liebe Herrgott selber und bist doch mein Kind. O, wie glücklich, ich habe den Himmel schon auf Erden!"

Wenn in solchen Worten wirklich etwas Übertreibung herrscht, und eben diese triumphierende Mutter wird bald für ihre Überhebung bestraft, so drücken sie doch zum mindesten den tiefen, ungetrübten Glauben, den kindlichen Dank einer Seele aus, die sich am Ziel ihrer Wünsche sieht.

Die Heiligen sind die bevorzugten Freunde, die Vertrauten dieser einfachen Gemüter, die ihnen lieber ihre bescheidenen Wünsche anver-

* Allerhand Leute, Die drei Berühmten von Alpl.

In einigen unserer Provinzen, sagt einer unter ihnen,* dünkt sich der Bauer von weit edlerem Blute und älterem Stamme als sein altadliger Herr. Der Familienstolz ist heute bei manchem Bauern mindestens dem Selbstbewußtsein gleich, das man bei den adligen Familien des Mittelalters beobachten kann. Noch in der dritten Generation gilt man in der Bretagne als „Fremder". Die Tochter eines Grundbesitzers steigt herab, wenn sie einen Schneider, einen Müller, ja, selbst einen Pächter heiratet, der reicher ist als sie, und oft wird solch ein Verbrechen mit dem väterlichen Fluche bestraft.

Neben solchen Anschauungen begegnet man unter dem steirischen Bauerndache einer altüberlieferten Höflichkeit, deren Formen zuweilen ziemlich verwickelt sind. Endlich ist auch noch die Ehre des Hauses der Gegenstand einer besonderen Pflege, die hier und da auch in großen Gastmählern zum Ausdruck kommt, wo die Kochkünste der Hausfrau und der unerschöpfliche Reichtum ihrer Vorratskammern glänzen; sie gibt sich aber auch kund in der stolzen Liebe zum eigenen Grund und Boden. Wenn es einem Bauern wirklich einfallen sollte, seinen schönen Besitz gegen einen Sack Gulden einzutauschen, und sei er noch so groß, so kann es ihm begegnen, daß er aus einem Gegenstand allgemeiner Achtung ein Opfer der Verachtung und ein Ziel des Spottes unter den treuen Dienern des Pfluges wird.

So zeigt sich uns in großen Umrissen der eigentümliche Volksstamm, von dem wir zuerst einen allgemeinen Überblick geben mußten, bevor wir den Leser ganz in sein inneres Leben einführen und mit seinem besten Kenner und Interpreten vertraut machen können.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Soviel geht aus dem Bisherigen hervor: Die sittliche Grundlage eines solchen Stammes, die Religion, sie ist es, die einen entscheidenden Einfluß auf alle Einrichtungen und Sitten ausübt. Als einer der ersten Helden Roseggers, der „Waldschulmeister", sich abmüht, ein verwildertes Volk von Holzhauern und Kohlenbrennern, die tief im Walde wie Raubtiere wohnen, und die man im friedlichen Tale die „Waldteufel" nennt, ihrem rohen Treiben zu entreißen; als er sich der großen Aufgabe hingibt, unter diesen Elenden ein Band zu schaffen, unter ihnen eine Gemeinde zu gründen, einen Bund der Duldung und gegenseitiger Hilfe, welche die Grundlage aller Bildung ist, da fühlt dieser Mann voll reinem Willen durch innere Eingebung, daß der Grundstein eines solchen Gebäudes das Haus des Herrn sein muß, und er baut eine hölzerne Kirche, die da sein soll der Schutz gegen die Stürme der Welt, der Vorhof der Ewigkeit.

* Gobineau, Versuch über die Ungleichheit der Rasse. I. 101.

im Hause des Herrn so schön, wieviel schöner wird es dann im Paradiese sein?"

Die ästhetische Bedeutung der Religion ist eine der Lieblingsideen Roseggers. Mehr noch: wenn in die Volksbelustigungen etwa eine Parodie der heiligen Dinge sich einschleicht, wenn ein karikierter Mönch oder ein zum Spott verkleideter Bischof erscheint und närrische Reden hält, so soll man sich doch wohl hüten — so wird uns wenigstens versichert — in diesen Vermummungen das geringste Zeichen des Zweifels oder den leisesten Beweis eines Mangels an Achtung zu sehen. Auch das Mittelalter hatte sein Eselfest, seine komischen Prozessionen in der Kirche selbst, und dies ohne jede Gefahr für den Glauben der Getreuen. Diesen Menschen, deren Gedächtnis mit allen sinnbildlichen Einzelheiten des Gottesdienstes erfüllt ist, bietet die phantastische Darstellung der religiösen Erinnerungen einen natürlichen Abfluß für ihre fröhliche Stimmung. Sie sind dann wie vorwitzige Kinder, necken, wenn auch mit plumpen Scherzen, eine gütige Mutter, die trotz all ihrer harmlosen Torheiten lächelt.

Doch mißbrauchen diese Kinder in manchen Fällen derartig die Belehrungen der Mutter, daß sie dieselben ganz ihrer Bedeutung entkleiden und eine Heilslehre zum Arsenal eines Bürgerkrieges umwandeln, wo sie vergiftete Waffen für die Befriedigung ihrer Leidenschaften und Ränke finden. Dort oben glaubt wohl noch mancher im stillen an die Zauberer, die das Vieh behexen oder aus der Ferne die Kühe des Feindes melken können. Hand in Hand ging mit ihnen und geht noch heute mancher andere unschuldige Aberglaube, als letzter Rest des ländlichen Heidentums. So wirft man, wenn Hochwasser droht, Brot ins Wasser und Mehl in den Wind, um die Naturgewalten durch ein Sühnopfer zu „sättigen" und zu besänftigen. Wodans wilde Jagd und Freyas symbolische Hochzeit haben auch Spuren im Gedächtnis zurückgelassen. Aber der rührendste dieser Irrtümer, der sich auf eigene Weise mit dem Glauben der Vorfahren vermählt, hängt mit dem Mitleid für die Seelen im Fegefeuer zusammen. Am Allerseelentage, dem 2. November, sind, so sagt man noch an vielen Orten, die armen Seelen für einen Tag von ihren Bußqualen erlöst, kehren zurück und irren auf Erden an jenen Orten umher, wo sie einst gewohnt. Bald nehmen sie Tiergestalten an, und aus Furcht, ein totes Familienglied zu verletzen, würde man sich wohl hüten, in diesen Stunden irgend ein Reptil oder eine verlaufene Kröte zu martern. Bald bleiben sie ganz unsichtbar, bewahren aber unter ihrer luftigen Gestalt das feinste Gefühl; darum schließen die guten Hausfrauen vorsichtig Messer und Gabeln weg, an deren Schneide oder deren Zinken sie sich im unbedachten Fluge verwunden könnten. Man läßt abends die Lampe auf dem Tisch brennen und setzt eine volle Milchschüssel und wohlgebackene Eierkuchen hin, um den Pflichten der

trauen als den erhabenen Gestalten des göttlichen Gerichtshofes; haben doch einige dieser Fürsprecher selbst das schlichte Leben ihrer Getreuen geführt; niemand ist z. B. so beliebt wie die heilige Notburga, die stille, bescheidene Dienstmagd. Diese guten Menschen, die zumeist Analphabeten waren, kannten die Bilder eines Kalenders auswendig, der seit einem Jahrhundert alljährlich für die Ungebildeten gedruckt wird. Da ist jeder Heilige, jeder Feiertag durch ein besonderes Merkmal gekennzeichnet: um ihn nun richtig zu verwerten, muß man in seinem Gedächtnisse eine Art chinesisches Wortalphabet haben, zehnmal schwieriger als das der Volksschule. Ein großes schwarzes Kreuz gibt den Karfreitag an, ein rotgekleideter Mann mit zwei Glöckchen am Wanderstabe ist das Bild des heiligen Antonius und eine gleichfalls feuerrot gekleidete Frau, die vor dem Kruzifix und dem Totenschädel kniet, stellt die heilige Magdalena, die Sünderin, dar.

So entrollt sich der Jahreslauf und stellt die religiöse Bedeutung jedes Tages in den Vordergrund. Auch knüpfen sich an die meisten kirchlichen Feste noch besondere volkstümliche Gebräuche, wodurch ihre Eigenart noch besser dem Gedächtnisse eingeprägt wird. Die geistliche Verwandtschaft hat noch ihr Ansehen bewahrt. Die Pate ist wirklich eine zweite Mutter, die kaum dem Vater oder der Mutter in der Liebe zu dem Kinde nachsteht, das durch ihre Stellvertretung in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen wurde. Überlebt sie ihr Patenkind, so muß sie ihm noch, wie einst das Taufkleid, nun auch sein letztes Gewand geben, das Leichenhemd, in dem es sich am jüngsten Tage wieder erheben wird. — Fügen wir noch hinzu, daß der berühmte Wallfahrtsort Maria-Zell in der Mitte des Gebirges eine Art gemeinsamer Familienaltar für die ganze Landschaft geworden ist. Maria-Zell ist das stete Ziel frommer Pilger, die dorthin unter schweren Bußübungen wandern. So fließt in manchen Gegenden Steiermarks auch heute noch das Leben dahin, ohne daß der Blick der Seele je das geheimnisvolle jenseitige Land aus den Augen läßt, das tausend Bande schon in diesem Leben mit der alltäglichen Wirklichkeit verknüpfen.

Ist das christliche Jenseits nicht die einzige Quelle der Einbildungskraft für diese zur Erde gebeugten Häupter? Wer in das geheime Leben dieser schlichten Menschen eingedrungen ist, muß sagen, daß die religiösen prunkenden Feste dort den Platz einnehmen, den die Kunst in dem Geiste der gebildeten Klassen einnimmt. Sie unterhalten den Verstand, geben dem Gefühl Nahrung, erhalten und wärmen für Augenblicke den dunklen irdischen Weg. Die Städte haben Konzerte, Theater, Museen. Alles dies muß die Kirche den weltabgelegenen Berggemeinden ersetzen und die Treuesten unter den Treuen empfinden die himmlischen Gnaden während des Gottesdienstes voraus, während sie verzückt flüstern: „Ist schon alles

zurückkehrte — das ist Rosegger, wir werden es ja sehen; das war einst Féval — ja das war selbst auch Renan. Denn auch dieser fühlte sich als Kelte, und wenn seine theologische Arbeit ihn für manche auch anscheinend von der Verwandtschaft mit dieser christlichen Rasse ausschloß, so könnte man mit mehr als einem Kritiker sagen, daß er eigentlich nur durch Zufall sich vom Katholizismus entfernte. Nietzsche, sein entschiedener Verehrer, hat über ihn das bezeichnende Urteil gefällt*: „Wie sind sie doch so eigen fromm in unseren Augen, diese französischen Skeptiker — so viel keltisches Blut in ihren Adern fließt. — Wie scheint diese Sprache Renans uns Menschen des Nordens unerreichbar — diese Sprache — in der ein Nichts von religiöser Spannung eine fein sinnliche und verzärtelte Seele ins Schwanken bringt."

Wie auch seine religiösen Anlagen waren, Renan hat mit Glück die Seele seiner Rasse geschildert wie sie ist: schüchtern, zurückhaltend, innerlich, stark im Gefühl und schwach im Handeln, im eigenen Hause frei sich entfaltend, nach außen hin linkisch und verlegen, und doch tief denkend und in ihren mystischen Ahnungen eine köstliche Zartheit bergend. „Nie," sagte er, „hat man so tief die Wonneschauer einer einsamen Seele gekostet, die zauberhaften Erinnerungen, wo alle seelischen Regungen des Lebens zugleich ineinander überströmen, so wahr, so tief, so erschütternd, daß man, hielten sie nur etwas länger aus, darüber sterben könnte — und nicht wüßte, ob Bitterkeit, ob süße Schwermut überwiegt." Ein häusliches Geschlecht endlich, das von der Familie und den Freuden des eigenen Herdes erzogen wird, voll Wohlwollen und lebhaftem Mitleid für die Schwachen erfüllt: keine andere Rasse hat so den Reiz der Niedrigkeit erfaßt, keine den Beschränkten, den „Armen im Geiste", so in Gottes Nähe gerückt. „Dieses Volk hat selbst mit Judas Mitleid gehabt." Und der Verfasser der „Poésie des Roses celtiques" glaubt, in der Bretagne ein Christentum von besonderer Färbung zu entdecken, das von dem am Mittelmeer sich entfaltenden ziemlich verschieden ist, ein Christentum, das wenig unter römischem Einflusse und darum unseren verwandten Seelen näher steht als der Materialismus des südlichen Kultus. Das ist so recht der keltisch-germanische Katholizismus, der gewisse mystische Freidenker der Gegenwart selbst mehr als der Protestantismus anzieht und dessen Züge sich auch in dem Lebenswerke Peter Roseggers wiederfinden.

---

* Essai, Über die Dichtung der keltischen Rassen.

Gastfreundschaft gegen die Geister zu genügen. Und durch ein Wunder, das höchstens der Scheunenkater zu erklären vermöchte, wenn er reden könnte — hat die Milch am anderen Morgen abgenommen, sind die Kuchen von ihren Tellern verschwunden!

Menschen, die dermaßen im Banne solcher abergläubischen Vorstellungen stehen, scheinen in der Tat ganz von denen verschieden zu sein, denen wir bei uns auf dem Lande begegnen. Doch sind einige dieser Züge uns nicht ganz fremd, und während ich aus dem gestaltenreichen bedeutenden Werke des steirischen Meisters mit sicheren und naturgetreuen Pinselstrichen das farbenvolle Bild dieses Gebirgsvolkes, wie es einst war und zum Teil noch ist, erstehen sah, stieg in meiner Erinnerung der Name eines französischen Schriftstellers auf, dem die gleiche liebenswürdige Erzählergabe gegeben war und der oft nicht weniger reizvoll wie der steirische Dichter die Bilder seiner Heimat gemalt hat. Von den Gelehrten etwas gering geschätzt, aber seit langem von der Menge verstanden, wird Paul Féval zweifellos stets eine Gemeinde treuer Anhänger besitzen, weil er das Geheimnis des Lebens erfaßt hat. Wirklich, gar manche Stelle bei Rosegger erschien mir wie plötzlich aus den Contes de Bretagne oder Chateaupauvre herübergenommen. Aber bei schärferer Betrachtung ist diese Ähnlichkeit der Form nur der Ausdruck einer tieferen Verwandtschaft zwischen den beiden Verfassern, der Verwandtschaft der ererbten Anlagen bei den beiden Autoren wie bei ihren ländlichen Gestalten. Diese Steirer könnten unter Umständen die Brüder unserer Bretonen sein. Die fast physische Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden, die hier wie dort das Heimweh zu einer tödlich wirkenden Heimsuchung macht; das instinktive Grauen vor der Kaserne und dem Militärdienst bei einem sonst tapferen und willensstarken Geschlechte; die poetische Auffassung des Katholizismus, die noch den fernen Abglanz einer alten Naturreligion bewahrt; die tiefe, eingeborene und unauslöschliche Hingebung an die heilige Jungfrau, „unsre liebe Frau": dies alles ist steirisch, aber es ist auch bretonisch, und Irland würde ohne große Schwierigkeiten ebenfalls Vergleichungspunkte bieten. — Sollte dies übrigens in Staunen setzen? Ob auch germanischer Patriotismus den zum großen Teil keltischen Ursprung der rheinischen, schwäbischen, bayrischen, österreichischen Bauern bestreitet, so machen ihn doch die übereinstimmenden Anschauungen der Sprachwissenschaft, Ethnographie und Anthropologie wahrscheinlich. Man könnte sogar verleitet werden, den Vergleich noch weiter auszudehnen, wenn man die beiden genannten Schriftsteller in ihrem persönlichen Schicksal miteinander vergleichen wollte. — Ein nachdenkliches Kind, ein kleiner Träumer, dessen Seele die Zartheit der Mimose besaß, für den der geistliche Beruf anfangs von geheimnisvoller Anziehungskraft war und der später gern zum Glauben seiner Kindertage

die systematische Bekehrung der karantanischen Slawen aus, die sich von den Awaren befreit hatten und unter eigenen Fürsten lebten. Damit wuchs der deutsche Einfluß geistlicher und weltlicher Gewalten bei den Winden. Um sich von den Franken unabhängig zu machen, verband sich Tassilo hernach selbst mit den Awaren, aber Karl der Große überwand ihn, setzte ihn ab, vereinigte Bayern mit dem fränkischen Reich und nahm den Kampf mit den Awaren auf, die im Jahre 800 besiegt und gedemütigt einen Teil Karantaniens räumen mußten. Mit ihnen verschwanden sicherlich auch beträchtliche Mengen von Slawen. Die Bevölkerung des alten Norikum war schon durch die blutigen Kriege und Aufstände stark verringert worden, die Höhen und Abhänge der Gebirge bedeckte noch Urwald, Niederungen und Flußläufe waren versumpft, und dieses unwirtlichen Landes bemächtigte sich die zahlenmäßig nicht allzu bedeutende karolingische Besiedelung, die sich vorerst ziemlich auf die stärkere Besetzung der einladenderen Gefilde im Süden beschränkt haben mochte.

Politisch wurde Karantanien zur Mark Friaul geschlagen, bald aber Bayern angegliedert.

Viele der karolingischen Ansiedelungen gingen wieder ein, als an der Theiß und der Donau die Madjaren auftauchten und über die Grenzen hinaus dieselben durch Raubzüge verheerten. Nach dem Verfall der Karolingerherrschaft und der großen Bayernniederlage im Jahre 907 kamen die Winden wieder mehr empor, und erst in der Folgezeit, ohne daß wir besonders über die Zustände im Mürztal genauer unterrichtet sind, wurde die Germanisierung des Landes abermals langsam und angeblich friedlich aufgenommen, zumal nach der Neugründung der Ostmark anno 976. Einzelne, leider nur sehr vereinzelte Urkunden geben uns Aufschluß über die Fortschritte, wobei zu bedenken ist, daß Urkunden immer etwas mehr oder minder Zufälliges sind und nur anläßlich von Schenkungen, Bestätigungen älterer Rechte, Belehnungen, Streitigkeiten und dergleichen aufgesetzt wurden, so daß die beiläufige Nennung von Orten, Personen und Geschlechtern nicht mehr beweist, als daß zu der Zeit die betreffenden Ortschaften und Familien schon vorhanden waren. Und wie viele solcher Urkunden mögen verloren gegangen sein, um das Schicksal mit den Kulturgütern der vorgeschichtlichen Menschen zu teilen, von denen uns ja auch nur beliebige Splitter erhalten sind!

Die Landnahmemänner, Freie und Unfreie unter adeligen Herren, kamen stoßweise, haufen- und sippenweise, bis sie auf Gegenden stießen, in denen sie sich niederlassen konnten. Durch ihre Arbeit, durch ihre Rodungen erfuhr das Land eine Umgestaltung, erst durch ihr Wirken wurde es zu dem, was es heute ist. Die Axt schuf Licht und Luft unter dem Baumriesenheer, und wo sie eine Weile ruhte, dort sproß rasch wieder Gestrüpp und Holz auf.

Die deutschen Landnahmemänner.

Von Hans Ludwig Rosegger.

(Siehe die Aufsätze „Die Steinleute", Jahrgang 41, Heft 10 und 11, „Bronzemenschen und Eisenleute", Jahrgang 42, Heft 7, und „Die Wanderer, die Avaren und die Slaven", Jahrgang 42, Heft 10.)

Für alle Zukunft bedeutsam wurde die fränkisch-bayrische Ansiedelung der Alpenländer.

Man darf sie sich nicht als eine einzelne, zielsichere Tat weitblickender und zwecksicherer Kolonisatoren vorstellen, auch war sie keine „Völkerwanderung", wo ganze Stämme mit Kind und Kegel ins Ungewisse ziehen, wenn sie auch am Ende einer solchen stand, sondern am ehesten läßt sich diese Landnahme mit der uns geläufigen Jahrhunderte währenden Auswanderung von Europa nach Amerika vergleichen. Sie war ein oft stockendes und oft gestörtes Werk wirtschaftlicher und politischer Notwendigkeit, die zur Abgabe von Menschenüberschüssen und zur Errichtung sichernder Grenzmarken drängte. Die Bayern und Schwaben, sowie auch andere deutsche Stämme, litten infolge der dürftigen Wirtschaft jener Zeit in ihrer Heimat an Bodenmangel, wo das gute und leicht ausnützbare Land verteilt und die jüngeren Bauern- und Herrensöhne arbeitslos, jedenfalls besitzlos, auf den Höfen und Burgen herumlungerten. Dazu gesellte sich der Druck der unternehmenden Franken von West nach Ost, und so schob sich die überschüssige Bevölkerung ins benachbarte Karantanien vor, um hier neues Siedelungsgebiet zu suchen, von dem schon schwärmende Kaufleute und Missionäre berichtet hatten. Ebenso wie heute bei überseeischen Kolonisationen leisteten Händler und Prediger Vorspanndienste. Ein gleicher Drang nach Neuland wiederholte sich in den Kreuzzügen, wo das Begehren mitwirkte, burglosen Adeligen im „Heiligen Land" Grundbesitz zu verschaffen. Wenigstens lockte die Kirche damit, und daß es nicht g e l a n g, den erwünschten Erfolg zu erreichen, spricht nicht gegen die Absicht. —

Die nordwestlichen Grenznachbarn der Winden waren die Bajuvaren oder Bayern, wahrscheinlich Nachkommen der Markomannen, die unter Herzögen stehend und zeitweilig Frankenkönigen untertänig, etwa seit dem Jahre 500 im Donaugebiet östlich des Leechs wohnten und sich allmählich bis zur Enns und in die Alpentäler hinein ausbreiteten. 696 begann durch den Bischof Rupert von Worms, der auch in der Oststeiermark zur Verbreitung des Evangeliums beitrug, die Christianisierung der Bayern, und als eine wichtige Tat wurde an Stelle der alten zertrümmerten Stadt Juvavum eine Kirche nebst zwei Klöstern erbaut, um die herum Salzburg entstand, das der heilige Bonifaz zu einem Bistum erhob. Unter dem Bayernherzog Tassilo ging von hier

Ansprüche im herrschaftlichen Urbar verzeichnet sind. Sie haben ihre regelmäßigen Gerichtsversammlungen, wo ihre Standesgenossen als Beisitzer entscheidende Stimmen abgeben, wo man ihnen alljährlich ihre Rechte und Pflichten vorliest, wo man ihre Beschwerden anhört, untersucht und erledigt oder sie auf die höhere Instanz, den Grundherrn, hinweist." Für diese Zeit schätzt man die Zahl der Besitzeinheiten in einem steirischen Dorf auf zehn bis zwanzig.

Erwähnt, aber nicht näher beglaubigt wird, daß von 1054 an die deutsche Kolonisation von Bruck her talauf kräftige Fortschritte machte, was ungefähr stimmen dürfte. Entgegen älteren Vermutungen wurde auch die Mürz an ihrem Oberlauf verhältnismäßig frühzeitig der bayrischen Kultur erschlossen, da 1136 ein Ministeriale Ilsung de capella, den Zahn nach Kapellen verweist, angeführt wird; auch „Altenberg" ist entschieden älter als „Neuberg", und die Sage läßt dort schon die „Heiden" Bergbau betreiben, was nicht ausgeschlossen ist.

Als die deutschen Landnahmemänner ihr Kulturwerk begannen, saßen im Mürztal Überbleibsel von Illyrern, Kelten und Winden, aber sie hatten nur einen geringen Teil des verfügbaren Raumes inne, und der ungereutete Rest war herrenloser Wildwald. All das herrenlose Land wurde unter den Bayern zum „Königsgut", gehörte dem König, der es zu Lehen oder zu vollem Eigen an geistliche und weltliche Große oder auch an Vollfreie gab. Die vorgefundenen slawischen Adeligen und Bauern blieben im ungestörten Besitz, doch wurden sie wenigstens allmählich den Herren unter den deutschen Landnahmemännern untertan. Und wie der windisch-awarische Adel bereits im 12. Jahrhundert im deutschen Herrenstand aufgegangen war, so wurden auch die unteren slawischen Schichten nach und nach und so gründlich von den bayrischen Bauern aufgesogen, daß sie nicht nur ihre Muttersprache einbüßten, sondern auch die allgemeinen Volkssitten, die Kleidung, die Mundart, die Ringform des germanischen Hofes und manche andere Eigentümlichkeiten rein germanisches Gepräge trugen und tragen. Daß sich stellenweise windische Sippen länger hielten, kam gewiß vor; vielleicht zog man sogar später noch solche aus dem Unterland herbei, wenn man frischer Arbeitskräfte bedurfte. Die Zahl der in den ottokarischen und habsburgischen Urbaren vorkommenden windischen Namen ist aber verschwindend klein.

Ein Musterbeispiel für eine deutsche Siedelung neben einer alten slawischen Niederlassung bietet Krieglach. Es wurde vermutlich als Bayerndorf unfern des Slawenweilers Freßnitz angelegt, während Schwöbing — östlich von Krieglach — mutmaßlich eine schwäbische Gründung ist.

Die deutschen Einwanderer, durchwegs von deutschen Priestern geleitet, brachten ihr heimisches Recht mit und ihre angestammten Ansprüche und

Im Mürztal beschränkte sich die Landnahme in der Karolingerzeit in der Hauptsache wohl auf die untere Talbreite und die von Slawen dichter bewohnte Gegend von Aflenz, doch kam man auch schon damals weiter flußaufwärts, denn 863 ließ Karlmann durch den Grafen Gundaker den Semmering gegen seinen Vater Ludwig den Deutschen verteidigen, aber die meisten Ortschaften am Mittellauf der Mürz werden in Urkunden zum erstenmal im zwölften Jahrhundert genannt, allerdings in einem Zusammenhang, der vielfach einen längeren Bestand voraussetzt. Auch der Umstand, daß einzelne Orte bereits Marktrechte, besondere Freiheiten und Privilegien hatten oder bald nachher erhielten, läßt den Schluß zu, daß sie keine Neugründungen dieser verhältnismäßig späten Zeit waren. Einige Daten, die Anhaltspunkte geben, seien angeführt: Erwähnung des Mürzflusses anno 860; des Mürzgaues 1023; der Grafschaft Mürztal 1103 und der Straße über den Semmering und durch das Mürztal 1220, beziehungsweise 1331. Im Jahre 860 erscheint Prucca in den Dokumenten, Bruck an der Einmündung der Mürz in die Mur, wie es denn 927 auch einmal „Muorizakimundi" heißt.

Darnach muß man den Beginn einer regelrechten Kolonisation des Mürztales ins 9. bis 10. Jahrhundert verlegen — je höher flußaufwärts, desto später — und im 12. Jahrhundert dürfte sie einen vorläufigen Abschluß gefunden haben. Um 900 war es fast noch unbebaut, 925 gab es erst zwei ausgedehnte Pfarren — St. Marein (oder St. Lorenzen) und Mürzzuschlag — mit hölzernen Kirchen, und noch um die Jahrtausendwende glich die ganze Steiermark einem unermeßlichen Waldland mit winzigen gerodeten Flecken darin, mit Kapellen aus Baumstämmen und ein paar ärmlichen Höfen. Durch die grünschwarzen Forste schweiften Zeidler, wilden Bienen nachstellend, und emsige Pechschaber. Schon im 10. Jahrhundert wurde allen Grafen und freien Herren im Mürztal erlaubt, zum Schutz gegen die räuberischen Ungarn Burgen zu bauen, und sie machten von der Erlaubnis so reichlich Gebrauch, daß es den Fluß entlang bald keinen deutschen Ort mehr gab, in dessen Nähe nicht eine Feste auf einer Anhöhe ragte. Davon ist noch in einem anderen Zusammenhang zu sprechen. Im Schatten der Schutzburgen wuchsen die Dörfer und Märkte, abseits an den Lehnen, in den schmalen Tälern und auf den Bergrücken Einzelhöfe und bescheidene Weiler. Überall, wo es beschwerliche Rodungen auszuführen galt, setzten die den windischen überlegenen bayrischen Werkzeuge an. „Zu Ende des 12. Jahrhunderts," schreibt Zahn, „stehen bereits überall Weiler, Flecken und Dörfer, die Bewohner zu Gemeinden vereint, mit einem Dorfrichter oder Supan an der Spitze, mit gemeinsamem Gut an Wald und Wiesen und mit eigenen Dorfrechten. Denn aus den Eigenleuten sind ‚Urbarleute' geworden, das sind Leute, deren Pflichten und Leistungen, aber auch deren berechtigte

sie — wie ich wohl sagen kann — überschwere Pflicht, Vorsorge zu treffen, daß das Juliheft Persönliches über den Gründer, die Seele unserer Zeitschrift, enthielt. Es traf sich seltsam, daß sich in der Mappe einige Handschriften befanden, die dazu so geeignet waren, als hätte sie mein Vater an der Schwelle im rückschweifenden Erinnern, im Überschauen seines langen und so arbeitsreichen Lebens geschrieben.

Selbst heute ist der Inhalt der lichten Mappe noch nicht ganz erschöpft, wenn sie auch freilich bloß mehr zeitlose Aufzeichnungen birgt. Ich erfülle nur abermals einen Wunsch meines Vaters, wenn ich sein „Tagebuch" mit den hinterlassenen Blättern bis zum Jahrgangsende fortführe. Dann schließt es ab.

Ich möchte noch erwähnen, daß sich auch Geschichten und Plaudereien von ihm finden werden, die im „Heimgarten" bisher nicht erschienen und welche die Leser kennen lernen sollen. Darüber mehr zu Beginn des kommenden Jahrganges.

Hans Ludwig Rosegger.

Heimgärtners Tagebuch.

Die Leitartikel unserer Zeitungen sind zumeist hübsch geschrieben, oft auch geistreich. Manchmal heftig und drängerisch. Man liest sie gern, aber sie wirken nicht oft. Was ist Ursache? Man merkt, daß sie nicht vom Herzen kommen. Sie sind partei- und geschäftsmäßig. Das sind Mußschreiber; sie müssen schreiben, auch wenn sie persönlich nichts zu sagen haben. Wie anders wirkt ein Aufsatz, der aus dem Gemüte kommt, den eine innere Nötigung erzwungen hat. Es braucht einer durchaus kein Wortgewaltiger zu sein, wenn Ernst, Wahrhaftigkeit und Persönlichkeit da ist, so zündet er. Anderseits ist es bei Zeitungsartikeln gut, daß die persönliche Leidenschaft nicht mitspricht. In persönlichen Polemiken der Redakteure, „in eigener Sache", kann man manchmal sehen, daß das, was die Herren in der Tat auf dem Herzen haben, nicht immer sehr glatt ausfällt.

Die bildliche Kunst soll nicht zu deutlich werden. Dadurch, daß sie den Beschauer auf manches raten läßt, zwingt sie ihn, aus sich selber etwas in das Kunstwerk zu legen und so dessen Mitschöpfer zu werden. Dadurch wird die Sache des Künstlers zu der seinen und sie gefällt ihm.

Verpflichtungen oder traten — wie **Krones** meint — in ein besonderes Arbeits- und Schutzverhältnis zu den Herren. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Mehrzahl der Landnahmemänner hier und anderswo aus freien Leuten bestand; dies, ferner der Bedarf an Arbeitskräften und auch die häufig von den herrischen Burgen und geistlichen Stiften weitabgelegenen Einzelhöfe, die tatsächlich unabhängig waren, begünstigten die Stellung der Bauernschaft. —

In der Mitte des 10. Jahrhunderts reichte der Mürztalgau, der ungefähr das Quellgebiet der Mürz umfaßte, von den Fischbacheralpen bis jenseits der steirischen Salza und war später ein Teil der „Oberen Mark". Mit ihm wurden 955 die Grafen von Eppenstein-Mürztal belehnt, die, reich und mächtig, auch um Krieglach viel Gut besaßen. Ihnen folgten die Grafen von Wels-Lambach, Neuburg-Formbach, die Traungauer — ausgestorben 1192 —, die Babenberger — † 1246 —, Bela IV. von Ungarn, Přemysl Ottokar von Böhmen und 1282 die beiden Söhne Rudolfs von Habsburg.

Kirchlich beherrschte das Erzbistum Salzburg das ganze Gebiet und hob den Zehent im Mürztal schon 861 ein, der, nachher von den Landesherren abgelöst, 1265 bis 1267 unter den ottokarischen Berechtigungen aufgezählt erscheint. Spätestens zu Beginn des 12. Jahrhunderts, wahrscheinlich aber schon früher, erwarben die Klöster Garsten, Göß — eine vom Kaiser Heinrich II. 1020 bestätigte Gründung der Eppensteiner — und St. Lambrecht ausgedehnten Besitz im Mürztal, auch bei Krieglach und um Aflenz. Alle diese Klöster leisteten und unterstützten die Kultivierung des Landes.

Nachlese.

Die letzten „Tagebuch"-Aufzeichnungen meines lieben Vaters für den „Heimgarten" stammen aus dem März. Dann verschlechterte sich sein Gesundheitszustand so sehr, daß alle Arbeit ruhen mußte. Aber es gab eine lichte Mappe, in der so manche Blätter lagen, die einen schwebenden Gedanken, den Einfall einer Stunde, ein Verslein festhielten, dazu bestimmt, früher oder später veröffentlicht zu werden. Dem Wunsche meines Vaters folgend, stellte ich daraus in den vergangenen Monaten das „Tagebuch" zusammen und besorgte auch die Durchsicht der Korrekturen. Vielleicht wird dieser oder jener einen kleinen Unterschied gegen früher wahrgenommen haben, wenn nicht — um so besser.

Am 31. Juli hätte mein Vater sein fünfundsiebzigstes Lebensjahr vollendet und, obschon wir fürchten mußten, er würde eher von uns scheiden, hatte ich als Herausgeber des „Heimgartens" dennoch die Pflicht.

eins. Ich bin nicht da, daß ich für den anderen ein Geschäft mache, ich mach' es für mich. Jede Kuh melkt gut, die ich verkaufe, und wenn ich ihre tägliche Milch auf zwei Maß angebe, damit man eine glaubt, so ist der ein Lapp, der sie alle zwei glaubt, und daß ich einem Lappen haushalten helfen soll, dafür bin ich nicht gut. Ja, ja, Petrus, beim Geschäft sind wir alle Juden."

„Und beim Juden ist alles Geschäft," fügte der Petrus bei.

„Wahr ist's," sagte der Wolfgang und wendete sich besorgt gegen den Winkel, wo das Pfauchen war.

„Möchte auch wissen," bemerkte der beinerne Petrus, „wo der Jude einen Gerechtigkeitssinn hernehmen sollt'. Wenn ich rechtlos bin, so muß ich mir halt mit Schlauheit durch die Welt helfen."

„Am besten, der Mensch laßt sich mit ihm nicht ein," so der Hirt.

„Warum alsdann beherbergt der Mensch den Juden in der Heukammer?" fragte der alte Krüppel lachend.

„Warum beherbergt ihn der Mensch?" knurrte der Wolfgang, „wenn er vor etlichen Tagen krank und über und über verfroren ins Haus kommt! Noch ein junges Blut. Kann schier sein Bündel nimmer schleppen. Zum Erbarmen. Eine warme Suppen. Seither liegt er draußen und schlaft. Verschergst mich vielleicht? Keinen Hund möcht' einer fortjagen, der im Schneesturm vor der Tür winselt. Und Mensch ist der Jud' doch auch. Nicht?"

Der beinerne Petrus packte den Hirten an der Hand und sagte: „Wolfgang, du bist mein Bruder. So meine ich's auch. Nur nicht laut sagen. Vor dem Juden soll man sich hüten, aber wenn er in der Not ist, muß man ihm helfen, wie jedem anderen. Der kranke Jud' tut mir nichts, besonders wenn er schlaft. Wenn kein anderer Winkel ist in Gottesnamen, ich mag neben ihm liegen im Heu. Wer weiß, ob's lang dauert. Ich denke, wir kriegen sie bald los jetzt, die Israeliten. Die Anzeichen stimmen."

„Geh, geh," meinte der Hirt, „man redet schon lang. Es kommt nit dazu."

„Es kommt dazu, Bruder!"

Aus dem Winkel hervor trat ein altes Weib mit aufgestreckten Hemdärmeln. „Gelobt sei die heilige Dreifaltigkeit!" rief sie laut und besprengte sich aus einem Wandgefäßchen mit Weihwasser, „'s ist glücklich vorbei."

„Ist es gesund?" fragte der Wolfgang.

„Frisch und munter. Hat auch einen schwarzen Kopf, wie die Mutter."

„Gottlob," sagte der Wolfgang. „Und die Alte?"

„Sie frißt."

Der beinerne Petrus war, nach langen Kreuz- und Krummwanderungen von Hütte zu Hütte, unter großen Beschwerden hinaufgestiegen ins Hochgebirge. Im Hause des Hirten Wolfgang kehrte er zu. Die Stube war voll von Schafen und Ziegen und Kindern. Als der Krüppel um Herberge bat, streckte der Wolfgang seine Hand aus gegen die zahlreiche Einwohnerschaft und sprach: „Du siehst wohl, daß kein Platz ist in der Stuben. Aber wenn du in der Heukammer beim Juden schlafen willst?"

„Habt ihr in der Heukammer einen Juden?" fragte der Petrus und ließ sich gleich auf einen Kräuterhaufen nieder. „Ihr, das ist gefährlich! Wer heutzutag einem Juden Unterstand gibt, dem kann das Haus in Brand geraten."

„Geh, deswegen da!" lachte der Hirt, „hat mir ja das Feuerzeug müssen abgeben."

„Nicht vom Juden wird gezündet. Von den anderen wird gezündet. Ja, mein Lieber! Die Juden müssen ausgerottet werden. Die Juden haben unseren Herrgott gekreuzigt."

„So," entgegnete der Hirt Wolfgang, „da höre ich was Neues. Ich habe immer geglaubt, daß ihn die römischen Kriegsknechte gekreuzigt hätten."

„Und ist auch so," sagte der Petrus, „aber ausgeliefert haben ihn die Juden."

„Glaub' nit," sagte der Hirt, „ausgeliefert hat ihn, soviel ich weiß, der römische Landpfleger Pilatus, der ein Heid' ist gwest."

„Bist gut beschlagen in der Religion," sprach der Petrus, „hätt's nit glaubt, daß du mich bis zu den hohen Priestern Anas und Kaiphas zurückjagst. Angestiftet haben es doch die Juden."

„Wird ihnen auch nicht geschenkt bleiben," sagte der Wolfgang, „mich geht's nichts an."

„Wenn die Juden Leut' anschmieren," fuhr der beinerne Petrus fort, „das wird dich doch was angehen!"

„Geht mich auch nichts an," schmunzelte der Hirt, „ich laß mich nicht anschmieren. Der Mensch muß halt gescheit sein. Passet einmal auf, Krummer! Ich bin ein Christ und das wird mir mein größter Feind mit den Fingernägeln nicht abkratzen." Er unterbrach sich und lauschte nach einem Gepfauche, das hinten in einem dunklen Winkel war.

„Hast du ein Krankes?" fragte der Petrus.

„Heiliger Erhard, bitt' für uns!" murmelte der Hirt. Dann fuhr er gegen den Gast gewendet fort: „Ich hab' heilig Taufwasser und Chrisam auf dem Leib, tu' fasten und beichten und in meinem Fleisch ist nicht ein Tröpfel Judenblut, drauf kunnt ich meine Seel' verwetten. Jetzt aber im Viehhandel, da bin ich selber Jud', da schau' ich nur auf meinen Vorteil; wenn der andere ins Pech kommt, ist mir alles

„Brauchst keinen Segen, Wolfgang?"

„Hast ihrer?"

„Allerhand Gattung. Der Viehsegen kostet einen Schinderling. Der Futtersegen kommt wohlfeiler. Der Haussegen zwei Groschen, ist für Feuer und Wasser und schlechte Leut'. Der Weibersegen ist teurer, schadet aber nicht."

Von der Heukammer her kam die halberwachsene Agathel mit der vollen Milchschüssel zurück. Etwas verwirrt erzählte sie, daß sie den Juden nicht gefunden hätte auf dem Heu. Das Bündel wäre auch fort.

„So wird er halt gesund sein, da braucht er uns nimmer," sagte der Hirt mit einem Handschlag in die Luft: „Ist gut weg!"

„Der Geizmufel!" schrie jetzt das Weib drein. „Gewiß eine Wochen ist er gelegen in unserem Haus. Keine Wartung und kein Essen ist ihm abgegangen. Hab' mir ein Dankdirgott verhofft. Agathel, hat er dir auch nichts geben?"

„Schon gestern," stotterte das Mädchen, „das da."

An ihrem Finger stak ein Ring. Die Alte schlug ihre Hände über den Kopf zusammen: „Das ist kein Jud' gewest, das ist ein Graf gewest. Eitel Goldring!"

Auch dem beinernen Petrus hielt die Agathel den Finger hin. Der Petrus guckte und sprach: „'s ist doch ein Jud' gewest. Eitel Messingring!"

Die Agathel wurde blaß. Sie hatte das Ding teuer am Finger . . .

In der Gesellschaft fragte jemand mit aufzuckender Bosheit: „Was glauben Sie, meine Herrschaften, würde heute Deutschland gegen Frankreich sowie Österreich-Ungarn gegen Rußland diesen Krieg haben, wenn Bismarck nicht gewesen wäre?"

„Kaum," antwortete ein alter Mann gelassen, „dann wäre weder Deutschland noch Österreich imstande, einen Krieg für seine Existenz führen zu können."

Erfahrung
Sei deiner Seele Nahrung.
Und Wissenschaft
Sei deines Geistes Kraft!

Ein junges Kälbchen war angerückt.

„Gottes Segen! Wintermilch!“ rief der Hirt. „Beinerner Petrus, jetzt kriegst eine brave Suppen. Brock' ein und laß dir's schmecken. Agatha!“ er rief ein halberwachsenes Dirndl, „geh, du gehst eh gern, geh schau, ob der Jud' schlaft. Wenn er munter ist, trag ihm auch ein Süpperl hinaus. Tragst ihm eh gern zu. Der Herrgott hat uns Wintermilch geschickt. Schöpf' auf, Petrus, da ist der Löffel. Und den Juden fragen, ob ihm nicht kalt ist. Geht's ihm schlecht, so soll er's sagen. Geht's ihm besser, so soll er sich packen.“

In hellen Freuden war der Wolfgang über das Familienereignis in seinem Hause.

„So ist es halt,“ bemerkte der beinerne Petrus, als er den Löffel abwischte, „den alten Einsiedlern haben das Brot die Raben vom Himmel gebracht, den neuen bringen es die Kühe.“

„Du sollst ja auch einmal Einsiedler sein gewest, Petrus,“ sagte der Wolfgang, „wer hat es denn dir gebracht?“

„Mir?“ fragte der Alte, „mir? Hi hi, mir hat es die Dudl-Dirn gebracht.“

Später, nachdem der Hirt das junge Kalb mit eigenem Augenschein besichtigt hatte, setzte er sich recht befriedigt zum Backtrog, der als Tisch diente, und der Petrus mußte sich zu ihm setzen. Da es mittlerweile finster geworden war, wurde ein Leuchtspan in eine Spalte der Ofenmauer gesteckt, „und jetzt,“ sagte der Hirt, „jetzt schwatzen wir eins.“

„Ist recht,“ antwortete der Petrus, „heb' an.“

„Heb' du an,“ drauf der Wolfgang, „du kommst von weit, du bist der Stromer, du weißt mehr als unsereiner auf dem Berg. Was ich am liebsten wissen möcht', Bettler, du kannst mir's sagen: Wo sind denn die Leut' am schlechtesten?“

„Die Leut' sind überall schlecht, wo es ihnen schlecht geht.“

„Und wo es ihnen gut geht?“

„Werden sie gern noch schlechter.“

Der Hirt sprang über: „Aber du bist schon so gut und sagst mir, ob es wahr ist, daß du so Gesanger machen kannst?“

„Gewiß wohl, gewiß wohl.“

„Brauchst Zeug dazu, wenn du mir ein Gesangl machen willst über das Kalbel?“

„Ein Gesang über das Kalbel? Mein lieber Bruder, da brauch' ich sehr viel Milch dazu. Alle Tag einen Topf voll und Brocken drin. Und allemal nebenher ein Stück Butter. Soll ich anheben?“

„Will mir's noch überlegen. Reden wir ein andermal davon, wenn du wiederkommst. Brauchst deswegen nicht eilen, der Berg ist steil da herauf und du bist ein spottschlechter Krüppel, brauchst nicht eilen.“

ein langer stiller Zug von Mittrauernden, den wir nicht übersehen konnten, folgte dem lichten Sarg aus Lärchenholz.

Wir sind nicht imstande, jedem einzeln für seine Güte und Liebe zu danken, wir müssen uns darauf beschränken, öffentlich und allgemein unseren Dank auszusprechen, der aber deshalb nicht minder innig ist.

Zahlreich sind die Nachrufe in der Presse, die versuchten, dem Lebenswerk des Dahingeschiedenen gerecht zu werden. Wenn dabei hie und da tatsächliche oder gefühlsmäßige Unrichtigkeiten mitunterliefen, so ist dies nur zu erklärlich; wir werden aber nur dann dies oder jenes richtigstellen, wenn sich daran Legenden knüpfen sollten, die das Charakterbild unseres Vaters zu verzerren vermöchten.

Wenn wir jetzt das glückliche, arbeitsreiche und erfolggekrönte, aber auch durch langjährige Kränklichkeit beschwerte Leben unseres geliebten Vaters überschauen, so drängt es uns vor allem, unserem verehrten Hausarzt vom Herzen zu danken. Medizinalrat Primarius Dr. Mahnert wachte seit zwei Jahrzehnten über den Gesundheitszustand unseres Vaters mit nie erlahmender Sorgfalt und steter Hilfsbereitschaft. Ihm gelang es oft und oft, die fast schon verlöschenden Kräfte seines so unendlich geduldigen Patienten immer wieder zu stärken und zu heben.

Und so danken wir nochmals allen, allen, die dem Toten Liebe und Treue bewahren und die auch uns selbstlos zur Seite standen, und drücken ihnen warm die Hand.

Krieglach, im Juli 1918.

Dr. Hans Ludwig Rosegger.

Danksagung.

Nach dem Scheiden unseres geliebten Vaters kamen uns viele, viele Beweise von Liebe und Verehrung zu, die er genoß. Drahtungen, Briefe, Blumen und Spenden für Ziele, die ihm teuer waren, ehrten sein Andenken. Trotz der schweren Kriegszeit, die fast alle Kräfte bindet, gedachte man seiner in Nord und Süd, im Felde und daheim. Die Spitzen des Staates, des Landes und von Gemeinden, Hochschulen, Vereine und Vereinigungen, denen er nahestand, sprachen ihr Beileid aus; altbewährte Freunde und junge Anhänger seiner Lebensauffassung suchten uns Trost zu spenden; in gebundener und ungebundener Sprache äußerte sich echtes Mitgefühl; Bekannte und uns auch persönlich fremde Leute trauerten mit. Der Kaiser nahm warmen Anteil — und ein armer achtzigjähriger Schneider, der mit meinem Vater vor mehr als einem halben Jahrhundert in Alpel zusammenarbeitete, schrieb schlichtrührende Worte über seinen Kameraden von ehedem. Aus all dem entnahmen wir, daß die Ideen, die unser Vater verbreiten und durchsetzen wollte, lebendig sind und noch in künftigen Tagen Früchte tragen werden.

Im Sinne des Heimgegangenen und mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse baten wir, von einer persönlichen Beteiligung von auswärts an der Beerdigung und von Kranzspenden gütigst abzusehen. Man hat den Wunsch gewürdigt und bedachte im reichen Maße das Lehrererholungsheim, die Waldschule und andere gemeinnützige Unternehmungen, statt den Toten prunkvoll zu ehren. Das tat uns wohl. Einfach, wie unser Vater gelebt, ging er für immer von uns. Seine Älpler trugen ihn zu Grabe, Kinder aus der Waldheimat und aus Krieglach gaben ihm das letzte Geleite, die Gemeinden des Mürztales schickten Vertreter, der Pfarrer von St. Kathrein schloß sich beim Begräbnis der Ortsgeistlichkeit an, und

denkte Dienstmann die Frage aufwirft: „Also, hiatzten frag i, warum mir den König net weggejagt haben?“ Die Frage, ob in dieser oder in mehr weltmännischer Form gestellt, soll beantwortet werden. Gewiß ist König Ferdinand, der alten Freunden und Verbündeten in den Rücken fiel, keine sympathische Erscheinung; er verdiente es zweifellos, seine Tage im Exil zu Paris oder Mentone zu verbringen. Aber was hätten wir davon? Die Entfernung der gegenwärtigen Dynastie aus Rumänien hätte als erste Folge ein politisches Chaos. Damit wäre keinem Menschen irgendwie gedient. Das Land zerfiele in widerstreitende Parteien, Geschäftspolitiker schlimmster Sorte kamen hinauf, und die Mittelmächte, die daheim genug Ordnung zu machen haben, mußten in der Moldau und der Walachei neuerdings „zum Rechten sehen“. „Na“, kann man mir darauf erwidern, „wir stecken einfach einen deutschen oder einen österreichischen Prinzen nach Bukarest!“ Das wäre erst das Richtige! Den würfen die Rumänen sofort nach dem Abmarsch der verbündeten Mächte hinaus, denn oktroierte Herrscher gedeihen nie und nirgends. Zuletzt in einem besiegten Staat, dessen Bevölkerung dem Sieger selbstverständlich übel gesinnt ist. Und überließe man dem rumänischen Volk die Königswahl — was unsere heimischen Demokraten gewiß fordern und vielleicht auch durchsetzen würden — dann käme sicherlich ein Anhänger der Entente auf den Thron. Dafür sorgte schon das englische Geld. Ob da nicht noch König Ferdinand, der schweres Lehrgeld zahlte, besser ist? Vermutlich. In Serbien wird die Sache erheblich anders liegen. Dort regierten gemeine Meuchelmörder, die unter keinen Umständen wiederkommen dürfen. Man spare also seine politische Energie und seine moralische Entrüstung bis zu dem Tage, da die serbische Königsfrage beantwortet wird! v. Schw.

Der Vater der fäulnisfreien Wundbehandlung.

Den am 1. Juli zum 100. Male sich jährenden Geburtstag von Semmelweis benutzte Dr. G. Biedenkapp, um im ersten Juliheft des Freiherrn von Grotthuß herausgegebenen „Türmers“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) dem Verkannten zu seinem Rechte zu verhelfen. Wir entnehmen dem Aufsatze folgende Ausführungen:

Als junger Assistenzarzt war Semmelweis Zeuge der entsetzlichen Sterblichkeit, die bis auf seine Zeit in den Hospitälern für Wöchnerinnen herrschte. An der Wiener Gebärklinik, wo er tätig war, gab es nun zwei Abteilungen: eine, wo Hebammen angelernt wurden, mit geringerer Sterblichkeit; eine andre, wo Studenten sich übten, mit hohen Totenziffern. Die statistischen Aufzeichnungen, die Semmelweis zu Rate zog, brachten ihn auf den Gedanken, ob nicht die Tatsache von Belang sei, daß diese Studenten vorher, ehe sie zu den Wöchnerinnen kamen, an Leichen zu tun gehabt hatten. Wie nun in Luthers Leben, so sollte auch in dem von Semmelweis der Tod eines Freundes eine große Rolle spielen: der Tod des Professors Kolletschka. Blutvergiftung infolge Hantierens an Leichen war die Ursache. Semmelweis wurde aufs höchste betroffen durch die Gleichheit des Krankheitsbildes sowohl beim Kindbett- wie beim Wundfieber. Für ihn war es keine Frage mehr, daß auch beim Kindbettfieber Ansteckung mit dem Fäulnisgift der Leichen die Hauptrolle spiele. Er ordnete deshalb an, daß sich alle Personen des Krankendienstes einer viel gründlicheren Reinigung unterzögen als bisher; Bürste und Chlorkalkwaschung traten in Tätigkeit, die Instrumente mußten vor jedem Gebrauch neu gereinigt werden, strengste und bisher nicht entfernt beobachtete Sauberkeit, auch der Bettwäsche, der Tücher, Bezüge, Unterlagen wurde Bedingung. Der Erfolg dieser Vorschriften war verblüffend. Die Sterblichkeit sank auffallend. Und in der Folgezeit zeigte sich überall, wo man das Semmelweissche Verfahren in Anwendung brachte, das gleiche überraschende Ergebnis.



Schreib deutsch!

Die deutsche Schrift ist in ihrem Schmucke den gotischen Bauten vergleichbar, die den Blick zur Höhe ziehen und uns mit Staunen und Bewunderung erfüllen ... Gotischer Stil der Baukunst und die Gestalt unserer Buchstaben sind als gleiche Offenbarung deutschen Gemütes zu erachten. Johann Wolfgang v. Goethe.

Waldschulmeisters Abschiedsworte.

Es ist undenkbar, daß Rosegger tot ist, unfaßbar, daß wir unseren guten, alten Herrn nimmer haben, der so väterlich für uns sorgte. Die Waldschule, die Waldheimat ist nun verwaist, sein Geist aber wird in ihr leben und seine Saat Früchte tragen. Seine Liebe und Herzlichkeit für seine Heimat wirkte wie die befruchtenden Sonnenstrahlen auf den Reichtum des Ackers. Eine Befriedigung liegt darin, daß es mir, seinem letzten Waldschulmeister, gelang, das volle Vertrauen des Meisters zu meiner Tätigkeit, für meine Person zu erringen. Der beste Lohn für meine sorgenvolle und mühsame Arbeit. Der heißeste Ansporn für weitere Tat.

So haben wir unsern Vater Rosegger am 28. Juli 1918 zu Grabe getragen. Den letzten Dienst durften wir Älpler, im Herzen voll tiefer Trauer und Wehmut, ihm leisten. So machte unser Rosegger seinen letzten Gang inmitten seiner Älpler. Vor dem Sarge die Waldschüler mit den vielen Blumen, neben Männer mit den Lichtern und auf den Schultern der Älplerbauern ruhte die irdische Hülle unseres größten Sohnes der heimatlichen Erde. Einfach und schlicht wie sein Leben war sein Sterben, seine letzte Fahrt. Der Himmel segnete sein Erdenwallen! Nun ruht er still, der Sänger der Heimat, der Waldpoet, bis über sein Grab Tannen, Fichten und Lärchen aus den heimatlichen Gefilden rauschen und neues Leben über die stille Stätte des großen Toten bringen. Der Mensch ist nimmer, doch sein Geist wird Jahrhunderte überdauern und seine Tat Segen wirken immerdar!

Franz Rottenmanner, Waldschulmeister in Krieglach-Alpel.

Aus unserer Zeit.

Eine Königsfrage.

Jetzt, da der Friede von Bukarest menschlichem Ermessen nach unabänderlich ist — da die Kuh aus dem Stall, wie man so schön zu sagen pflegt — regen sich Abgeordnete, Zeitungsschreiber und auch ganz einfache Menschen darüber auf, daß die Mittelmächte nicht auf der Beseitigung der Dynastie bestanden. Man will Vergeltung üben, Sühne haben und dergleichen mehr. Den Diplomaten, die dabei etwas „versäumten“, werden schwere Vorwürfe gemacht u. s. w. So daß endlich der beschei-



Bücher

Die Kinder von Genf. Roman von Ludwig Gorm. (München. Delphin-Verlag. 1918.)

In eine Zeit allzu herber Strenge, ja oftmals schon blind zelotischen Geistes, wie ihn wir Menschen von heute kaum mehr zu begreifen vermögen, führt uns dies Buch über das zweite Genfer Wirken des düsteren Reformators Calvin und seines Jüngertumes, jenes kirchlichen Diktators, der Augustini Lehre von der Prädestination bis zu den letzten, äußersten Folgerungen fortentwickelte und bekanntlich der zweite Gründer der reformierten Kirche wurde. Mit solch dunkler Gnadenweisheit gerät denn naturgemäß die Lebens- und gesunde Sinnenfreude selbst der Demutgemüter eines 16. Jahrhunderts in harte und hitzige Sträuße, und gefesselter Lichthunger, stumpfe Ohnmacht und geifernde Verbissenheit zeitigen an Part und Widerpart wüste Extreme, zwischen deren Sturmkronen die Schifflein der Menschen, freilich vielfach zu Wracks zerspellend, in mitleidlosen Wirbeln gegeneinander gepeitscht werden. Man muß anerkennen, daß der vorweg nicht sehr freundliche Stoff in Gorm einen Bearbeiter gefunden hat, der einem selbst noch für Eiferer, denen Blumen auf dem Wohnungstische zu sündhaft weltlich erscheinen, Interesse abzugewinnen versteht, wenngleich das Interesse für diese Eiferer — meinerseits wenigstens — nur dort so recht aufzukommen vermochte, wo diese Spieler mit den Gegenspielern in unmittelbaren Kampf gerieten. Ich habe mich denn darum auch an der Landschaftsschilderung sowie an etlichen, besonders volkskundlich wertvollen Episoden vielleicht etwas über Gebühr und nicht ganz zum Vorteil des Gesamten gefreut und hatte, das Buch aus der Hand legend, nur den einen Wunsch: Gorm möge sein unbestreitbares Können nächstens sonnigeren Gestaltungen zuwenden.

K. D. Zwerger.

Die große Liebe. Roman von Artur Brausewetter. (Leipzig. Philipp Reclam jun. Preis geh. Mk. 5·—, in Geschenkband Mk. 6·50).

Brausewetter, seit Jahren einer unserer meistgelesenen Autoren, gewährt in seinen Büchern dem Leser stets tiefe Einblicke in die Irrungen und Wirrungen des menschlichen Seelenlebens. „Die große Liebe", ein moderner Gesellschaftsroman, in dem das Kriegserleben nur in seinen Auswirkungen mitschwingt, gehört unstreitig zu seinen reifsten Schöpfungen. Die spannende Handlung ist auf einem psychologisch fesselnden Motiv aufgebaut: Die Tragödie eines Strebenden, den allzu kühnes Wollen in Schuld und Verfehlung verstrickt. Im Augenblick des Zusammenbruchs, als alle von dem gefeierten Mann sich abwenden, bricht sieghaft die „große Liebe" einer Frau durch, die ihm das Dunkel seines schweren Schicksals erhellt.

Die Häuser von Ohlenhof. Der Roman eines Dorfes. Von Hermann Löns. (Hannover. Adolf Sponholtz-Verlag. 1917.)

Vielleicht deutet schon die Anlage des kleinen Buches (24 Kapitel von durchwegs auch selbständigem Bestand) den Lyriker und Balladendichter Löns als den Verfasser an, der es verschmähte, dem Ganzen eine einzige Handlung zugrunde zu legen, es vielmehr vorzog, Miniaturen zu schaffen und diese lose, jedoch mit Bedacht und Geschmack umeinander zu gruppieren und so letztlich zu gleichem Endziel, einem einheitlichen Gesamteindruck, zu gelangen, dem nichts Starres, Gesuchtes und Gekünsteltes anhaftet, weil er sich frei bietet und in einer Ungezwungenheit wie nur vor unserm Auge ersteht. Typen von wundervoller Echtheit bergen diese Dorfhäuser und der besten eine ist vielleicht Doris, die wuchtige Tragik einer Mutter ohne Kind, einer Frau ohne Mann, einer Witwe ohne Grab. Aber auch manch andere ergreifende Schicksale formen sich da kunstvoll in wenigen Blättern, und Kraft und Liebe, Witz und Unerbittlichkeit schufen hier prächtig eigenherrlich diese bunten Häuser, die dennoch hundert Beziehungen haben und als Ganzes und Eines den Roman des Dorfes gestalteten.

K. D. Zwerger.

Glückliche Finder. Ein fröhliches Mysterium von Rudolf Presber. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Diesmal bereitet Rudolf Presber seiner Gemeinde eine Überraschung — gewissermaßen, in Parenthese gesagt, eine umgekehrte Geburtstagsüberraschung, zu seinem eigenen 50. Geburtstag nämlich, den er am 4. Juli d. J. beging —; er beschert seinen Lesern und Leserinnen ein Mysterium, und zwar insofern ein ganz „richtig gehendes", als es oben im Himmel beginnt und dann auf der Erde

Wiener Professoren von Ruf erkannten den großen Fortschritt an, doch taten sie nichts zur Beförderung des jungen Arztes; vielmehr erfuhr dieser, statt Erhebung in einen größeren Wirkungskreis, Versetzung und gewissermaßen Abschiebung in die Provinz. Zumal sein unmittelbarer Vorgesetzter betrieb diese Kaltstellung eines gefährlichen Nebenbuhlers. Zwar wurde Semmelweis bald danach auch Professor, aber sein Verfahren brach sich nur langsam Bahn. Gerade die Autoritäten der Frauenheilkunde, die Direktoren großer Wöchnerinnenhospitäler ließen noch jahrzehntelang die armen Frauen an der verheerenden Seuche sterben, der sie durch Beachtung der Semmelweisschen Asepsis hätten Einhalt gebieten können. Versammlungen von Naturforschern und Ärzten erklärten sich unter Virchows Führung gegen Semmelweis; auch die Pariser Akademie der Wissenschaften ließ sich die Gelegenheit nicht entschlüpfen, sich vor Mit- und Nachwelt zu blamieren. Semmelweis mußte ohnmächtig zuschauen, wie sein segenbringendes Verfahren zur Verhütung von Wundfäulnis, also die Aseptik, die der Chirurgie eine so gewaltige Entwicklung ermöglichte, meist unbenutzt blieb! Das Bild von menschlicher Gewissenlosigkeit und wissenschaftlicher Eitelkeit, das sich ihm fortgesetzt aufdrängte, war niederdrückend und empörend zugleich. Diese Verhältnisse waren zum Verrücktwerden. Im Gefühl seiner Ohnmacht wurde der glücklich-unglückliche Entdecker wahnsinnig. Man brachte ihn in eine Irrenanstalt bei Wien, wo er bald nach seiner Einlieferung 1865, erst 47 Jahre alt, gestorben ist, angeblich an Blutvergiftung infolge einer Verletzung. So war Semmelweisens Schicksal noch tragischer als das seines Zeitgenossen Robert Mayer, dessen für moderne Physik und Technik bahnbrechende Arbeiten ja ebenfalls nicht nur auf Unverstand, sondern auch auf üblen Willen, auf freche Verhöhnung stießen. Beide Forscher sind mit den damals bereits vom Auslande verworfenen Zwangsmitteln für Geisteskranke gequält worden, also mit Zwangsjacke, Zwangsstühlen, Zwangsbetten — Mayer dabei geistig gesund, Semmelweis angeblich verrückt; aber vielleicht wollten Leute, die sich eine große Schuld ihm gegenüber aufgeladen hatten, den Mann, der möglicherweise nur sehr nervös war, durch das Irrenhaus loswerden? Die Tragik im Leben beider Forscher erstreckte sich auf den Sohn eines jeden: beider Söhne endeten durch Selbstmord.

Das Schicksal des Semmelweis ist von A. v. Berger in einer Novelle behandelt worden. Die Kunde von seiner Entdeckung gelangte sehr bald durch Wort und Schrift auch nach England, wo wenige Jahre nach Semmelweis' Tod, wohl ohne Kenntnis von dessen Arbeiten, Lord Lister, auf den Arbeiten Pasteurs über Gärung und Fäulnis fußend, mit seiner antiseptischen Methode auftrat und trotz der Nebenschäden seines Verfahrens zur Erdenberühmtheit gelangte. Auch in Deutschland hat man Lister zu Lebzeiten fast vergöttert, dem Briten gegeben, was man dem eigenen Landsmann vorenthalten hatte. Und man konnte noch 1916 und 1917 in Zeitungen und Büchern Lister als den verherrlicht lesen, der der Vater der fäulnisverhütenden Wundbehandlung gewesen sei, während die bessere, urwüchsigere und frühere Leistung der Ruhm des Deutschen ist.

Geänderte Kriegführung.

Dem fliehenden Feind erbaute man einst die herrlichste goldene Brücke,
Doch heute, o weh, zerschießt man ihm gar seine hölzerne Brücke in Stücke.

P. L. M.

er Jägerabteilung nur durch Zufall geglückt sein könne, sich durch irgendeine Lücke der russischen Front durchzuschleichen. „Ich fordere euch auf", sagte er neuerdings, „euch zu ergeben, weil meine Soldaten auf einen Wink von mir hier sein werden. Ich würde mit den schärfsten Mitteln vorgehen müssen, wenn Ihr dem Befehle eines kaiserlich russischen Oberstleutnants nicht Folge leisten würdet." Der Fähnrich erwiderte darauf nur: „Herr Oberstleutnant, sehen Sie sich doch um!" Zwischen den grünen Saaten sprengten nämlich eben in breiter Front sächsische Reiterharste heran, um die Umgebung abzusuchen. Da blieb dem alten Herrn das Wort in der Kehle stecken, aber dann nahm er die Sache von der gemütlichen Seite. „Nichts für ungut, Kamerad", sagte er im reinsten Deutsch, „dann bin eben ich der Gefangene." — Das Bändchen enthält reizvolle und packende Schilderungen über die Kämpfe im Sommer 1915 auf dem östlichen Kriegsschauplatz. — Dr. Floericke behandelt mit der an ihm gewohnten flotten Schreibweise die Kämpfe am Stryi, die Wiedereroberung Lembergs und Przemysls und schließt mit dem Fall von Nowo-Georgiewsk.

Büchereinlauf.

Du suchest das Land heim . . . . Geschichtlicher Dorfroman aus einer Teuerungs- und Hungerzeit von C. A. Schnerring. (Strecker und Schröder, Stuttgart.)

Das Licht im Sumpf. Roman von Luise Westkirch. (Philipp Reclam jun. Leipzig. Preis geh. Mk. 5.—, geschmackvoll geb. Mk. 6.50.)

Rosenrote und dämmergraue Geschichten. Ein Märchenbuch für die Großen von Gottfried Denemy (Verlagsanstalt „Tyrolia", Innsbruck-Wien-München.)

Der Liebe Leid. Ein Mysterium der Leidenschaft in fünf Aufzügen von Eugen Wrany-Raben. (Ed. Strache, Verlag Wien-Warnsdorf-Leipzig.)

Unsterblichkeit. Gedichte von Melanie Ebhardt. (Egon Fleischel & Co. Berlin-W.)

Postkarten des „Heimgarten"

Langjähriger Heimgartenabnehmer. Auch unser kommender Jahrgang wird einen Roman bringen. Er stammt aus der Feder eines bisher nur als Dramatiker bekannten Schriftstellers und ist ganz eigenartig. Es spiegelt sich darin ein Stück Österreich. Mehr wollen wir für heute nicht verraten. Haben Sie Geduld, das Septemberheft enthält wie jedes Jahr, einen knappen Vorbericht. Herzlichen Gruß!

R. Atgeber in Wien. Anläßlich des Scheidens des deutschen Staatssekretärs Kühlmann aus dem Amte betonte die gesamte „große Presse" Österreichs die Notwendigkeit einer Demokratisierung der reichsdeutschen Politik. Dies nimmt aus verschiedenen Gründen wunder, denn 1. ist bei uns jedermann verstimmt, sowie sich Blätter im Reich mit unseren inneren Angelegenheiten kritisch befassen; 2. erteilen gerade jene Kreise Ratschläge, die sich selbst in ihren heimischen politischen Verhältnissen nicht zurecht finden können; 3. sind die österreichischen demokratischen Verhältnisse keineswegs derart, daß sie anderen ein Vorbild abgeben können. — Vielleicht leitet die ungebetenen Ratgeber nur der boshafte Gedanke: „Macht es so wie bei uns — warum sollt Ihr es besser haben als wir?" Oder wir haben es auch hier wieder mit jenen berühmten Lehrern zu tun, die lehren möchten, was sie selbst nicht verstehen.

„Das Recht zu streiken." Unter dieser Überschrift erschien im Aprilheft ein Aufsatz, in dem ein häufig zitierter Satz des Historikers Grätz — „Die Revolution ist der Stern Judas" — angeführt wurde. Man teilt uns nun mit, der Ausspruch stamme wahrscheinlich nicht von Grätz. An seiner inneren Richtigkeit änderte das allerdings nichts. — Der Artikel erregte überhaupt einigen Widerspruch, der in unterzeichneten und besonders in nicht unterzeichneten Zuschriften zum Ausdruck kam. Man will anscheinend nur den Industriearbeitern das Streikrecht zubilligen . . . Es gibt halt doch recht viel sonderbare Käuze!

Eine Bitte! Die Schriftleitung ersucht dringendst, unverlangt keine Beiträge einzusenden. Wir sind damit bis auf weiteres reichlich versehen. Die Rückstellung macht bei den gegenwärtigen Postverhältnissen große Schwierigkeiten. Es geht auch so manches verloren. Wozu also sich und anderen immer wieder überflüssige Arbeiten aufbürden? Glaubt einer mit seinen Dichtungen schon gar nicht zurückhalten zu können, so frage er zuerst mit einer Doppelpostkarte an — und dann erhält er umgehend die Antwort, die Schriftleitung müsse leider verbindlich danken . . . Das ist immerhin einfacher als das Hin- und Herschicken von umfangreichen Manuskripten, von Hekatomben von Gedichten!

H. L. R.

weiterspielt; die Hölle freilich kommt nicht als Schauplatz vor und wird nur durch den kleinen, boshaften Teufel Blix vertreten. Der Dichter hat aber dafür gesorgt, daß besagtes Teufelchen nicht zuviel Unheil anrichtet; denn er wollte uns ja ein fröhliches Mysterium geben. Und wer das reizende Spiel in Versen und Prosa liest, wird nicht enttäuscht sein; von den melodiösen Strophen an, die die kleinen Engel an einem sonnigen Morgen auf der Himmelswiese singen, bis zur endgültigen Entwirrung des ungeheuren Durcheinanders, das der kleine Teufel Blix in seiner Bosheit angerichtet hat, freilich ganz stilgemäß dabei auch als ein Teil jener Kraft sich bewährend, die stets das Böse will und stets das Gute schafft — von Anfang bis zu Ende also sind wir im Bann der guten Laune und der lustigen Erfindungsgabe des fünfzigjährigen Geburtstagskindes.

Der Völkerkrieg. Eine reich illustrierte Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914. Herausgegeben von Dr. C. H. Baer. (Stuttgart. Julius Hofmann. Band 16. Preis 6 Mark.)

Um das große Erleben des deutschen Volkes seit dem August 1914 umfassend zu bezeichnen, reicht das Wort „Krieg" nicht mehr aus; es handelt sich vielmehr um eine durch die kriegerischen Verwicklungen herbeigeführte oder akut gewordene Entwicklungs- oder Daseinskrisis für Deutschland. In engem Zusammenhang mit der Frage der eigentlichen Kriegsziele wird unser Volk bewegt von den Forderungen nach Macht- oder nach Versöhnungspolitik, nach Demokratisierung, nach neuen Kulturzielen — Zeichen genug dafür, daß wir vor Toren stehen, die in eine ganz neue Zukunft hinausführen sollen. Von Anfang an hat der „Völkerkrieg" diese Seite der Geschichte des Krieges in ihrer Bedeutung erkannt und entsprechend bearbeitet. So bietet uns sein nun abgeschlossen vorliegender 16. Band eine umfassende und schöne Darstellung über „das Deutsche Reich während des vierten Kriegshalbjahrs" (Februar bis August 1916). Immer noch stehen wir in gewaltigen Kämpfen und finstern Bedrohungen; aber wie ermutigend ist dieser Rückblick auf das vierte Kriegshalbjahr! Was während der siebenten Kriegstagung des Reichstags der Kanzler in wiederholten Reden ausgesprochen hat, ist heute teils schon erfüllt, teils der Verwirklichung sichtlich näher gekommen. Und wenn uns Erich Dombrowski den Ausbau des staatssozialistischen Wirtschaftssystems mit allen nur wünschenswerten Einzelheiten über die Entwicklung der Versorgung und der Preisbildung vor Augen führt, so ist das Interesse beim Leser hiefür heute womöglich noch lebhafter als vor zwei Jahren. Damals war es auch, als in der inneren Politik jene Fragen beherrschend hervortraten, die bis heute das Feld behauptet haben und sich an die Kriegsziele, den uneingeschränkten U-Bootkrieg und alles dazu gehörige Für und Wider knüpfen. — Dieser Band behandelt dann noch die Kämpfe an der Ostfront im vierten Kriegshalbjahr. Hiezu gehören vor allem die russische Märzoffensive, die Sommeroffensive, sowie die Gegenoffensive Linsingens. Es war jenes letzte gewaltige Sichaufbäumen des russischen Ungetüms, das noch einmal bis zur Bedrohung Lembergs führte, dann aber das Schicksal Rußlands nur beschleunigte. Im folgenden Kapitel „Rußland während des vierten Kriegshalbjahrs" sehen wir, besonders aus der Tagung der Duma und aus Skandalen und Sensationen, das Wetterleuchten des nahenden Revolutionsgewitters. — So steht dieser neue Band an gründlicher Verarbeitung des Stoffes, festgefügtem Bau und schöner Ausgestaltung aller Teile den früheren in nichts nach und vermehrt die Freude am Besitz dieses Werkes und die Spannung nach seiner Fortsetzung.

„Nichts für ungut, Kamerad, dann bin eben ich der Gefangene." In der Schlacht am San im Frühjahr 1915, in der die Russen von unseren Truppen im Verein mit den österreichisch-ungarischen Heeren so gewaltig aufs Haupt geschlagen wurden, fehlte es in den glorreichen Verfolgungstagen nicht an den unglaublichsten, mitunter fast tragikomisch anmutenden Vorkommnissen. So erzählt Dr. Kurt Floericke in seinem soeben bei der Franckhschen Verlagshandlung erschienenen 5. und 6. Band der Sammlung „Gegen die Moskowiter", der den „Siegeszug in Polen" im Sommer 1915 behandelt. Eine verirrte Abteilung österreichisch-ungarischer Kaiserjäger stieß unversehens auf ansehnliche Baracken, die man alsbald als russisches Monturdepot erkannte. Der Barackenkommandant, ein pensionierter Oberstleutnant saß gerade mit seinen beiden Offizieren gemütlich beim Nachmittagskaffee und seine etwa 50 Soldaten klopften die Monturen aus, als die Kaiserjäger in Schwarmlinie aus dem Walde hervorbrachen. Dem alten Oberstleutnant entglitt zuerst vor Schreck die Kaffeetasse dann aber ging er ohne Waffe auf den Führer der feindlichen Truppe zu und forderte ihn auf, sich sofort zu ergeben. Das Bild war ein wenig komisch: der alte Haudegen, dessen wallender Bart noch die Spuren des verschütteten Kaffees aufwies, forderte vier Dutzend Kaiserjäger zur Übergabe auf in einem Augenblick, da von allen Seiten die Sieger von Gorlice heranmarschierten. Der die österreichische Abteilung befehligende Fähnrich erklärte ihm die Lage, der Alte blieb jedoch unerschütterlich bei seiner Überzeugung, daß es



12. Heft September 1918 42. Jahrg.

An die Freunde des „Heimgarten“!

Als mein Vater, von lieben Freunden beraten, vor rund einem Menschenalter daran ging, eine Monatsschrift zu gründen, da gab es in Österreich noch Verleger, die etwas wagten. „Leykam“ in Graz griff freudig zu und tat keinen schlechten Griff. Allzuviel war dabei allerdings nicht gewagt, denn der damals junge Heimgärtner hatte sich gute Mitarbeiter gesichert, so Anzengruber, Falb, Grasberger, Anastasius Grün — dem leider schon das erste Heft einen Nachruf widmen mußte — Hamerling, Hörmann, Leitner, Marx, Meißner, Silberstein, Schlögl, Graf Wickenburg, Wilbrandt, um nur einige zu nennen. Und das Blatt schlug ein, die Zeit war ihm günstig, und schnell erwarb es sich eine ansehnliche Zahl von Abnehmern. Die Helfer von einst nahmen mit den Jahren Abschied, aber andere traten an ihre Stelle. Als letzter legte mein Vater die Feder aus der Hand, nachdem er mir schon 1910 die Herausgabe übertragen hatte. Von allem Anfange ließ er mich wundersam frei schalten und walten. In einer knappen halben Stunde, bei einer glosenden Zigarre, legte er mir in seiner klaren und gütigen Art die ehrwürdigen Grundsätze der Zeitschrift dar und fügte ungefähr hinzu: „Ich bin alt und müd geworden, das merkt man auch dem ‚Heimgarten‘ an. An dir ist es, ihn wieder zu verjüngen.“ Ich folgte dem Rat nach bestem Können, dankbar, daß mein Vater noch das „Tagebuch“ fortführte, doppelt dankbar, daß er auch darüber hinaus Erzählungen und Plaudereien schrieb.

Zur Errichtung der deutschen Schiffahrtsschule in Triest.

Die Errichtung der deutschen Schiffahrtsschule in Triest ist nunmehr beschlossene Sache. Die Regierung hat bereits ein Gebäude für die vorläufige Unterbringung der Schule gemietet. Die Adaptierungsarbeiten sind im Gange, im Laufe des heurigen Sommers werden die Aufnahmsprüfungen abgehalten werden und es sind alle Anordnungen getroffen, damit im kommenden Herbst der 1. Jahrgang der Schule eröffnet werden kann. Die Einrichtung und der Lehrplan der Schule sind entsprechend und wir können mit dem, was erreicht wurde, vorläufig zufrieden sein.

Ein prächtiges, tatkräftiges Zusammenwirken der deutschen Landesausschüsse, Handelskammern, Städte und Märkte, Sparkassen, der Abgeordneten und anderer Persönlichkeiten, vieler Vereine und der Presse haben endlich erreicht, daß ein altes Unrecht an den Deutschen gutgemacht wurde und ein Werk zustande gebracht, das für die Zukunft des österreichischen Deutschtums und auch des Staates von einschneidender Bedeutung ist. Der Deutsche Volksrat für Triest und das Küstenland, der für sich das Verdienst in Anspruch nehmen darf, die ganze Angelegenheit in Fluß gebracht und geleitet zu haben, spricht nunmehr allen Faktoren, die sich um das Zustandekommen der Schule irgendwie bemüht haben, den wärmsten und herzlichsten Dank aus.

Zugleich aber bittet er, im Interesse der Sache, ihn auch weiterhin allenthalben so einträchtig und tatkräftig zu unterstützen wie bisher. Ein Großteil der zu leistenden Arbeit liegt noch vor uns: Es handelt sich nun darum, der Schule das nötige Schülermaterial zuzuführen, die Ausgestaltung der Schule zu überwachen und zu fördern. Es muß eine gründliche, praktische Ausbildung der Zöglinge sichergestellt und der Schulschiffrage nähergetreten werden usw. Vor allem müssen die bereits gestifteten Stipendien schon im ersten Schuljahre wirksam gemacht und für die Zukunft noch weitere Stipendien gewonnen werden. Diesbezüglich gehen jetzt an alle interessierten Körperschaften, besonders auch an jene, die schon Stipendien gestiftet haben, neuerliche Vorschläge hinaus und sie werden auch im Wege der Presse gebeten, dieselben einer raschen Prüfung und Erledigung zu unterziehen, da davon in erster Linie der Erfolg des ganzen Werkes abhängt. Auskünfte in allen Schulangelegenheiten und Prospekte mit allen nötigen Angaben vermittelt der Volksrat oder sie sind anzusprechen bei der Direktion der deutschen Schiffahrtsschule, Triest, Piazza Lipsia 4. Um unnötige und zwecklose Schreibereien zu vermeiden, wird gebeten, die Prospekte genau zu lesen. Von den darin enthaltenen Aufnahmsbedingungen kann nicht abgegangen werden. Die Ausschreibung der Stipendien wird in allernächster Zeit erfolgen und sind diesbezüglich die Tagesblätter sowie die öffentlichen Anschläge zu verfolgen.

Für den Vorstand des Deutschen Volksrates für Triest und das Küstenland:

Gutsbesitzer Dr. Gustav Krauseneck, Obmann.

Dr. Viktor Miltschinsky, Schriftführer.

(Geschlossen am 20. Juli 1918.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Flecker.** — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz.

Mein Vater stammte aus einer Bauernfamilie, die nachweisbar mehr als ein halbes Jahrtausend auf derselben Scholle saß, Wälder rodete, Äcker und Wiesen bestellte. Nachfahren bayrischer Leute, die möglicherweise schon unter Karl dem Großen ins Land gekommen waren. Und mein Vater blieb Bauer sein Leben lang: bodenständig, treu und zäh. Es ist Bauernart, zu bauen, so oder so. Das liegt im Bauernblut. Ist es nicht der Erdboden, dem man die Ernte abringt — so sind es Kirchen, Schulen . . . Weltanschauungen, die man zusammenzimmert wie Haus und Hof und Grabkreuze. Und Brücken baut man, über Wildbäche, Abgründe, Gräben — zwischen den Konfessionen, zwischen sozialen Gruppen im Staate, zwischen Volksstämmen an der Ostsee und in den Alpen; zwischen allen Menschen, die guten Willens sind und nach dem Frieden des Herzens streben. Der „alte Heimgärtner" war kein kalter Schwärmer, kein blasser Theoretiker, der etwa über die Menschheit die Menschen und über das Weltall hinweg das eigene Volk vergaß, das mein Vater liebte wie der Baum seine Wurzeln, um das er bangte, wie man nur für Innigstgeliebtes bangt. Dabei gönnte er jedem das Seine, er wollte nie „erobern", nie „überreden", wollte versöhnen und überzeugen. Oft gelang es ihm, und wo es nicht gelang, dort knüpfte er erste Fäden, die in Zukunft noch zu einem festen Bande werden können. Mit einer seltenen Veranlagung für Harmonien vereinte er Gegensätze in sich zu einem einheitlichen Ganzen. Als Katholik half er Protestanten in der Diaspora Kirchen bauen, wohl wissend, daß Katholizismus und Evangelismus die zwei einander ergänzenden Ausdrucksformen unseres religiösen Volksgeistes sind. Er selbst stand über den Konfessionen, als Christ im Sinne des Evangeliums, wie er es auffaßte. Süddeutscher dem Blute nach, erkannte er die Werte, die in der nordischen Rasse pulsen. Die Heimat konnte ihm nichts ersetzen, aber oft und oft erzählte er von seinen Reisen an den Rhein, in die Mark, nach Rügen, in die Schweiz.

Man nennt meinen Vater gern einen „steirischen Dichter", einen „Dialektdichter" oder gar mit städtischer Betonung den „Olmpeterl", und wie die Schlagworte alle heißen, die man Menschen wie Schilder anhängt, um sie in ein „System" zu bringen. In Wirklichkeit war sein Wesen und sein Schaffen anders, war viel umfassender. Alles, was die Menschheit bewegt, bewegte auch ihn, nur daß er dazu nicht mit trockener Allerweltsweisheit Stellung nahm, die sich so glatt anhört und doch so unfruchtbar ist. Von vertrautem Boden aus überschaute er die Weite. Was er lehrte, ohne je langweilig lehrhaft zu werden, lehrte er in einer einfachen Form, denn er wußte, daß dauernder Fortschritt zwar von einzelnen Persönlichkeiten angeregt, doch nur vom Volk selbst in Wirklichkeiten umgesetzt werden kann.

Mein Vater wünschte, über die Enge des Lebens hinaus in die Zukunft zu wirken. Er ging, seine Werke blieben . . . .

Mit den allerbesten Aussichten trat die Zeitschrift ins Leben und überlebte nicht nur Blätter, die sie bereits vorfand, sondern auch solche, die nachträglich und mit großen Ansprüchen gegründet wurden. Das Geheimnis des Erfolges lag in der Persönlichkeit meines Vaters, so daß der Name „Heimgarten" bald ein bestimmtes Programm, der Ausdruck für eine feste Lebens- und Weltanschauung wurde. Mit Stolz können wir sagen, daß das Blatt zu hohem Ansehen gelangte, nicht allein in Österreich, besonders in Deutschland und auch in der Schweiz, überall, wo sich Deutsche nach einer Verinnerlichung der Kultur und des Lebens sehnen.

Seit zweiundvierzig Jahren erschien fast alles, was mein Vater schrieb, zuerst im „Heimgarten". So wurde dieser ein Sammelwerk seines langen, langen rastlosen, zielsicheren und erfolggekrönten Schaffens. Wenn man weiß, wie groß die Zahl seiner ehrlichen Verehrer war und ist, so wundert man sich nur ein bißchen, daß seine ureigene Monatsschrift, obschon sie sich einen bevorzugten Platz in der literarischen Zeitgeschichte sicherte, nicht noch weit größere Verbreitung und Bedeutung erlangte. Einige Ursachen dafür sind nicht unbekannt, brauchen aber hier nicht erörtert zu werden. Nur eine einzige: Das Hauptwirkungsgebiet des „Heimgartens" mußte naturgemäß Österreich sein — aber gerade in Österreich hat man meinen Vater, wie gerade jetzt wieder etliche Nachrufe bewiesen, nie so ganz verstanden. Seinen engeren und weiteren Landsleuten, so sehr sie ihn auch ehrten und anerkannten, war er vielfach kaum mehr, als der Dichter von „Därf i s Dirndl liabn" und vom „Regenschirm" ... Der Kreis jener, die seine umspannenden Ideen liebten und ihnen nachzuleben suchten, war bei uns merkwürdig klein. Dafür hat der Norden Deutschlands vielleicht mehr Verständnis aufgebracht. Und das freut uns doch auch wieder, denn es zeigt abermals, daß das Lebenswerk unseres Vaters nicht eng begrenzt war, sondern dem Gesamtdeutschtum gehört. Graz, an der südlichen Grenze des deutschen Sprachgebietes, ist kein sonderlich günstiger Erscheinungsort für Blätter, die auch in die Ferne wirken sollen. So konnte man wahrnehmen, daß z. B. der Erstabdruck der Romane meines Vaters im „Heimgarten" keinen auffallenden Einfluß auf die Abnehmerzahl des Blattes ausübte, während große reichsdeutsche Zeitschriften nach eben diesen Romanen — als Zweitdrücken! — begehrten, da sich ihre Leser dafür dankbar zeigten.

Eine besonders nachhaltige Bedeutung des „Heimgarten" liegt gewiß darin, daß er mitwirkte, zwischen Nord und Süd Brücken zu bauen, das Verständnis der deutschen Stämme für einander zu fördern und zu vertiefen und Grundsätze eines einfachen Daseins voll Idealismus zu verbreiten. Der Ruf nach Genügsamkeit und Natürlichkeit bekam gerade während und in diesem Kriege eine hohe Bedeutung.

Brücken bauen!

Unser dreiundvierzigster Jahrgang bringt den eigenartigen Roman „Der blaue General“ von Eduard Hoffer; darüber findet sich einiges in der knappen literarischen Würdigung des Verfassers in diesem Heft.

Mein Vater noch übergab mir zur Veröffentlichung eine längere Geschichte — „Die neue Bahn“ —, die er im Jahre 1872 schrieb. Unsere Leser werden sie nebst anderen kleinen Erzählungen von ihm bald kennen lernen. Ebenso eine stimmungsvolle Erzählung des heimischen Dichters Wilhelm Fischer, „Muttergottesheil“.

Im übrigen möchte ich nur erwähnen, daß ich mir unsere altbewährten Mitarbeiter zu sichern suchte, so Ludwig Huna, Fritz Müller, Stüber-Gunther, Josef Wichner, Hermann Kienzl, P. L. Münzer, ferner Anton Schlossar, Dr. v. Geramb, v. Schwertfeger und andere. Auch von mir liegen Beiträge schon druckfertig in der Lade.

Die „Kleine Laube“ wird nach wie vor Ernst mit Heiterkeit verweben, wird Erbauliches bringen, aber auch Unerbauliches — dieses aber zumeist in satyrischer Form, denn manchmal juckt es doch zu arg in den Fingern, wenn kleine und größere Zeittorheiten zur Kritik geradezu herausfordern! Schließlich stand ja bereits in der Bibel: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden!“ Daran pflegen mich einige meiner Mitarbeiter zu erinnern, sobald ich zartere Töne von ihnen verlange . . .

Auch auf die Bücherbesprechungen des „Heimgarten“ möchte ich hinweisen, zumal die meisten Wochen- und Monatsschriften während des Krieges literarische Neuerscheinungen nur sehr nebenbei behandeln.

Der Krieg! Das laufende Jahr hat uns bereits den Ostfrieden gebracht — aber trotzdem sind durch die allgemeine Teuerung die Herstellungskosten auch unserer Monatsschrift weiterhin gestiegen, daß der Verlag eine Preiserhöhung in Aussicht nahm. Aber er kam mit Rücksicht auf eben diese Teuerung, unter der besonders die gebildeten, also die literaturfreundlichen Kreise leiden, mit der Schriftleitung lieber überein, bis auf weiteres den Umfang eines jeden Heftes um acht Seiten zu kürzen und dafür den alten Preis zu belassen. Im Frieden wollen wir dann wieder zu vollen fünf Druckbogen zurückkehren.

Und so mögen sich denn unsere Leser und Abnehmer selbst überzeugen, daß auch der dreiundvierzigste „Heimgarten“-Jahrgang seinen Vorgängern ebenbürtig sein wird!

Hans Ludwig Rosegger.

Der „Heimgarten“ wird ihn schwer, schwer entbehren. Das „Tagebuch“ muß enden. Doch gibt es wenigstens eine heute noch nicht genau übersehbare Menge von Erzählungen, Schilderungen und Plaudereien, von Gedichten und Einfällen meines Vaters, die in unserer Monatsschrift noch nicht gedruckt wurden. Aus diesem Vorrat will ich schöpfen. Nach Jahr und Tag noch wird der „alte Heimgärtner“ sprechen. Ich folge nur seinem Wunsch in Übereinstimmung mit dem Verlag „Leykam“, wenn ich die Monatsschrift fortführe: im Sinn ihres Schöpfers. Aber ich werde mich freizuhalten trachten von gekünstelter Nachahmung. Einziges läßt sich weder nachahmen noch ersetzen. Ich werde bestrebt sein, an den altbewährten Grundgedanken festzuhalten und neue Mitarbeiter zu finden, die mir ausgestalten und weiterbauen helfen. Vor allem soll eins gewahrt bleiben: Die Unabhängigkeit des Blattes nach oben und — was im Zeitalter kopfloser Demokratie, welche mit größeren Zahlen die Persönlichkeit ersticken möchte, noch bedeutend wichtiger — die Unabhängigkeit auch nach unten. In dem Gedichtenbande meines Vaters „Mein Lied“ finden sich folgende Zeilen:

„Ich bin ein Geselle, der lacht und trutzt,
Der weder nach Titel noch Knittel hascht,
Der nicht Magnaten die Stiefel putzt
Und nicht Proleten die Hemden wascht.

Der nicht vor Launen der Großen bebt
Und nicht um Beifall der Menge wirbt,
Der nicht für die Götzen des Tages lebt
Und nicht für die Schatten der Götzen stirbt.“

Sie dienen auch mir als Leitspruch. Hinter dem „Heimgarten“ wird auch künftig eine wahrhafte Überzeugung stehen. Wenn sie gewiß auch nicht stets das Richtige trifft, sie trägt ihre Berechtigung in sich: Den ehrlich guten Willen, den Willen, dem Volksganzen zu nützen; Freimut und Unerschrockenheit. Ich hoffe, man wird dieses kurze Programm würdigen.

So bitte ich denn alle unsere Freunde, Abnehmer und Leser, dem „Heimgarten“ auch in Zukunft Treue zu halten.

* * *

liebte. Denn mit Ausnahme des Alois Wampacher, den sie den gefüllten Loisl nannten, waren alle entweder anno sechsundsechzig oder unten in Bosnien mit dabei gewesen. Deswegen hielten sie den Dicken eigentlich für minderwertig und hätten ihn kaum unter sich geduldet, wenn er nicht die schätzenswerte Eigenschaft gehabt hätte, zeitweilig Geld zu bekommen von einer verheirateten Nichte, deren Mann von dem „Herrn Onkel" den Kutscherposten übernommen hatte, als der Herr Onkel in die Versorgung ging. Mehrmals im Jahre besuchte ihn diese Nichte, meistens vor hohen Festtagen, brachte Eßwaren, Wäsche, warme Strümpfe mit, und ließ beim Weggehen in der Regel ein paar Kronen auch noch zurück.

Als sie nun wieder einmal dagewesen war, hatte der Kajetan einen Einfall. Er schlug vor, einen Ausflug zu machen und den bereits geschlossenen Freundschaftsbund durch eine kleine Nachfeier zu ehren. Die Idee fand begeisterte Zustimmung, und der gefüllte Loisl erklärte sich gutmütig bereit, die Kosten der Zeche bis zum Höchstbetrage von vier Kronen auf sich zu nehmen.

Also marschierten sie, sechs Mann hoch, eines Tages gleich nach dem Mittagessen aus. Jeder hatte ein auf seinen Namen lautendes Blechtäfelchen in der Tasche und auf Grund dieser Legitimation war ihm Freizügigkeit gewährleistet bis zum Zapfenstreich um neun Uhr abends.

Weit gingen sie nicht, denn der Unterbau war bei keinem mehr ganz in Ordnung. Desto fester saßen sie nachher in der Schenke beisammen, tranken einen Liter Wein und sechs Fläschchen Schnaps, rauchten und waren ungemein fidel.

Sogar der Loisl, der sonst nur schnaufte und seinem Unmute wortlos durch Faustschläge auf Tischplatten Ableitung schaffte, wurde gesprächig. Zur allgemeinen Verwunderung unterbrach er den langen Gritzbauch, der eben wieder in ein Gefecht mit den Feinden des Vaterlandes verwickelt war und schon den dritten Gegner mit dem Bajonett aufspießte, und meinte mit einer wegwerfenden Handbewegung, das alles sei leerer Pflanz. Er könne auf ganz andere Gefahren hinweisen, die er rühmlich bestanden habe. Viermal sei er mit der Elektrischen zusammengestoßen, einmal mit der Dampftramway und einmal habe ein Schnellzug seine Ziegelfuhre gestreift.

„Is das Wunder?" ließ sich da der stulpnasige Simsalek vernehmen. „Haste holt immer g'schlofen auf Bock!"

Nun wurde der in seiner Standesehre verletzte Schwerfuhrwerker grob. „Du, hörst, Juri, krowotischer, windverdrahter!" donnerte er los, mit rollenden Augen und geballten Fäusten. Doch der emeritierte Hundehändler Fichtenbauer legte sich ins Mittel: „Geh, G'füllter, sei stad!"

Das Ehepaar Hunzlinger.

Von **Rudolf Haas.** (Schluß.)

Die Männer hielten sich lieber in den Speisesälen auf. Dort saßen die einen friedlich Kaffee schlappernd und diskurierend oder rauchend und Karten spielend beieinander. Andere wieder qualmten ingrimmig, spuckten, raunzten und machten einen großen Spektakel. Das waren die Unzufriedenen, die sich angewöhnt hatten, über die Zustände in der Versorgung weidlich zu schimpfen, über den schlechten Jausenkaffee, den man obendrein teuer — acht Heller den Topf — bezahlen mußte, über das kärgliche Taggeld und hauptsächlich über die zwei Fasttage in der Woche — Mittwoch und Freitag —, an denen es mittags kein Fleisch gab und abends nur Milchreis oder ein ähnliches Schmarrenzeug. Und je elender einer früher daran gewesen, desto ärger schimpfte er jetzt, da er im warmen Nest geborgen saß.

Unter diesen war der Kajetan bald ein Wortführer. Die Freude über das behagliche Wohnen hatte rasch nachgelassen, es fehlte ihm allerlei: das Herumwandern in den belebten Straßen der Stadt, das Aufheben des Zeigefingers zum Gezirp der Spieldose und vornehmlich die heimlichen Züge aus dem Medizinfläschchen in stillen Hausfluren oder Straßenwinkeln. Das gab es hier nicht, und Geld hatte er auch nicht genug und noch weniger Kredit bei den Vorstadtkrämern, um sich einen Schnaps leisten zu können. Unstillbare Sehnsucht fiel ihn an, und der erbärmlichste Fusel wäre ihm Nektar gewesen, wenn er nur welchen gehabt hätte.

Diese Sehnsucht teilte er mit dem hochbeinigen und stangendürren Adam Gritzbauch, einem verarmten Drechslermeister, und dem breitnasigen Jaromir Simsalek, der früher mit Kochlöffeln, Küchengeräten und geschnitzten Spielsachen hausiert und die Gemeindezuständigkeit erlangt hatte, weil er länger als zehn Jahre in der Stadt herumgezogen war, auf einem mehrlöcherigen Kinderflötlein spielend und in den Höfen der Häuser Käufer anlockend mit dem Ruf: „Ka—afte Kullöffel, Spielerei!"

Ferner war da der kurzatmige Johann Fichtenbauer, dessen quadratischer Oberkörper, vom Alter schief gezogen, auf zwei kurzen Beinchen stand; der Stiefelputzer Leopold Viereibl, dem die Ohren erfroren waren, weshalb er stets ein rotes Tuch mit langen Zipfeln um den Kopf gebunden trug, und Alois Wampacher, ein ausgedienter Schwerfuhrwerker, der mit seinem Leibesumfang jeden bürgerlichen Fleischhauermeister buchstäblich in den Schatten stellen konnte.

So hatte sich Räudiges und Raudiges zusammengefunden und bildete einen eisernen Bestand, der zur Jause über den elendigen Zeitpunkt wetterte, im übrigen aber in Kriegserinnerungen zu schwelgen

benützte die rührselige Stimmung, um dem gefüllten Loisl nun doch das siebente Fläschchen zu entlocken, das dann zur allgemeinen Versöhnung unter Schwüren unwandelbarer Freundschaft im Nu geleert war.

Endlich machte man sich auf den Heimweg.

In der frischen Luft wurden die Geister des Alkohols ungemein munter, wirbelten durcheinander und richteten in den alten Köpfen eine heillose Verwirrung an.

„Habt acht!" rief der Kajetan.

Da standen sie alle, der Loisl nicht ausgenommen, mit freudig strahlenden Runzelgesichtern und wackelnden Beinen und preßten die Hände krampfhaft an die Hosennähte.

Der kühne Kajetan ging von einem zum anderen und stellte einen hinter den anderen in eine Reihe. Als den ersten den langen Gritzbauch, dessen verknitterte Zwilchbeinkleider handbreit über den Stiefelstrupfen aufhörten. Als zweiter folgte Simsalek, dem in der schneidenden Winterkälte immer ein kleines Tröpfchen an der blau anlaufenden Nase festfror. Viereibl sodann, die roten Tuchzipfel unter einer schmierigen Schirmkappe verborgen. Hinter ihm das windschiefe Fichtenbauerchen, vergeblich bemüht, den Oberkörper mit den kurzen Zappelbeinen in eine Gerade zu bringen. Und zum Beschluß schnaubend und dampfend wie eine überheizte Lokomotive der Schwerfuhrwerker Alois Wampacher. Vorn aber stand der Kajetan und schwang den Feldherrnstecken.

„Kompagnie, marsch!" befahl er laut, der Nußknackermund schloß sich, die Lippen begannen zu schwingen, der fröhliche Trommelwirbel klang, und fest im Tritt — — trrramtamtam, trrramtamtam — — setzte sich der Zug in Bewegung.

Die morschen Greisenbeinchen zappelten, die dünnen Härchen flatterten, der Simsalek pfiff und fingerte dazu, als hätte er wieder sein Holzflötlein in den Händen, und der gefüllte Loisl erinnerte sich dunkel, daß er einst ein Meister gewesen im Nachahmen von Trompetenklängen. Beide Backen blies er auf, wie ein Ballon schwoll ihm das krebsrote Gesicht, aber er brachte es nur zu ein paar mißtönenden Prustern.

Den Kopf zurückgeworfen, stolzierte Gritzbauch unentwegt wie ein Zaunpfahl, bewegte die unheimlich langen Arme gleich Ruderstangen und seine knotigen Hände hingen daran wie breite, schwere Schaufeln. Das Fichtenbauerchen aber konnte bald nicht mehr Schritt halten, hüpfte von einem Bein auf das andere wie der seltsame Vogel Huckebein und kam immer wieder aus dem Takt.

So marschierten sie lustig vorwärts.

Der Kajetan handhabte seinen Stock wie einen Säbel und wies die Richtung.

Da verlor der Loisl den Faden. „No ja," schnaufte er gekränkt, „wenn er mich so beleidigen tut!"

„Laß ihn halt reden, den grauperten Pemstl!" begütigte nun auch der Stiefelputzer Viereibl und drückte, wie das seine Gewohnheit war, die Handflächen gegen das Ohrentuch. Der Kajetan aber warf einen mißbilligenden Blick auf den slawischen Hausierer, den „Juri", der es gewagt hatte, den verehrten, weil zahlungsfähigen Gastgeber zu erzürnen. Er hatte ihn nämlich soeben um die Bezahlung noch eines siebenten Fläschchens angehen wollen.

Simsalek rutschte unter dem Eindruck dieses allgemeinen Tadels unbehaglich auf seinem Stuhl herum und grinste dem Kajetan mit breit lachender Verlegenheit ins Gesicht. Der schüttelte nochmals mißbilligend den Kopf, dann tat sich sein roter Nußknackerrachen weit auf zu folgendem Gesang:

„Juri hatte Pfeifel g'habt,
Juri hatte pfiffen,
Juri hatte Leibweh kriegt ..."

Weiter kam er nicht. Das Spottlied wirkte auf den alten Hausierer wie die Balztöne verliebter Kater auf jemanden, der im Begriff ist, einzuschlafen.

„Halt's Maul!" schrie er wütend. Doch auch er wurde unterbrochen. Der gefüllte Loisl nahm das Lied auf und sang es ebenso falsch wie dröhnend im Verein mit den anderen weiter. Jaromir Simsalek wollte erst den Lärm überschreien. Es gelang ihm nicht. Da hielt er sich die Fäuste vor die Ohren und wollte davonrennen. Aber der machtvoll singende Stiefelputzer a. D. erwischte ihn und trotz seines Sträubens zog er ihn beim Rockschoß wieder auf den Stuhl, ohne einen Augenblick mit dem Gesang innezuhalten oder aus dem Takt zu kommen.

Infolge der Kränkung, nicht minder aber unter der Wirkung des vertilgten Alkohols begann der Simsalek zu schluchzen und erbärmlich zu weinen.

Kaum gewahrte das der weichherzige Loisl, als auch er, den Gesang einstellend, Tränlein um Tränlein über die Fettpölsterchen der Wangen springen ließ, wobei er arg stöhnte und die jammervollsten Gesichter schnitt.

Das ging wieder dem dürren Gritzbauch so nahe, daß er ebenfalls, den zahnlosen Mund sperrangelweit aufreißend und die schmutzigen Hände faltend, ein langgezogenes Wimmern ergebungsvoll zur Decke steigen ließ.

Und das Fichtenbauerchen heulte, bis es gewaltig der Bock stieß. Nur der Viereibl bewahrte seine männliche Würde, und der Kajetan

trieben. Dann erschien die Philomene, packte den verdutzten Kajetan wortlos beim Ärmel und führte ihn von hinnen, während der Aufseher die anderen energisch in ihre Klausen verwies. Willig gehorchten sie und ließen, ihres Führers beraubt, die eben noch selbstbewußt erhobenen Köpfe kleinmütig hängen.

Zu ihrem Unglück kam bald darauf die Händlerin angefahren und machte in der Anstaltskanzlei einen gewaltigen Krawall. Sie verlangte Schmerzensgeld für die ausgestandene Angst, Schadenersatz für die Wertverminderung des Braunen infolge der mörderischen Fahrt und Rückstellung des geraubten Kartoffelsackes. Den Sack konnte sie sich gleich mitnehmen, für das übrige erhielt sie die Versicherung, daß man der Sache nachgehen und die Schuldigen zur Verantwortung ziehen werde. Da fuhr sie getröstet von dannen. Über Kajetan und Genossen aber wurde am nächsten Tag strenges Gericht gehalten, das mit der Verurteilung des Rädelsführers zu sieben, der anderen zu drei Tagen Hausarrest endigte.

Eine ganze Woche lang mußte nun der Kajetan bei der Philomene und dem Pepperl hocken und langweilte sich sehr, trotzdem die Stube so freundlich und nett, der neue Vogelkäfig ein wahres Prachtstück und der Ausblick in das weiße Winterland reich an wechselvollen Bildern war.

Sobald die Sonne hinter den Bergen herauf war, ging ein Flimmern und Leuchten an, das herüber und hinüber spielte, hier aufflammte, dort erlosch und den ganzen Tag nicht aufhörte. Das lud zu beschaulicher Betrachtung und die Philomene konnte stundenlang, die Hände im Schoß, beim Fenster sitzen und zusehen. Sehr gut kannte sie sich bereits aus und wußte, jetzt würden dort unten in dem ebenerdigen Hause die oberen Scheiben des ersten Fensters zu glänzen anfangen, dann würde weiter drüben eine Blitzableiterspitze wie ein glühendes Zünglein aufblitzen und auf der fernen runden Kirchenkuppel mußte auch bald die Metalldeckung zu funkeln anfangen wie blendende Spiegelplatten, daß man kaum hinsehen konnte. Wenn aber die Sonne sich versteckt hielt, gab es wieder andere Merkwürdigkeiten: einen rötlichbraunen Dunst über der Stadt, der unablässig durcheinanderbrodelte, oder ein fröhliches Schneegestöber. Dann war die ganze Landschaft in einem lichten Silbergrau versunken und die weißen Flocken fielen und fielen, bald schnell, bald langsam, einzeln oder in wirbelnden Scharen, immerzu. Und dann kamen auch mit Vorliebe die schwarzen Amseln auf den Sims geflogen, plusterten die Federn auf und schauten mit ihren glashellen Augen in die Stube hinein, ob denn nicht bald das Fenster sich auftun und eine welke, warme Frauenhand Futterkörner streuen würde.

Das alles war unterhaltlich und erfreute die Philomene, und sie machte auch den Gatten auf dieses und jenes aufmerksam. Der aber saß

Den Fahrweg entlang marschierten sie zwischen weiten Wiesenflächen, auf denen weich und weiß und im Glanze der späten Sonne funkelnd der Schnee lag. Hoch und hell stand des Himmels blaue Kuppel darüber, und bis in die letzte Ferne waren alle Gegenstände scharf umrissen und sicher abgetönt mit starken Lichtern und kräftigen Schatten. Als ob die Klarheit endlos und Regen und Ungewitter für immer aus der Erde verbannt sei, so ein Tag war es, und wer von einem der meilenfern die Landschaft umgrenzenden Hügel herabschaute, mußte ganz gewiß die dunkle Reihe der wandelnden Greise wahrnehmen und meinen, eine Art großer, träger Käfer bewege sich langsam über den flimmernden Schnee.

„Halt!" kommandierte der Kajetan. „Feind in Sicht! Legt an! — — Feuer!" Und da hatten sie auch schon alle die Stockgriffe an den Wangen und schrien mit dem Führer um die Wette: „Bum, bum!"

Der lange Gritzbauch aber, der die Bajonettangriffe liebte, sprengte in wildem Ungestüm mit gefälltem Ziegenhainer gegen einen Grünzeugwagen los, der, von einer struppigen Mähre gezogen, gemächlich den Weg einhergeholpert kam.

„Jessas und Josef, a Narr is auskommen!" kreischte die Händlerin, die in schwere Tücher eingehüllt auf dem Kutschbock saß, und ließ die Zügel fallen. Das erschrockene Pferd tat einen gewaltigen Satz und ging mit dem Wagen querfeldein durch. Mit tosendem „Hurra!" machte sich die Kompagnie an die Verfolgung.

Der Gaul sprang und bockte und riß den Steirerwagen hierhin und dorthin, die Gemüsefrau rang die Hände und zeterte, als stäke sie am Bratspieß, und keuchend, stolpernd, in heller Kampfbegeisterung rannte die betrunkene Heldenschar hinterdrein.

Nur der Loisl stand einsam im Schneefeld und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Und das war sehr vernünftig, denn das Roß hatte trotz seines Alters doch schnellere Beine als seine Verfolger, so daß diese bald außer Atem kamen und die Verfolgung einstellen mußten. Vorerst aber befahl der Kajetan noch Schnellfeuer und schickte, mit seinen wackeren Kriegern am Boden kniend, dem fliehenden Feind — piff, paff, puff, bum, bum — unzählige Schüsse nach.

Es war ein glorreicher Sieg und der Kajetan trug stolz einen leeren Kartoffelsack, der vom Wagen gefallen war, auf seinem Stock wie eine erbeutete Fahne dem tapferen Häuflein voran.

Dann waren sie beim Parktor des Versorgungshauses.

„Herr General, melde gehorsamst, der Feind ist geschlagen!" rapportierte der Kajetan dem diensthabenden Aufseher. Der aber verstand keinen Spaß, sondern hob ein lautes Schelten an über die liederlichen Taddädl, die schon am Nachmittag besoffen herumstrawanzten und Unfug

Leidensmiene leer trank, als sei er der bedauernswerteste Greis auf Gottes Erdboden. Aber er trank es doch und leckte sich verstohlen die Lippen, und selbst ein kleines Schmunzeln verkroch sich hinter den weißen Zottelbart. Doch war er bemüht, jede Äußerung der Zufriedenheit vor der Gattin zu verbergen und durch klägliches Gebaren ihr Mitleid zu erwecken, um vielleicht noch ein zweites Gläschen zu ergattern. Aber die Philomene kannte ihren Kajetan und wurde nicht mitleidig. Einen Stamper täglich bekam er und keinen Tropfen mehr.

Der Fleiß der Philomene hatte für den Kajetan noch andere gute Seiten. Weil sie tagsüber nicht zu Hause war, konnte er die Freunde zum Jausenkaffee in seine Stube bringen, wo sie ungestört bei geschlossener Tür ihrer Unzufriedenheit mit den Zuständen im Versorgungshause Luft machten. Während des ganzen Winters fanden sie sich täglich dort zusammen, verräucherten das Zimmer, daß jedes Möbelstück nach Tabak stank, und auch als der Frühling sich ankündigte und mit freundlichen Lüften aus allen Bäumen zarte Blättchen schmeichelte, blieben sie grollend zwischen diesen vier Wänden und schimpften drauflos. Das Fichtenbauerchen wagte zwar bisweilen den bescheidenen Vorschlag, man könnte vielleicht auf einem Bänklein in der Sonne die Debatten fortsetzen, aber es wurde jedesmal niedergestimmt mit dem Hinweis, daß es dort nicht sicher sei und der Aufseher nur auf eine Gelegenheit lauere, um sie wegen ihrer Liebe für ein mannhaft freies Wort zur Anzeige und in eine entwürdigende Strafe zu bringen.

Dann fiel der April mit Kälte und Regen ein, der Westwind stieg über die Hügel, zauste die Wälder und blies ohne Unterlaß durch das weite Hochtal und um die Mauern der Pavillone. Schwere Tropfen klatschten gegen die Fensterscheiben und machten sie undurchsichtig, die Balkone waren naß und glitschig und das Wasser tropfte von allen Simsen und rauschte in allen Rinnen von den Dächern. Tagelang ging es so fort, grau und trostlos hing ein niedriger Wolkenhimmel über der fröstelnden Erde, den ganzen Tag wollte es nicht recht hell werden und der Schnürlregen rieselte endlos nieder und sank in Schmutz und Schmadder.

In diesem feuchtkalten Wetter stellte sich bei der Philomene mit bewährter Pünktlichkeit das Gliederreißen wieder ein und hielt sie im Bette fest als ein fürsorglicher Wohltäter, der ihr das Reinigen schmutziger Kleider ersparen und verhüten wollte, daß sie sich einen Katarrh oder eine Influenza zuzöge. Doch war dieser Wohltäter keineswegs sanft, er zerrte vielmehr und zog niederträchtig an den alten Gelenken und schlaffen Muskeln, und die Philomene hätte lieber zehnmal im Tag ihre Röcke gesäubert, auch einen tüchtigen Schnupfen mit in Kauf genommen, statt so still daliegen und sich widerstandslos zwicken lassen zu müssen.

stumm und mürrisch im Winkel beim Ofen, rauchte eine stinkende Pfeife und statt einer Antwort brummte er nur mit unwirschen Grimassen unverständliches Zeug in seinen Bart. Denn er fühlte sich schimpflich gekränkt und ließ im kindischen Trotz die Gesponsin auskosten, was er sich selbst eingebrockt hatte. Kein Wort redete er und thronte hinter seinen Tabakswolken wie ein grollender Jupiter hinter Nebelschwaden. Nicht einmal zu den gemeinsamen Mahlzeiten begab er sich, aber verhungern mußte er deswegen nicht, denn die Philomene schaffte heimlich mit vielen Listen Essen beiseite und brachte es ihm. Ohne Dankesbezeigungen, verdrossen und mit scheinbarem Widerwillen, würgte er die guten Bissen hinunter. War aber das Fleisch zäh oder die Mehlspeise nicht nach seinem Geschmack, dann schob er stolz die Schüsseln zurück und tat seinen Entschluß kund, er wolle gegen die eines alten Soldaten unwürdige Behandlung durch Hungerstreik protestieren. Wenn jedoch nach dieser großartigen Erklärung die Gattin aus ihrem Schrank ein Stück Apfelstrudel oder eine Buchtel vorsuchte, aß der Streikende die süßen Sachen würdevoll auf und tupfte mit den Fingern jedes Bröselchen sorgsam von den Kleidern.

Nach fünftägigem Hausarrest war dem Kajetan der Tabak und ihm wie seiner besseren Hälfte das Geld ausgegangen. Das war ein böser Fall und kritischer Tag erster Ordnung, als der alte Raunzer zu allem Ungemach noch obendrein nichts zu rauchen hatte. Die Philomene konnte sich schließlich nicht anders helfen, sie mußte von vier guten Freundinnen vier Kreuzer — von jeder einen — ausleihen für ein Päckchen Tabak, mit dem es ihr endlich gelang, dem steinunglücklichen Herrn Gemahl eine Zeitlang den Mund oder eigentlich die Pfeife zu stopfen.

Auf daß so etwas nicht mehr passieren könnte, meldete sie sich gleich den nächsten Morgen in der Kanzlei als Näherin und saß von nun an Tag für Tag unter der Leitung einer Weißnäherin von Beruf mit ungefähr fünfzig anderen alten Weiblein beisammen, die Bettlaken einsäumten, Hemden flickten, in zerrissene Unterhosen neue Böden einsetzten und jegliches Wäschestück ausbesserten oder neu anfertigten.

In dem geräumigen Saale ging es nicht gerade lautlos her. Flink flogen die Nadeln, klapperten die Scheren, surrten die Nähmaschinen, aber fast noch flinker bewegten sich, plapperten und schwatzten die Zungen in den mehr oder weniger zahnlosen Gehegen.

Und die Philomene war eine der Fleißigsten und nähte und plauschte und verdiente sich täglich vierzig Heller, mit denen sie nicht nur wieder den Grundstock zu einem Notpfennig legen, sondern auch dem Kajetan ein Gutes tun konnte. Sogar eine Flasche Kümmelschnaps schaffte sie an und schenkte ihm jeden Abend ein Gläschen voll, das er mit einer

es wie sonst nur noch die Straf- und Irrenhäuser, und selbst der verkommenste Haderlump betrachtete es als eine Schande und überlegte es sich, dort unterzukriechen.

Als die genesene Philomene von dem Unheil vernahm, das ihren Gatten bedrohte, hörte sie sofort auf, sich wegen der vergeudeten Sparkreuzer zu grämen.

„Kajetan, dort gehst nicht hin!“ erklärte sie.

„Was kann ich denn machen?“ greinte der Gemahl und konnte es nicht unterlassen, seiner Eheliebsten die ganze Schuld an dem Mißgeschick in die Schuhe zu schieben wegen ihres unglückseligen Einfalles mit dem Versorgungshause, wo er sich durchaus nicht eingewöhnen könne.

„Wenn's meine Schuld ist, muß ich's halt wieder unschuldig machen!“ antwortete die Philomene. „Komm' mit in die Kanzlei!“

Und dann meldeten die Eheleute Hunzlinger, wie es jedem Pfründner freistand, ihren Austritt aus der Versorgung an und ersuchten um Wiederbewilligung der monatlichen Geldunterstützung. Das konnte ihnen nicht vorenthalten werden. Freudig schnallte sich der Kajetan die ausgeruhte Spieldose um den hageren Leib, die Philomene packte schweigend ihre Bündel, und nach kaum halbjähriger Abwesenheit hielten sie wieder ihren Einzug bei dem buckligen Greisler, der seine dumpfe Kammer in der Zwischenzeit nicht hatte vermieten können. Das prächtige Vogelbauer wollte zwar in das schmutzige Loch nicht recht hineinpassen, düster war es wieder und statt der elektrischen Glühbirne leuchtete höchstens das dürftige Petroleumlämpchen, wenn der Ölbehälter zufällig gefüllt oder Geld im Hause war.

Aber die Philomene fügte sich in alles. Die Schande war von den weißen Haaren des Kajetan abgewendet, er war wieder lustig und zufrieden, und so nahm sie willig das unbequeme Leben auf sich, weil es ihm so besser gefiel. Und ihre eigenen Wünsche, die hatte sie von je in die zweite Reihe gestellt. Geduldig zog sie mit ihrem Gatten durch die Stadt, sprach ihr eintöniges „'gelt's Gott tausendmal!“ und hielt ihn am Ärmel, so oft er sich zu ausgiebig gewärmt hatte.

Doch wenn sie vom Reißen gequält allein in der finsteren Kammer auf dem Strohsack lag und die Stunden langsam und eintönig vorüberschlichen, dachte sie wohl mit leiser Wehmut an den freundlichen Krankensaal zurück, an die teilnehmende Nonne, an das fröhliche Treiben in der Näherei, die Ruhe, die Ordnung, das Behagen in Reinlichkeit, Licht und Wärme. Und die Elster war sehr gekränkt, weil ihre Herrin den ganzen Tag stumm und traurig blieb und nicht ein einziges Mal mit ihrer gütigen Stimme sagte: „Pepperl, sprich: Kompagnie, marsch, marsch!“ . . .

Sie blieb aber nicht lange ohne Hilfe. Es kam der Arzt, der ein sehr freundlicher junger Herr war, und dann wurde sie hinüber in den Krankenpavillon und mit dem elektrischen Aufzug in das zweite Stockwerk hinaufbefördert. Das war wieder etwas, was sie noch nicht erlebt hatte, sie fiel von einem Erstaunen in das andere, und als das reinliche Eisenbett sie aufnahm, in einem großen Zimmer, wo noch mehrere bresthafte Frauenzimmerchen friedlich auf weißen Kissen ruhten, und als sich die Krankenschwester mit der gestärkten Flügelhaube und dem mütterlich gütigen Antlitz teilnehmend über sie neigte, da kam mit einer tiefen Ruhe zugleich das Gefühl sicheren Geborgenseins über die leidgewöhnte Alte. Eine Zeitlang hafteten ihre Augen noch an dem Messingkreuz, das auf dem dunklen Ordenskleid der Pflegerin glänzte — dann blinzelten sie, fielen zu —, und lächelnd schlief die Philomene ein.

Es war ihr gar nicht in den Sinn gekommen, daß sie vergessen hatte, den Schlüssel vom Schrank abzuziehen. Desto rascher nützte der Kajetan die günstige Gelegenheit, auf die er schon lange paßte. Er fand den Kümmel und tat einen tüchtigen Zug. Er fand den Notpfennig und steckte ein Röllchen Nickelmünzen zu sich. Er rief die Kumpane herbei, den Simsalek, das Fichtenbauerchen, den gefüllten Loisl, den Gritzbauch mit den Heuschreckenbeinchen, und nur den Viereibl rief er nicht, weil ihn dieser in einem hitzigen Disput ein notiges Simandl geheißen hatte.

Mit vereinten Kräften wurde die Schnapsflasche geleert und in gehobener Stimmung veranstalteten sie nach dem Mittagessen wieder einen Ausflug. Diesmal hatte der Kajetan die Spendierhosen an und machte sich kein Gewissen daraus, ein gutes Drittel der mühsam erarbeiteten Sparkreuzer seiner Gattin zu verjucken. Hernach überkam ihn wieder das Bedürfnis zu trommeln, und weil ihn niemand am Ärmel festhielt, geriet er in einen heftigen Konflikt mit dem Aufseher, was zur Folge hatte, daß ihm diesmal der Hausarrest durch Entziehung des Taggeldes verschärft wurde.

Aber die Philomene lag krank im Spital und konnte den alten Sünder nicht überwachen. Schon am nächsten Tage setzte er sich über die Strafe selbstherrlich hinweg, schlich aus der Anstalt fort und trank sich in verdrossener Einsamkeit einen tüchtigen Rausch an, worauf er dem General Torwächter einen neuerlichen Sieg melden wollte. Das schlug dem Faß den Boden aus, die Geduld der Vorgesetzten war zu Ende und es wurde angeordnet, daß der Unverbesserliche strafweise in ein anderes Versorgungshaus abgeschoben werde. Das war in einem Dorfe gelegen, und es galt als eine arge Schmach, dorthin zu kommen, zumal es nicht die geringste Bequemlichkeit bot und von einem griesgrämigen Knasterbart mit rücksichtsloser Strenge verwaltet wurde. Verrufen war

Der machte ein entsetztes Gesicht. Nicht vielleicht wegen der bösen Kunde, sondern weil sich das Wassertröpfchen so frechdachsig auf seine Steinbacke hinpatzte. Aber seine anorganische Regungslosigkeit gestattete ihm nicht, diesen kleinen Wicht wegzujagen. Vielleicht verdunstet er von selber! tröstete sich der Glimmerschiefer mit gemachter Gelassenheit. „Also was heißt das, Krieg?" fragte er ziemlich interesselos.

„Die Menschen schießen sich gegenseitig tot, statt einander zu helfen," erklärte das erfahrene Wassertröpfchen sehr gelehrt.

Da zog der Schiefer seine verwitterten Züge zu einem höhnischen Grinsen zusammen. „Pah! Sollen sie nur! Wenigstens werden der Störenfriede weniger. Steigen ja Tausende bis zu unseren Eingeweiden herab und legen unsere wertvollen Innereien bloß, die sie sich dann um den Hals hängen. Wir haben schon genug an unseren Gnomen, die fortwährend um unseren kristallenen Leib herumgeistern."

„Na, tu dir nur nichts an!" sagte das Tröpfchen leicht gereizt. „Du wärst froh, wenn du an so einem niedlichen Weibsfingerchen oder Mädchenhälslein prangen würdest. Aber die da oben wissen genau, daß nicht alles Gold ist, was glimmert. Ich saß einmal, als ich noch Schneekristall war, mitten in einem geballten Klumpen, den ein verliebter Junge seiner Herzensschönen an die Wange warf. Dort blieb ich ein paar Sekunden hängen, während meine weißen Kristallkameraden zerplatzten. Na, ich kann dir nur sagen, du hättest deine ganze stinkfaule Glimmerbehaglichkeit hergegeben, wenn du statt meiner auf diesem pausbäckigen Purpurwänglein hättest sitzen können. Aber dann wehte plötzlich etwas Brennheißes über die Wange und ich mußte mir nichts dir nichts zerschmelzen. Ein anderes Tröpflein, das schon öfter solche Affären mitgemacht, sagte mir dann, das wäre ein Kuß gewesen, der mich schmelzen gemacht. Na, das gehört ja schließlich nicht zum Krieg, von dem wir sprachen."

„Hast du nichts Erquicklicheres zu erzählen?" zürnte der Schiefer. „Ich habe keine Zeit, derlei Nichtigkeiten anzuhören. Ich muß schlafen."

„Haha! Ihr werdet nicht lange schlafen," höhnte das Tröpfchen, das immer mehr zusammenschrumpfte.

„Wollen die Menschenwichte uns an den ehernen Leib rücken?" grollte der alte Herr. „Hier gibt's keine Diamanten und Rubinen zu holen."

„Nach denen fragt jetzt kein Mensch," sagte wegwerfend das schon halbaufgelöste Wassertröpfchen. „Sie schürfen nach Blei!"

„Hui!" pfiff der Schiefer, daß alle feinen Glimmerblättchen zu zittern begannen. „Dann mögen sie sich gefälligst nur an den Herrn Bleiglanz halten, der unter mir wohnt. Und was machen sie denn mit dem Blei?"

Das Bleiseelchen.

Ein Märchen für Erwachsene von **Ludwig Huna.**

In der Nacht der Erdtiefe schlummerte schimmernd ein Bleiglanzkristall. Seit Jahrmillionen lag er festgebettet im Granitgefüge, das sich hoch über ihn zu einer ehernen Schutzmauer auftürmte, die sein wohliges Dasein gegen alle feindlichen Mächte der Erdoberfläche deckte. Er wußte gar nicht, wie es da droben aussah, wußte nicht, daß sich an der Rinde seines granitenen Walles seltsam verknorrte und feinverästelte Gebilde aus einem fremdartigen Stoffe festgesaugt hatten, die die Menschen Wurzeln nannten, wußte nicht, daß aus diesen die Riesenleiber der Bäume emporwuchsen und in ein wunderbar erhelltes Reich hineinragten, welches völlig durchsichtig war und worin sich seltsam gestaltete Wesen bewegten, die zwei, vier, sechs und auch mehr Füße besaßen, wußte nicht, daß man dieses unendliche Meer von Klarheit und Helle gemeiniglich „Luft" nannte und daß sich diese in eine traumhaft blaue Ferne ergoß, in der des Nachts glühende Körperchen nach wunderbaren Gesetzen ihr himmlisches Laternendasein führten. Von diesem sogenannten Leben hatte der Bleiglanz keine Kunde bekommen. Seine Brüder wohnten im selben Flöz, nur durch eine schmale Granitwand von ihm getrennt, durch die er sich nur schwer mit ihnen verständlich machen konnte, und so erfuhr er nicht einmal von den gelegentlichen Verbindungen ehelichen Charakters, welche diese und jene Mineralien miteinander eingingen, geschweige von den fabelhaften Dingen jenseits der Humusschichte. Nur in den Vorfrühlingstagen, wie die Menschen das große rätselhafte Erwachen da oben nannten, sickerten manchmal, wenn der Schnee schmolz, ein paar Wassertröpflein tief, tief hinunter bis in den Leib der Riesendecke, hart an die Wohnung des kleinen Bleiglanzes, und erzählten mit feuchter Stimme von dem silberigkalten Gewand über der Erde, das nun unter der Macht goldiger Strahlen jämmerlich in Wasser zu zerfließen beginne. Und da hörte unser Bleiglanz einmal, wie so ein verirrtes Tröpflein, das durch die Großporigkeit einer vertikalen Kalkschichte bis in seine Nähe gelangt war, dem ober ihm wohnenden, hochnasigen Glimmerschiefer sein Leid klagte.

„Es schaut furchtbar da oben aus," jammerte das Tröpflein, weiland Schneekristallchen.

„Was ist denn schon wieder los?" brummte der Glimmerschiefer ärgerlich ob der feuchten Annäherung, die ihm leicht einen Verwitterungsprozeß auf den Hals laden konnte.

„Krieg ist oben," berichtete das Tröpfchen traurig, als wär's selbst ein lebendig Menschentränlein, und lief dem alten Schiefer über die glimmerige Wange.

Lötrohr nehmen. Der Kerl verbindet sich ja nur mit gemeinem Schwefel!" So zischelte es unter den erwachten Neidern.

Aber das bleierne Seelchen reagierte nicht auf das Geflüster der steinharten Herren Kollegen. Es schwelgte nur in den Vorgefühlen der kommenden Ereignisse.

Die ließen auch nicht lange auf sich warten. Denn eines Tages hörte man im ganzen Erzlagerbezirk ein unheimliches Klopfen und Dröhnen. Dann gingen dumpfe Donner durch das erdige Gehäuse, daß alles Gestein im Gefüge krachte.

Man sprengt uns! lief die Schreckenskunde von Flöz zu Flöz, von Molekül zu Molekül. Und plötzlich flog die ganze steinige Gesellschaft in die Luft.

Der Bleiglanz lag da, regungslos, in feierlichbanger Erwartung. Er kümmerte sich nicht um das Wehgewinsel der einstigen Kollegen, denn seine Seele gab sich völlig dem Wunder der neuen Offenbarung hin, so da Leben genannt wird. Ein rötlich-dämmernder Strahl aus einem glosenden Punkt — es war eine Bergmannslaterne — traf seinen Leib, der plötzlich vor bebender Sehnsucht und Freiheitsfreude silbern zu glitzern begann.

„Ein Prachtstück," hörte er plötzlich eine gänzlich fremde Macht durchs Halbdunkel klingen. Das war eine Menschenstimme. Mit andächtiger Scheu starrte er seinen Entdecker und Befreier, der ihn in die Hand nahm, an.

Dann wurde er auf einen Karren geladen, wo schon andere gleichfunkelnde Kameraden lagen. Hei! wie freute er sich über die lustige Gesellschaft, und daß er nun nach langer Kerkerhaft unter seinesgleichen in ein neues Leben ziehen sollte. Nun ging's an ein Beraten und Durchschwelgen der neuen oberflächlichen Seligkeit.

Ach, war das schön, was alles da kam! Diese Fahrt auf dem Karren, vorüber an unerlöstem, mißfarbigem Gesteinsproletariat, und dann hinaus in die glühende Sonne! Licht, Licht, Licht!! Ein Jubel durchschwang die bleierne Seele, daß sie glaubte, den erzenen Panzer sprengen zu müssen, um aller Glückseligkeit teilhaftig zu werden. Grün und goldig lag ein ungeheures, tausendfach geformtes Etwas rings herum, belebt von wunderbar bewegten Gestalten, und in lieblicher Bläue weitete sich die hehre Unendlichkeit um den Mittelpunkt eines glühenden Gestirns, ein wunderbares Klingen hob rings an — denn der Frühling lächelte um das Hüttenwerk — und ungeahnte Farben wogten im zartesten Flimmerspiel durcheinander. Der Bleiglanz kannte ja nur die wenigsten aus der unterirdischen Nachbarschaft, die sich bei verschiedenen Erdkatastrophen in seine Nähe gedrängt hatten, so das Malachitgrün, das Azurblau und das Kupferkiesgold. Daran maß er nun das neue Kolorit, das aber noch tausendmal prächtiger war, weil es von wundersamen

„Sie gießen Geschoße daraus, die fliegen durch die Luft und töten Menschen," rapportierte ganz dünnstimmig das zum Molekül herabgeschwundene Tröpflein.

„Das versteh' ich nicht."

„Ja, wir verstehen gar vieles nicht, was die da oben angeblich verstehen," wimmerte leise das letzte wässerige Zellrestchen und löste sich vollständig auf.

Da knackste es ganz unmerklich im Leibe des Herrn Glimmerschiefers und ein paar Schüppchen lösten sich von seiner Herrlichkeit los. „Verdammte Verwitterung!" schimpfte er übellaunig. „Das kommt davon, wenn man zu nahe an der Erdrinde lagert." Er verschob ein wenig seine eingepferchte Stellung und schlief murrend wieder ein.

Unser Bleiglanz, der sein silbernes Öhrlein gespitzt hatte, war über das Gehörte gänzlich baff. Menschen! Geschosse! Tot! Es wirbelte alles in seinem seltsam organisierten Gehirn durcheinander. Aber noch mehr wirbelte es in seiner ebenso seltsam organisierten Seele. Denn die war — Blei. Der Glanz bildete ja nur die Form, den Körper, in dem die unscheinbare, aber desto wertvollere Seele schlief. Die begann nun unruhig zu werden, denn das Gefühl wurde in ihr lebendig. Sie räkelte sich aus der bleiernen Starre und überlegte das Abenteuer, das ihrer harren sollte. Das mußte ja wunderseltsam sein, was ihr da angekündigt wurde. Sie sollte aus der ewigen Ruhe herausgerissen werden, sollte die Fesseln ihres Körpers sprengen und in ein neues, jedenfalls besseres Leben übergehen, sollte aus Nacht und Bann in Licht und Bewegung kommen. Hei! Das mußte doch herrlich sein! Das graue Seelchen zitterte förmlich vor freudiger Erwartung des Kommenden, zitterte so heftig, daß die umliegenden Schiefergesteine aus der Erstarrung erwachten und bestürzt nach der Ursache dieses Miniaturerdbebens fragten.

„Legt euch nur getrost wieder schlafen," beruhigte der Glimmerschiefer seine Nachbarn. „Der Herr Bleiglanz ist nur ein wenig nervös geworden, weil er gehört, daß die Menschen nach ihm fahnden."

„Der Bleiglanz? Ach so! Der schillernde Herr Pseudosilber! Mit den Allüren seines erlauchten Vetters! Na, der hat's nötig, sich auf die Entdeckung zu freuen!" So tuschelte es rings im Gehäuse der Erde. Das ganze Steinvolk war in unliebsame Bewegung gekommen. „Fehlte uns noch, daß wir auch darunter leiden müssen! Denn man muß doch erst uns beseitigen, wenn man zu dem vornehmen Herrn gelangen will. Nette Bescherung das! Wir haben den Wicht mit dem falschen Gefunkel nie recht leiden können, hielten ihn ja auch zuerst für Silber, als er bei der letzten Gesteinsverschiebung in unsere Nähe gepreßt wurde. Aber dann bekamen wir's doch heraus, wes Vaters Kind er ist! Die Herren Menschen werden einigermaßen enttäuscht sein, wenn sie ihn unter's

Erschrocken zog das Bleiseelchen seinen Kopf ein wenig in das Guckloch zurück. Schöne Nachbarschaft! dachte es. „Und was geschieht denn dann, wenn Sie explodieren, Herr Pulver?"

„Dann fliegt alles um mich in die Luft," erklärte der freundliche Geselle zynisch lächelnd.

„Ach!" Das Seelchen tat einen seelenvergnügten Juchzer. In die Luft! Das mußte ja wundervoll sein! In dieses weite, unergründliche Etwas hinein, in das kobaltblaue, unendliche Reich! Wie ein lustiger Springinsfeld freute sich das kleine Ding im stählernen Mantel. „Ach, wann wird denn das sein?" fragte es in heißer Ungeduld.

„Wann die Menschenwichte es wollen!" sagte Herr Pulver mit grimmiger Schärfe. Dann huschelte es sich mit seinem dünnen Blättchen zur Ruhe. „Ich will schlafen. Gute Nacht!"

Da sah unser Seelchen, daß mit dem kurz angebundenen Nachbar nichts Rechtes anzufangen war, gähnte ein paarmal und schlief auch ein.

Schlief lange . . . lange . . . bis ein klapperndes Geräusch durch seine Glieder fuhr und es arg erschreckte.

Und ein paar Augenblicke darauf ertönte ein furchtbarer Knall — und das Seelchen flog samt seinem Mäntelchen durch ein dunkles Rohr, drehte sich rasend schnell um seine Seelenachse und flog dann in einem flach gekrümmten Bogen durch den golderfüllten, hellen Luftraum.

Hei! War das schön! Hoch oben blickte das Bleiseelchen auf ein farbiges Gewirr von Frühlingsblüten, Wiesengräsern, Wässerlein und sonnenbestrahlten Erdhügeln herab. Heiß glühte es vor freudiger Erregung und wollte noch immer mehr der Sonne zu, aber da zog eine unsichtbare Kraft seinen Höhenflug plötzlich wieder zur Erde herab, das Seelchen fiel — fiel — rasend schnell — und starrte im sinkenden Flug eine in seiner Bahn liegende feldgraue, wimmelnde Masse an.

„Weicht mir doch aus!" rief es mit seinem schwachen Stimmchen, in Ärger über die Hemmung seines toll-lustigen Fluges. Aber das feldgraue Gelichter da vorne schien sich um sein Heransausen gar nicht zu scheren. Da zischte es denn trotzig mitten in die dichte Masse hinein.

Im nächsten Augenblicke durchbohrte das lebenslustige Seelchen eine fleischweiche Materie — ein wilder Schrei schrillte jäh auf — dann sauste es aus der unheimlichen, warmen Finsternis ins Freie und klatschte mit Wucht in das Erdreich hinein. Dort blieb es erstarrt liegen.

Es dauerte lange, bis sich das Bleiseelchen von seinem Schreck erholte. Als es um sich sah, erblickte es wieder die verrunzelten, bekannten Gesichter von Erde und Stein. Unterirdische Dunkelheit fröstelte um sein neues Leben und es zog seinen mattglänzenden Mantel fester um sich.

Die Kalksteinmoleküle äugten den frechen Eindringling drohend an. „Woher kommst du?"

Kräften des Lichtes zu einer unübertroffenen Harmonie zusammengestimmt war. Und diese sonderbaren Gestalten, die sich an ihm vorbei bewegten! Mit den herrlichen Gliedern und dem stolzen, aufrechten Gang! Hei! Die schritten mannhafter daher als das huschende Koboldsvolk unter der Erde! Das also waren die Menschen! Und die schossen aufeinander! Der Begriff wollte ihm nicht recht in sein unkompliziertes Hirnchen. Doch er sollte bald genug praktische Erfahrung bekommen.

Zunächst kam unser Bleiglanz in die Schmelzhütte. Da geschah etwas Seltsames mit ihm, das bei uns Menschen eine Art Sterbeprozeß bedeutet hätte. Es sonderte sich nämlich seine Seele unter der Glut des Hüttenfeuers vom Leibe ab. Aber während unsere Seele als ein verklärtes, unsichtbares Dinglein in bessere Welten flattert, blieb die seine irdisch gebannt und verwandelte sich sehr sichtbar in eine graue, dickflüssige Schmelzmasse, die durchaus nichts Verklärtes an sich hatte. Verwundert sah sich das geläuterte Seelchen seine neue Form an. Ein paar Heißgluttränen weinte es wohl seiner alten Form nach, mit der es so einträchtig, beinahe ehelich, durch Jahrmillionen zusammen gelebt hatte und die sich nun unter heftigem Gezisch von der Gefährtin abtrennte. Aber über sein Trennungsschicksal nachzugrübeln, gab man dem frischerstandenen Seelchen gar keine Zeit; im Nu wurde es gepackt, gewalzt, geformt, in ein merkwürdig gestaltetes Loch gepreßt und plötzlich — der Bleiatem stand ihm still — zwängte sich ein stählener Mantel über das Seelchen, so daß es ganz zierlich eingemummt aussah wie ein grau glänzendes Christkindl. Ein Guckloch hatte es zum Atmen und Schauen frei, und so äugte denn das Bleiseelchen ganz vergnügt in die Welt. Aber auch nicht allzu lange. Denn plötzlich packte es eine surrende Maschinenhand und steckte es gerade mit dem Guckfensterchen samt und sonders in eine Hülse hinein. Brrrr! Da war wieder die sattsam bekannte unterirdische Finsternis herum. Aber Seelenaugen sind scharf und gewöhnen sich leicht an die überrabenschwärzeste Finsternis. Und da gewahrte denn das Bleiseelchen durch ein dünnes, verfilztes Scheidewändchen hindurch ein grau-weißliches Schimmern. Aha, da wohnt jemand hinter mir, kalkulierte es scharfsinnig, und es ziemt sich wohl, daß wir uns einander vorstellen. „Wer sind Sie denn da drüben?“ fragte das Bleiseelchen sehr freundlich durch das Dunkel. Eine baßtiefe Stimme antwortete sehr barsch: „Mein Name ist Pulver. Und Sie heißen?“

„Blei,“ stellte sich das Seelchen bescheiden vor.

„So, so! Na, dann gehören wir ja jedenfalls zusammen und werden uns miteinander, so gut es geht, vertragen. Daß Sie's nur gleich wissen, mich muß man hübsch in Ruhe lassen, dann bin ich ein ganz verträglicher Herr. Nur Licht vertrag' ich keines. Ein einziger Funke in meiner Nähe bringt mich geradezu in Wut, so daß ich explodiere.“

„Mi—i—i—ille—e—er!“ klirrte jetzt das Fenster neben meinem Schreibtisch. Auf damit, den ärgerlichen Kopf hinausgestreckt — stand da ein kleiner runder Kerl auf der andern Straßenseite, blaurot im Gesicht vor lauter Millerrufen, und machte eben seine Händchen hohl zu einem verstärkten Millergedröhn.

„Willste wohl!“ drohte ich hinab, „was ist denn los?“

„Ich geh zum Schlittenfahr'n — der Miller soll runterkommen mit sein'm Schlitt'n!“ brüllte das Kerlchen herauf.

Nein, dieser unverschämte Bengel! Dem sollte ich wohl seinen Boten machen, um aus irgendeinem Stockwerk über uns oder unter uns irgendeinen Miller —

„Du, Mann,“ sagte hinter meinem Rücken die seltsam bedrängte Stimme meiner Frau, die aus der Küche hergekommen war, „du, Mann, ich glaube, er meint unsern — unsern Hansi.“

„Unsern — unsern —?“ stammelte ich verbindungslos.

Der kam plötzlich aus dem Kinderzimmer hereingeschossen.

„Warum habt ihr nicht gesagt, das mich der Spohrer ruft?“ sagte er gekränkt, holte sich seinen Schlitten und zog mit dem Spohrer ab. Weder der Hansi noch der Spohrer warfen einen Blick zurück zum Fenster, wo die Mutter noch lange neben dem Vater stand und ihnen nachsah. Nachsah, bis der Schlitten und der Hansi und der Spohrer um die letzte Ecke bogen.

„Der Miller,“ sagte sie langsam und bemühte sich, mich anzulächeln. Aber da stürzten ihr die Tränen aus den Augen. Sie fuhr sich an den Lenden hinab, als habe sich daran zum erstenmal ein Stück von ihrem Hansi abgeblättert.

„Der Spohrer,“ gab ich ihr zur Antwort und fuhr mir über die Schläfe, als habe sich da was fremdes angesetzt.

An diesem Morgen hat Mutter noch unzählige bittere Miller in die Mittagssuppe eingerührt. An diesem Morgen drängten sich ganze Trupps von unverschämten kugelrunden Spohrern durch die Zeilen meiner Arbeit.

Von da ab wuchs der Spohrer drohend in unsere Familie hinein. Gewisse weiche Stellen fingen an sich zu verknorpeln. Der Sporer selber kam nicht mehr. Nur seinen Schatten warf er lang und länger.

„So und jetzt muß ich zum Spohrer,“ erklärte der Hansi immer wieder nach dem letzten Mittagessenbissen. Wir hätten's ihm verbieten können, hätten wir uns nicht, hellgesichtig schweigend, eingestanden, daß verbotene Liebe üppiger ins Kraut schießt, als erlaubte. So begnügten wir uns, den Spohrer still zu hassen. Bis eines Tages Hansi sagte:

„Der Spohrer ist ein gemeiner Kerl!“ Sofort fühlten wir, wie wir dem Spohrer gut wurden: Doch 'n ordentlicher Kerl, der uns gab,

„Von der Menschenerde,“ sagte das Bleiseelchen erschauernd.

Da drängten die Moleküle neugierig heran.

„Erzähl' uns davon!“ bat ein kleiner Gipskristall, glänzend vor Neugierde.

Aber das Seelchen zitterte und — schwieg. Denn es war wissend geworden.

„Ja was ist denn mit dir, armes Kerlchen?“ fragte noch einmal der Gipsknirps. „Du bist ja ganz grau und zerfetzt? Was hat dich denn so erschüttert?“

„Ein Menschenschrei!“ sagte das Bleiseelchen und verkroch sich sterbenstraurig in seinen stählernen Mantel, auf dem ein Blutkörperchen granatgleich dunkelte.

Auseinandersetzung.

Gevatter Tod, du bist kein Edelmann,
Auf dessen Wort man Häuser bauen kann,
Du nimmst uns nie in ritterliche Haft,
Wen du ergreifst, der wird flugs abgeschafft.

Gevatter Tod, du bist kein milder Tröster,
Des müden Alters Tröster allerbester,
Du fängst mit harten Fingern junge Seelen,
Die eben erst dem Frühling sich vermählen.

Mein lieber Tod, du Prokurist des Lebens,
Mit dir zu rechten ist — halt ja! — vergebens,
Wess' Rechnung du saldierst, der muß sich beugen,
Der Rest ist immer gleich, der Rest ist Schweigen.

Benedikt.

Der Spohrer.

Von **Fritz Müller.**

Daß die Schule einen Teil vom Hansi von uns schälte, merkten wir erst gar nicht. Eines Tages aber schrie es von der Straße: „Miller!“

Mutter rührte ruhig weiter um im Kochtopf. Was ging sie der Miller an?

„Mi—illerr!“ schrie es ärger.

Meine Arbeit am Schreibtisch fing ein wenig an zu stocken. „Miller?“ dachte ich dunkel zwischen zwei Sätzen, „der Name kommt mir fast bekannt vor — na, im Grunde: was geht mich ein Miller an?“ Wupp, holte schon die Feder aus zum nächsten Satz.

Eines Tages hat man mich wo eingeladen. Es stellt sich mir ein anderer Eingeladener vor. „Spohrer," sagt er und verneigt sich. Mir ist, als wenn mich einer mit der Lanze in die Seite stäche.

„Doch nicht der Spohrer?!" fährt es mir heraus. Und da war es wirklich dem Spohrer sein Vater. Ich hätte es übrigens gleich erkennen können, so klein und rundlich, wie er war, dachte ich.

„Ich hätte es übrigens gleich erkennen können, so lang und hager, wie Sie sind," sagte im selben Augenblick der alte Spohrer zu mir.

Und dann erzählte er mir ein langes und breites über meinen Hansi. „Denken Sie," sagte er lächelnd, „mein Söhnchen sagt mir, Ihr Hansi behandle ihn zu schlecht."

„So inwiefern denn?" sage ich beinahe beleidigt.

„Ja, seinen Bleistift habe er zertreten, sagt er — und dann habe er ihm einmal beinah' eine 'neingehauen — und auf dem Schulweg passe er ihm auf, der — der gemeine Kerl!" fügte er vergnügt mit der Stimme seines Söhnchens bei. Und dann ernster: „Wenn Sie überhaupt jetzt in unsere Familie hineinsehen könnten, so hörten Sie nur: Der Miller hat — der Miller ist — der Miller wird — mit einem Wort, wir sind vermillert auf und ab."

Wir lachten beide. Und beide stellten wir an diesem Abend lachend fest, daß die Krankheit unserer Söhnchen durchaus nicht auf die Schule beschränkt sei. Daß auch das Leben von uns Alten dicht durchsetzt von Spohrern und von Millern sei.

„Ja, ja, Herr Spohrer," bekannte ich am Heimweg, „solange die Welt steht, wird sie auch verspohrert —"

„— und vermillert sein," fiel er rasch ein, „es gehören immer zwei zu einer — einer stillen Liebe."

Das Bild überm Bett*.

Von **Philipp Krämer**.

Könnt ihr denn eine solche Geschichte hören? Ihr wollt wirklich geduldig sein? Also, ich werde etwas aus meinem Leben erzählen.

Wir waren nie um Spielgefährten verlegen, mein Bruder und ich. Dies war lediglich das Verdienst unseres Gartens, der ein wahres Paradies von Tummelplatz bildete. Nur wer auf seinen zwei schmalen Kieswegen

* Mit freundlicher Genehmigung des Verfassers und des Verlages entnehmen wir warmherzige Geschichte dem köstlichen Buche „Buben" (Furche-Verlag, Berlin). Sechs bald mehr heitere, bald ernstere Geschichten sind es, die den ersten Band der „Neuen christlichen Erzähler" füllen. Für alt und jung sind diese prächtigen Erzählungen geschrieben — jung alt sollten sie auch fleißig lesen!

was uns gehörte. Und wir hätten auf ein Haar vergessen, uns beim Hansi zu erkundigen, warum der Spohrer plötzlich ein gemeiner Kerl wäre.

„Weil er — weil er mir seinen Radiergummi nicht geschenkt hat," platzte Hansi heraus.

„Aber Hansi, deshalb ist er doch noch nicht gemein," fühlten wir uns verpflichtet, für den Spohrer einzutreten.

„Ja, und dann — und dann ist er auf eine meiner Federn mit dem Fuß draufgetreten, der — der gemeine Kerl!"

„Aber Hansi, das kann Zufall sein und — "

„Und dann — und dann — und überhaupt, der Spohrer ist ein gemeiner Kerl!" Der Hansi heulte.

Zu Weihnachten schenkte ihm die Tante Elsa eine besondere Mütze. Nur einmal setzte er sie auf. Das zweite Mal weigerte er sich: „Der Spohrer lacht mich aus damit," sagte er.

Der Frühling kam. Das Maifest wurde fällig. Aber es regnete und regnete. Der Spohrer sollte mit dem Fuße aufgestampft und gesagt haben: „Wenn's nur grad extra weiterregnen tät!" Der Hansi war empört. Denn nun war es klar, daß an dem Regen nur der Spohrer schuld war, dieser ganz gemeine Kerl.

„Der Spohrer hat mir eine 'neing'haut!" klagte er ein andres Mal.

„Wirklich, Hansi?"

„Ja — beinah — der — der gemeine Kerl!"

„Beinahe eine 'neingehauen, Hansi?" beharrte ich, „das sieht fast so aus, als ob du ihm schon vorher eine hineinge — " Aber da war er schon aus dem Zimmer, der beinah hineingehauene Hansi.

In der nächsten Woche zögerte er immer bis zur letzten Minute mit dem Schulgang.

„Hansi, was hast du?" forschte die Mutter.

„Der Spohrer paßt mir an der Eck'n auf — mit 'm Stecken — der — der gemeine Kerl!"

Es wurde immer schlimmer. Unser ganzes Familienleben verspohrerte durch den Hansi. Wir lebten in einer fortwährenden Angst dahin, der Spohrer hätte — der Spohrer wäre — der Spohrer könnte — der Spohrer würde . . . Nichts Schlimmes gab es auf der Welt, das nicht dem Spohrer zuzutrauen gewesen wäre. Der Spohrer lastete auf uns mit Schicksalsschwere. Morgens, wenn Hansi erwachte: der Spohrer. Mittags, wenn er von der Schule heimkam: der Spohrer. Abends, wenn ihm Mutter am Bettchen seine letzte Sorge vor dem Sandmann abnahm: der Spohrer, immer nur der Spohrer . . .

Nur ein Trost war da für uns spohrergeschlagene Eltern: Von dem dunklen Spohrerhintergrunde hob sich hell und strahlend unser Hansi ab.

ans andere Ende der Stadt. Während der Möbelwagen davonfuhr, schrien wir aus Leibeskräften hinterdrein, wir hätten nicht sagen können, warum.

Bald darauf hielt wieder ein Möbelwagen in der Straße, an derselben Torfahrt, vor der sein gefräßiger Genosse den Hausrat von Hansens Eltern verschluckt hatte.

Die neue Familie war eingezogen.

„Haben die neuen Leute Kinder?“ fragten wir die Eltern.

„Ja, eines.“

„Junge oder Mädchen?“

„Junge.“

„Bravo!“ Mein Bruder schrie es laut. Er klatschte in die Hände. Ich selbst aber eilte aus dem Zimmer hinunter in den Garten. Ich war nicht froh. Ich hatte das Zimmer verlassen wie ein Flüchtender. Mir war bei dem Worte „Junge“ etwas durch die Seele gefahren, etwas Schwarzes, Böses. Das fraß in mir. Und weil ich ein gar zartes Ehrgefühl besaß, mochte ich gedacht haben, daß man mir ansehen müsse, was da so finster in mir ausbrach, und die Scham trieb mich fort, fort bis unter unsere Kastanie, die noch kahl und starr im Frühlingswind stand.

Wenn er älter ist als du, älter und stärker, der fremde, unbekannte Junge? Dann wird er dich langsam aus deiner Stellung vertreiben, und deine Rolle ist ausgespielt.

Und das, das darf niemals so kommen, nie, nie!!

Wie ein höllischer Wurm nagte dieser Gedanke in meinem Innern und wucherte weiter. Ich begann, diesen Jungen zu hassen. Mir war unbehaglich, wenn irgendwie die Rede auf die neue Familie kam. Ich wäre glücklich gewesen, irgend etwas Schlechtes über ihn zu hören. Ich wünschte im stillen, er möchte Jean heißen, weil ich diesen ausländischen Namen nicht leiden konnte. Und das alles, bevor ich ihn gesehen, mit ihm gesprochen hatte.

Der Augenblick, wo dies geschehen sollte, kam indes bald und unerwartet.

Eines Mittags — wir spielten gerade wie gewöhnlich — erschien der neue Junge am Gartentor.

„Darf ich reinkommen und auch mitspielen?“ rief er über den Zaun.

„Ja,“ sagten ihm die Weißen, „komm nur herein,“ und sie öffneten ihm das Tor.

„Holla! He! riefen sie uns Indianern zu, die wir damit beschäftigt waren, hinter den Büschen eine feste Verschanzung herzurichten, und von dem Vorgang nichts bemerkt hatten. „Das ist der Junge aus Hansens Wohnung. Er will mitspielen. Seid ihr dabei?“ „Der Junge —?“

Wie ein Blitz durchzuckte mich dieser Gedanke. Mit einem Satz war ich, hopp, über die Büsche weg und sauste nach dem Tor. Und

gewandelt, wer die noch nicht reifen Früchte des einzigen Kirschbaums mit Steinchen herabgeworfen, wer unter dem gewaltigen Blätterzelt unserer Kastanie ein schönes Buch gelesen hat, wer von einem der acht Wäschepfosten heruntergefallen ist oder im grünen Gras des Bleichplatzes so lange geträumt hat, bis er an einem heftigen Niesen plötzlich merkte, daß ihm ein Schnupfen in der Nase saß, nur der begreift die magische Gewalt, die unsere Nachbarskinder nach dem Grün dieses Gartens zog, der versteht auch die herrschende Stellung, die wir beide, mein Bruder und ich, im Kreise dieses Jugendstaates innehatten.

Sobald die Schulaufgaben erledigt waren, trafen wir uns zu fröhlichem Spiel. Indianer und Weiße war die Parole. Der Garten war Prärie und Urwald zugleich. Das Gartenhaus diente den Bleichgesichtern als Blockhütte, die Indianer hatten hinter dichtem Buschwerk ihr Lager. Unser Spiel setzte mit einer Zänkerei ein, jedesmal. Das lag in der Natur der Sache und war nicht zu vermeiden, na ja. Es drehte sich nämlich darum, wer Indianer und wer Bleichgesicht sein solle. Und jeder mochte gern Indianer sein. Schließlich endete ein Machtspruch meinerseits das einleitende Geplänkel. Als Ältester und Stärkster war ich gewöhnlich Häuptling der Indianer, und daß ich mich für diese Rolle in besonderer Weise begabt, ja geradezu geschaffen fühlte, geht aus der an sich ganz nebensächlichen Tatsache hervor, daß ich mich „Adlerauge" nannte und „unter uns" stets nur so angeredet wurde, obwohl ich seit zwei Jahren eine Brille trug. Eine Zeitlang ging alles ganz gut.

Bis der erste April herankam und mit ihm der Wohnungswechsel. Man sieht in dieser unbeliebten Zeit überall behaglich langsam auf den Straßen die Möbelwagen fahren, jene dicken, breiten, plumpen Kästen, die nach wackelnder Reise stundenlang vor einem Haustor haltmachen, geduldig und hungrig wie Raubtiere, die auf Beute lauern, davor liegen bleiben, gefräßig ihren mächtigen Rachen aufsperren und Schränke und Tische zum Frühstück verschlingen wie Lachs und Kaviar. Hei! War solch ein Ungetüm ein willkommener Freund für uns Buben, denen es köstliche Gelegenheiten zu seltsamen Abenteuern aller Art bot. Was konnte man auf so einer Möbelwagendeichsel nicht alles unternehmen! Welch eine prächtige Schaukel war der Hängekorb unter dem Wagen, der für die Bilder bestimmt ist! Freilich, man mußte mit den riesenhaften Ausziehern in irgendeiner Weise gut befreundet sein, sonst war's nichts und wieder nichts. Und man war stolz auf diese Freundschaft mit den Ausziehern, die nicht nötig hatten, auf die Männlichkeit hinzuweisen, konnten sie doch ein Piano im Nacken tragen, als ob so ein Möbel nicht schwerer sei als ein Sack Mehl. Wie gesagt, der erste April war da.

Von diesem Tag an sollte Freund Hans nicht mehr unser Spielgenosse sein. Seine Eltern verzogen in ein anderes Viertel, weit hinaus

Wie er in mir begonnen, gierig und tückisch, also hat er fortgefahren zu fressen, der Wurm, der höllische, bis daß er fast alles Gute in mir zerstört hatte.

Als ich von der Schule heimgekehrt war, reifte in mir dieser Entschluß: ich wollte meine Kameraden gegen den Fremdling aufhetzen, sie bestimmen, mit mir gemeinsam auf ihn zu lauern, über ihn herzufallen und tüchtig zu verhauen. Ich war allein in meinem Stübchen. Ich fühlte meinen Gegner schon unter den Fäusten und hörte ihn schreien. So wurde ich ganz erregt froh und folgte heiter dem Ruf zum Essen. Ich weiß nicht mehr, was ich bei Tisch für Tollheiten geredet habe.

Aber es kam anders, als ich mir zu tun vorgenommen.

Wie es eigentlich geschehen, das erfuhr ich erst später, später, als all das gekommen war, was kommen mußte.

Ich stand vor dem Hause und biß tapfer in ein großes Stück duftenden Kuchens. Die Straße war zu dieser Zeit menschenleer. Ich langweilte mich trotz Kuchenduft. Siehe, dort um die Ecke der Heinrichstraße kommt schnuppernd und prustend der aschgraue Hund des Fleischermeisters Brätchen. Indem daß ich ihn sehe, fang' ich auch schon an, mit der Zunge zu schnalzen und auf den Schenkel zu klopfen. Der Hund hebt dumm den Kopf und kommt näher. Ich merke plötzlich, daß dieses Tier nicht mein Freund ist. Es bellt. Ich kaue an meinen Kuchen. Es gelüstet nach meinem Kuchen. Es bellt noch einmal. Ich kann nicht schreien. Da schnappt der Hund nach dem Kuchen, in den ich gerade beiße. Er beißt in meine Oberlippe. Ich schreie laut und gell. Durch das fließende Blut mußte des Tieres Wildheit erregt sein, es biß weiter, hungrig, gierig. Ich schrie. Es muß entsetzlich geklungen haben in der leeren Straße, und . . . Was weiter geschah, weiß ich nicht.

Das erste, was mir wieder im Gedächtnis ist, seit jenem fürchterlichen Augenblick, wo ich den gellenden Hilfschrei ausgestoßen, ist der Anblick unserer Familie, die ich unter dem gedämpften Schein der Lampe um den Tisch sitzen sah. Man aß anscheinend. Niemand sprach. Die Messer und Gabeln klapperten.

Mein Kopf war in Watte und Binden gehüllt. Ich fühlte mich unendlich schwach und elend.

„Der gräßliche Hund," hauchte ich mühsam und schwer.

„Er spricht!" sagt mein Vater.

„Kind!" ruft die Mutter, mit einem Ton, ach, so herzzerreißend. Nie werde ich diesen Ruf meiner Mutter vergessen.

Mich umfing wieder Schlaf, dumpfe Nacht des Vergessens. Wie lange dieser Zustand anhielt, ich weiß es nicht mehr, vielleicht Tage. Als ich wieder erwachte, sah ich ein Knabenantlitz über mir. Ei, ich träume noch. Wie? Nein? Entsetzen! Das war ja dieser helläugige . . .

indem ich rannte, sah ich, was ich längst erwartet hatte. Nahezu einen Kopf länger war er als ich. Und stark war er auch, das sah man mit dem ersten Blick, stärker als ich.

Wie ich das sehe — schreie ich auf, daß die anderen ganz verdutzt geguckt haben müssen, schrill und häßlich: „Er soll sich zum Teufel scheren! Nicht soll er spielen mit uns, der Junge, der —!"

Ich stand vor ihm.

„Aber was ist denn?"

„Was hast du, Mensch!" „Adlerauge, hat er dir was zuleide getan?"

„Freilich hat er," schrie ich und ward blutrot vor Zorn und Erregung.

„Das lügst du," gab der andere zurück, erstaunt, verdutzt und gereizt zugleich, „und wer mir so frech ins Gesicht lügt —"

Hui! Wie ein Tiger, so sprang er an mir herauf, hackte seine Beine fest um meinen Körper, hielt mit dem einen Arm meinen Kopf fest umklammert, und mit der Hand des freien Armes ging das immer: krach! krach! mir ins Gesicht, daß ich laut aufschrie in wütendem Schmerz.

Jetzt mischten sich auch die anderen ein.

Dies alles hatte sich so rasch abgespielt, daß sie aus lauter Verdutztheit dabeigestanden waren.

Da — wieder schlug er mir fest und derb ins Gesicht, und im nächsten Augenblick fühlte ich, wie ein Blutstrom aus meiner Nase quoll. „Aber! Aber!" rief da die Stimme meines Vaters, „wollt ihr gleich auseinandergehen! Ihr . . ." Mit zwei, drei derben Stößen hatte er uns auseinandergezerrt, die Kameraden suchten kreischend das Weite. Ich lag blutend im Grase und verlor die Besinnung.

Ich erwachte auf dem Sofa unseres Wohnzimmers. Mir schwindelte zwar noch ein wenig; aber das Nasenbluten hatte aufgehört. Mein Bruder, der bei mir saß, erzählte mir, Vater sei gleich mit dem Jungen zu dessen Eltern gegangen, und ich könne versichert sein, der werde wahrhaftig der wohlverdienten Strafe nicht entgehen. Leider war meine Verletzung nicht derart, daß ich am nächsten Morgen noch von der Schule hätte fernbleiben können. Meine Gedanken waren nicht bei der Arbeit. Geschlagen hatte er mich, verletzt und besiegt, ja, jämmerlich besiegt, bevor ich auch nur den Gedanken an Gegenwehr fassen konnte. Es war gemein, pfui! Mein Ansehen bei den Kameraden — es war vernichtet, jedenfalls, ich glaubte das zu fühlen. Adlerauge besiegt. Es klang wie der Trauergesang eines sterbenden Stammes in meinen Ohren. Er war der Stärkere, er, den ich in jedem Augenblick vor mir sah, deutlich, in allen Einzelheiten, groß, schlank, helläugig. Anstatt mir aber zu gestehen, daß mir gerechte Strafe ward für meine Lüge — wie hab' ich's gemacht?

„Wo tut es dir weh?"

„Es hämmert so im Kopf, Mutter, und . . ."

„Und?"

„Im Herzen, Mutter."

Wieder befiel mich eine Schwäche. Ich schlief unruhig. Im Schlaf aber spürte ich, daß man meine rechte Hand gefaßt hielt . . . .

„Ja, Mutter."

„Es ist jemand draußen, der dich besuchen will."

„Wer denn?"

„Kurt Kröll."

„Es wäre besser, wäre besser, er käme nicht, Mutter, meinst du nicht auch?"

„Warum?"

„Ich bin zu schwach, es würde mich aufregen, zu sehr aufregen, glaube mir."

Und Kurt Kröll ward abgewiesen. Ich ließ ihn täglich abweisen. Das hinderte ihn nicht, täglich vorzusprechen und mir Grüße aufzutragen. Bald waren es einige Blumen, bald etwas Backwerk, womit er mich zu erfreuen hoffte. Seine Gaben schmerzten mich. Ich dankte nur anstandshalber . . .

Ich ging der Genesung entgegen, mußte aber immer noch ruhig liegen, damit der Kopf nicht erschüttert würde. Täglich wurde der Verband erneuert, die Wunde gewaschen. Das schmerzte fürchterlich. Die blutige Watte mußte aus den Wundritzen gewaschen werden. Nach und nach ward je einer der 25 Fäden, mit denen die Wunden an Oberlippe, Wange und Ohr geflickt waren, aus dem Fleisch genommen.

Was mochte diesen Kurt Kröll bewogen haben, mich zu retten? Was? . . .

„Darf er heute kommen, er fragt so dringend."

„Ach, vielleicht kommt er heute nicht."

So wich ich aus.

Aber heute war der Tag, wo der Nebel meines Trotzes zerrissen wurde von der Sonne sieghaften Wundermacht. Warm und ergreifend hatte mir die Krankenschwester wie so oft vom Heiland erzählt, und ihre schlichte Art hatte mich immer mehr ergriffen. Nun ging sie. Ich lag allein. Meine Augen sahen zum ersten Male das Bild überm Bett, das schon immer dagehangen hatte. Ich schaute Jesum blutend am Kreuz. Und er sah mich so tief und bittend an. Und ich schämte mich.

„Nun, darf er kommen?"

„Ja, Mutter."

Und herein trat das Leben, das starke, schmiegsame, helläugige Leben, und kam auf mich zu. Sein Händedruck war Kraft.

Er schien die Erregung zu merken, die mich gepackt hatte, und zu wissen, daß mir in dem jetzigen Zustand nur eines vonnöten war, tiefe Ruhe. Er sagte: „Ruhig bleiben. Nur nicht bewegen, nicht aufregen.“ Ich mußte der Milde dieses bestimmten Tones gehorchen. „Du hier?“ — Wieder befiel mich eine Schwäche. „Ach!“ Ich seufzte lang und gepreßt. Ich schloß die Lider. Aber ich sah seine hellen Augen ruhig auf mich gerichtet. Welch seltsame Augen . . . An den folgenden Tagen fühlte ich mich frischer als seither. Ich konnte öfter eine halbe Stunde lang wach liegen und Gesprächen zuhören, bevor wieder ein Schwächezustand eintrat. Selber sprechen konnte ich fast nicht. Das erschöpfte mich zu rasch. Auch fing dabei die Wunde an der Oberlippe an zu schmerzen. Ich erfuhr nach und nach, was sich in der Zwischenzeit zugetragen hatte. Mit welcher Sorgfalt hatte mich die Mutter gepflegt! Abwechselnd mit der Krankenschwester hatte sie an meinem Bette lange Nächte durchwacht, während Leben und Tod um mich rangen, hatte mir dünnen Brei eingeflößt mit unsagbarer Liebe und Geduld, daß ich nicht verhungerte. Wie muß ihr Herz gejubelt haben, als sie sehen konnte, wie nach entsetzlichen Tagen banger Erwartung wieder Leben in den müdmatten Körper schlich.

„Sage nur, Mutter, wie ist dies alles gewesen?“

Ich sprach langsam, weich, aufmerksam auf jede Silbe.

„Wie lange ist es jetzt schon her?“

„Elf Tage.“

„Ei.“

„Wer hat mich zuerst gehört schreien auf der Straße?“

„Wir alle zugleich.“

„So?“

„Ja. Aber als wir auf die Straße kamen, war er schon da und trug dich auf den Armen ins Haus.“

Er? Wer, Mutter?“

„Nun, Kurt Kröll.“

„Wer ist Kurt Kröll, Mutter?“

„Der Junge von drüben. Du hast dich doch einmal mit ihm geschlagen, weißt du noch, im Garten?“

„Du bist sicher, daß es derselbe ist und kein anderer, Mutter?“

„Ja.“

„Kurt Kröll hat mich hereingetragen, Mutter?“

„Ja. Er war ganz voll Blut. Der Hund hätte ihn ja auch beißen können. Wir wären vielleicht schon zu spät gekommen, wenn er nicht herzugesprungen wäre. Komm, das regt dich wieder zu sehr auf. Ich erzähle dir das später weiter. So, nun mußt du wieder ruhig liegen, so, ja. Aber was hast du? Was hast du? Tut dir etwas weh?

„Ja, Mutter.“

de la Paix — und habe schön verdient, ja ich muß sagen, ich hab' sehr schön verdient mit dem böhmischen Glas. Aber das eigentliche Leben in Paris ging damals an mir vorbei, denn tagsüber mußte ich versuchen, die französische und die belgische Konkurrenz an die Wand zu drücken, und abends war ich immer so todmüd, daß ich bleischwer ins Bett fiel. Übrigens schlechte Betten, die Pariser Betten, im Vergleich zu den österreichischen. Das trieb ich zwanzig Jahre lang, bis ich genug hatte, mich zur Ruhe setzte und nach Wien übersiedelte. Wie mich dann die Bekannten über Paris ausfragten, merkte ich plötzlich, daß ich die Stadt gar nicht kannte, mit Ausnahme der paar Straßen, in denen ich zu tun hatte. Komisch, im Louvre war ich nie gewesen, und nur ein einzigesmal in Versailles und überhaupt so. Das wurmte mich und weil es mich wurmte, beschloß ich, einmal zum Vergnügen nach Frankreich zu reisen und mir alles anzusehen. Ich packte meine Sachen und fuhr drauf los. In Paris habe ich sehr angenehm gewohnt, und nicht einmal teuer, das muß ich schon sagen. Und meine Zeit hab' ich gut eingeteilt, die Tage und die Nächte. Zur Nachtzeit besuchte ich die unterhaltsamen Vergnügungslokale und so, tagsüber kroch ich in den Museen herum — tatsächlich sehr sehenswerte Museen — und in den Ausstellungen und im Bois und in der Umgebung, die mir sehr gut gefiel. Nur auf den Eiffelturm getraute ich mich nicht. Der Eiffelturm ist ein eisernes Gerüst, das sich so dünn in den Himmel reckt, daß es jeden Augenblick einfallen kann, wie ich glaube, obschon andere Leute das Gegenteil versichern. Weil mich aber in Wien alle Freunde gefragt hatten, ob ich droben gewesen, worauf ich wahrheitsgetreu immer mit nein antworten mußte, so faßte ich eines Morgens Mut und rüstete mich zur Höllenfahrt in die Höhe. Wie sich bald zeigte, war das ungute Vorgefühl, das ich hatte, nicht unbegründet, denn . . . Aber ich will nicht vorgreifen und bei der Stange bleiben, was schon immer mein Grundsatz war, auch im Geschäftsleben, weil man mit Abschweifungen nur die Zeit vertrodelt und nicht vom Fleck kommt. Also . . . Wo bin ich gleich stehen geblieben? Ja, ich weiß schon. Wie ich den Eiffelturm besteigen wollte, das heißt, nicht eigentlich besteigen, man fährt ja vernünftigerweise mit Aufzügen hinauf. Kostet drei Franks pro Person. Eigentlich gar nicht teuer, wenn man alles bedenkt. Und beinahe hätte ich es an dem Tag schlecht getroffen. Das war nämlich so: Wie ich zur Kasse komme, wo man die Karten zum Besuch des Eiffelturmes löst, sagte mir der Kassierer, heute sei der Besuch des Turmes gesperrt. Ich will gerade aufbrausen und aufbegehren, da tritt ein recht fein, aber unsympathisch aussehender Herr mit gelben Glacéhandschuhen und Zylinder an den Schalter, wirft mir einen Blick zu, was mir erst später auffiel, und murmelte mit dem Kassenmenschen, worauf dieser ziemlich höflich erklärte,

„Wie geht's?"

„Besser, danke."

Die Mutter ließ uns allein. Wir sprachen dies und das. Plötzlich mußte ich fragen: „Warum hast du mich gerettet?"

„Ei. Ich weiß es selbst nicht. Aber soll man denn einen Kameraden im Stich lassen?"

„Kameraden? Ich war nicht dein Kamerad. Hast du mich denn nicht gehaßt?"

Ich sprach erregt.

„Ach was, gehaßt," sagte das Leben, „wir haben eine kleine Keilerei miteinander gehabt, das ist alles. Das ist längst vergessen." Und das Leben schlug sich auf den Schenkel und lachte herzlich. Es ahnte nichts von dem Schwarzen und Bösen, das mich zu der Keilerei veranlaßt hatte. Nun mußte ich mir meine dunkle Tat vom Herzen reden. Ich sah das Bild überm Bett an. Unsere Hände fanden sich in heißem Druck der Versöhnung. Kurt beugte sich über mich wie damals, als ich zum erstenmal aus dumpfem Schlaf erwachte und sein helles Auge mir entsetzlich gewesen war und qualvoll. Er neigte sich zu mir nieder, und ich fühlte seine Lippen auf meiner Stirn. Ich schlug meine matten Arme um den Kopf des Lebens. Träne um Träne perlte mir über die Wange.

„Du lieber Freund!"

„Ach was. So ist's gut. Warum weinst du denn? Du bist krank. Du mußt nicht weinen. Ich habe auch im Garten viel zu hart zugeschlagen."

„Kurt! Kurt!" . . .

„Ei, da sieh mal, wie schön."

Er stand am Fenster und zog den Vorhang zurück.

Draußen lachte ein Frühlingsnachmittag.

Das Verbrechen der Claudia Morini.

Von **P. L. Münzer.**

„Also," sagte Adam Mückensammler, „auch ich würde es nicht für möglich halten, hätte ich es nicht selbst erlebt, mitten in Paris, sozusagen mitten in Paris und bei hellichtem Tag. Ich glaube, es hat damals grad 12 Uhr mittag geschlagen. Aber ich will lieber schön der Reihe nach erzählen, damit ihr mir nicht immer mit dummen Fragen dazwischenfahrt. Also, wie ihr wißt, war ich als junger Mensch Vertreter der ersten Böhmischen Glasfabrik in Paris — mein Lokal befand sich anfangs in der Rue de Richelieu, hernach ganz nobel in der Rue

mein äußeres und inneres Gehaben bedingte. Meiner Veranlagung entsprechend faßte ich die Gefahr kühn ins Auge und floh nicht etwa vor ihr. Man hätte meinen können, daß meine Tapferkeit sie einschüchtern würde, doch war dies nicht der Fall. Die Dame näherte sich mir unhörbar auf Gummisohlen und ihr Antlitz zeigte einen Ausdruck, der Furchtbares in Aussicht stellte. Dazu vernahm ich gleichzeitig ein merkwürdiges Schnurren, über dessen Herkunft nachzudenken ich allerdings keine Zeit hatte. Vielleicht waren es auch Sekunden, mich dünkten es endlose Minuten, die die Frauengestalt in Blau dazu benötigte, um sich mir bis auf wenige Schritte zu nähern. Andere an meiner Stelle hätten wahrscheinlich um Hilfe gerufen, doch dies widersprach einerseits meinem Mut, anderseits befand ich mich dreihundert Meter über der Erdoberfläche, so daß jeder Ruf nutzlos verhallen mußte. Alle Befürchtungen, die ich hegte, wurden durch die ersten Worte, welche die imposante Dame mit klingender Altstimme an mich richtete, noch weit übertroffen, denn sie sagte: „Monsieur, darf ich Sie um Ihr Portefeuille und um Ihre Geldtasche bitten?" „Madame", rief ich beherzt, „wie kommen Sie dazu, eine solche Forderung an mich zu stellen?" Sie erwiderte: „Schreien Sie nicht so, mein Herr, sonst müßte ich Gewalt anwenden, was ich um unser beider Willen lieber vermeiden möchte." Da tat ich denn wohl halb unbewußt einen Griff in meine Hosentasche, wo neben dem Portemonnaie mein Federmesser stak, doch diese meine Geberde erzürnte die Angreiferin so sehr, daß sie unversehens einen Revolver auf mich anschlug und donnerte: „Was fällt Ihnen ein, Sie richten sich selbst zugrunde!" Ich möchte wohl den kennen, der bei einer ähnlich drohenden Situation nicht ins Knie sinkt und sich nicht gutwillig dem Schicksal ergibt, das stärker ist als er. Ich wenigstens erinnerte mich des oft bewährten Erfahrungssatzes, daß Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit sei, unterdrückte meinen Willen zum Widerstand und erklärte: „Ich weiche der Gewalt, Madame. Tun Sie, was Sie nicht lassen können. . ." Und sie tat es. Ihre Rechte ergriff mich an der Krawatte, während ihre Linke mit geübtem Griff aus der Innentasche meines Salonrockes meine Brieftasche herauszog, die sie sich auf diese Art widerrechtlich aneignete. Um nun eine weitere peinliche Leibesuntersuchung zu vermeiden, reichte ich ihr hernach freiwillig meine Börse. Die brutale Person barg die beiden Wertgegenstände in ihrem Handtäschchen, versetzte mir noch einen heftigen Stoß, daß ich platt hinfiel, wobei ich den Hut verlor, und entfernte sich dann eilig in jener Richtung, aus der ich sie hatte kommen sehen.

Gebannt von der Schreckhaftigkeit dieses Erlebnisses schloß ich bestürzt die Augen, bis ich eine Hand fühlte, die sich mir garnicht unsanft auf die Schulter legte. Da erhob ich meinen Blick und gewahrte erstaunt

ich könnte schon hinauffahren. Also zahlte ich meine drei Franks, stieg in den Aufzug und dachte nur, die Franzosen seien doch sehr merkwürdige Leute, einmal sagten sie so und einmal so. Und überhaupt, wenn ich ehrlich sein soll, es ist nicht angenehm, den Eiffelturm hinaufzufahren, besonders wenn man der einzige Passagier ist, wie ich damals, denn der feine unsympathische Herr mit den gelben Glacéhandschuhen und dem Zylinder blieb unten bei der Kasse. Der Aufzug aber summte und surrte und rüttelte und polterte, daß einem weniger Tapferen, als ich bin, der Mut ausgegangen wäre. Doch was nützt es, aussteigen kann man ja doch nicht unterwegs. Adam, sagte ich daher zu mir, was man anfangt, muß man auch zu Ende führen, das war auch schon immer mein Prinzip im Geschäftsleben, womit ich eigentlich im allgemeinen nicht schlecht gefahren bin, denn manches, was sich übel anließ, warf schließlich doch einen hübschen Gewinn ab. Ich erinnere mich zum Beispiel an einen Posten Glas Ausschußware — aber das würde vielleicht zu weit führen. Also ließ ich mich mit dem Lift den Eiffelturm hinauftragen und war herzlich froh, als die oberste Plattform erreicht war. Herrschaft, hat dort ein Wind geweht! Gerade, daß mir nicht der Hut davonflog. Und überhaupt. Dabei ist die Aussicht gar nicht so besonders. Die Stadt liegt einem wie ein zerronnener Mehlbrei tief zu Füßen, und in dem Dunst, der über den Häusern lastet, nimmt man nicht einmal die Paläste und Kirchen deutlich aus. Die Umgebung, ja die Berge und Hügel in der Umgebung, machen einen günstigeren Eindruck, aber — frage ich — fährt man nach Paris und auf den Eiffelturm, um Berge und Hügel anzuschauen? Nein, das tut man nicht. Ich weiß bestimmt, daß ich damals genau so überlegte, als mich plötzlich eine Dame aus meinen Überlegungen aufschreckte. Eine sehr imposante und sehr elegante Dame in einem blauen Kostüm mit einem riesigen Federhut und über und über mit Schmuck behängt. Sie war sehr hübsch, die Dame. Aber sofort schoß es mir durch den Kopf: Woher kam sie? Auf der Plattform war sie sicherlich nicht gewesen, als ich diese betrat, und der Aufzug war auch noch kein zweitesmal heraufgesurrt, also muß sie bisher in einem der eisernen Verschläge gesteckt sein, wo an gewöhnlichen Besuchstagen Ansichtskarten und andere Andenken verkauft werden.

Nun, die besagte ebenso elegante wie imposante Dame machte auf mich vom ersten Augenblick an den denkbar schlechtesten Eindruck. Nicht nur, daß sie unerwartet und schier hinterlistig aus dem Irgendwo auftauchte, nein, auch ihr ganzes Benehmen mir gegenüber berechtigte mich zur Vorsicht. Sie heftete ihre schwarzen, ein wenig melancholischen Augen mit durchdringender Starrheit auf mich, die mich erbeben ließ und meinen Herzschlag beschleunigte. Ich muß betonen, daß ich ein nervöses Herzleiden habe und daß dieses, nicht etwa feige Furcht,

dessen stille Friedenswerke jetzt keine Papiermühle arbeitet. Dann die vielen Ritter der Bohème, die sich, als die Lebensmittel und vor allem die Zigaretten noch billiger waren, schlecht und recht durchschlugen. Und die Frauen und Kinder zum Heeresdienst eingezogener Kollegen. Und schließlich die Gewohnheitsschnorrer.

Das ist eine besondere Sekte. Sie leben nicht erst seit dem 2. August 1914 von der Kollegialität. Der eine schrieb auf der Schule eine Römertragödie; ein zweiter hat einmal — Gott verzeih's ihm! — ein lyrisches Gedicht im Kreisblatt von Krähwinkel erscheinen lassen; der dritte ist lediglich „Verfasser" von Bettelbriefen. Bedauernswerte Menschen sind sie alle, umso kläglicher, je unnützer. — Aber das bißchen Geld der Unterstützungskasse soll den wirklichen Schriftstellern gehören!

Luzian also versah das biblische Amt, die Spreu vom Weizen zu sondern. Seine eigene Scheune kam zu Schaden; denn es blieb ihm nicht genug Zeit zum Dreschen. Wohl stand die „Sprechstunde" an der Tür angeschlagen. Doch, wenn die Alten und Kranken die Treppe mühsam erklommen hatten — oder andere, denen die Not auf den Nägeln braunte, sollte er sie abweisen lassen?

„Herrgott, in Dreideibelsnamen . . .!"

Die Feder fliegt aus seiner Hand und macht einen Klecks mitten in die Liebesszene des Romans. „Ist schon wieder einer da, der Schriftsteller heißt und nicht lesen kann! — ‚Sprechstunde von 3 bis 4 Uhr' — und er kann's nicht lesen! Wer ist es denn?"

Minna, das Mädchen, sagt gelassen: „'n Männeken."

„Wie sieht er aus?"

„Lackstiebel hat 'r."

„Name?"

„Wees ich nich."

„Raus! Fragen Sie nach dem Namen.

Gleich ist Minna wieder da: „Huna heeßt 'r."

„Was?!" — ruft Luzian — „Ludwig Huna, mein alter Freund! Seit drei Jahren nicht gesehen!" — und springt auf. „Aber so laufen Sie doch, Minna, führen Sie den Herrn herein!"

Minna läuft, reißt die Türe auf. Noch ehe der Fremde aus dem dunklen Korridor eintreten konnte, schreit ihm der Hausherr entgegen: „Mein lieber alter Freund, das nenn' ich eine Freude, eine Überraschung!"

Er hatte einen Augenblick überlegt, ob sie nicht Brüderschaft getrunken haben, Ludwig Huna und er, das letztemal; ob er nicht das traute Du dem Besuch entgegenrufen sollte? Gott sei Dank, daß er's unterließ.

einen fremden Herrn in Hemdärmeln, der mich freundlich anlächelte — und neben ihm stand die blaue Dame, die mich eben erst schändlich beraubt hatte, aber jetzt gleichfalls liebenswürdig grüßte. Ich gestehe ehrlich, daß ich mir all dies in dem Zusammenhang nicht zu deuten wußte. Doch bevor ich mich noch recht fassen konnte, sprach der Hemdärmelige: „Tausendmal pardon, Monsieur, daß wir uns erkühnten, Sie ein wenig zu belästigen. Wir mieteten für den ganzen Vormittag den Eiffelturm, um hier eine große Szene des Kinodramas „Das Verbrechen der Claudia Morini“ zu filmen. Aber der Darsteller des Senators Harencourt, der hier von dem ruchlosen Verbrecherweibchen Morini überfallen und beraubt werden sollte, enttäuschte uns. O lala, der Tölpel, der steif und unnatürlich wie ein Besenstiel spielte, enttäuschte uns so furchtbar, daß sich Mademoiselle Ivre, welche die Claudia Morini zu machen hat, weigerte, mitzuwirken . . . Da schickte uns der Himmel Sie, Monsieur, und der Impresario, der Sie an der Kasse erblickte, entschloß sich rasch, sich Ihre Mitwirkung zu sichern. Er meldete Ihr Erscheinen telephonisch an und wir trafen unsere Vorbereitungen. Nun, ich darf sagen, Sie agierten vorzüglich!“

Die elegante imposante Dame, die also Mademoiselle Ivre hieß, überreichte mir meine Brieftasche und meine Börse; dazu meinte sie anerkennend: „Ich danke Ihnen, es wird eine wundervolle Szene, Sie benahmen sich unübertrefflich naturalistisch! So oft das Filmwerk aufgeführt wird, steht Ihnen eine Loge im Royal-Kino kostenlos zur Verfügung.“

„Ich hatte meine Sache wirklich gut gemacht“, schloß Adam Mückensammler seine Erzählung, „denkt Euch, sogar Tränen rannen über meine Wangen, als mich die Claudia Morini auf dem Eiffelturm überwältigte, ich hab es nachher deutlich gesehen! . . . Ja, Paris bleibt Paris, und nur dort erlebt man so etwas . . .“

Der freundliche Empfang.

Von **Hermann Kienzl,** Berlin.

„Hergott, in Dreideibelsnamen . . . .!“

Luzian, der da donnert, ist Vorsitzender des großen Schriftstellerbundes. Der Bund hat eine Unterstützungskasse eingerichtet für Kollegen die durch den Krieg in Not geraten sind. Luzian obliegt es, mit den Gesuchstellern vertrauliche Rücksprache zu halten, ihre Briefe zu beantworten, ihre Würdigkeit und Ansprüche zu prüfen. O, was alles den Weg zu ihm fand! Gar mancher, der einen stolzen Namen trägt, für

„Fünf Mark — oder nichts."

„Nein, da muß ich schon sagen...", ruft Humer, zieht eine beleidigte Miene auf und erhebt sich.

„Bitte, dann nichts", sagt Luzian trocken.

Aber Thaddäus Humer öffnet die Hand.

„Dann... dann fünf!"

Luzian nimmt einen Fünfmarkschein aus seiner Brieftasche, reicht ihn dem Schnorrer und verbeugt sich stumm. Ganz stumm.

Der andere hat das Geld. So stellt er sich denn frech vor Luzian hin und klopft ihm, ironisch lächelnd, auf die Schulter: „Ihre Tonart hat sich mächtig verändert. Sie sind ein Wortheld, alter Freund! Adieu!" — Und geht.

Luzian schnauft. Dann klingelt er heftig. Minna erscheint.

„Humer! Humer! Humer!" — schreit sie Luzian an — „Nicht Huna!"

„Det is mir Jacke wie Hose", sagt Minna.

„Mir nicht!" — brüllt Luzian. „Und Ihnen ziehe ich fünf Mark vom Lohn ab!"

Unser Heer.

Das gemeinsame Heer, die Landwehr, die Honveds. Noch zu Grillparzers Zeiten konnte man behaupten, im Lager der kaiserlichen Armee sei Österreich. Seitdem wurden wir militärisch k. u. k., k. k. und königlich ungarisch. Das ist etwas viel. Das Übereinkommen zwischen Wien und Pest im Jahre 1867 war kein Sieg des Großstaatgedankens. Man hat dafür häufig Bismarck verantwortlich gemacht, der uns aus dem Deutschen Bund hinausdrängte. Das ist so der Standpunkt konzessionierter Volks- und Bürgerschullehrbücher. Der Gegensatz zwischen Österreich und Ungarn ist älter, viel, viel älter, und der Riß wurde eben endgültig, als es sich zeigte, daß die Macht der Monarchie nicht der Größe ihres Staatsgebietes und der Zahl ihrer Bewohner entsprach. Nicht Bismarck also, sondern: Nostra culpa, nostra culpa, nostra maxima culpa. Der Aufstieg der Stephanskrone weckte dann neuerlich den Größenwahn der nichtdeutschen Nationalitäten auch diesseits der Leitha. In Wien sah man ruhig zu, duldete das Treiben in Prag, Lemberg, Laibach und Triest, um nur einige Zentren der Zersetzung zu nennen. Taaffe war ein unseliges Programm und manchen verstaubten Hofräten schwebte der Gedanke eines Österreich der katholischen Slawen vor. Der religiöse Gedanke als staatenbildende Kraft wurde überschätzt. Hofräte über- oder unterschätzen stets, das scheint ihr eigentlicher Beruf

Denn im nächsten Augenblick steht ein Mann in der Türe. Der ist nicht Ludwig Huna, sondern ein sicherer Thaddäus Humer; und wenn schon ein Bruder, so gewiß ein Fechtbruder, einer von der Sekte. Lackschuhe trägt er, das ist wahr. Und außerdem ein Kamisol, das von vielen Fetten glänzt, und ausgefranste Hosen. Der Rock ist engbrüstig zugeknöpft; und was er gnädig bedeckt, begehre der Mensch nicht zu schauen. Thaddäus Humer ist ein Mann von vierzig Jahren mit wallender Mähne und verschmitzten Äuglein.

Einen Augenblick staunt der Thaddäus Humer. „Mein lieber Freund“ . . . Und: „Das nenn' ich eine Freude“ . . . So viele Zweckbesuche er gemacht hat, Ähnliches ist ihm noch nicht widerfahren. Im Gegenteil! Und gerade Herr Luzian rief ihn so zärtlich an den Busen, dieser Luzian, der ihm bei der letzten „Begegnung“ die kleine Wegzehrung mit dem kategorischen Imperativ, sich ein zweites Mal nicht blicken zu lassen, verabreicht hatte!

Im nächsten Augenblick steht Thaddäus Humer bereits über der Situation.

Mannhaft drückt er dem perplex zurückweichenden Luzian die Hand.

„Gerne bin ich wieder zu Ihnen gekommen, alter Freund,“ sagt er, „mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Verzeihen Sie, daß ich so lange nichts von mir hören ließ!“

Das hätte ihm Luzian am Ende verziehen. Weniger gerne, daß der Stromer sich jetzt behaglich im Fauteuile ausstreckt und mit einem „Sie erlauben?“ nach den auf dem Tisch liegenden Zigaretten greift. Was soll Luzian tun? Sagen, daß der Thaddäus Humer nicht der Ludwig Huna? Es umständlich erklären? Dumm. Der andere läßt ihm übrigens nicht Zeit zu einem Entschluß und beginnt:

„Harte Zeiten, nicht wahr, Kollege? Die Musen sind auf Vogelfutter gesetzt, ja, ja! Haben Sie auch Schwierigkeiten mit Ihrem Verleger? Der meine will nichts drucken. Nicht einmal den „Siamesischen Zwilling“ — mein Roman, Sie wissen! Da müssen wir uns schon gegenseitig helfen...“

„Danke“, sagt Luzian.

„Bitte! — Also fünfzig Mark, was? Für die nächste Woche! Die könnt Ihr mir doch schnell pumpen?“

Luzian schnauft. Nicht einen Pfennig darf der Verein diesem Gesellen geben! Einem anständigen notleidenden „Schriftsteller“ wär's entzogen. Aber Thaddäus Humer fährt fort, da Luzian schweigt.

„Nun, lieber Freund, Sie haben mich mit so herzlicher Treue begrüßt („Treue“ sagt er), Sie werden Ihrem guten Kameraden gerne aus der Not helfen.“

„Fünf“, würgt Luzian heraus.

„Wie?“

sich. Nostra maxima culpa! Wir wollen aber auch gegen uns selbst ehrlich sein, einsichtig werden und offen bekennen, daß mancher im Frieden gefeierte General die Erwartungen nicht erfüllte, daß ganze Truppenverbände versagten. Anderseits leisteten gerade auch viele Heerführer Bewundernswertes und deutschösterreichische Regimenter, Ungarn und Kroaten deckten mit ihren sterblichen Leibern die zwei Herzkammern des Staates.

Als die Russen an den Karpathenwall anrannten und ihn an manchen Stellen bezwangen, schrieb ein uns wohlgesinntes Schweizer Blatt, die österreichisch-ungarische Gebirgsfront liege in den letzten Zügen. Es war nicht so weit gefehlt. Aber Ehre, wem Ehre gebührt: Unserer Armee, die bis zum Äußersten aushielt, unseren Generalen, die eine Zähigkeit in der Verteidigung bewiesen, die kaum jemand erhofft hätte. Aber auch Ehre unserem Verbündeten: Er sandte in der höchsten Not Hilfe: Gegen Russen, Serben, Rumänen und schließlich auch gegen Italien, das sich anschickte, Triest im Sturm zu erobern. Seltsamerweise ist man bei uns in etlichen einflußreichen und einflußlosen Kreisen gleicherweise auf das Deutsche Reich übel zu sprechen. Man sagt achselzuckend und in seinem Hochmut gekränkt: „Wir hätten es auch allein gerichtet!" Seien wir auch hier ehrlich: Wir hätten es allein nicht gerichtet, hätten es allein nicht richten können! Der Feinde waren zu viele, die die Monarchie umstellten. Viele Hunde usw. Einsichtigere, doch noch nicht genügend Einsichtige, erklären: „Deutschland half uns nur aus eigennützigen Gründen!" Wie dem auch sei, das Reich hatte sicherlich allen Grund, uns beizustehen — und es stand uns bei; darauf kommt es an. Wenn ich am Ertrinken bin und einer rettet mich, so frag' ich nicht lang herum, ob er aus reinster Nächstenliebe handelt oder in der Hoffnung auf die Lebensrettungsmedaille... Wer denkt da anders? Wer ergriffe nicht so und so den Arm, der sich ihm entgegenstreckt — und bewahrt Dankbarkeit, die sich nicht nur in Worten äußern darf, die auch Taten zeigen muß?!

Die staatsrechtlich dreigeteilten Armeen Österreich-Ungarns sind ein schwerfälliges Instrument. Der Nationalitätenstreit mit seinen häßlichen Folgen stumpfte die Schärfe des Schwertes weiterhin ab, und sozialdemokratische Phrasen trugen mit dazu bei, unsere Widerstandskraft zu vermindern. Die Vielsprachigkeit im Heer, die geringe Durchschnittsbildung unter den Völkern, der Mangel eines einheitlichen und begeisternden Kriegszieles wirkten lähmend. Legen wir rosige Brillen ab und betrachten wir die Tatsachen mit scharfen Augen. Es kommt nicht darauf an, „Schuldige" für Mißerfolge da und dort zu suchen — das tue man später einmal —, sondern es kommt heute allein darauf an, unsere Schwächen zu erkennen, um ihnen entgegenzuarbeiten, denn der Krieg ist noch nicht

zu sein. Man wagte es ja nicht einmal mehr von einem „Österreich“ zu sprechen, man redete von „Zisleithanien“, noch lieber von den „im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern“. Schwerfälligkeit und Mangel an Voraussicht feierten Orgien. So wurde weiter gewurschtelt. Von Körber stammt das Wort: „Österreich ist — was wollen Sie mehr?“!! Je nach dem wechselte der politische Kurs der Ministerien, bald lief er mehr rechts, bald mehr links; in der Regel rechts. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß auch die Volkspolitik der Deutschösterreicher lange Jahre mehr als miserabel war. Die „alten 66er“ hatten Angst vor den Preußen, die Klerikalen fürchteten das neue protestantische Kaiserreich im Norden, die „48er Liberalen“ liefen mit Scheuklappen hinter bleichen Prinzipien her, die schon lange tot waren und die sie galvanisieren wollten. Die Sozialdemokraten plauschten so lange und so albern von „Völkerversöhnung“, bis die sozialdemokratische Partei Österreichs selbst in ein halbes Dutzend nationaler Kliquen zerfiel. Unsicherheit, Unverständnis und Wirrwarr oben und unten. Konnte es da Wunder nehmen, daß das beutegierige Ausland im Osten und am Balkan zur Überzeugung gelangte, es genüge ein einziger starker Stoß, um die Monarchie zu zertrümmern? Unsere innere Uneinigkeit war ein Mitanlaß zum Weltkrieg. Ein eindeutig starkes Österreich-Ungarn hätte den Feinden ringsum die Lust genommen, sich an ihm zu reiben. Deutschlands Kraft kannten sie, aber hofften, es an der österreichischen Front zu überrennen. In London, Petersburg und Paris hörte man es gern, wenn Herr Kramarsch das Bündnis der kaiserlichen Mittelmächte ein überspieltes Luxusklavier nannte!

Im Innern in Zisleithanien und Transleithanien geschieden, von slawischen Teilungsbestrebungen geschwächt, von einer bornierten Sozialdemokratie verhetzt, so trat das Donaureich in den aufgezwungenen Weltkrieg.

Da sagte man bei uns: „Aber die Armee ist gut!“ Allerdings, die Armee war und ist so gut, als sie unter den gegebenen Umständen sein konnte. Aber viel zu klein, zu wenig einheitlich, durch Sparsamkeit am unrechten Ort nicht hinreichend gerüstet. Das ließ sich nicht in wenigen Wochen reparieren, dazu gehörten Jahre. Die Jahre fehlten uns. Kriegsminister Schönaich warnte einst vergebens: „Die Armee verdorrt!“. Die Serben standen vor Serajevo, die Russen vor Lemberg. Heroisch war der Widerstand unserer Truppen, die dem russischen Millionenheer und der kampferprobten serbischen Armee, die zu wissen glaubte, wofür sie stritt, gegenüberstanden. Dennoch wurden sie bis in die Karpathen, gegen den Festungsring von Krakau und im Süden über die Donau zurückgeworfen. Es stand schlecht, aber es wäre ungerecht, einzelne Führer oder die Soldaten dafür verantwortlich zu machen. Alte Sünden rächten

letzte Widerstände im feindlichen Lager zu überwinden. Vorerst noch nicht durch diplomatische Noten, vorerst noch durch Siege im Felde. Schulter an Schulter mit dem treuesten der Bundesgenossen, in Anerkennung seiner militärischen Überlegenheit, die er allen Gegnern gegenüber hundertmal bewies. Viribus unitis.

von Schwertfeger.

Ein Spaziergang ins vorgeschichtliche Mürztal.*

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

Immer wieder muß betont werden, daß geschichtliche Schlußfolgerungen, die sich einzig und allein auf Funde gründen, notwendigerweise lückenhaft sind, denn nur ein verschwindend kleiner Teil des alten Kulturbodens, und auch dieser selten systematisch durchsucht, liefert das Beobachtungsmaterial. Bei Eisenbahnbauten und Flußregelungen, bei Errichtung von Gebäuden und bei wissenschaftlich angestellten Grabungen werden Gegenstände zutage gefördert, die uns behilflich sein können, über die Kulturen früherer Rassen und Stämme und über die Rassen und Stämme selbst manches zu erfahren, da geschriebene Quellen noch gänzlich fehlen. Aus Zufälligkeiten, die sich mit der Zeit allerdings häufen und Folgerungen von größerer Wahrscheinlichkeit gestatten, schöpfen wir Belehrung — ohne uns jemals darüber zu täuschen, daß man dabei vielfach irrt, wenn man aus allzu Kleinem allzu Großes herauszulesen trachtet. Werden daher im folgenden auch weitergehende Schlüsse gezogen, so ist sich der Verfasser dennoch stets bewußt, daß es sich um recht zeitliche Weisheiten handelt, die möglicherweise einer höheren Erkenntnis von Morgen schon nicht mehr standhalten.

Vom Dasein von Menschen der älteren Steinzeit im Mürztal ist uns nichts bekannt und die Feuersteinspitze und der Knochenpfriem aus der Ofenbergerhöhle bei St. Lorenzen im Mürztal bezeugen die Anwesenheit jüngerer Steinleute nur am Unterlauf der Mürz. Ob es „Rassenzwerge“ von der Art des „Ursteirers von Peggau“ waren oder die von Hilber erwähnten „hochgewachsenen, neolithischen“ Menschen, muß vorderhand dahingestellt bleiben. Vielleicht sperrte in jenen fernen Tagen noch ein See, von dem das Volk fabelt, den Zugang zum mittleren und oberen Mürztal ab. Der See soll sich von der Stelle, wo heute das Dorf Langenwang liegt, bis zum Wartbergkogel geweitet haben und durch ein großes Naturereignis, etwa durch ein Erdbeben —

* Vergleiche die schon erschienenen Aufsätze über die Urzeit der Steiermark.

abgeschlossen und wir müssen trachten, ihn bald zu einem guten Ende zu führen. Ungeachtet unseres ehrlichen Friedenswillens zwingt man uns weiterzukämpfen. Also wird weitergekämpft. Es ist gewiß nicht unsere oder unserer Bundesgenossen Schuld. Der Friedensphilosoph Wilson wäscht seine Hände in dem Blutbad, das ihm England und Frankreich zurechtstellten.

Wer möchte es leugnen, daß das deutsche Heer das beste der Welt ist? Es ist eine Tatsache, deren wir uns freuen wollen, denn sie kommt doch auch uns zugute. Eine weitsichtige Friedensarbeit, eine geniale Organisation, ein Kaiser, der sich seiner hohen Verantwortung seit je bewußt war, und Feldherren von Gott gesandt ermöglichten Siege, die ihresgleichen in der Vergangenheit nicht haben. Das deutsche Volk hat sich selbst übertroffen, mehr geleistet, als irgend jemand von ihm erwarten konnte. Seien wir zum dritten und vierten und fünften Mal ehrlich, ohne Spitze gegen unsere Brüder, die uns verteidigen, die für uns bluten und sterben: Wo wir zusammen mit deutschen Truppen, mit deutschen Generalen fochten, dort zwangen wir den Sieg an unsere Fahnen: Galizien, Polen, Rußland, Serbien, Rumänien, Italien. Mit vereinten Kräften, aber, aber auch nur mit vereinten Kräften warfen die Heere alle Feinde nieder.

Gewiß wäre es zu wünschen gewesen, und wir wünschten es alle, daß wir auch allein entscheidende Erfolge gehabt hätten. Um unser Selbstgefühl zu stärken, denn es genügt nicht, „mir sein mir" zu sagen, wir brauchen ein gesundes Selbstvertrauen, das die Freude am eigenen Staat erhöht. Dann würden manche unerquickliche Erscheinungen an der Front und im Hinterland ausbleiben. Wünsche gehen leider nur selten in Erfüllung. Ziehen wir die richtigen Folgerungen daraus: Hindenburgs und Ludendorffs wachsen nicht wie wilder Kümmel auf den Feldern. Vertrauen wir uns freudigen Herzens ihrer Leitung an. Legen wir unser militärisches, unser staatliches Schicksal dankbar für Vergangenes in ihre Hände, hoffen wir gläubig, daß ihr strahlender Stern ins heilige Land des Friedens leuchtet. Weg mit falschem Ehrgefühl, mit täuschendem Ehrgeiz, seien wir selbstgenügsam und nachgiebig. Die besten Männer sollen uns befehligen, gleichgültig, ob sie an der Donau oder am Rhein oder an der Weichsel geboren wurden. Tun wir dies zu unserem eigenen Heil.

Österreich-Ungarns Armeen und Generale hielten dem ersten allzu furchtbaren Ansturm der Russenmillionen stand, sie verteidigten heldenhaft die Karpathen, sie wehrten die Serben ab und bauten am tötlichen Karst eine Mauer gegen Italien. Durften wir von einem Schwert, das durch unsere Schuld nicht rechtzeitig geschliffen wurde, mehr verlangen? Nein. Der Friede ist auf dem Anmarsch, es gilt nur mehr

der Gegend, die erst in den kommenden Jahrhunderten gerodet und wohnbarer wurde.

Als Odoaker im Jahre 488 den größten Teil der romanischen Bevölkerung, also auch die romanisierten Illyrer und Kelten Norikums, fortführte, werden die im abgelegenen Mürztal seßhaften Sippen dem Rufe kaum gefolgt sein; ihnen lag ihr Heimatsboden sicherlich näher als die romanische Stadtkultur Poetovios, Celejas und Flavia Solvas, die selbstverständlich mehr Italien zuneigte.

Die Slowenen endlich waren an der Mürz ansässig, da dünn verstreut, dort enger beieinander. Sie vermischten sich zweifellos mit den illyrisch-keltischen Elementen, die sie vorfanden und schwerlich ausrotteten. Man tötete den überwundenen Feind nur auf jener primitiven Stufe der Kultur, da Jagd und Fischfang genügten. So wie man anfing, Viehzucht und Ackerbau zu betreiben, knechtete man die Besiegten und gewann dadurch Arbeitskräfte. Diese Knechtung bedeutete insofern einen politischen und sozialen Fortschritt, als sie die Frauen entlastete, die bis dahin die schweren Arbeiten, die Töpferei eingeschlossen, zu leisten hatten, denn die Männer gingen in der Jagd, in Raub und Krieg auf.

Anhaltspunkte zur Feststellung der einstigen Ausbreitung eines Volkes geben uns die noch erhaltenen Namen von Örtlichkeiten, Bergen und Flüssen in seiner Sprache. Prüfen wir daraufhin die geographischen Benennungen im Mürzgebiet, so kann die Nachforschung erst in der illyrisch-keltischen Epoche beginnen, da wir über die Sprache der Steinmenschen nichts wissen. Aber sind schon Rassenforschungen, die in die ferne Vorzeit zurückschweifen, etwas überaus Zweifelhaftes, so beschreitet man mit Sprachvergleichungen erst recht einen Weg, der allzu leicht in die Irre führt. Der Sprachforscher von Beruf lehnt überdies alles Herumdeuteln von Dilettanten ab, die sich kritiklos an willkürliche Klangähnlichkeiten klammern, doch muß anderseits erklärt werden, daß auch die kühnsten Auslegungen des kritiklosesten Dilettanten immer noch die gelehrte Theorie irgend eines fachlichen Linguisten für sich finden lassen! Man bedenke z. B., daß der Name „Steiermark" von fünf Leuchten der Wissenschaft als „allgemein germanisch", besonders „ostgermanisch", „illyrisch", „keltisch" und „slawisch" angesehen wird . . .

Richter sagt für die Steiermark: „In keltischer Zunge reden die Berge und die von ihnen herabstürzenden Gewässer, die Felsen und die Wälder, die Täler und die Schluchten und die Grabsteine." Diesen im Kern richtigen Worten möchte man nur den Wunsch anfügen: „Verstünden wir nur immer das Raunen der Berge, der Gewässer, der Felsen und Wälder und Schluchten . . .!" Gewiß, sie reden keltisch und nicht nur keltisch, sondern auch illyrisch, romanisch und ostgermanisch, aber die schwere bayrische und bäurische Zunge, die sich damit abzufinden hatte,

„durch einen Lindwurm“, sagt die Überlieferung — zum Abfließen gebracht worden sein. Aber auch dort, wo damals der Mensch der jüngeren Steinzeit hauste, war eine wilde, unwirtliche, feuchte Enge mit schier undurchdringlichen Wäldern, die Schnee- und Windbrüche zermarterten. In den Wäldern war nicht das Menschlein Herr und Gebieter, dort waren die reißenden Tiere Könige, und selbst der Besitz einer niedrigen Höhle mußte ihnen erst abgerungen werden. Die kümmerlichen Steige und auch noch die späteren Wege und bescheidenen Straßen schlängelten sich furchtsam an den Berglehnen hin, denn in der Talsohle strömte der Fluß, der launenhaft seinen ungeberdigen Lauf änderte und nach der Schneeschmelze im Frühling, von ungestümen Seitenbächen gespeist, mächtig anschwoll, weitum das Gelände überflutete, versumpfte und vermoorte. Die Winter waren eisig und endlos, die Sommer kurz und fröstelig, und ewige Nebel stahlen der Landschaft das Himmelsblau. So müssen wir uns das Mürztal zu Beginn des Alluviums, ähnlich noch in den Tagen der fränkisch-bayrischen Einwanderung vorstellen: Eine ungastliche Wildnis mit spärlichen Menschen in Höhlen, in Wohnmulden oder in Holzhütten, stumpf dahinlebend und Gottheiten ergeben, die sie sich in Angst und Furcht und Aberglauben nach ihrem eigenen Ebenbilde schufen . . .

Aus der illyrischen und illyrisch-keltischen Kulturperiode wurden im unteren und mittleren Mürztal Werkzeuge, Waffen und Geräte bei Hafendorf, Mürzhofen, Wartberg und Mürzzuschlag ausgegraben und gehören der frühen Metallzeit mit Bronze an, doch sind sie selten und gering an Wert, im Vergleich zu den Formen, die gleichzeitig anderwärts schon Allgemeinbesitz waren. Was die Römer anlangt, so wurde schon die Vermutung geäußert, daß sie an der Mürz kaum seßhaft waren und die römischen Münzfunde in Mürzzuschlag und Neuberg von einem oder einzelnen Streifzügen herstammen dürften. Ein abschließendes Urteil darüber können wir erst fällen, wenn es sicher feststeht, ob eine Römerstraße über den Semmering führte — was z. B. Krebs glaubt — oder nicht, wie Rende annimmt, der meint, auch die Völkerwanderung habe ihn nicht berührt.

Von den ostgermanischen Wanderern wissen wir bloß, daß sie besonders von Pannonien her auch das Mürztal überflutet haben dürften, doch Anklänge daran in der Mundart und Eigenheiten beim Haus- und Hofbau lassen sich ebenso gut auf eine spätere Seßhaftmachung von Nachfahren ostgermanischer Sippen, die zuerst im Süden wohnhaft wurden, zurückführen wie auf eine Niederlassung schon während der Wanderzeit.

Zahlreich dürfen wir uns hier die Bevölkerung der frühen Metallzeit jedenfalls nicht vorstellen, nicht nur wegen der verhältnismäßig geringfügigen Spuren, die sie hinterließ, sondern auch wegen der Härte

wohl aller Wahrscheinlichkeit nach slowenisch: „muoritza“, die „kleine Mur“, eine Verkleinerungsform der keltischen „Mur“. Auslegsam ist ferner „Veitsch“, in den älteren Urkunden „vitscha“; der Kirchenpatron des mit dem Berg gleichnamigen Ortes ist St. Veit. Weihten nun deutsche Ansiedler ihren Weiler anpassend an das windische „vitscha“ dem ähnlich klingenden christlichen Heiligen oder wurden Ort und Alpe erst von den deutschen Landnahmemännern nach St. Veit bezeichnet? Ich bin geneigt, alles, was mit „Veitsch“ zusammenhängt, zumal der heilige Veit ein bei den Slowenen beliebter Schutzherr war, auf die Slawen zurückzuführen, unterschieden sich doch noch im Jahre 1813, als der steirische Dichter Kalchberg darüber schrieb, die Veitscher auffallend von den Bewohnern das nahen Mürztales; sie hatten einen eigenen Typus, eine abweichende Tracht und die Frauen galten als wenig fruchtbar. Besonders der letzte Umstand weist auf einen alten, durch Inzucht erschöpften Menschenschlag hin. — Slawisch mutet auch der Alpler Hofname „Zutrum“ an — „drum“ ist aber auch ein keltisches Wort mit der Bedeutung „Rücken“, „Bergrücken“.

Hier ist eben alles Erklären ein Tasten und Raten, erschwert durch die wechselnden Schreibweisen in alten Urkunden, und wir müssen uns schließlich mit der allgemeinen, aber doch einwandfreien Feststellung bescheiden, daß im Mürzgebiet vor der fränkisch-bayrischen Einwanderung Keltenreste und Slowenen saßen, für die Orts-, Berg-, und Flußnamen Zeugenschaft ablegen, ohne daß es stets möglich wäre, zu entscheiden, welcher Sprache diese oder jene geographische Bezeichnung ursprünglich angehörte.

Unter den Personennamen auf den Urkunden des elften, zwölften Jahrhunderts aus dem Mürztal findet man nur sehr wenige windische, doch erklärt Zahn, selbst noch im 16. Jahrhundert sei hier auch noch slowenisch gesprochen worden . . .*

* Nach den Habsburgischen Urbaren kamen z. B. um das Jahr 1300 herum in Krieglach u. Umgebung folgende Personennamen vor: Chuntzil, Hainricus, Hainricus Seldel, Heintzl, Hertlinus Mingel, Hirzel (Inhaber einer Fleischbank), Hirtzmannus, Meingoz, Neithardus, Otto, Sturmo, Sighardus, Wolfkerus, Zware, Hainricus de Monte, Sighardus Rauber, Seifrid, Hainricus Spigelveld, Sighardus officialis (der Amtmann), Treutil u. Leo Treutil, Hertwicus, Haintzlinus, Perchtoldus, Ditricus, Ulricus, Haintzl, Wolfker, Wifingus, Hirzlinus sub Chogil, Seibot im dorflein, Hertweich, Hainricus Payer (= der Bayer), Albertus, Neuchom, Pernhardus, Rudlinus, Hainricus am Pasek, Chunradus im Stain, Erchengerus, Chunradus, Alrammus, Leupoldus, Walbraun, Ditmarus, Liehteneker, Neuzil am Oede, Nuscho. — Man sieht, überwiegend urdeutsche Namen, trotz den oft angeklebten lateinisierenden Endungen! Familiennamen sind noch selten, doch schon in Entwicklung, wie: Hainricus Payer, Hirzlinus sub Chogil (ein späterer „Kogelbauer Heinrich“) Hainricus de Monte (ein nachheriger „Heinrich Berger“) u. ähnliche.

Auf einer älteren Krieglacher Urkunde vom Jahre 1230 sind folgende Zeugen namentlich angeführt: Waltherus sartor (ein Schneider also!), Hirzmannus, Stangoy u. Stagoi (zwei Wenden!), — durchwegs „rustici“, Bauern; ferner Chunradus de Freznitz.

machte die fremden Bezeichnungen dem Deutschen mundgerecht, so daß die ursprüngliche Wurzel entweder gar nicht mehr oder nicht mehr mit Sicherheit erkenntlich blieb oder eine vieldeutige Form annahm. Man wird zuweilen illyrische Ortsnamen vermuten müssen, die nacheinander keltisiert, slawisiert und schließlich eingedeutscht wurden. Jeder nachkommende Sprachstamm ersetzte vorgefundene fremde Ausdrücke durch ähnlich klingende aus seinem eigenen Wortschatz. Dafür sei ein Beispiel angeführt, das wir zufällig richtig bewerten können: Eine Linie des angeblich altfränkischen Geschlechtes derer von Schärfenberg siedelte sich im windischen Sprachgebiet an und übersetzte ihren Namen ins Slowenische, so daß „Ojstervrh", von „ojstro" gleich „scharf" und „vrh" gleich Berg, daraus wurde. Später wurde der Name germanisiert, in „Osterberg". Oberflächliche Forscher müßten die Grafen von Osterberg für germanisierte Slawen halten, während diese Franken einen verslawten und wieder verdeutschten Namen führten. In voller Erkenntnis der Unzulänglichkeit aller Schlüsse auf Grund von Sprachforschungen und Sprachvergleichungen seien Bezeichnungen aus dem Mürzgebiet angeführt, die man aus dem Keltischen ableitet: Mürz (von „merz", feuchter Boden, wie denn dieser Fluß allgemein bis ungefähr 1782 „März" genannt wurde und noch heute vom Volk so ausgesprochen zu werden pflegt); Krieglach und Dimlach (zusammengesetzt mit „aha", Wasser); Kapfenberg (von „kapf", „kaf", Bergkopf); Langenwang („wang", Viehtrift); Kogel (großer Berg); alle Verbindungen mit „Ros", „Roß" und „Rot" — Roſſegg, Roßkogel, Roßkopf, Rotsohl; Karnerhöhe („kar" — dem lateinischen „cornu" entlehnt — scharfkantige Bergspitze); Alpel („alp", Berg). Aber die meisten dieser Namen werden auch von Germanisten und Slawologen für sich in Anspruch genommen ... Ostgermanischer Herkunft könnten alle Zusammensetzungen mit „skir", „schir", „scheier" u. dergl. sein, so: Schirming bei Stanz, Schirnitzbühel bei Kapfenberg, Schirnitzbauer im Freßnitzgraben bei Krieglach, wobei die Endung „itz" eine spätere slawische Anfügung wäre.

Etwas klarer, weil die wendische Sprache uns weniger Rätsel aufgibt, liegt die Sache bei ursprünglich slowenischen Örtlichkeitsbezeichnungen an der Mürz und in deren Seitentälern, doch muß auch hier betont werden, daß manche Namen vielleicht älterer, illyrischer, keltischer oder germanischer Abkunft sind und nur verslawt wurden, so daß wir zu keiner letzten Erkenntnis zu gelangen vermögen. Beispiele: Tragöß, Aflenz, Pötschach, Parschlug, Göritz, Graschnitz, Sölsnitz, Jaßnitz, Spregnitz, Freßnitz, Massing(?), Maleisten(?), Ritis(?), Trabach(?), Feistritz, Globocken, Pretull, Fröschnitz, Dobrein, Semmering — und derlei windische Bezeichnungen finden sich auch jenseits des Semmerings in Niederösterreich. Der auch fürs Keltische in Anspruch genommene Name der Mürz ist

erproben. Wir haben keinen Überfluß an guter neuer Dramatik, so daß solche Talente brachliegen dürften!

Von Ibsen beeinflußt dürfte das Stück „Faustrecht" sein. Nur statt festumrissene Charaktere, wie sie der germanische Norden schafft, bringt es weicher veranlagte Menschen aus dem deutschen Süden. Man kann an der Arbeit geradezu Studien über das Seelenleben des Österreichers machen.

Ein eigenartiger Akt sind die „Brüder von Österreich", wo in knapper Form das Nationalitätenproblem künstlerisch erfaßt wird. Es kommt allerdings nicht zu einer Entspannung, sondern notwendigerweise zur Katastrophe. Die „Brüder" erschienen 1911 in dem Doppelheft Nr. 29/30 der Wiener Wochenschrift „Die Wage".

Vielleicht vermißt mancher in Hoffers Dichtungen einen gewissen idealen Optimismus, der wenigstens künstlerisch Konflikte löst, die in der härteren Wirklichkeit vergebens der Entwirrung harren. Aber bei aller Symbolik herrscht psychologisch der Naturalismus vor.

Eduard Hoffers Begabung ist ausgesprochen dramatisch, mit einem gesunden Sinn für Bühnenwirkung, doch nicht weniger interessant ist er als Romanschriftsteller. „Der blaue General" nennt sich sein bisnun einziger Roman. Die Handlung rankt sich abermals um die politische Unbestimmtheit und seelische Unsicherheit des deutschen Österreichers. Auch Rudolf Hans Bartsch machten schon ähnliche Probleme zu schaffen, doch in ganz anderer Art. Hoffer ist ein Künstler ohne Konzessionen nach irgendeiner Seite. Er packt stets tief und scheut das Leben gerade dort nicht, wo es beginnt, unbehaglich zu sein. Nicht jede Erkenntnis spricht an. „Der blaue General" ist ein Stück aus der Zeit, da „Alt-Österreich" von einem „Jung-Österreich" abgelöst wurde — ich meine das gärende letzte Jahrzent des vergangenen Jahrhunderts. Und mir scheint, daß sich trotz des Weltkrieges das „alte" von dem „jungen" Österreich nicht wesentlich unterschied . . . . Gegensätze überwiegen im öffentlichen Streit der Meinungen, die „Staatsidee" läßt sich nur schwer mit den einzelnen nationalen Idealen vereinigen. Man fühlt aus dem Roman das Fieber, an dem unser Staat schon lange krankt: Eine äußere Zerrissenheit der Zustände und eine innere Ungeklärtheit der Menschen. Matthias Larisegger, der Held des Buches, ist ein jugendlicher Schwarmgeist mit hochgesteckten Zielen — und zuweilen stolpert er über allgemein Menschliches, nur allzu Menschliches.

Der 43. Jahrgang des „Heimgarten" wird den Roman in acht Fortsetzungen veröffentlichen. Gerade zur rechten Zeit. Denn der „blaue General" ist niemand anderer, als Franz Josef der Getreue, dessen Regierungsantritt sich am 2. Dezember zum siebzigsten Mal jährt. Und noch aus einem zweiten Grund zur rechten Zeit: Wir erleben die poli-

Eduard Hoffer.

Der „Kürschner" ist sozusagen der „Gotha" deutscher Geistesmänner. Freilich nur „sozusagen", denn gar mancher findet den Weg hinein, der bloß — vielleicht sogar auf eigene Kosten — ein verhungertes Bändchen Gedichte drucken ließ oder voll Ehrgeiz ein minderes Wochenblatt mit blassen Feuilletons beglückt. Der Dramatiker Eduard Hoffer fehlt im „Kürschner", obschon sein Stück „Ein dummer Bub" auf der Bühne bemerkenswertes Aufsehen erregte und sein neues Schattenspiel „Arme Seelen" ein hochbedeutendes Werk ist, wenn es sich auch zur Aufführung möglicherweise nicht besonders eignet. Die bisherigen größeren Arbeiten Hoffers erschienen bei der Deutschen Verlagsanstalt in Graz, und der Sammelband aus dem Jahre 1908 führt seinen Obertitel eben nach dem Drama „Arme Seelen". Der Verfasser hat leider so wenig das Zeug, aus sich und seinen Schöpfungen „etwas zu machen", er gehört nicht zu jenen Viel-zu-Vielen der Feder, die sich recken und gehörig Tam-Tam schlagen, und denen die einflußreiche Presse die Wege ebnet. Auch sind die Dichtungen schwer und problematisch, also nichts für die Menge der Kino- und Operettenfreunde, die im Zeitalter der Demokratie auch auf künstlerischem Gebiete maßgebend sein wollen.

Für Hoffer charakteristisch ist das Österreichertum in allen Spielarten. Nicht nur, daß seine Gestalten typische Österreicher sind — Geisteskinder kelto-germanischer Herkunft — auch die Stoffe sind oft dem seltsam krausen österreichischen Denk- und Gefühlsleben entnommen.

„Arme Seelen" möchte ich den „österreichischen Faust" nennen: gleichfalls ein Ringen um Entsühnung und Höherentwicklung, ein Sehnen nach innerer Erlösung, aber ohne rechte Zähigkeit, ohne zielsicheres Streben, ohne einen eisernen, das Dasein schließlich meisternden Willen. Der „Held" erlahmt am Weg wie etwa jener Heinrich in der „Versunkenen Glocke". So endet das Drama nicht mit einer himmlischen Apotheose, es führt folgerichtig zu einem ertötenden Ende. Große Gedanken funkeln aus dem Werk und eine eigenartig reiche Sprache reißt mit. Allerdings hat man beim Lesen einen nachhaltigeren Genuß als bei der Aufführung, die Höchstforderungen an Darsteller und Zuhörer stellt, denen die Gabe gegeben sein muß, Szene für Szene verständig mitzugehen und psychische Entwicklungslinien aufmerksam zu verfolgen. Von den Brettern herab geht zu viel verloren. Auch in dem noch ungedruckten Märchendrama „Merlins letzte Fahrt" herrscht die Faustidee vor. Wieder setzt Hoffer beim Leser mancherlei voraus, doch dürfte eine gute Darstellung das Verständnis erleichtern. Es ist schade, daß der Verfasser bisher noch zu wenig Gelegenheit fand, die Wirkung seiner Werke auf der Bühne zu

Gutsherrschaft. Die meisten stellen sich eine Art gemilderter Sklaverei vor, nach einem Muster, das anderwärts nachweisbar, aber in Wirklichkeit bestand ein so zu sagen „öffentlichrechtliches Verhältnis“ zwischen den adligen Herren und ihren Hintersassen. In Wahrheit war der Adlige gewissermaßen ein Landesherr — und wäre auch tatsächlich ein echter und rechter Landesherr geworden, hätte nicht die Gegenreformation den ehrgeizig aufstrebenden Landadel der Steiermark politisch geradezu entrechtet. Im Reich draußen erlangten etliche Ur- und Hochadlige allmählich eine Dynastenstellung und regieren heute noch. Den einst mächtigen Grafen und Herren von Stubenberg auf Oberkapfenberg im Mürztal, den größten Grundherren in Alpel, war es nicht beschieden, souverän zu werden, aber über ihre Bauern geboten sie dennoch durch Jahrhunderte wie Fürsten. Wohl kamen sie zugleich mit ihnen aus dem Norden, Freie mit Freien, denen die Wirren der Zeit nach und nach eine Vorzugsstellung einräumten. Nur in ganz wenigen Gebieten konnten sich die Freibauern halten, zumeist verloren sie ihre Vollfreiheit, für die möglicherweise nur die Einrichtung der „Viertelrichter“ — Nachfahren von selbständigen Dorfrichtern? — zeugt. Die Bauern verband später mit dem Landesherrn nur ein recht dünnes Band, sie hatten in der Hauptsache nur mit den Grundherren und ihren Vögten zu tun; der Erzherzog in Wien oder Graz bekümmerte sie wenig. Die Waldbauern leisteten den Stubenbergern Gefolgschaft und Abgaben, und bei diesen fanden sie auch Gerechtigkeit und Schutz, wenn es nottat. Die Herren Erzherzöge hielten sich nur an die Landstände, von diesen forderten sie unmittelbar, diesen gaben sie. Ein allgemeines Untertanenverhältnis, wie es im modernen Rechtsstaat besteht, enstand erst unter Maria Theresia und Josef dem Zweiten. Viel weiter zurück reicht denn auch die monarchische Tradition unserer Bauern selten. Dies nur nebenbei

Als unser Ähndl die Ahndl zum Weibe nahm, hatte die Gutsherrschaft nur mehr abgeschwächte Rechte, und das Eheversprechen wurde mit ihrer Billigung ins Kirchenbuch — „Protokoll über aufgenommene Eheversprechen bei der Pfarr Krieglach“ überschrieben — aufgenommen. Die Form dafür scheint eigenartig genug, um wortwörtlich angeführt zu werden. Der darin erwähnte Ignatz Roßegger — der fröhliche Natzl in Kluppenegg — wurde 1790 geboren und starb in jungen Jahren, von seinen eigenen Schwägern bei einer Rauferei nach dem Herbstkirchweihfest in Fischbach tödlich verletzt. Magdalena Bruggraber, die mit einem poetischen Röcklein angetan in den Büchern meines Vaters als „das Heidemädchen“ weiterlebt, stammte vom Peterbauernhof und nicht vom Blasbauern, wie das Protokoll meint. Das Protokoll teilt mit manchen anderen Urkunden die Tatsache kleiner Unrichtigkeiten.

tischen und nationalen Irrungen, die den Roman durchweben, gegenwärtig in gesteigerter Kraft . . . .

Wir freuen uns, unseren Lesern diesen gediegenen Roman bieten zu können; gewiß wird er dem Verfasser viele Freunde werben, die dann auch nach seinen wertvollen dramatischen Arbeiten greifen. Und hoffentlich trägt dies dazu bei, daß auch Bühnenleiter künstlerisch bedeutsamer Theater auf den Namen „Eduard Hoffer" aufmerksam werden, interessierte sich doch schon der scheidende Burgtheaterdirektor für „Merlins letzte Fahrt".

H. L. R.

Wie der Ähndl die Ahndl nahm.

Zu unserer Familiengeschichte von **Hans Ludwig Rosegger.**

Schon die ältesten Urkunden, die von Waldbauern in Alpel berichten wissen etwas von den Roßegger's, die auf dem unteren Kluppenegger — auch der vordere Kluppenegger genannt — saßen. Das war vor rund vierhundert Jahren, und von da an läßt sich der Stammbaum schier lückenlos aus Kirchenbüchern und herrschaftlichen Schriften bis zur Gegenwart aufbauen. Aus jenen ältesten Urkunden geht aber auch schon hervor, daß die Familie auf dem Gute bereits länger ansässig war. Später findet man sie auf dem nahen Riegelbauernhof, von wo sie abermals in den inzwischen 1744 neugebauten Kluppenegger einheiratete. Der allererste Roßegger, der überhaupt erwähnt wurde, ohne daß wir jedoch mit Bestimmtheit sagen können, ob er derselben Sippe angehörte, war ein Zeitgenosse Rudolfs von Habsburg... Wir möchten glauben, daß unsere Vorfahren als Freibauern aus dem bayrisch-alemannischen Illergebiet unter Karl dem Großen oder bald nachher ins steirische Waldland zogen. Deshalb sind die Hochmütigen unter den Roßegger's vom Kluppenegg auf ihre Abstammung nicht weniger stolz als unsere Uradeligen, und halten sich für vornehmer, als viele „Von's" und Barone, die sich durch Geld und Handel ein Krönlein und ein Wappen erwarben.

Wie dem auch sei, es wäre vermutlich allgemein von Belang, an der Hand von Dokumenten und der zuweilen gar nicht so schweigsamen Überlieferung eine regelrechte Familiengeschichte zu verfassen, denn es gibt deren nicht viele aus bäuerlichen Kreisen. Vielleicht wird der „Heimgarten" einmal etwas davon erzählen, als Ergänzung zu dem, was mein Vater schon aufschrieb.*

Überwiegend, sogar in Geschichtsbüchern, lebt eine unrichtige Auffassung von der Stellung des „hörigen Bauern" Steiermarks zu seiner

* Siehe „Gesammelte Werke" von Peter Rosegger (Verlag Staackmann) „Waldheimat", I. Band, und „Mein Waldleben", I. Band.

Am Grabe Peter Roseggers.

Ein schlichtes Kränzlein aus Wald-, Feld- und Wiesenblumen, in alter Lieb' und Treue geflochten am 75. Geburtstage für des Dichters letzte Ruhestätte.

Von **Dr. Hans Richter.**

Und so lege ich mit der Feder auch des Herzens Unruh' hinweg und schließe einen Sonderfrieden mit mir selber."

Mit diesen Worten, geschrieben am 31. August 1917, nimmt Peter Rosegger Abschied von seinen Lesern in „Heimgärtners Tagebuch, neue Folge" (1912—1914), der letzten wundersam köstlichen Gabe des großen Lehrers der Menschheit, auf jeder Seite voll Lebenswahrheit und Lebensweisheit. Die ganze ehrwürdige Gestalt des steirischen Weltdichters offenbart sich in Lauterkeit und Liebe aufs neue in diesem Tagebuche, das gleichsam ein Spiegel unserer ernsten Zeit ist, in dem er zum letzten Male alle kulturellen, sozialen, religiösen und geistigen Strömungen im Wahnsinn des Weltkrieges, „aus Fried' und Freud', aus Not und Streit", zusammenfaßt als mahnender, mitunter schalkhaft lachender Weltweiser.

Und vor dem Schlußsatze in diesem Tagebuche des Heimgärtners stehen die bedeutsamen Zeilen: „Jene, die nach uns Tagebuch schreiben, werden zu berichten haben von dem endlichen Siege der menschlichen Gesittung. Sonst wünsche ich nichts."

Der Dichter hat also schon vor Jahresfrist gefühlt und geahnt, daß seine Lebensuhr abgelaufen sei, und Freunden gegenüber machte er wiederholt ein großes Fragezeichen, ob ihm die Vollendung seines 75. Lebensjahres am 31. Juli 1918 wohl noch beschieden sein werde. Obwohl er eigentlich gar keine Absicht hatte zu sterben, wie er lächelnd immer wieder hervorhob, so hat sein Wähnen und Ahnen doch recht behalten.

Ganz allmählich, den unerforschlichen Rechten und Gesetzen der Natur entsprechend, ist am 26. Juni das Licht seiner gottgesegneten Erdentage sanft und milde erloschen. Am 28. Juni wurde der weltberühmte Mann wie der einfachste Erdenpilger von Bauern seiner Waldheimat aus seinem stillen, beschaulichen Sommerhause zu Grabe getragen, auf den Ortsfriedhof zu Krieglach, wo auch seine Mutter, sein Vater, seine Geschwister, seine Verwandten und Bekannten in Frieden ruhen.

So wollte es der gute alte Peter haben. Das war der letzte Wunsch des Dichters. In sein geliebtes Mürztal, an die traute Stätte seiner Jugendträume, in die vielgeliebte und vielbesungene Waldheimat zog ihn die Sehnsucht, das Heimweh — zur Heimkehr für immer.

Der Friedhof des Marktes Krieglach ist von der kleinen Gemeinde Alpl, die aus kaum zwanzig zerstreuten Bauernhäusern besteht, ist von dem einsamen, bei 1200 Meter über dem Meere in Waldesdickicht gelegenen Geburtshause Roseggers, zwei gute Wegstunden entfernt. Vielhundert- und

Mit schöner, gewandter Handschrift zeichnete der Pfarrer Johann Rinn das Eheversprechen auf, während Brautleute und Zeugen, der edlen Schreibekunst unkundig, ihre schwerfälligen Kreuzeln malten.

Die kirchliche Feststellung lautet aber:

Krieglach am 19ten Juny 1813.

Protokoll

über das aufgenommene Eheversprechen zwischen dem Ignatz Roßegger, Besitzer der unteren Klubnecker-Hube,* Haus-Nr. 30, auf der Alpe, und der Magdalena Bruckgraberin, einer Blasbauer-Tochter von Graneck:

1. Bräutigam ist großjährig, die Braut minderjährig, hat jedoch, da ihre beiden Eltern bereits verstorben sind, die Einwilligung der Löblichen Grundherrschaft Kirchberg im Wald laut Beilage A.

2. Bräutigam hat die Entlassung von der Militair-Pflicht von Seite der Löblichen Herrschaft Hohenwang.

3. Haben die schriftliche Erlaubniß von Seite der Grundherrschaft Oberkapfenberg laut Beilage B.**

4. Sind zueinander weder verwandt, noch verschwägert.

5. Beide befinden sich beständig und ununterbrochen in hiesiger Pfarre.

6. Beide sind ledigen Standes.

7. Bräutigam ist vom Civil-Stande.

8. Beide sind in den Grundwahrheiten der Religion hinlänglich unterrichtet. Vorgelesen, bestättiget, geschlossen und unterzeichnet von

Joh. Rinn Pfarrer.

Braut: † Magdalena Bruckgraberin. Bräutigam: † Ignatz Roßegger.
Zeug: † Joseph Loregger. Zeug: Johann Könighofer.

*

Und so reiht sich in dem Buche Eheversprechen an Eheversprechen — mit dem Unterschied, daß die Brautleute in der Religion bald „sehr gut“, bald „gut“, bald nur „mittelmäßig“, bald gar nur „hinlänglich“ unterrichtet waren — wie eben der tiefgläubige Ähndl und die rechtschaffene Ahndl...

* Der Untere Kluppenegger war keine „Hube“, sondern ein Vollhof im üblichen Umfang von siebzig Joch.

** In den Kirchenbüchern an der Wende des 16. Jahrhunderts fand ich keinen Hinweis auf die Ehebewilligung der Gutsherrschaft, so daß es den Anschein hat, es sei ein solcher „Consens“ erst später eingeführt worden.

Die Echtheit in allem, was Rosegger geschrieben hat, und der tiefe sittliche Ernst erklären die große Wirkung und den unverwüstlichen Zauber seiner Erzählungskunst. Wie reich hat ihn das Schicksal bedacht, wie hold stand ihm das Glück stets zur Seite, wie beispiellos und einzig dastehend siegreich war sein Leben!

Und wenn wir seinen Lebensweg von der Wiege bis zum Grabe überdenken, vom Waldbauernbüblein, vom armen Schaf- und Ziegenhirten, vom Schneidergesellen mit Nadel und Schere, mit Elle und Bügeleisen, vom Handelsschüler und Autodidakten bis zum größten Volksdichter der deutschen Sprache und bis zum Ehrendoktor der Universität Heidelberg, so kommt uns sein irdisches Wallen und Wollen manchmal vor, wie ein immergrüner, nach Tannenharz und Fichtennadeln duftender Wald- und Wiesenblumenstrauß für den Hausaltar des deutschen Volkes, wie eine Waldandacht mit Vogelstimmen, wie ein wunderbares, farbenprächtiges Alpenglühen mit Zither und Hackbrettbegleitung, wie ein beständiger Flug der Seele von den Niederungen der Mutter Erde über grüne Matten mit leuchtenden Alpenblumen und kristallklaren Bächlein, über die Wipfel der grünenden Wälder und über die Schneehauben der Hochgebirge zum blendenden Glanze der Sonne, wie ein züchtiges Schauen und Lauschen zum goldenen Spiel der schweigsamen Sterne, wie ein ständiges Ringen und Erkämpfen der ewigen Wonnen des Himmelreiches.

Wie prächtig und genau hat Rosegger der Natur ihre Geheimnisse, ihre Schrecken und ihren Zauber abgelauscht! In seinen Naturschilderungen ist er ein Fürst, in seinen Naturbildern ein König. Die ewige Natur lebt sich in seinen besten Schriften vor uns aus, jeder Tautropfen und jeder Sonnenstrahl fruchtet, jeder kalte Bergquell spendet Lebenslust, im Summen der Bienen auf der Heide und unter den rauschenden Bäumen des Waldes steht die sonnenfrohe Jugend. Das Grünen der Erde, das Wachsen des Getreides, das Reine, das in den Wipfeln ist, das Würzige, das zwischen den Stämmen hin- und herzieht, der feine Hauch der Unberührtheit, der im Frühling auf den Blättern und Nadeln liegt, das alles ist auch in seinen Schriften.

Rosegger hat eben Erlebnisse gedichtet. Und wie seine Naturbeschreibungen, so sind auch seine Menschen, seine Älpler nach dem Leben geschildert, nach ihrem Handeln und Wandeln, in ihren Sitten und Gebräuchen, in ihren Wünschen und Träumen, in ihren Liedern und Gesängen, in ihrer Mühsal und Plage, kurzum in ihrem Lieben und Leiden, in ihrem ganzen Leben und Sterben, so der Vater, die Mutter, die Geschwister, die Nachbarn, die Waldbauern, die Knechte und Mägde, die Holzer und Halter, die Köhler und Pecher, die Ameisler und Wurzel-

tausendmal, in guten und bösen Tagen, bei Tag und Nacht, bei Wind und Wetter, bei Regen und Sonnenschein, ist Peter Rosegger diesen Weg von Alpl nach Krieglach gegangen, über Berg und Tal, durch Wald und Feld, über taufrische Wiesen und blumige Auen, als Kind, als Mann, als Greis, und immer ist ihm dabei etwas Schönes und Gutes eingefallen, was er als gottbegnadeter Dichter der großen Welt dann in seiner Eigenart zu singen und zu sagen hatte. Wie viel schöne Erinnerungen hängen allein an seinem Vaterhause! Über 150 Jahre schon steht Roseggers Geburtshaus auf einsamer Waldhöhe, über 400 Jahre schon schauten die Roseggerbauern, die mühsam den steinigen Grund und Boden bebaut n und bewirtschafteten, über die Wälder hinaus in die Welt, bis am 31. Juli 1843 Peter Rosegger geboren wurde, dem es durch Himmelshuld gegeben ward, als Dichter auszusprechen, was sich in den Seelen derer von Rosegger angesammelt hatte in biederer Frömmigkeit. Ein guter Lebenslauf, leid- und freudenreich, ist aus dieser vergessenen steirischen Waldeinsamkeit mit Peter Rosegger entsprungen, der sich als Liebling der deutschen Lesewelt bis zur Weltbedeutung emporgerungen, dessen Ruhm ein halbes Jahrhundert das Erdenrund beherrscht hat.

Die Wunderblume des Ruhmes erblühte dem Dichter auf seinen Wanderungen von Alpl nach Krieglach in allen vier Jahreszeiten, an Sonn- und Wochentagen, weil er mit offenen Augen, mit gesundem Bauernverstand, mit gemütvollem Herzen in dem Buche der Schöpfung zu lesen verstand, das überall ausgebreitet liegt in einem goldenen Prachteinbande, das da geschrieben ist von der Hand der göttlichen Allmacht und Weisheit mit ebensoviel Buchstaben, als es Geschöpfe gibt, die uns in unzählbaren Formen berücken und entzücken, die uns in wunderbaren Farben auf Schritt und Tritt entgegenleuchten, damit wir aus ihrer Pracht und Herrlichkeit einen Schluß ziehen können auf die zweckmäßigen Gesetze und auf die ewigen Vorzüge des Meisters aller Welten.

Mit einem hohen Schwung zum Schönen und Reinen, zum Großen und Ewigen, hat Peter Rosegger seine Betrachtungen in Gottes freier Natur angestellt und hat dann die empfangenen Eindrücke lebensfrisch und lebenswahr in der ihm eigenen Bauernsprache in unübertrefflicher Meisterschaft niedergeschrieben in mehr als 40 Bänden „Heimgarten" und in über 60 Bänden ausgewählter Schriften.

Fürwahr, eine Riesenarbeit für ein Menschenleben, ein Bienenfleiß ohnegleichen! Was für kostbare Schätze hat doch Rosegger während seines langen Künstlerlebens seinem Volke gespendet an Aufklärung, Bildung, Veredlung, Erholung und Erheiterung in seiner frohen, lebensbejahenden Art und Weise, in seiner gott- und ewigkeitsüberzeugten sittlichen Reinheit!

menden und zu Herzen gehenden Dichterträume. Gleich bei seinem ersten Auftreten in Graz hatte er das große Los gezogen und das Glück blieb ihm auf seinen Dichterpfaden immer hold bis zum Großkreuz des Franz Josefs-Ordens an seinem Lebensende. Immer fand er Gönner und Freunde, aber sein bester Förderer war er immer selbst. Vom Grazer Schloßberge betrachtete er wie von einer Hochwarte den Lauf der Welt und wurde nicht müde, Vergleiche anzustellen zwischen Stadt und Land und dabei wurde ihm die eigene Heimat immer lieber, teurer und wertvoller und dabei traf er die Sehnsucht der Städter aufs Land ins Herz.

Gerade Heimgärtners Tagebuch zeigt so recht, wie sehr Rosegger bestrebt war, die Kulturgeschichte der Menschheit zu verstehen, sich mit der hohen Bildung seines Zeitalters vertraut zu machen. Nicht bäuerlicher Eigensinn, sondern der ganze Dichter in ihm, das reiche Gemüt, die rechte Erkenntnis der Menschennatur haben Roseggers Lebensanschauung gebildet, haben ihn zum größten deutschen Volksdichter gemacht, zum Verkünder und Verherrlicher der Menschenrechte und der hohen und wahren Ideale der Menschenliebe.

Von dem großstädtischen Weltleben mit seinen Täuschungen und Enttäuschungen, vom Weltgift kehrt er aber mit Vorliebe immer wieder zurück in die stillen, ruhsamen Wälder der Heimat, zu den Wurzeln seiner dichterischen Kraft. Wie tief seine Gedanken in den heimatlichen Wäldern immer spazieren gingen, dafür spricht wohl am besten das rührend schöne Gleichnis in Heimgärtners Tagebuch auf Seite 336: „Ich hatte mich in diesem Herbste vorbereitet, bei dem nächsten Wettersturz das Landhaus zu verlassen und in die Stadt zu ziehen. Und als nach wunderschönen, warmen Tagen der Wettersturz mit Sturm und Schnee plötzlich eintrat, konnte ich nicht fort. Denn dieses Wetter hatte mir über Nacht Atemnot, Katarrh und Fieber gebracht. Also fort konnten wir nicht und bleiben auch nicht, denn die Stuben waren kalt und im ganzen Ort war kein Brennmaterial zu bekommen. Mitten in der Waldheimat kein Heizholz!

Von dieser Bedrängnis hörten die Bauern von Krieglach-Alpl. Auch ihnen waren zwar die Holzschläger weggenommen worden, und wie hier sonst die Männer die Wälder gefällt, so wurden sie nun selber gefällt. Von 38 Eingerückten bis heute schon 11 Mann gefallen!

Von dieser armen Gemeinde kam eines Tages der Richter vor meinem Hause angefahren, mit einem schwer und hochbeladenen Holzwagen. Große, trockene, klingende Scheiter — ‚damit ihr alter Peter nicht solle frieren müssen‘.

graber, die Hühner-, Butter- und Eierfrauen aus dem Jockellande, die Jäger und Wilderer, die Sonderlinge und Einleger, die Pfarrherren und Lehrer. Und ganz besonders hat er sich selber beschrieben, daheim und im Weltleben, in seinem bescheidenen, behaglichen Sommerhäuschen, wo eine lustige Schar von Kindern und Kindeskindern frohgemut ein- und ausgeht. Er hat alle diese Menschen mit ihren Tugenden und Fehlern wirklich gesehen, aber sie sind durch seine dichterische Phantasie gegangen, er hat ihnen ein poetisches Gewand angezogen, bevor er sie mit Tinte und Feder auf dem Schreibpapier fixiert und dem deutschen Volke vertraut gemacht hat.

Eigentlich hat der gute Peter in unnachahmlicher Schlichtheit zeitlebens immer Jugenderinnerungen aus dem schier unerschöpflichen Born seines Lebens geschrieben, mit Herz und Gemüt, klein, fein, rein, ernst, tief, ruhig, lieblich, voll Witz und Humor. Für einen gesunden Bauernstand und das Glück der unschuldsvollen Kindheit fand er immer die schönsten Worte, die unsere Sprache fähig ist und die im deutschen Sprachschatze wie Perlen und Juwelen funkeln und glänzen.

Von seiner ihm eigentümlichen Schreibweise und seiner Lust zu fabulieren sagt er von sich selber: „Ich tue es nicht etwa weil ich mich und mein Wirken für so wichtig halte, sondern weil es durch die Umstände mein Lebenszweck geworden ist, mich selbst ganz und gar aufzuzeigen: Sehet, ein Mensch! Ein Mensch, wie es im Grunde ein jeder von uns ist, nicht besser und nicht schlechter, nur daß nicht jeder Gelegenheit und Neigung hat, sich darzulegen. Ich habe sie, diese Neigung, ob sie ein Vorzug ist oder eine Schwäche, das weiß ich nicht. Mir ist immer gewesen, als sei ich ein Teilchen der großen Menscheneinheit, ein ausgeliehenes Teilchen, das ich wieder zurückgeben muß. So gebe ich mich selber zurück."

Er gab sich selber zurück und welcher Reichtum, welche Unerschöpflichkeit des Lebens floß durch seinen Zauberstab aus der Einsamkeit seiner Wälder! Damit war er aber nicht zufrieden. Mit unwiderstehlicher Macht zog es ihn aus der Enge der Heimat in die wunderschöne Hauptstadt der grünen Steiermark, nach Graz an der Mur, die wie ein Falter auf einem Lorbeerblatt liegt, ringsum umkränzt von Bergen und Wäldern und blühenden Fluren, sozusagen das Herz des Kaisertums Österreich.

Wie ein blühender Kirschbaum im Tannengrün, wie ein seltsames, völlig neues Wesen, zog der steirische Naturdichter Rosegger im Jahre 1864 in der „Grazer Tagespost" die Augen aller Leser auf sich. Damals wurde sein Name zum ersten Male öffentlich genannt. Über Nacht war er förmlich berühmt geworden durch seine ersten, von Herzen kom-

wahrhaft guter und edler Mensch gewesen. Sein Herz schlug der Menschheit. Die Liebe, die er so reichlich empfangen, setzte er immer in Liebe und Dankbarkeit gegen seine Mitmenschen hundertfach um. Als er durch die Macht seiner Worte schon Millionen Herzen in seinen Bannkreis gezogen hatte, da trat er aus Liebe und Barmherzigkeit zum Erstaunen der Welt plötzlich als Baumeister auf und baute alle seine dichterischen Träume in starrer Wirklichkeit auf zum Wohle und Heile so vieler Ungezählter. Aus diesem bauherrlichen Drange wurde die Heilandskirche in Mürzzuschlag gegründet, die idyllische Waldschule in Krieglach-Alpl gebaut, entstand die Millionenstiftung für den Deutschen Schulverein in Österreich. Für die gefallenen Helden der Waldheimat wird ein Waldkirchlein Zeuge sein und in seinem Lehrer-Erholungsheim wird sein Bild lorbeerumkränzt als Waldschulmeister hängen. Und Peter Roseggers letzter Wunsch und Wille war der Bau eines großen, schönen Krankenhauses in den ruhsamen Wäldern von Eggenberg bei Graz für die Barmherzigen Brüder — ein Kriegsandenken ganz nach den Lehren des Weltkrieges und im Stile der Heimat. Wenn dieser großzügige Bau im Waldesgrün, dessen Kostenvoranschlag mit 20 Millionen Kronen berechnet ist, zustande kommt — und dafür werden seine zahllosen Verehrer im deutschen Volke Sorge tragen — dann wird dieses Rosegger-Denkmal alle seine Werke der Barmherzigkeit überstrahlen und für Jahrhunderte hinaus dem Dichter zur Ehre, der grünen Steiermark zur Zierde und Millionen zum Heile und Segen gereichen.

Peter Rosegger hat gelebt für alle Zeiten. Über eine Million Roseggerbücher werden in allen Weltteilen von mehr als 20 Millionen Roseggerverehrern mit Weihe und Andacht gelesen. Nicht einmal Schiller und Goethe hatten zu ihren Lebzeiten solche Büchererfolge aufzuweisen. Auf die ungeheuere Verbreitung seiner Schriften bei allen Berufständen und Altersklassen sind die Deutschen in Österreich und vor allem die Steirer, auf die ja die Strahlen der Dichtersonne ganz besonders glanzvoll fallen, nicht wenig stolz. Sein Ruhm ist ihr Ruhm. Das Nationalheiligtum der Steirer liegt im Grabe, der berühmteste Name, der die Schönheiten der Berge, Wälder und Bauern der grünen Steiermark durch fünf Jahrzente unermüdlich in der ganzen Welt bekannt gemacht hat mit dichterischem Schwunge, ist erloschen. Aber seine Werke sind dem deutschen Volke geblieben als edelster Haus- und Familienschatz. Und geradeso wie man vor einigen Jahren im Wiener Hofburgtheater Werke von Hans Sachs an seinem 400. Geburtstage mit schallendem Beifalle aufgeführt hat, ebenso werden sich unsere Nachkommen und namentlich die Steirer nach Jahrhunderten immer wieder ergötzen und erfreuen an den lebensfrischen, lebenswahren, kostbaren Schätzen echter deutscher Volkskunst aus dem Zeitalter Peter Roseggers.

Das Holz, erzählte der Richter, sei vom Kreßbachwald, der erst vor ein paar Jahren in schöner Reife geschlagen wurde. Der Kreßbachwald! Ich habe früher den hochstämmigen, finsteren Forst mehrmals durchwandert und mich dabei erinnert, daß meine Mutter gerne erzählte, sie sei, als man den Kreßbachwald aufforstete, auch dabei gewesen als halberwachsenes Dirndel und habe geholfen ‚Bäumerl setzen'.

Und wie ward mir jetzt? So hatte die 15jährige Magd vorgearbeitet, daß einst ihrem über 70jährigen Sohne die Stube durchwärmt werden konnte! Jetzt sitze ich im behaglichen Zimmer, freue mich meiner braven Älpler. Und meine vor 44 Jahren verstorbene Mutter hatte mir heute den Ofen geheizt!"

Wie sehr ehrt doch den großen Dichter dieses treue Gedenken an die Mutter! Und was für ein zu Tränen rührendes Denkmal hat er ihr schon vor Jahrzehnten gewidmet in seinen Schriften! Peter Rosegger war aber nicht nur ein guter Sohn, er war auch seinen Kindern ein ebenso guter Vater. In dieser Hinsicht könnte man ihn in seiner Güte, Liebe und Treue beinahe gleich neben den Gottvater stellen, wenn ein solcher Vergleich überhaupt gestattet ist. Und fast an Jesus, den Kinderfreund, erinnert „Das Buch von den Kleinen", das er schrieb, den Eltern zur Freude, den Liebenden zur Hoffnung, den Junggesellen zur Mahnung und den Weltweisen zur Lehre.

Was für ein herziges Brieflein der Vater Rosegger seinem Töchterlein Anna am 7. Mai 1881 von Gleichenberg geschickt hat, das weiß vielleicht gar niemand und deshalb will ich allen Freunden der Kinder das Liebesbrieflein verraten. Es lautet: „Mein liebes Annerl! Mußt mir schon verzeihen, daß Du auf dem Bildl nicht schöner geworden bist. Ich habe es in der Eile gemacht. In Wirklichkeit gefällst Du mir viel besser. Schau, Du hast mich nicht wollen fortlassen und das wäre doch schade gewesen. Denn hier ist es so schön und warm und der Wind geht auch nicht. Ich gehe im Walde herum und denke dabei, daß ich daheim ein braves Annerl habe und das freut mich. Ich hoffe, daß Du mir bald schreiben wirst, einen recht langen Brief, wenn Du auch nicht so geschwind damit fertig wirst. Dem Hanserl sage, daß er ein liebes Pingerl ist. Tue nur recht aufpassen auf Deine zwei Brüder, daß ihnen nichts geschieht, und dem lieben Mutterl tue nur schön folgen. Du bist ja ein gutes, gescheites Mäderl. Es grüßt und küßt Dich viel tausendmal Dein treuer Vater."

Welchem Vater, welcher Mutter lacht beim Lesen dieser Zeilen nicht das Herz? Ja, so muß man als Vater zu den Kindern sprechen. Und so sprach Peter Rosegger in seiner Güte und Leutseligkeit zu allen Menschen. Er ist mehr als ein weltberühmter Dichter. Er ist auch ein

Heimgärtners Tagebuch.

(Nachlese.)

Glaubt ihr, daß das angenehm ist, jeden Tag in den Zeitungen zu stehen, jeden Tag in den Zeitungen herumgschupft zu werden wie ein Fangballen! Zwar kenne ich Leute, die glücklich wären drüber — nur in der Zeitung stehen, nur gedruckt werden! — Es gibt für eine in der Öffentlichkeit stehende Persönlichkeit ja Anlässe, wo die Zeitung als guter und notwendiger Bote dienen kann und dem man dafür dankbar ist; aber wenn jede Kleinigkeit, jedes Wort, das man sagt, jedes Briefel, das man schreibt, jedes Blatt, das man schenkt, jeder Heller Almosen, den man gibt, in die Zeitung kommt, ja eine und dieselbe Nichtigkeit wiederholt wird, so ist das einfach widerwärtig. Wie viele hundertmal dürfte es seit etlichen Jahren schon in der Zeitung gestanden sein, daß ich die Heilandskirche gebaut, die Kathreiner Kirche erneuert, die Waldschule gegründet; wie viel hundertmal, was die Gönner für Alpel, für mein Geburtshaus tun, was die Waldheimatgesellschaft für die Roseggerschule leistet, und so weiter. Das muß ja für die Leser, die derlei nichts angeht, zum Übelwerden sein, und für solche, die es was angeht, zum Erbrechen! Oft habe ich schon gebeten, dahin, dorthin, man möge doch nicht jede solcher Kleinigkeiten, oft Taktlosigkeiten, an Zeitungen schicken oder in Zeitungen aufnehmen. Es ist auch nicht bei jedem solcher Notizensender uneigennützige Aufmerksamkeit, aber die Leser schreiben den Eigennutz oder die Eitelkeit nur allzugerne dem zu, der mitgenannt ist und dem man sogar nicht selten für den Urheber solcher Zeitungsnotizen hält. Ich habe meine Gründe, ein für allemal zu erklären, daß ich solchem Notizelwesen absolut fern stehe.

Was die Waldschule betrifft, so ist sie durch gütige Stiftungen, besonders die des deutschen Schulvereines für das Notwendige soweit versorgt, daß wir das Lamentieren nicht nötig haben. Was uns zwar an Zweckmäßigem und Nützlichem für die Waldschule noch abgeht, das bringen wir ohne jeden Schrei in die Öffentlichkeit zusammen. Einstweilen sind wir schon zufrieden, wenn der Schule und ihren gemeinnützigen Bestrebungen von keiner Nachbarschaft Hindernisse in den Weg gelegt werden.

Man sieht System in der Sache. Und zwar ein sehr geschicktes und sehr notwendiges. Das haben die einzelnen Zeitungen nicht aus sich selbst, dafür ist die Sache zu einheitlich. Die Beruhigungen und Friedenshoffnungen, die immer bei schwersten Kriegsnachrichten im Volk geweckt werden. In den kritischesten Tagen ist am meisten vom nahen Frieden die Rede, um dann bei ruhigeren Stimmungen wieder die

Wenn schon längst kein irdisches Stäubchen mehr von ihm vorhanden sein wird, dann wird er sich noch im Himmel freuen, wie er durch die Spuren seiner Erdentage immer wieder das Herz des Volkes stärkt, labt und in lebendiger Frische tapfer erhält in des Lebens verworrenen Kreisen. Denn seine größte Ehre und Genugtuung hat er ja stets darin erblickt, wenn seine Bücher, in denen sein ganzes Wesen liegt, sein Können, Bauen und Irren ernst genommen werden. Und ernst war und ist er immer zu nehmen trotz aller Schalkhaftigkeit.

Am 15. Juli 1889 ging ich mit Peter Rosegger zum Leichenbegängnis seines treuen Freundes Robert Hamerling. Vom Stiftinghause schritten wir hinter dem Sarge bis auf den St. Leonhardfriedhof in Graz und immer wieder sprachen wir von der Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit, von dem Auf- und Untergange der Dichtersonnen.

Und nun stand ich allein am Grabe Peter Roseggers und begoß die vielen Kränze aus Rosen, Nelken und Lilien, aus Rhododendron, Gentianen und Edelweiß mit heißen Dankestränen — ganz für mich allein. Aus dem nahen Walde rief der Kuckuck, auf den Bäumen des Friedhofes sangen muntere Waldvögelein, im Blau des Himmels trillerten unermüdlich Lerchen! Und rings um den rissigen Bretterzaun seines Grabeshügels stehen Heuschober, reift unter Donner und Blitz die ernsteste Sorge des Tages heran, unser tägliches Brot, tagtäglich umstreichelt vom Hauche des Windes, gesäugt vom Tau des Himmels, von Hummeln und Bienen umsummt, geschmückt mit blauen Korn- und roten Mohnblumen, mit lilafärbigen Kornraden und Wicken, vom Schlage der Wachtel erschreckt, von geheimnisvollen Glühwürmchen leuchtend umträumt nach dem Verblassen des göttlichen Glanzes der Sonne.

Noch nie habe ich das Aufgelöstsein in die Natur so wehmütig lieblich empfunden, wie am Grabe Peter Roseggers. Und als ich mir aus den duftenden Blumenkränzen am frischen Grabe zum Abschiedsgruße ein Alpenröschen mitnahm in das unbarmherzige Getöse des Weltkrieges, da war ein prachtvoller Regenbogen gespannt über die Wälder des grünen Mürztales, da sang auf dem Querbalken des großen Friedhofkreuzes, um das die Mutter († 1872), der Vater († 1895) und der Margritzer-Bauer Bruder Jakob († 1914) den letzten Schlafschlummern, ein Goldammer mit lauter, kräftiger Stimme unaufhörlich: Unser Ziel sei der Frieden des Herzens!

Haus zu tyrannisieren. Allerdings, der Kuppler Luxus hatte sie eingeführt.

Wir haben ein Beispiel aus dem Leben. Beim Herrn Meier war es vor dreißig Jahren Luxus, wenn er der Magd seiner Zimmerfrau wöchentlich einen Sechser gab, daß sie ihm Wurst und Käse vom Greißler holte, denn er hätte es ja selber tun können. Vor zwanzig Jahren war es ihm ein Bedürfnis, beim feinsten „Sacher" der Stadt zu soupieren, denn sein schlechter Magen vermochte gewöhnliche Küche nicht recht zu verdauen. Damals erlaubte er sich nur den Luxus, wöchentlich ein paarmal mit einem Fiaker in die frische Luft zu fahren. Vor zehn Jahren nahm er leider eine Stellung ein, die ihm eigene Kalesche mit Pferden und Kutscher zum Bedürfnisse machte; selbstverständlich auch die nötigen Lakaien. Zur selben Zeit baute er sich in ländlicher Einsamkeit eine Villa, das war Luxus, sagte er selbst, denn er hätte sich auch ein Landhaus mieten können für die Sommermonate; jedermann weiß, daß man in seinem eigenen Hause am teuersten wohnt. Heute besitzt Herr Meier Villen im salzburgischen Gebirge, an den kärtnischen Seen, am Gestade der Adria, denn sein Gesundheitszustand macht ihm häufige Luftveränderung zum Bedürfnis. Zum Glücke haben sich seine Verhältnisse derart günstig gestaltet, daß vor wenigen Wochen, als einige Asthma-Anfälle ihm südliches Klima nötig machten, er sich den Luxus erlauben konnte, zur Bequemlichkeit der Reise einen Eisenbahn-Extrazug aufzunehmen. Und von jetzt nach zehn Jahren —? Doch wozu heute unmöglich scheinende Konsequenzen ziehen? Einst wird Herrn Meier junior — welcher als Sohn seines Vaters eine gute Beamtenkarriere gemacht hat — seine Staubferien in einer eigens dazu arrangierten Vergnügungsflotte nach London, Newyork, Mexiko und Lissabon machen mit allem denkbaren Komfort, dabei aber weniger Behaglichkeit empfinden, die einst sein Vater als armer Student und Afterpartei nach vollbrachtem Pensum empfand, wenn die Magd Käse und Speckwurst gebracht hatte.

Das Schlimmste ist aber noch, daß den einen die Speckwurst nährte, den andern seine Genußsucht und Windbeutelei ruiniert.

Sind das Zeichen der Umkehr? In Berlin fängt eine Auswanderung an. Während andere Großstädte immer noch wachsen, bemerkt man schon seit Jahren in Berlin eine Abnahme der Bevölkerung. Besonders in den letzten Monaten hat die Auswanderung einen großen Umfang angenommen; im Monat April hat des Reiches Hauptstadt nicht weniger als 21.222 Einwohner durch Auswanderung verloren. Die immer sinkende Ziffer der Eingewanderten betrug nur mehr 29.603, während 50.825 Menschen dieser großen Stadt in einem Monat den Rücken gekehrt haben.

weiteren Kriegsentwicklungen im Sinne längerer Dauer zu behandeln. Wenn nach allen Hoffnungen immer wieder die Enttäuschungen kommen, so ist das entmutigend genug, doch bei solchem Hin und Her vergehen die Wochen, die Monate, die Jahre, und sie werden ertragen.

Aber hie und da gibt es doch einen, der es entwürdigend findet unter solchen Umständen noch Zeitung zu lesen mit ihren „Leitartikeln" und Abdrücken anderer Leitartikel freundlicher oder feindlicher Blätter. Er bildet sich nach amtlichen Berichten seine Anschauungen selber und siehe, sie schauen schließlich auch nicht viel anders aus, als die öffentlichen Zeitungsdarstellungen. Hat er sich auch hundertmal getäuscht, ein wenig glaubt er seiner eigenen Anschauung doch an jedem neuen Tage.

Trostlose Stimmung kommt, wenn zuweilen nichts geschieht oder nichts gemeldet wird. Das versumpft, oder es sind verhängnisvolle Geheimnisse dahinter. Wenn's aber recht kracht ringsum an den Grenzen, da wird man frisch und zuversichtlich: Jetzt kommt's bald, jetzt bald!

Die einen wünschen einen Frieden, der an den Fronten entschieden wird. Der ist sicher auch der entschiedenste und verläßlichste für die nächsten Jahre. Aber er trägt in Haß und Rachedurst den Keim neuer Kriege in sich. Die anderen wollen den Verständigungsfrieden mit möglichst nach allen Seiten befriedigenden Vorteilen. Doch der Friede vom grünen Tisch hat kein besonders gutes Renomme. Ein von Diplomaten gemachter Friede hat sich selten bewährt. Wenn aber die Völker einmal menschlich untereinander reden könnten, dann dürfte man sich was Rechtes versprechen. Die Staaten als solche haben die unterschiedlichsten Interessen; die Völker als Menschen die gleichen. Oder insofern auch diese verschieden sind, schlichtet man sie leichter mit friedlichen Bestrebungen als mit Mord und Vernichtung. Ich setze Gerechtigkeitssinn voraus. Für Völker ohne Gerechtigkeitssinn wäre allerdings der vernichtende Krieg die beste Lösung.

Man sagt, dieser Krieg sei der größte der Weltgeschichte. Wissen wir, warum er gekommen ist? Kennen wir seine Mission? Wenn er bei den Kulturvölkern der Erde keine Gerechtigkeit mehr finden sollte, dann — möge er seines Amtes walten, dann hätten Friedenshoffnungen keinen Sinn mehr.

Etwa gegen den Luxus eifern? Fällt mir nicht ein, wir eifern gegen das Bedürfnis. Der Luxus wird niemandem gefährlich, den wirft man ab, wann man will, wann er zu kostspielig wird, wann er aus der Mode kommt, wann er Unbequemlichkeit macht. Nicht so das großgezogene Bedürfnis, das als bescheidenes Mädchen ins Haus kam, sich einzuschmeicheln wußte, durch Verführungskünste hier eine offene Hand, dort ein lüsternes Herz eroberte, um endlich als prätentiöse Dame das ganze

einerseits zu sehr pedantisch, anderseits zu wenig stramm und streng sind. — Das sind die zwei Hauptsünden des Österreichers.

Diese ausgelöscht, und man hat an dem Deutschösterreicher den tüchtigsten, frischesten, liebenswürdigsten Menschen von der Welt.

Seit der ersten Zeit dieses Krieges werden mir von allen Fronten im Westen, Süden und Osten, die Kriegszeitungen zugeschickt. Sie enthalten die ersten Schilderungen des unerhörten Weltdramas. Es geschahen da Heldentaten und sie geschehen noch. Man tat redlich mit im Glauben und Vertrauen. — Aber jetzt?! Ich mag keine Kriegszeitung mehr lesen. Wer noch Hoffnung hat, daß diese Menschheit zu retten sei, der tue das Seine. Ich bitte um meinen Abschied. Für mich ist Friedensschluß.

Der verschmachtende Hund.

Aus dem Türkischen.

Einer, der im Wüstensand
Einen Hund verschmachtend fand,
Und so schwach, daß ihm vom Leben
Kaum noch blieb ein Atemheben,
Zog vom Haupte sich die Mütze,
Daß er sie als Eimer nütze;
Band daran als Brunnenseil
Seines Turbans Tuch ein Teil;
Eilte zu dem Brunnen schnell,
Schöpfte Wasser aus dem Quell,
Und dem Hund, dem kräftebaren,
Reichte er den Trank, den klaren.
Der Prophet, der bald danach
Von dem Manne hörte, sprach:
Was er auch gefehlt im Leben,
Diesem hat der Herr vergeben.

Die noch zurückgebliebenen Berliner beklagen sich über diese Erscheinung? Ja warum denn? Fühlen sie sich vereinsamt? Oder fürchten sie das Billigerwerden der Lebensmittel, wenn weniger Zehrende sind?

Wenn die Auswanderer nicht etwa bloß in Berlins Vororte ziehen, wovon manche auch schon Großstädte sind, so siedeln sie in kleinere Städte oder gar aufs Land. Wir sehen ja, wie das Land sich doch wieder mehr zu bevölkern beginnt, daß man dort nicht bloß herrische Sommerhäuser baut, sondern auch Meierhöfe stiftet. Immer häufiger liest und hört man, daß gebildete Städter sich dem ländlichen Leben, der Landwirtschaft zuwenden. Es wird außer Berlin bald manche Großstadt einzugestehen haben, daß sie nicht mehr wächst und es wird darüber nicht Klage sein, sondern Freude — bei den Ausgewanderten und bei den Zurückbleibenden.

— Aber alles das ist noch vor dem Kriege geschrieben worden. Mit diesem wird sich vieles ändern.

Das Wichtigste für einen deutschen Schriftsteller ist es, den Schulstil zu vergessen. Zweitens muß er sich vor Nachahmung fremden Stiles hüten. Drittens muß er seiner persönlichen Ausdrucksweise sich bewußt werden und in Hinblick auf große Vorbilder sie künstlerisch vervollkommnen, ohne an Natürlichkeit einzubüßen.

Ein Schriftsteller, der sich an diese Grundsätze hält, wird von literarischen Schulmeistern wahrscheinlich nicht ernst genommen werden.

Deutschgedruckte Blätter bringen einen nicht unterzeichneten Aufruf, bei uns, natürlich zur größeren Verbreitung der deutschen Sprache, die Lateinschrift einzuführen, mit beispielmäßigem Hinweis darauf, daß dann die Fremden unsere großen Zeitungen, z. B. das „Berliner Tagblatt“ und die „Neue Freie Presse“ leichter lesen könnten. Diese neue Begründung leuchtet ein und so hoffen wir endlich einmal von der deutschen Schrift befreit zu werden. Die genannten Zeitungen werden wohl bald den Anfang machen. Wir verlassen dann natürlich mit Vergnügen die Schrift unserer Vorfahren und der deutschen Klassiker und frohlocken mit den Befreiern, daß endlich die deutsche Seele mit den Weltvagabunden in einem Bette schlafen kann.

Daß ichs gleich sage, unsere Hauptfehler in Österreich sind Schlamperei und Raunzerei. Unter „raunzen“ versteht man beständiges Nörgeln, Klagen und Jammern mit oder ohne Grund. Das ist die schwächende Eigenschaft, während Schlamperei die zersetzende ist. Die Schlamperei fängt beim Lehrbuben an und geht hoch hinauf in die Behörden, die

könne daher sagen, daß die Mittelmächte Rumänien gezwungen hätten." Das ist ja recht hübsch! Wenn in Zukunft das rumänische Volk von den Juden noch ärger als bisher ausgewuchert wird, so macht es selbstverständlich die Mittelmächte dafür verantwortlich! Aber unsere „große Presse" wird dann anklagend sagen, die Grenzregulierungen seien schuld an der Abneigung gegen uns . . . So hetzt man uns in Feindseligkeiten hinein, um nachher zu behaupten, die „unersättlichen Annexionisten" ließen es zu keinem dauernden Frieden kommen . . . P. L. M.

*

Das freie Amerika!

Die Vereinigten Staaten erscheinen unseren Musterdemokraten als Eldorado der Freiheit. Bei näherer Betrachtung sieht es allerdings ein bißchen anders aus. Die Union hat eine Staatssprache (natürlich die englische), während die Forderung der Deutschen Österreichs nach einer solchen als „reaktionär" und als „Knechtung" der übrigen Nationalitäten verschrien wird.

Im Kriege treibt man es jenseits des großen Wassers aber ganz unerhört. Nicht nur, daß Deutsche, die sich gegen den Krieg aussprechen, verhaftet und sogar gelyncht werden; nein, der göttliche Wilson im Verein mit seinen Handlangern verbot das Erscheinen von rund hundert Blättern, darunter die Hälfte sozialistischer Färbung, weil sie „pazifistische Ideen" verbreiteten. Das sollte eine Regierung bei uns in Österreich oder in Deutschland einmal versuchen! Das Gejammer wegen der „Tyrannisierung der Presse" wäre hörenswert.

Sonderbar bleibt nur, wie unsere bedingungslosen Demokraten unabänderlich nach dem „freien Amerika" hinüberschielen — doch sind sie so klug, ihren Lesern die Tatsache von dem Blätterverbot vorzuenthalten. Es wäre sonst immerhin möglich, daß die „breiten Schichten", die auf die Sitten und Gebräuche der Union eingeschworen wurden, nachdenklich werden. Und gewisse Häuptlinge wünschen ein Nachdenken ihrer Schäflein ganz und gar nicht. Aus dem natürlichen Selbsterhaltungstrieb heraus! V. E. S.

*

Echt russische Leute.

Wie die Zeitungen melden, gehören der russischen Gesandtschaft in Berlin folgende Herren an: Salomon Joffe, M. und D. Hirschberg, J. Jakobsohn, M. Rosenberg, L. Prager, W. und A. Markussohn, L. und F. Landau . . . Besonders gut scheint also die Mischpoche der Hirschberg und der Landau für sich gesorgt zu haben. Ob nicht den wirklichen Russen, den Bauern und Arbeitern, langsam ein Licht darüber aufgeht, wem sie sich verschrieben haben?! Aber im alten Zarenreiche mögen sich heute noch einzelne Stände darüber freuen, daß die Tyrannis der Romanows gestürzt und einem wucherischen Großkapital der Garaus gemacht wurde. Aber wenn die Leute einmal erkennen werden, daß auch das ganze übrige Wirtschaftsleben zerstört wurde und sich die furchtbaren Folgen auch den „kleinen Leuten" offenbaren, dann gibt es eine neue Revolution gegen die roten Blutsauger . . . Dann, und dann gewiß, werden auch unsere arischen Sozialdemokraten erkennen, daß der Bolschewikismus nichts Erlösendes, sondern etwas Furchtbares ist, das sie niemals zur Nachahmung verlocken darf.

*



Heimfest, froh und gesund.

Volkswohlstand besteht nicht in einer kleinen Zahl von Großkapitalisten, sondern in einer möglichst großen Zahl leistungsfähiger, selbständiger, heimfester und heimfroher Staatsbürger, die dem Staate das liefern, was er in allererster Linie braucht: Menschen, gesund an Leib und Seele. Solch ein Geschlecht von Siedlern läßt sich nur begründen, wenn die Spekulation ferngehalten wird.

Hindenburg in seinem Siedelungserlaß für Kurland.

Aus unserer Zeit.

Das haben wir notwendig gehabt!

Bei Friedensschlüssen pflegt man sich ängstlich zu hüten, über die unbedingte Notwendigkeit hinaus den Gegner zu beschweren. Vor allem vermeidet es eine weitsichtige Politik, sich in die innerstaatlichen Angelegenheiten des anderen zu mengen. So ließ man den Russen ihren Bolschewikismus — da er ihnen gerade Freude machte — und sah Herrn Trotzki und Lenin am Ruder, die eigentlich nichts anderes anstrebten, als die Mittelmächte zu revolutionieren. Die Rassengemeinschaft unserer roten Führer mit den neuen Tyrannen in Petersburg und Moskau sorgte in der „großen Presse" dafür, daß die breitesten Schichten unseres Volkes von unserer Einmengung in die russische Politik nichts wissen wollten. Das war vielleicht ganz klug; ob es wirklich ganz klug war, wird erst die Zukunft lehren!

Aber bei Rumänien machten unsere jüdischen Schreiber und Politiker eine Ausnahme, so daß leider Czernin und Kühlmann fremden Einflüsterungen unterlagen: Sie forderten im Frieden von Bukarest, der uns kaum die notwendigsten Grenzsicherungen und keinen finanziellen Vorteil von Bedeutung brachte, obschon die Rumänen frivol zum Schwert gegriffen hatten, die „Befreiung der Juden"! Was gehen uns die rumänischen Juden an? Nichts. Wir sind doch nicht da, uns aller Welt unbeliebt zu machen, um einer zersetzenden Rasse da und dort zum Siege zu verhelfen! Eine unergründliche Diplomatenweisheit tat es dennoch. Rumänien mußte sich vertragsmäßig zur „Emanzipation" seiner Juden verpflichten ... Und so meldet denn heute das Korrespondenzbureau aus Bukarest: „Die Kammer hat gestern in dritter Lesung das Judengesetz mit 84 gegen 13 Stimmen angenommen. Ministerpräsident Marghiloman wies auf die Notwendigkeit hin, das Gesetz zu erledigen. Der Ministerpräsident betonte, daß die konservative Partei nach der Besetzung von Bukarest sich zur Lösung der Judenfrage verpflichtete. „Man

auf höheren demokratischen Befehl das Monument von seinem Standort und ließ es verschwinden. — In Rom steht ein erzener Goethe, zwar ein Deutscher, aber kein völliger Barbar, um mich der anglo-romanischen Ausdrucksweise zu bedienen. Die Römer ließen den Goethe allerdings auf seinem Platz, doch empfahlen sie ihn gewissermaßen nicht mehr dem „Schutz der Republikaner"; so kühlen erwachsene und unerwachsene Gassenjungen daran ihr heißes Mütchen, wie italienische Zeitungen berichten. — Auf französischer Erde setzen die Deutschen ihren gefallenen Kameraden schlichte Erinnerungssteine; die Franzosen, soweit es ihnen möglich, zerstören oder besudeln sie . . .

Regen wir uns über all' das nicht auf; die Verfolgungen schaden weder Friedrich II., noch Goethe, noch den toten Helden. Sie sind nur roh, abgeschmackt und kindisch.

In Straßburg ragt ein Denkmal des französischen Marschalls Klebér auf; uns Deutschen fiel es nicht ein, es nach der Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen zu beseitigen.

Begnügen wir uns mit solchen Hinweisen, statt etwa „Repressalien" zu üben.

*

Französische Treue.

Im 15. Band der Chronik Der „Völker-Krieg" (herausgegeben von C. H. Baer im Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart) findet sich eine interessante Meldung des Pariser Blattes „Bonnet rouge" vom 16. Juni 1916. Darnach sind alle Französinnen, die vor dem Kriege Deutsche geheiratet hatten, in Konzentrationslager gebracht worden. Man hat ihnen nun vor kurzer Frist ihre Freilassung und ihre Wiedereinsetzung in all ihre Rechte als Französinnen angeboten, wenn sie Scheidungsklagen einbrächten, die unverzüglich erledigt werden würden. Sämtliche Frauen haben sich geweigert, worauf man ihre Lebenslage noch bedeutend verschlechterte. — Diese standhaften Französinnen sind doch ganz prächtige Frauen, an denen sich gar manche „Damen" außerhalb Frankreichs ein Beispiel nehmen könnten!

Feldmarschall Graf Conrad.

Das kaiserliche Handschreiben, mit dem der Bitte des Feldmarschalls Conrad von Hötzendorf um Enthebung Folge gegeben wurde, ehrt durch die Wärme der Anerkennung und die Rückhaltslosigkeit des Dankes in gleichem Maße die historische Gestalt des scheidenden Heerführers, wie das vornehme Gerechtigkeitsempfinden seines Allerhöchsten Herrn.

Mit Conrad v. Hötzendorf verliert unsere Wehrmacht die bedeutendste Persönlichkeit, die seit dem Erzherzog Albrecht aus ihr hervorgegangen ist. Man braucht kein Prophet zu sein, um vorauszusehen, daß die Kriegsliteratur des nächsten Jahrhunderts mit Vorliebe gerade ihn zum Gegenstand der Darstellung und Untersuchung wählen wird: sie wird ihm eine umfassende geistige Konzeption zubilligen, den scharfen militärischen Blick, erlesene soldatische Eigenschaften, staatsmännische Umsicht, ideale Hingabe an die große Sache, der er zu dienen hatte, gewinnende Schlichtheit in den äußeren Ansprüchen nachweisen.

Der strahlende Erfolg ist ihm versagt geblieben: es war ihm das typische österreichische Schicksal bestimmt, durch die Unzulänglichkeit der Umstände auf halbem Wege stehen bleiben zu müssen und die Schuld für Verhältnisse zu tragen, denen auch das

Ein kleines Hinterlandsbildchen.

Man erzählt sich: In einer der größten deutschen Städte Österreichs waren die Stadtboten nach berühmten Vorbildern schon im Frieden so streitbar, daß die Regierung sie heimschickte und einen Hofrat mit der „Führung der Geschäfte" betraute. Dann kam der Krieg mit seinen Irrungen und Wirrungen, der leider auch die besagte Stadt mit mancherlei Unannehmlichkeiten belastete. Es klappte — wie auch anderswo — mit der Zufuhr von Kohlen und Lebensmitteln nicht, die Straßenreinigung ließ zu wünschen übrig und — o Graus! — Fässer mit einem unappetitlichen Inhalt wurden nicht mehr, wie zuvor in besseren Zeiten, in den nahen Fluß entleert, sondern entweder an ihren Standorten oder auf der Straße einfach stehen gelassen, wenn sie nicht gar als Beleidigung aller bürgerlichen und unbürgerlichen Nasen in irgendeinen dazu ungeeigneten Kanal geschüttet wurden, um nur einige Mißstände anzuführen. Darob großes Klagen bei den Eingeborenen, welche für all das Unerwünschte und noch mehr den Herrn Hofrat (mit der „Führung der Geschäfte" der Stadt betraut) verantwortlich machten. Vergebens versicherte der Mann, er sei daran ganz und gar unschuldig — es sei nun einmal Krieg usw. Man glaubte ihm nicht. Dafür setzte man es durch, daß Neuwahlen in die Stadtvertretung ausgeschrieben wurden. Und siehe da, es wurden denn auch die klügsten Männer aus allen Parteilagern gewählt . . . Der Hofrat schied sang- und klanglos aus dem Amte, um das er sich nie gerissen hatte. Es verstrichen Wochen und Monate. Da traf ein Herr den Hofrat, wie er tiefversonnen im Angesicht eines der einst vielbekrittelten unappetitlichen Fässer stand und nachdachte. Der Herr fragte: „'tschuldigen schon, wie geht es Ihnen jetzt?", worauf der Hofrat händereibend erwiderte: „Wie soll es mir anders gehen, denn gut?! Heute halte ich mich darüber auf, daß die Fässer nicht rechtzeitig und ordnungsgemäß entleert werden, heute schimpfe ich, daß die Kohlenzufuhr mehr als mangelhaft ist, heute halte ich mich über den Straßenstaub, beziehungsweise über den Straßenkot auf und heute verlange ich als selbstbewußter Staatsbürger, daß die Lebensmittelzufuhr von der Stadtvertretung endlich geregelt werde . . ."

Wir sind patriotisch genug, den Namen jener Stadt Österreichs, wo sich dies (und anderes) ereignete, zu verschweigen! P. L. M.

*

Der Zopf wird länger!

Unter der Überschrift „Zopf" erwähnten wir im Juniheft die leidige Tatsache, daß trotz des großen Papiermangels auch bei der Post die Postkarten mit dem Markenbilde Kaiser Franz Josefs für ungültig erklärt wurden. Nun teilt man uns mit, daß viele Leute aus höchst vernünftigen Sparsamkeitsrücksichten die alten Karten weiterverwendeten und gutmütig eine regelrechte 8-Heller-Marke dazuklebten . . . Gefehlt war es! Die Empfänger mußten Strafe zahlen, denn die Post verlangte 10 Heller frisches Porto, denn sie betrachtet die ausrangierten Karten als — Ansichtskarten!

Länger kann der Zopf unmöglich mehr werden — oder doch?

*

Kindisch.

Vor einigen Jahren schenkte Kaiser Wilhelm den Vereinigten Staaten ein Denkmal Friedrichs des Großen, der zwar ein König, doch auch nicht ganz unbegabt war — in der Sprachweise starrer Republikaner gesprochen. Kürzlich entfernte man

es allerdings in Petersburg und Moskau schon seit Langem nicht mehr gut bestellt. Die Ermordung des Nikolaus war eine überflüssige Roheit — und mehr als das: Ein schwerer politischer Fehler. Ermordete Könige haben gern Nachfahren, die wieder den Thron besteigen. Ihr Tod rüttelt heimliche Monarchisten auf, weckt Gegenströmungen und erzeugt Unruhe. Und wie sehnen sich die Bolschewiken in Rußland nach Ruhe! Sie haben sie auch wahrhaft nötig! Denn wenn der Wirrwarr noch weiter dauert, dann erscheinen Deutsche und Engländer gleichzeitig vor Petersburg und liefern sich dort eine Schlacht; und der Japaner frißt Sibirien usw. Trotzki und Lenin sollten Gott täglich inständigst um den inneren Frieden bitten. Und diesen inneren Frieden arbeitete die Tötung des Zaren stracks entgegen. Vielleicht hatte sie dennoch den Schein eines entschuldbaren Grundes für sich: Wenn ihn die Tschechoslowaken befreien wollten und die Republik mit einem gewissen Recht dies fürchtete ... Seltsames Verhängnis, eine Ironie der boshaft-brutalen Weltgeschichte, daß möglicherweise eben die Tschechen, die des „Zar-Erlösers" wegen ihr Vaterland verrieten, seine Ermordung herbeiführten. Hätte ihn jemand retten können, es hätten dies allein die Deutschen tun können ... Die „Zarenfreunde" innerhalb und außerhalb Rußlands müßten über solche Verkettungen nachdenken und daraus Folgerungen ziehen ...

Uns war Nikolaus Romanow nur mehr ein Privatmann, und wenn wir ihm jetzt ein bißchen Mitgefühl nicht vorenthalten, so geschieht dies aus rein menschlichen Beweggründen. Er hat gefehlt, er hat gebüßt. Was man leider nicht von allen sagen darf, die freventlich diesen Krieg entfesselten. Und die Tatsache, daß auch der deutsche Botschafter in Rußland durch Mörderhand fiel, läßt uns an innere Zusammenhänge von den zwei Ereignissen glauben. Vielleicht werden wir bald Ursache haben, die Rückkehr irgend eines Romanows zu wünschen, der sich ehrlich zum Frieden von Litauisch-Brest bekennt und in den Mittelmächten seine natürlichen Verbündeten erblickt. Auch das Leben der Zarin, die stets für den Frieden wirkte, und der Zarenkinder soll bedroht sein. Den blutdürstigen Revolutionären, die schließlich (gleich den vergangenen Zaren) jedermann zu beseitigen suchen, der ihren Ideen entgegenarbeitet, sind auch Frauenmorde zuzutrauen. Nicht als ob wir glaubten, Trotzki und Lenin würden dies mit starken Worten befehlen, nein, sie haben willige Hände genug, die auch ohne schriftlichen Auftrag handeln.

Die neuen Herren in Rußland sind gar zu unsympathische Gestalten, und wir werden kaum das übliche Mitleid aufbringen, falls ein „Gegenrevolutionär" meint, er müßte sein Vaterland um jeden Preis von den kommunistischen Tyrannen befreien.

Der Zar ist tot, Trotzki und Lenin leben — aber das Zarentum ist vielleicht auch nur bewußtlos. Warten wir ab. Die Linie der geschichtlichen Entwicklung, ist sie einmal gebrochen, läuft am liebsten zickzack, ehe sie wieder eine gerade Richtung einschlagt. Gegenwärtig hat sie in Rußland eine überstarke Neigung nach links. Der Pendel schlägt tick-tack. Ein Pendel würde bald nach rechts ausschlagen! Anfangs August geschrieben. v. Schw.

Die Tabakkarte.

Gewiß: Kritik zu üben, ist keine Kunst, aber unendlich schwer ist es, etwas besser zu machen! Und dennoch, wenigstens zuweilen ... Der Krieg hat unser Wirtschaftsleben auf eine harte Probe gestellt und gab uns Aufgaben zu lösen, an die im Frieden niemand auch nur im entferntesten gedacht hätte, so daß wir auf vielen Gebieten herumprobieren und erste Versuche anstellen mußten. Daß der Erfolg nicht immer befriedigend war, ist kein Wunder. Gottlob, daß der staatliche Wirt-

stärkste Wollen und Wissen des einzelnen unterliegen. Unwillkürlich drängt sich die Parallele mit Benedek auf, wiewohl es sich mehr um eine Antithese handelt: Conrad steht an geistiger Kraft und in der Schärfe seiner kritischen Fähigkeit turmhoch über dem eher naiven, der Pose zugänglichen Benedek, und während sich an Benedeks Name die Erinnerung an eine katastrophale Niederlage knüpft, ist Conrads Name für ewige Zeiten mit dem siegreichen Widerstande unserer Armeen gegen das auf der Höhe seiner Macht hereindringende übermächtige russische Heer verknüpft. Die Parallele zeigt sich aber in der Art, wie beide Feldherren selbstverleugnend ohne Wimpernzucken die Verantwortung für Verhältnisse auf sich nehmen, die ihrem Einfluß entzogen gewesen sind, und hämische Beurteiler schweigend ignorieren.

Graf Czernin gedachte kürzlich im Herrenhause jener niedrigen Kreaturen, „die sich nicht tief genug bücken konnten", solange er an der Macht war, um ihn, den verabschiedeten Minister, „desto schärfer zu kritisieren". Von solchen Kreaturen begeifert zu werden, gehört auch zu dem typischen österreichischen Schicksal. Wir verstehen es nicht, „Prestigen zu wahren", um Moltkes Forderung wiederzugeben: wir bemühen uns vielmehr, Prestigen zu untergraben, führende Männer in ihrem Wirken zu hemmen, in ihrem Andenken zu verkleinern. Die Unterschrift des kaiserlichen Handschreibens an Conrad war noch nicht getrocknet, als dieselben armseligen Schreiber, die noch tags zuvor diensteifrig bereit waren, jeden beliebigen seiner Schritte zu rechtfertigen, flink ein „Sündenregister" aufstellten, wohl wissend, daß die allerdringendsten Erwägungen eine Antwort und Widerlegung oder Aufklärung heute ausschließen.

Einer dieser schnellfertigen Kritiker faßte sein Urteil über Conrad in die monumentalen Worte zusammen: „Er hatte wenig Glück." Conrad hatte vor allem nicht das Glück, sich rechtzeitig der Freundschaft der Kohns (und wie diese Kritiker sonst noch heißen mögen) zu versichern. Aber ein Mann von dem geschichtlichen Zuschnitte eines Conrad unterliegt nicht dem Urteile armseliger Zeitungsschreiber: er darf in Ruhe seines Plutarch harren.

Danzers Armee-Zeitung.

Der tote Zar.

Das Zarentum in Rußland ist tot und Zar Nikolaus ist gleichfalls tot. Nikolaus kehrt nicht wieder — aber vielleicht ersteht das Zarentum noch einmal. Wir haßten zu Kriegsbeginn den Zaren ehrlich, wie man nur Menschen hassen kann, die man für Urheber eines allergrößten Unglücks hält. In den vier letzten Jahren aber sind wir klüger geworden: Wir wissen nun, daß Nikolaus, unbegabt und ein Saufer, kaum mehr als eine Marionette war, an deren Fäden die Herren in London und Paris zogen. Er soll sogar im letzten Augenblick vor Kriegsausbruch den Frieden zu erhalten gesucht haben, wie der Prozeß gegen seinen ehemaligen Kriegsminister zu beweisen scheint. Und die Ursache seines Sturzes, so sagt man, lag in seiner Friedensbereitschaft mit den Mittelmächten. Wer kann alle diese Gerüchte überprüfen? Wir können es nicht, und auch künftige Geschichtsforscher, denen weite Quellen zufließen werden, stehen vielleicht vor so trüben Wässern, daß sie daraus nichts Bestimmtes entnehmen, ist doch die ganze Weltgeschichte nur ein grandioses Werk von Dichtung und Wahrheit! Wie dem auch sei, Zar Nikolaus war nach seiner Entthronung für uns nur mehr eine Nebenperson, und wir hätten ihm ein langes und geruhsames Alter gegönnt. Irgendeine Sowjetregierung — oder gibt es in Rußland nur eine einzige? — faßte aber den Beschluß, den „Tyrannen", hatte er auch keine Zähne zum Beißen mehr, niederknallen zu lassen. Böse Beispiele verderben gute Sitten — das böse Beispiel lieferte die große französische Revolution; mit der guten Sitte war

jeden Preis zu decken. Wir werden ausgewuchert und die Tabakregie macht den Wucherern Mauer. Der Vermögende erhält Tabak nach Belieben und der arme Teufel muß sich mit der Kleinigkeit bescheiden, die ihm amtlich zugewiesen ist. Das Geschäft macht nicht der Staat, sondern der X und der Y, die bei weitem klüger sind als der Erfinder der Raucherkarte.

Man könnte nun einwenden, die „Mißstände" waren nicht vorauszusehen. O ja, sie waren vorauszusehen und wurden auch vorausgesagt, doch stopften sich die entscheidenden Stellen die an sich so kostbare Baumwolle in die Ohren und hörten nicht auf Warnungen und Ratschläge.

Ach, da fällt mir ein Scherzwort ein, daß zwar bissig und grob, doch nicht durchaus verfehlt ist: Ein Österreicher klagte einen Ungarn über den Mehl- und Fettmangel in Zisleithanien. Da erwiderte der Ungar unhöflich: „Daß Ihr ka' Mehl* habt, das weiß ich, aber daß Ihr bei Eurer Sauwirtschaft auch kein Fett habt, das begreif' ich einfach nicht . . ."

Wir haben dafür die Raucherkarte — die man sich in die Pfeife stopfen und anzünden kann. P. L. M.

An Vater Keim.

Zu seinem Tode.

(Dem teuren Verstorbenen gewidmet zu seinem 75. Geburtstag auf dem Widmungsblatt der Rede- und Lesehalle deutscher Studenten „Germania" in der Keim-Adresse.)

Dreiviertel Jahrhundert in Ehren gelebt,
In Ehren geschafft und — gelitten,
Für Reinheit der Kunst gebangt und gebebt,
Fürs Deutschtum herzinnig gestritten. —
Fürwahr, Franz Keim, so fülle das Hundert,
Von deinem Volk geliebt und bewundert,
Ein „deutsches Gewissen" in wankender Zeit,
Ein ewig Junger im alten Streit!

Michel Röbauer.

Die Briefe Peter Roseggers.

Mein Vater wünschte letztwillig, es sollten alle Briefe von seiner Hand, die man zu veröffentlichen beabsichtigt, zuerst unserer Familie zur Durchsicht vorgelegt werden. Ich bitte daher, gegebenenfalls die Originale oder wörtliche Abschriften davon an mich einzusenden. Die Erledigung erfolgt möglichst umgehend.

Derzeit Krieglach. Dr. Hans Ludwig Rosegger.

* Der der deutschen Sprache nicht vollkommen mächtige Ungar verschliff die beiden Worte in ein einziges, das sich dann wie „Kamel" anhörte.

schaftsbetrieb zu den allerschönsten Grundsätzen der Sozialdemokratie gehört, so daß diese Partei gute Miene zu dem oft nicht guten Spiel machen mußte, um nicht einzugestehen: „Es scheint doch nicht ganz so einfach zu sein, die verrottete privatkapitalistische Wirtschaft durch sozialen Zentralismus zu ersetzen!“ Sonst hätte der „Staat“ in unserer Zeit von den Roten gar viel schlimme Dinge hören können! Die verständigen Leute, deren Tagesbeschäftigung, soweit sie neben dem Anstellen im Hinterland noch Zeit dafür haben, sich nicht im Nörgeln erschöpft, sondern die gerecht urteilen und auch raten wollen, sehen gar wohl die Unvermeidlichkeit von Fehlern bei unserer Kriegswirtschaft ein — aber sie sehen nicht ein, daß ein schon erkannter Fehler hundertmal wiederholt wird. Höchstpreise — Bezugscheine — Zwangsabgaben: Alles recht schön und wahrscheinlich unvermeidlich, wenn wir durchhalten wollen — und wir wollen nicht nur durchhalten, sondern wir müssen es, soll nicht unendliches Elend die Mittelmächte heimsuchen —, aber es fragt sich nur, ob die Durchführung der verschiedenen Verordnungen und Verfügungen hie und da nicht ein bißchen anders sein könnte. Ich will nicht ins allgemeine schweifen, sondern schön bei der „Raucherkarte“ bleiben, deren Besprechung die Überschrift ankündigt.

Bezugscheine für Gegenstände, nach denen die Nachfrage nicht allgemein ist, sind von Haus aus schon bedenklich. Der Erfinder der Raucherkarte ging von der Erwägung aus, daß beim bisherigen Usus des freien Handels der „Tabaktrafiken“ bevorzugte Kunden glänzend bedient werden, während der „arme Teufel“ in der Regel leer ausgeht — wenn's wahr ist! „Gleichheit!“ Es soll jeder seinen Teil erhalten, zu wenig, doch immerhin etwas und Schlechtes wie Teures; so dachte der Erfinder. Aber der Erfinder denkt und der Kettenhändler lenkt. Doch von jener letzterwähnten Spezies ein wenig später. In das Gleichheitsprinzip schlich sich sofort eine große Ungerechtigkeit ein: Auch der Nichtraucher bekommt seine Raucherkarte, mit der er nun einen schwunghaften Handel treibt, falls er es nicht vorzieht, damit Rauchwaren zu beziehen und damit zu täuscheln. War dies der Zweck der Einheits-Raucherkarte? Vermutlich nein. Die Praxis läuft eben doch wieder auf „Ungleichheit“ hinaus. Und auch sonst ist es mit der ersehnten „Tabak-Gleichheit“ übel genug bestellt — in verschiedenen Orten, ja in verschiedenen Trafiken ein und desselben Ortes ist die wöchentliche Bezugsmenge von Zigarren, Zigaretten und Pfeifentabak verschieden. Das ist nun abermals sicherlich nicht im Geiste des Erfinders.

Und nun zur Hauptsache: Bevor die Raucherkarte eingeführt wurde, konnte man manchmal von Ladentür zu Ladentür um ein „Stäubchen Tabak“ hausieren gehen — „Ein armer Reisender, der schon seit drei Tagen keinen warmen Rauch im Munde hat, bittet recht schön u. s. w.“ — und bekam nichts. „Tut uns leid, es ist nichts da . . .“ So lauteten die höflichen Abfertigungen. Das wurde dann mit einem Schlag anders: Als die neumodische Raucherverordnung in Kraft trat, als die Nichtraucher schmunzelnd ihre paar Dutzend Zigaretten heimtrugen und die Raucher schmerzlich auf einige Giftstengel — Marke: „Buchenlauberſatz“ — schauten, änderte sich das Bild. Von allen Seiten wurden einem Tabak und fertige Zigaretten angetragen — kiloweise, tausendstückweise . . . . Aber die Preise dafür! Phantasiepreise. Es war und ist also doch „mehr“ da, als der Erfinder der Tabakkarte es sich träumen ließ. Woher? Ich weiß es, aber ich bin diskret und sage es nicht. Vielleicht weiß es die Tabakregie ebenfalls, aber es wird ihr kaum gelingen, gegen den „Neben-“ und Kettenhandel mit Erfolg vorzugehen. Die Wege, die er wandelt, sind verschlungen und mit Goldstücken gepflastert — mit jenen Goldstücken, die der Staat sich entgehen läßt. Fest steht bloß: Tabak ist übergenug vorhanden, nur warteten die Eigentümer und Vermittler darauf, daß unsere Regie den Raucher auf ein so knappes Quantum setzt, so daß er bereit sein würde, seinen gewohnten Bedarf um

Eindeutschung fremder Namen.

Einer Zuschrift entnehmen wir folgende Darlegung, die viele unserer Leser interessieren dürfte: „... Die Ableitung des Namens ‚Girardi' von ‚Gerhard' — mag sie nun zutreffend sein oder nicht — könnte zu Forschungen in ähnlicher Richtung anregen und mit dazu beitragen, geschichtliche Rätsel zu lösen.

Jedes Volk, das erobernd und kolonisierend in einem bereits bewohnten Land zur Oberherrschaft kommt, drückt diesem auch sprachlich seinen Stempel auf. In der Regel werden die Überwundenen allmählich von den Überwindern entnationalisiert, und nicht nur die vorgefundenen geographischen Bezeichnungen, auch die Personennamen erfahren eine Umformung, der Sprache der Eroberer angepaßt, so daß die ursprüngliche Wurzel oft in Vergessenheit gerät. Aber auch in der Gegenwart vollziehen sich tagtäglich solche Umformungen durch den Volksmund, wenn ein Fremdsprachiger in einem anderen geschlossenen Sprachgebiet seßhaft wird. So verwandeln sich durch die deutsche Zunge und die deutsche Schrift die slawischen „š" rasch in „sch" und „č" in „tsch", doch gingen und gehen die Umänderungen zumeist noch viel weiter: Aus dem Namen „Camay" wächst ein biederer „Tschamaier" und ein „Březina" muß es sich gefallen lassen, „Bscheisinger" gerufen zu werden ... Ganz seltsame Eindeutschungen wurden türkischen Namen zuteil. Von den alten Türkenkriegen her blieben da und dort in deutschen Landen blutechte Osmanli zurück, und ihre fremdklingenden Rufnamen nahmen in der deutschen Kehle eine Gestalt an, die uns heute höchst vertraut anmutet. Im Badischen wohnt eine Familie „Mustopf", deren Stammherr — „Mustapha" hieß, und von der steirischen Familie „Hasenöhrl" wird behauptet, daß sich ihr Ahne — „Hassan Öri" nannte ..."

Der Herausgeber des „Heimgartens", Hans Ludwig Rosegger, wäre für Einsendungen von ähnlichen Beispielen solcher Eindeutschungen fremdsprachiger Familiennamen sehr verbunden. Dafür im voraus besten Dank!

Lieber Heimgarten!

Es war im Winter 1917, daß ein vierschrötiger, rasierter Mann in unsere Brotkommission kam und bestimmt forderte: „A Brotkarten möcht i!"

Darauf ich: „Sie sind hier neu, geben Sie mir erst Ihren Abmeldeschein!"

Der Mann: „Dös versteh i net."

Ich: „Na, Ihren Abmeldeschein brauche ich, das ist doch klar!"

Der Mann: „Dös versteh i net."

Ich (ungeduldig): „Jetzt haben wir schon bald drei Jahre lang das Brotkartensystem und es gibt immer noch Leute, die sich nicht auskennen!"

Der Mann (unentwegt): „I versteh s halt net."

Ich (belehrend): „Wo Sie bisher waren, haben Sie ja gewiß auch eine Brotkarte gehabt und ..."

Er (mich unterbrechend und sich vorbeugend): „Ja, wissen denn Sie, wo i jetzt gesessen bin? E i n g s p e r r t war i!"

A n g e l a.

Rosegger-Alpenheim für deutsche Lehrer.

So wäre denn glücklich die wichtige Frage gelöst, wohin das Lehrer-Alpenheim erbaut werden soll: In das „Paradies der Steiermark“, nach Deutschlandsberg.

Mehrere Orte, insbesondere aus Kärnten, hatten sich darum bemüht, aber Deutschlandsberg mit seiner herrlichen und gesegneten Landschaft, seinem milden Klima und seiner kerndeutschen, biederen und lehrerfreundlichen Bewohnerschaft trug den Sieg davon. Der Deutschösterreichische Lehrerbund hat in seiner Tagung zu Linz am 20. Juli 1918 beschlossen, das Erholungsheim auf dem Wolfgangsberge (Seehöhe 773 m), einem Vorberge der Koralpe, zu erbauen. Es soll kein kasernenartiges großes Gebäude werden, sondern eine Kolonie von etwa fünf Kleinhäusern (Pavillons) im schmucken Alpenstile mit einem großen Gesellschaftshause, das Speisesaal, Rauch-, Lese-, Musikzimmer, Gemeinschaftsküche usw. enthalten soll, in der Mitte. Dazu gehört freilich noch viel Geld, aber im Vertrauen auf die allgemeine und aufrichtige Verehrung des heimgegangenen großen Volksdichters, dessen letztes Liebeswerk die Gründung des Lehrerheims war, liegt die feste Zuversicht, daß dessen Vollendung gelingen wird. Heute sind 240.000 Kronen beisammen; mindestens das Doppelte muß aber erreicht werden, um ein dem Verewigten würdiges Denkmal in dieser Erholungsstätte zu errichten.

Am 25. Juli fand unter großer Beteiligung der Lehrerschaft des Bezirkes Deutschlandsberg und der angrenzenden Bezirke und der Bevölkerung in Deutschlandsberg die „Gründungsfeier des Alpenheimes“ statt. Unter jubelnder Begeisterung wurde der Linzer Beschluß des Deutschösterreichischen Lehrerbundes und die Einsetzung eines Ortsausschusses, an dessen Spitze Bezirkshauptmann Zoffal und Bürgermeister Strutz stehen, entgegengenommen. Reicher Goldregen strömte bei dieser Gelegenheit auf das Geburtstagskind „Alpenheim“ hernieder, es wurden ihm von verschiedenen Seiten 37 Bausteine zu 200 K = 7400 K als Patengeschenke in die Wiege gelegt. Die Lehrerschaft der Bezirke Deutschlandsberg, Eibiswald und Stainz stellt sich mit Eifer und Wärme in den Dienst der edlen Sache. So ist's recht!

Gottfried Herbe.

Druckfehler oder Absicht?

Die „Grazer Montagszeitung“ ließ sich von Wiener „unterrichteter Seite“ über den Ausbau des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses berichten; im Bericht findet sich unter anderen folgender Satz: „. . . ebenso selbstverständlich ist die sorgfältige Bewahrung der den beiden Heeren traditionellen Eigentümlichkeiten die ja doch die Stärke jedes einzelnen ausmachen und keinerlei Verbesserung erleiden dürfen.“ Erleiden!!

Neugierig, wie der Mensch schon einmal ist, möchte er unendlich gern wissen, ob die Wiener „unterrichtete Seite“ wirklich „Verbesserungen“ fürchtet oder ob es statt „Verbesserung“ richtig „Veränderung“ heißen soll . . .

Holofernes.

Langsam begreifen die Bauern, daß der Kaiser längst gestorben:

> Fünfzig Jahre, murmelt der eine,
> Fünfzig Jahre, o lange Frist!"

und so weiter.

Moritz Hartmann, der Deutschböhme, schrieb dieses Gedicht im Jahre 1846 — zu einer Zeit also, da Rosegger noch nicht die Nadel, viel weniger die Feder führte. Aber Hartmann — dachte wohl Rosegger — war auch ein österreichischer Dichter — und „unter Kameraden ist das ganz egal!"

Das „Wiener Journal" fügt der „Erinnerung" den Satz an: „Diese von Herrn Alois Wohlmuth festgehaltene „Nachempfindung" Roseggers dürfte zweifellos noch ihre Aufklärung finden."

Trocken herausgesagt, handelt es sich hier um den Vorwurf eines Plagiats. Schade daß der Herr Hofschauspieler den Tod meines Vaters abwartete, um erst jetzt seine „Enthüllung" zu machen. Für ihn ist das ja vermutlich günstiger, denn mein Vater hätte ihm eine Antwort erteilt, die Herr Wohlmuth ganz bestimmt nicht seinen „Erinnerungen" einverleiben würde. Aber auch ich will mein Möglichstes tun, den Herrn nach Gebühr zu bedienen. Es erschienen schon früher böswillige oder neidige Schnüffler, die sich bemüssigt fühlten, meinen Vater eines Plagiats zu beschuldigen, so z. B. beim Gedicht „Därf i 's Dirndl liabn", das in mehrere deutsche Mundarten übertragen wurde, so daß man schließlich eine schwäbische oder eine schweizerische Fassung für die älteste hielt, doch konnte die Urheberschaft meines Vater von ihm selbst stets mühelos nachgewiesen werden. Aber ich will annehmen, daß Herr Wohlmuth die Erzählung „Als ich den Kaiser Josef suchte" (die er nicht einmal dem Namen nach anführt!) wirklich erst kurzlich — und nur bruchstückweise — aus Nekrologen oberflächlichst kennen lernte, worauf dann sein vorzügliches Gedächtnis zu arbeiten begann und die Erinnerung an das Gedicht „Die böhmischen Bauern" von Moritz Hartmann erwachte. So wurde dem Herrn Hofschauspieler das zweifelhafte Glück zuteil, jemanden angreifen zu können, der sich selbst nicht mehr zu verteidigen vermag.

Nun zum Kern der Sache: Moritz Hartmann schilderte, so weit ihn Herr Wohlmuth zu zitieren für gut fand, in gebundener Sprache einen Bauern, der in die Wiener Kapuzinergruft niederstieg und dort neben prunkvollen Sarkophagen den schlichten Sarg Josefs II. sah. Daheim erzählte er davon und andere Bauern staunten, daß der Kaiser schon fünfzig Jahre tot war. Damit vergleiche man die Prosageschichte meines Vaters „Als ich den Kaiser Josef suchte" (Gesammelte Werke von Peter Rosegger, „Waldheimat" 2. Band, Verlag L. Staackmann in Leipzig)! Wohl noch nie wurde der Vorwurf eines Plagiats frivoler erhoben als in diesem Fall. Entweder ist Herr Wohlmuth so namenlos borniert, daß er tatsächlich den himmelhohen Unterschied zwischen dem von ihm teilweise angeführten Gedicht Hartmanns und der Erzählung meines Vaters nicht erkennt — dann kann er mir nur leid tun; oder der Herr Wohlmuth hat die Geschichte nicht einmal ganz gelesen und sein Urteil „vorschnell" abgegeben — dann handelt es sich um sträfliche Leichtfertigkeit; oder endlich der Herr Wohlmuth hat das Gedicht mit der Erzählung genau verglichen und d e n n o c h die „Rosegger-Erinnerung" geschrieben — dann ist es die Lumperei eines Sensationslüsternen, der meinen Vater nur deshalb eines Diebstahls geistigen Eigentums bezichtigt, um von sich reden zu machen. In den beiden letzterwähnten Fällen verdiente der Münchener Hofschauspieler Herr Alois Wohlmuth eine empfindliche Züchtigung!

Ich hoffe, mich allgemeinverständlich ausgedrückt zu haben. Dieser Herr Wohlmuth, der sich als „Mime", im üblen Sinn, nur vorstellen kann, daß man sich immer und überall

„Auch eine Rosegger=Erinnerung.

Eine nachempfundene Episode."

Unter dieser Überschrift druckte das „Neue Wiener Journal" vom 24. Augu aus der „München=Augsburger Abendzeitung" folgende Auslassungen des „bekannte Münchener Hofschauspielers" Alois Wohlmuth ab:

„Seit dem Tode Roseggers ist kaum ein Nekrolog zu Ehren des Dichters erschienen, der nicht jene Stelle aus seiner Selbstschilderung „Waldheimat" zitiert, die da beschreibt, wie er als Knabe nach Wien kam und in der Hofburg nach dem Kaiser Josef II. gefragt habe. Der Angeredete stutzt zuerst, faßt den Knaben dann bei der Hand und geht mit ihm in die Kapuzinergruft: „Langsam schritten wir zwischen großen steinernen und erzenen Blöcken und Kästen hin. Vor einem hohen — er sah aus wie eine Totentruhe — blieben wir stehen. Mein Begleiter nahm mit still den Hut vom Kopfe und sagte: „Hier, mein Junge, in diesem schlichten Sarge ruht unser Kaiser Josef; gestorben schon vor sechzig Jahren! — So habe ich ihn gesehen, den großen Kaiser, den wir nimmer vergessen können." — „Und rührend war's! Unendlich rührend!" ruft Othello aus. Und der österreichische Adler mit seinen zwei Köpfen vermag zugleich Zähren der schmerzlichen Rührung und Tränen der Lust zu vergießen.

Bei mir aber erwachte, da ich diese Zitate las, die Erinnerung an einen Vortrag, den ich vor Jahren gelegentlich einer Kaiser Josef=Feier als ganz junger Mime in meiner Vaterstadt Brünn hielt. Unter anderem rezitierte ich das Gedicht „Die böhmischen Bauern" von Moritz Hartmann. Ich greife einige Verse heraus:

„Bauern horchten, gierig entglommen,
Auf des Nachbars beredtem Mund —
Denn aus Wien ist er heute gekommen
Und erzählet schon manche Stund'.
— — — — — — — — — — — — —
Und er spricht: Auch unter die Erden
Hat mich der Alte geführt, in die Gruft,
Wo auch die Kaiser zu Staube werden,
Wenn sie Gott der Allmächtige ruft.
All die Särge aus alten Tagen
Bis auf den Franz, all' hab' ich geseh'n,
Wie sie mit Gold und Silber beschlagen,
Da in traurigen Reih'n steh'n.
Nur ein einz'ger von all den Särgen
Ist ohne Wappen und glänzendes Erz.
Schmucklos, so wollt' er, soll sich verbergen
Schlicht und arm darinnen sein Herz.
Wie mir's erzählte der fromme Pater,
Ach, wie wurd' es ums Herz mir arg,
Drinnen ruhet unser aller Vater,
Kaiser Josef liegt in dem Sarg."

anschauung, II. Die Dichtung von O. Walzel; Nr. 158: **Antike Wirtschaftsgeschichte** von O. Neurath. — Diese wohlfeilen und gehaltvollen Bändchen müssen warm empfohlen werden.

Sommersonnenwende. Eine Auslese neuer Gedichte von Wolfgang Madjera. (Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller.)

Ein Dichterjubilar beschenkt uns mit dieser Sammlung: Wolfgang Madjera, der am 28. Juni l. J. sein 50. Lebensjahr vollendet hat. Es ist bereits die vierte Gedichtesammlung Madjeras — nur ein schmales Bändchen, aber inhaltsschwerer als die früheren. Madjera hat damit vorläufig die Höhe seines dichterischen Schaffens erreicht. Neben dem sangbaren Lied finden sich in dieser neuen Sammlung vor allem gedankensatte Rhythmen, die den ewigen Problemen der Menschheit gelten, orgelgleich rauschende lyrische Andachten, die unserer schmerzdurchbebten Zeit als tröstender Balsam gelten können, als Zeugnis dafür, was das Schlußgedicht der Sammlung fanfarengleich kündet:

Wenn alles im Kriege zusammenbricht —
Den Geist überwältigen soll er nicht!
Wir wollen durch Blut und Wunden und Tod,
Von Eisen umhagelt, von Flammen umloht,
Sein Banner als hehrstes Erlösungszeichen
Der hoffenden Zukunft hinüberreichen!

Fr.

Büchereinlauf.

Die lebenden Vierzehn. Roman von Franz Xaver Kappus. (Berlin und Wien. Ullstein u. Co.) Preis K 7·20.

Mutter Bruckners Nachlaß. Humoristischer Roman von F. Kaltenhauser. (Augsburg. Haas und Grabherr.)

Der Liebe Leid. Ein Mysterium der Leidenschaft in fünf Aufzügen von Eugen Wrany-Raben. (Wien, Warnsdorf, Leipzig. Ed. Strache.)

Zwischen den Schlachten. Träumereien von Gerhard Rosenkranz. (Leipzig. Xenien-Verlag.)

Hindenburg als Erzieher in seinen Aussprüchen. Zusammengestellt von Paul Dehn. (Leipzig. Theodor Weicher.)

Erziehung zur Friedensgesinnung. Von Wilhelm Boerner. (Wien. Verlag der österreichischen „Ethischen Gesellschaft".)

Soldatenlieder nach alten und neuen Weisen. Drei- und vierstimmig gesetzt von Friedrich Frischenschlager. Herausgegeben von der Schriftleitung des Kriegsalbums des k. u. k. Infanterie-Regiments Nr. 27. (Graz. Kommissionsverlag Hippolyt Böhm.)

Auf, frisch ans Werk! Volkskalender 1918. (Hamburg. Neuland-Verlag.)

Postkarten des „Heimgarten"

Franz Adabei, Wien. Sie sind mit der Haltung des Heimgartens nicht einverstanden? Tut uns leid. Können es aber leider nicht ändern. Es stört Sie unser zielbewußtes Eintreten für ein möglichst inniges Bundesverhältnis mit Deutschland, und Sie erklären: „Um unserer schönen Augen willen helfen uns die Preußen nicht!" Ganz recht, lieber Herr Adabei, doch wir müssen eben um unserer schönen Augen willen zu Reichsdeutschland halten. Sonst kratzt sie uns die Entente aus! Sie verstehen, nicht wahr?

Feldpost 333. Ob es in der Armee des von Ihnen genannten Staates keine begabten Generalstabsoffiziere gibt? O gewiß, aber mir sagte noch im Frieden — als man leicht „dorthin" reisen konnte — ein ziemlich ranghoher Generalstäbler (der übrigens inzwischen in Pension ging!): „Wir haben höchst leistungsfähige Generalstäbler, aber sie sind verprügelt, das heißt, von ihren Vorgesetzten dermaßen unterdrückt, daß sie sich mit ihrer Ansicht gar nicht herauswagen, wenn sie nicht mit der (oft durch keine Fachkenntnisse getrübten) Meinung des Höheren übereinstimmt! Geist haben wir in der Armee genug, es fehlt nur an Rückgrat. Niemand will so recht eine Verantwortung übernehmen. Man könnte darüber und über Ähnliches Bücher schreiben!" So der ziemlich ranghohe, übrigens nackensteife Generalstäbler, der jetzt Muße hat — Bücher zu schreiben.

Bosnickel. Sie behaupten, wäre Luther in Österreich geboren worden, so hätte einer seiner berühmtesten Aussprüche ein bißchen anders gelautet; nämlich so: „Hier stehe ich, Gott helfe mir, ich kann auch anders!" Schon möglich.

an Worte und Werke eines anderen anklammern muß, um trotz eigener Bedeutungslosigkeit im Rampenlicht „Erfolge" zu haben, dieser Herr, der sich entgegen den klaren Einleitungsworten zur „Waldheimat" zu behaupten erkühnt, es seien dort „Selbstschilderungen" schlechtweg, dieser Herr wagt es, meinem Vater — wie aus der banalen Zitierung von „Unter Kameraden ist das ganz egal" hervorgeht — einen bewußten Diebstahl geistigen Eigentums vorzuwerfen!

Es wundert mich nur, daß die „München-Augsburger Abendzeitung" dem inhaltlich beweislosen und in der Form infamen Geschreibsel Alois Wohlmuths Aufnahme gewährte. Viel weniger dagegen wundert es mich, daß das „Neue Wiener Journal" die Schmähung freiwillig nachdruckte. Das „Journal" ist eben das — „Journal".

Krieglach, am 28. August 1918.

Dr. Hans Ludwig Rosegger.

(Um freiwilligen Nachdruck wird ersucht.)



Bücher

Der kluge Pitter. Roman von Karl von Perfall. (Berlin. Egon Fleischel.) Ohne Stimmaufwand und ohne wesentliche Kunstgebung erzählt Perfall eine Künstlergeschichte, die in ihrer Art ein bißchen nüchtern anmutet. Der Maler Pitter ist aber auch ein gar zu trockener Gesell, der sich fast alles ins Geschäftliche umzudeuten weiß; daher auch sein Beiname „der Kluge"! Und im Wesen des „Klugen" liegt auch der Sondercharakter des Buches: Es wird einmal ein Künstler gezeichnet, der wirklich etwas kann — und vielleicht noch mehr aus sich macht — aber auch zu rechnen versteht, wie nur einer. Der Verfasser hat es geschmackvoll vermieden, den schon langweiligen Malerroman aus München und Düsseldorf zum hundertsten und zweihundertsten Mal zu schreiben, er nahm sich einen Typus vor, der zwar nicht mitreißt, dem die geniale Stirnlocke fehlt, der aber mit Recht auch einmal gezeichnet werden mußte, denn Seinesgleichen laufen zu Dutzenden und Aberdutzenden in den Kunststädten herum.

P. L. M.

Sankt Georg mit dem Drachen. Ein Novellenband von Karl Norbert Mrasek. (Leipzig. Xenien-Verlag.)

Vier einfache Erzählungen von mäßigem Umfange; ihr Inhalt behandelt ganz ungleichartige Motive. Den Beginn macht die fröhliche Künstlergeschichte, nach welcher der Band den Namen führt. Alles schwelgt hier im Übermut und in der ungebundenen Laune sorgloser Jugend. Die zweite Novelle (Banausen) weist wie auf der Retina ein getreues Abbild der Wirklichkeit auf, verrät gute, sichere Beobachtungsgabe, die das Objekt in scharfen Umrißlinien festzuhalten vermag. Kräftige fast blendend üppige Farben bietet die Erzählung „Glutinella"; hier spitzt sich die Entwicklung zu dramatischer Höhe und Erregtheit zu. Den Beschluß macht die Novelle „Phlegma" die reifste und durchgebildetste Arbeit der Sammlung, das Psychologische des Problems ist klar erfaßt und lückenlos durchgeführt. Mrasek geht in seinen Erzählungen eigene Wege; er sucht nicht zu verblüffen, weder durch exotische Stoffe, noch durch überspannte, gekünstelte Behandlung derselben, er bleibt in der Darstellung einfach, die Fabel entwickelt sich naturgemäß. Man empfindet, daß der Dichter seine Gebilde mit Leichtigkeit geschaffen hat, daß bei ihm Fabulieren und endgültiges Gestalten Hand in Hand gehen.

E. S.

In der vorzüglichen Sammlung des Verlages B. G. Teubner in Leipzig-Berlin „Aus Natur und Geisteswelt" erschienen wieder ein paar neue interessante Bändchen oder wurden neu aufgelegt, teilweise umgearbeitet und ergänzt. Es sind dies Nr. 45: **„Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte"** von E. Otto; Nr. 178: **„Die Grundlagen der Tonkunst"** von H. Rietsch; Nr. 232–233: **„Deutsche Romantik"**: I. Welt- und Kunst-

Der Heimgärtner †

Der alte Heimgärtner ist dahingegangen . . . . . Und ruht nun aus.

Da kommen sie denn noch einmal alle die Seinen, denen er das Leben gegeben hat, und schauen in sein stilles Antlitz.

Da steht der einsame Waldschulmeister in seiner grünen Tracht, und steht der Gottsucher, und Jakob der Letzte, und der Hans Trauttendorfer aus dem Erdsegen, und kommen alle die Schnurranten, die so lustige Stückeln wußten, und die alten Holzweiblein, und der Bauern-Orz, und der schalkhafte Mesner mit 'n Pfarrer sein Fiderl, und ihrer werden immer mehr . . . schier eine unabsehbare Schar, wie sie eben im Laufe der Jahre geboren wurden, und groß und bekannt 'worden sind, Leute, die oft einen zerrissenen Wams tragen, aber darunter ein aufrichtig klopfendes Herz.

Und ihr Herz klopft heute um ihren Vater, um den alten Heimgärtner, der einmal ein junger Heimgärtner war, und das Wort hell hinaus rief und zu den Ohren redete, gütig und treu, und wieder anfing, weil nicht alle Ohren aufs erste Mal hören — und der nun zuletzt schneeweiß geworden ist und stumm, und jetzt hinauf geht zum großen Weltschulmeister, der an den Menschen schon seit etlichen tausend Jahren herumerzieht und nun dem alten Heimgärtner die Hand auf die Schulter legt, ihm in die Augen schaut und sagt: „Peterl, gut hast es g'macht! — Du hast von Deiner Kanzel das Wort verkündigt! Und es ihnen gesagt, mehr als 40 Jahre lang, daß der rechte, echte, feste und treue Mensch irgendwo wurzeln muß, nicht anders wie ein Baum, ein Kornhalm . . . . und hast selbst so gewurzelt in Deiner Heimat und ich hätt' es besser nicht sagen können . . . !“

Nun — und da lächelt der alte Heimgärtner ein wenig und meint: er habe viel Schickung gehabt, und krank war er auch immer,

Ein zweites Kriegerheim für das Grazer Hausregiment (k. u. k. Infanterieregiment Nr. 27).

Wir haben bereits unser erstes Kriegerheim, die Leutnant Hermann Selle-Gedächtnisstiftung. Ein wackerer kriegsverletzter Korporal des Regiments bewohnt seit 4. Juli 1917 das freundliche, als Stiftung errichtete, mit einem Stellenerhaltungsvermögen gesicherte Haus und betreibt die Pflege unserer Alpen- und Arzneipflanzen in angenehmer, gesunder Beschäftigung. Das Regiment hat bei der Besetzung das Vorschlagsrecht. Das gelungene Werk, seine Ausdehnung auf den sehr wichtigen Anbau von Heil- und Gewürzpflanzen und deren Ersatz im eigenen Land, da wir die Zufuhr ausländischer Drogen noch lange entbehren müssen, ermutigen, ein zweites Kriegerheim für dasselbe tapfere Regiment, verbunden mit dem Lebensunterhalte durch den Anbau von Arzneipflanzen und der Sammlung wild wachsender Arzneikräuter als sogenannter „Kräuterbauer“, anzugreifen.

Für viele Kriegsbeschädigte ist die Landwirtschaft zu anstrengend, die Gärtnerei erst mühsam erlernbar. Arzneipflanzenbau, gleichsam eine Verbindung von Landwirtschaft und Gärtnerei, vereinigt die Vorteile beider Berufe in sich, ohne zu große Ansprüche an körperliche Kräfte zu stellen.

Im Bayrischen betreiben derartige Arbeiten innerlich Kranke, Verwundete mit teilweisen Verkrüppelungen der Hand, schweren Fußverletzungen, auch Kopfschüssen, mit Freude und Erfolg. Sachverständige Urteile machen den auskömmlichen Reingewinn dieses Berufszweiges gewiß, zumal in Österreich, wo nur wenige Kräuterbauern zu finden sind.

Schon wurden uns 1000 Kronen für die neue Heimstatt gewidmet. 10.000 Kronen im ganzen sind nötig, um das Werk zu schaffen.

Noch vor einer reichsgesetzlichen Errichtung von Kriegerheimen, die wohl gute Weile haben wird, sind viele freie Gründungen vorbildliche Tat und befriedigen dringendste Nöte wie auch unsere Dankesschuld.

Welche Pflicht ist in unserem Kronlande größer als die, den Helden, die uns Leben und Heimat verteidigt haben, zu Heim und Scholle zu helfen? Nennt die Siebenundzwanziger und ihr nennt bester Helden unvergängliche Taten!

Helfen Sie uns, bitte, bei diesem Stück Volksdank und ausgleichender Gerechtigkeit! Wir bauen nicht ins Blaue; unser erstes wohlgelungenes Heim bürgt für rechten Plan und rechte Ausführung. Danken Sie mit uns dem steirischen Regiment, üben Sie mit uns den besten Heimatschutz der Steiermark. Denn möglichst viele zufriedene Heimgekehrte sind ihr bester Schutz. Land ist Volkskraft. „Wer für die Heimat sein Leben einsetzte, der muß selbst ein Stück Heimat haben,“ sagte unser Rosegger.

Spenden werden erbeten an den Alpengartenverein, Bad Aussee, Steiermark.

Der Vorstand:

K. Budaker, k. u. k. Hauptmann, z. Z. in russischer Gefangenschaft, k. k. Forstmeister, Obmann.

Dr. Theol. u. Phil. F. Selle, Pfarrer, Obmannstellvertreter und wissenschaftl. Beirat.

(Geschlossen am 20. August 1918.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: Hans Fleder. — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz.



Roseggers Heimgarten

Eine Monatsschrift
geleitet von
Hans Ludw. Rosegger

42. Jahrgang 12. Heft

September 1918

Verlag Leykam Graz

und die Menschen geben uns gern einen Schupfer, so lang man lebt und atmet, und preisen einen selig, wenn man erst — auf dem Laden liegt — aber schön war's doch! Und war deswegen schön, weil sich ein paar Menschen mehr an der Erde freuen gelernt haben, und wenn sie auch die Predigt seit des heiligen Antonius Tagen mit harten Ohren hören, jetzt stehen sie doch und denken: er hat Recht g'habt, der Peter! Also war's doch schön und der Peter muß sich zuletzt noch bedanken ....

Und schaut auch noch einmal hinunter zum Waldschulmeister und zum Jakob und zum Gottsucher und zu allen den lustigen Schnurranten, und meint ... na, die werden auf die Letzt auf meine leere Kanzel steigen und das Wort weiter sagen, das sie gehört haben von ihm, in Schmerz und Freude den Menschen beistehen, denn einen Beistand braucht der Mensch halt immer ....

Und so setzt er sich denn nieder im Paradies, wo der lichte Wald der Seligkeit wächst, und singt so vor sich hin, er verlaßt sie nicht die Steirer, seine Landsleut, und hört ein himmlisches Zitherschlagen und die Engeln singen, und sieht die Gestirne kreisen und sagt zum Herrgott: „Jetzt, von da heroben kommt mir vor, es muß doch in Deiner Welt ein unendlicher Schatz des Guten und Tüchtigen sein, daß sie trotz allem Bösen und dergleichen niemals aus dem Gleichgewicht kommt ....."

Und so geht nun der Heimgärtner durch den Himmel, das Weltleben ist vorbei, die Türen der Ewigkeit gehen auf, nur ganz Große dürfen hinein, und so ein ganz Großer ist er gewesen, der Peterl in seinem grünen Steirerrock.

E. D. **Der Heimgarten.**

Inhalt.

Seite

An die Freunde des Heimgarten! Von Hans Ludwig Rosegger 881
Das Ehepaar Hunzlinger. Von Rudolf Haas. (Schluß) 886
Das Bleiferlchen. Ein Märchen für Erwachsene von Ludwig Huna 896
Auseinandersetzung. Von Benedikt 902
Der Spötter. Von Fritz Müller 902
Das Bild überm Bett. Von Philipp Krämer 905
Das Verbrechen der Claudia Morini. Von P. L. Münzer 912
Der freundliche Empfang. Von Hermann Kienzl, Berlin 916
Unser Heer. Von v. Schwertfeger 919
Ein Spaziergang ins vorgeschichtliche Mürztal. Von Hans Ludwig Rosegger 923
Eduard Hoffer. Von H. L. R. 928
Wie der Ähndl die Ahndl nahm. Zu unserer Familiengeschichte von Hans Ludwig Rosegger 930
Am Grabe Peter Roseggers. Von Dr. Hans Richter 933
Heimgärtners Tagebuch (Nachlese) 941
Der verschmachtende Hund. Aus dem Türkischen 945

Kleine Laube.

Heimfest, froh und gesund 946
Aus unserer Zeit: Das haben wir notwendig gehabt! Von P. L. M. — Das freie Amerika! Von B. E. S. — Echt russische Leute. — Ein kleines Hinterlandsbildchen. Von P. L. M. — Der Zopf wird länger! — Kindisch. — Französische Treue 946
Feldmarschall Graf Conrad 949
Der tote Zar. Von v. Schw. 950
Die Tabakkarte. Von P. L. M. 951
An Vater Keim. Von Michel Roßbauer 953
Die Briefe Peter Roseggers. Von Hans Ludwig Rosegger 953
Rosegger-Alpenheim für deutsche Lehrer. Von Gottfried Herbe 954
Druckfehler oder Absicht? Von Holofernes 954
Eindeutschung fremder Namen 955
Lieber Heimgarten! Von Angela 955
Auch eine Rosegger-Erinnerung. Eine nachempfundene Episode. Von Dr. Hans Ludwig Rosegger 956
Bücher 958
Postkarten des Heimgarten 959
Ein zweites Kriegerheim für das Grazer Hausregiment 960

Bezugspreis für ein Vierteljahr – 3 Hefte – K 2.70, bezw. M. 2.70, mit Postzusendung K 3.–, bezw. M. 3.–, und für einzelne Hefte K. 1.–, bezw. M. 1.–.

Probehefte gegen Vorhereinsendung von 50 Heller oder 50 Pfennig.

Mit nächstem Heft beginnt der neue, 43. Jahrgang von

Roseggers Heimgarten.

Bestellungen und Adressenänderungen bitten wir sogleich anzugeben, damit in der Zusendung keine Verzögerung eintritt.